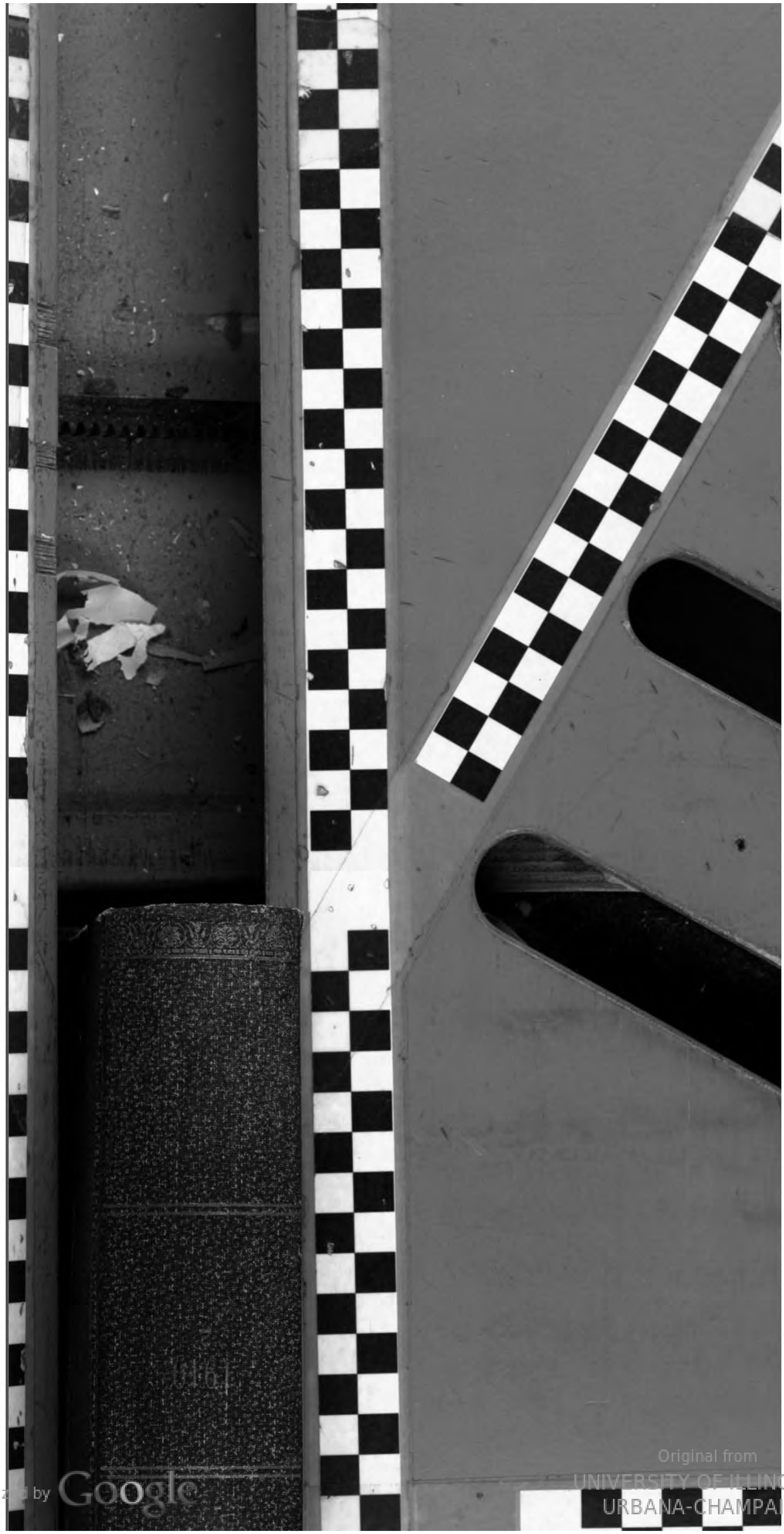
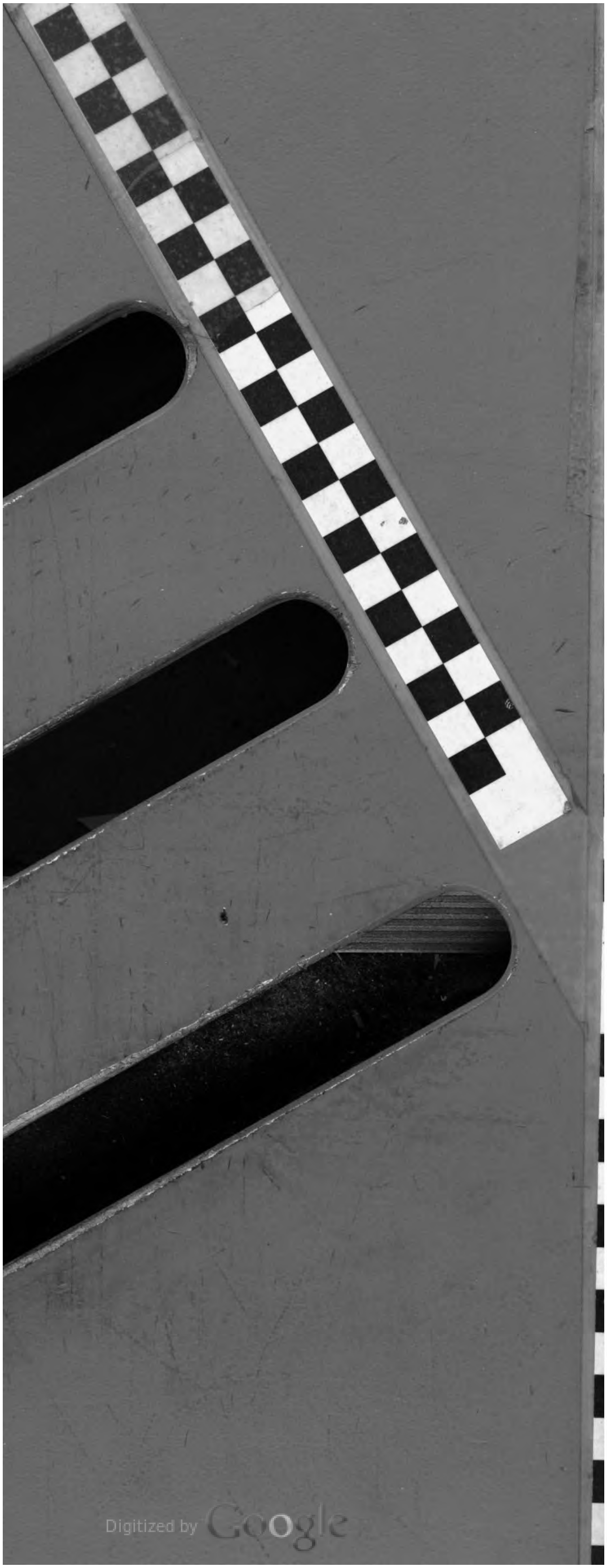
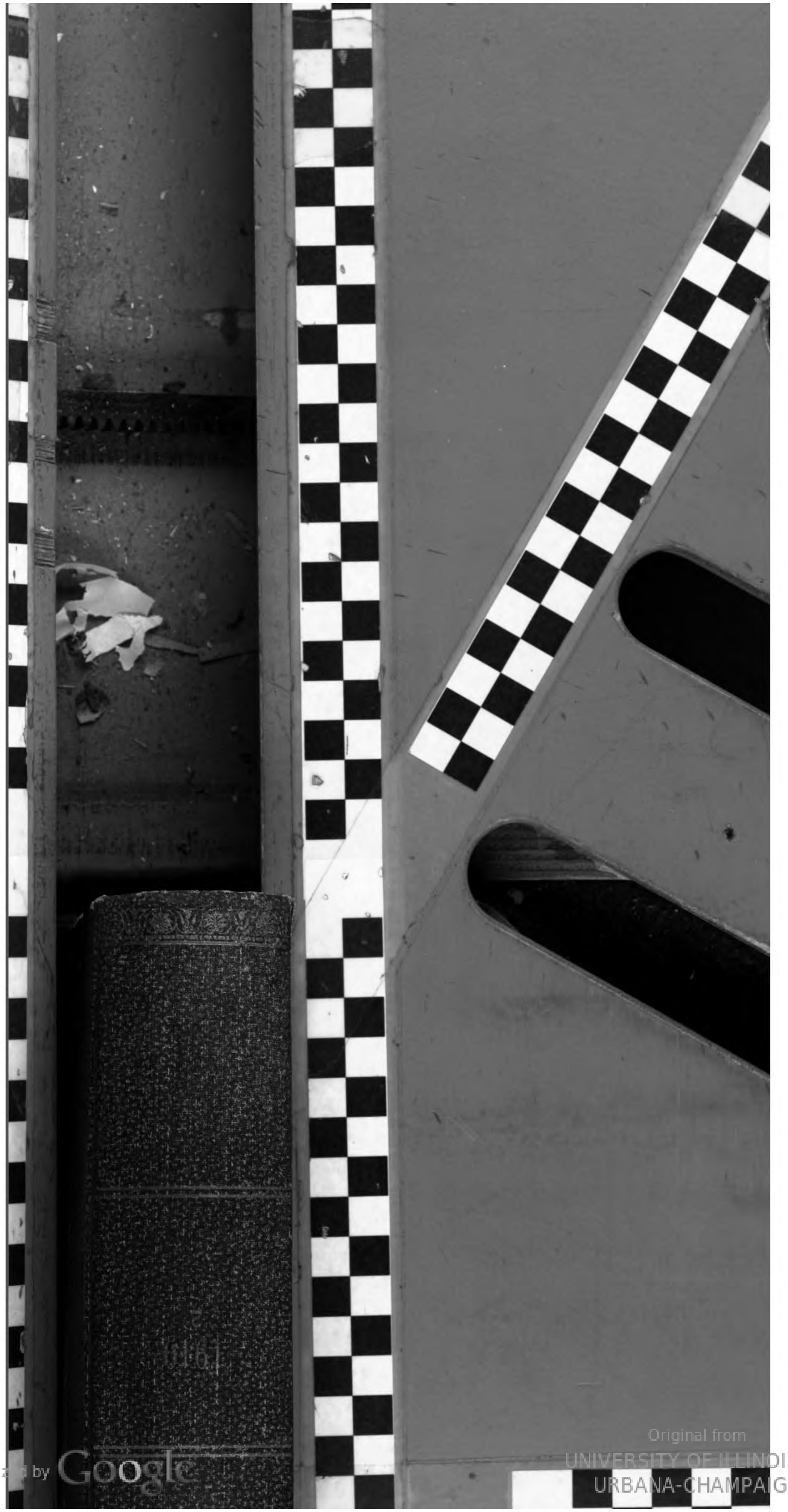
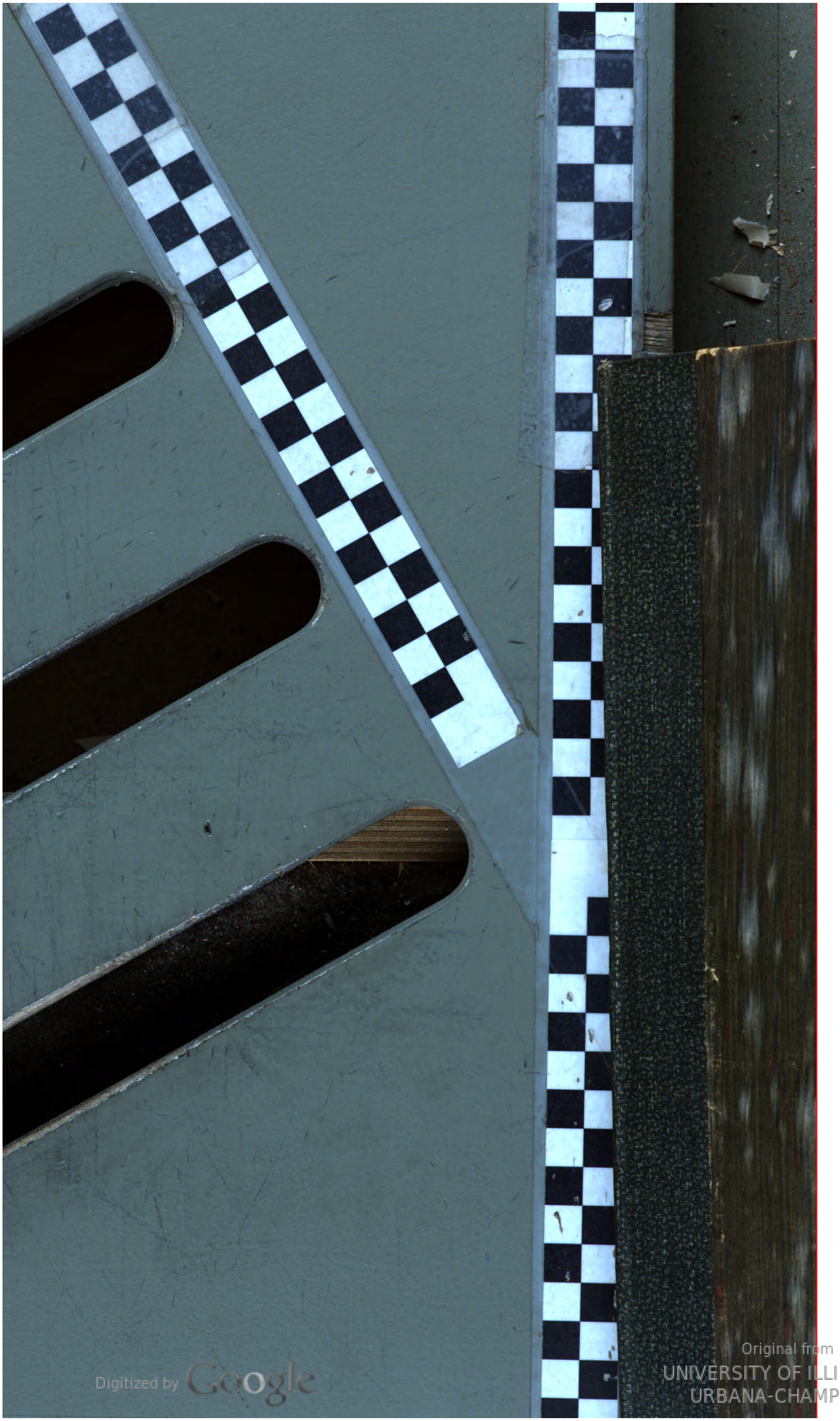
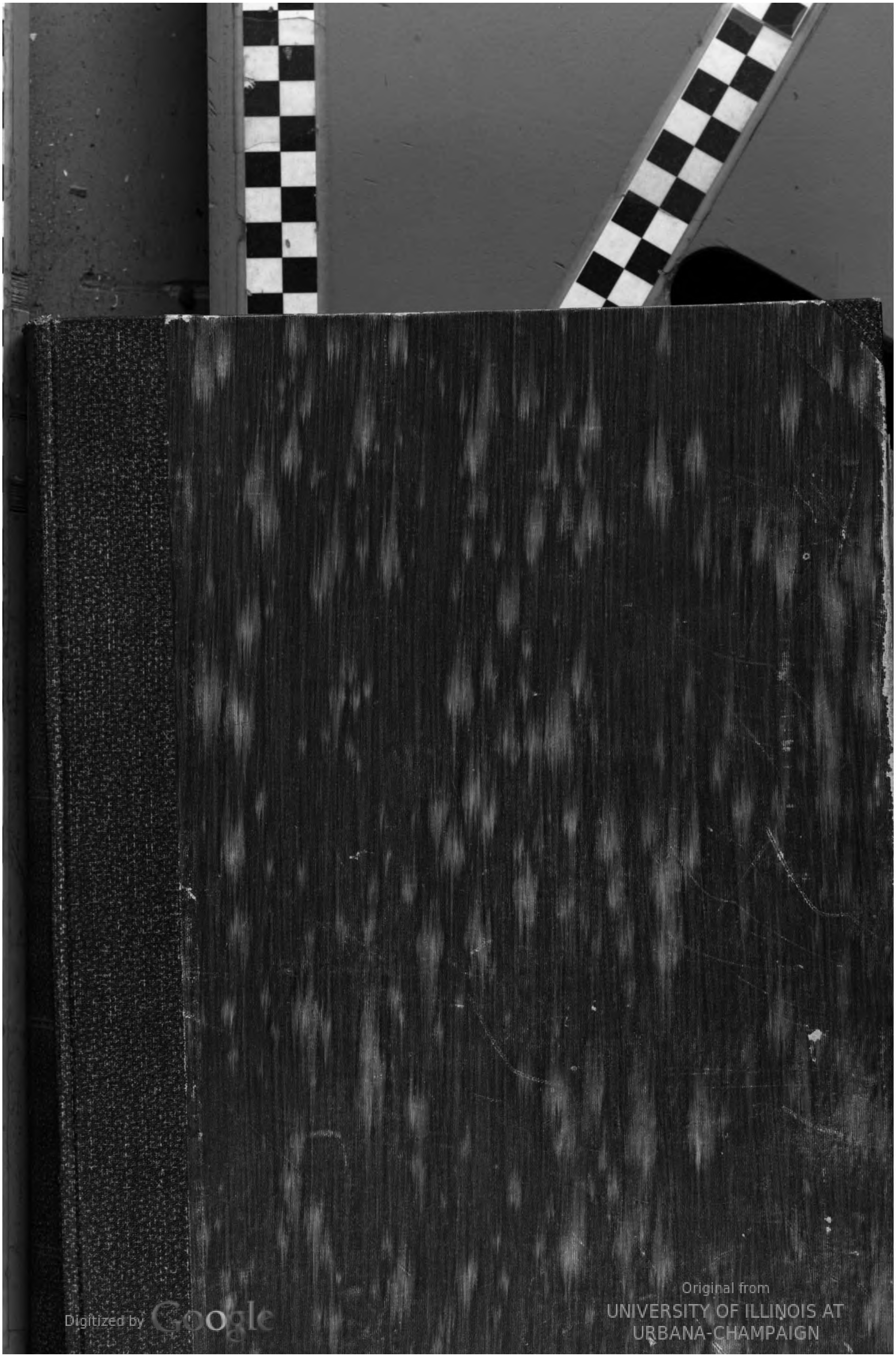






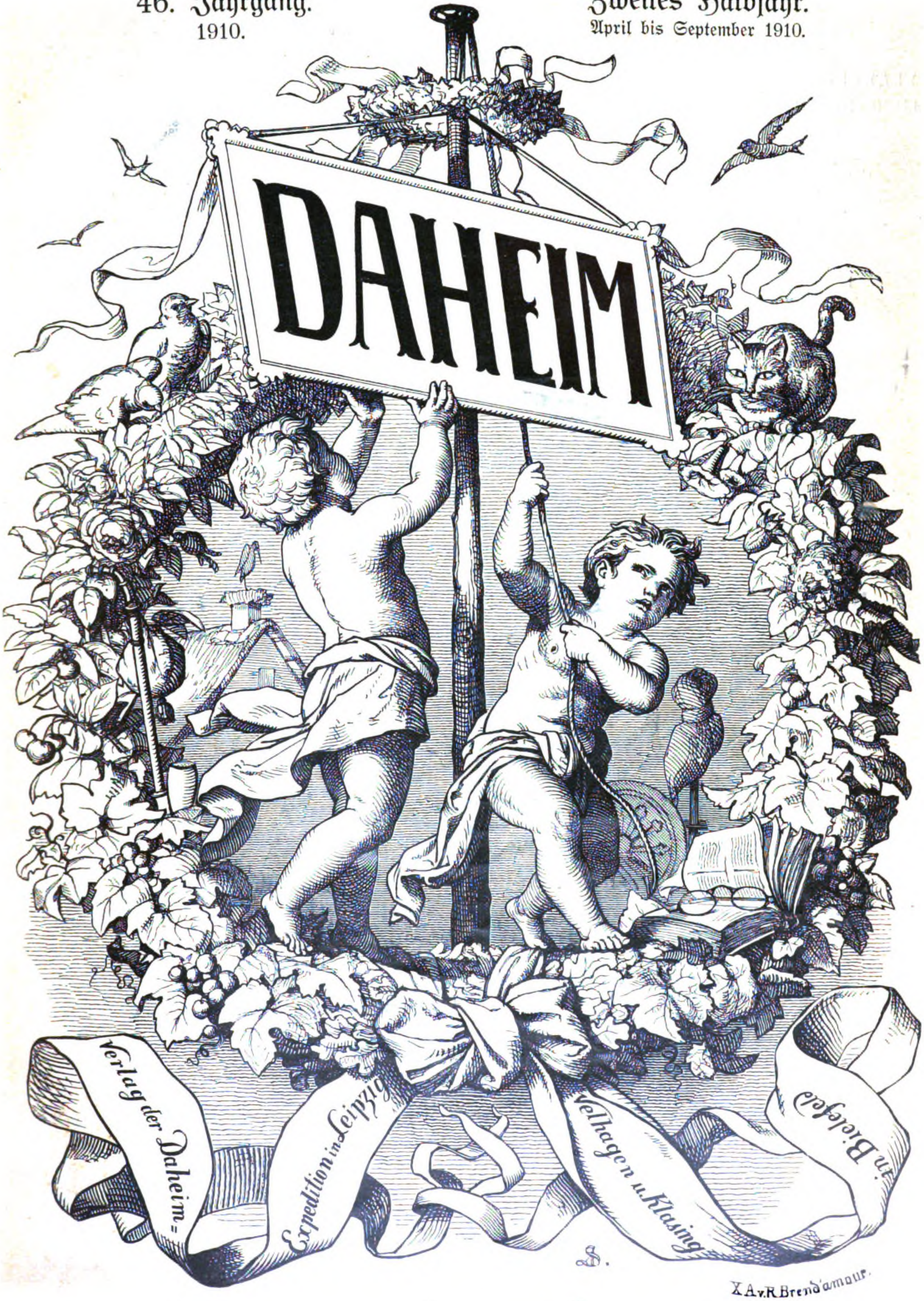




THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
DAH
v.46²

46. Jahrgang.
1910.

Zweites Halbjahr.
April bis September 1910.


DAHEIM
Verlag der Daheim-
Expedition in Leipzig
Velhagen u. Klasing
in Bielefeld
S.
X A v. R Brend'amour.

DAH
v. 46²

13N35 Leppla

Inhalt.

(Die mit einem * verſehenen Artikel ſind illuſtriert.)

Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken.

Cäſar Müßigbrot. Erzählung von Ewald Gerhard Seeliger. Nr. 52 S. 21
Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt . Nr. 27 S. 5
Der Bullenwiſcher Komet. Humoreske von Wilhelm Poeck . . Nr. 34 S. 18
Die Gans. Eine Bauerngeſchichte aus dem Hellwege. Von Dr. Alfred Funke. Nr. 37 S. 20
Die Manöver. Eine ſchweizeriſche Soldatengeſchichte von Heinr. Federer. Nr. 50 S. 5
Die Schachtel der alten Mine. Von Auguſte Supper. . . . Nr. 51 S. 17
Die Sonntagspfeife. Von Ute Muellenbach . . . . Nr. 44 S. 13
Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers . . . . . . Nr. 39 S. 17
Dortchen=Dorothee und ihre Teſtamente. Von Luiſe Koppen. Nr. 36 S. 12
Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker . . . . Nr. 31 S. 5
* Saidi. Von F. Frhr. von Ripperda. Nr. 46 S. 18
Sterngucker. Roman von Hermine Villinger . . . . Nr. 44 S. 5
Wie Bobby kam und ging. Von Ernſt Herrmann. Die Geſchichte eines Waldkaninchens. Deutſch von Robert Saudek . . . . . Nr. 27 S. 18

Gedichte.

Abendläuten. Von Anna Claſen. Nr. 50 S. 20
Am Imatrafall. Von Johannes Wilda. Nr. 41 S. 24
Am Waldſaum. Von Guſtav Schüler. Nr. 47 S. 24
Birken=Legendchen. Von Börries, Frhr. v. Münchhauſen . Nr. 40 S. 19
Der Feldſchuſter Friedrichs des Großen. Ballade von Rolf Brandt. Nr. 37 S. 24
Der heilige Baum. Von Marx Möller. Nr. 44 S. 13
Der Holzdieb. Von Max Bittrich. Nr. 52 S. 20
Der Letzte. Von Alice Freiin von Gaudy . . . . Nr. 46 S. 24
Die Schlange. Dichtung von Frida Schanz . . . . Nr. 34 S. 24
Herzeleide. Von Gertrud Freiin le Fort. Nr. 43 S. 10
Ich bin studiosus vitae! Von Arthur Henze . . . . Nr. 36 S. 16
Ich werde froh. Von Emil Lucka. Nr. 48 S. 17
Im Dom. Von Guſtav Schüler. Nr. 30 S. 10
In den Sommerferien. Von Margarete Windthorſt . . . . Nr. 42 S. 24
Nacht voll Sehnſucht. Von Frida Schanz . . . . Nr. 52 S. 14
Nachzüglerin. Von Adolf Holſt. Nr. 27 S. 24
Pfingſten. Von Berthold Kaiſer. Nr. 33 S. 1
Schlechtes Wetter. Von Wilhelm Wolters . . . . Nr. 27 S. 12
Schnellzug. Von Karl Freye. Nr. 29 S. 24
Sehnſucht. Von Karl Röhrig. Nr. 45 S. 24
Sommerabend. Von Frida Schanz. Nr. 39 S. 9
Sonntagspſalm. Von Guſtav Schüler. Nr. 34 S. 15
Steppenfrühling. Von Hedda v. Schmid. Nr. 27 S. 17
Traumſommernacht. Von Auguſt Ludwig . . . . Nr. 48 S. 20
Treibholz. Von Agnes Harder. Nr. 44 S. 24
Was der Lehrer erzählte. Von Marx Möller . . . . Nr. 30 S. 24

Zeitgeſchichtliches und Kritik der Zeit.

(Borromäus=Enzyklika.) Eine päpſtliche Herausforderung. Von Konſiſtorialrat Dr. Paul Conrad . Nr. 40 S. 10
* Mannesmann. Von Otto C. Artbauer. Nr. 34 S. 16
(Oberſchleſien.) Die großpolniſche Gefahr in Oberſchleſien. Von Arthur Korn . . . . Nr. 31 S. 11

Geſchichtliches.

* (St. Andreasberg.) Das Ende einer alten Bergſtadt. Von Martin Bücking . . . . Nr. 34 S. 12
* (Elberfeld.) Zur Dreihundertjahrfeier der Stadt Elberfeld. Von Friedrich Kerſt. . . . . Nr. 43 S. 12
Straßburg, Ein Ausflug nach, i. J. 1870. Von K. Hackenſchmidt. Nr. 52 S. 17
(Tannenberg.) Die Schlacht bei Tannenberg am 15. Juli 1410. Von Prof. Dr. Ed. Heyck . . Nr. 41 S. 9
* Tübinger Stift, Das. Von K. Gußmann . . . . Nr. 52 S. 10
Vor vierzig Jahren. Perſönliche Erinnerungen von Richard Graf von Pfeil und Klein=Ellguth. Nr. 42 S. 20
* Nr. 43 S. 20
Nr. 44 S. 16
Nr. 45 S. 12
Nr. 49 S. 11

Lebensbeſchreibungen.

* Björnſon, Björnſtjerne †. Von Dr. Andreas Weicker . . . Nr. 32 S. 25
* v. Bodelſchwingh, Paſtor D. Friedrich. Nr. 28 S. 2
Bodelſchwingh. Erinnerungen von W. Kähler . . . . . Nr. 33 S. 13
* Koch, Robert. Von Prof. Dr. Martius. Nr. 36 S. 4a
* (Königin Luiſe.) Das Bild der Königin Luiſe. Von J. Höffner. Nr. 42 S. 10
* (—) Geweihte Stätten. Von Marie Luiſe Brüß . . . . . Nr. 42 S. 13
* Mark Twain . . . . . Nr. 31 S. 4b
Nietzſche, Friedrich. Zum 25. Auguſt 1910. Von Konſ.=Rat Lic. Dr. Simon. Nr. 47 S. 9
* Männer, Führende, der Induſtrie: Heinrich Lanz in Mannheim. Von Dr. Fr. Bennigſon . . . Nr. 37 S. 16
* Pocci, Graf. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Nr. 29 S. 21
Schopenhauer, Arthur. Von Dr. Theodor Simon. Zur fünfzigſten Wiederkehr ſeines Todestages. Nr. 51 S. 10

Länder- und Völkerkunde.

* (Ahrtal.) Durchs Ahrtal. Von A. Trinius. . . . . Nr. 41 S. 16
* (Bodenſee.) Die Entdeckung des Bodenſees. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Nr. 46 S. 13
* (Chile.) Die Deutſchen in Chile. Von Alfred Geiſer . . . . . Nr. 35 S. 12
* (Hallig Hooge.) Auf der Hallig Hooge. Von Julius R. Haarhaus. Nr. 48 S. 17
* (Koburg.) Die Fränkiſche Krone. Von Erich Köhrer. . . . Nr. 47 S. 14
* (Korea.) Das Ende des Kaiſerreiches Korea. Von Geh. Hofrat Ernſt von Heſſe=Wartegg . . . . . Nr. 52 S. 15
* Kulturſkizzen, Äthiopiſche. Von Arnold Holtz . . . . . Nr. 30 S. 16
* (Lagow.) Die kleinſte Stadt der Mark. Von Fedor von Zobeltitz. Nr. 50 S. 17
* (Loſchwitz.) Frühlingstage auf klaſſiſchem Boden. Skizze von M. Kneſchke=Schönau . . . Nr. 35 S. 16
* „. . . und reit' ins Neckartal!“ Von Dr. Ernſt Hölderlein . . Nr. 33 S. 21
* (Nordpol.) Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary. Nr. 27 S. 13, Nr. 28 S. 9, Nr. 29 S. 19, Nr. 30 S. 12, * Nr. 32 S. 21, Nr. 33 S. 19, Nr. 35 S. 15, Nr. 36 S. 23, Nr. 38 S. 22, Nr. 39 S. 23, Nr. 40 S. 13, * Nr. 44 S. 10
* Oberammergau: Eine Pfingſtfahrt. Von J. Höffner . . . Nr. 37 S. 12
(Schwarzwald.) Die Schwarzwälder. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Nr. 44 S. 18
Der Schwarzwald und ſeine Bewohner. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Nr. 45 S. 11
Der nördliche Schwarzwald. Von Prof. Dr. Ed. Heyck . . . . . Nr. 47 S. 23
* Südtiroler Bauern. Von D. Luchner=Egloff . . . . Nr. 49 S. 15

Literariſches und Beſprechungen der neueren Literatur.

Goethefund, Der neue: Wilhelm Meiſters theatraliſche Sendung. Von Reinh. Weſtphal . . . Nr. 33 S. 15
Neue Bücher. Beſprochen von J. Höffner. (v. Handel=Mazzetti: Die arme Margaret. — De Coſter: Tyll Ulenſpiegel. — Zoozmann: Dantes Poetiſche Werke. — Björnſon: Über den hohen Bergen.) . . . . Nr. 35 S. 10
Neue Bücher. Beſprochen von J. Höffner. (Fiſcher: Die aus dem Drachenhaus. — Wenger: Die Wunderdoktorin. — Müller=Guttenbrunn: Der kleine Schwab. — Leben und Taten des weiland wohledeln Ritters Sebaſtian Schertlin von Burtenbach. — Das Leben und die Abenteuer des armen Mannes im Tockenburg. — Richter: „Kant=Ausſprüche“. — Grotjahn: Die Bibel ausgewählt. — Schulte: Das Goethe=Nationalmuſeum zu Weimar.) . Nr. 50 S. 23
Späte Berühmtheit. Eine Erinnerung an Gottfried Keller. Von Adelheid Weber . . . . Nr. 46 S. 17
(Weimar.) Das Liebhaber=Theater zu Weimar. Von Andreas Weicker. Nr. 43 S. 10

Kultur- und Kunſtgeſchichtliches.

* Adriaen Brouwer. Von Dr. Georg Biermann . . . . Nr. 48 S. 10
* Chodowieckis Stiche zu Baſedows „Elementarwerk“. Von Prof. Dr. E. Schäfer . . . . . Nr. 38 S. 9

915394

*Die Barke des Dante von Eugène Delacroix. Von Dr. H. Sendling. Nr. 29 S. 16
*(Hals.) Das große Familienbild des Frans Hals. Von H. Knackfuß. Nr. 47 S. 11
*Haſenclever, Johann Peter. Von L. Pietſch . . . . Nr. 32 S. 13
*Oberammergauer Spiel, Das. Von J. Höffner . . . . . Nr. 38 S. 12

Naturwiſſenſchaftliches und Mediziniſches.

*Auſtraliſche Großſtädte. Von Paul Bellardi . . . . . . Nr. 31 S. 21
(Epidemiezeiten.) Wie ſollen wir uns in Epidemiezeiten verhalten? Von Dr. Fr. Leppmann . . . Nr. 52 S. 13
Unſere Erdbeben und die großen Bebenperioden der Vorzeit. Von Hermann Kranichfeld . . . Nr. 45 S. 23
(Halley.) Die Begegnung der Erde mit dem Schweif des Halleyſchen Kometen. Ein Nachruf von H. H. Kritzinger . . . . . . Nr. 46 S. 12
Hygiene auf der Eiſenbahn. Von J. Höffner . . . . Nr. 36 S. 16
*(Komet.) Von denen Notſternen. Von Profeſſor Dr. M. Kirmis. Nr. 32 S. 10
(Kuckuck.) Aus dem Leben des Kuckucks. Von C. Schenkling . . Nr. 31 S. 16
Luftveränderung. Von Dr. med. M. Conrad . . . . Nr. 38 S. 15
Stotternde Kinder. Von J. P. Filskow . . . . Nr. 47 S. 17
Vogelneſter, Eßbare. Von Dr. Edm. von Freyhold . . . . Nr. 41 S. 16

Militäriſches.

(Friedrich Karl.) Wie Prinz Friedrich Karl ein Feldherr wurde. Von Oberſtleutnant W. v. Bremen. Nr. 36 S. 11
*Im Fuchsballon über heimatliche Gefilde. Von Hauptmann Härtel. Nr. 45 S. 15
Luftflotte, Unſere, im Kriege. Von Oberſtleutnant W. v. Bremen. Nr. 50 S. 11
Militäriſche Sommerfriſche. (Schwimmanſtalt.) Plauderei von H. C. Starken . . . . Nr. 48 S. 23
*Tempelhofer Feld, Das. Von Oberſtleutnant W. v. Bremen. Nr. 40 S. 18

Technik und Verwandtes.

Aus der deutſchen Induſtrie der Gegenwart. Die Loewe-Gruppe. Von Dr. G. Tiſchert . . . . . . Nr. 30 S. 19
Bauherr, Architekt und Unternehmer. Von Regierungsbaumeiſt. Wentſcher. Nr. 48 S. 15
Stätten deutſcher Induſtrie: Von Dr. Fritz Bennigſon. Die Höchſter Farbwerke . . . . Nr. 46 S. 8
— —, Das Kabelwerk Oberſpree. Nr. 27 S. 19
— —, Die Vereinigten Kunſtſeide-Fabriken, A.-G., Frankfurt a. M. Nr. 49 S. 10

Gartenkunſt.

Blumengärten, Die Neuheiten in unſeren. Von H. Kranichfeld. Nr. 35 S. 20
Hausgarten . . . . Nr. 32, 38, 43, 49

Kinder-Daheim.

Kinderdaheim. Nr. 27, 30, 33, 36, 39, 42 45, 48, 51

Muſik.

Beethoven in Teplitz. Von Dr. Wolfgang A. Thomas . . . Nr. 49 S. 19
Grieg, Edvard. Von Ferdinand Pfohl. Nr. 39 S. 22
Halberſtädter Meiſterſinger, Die. Von Dr. Guſtav Manz . . . Nr. 41 S. 12
Hausmuſik . . . . . Nr. 29, 40, 47.
Schumann, Robert. Von Guſtav Thormälius . . . . Nr. 36 S. 18

Tier-Liebhaberei.

Tierfreund . . . . Nr. 34, 45

Sammler-Daheim.

*Abrechnungshölzer . . . Nr. 50 S. 28
*(Antiquitäten.) Was Italien an alten und an neuen Antiquitäten hervorbringt . . . . Nr. 27 S. 30
*Ausbeutemünzen, Die deutſchen. Nr. 51 S. 26
Ausgrabungen, Neue, und Funde. Nr. 41 S. 28
Die deutſchen Zwei-, Drei- und Fünfmarkſtücke . . . . . . Nr. 32 S. 30
*Dinoſaurierfund . . . . Nr. 34 S. 30
*Einannaſtück, Das indiſche. Nr. 42 S. 30
Einbalſamierungsverfahren der alten Ägypter . . . . . . Nr. 47 S. 30
*Erdſpiegel . . . . . . Nr. 32 S. 30
*Fayencen von Braunſchweig. Nr. 30 S. 30
*Flechtarbeiten und Gewebe, Indoneſiſche . . . . Nr. 28 S. 28
Funde, Altgermaniſche . . Nr. 50 S. 28
*Hohenzollern-Autographen. Nr. 40 S. 30
*Der Kamm . . . . . . Nr. 43 S. 30
*Klaſſenlotterie, Jubiläum der preußiſchen . . . . Nr. 39 S. 30
*Kometen-Medaillen . . Nr. 33 S. 30
*Königin Luiſe in der Medaille. Nr. 44 S. 28
*Licht und Leuchter . . . Nr. 37 S. 28
*Meſſer, Löffel und Gabeln. Nr. 31 S. 28
Mimikry bei Tieren und Pflanzen. Nr. 42 S. 30
*(Möbel.) Zur Geſchichte der engliſchen Möbel . . . . Nr. 36 S. 30
*Münzen, Die arabiſchen. Nr. 49 S. 30
*Oberländer Schnitzereien. Nr. 41 S. 28
*Porzellan: Engliſches „Alt-China“. Nr. 52 S. 26
*Porzellanfabriken, Die altbayriſchen. Nr. 45 S. 30
(Poſch.) Ein wiederentdeckter Berliner Medailleur . . . . . Nr. 30 S. 30
*Rüſtung und Helm im Mittelalter. Nr. 48 S. 28
*Schumann-Autographen. Nr. 29 S. 30
*Silbereinbände . . . . Nr. 47 S. 30
Specimen-Aufdrucke . . . Nr. 44 S. 28
*Stammbüchern, Aus alten Jenenſer. Nr. 38 S. 30
*(Tabakvignette.) Aus alten Papieren. Nr. 46 S. 28
*Wehrſchatzmarken, Deutſch-nationale. Nr. 35 S. 30

Vermiſchtes.

Altberliner Humor. Von Guſtav Thormälius . . . . Nr. 28 S. 13
(Beruf.) Die Ausſichten des kaufmänniſchen Berufs für unſere Töchter. Von A. Zimmermann . Nr. 27 S. 11
Zur Berufswahl unſerer Töchter. Von Direktor Dr. Hänſſel . . Nr. 30 S. 11
Das Beſchwerdebuch. Eine Sommer- und Reiſeplauderei von Curt Rud. Kreuſchner . . . . . . Nr. 41 S. 19
*(Bethel.) Die Bodelſchwinghſchen Anſtalten. Von J. Höffner.
  I. . . . . Nr. 31 S. 17
  II. . . . . Nr. 32 S. 11
Briefdummheiten. Von Dr. Hans Sendling . . . . Nr. 31 S. 20
(Briefe.) Über den Umgang mit Briefen. Von E. Niemann . Nr. 34 S. 14
*(Brüſſel.) Die Weltausſtellung in Brüſſel. Von Hanns von Zobeltitz.
  I. . . . . Nr. 39 S. 11
  II. . . . . Nr. 40 S. 14
Die tätig Untätigen. Plauderei des Meergreiſes . . . . . Nr. 42 S. 23
(Eigenſchaftswörter.) Die Steigerung der Eigenſchaftswörter. Sprachliche Plauderei. Von C. Ziegler. Nr. 48 S. 10
Ferienerlebniſſe als Bauernknecht. Von stud. jur. Clément . . . Nr. 50 S. 13
Fiſchdiebe. Von Walter Freiherrn von Rummel . . . . . Nr. 29 S. 9
Füſilier Kutſchke. Eine Erinnerung von Guſtav Uhl . . . Nr. 51 S. 24
Die Goſe. Plauderei von E. Boerſchel. Nr. 37 S. 11
*Kaiſerin Auguſte Viktoria-Stiftung auf dem Ölberg. Von Dr. Joh. Jeremias. Nr. 29 S. 17 u. Beil. Nr. 30
Der weſttiroliſche Kinderhandel. Von Arthur Achleitner . . . Nr. 43 S. 15
Kinematographen. Von H. Grevenſtett. Nr. 30 S. 15
(Kohle.) Wenn es einmal keine Kohle mehr geben wird. Von Guſtav Uhl. Nr. 28 S. 19
*Leipziger Meſſe. Von Dr. Julius A. Wenzel in Leipzig . Nr. 28 S. 20
Frau Nachtigall. Von Heinr. Oeſterle. Nr. 39 S. 10
*Der Polizeihund. Von Dr. Th. Zell. Nr. 51 S. 14
Die deutſche Poſtkarte. Von Dr. Curt Rud. Kreuſchner . . . Nr. 39 S. 15
Denn der Regen, der regnet jeglichen Tag. Von H. Oeſterle . Nr. 47 S. 13
(Reiſen.) Eine Anregung für die Reiſezeit. Von D. F. Spieß . Nr. 33 S. 10
Wie Roon ſtarb. Aus Hedwig von Bismarcks „Erinnerungen aus dem Leben einer Fünfundneunzigjährigen“ . . . . Nr. 45 S. 9
(Schulverein.) Dem deutſchen Schulverein zum dreißigjährigen Beſtand. Von F. M.-D. . . . . . Nr. 37 S. 9
(Segelſport.) Unter dem weißen Tuch. Sportbilder von Theodor Kirſten. Nr. 34 S. 10
Strafrecht, Die Rehabilitation im. Von Ernſt Mumm . . . . Nr. 49 S. 13
Die gute Tante. Plauderei vom Meergreis . . . . Nr. 29 S. 15
*(Turnerei.) Etwas vom „Trainieren“. Von B. Zimmermann . Nr. 41 S. 13
Uhrenweisheit. Plauderei von Luiſe Glaß . . . . Nr. 43 S. 24

Abbildungen.

1. Bilder und Kunſtbeilagen.
2. Illuſtrationen u. Liebhaber-Aufnahmen.
3. Porträts.

Bilder und Kunſtbeilagen.

Achenbach, Andreas, Mondſcheinlandſchaft . . . . Nr. 31 S. 9
Alberti, G. Bizzotto, Die Feldarbeiterin. Nr. 36 S. 9
Arnold, Herbert, Rübezahl bewirtet fahrende Muſikanten . . Nr. 45 S. 11
von Bartels, Hans, Der alte Händler. Nr. 39 S. 17
Bergen, Fritz, Fähre bei einem Mainſtädtchen . . . . Nr. 37 S. 22
Bezzi, B., Auf dem Fiſchmarkt. Nr. 29 S. 9
Bianca, Dall' Oca, Feſttag. Nr. 28 S. 17
—, —, Italienerin . . . Nr. 27 S. 9
Bilbao, G., In Madrid . Nr. 38 S. 23
Bohrdt, Hans, Hanſa Hoeft, Hamburger Hafen . . . . Nr. 52 S. 13
Botticelli, Sandro, Florentinerin. Nr. 30 zw. S. 12/13
von Brandis, A., Nachmittagsſtunde. Nr. 27 S. 21
de Bray, Jan, Regentſchaft des Kinderſpitals in Harlem. Nr. 43 zw. S. 24/25
Brendel, C. A., Schweineherde. Nr. 50 S. 12
Brouwer, Adriaen, Dünenlandſchaft im Mondſchein . . . . . Nr. 48 S. 11
—, Spaniſche Soldaten beim Würfelſpiel . . . . Nr. 48 S. 11

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Brouwer, Adriaen, Wirtshausſzene. Nr. 48 S. 12
—, Der Raucher Nr. 48 S. 13
—, Der Trinkende Nr. 48 S. 14
—, Beim Dorfbader Nr. 48 S. 14
—, Am Kamin Nr. 48 S. 15
Catchpole, Am Waſſer Nr. 49 S. 11
Chapu, Jeanne d'Arc. Nr. 39 zw. S. 20/21
Claudius, W., Einkehr Nr. 38 S. 17
Cooper, Colin Campbell, Der Broadway in New York Nr. 33 S. 14
Corelli, F., Streit Nr. 31 S. 15
Cranach, Lukas, Philippine Welſer. Nr. 47 S. 17
Delacroix, Eugène, Die Barke des Dante Nr. 29 zw. S. 16/17
Dettmann, Ludwig, Heimkehr des verlorenen Sohnes Nr. 28 S. 19
—, Frieſiſche Mädchen Nr. 35 S. 9
Diana von Gabii Nr. 32 zw. S. 8/9
Diez, Wilhelm, Picknick Nr. 47 S. 21
van Dyck, Vornehme Dame. Nr. 36 zw. S. 24/25
von Eckenbrecher, Th., Aufgang zum Nordkap Nr. 46 S. 21
Eckenfelder, Friedr., In der Schwemme. Nr. 50 S. 11
Eiſenblätter, Wilh., Schattiger Lindengang Nr. 39 S. 7
Etthofer, T., Kiosk Tomaſelli in Salzburg Nr. 41 S. 11
Fahrenkrog, L., Parzival Nr. 38 S. 19
Feuerbach, Anſelm, Nanna. Nr. 44 zw. S. 16/17
Franck, Phil., Ein Schulausflug. Nr. 37 S. 9
Frieſe, Rich., Ein raufluſtiger Kämpe. Nr. 49 S. 21
Gainsborough, Thomas, Der Knabe in Blau Nr. 49 zw. S. 24/25
Gaiſſer, M., Fiſchmarkt in Brügge. Nr. 44 S. 21
Gampenrieder, K., Spaziergang. Nr. 36 S. 17
Gebler, Otto, Auf dem Heimweg. Nr. 39 S. 19
Georgi, Walter, Roſen Nr. 50 S. 23
Giſevius, G., In der Kirſchblüte. Nr. 34 S. 9
Göhler, H., Sommerluſt Nr. 37 S. 11
Graſſi, Joſ., Königin Luiſe. Nr. 42 S. 12
Greuze, Jean Baptiſte, Mädchen mit Tauben Nr. 35 zw. S. 24/25
Hagen, Th., Frühling am Bach. Nr. 33 S. 12
Hals, Frans, Das große Familienbild. Nr. 47 S. 11
Hartmann, K., Im Obſtgarten. Nr. 49 S. 22
Hartung, E., Auf der Giudeca. Nr. 43 S. 18
Haſenclever, Johann Peter, Selbſtbildnis Nr. 32 S. 13
—, Die ſchmollenden Kartenſpieler. Nr. 32 S. 13
—, Kandidat Jobs im Examen. Nr. 32 S. 14
—, Die Weinprobe Nr. 32 S. 15
—, Die vier Temperamente beim Wein. Nr. 32 S. 15
—, Leſekabinett Nr. 32 S. 16
—, Die Teegeſellſchaft Nr. 32 S. 17
—, Die Schachſpieler Nr. 32 S. 19
Hengeler, A., Im Atelier Nr. 29 S. 15
Holz, D., Auf dem Pferdemarkt. Nr. 27 S. 11
—, Joh. Dan., Am Waſſer. Nr. 52 S. 23
Houdon, J. A., Voltaire. Nr. 45 zw. S. 12/13
Jimenez, L., Wäſcherinnen an der Marne Nr. 36 S. 15
Joris, Rio, Wäſcherinnen Nr. 27 S. 10
Israels, Joſef, Sturm Nr. 28 S. 15
Kallmorgen, Fr., Auf den Vorbergen des Schwarzwaldes Nr. 36 S. 19
Kannengießer, G., Königin Luiſe. Nr. 42 S. 7
Kath, L., Kohlenſchuten Nr. 51 S. 21
Kaulbach, Hermann, Hausmuſik. Nr. 43 S. 19
Klein-Chevalier, Friedr., Ausfahrendes Rettungsboot Nr. 44 S. 23
—, Helgoländer, bereit, das landende Boot in Empfang zu nehmen. Nr. 46 S. 11
Kohnert, H., Alter Park Nr. 36 S. 7
—, Am Weiher Nr. 43 S. 7
Krauſe, E., Im Eichenhain. Nr. 31 S. 13
von Langenmantel, Ludwig, Der weiße Kakadu Nr. 30 S. 23
Larrne, G., Ruhe Nr. 50 S. 9
Lebling, F. G., Schwere Pflichten. Nr. 36 S. 11
Liebermann, E., Ein Blick ins Land. Nr. 44 S. 9
—, Interieur Nr. 51 S. 9
Liebermann, Max, Näherinnen. Nr. 39 S. 18
—, Kartoffelernte Nr. 48 S. 9
Liedtke, A., Alt-Potsdam Nr. 27 S. 23
—, Der Hamburger Hafen. Nr. 34 S. 23
Lübtes, M., Leſendes Mädchen. Nr. 40 S. 9
Mark Aurel, Statue auf der Piazza del Campidoglio zu Rom. Nr. 47 zw. S. 12/13
Max, Cornelius, Sommer-Idyll. Nr. 47 S. 9
Menelaos, der die Leiche des Patroklos aus der Schlacht rettet. Antike Skulptur (So richtig!) Nr. 42 zw. S. 24/25
Menzel, Ad., Friedrich der Große auf Reiſen Nr. 46 zw. S. 24/25
Meſſerſchmitt, P. F., Einkehr. Nr. 46 S. 9
Meyer, Claus, Dorfpolitiker. Nr. 35 S. 23
Meyerheim, P., Beim Arzt. Nr. 38 S. 21
—, Das Löwenbaby Nr. 42 S. 19
Millais, J. E., Der Freilaſſungsbefehl. Nr. 38 zw. S. 8/9
Miller, Richard E., Im Café. Nr. 33 S. 18
Moderſohn, Otto, Dorfſteg. Nr. 37 S. 23
Morald, W., Floßfahrt auf der Iſar. Nr. 30 S. 11
Moretto de Brescia, Die heil. Juſtina. Nr. 41 zw. S. 24/25
Mühlig, H., Niederrheiniſcher Kuhhirt. Nr. 42 S. 17
Nieczky, E., Auf der Waldwieſe. Nr. 35 S. 21
Nightingale, L. C., Sommer. Nr. 40 S. 11
Nuihongs, N., Einfache Koſt. Nr. 30 S. 21
Oppenheimer, J., Bildnis. Nr. 45 S. 21
Rabes, Max, Freizeit an Bord. Nr. 40 S. 23
Raſch, H., Abſchleppen der Fiſcherboote. Nr. 50 S. 21
Räuber, W., Ein Duett Nr. 52 S. 9
Rembrandt, Die „Große“ Auferweckung des Lazarus Nr. 33 zw. S. 16/17
Reni, Guido, Aurora Nr. 33 S. 9
Ribera, Der heilige Hieronymus. Nr. 50 zw. S. 24/25
Roſa, Salvator, Landſchaft. Nr. 37 zw. S. 24/25
Roeſeler, Aug., Münchener Originale. Nr. 34 S. 21
Roubeaud, F., Kamelmarkt in Tiflis. Nr. 51 S. 23
Rubens, P. P., Rubens und ſeine erſte Frau Iſabella Brant. Nr. 48 zw. S. 24/25
Schachinger, G., Junge Hoffart. Nr. 39 S. 6
Schadow, J. G., Die Prinzeſſinnen Luiſe und Friederike Nr. 42 S. 10
Schnorr von Carolsfeld, Jul., Krimhildes Tod Nr. 34 zw. S. 24/25
Schorn, Karl, Die Sündflut. Nr. 40 zw. 24/25
Schramm, V., Kinderbildnis. Nr. 29 S. 11
—, Das Bilderbuch Nr. 34 S. 11
Schramm-Zittau, Rudolf, Wildgänſe. Nr. 40 S. 21
Schreyvogel, Charles, Kampf ums Waſſer (So richtig!) Nr. 33 S. 19
von Schwind, M., Falkenſteiner Ritt. Nr. 33 S. 11
Skarbina, Franz, Im Kurgarten. Nr. 37 S. 21
Spangenberg, G., Der Zug des Todes. Nr. 31 zw. S. 16/17
Stremel, M. A., Teetiſch Nr. 30 S. 22
Strützel, Otto, Gewitter an der Iſar. Nr. 45 S. 9
Tadema, L. Alma, Frühlingsfeſt. Nr. 28 zw. S. 8/9
Teniers d. Jüng., Dav., Ein Kirmestag Nr. 51 zw. S. 24/25
Ternite, Wilh., Königin Luiſe. Nr. 42 S. 11
Tiſchbein, C., Königin Luiſe. Nr. 42 S. 13
Tyrahn, G., Idylle Nr. 43 S. 17
Urban, H., Sommernacht Nr. 41 S. 23
Vermeer, Jan, Im Atelier. Nr. 27 zw. S. 24/25
Vigée-Lebrun, M., Königin Luiſe. Nr. 42 S. 11
Villegas, Joſé, Im Schatten. Nr. 41 S. 9
Völcker, H., Morgenſonne Nr. 49 S. 29
Voß, C., Im Park Nr. 46 S. 23
Waugh, Frederick J., Heulende See. Nr. 33 S. 15
Weinberger, St., Löwenkopf. Nr. 35 S. 11
Wendel, Karl, Waldkante Nr. 43 S. 9
von Wille, Fr., Die blauen Blumen. Nr. 29 S. 13
Wolff, E., Kavalierhäuſer Nr. 30 S. 9
Wopfner, Joſeph, Vor dem Sturme. Nr. 47 S. 23
Zmurko, Fr., Das Lied Nr. 31 S. 11

Illuſtrationen und Liebhaberaufnahmen.

Abazzia: Das neue Kurgebäude. Beil. Nr. 32
Abrechnungshölzer, Schweizeriſche. Nr. 50 S. 28
Achilles-Statue, Die, für das Kaiſerſchloß auf Korfu Beil. Nr. 40
Adelaide, Aus dem Botaniſchen Garten. Nr. 31 S. 21
Ahrtal. 3 Abb. Nr. 41 S. 17
Albanien, Zum Aufſtand in. 4 Abb. Beil. Nr. 33
Alpenpanorama bei Sonnenuntergang vom Rigi geſehen. Photographie von Aug. Rupp Nr. 45 S. 23
Analyſe eines Bechers von Metall. Nr. 34 S. 30
Andreasberg. 4 Abb. Nr. 34 S. 13
Aquileja, Mit antiken Funden geſchmücktes Haus in Nr. 27 S. 30
Ätna-Ausbruch Beil. Nr. 28
Ausbeutungsmünze Herzog Friedrich Ulrichs von Braunſchweig-Wolfenbüttel Nr. 51 S. 26
Auſtraliſche Großſtädte. 7 Abb. Nr. 31 S. 21
Autogramme Friedrich Wilhelms IV. von Preußen als Kronprinz und ſeiner Brüder Wilhelm, Karl und Albrecht. 1834 Nr. 40 S. 30
Automobilküchenwagenzug Kaiſer Wilhelms II. 2 Abb. Beil. Nr. 47
(Ballonaufnahmen.) Im Fuchsballon. 5 Abb. Nr. 45 S. 16
Berlin: Das große Armee-Jagdrennen auf der Rennbahn im Grunewald. 3 Abb. Beil. Nr. 39
—, Das Kaiſerpaar auf einem Spazierritt Beil. Nr. 30
—, Der Flieger Frey auf ſeinem Flug über Berlin Beil. Nr. 36
—, Die Fritz Reuter-Ausſtellung. 4 Abb. Beil. Nr. 48
—, Die Kaiſer Wilhelm-Akademie. 3 Abb. Beil. Nr. 43
—, Erweiterungsbauten im Zoolog. Garten. 4 Abb. Beil. Nr. 44
—, Geſamtanſicht der Internat. Motorboot-Ausſtellung Beil. Nr. 27
—, Kronprinz Wilhelm und König Albert von Belgien nach der Parade. Beil. Nr. 37

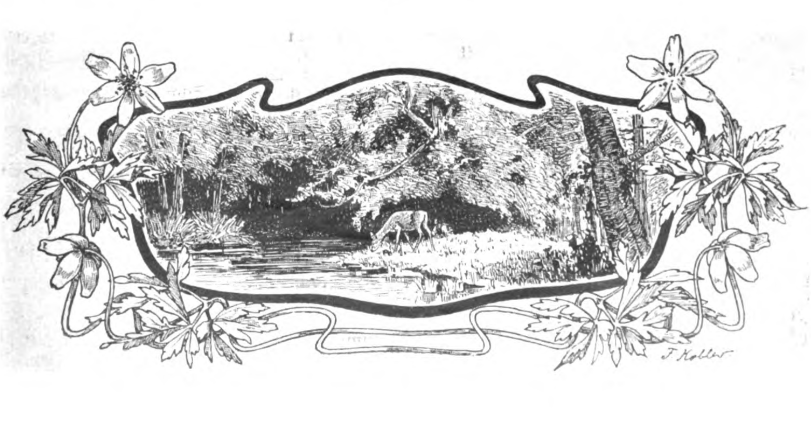
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Berlin: Denkmünze auf die Hochzeitsparade 1733 . . . . . Nr. 40 S. 19
—, Poſtmuſeum: Modell einer mexikaniſchen Poſtkutſche . . Beil. Nr. 43
—, Lord Roberts' Ankunft. Beil. Nr. 51
—, „Rooſevelt-Tage.“ 3 Abb. Beil. Nr. 35
—, Rückkehr vom Paradefeld. 2 Abb. Beil. Nr. 37
Bernina-Bahn, Die. 3 Abb. Beil. Nr. 42
Blankeneſe. 2 Abb. . . . Beil. Nr. 44
Bochum: Das neue Knappſchaftsverwaltungsgebäude . . . Beil. Nr. 46
Bodelſchwinghſche Anſtalten. 4 Abb. Nr. 31 S. 18
Bodenſee. 6 Abb. . . . . Nr. 46 S. 13
—, Motorbootregatta . . Beil. Nr. 47
Braunſchweiger Fayence . Nr. 30 S. 30
Brisbane mit Viktoriabrücke. Nr. 31 S. 22
Brüſſeler Weltausſtellung: Thüringer Kirmes, Gruppe der Thüringer Spielwaren-Induſtrie . . . Beil. Nr. 30
—, Nationale Gebäude. 5 Abb. Beil. Nr. 31
—, Die Weltausſtellung. 9 Abb. Nr. 39 S. 11
—, — 8 Abb. . . . . . . Nr. 40 S. 15
—, Der Brand auf der Weltausſtellung. 2 Abb. . . . . Beil. Nr. 48
Charlottenburg: Das neue Reichsmilitärgericht. . . . . Beil. Nr. 51
Chile. 5 Abb. . . . . . . Nr. 35 S. 12
Chippendale-Stühle . . . Nr. 36 S. 30
Chodowiecki, Daniel: 4 Stiche zu Baſedows „Elementarwerk“. Nr. 38 S. 11
Cholera, Die, in Spandau und in Apulien. 5 Abb.. . . . . Beil. Nr. 50
Choriner Feſtſpiele. 4 Abb. Beil. Nr. 39
Danzig: Die Kaiſerparade. 3 Abb. Beil. Nr. 50
Dejeuner (Nymphenburger Porzellan). Nr. 45 S. 30
Desinfektionsapparat für Eiſenbahnwagen . . . . Beil. Nr. 32
(Dinoſaurierfund.) Teile des bei Halberſtadt gefundenen Dinoſaurierſkeletts . . . . Nr. 34 S. 30
Dresden: Einweihung der König Friedrich Auguſt-Brücke . . Beil. Nr. 51
—: Vom Nationalen Ballonwettfliegen . . . . Beil. Nr. 28
Edinburg: Miſſionskonferenz. B. Nr. 41
Eichener (zeitweiliger) See, bei Schopfheim in Baden . . . . Beil. Nr. 31
Einannaſtück, Das indiſche. Nr. 42 S. 30
Eiſenach: Das Thüringiſche Muſeum. 2 Abb. . . . . Beil. Nr. 28
Elberfeld. 5 Abb. . . . Nr. 43 S. 12
Elfenbeinkamm. 2 Abb. . Nr. 43 S. 30
England: Zerſtörte Brücke der Stadt Driffield . . . . Beil. Nr. 37
Erdſpiegel . . . . Nr. 32 S. 30
„Erbslöh“, Das verunglückte Luftſchiff. Beil. Nr. 43
Eskimos. 5 Abb. . . . Nr. 27 S. 13
—, 5 Abb. . . . . Nr. 28 S. 10
Eßgeräte, Künſtleriſche . . Nr. 31 S. 28
Frankfurt a. O.: Das Heinrich von Kleiſt-Denkmal . . . . Beil. Nr. 41
Freiburg i. Br.: Das neue Stadttheater. Beil. Nr. 39
Friedrichshafen: Abendſtimmung. Photographie . . . . Nr. 46 S. 13
Frohnau: Blick auf die Gartenſtadt. Beil. Nr. 45
Gefährte, Seltſame. 6 Abb. Beil. Nr. 45
Grenzflug mit einem franz. Aeroplan bei Pettoncourt-Moncel. Beil. Nr. 48
v. Grimm, Conſtantin: Generalmajor v. Keſſel und der Stab des 1. Garde-Regiments zu Fuß vor St. Privat. Nr. 43 S. 23
Halle a. S.: Das 200jähr. Jubiläum der Landsmannſchaft Pomerania. 2 Abb. . . . . Beil. Nr. 48
Hallig Hooge. 8 Abb. . . Nr. 48 S. 17
Hamburg: Brückenkopf der neuen Wandrahmsbrücke . . . Beil. Nr. 27
—, Der Elbtunnel. 3 Abb. Beil. Nr. 29
Hannover: Kronprinz Wilhelm am Denkmal der Prinzeſſinnen Luiſe und Friederike . . . . Beil. Nr. 44
(Hebel): Das Johann Peter Hebel-Haus in Hauſen im Schwarzwald. Beil. Nr. 34
(Heinrich-Fahrt): Die Prinz Heinrich-Fahrt. 3 Abb. . . . . Beil. Nr. 38
Helgoland: Das Hebbel-Haus. Beil. Nr. 46
Heſſiſch-Lichtenau: Die Einweihung des Kanzler Feige-Brunnens. Beil. Nr. 40
Homburg v. d. H.: Fernfahrt der drei Luftſchiffe „M. I“, „P. II“ und „Z. II“. 2 Abb. . . . . Beil. Nr. 31
Huſſiten-Denkmal in Böhmen. Beil. Nr. 32
(Jena): Am Löhrgraben in Jena. Nr. 38 S. 30
(—), Die Univerſität in Jena. Stich in Rotdruck. Um 1700 . Nr. 38 S. 30
Jeruſalem: Die Kaiſerin Auguſte Viktoria-Stiftung auf dem Ölberg. Beil. Nr. 30
Ithaka, Das homeriſche . Beil. Nr. 28
Itzehoe zur Elfjahrhundertfeier. 4 Abb. Beil. Nr. 41
Kaiſermanövern bei Danzig, Das Geſchwader mit den neuſten und größten Schiffen auf der Fahrt. Beil. Nr. 48
Kaiſerin Auguſte Viktoria-Stiftung auf dem Ölberg . . . Nr. 29 S. 18
Karerſeehotel, Das, vor und nach dem Brande. . . . . . . Beil. Nr. 48
Kaſſel: Die große Fahnenweihe und Veteranen-Parade. 2 Abb. Beil. Nr. 48
Kirchlich-Sozialer Kongreß, Gruppenbild vom, in Hannover. Beil. Nr. 29
(Koburg) Die Fränkiſche Krone. 8 Abb. Nr. 47 S. 14
(Komet) Flugblatt auf die Erſcheinung des großen Kometen vom Jahre 1665. Nr. 32 S. 10
(Königin Luiſe) Denkmünze von Loos auf den Tod der Königin Luiſe. Nr. 44 S. 28
Königin Luiſe-Stätten. 11 Abb. Nr. 42 S. 14
Königin Luiſe-Tag der „Heimat für Mädchen und Frauen gebildeter Stände“ . . . . . . Beil. Nr. 42
Konſtanz. 2 Abb. . . . Nr. 46 S. 15
Korea. 7 Abb. . . . . Nr. 52 S. 15
—: Der Ex-Kaiſer von Korea. Beil. Nr. 50
Krebsfang, Der. 4 Abb. . Beil. Nr. 37
Kritzinger, Aſtronom, bei der Beobachtung des Halleyſchen Kometen. Beil. Nr. 34
Kulturſkizzen, Äthiopiſche. 8 Abb. Nr. 30 S. 16
Lagow. 6 Abb. . . . . Nr. 50 S. 17
Landwirtſchaftlicher Unterricht im ital. Heere. 3 Abb. . . . . Beil. Nr. 43
Landwirtſchaftsgeſellſchaft, Die 24. Wanderausſtellung der deutſchen, in Hamburg. 4 Abb. . . Beil. Nr. 38
Leipziger Meſſe. 8 Abb. . Nr. 28 S. 21
London: Das Leichenbegängnis des Königs Eduard VII. . . Beil. Nr. 36
—: Der Buckingham-Palaſt. Beil. Nr. 33
Los zu einer Grundſtücks-Ausſpielung der Kgl. Preußiſchen Klaſſenlotterie. Nr. 39 S. 30
Loſchwitz. 7 Abb. . . . Nr. 35 S. 16
Lüneburgs ſchwimmende Strafanſtalt. Beil. Nr. 47
Lutherzimmer in Koburg. Nr. 47 S. 15
Luzerner Löwe in Nußbaumſchnitzerei. Nr. 41 S. 28
Mannſchaft, Die, des Schulſchiffes „Prinzeß Eitel Friedrich“. Beil. Nr. 45
Marienburg, Die, von Weſten. Beil. Nr. 50
(Marokko) Mannesmann. 4 Abb. Nr. 34 S. 16
Medaillen auf Kometenerſcheinungen. Nr. 33 S. 30
Meersburg mit altem Schloß. Nr. 46 S. 14
Melbourne . . . . Nr. 31 S. 24
Monaco: Zur Einweihung des Ozeanographiſchen Inſtituts. 4 Abb. Beil. Nr. 29
Montblanc, Das verſinkende Obſervatorium auf dem . . . Beil. Nr. 48
Montenegro: Jubiläumstage. 2 Abb. Beil. Nr. 50
—: Regierungsjubiläum des Fürſten Nikolaus I. von. 4 Abb. Beil. Nr. 45
München: Das Denkmal König Ludwigs II. . . . . Beil. Nr. 40
Münzen, Arabiſche . . . Nr. 49 S. 30
Nationaldenkmal auf dem Niederwald. 4 Abb. . . . . Beil. Nr. 27
Neckartal. 8 Abb. . . . Nr. 33 S. 21
Nizza: Rougier während der Flugwoche . . . . Beil. Nr. 31
Nordlandreiſe, Die, des Kaiſers: amerikan. Gäſte an Bord der „Hohenzollern“ . . . . . . Beil. Nr. 44
Nordpol. 5 Abb.. . . . . Nr. 32 S. 22
—: 6 Abb. . . . . Nr. 44 S. 10
Norwegens Gletſcherwelt. 2 Abb. Beil. Nr. 46
Oberammergau. 5 Abb. . Nr. 37 S. 13
—: (Paſſionsſpiel) . . . Nr. 38 S. 12
—: Die Kreuzigungsgruppe. Beil. Nr. 33
—: Haus mit Fresken . . Beil. Nr. 33
Oels: Beſuch des Kronprinzenpaares. Beil. Nr. 43
Panamakanal: Der gegenwärtige Stand des Kanals . . Beil. Nr. 36
„Parſeval V“, Der, in Bad Altheide. Beil. Nr. 44
Perlſtreifen der Tamandajaks. Mittel-Borneo . . . . . . Nr. 28 S. 28
Perth, Eine Hauptſtraße . Nr. 31 S. 22
Pfingſten, Zeichnung zum Gedicht. Beil. Nr. 33
„Pluvioſe“, Das untergegangene franz. Unterſeeboot . . . . . Beil. Nr. 37
Pocci. 9 Abb.. . . . . . Nr. 29 S. 21
Polizeihund. 7 Abb. . . Nr. 51 S. 14
Porzellan, Altbayriſches. 2 Abb. Nr. 45 S. 30
—: Engliſches „Alt-China“. 2 Abb. Nr. 52 S. 26
Poſen: Die Einweihung der kaiſerlichen Pfalz. 4 Abb. . . . . Beil. Nr. 48
Poſtdienſt, Überſeeiſcher. 3 Abb. Beil. Nr. 27
Potsdam: Die Frühjahrsparade. Beil. Nr. 37
Rapallo: Einweihung der deutſchen evangeliſchen Kirche . . Beil. Nr. 31
Roſengarten, Der, von Weißlehnbrod. Aufnahme von Toni Gürke. Nr. 51 S. 11
Rüſtung, Gotiſche und Mailänder. Nr. 48 S. 28
Saidi . . . . Nr. 46 S. 19
Salvenſtein am Unterſee . Nr. 46 S. 14
Salzburg: Grundſteinlegung des Mozarthauſes. . . . . . Beil. Nr. 47
Schmuckbecher aus Nußbaumholz. Nr. 41 S. 28
Schweiz: Die Rieſen-Bahn. 4 Abb. Beil. Nr. 35
Schwimmkleid, Das Sicherheits-. Beil. Nr. 46
Segelſport, Schwediſcher. 4 Abb. Beil. Nr. 32
Silbereinband. Anfang des XVIII. Jahrhunderts . . . . . . Nr. 47 S. 30
Speyer: Einweihung des hiſtor. Muſeums . . . . Beil. Nr. 41
Spirituslampe . . . . . . Nr. 37 S. 28
*Stammbuchblätter (Robert Schumann und Clara Wieck) . . . Nr. 29 S. 30
Stein am Rhein mit Burg Hohenklingen. Photographie . Nr. 46 S. 15
Stettin: Die neue Baumbrücke. Beil. Nr. 27

Stolp i. P.: Enthüllung des Kaiſer Wilhelm-Denkmals . . Beil. Nr. 51
—, Der hiſtoriſche Feſtzug. Beil. Nr. 51
Straßburg: Der Flieger Wincziers auf ſeinem Flug um das Münſter. Beil. Nr. 34
Sumatra: Zerſtörter Schienenweg. Beil. Nr. 34
Sydney. 2 Abb. . . . . . Nr. 31 S. 23
Tänzerin. Frankenthaler Porzellan. Nr. 45 S. 30
Taunus, Offiziersheim. 3 Abb. Beil. Nr. 42
Tiefurt: Das Goethe-Parkfeſt. 2 Abb. Beil. Nr. 40
Tiroler Bauern. 8 Abb. . Nr. 49 S. 15
Trainieren. 9 Abb. . . . Nr. 41 S. 13
Tübinger Stift. 7 Abb. . Nr. 52 S. 10
Turbinen-Torpedoboot-Diviſion, Die erſte, in Kiel . . . . . Beil. Nr. 34
Uttmann-Brunnen, Der Barbara, in Elterlein . . . . Beil. Nr. 48
Vierwaldſtätterſee, Blick von Weggis auf den. Photographie von Aug. Rupp . . . . Nr. 49 S. 9
Vignette auf einem Paket „Sieges-Kanaſter“ . . . . . . Nr. 46 S. 28
Wachsſtockhalter . . . . Nr. 37 S. 28
Wehrſchatzmarken, Deutſch-nationale. Nr. 35 S. 30
Weimar: Grabmal von Alma von Goethe . . . . Beil. Nr. 40
Weinberger, N., An der Oſtſee. Photographiſche Aufnahme . . Nr. 41 S. 21
Werder: Baumblüte. 2 Abb. Beil. Nr. 27
Wien: Ausbildung der Kadetten in der K. K. Infanterie-Kadettenſchule. 4 Abb. . . . . Beil. Nr. 47
Wiener Philharmoniker, Plakette zum Gedenktag der . . . . Beil. Nr. 32
„Zeppelin-Luftſchiffs“, Gerippe eines. Beil. Nr. 27
„Zeppelin II.“, Völlige Vernichtung des, bei Weilburg a. L. 2 Abb. Beil. Nr. 32
Zoppot: Das Freilufttheater. Beil. Nr. 48

Porträts.

Achenbach, Prof. Andreas †. Beil. Nr. 29
Alexandra, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin . . . Beil. Nr. 32
Alexandra, Königinwitwe, von Großbritannien und Irland . Beil. Nr. 33
von Arnim, ehem. preuß. Landwirtſchaftsminiſter . . . . Beil. Nr. 40
Björnſon, Björnſtjerne . . Nr. 32 S. 25
Blau, Generalſuperint. P. Beil. Nr. 45
Blüthner, Julius, † . . . Beil. Nr. 30
von Bodelſchwingh, Paſtor D. Friedrich, † . . . . Beil. Nr. 28
— als Großvater . . . . Nr. 31 S. 18
Breul, Prof. Dr. Karl . . Beil. Nr. 29
von Buder, Profeſſor Dr. Nr. 52 S. 10
Calvin-Medaille . . . . Beil. Nr. 28
Dante-Denkmal in Wien. Beil. Nr. 30
von Dallwitz, der neuernannte preuß. Miniſter des Innern . . Beil. Nr. 40
Demuth, Leopold . . . . Nr. 29 S. 28
Dernburg, Bernhard, ehem. Staatsſekretär des Reichskolonialamts. Beil. Nr. 39
v. Ebner-Eſchenbach, Marie. Beil. Nr. 51
Eduard VII., König von Großbritannien und Irland, † . . Beil. Nr. 33
Erbslöh, Luftſchiffer, †. . Beil. Nr. 43
Feodora, Prinzeſſin von Preußen, †. Beil. Nr. 40
Fontane-Denkmal, Das, in Berlin. Beil. Nr. 34
Franz Joſef-Denkmal in Iſchl. Beil. Nr. 29
Franz Joſef, Gruppenbild aus früheren Jahren mit dem Kaiſer. Beil. Nr. 46
Friedrich II., Großherzog von Baden. Beil. Nr. 51
Galle, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., †. Beil. Nr. 43
Georg, König von Großbritannien und Irland . . . . . Beil. Nr. 33
Gernsheim, Profeſſor Friedrich. Nr. 35 S. 28
Gleim, Gouverneur Dr. . Beil. Nr. 51
Grützner, Miſſionsſuperintendent, †. Beil. Nr. 30
von Günther, Oberpräſid. von Schleſien, Dr. jur. . . . . . . Beil. Nr. 42
Haſenclever, Selbſtbildnis. Nr. 32 S. 13
(Hebel) Das Johann Peter Hebel-Denkmal in Lörrach. 3 Abb. Beil. Nr. 36
Helbing, Wirkl. Geh. Rat D. Beil. Nr. 39
Herzog, Emilie . . . . Nr. 47 S. 28
Heſekiel, D. Johannes . . Beil. Nr. 45
Hilda, Großherzogin von Baden. Beil. Nr. 51
Hubertus, Prinz, jüngſter Sohn des Kronprinzen . . . . . Beil. Nr. 39
Kennemann, Hermann, Landesökonomierat . . . . Beil. Nr. 30
von Kiderlen-Wächter, Staatsſekretär. Beil. Nr. 41
Koch, Geh. Rat Prof. Dr. Robert, †. Beil. Nr. 36 u. Beil. Nr. 36, S. 4a
Kühn, Geh. Rat Prof. Dr., †. Beil. Nr. 31
Lanz, Heinrich . . . . . Nr. 37 S. 17
Lentze, Finanzminiſter Dr. Beil. Nr. 41
Lidj Jeaſſu, Kaiſer Meneliks Nachfolger . . . . Beil. Nr. 28
von Lindequiſt, Friedr., Staatsſekretär des Reichskolonialamts. Beil. Nr. 39
Luiſe, Königin von Preußen. 6 Abb. Nr. 42 S. 10
Mannesmann, Alfred. 2 Abb. Nr. 34 S. 16
Mark Twain, † . . . . . Nr. 31 S. 4b
Mary, Königin von Großbritannien und Irland . . . . . Beil. Nr. 33
Menelik, Kaiſer, † . . . Beil. Nr. 28
—, Kaiſer . . . . Nr. 30 S. 16
Milena, Fürſtin von Montenegro. Beil. Nr. 45
Moltke-Büſte für die Walhalla. Beil. Nr. 33
Moltke-Medaille . . . . Beil. Nr. 33
von Moltke, ehem. preuß. Miniſter des Innern . . . . Beil. Nr. 40
Moran, Dora . . . . . . Nr. 40 S. 28
Nikolaus I., Fürſt, von Montenegro. Beil. Nr. 45
Parſeval-Medaille . . . Beil. Nr. 32
Peary, Nordpolfahrer, mit Gemahlin und Sohn in Berlin . . Beil. Nr. 34
Planck, Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr., †. Beil. Nr. 36
Plakette Kaiſer Franz Joſefs. Beil. Nr. 47
Pocci, Graf Franz . . . Nr. 29 S. 21
Reinecke, Carl . . . . . Nr. 29 S. 28
von Rheinbaben, Finanzminiſter a. D. Beil. Nr. 41
Riegel, Prof. Dr. Herm. . Beil Nr. 51
Sarrazin, Geh. Oberbaurat Dr. Otto. Beil. Nr. 51
Schilling, Bildhauer Prof. Dr. Joh., †. Beil. Nr. 27
von Schoen, Staatsſekretär a. D. Beil. Nr. 41
von Schorlemer, Dr. Frhr., der neuernannte preußiſche Landwirtſchaftsminiſter . . . . Beil. Nr. 40
Seitz, Gouverneur Dr. . . Beil. Nr. 51
Simrock, Hans, †. . . . Beil. Nr. 42
Skarbina, Prof. Franz, †. Beil. Nr. 35
Spemann, Geh. Kommerzienrat Wilhelm, † . . . . Beil. Nr. 42
von Spitz, General der Inf. z. D., †. Beil. Nr. 46
Tera-uſhi, Generalgouverneur von Korea . . . . Beil. Nr. 51
von Uſedom, Generalleutnant Ernſt. Beil. Nr. 35
Velhagen, Wilhelm, Kommerzienrat, †. Beil. Nr. 38
Wagner, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Adolf . . . . Beil. Nr. 28
Weitbrecht, Prälat D. Gottlieb. Beil. Nr. 36
Welſer, Philippine . . . Nr. 47 S. 17
(Werner): Denkmal für den Komponiſten W. in Kirchohmfeld. Beil. Nr. 46
Wilhelm von Preußen, Statuette des Prinzen . . . . Beil. Nr. 35
(Wilhelm, Kronprinz) Die drei Kinder des Kronprinzenpaares in Heiligendamm . . . . Beil. Nr. 46
Wolff, Julius, † . . . . Beil. Nr. 38
Zähringer, Geh. Oberkirchenrat D. Beil. Nr. 39



Frauen-Daheim und Frauen-Erwerb.

(Die mit einem * verſehenen Artikel ſind illuſtriert.)

Nummer

Artikel vermiſchten Inhalts.

Anekdotenhören . . . 45
*Damen-Hockeyſpiel . . . 50
Dankſagungen . . . 49
Der Klaſſenerſte (ein Brief) . . . 31
Der kleine Finger meiner Kinder . 50
Dienſt- und Arbeitszeugniſſe (Was beſtimmt das Geſetz über die Ausſtellung?) . . . 50
Ein Gedenktag (hundertjähriger Geburtstag von Thekla von Gumpert) 41
Einmachezeit, Plauderei über die . 41
Faktotum . . . 32
*Ferienkurſe der Univerſität Grenoble 34
Ferienwanderungen der Berliner Gemeindeſchulkinder . . . 37
Fingerſpiele . . . 34
*Frauenklub Hamburg . . . 43
*Freiluftſpiele amerikaniſcher Studentinnen . . . 46
Fremde Federn . . . 34
Fremdſprachliches . . . 30
Großmutter iſt blind . . . 33
*Haushaltung im Sommer . . . 39
*Heide, Die blühende . . . 45
Inſterburger Altersheime . . . 27
*Jungfrauenvereine . . . 31
Kindermund . . . 30
*Kinderſport . . . 33
Königin Luiſe-Feier . . . 35
*Lawn-Tennis-Spielerinnen, Von unſern deutſchen . . . 38
Mitleid . . . 40
Preisausſchreiben, Zu unſerem . . 44
Reiſeaphorismen . . . 43
Reiſeerinnerungen . . . 46
Sandſpiel, Etwas vom . . . 27
*Schriftſtellerinnenbund, Der deutſche 30
„Sonnenſcheiner“, Die . . . 44
*„Stift Keppel“ . . . 28
Unterhaltung am Mittagstiſch über eine Wochenſuppe . . . 38
*Vier Ahnmütter der deutſchen Kronprinzeſſin . . . 42
*Was ich in der Backſtube lernte 48, 51
Wenn ſie daheim bliebe . . . 40
Wie bewerbe ich mich um eine Stellung . . . 38

Frauenbüchertiſch.

Frauenbüchertiſch . . . 28, 37, 39, 42

Handarbeit.

Bettdecke, Große, in Filet und Leinen 44
*Formenklöppeln . . . 29
*Gürtelſchnallen in Handarbeit . . 37
*Intarſiaarbeiten . . . 27
Kiſſenüberzug aus weißer Leinwand mit roter Stickerei . . . 34
*Kroatiſche Handarbeiten . . . 35
*Perlarbeiten, Neue . . . 37
*Pompadours mit eingeknöpftem farbigem Futter . . . 52
Sonnenſchirme, Moderne Verzierung 33
*Tiſchdecke mit Tiroler Fatſchen . . 27
*Tondernſche Spitzen . . . 47
*Wandbehang (Heimkehrende Fiſcherboote) . . . 44

Kleidung.

*Kieler Kinderkleider . . . 40
Kleider, Halbfertige . . . 30
Kleidung, Die, nach ihren ethiſchen Aufgaben . . . 43
Korſetts . . . 39
*(Mode) Die einfach gewordene Mode 32
*Schutzhut, Der . . . 41
Trauerkleidung, Die . . . 47, 52
(Volkstrachten) Für Freundinnen deutſcher Volkstrachten . . . 47

Hauspoeſie.

An mein Schwiegertöchterchen zum Geburtstag . . . 42
Bübchens Troſt . . . 28
Das Glück . . . 39
Dat Mudderwurt . . . 46
Die Maie . . . 36
Lebenslehren . . . 47
Prolog zu einem Konzert zum Beſten der Berliner Schülerwanderungen 36
Sommerſpuk . . . 44
Twei Rotdurn, ein Goldregen . . 37
Wiegenlied im Sturm . . . 30
Zur Feier des „Siebenjährigen Ehekrieges“ . . . 47

Küche.

Blechkuchen-Teig, Guter . . . 48
Blumenkohl, Praktiſche Winke für das Kochen von . . . 37
Brunnenkreſſe . . . 30
Brunnenkreſſe-Gemüſe . . . 30
Brunnenkreſſe als Salat . . . 30
(Gemüſe) Praktiſcher Wink beim Kochen junger Gemüſe . . . 39
Kaiſer-Schmarrn . . . 45, 49
Kalbsgehirn als Krankengericht . . 35
Kartoffelklöße mit Sauerbraten . . 38
Kartoffeln, Gebackene, auf böhmiſche Art . . . 39
Kaviar . . . 27
Kräuterſuppe . . . 34
Kreſſenſuppe . . . 30
Napfkuchen . . . 48
Ölſardinen anzurichten . . . 35
Pilzküche, Ratſchläge für die . . . 47
Quetſchkartoffeln auf öſterreichiſche Art . . . 36
Quittengelee . . . 45, 49
Ragout fin . . . 38
Sauce à la Tartare . . . 33
Schmandſchinken, Weſtpreußiſcher . 49
Schweinsrücken mit Madeiraſauce . 40
Sellerieſuppe . . . 34
Tauben im Neſte . . . 29
Teekuchen . . . 35
Waffeln . . . 49

Kunſt im Hauſe.

*Altar- und Kanzelſchmuck . . . 51
*Aus der kunſtgewerblichen Werkſtatt 49
*Steingut . . . 36

Allerlei Praktiſches.

Anthrazitöfen . . . 30
*Gaskocher, Unſer . . . 28
Kopfwaſſer . . . 32
Lederſtühle reinigen . . . 30
Linoleum ſchön zu erhalten . . . 45
Schmuckfedern, Geknickte, wieder herzuſtellen . . . 49
Straußenfedern reinigen . . . 46
Strümpfe, Das Anſtricken gewebter 52
Türen, Fenſterbänke, Lackierte, gut zu erhalten . . . 40

Nummer

Frauenerwerb.

Bankdirektor, Ein weiblicher . . . 30
Beamtin, Städtiſche . . . 47
Bienenzüchterin . . . 43
Blumenpflegerin für das Eßzimmer 52
Briefmarken-Fräulein . . . 34
Erfinderinnen . . . 32
Fabrikſchweſter . . . 27
(Fortbildungsſchule) Ein Beruf für die verwitwete Frau . . . 52
Frauen, Deutſche, in Indien . . 47, 51
Frauenarbeit in Rußland . . . 48, 49
Frauenorganiſationen, Deutſche, im Dienſte der Nächſtenliebe . . . 51
Frauen-Polytechnikum an der Ingenieur-Akademie zu Wismar . . 48
Frauenſchulen, Soziale . . . 48
Frauenſeminar, Ein chriſtlich-ſoziales 49
Frauenſtudium an der Handelshochſchule . . . 28
Gartenbauſchule Marienfelde . . . 29
Gärtnerlehranſtalt, Die Königliche, in Dahlem b. Berlin . . . 50
Gefängnispflegerin . . . 39
Geflügelfarm . . . 46
Geſindevermittlerin . . . 29
Glasmalerei, Frau in der . . . 29
Gymnaſtik, Rhythmiſche . . . 33
Hausbäckerin . . . 50
Hausdame eines Sanatoriums . . 27
Haushaltungs- und Gartenbauſchule, Eine moderne . . . 31
Hausſchweſternverein . . . 30
Kindergarten, Der franzöſiſche, und franzöſiſche Spielkurſe . . . 50
Konſervenhandel . . . 37
Kränzchen zur Anleitung in häuslicher Pflege . . . 39
Landpflegeſchweſter . . . 31
Landwirtſchaftliche Ausbildung gebildeter Mädchen auf dem Gute Amalienruh . . . 42
Lehrerin, Die deutſche, in unſern afrikaniſchen Kolonien . . . 36
Mädchenfortbildungsſchule, Die allgemeine . . . 44, 45
Nahrungsmittelchemikerin . . . 41
Orcheſterſtimmen, Das Ausſchreiben von . . . 37
Porzellanfabriken, Frauen in . . . 30
Privatlehrerinnen, Praktiſche Winke für . . . 28
Putzfach . . . 42
Rechtspraktikant, Ein weiblicher . . 40
Schaufenſterwettbewerbe . . . 45
Schloß Rhoden in Waldeck. Ein Erholungsheim für berufstätige Damen . . . 38
Schriftſtellerin . . . 40
Schulen, Kaufmänniſche, für Mädchen . . . 43
Schul-Zahnärztin . . . 32
Schweſternſchaften, Städtiſche . . 33, 34
Seidenraupenzucht . . . 36, 44
Sprachlehrerin . . . 51
Stenographiſtinnen und Maſchinenſchreiberinnen in engliſchen Schnellzügen . . . 36
Studentinnen, Deutſche, in Amerika 29
Uhrmacherin . . . 35, 41
Verkäuferinnen, Schule für . . . 31
Wanderkochlehrerin . . . 35
Wohnungsinſpektorin, Die erſte . . 48
Zahnärztin . . . 38
Ziegenzucht . . . 38
Zimmervermieterin in Petersburg . 42

* * *

46. Jahrg. Nr. 27

Daheim

Ein deutſches Familienblatt

2. April 1910

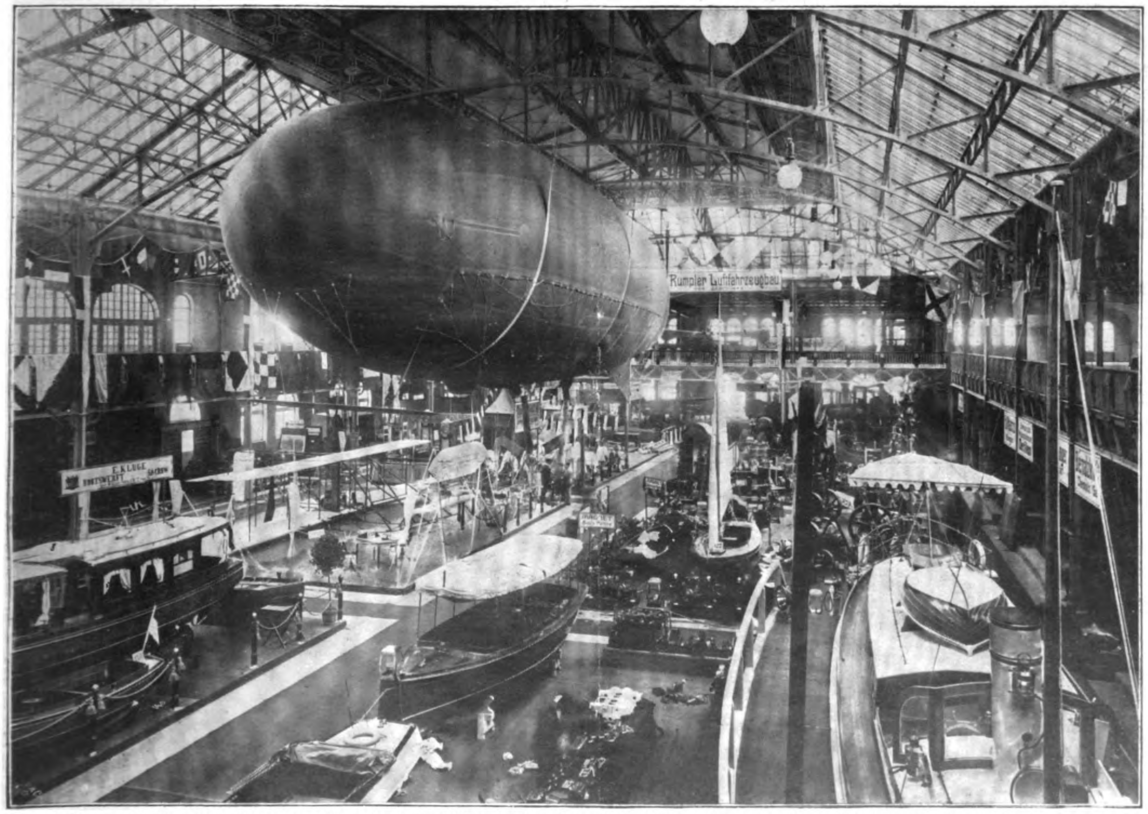
Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit. 1
Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt 5
Italienerin. Gemälde von Dall Oca Bianca. 9
Wäſcherinnen. Gemälde von Rio Joris 10
Auf dem Pferdemarkt. Gemälde von D. Holz. 11
Die Ausſichten des kaufmänniſchen Berufs für unſere Töchter. Von A. Zimmermann. 11
Schlechtes Wetter. Gedicht von Wilhelm Wolters 12
Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary. Mit fünf Abbildungen 13
Steppenfrühling. Gedicht von Hedda v. Schmid. 17
Wie Bobby kam und ging. Von Ernſt Herrmann. Deutſch von Rob. Saudek 18
Stätten deutſcher Induſtrie. Kabelwerk Oberſpree. Von Dr. Fritz Bennigſon 19
Prinzeß Sabine. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda (Fortſetzung) 21
Nachmittagsſtunde. Gemälde von A. v. Brandis 21
Alt-Potsdam. Gemälde von A. Liedtke 23
Nachzüglerin. Gedicht von Ad. Holſt . 24
Frauenerwerb — Frauen-Daheim — Kinder-Daheim — Sammler-Daheim — Briefkaſten . . . . 25—33
Kunſtbeilage: Im Atelier. Gemälde von Jan Vermeer.

Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

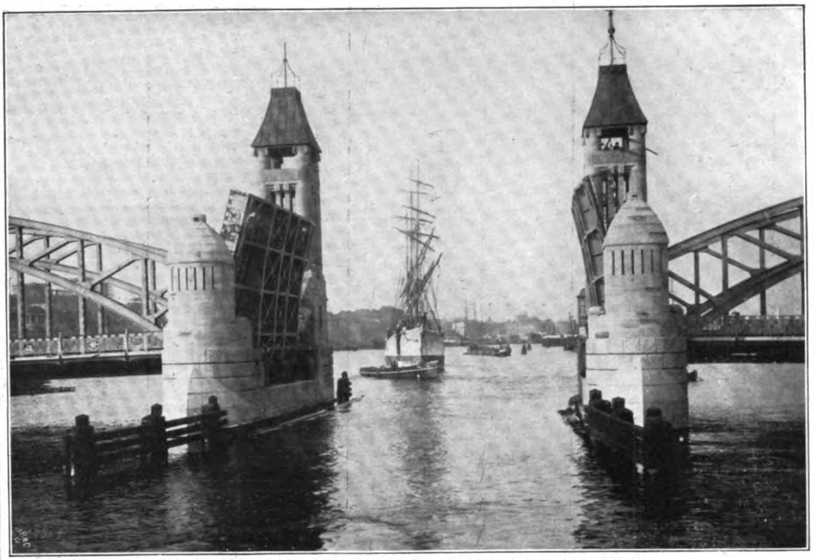
Soeben iſt in Berlin die „Internationale Motorboot- und Motoren-Ausſtellung“ eröffnet worden, von allen in Betracht kommenden Firmen und Vereinigungen überaus reich beſchickt. Die gewaltigen Ausſtellungshallen „am Zoo“, die den Winter über als Rieſenballſaal gedient haben, ſind nun, mit Beginn des Frühjahrs, wieder ihrem eigentlichen Zweck zugeführt. Für alles, was mit der Marine zuſammenhängt, mit Waſſerſport, hat die märkiſche Landratte ja ganz beſonderes Intereſſe. Der Beſuch der Ausſtellung iſt daher ſehr rege. Neben den Kajütbooten und Jachten locken auch die Flugmaſchinenmotore viele Neugierige an. Man ſtaunt, wenn man auf einem Bummel durch die weite Halle die fachmänniſchen Urteile unſerer jungen Leute über Vorzüge und Nachteile dieſes oder jenes Fabrikats hört. Mit brennendem Intereſſe ſind ſie den Ereigniſſen der Flugwoche im vorigen Herbſt gefolgt. Fliegen können — ein alter Märchentraum iſt Wirklichkeit geworden. Unſer neueſter, in dieſer Nummer beginnender Roman „Das Teſtament eines Einſamen“ von Emil Sandt, in deſſen Mittelpunkt die Schickſale eines Aviatikers ſtehen, der den Ozean überfliegt, kommt da eben zu rechter Zeit. Freilich handelt ſich's bei Emil Sandt nicht um einen aus dem wirklichen Leben genommenen Vorgang, ſondern um ein phantaſtiſches Werk im Stile etwa von Jules Verne; aber mit zwingender Kraft iſt darin die Wandlung eines Anhängers der Entwicklungslehre zum überzeugten Gottgläubigen dargeſtellt. —

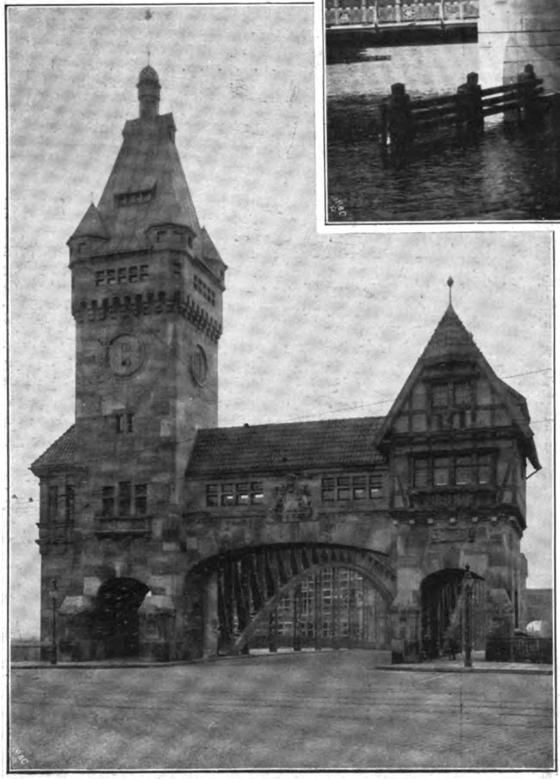


Geſamtanſicht der Internationalen Motorboot- und Motoren-Ausſtellung in Berlin. Photographie vom Illuſtrationsphoto-Verlag, Berlin.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

Auf dieſer Seite zeigen wir unſeren Leſern ein paar neue Bauwerke, zunächſt das Bild der **„Baumbrücke“**, einer neuen Oderbrücke in Stettin, die kürzlich dem Verkehr übergeben worden iſt. In einer Länge von 120 m überquert ſie den Strom. Sie beſteht aus 2 Doppelbogen mit je 48 m Spannweite. Ein Durchlaß von 17,5 m ermöglicht die Durchfahrt von Segelſchiffen. Er iſt für elektriſchen Betrieb eingerichtet. Die Baukoſten des gewaltigen Werkes betrugen 1 800000 Mark. —


Die neue Baumbrücke in Stettin.
Photographie von Max Dreblow, Stettin.


Der Brückenkopf der neuen Wandrahmsbrücke in Hamburg.

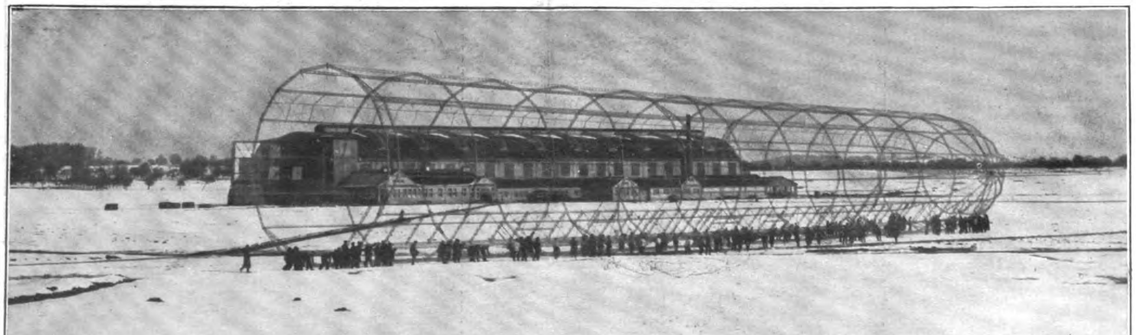
Die zollinländiſche Stadt Hamburg wird von dem Freihafenſpeicherviertel durch den ſogenannten Zollkanal getrennt. Den Kanal überſpannen mehrere Brücken, die ſämtlich mit reichem, auf den Handel und die Schiffahrt hinweiſenden figürlichen und ornamentalen Schmuck verſehen ſind. Durch die Erweiterung des Speicherviertels mußte eine neue Verbindung, die Wandrahmsbrücke, geſchaffen werden. Die Bauart dieſer Brücke iſt inſofern bemerkenswert, als ſie ſich eng an den Bauſtil von Alt-Hamburg mit ſeinen giebelgeſchmückten Fachwerkbauten anlehnt. Den Eingang auf der Stadtſeite bildet ein von einem Turm flankierter mächtiger Torbogen aus Sandſtein. Ueber dem Torbogen erhebt ſich eine Nachbildung des Hamburgiſchen Fachwerkbaues mit ſeinen kleinen Fenſtern und dem hohen Dach. Wer aus dem ſtadtſeitigen Torbogen heraustritt, dem bietet ſich ein Bild des jetzt immer mehr ſchwindenden alten Hamburgs. Man blickt auf einen alten, heute nicht mehr benutzten Marktplatz, auf dem die Vierländer ihre Grünwaren zu verkaufen pflegten. In der Mitte dieſes Platzes erhebt ſich ein Brunnen, geſchmückt mit der Nachbildung einer Vierländerin in Landestracht. Den Markt umſäumen Häuſer mit ſpitzem Giebel und kleinen Fenſtern; jedes höhere Stockwerk ſpringt etwas vor, ſodaß es dem Beſchauer einer der abzweigenden ſchmalen Straßen ſcheint, als berührten ſich die Häuſergiebel. Wenige Jahre werden vergehen, bis auch dieſer Reſt von Alt-Hamburg verſchwunden ſein wird. Breite Straßen mit vornehmen Geſchäftshäuſern werden dann auf dieſen Platz münden. Die **Wandrahmsbrücke** in ihrer Schlichtheit wird alsdann ein ſtummer Zeuge von Alt-Hamburg ſein.

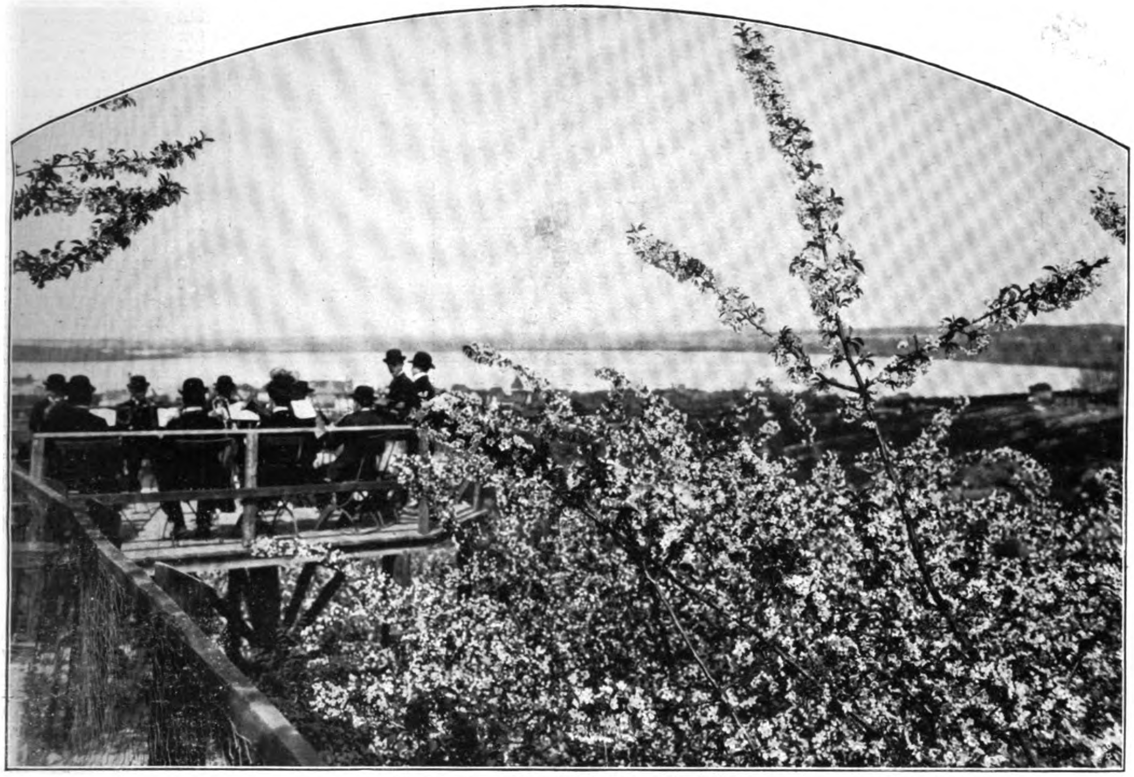
* * *

Eine feſſelnde Aufnahme bieten wir unſern Leſern mit dem untenſtehenden Bilde, das die Ueberführung des **Aluminiumgerüſtes eines Zeppelin-Luftſchiffes** in die neue **Fabrikhalle in Friedrichshafen** darſtellt.

* * *

Frühlingsanfang — Oſterfeſt! Auch den griesgrämigſten Stubenhocker muß es in Gottes ſchöne Welt hinauslocken, wenn um dieſe Zeit die Obſtbäume ſich feſtlich zu putzen beginnen. Die Baumblüte in Werder iſt in den Wochen bis nahe an Pfingſten heran gewöhnlich das Ziel von Hundert-


Ueberführung des Gerippes eines Zeppelin-Luftſchiffes in die neue Fabrik-Halle Photographie von Geſchw. Weyer, Friedrichshafen.



Muſikkapelle auf dem Wachtelberg bei Werder.

tauſenden, die den engen grauen Mauern der himmelſtrebenden Mietskaſernen entfliehen, um draußen einen Strahl Sonnenſchein einzufangen, an den lachenden Farben der ſich verjüngenden Natur Auge und Herz zu erfreuen. Im **Blütenmeer** auf dem Wachtelberg empfangen den Pilger die Klänge einer Kapelle. Sie ſind rein muſikaliſch nicht immer ein Genuß. Aber wenn ſo unter dem klar blauen, reingewaſchenen Lenzhimmel an einem ſchönen Sonntag der alte Beethovenſche Hymnus „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ über die Millionen von roten und weißen Blüten klingt, dann weckt er doch in jeder Bruſt ein Echo. Und die Erinnerung an eine liebe, feſtliche Rührung, deren man ſich nicht ſchämt, bleibt für die Arbeitswoche zurück.

Unter Blütenzweigen.

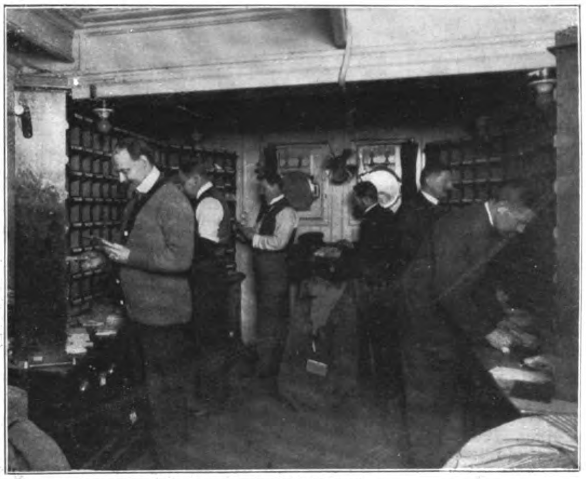
* * *

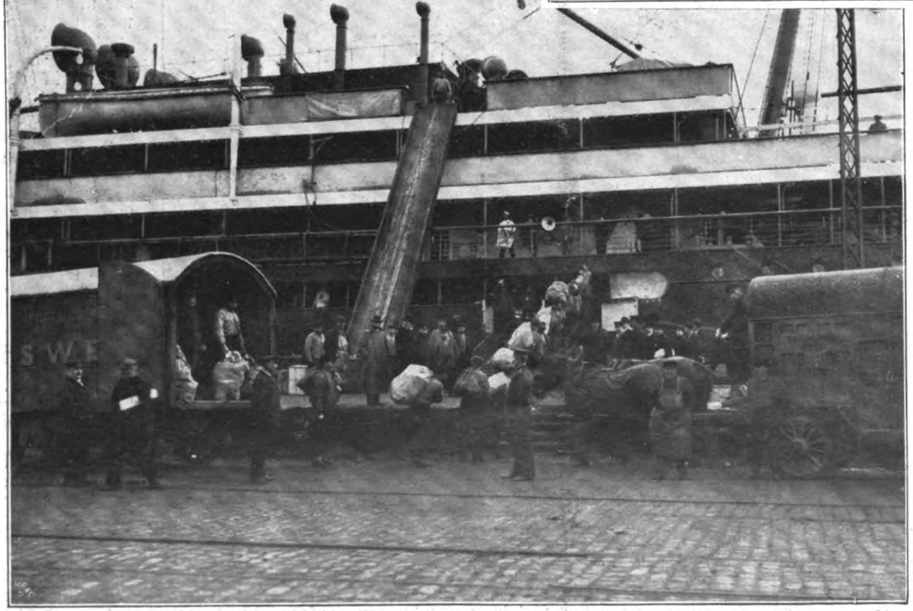
Vom überſeeiſchen Poſtdienſt handeln unſere Bilder auf der vierten Seite. Vor kurzem waren es gerade ſiebzig Jahre her, daß das bekannte Penny-Porto eingeführt wurde. Immer lauter erheben ſich jetzt die Stimmen für eine Herabſetzung des Auslandsportos, alſo die Einführung des Welt-Pennyportos. Man hat ja ſchon eine Menge Sonderbeſtimmungen erlaſſen, die Ermäßigungen wenigſtens mit einigen Nachbarländern zum Gegenſtand haben. So hat Deutſchland mit Oeſterreich-Ungarn das einheimiſche Porto, die Vereinigten Staaten mit dem angrenzenden Canada; Mexico und England haben ein ermäßigtes Porto mit Canada. Im ganzen gibt es 26 Nachbarlands-Poſtvereine, 11 Kolonialreichspoſtvereine, endlich 16 Länder mit zuſammen 64 Poſtvereinsbeziehungen nach zum Teil überſeeiſchen Ländern. Verfolgen wir die Statiſtik, ſo zeigt ſich eine ſtändige Vorwärtsentwickelung des geſamten Poſtverkehrs, die dann ganz beſondere Sprünge macht, wenn zwiſchen zwei Ländern eine Verbilligung eingetreten iſt. Dies gilt vor allem auch vom überſeeiſchen Verkehr. Bei uns ſteht an der Spitze der Austauſch mit den Vereinigten Staaten, was ſich ja aus den lebhaften Handelsbeziehungen erklärt. Nehmen wir irgend ein Jahr, zum Beiſpiel 1907, ſo zeigt die amtliche Statiſtik, daß aus dem deutſchen Poſtgebiet nach Nordamerika allein 17,2 Millionen Briefpoſt-Sendungen aufgegeben wurden und rund 12 Millionen den entgegengeſetzten Weg machten. Im Jahre

Frühlingsbilder aus Werder bei Berlin. Photographien von Gebr. Haeckel, Berlin.

Die Poſtſäcke werden an Bord gebracht.

1909 dagegen haben die Schiffe des Lloyd, der Hamburg-Amerika-Linie und White Star Line zuſammen über 60 Millionen gewöhnliche und faſt 600 000 Einſchreibebriefe nebſt rund 50 000 Sack Druckſachen befördert. Trotz der Millionen von Sendungen ſind in jenem Jahre nur 230 Verſehen vorgekommen, eine verſchwindend kleine Zahl. Bei den befriedigenden Ergebniſſen mit den ſogenannten Seepoſtbüros des Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie iſt die amerikaniſche Regierung bemüht, dieſen Betrieb auch auf der Cunard- und den franzöſiſchen Linien einzuführen. — Was iſt ein Seepoſtbüro? Die Begründung dieſer jetzt unentbehrlichen Einrichtung geht auf das Jahr 1890 zurück; als zwiſchen der deutſchen und amerikaniſchen Poſtverwaltung ein Abkommen getroffen wurde, daß auf den ſchnellſten Schiffen zwiſchen New York und Hamburg oder Bremen je ein Beamter jedes Landes die Poſt zu begleiten und zu bearbeiten hatte: ſeitdem werden von den an Bord befindlichen Poſtämtern die Poſtſäcke ſchon während der Fahrt geöffnet und der Inhalt ſortiert. Der ſchwierigſte Dienſt herrſcht auf den deutſchen Schiffen und zwar auf der Reiſe weſtwärts. Denn bereits 24 Stunden nach der Abfahrt muß ein engliſcher und meiſt auch ein franzöſiſcher Hafen angelaufen werden. Alſo heißt es, ſchnell die engliſche Poſt herausſuchen, ebenſo die franzöſiſche. Während der Ozeanreiſe wird alles nach Staaten und nach den amerikaniſchen Großſtädten ſortiert, ja für New York geht oft die Sortierung bereits im Seepoſtbüro ſoweit, daß die Sendungen in die einzelnen Beutel für die Beſtellſtationen A, B, C, D 2c. gelegt werden. An das eigentliche Büro ſchließt ſich eine Packkammer. Meiſt iſt der Arbeitsraum nur 15 Quadratmeter groß und enthält bloß das allernotwendigſte. Hat der Dampfer den fremden Hafen erreicht, ſo wird ſofort die Poſt ausgeladen. Sie geht mit den ſchon bereit gehaltenen Geſpannen eiligſt den Beſtellämtern zu. So kommt es, daß die Briefe bereits ausgetragen werden oder einige Meilen Bahnfahrt hinter ſich haben, während mancher Reiſende, noch mit der Verzollung des Gepäckes beſchäftigt, die Stadt noch nicht betreten hat.

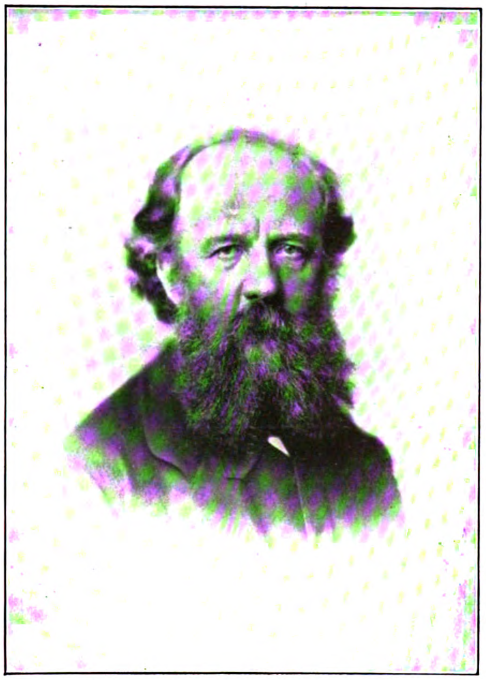




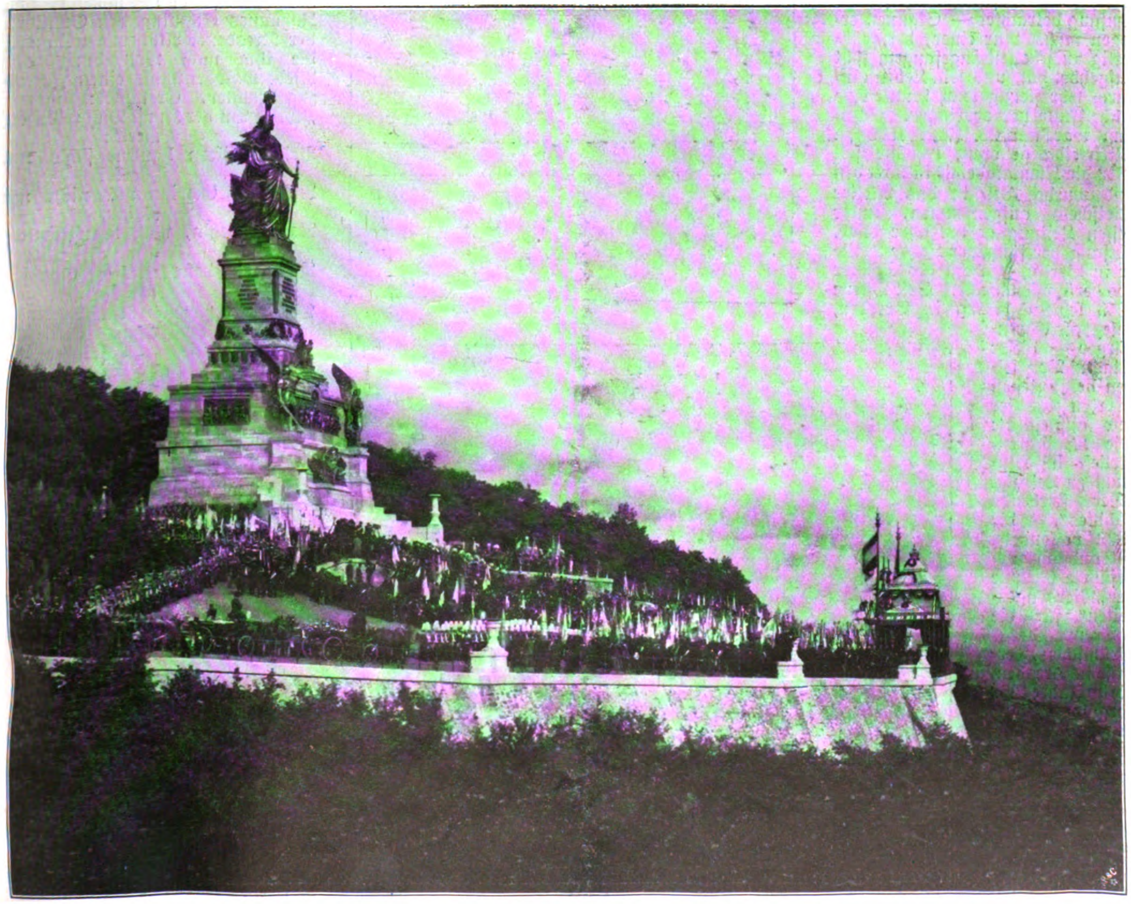
Verladen der Poſt an Bord des Norddeutſchen Lloyd-Schnelldampfers „Kronprinzeſſin Cecilie“. — Rechts darüber: Im Seepoſtbüro eines Norddeutſchen Lloyd-Dampfers.

Ueberſeeiſcher Poſtdienſt.

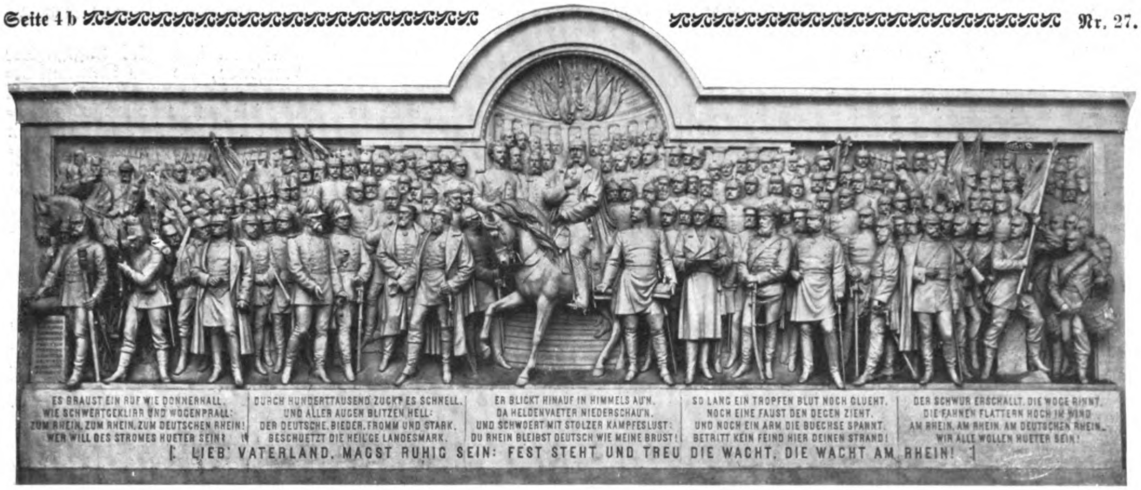
Johannes Schilling, der gefeierte Schöpfer des deutſchen Nationaldenkmals, iſt tot! — In die Trauer um den idealgeſinnten und aufrechten Meiſter miſcht ſich die Erinnerung an eine große, ſchickſalsreiche Zeit. Und dem älteren Geſchlecht rückt jener Septembertag des Jahres 1883 vor Augen, da auf dem Niederwald am deutſchen Rheinſtrom die Einweihung des Denkmals ſtattfand, das der großen Kunſt Meiſter Schillings entſtammte, das Kaiſer Wilhelm der Siegreiche in Anweſenheit zahlreicher deutſcher Fürſten und Heerführer zur Verherrlichung der 1870/71 erfochtenen Siege einweihte. Ein glücklicher Zufall ermöglicht es uns, unſeren Leſern heute eine gute Aufnahme des hiſtoriſchen Augenblicks vorzuführen. Das Niederwalddenkmal ſtellt eine 10½ m hohe bronzene Koloſſalſtatue der Germania auf einem 25 m hohen, mit Reliefs und allegoriſchen Figuren — Krieg und Frieden, Rhein und Moſel — geſchmückten Sockel dar. Für den nationalen Feſttag der Denkmalsenthüllung hatten Anarchiſten eine Dynamitexploſion vorbereitet. Gott war bei den Seinen — des Himmels Fügung vereitelte das Gelingen des bübiſchen Planes. Faſt ein Menſchenalter hindurch iſt das Niederwalddenkmal nun das Ziel ungezählter Tauſende, die das Denkmal bewundern und von ſeinem Sockel aus die wundervolle Ausſicht genießen. Der Blick reicht über den ganzen Rheingau und die Taunuskette, ſchweift zu der weiß ſchimmernden Rochuskapelle und zur Burg Klopp, die, überragt von dem Scharlachkopf, über dem Städtchen Bingen thront, folgt dem Laufe der Nahe, die aus einer Bergſpalte zu kommen ſcheint und zwiſchen Bingen und Bingerbrück in den Rhein mündet; der Blick mißt den breiten Strom, der aus der weiten Ebene kommt und nun weſtwärts in enger Talſpalte, im Binger Loch, verſchwindet, und grüßt den Mäuſeturm, der auf einer kleinen Rheininſel ſo ſchmuck emporſteigt, faſt ſchlanker noch als der hohe Turm der Burgruine Ehrenfels, die aus der rechten Talwand herausragt. An dem wundervollen Denkmal war 6 Jahre hindurch gearbeitet worden. Die Bauſumme betrug über eine Million Mark. Als im Jahre 1872 am 16. Auguſt der Grundſtein zu dieſem Denkmal gelegt wurde, begleitete Kaiſer Wilhelm I. die erſten Hammerſchläge mit den Worten: „Wie mein Königlicher Vater einſt dem deutſchen Volke vor dem Denkmal zu Berlin zurief, ſo rufe ich auch heute von



Bildhauer Prof. Dr. Johannes Schilling †.



Einweihung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald durch Kaiſer Wilhelm I. am 28. September 1883.
Zum Tode des Bildhauers Prof. Dr. Johannes Schilling.


ES BRAUST EIN RUF WIE DONNERHALL,
WIE SCHWERTGEKLIRR UND WOGENPRALL:
ZUM RHEIN, ZUM RHEIN, ZUM DEUTSCHEN RHEIN!
WER WILL DES STROMES HUETER SEIN?
DURCH HUNDERTTAUSEND ZUCKT ES SCHNELL,
UND ALLER AUGEN BLITZEN HELL:
DER DEUTSCHE, BIEDER, FROMM UND STARK,
BESCHUETZT DIE HEIL'GE LANDESMARK.
ER BLICKT HINAUF IN HIMMELS AU'N,
DA HELDENVAETER NIEDERSCHAU'N,
UND SCHWOERT MIT STOLZER KAMPFESLUST:
DU RHEIN BLEIBST DEUTSCH WIE MEINE BRUST!
SO LANG EIN TROPFEN BLUT NOCH GLUEHT,
NOCH EINE FAUST DEN DEGEN ZIEHT,
UND NOCH EIN ARM DIE BUECHSE SPANNT,
BETRITT KEIN FEIND HIER DEINEN STRAND!
DER SCHWUR ERSCHALLT, DIE WOGE RINNT,
DIE FAHNEN FLATTERN HOCH IM WIND
AM RHEIN, AM RHEIN, AM DEUTSCHEN RHEIN,
WIR ALLE WOLLEN HUETER SEIN!
[: LIEB' VATERLAND, MAGST RUHIG SEIN: FEST STEHT UND TREU DIE WACHT, DIE WACHT AM RHEIN! :]

Relief am Nationaldenkmal auf dem Niederwald.

dieſer bedeutungsvollen Stelle den deutſchen Brüdern zu: Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geſchlechtern zur Nachahmung!" — Johannes Schilling, der Schöpfer des großen Werkes, der nun im 82. Lebensjahre in Klotzſche bei Dresden geſtorben iſt, hat ein überaus reiches Schaffen hinter ſich. Das Schillingmuſeum in Dresden, das die Gipsabgüſſe ſeiner Schöpfung enthält, umfaßt ein Lebenswerk, das — ſchon nach ſeinem Umfang betrachtet — Staunen erregen muß. Nur einer, der frühzeitig zu ſchaffen angefangen, ſpät aufgehört hat, und ſein Leben hindurch ſehr fleißig war, konnte eine ſolche Fülle hervorbringen. Schilling war am 23. Juni 1828 zu Mittweida geboren, beſuchte ſeit 1842 die Kunſtakademie in Dresden und wurde 1845 in das Atelier Rietſchels aufgenommen, unter deſſen Leitung er 5 Jahre blieb. Anfang der fünfziger Jahre weilte er in Berlin, zunächſt als Schüler des berühmten Drake. Seit Oſtern 1856 lebte Schilling in Dresden, zuletzt als Ehrenbürger dieſer Stadt. Von ſeinen bekannteſten Werken ſeien hier nur aufgeführt: Die Kentauren-Reliefs im Muſeum zu Leipzig, „Der ſterbende Achilles", die 1872 vollendete, in Sandſtein ausgeführte Gruppe der „Vier Tageszeiten" für die Treppe der Brühlſchen Terraſſe in Dresden, die im Jahre 1881 vergoldet wurden, die Phidiasſtatue, das Denkmal des Erzherzogs Ferdinand Max, des Kaiſers von Mexiko für Trieſt, das Bronzeſtandbild Schillers in Wien, das Kriegerdenkmal in Hamburg, die Bronzegruppe „Bacchus und Ariadne" aus dem Panthergeſpann auf dem Vorbau des Dresdener Hoftheaters. Aus neuerer Zeit ſind noch zu erwähnen das 1883 in Leipzig enthüllte „Reformationsdenkmal", das Reiterdenkmal König Johanns, die Denkmäler Kaiſer Wilhelms I. in Dortmund und Wiesbaden, das Standbild Bismarcks in Gotha. Für den Fleiß des Verewigten iſt ein hübſcher Spruch bezeichnend, den Johannes Schilling den Schülern der Dresdener Akademie widmete, die ihm nach Vollendung des Niederwalddenkmals einen Fackelzug brachten. Er lautet:

„Willſt Du der Kunſt Dich widmen, merke:
Bei Künſtlern handelt ſich's um Werke!
Nicht um Gewinn und nicht um Ruhm,
Noch Anſeh'n, noch Kunſtkennertum.
Nein, was dem Künſtler Gott geſchenkt,
Daß er in Formen dichtet, denkt
Das Glück zu ſchaffen, laß allein
Beruf und höchſten Lohn Dir ſein!...
Und wenn Dir's ja an Mut gebricht,
So tu' bis morgen Deine Pflicht!
Dann haſt Du morgen wieder Mut
Und Arbeitskraft. Wer wenig ruht,
Dem iſt die Arbeit allezeit
Ein Freund im Glück und Herzeleid!...
Drum ſei der Arbeit treu und merke:
Bei Künſtlern handelt ſich's um Werke!"

Vater Rhein. — Darüber: Kopf der Germania des Niederwalddenkmals.
Zum Tode des Bildhauers Prof. Dr. Johannes Schilling.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt.

Wir befanden uns vielleicht neunzig Meilen öſtlich von der Hudſon-Bai. Immer dem Laufe des Great Wale River aufwärts folgend, begaben wir uns allmählich auf das Territorium von Labrador. Die Grenzſcheiden zwiſchen Ungana und Quebec hatten wir bereits hinter uns, und wir konnten nicht mehr weit vom Sand Girt Lake ſein. Von dort aus war es nur nötig, an den Ufern des Hamilton River entlang nach Oſten zu wandern, um unſer Ziel, die Küſte des Atlantiſchen Ozeans, zu erreichen. Immerhin mußte dieſer Marſch noch eine ganze Reihe von Wochen in Anſpruch nehmen; ſo, als wenn einer drüben im alten Lande von Kiel nach Athen zieht. Die Schulbegriffe des ehrwürdigen Europa über Labrador hatten wir längſt verſenken müſſen. Labrador liegt, auf die Alte Welt übertragen, ungefähr zwiſchen Paris und Edinburgh oder zwiſchen Wien und Kopenhagen; alſo klimatiſch eigentlich eine liebenswürdige Gegend unſeres Globus. Trotzdem ſollte es dort über die Maßen kalt ſein. Wir hatten es nicht anders gelernt, als daß den wenigen Bewohnern von Labrador während des größten Teils des Jahres der Hauch am Munde und die Wimpern zwiſchen den Lidern gefrieren; ſtatt eines farbenfrohen Teppichs gab es dort nur Steine und Eis; ſtatt eines tiefen, in ſattes Blau getauchten Himmels nur Dunſt und Nebel. Und wenn einmal der Schleier wich, dann zog eine klingende Kälte über das Land, unter der Eis und Steine anfingen, in ſcharfen, harten Tönen zu ſingen. — Weshalb iſt man geneigt, jede Gegend, in der die Menſchen ſich rar machen, für kalt auszuſchreien? —

. . . Tiefe, majeſtätiſche Stille . . .

Wie wenn man aus einem Fabrikſaal mit ſeinen ſchwingenden Riemen und ſeinen ſurrenden Rädern, mit den Hebeln, die im Gleichtakt ticken, mit den eiſernen Armen, die geſpenſtiſch hin- und hergleiten, — wie wenn man aus ſolchem toſenden Raum hinüberſchreitet in den großen Saal eines alten Königsſchloſſes. Still und ſtarr liegt alles da für den weiten Blick. Und doch hat alles ſeine beredte Sprache. So weit ein Schlafender vom Toten unterſchieden iſt, ſo weit iſt dieſe lebendige Stille vom Regungsloſen unterſchieden. Wenn man über die ſommerlichen Flächen von Labrador zieht, iſt es, als glitte man über das Parkett eines Schloſſes, in dem der König auf dem Throne ſitzt. Nicht tot und nicht im Schlaf; nur ſtumm und mit würdigem Lächeln. Und wohin man auch ſeine Schritte lenkt, man fühlt die Anweſenheit des Königs, und man kann nichts betrachten, ohne an ihn zu denken. Hier iſt dem Auge alle Freiheit gegeben; es kann in die weiteſten Fernen tauchen; es kann von einer Seite zur anderen, von Horizont zu Horizont ſchweifen; in allem liegt hier ſolche Kraft zur Ruhe, ſolche ſelbſtherrliche, ſelbſtbewußte Abwehr gegen jeden Lärm. Wir ſtanden mit dem Geſichte nach Oſten, dahin, wo in ganz weiter Ferne der Atlantik ſeine flüſſigen Atemzüge gegen den Strand haucht. Dort war das Endziel unſerer Wanderung. Jeder Tag brachte uns ein großes Stück weiter. Aber ob wir geſtern oder vorgeſtern um uns ſahen, ob wir morgen oder übermorgen um uns ſehen würden, wir werden noch lange in der Mitte dieſes großen Königsſaales ſtehen, mit dem ſtillen König, den man fühlt und nicht ſieht. Über dem weiten Rund liegt ein Flimmern, ſo daß man glauben möchte, die Erde atme unter dem welligen Plan. Und dort, wo am Horizont die Ebene weicht, weichen muß mit der Krümmung der Erde, ſieht man in den Himmel. Man weiß es; man meint es zu wiſſen. Aber der ſchwimmende Gürtel, der ſich in der Ferne in feinen Farbentönen auf die Erde legt, gemahnt daran, daß für uns Menſchen auch das größte Schloß Mauern hat.

Wir ſind hier nur unſerer zwei. Mein Gefährte und ich. Drei Hunde haben wir noch bei uns. Und ſind ſchon ſeit Wochen gewandert, ohne einen einzigen Menſchen zu treffen. Und werden ſo noch Wochen wandern. Ich habe einen Kompaß bei mir. Wir brauchen ihn aber nicht. Mein Kamerad hält ſeinen naſſen Finger in die Luft und ſagt dann bei Tage oder bei Nacht, woher der Wind kommt. Er iſt ein kanadiſcher Pelzjäger. Zweiundfünfzig Jahre alt. Einer von den Leuten, die ſchon bei Lebzeiten in Pergament gebunden erſcheinen. Er ſpricht ſehr wenig. Da ich überzeugt bin, daß es keinem Menſchen möglich iſt, während ſeines Wachſeins in irgendeinem Momente nicht zu denken, muß er viele ſtille Gedanken haben. Da er aber die metaphyſiſche Welt nicht kennt, werden ſie nicht ſpekulativ ſein. Sie werden ſich auf ſeine Erfahrungen beſchränken. Das bedeutet bei ihm nur ein ganz kleines Gebiet; aber es iſt auch aus mikroſkopiſch kleinen Teilen zuſammengeſetzt, ſo daß ein Moſaikgemälde dagegen noch als grobe Arbeit erſcheint. Wie kam ich zu dieſem Manne; — wie er zu mir? —

Als ich vor Jahren noch zu Trieſt im Bankhauſe ſaß und mich mit dem Delcredere-Konto herumprügelte und Anſchreibungen machte für Leute, die monatlich mit zwei und einem halben Lire kamen, um Kapital zu ſäen und Zinſen zu ernten, dreidreiviertel vom Hundert, unterlag ich eines Tages der Sehnſucht auszuatmen. Nichts anderem. Ich hatte immer mehr das quälende Gefühl, als ob ich beim Luftholen auf der Hälfte hätte ſtehen bleiben müſſen; ſo als wenn ein Block auf meinem Genick lag, und mir der Atem von einer pfeifenden und keuchenden Lunge mühſam zugeſaugt würde. Ein unwiderſtehlicher Zwang überkam mich, mich aufzurichten. Ich warf die Berufsketten von mir, nahm meine geringen Erſparniſſe und zog übers Land. Und dann über die Länder. Nun war ich ſchon drei Jahre am Wandern. Ich hätte nie geglaubt, wie außerordentlich wenig Materielles dazu gehört, die Materie an uns zu erhalten. Und wie ungeahnt ſchnell der innere Menſch wächſt, wenn man beim Zwecke ſeines Daſeins „leben“ einſetzt für „verdienen“. Der ungeheure Irrtum der zweibeinigen Paraſiten. Von den beiden Gegenſätzen, von denen man ſagt, ſie ſeien die wichtigſten Motive für allen Zuſammenhang des Irdiſchen, von der Liebe und dem Haß, ſcheidet der Haß vollſtändig aus. Er wird erſetzt. Es gibt nur Liebe und Verachtung. Aber mir ahnt ſo leiſe, als ob ſich das im Laufe der Zeiten auch noch wandeln würde in Liebe und Mitleid. Arme Menſchen! — Daß ihre ganze Erſcheinungswelt, das Gebiet alles Sinnfälligen zwiſchen mechaniſchen Errungenſchaften liegt, zwiſchen dem Mikroſkop und dem Fernrohr, mag ihre Beſtimmung ſein; aber daß das ganze Getriebe, in dem die Menſchheit einem Außenſtehenden erſcheint, zwiſchen Colombine und Hermelin eingekapſelt werden kann, und daß man niemals in voller Wahrheit ſagen kann, wer die eine vorſtellt und den anderen trägt, und ob nicht beide vertauſcht werden können, das iſt nicht mehr ihre Beſtimmung, das iſt ihr Wille, ihre Konſtruktion. Und daß das Bild ſo buntſcheckig und manches liebe Mal ſo mißfarben iſt, das macht das Abweichen vom kategoriſchen Imperativ. Das Freſſen und Jappen gegen den anderen, das Schielen und Lügen. Sie haben Worte, die wie in Öl getaucht ſind und Taten, die wie Meſſer ſchneiden. — Daß ich wegging, ich weiß, damit habe ich auch gegen den kategoriſchen Imperativ verſtoßen. Aber ich habe mich ja auch nicht gerettet ins Wohlleben und in die Weichlichkeit, nicht in Beſitz und Macht, — ich habe mich errettet vor dem Ekel. Ich bin durch die Menſchen hindurch gegangen und habe gefunden, daß es albern iſt zu behaupten, der Menſch ſei ein Herdentier. Wenn es die Beſtimmung des Menſchen iſt, gut zu werden, ſich aufwärts zu pflanzen, dann iſt die Herdenform das ſchlechteſte Mittel dazu. Wo immer ich den federnloſen Zweibeiner in Herden ſah, oder auch nur in Rudeln, war's ſchlimm um ſeine Güte beſtellt; wo immer ich ihn traf, wie er allein horſtete, — es war kein glatter Geſelle, — wahrlich nicht; — aber die Schuftigkeit und die Schwäche des Herdenviehs, den Futterneid und die Luſt am Böſen fand ich nicht. Vielleicht nur, weil er das alles nicht nötig hatte. Aber der Grund macht nicht ſoviel aus.

Meinen Kameraden, der jetzt mit mir gen Oſten zieht, traf ich trüben am Curchill River, an der Grenze zwiſchen Saskatchevan und Athabasca. Bei ſchwachem Mondlicht war ich am Wandern. Überm Knieholz lag ein feines Nebeltuch, und ich mußte oft die Füße heben, weil die Wurzeln über dem Boden wuchſen; dünne aber zähe Schlingen. Man lernt aufpaſſen. Und wenn man doch einmal fällt, iſt es, weil man ſich zu ſehr in die Unterhaltung mit ſeinem Herrn Gott vertieft hat. Für den das Herdentier durchſchnittlich nur Zeit hat, ſoweit er in das Programm aufgenommen iſt. — Ich war allmählich müde geworden. Vor mir lag eine Felſenpartie. Die Unebenheiten im Aufbau waren nicht zu unterſcheiden. Ein großer ſchlafender Klotz. Die Mondſtrahlen zogen eine grünweiße Linie an ſeinen oberen zerklüfteten Umriſſen entlang. Und je dichter ich heran kam, um ſo höher ſtieg die Maſſe, um ſo tiefer wurden die Schatten. Nach zwei Stunden ſtand ich faſt am Fuße. Und ſah in einiger Entfernung ein ſchwach flackerndes Feuer. Ich ging gegen den Wind und ſchrie hinüber, ſo laut ich konnte. Hundegebell antwortete, und dann ein Pfiff. Als ich mich dem Feuer ſchon auf hundert Schritte genähert hatte, konnte ich noch niemanden erkennen. Es kam, weil der Mann ſtill ſtand, als gehöre er zum Felſen. Und die Hunde lagen platt am Boden. Erſt als meine Füße faſt gegen das glimmende Holz ſtießen, löſte ſich Schatten vom Schatten. Wir boten uns einen kurzen Gruß. Dann nahm er von den beiden Fellen, auf denen er wohl vorher gelegen hatte, eins und breitete es neben dem anderen aus. Und bot mir einen Trunk und dann zu eſſen. Es vergingen Stunden. Wir ſchliefen; und es wurde morgens. Die Kühle trat ein, die den baldigen Sonnenaufgang kündet. An den Ohren der Hunde hingen Tautropfen, und durch das Knieholz ſtrich ein leiſer Wind, der ſich bei unſerm Lager in Wirbeln drehte, weil ihn die Felswände abprallen ließen. Und endlich ſchlug die Sonne den Dunſt nieder.

Wir hatten ſchon zuſammen Fleiſch gegeſſen, das im Feuer gebraten war, und gemeinſam unſere Büchſen geölt und geputzt; aber wir hatten noch kein Wort gewechſelt. Außer jenem Gruß am Abend vorher. Nicht „wer?“ und nicht „woher?“ und nicht „wohin?“ war gefragt worden. Ich zog meinen Kompaß heraus und verſuchte, mich über meine nächſte Marſchrichtung zu vergewiſſern.

Da kam der erſte Satz über die Lippen des anderen.

„Wenn Ihr das Ding verliert?“

„Dann muß ich mir ſo helfen!“ antwortete ich nach einer Weile.

„Dann tut's doch gleich!“

Das war die erſte Unterhaltung zweier Menſchen, von denen jeder ſeit Wochen keinen anderen geſehen hatte. Und erſt elf oder zwölf Tage ſpäter erfuhr ich, daß er Michael hieß. Auf dem Kolben ſeiner Büchſe hatte ich ein kunſtvoll geſchnitztes M geſehen; und ein M trug auch der Griff ſeines langſtieligen Meſſers. Hier war es aber durch die Köpfe kleiner Meſſingnägel hergeſtellt. Vom Sehen bis zum Fragen wäre bei den Ziviliſierten nicht weit geweſen. Hier fragt man nicht. Und danach, wie einer heißt, ſchon gar nicht. Wenn man nur zu zweien iſt, iſt es auch ganz gleich. Aber er hatte meinen Blick geſehen und ſagte es mir aus freien Stücken. Seinen Zunamen habe ich nie erfahren.

Wir fanden, daß für die erſte Zeit unſer Ziel das gleiche war: die Hudſon-Bai. Und blieben beiſammen. Blieben genau ſo beiſammen, wie wir wohl auseinander gegangen wären, wenn unſer Ziel auch nur um einen Grad auseinander gelegen hätte. An Michael war die Kultur, ſoweit ſie ſich mit Ziviliſation vermengt, vorübergegangen und ſo auch die Fortſchritte der Menſchheit auf dem Gebiete der Technik. Er wußte auch nichts zu bewerten.

Ich lag einmal neben ihm und ſpielte mit den Hunden, während er ſeine Mokaſſins flickte. Ich fing von der Eiſenbahn zu erzählen an. Zwiſchen ſeine Lippen hatte er eine feine Tierſehne gepreßt, mit der er die geplatzten Nähte ſeiner Schuhe wieder zuſammenziehen wollte. Er konnte deshalb die Lippen, die er an ſich ſchon immer nur zu einem kleinen Spalt öffnete, gar nicht auseinander bringen.

„Sprechen habe ich auch ſchon davon hören,“ klemmte er zwiſchen den Zähnen hindurch, „drüben an der Weſtküſte, da war einer, der iſt damit gefahren.“

Ich pries ihm die Vorzüge, die ſolches ſchnelle Vorwärtskommen doch habe für einen, dem es eilig ſei. Und erhielt nur die Antwort: „Was hat einer eilig!“ Nicht erſtaunt, und nicht verächtlich; nur ablehnend. Ich ſprach ihm von den Luftſchiffen, die überall erbaut würden; und daß nun auf der ganzen Welt, — man ſagt ſo leicht, auf der ganzen Welt!‘ — die Menſchen ſich mit Flugmaſchinen abquälten. Seine ganze Antwort war: „Was braucht einer fliegen!“

Ich habe mich in ſeiner Gegenwart oft geſchämt. Er hat nichts davon merken können. Vor mir habe ich mich geſchämt, daß ich, der ich in die Stille geflohen und auf die unbegrenzte Wanderſchaft gegangen war, mich nicht nur nicht freimachen konnte von den Erinnerungen an die Gemeinſamkeit mit den Menſchen, ſondern daß ich ſogar noch einen gewiſſen Stolz an dieſen Erinnerungen empfand; ja mehr noch, daß ich der Narr war, jemandem gegenüber damit verhalten zu prahlen, dem ſie zu wenig waren, um ſich auch nur zu einem ſchwachen Lächeln aufzuraffen. Ich ſprach ihm von ſeinen Landsleuten, den berühmten Gebrüdern Wright, von denen ich ſchon in Europa, und dann noch mehr in Ohio gehört hatte, und von Zeppelin. Ich ſetzte ihm am Lagerfeuer auseinander, wie es alles kommen könnte, wenn die Erde mit Wegen, Eiſenbahnen und Kanälen überzogen wäre, und wenn dann die Menſchen auch noch das Fliegen erlernt hätten; ſo daß ſie überallhin gelangen können. Er hatte aus dem Ruckſack ſeine Kentucky-Pfeife hervorgeholt und preßte den Tabaksqualm in feinem Strahl in die Luft.

„Der letzte Büffel iſt bald hin,“ meinte er endlich *langſam* „und wenn ſie erſt fliegen, dann wird auch der *letzte* Pelzjäger abgetan ſein; — aber —.“

Damit ſchloß er. Wir ſchwiegen beide. Ich wußte, daß er den Satz nicht vollenden würde, wenn ich ihn auch darum fragen wollte. So lehnte ich mich zurück und blinzelte in die Flammen.

Eine traumhafte Stille war um uns. Ab und zu ein Kniſtern im Feuer, das war alles. Es ging in die Nacht hinein; aber die Nacht war ſo hell, daß man ſeitwärts auf Meilen weit in die Ebene hinaus ſehen konnte. Es verging manche Minute.

Ich hatte unſer Geſpräch ſchon vergeſſen und meine Gedanken andere Kreiſe ziehen laſſen. Da ſchob er mit einer Bewegung, die gegen ſeine ſonſtige Abgemeſſenheit plötzlich und gewaltſam erſchien, ſeinen Stiefel gegen die glimmenden Äſte. „— aber den Erſten, der hier über mich wegfliegt, — den — hole ich mir mit der hier herunter.“

Dabei umſchloſſen ſeine Fäuſte krampfhaft den Kolbenhals ſeiner langen Büchſe.

Bis hierher möchte es keinen Grund geben, weshalb ich dieſe Zeilen ſchreibe; weshalb ich mich mit dem mühſeligen und mir nun ſchon ganz ungewohnten Geſchäfte des Buchſtabenmalens abgebe. Ich bin an der Chineſiſchen Mauer entlang getrottet und habe mich am Nicaragua ſchlafen gelegt; geſchrieben habe ich darüber nichts. Unter dem langen dreieckigen Schatten, mit dem der Mond die Pyramiden in die Wüſte hineinzeichnet, habe ich mich in eine Decke gewickelt und habe unter dem Himmel des Südens geſchlafen, bis die Sonne den Mond beim Schattenſpiel ablöſte; und ich bin von Biarritz über die Pyrenäen geſtiegen durch Catalonien hinüber nach Barcelona, — es war eine ſchöne Wanderung; und vielleicht meine gefährlichſte; — geſchrieben habe ich darüber nichts. Du liebe Zeit, wenn man ſich nicht vergräbt, ſondern wandert und immer wandert, tagaus, tagein, jahraus, jahrein, — gerade aus oder im Zickzack, wenn man nicht einer iſt, der aus dem Schreiben ein Gewerbe macht, — und aus meiner ziviliſierten Zeit her weiß ich noch, daß es viele Tauſende ſolcher Unglücklichen gibt, dann kann man eigentlich gar nichts über ſolches Wandern ſchreiben. Wenn man am Rande eines Eiſenbahndammes ſteht, und es fegt und faucht eine Schnellzuglokomotive vorbei, dann verſucht man vergeblich, die einzelnen Speichen der großen Schwungräder zu erſpähen. Es iſt ein kreiſendes Wirbeln. Es geht zu ſchnell. Die eine Speiche jagt die andere. Beim Wandern iſt es nicht viel anders. Die Bilder ziehen langſamer; ſo meint man. Und man hat damit ja auch recht. Aber ihrer ſind auch unzählige. Und wenn man ſie weit hinter ſich hat, iſt es auch ſo wie beim Lokomotivenrad. — Aber! einen Augenblick — davon bin ich überzeugt — gibt es, in dem man ſie wieder deutlich ſieht. Hat einer ſchon mal in pechfinſtrer Nacht und bei ſchwerem Gewitter an einem Eiſenbahndamme geſtanden, und hat er gerade in jenem Bruchteile einer Sekunde auf die Räder des pfeilſchnell vorüber jagenden Zuges geſehen, wenn plötzlich ein Blitz herniederfuhr? — Das Licht war ſo grell und ſo kurz, daß kein zweites Bild das erſte verdrängen konnte: nun ſah man ſämtliche Speichen, und das große Rad ſchien ſtill zu ſtehn. Steif und ſtarr und ſtill. So, meine ich, wird es ſein, wenn man ſtirbt. Dann wird in einem kurzen, letzten Augenblick auch ſo ein Leuchten noch einmal das Gehirn durchdringen, und man wird, wie in einem ungeheuren Panorama noch einmal ſein ganzes Leben ſehen. Es wird von dem großen Erbauer noch einmal vor dem Menſchen aufgemeißelt. Eine plaſtiſche Vergangenheit. Wenn man es aber ſelbſt aufſchreiben ſollte in gequälter Reihenfolge, dann müßte man ſich Notizen gemacht haben. Und wer wandert, nicht um zu erzählen, ſondern um aus dem Netz heraus zu kommen, in dem jeder aus der Herde zappelt, macht der Notizen? — Nein!

Und wenn ich nun trotzdem hier ſchreibe, iſt es nicht, um von mir zu erzählen. Wahrlich nicht. Es iſt, um meiner Zeit die Schrift eines anderen zu überliefern; eines anderen, den weder ich kenne, noch deſſen Augen mich je geſehen haben. — —

Michael und ich, wir zogen miteinander weiter. Wir ernährten uns zuſammen auf die natürlichſte Art der Welt. Was wir zur Nahrung brauchten, ſchoſſen oder fingen wir uns. In beſchränktem Umfange dienten uns auch Früchte, die wir hier und da pflückten. Von jenen Tagen iſt wenig mehr zu erzählen, als daß an ihnen mit großer Regelmäßigkeit die Sonne aufging und mit erquickender Ausdauer ſchien; und von den Nächten, nichts anderes, als daß wir beobachten konnten, wie der Teil von ihnen, den wir nicht verſchliefen, von dem Mondlicht benutzt wurde, um aus dem Nebel Bilder zu geſtalten, mit denen es in melancholiſchem Rhythmus tanzte. — Bis auf jene eine Nacht. Die mich zum Schreiber machte; weil ſie mich zum Schreiben zwang. Es iſt eine üble Sache, wenn man ſeit Jahren wenig geſprochen und gar nicht mehr geſchrieben hat. Wenn ich es durchleſe, iſt alles unbeholfen gegen das, was ich ſagen wollte. Aber ich darf mich damit tröſten, daß es ja nicht ſo ſehr auf mein Geſchreibſel ankommt. Ungefähr ſo, wie wenn in der Geſellſchaftswelt, die ihren Komment über Lebensform und Geſte hinaus ſogar auf den Ton erſtreckt, ein Ungeübter es unternimmt, den übrigen eine wichtige Perſönlichkeit vorzuſtellen. Verſtändige und billige Überlegung wird zugeben, daß dieſer verſinkende Moment nicht ſo wichtig iſt, um meſſerſcharfer Kritik unterworfen zu werden. Da doch das Wichtige der Vorgeſtellte iſt.

Wir hatten uns abends gelagert. Es mochte nicht weit von Mitternacht ſein. Wir waren am Frühabend ſchon müde geweſen, aber Michael hatte vorgeſchlagen, ein Bad in einem der breiten Bäche zu nehmen, die unweit unſeres Standplatzes vorüber floſſen. Mit kaum merklichem Gefälle gurgelte das Waſſer zwiſchen niedrigen Ufern dahin. Nur an wenigen Stellen war es ſo tief, daß wir ein paar Schwimmſtöße machen konnten. Als wir des Herumſtapfens an Grund müde geworden waren, hatte Michael ſich auf den Rücken gelegt und gemeint, wir ſollten uns eine halbe Stunde von dem Waſſer forttragen laſſen. Mir war's nicht zuwider. Es war zwar Arbeit; denn es iſt ein Unterſchied, ob man in tauſend Meter tiefes Waſſer fällt, auf dem man beinahe wie ein Kork ſchwimmt, oder ob man ſich auf ein Waſſerbett legt, das kaum eine Mannstiefe hat. Man muß das Kreuz ſehr hohl machen und die Lunge immer voll pumpen. Ab und zu ſtießen wir uns

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

mit den Beinen wieder nach oben. — Wir hätten es vielleicht gemütlicher gehabt, wenn es den Hunden nicht eingefallen wäre, gleichfalls ins Waſſer zu ſpringen. So hatten wir die noch dazu abzuwehren. Da ſie aber zu allem Überfluß unſere Abwehr für Spielerei hielten, mußten wir vorzeitig an Land. Nackt und bloß ging's zur Lagerſtatt. Wir waren aber nun ſo erfriſcht, daß uns kein Schlaf kam. Wir kleideten uns an und aßen. Und als wir ſatt waren, legten wir uns jeder auf ein Fell; ſo, daß wir uns halbaufgerichtet mit dem Rücken an einen Steinblock lehnten. Und dann ſteckten wir die Pfeifen in Brand. Michael ſtarrte bald ins Feuer, bald in den niedrigen Himmel, an dem eine Nebelbank dahergezogen kam. Sie verkürzte die Ausſicht, die ohnehin ſchon dadurch, daß wir nur ſchwaches Mondlicht hatten, eingeengt war, noch um ein Bedeutendes. Das Hundsvolk hatte die ausgeſtreckten Schnauzen zwiſchen die Pfoten gelegt. Mir ſelbſt war ſehr wohl zumute. Ich hatte das Gefühl, als ob die ganze Umgebung ſich bemühte, uns in Schlummer zu wiegen. Es mag ſein, daß es die Rückwirkung des Bades war, wenn ich nicht „hinaus"-denken mochte. Die Gedanken krochen immer mehr in ſich zuſammen und in mich zurück. Ich weiß noch, daß in mir die Frage dämmerte, ob ich wohl je ſo ausſehen würde, wie Michael. So undurchdringlich. Er mußte doch auch Erinnerungen haben. Aber wenn man danach ſuchte, war ſein Geſicht wie ein Grabſtein, auf dem die Inſchrift vollſtändig verwittert war. Ich meine noch, ich hätte in ſo unſicherem Lichte geſehen, wie alles andere erloſch und nur noch ſeine Geſichtſilhouette frei in der Luft ſtand. Ohne Körper; ja ſogar ohne Hals.

Und dann kam es. Das, weswegen ich dieſe Zeilen hier ſchreibe. Das Schreckliche, Schreckhafte, Unbegreifliche. Ich ſtand mit einem Male hochaufgerichtet mitten im Feuer. Mit beiden Füßen in der ſprühenden Glut. Und ſpürte nicht Flammen, nicht Schmerzen. Und neben mir ſtand Michael. Mit geſpreizten Beinen; und die Büchſe ſchußfertig in der Fauſt. Und in der nächſten Nähe ein wildes Fauchen; ein wirbelnder Luftſtrom, der uns faſt umriß. Das kam in mehreren ſchweren Stößen. Und ehe wir uns noch von unſerem ſtumpfen Staunen und Schrecken erholt hatten, hörten wir einen überaus heftigen Schlag, dem ein Knittern und Krachen folgte, wie wenn ein wüſter Orkan in Wäldern hauſt und Baumrieſen fällt wie Streichhölzer. Dann war wieder alles ſtill.

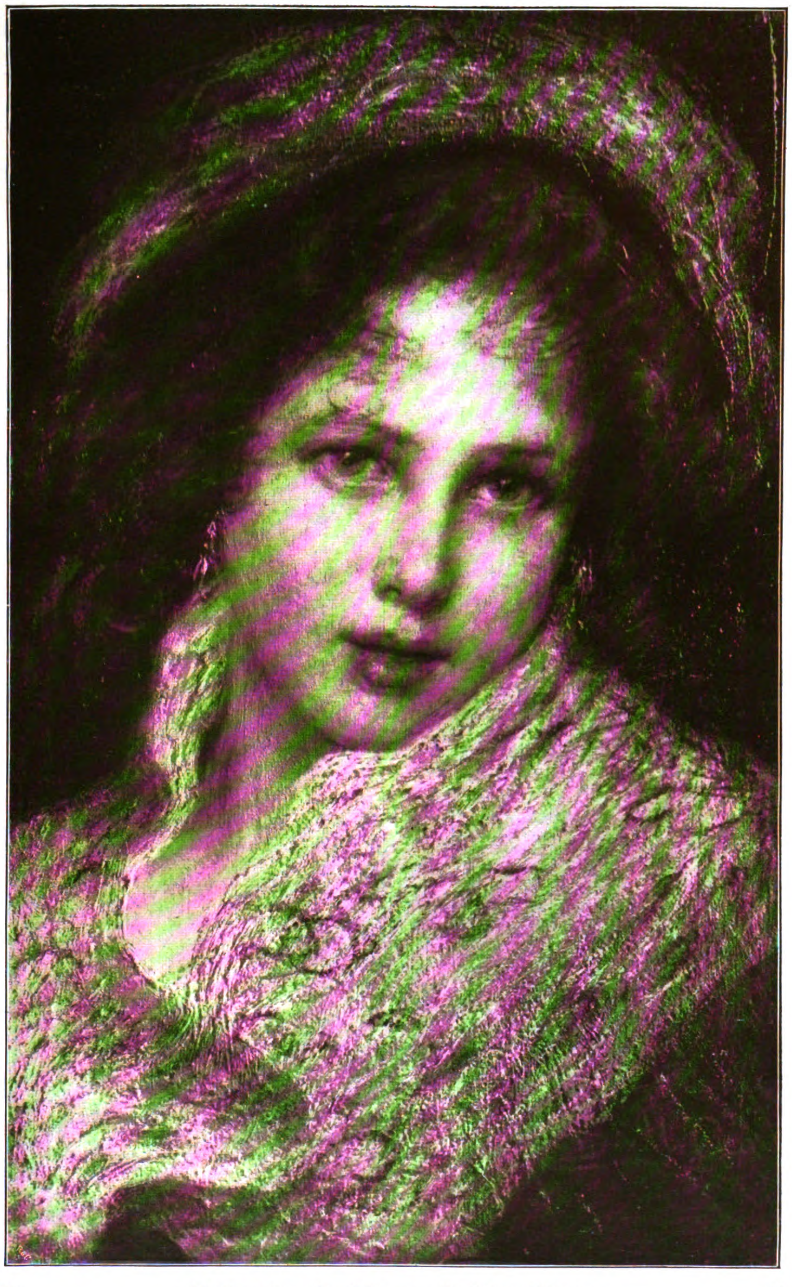
Das dumpfe Pochen, das wir noch zu hören meinten, war unſer Blut, das vom Herzen aus an den Ohren vorbei gejagt und geſtoßen wurde. Wir ſahen uns an. Michaels Geſicht, dieſe Ledermaske, hatte eine gelbgrüne Farbe, und ſeine Augen waren weit aufgeriſſen. Ich las in ihnen das Entſetzen über mein Geſicht.

Und das alles hier, auf der weiten Ebene, die ſo ſtill war, daß man es hätte hören müſſen, wenn ein Inſekt durch das Wurzelwerk kroch. Wo kam dieſes Entſetzliche ſo ſchnell, ſo ganz unvermittelt her; wohin entſchwand es ſo ſchnell? —

Uns grauſte es. Und wir ſtürzten davon. Die Büchſen in der Fauſt. Wir fielen beide mehrere Male, und rafften uns wieder auf und horchten. Nichts als unſer keuchender Atem. Wohl eine halbe Stunde lang. Wir meinten, es ſei eine Ewigkeit. Immer weiter hinaus. Und doch wurde es immer wieder ein Kreis um unſer Feuer. Es war keine Abſicht. Es war der Troſt des Lichts, das uns anzog. Plötzlich grub ich meine Finger wie eine Zange in Michaels Schulter. Vor uns, vielleicht fünf oder auch nur vier Mannslängen entfernt, ragte etwas ſchräg nach oben. Geſpenſtiſch. Und drohend. Und dann fuhren wir beide zuſammen. Die Hunde hatten ſich herangedrängt und rieben ihr Fell an unſeren Kleidern. Und von der unvernünftigen Kreatur kam uns der Mut. Wir traten näher und ſtanden bald vor einem Gewirr von Stangen und fein gezimmerten Leiſten. — Uns beide durchfuhr gleichzeitig der Gedanke: Wo iſt der Menſch, der dazu gehört? — Wir fragten ins Dunkle hinein und riefen. Und taſteten. Wir erhielten keine Antwort. So war das nächſte, ein neues Feuer zu machen. Iſt es ſchon jemals ſo ſchwer geworden, Licht zu bekommen? — In die hellſte Wut konnte man geraten. Wie um uns zu narren, flogen die Funken immer neben den Zunder. Bei den kleinen Blitzen huſchten unſere Augen in den Nebel, als ob jemand aus ihm heraustauchen müßte. Und dazwiſchen ſchrie Michael mit einer Stimme, wie ſie heiſerer und mißtönender aus keiner zerſchoſſenen Trompete kommen konnte, ſein „Hallo!" in den Dunſt. Endlich fing es an, zu ſchwelen. Ich riß ein Stück meines Hemdärmels ab, um das Feuer beſſer anzufachen. Michael riß es wieder fort; es konnte das Feuer erſticken. Wir hatten uns wohl nach dem Bade nicht genügend getrocknet; vielleicht kam's auch vom Nebel. Dazwiſchen klang ab und zu ſo ein feines Kniſtern von dem unheimlichen zertrümmerten Gerüſt her. Ich hieb Knieholz ab und zerrieb die Rinde mit meinen Fäuſten, miſchte Pulver hinein und tat es auf meinen Öllappen, mit dem ich mir ſonſt die Stiefel und den Büchſenkolben abrieb. Das half. Es ſchoß eine Flamme hoch. Und das Feuer hielt an. Auf gut drei Mannslängen war es hell. Und nun Äſte darauf, und Reiſig und wieder Talg. Wir arbeiteten, als gälte es unſer Leben. Von unſern Geſichtern rann der Schweiß, und unſere Hände zitterten. Aber es hatte ſich gelohnt: endlich hatten wir eine mannshohe Flamme.

Nun galt es aber, das unheimliche Geſpenſt zwiſchen uns und die Flamme zu bringen. Wir gingen im Bogen um das herum, wovon wir nicht wußten, wie wir es nennen und was wir von ihm denken ſollten. Und als wir von der anderen Seite kamen, blendete uns wieder der Schein des jenſeitigen Feuers. Vor uns ſchien ein Gewirr von tiefſchattierten Linien zu flackern; und drohend ſtieg etwas nach oben in den Nebel wie das krumme Eiſen einer Rieſenſenſe. Das Hin- und Herlodern des Feuers machte es uns unmöglich, zu erkennen, was tot und ſtill und was lebendig und beweglich war. Wir hoben bei jedem Schritte die Füße hoch und hielten die Hände vor die Augen, um den Boden vor unſeren Tritten zu durchſuchen, weil wir fürchteten, auf eine Leiche zu treten. Und wenn wir wieder vorwärts ſahen, wurden wir aufs neue geblendet. — Aber nichts war, was uns am letzten Schritte hinderte. Endlich ſtanden wir dicht dabei. Und ich griff zu. Und wußte nun bald, was ich vor mir hatte; wußte aber auch, daß es unbedingt galt, einen Menſchen zu ſuchen. Denn was hier in dieſem geſpenſtiſchen Trümmerhaufen zu unſeren Füßen lag, war eine Botſchaft aus der Kultur, war eine Flugmaſchine. Wieviel beſchädigt war, konnte ich nicht ſagen. Wir ſtiegen in das Geſtänge hinein und durch das Geſtänge hindurch. Was ſenſengleich nach oben in den Nebel griff, war ein Flügel. Der andere lag quer über dem Knieholzgeſtrüpp. Michael half nach meiner Anleitung. Wir waren beide wie im Traum; und doch hatten wir das Gefühl, als würden wir vorwärts gepeitſcht. Wir fanden eine ganze elektriſche Einrichtung. Und zwei Laternen mit ſehr ſtarken Linſen. Und da war endlich ein großer Kaſten, hoch wie ein Schilderhaus und noch einmal ſo breit. Er war aus dem Gefüge herausgegangen; einige Befeſtigungen waren abgeknickt; und er lag mit der Öffnung nach unten. Hier war die Löſung des großen Rätſels. An den Seiten waren Glasfenſter. Es gelang uns trotz aller Mühen nicht, hindurch zu leuchten. Hier drunter mußte aber der Verunglückte liegen. Michael und ich, wir ſtemmten uns mit vereinten Kräften gegen den Kaſten, um ihn über die Kante zu werfen. Vergeblich. Er lag wie feſtgewachſen. Wir riefen hinein. Ein Stöhnen hätte uns wie eine Erlöſung gedünkt, aber unſerm Lauſchen antwortete eine Stille, die ſich qualvoll auf uns legte und uns zu wütender Anſtrengung trieb. Wir ſprangen in das Geſtänge und traten es dicht bei dem Gehäuſe in Stücke. Manches widerſtand. Es war Eiſen.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Italienerin. Gemälde von Dall Oca Bianca.

Und wir bluteten bald; weil wir uns an feinen Eiſendrähten riſſen. Aber endlich war der unheimliche Kaſten frei und wir drehten ihn um. Es ging nun verhältnismäßig leicht. Wir griffen hinein und leuchteten hinein; ſo eilig, daß unſere Köpfe knallend aneinander ſtießen. Und ſahen uns faſſungslos an. Leer! — Leer war er. Und mußte doch einen Menſchen beherbergt haben. Ein wunderſchön gepolſterter, breiter behaglicher Sitz; ein Behälter, der nun offen ſtand, und in dem Konſervenbüchſen durcheinander lagen; ein paar Flaſchen, aus denen ich erſt nicht klug werden konnte; denn ſie ſchienen zuerſt aus weißem Metall. Ich habe aber nachher aus der Inſchrift entziffert, daß es Wärmflaſchen waren; ſie beſaßen auch ein paar Schrauben, in die die elektriſchen Drähte paßten; und einen Feldſtecher fanden wir und ein Fernrohr; dazu in einer Mulde an der einen Seite einen Kompaß von ganz eigenartiger Konſtruktion.

Was aber das Wunderbarſte war, und nicht nur das Wunderbarſte, — nein, auch ſicherlich etwas überaus Wertvolles: Wir fanden ein Buch. Ein dickes, weißes Buch; oder vielmehr einen Haufen gebundener Blätter, und alle beſchrieben, oder doch faſt alle. Mit Bleiſtift; und alle von derſelben Hand.

Ich nahm es an mich. Für ſpäter. Es galt erſt, den zu ſuchen, der hier verunglückt war. Er war auch der, der geſchrieben hatte; denn für einen war nur Platz.

Wenn ich ein Romandichter wäre, möchte das eine gute Gelegenheit ſein, eine Spannung bei den Leſern zu erzeugen. Zu erzählen, wie wir wohl geſucht haben. Und als wir ihn fanden, wie wir ihn fanden. Und daß er vielleicht in unſeren Armen geſtorben wäre und wir hätten noch ſeine letzten Worte vernommen und, wie es nach meiner Erinnerung in ſolchen rührſamen Fällen üblich ſein ſoll, einen Gruß an ſeine ſehr ferne Geliebte aufgetragen erhalten. Und dann hätten wir ihm hier in Labrador ein Grab für die Ewigkeit gegraben. Und er hätte hier in Labrador geſchlafen, bis dann, wenn ihn der Herrgott rufen würde. Und man hätte das ſehr auseinander ziehen können; man hätte dann auch noch die Stätte beſchreiben können. So ſchön, daß jedem, der auf ſolche Dinge hineinfällt, die Tränen in die Augen kommen. Von dem einſamen Toten auf dem weiten Feld. Und wenn's ein ganzer, empfindſamer Lügenpeter war, der's ſchrieb, dann hätte er vielleicht ſogar Reime darauf gewußt. — Aber ich bin kein Schönfärber. Und deswegen ſage ich es ſo, wie es geweſen iſt, kalt und nackt: Wir haben ihn nie gefunden. Geſucht haben wir genug. Und Michaels Spürnaſe hat hier zum erſten Male verſagt. Er roch einen Labradorfuchs auf eine engliſche Meile; beinahe halb ſo weit, wie ſeine Hunde. Von einem toten Menſchen ſagte ihm ſeine Naſe nichts.

Wir haben geſucht. Wahrlich, wir haben es. Und ich darf ſagen: gründlich, ſyſtematiſch. Wir ſuchten die Umgegend im weiteſten Kreiſe ab. Tagelang. Wir befanden uns in einer Gegend, die flach ſchien. Und ſie war ja auch eigentlich das, was man ſo flach nennt. Aber es war doch ein Unterſchied gegen das Tiefland. Statt daß ſich, wie es wohl wo anders iſt, das Gebirge aus der Ebene erhebt, fallen hier aus der Ebene Schluchten in die Tiefe. Wenn man ſeine Augen ſchweifen läßt, dann ſieht man das nicht; dann iſt alles eine Rieſentafel. Wenn man aber wandert, dann kommt man häufig an einen ſolchen breiten Riß, der einem den Weg verſperrt. Tief geht es hinunter und ſenkrecht und ſpitz und zerklüftet; und auf der anderen Seite, wo der Rand der Schlucht genau ſo hoch wie hier bei uns iſt, dort ſetzt ſich die Ebene wieder fort. Es gibt viele ſolcher Schluchten in dieſer Umgebung. Wir haben ſo manche mit unſeren Augen durchforſcht, und wo es ging, ſind wir auch hinuntergeklettert. Immer vergebens. Aber es mag doch ſein, daß er in irgendeiner ſolchen Schlucht liegt. Einige ſind völlig unzugänglich. Und es gibt da ſo viele verborgene ſpitze Winkel, in die man nicht einmal mit ſeinen Augen hineinſehen kann, mag man auch herumkriechen, wie man will.

So will ich nicht ſagen, daß er nicht in dieſer weiten, ſtillen Natur irgendwo liegt; — aber gefunden haben wir ihn nicht.

Und zuletzt, als Tage vergangen waren, und wir verzichten mußten, gaben wir auch nicht mehr ſo viel darum. Nun war er wohl doch hinüber. Michael ſah eines Tages zu, wie ich an einer Stelle ein Kreuz von zweien der ſchwerſten Äſte band, die ich auftreiben konnte, und wie ich das in eine Spalte klemmte, die ſich in krummen Linien einem Abgrunde näherte und ſich in ihrem Verlaufe immer vertiefte. Und wie ich dann Erde herbeitrug. Vielleicht trieb der Stamm wieder Wurzeln. Und dann war's ſo gut, wie für ewig. Und die Wurzeln zogen vielleicht hinunter in die Schlucht durch die Felsſpalte hindurch dahin, wo er vielleicht lag. Es ſind viele „Vielleicht", aber es kann doch ſein. Und wir beteten dann noch, daß ſeine Seele gnädig empfangen werden möge. Wir ſind nicht die Richter, wenn er nicht gut war.

Und dann zogen wir weiter. Und jeden Tag habe ich in dem Buche geleſen. Und es Michael überſetzt. Und ich wünſchte jedem, der etwas vorzutragen hat, einen ſo aufmerkſamen Zuhörer, wie ich einen an Michael hatte. Er verſchlang meine Worte. Sehr vieles verſtand er nicht. Ich mußte ihm alles erklären. Ich konnte das. Man glaube nicht, weil ich hier ſo unbeholfen ſchreibe, daß das an meinem Gehirn liegt. Oder es iſt vielleicht gerade daher, aber in anderem Sinne. Zum Schreiben gehört ſehr wenig Gehirn. Ich weiß das noch aus meiner ziviliſierten Zeit; oft genug haben es mir die von der Zunft geſagt: es iſt viel mehr eine Ökonomie nötig als ein Gehirn. Die Ökonomie nämlich, die darin beſteht, daß man mit einem Gedanken, wenn man mal einen erwiſcht hat, haushälteriſch umgeht. Ich meine nicht alle. Man muß nicht ungerecht ſein! Aber die ſo viel ſchreiben, die Tintenſchwätzer, die bringen das ohne einen Gran Gehirn fertig.

Und ich hätte gewißlich überhaupt nicht geſchrieben, wenn ich nicht das mit Bleiſtift geſchriebene Buch gefunden hätte. Aber ich will, daß es recht viele Menſchen zu leſen bekommen. Und deswegen mußte ich auch eine Einleitung ſchreiben. Und in ihr, wie ich zu dem Buche gekommen bin. — Der das Buch geſchrieben hat, der trug Hoffnungen in ſich, himmelhoch. Wer genau auf dem Nordpol ſteht, der hat keine Wahl mehr: wohin er auch nur einen Schritt tut: er geht nach Süden. Und wer auf dem Südpol ſteht, der hat auch keine Wahl mehr: jeder kleinſte Schritt führt nach Norden. Ob man auf dem Gipfel des Kilimandſcharo oder auf dem des Evereſt ſteht, auf dem fünfundeinhalbes Quadratmeter großen Spitzenplateau des Montblanc oder auf dem Gauriſankar: Jeder Schritt führt erdenwärts. Wer auf dem Waſſer fährt, muß wieder an Land. Der Menſch, der ſich Flügel anbindet, der wird damit noch kein Vogel; — das will er auch gar nicht! aber er wird dadurch auch nicht mehr als Menſch; und das dünkt er ſich. Mancher mag's ſogar wollen.

Im Anfange des Buches ſteht — augenſcheinlich erſt ſpäter hingeſchrieben —, aber mit ſehr energiſchen, großen Buchſtaben:

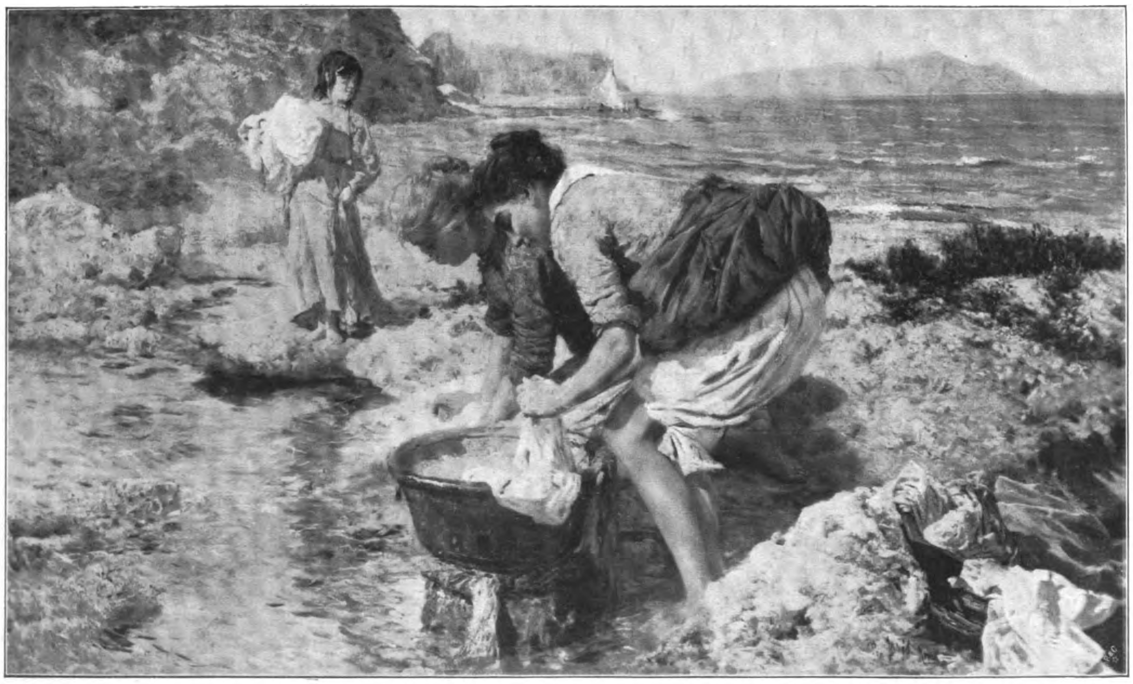
Der Zug des Sieges.

Ich habe es umgeändert. Ich nenne die Schrift:

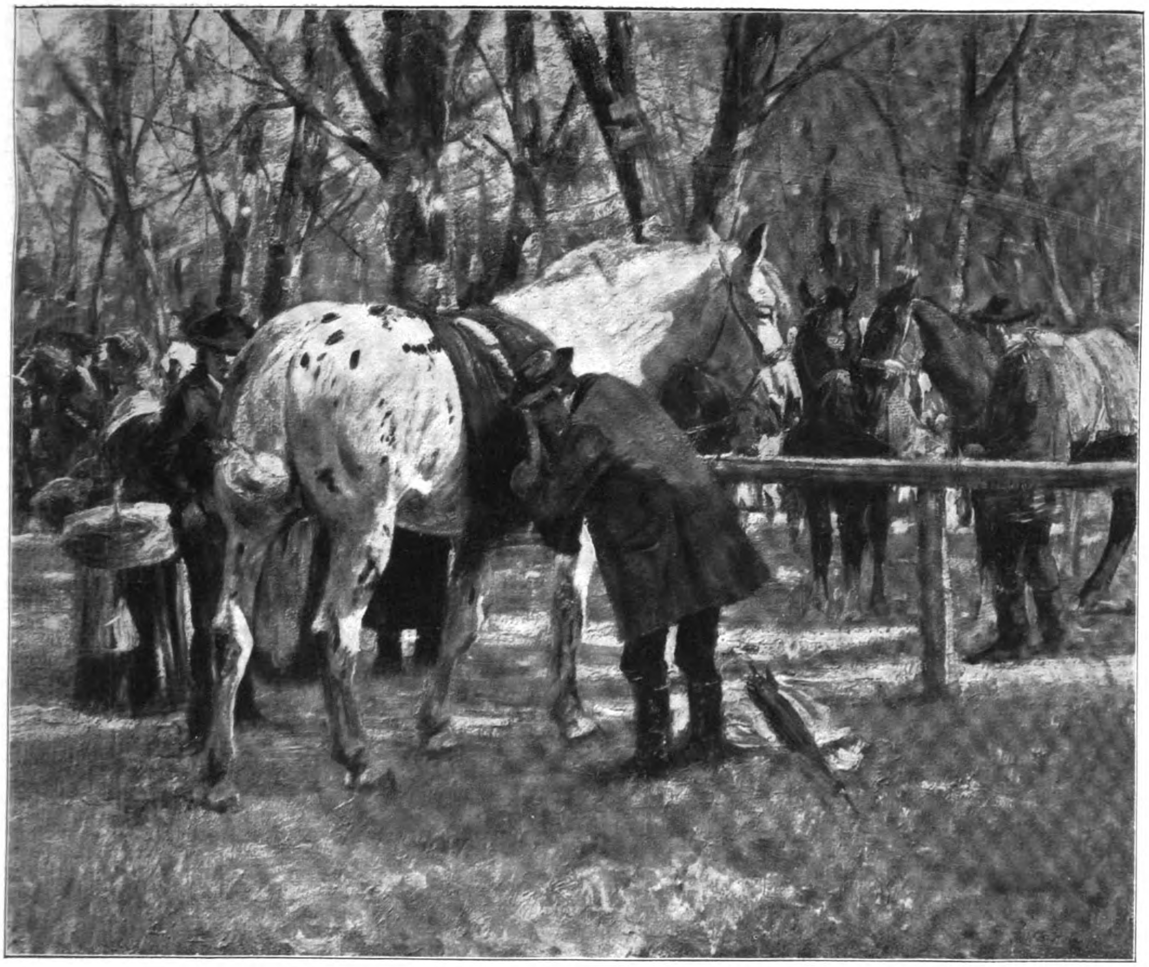
Das Teſtament eines Einſamen.

Vielleicht wird der Leſer mir recht geben, und nicht ihm.

(Fortſetzung folgt.)



Wäſcherinnen. Gemälde von Rio Joris.



Auf dem Pferdemarkt. Gemälde von D. Holz.
(Mit Genehmigung der Münchener Graphiſchen Geſellſchaft Pick & Co.)

Die Ausſichten des kaufmänniſchen Berufs für unſere Töchter. Von A. Zimmermann.

Zu den Berufsarten, die ihre Pforten dem weiblichen Zuzug weit geöffnet haben, gehört der Handel. Tauſende junger Mädchen wenden ſich ihm Jahr für Jahr zu. Faſt ſcheint die Tatſache, daß der kaufmänniſche Beruf eine ſo ſtarke Anziehungskraft auf diejenigen jungen Mädchen ausübt, die durch äußere Umſtände genötigt oder durch Neigung getrieben werden, ſich einen Beruf zu wählen, zu beweiſen, daß die Tätigkeit im Handelsgewerbe der weiblichen Eigenart beſonders zuſagt. Indeſſen würde dies eine vorſchnelle Annahme ſein. Zwei andere Gründe kommen mit in Betracht: Einmal iſt es leicht, „Handlungsgehilfin“ zu werden, zum anderen hat der Beruf eine beſtechende Außenſeite. Kein Wunder, daß die kurze Lehrzeit, die geringen Koſten der Ausbildung den Eltern und Vormündern als nicht zu unterſchätzende Vorteile erſcheinen. Kein Wunder auch, daß die — allerdings nicht immer — geregelte Arbeitszeit der Handlungsgehilfin, vielleicht auch die im Beruf übliche elegante Kleidung, den in Betracht kommenden, meiſt ja noch recht jungen Mädchen in die Augen ſtechen.

Blicken wir aber etwas tiefer, ſo müſſen wir erkennen, daß der kaufmänniſche Beruf gerade für junge Mädchen auch ſeine zahlreichen Schattenſeiten hat. Überwiegen die Lichtſeiten oder überwiegen die Schattenſeiten? Eine allgemeine Antwort auf dieſe Frage iſt unmöglich. Im einzelnen Falle müſſen Vorteile und Nachteile gegeneinander abgewogen werden.

Der kaufmänniſche Beruf gilt in weiten Kreiſen als körperlich nicht ſehr anſtrengend. Dieſe Anſicht iſt durchaus irrig. Man zähle einmal in einem großen Geſchäft die weiblichen Angeſtellten, die geſund ausſehen! Man wird nicht weit zu zählen brauchen. Blutarmut und Bleichſucht ſind die verbreiteten Grundübel, aus denen ernſtere Krankheiten der Atmungsorgane und des Nervenſyſtems zu entſtehen pflegen. Zudem ziehen ſich beſonders Verkäuferinnen infolge des vielen Stehens leicht Unterleibsleiden zu. Zwar ſoll in allen Läden für das Perſonal Sitzgelegenheit vorhanden ſein. Leider nützt aber dieſe papierene Vorſchrift in der Praxis nicht viel. Auch iſt es der Verkäuferin nicht immer möglich, ſich vor dem Heben zu ſchwerer Gegenſtände zu hüten. Jedenfalls iſt es nicht leicht, als Verkäuferin auf die Dauer geſund zu bleiben. Geſunde Verkäuferinnen, die das dreißigſte oder fünfunddreißigſte Lebensjahr hinter ſich haben, ſind ſelten. Ärztliche Autoritäten, z. B. Privatdozent Dr. Heller, haben wiederholt und ernſtlich auf die geſundheitlichen Gefahren des kaufmänniſchen Berufs für den weiblichen Organismus hingewieſen.

Findet die ſeeliſche Eigenart des Weibes im Handelsgewerbe Genüge? In manchen Geſchäften gewiß, in anderen weniger und in den meiſten zweifellos gar nicht. In Weißwarengeſchäften z. B. kann ſich die weibliche Eigenart trefflich betätigen. Das junge Mädchen wird Intereſſe an der Arbeit behalten, ja die Arbeit wird zu einem Beruf werden können, dem man mit Leib und Seele ergeben iſt. Fehlt dagegen das lebendige Intereſſe an der Ware, ſo erlahmt gewöhnlich auch das Intereſſe an der Arbeit. Die Handlungsgehilfin bleibt dann meiſtens auf der unterſten Stufe der Leiter ſtehen, die vom kaufmänniſchen Hilfsarbeiter bis zum Handelsherrn führt. Die Zahl der jungen Mädchen, die dem Handel ſelbſt, ohne Rückſicht auf die Ware, Intereſſe abzugewinnen vermögen, iſt leider recht gering. Wer aber ohne lebendiges Intereſſe arbeitet, wird weder wertvolle Arbeit leiſten noch in ſeiner Tätigkeit Befriedigung finden.

Bietet der kaufmänniſche Beruf ſeinen weiblichen Angehörigen eine auskömmliche Entlohnung? Um dieſe Hauptfrage beantworten zu können, iſt es notwendig, zwiſchen der Verkäuferin und der Kontoriſtin zu unterſcheiden. Zunächſt die Verkäuferin. Es iſt allgemein bekannt, daß im Handel durchweg eine dreijährige Lehrzeit üblich iſt. Dieſe lange Lehrzeit kennt man, von ſeltenen Ausnahmen abgeſehen, für die Verkäuferin nicht. Sie „lernt“ meiſtens nur ſechs Monate oder ein Jahr. Eine Lehrzeit von zwei Jahren gehört zu den Ausnahmen. Es iſt ſelbſtverſtändlich ausgeſchloſſen, daß in ſechs oder zwölf Monaten das A und O des Handels erfaßt wird. Gewöhnlich bleibt deshalb die Ausbildung völlig einſeitig, nur auf die einfacheren Geſchäftsvorgänge zugeſchnitten. Eine gründlichere, Zeit und Mühe koſtende Ausbildung würde ſich ja auch, volkswirtſchaftlich betrachtet, in der großen Mehrzahl der Fälle kaum lohnen. Es wäre unzweckmäßig, drei Jahre für eine Lehrzeit zu opfern, wenn die Gehilfinnenzeit ein nur wenige Jahre währendes Durchgangsſtadium zur Ehe bildet.

Nach Beendigung der Lehrzeit wird der jungen Verkäuferin meiſt ein Monatsgehalt von 40 bis 50 Mark gezahlt. Hin und wieder wird dieſer Durchſchnittsbetrag überſchritten; nicht ſelten iſt aber das Anfangsgehalt auch noch niedriger. Im Laufe von etwa zwei Jahren wird dann das übliche Durchſchnittsgehalt von 60 bis 75 Mark erreicht. In kleinen Städten iſt es bei ganz beſcheidenen Anſprüchen vielleicht möglich, von einem Gehalt von 75 Mark die allernotwendigſten Lebensbedürfniſſe zu beſtreiten. Allerdings muß dann jede Extraausgabe unbedingt vermieden werden. Über das Durchſchnittsgehalt gehen viele Geſchäfte nicht hinaus. Das Angebot von Kräften, die ſich zur Not mit einem noch geringeren Gehalt begnügen, iſt ja groß genug.

Weſentlich höher ſteigt die Entlohnung nur für ſolche Verkäuferinnen, die etwas Beſonderes zu leiſten vermögen. Solche findet man indeſſen, von Ausnahmen abgeſehen, faſt nur in Geſchäften, die der weiblichen Eigenart Raum zur Entfaltung bieten. In ſolchen Geſchäften, in denen die Verkäuferin nicht nur Handlangerin, ſondern ſachverſtändige Beraterin des Publikums iſt, werden auch beſſere Gehälter, 100 bis 150 Mark, allerdings ſelten noch mehr, gezahlt.

Zwei Nachteile hat noch der Beruf der Verkäuferin. Jüngere Verkäuferinnen findet man oft, ältere dagegen ſelten. Es liegt das nicht nur daran, daß viele Verkäuferinnen heiraten, ſondern auch daran, daß manche Geſchäftsinhaber nicht gern ältere Verkäuferinnen anſtellen. Iſt die Jugend dahin, ſo wird es für die Verkäuferin ſchwer, eine andere Stellung zu finden. Die Statiſtik redet da eine harte Sprache. — Von den Bewerbern und Bewerberinnen, die bei der Stellenvermittlung der verſchiedenen kaufmänniſchen Vereine vorgemerkt wurden, waren in den Jahren 1907 bis 1909 ſtellenlos: von den männlichen Gehilfen 20 bis 36 %, von den weiblichen dagegen 57 bis 65 %. Die Stellungsloſigkeit, die ſchlimmſte Geißel des Handlungsgehilfenſtandes, trifft alſo die Gehilfinnen noch weit häufiger als die Gehilfen.

Der andere, oft ſehr fühlbare Nachteil des Verkäuferinnenberufs liegt darin, daß die geſellſchaftliche Stellung der Verkäuferin oft zu wünſchen übrig läßt. Allerdings iſt die geſellſchaftliche Bewertung in den verſchiedenen Gegenden und Städten Deutſchlands — nicht ohne Grund — durchaus verſchieden. Auch wird meiſtens eine ſcharfe Grenze zwiſchen der Verkäuferin im Warenhaus und der Verkäuferin im Spezialgeſchäft gezogen.

Etwas anders liegen die Verhältniſſe für die Kontoriſtin. Durch Privathandelsſchulen und ſogenannte „Preſſen“ werden zahlreiche jüngere Mädchen unter dem Vorgeben angelockt, daß ein drei- oder höchſtens ſechsmonatiger Kurſus genüge, um „perfekte Kontoriſtinnen“, „perfekte Buchhalterinnen“ uſw. auszubilden. Derartige Kurſe haben indeſſen für die „Ausbildner“, die von der „Ausbildung“ leben, viel mehr Wert, als für die „Ausgebildeten“. Jüngere Mädchen, die nur durch eine Preſſe gegangen ſind, ſind durchweg nur für die allereinfachſten Arbeiten zu verwenden. Weit beſſer als eine derartige einſeitige und meiſt auch mangelhafte Ausbildung iſt eine ordnungsgemäße Lehrzeit.

In größeren Geſchäften, in denen die Arbeitsteilung ziemlich weit durchgeführt iſt, findet man die Kontoriſtin vielfach als Stenographin und Maſchinenſchreiberin. Es iſt dies eine Beſchäftigung, die durchaus nicht ſo leicht iſt, wie man ſie ſich vielfach vorſtellt. Sie verlangt Aufmerkſamkeit, und ſie koſtet Nerven. Aber man findet zahlreiche junge Mädchen, die auf dieſem Gebiete Gutes, ja Außerordentliches leiſten. Dennoch iſt die übliche Bezahlung für Schreibmaſchinendamen keine hervorragende. Das Durchſchnittsgehalt ſchwankt zwiſchen 60 und 80 Mark. Hin und wieder werden auch 100 Mark, doch ſelten weſentlich mehr gezahlt.

Auch Buchhalterpoſten werden häufig von Damen bekleidet. Allerdings können dafür nur ſolche jungen Mädchen in Betracht kommen, die ſicher und genau zu arbeiten verſtehen. Die Bezahlung für eine Buchhalterin bleibt im Durchſchnitt zwiſchen 80 und 100 Mark, doch findet man auch tüchtige Buchhalterinnen, die 150 Mark und noch mehr erhalten. Freilich wird die Grenze von 150 Mark nur in Ausnahmefällen überſchritten.

Neben dem Schreibmaſchinenfräulein und der Buchhalterin findet man auch junge Damen, die mit anderen, ſogenannten „Kontorarbeiten“ — ein Begriff, unter dem man ſich alles mögliche vorſtellen kann — beſchäftigt werden. Eine ſolche Durchſchnittskontoriſtin kommt nicht leicht über die Gehaltsgrenze von 100 Mark hinaus, das Durchſchnittsgehalt dürfte ſogar nur 80 Mark betragen; doch gibt es auch junge Mädchen, die durch beſondere Tüchtigkeit, durch Sprachkenntniſſe und vor allen Dingen durch Eifer und lebendiges Geſchäftsintereſſe auf 100 Mark und mehr im Monat kommen. Doch gehören ſolche Fälle zu den Ausnahmen. Im allgemeinen iſt und bleibt es ſo, daß die Frauenarbeit immer ſchlechter bezahlt wird, als Männerarbeit, ſelbſt dann, wenn ſie qualitativ nicht hinter dieſer zurückſteht.

Ziemlich häufig werden Damen als Kaſſiererinnen in Ladengeſchäften verwendet. Für einen ſolchen Poſten iſt peinlichſte Genauigkeit notwendige Vorbedingung. Wer unaufmerkſam iſt, kann ſehr leicht in höchſt unangenehme Lagen geraten. Tüchtige Kaſſiererinnen werden ziemlich gut bezahlt. Gehälter von 120, ja 150 Mark und mehr findet man nicht gerade ſelten. Allerdings iſt die Zahl der Geſchäfte, die tüchtige Kaſſiererinnen anſtellen können, nicht ſehr groß.

Ich wies ſchon darauf hin, daß der weit verbreitete Glaube, der kaufmänniſche Beruf ſei leicht, irrig iſt. Schwächliche, blutarme oder gar lungenſchwache junge Mädchen ſind den geſundheitlichen Gefahren, denen ſie im Handelsgewerbe ausgeſetzt ſein würden, nicht gewachſen. Aber nicht nur körperliche Geſundheit, ſondern auch geiſtige Spannkraft verlangt der Handel von ſeinen Jüngern. Wem dieſe Spannkraft fehlt, wer nicht ſtetig arbeiten, nicht einmal auch auf längere Zeit hindurch Außerordentliches leiſten kann, der wird es im kaufmänniſchen Beruf nicht weit bringen. Der Handel gehört zu den freien Berufen. In ihm herrſcht der rückſichtsloſe Wettbewerb. Nur wer dieſen Wettbewerb aufzunehmen und durchzukämpfen vermag, hat Ausſicht, einen beſſeren Poſten zu gewinnen und zu behaupten.

Schlechtes Wetter. Von Wilhelm Wolters.

Es iſt mir immer ein Rätſel geblieben,
Wie man ſich mag über das Wetter betrüben.
Türkenbombenelement!
Iſt es nicht ſchön, wenn am Firmament
Wie leuchtende Klingen die Blitze ſprühn,
Schwarzblaue Wolken rundum ziehn,
Und die praſſelnden Regentropfen
Hageldicht auf die Blätter klopfen?!
Iſt es nicht höchſt vergnüglich und traulich,
Wenn der Nebel dick und graulich
Auf den herbſtlichen Stoppeln liegt,
Sich weich wie ein Mantel um dich ſchmiegt?
Mußt du im Sommer die Sonne beſchimpfen,
Und im Winter den Froſt verunglimpfen,
Weil dir der Juli zu viel Schweiß bringt,
Und der Januar zu viel Eis bringt?
Ei, ſo bleib im Schatten hocken,
Und wärm' dich am Ofen in wollenen Socken!
Das Wetter draußen iſt immer gut
Für die Menſchen mit fröhlichem Blut,
Für die Menſchen mit fröhlichen Sinnen —
Das ſchlechte ſteckt in dir ſelber drinnen!

Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary.

(4. Fortſetzung.)

Sammlung der Eskimos für die letzte Fahrt.

5. Auguſt nachts. Eine klare, ſonnige Nacht zwiſchen Haklugt und den Northumberland-Inſeln. Ich verließ die „Rooſevelt“ und ſiedelte auf die „Erik“ über. Henſon nahm ich mit zu einer Erkundung der verſchiedenen Eskimo-Niederlaſſungen am Inglefield-Golf und längs der Küſte. Dieſer Ausflug hatte den Zweck, noch mehr Eskimos und Hunde zu gewinnen. Ich ſchickte die „Rooſevelt“ voraus, um ſie für den Kampf mit dem Eis in Kane Baſin und den jenſeitigen Kanälen vorzubereiten.

Es war in mir eine eigenartige Miſchung von Gehobenſein und Traurigkeit, als ich meine braunhäutigen Helfer um mich ſammelte, denn ich fühlte: es war das letztemal.

Kapitän Bartlett im „Krähenneſt“.

Die Reiſe nahm mehrere Tage in Anſpruch. Ich kam zuerſt nach Karnah mit der Redcliffe-Halbinſel, dann nach Kangerdlookſoah und Nunatokſoah, bei dem Zipfel des Golfs. Nach Karnah zurückgekehrt, gingen wir ſüdlich bis an den Itible-Gletſcher heran, dann wieder nordweſtlich, darauf um die Inſeln herum, nach Kookan in der Robertſon-Bai. Dann nach Nerke auf Kap Saumarez. In Etah traf ich die „Rooſevelt“ wieder: ich brachte ſoviel Eskimos, als ich brauchte, mit, außerdem 156 Hunde.

Natürlich hatte ich nicht die Abſicht, alle Eskimos, die ſich jetzt an Bord der „Rooſevelt“ und der „Erik“ befanden, mit mir zum fernen Norden zu nehmen, ſondern nur die beſten von ihnen. Dann kam es auch vor, daß die oder jene Familie die Überführung von einer Siedelung zur anderen wünſchte; den Leutchen war ich natürlich gern zu Willen. Ich glaube nicht, daß irgendwo in dieſen nördlichen Gewäſſern je ein drolligeres Fahrzeug als das meinige in dieſer Zeit weilte; es war eine Art Gratisdampfer für reiſende Eskimos mit ihren ſchnatternden Kindern, bellenden Hunden und anderem Hab und Gut geworden.

Man ſtelle ſich dieſes mit Leuten und Hunden bevölkerte Schiff an einem windloſen, ſchönen Sommertag im Sonnenlicht in Whell-Sund vor. Die ruhige See und die Himmelswölbung leuchten im fleckenloſen Blau. Eher einer Szenerie im Hafen von Neapel ähnlich, als in der Arktik.

Die kriſtallene Klarheit der reinen Luft gibt allen Farben einen Glanz wie nirgendwo ſonſt, das glitzernde Weiß der blau geaderten Eisberge, das tiefe Rot, das warme Grau und fette Braun der Felſen, hier und da nur vom Gelb des Sandſteins unterbrochen, ein wenig weiter zuweilen das milde, grüne Gras dieſer kleinen arktiſchen Oaſe, und am fernen Horizont das Stahlblau des großen Inland-Eiſes. Wenn die kleinen Sturmvögel gegen den blauen Himmel flogen, glichen ſie den Blättern eines Waldes, die von frühzeitigem Froſt berührt, der erſte Sturm fortträgt, kreiſen läßt, zuſammenprallen und durch die Luft wirbelt. Die nordafrikaniſche Wüſte mag herrlich, die Dſchungeln Aſiens mögen ergreifend ſein, aber in meinen Augen iſt nichts ſo herrlich, wie die glitzernde Polarlandſchaft an einem ſonnigen Sommertage.

Am 11. Auguſt erreichte die „Erik“ Etah, wo die „Rooſevelt“ auf ſie wartete. Die Hunde wurden auf eine Inſel gebracht, die „Rooſevelt“ wurde gewaſchen, die Keſſel wurden ausgeblaſen und mit friſchem Waſſer gefüllt, die Feuerungen gereinigt, die Ladung feſt verſtaut, um das Schiff in Gefechtsbereitſchaft für die zukünftige Begegnung mit dem Eiſe zu ſetzen. Etwa 300 Tonnen Kohlen wurden von der „Erik“ auf die „Rooſevelt“ übernommen und ungefähr fünfzig Tonnen Walroß- und Walfiſchfleiſch.

Fünfzig Tonnen Kohle wurden in Etah für die im nächſten Jahr zu erwartende Rückkehr der „Rooſevelt“ bereitgeſtellt. Zwei Mann, Bootsmann Murphy und der Kabinendiener Pritchard, wurden mit Vorräten für zwei Jahre zur Bewachung dort gelaſſen. Harry Witney, ein Sommerpaſſagier der „Erik“, der auf Moſchusochſen und Polarbären jagen wollte, erbat die Erlaubnis, mit den beiden Leuten in Etah zu bleiben. Die Erlaubnis wurde ihm natürlich gegeben, und ſeine Sachen wurden gelandet.

In Etah kam Rudolf Frank, der mit Dr. Cook 1907 nach dem Norden gekommen war, zu mir und bat, mit der „Erik“ nach Hauſe fahren zu dürfen. Er zeigte mir einen Brief von Dr. Cook, der ihn anwies, in dieſer Jahreszeit mit einem Walfiſchfänger heim zu fahren. Eine Unterſuchung durch meinen Arzt, Dr. Goodſell, zeigte, daß der Mann an beginnendem Skorbut litt und in einem nicht unbedenklichen Geiſteszuſtand war; ſo konnte ich nicht anders, als ihm Heimfahrt auf der „Erik“ zu gewähren. Bootsmann Murphy, den ich in Etah gelaſſen hatte, war ein durchaus zuverläſſiger Mann, und ich gab ihm Anweiſung, die Vorräte und Ausrüſtung, die dort von Dr. Cook zurückgelaſſen waren, vor den Eskimos zu ſchützen; ſie ſollten ſich bereit halten, Dr. Cook jeden Beiſtand zu gewähren, den er bei ſeiner Rückkehr fordern würde. Ich zweifelte nicht, daß er dies tun würde, ſobald das Eis über den Smith-Sund gefroren wäre — vorausſichtlich im Januar — und ihm damit die Möglichkeit gegeben war, von Ellesmere-Land, wo er ſich damals jedenfalls aufhielt, nach Anatorek zu gelangen. Auf der „Erik“ waren drei weitere Paſſagiere, Herr C. C. Crafts, der im Auftrage der Abteilung für Erdmagnetismus des Carnegie-Inſtitutes in Waſhington magnetiſche Beobachtungen machen wollte; Herr George S. Norton aus New York, und Herr Walter S. Larned, der Tennis-Champion. Der Zimmermann der „Rooſevelt“, Bob Bartlett — mit Kapitän Bob nicht verwandt — und ein Matroſe, namens Johſon, kehrten ebenfalls mit der „Erik“ zurück. Dieſes Schiff wurde durch Kapitän Sam Bartlett (Kapitän Bobs Onkel)

Copyright, 1910, in the U. S. A. and all other countries where copyright is granted by Robert E. Peary. All rights reſerved.

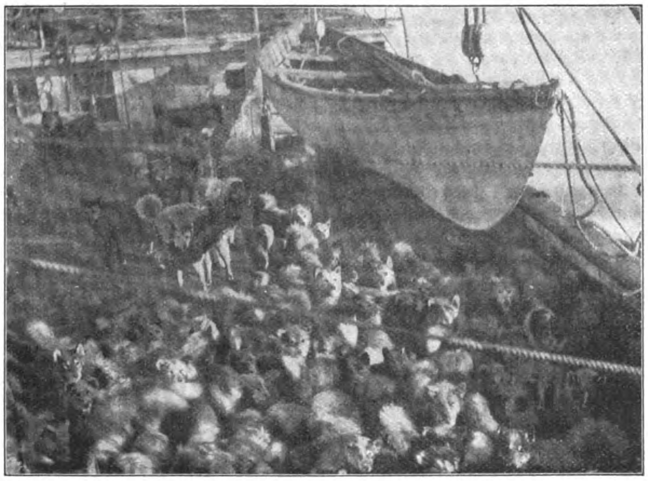
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

befehligt, der bei verſchiedenen Expeditionen mein eigenes Schiff geführt hatte.

In Etah nahm ich noch einige weitere Eskimos auf, unter ihnen Oo-tah und Eg-ing-wah, die mich zum Pol begleiten ſollten; alle übrigen Eskimos, die ich zu den nördlichen Winterquartieren nicht mitnehmen wollte, ließ ich dort zurück. Es blieben bei mir: 22 Männer, 17 Frauen, 10 Kinder und 246 Hunde. Die „Rooſevelt" war, wie gewöhnlich, faſt bis zur Waſſerlinie mit Kohlen beladen, ferner mit ſiebzig Tonnen Walfleiſch, das wir in Labrador gekauft hatten, und dem Fleiſch und Speck von faſt fünfzig Walroſſen.

Wir trennten uns von der „Erik" und dampften am 18. Auguſt nordwärts; es war ein ſehr unangenehmer Tag mit Schneetreiben und Regen, ſchneidendem Wind von Südoſt, der die See hoch gehen ließ. Als ſich die Schiffe trennten, ſignaliſierten ſie mit den Pfeifen „Lebewohl" und „Gut Glück!" — Unſer letztes Band mit der Ziviliſation war nun zerriſſen. —

Nach meiner Rückkehr bin ich gefragt worden, ob ich nicht eine tiefe Bewegung bei der Trennung von meinen Gefährten auf der „Erik" gefühlt hätte. Ich will ganz ehrlich geſtehen, daß dies nicht der Fall war. War dies doch ſchon meine achtzehnte Expedition in der Arktik — und ich hatte mich alſo auf dieſen Reiſen von dem Hilfsſchiff ſchon öfters trennen müſſen. Ständige Wiederholung ſchwächt auch die ergreifendſten Momente ab. Als wir vom Hafen von Etah nordwärts dampften, waren meine Gedanken lediglich bei den Eisverhältniſſen im Robeſon-Kanal — und das Eis im Robeſon-Kanal bietet dramatiſchere Szenen, als jede Trennung — es ſei denn die vom Nächſten und Teuerſten, und das hatte ich ja 3000 Meilen weiter unten in Sidney gelaſſen. Wir hatten wohl 350 Meilen von faſt feſtem Eis zu überwinden, ehe wir unſere Winterquartiere bei Kap Sheridan erreichen konnten. Ich wußte, daß wir jenſeit Smith-Sund unſeren langſamen Weg Meter für Meter, manchmal Zoll für Zoll zu machen hätten, indem wir das Treibeis zerſtießen, es rammten oder ihm auswichen.



Zweihundertſechsundvierzig Hunde an Bord.

Am Nachmittag des 18. Auguſt dampften wir im Nebel jenſeit Etah. Ich wußte, daß jetzt der gefährliche Teil unſerer Reiſe begann: der majeſtätiſche Kampf mit dem Eiſe. Als erſter unangenehmer Mahner deſſen, was uns bevorſtand, nahte ſich uns ungefähr um halb acht Uhr ein kleiner Eisberg. Wäre der Berg größer geweſen oder die „Rooſevelt" ein gewöhnliches Schiff ſtatt eines kompakten Eiskämpfers, ſo hätte meine Geſchichte hiermit wohl ſchon ihr Ende erreicht. Aber der Berg mußte uns ſchon freundlichſt Platz machen: bald lag er ſchaukelnd längsſeit des Schiffes im Waſſer. Wir gingen in nordweſtlicher Richtung auf Ellesmere, Durchfahrt mit Kurs auf Kap Sabine (ſchrecklichen Angedenkens!). Je weiter wir kamen, deſto dicker wurde das Eis; wir mußten daher ſüdwärts drehen, um uns einen Weg durch loſe Eisſchollen zu bahnen. Die „Rooſevelt" vermied ſchwereres Eis, leichteres Packeis ſchob ſie ohne Schwierigkeit beiſeite. Südlich der Brevort-Inſel liefen wir in offnes Waſſer und gingen dann wieder nordwärts, wobei wir uns nahe der Küſte hielten.

Ungefähr um neun Uhr ſtiegen Nebel auf, und als wir Payer-Hafen paſſierten, ſahen wir, ſcharf gegen den Schnee umriſſen, das Haus, in dem ich 1901 bis 1902 überwintert hatte.

Eine Flut von Erinnerungen kam beim Anblick dieſes Platzes über mich. In Payer-Hafen war es, wo meine Frau und meine Tochter auf mich gewartet hatten, von September 1900 bis Mai 1901 — da in jenem Jahr das Eis in den Kanälen ſo ſtark war, daß das Schiff Fort Conger nicht erreichen konnte — 300 Seemeilen von der Stelle, wo ich es erwartet hatte. Es war Frühling, als ich mich gezwungen ſah, nach Lincoln Bay zurückzugehen, weil meine kränkelnden Eskimos und Hunde einen Angriff auf den Pol unmöglich machen konnten.

In Payer-Hafen war es, wo ich meine Familie traf, dort war es, wo ich wieder von ihr ging, um noch einmal einen Kampf zu wagen. „Noch einen Kampf!" hatte ich 1905 geſagt — und hatte nur 87° 6′ erreicht. Und jetzt, abermals in Payer-Hafen, am 18. Auguſt 1908, 52 Jahre alt, ſagte ich noch immer: „Noch einen Kampf!"

Um zehn Uhr an dieſem Abend dampften wir bei dem einſamen, windgepeitſchten, eisgrundigen Felſen von Kap Sabine vorbei, dem Punkt, der das traurigſte Kapitel in der arktiſchen Geſchichte bezeichnet: Greelys unglückſelige Mannſchaft verhungerte hier langſam; nur 7 von 24 Mann wurden gerettet. Die Ruinen der rohen Steinhütten, die ſich dieſe Männer als Obdach während ihres letzten Lebensjahres gebaut hatten, kann man noch an der kahlen Nordküſte von Kap Sabine ſehen, nur zwei oder drei Meilen vom äußerſten Punkt entfernt. Es iſt zweifelhaft, ob eine einſamere oder ungeſchütztere Stelle für ein Lager irgendwo in den arktiſchen Regionen gefunden werden kann: vom Norden ſcharfen Winden ausgeſetzt, durch die dahinter liegenden Felſen von den Strahlen der ſüdlichen Sonne abgeſchnitten, belagert von Packeismaſſen, die ſich von Kane Baſin her im Norden auftürmen.

Ungefähr 60 Seemeilen von Etah, bei Victoria Head, kamen wir zu einem toten Punkt im Packeis. Dort lagen wir ſtundenlang feſt. Aber die Zeit war nicht verloren, denn wir füllten unſere Tanks mit Eis. Am 19. nachmittags kam der Wind ſteif von Süden, und wir trieben langſam mit Eis nordwärts. Nach einigen Stunden hatte der Wind das Eis ſo weit nordwärts getrieben, daß ſüdlich vom feſten Packeis offenes Waſſer war, und wir dampften weſtwärts dem Lande zu, während das Spritzwaſſer über die Decks flog. Nach einigen Meilen gelangten wir in loſeres Eis und hielten wieder.

Dr. Goodſell, McMillan und Borup beſchäftigten ſich damit, Nahrungsmittel und Medikamente in die Boote zu verſtauen, um für ein unvorhergeſehenes Ereignis gerüſtet zu ſein. Wäre die „Rooſevelt" vom Eis zerquetſcht worden oder geſunken, ſo hätten wir die Boote in einem Augenblick hinunterlaſſen können, um unſer Leben und einen kleinen Teil unſerer Vorräte zu retten. In jedem der Walboote war verſtaut: eine Kiſte Pemmican, enthaltend zwölf Sechspfund-Zinnbüchſen. Zwei Fünfpfundbüchſen mit Zucker, einige Pfunde Kaffee und eine Fünfpfundkanne kondenſierter

Beim Bau von Schlitten.

Milch, ein Ölofen und fünf Literflaſchen mit Öl; ein Gewehr mit Munition für 100 Schüſſe und eine Schrotflinte mit 50 Schuß, Streichhölzer, ein Beil, Meſſer, ein Büchſenöffner, Salz, Nadeln und Bindfaden und folgende ärztliche Hilfsmittel: Darmſaiten und Nadeln, Bandagen und Watte, Chinin, Gerbſäure, Gaze, Pflaſter, Borſäure und Streupulver.

Die Boote hingen in den Davits mit völliger Ausrüſtung an Rudern, Maſt, Segeln uſw. Die eben beſchriebene Ausrüſtung würde ſie im Notfall für eine Reiſe von einer Woche oder zehn Tagen geeignet gemacht haben.

Beim Verlaſſen von Etah waren die Hauptartikel der Vorräte wie Tee, Kaffee, Zucker, Öl, Pemmican und Biskuit an Deck verſtaut worden, nahe der Reling auf beiden Seiten, ſo daß ſie leicht über die Reling aufs Eis gezogen werden konnten. Alle Vorſichtsmaßregeln, die durch jahrelange Erfahrung früherer Schiffahrtsarbeit in dieſen gefährlichen Kanälen gegeben waren, hatten wir getroffen, falls die „Rooſevelt“ vom Eiſe zerdrückt werden ſollte.

Ich ſtellte die Eskimofrauen zum Nähen an und die Männer zur Schlittenanfertigung, um, wenn wir Kap Sheridan erreichten (ſofern wir es überhaupt erreichten), für die Herbſtjagd gerüſtet zu ſein. Ich hatte das Rohmaterial an Bord. Jeder Eskimo baute einen Schlitten für ſich. Der Stolz der Eskimos auf möglichſt gute eigene Arbeit leiſtete mir dabei die beſten Dienſte.

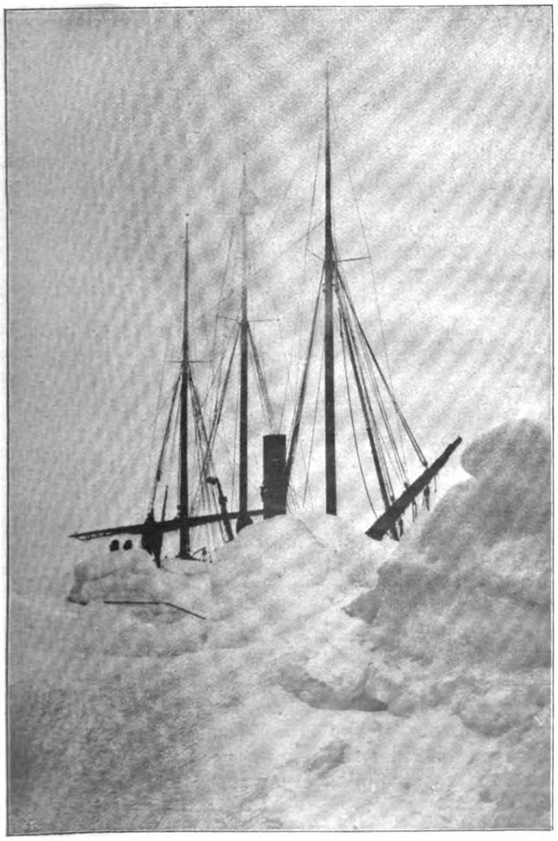
Die Schlitten waren von zweierlei Art: der neue Pearyſchlitten, der vor dieſer Expedition nie benutzt wurde, und der gewöhnliche Eskimoſchlitten, für meine beſonderen Zwecke etwas verlängert. Der Pearyſchlitten iſt $3^{1}/_{2}$ bis 4 Meter lang, 60 Zentimeter breit und 17 Zentimeter hoch, der Eskimotyp $2^{3}/_{4}$ m lang, 60 cm breit und 17 cm hoch. Ein anderer Unterſchied zwiſchen Peary- und Eskimoſchlitten iſt: der Eskimoſchlitten iſt mit zwei eichenen, $2^{1}/_{2}$ oder 3 cm dicken und 17 cm breiten Kufen ausgerüſtet und mit Stahl beſchient, um die leichteſte Kurve beim Paſſieren des Eiſes zu nehmen; der Pearyſchlitten dagegen hat hinten und vorn abgerundete Eichenholzſeiten, woran 5 cm breite gebogene Kufen von Eſchenholz befeſtigt werden; die Kufen ſind mit 5 cm breiten Stahlſchienen verſehen.

Beide Schlittenarten, die für ernſte Arbeit im arktiſchen Eiſe beſtimmt ſind, haben das gemein, daß die Seiten feſt mit Seehundsfell zuſammengebunden ſind. Der Pearyſchlitten iſt das Ergebnis 23 jähriger Erfahrung und kann 10 oder $13^{1}/_{2}$ Zentner tragen. Ebenſo wie das Schiff „Rooſevelt“ iſt er auf Stärke und Widerſtandskraft gebaut. Die Eskimos haben ihre Schlittenart ſchon ſeit undenklichen Zeiten benutzt. Vor Ankunft des weißen Mannes bauten ſie ihre Schlitten, wenn ſie kein Holz hatten, aus Knochen — Schulterblättern von Walroſſen, Walfiſchrippen mit Renntierrippen als Querſtangen.

Am 20. Auguſt ſtellte ich einige Eskimos zur Arbeit für Beſchirrung der Hunde an. Ich habe dafür das Muſter der Eskimogeſchirre benutzt, aber anderes Material dazu verwendet. Die Eskimogeſchirre ſind aus Seehundsfellſtreifen: zwei Schlingen, die durch einen Querriemen am hinteren Nacken und unter der Gurgel zuſammengebunden ſind. Die Vorderbeine gehen durch die Schlingen, und die Enden werden über dem dünnen Teil des Rückens vereinigt, wo das Zugtau befeſtigt wird, das den Hund an den Schlitten bindet. Das Geſchirr iſt ſehr einfach und biegſam und ermöglicht es, die ganze Kraft des Hundes auszunutzen. Seehundsfell als Geſchirrmaterial bei anſtrengender Schlittenreiſe zu verwenden, iſt etwas bedenklich, da die Hunde, wenn ſie auf kleine Ration geſetzt ſind, nachts im Lager ihre Geſchirre auffreſſen. Um dieſer Schwierigkeit zu begegnen, benutzte ich für die Geſchirre eine Art Gewebe oder Gürtelſtoff, 4 oder 5 cm breit, und erſetzte die gewöhnlichen rohhäutigen Zugtaue der Eskimos durch ein breites, leinenes Schärpenband.

Der 20. Auguſt war ein häßlicher Tag: es regnete ſtändig, und es wehte ein ſteifer Südwind. Meiſtens blieb das Schiff ſtehen oder trieb langſam mit dem Eis der Mündung der Dobbin Bay zu. Als das Eis ſchließlich vor uns verſchwand, machten wir ungefähr zehn Seemeilen in offenem Waſſer. Einmal brach die Steuerkette, und wir mußten zur Reparatur halten. Es war nach Mitternacht, als wir endlich weiterfahren konnten. Eine halbe Stunde ſpäter wurden wir wieder durch unpaſſierbares Eis aufgehalten.

Am 21. Auguſt lagen wir den ganzen Tag ſtill mit leichter Briſe von Princeß Marie Bay, die uns langſam oſtwärts trieb. Aber als die Sonne ſchien, benutzten wir die Ge-



Im Robeſon-Kanal.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

legenheit, um unſere Kleider zu trocknen, die von dem faſt beſtändigen Regen und Schnee der letzten zwei Tage ganz durchnäßt waren. Die offenen Stellen zwiſchen den Eisſchollen verbreiterten ſich allmählich: um neun Uhr abends waren wir wieder unterwegs, um zwölf Uhr fuhren wir in dickem Nebel; die ganze Nacht krochen wir ſo durch das dicke Eis vorwärts. Ein anderes Schiff als die „Rooſevelt" wäre überhaupt nicht weiter gekommen.

Am folgenden Tage machten wir gute Fahrt, wir hielten uns immer links vom Packeis. Um Mitternacht, gerade oberhalb Kap Lieber, brach die Sonne durch Nebel und Wolken. Wir freuten uns, daß wir in 27 Stunden mehr als 100 Seemeilen zurückgelegt hatten. Konnte ſolch gutes Glück andauern?

Auf der Reiſe nordwärts folgte die „Rooſevelt" notgedrungen den größten Teil des Weges der Küſte, da nur dicht beim Ufer geeignetes Waſſer zu finden war, um das Schiff weiter zu bringen. Mit dem Ufereis auf einer Seite und dem treibenden Packeis auf der anderen gaben uns der Wechſel von Ebbe und Flut mitunter günſtige Gelegenheit vorwärts zu dampfen. Dieſe Art der Navigation iſt immerhin beſtändigen Zufälligkeiten ausgeſetzt, da ſie das Schiff leicht zwiſchen die unverrückbaren Felſen und das ſchwere, ſchnelltreibende Eis bringt, immer mit der Möglichkeit, zwiſchen den beiden zerdrückt zu werden. Die Fahrt durch dieſe engen und eisbedeckten Kanäle zwiſchen Etah und Kap Sheridan wurde lange für völlig unmöglich gehalten. Und nur Schiffe von der Art der „Rooſevelt" haben ſie mit Erfolg ausgeführt. Von den vier Schiffen dieſer Klaſſe ging nur die „Polaris" verloren, drei machten die Reiſe hin und zurück ohne Schaden, eins von ihnen, die „Proteus", ging ſpäter bei einem Verſuch, die Aufgabe zu wiederholen, verloren. Die „Rooſevelt" machte die Reiſe bei der Expedition 1905 bis 1906 hin und zurück, freilich mit erheblichen Beſchädigungen.

Offene Stellen im Eiſe nördlich von Etah.

Von Etah bis Kap Sheridan geht der größere Teil der Fahrt wie in einem Fluſſe vor ſich: die Ufer an beiden Seiten ſind deutlich ſichtbar. Bei Kap Beechy, dem engſten und gefährlichſten Teil, iſt der Kanal nur 17 Kilometer breit; mitunter ſcheint es, als ob man eine Flintenkugel von einem zum anderen Ufer ſchießen könnte. Dieſe Kanäle ſind mit Ausnahme beſtimmter Jahreszeiten mit Eis ſchwerſter Art angefüllt, das ſtändig vom Polarmeer nach der Baffins-Bai treibt.

Für einen Laien iſt es ſchwer, die Struktur dieſes Eiſes ſich vorzuſtellen. Das Eis der arktiſchen Kanäle iſt aus mächtigen Flächen zuſammengeſetzt, die von den Gletſcherrändern vom North-Grant-Land und durch Zuſammenſtoß mit anderen Eisſchollen und dem Lande abgebrochen und dann unter dem mächtigen Antrieb der Flut in dieſen engen Kanälen ſüdwärts getrieben ſind. Es iſt nichts Außergewöhnliches, dort auf 20 bis 30 Meter dickes Eis zu ſtoßen. Da ſich der größere Teil dieſer Eisſchollen unter Waſſer befindet, kann man zunächſt nicht feſtſtellen, wie dick ſie ſind, bis man es dort ſieht, wo eine mächtige Maſſe durch Eispreſſung von hinten auf das Land geworfen wurde; hoch und trocken ſteht es da 20 bis 30 Meter über dem Waſſer, wie ein Silberſchloß das Ufer dieſes abenteuerlichen, eisbepackten Rheinſtromes bewachend. Blickt man den Kanal entlang, ſo ſcheint kein Waſſer vorhanden, nichts als unebenes Eis. Wenn die Flut kommt, drängt das Schiff durch den nächſten Waſſerriß in der Mitte zwiſchen Ufer und Packeis mit voller Kraft vorwärts. Hernach, ſobald die Flut beginnt, heftig ſüdwärts abzulaufen, muß das Schiff ſich beeilen, in einer Niſche des Ufereiſes oder hinter einem Felſen Schutz zu ſuchen, wenn es ſich vor der Zerſtörung retten will.

Wie wohl bekannt, bildet dieſer Kanal das Begegnungsgebiet zwiſchen den Gezeiten, die von der Baffins-Bai nach Süden und von Lincolnſea nach Norden gehen. Der wirkliche Begegnungspunkt iſt ungefähr Kap Fraſer. Südlich von dieſem Punkt geht die Flut nordwärts und nördlich davon ſüdwärts. Man kann ſich einen Begriff von der Gewalt dieſer Gezeiten machen, wenn man ſich vorſtellt, daß an den Küſten des Polarmeeres das höchſte Steigen des Waſſers etwa einen halben Meter beträgt, während in dem engſten Teil des Kanals Ebbe und Flut ein Steigen bzw. Fallen von drei bis vier Meter bewirkt.

Ob dieſer Kanal von der Kraft vorſündflutlicher Gletſcher in das feſte Land geſchnitten ward oder ob er eine rieſige Spalte darſtellt, die durch das Abbrechen von Grönland von Grant-Land gebildet wurde, iſt eine Frage, die bisher von den Geologen nicht gelöſt worden iſt.

Ich habe die „Waſſergaſſe" erwähnt, die oft bei Ebbe zwiſchen Land und beweglichem Packeis liegt. Der Leſer darf aber nicht glauben, daß dies eine unverſtopfte Gaſſe ſei. Im Gegenteil, ihre Durchfahrt erheiſcht ein ununterbrochenes Wegſtoßen kleinerer Eisſtücke. Das Schiff geht unter Volldampf fortwährend vor und zurück, die Eisſchollen wegſtoßend und angreifend. Manchmal wird ein Angriff das Schiff eine halbe Länge vorbringen, manchmal nicht einen Zoll. Wenn wir mit allem Keſſeldampf nicht vorwärts kommen, warten wir, bis das Eis locker wird, andernfalls würde es eine nutzloſe Kohlenverſchwendung bedeuten. Es macht uns nichts, wenn das Schiff erſchüttert wird, denn dafür iſt es gebaut, aber jenſeit Etah ſind die Kohlen koſtbar. Was an Kohlen augenblicklich in unſeren Bunkern verſtaut lag, war ja alles, was wir bis zu unſerer Rückkehr im folgenden Jahr haben konnten.

Man muß ſich daran erinnern, daß wir uns während dieſer ganzen Zeit in der Region der Mitternachtsſonne befanden. Manchmal war das Wetter neblig, manchmal bewölkt, manchmal ſonnig, aber Dunkelheit gab es nicht. Die Tag- und Nachtſtunden unterſchieden ſich für uns in nichts, auch nicht durch regelmäßige Perioden des Schlafens und Wachens, denn wir ſchliefen nur dann, wenn gerade nichts zu tun war. Beſtändige Wachſamkeit war geboten: ein Schiff war ja völlig hilflos, wenn es zwiſchen zwei rieſige Eisſchollen geriet. In einem ſolchen Falle hätte es auch für die „Rooſevelt" kein Entrinnen gegeben. Mehr als einmal hat ein kurzes Preſſen zwiſchen zwei großen blauen Eisſchollen die „Rooſevelt" in ihrer ganzen Länge erzittern laſſen wie eine Violinſaite. Manchmal, wenn der ſtahlgeſchiente Vorderſteven der „Rooſevelt" eine Eisſcholle mitten durchſchnitt, war es, als ob ſie ein wildes Knurren ausſtieß, wie ein Zeichen der Wut über den Eintritt des

Menſchen in die arktiſche Welt. Wenn das Schiff in beſonders große Gefahr geriet, ſtimmten die Eskimos wohl ihren eigenartigen barbariſchen Geſang an: ſie riefen die Seelen ihrer Vorfahren an, aus ihrem unſichtbaren Reich uns zu Hilfe zu kommen.

Oft habe ich einen Heizer aus dem Inneren des Schiffes heraufkommen ſehen, um Luft zu ſchnappen, der nach dem Eis vor uns ausſchaute und dann wild murmelte: „Wahrhaftig, ſie hat das Zeug dazu, durchzukommen.“ Darauf tauchte er wieder unter zum Feuerloch. Einen Augenblick ſpäter ſtieg dann wohl ein Extra-Puff ſchwarzen Rauchs aus dem Schornſtein. Wenn ich, an Bartlett mich anklammernd, hoch in der ſchwankenden Takelage nach vorne ſchaute, nach einem Streifen offenen Waſſers, habe ich ihn oft zu dem Schiff unter uns, wie zu einem lebenden Weſen, ſprechen hören, ihm ſchmeicheln, es ermuntern, ihm befehlen, daß es das diamantharte Eis für uns durchbreche.

Während des ſchlechteſten Teiles der Reiſe verbrachte Bartlett viel von ſeiner Zeit im „Krähenneſt“, dem faßartigen Ausguck an der Spitze des Hauptmaſtes. Ich kletterte dann wohl in die Takelage, gerade unterhalb des „Krähenneſtes“, wo ich nach vorne ſehen und mit Bartlett Meinungsaustauſch halten konnte.

Sonntag den 23. war das Waſſer weiter offen, und wir machten bis ein Uhr nachmittags gute Fortſchritte. Da, bei der Annäherung an Lincoln-Bai, wurden wir wieder durch Packeis aufgehalten. Ein Kabeltau wurde ausgeworfen und das Schiff an einer großen Eisſcholle feſtgemacht, die ſich drei Kilometer nördlich und einige öſtlich ausdehnte. Die Flut, die in dieſer Zeit nördlich ſtrömte, hatte das kleinere Eis mit ſich geriſſen, die „Rooſevelt“ in einer Art See zurücklaſſend. Während wir dort blieben, beobachteten einige Leute einen ſchwarzen Gegenſtand, weit draußen auf der Eisſcholle, an der wir feſtgemacht waren. Dr. Goodſell und Borup und zwei Eskimos gingen ab, um Aufklärung zu verſuchen. Das Wandern über die Eisſchollen iſt ſehr gefährlich, da das Eis voller Riſſe iſt, von denen manche ſehr breit ſind. An dem fraglichen Tage waren die Riſſe meiſt unter friſchgefallenem Schnee verborgen, beim Überſpringen wären die Leute beinahe ertrunken. Als ſie auf Schußweite an den ſchwarzen Gegenſtand, auf den ſie zuhielten, herangekommen waren, erkannten ſie: es war bloß ein Steinblock.

Sobald die Männer heil an Bord waren, wurde das Tau eingeholt, und die „Rooſevelt“ ging mit dem treibenden Packeis ſüdwärts. Schließlich brachte der Kapitän das Schiff in einen anderen kleinen See, ſüdöſtlich von unſerem früheren Standpunkt. Dort blieben wir einige Stunden bei der großen Eisſcholle, vorwärts und rückwärts dampfend, um den Teich offen zu halten.

Trotz aller unſerer Bemühungen ſchloß ſich um elf Uhr das Eis wieder rings um die „Rooſevelt“. Aber ich bemerkte eine kleine Spalte ſüdöſtlich, die uns zu einer anderen Stelle offenen Waſſers führte, und gab den Befehl, das Schiff, wenn möglich, hindurch zu rammen. Der Bug des Schiffes arbeitete ſich in die ſchmale Öffnung hinein, und wir ſteuerten erſt rechts, dann links, das Eis abwechſelnd auf den Seiten fortſtoßend. So gelang es uns allmählich, die Spalte hinreichend zu erweitern, um zu der jenſeitigen offenen Waſſerfläche vorzudringen.

Nach dem Abendeſſen gingen Mc Millan, Borup und Dr. Goodſell mit zwei Eskimos an die Küſte, über das zuſammengeſchobene Eis, in der Abſicht, einiges Wild zu erlegen. Ehe ſie das nördliche Ufer des Eisganges zur Lincoln-Bai erreichten, entſtand aber eine ſolche Bewegung in den nahe liegenden Eisſchollen, daß ich ihren Ausflug doch für zu gefährlich für Neulinge halten mußte. Sie wurden alſo durch die Dampfpfeife der „Rooſevelt“ angerufen, und die Leute kamen über die jetzt in Bewegung befindlichen Eisſchollen zurück. Die Spalte in dem Packeis hatte ſich inzwiſchen nach allen Seiten geöffnet. Die Leute waren in ihren Bewegungen durch ihre Gewehre behindert, aber ſie hatten glücklicherweiſe Bootshaken mitgenommen, ohne die ſie ihren Weg wohl nie zurückgefunden hätten. Doch die Flut ging nordwärts, und das Eis trug ſie faſt ebenſo ſchnell vom Schiff fort, als ſie darauf los marſchierten. Die Bootshaken als Sprungſtützen benutzend, ſprangen ſie, wenn die Spalten nicht zu breit waren, von einer Eisſcholle zur andern. Ließ die Breite des offenen Waſſers ein Überſpringen nicht zu, ſo überſchritten ſie es auf kleinen Eisſchollen, die ſie mit den Bootshaken zuſammenſchoben. Zuerſt glitt der Doktor am Rande einer Eisſcholle aus und fiel in das eiſige Waſſer, aber er wurde ſchnell von Borup wieder herausgeholt; dann glitt Borup aus und tauchte bis zum Leib hinein, aber auch er war ſchnell wieder oben.

Unterdeſſen hatte ſich das Eis um die „Rooſevelt“ gelockert, es bildete ſich eine breite Gaſſe zwiſchen ihr und den Eisſchollen, über die die Leute dahinſchritten. Wir mußten alſo das Schiff gegen eine der größeren Schollen anlaufen laſſen, um ihnen die Möglichkeit zu geben, an Bord zu klettern. Sie beeilten ſich, ihre naſſen Kleider mit trockenen zu vertauſchen, und wenige Minuten ſpäter erzählten ſie lachend ihre Heldentaten.

Wer nicht über ein gelegentliches Naßwerden lachen kann oder ein gefährliches Springen über bewegliches Eis anders, denn als eine natürliche Sache anſieht, der taugt auch nicht für eine ernſte arktiſche Expedition. Mit dem Gefühl großer Befriedigung beobachtete ich dieſes Kleeblatt: Mc Millan, Borup und Dr. Goodſell, meine arktiſchen „Grünlinge“, wie ich ſie nannte, — ich dachte mir aber doch: es war vielleicht ganz gut, daß Borups Vater und des Doktors Mutter ſie nicht ſoeben beobachtet hatten, — da draußen auf den ſchwankenden Eisſchollen.

(Fortſetzung folgt.)

Steppenfrühling. Von Hedda v. Schmid.

Die Steppe lag öde, verlaſſen grau,
Von Winterſchleiern umſponnen,
Nun ſchmückt ſie wie eine ſchöne Frau
Im Lenz ſich mit tauſend Wonnen.
Nun prunkt ſie in Diamantengeſchmeid,
In glitzernden Frühlingsfluten,
Nun webt ſie aus zartem Grün ihr Kleid
Still unter Sonnengluten.

Nun raſchelt und ſummt es überall —
Nun gleißt es in gleitenden Ringen,
Die Schlangen erwachen. Mit jubelndem Schall
Die Steppenlerchen ſingen.
Am Ufer des Sees der Kranich ſteht,
Die Zieſelmaus ſonnt ſich im Sande,
Der Wind, der wilde Steppenwind weht
Heiß koſend über die Lande.

Der Wermut neigt ſeine graue Kron’,
Als wolle zu Gaſt er bitten,
Den Hügel herab kommt ein Steppenſohn
In eiligem Trab geritten.

Er hält ſein Weib an ſein Herz gepreßt
Im Sattel auf ſchnaubendem Pferde,
Er kommt von ſeinem Hochzeitsfeſt
Und reitet zum heimiſchen Herde.

Nach Steppenſitte raubte die Braut
Er aus der Geſpielinnen Reihen,
Der Frühling iſt da! Der Himmel blaut!
Die rechte Zeit iſt’s zum Freien!
— Verſchwunden ſind wie ein Steppentraum
Der Reiter und ſeine Beute —
Horch! — da ertönt am Hügelſaum
Ein ſäuſelndes Feſtgeläute:

Die Hyazinthen, der erſte Mohn,
Schwingen die Blütenglocken;
Im Winde liegt es wie Orgelton —
Ein ſtürmiſches Werben und Locken.
Die Sonne glüht, und der Himmel blaut,
Und die Erde bebt vor Verlangen!
Die Steppe ſelber iſt eine Braut,
Vom Frühling umkoſt und umfangen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Wie Bobby kam und ging. Von Ernſt Herrmann. Deutſch von Rob. Saudek.

Die Geſchichte eines Waldkaninchens.

Unter den Fenſtern meiner Sommerwohnung klang ein Gemiſch von Kinderſtimmen. Manche unter den Stimmen kamen mir bekannt vor: da war vor allem das laute Organ vom Sohne meines lieben Nachbarn, des Briefträgers, der Sopran vom Maurerjungen nebenan und andere Stimmen, die in den Streit eingriffen; aber im Mittelpunkte des Geſprächs ſtand offenbar der Stammhalter des Briefträgers.

„Laß ihn mal ſehen!“

„Zeig’ ihn doch her!“

„Borgen kannſt Du ihn doch!“

Gedämpft und geheimnisvoll klang das Geſpräch, es gab offenbar ein außergewöhnliches Ereignis. Der künftige Briefträger verteidigte ſein Eigentum, oder irgendeine Beute, die ihm die andern anſcheinend entreißen wollten.

Plötzlich beherrſchte mein Jüngſter die Situation: „Was verlangſt Du dafür?“ — Das klang doch nach einem Angebot.

„Deine Pfeife!“ war die Antwort.

In der Tat, mein Jüngſter beſaß irgendeine Pfeife.

Eine kurze Verhandlung folgte, der Handel war bald geſchloſſen. Nur der kleine Briefträger und mein Junge ſprachen noch.

„Halt’ ihn feſt!“ mahnte der Verkäufer.

„Beißt er nicht?“ fragte mein Junge.

„Und was frißt er?“

„Was Du ihm gibſt.“

Es handelte ſich alſo um ein Tier. Die Auskunft über die Nahrung war freilich ſehr unſicher. Soviel ich aus der Naturgeſchichte behalten habe, frißt nicht jedes Tier alles. Ein Kanarienvogel ſtirbt Hungers, wenn man ihn mit Wiener Schnitzel nähren will, und Hunde mögen keinen Hanfſamen.

Eilige Schritte näherten ſich dem Häuschen. Mein Jüngſter trug heimlich die Beute nach Hauſe. Des Briefträgers Sproſſe lief mit ſeiner Pfeife im Haufen jugendlicher Neider davon.

Eine Weile ſpäter ſtand ich in der Küche. Auf den erſten Blick ſah ich, daß etwas paſſiert war. Aber alle taten, als ob ſie aufs eifrigſte bei ihrer Arbeit wären. Mutter ſtand auf und ſah nach dem Herd, meine Tochter las eifrig Erbſen aus, und der Junge ſaß reglos auf ſeinem Stuhl. — Natürlich, Vater erfährt von allem zuletzt. Damals, als ich die Schlange und die beiden Salamander im Bett fand, war es genau ſo.

Unter dem Stuhl meines Jungen lag ein mit Fetzen ausgepolſterter Korb, in deſſen Ecke ſo etwas wie eine Handvoll Werg lag.

„Steh auf!“

Zögernd folgte er.

„Reich’ mir den Korb her!“

Er ſchien wenig Luſt dazu zu haben. Ich mußte den Korb ſelbſt vorholen.

Das Häufchen Werg rührte ſich nicht.

„Was iſt das?“

Keine Antwort.

„Woher haſt Du das?“

Das Schweigen hielt an.

Jetzt erſt drehte ſich Mutter am Herd um, da ſie einſah, daß einer ſchließlich ſprechen mußte.

„Sei vorſichtig — es iſt ein Häschen.“

Ich griff nach dem Werg. Ein kleiner zuſammengerollter Bauſch grauen Fells, lange Löffel, die faſt am Rücken feſtklebten, ein Schwänzchen, ſo groß wie ein Fingerhut, vier Miniaturfüßchen, ein dreigeteiltes Mäulchen und bewegliche, nervöſe, ängſtliche, dunkelbraune Augen.

„Ein Häschen?“

Ich ſtreichelte das Tierchen, das ſich noch mehr zuſammenrollte und den Kopf zwiſchen die Vorderfüßchen grub.

Es war ein bemitleidenswertes Baby, das ſeiner Mutter entweder geraubt worden war oder das vorzeitig verwaiſte.

„Wo haſt Du es her?“

„Der Junge vom Briefträger hat’s im Walde gefunden.“

„Warum hat er es nicht liegen laſſen?“

„Es wäre umgekommen.“

Das ſtimmte, das arme Tier wäre ohne Mutter ſicher umgekommen.

Ein Häschen! — Ein fataler Fund und ein fataler Beſitz. Ich weiß, daß ein Haſe kein Haustier iſt und daß ihn außer dem berechtigten Eigentümer keiner beherbergen ſoll. Ich darf nicht einmal einen toten Haſen aufheben, Krähen dürfen ihn auffreſſen, aber nie und nimmer darf ich ihn „finden“.

Und dieſer hier war lebendig, und die Jungen des ganzen Dorfes wiſſen von ſeiner Exiſtenz. Bis zum Abend kann eine „Suchung ſtattfinden“ — für morgen kann ich geradezu mir ihr rechnen.

Ich war in Verlegenheit. Der einzige Ausweg wäre, das Häschen in den Wald zurückzutragen. Aber was würde dann mit ihm geſchehen? Ein Marder, ein Wieſel oder ein Raubvogel würden es erwürgen.

Es iſt ſo weich und warm und zittert vor Angſt, in meiner Hand duckt es ſich und erwartet den Todesſtoß. Es hob den Kopf und blinzelte mich an: Willſt Du mich alſo nicht töten?

Es bekam Milch, aber es verſtand es nicht, ſie mit der Zunge zu ſchöpfen. Man mußte den Finger in die Milch tauchen und es daran lecken laſſen. Wir wechſelten ab und nannten ihn dabei: Bobby.

Bobby war gelehrig. Zwei Tage ſpäter leerte er den Milchnapf ſelbſt, wiſchte ſich mit den Vorderläufen das Mäulchen, kämmte ebenſo ſeinen Bart und ſchnupperte unaufhörlich mit ſeinem komiſchen Näschen. Es begann in der Stube ſeine Kunſtſtückchen aufzuführen und umherzuhopſen. Wenn wir ihm die dreigeteilte Oberlippe hochhielten, kam eine Reihe ſcharfer, weißer Zähne zum Vorſchein.

In einer Woche hatte Bobby ſchon Salatblätter gekoſtet und ließ die Milch beiſeite. Er hörte auf ein Baby zu ſein und war ein Jüngling. Dem Hungertode war er entronnen, und wir machten uns daran, ihn zu erziehen, damit er in menſchlicher Geſellſchaft anſtändig beſtehen konnte. Er hatte gewiſſe Untugenden, die bisher erträglich waren, die aber bei ſeinem ſchnellen Wuchs Dimenſionen annehmen konnten, die keinem Hausſtand zur Zierde gereichen konnten. Er war auch in dieſer Beziehung gelehrig. Wir entdeckten, daß er auch für Wortlaute, d. h. für ſeinen Namen ein Gedächtnis entwickelte. Ob er unter dem Bett oder hinter dem Ofen ſteckte, auf den Ruf „Bobby“ kam er hervor.

Wochen vergingen — Bobby wuchs zum ſtattlichen Burſchen heran. Wenn ich ſeine Körperformen beſah, ſo kamen mir Zweifel, ob er ein Haſe wäre, und ich gewann die Überzeugung, daß ich ein wildes Waldkaninchen beherbergte. Es war in der Tat ein Kaninchen, mit dichtem grauen Fell; ſein Körper war zarter und kürzer als der eines Haſen.

Er trieb den ganzen Tag ſeinen Ulk, bewegte die Ohren, trommelte mit den hinteren Läufen gegen den Fußboden, ſprang in der Stube umher und war mit einem Sprunge auf dem Sofa, wo es ihm beſonders behagte. Von dem Tage an, an dem er dieſes Stück der Wirtſchaft kennen gelernt hatte, konnte man es ihm nicht mehr unbeliebt machen. Vertrieb man ihn, ſo paßte er von einem verſteckten Poſten die erſte Gelegenheit ab, um ſich unbeobachtet wieder auf dem Sofa niederlaſſen zu können. Kaum hatten wir die Lampe gelöſcht, ſo fand er im Dunkeln ſelbſt von der Küche aus den Weg zu ſeiner gepolſterten Lagerſtätte. Am frühen Morgen ſchlummerte er zuſammengerollt noch dort in ſeiner Sofaecke und ſtützte ſich gegen die Lehne.

Der Landaufenthalt wurde uns in dieſem Jahre durch Bobby doppelt angenehm. War er doch faſt zu unſerem jüngſten Kinde geworden. Hinter der Mutter, die ihn am häufigſten fütterte, lief er von früh bis abends einher, und wenn ſie ſich einmal zur Näharbeit niederſetzte, tummelte er ſich zu ihren Füßen und putzte ſich. — Welch ein ſpaßhafter Anblick, wenn Bobby ſich den Mund wiſchte, mit den Vorderläufen an ſeinen Gehängen zupfte und ſorgfältig an ihnen entlang fuhr, als ob er ſie reinigen und bürſten wollte. — Er achtete immer auf Sauberkeit und hätte manchem Schuljungen ein leuchtendes Vorbild ſein können. Wenn er bei der Toilette war und ſein Fell von allen Seiten durchbürſtete, pflegte ich meinen Älteſten vorwurfsvoll anzuſehen und zu ſagen: „Siehſt Du, Bobby läßt ſich nicht nötigen, ſich Hals und Kopf abzureiben, es iſt ihm ein natürliches Bedürfnis.“ In ſolchen Augenblicken bedauerte mein Junge gewiß, das Kaninchen zu ſeinem Hausgenoſſen gemacht zu haben.

Leider blieb Bobby aber nicht ewig klein und niedlich; er wuchs heran und hatte längſt nicht mehr auf meiner Handfläche Platz. Ja, beide Hände reichten nicht mehr, und wenn man ihn auf den Schoß nahm, ſprang er ungeduldig zu Boden. Mit dem zunehmenden Alter zeigte ſich noch eine andere Untugend: er begann zu beißen.

Im zarteſten Alter hatte er dankbar den Finger abgeleckt, den man in Zuckerwaſſer oder Milch tauchte. Später lehnte er Süßigkeiten ab und leckte den Finger gern, wenn man ihn in Salzwaſſer tauchte. Aber nach einigen Wochen war es nicht ratſam, ihm den Finger ins Mäulchen zu ſtecken, denn er drückte es feſt zu und hinterließ Spuren eines Biſſes. Auch die Nägel erſtarkten, und Bobby erprobte ihre Kraft gern am Sofaüberzug, oder an Kleiderſtoffen. Am heftigſten aber verfolgte er das Dienſtmädchen, das ihn mit einer Katze zu necken pflegte und ihm ſeinen Erbfeind dicht vor die Naſe hielt. Er zerfetzte dem Mädchen die Kleider und biß ſie wiederholt in die nackten Füße. Er hatte alſo, wie es ſchien, auch ein Gedächtnis für ihm angetanes Unrecht.

Der Sommer ging zu Ende, der Tag unſerer Heimkehr in die Stadt rückte näher. Im Familienrat wurde Bobbys Schickſal verhandelt.

Onkel meinte, man ſollte dem Liebling eins hinter die Ohren hauen und ihn braten. Onkel meinte das ernſt. Ich weiß, wilde Kaninchen ſind eine ſeltene Delikateſſe — aber unſer Bobby! Ihn packen, ihn auf den Kopf ſchlagen, ihm das weiche, warme Fell abziehen, ihn braten und eſſen!

Nicht um die Welt!

Es wurde entſchieden, daß Bobby die Freiheit geſchenkt werden ſollte. Er war unterdeſſen groß und ſtark genug geworden, um ſich durch die Welt ſchlagen zu können. Und wenn ihn ein natürlicher Feind im Walde überfallen und unterkriegen ſollte, ſo waren wir wenigſtens nicht Zeugen der Kataſtrophe.

Bobby wurde eines ſonnigen Herbſtmorgens in einen Korb gelegt und von uns in den Wald hinausgetragen. Es war kein froher Weg, den wir gingen. Auf einer kleinen Lichtung wurde der Korb gekippt.

„Kleiner Bobby, wo biſt Du?“

Er hockte auf die Hinterläufe nieder, hob die Vorderpfoten, ſpitzte die Gehänge, murmelte mit dem Mäulchen, ſog die Luft ein und horchte. Hop, hip, hop, — er durchbrach unſeren Kreis und lief zehn Schritte davon. Einen Grashalm knabberte er an und kratzte mit den Vorderläufen den weichen Boden.

„Bobby, komm her!“

Ängſtlich klang es. Wir warteten, ob er hören und verſtehen würde.

Bobby drehte ſich um und lief herbei. — Er kam zurück! Noch wußte er, daß der Ruf ihm galt.

Das zweitemal lief er auf fünfzehn Schritte davon. Jeder Sprung, jede Bewegung war lebhafter. Er ſah ganz anders aus als in der Stube oder im kleinen Hausgarten, wohin wir ihn in die Sonne zu bringen pflegten.

Ein paar wilde Sprünge, dann ſtand er entſetzt ſtill. Die Gehänge erhoben, die Naſenflügel gebläht, ſo atmete er die ſcharfe, kalte Luft ein. In der Ferne ertönte Hundegebell.

„Bobby! Bobby!“

Das zweitemal kam er zurück. Wir bückten uns alle, um ihn ein letztesmal zu ſtreicheln. Er hielt nicht mehr ſo ſorglos ſtand. Er wich aus, entwiſchte uns unter den Händen, eilte davon. Eine immer größer werdende Unruhe erfaßte ihn. Jetzt warf er ſein Hinterteil hoch, trommelte kurz mit den Hinterbeinen auf und lief vorwärts.

Diesmal blickte er ſich nicht mehr um. Seine Blicke flohen dem Wald entgegen.

„Bobby!“

Er hörte und ſah nichts. Sein grauer Körper verſchwand im Gebüſch. Wir riefen umſonſt; wir ſuchten vergebens das Geſtrüpp ab. — Die Herbſtſonne neigte ſich in blutigen Farben gegen Abend.

Traurig und einſilbig kehrten wir heim.

Stätten deutſcher Induſtrie. Von Dr. Fritz Bennigſon.

Kabelwerk Oberſpree.

Bei den verzwickten Verkehrsverhältniſſen Groß-Berlins iſt es nicht allzu bequem, nach dem nur 12 km von der Reichshauptſtadt entfernten Oberſchöneweide, wo das Kabelwerk Oberſpree liegt, zu gelangen. Wohnt man, wie ich, in jener Gegend unſerer Metropole, von der nur wenige Erleuchtete wiſſen, ob ſie tatſächlich zu Berlin, Charlottenburg, Schöneberg oder gar zu Wilmersdorf gehört, dann bedarf es „nur“ dreimaligen Umſteigens, um das Reiſeziel zu erreichen. In ſchnellem Zuge gelangt man mit der Untergrundbahn von der Station Nollendorfplatz nach der Warſchauerſtraße, von hier aus fährt die Stadtbahn über Treptow nach Baumſchulenweg, und von dort endlich befördert mich die Elektriſche, die Berlin mit dem kleinen märkiſchen Städtchen Köpenik verbindet, an den hier angeſiedelten Fabriken vorbei bis zum Tor des Kabelwerkes. Gerade der letzte Teil der Reiſe kann ſich etwas ſchwierig geſtalten, wenn — wie in meinem Falle — friſcher Schnee die Schienen der Straßenbahn bedeckt. Aber ich kam ans Ziel, wenn auch erſt nach anderthalbſtündiger Fahrt. Ein Empfehlungsbrief der Allgemeinen Elektrizitäts-Geſellſchaft — bekanntlich die Mutterfabrik des Kabelwerkes —, den der geſtrenge Herr Pförtner mit ernſter Amtsmiene genau prüft, erwirkt mir den Zutritt zu den Innenräumen der Fabrik, und bald durchwandere ich an der Seite des freundlichen und ſachkundigen Oberingenieurs Mauritius alle Teile der umfangreichen Anlage.

Die Tätigkeit des Werkes erſtreckt ſich gegenwärtig nicht mehr allein, wie der Name vermuten läßt, auf die Erzeugung elektriſcher Kabel. Sie umfaßt vielmehr die Herſtellung aller derjenigen Fabrikate, die beſtimmt ſind, einerſeits den elektriſchen Strom fortzuleiten, und anderſeits ſeine Fortleitung zu verhindern. Zu jenen gehören blanke Drähte und Schienen aus Kupfer, Bronze und Aluminium, ſowie iſolierte Leitung und Kabel, zu dieſen Iſolationsmaterialien, wie Weich- und Hartgummi, Stabilit, Vulkan-Aſbeſt und Mikanit.

Der Herr Oberingenieur führt mich zunächſt in das Metallwerk, in dem Kupfer, Meſſing, Eiſen, Stahl, Aluminium, Bronze uſw. zu Drähten, Stäben, Blechen und Bändern verarbeitet wird. Uns intereſſiert am meiſten das rote Kupfer, das in der Elektrotechnik beſonders reichlich Verwendung findet. Barren, die etwa die Form eines Brotes haben, dabei etwa zwei Zentner wiegen, werden in Rotglut verſetzt und paſſieren ſodann im Walzwerk die einzelnen Walzenſtraßen. Eben ſehe ich, wie der mit kräftiger eiſerner Zange ausgerüſtete Arbeiter einen 1 m langen rotglühenden Kupferbarren zwiſchen ein Walzenpaar ſchiebt: — nach etwa einer Minute ſchon iſt er in dem aus fünf Walzenpaaren beſtehenden Vorwalzwerk auf einen Querſchnitt von 1 qcm und der Länge von 100 m ausgewalzt. Nach dem Vorwalzen wird der Draht in der Feinwalzenſtraße, die ſieben Walzenſtänder enthält, auf eine Stärke von 7 mm verringert, das entſpricht einem Querſchnitt von 0,4 qcm und einer Länge von 260 m.

Einen eigenartigen und feſſelnden Anblick bietet das Walzwerk. Die Öfen ſchieben feurige Kupferbrote automatiſch ab. Dieſe werden den ſchweren eiſernen Walzen zugeführt; unter ſeltſamen Krümmungen immer länger und länger werdend, ſchießen aus den Walzenſtändern, gleich feurigen Schlangen, die Kupferdrähte, bis ſie der Haſpel zu einem wohlgeformten Ringe zuſammenfügt. Die Arbeit der Querſchnittsverminderung iſt in dem Walzwerk noch keinesfalls abgeſchloſſen. Es wäre, wie mein Führer erklärt, ſchwierig und unrationell, Drähte auf einen geringeren Durchmeſſer als 7 mm zu walzen. Durch Ziehen der Drähte auf Grob-, Mittel- und Feinzügen kann der Durchmeſſer auf 0,05 mm verringert werden. Bis zu dieſer Feinheit ausgezogen, ergibt einer der vorhin erwähnten 1 m langen Barren eine Drahtlänge von etwa fünf Millionen Meter, das iſt das Fünffache des Weges von Berlin nach Paris.

Das Ziehen erfolgt in der Weiſe, daß der Draht durch ein weniger dickes Loch des aus beſonders hartem Material (Spezialſtahl) bereiteten feſtſtehenden Zieheiſens gezogen wird. Wenn es ſich um genaue Innehaltung des Kalibers handelt, werden anſtatt der ſtählernen Zieheiſen durchbohrte Diamanten verwendet.

Nachdem wir noch die Verzinnerei und die Metallgießerei, wo Meſſing und verſchiedene Bronzen in der Weißglut der Öfen hergeſtellt werden, durchwanderten, verließen mein Führer und ich die geräumigen Hallen des Metallwerkes, um einen Blick in die Drahtfabrik, die in einem umfangreichen dreiſtöckigen Gebäude untergebracht iſt, zu werfen. Dieſe Abteilung des Werkes fertigt iſoliertes Leitungsmaterial an: Drähte, Litzen und Seile. Iſolierte Leitungsſchnüre mit einer oder mehreren Kupferadern, wie wir ſie von den Anſchlüſſen der Beleuchtungskörper und kleinen Motoren kennen, entſtehen in dieſen Räumen. Dabei werden hier Litzen von $^{1}/_{2}$ qmm aus 16 Kupferfäden geſponnen. Die Iſolation der Leitungsſchnüre beſteht in der Regel aus abwechſelnden Lagen einer Baumwollbeſpinnung und einer Bewicklung mit Gummiband. Die umwickelten Leitungen werden gewöhnlich umklöppelt. Mehrere hundert Klöppelmaſchinen ſind hier ſtehend angeordnet. Mit lautem Schnurren umkreiſen den elektriſchen Leiter (Kupferdraht) in entgegengeſetzter Richtung zwei Schwärme von Garnſpulen, in wellenförmigen Bahnen ſich auf ihren Wegen fortwährend überkreuzend. Auf dieſe Weiſe bildet ſich um den Draht ein Schlauch aus jenem dichten, dem Flechtwerk ähnlichen Gewebe, das man als Klöppelgeſpinſt bezeichnet.

Jetzt führt uns unſer Weg über einen langgeſtreckten Hof; Eiſenbahnſchienen, auf denen ſich vollbeladene Güterzüge bewegen, erinnern an einen Rangier- oder Güterbahnhof. Wir gelangen nunmehr in die Kabelfabrik. Hier werden unterirdiſch zu verlegende Bleikabel für Beleuchtungs- und Kraftübertragungsanlagen gefertigt.

Im Grunde iſt ein Kabel nichts, als ein (durch Seide oder Gummi, die beide u. a. im Gegenſatz zu dem Metall, den elektriſchen Strom nicht leiten) iſolierter Leitungsdraht, wie wir ihn bei jeder elektriſchen Klingelanlage ſehen. Ja, ich meine den mit Seide umſponnenen Kupferdraht, an dem ſich der Druckknopf der elektriſchen Klingel, die ſich über dem Tiſch unſeres Speiſezimmers befindet. Das Kabel dient zu nichts anderem als zur Fortleitung der Elektrizität. Aber die Verwendung und zukünftige Lage des Kabels erfordern, daß es, ſeinem Zwecke entſprechend, beſonders haltbar hergeſtellt wird. Denken wir nur an einige Beſchädigungsmöglichkeiten der Unterſeekabel. Im Kanal zwiſchen Frankreich und England ſind Verletzungen der Kabel durch Anker und Grundſchleppnetze der Hochſeefiſcher hin und wieder zu beklagen. Eine Zerreißung des Kabels kann ferner dadurch eintreten, daß es ſich bei der Verlegung in großen Tiefen zwiſchen zwei Bergſpitzen aufgehängt hat und dann infolge ſeiner eigenen Schwere nach einiger Zeit bricht. Ferner können die Schutzdrähte auf felſigem Grund infolge von Strömungen durchſcheuert werden. Dieſe Beiſpiele laſſen ſich um viele vermehren, die alle zu einer beſonders ſorgfältigen Fabrikation und Armierung zwingen.

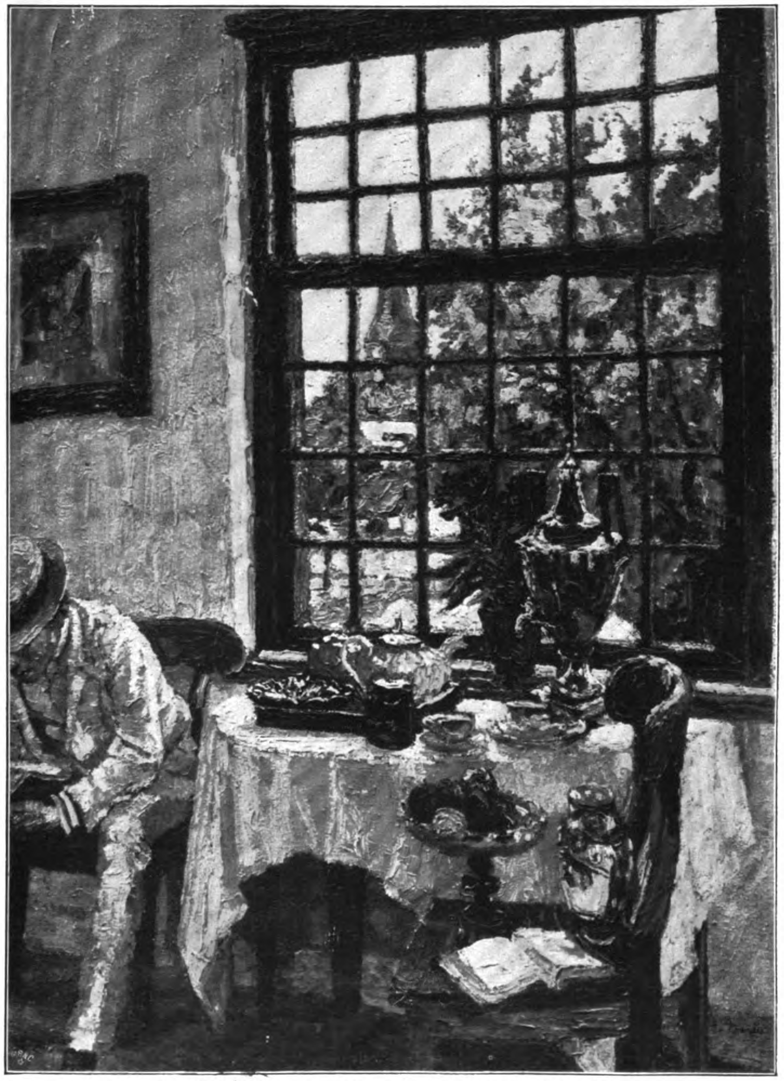
Wie bei ſo vielen andern Dingen des Lebens iſt auch bei der Kabelherſtellung „Draht“ die Seele, ſo bezeichnet nämlich der Elektriker den kupfernen ſtromführenden Leiter des Kabels. Es wäre weit bequemer, meint der Leſer vielleicht, ſtatt einzelner feiner, verſponnener Kupferdrähte einen maſſiven Kupferſtab anzuwenden. Aber das fertige Kabel würde dann nie und nimmer willfährig und, ohne beſchädigt zu werden, den vielfachen Biegungen folgen, denen es bei der Verlegung ausgeſetzt iſt. Die erſte Arbeit der Fabrikation iſt das Verſeilen. In beträchtlichen Rollen werden die Drähte, wie ſie die Metallfabrik liefert, durch Spulmaſchinen auf beſondere Rollen, Bobinen genannt, gewickelt. Mit den Bobinen wird die Verſeilmaſchine beſteckt, die aus den einzelnen Drähten die Kabelſeele ſpinnt. Von den auf einem rotierenden Rahmen der Maſchine angebrachten Bobinen laufen die Drähte ab und werden zu einem Kupferdrahtſeil zuſammengedreht. Die blanke Kabelſeele geht von der Litzmaſchine direkt weiter in die Beſpinnmaſchine. Hier wird ſie mit Faſerſtoff, Jutegarn oder Papier — in beſonderen Fällen erfolgt eine kombinierte Iſolierung mit Spezialgummi und Papier — bewickelt. Am Anfange des Maſchinenſatzes treten die einzelnen kupfernen Bobinendrähte in die Maſchine ein, während ſie am andern Ende von dem beſponnenen Kabel verlaſſen wird. Dieſes gelangt auf einer Trommel zur Aufwicklung. Nach der fortlaufenden Bewegung auf der Verſeil- und der Spinnmaſchine kommt nunmehr die erzeugte Rieſenſchlange in einem geräumigen Trockenſchrank, der luftleer gepumpt wird, zur Ruhe. Der Trockenprozeß iſt, da der Faſerſtoff aus der Atmoſphäre Feuchtigkeit aufgenommen hat, durch Einwirkung von Wärme nur im luftverdünnten Raume möglich. Bald nach dem Verlaſſen des Schrankes kommt das Kabel in einen Tränkbottich, der ebenfalls luftleer iſt. So dringt eine harzige Flüſſigkeit in alle Poren des Faſerſtoffes und bildet mit dieſer zuſammen eine Schicht von außerordentlicher Iſolierfähigkeit. Danach kommt das Kabel unmittelbar in die Bleipreſſe, um hier mit einem enganliegenden Bleimantel umpreßt zu werden. Die Preſſe enthält in einem, über dem Preßraume liegenden Keſſel halbgeſchmolzenes, breiartiges Blei. Durch einen Hohldorn, die Patrize, wird das Kabel in den Preßraum geführt und durch eine Düſenöffnung, die Matrize, die etwas weiter als das Kabel ſelbſt iſt, tritt es wieder, mit einem enganliegenden Bleimantel verſehen, aus. Iſt die Fabrikation bis hierher vorgeſchritten, ſo beſteht das Kabel aus dreierlei Schichten: Der kupfernen Seele für die Stromleitung, der imprägnierten Faſerſtoffhülle, die die Iſolation bewirkt und dem Bleimantel, der bei den in der Erde oder im Waſſer verlegten Kabeln die Feuchtigkeit und ſonſtige ſchädliche Einflüſſe von der Iſolation fernhalten ſoll.

Bevor nun die Fabrikation weitergeht und das Kabel die vierte Schicht, die Bewehrung oder Armierung, bekommt, die es vor mechaniſchen Angriffen von außen her ſchützen ſoll, bedarf es einer ſorgfältigen Prüfung. So kommen denn die mit Bleimänteln verſehenen Kabel auf 24 Stunden in große, mit Waſſer gefüllte Baſſins, wobei ihr Iſolationswiderſtand gemeſſen wird. — Der Nichtfachmann iſt geneigt, die in dem Waſſer des Tanks gelagerten Kabel für Tiere der Vorzeit im Aquarium zu halten. — Zum Schluſſe der Prüfung ſetzt man die Kabel mehrere Stunden lang Hochſpannungen bis 50 000 Volt aus. Unter deren Einfluß werden auch ſolche Fehler, die etwa bei den vorhergehenden Unterſuchungen nicht gefunden wurden, ſicher entdeckt. Selbſtverſtändlich iſt bei derartigen Arbeiten mit der lebensgefährlichen Hochſpannung äußerſte Vorſicht geboten. Die Bottiche ſind deshalb von der übrigen Werkſtatt abgeſperrt, und rote Signallampen ſind die ſichtbaren Warnungszeichen, daß Hochſpannung an dem Kabel liegt und ein Betreten der Prüfſtelle lebensgefährlich wäre. — Nach Vollendung dieſer Prüfungen werden die einfachen Bleikabel noch mit einer konſervierenden Aſphaltmaſſe überzogen und ſind dann verſandfähig. Kabel, die im Erdreich oder gar in Flußläufen verlegt werden, erhalten jedoch noch eine Armierung, um ſie gegen mechaniſche Angriffe allerart, wie Schaufel- und Hackenſchläge bei Erdkabel und Stöße und Schläge durch Schiffsſtangen und treibende Schiffsanker und ſchließlich Angriffe durch Nagetiere, Würmer uſw. zu ſchützen. Zumeiſt wird die Bewehrung aus Bandeiſen hergeſtellt, ſeltener aus Stahldrähten.

Nach dem Verlaſſen der Kabel- und Gummifabrik führte mein Begleiter mich an das Bollwerk, einen umfangreichen, für die Allgemeine Elektrizitäts-Geſellſchaft angelegten Hafen. Schon oft ſind mir bei Dampferausflügen auf der Oberſpree hier die mächtigen Kohlenvorräte, das Futter für die Dampfkeſſel und Öfen, aufgefallen. Lang hingeſtreckte und hoch aufgetürmte Kohlenmaſſen, die überragt werden von einem mächtigen elektriſchen Auslader. Wo früher die Kohlenſchlepper ihre ſchwerbeladenen Karren vom Spreekahn über ſchwankende Bretter zum Ufer fuhren, da herrſcht jetzt eine elektriſche Vorrichtung, die nicht ſchwerer zu bedienen iſt, als ein automatiſcher Fahrſtuhl. Immer und immer wieder ſehe ich gleich einem Rieſenmaul die Schaufel des Krans im Leibe eines Schiffes verſchwinden, die dann ihren Inhalt unter Gepolter auf den Kohlenplatz wirft.

Etwas ſtromaufwärts ſtehen die fertigen Erzeugniſſe des Werkes wohlverſtaut in Kiſten, Kaſten und Rollen, mit allen möglichen Signaturen verſehen. Sie laſſen mich leſen, welche Länder der Welt mit den Produkten des Kabelwerkes verſorgt werden. Geht nur hinaus ihr Schiffe und verkündet durch die Güte eurer Ladung, was deutſcher Fleiß zu ſchaffen vermag!

Prinzeß Sabine. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. (13. Fortſetzung.)



Nachmittagsſtunde. Gemälde von A. von Brandis.

In München blickte Prinzeß Sabine ſich um, als müſſe ſie, wie damals als ſie mit Marka angekommen, den blonden Kopf und die blauen Augen, die edelgeſchnittene Naſe und den feinen, bartloſen Mund des Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan irgendwo erblicken. Fritz, der ſie abholte, ſagte: „Wir wohnen im ‚Bayriſchen Hof‘. Bin ſchon jeſtern abend anjekommen. Dieſelben Zimmer haſt Du allerdings nicht jekriegt, aber Salon und Schlafzimmer im Stock drüber. Du biſt ja janz braun jeworden von Italien! Na, da jibt's was zu erzählen! Ich habe Dir auch einiges zu erzählen!“

Als die Prinzeſſin ihr Zimmer betrat, begann der Major von neuem: „Ich muß Dir mal mein Herz ausſchütten, Sabine! Es is 'ne Menge paſſiert! . . .“

„Fritz, Du biſt ja ſo aufgeregt?“

„Na ja, ich muß Dir was ſagen! Setz' Dich her.“

Prinzeſſin Sabine hatte nur ein Bedürfnis: nach der langen Reiſe erſt einmal ſich zu waſchen und ſich umzukleiden: „Dauert es länger?“ Sie ahnte eine lange Eröffnung, wie ſie es von ihrem Bruder gewohnt war, und ſchlug darum vor: „Ich ziehe mich ſchnell um, dann laſſen wir uns hier oben ſervieren, und Du kannſt mir ungeſtört alles erzählen!“

Er war ſchon halb beſänftigt, brummte jedoch noch immer: „Wenn Dir's recht iſt, jehen wir lieber fort, in ein Lokal, wo Menſchen ſind. Ich muß Klimbim um mich haben. Ich ledere mich ſonſt zu Tode!“

„Na, Fritz, ich bin zu allem bereit! Nun mach', daß Du hinaus kommſt. In einer Viertelſtunde bin ich fertig.“

„Ich warte in der Halle!“

Er trollte davon. Sie blickte ihm nach. Ihr war, als ſei er noch dicker geworden, und nun fiel auch ihr auf, wie er bei der Familieneigenart des frühen Ergrauens ſchon einen faſt weißen Kopf hatte, während der dicke Schnurrbart dunkel geblieben war. „Wo gehen wir hin?“ fragte ſie ihn hernach.

Wieder guter Laune, ſchmunzelte er liſtig, ſeinen Leib wie eine Trommel vor ſich herſchleppend: „Ich habe jeſtern abend im ‚Roten Hahn‘ jejeſſen. Ich habe nun mal kein Bedürfnis nach ſchleichenden Kellnern und dicken Teppichen. In München ſoll man Bier trinken. Wollen wir dorthin jehen?“

Die Kellnerin, in ſchwarzem Kleid, reichte ihnen die Karte, ſtrich ein paar Speiſen aus, die es nicht mehr gab, und verſchwand, um erſt einmal andere Beſtellungen auszuführen. Geklapper klang von Meſſern, Gabeln, Tellern und dazwiſchen fröhliches Lachen der Menſchheit, die um dieſe Stunde das Lokal bis auf den letzten Platz gefüllt hatte.

Der Major rieb ſich die Hände. „Jemütlich hier, was? Hier kann man doch wenigſtens reden! Ob der dicke Kerl da nebenan zuhört, det is janz wurſcht. Und da das Weibsbild mit dem Trauring auf dem dritten Finger — und ſieh mal, iſt das nicht nett hier neben uns, die zwei Paare am ſelben Tiſch? Sie jehen ſich jar nichts an. Jedes ſitzt an ſeiner Ecke, einander faſt auf'm Schoß, fehlt nur noch, daß ſie aus einem Jlas trinken. Ach, Sabine, da fühlt man erſt, wie einſam man iſt. Ich will mal jleich mit der Tür ins Haus fallen: Ich langweile mich blödſinnig. Weißt Du, mit dem Rejiment verliert man die Fühlung. Mal 'n Rejimentsdiner, aber ſonſt ſieht man ſie nich. Die Kerls haben den janzen Tag Dienſt und dann im Rejiment oder am Hof oder ſonſtwo jeſellſchaftliche Verpflichtungen, und ich bin auf'n Pfroppen jeſetzt. Die Zeit jetzt war ſchrecklich! Du nicht da, bei Mary lauter feine Leute, Hans-Karl, na, deſſen Jeiſtesflug flieje ich nich mit, Beveld iſt nach Weſtfalen, Griswold — denke Dir übrigens, weißt Du das ſchon? — iſt nach Paris verſetzt und ſein alter ego

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Tautenbrook ooch davon! Wenn ſie auch jünger waren, ich habe ſehr jern mit ihnen verkehrt! Man muß ſich zur Jugend halten, immer mehr bin ich dahinter jekommen: Jugend, Jugend!“

Prinzeß Sabine kam etwas an ihrem Bruder fremd vor. Wie er das dichte Geſtrüpp ſeines Bartes zwiſchen den Fingern quirlte, dunkler als ſonſt, ward ſie ſich deſſen bewußt. Der Major leerte ſein Glas und reichte es der vorübergehenden Kellnerin, während Prinzeß Sabine an dem ihren kaum genippt hatte.

Der Major fuhr fort: „Sabine, ich habe mir was überlegt. Man ſollte auf jeden Augenblick ſeines Lebens achten, ſolange man jung iſt. Ich habe mein Leben ſo verduſelt, bin mir nie darüber klar jeworden, daß ich jelebt habe. Da rutſchen die Jahre ſo hin, und eines Tages wacht man auf und iſt 'n alter Knopp. Na, jetzt fängt aber bei mir der neue Kurs an. Jeden Morgen, wenn man aufſteht, muß man ſich klar machen, man iſt noch kein Mummelgreis! Iſt man ooch nich! 'n Mann in meinem Alter? Wenn ich auch dreiundfünfzig bin, ich nehm's noch immer mit dem Jüngſten auf, wenn ooch nich jerade in Jewaltmärſchen, denn das Looſen habe ich nie verdragen. Bei einer Frau mag's ja was anderes ſein, die ein glattes Jeſichtchen braucht. Aber 'n Mann, bei dem man doch mehr auf den Charakterkopf ſieht, nee.“

Er ſtrich ſich wieder den Schnurrbart und von ſeiner hellen, ein wenig fahlen Hand abſtechend fiel die dunkle Farbe ihr ſo auf, daß ſie fragte: „Was haſt Du denn eigentlich mit Deinem Schnurrbart angefangen?“

Der Major wurde verlegen. „Nichts, nichts. Was ich ſagen wollte, Sabine, bis auf die Langeweile, kann ich Dir die Verſicherung jeben, habe ich mich noch nie ſo friſch und ſo wohl jefühlt.“

Der Schnurrbart war ein wenig vom Bier benetzt. Graf Fritz Zwegg nahm die Serviette, aber er wiſchte nicht rechts und links in kräftigem Schwung wie ſonſt, ſondern betupfte ihn vorſichtig und dann warf er einen Blick, nur eine Sekunde, auf das Tuch. In Sabine erwachte die Heiterkeit. „Fritz, nun ſage mal ehrlich, was haſt Du denn mit Deinem Barte angeſtellt?“

Nun geſtand er mit einemmal: „Na, weißt Du, da iſt nichts dabei, verflixt jrau jeworden war der Bart. Mein Haar iſt in Ehren erjraut, aber ſo 'n weißes Ding immer unter der Naſe? Immer mehr weiße Fäden kamen. Erſt habe ich ſie wegjeknipſt, dann aber ſagte mein Friſeur eines Tages: ‚Herr Jraf, det jeht nich ſo weiter! —‘ Da hat er mir 'ne Schmiere jejeben. Er meint, da iſt nichts dabei, und 's is doch ooch nichts dabei, Sabine!“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Ich finde es nicht hübſch.“

„Ach was, mit dem Alter hat doch das nichts zu tun. Mancher junge Menſch von fünfundzwanzig Jahren wird ſchon jrau. Und bei uns liegt's doch in der Familie.“

Dabei blickte er ſeine Schweſter an. Seine Augen wurden groß. Er beugte ſich rechts, er beugte ſich links, ſah ihr unter den Hut und fragte: „Na, Schweſterlein fein, wat haſt Du denn angeſtellt? Dieſelbe Choſe in Weiß. Haſt Du denn Dein Haar bleichen laſſen? — Du ſiehſt, ich bin janz jenau orientiert.“

Sie lächelte. „Nein, aber etwas gepudert. Ich habe mich nicht jünger gemacht, nur älter, der Gleichmäßigkeit wegen. Ich bin alt und will es ſein, muß es ſein!“

Er freute ſich kindiſch, denn die Bemerkung über ſeinen gefärbten Schnurrbart hatte ihn geärgert. „Na, na, det is jehuppt wie jeſprungen, ob ſchwarz oder weiß, Betrug iſt beides.“

„Fritz, laſſen wir einmal die Toilettenfrage! Du wollteſt mir doch was erzählen?“

„Na ja, ſiehſt Du, mein kleiner Kreis is jeſprengt, na, und da habe ich jedacht, es iſt nich jut, daß der Menſch allein ſei . . .“

„Willſt Du Dich verheiraten?“

Er ſchmunzelte in ſein Bierglas hinein, dann blickte er liſtig auf. „Du ahnungsvoller Engel Du! Könnte nich janz jefehlt ſein. Weißt Du, Sabine, jeden Morgen frag' ich mich, zu was biſt Du auf der Welt, und ſiehſt Du, wenn's auch vielleicht höchſte Zeit iſt, zu alt bin ich doch noch nich.“ Da ſie nichts antwortete, fragte er: „Das ſcheinſt Du ja nich zu finden?“

„Ach, es würde mich für Dich herzlich freuen. Wer iſt es denn?“

„Ich glaube, ich habe 'ne janz jute Wahl jetroffen. Weißt Du, ſo 'ne janz junge wäre ja doch nichts für mich. Ich bin jeſpannt, was Du dazu ſagen wirſt. Alſo kurz: die Marie Weyden iſt es.“

Prinzeß Sabine gelang es nicht, ihr Erſtaunen zu verbergen: „Du ſagteſt doch, es wäre keine ganz junge!“

„Iſt ſie doch ooch nich, einundzwanzig Jahre iſt ſie ſchon!“

Die Prinzeſſin wurde ernſt. „Das iſt ſogar ganz jung.“

„Sabine, was Du für Ideen haſt. Ja, wenn ich ſo'n Eſel wäre, daß ich an 'ne Sechzehnjährige dächte! Aber ſie is doch ſchon drei Jahre ausjejangen!“

„Aber Fritz, einige dreißig Jahre liegen zwiſchen Euch.“

Er ſtrich ſeinen dunklen Schnurrbart. „Man iſt ſo alt, wie man ſich fühlt.“

„Wohl Dir.“

Er rollte die Augen, ſah ſeine Schweſter von der Seite an, und plötzlich entfuhr es ihm: „Ihr ſeid einer wie der andere. Die janze Familie iſt aufjeſtanden wie ein Mann, aber ich dachte, daß ich doch wenigſtens bei Dir Verſtändnis fände. Karoline denkt an den Erbonkel, der mit 'ner ſpäten Ehe futſch iſt, und Helene — als ob ich ſo 'ne alte, dicke Qualmtute nehmen würde, wie ſie ſelbſt iſt. Das ſoll ich wahrſcheinlich. Ich kann dicke Menſchen überhaupt nich vertragen.“

In ſeiner Erbitterung lehnte er ſich zurück im Stuhl, daß, als ſein Sacco zurückfiel, ſein ſtarker Leib vorſtand.

Die Prinzeſſin ſchob ihr Beſteck hin und her. Er fragte erregt: „Sabine, da ſitzt Du jetzt und ſagſt kein Wort. Und auf Dich hatte ich mich verlaſſen. Die olle Baubergen iſt ſo freundlich jeweſen zu behaupten, ich wäre überjeſchnappt. Mary hat gegen die Mary Weyden auch irgend was einzuwenden, entweder iſt ſie nicht vornehm jenug oder weil ſie nur zwölfhundert Mark hat, denn das wird ja rumjeredet wie man von den Pferden weiß, was ſie wert ſind. Es iſt wirklich ſcheußlich! Und nun kommſt Du —“

„Ich habe ja nichts geſagt.“

Er wollte irgend etwas herausſprudeln, ſtotterte, bekämpfte ſich, brach ab, dann rief er rot vor Zorn: „Wer im Glashauſe ſitzt, ſoll nicht mit Steinen werfen!“

Prinzeß Sabine fragte ſchmerzlich ernſt: „Was willſt Du damit ſagen?“

Doch ſchon war es ihm leid. Er murkſte und druckſte herum: „Nun, ich meine nur ſo . . . Denkſt Du nich, daß das zu einem auch kommt? Zuerſt hatte ich ja keine Ahnung, aber Sabine, Du kennſt mich doch, ich will Dir doch nich weh tun!“

Er rief die Kellnerin, zahlte, und ſie brachen auf. Als ſie ſchweigend ſchon beinah am Hotel angekommen waren, bat er: „Sei mir nicht böſe! Ich will Dich doch nich verletzen. Aber wenn man ſich ärgert, weiß der Kuckuck, was man da manchmal redet.“

„Dann komm, Fritz, laß uns weitergehen. Ich muß mir ein Paar Handſchuhe kaufen, auf der Reiſe ſind alle ſchmutzig geworden. Und nun reinen Tiſch zwiſchen uns: was wollteſt Du ſagen?“

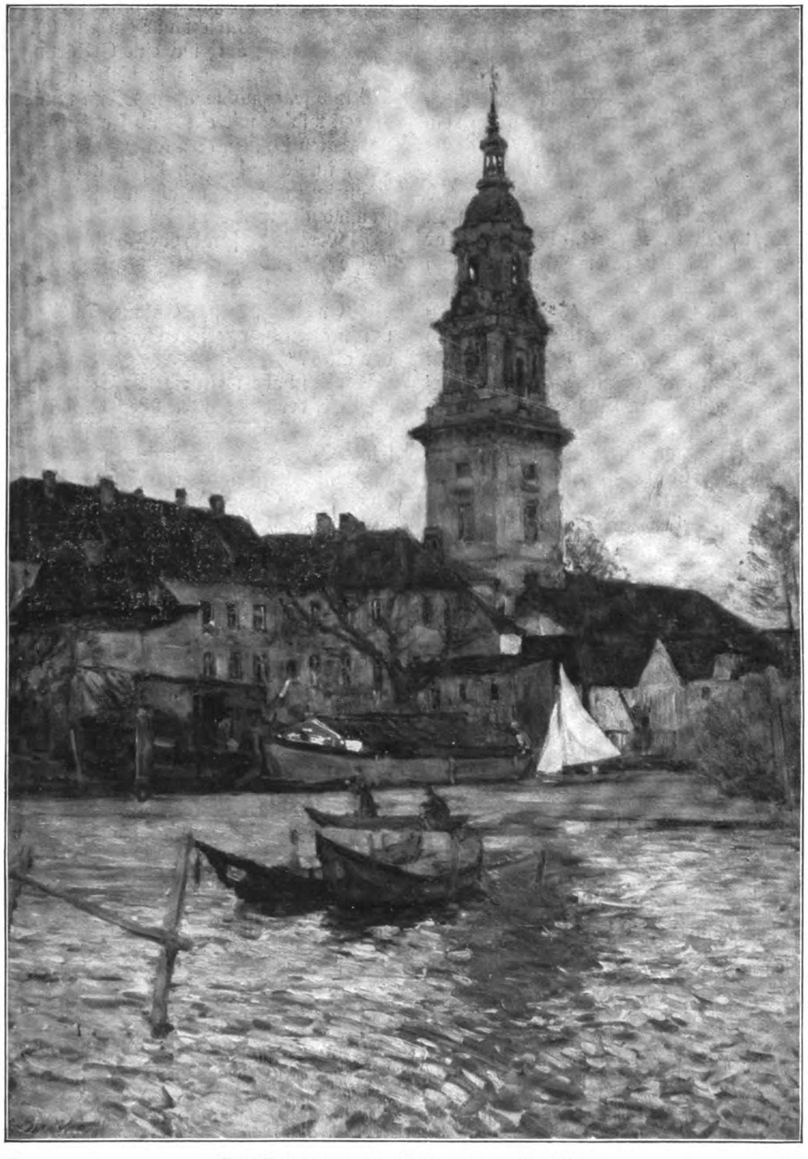
Er ſchämte ſich ein wenig; endlich begann er doch: „Ich wollte Dir einfach ſagen, wie kannſt Du ſo reden, und bei Dir iſt's doch derſelbe Fall, nur noch 'n bißchen ärger, denn wenn die Frau ſchon beſſer — jünger iſt als der Mann, um ſo viel älter, wie in Deinem Fall, nee, Sabine, da iſt denn doch das Gleichjewicht bei mir eher da.“

Die Prinzeſſin fragte ſchmerzlich: „Wer hat Dir das von mir erzählt?“

„Ach, das tut nichts zur Sache, denn wenn ich jekonnt hätte, wäre ich doch, ſtatt's in mich reinzufreſſen, den Klatſchbaſen auf die Bude jerückt.“

„Das wäre ja noch ſchrecklicher geweſen! Sind die Menſchen denn nur ſo ſchlecht? Was habe ich, die ſich um andere nicht kümmert, ihnen denn getan, daß ſich alles damit befaßt? Man möchte ſich ja verkriechen! Ach, ich komme nie wieder nach Berlin.“

Der Major ärgerte ſich über das, was er angerichtet: „Ach Unſinn, Sabine. Seit'nem halben Jahr iſt Tautenbrook nun fort, iſt längſt verheiratet — übrigens man hört, daß die Ehe ſehr ſchlecht gehen ſoll — kein Menſch redet jetzt mehr drüber. Aber wurmen tut's mich doch. Denn wie ſollte ich denn einen ſtellen, wenn ſie mir alle jeſagt haben, Tautenbrook wäre viel weniger ſchuld wie Du?“



Alt=Potsdam. Gemälde von A. Liedtke.

Sie waren an der Reſidenz vorüber gekommen, und Prinzeß Sabine, die im Augenblick an ihre Einkäufe nicht mehr dachte, bog in den Hofgarten ein. Der lag zu dieſer Stunde faſt verlaſſen da. Das Geſpräch auf der lebhaften Straße war ihr peinlich. Nun erſt redete ſie freier: „Du ſprichſt von Schuld. Ich bin mir keiner Schuld bewußt. In der erſten Zeit hätte ich mich auch nicht beſchuldigen laſſen, aber jetzt denke ich: ſoll ich jedem mein Herz zeigen? Muß die Wunde immerfort von neuem aufgeriſſen werden? Wenn ein armes, alterndes Weib auch nur das kleinſte Intereſſe zeigt für einen Mann, wird ſie unbarmherzig bekrittelt. Die Verwandten wiſſen es, die Freunde, die Bekannten, die Geſellſchaft. Wahrſcheinlich ſind auch die Dienſtboten orientiert. Vielleicht weiß es die Verkäuferin, bei der ich die Handſchuhe kaufen werde. Man wird beſpöttelt, durch allen Klatſch gezogen, wird lächerlich gemacht. Wenn ich an alles das denke, überkommt mich ein namenloſer Ekel vor den Menſchen. Ich weiß, Ihr ſeid da, und wenn der Klatſch zu faſſen wäre, würdet Ihr für mich eintreten. Aber iſt es nicht beſchämend, daß einem braven Kerl wie Dir die Waffe aus der Hand gerungen iſt, weil, wie Du mir ſagſt, was mir bitter, bitter weh tut, ich mehr ſchuld wäre als er? Ich habe nichts getan, wovor ich mich zu ſchämen hätte. Nicht ein Wort, das ſchwöre ich Dir, habe ich dieſem Mann je geſagt als bis zum letzten Augenblick, wo er ging. Muß ich geſtraft werden dafür, daß ich mich nicht verſtellen kann?“

Der Major blickte ſich bei ihren erregten Worten um, ob jemand in der Nähe wäre. Aber die Sonne lag brütend auf dem menſchenleeren Hofgarten, ganz in der Ferne nur, am Armeemuſeum fuhr ein Wagen vor.

Da blieb er vor ihr ſtehen. „Sabine, zarte Wendungen ſind mir nicht jegeben. Aber dreinſchlagen kann ich. Und begreifſt Du, daß man die Fäuſte ballen möchte, wenn man's nicht darf? Aber trotzdem. Wenn jetzt noch einer anfängt.“

In draſtiſcher Bewegung ſtreifte er beide Ärmel auf, daß man ſeine dicken Arme ſah. Dann ſprach er in anderem, faſt weichem Ton: „Sabine, nun ſage mir mal in aller Ruhe und aller Vernunft, findeſt Du meinen Plan wirklich ſo blödſinnig?“

„Glaubſt Du nicht, daß ich nachgeſonnen habe über Alter und altern und Altersunterſchied? Über all dieſe entſetzlichen Worte mit den Buchſtaben a=l=t? Nun alſo. Ich habe während meiner ganzen Bekanntſchaft mit Herrn van Tautenbrook gerungen mit mir und manche Nacht darüber nicht geſchlafen. So kann ich Dir wohl antworten, wenn es auch bei Dir ein wenig anders liegt, denn Du biſt Mann.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Aber Fritz, Du verſtehſt mich, daß nicht jemand ſpricht, der den Erbonkel braucht —“

„Aber Sabine!“

„Wie Du weißt, habe ich ja zuviel! Soviel, daß ich noch manchem anderen geben könnte, und — das wiſſen die Klatſchbaſen freilich nicht — vielleicht auch gebe. Höre alſo, was ich mir klargemacht habe in dieſem letzten halben Jahr in ſtillen Hotelzimmern, wo mich nichts an die Vergangenheit erinnerte, wo ich wieder viele, viele Nächte kein Auge zugetan habe. Dann war ich älter am Morgen, nicht um einen Tag oder um eine Nacht, ſondern um Wochen und Monate. Es iſt nicht viel Puder nötig geweſen, mich ganz weiß zu machen. Weiß, nur weil in dieſer Bruſt dies alberne Herz ſchlug für einen Menſchen, der, wie Heinrich mir auseinanderſetzte, nicht gar viel wert ſein ſoll. Ich bin allein danach gegangen, wonach jede Frau geht: ob der Klang dieſer Stimme etwas in mir weckte, ob der Blick dieſer Augen etwas hervorzauberte, das in mir geſchlafen. Ob die Worte, die er brauchte, einen Widerhall fänden in mir. Ich habe dieſen Mann vielleicht idealiſiert, aber in mir war eben eine Sehnſucht erwacht, die in jedem Menſchenherzen ruht, die Sehnſucht nach Glück, die ich empfunden habe, ſeitdem ich denken kann. Ich habe als Mädchen Liebe empfunden für den Mann, der mein Gatte geworden iſt, auch ihm vielleicht Eigenſchaften andichtend, die gar nicht in ihm waren. Für dieſes Ideale in mir habe ich bitter, bitter gebüßt durch Jahre der unglaublichſten Qualen. Mein Herz war dann vergiftet und erwürgt. Es hat Jahre gedämmert und geſchlafen. Dann war ich ſchon eine leiſe alternde Frau, als es wieder aufwachte, geweckt von einem, der am Ende, ſtreitet Euch darum, ich weiß es nicht, wiederum alles das nicht beſaß, das ich ihm angedichtet habe wie dem erſten. Die gleiche Sehnſucht redete aus mir wie einſt. Ich will ſie Dir beſchreiben, Fritz — ein Gefühl des Erdentrückten, des Gehobenſeins nur durch ſeine Gegenwart, als vernähme ich eine herrliche Muſik, die mich weit davontrug, eines Gefühls ohne Selbſtſucht. Ich kann Dir nur ſagen, ich habe nicht das Bedürfnis empfunden, ihn zu beſitzen. Träumen wollte ich von ihm, ihn haben im Geiſt, ſeine Seele zu mir zwingen. Verrückt, nicht wahr, wenn jemand vielleicht nicht ganz die Seele hat, wie ich ſie mir male, oder wenn ſein Herz anderwärts weilt, bei einer, die unwert iſt. Es iſt nicht Eiferſucht, nichts Perſönliches und doch — nein, nein, ich haſſe ſie — weil ſie ihn unglücklich macht ... Alles das habe ich jetzt faſt überwunden, und die Zeit wird noch mehr tun. Mit dem Verſtand, nicht mit dem Herzen, ſehe ich ein: ich habe eine Dummheit begangen. Wenn er heute zu mir käme und wäre frei — es iſt ja unmöglich. Aber — ja was wollte ich denn ſagen — ich wollte ja nicht von mir ſprechen, ſondern von Dir, ich wollte Dir helfen durch meine Erfahrung.“

Der Major blickte wild um ſich, zornig faſt, wie immer, wenn ihm etwas nahe ging. Nebeneinander gingen ſie weiter, und Prinzeß Sabine ſprach leiſe, während der Kies auf dem Wege knirſchte: „Fritz, gib den Gedanken an dieſes Mädchen auf. Soviel ich ſie kenne, würde ſie als Frau durchaus nicht etwa bequem beim Bier ſitzen wollen, ſondern würde verlangen, daß Du die Uniform zum Hofball anziehſt. Die will ihren Anteil am Glück, an dem, was junge Mädchen Glück nennen. Sie will Dich nicht nur pflegen.“

„Das ſoll ſie gar nicht, ich bin geſund!“

„Du biſt es noch, aber doch ſchon etwas ruhebedürftig. Ja, ja, Du ärgerſt Dich! Gut, alſo ruhebedürftig noch nicht, aber bequem. Du haſt Deine Leutnantszeit durchtobt — weißt Du noch, Fritz, ich kenne doch meinen lieben Bruder, wie Papa zahlen mußte? — Du haſt über dreißig Jahre den Offiziersrock getragen, Dir ſind Bälle, Geſellſchaften, der ganze ‚Schwindel‘, wie Du immer ſagſt, fürchterlich. Sie aber betrachtet Dich, ſei deſſen gewiß, als Sprungbrett, um wieder hinauszukommen in die Welt, die ſie erſt halb geſehen hat, vielleicht nur ein Viertel. Wie brummig biſt Du manchmal, auch nur eine Erklärung zu geben, wie haſt Du Dich, wenn Marka ſo viel fragte, gewundert, daß ſie das und jenes nicht wußte. Wenn nun das junge Ding Dich fragen würde, wie ein Kind fragt, ſo daß zehn Weiſe nicht antworten können, ob Dir nicht die Geduld riſſe? Und denke doch, in ſieben Jahren biſt Du ſechzig, und ſie achtundzwanzig, in vierzehn Jahren biſt Du ein Greis und ſie die ‚femme de trente ans!‘“

Der Major ſprach vor ſich hin: „Nee, auf Bälle ſchleppe ich ſie nich!“

„Siehſt Du!“

Er blieb ſtehen. „Sabine, Du haſt Dich doch ſonſt nich um 'n alten Junggeſellen jekümmert, woher weißt Du denn das alles?“

„Ich habe mein eigenes Schickſal zu oft durchdacht.“

Er, der den ganzen Weg hindurch verſtimmt geweſen, nicht Beifall für ſeine Pläne zu finden, ſah zum erſtenmal ſeiner Schweſter ins Geſicht, und Rührung lag auf ſeinen Zügen, als er ſprach: „Ich bin nur 'n einfacher Soldat, Sabine, und weiß ja, Heinrich verſteht Dich beſſer, aber aus einem ehrlichen Reiterherzen heraus möchte ich Dir ſagen: ich habe Dich koloſſal lieb, und wenn durch meine Pläne was zwiſchen uns käme, na, dann lieber nich.“

„Es ſcheint alſo doch nicht ſo ſicher zu ſein?“

„Ach nee, nur wenn man ſich ſo langweilt.“

Jetzt blitzte es um ihren Mund. „Iſt das der Hauptgrund?“

„Mit.“

„Dann gehe ich ins Lager der Geſchwiſter über und ſage Dir: um alles in der Welt nicht! Aber Fritz, wenn ich etwa eine finden ſollte, die ſo an die vierzig iſt, Ruhe haben will, guten Charakter hat, ſo werde ich ſie Dir zeigen. Doch ich mache ja nur Spaß! Es muß alles von ſelbſt kommen. Wer kann uns Menſchen darin helfen? Aber ich danke Dir, daß Du mir einmal das Herz geöffnet haſt oder vielmehr die Lippen. Ich will Dir nur geſtehen: eigentlich wollte ich wieder abreiſen, München und noch dazu der Bayriſche Hof, weckten Erinnerungen. Aber die gibt's am Ende überall. Darum: weißt Du was, wir bleiben hier! Ich gehe auch mit, wohin Du willſt, ins Hofbräu, ins Pſchorr, ins . . . ich kenne nicht alle die Namen. Nur Bier kann ich nicht trinken.“

Der Major ſah ſie faſt entſetzt an. „Was denn ſonſt?“

„Gar nichts.“

„Das jeht nich.“

Sie machte eine ſchnippiſche, faſt jugendliche Gebärde, indem ſie mit den gekrümmten Fingern leicht gegen die Bruſt pochte: „Nichts — zu nichts. Hier iſt nichts mehr.“

(Fortſetzung folgt.)

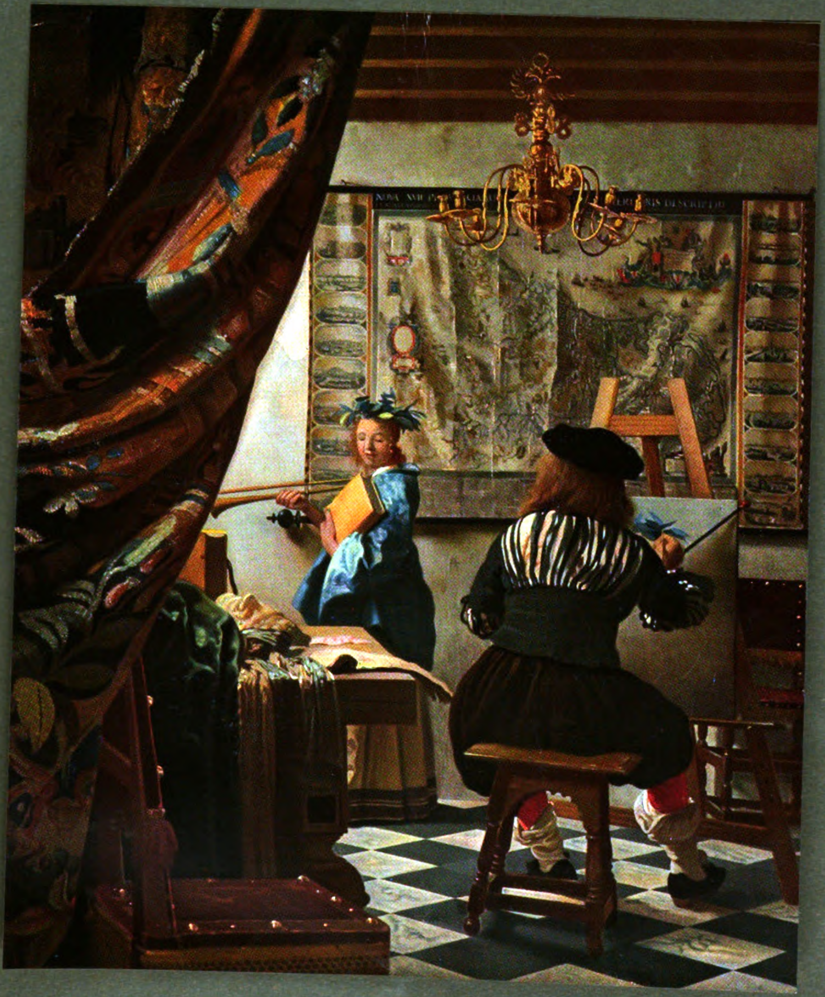
Nachzüglerin. Von Ad. Holſt.

Zögerſt du, kleine Wolke,
So abendſelig allein,
Fern deinem Volke
In den meergrünen Himmel hinein?

Gelöſt von den Heimatgeſellen,
Die dunkler, tiefer dir ziehn,
Du mit dem hellen
Kleid von Karmin!

Roſentropfende Inſel,
Barke, die ruderlos —
Hingehaucht von dem Pinſel
Fra Angelicos.

Segle nur ſüß, Nachzüglerin. Sicherlich,
Fieſoles Engel im Paradies warten auf dich.



Im Atelier.

Gemälde von Jan Vermeer. In der Galerie des Grafen Czernin in Wien.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Frauenerwerb.

Die Hausdame eines Sanatoriums.

Die Stellung der Hausdame in einem Sanatorium iſt in der Regel ſehr begehrt. Es laufen auf ein Inſerat, durch das eine Dame geſucht wird, zuweilen gegen hundert Angebote ein. Dieſe Offerten näher zu betrachten, iſt tatſächlich intereſſant. Es melden ſich Witwen von Offizieren, Beamten, Kaufleuten uſw., die einen ſolchen Betrieb kaum vom Hörenſagen kennen; es bieten ſich unverheiratete Damen an, die bisher „ihrem guten Vater den Haushalt leiteten“, oder Ähnliches über ihre bisherige Tätigkeit berichten. Es mögen Damen ſein von beſter Erziehung und tadelloſem Charakter, allein das bietet noch keine Garantie dafür, daß ſie nun auch imſtande ſind, eine Stellung auszufüllen, die große Umſicht und Vorbildung erfordert. Unter einem großen Paket von Angeboten fand ich einmal nur vier Offerten, die mir den Eindruck machten, als hätten die Schreiberinnen einen größeren Betrieb geſehen. Wie ſchade um das übrige ſchöne Briefpapier, um das ſchöne Porto, um die ſchöne Zeit, und um die vielen, vielen Enttäuſchungen! Eine Dame hat nur dann Ausſicht, eine ſolche Stelle zu bekommen und zu behalten, die auch die entſprechende Vorbildung beſitzt.

Ich hielt mich vor einiger Zeit in dem Verwaltungsbureau eines unſerer größeſten Inſtitute zur Ausbildung von Frauen für häusliche und andere Berufe auf, als ein Herr kam und ſich mit folgender Frage an die dort Auskunft gebende Dame wendete: „Ich möchte meiner Schweſter gern behilflich ſein, eine Stelle als Hausdame in einem Sanatorium einnehmen zu können. Kann ihr vielleicht in dieſem Hauſe die nötige Ausbildung zuteil werden?“ Die Gefragte überlegte einen Moment, dann ſagte ſie: „Nein, dazu kann die Dame hier nicht ausgebildet werden.“ — Ich kenne aus Erfahrung genau die Pflichten einer Hausdame eines Sanatoriums, und glaube beſtimmt, daß es in einem Hauſe, in welchem Haushaltungslehrerinnen ausgebildet werden, das eine Koch- und eine Handelsſchule beſitzt, für eine ſolche Dame mancherlei zu lernen gibt. Inſtinktiv hat die Auskunftgebende vielleicht dennoch das Richtige getroffen. Beſſer und billiger iſt es, die Sache von vornherein praktiſch anzugreifen.

Die Hausdame eines Sanatoriums muß zunächſt eine höhere Schulbildung, ſowie eine gute allgemeine Bildung beſitzen, denn ſie hat Gäſte zu empfangen, zu repräſentieren und den Patienten eine Geſellſchafterin zu ſein. Muſikaliſche Bildung iſt erwünſcht, doch nicht notwendig.

Sie muß zweitens Bücher führen und korreſpondieren können. Es iſt deshalb nötig, daß ſie die Buchführung erlernt hat. Es genügt hierzu ſchon eine Lehrzeit von drei Monaten, da Kenntniſſe in Stenographie, Schreibmaſchine, Schönſchreiben, Wechſelrecht uſw., die Buchhalterinnen in kaufmänniſchen Betrieben beherrſchen müſſen, von ihr in der Regel nicht verlangt werden.

Eine der ſchwierigſten und wichtigſten Funktionen iſt die Beaufſichtigung der Küche. Hierzu gehören zunächſt die Vorſchläge für die täglichen Menüs, die dem leitenden Arzt zur Genehmigung oder zum Korrigieren vorgelegt werden müſſen. Alsdann hat die Hausdame die Einkäufe für die Küche entweder ſelbſt zu machen oder doch zu beſtimmen und zu überwachen. Ferner hat ſie dem Küchenperſonal die Arbeit einzuteilen und, last not least, es zu beaufſichtigen.

Daß eine Dame, bevor ſie eine derartige Arbeit auf ſich nimmt, den Betrieb einer großen Küche gründlich kennen lernen muß, iſt eigentlich ſelbſtverſtändlich. Daher empfiehlt es ſich, zunächſt auf etwa ein Jahr als Kochlehrling in eine ſolche Küche einzutreten. So lernt man den Gang eines größeren Küchen-Betriebes kennen und kann ſich auch über die Leiſtungen, die von dem Küchenperſonal zu verlangen ſind, ein zutreffendes Bild machen. Faſt alle großen Küchen ſtellen gern Kochlehrlinge ein, die meiſt 20 bis 30 ℳ monatlich bezahlen müſſen.

Die Hausdame im Sanatorium muß die Hauswirtſchaft leiten. Alſo muß ſie wiſſen, wie Zimmer gereinigt, Gardinen und Teppiche behandelt, Möbel abgerieben, Wäſche gewaſchen und geplättet, Ausgußbecken geſäubert werden; ſie muß das Silber zu behandeln wiſſen, die Tafel im Speiſeſaal zu decken und zu dekorieren verſtehen, ſie muß ſich das Aufbewahren der im Winter nicht gebrauchten Sachen angelegen ſein laſſen, wie ſie dafür ſorgen muß, daß das ganze Haus von oben bis unten im Frühjahr blitzblank geputzt ſeine Gäſte erwartet. Um ſich einzuarbeiten, iſt es am beſten, zunächſt eine Stelle als Stütze anzunehmen und ſich etwa auf ein Jahr einer erfahrenen Hauswirtſchafterin unterzuordnen, um von ihr zu lernen. Beſonders wichtig iſt auch hier, die Einteilung der Arbeit des Perſonals ſowie die Beaufſichtigung zu lernen. Eine Stelle als Stütze iſt bei beſcheidenen Anſprüchen, und wenn man arbeitswillig iſt, nicht ſchwer zu finden. Eine ſolche Stütze erhält in der Regel freie Station, außerdem zuweilen ein Taſchengeld, zuweilen auch ein Gehalt bis zu 30 ℳ monatlich.

Eine ſo vorgebildete Dame wird eine Stelle als Hausdame eines Sanatoriums mit Erfolg ausfüllen können. Sie muß aber auch ein angenehmes und liebenswürdiges Weſen beſitzen, damit die Patienten des Hauſes gern mit ihr verkehren.

Das Anfangsgehalt beträgt gewöhnlich 600 ℳ jährlich bei freier Station. E. B.

Die Fabrikſchweſter.

I.

Von der weltbekannten Firma Günther Wagner in Hannover erhalten wir zu unſerer Freude folgende Zuſchrift.

In Ihrem geſchätzten Blatte fand ich (in Nr. 18) unter der Rubrik „Frauenerwerb“ einen Artikel, betitelt: „Die Fabrikſchweſter“, in welchem erwähnt iſt, daß auch in Deutſchland einmal der Verſuch gemacht worden ſei, eine Fabrikſchweſter einzuführen. Geſtatten Sie mir, Ihnen mitzuteilen, daß auch in meinem Betriebe ſeit Jahren eine derartige ſoziale Tätigkeit entfaltet wird. Die Sozialſekretärin, welche ſich um das Wohl und Wehe der bei mir beſchäftigten Arbeiterinnen zu kümmern hat, wird von dieſen gern um Rat und Hilfe angegangen; ſie vermittelt in vielen Fällen zwiſchen den Arbeiterinnen und dem Arzte oder der Fabrikleitung und ſucht nach Möglichkeit das Wohl der Arbeiterſchaft zu fördern. Sie hat die Oberleitung und die Kontrolle in der Fabrikküche, in der Fabrikbadeanſtalt, ſie ſorgt für die Reinigung der Garderoben, für die Pflege der Blumen, welche an allen Fenſtern der Arbeitsräume ſtehen, ſie beſucht die erkrankten Arbeiterinnen, übernimmt die Fürſorge für deren Kinder, ſtellt Unterſtützungsanträge uſw.

Die Anſtellung einer Sozialſekretärin hat ſich in meinem Betriebe bewährt, und nach meiner Erfahrung bringt eine derartige Tätigkeit, wenn ſie von einer entſprechend vorgebildeten Dame ausgeübt wird, dem Perſonal wie auch der Firma Nutzen.

Es wird gewiß die Daheimleſerinnen intereſſieren, von dem erfolgreichen und ausgedehnten Wirken der Sozialſekretärin in einer deutſchen Fabrik zu hören.

II.

Eine weitere Zuſchrift lautet: Im letzten Abſchnitt der ſehr intereſſanten Abhandlung in Nr. 18 wird darauf hingewieſen, daß ein Verſuch zur Einführung von Fabrikſchweſtern in Deutſchland durch Herrn Profeſſor Zimmer — leider ohne dauernden Erfolg — in Berlin gemacht worden ſei.

Von dieſem Verſuch in der Provinz Brandenburg iſt mir nichts bekannt. Ich möchte aber nicht unterlaſſen, die verehrten Leſerinnen dieſes Blattes darauf hinzuweiſen, daß die Einrichtung von Fabrikſchweſtern von Herrn Profeſſor Zimmer in Gummersbach im Rheinland getroffen worden iſt und dort mit beſtem Erfolg noch beſteht.

In der Spinnerei von Krahwinkel & Schnabel ſind ſchon ſeit Jahren Fabrikſchweſtern des Evangeliſchen Diakonievereins tätig und nach ihrem Vorbild auch in Hartau im Erzgebirge. An beiden Orten hat es ſich gezeigt, wie ſegensreich dieſe Einrichtung für die Fabrikarbeiterinnen und wie befriedigend ſie für die als Fabrikſchweſter tätigen Frauen ſelber iſt. Allerdings iſt für dieſen Frauenberuf eine außerordentlich gründliche, nicht nur theoretiſche, ſondern auch praktiſche Ausbildung erforderlich. Es genügt nicht nur ein liebewarmes Herz, ſondern es iſt auch eine längere Vorbildung auf ſozialpolitiſchem Gebiet, ebenſo wie eine praktiſche auf dem Gebiet der Krankenpflege und dem Fabrikbetriebe nötig, damit eine gebildete Frau in dieſem Beruf volle Befriedigung und Lebensunterhalt finden kann.

Dieſe Ausbildung — das wird die verehrten Leſerinnen beſonders intereſſieren — kann man ſich in dem Seminar für Erziehung und ſoziale Arbeit, welches der evang. Diakonieverein Berlin-Zehlendorf in dem evang. Fürſorgeheim in Gummersbach unterhält, mit geringem Koſtenaufwand aneignen. Die Ausbildung, welche dort geboten wird, iſt ſo vielſeitig angelegt, daß ſie für die Tätigkeit als Fabrikpflegerin, für die Fürſorgeerziehungsarbeit, Waiſenpflege und alle verwandten Arbeitsgebiete, wie Gewerbeaſſiſtentin und Polizeiaſſiſtentin, vorbereitet. Die Koſten ſind im Verhältnis zu dem Gebotenen äußerſt gering. Sie betragen für den zwölfmonatigen Kurſus einſchließlich Unterricht und freier Station, wozu im Erkrankungsfalle unentgeltliche ärztliche Behandlung und Verpflegung gerechnet wird, 375 ℳ.

Neben der praktiſchen Unterweiſung wird theoretiſcher Unterricht gegeben in: Bürgerkunde, Vormundſchafts- und Familienrecht, Fürſorgeerziehungsgeſetz, Pädagogik, Pſychologie, Arbeiterſchutzgeſetzgebung, Alters- und Invaliditätsverſicherungsgeſetz, Geſundheitslehre, Wohnungshygiene, Volkswirtſchaftslehre, Buchführung, Spinnereitechnik uſw.

Es wäre zu wünſchen, daß recht viele Frauen aus gebildeten Kreiſen dieſe Ausbildungsmöglichkeit ſich zu Nutzen machten, um durch ſie zu einem Lebensberuf zu kommen, der tiefe innere Befriedigung ſchafft. Gr.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Frl. H. K. in Ch. Ein Brief an Sie kam als unbeſtellbar zurück. Wir bitten um genaue Adreſſe. Wenn doch die Damen die Güte hätten, jedem Briefe Wohnort, Straße und Nummer beizufügen!

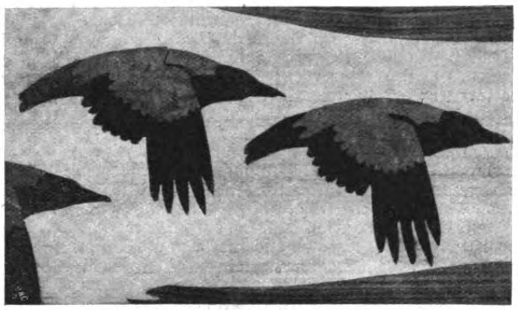
Willſt du ſeltne Blumen finden, muſst du dich durch Mühen winden,
Muſst du ſtille Wege gehn, muſst du Unſcheinbares ſehn!

Intarſiaarbeiten.

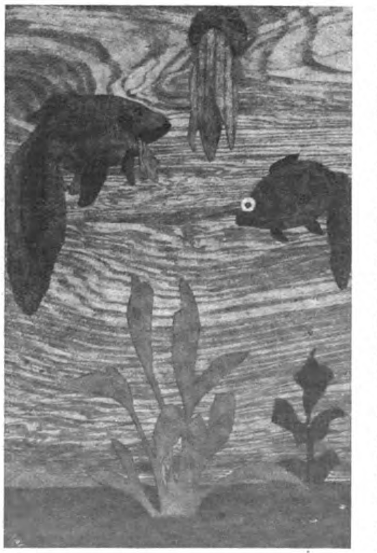
Die meiſterhaften Einlegearbeiten von Frida Neumann, einer in Riga, Livland, Kirchenſtraße 18, lebenden Deutſchen, zeigen, daß auch eine Frauenhand wahrhaft künſtleriſche Stücke in dieſer mühevollen Technik ſchaffen kann und daß Kenner und Liebhaber dieſer alten, edlen, von den Italienern ſtammenden Kunſt nicht auf die Erzeugniſſe fremder Künſtler, Gallé an der Spitze, angewieſen ſind. Mit dieſem großen franzöſiſchen Künſtler hat Frida Neumann das feine Formen= und Farbengefühl gemein: feſt umriſſen und dennoch weich, ſtehen ihre Vogel=, Fiſch= und Pflanzenſtudien auf dem matten, gelblichen Untergrund. Durch die Verwendung der verſchiedenartigſten Hölzer und deren mannigfache Farbentöne bringt die Künſtlerin reizvolle Abwechſlung in ihre Arbeiten, denen allen gründliches Naturſtudium zugrunde liegt. Bei dem Kaſten mit dem Vogel iſt z. B. ſchön gemaſertes rotes Mahagoniholz zu den Blütendolden verwendet, und das Waſſer auf dem Kaſten mit dem Fiſchmotiv zeigt eine wellenförmige Maſerung; ganz überraſchend iſt der Eindruck des Bewegten, der dadurch hervorgerufen wird. Auf einer allruſſiſchen Ausſtellung in Petersburg erhielt Frida Neumann die goldene Medaille für ihre Intarſien, u. a. ſchöne Schrankfüllungen, Käſten, Schreibtiſchſtänder und das große Bild einer Mater dolorosa.

Die abgebildeten Käſten, die ſich für Briefpapier, Zigarren, Schmuck uſw. eignen, können vorläufig durch Fräulein E. Jaehne, Breslau=Krietern, Johann Wolfgangſtraße 19, bezogen werden, die freundlicherweiſe die Vermittlung übernimmt.

Eva K. Schramm.



Kaſtendeckel in Intarſiaarbeit. Nebelkrähen.



Kaſtendeckel in Intarſiaarbeit. Fiſchmotiv.

Etwas vom Sandſpiel.

Wenn ihr euren Kindern ein großes Vergnügen machen wollt, liebe Mütter, ſo laßt in eurem Garten oder auch in einer Hofecke Sand anfahren, ſchönen, reinen Sand und dann — das iſt die Hauptſache! — ſchenkt an einem Tage der Woche euren Kleinen ein paar Stunden und ſpielt mit ihnen. Ihr glaubt gar nicht, was man alles aus dieſem einfachen Spielmaterial machen kann und wie es euch ſchließlich eben ſo große Freude macht, wie den Kindern, immer mehr zu erfinden. Nur Schaufeln und Backen im Sande wird ihnen auf die Dauer langweilig, ſie fangen an, den Sand umherzuwerfen. Wie anders aber, wenn die Mutter oder Tante mitarbeitet! Denn als wirkliche Arbeit betrachten die Kleinen ihr Spiel, wenn ſie recht von Herzen dabei ſind. Es dauert gar nicht lange, da finden ſich auch die Nachbarskinder ein, da kommen die größeren Geſchwiſter, und der Sandberg ſieht aus wie ein kribbelnder Ameiſenhaufen. Ei und was entſteht denn unter all dieſen fleißigen Händen? Zunächſt der allbeliebte Berg, hübſch glatt geklopft. Aus ſteifem Papier wird im ganzen ein Haus, mit Dach gleich daran, geſchnitten, ſcharf umgebogen und zuſammengenäht, an einem durchgeſteckten Stab werden Windmühlenflügel befeſtigt, die ſich ſogar luſtig drehen können. Türen und Fenſter dürfen aber beileibe nicht fehlen, der Müller muß herausſehen. Und dann wird die Mühle auf den Berg geſtellt, und wer von den Kindern das Lied kann: „Meine Mühle auf einem Berge ſteht,“ ſtimmt es gewiß an. Treppen werden gemacht, auch ein Fahrweg, auf dem ein ausgeſchnittener Eſel heraufkommt, der ein Mehlſäckchen trägt, — das Säckchen können die Kinder auch ſelbſt nähen. Hinter der Mühle kommt der Mühlengarten mit Beeten und Lauben und ſogar einem Teich aus Silberpapier. Ein großer Weg führt nach dem Bauernhauſe. Zu Häuſern ſticht man mit der Schaufel einen gut geklopften Berg ringsum ab in Form eines Hauſes. Eine Scheune ſteht daneben, eine große Mauer umgibt das ganze Gehöft, auf dem natürlich der Hühnerhof nicht fehlt, der mit kleinen Stöckchen umgrenzt wird. Das Feld liegt an der Seite. Eingepflanztes Gras ſtellt das Getreide dar. Weiter führt ein Weg zum Bäcker. Kurz, die Phantaſie der großen und kleinen Menſchen wirkt unerſchöpflich, jedem fällt etwas Neues, Hübſches ein. Nur muß man anfangs etwas darauf achten, daß alles recht genau gemacht wird, nicht zu eilig. Je genauer, je hübſcher. Ein andermal wird eine ganze Backſtube errichtet mit Ofen und langen Tiſchen. Kuchenbleche werden ganz richtig aus ſchwarzem Kartonpapier gemacht, und nun wird nach Herzensluſt gebacken. Auch das ganze Schneewittchenmärchen läßt ſich darſtellen. Die ſieben Berge durch Brücken verbunden, kleine Porzellanzwerge ſind leicht zu bekommen und erhöhen den Jubel. Überhaupt müſſen Papierpuppen und Tiere die Landſchaften immer beleben. Eine große und eine kleine Schachtel werden zum Königsſchloß und Zwergenhaus umgeſtaltet, der Wald muß natürlich auch vorhanden ſein. Und wieder ein andermal werden die eignen Stuben gebaut. Ein Sofa mit rundem Tiſch davor, kleine Seſſel, Schrank, ja ſelbſt Klaviere haben wir ſchon gemacht. Dabei hilft uns ein ſchmales Stück Pappe die Taſten darſtellen. Eichelnäpfchen ſind die Kaffeetaſſen, die auf dem Tiſch ſtehen. In der Küche nebenan gibt es ſolche Näpfchen als Kochtöpfe auf dem Herd, und in der Schlafſtube ſtellen ſie die Waſchſchüſſel vor. Unermüdlich ſind die Kinder beſchäftigt, alles noch ſchöner zu machen. Zank und Streit gibt es nicht. In der Schlafſtube finden wir ſogar ein Himmelbette mit grünen Blattgardinen. Was tut es, wenn uns der Regen die ganze Herrlichkeit verdirbt, wir fangen wieder von vorn an und bauen noch etwas viel Schöneres. Eiſenbahnzüge, die gerade in einen Tunnel einfahren wollen, werden gemacht, ja ſelbſt zu einem Boot wird der ganze Sandberg umgewandelt, mit Handtuchſegeln und Bänken. Wer verſucht es? Wird es zuerſt auch noch nicht ſo ſchön, allmählich gelingt es beſſer. Der Sand darf nur nicht zu trocken ſein und jede Form ſo deutlich wie möglich erkennbar. Viel Vergnügen zum fröhlichen Sandſpiel wünſcht den Großen und den Kleinen:

eine Kindertante.

Die Inſterburger Altersheime.

Als Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der nachmalige Kaiſer Friedrich, ſich 1857 mit der Prinzeſſin Viktoria von Großbritannien verlobte, gründeten Inſterburger Bürger in ihrer Freude eine Krankenpflegeanſtalt, — die Friedrich Wilhelm Viktoria=Stiftung, die ſpäter nach dem Bau des Kreiskrankenhauſes in ein Altersheim umgewandelt wurde.

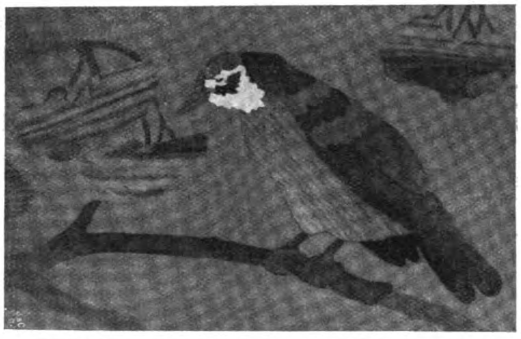
Wer da weiß, wie groß die Wohltat iſt, wenn einem vereinſamten alten Menſchen ein wirkliches Heim erſchloſſen wird, in dem er Fürſorge, Gemeinſchaft und Frieden findet und ohne Sorge und Zwang ſeinen Lebensabend verbringen kann, wird ſeine Freude an den Inſterburger Anſtalten haben. Denn aus dem einen Heim ſind mit der Zeit drei geworden, die der Volksmund Wilhelmhaus, Friedrichhaus und Viktoriahaus nennt, ſo daß ſogar der alte Name noch in den Tochteranſtalten fortlebt.

Längſt ſchon iſt aus der lokalen eine Provinzialanſtalt geworden, muſtergültig in ihren Einrichtungen, vorbildlich für andere. Ohne Unterſchied der Konfeſſion werden die Pfleglinge aufgenommen.

Die Bedienung des Hauſes ſteht unter der ſtändigen Aufſicht von Diakoniſſinnen, die die Pflege ausüben. Das Pflegegeld iſt je nach den Anſprüchen verſchieden, höchſtens 800 *M* jährlich, wofür zwei Zimmer gewährt werden. Sonſt zahlt man für ein Zimmer 600, 500, 400 und 250 *M*, je nach den Anſprüchen. Außerdem hat das Viktoriaſtift 14 Freiſtellen und 16 halbe Freiſtellen, für letztere werden 150 *M* jährlich gezahlt. Man kann auch gegen einmalige Kapitalzahlung ſich dauernde Aufnahme bis zum Tode ſichern. Die Höhe der zu zahlenden Summe wird in jedem Falle beſonders vereinbart. Daß ſolche Häuſer wie die Inſterburger Altersheime, die für eine geringe Penſion Vortreffliches bieten, fehlen, zeigt ſich dadurch, daß alle Stellen in allen drei Häuſern voll beſetzt ſind und daß täglich neue Bitten um Aufnahme einlaufen, die zur Berückſichtigung notiert werden.

Alle Geſuche um Aufnahme ſind an den **Verwaltungsrat der Inſterburger Altersheime** zu richten. Ein Geburtsſchein iſt der Meldung beizufügen und außerdem ein ärztliches Zeugnis, daß der Betreffende altersſchwach und arbeitsunfähig iſt, aber weder geiſteskrank, noch mit einer Krankheit behaftet, die dauernde Pflege verlangt und ſeine Aufnahme in einem Krankenhaus notwendig macht.

In den Häuſern wird alles vermieden, was als Feſſel und Zwang erſcheinen könnte. Von den Pfleglingen wird nur die Beachtung der Mahlzeiten und die Rückſichtnahme auf Ordnung und Ruhe verlangt.



Kaſtendeckel in Intarſiaarbeit. Von Frida Neumann, Riga.

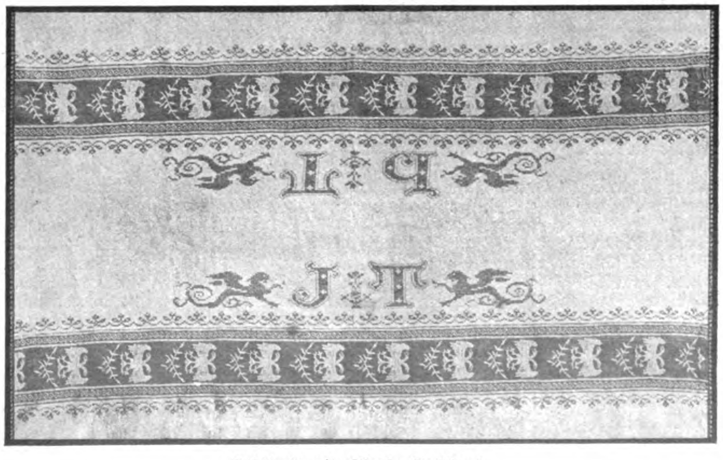
Tiſchdecke mit Tiroler Fatſchen.

Unſere Decke beſteht aus drei Bahnen von recht kräftigem Gerſtenkorn-Handtuchſtoff und zwei Zwiſchenſätzen von Tiroler Fatſchen.

Die Fatſchen werden in Tirol in vielen Breiten und Farben gewebt und dienen eigentlich als Wickelbänder. Die Muſter und Farbenzuſammenſtellungen ſind oft ſo hübſch, daß ſie von Damen, die nach Innsbruck kommen, gern gekauft werden.

Die Fatſchen in unſerer Decke ſind roſa und weiß. Alſo mußte die Decke auch in roſa geſtickt werden. Man nimmt dazu am beſten richtige Strumpfbaumwolle — die Stickerei wird den Fatſchen entlang am Rande der Handtuchbahnen ausgeführt. Muſter findet man in allen Kreuzſtichmuſterbüchern. Man kann Namen, Bordüre uſw. ganz nach Geſchmack wählen, nur nehme man ein flottes, leichtes Muſter, das nicht allzuviel Arbeit macht.

J. T.



Tiſchdecke mit „Tiroler Fatſchen“.

Der Kaviar.

Eine Fülle blendenden Lichtes ſpielt über der feſtlichen Tafel, malt zitternde Kringel auf das weiße Tiſchtuch neben den blitzenden Weingläſern und entlockt dem Tafelſilber allerhand gleißende Reflexe. In all das Weiße und Blanke drängt ſich plötzlich, von dienſteifriger Hand ſerviert, eine ſchwärzliche Maſſe, die in ihrem dunklen Habitus gar nicht in all das Helle und Reine paſſen will. Aber doch ſpitzt der Feinſchmecker die Zunge und heißt den grauſchwarzen Ankömmling aus fremdem Lande gern willkommen. Ob er aus fremdem Lande iſt? Sagen wir: Manchmal. Heute wird auch in Deutſchland eine beträchtliche Menge von Kaviar erzeugt, welcher allerdings, des leichteren Abſatzes wegen, zumeiſt unter ruſſiſcher Flagge ſeinen Weg auf die Feſttafel nimmt. Auch Amerika und die Länder an der unteren Donau beteiligen ſich lebhaft an der Kaviargewinnung. Rußland nimmt aber nach wie vor unter den Kaviar erzeugenden Ländern bei weitem die erſte Stelle ein. Gerade die ſüdruſſiſchen Flüſſe, allen voran die Wolga, aber auch Ural, Kur, Don und Dniepr, überhaupt alle dem Kaſpiſchen und Schwarzen Meere zuſtrömenden Waſſerläufe, ſind ungemein reich an denjenigen Fiſcharten, deren Rogen als Kaviar in den Handel kommt. In den deutſchen Gewäſſern hat dieſe Fiſchgattung nur einen einzigen Vertreter, den **Stör**, deſſen Rogen aber weniger wohlſchmeckend iſt und daher auch weniger begehrt wird. Doch wird er durch allerhand Kunſtgriffe ſowohl in Farbe als auch im Geſchmack den beſſeren Kaviarſorten täuſchend ähnlich gemacht.

In den Ländern an der unteren Donau, namentlich in der Gegend des „Eiſernen Tores“, finden ſich einige Verwandte unſeres Störs, deren Rogen ſchon bei weitem wertvoller iſt. Ich hatte hier häufig Gelegenheit, den Fang und die Verarbeitung dieſer Kaviarlieferanten zu beobachten. Da iſt zunächſt der kleine **Sterlet**, hier an der Donau kurz Stirl, in Rußland Stjerläd genannt, ein Fiſch, der nur etwa ½ m lang und 2 bis 3 kg ſchwer wird. Sein Fleiſch iſt ſehr wohlſchmeckend. Die Tiere ſind gewöhnlich ſehr ſcheu und halten ſich ſtets am Grunde und an beſonders tiefen Stellen auf. Sie ſind deshalb ungemein ſchwer zu fangen. Nur zur Laichzeit ſcheinen ſie ihre Vorſicht zu vergeſſen. Sie gehen dann in wärmeres ſeichtes Waſſer, in flache Ausbuchtungen, ja ſogar auf überflutete Wieſen. Hier ſetzen die Weibchen wohl an hunderttauſend Rogenkörner ab — wenn es ihnen gelingt, den Netzen der Fiſcher glücklich zu entrinnen. In dieſer Zeit iſt alles auf den Beinen, um möglichſt viel der koſtbaren Habe dem Waſſer zu entreißen, denn es gehören viele Fiſche dazu, um ein einigermaßen anſehnliches Quantum des begehrten grauſchwarzen Leckerbiſſens zu gewinnen. Da ſorgt der größere Bruder des Sterlets ſchon beſſer dafür, daß der fleißige Fiſcher auf ſeine Rechnung kommt. Neben dem Sterlet wohnt nämlich hier auch der **Hauſen**, ruſſiſch: die Bjäluga. Dieſer iſt einer der größten Fiſche überhaupt, wenn auch die Größenangaben der Fiſcher meiſt in das Gebiet der Übertreibung und Fabel gehören. Fiſche von 15 bis 18 m Länge, von denen man in Rußland öfter erzählen hört, hat es wohl nie gegeben. Tatſache aber iſt, daß man mitunter ſchon von einem einzigen Fiſche bis 200 und mehr kg Kaviar gewonnen hat. Das iſt freilich eine andere Ausbeute als beim Sterlet. Der Rogen des Hauſen enthält bis zehn Millionen reifer Körner. Zur Laichzeit ſteigen die Fiſche aus dem Meere in die Flüſſe und ſuchen beſonders reißende Stellen mit felſigem Untergrunde auf. Hier legen ſie die Eier ab. Die Tiere haben während der Laichzeit lange faſten müſſen, weil ihre Leibeshöhle faſt völlig durch die große Menge des Rogens eingenommen war. Jetzt nach der Ablage desſelben ſtürzen ſie ſich mit wahrem Heißhunger auf alles, was ihnen vorkommt, ſogar Holz und Steine verſchlucken ſie. Die ſüdruſſiſchen Fiſcher nennen ſie deshalb während dieſer Zeit „Freſſer“. Das Fleiſch der Tiere iſt in dieſer Zeit wenig ſchmackhaft. In den übrigen Monaten des Jahres wird es gern gegeſſen, und ich habe es häufig auf dem Tiſche gehabt. In Rußland treten zu den bisher genannten Fiſchen noch einige weniger bedeutende Artgenoſſen hinzu, ſo der **Oßjetr**, die **Sjewruga** und der **Schip**. Keiner von ihnen erreicht aber in ſeiner Bedeutung den Hauſen.

Die gefangenen Fiſche werden geöffnet, und der mächtige Rogenſack wird herausgenommen. Der Hauſenkaviar gilt als der beſte; er wird ſtets geſondert von den übrigen Kaviarſorten behandelt. Er hat die größten Körner, und gerade auf die Großkörnigkeit wird beim Kaviar ein beſonderer Wert gelegt. Der Rogen der übrigen Kaviarfiſche wird durcheinander gearbeitet. Die techniſche Bearbeitung iſt ſehr einfach. Man hat im weſentlichen vier Kaviarſorten zu unterſcheiden: **den körnigen, den gepreßten, den heißen und den Rogenſack-Kaviar.** Der körnige wird lediglich mit den Händen durch ein Sieb gedrückt. Dabei gehen die feſten Körner durch die Maſchen des Siebes, während alles Häutige, Schleimige, Fettige und Faſerige im Siebe zurückbleibt. Die gewonnenen Körner werden ſchwach geſalzen und in kleine Fäßchen von Lindenholz verpackt. Das iſt das beſte und natürlich auch das teuerſte Produkt. — Der gepreßte Kaviar wird ebenfalls durch ein Sieb geſtrichen und dann in einen langen Trog gebracht, in dem er mit einer lauwarmen Salzlöſung verſetzt wird. Durch fortwährendes Umrühren wird dieſer Teig allmählich feſt. Dann läßt man denſelben eine Zeitlang ſtehen, mitunter wohl eine Woche lang, um ihn zuletzt in großen Fäſſern, die innen einen Leinenbelag haben, mit den Füßen feſtzuſtampfen. Die Arbeiter tragen bei dieſer Prozedur hohe lederne Stiefel. Der körnige und der gepreßte Kaviar werden in der kälteren Jahreszeit, beſonders im Herbſte und im Frühjahre und immer nur von ganz friſchen Fiſchen gewonnen. In der heißen Jahreszeit iſt der erbeutete Kaviar ſelten ganz einwandsfrei, meiſt mehr oder weniger verdorben. Er läßt ſich auch nicht mehr preſſen und wird nicht mehr ſtarr. Er wird deshalb nach dem Sieben und nach ſtärkerem Einſalzen loſe in Fäſſer gepackt und als „heißer“ Kaviar in den Handel gebracht. Noch minderwertiger als dieſer iſt der Rogenſack-Kaviar. Er wird in den heißeſten Tagen gewonnen und iſt deshalb zumeiſt in einem Zuſtande, daß er weder das Sieben noch das Preſſen verträgt und deshalb mit allen Haut- und Fetteilen in die Fäſſer gebracht wird.

Die Gewinnung des Kaviars iſt für Südrußland von ganz hervorragender Bedeutung. Hunderttauſende finden bei dieſer Beſchäftigung ihr Brot. Die jährliche Kaviarausbeute ſtellt ſich auf etwa 4 Millionen kg. Wenn man den Preis eines Kilogramms auf 30 bis 40 Mk. angibt, ſo würde die jährlich gewonnene Kaviarmenge einen Handelswert von 120 bis 160 Millionen Mark darſtellen. Hauptausfuhrhafen für den ruſſiſchen Kaviar iſt Aſtrachan. Von hier aus geht etwa ein Fünftel der erzeugten Kaviarmenge nach europäiſchen und amerikaniſchen Häfen. Trotz aller Konkurrenz hat der ruſſiſche Kaviar bis heute ſeinen Ruhm zu halten und zu feſtigen gewußt. Das amerikaniſche Produkt kommt in großen Mengen zu uns herüber, wird hier in Blechdoſen mit der Aufſchrift „Ruſſian Caviar“ umgelegt und tritt dann in dieſer Form den Rückweg nach Amerika an, allerdings jetzt etwa zehnmal ſo teuer als auf der Herreiſe.

Guter Kaviar ſoll hellgrau, großkörnig und möglichſt wenig geſalzen ſein. Starkes Salzen deutet immer auf einen mehr oder weniger weit vorgeſchrittenen Fäulniszuſtand zur Zeit des Einlegens hin. Kaviar iſt geſund, nahrhaft und den Appetit anregend. Er wird für alle Zeiten ein gern geſehener und gern gegeſſener Leckerbiſſen bleiben.

G. Krauſe, Glogau.

Kinder-Daheim.

Aus Mutter Müllers Kramladen.

Von Maria Batzer.

In Mutter Müllers Kramladen iſt es ſonnengoldig warm und ſo ſtill, man hätte den Schnittlauch in den Töpfen wachſen hören können und die Anemonenglöckchen läuten — bimbam, bimbam — über den Rand der irdenen Schüſſel.

„Glocken, Glocken, läutet doch nicht ſo laut,“ ſagte kümmerlich dreinſchauend ein faltiges Äpfelchen, „ich glaub’, ihr ſeid mein Sterbegeläut.“

„Unſeres auch,“ hauchten müde die alten Kartoffeln in ihrem Korb.

„Bimbam, bimbam! Das iſt ja ganz luſtig, das iſt doch kein Totengeläut. Bimbam!“ ſangen die Haſelnußkätzchen und begannen im Takte hin und her zu tanzen, daß der goldene Blütenſtaub durch den Laden zog.

„Nun wird’s luſtig, nun möchte man flinke Füßchen haben und auf dieſem Goldſtaub tanzen — tanzen in die Sonne hinein,“ ſagten die ſchlanken weißen Narziſſenfräulein, wiegten ſich und eines deklamierte:

Wie gut hat’s doch das Hummelchen.
Das macht ein Frühjahrsbummelchen
Durch dieſe ſchöne Welt!

Im Zwiebelkranz begann eine dicke, dicke den Kopf zu ſchütteln. „Ihr da unten, habt euch doch nicht ſo wichtig, als gehörte euch die ganze Welt, und wenn man’s recht beſchaut, ſeid ihr gar nichts wert. Was kann dagegen unſereins den Menſchen für Dienſte leiſten! Wenn die Ladentür geht — Zwiebeln werden verlangt — Zwiebeln!“

„Oder Kartoffeln!“ ſagten die im Korbe.

„Nach Äpfeln iſt die ſtärkſte Nachfrage,“ piepte ein kleines verſchrumpfeltes Äpfelchen ehrſüchtig.

„Eier, Eier!“

„Orangen!“

So rief es durcheinander. Die Linſen und Erbſen, die Kaffeebohnen in den Schubladen erhoben ihre Stimmen, die Bonbons in den Gläſern — wie’s überall iſt — jedes wollte am meiſten wert ſein.

„Ja, ja,“ nickte die dicke Zwiebel. „Uns alle braucht man, uns alle verlangt man — nur ihr Blumen ſeid unnützes Zeug, für euch gibt keiner einen roten Heller. Ah! und oh! ſagen mal die Leute, und: Wie nett! Aber Geld ſeid ihr keinem wert.“

„Oho!“ begannen die goldenen Dotterblumen kampfluſtig.

„Nur nicht ſtreiten, nur nicht ſtreiten,“ flüſterten die weißen Narziſſen. „Still, ſtill! Streiten iſt ſo häßlich.“

Da ließen die gelben Dotterblumen die Goldköpfe über den Schüſſelrand hängen, die Anemonen ihre Glöckchen. „Still, ſtill, ſtreiten iſt häßlich!“ Die Haſelnußkätzchen hörten auf, ſich zu ſchwingen, und der gelbe Blütenſtaub zog zur zerbrochenen Scheibe hinaus. Der Wind klatſchte gerade am Laden vorbei, und es war kein bißchen ſonnenwarm und licht mehr im Krämerladen.

„Ach, das bißchen Fröhlichkeit und Wärme hat einem doch gut getan,“ klagten die Orangen, „hat einen an die liebe Heimat erinnert!“ Und in ihrem Herzen waren ſie der Dicken im Zwiebelkranz gram.

In all der Stille ging die Ladenglocke, ein Lichtſchein fiel ins Dämmern. „Nun weine nicht mehr,“ ſagte eine Dame tröſtend zu dem kleinen Mädchen, das ſie an der Hand hielt. „Auf der ganzen Welt gibt es wohl kein Kind, das nicht mal auf ſein Näschen geplumpſt iſt. Schau dich um, was für feine Sachen ſind hier. Orangen und gar noch Äpfel, Gutsle, Bonbons. Nun darfſt du wählen, was du willſt, was dir am beſten gefällt.“

Wie flink war da das letzte Tränchen weggewiſcht. Das Kleine breitete ſein rotes Schürzchen weit aus und ſagte: „Möcht’ all die Blumen haben!“

Die alte Mutter Müller vom Kramladen lächelt, und die gute Dame lächelte auch — das kleine Mädchen aber mit der himmelblauen Schleife im Haar und der roten Schürze hat das gar nicht geſehen. Es will mit ſeinen Blumen ſchnell hinaus in die Sonne. Es ſpringt davon, hat alles vergeſſen: Tränen, Leid und Dankenſollen. „Blumen, ach Blumen!“

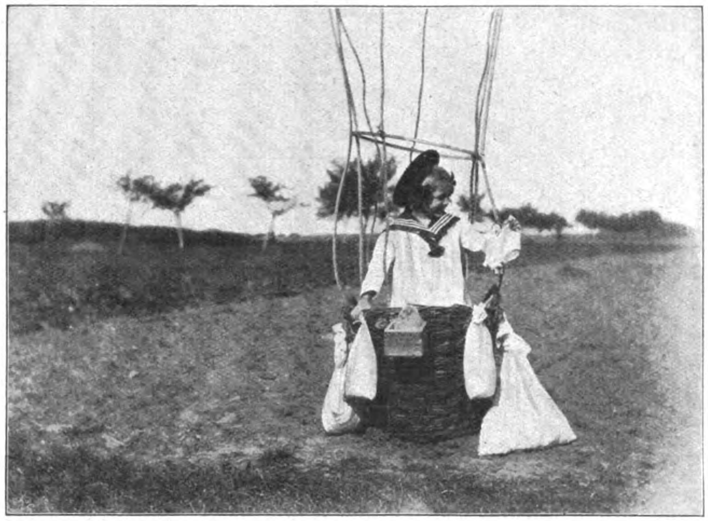
Die Narziſſen ſchauen ſtolz wie Königstöchter, ihre goldenen Krönlein leuchten; die Anemonenglöckchen läuten über den roten Schürzenrand, die Kätzchen bimmeln hin und her, und wo das Kind geht, zieht goldener Blütenſtaub.

Die alte Gemüſemutter, die gern ein bißchen ſchwätzt, bleibt unter der Tür ſtehen und ſagt: „Blumen is halt immer was fürs Herz, fürs junge und alte. Wie viele kaufen Blumen, denen der Groſchen fürs Brot gezählt is. Sind ſo was Liebes, machen’s Fenſterl freundlich, an dem ſie ſtehen, den Alltag ſchön — ich mein’, ſie machen ſogar die Menſchen beſſer.“

„Ja,“ ſagte die gute Dame. „Sie duften einem ins Gemüt.“

Die dicke Zwiebel im Zwiebelkranz hörte das alles und konnte ſich nicht mehr halten vor lauter Neid und Mißgunſt — plumps, bummerte ſie laut auf den Boden.

„Na, was fällt denn dir ein!“ rief die alte Gemüſemutter, hob ſie auf und betrachtete ſie kopfſchüttelnd. „Mir ſcheint, du biſt nicht mehr viel wert!“ — und ſie warf die dicke Zwiebel in den Müllkaſten. Das hatte ſie nun davon.



Aus unſrer Bildermappe: „Im Luftballonkorbe“. Photographiſche Aufnahme von Reallehrer Krauſe, Glogau.

Ein Schreibtiſch für kleine Leute.

Die meiſten Kinder wünſchen ſich, ſogar wenn ſie noch recht klein und knapp in die Kunſt des Schreibens eingeweiht ſind, brennend einen Schreibtiſch. „Wie die Alten ſungen — ſo zwitſchen die Jungen.“ Sie wollen wie Vater oder Mutterchen an einem „ordentlichen“ Schreibtiſch ſitzen und ihre Aufgaben machen. Man kann ihnen ihren Herzenswunſch leicht erfüllen.

Ein kleiner oder größerer, vierbeiniger Tiſch iſt wohl vorhanden. Er muß vielleicht etwas niedriger gemacht werden — und wird dann an eine Wand oder in die Fenſterecke geſchoben. Ein zu der Breite des Tiſches paſſendes Bücherregal, zum Aufſtellen, für zwei Reihen Bücher wird angeſchafft — vielleicht iſt auch eins da. Es wird ganz ans Ende des Tiſches an die Wand geſchoben, ſo bleiben zwei Drittel des Tiſches für die Schreibplatte frei, das Regal wird mit Büchern aus der Kinderſtuben-Bibliothek beſtellt. Man wählt möglichſt guterhaltene Exemplare mit ziemlich übereinſtimmendem Einband, ordnet ſie ſo, daß die großen in die Mitte kommen und ſich die Reihen nach den Seiten hin verjüngen. Auf die Tiſchplatte kommt ein hübſches Tintenfaß und eine neue Schreibunterlage von dem ſchönen dunkelgrünen Löſchblatt, das man jetzt überall zu kaufen bekommt. Der Tiſch wirkt wie ein richtiger Schreibtiſch mit Aufſatz und erregt das Entzücken aller kleinen Leute. Aber nun heißt es, ihn in Ordnung zu halten!

Oſterüberraſchung.

Die Sonne ſcheint zum Fenſter ’rein und lacht:
Ob denn das kleine Mädchen nicht erwacht?

Klein-Liſa reibt die Augen ſich und denkt:
Was wohl der Oſterhaſe mir geſchenkt?

Doch leider ach, nichts findet ſie und weint:
„Er hat mich ganz vergeſſen, wie es ſcheint!“

Zu Mutters Tür läuft ſie geſchwind und bloß:
„Lieb Mütterlein, was iſt denn heute los?“

Da zieht man leis ins Zimmer ſie hinein:
„Schau in den Wagen, liebes Töchterlein.“

Und Liſa ſtrahlt, denn heimlich über Nacht
Hat ihr der Has — ein Schweſterlein gebracht!

Frau von Blanckenburg.

Meerſchaum.

Bei dieſem Wort tritt uns leiſe und zartgefärbt ein fernes Bild entgegen: das ſchäumende Meer mit ſeinem Auf- und Niederwogen, ſeiner erfriſchenden Kühle und ſeiner unbegrenzten Ausdehnung.

Aber hier bezieht ſich die Bezeichnung „Meerſchaum“ auf etwas ganz anderes. Die Zartheit des wirklichen Meerſchaums ſteht in rechtem Gegenſatz zu Geſteinen; und doch benannte man ein Mineral ſo, ein ſogenanntes „Silikat“ (Talkgruppe), das freilich ſo federleicht iſt, daß es auf dem Waſſer ſchwimmen kann.

Ein Geſtein kann ſchwimmen? — Nun ja, es iſt ſo viel Luft in dieſem „Meerſchaum“, daß die Gewichtsverhältniſſe ganz abſonderliche ſind. — In eurem Elternhauſe oder in der Nachbarſchaft wird ſicherlich eine Meerſchaum-Zigarrenſpitze vorhanden ſein; ſo eine, die zuerſt reizend zart ausſah, aber durch Rauchen verſchiedene Färbung annehmen mußte.

Dieſer bei allen rauchenden Vätern und Onkeln ſo geſchätzte Meerſchaum iſt weiß, gelblich oder gräulichweiß, matt und undurchſichtig; wenn man ihn anfaßt, fühlt er ſich fettig an. In größter Menge und von ſchönſter Beſchaffenheit kommt er in Anatolien (Kleinaſien) vor, ferner bei Madrid, in Portugal, Mähren, Bosnien, in der Krim uſw. Der in Anatolien gegrabene Meerſchaum iſt im Anfange weich wie Wachs und muß beim Trocknen mit der größten Vorſicht behandelt werden, um nicht Riſſe zu bekommen. Recht mühſelig iſt's, ihn von ſeiner bräunlich gelben Rinde und allerlei kleinen Unſauberkeiten zu befreien. Wenn man ihn genügend beputzt hat, gelangt er nach Bruſſa und von dort nach Wien, Leipzig, Paris und Nordamerika. Es werden heute wohl nur Pfeifenköpfe und Zigarrenſpitzen aus ihm hergeſtellt; einſt aber haben die Römer höchſt wahrſcheinlich koſtbare Gefäße daraus geſchnitten. — In Wien arbeitet man alljährlich ungefähr 100000 Meerſchaumſpitzen.

Bei ſo großer Menge dürfte eine ſolche Zigarrenſpitze doch nicht ſo ſelten ſein oder ſo hohen Wert haben. Aber es geht damit, wie mit anderen Dingen: ſie — „verkrümelt“ ſich; und keiner weiß, wie das zuging. Daher braucht man immer eine neue, und ſo bildet der Handel mit Pfeifenköpfen und Zigarrenſpitzen aus künſtlichem Meerſchaum einen wichtigen Erwerbszweig. Es gibt ungezählte Fabriken, in denen die Meerſchaum-Abfälle verarbeitet werden; man zerkleinert und wäſcht ſie, ſtellt einen feinen Schlamm her und miſcht dieſen mit kieſelſaurer Tonerde und anderen, als brauchbar erkannten Stoffen. Allmählich erlangt man dadurch eine Maſſe, die recht gefällig ausſieht und ſich — gleich dem echten Meerſchaum — mit Geſchick behandeln läßt.

Beide Sorten werden in feuchtem Zuſtand verarbeitet. Getrocknet kommen ſie in geſchmolzenen Talg oder Walrat, um darin zu verbleiben, bis ſie an den Rändern durchſcheinend ſind. Danach folgen Schleifen, Polieren uſw. — Die in Ruhla (wo ſchon im Jahre 1800 nicht weniger als 27 Fabriken Meerſchaum verarbeiteten) hergeſtellten „Köpfe“ nehmen beim Rauchen eine marmorartige Färbung an; aber die iſt wohl Fabrikgeheimnis.

Carl Philipp.

Unſere Katze.

Unſere weiße Katze iſt ja ſonſt nicht übel, aber für ihre Jungen ſorgte ſie doch gar zu ſchlecht. Ein ganzes Neſt voll junger Kätzchen hatte ſie verhungern laſſen, weil ſie viel lieber in unſerm großen Walde umherſtreifte und Vögel fing. Wir Kinder konnten auch deshalb die Frau Katze gar nicht recht leiden, denn wir hatten die Vögel lieb, die ſo hübſch ſangen. —

Auf einmal war unſere weiße Katze verſchwunden. Wir glaubten ſchon, daß ſie fort ſei, bis wir ſie oben auf dem Speicher in einem Korbe fanden, aus dem ein feines Zirpen kam, als ob Grillen ein Konzert geben. Und was fanden wir, als uns die fauchende Katze endlich näher kommen ließ? Ein winzig kleines Eichhörnchen lag da auf einer alten weichen Decke. Die weiße Katze wärmte es, leckte ſein Fellchen und war ſo lieb mit dem Tierchen, daß wir ſie gar nicht wiedererkannten. Unſer Vater meinte, ſie hätte bei einem ihrer Waldſpaziergänge das kleine Tier, das wohl aus dem Neſte gefallen war, gefunden. Das hilfloſe, fremde Tierchen hatte das Muttergefühl in ihr erweckt, und was beſonders hübſch iſt, ſie hat es nie wieder verloren. Das rotharige Eichhorn iſt ihr entſprungen, als es größer war, aber, als ſie ſelbſt wieder Kätzchen hatte, hat ſie alle ſechs gut verſorgt.

Aus unſrer Bildermappe: „Morgen wird gekehrt“.

Eier im Neſt.

Vöglein im Laubgezelt
Singt frohe Lieder,
Wo ſich umſchlungen hält
Lorbeer und Flieder.
Hier, wo ums Neſtchen klein
Wehn grüne Schleier,
Wärmt Vogelmütterlein
Vier kleine Eier.
Lauſchend wir ſtehn dabei
Mit offnen Mündchen;
Liegt nicht in jedem Ei
Ein Vogelkindchen?
Sprengen die Schalen bald,
Die zarten, feinen;
Froh durch den Frühlingswald
Zwitſchern die Kleinen.
Breitend die Flügel dann,
Kindlein nicht länger,
Fliegen ſie himmelan,
Glückliche Sänger.
Hoch überm höchſten Baum,
Über uns allen;
Höher, man hört nun kaum
Ihr Lied noch ſchallen.
Sie, die ſo winzig ſind,
Vöglein, die bunten,
Segeln mit Wolk' und Wind.
Wir bleiben unten.
Uns, die wir ſtark und groß,
Fehlen die Schwingen,
Können auf Füßen bloß
Laufen und ſpringen.

P. (Nach Stevenſon.)

Auf dem erſten Schulweg.

Verlaſſen ſteht das Wiegenpferd,
Franz zog mit kühnem Sinn,
Mit einer Mappe ſchon beſchwert,
Allein zur Schule hin.

Zum erſtenmal und ganz allein.
Den Weg kennt er recht gut.
Stolz ſah Mama das Bürſchchen klein
Hinziehn mit friſchem Mut.

Hell klingelt's. Mutter ahnt noch nichts.
Sie macht die Türe auf,
Da ſteht betränten Angeſichts
Klein-Franz nach raſchem Lauf.

„Mama,“ klagt er, „mir fiel noch ein,
Ich dachte gar nicht dran:
Zum Lehrer darf ich nicht hinein,
Weil ich noch gar nichts kann.“

H. Overkamp.

Eine reizende Frühlingserſcheinung.

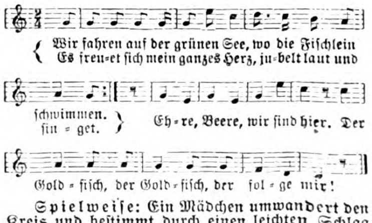
Beim herannahenden Frühling möchte ich euch Kinder auf dem Lande auf einen Vorgang in der Natur aufmerkſam machen, der nicht allgemein bekannt zu ſein ſcheint. Ich meine das erſte Erwachen und Sichſonnen der Fröſche nach dem Winterſchlafe. Es iſt dies ſo rührend und urkomiſch zu gleicher Zeit, daß man ſich auch einen wiederholt vergeblichen Gang nach dem Schauplatz, dem nächſten Teiche, nicht verdrießen laſſen ſollte.

Jedes Kind weiß aus der Naturgeſchichte, daß die Fröſche, im Schlamm verborgen, den Winter über ſchlafen. Sie verbringen ſo die kalte und nahrungsloſe Zeit. Wenn dann die Sonne höher kommt, wenn ihre Strahlen wärmer werden und die Keime hervorlocken, dann beginnen ſich auch die Larven der Fliegen, Mücken, Waſſerkäfer uſw. zu regen und ſich zum eigentlichen Inſekt zu entfalten. Dann iſt der Tiſch gedeckt für die armen, ausgehungerten Langſchläfer. Größer aber noch als nach Nahrung iſt das Bedürfnis nach friſcher Luft. So kann man denn beobachten, wie die Fröſche, groß und klein, am erſten, wirklich warmen Frühlingstage, ſobald die Sonne, hochſtehend, voll das Teichwaſſer durchleuchtet und erwärmt, an die Oberfläche kommen, und ſcheinbar aufrecht ſtehend, die Köpfchen mit weitaufgeſperrten Mäulchen über den Waſſerſpiegel halten. Mit leiſem, eintönigen Geplärre ziehen ſie die friſche, reine Luft in die lufthungrigen Kehlen und laſſen die goldenen Sonnenſtrahlen ihren abgemagerten Körper durchleuchten. Von allen Seiten ſchwimmen die Inſaſſen herzu, ſo daß ſich der ſtillverhaltende Beobachter ſchier verwundert, daß der Teich ihrer ſo viele beherbergt.

Cl. Zöllner.

Der Goldfiſch.

Altes deutſches Singſpiel.


Wir fahren auf der grünen See, wo die Fiſchlein ſchwimmen.
Es freu-et ſich mein ganzes Herz, ju-belt laut und ſin-get.
Eh-re, Beere, wir ſind hier. Der Gold-fiſch, der Gold-fiſch, der fol-ge mir!

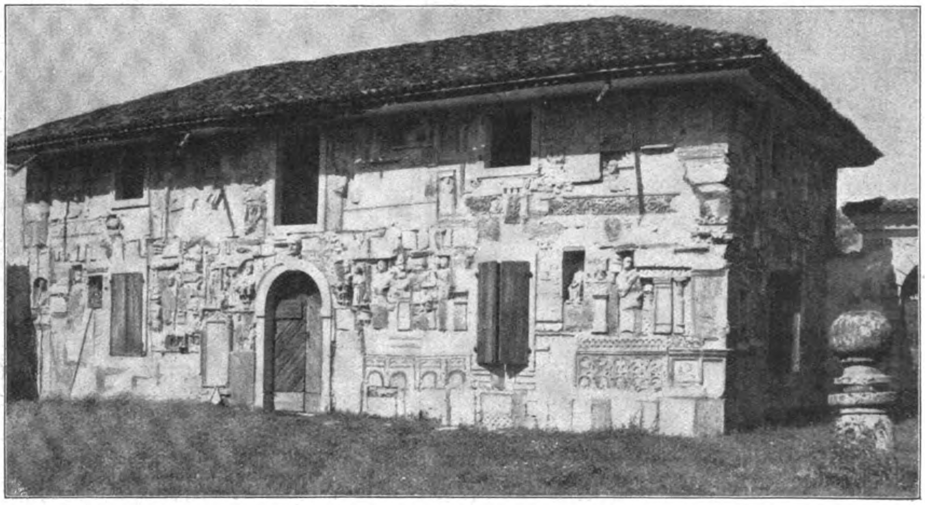
Spielweiſe: Ein Mädchen umwandert den Kreis und beſtimmt durch einen leichten Schlag mit der Hand ein anderes zur Nachfolge. Das Spiel wird ſolange fortgeſetzt, bis alle „Goldfiſche“ hintereinander hergehen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Sammler=Daheim.

Zu unſeren Bildern.

Dall Oca Bianca, der mit dem genrehaften Porträt einer Italienerin den Bildſchmuck der heutigen Nummer eröffnet und ſchon des öfteren die Leſer des Daheim mit ſeiner Kunſt erfreut hat, gehört zu den beliebteſten Malern des heutigen Italien. Er iſt 1853 in Verona geboren und begann ſeine künſtleriſche Laufbahn als Holzſchnitzer und Dekorationsmaler. Er ſchildert auf ſeinen Bildern mit Vorliebe das Volksleben ſeiner Vaterſtadt und Venedigs, meiſt in dem vollen Sommerlicht des Südens. Dazu iſt dem Maler auch ein liebenswürdiger Humor eigen. Auch das heutige Bildnis wird ihm neue Freunde gewinnen. Alfred Liedtke, ein jüngerer Künſtler, deſſen Wiege auf der Pfaueninſel geſtanden hat und der der heimatlich=vertrauten Schönheit der Havel treu bleibt, bietet uns einen hübſchen Ausſchnitt aus dem alten Potsdam, einen der ſtillen, verträumten Winkel, an denen Havel und Spree ja ſo reich ſind. Aug. von Brandis, auch aus dem Havellande gebürtig, den wir für gewöhnlich als Schüler Anton von Werners meiſt aus Schöpfungen auf dem Gebiet der Hiſtorie kennen, der aber auch als Maler von Innenſtimmungen geſchätzt wird, bietet uns in ſeiner „Nachmittagsſtimmung“ ein Interieur, das durch die prachtvolle Lichtbehandlung beſonders gut wirkt. D. Holz, ein geborener Bremer, ein Schüler der Berliner Akademie und dann von Baick in Karlsruhe, gilt als vorzüglicher Tiermaler; das heutige Bild „Pferdemarkt“ gehört mit zu ſeinen beſten Schöpfungen. Der Künſtler lebt in München. Als Kunſtbeilage bringen wir eins der bedeutendſten Werke Vermeers in farbiger Wiedergabe.



Mit antiken Funden geſchmücktes Haus in Aquileja.

Was Italien an alten und an neuen Antiquitäten hervorbringt.

Es ſind etwa zwei Jahre her, da ging die Königin Elena von Italien mit ihrem Gemahl, dem König, in der Nähe des Dörfchens Caſtel Porziano ſpazieren. Arbeiter waren gerade damit beſchäftigt, die Ruinen einer altrömiſchen Villa aus dem Wege zu ſchaffen. Das Königspaar ſah der Arbeit zu. Da fiel der Königin inmitten des Schuttes ein Stückchen Marmor auf. Man grub an dieſer Stelle nach, das Königspaar legte ſelbſt Hand an, und nach einigen Stunden eifrigen Arbeitens kam eine vorzügliche Nachbildung des „Diskoswerfers“ von Myron zutage. Das Bronzeoriginal dieſer bekannten Skulptur iſt verloren gegangen, es gibt nur noch Nachbildungen in Marmor, von denen bisher jene im Vatikan und in London am meiſten geſchätzt wurden. Der von der Königin Elena entdeckte Diskobol übertrifft ſie aber weit an Feinheit und Schönheit. — Das klingt wie ein Märchen, und doch iſt es buchſtäblich wahr, und es iſt durchaus nicht ſo überaus merkwürdig, denn noch iſt der Boden Italiens überreich an Reſten alter Kunſt und Kultur.

Das gilt nicht nur von den bekannten Ausgrabungsſtätten, wie Pompeji und der ganzen Umgegend von Neapel, von Oſtia, Brindiſi, Ravenna, und vor allem von dem modernen Rom, das auf mehreren Metern römiſchen Schuttes ſteht, ſondern faſt überall, wo Grabungen notwendig werden, ſtößt man auf Reſte früherer Kulturepochen. — Ins große Publikum gelangen nur die Nachrichten von bedeutenderen Funden. Die „Kaiſerſchiffe im Nemiſee“ ſtehen ſeit langem auf der Tagesordnung, der jüngſte Niobidenfund in Rom wurde einigermaßen beachtet, der Silberfund von Boscoreale und die „Biga“ (Bronzewagen) von Monteleone di Spoleta, erregten eine Zeitlang die öffentliche Meinung, weil ſie ins Ausland geſchafft wurden, niemand aber ſpricht von den zahlloſen Kleinfunden an Töpferwaren, Bronzen, Hausgerät, Marmorreſten, Inſchriften uſw., die täglich gemacht werden, die man meiſt beiſeite ſchafft und an Händler oder Fremde verkauft. — Wer ſich von der Vielſeitigkeit nur der gemeldeten Funde überzeugen will, braucht nur einen der amtlichen Fundberichte zur Hand zu nehmen. Was hört man da alles von gleichzeitigen Entdeckungen. „Am Golf von Baja“ koſtbare Moſaiken, in Ravenna Sarkophage, Boni berichtet über die Entdeckungen auf dem Forum Romanum, in Präneſte ſind merkwürdige Ciſten zutage gekommen, auf Sizilien ſchürft man in den Katakomben von Riuzzo uſw.

Eine von fremden Altertumsfreunden wenig beachtete Gegend iſt das öſterreichiſche Küſtenland, und doch iſt der kleine Landwinkel, der ſich von den Juliſchen Alpen aus nach dem Adriatiſchen Meere erſtreckt und die öſterreichiſchen Provinzen Trieſt (Tergeste), Iſtrien und Görz umfaßt, eine der an prähiſtoriſchen und römiſchen Überreſten reichſten Gegenden Europas. Dieſer durch ſeine Lage zwiſchen Italien und dem Balkan ausgezeichnete Landfleck diente ſeit den älteſten Zeiten als Durchgangspunkt zwiſchen Orient und Okzident, hier haben daher auch die wichtigſten Völkerwanderungen ihre Spuren hinterlaſſen, hier befanden ſich im Altertum bereits große und blühende Städte. Seit etwa 25 Jahren wird die Gegend einigermaßen ſyſtematiſch durchforſcht. Und welche Funde hat man bereits gemacht! Der Direktor des Trieſter Muſeums, Marcheſetti, berichtet z. B. über die Funde von Santa Lucia. Man entdeckte dort mehr als 500 prähiſtoriſche Niederlaſſungen mit über 10000 an den ſchönſten und bisher ſeltenſten Gegenſtänden reichen Gräbern. — In dem Küſtenlande zwiſchen Iſonzo und Tagliamente liegt auch Aquileja, einſt nach Rom und Ravenna die größte und reichſte Stadt Italiens, Chryſopolis, die goldene Stadt, wurde ſie von den Griechen genannt.

Die Hauptblüte Aquilejas fällt unter die Regierungszeit des Kaiſers Trajan, der beſtrebt war, den ganzen nordiſchen Handel Italiens über Aquileja zu leiten. Zu dem Zweck baute er ein Netz vorzüglicher Straßen, als deren großartigſte die Aquileja mit Rom verbindende Via Ämilia galt. Derſelbe Umſtand aber, der die Blüte der Stadt veranlaßt hatte, die günſtige Lage, ward ihr zum Verderben. Aquileja wurde das Einfallstor für die von Norden und Oſten nach Italien drängenden Barbarenſcharen. Im Jahre 452 legte Attila die blühende Stadt in Aſche, ein Jahrhundert ſpäter brannte und plünderte ſie Alboin gründlich aus, die Ungarn kamen, und ſlawiſche Horden, und ſo ward allmählich aus der Rivalin Roms ein elendes Dorf. Mitleidig deckte Staub, Geröll und grüner Raſen die antiken Reſte. Erſt der Jetztzeit war es vorbehalten, zu graben und zu forſchen. — In der Nähe des alten Domes erhebt ſich ein vom Staate eingerichtetes archäologiſches Muſeum, in das jetzt die an dem von uns abgebildeten Hauſe angebrachten Antiquitäten gebracht worden ſind.

Nun ſollte man meinen, daß bei ſolcher Überfülle von Fundgegenſtänden allerart, Fälſchungen gar nicht aufkommen könnten; dem iſt aber durchaus nicht ſo. Unfraglich kann man heute noch allenthalben in Italien gute Antiken kaufen, mitunter ſogar billiger als moderne Fälſchungen, aber für den täglichen Bedarf in den Fremdenſtädten reichen die Ortsfunde bei weitem nicht aus. Der Reiſende kauft gern an Ort und Stelle, macht gern Entdeckungen, und zahlt willig hohe Preiſe für Gegenſtände, die anſcheinend unter ſeinen Augen gefunden ſind. Noch vor 20 Jahren konnte man in der Umgegend von Päſtum ziemlich billig manch hübſches echtes Fundſtück erwerben; heute lauern die Bauern am Pfluge den Fremden auf, machen plötzlich bei der Arbeit ein erſtauntes Geſicht, ziehen aus der Furche ein Tonlämpchen hervor und verkaufen es mit ſchönem Verdienſt dem glücklichen Touriſten. Aber — es iſt gefälſcht!

In Italien wird nämlich alles gefälſcht. Bronzen, Marmorarbeiten, Keramiken, Gerät, Schmuck von Gold und Silber, Inſchriften, kurz alles, wonach Nachfrage iſt. Und die Geſchicklichkeit im Fälſchen iſt erſtaunlich groß. Die Arbeiter ſind zum Teil in den Geiſt des Altertums eingedrungen, ſie haben die antike Technik erfaßt und verſtehen es, eine täuſchende Patina herzuſtellen. Derartige Künſtler geben ſich natürlich nicht mit dem für Touriſten beſtimmten Kleinkram ab. Sie ſtellen Kunſtwerke her, mit denen reiche Sammler und Muſeen getäuſcht werden. — Wer von Antiken nichts verſteht, ſoll die Hände davon laſſen. Ganz allgemein aber ſollte man grundſätzlich mißtrauiſch gegen alles ſein, was beſonders billig angeboten wird. **M. Kirmis.**

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich=Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim=Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim=Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim=Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 28

Daheim

Ein deutſches Familienblatt

9. April 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit. . . . 1
Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt (Fortſetzung). . 5
Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary. Mit fünf Abbildungen (Fortſetzung). 9
Altberliner Humor. Von Guſtav Thormälius. 13
Prinzeß Sabine. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda (Fortſetzung) 14
Sturm. Gemälde von Joſef Iſraels 15
Feſttag. Gemälde von Dall' Oca Bianca 17
Heimkehr des verlorenen Sohnes. Gemälde von Ludwig Dettmann . . 19
Wenn es einmal keine Kohle mehr geben wird. Von Guſtav Uhl. 19
Die Leipziger Meſſe. Von Dr. Julius A. Wenzel in Leipzig. Mit acht Abbildungen 20
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Sammler-Daheim — Briefkaſten . 25—37
Kunſtbeilage: Frühlingsfeſt. Gemälde von Alma Tadema.

Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

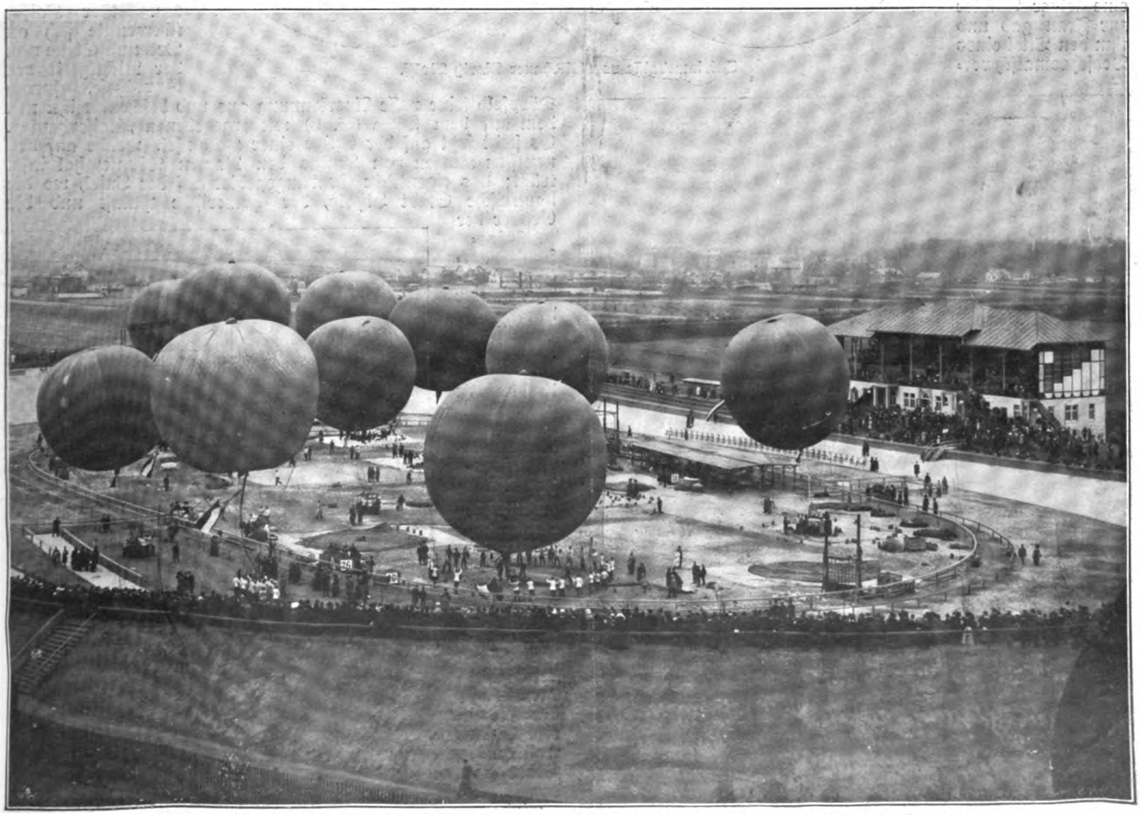
Ein „Nationales **Wettfliegen** von Kugel-Ballons“ veranſtaltete der Sächſiſche Verein für Luftſchiffahrt am Oſterſonntag zu Dresden. Sechsundzwanzig Ballons nahmen an dem Fliegen teil. Beim erſten Start ſtiegen zehn Ballons auf. Da der Wind nach Öſterreich ſtand, wurde ſtatt einer Zielfahrt eine Fuchsjagd in Scene geſetzt, welche vom Ballon „Dresden“ als Fuchs geführt und vom Ballon „Sachſen“, Führer Dr Roſtosky vom ‚Chemnitzer Verein‘, gewonnen wurde. Die anderen beiden Starts fanden zu je acht Ballons ſtatt.

* * *

Profeſſor Adolf Wagner, der berühmte Nationalökonom und Sozialpolitiker, wurde aus Anlaß ſeines 75. Geburtstages — am 25. März — von der theologiſchen Fakultät der Berliner Univerſität zum Ehrendoktor ernannt. Adolf Wagner iſt 1835 in Erlangen als Sohn eines Phyſiologen geboren. Er ſtudierte in Göttingen und Heidelberg und wirkte im Lauf der Jahre als Lehrer der Nationalökonomie an der Handelsakademie in Wien, der Kaufmänniſchen Fortbildungsanſtalt in Hamburg, an den Univerſitäten Dorpat und Freiburg, bis er 1870 nach Berlin kam.

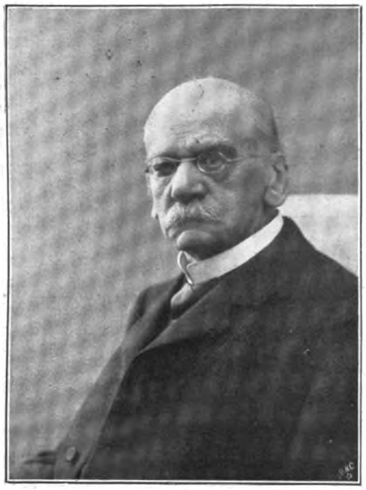
* * *

Die franzöſiſche Kolonie zu Berlin ließ aus Anlaß des 400. Geburtstages des Reformators Calvin nach einem Entwurf des Bildhauers Moritz Wolff eine Erinnerungsmedaille herſtellen und dem Kaiſer überreichen. Die Medaille wurde in der Awesmünze geprägt. —



Vom Nationalen Ballonwettfliegen in Dresden: am Start. Photographie von Martin Herzfeld, Dresden.

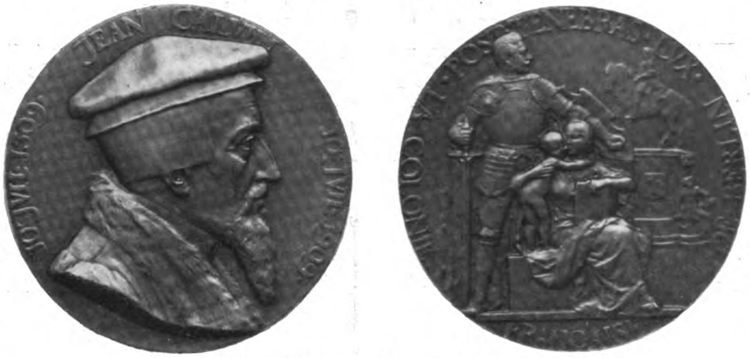
Copyright 1910 by Daheim-Expedition.



Geh. Reg.-Rat Prof. D. Dr. Adolf Wagner,
zum D. h. c. ernannt.
Photographie von
H. Noack, Berlin.

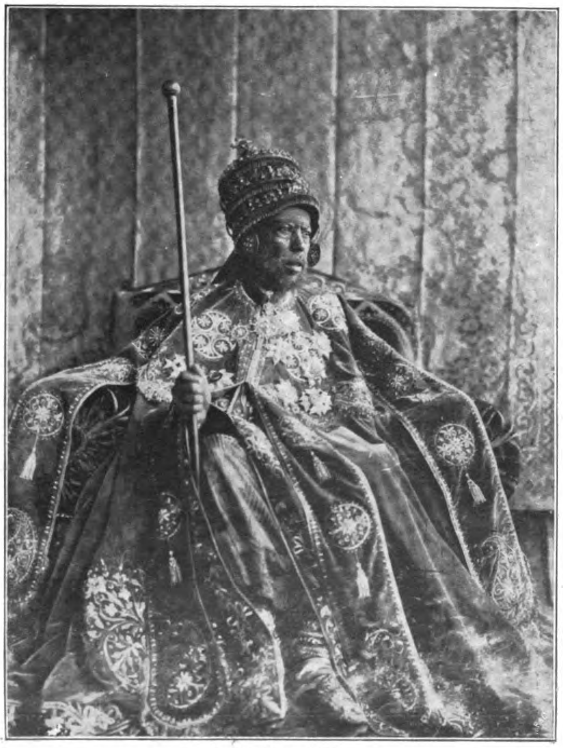
Aus Abeſſinien kommt die längſt erwartete Kunde von dem Ableben des Kaiſers Menelik. Sein Nachfolger, den er ſelbſt noch beſtimmte, iſt ſein Enkel Lidj Jeaſſu, dem ſchon einige Tage vor dem Tode des Kaiſers Menelik, des „Löwen von Abeſſinien“ der Eid der Treue geſchworen wurde. Die Kaiſerin Taitu, Meneliks zweite Frau, die nach der Herrſchaft ſtrebte, iſt aller Macht und allen Einfluſſes entkleidet worden. Meneliks Geſchichte iſt eigentlich die Geſchichte des modernen Abeſſinien. Er war 1844 in Ankober als Sohn des damaligen Kronprinzen Heila Melekot und einer Sklavin geboren. Sein Vater fiel 1855 in den Kämpfen um den Thron gegen den Kaiſer Theodor, der den elfjährigen Menelik nach Godſcham brachte, ihm eine ſeiner Töchter zur Frau gab und ihm den Titel eines Dedſchasmatſch verlieh. Zehn Jahre ſpäter, als Theodor einen unglücklichen Feldzug gegen Bezabu von Schoa führte, benutzte er die Gelegenheit, ſeinen unfreiwillig gewählten Aufenthaltsort zu verlaſſen. Er ſammelte ein ſtarkes Heer, nahm den Königstitel an und ward von den Engländern, nachdem ſie Kaiſer Theodor am 13. April 1868 bei Magdala beſiegt und getötet hatten, zum Nachfolger beſtimmt. Da er aber nicht geneigt war, die Krone aus den Händen der Fremden anzunehmen, trat Dedſchatſch Kaſſa, der ſpätere Kaiſer Johannes, an ſeine Stelle, dem nach dem Abzug der Engländer in Giorgis II. ein Gegenkaiſer erſtand, der aber bald beſiegt ward. Auch Menelik verfolgte an der Spitze eines ſtarken Heeres ſeine Intereſſen. Die Kämpfe dehnten ſich über eine Reihe von Jahren aus und endeten 1878 mit der Unterwerfung Meneliks, der auf den Kaiſertitel verzichten und einen jährlichen Tribut an den Kaiſer Johannes zahlen mußte. Nachdem aber Johannes in der Schlacht von Metammeh am 9. März 1889 im Kampfe gegen die Mahdiſten im Sudan gefallen war, ließ ſich Menelik in Antotto zum Negus Negeſti (König der Könige) krönen. Man kann mit Recht ſagen, daß Menelik wohl der bedeutendſte Herrſcher des alten Landes geweſen iſt, der ſich durch ein hervorragendes ſtaatsmänniſches Geſchick, kluges Ergreifen des Augenblicks und durch Mut und Tapferkeit auszeichnete. In der richtigen Erkenntnis, daß ſein Land niemals den Machtgelüſten der Europäer ſtandhalten würde, wenn er es nicht nach moderner Weiſe reformierte, begünſtigte und unterſtützte er den Eingang der abendländiſchen Kultur in ſein bisher geheimnisvolles Reich.

* * *

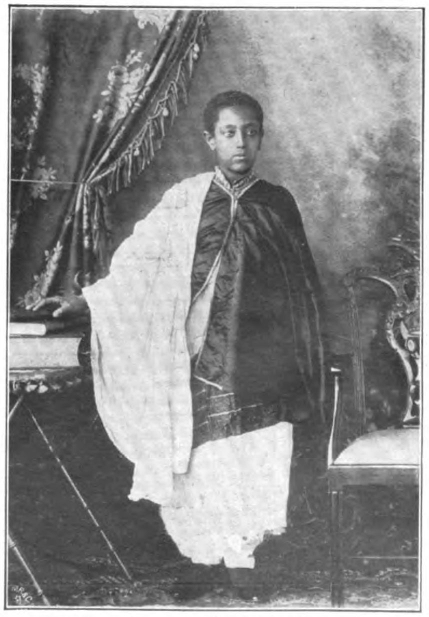


Calvinmedaille von Bildhauer Moritz Wolff.

Wie bekannt, durfte Prof. Wilhelm Dörpfeld, der erſte Sekretär des Archäologiſchen Inſtituts in Athen, im Mai 1908 dem Kaiſer auf einer Fahrt um die Inſel Leukas, in welcher Dörpfeld mit Recht das homerſche Ithaka wiedererkennt, über dieſe wichtige Frage Vortrag halten. Der Kaiſer überzeugte ſich an Ort und Stelle von der Richtigkeit der Hypotheſe, ſprach Dörpfeld ſeine volle Anerkennung aus und beſchenkte ihn mit dem auf dem Bilde (S. 3) wiedergegebenen „Kaiſerhauſe“. Es ſteht jetzt auf der Spitze einer Halbinſel, welche auf den neueſten Karten von Leukas den Namen Dörpfeldhalbinſel trägt; das eigentliche Grabungsgebiet auf der Inſel, wo die homeriſche Stadt Ithaka, der homeriſche Palaſt und die Gräber der Königsfamilie aufgedeckt wurden, iſt nur durch die Waſſerfläche des landſchaftlich äußerſt reizvollen, tief in die Küſte einſchneidenden Blichohafens vom Kaiſerhauſe getrennt. Zu dieſem Hafen gehört der Waſſerſtreifen in der Mitte des Bildes, der Berg iſt der homeriſche Neios, welcher die Stadt vor den Nordwinden ſchützte.

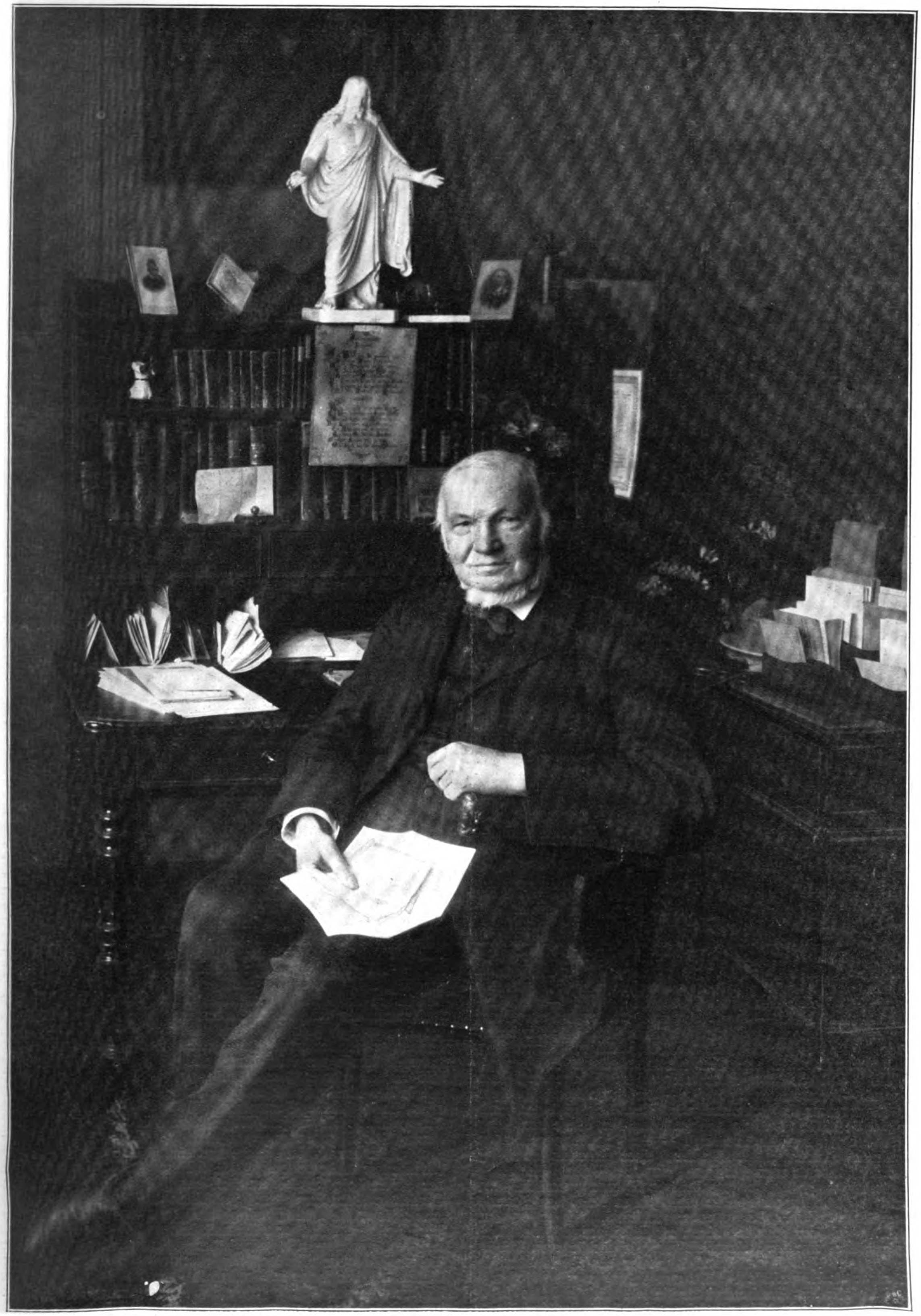


Kaiſer Menelik †.



Lidj Jeaſſu, Kaiſer Meneliks Nachfolger.

* * *



Paſtor D. Friedrich von Bodelſchwingh, Vorſteher der Anſtalten Bethel bei Bielefeld, †.
Photographie von Guſtav Haeyn-Wilms, Hofphotograph in Bielefeld.

Paſtor D. Friedrich von Bodelſchwingh †.

Es iſt ein betrübender Anlaß, aus dem das Daheim heute des hochverehrten, begnadeten Mannes von Bethel zu gedenken hat. Was wir ſchon längſt mit Wehmut kommen ſahen, iſt eingetreten: Paſtor von Bodelſchwingh hat die Hände zu ewigem Feierabend ineinandergelegt. Was für einen Verluſt ſein Tod für die von ihm geſchaffenen und viele Jahrzehnte hindurch mit ſo außerordentlichem Segen geleiteten Anſtalten bedeutet, iſt heute noch gar nicht zu ermeſſen. Man kann ſich dieſen weitverzweigten Organismus dieſes Barmherzigkeitsſtaates im Ravensberger Land, deſſen Pulsſchlag, deſſen Lebenskraft nicht in Deutſchland allein, ſondern, man kann wohl ſagen, in der ganzen Welt geſpürt und geſegnet wird, nicht ohne den Mann denken, der die Seele des Ganzen war, deſſen ganze Kraft Leibes und der Seele dem Werk gehörte, das ihm von oben her für ſein Leben gegeben war. Nicht allein ſeine Anſtalten haben ihn verloren, auch alle die — ſie zählen nach vielen Tauſenden — die ihm jemals in irgendeiner Beziehung nahegetreten ſind, die aus jeder längeren oder kürzeren Begegnung einen tiefen Eindruck für das ganze Leben von dieſer wahrhaft lauteren, liebevollen, nach dem Bilde ſeines Meiſters geſchaffenen Perſönlichkeit empfingen und den Blick ſeiner klaren, gütigen, tiefdringenden Augen einmal erfuhren. Die Gegenwart, zerriſſen und hin- und hergeworfen in Fragen und Zweifeln, iſt ſo arm an ſtarken chriſtlichen Charakteren, die wie Wegweiſer nach den rechten Zielen an dem Wege ſtehen, den die evangeliſche Kirche zu vertreten hat, die als Vorbilder den jungen Theologen und nicht ihnen allein voranleuchten können, daß wir auch nach dieſer Richtung hin den Tod des teuren Mannes nicht genug beklagen können.

Bodelſchwingh hatte den tiefen Blick und das heiße Herz für alles Elend dieſer Erde, vor allem für die ſoziale und kirchliche Not, das unſtillbare Mitleid mit allem, was ſterben wollte. Die Mahnung der Offenbarung: Sei wacker und ſtärke das andere, das ſterben will, faßte er rein perſönlich und eins ſeiner Lieblingsworte war der Schmerzensruf der Hagar: Ich kann nicht anſehen des Knaben Sterben. Und wenn er in ſeiner, vor wenigen Jahren ins Leben gerufenen theologiſchen Schule die angehenden Diener der Kirche ſtärken und rüſten wollte gegen die grundſtürzenden Lehren einer modernen Theologie, heranbilden zu wehrhaften Streitern gegen den Neu-Rationalismus, ſo war in der Tat kein beſſerer Ort für dieſe Schule zu finden, als gerade Bethel, dieſe Stadt, die aus dem Glauben erwachſen war und die ein überwältigendes Zeugnis darſtellt für die ungebrochene Kraft des Chriſtentums, eine unwiderlegliche Apologie, ein ſieghafter Proteſt gegen alle Theologie, die Jeſu Hoheit antaſtet oder gar ſein Daſein leugnet. Bodelſchwinghs Anſtalten wurden eine weithin ſchallende Predigt von den Taten Jeſu in unſeren Tagen.

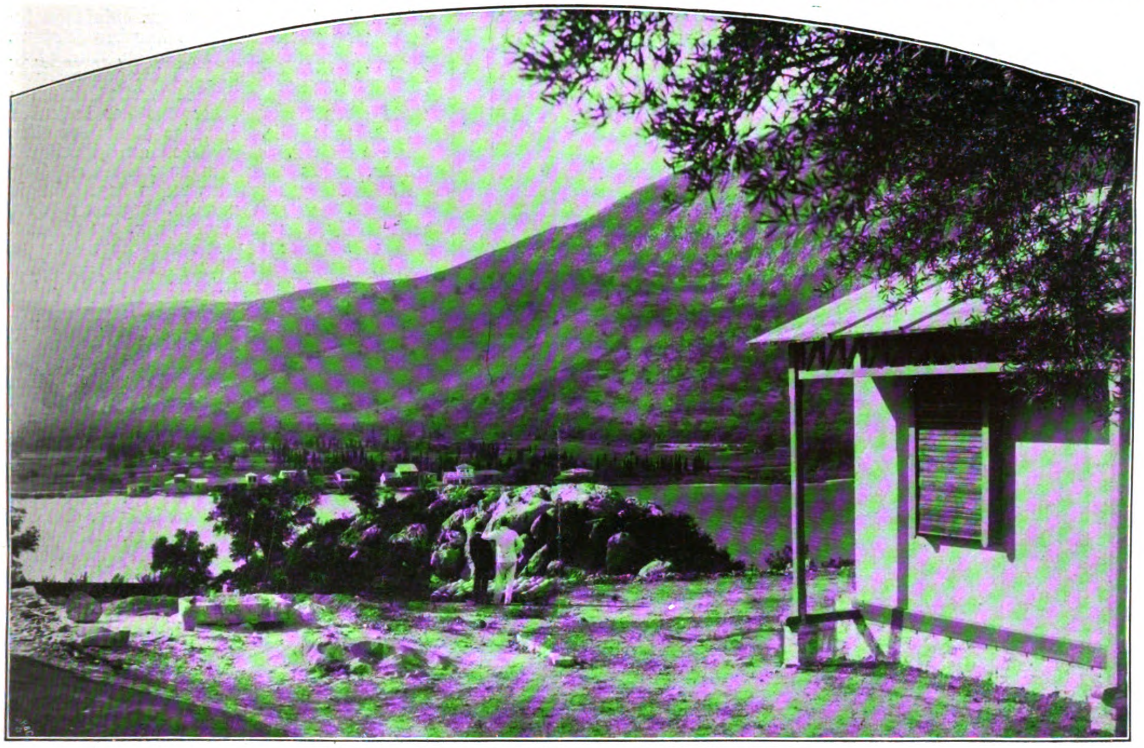
Friedrich Chriſtian Karl Freiherr von Bodelſchwingh, aus einem alten evangeliſchen Geſchlecht Weſtfalens, wurde am 6. März 1831 in Haus Mark bei Tecklenburg als Sohn des dortigen Landrats geboren. Die Laufbahn ſeines Vaters, der zunächſt mit kaum vierzig Jahren Oberpräſident in Koblenz, ſodann königlich preußiſcher Finanzminiſter ward, führte ihn nach der preußiſchen Hauptſtadt, wo er zuſammen mit dem jungen Senfft von Pilſach zum Gefährten des ſpäteren Kaiſer Friedrich auserſehen wurde. Die Ereigniſſe des Jahres 1848 hatten das Scheiden des Miniſters aus ſeinem Amt zur Folge, und die Ausbildung des Sohnes wurde auf dem Dortmunder Gymnaſium, das er als Primus omnium verließ, vollendet. Zunächſt gedachte der junge Bodelſchwingh ſich — faſt ſinnbildlich zu nehmen — dem Bergbau zu widmen, ein Beruf, den er im geiſtigen und ſchöneren Sinne ja auch ſpäter in ungeahntem Maß betätigen ſollte. Nach einiger Zeit entſchloß er ſich, umzuſatteln und Landwirt zu werden. Nach gründlichem Studium hat er dann mit großem Erfolge trotz ſeiner Jugend — er war dreißig Jahre — die große Senfftſche Herrſchaft Gramenz in Pommern verwaltet. Es iſt bezeichnend, daß er in dieſer Stellung ſich in liebevoller Weiſe der Intereſſen der Gutsarbeiter annahm — ein Zug, den er im beſonderen Grunde ſeiner Mutter, einer überaus menſchenfreundlichen und warmherzigen Frau, verdankte. Bei dieſem Beſtreben mußte ein ſo tiefgründiger Charakter natürlich alsbald auf den Urgrund aller menſchlichen Not, den Jammer der Seele ſtoßen. So iſt es zu erklären, daß er es Gott ſchuldig zu ſein glaubte, einen rühmlich verwalteten Beruf aufzugeben, um der Heidenbekehrung in der äußeren Miſſion zu dienen. Zu dieſem Zweck bezog er als Dreiunddreißigjähriger die Univerſität Baſel, dann Erlangen und ſchloß nach drei Jahren das Studium zu Berlin ab. Leider ſtellte ſich in dieſer Zeit heraus, daß er infolge geſundheitlicher Verhältniſſe nicht tropenfähig war. So ging er unmittelbar nach dem erſten theologiſchen Examen als Hilfsprediger nach Paris. Auf einem kleinen Hügel der Vorſtadt Villette wurde vorläufig aus Holz Schule, Kirche und Pfarrhaus errichtet. In dieſe einfachen Verhältniſſe mußte er einige Jahre ſpäter auch die Gattin führen, die Tochter eines Onkels Karl von Bodelſchwingh, des zweiten Finanzminiſters aus ſeiner Familie. Dort ſammelte er eine Gemeinde von Gaſſenkehrern und Lumpenſammlern, und ſein kleines Pfarrhaus wurde der Mittelpunkt allerhand fahrenden Volks. Im Jahre 1864 entſchloß er ſich mit Rückſicht auf ſeine Familie zur Überſiedlung auf die Pfarrſtelle zu Dellwig in ſeiner Heimatprovinz Weſtfalen. Von dort aus ging er als Feldgeiſtlicher in die Kriege 1864, 1866, 1870 und hat im eroberten Metz die erſte deutſche Predigt gehalten. In Dellwig traf ihn auch die wohl ſchwerſte Heimſuchung ſeines Lebens: er verlor innerhalb dreizehn Tagen alle ſeine Kinder. Sie ſtarben, vier an der Zahl, an Diphtheritis. Er hat ſich von dieſem erſchütternden Schmerz in einer Schrift: „Leben und Sterben vier ſeliger Kinder“ freigemacht. Die Kreuze der Frühvollendeten auf dem Dellwiger Friedhof tragen die Worte des 23. Pſalms: Der Herr iſt mein Hirte — Mir wird nichts mangeln — Er führet mich auf rechter Straße — Er erquicket meine Seele. Vielleicht hat Gott durch dieſe ſchwere Führung im Herzen dieſes auserwählten Rüſtzeuges bisher unentbundene Kraft freigemacht für den Dienſt an ſeinen Ärmſten. Denn nachdem er eine Deputation, die ihm von Bielefeld aus die Übernahme der Anſtalt für Epileptiſche und des Diakoniſſenhauſes angetragen hatte, zuerſt mit dem Hinweis auf dieſe Gräber, an denen ſein Herz hing, abſchlägig beſchieden hatte, entſchloß er ſich nach einiger Zeit dennoch zur Annahme und hielt bei ſeiner Einführung am 25. Februar 1872 ſeine Predigt über das Wort: Das Los iſt mir gefallen aufs lieblichſte; mir iſt ein ſchön Erbteil geworden.

Dieſe Worte haben ſich über Bitten und Verſtehen hinaus als prophetiſch erwieſen. Durch ſein williges Erkennen der Abſichten Gottes in dieſer Lebensführung war der Mann auf ein Arbeitsgebiet gelangt, für das alle ſeine bisherigen Betätigungen wie eine Vorbereitung, wie ein Studium erſcheinen. Alle Phaſen ſeines wechſelvollen Lebens ſind ihm in Bethel zu Nutzen gekommen, keine hätte er miſſen dürfen auf einem Poſten, der ebenſo ſehr das lebendige Herz, das treue Ohr für alle Schäden, die Vorbedingung für alle Werke der inneren Miſſion, den wiſſenſchaftlich exakten Blick des Naturforſchers, das Organiſationstalent des Verwaltungsmannes und die Regententugenden, wie ſie ſich in einer alten Beamtenfamilie zur Vollkommenheit ausbilden, erfordert. So wird in dieſem reichen Leben das ſchöne Wort von den wunderlichen Führungen der Auserwählten Gottes gleichſam wie durch ein Schulbeiſpiel beſtätigt. In welcher Weiſe die einzelnen Zweige ſeiner Lebenswerke ſich ausgebreitet haben zu einem Baum, der vielen Schatten gibt, wird an dieſer Stelle in einem beſonderen Aufſatz erörtert werden. Pflege der Epileptiſchen und Blöden, Diakoniſſen- und Diakonenſache, Arbeiterkolonien, Verpflegungsſtationen, Baugenoſſenſchaft zur Errichtung von Arbeiterheimen, afrikaniſche Miſſion, Theologenſchule und ungezählte andere Werke und Gründungen der inneren Miſſion, darunter z. B. auch die wenig bekannte Kaiſer-Wilhelm-Stiftung in Gaſtein, durch die leidenden und bedürftigen Veteranen die Wohltat einer völlig koſtenloſen Kur einſchließlich Reiſe ermöglicht wird und durch die im letzten Berichtsjahr dreizehn Veteranen je einen Monat lang verpflegt und zum großen Teil geheilt wurden.

Es iſt für den nachdenklichen Sinn, der mit Anteil die Fußſpuren des lebendigen Gottes in ſeinem Lebenswege zu verfolgen pflegt, ſtets eine erhebende Erfahrung, feſtzuſtellen, in welcher wunderbaren rückwirkenden Kraft die Lebensideale frommer Vorfahren im ſpäteren Enkel zum Heil der Geſamtheit in ungeahnter Vervielfältigung zutage treten. Ebenſo wie in der Natur, ſo iſt auch im Reich Gottes alles Saat und alles Ernte. Kein Samenkorn fällt daneben, und der gute Samen trägt die tauſendfältige Frucht, die Gott ſelbſt mit klaren Verheißungen zugeſagt hat. Es bedarf der Mitwirkung vieler Generationen, ehe aus einer Reihe verdienter, ja bedeutender Männer das Genie hervorgehen kann zum Heil der Geſamtheit. In dieſem Fall das höchſte unter allen, das Genie der Barmherzigkeit. In ſeinen Erinnerungen aus ſeinem Leben, die Bodelſchwingh nach langem Drängen aufgeſchrieben hat, leitet er ſelbſt mit innigſter Dankbarkeit alles, was er geworden iſt, nächſt der göttlichen Gnade von der Frömmigkeit der Mutter, der ehrenfeſten Gottesfurcht des Vaters ab, der ſogar in Berlin als überlaſteter Miniſter ſeine Kinder nicht zur Schule gehen ließ, ohne ihnen ein Wort aus dem alten Bogatzki mitzugeben.

Aus einem ſolchen Hauſe ſtammte der Mann, den Gott zum Segen für viele geſetzt hat.

J. Höffner.



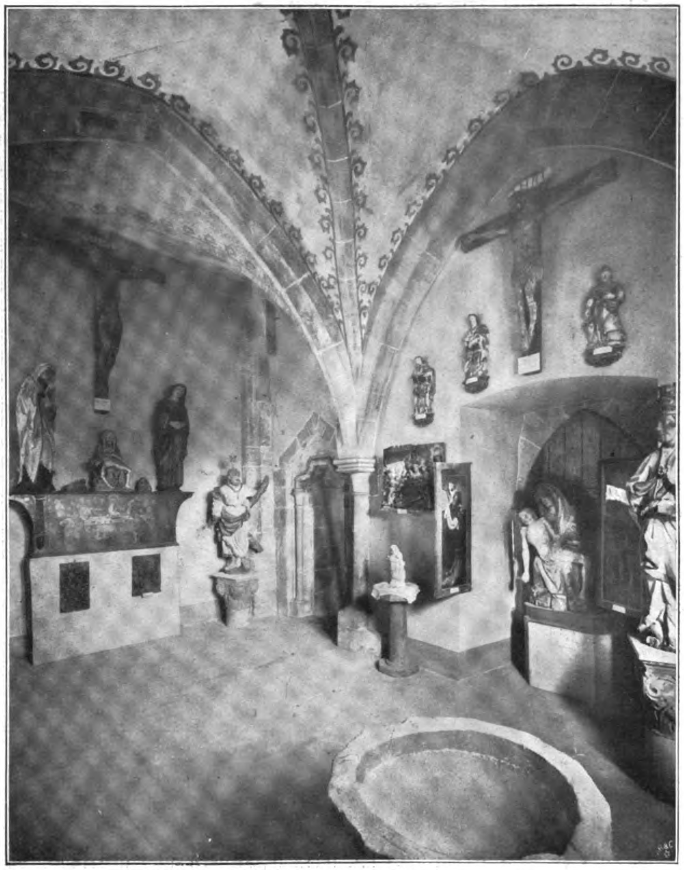
Ausblick auf das homeriſche Ithaka. Rechts das „Kaiſer-Haus“.

Die erneute heftige Tätigkeit des Aetna erregt unter der noch von der Meſſina-Kataſtrophe her beunruhigten Bevölkerung die größten Beſorgniſſe, zumal auch die bisher ruhigen Nebenkrater ſich weit zu öffnen beginnen, ſodaß ſtatt der vier Trichter vom großen Ausbruch 1902 ſich jetzt etwa zehn gebildet haben. Von Monte Caſtellazzo bis San Leo iſt der Abhang des **Aetna** von einem glühenden, zehn Meter hohen und bis 2 Kilometer breiten Lavaſtrom überflutet, der in immer größerer Geſchwindigkeit vorrückt und ſich in zwei Arme geteilt hat, deren einer auf die Ortſchaften Borello zueilt und dieſe mit ſicherem Untergang bedroht. Der Hauptſtrom — 15 Kilometer lang — hat in dem Augenblick, da dieſe Zeilen geſchrieben werden, — Nicoleſi erreicht, alles, was Menſchenhand geſchaffen, unerbittlich vernichtend.

⁂

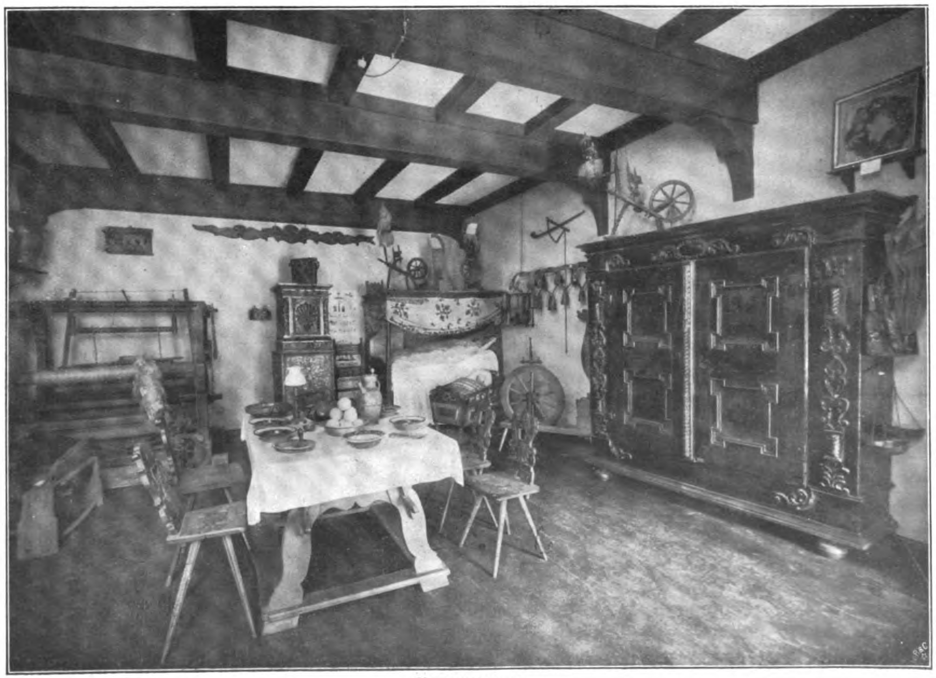
Die Wartburg mit ihren hiſtoriſchen und altertümlichen Reizen beherrſcht das Denken und Empfinden der flüchtigen Eiſenachbeſucher derart, daß kaum noch Sinn für anderes übrig bleibt. Raſch auf den Berg hinauf, ein Dutzend Anſichtskarten geſchrieben, die Burg unter „klaſſiſcher“ Führung beſehen, ein flüchtiger Gang durch die Stadt, einige billige Andenken erſtanden, und weiter mit der Bahn. Das

Zum erneuten Ausbruch des Aetna: Die durch den Lavaſtrom bedrohte Ortſchaft Belpaſſo.



Blick in die Kapelle.

iſt modern, — möglichſt viel in kurzer Zeit. Und dabei wird überſehen, daß Eiſenach eine alte, vornehme Stadt iſt, mit vielen Sehenswürdigkeiten, unter denen ein neugegründetes Muſeum, das „Thüringiſche Muſeum“, nicht den letzten Platz einnimmt. Vor reichlich zehn Jahren trat in Eiſenach eine Anzahl heimatliebender, kunſtbegeiſterter Männer zuſammen, welche ſich das Ziel ſteckten, die noch vorhandenen Zeugen alter thüringiſcher Kunſt und Kultur zu ſammeln und als unveräußerlichen Beſitz dauernd feſtzuhalten. Weitere Kreiſe wurden für die Sache angeregt, man brachte Geldmittel zuſammen, ſicherte dauernde Beiträge, gewann den Großherzog Carl Alexander zum Protektor und machte es möglich, im Juli 1899 das neue Gaumuſeum zu eröffnen. Als ſelten ſtilvollen Muſeumsraum bot ſich die Kirche des im Bauernkriege zerſtörten Dominikanerkloſters dar. Anfangs benutzte man nur das Refektorium des Kloſters, als aber reichlich Schätze zufloſſen, wurde i. J. 1903 die Kapelle, dann 1905 die ganze Kirche als Muſeum ausgebaut. Weihevolle Stimmung ergreift den Beſucher, der aus der lachenden Natur in die ſtille, dämmrige Kühle der alten Kapelle eintritt. Wir ſtehen auf hiſtoriſchem Boden. Links vom Eingange iſt das Herz Heinrich Raspes gebettet, rechts liegt Königin Adelheid, Raspes Gemahlin, begraben. Hier ruht Graf Elger von Hohenſtein, der Erbauer und erſte Prior des Kloſters, dort ſein gelehrter Freund, der Mönch Heinrich von Beſſingen, und eine umfriedete Stelle zeigt den Grabſtein des Minneſängers Heinrich v. Weiſſenſee, des „tugendſamen Schreibers“. Mit viel Geſchick iſt der Kirchenraum zu einem dreigeſchoſſigen Muſeum umgewandelt worden. Die Kapelle birgt meiſt Leihgaben thüringiſcher Kirchen, unter denen zum Teil recht gute Stücke ſind. So zwei große Figuren, Maria und Johannes, aus einer Kreuzigungsgruppe der Schule Riemſchneiders; eine große Pieta vom Anfange des 15. Jahrhunderts; ein prächtiger Flügelaltar des 15. Jahrhunderts; ein romaniſcher Taufſtein vom Schloſſe Scharffenberg, eine ſehr frühe Pieta aus Alabaſter u. a. m. Die eigentlichen Sammlungen bergen Gutes und Geringes, Zweckentſprechendes und Nichtzurſachegehöriges, wie das bei neu gegründeten Muſeen ſtets der Fall iſt, der Geſamteindruck aber iſt gut; auch der Kenner findet viel Beachtenswertes; wohltuend berühren die muſterhafte Ordnung und die peinliche Sauberkeit. — Man ſammelte Alles. Vorgeſchichtliches; Stein- und Holzbildwerke; Kleinkunſt; Geräte jeder Art; Möbel; Zunftzeichen; Trachten; Münzen und Medaillen; Waffen; Wappen der Thüringer Adelsgeſchlechter; Portraits; Urkunden uſw. Umfangreich und gut iſt eine Sammlung von Miniaturen und Initialen. Bedeutend iſt ferner die Sammlung alter Thüringer Porzellane, die nächſt der leipziger und der weimariſchen die bedeutendſte Deutſchlands ſein dürfte. In dieſem Sommer findet eine Ausſtellung Thüringer Volkstrachten ſtatt, die erſte ihrer Art, und wahrſcheinlich auf lange Zeit hinaus auch die bedeutendſte. Gutes ſoll man unterſtützen, darum wünſchen wir, daß jeder Wartburgbeſucher auch dem Thüringiſchen Muſeum eine Stunde widmen möge. —



Bauernzimmer.

Heimatkunſt und Heimatſchutz: Das Thüringiſche Muſeum in Eiſenach.

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt. (1. Fortſetzung.)

I.

Hurra! —

Horrido — und huſſaſſa! —

Ich fliege! —

Und unter mir liegt alles Erdenweh, und unter mir liegt alle Erdenſchwere.

Wir ſind ſtark. Stark für das Begehren. Stark für den Kampf. Und was das Höchſte iſt: ſtark für den Sieg.

Wir haben die Metaphyſik verſenkt. Wir kennen nur noch die Wiſſenſchaft, und das, was wir mit ihr reſtlos entſchleiern werden, die Natur; den ungeheuren Kosmos, die Welt.

Ich ſchwimme in einer Höhe von tauſend Metern dahin. Vor zwei Stunden bin ich aufgeſtiegen. Die, welche ſich verſammelt hatten, um meinen Zug in die Wolken anzuſtaunen, werden ſich auch mit dem beſten Fernrohre vergeblich bemühen, mich noch im Luftmeere zu finden. Hoch über ihnen. Und weit von ihnen.

Und nochmals ſchreie ich's hinaus: Ich fliege! —

Und ich werde alles getreulich niederſchreiben. Ich weiß, ich werde Zeit haben, ſehr viel Zeit.

Ob auch nur ein Atom im All, — ich bin ein Sieger.

Und als Einzelner. Ich darf mehr ſagen: als Einziger werde ich unterwegs ſein. Nicht Stunden, und nicht Tage, — nein, Tage und Nächte. Und noch mehr: Wochen können es werden. Als Einziger und als Erſter. Wenn mich der Gedanke berauſchte, wäre ich nicht reif für ihn. Und nicht ſtark genug für ihn. Aber es iſt das Signum unſerer Zeit, daß wir ſtark ſind. Ich bin kein Pionier, kein Verkünder; ich bin kein Prophet. Das ſind Schlagworte. Viel gebraucht; und viel mißbraucht in Jahrhunderten eines verſchwommenen Myſtizismus. Ich bin der Träger eines Fortſchrittes in der Entwicklung. Nicht: „Möchte es ſein!“ — Nicht: „Könnte es ſein?“ — Nicht: „Glaubt doch daran: Es wird ſein!“ — Nein: es iſt!!

Ich bin auf dem Wege von der Alten zu der Neuen Welt. Ich fliege von Kontinent zu Kontinent.

Und wie habe ich meinen Weg angetreten! — Ich hab' mein' Sach auf mich geſtellt. Ich bin in mein kleines Fahrzeug geſtiegen. Ich habe den einfachen Apparat unter den Druck meiner Muskeln geſetzt und bin geſtiegen. Er ſteht jetzt unter dem Drucke meines Gewichts, und — ich fliege.

Es gab eine Zeit, da rechneten törichte Weiſe aus, daß ein Kranich drei und eine halbe Pferdekraft haben müſſe, um ſein Gewicht in die Wolken zu tragen und dort ſeines Weges zu ziehen. Ein Kranich drei und eine halbe Pferdekraft! — Sie ſtolperten nicht über das Lächerliche an dieſer bei aller Mühſeligkeit leichtfertigen Behauptung. Mit einer Ekſtaſe, die den Beifall alles deſſen fand, was Zunft hieß, riefen ſie: „Wieviel Kraft müßte nicht erſt ein Menſch haben, der doch ſo viel, vielmal ſchwerer als ein Kranich iſt!“ — Und ihr ſchärfſter Beweis gegen die Möglichkeit, daß der Menſch je würde fliegen können, wie der Vogel fliegt, beſtand darin, daß ſie ſagten: „Ihr ſeht's am Vogel ſelbſt. — Je größer er iſt, um ſo weniger kann er fliegen: die Trappe, der Kaſuar, der Strauß.“

Und wieder ſchreie ich's hinaus: „Ich fliege!“

Als abgeſtumpfte und von Sehnſucht und Hunger zerfreſſene Griechen ihr „Thalatta! — Thalatta!“ kreiſchten, als die rauhen Krieger in halb hyſteriſchen Anfällen ſich beim langentbehrten Anblick des blauſchimmernden Meeres gegenſeitig küßten, als Tränen in Bärte rannen und kampfgewohnte Knie zitterten, war's auch ein Schrei. —

Und als der berühmte Grübler, der heute noch den Ruf eines Mathematikers genießt, im Hemd durch die klaſſiſchen Straßen rannte und wie beſeſſen an offenen Fenſtern vorbeiſtürmte: „Heureka! — Heureka!“ — „Ich hab's! — Ich hab's!“, da war's auch ein Schrei; das einemal eine Erlöſung für die eigene Qual, das anderemal ein Triumph zu Nutzen der anderen, der vielen. Aber beide Male ein blaſſer Klang gegen die Theſe, die jetzt über die Erde rollt, wie die drängende Woge einer Springflut:

„In der Luft iſt das Gewicht das Leben,
In der Luft iſt das Gewicht die Kraft!“

Hier oben im Luftozean zerflattert das Schreckgeſpenſt der „Toten Laſt“.

Ich werde mir nicht die Zeit nehmen, mich mit der Vergangenheit der Technik zu beſchäftigen, in einem Moment, in dem mir ihre Hinderniſſe und Sprünge zu klein erſcheinen, um mehr als eine Schraffierung im weit unten und weit zurückliegenden Plan zu ſein, aber ich will mich mit der Geſchichte des Werdens befaſſen, und ich werde nicht an der Phyſiologie des Erdballes vorübergehen können; dieſes Atom im All, das ſich von der Sonne losreißen mußte, um als ſelbſtändiges Glied des Univerſums die ihm vorgeſchriebenen Kreiſe zu ziehen. Selbſtändig; und doch ein Glied. In bewundernswerten Geſetzen ein bewundernswerter Paragraph.

Ich ſchwimme jetzt auf tauſend Meter Höhe. Der Weſtwind iſt gegen mich. Er iſt ſteif und ſtark. Es iſt noch früh am Tage. Um ſechs Uhr früh, im Morgengrauen ſtieg ich auf. In der Tiefe lag noch der Dunſtſchleier; wie ein Gewebe, ſo leicht geſponnen; und ſo leicht zu durchbrechen. Ich zerriß die Maſchen und ſtieg in die Sonne. Jetzt iſt es acht Uhr. Ich nähere mich der franzöſiſchen Grenze. Bremen, Köln, Lüttich, Namur. So war mein Weg. Soeben paſſiere ich Charleroi. Genau rechts vor mir liegt Brüſſel. — Laßt mich erſt noch etwas ſteigen. Die Luft iſt kriſtallklar, und ich muß noch mehr ſehen! — So — nur vier Minuten habe ich gebraucht, und ich bin in einer Spirale auf fünfzehnhundert Meter geſtiegen. Und nun — dahinten, hinter Brüſſel, liegt Gent, und weiterhin Brügge. O — Brügge! O — Gent! Soviel Namen, ſoviel Akkorde. Und — o Entzücken! Dort bei Oſtende das ſilberblaue Meer. — Aber alles das verblaßt gegen die Namen der beiden unſcheinbaren Dörfer, die faſt ſenkrecht unter mir in der Tiefe liegen: Waterloo; Belle-Alliance. Das iſt kein Akkord mehr — aus dieſen Gefilden klingt ein Choral herauf. — Napoleon! — In der ganzen angewandten geſchichtlichen Kritik gibt es kein Epitheton, das dieſem Menſchen nicht gegeben worden iſt. Vom Helden und Schirmer, bis zum Antichriſt und Schuft. Es iſt ein Jahrhundert her. Die Napoleoniden ſind erloſchen. Wir ſtehen heute auf einer Höhe, und wir haben heute zu jener Zeit einen ſolchen Abſtand, daß wir fragen dürfen, ob es notwendig war, daß die Dynaſtie eines Napoleon kam; und ob es nützlich war. — Und darauf antworten wir: „Es iſt nicht ſo ſehr der Abſtand zu jener Zeit, dieſe geringfügige Spanne eines Jahrhunderts, die uns die Antwort ermöglicht, als die Tiefe der Erkenntnis, die gerade unſere jetzige Generation errungen hat. Wir ſind frei von jedem Ballaſt ſentimentaler und pietätvoller Überlieferung. Wir ſind ſachlich; und kalt. Wir ſehen hinein in die Art des Wachſens und Werdens nicht allein, ſondern auch in die Motive alles Schaffens.

Napoleon war die Verkörperung eines Grundſatzes in der Entwicklung. Und dem, von dem das geſagt wird, dem wird eine große, überragende Rolle zugeſtanden. Napoleon war ein Inſtrument der Ausleſe. Er war der Dämon, der Fauliges und Verrottetes wegfraß.

Wir haben eine Klaſſeneinteilung nach der Begabung der Menſchen. Vom Genie bis zum Dummkopf. Sie kann uns helfen für den kleinen Blick. Für die Tabelle des Alltags und für die Nöte, in denen ſich die Geſchichtsſchreiber befinden. Für den Blick über alles Werden hilft dieſes Krämerſchema nicht. Und, wer wüßte, wie oft Napoleon etwas gewollt hat, was kein Menſch erreichen konnte; und wie eben ſo oft er etwas gewollt hat, wofür ſelbſt ſeine Kraft zu ſchwach war —, wer das wüßte, der würde ſich hüten, ihn ein Genie zu nennen. Aber er war eine Erſcheinung, wie ſie in ungleichen, von uns nach rückwärts nicht mehr abmeßbaren Perioden von der Entwicklung in ihrer ſtaunenswerten Logik hervorgebracht werden. Er war eine Peſt und ein Gewitter. Er ſchuf Platz für andere. Und Kraft bei anderen. Er reinigte. Aber deshalb Genie?

Er hatte — für ſeine Zeit — genialiſche Anſätze. Dieſe machen noch lange kein Genie. Michel Angelo hatte ſie ſo gut, wie der Aviatiker Lilienthal und der Polizeiminiſter Fouché.

Genie iſt für unſere heutigen, endgültig aufgeſtellten Forderungen ein Menſch nicht nur durch den reichen Beſitz außerordentlicher Gaben und durch ihre ſinngemäße Anwendung und äußerſte Verwertung, ſondern wir verlangen mehr: ein Genie ſoll die Grenzen ſeines Könnens genau ſo kennen, wie die Grenzen der ihm übertragenen Pflichten. Und die hat Napoleon nicht gekannt. Er hat nicht erkannt, daß er ein goldenes Glied in einer eiſernen Kette war. Er war verblendet genug, zu glauben, ſeine Aufgaben habe er ſich ſelbſt geſtellt; gleichviel, ob er ſie überwältigte oder ob ſeine Kraft an ihnen brach; und er beſaß nicht die genialiſche Gabe, zu erkennen, daß die ‚Entwicklung', das große Wort für alles Werden, ihm ſeine Aufgaben vorſchrieb. Gab es nach Waterloo und Belle-Alliance noch eine Fortſetzung, die mehr ſein konnte, als ein Poſtludium, bei deſſen Klängen ſich die Menſchlein anſchicken, wieder heim zum Herd zu wandern? — Gab es das? — Nach Belle-Alliance? —

Er wußte nicht, wann ſeine Zeit erfüllet war. Und für uns ſchließt ihn das ein für allemal von der Bezeichnung ‚Genie' aus.

Dieſe beiden Dörfer unter mir, über denen noch immer ein feiner, feuchter Schleier der Morgenſtunden liegt, ſind ein Markſtein. Sie ſind wie der Schlund, in den die letzten Kaskaden einer ihren Schaum bis in die Wolken ſpritzenden Sturmflut hinuntergurgelten. Flachſtirnige Menſchen gefallen ſich in der Phraſe von dem großen Theater, von der Rieſenbühne und von dem letzten Akte des ungeheuren Dramas, das ſich hier abgeſpielt habe. Könnten ſie tiefer ſehen, würden ſie erkennen, daß — wenn ſchon in billigem Vergleich vom Theater geſprochen werden muß — die ‚Entwicklung' das eigentliche Stück ausmacht, alſo die ‚Evolution'; während Revolution und Krieg nichts anderes ſind, als das Verſetzen der Kuliſſen für den nächſten Akt. In dieſer Zeit rückt das große Weltenſtück ſelbſt in keiner Art anders fort, als das Spiegelbild im künſtlichen Kuliſſenbau, während plumpe, aber bewußte Fäuſte Schlöſſer ſtürzen, Seen austrocknen, Bäume fällen, oder auch alles wieder aufbauen und erſtehen laſſen.

Was bin ich! — Im Vergleiche zu dem Mann, der hier unten bei dieſen beiden Dörfern hätte abſchließen müſſen; und was bringe ich, im Vergleiche zu ihm! —

Ich leite einen Akt ein.

Er war ein Zwiſchenakt.

Er nahm.

Ich werde geben.

— Der Wind hat ſich gedreht. Ich habe bis jetzt meinen getreuen Apparat — ich taufte ihn ‚Frigidus' — ſich ſelbſt überlaſſen. Ich ſtellte ſeine Flügel ein, und er beſchrieb einen Kreis nach dem andern; Kreiſe mit tauſend Metern im Durchmeſſer. Aber ich werde dabei vertrieben. Ich ſehe durch das Lotviſier und bin, wie ich vermutete, ſchon wieder eine gute Wegſtunde von Brüſſel entfernt. Dort unten regt man ſich. Ich ſehe den ſchweren Qualm aus einer großen Zahl von Schornſteinen ſich in die Luft hinausquälen. Es ſieht aus wie ein widerwilliges Wälzen; wie eine Reihe von runden Kiſſen, von denen eins das andere ſchiebt, und ſich an dem andern drehend reibt. Und in den Bauerndörfern zieht es aus den einzelnen Gehöften wie ein feiner, dünner, blauer Schal. Man iſt beim Kochen. Aber nun wird das ganze Bild da unten klarer. Der Nebel iſt geſunken. Und die Wieſen und Felder tauchen in farbiger Plaſtik hervor. Die Wälder ſehen aus, wie gerauhter violetter Filz in grüner Umgebung. Und dort das Förſterhaus. Hier, von meiner Höhe aus, kann ich ſehen, wie verborgen, wie weltabgeſchieden es liegt. Ab und zu zeichnet ſich ein feiner, gelber Strich in der Waldung ab; er wird an den meiſten Stellen vom Laubdach überwölbt. Zwei, drei weit auseinandergehende Zufahrtswege. Und jetzt — dort tritt der Förſter aus der Tür. Er raucht, und um ihn ſpringen die Hunde. Er ſieht über ſeinen traulichen Förſterhof; und dann ringsherum, hinein in ſeinen Wald. Und nun legt er den Kopf zurück und ſchaut nach dem Wetter. An den Himmel. Ob er mich ſieht? — Aha! — jetzt legt er die Hand über die Augen, als ob ihn etwas blende, und — er muß gerufen haben; denn da kommt eine Frau, und noch eine, und ein Knecht; und oben auf dem Balkon ſtürzt noch ein Mann zur Tür hinaus. Sie haben mich entdeckt. Und wiſſen nicht, was ſie aus mir machen ſollen. Sie ſcheinen erregt miteinander zu ſprechen. Man hat ein Fernrohr geholt. Der Förſter ſieht hindurch. Und jeder drängt ihn, es abzugeben; er tut es aber nicht. Er ſtößt ſie alle zurück. Nun ſehe ich durch mein Rohr, wie er mit der flachen Hand auf den Schenkel ſchlägt und mit dem Kopfe ſchüttelt. Und dabei lacht er. Mit dem Lachen, das viele Menſchen haben, wenn ſie etwas nicht faſſen können.

Ja — Ihr mögt es noch nicht verſtehen. Eure Flieger haben ſich noch nicht höher gewagt, als der Hahn auf Euren Kirchtürmen. Und dann ſahen ſie für Euch aus, wie Rieſenſegel, die Euch ſtärker ſchienen, als das Menſchlein, das zwiſchen ihnen eingeengt war. Und wenn ſie über Euch dahinfuhren, war es wie ein Krampf; ein Krampf der Kraft bei ihnen, ein Krampf der Angſt bei Euch. —

Ich bin kein Schauſpiel und ziehe weiter. Ich habe keine Zeit für Euch. Aber macht Eure Gehirne empfänglich für die neue Zeit!

Den Beweis, daß die Erfindung, die ich jetzt in das große Getriebe der Natur einführe, ein neues Zeitenbild und eine neue Phaſe in der Entwicklung bringt, konnte ich billiger und kürzer haben. Wir beabſichtigten zuerſt, daß mein Flug nur über die von Menſchen bewohnten Teile der Erde führen ſollte. Es war eine europäiſche Rundreiſe vorgeſehen. Auch der Plan war bereits feſtgelegt: Hamburg, London, Paris, Madrid, Rom, Athen, Konſtantinopel, Moskau, St. Petersburg, Kopenhagen, Berlin. Und zwar ſollte in keiner Stadt eine Landung vorgenommen werden. Ein ſtundenlanges Kreiſen über jeder dieſer Städte war nach Anſicht meiner Geſinnungsgenoſſen das gegebene Mittel der Demonſtration. Ich allein widerſprach. Und bin mit dem Widerſpruch durchgedrungen. Revolutionen ſind nur um deswillen ſo ſelten, weil der Menſch glaubt, ſein Leben ſei zu kurz, als daß es ſich einer Revolution lohnte. Beſäßen wir die Bürgſchaft, daß wir mit dem Vollbeſitz unſerer geiſtigen und körperlichen Kräfte auf hundert Jahre rechnen könnten, dann wären die Revolutionen häufiger; dann hätte der Unzufriedene, der Geknechtete die Hoffnung, die Früchte ſeines Kampfes um Zufriedenheit und um Erlöſung aus der Knechtſchaft noch zu genießen. Es iſt ein kleinlicher Standpunkt. Der Menſch hat nicht das Recht, an ſich als Einzelweſen zu denken; ſein ganzes Sinnen ſoll der Geſamtheit gewidmet ſein und der Erforſchung und Beſchaffung jener Mittel, die zum Nutzen dieſer Geſamtheit dienen. So bin ich meinen Geſinnungsgenoſſen gegenüber mit der Anſicht durchgedrungen, daß der größte Schritt, der Flug von Kontinent zu Kontinent, ſofort getan werden müſſe. Man kann nur eine kurze Spanne Zeit für die Entwicklung tätig ſein. Das eiſerne Geſetz der Entwicklung heißt Verbrauch. Und deshalb wurde endlich beſchloſſen, nicht erſt den kleineren Kreis über Europa zu wählen, ſondern gleich die Fahrt von der Alten zur Neuen Welt. —

Der Weg über London nach New York iſt näher. Aber Paris, jenes Paris, das Napoleon das Herz der Welt nannte, und das für mich das Gehirn der Revolutionen iſt, ſoll den wunderbaren Flug mit anſehen.

Soeben überfliege ich die Grenze. Maubeuge liegt unter mir. Den Ärmelkanal ſehe ich zur Seite und rechts voraus. Und genau im Südoſten liegt Paris. Nach meinen Luftkarten beträgt die Entfernung ziemlich genau 200 Kilometer. Ich kann von hier aus den Eiffelturm ſehen, jenes nutzloſe Prunkſtück, das den Gefühlen einer ehrgeizigen Nation ſchmeicheln ſollte. Mit meinem Rohre ſehe ich auch den Invalidendom und drüben Notre Dame mit den abgeſtumpften Türmen; und nun erkenne ich auch St. Germain, jene ehemalige Hofkirche, deren Glocken den Hugenotten zur Bartholomäusnacht läuteten.

Auf dem Wege überfliege ich zuerſt noch St. Quentin, genau 80 Kilometer von hier, und dann Compiègne, 140 Kilometer. Mein Barograph zeigt 1260 Meter über dem Meeresſpiegel.

Ah! — — was iſt das? — Dort unten ſind andere Flieger am Werk. Eine ganze Anzahl. Es iſt kein Fliegen. Es iſt das gewohnte, mit Angſt verbundene Durchlavieren durch die Luft; jener Standpunkt, auf dem man nun ſchon ſeit Jahren ſteht: mit der Furcht vor der Höhe und der Furcht vor dem Sturz. Und doch, für den, der nur an der äußeren Erſcheinung haftet, iſt es ſchon ein ſchönes Bild. Er ſieht nur die Leiſtung, und nicht ihre Grenzen. Zudem ſteht er unter dem Flieger, am Erdboden. Von dieſer Stelle aus iſt die kalte Kritik noch ſchwerer.

Von hier oben aber ſehe ich, wie ſich alle ängſtlich dicht am Erdboden halten: wie ſie darauf bedacht ſind, niemals den Zuſammenhang mit der „Landfeſte“ zu verlieren. — Aber, nein! Siehe da! — Da iſt doch einer, der höher ſteigt! — — Und immer noch höher. Bei jedem Zickzackweg, bei jeder Wendung. Jetzt ſchätze ich ihn auf mehr als 200 Meter. Immerhin iſt er noch ein ganzes Kilometer unter mir. Und jagt hin und her, wie eine Libelle über ihrem Teich. Nun ſteigt er wieder. — Ich will etwas ſeitwärts fliegen, weil es mir gerade hinunter zu ſchwer wird, die Entfernung abzuſchätzen. — Sieh, dieſen Wagehals. Mit ſeinem unzulänglichen, ratternden und fauchenden Apparat. Er befindet ſich jetzt auf mindeſtens 400 Meter Höhe.

Ich will hinunter zu ihm. Das gibt freilich eine Stunde Verluſt in der Fahrt; und auch eine Stunde Pauſe im Schreiben. Aber die da unten, mit ihm in der höchſten Reihe, ſind das gegebene Parkett für mich.

II.

Aus einer Stunde ſind zwei geworden; aber aus einer Pauſe auch ein Ereignis.

Die Flügel am Frigidus etwas zurücklehnend und das Schwergewicht des ganzen Apparates nach vorn ſchiebend, ſchoß ich in einer ſchnurgeraden Linie 500 Meter ſchräg hinunter in die Tiefe; ſo ſchlank und glatt, wie die Pfeile, die wir uns als Knaben durch das ſpitze Zuſammenfalten von Papierbögen herſtellten. Für die da unten, mit ihren Augen, die an ſolchen Anblick nicht gewohnt ſind, mag es grauſig anzuſehen geweſen ſein. Wie ein Todesſturz. Auf 700 Meter Höhe ſchob und faltete ich die Flügel meines Frigidus wieder auseinander und ging in kurzem Bogen in das wagerechte Schweben über. Ich ſah durch mein Glas, wie alles mich von unten beobachtete. Man zeigte nach mir; man ſchien ſich zuzuſchreien. Die einen ſtanden wie erſtarrt; in den Bewegungen der anderen lag eine große Wirrnis. Nur die Flieger in der Luft kümmerten ſich nicht um mich. Sie konnten es nicht. Ihre ganze Aufmerkſamkeit mußte ſo ſehr ihrer nächſten Umgebung und den Hinderniſſen, die dort auftauchen konnten, gewidmet ſein, daß meine Anweſenheit ihnen vorläufig ganz entging.

Ich wiederholte nun den gleichen Stoß in kürzerer Abmeſſung. Noch einmal ſchoß ich tiefer hinunter; dieſes Mal um 300 Meter. So war ich nur noch um ein Geringes höher, als der Höchſte unter mir. Er war wenig gewandt in ſeinen Bewegungen, und in der Art, wie er augenſcheinlich bemüht war, in einer ſchnurgeraden Linie zu bleiben, lag etwas ängſtlich Geſpanntes. Da ich verhüten mußte, ihn zu verwirren, flog ich nicht hinüber zu ihm, ſondern hielt mich in mäßiger Entfernung abſeits, ihn aber immer etwas näher zu mir herankommen laſſend.

Es waren zwei Inſaſſen. Ein Mann und eine Frau. Und ich werde niemals dieſe faſſungsloſen Geſichter vergeſſen, die ſie zeigten, als ſie mich zum erſtenmal erblickten. Für ſie mußte ich auch eine beſonders ſchreckhafte Erſcheinung ſein. Neben dem, was jeder in mir ſah, bildete mein Auftauchen für dieſe beiden eine Drohung und einen Schmerz. Dieſer Apparat, auf den ſein Lenker wohl beſonders ſtolz war, hatte ſich von dem am Boden des Luftozeans herum-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſchwirrenden künſtlichen Getier losgelöſt und war in höhere Schichten geſtiegen. Fraglos in der Abſicht, ſeine Brauchbarkeit, ſeine Flugkraft, ſeine Lenkfähigkeit und die Zuverläſſigkeit ſeines Materials — alſo ſeinen geſamten Wert — zu beweiſen. Und er hatte das erreicht. Er war höher als alle anderen emporgetragen worden. Und er hätte auch hinunterſehen können auf alle dieſe anderen; daran aber hinderte ihn nun wieder die törichte Anordnung der Sitzplätze. Es ſah aus, als wenn man in den Körper einer Libelle von oben einen ſchachtartigen Einſchnitt gemacht hätte und als wenn ſich nun die Körper dieſer beiden Menſchen da hineingeklemmt hätten. Nach vorn und oben war der Blick ziemlich ungehindert, wenn ihn auch in der Flugrichtung die an der Spitze des Apparates angebrachte ſurrende und heulende Schraube durch den Luftſtrom, den ſie auf die Augen warf, erheblich genierte; aber nach unten, alſo unter die Horizontale, konnten ſie weder nach vorn noch zur Seite ſehen. Und die Stelle, an der die Augen nach vorn wirklich einen Streifen des Horizontes erfaßten, war für die gewünſchte und auch durchaus notwendige Überſicht vom Flugapparat wertlos, weil ſie viel zu fern lag. — Es war immer noch die ganz unbegreifliche Anordnung des Schwerpunktes, wobei ſich der Flieger hoch oben auf dem Deck des Flugzeugs befand, anſtatt unter ihm.

Ich ſah, wie der Mann das Seitenſteuer gebrauchte. Er wollte augenſcheinlich herüber zu mir. Sie ſchrien ſich gegenſeitig etwas zu, und dann nickten beide. Die Frau hielt ſich krampfhaft am Geſtänge feſt; der Kopf war unter dem Winddruck niedergebeugt, und der Schleier, den ſie vor dem ganzen Geſicht trug, ſtand in zwei Enden von ihrem Halſe nach hinten gerade hinaus in die Luft. Hätte man nicht das ganz feine Zucken und Vibrieren an ihm entdeckt, dann hätte man glauben können, er ſei erſtarrt und gefroren. — Mit dem Umlegen des Seitenſteuers legte ſich auch der geſamte Apparat auf die Seite, und ſie machten einen großen Bogen; einen Bogen, der, falls ſie zu mir wollten, unbeholfen groß war. Ich gönnte mir das Vergnügen, ließ mich hart nach links abfallen und ſchoß dann, genau wie eine Ente, die unter einem Balken oder einem Kahn durchtaucht, unter ihnen durch, auf der anderen Seite wieder hochkommend. Für die immer mehr anſchwellende Schar der Zuſchauer unten in der Ebene muß es ein ſehr erſtaunliches, aber auch ein ſehr graziöſes Spiel geweſen ſein.

Und das wiederholte ich mehrfach. Wir hätten uns nun auch gern miteinander verſtändigt und auch verſtändigen können, wenn nicht das Knattern ſeines Motors ein ſchwer zu überwindendes Hindernis geweſen wäre. Ich ſchrie ihm trotzdem zu, er möchte ſeinen Motor abſtellen. Ich konnte nicht unterſcheiden, ob er den Ruf verſtanden hatte, aber nicht wagte, der Aufforderung zu folgen, weil er im gleichen Momente einen tödlichen Abſturz in die Tiefe befürchtete, oder ob er weiter nichts als den Schrei vernommen hatte. Seine Augen wanderten fieberhaft zwiſchen mir und ſeinem Höhenſegel hin und her. Und ſeinem Geſicht ſah ich die Angſt an, mit der ſeine Blicke immer wieder von mir zu ſeinem eigenen Apparat zurückkehrten. So fuhren wir eine ziemliche Zeit hindurch in gleicher Höhe und nicht weit voneinander umher. Ich ſpielte gewiſſermaßen um ihn herum; bald über und bald unter ihm. Doch trug ich ſtets Sorge, daß ich ihm kein Hindernis auf ſeinem Wege wurde. Zudem wurde mir aus ſeinem geſamten Gebaren klar, daß er nicht frei von Entſetzen über ſeine eigene Kühnheit war.

Plötzlich ſah ich, wie er nach unten lenkte. Schon ſeit geraumer Zeit waren alle anderen Flieger gelandet. Die weite Fläche unten hatte ſich mit Menſchen und mit Automobilen bedeckt. Nicht nur auf den zahlreichen breiten Wegen, ſondern auch quer über die Felder ſtrömten immer neue Scharen heran. Die große Ebene ſah aus, wie ein Tiſch in einem Bauernhauſe, um den rings herum das Geſinde ſitzt, das von allen Seiten Erbſen über die Tiſchplatte rollen läßt. Das wirbelte da unten und rollte und ſtieß durcheinander. Dort fiel der eine in einen Graben, ſich eiligſt wieder aufraffend und ſicherlich den Augenblick verwünſchend, der ihn gezwungen hatte, die Augen vom Himmel abzuwenden; hier rannte man gegen die Automobile, die querfeldein heranfauchten, auf dem unebenen Boden mit ihren lebenden Laſten ſchwankend, wie ein zu ſchwer beladener Erntewagen. Und in den Automobilen ſelbſt ſah man außer dem Steuernden keinen einzigen Paſſagier, der nicht geſtanden hätte. Alle winkend, alle ſichtlich über die Maßen aufgeregt, und über aller Geſichter einen Ausdruck ausgegoſſen, in dem zuletzt das Entſetzen über Neugier und Freude ſiegte. Sie zitterten alle vor einem Unglück, vor einem Sturz.

Ich glitt für einen Moment in dem Abſtand von ungefähr acht Metern über meinen beiden Kameraden hinweg und benutzte dieſen Augenblick, dem Mann am Steuer nochmals mit aller Kraft zuzuſchreien, er möchte den Motor abſtellen. Jetzt ſah ich, daß er mich verſtanden hatte. Er griff hinter ſich, und bald wurde der Rhythmus der knatternden Stöße gedehnter und ihr unangenehmes und ſcharfes Knallen leiſer. Im Verlaufe von wenig mehr als einer Minute war auch das letzte Geräuſch verhallt. Und nun entwickelte ſich jenes gedrängte Geſpräch, das nur ein kurzes Frage- und Antwortſpiel darſtellt und das immer auch ſtattfindet, wenn ſich Schiffe bei Nacht oder im Nebel auf hoher See begegnen. Ich mußte mich ſeinem Hinabgleiten anbequemen. Vielleicht wäre auch alles gut abgelaufen, wenn dieſer Mann mehr Herr über ſich geweſen wäre.

„Woher?“ ſchrie er.

„Von Hamburg!“ gab ich in franzöſiſcher Sprache zurück.

„Alſo Deutſcher?“

„Ja.“

„Was für einen Motor?“

„Keinen.“

Ich ſah bei dieſer Antwort ſeine Finger am Steuerhebel loſe werden. Der Mund blieb ihm offen ſtehen, ſeine Augenbrauen zogen ſich krampfhaft zuſammen, und der ganze Kopf ſchob ſich nach vorn, als ob etwas auf ihm laſte.

„Keinen Motor?“ rief er, und ſeine Stimme klang eigenartig roſtig.

„Nein,“ begnügte ich mich zu beſtätigen.

„Von Hamburg, — wann aufgeſtiegen?“

„Vor ungefähr drei Stunden.“

Und wieder ſah ich, wie er einen Schreck bekam, ſah aber auch, daß die Frau an ſeiner Seite ängſtlich wurde. Wir waren in langſamem Gleitfluge bereits zu einer Höhe von hundertunddreißig Metern hinuntergeſunken. Da er aber augenſcheinlich keinen beſonderen Einfluß auf die Richtung des Abſtiegs auszuüben wagte, hatten wir uns von dem großen Flugfelde allmählich entfernt und ſchwebten in gerader Richtung einem Gelände zu, das zu Landungen wenig Gelegenheit bot, da es ſtark mit Wald beſetzt und von zahlreichen Flußläufen durchſchnitten war.

„Wie hoch gehen Sie?“ fragte er.

„Nun — eintauſend — zwei- — drei- — auch viertauſend Meter. Wenn ich auf den Montblanc will, fünftauſend — —“

„Ha, ha!“ Er lachte mit einer eigentümlichen Klangfarbe und mit einem durchaus ſinnloſen, geradezu verwirrten Ausdruck im Geſicht. „Und wohin wollen Sie?“ — Und ehe ich Zeit hatte zu antworten, rief er hinterher: „Nach dem Mond? — Nach dem Mars?“

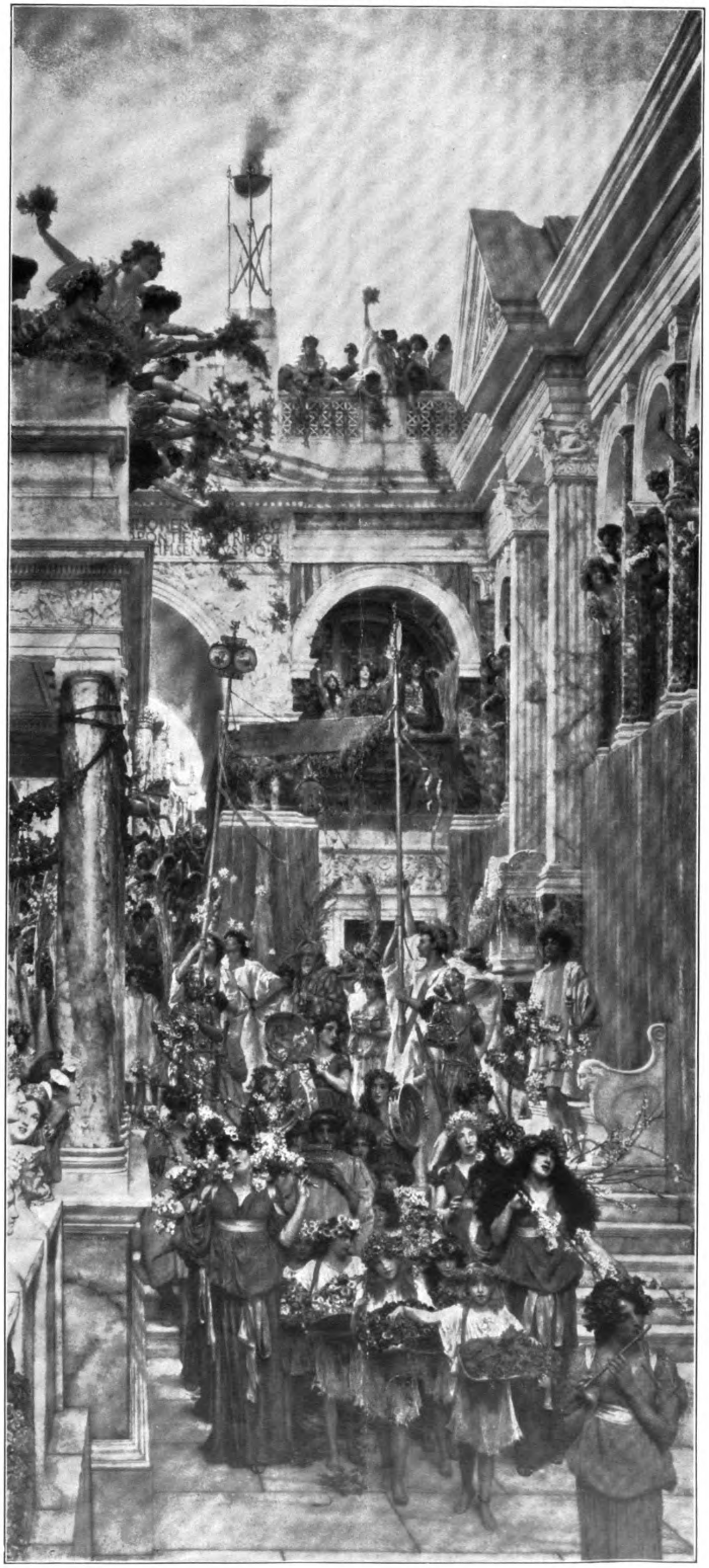
„Nein — ich fliege nach New York.“

„Wie — —“ Es klang nun wie ein wüſtes Kreiſchen; er hatte aber nicht Zeit fortzuſetzen, denn der Apparat begann zu kippen.

Ich rief ihm zu, wieder den Motor anzuſtellen. Vielleicht hat er es auch noch verſucht. Ich ſah jedenfalls nur, wie das ganze große ungefüge Geſchöpf ſich mit eigen-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin. P©G



Frühlingsfeſt. Von L. Alma Tadema.

Kunſtbeilage zum Daheim.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

ſinniger Beharrlichkeit immer mehr auf die Vorderkante neigte.

Beide Inſaſſen legten ſich weit zurück. Todesangſt loderte aus ihren weit aufgeriſſenen Augen. Aber alles inſtinktive Bemühen, den Schwerpunkt wieder an die rechte Stelle zu verlegen, war vergeblich. Es war wohl zu ſpät.

Als ich bemerkte, wie die Neigung der Segelfläche immer mehr zunahm, wie aus dem Gleiten das Schießen wurde, hängte ich mich blitzſchnell mit meinem Gewicht in den Mechanismus meines Frigidus, und, ſeine Flügel zuſammenlegend, ſchoß ich ſelbſt mit möglichſter Geſchwindigkeit zur Seite und nach unten, da ich ſah, wie die Frau, die ſich wohl nicht mehr hatte halten können, aus dem Apparat herausſtürzte.

Und nun kommt das, was den anderen allen unbegreiflich erſcheinen mußte, jenen allen, die nicht wiſſen, was die Lenkfähigkeit meines Frigidus bedeutet: Ich fing die Frau in einer Höhe von mehr als achtzig Metern auf.

Ich hatte ſie oben herausfallen ſehen, kannte alſo genau die Sturzrichtung, und es war weiter nichts nötig, als darauf zu achten, daß ſie nicht zu hart auf das Deck des Frigidus aufſchlug. Das konnte ich aber unſchwer dadurch erreichen, daß ich kurz, ehe ſie auftreffen mußte, in ihrer Sturzrichtung nach unten ging.

Es gelang.

Ich habe ſelten einen ſo ohrenbetäubenden Lärm gehört als in jenem Momente, in dem die Menge dort unten zum Augenzeugen dieſer Rettung wurde. Beſonders günſtig war der Umſtand, daß der ſtürzende Apparat ſich noch einmal um ſeine Achſe gedreht hatte und nun im zufällig wiedererhaltenen Gleichgewicht auch wieder ins ſchwebende Gleiten geriet, und zwar in eine Richtung, die eine gefahrloſe Landung erhoffen ließ.

Und es traf ſich wunderbar: Als ich am Boden ſtand und eine Ohnmächtige, aber ſonſt völlig Unverletzte von meinem Frigidus herunterhob, ſtieg kaum fünfzig Meter von uns entfernt ein Mann aus ſeinem Apparat, bleich im Geſicht und mit unſicheren Knien, aber doch auch ein Lebender. Zwei Lebende in einem Falle, in dem keiner der unzähligen Herbeieilenden etwas anderes als zwei zertrümmerte Leichen zu finden gefürchtet hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary. (5. Fortſetzung.)

Die „Rooſevelt“ lag die ganze Nacht des 24. Auguſt im offenen Waſſer. Am Nachmittag des 25. dampften wir nordwärts nahe bei Kap Union. Jenſeits davon war das Eis dicht gepackt. Ich kletterte in die Takelage, um auszuſchauen; da ich kein paſſendes Unterkommen fand, beſchloß ich, nach Lincoln-Bai zurückzugehn, wo wir das Schiff zwiſchen zwei feſtſitzenden Eisſchollen feſtmachten. Am Tage vorher war es warm und ſonnig geweſen, aber der 25. war ſchneeig und unangenehm, mit ſteifem Nordwind. Unſere Eisſchollen wurden von der Flut fortgeriſſen, und wir wurden gezwungen, unſere Stellung auf die innere Seite einer anderen zu verlegen. Dort waren, außerhalb von uns, andere auf den Grund ſitzende Schollen, die den Stoß größerer Eisſchollen aufnahmen. Alles in allem befand ich mich dort mehr nach Wunſch, als je vorher, ſeit wir gegen das nördliche Eis kämpften. Am folgenden Tage landete ich und legte eine Vorratsſtelle an. Obgleich wohl alle Vorſichtsmaßregeln gegen den Verluſt des Schiffes getroffen waren, lag die Möglichkeit doch immer noch vor. Wenn alles gut ging, konnte die Vorratsſtelle in der Jagdſaiſon benutzt werden. Es war nicht nötig, ein Haus zum Schutz der Vorräte zu bauen, da wandernde arktiſche Haſen, Renntiere oder Moſchusochſen nie verſuchen, ſich an Zinnkannen oder Holzkiſten gütlich zu tun. Hier eine Liſte der Sachen, die niedergelegt wurden: 450 Kilogramm Biskuit, 500 Kilogramm Pemmican, 100 Kilogramm Zucker, je zwei Kiſten Tee und Kaffee, 45 Kilogramm kondenſierte Milch, 100 Liter Öl. Ich landete gleichfalls und ging über den Shelter Fluß. Eine erinnerungsreiche Stätte! Im Juli 1906, nach meiner Rückkehr vom 87° 6′, hatte ich hier auf die Öffnung des Eiſes warten müſſen!

Nach einer Stunde kehrte ich zum Schiff zurück. Borup und McMillan waren auch an Land gegangen, in der Hoffnung, Wild zu erlegen, ſie hatten aber nichts gefunden. Al-ne-ak, einer von den Eskimos, hatte einen Anfall von Piblokto, einer Art Wahnſinn, der dieſe Leute befällt, aber er wurde durch eine ſubkutane Injektion von $^{1}/_{10}$ Gramm Apomorphin beruhigt.

Dr. Goodſell hatte auch Ah-we-ting-wah, einen anderen Eskimo, in Behandlung, gegen Hüftweh, das ihn früher oft wochenlang peinigte. Es war ein trüber, rauher Tag, Mc Millan, Borup, der Doktor und Gushne, der Maat, vergnügten ſich damit, mit ihren Wincheſter-Gewehren nach der Scheibe zu ſchießen.

Der 27. war wieder ein flauer Tag mit einem ſteifen rauhen Nordweſtwind, der fortwährend und mit zunehmender Heftigkeit blies. Der Rand des Packeiſes war nur noch wenige Meter vom Schiff entfernt, aber wir waren gut durch große auf Grund ſitzende Stücke von außen geſchützt. Ab und zu kam eine große Eisſcholle vorbeigeſchoſſen, alles aus ihrer Bahn drängend und unſeren Beſchützern einen Stoß gebend, der ſie näher ans Ufer brachte — und uns mit ihnen. Ich hatte immerhin keinen Grund mich zu beklagen, da unſere Lage die beſte weit und breit war; ſchlimmſtenfalls konnten wir hoch und trocken an die Küſte gezwungen werden. Wir waren ungefähr 1200 Meter ſüdlich unſeres Platzes bei Shelter-River. Vom Krähenneſt konnten wir etwas offenes Waſſer ſehen nahe der Oſtküſte des Kanals, aber in unſerer Nähe war keins.

Obgleich wir uns ſehr über die Verzögerung ärgerten, ſo fühlte ich doch, daß die Zeit nicht verſchwendet war, denn es gab genug zu tun. Schlitten und Geſchirre waren ſchon beinahe fertig, Zelte, Kochgeräte und Kleidung kamen ſchnell vorwärts.

Wie ich vorher geſagt, waren die Familien meiner Eskimos alle auf die „Rooſevelt“ gebracht, und die Weiber waren eifrig dabei, unſere Winterkleidung zu machen. Den Eskimos war die Backbordſeite des vorderen Deckhauſes ganz überlaſſen. Eine Plattform, etwa einen Meter hoch, aus Packkiſten gemacht, rund um die Wand des Deckhauſes, diente ihnen zum Schlafen. Jede Familie hatte ihr eigenes Abteil durch Bretter abgeteilt, vorn durch einen Vorhang geſchützt. Sie kochten ihr Fleiſch und was ſie ſonſt wünſchten; der Schiffsſteward Percy verſah ſie auch mit Tee und Kaffee. Wenn wir gebackene Bohnen oder Haſché und ſonſt etwas derartiges aus den Schiffsvorräten hatten, wurde es für ſie von Percy gekocht. Er verſah ſie auch mit ſeinem berühmten Brot, das an Leichtigkeit und Knuſprigkeit in der ganzen Welt unübertroffen daſteht. Die Eskimos ſchienen immerfort zu eſſen. Es gab keinen Tiſch für die ganze Menge, da ſie nicht zu beſtimmten Eſſenszeiten neigen. Jede Familie aß für ſich, wenn ſie hungrig war. Ich gab ihnen Töpfe, Pfannen, Teller, Gläſer, Schüſſeln, Meſſer und Gabeln, und jede Familie bekam ihren eigenen Ölofen.

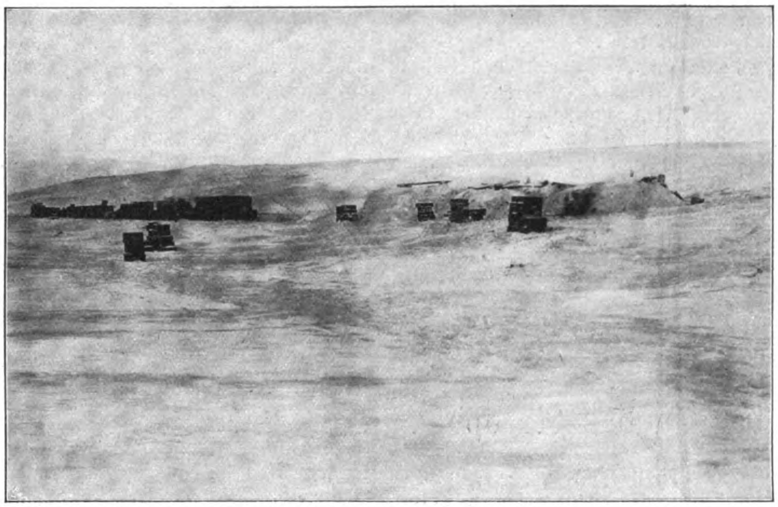
Sie hatten Tag und Nacht Zutritt zur Schiffsküche. Percy war immer liebenswürdig, aber er hatte den Eskimos allmählich doch beigebracht, ihre Hände nicht ausgerechnet in dem Waſſer zu waſchen, in dem er Fleiſch kochen wollte.

Nun noch etwas über die Näharbeit an Bord der „Rooſevelt“. Die Frauen wurden dazu angeſtellt, unſere

Copyright, 1910, in the U. S. A. and all other countries where copyright is granted by Robert E. Peary. All rights reserved.

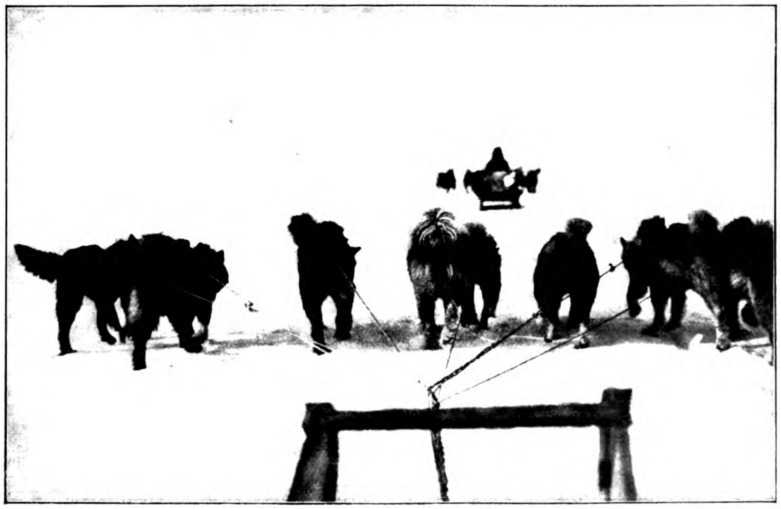
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Winterkleider gleich nach Verlaſſen von Etah zu arbeiten, ſo daß, im Falle des Schiffsverluſtes, jeder eine bequeme Ausrüſtung hatte. Im Norden trugen wir praktiſcherweiſe dieſelbe Kleidung wie die Eskimos, mit der Ausnahme, daß wir wollene Einheitsanzüge anſtatt Hemden aus Vogelhaut trugen. Da wir zuſammen einſchließlich Eskimos etwa 70 Perſonen an Bord hatten, Männer, Frauen, Kinder, ſo iſt es klar, daß es da tüchtige Näharbeit gab. Alte Anzüge mußten genau nachgeſehen und ausgebeſſert, neue angefertigt werden.



Hubbardville: Provianthütten bei Kap Sheridan.

Hier eine Beſchreibung der von den Eskimomännern und — mit gewiſſen Abweichungen — auch von uns getragenen Anzüge. Zunächſt das Koo-Cetah, eine Pelzjacke ohne Knöpfe, die über den Kopf reicht. Für den Sommer machen ſie die Jacke aus Seehundsfell, für den Winter aus Fuchs- oder Hirſchfell. Zu unſerem eigenen Gebrauch hatten wir Jacken aus Schaffell, das von Michigan kam. Wir brachten die Felle mit, und die Frauen machten die Anzüge. Wenn es übrigens ſehr kalt war, trugen wir die gewöhnlichen Fuchsfelljacken der Eskimos. An dieſer Jacke iſt eine Kapuze befeſtigt und rund um das Geſicht eine dicke Rolle von Fuchsſchwänzen als vermehrter Schutz gegen die Kälte. Das Ah-te-ah iſt ein Hemde, gewöhnlich von Fuchsfell, mit den Haaren nach innen; die Eskimos tragen es ſogar im Sommer. (Auf einigen Photographien in den letzten Nummern kann die geſchickte Zuſammenſetzung der Felle bei dieſen Hemden leicht beobachtet werden. In einem Anzug ſind oft Teile verſchiedener Felle.)



Beſpannung eines Peary-Schlittens.

Die Eskimofrauen ſind in der Näharbeit geſchickter als manche Pelzarbeiter der Ziviliſation. Sie nähen die Felle nicht mit Fäden, ſondern mit Hirſchſehnen, die längs des Rückens des Tieres liegen — einem Material, das völlig unzerreißbar iſt und auch in der Feuchtigkeit nicht ſo wie unſere Fäden verrottet. Für die gröbere Arbeit des Nähens von Booten, Kanoes, Zelten, benutzen ſie die Schwanzſehnen des Narwals. Es wird mit dicken Nadeln genäht, die ich ihnen gegeben habe. In früheren Jahren benutzten ſie eine Ahle aus Knochen, indem ſie die Sehne durch das Loch zogen, wie ein Schuhmacher den Pechdraht benutzt. Sie ſchneiden die Felle nicht mit Scheren, da dieſe den Pelz beſchädigen würden, ſondern mit einem „Frauenmeſſer" — ähnlich einem altmodiſchen Fleiſchhackmeſſer.

Das Vogelhauthemde der Eingeborenen wird aus der Haut des kleinen Sturmvogels gemacht und wird mit den weichen Federn nach innen getragen. Aber dieſes Hemde bricht leicht und iſt nicht waſchbar; ein Weißer zieht Flanellunterzeug aus leicht begreiflichen Gründen vor.

Die ſchweren Pelzhoſen ſind manchmal aus Polarbärfellen gemacht, manchmal von weißem oder blauem Fuchs. Ferner gibt es Strümpfe aus Haſenfell und die Kamiks oder Schuhe von Hirſchleder, beſohlt mit ſtärkerem Seehundsfell. Auf den Schiffen, bei Schlittenreiſen und bei jeder Feldarbeit im Winter tragen wir die gewöhnliche Fußbekleidung der Eskimos. Sonſt würden wir immer erfrorene Füße haben — anſtatt nur gelegentlich. Die Haſenfellſtrümpfe der Eskimos ſind warm und bequem. Einer, der nicht ohne Seidenſtrümpfe leben könnte, würde wohl nicht geeignet ſein, eine Nordpolfahrt mitzumachen.

Dazu noch die warmen Pelzfauſthandſchuh — und unſere Wintergarderobe iſt vollzählig. Dieſe Handſchuh ſind aus Hirſch-, Seehund- und Bärenfell gemacht, die Arktikbewohner gehen nie ohne ſie, Sommer und Winter, da man nie weiß, wann die Temperatur heruntergehen wird.

Das meiſte dieſer Näharbeiten war vor Erreichung von Kap Sheridan vollendet, obgleich natürlich manche Sachen vorlagen, die im Winter zu machen waren. Anzüge gab's ſtändig auszubeſſern.

Die neuen Mitglieder der Expedition waren zuerſt ſehr neugierig, die Eskimofrauen beim Nähen zu beobachten. Sie ſaßen, wie es ihnen gerade paßte, auf einem

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Stuhl, einer Plattform oder dem Boden. In ihren eigenen Quartieren zogen ſie ihr Schuhwerk aus, ſetzten einen Fuß auf und hielten ein Ende des Stoffes zwiſchen den Zehen, indem ſie die Naht von ſich fort übernähten, anſtatt auf ſich zu, wie es unſere Frauen machen. Der Fuß einer Eskimofrau iſt eine Art dritter Hand: die Arbeit wird zwiſchen die große und zweite Zehe geklemmt.

Überführung von Lebensmitteln.

Die Eskimofrauen haben großes Zutrauen zu ihrer geſchickten Anzugsſchneiderei und ſie nehmen Ratſchläge des unerfahrenen weißen Mannes mit gutmütiger Überlegenheit an. Wenn eine der nordiſchen Schönen einem von *uns* einen Anzug für unſere letzte Aufgabe anpaßte, kam es wohl vor, daß man ſie drängte, ihn recht weit zu machen. Ihre Antwort war in einem Gemiſch von Eskimo und Engliſch: „Vertrauen Sie mir nur, Kapitän, wenn Sie ſich auf den Weg zum großen Nagel machen, werden Sie eine Zugſchnur in Ihrer Jacke brauchen, aber keine Zwickeln.“

Am 28. war die „Rooſevelt“ noch immer an derſelben Stelle vom ſich zuſammenballenden Eis umgeben. Beim höchſten Stand der Flut meldete Marvin dem Kapitän Bartlett, daß der auf dem Grunde ſtehende Eisberg, an dem wir angetaut waren, zu treiben beginne; wir eilten alle an Deck, und die Taue wurden ſchnell von dem Berg losgemacht. Als das Eis ſüdwärts ging, ließ es eine etwa $1^1/_2$ Kilometer lange Strecke offenes Waſſer vor uns, und wir dampften längs der Küſte nordwärts, unſeren Weg hinter den feſtſitzenden Eisbergen nehmend. Dabei verſuchten wir, eine Stellung zu finden, wo wir ſicher vor dem ſchnell ſich nähernden Packeis wären. Es traf ſich für uns ſehr gut, daß der Wind heftig vom Ufer weg blies; ſo ſchwächte er die Preſſung des Packeiſes gegen uns ab. Ein Platz ſchien ſicher, und wir waren gerade dabei, die Taue feſtzumachen, als eine Eisſcholle, ungefähr 4000 Quadratmeter groß, mit ſcharfer, weit ausladender Spitze wie der Rammſporn eines Kriegsſchiffs gerade auf die „Rooſevelt“ los kam und uns zwang, unſere Poſition ſüdwärts zu verlegen. Ehe das Schiff angetaut war, wurden wir wieder durch dieſelbe Eisſcholle erſchreckt, die mit Klugheit oder Bosheit begabt und uns wie ein Spürhund zu folgen ſchien. Wir gingen nach einer andern Stelle und ſicherten das Schiff. Schließlich zog die ſchreckliche Scholle nach Süden ab.

Das erſte Zeltlager.

In dieſer Nacht gab es für niemand Schlaf. Um zehn trieb der Berg, an den wir feſtgefroren waren, unter dem Druck des ſtarken Windes und der ſteigenden Flut. In beſchränktem Raum mit dem wirbelnden Eis um uns holten wir ſchnell unſere Taue ein und gingen nach einer anderen Stelle, nur um hier herauszukommen. Wir ſuchten einen anderen Platz und wurden auch von da vertrieben. Ein dritter Verſuch, Schutz zu finden, war erfolgreich. Aber ehe die Sache ausgeführt war, ſtieß die „Rooſevelt“ vorn zweimal auf Grund, das Heck wurde zweimal von einem Bergſporn getroffen und die hintere Reling von einem neuen Berg zerſtoßen.

Sonnabend den 29. war wieder ein Tag der Verzögerung. Ich fand etwas Troſt, indem ich an meinen kleinen Sohn in der fernen Heimat dachte. Es war ſein fünfter Geburtstag, und Percy, Matt und ich, ſeine drei guten Freunde, tranken auf ſein Wohl eine Flaſche Champagner — Cliquot! Ich hätte gern gewußt, was ſie zu Hauſe machten. Ich ſchloß die Augen und verſuchte ſie mir im Familienkreiſe auszumalen. Ich, Marie und Mſtr. Man. Es iſt ſchön, der Vater eines Sohnes zu ſein, der unſern Namen und womöglich unſer Träumen und Trachten durch künftige Generationen weiterführen ſoll. Ich hatte den größten Teil vieler Jahre fern von Heim und Familie zugebracht, auf der Suche nach einem Ideal, deſſen Erreichung vielleicht unmöglich war. Vielleicht ließ ich Knochen und Leib auf dem Grunde des unerforſchten Arktiſchen Ozeans. Mein Name wird vielleicht nur mit denen genannt werden, die die Träume träumten und ihre Er-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

füllung nicht erreichten. Aber — ich hatte einen Sohn. Sie wußten zu Hauſe, daß ich an ſie dachte, wo ich auch nur ſein mochte. Gott ſegne Dich, Du kleiner Mann!

Ich glaube, keiner der Expeditionsgenoſſen wird den folgenden Tag vergeſſen, den 30. Auguſt. Die „Rooſevelt" wurde von den Schollen geſtoßen, als ob ſie ein Fußball wäre. Das Spiel begann ungefähr um 4 Uhr morgens. Ich war in meiner Kabine und verſuchte in den Kleidern etwas zu ſchlafen, denn während der Durchfahrt durch dieſe gefährlichen Kanäle mußten der Kapitän und ich auf alles gefaßt ſein, auf die geringſte Meldung hin. Meine Ruhe wurde durch einen ſo heftigen Stoß kurz unterbrochen, daß ich mich im Nu an Deck befand. Das Schiff hatte ſich 12 oder 15° nach Steuerbord geneigt. Ich lief oder kletterte vielmehr nach Backbord und ſah, was geſchehen war. Eine große Scholle, die mit dem Strome vorbeigeeilt war, hatte den feſtſtehenden Berg, an dem wir feſtgefroren waren, mitgenommen, ihn gegen die „Rooſevelt" geſtoßen und dieſe nach Backbord gelegt, als ob 1000 Tons ein Spielzeug wären. Der Berg brachte noch einen zweiten Kumpan gerade hinter uns, und die „Rooſevelt" ſchwamm zwiſchen den beiden ab wie ein fettes Schwein.

Mc Millan bei ſeinen meteorologiſchen Beobachtungen.

Sobald der Druck nachließ und das Schiff wieder auf dem Kiel ſchwamm, entdeckten wir, daß das Tau, mit dem es an der Eisſcholle befeſtigt war, ſich in die Schraube verwickelt hatte. Es war höchſte Zeit einzugreifen. Ein Knoten wurde um das Dampfgangſpill gelegt, und der Druck brachte das Kabel zum Anziehen, bis es riß. Ein ſtärkeres wurde mit dem zerriſſenen verbunden. Mit einigen Schraubendrehungen, die durch die Spannung vom Dampfgangſpill unterſtützt wurden, wurden ein paar Meter von dem verwickelten Kabel eingeholt.

Das Schiff war jetzt ganz in der Hand des Treibeiſes, und mit dem Druck von dem Außenpackeis holte die „Rooſevelt" wieder nach Steuerbord über. Eine Ladung von einigen Stücken Dynamit gegen die Außenecke der Scholle, die uns bedrängte, ſchwächte den Druck ab, und das Schiff richtete ſich wieder von ſelbſt auf.

Als die Flut ſank, war die „Rooſevelt" um mittſchiffs vorn klar, indem ſie erſt nach einer, dann nach der andern Seite überholte, je nach dem verſchiedenen Eisdruck. Als die Flut ſtieg, wurden Anſtrengungen gemacht, das Schiff aus ſeiner Strandungslage zu befreien. Vom Bug wurde ein Tau an einem feſtſtehenden Eisberg feſtgemacht, und der Kapitän ließ die Maſchine bald zurück Volldampf angehn. Eine Zeitlang war keine Bewegung des Schiffes zu bemerken. Endlich hatte der Zug am Bugbackbord von dem Kabel mit Volldampf achtern den gewünſchten Erfolg, und das Schiff ging rückwärts ab und wurde wieder flott, aber das Eis war hinter uns ſo feſt gepackt, daß wir es nicht fortbewegen konnten.

Da lag nun unſere gute „Rooſevelt" hinter den geſtrandeten Eisbergen, gegen die das ſüdwärts treibende Eis mit wachſender Gewalt auf den Grund ſtieß. Jeden Augenblick war ſie der Gefahr ausgeſetzt, wieder auf Land geſchoben zu werden, ganz nach dem Willen einer treibenden Scholle.

Unſere Lage war — milde ausgedrückt — gefährlich.

Es folgte ein trüber Tag, und wir blieben dort in Lincoln-Bai. Ich wäre ſehr beſorgt geweſen, wenn ich nicht ein ähnliches Erlebnis auf der vorigen Reiſe gehabt hätte. Aber ich hatte allen Grund zu glauben, daß früher oder ſpäter die Bewegung des Eiſes uns inſtand ſetzen würde, die wenigen noch fehlenden Meilen nach Kap Sheridan zu dampfen und vielleicht noch weiter hinauf, da ich einen Punkt einige 25 Seemeilen nordweſtlich unſeres früheren Winterquartiers 1905/6 im Auge hatte. Ich verſuchte mich in Geduld zu faſſen, und wenn mir manchmal die Verzögerung auf die Nerven ging, behielt ich's für mich. Der Leiter einer arktiſchen Expedition muß ſeine Genoſſen bei guter Laune erhalten.

Oft, wenn es ſtundenlanger Mühe und Anſtrengung bedurft hatte, das Schiff durch das Eis durchzubringen oder es hinter einem feſtſtehenden Eisberg in Sicherheit zu bringen, dann ging ich wohl in die Kabine zur Pianola, ließ die Tür offen und ſpielte ein paar hübſche und anregende Stückchen. Die Wirkung war auf jeden an Bord zauberhaft, die Eskimos drängten ſich an der Tür — auch ſie fühlten die Macht der Muſik.

Am 1. September ſchien ſich das Eis nicht ſo ſchnell zu bewegen. Am Abend vorher hatte ich Mc Millan an Land zu den ſteilen Ufern jenſeits des Shelter River geſchickt, und er hatte berichtet, daß längs der Küſte viel offenes Waſſer wäre. Erſt dachte ich das Schiff vorzubringen, aber ich beſchloß, Bartlett ſelbſt auf Ausſchau zu ſchicken. Bei ſeiner Rückkehr meldete er offenes Waſſer, aber große Schollen in jeder Richtung. Abends, als er wieder auf die ſteilen Ufer gehen wollte, kam dichter Nebel auf.

Zur Herbſtjagd auf Moſchusochſen und Renntiere ſchickte ich Oo-tah, Ale-tah, Oob-loo-yah und Bok-e-yah nach dem Haſenſee mit Schlitten und acht Hunden ab. Ich hatte geplant, daß ſie dort jagen ſollten bis zur Vereinigung mit andern Eskimos vom Schiff, nachdem es Kap Sheridan oder Porter Bay erreicht hätte. Aber am nächſten Morgen kehrten Oo-tah und Al-e-tah mit den Schlitten und den Hunden zurück. Wegen Mangels an Schnee war die Fahrt auch für einen leichten Schlitten zu ſchwierig. Oob-loo-yah und Bok-e-yah waren draußen geblieben, um etwas anderes zu erſpähen. Aber auch ſie kamen bis Nachmittag zurück mit drei Haſen und der Meldung, daß ſie eine Bärenſpur auf der Tour geſehen hätten.

Schließlich, etwas vor Mitternacht am 2. September verließen wir den Platz in Lincoln-Bai, wo wir zehn Tage geblieben waren. Die Taue wurden eingeholt, und die „Rooſevelt", erſt rückwärts dann vorwärts dampfend, zog ſich ſelbſt vom Ufereis herunter. Wir fühlten uns wie Leute

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

die aus der Gefangenſchaft entlaſſen ſind. Längs der Küſte war eine ſchmale Gaſſe offenen Waſſers, und in dieſem Kurſe dampften wir $^1/_2$ nach Mitternacht um Kap Union herum. Aber wir wurden in dieſer Nacht und an den folgenden Tagen immer, immer wieder durch Eis aufgehalten. In der Nacht zum 5. September, etwa um Mitternacht, ſchrieb ich in mein Tagebuch: Es ſcheint, als ſollten wir nie unſere Beſtimmung erreichen!

Da — am 5. September morgens um drei Uhr — fing das Eis hinter uns an zu berſten, und wir kamen in eine offene Fahrrinne: um ſechs Uhr waren wir wieder unterwegs. Nun fuhren wir um Kap Rawſon ohne ernſte Unterbrechung, und Kap Sheridan war in Sicht. Endlich! Es war offenes Waſſer vor uns, und in einer Stunde waren wir da. Siebeneinviertel Uhr fuhren wir um das Kap. Fünfzehn Minuten ſpäter, als bei unſerer Ankunft vor drei Jahren. Seit dem 29. Auguſt hatte weder Bartlett noch ich die Kleider ausgezogen.

Sollten wir hier halten? Jenſeits war noch offenes Waſſer. Ich gab Befehl weiterzudampfen, in der Hoffnung Porter Bay zu erreichen. Aber nach zwei Meilen kamen wir an eine unpaſſierbare Eisbarre, und ich entſchied, daß Kap Sheridan für dieſes Jahr wieder Winterquartier ſein ſollte. Wir gingen zurück, und die Arbeit, die „Rooſevelt“ in die Flutſpalte zu ſetzen, begann. Mein Herz war leicht. Dieſe zwei Meilen über Kap Sheridan gaben uns einen Rekord: es war die nördlichſte Stelle, die je ein Schiff unter eigenem Dampf erreicht hat, 82° 30′.

Es gibt Gefühle, die man in Worten nicht ausdrücken kann. So die meinigen, als ich die Feſtmachungstaue in das feſte Eis bei Kap Sheridan gehen ſah. Ich hatte nun den erſten Teil meiner Aufgabe unter ſchwierigen Verhältniſſen erledigt. Von dieſer Stelle aus galt es, den zweiten Teil unſeres Programms in Angriff zu nehmen: die Ausſendung einer Schlittenreiſe zum Pol ſelbſt.

Ich wußte, daß ich diesmal den Pol erreichen konnte — wenn es irgendwem in der Welt überhaupt möglich war und wenn kein unvorhergeſehenes Ereignis eintrat. Vorausgeſetzt natürlich, daß ich noch einige Monate am Leben blieb. Aber ein Mann denkt in ſo kurzer Entfernung vom Ziel ſeines Lebenswunſches nicht gern an Todesmöglichkeiten. Bei der Ankunft an Kap Sheridan fühlte ich den Preis ſchon in meiner Hand. Die Zufälligkeiten, die meinen Weg 1906 blockierten, waren alle bei dieſer letzten Expedition vorgeſehn. Nur einige Monate galt es zu warten. Die Herbſtjagd und der lange dunkle Winter waren alles, was zwiſchen mir und dem Endziel lag.

Ich hatte Hunde, Männer, Erfahrung. Und in mir lebte ein feſter, ernſter Wille. Der Erfolg lag nun bei der Vorſehung. Aber die Vorſehung hat immer den Mann begünſtigt, der es unternommen hat, ſeinem Lebensziel mit feſtem Vertrauen zu folgen!

(Fortſetzung folgt.)

Altberliner Humor. Von Guſtav Thormälius.

Das Berlinertum, wie es ſich namentlich in den unteren Geſellſchaftsſchichten kennzeichnet, hat von jeher den Ruf einer ergötzlichen Urſprünglichkeit genoſſen. Weder in Paris, noch in London oder in anderen Weltſtädten begegnet man ſo ſcharf ausgeprägten Volkscharakteren, die ſich ſchon in der merkwürdigen Form und den reichen Wendungen der Sprache fix und fertig vorſtellen. Der Kernpunkt dieſer Erſcheinung iſt der dem Berliner angeborene Witz, der faſt immer die Ähnlichkeit der anſcheinend widerſprechenden Dinge herausfindet und oft auch von tieferer Bedeutung iſt. Das Berliner Volksleben von dieſer Seite zu erfaſſen, iſt nie mit größerem Geſchick und ſo nachhaltigem Erfolg verſucht worden, wie in jener Reihe kleiner Heftchen, die im Jahre 1832 unter dem Titel „Berlin wie es iſt — und trinkt“ zu erſcheinen begannen. Der Verfaſſer nannte ſich Brennglas, aber die Berliner wußten, daß ſich unter dieſem ſehr durchſichtigen Pſeudonym kein anderer als Adolf Glaßbrenner verbarg, der ſich bereits als Herausgeber des politiſch-ſatiriſchen Blattes „Don Quixote“ bekannt gemacht hatte ... Seine Mutter war eine Berlinerin, der Vater ſtammte aus Schwaben, und wenn die geiſtige Veranlagung auf die Eltern zurückgeführt werden darf, ſo beſtand hier eine glückliche Miſchung von der ätzenden Schärfe des Nordländers und dem ſüddeutſchen Gemüt. Schon als Knabe konnte Glaßbrenner, der vor nunmehr hundert Jahren, am 27. März 1810, das Licht Berlins, ſeiner zukünftigen Welt, erblickte, moraliſierende Reden halten, die ſeinen Geſchwiſtern und Schulkameraden Tränen der Rührung entlockten, um ſie in ein und demſelbem Atem durch einen plötzlichen luſtigen Einfall zu ausgelaſſenem Gelächter hinzureißen. Der Knabe machte das Friedrich-Werderſche Gymnaſium durch; zum Univerſitätsſtudium fehlten die Geldmittel. Er trat daher in ein kaufmänniſches Geſchäft, ging aber mit zwanzig Jahren zur Literatur über und gründete das obengenannte Wochenblatt, das jedoch ſehr bald dem Machtſpruch der Zenſur erlag. Schon in dieſer Zeitſchrift hatte Glaßbrenner ſeinen Humor in den Berliner Jargon gekleidet, aber er gab ihm eine höhere Kultur und war der Erſte, der das Berlineriſche in der Literatur „hoffähig“ machte. Fedor Wehl ſchilderte dies mit folgenden Worten: „Der Berliner Witz war bis dahin nur ein Gaſſenjunge geweſen, der auf allen Brunnenſchwengeln, Treppengeländern und Fenſterſimſen ſaß, mit den Beinen ſchlenkerte und ‚ſchnoddrige‘ Redensarten führte. Glaßbrenner wuſch dem Burſchen die Hände, kämmte ihm das Haar und ließ ihm die Hoſen flicken. Soweit zugeſtutzt, nahm er ihn vor, um ihm begreiflich zu machen, was er eigentlich ſei: ‚Berliner Witz, du biſt kein bloßer dummer Junge,‘ ſagte er zu ihm, ‚du biſt das Genie, der ſouveräne Geiſt Berlins. Wenn du deiner ſelbſt bewußt wirſt, ſo kannſt du es zu etwas bringen; du mußt nur deine Blicke höher und über die ſogenannten Kellerhälſe der Häuſer hinaus richten. Du mußt dich um Gott und die Welt und zuletzt auch ein wenig um Politik und Geſchichte bekümmern ...‘“

So gewann in jenen Heftchen, die ſchon in dem launigen Wortſpiel ihres Titels eine heitere Ausſicht eröffneten, der unerſchöpfliche Stoff, den das Berliner Volksleben in ſich barg, unter Glaßbrenners Feder eine neue Geſtalt. In flüchtigen Zügen, aber aus dem Herzen des Lebens gezeichnet, und in buntem Wechſel treten uns dieſe Volksgeſtalten, wie ſie ſo originell, ſo derb und naiv nur die Spreeſtadt hervorbringt, lebendig entgegen: der Droſchkenkutſcher, das „Mädchen für alles“, die Sandjungen, der Nachtwächter, der Kleinbürger als politiſierender Kannegießer uſw. Selbſt in der platteſten Redensart verrät ſich die Porträtähnlichkeit. Die Geſprächsform, deren ſich Glaßbrenner faſt ausnahmslos bedient, iſt an ſich ſchon von lebendig dramatiſcher Wirkung und auch im Zuſammenſtrom der Maſſen gruppenweiſe feſtgehalten. Nach dieſer Richtung hin bieten Schilderungen wie der Stralauer Fiſchzug, der Schützenplatz, der Weihnachtsmarkt, der Polterabend und die Landpartie kleine Meiſterſtücke in ihrer Art.

Eine der urwüchſigſten Berliner Erſcheinungen war der Eckenſteher, das romantiſche Urbild des Dienſtmanns. Auf einem Stein an einem Eckhauſe ſitzend, wartete er auf Kundſchaft, ohne ſich je zu langweilen: für den Zeitvertreib ſorgte der ſchlagfertige Humor, der ſich an den Vorübergehenden rieb. Glaßbrenner hat dieſem Original in ſeinem „Eckenſteher Nante“ eine typiſch gewordene Geſtalt gegeben und ihn in den verſchiedenen Phaſen ſeines täglichen Lebensganges vorgeführt, vom Beginn ſeines Tagewerks an, wo er die Welt „wieder losgehen“ heißt, bis zu der ſpäten Abendſtunde, wo er, etwas benebelt, von ſeiner Frau heimgeholt wird. „Nantes Geiſt“ ſpukt noch heute in den Berliner Gerichtsſälen, wenn auch in zahmerer Form als in dem folgenden Bruchſtück aus jener „guten alten Zeit“ des Berliner Witzes:

„Aktuar: Wie nennt Er ſich? — Nante: Du! — Was ſoll das? — Na ja! Du nenn' ick mir. Ick wer' doch nich zu mir Hörenſemal ſagen! — Mach' Er keine Späße hier! Wie Er heißt, will ich wiſſen. — Als wie icke? Ick heeße Carrel Schnabbe. Meine Kammraten nennen mir: Nante, der jebildete Lulei. — Geboren? — Ja, jeboren bin ick. — Ich frage, wo Er geboren iſt? — Ach ſo, wo? In der Roßſtraße, als Menſch. Seitdem ick verheirat't bin, wohn' ick in de Kreuzjaſſe. — Aktuar: Alt? — Na, das jeht noch, wie Sie ſehen: Ein paar jraue Härekens un en bisken Mondſchein hab' ick freilich ſchon, indeſſen es is noch das erſte Viertel. — Wie alt Er iſt, will ich wiſſen. — Ja, Sie wiſſen woll, das ſagt man nich jerne. Beſonders meine Frau, die braucht immer 'ne Menge Jahre, ehe ſie eens älter wird. Achtunddreißig, Herr Juſtiz; ick bin jerade mit's Jahrhundert uf de Welt jekommen; ick un das Jahrhundert, wir ſin Zwillinge. Morjen is mein Jeburtstag, wenn Sie mir vielleicht wat ſchenken wollen, da wer' ick ſiebenunddreißig. — Dummkopf! Wenn Er achtunddreißig iſt, muß Er doch neununddreißig werden. — Ja, eejentlich is es ſo in de Ordnung, Herr Juſtiz, aber ick will Ihn'n ſagen: man wird zu alt bei die jewöhnliche Art Rech-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

nung nach Adam Rieſen. Ick zähle jetzt wieder zurück, damit mir de Haare nich ſo ausfallen. — Aktuar: Was war Er, bevor Er Eckenſteher wurde? — Kurz darauf, nachdem ick die elterliche Keile des Lebens überſtanden hatte, ſchickte mir mein Vater in die Schule. Hierin lernte ick niſcht un wurde mit einer Zenſur un viel Keile baldigſt entlaſſen. Nun ſtarb mein Vater, un meine Mutter jing ins Ausland, wohin, weeß ick nich. Nu überließ ick mir ſelber un wurde Straßenjunge. Ick machte Kutſchen auf, machte ſie wieder zu — natürlich, ſonſt reißt ein anderer Wagen den Kutſchenſchlag wech — kurzum, ick nährte mir rötlich.“ — Und in dieſem Ton geht es weiter.

Dem Eckenſteher Nante, aus dem ſich der beliebte Komiker Beckmann eine ſehr dankbare Bühnenfigur zurechtmachte, ſteht in der Rangfolge der öffentlichen Charaktere Altberlins das Hökerweib mindeſtens gleich. In ihr ſteckt Shakeſpeareſcher Witz und eine überquellende Phantaſie, und in ihrem Zürnen, wozu ihr choleriſches Temperament leicht gereizt wird, verbindet ſie Himmel und Erde zum Schimpfen.

Majeſtätiſch ſitzt ſie hinter ihren Obſtkörben. Einer Beſchreibung ihrer Perſönlichkeit bedarf es nicht; jedem Maler würde der hier folgende Dialog genügen, um danach ihr Konterfei in ſprechender Ähnlichkeit zu konſtruieren.

„Ju'n Morgen, Frau Jeheimerätin!“ ruft ihr ein Lehrling zu. — Sie dankt ihm mit einem ‚Schafskopp!‘ — Lehrling: Hören Se mal, haben Sie keen andres Obſt als das hier? Ick hätte eijentlich jerne ein paar Kokusnüſſe zum Frühſtück jejeſſen, wenn Sie die hätten. — Dummer Junge! Jetzt machſte, det De fortkommſt, ſonſt ſchmeiß' ick Dir 'ne Viertelmetze an 'n Kopp, det Dir det Wachſen verjeht! — Eine Dame: Haben Sie auch Apfelſinen? — O ja, ſchönſte Madam! Hier ſind de Appelſinen, Madamken, janz ſaftig; nich 'ne eenzige mit 'ne harte Schale drunter. — Was ſollen dieſe drei Stück koſten? — Die drei? Zehn Silberjroſchen. — Du lieber Himmel, was fordern Sie auch! Vier Silbergroſchen, wollen Sie? — Sehn Se mal da oben ruff, Schönſte! Sehn Se mal da oben uf't Dach ruff! Sehn Se woll da det kleene Jewächs? Det is en Appelſinenboom, Schönſte. Nu warten Se man noch ſo lange, un laſſen Se den Boom wachſen, Schönſte, un wenn er jroß is, un de Appelſinen ſin reif, dann ſoll'n Se drei Stück vor vier Silberjroſchen haben! — (Die Dame entfernt ſich.) — Hökerin: Da jeht ſe hin mit ihren Hutjewächs un ſo viel Blumen an'n Kopp, als ob ſe en Miſtbeet wäre! Wat hat die vornehme Dame vor'n jroßen Zobelpelz um. Sieht ſe nich jrade aus wie 'ne Motte, die drinn 'rum kriecht? Ach, un wat hat ſe vor kleene Füße! Der Schuſter dhut mir leed, der die ihre Pantoffels machen muß; ick jloobe, der arme Mann muß ſich en Jerüſte bauen, damit er oben nach de Einfaſſung rufreechen kann ... Junger Herre, kommen Se her, Nüſſe wie Mandeln! Wie viel woll'n Se'n, Beſter? — Sind auch keine tauben drunter? — Ja hör'n Se mal, junger Herr, ick wär mit Verjnüjen in jede rinjekrochen un hätte mal nachjeſehen, aber ick darf de Schalen nich ufmachen. — Geben Sie mir 'ne Viertelmetze ... Sie da, junge Frau, ſchöne Beerblanſch! Drei Silberjroſchen de Viertelmetze! Soll ick meſſen, junge Frau? — (Die Frau beſieht die Birnen und bietet ſechs Dreier.) Wie, ick habe woll nich recht verſtanden? Sechs Dreier? Oder waren't man fünfe? — Na, mehr ſind doch die Birnen nicht wert! — Nich? Nee, wat Sie vor'n Überblick haben, det Sie ſo jenau wiſſen, wat de Sechsdreier-Birnen koſten! I junge Frau, ſind Sie nich de olle Müllern? Wo wohnen Se'n in der Woche? Ick möchte Ihnen 'mal det Sonntags beſuchen. Un wenn Sie 'mal in meine Jejend wieder kommen, denn haben Se doch de Jüte un jehen Se vorbei. Oder beſuchen Se mir morgen früh um punkte elwe, denn bin ick nich zu Hauſe. Aber kommen Se ja nich früher, ſonſt riskieren Se, det ick noch da bin un Ihnen rausſchmeiße. — (Zwei Studenten, die ſich über ſie luſtig machen wollen.) Erſter Student: Haben Sie Eier? — Eier? — Ja Eier! Die länglich runden Dinger, die zum Beiſpiel die Hühner behufs Vermehrung ihrer Familie legen. — (Mit gewitterſchwerer Miene:) Na ja, jlooben Sie etwa, ick weeß nich, wat Eier ſind? Ick fragte man bloß, weil ick als Obſthändlerin dachte, ick hätte mir verhört, wie eener bei mir nach Eier fragt. Ick halte mir keene Eier, weil hier manchmal Menſchen herkommen, die Witze machen wollen, un da werden ſe faul. — Zweiter Student lacht. Ei, kann die Hökerin malitiös werden! — Wat? Hökerin? (Sie ſteht auf und ſtemmt die Arme in die Seiten). Hör Er mal, Er langbeeniger Kranich mit de Brille uf de Naſe, Er will hier wohl Leute zum beſten haben? So'n Schatten von Mannsperſchon! Em blaſe ick ja durch ſeine durchſichtigte Knochen in die Höchte, det er verhungern ſoll in de Luft, un wenn er ſich for vierzehn Dage zu eſſen mitnimmt! Laaß Er ſich de Sonne in'n Hals ſcheinen, damit Er endlich mal wat Warmes in den Leib kriegt! So'n Kerrel, der von oben bis unten wie'n hohler Zahn ausſieht, will reptierliche Leute kujenieren? Jeh Er zum Plundermatz un verkoof Er ſich for'n Viertelpfund Lumpen, damit wenigſtens noch 'mal en Stück Papier aus Em wird ...“

Bis auf den heutigen Tag iſt dieſe Spezies des echten Berlinertums noch nicht ausgeſtorben, mag auch die kraftſtrotzende Phantaſie ihrer Sprache an Bilderreichtum eingebüßt haben. „Berlin wie es iſt — und trinkt“ rief Hunderte von Nachahmungen in anderen deutſchen Großſtädten hervor; engliſche und franzöſiſche Blätter gaben Überſetzungen davon, die freilich ſehr unzulänglich waren, aber der Witz und Sarkasmus des Berliner Volks, von dem man bisher im Auslande keine Ahnung gehabt hatte, gelangte zu Ruf. Es lag etwas ſo Anſteckendes in dieſem Jargon, der ähnlich wie das Plattdeutſche dem Lachreiz ſchon auf halbem Wege entgegenkommt, daß er vorübergehend in Deutſchland Modeſprache wurde. Sogar Friedrich Wilhelm IV. nahm ihn als Einkleidung ſeiner geiſtreichen Einfälle nicht ſelten in ſeinen Umgangston hinüber. Die Berliner Lokalpoſſe, die in den fünfziger und ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in hoher Blüte ſtand, vermochte in ihren gelungenſten Bühnengeſtalten die Glaßbrennerſchen Urbilder nicht zu verleugnen.

Als beſondere Form ſeiner humoriſtiſchen Ein- und Ausfälle verwendete Glaßbrenner den ſehr beliebten Guckkaſtenmann, der mit ſeinen Miniaturpanoramen abends die Straßen Berlins durchzog und in der Beleuchtung eines Dreierlichts zu ſeinen Bildern in burlesker Weiſe den politiſchen Kommentar gab, wozu ſein Publikum, gewöhnlich ein paar halbwüchſige echte Berliner Rangen, ihren Ulk beiſteuerten, der die Satire womöglich noch verſchärfte.

Adolf Glaßbrenner ſtarb im Jahre 1876. Bis zu ſeinem Tode war ihm nie die Quelle ſeines Humors verſiegt. In ſeinen Gedichten und in dem Epos „Der neue Reineke Fuchs“ zeigte er, daß ihm auch die höhere poetiſche Form nicht fremd war. In den vielen Jahrgängen ſeines „Komiſchen Volkskalenders“ und der von ihm begründeten „Berliner Montagspoſt“ ritt er ſein Steckenpferd, die Politik; die Ereigniſſe haben den Satiriker weit überholt, wohl auch korrigiert, und die heutige Zeit verſteht ihn nicht mehr. Der liebenswürdige Genredichter aber behauptet ein Blatt in der Geſchichte des deutſchen Humors, und dem Altberliner ſind jene vollblütigen Geſtalten, jene dramatiſch belebten Charaktere, in denen er ſein eigenes Spiegelbild erkannte, unvergeßlich geblieben.

Prinzeß Sabine. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. (14. Fortſetzung.)

Ein älteres Mädchen mit bärbeißigem Geſicht machte auf. Als ſie Prinzeß Sabine erkannte, erhellten ſich ihre Züge. Sie ließ ſie in den Flur und ſchloß die Treppentür. Die Wände waren bedeckt mit Pferdebildern und Waffen, in Linie aufmarſchiert, daß man fühlte, hier hatte kein künſtleriſches, ſondern ein militäriſches Auge gewaltet.

„Wird mein Beſuch Exzellenz auch nicht ſchaden?“

Die ältere Perſon band ihre Schürze ab. „Nee, nee, im Gegenteil! Der Herr Sanitätsrat hat geſagt, es wäre janz jut, wenn ſie 'n bißchen Unterhaltung hat.“

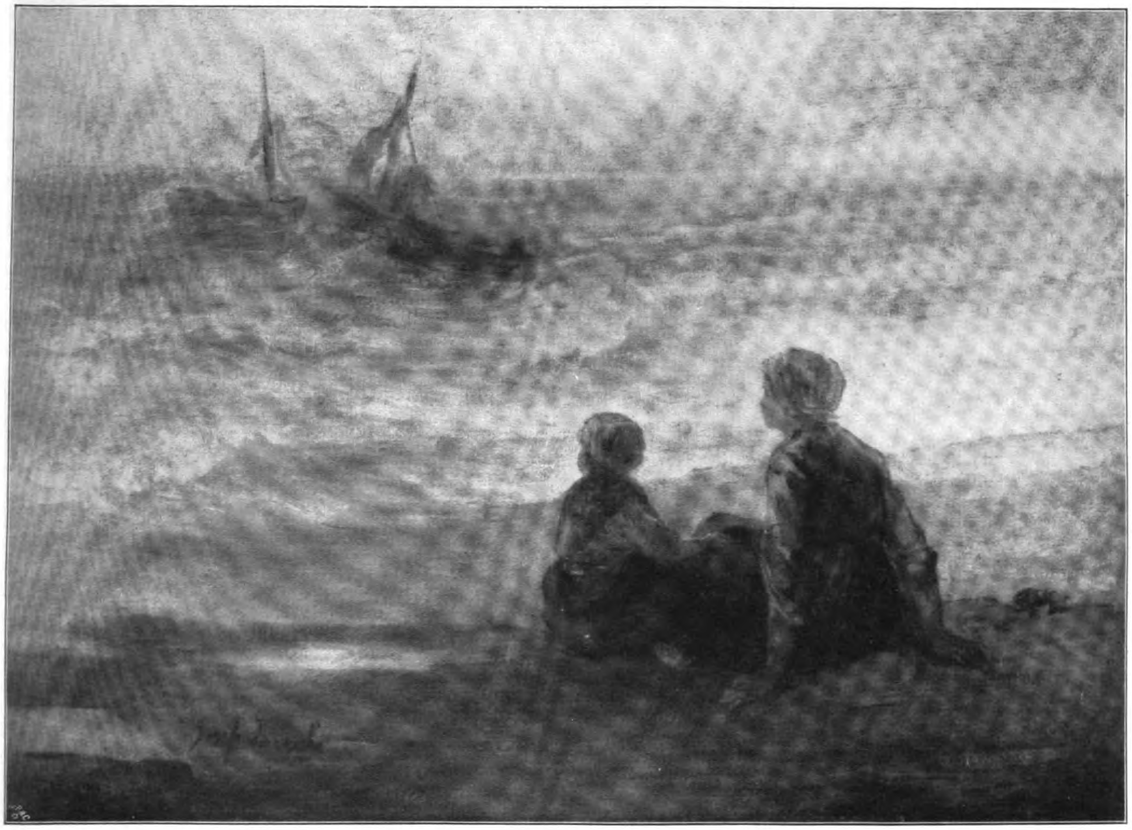
Schon von weitem tönte, genau ſo kräftig wie nur je, die Stimme der ollen ehrlichen Baubergen: „Das iſt recht, Sabine, daß Du gekommen biſt, ſonſt kümmert ſich ja doch kein Menſch um mich! Aber ich will nicht Trübſal blaſen. Der Kerl mit der Senſe hat mich doch nicht untergekriegt.“

„Aber Tante, wer wird denn davon ſprechen.“

„Na ja, ich bin nahe ran geweſen. Mein Mann, Du weißt, daß er leider gern die Karte bog, und das hat manche Träne gekoſtet, denn damals konnte ich noch heulen, heute iſt kein Tropfen mehr in den ollen Tränenſäcken — alſo mein Alter, der hätte geſagt: ‚Diesmal habe ich nur den kleinen Schlag erwiſcht, beim großen iſt's aus.‘ Na, wir fahren alle mal dahin. Und ich jammere nicht. Es war famos auf der Erde! Ich habe mein Leben genoſſen! Sabine, mehr kann man doch nicht verlangen? Ich bin gar nicht ſo unbeſcheiden, daß ich wünſchte, es ſoll noch mal losgehen. Aber immerhin, wenn ich wieder jung werden und wieder anfangen könnte: ich machte mit. Na, da iſt nu dagegen geſorgt, wir werden eben nicht jünger. Aber am Ende iſt es auch ganz gut. Die Zeit, wo ich jetzt hier ſolo gelegen habe, und die olle linke Floſſe nicht mehr mitmachte, iſt mir manches durch den Kopf gegangen, das ich, geſund, nie überlegt hätte. Aber Sabine, jetzt ſchwatze ich und ſchwatze, ſiehſt Du, das iſt das Alter. Früher war ich kurz und grob. Grob kann ich noch ſein, aber ſchwadronieren muß ich. Nun ſage mal, wie geht's Dir denn?"

„Ach, Tante, von mir wollen wir doch nicht reden, von Dir; ich möchte wiſſen, wie es Dir geht."

„Nein, nein. Komm näher, daß ich Deine Hand nehmen kann. Laß Dich mal anſehen. Siehſt nicht ſchlecht aus, Sabine! Und das weiße Haar ſteht Dir gut! Nun höre mal, ich möchte was Ernſtes mit Dir beſprechen, ich weiß ja nicht, wie lange ich noch lebe! Du willſt natürlich ſagen, ich werde alt wie Methuſalem, aber dazu hätte ich gar keine Luſt. Du hatteſt eine dumme Zeit in Deinem Leben, ein Jahr iſt's vorbei, denn der Tautenbrook iſt nun über ein Jahr verheiratet! In Deinen Geſichtskreis iſt er doch nicht wieder gekommen?"



Sturm. Gemälde von Joſef Israels.
Photographie im Verlag der Vereinigten Kunſtanſtalten Pick & Co., München.

Prinzeß Sabine blickte mit ihren klaren Augen Frau von Baubergen an. „Von Florenz hatte ich Dir geſchrieben, ſeitdem weiß ich nichts mehr."

„Na, nicht wahr, Sabine, es iſt auch ſo gegangen?"

„Es muß eben gehen."

Die alte Dame richtete ſich auf, ſo gut ſie konnte. „Na nu, na nu, doch noch nicht alles tot?"

„O doch! Vernunft, Nachdenken, Unabwendbarkeit, Gewohnheit —"

„Na alſo, Sabine! Nicht wahr, Du läßt mir Gerechtigkeit widerfahren. Ich bin nicht von denen geweſen, die immer drin rumgewühlt haben. Es gibt Menſchen, die müſſen ihre Finger in jede Wunde ſtecken, und zwar natürlich nicht desinfiziert, ſo daß ſie den Bazillus übertragen, — oder wie heißt der Kerl, der das Wundfieber verurſacht? Der Sanitätsrat hat mir's neulich geſagt, denn mit ſo'n Pflaſterkaſten muß man vom Beruf reden. Wir ſezieren und amputieren, ſo lange er da iſt, dann kann er mir keine Dummheiten verordnen. Wenn wir nämlich 'ne halbe Stunde geſchwatzt haben, muß er zu ſeinen anderen Patienten. Das aber nur unter der Hand. Sage mal, wir ſprachen von Tautenbrook, Du haſt alſo gar nichts wieder gehört?"

„Nein, gar nichts."

„Sage mal, Sabine, Du weißt doch, wie ich's mit Dir meine."

Die Prinzeſſin gab einfach zurück: „Gut."

„Na alſo, dann: Haſt Du dem Traum ganz entſagt? Ja! Gut, aber bitte laß mich noch reden: Ich habe was in der Zeitung geleſen. Das möchte ich Dir gern beibringen. Subkutane Injektion. Ich ſpreche nur noch mediziniſch. Alſo — der Tautenbrook hat 'n Kind. — Oder vielmehr nach den Geſetzen der Natur: ſie. Das hab' ich auch ſo gewußt, Sabine, dazu brauchte ich meinen Sanitätsrat nicht. Trotzdem von ihm kommt's. Er iſt nämlich mal Schiffsarzt geweſen in ſeinen jungen Jahren bei einer holländiſchen Dampferlinie. Seit der Zeit hält er noch immer irgendein holländiſches Blatt. Da hat die Anzeige drin geſtanden. Siehſt Du, Sabine, deswegen habe ich Dich kommen laſſen. Iſt doch ein niederträchtiges Frauenzimmer, die olle Baubergen, nicht wahr? Sehnſucht hat ſie gar nicht nach Dir gehabt, wollte Dir's bloß ſtecken, und darum hat ſie Dir geſchrieben. Aber ich ſehe ja, Du nimmſt's ganz ruhig auf."

Prinzeß Sabine meinte gelaſſen: „War das nicht vorauszuſehen? Ich gönne es jeder Frau. Und es iſt vielleicht für Frau van Tautenbrook beſſer. Mutterſchaft veredelt viele Frauen, weiſt ſie auf Pflichten, deren ſie ſich ſonſt nie bewußt werden. Vielleicht macht es auch ihn reifer

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

und zeigt ihm einen Zweck ſeines Lebens: die neue Pflicht, ein Kind zu erziehen. Ach, Tante, was habe ich mir vor Jahren, vor vielen Jahren, als ich jung war, ſehnſüchtig ein Kind gewünſcht. Wie oft habe ich davon geträumt, ſolch kleinem Weſen alles Schöne und Gute ins Herz zu pflanzen. Vielleicht wird auch dieſes Kind zwiſchen den beiden Menſchen, die — ich hatte es immer geahnt — ſich nicht finden konnten, eine Brücke.“

Frau von Baubergen hatte die Prinzeſſin betrachtet, als wollte ſie alles aus ihren Zügen leſen. Nun ſagte ſie hart: „Das geht nicht mehr!“

„Warum nicht?“

„Was ich Dir bisher ſagte, war nur eine Vorbereitung: Dieſe Tirlemont hat ausgetirlemont.“

„Ich verſteh’ Dich nicht!“

Die alte Dame ſtieß den Stock mit der gelben Elfenbeinkrücke auf den Boden und rief nur ein einziges Wort, als hätte ſich ein Schickſal vollzogen: „Tot!“

Prinzeß Sabine fuhr auf und ſah die andere ſtarr an.

Die Exzellenz fragte: „Nun, was ſagſt Du?“

„Er tut mir leid.“

„Du freuſt Dich nicht?“

„Wie kann man ſich darüber freuen?“

„Das ſieht Dir ähnlich. Ich hätte geſagt — warum ſoll es roh ſein, da wir doch alle ſterben müſſen —: Die Erde ſei ihr ſo leicht, wie ſie’s andern auf der Welt ſchwer gemacht hat. Drei Kreuze. Fahr ab! Komm nicht wieder! Sela.“

Prinzeß Sabine blieb regungslos in ihrem Stuhl. Frau von Baubergen fragte: „Was wirſt Du jetzt tun?“

„Nichts.“

„Das iſt gut.“

Prinzeß Sabine richtete ſich auf. „Warum meinſt Du das?“

„Ach Sabine, ich dachte . . . vielleicht . . . es iſt ſchwer zu ſagen . . . ich dachte: nun geht die Tautenbrookerei wieder los.“

Die Prinzeſſin ſagte langſam: „Wer das durchgekämpft hat, was ich durchgekämpft habe, der beginnt nicht von neuem. Mir tut Tautenbrook leid. Ich ſehe den Mann mit dem Kindchen da allein in Holland ſitzen, und ich muß weinen.“

Die Prinzeſſin beugte den Kopf, das weiße Haar ſank immer tiefer nieder. Weicher, als ſie je geſprochen, ſagte die alte Dame: „Nicht weinen! Es hilft Dir nichts und hilft ihm nichts. Nicht weinen, liebes Kind. Weshalb weinſt Du?“

„Ich denke an ihn.“

„Doch noch?“

„Anders als damals.“

„Und was wirſt Du tun?“

„Ich kann nichts tun.“

„Deshalb die Tränen?“

„Ja, deshalb die Tränen.“

Die alte Baubergen ſprach faſt feierlich: „Alles erfüllt ſich, alles kommt und geht. Ich will Dir noch etwas erzählen: Das Kind hat der Mutter das Leben gekoſtet, das ſcheint aus der Anzeige hervorzugehen. Mehr wiſſen wir nicht. Alles ſtraft ſich. Dieſe Frau hat ihm nachgeſtellt, hat ihn aus reiner Berechnung genommen. War der Tod ein Jahr des Reichtums wert? Alle Menſchen hängen am Leben, Leben iſt glücklich ſein. Dieſe Frau nun iſt beſtraft am Leben, mit ihrem Leben! Was iſt alles Geld, alle Stellung oder was ſie haben wollte, nun wo ſie unter der Erde liegt? Nicht! Es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit, nur ſehen wir ſie nicht immer. Hier iſt ſie.“

Prinzeß Sabine hob den Kopf. „Und bei dem andern, den es unſchuldig trifft?“

Die alte Dame ward lebhaft. „Ich will Dir etwas ſagen, Sabine, was Du vielleicht trotz aller Deiner Sammlung nicht erkannt haſt. Vielleicht macht es Tautenbrook reifer. Ganz unbeſchädigt geht er nicht daraus hervor. Aber glaube mir, er wird aufſtehen jünger als zuvor. Ich kenne die Menſchen.“

„Dann geht er den umgekehrten Weg wie ich.“

„So ſcheiden ſich Eure Wege um ſo gewiſſer.“

„Sie ſind ja ſchon geſchieden.“

Die Alte hob drohend ihren Stock. „Das iſt gut!“

„Ja, für ihn.“

Mit funkelnden Augen, den rechten Arm bewegend, während die gelähmte linke Seite ſteif auf dem Lager ruhen blieb, rief die Exzellenz: „Gut für Dich!“

⁂

Die Fenſter ſtanden offen, dunſtig warme Sommerluft zog herein, gemiſcht aus Pflanzenatem vom Tiergarten drüben jenſeits des Brandenburger Tores, und aus allen Dünſten der Straße: Staub, Pferdedünger, Sand, Autogas und Öl. Die Lichter waren entzündet. Prinzeß Sabine ging in dunklem Kleide mit breitem Ausſchnitt und durchbrochenen Ärmeln, das ihre noch immer ſchöne Geſtalt zur Geltung brachte, durch die Räume, ihrer Gäſte harrend.

Der ‚heilige Grahl‘ erſchien zuerſt. Als er niemand erblickte, ſah er ſich ſcheu um. „Verzeihung, Durchlaucht, ich bin wohl zu früh gekommen, es iſt noch niemand hier?“

„Vielleicht glaubt dieſer oder jener, daß die Abende ſchon aufgehört hätten. Es iſt ja der letzte. Das ewige ſommerliche Sterben — alles endet!“

Der Dramatiker beugte ſeine hohe Geſtalt ein wenig zu ihr. „Um ſo größer dann die Freude nächſtes Jahr!“

Sie ſpielte mit ihrer Lorgnette. „Ich weiß nicht, ob ich die Abende nächſtes Jahr fortſetzen werde. Ich habe das Gefühl, als ob ſie nicht mehr ſo wären wie früher.“

Der Schauſpieler Erich Klatt war eingetreten mit ſeiner jungen Frau, der einſt vom Publikum vergötterten Erneſtine Heyer. Der Dramatiker ſagte zu den beiden: „Denken Sie, Durchlaucht meint eben, die Abende würden vielleicht mit dieſem Jahr ihr Ende erreichen.“

Der Schauſpieler zog die Augenbrauen in die Höhe, und ſeine regen Züge verfinſterten ſich, als ſei etwas Entſetzliches geſchehen. Dann ſagte er mit der deutlichen Ausſprache, die von den glattraſierten Lippen kam, als ob jeder Ton bis in den hinterſten Winkel eines großen Hauſes zu dringen hätte: „O, Durchlaucht, das werden Sie uns doch nicht antun!“

Die Prinzeſſin legte ihr weißes Haupt zurück und wandte ſich an die junge Frau: „Haben Sie nicht auch einen Abſchnitt in Ihrem Leben gemacht, als ſie ſich verheirateten? Wer hätte gedacht, daß Erneſtine Heyer ohne Abſchied ſang- und klanglos von der Bühne verſchwände?“

Die einſtige Schauſpielerin antwortete ruhig: „Ich haſſe das Theater, und da noch einen großen Abſchied — nein.“

Sie griff nach ihres Mannes Hand. „Er ſoll ſpielen, einmal brauchen wir es zum Leben, dann kann er etwas, und endlich muß ein Mann einen Beruf haben.“

„Und Ihr Beruf?“

„Meinen Mann glücklich zu machen. Und dann — ich habe auch genug im Hauſe zu tun. Wenn er von der Probe kommt, jeden Tag zu einer andern Zeit, ſoll er in einer Viertelſtunde ſein Eſſen haben.“

Prinzeß Sabine lächelte. „Können Sie kochen?“

Sie meinte ſtolz: „Fragen Sie meinen Mann, Durchlaucht.“

Der legte ſich zurück und ſagte ſcherzhaft gnädig: „Wir ſind zufrieden.“

Die Prinzeſſin wurde gleich wieder ernſt. „Ich habe jene Darſteller immer am meiſten bewundert, die rechtzeitig die tragiſche oder heitere Maske ablegten. Sich nicht überleben iſt eine Hauptlebenskunſt. An unſern Abenden fehlt ſchon mancher. Herr Blauſtein iſt auf der Tournee in Amerika, Herr Bohngref iſt nach Wien gekommen. Unſerm

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Biedermeiermaler nahm der Tod die Palette aus der Hand. Und junger Nachwuchs? Unſere Abende altern!“

Der Schauſpieler ſchüttelte den Kopf. „Sie waren immer ſo ſchön!“

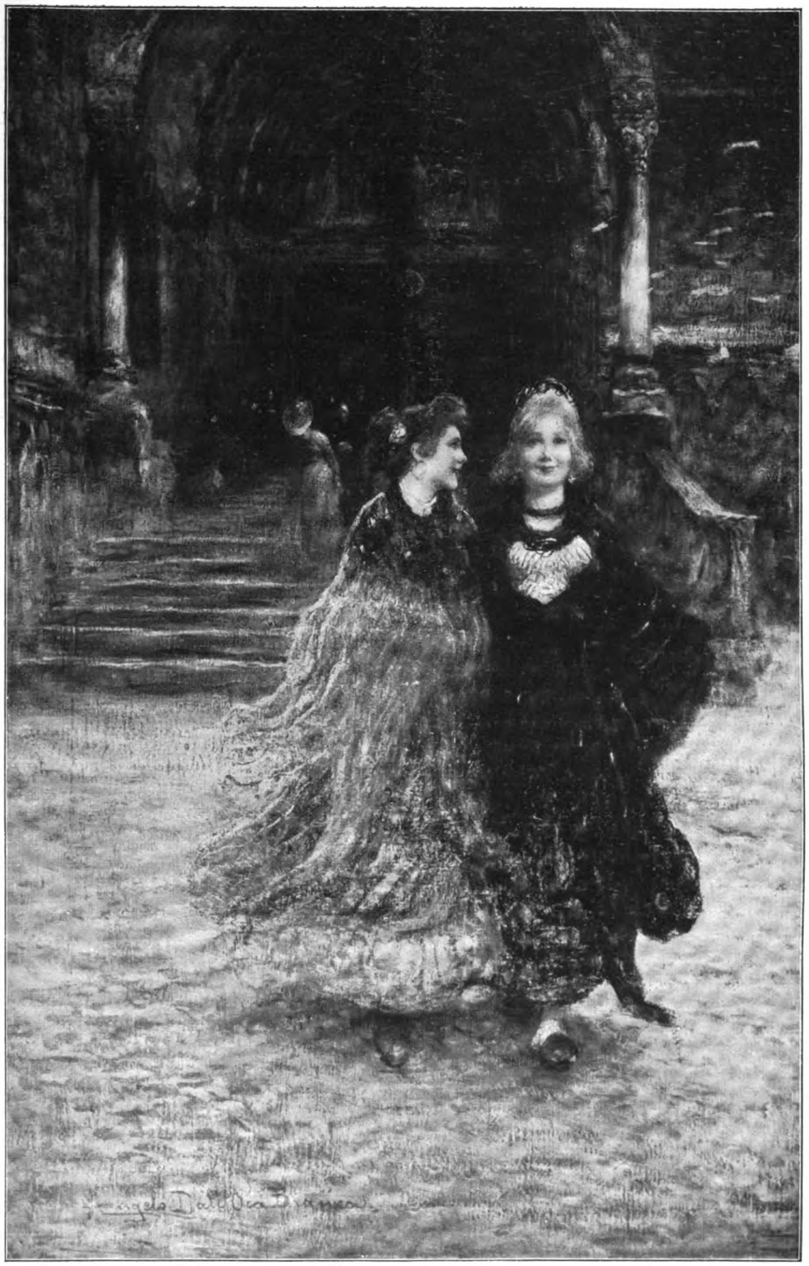
Prinzeß Sabine meinte bitter: „Wer gedenkt der Vergangenheit!“

Frau Klatt ſtreifte mit einem Blick ihren Mann. „Durchlaucht ſind heute ſo elegiſch geſtimmt?“

Der ‚heilige Grahl‘ reckte ſich zu voller Höhe. „Die Frau Prinzeſſin hat auch recht, ja, wer gedenkt deſſen, was man geleiſtet hat? Glauben Sie, daß das Publikum, das doch die Menſchen im ganzen darſtellt, Dankbarkeit kennt? Man hat ſich ein halbes Leben abgemüht in ſeiner Kunſt und auch etwas geſchaffen, da kommt ein Fehlſchlag: Aus iſt es! Daß man ihnen einmal ans Herz gegriffen hat, mit etwas, das man aus eigenem Herzen oder aus den Höhen der Himmel geriſſen, daran erinnert ſich bei dem Fehlſchlage keiner.“

Prinzeß Sabine meinte: „Herr Grahl, das Stück, das dieſen Winter nicht den Erfolg gehabt hat, den wir Ihnen alle herzlich gewünſcht hätten, iſt doch nur ein Teil Ihrer Lebensarbeit. Nächſtes Jahr kommt etwas Neues, und es gelingt Ihnen wieder.“

Der ‚heilige Grahl‘ ſtand da, die Fäuſte geballt, vor ſich hinſtarrend. „Durchlaucht, es mag ſein, aber Jahre hindurch ſteckt man ſeine Seele in dieſe Verſe. Und dies Publikum hat ſo wenig Achtung vor einer langen Vergangenheit, daß es mich aushöhnt wie einen dummen Jungen. Gründlinge im Parterre, die nicht einen Gedanken in ihrem Leben gehabt haben, es ſei denn der, einen anderen herunterzureißen oder Geld zu machen, und der iſt — nicht einmal von ihnen. Wir haben Realismus, Idealismus, Romantik und Naturalismus wechſeln ſehen. Ein junges Geſchlecht kommt herauf. Ich bin der erſte, die da beginnen, wie ich einſt begonnen habe, zu ermuntern. Ich habe manchem geholfen. Aber — ich?“


Festtag. Gemälde von Dall’ Oca Bianca.

Der Schauſpieler warf dazwiſchen: „Grahl, es wird wieder kommen.“

Doch der machte eine abwehrende Bewegung durch die Luft. „Nein, man wird alt. Die künſtleriſche Kraft wird geringer, die Ideen abgewetzter, die Bilder verbraucht, die Reime ſind ſchon einmal angewendet, die Verſe fließen in zu gleichmäßigem Kling-Klang, das Haar wird grau, grau, und die Gedanken werden grau, grau!“

Er machte ein paar lange Schritte durchs Zimmer bis in den Nebenraum. Frau Klatt ſagte leiſe zur Prinzeſſin: „Er iſt ſchrecklich verbittert!“

Und der Schauſpieler: „Durchlaucht, glauben Sie mir als vom Bau, ſein Stück taugte nichts. Mir glückt auch nicht jede Rolle, es gibt welche, die mir nicht liegen. Viele Menſchen, die altern, machen böſe Jahre durch. Grahl hat den Altersſtil noch nicht gefunden, oder vielmehr — Alter kann man nicht ſagen — den des reiferen Mannes.“

Die Prinzeſſin, die Lippen eng geſchloſſen, ſchien nachzudenken. Aber ſie wurde herausgeriſſen durch ein paar Offiziere, die ſie begrüßen mußte. Erſt ſpäter, als die Räume ſich ſchon gefüllt hatten, traf ſie den Dichter.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

„Ich muß Ihnen wirklich etwas ſagen, lieber Herr Grahl. Man darf keinen Menſchen auf Irrwegen laſſen. Jeder macht eine Wandlung durch, der Dichter aber, deſſen Nerven empfindlicher ſind, wird doppelt erleben! Und wenn Sie die Verzweiflung überkommt, ſo iſt es vielleicht, weil in Ihnen das, was in uns einfachen Menſchenkindern nur leiſe zittert, klirrend ſchwingt. Aber ich glaube nicht, daß der Dichter in die Welt geſetzt iſt, nur um glücklich zu ſein. Er iſt wohl auf der Erde, um mit den Lachenden zu lachen, aber auch mit den Weinenden zu weinen. Durch ſeine Seele muß gegangen ſein, was er uns ſchenkt. So müſſen Sie zu neuem Aufſchwung auch Neues erleben, das weh tut. Glauben Sie aber nicht, daß der Dichter allein leidet. Das iſt uns armen Menſchen, wenn wir es auch nicht ſo ausdrücken können, ebenſowenig erſpart. Sie kommen jetzt aus dem Sommer in den Herbſt. Reifen im Herbſt nicht auch Früchte? Ja, iſt das, was der Herbſt uns gibt, nicht manchmal köſtlicher, weil reiner und ruhiger? Wir müſſen alle unſere Seelen hinwegführen über Enttäuſchungen und Schmerzen zu neuem Gleichgewicht. Wenn Sie in dieſem Gleichgewichte wieder ſind, dann werden Sie uns, lieber Herr Grahl, erſchütternd dieſe Kämpfe von der Bühne aus zeigen. Dann werden wir die Tränen weinen, die Sie einmal geweint haben. Wir werden aber auch die Tränen lachen, die Sie zu lachen wieder lernen müſſen. Denn der Humor iſt doch nur des Leides Überwindung. Wir überblicken erſt das Leben, wie es der Dichter ſehen ſoll, von der höchſten Warte, wenn wir überwunden haben.“

Er hatte den Kopf mit finſterer Miene zu ihr geſenkt und fragte: „Durchlaucht, haben Sie überwunden?“ Im ſelben Augenblick ſtammelte er erſchrocken: „Verzeihen Sie ... ich war in einer anderen Welt ...“

Doch die Prinzeſſin antwortete ruhig: „Ich habe überwunden.“ Und ſie fuhr fort: „Ich errate Ihre Gedanken, Herr Grahl. Ich will Sie tröſten, jeden Menſchen ſoll man tröſten, Sie haben nichts geſagt, das mich kränkt. Die Frau, die den Kampf mit den Jahren ehrlich überwunden hat, wird ſich nur freuen, wenn man davon ſpricht. Alte Soldaten reden gern von vergangenen Feldzügen. So meinen Sie es doch? Sie meinen nur den Kampf mit dem Alter, nicht wahr?“

„Allerdings ...“

„Nun denn: Auch wenn man gut ausgeſehen hat — vielleicht hat es einem der Spiegel geſagt, auch ohne zu große Eitelkeit, einmal kommt doch das unerbittliche Freſſen der Jahre. Das Haar wird grau, die Haut läßt ihre Spannung nach, dann wird das Haar weiß und die Haut ſchlaff. Das lehrt wieder ein Blick in den Spiegel, und jedes Wort, das einem liebenswürdige Menſchen ſagen. Nun wehrt man ſich wie gegen den Feind, das Altern. Die Kämpfe meinten Sie doch, wenn Sie mich fragen, ob ich überwunden hätte?“

Er machte ein wütendes Geſicht über das, was ihm entfahren, ihm, der ſo zarte Dinge von der Bühne ſprach.

Prinzeß Sabine redete weiter: „Endlich kommt die Erkenntnis, daß man verzichten muß. Ja ſogar eines Tages der Gedanke: wie war es möglich, daß Du überhaupt an anderes dachteſt, als daß Du zu — alt biſt. Ich glaube, Herr Grahl, Sie meinten etwas Ähnliches?“

Er ſtammelte nur: „Ganz gewiß, Durchlaucht, ganz gewiß!“

„Aber dann folgt die ſchönſte Zeit: eben wenn man überwunden hat, wenn man auf neuer Lebensſtufe ſteht. Überwinden Sie wie ich, dann werden Sie auch die Jugend anders betrachten, die herauf kommt. Nicht wahr, Herr Grahl?“

Er verneigte ſich. Und immer noch fuhr ſie fort: „So wird Ihnen vielleicht auch die Natur dankbar ſich erweiſen, und ein neues, reifes Werk fällt Ihnen in den Schoß. Kümmern Sie ſich nicht um Dankbarkeit oder Undankbarkeit. Ich glaube in eigenen Kämpfen dieſer letzten Zeit — Sie wiſſen, ich meine jene um das weiße Haar — erkannt zu haben, daß, was andere Menſchen reden oder denken, gleichgültig iſt. Sie können einem im Grunde in ſchweren Stunden doch nicht helfen, können einem aber auch die ſchwerſten Stunden nicht bitterer machen, denn das Urteil darüber liegt allein bei uns. Und nun, lieber Herr Grahl, verzeihen Sie, ich ſehe, die Muſik ſoll beginnen und wie es ſcheint, wartet man.“

Während die Prinzeſſin mit der jungen Altiſtin vom Opernhaus redete und der Offizier am Klavier ſchon die Noten durchblätterte, ſagte der Dramatiker zu Fritz Buchs, dem Maler, ganz entflammt: „Unſere Prinzeſſin iſt ein wirklicher Menſch! Wo gibt's den ſonſt unter der Horde? Wenn ich die mal aus dem Feuer reißen könnte und zu einer Bühnenfigur ſchmieden! Aber ſie iſt vielleicht ſchon zu geklärt, am Ende nicht dramatiſch genug, keine Kämpfende mehr!“

Der Maler, geſetzter wie es ſchien als früher, doch noch mit den flammenden Augen, die alle Umwelt zu ſchauen und einzuſaugen ſchienen, ſprach: „Kommen Sie mal in mein Atelier, ich habe da eine Sappho ſtehen —“

In dem Augenblick begann der Offizier zu ſpielen. Alles ſchwieg. Die Prinzeſſin ſetzte ſich in ihre Ecke.

Der Diener erſchien an der Tür. Während des Geſanges blieb er ſtehen. Erſt als die letzten Töne der begnadeten jungen Kehle verklungen waren und die Geſellſchaft ſich um die Sängerin drängte, zu fragen, von wem das neue Lied ſei, das ſie eben geſungen, trat der Diener zur Prinzeſſin: „Halten zu Gnaden, Euer Durchlaucht, Herr Graf Fritz bittet, Euer Durchlaucht möchte ſofort einen Augenblick ans Telephon kommen.“

Prinzeß Sabine erklärte Fräulein Brugger: „Ich werde hinausgerufen. Ich bin gleich wieder da. Bitte ſingen Sie aber nicht die ‚Feldeinſamkeit‘ während ich fort bin.“

Sie nickte ihr zu und ging.

„Hier Sabine. Biſt Du's, Fritz? ... Ah ſo ... Was iſt denn? ... Ach ... Ach nein ... Nein, nein, er darf nicht kommen ... Es geht mich nichts an ... Nein, nein, ich habe ihn gebeten, nicht zu mir zu kommen ... Etwas Wichtiges? ... Ach, verändert findeſt Du ihn? ... Ja, wenn Du meinſt, ich hätte kein Recht dazu ... Nein, wir ſind nicht unangenehm geſchieden, ganz ruhig ... Jetzt wäre es überhaupt unmöglich ... Ich kann nicht ſagen, wenn es aus iſt ... Ich verſtehe nicht —“

Prinzeß Sabine wich einen Schritt zurück und ſetzte das Hörrohr ab. Im ſelben Augenblick legte ſie es wieder ans Ohr. Dann ſagte ſie ruhig, ſicher, jedes Wort betonend: „Gewiß, Herr van Tautenbrook, alle Abmachungen bricht der Tod, Sie haben recht. Und von allen Verſprechungen kann man einen Menſchen entbinden. Nun gut, dann will ich Sie ſehen. Aber heute abend iſt es mir nicht möglich ... Sie mißverſtehen mich, ich bin bereit, Sie zu empfangen, wie ich jeden Herrn empfange. Vielleicht paßt es Ihnen morgen nachmittag? Sagen wir drei Uhr ... Ach, Sie müſſen durchaus zurück? ... Nun, bitte dann um elf Uhr ... Jawohl, morgen früh um elf ...“

Alles blickte zur Prinzeſſin, als die eintrat. Graf Dingelsheim, mit funkelnagelneuen Majorsachſelſtücken, ſtand an der Tür. „Prinzeſſin, es iſt gewartet worden.“

Sie wandte ſich zu denen am Klavier: „Aber das ſollte nicht ſein.“

Sie war ruhig, als hätte ſie draußen mit dem Diener geſprochen. Sie führte die junge Sängerin beim Arm wieder an den Flügel, und ſagte mit dem ganzen beſtrickenden Zauber, der ihre Züge erhellte, wenn ſie einem gegenüberſtand, der ihr lieb war, und die weißen Zähne wurden von den Lippen entblößt, und über dem Geſicht ſtand wie ein Schein das glitzernde weiße Haar: „Liebes Fräulein. Dann bitte die ‚Feldeinſamkeit‘.“

(Fortſetzung folgt.)

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Heimkehr des verlorenen Sohnes. Gemälde von Ludwig Dettmann.

Wenn es einmal keine Kohle mehr geben wird. Von Guſtav Uhl.

Unſere mit Rieſenſchritten vorwärts ſtrebende Induſtrie gebraucht immer mehr Energie; der Bedarf an treibender Kraft, die die Maſchinen in Bewegung ſetzt, wird unaufhaltſam größer. Ein neuer Abſchnitt in der Entwicklung der Menſchheit begann, als die Dampfmaſchine erfunden wurde. Und in den hundert Jahren, die ſeitdem verfloſſen ſind, iſt der einfache Mechanismus, den Watts Dampfmaſchine darſtellte, zu feinſinnigen Meiſterwerken der Präziſionstechnik weitergebildet worden. Aber trotz aller ihrer Verbeſſerungen iſt die Dampfmaſchine immer noch durchaus kein Ideal, denn ſie nutzt die Wärme, die bei Verbrennung von Kohle entſteht, ſchlecht genug aus. Und ein großer Teil der jedes Jahr nutzlos in die Eſſen hinausgequalmten Kohle könnte geſpart werden, wenn die Dampfmaſchinen wirtſchaftlicher arbeiteten.

Der Erfindergeiſt der Ingenieure iſt denn auch unausgeſetzt tätig, ſie zu überholen, unnötig zu machen. Und die Turbine, die ſich mehr und mehr nicht nur im Schiffsbetriebe, ſondern bei dem Antriebe aller ſchnell laufenden Maſchinen einbürgert, iſt ein ſchönes Ergebnis dieſer Bemühungen. Denn in der Turbine wird die Energie der Steinkohle beſſer ausgenutzt als durch die Dampfmaſchine. Und auch die Motoren, die mit dem Steinkohlengas getrieben werden, arbeiten wirtſchaftlich ganz zufriedenſtellend. Aber was nutzt die beſte und ſparſamſte Ausnutzung der Energie der Kohle, wenn man dem Gedanken ins Auge ſehen muß, daß die Kohle einmal erſchöpft ſein wird! Nicht heute und morgen; aber vielleicht in hundert Jahren, vielleicht auch erſt in dreihundert oder fünfhundert Jahren. Der Verbrauch an Kohle iſt jetzt ſchon ungeheuer groß, und er wächſt noch beſtändig, ſo daß früher oder ſpäter der Zeitpunkt kommen muß, wo die Lager erſchöpft ſind. Und was dann?

Dieſe Ausſicht hat die Ingenieure veranlaßt, darauf zu ſinnen, der Technik neue Kraftquellen zu erſchließen. Die Naturkräfte ſind ja vorhanden. Es kommt nur darauf an, ſie einzufangen und dienſtbar zu machen. Man denke an den Wind! Der Wind allein wäre imſtande, es mit allen Dampfmaſchinen der Welt aufzunehmen, wenn es gelingen könnte, ſeine gewaltigen Kräfte in nutzbare Energie umzuwandeln. Denn der Wind iſt auch heute, im Zeitalter des Dampfes, noch nicht außer Kurs geſetzt, treibt er doch Millionen von großen und kleinen Schiffen und Booten, Windmühlen und dergleichen. Aber die Windmühlenflügel, die Windräder, die man erſonnen hat, um dieſe Umwandlung vorzunehmen, ſind im Verhältnis zu koſtſpielig, um die Verwendung im großen zu ermöglichen. Das Bedenklichſte an dem Winde aber iſt, daß er unzuverläſſig, unberechenbar iſt. Einige Tage im Jahre ſtürmt er mit alles niederbrechender Wut einher, an anderen ſchläft er ganz. Meiſtens weht er zu viel oder zu wenig. Einen gut auszunutzenden Mittelwind gibt es, gut gerechnet, nur jeden dritten oder vierten Tag.

Eine andere Energiequelle, die, geradeſo wie der Wind, ſchon ſeit den Urzeiten der Menſchheit bekannt iſt und auch benutzt wurde, ſtellt das Waſſer dar. Seine Kraft wird in den letzten Jahrzehnten, ſeit Erfindung der Turbine, mehr ausgenutzt als es bis dahin geſchah. Die gewaltigen Waſſerfälle, der Rheinfall im Süden unſeres Vaterlandes, der Trollhätta in Schweden, der Niagara in Nordamerika, die bis vor wenigen Jahren noch als großartige Naturſchauſpiele bewundert wurden, deren rieſengroße Kräfte aber nutzlos verpufften, müſſen jetzt einen wenn auch kleinen Teil ihrer Energie abgeben, um große Fabriken zu treiben und ganze Landſchaften mit Elektrizität zu verſorgen. Und dieſe Kraftquelle iſt billig! Billiger als die Kohle. Der Appetit kommt beim Eſſen, und ſo iſt die Ingenieurkunſt auf dem Wege, immer neue derartige Kraftanlagen zu ſchaffen. Talſperren heißt das Zauberwort, das die Kräfte des Waſſers bannt. Im Frühjahr und Winter fällt Waſſer vom Himmel, viel mehr, als die Erde aufnehmen kann. Dies heißt es aufzufangen, um es bei Bedarf auszunutzen. Wie viele Milliarden von Pferdekräften ſteckten wohl in dem einen Hochwaſſer, das im Februar die Stadt Paris heimſuchte. Wenn es möglich geweſen wäre, die Waſſermengen aufzuſtauen: wieviel Schäden hätten verhindert, wieviel Segen hätte daraus gezogen werden können!

Die Kraft vom Waſſer ſowohl als vom Wind wird vielfach zunächſt in elektriſche Energie umgeſetzt, ehe ſie ſo weit gezähmt iſt, um unſere Maſchinen zu treiben. Aber wozu das eigentlich? Das Gute liegt ja ſo nahe! Wozu der Umweg, wenn die gerade Straße vor uns liegt? Die Elektrizität iſt ja vorhanden, in größeren Mengen und gewaltigerer Kraft, als wir ſie je gebrauchen können! Wenn in einem heftigen Gewitter die Blitze zucken und die Donner krachen, wenn Rieſeneichen in einer Minute zerſplittert und niedergeſchlagen werden, die hundert Jahre gebraucht haben, um groß zu werden, dann ſpürt der Menſchengeiſt, wie klein er iſt im Verhältnis zu dieſen ungezähmten Kräften der Natur. Die Elektrizität, die in einer einzigen Stunde eines Sommergewitters als Feuerwerk gewiſſermaßen verpufft, würde genügen, um ein ganzes Jahr lang die Stadt Berlin mit elektriſchem Licht und ihre elektriſchen Straßenbahnen mit Kraft zu verſorgen. Hier wäre alſo eine große Aufgabe für unſere Ingenieure, geeignete Maſchinen zu erfinden, um die wilde Elektrizität des Blitzes umzuformen in die gezähmte, die Maſchinen treibt

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

und Licht erzeugt. Der Erfinder, dem es gelänge, dieſes Problem zu löſen, würde als Wohltäter der Menſchheit geprieſen werden! — Auch die Luftelektrizität iſt alſo eine Energiequelle, die für die Zukunft aufgeſpart iſt.

Und noch eine andere ſolche Quelle gibt es, unermeßlich groß und unerſchöpflich an Energie: die Sonne. Was wir jetzt als Kohle brennen, ſind Baumſtämme, die vor Millionen von Jahren vielleicht gewachſen und bei fürchterlichen Weltkataſtrophen verſchüttet ſind. Kohle iſt alſo aufgeſpeicherte Sonnenenergie. Wie nahe lag da der Gedanke, die Energie der Sonne, die uns noch heute ebenſo leuchtet wie vor Jahrtauſenden dem Homer und vor Millionen Jahren den Farnen der Tertiärzeit, direkt einzufangen! In den Ländern der heißen Zone, beſonders in Wüſten, wo die Sonnenſtrahlen noch heißer brennen als bei uns, hat man in der Tat ſchon wohlgelungene Verſuche in dieſer Beziehung gemacht. Aber man iſt doch über Verſuche noch nicht hinausgekommen. Ein großes Hindernis iſt bei der Sonnenenergie, ebenſo wie bei der des Windes, daß ſie ſo wenig konſtant iſt. In der heißen Zone geht die Sonne morgens um 6 Uhr auf, und abends um 6 Uhr verſchwindet ſie unter dem Horizont. Die zwölf Stunden der Nacht ſcheidet ſie alſo ganz aus. Dazu kommt, daß ſie die zwei erſten Stunden am Morgen und die zwei letzten am Abend ſo tief am Horizont ſteht, daß ſich ihre Kraft nicht recht entfalten kann. Nur den dritten Teil des Tages iſt ſie alſo in der Lage, voll zu wirken. Und wenn der Himmel mit Wolken verhängt iſt, dann iſt ihre Kraft gänzlich dahin! So kommt es, daß ſelbſt in den Ländern der heißen Zone nur ein Viertel oder gar ein Fünftel des Tages die direkte Sonnenenergie zur Verfügung ſteht. Freilich iſt dieſe dann ſo ungeheuer groß, daß auch dies noch hinreicht, um geradezu unermeßliche Kräfte zu bannen. Vorläufig ſind uns freilich die Ingenieure noch brauchbare Maſchinen ſchuldig geblieben, um die Sonnenenergie feſtzuhalten. Einer läßt durch Brennſpiegel einen Dampfkeſſel in Tätigkeit ſetzen, ein anderer hält die Sonnenwärme, ähnlich wie es bei den Miſtbeeten der Gärtner geſchieht, in mit Glasplatten überdeckten Gruben feſt und erzeugt durch ſie mit Hilfe von Thermoſäulen elektriſche Ströme. Andere haben noch andere Ideen erprobt. Einen vollen Erfolg hat noch keiner erzielt; aber die Verſuche gehen weiter.

Aber mit Wind, Waſſer, Sonne ſind die Naturkräfte, auf die der Erfinder zurückgreifen könnte, noch nicht erſchöpft.

In abſehbarer Zeit dürfte eine große gewaltige Naturkraft der Benutzung erſchloſſen werden, die vorläufig noch ganz unbenutzt daliegt, ich meine die Bewegungen des Weltmeers: Ebbe und Flut ſowie die Wellen. Dieſe Kräfte werden ja freilich nur den Küſten zugute kommen. Aber das ſetzt ihre Bedeutung nicht herab.

Wer einmal an der Küſte der Nordſee geweſen iſt, weiß, was Ebbe und Flut beſagen. An der Stelle, wo am Vormittag die Kinder trockenen Fußes über den Sand liefen, oder wo watende Fiſcher im Watt Krabben und Taſchenkrebſe fingen, flutet wenige Stunden ſpäter das Meer drei Meter tief. Dieſe Waſſermaſſen kommen nicht mit einem Male, ſondern ganz langſam und nach und nach. Man merkt kaum, wie das Waſſer kommt; aber von Minute zu Minute wird es tiefer. Dann verläuft es wieder, und nach zwölf Stunden liegt der Meeresboden ebenſo trocken wie vorher, da wir dort ſpazieren gingen. Dieſe ungeheuer großen Waſſermaſſen in ihrem Ab- und Zuſtrömen zu erfaſſen und die dabei betätigte lebendige Kraft feſtzuhalten, iſt die Aufgabe. Es ſind auch ſchon zahlreiche Ideen aufgetaucht, ſie zu löſen. Aber erprobt iſt meines Wiſſens noch keine, denn da es ſich hierbei ſelbſt bei Probeſtrecken um lange Mauern und Dämme handelt, die dem Wogenbraus ſtandhalten müſſen, ſo würde ſelbſt eine Probeausführung Hunderttauſende, ja Millionen verſchlingen, und die will doch ſo leicht niemand aufs Spiel ſetzen.

Weniger koſtſpielig ſind Verſuche mit der Kraft der Wellen. Ich habe an der Küſte von Mölle in Schweden, die ihre granitenen Klippen den oft ſehr bewegten Waſſern des Kattegat entgegenſtemmt, einmal einen heftigen Nordweſtſturm erlebt und kann alſo bezeugen, was ſie bedeutet. Ein Wellenberg hinter dem andern kam herangerollt und donnerte gegen die Felſen, wobei der Giſcht zwanzig Meter hoch ſpritzte. Dem engliſchen Ingenieur Thomas Stevanſon iſt es gelungen, dieſe Kraft direkt zu meſſen. Er fand, daß die Energie, die von der brandenden Meereswoge in dem Augenblick, in dem ſie in ihrer fortſchreitenden Bewegung plötzlich gehemmt wird, bei Sturmwellen einen horizontalen Druck bis zu 35 Metertonnen auf den Quadratmeter darſtellt, das will ſagen: Felsblöcke von 7000 Zentner Schwere können durch die Sturmwellen fortbewegt werden! Solche Rieſenkräfte einfangen zu wollen, iſt gefährlich. Aber es genügt ja auch ſchon, ſich mit der Ausnutzung der Wellen wie ſie gewöhnlich ſind, alſo der kleinen Wellen zu begnügen.

Eine höchſt ſinnreiche Ausnutzung der Kraft der Meereswellen hat der Hamburger Ingenieur Max Gehre in einer ſelbſttätigen Leuchttonne erfunden. Ein ſolches von ihm gebautes Schiffahrtszeichen liegt z. B. im Schleswiger Wattenmeer, etwa fünf Kilometer weſtlich von Büſum. Es iſt eine große eiſerne Tonne, wie ſie an den niedrigen deutſchen Küſten überall liegen, um den Schiffern Sandbänke und andere Schiffahrtshinderniſſe anzuzeigen. Als Beſonderes hat ſie, von außen geſehen, nur ein kleines elektriſches Licht oben auf dem Kopf, und einen Schwimmer, der ſeitlich aus ihrem Körper hervorragt. Bei jedem Kommen und Gehen der Wellen wird dieſer Schwimmer auf- und abbewegt, und hierdurch wird ein auf der Tonne angebrachtes Schaltrad je nach der Wellenhöhe ein gewiſſes Stück um ſeine Achſe gedreht. Durch dies Drehen aber wird ein an einer Kette hängendes ſchweres Gewicht gehoben, das nun, ähnlich wie ein Uhrgewicht die Pendeluhr treibt, beim Niederfallen eine kleine Dynamomaſchine in Bewegung ſetzt, die ſo viel Elektrizität erzeugt, daß das Lämpchen aufleuchtet. Die Lichterſcheinung dieſer Glühlampe dauert entſprechend der Fallzeit des Triebgewichts ſtets vier Sekunden. Je nach der Höhe des Wellenganges und der Geſchwindigkeit der aufeinander folgenden Wellen erfolgt das Aufglühen der Lampe in kürzeren oder längeren Zeiträumen. Der Wellenmotor tritt erfahrungsgemäß in Tätigkeit, ſobald die Wellenhöhe mindeſtens zehn Zentimeter beträgt, d. h. immer dann, wenn nicht geradezu Windſtille iſt.

Ein anderer, ebenfalls intereſſanter Wellenmotor von höchſt einfacher Konſtruktion iſt in der Bai von Avallon (Newfoundland) in Benutzung. Hier iſt auf einer Boje eine Art Wippe angebracht, auf der eine etwa 1½ Zentner ſchwere Kugel eine kurze Rollbewegung ausführen kann. Heben und ſenken ſich nun die Wellen, ſo rollt die Kugel ſtets nach der Seite hin, nach welcher ſich die Vorrichtung unter dem Einfluß der Wellen neigt, und drückt die Wippe herunter. Mit dieſer Wippe ſind aber Pumpenkolben und Zugſtangen verbunden. Die erſteren drücken in Röhren Seewaſſer in ein am Ufer befindliches Baſſin, während die letzteren Hämmer in Bewegung ſetzen, die eine Glocke anſchlagen.

Eine ebenfalls recht intereſſante Löſung des Problems hat vor etwa zehn Jahren ein anderer amerikaniſcher Ingenieur namens Wright gegeben, der ſeinen Apparat an der kaliforniſchen Küſte erprobte. Am äußerſten Ende eines über hundert Meter langen Vorbaues, alſo weit von der Küſte entfernt, ſo daß die Kraft der Meereswellen noch ungebrochen iſt, brachte er drei große Schwimmer an, die durch die Wellen auf und nieder bewegt wurden und dabei ein Pumpwerk betätigten, durch das Meerwaſſer unter ſehr ſtarkem Drucke in einen dreißig Meter über der See auf der Klippe liegenden Behälter gedrückt wird. Dies Waſſer ſetzt dann eine Turbine in Bewegung, die ihrerſeits wieder eine Dynamomaſchine antreibt. Durch dieſen Motor wurden im Durchſchnitt neun Pferdekräfte dauernd geleiſtet. Ob dieſe Anlage ſeitdem weiter ausgebaut worden iſt, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Mit dieſen Andeutungen, wie man es ſchon verſucht hat, die Kraft der Wellen in nutzbare Energie umzuwandeln, ſei es genug. Es kam mir nur darauf an, zu zeigen, daß wir bei der Ausſicht, daß die Kohlenlager einmal erſchöpft ſein werden, nicht die Köpfe hängen zu laſſen brauchen. Es iſt Energie genug vorhanden, auch ohne die Kohle, weit mehr ſogar, als die Menſchen je werden vernutzen können. Sache unſerer Söhne und Enkel iſt es, ſie in nutzbare Kraft überzuführen. Aber das werden ſie ſchon beſorgen.

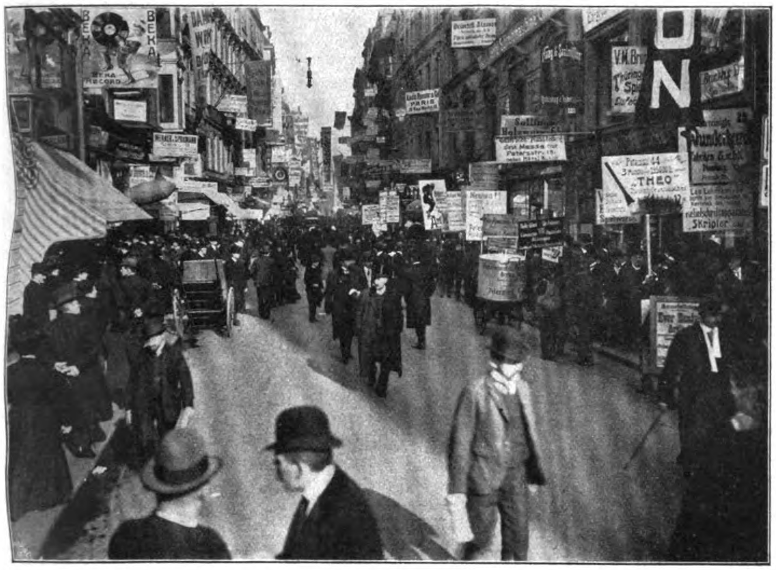
Die Leipziger Meſſe. Von Dr. Julius A. Wenzel in Leipzig.

Abbildungen nach Aufnahmen von Dr. Trenkler & Co. in Stötteritz-Leipzig.

Wer London beſuchte und nicht im Hydepark ſpazieren ging, wer in Berlin nicht unter den Linden bummelte, wer als Italienfahrer den Golf von Napoli nicht grüßte, ſah ebenſowenig vom echten Reize dieſer Stätten, wie der, der nach Leipzig kam und Leipzigs Meſſen nicht mit erlebte.

Freilich auch ſie, die aus den früheren Märkten entſtanden, haben im Wechſel der Zeiten ihr Antlitz geändert, und das Bild der offiziellen Meßpoſtkarte (von Walter Illner, Dresden, entworfen und bei einem Wettbewerb für Plakatentwürfe in Leipzig mit dem erſten Preis gekrönt), auf der im Vordergrund ein ſtattlicher Handelsherr ſteht mit dem Frachtbrief in der Hand, während im Hintergrund der Fuhrwagen vollgepackt mit Meßwaren vor dem Rathaus hält, entſpricht nicht ganz den heutigen Verhältniſſen. Es will nur als ſchöne, poeſieverklärte Erinnerung an eine langſamere, vergangene Zeit genommen ſein. Die einſtigen

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772



Die Petersſtraße.

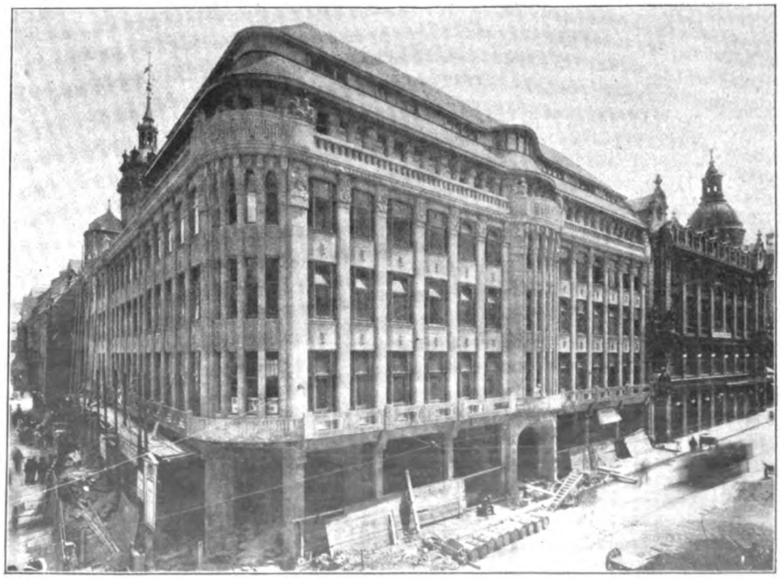
Warenmeſſen ſind inzwiſchen zu Muſtermeſſen geworden. Jetzt reiſt der Produzent mit Muſtern ſeiner Waren, unter denen er wie ein Theaterdirektor einige Novitäten haben muß, die erſt herauskommen ſollen, nach Leipzig und ſtellt ſie hier aus. Der Konſument, der Einkäufer, ſieht ſich die ausgeſtellten Muſter der miteinander in Wettbewerb ſtehenden Produzenten, Verkäufer, an und ſchließt daraufhin mit dem Ausſteller ſeine Beſtellungen ab.

Leipzig kennt zwei jährliche große Meſſen (die kleinere zu Neujahr kommt nicht in Betracht): eine im Frühjahr und eine im Herbſt. Die Frühjahrsmeſſe iſt die bei weitem bedeutendere. Man muß unterſcheiden zwiſchen der Oſtervormeſſe, der Oſtermeſſe und der Michaelismeſſe. Die beiden letzten, die je drei Wochen dauern, hat man ſeit zwei Jahren vor das Frankfurter Tor, in den Weſten Leipzigs, verlegt. Hier, auf weitem Gelände, das einſt Zeppelin überflog, entwickeln ſich die beiden Kleinmeſſen immer mehr zu einem Volksfeſte und nehmen faſt den Charakter der Dresdener Vogelwieſe an, die allerdings nur eine Woche dauert.

Die Frühjahrsmeſſe beginnt mit der Oſtervormeſſe, der „Engrosmeſſe“. Sie umfaßt acht Tage, und in dieſer kurzen Spanne Zeit ſteht die ganze innere Stadt in ihrem Banne. Hotels, Penſionen und Studentenbuden im Zentrum ſind von den „Meßonkels“, von denen die meiſten regelmäßig jedes Jahr in ihre alten Quartiere zurückkehren, ſchon wochenlang vorher belegt, und für Nachzügler iſt nur ſchwer etwas zu haben. Bezeichnend für die Handelsſtadt Leipzig iſt es, daß man noch immer erzählt, wie früher nach einer geſetzlichen Beſtimmung Studenten, die im Weichbild der Stadt wohnten, beim Herannahen der Meſſe ohne Kündigung ihre Wohnungen verlaſſen mußten.

Das eigentliche Meßtreiben ſpielt ſich auf einem engen Viereck ab, das von zwei Hauptverkehrsſtraßen beſtimmt wird: der Petersſtraße und der Grimmaiſchen Straße. Zur Zeit der Engrosmeſſe iſt die Petersſtraße für den durchgehenden Fahrverkehr geſperrt und die Straße den Reklameplakatträgern vorbehalten. In langem Zuge, von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends, marſchieren meiſtens junge Burſchen einer dicht hinter dem andern durch die Straßen und tragen wie Standarten Stangen in der Hand, an denen Reklameſchilder befeſtigt ſind; andere ziehen hinter ſich her oder ſchieben vor ſich hin die Modelle der Neuigkeiten. Da ſieht man groß ausgeführte Tiere, Rieſenſtörche, Elefanten, Hunde, Katzen, Tierarten wirklicher Kreuzung oder Phantaſieausgeburten; die einen entlocken allen möglichen Inſtrumenten unmögliche Töne, wieder andere wollen Aufſehen erregen durch auffällige Koſtüme, und trotz der Fülle der Angebote gelingt es einem zuweilen wirklich, wenn z. B. ein älterer Burſche mit dicken roten Backen als Baby erſcheint oder als Lampenſchirm, und eine friedlich auf dem Fußſteig wandelnde Litfaßſäule vom Wächter des Geſetzes durch Klopfen an die Hintertür daran erinnert wird, daß die Reklame nur auf der Straße zu wandeln habe.

Von der Petersſtraße aus zieht der Zug der Reklameträger über den Markt, am neuerbauten Alten Rathaus vorbei, durch das Salzgäßchen, am „Neuen Handelshof“ und am neuen Privatmeßpalaſt „Specks Hof“ vorüber, die „Grimmſche“ entlang zum Neumarkt, durch Gewandgäßchen, Univerſitätsſtraße zum „Städtiſchen Kaufhaus“, und durch Kupfergaſſe und Petrikirchhof wieder zurück zur Petersſtraße. Raſtlos, ſtundenlang (nur am Petrikirchhof darf nach Anordnung der Polizei eine Ruhepauſe eintreten) wälzt ſich der Menſchenſtrom immer in der gleichen Reihenfolge von der Petersſtraße durch die Stadt zurück zur Petersſtraße, einer Rieſenſchlange vergleichbar, die ſich im Kreis ringelt und deren Kopf und Ende einander berühren. Immer wieder bieten ſich reizvolle Bilder, wenn die Nachmittagsſonne über dem ſchwarzen Gewimmel und den Hunderten von Schildern blitzt, die an den Häuſern bis zum höchſten



Der Meßpalaſt.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Kartonnagen Messe

Specks Hof.

Stockwerk an eigens dazu angebrachten Eiſenbändern eingehakt ſind und wagerecht in die Straße hineinragen, und über den wehenden, mit bunten Reklameſchriften bemalten Fahnen, oder wenn abends die elektriſchen Lampen aufglühen im Hanſahaus, im Reichshof, im Neuen Handelshof auf der Grimmſchen, in Specks Hof auf der Reichsſtraße, im Goldenen Hirſch, im Silbernen Bär, in Stieglitzens Hof, im Grönländer und in den Höfen und Paſſagen, an denen Leipzig ſo reich iſt und wo überall Meßmuſter locken. Wenn ſich dann der hundertköpfige Meßbetrieb in den Schaufenſtern vervielfältigt widerſpiegelt, da ſchöpft auch der neugierige Einheimiſche, der ſich in die drangvolle Enge wagte, aus dem Zuſammenſein mit der Menſchenflut, die gegen Ende des Abends immer beängſtigender ſchwillt, das Bewußtſein freudiger und erhebender Arbeit und einer gewaltigen Summe von Energie, die ſich im Zuſammenſtrömen der Fremden und im Konkurrieren ihrer Erzeugniſſe kundgibt.

Den bedeutendſten Sammelpunkt für die Meßausſteller bietet das Städtiſche Kaufhaus zwiſchen Neumarkt, Kupfergäßchen, Univerſitätsſtraße und Gewandgäßchen. Auf Anregung des verſtorbenen Kommerzienrats Guſtav Hermann, der 1892 den Meßausſchuß der Handelskammer gründete, wurde 1895 bis 1896 das Alte Gewandhaus, in dem früher die berühmten Gewandhauskonzerte ſtattfanden, zu Ausſtellungsräumen umgebaut. 1898 erweitert, bietet es noch jetzt mit geſchloſſenen Muſterlagerkojen und offenen Muſterlagerſtänden eine ſtattliche Niederlaſſung.

1909 wurde das zweite große ſtädtiſche Meßausſtellungsgebäude oder Kaufhaus, „Der Handelshof", eröffnet. Mit der monumental wirkenden Front nach der Grimmſchen zu gelegen, von Grund auf neu zu Meßzwecken gebaut, bietet er ein ſtattliches Zeugnis moderner Baukunſt. Mit Grund und Boden und Baukoſten, die allein $2^1/_4$ Millionen Mark betragen, repräſentiert er die anſehnliche Summe von 7 Millionen Mark, deren Zinſen aufgebracht werden müſſen. 230 Ausſteller ſind bis jetzt in den mit höchſter Bequemlichkeit eingerichteten Kojen untergebracht. Unvergleichlich ſchön iſt der Ausblick, den man vom Café des Handelshofes, das auf der Weſtſeite im erſten Stock liegt, genießt. Man ſieht vor ſich die alte, umgebaute Börſe, vor ihr ſchreitet der jugendliche Goethe von Seffners Hand, und in gerader Richtung weiſt die Geſtalt über die Grimmſche hinweg nach Auerbachs Keller, wo die berühmte Szene im Fauſt ſpielt, dann ſchweift der Blick zur Rückſeite des Alten Rathauſes, das durch ſeinen neuen Kolonnadengang entzückt, und über das kurze Endſtück der Grimmſchen bis zur Ecke der Petersſtraße, wo der Gegenſatz doppelt wirkt, wenn der Meßzug der Reklamemänner daraus hervorbricht. Zwei Bilder gehen ineinander über, das der neuen ſchnell fertigen, haſtigen Zeit und das eines älteren Zeitraumes, wo der Handelsherr ſeine Waren auf dem Fuhrwagen zur Meſſe brachte und jede Reiſe ein Wagnis bedeutete. Dem neuen Handelshof iſt nach Oſten zu auf der Reichsſtraße ein Privatbau, der Meßpalaſt „Specks Hof", zur Seite getreten. Auch er erzielt mit ſeinen großen Räumlichkeiten eine ſtattliche Wirkung.

Mehr und mehr vereinigt ſich in den letzten Jahren der Meßverkehr auf einige große Ausſtellungsräume, und ſo verſchwindet wohl auch eines Tages der originelle Anblick, daß man in einem Buttergeſchäft Puppen mit Klappaugen und echten Zöpfen, in einem Wurſtladen Krokodillederwaren und in einem Automaten Operngläſer ſieht — alles Meßmuſter.

Da im Zeitalter der Statiſtik Zahlen eindrucksvoller wirken, ſo ſeien ſie im folgenden verwertet. Eine Zuſammenſtellung aus dem Jahre 1909 gibt die Zahl der Ausſteller in Gebäuden, wo mehr als vierzig Ausſtellungsſtände vorhanden ſind, auf 67 Prozent und die Zahl der Firmen, die in Räumen ausſtellen, die weniger als vierzig Stände faſſen, auf 33 Prozent an.

Zu vermieten
Zu vermi
HANDELSHOF
Geschw. Be
enisch

Portal des Handelshofes in der Grimmaiſchen Straße.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

In neun Gebäuden mit mehr als je hundert Muſterlagern und Ständen fanden ſich zur Oſtermeſſe 1908 im Städtiſchen Kaufhaus 372 ausſtellende Firmen, im Großen Reiter 396; im Hanſahaus 284; im Goldenen Hirſch 190; im Reichshof 183; in Auerbachs Hof 130; im Hotel de Ruſſie 124; im Zeißighaus 123; in Mädlers Kaufhaus 119; der Handelshof, der für die Engrosmeſſe jetzt zum erſtenmal in Frage kommt, zählt 230 Firmen.

Die Bedeutung der Leipziger Meſſen beruht auf ihrer Internationalität. Wie Leipzig die Blüte ſeiner früheren Warenmeſſen ſeiner außerordentlich günſtigen geographiſchen Lage verdankt, ſo fällt dieſer Vorteil für die Gegenwart noch bedeutender ins Gewicht und läßt auch für die Zukunft einen geſteigerten Verkehr erwarten. Frankreich, Belgien, Holland ſendet ſeine keramiſchen Waren und Glasſachen, Öſterreich, beſonders Wien, Italien und die Schweiz liefern Galanteriewaren; mit Luxusartikeln ſind Rußland, England und Amerika vertreten. Aber alle für die Meſſe beſtimmten Artikel ſind ohne Gebühren zugelaſſen.

Eine ſehr große Bedeutung für die Leipziger Meſſe haben auch die Bücher, iſt doch Leipzig ſeit mehr als 150 Jahren (und heute ſo viel als je!) die Zentralſtelle des deutſchen Buchhandels. Daß der eigentliche Handel mit Büchern heute auf der Buchhändlermeſſe keine Bedeutung mehr hat, ſondern daß es ſich da nur noch um die Abrechnung über den Geſchäftsverkehr eines ganzen Jahres handelt, ändert hieran nichts.

Schon im Jahre 1495 iſt Leipzig durch ein herzoglich ſächſiſches Preßverbot als ein entwickelter Büchermarkt für ſolche, „welche an anderen fremden Orten drucken und das gen Leipzig bringen laſſen“, charakteriſiert worden, und aus derſelben Zeit wiſſen wir, daß Buchführer — wir ſagen heute: Sortimentsbuchhändler! —, Kartenmaler, Buchbinder und Kaufleute hier ſelbſtändig mit Büchern handelten. Wirklich bedeutend wurde ſein Meßverkehr aber erſt ſpäter. Im Jahre 1594 war er ſchon ſo erſtarkt, daß der angeſehene Leipziger Buchhändler Henning Große daran gehen konnte, im Frühjahr und im Herbſt Meßkataloge erſcheinen zu laſſen, in denen alle Bücher verzeichnet waren, die auf der Meſſe in Leipzig gehandelt wurden. Aber erſt im Jahre 1749 hatte Leipzig das früher als Büchermeſſe führende Frankfurt a. M. endgültig überwunden.

250 Ausſteller
Reichshof
250 Ausſteller
Schale & Lackemann

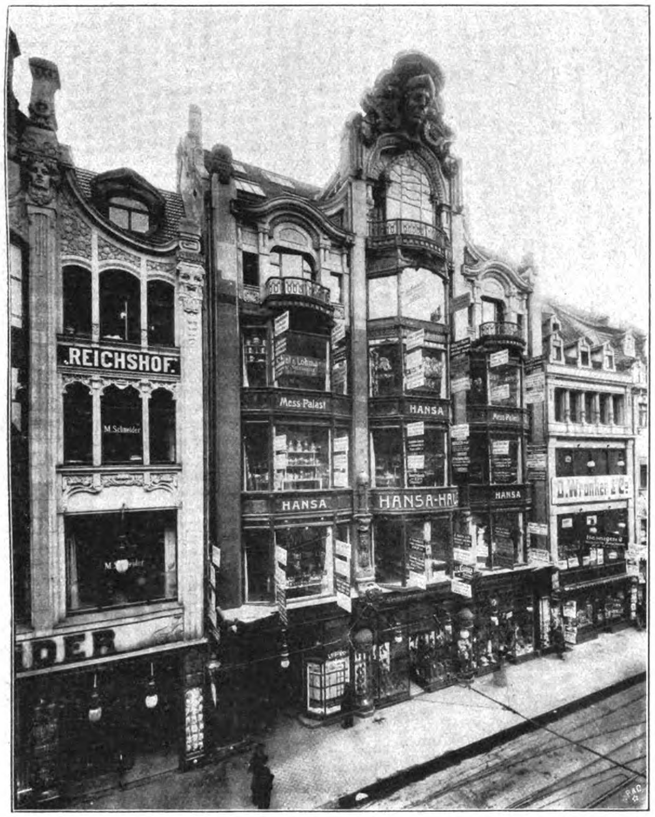
Der Reichshof.

Im XVI. und XVII. Jahrhundert brachte der Meßverkehr viel Leben in die Stadt. Jeder Buchhändler ſchickte ſeine Verlagswerke in hochbeladenen Planenwagen zur Meſſe nach Leipzig und mietete dort ein Gewölbe. Dann ging einer zum andern, bot ſeine Werke an und tauſchte dafür diejenigen des anderen ein; nur der Überſchuß der Rechnung wurde durch bares Geld ausgeglichen. So kam es, daß jeder Buchhändler drei oder auch vier Wochen auf der Leipziger Meſſe zu tun hatte. Und dann zog er mit ſeinen wieder hochbeladenen Planwagen nach Hauſe.

Bedeutend vereinfacht wurde der Meßverkehr, als im Jahre 1797 im Paulinum ein Saal gemietet wurde, in dem alle auf der Meſſe anweſenden Buchhändler abrechnen konnten. In einem launigen Berichte aus dem Jahre 1802 heißt es: „Hier ſitzen nun die deutſchen Buchhändler und breiten wechſelſeitig die Aushängeſchilder oder Titel der von ihnen verlegten neuen oder umgewandten Geiſteswerke und Federprodukte deutſcher Genies und Büchermacher vor ſich hin, begleiten jedes dieſer Schilder mit der Quinteſſenz eines ihnen vom Autor dazu aufgeſetzten Avertiſſements, notieren wechſelſeitig, was ſie von den anderen Artikeln für den Kreis ihrer Gegend, innerhalb deſſen ſie Handelsgeſchäfte treiben, brauchen und fahren alsdann nach vorangeſchickten Ballen mit Himmelfahrt in ihre reſpektiven Heimaten zurück.“

Der Handelshof. Blick nach der alten Börſe.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772



Das Hanſahaus.

Heute, wo die Eiſenbahnen in einem engen Netz das ganze Land überziehen und die Frachten ſo billig ſind, hat dieſe Art des buchhändleriſchen Meßverkehrs, wie geſagt, ganz aufgehört. Aber, was Leipzig früher eigentlich nur in den Meſſewochen war, iſt es jetzt immer: das Herz des deutſchen Buchhandels, in das all ſein Blut — die Bücher — zuſammenſtrömt und von dem aus es in die entfernteſten Orte wieder hinausgetragen wird. Jeder Buchhändler in ganz Deutſchland hat nämlich in Leipzig einen Vertreter, ſeinen Kommiſſionär, – der Verleger, ebenſo gut als der Sortimenter. Direkte Sendungen machen die Verleger nur verhältnismäßig ſelten, denn das Poſtporto für Pakete läuft ſehr ins Geld. Er ſchickt vielmehr alle Pakete in einem großen Sammelballen mit dem ſo billigen Frachtgut nach Leipzig an ſeinen Kommiſſionär, und dieſer verteilt ſie an die einzelnen Kommiſſionäre, die nun ihrerſeits wieder die von den verſchiedenſten Verlegern bei ihnen eingehenden Bücherpakete aufſammeln und in großen Sammelballen an den Buchhändler draußen in der Provinz ſenden. Nach Jahresſchluß läßt dann der Sortimentsbuchhändler diejenigen Bücher, für die er keinen Käufer gefunden hat, an den Verleger zurückgehen; und wieder geht ihr Weg über den Leipziger Kommiſſionär. Zur Oſtermeſſe aber werden dann alle Bücher, die im Laufe des ganzen vorhergehenden Jahres von den Sortimentsbuchhändlern verkauft worden ſind, durch Vermittelung eben der ſchon genannten Kommiſſionäre bezahlt. Wie ungeheuer groß dieſer Verkehr auf der Leipziger Büchermeſſe iſt, erſieht man daraus, daß nicht weniger als 12650 deutſche und ausländiſche Buchhändler-Firmen durch Leipziger Kommiſſionäre vertreten werden.

Wegen des zeitweiligen Niederganges des geſamten Wirtſchaftslebens haben allerdings die letzten Meſſen nicht immer befriedigende Ergebniſſe gezeitigt. Die jetzige Oſtermeſſe 1910 verſpricht dagegen ein außerordentlich günſtiges Reſultat. Die Zahl der Ausſteller hat ſich gegen früher vermehrt und beträgt jetzt 3682 Firmen. Auch die Zahl der Einkäufer iſt geſtiegen auf über 12000. Beſonders macht ſich das ausländiſche Element geltend. Neben den Franzoſen, Ruſſen, Skandinaviern, Holländern ſind Engländer und Amerikaner in großer Anzahl vertreten, und von Tokio in Japan hatten ſich auch Firmen angemeldet. Gerade durch die perſönlichen Berührungen zwiſchen Verkäufer und Einkäufer, zwiſchen Ausland und Inland ergeben ſich eine Menge wertvoller Anregungen, die für beide Teile äußerſt fruchtbringend ſind. Frankreich, einſt ſelbſt berühmt durch ſeine Meſſen in Lyon und in der Champagne, verſuchte die Leipziger Meſſen, die gegenwärtig neben denen von Niſchny-Nowgorod und Lodz und Warſchau die bedeutendſten ſind, im eigenen Lande nachzuahmen. Es veranſtaltete im März 1904 im Marché du Temple zu Paris eine Muſtermeſſe, die aber nur dem inländiſchen Handel geöffnet war.

Während der acht Tage der Engros-Oſtervormeſſe ſpielt der „Meßonkel“ in Leipzig die Hauptrolle. Sogar die Stadttheater haben ſich nach ihm gerichtet und beginnen ihre Vorſtellungen ſpäter. Die Leipziger Meſſen ſind für Leipzig, für Deutſchland und auch darüber hinaus zu einem Kulturfaktor geworden, der wahrſcheinlich in Zukunft eine noch größere Rolle ſpielt als bisher, wenn die alte Lindenſtadt endlich den heißerſehnten und notwendigen Zentralbahnhof als Geſchenk Preußens und Sachſens empfängt und die geſteigerte Unternehmungsluſt, die ſich in großen Neubauten ausſpricht, beim wachſenden Fremdenzuſtrom ſich noch mehr Geltung verſchafft.

Das Zeißighaus.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Frauenerwerb.

Das Frauenſtudium an der Handelshochſchule.

Mit der Zulaſſung von Damen zum Studium an Handelshochſchulen hat ſich der arbeitenden und vorwärtsſtrebenden Frau ein neuer Zweig des akademiſchen Studiums erſchloſſen. Da nun im vergangenen Jahre die erſten an der Handelshochſchule Berlin als Studenten immatrikulierten Damen ihr Studium mit dem Examen abgeſchloſſen haben, ſo dürfte es von Intereſſe ſein, Näheres über dieſen Studiengang zu erfahren.

Handelshochſchulen beſtehen zurzeit in Berlin, Frankfurt a. M., Köln, Leipzig und Mannheim. Den folgenden Ausführungen ſind die Verhältniſſe der Berliner Hochſchule zugrunde gelegt.

Der Zweck des Studiums iſt:

1. Kaufleuten eine vertiefte Ausbildung in den für ihren Beruf nötigen und nützlichen Wiſſenſchaften zu geben, und
2. Handelslehrern die erforderliche theoretiſche und praktiſche Fachbildung zu vermitteln.

Das erſtere Studium ſchließt mit dem kaufmänniſchen Diplomexamen, das zweite ſchließt mit der Handelslehrerprüfung ab.

Die Handelshochſchule Berlin iſt die erſte derartige Anſtalt, die von vornherein die gleichberechtigte Zulaſſung der Frauen zum Studium in ihren Aufnahmebedingungen vorſah. Dementſprechend aber muß auch die Vorbildung der weiblichen Studenten denen der männlichen gleich ſein oder, mit Rückſicht auf die ungleichartige Schulbildung, doch wenigſtens gleich geachtet werden können.

Im allgemeinen gelten als Aufnahmebedingungen für Frauen, die das unter 1) genannte Studium abſolvieren wollen: das Abgangszeugnis einer guten neun- bzw. zehnklaſſigen höheren Mädchenſchule, ſowie eine theoretiſche Ausbildung in einer angeſehenen Handelsſchule (keine ſogenannte Preſſe). Dieſe theoretiſche Ausbildung kann auch durch eine richtige dreijährige Lehrzeit erſetzt werden. Zu dieſer Fachbildung muß dann aber noch eine mehrjährige (mindeſtens dreijährige) praktiſche Tätigkeit in höher bewerteten kaufmänniſchen Arbeiten hinzukommen, z. B. die Tätigkeit als Buchhalterin, Korreſpondentin uſw. Stenotypiſche oder ähnliche Arbeiten dagegen gelten nicht als kaufmänniſche Arbeiten in dieſem engeren Sinne. — Damen mit dem Abiturientenzeugnis brauchen keine kaufmänniſche Tätigkeit nachzuweiſen, es wird aber in ihrem eigenen Intereſſe liegen, ſich vorher einige kaufmänniſche Kenntniſſe anzueignen, da für ſie dann das Studium, beſonders das der Handelswiſſenſchaften, leichter und erfolgreicher ſein dürfte.

Die Aufnahmebedingungen für Damen, die das „Handelslehrerexamen" abzulegen gedenken, ſind im allgemeinen dieſelben, wie die für das „Diplomexamen" angegebenen, nur muß eine praktiſche Kontortätigkeit von mindeſtens fünf Jahren ausgeübt ſein. Für Abiturientinnen genügt eine kaufmänniſche Tätigkeit von einem Jahr. Geprüfte wiſſenſchaftliche Lehrerinnen werden ohne vorherige kaufmänniſche Praxis zum Studium zugelaſſen, jedoch wird es auch für ſie von großem Vorteil ſein, wenn ſie ſich vorher mit den elementaren kaufmänniſchen Kenntniſſen bekannt machen. Die zum größten Teil rein theoretiſchen Vorleſungen ſetzen eben gewiſſe praktiſche Vorkenntniſſe bei den Hörern als bekannt voraus.

Die Studienzeit iſt für Bewerber des kaufmänniſchen Diplomexamens auf vier Semeſter, für Kandidaten des Handelslehrerexamens auf fünf Semeſter bemeſſen. Die Zeit iſt im Verhältnis zu dem Umfang des Lehrplans relativ gering, und es wird vor allen Dingen Sache des Studenten ſelbſt ſein, dieſe knapp bemeſſene Zeit ſachgemäß auszufüllen.

Von den einzelnen Unterrichtsfächern ſteht natürlich die Handelswiſſenſchaft obenan. Zu ihr gehören Vorleſungen über Buchhaltung, einſchließlich Bilanzkritik, Arbitrage und Wechſelkunde, ferner die höhere kaufmänniſche Arithmetik mit der Kalkulationslehre, ſowie das große Gebiet der Handels- und Betriebslehre.

Nach den Handelswiſſenſchaften müſſen wohl als die beiden wichtigſten Lehrzweige die Nationalökonomie und die Rechtswiſſenſchaft genannt werden. Der Unterricht in der erſteren erſtreckt ſich auf die allgemeine und ſpezielle Nationalökonomie, während die juriſtiſchen Vorleſungen faſt das geſamte Gebiet des privaten und einen Teil des öffentlichen Rechts umfaſſen. Selbſtverſtändlich kann es ſich hier nicht um eine erſchöpfende Darſtellung dieſer großen Wiſſensgebiete handeln, immerhin wird aber durch die mit den Vorleſungen verbundenen Seminarien und Übungen eine für den modernen Kaufmann nahezu unerläßliche juriſtiſche und nationalökonomiſche Ausbildung erzielt.

Dann wären noch als Hauptfächer die Vorleſungen in Handelsgeographie, Genoſſenſchaftsweſen, Verſicherungslehre und der Unterricht in fremden Sprachen zu nennen.

Außerdem umfaßt der Lehrplan noch andere Vorleſungen, die zur Ablegung eines Examens zwar nicht notwendig ſind, wohl aber der Vertiefung der allgemeinen Bildung dienen und von größtem Intereſſe ſind, ſo z. B. Kollegs über Philoſophie, Literaturgeſchichte, Kunſtwiſſenſchaft uſw.

Die Vorleſungsgebühren betragen für die immatrikulierten Studierenden 125 ℳ pro Semeſter; für Ausländer 250 ℳ. — Es können dafür je nach freier Wahl Vorleſungen, Übungen und Kurſe allerart bis zur Höhe von 24 Stunden wöchentlich belegt werden. Es wird aber ratſam ſein, dieſe Maximalhöhe nicht zu erreichen, da es bei einem Hochſchulſtudium weniger auf die Menge der Kollegs als auf das häusliche Durcharbeiten des Stoffes ankommt.

Über die praktiſche Verwertung des Frauenſtudiums an einer Handelshochſchule ſoll in einem ſpäteren Artikel berichtet werden.

Vally Zimmermann, D. H. H.

Praktiſche Winke für Privatlehrerinnen.

In jeder größeren Stadt gibt es Lehrerinnen, die aus häuslicher Gründen keine volle Schulſtellung annehmen können, die ſich aber ſehr nach Beſchäftigung ſehnen und auch gern etwas verdienen wollen. Wer die Anzeigen der Berliner Zeitungen lieſt, wird oft genug ſolch ein Angebot finden, vielleicht aber auch von den Damen ſelbſt hören, wie ſchwer es iſt, Stunden zu bekommen. So wird denn mancher Lehrerin mit folgendem Hinweis gedient ſein.

Hier in Berlin ſtudieren ziemlich viele amerikaniſche Studenten und Studentinnen. Es wird oft geſagt, daß Ausländer gern an deutſchen Univerſitäten in großen Städten ſtudieren, weil ſie dort neben dem Studium viele Vergnügungen haben. Ich kann die Wahrheit dieſer Behauptung nicht feſtſtellen, habe aber unter den Studenten aus dem Auslande manche ſehr ernſt ſtrebende junge Leute kennen gelernt, und beſonders die Amerikaner gelten als eifrige und gewiſſenhafte Arbeiter. — Vor allen Dingen möchten ſie die Sprache gründlich meiſtern, die ihnen hier ihre Ausbildung vermittelt, und ſie empfinden es ſchwer, daß die Univerſität ſelbſt natürlich den eigentlichen Elementarunterricht im Deutſchen als abgemacht vorausſetzt, wie auch die amerikaniſchen Univerſitäten, mit einer Ausnahme, nur Kurſe für vorgeſchrittene Schüler im Engliſchen haben. Die Privatſtunde für den einzelnen Studenten iſt oft zu teuer.

Hier ſollten alſo die Damen einſetzen, die über Mangel an Beſchäftigung klagen. Tüchtige, erfahrene Lehrerinnen, gründliche Kennerinnen des Deutſchen und Engliſchen, ſollten Kurſe für den Anfangsunterricht im Deutſchen veranſtalten, an denen je ſechs bis acht Studenten teilnehmen könnten. Man würde am beſten ſowohl Tages- wie Abendkurſe einrichten.

Die Kurſe können den Studenten und Studentinnen angezeigt werden durch Benachrichtigung der Univerſität und ein Inſerat in der einmal wöchentlich in Berlin erſcheinenden Zeitung: „The Continental Times", Berlin, Kurfürſtenſtraße 146.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Frau O. T. in Gl. Eine Hinterbliebenen-Verſicherung iſt ſchon vorgeſehen. Wir halten ſie allerdings auch für außerordentlich wichtig, denn der Witwe, die bis jetzt nur ein ganz geringes Armengeld für die noch ſchulpflichtigen Kinder bekommt, wird der Unterhalt der Kinder zu ſchwer und die Beaufſichtigung durch harte Lohnarbeit faſt unmöglich.

Frau Dr. G. in O. Frauen können jetzt nicht nur nach dem Tode des Mannes Vormünderinnen ihrer eignen Kinder werden, ſondern ſie werden auch für fremde Kinder zu dieſem Amte herangezogen. Verheiratete Frauen bedürfen der Erlaubnis des Mannes. Soweit wir wiſſen, ſind bis jetzt Frauen nur ehrenamtlich in dieſem Berufe tätig. Wenn Sie gehört haben, daß ein Vormund auch Gehalt bekommt, ſo bezieht ſich das auf die Beſtimmung, daß der Vormund in Ausnahmefällen aus dem Vermögen ſeines Mündels eine Entſchädigung beanſpruchen kann, falls die Vormundſchaft beſonders mühſam und zeitraubend iſt.

Frl. Marg. P. in H. Der internationale „Verein der Freundinnen junger Mädchen" ſtellt neben den freiwilligen auch beſoldete Helferinnen ein, die für ihre Arbeit natürlich zweckentſprechend ausgebildet werden müſſen. Ausbildungsſtätten: Soziale Frauenſchule, Berlin und Hannover; Frauenſchule der Innern Miſſion, Berlin; Fröbelſeminar Caſſel; die Seminare der Diakoniſſenhäuſer uſw.

Fr. K. M. in B. Sie fragen uns, was die „Weiße Liſte" bedeutet. Die Frauengruppe der kirchlich-ſozialen Konferenz in Berlin hat nach vielen Nachforſchungen und genauen Erkundigungen in Geſchäften und Fabriken zwei Liſten angefertigt, eine ſchwarze und eine weiße. Wenn Sie im Fahrſtuhl eines unſerer größten Wäſchegeſchäfte in Berlin, Leipzigerſtraße, geſehen haben, daß die Firma auf der „weißen Liſte" ſteht, ſo heißt das: die Arbeiterinnen werden dort gut bezahlt. Die „ſchwarze Liſte" wird wohl die Ankündigung in ihren Geſchäften nicht aushängen.

Sprechſtunde der Leiterin des Frauenerwerb: werktäglich von 12 bis 2 Uhr.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Frauen-Daheim.

Schone dich nicht! — Kämpfe nur! Ringe! Leide!
Unangewandtes Leben bricht — wie ungetrag'ne Seide!

Nochmals: „Stift Keppel“.

Als im Jahre 1906 in einer Auguſtnummer des Daheim der kleine Aufſatz: „Stift Keppel im Wandel der Zeiten“ erſchien, war die Freude über den Artikel eine weitverbreitete; zahlreiche ehemalige Stiftszöglinge baten, die kleine Schilderung, die ihnen ihr Leben in der hiſtoriſch ehrwürdigen Erziehungsanſtalt ſo lebendig veranſchaulicht hatte, ſpäterhin, wenn die Mädchenſchulreform manchem eine neue Form — doch hoffentlich im alten Geiſte — gegeben haben würde, fortzuſetzen. Dieſer Zeitpunkt iſt gekommen. Die Stiftsanſtalt, die unter fördernder Aufſicht und tatkräftiger Oberleitung der königlichen Regierung zu Arnsberg in den letzten Jahren zu ſchöner Blüte gelangte, denkt abermals an eine Vergrößerung. Da ſie den Charakter einer höheren Lehranſtalt im Sinne der neuen Beſtimmungen zu wahren beabſichtigt, ſollen alle hiermit verbundenen Anforderungen der inneren und äußeren Ausgeſtaltung erfüllt werden.

So wird durch Hinzuziehung mehrerer akademiſch gebildeten Lehrkräfte das Lehrkollegium eine beträchtliche Erweiterung erfahren. Der Vorſtand hat ernſtlich in Erwägung gezogen, ob es ratſam ſei, der höheren Mädchenſchule an unſerer Anſtalt die Studienanſtalt anzugliedern, doch iſt dieſer Gedanke wieder aufgegeben worden, weil man der Anſicht iſt, daß der Weg durch das höhere Lehrerinnen-Seminar zur Univerſität dem durch die Studienanſtalt vorzuziehen ſei, einmal, weil die praktiſche Berufsausbildung im Seminar eine gründlichere iſt, und zum anderen, weil die Lehrerinnenprüfung ſchon zu einer geſicherten Lebensſtellung führt und ebenfalls nach zweijähriger unterrichtlicher Tätigkeit die Univerſitätsreife verleiht, während die Studienanſtalt nur die letztere gibt.

Der 1904 errichtete Flügel des Stiftsgebäudes ſoll nunmehr im Innern ſo eingerichtet werden, daß er im Erdgeſchoß und erſten Stock lediglich die 4 Klaſſenräume für das höhere Lehrerinnenſeminar, 7 Klaſſen für die zehnklaſſige höhere Mädchenſchule — die 3 Vorklaſſen ſollen wie bisher fortgelaſſen werden —, den Zeichenſaal und 6 große, luftige Wohnzimmer für je 12 bis 15 junge Mädchen enthält. Da durch die Erweiterung der Anſtalt überdies eine höhere Frequenz zu erwarten iſt, wird eine große Anzahl weiterer Räume erforderlich. Dieſe ſollen in einem neu aufzuführenden Flügel geſchaffen werden, der ſich an Stelle des alten Krankenhauſes an die Stiftskirche anlehnen und nach jener Seite hin den alten Abteigarten abſchließen wird. Der Garten mit ſeinen lauſchigen Plätzchen ſoll nach der Waldſeite eine Vergrößerung erhalten. Ein ſtattliches, auch architektoniſch abgeſchloſſenes Gebäudeganze wird in Zukunft im lieblichen Ferndorftal ſich erheben und ſoll mit ſeinem im Sonnenſchein glänzenden Schieferdach, ſeinen Erkern und vielen Fenſtern künden, daß im Siegerland nach wie vor eine eigenartige Bildungsſtätte beſteht, deren Weſen darin zu ſuchen iſt, daß die Freiheit und Stille des Landlebens ernſtes, wiſſenſchaftliches Streben ermöglicht und doch die jugendliche Lebensluſt zu ihrem Rechte kommen läßt.

Nach mehrfacher Richtung hin iſt die Anſtalt inzwiſchen ſchon ausgeſtaltet worden. So empfängt den Beſucher die Stiftskirche in erneutem Glanz. Da ſich Altersſchäden im Gewölbe und in den Emporen gezeigt hatten, wurde im Sommer 1908 im Innern ein Umbau vorgenommen und das Kirchlein ſehr hübſch und geſchmackvoll reſtauriert. So holte man auch das alte Eichengeſtühl aus dem früheren Nonnenchor hervor, friſchte es auf und ſtellte es als ehrwürdigen Zierat im Altarraum der Kanzel gegenüber auf. Ein beſonderer Schmuck wurde dem erneuerten Gotteshaus noch zuteil durch die bunten Glasfenſter, welche Freunde der Anſtalt aus dem Siegerland geſtiftet hatten.

Stift Keppel in Weſtfalen.

In den letzten Jahren ſind durch die Anlage eines weiteren Tennisplatzes, durch Erweiterung des großen Spielplatzes am Waldesrande, ſowie durch Inſtandhalten einer nahegelegenen Rodel- und Eisbahn neue Erholungsgelegenheiten geſchaffen worden.

Der Grundzug der Erziehung in der Anſtalt, die verſtändnisvolle Pflege und Fortentwicklung der Individualität hat ſeit langen Jahren ein herzliches Band der Zuneigung und ein enges Gefühl der Zuſammengehörigkeit zwiſchen alten und jungen Kepplerinnen gezeitigt. Wir wollen uns dieſe alten Werte der Anſtalt durch die bevorſtehenden Erweiterungen und Umänderungen in keiner Weiſe ſtören laſſen.

Ein freier Winternachmittag in Stift Keppel.

Frauenbüchertiſch.

Gedichte von Anna Klie. Zweite vermehrte Auflage. Verlag von Benno Goritz, Braunſchweig. Zweiundzwanzig Jahre nach ihrem erſten Erſcheinen ſind die Gedichte von Anna Klie in zweiter Auflage zu uns gekommen. Es iſt ſchwer zu verſtehen, daß dieſes innige, reizvolle Talent ſo wenig Beachtung gefunden hat. Ich habe wiederholt darauf hingewieſen, welchen hohen Wert ich den klaſſiſch-ſchlichten reinen Liebesliedern von Anna Klie in der deutſchen Lyrik zuweiſe. Da iſt nichts von geſuchtem Bloßſtellen heißer Gefühle. Tiefinnerſte Gewalt der Empfindung findet in lieblichen und ſtarken poetiſchen Bildern, in melodiſchen reinen Verſen ihre natürliche keuſche Ausdrucksform. Selten hat ſich ein von der Macht ſtarker Liebe getroffenes Mädchenherz in Liedern ſo natürlich ausgeblüht, wie das der jungen Anna Klie. Glück und tiefſtes Leid perlen wie ſchwerer Tau an dieſen Liedern. Das klaſſiſch ſchönſte Beiſpiel der Reife und Einfachheit, mit der die Dichterin Form und Gedanken behandelt, iſt Die Karyatide:

Ein Sonnenſchimmer ſinkt hernieder,
Er ſtreift der Karyatide Glieder
Und hält zu ihren Füßen Raſt.
So hold, daß man ſie lebend glaubte,
Trägt ſie auf ihrem edlen Haupte
Des Steingeſimſes ſchwere Laſt.

Wie ernſt die Stirn und ſanft die Wangen,
Wie ſchwer die Flechten niederhangen,
Wie ſtolz ſie daſteht, ſchlank und groß!
Wohl ſah ich oftmals Laſten tragen,
Doch nie ſo ſchön ein Antlitz ſagen:
Ich harre aus, dies iſt mein Los.

Zu ihr möcht' ich den Einen führen,
Der an mein Herz gewagt zu rühren,
Ein Frevler kühn an Herd und Haus.
Daß ihm ihr Bild vor Augen ſtünde
Und ſtumm an meiner Statt ihm künde:
Es iſt mein Los, ich harre aus.

So edel und ſo ſchön kennzeichnet auch das Gedicht „Der Krug“ ein heiß und ſelbſtlos liebendes Herz:

Ich berg' einen Krug daheim im Schrein
Bei meinen liebſten Schätzen,
Und böte man mir den ſchönſten Wein,
Kein Tropfen ſollt' ihn netzen.

So lang, bis ich weiß, daß jener Mund,
Der auf mein Wohl ihn leerte,
Die Treue in meines Herzens Grund
Vom Himmel nie begehrte.

Erſt wenn er das Herz, das mir nicht ſchlug,
Wird einer andern geben,
Dann will ich noch einmal ſelbſt den Krug
An meine Lippen heben:

Es mache der Himmel ihn froh und reich!
So will ich bebend ſprechen —
Und dann mag mit Glück und Glas zugleich
Mein Herz in Stücke brechen.

Wie ſchön iſt auch: „Kennſt du die Nadel . . .“

Kennſt du die Nadel, die nach Norden zeigt?
Verſuch' es nur, vom Pol ſie abzulenken!
Du gibſt ſie frei — und ihre Spitze neigt
Zum alten Ziel: Der Nadel gleicht mein Denken.

Es lebt ein Herz, das meines Nordens Stern,
Ich war ihm nichts und bin ihm nichts geworden,
Ich weiß mein Los dem ſeinen fremd und fern —
Es iſt umſonſt: Die Nadel zeigt nach Norden.

„Geweihtes Gut“, „Hochwaſſer“, „Mein Schatz baut Häuſer“, „Fliederlied“, ſind immer eines einfacher, rührender und ergreifender als das andere. Die reizenden, echt lyriſchen Rhythmen dieſer Gedichte rufen geradezu nach Melodien. Hermann Riedel und Peter Gaſt haben Serien davon komponiert, aber noch liegt hier viel unbebautes Feld für Komponiſten offen.

Was zu dieſen goldenen Jugendſchätzen im Laufe der Zeit als Neugut hinzugekommen iſt und die Neuauflage zu einer vollen, abgerundeten macht, berührt menſchlich und künſtleriſch harmoniſch und befriedigend. Keine im heißen Jugendſturm zerriſſene Saite. Eine im zweiten reichen Liebesglück beſeligte Frau dichtet reife zarte Lieder voll Herzensgüte, Dank und Frieden, holt aus der Vergangenheit ihrer Vaterſtadt Braunſchweig ſtimmungsvolle Bilder und Klänge heraus, ſchüttet der Kinderwelt liebliche Gaben hin.

Alles in allem ein Frauenleben in Liedern, das tief wohl tut und erquickt.

Möge man dieſer zweiten Auflage gegenüber nachholen, was man an Anna Klie bisher verſäumt hat. Sie iſt eine unſerer ſympathiſchſten Lyrikerinnen. Möge ſie mehr und mehr als ſolche erkannt werden.

Frida Schanz.

Die Landſchaft um Stift Keppel.

Unſer Gaskocher.

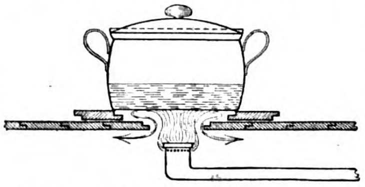
Die Verwendung eines Gaskochers birgt eine Summe von Annehmlichkeiten in ſich, die jede Hausfrau der Großſtadt zu ſchätzen weiß. Aber das beglückende Gefühl, das der Beſitz eines Gaskochers verleiht, iſt gemiſcht mit der bangen Sorge gegenüber der pünktlich eintreffenden Gasrechnung; denn das eine merkt die Hausfrau ſehr bald, nämlich, daß es beim Sparen auf dem Gaskocher mehr als anderwärts auf die kleinſte Kleinigkeit ankommt; denn wenn ſich dieſe ſtündlich wiederholt und täglich und wochenlang, ſo ſteht die Vierteljahrsrechnung weſentlich höher.

Was läßt ſich tun zur Gaserſparnis bzw. Ausnützung der Wärme? Außer der Zuführung des Gaſes, die bei allen Kochern nach dem Bunſenſchen Prinzip erfolgt, iſt folgendes wichtig:

1. Die Platte ſei möglichſt geſchloſſen wie die des gewöhnlichen Feuerherdes, und der Kochtopf muß ſich nach Herausnahme der Ringe *aus* dem Kocher ſo an die Platte anſchließen *wie* beim gewöhnlichen Feuerherd. Dadurch erzielt man eine Verbreiterung der Flamme und damit eine Erhitzung der Platte. Die heiße Platte aber ermöglicht ein Vorwärmen und ein Warmhalten mittelſt derjenigen Wärme, die bei durchlöcherter Platte ſchnell verfliegt und obendrein noch eine unnötige Steigerung eines von unten kommenden kühlenden Luftzuges verurſacht. Gewiſſenhafte, geſchickte Ausnützung kann hier bedeutende Erſparniſſe erzielen auch ohne die winkeligen, häßlichen Kreisſektortöpfe, die ſich ſchlecht reinigen laſſen.

2. Die Kochtöpfe müſſen in ganz beſtimmter Höhe der Flamme von dieſer berührt werden. Man teile mit einer Feile auf einer Stricknadel von einem Ende aus Zentimeter ab, durch ſo tiefe Striche, daß ſich dieſelben auch in der Rotglühhitze markieren. Dieſen feuerfeſten Maßſtab ſtelle man ſenkrecht in die Gaskocherflamme auf den Brennerkopf. Die Stricknadel erglüht innerhalb des Flammenraumes nicht gleich ſchnell und nicht gleich ſtark. Die höchſte Temperatur erzeugt eine kleine, niedrige Flamme an einer anderen Stelle als die große, hohe Flamme. An meinem Gaskocher liegt die Ebene höchſter Hitzeentfaltung 1½ bis 3¼ cm über dem Brennerkopf, je nach dem Aufwand an Gas. Soll das Gas ausgenutzt werden, ſo muß der Boden des Kochtopfes in der Höhe höchſter Wärmeentwicklung ſtehen. Steht der Topf tiefer, ſo erdrückt er die Flamme, daß ſie nicht zur vollen Entwicklung kommen kann; ſteht er höher, ſo erreicht ihn die Maximalhitze nicht. Gas ſparen heißt Wärme ausnützen. Hier verfehlen es die Gaskocher; denn durch ſie erhalten Brenner und Boden des Topfes nicht immer die richtige Entfernung. Sie müßten ſo eingerichtet ſein, daß man entweder den Topf oder den Brenner ſchnell und bequem ſenken oder heben könnte. Da aber die Gaskocher von dieſer Idealgeſtalt noch nichts ahnen laſſen, vielmehr nur eine einzige durch die Lage der Platte gegebene Entfernung zwiſchen Topf und Brenner zulaſſen, ſo hat die Hausfrau hier ein kleines Gebiet wirklichen Studiums. Wie kann dem Mangel abgeholfen werden?

Der Druck in der Gasleitung wechſelt. Bei gleicher Austrittsöffnung erzeugt ſtärkerer Druck eine höhere Flamme als ſchwächerer, und bei gleichem Gasdrucke wird die Flamme niedriger, wenn man mittelſt des Haupt- oder des Kocherhahnes den Austritt droſſelt. Daraus ergibt ſich die Möglichkeit, die Flamme paſſend einzuſtellen für die durch den Kocher gegebene Entfernung zwiſchen Topfboden und Brennerkopf. Dabei muß aber bedacht werden, daß das Droſſeln an ſich keine Gaserſparnis gibt; denn das Kochen tritt über einer kleineren Flamme auch ſpäter ein; anderſeits aber muß mindeſtens ſoweit gedroſſelt werden, daß die Flamme gerade noch geräuſchlos brennt. Iſt der Gaskocher ſo gebaut, daß bei gerade noch geräuſchlos brennender Flamme der Topf nicht dicht genug an die Flamme gebracht werden kann, ſo ſollte man den Kocher als „altes Eiſen“ losſchlagen. Bringt es der Kocher dagegen mit ſich, daß der Topfboden der gerade noch geräuſchlos brennenden Flamme zu nahe kommt (man ſtelle genaue Unterſuchungen mit der Stricknadel an!), ſo läßt ſich durch flache, gewöhnliche Kochherd- oder Gaskocherringe Wandel ſchaffen, der um ſo beſſer ausfällt, wenn die Platte geſchloſſen iſt. Der Ring darf einerſeits nicht weiter ſein als der Topf, anderſeits aber auch nichts von der Bodenfläche des Topfes verdecken, wie aus obenſtehendem Bilde erſichtlich iſt. Dieſen Ring legt man flach auf die Kocherplatte und ſtellt auf den Ring den Topf. Genügt ein Ring nicht, ſo müßten es zwei oder mehrere ſein. Die Öffnung in der Gaskocherplatte braucht nur gerade ſo groß zu ſein, wie der Umfang der Flamme es will. Iſt die Kocherplatte geſchloſſen, ſo muß ſich alsdann die Hitze unter dem Kochtopf „anſtauen“.



3. Der Kochtopf ſelbſt. Äußerlich ſcheint es angemeſſen, den kleinen Inhalt in kleinem Gefäß anzuwärmen oder aufzukochen, aber ein geringes Quantum Flüſſigkeit kommt auch zum Sieden in einem großen, d. h. weiten Topf, und zwar viel ſchneller als in einem engen, d. h. kleinen. Die kleinen Töpfe ſind zwar im Einkauf am billigſten, aber ſie werden im Laufe der Zeit die teuerſten; denn ſie ſind Gas-, nämlich Wärmeverſchwender. Man probiere und überzeuge ſich auch hier. Legt man die Hand quer über den kleinen, über die Gasflamme geſtellten Topf, ſo wird man ſehr ſchnell einen Begriff bekommen von der Wärmeſtrömung rings neben dem Töpfchen. Dieſe Wärme entweicht auf Nimmerwiederſehen dank der unvollkommenen Bauart des Gaskochers und der zu kleinen Bodenfläche des Gefäßes. Soll die Wärme in die Gefäßwände möglichſt reichlich eindringen, ſo muß ſie ſenkrecht auf die Fläche ſtoßen. Die natürliche Richtung der Wärmeſtrömung iſt nun aber die ſenkrechte Richtung von unten nach oben. Daher iſt die horizontal ſtehende Bodenfläche des Kochtopfes die einzige Fläche, durch welche die Wärme zu ihrer Maximalleiſtung gelangt. Je größer die Bodenfläche iſt, welche außen unmittelbar von der heißeſten Stelle der Flamme und innen von der Flüſſigkeit berührt wird, deſto größer iſt die Wärmewirkung. In dieſer Erkenntnis hat die Wiſſenſchaft dieſer doppelt berührten Fläche den Namen „Heizfläche“ gegeben. Beim Kochtopf über Gas iſt nur der Boden Heizfläche; bei Töpfen, die in den gewöhnlichen Herd eingelaſſen werden, können auch die Seitenflächen teils Heizfläche ſein. Der Belehrung wegen koche man über derſelben Gasflamme nacheinander zwei abgewogene gleiche Mengen desſelben Waſſers, alſo von gleicher urſprünglicher Temperatur, im engen Gefäß, dann im ſehr weiten.

4. Der Gasſparer, der neuerdings auf den Markt gebracht wird, iſt ein kurzes Meſſingrohr, das im Innern eine verſtellbare Öffnung hat. Dieſer Sparer wird in die Schlauchleitung eingeſchaltet. Was man angeblich nur durch dieſen Sparer erreichen kann, leiſtet das Droſſeln mittelſt der Hähne auch. Befindet ſich der Gaskocher in gewiſſenhafter und aufmerkſamer Bedienung, ſo iſt die Ausgabe für den Sparer unnütz, und iſt die Bedienung leichtfertig und unachtſam, ſo ſchützt auch kein Sparer vor nutzloſem Brennenlaſſen der Gasflamme. Dennoch rühmt man dem Sparer einen Vorzug nach für den Fall, daß der Gaskocher in unaufmerkſamer, flüchtiger Behandlung ſteht. Trotz ihrer Gedankenloſigkeit ſoll die Köchin die Flamme nicht über ein notwendiges Maß hinaus hochbrennen laſſen können; denn der Sparer geſtattet bei einer zuvor eingeſtellten Öffnung nur einer beſtimmten Gasmenge den Zutritt trotz ganz geöffneter Hähne. Aber wer ſo verteidigt, der überſieht oder will überſehen, daß auch ſelbſt ſolch „beſter Sparer“ nicht zwei Herren zugleich dienen kann; denn er wird einem Brenner zu viel und zwei und drei Brennern zu wenig Gas durchlaſſen. Außerdem auch weiß jeder, daß ein Vorſchub an die Gedankenloſigkeit ſchadet oder im günſtigſten Falle nichts nützt.

5. Die Aufmunterung gegenüber der Köchin ſollte nicht überſehen werden. Ich habe ſehr gute Erfahrungen gemacht damit, daß ich bei ſparſamem Gasverbrauch dem Mädchen die wohlverdiente Anerkennung, auch in bar, zuteil werden ließ. Vor allem aber bedenke man, daß die rationelle Bedienung des Gaskochers ſelbſt dem Gebildeten und Fachmann zu denken gibt.

6. Dieſe Belehrung muß auch die Schließung des Haupthahnes einſchärfen. Der Haupthahn muß ſogleich geſchloſſen werden, wenn das Feuer nicht mehr gebraucht wird. Die Gasleitung vom Haupthahn bis zum Brenner iſt aus ſehr vielen Teilen zuſammengeſetzt, alſo auch nicht abſolut dicht. Drängt viel oder wenig Gas durch die Zuſammenſetzungen, jedenfalls bezahlt man es und hat die Gefahr als Zugabe. Außerdem: Der Haupthahn hält das Gas von der Gasuhr zurück und alſo auch von dem Waſſer in der Uhr. Waſſer hat vielen Gaſen gegenüber die Fähigkeit, große Mengen derſelben zu abſorbieren. Man überzeuge ſich durch den Geruch, daß das Gasuhrwaſſer Gas abſorbiert hat.

Rakow-Stettin.

Praktiſche Abwechſlung nach der Seminararbeit.

Bübchens Troſt.

Bei ſchrecklich reichen Bekannten
War heute mein Bübchen zu Gaſt;
Elektriſche Lichter brannten
Wie in einem Zauberpalaſt.

Da gab's eine kleine Hochbahn
Mit elektriſcher Maſchinerie —
Da gab's einen Nordpol mit Fiſchtran-
Gelage, mit Cook und Peary.

Da gab es ein Puppentheater
Mit einem richt'gen Souffleur —
Da gab es ein wirkliches Auto
Und der Kuno war ſelber Chauffeur.

Da gab's noch viel herrliche Dinge
Und auch einen Zirkus Buſch;
Seiltänzer flogen durch Ringe
Und der „dumme Auguſt“ blies Tuſch!

Nun liegt im Bettchen mein Bübchen
Und träumt von geſchauter Pracht.
Ganz leiſe lauſch' ich ins Stübchen:
Was ſind wohl für Wünſche erwacht?

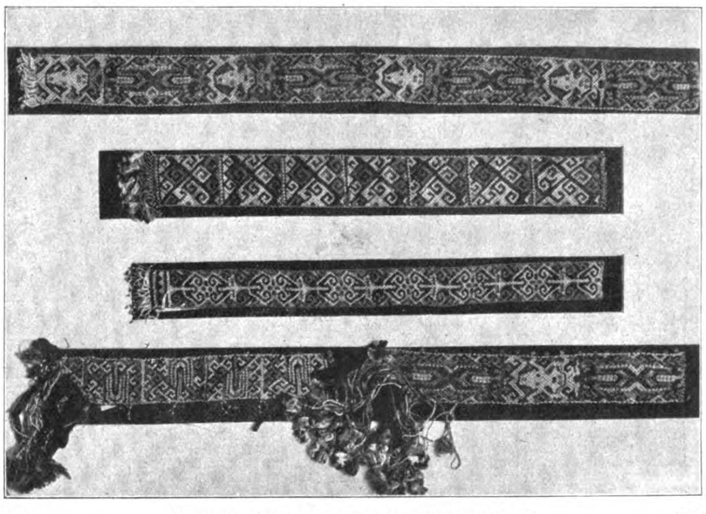
Behaglich klingt's aus den Kiſſen
Von neidloſen Traumhöhn herab:
„Was die alles noch aufräumen müſſen!
Ich bin froh, daß ich nicht ſo viel hab'!“

Lisbeth Virchow.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Zu unſeren Bildern.

Joſef Iſraels, dem wir das prachtvoll geſehene Bild: „Sturm“ verdanken, iſt Holländer. Er iſt 1824 in Groningen geboren und ein Schüler von Kruſemans in Amſterdam und Picot in Paris. Nachdem er anfangs Hiſtorienbilder alten Stils gemalt hatte, ſuchte er ſeine Motive in dem heimiſchen Volksleben. Ein beſonders feines Empfinden hatte er für die Stimmungen der Natur. Als ſeine beſten Schöpfungen nennt man die Fiſcherbilder aus Zandoort. Dall Oca Biancas „Feſttag“ gibt einen Ausſchnitt aus dem italieniſchen Volksleben. In der lachenden Freude der beiden Mädchen, hinter denen die düſtere Kathedrale zurückbleibt, liegt etwas Symboliſches. Ludwig Dettmann, ein geborener Holſteiner und Schüler der Berliner Akademie, Brachts und Thumanns, und auf Studienreiſen in Paris, London, Antwerpen trefflich ausgebildet, hat in der „Heimkehr des verlorenen Sohnes“, dieſem ergreifenden Stoff aus der bibliſchen Geſchichte, den Augenblick zur Darſtellung gebracht, in dem der ‚verlorene Sohn‘ angeſichts des väterlichen Hauſes und in dem beſchämenden Bewußtſein des verlotterten Lebens völlig zerbrochen in die Knie geſunken iſt, und das letzte Schwanken, die letzte Furcht vor der Beichte überwindet. Als Kunſtbeilage bieten wir unſeren Leſern ein Werk Alma Tademas, ein römiſches „Frühlingsfeſt“ darſtellend. Alma Tadema, der ſeinerzeit ein außerordentlich beliebter Maler war, iſt 1836 in Drowryp in Holland geboren. Seine Ausbildung erhielt er auf der Königlichen Akademie in Antwerpen bei Wappers und Dyckmans; von größerem Einfluß aber wurde für ihn der ſtrenge Realismus Henri Leys, des großen belgiſchen Genremalers und Radierers. Seinen erſten Erfolg verdankte er einem hiſtoriſchen Gemälde, einer Szene aus der Merowingerzeit. Später wandte er ſich ganz dem klaſſiſchen Altertum zu und ſchuf auf dem Grunde der ſorgfältigſten archäologiſchen Studien und ausgeſtattet mit glänzender Technik und vorzüglichem Geſchmack eine ſtattliche Anzahl von Szenen aus dem Leben der Griechen und Römer. Eine Ausſtellung ſeiner Werke im Jahre 1882, als er auf der Höhe ſeines Schaffens ſtand, brachte ihm große Ehren.



⌘ Perlſtreifen der Taman-Dajaks. Mittel-Borneo. ⌘

Indoneſiſche Flechtarbeiten und Gewebe.

Überall bei den Naturvölkern ging die Flechtarbeit dem Weben voran, und faſt ſtets findet man bei denjenigen Stämmen, deren Kultur noch eine niedrige iſt, eine große Fertigkeit in Flechtarbeiten. Auch bei den ſchon mehr gebildeten Javanen iſt die Technik des Flechtens in Verfall geraten, während ſie bei den Malaien des polyneſiſchen Archipels noch in vollſter Blüte ſteht. Das Material im Weſten des Archipels iſt meiſtens Rotang und Bambusrohr; im Oſten verarbeitet man die Blätter der Lontarpalme, Binſen, Orchideenſtengel, Ananasfaſern und Baumrinde. Hinſichtlich der Technik gibt es Matten- und Korbflechterei, Quer- und Diagonalflechten. Letzteres iſt allgemein verbreitet; meiſterhaft ornamentiert ſind die von den Dajakfrauen ausgeführten diagonalgeflochtenen einfarbigen Matten. Häufig werden in ein einfarbiges Grundgeflecht Muſter mittels andersfarbiger Flechtſtreifen eingefügt, ein Verfahren, das indes wenig dauerhaft iſt. Auf Sumatra gibt es à jour-Flechterei („Krawang“), deren Öffnungen bisweilen mit hellfarbiger Baumwolle oder mit Kupferplättchen unterlegt werden. Eine ſehr künſtliche Flechtart iſt das „anjam gila“ oder Dreiſternflechtwerk, bei dem den beiden diagonal gelegten Flechtſtreifen noch ein ſenkrecht laufender hinzugefügt wird.

In Singaparna, Celebes und auf den Talauer Inſeln werden treffliche Sachen in Ringflechtarbeit gemacht. Ikatarbeit auf Flechtmaterial findet man auf Borneo, Bali und Halmaheira. Auf Sumatra und Borneo macht man hübſche Kopfbedeckungen aus Rotang. Die Dajakfrauen tragen Hüte aus aneinandergenähten Palmblattſtreifen und Flechtwerk.

Mit der Flechtarbeit findet man vielfach Perlenarbeit verbunden. Auf Groß-Sangir werden in den Harems der Fürſten aus Binſen geflochtene Doſen und Schachteln mit Netzen von Perlen überzogen. Auch in den Batakländern, im Timorarchipel und beſonders auf Borneo werden ſchöne Gegenſtände in Perlenarbeit verfertigt. Die Dajakfrauen ſchmücken die Kopfſchwerter ihrer Geliebten mit reizenden Perlennetzen. Perlenſchmuck wird auf Borneo auch für die Kleider viel benutzt, indem man auf die Frauenröcke kleine Eckſtücke in Perlenarbeit aufnäht. —

Die indoneſiſche Webetechnik iſt ſehr primitiv. Zur Bildung des Faches dienen Litzen an Bambusſtäben, die mit der Hand gehoben werden; nur in Sumatra ſind ſie mit Fußtritten verbunden. Das Weben iſt überall Frauenarbeit. Das einfachſte Webematerial beſteht aus Palmen- und Bambusſchößlingen, aus dünnen Streifen von Piſangblättern und aus aneinander geknüpften Pflanzenfaſern. Kultiviertere Stämme benutzen einheimiſche oder eingeführte Baumwolle, und endlich Seide, die zuſammen mit Gold- und Silberfäden verwebt wird. Da ſich das Weben aus dem Flechten entwickelt hat, ſo ſchließen ſich die einfachſten Webemuſter den Flechtmuſtern an, und es iſt begreiflich, daß geometriſche Ornamente bequemer verwendbar ſind als Naturformen. Beſondere Bindungen trifft man nicht an, die einzige Webeverzierung bildet das Broſchieren. In der Seidenweberei werden zu dieſem Zwecke mit Vorliebe Gold- und Silberfäden verwendet.

Die einfach weiß und blau geſtreiften Gewebe in Mitteljava werden „lurik“ genannt, die dunklen Rautengewebe in Solo und Jogja „ginggang“, und die weſtjavaniſchen Stoffe, die meiſt hellere Farben aufweiſen, „poleng“. In Atjeh werden beſonders reiche Gewebe in rot, grau, ſchwarz und purpur hergeſtellt, auf denen leicht mit Goldfäden broſchiert wird. Neben dem Broſchieren wird ziemlich allgemein noch eine andere intereſſante Technik angewendet, um auf den Geweben Verzierungen herzuſtellen. Dieſes Verfahren hat jedoch nichts mit dem eigentlichen Weben zu tun, ſondern iſt ein Kunſtſtück der Färbetechnik. Durch Umſchnüren beſtimmter Teile der Kette und des Schuſſes mit Pflanzenfaſern, die das Eindringen der Farbſtoffe verhindern, erzeugt die Weberin verſchieden gefärbte Muſter auf der Fläche. Man nennt dieſes Verfahren „ikat“, d. i. binden. Das zweifarbige Ikat iſt auf den Inſeln des ganzen Archipels zu Hauſe; auf Bali muſtert man in weiß, gelb, rot und dunkelviolett-blau. Die prächtigſten Stoffe ſind die reinſeidenen, bei denen Schuß und Kette durch das Ikatverfahren gemuſtert werden. Man nennt dieſe Gewebe „tjindé“. Sie zeigen meiſt auf rotem Grunde eine geometriſche Blumenmuſterung und werden von den javaniſchen Fürſten als Galabeinkleider getragen. — Das Ikatverfahren iſt übrigens nicht auf Indoneſien beſchränkt, ſondern wird in Aſien, von Perſien bis Hinterindien, und auf den Philippinen geübt, auch in Südamerika, und iſt zweifellos der Vorläufer des heutigen Kettendruckes geweſen. M. Kirmis.

Notizen.

Höchſtpreiſe für Briefmarken. Im Hotel Drouot in Paris wurde vor einiger Zeit die Markenſammlung des verſtorbenen Herrn Mirabaud verſteigert. Dabei wurden für die erſte Freimarke der Sandwich-Inſeln 18500 Mark erzielt. Die Marke zeigt in einer Umfaſſung die Wertzahl „2“, darüber „Hawaiian Postage“, darunter „Two Cents“. Das Stück iſt unten rechts geſtempelt und mit einem Aufdruck verſehen. Im Jahre 1904 erſtand ein Londoner Händler für den Prinzen von Wales eine ungebrauchte 2 Pence-Postoffice von Mauritius und zahlte dafür 29650 *M.*

Die erſte Turmuhr der Welt war nach neuen Unterſuchungen das Uhrwerk, das im Jahre 1309 am Glockenturm von S. Euſtorgio in Mailand aufgeſtellt wurde. Bisher galt als erſte Räderuhr das Werk des Italieners Giacomo dei Dondi, angebracht im Jahre 1344 am Turm des Signoriepalaſtes in Padua. — Eine der erſten Taſchenuhren war diejenige, die um 1370 Karl V. von Frankreich zum Geſchenk erhielt. Es war ein ungefüges Werk und kaum in der Taſche zu transportieren. Um 1430 beſaß der Mailänder Gelehrte Andrea Alciate eine Weckuhr, die von den Zeitgenoſſen als ein Wunder beſtaunt wurde. —

Die Ausgrabungen in Jericho, die wiederum von Prof. Sellin (Roſtock) und Prof. Watzinger (Gießen) geleitet wurden, ſind nunmehr abgeſchloſſen. Die Ergebniſſe waren ſehr lehrreich. Die Stadt war von einem ſtarken doppelten (ca. 30 m Abſtand) Mauergürtel umgeben. Unterhalb der kanaanitiſchen Schicht fanden ſich noch ältere Schichten, die bis ins III. Jahrtauſend v. Chr. zurückreichen. Die Freilegung des zuſammenhängenden Komplexes der iſraelitiſchen Anſiedelung gewährte ein anſchauliches Bild altjüdiſcher Wohnräume mit ihrem vielgeſtaltigen Hausgerät. Reſte von Prachtbauten Herodes d. Gr. konnten nachgewieſen werden. MK

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg.
Nr. 29

Daheim
Ein deutſches Familienblatt

16. April 1910

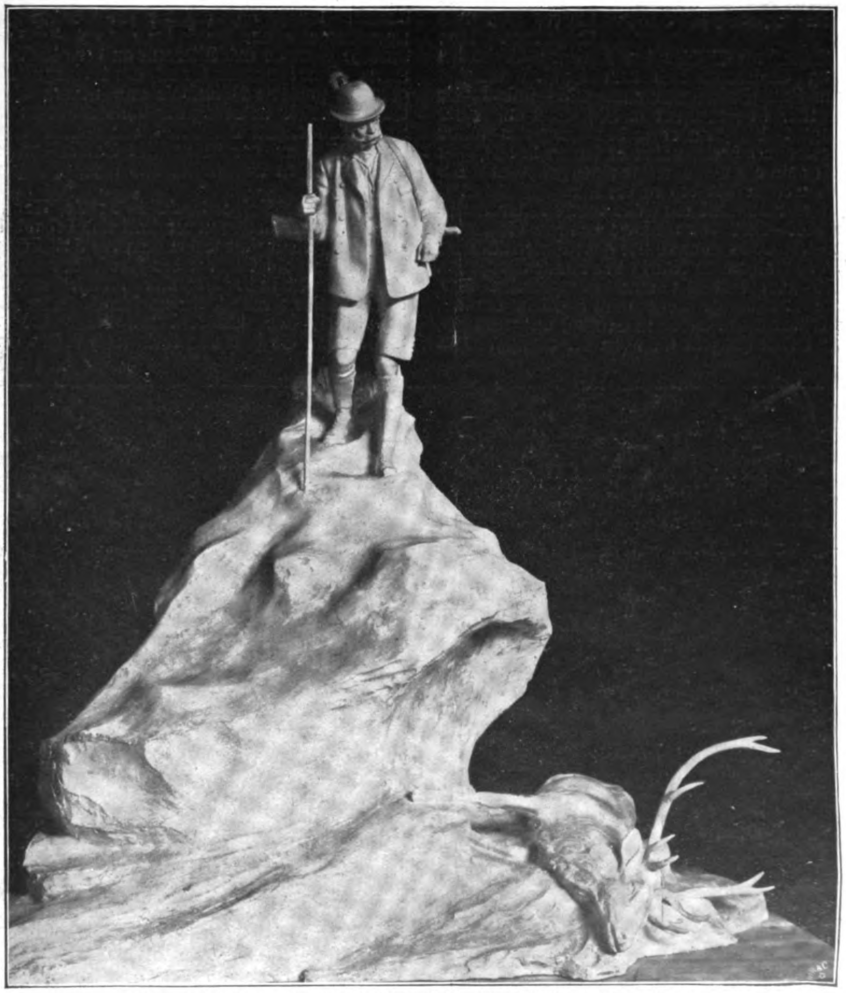
Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt (Fortſetzung) . . . 5
Auf dem Fiſchmarkt. Gemälde von B. Bezzi 9
Fiſchdiebe. Sportliche Plauderei von Walter Freiherrn von Rummel-München 9
Prinzeß Sabine. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda (Fortſetzung) 11
Kinderbildnis. Gemälde v. B. Schramm 11
Die blauen Blumen. Gemälde von Fritz von Wille 13
Im Atelier. Gemälde von Adolf Hengeler 15
Die gute Tante. Plauderei vom Meergreis 15
Die Barke des Dante von Eugène Delacroix 16
Die Kaiſerin Auguſte Viktoria-Stiftung auf dem Ölberg. Von Dr. Joh. Jeremias. Mit einer Abbildung . . . 17
Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary (Fortſetzung) . . 19
Graf Pocci. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Mit neun Abbildungen 21
Schnellzug. Gedicht von Karl Freye. 24
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Hausmuſik — Zum Nachdenken — Sammler-Daheim — Briefkaſten . 25—39
Kunſtbeilage: Die Barke des Dante. Gemälde von Eugène Delacroix.

Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Unter dem Protektorat des Erzherzogs Franz Salvator und dem Ehren-Präſidium des Fürſten Trauttmansdorff hat ſich in dieſen Tagen ein Komitee gebildet, welches zum 80. Geburtstag des Kaiſers **Franz Joſef** am 18. Auguſt 1910 ein Denkmal des Monarchen in Iſchl errichten will. Es ſoll in einer Jagdſzene den Kaiſer als ſchlichten Weidmann zur Darſtellung bringen: ſo wie er in den Bergen Oberöſterreichs der Jagd huldigt. Dieſer patriotiſchen Ehrung liegt der Gedanke zu Grunde, daß alle Waidmänner Oeſterreichs ohne Unterſchied von Rang und Stand, an dem ſchönen Werke mitwirken ſollen, welches eine einzig daſtehende Geburtstagsgabe für den höchſten Jagdherrn bilden wird. Es ſoll außerdem ein ſchlichter Beweis der Verehrung und Waidmannstreue für den ebenſo geehrten wie geliebten greiſen Landesvater ſein. Mit der Ausführung des Denkmals wurde der Wiener akademiſche Bildhauer Georg Leiſek betraut, der das Modell bereits in entſprechender Verkleinerung in ſeinem Atelier vollendet hat. Man ſieht den Kaiſer auf der Jagd. Er trägt das ſogenannte Iſchler Jagdkoſtüm, kurze Lodenjacke, Kniehoſe und Jagdſtrümpfe, ſo daß das Knie frei iſt, und den kleinen, runden Jägerhut mit dem Gemsbart. In der rechten Hand hält der Monarch, ſich leicht aufſtützend, einen Bergſtock, während die linke Hand auf dem Lauf des Jagdſtutzens ruht, der über die Schulter gehängt iſt. Der Kaiſer iſt, von einem Felſenaufbau herabſchreitend dargeſtellt, den Blick nach links gewendet, nach der Richtung, wo am Abhange des Felſens das geſtreckte Wild liegt, ein kapitaler Hirſch, ein Zehnender. Der Künſtler hat es ſich, das ſieht man aus allem, eine Summe


Das Kaiſer Franz Joſef-Denkmal in Iſchl. Von Bildhauer Georg Leiſek.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

von Arbeit, eifrigem Studium und anſtrengender Ueberlegung koſten laſſen, überall zur einfachſten, klarfaßlichen, dabei aber keineswegs nüchternen Anſchauung des gegebenen Vorwurfs zu gelangen. In edler Harmonie ſchließt ſich das Ganze, die Figur des ehrwürdigen Monarchen, Unterbau wie Beiwerk zuſammen; es zeigt eine wohltuende Geſchloſſenheit und eine prächtige Silhouette. Vor allem aber charakteriſiert es das gütige, wohlwollende Antlitz des Kaiſers auf das Glücklichſte. Kraftvolle Einheit und Strenge der Formengebung ſchaffen in dieſem Denkmal einen Geſamteindruck von Ernſt und Würde in Verbindung mit herzerfreuender Wärme.

Prof. Andreas Achenbach †.

* * *

Der Neſtor der deutſchen Künſtlerſchaft, **Andreas Achenbach,** iſt kürzlich zu Düſſeldorf im Alter von 94 Jahren heimgegangen. Er war 1815 in Kaſſel geboren und kam infolge der Ueberſiedelung ſeines Vaters 1823 nach Düſſeldorf. Von 1825–1835 war Achenbach Schüler der dortigen Akademie. Unter der Leitung Schirmers und dem Einfluß Rethels bildete er ſich zum Landſchaftsmaler aus. 1836 finden wir ihn in München, 1837 in Frankfurt a. M., 1838 auf einer Reiſe nach Norwegen. Nachdem er ſo den Stoffkreis ſeiner Kunſt bedeutend erweitert hatte, nahm er ſeinen Wohnſitz in Düſſeldorf und galt bald als Bahnbrecher eines geſunden maleriſchen Realismus, welcher der des in der Landſchaftsmalerei herrſchenden ſüßlichen Romantik ein Ende machte. Er wurde für die Zeit von 1840—1870 der klaſſiſche deutſche Schilderer des ſtürmiſchen Meeres, des vom Winde gepeitſchten Waldes, der Leidenſchaft, des Pathos im Antlitz der Natur überhaupt. Nachdem er 1873 zum Katholizismus übergetreten war, unternahm er eine zweijährige Reiſe nach Italien, die auf ſeine Kunſt aber keinen nennenswerten Einfluß ausgeübt hat. In ſeinem langen Leben hat ſein Schaffen die verſchiedenſten Wandlungen durchgemacht. Nach der erſten Periode der dramatiſchen Landſchaft und ſtarken Technik folgte eine Maſſenproduktion, aus der nur wenige Meiſterwerke hervorragten, wie z. B. die Ueberſchwemmung am Niederrhein, bis er mit dem Beginn der achtziger Jahre wieder zu größerer Ruhe und Sorgfalt kam. In allen namhaften deutſchen Galerien finden wir Werke dieſes ſo überaus fruchtbaren und temperamentvollen Meiſters.

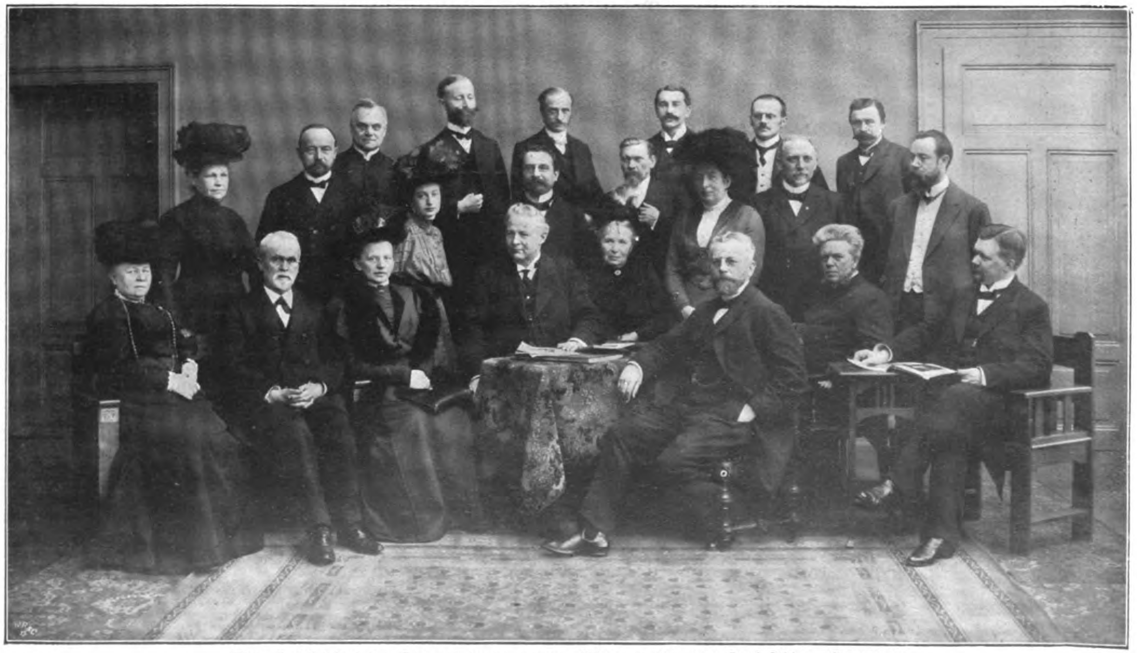
Prof. Dr. Karl Breul.

* * *

Durch die hochherzige Stiftung eines gönnerhaft geſinnten Londoner Deutſchen, des Bankiers Baron von Schröder, konnte kürzlich an der engliſchen Univerſität Cambridge eine ordentliche Profeſſur für deutſche Philologie errichtet werden. Der Wahlausſchuß der Cambridger Hochſchule hat nunmehr auf dieſen Lehrſtuhl **Dr. Karl Breul,** den um die geiſtigen Beziehungen zwiſchen Deutſchland und England hochverdienten langjährigen Dozenten für deutſche Sprache und Literatur an der gleichen Univerſität, berufen. Karl Hermann Breul, am 10. Auguſt 1860 in Hannover geboren, ſtudierte Philologie und neuere Sprachen und erwarb ſich 1883 in Berlin den philoſophiſchen Doktorgrad. Im Juni 1884 erhielt Dr. Breul den Poſten eines Doktors für Germaniſtik an der Univerſität Cambridge, wo er ſeitdem ununterbrochen lehramtlich und literariſch gewirkt hat.

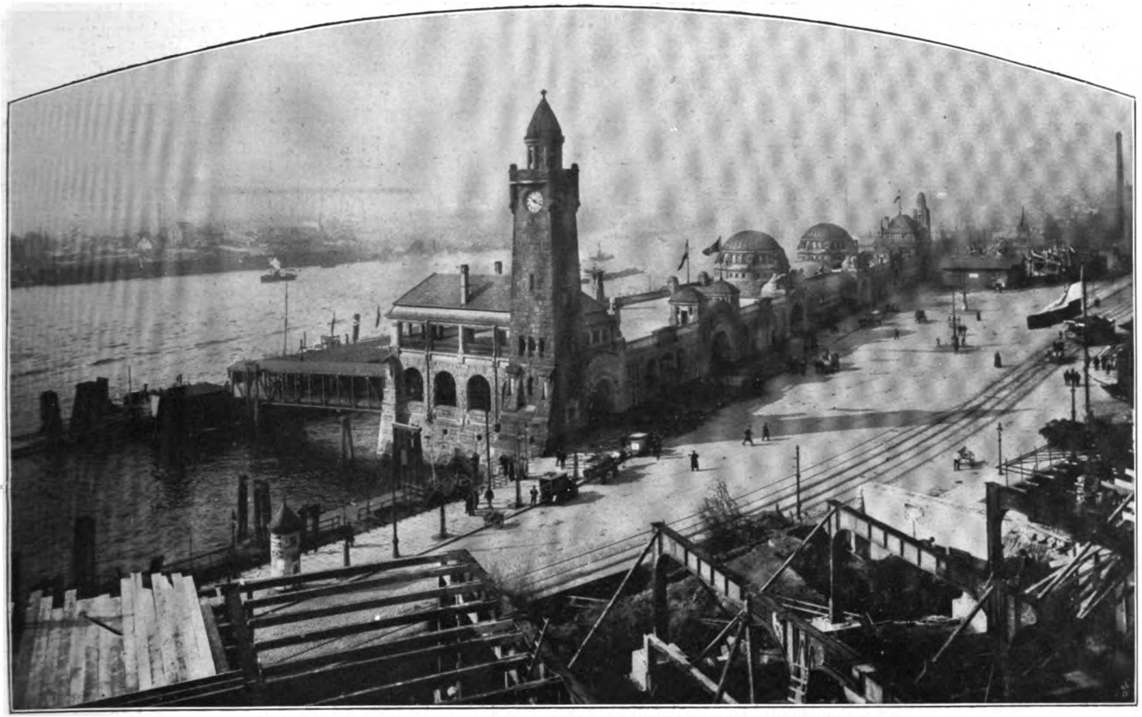
* * *

Der diesjährige **kirchlich-ſoziale Kongreß** fand vom 29.—31. März in Hannover ſtatt und behandelte als wichtigſte Themen „Die ſoziale Bedeutung der chriſtlichen Gemeinde“ im Anſchluß an ein Referat des Profeſſors D. Mahling und die „Wandlungen in der Sozialdemokratie“, worüber Reichstagsabgeordneter Franz Behrens ſprach. Wir führen heute die hauptſächlichſten Vorſtandsmitglieder des Kongreſſes im Bilde vor. Es ſind von links nach rechts (mit der oberſten



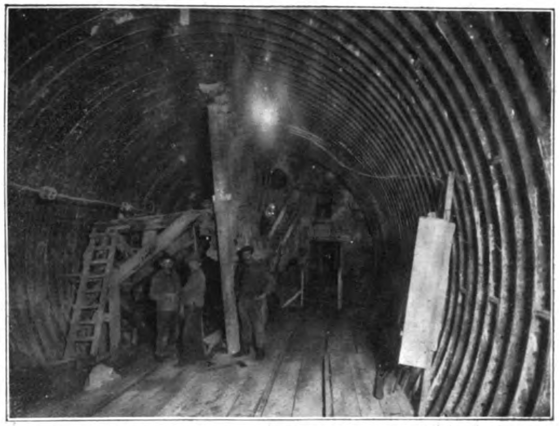
Vom kirchlich-ſozialen Kongreß in Hannover. Photographie von Karl Thies, Hannover.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Die neuen Landungsbrücken mit den Einfahrtsſchächten des Elbtunnels in Hamburg.

Reihe begonnen): Frau von Ahlefeld-Frankfurt (Oder), P. Burkert-Heinzenburg, P. Küntzel-Breslau, P. Thomä-(Braunſchweig) Quaum, Oberpfarrer Reichmann-Hoym, P. Prelle-Hannover, Verlagsbuchhändler Feeſche-Hannover, Reichstagsabgeordneter Behrens-Breslau, Frau Lic. Mumm-Berlin, P. Hof-Windheim, P. Kühne-Groß-Dahlum, Frl. von Köller-Berlin, Lehrer Engelkes-Norden, Verlagsbuchhändler Rippel-Hagen i. Weſtf., Frau von Hahnenfeld-Wiesbaden, Prof. D. Weber-M. Gladbach, Frl. von Knebel-Doeberitz-Berlin, Prof. D. Seeberg-Berlin (Präſident), Freifrau von Dobeneck-Berlin, P. Hardeland-Hannover, P. S. Keller-Freiburg i. B., Lic. Mumm-Berlin (I. General-Sekretär). —



Im Innern des Tunnels während der Bauarbeiten.

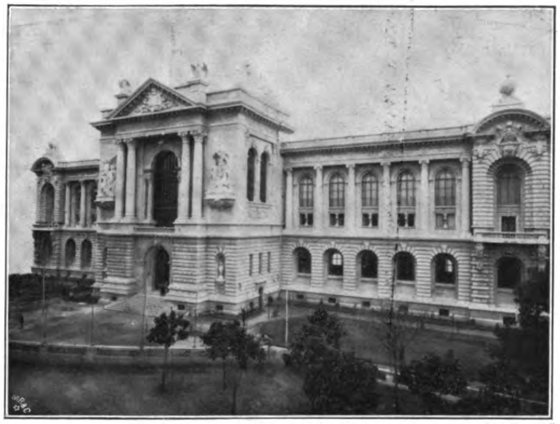
Die erſten Paſſanten des Elbtunnels auf Steinwärder.

Der Elbtunnel in Hamburg. Photographien von G. Koppmann & Co., Hamburg.

Ein Rieſenwerk der Technik geht in Hamburg ſeiner Vollendung entgegen. Ein **Tunnel unter der Elbe,** der die Stadtteile Steinwärder und St. Pauli verbindet, kann ſchon heute in einem Teil benutzt werden. Die eigentliche Eröffnung wird vorausſichtlich am 1. März 1911 erfolgen. Gewaltige Fahrſtühle werden Menſchen und Fuhrwerke in die Tiefe führen und wieder ans Licht des Tages heben. Mit der Fertigſtellung dieſes Unternehmens wird Hamburg den Weg zur Millionenſtadt beſchreiten.

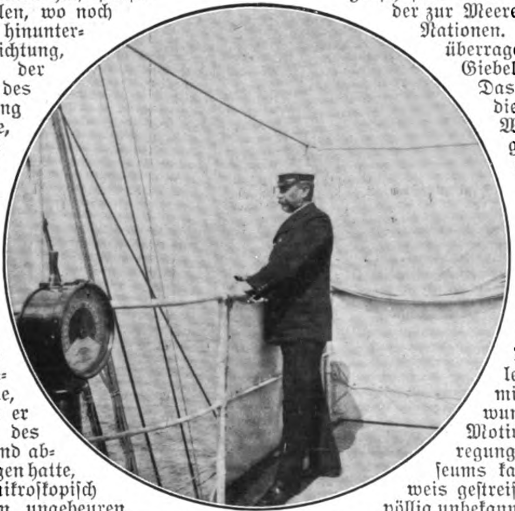
* * *

Das oceanographiſche Inſtitut in Monaco, die eigenſte Schöpfung des Fürſten Albert, wurde vor einigen Tagen ein-

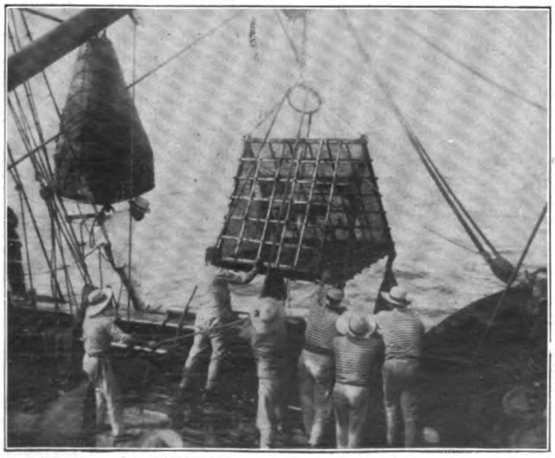


Das Ozeanographiſche Inſtitut in Monaco.

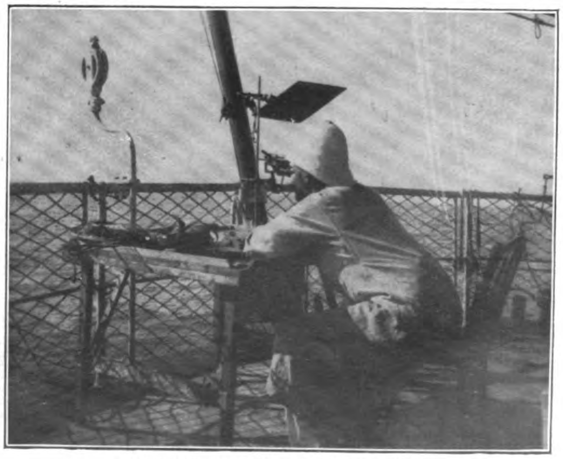
geweiht. Die Liebe zum Meer und zur Wiſſenſchaft trieb ihn, ſich in den Dienſt der Tiefſee-Forſchung zu ſtellen. Unermüdlich fuhr er auf ſeinem Schiff „Prinzeß Alice“ hinaus, um der dunklen Tiefe ihre Geheimniſſe abzugewinnen. Manchen harten Strauß hat er dabei auszufechten gehabt. Bei Spitzbergen mußte er einmal 24 Stunden mit einem Wirbelſturm und den aufgepeitſchten Wogen kämpfen und verdankte ſein Leben hauptſächlich nur dem reichlichen Oelvorrat, mit dem er die Wellen glättete. Aber er verlor den Gleichmut in keiner Lage. Die Mannſchaft der „Schwalbe“ weiß manch Stücklein davon zu erzählen. Im ärgſten Ungewitter und heulenden Orkan ſtand er oben auf der Kommandobrücke und regiſtrierte noch, wenn das Schiff, wie der Seemann ſagt, tanzte, die Ergebniſſe ſeiner Beobachtungen. Mit allen Werkzeugen verſehen, die menſchlicher Scharfſinn zur Erforſchung des Meeres erſonnen hat, prüfte er die Tiefe des Meeres an Stellen, wo noch niemand vor ihm das Senkblei hinuntergelaſſen hatte, erforſchte die Richtung, Ausdehnung und Schnelligkeit der Strömungen, die Zuſammenſetzung des Meerwaſſers, die Strahlenbrechung des Lichts, die Stärke der Winde, den Luftdruck und das Geſetzmäßige in den Erſcheinungen der Natur. Aber nicht genug damit: es lockte ihn, in die geheimſten Tiefen des Meeres zu blicken. Dunkel dämmerte in ihm die Ahnung, vor der Wiege des Lebens zu ſtehen, und immer feſter bildete ſich in ihm die Überzeugung, daß in dem Schoße dieſes befruchtenden Elements die erſten Keime des Werdens erwacht waren. Der Ozean erſchien ihm nun wie ein ungeheurer Speicher von Lebensenergie, und er ruhte nicht eher, als bis er die ſo mannigfaltigen Bewohner des naſſen Reiches in ihren ſchönſten und abſonderlichſten Exemplaren eingefangen hatte, von den winzig kleinen, nur mikroſkopiſch ſichtbaren Lebeweſen bis zu den ungeheuren Walen, den letzten Ueberbleibſeln der rieſenhaften Fauna der Vorzeit. Im tiefen Schlamm auf des Meeres unterſtem Grunde ſuchte er nach den Verſteinerungen der Ichthyoſauren, der Pterodactylen und wie immer die mächtigen Vertreter jener ausgeſtorbenen Gattungen heißen mögen. So von Jahr zu Jahr, während nahezu eines Menſchenalters, ſeine Sammlungen vervollſtändigend, füllte der Fürſt und Forſcher mit jeder neu entdeckten Art, mit jeder bis dahin unbekannten Beobachtung eine Lücke der Wiſſenſchaft nach der andern und zeigte den Menſchen ein Neuland, auf dem ſie nach der Erkenntnis von dem Urſprung des Lebens graben konnten. Wie man auch über Albert I. denken möge, dies ſein Verdienſt iſt unbeſtreitbar und wird ſeinem Namen dauernden Ruhm ſichern. An der äußerſten Spitze ſeiner Felſenhalbinſel, dort, wo die Welle liebkoſend über die bis ins Meer reichenden Steinquadern ſtreicht, errichtete der Fürſt das prächtige Seeſchloß, das zur Bergung der Meeresſchätze beſtimmt iſt und deſſen Einweihung am 29. März gefeiert ward. Eine in Stein gebildete Woge ſchmückt die klaſſiſch einfache und ſtreng gegliederte Front. Darüber leuchtet in weithin ſichtbaren Lettern die Aufſchrift: Inſtitut Oceanographique. Der ſchlichte Fries trägt die Namen der zur Meeresforſchung entſandten Schiffe aller Nationen. Ein Albatros und ein Seeadler überragen an beiden Seiten das ſpitze Giebelfeld mit dem Wappen des Fürſten. Das Innere des Gebäudes weiſt nicht die aus Aquarien her bekannten Waſſerbehälter mit allerhand Seegewürm und Fiſchen auf; es ſind wahre Meeresgärten von überraſchender Farbenſchönheit und einer nie geſchauten Mannigfaltigkeit der Formen, die ſich da in langer Folge aneinanderreihen. Hier können die Kunſtgewerbler ihre Studien machen. Die merkwürdigen Meduſen, die unheimlichen Polypen, die Seeigel und ſchlangenhäutigen Aale; die Algen, die verſteinerten Sträucher und lebenden Pflanzen, ſie würden ihnen mit ihren vielgeſtaltigen Arten und wundervollen Farbenkontraſten neue Motive bieten und tauſendfache Anregung geben. Die Bedeutung des Muſeums kann hier nur knapp mit dem Hinweis geſtreift werden, daß dort Hunderte von völlig unbekannten Meerestieren zum erſten Mal als Studienobjekte ausgeſtellt ſind, daß ſämtliche Produkte des Meeres, wie Sand, Schlamm, Geſtein, Foſſilien, Schwämme, Muſcheln, ſowohl im Naturzuſtand als auch bearbeitet (Perlmutter, Bernſtein, Korallen, Schildpatt, Perlen) vorgeführt werden und daß das geſamte Handwerkszeug des Ozeanographen an Netzen, Inſtrumenten, Taucherapparaten 2c. ausgeſtellt iſt. —



Fürſt Albert von Monaco auf der Kommandobrücke.



Heraufbringen des Netzes aus der Tiefe.



Fürſt Albert von Monaco bei der Arbeit.

Zur Einweihung des Ozeanographiſchen Inſtituts in Monaco.

Daheim
Original z. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt. (2. Fortſetzung.)

Es gab Kaltſinnige zwiſchen dieſer Maſſe. Und das war unſere Rettung. Denn die ſinnloſe Beſtie, die vielleicht in jedem Menſchen ſchlummert und die am leichteſten ausbricht, wenn er in Herden zuſammengedrängt iſt, drohte uns zu zerreißen, zu zerbrechen, zu zerfleiſchen. Ich ſah Augen, aus denen das Entzücken über meine Tat wie ein verzehrendes, nicht einzudämmendes Feuer brach; und Geſichter, in denen dieſe kurze Erinnerung ſchon wieder erloſchen ſchien; Geſichter mit wirren Falten und fletſchenden Zähnen.

Der ganze Menſchenhaufe ſtand unter dem Zeichen der Raſerei, und ein Stimmenchaos von einer ſo unerhörten Stärke brandete über uns hin, daß der Lärm der ſchwerſten Motoren machtlos in ihm erſtickt wäre. Es war ein Ziſchen, Fauchen und Brüllen, ein Auftauchen von Schreien und ein Überbieten, ein Verſinken und Wiederemporkreiſchen. In Windungen, die menſchlichen Gliedern unmöglich ſchienen, ſah ich Männer und Frauen miteinander ringen und gegeneinander kämpfen, um an uns heranzukommen. Aber trotz der Entwicklung einer elementaren Kraft war es ein überaus häßliches Bild. Es dauerte nur einige Minuten, da hatte die Roheit über die Ekſtaſe gewonnen. Man ſtand auf Leibern und trat auf Hände. Und wir waren umringt, und wir wären zu unkenntlicher Maſſe geworden, nicht anders wie Kadaver, über die eine aufgeſchreckte Büffelherde dahinſtürmt, wenn nicht in unſerer Nähe plötzlich einige Helme aufgetaucht wären. Ich ſah blanke Klingen mit unbarmherziger Schnelle und Wucht auf die Köpfe und Federhüte niederſauſen; ich ſah Männer, deren zuſammengepreßten Lippen kein Laut entfloh, mit der Kraft ihrer Leiber die Menſchenmauer durchbrechen und ſich mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit bis zu uns durchſchlagen und ſah dann, wie ſie nach einem Plan, an dem man Sinn und Übung gleichermaßen bewundern mußte, rings um uns herum einen freien Platz zum Atmen und noch mehr, zum Bewegen, ſchafften.

Wir waren geborgen. Vor einer Gefahr, die in wenigen Minuten zu einer Rieſengröße emporgeſchoſſen war. Noch in keinem Falle meines Lebens habe ich mir Feigheit vorwerfen müſſen. Hier, wo auch das Aufgebot aller meiner geiſtigen und körperlichen Kräfte nichts genutzt hätte, war ein Zittern über mich gekommen, deſſen ich mir erſt bewußt wurde, als die Gefahr vorüber war. Und ich habe geſehen, daß der Menſch in die höchſte phyſiſche Not kommen muß, um von der organiſierten Ordnung mehr zu halten, als von der organiſchen.

Mit dem Rücken hatte ich bisher gegen meinen Frigidus geſtanden. Ich ſpürte jetzt, wie in den Körper der Frau, die ſchlaff in meinem linken Arm zur Erde hing, Leben kam. Sie richtete ſich nach einigen unbeholfenen Verſuchen auf, während ihre Augen noch immer wie im Traum geſchloſſen waren. Und dann ſtürzte der Mann auf mich zu und überſchwemmte mich mit einem Schwall von Worten, die ziſchend und ſich überſtürzend aus ſeinem Munde kamen, wie das Waſſer aus der Spitze eines Feuerſchlauches. Er ſang das Hohelied meiner Tat und war dazwiſchen in bewegten Tönen um ſein Weib beſorgt. Und als endlich von einer Angſt und einer Gefahr nirgends mehr die Rede ſein konnte, drängte er ſich an meinen Frigidus. Dieſer Apparat ſchob nun alle anderen Intereſſen in den Hintergrund. Man erſtaunte ebenſo vor ſeiner Unſcheinbarkeit, wie man vorher über ſeine Leiſtungen erſtaunt geweſen war, und es erſchien ſelbſtverſtändlich, mich zu bitten, noch eine Probe mit ihm vor aller Augen auszuführen. Man ſah keinen Motor. Die Tragfläche war ſo über alle Erfahrung und gegen alle Berechnung klein. Während man bei allen bisherigen Flugzeugen mit vierzig, fünfzig, ja ſechzig Quadratmetern Segelfläche operiert hatte, und nur die neueſten, aber als Spielerei betrachteten Konſtruktionen auf ein geringeres Maß hinabgingen, deren geringſtes allerdings immer noch acht und zehn Quadratmeter betrug, begnügte ſich mein Frigidus mit einer Segelfläche von weniger als drei Quadratmetern. Als ich das Maß angab, prallte man auf allen Seiten zurück. Ich faltete daraufhin die Flügel des Frigidus auseinander und ließ ſie, damit bequem nachgemeſſen werden konnte, geklaftert abſtehen. „Wie Senſen ſehen ſie aus!“ hörte ich ſagen; und: „Da muß noch ein anderes Geheimnis dahinter ſtecken. Mit dieſen Flügeln allein kann er nicht fliegen. Das iſt ganz ausgeſchloſſen. Dieſe tragen nicht einmal zwanzig Kilo.“ — „Ja, und ſehen Sie da hinein! — Er hat in dem Apparat einen wundervollen, bequemen Sitz. Er hat dort Proviant. Er hat aeronautiſche Apparate. — Und —“ Er wurde unterbrochen von einem dritten. „Das iſt ja alles ganz egal. Hier handelt es ſich darum: Er bewegt die Flügel. Das haben wir geſehen. So ſchmal ſie auch ſind, ſie ſind doch erheblich lang. Mit Menſchenkraft kann er das nicht. Zudem iſt er doch nur allein. Wo ſteckt der Motor! — Haben muß er einen. — Das iſt das ganze Geheimnis. Wenn wir das —“ die letzten halblaut geſprochenen Worte konnte er nicht mehr vollenden. Ein energiſcher Mann, mit Augen, deren Ausdruck nicht ander als heftig genannt werden kann, ſchob ihn zur Seite.

„Darf ich mir eine Bitte erlauben?“ fragte er in einem Tone, der mehr dringend als freundlich war.

„Wenn ihre Erfüllung meine Pläne nicht ſtört — —“

„Die Antwort freut mich. Ein Dutzendmenſch hätte geſagt: wenn ich ſie erfüllen kann. Ich habe gehört, daß Sie von Hamburg kommen. Sie wollen fraglos nach Paris —“

Ich ſchüttelte den Kopf.

„Nicht nach Paris? — Nicht?“ fragte er faſt faſſungslos.

„Über Paris nach New York.“

Er ſchaute mich an, und der eine und der andere aus der nächſten Umgebung ließ die erhobenen Arme ſchlaff herniederſinken und wich zurück.

„Nach New York?“ wiederholte er endlich das, was die andern leiſe und ſchreckhaft gemurmelt hatten. „Nach New York? — In Amerika?“

Ich nickte.

„Mit dieſem Apparat?“

„Freilich.“

Er wiſchte ſich den ausbrechenden Schweiß von der Stirn. „Sie ſehen aus, als wenn Sie wüßten, was Sie wollen —“

„Ich werde auch ausführen, was ich will —“

Eine Glut ſchoß in ſeine Augen. „Ich bin,“ ſagte er, „Journaliſt. Und — —“

„Von Beruf oder von Begabung?“ fragte ich.

„Von Geburt. Meine Domäne iſt, in den Geſichtern und hinter den Stirnknochen zu leſen. Und es müßte ſchon der abgefeimteſte Schauſpieler ſein, der mich täuſchen —“

„Was ſoll das hier! — In meiner bedrängten Zeit? —“

„... der mich täuſchen könnte. Und Sie, der Sie mit dieſem Dinge da fliegen, Sie haben keine Zeit gehabt, ſich im Schauſpielern zu üben. Laſſen Sie mich mit Ihnen zuſammenarbeiten. Zwei haben in Ihrem Windſpiel nicht Platz?“

„Nein,“ erwiderte ich lächelnd. „Und wenn — ich will allein bleiben.“

„Sie brauchen einen Dolmetſcher für Ihre Taten!“

„Meine Taten brauchen keinen.“

„Und nun? — Steigen Sie wieder auf?“

„In wenigen Minuten.“

„So hören Sie! — Ein Mann von Intelligenz und Kultur kann nicht an Paris vorübergehen —“

„Ich werde von hier nach Paris fliegen, und wohl länger als eine Stunde über Paris verweilen.“

„Und Sie werden in Paris landen.“

„Nein. — Ich werde ſofort weiter über Alençon und Rennes nach Breſt fliegen.“

„Und von dort?“

„Hinaus auf den Ozean.“

„So ſeien Sie doch barmherzig! — Leute,“ wandte er ſich verzweifelt an ſeine Umgebung, „ſo beſtürmt ihn doch mit mir! Wir haben doch alle geſehen, was er kann! Wir ſind Zeugen dieſer ganz unglaublichen, dieſer märchenhaften Rettung geweſen. Wir wiſſen, daß dieſer fliegen kann, wie noch nie einer. Soll es uns geweſen ſein wie ein Traum? — Soll es in unſerer Erinnerung werden, als ſei es ein Blendwerk geweſen aus Schaum und Licht?“

Ich warf mich dazwiſchen. Ich mußte fürchten, daß er mit ſeinen emphatiſchen Reden, mit ſeinen Worten, die in aufreizende Klänge getaucht waren, die kaum zum Schlafen gebrachte Beſtie wieder wachrüttelte. Und ich war wehr- und waffenlos, ſo lange ich nicht die erſten vier oder fünf Flügelſchläge mit meinem Frigidus machen konnte. Wenn ich hier unterlag, gefährdete ich meine Aufgabe und meinen Apparat. Und widerſtehen hieß hier unterliegen. So gab ich ſchnell nach.

„Können Sie mir ein Hotel nennen, auf deſſen Dach ich in Paris landen kann?“

„Ja, auf dem Bau der Dépendance des Hotels de l'Autriche. Kennen Sie es?“

„Ja, — und werden Sie dort ſein?“

„Ganz ſicher! Und dann werde ich dafür ſorgen, daß Ihnen auf dem Wege von Paris bis Breſt überall weithin ſichtbare Fanale den Weg zur Neuen Welt zeigen, ſoweit die feſte Erde reicht. Den Weg zur Neuen Welt — zur neuen Zeit. Vorher aber ſoll unſer Paris, dieſe Verbindung von Arbeit und Genuß, dieſe einzigartige Dichtung von Kultur und Ziviliſation, dieſe Schöpfung, die ſoviel Fauſt wie Gehirn und mehr Herz als beides zuſammen hat, ſie ſoll Ihnen ihre Bewunderung zollen. Und,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „laſſen Sie ſich geneigt finden, den Flug von hier nach Paris langſam auszuführen. Wir wollen vor Ihnen dort ſein, denn wir wollen Sie dort empfangen.“

„Und mir, mein Herr,“ — mit dieſen Worten trat die Dame, die ich vor dem Todesſturz bewahrt hatte, an mich heran — „mir ſei es geſtattet, auch erſt in Paris das zu tun, wozu mich mein dankbares Herz ſchon hier drängt!“ Ein Tränenſtrom rann ihr plötzlich über die Wangen. Ich ließ ſie den begonnenen Satz nicht mehr vollenden, wartete auch nicht mehr ab, bis ihr Mann, der ſich anſchickte, ſeine Bitten mit den ihrigen zu vereinigen, ſeine Worte geſprochen hatte, ſondern begann ſchnell, meinen Frigidus zur Fahrt bereit zu machen. Ich ſchob ihn einige Meter zurück und bat die ſofort Nachdrängenden ihrerſeits auch Raum zu geben. Dann ſchlug ich die ſchmalen, langen Flügel auseinander, ſprang in den in der Federung hängenden Seſſel und ſtellte die Füße auf die Pedalſchienen.

Ich ſah bei dieſen ohne Zögern und von meiner Seite aus lautlos betriebenen Vorbereitungen ſich der Maſſe eine gedrückte Stille bemächtigen. Es war, als wenn dieſen Menſchen allen langſam der Gedanke käme, daß ſie ja eigentlich Narren wären, mich fliegen zu laſſen; und es galt, nachdem ich einmal dieſen Sinn aus den Tauſenden von Augen zu mir herüberleuchten geſehen hatte, ihnen keine Zeit zu der Überlegung zu laſſen, wie ſie ſich meiner bemächtigen könnten. Mein großer Schutz in dieſen wahrlich gefährlichen Augenblicken war der Umſtand, daß eben keiner etwas gegen mich unternahm. Wäre es nur einer, nur ein einziger geweſen, ja, hätte nur ein einziger, der gar nichts getan hätte, der keine Fauſt erhoben, keinen Fuß gegen mich geſetzt hätte, hätte dieſer nur einen Schrei gegen mich ausgeſtoßen, die Gehirne, in denen ſchon das feine Zittern lag, wären ſofort gegen mich alarmiert geweſen.

Aber ich beſchäftigte ſie von Sekunde zu Sekunde. Und das, womit ich ſie beſchäftigte, war in jeder, auch der kleinſten Einzelheit, neu für ſie. Die Sichtſchilde hatte ich weit auseinandergeſchoben, ſo daß jeder von allen Seiten das Innere des eigentlichen Bewegungsmechanismus ſehen konnte. Die Köpfe bogen ſich, und die Augen bewegten ſich hin und her. Man haſchte nach Einzelheiten und lauerte jeder kleinſten Bewegung, die ich machte, nach. Noch hingen die langen Senſenflügel ſchräg abwärts. Ich zwang die Scharniere in die nötigen Flugwinkel und ſchob dann die Hülſen über die Gelenke. Da gab es ein zwar feines, aber bei der allgemeinen Stille doch weit hörbares Knacken. Dann zog ich die verſtellbaren Schulterkiſſen von der Decke über mir herunter, legte mich mit meinen Schultern gegen ſie und trat nun, nach oben durch ſie geſtützt, in einigen rhythmiſchen Stößen mit beiden Füßen gegen die Pedale. Und im gleichen Rhythmus antworteten die Flügelſchläge. Mit vier ſolchen Stößen hatte ich eine Luftſäule von elf Metern unter den Frigidus gebracht.

Ich war frei. Ich zog ohne jeden Flügelſchlag über der Menſchenmaſſe dahin. Und als ich ſchnell die Grenzen des Feldes erreicht hatte, jene Stellen, an denen ſich nur noch vereinzelt Menſchen aufhielten, machte ich einen ſcharfen Bogen und kehrte zurück. Und machte dieſe Kreuz- und Querflüge wohl noch ſieben- oder achtmal. Ich wußte, ich würde in Paris nicht landen; und ich ſchämte mich vor mir ſelbſt, hier zu fliehen ohne irgendeinen Gegenwert des von mir ſchon im voraus gebrochenen Verſprechens. Ich ging vor den Augen einer geſpannt zuſchauenden Menge auf hundert Meter in die Höhe, um unvermittelt von dort um achtzig Meter wieder hinabzuſtoßen. Oder, es iſt nicht ſo ſehr ein Stoßen, und auch nicht ein Stürzen; dieſe Bezeichnungen verſagen gegenüber der Schnelligkeit: es war ein Hinabſchießen. Nicht anders, als wenn ein Habicht auf einen Hühnerhof hinabſchießt. Und in geringer Höhe über ihren Köpfen ging ich in das wagerechte Schweben über. Dieſe Manöver, die einen ſo überraſchenden Anblick bieten, und deren Ausführung ſo außerordentlich ſchwierig erſcheint, verlangen in ihren Einzelheiten nicht die willkürliche Einwirkung des Fliegers. Wäre das der Fall, dann wären ſie überhaupt nicht möglich. Es iſt das Automatiſche an meinem Apparat, das es dem Menſchen ermöglicht, in einer bisher nicht gekannten, und auch ſchon lange nicht mehr erhofften Weiſe, ſich in der Luft zu bewegen. Ja, ich darf mehr ſagen: jene Vollendung, die uns der Frigidus verleiht, iſt nicht einmal allen Vögeln gegeben. Und die alle, die da unten, wie magnetiſch von meinen Bewegungen angezogen, in ihnen etwas Rätſelhaftes, etwas über alle Begriffe Erſtaunliches ſahen, ahnten gar nicht, mit wie wenig Aufwand an perſönlicher Geſchicklichkeit, mit wie geringer Gefahr ſie verbunden ſind. Nicht einmal die perſönliche Geſchwindigkeit iſt hier von beſonderem Ausſchlag. Bei allen bisherigen Syſtemen von Flugmaſchinen kam es ſehr darauf an, wie ſchnell jemand eine Beobachtung, die er machte, in eine Tat umſetzte, die er ausführte. Dem leiſeſten Anſtoße einer Windbewegung, den unzähligen mehr oder minder heftigen Windwirbeln, die faſt ununterbrochen in der Luft herumtoben, mußte rechtzeitig begegnet werden, wenn man nicht am Kippen ſcheitern wollte. Es gab da *Aufgaben*, die eine beim Menſchen nur ſelten vorhandene Feinfühligkeit verlangten. Man führe fünf Menſchen, deren Nervenſyſtem geſund und deren Senſibilität normal iſt, in ein dunkles Zimmer, in das nur durch einen ganz ſchmalen Spalt das Licht einfällt. Jedem dieſer fünf Menſchen gebe man einen kleinen Hammer in die Hand und veranlaſſe ſie, ſich bereit zu machen, in dem Moment, in dem das Zimmer plötzlich ganz verdunkelt wird, mit dem kleinen Hammer auf den Tiſch zu ſchlagen. Man ſollte meinen, das würde nur einen Schlag geben; aber die perſönliche Geſchwindigkeit iſt bei den verſchiedenen Menſchen ſo weit auseinander liegend und bei manchen ſo über alles Erwarten gering, daß man ſicher ſein kann, in dem Augenblick, in dem man den Lichtſpalt blitzſchnell mechaniſch verſchließt, mit einem geübten Ohr fünf verſchiedene Hammerſchläge zu hören. Das heißt nichts anderes, als daß dieſe fünf Menſchen, ſobald ſie ſich in einen Flugapparat ſetzen, ſehr verſchieden gegen die äußeren Gefahren gewappnet ſind. Während der eine mit einer bemerkenswerten Feinfühligkeit auch den leiſeſten Winddruck auf die Segeltragflächen ſeines Flugzeugs ſofort aufnimmt und ihn durch einen Gegendruck auf das Steuer unſchädlich macht, wird ein anderer, weniger empfindlicher, ſeine Gegenmaßregeln zu ſpät treffen und vom Winde geworfen werden. Er hat ſich dann, wie man zu ſagen pflegt, ‚verfühlt‘. Das verhängnisvolle Kippmoment tritt ein, und er überſchlägt ſich. Alle dieſe Fährniſſe kennt mein Frigidus nicht. Weil er genau, wie der Mechanismus, der dem Vogel zum Fliegen gegeben iſt, Stöße allerart, die von irgendwelchen Seiten einwirken könnten, durch die Elaſtizität ſeiner einzelnen Teile abfängt und derart abſchwächt, daß ſie, an den Außenflächen auf eine nachgiebige Materie ſtoßend, vollſtändig wirkungslos geworden ſind, ſobald ſie auf den Flieger ſelbſt und den Schwerpunkt ſtoßen.

Ich ſah bei den Menſchen, die unverwandt meine Operationen beobachteten, zuletzt das hellſte Entzücken ausbrechen. Das dicht beſäte Feld wurde, je ſtärker ich meine Bewegungen geſtaltete, je enger ich die Kreiſe zog, je ſchärfer die Winkel waren, in denen ich aus einer Flugrichtung in die andere überging, um ſo mehr zu einer flimmernden Ebene. Hände, Tücher und Hüte winkten; ein vieltauſendſtimmiges Toſen drang zu mir herauf; und als ich einmal ganz tief über ihnen dahinſtrich, ſo tief, daß ich ſehen konnte, wie ſich die Federn auf den Frauenhüten unter dem Windzuge bogen, da warfen ſie in ihrer Begeiſterung Blumen und ganze Buketts zu mir hinauf und gegen mich. Viele flogen vorüber, ohne mich zu treffen; aber auch ſo manche Roſe und ſo manche Nelke, ſo mancher feiner Fliederſtrauß fiel hinein in mein kleines fliegendes Häuschen. Zwei Chryſanthemen habe ich nachher ausgeſucht. Ich will ſie für mich behalten, um ſie mit auf den Ozean hinaus zu nehmen; die anderen alle werde ich über Paris wieder hinabflattern laſſen. Blume um Blume, und Strauß um Strauß; Blatt um Blatt.

Als ich nun faſt eine halbe Stunde dieſer Menſchenmenge hier eine gute Wegſtunde vor Paris das Schauſpiel meiner Fliegefähigkeit gezeigt hatte, zog ich noch einmal über ihr dahin, ihr einen Abſchiedsgruß zuwinkend. Man verſtand mich auch. „A Paris! — A Paris!“ tönte es mir in durcheinander wirbelnden Lauten von unten entgegen. Ich flog nun in einer das ganze Feld umkreiſenden Spirale ſchnell zur Höhe und befand mich wenige Minuten ſpäter auf zweitauſend Metern. Es war ſchon faſt Kataſterbild. Ich blickte hinunter und ſah, wie ſich das Feld, auf dem kurz vorher noch die Menſchen ſo dicht nebeneinander geſtanden hatten, wie die Grashalme auf einer Prärie, ſchnell entleerte. Jeder von ihnen fürchtete wohl, zu dem neuen Schauſpiel über und in Paris zu ſpät zu kommen. Ich ſah ſie auf der Chauſſee entlang ziehen; und es ſah nicht anders aus, wie eine Ameiſenwanderung. Ich ſah ſie den Bahnhöfen zuſtrömen und ſah die langen Züge mit ihren ſchweren Lokomotiven und den ſich ſcharf im Gelände abhebenden, weithin leuchtenden weißen Dampf- und Rauchſchwaden nach Paris eilen. Ich ſah aber auch, wie ſich einige der Flieger, die ſich während meiner Vorführungen zurückgehalten hatten, wieder zum Fliegen bereit machten. Sie ſchurrten hier und da faſt hundert Meter über dem nun faſt gänzlich verlaſſenen Felde entlang, und hier und da erhob ſich auch der eine und der andere zu einer Höhe, die von mir aus bedauerlich geringfügig ausſah. Und als ich in einigen Minuten wieder zurückſah, konnte ich keinen Fortſchritt bei ihnen entdecken. Das Flugfeld hatte ſich ſchon erheblich rückwärts nach dem Horizont zu verſchoben, aber keiner der Flieger war in einer Höhe und Richtung zu erblicken, die erhoffen ließen, er werde tatſächlich mit mir zuſammen in Paris anlangen.

Paris ſelbſt ſchob ſich unterdeſſen heran. Dieſer bunte, vielzackige Rieſenpilz, dieſes vielſchattierte Bukett in einer farbenreichen Landſchaft.

Dieſes Paris, das hier unter mir heranzieht, ſtrömt ſchon bis hierher jenen eigenartigen Dunſt aus, der mich auch, wenn es Nacht und Nebel wäre, wenn mir jede Ausſicht verſperrt bliebe, ſofort ſagen ließe: „Jetzt fliegſt Du über eine Stelle, die eine Maſſenwohnſtätte für Menſchen bildet.“ Die Luftſäule iſt geſättigt mit jenem unerklärlichen Gemiſch von Gerüchen und Dünſten, die es uns auch unterſcheiden laſſen, ob eine Wohnung, die wir betreten, von Menſchen verlaſſen oder bewohnt iſt. Nichts iſt an dieſer Atmoſphäre, was unangenehm oder gar widerlich wäre; es iſt in einiger Beziehung ſogar etwas ſympathiſch Warmes. Es mag das daran liegen, daß das Schwere an dieſem Dunſt, das Stickige, alles, was Kopf und Lunge

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

belaſtet, tief unten bleibt und ſich wie ein leiſe hin- und herwallender Schleier auf das Häuſermeer legt. Bis hier oben herauf iſt bereits geſiebt und geſichtet.

Nun haben wir heute auch noch einen friſch und fröhlich dahinziehenden Südweſtwind. Und es iſt noch nicht Mittag. Ich treffe jetzt auf die erſten Vororte. Vor mir in der Tiefe liegt St. Denis. Nach Südoſten Fort de Chelles und Nogent an der Marne. Ich ſehe die Seine, die von Süden herkommt, ſich in ſchlangengleichen Windungen durch den weiten Keſſel, der unter mir liegt, hindurchwinden; ich ſehe ſie dahinten um das Boulogner Gehölz herumfließen, in deſſen verlängerter Perſpektive Verſailles herüberſchimmert. Ich ſehe nun endlich dieſes gigantiſche, in allen Teilen durchwühlte und überall kribbelnde Ungetüm unter mir. Ich ſehe Paris von Wolkenhöhe aus.

* * *

Der geiſtreiche Abbé Galiani, von Geburt ein Italiener, von Natur und Empfindung ein Franzoſe, ſchrieb nach ſeiner unerwarteten, aber in ehrenvolle Form gekleideten Abberufung aus Paris an ſeine Freundin, die Frau von Epinay: „On m'a arraché de Paris, et on m'a arraché mon cœur!“ Man hat mich von Paris weggeriſſen, und man hat mir damit das Herz herausgeriſſen. — Das ſchrieb der Mann, von dem Madame Necker nach einigen, wenigen Begegnungen in den Pariſer Salons jener Tage erklärt hatte: „Der Abbé Galiani wird nicht bei Hofe réüſſieren!“ Er hat réüſſiert. Freilich, aber der große Magnet Paris hat ihm auch alle Eiſenteilchen ſeiner Adern herausgezogen, ſo daß er als ein blutſchwacher Schemen zurück in ſeine Heimat kam.

Und wie ſich aus den zahlloſen kleinen Schornſteinen der Hausqualm in ebenſo zahlloſen Windungen wie ein ewig wechſelndes Filigranmuſter über den Teppich da unten legt, ſo, ſcheint es mir, geſtalten ſich die Rauchſchwaden in unerklärlichem Spiele in ihren vom Winde hin- und herbewegten Schwingungen zu Namen, deren Träger hier unten einmal eine Rolle geſpielt, hier unten geſungen und geblutet haben. Wehende Leichenſteine. Und wie auf einem Kirchhofe unſcheinbare Tafeln und monumentale Denkmäler einander abwechſeln, ſo flimmert auch hier bald einmal ein ſchnell wieder zerflatternder Name vor den Augen, bald ſchiebt ſich, wie von unſichtbarer Hand getrieben, ein Rieſendokument über die ganze Stadt und läßt ein Licht über ſie ausſtrömen, wie wenn es die Gewalt hätte, farbiges Glas zwiſchen mich und dieſe Sonne da unten zu ſchieben. Galiani nannte Paris in den erſten Wochen ſeiner Anweſenheit „le grand Café de l'Europe“. Weil ihm der Horizont noch eingeengt war. Weil er in der Kultur noch nicht flügge war. Als er aber Diderot kennen gelernt hatte, und Helvetius und Holbach und d'Alembert; als er die Enzyklopädie entſtehen ſah, da erwuchs ihm allmählich die geſchliffene Linſe, durch die allein man die Kultur erkennen kann.

Dieſes Lutetia Pariſiorum, das faſt zweitauſend Jahre alt iſt, und das dieſe zweitauſend Jahre einem Quell unverwüſtlichen Vorwärtsdrängens verdankt, das an Glanz durch jeden Schliff, den die Entwicklung mit ihm vorgenommen hat, nur gewinnen konnte, dieſes Paris liegt jetzt zu meinen Füßen, wie ein aufgeſchlagenes Buch.

Ich habe nichts mit der Führung meines Frigidus zu tun. Ich habe ſeine Flügel in einen beſtimmten Winkel eingeſtellt, und darf mich nun körperlich untätig zurücklehnen. Er zieht Kreiſe. Ununterbrochen große Kreiſe. Ich habe nur nötig, zu ſchauen, mich zu erinnern, und zu leſen. Mein Barograph zeigt zweitauſendſechshundert Meter an. Das iſt die mehr als achtfache Höhe des Eiffelturmes. Und die Kreiſe, die ich ziehe, ſind bei dem Winkel, in den ich den Apparat eingeſtellt habe, ſo groß, daß ich ſo recht eigentlich Paris fortwährend umrunde. Zweimal habe ich ſchon den Kreis geſchloſſen. Im Verlaufe von ſiebzig Minuten. Ich ſehe hinunter, mit dem Ellenbogen auf den Rahmen geſtützt und mit der anderen Hand ſchreibend. Es iſt ein grandioſes Bild. Nicht die Anhäufung von Häuſern, nicht das Aneinanderreihen von Feſtungen, ſondern die Form, die ſich aus jenen zweitauſend Jahren herauskriſtalliſiert hat. Dieſes Menſchheitsdokument, das über ein kleines ein ganz anderes Geſicht haben wird.

So, — jetzt habe ich den Winkel zum langſamen Sinken eingeſtellt. Ich werde von nun an in etwa einer Stunde etwas tiefer ſchweben als die Spitze des Eiffelturmes. Frigidus macht eine Spirale mit ſchwacher Neigung. Auch eine der wunderbaren Eigenſchaften dieſes neuen Flugapparates: Wenn man nicht ganz beſondere Anſtrengungen macht und ganz beſondere Vorkehrungen trifft, iſt es ganz unmöglich, ſchnell zur Erde niederzukommen. Ich habe faſt ebenſoviel Zeit nötig, auf eine Höhe von zweitauſend Metern zu gelangen, als von dieſer Höhe hinab in die Ebene. Ich will in Paris nicht landen, aber ich will meinem Verſprechen möglichſt nahe kommen.

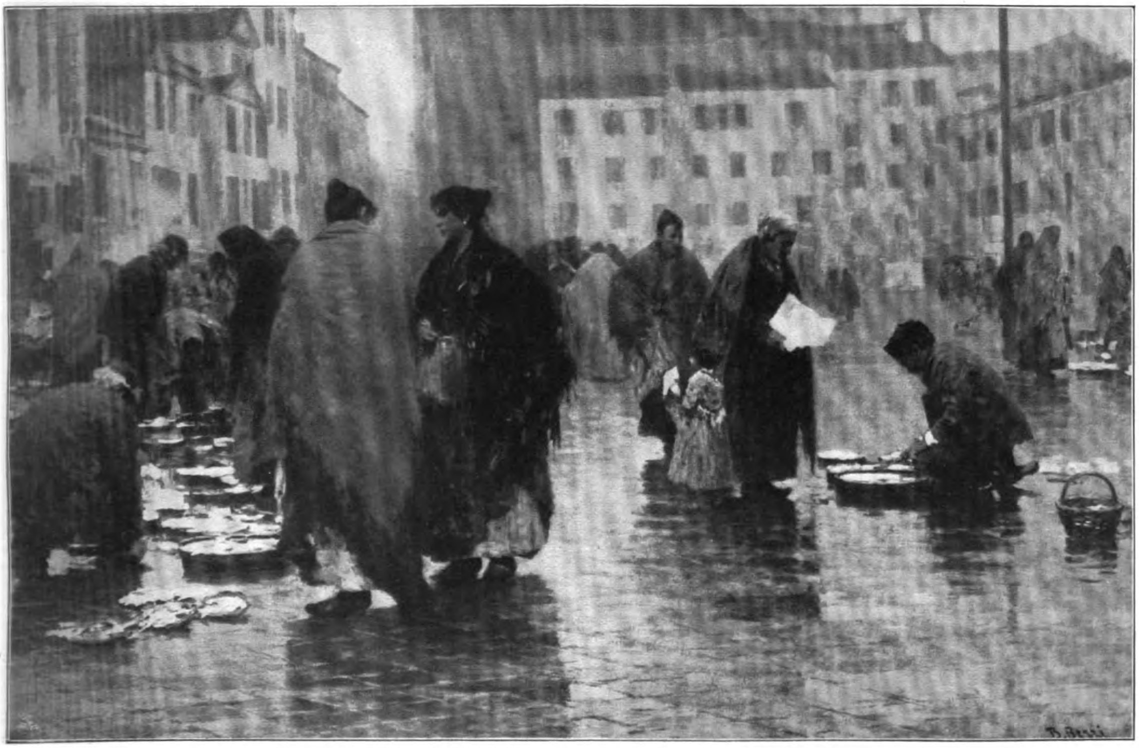
Es iſt von hier aus, wo ich in jeden Winkel und in jede Gaſſe hineinſehen kann, nicht zu verkennen, daß der Mann, der ſich mir draußen auf dem Felde als Journaliſt vorgeſtellt und als Hilfe und Mitarbeiter, als Dolmetſch angeboten hat, ſchon eifrig am Werke geweſen ſein muß. Der Durchſchnittsmenſch ſieht auf der Straße nicht an den Himmel; durch mein Rohr erkenne ich aber, daß da unten faſt alles, was ſich im Freien befindet, nach oben ſchaut. Ich kann es nicht mit Sicherheit ſagen, aber ich habe die Überzeugung, daß jene vielen einzelnen Menſchen, die ſich mit beſonderer Eile durch die Straßen bewegen, die mit lebhaften Geſten etwas Flatterndes, Weißes in den Händen hin- und herſchwingen, Verkäufer von Extrablättern ſind, die den Pariſern die Kunde von mir bringen ſollen. Ich ſehe, wie man ſich um ihre Blätter reißt, wie man ſteht und lieſt und wie man den Kopf ins Genick wirft und den Himmel abſucht. Und ich ſehe auch, daß man mich findet. Wenn ich eine beſtimmte Straße durch das Rohr im Auge behalte, kann ich feſtſtellen, daß die Menſchlein da unten, ſobald ſich ihnen mein Anblick infolge der hohen Häuſer entzieht, auf das jenſeitige Trottoir ſtürzen und zuletzt dicht aneinander gedrängt an den Mauern der Häuſer und auf den Stufen der Haustüren ſtehen. Und je länger ich hier oben kreiſe, um ſo ſicherer wiederholt ſich dieſe Erſcheinung überall. Jetzt ſehe ich auch, wie ſich die Dächer der Häuſer beleben. Ich ſehe, wie ſich auch auf den Eſtraden der Kirchtürme bewegliche Flecken zeigen, und dort drüben ziehen Ströme von Menſchen in eiligem Durcheinander nach dem Marsfelde, hin zu dem Eiffelturm. Und auf dem Turme ſelbſt ergießen ſich auf den verſchiedenen Etagen aus den Fahrſtuhlportalen heraus Menſchenmaſſen, die nichts Eiligeres zu tun zu haben ſcheinen, als an die Baluſtraden zu ſtürzen und den Himmel und den Horizont nach der neuen Erſcheinung abzuſuchen. In einer Beziehung iſt übrigens gerade dieſer Anblick nicht ganz frei von Lächerlichkeit. Ich bin wie ein Magnet. Da ich den Eiffelturm in weitem Bogen umkreiſe und es doch immerhin faſt zehn Minuten dauert, bis ich wieder auf derſelben Seite erſcheine, umkreiſen dieſe Menſchen auf den verſchiedenen Plattformen den Turm ebenfalls. Doch nicht lange mehr. Jetzt ſind ihrer bereits ſo viele geworden, daß ein Herumſchieben und Verdrängen nicht mehr möglich iſt. Die Spitze des Turmes liegt immer noch tief unter mir. Ich kann erkennen, daß unten am Fuße dieſes durchſichtig erſcheinenden Bauwerkes bereits der weitere Zugang gewehrt wird. Und wohin ich ſonſt ſehe, kein Kirchturm iſt leer.

Wenn ich dieſer ungeheuren durch mich in Bewegung geſetzten Menſchenmenge plötzlich ſuggerieren könnte, daß ich ein Weſen wäre, das Haß trüge und Rache ſänne, daß ich auf meinem Frigidus eine beträchtliche Maſſe des verderblichſten Sprengſtoffes mit mir führte und mir nur deswegen noch ein Zögern auferlegte, weil ich noch nicht die dichteſte Stelle der Menſchenleiber gefunden hätte, daß ich aber dann, vielleicht im Wahne eine patriotiſche oder ſoziale

Miſſion zu erfüllen, keine Sekunde zögern würde, die Vernichtung vom Himmel regnen zu laſſen, dann würde in dieſem Augenblicke dieſe Suggeſtion mehr ausrichten, als ich, der ich doch nur einen einzigen Punkt in der Höhe ausfülle, je tun könnte. Und hätte ich ſelbſt eine Maſchine, die das Verderben nach allen Seiten ſpeien könnte. Dieſe Suggeſtion würde an allen Stellen wirken. Sie würde Türme, Dächer und Straßen mit einer Gewalt leeren, die das Innere aller bewohnten Räume, die Hallen der Kirchen und die Tiefe der Katakomben mit zermalmten Leibern anfüllen würde.

Ich nehme die Blumen, die mir auf dem Flugfelde zugeworfen wurden, und werfe ſie, eine nach der andern, in die Luft. Keine jedoch, ehe ich nicht den Fall der vorhergehenden bis zum Auftreffen verfolgt habe. Zuerſt flog eine Maréchal Niel hinunter. Ihr ſattes Gelb hielt ſich lange für das Auge klar. Sie überſchlug ſich, wirbelte dann anſcheinend haltlos herum, und als ſie endlich ihren Schwerpunkt gefunden hatte, wurde ſie vom Winde in einem wilden Spiel aus der Höhe durch die immer dichter werdenden Luftſchichten in die Tiefe geführt. Frigidus ſtrich mit mir gerade über der Rue Bolivar beim Park von Chaumont entlang; ich ſehe nun, wie der feinſchattierte gelbe Fleck den Kanal St. Martin überfliegt, wie er in großem Bogen über die Rue Lafayette getragen wird und — das war wohl kaum der Zweck des Grußes — wie er jetzt hinunter taumelt in den ſtillen und leeren Hof des Gefängniſſes von St. Lazare. Dort liegt nun dieſe Stolze unter den Stolzen unbeachtet auf einer kalten, grauen Trottoirplatte. Ein Büſchel von Reſeden fliegt hinterher. Ich habe an ihm, um ihn mir durch das Rohr beſſer kenntlich zu machen, einen Streifen weißen Seidenpapiers befeſtigt. Das macht nicht nur kenntlicher, das gibt auch eine größere Stetigkeit im Fluge. Der kleine Strauß ſinkt ſchnell, und ich muß rückwärts nach unten ſchauen.

(Fortſetzung folgt.)



Auf dem Fiſchmarkt. Gemälde von B. Bezzi.

Fiſchdiebe. Von Walter Freiherrn von Rummel-München.

Über den Bruder des „Fiſchdiebes“, über den „Wilderer“, iſt ſchon viel geſagt und geſchrieben worden. Eine typiſche Figur der Gebirgsromane, ſpielt er auch in vielen Bauernſtücken eine führende Rolle, und wohl auf jeder Kunſtausſtellung iſt ihm das eine oder andre Bild gewidmet. Draußen aber auf dem Lande erklingt zur Zither manches ihn verherrlichende Lied; wird er einmal erwiſcht und eingeſponnen, ſo erſtrahlt auf dem Haupt des aus dem Gefängnis Zurückkehrenden die Gloriole der Märtyrerkrone. — Nun iſt er erſt recht ein angeſehener und berühmter Mann geworden.

Ganz anders der Fiſchdieb! Kein Sang tönt ihm zu Ehren, und der großen Menge iſt er gänzlich unbekannt. Nur die, die wohlvertraut mit See und Strom ſind, kennen und ... fürchten ihn. — Leis iſt ſein Schritt auf ſeinem nächtlichen Schleichweg, vorſichtig lugt er aus den Weiden heraus, Binſen und Röhricht biegt er behutſam zur Seite — ihr Flüſtern und Wiſpern wird übertönt vom Rauſchen der Flut. Kein lauter Schuß wird ihn verraten, keine Schweißſpur zeichnet die Beute, kein Hund nimmt die Fährte auf. Der Fiſchotter bleibt manchmal in einer Falle hängen, des Fiſchdiebes wird man faſt nie habhaft. Den Wildſchützen treibt manchmal — gewiß nicht immer — die Luſt und Freude an der Jagd ſelbſt in Wald und Feld hinaus, der Wildfiſcher verſpürt viel weniger den Pulsſchlag irgendwelcher Leidenſchaft. Faſt immer liegt ſeinem Handeln Gewinn- oder Geldgier zugrunde.

Der Wilderer iſt, ſoweit er nicht nur mit der Schlinge arbeitet, wenigſtens in ähnlicher Weiſe wie der Weidmann tätig, der Fiſchdieb kennt meiſt nur die zu allertiefſt ſtehenden Fangarten, denen jeder gute, etwas von ſich und ſeiner Kunſt haltende Sportsfiſcher weit aus dem Wege geht, die „Legangel“, die „Meſſingſchlinge“, Dynamit und ähnliche rohe Raubfiſcherei. — —

Hat die beſte Fangzeit begonnen, ſo rufen die Fiſcher ſich „Petri Heil!“ zu. Es klingt gerade ſo hell und froh, iſt kein ſchlechterer Gruß als das „Weidmannsheil!“ Aus Rauch und Dunſt der Stadt wandern ſie alle frohgemut hinaus ins Moos, in die Heide, in ganz einſames Bergtal, jeder in ſein ſtillſtilles grünes Revier. Luſtig rauſcht ihnen ihr Bach, Fluß oder Strom zu. „Gut Waſſerweid“ wird es geben; künſtliche Fliege oder Spinnfiſch wird die glatten Waſſerbewohner bald zahlreich herauflocken; noch hat gar niemand im Jahr die Strecke begangen. —

Aber da iſt ja der ganze Uferſaum vollſtändig vertreten; förmliche und regelrechte Fußpfade, eine ganze Straße ſchmiegt ſich zu beiden Seiten dicht an den Fluß an! Ein „anderer“, ein Nichtberechtigter, ihrer mehrere ſogar ſind vor dem Eigentümer, ſind vor dem Pächter ſchon hier geweſen.

Mißmutig pilgert man ſeinen Fluß hinab. Wo man auch ſein Heil verſucht, vergeblich alle Mühe.

Vor uns nun eine von tiefem Strom umſpülte Halbinſel — auf ihrer Spitze ein beſonders verlockender Platz. Doch auf dem Landweg können wir nie dahin gelangen, der weiche Moorboden bricht unter der Laſt des Menſchen. Aber Sand und Kies des Flußbettes ſind ein ſicherer Weg. Ins Waſſer hinein! Raſch treibt die ſcharfe Strömung uns hinab.

Wir waten und waten, der Fluß wird ſtärker, ſchon umrauſcht die ſchwer hinabdrängende Flut den Oberſchenkel, der leichte Sand zerſtiebt unter dem ſchwer auftretenden Fuß, wir ſinken tiefer, aber freundlich winkt da ein Pfad. Ein „anderer“ iſt auch hier ſchon geweſen und hat ihn liebereich für uns gebahnt. Da, wo dieſer Weg führt, ſind wir ſicher, daß der Boden uns tragen wird. Wir werden auch in keinen verborgenen Tümpel, in kein von Blattwerk überſponnenes Waſſerloch ſtürzen, in keinen Moraſt einbrechen. Der „andre“ kennt ſein Revier. —

Schon ſtehen wir auch auf der erſehnten Landſpitze und ſehen durch eine in die vorgelagerten Schilfmauern eingemähte Gaſſe — auch wieder ein Kunſtwerk des „andern“ — auf den Fluß hinaus, der hier einen weit ausgeholten und ſtark geſchweiften Bogen ſchlägt. Tief, ruhig und faſt regungslos das Waſſer zu unſeren Füßen; wie ein kleiner grüner Gebirgsſee ſieht es ſich an. Hier, nahe dem Ufer, in den Binſen, zwiſchen Schilf, Röhricht und Waſſerroſen verſteckt, lauern ſchwere Hechte, wilde, erbarmungsloſe Wegelagerer, den vorbeihuſchenden Fiſchlein und unvorſichtig umherſchwimmenden Moosfröſchen auf. — Drüben aber, am andern Ufer, wo der weitertreibende, lebhaftere Fluß ſchwarze Tiefhöhlen ins Waſſer gewühlt hat, ſtehen mächtige Huchen, ein Vierzigpfündiger darunter, allzeit bereit, eine wilde Hetzjagd hinter der ſchattengleich raſchen, ſchwarz getupften Äſche anzutreten. —

„Es war einmal! Es war!“ — All die Hechte und Huchen hat ſich längſt der „andre“, der unbekannte Wegemacher und ſachverſtändige Pfadfinder aus der grünen Tiefe herausgeholt, nicht mit flottem, fiſchgerechtem Weitwurf, nicht mit dem luſtig blitzenden Spinnfiſch, auf den die in ihrem Waſſerſchloß hauſenden, ſcharfbewehrten und ſilbergepanzerten Raubritter in wildem Drauf und Dran lospreſchen, nicht im tollen, aber ſo oder ſo bald entſchiedenen Gefechte, nicht in freier, fröhlicher Feldſchlacht. An gemeinem Galgen haben die ſtolzen Kumpane, die Grandſeigneurs der Tiefe ein unrühmlich Ende gefunden, an der „Legangel“. Mit dem „Nachthaken“ wurden ſie erbeutet, mit dem feigen, plumpen und kunſtloſen Nachthaken, zehnmal böſer und grauſamer als alle auf Wildwechſeln liegenden Schlingen. Ein gequältes, lebendes, durch den Leib angeködertes Fiſchchen als Lockſpeiſe, ein Stückchen Hanfſchnur, gerade ſo lang als der raubende Fiſch benötigt, um den Köder arglos verſchlingen zu können — und ſtunden-, tage-, nächtelang hat dann der arme Gefangene ſich mit den Stahlſpitzen im Magen abplagen müſſen, bis es endlich ſeinem Peiniger gefallen hat, ihn — halb tot ſchon — zu erlöſen.

Keiner unſerer Würfe wird von einem anſpringenden Huchen, einem heraufſchießenden Hechte beantwortet. Wie von Schwingen getragen, in leichtem Fluge jagt der blitzende Lockfiſch hinaus, fliegt, ſilbern in der Sonne erglänzend, zwanzig und dreißig Meter dahin, fällt am jenſeitigen Ufer ein, dreht ſich und wendet ſich, ſucht den Uferſaum drüben der ganzen Länge nach ab, arbeitet ſich langſamer durch den breiten Strom der Mitte und ſpielt nun in der tiefen, ruhigen Gumpe des diesſeitigen Geſtades umher. Es iſt zwar nur ein toter Lockfiſch — lebende nehmen wir nicht —, aber führende Hand, Wirbel und Turbine geben ihm all ſein luſtiges kleines Leben wieder, daß er fröhlich wie früher in der grauklaren Flut auf und ab ſpringt und tanzt. —

Vergeblich! — Nur ein paar Weißfiſche folgen, verwundert ſchwänzelnd und ſorglos einherſchwimmend, neugierig erſtaunt dem ſo plötzlich eingefallenen, ſo ungeheuer vergnügt ſich gebärdenden Fremdling und Kameraden.

Ihr Friedfiſche hier, ihr Kreßlinge und Koppen, ihr Weißlinge und Rotaugen, fürchtet nichts mehr! All die böſen, wilden Mordgeſellen ſind längſt zur Strecke gebracht von einem noch größeren und ſtärkeren Räuber und Buſchklepper, von dem „anderen“! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Wer iſt nun der „andere“? . . . Sehr, ſehr verſchieden! — Oft irgendein Bauernburſche, ein Knecht, der ſich ſo einen guten Nebenverdienſt — er überſteigt meiſt ſeinen Hauptverdienſt — verſchaffen will, oder ein kleiner Häusler und Gütler, dem ſeine Feldwirtſchaft viel freie Zeit läßt, ein beſchäftigungsloſer Tagelöhner, ein umherziehender Keſſelflicker oder Zigeuner. In der Nähe von größeren Städten kommt arbeitsſcheues Geſindel der mannigfachſten Art hinzu. Oft iſt es auch einer, der nebenbei die Wildſchlinge in ſeinem Ruckſack mitträgt oder die Büchſe umgehängt hat. Gerade am Waſſer kommt man oft genug zu einem guten Schuß auf Enten oder Faſanen. —

Wenn nun der Fiſchwaſſerbeſitzer den „anderen“ gar nicht kennt, ſo wird er ihn, beſonders wenn ſeine Strecke groß und wenig überſichtlich iſt, auch recht ſchwer kennen lernen. — Wie ſollte er auch? Der „andre“ geht nicht am Tage auf Raub aus, die dunkelſten Nächte ſind ihm die liebſten. Binſen und Schilf, Erlen und Weiden geben dazu prächtigſte Deckung gegen Sicht. Und an ſo manchem Waſſer kann ſich der Fiſchdieb nach altbewährtem Rezept überhaupt unſichtbar machen, eine ſichere und wahrhaftige Tarnkappe über ſein edles Haupt ziehen, und dies an all den ſo häufigen Bächen und Flüßchen, die ein ſtark eingegrabenes Sand- und Steinbett haben, nicht allzu tief ſind und von mit dichtem Buſch beſtandenem Uferrand eingerahmt ſind. Eine vorſichtig gewählte und gut verſteckte Einſteigeſtelle — viele Stunden davon entfernt ein unauffälliger Ausſteigeplatz. Dazwiſchen aber, im Flußbett unten, ein großes, gefahrloſes, nächtliches Arbeitsfeld. Wenn der Morgen heraufſteigt, iſt die Beute längſt bei Helfershelfern und Hehlern in beſter Sicherheit. Wenn man keinen Poſtenrayon ziehen kann, wie einen ſolchen Nachtdieb am Kragen kriegen? — — — Oft kennt man aber auch den „andern“ und kann ihm doch ein Jahrzehnt lang nicht auf den Leib rücken. Die, die ihn verraten könnten, ſtehen mit ihm entweder im Bunde oder ſie haben Angſt vor ihm. — In manchen Gegenden haben ſie auch ſo ziemlich alle und alle ohne Ausnahme etwas „am Stecken“, in gewiſſen Uferdörfern hängt jede Nacht aus jedem Garten, jeder Badehütte die Legangel heraus. Keinem fällt es da ein, den guten Nachbar anzugeben und hereinzulegen. Der würde dann ebenfalls zu reden beginnen, würde wenig angenehme Dinge ans Tageslicht zerren, und bald ſäße man Wand an Wand mit ihm ebenfalls hinter Schloß und Riegel.

Ab und zu mag es auch vorkommen, daß man gar den Bock zum Gärtner, einen zweibeinigen Fiſchotter zum beſtellten und gut bezahlten Fiſchhüter gemacht hat. Dann wird es ganz ſchlimm und verfahren. Ungeniert kann nun der „Herr Waſſeraufſeher“ am hellichten Tage auf Raub ausgehen. Je unverfrorener und ſeelenruhiger er dann arbeitet und wirtſchaftet, deſto beſſer und ſicherer für ihn. —

Aber nicht nur die Legangel greift in unſere Rechte ein. Die Bauernbuben im Gebirge verſtehen es faſt alle trefflich, die Forelle mit der Hand in ihrem Loche zu greifen. Beſſer als der Fiſchwaſſerbeſitzer ſelbſt wiſſen ſie Beſcheid, wo ein ſchweres Stück ſteht. — Zur Laichzeit iſt es auch eine Kleinigkeit, die großen dreißig- und vierzigpfündigen Huchen am „Bruche“ zu „ſtechen“; der zur Paarzeit ebenfalls leicht zu fangende Hecht wird mit der „Meſſingſchlinge“ ans Land geworfen; die italieniſchen Wanderarbeiter hinwiederum, und auch leider recht viele Bergleute, ſind durch ihre „Dynamitpatronen“ berüchtigt. Wo ſie explodieren, da iſt alles vernichtet, der größte Stand-, der winzigſte Brutfiſch. —

Nicht genug damit! Ab und zu, hauptſächlich aber wiederum in den Bergen, dort wo in der Nähe von Kur- und Fremdenorten die Forellen und Äſchen hochgeſchätzt ſind, tun ſich gleich mehrere der bekannt biederen und treuherzigen Gebirgler zu einem regelrechten Konſortium zuſammen, das ſich die lohnende Aufgabe ſtellt, irgendein fremdes Gewäſſer gründlich und ſachgemäß mit Reuſen, hauptſächlich aber mit dem großen Zugnetz zu befiſchen. Zentner- und zentnerweiſe werden die teuer bezahlten Salmoniden herausgeholt. —

Und wenn der ſchwer geſchädigte Waſſereigentümer plötzlich und durch Zufall ſolch eine fleißig und fröhlich arbeitende Netzfiſchergeſellſchaft überraſcht, ſo tut er am beſten daran, ſich möglichſt raſch und leiſe zu empfehlen. Denn die Burſchen haben alle ihre Knicker, ihre im Griffe feſtſtehenden Meſſer, recht loſe in der Lederhoſe ſitzen. — Ich kenne einen Fall, wo ein armer Fiſchwaſſerbeſitzer vor einer ſolchen Diebsbande querfeldein davonlaufen mußte, ſo raſch ihn ſeine Beine trugen. Denn das über ſeinen empörten Einſpruch höchſt erboſte Wildfiſcherkonſortium wollte es ſich durchaus nicht nehmen laſſen, ihn kopfüber in ſein eigenes Waſſer hineinzubefördern.

Einer meiner Sportsgenoſſen wurde gar von einem bäuerlichen Fiſchdieb, der auch darüber wütend war, daß er auf friſcher Tat ertappt worden war, wenig kommentmäßig mit der Senſe attackiert und angerannt. Nur der raſch entſicherte Revolver hielt ſie ihm vom Leib. —

Die ganz auf dem Lande anſäſſigen Fiſchereiberechtigten fürchten ſich in ſehr vielen Gegenden, und das ganz mit Recht, nicht wenig vor der Rache ſolcher in flagranti überraſchten und zur Anzeige gebrachten Spitzbuben und ihrer Helfershelfer. Brandſtiftung und ähnliche Liebenswürdigkeiten können die Folgen ſein. Manche Anzeige wird ſo von vornherein unterdrückt und nicht gemacht. —

Und wird ſie einmal gemacht? Wird — einmal in hundert Fällen — wirklich die helfende und rettende Hand des Staates angerufen? ...

„Geldſtrafe bis zu 150 Mark oder Haft!“ ſagt der Geſetzgeber.

Und der Richter? Faſt gar, gar nie, daß auf die im Geſetz feſtgelegte und lächerlich geringe Höchſtſtrafe erkannt wird. Mit ein paar Tagen Haft, mit der Buße von einigen Mark iſt die Sache meiſt erledigt. Oft kommt der Fiſchdieb mit weniger Geldſtrafe davon, als der Wert der bei ihm gefundenen Fiſche betrug. Und dabei hat er doch Jahr und Tag gearbeitet, bis er endlich einmal gefaßt werden konnte.

Die Lumpen halten ſich vor Lachen den Bauch. Haft?... Es lebt ſich nicht ſchlecht auf Staatskoſten — man kann einmal wieder richtig ausſchlafen. Die paar Mark?... Geſchäftsunkoſten! Und es geht ja ſonſt recht gut, das Geſchäft, wirft ein erfreuliches und rundes Sümmchen ab. —

Wie oft hat nicht irgendein rückfälliger Dieb — wahrhaft tragiſche Fälle gibt es da — wegen irgendeiner ganz lächerlichen Bagatelle, die er im Wiederholungsfalle ſich angeeignet hat, auf ein langes Jahr ins Zuchthaus wandern müſſen. —

Und der Fiſchdieb, der ſchließlich, wie ſein durch den Volksmund geprägter Name beſagt, doch auch nur ſtiehlt, der Werte von Tauſenden — und dies Jahr für Jahr — entwendet, wird mit Glacéhandſchuhen angefaßt. Am Morgen wird der Fiſchdieb aus der Haft entlaſſen — am Nachmittag wird er bereits mit einem Ruckſack voll Fiſchen wieder erwiſcht. — Solche und ähnliche Fälle ſind gar nicht ſelten. —

Wir Fiſcher — Sports- und Berufsfiſcher — haben ohnehin ſchon genug zu leiden unter oft recht unnötigen, Fiſchereibeſitzer und Landwirte gleich ſchwer ſchädigenden Regulierungen, unter böſen Abwäſſern und giftigen Fabriken, unter unberechtigten Übergriffen von Mühlen, Waſſer- und Elektrizitätswerken; unter der immer fortſchreitenden, allmählich alle Fiſchbeſtände zu vernichten drohenden Kultur und Übervölkerung — ſchon iſt unſer größter und edelſter Sportsfiſch, der Huchen, in manchen, früher mit ihm überſetzten Flüſſen eine Seltenheit geworden. Möge der Staat uns wenigſtens beiſtehen im Kampfe gegen den Fiſchdieb. Möge er ſich klar darüber werden, daß die Fiſchwaſſer doch auch einen nicht geringen Teil des Nationalvermögens vorſtellen. Wie er Jagd und Wild ſchützt, ſchütze er auch die Fiſcherei. Ähnliche Strafe wie den Wilderer treffe den Raubfiſcher! Wie eine Prämie, eine zarte Aufforderung, auch in die geachtete und ehrenwerte Zunft und Gilde der Fiſchdiebe einzutreten, wirkt das derzeitige Strafmaß.

Solange der Geſetzgeber nicht ſein hier ſtumpfes und völlig verſagendes Schwert ganz neu und ganz gut geſchärft hat, ſolange werden an unſern ſchönen deutſchen und ſo ſchlimm heimgeſuchten Gewäſſern der Lumpen und Spitzbuben nicht weniger werden.

Möge es einmal anders kommen. Daraufhin allen Sportsfreunden, allen Waſſerbeſitzern im Norden und Süden des Reiches ein hoffnungsvolles und lautes:

Petri Heil!

Prinzeß Sabine. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. (15. Fortſetzung.)

Prinzeß Sabine rückte den Stuhl ihrem Seſſel gegenüber, auf dem Beſuch gewöhnlich zu ſitzen pflegte, ein Stück ab und trat ans Fenſter. Die andere Seite der Linden beſpähten ſie doch nur, gleichgültige Menſchen gingen dort. Da war es ihr, als ob jemand auf dem Teppich käme, und ſie wandte ſich um.

„Herr van Tautenbrook.“

„Ich laſſe bitten.“

Sie ſtand gegen das Licht, die Hände ineinandergeſchlungen. Nach ein paar Augenblicken erſchien eine große Geſtalt: über dem ſchwarzen Anzug und der ſchwarzen Krawatte hob ſich das bleiche Geſicht mit dem blonden Haar hell ab.

Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan verbeugte ſich. Prinzeß Sabine reichte ihm die Hand. Er zog ſie an die Lippen. Dabei ſtreifte ihr Blick ſein Geſicht, ſo jung, ſo friſch wie nur je, nur etwas ernſter wohl als einſt. „Es tut mir leid, aber ich konnte Sie geſtern abend nicht ſehen, es war ein D-Abend. Es iſt noch wie früher.“

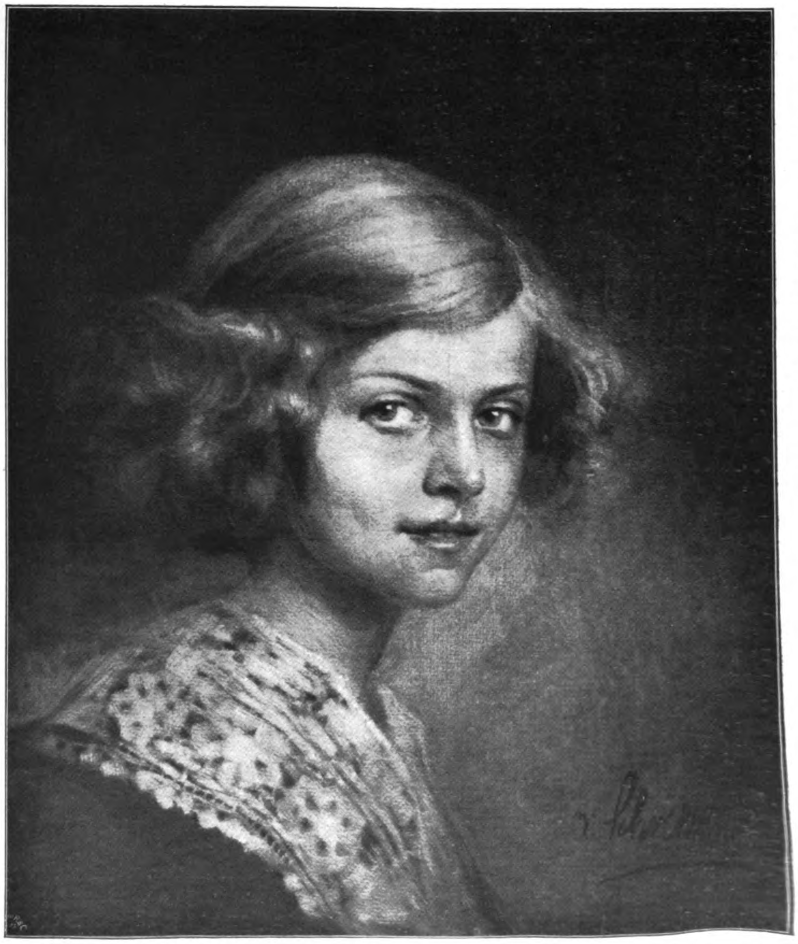
Er blickte auf. „Ja, es iſt wie früher!“ Dann erhob er die Stimme: „Und es iſt doch alles verändert!“

Die Prinzeſſin ſtreckte ihm noch einmal die Hand entgegen: „Herr van Tautenbrook, Sie haben ſehr Trauriges erlebt, wie ich gehört habe, von ferne —“

„Ich habe Ihrem Befehl gemäß nichts von mir hören laſſen, es Ihnen alſo auch nicht angezeigt.“

„Ich verſtehe. Aber ich darf Ihnen wohl ſagen, daß ich Anteil an Ihrem Verluſt genommen habe.“

Die Prinzeſſin nahm Platz in ihrem Stuhl gegen den blauſeidenen Schirm; ihr weißes Haar hob ſich wundervoll ab von der dunkleren Wand. Eine



Kinderbildnis. Gemälde von V. Schramm.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Pauſe. Dann ſagte ſie: „Wenn es etwas Zwingendes war, wußten Sie wohl, daß ich Ihnen trotz allem zur Verfügung ſtand."

Er ſprach immer ohne ſie anzublicken: „Es iſt etwas Zwingendes. Ich hielt es bei mir nicht mehr aus."

„Und da ſind Sie nach Berlin gefahren?"

„Ja. Ich habe keinen Menſchen, der mir naheſteht. Höchſtens einen alten Advokaten in Utrecht, der ſchon die Geſchäfte meines Vaters beſorgte. Man kann ihm alles ſagen, und er hat wohl für alles Verſtändnis, aber, er iſt eben doch der Mann der Geſchäfte, und vielleicht iſt auch der Altersunterſchied zwiſchen uns maßgebend."

„Der ſpielt im Leben eine große Rolle!"

Er ſchwieg und als wolle ſie in einem Gefühl des Edelmutes den Eindruck ihrer Worte verwiſchen, fuhr ſie fort: „Ich meine nur: die Anſchauungen ändern ſich im Alter. Sie ſind eben eine andere Generation."

„Er iſt mir trotzdem ſehr lieb. Er iſt auch der einzige Menſch, der über meine Privatverhältniſſe unterrichtet iſt. Aber ich wollte Ihnen etwas anderes ſagen. Und in meiner Verzweiflung — ja Prinzeſſin, ich bin verzweifelt, ich bin in — ach, das brauche ich jetzt wohl nicht zu ſagen. Ich habe ſehr, ſehr Trauriges erlebt."

„Mein Mitgefühl haben Sie gehört."

„Ich danke Ihnen noch einmal!"

„Ich bitte mir zu glauben, Herr van Tautenbrook, daß es aus ehrlichem Herzen kommt. Ich möchte das betonen, denn der Verluſt, den Sie erlitten haben, iſt für mich ſonſt rein geſellſchaftlich."

„Geſellſchaftlich?"

„Gewiß. Ich habe mit Ihnen empfunden, wie man mit jedem Menſchen empfindet, den man einmal gekannt hat und dann aus dem Auge verlor."

„Ja, Sie haben mich aus dem Auge verloren, Prinzeſſin. Aber glauben Sie mir: ich Sie nicht."

Sie antwortete etwas kalt: „Herr van Tautenbrook, Sie hatten doch Ihre Frau."

Er ließ den Kopf ſinken und ſagte nichts mehr. Nach einer Weile des Schweigens, da er gar nicht zu ſprechen begann, fing ſie an: „Ich höre, Sie ſind Vater?"

„Mir iſt ein Kind zurückgeblieben aus einem Traum, einem ſchweren Traum."

„Der iſt nun vorbei!"

„Ja, vorbei. Und ich weiß nicht, ob ich nicht oft . . . Ich will nicht heucheln, ich weiß, daß ich aufgeatmet habe, als er ausgeträumt war."

Prinzeſſin Sabine fragte, mit der Lorgnette ſpielend: „Iſt es ein Knabe?"

„Nein, ein Mädchen."

„Armes Kind!" Er ſah ſie an. Sie fuhr fort: „Gewiß, denn es iſt für jedes Kind hart, keine Mutter zu beſitzen."

„Wenn dieſe nicht wie eine Mutter empfindet?"

„Ich könnte mir nicht denken, daß dies Gefühl in einer Mutter nicht erwachte!"

„Es gibt welche, in denen es nie erwacht!"

„Dann bedaure ich ſie tief. Immerhin, wenn ſich auch zuerſt die Mutterliebe nicht ſo zeigt, ſie kommt vielleicht dennoch einmal, und wäre es über Jahr und Tag! Wir Menſchen wandeln uns."

Jetzt ſah er ſie durchdringend an: „Ja, Prinzeſſin, ſehr!"

Sie fragte ſchnell: „Wie heißt die Kleine?"

„Nach meiner Mutter Eliſabeth."

„Sieht ſie Ihnen ähnlich, Herr van Tautenbrook? Ich meine, ſie iſt ..."

„Sie iſt blond. Die Amme ſagt, ſie wäre nach meiner Art. Jener Advokat, von dem ich ſprach, meinte auch, ſie ſei auf die Tautenbrookſche Seite gefallen."

„Ah?"

„Ich möchte nichts Böſes ſagen, denn man ſoll die Toten ruhen laſſen, aber das iſt gut. Anderſeits könnte das Kind manches, was in mir war, geerbt haben, und das wäre wohl nicht gut. Aber, Prinzeſſin, ich habe mich ſehr geändert, denke in faſt allem anders. Ich bin durch eine ſchwere Schule gegangen."

„Ich glaube, auch mir kommt jetzt manches, das ich früher gedacht, vielleicht auch nur geträumt habe, kaum mehr verſtändlich vor."

Der Jonkheer rückte auf ſeinem Stuhle hin und her. Unwillkürlich lief ſein Blick über ihr Haar, das in der eigenen Beleuchtung dieſer Ecke weißer, noch blendender erſchien als ſonſt. „Gnädigſte Prinzeſſin, Sie haben wohl gelitten. Ich kann mir vieles denken."

„Sie dürfen es ruhig ausſprechen, Herr van Tautenbrook. Ich bin ſehr weiß geworden!"

„Ich finde, es ſteht Ihnen gut."

„Wir Menſchenkinder verändern uns oft in kurzer Zeit."

„Prinzeſſin, bitte, keine Bitterkeit."

Da ſprach ſie beſtimmt: „Herr van Tautenbrook, Sie irren ſich! Ich möchte das von vornherein feſtſtellen. Bitterkeit iſt in mir gar nicht. Wenn Sie mich wirklich kennten — Sie kennen mich nicht — würden Sie wiſſen, wie ruhig ich bin und wie ſehr, ſehr ferne mir das liegen würde."

„Iſt es verkehrt, Prinzeſſin, daß ich gekommen bin?"

„Das müſſen Sie wiſſen."

„Ich konnte Ihnen ja nicht ſagen, was ich ſagen wollte."

„Bitte, tun Sie es doch."

Er ſtöhnte. „Ich wollte Ihnen von mir erzählen. Nicht wahr, das klingt ſonderbar. Aber ſoll ich die konventionellen Fragen tun: wie geht es Ihnen? Ich glaube, ich habe zuviel Konventionelles in mir gehabt, in meiner Diplomatenzeit. Das iſt nun vergangen. Darf ich Ihnen ſagen, Prinzeſſin, wie wirklich anders ich geworden bin in der Schule des Lebens, in der Schule der Ehe? Meine Eltern ſind längſt geſtorben. Meine Verwandten, die mich erzogen haben, leben nicht mehr. Ich habe keinen Menſchen auf der ganzen, ganzen Welt! Keinen Menſchen! Das könnte einen doch wohl ernſt ſtimmen."

Prinzeß Sabine ſagte: „Ja, und den einzigen Menſchen, den Sie hatten, haben Sie verloren."

„Es war kein Verluſt!"

Sie ſah ihn warm und doch kühl an. Da fuhr er fort: „Das klingt roh, nicht wahr? Einem ſtirbt ſeine Frau, und dann ſagt er: ‚Es war kein Verluſt'. Aber, Prinzeſſin, ich habe in dieſer Ehe ſoviel, ſo oft, ach, wie oft an Sie gedacht."

„An mich?"

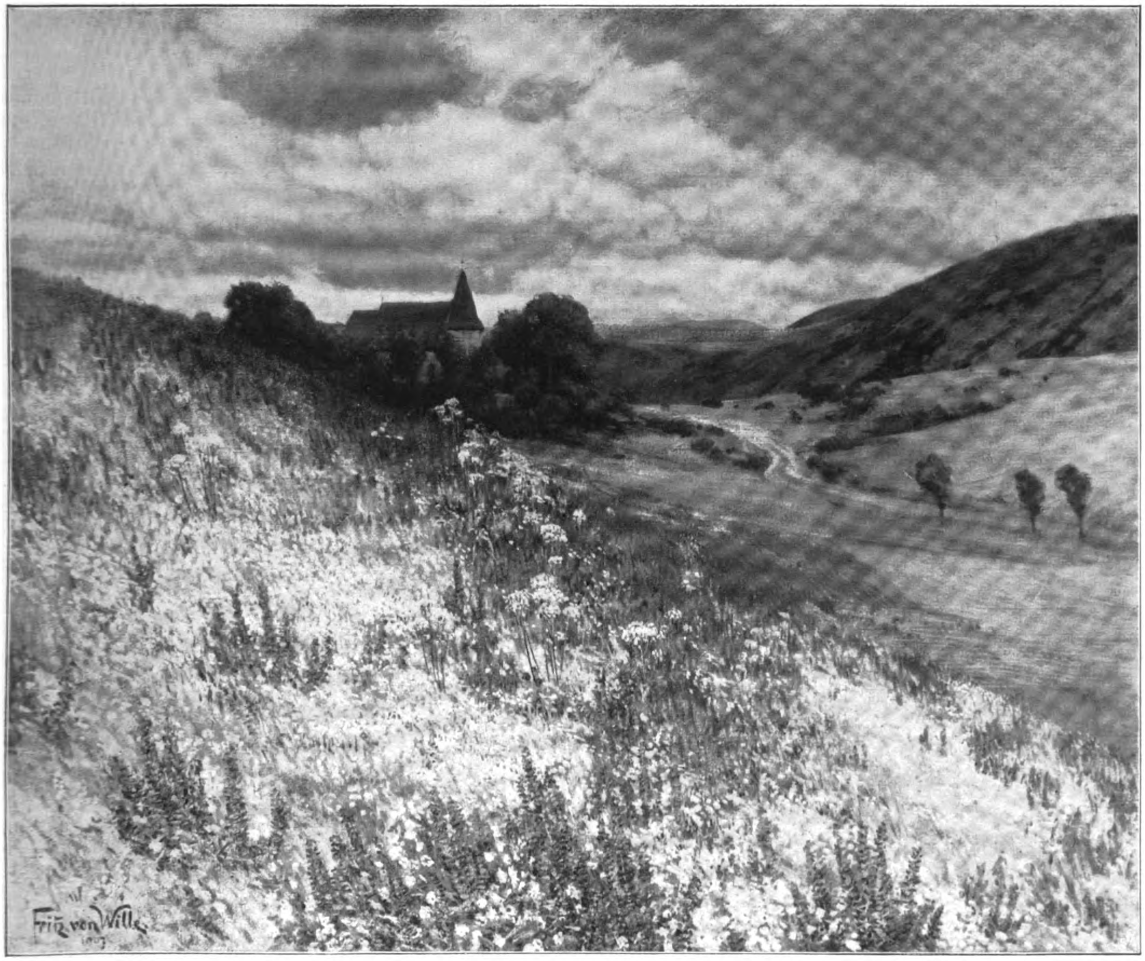
„Jawohl, ich habe an das gedacht, was Sie mir erzählt haben, von Ihrer Ehe. Ich habe wohl damals, wie es geht, wenn einem alles im Leben in den Schoß gefallen iſt, nicht ganz verſtanden, was Sie gelitten haben. Ich verſtehe es jetzt. Wie Ihre Ehe ein Martyrium geweſen iſt, ſo war es meine. Jetzt werden Sie begreifen, daß ich nicht übermäßig traurig ſein kann. Ich habe ſchwer gebüßt und manchmal das Gefühl gehabt, als büßte ich dafür, daß ich ein gutes, ehrliches, treues Herz von mir geſtoßen und gekränkt habe."

Prinzeß Sabine antwortete tief atmend: „Das iſt längſt vergeſſen!"

„So ſind Sie eben. Das habe ich damals nicht ſo gewußt. Vielleicht erſt durch den Gegenſatz zu der anderen iſt es mir klar geworden. Ich möchte mit ein paar Worten nur von meiner Ehe reden, damit Sie ſehen, wie ich lange, lange ſchon über den Tod dieſer Frau hinweggekommen bin. Darf ich Ihnen erzählen?"

Prinzeß Sabine lehnte ſich in den Stuhl zurück, legte die Hände ineinander und ſagte einfach: „Sprechen Sie."

„Ich danke Ihnen. Meine Ehe war unglücklich beinah vom erſten Tage ab. Der kurze Brautſtand, nur der geſetzlichen Form zu genügen, war ſchon ſo, daß ich beinah zurückgetreten wäre. Sie quälte mich, plagte mich, es kam allerlei heraus! Ach, darüber laſſen Sie mich lieber ſchweigen. Ich möchte nur erklären, warum ich den Schritt zurück nicht tat. Ich dachte, ſie ſteht allein in der Welt — und was wird dann aus ihr? Ich dachte, ich ſei verpflichtet, bei meinem Wort zu bleiben. Und es war ein Unrecht gegen uns beide. Kein Tag verging ohne Streit. Ja, ſie begann mir Szenen zu machen in der Öffentlichkeit. Da bin ich heftig geworden. Nun weinte ſie und ſah mich mit ihren großen, ſchwarzen Augen ſo vorwurfsvoll an, daß ich wieder klein wurde. Immer klarer wurde es mir: ſie hat Dich nicht lieb gehabt, von Anfang an nicht, ſie wollte nur — eine Verſorgung! Auf mein Geld ging ſie aus. Sie mochte nicht der ‚Gaſt‘ auf Erden ewig bleiben, der von einer befreundeten Hand zur andern weitergereicht wird, hatte Angſt, vielleicht einmal ihr Brot verdienen zu müſſen, wozu ſie nicht fähig geweſen wäre. Prinzeſſin, wenn ich Ihnen ſage, daß ich großer Menſch in meinen Kiſſen beim Schlafengehen geweint habe wie ein Kind, ſo iſt das wohl genug. Nach dem, was Sie mir einſt erzählten, brauchen Sie nur in die Abgründe eigener Vergangenheit zu ſchauen, um alles zu verſtehen. Und doch, ein Unterſchied war zwiſchen uns. Sie haben mir geſagt, mit der Aufopferung, die wohl nur die Frau, ich will Ihnen und meiner verſtorbenen Mutter zu Ehren ſagen, nur die deutſche Frau aufbringt: Sie hätten trotz allem und allem den Prinzen lieb gehabt bis zuletzt, und ihm auch verziehen. Ich kann dasſelbe von mir nicht ſagen. Dieſe Frau hat es verſtanden, in kurzer Zeit jeden Reſt von Neigung in mir zu löſchen, ja beinah Haß in mir zu erwecken. Wir ſtanden vor der Scheidung. Aber ging es? Sie ſah dem Kinde entgegen. Dazu gehört mehr Roheit als mir gegeben iſt.“



Die blauen Blumen. Gemälde von Fritz von Wille.

Prinzeß Sabine unterbrach ihn: „Sie vergreifen ſich im Ausdruck, Herr van Tautenbrook. Roh ſind Sie nicht, im Gegenteil, vielleicht zu weich. Aber ein Urteil ſteht mir nicht zu. Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich gelernt habe, ganz objektiv zu denken. Auch Sie haben ſich in meinen Sinnen gewandelt. Wo ich einſt nur Licht ſah — bin ich nicht ſehr offen? — habe ich dann auch den Schatten erblickt. Um ſo ſtärker, je mehr Schatten auf meine Seele fiel. Aber heute iſt kein Schatten mehr, ſondern Sonne. Keine glühende gerade, doch die wärmende einer Frau, die das Gleichgewicht ihrer Seele wiedererlangt hat.“

Seine blauen Augen waren weich und freudig: „Da ſagen Sie etwas, das mich freut. Ich habe ſo oft die Feder angeſetzt, Ihnen zu ſchreiben, aber ich durfte es nicht. Und habe ich mein Wort nicht gehalten?“

„Es hätte Ihnen auch nichts genützt.“

„Wenn ich Ihnen nun doch geſchrieben hätte?“

„So hätten Sie den Brief zurückerhalten.“

„Und heute ſehen Sie mich?“

Sie meinte leichthin: „Heute iſt das etwas anderes!“

Er blickte ſie ängſtlich fragend an. „Prinzeſſin, Sie denken alſo nicht, wie Sie einmal dachten?“

„Es liegt alles längſt hinter mir!“

„Alles?“

„Alles."

„Meine Gegenwart beleidigt Sie alſo nicht?"

„Sonſt hätte ich Sie nicht empfangen."

Er legte wieder die ſchwarzen Handſchuhe zuſammen und neigte den Kopf. „Ja, das iſt richtig." Dann fuhr er langſam fort: „Ich wollte, wenn das Kind geboren wäre, mich ſcheiden laſſen. Ich deutete wohl an, ſolange würde ich warten. Mein alter Berater, Doktor Guypers, riet auch dazu, aus allerlei juriſtiſchen Gründen. Nun bin ich allein mit dem Kind, ganz allein, und ſitze in Anloo. Und denken Sie: ich will nicht mehr fort von dort."

„Und ſind doch in Berlin, Herr van Tautenbrook?"

„Vielleicht, um Ihnen das zu ſagen. Darf ich etwas ausholen? Ich habe den Pächter entlaſſen, wirtſchafte ſelbſt. Ich verkaufe Blumenzwiebeln und habe, wenn ich es auch nicht brauche, einen ſehr ſchönen Gewinn davon. Ich freue mich über jeden Gulden, den es mir einbringt. Ich ſtehe ſehr zeitig auf, ich kümmere mich um alles, ich begreife nicht mehr, wie es mir möglich geweſen iſt, das Leben als Attaché zu führen."

Die Prinzeſſin gab zurück: „Dann können Sie ja befriedigt ſein!"

„Nein, denn wenn ich das Kind ſehe, das noch lallt und mich nicht verſteht, und wenn ich denke, wie ich, gerade ich, ein kleines Mädchen erziehen ſoll, ſo erſcheint mir das unmöglich, und ich begreife nicht, was werden ſoll."

Die Prinzeſſin ſagte ruhig: „Sie müſſen wieder heiraten, Herr van Tautenbrook."

Er fuhr empor. „Wenn ich das könnte!"

„Nun, ſehen Sie ſich doch um! Sie ſagten einmal, eine Frau ſolle vom gleichen Volke ſein. Es gibt doch genug junge Mädchen in Ihrem Vaterlande!"

„Unmöglich!"

„Warum?"

„Weil mich ein Gedanke nicht losläßt, Prinzeſſin, weil ich deswegen gekommen bin, um Sie um Rat zu fragen."

„Ich müßte doch die Dame kennen!"

„Sie kennen ſie auch."

Ihr ſchoß der Gedanke an Marka durch den Kopf, und ſie machte ein verwundertes Geſicht. Leichte Falten gruben ſich um ihren Mund: „Nun, da bin ich doch geſpannt."

Der Jonkheer ſtand auf: „Verſtehen Sie nicht? Ich will es Ihnen in einer Weiſe ſagen, die Sie für meinen Plan gewinnen muß. Ich ſuche Verſtändnis, Ausſprache, ſuche nach der wilden Jugend einer Frau, die mich, wenn es noch ein halbes Jahr gedauert hätte, ins Irrenhaus gebracht hätte, Frieden. Ich weiß, daß ich einmal in Ihrem Herzen war — verzeihen Sie, wenn ich das wieder berühre — aber Sie werden ſehen, ich muß, ich muß! Wollen Sie mir nicht meine Ruhe wiedergeben? Sie?"

Prinzeß Sabine war das Blut in die Wangen getreten. Eine Weile brauchte ſie, ſich zu ſammeln. Dann ſagte ſie ſehr bewegt: „Das hatte ich nicht gedacht!"

Er fuhr fort: „Denken Sie nicht, Prinzeſſin, daß ich von heißer Liebe rede. Dann würden Sie mich ja wohl zurückweiſen. Kommen Sie zu mir! Nehmen Sie mich, bitte, bitte! Ich weiß, was Sie ſagen wollen, aber ich widerlege es Ihnen. Sie wollen ſagen, ich bin zu jung. Und ich wiederhole: ich bin es äußerlich, aber nicht mehr in meinem Herzen. Ich will von einer Frau nicht Sinnlichkeit, ich will das, was, wie ich glaube in dieſer ſtürmiſchen Ehe erkannt zu haben, zwiſchen zwei Menſchen, Mann und Frau höher, ja am höchſten ſteht: Seelengemeinſchaft, Übereinſtimmung der Anſichten, der Gefühle, der Gedanken. Und das fände ich bei Ihnen. Laſſen Sie die Jahre uns nicht trennen! Sagen Sie mir, welche Gründe dagegen ſprechen, denn, wie es ſcheint, wollen Sie nicht."

Prinzeß Sabine atmete tief. „Ich bin zu alt."

„Das ſind Sie nicht. Ich bin auch nicht zu jung. Prinzeſſin, ich bitte Sie um Verzeihung wegen deſſen, was ich Ihnen in jener unſeligen Stunde damals geſagt habe. Vielleicht glauben Sie daran, weil Sie mich hier ſehen. Ich kann nicht anders, ich muß Sie bitten, ſeien Sie meinem armen, kleinen Mädchen eine Mutter. Bitte! Bitte! Bitte!"

Prinzeß Sabine ſchüttelte wieder den Kopf. „Ich bin zu alt!"

Da begann er ſtürmiſch von neuem: „Prinzeſſin, ich habe Sie ſeit anderthalb Jahren nicht geſehen, habe nichts mehr von Ihnen gewußt, und immer habe ich doch an Ihre ruhige Güte gedacht. Und — empfinden Sie das nicht als Kränkung jetzt — habe auch daran gedacht, wie Sie ausſehen. Ja, Sie haben weißes Haar und ich nicht ein einziges graues am Kopf. Was ſchadet das? Wenn nur junge Mädchen ſo ausſähen, ſo vornehm, ſo ſtolz, ſo ſchön, ſo lieb, ſo wie Sie."

Die Prinzeſſin erhob ſich. „Ich kann nicht!"

Auch er ſtand auf. „Warum nicht?"

Sie blickte zum Nebenraum, denn in dem Augenblick erſt fiel ihr ein, daß man vielleicht das Geſpräch hätte hören können. Aber die Tür war geſchloſſen. Nun kehrten ihre Gedanken zurück. „Ich kann nicht. Ich habe meinen Frieden gefunden. Schwer, ſehr ſchwer, Herr van Tautenbrook. Aber ich habe ihn gefunden. Und ich habe mir vorgenommen, daran nie wieder rütteln zu laſſen. Der Inhalt, der Wert, der Zweck meines Lebens liegt anderwärts, liegt ... ja, ich ..." Nun irrten ihre Blicke wieder hilflos umher wie einſt. „Nein, es iſt kein Zweck, kein Inhalt, aber ich werde ihn finden, Herr van Tautenbrook. Bitte ſprechen Sie von dem, was Sie eben erwähnt haben, nie wieder."

Er blieb ſtehen, die Hände auf dem Rücken verſchränkt und ſtarrte vor ſich hin. Als wollte ſie es ihm erleichtern, ſagte Prinzeß Sabine: „Sehen Sie, und Sie ſind ja auch ruhig. Wie hätten Sie vor anderthalb Jahren ... beſchwören wir die Erinnerung nicht."

„Ich will Ihnen erklären, warum ich mich nicht errege. Ich möchte die Freundin haben, die Frau haben, die ich über alles verehre, ich möchte Sie anbeten, wie ich Ihren Charakter anbete, Ihr Weſen, Ihre Güte, Ihre Liebe."

Prinzeß Sabine ſchüttelte den Kopf. „Das iſt nicht genug!"

„Wenn ich Ihnen alles gebe, was ich empfinde?"

„Herr van Tautenbrook, ſagen Sie mir die Wahrheit, die volle Wahrheit. Iſt es Liebe, wovon Sie reden?"

Er ſagte tonlos: „Prinzeſſin, mir iſt es, als hätte ich in dieſer Ehe einen Schlag auf den Kopf bekommen. Solche Liebe, wie ich glaubte damals zu fühlen, als ich mich mit dieſer Frau verband, nein, — ich ſage die Wahrheit — ſolche Liebe iſt es nicht. Aber wäre das nicht ein Fluch für uns? Das, was ich für Sie empfinde, iſt das Bewußtſein: Hier ſteht der beſte Menſch, dem ich in meinem Daſein begegnet bin. Dem zu dienen, den an mich zu feſſeln, den zu beſitzen, würde für mein armes Kind Segen und Zukunft und die Mutter bedeuten, für mich aber Frieden, Ruhe, ſtilles Glück, Anbetung, — Anbetung, Prinzeſſin."

Sie ſchüttelte wieder den Kopf und blickte ihn ruhig an mit ihren gütigen, klaren Augen. „Herr van Tautenbrook, das genügt nicht. Verſtehen Sie wohl, das genügt nicht für Sie. Sie ſagen, Sie haben einen Schlag auf den Kopf erhalten. Aus der Betäubung werden Sie erwachen. Wenn Sie aber erwachen, würden Sie, noch ein Mann in ſtärkſter Lebenskraft, an Ihrer Seite eine dann wirklich alte Frau finden. Und vielleicht begegnete Ihnen dann einmal ein junges Weſen, das mehr beſäße von dem, was Sie an mir rühmen, dazu aber noch die Jugend."

„Nein, nein, nein!"

Sie zuckte die Achſeln. „Ich weiß es nicht. Aber es wäre möglich. Nein, Herr van Tautenbrook, laſſen Sie mir meinen Frieden und bewahren Sie den Ihren oder finden Sie ihn. Mein Gebet zu Gott ſoll dahin gehen."

Er blieb im Sinnen vor ihr ſtehen. Dann fragte er: „Wollen Sie nun auch mir die Wahrheit ſagen?"

Sie lächelte. „Ich hoffe, die ſage ich immer."

„Lieben Sie mich noch?“

Alle einſtige Liebe ſchien in ihrem Auge wieder aufzuflammen, aber nur gleich dem Widerſchein eines Feuers, nicht das Feuer ſelbſt. Sie antwortete ruhig, feſt: „Nein.“

Da riß er ſich auf: „Dann muß ich wohl gehen.“

„Es iſt beſſer!“

Er küßte ihre Hand und wandte ſich zur Tür. Aber noch einmal drehte er ſich um. „Und wenn ich nun Rat brauchte für mein Töchterchen, das ich Ihnen, nur Ihnen auf der ganzen Welt anvertrauen würde? Ach, wie oft habe ich das zu meinem alten Utrechter Freunde geſagt. Verzeihen Sie, ich ſagte es in der erſten Verzweiflung, als ich allein in der Welt ſtand, das Kind in den Armen. Wenn ich nun — wenn ich nun — Prinzeſſin, geſtatten Sie, daß ich nach Berlin ziehe, Ihnen nahe zu ſein?“

„Nein, Herr van Tautenbrook, beſſer nicht.“

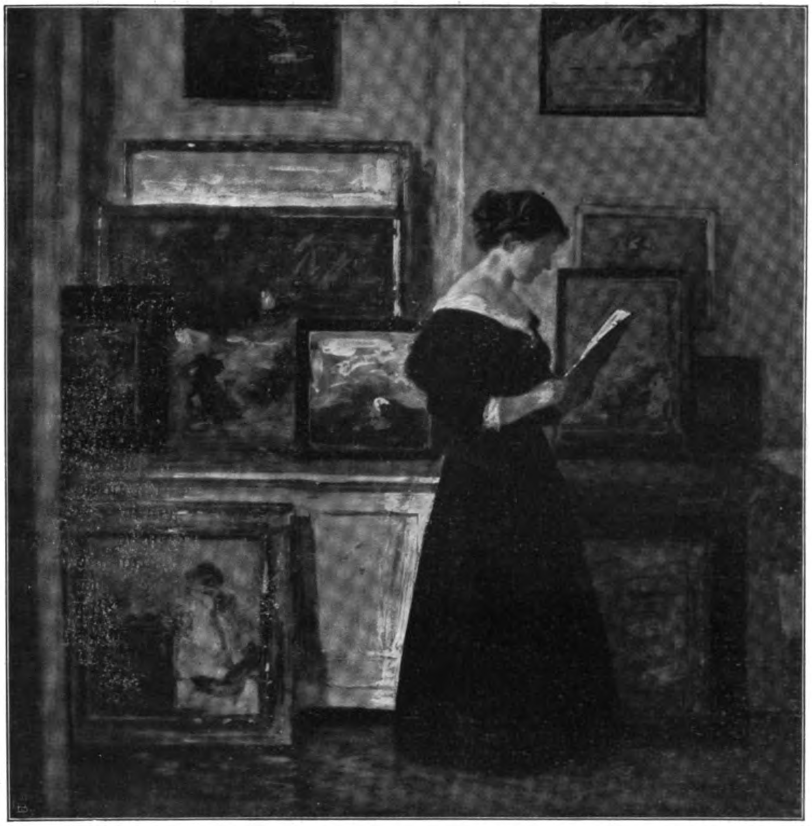
„Leben Sie wohl.“

„Küſſen Sie die Kleine von mir.“

„Aber es iſt ihr Kind.“

Prinzeß Sabine ſagte mit all der Güte ihrer Stimme und ihrer Augen: „Es hat keine Mutter.“

(Schluß folgt.)



Im Atelier. Gemälde von Adolf Hengeler.

Die gute Tante. Plauderei vom Meergreis.

„Tante geſucht!“ las ich neulich im Inſeratenteil eines großen Berliner Blattes. Erklärend war der wunderlichen Anzeige etwa hinzugefügt, daß ein junges, kinderloſes, anſchlußbedürftiges Ehepaar auf dieſem nicht mehr ungewöhnlichen Wege die Bekanntſchaft einer älteren Dame ſuche, die als guter Hausgeiſt ihm ratend zur Seite ſtehen ſollte. Ob die Anzeige ganz ernſt gemeint war, weiß ich natürlich nicht; es ſchien aber ſo. Zuerſt habe ich gelacht; dann empfand ich mindeſtens etwas wie Mitleid mit dem jungen Paar. Wie innerlich arm müſſen ſolche Leutchen ſein, die ſich ſelber nicht genügen können: das war mein zweiter Gedanke.

Aber man ſoll nicht voreilig in ſolchen Urteilen ſein, am wenigſten, wenn man hart am Rande des Greiſenalters ſteht. Ich begann, mich in die Verhältniſſe dieſer jungen Menſchen hineinzudenken. Der Mann iſt vielleicht während des ganzen Tags in ſeinem Geſchäft, kommt erſt am Abend müd und abgeſpannt von der Arbeit heim. Die junge Frau iſt mit dem kleinen Hausweſen bald fertig; ſie hat keine beſonderen Gaben, ſie intereſſiert ſich nicht für Literatur und Kunſt, iſt vielleicht kränklich. Die Verwandten ſind fern, ein Bekanntenkreis iſt nicht vorhanden. Iſt der Hilferuf unter ſolchen Umſtänden wirklich nicht zu verſtehen? Und könnte nicht eine gute Tante hier wirklich Segen, reichen Segen ſogar ſtiften?

Aus vergangenen Tagen ſtiegen mir Erinnerungsbilder empor, ernſte und heitere Geſtalten in Krinolinen, mit dem Schal um die Schultern, mit Hauben auf grauem Haar, mit dem Pompadour am Arm, wurden wieder lebendig. Meine eigenen Tanten, die guten und die böſen. Selbſtverſtändlich nur die unvermählt gebliebenen, die alten Jungfern, die in meinem Elternhauſe kamen und gingen, die im Oberſtock ihr eigenes Zimmer hatten, das ſo eigen nach Lavendel duftete. —

Damals fehlte es faſt keinem Hauſe an Tanten, und bei uns war ſchier ein Überfluß vorhanden, von väterlicher und mütterlicher Seite her. Nicht daß die Tanten ausgerechnet immer ganz richtige Tanten waren. Man faßte den Begriff recht weit. Auch eine alte Jungfer, mit der man, wie man ſagte: „durch ſieben Scheffel Erbſen verwandt war“, rückte im Lauf der Zeit zur Tante auf, und bei der einen oder der anderen hätte wohl auch der gewiegteſte Genealoge den Grad der Familienzugehörigkeit nicht ermitteln können. Tut auch gar nichts zur Sache; wenigſtens für die guten Tanten.

Es gab nämlich auch böſe; aber die mußten freilich ſchon näher verwandt ſein.

Rundliche Leute ſollen meiſt gutmütig ſein. Für unſere Tanten traf's nicht zu. Die böſen Tanten waren insgeſamt höchſt rundlich; man ſah es ihnen an, daß ſie bei Tiſch immer die beſten Biſſen zu erwiſchen verſtanden. Wenn unſere dickſte Tante, ſie hieß noch dazu Ellinor, in Sicht ſtand, lag es ſtets wie ein Alpdruck über dem Hauſe, und wenn ſie — endlich — abreiſte, atmete alles auf. Wir Kinder nicht zuletzt; denn ſie hatte eine bewundernswerte Gabe, bei uns all und jede Untugend ſofort zu erſpähen und ſcharf zu monieren. Ich höre ſie heut noch: „Fi donc, wie haſt Du Dir wieder den Kittel beſchmutzt! Und das halbe Tintenfaß an den Fingern.“ „Könnt Ihr denn kein Buch leſen, ohne Eſelsohren zu machen?“ — „Warum ſiehſt Du mich immer ſo an, als ob Du ein ſchlechtes Gewiſſen hätteſt?!“ Oder zu meiner guten Mutter: „Du mußt ſtrenger gegen die Kinder ſein, liebe Bertha. Es mögen ja au fond ganz gute Jungens ſein, aber ſie verwahrloſen von Jahr zu Jahr mehr.“

Wir alle zitterten vor Tante Ellinor. Unſerem alten Diener hielt ſie regelmäßig vor: „Mein lieber Anton, das nächſte Mal bring' ich Ihnen ein Putzpulver mit; die Knöpfe an Ihrer Livree ſchimmern ja in allen Regenbogenfarben.“ Die Mamſell peinigte ſie mit „unfehlbaren“ Einmachrezepten, die ſtets zu Mißerfolgen führten; beim Herrſchaftskutſcher tadelte ſie die Haltung der Peitſche; das Stubenmädchen war ein „Troddellinchen“. Mein Vater war nie ſoviel auf Reiſen, als wenn Tante Ellinor im Hauſe weilte; meine Mutter ſchien oft dicht an den Tränen — Kinderaugen entgeht ja nichts. Unſeren ſanftmütigen, guten pastor loci (er hat es mir ſpäter erzählt) brachte ſie faſt zur Verzweiflung mit tiefgründigen Abhandlungen über die Kirchenzucht in ſeiner Gemeinde, und Kantor Flehr mußte jeden Sonntag hören, daß die Orgel „gequietſcht“ hätte. Kurz — niemand entging ihr. Außerdem hatte ſie, was mir beſonders unvergeßlich geblieben iſt, eine abſonderliche Vorliebe für Rizinusöl und Lebertran, d. h. in der Anwendung dieſer beliebten Heilmittel bei uns Kindern.

Unvergeßlich iſt mir auch, daß ſie im Ridikũle ſtets einen (un-eingewickelten) Rieſenbonbon mit ſich führte, der ihrer Behauptung nach von der Tafel des Königs ſtammte. „Den bekommt Ihr, wenn Ihr artig ſeid.“ Es bekam ihn aber niemand; ſie wird ihn wohl mit ins Grab genommen haben.

Übrigens war ſie, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, keine Erbtante. Sie war arm wie eine märkiſche Kirchenmaus, und ſie wurde bei allen Verwandten eigentlich nur aus Mitleid ertragen. Damals beſaß man noch jenes echte Mitleid, das ohne Wenns und Abers ſich betätigt. Und wenn Vater ein ſchiefes Geſicht zog, ſobald Tante Elly ſich anmeldete, ſo meinte mein Muttchen gewiß: „Wo ſoll die arme Ellinor denn hin? Wir ſind nun mal an der Reihe.“

Erbtanten waren die guten Tanten auch nicht. Aber wir jubelten jedesmal, wenn eine von ihnen in Sicht war; jubelnd bildeten wir an der Veranda Spalier, ſobald die Kutſche mit Tante Toni über den ſandigen Dorfanger heranrollte; jubelnd hingen wir an ihrem Halſe, noch ehe ſie ganz aus der Arche herausgeklettert war. Wir fragten nicht einmal: „Was haſt Du uns mitgebracht?“ Denn wir wußten: etwas hatte ſie für jeden von uns, eine winzige Kleinigkeit, die ſie mit Liebe und Zärtlichkeit zu geben wußte.

Dabei waren es nicht ſelten Tage, in denen ſonſt wenig Jubel im Hauſe war — dieſe Tage, in denen eine unſerer guten Tanten Einzug hielt. Sie kamen ja freilich auch im regulären Lauf der Dinge „auf“ Beſuch, blieben wochen- und monatelang, lebten mit uns wie Sonnenſcheinchen, niemand zur Laſt, jedem zur Freude; immer heiter, immer von ihrem goldigen Optimismus ſpendend. Aber ſie kamen erſt recht, wenn Not am Mann war, wenn ſie helfen konnten. Unſere kleine Schar hatte ſich vermehrt — und plötzlich war Tante Toni da. Muttchen hatte ſich den Fuß verrenkt — es wurde an Tante Louiſe geſchrieben. Ich hatte Scharlach — Tante Guſti kam zur Pflege. Aber nicht nur das: eine der Guten vertrat auch willig die beurlaubte Mamſell oder bemutterte uns, wenn die Eltern verreiſen mußten.

Wenn ich heut durch ein Krankenhaus gehe und ſehe — man ſieht dies ja glücklicherweiſe recht oft — eine Diakoniſſin in ihrer weißen Tracht mit einem ſonnigen Lächeln in dem Geſicht: dann muß ich immer an meine guten Tanten denken. Oder wenn ich durch den Tiergarten ſchlendere und ſehe eine Kindergärtnerin inmitten ihrer luſtig ſpielenden Schützlinge, gleich ſteht Tante Tonis zierliche Geſtalt vor mir. Vielleicht haben ſie uns bisweilen ein wenig verzogen. Vielleicht haben ſie hier eine Unart, die wir auf uns geladen hatten, vertuſchen helfen, dort uns über Gebühr gelobt — mag ſein! Aber ſie haben uns dafür doch auch ſo manches gute Samenkorn in die Seele geſenkt. Nicht zuletzt dadurch, daß ſie uns zeigten, wie man entbehren und doch fröhlich und Gott dankbar ſein kann.

Manchmal hatten ſie freilich etwas Wunderliches an ſich, unſere guten Tanten. So würde Tante Toni, in der ganzen Familie berühmt als Krankenpflegerin, heut vielleicht in den Verdacht arger Kurpfuſcherei kommen. Denn ſie hielt es nicht nur mit ihren bewährten Hausmitteln, ſondern arbeitete auch mit Sympathie. Sie „beſprach“ ſogar. Trotz ihrer Privatneigungen ſtand ſie ſich aber mit unſerem alten Kreisarzt vorzüglich. Er nannte ſie: „gnädiges Fräulein Kollega“ und behauptete von ihr, ſie tränke heimlich „aus purer Paſſion“ alle übriggebliebenen Medizinreſte aus.

Tante Luiſe war abergläubiſch. Sie umwob ihr ganzes Daſein mit Schutzmaßregeln. Daß ſie ſich niemals zu 13 zu Tiſch geſetzt hätte, war ſelbſtverſtändlich. Aber man durfte auch am Freitag nicht reiſen, am Montag nicht Wäſche halten, am Mittwoch keine neue Arbeit anfangen. Vor dem Kreuzweg hinter unſerem Garten hatte ſie geradezu Angſt. Überhaupt hatte ſie Angſt vor allem möglichen und noch einigem. „Zimperlinchen“ nannte Vater ſie. Aber das Spottwörtlein verſtummte, als Tante Luiſe bei dem Brande unſeres Gemeindearmenhauſes ein Kind aus den Flammen rettete — zur Beſchämung der herumſtehenden Männer.

Übrigens war Tante Luiſe die beſte Märchenerzählerin, die ich je gehört habe. Ganz ſchlicht ſprach ſie, aber man ſah alle die Geſtalten unſerer herrlichen deutſchen Volksmärchen zum Greifen deutlich vor ſich; man glaubte an dieſe Geſtalten — vielleicht weil ſie ſelber an ſie glaubte, mit ihnen lachte und mit ihnen weinte. Wenn ſie ihre Stimme ſenkte und ganz leiſe etwas recht Gruſeliges erzählte, wagten wir nicht mehr zu atmen, und ich glaube: ſie „graulte“ ſich ſelbſt am meiſten. Uns Kindern gab ſie einen Schatz von Poeſie mit auf den Lebensweg, von dem wir bis auf den heutigen Tag gezehrt haben.

Man ſagt, daß die Originale ausſterben. Das glaube ich eigentlich nicht recht. Ich bilde mir wenigſtens ein, daß ich immer neuen Originalen begegne; man muß ſie nur zu finden wiſſen. Aber guten alten Tanten, wie wir Kinder ſie beſaßen, begegne ich nicht mehr, und meine kleinen Neffen und Nichten berichten mir auch nichts von ſolchen. Sie ſcheinen ausgeſtorben, dieſe goldherzigen alten Jungfern mit ihrer Kinderliebe, ihrer Aufopferungsfähigkeit; mit dem lieben Lächeln auf den verwelkten Geſichtern, den etwas trippelnden Schrittchen, dem Pompadour — und der Toilette, die ſtets ein wenig vom vorvorigen Jahr war.

Ausgeſtorben? Natürlich leben ſie noch. Wie ſie einſt lebten. Denn die Heiratsmöglichkeit armer Mädchen aus guter Familie hat ſich ſicher nicht geſteigert. Aber ſie ziehen nicht mehr hilfsbereit von Haus zu Haus, kommen nicht mehr mit der großen Kutſche von der nächſten Poſt- oder Bahnſtation zu den jubelnden Kindern, zu den ſorgenbedrückten Eltern, wie anno dazumal. Die Verhältniſſe haben ſich auch für ſie geändert. Für viele ihrer Art ganz gewiß zum Vorteil. Neue Berufsarten ſind ihnen erſchloſſen worden, andere Lebensaufgaben für ſie hervorgetreten. Während ſie ſich früher der engeren Familie widmeten — oft genug, ohne den Dank zu finden, den ſie verdienten —, dienen ſie heut mit ihren reichen Gaben, mit ihrer Herzensgüte der Allgemeinheit. Und das iſt ſicher gut. Aber es trifft wohl für viele, nicht für alle zu. Und die anderen, die ſo viel zu geben hätten, denen jedoch der Mut oder die ſtarke Kraft zum Kampf im Leben fehlen, dieſe anderen, die vielleicht ſo gute Tanten werden könnten und möchten, finden heute nicht mehr das rechte Betätigungsfeld. Der Zuſchnitt der Häuslichkeiten, auch auf dem Lande, die Art der Gaſtfreundſchaft hat ſich gemodelt. Für ernſtere Krankheitspflege iſt die Berufsſchweſter ſchnell herbeigeholt, die Kinder kommen frühzeitiger aus dem Hauſe; das Leben rollt ſchneller und härter als damals, wo die gute Tante in jedem Hauſe auf Wochen und Monate ein hochwillkommener lieber Gaſt war. Man braucht ſie nicht mehr. —

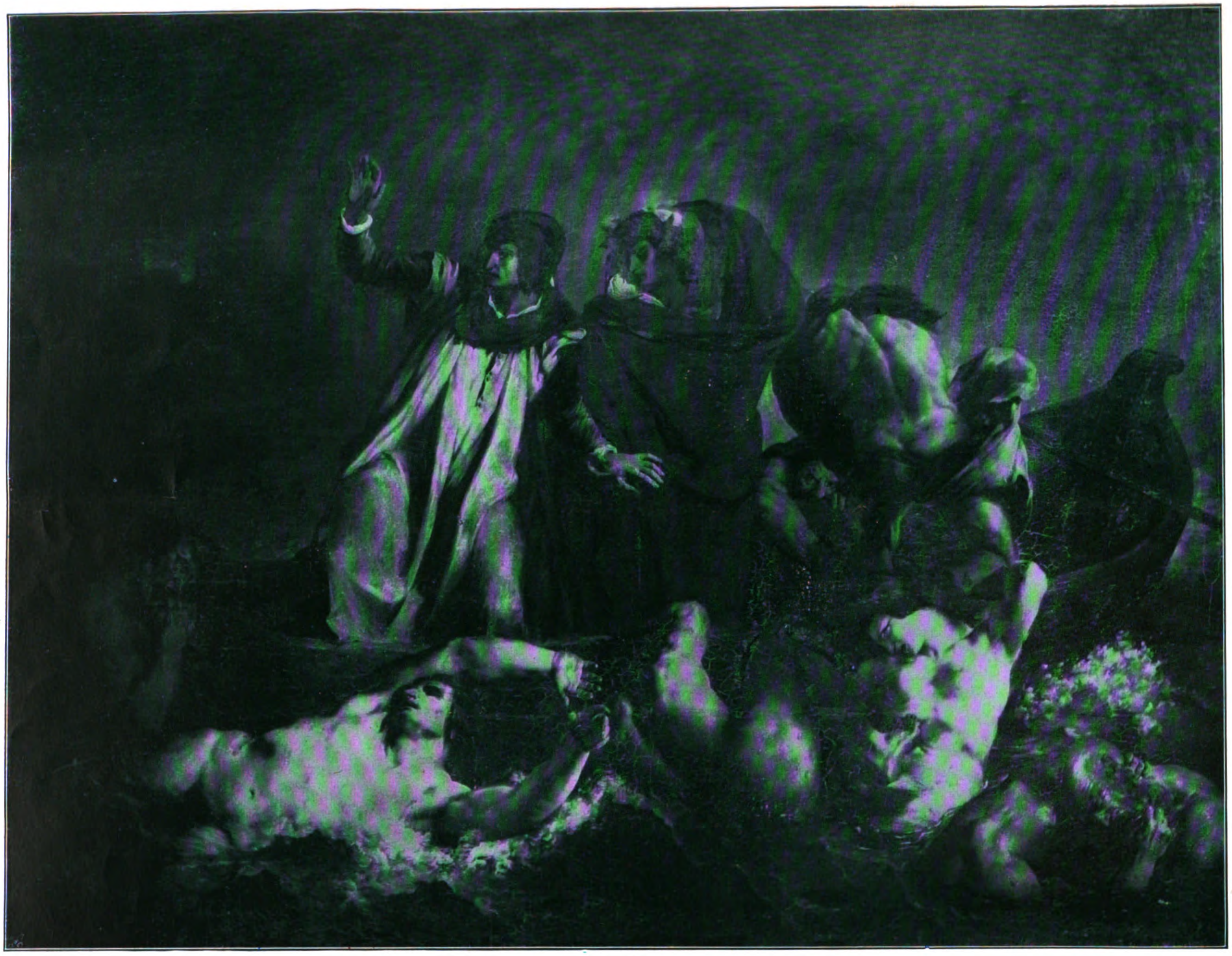
Oder man glaubt, ſie nicht mehr zu brauchen. Es gibt ja ſo viele Erſatzmöglichkeiten für ſie. Nun ja, geſchultere gewiß — beſſere ſicher nicht. Denn ſie brachten das mit, was ſich mit Geld nicht beſchaffen läßt: den Familienſinn und die rechte, treue Liebe. Die Liebe vor allem zu den Kleinen und Kleinſten. Sie gehörten ganz zu uns, teilten Glück und Sorge. Sie hatten den Großvater noch gekannt und wußten von ihm zu erzählen, wie ſtolz er auf ſein Kreuz von anno 1813 geweſen war, und ſie erlebten mit uns, wie anno 1870 das erſte Eiſerne Kreuz in unſere Familie kam. Sie hegten und pflegten die Zuſammengehörigkeit der Familie und die Tradition des Hauſes. Wie wenig gilt heut leider die Tradition?!

Es iſt ſchon ſo: erſt hab’ ich mich geärgert über die dumme Anzeige „Tante geſucht!“ Dann hab’ ich gelacht. Aber wenn ich’s recht überlege: ich wünſchte ſo manchem Hauſe, in dem ich aus- und eingehe, ſolch eine liebe Tante, wie wir ſie hatten: einen guten Hausgeiſt, der ſich anſpruchslos einfügt, der keine Selbſtſucht kennt, aber unendlich viel Selbſtzucht beſitzt, der immer hilfsbereit iſt . . . einen Menſchen, deſſen Treue, deſſen Güte und Liebe kein Milliardär zu bezahlen vermöchte. Wenn unſer eines Tantchen ihre Porzellandöschen mit den ſelbſteingekochten Heilſalben hervorkramte, oder wenn das andere Tantchen beim Frühſtück erzählte, es hätte nachts gar ſo unheimlich „geklopft“, lachte wohl mein Vater und ſagte, derb, wie man damals war: „Unbezahlbar ſeid Ihr alten Schrauben!“ Er wußte gar nicht, wie recht er hatte: unbezahlbar waren unſere lieben Tanten!

Die Barke des Dante von Eugène Delacroix.

Delacroix’ berühmtes Gemälde ſtellt eine Szene aus Dantes grandioſer Höllenwanderung dar, die in der „Divina Commedia“ im ſiebenten und achten Geſang geſchildert wird. Von dem Orte, wo der Dichter ſoeben die Geizigen und die Verſchwender büßen ſah, gelangt er weiter an den Styx, den aus der Antike bekannten Unterweltsfluß. Düſter und trübe, ein ſumpfiges Gemiſch von dunklem Schlamm und ſchwerer Flut, ſo zieht der ſchauerliche Höllenſtrom dahin. Und bis an den unſichtbaren Grund ſteckt er voll von ſchlammgefärbten Leibern, die in einem qualenvollen Zuſtand der zielloſen Wut ſich durcheinander winden. Die meiſten tief drunten im Gewimmel, wahrnehmbar nur durch die moorigen Blaſen, die von ihren ächzenden Seufzern durch die ſchmutzig düſtere Flut aufſteigen; aber von denen, die die Oberfläche erhaſchen, ſieht es der Dichter mit an, wie ſie zwecklos gegeneinander und gegen den eigenen nackten Leib wüten, den Mund mit Schlamm gefüllt, der ihre gurgelnden Flüche erſtickt . . .

Das ſind die maßlos Jähzornigen, die blindlings Wütigen, die hier büßen, verdammt dazu, mit der vollen Ein-



Die Barke des Dante. Von Eugène Delacroix. Louvre, Paris.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

ſicht ihres unſinnigen Handelns es nun in alle Ewigkeiten fortzuſetzen. Man muß an das hohe Gewicht denken, das die mittelalterliche Erziehung auf die Selbſtbeherrſchung gelegt hatte, ſowie an die übermäßige Neigung des italieniſchen Naturells zu raſchen Gewalttätigkeiten des Zornes, um die niemals endende Strafe, die der große Dichter über dieſe Gattung von Sündern verhängt, in ihrem ganzen unbarmherzigen Nachdrucke zu verſtehen.

Ein Kahn kommt herbei, Dante und ſein Geleiter Vergil beſteigen ihn, und nun drängen ſich die ſchwimmenden Leiber an den Nachen, krallen ſich in ihn ein, beißen mit den Zähnen in den Bordrand. Mühſam windet der Nachen ſich zum anderen Ufer, und immer noch von dem gurgelnden Gebrülle der zornwütigen Schwimmer geleitet, betreten die Wanderer eine unterirdiſche Stadt der Hölle, wo die Gotteslläſterer, als gleichfalls Sinnloſe, von der Vernunft Verlaſſene und gegen ſie Wütende, beieinander ſind.

Wer Delacroix' Gemälde im Louvre geſehen hat, der vergißt niemals wieder den zu vollſter Wirkung gelangenden ſchauerlichen Eindruck dieſer moordunklen und leichengrünlichen, todes- und höllentraurigen Farben. Es iſt des Künſtlers früheſtes großes Bild, das er als Vierundzwanziger gemalt hat. Im Jahre 1822 in Paris ausgeſtellt, hat es ihm die Anerkennung ſeines genialen Könnens, ſeines revolutionären Temperaments gebracht, aber auch die Mahnung der Kritik, es mit einem Jugendwerke von ſolcher Leidenſchaft und Neuerungsſucht genug ſein zu laſſen und ſich fortan korrekter an die akademiſch anerkannte Art zu halten. Dieſe Folgſamkeit hat Delacroix (1798—1863), der in all ſeiner ſtürmiſchen Kraft ein ganz klarer, beſonnener, zielſicherer Menſch und Künſtler war, allerdings niemals beſeſſen. Er wollte mit allem überzeugten Bewußtſein etwas Neues, Beſſeres bringen, die Kunſt der Malerei auf eine höhere Stufe heben, ſie von der farbigen Zeichnung emporführen zur Kraft und Schönheit der Farbe ſchlechthin und von der ſchematiſchen Studiertheit zur ſtark und impulſiv erfaßten, unmittelbaren Vollwirkung der Natur. Seine gleichaltrige Zeit hat ihn im ganzen abgelehnt, die Jugend ihn um ſo mehr bewundert, und heute datiert man von ihm den Anfang der neueren Malerei. Dr. H. Sendling.

Die Kaiſerin Auguſte Viktoria-Stiftung auf dem Ölberg. Von Dr. Joh. Jeremias.

Unvergeſſen ſind die Worte, die der Deutſche Kaiſer 1898 in Bethlehem zu den um ihn verſammelten evangeliſchen Geiſtlichen des Morgenlandes geredet hat. Er ſprach mit tiefem Ernſte von der Notwendigkeit, den Muhamedanern zu zeigen, was wahrhaftige chriſtliche Religion und chriſtliche Liebe iſt, nicht durch wortreiche Predigten, oder gar äußerliche Bekehrungsverſuche, ſondern durch das Beiſpiel der Liebe und Eintracht, der Treue und Verſöhnlichkeit, durch die Anſtalten der Nächſtenliebe, die in jeder Weiſe gefördert werden müßten. Dieſen hochherzigen Worten ſind Taten gefolgt: eine der größten und bedeutungsvollſten iſt die neue Stiftung auf dem Ölberg, die am 9. April d. J. eingeweiht ward.

In Jeruſalem hörte der Kaiſer, daß faſt alle großen Staaten dort eigene Pilgerheime beſäßen. Für die evangeliſchen Deutſchen war bisher nur kümmerlich geſorgt. In dem Johanniterhoſpiz, einem alten arabiſchen Hauſe, das an der Kreuzung der Damaskusſtraße und der via dolorosa liegt, kann nur eine beſcheidene Anzahl von Gäſten (etwa zwölf) auf einmal beherbergt werden. Als ich vor ſechzehn Jahren mit 300 Deutſchen in Jeruſalem weilte, war die Reiſeleitung wegen der Unterkunft wie „Holland in Nöten". Die Mehrzahl bezog eins der engliſchen Hotels, ein Teil kampierte nach Beduinenart in einem Zeltlager, der Reſt wurde im öſterreichiſchen (katholiſchen) Hoſpiz freundlich aufgenommen. Wie dankbar war ich, im Johanniterhoſpiz Herberge zu finden, in demſelben Zimmer, in dem 1869 Kronprinz Friedrich, der vielbewunderte deutſche Ritter, gewohnt hatte, wie froh war man, aus dem Gewühl und Gewoge, aus dem unſagbaren Schmutz der „heiligen" Stadt in die friedlichen Räume der ſchlichten Herberge flüchten zu können, wo der damalige Hausvater Bayer, ein biederer Schwabe, uns mit deutſchem Händedruck willkommen hieß.

Einſt iſt von den Johannitern die Pflege der Pilger und Hilfsbedürftigen in großartigem Umfange ausgeübt worden: auf dem Muriſtân, der jetzigen Stätte der evangeliſchen Erlöſerkirche, befand ſich ſeit Kaiſer Karls des Großen Zeit ein Hoſpiz mit Kirche. Saladin wandelte die Kirche (Sta. Maria latina) in eine Moſchee um, die Herberge aber beſtand jahrhundertelang weiter. Noch 1496 fanden 400 Pilger nachweislich darin Unterkunft, erſt Ende des XVII. Jahrhunderts berichtet ein franzöſiſcher Pilger, er hätte nur noch einen „Trümmerhaufen der Malteſerritter" gefunden.

. . . Und neues Leben blüht aus den Ruinen! Es iſt ein großer Zug unſeres Kaiſers, daß er vorwärts und rückwärts ſchaut, daß er neue große Aufgaben mit alten koſtbaren Erinnerungen verknüpft. Zwar ſoll das auf dem Muriſtân von der Jeruſalemſtiftung zu errichtende Gebäude vornehmlich der deutſch-evangeliſchen Gemeinde der Einheimiſchen dienen, aber eine umfaſſende Aufgabe im Geiſt und Sinne des Johanniterordens, Pflege der Pilger und Erholungsbedürftigen, ſoll die Kaiſerin Auguſte Viktoria-Stiftung erfüllen. Auf dem Ölberg wurde auf Befehl des Kaiſers ein großes Areal zur Errichtung eines Heims für deutſche Pilger erworben. Am 31. März 1907 erfolgte die feierliche Grundſteinlegung, bei der noch der türkiſche Paſcha von Jeruſalem ſeinen Hammerſchlag getan hat.

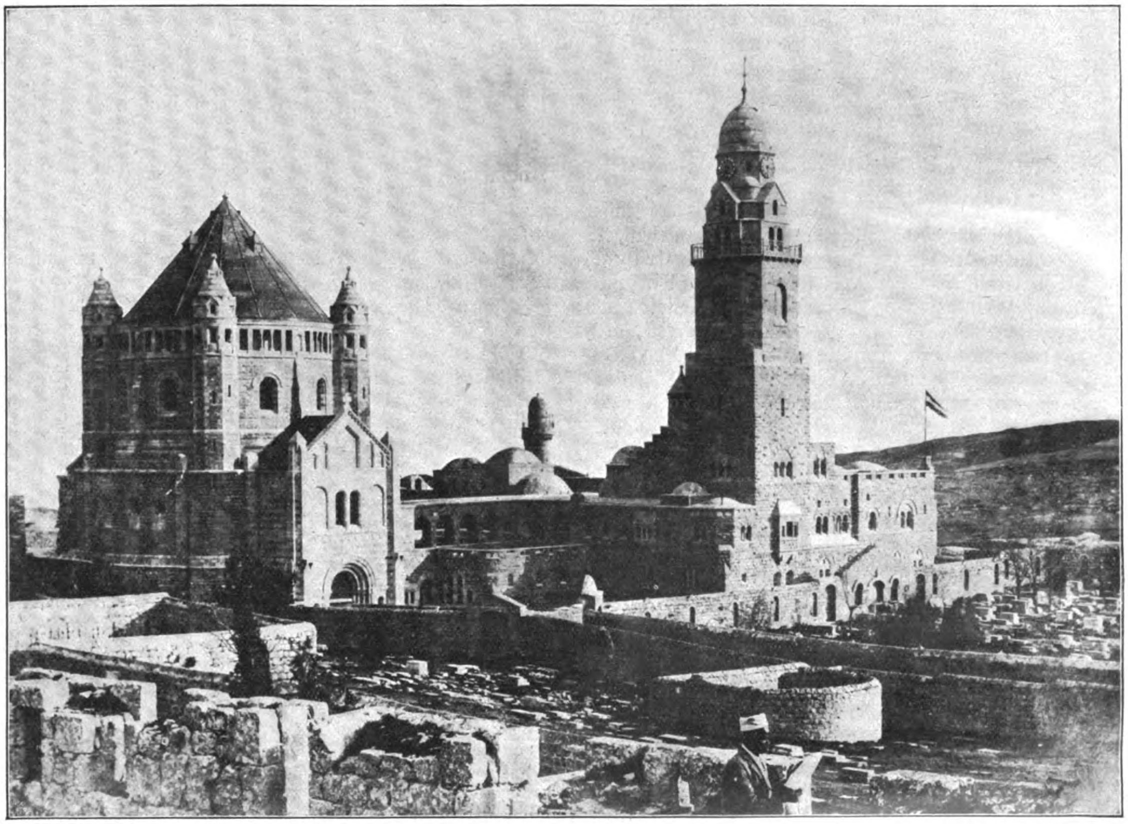
Die Stiftung ſoll drei Zwecken dienen: 1. als Erholungsheim für Fieberkranke in der heißen Jahreszeit und als Luftkurort für ſolche, die keine weite Reiſe unternehmen können; 2. zur Aufnahme von Pilgern und Touriſten in den Monaten November bis Mai; 3. bei größeren feſtlichen Anläſſen als Mittelpunkt für das evangeliſche Deutſchtum in Paläſtina und Syrien. Die Ausführung des Planes wurde in die Hände der unter dem Protektorat der Kaiſerin ſtehenden Auguſte Viktoria-Pfingſthaus-Stiftung des Evangeliſch-kirchlichen Hilfsvereins gelegt. Die ſchnelle Förderung des Werkes, das ſeiner Vollendung entgegenſieht, iſt der Kaiſerin und der umſichtigen und hingebenden Fürſorge des erſten Kurators und Schatzmeiſters der Stiftung zu danken, des Freiherrn von Mirbach.

Das Stiftungsgebäude iſt in romaniſchem Stile gehalten: es ſtellt ſich dem Beſchauer dar wie eine mächtige Kaiſerpfalz. Überragt von dem Turme der angegliederten Himmelfahrtskirche liegt das zweiſtöckige Kalkſteinhaus mit ſeinem hohen, grauen Ziegeldache auf einer der höchſten Kuppen des Ölberges. Jeder, der in Jeruſalem geweſen iſt, wird die Wahl dieſer Stätte mit Freude begrüßen. Hier oben atmet man reine Luft, iſt man frei von dem Legenden- und Reliquienkrame der Stadt, hier ſchaut man die alte Königſtadt in ihrer Majeſtät und ringsum die Berge der Pſalmen und Propheten, hier ſieht man morgens und abends in ſtaunender Betrachtung, wie die Sonne, der große Weltenkünſtler, über das Land ſein Goldnetz webt und den Schimmer der Verklärung darüber breitet. Hier iſt jeder Zoll Erde heiliges Land, geſegnet durch die Fußſpuren des Heilands, der oft auf den Berg gegangen iſt, um zu beten und allein zu ſein mit ſeinem Vater.

Wer von der Oſtſeite Jeruſalems aus nach Überſchreitung des nur etwa hundert Schritt breiten Kidrontales den Ölberg beſteigt, wird durch den Anblick der ummauerten Heiligtümer auf dem Hange des Berges wenig erbaut ſein.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Der untere Teil des Berges ſieht wie ein großer Steinbruch aus. Auch die aufdringliche griechiſche Gethſemanekirche mit ihren ſieben Zwiebeltürmen kann nicht als Zierde der Landſchaft angeſehen werden. Dagegen wird die neue burgartige Anlage auf der Höhe jeden echten Deutſchen wie eine heilige Wacht, wie eine mächtige Schutzwehr auf dem Berge grüßen. Es iſt gewiß nicht zufällig, daß ſich in dem Baue der Grundriß des alten Muriſtân gleichſam wiederholt. Die Kirche iſt in den Bau organiſch eingegliedert, die Geſamtanlage iſt um einen offenen zweiſtöckigen Kreuzgang gruppiert, der auf der Schmalſeite von der Kirche abgeſchloſſen wird. Der Plan des Gebäudes iſt von den Architekten Gauſe und Leibnitz in Berlin hergeſtellt, die Ausführung des Baues iſt dem Baurat Dr. Schumacher in Herta übertragen worden. Die Wohnzimmer bieten für fünfzig bis ſechzig Betten Raum; ſie ſind wegen der ſommerlichen Hitze mit ſchmalen, ſpaltartigen Fenſtern verſehen. Jedes Zimmer hat eine Loggia. Neben den Räumen für Diakoniſſen, Wärterinnen, Ärzte und das Perſonal ſind die erforderlichen Bäder, Leſe- und Schreibzimmer eingebaut, es iſt alſo jede Vorkehrung getroffen, daß man in der ſchirmenden Burg ein Stück deutſche Heimat finden ſoll. Die Möbel für die Pilgerzimmer ſind aus poliertem Eichenholze, an den Kanten mit romaniſchen Verzierungen verſehen, und zumeiſt aus Berlin bezogen worden. Das Schiff der eingebauten „Himmelfahrtskirche“ iſt 32 m lang und 20 m breit. An die Kirche ſchließen ſich Speiſe- und Feſtſaal an. Die in Apolda gegoſſenen Bronzeglocken ſind bereits an Ort und Stelle. Die größte Glocke, vom Kaiſer, wiegt 2730 kg und hat den Ton h. Sie trägt den Spruch: Solus spes mea Christus: allein Chriſtus meine Hoffnung! Die mittlere Glocke, von der Kaiſerin, wiegt 1630 kg und hat den Ton d. Die Inſchrift lautet: Sei getreu bis an den Tod (dies der Konfirmationsſpruch der Kaiſerin). Die kleine Glocke ſoll die Stiftung ſchenken. Sie wiegt 1072 kg und hat den Ton f. Inſchrift: Friede ſei mit Euch. Ich bin bei Euch alle Tage.



Die Kaiſerin Auguſte Viktoria-Stiftung auf dem Ölberg.

Ein kleiner, aber feiner und ſinniger Zug iſt dies: die deutſchen Katholiken haben die Töne ihrer Glocken der am 10. April eingeweihten Marienkirche (auf dem Zion, vermutlich an der Stätte der Abendmahlsſtiftung) auf die der evangeliſchen Erlöſerkirche abgeſtimmt. Zu beiden Geläuten paſſend ſind die Glocken der Himmelfahrtskirche akkordiert worden. Mögen die Schweſterkirchen in der werktätigen Liebe zuſammengehen — trotz des Glaubensunterſchiedes harmoniſch geeint. „Freude dieſer Stadt bedeute, Friede ſei ihr erſt Geläute.“

Die Geſamtkoſten der Ölbergſtiftung ſind auf 2 Millionen 700 000 Mark veranſchlagt. Sie iſt unter den Schutz des Johanniterordens geſtellt, die Pflege und ökonomiſche Fürſorge übernimmt die Kaiſerswerther Diakoniſſenanſtalt. Das Amt der Oberin iſt der Tochter des früheren Oberkirchenrats-Präſidenten, Theodora Barkhauſen, übertragen worden, die mit zwei Kaiſerswerther Schweſtern bereits ſeit einem Jahre in der Stiftung weilt. Die Weihe erfolgte am 9. April in Gegenwart des Herrenmeiſters des Johanniterordens, Prinz Eitel Friedrich von Preußen, des Präſidenten vom Oberkirchenrat, Exzellenz D. Voigts, des Oberkonſiſtorialrats Lahuſen und anderer hervorragenden Perſönlichkeiten. Die Predigt hielt der neue evangeliſche Propſt, Dr. Friedrich Jeremias, der bereits am 12. März von Dresden nach Jeruſalem übergeſiedelt war. Die Kaiſerin hatte als Text für die Einweihungspredigt das Wort beſtimmt: „Friede ſei mit Euch!“

Einen beſonderen Schmuck der Ölbergſtiftung werden zwei Bronzeſtatuen von Albert Moritz Wolff bilden, die

Kaiſer und Kaiſerin überlebensgroß darſtellen. Es ſind feierlich und würdig wirkende, repräſentative Geſtalten. Der deutſche Kaiſer als mittelalterlicher Kreuzfahrer (nach einer vatikaniſchen Miniaturmalerei): er trägt den mit dem Kreuz verſehenen Schild und ſtützt ſich auf den Knauf des Schwertes. Die Kaiſerin iſt als Patronin gedacht, mit dem Ölbergskreuz um den Hals und dem Gebäudemodell in der Hand. So haben ſich beide nach frommer Hohenzollernart im deutſchen Volk bewährt und bewieſen: der Kaiſer als chriſtlicher Ritter und tatkräftiger Bekenner, die Kaiſerin als Kirchenerbauerin, als hohe Beſchützerin der Hilfsbedürftigen. Mag das Haus, das der liebevollen Fürſorge der Majeſtäten ſeinen Urſprung verdankt, in der Folge ſich erweiſen als eine Herberge der Barmherzigkeit, als eine Heimat deutſchen Weſens, als eine feſte Burg evangeliſchen Glaubens!

Die Entdeckung des Nordpols.

Von Robert E. Peary. (6. Fortſetzung.)

Vorbereitungen auf die lange Nacht.

Bei Kap Sheridan ſetzten wir die „Rooſevelt“ in einer Eisſpalte auf Grund. Das erſte, was wir an Land brachten, waren die 246 Hunde, die das Schiff in den letzten achtzehn Tagen zu einer heulenden und ſtinkenden Hölle gemacht hatten. Sie wurden einfach über Bord auf das Eis geworfen, und in wenigen Minuten war die Küſte nach allen Richtungen mit ihnen überſät. Wie ſie ſich im Schnee wälzten, bellten und umherſprangen! Dann wurde das Deck gründlich mit Schlauchleitungen gewaſchen, und das Entladen begann. Zuerſt kamen dabei die Schlitten vom Brückendeck herunter, wo ſie während der letzten Zeit unſerer Herreiſe gezimmert worden waren, ein ſtolzes Geſchwader von 23 Stück.

Wir mußten das Schiff hinter die Eisbarre bringen, wo es ganz ſicher war. Zu dieſem Zwecke erleichterten wir es vorn, damit es mit der Hochflut flott werden könnte. Wir bauten alſo Gleitbahnen aus Planken und ſchoben auf dieſen die Ölbehälter vom Hauptdeck herunter. Da das Eis in dieſer Jahreszeit noch dünn war, mußten wir dabei vorſichtig zu Werke gehen. Später brachen trotzdem zwei oder drei mit Lebensmitteln beladene Schlitten durch und die ziehenden Eskimos mit ihnen; da das Waſſer aber nur $1^{1}/_{2}$ oder 2 m tief war und ich die Vorräte hatte in Zinn verlöten laſſen, ſo brachte dies keinen ernſthaften Schaden.

Während das Öl abgeladen wurde, machte ſich ein Teil der Beſatzung daran, mit Brecheiſen, Bootshaken, Sägen uſw. das Eis wegzuſprengen, ſo daß wir die „Rooſevelt“ noch näher an Land bugſieren konnten. Kapitän Bartlett und ich waren beide feſt entſchloſſen, das Schiff hinter die Barre des ſchwimmenden Eisfeldes und in das ſeichte Waſſer zu bringen. Wir wollten nicht noch einmal einen Winter voll ſolcher Sorge überſtehen, wie wir ihn bei der letzten Expedition durchlebt hatten, als das Schiff gerade an der Kante des Eiſes lag und jeder Bewegung des feindlichen Packeiſes draußen unterworfen war.

Nach den Ölbehältern kamen die Vorräte von Walfiſchfleiſch vom Achterdeck, einige Stücke davon ſo groß wie ein Eßtiſch. Es wurde über Bord geworfen, von den Eskimos wohl 100 m über die Eisfläche an Land geſchleift und in großen Stapeln aufgehäuft. Bedeckt wurden dieſe mit Kohlenſäcken, die auch vom Hinterdeck genommen worden waren. Einige von dieſen Stapeln waren 6 m im Geviert und $4^{1}/_{2}$ m hoch.

Dann kamen die Walfiſchboote, die von den Davits heruntergefiert wurden und wie Schlitten an Land glitten. Sie wurden ſpäter für den Winter Kiel nach oben umgedreht.

Vorbereitungen gegen den Verluſt des Schiffes.

Das Landen der Nahrungsmittel und Reiſeausrüſtung nahm viele Tage in Anſpruch. Sind die Nahrungsmittel an Land, dann bedeutet der Verluſt des Schiffes durch Feuer oder durch Eispreſſung höchſtens, daß die Mannſchaft die Heimreiſe zu Fuß antritt. Es würde nicht ſtörend einwirken auf die Schlittenreiſe, und auch die Expedition nicht ernſthaft gefährden. Hätten wir die „Rooſevelt“ bei Kap Sheridan verloren, dann hätten wir den Winter in den Hütten zugebracht, die wir bauen mußten, und im Frühling würden wir den Angriff auf den Pol ganz in der Weiſe verſucht haben, wie ich ihn ausgedacht hatte. Dann wären wir die 560 km bis Kap Sabine zu Fuß gegangen, hätten das Eis des Smith-Sundes bis nach Etah überquert und dort auf ein Schiff gewartet.

Die Küſte wurde auf 400 m mit Hütten beſetzt, und dies Dorf von Provianthäuſern wurde zu Ehren des Präſidenten des „Peary Arctic Club“ Hubbardville genannt (Abb. ſiehe Nr. 28 des Daheim). Sobald die Kiſten, die in den Eskimoquartieren der „Rooſevelt“ als Betten gedient hatten, entfernt waren, wurde der Platz gefegt und gewaſchen. Dann erbauten wir aus Brettern eine Bettplattform, die durch Vorhänge in Abteilungen für die verſchiedenen Eskimofamilien geteilt wurde. Unter dieſer Bettplattform war ein Raum, wo ſie ihre Kochtöpfe und anderen Beſitz aufbewahren konnten. Der Leſer ſchüttelt ſich bei dem Gedanken, Bratpfannen unter dem Bett aufzubewahren. Aber er ſollte eine Eskimofamilie in einem ihrer ſelbſtgebauten Häuſer, $2^{1}/_{2}$ m ins Geviert, ſehen, wo Männer, Frauen und Kinder eſſen und trinken, und alles Unausſprechliche viele Wintermonate lang mit Schnee bedecken!

Zunächſt löſchten wir nun achtzig Tonnen Kohlen. Sollten wir gezwungen worden ſein, in den Hütten zu leben, ſo würden wir alſo genug Feuerung gehabt haben. In dieſer Jahreszeit war es übrigens nicht ſehr kalt. Am 8. September ſtand das Thermometer ungefähr 11° C unter Null, den nächſten Tag 16°. Die ſchwereren Kiſten mit Speck, Pemmican (die in der Arktik gebräuchliche kondenſierte Fleiſchnahrung), Mehl uſw. wurden an Land zum Bau von drei Häuſern verwandt, $4^{1}/_{2}$ zu 9 m groß. Alle Nahrungsmittel waren zu dieſem Zwecke ganz beſonders verpackt worden. Beim Aufbauen dieſer Häuſer ſtellten wir die Öffnungsſeiten der Kiſten nach innen; wurden dann die Deckel entfernt, ſo konnte der Inhalt nach Bedarf herausgenommen werden; das ganze Haus war alſo ein großer Warenladen. Die Dächer wurden aus Segeln hergeſtellt, die wir über Maſtbäume oder Spieren ſpannten, und ſpäter häuften wir gegen Mauern und Dächer gewaltige Mengen Schnee. Dann wurden auch Öfen aufgeſtellt.

Das Abladen der Nahrungsmittel erleichterte die „Rooſevelt“ ſo, daß Bartlett ſie beträchtlich näher an Land heranbrachte. Da lag ſie nun und zeigte mit dem Schnabel faſt genau nach Norden. Bald begann man, auch ſie für den Winter fertig zu machen. Das Maſchinenperſonal war geſchäftig, die Dampfkeſſel zu leeren, damit der Froſt ſie nicht ſprengen könnte; auch nahmen die Matroſen die Segel herunter und lockerten das Tauwerk, ſo daß beim Zuſammenziehen infolge der furchtbaren Winterkälte nichts zerreißen konnte. Ehe die Segel verſtaut wurden, ſetzten wir ſie ſämtlich noch einmal auf, um ſie durch Sonne und Wind völlig austrocknen zu laſſen. Das Schiff bot ſo einen wunderſchönen Anblick. Es war feſtgehalten durch die Umarmung des Eiſes und die ausgelegten Ankertaue; und doch blähte ſich jedes Segel, mit Wind gefüllt, wie bei einer Jacht in voller Fahrt.

Währenddes ſchickte ich kleine Jagdgeſellſchaften von Eskimos nach der Gegend des Hazonſees; aber ſie hatten nur wenig Glück. Einige Haſen wurden erbeutet, aber Moſchusochſen ſchienen verſchwunden zu ſein. Dies beun-

Copyright, 1910, in the U. S. A. and all other countries where copyright is granted by Robert E. Peary. All rights reserved.

ruhigte mich; denn ich fürchtete, daß die Jagden der früheren Expedition das Wild vernichtet oder doch vertrieben hätten. Die Eskimoweiber ſtellten ihre Fuchsfallen wohl 8 km die ganze Küſte entlang, und ſie hatten mehr Erfolg als die Männer, denn ſie erbeuteten dreißig oder vierzig Füchſe während des Herbſtes und Winters. Die Weiber fingen auch Fiſche in den Teichen der Nachbarſchaft und brachten manche ſchöne Forelle ein.

Wie die Eskimos fiſchen.

Der Fiſchfang der Eskimos iſt ſehr intereſſant; man ſchlägt ein Loch in das Eis und wirft ein Stück Knochen hinein, das in der Geſtalt eines kleinen Fiſches geſchnitzt iſt. Sobald nun eine Forelle aufſteigt, um dieſen Beſucher zu beſehen, wird ſie geſpießt. Der Fiſchſpeer der Eskimos hat einen runden Schaft mit ſcharfer Stahlſpitze, gewöhnlich einer alten Nadel, die in das Ende eingelaſſen iſt, und auf jeder Seite iſt ein Stück vom Geweihende eines Hirſches befeſtigt, die als Widerhaken dienen. Wird nun dieſer Speer auf den Fiſch geſchleudert, ſo gehen die Geweihſtücke auseinander. Der Fiſch wird alſo durch die ſcharfe Spitze gepfählt, und die Geweihenden auf beiden Seiten halten ihn feſt. Die Forelle von Nordgrantland iſt ein ſchöngeſprenkelter Fiſch und wiegt oft faſt 5 kg. Ich glaube, daß das blaßrote Fleiſch dieſer Fiſche, die aus einem Waſſer kommen, das nie wärmer iſt als 2 bis 4° über Null, das feſteſte und ſüßeſte Fiſchfleiſch in der ganzen Welt iſt.

Ein Geburtstag im ewigen Eiſe.

Am 12. September hatten wir einen Feſttag: es war der 15. Geburtstag meiner Tochter Marie Ahnighito, die uns auf einer Grönlandreiſe geboren wurde.

Es war Sturm und Schneetreiben an dieſem Tage. Trotzdem ſchmückte Kapitän Bartlett das Schiff mit allen Wimpeln, dem ganzen internationalen Flaggenbuch, und die hellen Farben der Flaggen bildeten einen herrlichen Gegenſatz zu dem grauweißen Himmel. Unſer Koch Percy hatte einen beſonderen Geburtstagskuchen gebacken, und wir hatten ihn mit ſeinen fünfzehn brennenden Lichtern auf unſerem Abendbrottiſch. Gleich nach dem Frühſtück kamen die Eskimos zurück mit einem Eisbären, den ſie erlegt hatten, einem weiblichen Jährling von 1,8 m Länge, und ich beſtimmte, das Tier ſollte als Maries Geburtstagsbär ausgeſtopft werden. Es ſollte ſchreitend aufrecht ſtehen, eine Pranke vorgeſtreckt wie zum Gruß, den Kopf zur Seite geneigt und ein Lächeln auf dem Geſicht. Der Bär verſorgte uns mit ſaftigem Braten.

Ein oder zwei Tage ſpäter begannen wir die Hunde einzufangen, um die erſten Schlittenreiſen vorzubereiten. Es lag jetzt genug Schnee, um mit der Überführung unſerer Vorräte nach Kap Columbia beginnen zu können, und die Schwarze Klippen-Bai war überfroren. Die Eskimos banden die Hunde in Rudeln von fünf oder ſechs an Pfähle, die in den Felsgrund der Küſte oder in Löcher draußen auf dem Eiſe getrieben worden waren.

Die Nahrungsmittel-Transporte werden fertig gemacht.

Der Hauptzweck der Herbſt-Schlittenreiſen war die Überführung der Nahrungsmittel nach Kap Columbia für die Schlittenexpedition zum Pol im nächſten Frühjahr. Ich hatte Kap Columbia gewählt, das 145 km nordweſtlich von unſerem Schiff lag, weil es der nördlichſte Punkt des Grant-Landes iſt. Von dort mußten wir genau nach Norden über das Eis.

Die Art, Tauſende von Zentnern Nahrungsmittel fortzubringen, mußte unter den erſchwerenden Bedingungen der Arktik wohl überlegt werden. Mein Plan ging dahin, die Überführung der Vorräte in Etappen zu bewerkſtelligen, anſtatt jeden Schlitten bis hin nach Kap Columbia zu ſenden. Die erſte Abteilung der Schlitten ſollte zunächſt bis nach Kap Belknap gehen, etwa 19 km vom Schiffe entfernt, dort ihre Ladungen niederlegen und am ſelben Tage zurückkehren. Die zweite Abteilung würde dann bis Kap Richardſon, etwa 32 km entfernt, ziehen, abladen, bis Kap Belknap zurückkehren, die dortigen Vorräte aufnehmen und ſie ebenfalls bis Kap Richardſon bringen. Die nächſte Station war in der Porterbai, die folgende in Sail-Habour, dann Kap Colon und die Endſtation in Kap Columbia ſelbſt. Auf dieſe Weiſe ſollten Schlitten während der ganzen Zeit hin- und zurückgehen; die Spuren im Schnee würden alſo immer offengehalten werden, und auf Jagd gehen konnte man am Wege.

Wie die Eskimos ihre Hunde antreiben.

Die Hunde werden ſtrahlenförmig vor den Schlitten geſpannt. Gewöhnlich ſind es acht, für ſchnelle Fahrten aber mit ſchwerer Ladung nimmt man zuweilen auch zehn oder zwölf. Gelenkt werden ſie mit der Peitſche und durch Zurufe. Die Eskimopeitſche iſt dreieinhalb, manchmal auch fünf Meter lang; und ſo geſchickt wiſſen die Eskimos ſie zu gebrauchen, daß ſie mit ihr jeden einzelnen Hund treffen. Die Handhabung dieſer Eskimopeitſche zu lernen, koſtet Zeit. Ebenſo koſtet es Zeit, ſich genau die Ausſprache ihrer Rufe anzueignen. „Hau — eh, hau — eh — hau eh“ heißt nach rechts, „Äſch' — u, äſch' — u, äſch' — u“ nach links, und das unvermeidliche „Hök, hök“ ſo viel als „Los“ oder „Fort“. Hören die Hunde einmal nicht auf das übliche „Hau — eh, hau — eh, hau — eh“, dann ſchlägt der Akzent wohl um, und der Kutſcher ſchreit „Hau — oooooo“. Die Aufregung eines unerfahrenen Reiſenden, der die erſten Verſuche macht, mit Eskimohunden zu fahren, pflegt nicht gering zu ſein. Er iſt geneigt, mit den Eskimos zu glauben, daß Dämonen in dieſe Tiere hineinfahren; zuweilen ſcheinen ſie ſogar ganz verrückt zu ſein. Ihr Haupttrick iſt, über- und unter- und umeinander zu laufen und ihre Stränge ſo zu verwirren, daß der Gordiſche Knoten dagegen ein Kinderſpiel iſt. Alsdann hat der Kutſcher bei 18 bis 50° C unter dem Gefrierpunkt ſeine warmen Handſchuhe auszuziehen und mit nackten Händen die Stränge zu entwirren, während die Hunde ſpringen und ſchnappen und bellen und ihn zu verſpotten ſcheinen.

Ein Mitglied unſerer Expedition — ich will ſeinen Namen nicht nennen, denn ich habe gelegentlich dasſelbe Mißgeſchick gehabt — fuhr mit ſeinen Hunden ab. Einige Stunden ſpäter hörte ich Freudenſchreie und luſtiges Gelächter der Eskimos. Ich brauchte gar nicht zu fragen, was geſchehen war. Ich wußte es. Die Hunde waren zum Schiff zurückgekehrt — ohne den Schlitten. Dem unerfahrenen Hundelenker waren ſeine Hunde, als er verſuchte, ihre Stränge auseinanderzuwirren, auf- und davongelaufen.

Am 16. September ſchickte ich die erſten Schlitten mit Nahrungsmitteln nach Kap Belknap, die Herren Marvin, Dr. Goodſell und Borup mit dreizehn Eskimos, im ganzen ſechzehn Schlitten mit etwa zweihundert Hunden. Es war ein impoſanter Zug, als ſie nach Nordweſt, ein Schlitten hinter dem andern, dahinzogen. Wir hatten einen ſchönen Tag, hell, klar, ruhig und ſonnig. Als ſie ſchon weit weg waren, hörte ich noch das Schreien der Eskimos „hök, hök, hök“, „äſch' u — hau' — eh“ und das Schleifen und Knirſchen der Schlitten über den Schnee.

Man hat mich oft gefragt, wie wir uns warm halten, wenn wir auf dem Schlitten ſitzen. Wir ſitzen gar nicht, wenigſtens nur recht ſelten. Wir ſind auf den Beinen, und wenn es ſchwer geht, ſo müſſen wir den Hunden noch helfen und die Schlitten über ſchwierige Stellen hinwegſchieben.

Die erſte Abteilung kam am ſelben Tage mit leeren Schlitten zurück, und am nächſten Tag ſtellten ſich zwei Jagdgeſellſchaften von Eskimos ein, die drei Renntiere, ſechs Haſen und zwei Eiderenten erlegt hatten; Moſchusochſen hatten beide nicht geſehen.

Am 18. September ſandte ich die zweite Schlittenabteilung aus, um 56 Kiſten von Mannſchafts-Pemmican nach Kap Richardſon zu bringen, wo ſie zunächſt ruhen ſollten, um am nächſten Tage das Biskuit von Kap Belknap dorthin zu ſchaffen; dann ſollten ſie zum Schiff zurückkehren. Dies bedeutete für ſie alſo eine Nacht im freien Felde. Eine erſte Nacht im Segeltuchzelt bringt man in der Arktik gewöhnlich ziemlich ſchlaflos zu. Das Eis kracht geheimnisvoll, die Hunde bellen und raufen außerhalb des Zeltes, wo ſie angebunden ſind, und da gewöhnlich drei Eskimos und ein Weißer ein kleines Zelt teilen und der Ölofen die ganze Nacht brennen muß, ſo iſt die Luft trotz aller Kälte nicht übermäßig rein. Zuweilen fangen auch die Eskimos mitten in der Nacht an, die Geiſter ihrer Vorfahren anzuſingen, und zu all dieſem kommt, daß man wohl in der Ferne die Wölfe heulen hört.

Unterwegs in der Arktik.

Die Zelte ſind ganz beſonders eingerichtet. Sie beſtehen aus leichter Segelleinwand, und der Fußbodenteppich iſt direkt an die Zeltwände angenäht. Aufgenäht iſt auch der Windfang und hineingeſchnitten iſt eine Öffnung, gerade groß genug, um einen Mann durchzulaſſen. Dieſes Loch kann durch eine Zugſchnur mit einer runden Klappe geſchloſſen werden. So iſt das Zelt völlig ſchneedicht. Ein gewöhnliches Zelt würde bei Schneetreiben bald gefüllt ſein. Das Zelt iſt pyramidenförmig mit einer Stange in der Mitte gebaut, und die Kanten werden gewöhnlich niedergehalten durch die Schlitten oder durch Schneeſchuhe, die als Zeltpflöcke benutzt werden. Die Männer ſchlafen auf dem Boden in ihren Kleidern mit der Decke eines Moſchusochſen oder ein paar Renntierfellen, die rund um ſie herumgewickelt ſind. Einen Schlafſack habe ich ſeit meiner arktiſchen Reiſe von 1891/92 nicht benutzt.

Der Küchenkaſten für unſere Schlittenreiſen iſt einfach eine Holzkiſte, die zwei Ölöfen mit Doppelbrenner von vierzölligen Dochten enthält. Die zwei Kochtöpfe ſind Abſchnitte von großen Petroleumkannen. Beim Verpacken werden ſie über die Öfen geſchoben. Wird das Lager erreicht, ſei es nun Zelt oder Schnee-Iglu, ſo wird der Küchenkaſten innen niedergeſetzt; der Deckel der Kiſte wird aufgeklappt und verhindert, daß der Ofen die Mauern des Iglu auftaut oder das Zelt verſengt. Die mit Scharnieren verſehene Vorderſeite der Kiſte wird umgeklappt und bildet einen Tiſch. Inzwiſchen ſind die beiden Kochtöpfe mit zerſtoßenem Eis gefüllt und auf die Öfen geſtellt worden; in dem einen kocht man Tee, und der andere kann für ein warmes Gericht benutzt werden oder auch um Fleiſch zu kochen, wenn etwas vorhanden iſt.

Jedermann hat einen Litertopf zum Tee und ein Jagdmeſſer, das vielen Zwecken dient. Gabeln ſind nicht vorhanden, und ein Teelöffel muß für alle vier ausreichen. Jedermann bedient ſich ſelbſt aus dem Topf, ſticht mit ſeinem Meſſer hinein und fiſcht ein Stück Fleiſch heraus. Der Theorie nach werden bei Schlittenreiſen täglich zwei Mahlzeiten genommen: eine am Morgen, eine in der Nacht. Werden die Tage aber kurz, ſo wird vor dem Hellwerden und nach dem Dunkelwerden gegeſſen, ſo daß die helle Zeit der Arbeit bleibt. So die Theorie. Zuweilen iſt es freilich nötig, vierundzwanzig Stunden hintereinander zu reiſen, ohne auszuruhen und ohne zu eſſen. (Fortſetzung folgt.)

Graf Pocci. Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Allmählich dringt der Name Pocci auch nach Norddeutſchland. In München und Bayern iſt er bei alt und jung ſeit vielen Jahrzehnten ſo wohlbekannt, wie etwa der Name Ludwig Richters bei den nördlichen Landsleuten. Aber noch nennt ihn keine für das Haus oder für die allgemeine Bildung beſtimmte Literaturgeſchichte — den Mann, der unzähliges Reizvolle für die Kinderwelt, das Haus, für jedermann gedichtet und geſchaffen hat. Desgleichen tun es die Kunſtgeſchichten nicht. Selbſt K. v. Lützows Geſchichte des Holzſchnitts ſtreift nur ganz flüchtig an Pocci vorbei.

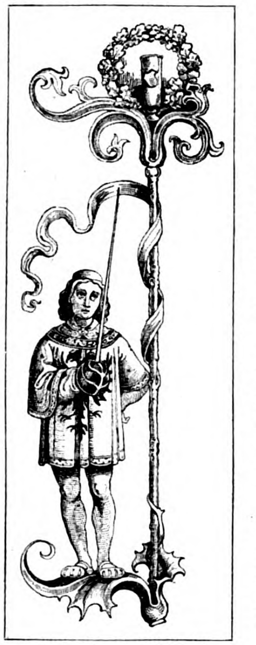
Indeſſen neueſtens mehren ſich die Zeichen einer Änderung, und auch ſie gehören in das Kapitel des ſo wichtigen Ausgleichs von Nord und Süd. Schon gibt es in Berlin ein aus München herübergewandertes Puppentheater, zwar zu empfindlich „beſſeren“ Eintrittspreiſen, denn vorläufig iſt derlei noch Sache der neugierigen Modeleute. Aber auf eine Weiſe muß es werden. Auch mit dieſem verfeinerten Münchener Puppentheater iſt Poccis Tätigkeit ſehr eng verknüpft. Kurzum, er ſteht nahe vor der ehrenvollen Aufnahme in die neudeutſche Bildung und vor dem Entdecktwerden an der Spree, das damit verbunden iſt. Im übrigen gibt es die 1890 erſchienene, ſchöne und ſorgfältige Biographie von dem Tübinger Literaturprofeſſor Wilh. Ludw. Holland, und eine kundige Abhandlung von Leop. Hirſchberg in der Zeitſchrift für Bücherfreunde 1906.

Ludwig Richter iſt ohne Frage der größere Künſtler. Pocci iſt die vielſeitigere Natur: er iſt Dichter, Muſiker, illuſtrierender Zeichner, Geſchichtsfreund, mehrfacher Herausgeber, Humoriſt, ein unerſchöpflicher, umfaſſender Geber und Anreger. Richter ſelbſt betont das Empfangene, bei Schwind und vielen anderen läßt es ſich erkennen, in den Fliegenden Blättern bis heute, im ganzen Münchener Humor, ſoweit er echt und einheimiſch, wirklich altmünchneriſch iſt, wirkt die Pocciſche Art als Einſchlag lebendig nach, dieſe Miſchung aus Herzensreinheit, Poeſie und Übermut. Aus der Romantik kommt ſie her, denn in der Germaniſten- und Romantikerzeit wuchs der dichtende Zeichner oder zeichnende und muſizierende Dichter auf. Schwanthaler, Clemens Brentano, Guido Görres, Ludwig Bechſtein, Kerner, Schwab ſind ſeine Freunde oder nahen Bekannten geweſen; Cornelius, Steinle, Wilhelm Kaulbach ſtehen unfern, Humoriſten und Dialektdichter wie Franz von Kobell ſchauen auf der anderen Seite herein. Jene jungbornhafte, lebensvolle Romantik iſt es, die jegliches Schönen und lachend Geſcheiten aus allen Zonen froh ward, das ſie durch ihre Dichteraugen ſah. Daher ja auch vertrug ſie ſich mit dem Don Quixote und mit Shakeſpeare nicht ſchlechter, als mit dem Stimmungszauber und den Volksfeſten Italiens, mit morgenländiſchen Bildern, mit indiſchen Märchen und Phantaſien, und immer, was ihr den Grundton gab, mit der poeſievollen und kraftvollen deutſchen Vergangenheit. Sobald dagegen eine lediglich künſtelnde, ſchmachtlappige Romantik auftauchte und den Zeitgeſchmack zu treffen ſuchte, waren Pocci und ſeine Freunde die erſten, um ſie mit kräftigem Spott überlegen zu entlarven.

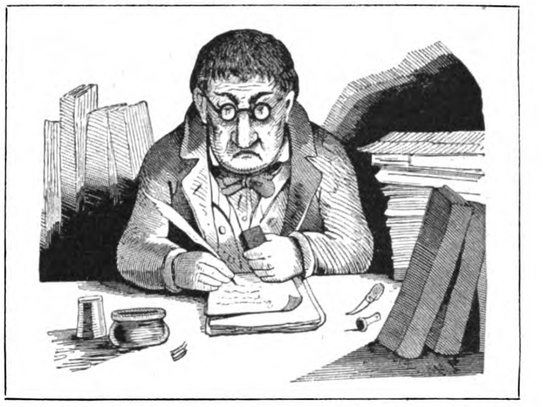
Franz Graf Pocci.
Nach einer Photographie aus dem Verlag von F. Finſterlin in München.

Das Biographiſche iſt raſch erzählt. Am 7. März 1807 wurde Franz Pocci zu München geboren, als Sohn des aus Italien ſtammenden, in bayriſchen Militärdienſt getretenen Grafen Fabrizio Pocci. Er ſtudierte Jura, ſaß in den Amtsſtuben von Starnberg, Dachau und München, dann erlöſte ihn König Ludwig I. aus dem Aktenamt und zog ihn in ſeine Nähe. Zunächſt wurde Pocci Zeremonienmeiſter, 1847 Hof-Muſikintendant, 1864 Oberſtkämmmerer. Ludwig I. und ſein Sohn Maximilian II. legten Wert auf die dauernde Beziehung zu dem unabhängig denkenden und deſto treueren Manne, auf die Anregungen durch ſein Wiſſen und ſeinen Geſchmack; auf Reiſen nach Italien wählten ſie ihn zum amtlichen Begleiter. In höfiſchen Ämtern war und blieb er der Volksmann im ſchönſten Sinne, der ſich den Humor ſeiner Beobachtungen in den höheren Kreiſen am allerwenigſten verkürzte, und immer blieb er der wohlmeinende, ſachliche, perſönlich anſpruchsloſe Vorgeſetzte, den man in Süddeutſchland gut verträgt. Er hat auch noch die Zeit Ludwigs II. geſehen; am 7. Mai 1876 hat ihn ein Schlagfluß ohne Krankheit hinweggenommen.

Die Quelle des Talents in dem Sohne iſt auch in dieſem Fall die Mutter geweſen, eine geborene Freiin von Boſch. Sie ſorgte auch für geeigneten Unterricht, und der eine der Lehrer hatte die Geſcheitheit, den Knaben viel ins Kupferſtichkabinett zu führen und ihm das, wofür er dort Empfänglichkeit zeigte, kundig weiter auszudeuten. Nicht übergangen werden darf dann der luſtig-romantiſche Freundeskreis des heranwachſenden jungen Grafenſohnes. Das war der von Schwanthaler begründete „Ritterbund der Humpenau“, wo in minneſängeriſchen und ſogenannten altdeutſchen Zeremonien, ja ſogar altdeut-



„Landesvater“.
Aus: „Alte und neue Studentenlieder“. Landshut, Vogel, 1844.

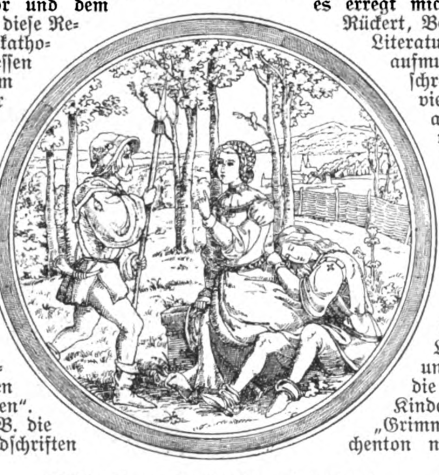


Der „Staatshämorrhoidarius“. München, Braun & Schneider, 1857.

ſchen Koſtümen geſungen, gezecht und vielerlei Scherz getrieben wurde, doch ſo, daß auch ernſtere Beſchäftigung mit der älteren deutſchen Literatur ſich ihren Platz eroberte. Franz Pocci, genannt Ritter Diezolt, war der jugendliche Dichter und Spielmann in der „Humpenburg“, wie das Verſammlungslokal der Tafelrunde hieß, und ſomit iſt er nicht unähnlich, wie im Kreiſe der berühmten Heidelberger „Engeren“ nachmals Joſ. Scheffel, über der ſcherzenden Betätigung für die Freunde zum Dichter und Künſtler für die Öffentlichkeit geworden.

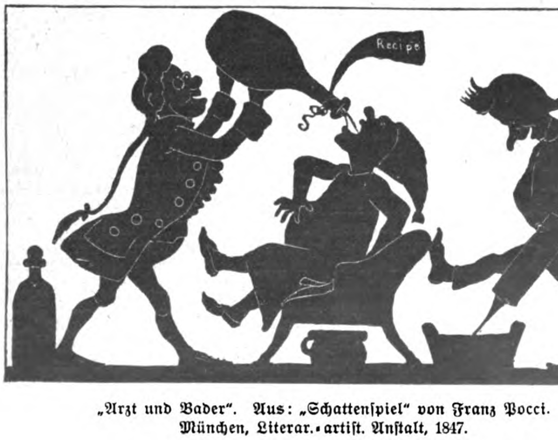
Als erſtes, was er herausgab, ſind die lithographierten „Vier Spruchblätter“ des Achtzehnjährigen entſtanden, die ſchon Bild und Vers vereinen. Sie zeigen auch inhaltlich die Richtung an, die zeitlebens einen hauptſächlichen Raum in Pocci eingenommen hat: anmutig-religiöſes Schaffen für ſchlichte, herzliche Gemüter, für die Seelen der Kinder und derer, die ſich mit ihnen verſtehen. Entſprechend dem Autor und dem Milieu iſt dieſe Religioſität katholiſch, indeſſen ganz nur im Sinne einer liebenswürdigen, kampffreien und nahezu konfeſſionsloſen perſönlichen Innigkeit. Es iſt nichts Trennendes, für Nichtkatholiken Fremdes in dieſer Pocciſchen Art. Haben ſich doch mehrfach der illuſtrierende Altbayer und der Thüringer alte Burſchenſchafter Ludwig Bechſtein zu gemeinſamer Arbeit zuſammengetan, und auch für Nieritz’ Jahrbücher hat Pocci mitgearbeitet.

Bald vereint ſich mit Texten und Zeichnung als drittes nun auch die muſikaliſche Kompoſition. So in den frühen „Blumenliedern für Mädchen und Knaben“. Oder ſchöne ältere deutſche Gedichte, z. B. die des Kürenbergers, werden aus den Handſchriften und vergeſſenen Drucken ans Licht gezogen und in erneuernder Sprache des Textes muſikaliſch vertont.



„Wächterlied von Markgraf von Hohenburg“.
Aus: „Sechs altdeutſche Minnelieder“. München 1835.
Liter.-artiſt. Anſtalt. Im Original Lithographie.

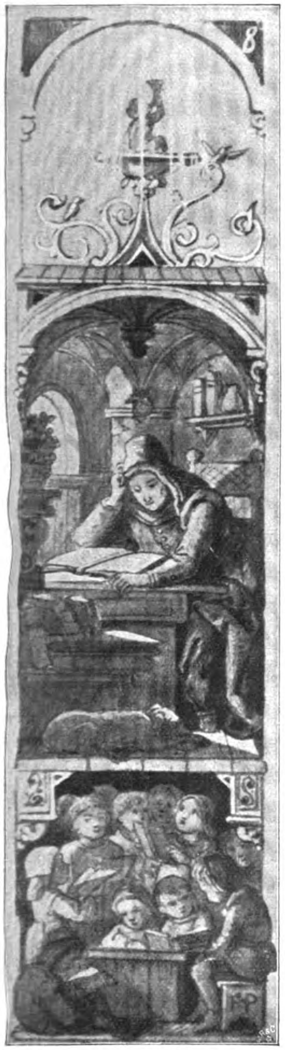
Wir können, nachdem wir damit die Anfänge bezeichnet haben, weiter nur noch eine kleine Auswahl nennen. Denn eine ſchier nicht zu überſehende Fülle iſt dieſer beglückten Produktivität, hinter der kein äußerer Zwang ſteht, entſtrömt. Es iſt nun einmal ſo, der eine bringt im Leben hundertmal ſo viel fertig, als der andere. Und eine Torheit iſt es, jedesmal zu meinen, daß ein ſolcher Fleiß durch Selbſtbeſchränkung noch an Kraft gewinnen würde. Aus dem ſtarken Schaffenstrieb und der quillenden Friſche wird bei Pocci alles, und es würde nichts Beſſeres entſtanden ſein durch Herumdoktorei. Sie hätte ſeine leichte, ſichere Art vernichtet, die der Ausdruck eines allebendigen und dabei feinfühlenden Temperamentes iſt. Natürlich nicht für jeden Fall trifft das Geſagte zu. Aber es erregt mich jedesmal, wenn ich Männern wie Rückert, Bechſtein uſw. von einem lendenlahmen Literaturſchreiber ihre zu große Fruchtbarkeit aufmutzen und dies dann von jedem Nachſchreiber wiederholen ſehe. Das Leben hat viele reiche Stunden für einen ſie gut anwendenden Mann. Sogar wenn er, wie Goethe, noch Staatsminiſter, Schauſpielleiter, Sammler, naturwiſſenſchaftlicher Liebhaber und von unzähligen Beziehungen geplagt und heimgeſucht iſt.



„Arzt und Bader“. Aus: „Schattenſpiel“ von Franz Pocci.
München, Literar.-artiſt. Anſtalt, 1847.

Poccis Schöpfungen für die Kinderwelt und Jugend bleiben das Vorwiegende in ſeinem Lebenswerk. Seine jährlich herauskommenden Weihnachtsbilder ſeien hier genannt, dann der Feſtkalender in Bildern und Liedern, der ſich ſpäter als „Geſchichten und Lieder“ mit Bildern fortſetzte, ferner die einzeln gedruckten und illuſtrierten Kindermärchen, in deren Reihe er außer „Grimmſchen“ echten Märchen auch im Märchenton nacherzählte chriſtliche Legenden und deutſche Volksbücher aufnahm, ſeine Bilder zu der „Kinderheimat“ von Friedrich Güll, ſein Luſtiges Bilderbuch, ſeine Kinderreime. Hinzu kommen weſensverwandte Volksſchriften, wie das Bauern-ABC, und ſchließlich iſt eben alles Pocciſche von natürlicher, einfacher Volkstümlichkeit, bis auf diejenigen perſönlichen Dichtungen, die für ſich ſtehen als lyriſche Bekenntniſſe des Mannes aus dem eigenen innerlichen Leben. Solche enthalten ſeine verſchiedenen Gedichtbände, und dieſe ſind mit ſehr feinem Takt dann — nicht illuſtriert. Es iſt ja auch ein Unding, wenn man die durch das rein poetiſche Wort angeſchlagene Seelenſchwingung des reifen Leſers zerſtören will durch das aufdringlich konkrete Bild, zumal erſt, wenn es ein beſtellter fremder Zeichner dazu gibt. Um ſo glücklicher dagegen harmoniert Poccis Neigung für das Volkstümliche oder das die Kinder Erfreuende mit ſeiner Fähigkeit, von vornherein die Mittel des Wortes und der Zeichnung einheitlich zu verwenden.

Ein befreundetes Unternehmen, das in ſolche Richtungen fiel, war Guido Görres’ Deutſches Hausbuch. Von dieſem ſind 1847 und 1848 zwei Bände in Lieferungen erſchienen, romantiſch, katholiſch, viel Geſchichtliches bringend, bald ſinnig und ernſt, bald mit Feinheit humorvoll und ſchnurrenhaft, und in jedem Worte kernhaft deutſch. Ich ſchlage den Doppelband hier eben wieder auf, und gleich auf der erſten beſten Seite ſteht: „Die Engländer, zu deren Lohnlakaien ſo viele Deutſche ſich herabwürdigen.“ So unwillkürlich vaterländiſch ihrem ganzen Sinn nach war dieſe bayriſch-katholiſche Zeitſchrift, ein Denkmal leider entſchwundener, vielleicht einmal wiederkehrender Zeit. Sie enthält originale Beiträge von Künſtlern wie Steinle oder Kaulbach, ſowie



Buchzeichen von Franz Pocci.
München, F. Finſterlin.

textlich von manchen beſten unter den damaligen Dichtern, und von Pocci bringt ſie ſowohl Bilder und Vignetten, als auch kleine Erzählungen.

Als Probe von Poccis anſpruchsloſen, genau das Richtige treffenden Kindertexten gebe ich den ſeines Weihnachtsblattes für 1842:

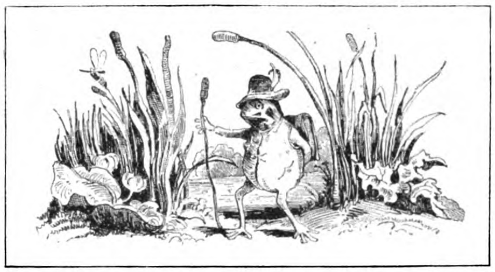
„Es weht der Wind und iſt ſo kalt,
Es knarrt der Schnee im dürren Wald,
Die Sterne glänzen hell herein,
Da nahet ſich ein Kindelein,
Ein Knabe lieb und wunderhold,
Mit ſeinem Himmelſchein von Gold
Erhellet er die Dunkelheit
Und ſtreuet Segen weit und breit.
Er bricht ſo manches Bäumelein
Im dunkelgrünen Tannenhain,
Und bringt's den Kindern, die beglückt
Das Bäumlein ſchauen vielgeſchmückt.

Ihr kennt das Knäblein allzu gut,
Das opferte ſein eigen Blut
Und gab ſein Leben hin für Euch,
Ein Leitſtern in das Himmelreich.
So betet denn zum Kinde, fromm:
Du lieber Jeſu, komm, o komm
Und zieh' in unſre Herzen ein,
Zu ſchenken uns den Frieden Dein,
Den Frieden Dein, den Engel dort
Verkündigten am ſtillen Ort,
Den Frieden, den Du uns gebracht
In jener heil'gen erſten Nacht."

Beſonders bekannt und populär geworden ſind Poccis ſammelnde und illuſtrierende Liederbüchlein, zu denen er ſich mit Freunden, wie Franz von Kobell, vereinigte. Mit den Liedern der Soldaten begann er, dann folgten die Jäger, weiter die Studenten und endlich auch hier die Kinder. Immer iſt „Altes und Neues" darin. Eine Wortverbindung, die auch ſonſt in ſeinen Buchtiteln gerne wiederkehrt, dem Inhalt entſprechend, der Neueres aus Volksmund zuſammenfügt mit Älterem, das geſchichtlichen Quellen und Büchern entſtammt.

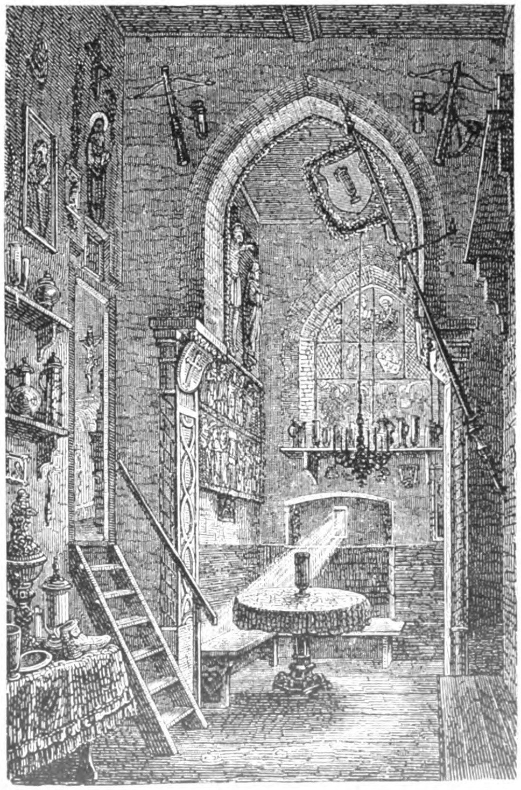
Aber Kinder wie alte Leute ſehen auch gerne direkt etwas vor ihren Augen geſchehen, anſtatt immer nur zu leſen und Bücher zu beſehen, und dies nennt man dann Theater. So hat denn Pocci eine Reihe von kleinen Stücken verfaßt, die auf der Bühne für die Kinder geſpielt wurden, für ſein liebſtes Publikum. Teils ſind ſie erzählend-dramatiſchen, erzieheriſchen Inhalts, teils ſind es anmutige und ſchalkhafte Märchenſpiele aus der Natur, etwa in der Art wie „Waldmeiſters Brautfahrt" von Otto Roquette, ohne daß ich zu ſagen vermöchte, wem von beiden bei auffallenden und ungefähr gleichzeitigen Ähnlichkeiten die Priorität der Idee gebührt. Jedenfalls hat aber Pocci von Anfang an die Blumenwelt wie das Tierreich zu perſonifizierenden Märchen in Wort und Bild benutzt. Ferner ſind auch einige dramatiſche Volksſchauſpiele von ihm in München zur Aufführung im Theater gekommen.

Außer der Bühne gab es noch das Puppenſpiel, mit ſeinem großen Publikum auf den Münchener Jahrmärkten, den „Dult". Noch, ſage ich, gab es das, denn es war gänzlich auf dem Abwärtswege und dem verdienten Erlöſchen nahe. Hier griff Pocci ein und ward zum Reformator. Friſch und unverzagt packte er den Kaſperle an, renkte ihn wieder luſtig und artig zurecht und gab ihm Neues, Witzigeres und



„Vom Fröſchlein". Aus: „Kinderheimat in Liedern und Bildern" von Friedrich Güll und Franz Pocci. 2. Aufl. 1846.

Beſſeres zu ſagen. Wenn's Zweck haben ſollte: auch ohne Zimperlichkeit. Späße in der Art von „Antipopoden", oder wenn ein Knappe die gehorſamſte Meldung erſtattet, ſein Herr, der edle Ritter Huldbrand, könne ſeiner „anderen Umſtände" wegen nicht vor dem durchlauchtigſten Herrn Herzog erſcheinen, finden ſich genug und jagen mit in all dem luſtigen Burleskenweſen hin. Aber ſie gehören dazu, denn das Volksmünchen von damals war viel mehr noch als heute ein großes Dorf und wollte nicht auf einmal gar ſo anders, als man es vom Dultkaſperle gewohnt war, behandelt ſein. Eben auf dieſe Weiſe leitet man unvermerkt hinweg. Weil immer am meiſten die Nichtbildung in Fremdwörtern und gebildeten Redensarten ſchwelgt, geben dieſe einen großen Teil der Späße her. Oder es dienen dazu gemütliche Veralberungen der bureaukratiſchen Wichtigkeit. Kaum würde möglich ſein, dem Volke unmittelbarer ſein Vergnügen zu machen, als es durch dieſe Puppenſpieltexte einer von Einfällen ſprühenden, übermütigen Laune geſchieht. Bis heute bemerkt man, wie dieſer leichtſatiriſche Humor in Bayern und Süddeutſchland nachgewirkt hat und wie die Redensarten der Pocciſchen Figuren am Leben geblieben ſind, der „kinderloſe unverheiratete Familienvater und zugleich Doppelwaiſe" und ähnliche Harmloſigkeiten, die den Leuten immer wieder Spaß gewähren. Träger dieſer Weiterwirkung Poccis wurde aber in erſter Linie das neue, ſtehende Marionettentheater von Joſeph Schmid, im Klenzegarten, nahe dem Theater am Gärtnerplatz. Und damit halten wir nun wieder die Linie gefaßt, die bis zur Gegenwart hinführt, nicht zum wenigſten dank der unverwüſtlichen



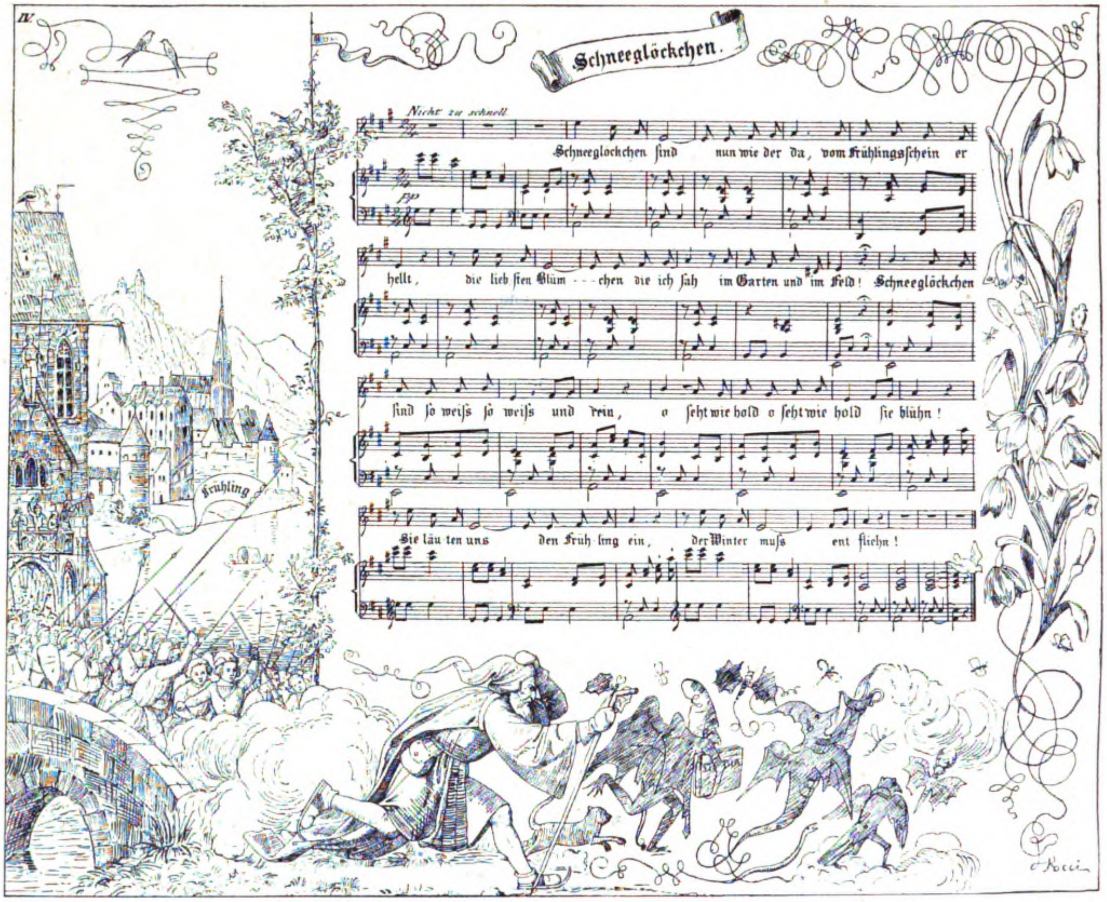
Die „Humpenburg". Nach einer Zeichnung Poccis.

Lebensdauer und dem beſtändig ſteigenden Anſehen des alten Schmid.

Unmöglich konnte Pocci fehlen, als 1844 die „Fliegenden Blätter“ in München begründet wurden durch Friedrich Schneider und den angeſehenen Holzſchneider-Kaſpar Braun, der ſo vieles mit unſerem Zeichner und Dichter zuſammengearbeitet hatte. Man kann ohne Übertreibung ſagen, dieſe Witzblätter ſind aus Poccis Geiſte entſtanden und wären vielleicht nicht ohne ihn, ſeine Vorläuferſchaft. Denn das iſt ja auch ihr Weſen, in deſſen Zeichen ſie gegründet ſind: Behaglichkeit, echter Gemütshumor, viel Beobachtung, gute, niemals gemeine Satire, fröhlicher Scherz ohne Kalauer, romantiſche oder phantaſtiſche Burleske, das Ganze überſchwebt von einer feinen Zumengung poetiſchen Sinnes und auf einer hohen Stufe erhalten durch ſehr gute mitwirkende Künſtler. Unter den anfänglich beteiligten Mitarbeitern finden wir manchen ſchon genannten Namen des Romantikerkreiſes wieder, und M. v. Schwind, Spitzweg, Wilhelm Buſch, nicht viel ſpäter Oberländer, treten hinzu, ſpäter noch wieder Hermann Vogel, als ein Mann, in dem ſich Pocciſcher Humor der Natur und Ludwig-Richterſche Liebenswürdigkeit bezeichnend nahe vereinen. — Seit im Braun- & Schneiderſchen Verlag außer den „Fliegenden“ die nicht minder bekannten Münchener Bilderbogen erſchienen, hat Pocci auch in ihnen eine Anzahl ſeiner lieben Märchenſtoffe unterhaltſam erzählt.

Zum geflügelten Wort geworden iſt aber durch die Verbreitung des Münchener Witzblattes vor allem der „Staatshämorrhoidarius“, eine Schöpfung, die für Pocci intim charakteriſtiſch iſt. In genügenden Phaſen, die vereinigt für ein ganzes Büchlein reichten, kehrt dieſe Geſtalt der älteſten „Fliegenden Blätter“ wieder: der beſſere Beamte, wie er ſtrebſam lebt und leibt — wenn auch nicht immer ohne Störungen, über deren Zuſammenhang mit dem aufopfernden Berufsſitzen am Aktentiſch und öfterem unterdrücktem Beamtengram kein Zweifel entſtehen kann. Ungeheuer viel Vergnügen hat ſeinerzeit dieſe ſpottfeine Verulkung dem Deutſchland der 1848er Zeiten bereitet, und ſchwerlich iſt der vertröſtende Juriſtenhimmel, den der Staatshämorrhoidarius im Traum erblickt, ohne Einfluß auf des geiſtvollen R. v. Ihering berühmten Scherz vom „juriſtiſchen Begriffshimmel“ geblieben.

Wir haben von einem nichts weniger als „verkannten“ Manne erzählt. Pocci hat bei Lebzeiten die helle Freude, die er bei alt und jung erweckte, ſich auch mit frohem Dank entgegenlachen ſehen, und die Münchener Fakultät der Philoſophen hat ihn zum Ehrendoktor gemacht, mit welchem hohen Titel damals noch nicht ſo viele Tagesgrößen herumliefen. Nicht um ſeinetwillen, ſondern um unſertwillen haben wir die zuverſichtliche Hoffnung ausgeſprochen, daß der Name des liebenswerten bayriſchen Volksfreundes im weiteren Deutſchland noch immer bekannter und gerade in unſerer Zeit, die ſolcher Einwirkungen recht ſehr bedarf, zu einem Beſitztum aller Deutſchen werden wird.


IV.
Schneeglöckchen.
Nicht zu schnell
pp
Schneeglockchen ſind nun wie der da, vom Frühlingsſchein er
hellt, die lieb ſten Blüm - - - chen die ich ſah im Garten und im Feld! Schneeglöckchen
ſind ſo weiſs ſo weiſs und rein, o ſeht wie hold o ſeht wie hold ſie blühn!
Sie läu ten uns den Früh ling ein, der Winter muſs ent fliehn!
Frühling

Aus: „Blumen-Lieder für Knaben und Mädchen“. (Etwa 1830.)

Schnellzug. Von Karl Freye.

Wirf es fort, warum Du weinſt,
Und der Himmel wird Dir's lohnen!
Denn wir fahren nicht wie einſt
Durch das Land mit Poſtillonen.

Wirf es fort! Melancholie
Paßt zum Schwager mit dem Horne.
Herzlos ward die Melodie
Unſers wilden Reiters vorne.

O, und doch liegt Seele drin,
Wie wir ſo die Welt durchſtreichen!
Horch, wie jagen ſchmetternd hin
Unſre Wagen über die Weichen!

Frauenerwerb.

Die Frau in der Glasmalerei.

In Anbetracht der großen Anzahl malender Damen, Künſtlerinnen, Kunſtfreundinnen — alias Dilettantinnen — und Kunſtgewerblerinnen iſt es auffallend und eigentümlich, wie wenig die praktiſchen Zweige der Malerei noch von Damen in Beſitz genommen worden ſind. Die Porzellanmalerei hat wohl einige bedeutende Vertreterinnen, die über das mechaniſche Pinſeln weit hinausgehen, bezeichnend aber iſt es immerhin, daß die Königliche Porzellanmanufaktur in Berlin unter ihren höheren Angeſtellten, den erfindenden, ſchaffenden, fördernden Kräften, keine einzige Dame hat. Die Kopenhagener Porzellanfabrik, deren wundervolle Erzeugniſſe ſo großes Aufſehen machen, beſchäftigt dagegen eine große Anzahl Damen, darunter ſolche der beſten Geſellſchaft.

Eine lange, gründliche Lehrzeit iſt zu ſolchem vornehm ſchönen Erwerb freilich unerläßliche Bedingung. Dieſe Lehrzeit, die nicht leicht iſt, ſondern zum Teil ein recht grobes, kräftiges Zufaſſen erfordert, der ſich der Mann bedingungslos unterzieht, die eben ſcheuen unſere Damen.

So auch in der Glasmalerei.

Vier Jahre lernen heißt es hier. Praktiſch, von der Pike auf, die Technik ſich zu eigen machen. Mit vierzehn Jahren treten die Lehrlinge, zunächſt als Handlanger, in die großen Glasmanufakturen ein. Mit achtzehn Jahren haben ſie ausgelernt und fangen als Gehilfen zu verdienen an.

Unter Umſtänden freilich kann die Lehrzeit auch verkürzt werden.

So hatte auf Veranlaſſung des Direktors des Königlichen Kunſtgewerbemuſeums in Berlin, Profeſſor Paul, die Kunſtanſtalt von Gottfried Heinersdorff & Co. in Berlin Volontäre reiferen Alters und mit etwas künſtleriſcher Vorbildung angenommen, die ſchon nach zwei Jahren zu bezahlten Gehilfen aufſtiegen.

Hierauf fußend hat der Leiter dieſer Glasmalerei-Kunſtanſtalt den Gedanken erwogen, Damen, die bereits im Zeichnen und Malen etwas Fertigkeit beſitzen, vor allem entſchieden Luſt und Talent dazu in ſich fühlen, in die intereſſante Technik der Glasmalerei einzuführen. Er meint, daß gerade viele der feineren Arbeiten dieſer Kunſt für die Hand der Frau wie geſchaffen ſeien. Die Arbeitsausſichten für perfekte Glasmalerinnen ſind, wie uns gerade dieſer Fachmann mitteilt, günſtig, da beſtändig Nachfrage nach wirklich tüchtigen Kräften herrſcht.

Die Vorliebe für edle, vornehme Buntfenſter für Privathäuſer, Kirchen und öffentliche ſtädtiſche Gebäude iſt in fortwährendem Steigen. Eine fleißige Glasmalerin kann wöchentlich mit Leichtigkeit 30—50 ℳ verdienen.

Falls ſich eine Anzahl von weiblichen Lehrlingen zuſammenfindet, iſt die Firma Heinersdorff bereit, es einmal mit einem Ausbildungskurſus für weibliche Kräfte zu verſuchen. Dieſer Kurſus ſoll eine zweijährige Dauer haben und ohne gegenſeitige Vergütung ſtattfinden. Herr Heinersdorff würde ſogar die Materialien unentgeltlich liefern.

In dieſer Zeit ſollen die Volontärinnen mit der ganzen Technik vertraut gemacht werden, ſo daß ſie danach, ſei es bei dem Lehrer, ſei es in einer anderen Werkſtatt, ohne weiteres lohnende Beſchäftigung finden können. Die Heinersdorffſche Werkſtatt, Berlin W., Münchnerſtr. 49 50, iſt für eine derartige Ausbildung wohl ganz beſonders geeignet, da in derſelben einmal wirklich nur vornehme, edle Arbeiten ausgeführt werden und da zum andern die räumlichen Verhältniſſe ganz beſonders günſtig ſind. Es iſt auch Luft und Licht in Fülle vorhanden.

Die Geſindevermittlerin.

Es iſt nicht gerade ein ſehr elegantes Gewerbe, das ich heute beſchreiben will, aber es nährt ſeine Frau und iſt beſonders für einfache, tüchtige, ältere Damen geeignet, die in unſerer Zeit ſo ſchwer Stellungen finden und denen durch ihr Alter jede Möglichkeit abgeſchnitten iſt, ſich für einen Beruf auszubilden, der ein Examen verlangt. —

Wir kennen bei uns in Deutſchland die vielen, vielen Damen, die Mädchen ſuchen und die Vermietungsbureaus, die die Meldungen der ſtellenloſen Mädchen annehmen. Das Ausland kennt außerdem noch die Geſindevermittlerin. Unſere Damen in großen Städten wiſſen zu erzählen von den Stunden, die ſie in dieſen Bureaus verwarteten, von den fruchtloſen Verhandlungen, von der oft ſo falſchen Wahl. Sehr vielen Damen fehlt die Zeit, ſolche Verhandlungen öfter zu führen, manchen auch die Erfahrung, mit ſcharfem Blick herauszugreifen, was wirklich für ſie paßt. Da tritt die Vermittlerin ein, die einen klaren, praktiſchen Blick haben muß und durch geſchickte Fragen bald weiß, auf was es der Dame ankommt. Sie geht dann von einem Bureau zum andern, bis ſie das Mädchen hat, das ihre Auftraggeberin wünſcht.

Ich würde den Frauen, die Vermittlerinnen werden wollen, vor allen Dingen raten, weder von den Vermietungsbureaus, noch von den Dienſtboten irgendeinen bezahlten Auftrag entgegenzunehmen, ſo vorteilhaft das auch anfangs ſcheinen könnte. Die Vermittlerin iſt nur Vertreterin der Hausfrau, die ein Mädchen ſucht, und würde ihre Stellung und ihren Einfluß drücken, wenn ſie von dieſem Grundſatz abwiche. Je ſchärfer ſie in den Vermietungsbureaus alle minderwertigen Elemente zurückweiſt, deſto mehr werden die Agentinnen ſie achten. Natürlich muß ſie dann aber auch die Rechte der Mädchen ſchützen und ſich ihrer annehmen, wo es nottut.

Den Bureaus wird zuweilen vorgeworfen, daß ſie im Hinblick auf die Gebühren nicht böſe wären, wenn bei ihren Kunden häufig die Dienſtboten wechſelten. Inwieweit dieſer Vorwurf begründet iſt, will ich hier nicht unterſuchen. Es wäre aber eine ſolche Agentin trotz der augenblicklichen Vorteile dem Manne vergleichbar, der den Aſt abſägte, auf dem er ſaß. Von ſolcher Art halte ſich die Vermittlerin völlig fern. Ein jedes Mädchen, welches ſie einer Herrſchaft zuführt, das gut einſchlägt und jahrelang bleibt, führt ihr mehr Kunden und Gewinn zu, als der kleine augenblickliche Vorteil ihr bringen könnte.

Natürlich gibt es auch Häuſer, die regelmäßig wechſeln müſſen, wie Sommerfriſchen, Hotels im Gebirge, Seebäder uſw. Die Beſchaffung des geſamten Perſonals für derartige Häuſer iſt eine gute Einnahme für die Vermittlerin. Sie bezahlt das Bureau und bekommt darüber hinaus eine kleine Summe für ſich, je nach der Höhe des Lohns etwas mehr oder weniger.

Für dies Amt eignet ſich, wie geſagt, jede energiſche, geſunde, tatkräftige Frau mit ausgedehntem Bekanntenkreis. Ein ſolches Geſchäft kann nicht groß beginnen, es kann aber groß werden. Über die Art der Geſchäftsführung ſei folgendes geſagt:

Genaue Buchführung iſt unerläßlich. Der erſte Auftrag eines jeden neuen anſtändigen Kunden wird angenommen; erweiſt er ſich dann als unzuverläſſig, ſo werden ihm keine Dienſtboten mehr beſorgt, ebenſo wie man auch die Dienſtboten, die den Dienſt vorzeitig verlaſſen oder ſich ſonſt als unzuverläſſig erweiſen, nicht wieder anſtellt. Eine gewiſſe Strenge iſt durchaus notwendig. Auf empfehlende Zeugniſſe iſt leider nicht ſehr viel zu geben. Die Damen gehen mit ihren Ausdrücken da oft recht leichtſinnig um, weil ſie „dem Mädchen den Weg nicht verbauen wollen“. Es iſt alſo trotz all der volltönenden Worte durchaus notwendig, daß die Vermittlerin die betreffenden Damen beſucht oder noch einmal an ſie ſchreibt.

Vielleicht werden die deutſchen Damen ſich anfangs ſcheuen, außer den Gebühren für das Bureau noch die Vermittlerin zu bezahlen. Wenn ſie aber ſehen, daß ſie mit beſonderer Sorgfalt ausgewählte Dienſtboten bekommen, die der Arbeit gewachſen ſind, ſo ſollte die kleine Summe keine Rolle ſpielen. Sie werden dankbar in ihrer Ruhe bleiben und die Unruhe der Beſorgung der Frau überlaſſen, die ihren Lebensunterhalt dadurch gewinnt.

Deutſche Studentinnen in Amerika.

Wir haben in Nr. 51 Jahrgang 45 ſchon darauf hingewieſen, daß der Verwaltungsrat des College Bryn Mawr bei Philadelphia Stipendien ausgeſetzt hat, um fünf deutſchen Studentinnen während zweier Semeſter einen ſehr billigen Aufenthalt zu verſchaffen. Heute können wir berichten, daß auch die Harvard Univerſität in Cambridge U.-S.-A. beſchloſſen hat, für vorläufig neun Studienjahre einer Anzahl von deutſchen Studenten und Studentinnen, die von dem preußiſchen Unterrichtsminiſter empfohlen ſein müſſen, alle Gebühren für den Unterricht, 600 bis 800 ℳ jährlich, zu erlaſſen.

In den erſten Semeſtern ſtehende Studierende können dieſe Vergünſtigung noch nicht erlangen.

Die Prüfung in der Gartenbauſchule Marienfelde.

Am 22. März fand in der Obſt- und Gartenbauſchule für gebildete Frauen von Frl. Dr. Elvira Caſtner die Abgangsprüfung von fünf Damen ſtatt. Es beſtanden je eine mit dem Prädikat „ſehr gut“, „recht gut“ und „gut“ und zwei mit „genügend“. Zwei der Damen haben ſogleich lohnende Stellungen gefunden, die übrigen kehren zur Verwertung ihrer Kenntniſſe ins Elternhaus zurück oder begeben ſich auf Studienreiſen. — Es haben nun bereits im Laufe der Jahre 200 Schülerinnen den vollen Kurſus in der Anſtalt durchgemacht.

Vom Briefkaſten und von der Sprechſtunde des Frauenerwerb.

Infolge vieler Briefe und Zuſchriften möchten wir noch einmal ausdrücklich erklären, daß wir ſchriftlichen und mündlichen Rat erteilen. Je mehr Briefe und Beſuche kommen, um ſo beſſer, denn wir möchten gern recht enge Fühlung haben mit den Leſerinnen unſeres Blattes. Wir freuen uns über jeden Beweis der Anteilnahme an unſeren Aufſätzen und an der Sache, der wir dienen wollen — der Wohlfahrt der erwerbenden Frau. Und wer uns etwas zu ſagen hat — ob er nun unſerer Anſicht iſt oder eine abweichende Meinung vertritt — wird immer gern gehört werden. Jede Anregung iſt uns willkommen.

Die Leiterin des Frauenerwerb.

Sprechſtunde der Leiterin des Frauenerwerb: werktäglich von 12 bis 2 Uhr.

Ein tiefer Segen war dir oft dein Weinen,
Der lange Regen wuſch dir Gold aus Steinen.

Formenklöppeln.

„Echte Spitzen", das Entzücken faſt jeder Frau, was verſtehen wir darunter? Im weiteſten Sinne iſt jede mit der Hand gearbeitete Spitze eine echte, im Gegenſatz zu der mit Maſchinen erzeugten Nachahmung. Im engeren Sinne dürfen wir jedoch nur mit der Nadel (à l'aiguille) und mit Klöppeln (aux fuseaux) hergeſtellte Spitzen als echte bezeichnen. Strick-, Häkel-, Filetſpitzen rechnen nicht dazu, nicht einmal die oft mühſame, neuerdings ſo ſehr beliebte Häkelguipüre; noch viel weniger Berechtigung haben die aus Bändchen genähten Spitzen, von denen einige Arten (die ſogenannten Bruges-Muſter) Nachahmungen der Formenklöppelei ſind. Hier ſei gleich erwähnt, daß manche Vorzeichnungen, die zu letztgenannter Handarbeit in Modenzeitungen zu finden ſind, ſehr gut als Muſter für Formenklöppeln benutzt werden können. Man überſetzt dann gewiſſermaßen zurück zum Original.

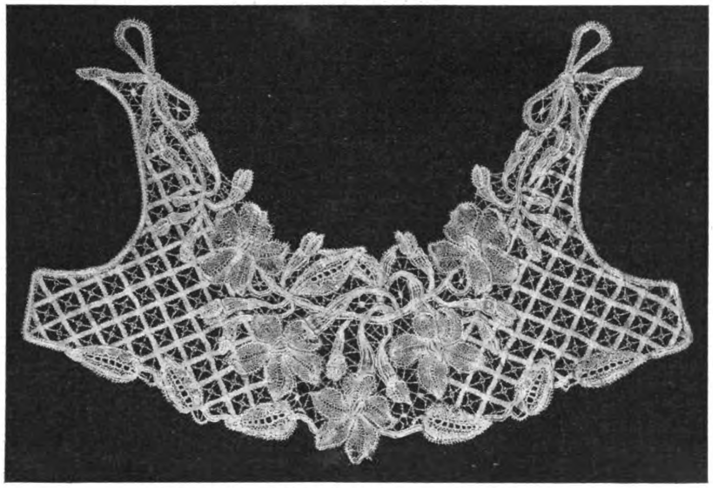
Vor dem Anfang des XV. Jahrhunderts gab es keine Spitzen, obgleich man längſt die Nähnadel kannte. Auch das Klöppeln iſt älter als die Spitze, man fertigte damit Schnüre und Flechtwerk.

Die Spitze iſt ein Kind der Renaiſſancezeit, geboren aus dem Streben nach formvollendetem Abſchluß und Ausputz des Gewandes. Zeitlich geht die Nadelſpitze voran, die Klöppelei, urſprünglich als Nachahmung und billiger Erſatz entſtanden, entwickelte ſich jedoch bald zur ebenbürtigen Kunſtfertigkeit. Jahrhunderte lang gehen beide Arten nebeneinander her, jede in ihrer Weiſe Herrliches bietend. Die wunderbaren Nadelſpitzen venezianiſcher Herkunft, die köſtlichen Points d'Alençon, Points d'Argentan, die herrlichen Valenciennes-, Mechelner-, Brüſſeler Spitzen geben Kunde davon.

Die großartigen Erfindungen auf dem Gebiete der Maſchinen, durch die viele Spitzenarten nachgemacht werden konnten, ſowie der immer raſcher ſich vollziehende Wechſel der Mode ließen leider jahrzehntelang die echten Spitzen zurücktreten. Endlich iſt darin aber ein Wandel eingetreten, man beſinnt ſich darauf, daß ein kleiner Ausputz von echten Spitzen tauſend mal ſchöner iſt, als eine Flut von Maſchinenware. Letztere wird zwar zu vielen Zwecken gut und praktiſch ſein, dem Alltag genügend, die echte Spitze ſoll aber deshalb nicht unterdrückt, ſondern im Gegenteil auf den ihr gebührenden Ehrenplatz geſtellt werden, worauf ja in dieſen Spalten öfter hingewieſen wurde, wenn von den Erzeugniſſen der ſchleſiſchen und erzgebirgiſchen Spitzenkunſt berichtet wurde.

Die Klöppelſpitzen zerfallen in zwei Hauptgruppen und eine Verbindungsgruppe.

Die erſte Gruppe umfaßt die Spitzen, welche im Ganzen mit einer oft ſehr großen Anzahl Klöppel gearbeitet werden. Es gehören dazu zunächſt die einfachen Torchonſpitzen, welche wir kaum noch als „echte" Spitzen bezeichnen dürfen (neuerdings werden ſie täuſchend ähnlich mit Maſchinen geklöppelt), ſodann die Cluny-, Malteſer, die an der Riviera geklöppelten ſogenannten Rapalleſer Spitzen, kunſtvolle Brüſſeler Spitzen, die wundervollen Brabanter, Liller, Mechelner (Maliné), Binche-, Chantilly-, Valenciennesſpitzen uſw. Die zweite Gruppe wird von den in Formenklöppelei hergeſtellten Spitzen gebildet, hernach ſoll davon die Rede ſein. Zur Verbindungsgruppe zählen ſolche Spitzen, welche aus mit wenig Klöppeln gearbeiteten Bändern beſtehen, bei denen die verbindenden Stege gleich vom Bande aus geklöppelt werden oder auch hernach mit beſonders eingehängten Klöppeln. Hierhin rechnen die ſogenannten Ruſſiſchen Spitzen, die alten Genueſer Spitzen, Idrianer und manche Kroatiſche Spitzen.


Formenklöppelei: Vorderteil eines Spitzenjäckchens.

Bislang wurden von Dilettantinnen die leichteren Arten der Gruppe I und der Verbindungsgruppe geklöppelt, während ſich keine Dame an die Formenklöppelei wagte. Sehr mit Unrecht, denn gerade bei dieſer Spitzenart kann man als dilettantiſche Arbeiterin viel weiter kommen, als bei den beiden andern Gruppen, deren ſchwierigere Arten nur von Berufsarbeiterinnen ausgeführt werden können. Die Spitzen der Gruppe II beſtehen aus einzeln gearbeiteten Formen, welche durch Stege (brides) oder Netze (réseaux) miteinander verbunden werden. Die Herſtellung der einzelnen Formen bedingt nur eine kleine Anzahl von Klöppeln, wodurch ſowohl das Erlernen als auch das ſpätere Arbeiten erleichtert wird. Wenn Stegverbindung gewählt wird, iſt die Zahl der dazu nötigen Klöppel auch gering, oft genügen zwei Paar. Netzgründe erfordern oft auch nur wenige Klöppel, ſo klöppelt man z. B. die ſogenannte Bogenfüllung (Feſtonfüllung) mit drei bis vier Paaren, die Bandfüllung mit vier bis fünf Paaren. Andere Netze, darunter alle tüllähnlichen, bedingen allerdings etwas mehr Klöppel, jedoch handelt es ſich ja ſelten um große Flächen, denn ſeit der Erfindung des Maſchinentülls (Anfang des XIX. Jahrhunderts) wird für durchgehenden Grund wohl immer ſolcher gewählt und die Klöppelei darauf appliziert. Der Name Tüll kommt von der kleinen Stadt Tulle, wo früher Grundnetze für Spitzen geklöppelt wurden, denn auch die Nadelſpitzen wurden oft auf geklöppelten Grund appliziert, um ſie billiger zu machen.

Die einzelnen Arten der Formenklöppelei ſind nahe verwandt, genannt ſeien hier: Brügger (oft in der ſchon erwähnten Bruges-Bändchenarbeit nachgeahmt), Brüſſeler (mit etwas Nadelarbeit als Füllung), Flandriſche Guipüre- (etwas derber, mit ſtärkerem Konturenfaden und ſtarken réseaux), Ducheſſe- (ſehr üppige Muſter mit vielen Pikots an den Stegen), Honnitonſpitze (engliſche Abart mit flacher Gimpe und eigenen Muſtern).

Dieſen althergebrachten Muſtern geſellen ſich neuerdings viele moderne, die nicht ſtreng in die eine oder andere Abteilung eingerechnet werden können.

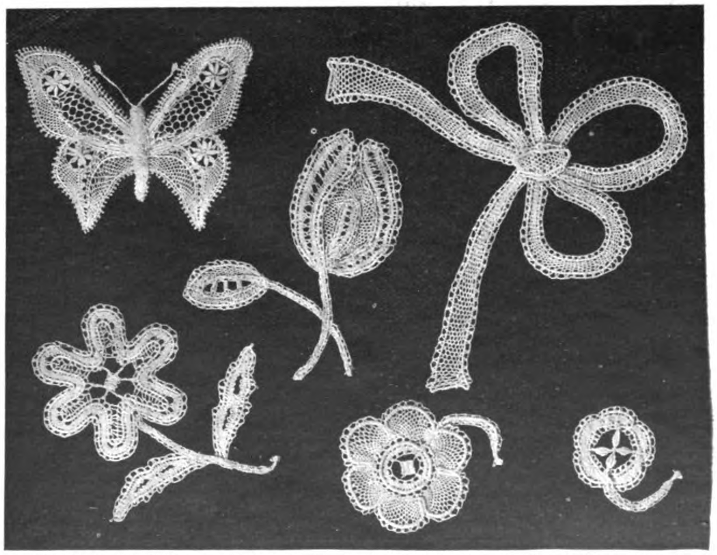
Das Formenklöppeln wird am beſten auf kreisrunden Kiſſen ausgeführt, doch kann man zu den erſten Verſuchen jedes Klöppelkiſſen, ja ſogar irgendein feſtes Kiſſen oder die Sofalehne benutzen. Als Klöppel wähle man recht zierliche, wenigſtens für feinere Arbeiten, für Vorlagen mit ſtärkerem Zwirn ausführbar, können auch gewöhnliche Klöppel dienen. Hier ſei erwähnt, daß man zwar früher Formenklöppelei nur in ganz feiner Ausführung machte (nur Flandriſche Guipüre war ein wenig derber) — das ſchreckte gewiß die Dilettantinnen vom Verſuch zurück — daß jetzt hingegen auch gröbere Formenklöppelei gern verwendet wird, wodurch ſich raſch fördernde Arbeiten genug finden laſſen. Formenklöppelei wird ſtets auf der linken Seite gearbeitet, d. h. die Arbeitsſeite iſt die linke, auch ein Vorteil für die Anfängerinnen. Die Stecknadeln drückt man ſehr bald bis zum Knopf ins Kiſſen. Ein breitliegendes Tuch deckt hernach die ſchon gearbeiteten Teile und ſomit auch die Stecknadeln; die Klöppel liegen auf dem Tuche und ſo kann die Klöpplerin flott vorwärts kommen.

Das Kiſſen wird beim Arbeiten nach Bedarf gedreht. Bei einer Blumenform klöppelt man z. B. erſt innen einen Ring, wobei das Kiſſen einmal nach und nach herumgedreht iſt. Den Ring ſchließt man, indem man mit einer Häkelnadel an den Anfang ſchlingt, ähnlich, wie es manche Leſerin von den ruſſiſchen Spitzen kennt. Nun klöppelt man die Blütenblätter, ſtets an den Innenring anheftend, und das Kiſſen nach Bedarf drehend, ſowie das Tuch benutzend. Am beſten ſind Kiſſenbezug und Tuch von blauer Farbe.

Bemerken möchte ich noch, daß man das Formenklöppeln lernen kann, ohne irgend welche Vorkenntniſſe im Klöppeln, und daß man ziemlich raſche Fortſchritte macht, wenn man ſich feſt vornimmt, nicht eher etwas Neues hinzuzunehmen, ehe das Vorige beherrſcht wird. Angenehm iſt es und ermutigend für die Schülerin, daß ſchon ſehr bald Brauchbares gearbeitet wird, denn die Einzelformen, Blätter und Blüten, laſſen ſich ſehr gut applizieren oder inkruſtieren in Decken oder Bluſen.

Das vorzügliche Lehrbuch, „Das Formenklöppeln“, von Adele Voshage, (Leipzig, Eugen Twietmeyer), bringt in leichtfaßlicher Weiſe durch Wort und Bild den ganzen Lehrgang dieſer Kunſt zur Anſchauung. Es iſt von dem im gleichen Verlag erſchienenen Werk „Das Spitzenklöppeln“ derſelben Verfaſſerin unabhängig, für die Beſitzerinnen jenes Werkes aber doch eine ſehr intereſſante Ergänzung.

Formenklöppelei: Beſatzfigur für Kleider oder große Borden.



Formenklöppelei: Allerhand Einzelmotive aus dem Buche „Das Formenklöppeln“ in ſtarker Verkleinerung.

Für die Küche.

Tauben im Neſte.

Ein altdeutſches Frühlingsgericht.

Wer kennt wohl von Großmutters- oder Urgroßmutterszeiten her dieſes Produkt bürgerlicher Kochkunſt? Wer hat es wohl ſchon zum Oſterfeſt und an Frühlingsſonntagen vorgeſetzt erhalten oder auch ſelbſt bereitet?

In meinen Augen hat dieſe Speiſe in der Familienchronik eine gewiſſe Bedeutung. Sie erweckt älteſte Erinnerungen aus der Jugendzeit und leitet bis zur Gegenwart.

Noch ſehe ich im Geiſte meine Eltern und uns Enkelkinder als Gäſte bei der lieben „Großmama“, und dieſe in der rüſchenbeſetzten Haube und dem faltenreichen „Oberrock“ nach vorangegangenem Tiſchgebet die ſtets freudig begrüßten „Tauben im Neſte“ auftragen. Und ſelbſtverſtändlich hatte ſie dazu ſtets ihr ſchönes altes Meißner Porzellan aus dem Glasſpind zur Benutzung hervorgeholt. Wir ſaßen da in der „guten Stube“ am runden Familientiſch, auf friſch geſcheuerten, weißen, von dunklen Holzeinlagen unterbrochenen Dielen. Auf dem tafelförmigen Klavier in Birnbaumholz lag zur Schonung natürlich eine dicke Decke. Die Uhr im langen, bis auf den Fußboden reichenden Holzgehäuſe tickte und ſchlug die Stunden laut. Der Kanarienvogel, über 20 Jahre alt, putzte ſich im Bauer, der all die Jahre ohne Wechſel neben dem ſäulengeſchmückten Empireſchrank, einem „Meiſterſtück“, gehangen.

Die Täubchen mit dem Eierkuchenteig als „Neſt“ darum ſchmeckten uns Kindern natürlich vortrefflich. Die vielen Knöchelchen allerdings und die fortwährenden Mahnungen, keins zu verſchlucken, beeinträchtigten doch etwas einen behaglichen Genuß.

Dann, als die teure Greiſin heimgegangen, kam eine Zeit, in welcher wir Heranwachſenden, z. B. während einer Reiſe der Eltern, allein der Einladung einer Tante mit Stolz und Freude Folge leiſteten. Wir fühlten uns dann auch beſonders geehrt und von dem Werte des Gerichtes durchdrungen, wenn die eigenartige gute Seele die große Schüſſel mit dem Bemerken herumreichte: „Ihr müßt's aber mit Verſtand eſſen. Die Tauben waren gerade geſtern auf dem Markte ſehr teuer!“ (Alſo ſchon damals die bekannte Klage!) Als Ausgleich für dieſe proſaiſchen Betrachtungen würzte uns dann aber gewöhnlich der Herr Vetter das Mahl durch Vorleſen von Erſtlingswerken ſeiner Dichtkunſt.

Nach und nach bürgerte ſich aber das Gericht auch im Elternhauſe ſelbſt ein. Es erntete ſtets großes Lob unſerer Gäſte, meiſtens verwandte und befreundete Studierende, die jeden Donnerstag zum Mittageſſen gebeten waren. Mancher, der dann ſpäter ein bekannter Philoſoph, Philolog oder Tonkünſtler geworden, hat dieſer Speiſe ein rühmliches Andenken bewahrt.

Aber auch dieſe Zeitläufte verrauſchten. Dem tätigen, treuſorgenden Leben der Eltern, der lieben Tante und Hausfreundin hatte der Tod ein Ziel geſetzt. Der elterliche Hausſtand löſte ſich auf. Auf Reiſen lernte ich die Sondergerichte der Pommern, Weſt- und Süddeutſchen, der Franzoſen, Italiener und Türken kennen; — „Tauben im Neſte“ gab es nirgends, und die Erinnerung daran entſchwand.

Erſt als ich dann mein eignes Heim gegründet, gedachte ich auch wieder einmal dieſes Familiengerichtes alter Überlieferung. Nun ohne die maßgeblichen Ratgeberinnen in der Welt ſtehend, verſuchte ich es nach dem Gedächtnis ſelbſt zu bereiten. Zuerſt mit wehmütigem Gefühl und zaghaft. Doch eins gab mir Mut und Sicherheit! In meinem Beſitz befand ſich ja die Hauptſache zum Gelingen des Ganzen: Die große, flache, töpferne Backpfanne. Dieſelbe war es, in welcher auch das Großmütterchen ſtets nach eignem Rezept ihre „Pfanne“, den altbeliebten Kaffeekuchen gebacken. Und gleich das erſtemal wie in der Folgezeit gelang mein Unternehmen ausgezeichnet. Daher kann ich hiermit auch das Rezept mit gutem Gewiſſen etwaigen Intereſſenten mitteilen: Acht altbackne Milchbrötchen, das Stück zu 3 Pf., wurden ſtets tags zuvor in einer reichlichen Kanne Milch (jetzt 1 l) aufgeweicht. Doch heutzutage, da alles Gebäck ſo viel kleiner geworden, muß ich ſchon 10 Stück nehmen; dazu 1 Löffel Zucker, etwas Salz und 1/4 Pfund kleine Roſinen. Am nächſten Morgen gieße ich dann nach tüchtigem Zerſtampfen des Weißbrotes 8 gequirlte Eier hinzu. Die vorher zurechtgemachten Tauben (es dürfen höchſtens 8 Stück ſein) werden nun unter der Bruſthaut mit einem kleinen Teil der dicken Maſſe gefüllt und dann zugebunden. Sie bleiben dadurch ſaftiger und erſcheinen, was auch nicht zu unterſchätzen, möglichſt groß. Darauf legt man ſie in die bereits näher bezeichnete Pfanne, die mit 1/4 Pfd. Butter ſorgfältig ausgeſtrichen und mit 1/4 Pfd. Speckſcheibchen beſtreut worden und ſchüttet die ganze übrige Maſſe als „Neſt“ über und um die Tauben. Bei gleichmäßiger Hitze läßt man das Ganze dann 2 Stunden in der Kochmaſchine auf einem Blech oder in der Backröhre backen. Jedenfalls muß auch die Decke bräunlich und die Rinde, eine beſonders große Delikateſſe, knuſprig, aber ja nicht ſchwarz, werden.

Ich bin überzeugt, das Gericht läßt niemand ſtehen. Zwar habe ich immer das Gefühl, als paſſe es nicht zur Jetztzeit, nicht dazu, von modernem Porzellan gegeſſen, in einem Zimmer mit Dampfheizung und elektriſcher Lichtanlage aufgetragen zu werden. Aber — im Geſchmack des Gaumens gibt es ja noch keinen Stil. Auch in der Gegenwart hat ſich dieſe eigenartige Speiſe die Wertſchätzung unſerer Gäſte, neuzeitlicher Geiſter im Reiche der Wiſſenſchaft und Kunſt, errungen. So hat es mir ehrenvollerweiſe ein angeſehener Sprachforſcher, der ſich gelegentlich auch gaſtronomiſchen Studien praktiſch und theoretiſch hingegeben, noch nie abgeſchlagen, wenn ich ihn zu „Tauben im Neſte“ gebeten. Er hat aber bis jetzt gerade über dieſes Gericht in keinem Kochlexikon oder Kulturgeſchichtsbuch der Welt eine Andeutung finden können. War die Großmutter vielleicht gar ſelbſt die Erfinderin?

L. Zander, Leipzig.

Frage.

Wer könnte mir das Rezept zu „Tatarentunke“ verraten? Mein Mann hat ſie öfters auswärts zu gebackenen Fiſchen gegeſſen und „ſchwärmt dafür“. Doch in keinem Kochbuch finde ich das Rezept. Maria Richter.

Redaktionspoſt.

Herrn Prof. Dr. G., Deſſau. Das Gedicht Ihres ſiebenjährigen Töchterleins „Leiſe, ganz leiſe“ iſt allerdings ſo allerliebſt, daß wir dieſe Kinderdichtung hier ausnahmsweiſe abdrucken wollen:

Leiſe, ganz leiſe, weht's Windlein vorbei,
Damit es das Kind im Schlummer nicht aufweckt.
Und als es 's ſo ſüß ſchlafen ſah, da macht es geſchwinde,
Daß es leiſe, ganz leiſe vor'm Fenſter vorbeikam

Die Nachtigall, die eben ſang, kehrt nun zu ihren Kindlein zurück
Und will ihnen Futter bringen.
Das Kindlein, das ſchläft ſo ſüß, das ſie dacht':
„Ich ſinge ein Lied, ein leiſes Lied,
Damit das Kindlein im Schlummer noch einmal das Lied von mir hören kann.

Das Bienchen trägt den Honig heim zu ſeinen kleinen Zellen,
Es huſcht ſo ſacht' vor'm Fenſter vorbei,
Denn es will das Kind nicht ſtören bei ſeinem Schlaf.

Ein kleiner Graurock kam nun geflogen;
Ein wahres Vergnügen war das;
Es iſt das kleine Schwälblein, das nach den Kindern heim zum Neſte flog.
Da erzählt es den Kleinen von dieſem artigen kleinen Mädchen,
Das jetzt im Schlummer die Augen geſchloſſen hat.

Ein Engel, ein Engel, der kam auch geflogen,
Er wollte nur ſehen, ob das Kindlein ſchlief.
Und als er ſah, daß es feſt, feſt ſchlief,
Da dachte er ſich einen ſchönen Traum aus
Und ſagte es ihm geſchwind;
Und er freute ſich noch dabei, daß es nicht aufgewacht war.

Das Spätzlein, das Spätzlein kam auch geflogen,
Es wußte gar nicht, daß ein Kindlein ſo ſchön ſchlafen konnt'.
Der kleine Kecke ſchaute ein wenig durch's Fenſter herein,
Er freute ſich, wie der Engel, daß das Kindlein ſo ſüß und artig war.

Die Fledermaus, als es dunkel war, kam auch geflogen vorbei,
Sie war aber gar nicht ſo freundlich,
Sie guckte bloß rein und flog weg;
Doch leiſe, ganz leiſe machte ſie es wohl auch.

Da kamen noch manche andere, noch manches andere Getier,
Die freuten ſich auch wohl darüber
Und flogen dann heim zu ihrem kleinen Neſtelein
Aber leiſe, ganz leiſe.

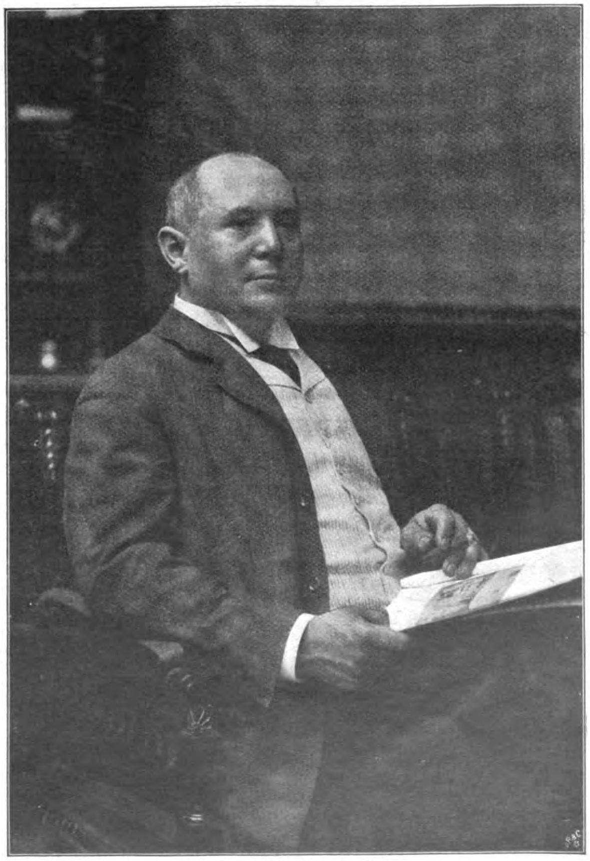
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Hausmuſik.

Carl Reinecke — Leopold Demuth.

Im patriarchaliſchen Alter von 86 Jahren ſtarb am 11. März in Leipzig **Carl Reinecke**, der friſche roſige Greis, der die Laſt ſeiner Jahre nicht zu fühlen ſchien, ſchaffend, wirkend in heiterer Meiſterſchaft bis an ſein Ende. An geiſtiger Kraft und friſcher Regſamkeit faſt ein Jüngling, raffte den Künſtler eine tödliche Influenza dahin. Mit ihm iſt ein altes Stück Leipziger Muſiktradition ins Grab geſunken, eine bis in ihre innerſten Faſern hinein konſervative Muſikernatur, einer jener typiſchen Muſiker, in denen ſich der Geiſt der gediegenen alten Muſikerbildung in voller Reinheit verkörperte, einer jener Muſiker, die nichts anderes ſein wollten als Muſiker, die ein außerordentliches Fachwiſſen und ein vielſeitiges praktiſches Können beſaßen und in unſere Zeit hineinragten als Träger eines heute nahezu ausgeſtorbenen Muſikideals. Reinecke war ein Künſtler, der in der Vergangenheit lebte, die ihn geformt und gebildet, der von der Überzeugung durchdrungen war, daß ein Fortbilden und Fortwachſen der Tonkunſt einzig möglich und wünſchenswert ſei im innigſten Anſchluß an das Formengeſetz Mendelsſohns und an die lyriſch=poetiſierende Richtung der Schumannſchen Kunſt. Beiden Meiſtern fühlte ſich Reinecke als Menſch und als ſchaffender Künſtler weſens= und wahlverwandt, beiden perſönlich und menſchlich nahe zu treten war ihm vergönnt geweſen; und wie er ſie mit Verehrung und Liebe umfaßte und ſich in ihr Weſen und ihre Kunſt hineinſog, ſo wurde von Anfang an ſein eigenes Schaffen ein Widerſchein, ein Echo der Schumann=Mendelsſohnſchen Kunſt. Trotz glänzender muſikaliſcher Begabung blieb es Reinecke ſo verſagt, fruchtbare neue Werte zu bilden, einen eigenen Stil zu finden und den mit vollem Bewußtſein übernommenen Formeln und Vokabeln einen neuen Inhalt, einen neuen Sinn zu geben; er geriet in ein Epigonenverhältnis zu ſeinen vorbildlichen Meiſtern, in dem er ſich ſehr deutlich von dem neuſchöpferiſchen Johannes Brahms unterſcheidet. Rückwärts ſchauend mußte Carl Reinecke von ſeinem — ein langes Leben hindurch — unverrückbar feſtgehaltenen Standpunkt die Kunſt Richard Wagners mißbilligen, Liſzt und Berlioz und die Modernen ablehnen; ja ſelbſt der Muſik eines Johannes Brahms gegenüber blieb er kühl bis ans Herz hinan, obwohl ihm die tiefe Sympathie, die auch Brahms mit Schumann und der Vergangenheit verbindet, doch eigentlich eine Brücke in die Welt des ihm überdies auch ſtammverwandten norddeutſchen Meiſters hätte ſchlagen müſſen. Carl Reinecke hat eine Fülle von Kompoſitionen jeder Art, jeden Stils geſchaffen: tragiſche und heitere Opern, Symphonien, Oratorien; viele Hunderte von Werken tragen ſeinen Namen. Die große Oper „König Manfred“, das Oratorium „Belſazar“, die prächtige, an glänzenden Tonmalereien reiche Kantate „Hakon Jarl“, verſchiedene wirkungsvolle Konzertarien, dann vor allem aber die poetiſchen und zart empfundenen Märchendichtungen: „Schneewittchen“ — „Aſchenbrödel“ — „Dornröschen“ und „Die wilden Schwäne“ bezeichnen die Höhenpunkte ſeines Schaffens. Namentlich in ſeinen Märchenmuſiken offenbart ſich die Eigenart dieſes Künſtlers, ſeine feine poetiſche Natur, die faſt weibliche Grazie ſeines duftigen Talentes. Wird auch vieles, vielleicht ſogar das meiſte ſeiner großen Werke der Zeit zum Opfer fallen und vergeſſen werden, ſo dürfte doch in erſter Linie die wertvolle Hausmuſik, die Reinecke geſchaffen, einen dauernden Beſitz an lebensvoller und anmutiger Kunſt bedeuten. An den entzückenden Klavierſtücken, die er mühelos geformt, an den reizvollen Kinderliedern, der feinſten Kleinkunſt angehörend, wird ſich ſicherlich noch manche Generation erfreuen. Das Leben Carl Reineckes war nicht nur lang, ſondern auch geſegnet und glücklich. Geboren am 23. Juni 1824 zu Altona, mit hoher Sorgfalt erzogen und auf ſeine künſtleriſche Laufbahn von ſeinem Vater gründlich vorbereitet, ſchreitet Reinecke von Erfolg zu Erfolg. In jungen Jahren feiert er als Klavierſpieler Triumphe. Seine Wanderjahre führen ihn an den däniſchen Königshof, dann nach Paris, nach Cöln, Barmen und Breslau; und von dieſen Stationen endlich nach Leipzig, wo er 1860 Dirigent der Gewandhauskonzerte wird, die er bis 1895 leitet. Zu gleicher Zeit wirkt er als Lehrer am Königl. Konſervatorium der Muſik. Der Pianiſt Reinecke glänzte namentlich als Mozartſpieler mit der bezaubernden Anmut ſeines Vortrags. Auch mehrere pädagogiſche und äſthetiſch=geſchichtliche Werke veröffentlichte Reinecke; dazu zahlreiche Bearbeitungen klaſſiſcher Werke, Schulausgaben und Studienwerke. Wahrlich, ein reiches, arbeitſames und köſtliches Leben!

Carl Reinecke.



Leopold Demuth.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Biela, Berlin.

* * *

Auf einem Konzertausflug, mitten aus Leben und werktätigem Schaffen heraus riß der Allbezwinger Tod einen der herrlichſt begabten Sänger unſerer Zeit, **Leopold Demuth**, den Stern der Wiener Hofoper: am 4. März ſtarb der gefeierte Künſtler in Czernowitz in der Bukowina, in der Vollkraft ſeiner Jahre.

Leopold Demuth gehörte zu den berühmteſten, übrigens auch im Konzertſaal außerordentlich beliebten und allgemein bekannten Bühnenſängern. Er beſaß eine ganz wundervolle Baritonſtimme, weich und warm, von großem goldigen Ton, der leuchtend dahinſtrömte, mühelos und ſonor, in dem tiefen Schmelz einer Farbigkeit weite Melodiebögen ſpannte, ſtark und kerngeſund. Als Klang ſchon ein Wunder von Schönheit, ein Gottesgnadengeſchenk, deſſen bezwingendem Reiz ſich ein angeborenes Geſangstalent hinzugeſellte, jene bezaubernde Natürlichkeit, den Ton zu bilden, zu ſpinnen, zu ſchwellen und der künſtleriſchen Idee dienſtbar zu machen, die die techniſche Meiſterſchaft, mit der Demuth ſeine Stimme beherrſchte, nahezu vergeſſen ließ. Man dachte nicht an techniſche Dinge, wenn Demuth ſang; man war da ganz ausgefüllt von dem Entzücken über den weichen Glanz und die warme Pracht, über dieſen Strom von Muſik, der in unerſchöpflichem Reichtum aus dem Innern dieſes Sängers hervorquoll.

Trotz dieſes einzigen Singorgans, das den Künſtler für die Löſung aller techniſchen und aller Vortrags- und Ausdrucksprobleme vorherbeſtimmt zu haben ſchien, bewegte ſich die Darſtellungskunſt Demuths in ziemlich engen Grenzen: er war und blieb ein Sänger des bel canto von einer gewiſſen liebenswürdigen Bürgerlichkeit des Stils, die ihn in Aufgaben heroiſchen Charakters hinderte, die höchſte Höhe des Kunſtwahren, des Überzeugenden und Ergreifenden zu erklimmen. Aber innerhalb dieſer Grenzen ſchuf er, der von Haus aus kein bedeutſames darſtelleriſches Talent beſaß, dennoch lebensvolle und tief ſympathiſche Geſtalten: wer ſeinen entzückenden Heinrich in der „Nürnberger Puppe", wer ſeine Verdi-Schöpfungen (vor allem den René im „Maskenball", dieſes Glanzſtück ſeiner Bühnenkunſt!), wer ſeinen Hans Sachs, dieſe Verkörperung lebensvollen Bürgertums, ſeine komiſchen und heiteren Bühnencharaktere geſehen, der hat auch bis auf den Grund dieſer Künſtlerſeele geſchaut. Demuth beherrſchte das ganze Gebiet der großen Baritonrollen: er ſang Wagner und Marſchner, Weber und Mozart, den Holländer und Wotan ebenſo, wie den Don Juan. Mochte ihm der Akzent des wuchtigen Heldentums, der leidenden Seele, der tiefen Tragik auch nicht unbedingt zur Verfügung ſtehen, mochte ſeine deutſche Schwerblütigkeit ihn auch im Ausdruck prickelnder Grazie und ſchäumenden Übermuts ein wenig hemmen: über alle Bedenken triumphierte immer wieder ſein herrliches, in unabläſſiger Arbeit durchgefeiltes Stimm-Material. — Leopold Demuth wurde am 2. November 1861 zu Brünn geboren. Seine muſikaliſchen Studien vollendete er am Wiener Konſervatorium. Die Bühne, die ſeine erſten glücklichen dramatiſchen Verſuche ſah, war Halle a. S.; in Leipzig und Hamburg wirkte dann der inzwiſchen auch zu einem ſehr begehrten Konzertſänger gewordene Künſtler mit großem Erfolg, bis ihm dann die Wiener Hofoper (1898) einen glänzenden Wirkungskreis erſchloß.

Leopold Demuths Tod bedeutet für die deutſche Geſangskunſt einen ſchweren Verluſt.

Ferdinand Pfohl.

Die Muſik der Chineſen.

I.

Die Muſik der Chineſen, eines Volkes, das ein Fünftel der Bevölkerung der ganzen Erde ausmacht, darf, wenn auch nicht des äſthetiſchen Genuſſes wegen, ſo doch wenigſtens in kulturgeſchichtlicher Hinſicht ein gewiſſes Intereſſe beanſpruchen. Wir ſind ja auf Grund der Berichte von Reiſenden gewohnt, die gegenwärtige chineſiſche Muſik für nichts als ein rohes, barbariſches, regelloſes Geräuſch zu erklären. Und roh, barbariſch und geräuſchhaft iſt nun dieſe Muſik der Söhne des Himmels allerdings, aber regellos keineswegs; für ein einigermaßen geſchultes Ohr iſt ſie nichts weniger als unmelodiſch und willkürlich. Was die pſychologiſche Seite der Muſik betrifft, ſo waren die Chineſen ſchon ſeit unvordenklichen Zeiten über das Weſen der Verwandtſchaft und die Wirkung muſikaliſcher Töne ſehr wohl unterrichtet. Nach den Lehren der Schule des Konfuzius ſind Zeremonien und Muſik die geeignetſten und wirkſamſten Faktoren, um die Sitten zu veredeln und dem Staate Gedeihen zu verleihen. „Die Muſik iſt eine Sprache, die den Menſchen befähigt, ſeinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Wenn wir betrübt ſind, werden unſere Melodien dies verraten. In Augenblicken der Freude klingen unſere Stimmen hoch und klar, und unſere Worte fließen raſch dahin. Im Zorn iſt unſere Sprache kraftvoll und drohend, in der Furcht und Ehrfurcht ſanft und beſcheiden, in der Liebe ohne Härte; kurz, jede Leidenſchaft hat ihre beſondere Ausdrucksweiſe, und gute Muſik muß die richtigen Töne dafür finden; denn jeder Ton muß ihrer Natur entſprechen und ſich verſtändlich machen. Töne ſind die Worte der muſikaliſchen Sprache, Modulationen die Sätze. Stimme, Inſtrument und Tanz vereinigen ſich, um dem Geſtalt zu verleihen, was zum Ausdruck gebracht werden ſoll." Das iſt eine alte chineſiſche Definition der Muſik, die unſeren heutigen Anſchauungen über den Zweck und die Wirkung der Muſik gar nicht fern ſteht.

(Fortſetzung folgt.)

Redaktionspoſt.

F. K. in Dresden. Konſervatorium oder Privatunterricht? Wir würden in Ihrem Fall zu erſterem raten, der Vielſeitigkeit und der ſtärkeren Anregung wegen, die das Konſervatorium bietet.

S. V. in Stargard. Wir haben erſt kürzlich in der Hausmuſik Kinderlieder von Frida Schanz, komponiert von Richard Wintzer, empfohlen. Vielleicht wäre das etwas für Sie? Auch auf die Kinderlieder von Carl Reinecke, von Max Friedländer und Max Stange mögen Sie hingewieſen ſein.

C. G. in Gr.-Gaglow. Eine neue Ausgabe von Kompoſitionen Adolf Jenſens iſt, ſoweit wir unterrichtet ſind, bei Breitkopf & Härtel in Leipzig und in der Edition Steingraeber erſchienen.

E. J—n in Frankfurt a. M. Laſſen Sie ſich das Verzeichnis der Edition Peters aus Leipzig (Verlag C. F. Peters) kommen, und Sie werden alles finden, was Ihr Herz begehrt.

C. M. Sch—t in Liegnitz. Mit beſtem Dank abgelehnt.

W. L. in Sp. Vielleicht kann Ihnen ein Daheimleſer mit Gitarreſprüchen (auf bunte Bänder zu ſticken) aushelfen?

Zum Nachdenken.

1. Röſſelſprung.

aus	ſchnellſte	ſpan	größte	Flü	die	Ort	Meere	hat
nen	das	gel	Fähre	Au	aller	nicht	je	nem
ler	zu	und	durch	rer	mals	ſei	es	trägt
trägt	und	al	ein	❀	gen	es	einen	an
die	iſt	dich	trug	dich	Wand	ſtets	blick	dich
durch	te	iſt	ihm	dan	ge	weit	nen	doch
Es	flug	die	führt	❀	mei	bleibt	mit	von
Lüf	Es	fort	ken	nug	Ge	dan	len	und

2. Arithmetiſches Paradoxon.

Ein Bauer liefert an einen Gaſtwirt:
400 Eier, 2 Eier zu 15 Pf.,
300 Eier, 3 Eier zu 20 Pf.

Der Gaſtwirt zahlt die Eier, indem er dem Bauer vorrechnet: 2 Eier zu 15 Pf., 3 Eier zu 20 Pf., macht immer 5 Eier zu 35 Pf. 700 Eier ſind es, macht alſo 35 Pf. × 140 = 49 ℳ

Der Bauer, der auf 50 ℳ gerechnet hatte, kann den Gaſtwirt nicht widerlegen und muß ſich mit 49 ℳ zufrieden geben. Wo liegt der Fehler in der Rechnung?

3. Einſchiebrätſel.

Voll — Kraft.
Haupt — Zeug.
Erd — Baum.
Kur — Strich.
Lehr — Mann.
See — Stand.
Flug — Plan.
Dom — Hemd.
Bruſt — Strauch.
Roh — Guß.

Die Anfangsbuchſtaben der einzuſchiebenden Worte müſſen den Namen eines Zeitabſchnittes bilden.

4. Scherzrätſel.

Wohin geht's zur Reiſezeit?
Denke dieſes Jahr nicht weit.
Reiſen wollen wir nach 1
Zum Beſuche von Verwandten,
Na, für ſolch Vergnügen keins!
2—3 bin ich alle Tanten.
Wenn ich mich zur Reiſe rüſte,
Will ich reiſen, daß ſich's lohnt;
Nach der afrikan'ſchen Küſte
Fahr' ich, wo das Ganze wohnt.
Lernen will ich, will ſtudieren,
Das iſt wahrer Reiſeſport.
Möchten beid' uns amüſieren,
Sie in 1 und ich beim Wort.

5. Scharade.

Biſt dem 1—2 du verfallen,
Traf dich eine ſchlimme Drei,
Denn die ſchmerzlichſten von allen
Herzensqualen iſt 1—2.
Doch mit ſchnellentſchloßnem Schritte
Fliehe, was der Liebe Mord;
Zu dem 1—2 füg' die Dritte,
Und erlöſt hat dich das Wort.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 25.

1. Geometriſches Paradoxon.

Die vier Teile, in welche das große Quadrat zerlegt wird, füllen das Rechteck, welches 65 kleine Quadrate enthält, nicht vollſtändig aus. Jedes der durch das Zerſchneiden des großen Quadrats entſtandenen Dreiecke enthält $\frac{3 . 8}{2} = 12$ kleine Quadrate, jedes Trapez $\frac{(3 + 5) . 5}{2} = 20$ kleine Quadrate. Jedes der Dreiecke aber, welches man durch Zerſchneiden des Rechtecks erhalten würde, enthält $\frac{64}{169} . \frac{5 . 13}{2} = 12^{4}/_{13}$ kleine Quadrate, jedes Trapez $\frac{105}{169} . \frac{5 . 13}{2} = 20^{5}/_{26}$ kleine Quadrate. Bei genauer Ausführung bleibt in der Tat ein ſchmaler Streifen in der Richtung der Diagonale des Rechtecks unausgefüllt.

2. Scharade.

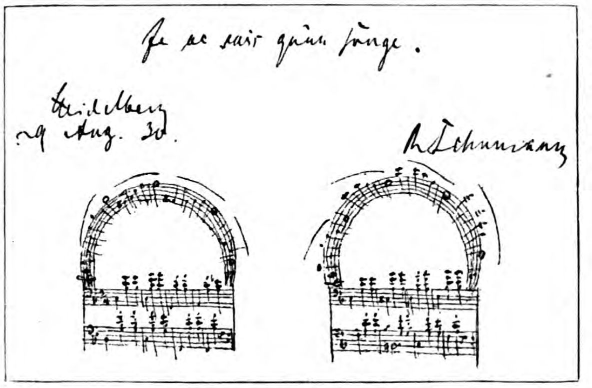
Armada. Arm, Ada.

3. Umſtellrätſel.

Kioto — Roland — Ekenas — Torſten — Aſien = Kreta.

Zu unſeren Bildern.

Bartolommeo Bezzi, der Maler des verhaltenen, ſtimmungsvollen Gemäldes „Auf dem Fiſchmarkt“, gehört zu den beachtetſten italieniſchen Malern der neueren Zeit. Er iſt 1851 in Fucine d’Oſſona (Welſchtirol) geboren und ein Schüler der Mailänder Akademie. Mit Vorliebe malt er nach der Weiſe der Impreſſioniſten Alpenlandſchaften, die durch die Beleuchtung überraſchen, wie z. B. ſein oft genannter, 1880 in München ausgeſtellter „Sonnenuntergang“. — Viktor Schramm, der mit ſeinem „Kinderbildnis“ eine Probe ſeines Könnens gibt, ein Schüler der Münchener Akademie, iſt 1865 in Orſova (Ungarn) geboren; er iſt auch als tüchtiger Illuſtrator bekannt und lebt in München. Fritz von Wille, ein Sohn des bekannten Auguſt von Wille, iſt einer der beliebteſten Landſchaftsmaler. Er bevorzugt Motive aus der Eifel, woher auch „Die blauen Blumen“ ſtammen dürften, und eins ſeiner Gemälde, „Eifelneſt“, wurde 1900 von der Nationalgalerie in Berlin erworben. Wir haben von ihm auch ſchöne Farben=Steindrucke. Adolf Hengeler, von dem wir ein anziehendes Interieur: „Im Atelier“, bringen, iſt Zeichner und Genremaler, ein Schüler gleichfalls der Münchener Akademie, ein ſehr geſchätzter Mitarbeiter der Fliegenden Blätter. Er iſt 1863 in Kempten geboren.



Stammbuchblatt von Robert Schumann.

Zwei Stammbuchblätter.

Die Tage der Hundertjahrfeier für Robert Schumann werden umfaſſende Rückblicke und Beſprechungen bringen; hier mögen zunächſt kleinere Erinnerungen an den geliebten Meiſter ein Plätzchen finden, wo ſie viele erfreuen.

Vor etwa zwei Jahrzehnten konnte ich, mit Genehmigung von Frau Clara Schumann, eine Anzahl Briefe ihres Gatten in der National=Zeitung veröffentlichen, welche Briefe danach (wie ſchon vordem andere) in dem großen Schumann=Werke von F. Guſtav Janſen zum Abdruck kamen. Die Briefe waren an einen Bruder meines Vaters, d. h. an Auguſt Lemke (nachmals Stadtgerichtsrat in Berlin) gerichtet und mir von meinem Vetter überlaſſen worden.

Schumann und mein Onkel hatten ſich in Heidelberg ſehr befreundet, und auf dieſe Zeit bezieht ſich das meinem Onkel gewidmete Stammbuchblatt „Je ne suis qu’on songe“, Heidelberg 9. Aug. 30. Unter jenen Worten ſehen wir zwei mit Noten ausgeſtattete Torbogen oder dergleichen. Die ſehr zarten Bleiſtiftſtriche der Notenlinien ſind noch nicht verſchwunden, obgleich es 80 Jahre her iſt, ſeit des großen Künſtlers Hand ſie flüchtig hinwarf. — Das zweite Blatt ſchrieb Clara Wieck für Aug. Lemke, „Dresden 11. July 1838“.

Beide Blätter waren bis jetzt nicht veröffentlicht.

Eliſabeth Lemke (Berlin).

Schumann=Autographen.

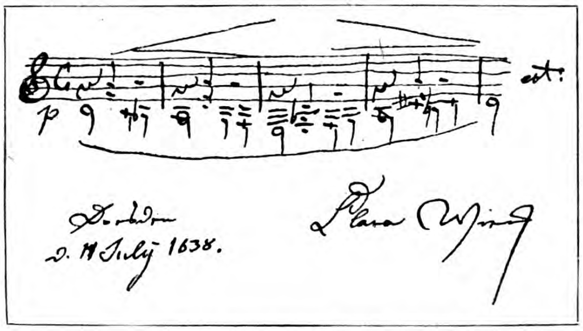
Muſiker=Autographen ſind noch nicht lange in der Gunſt der Sammler. Höchſtens die handſchriftlichen Entwürfe ganzer Kompoſitionen ſind von jeher beachtet worden. Aber ſeit einer Reihe von Jahren ſteigt auch das Intereſſe für alle ſchriftlichen Aufzeichnungen von berühmten Muſikern. Und zwar werden die Handſchriften von Komponiſten höher bewertet als die von ausübenden Künſtlern. Es iſt faſt wie eine Beſtätigung des von Schiller ausgeſprochenen Gedankens, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht, da hier der Zauber mit dem Künſtler abſtirbt.

Autographen von Schumann ſind ſtets nur gering bewertet worden, und ſelbſt in dieſen Tagen, wo ſein hundertſter Geburtstag größere Nachfrage geſchaffen hatte, ſind ihre Preiſe im zünftigen Handel nicht beſonders geſtiegen. Das kommt, weil Schumann ein fleißiger Briefſchreiber war und auch ſehr zahlreiche Kompoſitionen geſchaffen hat. So ſind weder die Briefe noch die Noten von ſeiner Hand ſelten, und keine größere Auktion vergeht, ohne daß einige ſeiner Autographen angeboten werden.

Aus den Katalogen, die mir gerade zur Hand liegen, möchte ich ein paar Notizen ausſchreiben, aus denen hervorgeht, wie man Schumann bewertet. Für einen ſchönen Brief, vom 25. Dezember 1843, an ein „Verehrteſtes Fräulein“, das übrigens leicht feſtzuſtellen wäre, wurden nur 18 *M* verlangt. Freilich enthält dieſer Brief nichts Perſönliches, ſondern iſt mehr offiziell. Er beginnt: „Meinen Dank für Ihre Mitwirkung in der Peri, für den ſeelenvollen Vortrag der Arie der Jungfrau.“ Höher im Preiſe ſtand ein hübſcher Brief an den Stadtrat Seeburg in Leipzig, 1½ Seiten und eigenhändige Adreſſe, den Schumann am 6. Dezember 1843, d. h. zwei Tage nach der erſten Aufführung ſeines Hauptwerkes „Das Paradies und die Peri“ geſchrieben hat. Für ihn verlangte Karl Ernſt Henrici in Berlin 45 *M*. Es heißt darin: „Meine Peri hat, wie man mir ſagt, im Publikum angeſprochen, und ich bin daher mehrfach um eine Wiederholung angegangen worden. Dies wäre nun ſobald als möglich das Beſte; Soli’s und Chöre ſind einſtudiert, und mit einer Probe wäre alles abgethan.“ — Mit 36 *M* iſt ein Brief an Rietz bewertet, in dem er von ſeiner Frau ſagt: „Meine Frau ſpielt Ihnen ſo gern, aber ſie hat ſteife Finger jetzt.“ Und nur 25 *M* koſtete bei Albert Cohn Nachf. in Berlin ein 2½ Seiten langer Brief an Kapellmeiſter Pott vom 12. Januar 1842. Es handelt ſich darin um ſein und ſeiner Frau Mitwirken in Konzerten und um die Aufführung einer ſeiner Sinfonien. — Sehr beträchtlich niedriger ſind die Preiſe, die für Briefe von Schumanns Gattin, der berühmten Klaviervirtuoſin Clara Wieck gefordert werden. Nur 3 *M* koſtete bei Albert Cohn Nachf. in Berlin ein vier kleine Oktavſeiten langer, hübſcher Künſtlerbrief an eine unbekannte Dame. Er beginnt „Geehrte Frau“ und iſt datiert „Sonntag Morgen“. Auch nur 3 *M* ein zweiſeitiges Billett vom 24. Oktober 1886 an Heermann, und wieder 4 *M* ein ebenfalls hübſcher Künſtlerbrief von 2½ Seiten vom 26. Juni 1865 an eine unbekannte „Durchlauchtigſte Prinzeß“.

Daß die Schumann=Autographen im Preiſe ſteigen werden, iſt recht unwahrſcheinlich, und von den Handſchriften der Clara Wieck erſcheint es ausgeſchloſſen.

v. M.



Stammbuchblatt von Clara Wieck.

Notizen.

Karl der Grose ſah ganz anders aus, als man ihn ſich vorzuſtellen pflegt. Dieſen Irrtum hat wohl großenteils der Maler Alfred Rethel hervorgerufen, der in ſeinen zahlreichen Bildern des großen Kaiſers in Anlehnung an ein Bildnis von Dürer ein falſches Idealbild von ihm geſchaffen hat, das nun ſehr ſchwer wieder auszurotten iſt. Bei Dürer wie bei Rethel trägt Karl lange wallende Haare und einen gekräuſelten mächtigen Bart. Beides iſt aber falſch. Bei Gelegenheit der Kaiſerkrönung Karls wurde eine Bleibulle geſchlagen, die im Cabinet des Antiques in Paris aufbewahrt wird, und dieſe zeigt den Pipiniden mit Schnurrbart und kurz geſchnittenen Haaren. Auch die Abbildungen in den Handſchriften der Leges Barbarorum, die als echte Bildniſſe des großen Kaiſers angeſprochen werden, ſtellen ihn mit rundem Kopf, glattem Kinn und Schnurrbart dar. Dasſelbe gilt von der berühmten Reiterfigur im Carnavalet=Muſeum zu Paris, die ja für ein Abbild Karls gehalten wird; freilich darf nicht verſchwiegen werden, daß von beachtenswerter Seite die zeitgenöſſiſche Entſtehung dieſer Figur beſtritten wird. Karl hatte ſehr große und lebhafte Augen, die ſeinem ſtarken Geſicht einen durchgeiſtigten, dabei freundlichen und heiteren Ausdruck gaben. Seine Naſe überſchritt ein wenig das Mittelmaß, ſein Hals erſchien dick und zu kurz, ſein Bauch war im ſpäteren Alter etwas herabhängend; aber das Ebenmaß der anderen Glieder verdeckte dieſen Fehler, ſo daß er die Schönheit der Erſcheinung nicht beeinträchtigte. Denn ein ſchöner Mann im beſten Sinne des Wortes muß Karl nach dem übereinſtimmenden Zeugnis ſeiner Zeitgenoſſen geweſen ſein. Von ſeinem Biographen und Freunde Einhard erfahren wir, daß er von breitem und kräftigem Körperbau und außerordentlicher, aber ſymmetriſcher Größe war. In bezug auf Karls Körperlänge entſpricht die volkstümliche Auffaſſung ganz der Wirklichkeit; vielleicht iſt auf ſeine Reckenhaftigkeit, die zufälligerweiſe auch mit ſeinem Namen übereinſtimmt, die germaniſche Vorſtellung zurückzuführen, daß ein weltgeſchichtlicher Held zugleich ein Rieſe ſein muß. Und rieſenhaft iſt Karl geweſen, nicht allein nach der Angabe Einhards. Hauptſächlich auf ſeine Größe iſt das Überwältigende ſeiner äußeren Erſcheinung zurückzuführen, das von allen ſeinen Zeitgenoſſen anerkannt wird. So rühmen Theodulf und Angilbert, ebenſo Hadrian die Mächtigkeit ſeiner Glieder und ſeine Leibeslänge, mit der er alles überragt, wie die Sonne auf der Höhe ihrer Bahn.

U.

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich=Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim=Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim=Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim=Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 30

Daheim
Ein deutſches Familienblatt

23. April 1910

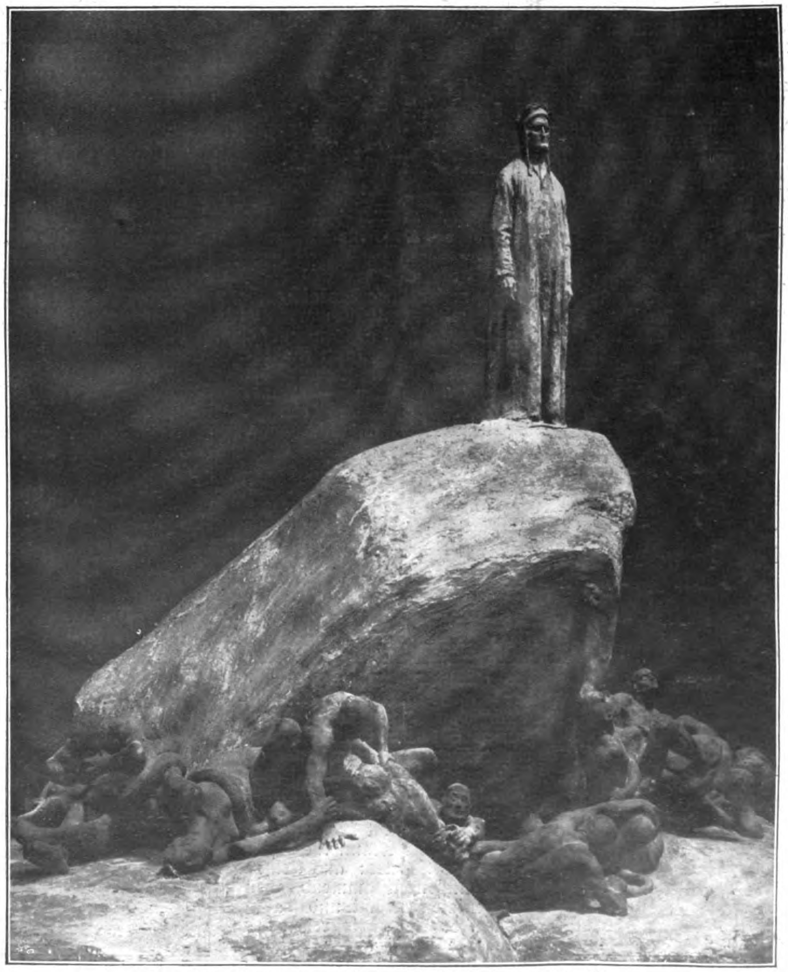
Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt (Fortſetzung) . . . 5
Kavalierhäuſer. Gemälde von Eugen Wolff 9
Im Dom. Gedicht von Guſtav Schüler 10
Floßfahrt auf der Iſar. Gemälde von W. Morald 11
Zur Berufswahl unſerer Töchter. Von Direktor Dr. Hänßel in Saalfeld a. d. S. 11
Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary (Fortſetzung) . . 12
Kinematographen. Von Heinz Grevenſtett 15
Äthiopiſche Kulturſkizzen. Von Arnold Holtz. Mit acht Abbildungen . . . 16
Aus der deutſchen Induſtrie der Gegenwart: Die Loewe-Gruppe 19
Einfache Koſt. Nach dem Gemälde von N. Nuihongs 21
Prinzeß Sabine. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda (Schluß) 21
Teetiſch. Gemälde von M. A. Stremel 22
Der weiße Kakadu. Gemälde von Ludwig v. Langenmantel. 23
Was der Lehrer erzählte. Gedicht von Marx Möller 24
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Kinder-Daheim — Sammler-Daheim — Briefkaſten . . . . 25—37
Kunſtbeilage: Florentinerin. Gemälde von Sandro Botticelli.

Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Ein eigenartiges **Denkmal**, das Denkmal für den bedeutendſten Dichter Italiens, Dante Alighieri, und ſein unſterbliches Werk, die „Divina Commedia" hat ſoeben der Wiener akademiſche Bildhauer Alfonſo Canziani vollendet. Canziani ſtellt den Dichter als den Genius der Erleuchtung auf einem Felſen ſtehend dar, nachdem er von Beatrice, dem Symbol der geiſtlichen Leitung des Menſchen, durch die neun Himmel zur Region der ewigen Seligkeit und zur Anſchauung der Gottheit geführt wurde. Canziani, eine echte und unwiderſtehliche Künſtlernatur, die reich, ſprudelnd, von unerhörter Kraft iſt, hat ſeine außerordentlich ſchwierige Aufgabe in hervorragender Weiſe gelöſt. Des Künſtlers glühende Phantaſie, welche beſonders in der Gruppe der mit den Dämonen der Finſternis ringenden und nach geiſtiger Erhebung lechzenden Menſchen zur Geltung kommt, gibt uns hier eine vollendete, mächtig packende Leiſtung, überſchäumend von lebendiger Charakteriſtik und plaſtiſcher Geſtaltungskunſt. Ein Meiſterwerk, aber hinſichtlich der Tiefe der Empfindung ſowohl wie der techniſchen Ausführung iſt die Figur Dantes ſelbſt, die bei aller monumentalen Einfachheit den Heros der italieniſchen Dichtkunſt, wie wir ihn nach der Ueberlieferung zu ſehen gewohnt ſind, in ſprechender Aehnlichkeit zeigt. Canzianis Dante, für den der Künſtler nebenbei erwähnt den großen Preis von Rom zugeſprochen erhielt, erinnert an eine faſt altmeiſterliche Kraft. Das iſt doch wenigſtens tatſächlich einmal ein Denkmal, das weit von der üblichen, alltäglichen Schablone abweicht und in ſeiner vornehmen Geſamtheit ein würdiges Monument für den genialen, in ſeinem Vaterlande wie im Ausland gleich ſtark bewunderten Dichterfürſten darſtellt.


Das Dante-Denkmal von Bildhauer Alfonſo Canziani in Wien.

⁂

Carl Heinrich Theodor Grützner, der verdiente Miſſionsinſpektor der Berliner Miſſionsgeſellſchaft, iſt kürzlich im Alter von 76 Jahren heimgegangen. Der Verſtorbene war am 20. März 1834 zu Strehlen in Schleſien geboren. Seine Eltern waren ehrſame Handwerksleute, die in Verbindung mit den Herrnhutern ſtanden. Durch deren chriſtlichen Einfluß wurde ſpäter der Schloſſergeſelle veranlaßt, ſich dem Berufe eines Miſſionars zu widmen. Im Jahre 1856 trat er ins Berliner Miſſionshaus ein. Im Auguſt 1859 wurde er nach Süd-Afrika entſandt, um mit ſeinem Freunde

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

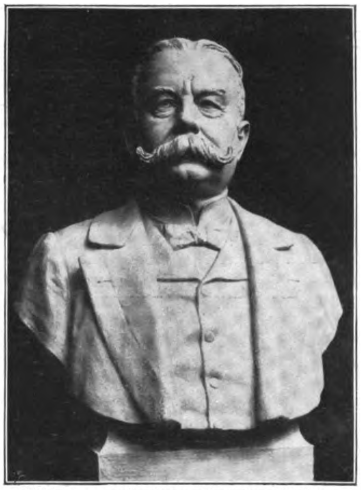
Miſſions-Superintendent
Carl Heinrich Theodor Grützner †.

Alexander Merensky unter den Baſuto in Transvaal die Miſſion zu beginnen. **Grützners** erſte Stelle war Gerlachshoop, genannt zu Ehren des bekannten Generals v. Gerlach, der ein eifriger Förderer auch der Heidenbekehrung war. Im Jahre 1865 gründete er nach der Zerſtörung ſeiner erſten Station und der Vernichtung des dort lebenden Stammes eine zweite in Nord-Transvaal, Ga Matlale. Von dort ſiedelte er 1873 nach Botſchabelo über, wo er die Reſte des Volkes von Gerlachshoop wieder vorfand. Drei Jahre darauf wurde er zu einer Vortragsreiſe nach Deutſchland berufen, um dann zum Vorſteher der älteſten Berliner Miſſionsſtation, Bethanien, und zugleich zum Superintendenten der Oranje-Synode ernannt zu werden. Von 1878 bis 1908 hat er dort mit einigen Unterbrechungen gewirkt, bis ſein Geſundheitszuſtand ihn zwang, ſeinen Abſchied nachzuſuchen. Bis zuletzt geiſtig friſch, litt er körperlich ſehr, bis ihn eine Herzlähmung am 7. d. Mts. ſchnell dahinraffte. Zuletzt war er auch Mitglied im Komitee der Berliner Miſſion. Seine Bedeutung lag weniger darin, daß er es verſtand, ſeine Erlebniſſe und Erfahrungen ſchriftſtelleriſch zu verwerten, als vielmehr darin, daß er zu lenken und zu leiten wußte und durch ſeine tatkräftige, aber dabei immer gewinnende Weiſe in allen Lagen die oft großen Schwierigkeiten überwand. Er war ein Mann des tätigen Lebens.

Julius Blüthner †. Photographiſche Originalaufnahme von Nicola Perſcheid, Berlin W.

* * *

Ein Zeichen großer Verehrung und Dankbarkeit gegen den verſtorbenen Eiſenbahnminiſter **Budde** hat der Verband deutſcher Eiſenbahnhandwerker und -Arbeiter mit der Errichtung eines Denkmals gegeben, das am 28. April, dem vierten Todestage des verdienten und um ſeine Arbeiter ſo beſorgten Mannes im Eiſenbahn- und Verkehrsmuſeum, im Gebäude des alten Hamburger Bahnhofs, enthüllt werden wird. An der Spende für das Denkmal haben ſich auch — ein Zeichen für die große Beliebtheit Buddes bei allen Untergebenen — Handwerker und Arbeiter beteiligt, die dem Verband nicht angehören. Bildhauer Martin Götze hat in einer Portraitbüſte den Charakter des Verſtorbenen vorzüglich zum Ausdruck gebracht, ſeine kraftvolle, derbe Art, ſeine joviale Liebenswürdigkeit und ſeine aller Poſe abholde Natürlichkeit.



Büſte des verſtorbenen Verkehrsminiſters Budde von Bildhauer Martin Götze. Photographie von der Berliner Illuſtrations-Geſellſchaft.

* * *

Durch den am 13. April erfolgten Tod des Geheimen Kommerzienrats Julius Blüthner, des Gründers und Seniorchefs der weltbekannten Königlich Sächſiſchen Hofpianofortefabrik **Julius Blüthner** in Leipzig, hat ein mühevolles, aber auch an Erfolgen reiches Leben ſeinen Abſchluß gefunden. Der Heimgegangene, der ein Alter von 86 Jahren erreicht hat, war ein ſelbſtgemachter Mann im beſten Sinne des Wortes: aus kleinen Verhältniſſen entſtammend, haben ihn geniale Umſicht und bahnbrechendes Vorwärtsſtreben auf die Höhe geſchäftlicher Erfolge und bürgerlicher Ehren gebracht. Julius Blüthner wurde am 11. März 1824 als der Sohn eines einfachen Tiſchlermeiſters im Dorfe Falkenhain geboren und lernte in Zeitz die Möbeltiſchlerei. Schon hier ſetzte er ſeinen Lehrherrn durch eine ganz außergewöhnliche Geſchicklichkeit in Erſtaunen. Als noch nicht Achtzehnjähriger trat er ſodann in die Zeitzer Pianofortefabrik von Hölling und Spangenberg ein und ſetzte hier alles daran, die feinen, vielſeitigen Arbeiten des Inſtrumentenbaues, die Fertigkeiten, Regeln und Geſetze voll zu beherrſchen. In der Folge hatte Blüthner in Würzburg eine ihm ſehr zuſagende Stellung gefunden; ſpäter arbeitete er in Leipzig, wo er dann am 7. November 1852 in gemieteten Räumen an der Ecke Plagwitzer- und Weſtſtraße mit drei Arbeitern ſeinen eigenen Betrieb eröffnete, der heute Weltruf errungen und der deutſchen Pianoforteinduſtrie im In- und Ausland zu hohen Ehren verholfen hat. In ſchwerer Arbeit entſtanden im erſten Geſchäftsjahre zehn Inſtrumente: acht Flügel und zwei tafelförmige Pianos. Gar bald erregten die Blüthnerſchen Flügel die beſondere Aufmerkſamkeit hervorragender Pianiſten und Kenner; Autoritäten, wie Ignaz Moſcheles, Robert Franz, Carl Reinecke, Franz von Liſzt, kündeten deren Ruhm zuerſt der Welt. Im Jahre 1864 wurde die Umwandlung des Handwerks- in den Fabrikbetrieb vollzogen. Jedes Jahr brachte von nun ab, neben perſönlichen Ehrungen verſchiedenſter Art, neue Errungenſchaften, neue Erfolge, und als man 1903 das 50jährige Beſtehen des Blüthnerſchen Hauſes feſtlich beging, hatten ſchon mehr als 63000 Inſtrumente den Weg in die weite Welt gefunden. Bei allen ſeinen Geſchäften, Arbeiten und Plänen hat Blüthner noch Zeit zu theoretiſchen Fachſtudien gefunden, welche er, gemeinſchaftlich mit H. Gretſchel, in einem beachtenswerten „Lehrbuch des Pianofortebaues“ niedergelegt hat. Julius Blüthner iſt tot — ſein Werk aber wird weiter leben.

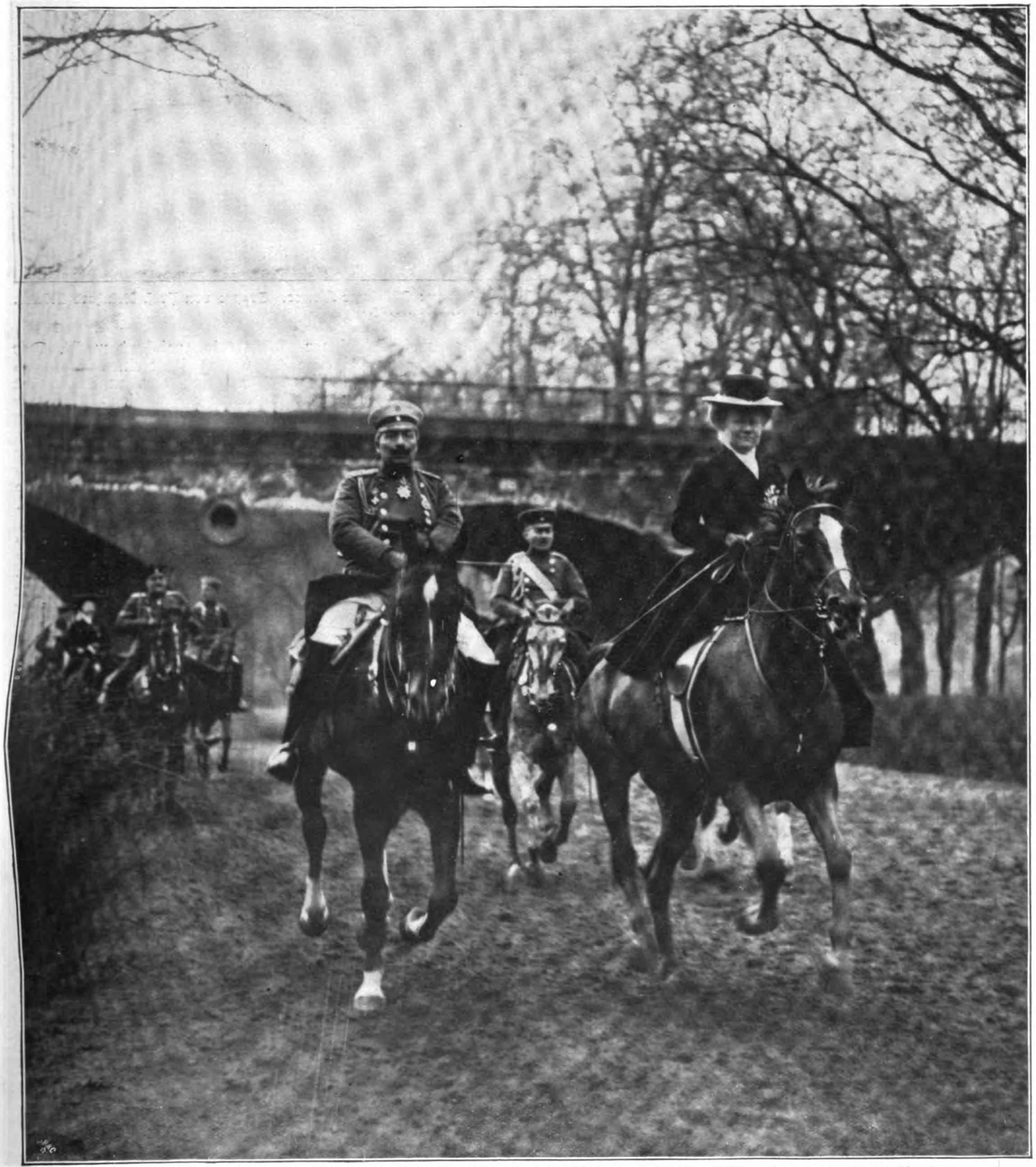
* * *

Im Alter von mehr als 95 Jahren iſt auf ſeinem Gute Klenka bei Neuſtadt an der Warthe der ehemalige freikonſervative Landtagsabgeordnete Landesökonomierat Hermann **Kennemann**

Landesökonomierat Hermann Kennemann †.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

geſtorben, der ſeit Jahrzehnten zu den hervorſtechendſten und befähigteſten politiſchen Perſönlichkeiten Oſtdeutſchlands zählte. Kennemann war in Soldin, der einſtigen Hauptſtadt der Neumark, geboren und trat zunächſt nach beendetem Gymnaſialbeſuch auf kürzere Zeit in das Heer, um ſich dann ganz der Landwirtſchaft zu widmen, der er von Jugend auf mit Leib und Seele zugetan war. Er machte ſich im Jahre 1840 auf Klenka in der Provinz Poſen anſäſſig, iſt Zeit ſeines langen Lebens dort geblieben und ließ es ſich angelegen ſein, ſeinen ländlichen Grundbeſitz fortgeſetzt zu vergrößern. Dieſer betrug zuletzt über 83 000 preußiſche Morgen, eine Bodenfläche, wie ſie in dieſem Umfange in der Oſtmark wohl kaum in einer Hand vereinigt war. Kennemanns politiſche Tätigkeit war von Anfang an ein ausgeſprochener Kampf für das Deutſchtum in den deutſch-polniſchen Gebieten, der ſcharfe Formen annahm. An der aktiven Geſetzgebung beteiligte er ſich in den Jahren 1886 bis 1889. Der poſenſche Wahlkreis Frauſtadt-Kröben hatte ihn ins Abgeordnetenhaus entſandt, wo er ſich der freikonſervativen Partei als Mitglied anſchloß. Zu jener Zeit war es auch, daß er in Beziehungen zu dem Altreichskanzler Fürſten Bismarck trat. In den weiteſten Kreiſen iſt Kennemann indes als Mitbegründer des „Deutſchen Oſtmarkenvereins“ bekannt geworden. Er rief, gemeinſam mit den Herren von Hanſemann und von Tiedemann, dieſe Körperſchaft, die ehedem „Verein zur Förderung des Deutſchtums in den Oſtmarken“ hieß und Kräftigung des Deutſchtums in den mit polniſcher Bevölkerung durchſetzten preußiſchen Oſtmarken auf ihr Banner geſchrieben hatte, am 3. November 1894 in Poſen ins Leben.

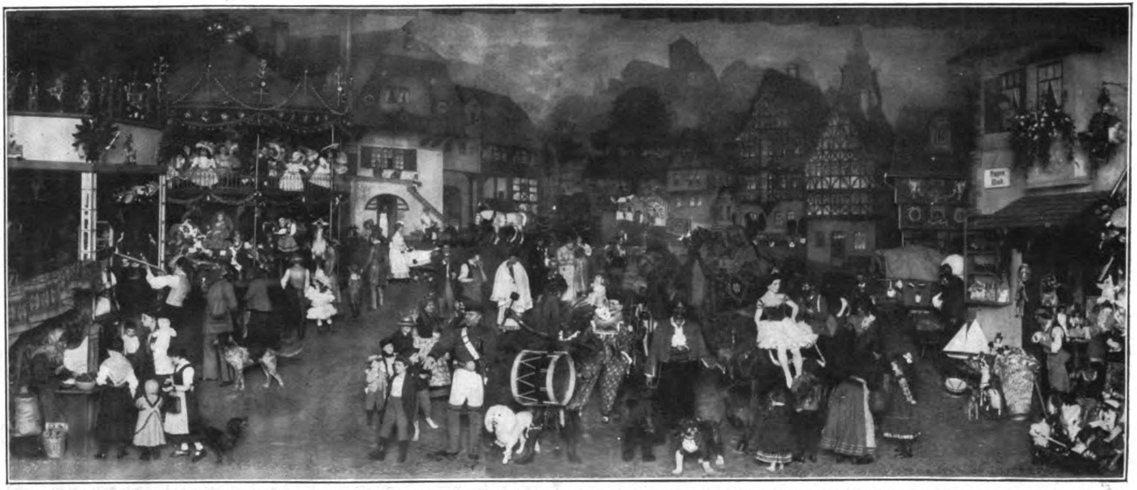


Berliner Frühlingstage: Das Kaiſerpaar auf einem Spazierritt im Tiergarten. Photographie von Conrad Hünich, Berlin.

* * *

Wenn **der Kaiſer in Berlin** weilt, unterläßt er es kaum einen Morgen, einen Spazierritt in den Tiergarten zu machen, auf dem ihn neuerdings wieder die Kaiſerin, die aus Geſundheitsrückſichten lange Zeit nicht reiten durfte, oft auch die Prinzeſſin und die Prinzen begleiten. Es gibt kaum ein ſchöneres,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein Meiſterſtück der Thüringer Spielwaren-Induſtrie für die Brüſſeler Weltausſtellung: Thüringer Kirmes. Gruppe von Prof. Reinhard Möller. Photographie von Rud. Ingber, Sonneberg.

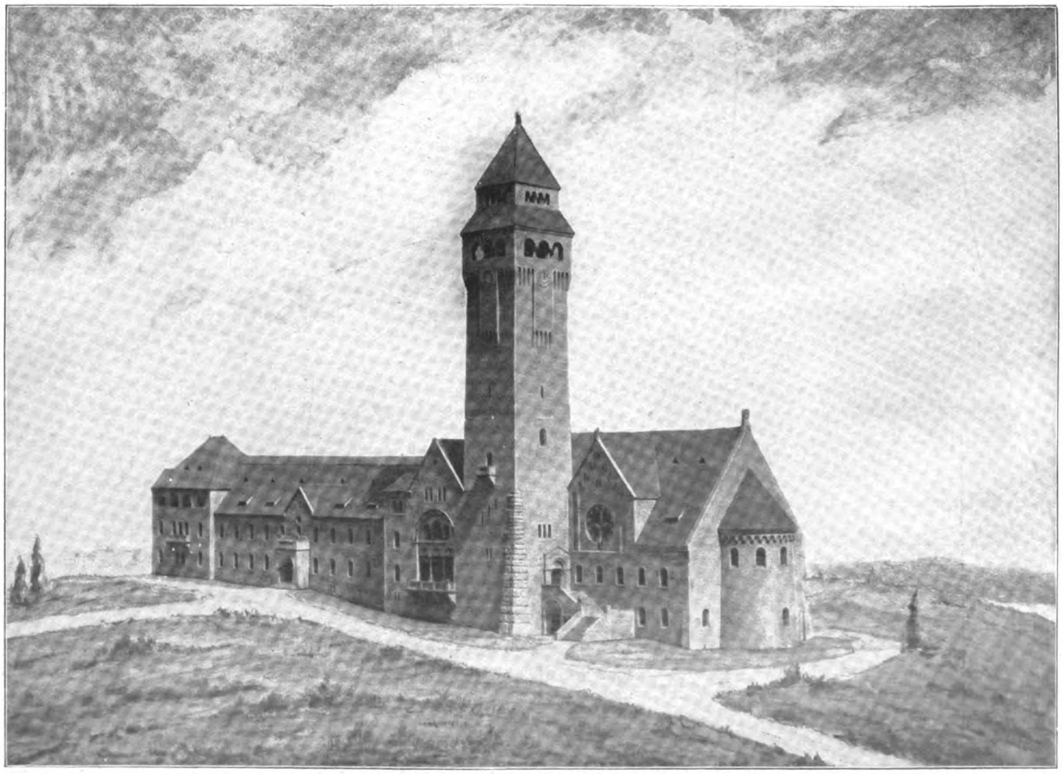
farbenfroheres Bild, als die kaiſerliche Familie auf dem Morgenſpazierritt im Frühlingsſonnenſchein.

* * *

Deutſche Art und Thüringer Volksleben wird auf der **Brüſſeler Weltausſtellung** durch die Geſamtgruppe der Spielwareninduſtrie veranſchaulicht werden, die das Treiben auf einer Thüringer Kirmes darſtellt. Die Sonneberger Spielwareninduſtrie hat durch den Schöpfer der früheren Gruppen, Prof. Reinhard Möller, eine Szenerie ſchaffen laſſen, die alles bisher Gebotene in den Schatten ſtellt. Die Gruppe war auf einige Tage in Sonneberg zur Schau geſtellt worden, ehe ſie nach Brüſſel ging. Zahlreiche Schulen, Arbeiter aus Fabriken, und Intereſſenten aus Thüringen und Franken hatten ſich zur Beſichtigung eingefunden; unter ihnen auch Prinz Ernſt von Meiningen, der in München als Maler lebt. Mitten hinein in die Karuſſelmuſik, unter die Zigeuner und Zuckerhändler, Schlangenmenſchen und Clowns und in das Treiben der Jahrmarktbuden führt uns die Gruppe. Nichts fehlt, was die Thüringer „Kärwe“ ſo anziehend macht. Der perſpektiviſch aufſteigende Schauplatz ſtellt einen brunnengeſchmückten, kleinſtädtiſchen Marktplatz dar, umſäumt von anmutigen Häuschen im Henneberger Bauſtil. Im Hintergrund erblickt man zwiſchen den ſanft anſtrebenden Thüringer Bergen und dem ſchönen tannendurchrauſchten Thüringer Wald einen Edelſitz. Auch die bekannte thüringer Tanzlinde fehlt nicht, in der oben die Muſikanten fiedeln und um deren Stamm die Burſchen mit ihren Schätzen im Tanze ſich drehen. Auch die weithin duftende Roſtbratwurſtbude iſt da.

* * *

Zum Schluß bringen wir in Ergänzung unſeres Aufſatzes in Nr. 29 eine Anſicht der Kaiſerin Auguſte Victoria-Stiftung auf dem Oelberg. In Folge der Zuſendung eines falſchen Bildes iſt leider in jenem Aufſatz anſtatt der Kaiſerin Auguſte Victoria-Stiftung die einen Tag ſpäter eingeweihte katholiſche Stiftung, die Dormition und Sionskirche, zur Wiedergabe gelangt. —



Die Kaiſerin Auguſte Victoria-Stiftung auf dem Oelberg.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner

In Nr. 31 beginnt die Veröffentlichung unseres neuen Romans: „Musikstudenten" von Paul Oskar Höcker.

Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt. (3. Fortſetzung.)

Es ſcheint nicht, als ob der ſicher mehr als eine Million betragenden Menſchenmaſſe, über der ich hier regungslos im Paradefluge ſchwebe, ſchon bewußt geworden iſt, daß ich Boten zu ihr ſende. Und es iſt erklärlich. Der größte Blumenſtrauß iſt in dieſer Wolkenhöhe mit bloßem Auge nicht erkenntlich. Und wenn er erſt erkenntlich iſt, befindet er ſich ſoweit von mir, auch in der Seitenrichtung, daß er kaum von einem derjenigen, deren Augen mit fiebernder Feſtigkeit auf mich gerichtet ſind, bemerkt werden wird.

Aha, nun, — wieder war es vergeblich: der Reſedenbuſch ſinkt einem ſehr hohen Schornſtein zu. Es quillt kein Rauch aus dieſem heraus, und ſeine Öffnung ſcheint ſelbſt für die Entfernung aus meiner Höhe beträchtlich groß. In meinem Rohre ſieht ſie aus wie ein ſchwarzer Schlund. O, wie ſchade, jetzt wird dieſer unſympathiſche Schlund gleich die Blumen und mit ihnen den Gruß verſchlungen haben. Ich habe ſogar das unangenehme Gefühl, als ob ſich die Öffnung dieſes Schlundes erweitert, je mehr, je näher ihm der Reſedenſtrauß kommt.

Aber — nein! — welches Schauſpiel. Dieſer Schlund lebt. Und atmet. Ohne daß Qualm aus ihm herausſtrömt, muß er doch die Luftſäule, die hitzig durch ihn hindurchzieht, mit großer Kraft hinausſtoßen. Ich ſehe, wie der Reſedenſtrauß gerade über ihm im Sinken nachläßt und, einige Male hin- und herfedernd, als ob er auf ein Polſter gefallen ſei, plötzlich mit einem großen Schwunge wieder in die Höhe und weit fort getragen wird. Nun bemerkt man ihn auch da unten. Tauſend Arme zeigen nach ihm hin. Man verfolgt ihn mit den Augen, gleichwie ich, und als er nach kurzem Fluge auf die Oberfläche der Seine ſtürzt, da wird ſchnell das kleine Boot eines in der Nähe liegenden Vergnügungsdampfers bemannt, und ein Mann fiſcht ihn kurz vor dem Verſinken auf. Er rudert unter allgemeiner Aufregung zurück und wird ſtürmiſch begrüßt. Unzählige Hände ſtrecken ſich ihm entgegen. Er aber ſcheint einen eigenen Ehrgeiz nach dem Beſitze zu haben. Gegenüber den ſich ihm entgegen neigenden Menſchen und den verlangenden Geſichtern drückt er plötzlich dicht vor dem großen Dampfer ſein Boot mit einem kräftigen Ruderſchlage zurück. Ich ſehe, wie er mit einem Lächeln und einer abwehrenden Gebärde ſich auf die Ruderbank ſetzt, ſeine Schiffsjacke öffnet und darin den Reſedenſtrauß verbirgt. Der Menſchen, die dicht aneinander gedrängt die Seineufer einſäumen, und für die das ein Zwiſchenſpiel im Schauſpiel bedeutet, bemächtigt ſich Heiterkeit. Man wird ausgelaſſen da unten. Es iſt zu weit bis zu ihnen. In dem Tohuwabohu von Klängen, das bis zu mir herauf ſchallt und bei dem die Laute in allen Tonarten durcheinander ſchwirren, ohne daß ein einziger ſich klar erkenntlich heraushebt, bei dieſem Schwall von verſchwommenen Tönen vermag ich allerdings keine Einzelheiten zu unterſcheiden, aber ich bin ſicher, daß man dem Manne ein „Bravo!" zugeſchrien hat. Ein „Bravo!" dafür, daß er ſich den Strauß geholt hat; und ein ſtärkeres „Bravo!" dafür, daß er die anderen angeführt hat.

Ich binde nun zwei Roſen in tiefen, dunklen Farben und ein kleines Fliederbüſchchen zuſammen. Frigidus trägt mich jetzt gleich über den Eiffelturm. Freilich, da ich mir hier keine Zeit zum Zielen nehme, darf ich auch nicht hoffen, irgendeinen der vielen Tauſende, die das ragende Eiſenmonument buntfleckig machen, mit meiner Gabe zu beglücken. Aber immerhin iſt für mich der Umſtand wieder günſtig, daß ich mich bereits erheblich tiefer befinde. Ich kann ſchon mit bloßem Auge Einzelheiten in den Ornamenten an der Spitze des Turmes unterſcheiden. Ich viſiere. Jetzt habe ich den Pont de Jena unter mir. Und ich ſchwebe in ſeiner Verlängerung auf das Marsfeld zu. Es muß doch glücken. Der Eiffelturm kommt genau in meiner Flugbahn unter mir heran. Ich ſehe die prachtvollen Fontainen, die zwiſchen ihm und der Brücke liegen, und die weißſchimmernden Kunſtdenkmäler huſchen vor meinem ſenkrecht feſt eingeſtellten Rohre mit der Geſchwindigkeit eines Schnellzuges vorüber. Jetzt ſchießt der weit ausgreifende Unter-

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

bau des Turmes in meine Linſe. Und nun iſt's Zeit. Es iſt doch gelungen! Die Roſen fielen, noch ehe ich den Turm überflogen hatte, bei ſeiner oberſten Plattform vorbei, hinein in das Gitterwerk des oberen Stockwerks. Ich hätte ihr weiteres Schickſal nicht verfolgen können, wenn ich nicht gewendet hätte. Denn der unaufhaltſame Flug des Frigidus hatte ſchnell bewirkt, daß das gewaltige Bauwerk zwiſchen mich und meinen Gruß trat, mir durch ſeine Maſſen jedes weitere Nachſehen unmöglich machend. Ich hörte aber ſofort mit dem Kreiſen auf, ſchwenkte in kurzem Bogen zurück und konnte gerade noch ſehen, wie ein Tollkühner unter Nichtachtung jeglicher Lebensgefahr den Strauß aus einem ſonſt unzugänglichen, hoch gelegenen Winkel des eiſernen Geſtänges hervorholte. Er klemmte ſich die Blumen zwiſchen die Zähne und begann einen Abſtieg, bei dem ich ihm das Recht zugeſtehen mußte (und gern zugeſtand) die Aufmerkſamkeit aller derer, die dem waghalſigen Experiment zuſahen, von mir abzulenken. Und als er mit tiefgerötetem Geſicht und ſchwer atmend wieder auf der Plattform anlangte, war er der erſte, der, ohne ſich um die Blicke der Anerkennung oder des Neides zu kümmern, mir wieder zuwinkte; in ſeinen Gebärden grüßend und mir Dank abſtattend. — Ich war vom Kreiſen abgekommen. Um nicht Menſchenleben aufs Spiel zu ſetzen, ging ich ſchnell nach unten und ſtellte meinen Frigidus erſt wieder in einen kurzen Winkel, da ich ſchon tiefer flog, als die Spitze des Eiffelturmes.

Ich beſitze genügend Vorſtellungskraft, um mich in die Empfindungen anderer hineinzuverſetzen; aber was in den Gehirnen dieſer Menſchen tobte, die ſich hier auf dem Eiffelturme befanden und vor denen ich Parade flog, das war mir unverſtändlich; und ich fürchte, es wird mir auch ſpäter trotz aller Mühen, es zu ergründen und zu begreifen, unverſtändlich bleiben. Ich flog langſam und grüßte in aller Ruhe. Von Zeit zu Zeit warf ich Blumen hinüber. Und traf faſt ſtets.

Ich ſah — nicht einmal, ſondern in vielen Fällen — Frauen, die, auf der Stelle auf- und niederhüpfend, ihre Arme nach mir ausſtreckten, wie wohl Kinder tun, wenn ſie nach einem Spielzeug langen. — Die mit weißen Handſchuhen bedeckten Hände waren unabläſſig bemüht, zu mir hinüber zu reichen, gleichſam als meinten dieſe Frauen, es könnten vielleicht ihre Arme wachſen, oder als hofften ſie, es würde von ihren Fingerſpitzen ein magnetiſcher Strom ausgehen, der imſtande wäre, mich zu ihnen hinüber zu ziehen. Ich ſah Männer in großer Zahl, die ihre Hüte hoch und weit in die Luft warfen. Alles ſchrie und kreiſchte. Der Bau des Eiffelturmes hat, je mehr er ſich ſeinem Fundamente nähert, eine um ſo größere, zuletzt ſehr beträchtliche Flächenausdehnung. Das geſtattete mir ein ſehr enges Umkreiſen. Und je näher ich an die vieltauſendfach belebten Konturen herankam, um ſo betäubender wurde der Lärm. Ich hatte an eine Steigerung nicht mehr geglaubt. Aber aus dem Toſen wurde ein akuſtiſches Chaos, das an die Grenzen des überhaupt Erträglichen ging. Es regnete Blumen, Tücher und Schleier. Ich habe Geſichter geſehen, die bei ihrer entgeiſterten Plaſtik keinen Unterſchied mehr erkennen ließen, ob ſie von Jubel oder Raſerei und Wut geformt waren. Bei meiner Nähe an den Turm — ich bin wenig mehr als acht Meter von den eiſernen Linien entfernt — mag in dieſen Menſchen das Gefühl der Greifbarkeit wohl zu lebendig werden. Und ich ſelbſt habe gegenüber dieſer Mauer von Menſchenfratzen nötig, mir zu ſagen, daß, was auch immer für Drohungen, Begierden und Angriffe hinter dieſen Strudeln lauern und aus ihnen herausſchießen könnten, doch keiner von ihnen eine wirkliche Gefahr für mich bedeutet. Denn wer immer in der Sucht, mich zu erfaſſen, die Herrſchaft über ſeine Glieder ganz verlieren, oder wer gar, in einem ſinnloſen Triebe, zu mir zu gelangen, einen Sprung von einer der Terraſſen zu mir hinüber oder auf mich herab wagen würde, der würde in dem zwiſchen uns gähnenden Schlunde zerſchellen. Mir würde er nichts anhaben können.

Und doch — —

Weshalb bin ich eben in einem ſcharfen Bogen und mit unnötig heftigen Flügelſchlägen vom Turm hinweg und über das ganze Marsfeld geflogen, bis hinüber zu der Militärſchule? Es war ein mich ſpontan überfallendes Entſetzen. Es war eine kindiſche, mich beſchämende Flucht.

Papierblätter, die in großen Maſſen anſcheinend von den oberen Galerien hinabgeworfen worden waren, hatten einen ſchneeigen Tanz um mich herum aufgeführt. Sie flatterten in Wirbeln, die ich noch durch den heftigen Windſtrom, den mein Frigidus verurſachte, vermehrte und für das Auge verwirrender machte, auf mich herab, um mich herum und von mir in die Tiefe. Einige der großen Papierbögen blieben auf meinem Apparat liegen; einer verirrte ſich auf meine Knie. Ich griff ſofort danach. Es war ein Exemplar jenes Extrablattes, das anſcheinend meine Ankunft verkündigt hatte. Ich ſehe nun auch, daß ſich mehrere Schleier, weiße und graue und blaue, ſeidene, an den Flügeln draußen feſtgeſetzt haben. Ich muß trachten, ſie zu entfernen. Und ich darf mich nicht wieder in jene Sphäre wagen. Denn wenn dieſe Schleier auch wegen ihrer geringen Anzahl nicht imſtande waren, mich zu hindern und zu gefährden, ſo könnten ſie doch, in Maſſen geworfen und eine zähe Decke bildend, mich am Fluge hindern und ſo zum Landen zwingen. Und ich ſtehe unter einem Eindruck, den die letzte halbe Stunde geprägt hat und den auszulöſchen mir, für jetzt wenigſtens, unmöglich iſt. Nicht anders iſt es mir, als wenn ich mich, ſobald ich den Flug dicht um den Turm noch einmal unternehmen wollte, an ein wenig zuverläſſiges Gitter heranwagen würde, hinter dem ein tauſendköpfiges Ungetüm lauert. Fauchend und ſeine Pranken wetzend; mit ſeinem halbgeöffneten Maule einen Atem ausſtoßend, der heiß und ſtickig nach Blut riecht.

Würde ich mich nur als Menſch fühlen, nur als einer nicht unter vielen, ſondern gegen viele, ſo würde ich nicht mit aller Willenskraft bemüht ſein, ſtets an meine Aufgabe zu denken, dann würde jetzt ein großer Haß gegen die vielen, vielen anderen über mich kommen.

Ich weiß, ich habe keine Zeit zum Haß; und ich darf ſie nicht einmal zu Tränen haben. Aber verliert denn der Menſch, ſobald er nur in der Maſſe iſt, notwendig das Gefühl für die Majeſtät, die ſtets in ihm als dem höchſten Gliede der Entwicklung liegen muß? — Muß er denn in Würdeloſigkeit verſinken? — Iſt der Leib denn nicht mehr und immer mehr ein Schmuck und eine Auszeichnung geworden? — Und habe ich hier nicht ſehen müſſen, wie er zu nichts Beſſerem benutzt wurde, als zu einer tieriſchen Maskerade? Es iſt ein Faſchingtaumel; nicht einer, in dem ſich Menſchen als Tiere verkleiden, ſondern in dem ſich Tiere Menſchenleiber umgehängt haben. — Ich habe hier in Paris, in dieſem Taumel von Leibern, in dieſem Strudel von Geſichtern erkennen müſſen, nicht nur, daß da drüben aus menſchlichen Augen und zwiſchen den menſchlichen Zähnen heraus mir im ſprunghafteſten Wechſel Tier an Tier entgegenſtand, nein, es waren auch die Tiere in ihrer ſchlimmſten Geſtalt. Ich habe die Windungen der Schlangen ebenſogut ſehen müſſen, wie das Nagegebiß des Iltis; das Fauchen der großen Katzen ſo gut, wie das Fletſchen biſſiger Hunde. Jener ſchiefe Kopf, der mit vorgeſchobenem Unterkiefer und tückiſchen Augen den ſteifen Hals nach mir reckte, ließ in mir das Grauen hochſteigen, das man vor der lauernden, hungrigen, ſchleichenden Hyäne empfindet. Und die Maſſe in ihrer Geſamtheit? — Ein lernäiſches Tier, aus deſſen Köpfen in tauſend Variationen die tieriſchen Urtriebe der Menſchen ſchillerten. Und wo nicht Habſucht, Neid, Grauſamkeit — wo nicht Haß und hellſte Scheelſucht funkelten oder wo ſich nicht ein Entzücken zeigte, das in eine Verzückung ausartete, da habe ich an den wenigen Stellen, die noch übrig blieben, entgeiſterte Leiber ſehen müſſen; Geſichter, deren Ausdruck nichts anderes bewies, als eine erſchreckende Faſſungsloſigkeit.

Trotz der Maſſe wird das nicht das Bild der Allgemeinheit geweſen ſein. Würdig iſt es der Menſchheit immer, wenn ihr vorwärts geholfen wird, und eine würdige Tat iſt es, ihr zu helfen. Etwas anderes iſt es, ob ſie den Schritt, den man mit ihr machen will, begreifen kann. Ob ſie fähig iſt, mitzuſtürmen. Was ich eben habe ſchauen müſſen, hat wenig danach ausgeſehen. Aber es wird an der Größe deſſen liegen, was ich bringe, und an der Plötzlichkeit, mit der ich vor ſie trete. So trägt mich die Hoffnung, daß es nur einer kurzen Spanne Zeit bedürfen wird, um dieſe Disharmonien verklingen zu laſſen und zu beweiſen, daß unſere Zeit, die durch unſere Bemühungen dieſe Errungenſchaft gebracht hat, auch reif iſt, das Kulturmittel in ihr zu erkennen und zu benutzen.

Der Eiffelturm liegt hinter mir. Und die Akkorde, die in ihren ſchrillen Klängen das Ohr faſt zerriſſen, verwehen. Ich will mir wieder den Blick in die Weite verſchaffen; deshalb bin ich mit meinem Frigidus in die Wolken geſtiegen. Paris liegt wieder unter mir. Ich ſehe die Stadt. Darum den Gürtel der inneren Forts, und draußen weiter hinaus den ſpärlicher beſetzten Ring der äußeren. Genau nach Weſten habe ich meinen Apparat eingeſtellt. Zwiſchen St. Germain en Laye und Verſailles in einer Höhe von zweitauſendſiebenhundert Metern hindurchfliegend, laſſe ich Paris hinter mir und ſtrebe dem Meere zu. Ich bekomme den Wind von halblinks und vorn, und ich laſſe mir Zeit. Ich fliege langſam und ohne jeden Flügelſchlag. Vorhin habe ich viſiert, und jetzt ſtecke ich die durchflogene Strecke auf der Karte ab. Nicht ganz ſechs Kilometer. Das macht alſo auf die Stunde etwas über dreiundvierzig Kilometer. Das iſt ſehr mäßig, und eine Geſchwindigkeit, bei der ich es mir erlauben darf, alle Seiten- und auch die beiden Rückenfenſter zu öffnen. Und nun will ich das Extrablatt leſen. Vielleicht wird meine Hoffnung, die ich auf alle meine Zeitgenoſſen ſetze, größer. Wenn ich es ſo anſehe, ſieht es bombaſtiſch aus. In bezug auf den Ernſt, in dem es gehalten ſein müßte, unwürdig; Rieſenbuchſtaben ſind mitten hineingeſetzt in kleine und enge Zeilen. Man hat auch die Hilfe der Farben nicht verſchmäht. Grün iſt das Blatt umzogen, und die Worte, die ſchreien und beſtechen ſollen, leuchten in grellem Rot. Als wenn ein Menſch, der Dringliches zu ſagen hat, nicht imſtande iſt, auf die Gewalt ſeiner Worte zu vertrauen und deswegen *mit* den Armen, mit den Beinen, ja mit dem ganzen Körper ſeine ohnehin ſchreiende Stimme unterſtützt. Die maſſige Geſte iſt mit der Ziviliſation verbunden; die Kultur rückt von ihr ab; und in einer Epoche, die von Innenkultur getragen wird, erregt ſie Schmerz und Abſcheu. Sie iſt auch fortſchrittswidrig, weil ſie unökonomiſch iſt, weil ſie Kraft und Zeit vergeudet. Und jegliche Kraft- und Zeitverſchwendung iſt ein ſchwerer Verſtoß gegen die Entwicklung; beinahe ſo ſchwer, wie der Geiz mit der Kraft. Sehen wir indes, welchen Klang dieſer Schrei an die Maſſen hat, wenn wir die Augen vor ſeinen Geſten verſchließen.

* * *

„An die Gehirne unſerer Zeit!

Ein neuer Stern iſt aufgegangen. Und er kommt dahergezogen mit allem Glanze.

Draußen auf den Feldern bei Soiſſons ließ ſich aus den Wolken jenes Etwas nieder, das den Menſchen die Kraft gibt, ſich in die Wolken zu erheben.

Von heute ab werden wir fliegen können.

Nicht in Angſt und Not; nicht in ſchweren Mühen mit kümmerlichen Ergebniſſen, ſondern in einer Souveränität, die in der Entwicklung des organiſchen Kosmos nicht ihresgleichen hat. Und unſer Paris, von dem wir ſtolz ſind, es das Zentrum und den Anziehungspunkt aller vorwärtstreibenden Geſchehniſſe nennen zu dürfen, hat den Auftakt zur neuen Phaſe geſehen; es iſt der Boden geweſen, über den die Strahlen einer in ſtärkerem Lichte glänzenden Zukunft zuerſt ſchienen; es iſt die Bühne geweſen, vor der zuerſt der Vorhang vor einem Spiel fiel, das in ſeinen blendenden Bildern bisher ungeahnte und zurzeit noch unmeßbare Ausblicke vor uns abrollt.

Euch alle, die Ihr vorwärts ſtrebt für die Menſchheit, Euch alle, in deren Gehirn ſich ſchon die Erkenntnis geſenkt hat, daß jede neue Errungenſchaft nichts iſt, als ein Schritt weiter auf dem Wege zur höchſten Vervollkommnung; Euch alle rufe ich. — — —

Geht aus Euren Häuſern,
ſteht auf vom Schreibtiſche,
tretet zurück von der Hobelbank,
ſtoßt den Spaten in die Scholle und wendet Euren Blick von dem Erdreich.
Füllt Eure Bruſt mit Atem und ſchlagt Eure Augen auf!

Niemand dünke ſich zu klein, um aus dem, was er ſieht, Hoffnung auch für ſich zu ſchöpfen; niemand glaube, er ſtehe im Getriebe zu tief oder zu weit abſeits, um Anteil zu erhalten an dem, was unſere jetzige mit ſolchem Erfolge gekrönte Phaſe der Entwicklung bietet.

Der Mann, der vor uns daherfliegt, iſt nur ein Werkzeug der Entwicklung. Dem Menſchen keine Hymne! Er wird Staub. Wie ich. Wie Ihr. Was beſtehen bleibt, iſt die Tat.

Und wenn Ihr die Hände hebt zum Gruß, und wenn Eure Tücher winken, wenn Eure Arme ſich ausſtrecken, denkt daran, daß Ihr jenem gleichwertig ſeid. Weil Ihr Menſchen ſeid. Wie er Menſch iſt. — Daß, wo er Euch ein Verdienſt zu haben ſcheint, dieſem Verdienſte Eure Rechte an ſein Verdienſt gegenüberſtehen.

Seid froh mit ihm und ſtolz auf unſere Zeit.

Holt Eure Krüppel und Siechen von den Stühlen und den Matratzen; nehmt Eure Kinder auf die Arme. Sprecht zu den Blinden von dem aufgegangenen Stern und laßt ſich in den Augen der Tauben widerſpiegeln, ob ihr Gehirn faßt, was ſich ihnen am hohen Himmel bietet.

Strömt alle herzu und ſeid das große Parterre, vor dem der Fortſchritt in der Entwicklung, Wandel ſchaffend und aufwärtsführend, vorüberzieht!“ —

— — — — — — — — — — — —

Fürwahr! — das iſt eine aufreizende Sprache. Romaniſche Hitzigkeit und die wallenden Falten einer ſelten ſtarken Phantaſie haben hier ein Schriftwerk zuſtande gebracht, das nur ein Franzoſe ſchreiben, ja, das nur in Paris entſtehen konnte. Ich habe mich bemüht, es zu überſetzen, ohne irgendwo die Tönung anzugreifen.

Und ich darf bekennen, daß mir nun das Verſtändnis für das erſchreckend Wilde an der Maſſe etwas näher gerückt iſt. Den ungeheuren Erfolg, den dieſe Proklamation gehabt hat, verdankt ſie fraglos dem gefährlichen Umſtande, daß ſie dem einzelnen zu viel verſpricht, ihm von vornherein Beſitzrechte einräumt.

Nun, wo ich fern bin, nun, da man von Paris aus, und ſei es ſelbſt vom Eiffelturm her, mich nur noch mit guten Gläſern als einen bald verſchwimmenden Punkt am Horizont erkennen kann, nun werden ſie das Blatt in größerer Ruhe durchleſen, und nach dem Sturm, der in ſeinem Austoben viel Glut verbraucht hat, wird ſich nun eine ſolche Kühle über die Schrift breiten, daß man die Gedanken, die das Recht haben, in der Proklamation zu hauſen, von den Phraſen befreien wird, die ein Rankenwerk von erſtaunlicher Dichte bilden.

Während ich hinunterſehe, denke ich an meine Ankunft in New York und ziehe ſchon jetzt einen Vergleich. Dort wird niemand nötig haben zu warnen: Singt dem Menſchen keine Hymne. Er iſt verwehender Staub. — In Paris war es vergeblich; in New York wird es, ſo hoffe ich, ſinnlos ſein. Drüben, jenſeits des Ozeans, habe ich ſtets den Eindruck verſtändiger Kälte empfangen. Der Amerikaner wird nicht phantaſieren. Er wird auch nicht kritiſieren; er wird taxieren. Es iſt ein feiner Unterſchied. Der Amerikaner hat noch keine Vergangenheit; das macht ihn freier für die Bereitſchaft zur Zukunft.

Dort hinten taucht ein dunſtiger Fleck in der Ebene auf. Das Ganze ſieht grau und düſter aus gegenüber der großen, waldreichen Fläche. Es muß Alençon ſein, die Kapitale in der Normandie.

Es iſt Alençon. Es iſt nicht zu verkennen. Keine Stadt Frankreichs iſt ſo ſehr Granit wie gerade dieſe. Und darum ſieht ſie ſelbſt von hier oben, wo die grauen Seitenflächen der Häuſer doch einigermaßen verſchwinden, ſo düſter aus. Mir fällt ſchon ſeit einiger Zeit, auch wenn ich rückwärts blicke, die große Zahl von Automobilen auf, die ſich mit mir ungefähr in gleicher Richtung bewegen. Ich kann auch erkennen, daß in einigen unaufhörlich Flaggen geſchwenkt werden. Wenn es mehr als ein Gruß, wenn es ein Signal für mich ſein ſoll, dann iſt es vergeblich. Ich gehe nicht mehr hinunter. Geraden Fluges will ich über Rennes Breſt erreichen. Und dann will ich mich auf den Luftwellen wiegen, die auf dem Ozean ruhen.

Ich überfliege einen Teil Frankreichs, deſſen Bewohner im Körper der franzöſiſchen Nation dasſelbe bedeuten, wie in Deutſchland die Frieſen. Ein Lob für den Charakter, aber kein Boden für den Fortſchritt.

Es iſt mir nicht recht verſtändlich: Die Zahl der Automobile wird immer größer. Oder ſollte man glauben, daß ich mich nicht hinaus auf das freie Meer wagen und es vorziehen würde, in Breſt niederzugehen? Ich will doch einmal eine Probe machen und in einer kurzen Schleife wenden. Es iſt keine Mühe für mich. Dort blaut ſchon die weite See. Trotzdem! —

Aah! — Sie ſtutzen alle. Alle halten ſie an. Sie wiſſen nicht, was ſie von meinem Beginnen halten ſollen. Wo iſt der Plan. Fliegen wir zurück in der Richtung nach Orleans. Dann werden wir bald im klaren ſein. Ich werde ein ſchnelles Tempo einſchlagen und werde ſie hinter mir laſſen. Auch das ſchnellſte Automobil. Zudem kommt mir der Wind halb vom Rücken her. Ich will einmal wieder abſtecken. Es wird das ohnehin eins der letzten Male ſein, wo ich das überhaupt noch tun kann. Wenn ich erſt draußen auf See bin, muß ich Orts- und Schnelligkeitsbeſtimmungen aſtronomiſch vornehmen.

Iſt es nicht eine Errungenſchaft: zweihundertvierzig Kilometer? Zweihundertvierzig Kilometer in der Stunde?

Zehn Minuten habe ich dieſes Tempo beibehalten und mich dabei um vierzig Kilometer nach Südoſten entfernt. Mein Atem geht darum um keinen Zug ſchneller. Aber die Automobile ſind alle miteinander weit, weit zurückgeblieben. Ich wende wieder und warte nun ihre Ankunft ab. Dabei will ich auf tauſend Meter hinuntergehen. Allerdings verkürzt ſich dadurch der Horizont für mich um ein Weſentliches. Der Ozean iſt ſchon wieder hinter die Kimmung verſunken. Der Ausblick von einer Höhe iſt in bezug auf die techniſche Anordnung der Erdoberfläche ganz eigenartig. Man hängt immer über einem ungeheuren Keſſel. Das kommt daher, weil der Horizont ſtets in Augenhöhe liegt. Das was am entfernteſten iſt, hebt ſich ſcheinbar ſo hoch, daß man mit den Augen wagerecht hinüber ſehen kann, während alles, was ſenkrecht unter dem Schwebenden oder Fliegenden liegt, am tiefſten erſcheint. Die Erdoberfläche zeigt an der Stelle, über der man ſich gerade befindet, eine große und tiefe Einbuchtung. So kommt es nun, daß ich jene Automobile, die vom Horizont zu mir wollen, zu Tal fahren ſehe, trotzdem das Land unter mir, wie ich weiß, ganz eben iſt. Die normanniſchen Chauſſeen ſind hell und weithin erkennbar. Mit dem Rohre kann ich die Automobile ſogar zählen. Sie fahren alle in die Tiefe der Mulde hinein. Eben habe ich auch wieder feſtſtellen können, daß ſie noch unausgeſetzt winken. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie noch einmal mit mir in Verbindung treten wollen. — Von der Alten zur Neuen Welt. — Ich will kein Bravourſtück vollbringen, und ich will nicht von der einen Küſte des Atlantiſchen Ozeans zur andern fliegen, um das Luftmeer zur Varietébühne zu erniedrigen, — ich will der Menſchheit eine Botſchaft verkünden. Paris hat mir gezeigt, daß ich bei der Größe deſſen, was ich zu bieten habe, mit der Menſchheit rechnen, mich aber von der Maſſe der Einzelmenſchen fernhalten muß.

Ich habe den Frigidus wieder ins Kreiſen eingeſtellt. Nun ſind die erſten Automobile unter mir angekommen. Ich zähle allmählich mehrere Dutzend.

Ich weiß aber jetzt, daß dieſe alle nur meinetwegen die Lande durchjagt haben. Verſtehen heißt verzeihen; billigen heißt es nicht.

Mein Blick wendet ſich von ihnen fort. Und ich gedenke mich wahrlich nicht mehr um ſie zu kümmern. Flieg! — Frigidus! Bring' mich an die ſchimmernden Geſtade. Bringe mich dahin, wo meine Aufgabe beginnt. Laß die Erde unter mir verſinken, und laß mich die Größe des Kosmos in der Einſamkeit bewundern.

So, ſteig in die Höhe! Schwinge den Horizont wieder in die Weiten und laß uns eilen.

Dort unten ſchwebt ein Ballon. Er iſt gefeſſelt. Es wird die Breſter Station ſein. Er mag in einer Höhe von vielleicht achthundert Metern gehalten werden. Zwei Offiziere befinden ſich in ſeinem Korb. Die Gelegenheit iſt für mich ſehr günſtig, die Windrichtung feſtzuſtellen. Sobald man eine Eigengeſchwindigkeit hat und ſolange man ſie hat, iſt das ohne Anhalt an anderen dem Winde unterliegenden Gegenſtänden und ohne ihren Weg gegenüber der Erde beobachten zu können nur möglich durch das Auswerfen von leichten Gegenſtänden. Und auch das gibt manchesmal zu Täuſchungen Anlaß. Der Ballon ſteht ſehr ſchräg. Ich erkenne jetzt das Drahtſeil, an dem er befeſtigt iſt. Der Wind ſteht noch immer ſteif aus Südweſt. Hier oben wird es nicht anders ſein. Indeſſen will ich es unterſuchen. Ich werde die geringſte Geſchwindigkeit annehmen, bei der ich überhaupt noch einen genügend ſchnellen Luftſäulenwechſel erziele, um nicht in die Tiefe zu ſinken. Die Chryſanthemen ſind mir zu ſchade. Hier habe ich ein paar Roſenblätter.

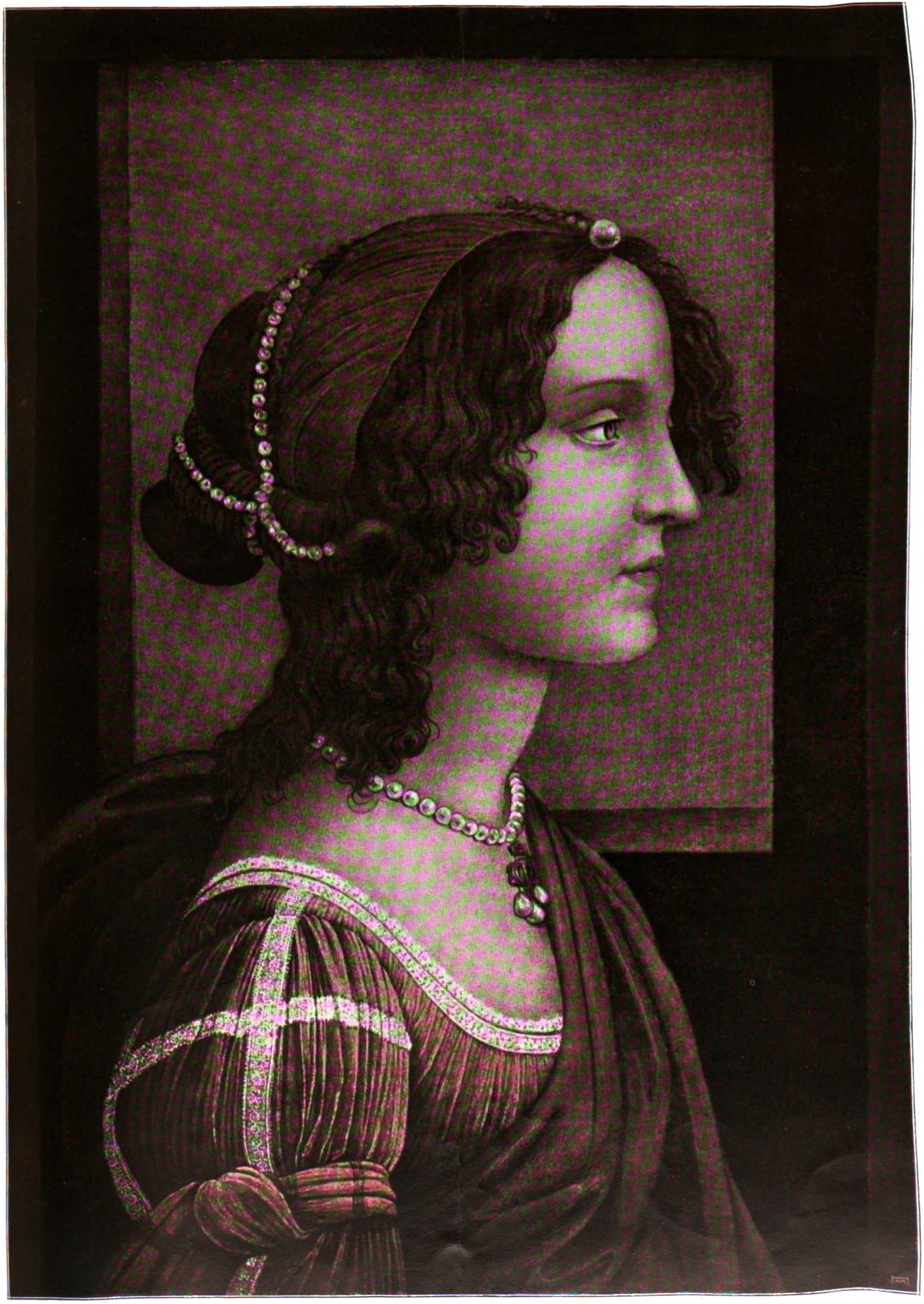
Es war ein ſehr intereſſantes Experiment. Ich hatte die Flügel des Frigidus als Bremſen eingeſtellt und ſo meine Geſchwindigkeit ſchnell bedeutend vermindert. Trotzdem der Luftſäulenwechſel ſchnell genug vor ſich ging, ſo daß ich nicht ins Sinken kam, wurde ich doch zurückgetrieben. Von dem Ballon fort; und in der Richtung des Drahttaues. Das war ein Beweis dafür, daß der Wind hier oben in der gleichen Richtung und auch ſehr ſtark wehte. Die Roſenblätter ſanken erſt eine große Strecke hinter mir in die Tiefe. In den erſten Sekunden riß ſie der Wind in faſt horizontaler Richtung von mir fort. Ich drehe meinen Anemometer über ſeiner Scheibe hinaus, und er raſt ſofort im ſtärkſten Wirbel um ſeine Achſe herum.

So, nun liegen die Flügel wieder in ihrer normalen Spannungslage. Frigidus drückt ſich wieder vorwärts durch die Luft, und ich habe wieder nichts zu tun, als ihm ab und zu die Richtung zu geben, indem ich den einen oder den anderen Flügel ſchwach ſenke, wodurch der andere automatiſch etwas in die Höhe geht.

Ich bemerke, wie man mich vom Feſſelballon aus beobachtet. Ich bin vielleicht noch fünfzehn Kilometer von Breſt entfernt. Jetzt können mich die Inſaſſen der Gondel nicht mehr ſehen. Der Ballon verdeckt ihnen meinen Anblick. Und da ſie ziemlich dicht unter ihm hängen und er im Verhältnis zu ihnen eine erhebliche Fläche bildet, wird er mich ihnen bei der Höhe, in der ich fliege, noch einige Zeit unſichtbar machen.

Von unten ſteigt eine Rakete auf. Sie bringt eine eigenartige Tönung in das ſtumpffarbige Gewühl. Von hier aus geſehen, ſchießt ein dünner Dampfſtrahl über das

Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.



Florentinerin. Von Sandro Botticelli. National-Galerie, London.

Kunſtbeilage zum Daheim.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Gelände, und an ſeiner höchſten Stelle — ſie liegt immerhin noch tief unter dem Feſſelballon — entfaltet er ſich zu einem, wie ein Pilz auseinander quellenden Rauchballen. Es ſoll zweifellos ein Signal für mich ſein; denn mit den Inſaſſen des Feſſelballons ſteht man von unten durch Funkſpruch und Fernſprecher in Verbindung. Mich verlangt nicht nach einer Verſtändigung. Mich dürſtet nach den Weiten des Ozeans.

Aber trotz meiner Sehnſucht, trotz meines Drängens werde ich keine jener Vorſichtsmaßregeln vergeſſen, die nötig ſind, das Gelingen meines Fluges zu verbürgen. Dazu gehört, daß ich den Mechanismus meines Apparates noch einmal nachſehe; in jedem Hebel und in jeder Schraube und in jedem Zugſeil. Mein Proviant hält bis zur amerikaniſchen Küſte vor; und Waſſer denke ich mir von Schiffen geben zu laſſen, die ich unterwegs treffe. Bei dem Horizont, den mir meine Höhe geben wird, werde ich jederzeit auf viele Hunderte von Seemeilen Ausblick haben und ein Schiff, das mir in Sicht kommt, auch ſchnell erreichen können.

Kavalierhäuſer. Gemälde von Eugen Wolff.
(Verlag der Münchener Graphiſchen Geſellſchaft Pick & Co.)

Die Unterſuchung meines Frigidus kann ich zum größten Teile hier oben in der Luft vornehmen. Es korreſpondieren alle Teile ſo genau miteinander, daß ein Fehler an einer Stelle auch an mehreren anderen erkennbar wird. Gleichwohl ſind einige Schrauben und in Öl liegende Lager draußen an den Flügeln angebracht, bei denen ich es vorziehe, mich nicht auf die Prüfung von meinem Sitze aus zu verlaſſen. Und hinausklettern auf die Flügel darf ich natürlich nicht, weil das meinem Apparate den Schwerpunkt nehmen und als unausbleibliche Folge den ſofortigen Sturz nach ſich ziehen würde. Es koſtet mir nach kurzer Überlegung auch nicht ſo viel Überwindung, zu landen. Nur will ich nicht zwiſchen die Menſchen. Ich muß einmal das Gelände genau ſondieren. Die Sonne ſteht ſchon tief genug, damit mir der Schatten, den ihre ſchrägen Strahlen werfen, bei der Abſchätzung der unter mir liegenden Höhen hilfreiche Dienſte leiſten kann. An günſtiger Gelegenheit, verborgen zu landen, fehlt es nicht. Breſt kenne ich noch von früher her. Hier habe ich ſo manchen Ausflug mit franzöſiſchen Ingenieuren in die umliegenden Höhenzüge unternommen. Es gibt hier herum unzugängliche Stellen genug und nicht weit entfernt ſogar ab und zu Plateaus, die ſchroff nach allen Seiten abfallen. Ich habe einen bewundernswerten Überblick. Ich ſehe die vorgelagerten Halbinſeln Plougaſtel und Crozon. Und zwiſchen ihnen die breite Reede von Breſt; den Wellenbrecher, der vor dem Handelshafen liegt und den ſich wie ein enger, gekrümmter Schlauch durch die Stadt windenden Kriegshafen. Dort liegt eine große Anzahl ſchwerer Panzer. Es iſt ein ſehr reges Leben unten. Man ſcheint ſich auch ſehr viel um mich zu kümmern. Es ſteigt wieder eine Rakete hoch. Und noch eine. Natürlich weiß man längſt nicht nur, daß ich da bin, ſondern auch, wer ich bin. Das Herz von Frankreich kann nicht ſchlagen, ohne daß die Pulſe das fühlen.

Ich ſtelle den Frigidus aufs Kreiſen ein. Der Tiefenwinkel iſt ſehr klein, weil es mir zum Landen noch zu hell iſt. Wieder ſteigt eine Rakete. Dieſes Mal vom Schloßplatze aus. Man hat ſich beim Denkmal des Präſidenten Thiers aufgeſtellt und winkt mit Flaggen. Durch mein Rohr kann ich nun zweifellos feſtſtellen, daß das alles mir gilt. Ich muß hier oben aushalten; und ſie werden des Spiels bald müde werden, wenn ſie erſt merken, daß es ihnen nichts nützt.

Dort drüben, es mag ungefähr fünfzehn Kilometer nach Nordoſten ſein, iſt augenſcheinlich ein vorzüglicher Landungsplatz. Abgelegen, an der einen Seite Waſſer, nach zwei Seiten ſehr ſteil abfallend und nach der vierten von dichten Waldungen begrenzt, in denen ich auch bei peinlichſtem Suchen keine menſchliche Wohnung entdecken kann. Das iſt das Rechte. Dorthin will ich nachher hinuntergehen.

— — Was iſt das? — — Was war das? — —

Mit einem heulenden Ton ein paar hundert Meter bei mir vorbei und hinauf in die Höhe? — und hoch über mir platzt es mit einem ſchweren Krachen, und ich ſehe einen Regen von Stücken und Splittern da drüben vom Himmel wieder herunterkommen. Man hat wahrhaftig nach mir geſchoſſen. — Und dieſe Toren ſchießen ſich mit einem ſolchen Steilſchuß doch auf die eigenen Dächer. —

Alſo ſo waren die Raketen gemeint! — Nun, es wäre kein Akt des Fortſchrittes, wenn ich Euren Geſchützen erliegen würde. Alſo — —

— — Mein Barograph zeigt viertauſenddreihundert Meter. Und ich gebe kein Ziel mehr ab für ihre Viſiere. Ich bin am blaugrauen Abendhimmel kaum noch für ſie ſichtbar, ſelbſt wenn ſie gute Gläſer nehmen. Mich fängt in dieſer Höhe an zu frieren. Ich ſetze die kleine Batterie an, die meinen Sitz, die Lehnen und die Pedalſchienen wärmt, ſchlage mir die Decke um die Knie und ſchiebe die Rückenfenſter auf. Die Gläſer werden mir ſonſt beſchlagen und mir wird die Ausſicht geraubt. Und dann koche ich mir Waſſer.

Die Lichter werden jetzt unten überall angeſteckt. Ich ſehe die Straßen von Breſt ſich von dem Dunkel als ganz feine Lichtſchnüre abzeichnen. Ich ſehe die Feuerzeichen der verſchiedenen Häfen, und draußen auf der See ſehe ich einzelne Lichter, die Schiffen angehören müſſen. Rote, grüne und gelbe.

Einen ganz eigenartigen Anblick bietet ein Schiff, das weit draußen auf hoher See ganz am Horizont entlang fährt. Wie ich ſo hinüberſehe, ſcheint es genau ſo hoch dahinzugleiten, wie ich hier ſchwebe. Es leuchtet wie ein Lichtſtrich. Durch das Rohr erkenne ich, daß es ein großer, von elektriſchem Lichte durchfluteter Paſſagierdampfer ſein muß; einer jener Rieſen, wie ſie uns die Entwicklung in der Schiffstechnik der letzten Jahrzehnte gebracht haben.

Ich muß vor allem feſtzuſtellen ſuchen, wo der Feſſelballon ſteht. Denn wenn man auch von hier oben nichts ſehen kann, was ſich in den Lüften befindet, ſo iſt es doch nicht ausgeſchloſſen, daß ein an die Finſternis gewöhntes Auge mich, wenn auch nur ſchattenhaft, erblickt, ſobald ich in gleicher Höhe und in ſeiner Nähe auftauche. Zudem iſt der Blick nach oben bedeutend ſicherer. Der Himmel iſt wolkenlos; und ein übler Moment könnte es herbeiführen, daß man mich, ſobald ich tiefer gehe, daran erkennt, daß ich den von unten nach mir Forſchenden einen oder mehrere Sterne verdecke. Und aus der Linie der zeitweilig verſchwindenden Sterne können ſie dann einen ſicheren Schluß auf meinen Flug ziehen.

Aber nein, ſie ſind noch viel achtſamer: ſie haben die Scheinwerfer eingeſtellt. Der koloſſale Lichtkegel geht vom Feſſelballon aus. Es iſt ein anziehendes Bild. Dieſe ungeheure Lichtpyramide mit dem nebelhaft verſchwimmenden Fundament und der glühenden Spitze, die ſich immer in die eine Stelle unter dem Ballon hineinbohrt, huſcht glanzvoll und lautlos in dem Luftmeer umher. Den ganzen Horizont abſuchend, ſteigt ſie bald in die Höhe, bald fällt ſie auf die Tiefe. Und der Fleck, den ſie ab und zu von der Landſchaft beleuchtet, hebt ſich in einer ganz eigenartigen Lichtſtimmung und Schattierung von den übrigen in tiefes Dunkel verſunkenen Gefilden ab. Soeben fiel das Licht auch auf die Stelle, die ich zu meiner Landung beſtimmt habe. Ich wäre zweifellos entdeckt worden. Selbſt von hier oben aus konnte ich wichtigere Einzelheiten erkennen.

Zu verhindern übrigens, daß man mich in meiner jetzigen Höhe findet, iſt ein leichtes. Wie immer ſie auch ihre Spiegel drehen und wenden, es gibt einen Kegel der Finſternis, der viel größer iſt, als der Lichtkegel, den ſie je erzeugen können. Er wird dadurch gebildet, daß ſie nicht durch ihren Ballon hindurchleuchten können. Ich habe alſo nur nötig, immer im Schatten des Ballons zu bleiben, und könnte ſolange verborgen bleiben, als es mir beliebt. Es fragt ſich nur, wer es länger aushalten kann. Ich will ja doch hinunter. Doch ſieh, — die Offiziere im Ballon müſſen ſich bewußt geworden ſein, welche große Strecke des über ihnen liegenden Luftraumes ſich ihrer Kontrolle entzieht, und ſie müſſen eine Anweiſung nach unten gegeben haben. Denn vor dem Arſenale hat man einen zweiten Apparat aufgeſtellt, von dem aus man wiederum in den Schattenkegel hineinleuchtet.

Als ich das zuerſt ſah, hatte ich noch die Hoffnung, man werde, ohne es zu beabſichtigen, die Inſaſſen der Gondel blenden; aber dieſer vom Arſenal aus ausſtrömende Lichtkegel geht weit genug über der oberen Kante des Ballons in die Luft, um jene nicht am Sehen zu hindern und doch nicht weit genug, um mir einen Luftraum zum Verbergen zu laſſen.

Ich habe mich entſchloſſen, ſo wenig angenehm mir das auch iſt, weiter ins Land hinein zu fliegen. Einige Sicherheit bietet mir der Umſtand, daß es noch nicht ſo ſpät iſt, daß in den Häuſern und Gehöften das Licht ausgemacht worden iſt. Das kann mir bei der Wahl eines Landungsplatzes ſehr helfen. Es iſt nicht zu hoffen, daß die ſpähenden Offiziere in ihrer Ausdauer ermüden werden. Und ich muß beim Niedergange darauf achten, daß ich nicht wiederum für irgendeinen Zuſchauer, von deſſen Vorhandenſein ich nichts weiß und deſſen Standpunkt im Gelände ich nicht kenne, zwiſchen ihn und die beiden fortwährend am Horizonte hin- und herſpielenden Lichtkegel gerate. Denn dann werde ich ja wieder geſehen. Alſo ich müßte entweder zwiſchen der See und den beiden Scheinwerfern hinuntergehen, — denn von der See aus ſind die für mich gefährlichen Möglichkeiten geſehen zu werden, auf ein ſehr geringes Maß zurückgeführt —, oder ich muß ſo weit ins Land hineinfliegen, daß der Schein am Horizont die Kraft verloren hat.

Alſo laſſen wir das Schreiben und Beobachten, und fliegen wir. Breſt und die ſchwach leuchtende See ſind gute Orientierungspunkte. Es wird mir auch eine Wohltat ſein, wieder auf einige Stunden in wärmere Luftſchichten zu kommen.

(Fortſetzung folgt.)

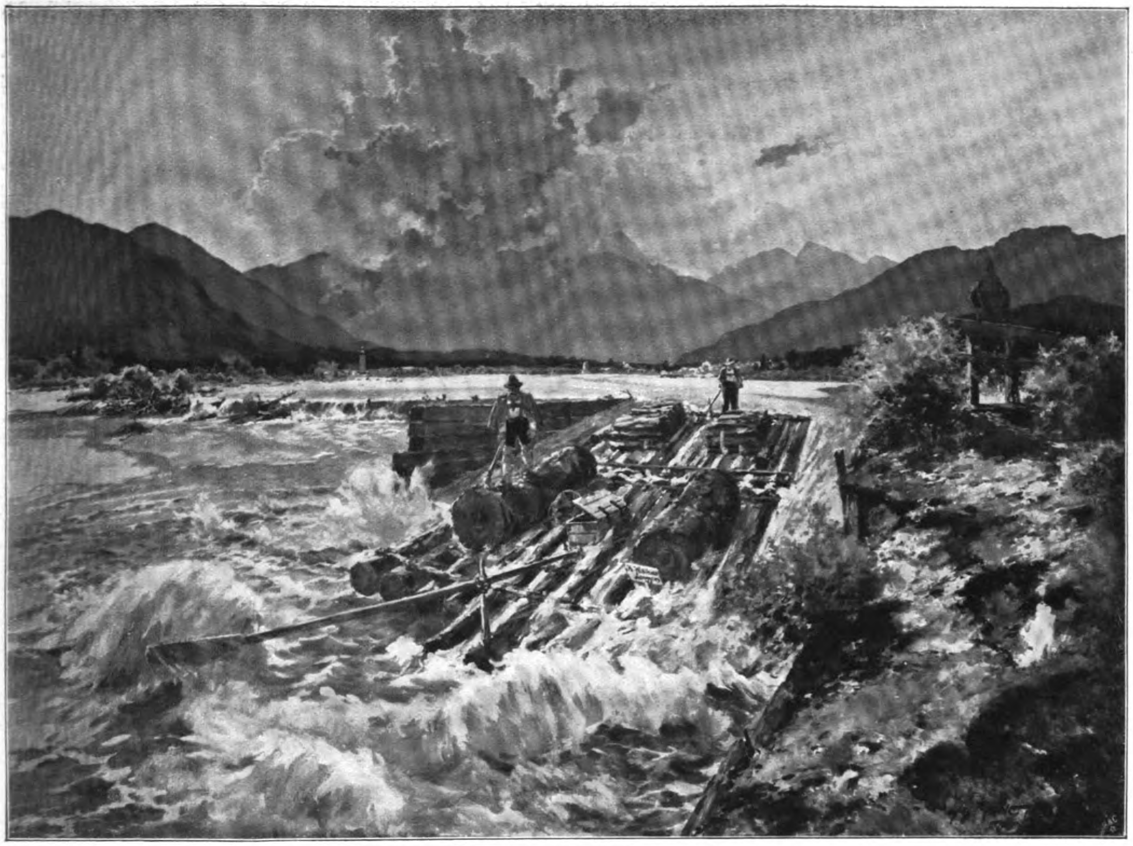
Im Dom. Von Guſtav Schüler.

Ein heller, ſeliger Tag. Der Strom
Des jungen Lichts macht alle Weſen trunken.
Im breiten Funkelbande liegt der Dom,
Und drinnen ſpinnen tauſend Sonnenfunken.

Her durch die mächt'ge Kuppel ſtrömt der Schein
Und legt ſich um der Säulen goldne Roſen.
Die Orgel, wellenwogig, miſcht ſich ein
Mit wunderlichem, tieferregtem Toſen.

Der Steinfiguren bleiches, leeres Grau
Iſt glorienhaft vom Lichtglanz überklungen,
Der Kuppelkrönung reiches, ſchweres Blau
Hat hell dazu wie Menſchenmund geſungen.

Und Gott iſt groß und unermeßlich nah
In all dem Licht und all dem Lenzesweben.
Mitten im Domſchiff ſteht er herrlich da
Als neuer Schöpfer in dem alten Leben.



Floßfahrt auf der Iſar. Gemälde von W. Morald.
(Verlag der Münchener Graphiſchen Geſellſchaft Pick & Co.)

Zur Berufswahl unſerer Töchter. Von Direktor Dr. Hänßel in Saalfeld a. d. S.

Eine Betrachtung aus der Mädchenſchule für das Elternhaus.

Die ſchwere Frage: Was wirſt Du werden?, die bisher nur für die Knaben von fürſorglichen Eltern zu beantworten war — Gott ſei es geklagt, wie oft ſie dem Zufall, Auffindung irgendeiner Lehre in der Nachbarſchaft uſw. überlaſſen oder in leichtfertigſter Weiſe erledigt wird —, dieſe ſelbe Frage iſt in unſerer Zeit, in der die Lebensverhältniſſe ſich ſo gänzlich verändert, nicht aber wie Leute, die ſich ſchwer in neue Verhältniſſe finden können, ſo gern behaupten, verſchlechtert haben, zu beantworten auch für die Mädchen.

Bisher war es ſo, daß der Teil des Familienbudgets, der zur Ausbildung der Kinder beſtimmt war, faſt ganz den Knaben gutgeſchrieben wurde. In ſeltenen Fällen kam ein ganz kleiner Bruchteil den Mädchen zugute. Das war nicht ganz unbillig zu einer Zeit, da es noch nicht nötig war, daß auch die Mädchen etwas lernen mußten. Das iſt aber eine ſchreiende Ungerechtigkeit der Eltern ihren Töchtern gegenüber in der Gegenwart, die es oft unbedingt erfordert, daß auch das Mädchen wirtſchaftlich ſelbſtändig gemacht werden muß.

Iſt es Zufall, daß es ſo viele Schweſtern gibt, die eine kümmerliche Exiſtenz führen, vom Gnadenbrot verwandter Familien ihr Daſein friſten und als Arbeitskraft hier und da, wenn es gerade einmal paßt, ſo mit „vertan" werden, während die Brüder auskömmliche und angeſehene Stellungen innehaben? An den Bruder wurde eben alles gewandt, um ihm zum Beruf, Brot und Auskommen zu verhelfen. An ſeine Schweſter dachten die Eltern nicht.

„Der Bruder wird die Schweſter ſchon unterſtützen, ſie mit ‚durchſchleppen'!" — Iſt es menſchlich, bei der Erziehung eines Kindes Almoſen und Verwandtenfürſorge mit in Rechnung zu ſtellen? —

Zu begrüßen iſt es, daß viele Eltern jetzt zu der Einſicht gelangen, daß auch der Tüchtigmachung der Tochter für das Leben volle Aufmerkſamkeit zugewandt werden muß und Poſten dafür im Erziehungsetat einer Familie ſich finden müſſen, und daß nicht alles, was für die Ausbildung der Kinder angeſetzt worden iſt, den Söhnen faſt einzig und allein zugedacht werden darf.

Trifft man nun freilich als Schulmann auf ſolche vernünftige, einſichtsvolle Eltern, ſo iſt es ſchwer, ihnen zu raten. Denn es mangelt faſt überall an geeigneten Bildungsſtätten für junge, beſonders volksſchulentlaſſene Mädchen.

Begreift man jetzt die in unſerer Zeit ſo laut erhobene, vielen ſo ſchwer verſtändliche Forderung: Mädchen-Fortbildungsſchulen, das Wort im weiteſten Sinn gefaßt (Koch-, Haushaltungs-, Frauenberufs-, weibliche Gewerbeſchulen) zu gründen?

Man überlege ſich einmal, ob nicht faſt alles, was an Berufsſchulen geſchaffen worden iſt, bisher lediglich nur Knaben zugute gekommen iſt.

Nicht mit Unrecht wird an der preußiſchen Mädchenſchulreform gerügt, daß ſie mit ihrer einſeitigen Sorge faſt nur um die Mädchen, die eine höhere Bildung anſtreben, ein Baum ſei, zwar mit voller Krone, aber zu dünner Wurzel, ein Gebäude, zwar mit mächtigem Giebel, aber zu ſchmalem Grunde, daß dieſe ganze Reform einer auf falſch kalkulierter Kulturökonomie entſprungenen Bildungspolitik entſpreche. Sie iſt nicht weit genug, iſt nur für die oberen Zehntauſend, nicht für die breite Maſſe angelegt.

Wir leiden an einem Schulmangel für alle volks- und mittelſchulentlaſſenen Mädchen. Mädchen-Fortbildungsſchulen mit Zwangsbeſuch haben nur Baden, Bayern, Württemberg und das kleine Sachſen-Meiningen. Letzteres nimmt ſeit Durchbringung ſeines Volks- und Fortbildungsſchulgeſetzes von 1909 auf dem Gebiete des Mädchen-Fortbildungsſchulweſens einen hervorragenden Platz ein. —

Welch ſchreckliches Daſein, das Daſein des größeren Mädchens, das, weil es zu Haus nicht voll beſchäftigt werden kann, in dilettantiſchen Spielereien Tag um Tag erfolglos gegen die tödliche Langeweile und das niederdrückende Bewußtſein, keinen rechten Lebenszweck zu haben, ankämpfen muß! Welch furchtbares Los, das Los der Schweſter, die, weil an die Ausbildung der Brüder alles gewandt wurde, nun unverſorgt iſt und froh ſein muß, wenn ſie in der Familie ihrer Brüder, die auf ihre Koſten mit in gute Stellungen gelangt ſind, ein Stücklein Gnadenbrot findet!

Wie ganz anders aber ſchauen alle dieſe wirklich bedauernswerten Frauen und Mädchen auf einmal in die Welt, wenn es ihnen gelingt, ein Arbeitsfeld zu finden! Leiſe kommt das beglückende Bewußtſein, einen Zweck des Daſeins zu haben. Ausſöhnung mit dem früheren ſchlimmen Schickſal folgt. Freudig tapferes Selbſtbewußtſein erwacht. Und Lebensluſt und =liebe ſind wieder da. Solche Erfahrungen haben Gegner der berechtigten Frauenbewegung wohl niemals gemacht?

Manche Eltern erwachſener Töchter ſtehen den berechtigten Beſtrebungen der Frauenbewegung feindlich gegenüber, weil ſie ſich ſagen: ‚Wenn wir unſer Mädchen, wie jetzt nicht ſelten von anderen Eltern es geſchieht, einen Beruf lernen oder ausüben laſſen, verringert ſich ihm die Ausſicht auf Verheiratung.‘ Eltern, die ſo denken, überſehen ganz, daß heute in vielen tauſenden Fällen der Mann, beſonders der Handwerker und Gewerbetreibende des Mittelſtands, nicht nur eine Hausfrau braucht, ſondern auch eine Gehilfin in ſeinem Geſchäft, beſonders wenn dieſes, wie jetzt gewöhnlich, gewerblich=kaufmänniſch betrieben wird. Wie ſehr das Geſagte Forderungen der Gegenwart entſpricht, beweiſt wohl am beſten die Einrichtung von Kurſen in kaufmänniſchen Fächern für Frauen und Töchter Gewerbetreibender.

Der Vorſitzende des Innungsausſchuſſes zu Saalfeld a. S. z. B. führte in ſeiner Anſprache bei Beendigung eines Handwerksmeiſterkurſus mit Recht aus: „Erfreulich iſt es, daß eine Anzahl Meiſterfrauen und Meiſtertöchter ſich an dem Kurſus beteiligt haben. Es iſt für den Handwerksmeiſter und kleinen Geſchäftsmann eine unſchätzbare Hilfe, wenn Frau oder Tochter ihm die Bücher führen und ſchriftliche Arbeiten erledigen können. Ganz beſonders aber möchte ich hinweiſen auf den wohltätigen Einfluß, den dieſe Arbeitsgemeinſchaft von Mann, Frau und Tochter auf das Familienleben auszuüben imſtande iſt. Ich habe ſchon mehrfach beobachten können, wie in Handwerkerfamilien dieſe Arbeitsgemeinſchaft ein Band mehr um die Familie ſchlingt, das Vorwärtsſtreben, weil es vereint geſchieht, wächſt, das Familienleben durch das gemeinſame Tragen der Laſten und das gemeinſame Freuen am Erfolge zu einem idealen ſich geſtaltet. Deshalb wäre es auch zu begrüßen, daß den ſchulentlaſſenen Mädchen, die dem Vater die ſchriftlichen Arbeiten abnehmen ſollen, der Beſuch der Deutſch=, Rechen= und Buchführungsſtunden unſerer gewerblichen Knabenfortbildungsſchule geſtattet werden möchte. Unzuträglichkeiten aus dem gemeinſamen Beſuch der Stunden mit den Knaben wären nicht zu erwarten. Koſten entſtänden der Stadt auch nicht, da für die Mädchen keine beſonderen Stunden anzuſetzen wären. Die Stadt hätte ſogar eine Mehreinnahme. Die Mädchen müßten ein Schulgeld, das nach dem der Knaben zu berechnen wäre, zahlen. In allen, auch kleineren Städten laſſen ſich recht leicht eine gute Anzahl Bildungsgelegenheiten auch für junge Mädchen ſchaffen, wenn die Hilfen, die die ‚gemeinſchaftliche Erziehung‘ (Koedukation) der Schulverwaltung bietet, ergriffen würden.“

Aus erzieheriſchen Gründen iſt es nur zu begrüßen, wenn ein Mädchen, das zu Haus nicht genug beſchäftigt werden kann, ſich für Ergreifung eines Berufs entſchließt. Die falſche Befürchtung, daß dem Mädchen, das einen Beruf ergreift, die Möglichkeit der Verheiratung ſich verringert, beſteht allerdings leider noch oft. Wie unbegründet dieſe iſt, iſt eben gezeigt worden.

Gewiſſe Vorurteile aber, die ja eine hiſtoriſche Begründung für ſich haben, z. B. in fremden Geſchäften Stellung nehmen, ſei nicht recht fein, ſetze das Mädchen in ſeiner geſellſchaftlichen Stellung herab u. ſ. f., nehmen, wie ſich erfreulicherweiſe vielerorts beobachten läßt, immer mehr ab.

Jedenfalls geſchieht das nicht zuletzt mit dadurch, daß man den erziehlichen Wert, den die Betätigung in einem Beruf auch für das Mädchen hat, immer mehr erkennt. Es iſt der Segen des Berufs, daß er jeden, der ſich in ihm treu zu erweiſen verſucht, erzieht. Das tut er auch mit dem Mädchen. Auch dieſes lehrt er arbeiten, wirklich und ernſthaft arbeiten, lehrt er begreifen, daß Vergnügungen wohl der Schaum auf dem Becher des Lebens, nimmermehr aber das Leben ſelbſt ſind, daß geſellſchaftliche Pflege und dilettantiſche Kunſt wohl der Schmuck, aber doch nur der Schmuck und das angenehme Nebenbei des Lebens ſind, daß es etwas Großes und Herrliches iſt, das Berufsleben mit ſeinen Sorgen, Mühen und Anſtrengungen, mit ſeinem allmählichen Gewähren verantwortlichen Gefühls für das eigene Tun und innerer und äußerer Selbſtändigkeit!

Übrigens ſoll hier gar nicht von dem Beruf als Hausbeamtin (Köchin, Stuben=, Dienſt= und Kindermädchen, Erzieherin uſw.) abgeraten werden. Wie gut bezahlt werden dieſe Stellen! 200—400 Mark bei freier Station und ein anſehnliches Weihnachtsgeſchenk. Aber darauf ſoll nachdrücklichſt hier hingewieſen werden, daß für alle dieſe Stellen eine Ausbildung und Lehre nötig iſt. Oder wird das ſo aus dem Ärmel geſchüttelt, was verlangt werden muß von einer Köchin, einem Stuben=, Dienſt=, Kindermädchen oder einer Erzieherin?

Wie vollzieht ſich denn die Ausbildung der ſchulentlaſſenen Mädchen des Mittelſtandes gewöhnlich jetzt noch? Ein Jahr das, ſechs Monate etwas anderes, drei Monate wieder etwas anderes wird „gelernt“, bald Haushaltung, dann Schneidern, dann Putz, dann Weißnähen, dann wieder Schreibmaſchine, dann Verſuche, in eine Beamtinſtelle zu gelangen. Von allem etwas und nichts gründlich. Was wird von dem Knaben, der in die Lehre tritt, verlangt? Aushalten, die Jacke nicht wechſeln! Das verlange man auch von dem Mädchen. Auch ſie wird nur dann wirtſchaftlich ſelbſtändig gemacht werden können, wenn ſie eins und das gründlich lernt.

„Aber iſt nicht zu befürchten, daß dem jungen Mädchen im öffentlichen Berufsleben der Hauch zarter Weiblichkeit zerſtört werde?“

Es iſt eine recht oberflächliche Alltagsfloskel, jene Rederei von den durch das Berufsleben „zertretenen Mädchenknoſpen“. Hier liegt wohl eine verkehrte Auffaſſung von Weiblichkeit und eine Verläſterung des in bezug auf die in ihm liegenden wertvollen ethiſchen Bildungsmomente nicht hoch genug zu würdigenden Berufslebens. Jener Rederei von den im Berufsleben „zertretenen Mädchenknoſpen“ gegenüber weiſe man nachdrücklich auf jene herrliche Erſcheinung hin, die wir der Frauenbewegung, ſoweit dieſe berechtigt iſt, danken; jene herrliche Erſcheinung, die als ſchönſtes Gegenſtück neben dem braven Sohn, der für ſeine alt und ſchwach gewordenen Eltern ſorgt, jetzt nicht ſelten auftaucht: ich meine die braven Töchter, die durch ihre Arbeitſamkeit und Treue in einem oft unter tauſend Schwierigkeiten, Mühen und Entbehrungen gründlich erlernten Beruf ihrem greiſen hilfloſen Mütterchen Stab und Stütze ſind. Wer hätte an ſolchen jungen Heldinnen des Schickſals den Hauch edelſter Weiblichkeit angeblich vermiſſen wollen? Wer möchte ſo frivol ſein, ſie verächtlich über die Achſel anzuſehen und naſerümpfend ihnen nachzureden: „Im Berufsleben zertretene Mädchenknoſpen!?“ *)

---

*) Allen Eltern, die ihre Tochter der wirtſchaftlichen Selbſtändigkeit zuzuführen überlegen, ſeien folgende Werkchen empfohlen: 1) Ratgeber bei der Berufswahl für die weibliche Jugend, herausgeg. v. Leipziger Lehrerinnenverein, 15 Pfennig, bei Hahn, Leipzig; 2) Ruths Erziehung, von Dir. Dr. Gruber, München und Berlin bei R. Oldenbourg, 4 M., beſ. Kap. 17 u. 18: Notwendigkeit der Wahl eines Berufs, Abwägung weiblicher Berufe; 3) Vor den wirtſchaftlichen Kampf geſtellt! Leipzig, Ernſt Keils Nachf. 1906; 4) Leipzigs Bildungs= und Unterrichtsanſtalten für junge Mädchen von K. Döhler, 40 Pfennig, bei Hahn, Leipzig, 1906.

Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary. (7. Fortſetzung.)

Renntierjagd.

Von Anfang an hatte ich mir vorgenommen, die Jagd und ſolche Dinge den jüngeren Mitgliedern meiner Expedition zu überlaſſen. Einige zwanzig Jahre arktiſcher Reiſen hatten für mich die Aufregungen ſelbſt einer Eisbärjagd abgekühlt. Die jungen Herren dagegen brannten auf Beſchäftigung. Ich hatte an Bord des Schiffes genug damit zu tun, für den Frühling Pläne zu machen, und hatte nur den einen Wunſch, alle meine Kräfte für den großen Angriff aufzuſparen. Syſtematiſch trainiert habe ich nicht, weil ich das nicht für nötig hielt. Mein Körper hat immer meinem Willen gehorcht, ſobald ich ſatt zu eſſen hatte; und meine Winterbeſchäftigung war eigentlich nur ein Rechenexempel mit Kilogrammen Lebensmitteln und Kilometern Entfernung. Mangel an Nahrungsmitteln hatte mich ſeinerzeit ja gezwungen, bei 87° 6′ umzukehren. Hunger, nicht Kälte heißt der Drache, der das Rheingold der Arktik bewacht.

Nur einmal geſtattete ich mir eine Unterbrechung der Eintönigkeit des Schiffslebens — einen Ausflug nach dem Clements=Markham=Fjord im Oktober. Seit ich im April 1902 bei Kap Hecla in die unerforſchten Tiefen dieſes großen Fjordes geblickt hatte, ſehnte ich mich, ihn zu betreten. Bei meiner letzten Expedition war ich zweimal aufgebrochen, immer aber war ich verhindert worden, meinen Vorſatz auszuführen, teils durch ſchlechtes Wetter, teils

Copyright, 1910, in the U. S. A. and all other countries where copyright is granted by Robert E. Peary. All rights reſerved.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

durch Sorge um die „Rooſevelt“, die ich in unſicherer Lage verlaſſen hatte. Jetzt aber war die „Rooſevelt“ in Sicherheit; und ſo beſchloß ich denn, den Ausflug zu machen, obgleich die Sonne ſchon dicht über dem Horizonte kreiſte und die Winternacht uns bald überfallen würde.

Am 1. Oktober verließ ich das Schiff mit drei Eskimos und drei Schlitten, von denen jeder mit zehn Hunden beſpannt war. Nahrungsmittel hatte ich für nur zwei Wochen. Da unſere Schlitten ſo leicht beladen waren und da durch die vor uns denſelben Weg ziehenden Expeditionen Bahn gemacht war, kamen wir außerordentlich ſchnell vorwärts und erreichten als erſtes Nachtlager die Porter-Bai, 56 km vom Schiff entfernt.

Wir lagerten in Porter-Bai in dem Zelt, das dort von der erſten Herbſtexpedition aufgeſchlagen war, einem Segelleinwandzelt mit eingenähtem Fußbodenteppich. Es war in dieſer Nacht nicht ſehr kalt, und wir ſchliefen nach einem herzhaften Imbiß ganz bequem. Als wir am nächſten Morgen aufbrachen, gingen wir aufs Eis und machten längs der Weſtküſte ſchnelle Fahrt. Die Hunde waren in gutem Futterzuſtande, das Wetter war gut, und die Sonne, jetzt dicht über dem Horizonte, warf von jedem Mann und jedem Hunde phantaſtiſche Schatten über das Eis.

Plötzlich gewahrten die ſcharfen Augen eines der Eskimos einen ſich bewegenden Punkt auf der Berglehne zu unſerer Linken.

„Tuk-tu!“ ſchrie er, und unſere Geſellſchaft ſtand im Augenblicke wie angewurzelt. Da ich wußte, daß die Verfolgung eines einzelnen Renntierhirſches ein langes Nachſetzen erfordert, ſo machte ich keinen Verſuch, mich ſelbſt hieran zu beteiligen, ſondern erlaubte meinen derben, langbeinigen, jungen Eskimoburſchen, die Wincheſter-Büchſen zu ergreifen und die Verfolgung aufzunehmen. Ich beobachtete ſie durch mein Glas. Sobald das Renntier ſie erblickte, wurde es gemächlich nach einer anderen Richtung flüchtig und ſicherte jeden Augenblick mißtrauiſch zurück. Plötzlich ſah ich, wie das Tier haltmachte und ſich nach den Eskimos umdrehte. Da wußte ich, daß ſie den geradezu magiſch auf die Tiere wirkenden Lockruf ausgeſtoßen hatten, den der Eskimovater ſeinem Sohne von Generation zu Generation lehrt: ein Schrei, bei dem jeder Renntierhirſch ſofort haltmacht — ein eigenartig ziſchender Schrei, wie das Fauchen einer Katze, nur länger gedehnt. Ich ſah, wie die beiden Männer ihre Büchſen anlegten und der prächtige Hirſch im Feuer zuſammenſtürzte.

Meine Hunde waren wachſam geweſen, Köpfe und Ohren aufgerichtet; aber bei dem Knall der Büchſen waren ſie nicht mehr zu halten, und im nächſten Augenblicke jagten wir durch die Felſen und über den Schnee, und die Hunde ſchleppten die Schlitten, als wären ſie leer. Als wir die Jäger erreichten, ſtanden dieſe ruhig neben dem Renntiere. Ich hatte ihnen nämlich geſagt, ſie möchten es nicht beſchädigen, da ich es photographieren wollte. Es war ein ſchönes Tier, faſt ſchneeweiß mit prächtig veräſteltem Geweih. Sobald ich photographiert hatte, machten wir uns ans Werk, brachen das Renntier auf und zogen es ab. Ich ſehe die Szene noch lebhaft vor mir: die ragenden Berge zu beiden Seiten der James Roß-Bai mit dem ſchneebedeckten Vorlande, das herunterſtreicht zu der weißen Meeresbucht; im Süden die tiefſtehende Sonne, ein helles Funkeln von leuchtendem Gelb, die Luft voll von langſam niederſinkenden Eiskriſtallen; und die vier in Pelz gekleideten Männer, die ſich bei dem erlegten Tiere zu ſchaffen machten; dicht daneben die Hunde und Schlitten — dies das einzige Lebendige in der großen weißen Wildnis! Die Decke des Renntierhirſches rollten wir ſorgfältig zuſammen und luden ſie auf einen der Schlitten; aus dem Wildbret wurde ein Haufen gemacht, den der eine Eskimo nach dem Schiffe bringen ſollte, wenn er aus Sail-Harbour zurückkäme. In Sail-Harbour unter Lee der ſchützenden Felſen ſchlugen wir unſer zweites Lager auf. Zum Abend hatten wir Renntierbraten — ein Feſt für Könige. Nach wenigen Stunden Schlaf brachen wir auf und zogen über das Oſtende des großen Eisſaumes.

Ein Teil von dieſer Küſte war bekannt als Standplatz für Moſchusochſen; wir ſuchten ſie ſorgſam ab, ſahen aber keins dieſer Tiere. Doch einige Kilometer weiter ſtießen wir auf die Fährten von ein paar Renntieren. Noch ein wenig weiter wurden wir elektriſiert durch den Ausruf eines meiner ſcharfſichtigen Eskimos: „Nanukſoah!“ Er zeigte aufgeregt nach dem Mittelpunkt des Fjordes, und, der Richtung ſeines Fingers folgend, ſahen wir, daß ſich dort ein gelber Fleck langſam bewegte — ein Eisbär! Es gibt nichts, das die Blutgier im Herzen des Eskimos mehr aufſtachelt und ihn wilder macht, als der Anblick eines ſolchen rieſigen Tieres. Und ſelbſt ich, der ich doch an die Jagd in der Arktik gewöhnt bin, war erregt, als ich vor den Hunden ſtand, eine Peitſche in jeder Hand, um ſie am Fortlaufen zu verhindern — der Eskimohund weiß nämlich ebenſogut wie ſein Herr, was Nanukſoah bedeutet. Die drei Männer warfen in höchſter Eile alles Gepäck von ihren Schlitten hinunter, als ob ſie beſeſſen wären. Sobald die Schlitten leer waren, ließ ich die Peitſchen ſinken und trat zur Seite. Kaum hatte ich Zeit, mich auf den einen Schlitten zu werfen, dann flogen wir davon. Aber der Eisbär hatte uns gehört und wandte ſich mit geradezu bewundernswerten Sätzen der gegenüberliegenden Küſte zu. Als wir auf die Mitte des Fjords kamen, wurde der Schnee tiefer, und die Hunde kamen nicht ſo ſchnell vorwärts, obgleich ſie alle Kraft einſetzten. Einer der Eskimos, der allein auf ſeinem Schlitten war und ganz wundervolle Hunde hatte, überholte uns und kam an der Küſte faſt ſo ſchnell an wie der auf der Flucht befindliche Bär. Er ließ ſeine Hunde los, und wir konnten nun in der Ferne den Bären ſehen, verfolgt von kleinen Pünktchen, die kaum größer ausſahen als Mücken. Ehe unſere langſameren Gefährte die Küſte erreicht hatten, war der Eskimo auf der Spitze eines Felſens und winkte uns, dieſen zu umfahren, da das Land eine Inſel war. Als wir die andere Seite erreichten, fanden wir die Stelle, wo der Bär wieder aufs Eis gekommen war, und kreuzten den Fjord nach der Weſtküſte zu.

Der vom Böſen Geiſt beſeſſene Eisbär.

Ein ſehr eigentümlicher Umſtand, den mein Eskimo beſprach, während wir ſo dahinflogen, war, daß der Bär nicht ſtehen blieb, ſobald die Hunde ihm auf den Ferſen waren, ſondern weiterlief, ganz im Gegenſatz zu der unabänderlichen Gewohnheit der Eisbären. Dies war für ihn ein ganz ſicherer Beweis, daß der große Böſe Geiſt, der ſchreckliche „Tor-Nar-Suk“, höchſtſelbſt in dieſem Bären war. Und bei dem Gedanken, daß er den Böſen Geiſt jage, wurde mein Schlittengenoß noch aufgeregter. — Auf der anderen Seite der Inſel war der Schnee tiefer, und wir kamen ſchlechter vorwärts. Aber wir wurden ermutigt, da wir das Gebell der freien Hunde von irgendwo aus den Klippen hörten. Dies bewies, daß der Bär zuletzt doch zum Stehen gebracht war. Sobald wir am Ufer waren, machten wir unſere Hunde von den Schlitten los. Sie ſtürmten mit aufgereckten Ruten dahin, und wir folgten, ſo ſchnell wir konnten. Wir ſtießen auf eine tiefe Schlucht. Soweit wir nach dem Lärm ſchließen konnten, waren die Hunde und der Bär dort unten. Aber, wo wir ſtanden, waren die Wände zu ſteil, als daß ſelbſt ein Eskimo hätte hinunter klettern können, und der Bär war nicht zu ſehen. Er war gewiß unter einem überhängenden Felſen auf unſerer Seite. Ich ging an der Schlucht hin, um einen Platz zum Abſtieg zu ſuchen; da rief mein Eskimo, daß der Bär an der andern Seite in die Höhe klettere. Schnell lief ich durch den tiefen Schnee und über die wilden Felſen zurück und ſah plötzlich das Tier, wohl 90 m von mir entfernt. Ich erhob meine Büchſe, aber ich muß zu aufgeregt geweſen ſein, um

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

gut zielen zu können, denn der Bär kletterte ruhig die Schluchtwand empor, obgleich ich zweimal auf ihn ſchoß. Ganz gewiß war Tor=Nar=Suk in ihm!

Ich merkte jetzt, daß ich meine beiden Fußſtümpfe — meine Zehen waren im Jahre 1899 in Fort Conger abgefroren — ganz hübſch ſtark gegen die Felſen geſtoßen hatte; und da ſie ſich hierüber heftig beklagten, ſo folgte ich lieber dem Bären nicht weiter. Ich reichte die Büchſe meinem Eskimo, ließ ihn und den andern Eskimo hinter dem wilden Tiere hergehen und kletterte ſelbſt die ſteilen Klippen abwärts zu den Schlitten. Ich war noch nicht lange gegangen, da hörte ich einen Schuß in der Ferne, und bald erſchien ein Eskimo auf einer Felsſpitze und winkte mit der Hand: ein Zeichen, daß ſie den Bär erlegt hatten.

Gerade über mir war der Eingang in eine Schlucht, und ich hielt meinen Schlitten an und wartete dort. Nach kurzer Zeit ſah ich meine Leute dieſe Schlucht langſam herunter kommen. Die Hunde waren an den Bären gebunden, als wäre er ein Schlitten, und ſie ſchleppten ihn hinter ſich her. Es war eine eindrucksvolle Szene: Die ſteile Felsſchlucht in ihrem zerfetzten Schneemantel, die aufgeregten Hunde, ihre ungewohnte Laſt vorwärts zerrend, die ſchwerfällige gelbliche Maſſe des Bären, und die ſchreienden und geſtikulierenden Eskimos.

Als ſie endlich den Bären an die Küſte heruntergebracht hatten und ich ihn photographierte, liefen die Eskimos hin und her und beſprachen aufgeregt die jetzt ganz ſichere Tatſache, daß der Böſe Geiſt in dieſem Tier geweſen war. Unſere Beute wurde ſchnell abgehäutet und durch die geſchickten Meſſer der Eskimos ausgeweidet. Das Wildbret häuften wir aufeinander, damit es ſpäter nach dem Schiff gebracht würde, die Decke verpackten wir ſorgfältig auf einem unſerer Schlitten und kehrten dann zu der Stelle auf der anderen Seite des Fjordes zurück, wo wir den Bären zuerſt geſehen hatten. Da nun Leute und Hunde ermüdet waren und wir mit unſerem Tagewerk wohl zufrieden ſein konnten, ſo gab ich Befehl zum Lagern. Unſer Zelt wurde auseinander gefaltet und aufgeſtellt; bald brannten die Ölofen, und wir hielten eine reichliche Mahlzeit von Bärenfleiſch.

Moſchusochſen.

Beim Weitermarſch am anderen Morgen hatten wir kaum zehn oder zwölf Kilometer zurückgelegt, als der eine Eskimo und ich in demſelben Augenblick ſchwarze Punkte an einer fernen Berghalde erblickten. — „Uming=mökſue!“ rief der Eskimo erregt, und ich nickte ihm gutgelaunt zu.

Für den erfahrenen Jäger mit einem oder zwei Hunden iſt das Erblicken von Moſchusochſen ſo gut, als hätte man ſie ſchon erlegt. Sie können wohl über die wildeſten Schroffen des wilden Landes dem ſchneidenden Winde entgegen flüchten; aber das Ende wird doch immer ſein, Decke, Horn und das ſaftige Wildbret wird des Jägers Beute.

Als die Eskimos und ich die bezeichnenden ſchwarzen Punkte in der Ferne ſahen, hielten wir auf ſie zu. Es waren fünf dicht nebeneinander und einer ein wenig davon entfernt. Sobald wir bis auf einen Kilometer heran waren, ließen wir zwei Hunde los. Sie waren ganz wild vor Erregung, und, wie die Stränge gelöſt waren, ſchoſſen ſie wie die Pfeile davon. Wir folgten gemächlich, denn wir wußten, daß bei unſerer Ankunft die Herde zuſammengetrieben ſein würde, bereit für unſere Büchſen. Sieht ein einzelner Moſchusochs die Hunde, ſo läuft er auf die nächſten Klippen zu und deckt ſich dort den Rücken; aber eine Herde rottet ſich mitten in der Ebene zuſammen, die Schwänze beieinander und die Köpfe nach dem Feinde zu; dann ſtellt ſich der Leitſtier außerhalb dieſes Ringes auf und nimmt die Hunde an. Iſt dieſer Leitſtier gefallen, ſo geht ein anderes Tier an ſeinen Platz. Wenige Minuten ſpäter ſtand ich einem Haufen zottiger ſchwarzer Geſtalten mit blitzenden Augen und ſpitzen Hörnern gegenüber. Ich ſchoß, und der Leitſtier ſtürzte zuſammen. Ich hatte die Stelle unter dem Blatte getroffen, wohin man den Moſchusochſen immer ſchießen ſollte. Auf ſeinen Kopf zu zielen, heißt Munition verſchwenden. Sobald der Stier am Boden lag, kam eine Kuh aus der Herde heraus, und ich legte auch ſie mit einem Schuß auf die Decke. Die anderen, eine zweite Kuh und zwei Jährlinge, waren das Werk weniger Augenblicke. Dann machten ſich zwei Eskimos daran, ſie abzuhäuten und aufzubrechen, während ich mich mit dem dritten Eskimo nach dem einzelnen Tier wendete, das einige Kilometer entfernt war. Als ſich die Hunde dieſem Burſchen näherten, ſtürmte er den Hügel hinauf und verſchwand über einen benachbarten Kamm. Der helle Neuſchnee auf dem Wege, den er genommen hatte, war fortgefegt durch die langen wirren Haare an ſeinen Flanken und dem Bauche, die bis auf den Boden herab hingen. Die Hunde waren hinter dem Moſchusochſen verſchwunden, aber wir wurden durch ihr wildes Gebell geführt. Der Ochſe hatte ſich zwiſchen die ungeheuren Felſen im Grunde einer Schlucht geflüchtet, wo ſein Rücken und beide Seiten geſchützt waren, und da ſtand er in der Lücke, die kläffenden Hunde vor ſich. Ein Schuß genügte. Ich überließ es dem Eskimo, das Tier abzuhäuten und aufzubrechen und kehrte zu den anderen zwei Leuten zurück, da ich an der Stelle, wo ſie die fünf Moſchusochſen zerlegten, lagern wollte. Als ich aber aus der Schlucht herauskam, ſah ich das Tal aufwärts noch eine der großen ſchwarzen, zottigen Geſtalten. Schnell kehrte ich zurück, nahm zwei Hunde und erlegte auch dieſen Burſchen noch ebenſo leicht als die anderen.

Ich nahm die Hunde mit mir, ließ den Moſchusochſen liegen und ging zu der Stelle, die ich für unſer Lager ausgewählt hatte. Die beiden Eskimos waren gerade damit fertig, den fünften Moſchusochſen aufzubrechen, und ich ſchickte ſie ſogleich mit einem Schlitten und einem Geſpann Hunden fort, um dem dritten Eskimo bei ſeinen zwei großen Stieren zu helfen.

Als ſie fortwaren, ſtellte ich ſelbſt das Zelt auf und begann, den Tee für unſer Abendeſſen zu bereiten. Sobald ich in der Ferne die Stimme meiner Eskimos hörte, ſetzte ich das Wildbret des Moſchusochſen zum Braten an, und in wenig Minuten genoſſen wir den Lohn unſerer Arbeit. Sicherlich hieß es einen guten Tag leben: Renntierbraten vorgeſtern abend, Eisbärbraten geſtern abend, und heute das ſaftige Wildbret des Moſchusochſen!

Am nächſten Tage wandten wir uns nach Norden, längs der Weſtküſte des Fjordes. Wir waren ſtundenlang gereiſt und ſahen uns gerade nach einem paſſenden Platz für das Lager um, — es war am Fuße eines etwa 15 m hohen, ſteilen Felshanges, — als plötzlich die Hunde den Verſuch machten, nach der Küſte auszubrechen und die Felſen zu erklettern. Natürlich konnten ſie dies nicht wegen der Schlitten, aber wir wußten, was ihr wildes Gebaren bedeutete: noch mehr Moſchusochſen. Im Augenblick klommen ein Eskimo und ich, die Büchſen in den Händen, die Felswand in die Höhe. Als wir über den Rand blicken konnten, ſahen wir ein Rudel von fünf. Es war jetzt faſt dunkel, und das arktiſche Zwielicht ließ uns fünf ſchwarze Flecken unterſcheiden. Wir warteten einen Augenblick, um Atem zu ſchöpfen, dann winkte ich dem Eskimo, zwei Hunde zu bringen. Trotz des unſicheren Lichtes machten wir mit dieſem Rudel kurzen Prozeß. Wieder ſtellte ich das Zelt auf und bereitete das Abendbrot, während meine braunen Freunde den Moſchusochſen oben auf dem Eisgefilde die letzten Honneurs machten. Dieſe Tiere müſſen nämlich, ſobald ſie getötet ſind, ausgeweidet werden, ſonſt bewirkt die große Hitze der rieſigen, zottigen Körper, daß das Fleiſch verdirbt.

Die große Dunkelheit rückt heran.

Als die drei Eskimos zum Zelt herunter kamen, war es um uns her ſchon Finſternis — ein Zeichen, daß die lange, ſchwarze Nacht kommen würde. Am nächſten Tag vollendeten wir die Umfahrt um die Weſtküſte des Fjordes, dann brachen wir in einem Gewaltmarſch in gerader Linie nach Sail-Harbour auf. Dort lagerten wir wieder. Während am andern Morgen die Eskimos unſer Zelt abbrachen und die Schlitten packten, machte ich mich mit den erſten Strahlen des Morgenlichtes auf nach der James Roß-Bai, quer über die Halbinſel hinweg. Als ich den höchſten Punkt erreichte, ſah ich unten an der Küſte der Bai einen Haufen dunkler Flecken, die ich als ein Lager erkannte, und kurze Zeit darauf war ich bei der Geſellſchaft. Es waren die Abteilungen Bartlett, Goodſell und Borup. Verſchlafen und ſteif kamen die drei Herren, die, wie ich nun erfuhr, nur etwa eine Stunde geruht hatten, aus den Zelten heraus. Ich ſehe noch jetzt die aufgeriſſenen Augen der Herren, und beſonders die des jungen Borup, als ſie meine mit den zottigen Fellen beladenen Schlitten ſahen. Oben auf dem führenden Schlitten lag der prächtige Pelz des Eisbären, mit dem Kopf nach vorn, unter ihm die Decke des Renntiers mit dem Kopf und dem kapitalen Geweih, und außerdem mehr Moſchusochſenköpfe, als ſie Zeit hatten zu zählen. „Alle Achtung!“ rief Borup, als ſein offenmündiges Erſtaunen ihm einen Laut erlaubte. Da ich das Schiff noch auf dieſem Marſche zu erreichen wünſchte, ſo hatte ich keine Zeit für einen langen Beſuch, und nach wenigen Worten verließ ich die Herren, damit ſie ihren unterbrochenen Schlaf beenden könnten. Es war ſchon lange dunkel, als wir die „Rooſevelt“ erreichten. Sieben Nächte war ich unterwegs geweſen, hatte 320 km zurückgelegt, hatte die Erkundung des Clements-Markham-Fjordes beendet, eine rohe Karte von ihm entworfen und daneben noch Muſterexemplare von den drei edlen Wildgattungen der arktiſchen Region geſchoſſen, ſo daß ich einige tauſend Pfund friſchen Wildbrets für unſere Winternahrung erbeutete. So beſtellte ich mit dem Gefühl völliger Genugtuung ein heißes Bad auf der „Rooſevelt“ und legte mich dann ins Bett zu einem langen und erfriſchenden Schlaf.

Am 12. Oktober hatte uns die Sonne für dies Jahr Gutenacht geſagt, und das nun ſchnell immer ſchwächer werdende Zwielicht vermehrte die Schwierigkeit jeder Arbeit draußen. Unſere Photographien wurden täglich ungenügender. Seit Mitte September ſchon hatten wir keine Momentaufnahme mehr machen können, denn, ſobald die Sonne dem Horizont nahe iſt, ſcheint ſie keine aktiniſche Kraft mehr zu haben, obgleich das Licht ſcheinbar ebenſo hell iſt, wie im Sommer. Unſere erſten Zeitaufnahmen dauerten fünf Sekunden; unſere letzten am 28. Oktober 90 Minuten. Die Temperatur wurde auch zunehmend niedriger, und am 29. Oktober hatten wir glücklich 32 ° C unter Null.

Heraufgekommen waren wir am arktiſchen Tage, hatten gearbeitet und gejagt während des arktiſchen Zwielichts, und nun lag die Nacht auf uns, die lange, arktiſche Nacht, die wie das Tal der Schatten des Todes erſcheint. Faſt alle Nahrungsmittel für die Schlittenreiſe im Frühling waren ſchon am Kap Columbia, einen guten Vorrat von friſchem Fleiſch hatten wir für den Winter, und alle Mitglieder der Geſellſchaft waren wohlauf: ſo traten wir die große Nacht mit leidlich zufriedenem Herzen an. Unſer Schiff war allem Anſchein nach in Sicherheit; wir waren gut untergebracht und gut ernährt, und wenn zuweilen die ſchreckliche Melancholie der Finſternis die Herzen der Männer packen wollte, ſo verbargen ſie dies tapfer als Geheimnis voreinander und vor mir.

(Fortſetzung folgt.)

Kinematographen. Von Heinz Grevenſtett.

Kürzlich wanderte ich auf einer der ſchönſten Strecken, die an der Riviera zu finden ſind: von Monte Carlo über Roquebrune nach Mentone. Dort, wo die weltberühmte Corniche zum Meeresſtrande abfällt, gewahrte ich ein ſeltſames Schauſpiel. Gendarmen jagten zu Pferd einem Trupp zerlumpter Banditen nach, die ein weißgekleidetes Mädchen mit aufgelöſtem Haar mit ſich ſchleppten. Die Reiter erreichten den Trupp, ein wilder Kampf entſpann ſich — unwillkürlich hatte ich in die Taſche nach meinem Revolver gegriffen — da, plötzlich, ein Pfiff ... und alles ſtand, die Gendarmen ſtiegen gemütlich vom Pferd, die Banditen gaben das Mädchen frei — und irgendwoher aus dem Hintergrund von Roquebrune, wo ich einen großen Haufen zuſchauenden Volkes aller Altersſtufen entdeckte, kamen zwei Arbeiter, die eine lebensgroße Puppe — in weißem Gewand und mit aufgelöſtem Haar wie die „Geraubte“ — herbeitrugen. Jetzt ſah ich dicht neben der Landſtraße auch den rieſigen Apparat und weiterhin den Gerätewagen mit dem großgedruckten Namen einer Pariſer Firma und war im Nu unterrichtet. Es handelte ſich um die kinematographiſche Aufnahme irgendeiner Schreckensſzene, und Gendarmen, Banditen, ſowie weißgekleidete Jungfrau waren Komödianten, die die Szene „ſtellten“. Natürlich gab es nun noch einen Schlußeffekt. Die Puppe, die von jetzt an die Stelle der lebenden „Geraubten“ vertrat, wurde an den Rand des ſteil zum Meere abfallenden Felſens gelegt — gleich darauf nahm der Tumult ſeinen Fortgang. Auf die Gendarmen wurden Schüſſe abgegeben, ſie ſanken zu Boden, die Pferde jagten reiterlos dem Dorf (dem Stall) zu — im Handgemenge aber ſtürzte die Puppe kopfüber die Felswand hinunter. Sie war mit Erde gefüllt, man hörte das Aufklatſchen — mit wut- und ſchreckverzerrten Geſichtern ſtarrten die Banditen der Puppe nach. Dann — ein Pfiff — und die Schauerkomödie hatte ihr Ende erreicht.

In wieviel tauſend Städten und Dörfern der Alten und der Neuen Welt mag ſie inzwiſchen auf der grellbeleuchteten Leinwand der „Kientöppe“ ihre Wiederauferſtehung gefeiert haben? Wieviel Millionen Menſchen mögen mit dieſer blutrünſtigen Senſation eines altmodiſchen Hintertreppenromans im Lauf der nächſten Jahre bekannt gemacht werden!

Gefährlicher, viel gefährlicher als es der erbärmlichſte Schundroman ſein kann, iſt dieſe allerneuſte Brunnenvergiftung. Schauerſzenen, Unglücksfälle, barbariſche Quälereien, nervenerregende Verfolgungen, Verbrechen werden auf ähnliche Weiſe wie der Jungfernraub bei Roquebrune von koſtümierten Darſtellern „geſtellt“. Das urteilsloſe Volk aber, beſonders die Jugend, hält die geſtellten Szenen für wahre Begebenheiten und nimmt mit allen Sinnen teil. Auf die niedrigſten Inſtinkte ſpekulieren die Veranſtalter dieſer kinematograpiſchen Aufnahmen.

Unlängſt veröffentlichte ein Schweizer Schriftſteller, Herr Fritz Müller in Zürich, das Programm einer ſolchen kinematographiſchen Vorſtellung.

„Der läſtige Floh“ bildet die erſte Nummer. Dann kommt eine aufregende Verfolgungsſzene. Nächſtes Bild: eine Katze wird zwiſchen zwei Walzen zu Mus zerquetſcht; eine andere wird verbrannt. Dann, noch gemeiner, weil unter dem Titel „Geld regiert die Welt“, zwei Szenen: Eine arme Frau wird beim Stehlen ertappt. Püffe, rohe Behandlung. Erhabener Zorn des Richters. Mit Fußtritten ins Gefängnis. Eine „Gnädige“ ſtiehlt im Warenhaus. Aber Madame kommt frei, denn der Gatte beſticht den Polizeibeamten mit einem Kaſſenſchein. Das iſt keine Kunſt mehr, ſagt F. Müller, das iſt glatte Volksvergiftung mit fauſtdicken, unverſchämten Lügen! — Klick, ein ander Bild: „Die Galeerenſträflinge“. Zuerſt die üblichen Roheiten. Ketten und Kugeln werden an die Füße der Sträflinge angeſchmiedet. Der Hammer ſauſt ſcheinbar daneben. Man glaubt das Heulen der Qual zu vernehmen. Die Bruſt wird entblößt. Ein glühendes Eiſen brennt das Sträflingszeichen ein. Der Menſch windet ſich vor Schmerz. Auch die Rohlinge unter den Zuſchauern verſtummen bei dieſer Koſt mit ihren Beifallsäußerungen. „Die Züchtigung!“ kündet der Ausrufer verheißungsvoll an. Man peitſcht den bloßen Körper des Sträflings. Blutige Striemen, unmenſchliche Verzerrung der Glieder — pfui Teufel, ich kann's nicht mehr länger ſehen! Ich weiß nicht, was ſtärker iſt in mir, das Gefühl des Ekels oder das der Entrüſtung über die grenzenloſe Gemeinheit der „Schöpfer“ dieſer Bilder. Man bewahre doch das Volk vor dieſer Schlächterei, dieſen Blödſinnigkeiten und dieſen Lüſternheiten an Stätten, wo es von der ſtraffen Arbeit Erholung ſucht und finden ſollte! —

Entſchloſſenes Vorgehen gegen die „Kientöppe“ zeigt eine dankenswerte Verfügung, die ſoeben die Schuldeputation zu Spandau im Einverſtändnis mit der Königlichen Kreisſchulinſpektion erlaſſen hat. Es wird darin der Beſuch der Kinematographentheater den ſchulpflichtigen Kindern, die ſich nicht in Begleitung von erwachſenen Angehörigen befinden, unterſagt. Zuwiderhandlungen gegen dieſes Verbot ſollen beſtraft werden. Die Verfügung iſt den Schülern aller ſtädtiſchen Schulen bekannt gegeben worden.

Natürlich ſind unſere Behörden ſchon längſt auf dem Poſten. Die kinematographiſchen Vorführungen unterliegen ſelbſtverſtändlich der Zenſur. Im Dachgeſchoß des Königlichen Polizei-Präſidiums zu Berlin befindet ſich ſogar ein richtiges Theater, in dem alle Films vor ihrer öffentlichen Verwendung dem Zenſor vorgeführt werden müſſen. Schamloſe, die gute Sitte gröblich verletzende Darſtellungen können auf dieſe Weiſe wenigſtens zurückgehalten werden. Aber was nur den Geſchmack, das Gefühl verletzt, das zurückzuhalten beſitzt die Polizei keine Machtmittel.

Verhältnismäßig am harmloſeſten ſind noch die engliſchen und amerikaniſchen Excentric-Serien. Da in England und Amerika das weibliche Urteil bei öffentlichen Schauſtellungen jeder Art maßgebend iſt (was eine einfache Frau dort ‚shocking‘ findet, iſt gerichtet), ſo gibt es wenigſtens keine gemeinen Lüſternheiten wie bei den deutſchen, franzöſiſchen und ungariſchen Aufnahmen. In den Excentric-Serien wird geboxt, geohrfeigt, gehauen — es iſt vergröbertes Kaſperltheater, und das mag hingehen. Aber unglaubliche Verirrungen geben die „Mitteilungen des Vereins für das Deutſchtum im Ausland“ z. B. von den Aufnahmen der Pariſer Firma Pathé bekannt, die in Berlin eine Niederlaſſung beſitzt und ein Weltmonopol auf dem Gebiet des Kinematographentheaters anſtrebt. Ein Fachblatt, die Berliner „Internationale Film- und Kinematographeninduſtrie“, hat ein geradezu erdrückendes Beweismaterial dafür zuſammengetragen, daß die Firma Pathé durch ihre Films eine ſyſtematiſche Deutſchenhetze betreibt. Danach liefert dieſe Firma in alle außerdeutſchen Länder Films, die durch Darſtellung freierfundener Brutalitäten, ja Beſtialitäten deutſcher Soldaten aus dem Kriege von 1870/71 die Zuſchauer gegen Deutſchland verhetzen. Solche Vorführungen wurden gemeldet aus Antwerpen, wo die deutſche Wochenzeitung für die Niederlande und Belgien bitteren Proteſt erhob und (wohl vergeblich) das Eingreifen der Behörden forderte, aus Neapel, aus Smyrna, aus Odeſſa, aus Kairo, aus Rom, Petersburg und Konſtantinopel, wo die Darbietungen einen ſo ekelhaft gehäſſigen Charakter trugen, daß ſich die dortige franzöſiſche Kolonie ſelbſt die weitere Vorführung verbat!

Wie ſyſtematiſch die Verhetzung betrieben wird, zeigt unter anderem die auch für die internationale polniſche Propaganda bezeichnende Vorführung von freierfundenen Szenen aus dem Wreſchener Schulſtreik.

Man ſoll den Einfluß derartiger Hetzereien auf die politiſchen, kulturellen und wirtſchaftlichen Beziehungen der Völker nicht unterſchätzen. Die deutſchen amtlichen Vertretungen und die deutſchen Kolonien im Ausland haben allen Anlaß, dieſe Dinge zu kontrollieren und durch geeignete Schritte ihnen entgegenzuarbeiten. Der Firma Pathé ſollte vor allem gründlich klar gemacht werden, daß man nicht gleichzeitig in Berlin ſein Geſchäft betreiben, ſeine Haupteinnahmen aus Deutſchland ziehen und außerhalb der deutſchen Grenzpfähle Deutſchenhetze betreiben darf.

Die „Kinemas“ haben ſich die Welt erobert. Wir können die Schuljugend vielleicht noch vor der Seuche ſchützen — wir können die allergemeinſten Darſtellungen durch die Zenſur beſeitigen. Aber aus der Welt ſchaffen laſſen ſich die „Kinemas“ nicht mehr. Wir müſſen auch anerkennen, daß ſie ein vorzügliches Anſchauungsmittel, eines der beſten und anregendſten Lehrmittel ſein könnten! Ebenſo wie im Schlimmen könnten ſie auch im Guten einen ungeheuren Einfluß ausüben bei der Vorliebe der breiten Volksmaſſen und zumal der Jugend für dieſe Vorführungen.

Die Behörden wiſſen das. So ſucht die Berliner Polizei die kinematographiſchen Aufnahmen bei feierlichen Anläſſen, Einweihungen, Paraden, Einzügen uſw. auf jede Weiſe zu unterſtützen. In der Kieler Woche, bei anderen Regatten, bei der Fahrt des Grafen Zeppelin, beim Stapellauf von Schiffen, bei den Vorführungen der Flieger, kurz, bei jeder Gelegenheit, wo eine kinematographiſche Aufnahme zuſtande kommen kann, die dem Publikum anſchauliche Bilder von bedeutungsvollen Momenten vermittelt, ſind die Unternehmer der behördlichen Unterſtützung ſicher. Man denkt und hofft: jedes gute Bild verdrängt ein ſchlechtes.

„Ein großes Volkserziehungsmittel im edelſten Sinne hätte der Kinematograph werden können — und was iſt er geworden?“ So fragt der Züricher Herr. „Noch iſt es nicht zu ſpät. Laßt wahre Künſtler, warmherzige Schulmänner und geſunden Erfindungsgeiſt zuſammen arbeiten: beraten, wie man reine Früchte edleren Intereſſes und der beſten Freude an die Stelle brutaler Sinnesvergewaltigung ſetzen kann. Gutem Willen und klugem Erfindungsgeiſt ſind viele Wege offen. Aber weg mit dieſer Roheit und Gemeinheit!“

Äthiopiſche Kulturſkizzen. Von Arnold Holtz.

In dieſen Tagen, wo die Zeitungen die Kunde vom Tode Meneliks II., des Kaiſers von Abeſſinien, brachten, wendeten ſich die Blicke wieder auf jenes Land im ſchwarzen Erdteil, das uralte Traditionen das Land der Königin von Saba nennen.

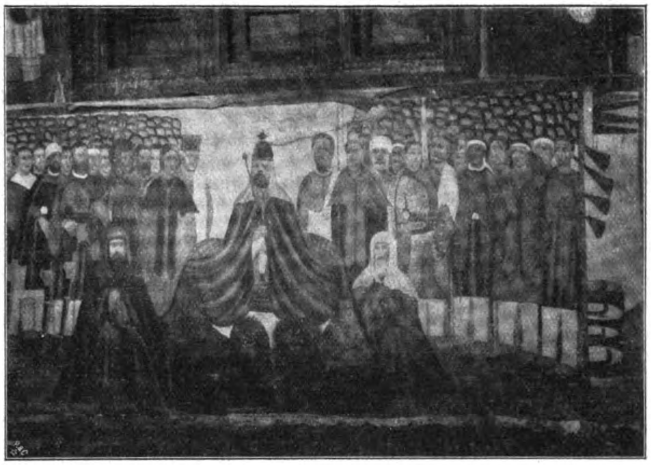
Kaiſer Menelik.

Aus Sitten und Gebräuchen des dunkelfarbigen Volkes, das die Berge von Habeſch bewohnt, leuchtet noch ein Abglanz jener ſalomoniſchen Epoche des Judentums hervor, die der glanzvollſten eine in der Geſchichte der alten Völker war. Aus dem Rhythmus der Pſalmen, die der abeſſiniſche Prieſter ſingt, vor der Bundeslade tanzend, tönt noch heute ergreifend an unſer Ohr das Hoſianna, wie es wohl einſt das jüdiſche Volk dem Meſſias entgegenjauchzte.

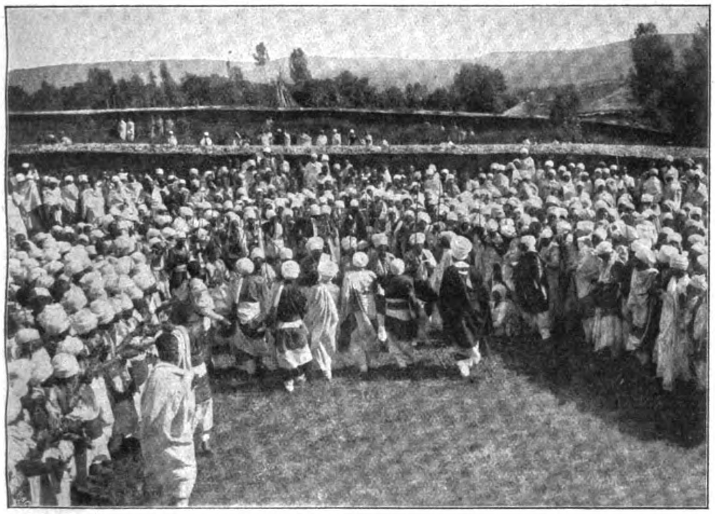
Dieſes Land, das noch ſo viele Überbleibſel aus älteſten Zeiten bewahrt hat, dank ſeiner gewaltigen Berge, die die islamitiſchen Scharen von ihm abhielt, wird in kurzer Zeit der Kultur erſchloſſen ſein und damit verlieren, was ihm von äußeren Gebräuchen von der alten Geſchichte übrig blieb. Die Verteidigung ſeiner heiligſten Güter, der Religion und der Liebe zum Vaterland gegen die immer wieder von neuem anſtürmenden Muhammedaner hat das Volk zur höheren Kultur und zur Ausbildung ſeiner Fähigkeiten nicht kommen laſſen. So fehlt auch faſt jedes Kunſthandwerk, denn die Männer von Habeſch führen nur eine des Schwertes kundige Hand und das einzige was äußerlich — die mönchiſche Literatur ausgenommen — an eine ehemalige Blüte erinnert, iſt die Malerei. Aber auch ſie wird von Jahr zu Jahr mehr verſchwinden und ſtatt der alten naiven Kirchengemälde ſieht man jetzt ſchon die Innenräume der Heiligtümer modern ausgeſtalten.

Die abeſſiniſche Kirche iſt ein kreisrunder Bau, der in ſeinem Innern drei Rundteile zeigt. Der innerſte Raum iſt dem Allerheiligſten vorbehalten, einer ſchmuckloſen Holztruhe, die eine Nachahmung der ſalomoniſchen Bundeslade ſein ſoll. Dieſen Raum betritt natürlich kein profanes Weſen, und ſelbſt von den Prieſtern vermag nur ein im Range Hochſtehender den Schrein der Bundeslade zu öffnen. Der zweite Rundteil, der dieſes Allerheiligſte in ſich einſchließt, iſt ausſchließlich den Prieſtern und Schriftgelehrten reſerviert, während der dritte äußerſte Rundgang dem Volk als Aufenthalt für ſeine Gebetsübungen dient. Hier auch finden die kirchlichen Trauungen ſtatt und wird das Abendmahl gereicht. Herrſcht ſonſt in Abeſſinien eine recht laxe Auffaſſung der Moral, ſo iſt die kirchlich geſchloſſene Ehe nach Darreichung des heiligen Abendmahls ganz unlösbar.

Um die abeſſiniſchen Kirchen herum ſind meiſt Anpflanzungen von Juniperus, Olivenbäumen und Buſchwerk angelegt, die in dem ſubtropiſchen Klima ſchnell emporwuchern und beſonders an kleineren, wenig beſuchten Orten das Heiligtum oft ganz einhüllen. Im Schatten der Kirche werden die Gräber hergerichtet und zwiſchen ihnen und in der grünen Wildnis haben ſich Mönche und Einſiedler ihre ſchmuckloſen kleinen Erdhütten gebaut, darin ſie in Andachtsübungen von der Wohltätigkeit der Menſchen leben. Solch ein abeſſiniſcher Mönch, der meiſt nur in lederne Gewänder gekleidet iſt, iſt ungefähr das Unappetitlichſte, was man ſich denken kann. Seine Behauſung, die nicht beſſer iſt, wie diejenige der Tiere des Waldes, ſeine anſpruchsloſe Ernährung und ſein von der Welt zurückgezogenes Leben, laſſen ihn einem Menſchen oft kaum mehr ähnlich erſcheinen. Auch die Prieſter, die die täglichen Ritualien beſorgen, haben nicht gerade eine beſonders hohe Bildung. Sie beſteht allerdings in der Kenntnis der Gheezſprache, in deren Idiom die Pſalmen geſungen werden, während die Deptera die eigentlichen Schriftgelehrten ſind.



Kaiſer Menelik als summus episcopus, hinter ihm Große des Reiches. Am Thron der Abuka.



Prieſtertanz.

Die letzteren aſſiſtieren auch öfter den kirchlichen Zeremonien, gehören aber ſonſt der Kirche nicht weiter an.

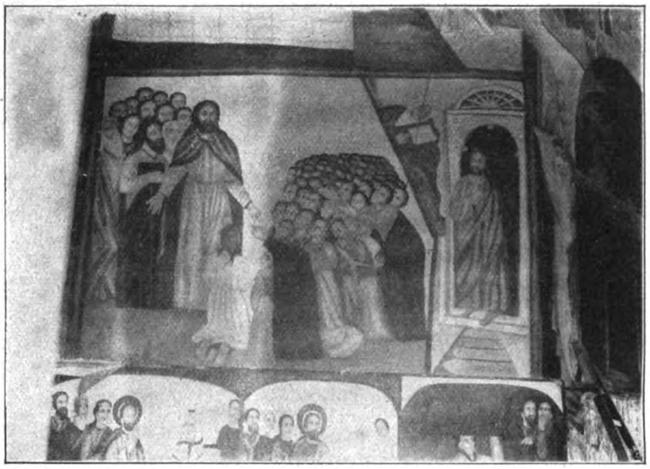
Die gewöhnliche Tracht der bettelnd umherziehenden Prieſter beſteht, wie die aller Abeſſinier, aus der weißen Toga, der ſogenannten Schama, und einem ſchwarzen Überwurf, der Kaba. Nur ein hoher Turban unterſcheidet ſie vom Volk.

Bei ganz beſonderen Feierlichkeiten, deren es übrigens im Jahr recht viele gibt, erſcheinen die Angehörigen der Kirche vor dem Kaiſer und den entſprechenden Diſtriktschefs in bunte Seidengewänder gehüllt und auf dem Kopfe hohe mitraartige Kronen aus Goldblech. Solche Zeremonien finden gewöhnlich auf freiem Felde ſtatt, um die großen Volksmengen zuzulaſſen. Auf mehr als meterhohen, fein ziſelierten, maſſiven ſilbernen Keſſelpauken wird dann der Takt geſchlagen zum Geſang, der die Tänze der in Reihen gegenüber geſtellten Prieſter begleitet. Dieſe erheben während des Auf- und Niederwogens im Tanzſchritte die mit einer ſilbernen Krücke gezierten langen Stäbe, auf die ſie ſich während des Gebetes ſtützen, rhythmiſch über den Häuptern und laſſen zeitweiſe in den Geſang und das Paukengetön den ſcharfen Klang der Gebetsraſſel einfallen, die noch ein Überbleibſel des uralten ägyptiſchen Siſtrums darſtellt. Als oberſter Schirmherr der Kirche aſſiſtierte Kaiſer Menelik häufig ſolchen religiöſen Feierlichkeiten, und bei denjenigen, die zur Erinnerung an abeſſiniſche Siege, wie beiſpielsweiſe den Sieg bei Adua, abgehalten werden, ſchritt er mit ſeinen höchſten Würdenträgern, das Gewehr über der Schulter, ſelbſt dreimal um das Allerheiligſte. So primitiv wie die muſikaliſche Begleitung ſolcher Kirchenfeſte uns erſcheint, ſo naiv wie das Tanzen der Prieſter, das eine Reminiſzenz an den Tanz des Königs David vor der Bundeslade bildet, ſo überzeugend wirkt doch der Geſang und die Inbrunſt, mit der ſich die Prieſter und die den Geſang mit Händeklatſchen begleitenden Laien der Zeremonie hingeben. Ich muß ſagen, daß auch für uns Europäer der Eindruck einer tiefen Weihe zurückbleibt.

Die Malerei in Abeſſinien beſchränkt ſich, wie ich ſchon eingangs erwähnte, faſt ganz auf die religiöſe Darſtellung. Der Stil der abeſſiniſchen Kirchenmalerei gehört ausgeſprochen der byzantiniſchen Schule an. Hier und da ſind

Oſterfeſt in Abeſſinien. Würdenträger mit Geſinde, geſchmückt mit der Oſterbinſe.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

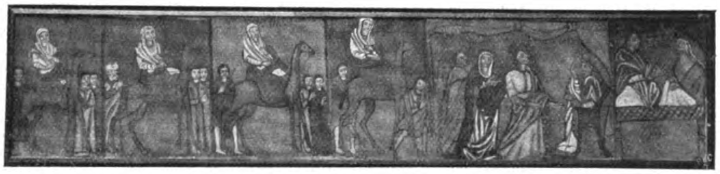


⌘ Chriſtus und die Kindlein. Fresko in St. Raguel in Antotto. ⌘

Anklänge an ägyptiſche Malerei zu bemerken. Die Farben ſind grell und leuchtend, die Figuren ohne Plaſtik, und an Perſpektive mangelt es den Bildern durchaus. Die Darſtellung betrifft meiſtens das Leben der Heiligen und ihre Martern. Die größte Verehrung wird der Jungfrau Maria gezollt. Der niedrige Bildungsgrad der Prieſter läßt es öfter zu, daß Bilder profanen Inhalts in der Kirche aufgehängt werden und neben den alten, originellen abeſſiniſchen Fresken Verehrung genießen. So fand ich einmal in der Kirche des heiligen Raguel in der alten Reſidenz Antotto ein Bild, das Perſeus und die an den Felſen geſchmiedete Andromeda darſtellt.

Daß die Figur des Kaiſers in der Kirchenmalerei nicht ſelten eine große Rolle ſpielt, iſt erklärlich, da er der oberſte Schirmherr derſelben iſt. An der Spitze der Kirche ſteht allerdings der Abuna, der oberſte Biſchof der Abeſſinier, der bisher von der koptiſchen Kirche in Alexandrien als Kirchenoberhaupt entlehnt wurde und neben ſeiner geiſtlichen eine ganz bedeutende weltliche Macht beſaß. Menelik hat es verſtanden, trotz ſeiner bigotten Gemahlin, die Macht des Abuna auf kirchliche Dinge zu beſchränken, und es ſind Anzeichen dafür vorhanden, daß in Zukunft die Abeſſinier ſich das Oberhaupt ihrer Kirche aus ihren eigenen Landsleuten wählen werden.

Die profane Malerei, ſo ſelten ſie ausgeübt wird, hat natürlich das religiöſe Bild und deſſen Technik zum Vorbild genommen, und hier ſind es vorzugsweiſe Stoffe, die Bezug nehmen auf die kriegeriſche Geſchichte des Volkes. In neueſter Zeit hat die Schlacht bei Adua, die dem Ruhmeskranze Meneliks ſo viele neue Lorbeeren hinzufügte, meiſt den Stoff dazu geboten. Aber auch Bilder aus der älteren Geſchichte, wie beiſpielsweiſe die Schlacht bei Galabat, in der Kaiſer Johannes gegen den Mahdi Krone und Leben verlor, ſind noch zu finden. Die Tradition führt die Dynaſtie Meneliks zurück auf die Königin von Saba, aus deren Ehe mit Salomo der erſte Herrſcher Äthiopiens, Menelik I., entſproſſen ſein ſoll. Auch dieſe Sage findet ſich noch öfter im Bilde dargeſtellt.



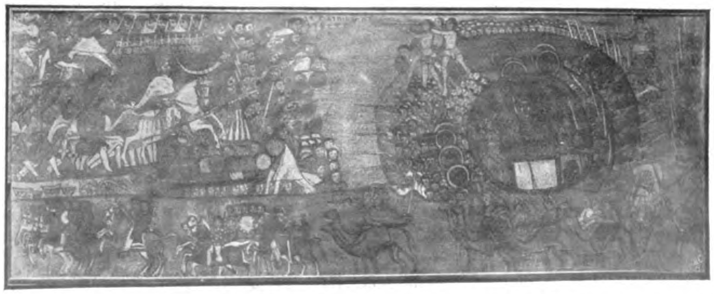
Abeſſiniſches Gemälde: Die Königin von Saba auf ihrem Zuge nach Jeruſalem zu Salomo. Original im Muſeum zu Stuttgart.

Große kirchliche Feierlichkeiten werden veranſtaltet am Feſt Johannes des Täufers, zu Weihnachten und zu Oſtern, an denen der Kaiſer und der Hof aſſiſtieren. Am Oſterfeſte werden an Stelle der Palmen, die vor dem Meſſias ausgebreitet wurden, vom Abuna grüne Binſen ausgeteilt, und zwar die erſte dem Kaiſer. Jeder Große des Reiches verteilt dann eigenhändig an ſein vielhundertköpfiges Gefolge die Oſterbinſen, die nach altgriechiſcher Art um das Haupt gewunden werden.

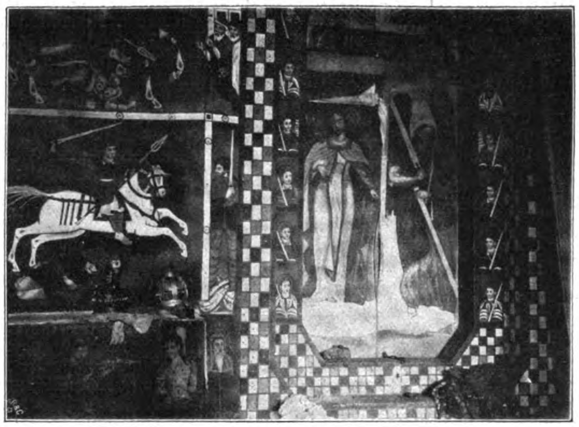
Bei Trauerfeierlichkeiten der Großen ſpielt natürlich auch die Kirche eine Hauptrolle, und ich konnte Zeuge ſein der pompöſen Leichenfeierlichkeit für den Ras Makonen, der vor einigen Jahren verſtorben iſt.

Auf meiner letzten Reiſe nach Abeſſinien hatte ich Gelegenheit den Ras Makonen auf ſeiner Bergfeſte Kulubi noch einmal zu ſehen und zu ſprechen, obgleich er ſchon ein todkranker Mann war. Da konnte ich ſo recht erkennen, wie in dieſem gefürchteten Kriegshelden, der die unbotmäßigen Galla- und Somaliſtämme und das wilde Volk der Danakil dem Zepter Meneliks untertan gemacht hatte, eine feingeſinnte Seele wohnte. Wie ein Schauer überlief es ihn, als er in ſeinen Worten der Diplomatie der Höfe gedachte und müde und faſt tonlos kam über ſeine Lippen die Reſignation darüber, daß es ihm nicht vergönnt geweſen ſei, als ſtiller Mönch an heiliger Stätte in Jeruſalem ſein Leben beſchließen zu können. Mit dem Ras Makonen ging uns Deutſchen ein guter Freund dahin, der mir nicht nur in Worten, ſondern auch durch Taten bewieſen hat, daß er unſerer Sache ſtets ein Gönner war.

Es iſt bewundernswert wie die abeſſiniſche Regierung es verſtanden hat, den Tod dieſes mächtigen Ras ſo lange geheim zu halten, bis durch ſtille Anſammlung von Truppenmaſſen jede Gefahr eines Aufſtandes unterbunden war. Wenige Tage nach meinem Beſuch verſchied der Ras Makonen, und als ich nach vierwöchiger Karawanenreiſe in der Hauptſtadt eintraf, war ſein Tod noch nicht angezeigt. Dann aber meldeten die dumpfen Kanonenſchüſſe vom Kaiſerpalaſte eines Tages, daß das Land und die kaiſerliche Familie ein beſonderes Ereignis erſchüttere, und ein dumpfes Brauſen, wie das des brandenden Meeres, verkündete die Trauerkundgebung einer in und um den Palaſt des Kaiſers angeſammelten gewaltigen Volksmenge. Das ganze Heer des Ras Makonen, alle waffenfähigen Mannſchaften des Kaiſers, die Prieſter, Sklaven und Sklavinnen, ja der ganze Hausrat des Verſtorbenen und ſeine Pferde und Maultiere waren zur kaiſerlichen Reſidenz hin-



Abeſſiniſches Gemälde: Kaiſer Johannes in der Schlacht bei Galabat. Original im Muſeum zu Stuttgart.



Kirchentür.

aufgezogen. Auf einem freien Platze vor dem Schloſſe ſaß auf zeltüberdachtem Throne der Kaiſer und trauerte mit ſeinem Volke um den Verblichenen. Drei Tage dauerte die Feierlichkeit, und vom Morgen bis zum Abend zog an dem Kaiſer die tauſendköpfige Schar der ſchwarzen Landeskinder aus der Provinz des toten Ras vorüber. Kaum gönnte ſich der Kaiſer Zeit, Nahrung zu ſich zu nehmen, und in das vieltauſendſtimmige Geſchrei des Volkes, die kreiſchenden Ausrufe, die ihre Brüſte zerfleiſchenden Klageweiber und Sklavinnen, in das dumpfe Toſen der Pauken und den monotonen Geſang der Prieſter, die das Bild des Verſtorbenen wie ein Heiligtum herumführten, miſchten ſich von Zeit zu Zeit laute Wehklagen des alten Kaiſers, der ſeinen treueſten Freund verloren hatte.

Drei Monate aber ging der Hofſtaat und das ganze Volk in unſauberen, ungewaſchenen Gewändern, um (entſprechend dem Trauern in Sack und Aſche der alten Juden) den Verſtorbenen zu beweinen. — Alle dieſe alten Ritualien, die die abeſſiniſche Kirche dem Judentum entnommen hat, werden über kurz oder lang verſchwinden, denn beide mächtige Kirchen, die römiſche und die griechiſch-orthodoxe, arbeiten ſchon tüchtig, um die abeſſiniſchen Chriſten an ſich heranzuziehen.

Aus der deutſchen Induſtrie der Gegenwart: Die Loewe-Gruppe.

Dorotheenſtraße 43/45 in Berlin, hart beim Reichstagsgebäude, iſt das Hauptquartier der Loewe-Gruppe: Ein ſtattlicher Bau, vielleicht das älteſte der modernen großzügigen Geſchäftshäuſer der Reichshauptſtadt. Da haben wir auch gleich die Grundzüge der Gruppe vor uns: Maſchinen, Waffen und Munition, Pulver und Elektrizität.

Die Wurzel der ganzen Loewe-Gruppe war die Ludwig Loewe & Co.-Geſellſchaft. Zweck der im Jahre 1870 gegründeten Geſellſchaft war die Herſtellung von Nähmaſchinen und die Einführung der amerikaniſchen Maſſenfabrikation mit automatiſchen Präziſionsmaſchinen in Deutſchland. In der Maſſenfabrikation trat bald eine Erweiterung ein. Nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege ging unſere Heeresverwaltung mit großer Energie daran, das Heer mit weſentlich leiſtungsfähigeren Schußwaffen auszurüſten. Die königlichen Gewehrfabriken konnten aber nicht alles ſchaffen, und ſo zog man auch die private Induſtrie heran. So kam es, daß die Loeweſche Fabrik größere Lieferungen von Teilen für das Infanteriegewehr und die Jägerbüchſe M 71 erhielt.

Daneben fabrizierte die Geſellſchaft Werkzeugmaſchinen und Werkzeuge. Auf dieſem Gebiete hatte ſich die Geſellſchaft eine hohe Aufgabe geſtellt. Sie wollte nur die allerfeinſte Präziſionsarbeit liefern, deren Herſtellungspreiſe natürlich entſprechend hoch waren. Aber ſie war damit reichlich ein Jahrzehnt zu früh gekommen. Unſere Induſtrie war ja noch ſelbſt ſehr jung, kapitalarm und unerzogen. Die ſchwere Kriſis hatte auf Reellität und Qualität der Ware noch verderblicher gewirkt. Damals wurde über die deutſche Induſtrie das Wort „billig und ſchlecht“ geprägt. Die Loewe-Geſellſchaft mußte alſo überhaupt erſt das Verſtändnis für Qualitätsmaſchinen und Werkzeuge wecken. Sie mußte ſich für ihre Produkte erſt einen Abnehmerkreis heranbilden. Dadurch hat ſie einen erzieheriſchen Einfluß auf unſere Induſtrie ausgeübt, und das iſt wohl ihr größter Ruhm. Als Ludwig Loewe die Augen ſchloß, 1886, war der Ruf ſeiner Geſellſchaft feſt begründet.

Ihm folgte in der Leitung des Unternehmens ſein Bruder J. Loewe, der noch heute lebende Chef, zum Dr. ing. h. c. von der Techniſchen Hochſchule in Charlottenburg ernannt wegen ſeiner Verdienſte um die deutſche Induſtrie. Eine übermittelgroße Erſcheinung; im 62. Lebensjahre, aber eher einem Fünfziger gleichend; geiſtig friſch und beweglich wie vor dreißig Jahren. Ein Mann von weltumſpannenden Beziehungen, ein ſcharfer Menſchenkenner. Er gibt ſich ohne alle Prätenſionen ſchlicht natürlich und iſt doch vielleicht einer der einflußreichſten Leute Deutſchlands, ja Europas, der ſich auch der Gunſt des Kaiſers und des Kronprinzen erfreut. Man kennt ſeinen Einfluß; viele nehmen ihn in Anſpruch, aber er ſelbſt liebt nicht, von ſich reden zu machen; er hält ſich gern zurück. J. Loewe debütierte ſogleich als Finanzmann und induſtrieller Organiſator. Die Veranlaſſung dazu bot ein türkiſcher Auftrag auf 700000 und ein deutſcher Auftrag auf 425000 Gewehre. Die türkiſche Beſtellung war zuſammen mit der Waffenfabrik Mauſer auszuführen. Kurz entſchloſſen, kaufte J. Loewe die zwei Millionen Aktien der Mauſer-Geſellſchaft auf. Mit dem türkiſchen Auftrage war aber auch eine größere Munitions-Order verbunden, die an die Deutſche Metallpatronen-Fabrik von Lovenz in Karlsruhe ging. Auch die großen Erfindungen, die in damaliger Zeit auf dem Gebiete der Waffentechnik gemacht worden waren, befeſtigten die Loewe-Geſellſchaft in der Überzeugung, daß die ganz außerordentlich erhöhten Anſprüche nur zu erfüllen ſein würden, wenn die einzelnen Elemente, Gewehr, Pulver und Patronen, aufs engſte miteinander gingen und wenn auf dieſe Weiſe ein beſtändiger Austauſch der Erfahrungen auf den einzelnen Gebieten erfolge. Zur Erreichung dieſes Zieles ſchlug J. Loewe den praktiſchſten Weg ein. Zugleich machte er damit einen mächtigen Schritt vorwärts. Die Loewe-Geſellſchaft tat ſich im Jahre 1888 mit den beiden größten deutſchen Pulverfabriken, Rottweil-Hamburg und Ver. Rheiniſch-Weſtfäliſche Pulverfabriken, zuſammen. Beide Gruppen erwarben die Deutſche Metallpatronenfabrik in Karlsruhe, welche ſchon damals einen Weltruf genoß, und führten ſie in die Form einer Aktiengeſellſchaft über.

Dieſe Zuſammenſchweißung von Intereſſen führte der Maſchinen- und Werkzeug-Fabrikation der Loewe-Geſellſchaft aber auch neue kauf- und konſumkräftige Abnehmer zu. Im Jahre 1890 hatte die Produktion der Loewe-Geſellſchaft bereits den erſten Rekord erreicht. Die Arbeiterzahl war auf 5000 geſtiegen, und die tägliche Leiſtungsfähigkeit der Waffenabteilung ſollte bereits auf 2000 Gewehre gebracht werden.

Die Erwerbung und Gründung der Metallpatronenfabrik Lorenz war nur ein Glied in der Kette von Geſchäften, die die großen Pulverfabriken Rottweil-Hamburg und Ver. Rheiniſch-Weſtfäliſche Pulverfabriken in den achtziger Jahren gemeinſam ausführten. Durch die gemeinſame Arbeit im In- und Auslande wurden die beiden Gruppen immer enger aneinander geknüpft. Im Jahre 1890 zogen die Verwaltungen die natürliche Folge des bisherigen Zuſammenarbeitens. Beide Geſellſchaften wurden völlig miteinander verſchmolzen in der Geſellſchaft Ver. Köln-Rottweiler Pulverfabriken.

Bald dehnte ſich die Gruppe weiter aus. Die Pulvergruppe trat jetzt auch in ein engeres Verhältnis zu der ſogenannten Sprengſtoff-Gruppe. Dazu aber ſind einige erläuternde Worte nötig.

Die Erfindung der Sprengſtoffe verdanken wir in erſter Linie deutſchen Chemikern. Aber erſt der ſchwediſche Ingenieur Alfred Nobel verſtand es, eine Sprengſtoff-Induſtrie im großen zu ſchaffen. Die Bedeutung dieſer Induſtrie kann man gar nicht überſchätzen. Erſt das Dynamit hat die große Entwicklung des Bergbaues und die Tunnelbauten ermöglicht. Alfred Nobel war im Jahre 1865 nach Hamburg gekommen und hatte dort nach vielen Verſuchen eine große Dynamitfabrik gegründet. Sein Unternehmen wurde 1876 in die Dynamit-A.-G. vormals Alfred Nobel eingebracht, die bald ihre Arme über die ganze Welt ausdehnte und auch in enge Beziehungen zu den deutſchen Konkurrenzunternehmungen trat. Denn die Erfindungen von Sprengſtoffen und die Gründung von Konkurrenzfabriken hatte ſich raſch gehäuft, nachdem Nobel die Wege gewieſen hatte. Die Nobel-Gruppe allerdings marſchierte, dank ihrer techniſchen, kaufmänniſchen und organiſatoriſchen Überlegenheit, an der Spitze dieſer Induſtrie und verſtand es auch, dieſe Stellung zu behaupten. Die ſcharfe internationale Konkurrenz führte dann aber doch im Jahre 1886 zu einer gewaltigen Zuſammenfaſſung der Intereſſen.

In dieſem Jahre kamen die führenden Perſönlichkeiten der deutſchen und engliſchen Sprengſtoff-Induſtrie in London zuſammen und gründeten die Nobel Dynamit-Truſt Co., das Vorbild der ſpäteren Truſtgründungen in der ganzen Welt. Die Nobel Dynamit-Truſt Co. erwarb die Aktien einer ganzen Anzahl deutſcher und engliſcher Geſellſchaften der Sprengſtoff-Induſtrie. Man wollte durch dieſe Zuſammenfaſſung der Intereſſenten Gewinne und Verluſte über die geſamte Gruppe verteilen.

Große techniſche Umwälzungen halfen dann, die Zuſammenballung der Intereſſen noch weiter zu fördern. Gegen Ende der achtziger Jahre hatte nämlich das ſeinerzeit epochemachende braune, prismatiſche Pulver ſeine Rolle ausgeſpielt. Ein neuer großer techniſcher Fortſchritt bahnte ſich an: das rauchloſe oder rauchſchwache Pulver kam auf. An den verſchiedenſten Stellen arbeitete man an der Löſung dieſes wichtigen Problems. Sowohl die deutſche Pulvergruppe wie die Sprengſtoffgruppe verwendeten große Summen darauf. Ein ſchwerer Konkurrenzkampf ſchien bevorzuſtehen. Dieſem Kampfe wurde aber dadurch vorgebeugt, daß im Sommer 1889 zwiſchen der Pulvergruppe und der Sprengſtoffgruppe ein Kartellvertrag abgeſchloſſen wurde. Beide Gruppen warfen danach ihre Geſchäftsgewinne zuſammen, um ſie nach einem vereinbarten Schlüſſel untereinander aufzuteilen. Zu dieſen weltumſpannenden Gruppen gehörte auch die Loewe-Geſellſchaft; und gerade dieſe eben ſkizzierten großartigen Organiſationsarbeiten waren dem techniſchen Zuſammenarbeiten von Maſchine, Gewehr und Munition im höchſten Grade förderlich.

Inzwiſchen hatte die Loewe-Geſellſchaft ihr Augenmerk auch auf die modernſte aller Friedensinduſtrien, auf die Elektrizitätsinduſtrie, geworfen. Wieder war raſches Handeln geboten. Sie vereinigte ſich mit der größten amerikaniſchen Elektrizitätsgeſellſchaft, Thomſon Houſton, um ſich deren Erfahrungen und Kenntniſſe in der Branche ſofort zu ſichern. Mit der Thomſon Houſton, Dr. Wiegand, dem ſpäteren Generaldirektor des Norddeutſchen Lloyd, und der Firma Thyſſen & Co. gründete die Loewe-Geſellſchaft im Jahre 1892 die Union-Elektrizitäts-Geſellſchaft. Die U.-E.-G. verpflichtete ſich, der Loewe-Geſellſchaft auf fünfundzwanzig Jahre die Herſtellung und Lieferung ihres geſamten Bedarfs an elektriſchen Maſchinen und Apparaten zu übertragen. Damit war die Loewe-Geſellſchaft alſo, abgeſehen von der Maſchinenfabrikation, an der Waffen- und Munitions- ſowie an der Elektrizitäts-Induſtrie beteiligt, und aus dieſen Quellen floſſen ihr für die eigene Fabrikation von Maſchinen und Werkzeugen ſteigende Aufträge zu.

Die U.-E.-G. entwickelte ſich gleich von Anfang an mit überraſchender Schnelligkeit.

Die Erweiterung der Gruppe erforderte aber auch große Mittel und neue Finanzierungsmethoden. Die Mittel fand der Leiter ohne Mühe. So wurde im Jahre 1894 unter Beteiligung erſter Banken und Bankhäuſer die Geſellſchaft für elektriſche Unternehmungen errichtet. Das war die Geburtsſtunde der eigentlichen Loewe-Gruppe in der Hochfinanz. Die neue Geſellſchaft ſollte die elektriſchen Unternehmungen finanzieren, die Mittel dafür aufbringen; die U.-E.-G. ſollte die Unternehmerin ſein und die Loewe-Geſellſchaft die techniſche Ausführung beſorgen.

Immer mächtiger ſtieg die Gruppe empor. Aber der große Umfang der Geſchäfte machte eine Trennung notwendig. Daraus erwuchs eine neue impoſante Gründung: die Errichtung der Deutſchen Waffen- und Munitions-Fabriken. Die Loewe-Geſellſchaft warf nämlich im Jahre 1896 zuſammen mit Köln-Rottweil alle ihre Intereſſen an Waffenfabriken und Waffenfabrikation mit der Deutſchen Metallpatronenfabrik zuſammen und nannte die neue Geſellſchaft: Deutſche Waffen- und Munitionsfabriken. Als dieſe Abtrennung der Waffenabteilung erfolgte, konnte die Loewe-Geſellſchaft mit Genugtuung feſtſtellen, daß ſie in ihren Fabriken zu Berlin und Oberndorf zuſammen etwa zwei Millionen Gewehre fabriziert hatte; ein Dutzend Staatsregierungen gehörte zu den ſtändigen Auftraggebern der Gruppe.

Nach Abtrennung der Waffenabteilung faßte J. Loewe mit energiſchem Griffe eine völlige Neugeſtaltung der Anlagen für den Maſchinen- und Werkzeugbau ins Auge. Insbeſondere wurde das Anwendungsgebiet der Präziſionsmaſchinen erweitert. Man baute geeignete Maſchinen für Fahrradfabriken und half dieſe Etabliſſements zur Verwendung ſolcher Maſchinen erziehen. Man gründete eine neue Geſellſchaft, die Typograph, die ebenfalls eine Spezialität betreibt, nämlich die Fabrikation von Setz- und Zeilengießmaſchinen.

Die Elektrizitätsinduſtrie hatte ſchon in der kurzen Zeit ihres Beſtehens einen Umfang angenommen, den man bei der U.-E.-G. nicht vorausſehen konnte. Daher wurde im Jahre 1898 beſchloſſen, auch die U.-E.-G. ſelbſtändig zu machen und ihr insbeſondere die elektrotechniſche Abteilung der Loewe-Geſellſchaft zu übertragen.

Wir haben alſo geſehen, wie nacheinander drei große Geſellſchaften gegründet wurden: Köln-Rottweil, Deutſche Waffen und U.-E.-G., die nun allein ihren Weg fortſetzten. Köln-Rottweil und Deutſche Waffen gehören noch heute zu unſeren finanziell und techniſch höchſtſtehenden Unternehmungen, die ein wahres Weltgeſchäft betreiben und viel Geld ins Land bringen. Die U.-E.-G. hat eine ſo raſche Entwicklung genommen, wie man es in unſeren Tagen zum zweiten Male nicht mehr geſehen hat. In der Elektrifizierung von Straßenbahnen hatte ſie raſch ein internationales Geſchäft. Der Bau elektriſcher Kräne ſowie von Maſchinen für den Bergbau und Hüttenbetrieb wurden ſchnell zu Spezialitäten der Geſellſchaft. Die U.-E.-G. baute die erſte elektriſche Überlandzentrale und hat den Grundſtock zur Deutſch-Überſeeiſchen Elektrizitäts-Geſellſchaft, dem größten überſeeiſchen Elektrizitätsunternehmen Deutſchlands, gelegt. Die U.-E.-G. hat ferner als erſte Braunkohle und Elektrizität zuſammengekoppelt. Sie war die erſte, die die Verwendung der Hochofengaſe zur Erzeugung elektriſchen Antriebs, das Großgasmaſchinen-Problem, die Einführung elektriſcher Schnellbahnen und den elektriſchen Antrieb für Hauptſchachtfördermaſchinen und Walzwerke mit kühner Hand anpackte.

Anfang 1900 hatte die Loewe-Geſellſchaft ihren Höhepunkt erreicht; ihre offenen Reſerven allein waren ſo hoch wie das Aktienkapital. Mit dem Frühjahre 1900 ſetzte in der allgemeinen Konjunktur ein ſcharfer Umſchwung ein; auf die Periode des ſtarken Aufſtieges folgten Jahre des Niederganges. Die Loewe-Geſellſchaft freilich konnte auch in dem ſchlechteſten Jahr immer noch 10 Prozent Dividende ausſchütten. Die Beteiligung an guten Tochtergeſellſchaften erwies ſich als ein Segen; denn die Ausfälle bei der Maſchinenfabrikation wurden durch die Erträgniſſe der Effekten ausgeglichen. Nur die U.-E.-G. wurde von dem allgemeinen ſchweren Niedergange der Elektrizitätsinduſtrie mitgeriſſen. Raſch entſchloſſen gab Loewe ſie an die A. E.-G. ab, die dadurch einen beachtenswerten Zuwachs an techniſcher Leiſtungsfähigkeit und Geſchäften bekam.

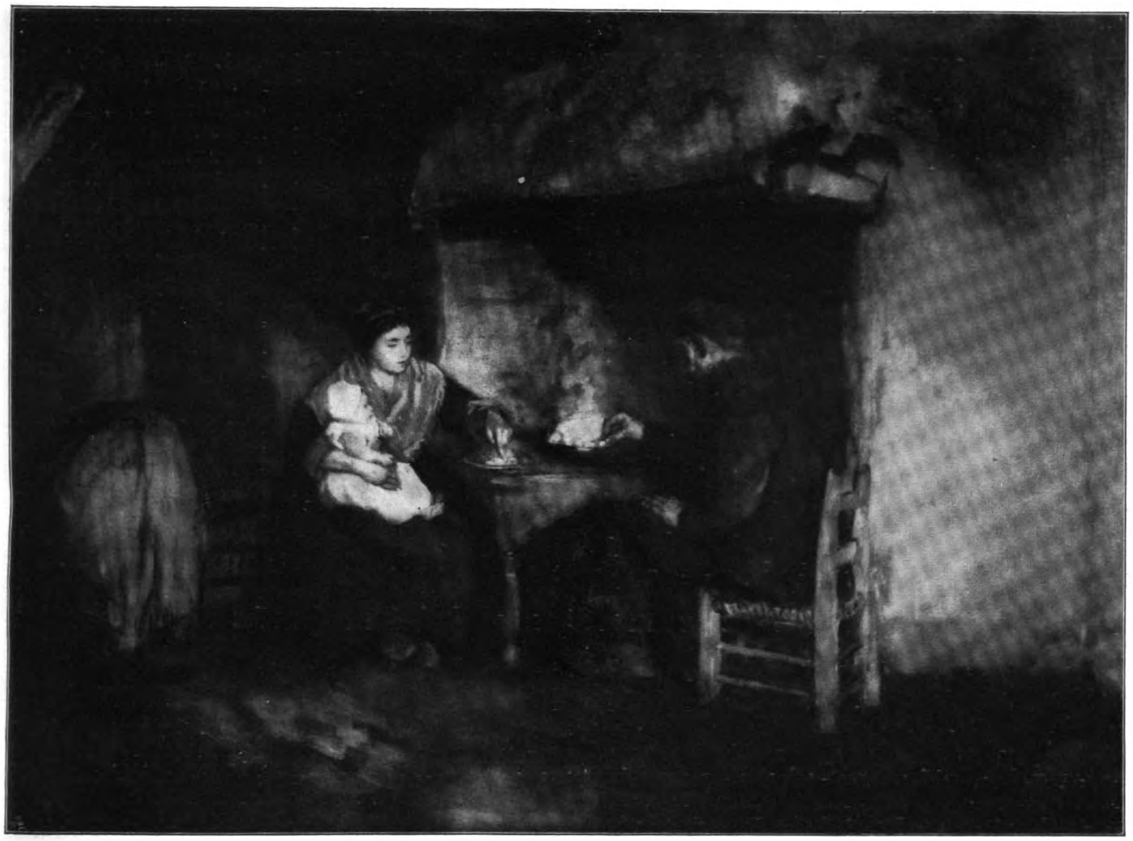
Die Jahre nach der völligen Abtrennung der U.-E.-G. ſind für die Loewe-Geſellſchaft ſtill dahingegangen. Sie hat ſich dank ihrer guten Fundierung raſch wieder erholt und gilt nach wie vor als eine unſerer gediegenſten Induſtrieunternehmungen. Sie ſchenkte jetzt wieder ihre ganze Kraft dem Maſchinen- und Werkzeugbau; alte Spezialitäten wurden vorwärts gebracht und neue aufgenommen. Einzelne davon erwieſen ſich als beſonders gute Griffe, ſo die Errichtung der Knorr-Bremſe-Geſellſchaft. Loewe ſelbſt war auch ſonſt raſtlos tätig; er hat Orville Wright entdeckt und den Ankauf ſeiner Patente in Deutſchland vermittelt; er gehört auch zum engeren Freundeskreiſe Zeppelins.

Sehr günſtig hat ſich die Geſellſchaft für elektriſche Unternehmungen entwickelt, die, mit einem Geſamtkapital von etwa 80 Millionen Mark arbeitend, in allen Teilen Deutſchlands und des Auslandes Zentralen und Bahnen gebaut hat und ſo an der internationalen Ausdehnung der Elektrizität arbeitet.

Das iſt in Kürze der Entwicklungsgang der Löwe-Gruppe.

Worin beſteht ihre Bedeutung für Deutſchland?

Die Loewe-Gruppe hat den deutſchen Werkzeugmaſchinen- und Werkzeugbau geſchaffen. Wie Emil Rathenau uns in der Elektrizität, ſo hat uns die Loewe-Geſellſchaft in Präziſionsmaſchinen und Werkzeugen von Amerika unabhängig gemacht. Ohne Präziſionsmaſchinen wäre unſere Induſtrie gar nicht denkbar. Betreten wir z. B. die rieſigen Werkſtätten der Elektrizitätsgeſellſchaften oder ſchreiten wir durch die Räume der Gewehrfabriken, dann können wir am beſten ſehen, wie ganze Induſtriezweige direkt auf den Präziſionsmaſchinen aufgebaut ſind. Zu welcher Vollkommenheit die Maſchine entwickelt werden kann, das lehrt z. B. die Karlsruher Fabrik der Deutſchen Waffen- und Munitionsfabriken. Da kann man wirklich ſagen, die höchſte menſchliche Intelligenz iſt in Eiſen und Stahl übergegangen. Damit kommen wir auf die nächſte große Aufgabe, die die Loewe-Gruppe für Deutſchland gelöſt hat. Was die Firma Krupp in Kanonen iſt, das ſind die Deutſchen Waffen- und Munitionsfabriken in Handfeuerwaffen und in Munition. Vor allem anderen hat ſich die Loewe-Gruppe durch die deutſchen Waffenfabriken auch für Motoren und Motorwagen intereſſiert, wobei ſie freilich ebenfalls ihrer Zeit weit voraus war. Daneben pflegten die deutſchen Waffenfabriken auch hervorragende Friedensartikel, wie Stahlkugeln und Kugellager, in denen ſie ebenfalls die Führung in Deutſchland erlangten und behaupteten. Den Fortſchritten der Waffentechnik folgte die Pulvertechnik, und auf dieſem Gebiete ergänzte ſich die Organiſation der Loewe-Gruppe durch die Verbindung mit der Pulver- und Sprengſtoff-Gruppe. Das Pulver, das man in Karlsruhe zur Füllung der Patronen braucht, wird aus den Fabriken der Pulvergruppe bezogen. Von der Elektrizität iſt ſie zur Gas-Kraftmaſchine gelangt, ebenfalls wieder ihrer Zeit weit voraus. Die großen Erfolge hätte die Loewe-Gruppe aber nicht errungen, wenn ſie nicht die Praxis ſo eng mit der Wiſſenſchaft hätte arbeiten laſſen. Dr. G. Tiſchert.



Einfache Koſt. Nach dem Gemälde von N. Nuihongs.
(Verlag der Münchener Graphiſchen Geſellſchaft Pick & Co.)

Prinzeß Sabine. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda.

(Schluß.)

Die Geſellſchaft war von Tiſch aufgeſtanden. Man hatte ſich die Hände geſchüttelt, Gruppen bildeten ſich. Marka kam am Arme ihres Verlobten, des Leutnants Freiherrn von Zeven, zu Prinzeß Sabine. „Tante, Du mußt ihn nur einmal genau kennen lernen, was für ein famoſer Kerl er iſt.“

Der junge Garde-Ulan verbot ihr den Mund. „Das wirſt Du erſt ſehen, Marka! Wenn wir verheiratet ſind, werde ich vielleicht ganz anders!“

Die Prinzeſſin lächelte. „Marka, ich habe Dir immer gewünſcht, es möchte einer ſein von der Scholle. Und wenn Ihr auch in Potsdam leben werdet: einer, der auf dem Lande groß geworden iſt, vergißt ſeine Heimat nicht.“

Der Dr. jur. und Offizier hielt die Rechte ſeiner Braut mit beiden Händen umſchloſſen. „Die Soldatenzeit wird, denke ich, nicht lange dauern! Ich habe mit dem Studieren zu viel Zeit verloren. Meine Altersgenoſſen ſind alle in der Anciennität um Jahre älter. Ich glaube, Papa wird mir bald das zweite Gut geben. Er kommt mit ſeinem gebrochenen Bein nicht mehr ſo fort.“

Prinzeß Sabine ſtreichelte Markas Wange. „Siehſt Du, Du kleiner Glückspilz, alle Deine Wünſche gehen in Erfüllung.“

Doch die Braut ſah den Mann ihrer Wahl ſelig an. „Ach, ich ginge mit ihm auch in die Stadt, ſogar nach Berlin!“

„Und was haſt Du früher geſagt?“

„Da war ich ein dummes Mädchen!“

Tante und Nichte tauſchten einen Blick. Sie verſtanden einander. Dann ging die Prinzeſſin hinüber zu Frau von Zeven, denn ſie hatte bei dem Diner, das Hans-Karl Zwegg heute zu Ehren der Verlobten in ſeinem Hotel gegeben, die alte Dame noch nicht ſprechen können. Auf dem Sofa ſaß die, weltfremd, mit ihrem ſilbrigen Scheitel, den Amethyſtſchmuck auf dem grauſeidenen Kleide. Die Prinzeſſin ſetzte ſich neben ſie, die zurückte, damit jene rechts den Ehrenplatz bekäme wie daheim, wo ſtreng auf Rangordnung und Sofaecke gehalten ward.

„Gnädige Frau, ich konnte Ihnen noch nicht meine Freude ausſprechen und meinen Glückwunſch dazu.“

„Sie ſind zu gütig, Durchlaucht,“ antwortete die Freifrau und verneigte ſich ſteif wippend.

„Ich habe meine Nichte Marka ſehr gern, und da ich von Ihrem Sohne ſo viel Gutes gehört habe, freue ich mich ſehr für ſie.“

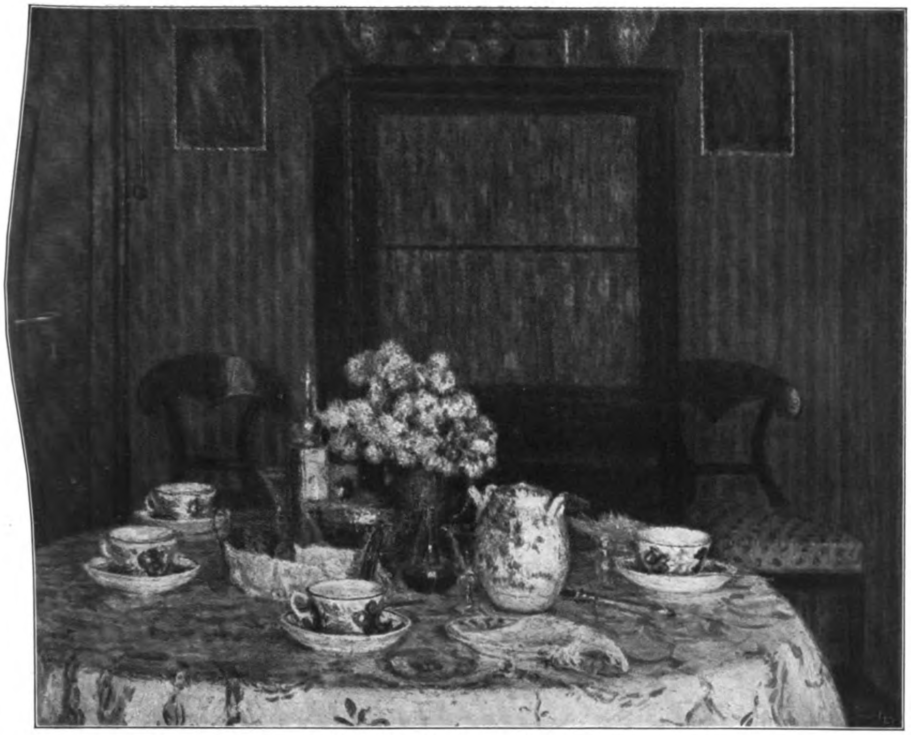
Wieder kam das ſeltſam ſteife Wippen, wobei eine Sprungfeder dumpf klirrte. „Sehr gütig, Durchlaucht.“

„Aber Sie bekommen auch eine gute Tochter ins Haus. Marka iſt ein liebes, braves Ding!“

Die Dame vom Lande blickte ſich nach ihrem Manne um. „Wir ſind ja ſo glücklich! Sie gefällt uns ja auch ſehr gut, und es iſt doch unſer einziger Sohn. Nur etwas wäre vielleicht: ob ſie nicht ein bißchen jung iſt.“

„Marka? Aber wie alt iſt denn er? Doch höchſtens zehn Jahre älter. Das iſt doch gerade recht!“

Ein alter Herr näherte ſich ihnen in weißem Vollbart, auf einen Stock geſtützt ging er. Über dem rundlichen Leib war der ſchwarze Gehrock ſorgfältig geſchloſſen. Im Knopfloch trug er das eiſerne Kreuz. Sein Geſicht war tief gebräunt wie die Hände. Hinkend kam er zum Sofa, wo ſeine Frau ihm ſofort Platz machte. Sie nahm ſeine Finger: Hand in Hand blieb das Paar ſitzen. Die bisher ein wenig verlegene alte Dame begann jetzt mit größter Geſprächigkeit, als hätte ſie nun Sicherheit durch ihren Herrn und Gebieter



Teetiſch. Gemälde von M. A. Stremel.

gewonnen: „Wiſſen Sie, Durchlaucht, wir haben ſehr ſpät geheiratet! Aber wir haben es nie bereut. Nicht wahr, Alter? Da kannte man doch das Leben und wußte in der Wirtſchaft Beſcheid und konnte ordentlich zugreifen. Aber ich will gar nichts gegen die Marka ſagen, ſie iſt ja ein ſo liebes Mädchen, nur hätte unſer Sohn vielleicht noch ein bißchen warten können.“

Die Prinzeſſin wiegte den Kopf hin und her. „Warten, wenn man entſchloſſen iſt und wenn alles ſo gut ſtimmt?“

Der Major fuhr den Rollſtuhl der alten Baubergen heran. „Ach Frieda, nun mache man nicht Mau! Sei froh, daß Dein Sohn ſo’n famoſes Mädel kriegt.“

Der alte Freiherr ſah ſie an, als meinte er: ‚Siehſt Du’s, Frieda, ich habe es Dir immer geſagt.‘

Die Exzellenz ſchrie: „Frieda, Du biſt immer ’ne Bangebüchſe geweſen. Dein halbes Leben haſt Du verbummelt. Hätt’ſt Deinen Alten viel früher kriegen können. Aber ſo ’nem Umſtandskaſten wie Dir muß man’s nicht übel nehmen. Jeder nach ſeiner Natur. Frieda, halt ihn nur ordentlich feſt, daß er Dir nicht verloren geht in dem fürchterlichen Berlin.“

Frau von Zeven blickte ſich etwas befangen um, doch die Hand ihres Mannes behielt ſie in der ihren.

Prinzeß Sabine meinte, ein Lächeln um die Lippen: „Gnädige Frau, laſſen Sie ſich durch Tante Baubergen nicht beeinfluſſen. Hoffentlich macht’s Marka auch ſo. Ich will ihr wünſchen, daß ſie mal in Ihren Jahren noch daſitzt Hand in Hand mit ihrem Mann. Das iſt ein reizendes Bild, gnädige Frau.“

Und die anderen, die herangekommen waren, umſtanden das alte Paar. Die Exzellenz aber hielt den Krückſtock, der ihr wie ein Säbel an der Seite lag, aus dem Stuhl und ließ ihn ſalutierend niederſinken. „Präſentiermarſch ſpielen! Hurra das Jubelpaar! Frieda, Du haſt lange gebraucht, aber nu hält’s. Wir necken uns immer ein bißchen. Nicht wahr, Herr von Zeven?“

Der alte Herr lachte meckernd vor ſich hin. „He, he, he, ich habe die Güter in ſo ſchlechtem Zuſtand übernommen, he, he, he, daß ich nicht wußte, ob ich heiraten durfte, Exzellenz. Denn ſo was überlegt man ſich, he, he, he. Da haben wir ’n bißchen lange gewartet, he, he, he. Nu, es war ja nichts zu verlieren, ich wußte ja doch, daß ich ſie kriegte, he, he, he.“

Die alte Freifrau, von der Hitze im Saal, von der Aufregung, der Freude über den Sohn, der Fahrt nach Berlin, von all dem Ungewohnten die Wangen rot, lachte wie er: „He, he, he!“

Dann begann der alte Herr zu erzählen, wie ſeine Frau die Mamſell erſetzt und gearbeitet hatte von früh bis abends, die heruntergewirtſchafteten Güter wieder mit in die Höhe zu bringen. Und nun — na, er brauchte ja weiter nichts zu ſagen, als ‚hypothekenfrei‘.

Dabei wurde er dunkelrot, indem er vor Lachen und freudiger Erregung einen Huſtenanfall bekam. Nun erſt ſagte er, fein und leiſe ſprechend, nicht wie der Mann des Hehehe-Lachens, ſondern als klängen zarteſte Saiten in ihm: „Da haben wir keine Zeit gehabt zum Schöntun, da hieß es arbeiten, Exzellenz. Sehen Sie, und darum müſſen Frieda und ich es jetzt nachholen.“

Die beiden alten Leute ſaßen da, als ginge ſie das ganze Feſt nichts an, und als wäre, wenn ſie die Fahrt bis faſt an die ruſſiſche Grenze wieder anträten, Berlin verſunken und vergeſſen.

Um das Sofa wurde ein Halbkreis gebildet. Einer nach dem anderen rückte ſeinen Stuhl heran. Hans-Karl ſprach mit dem alten Herrn, der aber ſeine Frau dabei keineswegs losließ, über landwirtſchaftliche Verhältniſſe. Landrat von Wulmstorff miſchte ſich darein, auch der Oberpräſident Graf Ziel wurde hineingezogen, und die breite Helene Wulmstorff fehlte nicht. Das war ihr Fall. Hier gab es keine ausgeſchnittene Tirlemont, hier war gute deutſche Kraft vom Lande beiſammen. Und der Nachwuchs ſaß gleichſam im zweiten Rang dahinter. Etwas abgeſondert das Brautpaar, das miteinander wiſperte und raunte. Daneben die Oberpräſidenten-Töchter, gleich gekleidet, das goldene Armband an der linken Hand, zu beſcheiden faſt, als daß ſich ſchon ein Ringlein an ihre dünnen Mädchenfingerchen gefunden hätte. Neben ihnen lehnten Helene und Eva, hinüberſchielend zur älteren Schweſter. Ab und zu, wenn ſie ein Blick der beiden Glücklichen traf, nickten ſie, denn mit dem neuen Schwager ſtanden ſie ſich ſchon herzlich gut. Den Miniſter hatte Mary entſchuldigt. „Leider wie immer,“ begann ſie ſelbſt und ſtöhnte für ihren Mann ob des hohen ſchweren Amtes, doch eigentlich nicht wenig ſtolz. Sie paßte nicht ganz zu dem greiſen Jubelpaar auf dem Sofa, und als die Prinzeſſin aufſtand, da ſie ihre Schweſter gewiſſermaßen allein hinter den Reihen fühlte, ſprach ſie zu ihr: „Sabine, ich finde das eigentlich ein wenig deplaciert. Es ſind ja liebe, brave Leute, aber ...“

Sabine ſah das Paar an. „Mary, und es iſt doch ſchön! Die iſt die Gehilfin des Mannes. Und er weiß es.“

Karoline, faſt noch dicker geworden, trat zu ihnen und begann mit Mary zu ſprechen. Die ſagte der glücklichen neuen Schwiegermutter ein paar freundliche Worte. Sie bedauerte, daß der Rennreiter, nach Hannover auf Reitſchule kommandiert, nicht da ſein könnte. Und die mehrfache Mutter überblickte ihre Mädchen dort drüben nebeneinander und flüſterte ihrer Schweſter ins Ohr: „Mary, wir ſind ſehr zufrieden! Der einzige Sohn! Und ſie ſollen hölliſch was beiſeite gebracht haben. Na, meine Mädel kriegen ja auch was! Und mal kommt doch noch Sabine dazu! Ich hatte wirklich Angſt voriges Jahr, ſie könnte wieder heiraten — Du weißt ſchon wen.“

Gräfin Ziel antwortete ruhig: „Das habe ich nie ernſtlich geglaubt.“

„Man kann's nicht wiſſen. Ich wünſche ja unſerer lieben Sabine langes Leben. Aber daß dann ein wildfremder Menſch noch vor Torſchluß alles wegſchnappen ſoll —“

Mary runzelte die Stirn. „Karoline, von ſo etwas ſpricht man nicht!“

Doch in ihrer Seligkeit, Markas glückſtrahlende Augen von weitem zu betrachten, hörte die Mutter ihrer Kinder nicht darauf.

Auch der Major ſprach leiſe. Er ſagte zu ſeiner Schweſter: „Sabine, wenn der Schwindel nur erſt aus wäre! Ich kann nich mehr Familie ſimpeln. So was iſt nich mein Genre.“

Sie blickte ihn mit einem Lächeln an. „Und was wollteſt Du denn noch vor kurzer Zeit?“

„Ach nee, weißt Du, wenn ich bloß ſo was ſehe wie heute, dieſes Rumſchmieren und Rummiezen, da wird einem ja ganz ſchlecht. Ich hätte überhaupt nur jeheiratet unter der Bedingung, daß bei der Hochzeit kein Trara jemacht wird.“

„Du biſt alſo geheilt, Fritz?“

Er brummte wieder in den, wie es ſchien, nicht mehr ganz ſo gut gefärbten Bart: „Na, ich bin mit meinem Leben janz zufrieden. Beveld iſt wieder da. Dingelsheim hat ja den Abſchied jenommen, den ſieht man nu wieder. Du weißt, ich habe mir wieder 'n Pferd jekauft. Das iſt wegen's Dickwerden. Ich kann dicke Menſchen nich vertragen. Wenn ich nur 'n bißchen reite, werde ich's ja ooch nich.“

Und die weiße Weſte wölbte ſich weit vor zwiſchen den ſchwarzen Flügeln des Frackes.

„Alſo Dein Tag iſt jetzt ausgefüllt, Fritz?“

„Ach ja, ſo'n Tag iſt rum, man weiß nich wie. Man kommt abends ſpät nach Haus, nu, dann iſt's ja nur richtig, daß man ausſchläft. Dann Frühſtück 'ne halbe Stunde, die Zeitung leſen 'ne Viertelſtunde, dann reiten, na, da iſt der Mittag da. Und im Klub iſt's wirklich jemütlich. Wenn ich das jeahnt hätte, wäre ich früher einjetreten. Nachmittag hat man immer noch was zu tun. Nach 'n Diner Metropol oder Wintergarten oder Thalia und ſo weiter. Na da iſt man dann, wenn's Repertoir jewechſelt wird, jerade rum. Man weiß jar nich, wie die Zeit verfliegt.“

Prinzeß Sabine ließ die Augen wandern über die Ihren, hier verſammelt, und doch vielleicht in einer Stunde ſchon auseinandergeflogen, daß nicht einer mehr blieb. Wie den guten Geiſt der Familie, der unter ihnen weilte, ſchienen ſie Sabine zu betrachten. Aber wie ſie es einſt dem Mann ihrer ſpäten Liebe geſagt: Kind und Eltern, und Eltern und Kinder ſtanden ſich doch näher als ihr. Sie ſah dort in ihrem Rollſtuhl die alte Baubergen ſitzen, die ſie täglich beſuchte, als ſei das jetzt der Zweck ihres Lebens, und mit leichter Wehmut dachte ſie daran, wie bald ſich unvermutet deren Schickſal erfüllen konnte. Und was dann?

Der Oberkellner kam zum Major, einen Brief in der Hand. „Herr Graf verzeihen . . . Ihre Durchlaucht Prinzeſſin Kalksburg?“

Der deutete zu ſeiner Schweſter, und der Mann im Frack übergab ihr den Brief. „Expreß, Euer Durchlaucht. Der Diener hat ihn ſoeben gebracht.“

Sie nahm ihn erſtaunt entgegen und überflog die Adreſſe von einer unbekannten Hand. Im ſelben Augenblick ſah ſie die holländiſche Marke. Sie öffnete und las:

„Euer Durchlaucht
glaube ich mich genötigt zu ſehen, mitzuteilen, daß Jonkheer Hendrik van Tautenbrook van Adriaan ſoeben nach kurzem, ſchweren Leiden auf ſeinem Gute Anloo verſtorben iſt.“

Der Prinzeſſin flirrte es vor den Augen. Sie trat ein paar Schritte ſeitwärts, allein zu leſen, während von drüben aus dem Kreiſe um das Sofa Schwatzen und Lachen klang.

„Der Jonkheer war an Diphtheritis erkrankt, die er ſich bei der aufopfernden Pflege ſeines kleinen Töchterchens zugezogen hatte. Durch die Schuld des Verſtorbenen ſelbſt, der, wie er mir geſagt hat, nie in ſeinem Leben krank geweſen iſt, wurde der Arzt zu ſpät gerufen. Ein Luftröhrenſchnitt ſollte noch ausgeführt werden, aber der Jonkheer iſt

Der weiße Kakadu. Gemälde von Ludwig v. Langenmantel.

vorher geſtorben. Das Kind iſt völlig geheilt. Verwandte ſind nicht vorhanden. Auch Verwandte der verſtorbenen Gemahlin des Jonkheer gibt es nicht. Der Verſtorbene hat mir von Euer Durchlaucht verſchiedentlich geſprochen, und da das kleine Mädchen, das er hinterläßt, nun völlig allein in der Welt ſteht, ſo weiß ich, daß ich im Sinne des verſtorbenen Jonkheer handle, indem ich Euer Durchlaucht anheim ſtelle, ob Sie nicht vielleicht zu einer Beſprechung an Ort und Stelle kämen.

Indem ich Euer Durchlaucht näheren Nachrichten mit Vergnügen entgegenſehe, habe ich die Ehre zu zeichnen

Euer Durchlaucht ſehr ergebener Dr. Cuypers."

Die Prinzeſſin las den Brief ein zweitesmal ganz ruhig. Nur ihre Hand zitterte ein wenig, daß die Steine der Ringe flimmerten. Keiner der übrigen hatte etwas bemerkt. Der Major betrachtete ſie von der Seite, indem er, den Kopf geſenkt, den Bart ſtrich. Sie ging auf ihn zu. „Bitte lies!"

Er unterbrach ſich ſofort: „Iſt nicht möglich!" Dann nahm er den Brief wieder auf: „Nein! So jung!"

Nun waren die anderen aufmerkſam geworden. Er fragte Prinzeß Sabine: „Darf ich es ſagen?"

Sie verkündigte es Mary und Frau von Baubergen, denen ſie zunächſt ſtand, ſelbſt: „Herr van Tautenbrook iſt geſtorben."

Alles blickte einander an und dann Prinzeß Sabine. Sie ſtarrte vor ſich hin, als auch die Exzellenz ſich umdrehte: „Ja, da erzähle doch mal! Wie iſt denn das möglich?"

Sie reichte dem Major ein zweitesmal den Brief. „Bitte lies vor, das iſt das einfachſte."

Dann war großes Schweigen. Endlich fragte Gräfin Mary: „Sabine, was wirſt Du denn tun?"

„Hinfahren."

Alles redete durcheinander. Karoline redete ein auf Hans-Karl. Die Wulmstorffer bewegten ſich hin und her, und Helene ſagte: „Sabine, das überlege Dir doch noch einmal! Du kannſt ja auch nichts helfen. Und was werden die Leute ſagen!"

Ehe die Prinzeſſin antworten konnte, ſprang der Major wie ein Wütender dazwiſchen. „Laß ſie man was ſagen, Helene! Ich ſage Euch ..." Er ſtreifte wie einſt in München die Ärmel auf, daß man die Manſchetten ſah, und der dicke Mann ſtand da mit geballten Fäuſten und rollenden Augen: „Wenn einer das Maul auftut — 'ran!"

Die alte Baubergen ſchrie aus ihrem Stuhl: „Bravo!"

Als alles ſchwieg, ſagte Prinzeß Sabine nur, indem ſich ihre Lippen zu leiſem Lächeln kräuſelten: „Lieben Geſchwiſter, jetzt weiß ich auch, wozu ich auf der Welt bin. Ich werde mir das Kind holen."

Und Karoline, die noch immer ihr Staunen nicht überwunden: „Was willſt Du denn mit dem Wurm anfangen?"

Frau von Baubergen rief: „Mutterſtelle vertreten!"

Doch Prinzeß Sabine ſchüttelte den Kopf. Sie ſah dankbar die alte Frau im Stuhle an. Dann neigte ſie ihren weißen Scheitel und meinte einfach: „Ich werde der Kleinen Großmutter ſein."

Was der Lehrer erzählte. Von Marx Möller.

Zwanzig waren es an der Zahl.
Die Älteſten acht, die Jüngſten kaum ſieben.
Und die Kinder hatten zum erſtenmal
Einen richtigen Aufſatz geſchrieben.
Es wurde dazu ein Thema verwandt,
Von dem ſonſt nichts ſie noch lernten und laſen;
Sie ſollten mal ſchreiben, was ihnen bekannt
Über den Haſen.
Da patſchten ſchwer übers weiße Papier
Die kleinen Finger, die ſonſt ſo flinken.
Ratlos blickte das dort und hier;
Die Mädels zur Rechten, die Jungens zur Linken;
Manche Frage, bald ſcheu, bald kühn,
Aus holdſeliger Torheit entſtanden;
Bis ſich endlich nach heißem Bemühn
Worte zu förmlichen Sätzen verbanden.
Und wer am erſten zu Ende war
Und den Aufſatz ans Pult mir brachte,
War die Blondeſte und die Jüngſte der Schar,
Die vor Stolz und Zufriedenheit lachte.

— — — — — — — — — — — —

Gleich darauf ließ das Amt keine Ruh.
Ich bin in ewigem Haſten geweſen.
Erſt am Abend kam ich dazu,
Ruhig mal das Geſchreibſel zu leſen.
Zuerſt das der Erſten. — Da ſtand es klar:
„Es legt der Haſe zur Oſterfeier
Aber auch ſonſt zuweilen im Jahr
Rote, grüne und gelbe Eier,
Einige ſind auch weiß oder blau;
Die werden vom Haſenvater gebrütet;
Während die Häſin, ſeine Frau,
Die jungen Haſenkinder behütet." —
So war es zu leſen, deutlich und ſchlicht,
Als wenn es bewieſene Tatſachen wären.
Und ich ſuchte die Weiſe, und fand ſie nicht,
Dem Kinde den lieblichen Irrtum zu klären;
Ich war doch längſt ſchon immer dafür,
Den Aberglauben zur Wahrheit zu leiten!
Da tönte auf einmal vor meiner Tür
Ein Trippeln und Kratzen, ein Klappern und Schreiten!
Und ich ſpürte ein Duften ſo lockend und zart
Wie aus meines Jugendlands ländlichen Beeten!
Und vier Geſtalten von ſeltſamer Art
Sind feierlich in mein Zimmer getreten.
Der Erſte ein Männchen, grau, zierlich und fein,
Schien unter der Laſt ſeines Säckchens zu ſchwitzen;
Daneben ſtelzte auf langem Gebein
Der gute Storch mit dem Schnabel, dem ſpitzen;
Als Dritter kauerte traurig und leis
Ein Haſe, der trug ein Ei in den Pfoten;
Und als Vierter ſtand da weißbärtig ein Greis,
Der mir lächelnden Gruß geboten!
Und der Erſte, der Winzige, trat vor mich hin:
„Müſſen wir unſere Namen Dir nennen?
Du ſiehſt doch, daß ich der Sandmann bin,
Und den Nikolaus da wirſt Du auch wohl erkennen!
Wir kommen als Bittende in Deinen Raum!
Das Kind, das da ſchrieb, ſoll uns weiter gehören!
Du ſollſt nicht ſeinen unſchuldigen Traum
Durch Deine Schulmeiſterklugheit zerſtören!
Du ſollſt nicht ſein liebliches Kindergeſchmier
Mit roter Lehrertinte durchſtreichen!
Des Lebens Wahrheit — glaube es mir! —
Iſt gar noch nichts für die Seelchen, die weichen!
Was Kinder doch nur ängſtigen kann,
Kann ihrem zarten Geiſte nichts nützen!"
Und da ſah der Storch mich ſo flehentlich an,
Als wollte er dieſes Geſuch unterſtützen!
Und da trat der Haſe auf einmal hervor
Mit einem Blick, einem liſtiglich ſchlauen,
Und hub ſein prächtiges Ei empor,
Und ließ mich's von allen Seiten beſchauen!
Und in tiefſtes Erinnern ward ich verſenkt,
Denn: grade ſolch Ei war es damals geweſen,
Das mir zu Oſtern die Mutter geſchenkt,
Als ich die Fibel zu Ende geleſen!
Und dann war es, als klänge Glockengeläut,
Denn Nikolaus hat zu ſprechen begonnen!
Wie einer, der Stürmen und Wellen gebeut
Stand er ragend! Wie wärmende Sonnen
Waren die Augen:
„Das liebliche Kind
Soll weiter uns ſeine Freunde heißen!
Den Schleier, der bunt ſeine Kleinwelt umſpinnt,
Soll die Mutter einſt lüften, ſollſt Du nicht zerreißen!
Frühe genug — Du weißt es ja! —
Iſt der quälende Zweifel gefunden!" —
— — — — — — — — — — — —
Und da ſchrieb ich unter den Aufſatz Ia!
Und da waren die viere auf einmal verſchwunden!

Frauenerwerb.

Frauen in Porzellanfabriken.

Ich möchte auf eine Frauentätigkeit aufmerkſam machen, die noch ſehr wenig ausgeübt wird und intelligenten Frauen mit geſchickten Händen ein reiches Feld der Arbeit eröffnet. Ich verdanke die Anregung wie die Details hierzu dem Direktor einer großen deutſchen Porzellanfabrik, welcher für allerlei nützliche ſoziale Einrichtungen einen weiten Blick hat. Er meinte nämlich, daß es gerade in Porzellanfabriken vielerlei Hantierungen gäbe, die von weiblichen Kräften beſſer ausgeführt werden könnten als von männlichen, da ſie keine beſondere Kraftanſtrengung, ſondern nur Geſchicklichkeit, Ordnung und Sauberkeit verlangten. Da wäre zunächſt das Bedrucken der fertigen Porzellanwaren mit Stahldruckabzügen oder mit Buntdruckbildern; das Bemalen nach vorgedruckten Konturen; für Geübtere, die Vorkenntniſſe im Zeichnen und Malen haben, die Freihandmalerei ſowie das Vergolden der Geſchirre. Für Damen mit praktiſcher Veranlagung das Verpacken und Expedieren des Porzellans, ſowie die verſchiedenen Arbeiten im Warenlager und bei der Expedition. Das Einkommen würde bei Anfängerinnen 600 ℳ pro Jahr betragen, könnte ſich aber mit fortſchreitender Leiſtungsfähigkeit auf 800 bis 1000 ℳ ſteigern, und beſonders gut veranlagte und vorgebildete Damen können 1500 und 1800 ℳ verdienen. Kräfte mit guten Vorkenntniſſen würden daher bei der Bewerbung bevorzugt, doch ſei eine Übungszeit zum Einarbeiten in der Malerabteilung gern gewährt. Zu den Arbeiten in der Druckerei und Expedition ſind Vorkenntniſſe nicht nötig.

Alle dieſe Arbeiten ſind der Geſundheit nicht nachteilig und werden in großen, hellen, gut ventilierten Räumen ausgeführt. Die Arbeitsſäle der Damen könnten von denen des übrigen Perſonals getrennt gehalten werden. Die vorhin erwähnte Firma würde bereit ſein, den Verſuch mit weiblichen Kräften zu machen, wenn ſich mindeſtens zwanzig Damen für den Anfang fänden, damit ſich die Einrichtung einer beſonderen Abteilung lohnt. Sollte ſich eine größere Zahl finden, dann würde die Fabrik ein beſonderes Penſionshaus für Koſt und Wohnung einzurichten wiſſen, in welchem für angemeſſene Verpflegung bei beſcheidenen Preiſen geſorgt würde.

Nun einige perſönliche Bemerkungen. Zunächſt gälte es wohl ein kleines Vorurteil zu bekämpfen, das mit jeglicher Arbeitsleiſtung in einer Fabrik verbunden zu ſein pflegt. Es iſt aber von vornherein die Ausübung einer kunſtgewerblichen Fertigkeit nicht zu verwechſeln mit den rein mechaniſchen Arbeiten in Spinnereien und Webereien oder ähnlichen Betrieben. Es iſt ungefähr dasſelbe, als ob Damen in photographiſchen oder Muſterzeichen-Ateliers ihre Fertigkeiten verwerten. Auch in ſtaatlichen Fabriken ſind längſt weibliche Angeſtellte vorhanden; mir ſelbſt iſt eine deutſche Künſtlerin und geſchickte Silhouettenſchneiderin bekannt, die 18 Jahre der königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin ihr Können widmete. Und ich ſollte denken, eine derartige Tätigkeit in einem wohlgeordneten, großen, mit allen techniſchen und hygieniſchen Neuerungen ausgeſtatteten Betrieb, mit geregelter Arbeits- und Freizeit, ohne ſtändige kleinliche Überwachung und Bevormundung, ſei jeder Stellung in fremden Haushaltungen vorzuziehen. Wo bleibt da die Entfaltung der Selbſtändigkeit, die begründete Ausſicht, mit der Entwicklung der Perſönlichkeit und des Könnens vorwärts zu kommen, mehr zu erreichen? Warum ſoll eine Frau auf beſtimmten, ihrer Eigenart entſprechenden Gebieten nicht ebenſoviel leiſten können, wie ein Mann, und auch ebenſogut bezahlt werden? Sind Geſchmack, Sinn für Zierlichkeit und Akkurateſſe, Farbenſinn und Ordnungsliebe nicht ausgeſprochen weibliche Fähigkeiten?

Mir ſind, bei meinem beſonderen Intereſſe für die Keramik, außer der mehrfach erwähnten Porzellanfabrik noch eine ganze Reihe anderer im In- und Ausland bekannt; ſo die altberühmten in Meißen, Fürſtenberg, Sèvres, und kleinere in Thüringen, Sachſen, Schleſien, Öſterreich — aber überall kam mir beim Beobachten der geſchickten Handhabung, die ein ſo gebrechliches Gebilde erfordert, der Gedanke, daß weibliche Hände hier ebenſo am Platze ſeien als männliche, und es ſollte mich freuen, wenn dieſer Artikel dazu beitrüge, der Frauenarbeit ein neues Gebiet zu eröffnen. Zu jeder näheren Auskunft und Vermittlung bin ich gern bereit. G.

Die Leitung des Frauenerwerb iſt bereit, alle Briefe (unter „G“) zu befördern.

Ein weiblicher Bankdirektor.

Wir haben auch in Norddeutſchland Bankbeamtinnen, obgleich über die geringen Ausſichten in dieſem Beruf viel geklagt wird. Sie ſollen in keinem Verhältnis zu der langen, viel umfaſſenden Ausbildung ſtehen, die zwei, beſſer drei Jahre dauert. In Süddeutſchland ſtehen ſie ſich beſſer. So ſtellt z. B. die Königl. Bayriſche Bank in Nürnberg nach längerer Probezeit Bankaſſiſtentinnen an, deren Gehalt anfangs 1200 ℳ beträgt und bis zu 1800 ℳ ſteigt. Ganz vereinzelt finden ſich auch Bankbuchhalterinnen, die noch etwas höher beſoldet werden. Das Gute an dieſen Stellungen iſt nicht ſowohl das Gehalt, denn das kann in andern Stellen auch erreicht oder übertroffen werden, ſondern die Penſion, die nach den Beamtengeſetzen geregelt iſt.

Aber ob es ſonſt irgendwo in Deutſchland noch einen weiblichen Bankdirektor gibt? Jedenfalls iſt das eine ſeltene Erſcheinung. In dem induſtriereichen, rührigen Schönlanke iſt Fräulein Emmeline Stegmann Direktor des Spar- und Vorſchußvereins geworden und verwaltet dieſe Stelle nun ſchon ſeit drei Jahren. Fräulein Stegmann entſtammt einer Bankbeamtenfamilie, ihr Großvater leitete die Genoſſenſchaftsbank in Schönlanke. Schon als Kind intereſſierte ſie ſich lebhaft für die Bank und ihre Geſchäftsführung. Sobald ihre Schulzeit zu Ende war, trat ſie in die Dienſte der Genoſſenſchaft und arbeitete ſich ſo gut ein, daß ſie nach längerer Tätigkeit ſchon mehrere Geſchäftszweige ſelbſtändig führen durfte, bis ſie alſo im Jahre 1907 einſtimmig als Direktor gewählt wurde. 25 Jahre hat jetzt die Dame der Bank gedient und vor einigen Monaten ihr Jubiläum gefeiert.

Vom Hausſchweſternverein.

Die Hausſchweſternſchule wird nach dem durch ſeine Parks beſonders gut geeigneten Vorort Pankow verlegt, wo am 1. April d. J. die neuen Kurſe a) für Kinderpflege, b) für Haushalt und Küche in der Hartwigſtraße 113 eröffnet wurden.

Die Ausbildung unterſcheidet ſich inſofern von der aller bisherigen Anſtalten, als ſie getreu den Betrieb des Hauſes nachahmt. Natürlich wird auch hier wie anderswo theoretiſcher Unterricht erteilt in Pſychologie, Pädagogik, Anatomie, Geſundheitslehre, Berufskunde uſw. Daneben aber erhält jedes junge Mädchen, das Kinderpflege erlernt, ein praktiſch und hübſch eingerichtetes Kinderzimmer mit zwei bis drei kleinen Zöglingen, die es unter Anleitung und Aufſicht einer Lehrerin nach ärztlicher Anordnung zu pflegen und zu beſchäftigen hat.

Während der ſechs Monate des Kurſus für Kinderpflege macht jede Lehrſchweſter verſchiedene Stationen durch, z. B. bei zwei Säuglingen, oder bei einem Säugling und zwei größern Kindern uſw. Dadurch ſoll erzielt werden, daß ſie ſich leicht den verſchiedenen Verhältniſſen der Familien einfügt, in denen ſie nach ihrer Ausbildung durch den Verein Stellung findet. Ähnlich wie bei der Kinderpflege wird auch die Ausbildung in Haushalt und Küche gehandhabt. Auch hier werden im Gegenſatz zu andern Anſtalten alle Hilfsapparate vermieden, die nicht in den Betrieb des Hauſes und der Familie paſſen, ſo daß eine wirkliche, dem Namen Hausſchweſter entſprechende Vorbereitung für die Tätigkeit im Hauſe, in Küche und Kinderſtube ſtattfindet.

Die ſehr große Nachfrage mit oft geradezu glänzenden Anerbietungen macht es wünſchenswert, daß recht viele gebildete junge Mädchen ſich dieſem neuen Beruf auf dem älteſten Arbeitsfelde der Frau zuwenden möchten. Die Vorſitzende des Vereins, Fräulein Benina Tolksdorf, Pankow, erteilt an jedem Mittwoch von 4 bis 6 Uhr Auskunft, verſendet auch Proſpekte und Aufnahmebedingungen. Die Ausbildung in Alters- und Wochenpflege geſchieht teils in der Hausſchweſternſchule, teils in andern Anſtalten. Pflegebedürftige — nicht kranke — alleinſtehende Damen finden auch gegen mäßige Penſion ſorgfältigſte und liebevollſte Aufnahme in der Hausſchweſternſchule.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Frl. M. Br. in H. Die Armenpflegerin iſt ſchon in einer ganzen Reihe von Städten feſt angeſtellt, und ihre Mitarbeit wird als ſegensreich empfunden. Beſonders bewährt ſie ſich beim Beſchaffen von Wäſche und Kleidung, in der liebevollen Fürſorge für alte, einſame Frauen und für kinderreiche Familien. Auch ſoll ſie ſich eignen, erwerbſuchenden Frauen Verdienſt zu verſchaffen.

Herrn Dir. G. in Dr. Gummersbach iſt ein Fürſorgeheim, dem ein Seminar für ſoziale Arbeit angeſchloſſen iſt. Es iſt ein Irrtum, wenn ſo viele Leute meinen, daß ſoziale Arbeit ohne gründliche Vorbereitung zu leiſten ſei. Es mag einzelne geben, denen es gelingt, aber viel beſſer iſt es, ſich die Erfahrungen bewährter Kräfte zunutze zu machen und ſich in einer ſozialen Frauenſchule, in Fürſorgeheimen uſw. ausbilden zu laſſen.

Fr. V. G. in Gr.-Schl. Am Königl. Pomologiſchen Inſtitut zu Proskau, Bez. Oppeln, können auch Frauen vollſtändig gärtneriſch ausgebildet werden. Die Ausbildung dauert zwei Jahr. Verlangt wird Töchterſchulbildung, einjährige praktiſche Tätigkeit in einem gärtneriſchen Betriebe und Vollendung des ſiebzehnten Lebensjahres. Penſion etwa 700 ℳ jährlich, Unterricht im erſten Jahr 60 ℳ, im zweiten Jahr 45 ℳ

Sprechſtunde der Leiterin des Frauenerwerb: werktäglich von 12 bis 2 Uhr.

Die Seele, einmal voll von Dank, —
Ich wüſste keinen beſsren Trank!

Der Deutſche Schriftſtellerinnenbund.

Den vor kurzem an dieſer Stelle erſchienenen Bericht über die deutſchen Schriftſtellerinnen ergänzend, will ich heute von dem Deutſchen Schriftſtellerinnenbund reden, der gerade jetzt durch den von ihm veranſtalteten Schwediſchen Abend zu Ehren Selma Lagerlöfs ſeinen Namen auch in weitere, nicht literariſche Kreiſe getragen hat. Die ſchwediſche Dichterin zu feiern hatten die Schriftſtellerinnen aller Nationen wohl Veranlaſſung. Iſt es doch zum erſtenmal geſchehen, daß der internationale Nobelpreis für Poeſie einer Frau verliehen worden iſt. Und der Name der Verfaſſerin von „Göſta Berling“, der in Deutſchland ſo bekannt iſt wie in ſeiner Heimat, hatte außer der ſchwediſchen Kolonie mit ihren Spitzen auch ein zahlreiches deutſches Publikum herbeigelockt, das allen Spenden des Abends reichen Beifall zollte. Die zum Schluß gebotenen ſchwediſchen Nationaltänze, die von Herren und Damen der Kolonie ausgeführt wurden, erregten geradezu Jubel. Wir zeigen die Tänzer im Bilde.

Vom Selma Lagerlöf-Feſte des Deutſchen Schriftſtellerinnenbundes. Schwediſcher Tanz. Aufnahme von Graue & Dietze, Berlin W.

Der Deutſche Schriftſtellerinnenbund, der 1896 mit dem Sitz in Berlin gegründet wurde, iſt die einzige große Vereinigung des deutſchen weiblichen Schrifttums und in ſteigendem Wachstum begriffen. Iſt es doch eine Forderung unſerer Zeit, daß Frauen ſo gut wie Männer ſich beruflich organiſieren. Nur der Zuſammenſchluß ermöglicht eine wirkſame Vertretung der beruflichen und Standesintereſſen nach außen ſowohl, als innerhalb des Kreiſes der Genoſſen; nur er rückt das ſchöne Ziel ſozialer Fürſorge für ſeine Mitglieder in erreichbare Nähe. Dieſe Überzeugung bricht ſich immer mehr Bahn und ſpornt auch die Frauen an, es den Männern nachzutun, die längſt überall Organiſationen geſchaffen haben.

Der Deutſche Schriftſtellerinnenbund zählt heute bereits die meiſten unſerer berühmten „Frauen der Feder“ zu ſeinen Mitgliedern. Ich nenne nur einige Beiſpiele: Alberta von Puttkamer, Hedwig Dohm, Gabriele Reuter, Clara Blüthgen, Gertrud und Ilſe Franke-Schievelbein, Agnes Harder, Antonie Andrea, Marthe Renate Fiſcher, H. Schobert, Clariſſa Lohde. Selbſtverſtändlich ſind die aufſtrebenden Talente, unter denen ſich hoffentlich manche Berühmtheit der Zukunft befindet, in der Mehrzahl. Auch eine Reihe von Redakteurinnen gehört zu uns. In den alle 14 Tage von 5 bis 7 Uhr ſtattfindenden Sitzungen bietet der Bund den Mitgliedern nicht nur wertvolle Gelegenheit zu perſönlicher Berührung, ſondern auch die, ſich den Kolleginnen literariſch bekannt zu machen und manches zu lernen. Gibt es doch viele junge Schriftſtellerinnen, die, aus nicht literariſchen Kreiſen ſtammend, dringend der Anregung und Förderung bedürfen und denen es ein Glück bedeutet, ihre Intereſſen mit Gleichſtrebenden beſprechen zu können. Das Vorleſen kleiner Arbeiten vor einem Kreiſe von Berufsgenoſſinnen iſt beſonders für Anfängerinnen wichtig, da ſie durch die — oft nicht ſehr ſanfte — Kritik der Zuhörerinnen ſich ein Urteil bilden lernen. Bei den außerordentlich beliebten Diskuſſionen über intereſſante Themen üben ſich die ſchreibenden Damen auch zu reden, ebenſo bei der Beſprechung der der Bundesbibliothek geſchenkten Bücher der Mitglieder. Die nicht jedem angeborene Fähigkeit zur Kritik wird dadurch erzogen, Urteil und Geſchmack verfeinert.

Die öffentlichen Veranſtaltungen des Bundes beſtehen im Laufe des Winters gewöhnlich aus zwei Vortragsabenden, die zuweilen durch die Mitwirkung muſikaliſcher, rezitatoriſcher oder literariſcher Größen noch beſondere Anziehungskraft erhalten. So ſprach im letzten Jahr zweimal Dr. Georg Michael Conrad aus München bei uns, unvergeßliche Eindrücke hinterlaſſend. Ein geſelliger Abend mit Vorträgen der Mitglieder und eine heitere Weihnachtsfeier, bei der der Bund eine anſpruchsloſe Gaſtlichkeit im feſtlich geſchmückten Architektenſaal ausübt, ſind ebenfalls zu erwähnen. Zeigen ſie doch, daß ein reges, geiſtiges, herzlich kollegiales Leben im Schriftſtellerinnenbunde herrſcht. Die ſtarke Zunahme an Mitgliedern gibt dem Bunde ordentlich erhöhte Fröhlichkeit und Kraft.

Die auswärtigen Mitglieder, denen die Vorteile geſelligen Zuſammenhalts leider entgehen, bleiben durch die Schriftſtellerzeitung „Literariſche Praxis“, die alle beruflich wichtigen Mitteilungen und Anzeigen enthält und regelmäßig Berichte über die Sitzungen des Bundes bringt, mit dieſem in Verbindung. Das ſchöne Gefühl, Glieder eines Ganzen zu ſein und der Sache der ſchreibenden Frauen zu nützen, muß ſie tröſten über das Fernſein. „Einigkeit macht ſtark.“ Das ſollten auch die ſchreibenden Frauen immer mehr erkennen.

Katharina Zitelmann.

Fremdſprachliches.

Wohl in keine Sprache ſind ſo viele Fremdwörter eingedrungen, wie in die deutſche, während die Sprachen anderer Völker ſich jedenfalls für reich genug halten, um eine Anleihe bei uns entbehren zu können. Wir haben Wörter aus den verſchiedenſten Sprachen, hauptſächlich aber der engliſchen und franzöſiſchen, in unſeren Sprachſchatz aufgenommen; kein Zweig des Wiſſens, der Kunſt, des Gewerbslebens, der Vergnügungen, der Toilettenangelegenheiten, des Sports, wofür wir überhaupt kein entſprechendes deutſches Wort haben, entbehrt ſeiner zahlreichen Fremdwörter. So viel auch von einer, der berufenen, Seite die vorhandenen Fremdwörter verdeutſcht und verdrängt wurden, ebenſoviel und faſt mehr noch dringen von anderer Seite ein und miſchen ſich mit unſerer Sprache. Vermeiden können wir ſie nicht, das iſt eine Tatſache, mit der wir rechnen müſſen, es kommt nun nur darauf an, ſich mit den Fremdlingen ſo gut wie möglich einzurichten, ſie richtig anwenden und ausſprechen. Der Sprachenkundige und Gebildete tut dies ohnehin, und gerade er vermeidet es, ſie in ſeiner Rede mehr als unumgänglich nötig anzuwenden und auffallend zu betonen.

Fremdwörter, die ganz ins Deutſche übergegangen ſind, ſich ganz darin eingebürgert haben, ſpricht man ja ohnehin am richtigſten nach deutſchem Sprachgebrauch aus. Solche hier anzugeben, würde zu weit führen. Hierin nicht zu irren, lehren uns Takt und Sprachgefühl. Es gehört zum guten Ton, wenn es eine genaue und wohlklingende Verdeutſchung des Fremdwortes gibt, lieber dieſes zu benutzen als das Original. Die mit dem Gegenſtand ſelbſt uns zugeführten fremdſprachlichen Benennungen, z. B. ausländiſchen Erfindungen und dergleichen, müſſen wir natürlich beibehalten, wenigſtens ſo lange, bis eine entſprechende Verdeutſchung dafür gefunden worden iſt. Aber ganz beſonders raten möchte man jedem, der ſich in der Ausſprache und Bedeutung der fremden Wörter nicht ganz ſicher fühlt, alſo dem Sprachenunkundigen, das Fremdwort nicht als einen ſprachlichen Schmuck zu benutzen, ſondern ſich vor ihm als einem „gefährlich und verräteriſch Ding“ tunlichſt zu hüten.

Schneiderſtube.

Halbfertige Kleider. Die neuartige Bezeichnung „**halbfertiges Kleid**“ bedeutet eine von Auguſt Polich, Leipzig, erdachte ausgezeichnete Neuerung und Vereinfachung der Hausſchneiderei. Der Schneiderin iſt vom Modehaus bereits ſo weit vorgearbeitet worden, daß ſie nur das perſönliche Anpaſſen und Fertigſtellen noch zu beſorgen hat. Der Rock der Batiſt- und Mullkleider z. B. iſt geſäumt, mit Maſchinenhohlſaumnaht in Längsfalten gelegt; es bleibt nur noch das nach der Figur gepaßte Zuſammennähen des Rockes und die Verarbeitung der beſtickten Bluſe. Welche Erleichterung wird der fleißigen Hausfrau durch dieſe Vorarbeit geboten! Eine flinke Schneiderin kann das halbfertige Kleid, namentlich wenn es ſich um leichte Bluſenkleider handelt, mit Grazie in einem Tag fertig machen, ja die geſchickte große Tochter arbeitet für die zwei jüngeren Backfiſchchenſchweſtern wohl gleich zwei Schweſterkleider auf der Maſchine in einem Zuge.

Die halbfertigen Kleider ſind in Wolle, Batiſt, Mull und Seide zu haben. Man laſſe ſich den Katalog kommen, dazu gleich den ein zierliches kleines Kunſtwerk darbietenden Polichſchen Hutkatalog für das Frühjahr 1910.

Für die Küche.

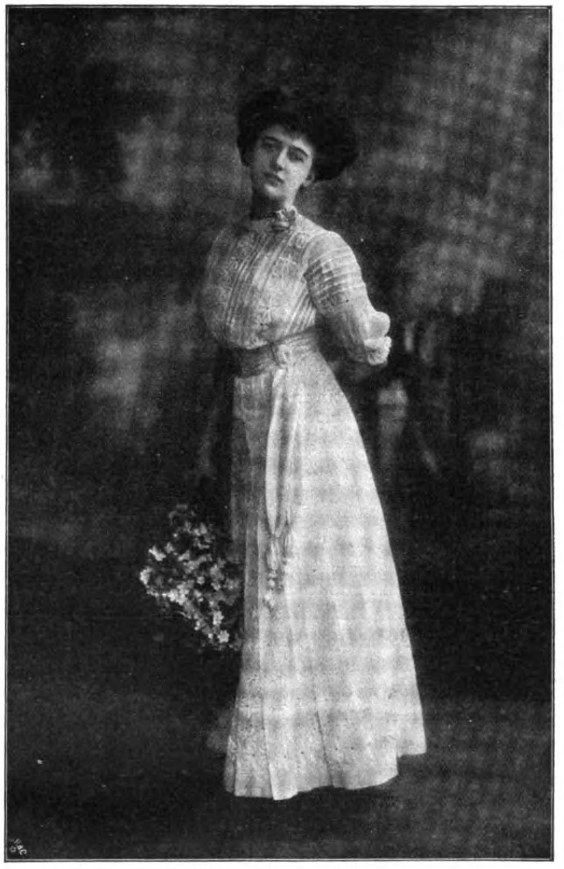
Die **Brunnenkreſſe** gehört zu den geſündeſten Frühjahrskräutern. Hildegard von Bingen empfiehlt „Brunnencraſſum“ ſchon um 1160 als Fiebermittel. Unſerer Zeit dient die Brunnen-, Bach- oder Waſſerkreſſe ebenfalls noch in der Arzneikunde. Aber auch unſere Küche ſchätzt die Pflanze als Zukoſt zu Butterbrot, als Suppe, Gemüſe, Salat, und ſchließlich als Würze feiner Saucen, als wichtiger Beſtandteil der köſtlichen Frühjahrskräuterſuppen. Der ſalzige, würzhafte, etwas ſcharfe Geſchmack der Kreſſe regt den Appetit an, und ſo war ſie deshalb von jeher als „Schmacksreizung“ bekannt.

Eine vorzügliche **Kreſſenſuppe** ſtellt man nach folgendem Rezept her: Man bereitet einen Kartoffelbrei und gibt unter ſtetem Rühren 1 l Milch daran. Einen Teller Brunnenkreſſe und nach Belieben einige Zwiebeln werden fein gewiegt und in Butter geſchwitzt. Dies gibt man in die Suppe, würzt mit Salz und Pfeffer und läßt die Suppe noch etwas ziehen. Aus halb Kartoffel, halb Brot lieben viele die Suppe mehr. Man macht dann einen kleinen Zuſatz von Maggis gekörnter Fleiſchbrühe.

Zu **Brunnenkreſſe-Gemüſe** pflückt man die Blätter von den dicken Stielen, überbrüht ſie mit ſiedendem Waſſer und kühlt ſie in kaltem ab. Hierauf ſchneidet man ſie einige Male durch und kocht ſie in guter Fleiſchbrühe vollends weich. Nun ſchwitzt man einen Löffel Mehl in Butter hellgelb, miſcht das Gemüſe darunter und würzt nach Geſchmack. Man ſerviert das Gemüſe, garniert es mit kleinen Bratwürſtchen und beliebigen Kartoffeln.

Um **Brunnenkreſſe als Salat** zu verwenden, lieſt man alle dicken Stiele heraus, wäſcht die Blätter, läßt ſie auf einem Siebe ablaufen und ordnet ſie in eine Salatſchüſſel. Die Dotter von 1 bis 2 hartgekochten Eiern verrührt man mit etwas gutem Öl, 3 bis 4 Eßlöffeln voll Weineſſig, etwas Salz und Pfeffer, nach Belieben auch mit etwas Zucker und gibt dieſe Sauce über die Kreſſe. Man garniert den Salat mit harten, gevierteilten Eiern.

Nach einem Rezept, das von Erfurt, der Kreſſenſtadt, ſeinen Weg durch die Welt genommen, ſoll Salat von Brunnenkreſſe nicht mit Eſſig, ſondern nur mit Zitronenſäure angemacht werden, da Eſſig den charakteriſtiſchen Geſchmack der Kreſſe zu ſehr beeinträchtige. Die beſſere Küche verwendet dazu den neu in den Handel gekommenen Speiſeeſſig „Citrovin“, bei welchem das Übermäßige an Eſſigſäure durch die geſündeſte und bekömmlichſte Fruchtſäure, die Zitronenſäure, erſetzt iſt. Bei feſtlichen Gelegenheiten bettet man feine Fleiſchſpeiſen auf Brunnenkreſſe, man verwendet ſie auch als frühlingsatmende Dekoration größerer Braten: Reh-, Heideſchnucken- und Geflügelbraten allerart.



Geſticktes weißes Mullkleid.
Modell — ſogenanntes halbfertiges Kleid — von Auguſt Polich, Leipzig.
Photographiſche Aufnahme von Ernſt Schneider, Berlin.

Wiegenlied im Sturm.

Schlaf, ſchlaf, mein kleiner Bube,
So wild und dunkel iſt die Nacht.
Um unſre kleine Stube
Stehn vierzehn Engel auf der Wacht.

Laut brauſt des Sturmes Toſen
Und ſchüttelt unſer kleines Haus.
Mein Kind, ſchlaf wie auf Roſen
Im warmen Bettchen ſelig aus! —

Gott-Vater zündet Sterne
Und zähmt das Meer und lenkt den Wind
Und ſchützt den in der Ferne,
Dem du und ich zu eigen ſind!

F. S.

Fragen.

Gibt es Kurſe oder Geſchäfte, in denen man Kurbel- reſp. Soutacheſtickerei erlernen kann? Wo dürfte man am beſten Muſter dazu kaufen? Wo ſind die zur Kurbel- oder Soutacheſtickerei nötigen Maſchinen erhältlich? M. Z.

Ich erinnere mich, daß meine kürzlich verſtorbene Frau vor längerer Zeit mal einem Freunde, der auch ſeine Frau verloren hatte, ein Gedichtchen rezitierte, von dem mir nur ein Teil in Erinnerung geblieben iſt. — Was ich noch weiß, ſchreibe ich nieder. Das Gedicht hieß: „Wandern zu zweien“ oder „Glückliches Wandern“

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Ihr Glück war kaum zu faſſen
Doch als die . . . ſang ade,
Da mußten ſie ſich laſſen.
Das eine weilt noch auf der Welt,
Muß . . . ., lachen, wandern
Und warten, bis es zugeſellt dem andern.

Es wäre mir eine große Freude, wenn ich das Gedicht vollſtändig hätte. — Vielleicht könnte eine Daheimleſerin Auskunft geben? C. R.

Wie reinigt man eine grau gewordene Büſte von Marmor oder Marmorguß, daß ſie ihre urſprüngliche Friſche wieder erhält, ohne das Material anzugreifen? E. N.

Könnte mir wohl jemand Auskunft geben, wo elektriſch betriebene Waſchmaſchinen (die durch Einſtecken der Leitung in einen Steckkontakt in Betrieb geſetzt werden) zu haben ſind, und wie ſie ſich bewährt haben? Abonnentin in Hannover.

Auskunft.

Frage in Nr. 23. Man reinigt Lederſtühle, indem man das Leder mit einem Schwämmchen mit lauwarmem Waſſer leicht abwäſcht und mit weichem Leinentuch trocken reibt. Das Leder darf aber nicht zu naß gemacht werden. Um ihm die Elaſtizität, den matten Glanz und die gute Farbe wieder zu verleihen, reibt man es gleichmäßig mit feinem, braunem Schuhcreme ein, den man nachträglich mit einem weichen Tuch poliert. Hierzu eignet ſich am beſten der Everett-Creme, weil er ſehr geſchmeidig und dickflüſſig iſt und ſich daher dem Leder ſehr gut mitteilt. Dieſes Verfahren wende man für jede Art von Ledermöbeln jährlich ein- bis zweimal an, denn es iſt dringend notwendig, daß dem Leder Fett zugeführt wird, weil es ſonſt bei vielem Gebrauch bricht. Meine Lederſtühle haben ſich, ſo behandelt, ein vollkommen neues Ausſehen bewahrt, obgleich ſie ſeit acht Jahren ſehr viel benutzt werden.

Frau C. S. in E.

1. **Der häßliche Geruch bei Anthrazit- und Koksöfen** entſteht nach meiner Erfahrung nur, wenn zu reichlich Kohlen aufgeſchüttet und die Regulierſchrauben und Regulierungsklappen zu ſehr abgeſtellt ſind. Die ſich bildenden Kohlengaſe können dann durch das Ofenrohr nicht entweichen und dringen in das Zimmer. Man ſtelle daher die Schrauben erſt 1/4 Stunde nach dem Aufſchütten der Kohlen ab, und nicht zu plötzlich, ſondern nach und nach, damit die Luftzufuhr nicht zu plötzlich verringert wird.

Frau C. S. in E.

2. **Anthrazitöfen,** deren Rohre durch Kachelöfen durchgeführt werden, riechen nach Kohlengaſen, ſobald die Schamotteſteine im Kachelofen nicht mehr in Ordnung ſind. Alſo Töpfer heran!

Kindermund.

Walter und Trudchen fahren mit der Mutter im D-Zug von den Großeltern nach Hauſe. Auf einer Station ſteigt ein Herr ein und ſetzt ſich den Kindern gegenüber. Trudchen fragt Mutter ganz leiſe: „Wie heißt dieſer Onkel?“ Ebenſo leiſe antwortet die Mutter: „Das weiß ich nicht.“ Da nimmt aber das ältere Brüderchen ſchon mit laut erhobener Stimme das Wort: „Das weißt Du nicht? Das iſt doch ein Reiſeonkel!“

Die zweijährige Trudel hat eine Taſſe entzwei gemacht, da kommt Brüderchen hinzu und ruft erſtaunt: „Ach, das kann ſie ſchon! So kräftig iſt die Mauſi!“ — und gewiſſermaßen als Anerkennung für dieſe Kraftleiſtung gibt er Schweſterchen einen Kuß.

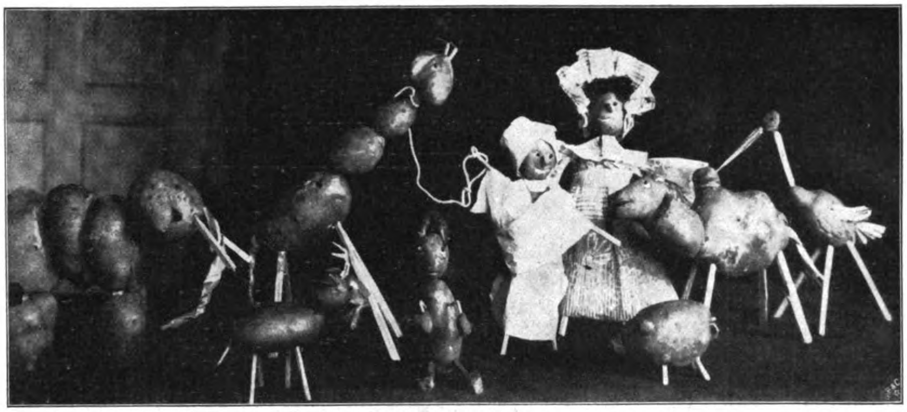
Walter und Trudchen ſtehen am Hoftor, die kleine Trudel wirft einen vorübergehenden Jungen mit einem Stein. Im nächſten Augenblick ſieht Mutter von der Veranda nach ihrem Pärchen und hört von dem weinenden Jungen, daß Trudchen ihn geworfen hat. Sehr ernſt zankt ſie die Kleine aus. „Ach laß mal, Mutter, ich hab' ihr ſchon 'ne Tracht Prügel gegeben,“ ſagt Brüderchen mit läſſiger Handbewegung.

Unſer Nachbar hat ſich einen Hühnerhof zugelegt. Der kleine Otto betrachtet vom Fenſter aus voll Intereſſe das ihm bis dahin noch unbekannte Treiben der Hühner. Auf einmal gackert ein Huhn. „Hörſt Du, Otto?“ ſagt die Mama, „das Huhn hat ein Ei gelegt und ruft jetzt: gack, gack, gack — gelegt!“ Otto hört aufmerkſam ein Weilchen zu und ſagt dann: „Du, Mama, ich finde aber, das Huhn ſpricht doch noch recht undeutlich!“

Kinder-Daheim.

Eine Kartoffelmenagerie.

Seht euch mal dieſe Menagerie an! So eine habt ihr gewiß in euerm ganzen Leben noch nicht geſehen. Wie plump ſteht Jumbo, der Elefant, auf ſeinen vier dicken Beinen! Wie hoch reckt Zimba, die Giraffe, den langen Hals! Und Wutziwutz, das fette Schwein, und Dromio, das Kamel, und Peter, der Haſe, der ſo ſchön Männchen macht, und Alertus, der flinke Hirſch mit dem ſtattlichen Geweih! Und dann das Prachtſtück der Gruppe: Adebar der Storch mit drei Beinen! Kann man ſich da wundern, daß Achmed, der Beduine mit dem Turban und dem maleriſch umgeſchlungenen Gewande und die Tierbändigerin Fedidja im modiſchen Seidenkreppapierkleide und großen Hute ſtolz ſind auf eine ſo erleſene Künſtlerſchar?



Die Kartoffelmenagerie.

Nun will ich euch aber mal erzählen, wie die feine Menagerie entſtanden iſt!

Heinz und Hilde hatten für die Sommerferien eine Einladung von Onkel Paul und Tante Meta nach dem Rittergut Tröbſtein bekommen. Hurra, war das eine Freude! Heinz und Hilde machten feine Ferienpläne. Was wollten ſie nicht alles tun! Reiten, fahren, Beeren und Blumen ſuchen, rudern, ſegeln, ſchwimmen, bei der Ernte helfen, den ganzen Tag im Freien ſpielen, höchſtens zu den Mahlzeiten in die Veranda kommen! Heinz überlegte ſogar, ob es nicht ginge, wie Robinſon auch ein paarmal draußen zu ſchlafen.

Tante Meta weiß Rat!

Daß die ganzen fünf Wochen lang ſchönes Wetter war, nahmen ſie ohne weiteres als ſelbſtverſtändlich an, denn das iſt doch wohl das mindeſte, was Kinder von den Sommerferien verlangen können.

Aber als Heinz und Hilde drei Tage in Tröbſtein waren, ſetzte ein richtiger echter Landregen ein, der jedes Draußenſein unmöglich machte. Sogar auf der verdeckten Veranda konnte man nicht mehr ſitzen, ſo regnete es durch. Spielſachen und Kinderbücher aber gab's nicht bei dem kinderloſen Onkel, und mißmutig und ſchlecht gelaunt maulten die kleinen Feriengäſte herum. Man kann doch nicht jeden und jeden Tag von früh bis ſpät Mühle und Dame ſpielen!

Da, als die grauen Wolken ſich gar nicht verziehen wollten, erſchien eines Morgens Tante Meta vor den erſtaunten Kindern mit einer Schüſſel großer und kleiner, ungleicher Kartoffeln, mit einem Bündelchen von Holzſtäben und ein paar Meſſern.

„Paßt mal auf, wie ſchön man damit ſpielen kann," ſagte ſie. „Was für ein Tier wollen wir denn nun zuerſt machen?"

„Ein Tier?" Fragend ſahen die Kinder ſie an. Aber da hatte Tante Meta ſchon eine ſchöne, glatte, länglich runde Kartoffel genommen und ihr vier kurze Stäbchen als Beine eingeſteckt.

„Ein Schwein!" jubelten die Kinder, denn obgleich Augen und Schwänzchen noch fehlten, konnte man ganz deutlich erkennen, was für ein Tier es ſein ſollte. Ein Papierſchnitzelchen bildete den Schwanz, zwei Roſinen die kleinen Schlitzaugen, und fertig war das Schwein! Heinz hatte inzwiſchen eine beſonders große verkrüppelte Kartoffel entdeckt. Flugs ſteckte er vier lange Beine hinein. Dann zog er eine längliche Kartoffel auf ein zugeſpitztes Hölzchen und ſteckte ſie als Hals in den Tierkörper, nachdem er die Berührungsſtellen mit dem Meſſer flachgeſchnitten hatte. Die kleine Kuppe, die dabei vom Halsſtück abfiel, wurde aber nicht fortgeworfen. Sie bildete, mit einem ſpitzen Hölzchen in den Rücken geſteckt, den Höcker des Kamels, denn ein Kartoffelkamel wollte der ehrgeizige Heinz machen, ſo ein ſchweres Tier gleich als erſten Verſuch. Glücklicherweiſe fand ſich eine Kartoffel, die ſich gut als Kopf verwenden ließ, und fertig war das Wüſtenſchiff.

Nun war von Langeweile keine Rede mehr. Heinz und Hilde arbeiteten mit Feuereifer, und am Abend war eine ganze Menagerie fertig. Onkel Paul hat die Tiere photographiert, und wenn ihr ſie euch genau anſeht, könnt ihr ſie ſicher nachmachen.

Als der böſe Regen aufhörte und die Sonne wieder warm ſchien, ſpielten die Kinder wieder draußen. Vorher aber zogen ſie alle Stäbchen und Papierſchnitzel aus ihrer Kartoffelmenagerie und trugen die Knollen wieder in den Stall; den Schweinen ſchmeckten ſie genau ſo, als ob ſie niemals zwei kleinen Schulkindern über ein paar langweilige Regentage weggeholfen hätten. Nach Kamelfleiſch und Elefantenfleiſch haben ſie nicht geſchmeckt.

E. S.

Die Axt im Haus erſpart den Zimmermann.

In jeder Wirtſchaft kommt es vor, daß einmal irgendein Stück „aus dem Leim“ oder ſonſtwie „aus den Fugen“ geht. Da iſt es immer eine Freude für die Hausfrau, wenn einer aus der Familie ſtillſchweigend die Verpflichtung übernimmt, die betreffenden Sachen wieder in die Richte zu bringen. Und dieſer eine ſollte jeder Junge für ſeine Mutter ſein; für kleine Gefälligkeiten dieſer Art erntet man meiſtens den größten Dank.

Doch manch einer hat zwar den guten Willen, alles in Ordnung zu bringen, ruiniert aber tatſächlich mehr als er beſſert. Und warum? Weil er es nicht richtig angefangen hat. — Hat man z. B. bei einem Küchenſtuhl den Sitz wieder aufzuleimen, ſo darf man nicht friſch drauflosklecksen und etwa, um größere Haltbarkeit zu erzielen, von oben durch den Sitz ein paar Nägel einſchlagen, an denen ſich nachher alle Leute ihre Kleider zerreißen. Sondern man reinigt zuerſt mit Schmirgelpapier die Flächen, die zuſammengefügt werden ſollen, von allem Schmutz, beſonders altem Leim, der etwa noch anhaftet. Inzwiſchen läßt man den Leim, den man etwa 12 Stunden in reinem, kalten Waſſer hat quellen laſſen, über ſehr gelindem Feuer langſam zergehen. Iſt er flüſſig, ſo ſorgt man dafür, daß er nicht zum Kochen kommen kann; gekochter Leim verliert nämlich an Bindekraft. Mit dem heißen Leim beſtreicht man beide Flächen, fügt ſie zuſammen und beſchwert den Gegenſtand (indem man z. B. Bücher auf den Stuhlſitz legt). Es iſt eine wichtige Tatſache, daß geleimte Gegenſtände, die unter Druck trockneten, viel haltbarer ſind als ſolche, die nicht gepreßt wurden. — Ebenſooft wie etwas geleimt wird, muß genagelt oder feſtgeſchraubt werden. Hierbei iſt das Werkzeug das Wichtigſte. Man muß in jeder Wirtſchaft 2—3 Sorten Nägel, Blauköpfe, Drahtſtifte, Goldköpfe, außerdem einige Sorten Bilderhaken und Schrauben von verſchiedener Größe vorrätig halten. Dazu geſellt ſich natürlich ein Hammer, der nicht wackeln ſoll wie eine alte Wand, eine Zange und ein kräftiger Schraubenzieher. Das Nageln lernt man am beſten durch Übung. Beim Befeſtigen von Schrauben tut man gut, vorher ungefähr ein Drittel der Schraubenlänge tief vorzubohren mit einem dünnen Bohrer. Nur hierdurch iſt es möglich, der Schraube die gewünſchte Richtung zu geben. Anderſeits darf man ja nicht zu tief vorbohren, ſonſt ſitzt die Schraube nicht; und eine Schraube, die nicht feſt ſitzt, iſt ein Unding. — Nun bleibt noch eine wichtige, häusliche Kunſt: die Kunſt, Bilderhaken in der Wand zu befeſtigen. Zunächſt wählt man einen Haken, der für das Gewicht des Bildes lieber zu ſtark als zu ſchwach ſein ſoll. (Übrigens darf man große Bilderhaken nur in ſolche Wände einſchlagen, die die Stärke mindeſtens eines Backſteins haben.) Nun treibt man den Haken an der als richtig erkannten Stelle in die Wand. Iſt man ſo glücklich geweſen, den Haken in den Mörtel, der die Steine verbindet, getrieben zu haben, ſo ſchlägt man ihn getroſt bis zur gewünſchten Tiefe ein; er wird ſicher halten. Kommt man aber auf die Backſteine, ſo muß man mit dem Meißel in den Stein ein Loch meißeln. Jetzt ſchnitzt man ſich aus gutem Holz einen viereckigen Keil, der das Loch ganz ausfüllt und treibt ihn mit dem Hammer hinein. In die Mitte dieſes Keiles wird nun der Bilderhaken geſchlagen. War nur der Keil groß genug und tief genug eingeſchlagen, ſo hält unſer Haken wie Pech und Schwefel.

Guſtav F. A. Uhl.

Hurra, nun kann's regnen!

Im Mai.

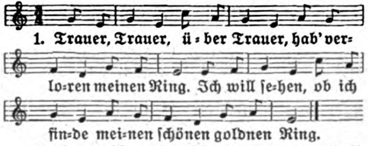
Der alte Schwarzdornbuſch am Haus,
Trägt Röschenſtrauß an Röschenſtrauß;
Der Flieder füllt die Trichterlein
Ganz voll mit ſüßem Sonnenſchein;
Wo nur ein Lüftchen geht und weht,
Trägt's ſchweren Duft von Buſch und Beet;
Wohin ein Vögelein ſich ſchwingt,
Stimmt's gleich ſein Liedchen an und ſingt.

Wer lehrt es nur den reinen Takt?
Wer hat dies Blatt ſo fein gezackt?
Im Wieſengrün ſolch einz'ges Blatt,
Wer ſähe ſich dran richtig ſatt?
Wer jauchzte alle Luſt je aus
An einem blauen Veilchenſtrauß,
An einer Wolke weißem Glanz,
An einem Himmelſchlüſſelkranz?

Fr. Sch.

Trauer und Freude.

Altes deutſches Singſpiel.


1. Trauer, Trauer, über Trauer, hab' ver-
loren meinen Ring. Ich will ſehen, ob ich
finde meinen ſchönen goldnen Ring.

Spielweiſe: Ein Mädchen ſteht innerhalb des Kreiſes und ſucht ſeinen Ring, den es ſelbſt verſteckt hat. Hat das trauernde Mädchen den Ring gefunden, ſo ſingt es: „Freude, Freude, über Freude, hab gefunden meinen Ring. Ich will ſehen, wem ich ſchenke meinen ſchönen goldnen Ring,“ und ſchenkt den Ring einem andern Kinde, das nun an ſeine Stelle tritt. Darauf beginnt das Spiel von neuem.

Zu dem Singſpiel in Nr. 27 bemerke ich, daß das Spiel im Volke ſehr beliebt iſt. Faſt auf allen Straßen und Höfen Weſtpreußens kann man es von einer Menge von Kindern hören, nur wird es inſofern anders geſpielt, als in Nr. 27 angegeben, indem jedes Kind im Kreiſe einen andern Fiſchnamen erhält und die einzelnen Fiſche auch außer der Reihe vom leitenden „Fiſch“ zur Nachfolge aufgerufen werden können.

Bei den Küchlein.

Klein Anna-Kathrein komm mit in die Tenne,
Sieben Küchlein hat unſere Henne!
Sachte, ſachte, dann kannſt du ſie ſehn,
Wie ſie zierlich die Köpfchen drehn.

Sieben flaumige, herzige Dinger,
Kaum ſo groß wie ein Mittelfinger,
Guck nur, guck, wie das flattert und piepſt,
Gelt, die Küchlein ſind allerliebſt?

Möchteſt wohl eins in dein Händchen nehmen,
O, da würde die Henne ſich grämen,
Nähm' man ihr eins ihrer Kindlein fort,
Würde ſie ſuchen an jedem Ort.

Nur ein Weilchen noch mußt du warten,
Dann gehn ſie ſpazieren in Hof und Garten,
Dann darfſt du ſie füttern mit Hirſe und Klei'n,
Gelt, das gefällt dir, Klein Anna-Kathrein!

Joſefine Moos.

Sammler=Daheim.

Zu unſeren Bildern.

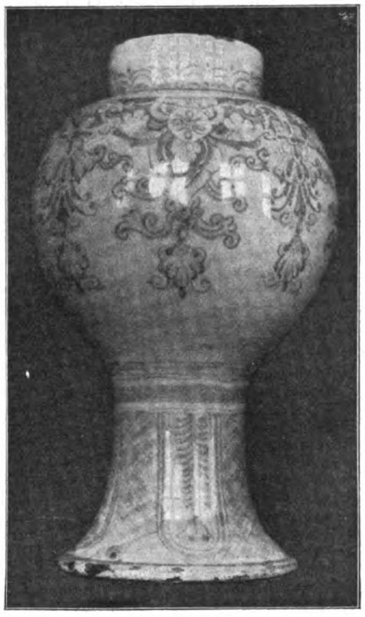
Eugen Wolff, ein Münchener Künſtler und — was ihn beſonders intereſſant macht — ein Schüler Zügels, bietet uns mit ſeinen „Kavalierhäuſern“ ein Werk, das inſofern von Bedeutung iſt, als der Maler in ihm den Weg zur Romantik mit Erfolg beſchritten hat. Man braucht die Romantik nicht nur in den vergangenen Zeiten zu ſuchen. So modern wir gegenwärtig ſind, ſtehen wir der Romantik doch näher als wir glauben. Nach der Herrſchaft des peinigenden, nüchternen Realismus in Kunſt und Literatur ſehnen wir uns zurück in das Reich der verklärenden, Träume weckenden Phantaſie. W. Moralds „Floßfahrt auf der Iſar“ ſteht gleichfalls der Romantik nahe: romantiſch iſt die Natur, romantiſch die Art und Weiſe, das in den Bergwäldern geſchlagene Holz in Flößen zu Tal zu befördern, romantiſch ſind die Geſtalten der Flößer, die — Söhne der Berge und der Gefahren gewohnt — ihr Fahrzeug durch Wirbel und Stromſchnellen glücklich zu Tal bringen. N. Nuihongs, einer der jüngeren holländiſchen Maler, gibt uns mit ſeiner „Einfachen Koſt“ ein Idyll ſeiner Heimat und ein Bild ehelichen Glückes, das alle Armut und Dürftigkeit nicht zu zerbrechen vermag. Ludwig v. Langenmantel, deſſen ſatiriſches Bild „Der weiße Kakadu“, mit dem er die Geiſtesarmut und innere Hohlheit des nach außen hin ſo anmutigen Rokoko meiſterhaft darzuſtellen verſtanden hat, iſt einer der führenden Meiſter in München. Er wurde 1854 auf dem Michelsberg bei Kelheim geboren. Sein Vater, Otto v. Langenmantel, leitete den Bau der dortigen Befreiungshalle. Er beſuchte die Kunſtgewerbeſchule in München und war der Schüler von Franz Adam, Raab, Seitz und ſeit 1874 von Piloty. A. Stremels Interieur „Teetiſch“ gibt die Stimmung und den Hauch der Biedermeierzeit vorzüglich wieder. — Als Kunſtbeilage bringen wir das Bildnis einer Florentinerin von Sandro Botticelli, der eigentlich Sandro di Mariano Filippi hieß und unter dem Einfluß Verrocchios malte. Er bereicherte die florentiniſche Malerei durch Hinzuziehung der Mythe und Allegorie. Seinen Werken wird feine Empfindung und Beſeelung der Linie nachgerühmt.

Die Fayencen von Braunſchweig.

Im Anfang des XVIII. Jahrhunderts herrſchte in Europa das Porzellanfieber. Allenthalben verſuchte man das koſtbare oſtaſiatiſche Produkt nachzuahmen; aber nur der einſtige Apothekerlehrling und ſpätere Adept Böttger hatte das Glück, die zur Herſtellung nötige Erde in die Hände zu bekommen, überall ſonſt mußte man ſich mit geringeren Erzeugniſſen, meiſt mit Fayence, begnügen. Auch in der Stadt Braunſchweig ſcheint man die Herſtellung von Porzellan verſucht zu haben, denn Privilegien aus früher Zeit, 1707 und 1713, ſprechen von einer Porzellanfabrik und geſtatten die Herſtellung von Fayence, ſowie von echtem und von rotem Porzellan.

Herzog Anton Ulrich legte im Jahre 1707 die Fabrik als Staatsunternehmen an, als Leiter wurde ein gewiſſer Joh. Phil. Franz aus Sachſen berufen. Da die Fabrik keinen Gewinn abwarf, wurde ſie am 1. Januar 1710 an Heinr. Chriſtoph von Horn verpachtet. Nach wiederholtem Wechſel übernahm der Pächter J. F. v. Horn im Jahre 1714 die Fabrik für eigene Rechnung, verlegte ſie in die Stadt und erhielt ein Privileg auf zwölf Jahre. Nach Horns Tode im Jahre 1731 führte die Witwe die Fabrik bis 1742 fort, wo ſie von dem Amtsrat Hantelmann übernommen und dieſem ein neues Privileg auf zwölf Jahre verliehen wurde. Dasſelbe wurde 1745 auf die beiden Brüder H. W. und F. L. von Hantelmann übertragen, ging aber ſchon am 6. Mai 1745 an Joh. Erich Behling und Joh. Heinrich Reichhard über. — Auch dieſe konnten das Unternehmen nicht lange fortführen, zumal das Privileg kein ausſchließliches war und im Jahre 1749 auch dem Hauptmann Rudolph Anton Chely die Einrichtung einer Fayencefabrik in Braunſchweig geſtattet wurde. Letztere ging bald nach 1756 ein, und in demſelben Jahre überließ Reichhard die Fabrik dem Herzog Carl, der ſie 1773 an den Faktor Benjamin Rabe verpachtete und dieſem 1776 verkaufte. Rabe ſtarb 1803; die Fabrik ging im Jahre 1807 ein. Dieſe detaillierten Angaben, die zur richtigen Deutung der Marken nötig ſind, teilt Juſtus Brinckmann mit, fußend auf Forſchungen des Herrn Major Wegener. Eine Verordnung vom Jahre 1781 ſchreibt für die Braunſchweiger Fayencen die Marke B oder Br vor. Dieſelbe Marke ſcheint in der erſten ſtaatlichen Periode benutzt worden zu ſein, dann zeichnete v. Horn oder v. Hantelmann (dieſer war nur ſehr kurze Zeit Inhaber) mit einem H, an das ein V angelehnt war. Reichhard und Behling ſignierten R & B oder $\frac{\text{B}}{\text{R}}$. — Die älteren Braunſchweiger Fayencen ſind mit Malerei in Kobaltblau oder Manganviolett dekoriert, ſpäter verwendete man mehrfarbige Malereien. Alte Braunſchweiger Fayencen ſind ſelten. Die Seltenheit aber dürfte zum großen Teile auf Unkenntnis beruhen. Die hier abgebildete, in Form, Maſſe und Dekoration (blau) ſehr gute Vaſe z. B. wurde von ihrem Beſitzer für Delfter Ware aus der Zeit um 1700 gehalten, bis der unfehlbare Kennerblick Juſtus Brinckmanns ſie als zu Braunſchweig gehörig herauserkannte. Sie trägt unter der Glaſur in Blau die Marke $\frac{\text{VH}}{\text{K}}$.

M. Kirmis.



Braunſchweiger Fayence.

Ein wiederentdeckter Berliner Medailleur.

Die Vergötterung der modernen franzöſiſchen Medaillenkunſt ließ lange Zeit alles gering achten, was die heimiſchen Medailleure des XIX. Jahrhunderts geſchaffen hatten. Erſt ſeit wenigen Jahren beginnt eine gerechtere Beurteilung der Medaillenkünſtler jener Epoche, beſonders aber auch der Biedermeierzeit, wieder Platz zu greifen. — Die Berliner Verhältniſſe zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren durchaus kleinbürgerliche, nach den unglücklichen Kriegsjahren ſogar dürftige. — Auf große, gewinnbringende Aufträge konnten die Medailleure nicht rechnen, die Porträtmedaillen wurden ſelten in Silber oder Erz ausgeführt, man begnügte ſich mit Gips auf getönter Unterlage, oder ließ einige Exemplare in der königlichen Eiſengießerei in Eiſen ausgießen. Das billige Material wurde ſpäter wenig geachtet, und daraus erklärt es ſich, daß ſo unendlich viel aus jener Zeit in Verluſt geriet. Heute beginnt man die Reſte eifrig zu ſammeln und iſt erſtaunt, wieviel Gutes in Hinſicht der Porträtmedaille damals geſchaffen wurde. Einer der tüchtigſten, jedenfalls aber der fruchtbarſte Berliner Porträtiſt der Zeit von etwa 1805—1830 war Leonhard Poſch. Poſch war Öſterreicher, 1750 im Zillertal geboren und frühzeitig von der Kaiſerin Maria Thereſia zur Ausbildung als Bildhauer nach Wien gezogen. Rückſichten auf ſeine Geſundheit zwangen ihn der Großplaſtik zu entſagen und führten ihn nach Neapel, wo die altüberlieferte Kunſt der Gußmedaille ihm wohl zuerſt nahe trat. Nach Berlin kam er im Jahre 1804. Schadow erkannte bald ſeine Bedeutung als Porträtiſt; er wurde bei der Kgl. Eiſengießerei und der Porzellanmanufaktur beſchäftigl und unter die akademiſchen Künſtler aufgenommen. — Herrliche Porträtmedaillen König Friedrich Wilhelms III. und ſeiner jugendſchönen Gemahlin rühren aus jener erſten Berliner Zeit her. Auch die franzöſiſchen Sieger ließen ſich von Poſch porträtieren, ſogar Napoleon ſaß dem Künſtler. So ſehr wurde er geſchätzt, daß man ihn 1810 überredete nach Paris überzuſiedeln. Im Jahre 1814 kehrte er dauernd nach Berlin zurück. Poſch war ein äußerſt fruchtbarer Künſtler. Man kennt bereits von ihm gegen 700 Porträtmedaillen; ſie ſind ſämtlich einſeitig und ausſchließlich als Gußmedaillen gearbeitet. Aber nur wenige Stücke ſind in Metall, überwiegend in Eiſen, ausgegoſſen worden, meiſt ſcheint man ſich mit dem Gipsabdruck begnügt zu haben. Poſch porträtierte Fürſten und Glieder fürſtlicher Familien, Gelehrte und Generäle, Künſtler und Spießbürger, beſonders aber alle im Berliner Leben der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einigermaßen hervortretende Perſönlichkeiten; er iſt der eigentliche Porträtiſt der Berliner Biedermeierzeit. — Dieſe Fruchtbarkeit macht es wahrſcheinlich, daß in alten Familien noch manche Arbeiten des Künſtlers vorhanden ſein werden, die unbeachtet in ſtaubigen Ecken ihr Daſein weiter verſchlummern. Das Kgl. Münzkabinett zu Berlin iſt bemüht, das Werk von Poſch möglichſt vollſtändig zuſammenzubekommen. Glaubt man nun ein Reliefporträt aus jener Zeit zu beſitzen, dann iſt es keine Mühe das Kabinett davon zu benachrichtigen; man erwirbt ſich ein Verdienſt um die Kunſt. — Faſt nie ſind die Werke von Poſch ſigniert, man achte aber beſonders auf Güſſe in Eiſen oder Gips und auf Originalmodelle in rotem Wachs.

M. Kirmis.

Notizen.

Die Hungertücher. Im Mittelalter war es Brauch, während der Faſtenzeit zwiſchen dem Chor und dem Kirchenſchiff einen Vorhang aufzuhängen, der den Vorhang des Tempels in Jeruſalem, der beim Tode Chriſti zerriß, verſinnbildlichen ſollte. Im Laufe der Jahrhunderte geriet dieſe Sitte faſt überall in Vergeſſenheit, nur in einigen Gemeinden Weſtfalens hat ſie ſich bis auf den heutigen Tag erhalten. Weil nun dieſe Vorhänge zu Beginn der Faſten vor den Augen der Gläubigen in der Kirche ſichtbar wurden, erhielten ſie den Namen „Hungertücher“. Sie waren häufig reich verziert; urſprünglich durch Malereien, dann durch Stickereien. Gute alte Stücke ſind äußerſt ſelten geworden. Die erhaltenen beſtehen meiſt aus Leinen mit Netzſtickerei. Das hamburgiſche Muſeum für Kunſt und Gewerbe konnte kürzlich noch ein altes gutes Hungertuch erwerben. Es iſt eine Arbeit des ausgehenden XVI. Jahrhunderts und ſtammt aus der Kirche zu Buldern in Weſtfalen.

Das Taſchenbuch des Bücherfreundes für 1910 (herausgegeben von Dr. jur. G. A. E. Bogeng, Max Harrwitz, Nikolaſſee bei Berlin, 6 *M*) bringt außer dem eigentlichen Taſchenbuche ein „Jahrbuch für Bücherkunde und Bücherliebhaberei“ mit einem äußerſt inhaltreichen und anregenden Hauptartikel von Bogeng: Umriſſe zu einer Geſchichte der Bücherliebhaberei. — Das Taſchenbuch kann jedem Bücherfreunde, das iſt ja jeder Beſitzer einer ſich vermehrenden Bibliothek, aufs wärmſte empfohlen werden. Hat man ſich einmal daran gewöhnt, es ſorgfältig und gewiſſenhaft zu benutzen, dann wird man mit Freuden wahrnehmen, welche Ordnung in die Bibliothek kommt und wie genau man jederzeit über alle Daten auf dem laufenden iſt. MK.

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich=Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim=Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim=Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim=Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 37

Daheim

Ein deutſches Familienblatt

30. April 1910

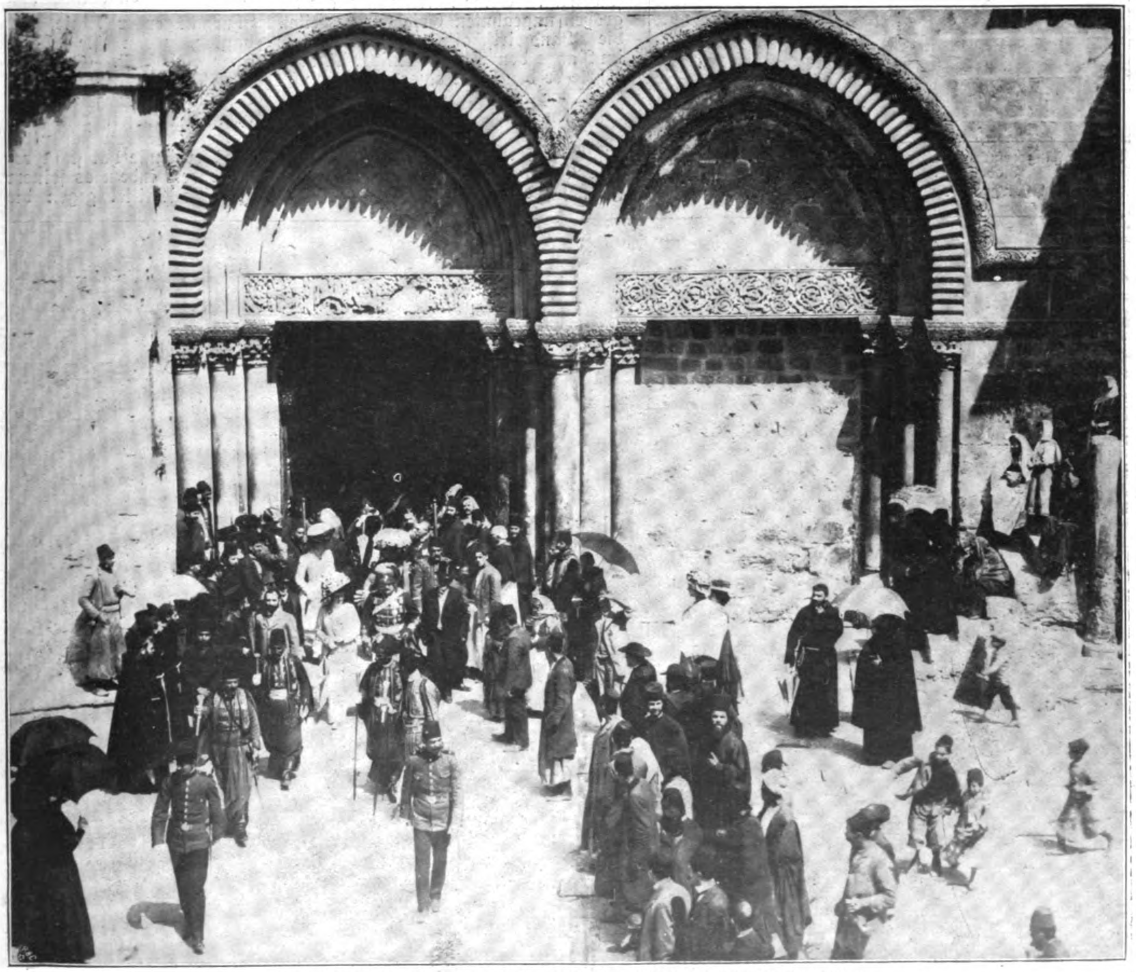
Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker 5
Mondſcheinlandſchaft. Gemälde von Andreas Achenbach † 9
Das Lied. Gemälde von Fr. Zmurko 11
Die großpolniſche Gefahr in Oberſchleſien. Von Arthur Korn 11
Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt (Fortſetzung) . . . 12
Im Eichenhain. Gemälde von Ernſt Krauſe 13
Streit. Gemälde von F. Corelli . . . 15
Aus dem Leben des Kuckucks. Von C. Schenkling 16
Die Bodelſchwinghſchen Anſtalten. I. Von J. Höffner. Mit vier Abbildungen 17
Briefdummheiten. Von Dr. Hans Sendling 20
Auſtraliſche Großſtädte. Von Paul Bellardi. Mit ſieben Abbildungen . . 21
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Sammler-Daheim — Briefkaſten . 25—37
Kunſtbeilage: Der Zug des Todes. Gemälde von Guſtav Spangenberg.

Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die Einweihung der Kaiſerin Auguſte Viktoria-Stiftung auf dem Oelberg und der Beſuch des **Prinzen Eitel Friedrich** im heiligen Lande ſind nicht nur für die evangeliſche Kirche von Bedeutung geweſen, ſondern haben auch ihre große nationale Aufgabe erfüllt: ſie haben das Deutſchtum im fernen Oſten geſtärkt und unſer Anſehen geſteigert. Und es darf auch dies Ereignis als ein hocherfreuliches Zeichen angeſehen werden, daß wir keine Gelegenheit vorübergehen laſſen, die ſich uns bietet, wenn es gilt, den deutſchen Namen und die deutſche Macht im Auslande zu vertreten. Unſer Bild zeigt den Prinzen und ſeine Gemahlin beim Verlaſſen der Grabeskirche in Jeruſalem.



Zum Beſuche des Prinzen und der Prinzeſſin Eitel Friedrich in Jeruſalem.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

Mit den Erfolgen der Flugtechnik ſteigert ſich auch die Veranſtaltung ſogenannter Flugwochen, die wiederum ihrerſeits zur Hebung der Aviatik beitragen. So fand kürzlich eine **Flugwoche** in **Nizza** ſtatt, eine andere in **Madrid,** wo der berühmte Flieger Santos Dumont von der Infantin Iſabella durch eine Anſprache ausgezeichnet wurde.

* * *

In Halle, wo er nahezu ein halbes Jahrhundert gewirkt hat, ſtarb am 15. April hochbetagt Profeſſor Dr. **Julius Kühn**, der Begründer und Leiter des dortigen landwirtſchaftlichen Inſtituts. Der Heimgegangene war ein Gelehrter von Weltruf; gründliche theoretiſche Durchbildung vereinigte er in hohem Maße mit reicher praktiſcher Erfahrung und wurde ſo vorbildlich für den Landwirtſchaftsunterricht an deutſchen Univerſitäten. **Kühn** war am 23. Oktober 1825 zu Pulsnitz in der ſächſiſchen Oberlauſitz geboren, ſtudierte Volks- und Landwirtſchaft und übernahm dann die Generaldirektion der umfangreichen im Kreiſe Glogau gelegenen Gräflich Egloffſteinſchen Beſitzungen. Die vortreffliche Löſung einer Preisaufgabe über die Rindviehzucht gab die unmittelbare Veranlaſſung zu ſeiner 1862 erfolgten Berufung nach Halle. Bereits ein Jahr ſpäter wurde dort auf ſeine Anregung das landwirtſchaftliche Inſtitut ins Leben gerufen, zu welchem in der Folge ein ausgedehntes Verſuchsfeld, ein Haustiergarten, ſowie eine Prüfungsſtation für landwirtſchaftliche Maſchinen und Geräte traten. Namentlich der Haustiergarten ſtellt ein Hilfsmittel für die Forſchung und den Unterricht auf dem Gebiete der landwirtſchaftlichen Tierzucht dar, wie ein ſolches an keiner andern Stelle zu finden iſt. Seine Wirkſamkeit als Lehrer war glänzend und von großen ungeahnten Erfolgen begleitet. Ihm in erſter Linie hat die Landwirtſchaftskunde es zu verdanken, wenn ſie heute im Range den übrigen Univerſitätsdisziplinen gleichſteht. Seit 1903 führte er den Titel eines wirklichen Geheimen Rats mit dem Prädikat Excellenz, eine Auszeichnung, wie ſie bisher nur ganz wenigen deutſchen Hochſchullehrern zu Teil wurde, und erſt ſeit dem verfloſſenen Winterhalbjahr hatte ſich der Unermüdliche von ſeiner beruflichen Tätigkeit zurückgezogen. Beſondere Verdienſte hat ſich Profeſſor Kühn noch um den Zuckerrübenbau erworben, indem es ſeinem Fleiße und Scharfſinn gelang, ein erfolgreiches Mittel gegen die

Zu den Flugverſuchen Santos Dumonts in Madrid: Infantin Iſabella im Geſpräch mit Dumont.
Photographie von M. Löhrich, Innsbruck.

Geh. Rat Prof. Dr. Julius Kühn †.

Von der Flugwoche in Nizza: Rougier während eines Fluges über dem Golf von Lion. Photographie von Charles Delius, Paris

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Haupteingang der Brüſſeler Ausſtellung.

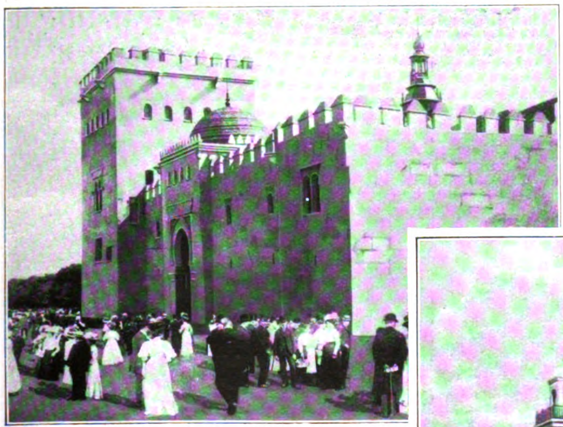
Das deutſche Haus. — Rechts darunter: Der holländiſche Pavillon.

Rübenſchädlinge ausfindig zu machen. Als ſeine Hauptſchriften ſind „Die Krankheiten der Kulturgewächſe“ und „Die zweckmäßigſte Ernährung des Rindviehs“ anzuſehen.

* * *

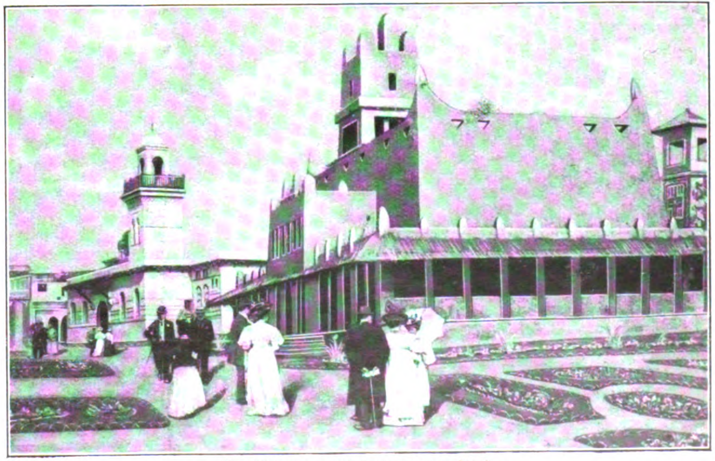
Nach fieberhafter Tätigkeit in den letzten Tagen wurde die **Weltausſtellung in Brüſſel** am 23. April eröffnet, allerdings ohne daß die Ausſtellung in allen ihren Teilen fertiggeſtellt war. Die Abteilung des deutſchen Reiches hatte ihre beſonderen Einweihungsfeierlichkeiten am 25. April. Wir bringen heute im Bilde einige der bemerkenswerteſten Ausſtellungsgebäude.

* * *



Der ſpaniſche Pavillon.

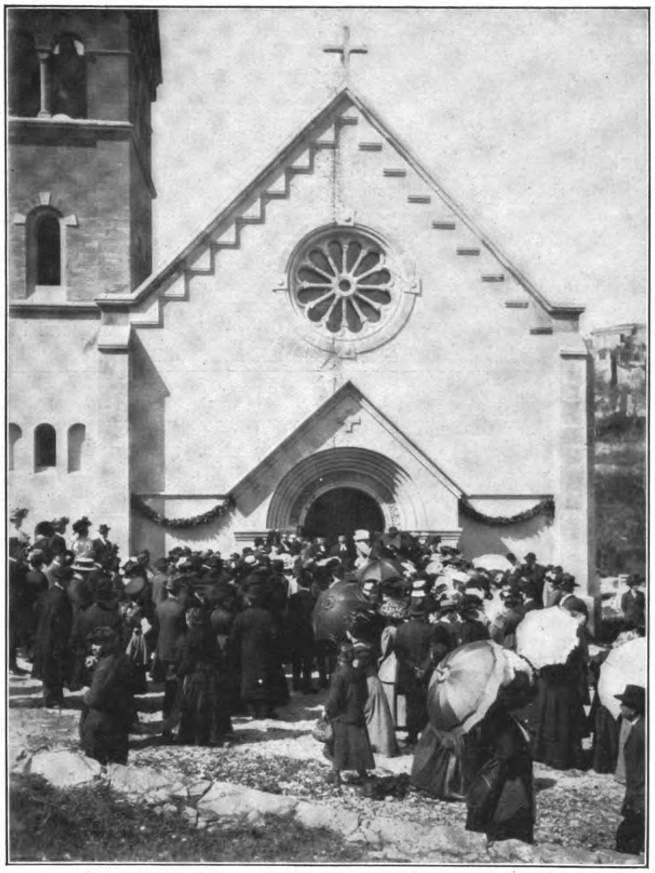
In Rapallo fand am 10. April die Einweihung der deutſchen evangeliſchen Kirche ſtatt, über deren am 19. April 1909 erfolgte Grundſteinlegung das Daheim ſ. Z. berichtete. Seit 1893 hat Paſtor emer. Krüger aus Bonn als freiwilliger Kurprediger während der Winterſaiſon in dem lieblichen Rivieraſtädtchen gewirkt. Infolge der jährlich wachſenden Zahl deutſcher Wintergäſte, Villenbeſitzer und Gewerbetreibenden erwies ſich der den Gottesdienſten eingeräumte Saal **als zu klein, weshalb im Juli 1907 der** Kirchbau beſchloſſen wurde. Nach dem Plane des Baurats Martens aus Berlin errichtete der Architekt Machiavello ein reizendes romaniſches Kirchlein, das ſich trefflich in die ſchöne Landſchaft einfügt. Das Schiff bietet 200 Sitzplätze, die durch Emporen baldigſt eine Vermehrung erfahren werden. Das Balkenwerk des Dachſtuhls iſt nach altromaniſchen Muſtern einiger Genueſer Bauten mit roten und ſchwarzen Ornamenten auf weißem Grunde bemalt. In altromaniſchem Stil iſt auch der Altar aus carrariſchem Marmor hergeſtellt, zu dem eine Spende der Kaiſerin verwendet wurde. Der künſtleriſche Schmuck iſt das 2,50 m hohe Mittelfenſter der Apſis mit dem Gekreuzigten von der Hand Hans Thoma entworfen. Die Kirchengeräte ſchenkte der Zentralvorſtand des Guſtav Adolf-Vereins. Der Turm iſt bis zur Spitze des Kreuzes 22,50 m hoch. Vor der Kirche werden Anlagen entſtehen, und hinter ihr weiſen ſchon jetzt dunkle Cypreſſenobelisken aufwärts. Um den Bau haben ſich beſonders Herr Konſul Andreae in Rapallo, Herr Paſtor Krüger aus Bonn und



Pavillons von Weſtafrika und Algier.

Die Weltausſtellung in Brüſſel. Photographien von W. Naue, Hamburg.

Herr Kommerzienrat Müller aus Eſſen verdient gemacht. Zu den etwa 40000 Lire betragenden Baukoſten ſteuerten der Deutſche Evangeliſche Kirchenausſchuß und der Evangeliſche Ober-Kirchenrat zuſammen 10000 Lire bei. **Rapallo**, die jüngſte deutſche evangeliſche Gemeinde Italiens, wird ſich der preußiſchen Landeskirche anſchließen.

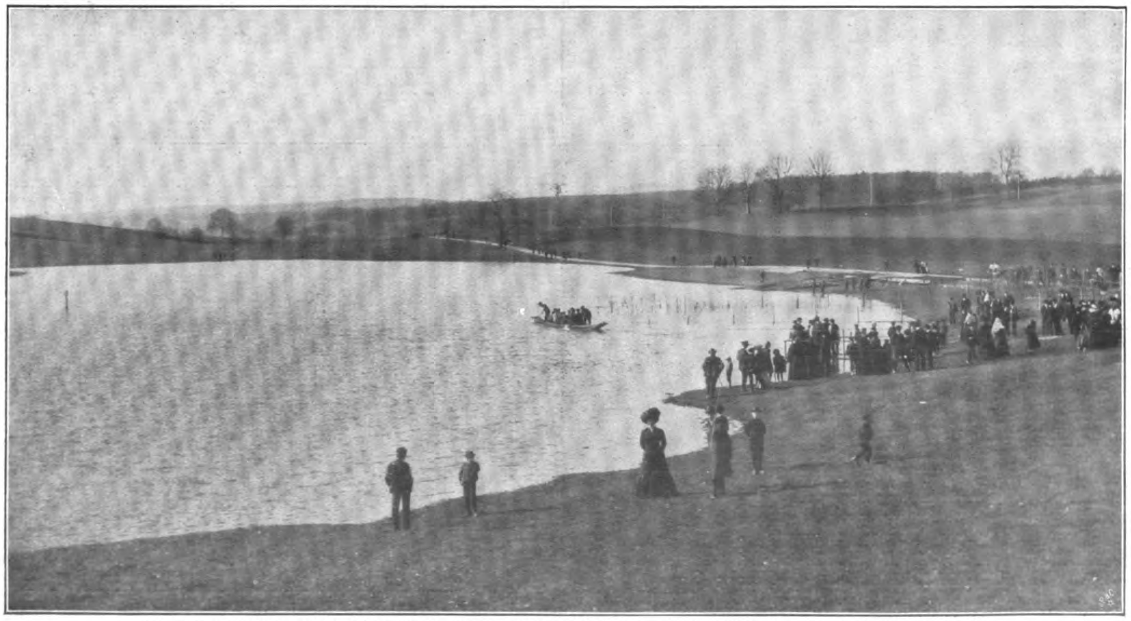


Die Einweihung der deutſchen evangeliſchen Kirche in Rapallo.

* * *

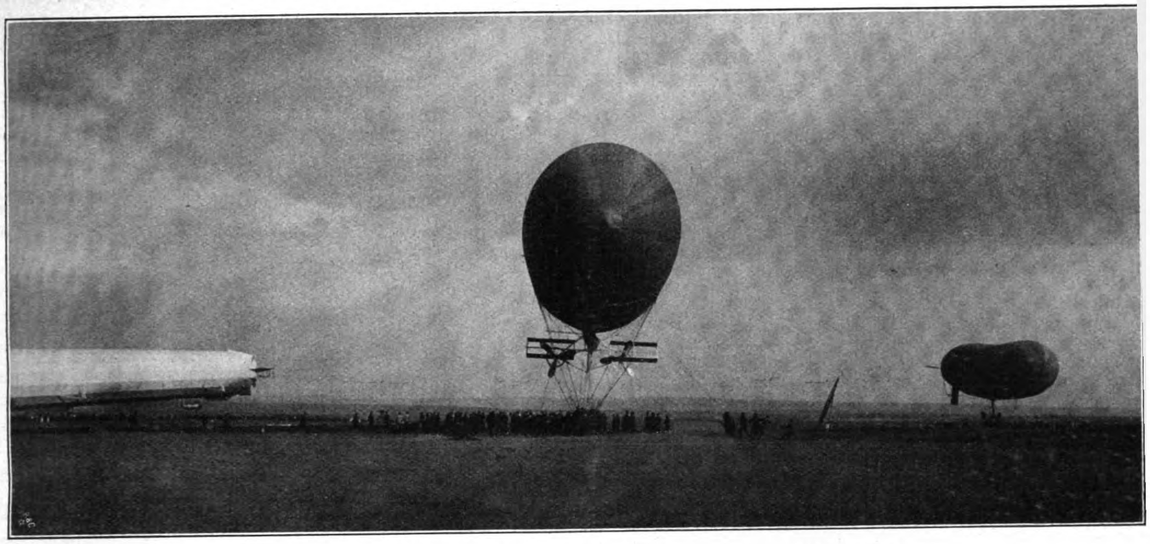
Der unweit dem Dorfe Eichen bei Schopfheim im Großherzogtum Baden, in einer Höhe von 464 Meter über dem Meere gelegene See verliert ſein Waſſer oft plötzlich, ſodaß ſein Grund als Acker- und Wieſenland benutzt wird, bis es, zuweilen erſt nach Jahren, wieder erſcheint. Das plötzliche Auftreten des Sees hat den Bauern oft ſchon übel mitgeſpielt, indem er mitten in der Heuernte die ganze Wieſe unter Waſſer ſetzte. Dieſer merkwürdige See hat ſich nun wieder eingeſtellt und bereits einen Höheſtand erreicht, der ſeit Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nicht mehr verzeichnet war. Gegenwärtig beträgt der Pegelſtand 2,80 Meter, die Länge etwa 255 Meter und die Breite 135 Meter. Der See übt eine große Anziehungskraft aus; täglich trifft eine große Anzahl von Beſuchern an ſeinem Ufer ein. Seit einigen Tagen zeigen ſich auch Wildenten, und die Jäger haben bereits gute Jagderfolge am Geſtade dieſes ſeltenen Sees erzielt. Auch ſonſt ſind noch derartig eigentümliche Seen bekannt, die man in der Geologie als **intermittierende Seen** zu bezeichnen pflegt. Beſonders merkwürdig iſt der Czirknitzſee, der nach dem Flecken Czirknitz im Herzogtum Krain (Oeſterreich) benannt iſt und zu den größten Eigentümlichkeiten des Karſtplateaus gehört. Er liegt in einem Talkeſſel ohne Ausgang, ſüdlich vom Javornik, nordöſtlich vom Slivinzagebirge überragt. Sein Flächeninhalt beträgt bei hohem Waſſerſtand 170 qkm, die mittlere Tiefe 8 m. Er umſchließt vier Inſeln, auf deren größter das Dorf Ottok liegt. Schon Strabo erwähnt dieſen See, in dem man nach den Berichten ſpäterer Schriftſteller je nach der Jahreszeit fiſchen, pflügen, ſäen, ernten und jagen könne und der infolge ſeiner Einzigartigkeit zum Gegenſtand einer Reihe von Lokalſagen geworden iſt. Das Waſſer läuft durch den poröſen Kalkſtein zeitweiſe ab. Die verſchiedenen trichterartigen Abflußkanäle, die ſich durch die dunkle, ja ſchwarze Farbe des Waſſerſpiegels verraten, ſind bekannt und werden von den Bewohnern jener Gegend als Fach, Keſſel, Sieb, Waſſerträger, die große und kleine Trommelſchlägerin benannt. Im ganzen zählt man etwa 40 Abflußſtellen. Das abfließende Waſſer erſcheint dann im Laibacher Tale als Biſtrizza aus Boraunizza wieder. Im Jahre 1707—14 floß der See nur einmal ab, während er von Januar 1834 bis Februar 1835 ausgetrocknet war. — Aehnliche Seen ſind auch der Neuſiedler See in Ungarn, der gleichfalls wiederholt völlig austrocknete, ſo 1693, 1738 und 1868, ſich aber jedesmal wieder füllte, und der Kopaïſſee in Böotien.

* * *



Ein zeitweiliger See: Der Eichener See bei Schopfheim in Baden. Photographie von Oskar Hochſtetter, Baſel.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



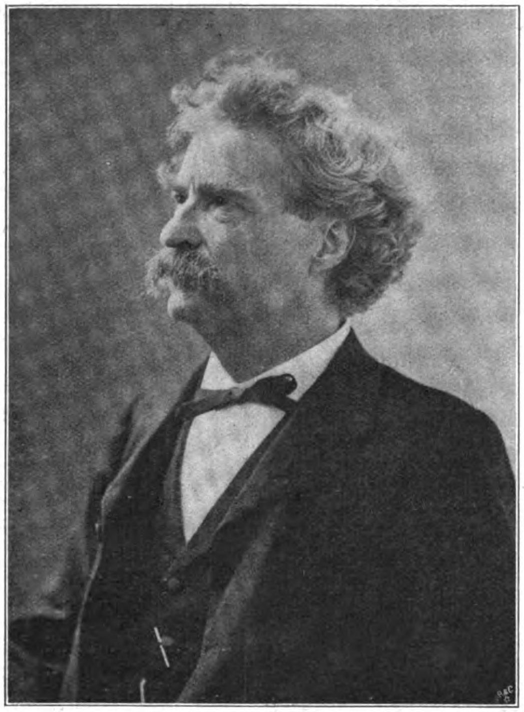
Landung der drei Luftſchiffe: „M. I“, „P. II“ und „Z. II“ in Homburg vor der Höhe.

Die deutſche **Luftſchiffahrt** hat neuerdings wiederum einen ſchweren Verluſt erlitten. Die Militärluftſchiffe der drei Syſteme — Zeppelin, Parſeval und Groß — „Z. II“, „P. II“, „M. I“, fuhren am 22. April trotz der nicht gerade günſtigen Witterungsverhältniſſe von Köln nach Homburg, wo ſie vom Kaiſerpaar erwartet, nach einer durch keinerlei Zwiſchenfälle getrübten Fahrt von etwa 5 Stunden glücklich landeten. D Rückfahrt nach Köln wurde am Sonnabend angetreten, erli aber leider eine ſchwere Störung. Während „P. II“ gegen Mitte nacht vor der Luftſchiffhalle Bickendorf landen konnte, muß „Z. II“ des ſtarken Sturmes wegen in der Nähe von Limbur niedergehen, riß ſich hier los und landete bei Weilburg.

Das Kaiſerpaar mit Gefolge in Erwartung der Luftflottille.

Zur Zerſtörung des „Z. II“ auf der Fernfahrt der drei Militärluftſchiffe von Köln nach Homburg vor der Höhe.
Photographien von T. H. Voigt, Hofphotograph in Homburg vor der Höhe.

Mark Twain †. Als vor einiger Zeit ein Gerücht den ſeit langem leidenden amerikaniſchen Humoriſten totſagte, konnte er es noch mit den Worten dementieren: „Die Nachricht iſt ſtark übertrieben.“ Aber ſeit dem 22. April iſt es Wahrheit: Mark Twain, dieſer Mann des unverwüſtlichen Lebensmutes, der lachenden Lebensfreude iſt nicht mehr. Ruhig und ſchmerzlos iſt er zu Redding (Connecticut) entſchlafen, betrauert nicht allein in ſeinem Vaterlande, ſondern wohl ebenſo ſehr auch in Deutſchland, wo man ſeit Jahrzehnten Mark Twain kennt und liebt. Um ſo mehr, als in unſeren Zeiten des Ringens, der geiſtigen Zerriſſenheit, des Skeptizismus und Rationalismus der Humoriſt eine ſeltene Erſcheinung ward. Das Wort Humor iſt von den Engländern entlehnt, um eine bei ihnen zuerſt bemerkte, ganz eigentümliche, ſogar dem Erhabenen verwandte Art des Lächerlichen auszuſondern und zu bezeichnen, nicht aber um jeden Spaß und jede Hanswurſtiade damit zu betiteln, wie jetzt in Deutſchland allgemein geſchieht; weil der wahre Begriff jener Abart, jener Geiſtesrichtung, jenes Kindes des Lächerlichen und Erhabenen, zu ſubtil und zu hoch ſein würde für ihr Publikum, welchem zu gefallen ſie bemüht ſind, alles abzuplatten und zu „pöbelariſieren“. Je nun, „hohe Worte und niedriger Sinn“ iſt überhaupt der Wahlſpruch der edlen Jetztzeit. Demgemäß heißt heutzutage ein „Humoriſt“, was ehemals ein Hanswurſt genannt wurde. Wir haben inzwiſchen einen Jean Paul, einen Wilhelm Raabe, einen Gottfried Keller, einen Fritz Reuter gehabt, aber auf die Gegenwart paſſen wiederum die obigen Worte Schopenhauers, als wären ſie für ſie geſchrieben. Einen deſto größeren Verluſt bedeutet der Hingang Mark Twains, deſſen Werke in guten Überſetzungen längſt bei uns heimiſch geworden ſind und erſetzten, was uns an dieſer Literaturgattung fehlt. Gewiß, auch Mark Twains, des Amerikaners, Humor zeigt eine Seite, die uns Deutſchen nur ſchwer verſtändlich iſt und die nach Art der Groteskkomiker und Exzentriks durch allerhand unnötige Verrenkungen zum Lachen bringen will um jeden Preis. In der Hauptſache aber iſt und bleibt er doch der echte Humoriſt, der zunächſt nicht für andere, ſondern für ſich ſelbſt ſchreibt. Er will ſich über die Elendigkeiten und Erbärmlichkeiten des Lebens, mit ſeinen Widerſprüchen und Rätſeln auf dem Gebiet der ausgleichenden Gerechtigkeit auseinanderſetzen, um zu den Schwächen des eigenen Charakters und mit denen der Mitmenſchen den rechten Standpunkt zu finden. Er ſieht lächelnd hinter den krauſen Gebilden der menſchlichen Geſellſchaft ein Höheres, das einen tiefen Sinn und ein großes Muſter offenbar werden läßt. Und darum wirkt er nie kränkend und verletzend. Er erhebt. Er verſöhnt uns mit den tauſend Verdrießlichkeiten, die der Tag mit ſich bringt, mit den Fehlern und Nachläſſigkeiten der Umwelt, mit unſrer eigenen Torheit, die uns ärgern will — indem er uns lachen läßt. Wer choleriſchen Temperaments vor einer Barbierſtube ein Grauen empfindet und ſie doch Tag für Tag betreten muß, braucht nur die lehrreiche Epiſtel „Über Barbiere“ zu leſen: „Alles in der Welt iſt dem Wechſel unterworfen, nur nicht die Barbiere, ihre Manieren und ihre Umgebung. Dieſe ändern ſich niemals.“ Mark Twain macht das Raſiertwerden zu einem Hochgenuß, auch wenn man aus unſerer Naſe einen Griff dreht, als ſollte eine Petroleumlampe geputzt werden, oder uns mit der Anpreiſung von tauſend Toilettemitteln überſchüttet und auch ſonſt auf die ſcheußlichſte Weiſe maltraitiert. Willſt du über die Quackſalberei und Charlatanerie eines Uhrmachers und die Tücken eines Chronometers aus der Haut fahren, laß dich durch das tröſten, was Mark Twain in dieſer Hinſicht erlebte. Aufs tiefſte unglücklich und böſer Ahnungen voll, daß ſeine ſchöne, neue Taſchenuhr defekt geworden ſei, zieht er von Laden zu Laden, hört bald dieſe, bald jene Diagnoſe, bezahlt dreitauſend Dollar Reparaturkoſten und alles umſonſt. Endlich gerät er an einen früheren Dampfſchiffmaſchiniſten. „Sie hat zuviel Dampf — hängen Sie den Affenſchwanz an das Sicherheitsventil.“ Das war zu ſtark. Mark Twain ſchließt: „Ich zerſchmetterte ihm auf der Stelle den Schädel und ließ ihn auf eigene Koſten begraben und knüpft die ewige Mahnung an ſeine Erlebniſſe: Eine gute Uhr iſt eine gute Uhr, bis ſie unter die Uhrmacher geraten iſt.“


Mark Twain †. Copyright by Alfred Ellis, London.

Mark Twains Humor hat auch einen ſtark ſatiriſchen Einſchlag: vielleicht iſt er ſogar mehr Satiriker als Humoriſt. Man findet bei ihm ganz koſtbare Rezepte gegen allerhand Schwächen, die uns das Leben ſchwer machen und verbittern können. Überängſtliche Eltern, die bei jedem kleinen Unwohlſein ihrer Kinder eine ſchwere Krankheit wittern, werden vielleicht von der Geſchichte kuriert: Erfahrungen der Familie Mc. Williams mit der Rachenbräune, andere, die ihre Kinder mit fortwährenden Moralpauken abſtumpfen, am Ende durch die beiden Skizzen „Vom unartigen kleinen Jungen“ und „Vom artigen kleinen Jungen“. Überhaupt liegt das Gebiet der Erziehung Mark Twain beſonders nah; nicht allein, wo es ſich um Kinder handelt, ſondern vielmehr noch, wenn er an ſein Volk denkt. Es ſind oft bittere Wahrheiten, die er den Amerikanern vorhält. Er geißelt die Halbbildung und Charlatanerie: „Mein Herr, ich habe es durchgemacht vom Alpha bis zum Omega, und ich ſage Ihnen, je weniger ein Mann weiß, um ſo größer iſt der Lärm, den er macht, um ſo höher das Gehalt, das er bekommt. Der Himmel weiß es, wenn ich unwiſſend geweſen wäre, ſtatt gebildet, unverſchämt, ſtatt ſchüchtern, dann hätte ich mir aus eigener Kraft einen Namen in dieſer kalten, ſelbſtſüchtigen Welt gemacht. Über den Schutz der Verbrecher ſagt er: Wenn man früher einen Menſchen tötete, war es möglich, daß es im Wahnſinn geſchah — bringt man hingegen jetzt jemand um und hat nebenbei Freunde und Geld, ſo iſt es ein Beweis, daß man wahnſinnig iſt. Wahrhaftig, was wir jetzt brauchen, ſind nicht Geſetze gegen Verbrechen, ſondern ein ſolches gegen Wahnſinn.“ Man leſe „Mein blutiges Gemetzel“, eine Anweiſung, Dividenden zu brauen, die Rede über Unfallverſicherung, die Äußerungen über die Preſſe oder die rührende Skizze von „John, dem Chineſen, in New-York“, den er tröſtet: Seien Sie heiter. Amerika iſt es nicht, das Sie auf dieſe Weiſe behandelt, es iſt nur einer von ſeinen Bürgern, deſſen Gier nach Gewinn ihm die Menſchlichkeit aus dem Herzen geriſſen hat.“ Für die Lebensgeſchichte Mark Twains bleibt nur wenig Raum. Trotz der wechſelnden Schickſale, iſt ſie bald erzählt. Samuel L. Clemens, wie er eigentlich hieß, wurde am 30. November 1835 in Florida geboren. Seine Jugend verlebte er in Hannibal am Miſſiſſippi, wohin ſein Vater, ein ſtrenger, äußerſt rechtſchaffner Mann verzog. Mit 12 Jahren verlor Clemens ſeinen Vater und wuchs unter den ärmlichſten Verhältniſſen heran. Auf die mannigfaltigſte Weiſe erwarb er ſein Brot, als Buchdrucker, als Lotſe auf den Miſſiſſippi-Schiffen, als Sekretär des Gouverneurs von Nevada, ſeines Bruders, als Goldgräber und endlich als Redakteur des „Entrepriſe“ in Virginia City. Seine Artikel unterzeichnete er mit „Mark Twain“ d. h. „zwei Faden“, wie die Lotſen des Miſſiſſippi beim Handhaben des Senkbleis zu rufen pflegen. 1864 ging er an eine Zeitung in San Franzisco, war eine Zeitlang Korreſpondent auf den Sandwichinſeln und kehrte dann wieder nach San Franzisco zurück. 1867 machte er ſeine erſte Reiſe nach Europa, das er danach wiederholt beſucht hat. Eine Zeitlang wohnte er auch in Wien. Eine beſondere Vorliebe hatte er für Deutſchland — nur mit unſerer „ſyſtemloſen, ſchlüpfrigen, aalglatten Sprache“ konnte er ſich nicht befreunden. Man ſolle ſie reformieren oder zu den toten Sprachen legen. Nur die Toten hätten heutzutage noch Zeit genug, ſie zu erlernen. Vielleicht fällt es auch ihm jetzt leichter. Mark Twain würde vielleicht über ſeinen eigenen To[illegible] ſagen: „Übrigens iſt es nicht gewiß, ob ich geſtorben bin, denn man hat mich in den erſten Tagen meines Lebens mit meinem Zwillingsbruder verwechſelt und ſo iſt es am Ende mein Zwillingsbruder und nicht ich.“

Daheim
Original z. v. L. Richter.
H. Bürkner fc.

Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker.

Das Kolleg war aus. Unter dem Scharren ſeiner zahlreichen Zuhörer klappte Profeſſor Philipp Spitta, der Sohn des Dichters von „Pſalter und Harfe“, ſeine ſchwarze Mappe zu. Er war der einzige Dozent an der Berliner Univerſität, der über Geſchichte und Äſthetik der Muſik las. Seine Vorträge wurden namentlich von jungen Kunſthiſtorikern und Philoſophen belegt, die in ihren Diſſertationen muſikaliſche Gebiete behandelten; man nannte ſein Kolleg daher im Scherz die Doktorhutfabrik.

Aber es befanden ſich unter den Hörern auch mehrere Studierende der Königlichen Akademiſchen Hochſchule für Muſik, deren Direktorium Philipp Spitta ſeit Beginn der achtziger Jahre vorſtand. Dieſe jungen Künſtler unterſchieden ſich von den Anwärtern auf den Doktortitel durch die genialere Friſur und die meiſt ſehr kühne Flatterkrawatte.

Profeſſor Spitta kannte die Mehrzahl der jungen Männer, die zu ſeinen Füßen ſaßen, beim Namen. Daß ſich ab und zu auch ‚blinde Paſſagiere‘ einfanden, wurde ſchweigend von ihm geduldet. Aber nach dem einen Studenten in der letzten Bankreihe, dem hochaufgeſchoſſenen mit dem auffallenden Charakterkopf, hatte er ſich nach ſeinem letzten Vortrag doch erkundigt. Der geſpannte, faſt leidenſchaftliche Ausdruck ſeines Geſichts, der trotzige Zug um ſeinen Mund, das Leben in ſeinen großen grauen Augen feſſelten ihn. Er wollte den ſehr einfach gekleideten jungen Menſchen, der keinesfalls bei ihm belegt hatte, nicht durch eine Anſprache in Verlegenheit ſetzen. So bat er den Studioſus Raith, Namen und Art des Fremdlings zu erkunden.

Raith, der Sohn des Bonner Univerſitätsprofeſſors und Geheimen Rates, war ein feiner, ſtiller Menſch. Er ſchwärmte für ſeinen berühmten Lehrer, jede Beziehung zu ihm beglückte ihn. Heute konnte er nach Schluß des Kollegs dem Profeſſor ſchon Bericht erſtatten. Spitta befand ſich aber im Geiſte noch bei Orlando di Laſſo, den ſein ſoeben beendeter Vortrag behandelt hatte; er mußte alſo erſt die Hand an die Stirn legen, die Augen ſchließen und ein Weilchen nachſinnen.

„Richtig. Richtig. Ich danke Ihnen, lieber junger Freund. Haben Sie ihn kennen gelernt?“

„Nein, Herr Profeſſor, aber ich kenne flüchtig ſeinen Banknachbar, den Langelütje, und den hab’ ich gefragt.“

„Langelütje. Hm. Das iſt der ehemalige Schiffsingenieur? Der ſchon acht Semeſter auf der Techniſchen Hochſchule hinter ſich hatte, als er umſattelte?“

„Jawohl, Herr Profeſſor. Er hatte ſogar ſchon ſein praktiſches Probejahr auf dem Vulkan abgemacht.“

Spitta nickte. „Ich entſinne mich. Richtig. Er iſt ja auch Subſkribent der großen Mozart-Ausgabe. — Nun, und ſein Begleiter?“

„Der heißt Nikoleit und kommt aus Hamburg. Sie wohnen Tür an Tür und ſind miteinander befreundet. Nikoleit ſtudiert im dritten Semeſter Geſchichte. Sein Vater iſt in Hamburg Orcheſtermitglied.“

„Ich kenne ein Trio für Holzblasinſtrumente von Nikoleit. Ein feines Stück. Ob das von ſeinem Vater ſtammt?“

„Langelütje ſagt, der alte Nikoleit ſei ein vorzüglicher Klarinettiſt.“

„Das könnte ſtimmen. Die Klarinette in dem Trio iſt wundervoll verwendet. Der junge Nikoleit iſt alſo wohl ſelbſt muſikaliſch? Nimmt er Unterricht? Bei wem?“

Raith lächelte. „Bei Langelütje.“

„Hat der ſich ſchon als Lehrer aufgetan?“

„Sie arbeiten zuſammen Kontrapunkt.“

„So. Wer korrigiert ihre Arbeiten?“

„Langelütje korrigiert die Arbeiten von Nikoleit — und nun möchte er ſeine Korrekturen gern einmal von Ihnen durchſehen laſſen, Herr Profeſſor.“

Spitta lächelte und ſtrich über ſeinen langen, ſpitz zulaufenden Vollbart. „Das will ich bei Gelegenheit gern tun.“ Er fragte den jungen Studenten noch nach dem Befinden ſeines Herrn Vaters und ließ ſich ihm empfehlen.

Damit war Raith entlaſſen und der Fall Nikoleit vorläufig für die Gedankenwelt des Profeſſors erledigt.

Aber am Ausgangstor nach dem Opernhausplatz, zwiſchen den Standbildern der Gebrüder Humboldt, harrte ſeiner ein Überfall.

Langelütje, der ſtattliche, blondbärtige, derbknochige Weſtfale, hatte den ſchlanken, nervöſen, blaſſen Nikoleit in die Niſche am Gitter gedrängt und redete in ſeiner breiten, ruhigen und beſtimmten Weiſe auf ihn ein. Unſinn — ſich zu genieren! Profeſſor Spitta kam hier vorbei, man zog den Schlapphut, ſprach ihn an und trug ſein Anliegen vor. Er hatte doch ſchon Intereſſe gezeigt, eigens durch den Studioſus Raith eine Erkundigung einziehen laſſen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Denken Sie denn, ſonſt kümmert er ſich um jeden ſchäbigen Zeitgenoſſen, der bei ihm Kolleg ſchindet?“

Beim Sprechen geſtikulierte Langelütje heftig mit der Rechten, die einen niemals zuſammengerollten Regenſchirm hielt. Unter dem linken Arm trug er einen Stoß Partituren. Anders war er auf der Straße kaum zu ſehen, denn entweder ging er zur Bibliothek oder er kam daher. Die alten Schwarten hatten ein ſtattliches Gewicht. Das zwang ihn, die Hüfte zur Stütze in Anſpruch zu nehmen. Dadurch verſchob ſich wieder ſein Hohenzollernmantel, von dem er nur die beiden unterſten Knöpfe zu ſchließen pflegte. Alles war Kraft an ihm: ſeine knochige, gedrungene Geſtalt, ſein derbes, herzliches Lachen, ſein Baß. Nikoleit, um fünf Jahre jünger, wirkte zart, faſt hilflos gegen ihn, trotzdem er ihn um halbe Haupteslänge überragte. Der junge Hamburger war bartlos. Charakteriſtiſch war ſeine ziemlich große Naſe und die auffallend hohe Stirn mit den ſtarken Buckeln über den Augenbrauen und den etwas eingeſunkenen Schläfen. Während man dem derben Weſtfalen anmerkte, daß er auf eine gute Mahlzeit hielt, wirkte Nikoleit faſt unterernährt.

„Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen!“ zitierte Langelütje, lachte und gab ſeinem Schützling mit den Partituren einen freundſchaftlichen Rippenſtoß.

Es herrſchte viel Leben um dieſe Mittagsſtunde vor der Univerſität. Gerade kam die Wachtparade die Linden herauf. Vor dem Eckfenſter von Kaiſer Wilhelms Palais ſtaute ſich die Menge. Es waren nur noch wenige Tage bis zum neunzigſten Geburtstag des alten Herrn: man ſchrieb 1887. Die Sonne ſchien, es lag die rechte Vorfrühlingsſtimmung über Berlin.

In dem Augenblick, in dem Profeſſor Spitta das breite Trottoir gewann, erſchien drüben die rührend-feierliche Soldatengeſtalt am Eckfenſter. Die Truppe marſchierte mit angefaßtem Gewehr vorbei, ſcharf die genagelten Stiefelſohlen auf das Holzpflaſter aufſchlagend. Die Zuſchauer am Denkmal des Alten Fritzen ſchwenkten die Hüte. Auch hier vor der Univerſität nahm alles die Front nach dem berühmten Fenſter — und auch der Profeſſor blieb ein paar Sekunden ſtehen, tief den breitkrempigen ſchwarzen Schlapphut ziehend.

Gräßlich war dem Gelehrten bei dieſem patriotiſchen Schauſpiel, das er wöchentlich mehrmals erlebte, immer nur die Muſik. Das unſinnige Pauken verdarb den ganzen Schwung dieſer charakteriſtiſchen friderizianiſchen Märſche. Ein ſchmerzliches Lächeln in dem ſchönen, durchgeiſtigten Antlitz Spittas verriet ſein Unbehagen.

Als er eben den Hut wieder aufſetzen wollte, ſah er ſich ſelbſt als Gegenſtand einer außerordentlichen Ovation.

Vor ihm ſtand der blondbärtige Langelütje, mit dem Stoß Partituren wie mit einem Schild bewehrt, und ſchwenkte Hut und Regenſchirm zugleich in der Rechten. Mit drei Schritten Abſtand hielt hinter ihm der ſchlanke Hamburger, dem er mitten in der Rede durch ein faſt ärgerliches Zucken mit Kopf und Schulter zuwinkte.

„Sie haben etwas für mich, lieber Herr Langelütje?“ fragte Spitta lächelnd, als die Muſik ſich entfernte. „Wollen Sie nicht lieber in meine Sprechſtunde kommen?“

Langelütje gab ein paar Lachtöne im tiefſten Baſſe von ſich. „Ach, Herr Profeſſor, dazu bring’ ich ihn ja gar nicht. Der kratzt mir ja unterwegs wieder aus. Das iſt eine ſolche Bangebüx.“

Ängſtlich ſah der junge Mann nun eben nicht aus. Im Gegenteil: eher trotzig und ſtolz. Er kam jetzt näher und zog noch einmal den Hut.

„Studioſus Nikoleit!“ ſtellte Langelütje vor.

Spitta reichte ihm väterlich wohlwollend die Hand. Die Augen dieſes jungen Studenten intereſſierten ihn.

„Sind Sie verwandt mit dem Komponiſten des Holzbläſertrios in E-moll?“

„Das iſt mein Vater, Herr Profeſſor. Er iſt zweiter Klarinettiſt an der Hamburger Oper.“

„Seit wann ſtudieren Sie hier?“

„Ich ſtehe im dritten Semeſter.“

„Da haben Sie jung das Abiturium gemacht?“

„Mit achtzehn Jahren. Ich ſtudiere Geſchichte.“

„Sie treiben auch Muſik dabei?“

„Ich wollte bitten, bei Ihnen hoſpitieren zu dürfen, Herr Profeſſor.“

Spitta bejahte und wandte ſich nach rechts. „Begleiten Sie mich ein Stück, meine Herren. Ich gehe bis zum Brandenburger Tor und nehme dort die Pferdebahn.“

Langelütje ſtrahlte über ſeinen Erfolg. An die Bücherlaſt, die er nun noch eine gute Stunde länger mit ſich herumſchleppen mußte, dachte er gar nicht. Er gab ſeinem Schützling bei der Wendung einen ermunternden Puff.

„Haben Sie ſelber ſchon etwas komponiert, Herr Nikoleit?“

„Eine ganze Menge. Schon als Junge. Aber eigentlichen Unterricht hab’ ich nur wenig gehabt. Klavierſtunden hatt’ ich bei meiner Mutter. Dann etwas Theorie und Geige bei einem Herrn vom Orcheſter. Das hörte dann wieder auf, weil Vater durchaus nicht wollte, daß ich Muſiker werde. Und darum ſollte ich auch nicht erſt Schularbeiten verſäumen.“

„Gerade wie bei mir!“ fiel Langelütje ein. „Aus mir wollten ſie um alles in der Welt einen Schiffsbaumeiſter machen. Mein Alter hatte doch die kleine Bootswerft. Aber gelungen iſt es ihnen nicht.“ Er lachte. „Und wenn ich ſchon ins Schwabenalter gekommen wär’ — ich hätte doch noch umgeſattelt. Ja.“

Spitta kannte Langelütjes Lebensgeſchichte und nickte gnädig zuſtimmend. Die Leidenſchaft des jungen Weſtfalen für die Muſik, beſonders für alles, was Mozart war, hatte wirklich etwas Rührendes.

In kurzen Zügen legte Nikoleit ſeinen Bildungsgang dar. Es war der Wunſch ſeiner Eltern geweſen, daß er Philologie ſtudierte. Zum Lehramt fühlte er aber gar keinen Beruf in ſich. So hatte er nach vielem Hin und Her die Erlaubnis erhalten, ſich auf das Studium der Geſchichte zu werfen. Beſonders das Mittelalter war ihm anziehend erſchienen.

„Ich bin hier in Berlin der Muſik ausgewichen, wo und wie ich irgend konnte,“ ſagte Nikoleit, tiefaufatmend. „Ein Klavier hab’ ich nicht. In die Oper, in Konzerte bin ich faſt gar nicht gekommen. Ich hab’ ja auch die Mittel nicht dazu. Aber da hat’s der Zufall gewollt, daß ich da neben Langelütje zu wohnen kam, daß ich ihn muſizieren hörte, alle Tage und alle Abende — und ſeitdem gehör’ ich nicht mehr mir ſelber. Es war eben ſtärker als ich. Und ich kann’s jetzt anfangen, wie ich will, die geſchichtlichen Bilder verblaſſen, verſinken, immer ſind es Harmonien, die ſich in meinem Kopfe aufbauen, Stimmen, die ich in Gedanken nebeneinander führen muß: ich komme nicht mehr dazu, den anderen Vorträgen zu folgen.“

„Wir haben zuſammen angefangen, Kontrapunkt zu treiben,“ warf Langelütje ein. „In den alten Kirchentonarten natürlich — und mit dem cantus firmus.“

Spitta zeigte auf den Stoß Noten, die der Weſtfale unterm Arme trug. „Sie haben einige Arbeiten bei ſich?“

„Einen ganzen Band drei- und vierſtimmige Übungen.“

„Die können Sie mir nachher mitgeben. Ich will ſie einmal durchleſen.“ Er wandte ſich nun wieder dem jungen Nikoleit zu. „Schwere Lebensdinge ſind das, lieber junger Freund, mit denen Sie ſich da herumſchlagen. Wie denken Sie ſich die Praxis — die Zukunft?“

Nikoleit ſeufzte. „Noch gar nicht, Herr Profeſſor. Ich ſtehe ja noch ſo in der Wirrſal drin. Daß ich mit meinen Leuten daheim Kämpfe durchmachen müßte, wollt’ ich nun noch ein zweites Mal umſatteln, gar zur Muſik, das weiß ich wohl. Ich hab’ nur einen geringen Zuſchuß von zu Hauſe. Selbſt der wird Vater ſchwer ... Oft bin ich ganz verzweifelt. So gar nicht zu wiſſen, was das Rechte für einen iſt!“

Eine Weile ſchritten ſie ſchweigend die Linden entlang. Spitta ſtrich nachdenklich ſeinen Bart. Endlich ſagte er, fein lächelnd: „Im Grunde geſchähe Ihnen alſo ein großer Dienſt, wenn man Ihnen mit gutem Gewiſſen erklären könnte, daß Sie gar kein Talent zur Muſik beſitzen?“

Langelütje hob faſt erſchrocken die Augenbrauen. Aber Nikoleit lächelte mit ſeltſam ſchmerzlichem Ausdruck. „Sie werden es aber nicht ſagen, Herr Profeſſor.“

„Hm. So ſicher ſind Sie Ihrer Fähigkeiten?“

Nikoleit hatte den Kopf erhoben. Mit ſeinen großen grauen Augen ſah er über Menſchen und Wagen auf der breiten, belebten Promenade weit hinweg. „Das ringt nun doch ſchon in mir, ſeitdem ich Kind war. Wo Vater merkte, daß die Muſik zu viel Boden in mir gewann — damals hatte er gerade ſelber ſo ſchwere Enttäuſchungen — da ward mir ſtreng verboten, auch nur eine Taſte anzurühren. Ich ſchlich mich noch lange Zeit heimlich zu meinem Lehrer. Der wollte keine Bezahlung; es mache ihm Spaß, ſagte er. Als er dann aber zu Vater ging und für mich bat, da gab's einen großen Ärger für ihn — und ich bekam Schläge. Als großer Junge. Da ließ ich's alſo eine Weile. Aber dann entdeckt' ich, daß ich Noten leſen konnte. Das war geräuſchlos — und das merkten die Eltern nicht. Aber mir klang alles im Geiſte. Und damals fing ich an zu komponieren. Zuerſt heimlich. Hernach wagt' ich's aber doch noch, Vater die Sachen zu zeigen. Er war ehrlich erſchrocken. Und natürlich böſe. Meine Sachen gefielen ihm auch gar nicht. Er ſprach mir ſogar das Talent ab. Aber ich wußte ja gleich: es war die alte Oppoſition. Die Vorſtellung, daß ich der Muſik anheimfallen könnte, iſt ihm eben ſo gar fürchterlich. Er hat es ſelbſt ſein ganzes Leben ſchon bereut, daß er ſich dieſer Hexe und Teufelin ergeben hat.“

Spitta hatte mit warmer Anteilnahme zugehört. Aber nun zog er doch die Stirn in Falten. „Andere nennen ſie eine Gottesgabe — unſere Muſe, mein junger Freund.“

„Ich habe nur unter ihr gelitten bisher,“ ſagte Nikoleit melancholiſch.

Man war am Brandenburger Tore angelangt. Ein einſpänniger, kleiner Pferdebahnwagen kam in gemächlichem Tempo von dem Bauzaun her, der das Gelände des künftigen Reichstagsgebäudes umſchloß. Faſt täglich benutzte Spitta dieſe Linie, die ihn zur Hochſchule für Muſik an der Potsdamer Brücke führte. „Kommen Sie übermorgen zwiſchen zwölf und ein Uhr in meine Wohnung, Herr Nikoleit. Landgrafenſtraße. Am Kanal.“ Er verabſchiedete ſich von den beiden jungen Leuten mit kurzem Händedruck und ſchob dann den etwas abgegriffenen Notenband mit Nikoleits kontrapunktiſchen Studien unter den Arm zu ſeiner Kollegienmappe.

Die beiden Studenten blieben mit gezogenen Hüten auf dem Platze ſtehen. Sie ſahen noch, daß der Profeſſor, gleich nachdem er ſich im Wagen auf die Bank niedergelaſſen hatte, den Notenband aufſchlug.

„Jetzt macht er bei jeder falſchen Harmonie ein Kreuz,“ ſagte Langelütje, behaglich lachend, „und wenn wir Ihr Manuſkript zurückkriegen, dann ſieht's aus wie ein Totenacker.“

* * *

Während ſein Stubennachbar in der Sprechſtunde bei Spitta weilte, ſaß Langelütje am Klavier und las die dreiſtimmige Fuge, an die ſich Nikoleit tags zuvor gewagt hatte. Einige Stellen ſpielte er mit harten Fingern mehrmals hintereinander. Je öfter er ſie anſchlug, deſto greulicher klangen ſie ihm. Er war noch nie ſo kritiſch geweſen wie heute. In Nikoleit gärte und ſtürmte es, alles war Revolution in ihm. Langelütje dagegen hatte nur Sinn für Abgeklärtes. Sein Heiliger war neben Bach einzig und allein Mozart. Als er nach dem Tode ſeines Vaters in den Beſitz des kleinen Vermögens gelangt war, das ihm ein Umſatteln und beſcheidenes Auskommen ermöglichte, hatte er einen für ſeine Verhältniſſe enormen Betrag daran gewandt, auf die Originalausgabe der Geſamtwerke ſeines himmliſchen Wolfgang Amadeus zu ſubſkribieren. Die — noch ungebundenen — Notenhefte füllten in hohen Stapeln ſeine ganze Stube. Es war nur eben noch Platz für Klavier, Bett, Waſchſtänder, Schrank und Kommode. Von den beiden Anzügen, die Langelütje beſaß, hing der eine an einem Bildernagel; der Kleiderſchrank war von oben bis unten mit Mozarts Kammermuſik und den Partituren der Opern angefüllt. Orcheſterſtimmen der Sinfonien, Opern und Serenaden lagen in umfangreichen Bündeln unter dem Bett, in den Ecken der Dachſchräge, vor dem Fenſter. Das braune Tafelklavier trug die gewaltige Laſt von Mozarts Chorwerken, Meſſen, Sonaten und Liedern. Und jeden Monat kam noch ein neuer Poſten hinzu, der ſoeben die Druckerei verlaſſen hatte. Langelütje war der einzige Privatmann, der auf die Geſamtausgabe ſubſkribiert hatte; ſonſt beſaßen nur Bibliotheken das koſtbare Werk. Es bildete ſeinen Lebensinhalt. Er konnte ſich früh beim Waſchen, noch mit dem Handtuch zwiſchen den Fäuſten, auf den Bettrand ſetzen und in eine Motette vertiefen, ohne zu merken, wie die Zeit verging — bis Frau Knuſt voller Verzweiflung erſchien, ihm verkündete, daß es zwölf geſchlagen hätte und daß ſie nun endlich das Zimmer in Ordnung bringen müßte. Er befand ſich mit der gutmütigen, abgearbeiteten, alten Frau immer auf dem Kriegsfuße. Wegen ſolcher Störungen und wegen ihres Scheuerteufels. Wenn es nach ihm gegangen wäre, ſo hätte ſeine Wirtin auf jedes Staubwiſchen verzichten müſſen. Er ſtand immer Todesängſte aus, daß Frau Knuſt ſich beim Feueranmachen an einem der wild durcheinander liegenden Notenhefte vergreifen könnte. ‚Poſtwendenden Scheiterhaufen‘ hatte er ihrer Perſon für ein ſolches Verbrechen in Ausſicht geſtellt.

„Nee, wat ſo die Künſtlers ſind!“ ſtöhnte Frau Knuſt ihrem Manne vor, der Goldarbeiter war und hier in ſeiner Wohnung für kleinere Geſchäfte Reparaturen ausführte. Von früh bis ſpät war er in der Küche am Lötkolben tätig. In der Küche ſtand auch ſein Bett. Seine Frau ſchlief auf dem Hängeboden über dem verſchwiegenen Kabinett neben der Küche. Das Vermieten der beiden Stuben, die zwar nach vornhinaus lagen — nach dem Neuen Markte zu — aber ſchräge Wände hatten, brachte nicht viel ein. Zumeiſt waren es ärmere Studenten, die hier wohnten.

Schon mehrere Zimmerherren hatten den unglücklichen Knuſts unter Zurückbehaltung eines Teiles der Monatsmiete die Wohnung und die Freundſchaft wegen des ewigen Muſizierens ihres Stammieters Langelütje gekündigt. Nikoleit war ſeit Jahren der erſte geweſen, der nicht proteſtierte. Als die Nachbarn dann miteinander bekannt wurden und ſich ſogar anfreundeten, fiel eine ſchwere Sorge von den Schultern des Ehepaares Knuſt.

Ihr Muſizieren ſtörte niemand im Hauſe, nicht einmal nachts, denn in den unteren Stockwerken befand ſich keine Privatwohnung. Zwei Treppen hoch lagen die Bureaus und Muſterlager einer Kartenfabrik und einer auswärtigen Weberei. Die erſte Etage hatte die Stadt Berlin für Amtszwecke der Steuerverwaltung gemietet, und das Erdgeſchoß mit dem kleinen Laden hatte ein halbtaubes altes Fräulein inne, das mit Nähutenſilien und Bänderkram handelte.

Die Freundſchaft zwiſchen den beiden Studenten dauerte nun bald ein halbes Jahr. Hitzige Auseinanderſetzungen hatte es oft genug zwiſchen ihnen gegeben, aber ſie ſtritten ſich nur um muſikaliſche Dinge.

Freilich: temperamentvoll verfochten ſie alle beide ihre Meinung. Nikoleit ſtürmte ans Klavier, ſchlug die Diſſonanz an und die Auflöſung, die er ihr geben wollte, und war verzweifelt darüber, daß Langelütje ihn nicht verſtand. Der lachte ihn aus mit ſeinem dröhnenden Baſſe. Das war ja alles Unſinn, was Nikoleit da einführen wollte. Das war ſchlimmer als Unſinn, das war — — Richard Wagner!

Waren ſie erſt an dieſem Punkt angelangt, ſo kam

Nikoleit nicht mehr auf. Denn es war Langelütjes Tollpunkt. Seitdem vor fünf Jahren in Bayreuth der Parſifal herausgekommen war, gab es keine brennendere Frage als die Wagnerfrage. Man himmelte oder man ſchimpfte. Auch Wagners Tod hatte die Wagnerfrage nicht geklärt. Die ſeine Muſik nicht mochten, unterließen nie, zu erzählen, daß er anno 48 unter den Revolutionären geſtanden und daß er ſeidene Wäſche und ein Barett getragen habe. Vieles von Wagner verſtand Nikoleit nicht, es peinigte ihn ſogar, das gab er dem hitzigen Freunde offen zu; aber an dem wunderbaren Abend in den ‚Meiſterſingern‘ zehrte er heute noch, nach Jahren.

Langelütje hatte einmal die Partitur aus der Hochſchulbibliothek für ein paar Stunden geliehen bekommen. Da ſaßen ſie denn am Klavier und ſtudierten. Langelütje baute einige der Harmonieungeheuer auf, die ſich darin befanden, Diſſonanzen, eine hinter der anderen, ſo daß man gar nicht zu Atem kam. Zudem entdeckte er bei der letzten Auflöſung grobe Schnitzer gegen die Regeln der Satzlehre. Er lachte dröhnend, indem er dem Freunde die Akkorde auf dem Klaviere vorſpielte. „Giftmiſcher, Brunnenvergifter, wahnſinnig gewordener Leierkaſten, Gehörnervtöter —“ das waren noch ſeine milderen Bezeichnungen für den Bayreuther Komponiſten. Aber Nikoleits geiſtiges Ohr hörte beim Durchfliegen einzelner Geſangsſtellen, einzelner Violinpartien wieder die ſchwelgeriſchen Melodien, die ihn ſo lange begleitet hatten, Tag und Nacht, und die wunderſamen Orcheſterwirkungen ſtanden wieder vor ihm — wie durch einen freieren Luftzug ihm zugetragen. Er hatte Sehnſucht, ordentliche Sehnſucht danach, das Werk wieder einmal zu hören. Aber Langelütje übte eine Tyrannenherrſchaft aus, die ſolch eine Ausſchweifung nicht duldete: er hätte ihm ganz ſicher die Freundſchaft gekündigt. In vielen Dingen war er Langelütjes Gaſt. Die derbhumoriſtiſche Art des Weſtfalen ſchloß jede Zimperlichkeit bei ſeinem Freunde aus. Für die Bachkonzerte in der Garniſonkirche, einen Mozartabend der königlichen Kapelle, für eine Aufführung der Singakademie ſchenkte ihm Langelütje Eintrittskarten — natürlich zum billigſten Platze —, ab und zu nahm er den jungen Freund, der ſein fleißiger Schüler geworden war, auch ins Konzerthaus zu Bilſe mit, wo eine ganz tüchtige Muſik gemacht wurde. Hier kam Langelütje auch noch für Heſterſche Würſte und Bier auf. Er lebte einfach — aber die geradezu dürftige Lebensweiſe Nikoleits dauerte ihn. Der Hamburger bekam von ſeinem Alten ſechzig Mark den Monat. Damit mußte er auskommen. Ein Buch Notenpapier, eine Stiefelreparatur bedingte alſo ſtets eine Einſchränkung der Mahlzeit. Langelütje fragte oft ſchon gar nicht, wo der Freund eigentlich zu Mittag geſpeiſt habe. Doch abends lud er ihn dann zu ſeiner ‚Futterkiſte‘ ein, die ihm Verwandte vom Lande zu ſchicken pflegten. Da gab es weſtfäliſchen Schinken und Pumpernickel, wie man ihn ſonſt in ganz Berlin kaum fand.

Der Weſtfale merkte, daß der Gehorſam ſeines Schülers zu ſchwinden begann, vielleicht auch ſein Glaube an die gute Sache. An dem großen Talent Nikoleits zweifelte er nicht. Aber dem jungen Menſchen fehlte eine wichtige Gabe: die Freude an der edeln Linie. Wenigſtens ſuchte er ſie nicht in ſeinen Übungen.

„Wenn mir jetzt nur der Profeſſor hilft! Zum Schwerebrett! Das iſt ja eine Pferdearbeit, den Karren wieder ins rechte Gleis zu ziehen!“

Langelütje ſprang immer wieder ungeduldig auf und ſchleuderte die Bogen auf den Stuhl. So wüſt, ſo verzerrt hatte Nikoleit bisher überhaupt noch nichts geliefert. Ein Diabolus mußte ihm im Nacken geſeſſen haben.

‚Hätt' ich das doch dem Spitta noch gezeigt! Der muß ihn ſcharf anfaſſen, ſonſt iſt alles verratzt! Nur kein Nachgeben jetzt!‘

Er horchte nach dem Treppenhaus. Nikoleit kam noch immer nicht. Jetzt hätte er ihn gern hier gehabt, um ihn zu zauſen. Natürlich war er auch geſpannt darauf, Spittas Urteil zu hören.

Aber der knurrende Magen trieb ihn endlich aus der Bude heraus. Er ging eſſen, kehrte raſcher als ſonſt zurück und wartete aufs neue. Um fünf Uhr mußte er in die Probe der Singakademie, in deren gemiſchtem Chor er zweiten Baß ſang. Von halb ſieben bis ſieben Uhr hatte er die Orgel in der Kirche ſeines Gönners, des dicken Organiſten Hoffmann. Zunächſt übte er dort einen wenig bekannten Orgelſatz von Mozart. Danach ſpielte er aus dem Gedächtnis die dreiſtimmige Fuge ſeines jungen Freundes. Es lag etwas darin, gewiß, ſonſt hätte ſich ihm das Ding nicht ſo feſt eingeprägt. Aber einige Partien klangen ihm geradezu ſchauderhaft. Der Diabolus! Wie man ſich ſolch wilde Durchgänge überhaupt nur ausdenken konnte, geſchweige denn ſie niederſchreiben, damit die Miſſetat beſtehen blieb, ſo lang der Fetzen Papier exiſtierte!

Er ſummte auf dem Nachhauſeweg und im Treppenhaus das charakteriſtiſche, beſonders rhythmiſch ſo friſch zupackende Fugenthema vor ſich hin. Als er dann aber die Tür aufſtieß und — wie ſtets — über einen der Notenſtapel ſtolperte, brach er jäh ab: er ſah Nikoleit nebenan auf dem Bettrand ſitzen, die Ellbogen auf die Knie aufgeſtützt, das Antlitz ganz vergraben in die krampfhaft ineinander verſchlungenen Hände. Langelütje trat in den Türrahmen. „He, Sie, Nikoleit! — Bert! — Robert Nikoleit!“

Der junge Menſch fuhr auf. Feindſelig, haßerfüllt ſah er ihn an.

„Wo haben Sie denn geſteckt den ganzen Tag?“

Nikoleit antwortete nicht. Er ſchleuderte den Notenband, der neben ſeinem Schlapphut und ſeinem ärmelloſen Havelock auf dem Bett lag, in die Ecke, erhob ſich ſchroff und ging zum Dachfenſter. Hier ſtreckte er beide Arme aus, ſo daß ſeine Hände die weißgetünchten Wände des kleinen Erkers berührten, und ſtarrte hinaus.

Die Sonne war ſchon hinunter. Doch über den Dächern des Häuſergevierts, das den Neuen Markt vom Schloßplatz und Luſtgarten trennte, ſtand eine ganz unmöglich rote Wolke. Sie wirkte wie die glühende Wand eines Rieſenofens. In der Mitte unten das Feuerloch: der Ausgangspunkt von tauſend elektriſchen Strahlen. Die Ränder der im lichten Blau ſchwimmenden Wolke waren vielfach gezackt, Riſſe und Sprünge, durch die das Licht ſich ſtehlen wollte, gab's auf der ganzen Fläche.

So ein Bild hatte ſie oft poetiſch geſtimmt. Beſonders gegen Monatsſchluß hin, wo andere Anregungen unerſchwinglich waren.

„Alſo haben wir bei einer hohen Obrigkeit nicht prima abgeſchnitten?“ meinte Langelütje trocken.

In Nikoleits Bruſt arbeitete es. Man ſah's an der Silhouette, die ſein ſchlanker Oberkörper mit dem charakteriſtiſchen Kopf gegen den lichten Abendhimmel abgab. Noch immer ſchwieg er. Er kämpfte mit ſich — gegen ſich. Aber plötzlich wandte er ſich um und ſtieß verzweifelt aus: „Nirgends hab' ich Hilfe! Niemand verſteht mich! Es wäre ja beſſer, ich hätte nie eine Note geſchrieben!“

Inzwiſchen griff Langelütje nach dem Notenheft und durchblätterte es. Es wies nur wenig Korrekturen auf. „Was wollen Sie, Alterchen? Das iſt ja noch ganz gnädig abgegangen. Und darum Mord und Totſchlag?“

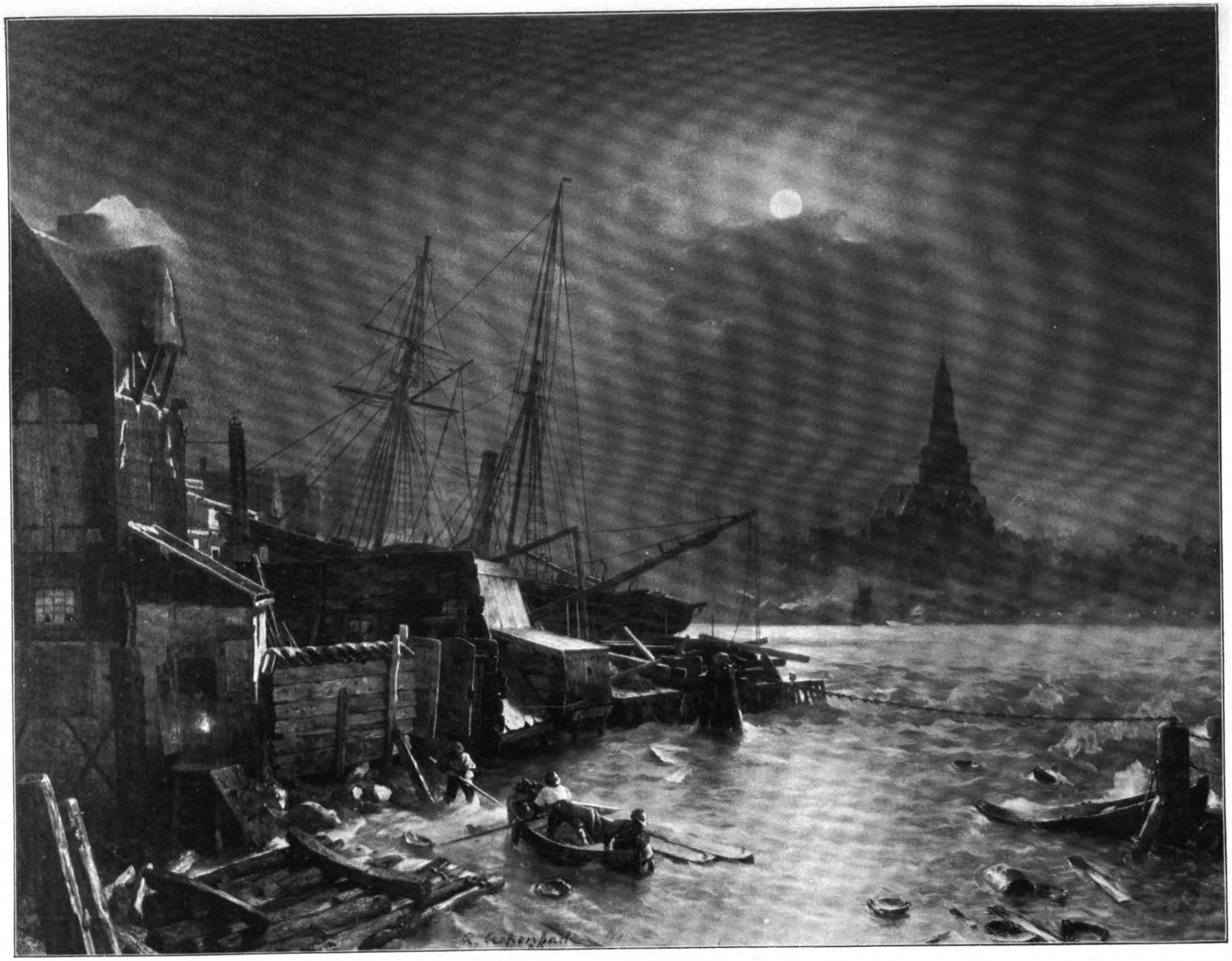
„Darum?“ Nikoleit zuckte die Achſel. „Meinetwegen hätt' er in dem Zeug noch zehnmal mehr Fehler finden dürfen. Das hätte mich nicht gegrämt. Daß ich den Kontrapunkt noch nicht beherrſche, weiß ich doch.“

„Haben Sie ihm auch von Ihren früheren Sachen vorgeſpielt?“

„Ja. Ein paar Lieder. Dann meine Konzertphantaſie.“

„Und was hat er dazu geſagt?“

„Nichts. Er hat gnädig verzeihend gelächelt. Und endlich meinte er nur: ‚Nun, wenn Sie noch zwei Jahre Kontrapunkt gearbeitet haben, dann ſchreiben Sie das nicht mehr‘.“



Mondſcheinlandſchaft. Gemälde von Andreas Achenbach †.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

„Darin hat er recht. Fraglos. Die Sachen wimmeln ja von Fehlern.“

„Ja, wenn er bloß auf das Schulgemäße achten kann —! Ich hungere doch nach einem einzigen guten Wort. Lohnt es überhaupt, daß ich weiterarbeite? Ich kann doch nicht lange Jahre für einen unſicheren Verſuch hinopfern. Mir brennt es unter den Nägeln. ‚Verwirren Sie ſich nicht,‘ ſagt er. ‚Vergeſſen Sie Ihre früheren Verſuche. Denken Sie vorläufig nicht anders als im Kontrapunkt‘.“

„Recht hat er. Das predige ich Ihnen doch auch immer.“

„Und Ihr peinigt mich damit. Ihr verlangt etwas Unmögliches. Ich kann mich zwingen, ſo lang ich Fugen ſchreibe, an alle Regeln und Geſetze zu denken. Aber Muſik iſt das für mich nicht. Das ſind für mich bloß Rechenexempel — Schachaufgaben.“

„So. So. Heiliger Strohſack. Alſo Bach, Johann Sebaſtian Bach, der iſt nicht Muſik für Sie?“

„Ich bewundere ihn. Aber mein Herz packt er nicht.“

„Weil Sie überhaupt kein Herz haben, Sie Lausbub!“ Langelütje nahm in ſeinem Zorn Nikoleits Schlapphut vom Bett auf und ſchleuderte ihn dem Ketzer an den Kopf. „Bach, — Rechenexempel, Schachaufgaben! Fünfundzwanzig aufzählen ſollt’ man Ihnen! — Der gräßliche Wagner! — Sehen Sie, die große Gefahr, die der verflixte Giftmiſcher für Sie bedeutet, die hat der Profeſſor aus Ihren früheren Arbeiten herauserkannt. Darum gibt er Ihnen den guten Rat, nur Kontrapunkt zu arbeiten. Auch nur zu denken darin.“

„Und wenn ich träume? Wenn’s in mir klingt, wenn ich neuen Motiven folge, neue Harmonien höre? Soll denn all das nicht mehr für mich exiſtieren, was mir Freude macht? Nur noch das, was ich haſſe, was mir die ganze Muſik verleidet?“

„Quark. Das bißchen Schurigeln gehört zur Erziehung. Das iſt geſund. Noch ein Jahr Kontrapunkt — oder anderthalb, höchſtens zwei — und Sie haben den Diabolus in ſich überwunden. Dann ſollen Sie ſchreiben, was Sie wollen.“

„Ein Jahr — anderthalb — zwei! Nein, nein, nein, nein, das halt’ ich nicht aus! Lieber verzicht’ ich auf alles!“

„Nikoleit! Alter Querkopf!“ Erſchrocken ſetzte Langelütje hinzu: „Haben Sie das etwa auch zum Profeſſor geſagt?“

„Ich kam ja gar nicht dazu, etwas zu erwidern.“

„Ein wahres Glück. Aber er hat doch geſagt, daß er ſich für Sie intereſſieren will, wie?“

„Ja.“ Zögernd berichtete Nikoleit: „Er hat mir in Ausſicht geſtellt, ich könnte eine Freiſtelle auf der Hochſchule bekommen. Mit dem Freiherrn von Herzogenberg hätt’ er auch ſchon über mich geſprochen, ihm meine Kompoſitionen gezeigt. Der wollte mich als Schüler annehmen.“

„Und Sie jubeln nicht? Nikoleit, Sie Erzhalunke, Sie jubeln nicht? Das iſt doch ein Glück ohnegleichen! Die erſten Muſikprofeſſoren von ganz Deutſchland — ach was, von der ganzen Welt — machen Ihnen ſo ein glänzendes Anerbieten ... Sind Sie Herzogenberg vorgeſtellt worden? Wie war er? Reden Sie doch. Ein wundervoller Menſch, wie? Still und fein ... Was hat er zu Ihnen geſagt? Hat er die dreiſtimmige Motette geleſen?“

„Ja. Gerade davon ſprach er. Ich müßte ſie ſingen hören. Ob ich nicht ein Terzett zuſammenbringen könnte: Alt, Tenor und Baß. Beim Einüben und beim Hören lernte man am allermeiſten.“

„Klug iſt das, ſehr klug. Da rächt ſich nämlich ſogleich jede Unreinheit im Satz. Grade wie bei der Orgel. Weiter, weiter. Seien Sie doch nicht ſo maulfaul, Nikoleit.“

Er ließ ſich jetzt jedes Wort abzwingen. Aber Langelütje gab nicht nach.

„Zufällig kam grade der Raith zur Stunde. Wiſſen Sie: der aus Spittas Kolleg. Den fragte der Profeſſor, ob er nicht ein paar junge Leute kennte, die Singſtimme hätten. Es wären keine Berufsſänger nötig, nur muſikaliſch müßten ſie ſein. Und der darauf: ja, das ließe ſich machen. In ſeiner Penſion wären zwei Hochſchüler, die viel Duette übten. Vielleicht hülfe auch ſeine Schweſter mit. Die iſt Schülerin von der Schulzen von Aſten.“

Langelütje war ſofort begeiſtert. Er kannte ſie vom Sehen. „Fräulein Raith — ja, ja, die ſingt im Hochſchulchor mit. Ein prächtiges Kerlchen. Ein Paar Augen hat die im Kopf —! Wenn ſie aufs Podium kommt, verrenkt ſich immer der ganze Tenor die Hälſe ... Da wird mein Nikoleitchen auch ſchon die Lichter aufreißen ... Sehen Sie mal an! Das hätt’ ich dem bockſteifen Raith gar nicht zugetraut, daß er ſo nett zu Ihnen ſein kann!“

Nikoleit zuckte die Achſel. „Er tut das doch nicht meinetwegen. Bloß um ſich bei Spitta lieb Kind zu machen. Übermorgen abend ſoll ich hinkommen. Sonntag um ſieben Uhr. Da muſizieren ſie immer ſo in der Penſion. Alle zuſammen. Sie hätten da häufig Beſuch.“

„Alſo werden wir einen anſtändigen Schlips für Sie erſtehen, Nikoleit, damit Sie die Damen des Hauſes nicht erſchrecken — den Sie jetzt tragen, der macht die frömmſten Gäule ſcheu — und Sie werden pünktlich um ſieben Uhr dort antanzen.“

„Ich habe keine Luſt.“

„Was heißt das?“

„Einmal: überhaupt. Und dann: das ſind dort lauter Hochſchüler. Die haben andere Götter als ich. Da würd’ ich mich ſchließlich doch nur zanken. Nein, nein, es hat keinen Zweck. Am beſten: gar nicht erſt anfangen.“

„Dunnerſchock, aber Sie beleidigen damit die Leute. Und gleichzeitig Herzogenberg und Spitta. Die bieten Ihnen die Hand — und Sie wollen ſie ausſchlagen?“

Nikoleit ſeufzte tief und ſchwer. „Ich denke, ich werde die Muſik — überhaupt aufgeben.“

„Sind Sie bei Sinnen? Nikoleit! Mit Ihrem Talent!“

„Ich kann nicht noch zwei Jahre opfern. Mein Alter daheim rechnet damit, daß ich bald auf eigenen Füßen ſteh’. Nein, nein, ich werde mich jetzt auf die Hoſen ſetzen und lieber fürs Examen pauken.“

„Trotzdem Sie Ihr Studium haſſen?“

„Trotzdem.“

Langelütje ſteckte die Fäuſte in die Taſchen ſeiner Jacke. Lange überlegte er. Dann ſagte er, immer noch in dem poltrigen Ton von zuvor: „Not ſollten Sie nicht zu leiden haben, Nikoleit. Ob Ihr Alter nun einen Zuſchuß geben will oder nicht: ich komme für die paar Jahre auf. Kerlchen, hören Sie? Ehrenwort: Ich helf’ Ihnen durch. Alſo überlegen Sie ſich’s. Wir teilen meine paar Kröten, wenn ſie am Erſten von der Bank kommen. Bis Sie auf eigenen Füßen ſtehn. Still, reden Sie nicht. Erſt einmal beſchlafen —. Aber dann Mann gegen Mann, Sie alter Trotzkopf. Verſtanden?“

Er duldete keine Antwort. Derb freundſchaftlich klopfte er dem Hamburger auf die Schulter und verließ das Zimmer.

Es war ſpät geworden. Er hatte ſich müde und matt geredet.

Als er in dieſer Nacht einmal aufwachte, gewahrte er Lichtſchein aus dem Nebenzimmer. Er hörte das Kniſtern von Papier, das Raſcheln des Bleiſtifts. Manchmal dazwiſchen ein Räuſpern, ein halblautes Summen oder Trällern.

Nikoleit komponierte.

Beruhigt nickte Langelütje und legte ſich auf die andere Seite: Alſo es war klar, Nikoleit ging auf ſeinen Vorſchlag ein!

(Fortſetzung folgt.)

Das Lied. Gemälde von Fr. Zmurko.

Die großpolniſche Gefahr in Oberſchleſien. Von Arthur Korn.

„Wirken Sie dahin, daß meine wackeren Oberſchleſier gute Preußen bleiben!“ Auf ſchleſiſchem Boden, im Herbſt 1909 hat der deutſche Kaiſer dieſe Mahnworte geſprochen und damit bei vielen, die ſich um die Entwicklung der Dinge in den preußiſchen Oſtmarken weniger gekümmert haben, Befremden hervorgerufen. Daß in Oberſchleſien „eine polniſche Gefahr“ herrſchen ſolle, das wollten ſelbſt Männer in einflußreichen Beamtenſtellungen bis vor kurzem nicht einſehen und nicht glauben. Doch in den letzten Jahren haben die Großpolen, die ihre Agitation in Oberſchleſien ja bereits jahrzehntelang betrieben haben, ohne daß das Deutſchtum dort ſich der Gefahr überhaupt bewußt wurde, die Zeit für gekommen erachtet, die Maske abzuwerfen und offen auf den politiſchen Kampfplatz, mit nationalen Forderungen, herauszutreten. Bei den Wahlen des Jahres 1898 wurden in Oberſchleſien 40 Stimmen für die polniſchen Kandidaten, die das erſtemal in die Erſcheinung traten, abgegeben. Im Jahre 1907 aber ſchon 115000. Seit 1907 marſchiert das Zentrum ja auch im engſten Wahlbündnis mit den Polen bei allen Wahlkämpfen. Sie haben ſich die Unterſtützung der Polen im rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtriebezirk geſichert durch Auslieferung zweier Mandate in Oberſchleſien an die Poſener.

Um das Jahr 1000 wurde Oberſchleſien von dem polniſchen Reiche im Kriege erobert und unterworfen, 1161 aber bereits wieder von dem polniſchen Reiche getrennt. Seither, ſeit alſo 750 Jahren, beſitzt Schleſien rein deutſche Kultur und war immer die Heimat gut deutſcher Geſinnung. Im ſüdlichen Teile Schleſiens, hauptſächlich im Regierungsbezirke Oppeln, hat ſich die „waſſerpolniſche Mundart“ erhalten. Nun hat ſich dieſer Teil Schleſiens, befruchtet durch deutſches Kapital und deutſche Intelligenz, zu einem der größten Induſtriebezirke Deutſchlands entwickelt, da er reich an Bodenſchätzen, Kohlen und Erzen, iſt. Das polniſche Element bildet die Maſſe der Induſtrie- und Bergwerksarbeiter, insbeſondere in dem ergiebigen Kohlen- und Erzgebiete, das ſich zwiſchen Tarnowitz, Myslowitz und Rybnik hinzieht. Der bergmänniſche Betrieb aber hat ſich erſt, ſeit Schleſien von Öſterreich an Preußen abgetreten wurde, entwickelt. Hier wie in ganz Oberſchleſien ſind der Bodenbeſitz, wie die Schätze der Bergwerke, ganz in deutſchen Händen. Die großartig entwickelte Induſtrie wurde nur von Deutſchen geſchaffen, und Deutſche ſind auch heute die Leiter. Selbſt im Handwerk und Kleingewerbe ſind die Waſſerpolacken nur vereinzelt vorzufinden. Aber es beginnen ſich in neueſter Zeit Keime eines polniſchen Mittelſtandes zu entwickeln, und jeder, der die Art, wie das Slawentum ſich bisher deutſche Gebiete unterworfen hat, kennt, wird die Anfänge dieſer Entwicklungen mit ſorgenden Augen verfolgen.

Als ſich die Polen in Ruſſiſch-Polen im Jahre 1863 im Aufſtande befanden, war bei den Poſener Polen eine fieberhafte Aufregung und Spannung vorhanden, ſie konnten den „polniſchen Brüdern“ nicht beiſtehen, denn Preußen hatte eine ſtarke Truppenmacht zur Abſperrung der Grenzen aufgeboten. Die Waſſerpolacken in Oberſchleſien hatten damals weder Sympathie noch Teilnahme für die Vorgänge jenſeits ihrer vaterländiſchen Grenze. Damals wollte in Schleſien ſich auch noch niemand als Pole bezeichnen laſſen. „Polniſch ſprechender Preuße“, ſo nannte ſich der Waſſerpolacke, und ſie haben ihre Treue und Vaterlandsliebe Preußen gegenüber ſtets bewahrt und ruhmvoll betätigt; ſo in den ſchweren Prüfungsjahren 1805/6, 1813/14, auch im Jahre 1866 und im Kriege 1870/71 haben ſich die Oberſchleſier ſtets voll und ganz als gute Preußen und treue Untertanen ihres Königs bewährt.

Wie hat ſich die polniſche Sprachenfrage nun in Oberſchleſien politiſch entwickelt? 1827 gab es im Regierungsbezirke Oppeln 730 Schulen mit deutſcher und 70 mit waſſerpolniſcher Unterrichtsſprache. Im Jahre 1848, bei dem großen Drunter und Drüber, das ſelbſt viele klare Köpfe verwirrte, wurde durch den Schulrat Bogedain das Hochpolniſche für den ganzen Regierungsbezirk Oppeln als Unterrichtsſprache eingeführt. Die ſehr unklare Inſtruktion von 1842 gab hierzu die Möglichkeit. Bogedain glaubte den Bildungsgrad des ſehr zurückgebliebenen Volkes am raſcheſten durch Einführung des Hochpolniſchen als Unterrichtsſprache heben zu können ... Wäre dieſer verhängnisvolle Fehler nicht begangen worden, dann wären die Waſſerpolacken längſt germaniſiert. Den Stand der Dinge illuſtriert es, daß Bogedain ſelbſt berichten muß, „daß 1848 im ganzen Regierungsbezirk Oppeln nicht ein einziger Geiſtlicher oder Lehrer aufzufinden war, welcher auch nur eine Zeile richtig polniſch zu ſchreiben vermocht hätte, und der beim Sprechen nicht das Hochpolniſche entſetzlich verſtümmelt hätte“. Sie konnten alle nur Waſſerpolniſch, eine vom Hochpolniſchen ſehr ſtark abweichende Mundart, die außerdem mit unzähligen aus dem Deutſchen entnommenen Ausdrücken gemiſcht war. Nun füllte man das neu begründete Lehrerſeminar in Peiskretzſcham mit Poſener Polen. Auch in den anderen Seminaren führte Bogedain das Hochpolniſche als obligaten Unterrichtsgegenſtand ein. So wurde durch einen ſchweren Fehler der Regierung unter König Friedrich Wilhelm IV. den harmloſen, getreuen Waſſerpolacken durch deutſche Schulen, gegen ihre eigene Neigung, künſtlich das Hochpolniſche beigebracht! Da das der deutſche Schulmeiſter teilweiſe bereits zuſtande gebracht hatte, machten ſich die großpolniſchen Agitatoren aus Poſen und Galizien, denen der Staat ſelbſt ſolcherart den Boden geebnet hatte, über die Oberſchleſier her (Ende der ſechziger Jahre), um ihnen jetzt beizubringen, daß ſie fortan ebenfalls Polen, ihre „jüngſten Brüder“ ſeien, die am glorreichen Kampfe, zur Vernichtung „des deutſchen Satans, des preußiſchen Antichriſt oder der preußiſchen Schlange“, teilzunehmen gewürdigt werden ſollen. Erſt als ſich die Anfänge dieſes Hinüberflutens des polniſch-nationalen Geiſtes, der in erſter Reihe ſich in giftigem Geifer gegen alles Deutſche betätigt, in Oberſchleſien bei einzelnen Ausſchreitungen bemerkbar zu machen begannen, wurde man ſtutzig und hob 1872 die ganz unbegreifliche, verhängnisvolle Schulverfügung aus dem Jahre 1848 wieder auf.

Noch im Jahre 1903 ſchrieb der Krakauer Geſchichtsprofeſſor Konietzny: „Die Waſſerpolacken in Oberſchleſien hätten ſich noch vor wenigen Jahrzehnten von Miſſionspredigern aus Galizien die Anſprache als Polen verbeten, da ſie darin eine Beſchimpfung ſähen.“ Anknüpfend daran erklärt er: „Noch heute (1903) können wir bei den Oberſchleſiern auf die Frage: Biſt Du ein Pole oder ein Deutſcher? die Antwort hören: ‚Ich bin ſowohl ein Pole als ein Deutſcher, ich ſpreche deutſch und polniſch!'" So mußte man, nach der Ausſage Koniet̃nys, in Oberſchleſien die Agitation mit großer Klugheit und Vorſicht einleiten. Die erſte polniſche Zeitung in Oberſchleſien, „Der Katolik", iſt langſam, Schritt für Schritt, vorgegangen, um die Oberſchleſier für die polniſche Sache zu erwärmen und zu gewinnen. Ende der achtziger Jahre kam der „Katolik", den bis dahin der aus Poſen ſtammende Pfarrer Radziejewski redigierte, in die Hände Napieralskis, ebenfalls eines Poſeners.

Napieralski iſt heute der Hauptleiter der polniſchen Bewegung in Oberſchleſien: es erſcheinen jetzt acht polniſche Zeitungen in ſeinem Verlage. Außerdem erſcheinen im Verlage Korfantys zur Aufwiegelung der Induſtriearbeiter in national-radikalem und ſozialiſtiſch-radikalem Sinne zwei polniſche Zeitungen in Kattowitz. Bemerkenswert iſt, daß ſich auch die Sozialdemokratie bei den Polen in polniſch-nationale Tracht einkleidet ... Als Organ der katholiſchen Geiſtlichkeit erſcheint noch die „Gazeta Katolicka", dieſe ſoll die abtrünnig gewordenen Waſſerpolacken für das Zentrum zurückzugewinnen ſuchen.

Nebſt der Bearbeitung durch die Preſſe ſind die polniſchen nationalen Banken eines der wirkſamſten Mittel, deren ſich die großpolniſche Agitation mit Erfolg bedient. Überall werden Sparkaſſen, Volksbanken und Bodenparzellierungsbanken begründet, durch die ſich das Polentum von den deutſchen Landsleuten abſondert. Mit ſolchen wirtſchaftlichen Organiſationen, die zugleich das Rüſtzeug zur Bekämpfung der Staatsgewalt bilden, bedrängen die Polen das Deutſchtum. Die Macht dieſer Organiſation iſt nicht zu unterſchätzen, da ſie in Poſen und in Weſtpreußen einheitlich zuſammengehalten wird, und zwar in der Hand eines Geiſtlichen, des Prälaten Wawrzyniak aus Mogilno in Poſen. Dieſer Mann iſt unermüdlich, er iſt der Schöpfer und Schutzherr des ganzen polniſchen Genoſſenſchaftsweſens. Die Bank- und Kreditinſtitute ſind nebſt den nationalen Vereinen auch erfolgreich bemüht, einen polniſchen Mittelſtand heranzubilden und großzuziehen. Seit den neunziger Jahren wurden in Oberſchleſien ſolche deutſche Bank- und Kreditinſtitute begründet, heute beſtehen bereits vierzehn polniſche Volksbanken und außer dieſen fünfzehn Spar- und Darlehnsgenoſſenſchaften. Dieſe Kreditinſtitute ſind vermöge ihres Zuſammenſchluſſes in der Lage, mit den größten Inſtituten konkurrieren zu können, ja ſie gewähren ihren Kreditnehmern oft einen 1 Prozent billigeren Kredit als der Diskont der Reichsbank beträgt. Sie gewähren auch Deutſchen, namentlich Beamten ganz gerne Perſonalkredite. Allerdings müſſen dieſe dann der Genoſſenſchaft als Mitglied beitreten und befinden ſich ſo unter dem Einfluſſe der Bankleiter. Viele ſehen gar nichts Schlimmes darin, wenn ſie bei ſtädtiſchen Wahlen uſw. um ihr Eintreten für den polniſchen Kandidaten erſucht werden ... All die guten Deutſchen, die nicht weiter ſehen, wie ihre Naſe reicht, laſſen es ſich nicht träumen, daß ſie da ein Sandkörnchen für den Zukunftsbau des Großpolentums herbeiſchleppen!

Jetzt nehmen alljährlich auch ſchon jüngere Leute aus Oberſchleſien teil an den nationalen Ausflügen und Wallfahrten, die die Poſener Großpolen nach Galizien, nach Krakau zu den polniſchen Königsgräbern oder nach Lemberg zu irgendeinem nationalen Gedenktag unternehmen, wie z. B. am Jahrestag der Schlacht von Tannenberg, wo die Polen den deutſchen Ritterorden beſiegten und den ſie heute, als Sieg über die verhaßten Preußen, wieder beſonders in Ehren halten ... Bei einer ſolchen Wallfahrt nach Krakau hielt der Krakauer Profeſſor Magiera im Jahre 1909 eine Anſprache auf freiem Platze beim Mickiewicz-Denkmal und ſagte zu den Preußen: „Ihr ſeid hier erſchienen, um in Eurer Hauptſtadt Unterweiſungen für den weiteren Kampf zu erhalten, hier auf dieſer heiligen Stätte in Krakau ruht der weiße Adler, ſchon ſieht man, wie er den ihn bedeckenden Grabſtein hebt, um die Feſſeln zu ſprengen und die gierige ſchwarze Beſtie — den deutſchen Adler — zu vernichten. Die Zeit iſt nahe, wo die kriegsbereite polniſche Jugend hier auf dem Markte in Krakau, wie einſt Kosciusko (zum Kampfe gegen Preußen und Rußland) zur Eidesleiſtung erſcheinen wird." Im Jahre 1908 nahm Profeſſor Danielak in Krakau (Pfingſten) den Preußen einen Eid ab, für die polniſche Nation zu kämpfen.

Charakteriſtiſch beleuchtet wurden die Verhältniſſe, wie ſie in Oberſchleſien heute liegen, durch die Rede, die der jetzige energiſche Regierungspräſident von Schleſien, Herr von Schwerin, auf dem „deutſchen Tage des Oſtmarkenvereins" in Kattowitz hielt. Er ſagte unter anderem:

„Und nun kommen Sie nach Oberſchleſien, in ein Land, das noch vor fünfzehn Jahren nationale Streitigkeiten nicht kannte und das wider die friedliebende Natur ſeines arbeitſamen, ſtaats- und kirchentreuen Volkes in den großen, verbitternden Nationalitätenkampf des Oſtens hineingelockt worden iſt von Fremdlingen, die niemand gerufen hat, die in Oberſchleſien kein Heimatsrecht haben und die, wie ſie ſelbſt täglich durch Wort und Schrift offen oder verblümt verkünden, als Ziel nichts anderes wollen, als die Erweckung eines deutſchfeindlichen polniſchen Nationalgefühls und die Wiedergewinnung einer politiſch organiſierten Gemeinſchaft, das heißt auf deutſch: die Wiedererrichtung des durch eigene Schuld zugrunde gegangenen großen Polenreiches."

„Wer gewiſſenhaft am Volkswohl arbeitet und verantwortlich iſt für den Frieden im Volke, der weiß wohl am beſten, daß man nirgends daran denkt, ihm wider ſeinen Willen ſein Glaubensleben, ſeine Mutterſprache, ſeine landsmannſchaftlichen Sitten anzutaſten, aber auch, daß es nicht zu verantworten iſt, ihm den Drang nach neuen idealen Gütern, die Sehnſucht nach Kulturfortſchritten und damit auch das Recht auf die deutſche Landesſprache und auf deutſche Bildung zu unterbinden. Zahlreiche Spuren des Wunſches nach Aufklärung ſind für uns ſichtbar, mannigfache Fühler nach mehr Licht und Einſicht ſtrecken ſich uns, zumal aus der oberſchleſiſchen Jugend, entgegen, ſie mahnen uns zur Pflicht, unbekümmert um Hemmniſſe, kaltblütig und zielbewußt, ruhig und leidenſchaftslos, beharrlich und feſt, voll Schonung ſeiner Eigenart in zäher, kultureller Kleinarbeit, die Seele des Volkes zu treffen und zu gewinnen und ihm Freude zu bringen durch den begehrten Genuß deutſcher Kultur. Was vor tauſend Jahren, als germaniſche Stämme ihre inzwiſchen von Slawen beſetzte alte ſchleſiſche Heimat wiedergewannen, die Kirche mit ihren Biſchöfen und Orden als alleinige Träger deutſchen Geiſtes und deutſcher Geſinnung begannen, heut iſt dies Werk der Aufklärung Gemeinrecht der ganzen Nation, Pflicht jedes Bürgers aller Stände und Stellen, auf daß jedermann im Volke reif werde und es verſtehen und würdigen lerne, was es heißt: Gedenke, daß Du ein Deutſcher biſt!"

Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt. (4. Fortſetzung.)

Sechs Stunden heimlichen Lagerns. Und es war eine Nacht, die ſo ſchnell verging, wie noch keine in meinem Leben. Ich war mehr als hundert Kilometer zurückgeflogen und hatte mich dann, ſo ſchnell es der größte Neigungswinkel der Flügel zuließ, ſinken laſſen. Dabei mußte ich mich möglichſt langſam bewegen, weil jedes ſchnelle Tempo es mir durch das Rauſchen der Luft, das ich dabei verurſachte, unmöglich machte, Geräuſche zu hören, die mir die Nähe des Erdbodens und beſonderer Eigentümlichkeiten kündeten. Ob man über einer Wieſe, über einem Walde oder über Waſſer oder auch über nahe beieinander liegenden Gehöften dahinſtreicht, jedesmal iſt das Geräuſch verſchieden. Ja, ein geübtes Ohr kann es in voller Dunkelheit unterſcheiden, ob man über Laub- oder Nadelwald fliegt.

Mein an die Finſternis gewöhntes Auge ſah jetzt kaum fünfzig Meter unter mir die Erde. Und bald konnte ich auch Schattierungen unterſcheiden. Schon von oben her war mein Augenmerk darauf gerichtet geweſen, eine große Fläche auszuſuchen, auf der nirgends Licht brannte. Es ſchien Wieſengrund zu ſein. Nun ging ich endlich, nicht ohne Herzklopfen, ans Landen. Ich ſchlug eine ganz kurze Kurve und ſetzte meinem Frigidus die Flügel ſo, daß ſie wagerecht blieben, die Federn aber ſenkrecht nach unten ſtanden. Das bremſte ſofort ſo ſtark, daß er ſich faſt auf dem Platze niederließ. Dieſe Lichtung war trocken, und der Boden war ſicher.

Ich bekenne, ich habe in der Stille dieſer Nacht, in einem fremden Lande, als ein Menſch, der ſich verfolgt weiß, eine Viertelſtunde regungslos geſtanden; die eine Hand in die Seite gelegt, mit der andern eine Stütze am Frigidus umklammernd. Ohne mich zu rühren, horchte ich mit verhaltenem Atem in die Finſternis hinaus. Es ging ein leiſes Rauſchen durch die Baumkronen; ab und zu drang ein Kniſtern herüber, als wenn ein Zweig brach; von ganz fern her hörte ich den Pfiff einer Eiſenbahn; ich horchte mit Augen und Ohren und mit dem Munde in die Finſternis, die um mich herum in der Tiefe lag, und wenn mein Blick ſich hob, ſchien mir der Himmel trotz der kriſtallklaren Luft von Schatten bevölkert, die mich ſuchten.

Ich breitete meine große Decke aus. Dann ſtellte ich meine Weckuhr, die ich für das genau einzuteilende Schlafen auf See mitgenommen hatte, dicht an meinen Kopf und legte mich nieder. Die Flügel meines Apparates hatte ich nicht eingeklappt. Waren auch nur wenige Griffe zum Wiederausſcheren nötig, ſo wollte ich doch auch die Zeit für dieſe wenigen Griffe für den Fall der Not nicht riskieren. Neben mir lagen meine beiden Revolver, und von meinem linken Handgelenk führte ein dünnes Tau zum Frigidus, das ich an der unteren Achſe eines Steuerhebels befeſtigt hatte.

Ich ſpürte eine große Müdigkeit und ſchloß die Augen.

Im Eichenhain. Gemälde von Ernſt Krauſe.

Bald darauf muß ich feſt eingeſchlafen ſein. Ich erinnere mich jetzt nur noch, daß ich, als ich ab und zu mechaniſch noch einmal die Augen öffnete, meinte, einen fahlen Schein am Sternenhimmel dahinſtreichen zu ſehen. Und daß ich dabei das Gefühl hatte, als ob da oben noch immer die beiden Strahlenkegel von Breſt herumirrten, deren letzte Ausläufer hoch oben über meinem ſtillen Lager dahinglitten. Ich glaube, ich bin mit einem leiſen Lächeln eingeſchlafen.

Sechs Stunden ſpäter. Als ich, von dem lärmenden Wecker aufgejagt, hochfuhr, war es mir, als ob eben ſo viele Minuten vergangen waren. So tief hatte ich geſchlafen. Ich war friſch und geſtärkt. Aber meine Decke war naß, und auf dem Graſe lag der Tau in ſchweren Tropfen. Ich wuſch mir Hände und Geſicht mit Tau.

Dann aß ich und trank; und dann ging ich an die Unterſuchung meines Frigidus. Sie war bald beendet. Auch nicht eine Schraube hatte ſich gelockert. Die Ölaufſätze waren noch beinahe voll und die Zufuhrröhren klar. Ich ſtaute den Proviant wieder feſt und beſchloß aufzuſteigen. Nach einem eingehenden Blicke auf Kompaß und Karte war ich über die Richtung orientiert. Und ich ließ mich nun auf meinen hängenden Sitz nieder. In dem Gefühle meiner Bereitſchaft, ſofort abſtoßen zu können, lehnte ich mich zurück und lauſchte. Mir hatte es geſchienen, als wären menſchliche Stimmen an mein Ohr getragen worden. Es konnten Holzfäller ſein, die an ihr Tagewerk gingen; oder Jäger oder Förſter. Dazwiſchen ſchob ſich mit ſcharfem Klange das Hämmern eines Spechtes. Auch ſchien es mir, als ob überall die Tautropfen von den Bäumen zur Erde fielen; ohne Rhythmus, aber in gleichmäßig leiſen Klängen.

Plötzlich ſchlug eine ſcharfe Stimme an mein Ohr. Der Sprecher konnte höchſtens hundert Meter entfernt ſein, und er mußte eine Begleitung bei ſich haben, der er etwas befehlen durfte. Nun war es Zeit. Zu ſehen war noch nichts. Ich trat in die Pedale. Ein ſchweres Rauſchen, das mein Frigidus verurſachte, als Antwort darauf das wütende Gekläff mehrerer Hunde; ein Schrei in die Luft hinein und durch den Nebel: „Hallo, — was iſt das!“ — und ich war in die Höhe geſtiegen. Nach der Zahl und der Intenſität meiner Flügelſchläge mußte ich ſchon eine Luftſchicht von mehr als fünfzig Metern unter mir haben. Von einem Ausblick konnte aber noch keine Rede ſein. Auch nicht nach oben. Geſchweige denn von einem Überblick nach unten. Die Nebelbank beſaß eine außerordentliche Mächtigkeit. Einhundertſiebzig Meter lag die Lichtung, auf der ich die Nacht zugebracht hatte, über dem Meeresſpiegel, und als mein Barograph dreihundertzwanzig Meter Höhe anzeigte, fingen die Sonnenſtrahlen zuerſt an, mich in ſchwachem Scheine zu umſpielen. Die Nebelbank war alſo einhundertfünfzig Meter dick geweſen.

Ich ſtieg höher, immer höher. Bald zog ich auf elfhundert Meter Höhe in gleichmäßigem Fluge dahin. Als ich hinunterſah, bot ſich meinen Blicken nichts, als ein ungeheures Nebelfeld. Freilich iſt das Bemühen der Sonne, dieſen Dunſt zu zerſtören, nicht zu verkennen. An manchen Stellen ſcheint ſchon der Erdboden hindurch zu ſchimmern. Die Schleier werden zerriſſen; und ab und zu ſehe ich hinab auf ein einzelnes Feld oder auf ein einſames Haus. Ich höre auch Lokomotivenſignale. Eiſenbahnſchienen aber kann ich nirgends ſehen.

Ich habe die Sonnenſtrahlen gerade im Rücken, und ich ſpüre eine recht angenehme Wärme. Allmählich habe ich eine Höhe von vierzehnhundertundzwanzig Metern erreicht. Noch immer ſteht der Nebel unter mir, aber mein Frigidus trägt mich ſchnell der Küſte zu, und der weſtliche Horizont entſchleiert ſich. Jener Gürtel von tiefem Stahlblau iſt der Ozean. Und nun kann ich auch wieder Breſt erkennen. Auch der Feſſelballon iſt wieder auf ſeinem Poſten. Ich werde in der gleichen Höhe bleiben, aber ſo ſchnell fliegen, daß dieſen Hütern eines nur in ihrer Einbildung angegriffenen Beſitztums keine Zeit bleibt, mich in das Viſier ihrer Geſchütze zu nehmen.

Je weiter ich komme, um ſo tiefer ſinkt der Dunſt. Es iſt, als ob man da unten das Geſtern nicht vergeſſen hat. Nach allen Richtungen ſcheint der Draht zu ſpielen, und nachdem man mich erſt einmal geſehen hat, iſt alles wie alarmiert. Trotz der frühen Morgenſtunde rollt ſchon wieder eine große Anzahl von Automobilen auf den großen Chauſſeen mit mir in einer Richtung. Ich überhole eins nach dem andern. Ich ſehe, wie man ſich nach meinem Fluge richtet. Die Bauernwagen, die auf die Felder hinausfahren wollen, halten unterwegs an; die Kinder bleiben am Chauſſeerande und am Wieſenraine ſtehen, und der Landmann und ſein Knecht, die ſich draußen zur Arbeit begeben haben, ſtemmen ihre Hacke in die Erde und ſchauen nach mir und verfolgen mich mit ihren Blicken. Alle aber können mich nur noch im Entſchwinden ſehen; denn ehe ſie begriffen haben, was man ihnen zuruft, bin ich ſchon vor dem nächſten Dorfe.

So ziehe ich der Küſte entgegen. Ich habe den Ozean am Horizont hochſteigen ſehen und ſehe nun, wie er ſich immer mehr ausbreitet. Aus einem ſchmalen Gürtel wird ein breites Band; aus dieſem Bande eine Fläche, die ſich immer mehr heranſchiebt und die nun bald die Hälfte des ganzen Bildes überſpült, das ich von hier oben überſehen kann. Ich ſehe die vielgeſtaltigen, zerriſſenen Ufer näher herankommen, und ich bin bald an der Stelle, wo ich das Land unter mir verliere. Für meinen Flug iſt es ja gleich, was da unten iſt. Ob Fels, ob Meer, ob Sumpf, ob Wüſte oder Stadt — meinen Frigidus läßt das alles kalt.

Der Ozean rollt heran.

Ich ſehe jetzt das Waſſer unter mir blauer werden an Stellen, an denen der Grund vor meinen Augen verſinkt. Ich fliege gerade über die Wellenbrecher und kann wieder den Meeresboden ſehen, der hier noch einen gelblichen Schein hat, und ſehe nun, wie ſich über den Grund immer tiefere Schatten legen. Das Waſſer ſteigt in die Tiefe und nun, nun endlich kann ich ſagen: das Land iſt verſunken.

Die Alte Welt liegt hinter mir. Ich bin auf dem Ozean.

* * *

Zwei Stunden lang habe ich mich um meine Niederſchrift und um meine Notizen nicht gekümmert.

Ob man gleich meinen könnte, hier draußen gäbe es nichts zu ſehen, denn Waſſer bliebe Waſſer und Himmel ſei Himmel, wanderten meine Augen doch zuerſt ebenſo ruhelos umher, wie mein Gehirn. Der Ozean, dieſes flüſſige Ornament des Erdballes, hat genau ſo gut ein Geſicht, wie die feſte Kruſte. Nur daß ſeine Plaſtik einen immerwährenden Tanz aufführt. Ich ſehe ihn zum erſten Male aus dieſer Höhe und auch zum erſten Male in dieſer Ausdehnung. Der Blick vom höchſten Bord eines Schiffes iſt ſehr beſchränkt dagegen. Der Anblick iſt ſo impoſant und ſo mächtig, daß man, je mehr man ſich in ihn verſenkt, um ſo tiefer Atem holen muß; er iſt viel überwältigender, als irgendein Anblick über dem feſten Boden.

Ich muß eines Mannes gedenken, der vor nun mehr als vierhundert Jahren auch eines Tages Abſchied von den europäiſchen Küſten nahm und auch nach Weſten fuhr. Der Genueſe verſprach ſich Lohn und verſprach ſeinen königlichen Helfern unermeßlichen Reichtum. Man ſoll ſich des Briefes erinnern, den er nach Hauſe ſchrieb. „Ich mache mich anheiſchig, unſerm unbeſiegbaren Königspaare dafür, daß es mir geholfen hat, ſoviel Gold mitzubringen, als es nur nötig hat; und ſoviel an Gewürzen und an Aloe und ſo viele Sklaven zum Waſſertragen zu liefern, als es nur immer fordern mag — —“

Kolumbus war noch in der Niederung. Er beſaß noch nicht den Egoismus auf einer höheren Warte. Er ſtrebte noch nicht für die Menſchheit. Er ſah ſich nur als Erringer und als Belohner. Als er alt wurde, verſank die Erinnerung an ihn bei ſeinen Zeitgenoſſen; und das Land, das er wider Erwarten entdeckt hatte, heißt nicht Kolumbia. Taufpate wurde nicht er, ſondern Amerigo, aus der Familie der Veſpucci.

Ich werde der Erſcheinung eines Kolumbus froh, wenn ich daran denke, daß ihn die Rieſengröße ſeiner Abſichten nicht ſchreckte und daß ihn aller Hohn, der ihn vorher traf, nicht lahm machte. Der Rat von Salamanca, eine Verſammlung der geiſtigen und geſellſchaftlichen Elite, wand ſich unter Spott und Lachen, als er ſeine Pläne vortrug. Die Soutanen kicherten, und die Blicke aus den Prieſterkutten ſchoſſen verächtlich über die am Boden liegenden Land- und Meereskarten. Die Kritik dieſer hohen Verſammlung war vernichtend.

Kolumbus ſtand immer wieder auf. Er wuchs, je mehr man ihn niederdrückte. Und — wir wiſſen — er machte die Fahrt. Seiner Zeit brachte er die Entdeckung der „Neuen“ Welt. Aber er ſelbſt war gierig. Ruhm und Reichtum waren ſeine Magnete. Und geht man ſeinen Beweggründen in die Tiefe nach, dann findet man wieder etwas, das abſtößt im Verhältnis zu ſeiner großen Wagemutigkeit, zu ſeiner durch nichts zu beirrenden Ausdauer und zu der Kraft, mit der ihn ſeine Überzeugung trug: er wollte nicht die Entwicklung der Menſchheit fördern, ſondern er wollte dem heimiſchen Handel — und es war noch nicht einmal ſeine eigentliche Heimat — den direkten Weg zu den Ländern bahnen, in denen die Gewürze wuchſen und die Edelhölzer, die für die iberiſche Halbinſel Quellen ungeheurer Reichtümer waren.

Was tue ich? — —

Ich habe vor wenigen Stunden dem Abendlande, der „Alten“ Welt den Rücken gekehrt. Mir liegen Entdeckungen fern. Mich dürfen keine Eroberungen reizen. Mein Weg iſt vorgezeichnet. Dank der Tat eines Kolumbus und ſeiner Nachfolger iſt er mir auch bekannt. Ich ſtieg auf in Breſt: ich werde in New York landen. Und wenn mir irgendwelche Ehren zuteil werden, ſo werden ſie für mich etwas Formales ſein. Ich will nicht einem einzelnen mit meiner Tat dienen; nicht einer einzelnen Kaſte; nicht einer einzelnen Nation — ich will der ganzen Menſchheit aufwärts helfen; ich will ſie vorwärts reißen. Und die Menſchheit iſt reif für meine Tat.

Über mir der Himmel und unter mir das Meer.

Unter mir, ziemlich in gleicher Richtung mit mir, fährt ein franzöſiſches Kriegsſchiff. Es hat vollen Dampf angeſetzt und hält faſt mein Tempo. Es iſt auffällig, daß es keine der gewöhnlichen Routen der Schiffahrt innehält. In weitem Abſtande die Kiellinien anderer Schiffe kreuzend, richtet es den Bug immer wieder genau nach Weſten. Man ſollte meinen, es befleißige ſich, den gleichen Kurs wie ich zu fahren. Die Geſchwindigkeit iſt mir unverſtändlich. Wenn es ſo mit dem Kohlenverbrauch fortfährt, iſt es mitten auf dem Ozean ohne Proviant für ſeine Maſchine. — Ich will einmal etwas näher herangehen. Von dem Kriegsſchiff aus bin ich ſchon längſt geſichtet. Auch die anderen Schiffe muß man zum Teil durch Funkenſpruch über mich benachrichtigt haben. Denn überall, wohin ich auch mein Rohr richte, ſehe ich Menſchen an den Bordſeiten und auf den Kommandobrücken ſtehen, durch Gläſer nach mir ſuchend und nach mir ſchauend. Und von überall her wird mir auf das lebhafteſte zugewinkt. Auf dem Kriegsſchiffe flattern ſogar in kurzen Zwiſchenräumen verſchiedene Signale zwiſchen den Maſten: farbige Wimpel.

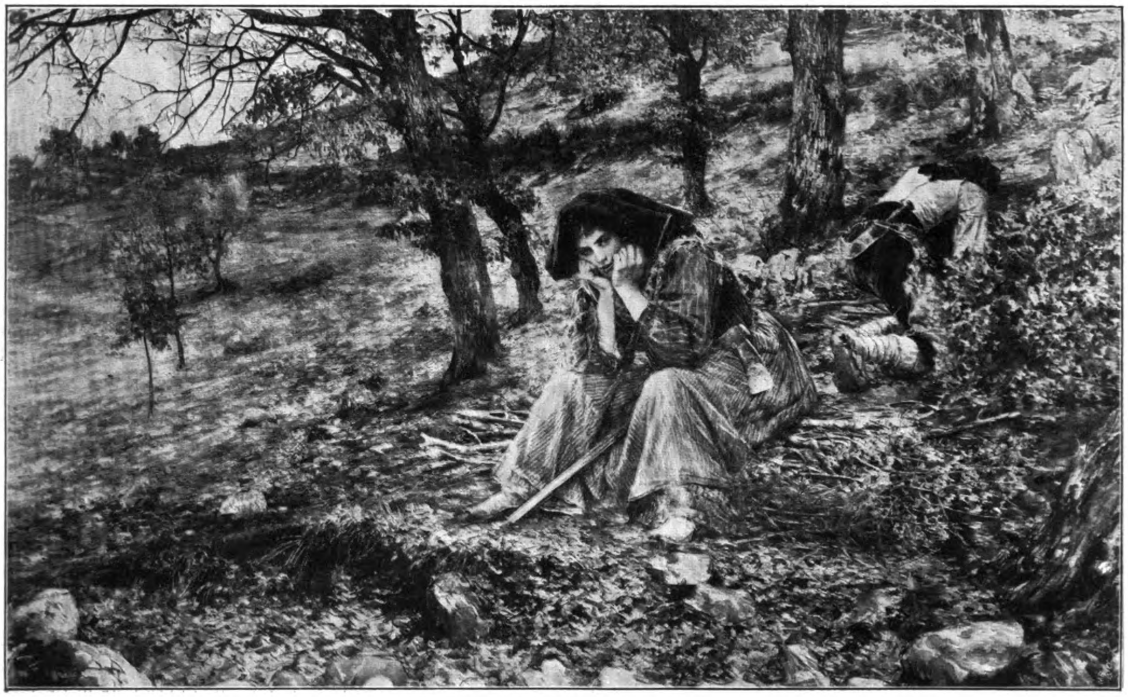
Ich will erſt einmal meinen Kurs ändern. Das iſt das beſte Mittel, zu erfahren, ob jenes Kriegsſchiff etwas von mir will oder nicht. — Ja. — Ich habe nach Süden abgeſchwenkt, und der Kreuzer iſt in kurzem Bogen ſofort auch nach Süden abgefallen.

Der ſcharfe Schuß von Breſt iſt noch nicht vergeſſen. Und ich könnte, was die Ausdauer betrifft, dieſes Schiff bequem aushungern; und was die Schnelligkeit betrifft, ſo könnte ich dieſem Schiffe ſo ſchnell entſchwinden, wie eine Wolke, die der eilige Wind über den Himmel jagt.

Aber ich will dennoch eine Annäherung verſuchen. Man kann unmöglich eine Geſinnung haben, die es geſtattet, einen Menſchen einfach in die tödliche Tiefe zu knallen. Vorſicht iſt immerhin am Platze, und ich will ſie dadurch üben, daß ich mich möglichſt ſenkrecht über dem Kreuzer halte.

Der Kommandant muß meine Abſicht erkannt haben, denn ich ſehe jetzt, wie die maſſigen Schaumwellen vor dem Bug des Kriegsſchiffes kleiner werden; die ausgebauchten Täler an den Seiten füllen ſich wieder mit Waſſer aus und das Schraubenwaſſer wirbelt viel weniger heftig. Auch andere Schiffe haben ihren Kurs verlaſſen und ſteuern nach der Stelle, an der der Kreuzer in langſamer Fahrt hin und her ſchwankt. Sogar eine ſchwerfällige holländiſche Kuff hat ihren Bug herumgeworfen und treibt nun unter faſt ſchlaffen Segeln heran.

Ich ziehe eine große Spirale nach unten und verengere den Bogen immer mehr. Jetzt befinde ich mich kaum einhundertundfünfzig Meter über dem Kreuzer. Um ſich durch Sprechen verſtändigen zu können, dazu iſt die Entfernung noch viel zu groß, aber ich kann ſchon etwas beſſere Beobachtungen machen. Dort unten hebt ein Offizier ein ganz beſonders mächtiges Sprachrohr an den Mund. Er kann es nicht allein regieren. Einer von der Mannſchaft muß es halten. Er ſchreit herauf. Was er ſagt, kann ich aber nicht verſtehen, weil der Windzug, den der Frigidus verurſacht, ſo heftig pfeift, daß alles andere erſtickt wird. Und zu einem langſameren Fliegen kann ich mich noch nicht entſchließen. Bei der Fahrt, mit der ich jetzt in der Luft umherſchieße, habe ich wenigſtens einige Bürgſchaft, daß man vergeblich nach mir zielen wird.



Streit. Gemälde von F. Corelli.

Aah! — Das iſt ja etwas ganz anderes! — Zu meinem Erſtaunen, von dem ich ſagen muß, daß es nicht ohne freudiges Gefühl iſt, entdecke ich jetzt unter den an Bord befindlichen Offizieren auch eine Perſon in Zivil, in der ich bei ſchärferem Hinſehen den Journaliſten von Soiſſons und Paris erkenne; jenen Mann, der auf dem Flugfelde von dem Anblicke meines Fluges begeiſtert mich nach Paris eingeladen hatte; und der auch zweifellos der Verfaſſer des Extrablattes war. Wenn ich ihn auch immerhin enttäuſcht hatte, ſo fühle ich doch bei dem Wiederſehen eine gewiſſe Zuverſicht und Sicherheit. Es bedarf meiner ganzen Geſchicklichkeit, die Maſtſpitzen zu vermeiden. Frigidus braucht ein beſtimmtes Maß von Geſchwindigkeit. Das muß entweder der Wind hervorrufen, dadurch, daß er unter ihm hindurch ſtreicht, oder ich muß es erzwingen, dadurch, daß ich fliege. Anders kann ich mich nicht in derſelben Höhe halten und komme dann ins Gleiten. Hinuntergleiten will ich aber noch nicht. Denn entweder kollidiere ich mit den Maſten, Stängen und Tauen, oder ich gleite vom Schiffe ab und komme dann vor die Mündung der Geſchütze. Das eine darf ich nicht, wenn ich einen Todesſturz vermeiden will, und das andere will ich nicht; wenigſtens noch nicht. Trotzdem ich den Journaliſten geſehen habe.

So verſuche ich die geringſte Geſchwindigkeit innezuhalten, die mir noch das Obenbleiben ermöglicht und ſchreie hinunter, man möchte in die Maſten kommen.

Jetzt, da ich dieſes niederſchreibe, ſind ſchon wieder einige Stunden ſeit dieſer Begegnung verfloſſen. Ich denke mir, es muß ein wunderſames Bild geweſen ſein, dieſen großen Vogel um die Maſtſpitzen fliegen und in den Maſten und auf den Signalrahen Menſchen kleben zu ſehen, die ſich mit dem fliegenden Getier unterhielten.

Ich begann die Unterhaltung, da ich bald unter der Zahl der Offiziere und Mannſchaften den mir bekannten Journaliſten herausfand.

„Was wünſchen Sie von mir?“ —

Der Mann der Feder antwortete allein. „Wir wünſchen nichts, als Ihnen zu ſagen, daß die franzöſiſche Regierung uns befohlen hat, Sie zu Ihrem Schutze auf dem Wege zu begleiten. Wir bedauern, daß Sie nicht in Paris zu Gaſte geweſen ſind —“

Ich überlegte ſchnell, daß ich in keiner Weiſe eine Hilfe annehmen durfte, wie ich ja auch durchaus keines Schutzes bedurfte. Und daß ich daher von vornherein das ritterliche Angebot zurückweiſen mußte. „Seien Sie überzeugt,“ rief ich während des Kreiſens hinab, „daß ich Ihnen herzlichen Dank für Ihre Geſinnung und Ihr Vorhaben weiß. Die Schnelligkeit jedoch, mit der ich fliegen werde, macht es unmöglich, daß Ihr Schiff mich dauernd in Sicht behalten kann. Ich will den Übermeerflug in drei Tagen vollenden.“

„Und welchen Weg?“

„Ich fliege direkt auf dem weſtlichen Kurs nach Neu-Fundland, ſüdlich von Labrador, und von dort aus über den St. Lorenz-Golf an der Küſte entlang hinunter nach New York.“

„Weshalb nehmen Sie nicht den kürzeſten Luftweg?“

„Es ſteht ſo im Programm.“

„Sollten Sie nicht unſere Bitte erfüllen und, ſei es auch nur auf eine Stunde, die Gaſtfreundſchaft Frankreichs auf einem ſeiner Schiffe annehmen? — Wir bitten recht herzlich darum; und nur, wenn Sie gegen uns ein Mißtrauen hegen, das wir uns bewußt ſind, nicht zu verdienen, würden wir es verſtehen, daß Sie unſere Einladung ablehnen.“

„Ich will hinunterkommen, aber nur unter einer Bedingung —“

„Sie haben unſer Ehrenwort, daß weder Sie noch Ihr Apparat bei uns dem geringſten Zwange oder Angriff ausgeſetzt ſind —“

„Das meinte ich nicht. — Der Kreuzer muß, ſolange ich mich auf ihm aufhalte, ſeinen Kurs wieder nach Oſten nehmen.“

Der Journaliſt hielt ſich nicht für berechtigt, darauf mit einer Zuſage zu antworten. Ich ſah an dem Mienenſpiel der Offiziere, daß er ſich mit ihnen über dieſe Forderung unterhielt. Zuletzt ſah er wieder nach mir hin. „Wir müſſen erſt die Entſcheidung des Herrn Kommandanten einholen. Aber, — können Sie uns nicht wenigſtens vorher ſagen, weshalb Sie dieſe Forderung aufſtellen?“

„Das iſt doch ſehr einfach,“ erwiderte ich, „weil jede Seemeile, die ich an Bord eines Schiffes in der Richtung nach meinem Ziele zurücklege, meine Leiſtung herabſetzt.“

Einer der Offiziere verſchwand im Rauch. Es dauerte nur kurze Zeit, und er tauchte wieder auf. Alles hatte geſpannt nach ihm hin geblickt.

„Der Herr Kommandant läßt Ihnen ſagen, daß er mit Vergnügen den Gegenkurs befehlen wird, wenn das eine Vorausſetzung iſt, ohne deren Erfüllung Sie nicht gewillt ſind, ſich auf ſeinem Schiffe niederzulaſſen.“

Ich gab noch einige Anweiſungen, damit ich Platz zum Landen auf dem Vorderdeck fände, und dann ſtieg ich wieder hoch. Als ich allein war, verſchloß ich zuerſt dieſe Blätter, ſchob meine Rohre in die Etuis und verband dann die großen Hebel mit den Arretierhaken. Unten flatterten unterdeſſen auf allen Schiffen Signale. Mir war nichts klar davon; aber es war wohl ein haſtiges Fragen. Nur war jetzt der Unterſchied, daß das franzöſiſche Kriegsſchiff keine einzige Flagge zeigte. Es antwortete augenſcheinlich nicht. In großem Bogen um die umliegenden Schiffe herumdampfend, hatte es ſeinen Schnabel wieder Frankreich zugekehrt und fuhr nun mit einer Geſchwindigkeit, die ihm wohl eben noch geſtattete, ſteuerfähig zu bleiben. Ich flog zurück und ihm entgegen.

Es war wieder ein Neues. Ein erſtes Niederlaſſen eines fliegenden Menſchen auf einem in Fahrt befindlichen Schiffe. Und es erregte mir ein eigenes Gefühl. Man muß ſehr ſicher ſein mit ſeinem Apparat.

Der Kreuzer erſchien genau von vorn wie eine ſenkrecht aufgeſtellte haarſcharfe Schneide, und dieſe kam mit einer Schnelle heran, die jedes Zuſammenprallen mit ihr todbringend ſein ließ. Anderſeits durfte ich auch nicht zu hoch über der Bugſpitze fliegen, weil ich gleich hinter ihr auf Deck aufſetzen mußte. Das Bremsmanöver hatte alſo gleich hinter dem Bug einzuſetzen; war ich aber dabei zu hoch, dann ſank ich freilich auch ſofort, aber ich ſtürzte dann gegen den Maſt oder auf die Geſchütze oder eins der vielen ſonſtigen, auf den Vorderkaſtellen befindlichen Hinderniſſe.

(Fortſetzung folgt.)

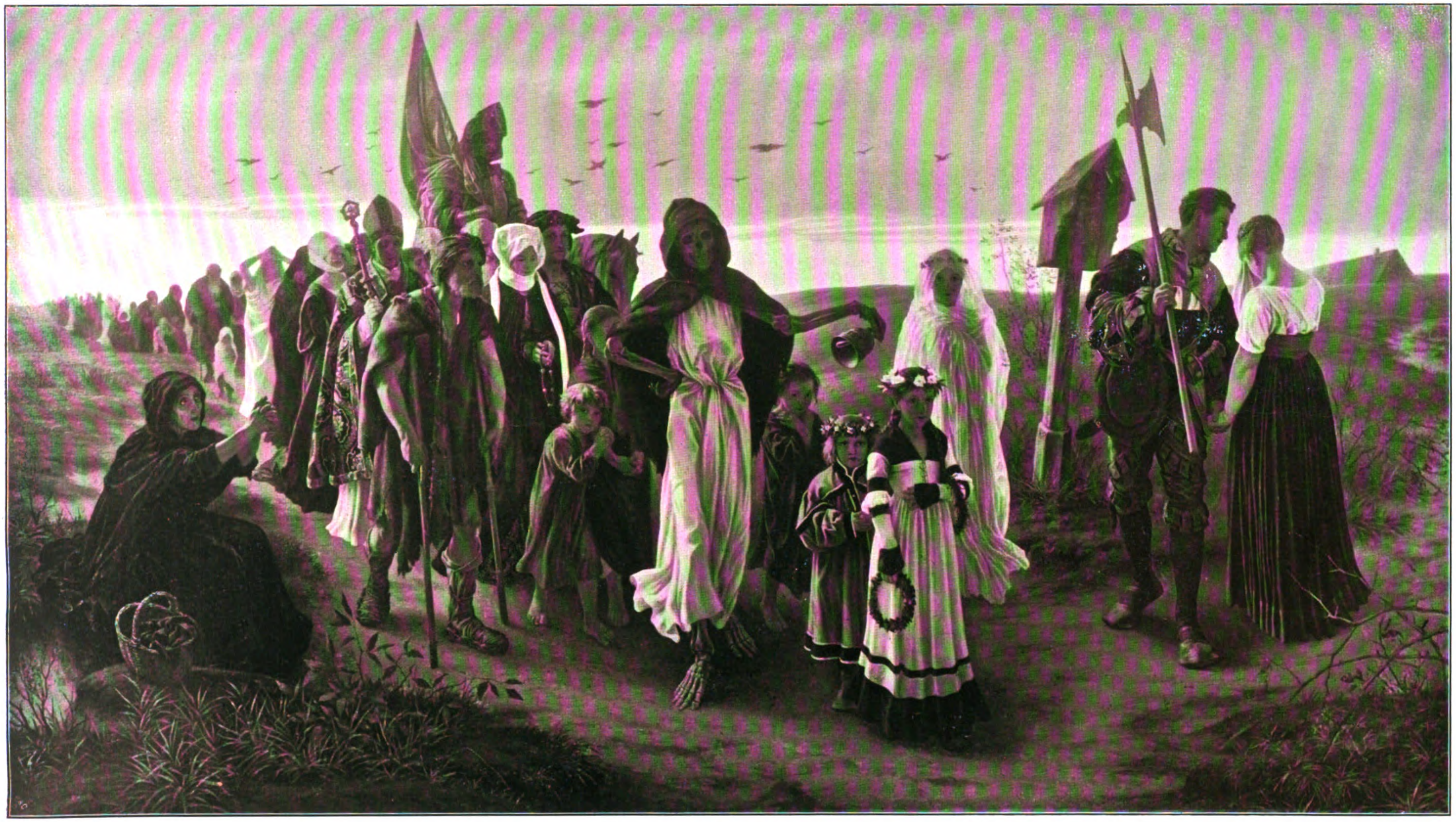
Aus dem Leben des Kuckucks. Von C. Schenkling.

In der Mitte des April, wenn die Erlenbüſche anfangen grün zu werden, ſtellt ſich in unſern Wäldern, namentlich wenn ſie nicht von zu großer Ausdehnung und luftig ſind, von Wieſen umgeben und von einem Bächlein durchfloſſen werden, der allbekannte Frühlingsherold, der Kuckuck wieder ein. Der Abc-Schütze begrüßt ſeine Ankunft mit frohem Liedchen; der Landmann auf ſeinem Acker freut ſich, den angenehmen Ruf wieder zu hören, und der ſorgende Forſtwirt findet in dem Zurückgekehrten einen Hilfsarbeiter gegen die Schädlinge ſeiner Pflegebefohlenen. Alle kennen ihn, und doch kennen ihn die meiſten nicht. Denn ſo oft man auch ſeinen Ruf vernimmt, ſo ſchwer läßt ſich der ſcheue Vogel in ſeinem Tun und Treiben beobachten.

Der gemeine Kuckuck, Cuculus canorus (wohltönend, melodiſch von canor, oris Geſang) erreicht etwa die Größe einer Taube, iſt aber von ſchlankerem Bau. Die Färbung ſeines Gefieders — auf dem Rücken bläulichgrau, an der Kehle heller, an der Unterſeite weißlich mit queren, braunen Wellenlinien — hat ihn in vergangenen Zeiten auch zu einem verwünſchten Bäcker- oder Müllergeſellen gemacht, der armen Leuten vom Teig oder Mehl geſtohlen und darum ein mehlbeſtaubtes Gefieder tragen muß.

Die Heimat des Kuckucks iſt die Alte Welt. In Deutſchland fällt ſeine Ankunft gegen Mitte April, ſein Wegzug von Anfang Auguſt bis Ende September. Er hält ſich am liebſten im Walde in den Kronen alter Bäume auf, fehlt aber auch in waldloſen Gegenden nicht, ſo z. B. auf den Nordſeeinſeln. Jedes Pärchen hält ſein ziemlich großes Revier von Einmiſchungen anderer Individuen ſeiner Art frei. Ehe noch die Morgendämmerung den Anbruch eines neuen Tages verkündet, weckt der Kuckucksruf, der nach Mitternacht zuweilen bis hundertmal erſchallt, die Schläfer des Waldes. Kaum hebt ſich der Sonnenball über den Horizont, ſo beginnt ſeine Arbeit. In gewandtem, falkenartigem Fluge, den langen Schwanz nachſchleppend, fliegt er von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch, um den unerſättlichen Magen zu befriedigen. Seine Hauptnahrung bilden Raupen, namentlich die Bärenraupen des Prozeſſions-, Eichen-, Kiefern-, Birken-, Ringel- und Schwammſpinners und der Nonne, die er mit unerſättlicher Freßgier verfolgt. Die Haare der verzehrten Raupen bilden zuweilen an der Innenwand des Magens einen mauſepelzartigen Überzug. Profeſſor Altum fand im Schlund, in der Speiſeröhre und im Magen eines Kuckucks einmal 97 Prozeſſionsſpinnerraupen und in dem eines andern 18 faſt erwachſene Raupen des Kiefernſpinners. Ein anderer Beobachter zählte als Mageninhalt eines dritten Kuckucks 80

Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.



Der Zug des Todes. Von Guſtav Spangenberg. National-Galerie, Berlin.

Kunſtbeilage zum Daheim.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Raupen, darunter etwa 7 cm lange von Lassiocampa. Baron von Freitag erhielt einen jungen Kuckuck, der am erſten Tage 38 große grüne Heuſchrecken, 13 junge Eidechſen von der Länge des kleinen Fingers, 55 Mehlwürmer, 22 Grillen, 9 Kreuzſpinnen, 13 Puppen des Kohlweißlings und eine Unmenge Ameiſeneier vertilgte. Treten in einer Gegend ſchädliche Raupen in Menge auf, ſo finden ſich auch die Kuckucke dort zahlreicher ein, ſo beobachtete E. v. Homeyer bei ſtarkem Auftreten der Nonnenraupe in einem Wäldchen gegen 100 Kuckucke. Als die Schädlinge vernichtet waren, waren auch die Vögel verſchwunden. Ein Vogel vermag in einer Minute 10 Raupen zu verſchlingen. Rechnet man in der Minute auf jeden Kuckuck auch nur 2 Raupen, ſo macht dies auf 100 Vögel täglich — den Tag im Juli zu 16 Stunden gerechnet — 192000 Raupen und in 15 Tagen (ſo lange währte der Aufenthalt der Kuckucke in jenem Wäldchen) 2880000 Raupen. Wegen der Raupenvertilgung iſt der Kuckuck für die Forſtwirtſchaft faſt der nützlichſte aller einheimiſchen Vögel. Wie im Walde, verfährt er auch in der Obſtplantage und im Garten. Er lieſt die Raupen von den Bäumen ab, indem er ſich an Stamm und Zweigen in Art des Spechtes bewegt. Außer Raupen frißt der Kuckuck Inſekten allerart und deren Larven ſowie die Beeren des echten Faulbaumes.

Die etwa in zweihundert Arten über die ganze Erde verbreitete Familie der Kuckucke läßt ſich biologiſch und zoologiſch in zwei an Artenzahl nahezu gleiche Gruppen teilen. Die eigentlichen Kuckucke, die nur in Amerika fehlen, ſchieben ihre meiſt bunt gezeichneten Eier, denen der poröſe Überzug, der den Eiern der anderen Gruppe fehlt, nach Art der afrikaniſchen Honiganzeiger und der Viehſtare anderen Vögeln zur Bebrütung unter. Man kennt rund 150 Arten von Pflegeeltern des Kuckucks. Am häufigſten wurden von einem Kuckucksforſcher Kuckuckseier gefunden beim Würger (172 mal), bei der Grasmücke (103 mal), beim Zaunkönig (83 mal), beim Rohrſänger (71 mal), bei der weißen Bachſtelze (55 mal), beim Rotkehlchen (51 mal), beim Rotſchwänzchen (25 mal). Ferner fand man Kuckuckseier im Neſte der Nachtigall, der Droſſel, verſchiedener Meiſen-, Finken- und Pieperarten, der Lerche, des Gimpels, der Ammer, des Sperlings, des Fliegenſchnäppers, des Stares, der Elſter, des Hehers, ſogar in der Bruthöhle des Spechtes und im Neſt der Rauchſchwalbe. Um die Eier in die Neſter der genannten Höhlenbrüter zu praktizieren, legt das Weibchen das Ei auf den Erdboden, auch auf einen wagerecht abſtehenden Aſt, faßt es mit dem Schnabel und ſchiebt es durch das Flugloch ins Neſt. Es iſt nun ſelbſtverſtändlich, daß nicht alle Eier des Kuckucks ausgebrütet werden; vielmehr ſchlagen nicht ſelten die Eigentümlichkeiten dieſer Brutpflege zum Verderben für die Nachkommenſchaft des Kuckucks um. So überbauen z. B. manche Vögel das Neſt, ſobald ſie das fremde Ei gewahr werden und kümmern ſich nicht weiter um den Inhalt, noch andere werfen das Ei hinaus und dritte, wie der Zaunkönig, verlaſſen das Neſt.

Beim Ablegen ſeiner Eier wie bei dem Entfernen von Neſteiern hat der Schmarotzer oft heftige Kämpfe mit dem Neſteigentümer auszufechten, die nicht ſelten das Zugrundegehen des Kuckuckseies zur Folge haben. Auch iſt als wahrſcheinlich anzunehmen, daß das Kuckucksweibchen jedes Neſt nur mit einem Ei beglückt und daß, ſobald mehrere Kuckuckseier im Neſte liegen, dieſe von ebenſoviel verſchiedenen Weibchen herrühren. Das kann ſogar mit Sicherheit feſtgeſtellt werden. Beobachtungen und Erfahrungen haben nämlich gelehrt, daß nicht nur die einzelnen Stücke eines Geleges übereinſtimmend gefärbt ſind, ſondern daß ſich auch ſämtliche Gelege ein und desſelben Weibchens gleichen. Da nun die Eier des Kuckucks ſich durch Annäherung ihrer Merkmale an die Neſteier kennzeichnen, beſitzen ſie eine überraſchende Mannigfaltigkeit in der Färbung.

Jedes Kuckucksweibchen eines Reviers hat die Gewohnheit angenommen, ſeine Eier in die Neſter einer beſtimmten Vogelart zu legen. Wenn nun auch von ſämtlichen Kuckuckseiern, die in Rotſchwänzchenneſtern gefunden wurden, 85 Prozent den Eiern des Neſtvogels angepaßt waren — in einigen Gegenden, wie z. B. in der Deſſauer Heide, weicht kein einziges davon ab —, ſo iſt dieſe Art der Anpaſſung doch eine Ausnahme, und in Wirklichkeit ſinkt der Prozentſatz der tatſächlichen Ähnlichkeit auf 4 Prozent herab. Wo bleibt da die ſchönklingende und vielbewunderte Theorie, nach welcher die Kuckuckseier in der Regel eine ſo täuſchende Ähnlichkeit mit den Neſteiern haben ſollen, daß der Neſtvogel dadurch veranlaßt werde, ſie für die Seinigen zu halten?!

Wollte man, um die Legezeit des Kuckucks feſtzuſtellen, einfach die Daten annehmen, die über das Auffinden von Eiern vermerkt wurden, ſo würde dies ein unbrauchbares Reſultat ergeben. Ein Beobachter fand am 28. April das erſte Kuckucksei und am 5. Auguſt das letzte friſch gelegte. Zwiſchen beiden Tagen liegt aber ein Zeitraum von 100 Tagen. Wenn aber der Zweck einer paraſitiſchen Brutpflege erreicht werden ſoll, ſo muß ſich der Kuckuck notwendigerweiſe auch der Brütezeit jener Vögel anpaſſen, die er in dem betreffenden Revier zu Pflegern ſeiner Jungen auserwählt hat. Deshalb überſchreitet auch ſeine Legezeit 35 bis 45 Tage nicht; im allgemeinen hat man aber einen nur zwanzigtägigen Zeitraum beobachtet.

Über die Stückzahl des Geleges hat bis in die neueſte Zeit Unkenntnis geherrſcht. Jetzt iſt erwieſen, daß ſich die Eierproduktion eines Weibchens auf 14, 15, 16, ſogar 17 Stück belaufen kann. Wenn man berückſichtigt, daß ein großes Glück dazu gehört, alle Eier eines Weibchens aufzufinden, da neben dem Sammler auch das Raubzeug, die Neſtvögel und der Kuckuck ſelbſt Eier vernichten, kann man füglich noch eine höhere Zahl als die feſtgeſtellte 17 als oberſte Grenze annehmen und behaupten, daß der Kuckuck im Jahre 17 bis 22 Eier legt. Endlich iſt durch ſorgfältige Beobachtung feſtgeſtellt worden, daß die Ablage der Eier einen Tag um den andern erfolgt.

Der ausgebrütete junge Kuckuck iſt anfänglich nicht viel größer als die übrigen Bewohner des Neſtchens; er wächſt aber raſch und hat dieſe in kurzer Zeit weit überholt. Ließen ſich die Kuckuckswirte vielleicht anfangs durch das an Größe und Farbe dem eigenen Gelege ſehr ähnliche Ei des Schmarotzers täuſchen, ſo merken ſie doch jetzt, wo der junge Kuckuck auf Koſten der eigenen Nachkommen heranwächſt, daß ſie es mit einem Fremdling zu tun haben. Dann aber kommt eben die Gutmütigkeit oder der Inſtinkt zur Geltung. Bekanntlich ſorgen die Pflegeeltern mit unermüdlicher Ausdauer für ihren Pflegling und machen übergroße Anſtrengungen, um den unerſättlichen Freſſer mit Nahrung zu verſehen. Man beobachtete noch ſpät im November eine Bachſtelze, die an einem Bache emſig nach Futter ſuchte, ſtets damit nach einer Eiche flog und es einem jungen Kuckuck zutrug, der dort aus einem engen Loch den Kopf herausſtreckte. Das arme Bachſtelzchen hatte alſo ſein freßgieriges Pflegekind faſt vier Monate lang mit Futter verſorgt, war aus Anhänglichkeit zu ihm nicht mit den andern weggezogen und hatte ſich der Gefahr ausgeſetzt, den Gefahren des Winters zu unterliegen.

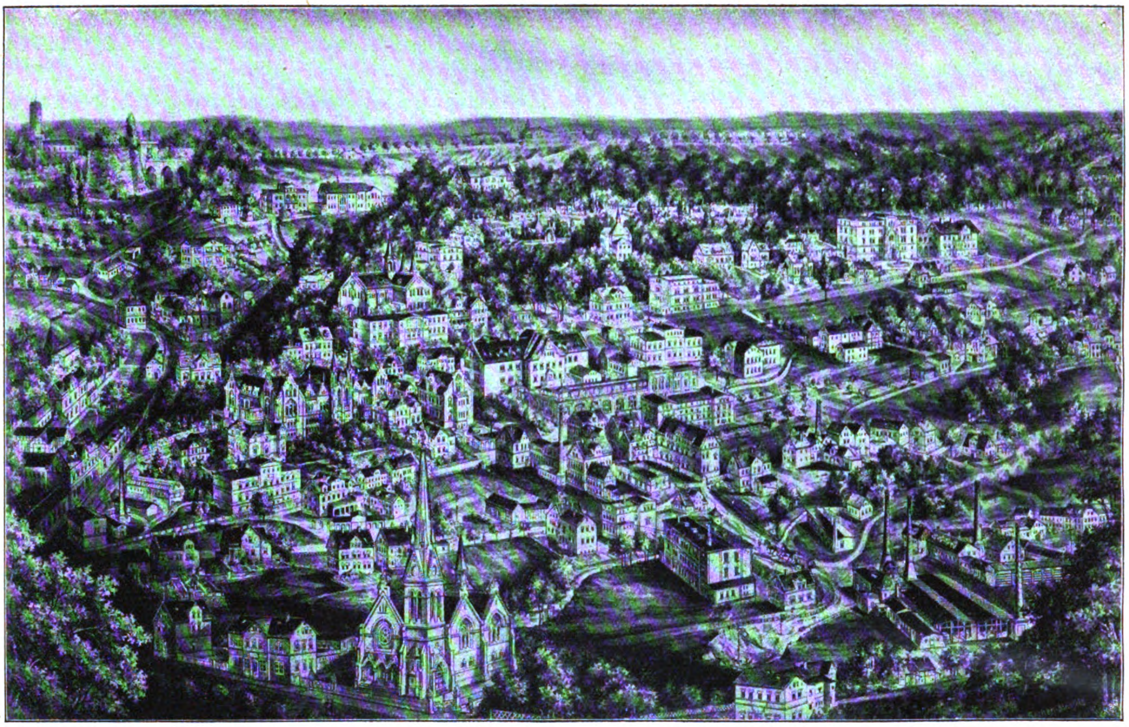
Bald werden dem jungen Kuckuck die Stiefgeſchwiſter unbequem, und er drängt eins nach dem andern über den Neſtrand hinweg. Friederich ſchreibt über dieſen Vorgang: „Ich habe mehrfach Gelegenheit gehabt, aus eigener Anſchauung mich von der beſtimmten Tatſache zu überzeugen, daß der junge Kuckuck ſeine Stiefgeſchwiſter abſichtlich aus dem Neſte wirft. Der erſte Fall meiner Beobachtung war bei einem faſt nackten Jungen, das ſicherlich höchſtens drei Tage alt war. Dieſem legte ich, da es allein im Neſte war, achttägige Kanarienvögel ins Neſt, und der junge Kobold ruhte nicht eher, als bis er eins durch heftiges Umherdrehen und Unterſchieben des Kopfes oder Hinterkörpers auf dem Rücken ſitzen hatte. Den Bürzel ſchob er dann dem Neſtrande zu, ſtand ſchnell und kräftig auf, machte eine Rückwärtsbeugung — und draußen war das aufgelegte Junge; ebenſo erging es den anderen. Dieſe Probe wiederholte ich zu meiner und anderer Überzeugung ſehr oft.“

Es iſt mir nicht bekannt, ob über das Futter des erwachſenen jungen Kuckucks im erſten Jahre Beobachtungen angeſtellt ſind; doch iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er noch die Koſt genießt, die ihm ſeine Adoptiveltern zukommen ließen.

Die Bodelſchwinghſchen Anſtalten. I. Von J. Höffner.

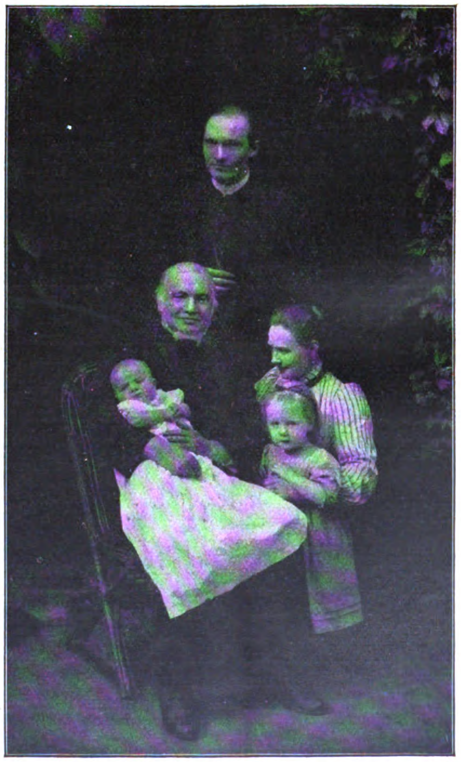
Ein Mund, der tröſten und bitten konnte, wie bald kein zweiter, iſt ſtumm geworden; ein Herz, das ſo heiß war von Erbarmen und Liebe, ward kalt; ein Mann, der mehr gearbeitet hat als alle, ward müde. Bodelſchwingh hat Feierabend gemacht. Still, ohne viel Aufhebens, wie das ſeine Art war, iſt er von uns, von ſeinem Werk, iſt er, um mit Frommel zu reden, in ein anderes Zimmer gegangen. Seine Hand ruht, ruht aus; wir ſagen: er iſt tot.

Aber auch auf Erden lebt er weiter. In tauſend Herzen. Vor allem in den zahlreichen Stätten der Barmherzigkeit, die im Schatten ſeiner innerlich machtvollen Perſönlichkeit emporwuchſen. Er hatte nach außen hin nicht das Imponierende, Hoheitsvolle, was die Perſon ſeines Schwagers Kögel auszeichnete. Aber er hatte mehr: ein klares, blaues Auge, das die alle Armut umfaſſende Liebe ſeines Herzens ausſtrahlte und deſſen Gütigkeit jedem das Herz gewinnen mußte. Er erinnert darin an Frommel — freilich ohne das Künſtleriſche, das jenen auszeichnete. Wer die Tröſtlichkeit und Zuverſicht ſah, die auf dem wie ein Buch aufgeſchlagenen Antlitz Bodelſchwinghs lag, ahnte



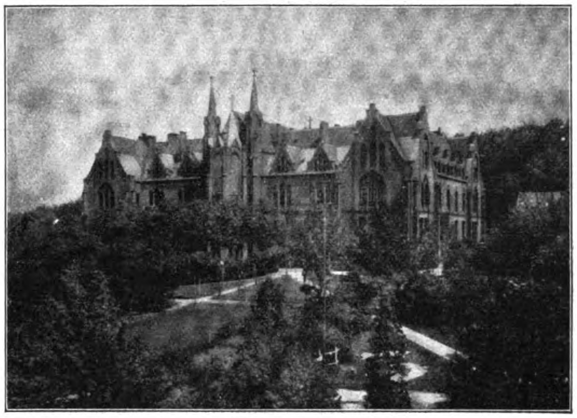
Geſamtbild der Bodelſchwinghſchen Anſtalten aus der Vogelſchau.

wohl nicht, an welch einer Laſt von brüderlichem Leid, Elend und Sünde ſeine Seele trug. Und wer von dem, was er im Laufe vieler, ſchwerer Jahre im Tal des Bohnenbachs, in der Senne, im Wietingmoor geſchaffen hatte, las, der konnte ſich, allen Illuſtrationen zum Trotz, doch kein rechtes Bild machen von dem allen. Man muß es ſelbſt geſehen, muß aus eigener Anſchauung einen Begriff von der gewaltigen Liebesarbeit ſich gebildet haben, die dieſer „arme Gaſſenkehrer- und Epileptiſchen-Paſtor“, wie er ſich ſelbſt in einem Brief an ſeinen Schwager Kögel nennt, geleiſtet hat. Gewiß nicht er allein — er hat viele Mitarbeiter gehabt, die mit ihm in Reih’ und Glied am Pfluge ſtanden, viele Geber, Gönner und Pfleger — von den Ärmſten und Unſcheinbarſten an bis hinauf zu Königen und Fürſten. Aber daß er dieſe alle aus dem ganzen deutſchen Vaterland, auch aus dem Ausland, in ſeinen Dienſt zu ziehen verſtand, daß er die rechten Mitarbeiter fand und an ihren Platz ſtellte — das war das Verdienſt ſeiner genialen, ſtaatsmänniſchen Begabung. Am Fuß des Sparenbergs, der alten Feſte der Grafen von Ravensberg, in der einſt der Große Kurfürſt ſein ſcharfes Schwert auf den Boden ſtieß, ſaß er am Bohnenbach, wie einſt der Prophet am Bache Krith und ließ ſich von den Raben Gottes die Hände füllen, um Tauſenden und Abertauſenden das Leben zu erhalten und ſie für eine andere Welt zu bereiten.



Bodelſchwingh als Großvater.

Den erſten Eindruck der Anſtalten muß man von der Höhe aus haben. Ich ſah ſie ſo vor wenigen Wochen an einem ſonnenhellen Frühlingsmorgen. Unter mir in Reihen oder auch in Gärten verſtreut die Backſteinbauten, die ſchmucken Häuſer und Häuſerchen, deren jedes zuvor von Gott und Menſchen erbeten ward, ehe man es erbaute, und deren keines überflüſſig iſt. Über den Wald und die Wieſen und Äcker gingen meine Blicke. Ein leichter ſilbriger Schein lag auf dem lichten, hoffnungsvollen Grün. Die Finken ſchlugen in den Zweigen der hohen Buchen der Waldkirche, unter denen vor noch nicht langer Zeit der Kaiſer den wuchtigen Klängen der Poſaunenchöre lauſchte, und hinten aus dem Ackerfeld hob ſich eine Lerche und ſtieg und ſtieg, bis ſie mit ihrem ſchmetternden Geſang hoch über der Zionskirche ſtand, als ſänge ſie über dieſen Stätten der Barmherzigkeit das Lied von der Liebe, die nicht aufhört. Nach Süden zu über den mächtigen Schornſteinen der drei Ziegeleien wellige Ausläufer des Teutoburger Waldes, wie ſchützende Berge um die Gottesſtadt. Einzeln und verſtreut ſchon ſchieben ſich die Häuschen in der Ferne den Abhang hinauf, wie Vorpoſten, oder mehr wie Pioniere, den andern den Weg zu bereiten: Hebron, die Heimſtätte von ſiebzig epileptiſchen Ackerbauern, und weiter auf der Höhe in reinſter Berg- und Waldluft Pella, die Zuflucht für eine Anzahl von gemütsleidenden männlichen Kranken. Und während man ſo im Überblick Haus für Haus verfolgt, deren jedes durch ſeinen Namen als eine Station auf einem heiligen Wege, als ein Wahrzeichen der Hilfe von oben gekennzeichnet iſt, drängt ſich einem unwillkürlich der Gedanke auf: über dieſes Land iſt der Herr geſchritten, hier haben wir ſichtbar die Fußſpuren des lebendigen Gottes.

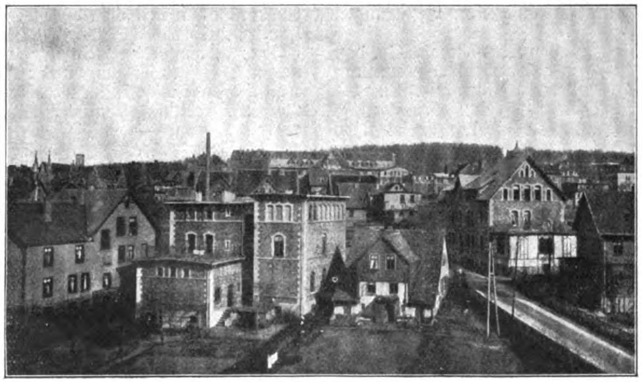


Das Diakoniſſenhaus Sarepta.

Man ſieht es auf den erſten Blick dieſen weitverzweigten Anſtalten an: ſie ſind nicht gegründet, ſie ſind gewachſen. Aus jenem erſten Keim, den 1866 einige Freunde der Inneren Miſſion auf die Anregung des Generalſuperintendenten Wiesmann in Münſter mit der Erwerbung des Steinkampſchen Bauernhauſes am Sparenberge legten, das 1867 von vier epileptiſchen Kindern unter der Leitung Paſtor Simons aus Bensheim und des in der Blödenpflege bewährten Inſpektors Landenberger, bis dahin Vorſteher der Blödenanſtalt Stetten bei Stuttgart, eröffnet werden konnte. Noch heute ſteht dies alte Bauernhaus, das der Beſitzer, durch Ungerechtigkeiten von Verwandten und infolge gemißbrauchter Güte in Schulden geraten, verkaufen mußte ſamt dem etwa zwanzig Morgen großen, ſchönen Buchenwalde, in deſſen Mitte ſich die Kirche erhebt und in deſſen Schatten an ſchönen Sommertagen der Gottesdienſt ſtattfindet. Es liegt, wenn man das Anſtaltsgebiet betritt, gleich vornan zur linken Hand im Blöden- oder Quellental. Freundlich und traulich leuchten die weißen Fachwerkwände zwiſchen den dunklen Balken durch die Zweige, hoch und ſtolz reckt ſich immer noch das ſpitzgiebelige Dach empor und ruft ſein „Ebenezer", „Bis hierher hat der Herr geholfen" als tägliche Mahnung den armen Kranken zu. Und aus dieſem einen erſten Hauſe wurden in 43 Jahren unermüdlicher, unverdroſſener Arbeit rund 500 mit 450 ſelbſtändigen Haushaltungen und 5000 Menſchen, aus den vier erſten Epileptikern mehr als 2500. Ich glaube kaum, daß man irgendwo in der ganzen Welt und aus keiner Zeit eine ergreifendere und handgreiflichere Illuſtration zu dem Gleichnis vom Senfkorn finden kann, als hier, wo ſich vor einem, wie zum Anſchauungsunterricht aufgebaut, das ganze Gebiet chriſtlicher Liebestätigkeit ausbreitet. Es ging hier wie immer, wo aufrichtige Liebe die Herzen drängt. Zur Beſſerung eines Notſtandes, der Epileptikerpflege, legte man die Hand an, hundert andere erhoben bald ihre Stimme. Hatte man zunächſt nur für die vielen epileptiſchen Schulkinder ſorgen wollen, ſo kamen bald zahlreiche Aufnahmegeſuche von erwachſenen Kranken, bei denen vielfach jede Hoffnung auf Geneſung ausgeſchloſſen war. Es zeigte ſich, wie erſchreckend dieſe furchtbare Nervenkrankheit in Deutſchland verbreitet war; von den etwa 50 000 Epileptikern Deutſchlands kamen auf
Rheinland und Weſtfalen allein 4000. Die ungehe
Not forderte neue Anſtalten, forderte vor allem geſch
Kräfte für die Pflege. Es entſtand das weſtfäliſche
koniſſenhaus Sarepta und das weſtfäliſche Bruderh
Nazareth, jenes heute mit 1000 Diakoniſſen und Helferin
dieſes mit etwa 350 Brüdern. Und ſo gliedert ſich
ganze Komplex in die drei juriſtiſch zwar getrennten, in
lich eng verbundenen Anſtalten Sarepta, Nazareth und
große Krankenanſtalt Bethel, zuſammengefaßt zu einer e
nen Kirchengemeinde, „
Anſtaltsgemeinde der
onskirche", während ſie
politiſche Gemeinde
Namen „Gadderbau
tragen. Die Gründung
erſten Epileptiker-Hei
und der Diakoniſſenanſ
liegt vor Bodelſchwin
Zeit. Er fand beides ſ
vor, als er 1872 von
wig berufen ward.
fand auch einen Kreis
kräftiger, gleichgeſinn
liebedurchdrungener M
ner, darunter vor allen
Kaufmann Gottfried B
in Bielefeld und die
ſtoren Huchzermeier,
bold und Simon. A
es ſind doch — wenn a
der Entſchlafene ſich immer dagegen gewehrt hat — ſe
Anſtalten und tragen ſeinen Namen — Bodelſchwingh
Anſtalten — in der allgemein üblichen Bezeichnung
Recht. Es war ſeine tiefe Frömmigkeit, in der er
ausſchließlich als ein armes, gebrechliches Werkzeug Go
fühlte, die ihn immer gegen die obige Bezeichnung pr
ſtieren ließ, und die ſich auch in dem Verſe am Gebälk
Vereinshauſes ausgeſprochen findet:

Ach ich bin viel zu wenig,
Zu rühmen deinen Ruhm,
Der Herr allein iſt König,
Ich eine welke Blum'.

Jedoch weil ich gehöre
Gen Zion in dein Zelt,
Iſt's billig, daß ich mehre
Dein Lob vor aller Welt.



Blick auf eine Straße der Anſtalten.

Es iſt, als ob er ei
Seher gleich vom er
Augenblicke an, al
von Dellwig zur Or
tierung über das n
ihm angetragene
beitsgebiet nach Bi
feld gekommen war,
Entwicklung des Ba
herzigkeitswerkes
ausgeſchaut, als ob
im Bilde ſchon vor
ner Seele geſtan
hätte. Mit genia
Blick erkannte er ſo
die Unmöglichkeit ei
gedeihlichen Fortſch
tens der Anſtalten
dem bisher in Aus
genommenen Quellental. Es war ihm von vornherein
daß nur in dem langen, in das freie offene Land führen
Tal des Bohnenbaches der weitere Ausbau ſich vollzie
könnte. Und das Bohnenbachtal entlang rückten dann H
an Haus; Hof um Hof, Acker um Acker wurde erwor
und in das Anſtaltsgebiet mit einbezogen.

In Bodelſchwinghs Seele waren zwei Momente
ſam: ein paſſives, das ihn mit gebundenen Händen a
von dem Geber aller guten und vollkommenen Gaben
warten ließ, und ein aktives, das ihn in unermüdli

Arbeit auf dem Bau ſtehen ließ. Er betete, als ob das Arbeiten nichts hülfe, und arbeitete, als ob das Beten nichts hülfe. Und dieſe beiden Momente ſcheinen auch in den Anſtalten zu leben. Oben auf dem Berge die Zionskirche, der Klang der Glocken und geiſtlicher Lieder, in der Krankenſtube die hingebende Pflege der Brüder und Schweſtern an den armen Kranken, vielfach ohne alle Hoffnung, im Erfolg nur abhängig von der Hilfe von oben, und unten das Rauchen der Fabrikſchornſteine, das Sauſen der elektriſchen Betriebe, das mühſame Beſtellen der Felder.

Auch was den Betrieb und die Ökonomie anlangt, ſteht die Anſtalt auf der Höhe. Es entſpricht alles den Anforderungen der Zeit in ſeiner Sauberkeit, Zweckmäßigkeit und Sparſamkeit.

Mit der wachſenden Zahl der Kranken, der Brüder und Schweſtern, mit dem weiteren Ausbau und ins Landſchreiten der Anſtalt, mit der Angliederung ſo vieler anderer Gebiete der Inneren Miſſion, der Pflege für die Wanderer, die Trunkſüchtigen, die charakterſchwachen, zerbrochenen Exiſtenzen, erweiterte ſich auch naturgemäß das rein Wirtſchaftliche in ungeahnter Weiſe. Es war nicht leicht, die Anſtalten auch nach dieſer Seite hin auszubauen. Die Sorge um die tägliche Arbeit, um die zweckmäßige Beſchäftigung all der vielen, nur teilweiſe und mitunter gar nicht zu ordnungsmäßiger Tätigkeit verwendbaren Kranken war oft groß. Auch um das tägliche Brot. Die Verſorgung mit trinkbarem Waſſer für das große Gebiet bereitete dem Leiter lange Zeit hindurch ſchwere Stunden. Die Gegend iſt außerordentlich waſſerarm und die Quellen liegen meiſt in großer Tiefe. Heute iſt auch dieſe Frage gelöſt. Ein Hof, der mit ſeinen Ländereien in das Anſtaltsgebiet hineinſchnitt und der einen reichlich fließenden Brunnen hatte, wurde gekauft und damit auch für jede ſchlimmſte Zeit der Dürre vorgebeugt.

Bethel iſt in wirtſchaftlicher Beziehung ganz auf ſich ſelbſt geſtellt, abgeſehen von den Produkten der Landwirtſchaft, die nicht in der Menge auf den Anſtaltsländereien erzeugt werden können, wie ſie zur Ernährung der Tauſende nötig ſind. Sechs Ackerhöfe ſtehen in voller Bewirtſchaftung. Außerdem liefert auch die Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf einen Teil ihrer Erzeugniſſe nach Bethel. Eine ganze Straße gehört den Handwerkern, den Tiſchlern, Anſtreichern, Schloſſern, Schneidern, Schuhmachern, Sattlern, Töpfern. Dazu das Schlachthaus, die Mühle, die Bäckerei, die drei erwähnten Ziegeleien, in deren Nähe die elektriſche Zentrale liegt, die für die gewerblichen Zweige und die großen hauswirtſchaftlichen Betriebe der Anſtalt die Kraft und für die Behauſungen das Licht liefert. Jedes Gebäude, auch der älteſte Ackerhof, iſt bis unter das Dach hinauf für elektriſche Beleuchtung eingerichtet, und damit iſt die Feuersgefahr, die gerade hier etwas Furchtbares und Schreckendes hat, erheblich vermindert. Allerdings hat die Anſtalt ja auch ihre eigene im Land- und Stadtkreis rühmlich bekannte und wiederholt belobte Feuerwehr und einen eigenen ſtolzen Übungsturm. Das Bauamt, unter der Leitung des Regierungsbaumeiſters Siebold, erledigt nicht allein die Anſtaltsbauſachen. Seine Arbeit geht weit ins deutſche Vaterland hinaus. Für etwa hundertundfünfzig Kirchen ſind von hier die Pläne ausgegangen, für Kinderſchulen, Krankenhäuſer, Herbergen zur Heimat, Arbeiterwohnungen. Auch ſonſt laufen von dem ſtillen Tal Bethels Fäden und Beziehungen in die weite Welt, über Länder und Meere. Die Miſſion für Lutindi in Oſtafrika hat hier ihren Ausgangspunkt. Ausſtattungen für Miſſionshäuſer und -ſchulen werden in den Tiſchlereien hergeſtellt. Die Brockenſammlung erhält Tag für Tag Sendungen aus aller Herren Länder. Ein eigenes großes Poſtamt und eine Telephonzentrale mit mehr als hundert Anſchlüſſen vermitteln den Verkehr mit dem Leben der weiten Welt. Eine Stunde in dem kleinen Pförtnerhäuschen, in dem ſich das Telephonamt befindet, lehrt uns erkennen, daß Bethel Weltſtadt iſt: es kann die Stadt Gottes auf dem Berge nicht verborgen bleiben.

Briefdummheiten. Von Dr. Hans Sendling.

Bei Koophamel & Co. iſt eine größere Sendung Kieler Sprotten, Fettbücklinge und ff. diverſe geräucherte Fiſchwaren eingetroffen. Sie melden es auf einem extra gedruckten Zettel mit der Überſchrift Ew. Hochwohlgeboren! ihren geehrten Kunden „und ſehen wir Ihren diesbezüglichen Beſtellungen gerne entgegen“.

„Gerne.“ Selbſtverſtändlich werden Koophamel & Co. das gerne tun. Man ſtelle ſich vor, ſie blieben mit ihren Sprotten und Fettbücklingen ſitzen und müßten ſie ſelber aufeſſen. Iſt es doch, wenigſtens für den Junggeſellen, ſchon ſchlimm genug, wenn ihm eine getreue holſteiniſche Couſine nur ein einziges Kiſtchen ff. Bücklinge zur Herzerfreuung ſchickt. Die erſten ſechs oder zehn verzehrt er ja zwar noch prima vista; dem nächſten halben Dutzend, das nun ſchon dröger wird, kratzt ſeine Wirtin oder Hausmamſell die widerſpenſtige Haut ab und verbäckt ſie in einer gepfefferten Rühreimaſſe, und ſo weiter, und dann allmählich nicht mehr weiter, und Freundſchaften laſſen auch im Stich. Nachher kann er dann zwei Jahre lang nicht mehr an Bücklinge denken, und auf den Briefwechſel mit der fiſchfreudigen Couſine fiel auch ein Reif, ſo ein leichter Bücklingsſchimmel, in der Frühlingsnacht.

Wir dürften alſo eigentlich ſagen, daß Koophamel & Co. ſich vernünftig und natürlich mit ihrem „gerne entgegenſehen“ ausdrücken. Aber dieſe Natürlichkeit iſt eine ſehr ſcheinbare. Im Gegenteil, nur ſtilvoll iſt es gemeint, ſoll einen Glanz auf das Geſchäft werfen; es iſt auch nichts anderes, als all die ſonſtige Geſchraubtheit, womit es zuſammengefloskelt wird. Dieſes „gerne“, wo es ſtimmen könnte, hat zuvor einen großen „pohlſchen Bogen“ gemacht, wie Bräſig ſagt, einen ſehr kurioſen Umweg, deſſen Radius wir nachher noch nachmeſſen wollen.

Allerdings wird man jetzt in einigen Kreiſen mit Macht natürlich. Aber nicht im Kaufmannsdeutſch. Das erleben wohl unſere Enkel erſt; es geht auch noch gar nicht. Sich auf Druckſachen abſichtlich unſteif auszudrücken, das verſucht erſt allerneuſtens die Manier der feinen Leute und ihrer fortgeſchrittenen Kinder zu werden.

„Wir haben uns verlobt, wovon wir unſeren Freunden gerne Mitteilung machen. Erika Koophamel — Harald Meierſam. Oſtern 1910.“ Darunter noch eine ſteifgeometriſche Vignette. — So iſt's recht. Lieber etwas riskieren, als ſich nicht juſt zu Weihnachten, Oſtern oder Pfingſten verloben. Die eine Manier wirft man über Bord und macht dafür zwei andere mit. — Anderes iſt auch nicht bloß Manier und Modeſache. In der Tat, was haben dieſe Jungen von heute zur Veröffentlichung ihrer Entſchlüſſe noch Vater und Mutter nötig? „Wir haben,“ „wir geben Mitteilung,“ wir ſind „zwei Menſchen“ und nicht länger Fräulein Erika Koophamel, Tochter des Herrn Delikateſſengeſchäftsinhabers Koophamel und ſeiner Frau Gemahlin Karoline, geborenen Schmalz. Es läßt ſich darüber reden. Aber ſo — und ſo.

Auf alle Fälle, die zwei Glücklichen haben das Gefühl, hoch neuzeitlich zu ſein. Dieſe Verlobungsanzeige wird ebenſo ſtarkgeiſtig auf die Freundinnen wirken, wie die Mitgliedſchaft im Frauenklub und die Aktzeichnerei in der Malſtunde. Schließlich iſt ſie zwar — die Anzeige — aus dem Muſterbuch der eleganten Papierhandlung abgeſchrieben. Nur das Wörtlein „gerne“ hat Harald Meierſam noch hineinkorrigiert. Er hat das ſo in ſeinem Stilgefühl, als fehle etwas ſonſt. Das heißt, man ſoll Harald nicht verkennen. Ihn nicht verdächtigen, als habe er dabei etwas gedacht, einen Sinn damit verbunden. Etwa, wie das wäre, wenn nun er oder ſeine Erika von der Verlobung den Freunden nicht gerne Mitteilung machten.

Meine Frau und ich haben auch eine von dieſen Anzeigen bekommen. Wir ſind vor Jahren einmal mit den alten Meierſams zuſammen bis Kriſtiania gefahren, wobei ſie hauptſächlich ſeekrank waren. Die Verlobungsanzeige weckt dieſe Begegnung wieder auf. Meine Frau, die mir ſolche laufenden Kulturpflichten abnimmt, ſchreibt alſo ein paar Zeilen und herzlich ausgedrückte Glückwünſche für die Eltern zur Schwiegertochter.

Nach vierzehn Tagen kommt eine längliche gedruckte Karte. „Erika Koophamel und Harald Meierſam danken für erwieſene Aufmerkſamkeit.“ Wörtlich. Sie danken beinahe, als wollten ſie ſchnippiſch ablehnen. Nicht einmal „gerne“. Spröde will der Neudeutſche ſein, geſchäftsmäßig, nur kein Gefühl zeigen. Diesmal hat Harald das Gebrauchsmuſter nicht mehr korrigiert. An die Stelle des beglückten Überſchwangs iſt ſchon wieder die geſellſchaftliche Ankältung getreten.

Wir zwei zu Hauſe ſind keine modiſchen Leute, meine Frau und ich. Die Karte hätten ſie für ſich behalten können. Was darauf ſteht, verſteht ſich von ſelbſt. Übrigens haben wir nach unſerm Sprach- und ſonſtigen Gefühl eigentlich nicht die Idee gehabt, den beiden jungen Kiekindiewelts eine „Aufmerkſamkeit“ zu erweiſen. Solche erweiſt man nach unſerer Auffaſſung Perſönlichkeiten, die älter oder etwas relativ Verehrtes ſind. Als Aufmerkſamkeiten betrachten wir z. B., wenn der Beamte oder loyale Staatsbürger ſich bei einem Ereignis im regierenden Hauſe in das ausgelegte Buch „einſchreibt“, oder wenn der Neffe der noch immer das Süße liebenden jungfräulichen Tante aus Holland Hoopjes mitbringt, oder wenn der Poſaunenchor des Jünglingsvereins der Frau Superintendentin ein zartes Morgenſtändchen bringt, daß ſie meint, der Jüngſte Tag breche an. Gegen Harald und Erika waren wir uns eigentlich keiner erwieſenen Aufmerkſamkeit bewußt.

Unſere Aufmerkſamkeit war eher darauf gefallen, daß Erika und Harald ihre verſchiedenen Druckſachen in Verlobungsangelegenheiten mit fünf Pfennigen anſtatt mit drei frankierten.

Nach ein paar weiteren Wochen kommt ein Brief mit unbekannter Handſchrift. Frau Meierſam. Dieſer Brief iſt ſehr nett. Mitten in allen Schwiegermutterpflichten hat es ſie gedrängt, auf unſeren Brief, der die etwas unvermutete Anzeige gerade deshalb aus dem Ton einer wirklichen Bekanntſchaft erwidert hatte, nun auch noch etwas Perſönliches und Mitteilendes zu ſchreiben. Es klingt eine liebenswerte Anhänglichkeit hindurch, namentlich an meine Frau, die ſich damals ihrer annahm und auch Herrn Meierſam tröſtlich zuredete. Der Brief iſt der von Feingefühl diktierte Kommentar der Verlobungsanzeige, daß ſie ein Lebenszeichen hatte ſein ſollen.

Nur den „freundlichen Gruß“ am Schluß hätte Frau Meierſam nicht anbringen ſollen. Ein Gruß von ihnen an uns iſt eine Freundlichkeit. Aber ſelbſtverſtändlich iſt das auch wieder nur gut gemeint. „Herzlichen Gruß“ unter dem herzlichen Brief trauten ſie ſich nicht. Wahrſcheinlich haben ſie Harald um das Paſſende befragt; denn es paßt nicht zu dem Brief, und es verdirbt ihn. Aber nein, — dies doch nicht. Man ſoll auch auf der anderen Seite nicht pütjerig ſein. Sonſt iſt man auch nur, wie allerdings viele, die ſich wunder was dünken, ein etwas höheres Genre von gekränktem Spießbürger.

Woher nun aber in aller Welt dieſer überall graſſierende „freundliche“ Gruß? Woher das „gerne“, die „erwieſene Aufmerkſamkeit?“ Aus welcher Logik? — Aus gar keiner. Jegliche früheren Moden und Modetorheiten kann der Kulturhiſtoriker noch auf irgendeinen Gedanken, eine Zeitrichtung zurückführen. Nur bei uns hört alle Logik ſo oft ſchlechtweg auf. Dies iſt unſer Zeitſymptom, und aus ihm werden die hier erwähnten Kleinigkeiten bemerkenswert. Sie ſind beliebig herausgegriffene Beiſpiele, daß wir es glücklich ſo weit gebracht haben, unbedenklich das Sinnwidrige zu tun.

Logik alſo hat es keine, aber natürlich dennoch ſeinen — und ſogar ſehr bezeichnenden — Grund. Dieſer iſt die beſtrebte hohle Feintuerei unſerer neueren Generationen, verbunden mit blindlings zutappender Nachäfferei. Wie ein Pudel, wie ein gut aufpaſſender Clown, aber nicht wie ein ſelbſtachtungsvoller Menſch macht man die Manier der „feineren“ Leute flugs ihnen unbeſehen nach. So wie ſie’s machen, muß es wohl vornehmer und jetzt Mode ſein. Die Herrſchaft ſchreibt gelegentlich der ehemaligen Köchin, die ſich verheiratet hat, einen freundlichen Gruß. Oder der Herr Paſtor an die ehemalige Konfirmandin. Aha, denkt die nunmehrige Frau Portier, ſo gehört ſich det alſo, und von da ab ſendet ſie und die ganze Familie nun auch freundliche Grüße aus. Und eben nicht bloß die Portierfamilie, ſondern alle tun es, die entweder gedankenlos ſind oder nur erſt relativ gebildet. Denn die Bildung beſteht nicht darin, daß man in der Penſion eine Franzöſin und eine Miß gehabt hat, ſondern darin, daß man ſich das klar macht, was man lebt und tut.

Auf dieſe Weiſe iſt denn auch das „gerne“ im wörtlichſten Sinne heruntergekommen und von ganz oben bis zu den Bücklingshändlern gerutſcht. Nämlich von den Kabinettskanzleien, aus denen es ſtammt. Es iſt ein abgeſchwächtes gnädigſt, um damit abzuwechſeln. „Seine Königliche Hoheit haben aus der an Höchſtdieſelben ſeitens Euer Hochwohlgeboren gerichteten Zuſchrift die Höchſtdenſelben von Euer Hochwohlgeboren zugedachte Aufmerkſamkeit gerne erſehen und wollen der Überſendung des zur Überreichung an Hochdieſelben durch Euer Hochwohlgeboren beſtimmten Buches gnädigſt entgegenſehen.“ Von da kommt das gerne. Und vielleicht ſehen die künftigen Koophamel & Co. den Einkäufen bei ihnen auch noch einmal gnädigſt entgegen.

Auf dieſe weder für den Geſchmack noch für den klaren Verſtand ſchmeichelhafte Weiſe iſt es zugegangen, wenn jetzt alles mögliche eine Aufmerkſamkeit und eine Hochwohlgeborenheit geworden iſt. Und wenn jeder Lotterieverſchleißer, der uns ein Los aufhängen will, jeder Kavalier von diſtinguiertem Auftreten, der infolge Mangels an Damenbekanntſchaften eine Lebensgefährtin mit entſprechendem Vermögen durch die Zeitung ſucht, oder wenn leider auch der gebildete Kaufmann und Zigarrenfabrikant den diesbezüglichen Offerten „gerne“ entgegenſieht.

Nochmals: man blättere das Buch der alten Jahrhunderte durch, über die wir uns ſo erhaben fühlen. Noch in ihren Schrullen und ſchwierigen Zeremonien oder noch in ihren krauſen Modetorheiten behalten dieſe Menſchen wenigſtens immer die denkende Logik, ihr ſicheres Standesſelbſtgefühl, nach oben und unten, und in ihren Formeln einen das zum Ausdruck bringenden Stil. So blindlings drauflosſchießend und gedankenſchluderig, wie die unſere, iſt noch nie eine Zeit geweſen. Der Verleger Ballhorn, der nach der Sage unter den Hahn auf der Fibel ein unbedachtes Ei legte, hätte ſich damals unſterblich lächerlich gemacht; heute hielte man’s für eine allerneueſte Fineſſe und machte es ſchleunigſt nach. Das Unſinnige hat eine werbende Macht gewonnen, der ſich kaum noch widerſprechen läßt. Soll aber das nun das Ergebnis von all unſerer grenzenloſen Kulturbemühung ſein?

Auſtraliſche Großſtädte. Von Paul Bellardi.

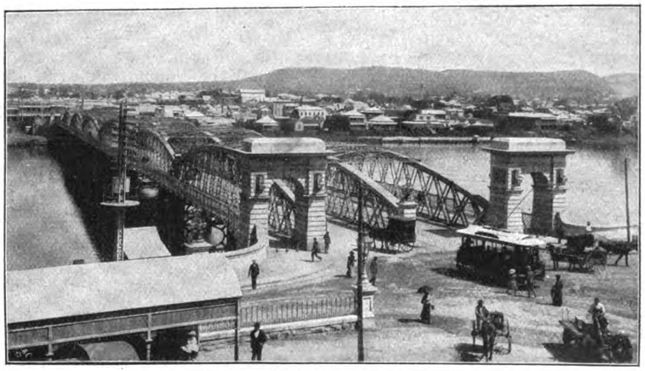
Der ſtolze Lloyddampfer hat Colombo, den „Hafen des Paradieſes“, verlaſſen und wendet ſich in ſchnurgerader Richtung nach Südoſt; ohne anzulegen, durchmißt er eine Strecke von faſt 5000 km bis zum Feſtlande von Auſtralien und geht im Hafen von Fremantle, dem wichtigſten der Weſtküſte, vor Anker. Hier mündet einer der wenigen größeren Waſſerläufe des Erdteils, der Schwanenfluß, deſſen Gewäſſer durch zwei koloſſale Wellenbrecher (der eine über 1000 m lang) gegen das Verſanden geſchützt ſind. Mit einem Aufwand von 16 Millionen Mark wurde hier ein Hafen geſchaffen, der ſelbſt den größten Ozeandampfern das Anlegen geſtattet; ſeit dem Jahre 1902 laufen auch die Schiffe des Norddeutſchen Lloyd Fremantle regelmäßig an.

Aus dem Botaniſchen Garten in Adelaide.

Der Fluß iſt bis Perth, der 20 km ſtromauf gelegenen Hauptſtadt des Staates Weſtauſtralien, ſchiffbar. Die Stadt macht einen freundlichen Eindruck; prächtige Steinbauten (darunter das 1901 mit einem Koſtenaufwand von $1^{1}/_{2}$ Millionen Mark erbaute Muſeum) wechſeln mit langen Reihen einſtöckiger Häuſer, überragt von dem Glockenturm des noch von Sträflingen erbauten Stadthauſes, deſſen Halle 2000 Perſonen faßt. Trotzdem Perth nur 52000 Einwohner

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

zählt (ein Fünftel der Geſamtbevölkerung des Staates), macht es doch mit ſeinem durch die Nähe der Goldfelder bedingten lebhaften Verkehr, ſeinen zahlreichen Kirchen und öffentlichen Gebäuden, elektriſchen Bahnen und prächtigen Parkanlagen einen durchaus großſtädtiſchen Eindruck. Die Geſetze ſind ſtreng und werden rückſichtslos gehandhabt — iſt doch „Weſtralia“ am längſten Verbrecherkolonie geweſen (1850 bis 1868 wurden allein 10000 Sträflinge von England hierher geſchickt); auch locken die Goldfelder viele Abenteurer aus aller Herren Ländern an. Zahlreiche Eiſenbahnen führen dorthin — ſie bilden bereits ein Netz von 4130 km Länge, und damit ſteht Weſtauſtralien, wenn man die Einwohnerzahl in Betracht zieht, an der Spitze aller Länder der Erde. Die neuvermeſſene, 1760 km lange Verbindung mit Südauſtralien ſoll 1910 in Angriff genommen werden.



Brisbane mit der Viktoriabrücke.

Wir fahren nach Fremantle zurück und beſteigen hier wieder den Dampfer. In weiterem Bogen umſchiffen wir Kap Leeuwin und erreichen in vier Tagen die freundliche Gartenſtadt Adelaide, Hauptort des Staates Südauſtralien. Sie führt ihren Namen nach der Gemahlin König Wilhelms IV. von England und wurde im Jahre 1836 gegründet. Südauſtralien iſt der einzige Staat des Feſtlandes, der ohne Anſiedelung von Verbrechern entſtand; der ganze innere Teil des Landes iſt faſt unbewohnt, die 400000 Einwohner haben die geſegneten ſüdlichen Striche unfern des Meeres beſiedelt. Adelaide zählt mit ſeinen Vororten 178000 Seelen, das ſind 45 vom Hundert der Geſamtbevölkerung; dieſelbe Erſcheinung tritt auch bei den übrigen auſtraliſchen Hauptſtädten hervor, ſo daß die ſechs „Cities“ des Staatenbundes allein über 36 vom Hundert der ganzen Bevölkerung in ſich ſchließen.

ST GEO TERRACE PERTH

Eine Hauptſtraße in Perth.

Adelaide, 20 Minuten Eiſenbahnfahrt von ſeinem jetzt großartig ausgebauten Hafen Port Adelaide entfernt, dehnt ſich in weiter Ebene am Fuße der ſteil abfallenden Mount Lofty-Kette aus. Die Stadt macht mit ihren breiten, ſchattigen Boulevards, den ſogenannten Terraſſen, ihren freundlichen, gefälligen Straßen einen anheimelnden Eindruck. Die vom Viktoria-Square ausgehenden Straßenzüge, wie die breite King Williamsſtreet, zeigen recht ſtattliche öffentliche Bauten; beſonders groß iſt die Zahl der Gotteshäuſer, unter denen die deutſche evangeliſche Stephanikirche an der Pirieſtraße merkenswert iſt. Die lebhaften Geſchäftsviertel zeigen eine Menge von Schildern mit deutſchen Namen — war doch die Einwanderung von Deutſchen (faſt ausnahmslos Altlutheranern aus Brandenburg, Pommern und Schleſien) ſchon ſeit dem Jahre 1837 ſehr bedeutend — noch jetzt zählt man etwa 2000 Deutſche in Adelaide und 30000 im Staate Südauſtralien; zahlreiche Ortſchaften, wie Blumberg, Hahndorf, Rheintal, Bethel, Gnadenberg u. a. deuten darauf hin. Überall finden wir deutſch-evangeliſche Kirchen und Schulen; durch die Geiſtlichen und Lehrer hauptſächlich iſt es gelungen, unſerem Volkstum noch einen feſten Stamm zu erhalten — bei der geringen Zuwanderung eine von Jahr zu Jahr ſchwierigere Aufgabe. In Adelaide erſcheint eine recht gut geleitete deutſche Zeitung; die zahlreichen Vereine ſind ſchon ſtark mit Engländern und mit radikalen Elementen durchſetzt. Eine Menge deutſcher Namen findet man auch unter den Staatsmännern und Gelehrten: Richard Schomburgk gründete den herrlichen botaniſchen Garten der Hauptſtadt, Holtze leitet ihn gegenwärtig; ein Homburg iſt oberſter Richter, ſein Sohn Juſtizminiſter; Konſul Mücke iſt Mitglied des Oberhauſes, Seppelt der größte Weinbauer des Landes uſw.

Selten ſieht man in den Straßen der Städte noch vollblütige Eingeborene. Ihre Zahl geht andauernd zurück — nach dem „Offiziellen Jahrbuch der Commonwealth“ beträgt ſie augenblicklich noch etwa 42000, wovon der Hauptteil, 26400, auf Südauſtralien kommt; in Viktoria gibt es noch 271, auf Taſmanien (ſeit 1876) gar keine mehr. Im Innern haben beſonders deutſche Miſſionare vielfach verſucht — wenn auch mit geringem Erfolge — die Auſtralneger für das Chriſtentum zu gewinnen, ſie an Arbeit zu gewöhnen und ihnen feſte Wohnplätze anzuweiſen; die bekannteſten dieſer Stationen ſind Hermannsburg am Finkefluß und Mapoon am Golf von Carpentaria. Die geiſtige Begabung der Schwarzen iſt durchaus nicht ſo unbedeutend, wie ihre erſten Entdecker meinten; bewundernswert iſt ihr Spürſinn und ihr Orientierungsvermögen, aber unausrottbar ſcheint ihr Hang zum Umherſchweifen, zur Rückkehr in die ungebundene Lebensweiſe zu ſein.

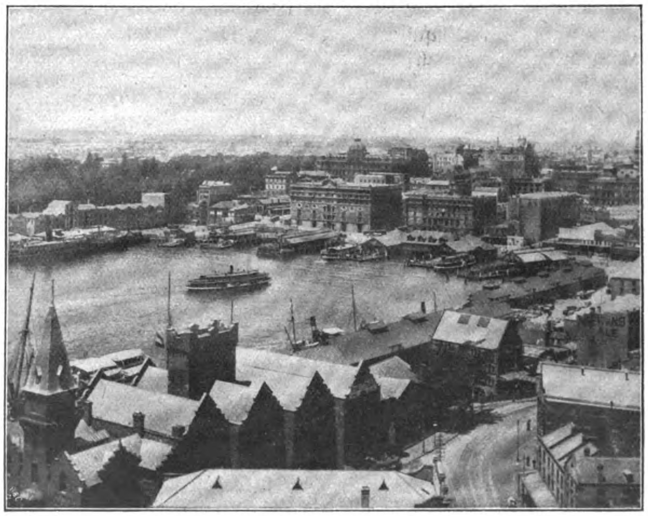
Melbourne, die ſtolze „Königin des Südens“, Hauptſtadt des Staates Viktoria, ſteht mit ihren 538000 Einwohnern nur um 40000 hinter Sydney zurück und bietet durchaus den Anblick einer glänzenden Großſtadt. Sie entſtand erſt im Jahre 1836 und wurde nach Lord Melbourne genannt, der zur Zeit ihrer Gründung engliſcher Premierminiſter war. Auf leicht gewellter Ebene breitet ſie ſich am Yarra Yarrafluß, 6 km von deſſen Einmün-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

dung in den Port Phillip aus. Der eigentliche Hafen, Hobſons Bai, bietet Raum für 800 Schiffe, die kleineren können flußaufwärts bis in die innere Stadt gehen; von dem Geſamthandel Auſtraliens, der im Jahre 1909 einen Wert von 2330 Millionen Mark darſtellte, hat Melbourne einen ſehr bedeutenden Anteil, insbeſondere iſt die Ausfuhr von gefrorenem Fleiſch, Milchereiprodukten, Weizen und Obſt ſehr groß.

Bridge Street in Sydney.

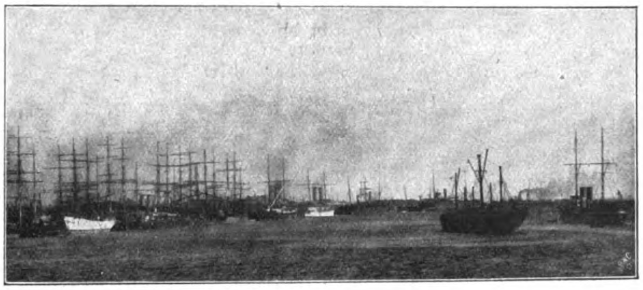
Unter den öffentlichen Gebäuden Melbournes, die ſich mit denen jeder europäiſchen Hauptſtadt meſſen können, ragen die zahlreichen prunkvollen Banken, die Börſe, der auf einer Anhöhe ſich erhebende Gouvernementspalaſt und der prächtige Bau des Parlaments beſonders hervor. Hier tagt auch, bis eine neue Bundeshauptſtadt erſtanden ſein wird, die gemeinſame Volksvertretung der zur „Commonwealth“ vereinigten ſechs Bundesſtaaten. Am Abend, wenn Melbourne in einem Meere von elektriſchem Lichte ſchwimmt, fluten ungeheure Menſchenmaſſen durch die breiten, ſich rechtwinklig kreuzenden Straßen; neben den feinſten Toiletten taucht auch mancher „Trapper“ und „Buſchmann“ auf, dem man allein nicht gern begegnen würde. Auch Chineſen ſind keine ſeltene Erſcheinung; obgleich ſie eine ſehr hohe Kopfſteuer bezahlen müſſen, iſt ihre Zahl ziemlich bedeutend, und manche Berufszweige, wie die Möbeltiſchlerei und Gemüſegärtnerei, ſind großenteils in ihren Händen — nicht minder aber auch die Wettlokale und Opiumhöhlen. Die Chineſen ſind hier wie in Amerika recht ungern geſehene Gäſte.


Der Circular Square in Sydney.

Einen ganz beſonderen Reiz Melbournes bilden die großen, prächtig angelegten Parkanlagen. Im Carlton-, Fitzroy- und Royalpark vereinigt ſich engliſche und auſtraliſche Vegetation in reizvollem Gemiſch: Eukalyptus, Ficus, Araukarien, Palmen und Farnbäume finden ſich neben Trauerweiden, Pappeln, Eichen und Buchen. In der Nähe des von Profeſſor Neumayer eingerichteten und vorzüglich ausgeſtatteten Obſervatoriums dehnt ſich der Botaniſche Garten aus, eine wahre Perle ſowohl betreffs ſeiner maleriſchen Anlage auf leicht anſteigendem Terrain, als wegen ſeines überaus reichen Pflanzenmaterials. Er iſt ohne Zweifel einer der ſchönſten ſeiner Art und verdankt dies weſentlich dem hervorragenden Botaniker Baron Ferdinand v. Müller, ſeinem **langjährigen Direktor** († 1896), deſſen „Flora australiensis“ grundlegend für die Pflanzenkunde des fünften Erdteils geworden iſt.

Die Deutſchen in Melbourne ſind weniger zahlreich als in Adelaide; obgleich das flutende Leben dem Zuſammenſchluß wenig günſtig iſt, bilden ſie doch zahlreiche Vereine, unter denen der deutſche Schulverein, an deſſen Spitze der greiſe Konſul Brahe ſteht, eine äußerſt rührige und ſegensreiche Tätigkeit entfaltet. Die Eiſenbahn bringt uns in etwa 26 Stunden durch die intereſſanteſten Gegenden des Kontinents nach Sydney, der älteſten Niederlaſſung der Europäer, heut noch unbeſtritten der größte und wichtigſte Handelshafen des Erdteils. Im verfloſſenen Jahre betrug der Wert der Einfuhr über 750, der der Ausfuhr nahezu 600 Millionen Mark. Die Stadt iſt maleriſch am Südufer des vielfach ausgebuchteten Port Jackſon gelegen und wird ihrer Lage wegen häufig mit Rio de Janeiro verglichen. Der Gegenſatz der braungelben, vielfach ſenkrecht zum Meere abfallenden Sandſteinklippen zu dem tiefblauen Waſſer, der bis an das Ufer reichenden Vegetation und dem hellen Anſtrich der Häuſer bietet unter dem klaren auſtraliſchen Himmel ein liebliches Geſamtbild. Mehrere Leuchttürme weiſen dem Schiffer bei Nacht oder Nebel den Weg zwiſchen den drei Kaps Nord-, Mittel- und Süd-Head in den außerordentlich verzweigten Hafen, der ſelbſt bei Ebbe noch Schiffen mit 9 m Tiefgang das Einlaufen geſtattet. Die meiſten Dampfer, auch die des Norddeutſchen Lloyd, der hier eine eigene Werft beſitzt, legen am „Circular-Quay“ an, das iſt dieſelbe Stelle, wo 1788 der erſte Gouverneur Phillip landete und tatſächlich von dem Erdteile für England Beſitz ergriff; die Niederlaſſung erhielt ihren Namen ſpäter nach dem damaligen Kolonialminiſter Sydney. Daß dem Hafen, einem der ſchönſten und geräumigſten der Welt, auch die rieſigen Warenſpeicher, Trockendocks und Schiffsbauanlagen entſprechen, iſt ſelbſtverſtändlich. Sydney iſt einer der bedeutendſten Stapelplätze für Schafwolle — die Wollausfuhr Auſtraliens hatte im vorigen Jahre einen Wert von 592 Millionen Mark.

Trägt auch die Stadt in ihren älteren Teilen mit vielfach noch engen und krummen Straßen den Charakter einer engliſchen Stadt, ſo treten dieſe doch immer mehr vor den breiten und vornehmen Verkehrsſtraßen zurück. Dieſelben ſind meiſt mit inländiſchem Hartholz gepflaſtert, die Faſſaden der prächtigen Bauten der City vorzugsweiſe aus Sandſtein hergeſtellt, der in der Umgegend im Überfluß vorhanden iſt. Drei Bauten treten beſonders aus dem Häuſermeere hervor: das Generalpoſtamt mit ſeinem 80 m hohen Uhrturm und der 116 m langen Front in italieniſchem Stil, ferner die neue Markthalle mit koloſſaler Kuppel und das Stadthaus mit einer Halle, die 5000 Perſonen faßt und eins der größten Orgelwerke der Welt beſitzt. Nimmt man noch die in der Nähe ſich erhebende St. Andrewskathedrale hinzu, ſo ergibt die Geſamtheit dieſer Bauwerke ein Bild, das ſüdlich des Äquators unübertroffen iſt. — Von ſonſtigen Gebäuden dürfte noch zu nennen ſein die katholiſche Marienkirche, in der häufig der Kardinal-Erzbiſchof Moran ſeine nicht immer unpolitiſchen Predigten hält, das geſchmackvolle Verwaltungsgebäude des Norddeutſchen Lloyd in der Bridge-Street und das burgartige Schloß des Generalgouverneurs von Auſtralien.



Hafen von Fremantle.

Einen reizenden Ausflug bildet die zweiſtündige Dampferfahrt durch die Weſthälfte des Hafens und den hier mündenden Parramattafluß hinauf, vorüber an freundlich in lichten Kaſuarinen- und Eukalyptuswald gebetteten Vororten und Landhäuſern; dort wurden die älteſten Orangegärten angelegt. Die blauen Waſſer von Port Jackſon bergen zwar wundervoll gefärbte Quallen und die verſchiedenartigſten Fiſche, aber auch recht zahlreiche Haie, die alljährlich viele Opfer fordern. — Ein weiterer Ausflug führt uns an die maleriſchen Ufer des Hawskbury-Fluſſes, den „Rhein Auſtraliens“, oder nach Weſten in die Blauen Berge, die beſonders im Hochſommer (Dezember bis Februar) von den Großſtädtern gern aufgeſucht werden.

Der Perſonendampfer nach Brisbane iſt ſtark beſetzt — der Seeweg wird gern der heißen Eiſenbahnfahrt vorgezogen. Die Küſte iſt in undurchdringlichen Rauch gehüllt: Buſchfeuer wüten im Dickicht, oft genug des Anſiedlers Hab und Gut verzehrend. — Kap Moreton taucht auf, wo Kapitän Cook am 17. Mai 1770 Anker warf, der erſte Weiße auf dem Feſtlande.

Ganz erſtaunlich iſt es, was Menſchenfleiß und Unternehmungsluſt in wenigen Jahrzehnten hier geſchaffen haben! Im Jahre 1830 wurde da, wo jetzt die weitausgedehnte, prächtige Stadt Brisbane ſich erhebt, eine Verbrecherkolonie gegründet, neun Jahre ſpäter ward das Land den freien Einwanderern geöffnet, 1849 trafen die erſten deutſchen Anſiedler — 600 Köpfe — ein, und im Dezember 1859 wurde die Unabhängigkeit der Kolonie „Queensland“ verkündet. Unter den 550 000 Bewohnern des Staates bildet noch heute das deutſche Element einen wichtigen Beſtandteil; an vielen Orten gibt es deutſch-lutheriſche Kirchen, und tüchtige Geiſtliche, wie Hausmann, Langebecker und Niemeyer, ſuchen deutſche Art und Sprache lebendig zu erhalten.

Die Hauptſtadt Brisbane, unweit der Mündung des gleichnamigen Fluſſes gelegen, bietet vom Schiffe aus einen wundervollen Anblick; zahlreiche gewerbliche Anlagen ſäumen die Ufer, die Hügel ſind mit Villen beſetzt, dazwiſchen dehnen ſich die langgeſtreckten Häuſermaſſen aus — überall umfängt uns das Getriebe einer großen Stadt. Auch hier finden wir großartige Parkanlagen; unfern des Viktoriaparks erheben ſich Parlaments- und Gouvernementsgebäude, Nationalmuſeum, mehrere Schulhäuſer und das Muſeum der Geographiſchen Geſellſchaft mit äußerſt reichhaltigen Sammlungen auſtraliſcher Tier- und Pflanzenformen, Waffen und Geräten der Eingeborenen. Die breiten Straßen zeigen die Eigenart aller auſtraliſchen Städte: weit überbaute Bürgerſteige, die Schutz vor der glühenden Sonne gewähren. Hier und noch mehr im Innern des Landes ſtehen die Häuſer vielfach auf Pfeilern von Holz oder Stein, um ſie einigermaßen gegen die gefräßigen weißen Ameiſen zu ſchützen.

Von der Anhöhe hinter dem Obſervatorium bietet ſich dem Auge ein wundervolles Bild — weit ſchweift der Blick über das Häuſermeer und den breiten, vielfach gewundenen Strom, rückwärts tauchen die Flindersberge und dahinter die bedeutenden Höhenzüge (dividing ranges) auf, die das fruchtbare Küſtenland abſchließen. Rings herrſcht tiefe Stille, nur bisweilen unterbrochen von dem wunderlichen Rufe des Lachvogels (Jackaß oder Lachender Eſel von den Auſtraliern genannt) und von dem hellen Locken des Spielvogels, der drüben im dichten Buſch ſeine kunſtvollen Lauben baut und ſie mit Muſcheln und bunten Steinen verziert. Bisweilen nur tönt dumpf der Lärm der großen Stadt herüber und erinnert daran, wie nahe hier hohe Kultur und unberührte Natur nebeneinander wohnen. Advance Australia! „Schreite vor, Auſtralien“, iſt der Wahlſpruch der fleißigen Koloniſten, und wir können unſere Bewunderung denen nicht verſagen, die in einem halben Jahrhundert ſo Großes geſchaffen haben durch harte Arbeit und eiſerne Tatkraft.

Melbourne am Yarrowfluß.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Frauenerwerb.

Die Landpflegeſchweſter.

Wenn ich als beſonders befriedigenden, ſegensreichen Frauenberuf den der Landpflegeſchweſter hervorhebe, ſo ſpreche ich gewiſſermaßen pro domo, aber aus vollſter Überzeugung und eigenſter Erfahrung und ich möchte jedem jungen Mädchen oder der jüngeren verwitweten und alleinſtehenden Frau, welche noch zweifelhaft vor der Wahl eines Lebensberufs ſtehn und dabei Verſtändnis und ein Herz für das Land und ſeine Bewohner haben, zurufen: „Kommt und helft uns mit rechtem ſchweſterlichen, mütterlichen Sinn ein Segen für viele zu werden, Pflegerinnen alles deſſen, was auf dem Lande der Pflege bedarf, der Kranken, der Säuglinge, der Kinder — unſrer Jugend und nicht zuletzt der oft recht vernachläſſigten Alten!“

Mit warmem Herzen laßt uns praktiſches Chriſtentum treiben durch Wort und Tat. Aber wer die Hand ans Werk legen will, bedarf erſt der Schulung. Ich laſſe in nachſtehendem alles Wiſſenswerte über Ausbildung und Anſtellung unſrer Landpflegeſchweſtern folgen und bin zu jeder weiteren ſchriftlichen Auskunft gern bereit. Außer der berufsmäßig anzuſtellenden Landpflegeſchweſter finden vom 15. Mai ab auch junge Mädchen, Töchter oder Bräute von Gutsbeſitzern, Paſtoren oder Lehrern, welche die Landpflege in der eignen Gemeinde ausüben wollen, Ausbildung und Anleitung in unſrer Landpflegeſchule in Oſtheim im Rhöngebirge.

Die ausübenden Mitglieder des Deutſchen Landpflegeverbandes bilden eine Schweſternſchaft, deren Oberin die ſtellvertretende Vorſitzende Frau Gräfin zur Lippe, Ober-Schönfeld iſt. Sie tragen Tracht und genießen bei ihren Dienſt- und Erholungsreiſen die Fahrpreis-Ermäßigung für Krankenſchweſtern.

In der Regel kann die Landpflegeſchweſter erſt nach vollendetem 25. Lebensjahre in die Arbeit treten; doch ſind Ausnahmen zuläſſig bei genügender innerer Reife der angehenden Schweſter, und wenn ſonſt alle Bedingungen erfüllt ſind, vor allem gründliche Vorbildung ſowohl in Krankenpflege und Kleinkinderſchulleitung wie in ländlicher Hauswirtſchaft und Jugendfürſorge vorhanden iſt. Nach einer Probezeit von 1 bis 6 Monaten in Ober-Schönfeld entſcheidet die Oberin für die nicht vom Verband vorgebildeten Landpflegerinnen über ihre Aufnahme in die Schweſternſchaft.

Ein Teil der alljährlichen Erholungszeit iſt in Ober-Schönfeld zu verleben, das bis auf weiteres dem Schweſterverband als Mutterhaus gilt.

Bis jetzt hat ſich der langſam wachſende Landpflege-Schweſternkreis vielfach aus älteren, ſchon bewährten Kräften gebildet, die ihre Lehrzeit in verſchiedenen Diakoniſſenhäuſern durchgemacht und ſchon in mannigfacher Weiſe im Dienſt fürſorgender Liebe gearbeitet haben. Infolge der langjährigen Schulung und ihrer Neigung haben ſie ſich leicht in den neuen Berufskreis hineingefunden und arbeiten im Segen darin, nachdem ſie die Beſonderheiten unſerer Arbeit in den Landpflegeſtationen Ober-Schönfeld bei Bunzlau und Oſtheim im Rhöngebirge kennen gelernt hatten. In Zukunft werden jüngere, anderweit noch nicht ausgelernte Landpflegeſchülerinnen nach dem vom Herrn Landwirtſchaftsminiſter genehmigten Lehrplan vorgebildet in einem Jahreskurſus in Oſtheim im Rhöngebirge, dem ein Jahr Krankenpflegeausbildung folgt. Nach erfolgreicher zweijähriger Ausbildungszeit, die ſowohl in Oſtheim wie in dem betreffenden Krankenhaus mit einer Prüfung vor einer ſtaatlichen Kommiſſion abſchließt, erfolgt die Aufnahme und Anſtellung der Landpflegeſchweſter. Die Ausbildungskoſten betragen etwa 800 ℳ für beide Kurſe.

Das Unterrichtsgebiet umfaßt:

1. Anleitung zu einer einfach ländlichen Haushaltsführung, einſchließlich Küche, Krankenkoſt und der dazu gehörigen Geſundheitslehre und praktiſchen Chemie, Behandlung der Wäſche uſw.,
2. Obſtverwertung, Geflügel- und Bienenzucht,
3. wiſſenſchaftlichen Unterricht:
   a) Grundzüge der Pädagogik,
   b) Buchführung und geſchäftliche Korreſpondenz,
   c) Einführung in die neuere Literatur mit beſonderer Berückſichtigung unſerer guten ſozialen und Volksſchriften,
4. Pflege des Geſanges, des Kirchen- und Volksliedes,
5. Einführung in die praktiſche Armen- und Krankenpflege und Kleinkinderſchule,
6. Vorträge über Körperbau und Geſundheitslehre von Frau Jahn-Stubenrauch,
7. praktiſchen Unterricht am häuslichen Krankenbett von Frau Jahn-Stubenrauch.

Der Lehrgang dauert vom 15. Mai bis 15. Oktober und koſtet einſchließlich des genannten Unterrichts monatlich 60 ℳ.

Soweit der Platz reicht, können auch für kürzere Zeit Penſionärinnen aufgenommen werden für monatlich 75 ℳ.

Anmeldung zu dieſem Kurſus nimmt entgegen Landpflegeſchweſter Helene Schönfeld, Oſtheim im Rhöngebirge.

Fr. Gräfin Lippe, Ober-Schönfeld b. Bunzlau.

Eine moderne Haushaltungs- und Gartenbauſchule.

Kaum ein Jahrzehnt iſt verfloſſen, ſeit man, wohl aus erzieheriſchen und volkswirtſchaftlichen Gründen, die erſten wirtſchaftlichen Frauenſchulen auf dem Lande für junge Mädchen und Frauen gebildeter Stände gründete. Aber ſchon in dieſer kurzen Zeit iſt angeſichts der erzielten Erfolge die Überzeugung von der Bedeutung derartiger Anſtalten für die praktiſche und körperliche Ausbildung unſerer weiblichen Jugend und damit für das Geſamtwohl, und weiterhin für die Eröffnung neuer Frauenberufe, in weite Kreiſe gedrungen.

Die 1908 mit Genehmigung der Kgl. bayr. Kreisregierung eröffnete und fröhlich gedeihende Haushaltungs- und Gartenbauſchule Schloß Waſſerburg am Bodenſee iſt nach den Grundſätzen der älteren Anſtalten aufgebaut und vermag, da nur eine beſchränkte Schülerinnenzahl aufgenommen wird, die Ausbildung der einzelnen in beſonderem Maße zu fördern. Es finden zuſammengeſetzte und Fachkurſe in Küche, Haushalt und Gartenbau ſtatt, die die Schülerinnen zur Arbeit im eigenen Haus und Garten oder für einen Beruf befähigen ſollen. Soweit der Platz reicht, werden auch Hoſpitantinnen für einzelne Fächer aufgenommen. Die praktiſche Unterweiſung wird in allen Abteilungen durch gründlichen theoretiſchen Unterricht ergänzt. Nach Beendigung der einjährigen Kurſe finden Schlußprüfungen ſtatt.

Abgeſehen von der wirtſchaftlichen und erzieheriſchen Bedeutung der Ausbildung iſt, im Hinblick auf die kräftigende körperliche Tätigkeit in Haus und Garten, ihre geſundheitsfördernde Wirkung beſonders hervorzuheben.

Schloß Waſſerburg hat eine herrliche freie Lage am bayriſchen Ufer des Bodenſees. Die Innenräume ſind groß, luftig, modern eingerichtet; alle hygieniſchen Anforderungen ſind berückſichtigt. Die Umgebung iſt durch ihre landſchaftliche Schönheit bekannt; das Schloß ſelbſt bietet einen wundervollen Blick auf die Schweizer und Algäuer Berge. In der ſeichten weſtlichen, dicht an den Garten anſchließenden Einbuchtung des Inns iſt ein eigener Badeplatz gegeben. Den Verkehr mit dem nahen Lindau (das auch einen regelmäßigen proteſtantiſchen Gottesdienſt hat) vermitteln Bahn und Dampfer in 9, bzw. 22 Minuten.

Die Leitung der Schule und der Hauptunterricht liegen in den Händen zweier in den betreffenden Fächern geprüften Vorſteherinnen, die infolge mehrjähriger Tätigkeit an einer wirtſchaftlichen Frauenſchule über reiche Erfahrungen verfügen.

Eine Schule für Verkäuferinnen.

Niemand, am wenigſten die jungen Damen ſelbſt, werden behaupten wollen, daß ſie nach dem Beſuche einer Handelsſchule oder eines Fortbildungskurſus mit dem theoretiſchen Wiſſen auch ſchon gewandte Verkäuferinnen geworden wären. Es iſt anfangs viel Geduld von beiden Seiten, vom Vorgeſetzten wie von den Untergebenen nötig, bis die richtige Waren- und Menſchenkenntnis erlangt iſt, bis die langſamen Bewegungen ſchnell wurden und gerade dann nicht mehr verderben als ſie nützen — bis höfliches Anbieten ſich fernhält von Überredung.

Alles, was dem jungen Mädchen hilft, dieſes Ziel eher zu erreichen, ſollte mit Freuden begrüßt werden. Amerika, das Land, in dem vielleicht am ſchnellſten der gute Gedanke in die Tat umgeſetzt wird, iſt auch diesmal vorangegangen und hat eine Schule für Verkäuferinnen eingerichtet, nicht etwa Fortbildungskurſe, wie wir ſie auch haben, ſondern eine ganz und gar praktiſche Anleitung, wie am beſten verkauft wird. The Girls' Evening High School heißt das Inſtitut und ſteht unter Leitung einer Dame, die in einem der größten Warenhäuſer eine Stelle hat, die etwa der unſerer Fabrikpflegerinnen entſpricht.

Zunächſt ſind die Waren, die von den Fabriken zur Verfügung geſtellt werden, ſelbſt Lehrmittel. Da ſieht man Baumwolle, Seide, Leder, Kaffee, Tee im rohen und verarbeiteten Zuſtande, als Pflanze wie als fertiges Produkt. Der ganze Fabrikationsgang von Anfang bis zu Ende wird vorgeführt, und das junge Mädchen lernt die Eigenart und Verwendbarkeit ihrer Ware kennen, was ihr im Verkehr mit Käufern ſehr nützlich ſein kann, denn je genauer die Warenkenntnis der Verkäuferin iſt, um ſo beſſer kann ſie verkaufen. Solche Lehrmittel hätten wir in Deutſchland doch auch. Sodann werden wertvolle Winke über den Anzug der Verkäuferin und das Verhalten den Kunden gegenüber gegeben, und endlich das Wichtigſte gelehrt: wie Waren verkauft werden. Eines der jungen Mädchen iſt Verkäuferin, das andere Kundin, und nun werden die verſchiedenſten Artikel verkauft, von der Haarnadel an bis zum eleganten Mantel. Die Lehrerin mit ihrer reichen Erfahrung im Erwerbsleben tadelt, ermuntert, greift in das Geſpräch ein und macht allmählich aus ſteifen Anfängerinnen tüchtige, gewandte Verkäuferinnen. Nun iſt es ja wahr — gut verkaufen können iſt Anlage, und hat ein junges Mädchen keine Spur davon, ſo werden alle Kurſe in der High School ihr ſo wenig nützen, wie einem ganz unmuſikaliſchen Menſchen der Geſangsunterricht: aber — es fällt kein Meiſter vom Himmel. Und was ſich der einzelne mühſam nach vielem Verſagen, nach manchem Irrtum merkt und zu eigen macht, wird ihm hier ſchnell und leicht beigebracht, weil eine tüchtige Frau ihre mühſam gemachten Erfahrungen Allgemeingut werden läßt. —

Sollte ſich dieſe praktiſche amerikaniſche Einrichtung nicht vielleicht in etwas anderer Form auch in Deutſchland nützlich erweiſen? Ein ſolcher Unterricht könnte vielleicht in irgendeiner Form mit unſeren muſtergültigen Fortbildungsſchulen verbunden werden. Anfänge allerart, den Unterricht recht praktiſch zu geſtalten, ſind ja in Deutſchland ſchon vorhanden.

Sprechſtunde der Leiterin des Frauenerwerb: werktäglich von 12 bis 2 Uhr.

Grobe Hand ſtreut oft viel Gold ins Leben!
Feine Hand hat oft gar grobes Geben!

Unſere Jungfrauenvereine.

Der Monat Mai wird der Reichshauptſtadt und mit ihr dem geſamten deutſchen Vaterlande eine eigenartige Erſcheinung bringen: eine Weltkonferenz der evangeliſchen Jungfrauenvereine. Seit einem halben Jahre ſind die Vorbereitungen für dieſelbe lebhaft im Gange. In allen fünf Erdteilen rüſtet man dazu, denn nicht nur die weißen, ſondern auch die gelben, braunen und ſchwarzen jungen Mädchen ſind daran beteiligt und werden Vertreterinnen dazu entſenden.

Vom 18. bis 26. Mai wird Berlin demnach im Zeichen der „weiblichen Jugendfürſorge“ ſtehen. All die einzelnen Berufe und Stände der heutigen jungen Mädchenwelt ſind darin eingeſchloſſen. Wie der Name ſchon erwarten läßt, handelt es ſich in weiteſtem Sinne des Worts um eine Pflege der weiblichen Jugend an Leib und Seele. Die Notſtände und Bedürfniſſe des modernen Lebens ſind Wegweiſer für die Ausgeſtaltung der Arbeit geweſen. So erforderte die große Schar der jährlich in Berlin einwandernden Mädchen ſchon vor 16 Jahren (damals 50000 jährlich) beſondere Maßnahmen zum Schutz der alleinreiſenden und heimatfremden jungen Mädchen. Die „Deutſche Bahnhofsmiſſion“, jetzt in 72 deutſchen Städten organiſiert, iſt die Frucht der im Kreiſe von Jungfrauenvereinsleiterinnen beſprochenen Frage: wer kümmert ſich in den Großſtädten um die dort fremden jungen Mädchen? Traurige Fälle der Verſchleppung junger Mädchen durch ſchlechte Menſchen, bei der unglaublicher Leichtſinn mit eigner und fremder Schuld oft zuſammenwirken, hatten den Beweis erbracht, daß nicht nur im Auslande, wie es der Dienſt der „Freundinnen junger Mädchen“ ſich angelegen ſein läßt, ſondern auch in der nächſten deutſchen Stadt liebewarme Herzen bereit ſein müſſen, ſich der Heimatfremden und darum doppelt Gefährdeten anzunehmen. Die Bahnhofsarbeit zur Quartalszeit und darüber hinaus in den Großſtädten täglicher „Bahnhofsdienſt“ ſowie das Abholen ankommender junger Mädchen, die der deutſchen Bahnhofsmiſſion „gemeldet“ ſind, ſtellt eine Summe von Liebe, Kraft und Zeit dar, die den zum großen Teil freiwilligen Helferinnen zur Ehre gereicht. (Berlin hat zurzeit 60 freiwillige Helferinnen.) Der Begründer einer planmäßigen Fürſorge für die konfirmierte weibliche Jugend in Deutſchland, Paſtor Burckhardt-Berlin, hat es verſtanden, durch unermüdliches Werben die gebildeten Frauen zur allgemeinen Dienſtpflicht aufzurufen und ſie zur Mitarbeit an der „Bahnhofsmiſſion“ zu veranlaſſen. Es iſt eine Arbeit, an der Kirche und Staat ein gleiches Intereſſe haben und die in Erkenntnis ihrer Bedeutung von katholiſcher und jüdiſcher Seite ebenfalls aufgenommen worden iſt. Wer den Aushängen der deutſchen Bahnhofsmiſſion in den Eiſenbahnwagen begegnet oder unter dem Zeichen des roſa Kreuzes (evangeliſch) und des gelben Streifens (katholiſch) die Helferinnen am Bahnhof fröhlich ihres Amtes walten ſieht, weiß, daß für die reiſende weibliche Jugend bei uns in Deutſchland aufs beſte geſorgt iſt, wenn anders ſie ſich helfen laſſen will.

Aus dem Erholungsheim Kloſter Rühn in Mecklenburg.

Aber da ſind andere junge Mädchen, die ebenfalls einer Hilfe obgleich in anderer Weiſe bedürfen. Wenn der Sommer kommt, tönt's von allen Seiten: Wo gibt es gute Erholungsgelegenheit für Mädchen der erwerbenden Stände, die nur über einen ſchmalen Geldbeutel verfügen? Den Leiterinnen der 4500 deutſchen Jungfrauenvereine hat dieſe Frage oft ſchwer auf dem Herzen gelegen. Wo die Gelegenheiten ausfindig machen und woher die guten Freunde beſchaffen, die ein müdes, abgearbeitetes, blaſſes Stadtkind vier Wochen draußen auf ihrem Landgut durchfüttern? Liebe macht erfinderiſch. Es kam das Feſt der Silberhochzeit des deutſchen Kaiſerpaares. Unſer „Marſchall Vorwärts“, Paſtor Burckhardt, gab die Parole aus: „Jungfrauenvereine nah und fern ſammelt Gaben für eine „Kaiſerinſpende“! Jeder deutſche Landesteil ſoll dann ein eignes Erholungshaus für junge Mädchen bekommen!“ Der Generalappell wirkte. Mehr als die zuſammengebrachten 6000 ℳ gab guter Menſchen Freundlichkeit, indem ſie hier und dort ein leerſtehendes geräumiges Haus in ländlich ſtiller waldreicher Gegend dem „Verband der evangeliſchen Jungfrauenvereine Deutſchlands“ unentgeltlich zur Verfügung ſtellte. Die Erfahrung des gleichfalls von Paſtor Burckhardt gegründeten Berliner „Verein Wohlfahrt der weiblichen Jugend“ (unter dem Protektorat Ihrer Majeſtät der Kaiſerin) hatte erwieſen, daß ſich ein ſchuldenfrei übernommenes Erholungshaus für 30 bis 40 Mädchen bei gutem Beſuch auch bei dem billigen Pflegeſatz von 1,50 ℳ täglich zu erhalten vermag. Dieſes Rezept iſt in den vier ſeit 1906 dem Verband erwachſenen Erholungshäuſern mit Erfolg probiert worden. Schloß Stedten in Thüringen, Kloſter Rühn in Mecklenburg, Eichberg in Schleſien und Maſſenhauſen in Waldeck ſind als Heime der „Kaiſerinſpende“ eingerichtet worden. Ein fünftes wird in dieſem Sommer als Haus „Friedeburg“ in der Heimat unſerer Kaiſerin im Kreiſe Plön eingeweiht. Daß der Beſtand von 6000 ℳ dazu nicht ausgereicht hat, liegt klar zutage. Neue Aufgaben pflegen aber auch neue Gaben zu wecken oder vorhandene zu entwickeln. Die Jungfrauenvereine Deutſchlands haben geben und andere um Gaben bitten gelernt. Ja mehr noch, ſie ſind zu zielbewußter Aktivität erwacht und aus ihrer Verborgenheit heraus in die Reihe derer eingetreten, die ihre Verantwortung gegenüber der deutſchen Frauenſeele kennen und mit dafür einſtehen.

Die an ſich wirtſchaftliche Fürſorge der Darbietung billiger Erholungshäuſer für junge Mädchen hat einen wichtigen religiös erziehlichen Hintergrund. Chriſtliches Familienleben und eine allen ſpürbare Atmoſphäre der Liebe ſind die Tragpfeiler des Hauſes, vermöge deren die verſchiedenſten Elemente gut miteinander auskommen. Die Perſönlichkeit der Hausmutter bürgt für die nötige Autorität, der ſich alles gern fügt, und von der man, ohne es ſelbſt zu merken, allerlei für Gegenwart und Zukunft lernt. Ja, darin ruht das Geheimnis „unſerer Erholungshäuſer“, „Sonntagsarbeit“ hat eine Leiterin das Wirken in ihnen genannt. Und der jungen Mädchen Urteil geht etwa dahin: Die vier Wochen im Erholungsheim waren die ſchönſten meines Lebens! Behagliche Ruhe, Heranziehung zu leichter Haus- und Gartenarbeit, fröhliche Spiele, gemeinſame Wanderungen ins Freie, Lungengymnaſtik und abends ein urgemütliches Beiſammenſein im traulichen Eßzimmer ſind die einzelnen Anziehungspunkte. Ruhe und doch kein Müßiggang; überall ein beſtimmtes Zeitmaß ohne anſtaltsmäßigen Drill, ſonnige Freude alles in allem, das iſt der Inhalt des Erholungsaufenthaltes. Wer in vier Wochen 8 bis 10 Pfund Gewichtszunahme verzeichnen kann, iſt beſonders ſtolz. Die gute Milch, von der täglich 1 Liter neben den Tagesmahlzeiten getrunken werden muß und die viel beſungene, zuerſt meiſt gar nicht geliebte „Mehlſuppe“ ſind die Zaubermittel für das Erſtarken. Manches bleichſüchtige Mädchen ſetzt die Kur zu Hauſe mit Erfolg fort. Schwer iſt nur eins: der Abſchied vom Erholungshaus! Aber es hilft der tröſtliche Gedanke: nächſtes Jahr, ſo Gott will, auf Wiederſehn! Darf ich einen Wunſch verraten? Mehr ganze und halbe Freiſtellen lautet er. Wenn wir Elende und Bedürftige abweiſen müſſen, weil die Mittel zur Zahlung ihnen fehlen, das tut ſo bitter weh! Ob manch einer, der in der Lage iſt, eine größere Summe jährlich für die eigene Erholung auszugeben, nicht 40 ℳ für eine vierwöchige Freiſtelle der „Kaiſerinſpende“ ſtiften könnte und würde? Die Adreſſe Berlin N. 4, Tieckſtraße 17, Geſchäftsſtelle, Poſtſcheckkonto 7500 mit der Bezeichnung „Kaiſerinſpende-Freiſtelle" genügt. Was im kleineren Rahmen für Deutſchland in die Tat umgeſetzt worden iſt, das wird als „Weltbundarbeit" im großen auf der kommenden Maikonferenz aufgerollt werden. „Die ſoziale Aufgabe der Jungfrauenvereine" als Diskuſſionsthema eingeleitet von Miß Simms-Amerika, wird die Probleme entwickeln, vor welche das moderne Leben mit Handel und Induſtrie die Vereinsarbeit ſtellt.

Ein zweites Thema, von einer Süddeutſchen, Eliſabeth Freiin von Wöllwarth-Lauterburg, kurz behandelt, geht auf die innere Seite der Arbeit ein, „die Evangeliſation der weiblichen Jugend" iſt dabei die Kernfrage. Den Blick in die Weite wird die Japanerin Kawai San, eine ſtudierte Frau aus dem fernen Oſten eröffnen. „Jungfrauenvereine und Heidenmiſſion" lautet ihr Thema. Eine Fülle von Einzelveranſtaltungen und Darbietungen der Berliner „Klubs für junge Mädchen", der 127 Jungfrauenvereine von Groß-Berlin und der Gruppen des evangeliſchen Arbeiterinnenvereins Berlin ſind in das Programm mit aufgenommen und werden die Theorie durch Bilder aus dem Leben der deutſchen Jungfrauenvereinsarbeit ergänzen. Das Programm iſt durch das Verbandsbureau Berlin N. 4, Tieckſtraße 17, zu beziehen.

Turnſtunde im Erholungsheim Voßfeld in Mecklenburg.

Der Klaſſenerſte.

Ein Brief.

Von Dr. med. Förſter, Charlottenburg.

Liebe Freundin!

„Fritz iſt Klaſſenerſter geworden."

Ich erwartete auf dieſe Freudenbotſchaft eine Reihe von Jubelrufen mütterlichen Stolzes. Statt deſſen fragen Sie beinahe ängſtlich: „Iſt das nicht gefährlich?"

Woher kommt Ihnen dieſe Vorſicht? Haben Sie es gehört oder geleſen, daß es nicht die Klaſſenerſten ſind, die es im Leben gerade am weiteſten bringen? Sind es perſönliche Erfahrungen von Ihnen, die Ihr Herz beſorgt ſtimmen? Sie ſind in jedem Falle nicht übel berichtet und wenn Sie ſich nach dem pädagogiſchen Erfolge Ihres Lieblings an den Arzt wenden, ſo ſcheint mir das kein übler Inſtanzengang.

Kürzlich äußerte einer unſerer erfahrenſten Univerſitätsprofeſſoren, daß es die einſeitigen Schüler am weiteſten zu bringen verſprechen, in der Wiſſenſchaft wenigſtens. Da iſt alles ſpezialiſiert und deshalb hat der Veranlagte ſpezialiſtiſch gute Ausſichten. Der Schule dagegen iſt der „Spezialiſt", der einſeitig begabte, der einſeitig ſtrebende Schüler oft ein Dorn im Auge. Da will alles gelernt ſein, Mathematik, Geſchichte, Deutſch, Kirchengeſchichte, Geographie, Naturwiſſenſchaften. Klaſſenerſter wird gewiß keiner von den Einſeitigen, die ihre Neigungen verſtohlen pflegen müſſen, wie Helmholtz, der Oberlehrerſohn, der in der Lateinſtunde heimlich Studien zur Optik machte, die ſpäter berühmt wurden.

Aber daneben iſt es noch allerlei Menſchliches, was die Klaſſenerſten im ſpäteren Leben in Nachteil ſetzt.

Primus der Klaſſe ſein bedeutet repräſentative Pflichten, bedeutet einen gewiſſen Abſchluß von den ſkrupelloſeren Vergnügungen der anderen Schüler. Beſonders in kleineren Städten ſoll der Klaſſenerſte auch ſittlich ein Muſterknabe ſein. Das gibt einen ſehr raſchen Übergang beim Verlaſſen der Schule. Die verſäumten Torheiten werden dann häufig weniger harmlos und in einer Zeit nachgeholt, die für beſſere Studien geeigneter wäre.

Und mit der Repräſentation kommt bisweilen auch ein wenig Selbſtüberhebung. Das, was im Innern gärt und brauſt, muß wenigſtens der Klaſſenerſte verbergen. Er meint es zum mindeſtens zu müſſen. Seine Leiſtungen müſſen gleichmäßig ſein; ſie ſind das mühelos, wenn er Klaſſenerſter wurde auf Grund einer gewiſſen Frühreife. Die iſt aber gefährlich, wenn ſie den Abſchluß der inneren Entwicklung bedeutet. Da iſt der ſchlechte Schüler beſſer dran, der ſich erſt im Leben entfaltet.

Ich habe einmal ſelbſt einen früheren Klaſſenerſten geſprochen, der von der Schule in das praktiſche Leben trat und ſpäter unter großen Mühen, nachdem er einmal knapp an der Entgleiſung geweſen war, zu einem recht guten Kaufmann ſich entwickelte.

„Die Schule," ſagte er, „iſt auf das praktiſche Leben gar nicht recht zugeſchnitten. Wer in der Schule einen der erſten Plätze haben will, muß ſich zu Hauſe wohl vorbereitet haben. Für ihn bedeutet die Unterrichtsſtunde in der Hauptſache eine Gelegenheit zum Aufweiſen von Leiſtungen, die er ſich zu Hauſe eingeübt hat, deren Formulierung er ſich zurechtlegen konnte. Im Leben ſind wir nicht entfernt ſo behaglich geſtellt, da geht alles aufs Improviſieren hinaus. Die Antwort braucht keineswegs wohlſtiliſiert zu ſein, die man auf die Fragen des Alltags gibt. Wer den Kernpunkt trifft, und das ſogleich, das iſt der rechte Mann fürs Leben."

In der Schule ſind es meiſt die „Faulen", die einige Übung im Improviſieren erlangen. Sie ſind gar nicht oder nur mangelhaft vorbereitet und müſſen durch Geiſtesgegenwart das erſetzen, was die anderen durch häuslichen Fleiß voraushaben.

Und noch eins. In der Schule wird leicht derjenige als Beſter bezeichnet, der am meiſten den Suggeſtionen der Lehrer und Erzieher nachgibt. Es liegt nur vielleicht in dem energiſchen Fleiß des Klaſſenerſten bisweilen ein Mangel an Widerſtand gegen den fremden Einfluß überhaupt. Das Leben braucht Männer, Menſchen, die auch gegen den Strom zu ſchwimmen vermögen, die ruhig und kraftvoll ſein können und eine frohe ſelbſtbewußte Betätigung über die Zuredereien der Umgebung ſtellen.

Ich habe Ihnen das alles aufgeſchrieben, liebe Freundin, weil Sie mich ſo dringlich nach allen den Gründen fragten, die erklären konnten, weshalb die Klaſſenerſten bisweilen im ſpäteren Leben ſo auffällig verſagen. Und weil ich glaube, daß in all dieſen Geſichtspunkten eine kleine Lehre liegt, von dem, was man zu verhindern und zu begünſtigen hat, wenn einem die frohe Pflicht auferlegt worden iſt, über einen Klaſſenerſten zu wachen.

Ich bin Fritzens wegen nicht bange.'

Es iſt keine Frage, daß ein Klaſſenerſter im Durchſchnitt immer noch beſſere Chancen hat als ein Schüler, der weder zäh iſt wie jener, noch klug iſt wie die weniger ausgezeichneten Schüler, die ſpäter Witz genug haben, ſich mit einer weniger breiten Baſis von poſitivem Wiſſen zu bedeutenden und unentbehrlichen Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft zu machen.

Und Fritzens Entwicklung ſcheint mir beſonders geſichert durch die „erbliche Belaſtung" ſeines jungen Herzens mit der Klugheit, Fröhlichkeit und dem praktiſchen Lebensſinne einer klugen und fröhlichen Mutter.

Mit allen guten Wünſchen, auch an das Sorgenkind,

der Obige.

Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

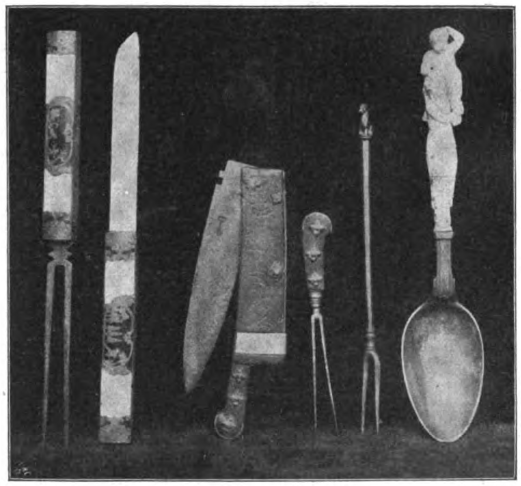
Den Bildſchmuck der heutigen Nummer eröffnet ein Werk des vor kurzem, 92jährig, zu Düſſeldorf verſtorbenen Künſtlers Andreas Achenbach, eine Mondſcheinlandſchaft, die der Künſtler in den ſpäteren Jahren ſeines Lebens ſchuf, als ſich ſein ſtürmiſches, leidenſchaftliches Temperament bereits geklärt hatte. Das Bild gehört zu ſeinen beliebteſten Schöpfungen. Wenn auch eine neue Zeit den greiſen Künſtler in den Hintergrund gedrängt hat — ſeine Werke werden immer von neuem wieder Liebhaber finden, denn ſie atmen ſeine eigene Seele. — Zmurko, ein ruſſiſcher jüngerer Künſtler, bietet uns ein allegoriſches Bild: „Das Lied“, das die ſchwermütige Art des ſlawiſchen Charakters trotz der lichten Töne nicht verleugnet. Hans Krauſe weiß mit den weidenden Schimmeln „im Eichenhain“ durch den Gegenſatz der dunklen Eichenkronen und der auf den Pferdeleibern ſpielenden Lichter intereſſante Wirkungen zu erzielen. Auguſto Corelli, ein italieniſcher, 1855 in Rom geborener Maler, erfreut uns mit einem allerliebſten Genrebild, auf dem er zwei Liebende darſtellt, die ein Streit entzweit hat. Der Künſtler iſt auch als Aquarelliſt ſehr beliebt. Er iſt ein Schüler der Akademie von S. Luca.

Als Kunſtbeilage bringen wir Spangenbergs vielbewundertes, ergreifendes Gemälde aus der Nationalgalerie in Berlin: „Der Zug des Todes“. Guſtav Adolf Spangenberg iſt am 1. Februar 1828 in Hamburg geboren und 1891 in Berlin geſtorben. Er war Schüler des Hamburger Genremalers Hermann Kauffmann, der Gewerbeſchule zu Hanau, der Antwerpener Akademie und endlich des etwas theatraliſchen Thomas Couture in Paris. Er beſuchte Italien (1855 bis 1857), England und Holland, und lebte ſeit 1858 in Berlin. Außer dem obenerwähnten Gemälde ſind bemerkenswert: „Der Rattenfänger von Hameln“, „Walpurgisnacht“ in der Hamburger Kunſthalle, „Luthers Einzug in Worms“ im Muſeum zu Königsberg. Er malte auch die Fresken in der Univerſität Halle.

Meſſer, Löffel und Gabeln.

Das älteſte Eßwerkzeug iſt das Meſſer, zugleich eins der älteſten Werkzeuge überhaupt. Zuerſt haben wohl ſcharfrandige Muſcheln und Splitter von Feuerſteinen zum Schneiden gedient. In der paläolithiſchen Zeit, alſo nach der zweiten großen Eiszeit (über 25000 Jahre vor Chriſtus), wird das ſteinerne Meſſer ſorgfältig aus Stein hergeſtellt. Ein „Schneiden“ mit einem ſolchen Steinmeſſer gleicht allerdings mehr unſerem heutigen „Sägen“ mit einem ſtumpfen oder ſchartigen Meſſer, es wurde deshalb eine ſolche ſteinerne Meſſerklinge auch in ihrer ganzen Länge mit dem Rücken in einen Griff aus Holz oder Horn befeſtigt. In der neolithiſchen Zeit, alſo um 5000 bis 2000 vor Chriſtus, kamen auch Meſſerklingen aus ſcharfgeſchliffenen Eberzähnen, Muſcheln oder Knochen vor, und als beſondere Form — wohl als Butter- oder Obſtmeſſer — finden ſich Meſſer aus Holz. In der Metallzeit verſchwinden die Steinmeſſer aus dem Hausrat und bleiben nur noch als Kultgeräte im Gebrauch. Die Anwendung der Metalle ließ natürlich auch eine freiere Geſtaltung der Formen der Meſſer zu. Vor allem bildet ſich in dieſer Zeit die ſtrenge Trennung zwiſchen Schneide und Heft aus, obwohl beide Teile aus dem gleichen Guß oder der gleichen Schmiedung gefertigt ſind. In der ſpäteren Metallzeit wird die Klinge mit einer Zunge in einen Horngriff geſteckt, oder die Zunge wird mit Löchern verſehen, um zwei Hornplatten als Griff aufnieten zu können. Auch die Klinge ſelbſt wird, beſonders in der Nähe des Rückens, beiderſeitig mit Ornamenten verſehen. Mehrfach ſind Gußformen für Bronzemeſſer gefunden worden.

In der älteren paläolithiſchen Zeit entwickelt ſich aus dem Meſſer der ſteinerne Dolch, und in der Transneolithik, d. h. um 5000 vor Chriſtus, geht der Dolch in das Steinſchwert über. In römiſcher Zeit verliert die Klinge ihre urſprünglich vom Steinmeſſer übernommene geſchweifte Form, ſie wird gerade und ſteckt auch in einem geraden Heft. Häufig iſt ſie mit dem Heft durch ein Scharnier verbunden, ſo daß ſie ſich umklappen läßt, und ohne Gefahr im Beutel mitgeführt werden kann. Das Tiſchmeſſer wird zuerſt von Varro in ſeinem Buch über die Landwirtſchaft ums Jahr 37 vor Chriſtus erwähnt. Im ſpäten Mittelalter trug man das Meſſer zum Gebrauch im Feldlager häufig in einer beſonderen Scheide am Schwertgurt.



Künſtleriſche Eßgeräte.

Der Löffel findet ſich zuerſt gegen Ende der paläolithiſchen Zeit, und zwar benutzte man ihn, um das Mark aus größeren Röhrenknochen „herauszulöffeln“. Unſer heutiger Löffel kommt als Gerät der neolithiſchen Zeit vielfach in Fundſtätten der Schweiz und Öſterreichs vor. Es iſt ein kleiner Löffel aus Holz, ſeltener aus Horn, Eberzahn oder aus Ton, der gewöhnlich einen kürzeren oder längeren Handgriff beſitzt. Auch fand man in den Pfahlbauten jener Zeit größere Löffel, die zum Schöpfen dienten. Sie ſind im Verhältnis zu ihrem Stiel oft ſo groß, daß man ſie eigentlich als Kellen bezeichnen muß. Die Bronze- und Eiſenzeit verbleiben nicht nur bei denſelben Formen, wie die neolithiſche Zeit, ſondern ſie behalten auch meiſt das gleiche Material bei. Nur der Griff des Löffels erfährt in der Metallzeit eine reichere Geſtaltung in Form von Blumenbündeln, Tierfiguren, oder vollrund modellierten Menſchengeſtalten. Die vielerlei Formen der Löffel laſſen ſchon früh die verſchiedenartigen Zwecke des Werkzeugs erraten. Da gibt es langſtielige Löffel, um aus langhalſigen Amphoren Wein, Öl oder Waſſer zu ſchöpfen. Ganze kleine Löffel verwendet man in Salbentöpfen, und breite Löffel dienen zum Aufſchütten von Räucherwerk auf die Kohlenpfannen. In byzantiniſcher Zeit benutzte man flache Löffel zur Darreichung der Hoſtie beim Abendmahl. In der Renaiſſance erfuhr der Löffel als das hauptſächlichſte Eßgerät eine beſonders reiche Ausgeſtaltung, wie unſere Abbildung, die einen ſilbernen Löffel mit Elfenbeingriff darſtellt, erkennen läßt. Eine Verſchlechterung des Ausſehens der Löffel trat ums Jahr 1710 ein, als zu Bayersfeld im Erzgebirge die Fabrikation der aus Schwarzblech ausgeſchnittenen und mit dem Hammer getriebenen Blechlöffel aufkamen.

Noch jung, aber um ſo wechſelvoller iſt die Geſchichte der Eßgabel. Sie ging aus der größeren Gabel hervor, die im Altertum nicht nur in der Küche, ſondern auch zum Vorlegen auf dem Tiſch benutzt wurde. Der älteſte Fund einer kleinen Gabel, von der ſich freilich nicht beſtimmen läßt, ob ſie zum Vorlegen oder zum Eſſen diente, wurde zu Yverdon in der Schweiz gemacht. Es iſt eine eiſerne, dreizinkige Gabel des VI. oder VII. Jahrhunderts, die als Totenbeigabe in einem Grab lag. In der Hand eines Speiſenden ſieht man die Eßgabel zuerſt in einer Handſchrift „De mensis“ aus dem Jahre 1023, die ſich unter den Schätzen der Bibliothek des Kloſters von Monte Caſſino befindet. Sie iſt unter den im Jahre 1896 erſchienenen Reproduktionen der Miniaturen von Monte Caſſino auf Tafel 131 abgebildet. In der Literatur kommt die Eßgabel zuerſt bei Pietro Damiani, dem Kardinalbiſchof von Oſtia, ums Jahr 1060 vor; Damiani eifert heftig gegen den Gebrauch der von einer byzantiniſchen Prinzeſſin nach Italien gebrachten Eßgabeln, da er ſie für eine ſündhafte Verweichlichung hält. Die Gabeln, die man im Hortus deliciarum der Herrad von Landsperg auf Taf. 34 und 50 ſieht, können ſowohl Vorlegegabeln, als Eßgabeln des XII. Jahrhunderts ſein. Es ſind nämlich weniger Gabeln als Teller bei Herrad vorhanden. Der erſte Fürſt, der Eßgabeln beſaß, war Karl V. von Frankreich ums Jahr 1379. Man weiß jedoch nicht, ob der Sieger über England die in ſeinem Inventar aufgeführten Eßgabeln auch benutzte. Noch im Jahre 1402 warf man den Einwohnern von Piacenza als Luxus vor, daß ſie Eßgabaln beſäßen, und als Heinrich III. von Frankreich ums Jahr 1585 Gabeln zum Eſſen an ſeinem Hofe einführte, wurden die Werkzeuge als weibiſch lächerlich gemacht. Nicht beſſer ging es im Jahre 1608 dem Engländer Thomas Coryate, der die erſten Eßgabeln von Italien nach England brachte. Er hat uns in ſeinen „Crudities“ geſchildert, wie er wegen der Neuerung in ſeiner Heimat verſpottet wurde. Auch aus den Anſtandsbüchern wiſſen wir, daß die Gabel unbekannt war. So rät Jean Sulpice ums Jahr 1480 dem Kinde: „Faſſe das Fleiſch nur mit drei Fingern an, ſtecke es nicht mit beiden Händen in den Mund, und laß deine Hand nicht zu lange im Teller.“ Im XVI. Jahrhundert, wo die Eßgabel ſich endlich allmählich einführte, finden wir ſie übrigens ſogleich mit dem Meſſer vereinigt. Es entſtand ſo ein ſehr bequemes Gerät für den Gebrauch im Felde oder auf der Jagd. Eine beſonders billige Ware wurde ſeit dem Jahre 1781 in Cheſterfield dadurch hergeſtellt, daß man gußeiſerne Gabeln und Meſſer fertigte, die nach dem Guß bearbeitet wurden.

F. M. Feldhaus.

Notizen.

Eine prähiſtoriſche Juwelier-Werkſtatt. Vor etwa 25 Jahren erregte ein Fund von mehreren hundert kleinen runden Schieferſcheiben im Departement Allier berechtigtes Aufſehen, weil man ſich den Zweck dieſer vorgeſchichtlichen, bearbeiteten Steine nicht erklären konnte. Jetzt iſt es, dank eines neuen Fundes im ſelben Departement gelungen, die Entſtehung dieſer Scheiben zu erklären. Es ſind die Überreſte und der Abfall aus einer prähiſtoriſchen kunſtgewerblichen Werkſtatt, die ſich mit der Herſtellung von Schmuckringen aus Schiefer beſchäftigte. Man wählte etwas über einen Zentimeter ſtarke Schieferplatten, die man zu einer Scheibe von 7—8 cm Durchmeſſer ſchliff. Dann wurde mit einem harten Kieſel in eine der Platten eine kreisförmige Rinne im Abſtande von etwa 1½ cm vom Rande gezogen und immer mehr vertieft, bis ein Mittelſtück herausfiel und der Ring übrig blieb. Dieſer Ring wurde dann abgechliffen und abgerundet, um als Schmuckſtück zu dienen. Die Mittelſtücke dagegen wurden als wertlos auf einen Haufen geworfen. MK.

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7 b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 32

Daheim
Ein deutsches Familienblatt

7. Mai 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Musikstudenten. Roman von Paul Oskar Höcker (Fortsetzung) 5
Von denen Notsternen. Von Professor Dr. Max Kirmis. Mit einer Abb. 10
Die Bodelschwinghschen Anstalten. II. Von J. Höffner 11
Johann Peter Hasenclever. Von L. Pietsch. Mit fünf Abbildungen . . 13
Lesekabinett. Gemälde von J. P. Hasenclever 16
Die Teegesellschaft. Gemälde von J. P. Hasenclever 17
Das Testament eines Einsamen. Roman von Emil Sandt (Fortsetzung) . . . 17
Die Schachspieler. Gemälde von J. P. Hasenclever 19
Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary. Mit fünf Abbildungen. (Fortsetzung) 21
Björnstjerne Björnson †. Von Dr. Andreas Weicker 24a
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Hausgarten — Zum Nachdenken — Sammler-Daheim — Briefkasten . 25—39
Kunstbeilage: Diana von Gabil.

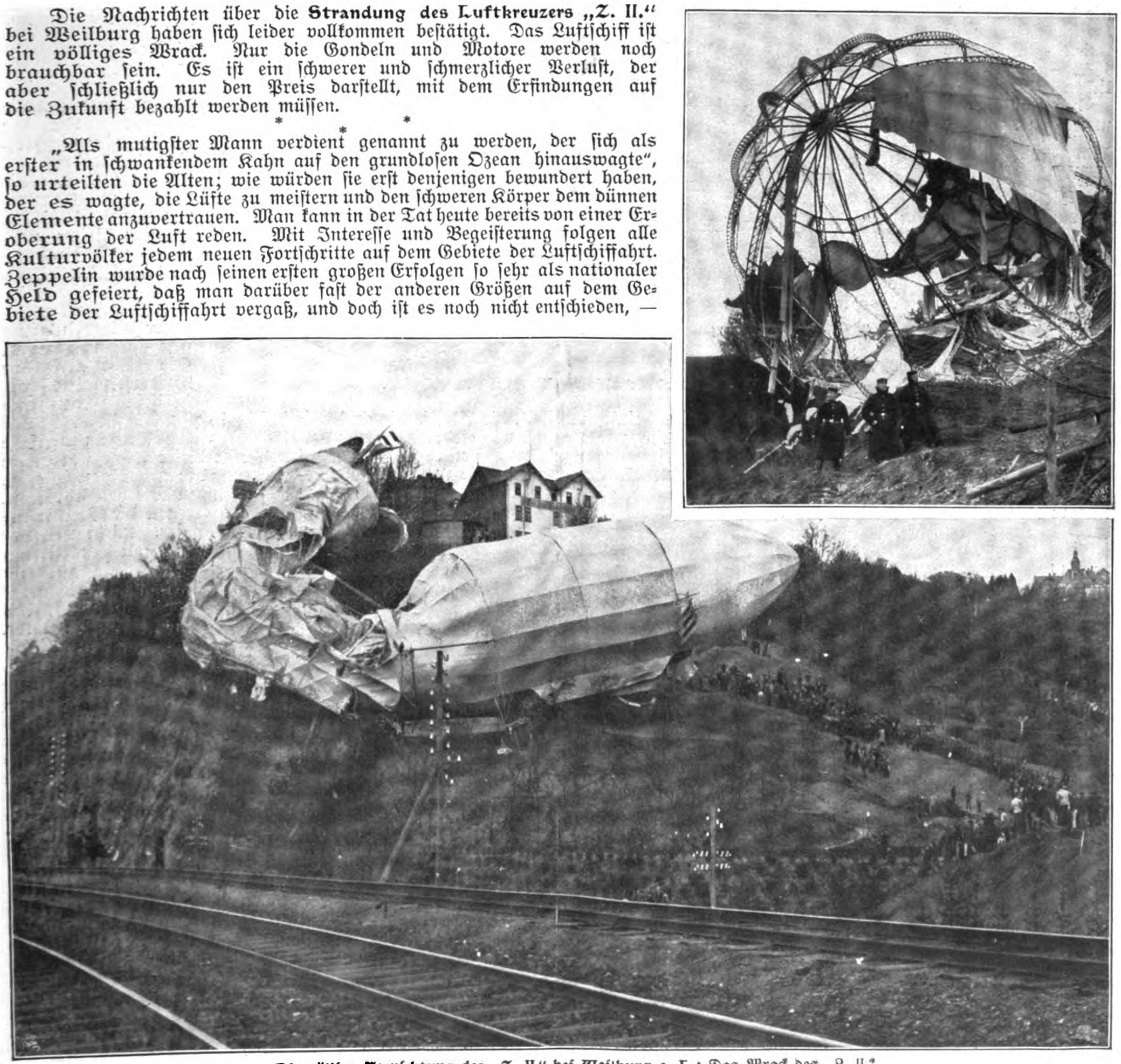
Diese Nummer ist nur vollständig, wenn sie auch den Daheim-Anzeiger nebst Briefkasten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die Nachrichten über die **Strandung des Luftkreuzers „Z. II.“** bei Weilburg haben sich leider vollkommen beſtätigt. Das Luftſchiff iſt ein völliges Wrack. Nur die Gondeln und Motore werden noch brauchbar ſein. Es iſt ein ſchwerer und ſchmerzlicher Verluſt, der aber ſchließlich nur den Preis darſtellt, mit dem Erfindungen auf die Zukunft bezahlt werden müſſen.

* * *

„Als mutigſter Mann verdient genannt zu werden, der ſich als erſter in ſchwankendem Kahn auf den grundloſen Ozean hinauswagte“, ſo urteilten die Alten; wie würden ſie erſt denjenigen bewundert haben, der es wagte, die Lüfte zu meiſtern und den ſchweren Körper dem dünnen Elemente anzuvertrauen. Man kann in der Tat heute bereits von einer Eroberung der Luft reden. Mit Intereſſe und Begeiſterung folgen alle Kulturvölker jedem neuen Fortſchritte auf dem Gebiete der Luftſchiffahrt. Zeppelin wurde nach ſeinen erſten großen Erfolgen ſo ſehr als nationaler Held gefeiert, daß man darüber faſt der anderen Größen auf dem Gebiete der Luftſchiffahrt vergaß, und doch iſt es noch nicht entſchieden, —

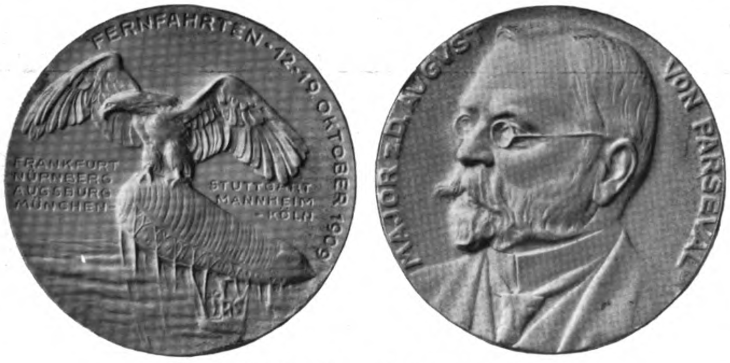


Die völlige Vernichtung des „Z. II.“ bei Weilburg a. L.: Das Wrack des „Z. II.“
Photographien von Gebr. Haeckel, Berlin, und der Berliner Illuſtrations-Geſellſchaft.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

namentlich nach den letzten Erfahrungen — ob dem ſtarren Syſtem des Grafen Zeppelin oder dem unſtarren des Majors von Parſeval die Zukunft gehören wird. Sicher kann das Motorluftſchiff Parſevals die leichtere Bewegungsmöglichkeit zu Lande in Anſpruch nehmen; daß es auch für gewaltige Fernfahrten brauchbar iſt, hat Parſeval im vorigen Herbſte bewieſen. Die Fahrt München—Frankfurt hat den Medailleur Karl Goetz in München zu einer künſtleriſch bedeutenden Guß-Medaille angeregt, die auf der Vorderſeite das wohlgetroffene Porträt des Majors von Parſeval zeigt, auf der Rückſeite eine prächtige Allegorie.


FERNFAHRTEN · 12-19 OKTOBER 1909
FRANKFURT
NÜRNBERG
AUGSBURG
MÜNCHEN
STUTTGART
MANNHEIM
KÖLN
MAJOR · D · AUGUST VON PARSEVAL

Die Parſeval-Medaille von Karl Götz in München.

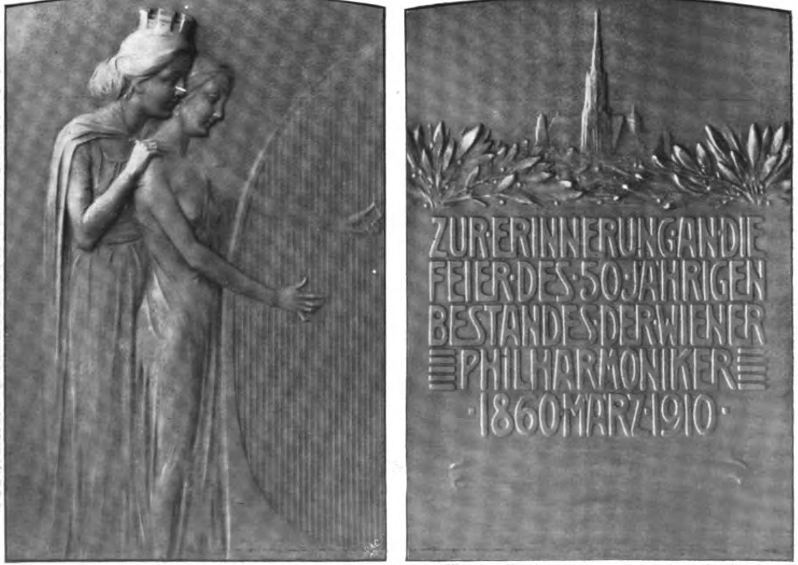
* * *

Dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz IV. und ſeiner Gemahlin Alexandra wurde am 22. April ein Thronerbe geboren. Die Großherzogin, eine geborene Prinzeſſin zu Braunſchweig und Lüneburg, die zweite Tochter des Herzogs von Cumberland, iſt am 29. September 1882 geboren und ſeit dem 7. Juni 1904 vermählt.

Großherzogin Alexandra von Mecklenburg-Schwerin. Photographie von F. Heuſchkel, Hofphotograph in Schwerin.

* * *

Wohl die berühmteſte Muſikervereinigung der Welt, die „Wiener Philharmoniker“, begingen am 24. April das Jubiläum ihrer 50jährigen Vereinigung, gefeiert mit all der Lebhaftigkeit und Begeiſterung, die Wien und die Wiener ihren auserwählten Lieblingen entgegenzubringen pflegen. Ihren Höhepunkt fand die Feier in der Verleihung der großen goldenen, mit dem Bildnis des Monarchen und dem kaiſerlichen Wahlſpruch gezierten Medaille, die Kaiſer Franz Joſef den Philharmonikern für die gebotenen muſterhaften Kunſtleiſtungen gewidmet hat. Könnte Otto Nicolai, der melodienreiche Komponiſt der unſterblichen „Luſtigen Weiber“, in dem wir als dem damaligen Hofkapellmeiſter in Wien – im Jahre 1842 – den eigentlichen Begründer der Philharmoniſchen Konzerte erblicken müſſen, heute die von Felix von Weingartner als Dirigenten und Hofmuſiker Markl als Obmann geleitete ſtolze Künſtlerſchar der Philharmoniker an ſich vorüberziehen laſſen, welch hohe Genugtuung müßte ihn über den ſtolzen Baum erfüllen, den er als zartes Reis mit ſo unendlicher Mühe in den damals ziemlich ſteinigen Wiener Boden gepflanzt hatte. Nicht immer freilich zeigte der heute ſo mächtig emporgewachſene Baum dieſes ſtolze Ausſehen. Durch den Abgang Nicolais und die Revolution von 1848 entſtanden verſchiedentlich mehrere längere oder kürzere Zeiten des Stillſtandes, bis Hofoperndirektor Eckert durch ſeine Ausdauer und Energie den Philharmoniſchen Konzerten im Jahre 1860 neues Leben brachte. Von da an rechnet man heute den feſten Beſtand der Philharmoniker, deren Geſchichte zugleich auch den größten Teil der Wiener Muſikgeſchichte bildet. Um den Mitgliedern und Freunden der Philharmoniker eine bleibende Erinnerung an ihren Jubeltag zu beſcheren, hat das aus allen Kreiſen der Wiener Bevölkerung zuſammengeſetzte Feſtkomitee vom Bildhauer und Medailleur Ludwig Hujer eine prächtige Plakette herſtellen laſſen, die von dem hervorragenden Wiener Meiſter dieſer vornehmen Kleinkunſt in gewohnter künſtleriſcher Genauigkeit und äußerſt glücklicher Empfindung ausgeführt wurde. Sie zeigt auf der Vorderſeite eine ſymboliſche Frauengeſtalt, die Muſik, die zart und duftig in pſychologiſcher Feinheit wie ein erſter Hauch des Frühlings einer Harfe magiſche Töne entlockt. Das ganz in die Macht dieſer Töne verſenkte Antlitz, die ausdrucksvolle Modellierung der anmutigen Figur, die Ungezwungenheit der Hände, die ſich zu bewegen ſcheinen, ebenſo der Adel der Geſamterſcheinung erregen die Bewunderung aller Kenner. Nicht minder kunſtvoll iſt die Geſtalt der Vindobona wiedergegeben, die zärtlich an die Muſik geſchmiegt, die enge Verbindung Wiens mit der ſchönſten aller Muſen verſinnbildlicht. Ludwig Hujer hat auch in dieſer Frauengeſtalt, die die Mauerkrone Wiens auf ihrem Haupte trägt, den Charakter der Kaiſerſtadt ſinnig zum Ausdruck gebracht. Die Rückſeite der **Plakette** zeigt den von Lorbeerzweigen umgebenen ehrwürdigen Dom von Sankt Stefan und in äußerſt geſchmackvoller Anordnung die Widmung: „Zur Erinnerung an die Feier des 50jährigen Beſtandes der **Wiener Philharmoniker.** 1860. März 1910.“ Daß der Künſtler in ſeinen Arbeiten nicht die Fülle der Erſcheinungen allein, ſondern auch ihren geiſtigen Gehalt wiederzugeben verſteht, das iſt es, was ihnen bleibenden Wert verleiht. Hujer gehört in Wien und Oeſterreich zu den großen Meiſtern der Plakettkunſt und hat nunmehr in ſeiner Philharmoniker-Gedenkplakette einen neuen glänzenden Beweis ſeines vielſeitigen



Plakette zum Gedenktag des 50jährigen Jubiläums der Wiener Philharmoniker von Ludwig Hujer.

In voller Fahrt. — Oben: Segeln vor den Seehundsfelſen bei Göteborg. — Rechts in der Mitte: Ruhige Lage.

Geſtaltungsvermögens und ſeiner Schöpfungskraft gegeben.

* * *

Neben England nimmt auch **Schweden** eine der hervorragendſten Stellen auf dem Gebiet des Sportweſens und der Körperpflege ein. An der Küſte wird namentlich der **Segelſport** aufs eifrigſte gepflegt. Unſere Bilder geben Ausſchnitte aus einer Regatta bei Göteborg.

* * *

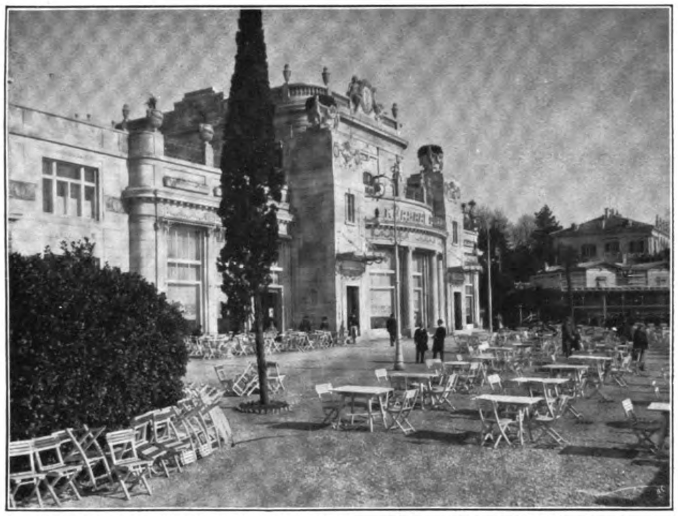
Abazzia, der beliebte Kurort in Iſtrien hat vor kurzem einen neuen Kurſaal erhalten, der einem dringenden Bedürfnis des Kurortes entſprach. Er wurde mit einem Koſtenaufwand von etwa drei Millionen Kronen erbaut, wovon ein großer Teil aus Privatmitteln gedeckt wurde. Das Gebäude — deſſen Abbildung wir auf S. 4 bringen — iſt ein weißer Sandſteinbau von gefälligem Aeußeren und liegt in einem Garten, der etwa 2000 Perſonen faßt. Ebenſoviele Perſonen finden im Saale Platz, welcher in weißem Marmor gehalten und mit zahlreichen prächtigen Glas-Kandelabern ausgeſtattet iſt. —

TELEGRAF-KABEL

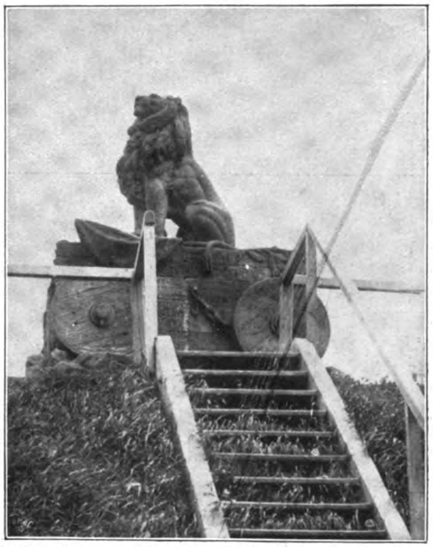
Zuſchauer beim Segelſport.

Segelſport in Schweden. Photographien von Max Löhrich, Innsbruck.

Bei Horitz in Böhmen, wo im Jahre 1423 die Huſſiten unter Ziska die Truppen Kaiſer Sigismunds beſiegten, iſt kürzlich zur Erinnerung an jene Schlacht ein eigentümliches Denkmal errichtet worden, das einen in einem Wagen fahrenden Löwen darſtellt. Der Wagen iſt den Kriegswagen nachgebildet, die von den Huſſiten mit Mannſchaften und ſchwerem Kriegsgerät beladen, von einer Anhöhe aus in die Schlachtreihen der im Tale aufmarſchierenden Truppen hineingerollt wurden und unter ihnen große Verheerungen anrichteten.



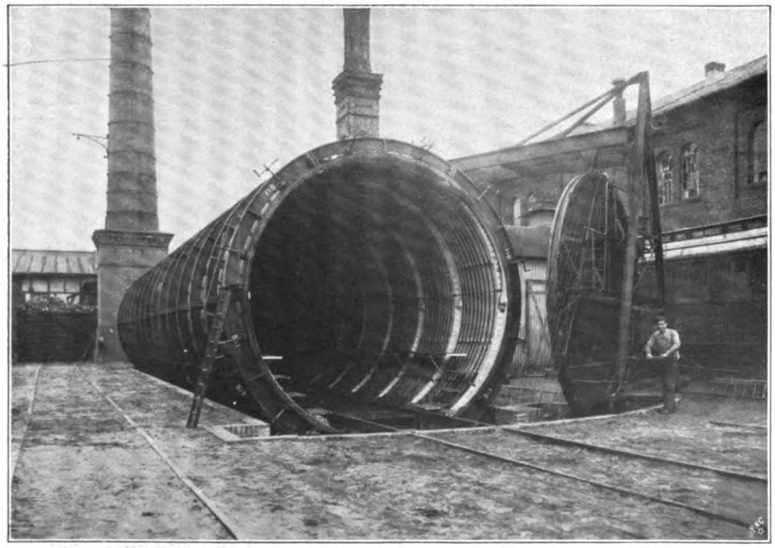
Das neue Kurgebäude in Abazzia. Photographie von M. Löhrich, Innsbruck.



Huſſiten-Denkmal bei Horitz in Böhmen. Photographie vom Illuſtrationsphoto-Verlag, Berlin.

* * *

Auf Grund der Erfahrungen die man bei der Desinfektion der Schiffe gemacht hat, wurde jüngſt auf der Eiſenbahnwerkſtätte in Potsdam die erſte Anlage zur Desinfektion von Perſonenwagen in Betrieb genommen. Die Anlage beſteht aus einem 23 m langen und 5 m breiten Eiſenrohr, das durch einen großen, an einem Krahne hängenden Deckel luftdicht verſchloſſen werden kann, ſobald der zu reinigende Wagen in das Rohr eingefahren iſt. Auf Grund des phyſikaliſchen Geſetzes, daß Waſſer bei um ſo geringerer Temperatur ſiedet, je geringer der Luftdruck iſt, wird dem in dem Wagen ſitzenden Ungeziefer ans Leben gegangen. Beſonders die nach Rußland laufenden Wagen mußten bisher in regelmäßigen Zwiſchenräumen von allen Wand- und Fußbodenbekleidungen und von allem Polſterwerk befreit werden, um das dort zahlreich eingeniſtete Ungeziefer zu töten Dieſe Art der Reinigung iſt bei einem großen D-Zugwagen natürlich nicht nur zeitraubend und ſehr koſtſpielig, ſondern auch ſehr unzuverläſſig, denn die junge Brut des Ungeziefers läßt ſich nicht aus den Ritzen des Holzes heraus entfernen. Bei der neuen Anlage wird der Wagen mit geöffneten Fenſtern in den Apparat hineingeſchoben. Dann wird der Verſchlußdeckel des Apparates luftdicht aufgeſetzt. Von den Dampfkeſſeln der Eiſenbahnwerkſtätte aus wird alsdann Dampf in 252 Röhren geleitet, die im Innern des Apparates kreisförmig angeordnet ſind. Infolgedeſſen erwärmt ſich die Luft im Innern ſchnell, und damit alle Luftteilchen die Wärme gleichmäßig annehmen, treiben zwei in dem Apparat angebrachte Ventilatoren die Luft ſtändig im Kreiſe herum. Alsdann wird durch eine Maſchinenanlage die Luft aus dem Innern des Apparates herausgepumpt. Dadurch wird das im Innern des Apparates befindliche Waſſer, d. h. die in den Körpern der Lebeweſen enthaltene Feuchtigkeit, ſchon bei einer Temperatur von 40° C zum Sieden gebracht. Da alle Teile des Apparates und des Wagens in wenigen Stunden die Temperatur von 40° C angenommen haben, ſo kann ſchon nach einer kurzen Zeit kein Ungeziefer im Wagen mehr am Leben ſein. Soll auch gegen Krankheitskeime vorgegangen werden, wird eine größere Menge von Formalin während des beſchriebenen Prozeſſes im Innern des Apparates zum Verdampfen gebracht. Bisher betrugen die Unkoſten der notdürftigen **Desinfektion** eines großen **D-Zug-Wagens** an vierhundert Mark, während die gründliche Reinigung nach dem neuen Syſtem nur fünfunddreißig Mark Koſten verurſacht. Damit eröffnen ſich für die Hygiene auf der Eiſenbahn die erfreulichſten Ausſichten. Nicht nur für Zeiten, in denen das Uebergreifen von Seuchen aus dem Ausland wie z. B. Cholera drohen, ſondern auch ſonſt wird es dem reiſenden Publikum eine große Beruhigung gewähren, wenn es weiß, daß die Eiſenbahnverwaltung ihr Möglichſtes tut, durch Desinfizierung der Perſonenwagen den Anſteckungsgefahren, welcher Art auch immer, vorzubeugen. Aber auch andere Geſellſchaften, die ſich mit der Beförderung von Perſonen befaſſen, wie die großen Fuhrgeſchäfte des Begräbnisweſens und vor allem der Straßenbahnbetrieb, werden ſich die Ausnutzung der neuen Einrichtung zu nutze machen müſſen. —



Eine hygieniſche Neuerung: Desinfektionsapparat für Eiſenbahnwagen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker. (1. Fortſetzung.)

Es ſchneite. Der Wind trieb die Flocken gegen das Fenſter. Das ſah ſich luſtig an. Es war auch blendendhell im Zimmer. Aber bitterkalt. Auf die Ausgabe für Heizmaterial hatte Nikoleit jetzt — Ende März — nicht mehr gerechnet. Es mußte den heutigen Sonntag alſo ohne Feuer gehen. Er hätte eine kleine Anleihe bei Langelütjes Brikettvorrat vornehmen können. Früher war das öfters vorgekommen. Jetzt widerſtrebte es ihm. Er ſuchte heute gefliſſentlich jede Begegnung mit ſeinem Nachbar zu vermeiden. Alles revoltierte in ihm gegen eine weitere Bevormundung.

Langelütje war von halb acht Uhr an außer dem Hauſe. Er vertrat bei zwei Gottesdienſten den Organiſten Hoffmann an der Orgel. Weder von den Seelennöten ſeines Freundes noch von ſeinen blaugefrorenen Händen hatte er eine Ahnung. Inzwiſchen packte ſich Nikoleit bei der Arbeit in ſeinen ärmelloſen Havelock, legte die wollene Bettdecke über die Knie und hauchte von Zeit zu Zeit die ſteifen Finger an, die den Bleiſtift kaum mehr halten konnten.

Seine neue Kompoſition war fertig. Es war ein in freier Liedform gegebener Landsknechtgeſang für drei Stimmen: die Altſtimme eines ganz jungen Burſchen, einen trompetenhellen Tenor und einen kräftigen Baß. Den Text hatte er bei literaturgeſchichtlichen Studien aus der Lutherzeit aufgeſtöbert. Das Ding war ihm flott von der Hand gegangen. Der Rhythmus war marſchartig; etwas Treibendes, ſieghaft Vorwärtsſtürmendes lag in der Melodie. Nun ſchrieb er noch raſch die drei Stimmen aus, in der Hoffnung, daß ſich am Abend eine Gelegenheit finden würde, auch dieſes kleine Stück vom Blatt zu ſingen.

Langelütje durfte die Kompoſition nicht ſehen. Dem war das alles zu kühn, zu gewaltſam.

Vor dem Beſuch in der Penſion in der Königgrätzerſtraße empfand Nikoleit Lampenfieber. Er hatte ſich wenigſtens, Langelütjes Rat folgend, eine neue Krawatte gekauft. Die alte ſah gar zu ruppig aus. Seine Mutter hatte ſie ſeinerzeit aus den Abfällen ihrer rotbraunen Samtrobe ſelbſt zuſammengeſchneidert, des berühmten Staatskleides, in dem ſie nun durch mehrere Moden hindurch ſiegreich bei allen feſtlichen Gelegenheiten erſchien, d. h. alſo im Theater und im Konzert, wenn ihr Gatte ein Klarinettenſolo zu blaſen hatte.

Noch bevor Langelütje vom Gottesdienſt zurückkehrte, verließ Nikoleit ſein „Eispalais“ — wie er ſeine Bude in einem Anfall von Galgenhumor nannte — und machte ſich auf den Weg zu ſeinem Sonntagsmahl. Manchmal ſpeiſte er in den Akademiſchen Bierhallen hinter der Singakademie. Aber nur in der erſten Monatshälfte, wo er die Summe von ſiebzig bis achtzig Pfennigen dafür aufbringen konnte. Heute ſuchte er das Volksſpeiſehaus in der Alexanderſtraße auf, zwei Treppen hoch in einem Hofgebäude, wo er eine Mahlzeit für vier Groſchen erhielt: Suppe, ein Stückchen Fleiſch, reichlich Kartoffeln und Kompott. Der Wirt, ein Original, überwachte die Austeilung der Portionen mit großer Gerechtigkeit. Er hatte die armen Studenten und kleinen Handlungsgehilfen beſonders gern und verkehrte väterlich mit ihnen. Einmal hatte ein ſtämmiger junger Menſch eine zweite Portion Milchreis verlangt. Der Wirt war daraufhin beſtürzt herbeigekommen und hatte ſich den Unerſättlichen angeſehen. „Gebt's ihm, gebt's ihm!“ rief er dann mit ſchallender Stimme in den Anrichteraum hinein, „platzt er, ſo platzt er!“ Das war unter den Stammgäſten ein geflügeltes Wort geworden. Ebenſo wie ſeine Auskunft auf eine Beſchwerde, einmal, als der Nachtiſch nur aus ſaurer Gurke beſtand. Zornig raunzte er da den kecken Beſchwerdeführer an: „Student wollen Sie ſein und haben keine Ahnung von der Botanik? Merken Sie ſich, junger Mann: Gurken ſind auch Kompott!“

Man aß an blankgeſcheuerten Tiſchen. Servietten gab es natürlich nicht. Getrunken wurde Waſſer. Einzelne Schlemmer leiſteten ſich eine Berliner Weiße. Die Brotkörbe mußten immer wieder gefüllt werden. Daran ſparte der Wirt nicht. Glänzend konnte ſeine Einnahme alſo nicht ſein. „Am einzelnen ſetz' ich zu — die Maſſe muß es bringen,“ pflegte er mit drolliger Selbſtironie zu ſagen.

Stundenlang trieb ſich Nikoleit heute nach dem Eſſen im Schnee im Tiergarten herum. In ſeinem Kopf ſpukte ſchon wieder ein neuer Entwurf. Es war beſonders ein breites, wuchtiges, rhythmiſch eigenartiges Thema, das er ſich vom Cello geſpielt dachte. Am liebſten hätte er es ſofort zu Papier gebracht. Aber vor ſeiner eiskalten Bude hatte er ein wahres Grauen.

Pünktlich um ſieben Uhr fand er ſich heute in der Königgrätzerſtraße ein. Die Penſion wurde von Raiths

Tante, der Witwe eines Oberſtabsarztes, geführt. Sie hatte ein ganzes Stockwerk von vierzehn Zimmern mit Penſionären beſetzt. Die Hälfte davon beſtand aus Muſikſtudierenden.

Frau Gruſovius empfing im allgemeinen Salon die Gäſte in tadelloſer Form. Noch mehrere Penſionäre außer Raith hatten Beſuch für den Abend. Nikoleit erkannte jetzt erſt, daß er zum Eſſen eingeladen war. Muſiziert ward erſt nach Tiſch. Raith nahm ihn kordial am Arm und machte ihn mit einigen Gruppen bekannt. Eine junge Dame ſprach ihn darauf engliſch an — es war eine Miß Antenbrink, eine Schülerin Joachims — ein junger Ruſſe fragte ihn auf franzöſiſch, in welchem Inſtrument er ſich ausbildete.

Dieter Raiths Schweſter, die Schülerin der Schulzen von Aſten, war eine lebhafte, heitere, liebenswürdige junge Dame mit ausdrucksvollen dunklen Augen, ziemlich brünett. Nikoleit meinte: es müſſe da ein Tropfen franzöſiſchen Blutes in ihrer Abſtammung nachzuweiſen ſein. Sie bildete den ſchärfſten Gegenſatz zu ihrem rotblonden und ſommerſproſſigen Bruder. Natürlich machte Nikoleit, um irgend etwas zu ſagen, eine Bemerkung über den auffallenden Farbenunterſchied.

Sie lächelte, wohl deshalb, weil ſie dies oft zu hören bekam und ſagte: „Unſere Mutter war Holländerin, ſie ſtammte aus Holländiſch-Indien. Sie war ebenſo brünett wie ich und ſagte immer, wenn ſie auf ihre Farbe angeſprochen wurde: in der Tropenſonne wäre ſie ſo nachgedunkelt. — Sie ſind Hamburger? Nach Ihrem Namen hätt' ich auf Oſtpreußen, auf Litauen geraten. — Hier in der Penſion ſind alle Provinzen und alle Nationen vertreten. Man lernt da eine ganze Menge Geographie hinzu."

Er war ſtumm geblieben, hilflos. Aber ſie gab ſich ſo ungezwungen, freundlich und gewandt, daß Nikoleit in ihrer Geſellſchaft ſich bald ſicher fühlte. Als es zu Tiſch ging, wies ihm aber Frau Gruſovius den Platz neben ſich an. An ſeiner anderen Seite ſaß Raith, der ihn während des Eſſens über jedes Wort ausfragte, das Spitta und Herzogenberg zu ihm geſprochen hatten.

Eine Eierſpeiſe wurde herumgereicht, darauf gab es kalten Aufſchnitt mit Butter und Brot. Die meiſten tranken Tee. Nikoleit empfand den Aufenthalt hier über alle Begriffe vornehm. Und die aufgeweckte Unterhaltung in mehreren Sprachen imponierte ihm. Er konnte nur dem Engliſch und Franzöſiſch nicht ſo raſch folgen. Raith, als Realgymnaſiaſt, war ihm darin voraus; auch die tägliche Übung mochte viel zu ſeiner Sicherheit beigetragen haben.

Frau Gruſovius war die echte Penſionsmutter: liebenswürdig, verbindlich, aufmerkſam, aber doch unnahbar und durch und durch Reſpektsperſon. Am andern Tiſchende ſchien ihr die Unterhaltung ein bißchen zu ſtürmiſch zu werden. Beſonders eine junge Holländerin fiel durch ihr aufgeregtes Weſen auf.

„Fräulein van Gorkum muß nächſten Sonntag wieder hierher unter meinen Schutz," ſagte Frau Gruſovius, „ſie wird mir zuviel geärgert da unten."

Die junge Dame brach mitten in ihrem lauten Lachen ab; ſie war über und über rot geworden. Sie empfand den Tadel ſofort heraus. Es war nun drollig, wie ſie ihrem Gegenüber mit dem Finger drohte, darauf die gefalteten Hände auf den Tiſchrand ſetzte und mit ſcheinheiligem Augenaufſchlag die artige Schülerin ſpielte.

Die Stimmung der andern ward dadurch noch um einen Grad luſtiger. Gegenüber der jungen Holländerin ſaß ein elegant gekleideter Herr, deſſen großer Brillant am kleinen Finger im Licht der Lampen blitzte. Er mochte erſt dreißig Jahre zählen, verfügte aber ſchon über ein kleines Bäuchlein, und ſein Scheitel verriet das Nahen der Glatze. Er trug die Hauptſchuld an der lauten Tonart, da er ſich über die holländiſche Sprache luſtig machte und ein paar angeblich holländiſche Sätze zum beſten gab: „Die Jünger ſalbeten ihr Haupt mit Öl und folgten ihm nach — wiſſen Sie, wie das auf holländiſch heißt?"

Fräulein van Gorkum hatte ſofort ihre artig abwartende Stellung aufgegeben. Wieder drohte ſie ihrem Gegenüber, diesmal aber äußerſt kampfluſtig. „Herr Pernaur, wenn Sie das ſagen — es iſt nämlich kein wahres Wort daran — dann bin ich Ihnen furchtbar böſe!"

„De Jonks ſmeerten ihren Deez mit Tran . . ."

„Alles falſch! Alles falſch!"

„. . . und klabaſterten after ihm!"

Nun lachte die ganze Nachbarſchaft, und das Lachen pflanzte ſich an der langen Tafel fort.

„Wer iſt dieſer Herr Pernaur eigentlich?" fragte Fräulein Raith heimlich ihren Bruder über die Tiſchecke herüber.

Dieter Raith wandte ſich an die Hausfrau: „Lona fragt, wer und was Herr Pernaur iſt?"

„Kapellmeiſter Pernaur, den kennt Ihr nicht, Kinder?"

„Hier iſt er doch zum erſtenmal."

„Bewahre. Du erinnerſt Dich nur nicht. Schon vor Weihnachten war er einmal zum Muſizieren hier."

„O, richtig!" Raith lachte verſteckt. „Sein Klavierſpiel! — Das richtige Kapellmeiſtergedreſche. Ohne jeden Anſchlag. — Wo iſt er denn angeſtellt?"

Lona Raith, die ſich inzwiſchen bei einem Nachbar unterrichtet hatte, miſchte ſich ein: „Du, Dieter, das ſoll ein ganz großartiges Ausſtattungstheater ſein. Man müßte ſich ſo etwas auch einmal anſehn. Nicht?"

An mehreren Stellen der Tafel ſprach man jetzt mit einem Male gleichzeitig von dem Theater, in dem Pernaur Kapellmeiſter war. Das Ballett, ‚Kleopatra', zu dem er ſelbſt die Muſik geſchrieben hatte, war den ganzen Winter hindurch gegeben worden. Geſtern hatte man das Jubiläum der 175. Aufführung gefeiert.

„Und Sie haben Abend für Abend dirigiert?" fragte ihn mit einigem Entſetzen im Ausdrucke ein hagerer, hellblonder Holſteiner, der angehende Organiſt Johannſen.

„Abend für Abend. Nur die Vorſtellungen nach den Jubiläen hab' ich immer meiner Stütze überlaſſen. Zur Erholung von den Strapazen der Feier und Nachfeier. Darum konnt' ich auch heute abend herkommen."

„Nach Ihrem nächſten Jubiläum lad' ich Sie ganz gewiß nicht wieder ein," ſagte ſein Gegenüber ſchmollend.

„Bis dahin wird mir Holland doch verziehen haben?"

„Nein, es iſt für ewig aus zwiſchen uns."

Da Frau Gruſovius gerade die Tafel aufheben wollte und alles ſtill geworden war, fing man die letzten Worte am ganzen Tiſche auf. Raith ſagte darauf leiſe, ein Auge zukneifend, zu ſeiner Tante: „Hatte denn ſchon etwas angefangen zwiſchen den Herrſchaften?"

„Aber Dieter —!"

Lona Raith hatte die Bemerkung ihres Bruders auch noch gehört. „Sie iſt doch ſeine Couſine, Dieter."

„Couſine? Hm. Was man nicht definieren kann, das ſieht man als Couſinchen an."

Man erhob ſich und ging in die beiden Vorderzimmer, in deren größerem ein Blüthnerflügel ſtand.

„Immer haſt Du gleich Vorurteile," ſagte Lona Raith ärgerlich verweiſend zu ihrem Bruder. „Und Du bringſt doch Tante in Verlegenheit. — So war's nicht gemeint, Tantchen."

Frau Gruſovius befand ſich auf dem Wege zur Tür zwiſchen ihrem Neffen und ihrer Nichte.

„Mir iſt es lieber, ſie empfängt hier unter meinen Augen Beſuch, als daß ich ſie irgendwo draußen weiß, wo ich ſie nicht kontrollieren kann. Unverſtändiges, liebes, drolliges kleines Ding, das ſie iſt."

Im Muſikzimmer waren inzwiſchen Notenpulte aufgeſtellt worden. Ein Brahmsſches Klavierquintett wurde geſpielt. Die Beſetzung war gemiſcht: drei Herren und zwei Damen. Dieter Raith, der neben ſeinen theoretiſchen Studien noch beim Profeſſor de Ahna Geigenunterricht

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

nahm, ſpielte die erſte Violine, die zweite ſpielte Miß Antenbrink, der Ruſſe Demidoff hatte die Bratſche und Fräulein van Gorkum das Cello. Am Klavier ſaß Johannſen, der Holſteiner, der Schüler des Inſtituts für Kirchenmuſik war. Die kleine Holländerin war ‚der Verzug‘ der ganzen Penſion. Man nannte ſie allgemein bei einem Koſenamen: ‚Tutt‘ oder noch mit dem holländiſchen Diminutiv ‚Tuttje‘. Durch welche etymologiſche Wandlung der aus ihrem richtigen Vornamen Elizabet entſtanden war, wußte niemand zu ſagen. Wie ſie mit ihrem luſtigen, heißen Geſichtchen, den lebhaften, dunkelblauen Augen, dem trotzigen Stupsnäschen und dem blonden Gelock daſaß und eifrig an ihrem Cello ſtimmte, bot ſie ein reizendes Bildchen.

Das Stimmen der Inſtrumente hörte auf, Dieter Raith klopfte leicht mit dem Bogen ans Pult. Die leichte Unterhaltung verſtummte darauf ſofort und andächtig hörte man zu.

Aber Nikoleit mußte zwiſchen den einzelnen Sätzen immer an das Thema denken, das ihm heute nachmittag eingefallen war. Wenn er ſich doch auch ſchon an die Sonatenform wagen könnte! Wie weit lag das noch alles im Felde für ihn!

So brachte ihn die Beſchäftigung mit ſeinen ehrgeizigen Plänen von der richtigen Andacht ab. Und beim Umherſchweifen ſeiner Blicke gewahrte er plötzlich in einem Spiegel das Geſicht des Herrn Pernaur, der noch weniger bei der Sache war. Der Kapellmeiſter blinzelte mit den Augen, nickte ein paarmal, lächelte, legte den Kopf auf die Rücklehne ſeines Fauteuils und muſterte irgendwen durch die halbgeſchloſſenen Lider. Nikoleit folgte der Richtung ſeines Blickes und gewahrte: die herausfordernde Augenſprache galt der kleinen Holländerin.

Tutt machte beim Spiel ein trotziges Geſicht. Jetzt zog ſie auch die Brauen zuſammen und warf dem Kapellmeiſter einen drohenden Blick zu. Einige Gänge auf der C- und G-Saite, in denen ein temperamentvoller Ausdruck lag, ſpielte ſie ſo wuchtig und herb, als wollte ſie darin einen ſtarken Groll entladen.

Applaudiert wurde hier nicht; das ſchien Hausordnung zu ſein. Aber als das rauſchende Allegro zu Ende war, warf Pernaur Tutt eine Kußhand zu. „Raſſe haben Sie, alle Wetter noch eins! Das hätt’ ich Ihnen ja gar nicht zugetraut, Tuttje!“

„Sie ſind unausſtehlich, Pernaur!“ gab ſie ihm kurz angebunden zurück und trug ihr Cello fort.

Er wollte ihr folgen — aber da rief ihn Frau Gruſovius an und bat ihn um nähere Auskunft über ſein nächſtes Opus. Das Intereſſe ſchmeichelte ihm ſichtlich. Mit ſeiner lauten Stimme, die jedes andere Geſpräch im Zimmer unmöglich machte, erzählte er von dem Wettjagen, das gegenwärtig die verſchiedenen Textdichter ſeines Theaters nach einem neuen packenden Stoff veranſtalteten. Im Spätſommer müſſe er das Stück ſchon komponiert haben, denn die neue Saiſon ſolle mit der Novität einſetzen.

Tutt war zurückgekehrt. „Ja, Pernaur, Sie ſind ein furchtbar genialer Menſch,“ ſagte ſie übermütig, „Sie können alles.“

„Nur eines nicht —“

„Nun?“

„Ihnen böſe ſein, wenn Sie auch immer wieder verſuchen, mich zu frozzeln!“ Er war aber doch empfindlich gekränkt und ſetzte ſich in einen Schmollwinkel. In den ihm dann — während des nächſten Stückes — die kleine Holländerin lächelnd folgte.

Zwei Herren — Tenor und Baß — trugen nun ein zweiſtimmiges Kirchenlied vor, eine Kompoſition des Orgelſchülers Johannſen. Es war im ſtrengen Satz geſchrieben, hatte lateiniſchen Text und klang ſtellenweiſe recht weihevoll, dauerte aber endlos. Wirkliches Intereſſe brachte der Arbeit nur Dieter Raith entgegen, der am Flügel über Johannſens Schulter mitlas.

„Lona, paßt Dir’s, jetzt einmal die kleine Sache von Herrn Nikoleit mitzuſingen?“ fragte er dann, als das Stück — ziemlich wirkungslos — zu Ende gegangen war.

„Gern.“ Sie verließ ſofort den Platz neben der Hausfrau und trat zu den beiden Sängern, mit denen ſie ſich noch raſch, das Notenblatt in der Hand, über einige techniſche Dinge des Vortrags einigte. Die Herren waren auch Studierende der Hochſchule: der Tenor bildete ſich beim Profeſſor Otto im Geſang aus, der Baſſiſt beim Profeſſor Felix Schmidt. Nikoleit fühlte ſeinen Herzſchlag ausſetzen, als der Vortrag begann. Der Satz wirkte durch die Verwendung der doriſchen Tonart zunächſt befremdend. Das moderne Ohr mußte ſich erſt umgewöhnen. Aber es lag ein ſchöner Fluß in den einzelnen Stimmen. Nur eine reichere Harmoniſierung hätte Nikoleit gewünſcht. Einzelne Sprödigkeiten empfand er auch ſehr ſchmerzlich.

Mit noch lebhafterer Anteilnahme als zuvor bei Johannſens Kompoſition lauſchte Raith dem Vortrag. Er hatte ſich neben Nikoleit geſetzt und verfolgte den Geſang im Manuſkript, den Bleiſtift in der Hand. Bei einigen Stellen machte er Striche und warf Nikoleit einen fragenden Blick zu.

Zum Schluſſe gab es die Führung, daß der Alt, der bisher nur in der Mittellage geblieben war, einen ſchönen, ſtetigen Aufſchwung nehmen konnte. Das ſtimmliche Material, das Lona Raith beſaß, kam nun erſt voll zur Geltung. Nikoleit war von dem edeln, metalliſchen Klang dieſer klaren, großen Stimme aufs äußerſte überraſcht. Eine ſolche Stimmfülle, ſolch tonſchönen Anſatz und ſolch tiefen Ernſt des Ausdrucks hatte er der heiteren, lebhaften Rheinländerin gar nicht zugetraut. Es war ein wahrer Genuß, dieſes Aufſteigen in die höhere Stimmlage, dieſes ganz allmähliche innere und äußere Sichſteigern zu verfolgen.

Lona kehrte an ihren Platz zurück, ihr Bruder nickte ihr kurz zu, und Tutt machte mit den Daumennägeln die Bewegung des Applaudierens, wobei ſie die Sängerin luſtigſchalkhaft anſah. Dann wandte ſie ſich an ihren Nachbar, der gelangweilt daſaß: „Sagen Sie doch endlich auch etwas, Pernaur!“

„Es war ſehr ſchön,“ fiel der ſofort ein, „ſo ſchön wie in der Synagoge.“

Einige lachten. Aber Raith ſchien ſehr ungehalten. Das nächſte Duett war eine Kompoſition von ihm ſelber und ebenfalls geiſtliche Muſik. Es war eine ſchwer zu ſingende Fuge. Trotzdem die Sänger im Vomblattſingen ſehr geübt waren — ſie bildeten Stützen des a-capella-Chores der Hochſchule — mußten ſie doch mehrmals abbrechen. Raith begab ſich ſchließlich ans Klavier und unterſtützte die ſchwierigen Einſätze.

Mehrere hatten ſchon leiſe das Zimmer verlaſſen und bildeten draußen Plaudergruppen.

Nikoleit wollte Raith folgen, aber da ſprach ihn deſſen Schweſter an. Sie war wieder ganz die heitere, temperamentvolle, offenherzige Rheinländerin, nichts erinnerte an die ernſte Sängerin.

„Die Herren Komponiſten ſollten einmal verurteilt werden, alles ſelber zu ſingen, was ſie ſchreiben,“ ſagte ſie lächelnd, mit einer Kopfbewegung nach ihrem Bruder hin. „Die Stimme iſt doch kein Inſtrument. — Bei Ihrem Stück hab’ ich auch zweimal ein Viertel pauſieren müſſen.“ Sie nahm das Notenblatt und zeigte ihm die Stelle. „Sehen Sie — da. Sie ſchreiben halbe Noten vor. Aber man muß abſetzen. Luft braucht man doch zum Singen. Nicht?“

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar. Es iſt ja das erſtemal, daß ich etwas höre, was ich geſchrieben habe.“

„Nun, hat es Ihnen gefallen?“ fragte ſie leichthin.

„Nein!“ ſtieß er kurz aus.

Sie hatte unbedingt das übliche Kompliment erwartet. Verdutzt ſah ſie ihn nun an.

„Ich meine natürlich nur — die Kompoſition.“

Sie lachte. „Das iſt drollig. Es klang doch ganz ſchön.“

„Ja — ſo ſchön wie in der Synagoge.“

Mit einer flüchtigen Kopfwendung ſah ſie ſich nach ihrem Bruder um. „Mein Geſchmack iſt es ja ebenſowenig. Im Geſangunterricht fängt man aber auch mit den alten Italienern an. Concone! Manchmal könnt' ich verzweifeln. Ein einziges kleines deutſches Volkslied gibt mir mehr — menſchlich — als eine ganze große Arie im bel canto.“

Nun fing er Feuer. Er ſchilderte ihr ein wenig von ſeinen Kämpfen mit Langelütje. Ihr Bruder hatte ihr ſchon von ſeinem Studium erzählt, von ſeinen allerdings nur loſen Beziehungen zu Spitta und Herzogenberg. Sie kamen immer eifriger ins Geſpräch — über die Hochſchule, die Profeſſoren.

Dabei merkte Nikoleit gar nicht, daß er durch Pernaur der Gegenſtand weiterer Aufmerkſamkeit geworden war. Der Kapellmeiſter hatte ſeinen Spaß an der provinzialen Erſcheinung dieſes jungen Komponiſten. Er ſtand in der Tür mit Tutt bei einer Gruppe andern jungen Volks, das er durch ſeine Kritik beluſtigte.

„Hervorragend originell, der junge Mann. Sehen Sie bloß, meine Damen: dieſe koketten Stiefelchen. Was? Und die Krawatte — na, die iſt einfach dernier cri de Paris. Ein Chic, ein Pli — geradezu raffiniert!“

Je mehr er ſprach, deſto lauter ward das Lachen. Tutt verließ endlich die Gruppe der Spötter, indem ſie ſich das Taſchentuch vor den Mund hielt.

Zum Schluß des ſonntäglichen Beiſammenſeins ſollte noch das Schubertſche Forellenquintett geſpielt werden. Da mit dem Schlag elf Uhr das Muſizieren aufhören mußte, bat die Hausfrau ihren Neffen, den Flügel zu räumen.

In dem Augenblick kam ſeine Schweſter zum Flügel. „Herr Nikoleit hat da noch eine andere kleine Kompoſition mitgebracht. Hört mal, das ſcheint mir recht ſangbar ...“

„Du darfſt Dich aber doch nicht überanſtrengen, Lona,“ fiel Raith ſofort ein. „Du haſt morgen früh Stunde und abends a-capella-Chor.“

Sie winkte den beiden Kollegen, gab ihnen die Stimmen und beſprach ſich mit ihnen. Nikoleit ſtand im Hintergrunde und hörte mit halbem Ohr zu. Zugleich fragte ihn Raith nach der Kompoſition aus.

„Den Text hab' ich am Freitag abend gefunden. Zufällig. So beim Büffeln. Ich ſaß da in der Nacht noch ein bißchen über Germaniſtik. Aber richtig entſtanden iſt es erſt geſtern.“

Pernaur trat herzu. „Ein neuer Tempelgeſang?“ fragte er mit ſcheinheiliger Miene.

Die jungen Damen, die ihm kichernd gefolgt waren, ſtießen einander verſtohlen an.

Nun merkte Nikoleit, daß er hier eine Art komiſcher Perſönlichkeit vorſtellte. Er ward ganz weiß im Geſicht.

Lona Raith hatte ſich inzwiſchen ans Klavier geſetzt und ſpielte ihre Stimme durch. Die beiden Sänger folgten, in ihre Notenblätter blickend und leiſe markierend.

Es lag etwas in der Melodie, im Rhythmus, das ſich ſofort ins Ohr ſchmeichelte. Aus dem Nebenzimmer kam Miß Antenbrink herbei und wollte wiſſen, was da geſpielt wurde. Andere folgten.

„O, wirklich — das kann ſehr nett klingen!“ rief Lona Raith. „Alſo — ‚Landsknechtgeſang‘ heißt das Stück. Eigentlich müßte der Alt aber Knabenſtimme ſein. So iſt es doch, Herr Nikoleit, nicht? ... Und pianiſſimo anfangen, meine Herren, allmählich anſchwellen, wieder diminuendo, und dann verklingen ... O weh, der Alt zum Schluß pianiſſimo auf dem zweigeſtrichenen gis. Das kann ja gut werden.“

Die Gruppen löſten ſich wieder, die meiſten nahmen Platz, und als Stille eingetreten war, begann der Vortrag: ganz leiſe, ſtakkato, in munterem Marſchtempo.

Man hatte wirklich die Vorſtellung, als kämen drei luſtige, friſche Burſchen aus der Ferne heran, auf der einſamen Landſtraße und in der Nacht, immer näher. Der Text des alten Landsknechtgeſanges war dabei ſo verteilt, daß jeder der drei ſeine gute Charakteriſtik bekam: Der Draufgänger war der Tenor, der Älteſte, der humorvoll Bedächtige, war der Baß, und der Alt gab den knabenhaft Zagen. Den marſchartigen Rhythmus hielt nur immer die eine der drei Stimmen feſt, die andern beiden rankten ſich in freiem Spiel mit ſelbſtändiger Melodie darum, einander kanonartig ablöſend. Am reizvollſten wirkte es, wenn der Baß den Marſch rhythmiſierte, der Tenor trompetenhell ſeine Gänge hinausſchmetterte und der Alt in ſanften, langen, getragenen Tönen, wie ein Schleier darüberſchwebte. So war die Gruppierung auch zum Schluß, als der Geſang leiſer und leiſer wurde, wie in der Ferne entſchwebend. Dabei ward auch die Tonlage des Tenors tiefer, die Melodiebewegung ruhiger. Aber in zartem Piano ſtieg indes der Alt langſam auf, höher, immer höher, um dann — wie ein letzter, ergreifender Abſchiedsgruß klang es — auf einem hohen Ton, mit dem Falſettregiſter genommen, im zarteſten Pianiſſimo zu verklingen.

Das Stück war aus.

Und jetzt wurde — ganz entgegen der Hausordnung — tüchtig geklatſcht. Am herzhafteſten klatſchte Pernaur. „Aber das iſt ja ganz reizend! — Hören Sie, das müſſen Sie uns noch einmal geben! Ja!“

Andere ſtimmten ein. Es wurde „Da capo! Da capo!“ gerufen.

Pernaur ſchien ehrlich begeiſtert. „Man ſieht die drei Kerls ordentlich, wie ſie da durch die Nacht ziehn,“ ſagte er. „Gutes junges Blut — und in der Ferne ſteht ſchon der Tod. So iſt es doch?“

Der Vortrag hatte eine ſo allgemeine Begeiſterung ausgelöſt, daß das Terzett gern in eine Wiederholung willigte.

Beim zweiten Anhören genoß es Nikoleit erſt ſelbſt. Er hatte eine herzliche Freude. Freilich entdeckte er jetzt auch ein paar Stellen, an denen er die eine oder andere Stimme noch wirkungsvoller, ſangbarer führen konnte. Lebhaft bedankte er ſich hernach bei den Vortragenden. Impulſiv ſtreckte er Lona Raith die Hand hin. „Heute hab' ich viel gelernt,“ ſagte er ſtrahlend, „mehr als in einem ganzen Monat Kontrapunkt!“

Die junge Dame ſchüttelte ſeine Rechte herzlich. „Das Stück müſſen Sie uns aber dalaſſen. Gelt? Ja, das mache ich mir zur Bedingung. Das war ja heute nur improviſiert. Wir werden es richtig ſtudieren und dann ſicher noch oft ſingen. Und wenn Sie einmal ein berühmter Komponiſt ſind, dann werde ich ſtolz ſagen: Guckt her, ich habe ihn entdeckt!“

Sie lachte, es herrſchte eine wirklich angeregte Stimmung, das Geplauder war in allen Gruppen ſehr lebhaft, und Dieter Raith hatte Mühe, ſein Quintett zuſammen zu bekommen.

Als die Spieler endlich wieder vor ihren Pulten ſaßen, klopfte Pernaur dem noch immer ſtrahlenden Komponiſten auf den Arm und zog ihn mit ſich ins Speiſezimmer, zu dem die Tür angelweit offen ſtand.

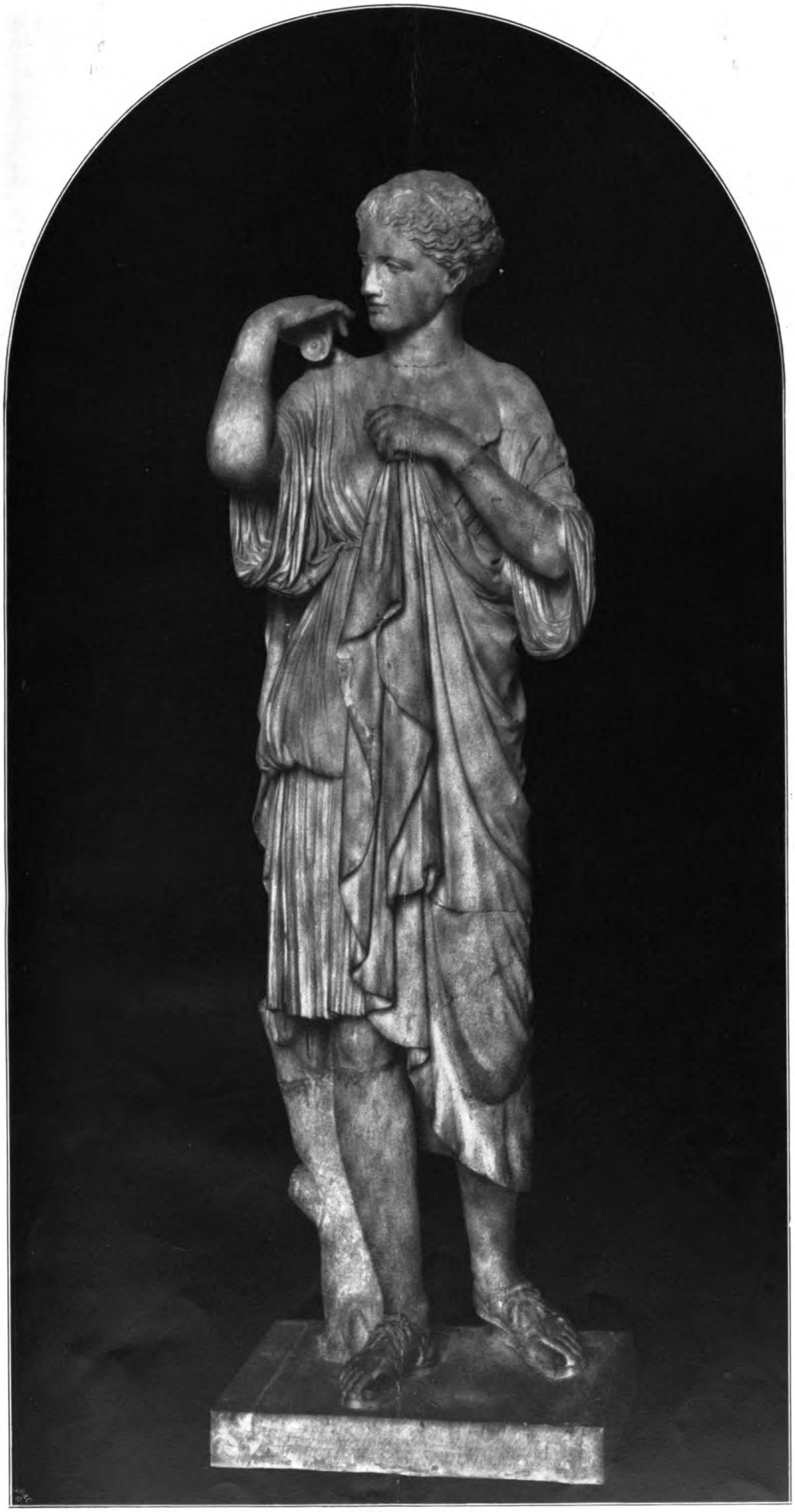
„Hören Sie mal, das Ding iſt forſch. Veröffentlicht iſt es noch nicht?“

„Veröffentlicht?“

„Gedruckt? Verkauft? Nein? — Iſt es die Möglichkeit, geſtern erſt niedergeſchrieben, alſo gradezu aus dem Ärmel geſchüttelt? — Gratuliere Ihnen, Herr . . .“

Drinnen begann Schuberts Forellenquintett. Pernaur zog ihn bis zur Fenſterniſche. Flüſternd ſprach er hier weiter.

„Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen. Überlaſſen Sie mir das Stückchen. Ich kann es bei Gelegenheit mal gut verwenden. Das iſt überaus effektvoll. — Wir fügen in unſere Ausſtattungsſtücke nämlich ſehr oft ſo kleine Nummern ein. Und die kann unter Umſtänden einen Schlager geben. Natürlich ſollen Sie auch Gewinn davon haben. Sie kriegen einen blauen Lappen — ſchrumm — und das Geſchäft iſt gemacht. Einverſtanden?“



Diana von Gabii. Louvre in Paris.

Kunſtbeilage zum Daheim.

Nikoleit konnte ihm gar nicht folgen. Ganz entgeiſtert ſah er ihn an. Der erfolgverwöhnte Praktiker wollte von ihm, dem angehenden Schüler, etwas zur Aufführung annehmen? Gar ihm dafür auch noch Honorar zahlen?"

„Na — Sie ſehen mich ja ſo böſe an?" Pernaur lachte und griff in die Hoſentaſche. „Bargeld iſt nicht zu verachten. Greifen Sie zu, ſolange ich noch etwas habe. Gegen den Monatserſten wird das Zeug bei mir oft genug verzweifelt knapp."

Aus dem Muſikzimmer gebot man Ruhe. Pernaur klopfte ihm auf die Schulter. „Begleiten Sie mich nachher. Wo wohnen Sie?" Er wandte ſich dem Vorderzimmer zu. „Das heißt, mein Bedarf an Muſikchören iſt jetzt reichlich gedeckt."

Auch Nikoleit konnte — in ſeiner ſeltſam erregten Gemütsverfaſſung — dem entzückenden Schubertſchen Werk nicht mehr recht folgen. Der Kapellmeiſter hatte ihn verlaſſen und war in die Tür getreten. Nikoleit beobachtete ihn. Er ſah, daß er wieder ſein kokettes Spiel mit Tutt begann. Das ging ſo durch ſämtliche Sätze. Nach ihm blickte er ſich gar nicht mehr um. Nun fragte er ſich: ob das vielleicht doch nur ein ſchlechter Scherz geweſen war? Denn das Honorar, das er ihm da genannt hatte, überſtieg ja alle Möglichkeiten. Hundert Mark war ein Vermögen. Hundert Mark gaben ihm die Möglichkeit, ſich für eine ganze Reihe von Monaten ein Klavier zu mieten! Er atmete tief auf. Und es blieb noch ſo viel übrig, daß er auch ab und zu einmal ins Theater gehen konnte, in die Oper. Im „Gänſeſtall", dem Stehparterre hinter dem Parkett, koſtete es ja nur eine bare Reichsmark; aber ſie hinzugeben, bedeutete für ihn jedesmal den Verzicht auf ein paar warme Mittagsmahlzeiten. Und jetzt ſollte er mit einem Schlage ... Ach, wohin verlor er ſich!

Das Finale des Quintetts war da. Stühlerücken, Geplauder. Frau Gruſovius kam durchs Speiſezimmer. Sie ſprach nun auch ein paar nette Worte über ſein Stück zu ihm. „Ich bin mit der Zeit ſo eine Art Verſuchsauditorium geworden. Was hab' ich ſchon alles zuſammengehört, ſeitdem ich hier die Penſion habe. Aber das war mir heute abend eine richtige Erquickung, lieber Herr Nikoleit. — Sie bleiben jetzt noch ein bißchen da, trinken ein Gläschen Bier und erzählen mir von ſich. Wollen Sie? Nun, wo nicht mehr geſungen wird, dürfen die Herren auch eine Zigarre rauchen. — Dieter, bitte, mache den liebenswürdigen Hausherrn, ich will das Mädchen mit Bier und Limonade hereinſchicken."

Die Herren verſammelten ſich jetzt in der Fenſterniſche des Speiſezimmers. Dieter Raith bot Zigarren an. Nach einer Weile ſtieß auch Tutt hinzu und erbat ſich von Pernaur eine Zigarette. Sie ſetzte ſich auf den kleinen runden Tiſch am Fenſter, ließ die Beine baumeln und zankte ſich in ihrer übermütigen Art mit dem Kapellmeiſter.

Nikoleits Gehobenheit bekam durch Raiths Urteil einen ſtarken Dämpfer. „Ihr Landsknechtgeſang iſt leichte Ware, aber recht wirkungsvoll. Ich habe mich ſehr amüſiert. Nur — die Arbeit fehlt, die Vertiefung, der eigentliche muſikaliſche Geiſt. Nun, es iſt der erſte rohe Entwurf. Sie haben es ſo niedergeſchrieben, wie es Ihnen eben eingefallen iſt. Bloß das eine kann ich Ihnen aus eigener Erfahrung ſagen: hüten Sie ſich, damit zufrieden zu ſein. Denn was ſofort den Publikumserfolg für ſich hat, das ſtreift immer bedenklich an Kitſch."

Zuerſt ſagte ſich Nikoleit: der pure Neid ſpricht aus ihm. Aber die ernſte, ſachgemäße Kritik, die Raith anknüpfte, hatte doch Hand und Fuß. Verſchiedene Durchgänge waren ſehr „wild", und an einer Stelle befand ſich ſogar eine Oktavenfolge in zwei Stimmen, ein ſchwerer Verſtoß gegen die Geſetze des polyphonen Satzes.

Pernaur hatte in ſeinem Geplänkel mit der kleinen Holländerin ab und zu aufgehorcht. Flüchtig wandte er ſich nun dem Paare zu und ſagte: „Laſſen Sie doch die Geſetze auf dem Papier ſtehn für die alten Profeſſoren. Mit der grauen Theorie lockt man keine Katz' hinterm Ofen vor. Wirkung iſt alles! Und die Wirkung iſt der Erfolg."

„Es iſt nur die Frage, Herr Pernaur," ſagte Raith von oben her, „ob man auf ein urteilsfähiges Auditorium wirken will — oder auf die große, blöde Menge."

„Auf das Volk, das zahlt, lieber Herr." Pernaur wandte ſich darauf wieder Tuttje zu. „Aber einen dicken Kopf kann man hier ſchon kriegen bei Ihnen. Bei Ihnen iſt alles Muſik, alles."

„Hier gibt's jetzt auch Bier, Freund Pernaur, das wird Sie doch ausſöhnen!" Tutt hatte dem Mädchen zugewinkt.

Im Stehen leerte man die kleinen Gläſer. Raith trank Nikoleit mit ſtudentiſchem Komment zu. Pernaur erhob dann ein zweites Glas, das er ſich zur Reſerve gleich aufs Fenſterbrett geſtellt hatte, gegen Nikoleit. „Pröſtchen! — Sie kommen jetzt doch mit heim, wie? Wir haben denſelben Weg. — Alſo hochzuverehrende Gaſtfreundin, legen Sie mich Ihrer gnädigſten Frau Penſionsmama in gefeſſeltem Zuſtand zu Füßen — und haben Sie tiefgefühlten Dank für den reizenden Abend. Ich gehe geläutert, ſittlich gehoben von den edeln Einflüſſen dieſes Sonntags in meine laſterhafte Wochentätigkeit hinein. Morgen zum hundertundzweiundfünfzigſten Male die ‚Kleopatra'."

„Sie ſcheinen ſich nicht ſonderlich darauf zu freuen?" fragte Raith mokant.

„O doch. Rieſig. Morgen nach Akt eins erhebe ich beim Direktor wieder einen Vorſchuß, der ſich gewaſchen hat. Ja — man hat beim Theater auch ſeine lichten Momente. Servus allerſeits. Gute Nacht, Tuttje, Sie allerliebſte Kratzbürſte. Kommen Sie, Herr — eh — Nikolaus, wie? Hab' die Ehre, hab' die Ehre!"

Er ſprach plötzlich in wieneriſchem Tonfall, trieb noch allerhand Allotria, wollte Tutt umarmen — „vetterlich", ſagte er — und ließ ſich unter allgemeiner Luſtigkeit von der kleinen Holländerin aus der Tür hinausſchieben.

Nikoleit hatte ſich inzwiſchen auch von der Hausfrau verabſchiedet, von dem Geſchwiſterpaar, von den Sängern. Jedem hatte er die Hand gegeben, empfand dabei aber, daß dieſe Umſtändlichkeit wieder belächelt wurde. Raith begleitete ihn hinaus; im Flur harrte ſchon der Kapellmeiſter in Zylinder und elegantem Gehpelz ſeines Begleiters.

„Wiſſen Sie was, Nikolaus?" ſagte Pernaur kordial zu ihm auf der Straße. „Wir ſetzen uns jetzt noch auf eine Schale Mokka oder ſo etwas Erquickliches zu Joſty — und dabei machen wir das Geſchäftliche gleich ab. Geben Sie mal die Noten her, ſonſt verbummeln Sie mir das Stückchen noch." Er nahm ihm die Partitur des Landsknechtgeſanges ab, kniff ſie rückſichtslos zuſammen und ließ ſie in die große Innentaſche ſeines Pelzes verſinken.

Im Café beſtellte er römiſchen Punſch für ſich und ſeinen Gaſt. Nikoleit war derlei Getränke nicht gewöhnt und fühlte bald die Wirkung. Er geriet in eine ſelige Stimmung. Pernaur hatte ihm fünf Goldſtücke in die Hand gedrückt; loſe hatte er ſie aus der Hoſentaſche herausgeholt.

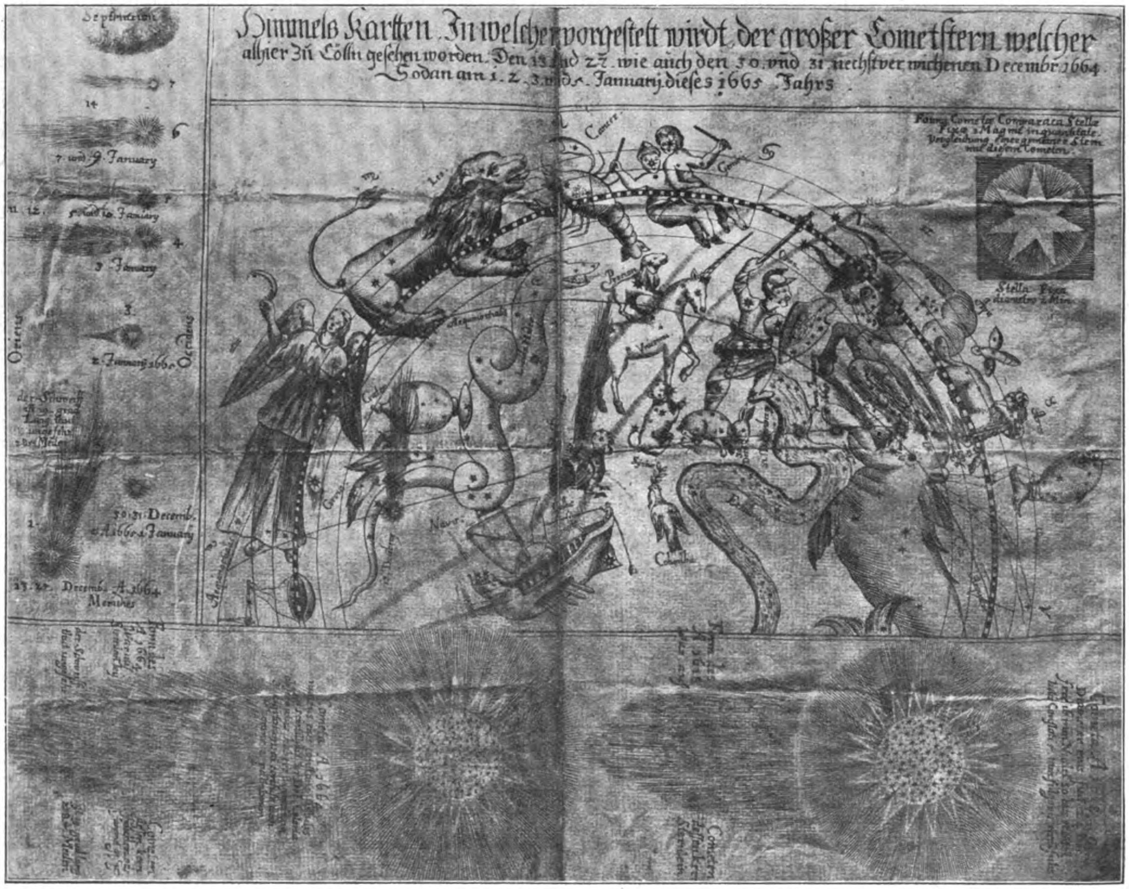
„Sie müſſen mich einmal beſuchen. Hier iſt meine Adreſſe. Aber vorher eine Poſtkarte mit Anfrage, bitte. Denn ich bin nicht immer zu ſprechen, wenn ich zu Hauſe bin." Er lächelte und zwirbelte ſeinen ſchwarzen Schnurrbart auf. „Und laſſen Sie ſich ums Himmels willen von dem entſetzlichen Philiſter, dem Herrn Raith oder wie er heißt, nichts vormachen. Sie ſind ein urwüchſiges Talent. Glauben Sie mir, Sie machen Ihren Weg ohne dieſe langweilige Salbaderei. Kontrapunkt! Fugen! Was war das für ein Stumpfſinn, den die Leute da produziert haben. Mich haben bloß die Sänger gedauert. Bauchweh hat man kriegen können. — Noch ein Schlummerpunſch, Nikolaus, dann geht's heim. Ich kaufe eine Droſchke und ſetze Sie am Neuen Markt ab. — He, Kellner! Ober! Garçon! Noch zwei Becher! — Ich bin zu alt, um nur zu ſcherzen, zu jung, um ohne Punſch zu ſein!"

(Fortſetzung folgt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Von denen Notſternen. Von Profeſſor Dr. Max Kirmis.

„Et nunquam terris spectatum impune Cometen“, niemals auf Erden iſt ungeſtraft ein Komet geſchaut worden, lehrt Claudian; der ſich für ſo klug haltende Cicero verſichert in den Briefen an Attikus, daß alle Kometen Kriege und Bürgerzwiſt bedeuten; Seneca hält die Kometen ohne Ausnahme für tückiſch und ehrlos; Tibull ſagt, ſie ſeien böſe Vorzeichen des Krieges; viele Schriftſteller machen die Kometen für allerhand Heimſuchungen verantwortlich; klar und deutlich aber gibt Plinius der ältere die Anſchauungen ſeiner Zeit wieder, indem er ſagt: Meiſtenteils iſt der Komet ein ſchreckenerregendes und nicht leicht zu verſöhnendes Geſtirn, wie der Bürgeraufſtand unter dem Konſul Oktavius (76 v. Chr.) und der Krieg zwiſchen Pompejus und Cäſar beweiſen (49 v. Chr.). Auch in unſerer Zeit ſah man, als der Kaiſer Claudius vergiftet wurde (54 n. Chr.) und unter der Regierung ſeines Nachfolgers Domitius Nero (64 n. Chr.) lange Zeit ſchreckliche Kometen. Man glaubt ihr Einfluß hänge davon ab, nach welcher Gegend ſie hineilen, welches Sternes Kräfte ſie annehmen, welchen Dingen ſie ähnlich ſehen, und an welchen Orten ſie ſich zeigen.


Himmels Karten In welcher vorgeſtelt wirdt der großer Cometſtern welcher allhier zu Cölln geſehen worden. Den 13 und 22 wie auch den 30 und 31 nechſtverwichenen Decembr. 1664 Sodan am 1. 2. 3. und 4. January dieſes 1665 Jahrs
Septentrio
7 und 9 January
11. 12.
3 January
2 January 1665
Oriens
Occidens
30. 31. Decemb. 1664
23. 27. Decemb. A. 1664
Leo
Cancer
Stella Fixa

Flugblatt auf die Erſcheinung des großen Kometen vom Jahre 1665.

„Kein Komet, der nichts Böſes brächte,“ ſagte das Sprichwort, und das war die vorherrſchende Anſicht nicht nur des Altertums, ſondern auch ſpäterer Zeiten, bis weit in die Neuzeit hinein. Krieg und Peſtilenz, Überſchwemmung und Hungersnot ſollten die fürchterlichen Haarſterne künden, zugleich aber ein kräftiges „quos ego!“ ausdrücken, mit dem der erzürnte Schöpfer die ſündige Menſchheit zur Tugend und Gottesfurcht aufrief. „Dabei that ſich erzeigen, Ein ſchöner Sterne klar, Der leucht mit vielen Striemen, Gleich wanns ein Ruhte war,“ ſagt ein Zeitungslied von 1621 in bezug auf den großen Kometen von 1618 und Abraham a S. Clara eifert: „Der große und erſchröckliche Comet, mag wol ein Ruthen geweſt ſein, Die uns gott in daß große Fenſter geſteckt hat, womit er uns einen harten Streich drohet.“ — „Der Stern droht böſe Sachen, Trau nur: Gott wirds wol machen,“ tröſtet eine Kometenmedaille von 1681, und eine Denkmünze von 1436 ſoll die Inſchrift tragen: „Gott geb uns, daß dieſer Kometen Stern, Beſſerung unſeres Lebens lern!“ So ſteht es wenigſtens in den Hamburger Nachrichten (Nr. 156 Jg. 1910) in einem Aufſatze des Dr. G. B.-Berlin, betitelt „Kometenwahn“; — „Nachdruck verboten“. Die betreffende Stelle lautet: „Eine 1436 geprägte Medaille trug in Hinblick auf jenen erſchrecklichen Schweifſtern, den Papſt Calixtus III. unter Anrufung aller Heiligen zu beſchwören ſich ereiferte, die ſeltſame Inſchrift: ‚Gott geb uns, daß dieſer Kometen Stern, Beſſerung unſeres Lebens lern!‘“

Nicht leicht laſſen ſich in einem Satze mehr handgreifliche Unrichtigkeiten zuſammendrängen. Denn erſtens war im Jahre 1436 überhaupt kein Komet ſichtbar, wohl aber waren 1434 und 1439 Kometenjahre, ſodann ſaß im Jahre 1436 nicht Calixtus III. Borgia (1455—1458) auf dem Stuhle Petri, ſondern Eugen IV. (1431—1447), und endlich haben die Bittgebete, welche Calixtus III. in bezug auf den Kometen von 1456 anordnete, keinerlei Zuſammenhang mit jener Medaille. — 1456 wütete in Italien die Peſt, und die Türkengefahr ſtand vor den Toren des weſtlichen Europas. Belgrad ſchien eine ſichere Beute des Sultans Muhammed II. Zwei Kometen zeigten ſich in dieſem Jahre. Der eine von außergewöhnlicher Ausdehnung (inauditae magnitudinis) erſchien im Zeichen des Krebſes und ſtrahlte den ganzen Monat Juni hindurch vom Himmel herab. Da ließ der Papſt, um Gottes Zorn abzuwenden und um Hilfe gegen die Türken zu erflehen, während einiger Tage Bittgebete abhalten und befahl allerorten in der Mittagszeit die Glocken zu läuten. Und Belgrad wurde von Johannes Hunyades und Joh. Capiſtraneus entſetzt, und die Türken erlitten am 23. Juni eine furchtbare Niederlage. So die Chroniſten. Jener hellſtrahlende Komet von 1456 aber läßt ſich mit Sicherheit als der Hallenſche nachweiſen. Vierzig Tage lang zeigte er ſich damals in und zwiſchen den Zeichen des Stieres und des Löwen. Sein Perihel (Sonnennähe) erreichte er in den letzten Tagen des Juni. Zu dieſer Zeit zeigte ſein Kern das helle Licht eines Fixſternes und ſein weit ausgebreiteter Schweif hatte eine Länge von ſechzig Graden erreicht. „Hunc multa mala secuta“, „und vielerlei Übel erfolgten darauf“, ſchließt der Baſeler Chroniſt Schorer ſeinen Bericht über den Kometen.

Die Verſe „Gott geb das uns der Kometenstern Besserung unsers Lebens lern“ ſtehen übrigens auf einer Medaille auf den Kometen von 1618, deren Vorderſeite einen großen Kometen über einem Sarge zeigt und die Worte: Bedroung eines Cometens. Es werden Zeich Gesche: Lu. 21. — Über die Kometenmedaillen ſoll ausführlich im Sammlerdaheim berichtet werden. —

Kann man ſich denn nun eigentlich ſo ſehr darüber wundern, daß die Erſcheinungen der Kometen Aufregung verurſachten und auf allerhand Ereigniſſe hin gedeutet wurden, zu Zeiten, wo man über die Bahnen dieſer Sterne noch nichts Sicheres wußte, und wo man noch nicht über wiſſenſchaftliche Hilfsmittel verfügte, die es möglich gemacht hätten, die Natur der Schweifſterne einigermaßen wahrſcheinlich zu deuten? Unerwartet zeigten ſie ſich am Himmel, regellos erſchien ihre Bahn, ihre Größe wuchs raſch ins Ungeheure, von ungewöhnlicher Schnelligkeit war ihr Lauf. Man ſah ſie wachſen und abnehmen, ſie veränderten Form, Farbe und Glanz, mitunter teilte ſich ihr Schweif, kurz, ſie wichen ſo ſehr von dem Gewohnten ab, daß man Berechtigung zu haben glaubte, Außerordentliches von ihrem Erſcheinen zu erwarten. Bekanntlich wird ein Komet in ſeiner Geſamtheit auch heute noch am beſten mit unbewaffnetem Auge beobachtet. Und die Alten waren ſcharfe Beobachter. Ihre Definition der Haarſterne deckt ſich im weſentlichen mit der heutigen. Die Kometen beſtehen aus einer rundlichen Nebelmaſſe (Coma), in der ſich meiſt eine hellere Lichtverdickung, der Kern, befindet. Beides zuſammen heißt der Kopf des Kometen, und aus dieſem heraus erſtrahlt als ſchwächere Fortſetzung der Nebelmaſſe der Schweif. — Man unterſchied nach ihrem Ausſehen zwölf verſchiedene Arten von Kometen: den Haarſtern oder die Roſe ohne Schweif, den langbeſchweiften Bartſtern, den Wurfſpieß, den Dolch, den Scheibenſtern (disceus), den Tonnenſtern (doliaris), das Horn, die Fackel, den Roßſtern (hippeus), das Silberhaar, den Bock und den Spieß. Über die Natur der Kometen waren im weſentlichen vier verſchiedene Anſichten aufgeſtellt. Einige hielten ſie für Weltkörper, die ſich im Raume ähnlich den Planeten bewegen. So die Pythagoräer und Demokrit. Seneca, der Lehrer Neros, machte dieſe Anſicht zu der ſeinigen und ſagt hierüber ſcharf und treffend: „Ich rechne die Kometen, wie die Planeten, zu den ewigen Werken der Natur. Warum ſollte man auch gezwungen ſein, anzunehmen, daß es unter den unzähligen Sternen nur dieſe fünf Planeten gäbe, denen es erlaubt iſt, ſich zu bewegen? Es wird gewiß einmal eine Zeit kommen, wo das, was uns jetzt noch dunkel iſt, klar und deutlich vor uns liegen wird. Ein Mann wird kommen, der die Bahnen der Kometen entdecken und berechnen und vor deſſen Augen die Natur ihr Heiligtum, das ſie vor uns verborgen hält, enthüllen wird.“ Dieſer Mann kam 1600 Jahre nach Seneca und hieß Newton.

Ariſtoteles hielt die Kometen für Ausdünſtungen der Planeten, die Peripatetiker erklärten ſie für Meteore, und Zeno ſowie Plutarch behaupteten, daß ſie nichts Wirkliches ſeien, ſondern optiſche Täuſchungen. — Dieſe Anſichten wurden das ganze Mittelalter hindurch, ja bis weit in die neuere Zeit hinein wiederholt neu aufgeſtellt. Erſt mit Regiomontanus (Johann Müller aus Königsberg in Franken) fängt die Kometenlehre an, einen wiſſenſchaftlichen Charakter zu bekommen. Er zeigte an dem Beiſpiele des Kometen von 1472, wie der Ort der Kometen am Himmel zu beſtimmen ſei und wie ihre Entfernung von der Erde gemeſſen werden könne. Darauf lehrte Appian an den Kometen von 1531 bis 1539, daß der Schweif der Kometen von der Sonne abgelenkt ſei, und Tycho erklärte ſie für Weltkörper. Obgleich aber Kepler ſeine berühmten Geſetze der Planetenbewegung gefunden hatte und obgleich ſich die bedeutendſten Aſtronomen jener Zeit auf die Beobachtung und Deutung der Kometenbahnen geworfen hatten, kam man der Wahrheit wenig näher. Erſt dem Rieſengeiſte Newton war es vorbehalten, durch die Entdeckung des Geſetzes der allgemeinen Maſſenanziehung auch die richtige Erklärung der Kometenbahnen zu ermöglichen. Am Beiſpiel des hellen Kometen von 1680 zeigte er, daß die Bahn jedes Kometen einer der Kegelſchnitte ſein müſſe, daß alſo die Kometen nichts Weſenloſes, ſondern Weltkörper ſeien. Halley wandte die Lehre Newtons auf den Kometen von 1682 an, bewies, daß die Bahn desſelben eine Ellipſe ſei, und ſtellte durch Vergleiche mit früheren Beobachtungen der Kometen feſt, daß ſeine Umlaufszeit 75 bis 79 Jahre betragen müſſe. Später, mit den Fortſchritten der Mathematik, lernte man die Bahnen der Kometen viel genauer berechnen, und heute wiſſen wir ſicher, daß ſich die meiſten Kometen in Parabeln bewegen, einige wenige in Hyperbeln, und bei etwa 70 iſt eine elliptiſche Bahn von großer Exzentrizität nachgewieſen. — Die Natur der Kometen iſt heute noch rätſelhaft, trotz der mächtigen Fernrohre, der weit fortgeſchrittenen Himmelsphotographie und der Spektralanalyſe. Sicher ſind ſie auch im Kern von ſo geringer Dichtigkeit, daß eine Annäherung eines ſolchen an einen Planeten dieſem keinen Schaden zufügen würde.

Die Zahl der Kometen iſt ſehr groß, wenn auch mit bloßem Auge nur etwa 500 beobachtet worden ſind. Viele lichtſchwache Kometen mögen bei Tageslicht nicht ſichtbar ſein. Sah man doch ſchon mehrfach bei totalen Sonnenfinſterniſſen Kometen am dunklen Himmel neben der Sonne ſtehen. Das erzählt Seneca von Poſidonius, und Albertus Stadenſis berichtet es von der Finſternis von 1240. Bis zum Jahre 1665 hatte man 415 Kometen beobachtet und die Ereigniſſe fixiert, die ſich in dieſen Kometenjahren zugetragen hatten. Genaueſte Aufzeichnungen darüber findet man in einem mächtigen Folianten, in dem „Theatrum Cometicum“ des Stanislaus Lubienietski vom Jahre 1665. Dieſes Buch benutzen alle, die über die früheren Erſcheinungen des Halley zuſammenkonjekturieren. Mit Sicherheit läßt ſich dieſer klaſſiſche Komet nur bis zum Jahre 1456 zurückverfolgen, die früheren Daten ſind nur mehr oder weniger wahrſcheinlich. So z. B. die Erſcheinungen von 1066 und die von 12 v. Chr. Stenzel nimmt ſogar an, daß der Halley im Jahre 12 vor unſerer Zeitrechnung bei der Geburt Chriſti geleuchtet habe. — Unter den vielen älteren Kometenbeobachtungen ſind die von 1664 durch genaue Beſchreibungen ausgezeichnet. Der Komet war in Deutſchland von Mitte Dezember 1664 bis Mitte Januar 1665 ſichtbar. Unſere Abbildung desſelben iſt nach dem Original eines ſehr ſeltenen Flugblattes gefertigt: „Zu finden bey Wilhelm Altzenbach in dem Minder-Bruder Umbgang zu Köln.“

Die Bodelſchwinghſchen Anſtalten. II. Von J. Höffner.

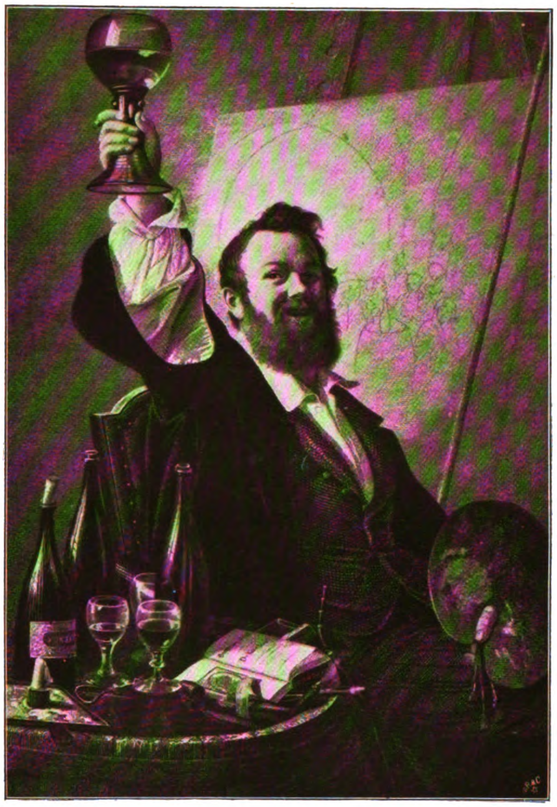
Die Arbeit, die in Bethel geleiſtet wird, gehört wohl zu der ſchwerſten, die es gibt. Es iſt die Arbeit an den gebrochenen und zerbrochenen Exiſtenzen. Es gehört ein bewundernswerter Mut dazu, Tag für Tag die ſchwere Laſt aufzuheben, eine ungeheuere Elaſtizität der Seele, auch des Körpers, nicht müde zu werden und nicht nachzulaſſen. Mögen auch hier noch viele ſchöne Erfahrungen von wirklicher Beſſerung und Geneſung, von der Geſundung eines gequälten, erſchütterten Körpers gemacht werden, noch mehr vielleicht von einer Geſundung in dem höheren Sinne: ich habe den Herrn geſehen und meine Seele iſt geneſen — in der Mehrzahl bleiben doch die betrübenden Fälle, in denen der Menſch nichts kann, als einem zerbröckelnden Leben ein wenig Liebe und Sonnenſchein geben — und das auch noch vielfach, ohne daß es dem armen Kranken ins Bewußtſein übergeht. Die Hauptarbeit in Bethel, die Arbeit, aus der heraus die Anſtalten ja gegründet und gewachſen ſind, iſt immer die Pflege der Epileptiſchen und der Blöden geweſen und geblieben, der Kranken, die wohl das entſetzlichſte Leiden, das es gibt, mit ſich herumtragen, die ſchwere Nervenkrankheit, die in allen Kreiſen der Bevölkerung verbreitet iſt und für die es keine wirkſamere und entſprechendere Behandlung gibt, als die in einer Anſtalt, in ſteter Aufſicht, bei liebevoller Pflege, unter den Leidensgenoſſen, vor denen ſie ihre Krankheit nicht zu verheimlichen brauchen, bei zweckmäßiger Arbeit. Alle Stadien der Krankheit treten einem in Bethel naturgemäß entgegen: von dem Epileptiker mit kaum bemerkbaren Schwindelanfällen bis zu dem mit den furchtbarſten Krämpfen, von dem anſcheinend ganz Normalen bis zu dem Verblödeten und Irren. Die Krankheitsgeſchichten enthüllen die mannigfaltigſten Urſachen: ein unglücklicher Fall, ein plötzlicher Schreck, ein ſchwerer Schickſalsſchlag oder ähnliches brachte den erſten Anfall. Aber meiſt wird es einem erſchütternd zum Bewußtſein kommen, daß die Sünde der Väter hier den Kindern zu büßen auferlegt ward. Ganz beſonders ſind es die Nachkommen von Trinkern, die epileptiſch veranlagt ſind. Und wenn man die armen Kranken ſieht, ſteigt mit dem Mitleid eine ſchlimme Erbitterung hoch gegen die, deren Leichtſinn und Zügelloſigkeit die Schuld an dem großen Elend trägt. Bei vielen der Kranken, die inmitten von Geſunden in den Werkſtätten, der Schmiede, der Tiſchlerei, der Schuhmacherei, der Bäckerei uſw. arbeiten, würde man gar nicht glauben, es mit Epileptikern zu tun zu haben, wenn nicht überall im Verſchlage oder auch frei die gepolſterte Pritſche ſtände, auf die der Kranke bei einem Anfalle gebettet wird. Die Mehrzahl aber macht einen ſchwer leidenden Eindruck. Die leeren Augen, das blöde Lächeln, das Zittern der Glieder, die kindliche Freude über ein freundliches Wort oder auch nur einen freundlichen Blick, das harmloſe und zutrauliche Weſen der Erwachſenen, die ſich wie Kinder geben, rühren einen tief. Am tiefſten aber die Kleinen: die blöden Knaben in Zoar und der Mädchen in Klein-Bethel. Wenn man den Knaben ſah, der tagaus tagein in wagerechter Lage auf ſeinem Korbſtuhle kauert, blind vom Tage ſeiner Geburt an, und vor den toten Augen unaufhörlich die Hand gegen das Licht bewegt, als empfände er doch noch einen Unterſchied zwiſchen Hell und Dunkel, oder das Mädchen, das ſchlaff wie eine Puppe der Schweſter auf dem Schoße lag und gefüttert ward und von Zeit zu Zeit die Speiſe hinunterſchluckte wie ein Automat — glaubt man allerdings an kein größeres Leid auf dieſer Erde. Und immer wieder kommt es einem zum Bewußtſein, weniger, welches Maß von Überwindung dazu gehört, die rein körperliche Pflege der Kranken zu übernehmen, als vielmehr, wieviel Glauben und Gottvertrauen, um nicht unter der Schwere des Mitleids zuſammen zu brechen und in dieſen Elendeſten noch den Funken zu ſehen, der von oben ſtammt, in dieſen verlöſchenden Leben noch die Hand zu ſpüren, die nach oben zieht. Und wie für den Chriſten im Grunde keine Krankheit, nicht einmal die Verwüſtungen, die das Laſter anrichtet, etwas Abſtoßendes haben, weil hinter dem Äußerlichen etwas anderes ſichtbar wird, ſo entſetzt man ſich nicht und ſchaudert nicht, wenn man die Stuben und die Säle durchſchreitet. Als die Kaiſerin 1896 die Anſtalten beſuchte, wollte man ſie vor dem Anblick der ſchlimmſten Kranken behüten — aber ſie beſtand darauf, alles zu ſehen. Das traurigſte Bild bieten wohl die Erwachſenen, die an Körper Kinder geblieben ſind und deren Geiſt ſich kaum über das Niveau eines zwei- oder dreijährigen Menſchen erhebt, die mit erſtorbenen Augen, die Puppe auf dem Schoße, ins Leere ſtarren, ihrer Freude oder ihrem Unwillen durch ſchneidende Kehllaute irgendeinen Ausdruck geben. Es bilden ſich auch mitunter ganz merkwürdige Liebhabereien bei ihnen heraus. Eine der Kranken aus früheſter Zeit, die 44jährige Margarete, an Wuchs ein Kind, an Ausſehen eine alte Frau, hatte z. B. nichts Lieberes als ihre Garnrollen, die ſie hütete wie einen koſtbaren Schatz, die ſie, zwiſchen die Finger geklemmt, Tag und Nacht bei ſich hatte, damit ſie niemand ihr ſtehle.

Aus den Tagen meiner Kindheit — es war ungefähr um die Zeit, da in Bethel der Anfang mit der Blödenpflege gemacht wurde — ſteht mir ein ähnlich bejammernswertes Weſen in der Erinnerung, ein Mädchen, das zwanzigjährig an Größe und Verſtändnis nicht einmal an mich, den vierjährigen, heranreichte. So furchtbar es mir auch war, meine Mutter zwang mich, von Zeit zu Zeit mit dieſem Kind zu ſpielen, weil man mit ihm Erbarmen haben müſſe. Und ich danke ihr heute für dieſen Zwang, durch den ich beizeiten lernte, ohne daß es mir damals zum Bewußtſein kam, in ſolchen Leiden nur eine Erſcheinungsform und einen Übergang zu ſehen. — Epilepſie und Verblödung ſtehen in gewiſſem Zuſammenhang; Verblödung iſt oft das letzte Stadium der Krankheit oder auch das Erbteil von epileptiſchen oder ſonſtwie belaſteten Eltern. Unter den angemeldeten Kranken finden ſich immer etwa dreißig Prozent, die ſchon mehr oder weniger dem Blödſinn verfallen ſind. — Die Heimat aller männlichen Blöden war im Anfang Eben-Ezer, das alte Bauernhaus im Quellental, in dem ſogenannten Kantenſiek. Im Laufe der Zeit iſt hier mit der Notwendigkeit, die Kranken verſchiedenen Grades, Alters und Standes zu trennen, eine ganze Blödenkolonie aus allen verſchiedenen Häuſern entſtanden. Eben-Ezer iſt für die vollſtändig hoffnungsloſen und arbeitsunfähigen Kranken beſtimmt, Zoar für die blöden epileptiſchen Knaben, Tabor, Klein-Tabor und Nain für die Jünglinge und Männer, die noch einigermaßen zur Feldarbeit fähig ſind, Berſaba für die Blöden aus wohlhabenden Kreiſen, Sichem für ſchwächere eben konfirmierte Jünglinge. In ähnlicher Weiſe erweiterte ſich Bethel, das urſprünglich alle anderen Kranken aufzunehmen beſtimmt war, dann aber den weiblichen Kranken allein eingeräumt ward, bis die Scheidung der Blöden von den Vollſinnigen ſich als unumgänglich notwendig herausſtellte. So entſtanden Abzweigungen von „Bethel“, Siloah für die ganz aufgeregten Kranken, Karmel für Jungfrauen, die in der Geneſung begriffen ſind, Emmaus für hoffnungslos in der Verblödung Begriffene, Sunem für blöde Erwachſene, und Klein-Bethel für kleine blödſinnige epileptiſche Mädchen.

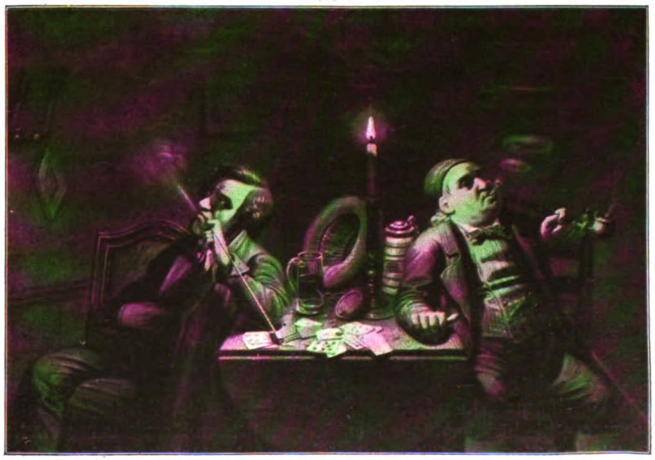
Licht und Luft ſind in Bethel weſentliche Heilfaktoren. Daher werden auch alle noch arbeitsfähigen Kranken, ſoweit ſie nicht als Handwerker Verwendung finden, auf Ackerhöfen untergebracht, wo ſie der dem Menſchen urſprünglichen, ſtärkenden Arbeit obliegen, das Feld zu bebauen. In Hebron, Mamre, Arafna, Bethſaida kann man ſie in mannigfaltigſter Tätigkeit ſehen. Ein Hof, Elim, das frühere Vorwerk von Mamre, iſt auch mit weiblichen Kranken beſetzt, die hier den großen Hühnerhof der Anſtalten verſehen. So ſteht jeder, der noch irgend etwas leiſten kann, und wär’ es noch ſo wenig, an irgendeinem Platze und kann auch ſeine geringen Kräfte in den Dienſt der Allgemeinheit ſtellen. Dazu iſt der Aufenthalt in freier Luft für die Kranken beſonders günſtig und der Segen der Arbeit von großer Wirkſamkeit. Es iſt nicht möglich, in dem engen Raume dieſes Aufſatzes alle einzelnen Häuſer, die für die Pflege der Kranken, die Aufnahme von Penſionären, die von leichteren Nervenleiden heimgeſucht ſind, für Wundkranke und Verletzte dienen, anzuführen. Die bloße Aufzählung ermüdet. Sie tragen alle bibliſche Namen, für den, der zum erſten Male die Anſtalten beſucht, ſchwer zu behalten, weil er die Geſchichte des Namens nicht kennt, wenn auch jeder durch den darunter ſtehenden Spruch erklärt wird. Es ſind Gnadenerfahrungen, die jedesmal darin ſich ausſprechen. Ein Beiſpiel für alle.

Als der Lehrer Unſöld zur Leitung dieſes Hauſes berufen ward, trug er ſchwere Bedenken, ob er aus ſeiner liebgewordenen Arbeit gehen und dem Rufe folgen ſollte. In ſeiner Ungewißheit und Unentſchiedenheit griff er zu den Loſungen der Brüdergemeinde und fand für den Tag das Wort: ‚Laßt uns auf ſein und gen Bethel ziehen‘. Damit war für ihn die Sache entſchieden. Bei der Einweihung erhielt das Gebäude den Namen „Bethel“ und diente ſchließlich zur Bezeichnung der ganzen Anſtalten. Aus den Erfahrungen, die auf dieſem dornenvollen Wege tagtäglich gemacht werden, ziehen die ihrer ſelbſt vergeſſenden Arbeiter ein gut Teil ihrer Kraft und Freudigkeit. Man möchte ſagen, es iſt hier nichts ohne Bedeutung. Selbſt die Steine der Kirche predigen von der Liebe der Kranken, die im Laufe vieler Tage die Bauſteine einzeln den Berg hinauftrugen. Die Kanzel in der Kirche erzählt von dem Liebeswerk eines Landſtreichers, der, ein Holzbildhauer, in Bethel ein Aſyl fand und aus Dankbarkeit die Figuren der Apoſtel ſchnitzte, die die Täfelung der Kanzel zieren. Eine laute Sprache redet der Friedhof. Von Treue bis in den Tod, von Arbeit, die keine Ermüdung kannte, von Geduld, die den Kelch mutig bis auf den Grund leerte — mehr als jeder andere Friedhof iſt dieſer Friedhof ein aufgeſchloſſenes Buch, in dem man das Menſchenleben lieſt.

Johann Peter Haſenclever. Von L. Pietſch.



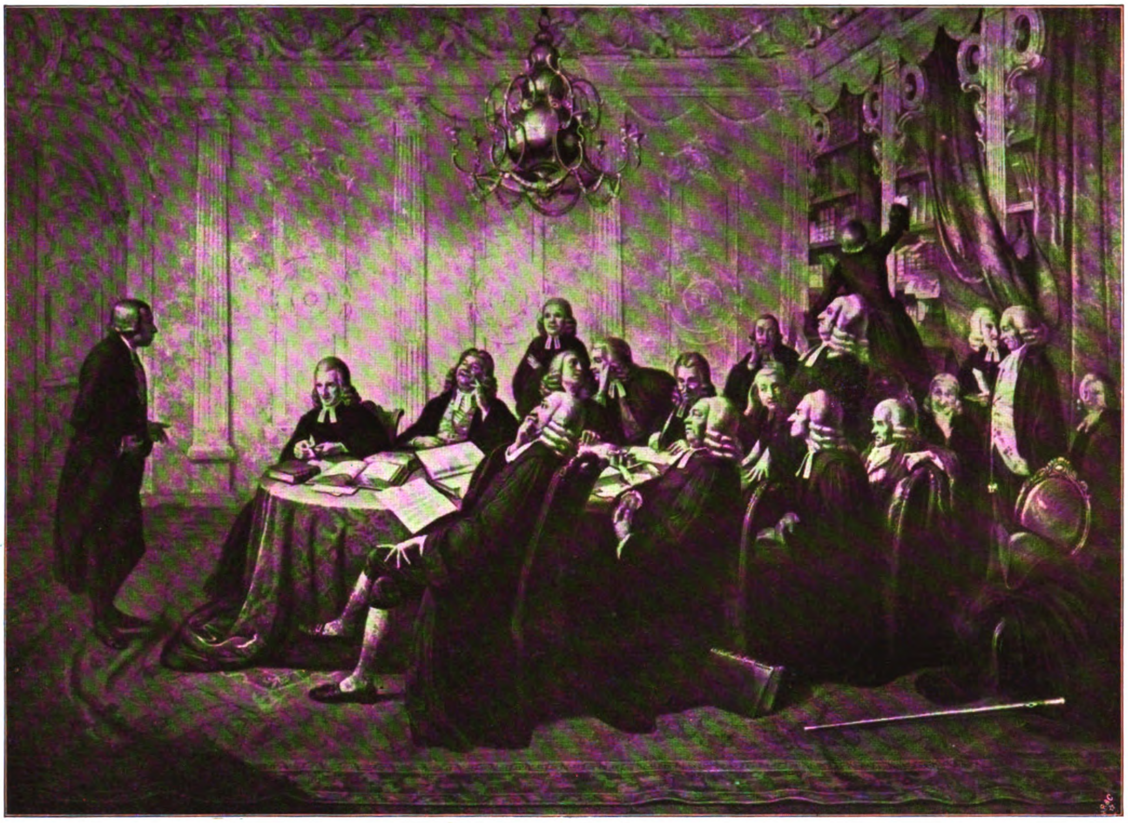
Haſenclevers Selbſtbildnis.



Die ſchmollenden Kartenſpieler.

Am 18. Mai iſt ein Jahrhundert verfloſſen, ſeit dem Tage, wo zu Remſcheid der Knabe geboren wurde, der ſich zu einem der luſtigſten deutſchen Künſtler entwickeln ſollte. Er gehört zu der Malergruppe Schrödter, Hoſemann, Harburger, Hugo Kauffmann, Oberländer, Wilhelm Buſch, denen die heitern und die komiſchen Erſcheinungen, an welchen die Welt und das Menſchenleben nicht minder reich iſt, als an den ernſten und traurigen, die willkommenſten Gegenſtände der künſtleriſchen Darſtellung dünkten, für die ihr Sinn ganz beſonders erſchloſſen ward. Haſenclever hatte anfangs die Architektur als Lebensberuf gewählt. In ſeinem ſiebzehnten Jahre ging er nach Düſſeldorf, deſſen Kunſtſchule damals gegen Ende der zwanziger Jahre in ihre goldig jugendliche Blütezeit einzutreten begann. Beſonders aus Norddeutſchland folgten Wilhelm Schadow, dem Sohn des „alten“ Meiſters Gottliebdich, der an die Stelle des nach München berufenen Peter Cornelius treten und das Direktorat der Akademie übernehmen ſollte, zahlreiche talentvolle junge Kunſtſtudierende in die rheiniſche Stadt, in der ſich bald ein neues, friſches, freudiges Künſtlerleben entwickelte. Haſenclever, der junge Architekt, erkannte unter dieſen kunſtbegeiſterten, glücklich begabten jungen Malern bald ſeinen eigentlichen Beruf und trat vom Studium der Baukunſt zu dem der Malerei über. Der — in Rom zum Konvertiten gewordene — fromme Meiſter war zwar den fröhlichen, weltluſtigen Schülern nicht beſonders hold geſinnt. Aber Haſenclever — wahrſcheinlich weil dieſer ſeine ſpätere Richtung nicht gleich zu Anfang einſchlug — durfte trotzdem im Meiſteratelier des Direktors ſeine Studien treiben. Der Schüler bekundete wohl eine entſchiedene Begabung; aber in bezug auf Richtung und Ziele ſeines künſtleriſchen Beſtrebens blieb er lange unentſchieden. Er verſuchte ſeine Kraft an Aufgaben von mannigfacher, oft ganz entgegengeſetzter Art, bis er erkannte, welche ihm, ſeinem Naturell und ſeinem Talent am gemäßeſten waren. Die komiſchen Äußerungen, der Menſchennatur und ſpeziell der philiſtrös bürgerlichen, in lebenswahren Darſtellungen zum Vergnügen der Beſchauer zu ſchildern, deren jeden es immer erfreut, Schwächen ſeiner Mitmenſchen verſpottet zu ſehen und belachen zu können, während er im ſtolzen Selbſtbewußtſein nicht ahnt, daß er ſelbſt an den gleichen krankt, — das war es, wozu Haſenclever ſich vor allem berufen fühlte. Zeichnen und malen hatte er in der Düſſeldorfer Schule gründlich erlernt. Aber wie alle ihre damals berühmteſten Mitglieder, ja faſt ſämtliche deutſchen Maler, war auch er noch nicht zu der modernen Weisheit durchgedrungen, daß bei jedem Bilde die Malerei Selbſtzweck zu ſein habe, daß es nur darauf ankomme, mit aneinander geſetzten Farbenflecken — ſeien ſie auch noch ſo form- und geſtaltungslos —, einen gewiſſen farbigen Eindruck hervorzubringen, wie es heute von Malern und Kunſtweiſen gelehrt und gepredigt wird; daß Phantaſie und Erfindungskraft gar keine Bedeutung in der Kunſt zu beanſpruchen hätten und es zu den ſchlimmſten künſtleriſchen Sünden zähle, etwas durch die Darſtellung gleichſam erzählen, einen beſtimmten heitern oder ernſten Vorgang aus dem menſchlichen Leben im Bilde ſchildern zu wollen. Gerade das galt damals den Malern, wie denen aller früheren Kunſtepochen, noch als eine ihrer Hauptaufgaben und erfinderiſche Phantaſie als eine der erſten und wichtigſten Eigenſchaften des Malers. Haſenclever war ein echt rheiniſches Kind, ein Menſch mit fröhlichem Herzen, der, ſeit er einmal den ihm gemäßen Weg gefunden hatte, ſich durch Theoretiſieren, durch Grübeln über ſeine Kunſt in dem friſchen unbefangenen Schaffen nie ſtören ließ. Daß er ein weinfroher Rheinländer ſei, darüber hat er die Welt nie in Zweifel gelaſſen. Mit innigerer Überzeugung als er hat ſicher nie ein deutſcher Mann in des braven Claudius, des Wandsbecker Boten, altes liebes Lied eingeſtimmt: „Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben: Geſegnet ſei der Rhein! Da wachſen ſie am Ufer hin und geben uns dieſen Labewein!“

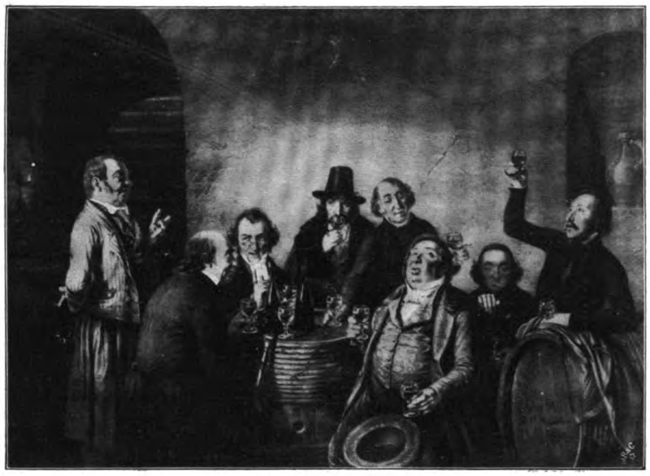
So hat er ſich ſelbſt dargeſtellt in dem bekannten Bildnis, deſſen Reproduktion wir hier geben. Er ſitzt vor der Staffelei, auf der die aufgeſpannte Malleinwand ſteht. Auf ihr erkennt man die Aufzeichnung eines ſeiner bekannteſten, verbreitetſten Gemälde „Die Weinprobe“, mit deſſen Ausführung er eben beſchäftigt iſt. Aber auf dem Tiſchchen ihm zur Rechten ſtehen neben einem aufgeſchlagenen Buch drei langhalſige Flaſchen, von denen zwei bereits geleert zu ſein ſcheinen — vielleicht haben gute Freunde dabei mit geholfen, ſieht man doch auch ein paar Gläſer daneben. — Der Maler ſelbſt aber ſchwingt noch einen mit goldigem Wein gefüllten Römer in der Rechten ſtatt des Pinſels und wendet das, von geſunder Fröhlichkeit ſtrahlende, lachende, vollbärtige Antlitz dem Beſchauer zu, auf deſſen Wohl er trinkt. Die künſtleriſchen Schöpfungen dieſes trinkfeſten Meiſters und ſpeziell jenes Bild der „Weinprobe“, das unter ſolchen Umſtänden entſtanden iſt, bezeugen, daß der Wein keine andere Wirkung auf ihn ausübt, als daß er ihm das Herz fröhlich macht und ihn begeiſtert. Ob fleißiger Weingenuß indes immer, wie bei Vater Noah, die wohltätige Wirkung hat, das Leben des ihm ergebenen Mannes zu verlängern, erſcheint doch ſehr zweifelhaft: angeſichts der betrübenden Tatſache, daß dieſer kraftſtrotzende Künſtler es nur bis zu einem Alter von 43 Jahren gebracht hat. —



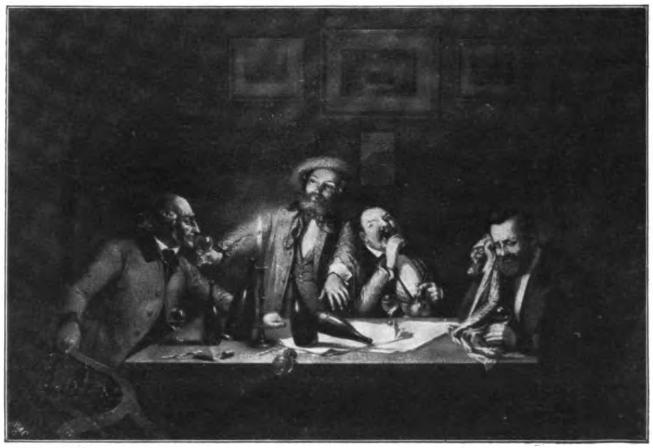
Kandidat Jobs im Examen.

Wie tief eindringend er den Weingenuß, ſeine Freuden, ſeine unmittelbaren Wirkungen auf die Trinker beobachtet und ſtudiert hat, dafür liefert jenes allbekannte Bild „Die Weinprobe“ den beſten Beweis. Sieben Männer verſchiedenen Alters, Temperaments und Berufs zeigt er in einem rheiniſchen Weinkeller zwiſchen Fäſſern beiſammen, um den fertigen Wein eines beſonders geſegnet geweſenen Jahrgangs auf ſeine, ihm von dem behäbigen Wirt und Kellereibeſitzer beſonders nachgerühmten köſtlichen Qualitäten durch verſtändnisvolles Koſten zu prüfen. Bei dem zunächſt rechts und auf das Faß gelehnt ſtehenden jüngeren Mann, der das gefüllte Glas erhebt und am Anblick des vom einfallenden Tageslicht durchſchimmerten goldigen Tranks ſchon ſeine Künſtleraugen erquickt, ſcheint Haſenclever ſich ſelbſt dargeſtellt zu haben. Noch ein Kollege von ihm — der bleiche langhaarige Maler mit dem Künſtlerhut — iſt in der Geſellſchaft; aber er ſteht einſam, den ihn wohlig durchglühenden Wein ſtill und andächtig in ſich hineinſaugend, ohne ein Bedürfnis zu empfinden, ſich über dies edle Gewächs auszuſprechen, wie jener hagere Bebrillte, der ganz nach einem Juriſten ausſieht und deſſen Nachbar, der ſchon etwas kahlköpfige, behäbige, wohlgemute, gute Bürger daneben ihm zur Rechten. Die Herren ſcheinen zwei gleich edle Sorten zugleich zu verſuchen und miteinander zu vergleichen. Der dem ſtillen und bleichen Künſtler zur Linken nimmt ein zweites Glas vom Tonnendeckel, der als Tiſch dienen muß, während er in der anderen Hand noch ein gefülltes hält. Und ebenſo hält der dicke Herr im Vordergrund, der ſo verzückt blickend den Reſt in die Kehle hinabfließen läßt, eins in jeder Hand. Von ſeiner breiten Geſtalt beſchattet ſitzt hinter ihm der hagere, langhaarige ältere Profeſſor, der das Getränk der genaueſten Prüfung unterzieht. Eine echte, lebenswahre Figur iſt auch der Wirt, der mit ſprechender Fingergeſte ſeine Probe zur Empfehlung des köſtlichen Tropfens begleitet. Sehr geſchickt iſt der Vorgang beleuchtet: durch ein hoch gelegenes Kellerfenſter in der Mauer fällt von links oben her das Tageslicht auf die

Wand und die ganze Verſammlung. Ebenſo geſchickt iſt das tiefe Dunkel auf der überwölbten Kellertreppe wiedergegeben, deren oberſte Stufen nur ein matter Schimmer erhellt. Kaum ein zweites Genrebild hat in Deutſchland und auch außerhalb des Vaterlandes eine ſo ungeheure Verbreitung gefunden, wie dieſe „Weinprobe“ Haſenclevers. Es iſt kaum eine Weinſtube, in der ſeine lithographiſche oder ſeine Farbendruck-Kopie nicht ihren Platz an der Wand erhalten hätte.


Die Weinprobe.

Den größeſten, rein künſtleriſchen Erfolg aber ſollte ſeine Kunſt doch erſt mit jenem Bilde ernten, das auf der denkwürdigen Berliner Großen akademiſchen Kunſtausſtellung im Herbſte 1842 zugleich mit C. F. Leſſings „Huß vor dem Konzil“ und den berühmten belgiſchen Bildern von Galloit und de Bièfve erſchien: der „Abdankung Karls V.“ und „Das Kompromiß der Edeln“. „Das Examen des Kandidaten Jobs“ — eine trefflich gemalte Illuſtration zu Kortums humoriſtiſchem Epos „Die Jobſiade“, das Bild machte in jenen Tagen außerordentliches Aufſehen. Wie ein Triumph der realiſtiſchen Kunſt, wie ein Werk, das eine neue Epoche der deutſchen Malerei eröffnete, wurde es begrüßt. Der geiſtvollſte, originellſte und ſchärfſte der damaligen Berliner Kunſtkritiker J. Klein (der ungariſche Dichter und Geſchichtſchreiber des Dramas, der unter dem Namen Lucius ſchrieb), der erklärteſte Gegner der romantiſchen, weichlichen Malerei der Düſſeldorfer Schule, widmete dem Bilde wahre Dithyramben.


Die vier Temperamente beim Wein.

Auch heute noch wird man dem vorzüglichen Kunſtwerke die wärmſte Anerkennung nicht verſagen können. In dieſen Geſtalten der examinierenden fünfzehn Herren Profeſſoren, die — mit ihren mächtigen Lockenperücken und in ihren ſchwarzen Talaren — bangend die Beantwortung der Fragen durch den unglücklichen, nichtswiſſenden, ſo lauernd betrachteten Kandidaten teils entſetzt über ſeine bodenloſe Dummheit und Unwiſſenheit, teils dadurch behaglich amüſiert anhören, oben an der Tafel ihm gegenüber hoch und gebieteriſch aufgerichtet der geſtrenge, hochwürdige Inſpektor, der zuerſt „Hem, Hem“ ſagt — an ihnen allen hat der Maler eine Beobachtung, ein Studium dieſer ganzen beſtimmten Menſchengattung und eine außerordentliche Kraft der ſchärfſten Charakteriſtik, der Gattung wie jedes einzelnen Individuums bewieſen. Zugleich hat er in der Tonſtimmung des Raums und der Verſammlung, wie in der vollendeten Durchführung aller Teile ein maleriſches Meiſterwerk von bleibendem Wert geſchaffen, der durch allen Wechſel des Zeitgeſchmacks nicht verringert werden kann. Durch das harmoniſche Zuſammenklingen der wenigen Lokaltöne — das dominierende Schwarz-Weiß der Talare und Perücken, den Silbergrund der Wände, das Grün und Rot der ſamtenen Tiſchdecke, des Bibliothekvorhangs und des Teppichs — iſt ein Farbenakkord von vornehmſter Wirkung erzeugt.

Noch viele Bilder aus dem bürgerlichen Leben hat Haſenclever vor und nach dieſem Hauptwerk ſeines ganzen künſtleriſchen Daſeins geſchaffen. Aber es iſt kein einziges darunter, das dieſem „Examen des Kandidaten Jobs“ völlig ebenbürtig wäre.

Wie die Weintrinker und die hochwürdigen, gelahrten Herren, ſo hat er auch mannigfache andere Formen des deutſchen bürgerlichen Philiſtertums gründlich ſtudiert und ſie lebenswahr in ihrer unbewußten Komik in zahlreichen Gemälden von ganz prächtigen auch rein künſtleriſchen Qualitäten geſchildert; in Bildern, die auch als zuverläſſige Dokumente zur deutſchen bürgerlichen Kultur- und Geſellſchaftsgeſchichte des zweiten Viertels des XIX. Jahrhunderts ihren Wert bewahren werden. Die Weintrinker gaben ihm noch einmal die Motive zu einem Bilde „Die vier Temperamente beim Wein“, einem Bilde von gutem Kerzenbeleuchtungseffekt, das aber an das der „Weinprobe“ nicht entfernt heranreicht.

Die Kompoſition iſt gekünſtelt und ein Erzeugnis mehr der Reflexion als der friſchen naiven künſtleriſchen Anſchauung. Der gleiche Beleuchtungseffekt und eine feine maleriſche Stimmung iſt in dem Bilde der beiden, miteinander zankenden, ſchmollenden und rauchenden, die Luft des dunkeln Raumes mit dem lichtgrauen Tabaksdampfe erfüllenden Kartenſpieler erzielt. Nicht minder in dem größeren, figurenreicheren Bilde der Schachſpieler inmitten des ihnen zuſchauenden Kreiſes von echten Vereinsphiliſtern. Für das Licht der vorn auf dem Tiſch ſtehenden Kerze erſcheint die von ihr ausgehende Beleuchtung vorzüglich auf den Geſichtern und Geſtalten der nächſt Umſitzenden und gar der davon Entfernteren doch gar zu hell. Die beiden Spieler aber — der Hagere, der in Nachſinnen über die von ihm begangenen Fehler verſunken iſt und der penſionierte Major, der ſeinen Gegner ſo energiſch und ſiegesſtolz mattſetzt — ſind zwei vorzüglich beobachtete und überzeugend lebenswahre

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Charakterfiguren. Auch einzelne der den beiden zuſchauenden Stammgäſte, wenn auch nicht alle, beweiſen in dem verſchiedenen Geſichtsausdruck der Stimmungen, in die ſie der Sieg des einen, die Niederlage des anderen verſetzt, glänzend die Gabe ihres Malers zu charakteriſieren, Menſchentypen dem Leben abzulauſchen. —

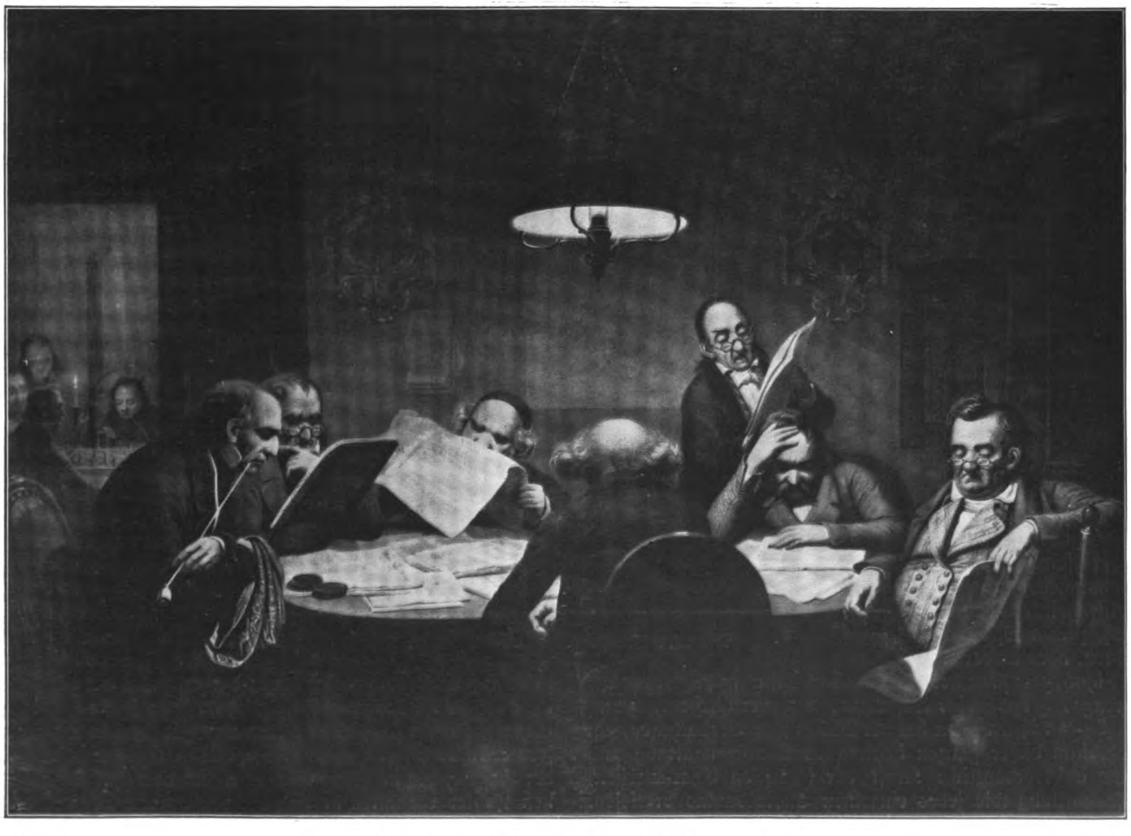
Zu den vollendetſten Werken Haſenclevers zählt nächſt dem „Examen des Kandidaten Jobs“ das Bild „Das Leſekabinett“. Wieder ſtellt es eine Geſellſchaft von deutſchen meiſt ſchon älteren Gewohnheitsphiliſtern, treuen Gäſten ihres Stammlokals dar. Dieſe aber umſitzen den runden Tiſch eines Leſekabinetts, durch deſſen offene Tür links in der Wand man in das nächſt angrenzende Zimmer blickt, in dem ſich eine Gruppe von Schachſpielern befindet. Jeder der an dem mit Journalen bedeckten Tiſch ſitzenden Leſer — ſowie der bebrillte Herr, der, um beſſer leſen zu können, aufgeſtanden iſt, um die Zeitung in ſeinen Händen dem Licht der Hängelampe näher zu bringen — iſt völlig verſunken in die Lektüre ſeines Blattes; mit einziger Ausnahme des dicken Herrn, der vom wohlbeſetzten Mahle gekommen ſein mag und hier beim Leſen ſanft eingenickt iſt. Hier geht die Beleuchtung von der großen über der Mitte des Tiſches hängenden Lampe mit dem dunkeln Schirm aus. Ihr von oben auf den Tiſch mit den Zeitungen und auf die Köpfe und Oberkörper der Leſer herabflutendes Licht erzeugt die ſtarken Kontraſte von ſcharf aneinandergrenzenden ganz hellen und ganz dunklen Partien und damit den ſtarken Effekt des Bildes und das plaſtiſche körperhafte Heraustreten der Perſonen. Auch wo, wie bei dem einen, die Zeitung die ganze Unterhälfte des Geſichts bedeckt und ebenſo, wo der eine Leſer nur als Rückenfigur ſichtbar wird, meint man den ganzen Menſchen in ſeiner Eigenart zu erkennen. —

Das große Bild einer Abendgeſellſchaft mit Muſik und Geſang in einem wohlſituierten rheiniſchen Bankier- oder Fabrikantenhauſe in den vierziger Jahren, in dem die Vertreter der beſten Kreiſe verkehren, iſt ein meiſt unkarikiertes, nicht mit der Abſicht überwiegend komiſcher Wirkungen gemaltes, wenn auch nicht ganz ohne ſatiriſche Züge gelaſſenes, treues geſellſchaftliches Lebens- und Sittenbild aus jenen vormärzlichen Tagen. Auch hier hat dem Maler die Durchführung der Wirkung des künſtlichen Lichts — einer von der Decke herabhängenden Gaslampenkrone — auf die Erſcheinung des Saalraumes mit den bildergeſchmückten Wänden und auf die in ihm verſammelten Herren und Damen, als eine eben ſo wichtige und ſo ſorgſam und gewiſſenhaft durchgeführte Aufgabe gegolten, wie die Gruppierung der Anweſenden und die lebensvolle treffende Charakteriſierung der einzelnen Perſönlichkeiten nach Alter, Temperament, Beruf, Lebensſtellung und ihren Beziehungen zueinander ſind.

Im Jahre 1842 vertauſchte Haſenclever ſeinen Aufenthalt im weinfrohen Rheinlande mit dem im bierfrohen München.

Bis 1846 iſt er dort geblieben, dann zog es ihn doch wieder unwiderſtehlich nach Düſſeldorf, der Wiege ſeines Ruhmes zurück. Dort verlebte er die aufgeregten Tage des tollen Jahres und beobachtete das „Schaumſpritzen der Revolution“, das ſich auch da ſtark fühlbar genug machte. Es gab auch dem Humoriſten Anregung und Motive zu neuen Lebensſchilderungen, von denen hier nur das „Stadtrat und Arbeiter“ betitelte Bild genannt ſei.

Der Künſtler hat den Rückſchlag nicht lange überdauert. Am 16. Dezember 1853 hat ſein fröhliches Herz zu ſchlagen aufgehört.



Leſekabinett. Gemälde von J. P. Haſenclever.

Die Teegeſellſchaft. Gemälde von J. P. Haſenclever.

Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt. (5. Fortſetzung.)

Mich durchzieht noch jetzt ein frohes Gefühl, wenn ich mich der Geſichter erinnere, die meinem Landen auf Deck entgegenſahen und die die geſpannteſte Bereitſchaft ausdrückten, ſofort, wenn es not tun ſollte, zuzugreifen. Als ich die Flügel des Frigidus in ihrer ganzen Spannweite ſenkrecht eingeſtellt hatte — und das mußte ſehr plötzlich geſchehen —, mußte ich auch durchaus in derſelben Sekunde Fuß zu faſſen ſuchen, weil nun das Schiff unter mir wich und mir, trotzdem ich einige Zentimeter über Deck ſtillſtand, Maſt und Geſchütze entgegenkamen. Ich hatte das vorherige Senken ſo gut abgemeſſen, daß ich in einer Sekunde auf das Deck aufſtieß, in der die Bremswirkung der Flügel ſchon unwirkſam geworden war.

Als ich die Flügel wieder in die wagerechte Lage gebracht hatte, um dem Winde keine Trefffläche zu geben, und die äußeren Hälften eingezogen, dann die geknickten Flügel an das Gehäuſe herangedreht hatte, ſchob ich die Schilde, die meinen Körper während des Fluges ſchützten, zur Seite und trat hinaus.

Der Empfang, der mir an Deck zuteil wurde, war von feinſter Form. Niemand trat an mich heran; weder die Offiziere, noch der Journaliſt. Es bildete ſich, augenſcheinlich unwillkürlich, zu beiden Seiten ein Spalier, und hindurch ſchritt der Kommandant und begrüßte mich in echt franzöſiſcher Artigkeit. Was mir ganz beſonders gefiel, war, daß man mir anbot, den Apparat mit einer Decke zu überziehen, deren Schnüre man mir anheimſtellte, mit Siegeln zu verſehen, auf die ich meinen Ring aufdrücken könnte. Ich erwiderte dieſe Artigkeit mit der anderen, daß ich jede Maßnahme, die nach Mißtrauen und Sicherung ausſah, dankend ablehnte.

Meine Antwort machte augenſcheinlich einen guten Eindruck. Nachdem ich mich in wenigen Minuten von dem Rauch und dem Qualm und der Schwärze gereinigt hatte, die ich bei dem Fliegen über den Schornſteinen davongetragen hatte, verſammelten wir uns erſt in der Offiziersmeſſe und gingen dann in den Salon des Kommandanten. Ich bin über eine Stunde an Bord des Kreuzers geweſen. Und ich habe viele Fragen beantworten müſſen. Man war begierig zu erfahren, wie weit man von der Höhe, in der ich geflogen wäre, klare Sicht hätte; wie hoch ich überhaupt fliegen könnte; wie ich ſchlafen könnte, und wie ich mich verproviantiert hätte. Daß ich ſchlafen mußte, das wußte man aus der Zeitdauer meines beabſichtigten Fluges, und man konnte ſich das Schlafen nicht mit der Notwendigkeit zuſammenreimen, daß ich doch, wofern ich nicht beſtändig Gegenmaßregeln unternahm, auch von der höchſten Höhe fortwährend herunterſinken müßte; und ſei das auch noch ſowenig, ſoviel müſſe es doch immer ſein, daß ich in höchſtens einer Stunde aus der Schicht der Cirruswolken zur Erdoberfläche herunter käme. Und was das beſagen wolle, wenn man ſich über dem Atlantiſchen Ozean befände —. Der Kommandant zog ſehr nachdenklich die Augenbrauen hoch. „Und das im Schlaf —?“ ſo ſchloß er.

Ich mußte lächeln. Die liebenswürdige Teilnahme, oder, ich will mehr ſagen, das verſtändige Intereſſe an dem Experiment und jenes Aufhorchen auf die Einzelheiten, das dieſen Männern ſchon ihr Beruf ins Blut legte, hatte ſie hier zum erſten Male verleitet, eine Frage zu tun, die nur zu beantworten war, indem ich beſondere Eigenheiten oder Vorzüge des Frigidus preisgab. Danach ſtand nicht mein Sinn. Ich machte daher im allgemeinen darauf aufmerkſam, daß man über dem Mittelmeer vom Freiballon aus Störche beobachtet hätte, die ſtundenlang geſchlafen hätten. Man hätte das daraus ſchließen dürfen, daß dieſe großen Segler ihren Hals herumgedreht und den Kopf mit dem Schnabel tief in das Gefieder auf ihrem Rücken vergraben hätten.

Man hörte die Zurückhaltung heraus, und der Kommandant brachte das Thema auf das Gebiet, das ihm am nächſten lag. Er beleuchtete, im liebenswürdigſten Tone bleibend, aber doch nicht ohne eine gewiſſe Nervoſität, die außerordentlichen Vorteile, die die vollendete Ausführung meines Apparates der Seeſchiffahrt im allgemeinen und den Kriegsmarinen im beſonderen bringen müßte.

„Iſt die Frage geſtattet, ob Ihre Marine ſich ſchon dieſer Erfindung verſichert hat?“

„Nein — ſie iſt ihr noch nicht angeboten worden.“

„Aah —!“ Es klang ſehr gedehnt und kam von allen Seiten.

„— weil wir, ehe wir überhaupt weitere Schritte tun wollten, erſt dieſen großen Flug zurückgelegt haben wollten.“

„Und wenn er — mißlingt?“

Der Kommandant ſah bei dieſen Worten nicht mich, ſondern ſeine Offiziere an.

„Er gelingt,“ war meine ganze Antwort.

„Es gibt Hunderte von Zufälligkeiten —“

„Denen ich gewappnet gegenüber ſtehe.“

„Ein Bruch im Material —“

„Es bricht nicht.“

„Ein Blitz —“

„Ich ſteige höher als die Gewitter.“

Der Kommandant lehnte ſich zurück. Es herrſchte einige Minuten tiefes Schweigen. Nur das Arbeiten der Maſchinen war dumpf zu hören. Der Journaliſt ſah in tiefem Sinnen vor ſich hin auf den Tiſch.

„Sie ſind,“ ſagte der Kommandant endlich mit einer Zurückhaltung in der Stimme, die lebhaft mit dem ſpringenden Blicke in ſeinen Augen kontraſtierte, „Sie ſind ein Mann — ein Mann — von einer großen Sicherheit. — Ich meine — Sie glauben an keinen Mißerfolg.“

„Und Sie haben doch nur dieſen einen Apparat!“ warf der Journaliſt dazwiſchen.

„Nein, es gibt im ganzen drei Exemplare dieſer Konſtruktion. Das eine benutze ich; von den anderen befindet ſich je eins in Berlin und in München.“

„Verborgen natürlich?“

„Verborgen.“

„Unſere Regierung hat befohlen, Sie zu beſchützen —“

„Kein Motiv für mich. — Ich habe Ihr Ehrenwort.“

Der Journaliſt ſprang auf. Ich hatte den Eindruck, als treibe ihm innerliche Anſtrengung den Schweiß auf die Stirn. Seine Finger ſpielten plötzlich in der Luft umher, als wollten ſie etwas greifen, und, in eine echt franzöſiſche Lebhaftigkeit verfallend, wandelte er hinter den Seſſeln der Offiziere auf und nieder, ab und zu bei ſeinem Gange vor dem Kamine haltmachend.

„Ich denke,“ ſagte er, indem er den Zigarettenrauch in feinem Strahle von ſich ſtieß, „es wird mir geſtattet ſein, hier von einem Bilde zu ſprechen, das ſich mir bietet; von einem Bilde, das ſich mir bei den letzten Worten unſeres Gaſtes entwickelt hat.“

Der Kommandant machte eine gewährende Handbewegung.

Der Journaliſt wandte ſich direkt an mich. „Sie ſprachen, mein Herr, von der Sicherheit, die ſich Ihnen dadurch bietet, daß Sie das Ehrenwort dieſer Herren Offiziere haben.“

„Das ſagte ich.“

„Nun, es gibt Fälle, in denen das keine Sicherheit iſt!“

Wollte ich beſchreiben, wie plötzlich das Kriegsſchiff ein hausgroßes Leck bekommen hätte, oder wie jemand gegen jede Ordnung auf einem Kriegsſchiffe die Tür zum Salon aufgeriſſen und mit vor Entſetzen heiſerer Stimme herausgewürgt hätte, daß eine allgemeine Meuterei ausgebrochen wäre, daß der wachthabende Offizier ſchon erſtochen und der Anführer der Meuterer bereits auf dem Wege zur Pulverkammer wäre, um ſie in die Luft zu ſprengen, ſo würde ich immer einen großen Lärm, ein wüſteſtes Durcheinander, einen Sturm im Sturm malen müſſen; und wenn es mir gelänge, hätte ich doch nur etwas beſchrieben, was an Furchtbarkeit hinter jener grauenvollen Stille zurückblieb, die ſich plötzlich auf dieſe Geſellſchaft von Ehrenmännern legte. Nicht, als ob ſie regungslos geblieben wären. Alle ohne Ausnahme waren ſie aufgeſtanden; aber kein Atemzug war zu hören. Und das Verblüffende an der Situation war: nur ein einziger Mann ſah den Journaliſten an. Das war der Kommandant. Alle anderen Offiziere ſahen einer dem andern in die Augen. Man mochte meinen, als ob ſie von der Empfindung beſeelt würden, daß jener, der das fürchterliche Wort geſprochen hatte, ſich von ſelbſt in Dunſt auflöſen müßte und daß ſie bis dahin warten müßten, um ihre Augen nicht durch den Anblick eines ſo Verkommenen und Verruchten zu erniedrigen.

Der Journaliſt aber ſah, daß der Augenblick ſofort gerettet werden mußte, wenn er überhaupt noch zu retten war. Schwer atmend trat er zwiſchen die Offiziere an den Tiſch. Sie wichen von ihm fort, und der jüngſte legte finſteren Geſichtes einen ſchweren Revolver vor ſich nieder.

„Ich bin, wie Sie, ein Sohn Frankreichs!“ ſtieß der Mann der Feder heraus. „Und was ich ſagte, habe ich von einer höheren Warte aus geſagt. — Nicht beſtimmt, zu beleidigen. — Nicht geeignet, zu beleidigen. —“

„Wird es eine Entſchuldigung?“ fragte der Kommandant. Und in dem Klange ſeiner Stimme lag ſein Richtertum.

„Freilich — wird es das! — Freilich! — Und ich habe mehr zu ſagen, als eine Entſchuldigung; in einem Falle, in dem die Entſchuldigung keine ſein wird, wenn ich geſprochen habe. —“

Das Geſicht des Journaliſten war bleich; ſeine Züge arbeiteten. In den Augen lag ein Flackern, und auf ſeiner Stirn wechſelten Schatten und Lichter. Die Arme hatte er ineinander verſchränkt; und ſeine Finger gruben ſich in das Tuch ſeiner Ärmel.

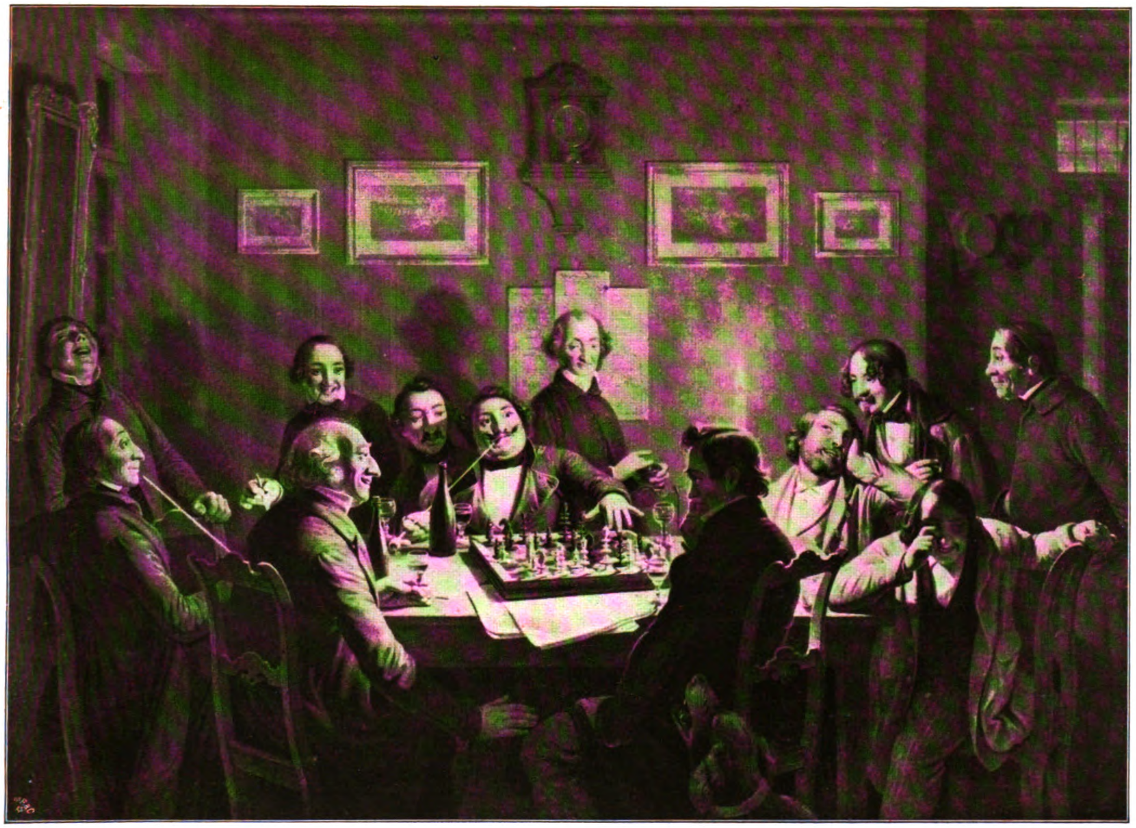
„Ich ſprach nicht zu Ihnen; und ich ſprach nicht von Ihnen,“ begann er. „Ich ſprach zu jenem Manne, der etwas ungeheuer Großes in ſeiner Fauſt trägt; der daherkommt mit einem fertigen Inſtrument, das eine Vervollkommnung darſtellt, wie ſie als weiterer Schritt zur Entwicklung nur in ſehr, ſehr langen Pauſen der Menſchheit geboten werden. — Ich nenne hier zwei Namen. Junius Brutus. — Und Mucius Scävola. — Und wenn ich ausgeſprochen habe, werden Sie wiſſen, weshalb ich dieſe beiden Namen genannt habe. — Wer die Erkenntnis von der Wichtigkeit dieſes Mannes und ſeines Beſitztums hat, wer die glühende Vaterlandsliebe in ſich trägt, die jedem Franzoſen zu eigen iſt, ſoll der nicht bereit ſein, ſeinem Vaterlande auch unter einem ſchweren perſönlichen Verluſt einen Dienſt zu erweiſen; ja, unter dem ſchwerſten Verluſte, den es für einen Ehrenmann überhaupt gibt: unter dem der Ehre? —“ Er beugte ſich gegen die Offiziere vor. „Ja — und darf er denn nicht überzeugt ſein, daß ihm das Vaterland, das ihm ſeine Tat danken wird, auch ſeine Ehre wiedergeben wird? —“

„Eine reparierte Ehre iſt nie eine Ehre geweſen,“ unterbrach ich ihn kalt.

Für ihn aber waren meine Worte wie der Hauch, der ſich in der freien Luft verliert. Er beugte den Oberkörper vor, als wollte er ſicherer zielen können mit den Gedanken, die er in die Gehirne der anderen verſenken wollte. „Keiner von Ihnen hat den Namen jenes Mannes vergeſſen, der in der Geſchichte des letzten Krieges ein ganzes feindliches Bataillon im Nebel irregeführt und in eine Schlucht hat hinunterſtürzen laſſen. Er hatte geſchworen vorher. Geſchworen, daß er die feindlichen Soldaten auf dem von ihnen gewünſchten Wege führen würde. Seine Angehörigen und Leute ſeines Dorfes hatten es gehört. Die einen hatten tiefen Schmerz empfunden, weil es ihr Vater war; die anderen verachteten ihn. Er war der Wegekundigſte und zog mit dem feindlichen Troß ab. Am anderen Morgen fand man ſeine Leiche, noch mit der zertrümmerten Laterne in der Fauſt, zwiſchen den vielen Toten unten tief in der Schlucht liegen. Er hatte ſie einen Abhang hinuntergeführt und ſtatt am Rande der Schlucht abzubiegen, war er in beſchleunigtem Schritt auf ſie zugeeilt und war in Nacht und Nebel den Leuten, für die ſeine Laterne der einzige Weg-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

weiſer war, voran in die gähnende Tiefe geſprungen. — Wir wiſſen alle, wo ſein Denkmal in den Ardennen ſteht. Er hat ſeinen Eid gebrochen. — Dem großen Gedanken zuliebe trat ſein kleines Ich mit den Nöten, die wir ihm in unſerer egoiſtiſchen Phantaſie anhängen, zurück. — War das ein Eidbruch? — Und wenn — wie denkt man über ihn? — ‚Man!‘ — Wer iſt ‚Man!‘ — Ich frage, wie denkt das Vaterland über ihn — und wie denkt die Zeit über ihn? — Wenn in noch ſo fernen Jahrhunderten unſere Enkel vor jenem Denkmal ſtehen und ſie erhalten dann Kunde, für wen es errichtet worden iſt, und weshalb, dann werden ſie die Köpfe vor jemandem beugen, der Großes tiefer ſtellte als Größeres.“



Die Schachſpieler. Gemälde von J. P. Haſenclever.

Mir war längſt klar geworden, daß der Mann hier über mich und meinen Frigidus zu Gericht ſitzen wollte. Es mag nicht Abſicht geweſen ſein, aber jedenfalls trat es in der Form ſeiner Rede, in der Art, wie er lediglich in den Franzoſen ſein Parterre ſah, uneingeſchränkt zutage, daß ſeiner Auffaſſung nach meine Rolle über die eines im Hintergrunde befindlichen Angeklagten nicht hinausging. Ich war aber weit entfernt, mich dieſer Rolle zu fügen. Ich trat an ihn heran, ſo daß ich ihm Auge um Auge gegenüberſtand; mein Rücken war den Offizieren zugewandt.

„Wenn das mehr als eine Farce ſein ſoll, mein Herr,“ ſprach ich ihn an, „dann darf ich Sie bitten, mir zu ſagen, was Sie wollen. Eine Forderung, oder einen Wunſch.“

Er trat aus ſeiner Stellung mir gegenüber zur Seite. „Ich hoffe, Sie geſtatten mir noch einige wenige Worte an dieſe Herren —“

Der Kommandant miſchte ſich ein. Sein Ton gegen mich war von jenem Klange, in dem man einen Beleidigten für einen Dritten um Verzeihung bittet. „Es gibt hier keinen Angriff gegen Sie, mein Herr. Seien Sie daher geneigt, jenen Herrn ſprechen zu laſſen, da es für ihn auf dieſem Schiffe keine andere Aufgabe gibt, als ſich zu verteidigen.“

Bei dieſen Worten zog eine tiefdunkle Röte des Zorns über das Geſicht des Journaliſten. „Freilich, Herr Kommandant, wollte ich nicht auf die Ehre verzichten, mich vor dieſen Herren zu verteidigen, ſo lange ſie noch glauben konnten, dieſe Verteidigung ſei für mich ſo viel Recht wie Pflicht; aber ich habe vor Ihnen hier gleichermaßen Rückblicke und Perſpektiven aufgerollt, die wahrlich keinen Zweifel darüber laſſen, daß ich niemals die Ehre irgend jemands angreifen wollte, wofern ich nur erſt wußte, welche relative Höhe er ihr gab. — Und niemals habe ich behauptet, daß das Ehrenwort gerade dieſer Herren ein Boden ſei, auf dem der Fuß eines Menſchen verſinken könne. — Aber — ich habe hier zu erklären, daß in mir die Geſinnung jenes Bauern lodert, der, wenn es nicht anders ging, unter Drangabe ſeines Lebens, ſeine Pflicht gegen ſein Vaterland höher ſtellte, als ſeine Pflicht gegen ſich ſelbſt. — Er durfte hoffen, daß man die Beweggründe ſeines Tuns auch nach ſeinem Tode erkennen würde; wiſſen konnte er es nicht. Und nichts focht ihn an auf dem Wege zur größten Pflicht. — Ich nannte Mucius Scävola und Junius Brutus. In beiden Fällen eine Selbſtüberwindung, getragen von perſönlichen Schmerzen. Der eine opfert die beiden größten Hoffnungen ſeiner Zukunft; der andere ſich ſelbſt. Drüben, in dem Lande dieſes Mannes hier, kennt man jene Namen auch. Und drüben lebt auch der Geiſt, von dem ich ſpreche. Ein Major Schill und ein General York — in anderen Abmeſſungen —, drüben klingen dieſe Namen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Sie klingen, meine Herren. Nicht in platter Reihenfolge auf eine Schnur gezogener, geſchichtlicher Ereigniſſe. In den Schulen und in der Maſſe weiß man von ihnen. Und ſie haben jene wunderbare Eigenſchaft phosphoreſzierender Körper, die um ſo ſchärfer aufleuchten, wenn die Flut der täglichen Ereigniſſe abebbt und Stille ins Gehirn eingezogen iſt; wenn die Wolken der täglichen Erforderniſſe verſchwunden ſind und das ſternenbeſäte Firmament unſerer Erinnerung in unſere Nächte hineinſtrahlt. Ich kann hier nur ſagen: Stände ich dieſem Manne gegenüber — ich! — und hätte ich die Macht — aber —“ Seine Stimme brach in der Erregung ab. Die Fäuſte krampften ſich ihm vor der Bruſt, und ſeine Augen ſchimmerten, als wenn ſie voller Tränen ſtanden. „Aber — wer die Macht nicht hat — hat vielleicht noch die Gewalt —“

Der Kommandant unterbrach ihn. „Genug!“ ſagte er mit einer Stimme, der man es anhörte, daß ſie ihre Ruhe nur einer außerordentlichen Beherrſchung verdankte, „Sie befinden ſich auf dieſem Schiffe mit dem Siegel unſerer Regierung. Das iſt Ihr Schutz. Sie haben noch einen zweiten Schutz: Das ſind Ihre Motive. Wir verkennen nicht, daß hier niemand beleidigt iſt. — Ich habe Ihnen, zugleich im Namen des Offizierkorps, zu erklären, daß es ausgeſchloſſen iſt, daß der Gedanke, den Sie angeſchlagen haben, auch nur einen Zoll breit Raum gewinnt. Es iſt keiner unter uns —“

Dieſe Sprache war mir nach dem, was jener andere geſagt hatte, doch zu lahm. Ich trat heran an meinen Widerſacher und unterbrach den Kommandanten. „Geſtatten Sie, Herr Kommandant —?“

Ich hatte das Gefühl, daß er froh war, daß ich ihn unterbrochen hatte. Er nickte mir zu, mir dadurch zugleich die Erlaubnis zum Sprechen gewährend. An der Haltung der Offiziere ſah ich, daß, wenn ich noch auf ihren Schutz rechnen durfte, das nur geſchah, weil ſich bei keinem von ihnen der Gedanke genügend verdichtet hatte, der erſte zu ſein, der gegen die Überlieferung eines Ehrenwortes verſtieß; aber auch bei keinem von ihnen hatte die flammend vorgetragene und in glühenden Patriotismus getauchte Sprache meines Gegners ihre Wirkung ganz verfehlt. Es erſchien mir abſurd, mich hier noch an die Ritterlichkeit irgendeines Einzelnen zu wenden, ſelbſt wenn mir das mein Stolz geſtattet hätte. Hier hieß es einfach, die erhitzten Gehirne auf die Ebene kalten Rechnens herunterzuzerren.

Ich faßte den Journaliſten ſcharf ins Auge und wandte mich mit meinen Sätzen nur an ihn. „Glauben Sie, mein Herr, daß Sie jemand vor ſich haben, der Narr genug iſt, mit einem Edelſteine auf den Markt zu gehen und jeden in ſeine offene Hand hineingreifen zu laſſen? — Sollten Sie nicht vielmehr ſicher ſein, daß es auch jenſeits der Vogeſen Leute gibt, die bei einem ſo außerordentlichen Vorhaben mit allen Möglichkeiten rechnen? — An dieſer Stelle, an der ich jetzt ſtehe, fühle ich mich in vollkommener Sicherheit für mich und für meinen Apparat. Aber, als wir verſuchten, uns alle möglichen Bilder aus der Zukunft vorauszumalen, haben wir uns auch nicht Ausſichten verſchloſſen, die eine wirkliche Gefahr für mich bedeuten konnten. — — Und deswegen — ich ſage es, weil nirgends ein Grund vorliegt, es geheim zu halten — exiſtieren drei Apparate; und drei Flieger. — Und alle in Deutſchland. — Ich habe Ihnen aber außerdem noch eine ſehr wichtige Tatſache mitzuteilen: Wer immer ſich ſo weit vergißt, meinen Apparat, der oben an Deck im Schutze des Herrn Kommandanten ſteht, anzutaſten und ihn ſich zu eigen zu machen — dem, mein Herr, zerbricht er unter den Händen. Niemand vermag ihn zu regieren, es ſei denn, ich hätte es ihn gelehrt. Und wenn Sie die ſtille Hoffnung in ſich tragen, daß nach Beſeitigung meiner Perſon, an der freilich in der Geſchichte der Entwicklung und zu ihrer weiteren Geſchichte nicht viel gelegen iſt, es Ihnen ein kleines ſein möchte, durch genaue Unterſuchung meines Apparates hinter ſeine Geheimniſſe zu kommen, dann muß ich Ihnen auch dieſe Hoffnung zerſtören. Die Geheimniſſe dieſes Apparates ſind derart, daß ſie Ihnen entſchwinden in dem Momente, wo Sie ſie bloßlegen. Sie liegen nicht nur in ſeiner Mechanik, ſondern auch in ſeiner Struktur. — Es iſt ein phyſikaliſches Bild. Einleuchtender wird es Ihnen ſein, wenn ich Ihnen ein chemiſches Gegenſtück gebe: Denken Sie, einem Chemiker würde die Aufgabe geſtellt, den Inhalt einer luftdicht verſchloſſenen Doſe, die nur Miſchungen von Gaſen enthält, feſtzuſtellen. Es würde ſich um ein Objekt in einem Strafprozeß handeln. Sind in dieſer Doſe Gaſe enthalten, die durch den Zutritt der atmoſphäriſchen Luft ſofort von Grund aus verändert werden, dann wird ihm, ſobald er die Doſe öffnet, für alle Zeiten jede Möglichkeit genommen, den urſprünglichen Inhalt zu erkennen. Dieſes Beiſpiel in der Chemie paßt auf meinen Apparat in der Phyſik. Nur, wer ihn erſonnen hat, darf ihn ungeſtraft auseinander nehmen. Alſo hätten Sie ihn — hätten Sie gar nichts, ſelbſt, wenn er der Einzige ſeiner Art wäre. Und das iſt er nicht einmal. Ich habe verſtanden, was Sie vorhin zu dieſem Forum geſagt haben und —“ hier nahm meine Stimme einen ſcharfen Klang an, „ich würde Ihre Empfindungen ehren, wenn mir die Überzeugung möglich wäre, daß Sie nur an Ihr Vaterland und nicht auch an ſich gedacht haben.“ —

— — Dieſe Zeilen ſchreibe ich ja aus der Erinnerung. Und wenn ich nun überleſe, was ich da unten in dem Salon des Kommandanten als Schlußwort zu jenem geſagt habe, ſo muß ich bekennen, eine große Härte angewendet zu haben. Ich gebe aber etwas auf Phyſiognomien. Und der Mann hat mir wirklich in ſeinem Geſicht die Linien und die Plaſtik getragen, die nur Leuten von einem beſonderen, unter Umſtänden ſogar ſkrupelloſen Ehrgeiz eigen ſind. Und der Hinweis auf einen Mucius Scävola und Junius Brutus und auf jenen Bauer aus den Ardennen ſchien mir nur bezüglich des erſten Aktes, nämlich der Vergewaltigung meiner Perſon zu paſſen; für den zweiten Teil einer eventuellen Tragödie war der Patriotismus wenig mehr als eine ſchwungvolle Verbrämung des Egoismus.

Aus den Augen des Mannes ſprühten Flammen. Er gebärdete ſich wie ein gereizter Tiger, als ich ihm meinen Zweifel an ſeiner Vaterlandsliebe hinwarf. „Das iſt nicht mehr ſachlich! — Das iſt perſönlich! Sie werden —“

„Nichts werde ich,“ wehrte ich ihn kalt ab. „Nichts! — Selbſt, wenn es Ihnen gelänge, mich zu überzeugen, daß Rabulismus imſtande iſt, einen Unterſchied zu machen zwiſchen perſönlich und ſachlich, wenn man jemanden beſtiehlt und ihn ermordet.“ —

Der Kommandant und die Offiziere warfen ſich faſt gleichzeitig zwiſchen uns, denn mein Gegner war ſchon im Sprunge.

„Dieſe Form kann ich nicht geſtatten —“ fuhr der Kommandant in die Stille hinein, die dadurch entſtand, daß jeder in der Erregung ſeinen Atem zurückhielt. Ich machte mir aber ſofort die Situation zu eigen, trat an den Tiſch, ergriff mein Glas Wein und erhob es gegen die Offiziere. „Ich bringe es Ihrer ruhmreichen Republik!“

Es iſt ja nichts Beſonderes, daß in einer geſellſchaftlichen Sphäre, in der der Form eine bedeutſame Rolle zugeteilt worden iſt und zum Zwecke einer wohltuenden Ausgeglichenheit auch zuerteilt werden mußte, daß dort eine ſolche Anrufung ſelbſt einen hochgehenden Sturm abzudämpfen imſtande iſt; und daß in Fällen, in denen in der nächſten Minute das Feuer zucken müßte, der Stahl von dem Zunder zurückgeriſſen wird. Im Grunde nichts anderes, als die Anwendung jenes Mittels, nach dem einem Zornigen empfohlen wird, unter dem letzten Reſte ſeiner Beſinnung die Zähne zuſammenzubeißen und mit aufeinander gepreßten Lippen bis zwanzig zu zählen.

Alles eilte an die Gläſer und trank mir zu. Bis auf meinen Widerſacher. Auch er trank; aber mit abgewendeten Augen. Dann gingen wir an Deck. Die Wachen, die ſo lange vor meinem Frigidus geſtanden hatten, wurden aufgehoben, ich ordnete den Mechanismus und drehte den ganzen Apparat einmal um ſeine Achſe, um nach vorn gegen den Wind auffliegen zu können. Und verabſchiedete mich von dem Kommandanten und den Offizieren. Vielleicht hätte mir niemand einen Vorwurf daraus machen dürfen, wenn ich beim Abſchied die eine Perſon, die meine Anweſenheit auf dem Kriegsſchiffe zu einem Zerrbilde von Beſuch gemacht hatte, überſehen hätte; wenn ich dadurch, daß ich dieſen Einen von meinem letzten Gruß ausſchloß, noch einmal ſeinen Abſtand zu mir betont und vielleicht auch gekennzeichnet hätte; — ich tat es nicht. Er ſtand mit verſchränkten Armen und mit verbiſſenem Geſichte neben den Offizieren. Aus ſeiner geſamten Haltung war zu leſen, daß er ſicherlich mir den Handgruß für einen ſcheidenden Gaſt nicht zubilligen würde.

„Ihnen, mein Herr," ſagte ich zu ihm, „drängt es mich zu erklären, daß ich ehrliches Bedauern darüber empfinde, daß es nicht mein Verſtand war, der mich ſchon in Paris von Ihnen zurückhielt —"

„Was war es dann?" fragte er.

„Mein Inſtinkt."

„Der Sie hier auf dem Schiffe nicht geleitet hat —" ſagte er höhniſch.

„Nein, hier hatte er mich verlaſſen. Dafür kam mir hier das, was uns Menſchen den Tieren gegenüber natürlicher iſt: Der Verſtand!"

Der Kreuzer war in guter Fahrt. So bekam ich gleich genügend Luft unter die Flügel meines Frigidus. Und zehn Minuten ſpäter ſah ich das Kriegsſchiff tief unter mir, nicht größer als ein kleines Boot.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn ich nun in Paris gelandet wäre! —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und tatſächlich exiſtiert doch nur dieſer eine Apparat!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

(Fortſetzung folgt.)

Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary. (8. Fortſetzung.)

Die lange arktiſche Nacht.

Jeder Schulknabe lernt, daß an den beiden Polen der Erde das Jahr aus einem Tage und einer Nacht von gleicher Länge und den dazwiſchenliegenden Dämmerungsperioden beſteht. Aber das bloße Wiederholen dieſer Tatſache macht keinen wirklichen Eindruck auf ſeinen Geiſt. Nur wenn man bei Lampenlicht aufgeſtanden und bei Lampenlicht zu Bett gegangen und wieder bei Lampenlicht aufgeſtanden und zu Bett gegangen iſt, Tag auf Tag, Woche auf Woche, Monat auf Monat — nur dann kann man wiſſen, wie ſchön das Sonnenlicht iſt. Während der langen arktiſchen Nacht zählt man die Tage, bis die Sonne zurückkommen wird, manchmal, gegen Ende der dunklen Zeit, ſtreicht man die Tage auf dem Kalender durch, 31 Tage, 30 Tage, 29 Tage uſw., bis wir die Sonne wiederſehen werden.

Wir waren alſo in unſerem Winterquartier auf der „Rooſevelt", 720 km vom Nordpol entfernt, das Schiff feſtgehalten in der eiſigen Umklammerung 150 m von der Küſte entfernt. Der Wind knarrt in der Takelung, pfeift und kreiſcht um die Ecken des Deckhauſes; die Temperatur ſchwankt von 15° bis 50° C unter Null, und das Packeis im Kanal draußen knirſcht und kracht mit dem Wechſel von Ebbe und Flut. Etwa zehn oder zwölf Tage in jedem Monat ſcheint der Mond und geht dann, wie im Sommer die Sonne, immer im Kreiſe um den Himmel herum. Bei klarem Wetter iſt Sternenlicht, ſelbſt in der dunklen Periode; aber es iſt ein eigentümliches, kaltes und geiſterhaftes Sternenlicht, das nach dem Worte Miltons nur dazu da zu ſein ſcheint, die Dunkelheit ſichtbar zu machen. Sind aber die Sterne bedeckt, was wohl meiſt der Fall iſt, dann iſt die Dunkelheit ſo dicht, daß man ſie mit der Hand greifen kann.

Die Kambüſenlampe mit ihrem mächtigen Reflektor, die wir das Auge der „Rooſevelt" nannten, leuchtete Tag und Nacht von Anfang Oktober bis Anfang März, vom Untergang bis zum Wiederaufgang der arktiſchen Sonne, auf das Hauptdeck. Bei klarem Wetter konnte das gelbe Licht dieſer Lampe auf weite Entfernung geſehen werden.

Unſere Unterhaltung bei Tiſch drehte ſich hauptſächlich um unſere Arbeit. Die Herren erzählten Einzelheiten ihrer letzten Schlittenreiſe oder ſchwatzten über die Pläne für ihre nächſte. Ich hatte Leute von ſanguiniſchem Temperament ausgewählt, und ich hatte auch viel Arbeitsmaterial mitgenommen, um jedermann geſchäftig zu erhalten.

Strenge Regeln für die Mitglieder meiner Expeditionen habe ich nie aufgeſtellt, weil es nicht nötig iſt; nur für die Mahlzeiten in der Meſſe waren beſtimmte Stunden vorgeſchrieben. Die Eskimos durften eſſen, wenn es ihnen gefiel. Für ſie gab es nur eine unverbrüchliche Regel, daß von zehn Uhr abends bis acht Uhr morgens keine lauten Geräuſche verurſacht werden durften.

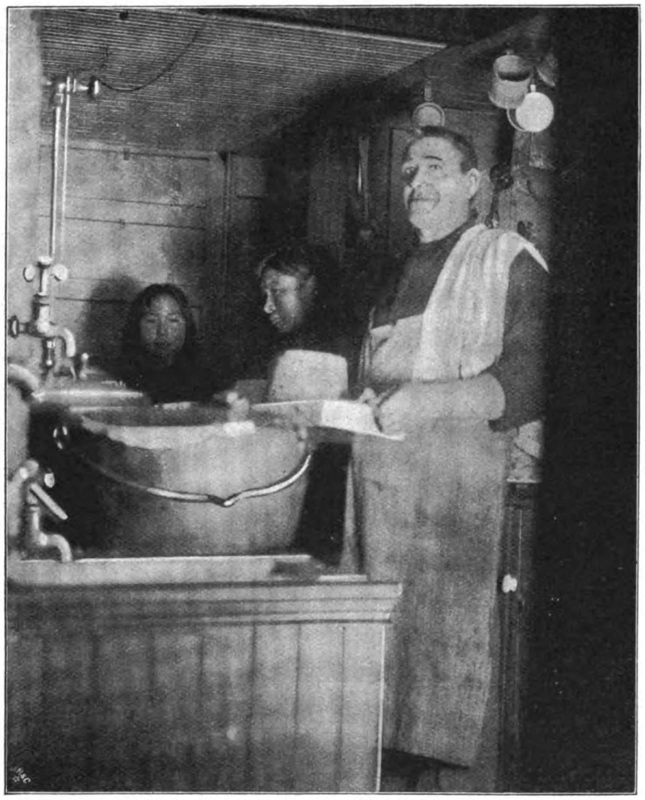
Abgeſehen von wenigen Influenzafällen war die Geſundheit während der ganzen Dauer im Winterquartier gut. Grippe in der Arktik, die mit Epidemien in Europa und Amerika zuſammenfällt, iſt übrigens eine intereſſante Erſcheinung. Meine erſte Erfahrung auf dieſem Gebiete machte ich im Jahre 1892 im Gefolge eines der eigenartigen Grönlandſtürme, die mit denen in den Alpen große Ähnlichkeit haben. Dieſer Sturm fegte augenſcheinlich über die ganze Weite Grönlands von Südoſten her und brachte in vierundzwanzig Stunden die Temperatur von —35° C auf +1° C. Infolge dieſes Wetterſturzes hatten alle Mitglieder meiner Expedition, ja ſogar einige Eskimos, einen Anfall von Influenza. Wir waren der Meinung, daß uns der Sturm, der mehr als eine örtliche Störung war, die Bazillen gebracht hatte. Abgeſehen von Rheumatismus und Bronchialleiden waren die Eskimos ziemlich geſund. Aber die Erwachſenen ſind einer beſonderen Nervenaffektion unterworfen, die ſie „Piblokto" nennen, einer Art Hyſterie. Die unmittelbare Urſache iſt ſchwer feſtzuſtellen, doch glaube ich, es iſt gewöhnlich ein Sehnen nach abweſenden oder toten Verwandten oder Furcht vor der Zukunft. Die Erſcheinungen dieſer Krankheit ſind zuweilen erſchreckend. Der Kranke — meiſtens werden Frauen befallen — beginnt zu ſchreien und ſeine Kleider abzuwerfen und zu zerreißen. Der Anfall dauert wenige Minuten oder eine Stunde oder auch noch länger, und manche werden dabei ſo ſinnlos, daß ſie nackend auf dem Eiſe umherlaufen würden bis ſie erfrören, wenn man ſie nicht mit Gewalt auf das Schiff und in ihre Kleider gebracht hätte. Er endet gewöhnlich in einem Weinkrampf, und wenn der Patient ſich beruhigt, ſo ſind die Augen mit Blut unterlaufen, der Puls iſt hoch, und der ganze Körper zittert noch etwa eine Stunde nachher.

Der erſte Wintermond kam Anfang November, und am 7. dieſes Monats brach McMillan nach Kap Columbia auf, um dort einen Monat lang Flutbeobachtungen zu machen. Marvin und Borup ſetzten während des Novembermondſcheins die Beobachtungen bei Kap Sheridan fort. Das Flut-Iglu, das auf dem Eiſe dicht neben der Flutſpalte etwa 160 m vom Schiffe entfernt gebaut worden war, war ein richtiges Schnee-Iglu der Eskimos. Ein etwa $3^1/_2$ m langer Pfahl war in den Meeresboden hineingetrieben und der ganzen Länge nach mit Fuß- und Zollmarken bedeckt.

Copyright, 1910, in the U. S. A. and all other countries where copyright is granted by Robert E. Peary. All rights reserved.

Wenn nun die Flut ſtieg und fiel, ſo ging das Eis und das Iglu mit, der Pfahl aber blieb ſitzen, und nach der Lage des Eiſes gegen den Pfahl maßen wir die Höhe der Flut.

Der Grund, weshalb auch zwei Eskimoweiber mit McMillans Geſellſchaft nach Kap Columbia geſchickt wurden, war, daß die Eskimos ihre Familien gern bei ſich haben, ſobald ſie längere Zeit auf Reiſen gehen; und die Frauen ſind auch nützlich beim Trocknen und Ausbeſſern der Pelzkleider, die bei den Strapazen der Schlittenreiſen beſtändig in Stücke gehn. Manche Weiber treiben übrigens ein Rudel Hunde ſo gut wie der Mann, und viele von ihnen ſind recht gute Schützen. Die Vorzüge der Eskimoweiber liegen mehr in ihrer Tätigkeit als in ihrer Schönheit. Die Bedienung ihrer Lampen z.B. erfordert große Kunſtfertigkeit. Wird die Lampe gut in Ordnung gehalten, ſo brennt ſie ebenſo hell und rauchlos als unſere eigenen Lampen; wird ſie aber vernachläſſigt, ſo raucht und riecht ſie recht übel.

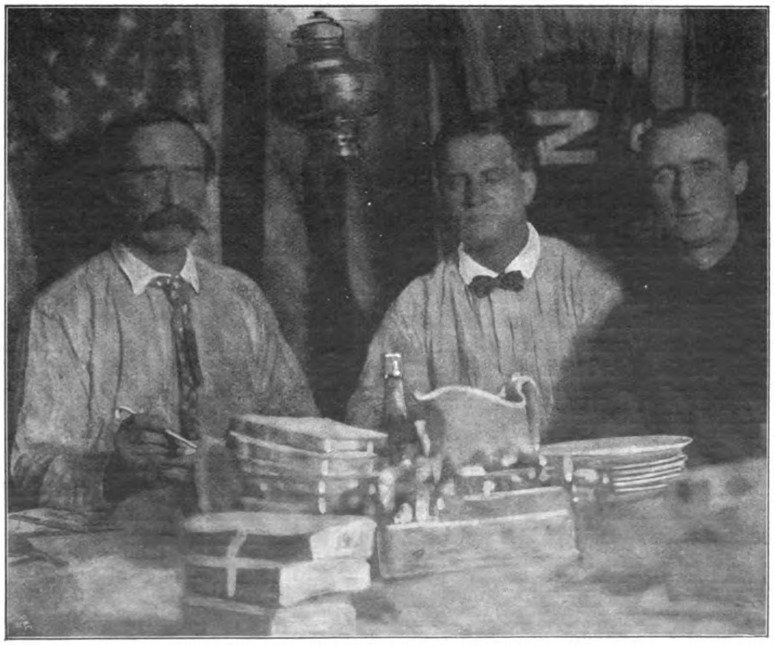


Der Schiffskoch Percy und der Weihnachtspudding.

Gegen Ende des Herbſtes waren die Leinwandzelte außer Benutzung geſetzt worden, und längs der Marſchroute hatten wir Iglus gebaut. Dieſe blieben ſtehen und wurden nacheinander von den verſchiedenen Parteien benutzt. Die neuen Mitglieder der Expedition wurden in die Kunſt des Iglubauens von Marvin, Henſon und den Eskimos eingeweiht. — Vier tüchtige Männer können ſolch ein Schneehaus in einer Stunde bauen. Jeder nimmt ein Sägemeſſer von den Schlittenſtändern und ſchneidet Schneeblöcke aus. Alle Schneeblöcke ſind an der inneren Seite ausgebaucht, ſo daß ſie, wenn man ſie zuſammenſetzt, einen Kreis bilden. Auf die erſte Reihe von Schneeblöcken wird die zweite aufgeſetzt, und zwar ſo, daß ſie nach innen überhängt. Die folgenden Lagen werden in ſtufenweiſe aufſteigender Spirale gebaut, wobei jeder ein wenig mehr nach innen überragt. Dabei wird jeder Block durch die Nachbarblöcke feſtgehalten, bis ſchließlich eine Öffnung an der Spitze bleibt, die mit einem Blocke ausgefüllt werden kann.

Ein Loch, gerade groß genug, daß ein Mann hindurchkriechen kann, wird am Boden auf der einen Seite durchgebrochen. Alsdann wird das Schlafzeug und die Kochausrüſtung in das Iglu hineingeſchafft. Sind ſchließlich die Hunde gefüttert und für die Nacht angebunden, ſo kriechen die Mitglieder der Reiſegeſellſchaft in das Iglu hinein, die Öffnung am Fußboden wird durch einen großen Schneeblock geſchloſſen, und alles iſt fertig für die Nacht.

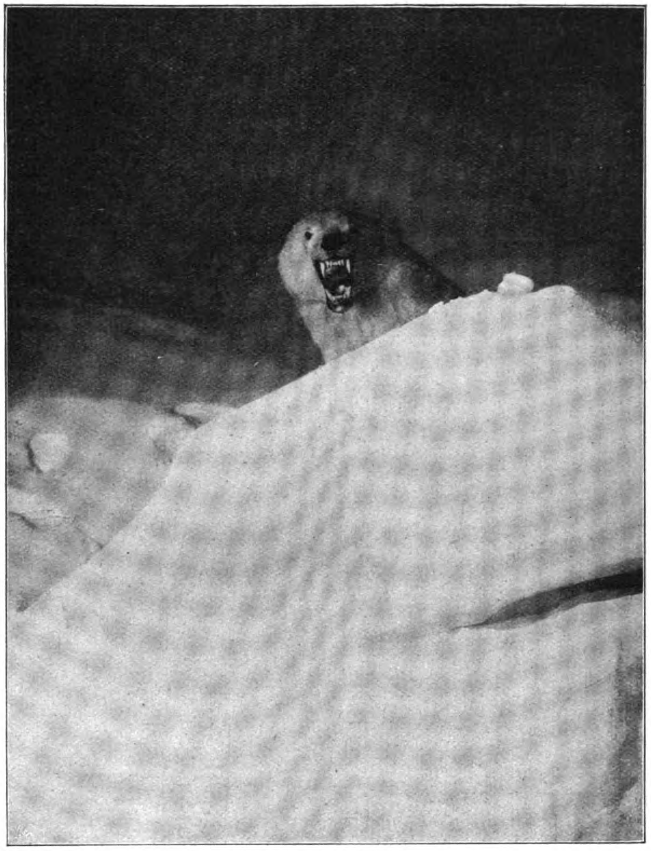
Am Abend des 11. November hatten wir eine herrliche Erſcheinung von Nebenmonden. Zwei große leuchtende Scheiben und acht Mondbilder waren am Südhimmel ſichtbar. Dieſe Naturerſcheinung iſt in der Arktik nicht ſo ſelten und durch die Feuchtigkeit der Luft bedingt. Bei dieſer beſonderen Gelegenheit hatte die eine leuchtende Scheibe ein Mondbild im Zenit, ein zweites im Nadir und je eins zur Rechten und zur Linken. Außerhalb dieſer Figur ſtand ihr Spiegelbild: eine zweite glänzende Scheibe mit vier anderen Monden.



Peary, Mc Millan und Dr. Goodſell beim Weihnachtsmahl.

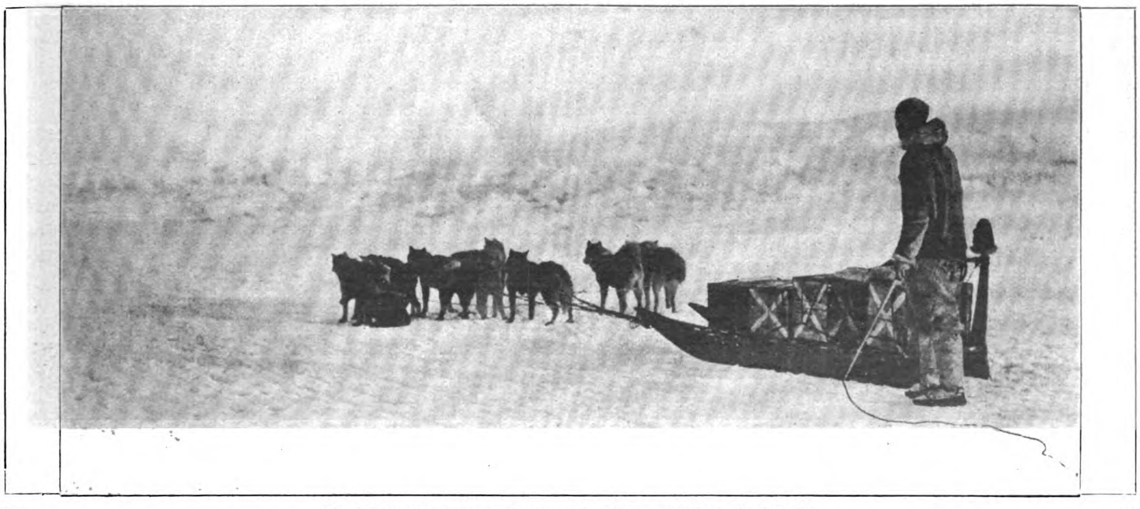
Die ‚Rooſevelt‘ in Gefahr.

In der Nacht des 12. Novemder erhob ſich das Eis des Kanals, das ſich mehr als zwei Monate lang ſcheinbar gar nicht unſerer aufdringlichen Gegenwart erinnert hatte, im Zorn und verſuchte, uns auf die ungaſtliche Küſte zu ſchleudern. Den ganzen Abend hatte der Sturm an Gewalt zugenommen. Gegen Mitternacht hörte ich untermiſcht mit den Geräuſchen des Schiffes einen anderen Ton, und zwar einen von übler Vorbedeutung: das Knirſchen des Eiſes im Kanal draußen. Schnell zog ich meine Kleider an und ging an Deck. Die Flut lief auf. Das nähergelegene Eis zwiſchen uns und dem äußeren Packeis krachte und ſtöhnte bei der ſtändig zunehmenden Preſſung. Beim Licht des Mondes konnte ich ſehen, wie das Packeis gerade hinter der Kante des Eiſes draußen plötzlich barſt und ſich aufbäumte. Wenige Minuten ſpäter brach die ganze Maſſe mit furchtbarem Donner in ein ſtürzendes Chaos von Eisblöcken auseinander, von denen einige auftauchten, einige untergingen; ſo bildete ſich ein 10 m hoher Berg von Eisſchollen 6 m vom Schiff entfernt. Mit dem Steigen der Flut nahm die Preſſung und das Bewegen zu, und kaum eine Stunde ſpäter, nachdem ich an Deck gekommen war, türmte ſich ein großer Schollenberg neben der „Rooſevelt“ von Mittſchiff an bis zum Heck. Es ſah eine Minute faſt ſo aus, als ſollte das Schiff in den Grund gebohrt werden.


Der Eisbär in Verteidigungsſtellung.

Ich hatte alle Mann an Bord gerufen und jedes Feuer auslöſchen laſſen. Die Eskimos fürchteten ſich ſehr und fingen an zu heulen. Mehrere Familien rafften ihr Hab und Gut zuſammen, und in wenigen Minuten gingen Frauen und Kinder auf das Eis und flüchteten in die Kiſtenhäuſer am Ufer. Das Überhängen der „Rooſevelt“ nach der Landſeite wurde mit dem Wachſen der Preſſung von außen immer größer. Als aber die Flut um etwa halb zwei Uhr morgens ablief, hörte die Bewegung auf. Ihre gerade Lage erhielt die „Rooſevelt“ freilich erſt im nächſten Frühjahr wieder. Die Temperatur war in jener Nacht 31° C unter Null, aber es ſchien gar nicht ſo ſehr kalt zu ſein.

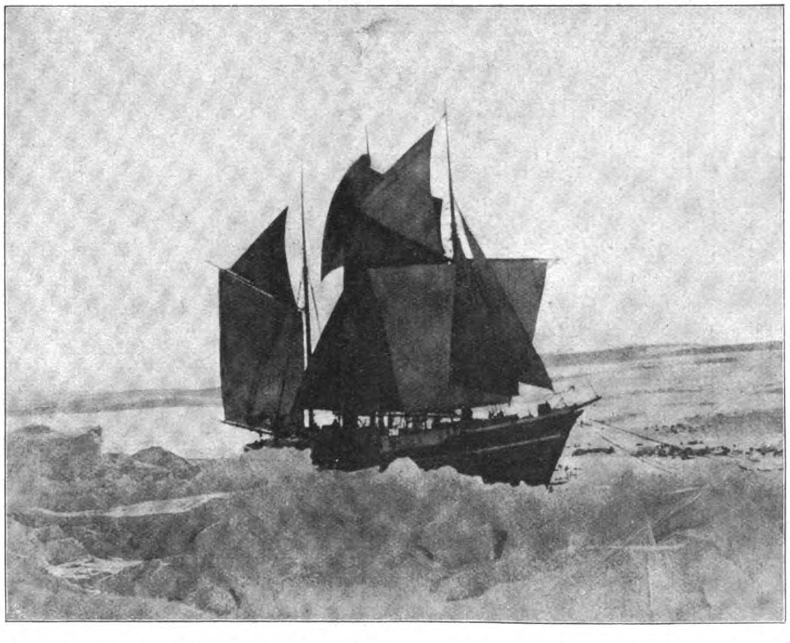
Mitte November hatte ich ein großes Schnee-Iglu an der Luke des Hauptdecks der „Rooſevelt“ gebaut. Wir nannten es das Studierzimmer, und Borup und ich machten bei Blitzlicht Aufnahmen der Eskimos. Sie waren ſehr geduldige Modelle; freilich ließen ſie ſich nie beim Eſſen photographieren. — Die Winterſtürme des hohen Nordens kann ſich niemand vorſtellen, der ſie nicht erlebt hat. Unſer Winter bei Kap Sheridan war diesmal weniger ſtreng als der von 1905/6; aber wir hatten doch mehrere Stürme, die uns an die alten Zeiten erinnerten. Die Nord- und Nordweſtwinde, die an der Küſte entlang fegen, ſind am kälteſten; aber von geradezu furchtbarer Wut ſind die


Profeſſor Marvin auf dem Marſch nach Kap Columbia.

Schneeſtürme aus Süd und Südweſt, die aus den Hochländern der Küſte faſt mit der Gewalt eines Waſſerfalles herniederbrechen. Ich glaube, ſie ſind ohnegleichen in der ganzen Arktik.

Die Spieren und die Takelung ſind wie die Saiten einer gigantiſchen Äolsharfe, und das Schiff ſelbſt iſt wie ein Reſonanzboden. Als Begleitung zu dieſen Stürmen gibt es immer mehr oder weniger Knirſchen und Krachen vom Kanaleis draußen. Auf Deck iſt es unmöglich zu ſtehen oder zu gehen, höchſtens im Schutz der Reling, und ſo ſtark iſt der Schneefall, daß die durch die Fenſter des Hauptdecks ſcheinenden Lampen ſogar trotz ihrer mächtigen Reflektoren in drei Meter Entfernung nicht mehr zu ſehen ſind.

Nach einem ſolchen Schneeſturm ſind hohe Schneewälle gegen die „Rooſevelt“ gehäuft, die Decks ſind bis an den Rand der Reling gefüllt, und Wehen ziehen ſich vom Schiff nach der Küſte hin. Neue Eingänge zu den Werkſtätten der Kiſtenhäuſer müſſen gegraben werden, und man muß neue Plätze ſuchen, um die Hunde anbinden zu können. Dieſe harten und geduldigen Tiere ſind während des Sturmes draußen feſtgebunden am Fuße des ſteilen Ufers und ſo ein wenig vor der vollen Gewalt des Windes geſchützt. Aber der Schnee, der über die Felſen hintreibt, fällt auch nach unten und deckt ſie in kurzer Zeit zu. Sind ſie ſo begraben, daß ſie nicht mehr Atem holen können, ſo ſtehen ſie auf und ſchütteln ſich. In einer Stunde ſind ſie dann wieder zugeſchneit und müſſen das Manöver wiederholen. Zuweilen dauert ein Schneeſturm zwei oder drei Tage, und es iſt unmöglich, daß Männer zur Fütterung der Tiere an die Küſte gehen. Da aber die Eskimohunde von dem arktiſchen Wolf abſtammen, ſo können ſie das wildeſte Wetter überſtehen und können lange Zeit hungern. Bei ſolchem Schneeſturm iſt uns faſt nie ein Hund eingegangen.



Die „Rooſevelt“, alle Segel beigeſetzt, vor Einbruch der langen Winternacht.

Jede Woche oder alle zehn Tage während des ganzen Winters mußten wir aus unſern Kabinen das Eis entfernen, das ſich an den kalten Außenwänden durch den Niederſchlag der feuchten Luft gebildet hatte. Hinter jedem Ausrüſtungsgegenſtande in der Nähe der Außenwände bildete ſich Eis, und wir hackten es ab. Die Bücher ſtellten wir immer ganz vorn hin auf die Rücke, weil ſie feſt an die Wände gefroren wären, hätten wir ſie nach hinten geſchoben. Dies Wegkratzen des Eiſes war eine regelmäßig wiederkehrende Arbeit unſeres arktiſchen Hauswirtſchaftens an Bord der „Rooſevelt“. Wenn der Mond nicht ſchien, alſo zwiſchen den Jagdausflügen, waren die Männer geſchäftig auf dem Schiffe, die Ausrüſtung vorzubereiten. Auch verbrachten ſie beträchtlich viel Zeit mit Leſen.

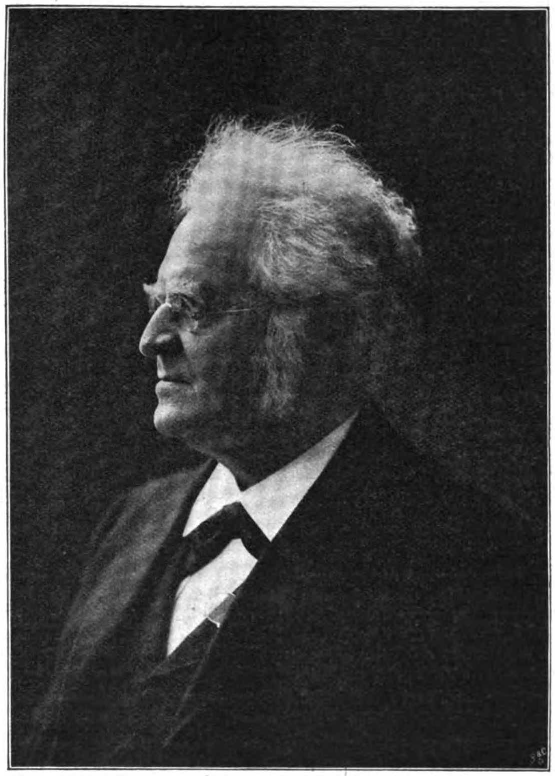
Ich hatte in meiner Kabine eine gute arktiſche Bibliothek, durchaus vollſtändig, ſo weit es die Ergebniſſe früherer Jahre betrifft. Die Mitglieder der Expedition borgten dieſe Bücher, eins nach dem anderen, und ich glaube, ehe der Winter vorbei war, wußten ſie alle gut Beſcheid darüber, was auf dem von ihnen gewählten Arbeitsfelde ſchon durch andere geleiſtet war.

Während des Mondſcheins im Dezember machte ſich Kapitän Bartlett mit zwei Eskimos, zwei Schlitten und zwölf Hunden auf den Weg, um die Gegend zwiſchen dem Schiffe und dem Hazen-See nach Wild zu durchforſchen. Henſon ging mit ähnlicher Ausrüſtung zum Clements Markham-Fjord. Borup machte ſich mit ſieben Eskimos, ſieben Schlitten und 42 Hunden nach Kap Colan und Kap Columbia auf, und Dr. Goodſell ging zur ſelben Zeit mit drei Eskimos, zwei Schlitten und zwölf Hunden zur Jagd zwiſchen der Black Cliffs-Bai und der James Roß-Bai. Dieſe Ausflüge brachten 18 Männer und 78 Hunde für zehn oder fünfzehn Tage auf das Land — ungerechnet Mc Millans Flutbeobachtungsexpedition, die einen Monat lang bei Kap Columbia geweſen war und während dieſes Mondſcheins zurückkehren ſollte. Die Geſellſchaften ſollten die gewöhnliche arktiſche Koſt benutzen, Tee, Pemmican und Zwieback, wenn ſie nicht Wild fanden, denn in dieſem Falle ſollten ſie für Menſchen und Hunde friſches Fleiſch verwenden. Zu der Jagd kam noch, daß immer noch Nahrungsmittel für die Frühlingsſchlittenreiſe an der Küſte entlang von einer Etappe zur anderen gebracht werden mußten. Um Abwechſlung in die Sache zu bringen, gingen die Männer, die während einer Mondſcheinperiode auf dem Schiff geblieben waren, bei der nächſten auf Reiſen. Die Schiffsleute, Ingenieure wie Matroſen, gingen ſelten mit auf Jagd. Sie blieben auf dem Schiff, nahmen ihre regelmäßigen Pflichten wahr und halfen gelegentlich bei der Ausrüſtung. Die Matroſen unterhielten ſich ſo, wie die Matroſen es überall machen, ſie ſpielten Domino, Karten und Schach, boxten und erzählten Geſchichten. Auch übten ſie gern Kraftkunſtſtücke, wie z. B. das Fingerzerren mit den Eskimos. Einer der Leute hatte ein Akkordion, und wenn ich arbeitend in meiner Kabine ſaß, hörte ich oft ſingen „Annie Rooney“, „Mc Ginty“, „Der ſpaniſche Kavalier“ und zuweilen „Home, ſweet Home“. Wir hatten auch ein Billard an Bord, aber wir konnten es nicht benutzen, weil das Schiff ja Schlagſeite hatte, der Fußboden alſo ſchräg war. Percy hatte den Phonographen anvertraut erhalten und lud die Matroſen oft zu einem Konzert ein. So kam es, daß ich den ganzen Winter über von niemand über Eintönigkeit oder Heimweh klagen hörte. (Fortſetzung folgt.)

Björnſtjerne Björnſon †. Von Dr. Andreas Weicker.

„Dies über alles — ſei Dir ſelber treu."

Man hat es gelegentlich wohl als eine Entgleiſung Shakeſpeares bemängeln wollen, daß er jene ſchönen, weisheitsvollen Lebenserfahrungen eines Gereiften, die im obigen Manneswort gipfeln, dem alten Narren Polonius in den Mund gelegt hat. Der große Menſchenkenner hat auch hierin recht: Es hat etwas von tiefſter menſchlicher Tragik, wie der dem häufigen Schickſal alternder Hofleute, der Geckenhaftigkeit, anheim gefallene Mann, in der Erkenntnis, daß er ſelbſt nichts mehr zu hoffen hat, auf den blühenden Sohn die Hoffnung eines im Dienſt der Eitelkeit verſchleuderten Lebens überträgt. Es hat etwas unendlich Ergreifendes, wie er ihm das mit höchſtem Ernſte klar macht, was ihn eben dies, ſein verſchleudertes Leben als höchſtes Ideal erkennen gelehrt hat.



Björnſtjerne Björnſon †.

Dies über alles — ſei Dir ſelber treu. Ein ſtolzes Wort, das aber als Krönung über dem Leben aller jener ſteht, die je nach den großen Zielen der Menſchheit geſtrebt haben. Und aus dieſem Geſichtswinkel geſehen darf der norwegiſche Dichter, der am 26. April als letzter jenes berühmten Dreigeſtirns—Ibſen, Björnſon, Lie — dahingegangen iſt, den Rang als Größter beanſpruchen. Lie iſt im ganzen zu weich, zu dichteriſch, mehr Träumer als Mann der Tat, um neben den beiden anderen, trotz ſeiner vorzüglichen menſchlichen Eigenſchaften, eine führende Stelle zu behaupten. Ibſen iſt zu klug, ſein Verſtand ein viel zu zweiſchneidiges Inſtrument, um ihn ſelbſt ganz unverwundet zu laſſen. Wenn überragende Intelligenzen vor dem Peſſimismus bewahrt bleiben, ſo iſt das als Gnade von oben anzuſprechen: nach menſchlichem Ermeſſen iſt es unmöglich. Eine unbeſiegte geiſtige Kraft kann man ſich nicht verbunden denken mit einer Intelligenz, die die letzten Reſte ausſchöpft. Gewiß bedarf ſie zu ihrer Erhaltung eines ſtarken, umfaſſenden Verſtandes, aber verbunden mit einem gewiſſen — bewußten — Maß von dem, was das Mittelalter Tumbheit nannte. Ich meine, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen und es modern auszudrücken: ſolche unbeſiegte geiſtige Kraft bedarf eines einfachen nicht komplizierten geiſtigen Apparates, der zwar die vorliegende Straße taghell erleuchtet, aber die angrenzenden Gebiete in Dunkel läßt: dies iſt der Weg, denſelben gehet, ſonſt weder zur Rechten noch zur Linken. Dieſe Art Leute allein geht, das Ziel unverrückbar vor Augen, vorwärts und ſie allein ſtellt den Boden dar, aus dem die großen Führer geboren werden. Dabei iſt natürlich die Sittlichkeit des zu erreichenden Zieles grundlegende Bedingung, ſonſt würden ſich die großen Verbrecher, die am letzten Ende auch nur konſequent logiſch ſind, von den Rufern im Streit nicht unterſcheiden.

Ibſen iſt ſich ſelbſt nicht in der Art wie Björnſon treu geblieben und hat das ſelbſt bereut und gebüßt. Seine Klugheit hat ihn zur Berechnung verführt; er hat ſeine Kunſt dem Meiſtzahlenden, dem Dekadenzpublikum verkuppelt, das die „Menſchen mit den Tiergeſichtern" als grimmige Karikaturen „goutierte". Björnſons Lebenslauf iſt dagegen ein unbeirrtes Weitergehen auf dem vorgeſchriebenen Wege, auf dem er ſich keinerlei Seitenſprünge geſtattet, mögen die Gründe noch ſo lockend aus dunkelhellem Waldesſchatten ſchimmern. Und in dieſem tapferen Vorwärtskämpfen liegt, was ihn groß macht, ſein Erfolg, erfüllt ſich die uralte Verheißung, daß dem, der am erſten nach der Gerechtigkeit trachtet, „ſolches alles" von ſelbſt zufällt, ein Wort, das bei keinem Vertreter dieſer Gattung verſagt hat.

* * *

Björnſon entſtammt, wie ſo viele unſerer beſten Geiſter, der Atmoſphäre des evangeliſchen Pfarrhauſes; er iſt am 8. Dezember 1832 zu Kvikne in dem bergigen Oeſterdalen geboren. Von ſeinen Eltern iſt nur wenig überliefert, doch iſt es bezeichnend, daß der Vater dieſer ſtreitbaren Natur ein ſehr milder, nachſichtiger Mann war, und daß alſo in dem Sohn das Heldenhafte, das den Kampf eher ſucht, als ihm aus dem Wege geht, wohl auf Mutter und Großeltern zurückzuführen iſt. Dieſe Umwelt verleugnet er nicht bis in ſein hohes Alter. Er iſt immer einfach, klar, naiv, zuweilen ein wenig nüchtern; da ſind keine myſtiſchen Strahlen, kein Dunkel, das Abgründe zu verbergen ſcheint, kein geheimnisvolles Echo, das kleine Worte durch eine dumpfe Reſonanz bedeutſam macht, keine Kunſt des großen Hintergrundes und kein Geheimnis zweifelhafter Lichter — alles iſt Freilichtmalerei wie die Bilder der Norweger, die in Klarheit getaucht ſind. Überall iſt er kriſtallen wie das eiſige Waſſer der ſpringenden Gebirgsflüſſe ſeines Landes. Selbſt wo er ins Unbegreifliche gerät, wie in „Über die Kraft", verliert er ſich nicht in Dunkel, ſondern in Ströme blendenden Lichtes, das zu hell für die Augen Staubgeborener iſt. Er ſelbſt iſt die beſte Widerlegung der unevangeliſchen Theorie, daß die Myſtik die Baſis der Religion ſei; ſeine ſtarke und lebendige Frömmigkeit iſt von vollkommener Klarheit und Transparenz.

So allein iſt Björnſons Eigenart — auf dem Grunde der Natur, des Striches, der ihn erzeugt hat — zu begreifen. Es gibt ein ſchönes Porträt von ihm, auch von einem Norweger, Erich Werenſkjold. Der feſte, charaktervolle, vielleicht auch harte Kopf iſt hoch aufgerichtet, die klaren, hellgeſtirnten, ſcharf ausſpähenden Augen, Lotſenaugen, Turmwartaugen, an denen man ſofort den Sohn einer kühnen Natur erkennt, ſind mit wachſamem Ausdruck in die Ferne gerichtet. Und den Hintergrund, von dem dieſer mächtige

Kopf ſich abhebt, bilden die gewaltigen, lichtüberflimmerten Berge Norwegens. Mann und Natur gehören zuſammen, das hat der Künſtler mit jener glücklichen Intuition erfaßt, die das Seeliſche begreift und zum Ausdruck bringt und den Künſtler vom Techniker unterſcheidet. Man hat Björnſon gelegentlich mit Schiller verglichen, Ibſen mit Goethe. Der Vergleich hat etwas Schiefes, aber auch etwas Richtiges. Ibſen iſt als goetheverwandt doch wohl nur auf ſeinen Kosmopolitismus hin anzuſprechen; er beſitzt weder die Univerſalität noch die beiſpielloſe Harmonie aller geiſtigen und gemütlichen Kräfte, die den Menſchen Goethe ſo verehrungswürdig, ſo menſchlich machen. Er wohnt immer in einer eiſigen Höhe. Dagegen ſpringt die Ähnlichkeit Björnſons mit Schiller deutlich ins Auge. Er iſt, ſo unfreundlich die Heimat zuzeiten ſich ihm gezeigt hat, ſoviel an Gewinn und unwägbaren Werten ihm die Fremde gegeben hat, nie Kosmopolit geworden. Er wurzelt unteilbar im Vaterländiſchen. Und auch jener tiefe Urgrund Schillerſcher Kunſt, der aus der lebenumfaſſenden Religioſität des Elternhauſes geborene ſittliche Ernſt iſt ihm eigen, das Vorwärtsſtrebende, der Flamme gleich für die Ideale ſich Verzehrende, das bei edelſtem Streben nicht ſelten zwar ins Einſeitige umſchlägt, aber auch in tiefer Wirkung das weithin tönende Echo wachruft. Dieſe große ethiſche Verpflichtung, als Stimme des Guten und Rechten zu weiten Kreiſen zu reden, treibt ihn, wie ſeinen Volksredner Karl Wender aus der Erzählung „Mutters Hände“, in das bewegte Leben der Öffentlichkeit. Auch er, der, wie wir aus ſeinen Proſaerzählungen wiſſen, für die Schönheit ſeiner einſamen Berge, für die unentweihte Lieblichkeit einer naiven Lebensführung in naturwahren Verhältniſſen eine ſo tiefe Empfindung hatte, drängt ſich, entgegen ſeiner innerſten Geſchmacksrichtung, in die wogende Brandung des dichteſten Menſchengedränges — um der Sache willen.

In ſeinem ſiebenten Jahre kam er mit dem Vater nach Romsdal, wo ſich ihm eins der lieblichſten und üppigſten Täler Norwegens erſchloß. „Der Pfarrhof dort,“ ſagte er ſelbſt einmal, „iſt einer der ſchönſten Höfe im Lande, wie er ſo mit breiter Bruſt zwiſchen zwei ſich begegnenden Meerbuſen liegt, mit grünen Bergen über ſich, Waſſerſtürzen und Bauernhöfen auf dem entgegengeſetzten Strande, wogenden Feldern und Leben auf dem Talboden.“

Wie weit ich auch mein Auge ſchicke,
Nur Berg und Berge ich erblicke,
Die eng ſich aufeinander türmen,
Aufſteigend bis zum Himmelsraum,
Hier wollen Welten toſend ſtürmen,
Doch rings iſt's groß und ſtill — ein Traum. —

Zuerſt begründet er ſeinen Ruf durch jene reizenden, erfriſchenden Geſchichten, in denen ſeine Liebe zur Heimat einen ſchönen Ausdruck findet. Es kann ſchwerlich etwas Einfacheres, Spannungsloſeres, Kindlicheres geben als dieſe Geſchichten, unter denen ich „Synnöve Solbakken“, „Arne“, „Ein fröhlicher Burſch“ beſonders erwähne, aber auch nichts Reineres, Lieblicheres, Herzerquickenderes. Das iſt alles ſo urſprünglich, ſo unverbraucht, ſo unbefleckt wie die Welt am erſten Schöpfungstage, und zugleich iſt ſo eine reine Welle von Freude, herzhafter Jugend und Lebensluſt darin, daß man den Dichter nicht bewundern kann, ſondern lieben muß. Die zugleich entſtandenen Dramen ſind nicht beträchtlich; ſie ſind mehr dialogiſierte als dramatiſierte altnordiſche Sagen.

Als Björnſon dieſe Arbeiten ſchrieb, war er nach beendeten Studien zu Chriſtiania Theaterdirektor in Bergen und ſodann Redaktionsmitglied des Aftenbladet Chriſtiania. Im Jahre 1860 begann er die erſte ſeiner großen Auslandsreiſen nach Italien, Deutſchland und Frankreich, war danach zwei Jahre Theaterdirektor in Chriſtiania und übernahm 1866 die Zeitung Norsk Folkeblad. Im Jahr 1875 erwarb er einen Bauernhof in Gausdal bei Lillehammer, einen vernachläſſigten Beſitz, um fortan ſeine Kraft der Mühe zu widmen, aus dem verwahrloſten Gut eine Muſterwirtſchaft zu machen, die bei ſeinen ſchwerfälligen und am Hergebrachten hängenden Landsleuten vorbildlich wirken könne. Seine aus heißer Heimatliebe geborene politiſche Betätigung hatte ihn der Bauernpartei zugeführt, und, immer gewohnt, den ganzen Menſchen einzuſetzen, gab er, der praktiſch ganz Unerfahrene, ſich der ſchweren, rieſenhaften Arbeit hin. Häufig mußte er ſeinen Beſitz allerdings mit einem Aufenthalt in Paris oder Süditalien vertauſchen, nicht um ſich zu erholen, ſondern um ungeſtört arbeiten zu können, da die ſprichwörtliche nordiſche Gaſtfreiheit das einſame Gut meiſt zu einem ſehr belebten Orte machte.

Von ſeinen Dramen ſind in Deutſchland meiſt bekannt geworden: „Ein Falliſſement“, „Die Neuvermählten“, „Laboremus“, „Auf Storhove“, „Über die Kraft“. Sein „Handſchuh“, in dem er für die ſittliche Reinheit des Mannes eintritt, iſt, nachdem er während der Zeit der erſten und leidenſchaftlichſten Anfänge der Frauenbewegung zu einer Art von Geiſterſcheidung geworden war und zu heftigen literariſchen Kämpfen Anlaß gegeben hatte, bei uns wieder in den Hintergrund getreten. Er verdankte dieſen Erfolg auch wohl weniger ſeinem künſtleriſchen, als dem tendenziöſen Gehalt, den die betreffenden Kreiſe eifrig für ihre Zwecke benutzten. Björnſon iſt ein glänzender Charakterzeichner; er verſteht es auch, den ſchweren Ernſt der Handlung durch gelegentliche humoriſtiſche Streiflichter aufzuhellen — vielleicht auch abzuſchwächen. Techniſch ſind ſeine Arbeiten ihrem geiſtigen Gehalt nicht ebenbürtig — er war durchaus kein raffinierter oder auch nur geſchickter Autor, wollte es auch nicht ſein. „Ein Buch, das nicht wegräumt oder baut, ſo daß es unſer Können und unſere Kraft vermehrt, uns für die ſchwere Kunſt der Lebensführung ermutigt und uns dadurch das Leben erleichtert, iſt ein *ſchlechtes* Buch, und wäre ſeine techniſche Kunſt noch ſo groß.“ Das hat er nicht nur geſagt, ſondern auch in einer Zeit, wo das Feldgeſchrei l'art pour l'art von allen Türmen gellte, danach gehandelt. Der Künſtler iſt dazu da, der Geſamtheit zu dienen, ſich ſelber treu, ohne nach dem Erfolg zu ſchielen. Und es iſt ein ſchönes Zeichen für die urſprüngliche, edle menſchliche Natur, daß dieſer ſimple und unkomplizierte Mann nicht verlacht wurde, ſondern endlich Boden gewann, daß die einfachen, geſunden Selbſtverſtändlichkeiten, die der Snob für ſpießbürgerlich hält, in ſeiner Kunſt als das Gute und Große anerkannt wurden. Wenn im Falliſſement der Großhändler, der von Jahr zu Jahr den Schein ſeines Millionärtums mühſam aufrecht hält, ſchließlich zu ſeinem Beſten gezwungen wird, ſein verlogenes Daſein aufzugeben und in ehrlicher Arbeit ſein Glück findet, wenn in Storhove der Miniſter in der Herbheit ſeines Ehrbegriffs die ſchöne, gefallſüchtige, eitle, verſchwenderiſche Nichte als Prinzip der Sinnenluſt, die den Segen der reinigenden Arbeit zerſtört, ins Waſſer treiben will, ſo ſpürt man die Gewalt einer klaren Weltanſchauung, die Recht und Unrecht zu unterſcheiden vermag. Das Schillerſche: „von der Gewalt, die alle Weſen bindet, befreit der Menſch ſich, der ſich überwindet“, könnte als Leitſatz über Björnſons Schaffen ſtehen. Seine Überzeugung, daß der ſittlichen Kraft alles erreichbar iſt, vertritt auch ſein ergreifendes, letztes großes Werk: Alles iſt der Kraft des Glaubens und der Liebe möglich, ſie überwindet das Unüberwindbare, aber die ungeheure Anſtrengung des Willens, des gottentſtammten Geiſtes zerbricht dabei die Körperlichkeit; inſofern heißt das Stück „Über die Kraft“.

⁂

So zählen wir den Norweger in die Reihe der großen Überwinder, die als Vorbilder vor der irrenden Menſchheit hergehen, ſich ſelbſt und ihrem Gott treu, und ſo rückt er, der ſo tief als Norweger ſich gefühlt hat, daß er ſterbend ſein Haupt nach der geliebten Küſte gerichtet wünſchte, in das ſtrahlende Licht weltliterariſcher Bedeutung. — —

Frauenerwerb.

Die Schul-Zahnärztin.

Seit Frau Dr. Henriette Tiburtius ſich im Jahre 1869 als erſte deutſche Zahnärztin in Berlin niedergelaſſen hat, iſt den deutſchen Frauen ein Beruf erſchloſſen worden, der ihnen recht gute Ausſichten bietet, und dies um ſo mehr, als das zahnärztliche Studium für die Frauen ſeither immer erreichbarer geworden iſt. Zunächſt in den neunziger Jahren durch Eröffnung der Mädchengymnaſien- und Gymnaſialkurſe und dann im Jahre 1900 durch den Bundesratsbeſchluß, weibliche Studierende zu den mediziniſchen, pharmazeutiſchen und zahnärztlichen Prüfungen zuzulaſſen.

Seither iſt es für Mädchen mit entſprechender Begabung und Neigung relativ leicht, ſich die nötige Vorbildung anzueignen, beſonders wenn ſie in einer Stadt leben, die ein Mädchengymnaſium — oder, wie es jetzt heißen wird, eine Studienanſtalt — beſitzt und gleichzeitig Univerſitätsſtadt iſt. Da das Univerſitätsſtudium nur zwei Jahre dauert, ſo iſt es für Mädchen, deren Eltern in günſtigeren Verhältniſſen leben, ſogar dann erſchwinglich, wenn ſie eine Univerſitätsſtadt aufſuchen müſſen.

Die deutſchen Zahnärztinnen haben ſich infolgedeſſen auch in den letzten zwei Jahrzehnten ſehr vermehrt, und die beſonders Erfolgreichen unter ihnen verfügen über eine ſehr ausgebreitete Praxis. Ihre leichte, angenehme Hand und ihr im allgemeinen freundliches und beruhigendes Weſen laſſen ſie auch als beſonders geeignet dafür erſcheinen.

Nun eröffnet ſich ihnen ein neues Feld, das einer noch viel größeren Anzahl von Frauen ein dankbares Berufsgebiet bieten dürfte.

Man beginnt nämlich ſowohl in der Alten als auch in der Neuen Welt einzuſehen, daß die Zahnpflege bei den Kindern viel zu ſehr vernachläſſigt wird und daß durch das bei verdorbenen Zähnen erſchwerte Kauen die Verdauung und damit die Ernährung und Geſundheit eines großen Volksteiles gefährdet iſt.

In Boſton wurde jüngſt bei der Unterſuchung der Zähne der Schulkinder in einer Schule feſtgeſtellt, daß neunzig Prozent von ihnen bereits an Zahnfäulnis litten. Es wird daher der Ruf nach Schul-Zahnärzten immer lauter. Und auch in Berlin hat ſich vor einiger Zeit ein „Deutſches Zentralkomitee für Zahnpflege in den Schulen“ unter dem Vorſitz des ehemaligen Staatsminiſters v. Möller gebildet, das die Verhütung und Bekämpfung der Zahnverderbnis, ſowie die Hebung der Zahnpflege in allen Kreiſen von Groß-Berlin bezweckt durch: Öffentliche Vorträge über Zahnpflege, Verbreitung allgemein verſtändlicher Schriften über Zahnpflege, Einführung von Belehrung über Zahnpflege in den Unterricht aller Schulgattungen, Förderung der Beſtrebungen zur Einführung einer geordneten Zahnpflege in der Bevölkerung, Begründung von Einrichtungen für Zahnpflege in den Schulen und Einwirkung auf die kommunalen Körperſchaften zur Förderung der ſatzungsmäßigen Zwecke.

Dieſe Beſtrebungen verdienen allſeitige Unterſtützung, da es ſich tatſächlich um einen ſehr weſentlichen Teil der Volksgeſundheit handelt. Wer hat nicht Gelegenheit zu beobachten, wie vernachläſſigt gerade dieſer, ſowohl vom geſundheitlichen, als auch vom äſthetiſchen Standpunkt ſo wichtige Körperteil iſt. Man wird beiſpielsweiſe unter den Dienſtmädchen nur wenige finden, die nicht ſchon in der Blüte ihres Lebens ſo vollſtändig ſchadhafte Zähne haben, daß ſie nur vor der Wahl ſtehen: Falſche Zähne oder gar keine. Das iſt ſelbſtverſtändlich nur auf die mangelnde Pflege der Zähne in der Kindheit zurückzuführen. Da es mittelloſen Leuten aber ſchwer fällt, bei der kleinſten Sache die Kinder zum Zahnarzt zu ſchicken, ſo wären Schul-Zahnärzte — daneben natürlich auch Aufklärung der Maſſen über die Wichtigkeit der Zahnpflege — der einzig gangbare Weg zur Abſchaffung dieſes großen Übels.

Daß weibliche Zahnärzte ſich beſonders gut für das Amt eines Schul-Zahnarztes eignen würden, unterliegt wohl keinem Zweifel, da Frauen am beſten mit Kindern umzugehen verſtehen und die nötige Geduld und Liebe für ſie haben.

Ich glaube daher, beſonders da ſich auch einige Behörden bereits ſympathiſch zur Anſtellung von Schul-Zahnärzten geäußert haben, daß ſich hier ein neues Berufsfeld für Frauen öffnet.

Eliſa Ichenhäuſer.

Erfinderinnen.

Wir brachten in unſerm Blatte Nr. 49 1909 einen ausführlichen Artikel über das Erfinden, beſonders über die Patentierung. Privatperſonen, welche den Gang der Induſtrie nicht kennen, warnen wir immer aufs neue, für die Nutzbarmachung einer „guten Idee“ große Opfer zu bringen. Hilft kein Abraten, ſo iſt die Schutzanmeldung in Deutſchland genügend, um die Probe mit der Verwertung zu machen, da durch amtliche Verträge mit andern Staaten die Priorität des Anmelders dort auf ein Jahr gewahrt bleibt.

Wie viele „Erfindungen“ das Kaiſerliche Patentamt, Berlin, zu bewältigen hat, davon gibt die Zahl der Bureauräume Zeugnis. Es ſind etwa 700 in einem Gebäude. Sogenannte „Patentbureaus“ in Berlin oder anderen Städten ſind etwas ganz anderes als das Kaiſerliche Patentamt. Ebenſo ſind Patentanwälte keine Beamte, ſondern techniſch geſchulte Leute, welche den Erfindern gegen mehr oder weniger hohe Gebührenzahlung die vorgeſchriebene formelle Einreichung der Schutzgeſuche bewirken und deren Rechte vertreten.

Dieſe unzähligen Patentbureauinhaber leben von den „guten“ und „ſchlechten“ Ideen der Erfinder, während dem Erfinder, ſobald er nicht Fachmann und Fabrikant iſt, die Idee ſelten etwas anderes wie Enttäuſchung und Verluſte an Zeit und Geld einbringt. Die amtlichen Gebühren für ein Gebrauchsmuſter ſind bedeutend billiger als für den Patentſchutz. Sie betragen 15 ℳ für 3 Jahre und 60 ℳ für weitere 3 Jahre. Mit 6 Jahren erliſcht der Schutz, während die Patentrechte, ſobald die hohen Jahrestaxen rechtzeitig gezahlt werden, 15 Jahre in Kraft bleiben.

Meldet man eine Sache zum Patent an, ſo ſind 20 ℳ Prüfungsgebühr zu zahlen. Dafür erhält der Anmelder Kenntnis davon, ob in Deutſchland oder in andern Staaten ein gleichartiger Gegenſtand patentiert wurde. Die Gebrauchsmuſter werden zu dieſer Prüfung nicht herangezogen, und ſo kann es vorkommen, daß jemand für ſeine Erfindung den Schutz als Gebrauchsmuſter erwirbt und ein anderer für dieſelbe Sache ein Patent erhält. Von dieſen beiden Konkurrenten ſiegt derjenige, der zuerſt eine Anmeldung bewirkte. Die Gebrauchsmuſter werden in keinem Falle auf Neuheit geprüft, nur regiſtriert; ſomit können ungezählte gleichartige Sachen exiſtieren, deren Vorhandenſein weder dem zweiten, noch dem letzten Anmelder bekannt iſt. Den geſetzlichen Schutz hat nur der erſte Anmelder, gleichviel ob er der Urheber der Sache iſt oder nicht. In Amerika ſind dieſe unhaltbaren Zuſtände nicht, dort hat ſich jeder Patentnehmer auch als Erfinder auszuweiſen.

Das deutſche Patentgeſetz hat jedoch für die wiſſentlich unberechtigte Ausnutzung einer Erfindung, die widerrechtlich angemeldet iſt, eine empfindliche Strafe vorgeſehen. Nach §§ 35 und 36 des Patentgeſetzes und §§ 9 und 10 des Gebrauchsmuſtergeſetzes werden wiſſentliche Nachahmungen und Schutzverletzungen mit einer Geldbuße bis 5000 ℳ oder einem Jahr Gefängnis, zudem mit einer Entſchädigungsſumme bis zu 10000 ℳ beſtraft. Wer durch Verpackung oder Bezeichnung von Gegenſtänden den Irrtum erregt, daß der geſetzliche Schutz darauf ruht, wird mit 1000 ℳ Geldbuße beſtraft. Die Strafverfolgung tritt nur auf Antrag ein. Der Antrag auf Nichtigkeitserklärung iſt nebſt Zahlung einer Gebühr von 50 ℳ bei dem Kaiſerl. Patentamt einzureichen. Die ſpäteren Rechtsverfechtungen werden vor den zuſtändigen Gerichten erledigt.

Da die Gebrauchsmuſter keiner Prüfung unterzogen werden, ſind oft, wie ſchon geſagt, eine Anzahl von gleichartigen „Erfindungen“ geſchützt und die Rechtsſtreitigkeiten darüber an der Tagesordnung.

Getreuer Eckhart.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Frl. Gr. in D. Lehranſtalten, in denen man in ein bis drei Monaten das Photographieren von Grund auf lernt, gibt es nicht. Wer ſich zum Erwerb ausbilden will, muß drei Jahre lernen. Die Lehrzeit in Geſchäften iſt meiſt unentgeltlich. In Lehranſtalten wird Honorar gezahlt. Der Kurſus dauert zwei bis zweieinhalbes Jahr.

Frau Inſp. C. in A. Der Krippenverein Berlin, Kyffhäuſerſtraße 23, bildet junge Mädchen der beſſeren Stände zu Kinderpflegerinnen aus. Der Kurſus dauert ſechs Monate. Auch Mädchen mit guter Volksſchulbildung werden von dem Verein in der Kinderpflege ausgebildet. Dieſer Kurſus dauert drei Monate. Die kleine Ausgabe macht ſich reichlich bezahlt, da erfahrungsgemäß ſolche Mädchen viel beſſere Stellen bekommen.

Frl. M. F. in H. Gewiß, es iſt uns bekannt, daß große Warenhäuſer auch weibliche Detektivs anſtellen, die ſowohl das Perſonal wie die Kunden kontrollieren. Aber erlernen läßt ſich dieſe Tätigkeit nicht. Sie fordert viel Menſchenkenntnis, Klugheit, ſchnelles, entſchloſſenes Handeln und ſtarke Nerven, da man die Unannehmlichkeiten der Prozeſſe nicht ſcheuen darf und ſich durch die Rachſucht der Überführten, und mehr noch ihrer Familien, nicht irre machen laſſen darf.

Frau v. K. in M. Im Intereſſe Ihrer Lehrmamſell, die zum Wechſel des Berufs gezwungen iſt, teilen wir Ihnen mit, daß der Verein Jugendſchutz in dem Walderholungsheim des Städtchens Neuzelle zwiſchen Frankfurt a. O. und Guben eine Obſt- und Gartenbauſchule für junge Mädchen eröffnet hat, die eine gute Volksſchule beſucht haben. Die Bedingungen ſind günſtig.

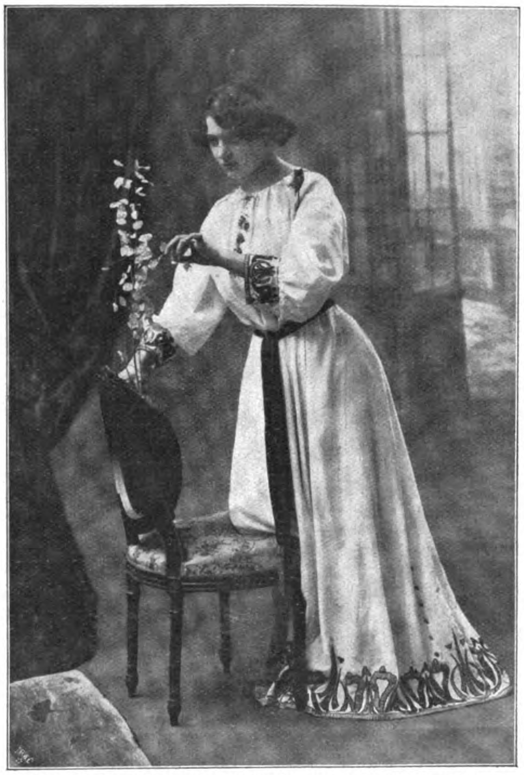
Sprechſtunde der Leiterin des Frauenerwerb: werktäglich von 12 bis 2 Uhr.

Frauen-Daheim.

Daſs Ihr auf Euer böſes Ich gehört, ſchafft Eurem Herzen Graus.
Die Krähen, deren Neſter Ihr zerſtört, umkreiſchen Euer Haus!

Die einfach gewordene Mode.

Seit Jahrzehnten hat die Mode keine größere Neigung zur Einfachheit gezeigt, als heutzutage. Sie iſt ſo ſchlicht, ſo übereinfach geworden, daß uns der Erfolg ihrer neueſten Richtung beinahe bizarr erſcheint. Die Schnitte haben ſich zu Urformen aufgelöſt, die einfachſte Form des Hemdes mit angeſchnittenen Ärmeln beſtimmt heute die Kleiderlinie. Man kann nicht einmal mehr vom Kimonoärmel reden, ſondern muß ſich, wenn man z. B. einen richtigen Vergleich zu den allermodernſten Chiffonüberbluſen finden will, an diejenigen Bekleidungsſtücke halten, die der indiſche Kuli im Reisfeld trägt, oder die Sudannegerin, die Mexiko-Indianerin überzieht, wenn ſie — um der höheren Eleganz willen — es für notwendig erachtet, auch einmal ihren Oberkörper zu verhüllen. Es gibt Frauen, die gewohnheitsgemäß über alle neuen Moden ſchelten — ich bin überzeugt, daß die allerneueſten Modelle ihre größte Unzufriedenheit erregen werden, und dennoch — erfüllt die neueſte Kleidertracht tatſächlich alle Geſetze der Hygiene, alle Reformgedanken ſind in ihr plötzlich zum Leben erwacht: Der Begriff der engen Taille iſt ausgeſchaltet, ſie verlangt eine natürliche Haltung des Körpers, die verſchrobene Silhouette, das „Bruſt unnatürlich heraus — Bauch unnatürlich zurück“ — iſt verſchwunden; der von allen Männern heiß herbeigewünſchte fußfreie Rock iſt Sieger auf der ganzen Linie geworden; der ungeſunde Stehkragen iſt ein total überwundener Standpunkt (ein runder, anmutig dezenter Halsausſchnitt mit einem harmloſen Pliſſeekrägelchen iſt die große Mode) und als letztes — das modernſte Kleid braucht ein Mindeſtmaß von Stoff. Mit ſo wenig wie jetzt ſind wir noch niemals ausgekommen. Und dennoch!! Dennoch! Das Ergebnis all dieſer erfüllten Wünſche iſt, wie im Märchen, eine ungewöhnliche, unerwartete Erſcheinung, ein wirklich „Neues von Mode“, zu dem ſich gerade die breite Maſſe der Frauen nur ungern bekehren wird. Es iſt eine Mode, die ſo ungeheuer jugendlich wirkt, daß ſie nur für die Jüngſten und Jugendlichſten unſerer Frauenwelt erſchaffen zu ſein ſcheint, die Frau der mittleren Jahre und die ältere Dame ſteht ihr vorläufig vollkommen ratlos gegenüber, und erſt die nächſten Saiſons werden den Ausgleich mit allen ſchließen können, wenn die unzweifelhaft neue Richtung und ihr zwangloſes Genre mehr ausgebaut ſein werden. Außerdem hat man für die allerneueſte Modenſilhouette eine wahre Teufelei in dem eingezogenen Rockſaum ausgeheckt — er iſt es, der ſie den meiſten von uns unſympathiſch und fatal macht, und die Rockſchnitte ſelber ſind ſo raffiniert, ſo verzwickt mit ihren Tabliers, ihrem breiten Blondencharakter, daß ſehr viel Schneiderkunſt und perſönlicher Schick dazu gehören, um eine gute Geſamtform zu erzielen. Wenn wir mit dieſen Eingangsworten im beſonderen von dem modernen, in Rock und Bluſe geteilten Sommerkleide ſprachen, ſo muß daneben gleich die im Winter eingeführte noch immer hochmoderne Ruſſenform erwähnt werden, die in unzähligen Variationen anzutreffen iſt und aus der ſich die modernſte Mode mit ihrer ſchwerbetonten Einfachheit entwickelt hat. In dem Material ſelbſt, das zu dieſen Kleidern verarbeitet wird, kann beliebig viel oder wenig Luxus entfaltet werden. Die Stoffe ſind nach wie vor von widerſtandsfähiger Weichheit und Zartheit. Für billige Kleider finden wir entzückende Wollmuſſeline, Baumwollcrepe de Chine und Crepons, dieſem allerneueſten, allererſten Modeſtoffe der Saiſon. Die eleganten Stoffe ſtellen ſich als Damaſt-Eoliennes, Crepe eolienne und Popelines dar. Die beliebten Baſt- und Schantungſeiden ſind nach wie vor beliebt, ebenſo Foulard, der auch in dieſem Jahr viel getragen wird. Zu Sommerkoſtümen wird Leinen-Crepons, Leinen-Diagonal (in ſehr breiten Rippen) und Leinen-Changeant in der Hauptſache verarbeitet. Der letztgenannte Stoff iſt eine Verwebung von Leinen und Seide, die in einzelnen Nuancen wie z. B. erikarot und moosgrün, oder ſandgrau und heliotrop als ſehr gelungen und wirkungsvoll bezeichnet werden muß. Die reinen Seiden wiederholen den ſtumpfen Crepongenre, der ſich in dieſem Material naturgemäß am weicheſten gibt. Seine zarten Fältchen ſind für die herrſchende Mode das unentbehrliche Material — außerdem preßt man Seide zu effektvollen Pliſſees und verarbeitet ſie dann zu einfachen großen Toilettenlinien, wie das beiſpielsweiſe bei unſerer Abendtoilette aus kirſchroſa Seidentuch (Abbild. S. 27) geſchehen war. Das reizende Kleid hatte — wie alle neuen Modeformen — mäßig weiten Schnitt und war unter der Kniehöhe von einem geſchweiften Paſpel durchſchnitten und modengemäß damit ein wenig eingezogen. Die Bluſe zeigt den beliebten jugendlichen runden Halsausſchnitt und iſt an dieſem mit einer Durchzugſtickerei verſehen, durch die eine Seidenkordel geleitet wurde, die am Vorderſchluß ganz einfach zur Schleife geknüpft wird und mit ihren Pompons den einzigen Schmuck bildet. Die Ärmel — querlaufend gepreßt — ſind ſehr ſchön und maleriſch und erſcheinen unſichtbar angeſetzt, daß ſie wie angeſchnitten wirken. Dieſem Abendkleid haben wir unter Abbild. S. 27 ein modernes Morgenkleid gegenübergeſtellt, das auch ſo recht zum Mitnehmen auf die Sommerreiſe geeignet erſcheint. Es iſt ein Hauskleid aus elfenbeinfarbigem Wollkrepelin mit Applikationsſtickerei im neuen Stil, die an dem ſonſt einfachen Gewande zum koſtbaren Schmuck wird — aber auch ebenſogut, von geſchickten Händen, durch eine ſchablonierte angeſetzte Borte dargeſtellt werden könnte. Unſer Hauskleid hat den Schnitt eines loſen und weiten Caſſaquins, der um den runden Halsausſchnitt einen Zugſaum erhielt. Die Ärmel ſind angeſchnitten. Ihre Garnitur beſteht in einer breiten Manſchette und einem ſchmalen, zur Schleife gebundenen Seidenbande, das um die Ärmelkugel gelegt wird, aber auch ebenſo wegbleiben kann. Um die Taille ſchlingt ſich breiteres Atlasband, das in Poſamentenſtiften endigt.



Hauskleid aus elfenbeinfarbigem Krepp mit Applikationsborten.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Henri Manuel.

Obwohl man in den Kreiſen, in denen die Moden geſchaffen werden, davon ſpricht, daß die Poſamenten im Herbſt eine große Einbuße erleiden und dafür eine alles verzierende Spitzenmode in Flor kommen ſoll, ſo werden derzeit dennoch außerordentlich viel Beſätze jeder Art getragen, die ſich in ihren originellſten Stickereien als Holz- und Gummiperlenarbeit darſtellen. Die Schwere früherer Perlbeſätze iſt damit „aufgehoben“, dieſe allerneueſten Paſſementrien ſind federleicht und ihr Material beinahe unanfechtbar, was man von den Glasperlen leider nicht behaupten konnte. Ebenſo praktiſch iſt das noch neuere Gummiperlenmaterial, das auch in den ſchönſten Farben zu ſehen iſt. Das Grundelement dieſer vielverſprechenden Neuheit — Holz und Hartgummi — hat ſich dabei wunderbar verändert und gleicht den matten Edelſteinarten. Da ſehen wir die noch immer beliebten Gitterpanzer wie mit einem Regen von zartſchimmernden Türkiſen oder Chryſopraſen beſäht, Turmaline und Malachit ſind zu — man möchte faſt ſagen — monumentalen höchſt eigenartigen Beſätzen verarbeitet worden. Auch in mattem und glänzendem Schwarz ſind dieſe Holzperlentüllen ſehr fein, beſonders ſchön aber wirken ſie in ihrer weißen oder bräunlichen Naturfarbe mit dunklen Stahlperlen gemiſcht. Neben dieſen kräftigen Poſamenten ſehen wir ein Heer von zarteren leicht hingeworfenen Seidenſtickerein von fröhlichen Farben, die das ſchlichte neue Kleid beſonders reizend charakteriſieren werden. Man trägt auch viel abſchattierte Gaze in gelben, grünen, roten und lila Abtönungen und Spitzenblenden, die namentlich gern zur Verzierung von viereckigen Ausſchnitten eingearbeitet werden, wofür unſer hübſches Nachmittagskleid Abbild.2 ein typiſches Beiſpiel gibt. Wir zeigen in ihm gleichzeitig eine Faſſon, die ſich vielleicht beſonderer Beliebtheit erfreuen wird, denn ſie ſtellt einen hübſchen Übergangstypus von der letzten Mode zu der allerneueſten dar. Das Material war gepunkteter Libertyfoulard und Samt- und Spitzenbeſatz. Der fußfreie Rock war in breite Pliſſees eingelegt und erhielt eine der beliebten modernen glatten Schürzengarnituren, die jetzt vielfach bei garnierten Kleidern anzutreffen ſind. Sie laufen von der hochgeſtellten Taille bis unter die Kniehöhe und ſind da meiſt mit einem abſtechenden Beſatz abgeſchloſſen, wie hier bei unſerm Modell mit einer breiten Samtblende, das nach ſeitlich mit Holzknöpfen mit ſchimmernder Salaliteinlage geziert iſt. Der Rock iſt dann um die Taille handbreit in zierliche Fältchen eingereiht und darüber mit durchſichtiger Spitze gedeckt. Die Taille zeigt den beliebten runden Ausſchnitt, den ein feingezogenes Tüllhemdchen umgibt. Schulterblenden mit Knopfſchmuck laufen hinten und vorn glatt bis in den Spitzengürtel herunter. Die Ärmel, aus einem Stück geſchnitten, ſind eingeſetzt — ihre Naht liegt obenauf und iſt ebenfalls mit Knöpfen verziert. Tüllärmel mit feinen ſchmalen Stufen und zierlichen Spitzenrüſchen, ſowie die erwähnte Spitzeneinlage am Ausſchnitt bilden eine anmutige Garnitur des hübſchen Sommerkleides.

Antonie Steimann.

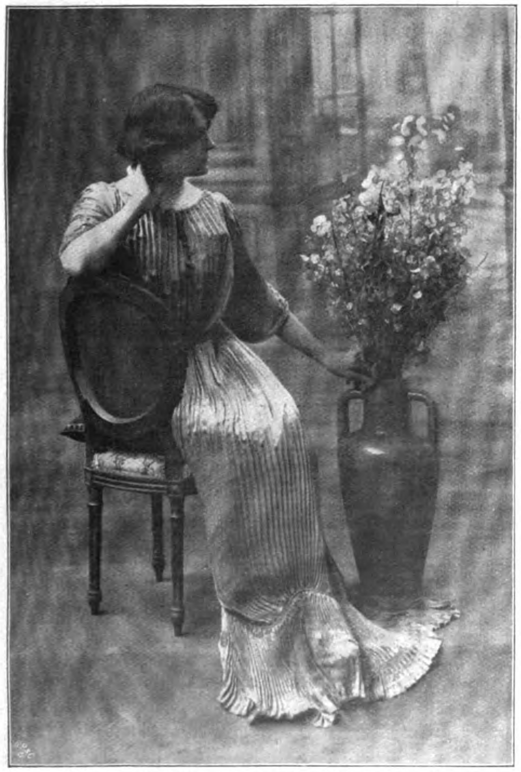


Abb. 1. Abendkleid aus gepreßter kirſchroſa Seide.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Henri Manuel.

Faktotum.

Mit meinem heutigen Vorſchlag möchte ich mich vor allem an die hilfreichen Gemeindeſchweſtern wenden. Findet ſich da nicht irgendwo ein durch unverſchuldetes Unglück, durch Krankheit und Tod vereinſamtes älteres Frauchen, zum Dienen zu alt, vielleicht auch aus beſſerem Stande? Gerade für ſolche iſt es nicht leicht, Arbeit und Hilfe zu ſchaffen. Da ich ſelbſt einmal vor Jahren Gemeindeſchweſter war, kenne ich nur zu gut Kopfzerbrechen und Herzeleid, das uns unſere Schützlinge machen. Ich möchte nun zu folgendem Verſuch raten, der uns einmal über Erwarten geglückt iſt. Wir hatten eine kleine Beamtenwitwe, ein grundehrliches, anſtändig denkendes Menſchenkind, das vor allem einen großen Vorzug hatte: natürlichen Takt, Verſchwiegenheit und gar keinen Hang zum Klatſchen. Durch lange Krankheit und Tod des Mannes war ſie in bitterſte Not geraten und wandte ſich an uns um irgend eine Arbeit. Und mit Hilfe einer gütigen, praktiſchen Frau fanden wir folgenden Ausweg. Wir ſuchten zehn Familien zuſammen, in denen es kein Faktotum gab, aber allerhand Arbeit, die nur zuverläſſiger Hand anvertraut werden konnte. Dieſe zehn Haushalte ſteuerten jeder monatlich 1 ℳ, dafür mieteten wir ein Stübchen mit Küche, das mit den Reſten von Frau Edders' (ſo hieß unſer Schützling) und einigem in anderen Haushaltungen übrig gewordenen Hausrat traulich ausgeſtattet wurde. Nun belegte jede der Familien je nach Bedarf einen, auch zwei beſtimmte Tage im Monat, an denen Frau Edders ihre Tätigkeit dort entfalten ſollte. Der Sonntag und irgendein Tag in der Woche blieb der Frau zu eigener Verfügung, für die Arbeitstage erhielt ſie in den Familien das Eſſen und je nach den pekuniären Verhältniſſen 1 bis 1,50 ℳ. Das Hauptarbeitsgebiet war natürlich das Ausbeſſern. Nicht jede Frau gibt gern die ſchadhaften Sachen aus dem Hauſe, denn im eigenen Hauſe ließ ſich doch hier und da etwas Altes verwenden. Je länger Frau Edders oder das Röschen, wie ſie nach ihrem Taufnamen Roſalie gern von groß und klein gerufen wurde, in den Häuſern ein- und ausging, deſto mehr ſtille Talente entdeckten die Hausfrauen an ihr. Mancher freundliche Rat wurde auch von der Küchenfee gern angenommen, nie gab's Aufhetzereien und Dienſtbotenklatſch, immer blieb Röschen neutral, manches gute Wort fand aber gute Statt, und vieles kam leiſe wieder ins Geleiſe durch das beſcheidene Weiblein. Wer hütete ſo ſchön die wilden Jüngſten, wenn Mama ausgehen mußte oder mit Migräne lag, wer wußte ſo untrüglich ſicher, wo man grade heute die friſcheſten Bücklinge bekam, die der Hausherr ſo liebte, wer ließ ſich ſo geduldig die ſchaurigen Dramen von Max, dem Tertianer, und die ſchwärmenden Poeſien von Blond-Elschen vorleſen? Wer deckte ſo zierlich den Tiſch und wußte tauſend kleine Mittel, dem Silber den ſchönen Glanz und den Teppichen die alte Friſche wiederzugeben? Röschen, immer wieder war's das Röschen. Sie hätte längſt gern vom Eigenverdienten die beſcheidene Miete bezahlt, aber das ließen die Familien nicht zu. Bald fand ſich eine alte Jugendfreundin der einſt ſo einſamen Frau, auch vom rauhen Schickſalsſturm gezauſt, die froh war, als ſie in Röschens Heim auch einen Unterſchlupf fand und nun für die freie Wohnung das kleine Heimweſen inſtand hielt, ſo daß an den freien Tagen die beiden alten Weiblein in ihrem Altväterkram mit Blumen an den Fenſtern ein gar anheimelndes Bildchen boten. Eine kleine Inſel des Friedens, denn auch hier fand der Klatſch keine Statt. Wie abgeſchloſſen lag das tägliche kleine und auch ſo manches große Schickſal der zehn „Röschenbündlerfamilien" in treuer Hut in dieſem ſchlichten und doch ſo reichen Frauenherzen. Wer ſucht und findet noch ſolch Kleinod?

Schw. J.

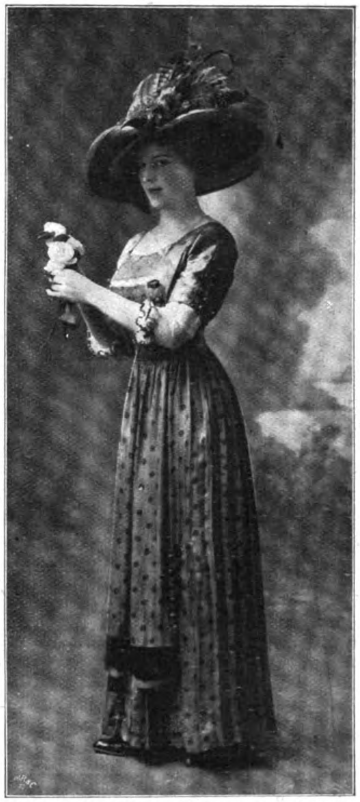


Abb. 2. Nachmittagskleid aus gepunktetem Foulard mit moderner Schürzengarnitur.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Henri Manuel.

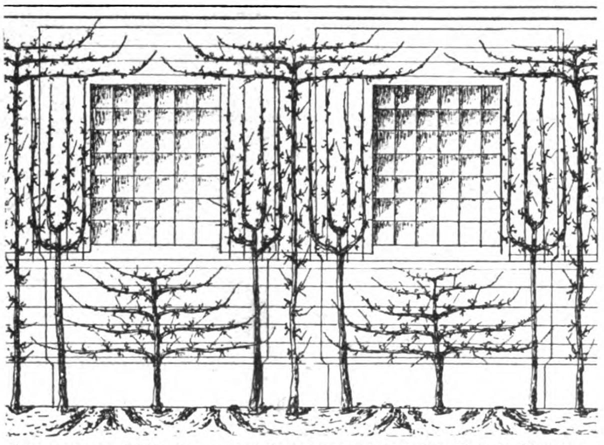
Praktiſche Winke.

Vorzügliches Kopfwaſſer. Ein ſehr gutes, die Kopfhaut vorzüglich reinigendes und ſtärkendes Haarwaſſer kann man ſich aus der gewöhnlichen Brenneſſel leicht ſelbſt herſtellen und iſt das Frühjahr die geeignete Zeit dafür. Man ſammle die friſchen, grünen Triebe der Brenneſſel, zerſchneide ſie fein und fülle ſie in eine Weinflaſche und zwar ſo viel, daß die Flaſche ungefähr ein Drittel damit angefüllt iſt. Nun gieße man rektifizierten Spiritus darauf, laſſe die Flaſche an einem warmen, trocknen Ort etwa drei Wochen ruhig ſtehen und ſeihe ſodann den entſtandenen Brenneſſelſaft durch ein Mulltuch. Man fülle die Flüſſigkeit in kleine Flaſchen, die man gut verkorkt und verſiegelt. Dieſes Waſſer entfernt ſehr gut die Schinnen und iſt beſonders für fettreiches Haar geeignet. Bei trocknem Haar muß man öfters etwas Öl — Klettenwurzel- oder reines Olivenöl — dazwiſchen anwenden, damit die Kopfhaut durch das ſpirituöſe Waſſer nicht zu ſehr austrocknet.

Hausgarten.

Obſtgartenſtädte — nicht Gartenſtädte!

Das Streben nach Anmut, Schönheit und Gefälligkeit drückt unſerer Zeit den charakteriſtiſchen Stempel auf; wir finden dies beſtätigt bei der Wahl und Fertigung unſerer Kleidung, im Bau unſerer Häuſer und Villen, in der Ausſtattung und Einrichtung unſerer Wohnräume, und dieſes Verlangen tritt auch bei der Anlage unſerer Gärten in die Erſcheinung. Mehr wie je bringen uns da die Gartenkünſtler koſtbare Zierhölzer, Zierbäume und Ziersträucher in Vorſchlag, welche in der Tat prächtige Wirkungen erzielen. Ein Fehler unterläuft dieſen Künſtlern aber doch: ſie ſchaffen ihre Anlagen lediglich für das Auge und verzichten auf Früchte. Unſere einſeitige Bevorzugung der Ziergewächſe im Gegenſatz zu England fiel ſeinerzeit unſeren Bürgermeiſtern bei ihrer Englandreiſe ſofort auf. Warum ſollen wir Deutſche auf Obſtbäume, Obſtbüſche und Pyramiden, auf Obſtſpaliere an den Wänden, auf Beerenſträucher mit genießbaren Beeren, auf Obſtlauben und Obſtlaubgänge, warum auf Beerengirlanden und Feſtons verzichten, wenn man mit dieſen Obſtgewächſen ähnliche hübſche Wirkungen erzielen kann wie mit den Zierbäumen? Zeichnen doch beſonders ſchön und wohlgeformte Kronen eine ganze Anzahl unſerer Apfel- und Birnhalbſtämme aus! Es gibt Birnpyramiden von ſo edlem Wuchs, wie ihn die gerade jetzt ſo bevorzugten italieniſchen Pappeln auch nicht ebenmäßiger haben. Es gibt Trauerapfelſorten, ſo ſtimmungsvoll wie die koſtbarſten Hängebäume. Man kann aus Obſtſtämmchen und Kordons Laubgänge herrichten, die ſich beſonders in der Blütezeit unerreicht ſchön ausnehmen, ebenſo aus Johannisbeer- und Stachelbeerhochſtämmchen, verbunden mit Beerengirlanden. Man tut ſomit unſeren Obſtbäumen bitter unrecht, wenn man ſie bei unſeren Park- und Gartenanlagen vernachläſſigt, ja faſt ganz ausſchließt. Allerdings der reiche Villenbeſitzer könnte auf den Ertrag verzichten; er iſt immer in der Lage ſich ſein Tafelobſt zu kaufen. Darauf kommt es aber nicht an, ſondern darauf, ob er ſich nicht eine Freude ganz beſonderer Art verſagt, wenn er nicht von **ſeinem Eigenbau** auserleſene Früchte, Tafelfrüchte erſten Ranges, nehmen kann! Um dieſe Freude bringt der Ziergewächsarchitekt den Villenbeſitzer mit dem obſtbaumloſen Garten. Gewährt es nicht ein lebendiges Intereſſe für jung und alt, die Entwicklung der Früchte zu beobachten von der Blüte bis zur Ernte? Dieſe Befriedigung gibt kein anderer Baum, und wäre es der ſchönſte. Dieſe Sache hat aber noch eine andere Seite. Die Welt der Kleinen ahmt nur zu oft das Beiſpiel der Reichen nach, und ſo bleiben die Obſtbäume auch von dem Beſitztum minder reicher Leute weg, wenn dieſe an den Häuſern und in den Gärten der erſteren keine Obſtanlagen ſehen. Auch dieſes Gefühl der Befriedigung, daß man durch ſein Vorbild beigetragen hat, den Wohlſtand einzelner, gegebenen Falles ſogar den Geſamtwohlſtand einer ganzen Gegend erhöht zu haben, raubt der obſtbaumfeindliche Bau- und Gartenkünſtler ſeinem Auftraggeber. Wie ſehr aber richtiger Obſtbau den — wir dürfen es ſchon ſagen — Nationalwohlſtand heben kann, iſt ja leicht durch Zahlen zu beweiſen. Der geſundheitliche Wert des Obſtes wird immer mehr erkannt. Auch die Bewegung gegen den Alkohol hat vermehrten Obſtverbrauch zur Folge: unſer Alkoholbedarf ſinkt ſchnell und ſtark, im Gegenſatz zu Frankreich, England und Italien, wo er im Steigen iſt. Aus den verſchiedenſten Gründen alſo ſollte die Gartenſtadtbewegung für ausgeſprochene Bevorzugung der Obſtzucht und des Obſtſpalierbaues wirken. Es ſollte die Obſtbaumbevorzugung aber nicht bei den Neuanlagen ſtehen bleiben, ſondern die ſchon lange beſtehenden Dörfer, Ortſchaften, Mittel- und Kleinſtädte, die Vorſtädte uſw. ſollten ſich dadurch verſchönern, daß ſie ſich ebenfalls in Obſtorte verwandeln: in den Gärten, an die Straßen und Wege Obſtbäume — an die Gebäude, an die Mauern Spaliere! Wir haben in Deutſchland ſchätzungsweiſe 150 Millionen Quadratmeter ſpaliergeeigneter Mauern und Wände; allen würde die Spalierbekleidung zum Schmuck gereichen und 300 Millionen Mark würde dieſe Verſchönerung einbringen.


Neuangelegtes Obſtſpalier an der Kaſerne des 1. Feld-Art.-Reg. in München.

In Bayern z. B. wird mit Hochdruck an der Förderung des Obſtbaues gearbeitet. Viele Schulhäuſer, die neuerbauten faſt alle, wurden mit Spalieren verſehen, ebenſo Krankenhäuſer, Geneſungsheime, Sanatorien, Irrenanſtalten. Einen beſonderen Eifer entwickelt das Militär, das in die meiſt eintönigen Bauten durch Spaliere Leben bringt. Über zwanzig Abteilungen vollführten in den letzten drei Jahren mehr oder minder umfangreiche derartige Anpflanzungen. Auch in den anderen deutſchen Kontingenten erkannte man die wirtſchaftliche Bedeutung der Sache und pflanzte Wandbäume; Frankreich ſoll dieſes deutſche Vorbild an zahlreichen Kaſernen gleichfalls nachmachen. Dringend wünſchenswert iſt die allgemeine Nachahmung der gegebenen Vorbilder. Unendlich viel können hierzu u. a. die Architekten beitragen, wobei es notwendig wäre, daß ſie ſich mit den Obſtbautechnikern verſtehen, damit nicht gegeneinander, ſondern miteinander zum allgemeinen Beſten gearbeitet wird. Je mehr gute Beiſpiele, um ſo ausgedehnter wird der deutſche Obſtbau werden — im Intereſſe des einzelnen, wie der Geſamtbevölkerung und des Staates.

Major v. Sp., München.

Blühkrankheit der Roſen.

Wenn Loki, der Gott des Feuers, die Wintergöttin zwingt zum Roſenlachen, ſo ſchmilzt Schnee und Eis, der Frühling bricht mit Macht herein, und die Flur ſchmückt ſich mit Roſen. Nun wäre das alles recht ſchön. Aber „das iſt im Leben häßlich eingerichtet“, daß nicht die Heckenröslein unſerer Vorfahren, die urgeſund der Krankheiten lachen, wohl aber die nebſt dem lateiniſchen Namen „rosa“ vom Süden her überkommene Kunſtroſe in ihren tauſendfältigen Formen und Farben und Firmen ſelbſt in ihrer ſchönſten Zeit, ihrer Blütezeit, häufig krank, blühkrank werden kann, dergeſtalt, daß gerade recht kräftige Knoſpen, an denen man ſein beſonderes Wohlgefallen gehabt, ſich ums Leben nicht öffnen mögen, ſo daß ſchließlich die roten Roſen außen ſchwarze Blätter bekommen und die weißen Roſen braune. Kein Roſenlachen mehr, ein ſolcher Anblick, ſondern ein plumpes, auslachenswertes Ungetüm ſitzt auf dem Kelchrand, um ſich endlich als völlig geſchloſſener, mißfarbener, halbfauliger Kopf abheben zu laſſen und abzufallen.

Es handelt ſich bei dieſer trüben, durchaus nicht mehr an Winter- und Frühlingsgötter erinnernden Erſcheinung um irgendeine Saftſtörung, die ihrerſeits wieder mit Froſtſchaden oder Wurzellockerung oder ſchlechtem Stand mit nahrungsloſem Erdreich zuſammenhängen kann und durch anhaltenden Regen noch geſteigert wird; oder fehlt es an der Unterlage, dem Wildlingsſtamm, der dünn und ſchmal geblieben iſt, während die veredelte Krone unverhältnismäßig in die Dicke wuchs.

Hier hilft dann gegen die Blühkrankheit erfahrungsgemäß das Schröpfen im Juni. Man nimmt die Spitze eines ſcharfen Gartenmeſſers zwiſchen die Finger und macht am Stämmchen zwei, drei ſenkrechte Längsſchnitte, von einem Punkte über der Veredlungsſtelle an und durch dieſe hindurch am Stamm hinab in etwa Fingerslänge, nur durch die Rinde gehend, nicht ins Holz eindringend, und ſo am ganzen Stamm hinab bis zum Boden; am beſten an der der Mittagsſonne abgekehrten Seite. Kein Verband dieſer Schröpfſchnitte. Bald ſieht man, wie dieſe Schnitte ſich ausdehnen und mit ihnen der Stamm ſelber. Sie verwachſen raſch und glatt. Der Stamm iſt wie aus engen Feſſeln befreit und dehnt ſich aus. Das ungeſunde Verhältnis: oben dick, unten dünn, gleicht ſich nach und nach aus. Und hiermit ſind auch meiſtens die Saftſtörungen endgültig erledigt, die zu jener häßlichen Blühkrankheit führten. Sollte übrigens eine eigenſinnige Roſe ſelbſt aufs Schröpfen nichts geben, dann heraus mit ihr — verſetzt oder gänzlich abgeſetzt und aus dem Garten gewieſen!

Im allgemeinen wird man ſich auf die angegebene einfache Art jener Mißbildungen erwehren können, die eine gründliche Verzerrung der ſo vielbeſungenen Roſenſchönheit darſtellen. Und es wird wieder ungeſtörter zum geſunden „Roſenlachen“ kommen, das die Kunſtroſe der Hageroſe ſo gerne nachmacht, von der Trojan ſingt:

Welche Fülle jetzt von zarten
Vollen Roſen ſchmückt den Garten!
Aber dir am Waldesrand
Bleibt mein Herz doch zugewandt!

Trollblumen.

Unter unſeren einheimiſchen Stauden, die durch ihre hervorragend ſchönen Blüten und ihr leichtes Gedeihen in jedem Gartenboden berufen ſind, einen erſtklaſſigen Schmuck der Staudenbeete zu bilden, iſt die **Kugel- oder Trollblume** zu nennen, Trollius europaeus, ein Bewohner etwas feuchter Wieſen namentlich in gebirgigen Gegenden. Die ſchalenförmigen, tief goldgelben Kelchblätter neigen ſich zu einer entzückend ſchönen runden Kugel von ſtattlicher Größe zuſammen, die ſich auf ſchlankem, feſtem Stiele erhebt. Ein Vaſenſtrauß dieſer ganz eigenartig wirkenden Trollblumen, die der Garten bei gelegentlicher Bewäſſerung vom Mai bis in den Herbſt hinein liefert, iſt etwas hervorragend Schönes. Wo ſie vorkommt, kann man die Pflanze mit Leichtigkeit unter Wahrung ihres mäßig großen Wurzelballens herausheben und in den Garten verſetzen; ſie iſt außerordentlich dauerhaft und erfreut dann jahraus jahrein dank ihrer herrlichen Blumen, wobei die Büſche in fruchtbarem Boden alljährlich an Umfang und Blütenfülle zunehmen. Manche Beſucher meines Gartens, die dort jetzt um die Maimitte den Flor bewunderten, wollten mir gar nicht glauben, daß das ein frühes, wildes Kind unſerer deutſchen Wieſen iſt. Freilich, überall findet man es nicht, aber zur Not kann man es für wenig Geld in jeder größeren Gärtnerei beziehen, welche mit Vorliebe Staudenzucht betreibt, z. B. bei Otto Mann in Leipzig-Eutritzſch. Dort findet man auch eine ganze Reihe ausländiſcher Trollius-Arten von ebenſo ſchönem Bau, nur daß ihre Färbung bald blaß-, bald dunkelgelb, bald hell-, bald tieforangefarben iſt. Die beſte Pflanzzeit iſt natürlich der Herbſt oder Frühling. Doch wachſen ſie im Beſitz eines genügenden Wurzelballens faſt jederzeit willig an. Mancher ahnt es kaum, welch köſtliches Pflanzenjuwel die deutſche Erde da und dort hervorbringt.

Endingen im Breisgau.

Dr. Edm. v. Freyhold.

Salat das ganze Jahr hindurch!

(Fortſetzung und Schluß.)

Anfang April hat man einige Salatarten zu ſäen, die beſtimmt ſind, die an Salat arme Zeit des Winters mit verſorgen zu helfen, das iſt der Cichorien- und Löwenzahnſalat und die amerikaniſche Winter- und die Weinbergkreſſe. Letztere zwei Sorten ſind noch wenig bekannt, aber doch ſehr zu empfehlen, weil ſie gerade im Winter für die nötige Abwechſlung ſorgen. Die beiden erſteren Salatarten ſind leider in Deutſchland im Verhältnis zu ihrem Werte viel zu wenig bekannt, umſomehr aber werden ſie von unſeren Nachbarn, den Franzoſen, geſchätzt und zwar mit vollem Rechte. Bei der Kultur desſelben kommt es darauf an, im Sommer ſtarkwurzlige Pflanzen heranzuziehen. Bei eintretendem Froſte nimmt man die Wurzeln aus der Erde und ſchlägt ſie in einer Ecke des Kellers oder in einer Kiſte aufrecht nebeneinander ein, nachdem man die alten Blätter abgeſchnitten hat. Es bilden ſich nun gute weißblättrige Triebe, die im Winter vorzüglichen Salat liefern.

Im Juni, etwa zwiſchen dem 10. und 15., iſt es die richtige Zeit der Ausſaat von Endivien, die beſtimmt ſind, neben der Kreſſe, die ſich ſelbſt ausgeſamt hat, die Zeit auszufüllen, wo die Trockenheit des Herbſtes meiſtens für den Anbau von Kopfſalat nicht mehr günſtig iſt. Es empfiehlt ſich, die auf ca. 40 cm auseinandergepflanzten Pflanzen zunächſt in ihrem Wachſen nicht zu ſehr zu fördern. Mitte Auguſt aber werden die Pflanzen ſoweit herangewachſen ſein, daß ſie locker mit einem Baſtfaden zum Bleichen gebunden werden können.

Auch der September iſt noch wichtig für die Verſorgung unſeres Tiſches mit Salat. In dieſem Monat gilt es Rapünzchen für den Winterbedarf zu ſäen. Dieſer anſpruchsloſe Salat kann mit Vorteil breitwürfig z. B. zwiſchen Winterkrautkohl ausgeſät werden; auf beſonderen Beeten dagegen tut man gut, ihn in Reihen zu ſähen, da er auf dieſe Weiſe, zumal im Winter unter Schnee, beſſer geerntet werden kann. — Gegen Ende September muß auch der Winterkopfſalat gepflanzt werden. Er iſt beſtimmt, uns den erſten Kopfſalat im Frühjahre aus dem freien Lande zu liefern. Wer ſich nicht ſelbſt Pflanzen aus Samen herangezogen hat, der kann dieſelben für einige Groſchen von jedem Gärtner beziehen. Um den Pflanzen in ſchneeloſen

Wintern einigen Schutz zu gewähren, ſetzt man ſie am beſten in flache Gräben, die man mit der Hacke der Gartenleine entlang gezogen hat. Die jungen Pflänzchen müſſen zwar, wenn ſie den mancherlei Unbilden des Winters widerſtehen ſollen, vor Eintritt des Froſtes ſich gut feſtgewurzelt haben, aber ſie dürfen noch nicht zu weit herangewachſen ſein. Zu frühes Pflanzen iſt alſo auch vom Übel. Wo Fichtenreiſig zur Verfügung ſteht, bedecke man damit alle im Freien bleibenden Salatarten, Rapünzchen, wie Winterkopfſalat, amerikaniſche wie Weinbergkreſſe. Freilich es darf nur eine leichte Decke ſein, die nur die zu jähen Temperaturunterſchiede abſchwächt, aber genügend Luftzufuhr ermöglicht, damit die Pflanzen nicht von Fäulnis zu leiden haben. Um zu einem Verſuche anzuregen, will ich noch erwähnen, daß ich im vorletzten Winter, der durch den ſo früh einſetzenden ſtarken Froſt beſonders ungünſtig war, um die Mitte des Januar noch vorzüglichen Kopfſalat aus dem Garten geholt habe. Ich hatte die Pflanzen im September in ein kaltes Frühbeet gepflanzt, wo dieſelben noch im Herbſt ſchöne Köpfe gebildet haben und, obwohl nur durch das Fenſter von der Außentemperatur abgeſchloſſen, ſich trotz des ſtarken Froſtes gut gehalten haben.

Es iſt alſo in der Tat nicht ſchwer, das ganze Jahr hindurch den Tiſch mit wohlbekömmlichen Salaten zu verſehen.

Neues für den Gemüſegarten.

Die Franzoſen ſind genau wie ihre Vorgänger, die alten Gallier: „semper novi cupidi“, ſtets nach Neuem begierig, d. h. neugierig und naſeweis. Aber im allgemeinen in Gartenſachen weit zuverläſſiger als die Amerikaner und namentlich auf eine ruhmvolle gärtneriſche Vergangenheit zurückblickend. Darum machen wir ohne weiteres Mißtrauen auf die neue „Culture des asperges par tubes“, die neue Spargelkultur mit Röhren aufmerkſam. Man braucht nicht weit über die Grenzen zu gehen, um ſich eine ſolche Anlage anzuſehen: gleich Nancy bietet Beiſpiele und Vorbilder. Nancy oder Nanzig, die ſchöne Blumenſtadt mit ihrem Kranz von Obſtanlagen, von Gemüſepflanzungen, von Blumengärten! In dem Vorort St. Max etwa ſtößt der aufmerkſame Wanderer auf ein ſonderbares Feld, auf dem viele geheimnisvolle irdene Röhren emporragen. Auf Befragen erhält er vom freundlichen Eigentümer bereitwillig Aufſchluß über dieſe fremdartige Spargelanlage, denn um eine ſolche handelt es ſich. Der Gemüſegärtner bereitet das Beet wie es überall und immer bereitet wird, nur werden keine ſog. Erdbalken aufgeworfen, ſondern das Beet bleibt flach, und die gut ausgewählten Spargelkronen werden nur 5 cm unter die Erdoberfläche geſetzt. Vorzüge dieſer Anpflanzung: die Wärme kann beſſer an die Spargelkrone dringen, bei der Ernte iſt kein Meſſer nötig, und im erſten Jahr der Anpflanzung ſchon erzielt man eine Drittelernte. Damit der Spargel zart und weiß bleibe, ſetzt man jene ſonderbaren irdenen Röhren über die Spargelſpitzen, ſobald ſie zum Vorſchein kommen. Dieſe irdenen Röhren ſind 18—20 cm lang, 4 mm dick mit einem Durchmeſſer von 5—6 cm; ſie werden mit lockerer Erde oder Sand gefüllt und alsdann über die Spargelſpitze geſtellt, die nun weiter aufwärts wächſt und in 8—10 Tagen, je nach Witterung, oberhalb der Röhre ihr violettes oder weißes Köpfchen herausſtreckt. Das iſt der Augenblick zur Ernte und dieſe Ernte iſt ein Kinderſpiel: die Röhre wird nach oben gezogen, und der freie Spargel wird mit dem Finger von der Krone leicht abgedrückt. Was für Vorteile erreicht man dadurch? Weil die Krone nur 5 cm tief im Boden ſitzt, erſcheinen die Spitzen 14 Tage früher als andere in gewöhnlicher Kultur. Durch die Röhre dringt die Wärme beſſer an den zarten gebleichten Zweig, befördert deſſen Wachstum, Dicke und Güte, und die Ernte kann 14 Tage früher beginnen. Im ganzen gewinnt man faſt einen Monat.

In einem gut gepflegten, in vollem Ertrag ſtehenden Spargelfeld mit Röhrenkultur liefert jede Krone durchſchnittlich während der ganzen Spargelzeit 1 kg Spargeln. Während in der gewöhnlichen Großkultur dort zu Land 1 kg Spargeln durchſchnittlich mit 0,40 Fr. = 0,32 ℳ berechnet wird, löſt man für 1 kg Frühſpargel nach Röhrenkultur augenblicklich 1,25 Fr. = 1 ℳ. Gewinn für jedes Kilo 1,25 Fr. — 0,40 Fr. = 0,85 Fr. = 0,68 ℳ. Zählen wir 10000 Spargelkronen auf den Hektar, ſo gewinnt man auf den Hektar rund 10000 × 0,85 Fr. = 8500 Fr. = 6800 ℳ.

Und noch ein Vorteil: Brechen ſtatt Stechen, alſo keine Fäulnis der Krone und keinerlei Beeinträchtigung des feinen Geſchmacks!

Auch auf einen aus Frankreich angekündigten neuen Spinat wollen wir hinweiſen! Unter dem Namen Ansérine amarante macht die Revue horticole ein Gewächs (Chenopodium amaranticolor) bekannt, das nach den von Vilmorin in Verrières gemachten Verſuchen ohne Zweifel in kurzer Zeit eine wichtige Pflanze des Gemüſegartens werden dürfte. Die Pflanze erreicht eine Höhe von 1,50 m und mehr in kürzeſter Zeit; die großen zahlreichen Blätter geben, genau ſo wie Spinat gekocht, ein Gericht, das nach dem Urteil der dortigen Gartenbaugeſellſchaft ausgezeichnet iſt. Die Pflanze iſt infolge ihres ſchnellen Wachstums außerordentlich ertragreich und namentlich auch deswegen von Wert, weil die Ernte zu einer Zeit ſtattfindet, wo man bisher nur auf Neuſeeländer Spinat angewieſen war. Man zieht die Pflanze aus Samen und wie die Tomaten im Kaſten heran, um ſie Ende Mai ins Freie zu pflanzen.

Nicht bloß Frankreich, auch Deutſchland hat ſeine heurigen Neuheiten, und wir nennen hier, da im Gemüſegarten gewöhnlich auch der Beerengarten mit inbegriffen iſt, als ſolche wichtige Neuerſcheinung: Ribes succirubrum, die Färbeſtachelbeere, von der die „Deutſche Obſtbauzeitung“, die Zeitſchrift des deutſchen Pomologenvereins, in Heft 32 und 33 (1909) eine von prächtigen Abbildungen begleitete Darſtellung gibt. Es iſt eine Züchtung von Garteninſpektor Zabel und zunächſt nur in der Baumſchule von Karl Corpus in Körbelitz bei Magdeburg zu haben. Mittelgroß, dunkelbraunrot mit heidelbeerblauem Duft; Reife Mitte Juli, die Beeren halten ſich bis Anfang Auguſt am Stiel. Gegen Nachtfröſte in Blüte und Frucht unempfindlich. Purpurfarbiger Saft, vorzüglich geeignet zur natürlichen und polizeilich geſtatteten Färbung aller Fruchtſäfte, Marmeladen, Weine, Liköre. Zugleich wunderſchöner Zierſtrauch: 1½—2 m hoch, faſt ohne Stacheln. maigrüne Belaubung, liebliche Blütentrauben an allen Seitenzweigen, leuchtend blaue Beeren. Sehr ertragreich. Bisher verwendete man vielfach den Saft der Mahonienbeeren zur Färbung von Fruchterzeugniſſen: der Saft dieſer neuen Stachelbeere eignet ſich viel beſſer dazu und gibt z. B. dem Stachelbeerwein eine wundervolle Purpurfarbe; oder der Erdbeermarmelade jene kräftige Färbung, wie ſie friſche Erdbeeren ſo angenehm macht, während ſonſt bekanntlich die Erdbeeren dieſe ſchöne Farbe durchs Kochen zu verlieren und wenig verlockend mehr drein zu ſchauen pflegen. — —

Gartenrätſel.

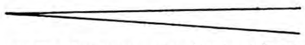
Jawohl, kein Zweifel, daß Sie es im Auge haben,
Ob Sie im Garten um ſich ſchauen, ob zu den Sternen!
Und wenn Sie mit dem Fernrohr blicken nach Kometenfernen
Es liegt in ihrer Hand, was Sie im Auge haben.
Und wenn Sie es im Acker ſäen oder im Gemüſegarten
Und darauf ein Gericht, an Nährwert reich, erwarten,
Es ſtimmt, wenn Sie gerade das im Auge haben!

Auflöſung des Gartenrätſels in Nr. 25:
„Wir ſingen“ — „Wirſing“.

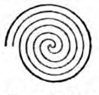
Zum Nachdenken.

1. Die Wunderſpirale.

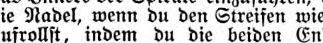
Schneide aus Papier einen Streifen, etwa 30 cm lang und 1 cm breit, kniffe ihn in der Mitte zuſammen, ſo daß er einem ſpitzen Winkel mit langen Schenkeln gleicht,



und rolle ihn nun, an dem zuſammengekniffenen Ende beginnend, zu einer Spirale auf:



halte die Spirale mit der Hand feſt, indem du ſie auf eine Unterlage legſt, ſo daß ſie von oben ſichtbar bleibt und fordere eine Perſon auf, eine Stecknadel, ohne das Papier zu durchſtechen, ſo in das Innere der Spirale einzuführen, daß die Nadel, wenn du den Streifen wieder aufrollſt, indem du die beiden Enden mit zwei Fingern feſthältſt, von dem Streifen umgeben iſt:



Wie mußt du es anfangen, daß dies der betreffenden Perſon nie gelingt?

2. Scharade.

Nein, nun hab' ich's endlich ſatt!
Bei dem wüſten Lärm der Gaſſen,
Kann ich, was ich werf' aufs Blatt
Nicht in hehre 1—2 faſſen.

Doch warum nicht nach dem Wort
Eil' ich? Wie im Paradieſe
Weiß ich dort den ſchönſten Ort,
Zwiſchen Weiher, 3 und Wieſe.

Bücher, Feder und Papier
Eingepackt! Fort ohne Säumen! —
Und nun ſitz' ich wirklich hier
Unter ſtillen, grünen Bäumen

Und die Bruſt des Gottes voll.
1—2, Lieder, Lenzgedichte,
Was mir in der Seele quoll,
Hat das Wort geweckt zum Lichte.

3. Scharade.

Wie es auf den Küchenborden
Und auf unſerm Tiſche glänzt!
Wieder iſt's modern geworden,
Spricht die Hausfrau, die kredenzt.

Und der Gaſt ſagt: Es beſcherte
Der Erfindergeiſt uns viel,
Höher ſteht die 1 im Werte,
Gleich 2—3 im Kartenſpiel.

Doch geputzt zu ſolchem Glanze
Sah ich ſelbſt die 1 noch nie.
Und die Hausfrau wie das Ganze
Bei dem Lob errötet ſie.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 29.

4. Scherzrätſel.

Aſchanti.
Aſch, anti.

5. Scharade.

Zweifellos.

1. Röſſelſprung.

Es führt dich meilenweit von dannen,
Und bleibt doch ſtets an ſeinem Ort;
Es hat nicht Flügel auszuſpannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es iſt die allerſchnellſte Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug;
Ihm iſt ein Augenblick genug.
(Schiller)

2. Arithmetiſches Paradoxon.

Der Schluß: 2 Eier zu 15 Pf., 3 Eier zu 20 Pf., macht immer 5 Eier zu 35 Pf., läßt ſich nur ſo oft anwenden, als auf je 2 Eier zu 15 Pf. 3 Eier zu 20 Pf. vorhanden ſind; er gilt alſo nur für 200 Eier der erſten und 300 Eier der zweiten Sorte, dies macht 500 Eier, 5 Eier zu 35 Pf. = 35 ℳ. Hierzu kommen noch 200 Eier der erſten Sorte = 15 ℳ, zuſammen 50 ℳ.

3. Einſchiebrätſel.

Voll — Zug — Kraft.
Haupt — Werk — Zeug.
Erd — Öl — Baum.
Kur — Land — Strich.
Lehr — Fach — Mann.
See — Not — Stand.
Flug — Aero — Plan.
Dom — Chor — Hemd.
Bruſt — Tee — Strauch.
Roh — Erz — Guß.
Zwölf Nächte.

Sammler=Daheim.

Ein Erdſpiegel.

In dem Erdſpiegel, der immer wieder noch einmal in abgelegenen Gegenden unſeres Vaterlandes ſpukt, iſt uns ein Stück volkstümlicher „Zauberei“ erhalten, wie ſie bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts in weiten Kreiſen Deutſchlands geübt wurde. Man glaubte, bei ſcharfem Einſchauen in den Erdſpiegel in der Spiegelung des Glaſes verborgene Schätze, Geheimniſſe und Zukünftiges erblicken zu können. Auf ſolch einen Zauberſpiegel weiſt übrigens das „Spieglein, Spieglein an der Wand“, das in dem Märchen von „Schneewittchen“ die böſe Königin benutzt, um zu ermitteln, wer die Schönſte im ganzen Lande ſei. Wenn ſolch ein Erdſpiegel wirkſam ſein ſollte, ſo waren beſtimmte einweihende Handlungen ſchauerlichſter Art notwendig; unter anderem mußte der Spiegel vor Gebrauch einer Leiche vor das Geſicht gehalten werden. Die übernatürliche Sehkraft des Toten teilte ſich dann dem Zauberapparat mit. Vielfach glaubte man auch, nur bei einem „Sonntagskind“ — das am „Weißen Sonntag“ (Invokavit) geboren iſt — käme die Kraft des Spiegels ganz zur Geltung.

Der hier abgebildete Spiegel war, wie ſich am rechtsſeitigen Rande und auf der Rückſeite noch erkennen läßt, in eine Papiermachédoſe eingeſchloſſen, die einen Durchmeſſer von 7 cm und eine Höhe von 2 cm hatte. Im Innern liegt ein runder Deckel aus Fenſterglas, darunter die vergilbte Papierſcheibe, deren Aufſchrift verblichen, aber doch noch zum größten Teil zu entziffern iſt. Von der Randſchrift iſt nur noch „Jehova ✦ Alpha et Omega“ zu erkennen. In alten Zauberbüchern iſt noch die vollſtändige Formel zu finden, ſie hieß: „✦ Om ✦ Elohim ✦ Adonai ✦ El Zebaoth ✦ Agla ✦ Jehova ✦ Alpha ✦ Omega.“ Durch ein in den äußeren Kreis eingezeichnetes Quadrat ſind vier Kreisabſchnitte gebildet, die die Namen der Evangeliſten tragen, während die Ecken desſelben die Namen von vier Erzengeln enthalten. Zwei Dreiecke mit nicht mehr lesbarer Inſchrift bilden ein Pentagramm, d. h. die aus zwei ineinander geſchobenen Dreiecken gebildete Figur, als geheimnisvolles Sinnbild und zauberkräftiges Zeichen im Altertum und Mittelalter. Um die Dreiecke ſind die Zeichen für Sonne, Mond, Merkur, Venus uſw. gruppiert.

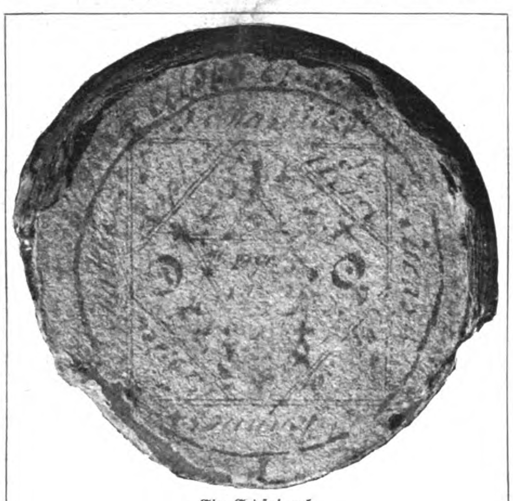
Ältere Leute haben mir erzählt, daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der hier abgebildete Erdſpiegel bei einem Schatzgraben in der Klinge bei Breitenbrunn im Odenwald mit Erfolg gebraucht wurde. Der „Schuhmichel“ aus dem nahegelegenen Vielbrunn war der Spiegelgucker. Dabei ſei es gar grauslich zugegangen. Während man den mit Geld gefüllten Keſſel an einer Kette aus der Grube zu ziehen verſuchte, kam ein kleines Männchen auf einer Backſchüſſel am Berg heruntergerutſcht und rief:

„Iſt der Reiter ſchon lang da nein (hinein),
Gelt, ich hol’ ihn doch noch ein!“

Aber zum Heben des Goldſchatzes kam es natürlich nicht, denn einer der Schatzgräber beging die Unvorſichtigkeit, dem unſauberen Geiſt zu antworten. Und das hätte er nicht gedurft. Er ſagte: „Du auf der Backſchüſſel wirſt ihn auch einholen!“ — Dadurch war das nahe Glück verſcherzt, denn der Keſſel riß ab und verſank viele Klafter tiefer in die Erde.

Einige Jahre ſpäter hat man dann der Sage nach nochmals verſucht, den Schatz zu heben. Aber natürlich wieder vergeblich. Und diesmal ging es noch ſchauerlicher zu. Zur Mitternacht erſchien auf dem vom Spiegelgucker angegebenen Platze auch eine Anzahl fremder Schatzgräber. Dieſe hatten auf einem Wagen beſchlagenes Holz mitgebracht, woraus ſie in großer Eile einen Galgen errichteten. Hierüber waren die in der Nähe grabenden heimiſchen Geldſucher ſehr erſtaunt, und als nun der Anführer der Fremden nach Beſichtigung des Galgens rief: „Holt mir den Roten da unten!“ nahm die ganze Geſellſchaft der Schatzgräber aus Breitenbrunn Reißaus. Mit dem „Roten“ war der heimiſche Förſter gemeint geweſen. Von dem gegenüberliegenden Felde aus ſahen dann die Verjagten, wie die Fremden weitergruben. Auch einen Kapuziner wollten ſie darunter erkannt haben. Folgenden Tages überzeugten ſich die Hintergangenen, daß die Wagenſpur ins Bayriſche ging, und nach dem jetzt noch vorhandenen Volksglauben haben die Fremden den Schatz gefunden und nach Miltenberg am Main ins Kloſter verbracht.

Dieſe luſtigen Schatzgräber=Erinnerungen meines „Erdſpiegels“ ſind typiſch, wenn auch nicht mehr für die Gegenwart, denn jetzt hat der „Erdſpiegel“, wenn er noch einmal von ganz beſonders klugen Leuten benutzt wird, mehr nach einer anderen Richtung in Wirkſamkeit zu treten. Im Jahre 1902 ging durch Zeitungen des Odenwaldes folgende Notiz, die viel belacht wurde: „Einem Gaſtwirt in Lengers (Rhön) war ein größerer Geldbetrag geſtohlen worden. Er ließ darauf das Gerücht verbreiten, daß er nach Oberweid (bei Tann) fahren werde und in den Erdſpiegel ſehen wolle, um darin den Dieb zu erblicken. Der Erdſpiegel hat wirklich geholfen. Am nächſten Morgen fand der Wirt vor ſeiner Tür den geſtohlenen Beutel mit 250 Mk.“ J. Olt.



Ein Erdſpiegel.

Die deutſchen Zwei=, Drei= und Fünfmarkſtücke.

Wir erhalten ſo häufig Briefkaſtenanfragen über die Jahrgänge der ausgegebenen deutſchen Reichsſilbermünzen, daß wir hier zunächſt eine Zuſammenſtellung der ausgeprägten Zwei=, Drei= und Fünfmarkſtücke geben. — Die Ausprägung der deutſchen Silbermünzen wurde durch Geſetz vom 9. Juli 1873 geregelt. Aus dem Pfunde feinen Silbers ſollen 100 Markſtücke ausgeprägt werden, die Legierung des Münzmetalls enthält auf 900 Teile Silber 100 Teile Kupfer. Es wiegen alſo das Zweimarkſtück 11,11 g, das Dreimarkſtück 16,66 g, das Fünfmarkſtück 27,77 g und enthalten 10, 15 und 25 g Feinſilber. Dieſe Silbermünzen ſind Scheidemünzen, ihr heutiger Marktwert würde 0,70, 1,05 und 1,75 *M* betragen. Die Münzbuchſtaben bedeuten: A Berlin, B Hannover (eingegangen 1878), C Frankfurt a. M. (eingegangen 1879), D München, E Muldner Hütte, F Stuttgart, G Karlsruhe, H Darmſtadt (eingegangen 1882) und I Hamburg (ſeit 1874).

Zweimarkſtücke: Anhalt 1876, 1896, 1904; Baden 1876, 77, 80, 83, 88, 92, 94, 96, 98, 99, 1900, 01, 02 (Gedächtnismünze), 03, 04, 05, 06 (Gedächtnismünze), 07 (Gedächtnismünze); Bayern 1876, 77, 80, 83, 88, 91, 93, 96, 98, 99, 1900, 01, 02, 03, 04, 05, 06, 07, 08, 09; Bremen 1904; Hamburg 1876, 77, 78, 80, 83, 88, 92, 93, 96, 98, 99, 1900, 01, 02, 03, 04, 05, 06, 07, 08; Heſſen 1876, 77, 88, 91, 95, 96, 98, 99, 1900, 04 (Gedächtnismünze); Lippe Detmold 1906; Lübeck 1901, 04, 05, 06, 07; Mecklenburg=Schwerin 1876, 1901, 1904 (Gedächtnismünze); Mecklenburg=Strelitz 1877, 1905; Oldenburg 1891, 1900, 01; Preußen 1876, 77, 79, 80, 83, 84, 88, 91, 92, 93, 96, 98, 99, 1900, 01 (Gedächtnismünze), 02, 03, 04, 05, 06, 07, 08, 09; Reuß ältere Linie 1877, 92, 99, 1901; Reuß jüngere Linie 1884; Sachſen (Königreich) 1876, 77, 79, 80, 83, 88, 91, 93, 95, 96, 98, 99, 1900, 01, 02 (Gedächtnismünze), 03, 04 (Gedächtnismünze), 05, 06, 07, 08 (Leipzig); Sachſen=Altenburg 1901; Sachſen=Koburg=Gotha 1895, 1905; Sachſen=Meiningen 1901, 02; Sachſen=Weimar 1892, 98, 1901, 03 (Gedächtnismünze), 1908 (Jena); Schaumburg=Lippe 1898, 1904; Schwarzburg=Rudolſtadt 1898; Schwarzburg=Sondershauſen 1896, 1905 (Gedächtnismünze); Württemberg 1876, 77, 80, 83, 88, 92, 93, 96, 98, 99, 1900, 01, 02, 03, 04, 05, 06, 07, 08.

Dreimarkſtücke: Anhalt 1909; Baden 1908, 09; Bayern 1908, 09; Hamburg 1908, 09; Lübeck 1908, 09, 10; Preußen 1908, 09, 10; Reuß ält. Linie 1909; Sachſen (Königreich) 1908, 09; Sachſen=Meiningen 1908; Sachſen=Weimar 1910 (Gedächtnismünze); Schwarzburg=Sondershauſen 1909 (Gedächtnismünze); Württemberg 1908, 09.

Fünfmarckſtücke: Anhalt 1896; Baden 1875, 76, 88, 91, 93, 94, 95, 98, 99, 1900, 01, 02 (Gedächtnismünze), 03, 04, 06 (Gedächtnismünze), 07 (Gedächtnismünze), 08; Bayern 1874, 75, 76, 88, 91, 93, 94, 95, 96, 98, 99, 1900, 01, 02, 03, 04, 06, 07, 08; Bremen 1905, 06; Hamburg 1875, 76, 88, 91, 93, 94, 95, 96, 98, 99, 1900, 01, 02, 03, 04, 07, 08; Heſſen 1875, 76, 88, 91, 95, 98, 99, 1900, 1904 (Gedächtnismünze); Lübeck 1904, 07, 08; Mecklenburg=Schwerin 1904 (Gedächtnismünze); Oldenburg 1900, 01; Preußen 1874, 75, 76, 88, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 98, 99, 1900, 01 (Gedächtnismünze), 02, 03, 04, 06, 07, 08; Sachſen (Königreich) 1875, 76, 89, 91, 93, 94, 95, 98, 99, 1900, 01, 02 (Gedächtnismünze), 03, 04 (Gedächtnismünze), 07, 08, 09 (Leipzig); Sachſen=Altenburg 1901, 03 (Gedächtnismünze); Sachſen=Koburg=Gotha 1895, 1907; Sachſen=Meiningen 1901, 02, 08; Sachſen=Weimar 1903 (Gedächtnismünze), 1908 (Jena); Schaumburg=Lippe 1898, 1904; Waldeck 1903; Württemberg 1874, 75, 76, 88, 92, 93, 94, 95, 97, 98, 99, 1900, 01, 02, 03, 04, 06, 07, 08. MK

Notizen.

Die Menükarten-Sammlung des Kaiſers Franz Joſeph. Wie die „Internationale Sammler=Zeitung“ (Wien, Ehrlich & Prosl) erzählt, iſt Kaiſer Franz Joſeph Sammler von Menükarten. Die Sammlung enthält mehr als 3700 Speiſekarten von Feſtmählern bei Höfen. Es gibt kein Fürſtenhaus, das in dieſer originellen Sammlung nicht vertreten wäre. Man weiß, daß der Kaiſer Wert darauf legt, die Sammlung durch immer neue Exemplare zu bereichern, und dieſem Umſtande tragen die diplomatiſchen Vertreter der Monarchie im Auslande Rechnung, indem ſie von jedem Feſtmahle, das an dem Hofe, an dem ſie akkreditiert ſind, gegeben wird, eine Speiſekarte zu erhalten ſuchen, um ſie nach Wien zu ſenden. Über 2000 Exemplare der Sammlung ſtammen von Hof=Feſtmählern, die in Öſterreich=Ungarn ſtattfanden, der Reſt verteilt ſich auf alle anderen Kulturſtaaten in Europa, Amerika und Aſien. Die Menüs ſind nach Staaten geordnet, jeder Staat hat ſeinen eigenen Schrank, der an ſich eine Sehenswürdigkeit iſt. Die originellſte und koſtbarſte aller Menükarten iſt jene, die ein franzöſiſcher Künſtler für das Prunkmahl geſchaffen hat, das Zar Nikolaus zu Ehren des Präſidenten Faure gab. Die Speiſenordnung iſt in eine Platte von ſchwarzem Marmor eingraviert, die Schrift iſt Elfenbeineinlage und wird von einem farbigen Blumengewinde umgeben. — Für die Menüs zu den Feſtmählern, die zu Ehren Bismarcks oder von dieſem ſelbſt gegeben wurden, iſt ein eigener Schrank vorhanden.

Neue Liebigbilder. Eine erſtaunliche Fülle von Material für den Anſchauungsunterricht bilden die letzterſchienenen Chromokärtchen der Liebig=Compagnie. Sie ſind wirklich ſammelnswert, aber nicht etwa ſollen ſie von Erwachſenen in ein Album eingeklebt werden, ſondern man ſoll ſie für den lebendigen Unterricht der Kinder benutzen. Zu verzeichnen ſind: 1. Bilder aus Chile. 2. Tierleben im Waſſer (6 Bildchen zur Symbioſe, z. B. Einſiedlerkrebs mit Seeroſe, Geſpenſterkrebschen auf Polypenſtöcken uſw.). 3. Friedrich von Schiller, Bilder aus ſeinem Leben. 4. Japaniſche Volksfeſte. 5. Blumenfeſte (der Ägypter; Roſenfeſt der Römer; Frühlingsfeſt der alten Germanen; Tempelfeſt zu Madura; Chryſantemumfeſt in Japan; Blumenfeſt in Nizza). 6. Zur Geſchichte der Dampfmaſchine (Heron; Papin; Newcomen; James Watt; Fulton; Stephenſon). 7. Erntefeiern. 8. Bilder aus Afghaniſtan. 9. Die Elektrizität (Guerike; Franklin; Ramsken; Volta; Oerſtedt; Tesla). 10. Bilder aus „Mignon“. 11. Pelzjäger. 12. Nala und Damayanti, ein indiſches Märchen. 13. Feſte im Altertum (Das Laubhüttenfeſt der Hebräer; Schwertweihe bei den Kelten; Altchineſiſches Frühlingsfeſt; Feſt der Ceres in Rom; Die olympiſchen Spiele; Jahreswendfeier der Perſer). 14. Karnevalsbilder. 15. Quellgebiete bedeutender Ströme (Nil; Jeniſſei; Miſſiſſippi; Rhône; Amazonenſtrom; Yang=tſe=kiang). MK

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich=Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim=Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim=Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim=Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 33

Daheim

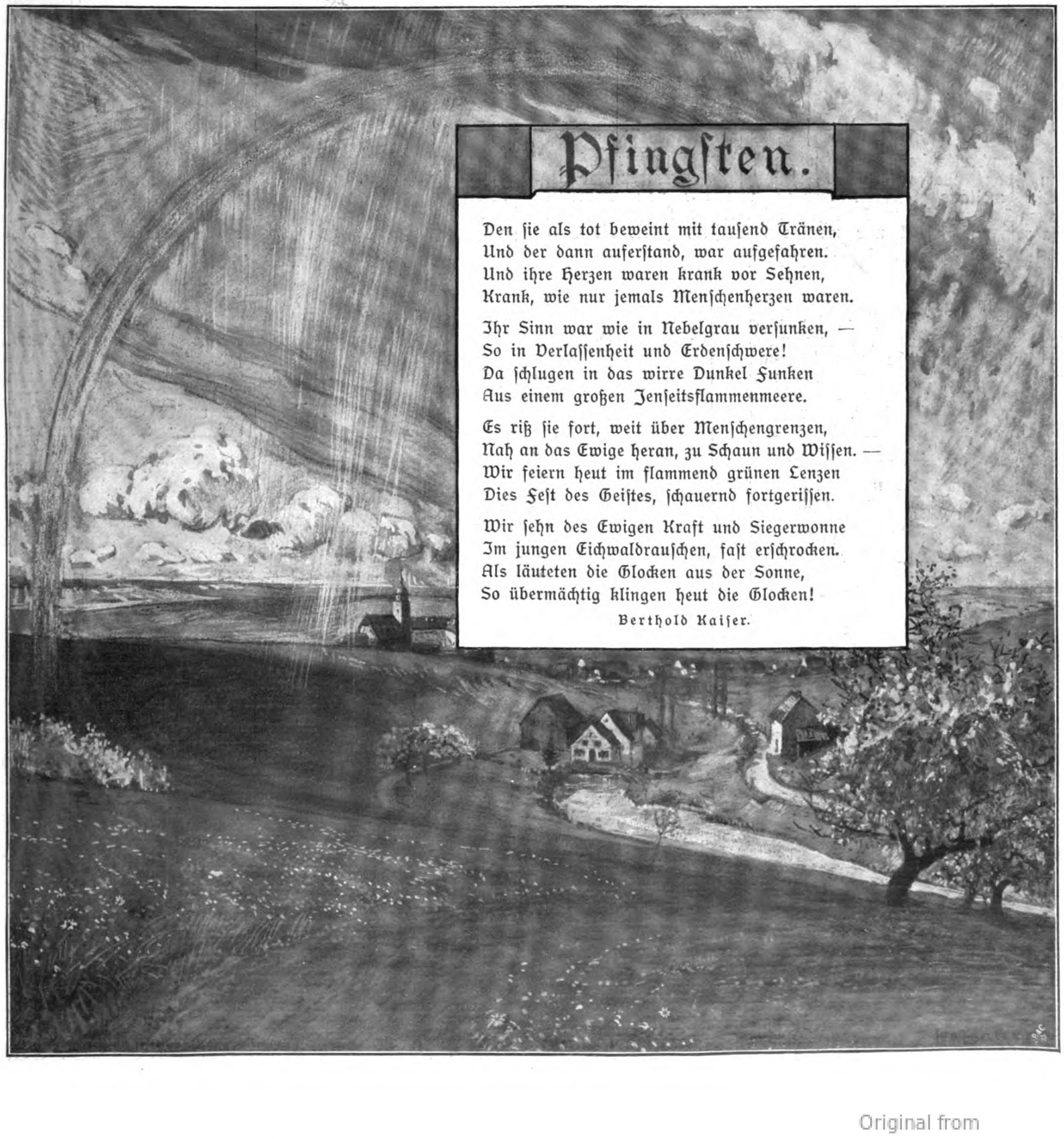
Ein deutſches Familienblatt

14. Mai 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker (Fortſetzung) 5
Aurora. Fresko von Guido Reni . . 9
Eine Anregung für die Reiſezeit. Von D. F. Spieß 10
Falkenſteiner Ritt. Gemälde von Moritz von Schwind 11
Frühling am Bach. Gemälde von Th. Hagen 12
Vater Bodelſchwingh. Erinnerungen von W. Kähler 13
Der Broadway in New York. Gemälde von Colin Campbell Cooper . . 14
Heulende See. Gemälde von Frederick J. Waugh 15
Der neue Goethefund: Wilhelm Meiſters theatraliſche Sendung. Von Reinh. Weſtphal 15
Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt (Fortſetzung) . . . 16
Im Café. Gemälde von Richard E. Miller 18
Kampf ums Meſſer. Gemälde von Charles Schreyvogel 19
Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary (Fortſetzung) 19
„. . . und reit' ins Neckartal!" Von Dr. Ernſt Hölderlein. Mit acht Abbildungen 21
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Kinder-Daheim — Sammler-Daheim — Briefkaſten . . . . 25—43
Kunſtbeilage: Die „Große" Auferweckung des Lazarus. Radier. v. Rembrandt.

Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.



Pfingſten.

Den ſie als tot beweint mit tauſend Tränen,
Und der dann auferſtand, war aufgefahren.
Und ihre Herzen waren krank vor Sehnen,
Krank, wie nur jemals Menſchenherzen waren.

Ihr Sinn war wie in Nebelgrau verſunken, —
So in Verlaſſenheit und Erdenſchwere!
Da ſchlugen in das wirre Dunkel Funken
Aus einem großen Jenſeitsflammenmeere.

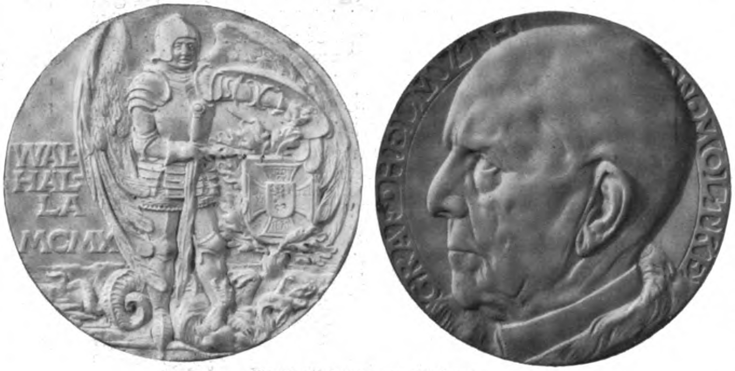
Es riß ſie fort, weit über Menſchengrenzen,
Nah an das Ewige heran, zu Schaun und Wiſſen. —
Wir feiern heut im flammend grünen Lenzen
Dies Feſt des Geiſtes, ſchauernd fortgeriſſen.

Wir ſehn des Ewigen Kraft und Siegerwonne
Im jungen Eichwaldrauſchen, faſt erſchrocken.
Als läuteten die Glocken aus der Sonne,
So übermächtig klingen heut die Glocken!

Berthold Kaiſer.

Aus der Zeit — für die Zeit.

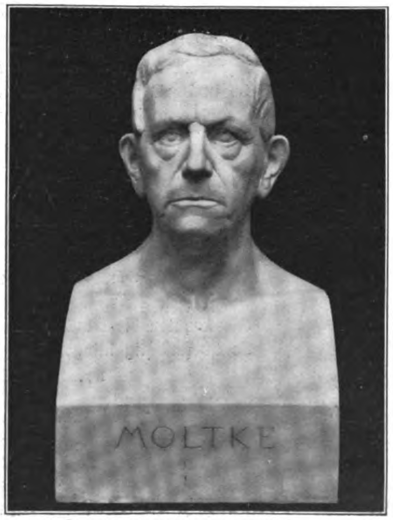
Zur Erinnerung an die Aufſtellung der Büſte Bismarcks in der Walhalla im Herbſte 1908 fertigte der Medailleur Karl Goetz in München eine Porträtmedaille des Fürſten nach einem beſonders charakteriſtiſchen Bismarckporträt Lenbachs. Jetzt nun, wo auch **Moltke** ſeinen Platz unter den Unſterblichen der Walhalla erhalten hat, ließ Goetze der Bismarckmedaille eine Moltkemedaille folgen, gleichfalls nach einem Moltke Lenbachs modelliert. Und dieſer Moltke trägt keine Perücke. Das befremdet zunächſt ein wenig. Aber ausdrucksvoll tritt der feine, kluge Kopf des großen Strategen aus der Bronzefläche hervor, und Phrenologen können intereſſante Vergleiche zwiſchen dem wuchtigen Schädel Bismarcks und dem mathematiſches Ingenium verratenden Schädelbau Moltkes anſtellen. Ein feines Stück Arbeit iſt dieſe Medaille. Goetz vermag nicht nur den Griffel zu führen, er offenbart auf den Rückſeiten auch eigene Erfindungsgabe. — Zugleich bringen wir die Büſte des Feldmarſchalls von Profeſſor Hahn, die am 10. Mai in der Walhalla aufgeſtellt wird.



Moltke-Medaille von K. Goetz.

* * *

Hunderttauſende werden in dieſem Sommer wieder zu den Paſſionsſpielen nach Oberammergau eilen. Die weitaus Meiſten werden mit der von Murnau ausgehenden kleinen Zweigbahn direkt bis Oberammergau fahren, und wohl nur wenige Touriſten, ſowie die Einwohner der nächſten Nachbarorte werden die alte Fahrſtraße über den Ettaler Berg zu Fuß hinaufwandern. Vor Eröffnung der erwähnten Zweigbahn mußte man entweder die bequeme, aber ziemlich reizloſe Fahrſtraße von Murnau über Kohlgrub, Saulgrub und Unterammergau oder die etwas kürzere, ungleich ſteilere, aber landſchaftlich weit ſchönere Fahrſtraße über Eſchenlohe, Oberau und Ettal benutzen, die überdies ſchon durch einen Beſuch des berühmten Ettaler Kloſters reichlich für die anſtrengende Wanderung belohnte. Dies von Kaiſer Ludwig dem Bayern 1330 gegründete, bei der Säkulariſation von 1803 wieder aufgehobene ſtattliche Kloſter beſitzt in ſeiner urſprünglich im gotiſchen Stil erbauten, ſpäter im Barockſtil umgebauten Kirche ein ſehenswertes Kunſtwerk. Von der mächtigen Kuppel des impoſanten Zentralbaus, der mit Fresken von Knoller geſchmückt iſt, hallen die gewaltigen Klänge der weltberühmten Orgel ergreifend wider. In der behaglichen Kloſterſchenke wird das im Kloſter gebraute Bier verzapft, deſſen ſchmackhafte Würze dafür zu ſprechen ſcheint, daß ſich der auf die Wand gemalte fromme Wunſch: „Dei dextera benedicat cerevisiam Ettalensi!“ („Gottes Rechte ſegne das Ettaler Bier!“) wirklich erfüllte. Heute iſt die alte Fahrſtraße von Oberau nach Ettal hinauf für Wagen und Reiter längſt geſperrt, weil die abſchüſſige Steilheit allzu gefährlich war, und nur Fußgänger dürfen ſie noch beſchreiten. Eine neue Fahrſtraße ſchlängelt ſich jetzt in weiten, gefahrloſen Kehren über den Ettaler Berg und bleibt fernab von jener ſchwarzen Marmortafel, die in die Felswand neben der alten Fahrſtraße, dem von Oberau nach Oberammergau Aufwärtsſchreitenden zur Linken, eingefügt iſt und in vergoldeter Inſchrift von einem der eigenartigſten Unfälle berichtet. Der Krieg gegen Frankreich hatte 1870 die Aufführung des Paſſionsſpieles verhindert und auf 1871 verſchoben. Die nächſte Aufführung ſtand 1880 bevor. In der Zwiſchenzeit ließ König Ludwig II. im Auguſt 1875 auf dem Oſterbühl am Fuß des über Oberammergau einſam und ſteil aufragenden Kofels jene nach Johann Halbigs Entwurf in Sandſtein aufgeführte Koloſſalgruppe der Kreuzigung (Abb. S. 3) errichten, die zu Füßen des Gekreuzigten zwei aufrecht ſtehende Geſtalten zeigt: links vom Beſchauer die der Gottesmutter, rechts die des Johannes. Am Sockel der Chriſtusſtatue ſteht die Inſchrift: „Weib, ſiehe dein Sohn! Siehe deine Mutter! Ev. Joh. 19, 26—27“; am Sockel der Maria: „Den kunſtſinnigen und den Sitten der Väter treuen Oberammergauern“; am Sockel des Johannes: „Von König Ludwig II. zur Erinnerung an die Paſſionsſpiele“. Ergreifend wirkt die mächtige Gruppe auf dem dunklen Hintergrund der Hochwaldstannen am Fuß des Gebirges. Erinnert Maria in ihrer ruhigen Gefaßtheit vielleicht auch mehr an die Hoheit einer Römerin der Antike als an die Mater dolorosa der chriſtlichen Ueberlieferung, ſo rührt die ſchmerzlich bewegte Geſtalt des mit betend gefalteten Händen zum Erlöſer emporſchauenden jugendſchönen Johannes unwiderſtehlich die Herzen. Dieſe Statue iſt unbedingt die weitaus vortrefflichſte, und gerade ſie iſt von dem Grauen umwittert: beim Hinaufbringen durch Umſtürzen zwei Männer erſchlagen zu haben! Jene vorher erwähnte ſchwarze Marmortafel, die kurz vor Erreichung der Paßhöhe in die Felswand neben der alten Fahrſtraße eingefügt iſt, berichtet über den ergreifenden Unfall wörtlich: „Hier ſtarb mitten in ſeiner raſtloſen Tätigkeit am 15. Aug. 1875 Herr Franz Xaver Hauſer, Steinmetzmeiſter aus München, geboren am 15. April 1812 zu Biswang in Tirol. Er wurde durch das Umſtürzen der zur Oberammergauer Kreuzigungsgruppe gehörenden Johannes-Figur, deren Transport er leitete, getötet. R. I. P. — Mit ihm verunglückte ſein treuer Gehilfe Joſef Kofelenz, Steinhauer aus Mihl in Tirol, und ſtarb nach 25ſtündigem ſchmerzlichen Leiden in Ettal. R. I. P.“ Das „R. I. P.“ bedeutet „Requiescat in pace“: Er ruhe in Frieden! Wohl an kein Bildwerk knüpft ſich ein ſo erſchütternder Unfall wie an dieſen Johannes, der durch ſeine hohe, ſchlanke Geſtalt, durch ſeine Jugendſchönheit, durch den verzückten Ausdruck ſeines Schwärmerantlitzes unwillkürlich an den damals dreißigjährigen königlichen Spender erinnert, den elf Jahre ſpäter die Wogen des Starnberger Sees verſchlangen.

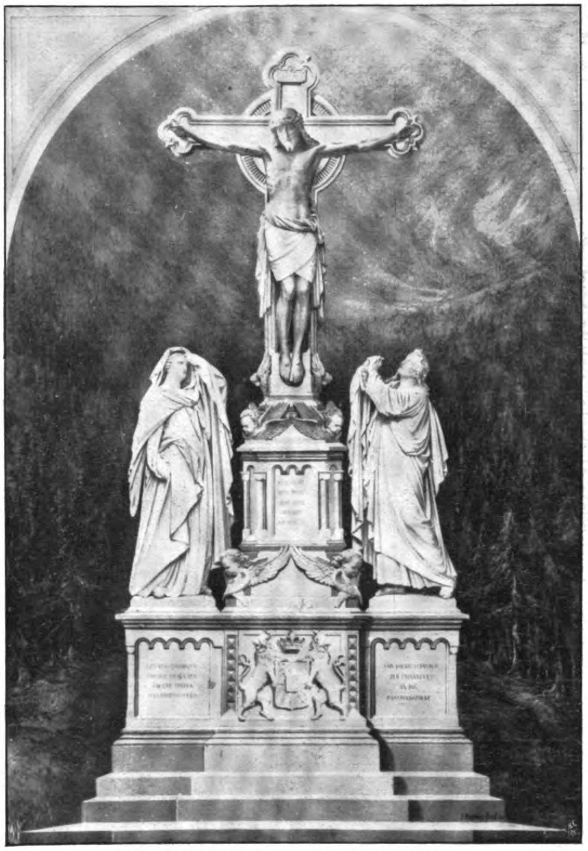


Die Moltke-Büſte für die Walhalla
von Bildhauer Prof. Hermann Hahn in München.
Photographie von Franz Wagner, München.

* * *

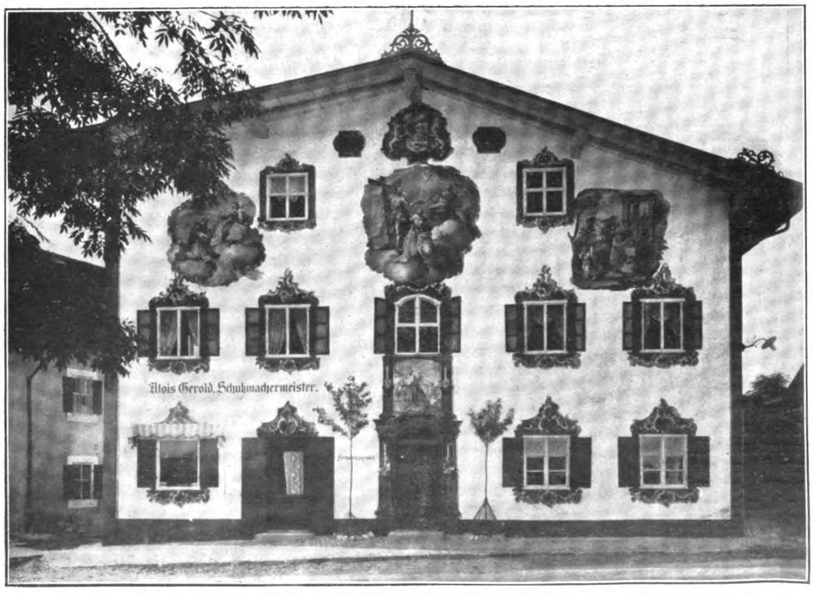
Von altersher ſchon hat die Kunſt in Oberammergau eine Heimſtätte gefunden. So hat die Fertigkeit ſeiner Bewohner in der Herſtellung von Schnitzarbeiten den Ruf dieſer Werke in alle Welt hinausgetragen. Aber auch im Beſtreben, ihren eigenartig erbauten Wohnhäuſern äußerlich wertvollen Schmuck zu verleihen, betätigten die Oberammergauer ſich vorbildlich. Wohlerhaltene Freskomalereien, meiſt religiöſe Motive behandelnd, zeugen noch heute im Paſſionsdorfe von der Kunſtfreudigkeit der Künſtler, die innerhalb der Gemeinde ſich dereinſt geltend gemacht. Der berühmteſte unter dieſen wiederum war der unter dem Namen „Büſtlmaler“ bekannte, im 18. Jahrhundert lebende Meiſter Franz Zwink. — Mit zahlreichen Fresken, mit den älteſten Oberammergaus, iſt die Faſſade des nebenſtehend abgebildeten Hauſes geſchmückt. Hoch oben am Giebel das Bayeriſche Landeswappen, unmittelbar darunter als größtes aller Gemälde „Die Krönung Mariens“. — Links von dieſem erſcheint eine Darſtellung „Die Roſenkranzkönigin“ und dieſer entſprechend rechts „Die Verſtoßung der Hagar“. Zwiſchen Portal und Mittelfenſter angebracht aber zeigt ſich das Bild „Der blinde Tobias“. In geſchmackvoller Weiſe haben die Fenſter dieſes intereſſanten Hauſes in **Oberammergau** durch zierlich gemalte Ornamente wirkungsvolle Umrahmung erhalten.

* * *



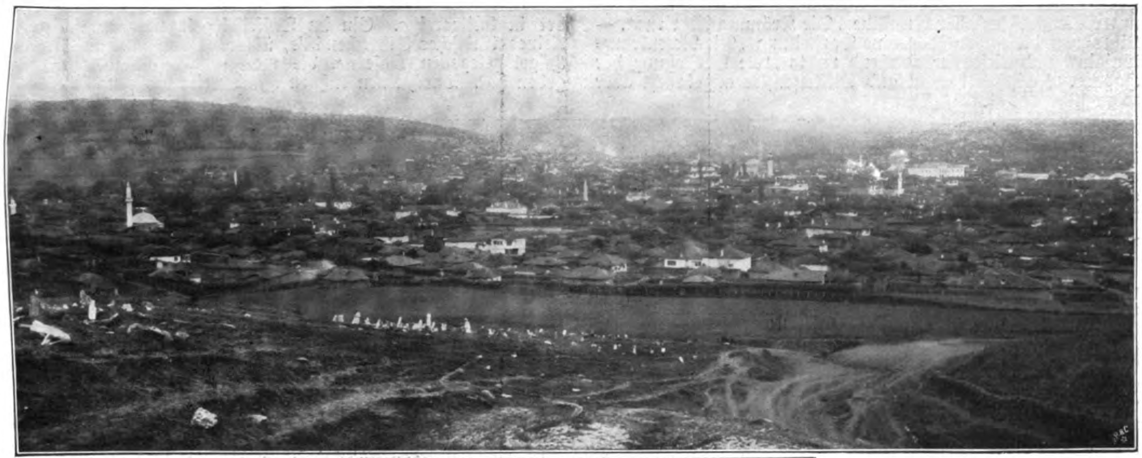
Die Kreuzigungsgruppe in Oberammergau.

Im europäiſchen Wetterwinkel der Türkei gärt es wieder einmal ganz gehörig; in vollem Aufruhr befinden ſich ſeit kurzem die Albaneſen und haben den türkiſchen Truppen bereits mehrere empfindliche Schlappen beigebracht, ſo daß auf einige Zeit alle größeren militäriſchen Operationen eingeſtellt werden mußten, bis aus Saloniki und Teſſalien die nötigen Verſtärkungen anlangten. Dann erſt errangen die Türken, die 50 Bataillone mit je 300 Mann ins Feuer ſandten, einen weſentlichen Erfolg und nahmen mit erheblichen Verluſten den Engpaß von Katſchanik ein. Dieſer gehörte zu den wichtigen ſtrategiſchen Poſten, welche die Albaneſen auf der Bahnlinie von Ueskücb nach Mitrowitza beſetzt hatten, wodurch es ihnen gelungen war, jeden Truppentransport nach der letztgenannten Stadt und Feſtung, die von hoher militäriſcher Bedeutung für Albanien iſt, zu unterbrechen. Die Bahn geht von Ueskücb aus an den ſtolzen, ſchneeumhüllten Gebirgsketten des Ljutboton vorbei und durchquert zunächſt das Amſelfeld. Auf dieſer ausgedehnten, fruchtbaren Ebene, dem Quellgebiet des weißen Drin, Vardar und der Morawa, rings von den ſchwer zugänglichen Gebirgen, dem Schargebirge, den Albaniſchen Alpen und dem Kopaonikgebirge umgeben, befeſtigten die Türken in zwei blutigen Schlachten durch Beſiegung der ſüdſlaviſchen Heerſcharen ihre Herrſchaft auf lange Zeit hinaus in Europa: 1389, als die Serben geführt von ihrem Kaiſer Laſar durch Murad I. ihrer Freiheit beraubt wurden, und 1448, als Johannes Hunyadi, Vormund des ungariſchen Königs Wladislav Poſthumus von Murad II. beſiegt und gefangen ward. Danach läßt die Bahn eines der albaneſiſchen Hauptquartiere, Priſtina, rechts liegen und mündet in Mitrowitza. Ein im Talkeſſel gelegenes, armſeliges, kleines türkiſches Städtchen iſt's, überragt von einer auf einem Hügel gelegenen Kaſerne, die man mit Geſchützwällen umgeben hat. Durch einen kühnen Handſtreich wollten die Albaneſen bereits im Frühling 1904 dieſen befeſtigten Platz erobern, wurden aber durch die Entſchloſſenheit des damaligen Kommandanten Oberſt Said, der ein heftiges Geſchützfeuer gegen die Angreifer eröffnen ließ, daran gehindert. Jetzt beabſichtigen ſie von neuem die Einnahme der Feſtung, was ihnen aber ohne genügende Artillerie nicht gelingen wird. Der diesmalige Aufruhr der Albaneſen, von denen 25 bis 30000 unter den Waffen ſtehen ſollen, entſpringt politiſchen Gründen, da die neuen Machthaber in Konſtantinopel nicht mehr die Ausnahmeſtellung der Albaneſen im türkiſchen Staatskörper dulden wollten und geſetzliche Vorſchriften erließen, welche die den Albaneſen von den früheren Sultanen eingeräumten politiſchen Freiheiten weſentlich einſchränken. Das war ſchon mehrfach früher verſucht worden, ſtets gab es dann Aufruhr, Morden, Brennen, und ſtets ſchloß man ein mehr oder minder geheimes Uebereinkommen, mit dem beide Teile zufrieden waren. So wird es vielleicht auch diesmal wieder der Fall ſein. Man zählt in Albanien etwa 60000 kriegstüchtige Männer; ſie ſind ſämtlich mit Mauſer- und Martinigewehren bewaffnet und zu allem entſchloſſen, ein kühnes Soldatenmaterial, zur Disziplin freilich nicht geeignet, dafür mit allen Schlichen und Pfiffen des Guerillakrieges vertraut, voll Tapferkeit und Todesverachtung. Seitens der Anführer iſt den Aufſtändigen diesmal ſtreng verboten worden, von den Chriſten Hilfe zu fordern oder ſie irgendwie zu beläſtigen. Das gab es früher nicht; es iſt ein gutes Zeichen dafür, daß die Kultur auch in jene unwirtlichen Gegenden vorgedrungen iſt. Wie immer, vermutet man auch jetzt wieder, daß die Albaneſen zu ihrer Empörung von fremder Seite aufgewiegelt worden ſeien, um der Türkei im eigenen Hauſe Ungelegenheiten zu bereiten und den Brand auch auf Mazedonien hinüberzuleiten. Man wies ſogar deutlich auf bulgariſche Einflüſſe hin und ſchob der bulgariſchen



Haus mit Fresken in Oberammergau.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Stadtanſicht von Priſſtina, Hauptſitz der Aufrührer.

Verladen von Pferden und Munition nach Weriſowitz in Albanien.

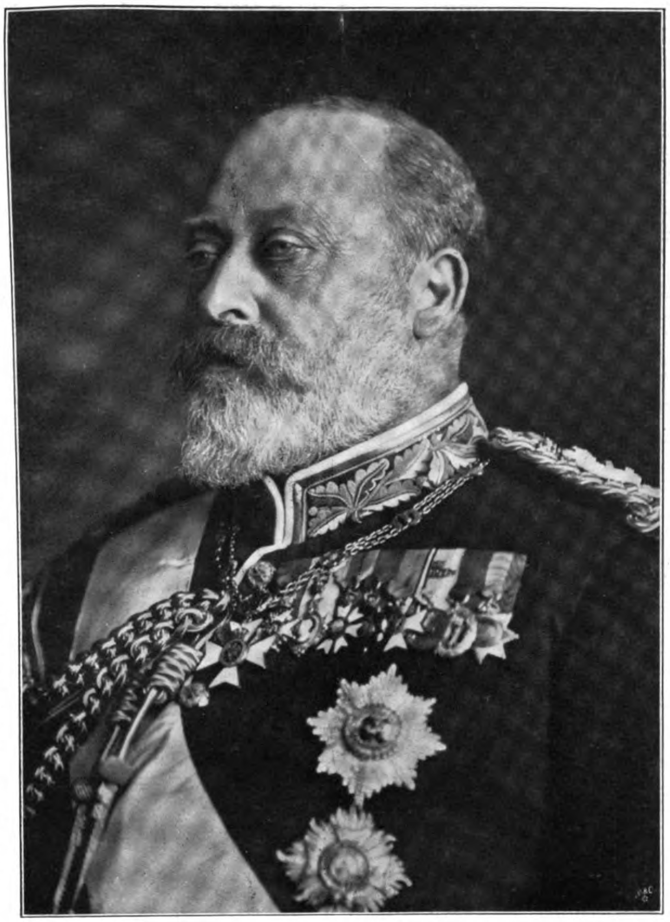
Türkiſche Truppen auf einer Bahnſtation in Macedonien.

Regierung abenteuerliche Abſichten unter, was aber von Sofia aus ſehr energiſch beſtritten wurde. Und in der Tat hat jetzt Bulgarien andere und wichtigere Aufgaben zu berückſichtigen und iſt ſchon aus wirtſchaftlichen Gründen gezwungen, mit der Türkei gute Beziehungen zu unterhalten. Außerdem iſt Bulgarien auch ſeiner geographiſchen Lage nach nicht ſo direkt intereſſiert wie Serbien und Montenegro, die an Albanien grenzen und oft genug ſchlimme Erfahrungen mit den unruhigen Nachbarn gemacht haben. Montenegro beſonders hat häufig zu triftigen Beſchwerden Grund und iſt auch in jüngſter Zeit deshalb mehrfach bei der hohen Pforte vorſtellig geworden. Unter dieſen Umſtänden iſt es noch recht ungewiß, wann es mit dem Bau der vielerörterten Donau-Adria-Bahn, die von Serbien aus Albanien durchquert, um Montenegro zu erreichen, Ernſt werden wird. Die Albaneſen ſträuben ſich aufs heftigſte dagegen, fürchten ſie doch, und nicht mit Unrecht, daß dieſe Bahn ihre Selbſtändigkeit beträchtlich beeinfluſſen würde, und man darf annehmen, daß aus innerpolitiſchen Gründen die Türkei ſich garnicht beeilen wird, jene Bahn zu fördern. Das wäre dann für beide Teile, für die Türken und die Albaneſen, ein erwünſchter Grund, hier einen Vergleich zu ſchließen und die Streitaxt zu begraben, — bis ſie bei nächſter Gelegenheit wieder hervorgeholt wird. Jedenfalls wird auch diesmal das kluge Nachgeben den Frieden und die Ruhe wiederherſtellen. Die Türkei bleibt nun einmal der Hexenkeſſel, aus dem von Zeit zu Zeit drohende Wolken aufſteigen. Aber ſchließlich iſt das nur ein Zeichen der Entwicklung. Es bildet ſich da unten mit der Zeit wohl ein Neues. —

Türkiſches Militär in Uesküb.

Zum Aufſtand in Albanien.

Der Tod des Königs Eduard VII. von England, der in ſeiner Plötzlichkeit und bei der gegenwärtigen Lage des Inſelreiches tief erſchütternd wirkt, kann als ein Weltereignis angeſprochen werden. Seit dem Tage ſeiner Thronbeſteigung bildete der Verſtorbene den Mittelpunkt der Weltpolitik, oft ſo ſehr, daß Deutſchland, deſſen Freund er kaum war, in ſchwere Zukunftsſorgen geraten und auf das Schlimmſte gefaßt ſein konnte. Eduard VII. war ſicherlich einer der klügſten, zäheſten, weiteſtblickenden, zielbewußteſten Staatsmänner, die je gelebt haben, wozu er ſich zur großen Überraſchung aus dem galanten Prinzen von Wales gewiſſermaßen über Nacht – wenigſtens für die Fernerſtehenden – entwickelte, ähnlich wie Falſtaffs Freund Heinrich V. — Die tödliche Krankheit entſtand aus einer mit Huſten verbundenen Erkältung, die der König ſich auf ſeiner Reiſe von Paris nach Biarritz am 10. März zugezogen hatte. Das Leiden ward zwar in der milden Luft des Pyrenäenbades Pau ziemlich behoben, aber bereits Ende April nach der Rückkehr in die rauhere Luft Englands und infolge der Anſtrengungen bei der Eröffnung der Akademie-Ausſtellung verſchlimmerte es ſich wieder. Es war König Eduards Art, ſich ſelber keine Schonung zu gönnen und auf ſein körperliches Befinden ſo wenig wie möglich Rückſicht zu nehmen. So ließ er ſich nicht abhalten, ſich am Sonntag den 1. Mai auf ſeinem Landſchloß Sandringsham aus dem Gottesdienſt zu Fuß nach Haus zu begeben. Auch trotz des ſtarken Unwohlſeins, das ihn in London daraufhin befiel, lag er ſeinen Regierungsgeſchäften ob, hielt Audienzen und Empfänge ab, bis um die Mitte der Woche die Wendung eintrat, die von Anfang an das Schlimmſte befürchten und die Königin aus Venedig an das Krankenlager ihres Gemahls herbeieilen ließ. Die Bulletins gaben von Anfang an den ſchlimmſten Befürchtungen Raum. Aus dem Katarrh entwickelte ſich eine Lungenentzündung, die in kurzer Zeit beide Lungenflügel ergriff und dem Leben des Königs am 6. Mai Abends 11 Uhr 45 Minuten ein qualvolles Ende bereitete, trotzdem die Ärzte durch Sauerſtoffbehandlung ſeinen Zuſtand ſo ſehr als möglich zu erleichtern ſuchten. König Eduard hat ein Alter von 68 Jahren erreicht. Er beſtieg nach faſt ſechzigjähriger Kronprinzenzeit im Jahre 1901 den Thron, den er nur



Eduard VII., König von Großbritannien und Irland, †.
Copyright by Lafayette, London.

Der Buckingham-Palaſt in London, das Sterbehaus des Königs.
Zum Tode des Königs Eduard VII. von Groſsbritannien und Irland.

etwas über neun Jahre innegehabt hat – eine kurze Spanne im Vergleich zu der langen Regierungszeit ſeiner Mutter. In ſeine Regierungszeit fällt die Angliederung der Burenſtaaten an das Britiſche Reich, die — hauptſächlich durch die Hetzpreſſe Englands — die Spannung zwiſchen dem deutſchen und dem engliſchen Volk ſo ſchnell verſchärfte und mit ein Grund der heutigen Entfremdung ward. König Eduard wußte die Fäden der geſamten Politik in ſeine Hände zu bekommen und brachte das Königtum in England zu einem Glanz und Anſehen, wie man es in unſern Tagen kaum mehr für möglich gehalten hätte.

Was von dem neuen König zu erwarten iſt, kann man nicht ſagen. Bei dem ſo ausſchließlichen Hervortreten König Eduards ſchenkte man dem Thronfolger wenig Aufmerkſamkeit.

König Georg iſt der zweite Sohn aus der Ehe König Eduards mit der Königin Alexandra, einer däniſchen Prinzeſſin. Sein Bruder Albert Victor von Clarence, der ein Jahr älter war, ſtarb am 14. Januar 1892 im Alter von achtundzwanzig Jahren. König Eduard war ein liebevoller und ſtrenger Vater. Er ließ ſeinen Söhnen in der Hauptſache eine militäriſche Bildung angedeihen, ganz beſonders mit Rückſicht auf die Flotte. Sie wurden auf den Schulſchiffen „Britannia“ und „Bacchante“ wie gewöhnliche Kadetten ausgebildet und machten große Reiſen um die Welt. Die erſte verantwortungsvolle Stellung des jetzigen Königs war die eines Torpedobootskommandanten. Als ſolcher erhielt er in Weſtindien die Nachricht von dem Tode ſeines Bruders, die ſeinen Bildungsgang fortan in andere Bahnen lenkte. Seit dem 9. Juli 1893 iſt er mit der Braut ſeines verſtorbenen Bruders, der Prinzeſſin Mary von Teck vermählt, die ſich in ganz England der größten Sympathien erfreut. Dieſer Ehe ſind fünf Söhne und eine Tochter entſproſſen. Der Thronfolger, Prinz Eduard Albert, ſteht im 16. Lebensjahr und iſt Zögling des Marine College in Osborne. Die erſte offizielle Gelegenheit, bei der Prinz Georg im Ausland hervortrat, war die Hochzeit des italieniſchen Königspaares im Jahre 1893; er vertrat hierbei ſeinen Vater. In ſeine Hände legte Eduard VII. auch die Aufgabe, mit den Iren eine Verſtändigung anzubahnen. Die Reiſe des Prinzen im Jahre 1897 nach Irland darf man als den Anfang beſſerer Beziehungen zwiſchen den beiden Inſelvölkern betrachten.

* * *

Königinwitwe Alexandra von Großbritannien und Irland.
Copyright by W. & D. Downey, London.

Das neue Herrſcherpaar von Großbritannien und Irland: König Georg und Königin Mary.
Copyright by W. & D. Downey, London.
Zum Tode des Königs Eduard VII. von Groſsbritannien und Irland.

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker. (2. Fortſetzung.)

Hamburg, den 31. Mai 1887.

„Mein lieber Sohn!

„Deinen Brief hat Vatting noch nicht geleſen. Seit zwei Wochen trage ich ihn nun mit mir herum und kann mir das Herz nicht faſſen, Vatting in alles einzuweihen. Er iſt dieſen ganzen Winter hindurch ſehr leidend geweſen. Du weißt ja, wie es an ihm frißt, daß er mit all ſeinem Talent, mit all ſeinem Fleiß ſich nicht durchſetzen kann. Zu Oſtern iſt er mit ſeinem Sextett fertig geworden: Streichquartett, Klarinette und Fagott. Wie er ſich neben den täglichen langen Orcheſterproben, den Privatſtunden, den Theatervorſtellungen und den großen Sinfoniekonzerten die Zeit dafür abgerungen hat, das war ein tägliches kleines Drama, lieber Bert. Müde, abgeſpannt, verärgert kam er mir heim, konnte vor Erſchöpfung kaum eſſen. So war es mittags, ſo war es in der Nacht. Ich hab' ihn ſo oft angefleht: Alterchen, übernimm Dich nicht, erhalte Dich uns, denk' doch auch ein bißchen an unſern Jungen, der braucht Dich doch noch, ſeine Examen ſtehen noch vor ihm, wenn Du krank wirſt, ſetzt Dich der Direktor nach vierzehn Tagen auf halbe Gage, was dann? Aber es war nichts auszurichten. Ich mußte ihm ſtarken Kaffee brauen, und dann ſetzte er ſich an den Tiſch und ſchrieb. Einmal, noch im Monat März, wacht' ich mitten in der Nacht auf — es war ſchon gegen drei — da hört' ich ihn auf dem Klavier leiſe eine Stimme durchſpielen. Er hatte den Dämpfer getreten, damit man's im Schlafzimmer und im Hauſe nicht merkte. Ach, Bert, was gab's da für eine böſe Szene. Wie ich war, ſchlich ich mich aus dem Bett an die Tür, machte ſie auf und bat ihn: Niko, ſo komm doch, Du ruinierſt Dich! Aber er war ſo erregt, geiſtig überreizt, körperlich erſchlafft, daß er in ſeinem Zorn über die Störung ordentlich einen Anfall bekam. Ganz allein ſtünde er im Leben, niemand verſtünde ihn, es ſei zum Verzweifeln. Bei dieſer Arbeit gehe es doch um mehr als das bißchen elende Philiſtergeſundheit, es gehe um das Durchringen, um die endliche Anerkennung, um den Ruhm! Und dann — ach, Bertchen, ich kann es gar nicht loswerden — dann weinte er! In jener Nacht bin ich um zehn Jahre älter geworden vor Sorge, vor Schmerz, vor Mitleid. Dein genialer Vater, der tapfere, trotzige, große Mann, läßt den Kopf in die Hände fallen und weint. Und ich ſtehe dabei, will ihm helfen — ich knie bei ihm nieder und küſſe ſeinen Rockärmel und ſpreche ihm zu — aber es hilft alles nichts. ‚Laß mich, Tine, laß mich. Das muß ich mit mir allein abmachen. Verſtehen kannſt Du mich ja doch nicht.'

„Und nun das neue Martyrium, ſeitdem ſein Werk vollendet iſt. Er hält es für das beſte und reifſte, das er geſchrieben hat. Ich weiß ja auch, wie er daran gefeilt und durchgearbeitet hat — ganze Teile umgeworfen und von neuem aufgebaut. Auf dem Klaviere klingt vieles ſehr ſchön. Die paar Stellen, an denen die Klarinette mehr hervortritt, hat er mir auch ſelbſt vorgeſpielt. Aber die richtige Wirkung kann eben nur die lebendige Aufführung geben. Und mit den Kollegen, mit denen er in den letzten Jahren die Kammermuſikabende veranſtaltet hat, iſt er völlig auseinander. Die meinen: das Publikum, das überhaupt in dieſe Konzerte gehe — klein genug iſt es ja leider Gottes —, wolle die bekannten klaſſiſchen Werke. Septett von Beethoven ſei ein garantierter Erfolg — Sextett von Nikoleit? Ja, du mein Himmel, ſie haben recht. Und der große Beethoven hat ſich damals ja auch erſt langſam durchringen müſſen. Aber es iſt ſchmerzlich, mein Bert, mit anzuſehn, wie Vatting ſich aufreibt, ſich verzehrt, das Höchſte und Beſte anſtrebt — und ſo gar nicht vorwärts kommt. So iſt es nun wieder die Qual und die Sorge, das Werk würdig herauszubringen. Der Brandthuber von der Saalbaugeſellſchaft wollte das Sextett von den Schweriner Kammermuſikern in einem Konzert ſpielen laſſen, in dem eine blinde Sängerin auftritt. Das iſt aber ſo eine Art Wohltätigkeitsſache von einem hieſigen Verein: Damen ziehen mit den Billetts von Haus zu Haus, aus Gnade nehmen ihnen die Herrſchaften eine Karte ab, hernach ſchicken ſie das Dienſtmädchen, die Nähterin oder die Friſeuſe hin. Und von der Kritik erſcheint die zweite, dritte Garnitur. Was dabei herauskommt, wiſſen wir ja. Vatting hat natürlich verzichtet. Es iſt ſchon ein rechter Jammer um ſein ſchönes Talent. Wir haben inzwiſchen das Manuſkript viermal abgeſchrieben — Vatting war mit meiner Arbeit nur wenig zufrieden, er weiß nicht, wie furchtbar ſchwer es für einen Laien iſt, Noten abzuſchreiben, wenn man nicht das Tonbewußtſein hat wie er und wie andere richtige Muſiker — und die Partitur iſt in alle Welt hinausgegangen. Nacheinander zu den bekannteſten Verlegern.

Sie iſt aber immer wieder zurückgekommen. Reſultatlos. Für die großen Firmen iſt ſo ein ernſtes, ſchweres Kammermuſikwerk, das nur von wirklichen Künſtlern geſpielt werden kann, kein Geſchäft. Denn es kommt doch nur eine ganz beſchränkte Anzahl von Exemplaren in Frage. Und die kleinen Firmen ſcheuen überhaupt die Koſten des Stichs, des Drucks. Daß Vatting heute noch zu den Koſten beiträgt, wo er doch bei allen ernſten Leuten vom Fach ſo hoch angeſehen iſt, längſt kein Anfänger mehr, das verträgt ſich nicht mehr mit ſeiner Würde. Und wir haben doch auch nicht einmal das Geld dazu in der Hand.

„Mit Pollini ſteht ſich Vatting ſeit dem vorigen Herbſt recht ſchlecht. Pollini hat eine ſcharfe, ſpöttiſche Art, und das verträgt Vatting ſchon gar nicht. Vatting wollte ſich daher durchaus nicht dazu verſtehen, einen Bittgang aufs Bureau zu tun. Er hat damals, wo er den Urlaub für die Konzertreiſe nach Berlin brauchte, um in der Singakademie im Grand Septuor die Klarinette zu ſpielen, drei volle Stunden antichambrieren müſſen. Dann Pollini: ‚Das bringt Ihnen nichts ein, Unſinn, Sie werden ſich abſtrapazieren, und hier wird mir inzwiſchen das Solo in der Zwiſchenaktsmuſik vom Egmont verpatzt.‘ Vatting: ‚Geld bringt mir's nicht ein, aber vielleicht endlich Anerkennung.‘ Und Pollini: ‚Was wollen Sie eigentlich noch mehr? Spielen im erſten Orcheſter der Welt eines der wichtigſten Inſtrumente und ſind ewig unzufrieden? Sie haben den Größenwahn, Nikoleit. Aber reiſen Sie, meinetwegen, und wenn Ihnen die Berliner die Pferde ausſpannen vor Begeiſterung, dann ſoll's mich koloſſal freuen.‘ Und jedesmal ſeitdem, ſo oft er an Vatting vorüberkommt: ‚Na, Nikoleit, wie war das in Berlin, wo man Ihnen die Pferde ausgeſpannt hat? Wie ſind Sie damals bloß ohne Gäule nach Hauſe gekommen?‘ Die Kollegen lachten natürlich pflichtſchuldigſt über den Witz des Herrn Direktors. Und an Vatting frißt's. Ein einziges Wörtchen von Pollini würde ja genügen, daß die Philharmonie Vattings Sextett im Verlauf der Abonnementskonzerte einmal herausbringt. Aber petitionieren? Eher ſich die Zunge abbeißen. Und weil ich doch damals vor zwei Jahren, als die Verſtimmung wegen des Solos im Penſionsfondskonzert war, ſelbſt zu Pollini ging — ich traf ihn da gerade bei guter Laune, ſonſt hätt' er mich ja gar nicht vorgelaſſen — hab' ich Vatting einen heiligen Schwur tun müſſen, daß ich das Direktionsbureau nie, nie, nie wieder betrete.

„Aber als die eine Partitur aus Leipzig vom Verleger zurückkam, hab' ich ſie unterſchlagen und mit einem langen Brief an Hans von Bülow nach Meiningen geſchickt. Er ſchrieb mir umgehend eine Poſtkarte. ‚Sextett erhalten. Bin tot, kaputt, gevierteilt, verpflichte mich zu nichts. Aber Nikoleit für alle Kenner guter Name. Werde ſehen. Gruß. Bülow.‘ Vor vierzehn Tagen war er nun hier mit der Hofkapelle. Ein monſtröſes Programm: neun Ouvertüren, drei von Spohr, drei von Weber, drei von Wagner. Er hat alles ohne Partitur dirigiert, die Tannhäuſer-Ouvertüre zum Schluſſe ſpielte das ganze Orcheſter auswendig. Er iſt ein Hexenmeiſter. Im Hotel erwiſchte ich ihn nach drei vergeblichen Gängen. Kannſt Dir meine Angſt vorſtellen, Vatting käme dahinter, noch bevor ich ihn geſprochen. Nun, Bülow zankte zuerſt, hielt ſich den Kopf. ‚Was wollen Sie? Warum überfallen Sie mich? Bin ich ein Fürſt? Hab' ich Orden zu vergeben?‘ Aber dann lenkte er ein. Ja, er habe das Sextett geleſen und habe es an den Vorſtand der Tonkünſtlervereinigung geſchickt. Vielleicht ſetzten die es aufs Programm. Zum Tonkünſtlerfeſt im Herbſt. Hier in Hamburg. ‚Alſo es gefällt Ihnen, Herr Doktor?‘ fragte ich zitternd. ‚Um den Nikoleit iſt mir nicht bange,‘ ſagte er darauf in ſeiner ſeltſamen Art, ‚geben Sie acht, meine liebe gnädige Frau, wie der noch berühmt werden wird — wenn er nur endlich tot iſt!‘

„Ja, mein Jungchen, mit dieſem herzzerreißenden Troſt zog ich ab. Und trotzdem hätt' ich dem ungeduldigen, hitzigen, nervöſen kleinen Männchen mit dem ſcharfen Urteil und der grauſamen Wahrheitsliebe gern die Hand geküßt für ſein Wort der Hochachtung, die darin lag. Ich weiß es ja längſt: Ruhm blüht Vatting nicht, allerhöchſtens Nachruhm. Und auf das bißchen Anerkennung wenigſtens bei dem engen Kreiſe der Kollegen heißt es nun eben wieder warten, warten, warten. Jeden Tag kann die Meldung eintreffen: das Sextett wird zum Tonkünſtlerfeſt geſpielt — vor dem Areopag der deutſchen Muſiker und Muſikſchriftſteller. Und jeden Tag kann ebenſogut das Paket zurückkommen. Wenn Vatting das dann ſieht, hinter meinen vergeblichen Vermittlungsverſuch kommt, dann wehe mir! In ſolchen Augenblicken kann ich mir denken: er haßt mich.

„Wie ich Dir neulich ſchon in aller Eile ſchrieb, iſt der Vertrag für die Sommermonate mit Scheveningen nun alſo doch noch zuſtande gekommen. Wir hatten es ſchon ganz aufgegeben. Das Honorar, das uns bleibt, iſt gering, weil hier vom Theater doch für die Spielerlaubnis in den Ferien die Hälfte der Gage abgezogen wird. Aber den Ausſchlag hat das gegeben: die Kurverwaltung gewährt den erſten Pulten freie Schiffsreiſe für zwei Perſonen. So komme ich auf meine alten Tage alſo wirklich noch einmal in die Welt hinaus. Es iſt ein Schiff von der Paketfahrtgeſellſchaft, mit dem wir bis Rotterdam fahren. Kameke, der erſte Celliſt, der ſchon voriges Jahr mit den Philharmonikern in Scheveningen geſpielt hat und die Verhältniſſe dort kennt, meint, wir dürften nicht in Scheveningen ſelbſt wohnen, das wäre zu teuer. Er hat uns Adreſſen von Wohnungen im Haag gegeben. Man fährt da immer frühmorgens an den Strand und nimmt ſich ſein Frühſtück mit. Vatting hat täglich nur zwei bis drei Stunden Probe und nicht alle Tage Konzerte. Da wird er alſo Zeit haben, ſeine Nerven auszuruhn. Die Seeluft wird uns beiden gut tun. Überhaupt: einmal aus den engen Verhältniſſen hier herauskommen! Manchmal ſehe ich im Geiſte Sonne und weißen Sand und blauen Himmel und blaues Waſſer. So wie in den erſten Jahren unſerer Ehe, als wir noch in Königsberg waren und Vatting mit uns in den Theaterferien immer nach der Nehrung zog. Ich weiß noch wie heute. Du blondes, mageres Kerlchen, wie Du in der See gezappelt haſt. Und die gutmütige Fiſchersfrau. Und Vatting arbeitete nach ſeinem Bellermann Kontrapunkt und ſtudierte Bach. Er wollte doch aus der Orcheſtermiſère heraus — und wir träumten von großen Erfolgen mit ſeinen Kompoſitionen. Ach, waren das ſchöne Zeiten. Vorbei, vorbei, mein lieber Junge.

„Ich muß nun alles auf die Karte ſetzen: daß Vattings Zuſtand ſich in den Ferien ändert, daß er wieder zugänglich wird. Vorher darf ich ihm mit einer ſo aufregenden Nachricht nicht kommen. Es wäre gar zu grauſam — und für Dein Vorhaben auch gefährlich. Du ahnſt nicht, wie ſehr er herunter iſt, ahnſt nicht, wie niederſchmetternd das auf ihn wirken könnte. Laß uns nur erſt die Sonne und das Meer und das bißchen Freiheit haben. In vierzehn Tagen ſind wir mit Gottes Hilfe dort.

„Vorwürfe mache ich Dir nicht, mein Junge. Ich habe nur geweint, nachts heimlich in die Kiſſen geſchluchzt, indem ich mir vorſtellte: Du müßteſt einmal dieſelben grauſamen Enttäuſchungen erleben wie Vatting. Weißt Du, beim Manne kann man's eher ertragen als beim eigenen Kind. Die Frau kann mit kämpfen und mit leiden. Aber die Mutter muß hilflos, wehrlos zuſehn. Und das martert mich. Was Du von Vattings Opfern ſchreibſt, iſt ja richtig. Es iſt ihm hart angekommen, Dich auf der Schule durchzubringen, alles anzuſchaffen. Und nun auch noch die verlorenen Semeſter. Schlimmer, ſo glaube ich wenigſtens, iſt dies: daß Du nun mit zwanzig, bald einundzwanzig Jahren ſchon gar zuviel für den ſchweren Muſikerberuf verſäumt haſt. Wenn wir die Laufbahn von vornherein für Dich in Ausſicht genommen hätten, wäre es ja Vatting ein leichtes geweſen, Dich in Klavier und Geige, vielleicht auch in dem einen oder anderen Orcheſterinſtrument gründlich auszubilden. Nun mußt Du das alles nachholen. Wieviel Zeit wird da erſt wieder vergehen! Ich fürchte, fürchte ſehr, daß Vatting ganz verzweifelt ſein wird über Deinen Entſchluß. Aber das ſehe ich ja ein, daß es ein Nebeneinander nicht gibt. Wenn Du Muſiker werden willſt, kannſt Du Deine Geſchichtsſtudien nicht zu Ende führen. Es tut mir ja herzlich leid. Ein bißchen geſchmeichelt hätte es Deiner alten, eiteln, törichten Mutter, wäre ihr blondes, ſchlankes, blaſſes Kerlchen nun doch noch ein ‚Herr Doktor‘ geworden. Ja, lach' mich nur aus: hauptſächlich wegen ein paar Kollegenfrauen, die alles, was immer wir anfangen, bekritteln und verkehrt finden. Daß ich mich über Deine fixen Erfolge freue, glaubſt Du mir. Ich habe ja ſo wenig Gelegenheit im Leben gehabt, mich einmal ſo recht aus Herzensgrunde zu freuen. Aber der Wermutstropfen fehlt hier auch nicht. Und zu Deiner Warnung muß ich Dir ſagen, was ich hier gehört habe, als ich einmal wie zufällig die Rede auf Pernaur brachte. Er wird hier ſehr tief eingeſchätzt, als Menſch und als Muſiker. Seine Kompoſitionen wären überall zuſammengeſtohlen, heißt es, und was er ſelbſt ſchreibt, ſei die trivialſte Kapellmeiſtermuſik. Ich konnte nicht zuviel fragen, das wäre aufgefallen. Aber auch über ſein Privatleben ſprachen ſie. Ein rechter Schürzenjäger ſei er, immer mit den Balletteuſen und Statiſtinnen des Theaters zuſammen. Und er verdiene zwar durch die Tantiemen ein Heidengeld, aber es gehe durch ſeine Hände wie durch ein Sieb. Er hält ſich mehr durch ſeine Schulden, als durch ſeine Einnahmen, ſagte Bukowski, der ja häufig drüben in Berlin iſt. Siehſt Du, Bert, und da darfſt Du's einem armen Mutterherzen nicht verargen, wenn es weniger hoffnungsfreudig iſt als das Deine. Vatting ſage ich natürlich nichts von alledem, was ich ſo nebenher über Pernaur erfahren habe. Er ſoll Deinen Brief leſen — und ſoll allein entſcheiden.

„Nun lebe wohl, mein einziger Bert, und verzeih' mir die lange Litanei. Aber ich wollte Dir doch nicht ungerecht erſcheinen. Jetzt weißt Du, wie's in mir ausſieht, und verzeihſt mir vielleicht, daß ich Deinen Brief vorläufig noch unterſchlagen habe. Für dieſes Semeſter läßt ſich ja auch kaum noch etwas ändern. Ich wünſche Dir einen geſegneten Sommer — und bleib' mein ſtolzer, aufrichtiger Junge. Daß Du Dich von dem ſchmutzigen Schlendrian, der hinter ſolchen Ausſtattungstheaterkuliſſen herrſcht, nicht auf Abwege wirſt bringen laſſen, dafür bürgt mir das liebe Wort, das Du mir da über das Fräulein aus Bonn geſchrieben haſt. Mein guter Schwärmer Du! Zum Verlieben biſt Du mir ja freilich noch zu jung. Aber wenn Du ein junges Weib ſo anſiehſt und ſo verehrſt, ſo freue ich mich. Und ich möchte ihr gern einmal in die dunkeln Augen ſehen, die Du Märchenaugen nennſt, und möchte ihre Stimme hören, aus der Dir Kirchenglockenton geklungen hat. Wenn ich erſt in der Sonne am Strand ſitze und von meinem Päcklein Sorgen einen Teil ins Meer verſenkt habe, dann will ich grade über den Punkt Deines Lebens noch ein bißchen mehr von Dir hören. Sei umarmt und geküßt und behalte lieb

Deine alte Mutter."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war der längſte Brief, den Robert Nikoleit je von ſeiner Mutter bekommen, und wohl auch der längſte, den ſie je geſchrieben hatte.

Er ſtimmte den Empfänger ſehr, ſehr traurig. Das ganze häusliche Elend ſtand wieder vor ſeinen Augen. Mit ſeinem Vater hatte ihn ja nie eine wirkliche Innigkeit verbunden. Der war in ſeiner Verbitterung unnahbar auch für den Sohn geworden. Nikoleit hatte ſeinen Vater ſcharf kritiſiert, ſeitdem er älter geworden war. Und es war auch ſtets ein Vorwurf für ſeine Mutter in dem Urteil enthalten. Er fand, daß ſein Vater maßlos egoiſtiſch war, weil neben ſeinem künſtleriſchen — ach ſo ergebnisloſen! — Streben gar nichts aufkommen konnte. Seitdem er zurückdachte, regelte den Haushalt daheim nur die Sorge um Vaters Schaffen, Vaters Ruhe, Vaters Nerven, Vaters Schonung.

Eine verſteckte, ungewiſſe Eiferſucht hatte ſchon den Knaben gequält. Und heute gelangte der angehende Mann zu der Erkenntnis: ſeine Mutter verſündigte ſich an ihm — und ſie überſchätzte den Wert der Schöpfungen ihres Gatten. Die blinde Verhimmelung ſeiner Mutter konnte er nicht mitmachen. Ein Freund von ihm nannte das Holzbläſertrio op. 7 das einzige ſeit Mozart im klaſſiſchen Geiſt geſchriebene Werk dieſer Gattung. Aber daß deſſen muſikaliſche Welt nur klein war, das hatte ſich ja erſt in den letzten Wochen wieder gezeigt.

Als Nikoleit den Brief von ſeiner Mutter erhielt, war das Verhältnis zwiſchen den beiden Freunden ſchon ſehr geſpannt. Nikoleit hatte den Kapellmeiſter Pernaur in deſſen luxuriös eingerichteter Junggeſellenwohnung beſucht, hatte von ihm mehrere Aufträge zur Vertonung einzelner Texte und bei der Ablieferung der effektvollen Stückchen glänzende Bezahlung bekommen. Das erſte war, daß Nikoleit ſich von dem Gelde einen Stutzflügel mietete. Hernach erſt ſorgte er für ſeine ſchon längſt dringend erforderliche Ausſtattung. Mit ſeinem neuen Anzug angetan machte er dann in der Penſion Gruſovius ſeinen Dankbeſuch und bat Raith, ſeine Bekanntſchaft mit einem Hochſchüler zu vermitteln, der Klavier ſtudierte und bereit wäre, ihm für ein niedriges Stundengeld Unterricht zu erteilen. Raith empfahl ihm einen jungen, aber vorgeſchrittenen Pianiſten, von da an übte Nikoleit täglich mehrere Stunden Skalen, Etüden und Bachſche Suiten. Die kontrapunktiſchen Studien bei ſeinem Freund wurden darüber vernachläſſigt. Eine Weile ließ ſich der biedere Weſtfale das gefallen, obwohl ihm die Verbindung mit dieſem induſtriellen Herrn Pernaur ſchon vom erſten Tage an ein Dorn im Auge geweſen war. Aber als er einmal heimkam, hörte er von nebenan eine Muſik, die ihn geradezu ſchaudern machte. Am Anſchlag merkte er, daß es nicht Bert ſein konnte, der da ſpielte. Doch ſeine Stimme erkannte er. Und daneben erklang dann eine näſelnde, gequetſcht-forſche, ihm ſofort unſympathiſche. Aha, der Herr Pernaur, ſagte er ſich. Und er öffnete auch einen Türſpalt und blickte ins Zimmer hinein. Ein kurzer, feiſter, noch jüngerer Herr mit ſchwarzem, gewichſten Schnurrbart, goldenem Kneifer und etwas Mondſchein ſaß am Flügel. Die beiden konnten über die Faſſung eines Duettes nicht recht einig werden. Nikoleit hatte ein Liebesduett, das in dem neuen Ausſtattungsſtück vorkommen ſollte, komponiert und den Stimmen darin viel zugemutet. Es ſtanden da aber keine großen Opernſänger zur Verfügung, ſondern nur Operettenperſonal. Die Partitur mußte alſo vereinfacht werden. Pernaur paukte einige Takte, zeigte, wie er ſich die eine oder andere Stelle dachte — allein Nikoleit wollte das nicht gefallen. Das ſei doch gar zu tingeltangelmäßig, meinte er.

Bisher kannte ſein Zimmergenoſſe nur den Landsknechtgeſang und ein paar geſchloſſene Nummern von dieſem Opus. Er betrachtete das Ganze als Witz. Doch das war's jetzt nicht mehr. Jetzt war's blutiger Ernſt geworden.

Ein, zwei Tage hörte er den Nachbar, wenn er nicht Skalen übte, das Liebesduett in verſchiedenen Faſſungen durchprobieren. Immer wieder, immer wieder. Er konnte dieſe Klaviermuſik ſchließlich nicht mehr aushalten. Grollend verließ er das Haus und kapſelte ſich im Leſeſaal der Muſikabteilung der Königlichen Bibliothek ein, wo ſtets eine himmliſche Ruhe herrſchte. Hier ſtudierte er die älteſte Polyphonie, vor allem Orlando di Laſſo, über den man gerade bei Profeſſor Spitta hörte, und andächtig ſtimmender Wohllaut erquickte bei der Lektüre ſein geiſtiges Ohr.

„Das iſt wie ein Hagel von Peitſchenhieben auf die Nerven," ſagte er, als er am dritten Tage, wie ſtets an einem Stoß Notenbände ſchleppend, aus der Bibliothek heimkam nnd ſchon auf der Treppe die mit Diſſonanzen überladenen, pikant aufreizenden Harmoniefolgen hörte.

Und — noch im Schlapphut und Hohenzollernmantel, die Bücher noch immer unter dem linken Arm, der auf der herausgereckten Hüfte einen Stützpunkt fand — trat er bei ſeinem Nachbar ein und rief verzweifelt: „Sie, Nikoleit, jetzt ſagen Sie mir bloß um des Himmels Barmherzigkeit, aus welcher Grundtonart das gehen ſoll? Wie kommen Sie denn aus G-moll in das niederträchtige E-dur hinein? Das hält doch kein Kultureuropäer aus!“

Nikoleit ſaß am Klavier und lachte. „O — da haben wir noch ganz andere Überraſchungen.“ Er ſpielte ein paar Harmoniefolgen, in denen durch enharmoniſche Verwechſlung mehrmals hintereinander die fremdeſten Tonarten in Verbindung gebracht wurden. „Was ſagen Sie dazu?“

„Dazu? Das iſt chineſiſche Muſik, das iſt — lachen Sie nicht, Bert, es iſt mir jammervoll elend zumute — das iſt ja einfach, um — um — um Läuſe ins Blut zu kriegen!“

Da Nikoleit fortfuhr, ſeine wilden Modulationen zu ſpielen, geriet der andere in Wut, er nahm den ſchweren Packen Bücher in beide Hände und ſchleuderte ihn an dem Spieler haarſcharf vorbei auf die Klaviatur.

„Aufhören ſollen Sie! Donnerklachel noch eins!“

Eine ſchrille Diſſonanz erklang.

Nikoleit war aufgeſprungen. Er wollte ebenſo grob erwidern, faßte ſich dann aber und ſagte: „Wenn Sie fortfahren wollen, in dieſer diskreten Weiſe auf meinem Klavier zu muſizieren, bitte, ich räume Ihnen das Feld.“

Der Wutanfall war raſch wieder vorbei. Der Freund las das königliche Eigentum zuſammen, ſtöhnend beim Bücken. „Es hat jedenfalls nicht viel ſchlechter geklungen als Ihr elendes Gedreſche. — Menſchenkind, das kann Ihnen doch nicht gefallen?“

„Gewiß gefällt mir’s. Sonſt ſchrieb’ ich’s doch nicht.“

„Aber da fehlen ja alle Übergänge. Das iſt ja noch ſchlimmer als Wagner. — Ich beſchwöre Sie, Nikoleit, machen Sie Ihren Marterkaſten zu.“

Nikoleit lachte ihn aus, tat ihm aber den Gefallen und hörte auf zu ſpielen. „Sie müſſen doch zugeben, daß in der reicheren Harmonik etwas Berauſchendes liegt.“

„Etwas Berauſchendes — ja, vielleicht. Ein Schwindel faßt einen an, in einen Wirbel gerät man, einen Taumel. Aber iſt es erlöſend, befreiend, erhebend?“

„Lieber Freund, es gibt doch auch für andere Muſik Berechtigung als bloß für Kirchenmuſik.“

„Kunſt ſoll Gottesdienſt ſein, Nikoleit. Aber mit der Nervenaufpeitſchung, wie ſie Ihre wilden Harmonien da verurſachen, dienen Sie dem Teufel. Das iſt keine ſeeliſche Läuterung, das iſt Sinnenkitzel.“

Sie waren beide heiß geweſen. Nun verloren ſie allmählich die Farbe. Je weiter ſie ſich voneinander entfernten, deſto kälter und verſchloſſener wurden ſie.

„Sie halten es natürlich für eine himmelſchreiende Undankbarkeit von mir, Liebſter, daß ich mich nicht ſklaviſch in allem nach Ihnen richte. Ich weiß ſehr wohl, was Sie an mir getan haben. Sie haben mich muſikaliſch denken gelehrt. Sie haben mir den Sinn für die Polyphonie erſchloſſen — für die wundervolle Architektur der klaſſiſchen mehrſtimmigen Sätze. Aber alles an ſeinem Platze. Wenn ich eine ſechzehnſtimmige Motette ſchreiben ſoll, dann muß ich jede Stimme fein ſäuberlich für ſich durchführen, denn das ſind ſechzehn ſingende Menſchen, keine Inſtrumente. Aber das Orcheſter hat ganz andere Bedingungen.“

„Hm. Das hat Ihnen Herr Pernaur beigebracht?“

„Ja. Er iſt ein glänzender Praktiker. Ich habe ſchon viel bei ihm gelernt. Vor allem hat er mir einen Einblick in moderne Orcheſterpartituren gegeben. Die ſehen heutzutage natürlich bunter aus, als anno dazumal. Die kann man nicht ſchreiben, wie Bach und wie Mozart ſie geſchrieben haben.“

„Das würde Euch auch gar nicht gelingen, Ihr — Ihr Rotznaſen.“

„Merci, verehrter Meiſter. — Jetzt wollen Sie mich nicht mehr verſtehen. — Dreimal bin ich jetzt ſchon in Pernaurs Theater geweſen, und ich muß bedingungslos anerkennen: das Orcheſter iſt von ihm geradezu glänzend verwendet.“

„Und ich habe mit Herrn Raith darüber geſprochen, der auch dort war, und der ſagt: Pernaur ſtiehlt wie ein Rabe, und es iſt eine Affenſchande, daß ein großes Orcheſter zuſammengetrommelt wird, um einen ſolchen Kitſch herunterzuſpielen.“

Nikoleit runzelte die Stirn. „Herr Raith iſt mir nicht mehr maßgebend.“

„Nicht mehr. So. Seit wann nicht mehr?“

„Seitdem er zu mir geſagt hat: die Muſik habe eigentlich nur als Vokalmuſik Berechtigung; Inſtrumentalmuſik ſei im Grunde ein Unding.“

„Bedingt ſtimme ich dem auch zu.“

„Ja — dann ſeid Ihr Ärmſten eben aus Verſehen um zwei Jahrhunderte zu ſpät zur Welt gekommen. Kontrapunkt iſt heutzutage als Schule gut, hat aber keinen Selbſtzweck mehr.“

„Sie ſind aber noch Schüler. Bis zur Meiſterſchaft haben Sie’s noch elend weit.“

„Das weiß ich. Aber ich habe für den Weg bis dahin nicht ſo viel wie Raith — und wie Sie. Sie richten ſich auf ein Studium von zwanzig Semeſtern ein. Ich kann aber nicht Jahre mit Orlando di Laſſo und Paleſtrina und den anderen alten Herrſchaften hinbringen. Ich muß in raſcherem Tempo vorwärtsgehen.“

„Sie — kündigen mir alſo die Freundſchaft?“

„Bewahre. Ich bleibe Ihnen dankbar. Für alles. Nur — bevormunden laſſe ich mich nicht mehr.“

„Und Sie wollen das — das infame Zeug da — das wollen Sie ſpielen laſſen?“

„Ich freue mich darauf, es zu hören.“

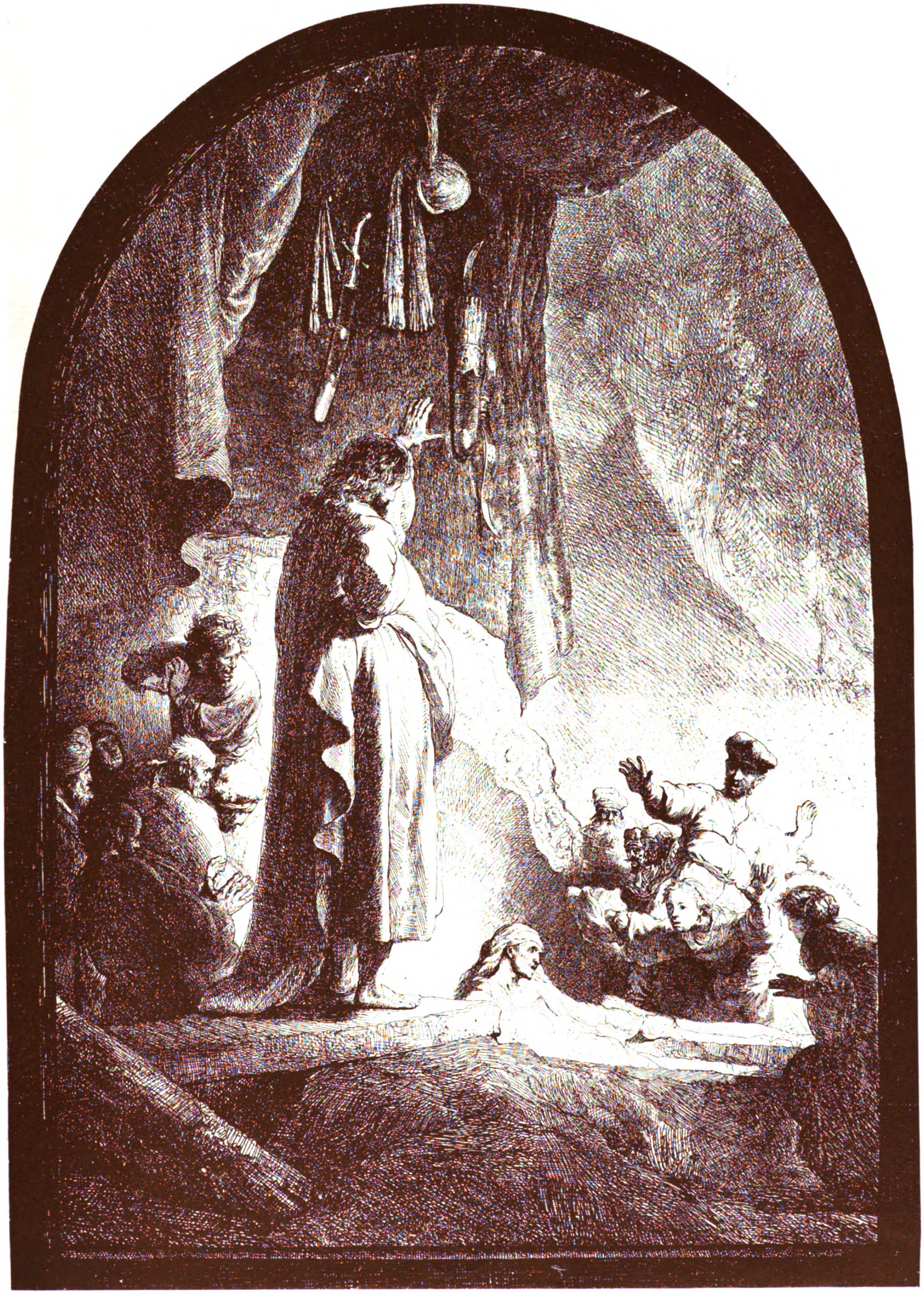
„So. Na, meinetwegen können Sie ſich auf die Klaviatur ſetzen. Dann mag ſich jeder aus dem Geräuſch die Töne herausſuchen, die ihm eben paſſen. Empfehle mich.“ Er packte aufgeregt ſeine Bücher zuſammen, verließ das Zimmer und ſchlug die Türe hinter ſich zu.

An dieſem Abend rührte Nikoleit keine Taſte mehr an, aber er ſchrieb eifrig an der Kompoſition der neuen Einlage, die Pernaur mit ihm beſprochen hatte. Es handelte ſich um ein phantaſtiſches Ballett aus einer ganzen Reihe von Sätzen. Die Melodien ſtrömten ihm leicht und ungeſucht zu. Vielmehr: all die Themen kehrten in ſeine Erinnerung zurück, die ihm im Laufe der letzten Jahre aufgetaucht waren, die ihn eine Weile beſchäftigt, erregt, erhoben oder gequält hatten, um dann wieder zu verklingen, da er ſie nicht feſthielt. Nun ſchrieb er ſie in einer erſten Skizze nieder, notierte in ſeiner Haſt aber nur die wichtigeren und originelleren Harmonien, ſo wie der Praktiker Pernaur es ihm beigebracht hatte.

Zum erſtenmal geſchah es heute, daß die Freunde, trotzdem ſie Tür an Tür ſaßen, ihr Abendbrot getrennt nahmen. Nikoleit gönnte ſich übrigens kaum ein Pauſe dafür. Er ſchrieb bis Mitternacht und hätte ſich noch immer nicht von ſeiner Arbeit getrennt, wenn nicht die Lampe zu erlöſchen gedroht hätte.

Eine Vorleſung gab’s am andern Tage für ihn nicht zu hören. So konnte er noch den größten Teil des Tages bei ſeiner Arbeit bleiben. Er mußte ſich ſputen: Pernaur riß ihm die Kompoſitionen immer faſt unter der Feder weg.

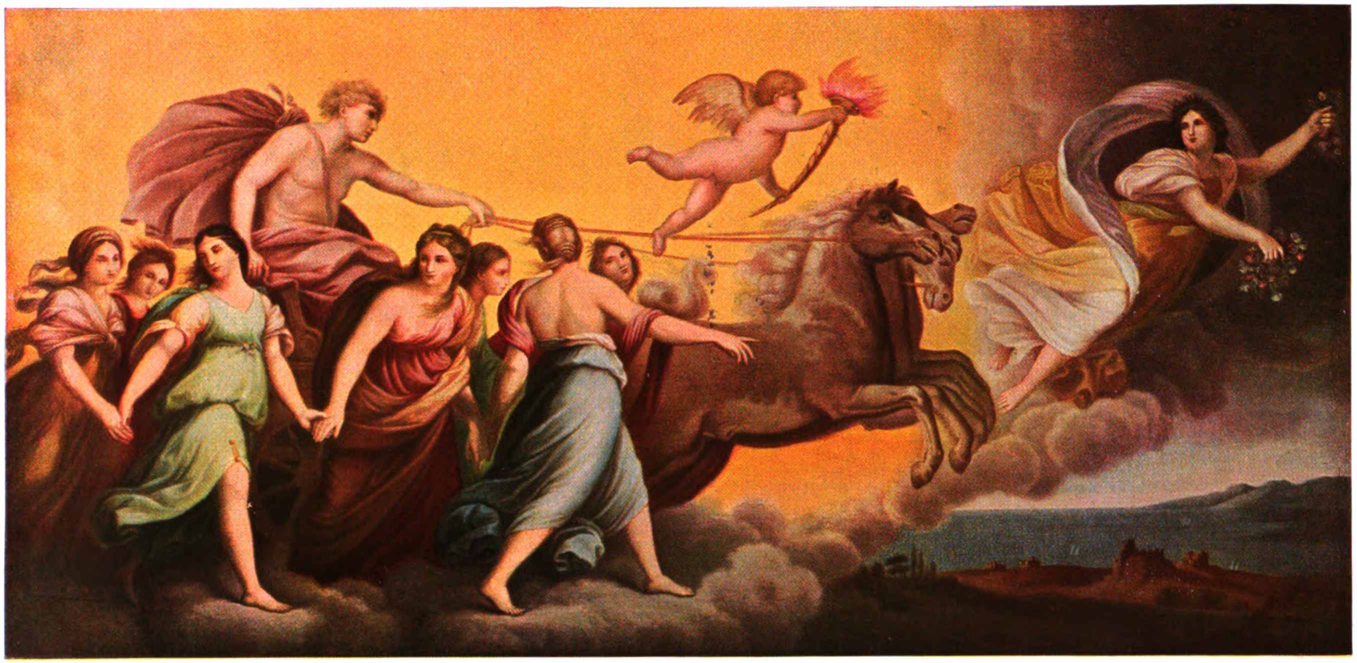
Durch Raith hatte ſich Nikoleit beſtimmen laſſen, als Hoſpitant dem großen Hochſchulchor beizutreten. Seine Singſtimme war nur klein. Aber der Profeſſor Adolf Schulze, der ihn bei der Aufnahme geprüft hatte, war erſtaunt über die Treffſicherheit dieſer neuen Kraft. Nikoleit beſaß das abſolute Tonbewußtſein: er konnte jederzeit einen Ton beſtimmen, der auf dem Klavier angeſchlagen, von einer Stimme geſungen, auf einem Inſtrument geſpielt wurde.



Die „Große" Auferweckung des Lazarus. Radierung von Rembrandt.

Kunſtbeilage zum Daheim.

LIBRARY
OF
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Aurora. Fresko von Guido Reni. Im Caſino Roſpiglioſi, Rom.

Heute war Donnerstag: die Chorübungen fanden an dieſem Tage immer von fünf bis ſieben Uhr ſtatt. Inmitten der Ausarbeitung eines Ballettthemas brach er ab: es mochte ihm noch ſo ſchwere, noch ſo dringliche Arbeit von Pernaur übertragen worden ſein, dieſe Chorübungen verſäumte er niemals. Einmal, weil es ihn lebhaft intereſſierte, die Kräfte und Wirkungen eines ſolchen Tonkörpers ſo unmittelbar zu verfolgen, dabei große Chorwerke — wie jetzt das neue ‚Schickſalslied‘ von Brahms — gründlich mit zu ſtudieren — dann aber auch, weil ſich ihm vor oder nach dieſen Proben gewöhnlich Gelegenheit bot, Lona Raith zu ſehen und ein bißchen mit ihr zu plaudern.

Die junge Sängerin intereſſierte ſich für ſein Talent, das empfand er, das hatte ſie ihm ſogar ſchon offen geſagt. Aber wie weit ihr Intereſſe dem Menſchen galt, das ließ ſich nicht beſtimmen. Nikoleit war auch zu ſchwerfällig, zu ungeübt, als daß er in Frauenworten, in Mädchenherzen hätte leſen können. Ihm ſelber konnte dieſes Plauderviertelſtündchen mit der lebhaften Rheinländerin eine gute, gehobene Stimmung für die ganze Woche geben. Er lernte gelegentlich auch Mitſchülerinnen von ihr kennen, darunter junge Ausländerinnen von überraſchender Schönheit und ſicherem, vornehmen Auftreten. Die machten aber nicht den geringſten Eindruck auf ihn. Im Geſpräch mit ihnen blieb er auch ſtockſteif und unbehilflich. Es kam erſt Leben in ihn, wenn Lona Raith herzutrat und ihn anſprach. Ihre klare, ſchöne Stimme tat ihm wohl. Er konnte ihr lauſchen wie einem zart und edel geſpielten Inſtrument. Und wenn es mitten in dem Durcheinanderſchwatzen der andern in Lonas dunkeln Augen einmal luſtig aufblitzte — wie in einer vertraulichen Übereinſtimmung mit ihm — dann fühlte er's wie einen leichten elektriſchen Schlag.

Lonas Bruder fehlte ſeit einiger Zeit bei den Chorproben, eines Bronchialkatarrhs halber. So ergab ſich für Nikoleit die Gelegenheit, ſie öfters allein zu ſprechen. Ein paarmal durfte er ſie auch auf der kurzen Strecke Wegs von der Hochſchule an der Potsdamer Brücke bis zu ihrer Penſion in der Königgrätzerſtraße begleiten.

Raith gegenüber hatte er ein ſchlechtes Gewiſſen. Er wußte, der erwartete, daß er irgendwelche Schritte tat, um dem Anerbieten der Hochſchulprofeſſoren näherzukommen. Er ſprach heute zu Lona Raith von dieſem ‚Gewiſſenskonflikt‘ und ſchilderte ihr, wie die friſchfröhliche Draufgängerarbeit für Pernaur ihn in Atem hielt. An ein ernſtes Sichverſenken in die kontrapunktiſchen Studien war jetzt auf abſehbare Zeit hin nicht zu denken.

Sie befanden ſich in der Potsdamer Straße. Lona hatte ihr Marſchtempo verlangſamt. Sie war ſehr nachdenklich geworden.

„Mögen Sie denn den Pernaur?“ fragte ſie nach einer Weile.

Nikoleit zuckte lachend die Schulter. „Grad zum Verlieben iſt er nicht.“

„Äußerlich iſt er überhaupt ein Greuel,“ ſagte ſie ſofort ſehr beſtimmt. „Allein ſchon die Art, wie er einem die Hand gibt und wie er einen anſieht. Das mag wohl dort bei ſeinem Theater ſo üblich ſein. — Nein, aber auch als Charakter imponiert er mir nicht. Er iſt dreiſt und zudringlich — und doch im Grunde feig.“

Die Schärfe ihres Urteils überraſchte ihn. „Sie ſagten doch, Sie hätten ihn bloß das eine Mal geſehen, damals, an dem Sonntag abend?“

„Aber ſo mancherlei gehört hab' ich von ihm.“

„Verbürgtes? Oder nur — was ſo gerüchtweiſe in Umlauf geſetzt wird?“

„Ich kann Ihnen nicht alles ſagen.“ Eine Weile ging ſie ſchweigend neben ihm weiter. Dann gab ſie ſich einen kleinen Ruck. „Oder gerade. Sie ſollen es wiſſen. Tante hat ihm den Beſuch der Penſion verboten. Er wird nicht mehr empfangen. Mit Elizabet van Gorkum iſt er übrigens nicht verwandt. An dem Abend hatten wir ja alle die Empfindung, daß die Sache nicht klar war. Und die arme kleine Tutt . . . Ich kann Ihnen nur ſagen, er hat ſich ſo unritterlich benommen, ſo . . . Ach, darüber läßt ſich gar kein Wort verlieren.“

Mehr konnte er aus ihr nicht herausbringen. Sie fürchtete auch wohl, ſchon zu viel verraten zu haben, denn ſie forderte von ihm unverbrüchliches Stillſchweigen über das, was ſie geſagt hatte.

Gleich darauf waren ſie Ecke der Königgrätzer- und Deſſauerſtraße angelangt. Hier hieß es Abſchied nehmen. Sie nickte gewöhnlich nur flüchtig mit dem Kopf und trat ins Haus ein. Aber heut gab ſie ihm die Hand. „Eigentlich tut mir's leid, daß Sie ſich mit ihm eingelaſſen haben. Es wäre beſſer, Sie hätten nichts mit ihm zu tun. Und wiſſen Sie: meinem Bruder ſag' ich lieber von der ganzen Sache nichts. Sprechen Sie auch nicht zu ihm darüber, wenn Sie ihn ſehen — nächſtens einmal bei uns in der Penſion.“

Aus ihrer Warnung vor Pernaur konnte er nun endlich entnehmen, daß er ihr doch nicht ſo gleichgültig war, wie ihr unbekümmertes Weſen es immer ſcheinen laſſen wollte. Noch mehr verriet ihm aber ihre Bereitwilligkeit, vor ihrem Bruder ein Geheimnis mit ihm zu teilen. Sie kannte Dieters olympiſchen Standpunkt und wollte nicht, daß es Pernaurs wegen zwiſchen ihm und Nikoleit zum Bruch kam. Dieſe kleine Vertraulichkeit mit ihr beſeligte ihn nun. ‚Sie iſt ein Prachtkerl!‘ ſagte er zu ſich. Und erfüllt von einer ſonnigen Heiterkeit wanderte er durch die Straßen. In ihm klang und ſang es.

Als er heimkam, traf er Frau Knuſt in heller Verzweiflung. Auch ihr Gemahl, der Goldarbeiter, den er ſonſt wochenlang nicht zu Geſicht bekam, ſtellte ſich ein. Ihr treuer Mieter — Herr Langelütje — hatte gekündigt!

„Und er ſitzt ſchon auf der Bahn!“ rief Frau Knuſt, noch ganz faſſungslos.

Nikoleit ſchrak zuſammen. Er lief ins Nebenzimmer. „Aber ſeine Sachen ſind doch noch da? Seine Bibliothek?“

„Er ſagt, der Spediteur wird alles abholen,“ klagte Frau Knuſt weiter. „Ach Du liebes Bißchen, ſo einen netten und geduldigen Herrn finden wir gewiß nicht wieder. Es muß ſchon 'was ganz Arges geweſen ſein, was ihn fortgetrieben hat. Und ſo Knall und Fall.“ (Fortſetzung folgt.)

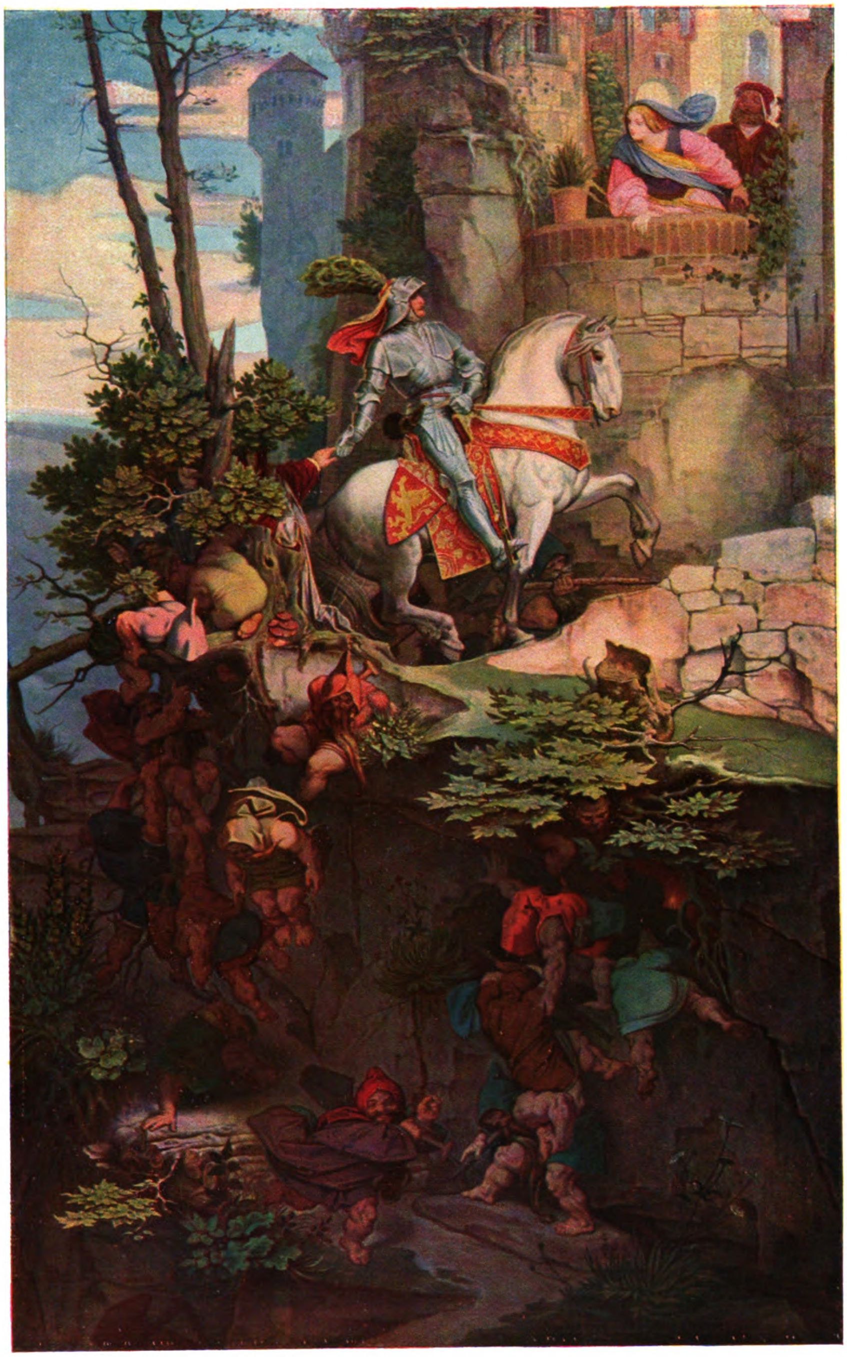
Eine Anregung für die Reiſezeit. Von D. F. Spieß.

Das Reiſen will gelernt und verſtanden ſein. Ich meine damit nicht die Fertigkeit, die ich kurz die techniſche nennen möchte, denn dieſe iſt weitverbreitet. Angenehme und anziehende Ziele zu wählen, die paſſenden Linien, die geeigneten Züge zu beſtimmen, mit Fahrkarten und Gepäck Beſcheid zu wiſſen, mit dem Bahnperſonal und in den Gaſthöfen verkehren zu können — in alledem ſind viele daheim und gewandt, und wer es nicht iſt, findet leicht guten Rat. Aber mit Verſtändnis, mit offenem Auge, ſehend und hörend unter reger geiſtiger Teilnahme und mit wirklichem Gewinn an Anſchauungen, Eindrücken und Kenntniſſen zu reiſen, das iſt nicht ſo ganz leicht, und ihrer ſind nicht viele, die es verſtehen oder doch verſuchen.

Ich habe mit manchem, der weit hinaus- und herumgekommen war, über ſeine Reiſen geſprochen und war höchſt verwundert darüber, daß er vieles vor Augen gehabt aber nicht geſehen und beachtet hatte. Ich dachte dabei nicht an die Sehenswürdigkeiten in den Städten, Gebäude, Anlagen, Sammlungen und Ähnliches; die werden von vielen möglichſt vollzählig aufgeſucht, und man ſtört ſich nicht ſelten die Erholung einer Reiſe durch die peinliche Beſichtigung aller der Merkwürdigkeiten, die in den Reiſebüchern aufgeführt werden. Dieſe Dinge braucht man nicht zu überſehen, aber man kann ruhig unterſcheiden und auswählen, und eine nach Verſtändnis, Neigung und Lebensſtellung getroffene Auswahl wird oft mehr bieten, als eine unterſchiedsloſe, flüchtige Betrachtung vieler Dinge, die nur einen ganz oberflächlichen Eindruck hinterlaſſen kann. Was ich meine, iſt die aufmerkſame, verſtändnisvolle Beobachtung von Land und Leuten, von der Landwirtſchaft in ihrer Geſtaltung, von den Menſchen in ihrer Art und Lebensführung und von dem engen Zuſammenhange dieſer beiden Momente. Geographiſches in weiterem Sinne und Geſchichtliches, Volkstümliches und Kulturgeſchichtliches ſollen jeweils Beachtung finden, namentlich zur Förderung einer lebendigen Kenntnis des eigenen Vaterlandes und Volkes. Das iſt nicht ausſchließlich auf weiten Reiſen möglich; ſchon der Weg durch eine Einzellandſchaft und der Aufenthalt in ihr können vieles nahebringen, wenn nur das Verſtändnis dafür geweckt und das Auge aufgetan iſt.

Ein Mann, bei dem uns dies in vollem Maße entgegentritt, iſt kein geringerer als Goethe. Er reiſte unter ganz anderen Bedingungen und Umſtänden als wir heutzutage; aber wie er reiſte, das iſt noch immer vorbildlich und manchmal recht beſchämend für uns. Alles ſieht er, aus allem ſchließt und lernt er. Man leſe beiſpielsweiſe, wie er ſeine Fahrt durch den Rheingau und ſeine Reiſe von Frankfurt nach dem Süden ſchildert. Er achtet auf den Weg, den Boden rechts und links; die Steine auf der Straße laſſen ihn auf das ſchließen, was der Boden birgt, die Steinbrüche auf die geognoſtiſche Bildung der Berge, die Feldfrüchte, Bäume und Wälder auf die größere oder geringere Fruchtbarkeit des Landes. Er ſieht auf die Arbeit der Menſchen, auf den Bau und die Haltung ihrer Häuſer, auf die Mängel und Vorzüge ihrer Städte und Dörfer. Und überall bieten ſich ihm ungeſucht Erinnerungen und Parallelen der verſchiedenſten Art.

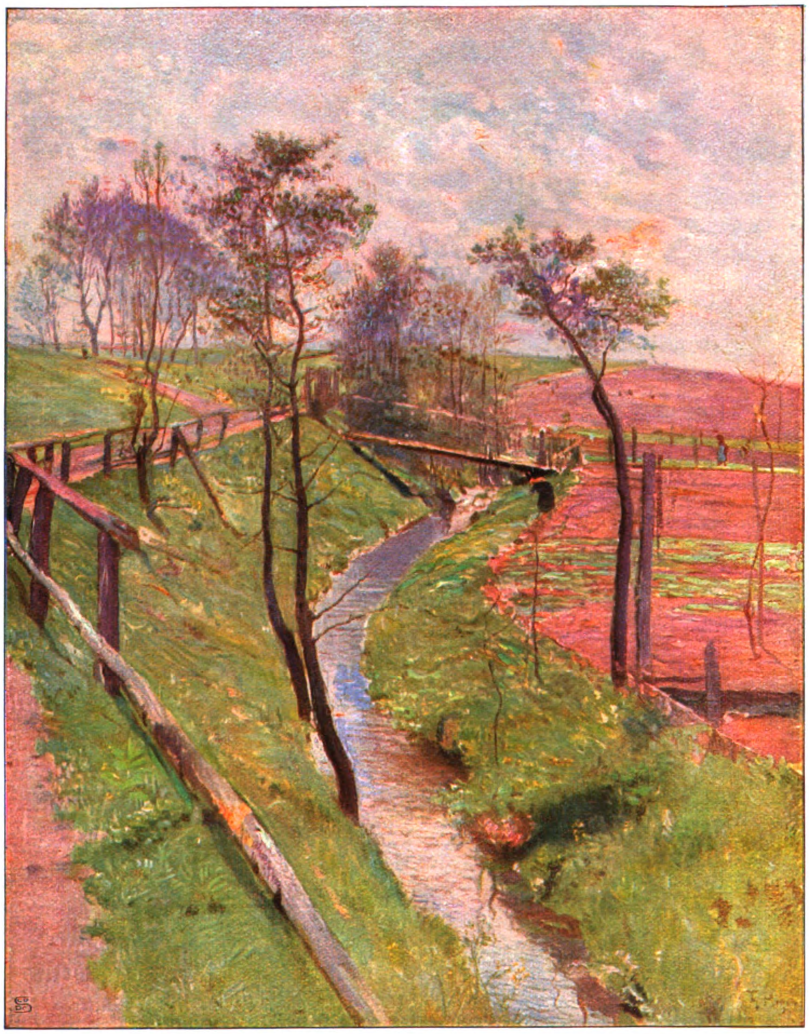
Wir reiſen anders, namentlich viel ſchneller und eiliger als Goethe. Das Einzelne zu faſſen wird uns, wenn es ſich nicht um Fußwanderungen oder um längeres Bleiben an einem Orte handelt, ſchwerer als ihm. Dafür aber können wir leichter und beſſer die großen Züge eines Landſchaftsbildes erkennen und umfaſſendere Abſchnitte eines längeren Weges miteinander vergleichen; und das iſt auch ein Vorzug.



Falkenſteiner Ritt. Gemälde von Moritz von Schwind. (Leipziger Muſeum.)

Das aber geſchieht recht ſelten. Die neueſte Zeitung, eine oft zweifelhafte Reiſelektüre müſſen die Zeit der Fahrt verkürzen, denn dieſe iſt ja nur eine beſchwerliche Vorbedingung des eigentlichen Reiſegenuſſes. Und darum fährt man ſo ſchnell als möglich, am liebſten vielfach bei Nacht, dem Ziele entgegen und auf dieſe Weiſe durch die verſchiedenartigſten Gegenden, vorüber an ſchönen Landſchaftsbildern und Ausblicken, an manchem Eigenartigen und Bedeutſamen, und merkt nichts davon.

Und doch iſt ſo viel zu beobachten. Land und Leute bieten eine Fülle von Wahrnehmungen, die Verſtändnis und Kenntniſſe bereichern und vielfach auch eine Anregung für das Gemüt werden können. Wir ſehen eine große Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit der Geſtaltung des Bodens, ſeiner Benutzung, ſeines Ertrages, ſeines Einfluſſes auf die Eigenart, die Tätigkeit, die ganze Entwicklung der Menſchen, die an ihn gebunden ſind, oder hier von ihm gehalten und angezogen, dort abgeſtoßen werden; und lernen doch zugleich verſtehen, wie das Einzelne ſich ergänzend nebeneinander ſtellt und ſich zu einem mehr oder minder ausgeglicheneren Ganzen verbindet. Auch eine ſchnelle Fahrt, die nur Stunden umfaßt, läßt uns manches ſehen und erſchließen von Volksart und -leben, von der Arbeit in der Stadt und auf dem Lande, von der Geſtalt, Tracht und Sitte der verſchiedenen Stämme, von der Eigenart der Siedelung und Behauſung in den verſchiedenen Gegenden. Ich greife nur ein Beiſpiel heraus, das vielen Leſern nicht ganz fremd ſein dürfte, die Fahrt von Berlin bis München und an den Fuß der Alpen. Wie verſchiedenartig ſind trotz mancher Verwandtſchaft die ſandigen und teils ſumpfigen Niederungen der ſüdlichen Mark und der breite, flache und trockene Höhenzug des Fläming, und dann wieder die waldige Gegend zwiſchen Elbe und Mulde und die faſt waldloſe Tieflandbucht der weiten Umgegend von Halle. Auf die erſten Hügel des Thüringerlandes folgen die ſteilen Kalkhöhen des Saaletals und die engen friſchen Gründe des Thüringer Waldes. Dann kommen ſüdwärts das weite Maintal mit ſeinen Randbergen und die vielfach wechſelnden Höhen und Täler des Frankenlandes, bis die ſteilen Höhen des Fränkiſchen Jura in vielen Windungen durchſchnitten ſind und die Donauniederung mit ihren ausgedehnten Moosbildungen erreicht iſt. Ein einförmiges Hügelland nimmt uns nun auf und endet dort, wo wir in die weite oberbayriſche Hochebene mit neuen Moosflächen, ihren oft reizloſen Feldern und Weiden und teilweiſe umfaſſenden Waldungen eintreten, und zuletzt über der wieder mannigfaltiger werdenden Gegend, den tiefer eingeſchnittenen Flußtälern, den blinkenden Seebecken und den letzten Sumpfniederungen die Wand der Alpen eine ganz neue Landſchaft ankündigt.



Frühling am Bach. Gemälde von Th. Hagen.

Wie viel Wechſelndes geht auf dieſer Fahrt von der Tiefebene bis zum Hochgebirge an dem Auge vorüber. Die dürftigen Felder des Sandbodens, die reichen Gebreite der Weizen- und Rübengegend und die ſchmalen Streifen der Bergrücken löſen ſich ab. Wir durchmeſſen hier das Getreideland, dort eine Gartenfläche und weiter die Hopfengegend und die Striche der zunehmenden Weidenwirtſchaft. Auch im Vorüberfahren ſieht man den Unterſchied zwiſchen der Siedelungsweiſe der Ebene und der des Gebirges, hier das ärmliche Dorf der Sandgegend, dort das ſtattliche der fruchtbaren Flächen und Täler, hier die geſchloſſene Dorfanlage, dort den gedehnten Langbau und da die Neigung zum Aus- und Einzelbau. Hier muß man ſich zum Bau mit Lehm- und Backſteinen behelfen, da ermöglicht die waldigere Gegend den Fachwerkbau. manchmal in anziehender Ausgeſtaltung, oder es deuten Steinbauten verſchiedener Färbung auf den Steinreichtum der Berge. Wir erkennen die Gehöftanlage Mitteldeutſchlands und im Süden die charakteriſtiſche Hausgeſtalt des Alpenlandes. Und wie mancherlei läßt ſich auch von und an den Bewohnern wahrnehmen. Dem aufmerkſamen Blick entgeht der Wechſel der Stammesart nicht und ebenſowenig der Unterſchied der Tracht und manches Abweichende in Gewohnheit und Arbeit, ja nicht ſelten werden wir ſchon auf kurze Entfernung den Übergang von einer Konfeſſion zur anderen wahrnehmen.

Dafür muß man allerdings ein reges Intereſſe und ein offenes Auge haben. Und beides will erworben ſein. Wie kann das geſchehen? Vor allem durch die Schule, die anleiten ſoll zu ſehen und zu beobachten. Aber gerade hier wird, namentlich von den höheren Schulen, noch nicht genug getan. Geographie, Landes- und Volkskunde werden ſehr zurückgeſtellt, und die Beziehungen zwiſchen den Menſchen und ihrer Heimat, der Geſchichte und ihrem Schauplatz werden noch lange nicht genügend beobachtet. Es bedarf dazu nur des rechten Verſtändniſſes und einigen Geſchicks, um die jungen Leute auch ohne weite Reiſen durch eine die eigene Beobachtung ſchärfende und bildende Anleitung und durch eine lebendige Schilderung der einſchlagenden Gegenſtände zunächſt mit der näheren Heimat bekannt zu machen und von da aus Richtlinien auf Entfernteres zu ziehen, das einmal künftig den Schülern vor das Auge treten kann. Dazu bedarf es keiner beſonderen Vermehrung des Unterrichtsſtoffes oder eigener Stunden; nur lebendiges Intereſſe des Lehrers muß vorhanden ſein.

Wir haben manches Hilfsmittel, um dieſes Intereſſe zu wecken. Unſere Literatur iſt nicht arm an trefflichen Schriften über die berührten Gegenſtände. Was hat uns doch Riehl geboten in ſeinem Buche über Land und Leute; mit welchem Nutzen habe ich ſeinerzeit in Kutzens „Das Deutſche Land“ die Hinweiſe auf die geſchichtliche Bedeutung der einzelnen Landſchaften geleſen, und wie nahe haben mir vor Jahrzehnten Kohls Schilderungen die nordweſtdeutſchen Gegenden gebracht. Die Zahl ſolcher Schriften ließe ſich leicht um viele andere vermehren. Ein ergänzendes und in ſeiner Weiſe neues ſowie durch ſeine gedrängte und doch ausgiebige Darlegung ſehr handliches Hilfsmittel haben wir ſeit einigen Jahren in den bei Juſtus Perthes in Gotha erſchienenen Heften „Rechts und links der Eiſenbahn“ erhalten, die in knapper und überſichtlicher Schilderung und mit ſchönen Karten die einzelnen Reiſelinien anziehend beſchreiben. Wer vor einer Reiſe das Heft ſeines Weges vielleicht im Kreiſe der Familie lieſt oder vorleſen läßt, wird ganz anders reiſen als ohne dies.

Das bedeutet aber ſicher einen Gewinn. Unſere Reiſen werden fruchtbarer, angenehmer, reicher an lebendigen Erinnerungen; unſer Land und ſeine Bewohner treten uns näher; ihr gegenſeitiger Einfluß wird uns verſtändlich; die geſchichtlichen Ereigniſſe und Beziehungen gewinnen feſten Boden, und durch das alles wachſen die Teilnahme für die Heimat und die Liebe zum deutſchen Land und Volk. So reiſen, daß man etwas Bleibendes mit heim nimmt, lohnt ſicher einige vorbereitende Mühe.

Vater Bodelſchwingh. Erinnerungen von W. Kähler.

Wenigen Menſchen iſt es vergönnt, die Kraft ihres Lebens an ein großes einheitliches Werk zu ſetzen, das in allen Teilen als ureigenſter Ausdruck ihrer Perſönlichkeit gelten darf. Es iſt das die ſchönſte und herrlichſte Form einer menſchlichen Lebensaufgabe, wenn die Perſönlichkeit und ihre Arbeit ganz ineinanderfließen. Dann verliert die Arbeit den Charakter der drückenden Laſt, und der Menſch zeigt ſich in dem Adel ſchöpferiſchen Wirkens. Dies war in ſeltenem Maße D. von Bodelſchwingh vergönnt, der in dem großen Kreiſe ſeiner Anſtaltsgemeinde immer nur „Vater Bodelſchwingh“ genannt wurde.

Er gehörte mit allen ſeinen Kräften dem Werke der Barmherzigkeit, das er ins Leben rufen durfte. Eine unermüdliche Arbeitskraft ſtellte er in den Dienſt der Sache. Den Tag begann er ſo früh, daß Gäſte in ſeinem Hauſe es erlebt haben, in einer Morgenſtunde, wo man ſonſt mit gutem Gewiſſen der Ruhe pflegt, von ihm perſönlich geweckt zu werden, wobei er dann auch wohl eigenhändig die Stiefel an das Bett brachte. Er kam nicht gern mit leeren Händen, ſondern war immer geſchäftig, irgendein Werk anzugreifen, auch wenn es noch ſo klein war. Die erſte Poſt pflegte eine wahre Flut von Briefen in das Haus zu ergießen, von denen die meiſten Bittgeſuche waren, und es blieb bis zuletzt ſein Grundſatz, daß auch die ſeltſamſten Anfragen nicht unbeantwortet bleiben dürften, wie etwa der Brief einer fürſorglichen Mutter, die die Adreſſe eines Zahnarztes erbat, den ihr Sohn im fernen Bagdad konſultieren könnte. Mehr Arbeit machten die unaufhörlichen Bitten um Aufnahme von Kranken, die Geſuche um Hilfe für geſcheiterte oder gefährdete Exiſtenzen und mancher andere Notſchrei, der zu dem Manne kam, deſſen Hilfsbereitſchaft faſt ſprichwörtlich geworden war. Schnell erledigte er dieſe Korreſpondenz mit Unterſtützung einiger Gehilfen, um dann die übrigen Stunden des Tages den drängenden Aufgaben der verſchiedenen Anſtalten nach einem feſtgeregelten Plan zu widmen. Bis in die Abendſtunden hinein zogen ſich die Beſprechungen, Sitzungen und Unterhaltungen.

Es war geradezu rätſelhaft, daß trotzdem jeder Beſucher den Eindruck empfing, daß der vielbeſchäftigte Mann für ihn Zeit genug habe. War das Geſpräch vielleicht auch nur kurz, ſo gehörte ihm Vater Bodelſchwingh in dieſen wenigen Minuten doch ganz. Die großen ernſten Augen ruhten bald prüfend, bald ermunternd auf ihm, und in dem Banne dieſes Friedens wurde das Herz unwillkürlich ſtill; unter dem Eindruck des großen Geiſtes hob ſich die eigene Kraft und raffte ſich der ganze Menſch zuſammen. Das volle Vertrauen, das dieſes freundliche Geſicht ſich im Sturm eroberte, ließ das Herz mit ſeinen innerſten Empfindungen ohne alle Phraſen zum Ausdruck kommen.

So durfte es jeder erleben, der mit Bodelſchwingh zuſammenkam, daß die Fülle der Geſchäfte bei ihm niemals das Perſönliche erdrückte. In jedem Augenblick gab er ſein volles Intereſſe, ſein ganzes Herz. Bodelſchwinghs Liebe hatte nie etwas Geſchäftsmäßiges an ſich; er übte niemals Liebe weil es ſein Metier und ſeine Berühmtheit war, ſondern ließ immer durchfühlen, daß ſie aus dem Innerſten der Perſönlichkeit kam. Darum war er auch immer derſelbe, ob auf der Kanzel, im Sitzungszimmer oder im Eiſenbahnwagen.

Dieſe unermüdliche Friſche und Gleichmäßigkeit erklärt ſich nur aus der ſeltenen Sammlung des inneren Menſchen, die er ſich auch am ſtürmiſchſten Tage zu bewahren wußte. Er war ein Mann, der vor Gott wandelte! Jede Arbeit weihte er mit Gebet, und unvergeßlich werden ſeinen Mitarbeitern die Stunden bleiben, wo er große entſcheidende Fragen ſeinem Herrn im Gebet vortrug, wo er in frommer Ehrlichkeit den eignen ſtarken Willen und ſeinen heißen Wunſch zu Gott ausſprach, aber doch den Ausgang mit kindlicher Zuverſicht in des Herrn Hand legte. Bodelſchwinghs Liebe hatte die ſtarken Wurzeln ihrer Kraft in der jenſeitigen Welt des Glaubens. Wenn es einer lernen wollte, wie Bodelſchwingh zu lieben, der müßte es lernen, ſo innig zu glauben, wie er! Der Zauber ſeiner Liebe lag ja in dem unverwüſtlichen Optimismus, mit dem er jedem Menſchen das Beſte zutraute und ihn für das Höchſte beſtimmte, nämlich ein Kind Gottes zu ſein oder zu werden. Wenn ihm nach zahlloſen Enttäuſchungen dieſe ſieghafte Zuverſicht doch nicht verloren ging, ſo lag das in der perſönlichen Erfahrung begründet, daß die Gnade Gottes auch das ſündige Menſchenherz ſucht und heiligt. Der Mann, von dem alle Welt weiß, daß die Unterſchiede der Parteien, Konfeſſionen und Nationalitäten für ihn keine Grenzen der Barmherzigkeit bedeuteten, war ein Mann von felſenfeſtem Glauben und klarem kirchlichen Bekenntnis. Als das Beſte wollte er allen nicht die Handreichungen menſchlicher Liebe zuteil werden laſſen, die doch immer Stückwerk bleiben, ſondern den Frieden eines verſöhnten Gewiſſens. Und weil er an die Gnade Gottes glaubte, die allen Menſchen zum Frieden helfen kann, fühlte er ſich immer reich genug, um zu geben, und bei aller Fülle ſelbſtloſen Dienens immer noch beſchämt durch die Gottesgnade, die er ſelbſt erfahren hatte.

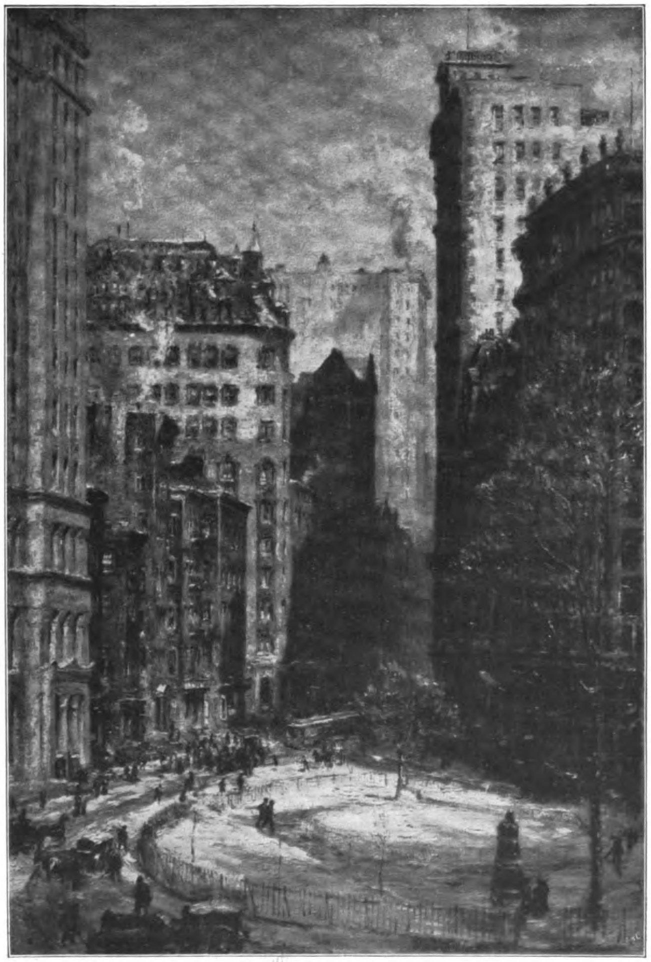
Bodelſchwinghs Eifer war unermüdlich. In ſeinem Herzen glühte die Sehnſucht, allen zu helfen, deren Not ihm bekannt wurde. Darum tauchten auch immer wieder neue Pläne auf, die er mit ſtürmiſcher Energie und elaſtiſcher Beweglichkeit verfolgte. Den Mitarbeitern konnte dabei ſchließlich der Atem ausgehen, und wenn ſie dann vorſichtig etwa auf das Hindernis hinwieſen, das ein älterer Beſchluß dem neuen Vorgehen entgegenſtellte, dann konnte er mit ſouveräner Freiheit erklären: „Wir wollen uns doch nicht zu Sklaven unſrer eignen Beſchlüſſe machen.“ Und wenn er im Augenblick nachgab, ſo machte er bei einer ſpäteren Gelegenheit mit echt weſtfäliſcher Zähigkeit einen neuen Verſuch, bis er ſeinen Willen durchſetzte. Aber man darf ſich ſein Arbeiten durchaus nicht haſtig vorſtellen, und ſein Weſen nicht ſprunghaft und unruhig; ſein reichverzweigtes Wirken trug niemals den Stempel der Vielgeſchäftigkeit, weil er ſich immer die innere Ruhe bewahrte, die in einem köſtlichen Humor ſeiner Unterhaltung und in einem überraſchenden Behagen im Verkehr zum Ausdruck kam. Möglich wurde dies dem vielbeſchäftigten Anſtaltsvater nur dadurch, daß er immer wieder zu dem Vater aufblickte, der für alle ſeine Kinder ſorgt. Die unendliche Fülle der Bittgeſuche erdrückte ihn nicht, weil er demütig genug war, ſich nur als das Werkzeug in der Hand des großen Meiſters zu fühlen, der die rechte Gelegenheit und die beſte Art des Wirkens kennt. Es war unzweifelhaft einer der größten Züge in Bodelſchwinghs Charakter, daß er auf das ernſtlichſte bemüht war, immer nur die Arbeit anzugreifen, die er als die von Gott gegebene erkannte. Gegenüber dem unaufhörlichen Wachstum der Anſtalten in Bethel pflegte er zu betonen: „Ich habe wenig Schuld daran, ich habe nur immer hemmen müſſen, daß es nicht zu ſchnell vorwärtsging.“ Dieſes Wort war ganz ehrlich, denn er ſtand unter dem unmittelbaren Eindruck, daß die Dinge ſelbſt vorwärtsdrängten und er Mühe hatte, gewiſſenhaft dem Drucke eines Höheren nachzugeben und ſeine Pflicht zu erfüllen. Er empfand dasſelbe was E. M. Arndt nach der Schlacht von Leipzig mit den Worten zum Ausdruck brachte: „Gott wollte, wir haben wollen müſſen.“

Ein Rückblick auf das ganze Leben Bodelſchwinghs macht es auch handgreiflich deutlich, wie Gott der Herr dieſes auserwählte Rüſtzeug ſich für den beſonderen Dienſt zubereitete. Selbſt die hohen Verbindungen, die ſich ihm als dem Sohn des Finanzminiſters und Jugendgeſpielen des ſpäteren Kaiſer Friedrich von ſelbſt ergaben, waren von weitreichender Bedeutung für ſein Werk und wurden von ihm mit großer Klugheit verwertet, ohne daß er je ſich von Stellung und Rang blenden ließ. Beſonders auffallend aber iſt es, wie der mehrfache Berufswechſel in ſeiner Jugendzeit, der zunächſt ein planloſes Taſten zu ſein ſcheint, ihn unvermerkt für ſeine ſpäteren Aufgaben vorbereitete. Eine kurze Zeit war er praktiſch als Bergmann tätig und lernte dabei die Freuden und Leiden des Arbeiters kennen. Noch wichtiger waren die Jahre, in denen der noch nicht Dreißigjährige nach Erlernung der Landwirtſchaft in Pommern ein Gut des Herrn von Senfft ſelbſtändig verwaltete. Er lernte dort den verwüſtenden Einfluß des Alkohols auf die Arbeiter kennen, verſuchte ſchon damals ihm entgegen zu wirken, indem er Volksfeſte im Walde ins Leben rief; erkannte aber auch ſchon in jener Zeit, daß der ſchwerſte Schaden in den unzureichenden Wohnungsverhältniſſen zu ſuchen ſei, und wurde dadurch zu ſeinem großen Anſiedelungsplan geführt, jedem Arbeiter „ein eigenes Heim auf eigener Scholle“ zu erkämpfen. Aus dieſer Tätigkeit führte ihn der brennende Wunſch, Miſſionar unter den Heiden zu werden, auf die Univerſität zum Studium der Theologie. Wenn er auch durch Rückſichten auf ſeine Geſundheit genötigt wurde von dieſem Plan abzuſtehen, ſo bewahrte er ſich doch aus jener Zeit die weltumſpannende Liebe, die ihn bewog, ſeinen ganzen Einfluß für die oſtafrikaniſche Miſſion einzuſetzen und die ihn bis in die Träume der letzten Tage die Not der Kongoneger aufs Herz nehmen ließ. —

Nach vollendetem Examen wanderte der reiſeluſtige Kandidat durch das Ravensberger Land und lernte die machtvolle Erweckungsbewegung kennen, die das ganze Land mit chriſtlichem Geiſte erfüllte und damit die Vorausſetzungen für die großen Krankenanſtalten in Bethel ſchuf, denn alle Genialität Bodelſchwings hätte die ungeheuren Aufgaben nicht leiſten können, wenn ihm nicht aus Ravensberg die chriſtliche Jugend in hellen Haufen zugeſtrömt wäre, um den ſchweren Pflegedienſt an den Epileptiſchen zu übernehmen.

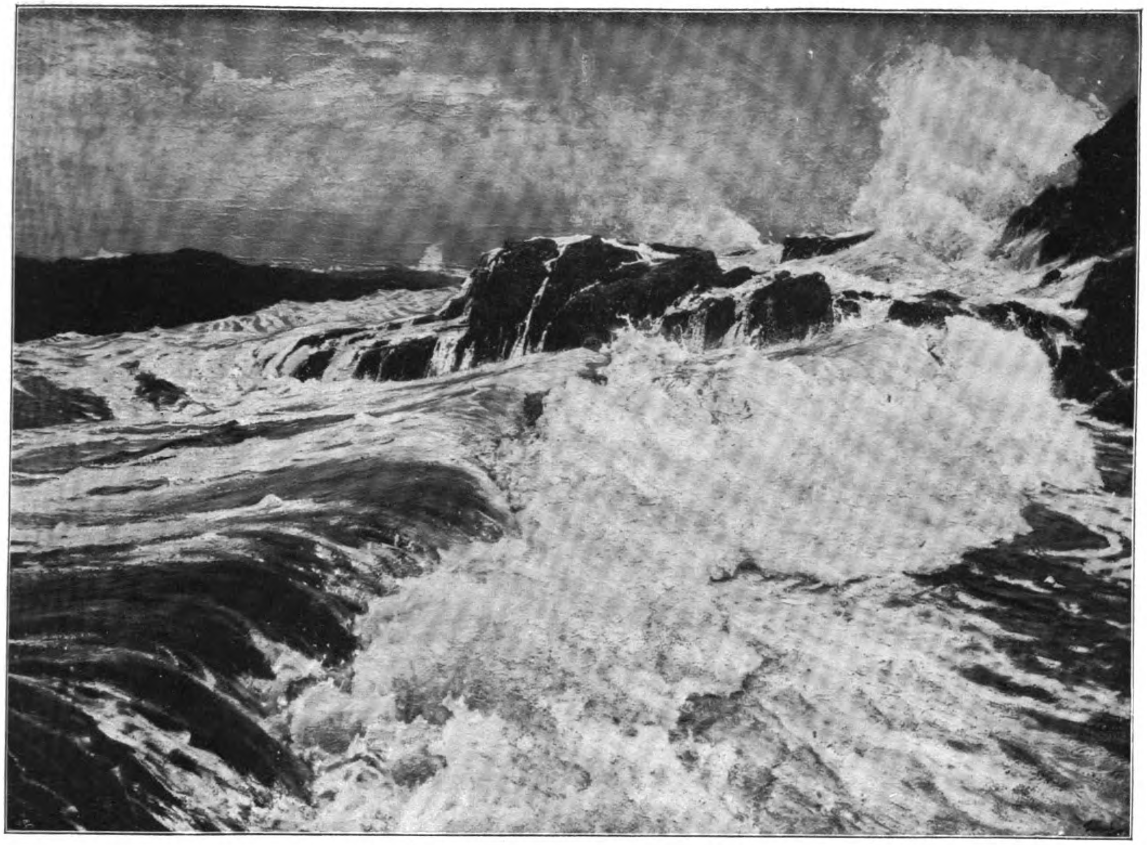
Als nun die Meiſterjahre in Bielefeld kamen, da griff er jede einzelne Arbeit mit unermüdlicher Pflichttreue an, wie ſie ihm Gott in die Hände ſpielte. In der erſten Zeit war er vor allem ein feinſinniger Seelſorger und Leiter ſeiner Diakoniſſen. Auch ſpäter, als die Zahl der Diakoniſſen ſchon über tauſend geſtiegen war, behielt er jede einzelne in ſeinem unvergleichlich friſchen Gedächtnis und verfolgte ihre innere Entwicklung. So beſuchte er auch treulich die auswärts ſtationierten Schweſtern. Wenn es die Zeit nicht anders erlaubte, mußten die einzelnen Diakoniſſen zu ihm ins Coupé ſteigen und im Zuge mit ihm verhandeln, bis auf der nächſten Station eine neue weiße Haube auftauchte. Die Schaffner kannten das und hielten ungebeten jede Störung fern.

Die Pflege der männlichen Epileptiſchen führte zur Gründung eines Brüderhauſes, in dem er den Geiſt ſelbſtverleugnender Liebe immer neu zu erwecken wußte. Er hielt ſehr hoch von „der blauen Schürze“, dem Abzeichen der pflegenden Brüder, und hat Hunderten von Theologen einen großen Dienſt damit getan, daß er ſie durch einen Kurſus in der Krankenpflege zur praktiſchen Arbeit nötigte und von der wunderbaren Macht tätiger Liebe überzeugte. Es war überhaupt ſeine beſondere Gabe, jeden Menſchen an die Arbeit zu bringen und ihm dadurch das köſtliche Bewußtſein zu geben, auf der Welt nicht überflüſſig zu ſein. Auf dieſem Gedanken beruht der „Typ Bethel“, unter welchem Namen man die von Bodelſchwingh zuerſt verſuchte Beſchäftigung der Epileptiſchen in den verſchiedenſten Berufen verſteht. „Geheilt nenne ich unſre Epileptiſchen,“ äußerte er einmal, „wenn ſie zufrieden geworden ſind.“ Und das erreichte er auch! Ein ſchwacher Kranker, der nur noch zum Austragen der Briefe verwendet werden konnte, trat einmal ſeine Urlaubsreiſe mit der beſorgten Frage an: „Was wird nur aus Bethel werden, wenn ich jetzt vier Wochen lang die Briefe nicht austrage?“ Dieſe Kunſt Bodelſchwinghs, ſchwache Kräfte zur Mitarbeit heranzuziehen, übte eine Anziehungskraft über ganz Deutſchland, bis immer neue Anſtalten aus der urſprünglichen Pflegeanſtalt für Epileptiſche hervorwuchſen. Die Fülle dieſer einzelnen Arbeiten hat ein anderer Aufſatz geſchildert, zur Vervollſtändigung ſeines Charakterbildes ſoll hier nur das eine hervorgehoben werden, daß Bodelſchwingh alle Zweige dieſer gewaltigen Arbeit völlig überſah und auch beherrſchte. Aber wie er den Mitarbeitern, denen er Vertrauen ſchenkte, freien Spielraum für eigne Tatkraft gönnte, ſo ſuchte er nur dienend zu herrſchen, und erreichte es damit, daß ſein Geiſt und ſeine Art einen viel größeren Kreis beeinflußten, als ſein Auge und ſein Wort erreichen konnten. Er hat niemals um die Anerkennung ſeiner Verdienſte gerungen; alle ſeine Anſtalten ſollten nur ein Denkmal der Barmherzigkeit Gottes ſein.



Der Broadway in New York. Gemälde von Colin Campbell Cooper.
(Aus der amerikaniſchen Ausſtellung in Berlin.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Heulende See. Gemälde von Frederick J. Waugh.
(Aus der amerikaniſchen Ausſtellung in Berlin.)

Der neue Goethefund: Wilhelm Meiſters theatraliſche Sendung.

Die literariſch intereſſierte Welt hat vor kurzem eine höchſt erfreuliche Botſchaft vernommen, die, wenn auch nicht von ſo wichtiger, doch ähnlicher Bedeutung iſt wie die Entdeckung des Urfauſt: Eine Abſchrift der urſprünglichen Faſſung des Wilhelm Meiſter.

Es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daß es beide Male Frauen ſind, denen wir die Erhaltung jener ſchönen Funde verdanken, die mit weiblicher Geduld, in mühſamer Arbeit für ihren eigenſten Beſitz erwerben wollten, was ihnen ſo ſchön und groß zum Herzen ſprach. Es ſind mehr Perſonen im Beſitz des urſprünglichen Meiſter geweſen; Frau Rat z. B. empfängt das Manuſkript mit lebhaften Freudenbezeugungen und hat es, wie ſie Tieck erzählte, noch 1806 auf ihrem Bücherbrett gehabt, nach ihrem Tode iſt es dann wohl in die Makulatur gekommen. Daß dieſe Abſchrift ſo lange unentdeckt geblieben iſt, liegt an der irreführenden Aufſchrift des Umſchlages: Manuſkript von Goethes Buch: Die Leiden des jungen Werther.

Infolge dieſes Umſtandes hat die Handſchrift faſt ein Jahrhundert lang bei anderen alten Schriftſtücken gelegen, bis ſie im vergangenen Winter ein Ururenkel der Abſchreiberin, der Frau Barbara Schultheß in Zürich — der Freundin Lavaters und Goethes — ſeinem Klaſſenlehrer übergab mit der Bitte, nachzuſehen, ob es vielleicht ein Autogramm Goethes ſei.

Der Lehrer nimmt das Manuſkript ohne weitere Erwartungen zur Hand und ſchiebt, im Drange anderer Arbeiten, die mühſame Entzifferung weiter hinaus. Der weit ausholende, epiſch anmutende Anfang: „Es war einige Tage vor dem Chriſtabend 174 . . ., als Benedikt Meiſter, Bürger und Handelsmann zu M. . . ., einer mittleren Reichsſtadt, aus ſeinem gewöhnlichen Kränzchen abends gegen achte nach Hauſe ging,“ belehrt ihn ſofort, daß es ſich hier um eine Abſchrift des eigentlichen Meiſter nicht handeln könne, und der nächſtliegende Gedanke iſt die Vorſtellung, ein ſchriftſtellernder Dilettant habe ſich den Scherz gemacht, zu ſeinem Privatvergnügen den Meiſter nach ſeinem Geſchmack umzuarbeiten. Dieſer erſte Eindruck eines gelehrten und tüchtigen Goethekenners iſt übrigens ein klaſſiſcher Beweis über die Beeinfluſſung des Urteils durch Umſtände nebenſächlicher Art.

Während man, in der ſicheren Gewißheit, daß es ſich um den echten Goethe handelt, geradezu mit Entzücken die leichte, naive und von dem ſpäteren geſchraubten, umſtändlichen und oft pedantiſchen ‚Meiſter-Stil‘ ſo vorteilhaft abſtechende Darſtellung dieſer Urſchrift verfolgt, würde man, in der Meinung, daß es ſich um die Arbeit eines Dilettanten handelt, gleichgültig über dieſe Schönheiten wegleſen, ſich gar nicht die Mühe geben, unter der treuherzigen Naivität, die für den jungen Goethe charakteriſtiſch iſt, den Feinheiten der Darſtellung nachzugehen!

Die Darſtellung, die der glückliche Entdecker von ſeinem Funde gibt, iſt ſo hübſch, daß ich ſie hier folgen laſſen möchte: Einige Tage ſpäter, am letzten Januartage, entſchloß ich mich nun, alles andere liegen zu laſſen und die Frage womöglich zu entſcheiden. Jetzt fand ſich die Löſung des Rätſels mit einem Schlage. Am gleichen Tage hatte ich in einer flüchtigen Minute wieder einen Blick in die Handſchrift geworfen und vor dem dritten Buche die Aufſchrift geleſen: „Wilhelm Meiſters theatraliſche Sendung.“ Obſchon ein eifriger Goetheleſer und nicht unbekannt mit vielem, was über ihn geſchrieben wurde, ſagten mir dieſe Worte zunächſt nichts. Geleſen hatte ich ſie vielleicht öfter, aber nicht beachtet, wahrſcheinlich weil ſie mir ohne greifbare Bedeutung ſchienen. Es verſtärkte ſich zunächſt der Gedanke an eine freie Umarbeitung des allbekannten Goethiſchen Werkes. Am Abend des gleichen Tages nahm ich nun „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ in der Heinemannſchen Goetheausgabe zur Hand, um zunächſt die als Goethiſch erkannten Partien zu prüfen. Da ſtieß ich auf Seite 6 der Einleitung von V. Schweizer auf den Satz: „Der vollſtändige Titel ſcheint jedoch urſprünglich nach einer Angabe Knebels ‚Wilhelm Meiſters theatraliſche Sendung‘ geweſen zu ſein.“ Ein ſchwer zu beſchreibendes Gefühl durchdrang mich. Weg waren alle Vorſtellungen von Nachahmung. — Das iſt, rief ich aus, der alte „Wilhelm Meiſter!“ — Zufällig hatte ich ein paar Wochen vorher, in anderer Abſicht, die ganze Reihe der Briefe des jungen Goethe und weiter bis zu ſeiner Flucht nach Italien durchblättert. Immer wieder war mir der Name Wilhelm Meiſter begegnet, in unauflöslicher Verbindung mit dem Namen jener Frau, die für Goethe damals noch ſo viel bedeutete; die Sendung des vierten Buches an Frau Barbara Schultheß war mir nicht entgangen, und nicht ohne Bewegung hatte ich dieſe Stelle geleſen, da Goethe den Wilhelm Meiſter ſein geliebtes dramatiſches Ebenbild nennt. Und nun hielt ich in meinen Händen dieſe Bücher, aus denen der Abglanz jener herrlichen Jahre mir entgegenleuchten mußte, eine köſtliche Gabe des Schickſals, das ſonſt ſo wenig unerwartete Freuden ſpendet. Als erſter durfte ich nach mehr als hundert Jahren dieſe Blätter betrachten, die ich mit um ſo größerer Erwartung zu leſen begann, als mir bis dahin der junge Goethe, Goethe vor Italien, den ſtärkſten Eindruck gemacht, mir das meiſte geſagt hatte.

Im Morgengrauen legte ich das erſte Buch weg, tief ergriffen, in einem unbeſchreiblichen Gefühle des Glückes. Wie gute Geiſter umſchwebten mich die Geſtalten, denen der Achtundzwanzigjährige Leben und ſeine Seele eingehaucht. Weihnachtsſtimmung, ſo lang verſchwunden, die ganze Kinderzeit mit all ihrem verworrenen, oft ſchmerzlichen Drang und ihrer doch ſo hoffnungsreichen Seligkeit, des Jünglings Streben und Kämpfe — alle Saiten waren von einer Zauberhand angeſchlagen. Gleich einem Traum war die ſüßbittere Geſchichte von Wilhelms und Mariannens Liebesglück und Not vor mir vorübergezogen; nur einer konnte ſo erzählen, das ſtand mir klar vor Augen — und auch er nur einmal in ſeinem Leben.

Wie konnte Goethe, möchten wir mit dem Herausgeber fragen, dies wunderliebliche Gebilde zerſtören? Der Fauſt iſt ja das Beiſpiel dafür, wie es in ſeiner Natur lag, die Arbeit an einem Werk ſich ein Leben hindurch hinziehen zu laſſen.

Eine der „inkalkulabelſten Produktionen“, die zu beurteilen ihm ſelbſt der Maßſtab fehlt, nennt Goethe gelegentlich den Meiſter. So hat ihm wohl auch der Maßſtab gefehlt für den rührenden, poetiſchen Gehalt der erſten Niederſchrift.

Faſt zwanzig Jahre liegen zwiſchen der erſten Niederſchrift und der folgenden gewaltſamen Fixierung der endgültigen Faſſung. An einem Vorfrühlingtag, 1777, findet ſich die erſte Bemerkung über den Roman: 16. Februar. Im Garten, diktiert an „Wilhelm Meiſter“. In den glücklichſten Zeiten, die wie taubeglänzt in unſern Gedanken ſtehen, in Jahren, voll von drängendem, ſprießendem, ſeligem Wachstum der Seele, beſtrahlt von der Nähe der geliebten Frau, iſt das Werk begonnen.

Im Sommer 1782 hat er Frau von Stein daraus diktiert, im Auguſt in „guter Stunde“ das Kapitel geendet. Beendet iſt das Werk dann im Jahr 1796 unter der unabläſſigen geiſtigen Unterſtützung Schillers. Aus Wilhelms „Theatraliſcher Sendung“ ſind die „Lehrjahre“ geworden.

Eine Welt liegt zwiſchen einſt und jetzt. Bitterkeiten, tiefe Herzenswunden, Italien und Erſtarren in Formen und Förmlichkeit. Wie weggewiſcht die Güte, Unſchuld und ſchöne Zuverſicht blütenreicher Jahre. Er iſt fremd gegen ſich ſelbſt geworden. So iſt er wohl fremd geworden auch gegen dieſe Arbeit, die, wie er ſagt, doch auch „aufbewahrte Leiden und Freuden ſeines Lebens“ darſtellt. Und dieſe kalte objektive Stellung den Zeiten gegenüber, in denen er doch einſt in „Liebesklarheit und Kraft“ gelebt, hat ihn wohl auch kalt gegen die Schönheiten ſeiner Dichtung gemacht, die ein ſo treues Spiegelbild ſeiner damaligen gemütvollen, hoffenden, glaubenden Natur ſind.

Alles fließt, und die Menſchen bleiben nicht dieſelben. Um ſo dankbarer mögen wir ſein, daß eine liebende Hand das aufbewahrt hat, was der eigene Erzeuger in liebloſem Unmut verwarf, und daß uns daraus die ſchöne Menſchlichkeit, Redlichkeit und Einfalt von Goethes Frühſommer rein wie am erſten Tage entgegenglänzten.

Reinh. Weſtphal.

Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt. (6. Fortſetzung.)

Ich bin jetzt wieder auf faſt viertauſend Meter Höhe. Das Meer ſieht ſtellenweiſe aus wie grauſchattierte Gaze. Wellenberge und Wellentäler geben hier oben nur den Anblick einer flimmernden Schraffierung. Tief unter mir ſchieben ſich Kumuluswolken entlang. Am Horizont ſahen ſie noch aus, als würden ſie mich einhüllen. Sie ſind mit hinunter in den Keſſel gefahren und ſetzen auf das Bild da unten gelbe und hellblaue, in der Farbenwirkung knallige Flecke. Und ihrer werden mehr und immer mehr. Es ſchiebt ſich eine Schicht heran, die auch die Zwiſchenräume, in denen mir noch der Blick in die Tiefe möglich war, ausfüllt. Nicht lange mehr, und ich werde ſtatt eines flüſſigen Meeres nur noch ein fliegendes ſehen können. Ein fliegendes Meer.

Und es ſteckt nicht weniger Leben oder Lebhaftigkeit in ihm, wie im Ozean ſelbſt. Nur fehlt der große Rhythmus. Das jagt und wirbelt durcheinander. Das verſchlingt ſich gegenſeitig; und eins taucht aus dem andern wieder auf. Das ballt ſich zu Gebirgen zuſammen; und wo auf der einen Seite die Sonnenſtrahlen zurückprallen, wie von ſchneeigen, blendenden Flächen, ſenkt es ſich an der anderen in tiefen blauen und ſchwarzen Tinten zu Tal. Die Sonne ſchafft hier eine Plaſtik, ſo gegenſätzlich und doch ſo weich, wie man es über dem Lande und bei einem Blick auf das Land wohl ſchwerlich jemals erleben wird.

Um zu erproben, wie weit man ſich hier oben noch auf das Gehör verlaſſen kann, habe ich die Geſchwindigkeit meines Frigidus auf das äußerſte Maß eingeſchränkt; und habe trotz der Kälte die Rückenfenſter ganz aufgeſchoben.

Und ſo ſchwebe ich denn dahin. Unter mir eine trügeriſche Decke. Um mich herum im weiten Rund kein lebendes Weſen. Und über mir ein klarer azurblauer Himmel, deſſen Tiefen ich mit dem Auge nicht auskoſten kann. Wenn ich im Anfange meiner Niederſchrift geſagt habe, es iſt das Signum unſerer Zeit, daß wir ſtark ſind, ſo fühle ich hier, daß mir dieſes Stigma nicht ſcharf genug auf die Stirn gebrannt ſein kann. Ich muß mir hier in meiner Einſamkeit, hier, wo ich das einzige Gehirn im unabſehbaren Raume bin, bekennen, daß man hier die Stärke viel mehr nötig hat, als im Blachfeld, wo man Schulter an Schulter ſteht; wo man Geſicht gegen Geſicht mit den Gegnern kämpft. Es iſt eine ſonderbare Erſcheinung, daß ich hier, wo ich, — ich darf nicht ſagen, Alleinherrſcher bin, denn über wen oder über was ſollte ich hier herrſchen? — wo ich ein Weſen bin, will ich ſagen, gegen das alle Angriffsmöglichkeiten ausgeſchaltet ſind, — daß ich doch ein leiſe drückendes Gefühl habe, als ob irgendwo ein Feind lauert. Das verſtärkt ſich manchmal ſo, daß mir ſogar iſt, als wenn eine heißere Luftſchicht an mir vorüberzieht, wie der ſtickige Atem aus einem ſchlingbereiten Maule.

Ich ringe dieſes kindiſche Gefühl der Verlaſſenheit nieder. Das gelingt nur dadurch, daß ich rechneriſch werde. Ich mache alle Anſtrengung, mir das Wort „Aufgabe“ zuzuſchreien. Ich lenke meine Gedanken dadurch ab, daß ich mir darüber klar zu werden ſuche, wie weit meine engeren Kameraden in der Heimat, da wo ich aufgeſtiegen bin, von meinem bisherigen Schickſale unterrichtet ſein werden; ob ſie ſchon etwas von meiner Fahrt um den Eiffelturm wiſſen; ob ſie ſchon etwas davon erfahren haben, daß ich jene Frau in der Luft aufgefangen habe; ob man zu Hauſe ſchon davon weiß, daß man von Breſt aus gegen mich geſchoſſen hat; und ob jener Franzoſe meinen Beſuch auf dem Kriegsſchiffe der Öffentlichkeit anvertraut hat; und ich verſuche mir in Übereinſtimmung mit dem Charakterbilde, das ich von ihm habe, eine Vorſtellung davon zu machen, in welcher Form er wohl für gut befunden haben möge, ſein Fiasko darzuſtellen.

Und doch, vorhin war ich verſucht, den Winkel am Frigidus zum Sinken einzuſtellen. Ich ertappte mich dabei, wie ich das tun wollte, ohne daß mir die Abſicht klar zu Bewußtſein kam; ſo ganz mechaniſch. Ich hatte den Drang, etwas Lebendes zu ſehen. Und wollte in die Tiefe; durch die Wolken hindurch, hinunter zu dem Meer. Nur wieder einmal ein Schiff ſehen; oder, wenn das zufällig nicht ſein konnte, die hin- und herſchwankende Straße zu ſehen, auf der die Menſchen dahinziehen. Ich reiße mich gewaltſam zurück. Ich denke, die Forderung, alles das vorzubereiten, was zu dem kommenden Nachtfluge nötig iſt, wird mich wieder ernüchtern; wird mich ſo kalt machen, wie es die Aufgabe erheiſcht, der ich mich zu Nutzen und Treuen der ganzen Menſchheit unterzogen habe.

Mein Frigidus iſt vollſtändig in Ordnung. Ich habe die beiden ſtarken Lichter eingeſtellt, die die Flügel von unten beleuchten. Ich habe den Alarmwecker für die Tiefenſchichten angeſetzt. Er ſteht in Verbindung mit dem

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Zeiger des Barographen. Sobald dieſer in ſeiner Kurve unter die Zahl vierhundert Meter ſinkt, löſt er dieſen Wecker aus. Ich habe nur noch nötig, durch Drehen eines kleinen Hebels die Verbindung beider einzuſchalten. Und ich habe meine Uhr mit ihrem Wecker ſo eingeſtellt, daß ſie mich nach vier Stunden weckt, wenn bis dahin der Tiefenwecker nicht geſprochen hat.

Ich will die Lichter auslöſchen. Und will ſchlafen. Darin wird die Löſung liegen. Meine Kraft wird nach dem vielgeſtaltigen Tage lahm ſein. — —

Ich hatte ſie ausgelöſcht, aber da ſchienen mir die Sterne mit ihrem blauen und goldenen Licht in mein kleines Haus und ließen ihre Strahlen über meinem Geſichte ſpielen. Ich zog die matten Glasſcheiben vor.

Und habe meine Laternen doch wieder angeſteckt. Mir wurde die Luft zu eng. Nichts von da draußen war zu ſehen. Ich wußte, daß ich in ungeheurer Höhe am Himmel hing; ich wußte, daß einen Fußbreit unter mir eine tödliche Tiefe begann; ich wußte, daß tief unter mir eine Wolkenſchicht ſchwamm, die, dick wie ein Gebirge und trügeriſch wie die Decke eines Sumpfes, mich von einer noch größeren Tiefe trennte; ich wußte, wie weit ich auch nach rechts und links, zurück und nach vorn meine Blicke ſenden mochte, ich würde nichts mehr treffen, auf dem meine Augen ausruhen oder auch nur haften könnten. Und da kam etwas über mich, für das ich keinen Namen habe. Erſt beruhigte ich mich. „Es wird Höhenfurcht ſein! — Wie man ja auch Platzfurcht kennt!“ Ich dachte mir, daß meine Vorſtellung mich ſchwach gemacht hätte; daß ich den Gedanken nicht ertragen könnte, als einziges konzentriertes Etwas in dieſem ungeheuren taumelnden, loſen Nichts zu ſchwimmen. Und ich redete mir ſelbſt Vernunft zu und ſuchte mir Stärke einzuflößen, indem ich mich wiſſenſchaftlich ausdrückte und mich verlachte. Ich, in meiner großen Einſamkeit, ich lachte mich aus. Ich behandelte mich wie einen Fremden, deſſen moraliſchen Mut man anfeuern will. Und ich glaube ſogar, daß mein Geſicht ein mühſames Lächeln trug.

Auf Minuten half es. Und dann gab ich mir keine Rechenſchaft mehr. Wenigſtens der eine in mir, der Rechenſchaft verlangte, wurde von dem andern ignoriert. Ich ging zu Tal. Und riß alle Fenſter auf und ſpähte hinaus und hinunter. Noch war die Höhe ſehr beträchtlich. Über dreitauſend Meter. Ich konnte gar nichts ſehen. Und gab mir doch ſo viele Mühe, irgendwo Lichter zu ſehen, die einem Schiffe angehören möchten. Aber die Wolken waren wohl daran ſchuld. Nach einer guten halben Stunde war ich ſchon unter zweitauſend Meter geſunken. Jetzt wußte ich auch, daß die Wolkenwand verſchwunden war. Es ſchien ſich wie matter Silberſchein von der Tiefe heraufzuringen. Ganz ſchwach. Und immer gerade dort, wohinein meine Augen ſich bohrten, war alles nachtſchwarz, während alles andere einen helleren Schimmer von ſich ausbreitete. Ich lugte nach dem Schein von Lichtern. Aber ſoweit meine Blicke auch ſchweiften, noch immer nichts. Ich hoffte, daß mir die Höhe noch hinderlich war. Bald ſenkte ſich Frigidus auf zwölfhundert Meter. Und je tiefer ich kam, um ſo mehr verkürzte ſich für mich die Sichtweite, um ſo dämmeriger wurde es da unten, und um ſo ſicherer konnte ich feſtſtellen, daß ich auf einem Gebiete des Ozeans niedergegangen war, das abſeits von den Straßen lag, auf denen die Schiffe ihren Kiel vorwärtstrieben.

Dreihundert Meter. Ob dreihundert oder hundert, — ich ließ den Frigidus weiter ſinken. Zweihundert. Hundert. —

Jetzt aber ſah ich etwas. Nichts von Lichtern. Etwas Dunkles, Schwarzes. Etwas, das mit den lang dahinſchwellenden Bergen und Tälern des Ozeans auf und nieder wogte; das ab und zu überflutet erſchien und dann wieder, wie mit einem tiefen Atemzuge, das Waſſer an ſich herunter ſpielen ließ. Ich griff in meine Lenkvorrichtung und flog heran und herum. Ich ſtellte die ſtärkſte Batterie ein, die ich mitgenommen hatte, und ließ von allen Seiten ſcharfe Strahlen über dieſes Etwas gleiten.

Bald war ich klar darüber. Und mußte mich in meinen Seſſel zurücklegen. Es war ein Wrack.

Ein Menſchenwerk. Ein totes Werk.

Ich ſuchte Menſchen. Und fand das! Vielleicht einen tanzenden Sarg.

Ich will verſuchen, mich mit meinem Frigidus auf dem Wrack niederzulaſſen.

⁂

Als ein anderer ging ich nieder; als ein anderer ſtieg ich wieder auf.

Es war geſtern abend; oder vielmehr ſpät in der Nacht. Wie ſich meine Zukunft geſtalten wird, weiß ich nicht. Wenn ich aber in meinem ſpäteren Leben Momente zu beſtehen haben werde, in denen irgendein noch ſo ſchwer zu erringender Sieg die Vorausſetzung trägt, daß ich mich nicht nur ſelbſt beherrſche, ſondern auch ſelbſt niederzwinge, ſo darf ich mich ſchon heute nach der Probe dieſer Nacht erkühnen, zu ſagen: „Ich will jede Aufgabe löſen; denn ſchwerer als die, die ich jetzt gelöſt habe, kann keine ſein.“

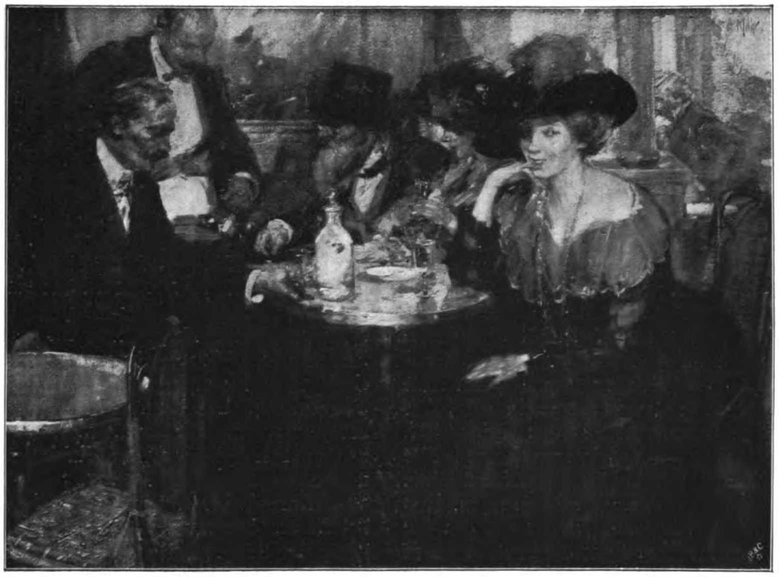
Aber, — ich will hier auch niederſchreiben, daß ich hoffe, mir möge niemals wieder eine ſolche Aufgabe geſtellt werden.

Ich flog um den mit leiſem Gurgeln auf- und niederſchwankenden ſchwarzen Koloß herum und hatte bald eine Fläche ausfindig gemacht, an der ich hoffen durfte, meinen Frigidus aufſetzen zu können. Freilich galt es äußerſte Vorſicht. Wahrſcheinlich war das Holz ſehr glatt. Es war möglich, daß der ſchwache Glanz, der von der beleuchteten Stelle zurückgeworfen wurde, von dem Anſtrich herrührte; es war aber auch anzunehmen, daß bei der Tiefe, bis zu der ſich das Schiff geſenkt hatte, überhaupt keine Stelle dauernd vom hinüberſpülenden Seewaſſer frei blieb.

Auf dem Waſſer iſt es nie ganz finſter. Und die Sterne taten noch ein übriges, die grauſchwarze Dämmerung bis zu einem magiſchen Schein zu erheben. Ich bremſte an der einzigen, mir günſtig erſcheinenden Stelle und ſetzte den Apparat auf. Und dann ſtellte ich ſofort beide Flügel wieder fluggerecht. Ich konnte nicht wiſſen, ob nicht die Laſt von hundert Kilo das Wrack in die Tiefe ſchießen laſſen würde.

Über mir der Himmel; und ich mitten im Meer. In der Nacht. Und der einzige Menſch im weiten Kreiſe. Ich ſtand noch immer mit einer Unſicherheit auf dem Deck und hatte mich auch noch nicht vom Frigidus entfernt. Meine Blicke glitten ringsherum um den Horizont. Dicht bei mir konnte ich noch einigermaßen unterſcheiden, wie Wellental und Wellenberg ſich abwechſelten; weiter hinaus aber verſchwamm alles. Und am Horizont ſchob ſich dicke Finſternis entlang, die von überallher auf mich zuzukriechen ſchien. Nicht weit von mir, vielleicht drei Schritte voraus, befand ſich eine Seitenluke, deren Deckel oder Fenſter eingeſchlagen war. Ich ſetzte langſam einen Fuß vor den anderen und horchte erſt, dann leuchtete ich hinab. Nichts als Waſſer; und ein Plätſchern, das ab und zu durch ein tiefes Gurgeln unterbrochen wurde. Und ich mußte mich ſchnell umwenden, denn vom Frigidus her hatte ich ein Geräuſch vernommen, als ob er ins Gleiten gekommen wäre. Ich leuchtete hin. Er befand ſich anſcheinend noch unverrückt an derſelben Stelle; mir erſchien es aber nun doch geboten, das Notſtativ, das an ihm angebracht iſt, anzuwenden. Ich ſchob die drei teleſkopiſchen Röhren aus und drückte den unter jedem Fuße befindlichen Dorn in das Holz der Schiffsplanken. Zum Zuſammenklappen der Flügel aber konnte ich mich doch nicht entſchließen, trotzdem ich mir ſagte, daß es nicht gut getan ſei, den Frigidus Wind fangen zu laſſen. Aber ich war immer mit einem Sprunge dicht bei ihm; außerdem vertraute ich auf die ins Holz getriebenen ſpitzen Eiſen. Ich begann dann ſehr vorſichtig die ganze Fläche abzugehen. Immer ſtand ich unter der Befürchtung, daß ich vielleicht den Schwerpunkt dieſes großen ſchwimmenden Rumpfes dadurch verſchieben könnte, daß ich mit meinem Körpergewicht zu ſehr nach einer Seite wirkte. So ging jedem einzelnen kurzen Schritt ein langes Taſten voraus. Und von überallher leuchtete ich wieder nach dem Frigidus zurück.

Zudem erwieſen ſich die naſſen Planken als glatt. Ich hatte die Empfindung, als ob ſie mit einer feinen ſchleimigen Schicht überzogen ſeien. Bei manchem Schritte auch zog ich ſchnell den Fuß zurück, weil mir ſchien, als wollte das Wrack leiſe herumrollen. Es erwies ſich aber immer als eine Täuſchung. Die Bewegung beim Auf- und Niedertauchen im Rhythmus der Ozeanwellen hatte mir das drohende Bild vorgeſpiegelt. Ich kam an eine zweite Luke. Es war eine runde, geſchloſſene Fenſterſcheibe. Ich leuchtete hinein und verſuchte hindurchzublicken. Ein ſtumpfes Schwarz lag hinter dem Glaſe. Das Waſſer mußte hier auch inwendig bis an das Fenſter heranſtehen; ſonſt hätten die Strahlen meiner Laterne nicht ſo vollſtändig unwirkſam ſein können. Ich war erſt verſucht, das Fenſter mit meinem Stiefel einzutreten. Aber ſofort kam mir die Überlegung, daß ich unter Umſtänden damit auch irgendwo im Schiffsrumpfe noch vorhandener Luft den Ausgang bahnen könnte. Und dann würde das Wrack ſofort tiefer ſinken. Ich ſah umher. Es war nur noch ein halbes Meter nötig; dann zogen die Wellen ganz und gar über den Rumpf; und dann würde er auch ſeine Reiſe in die Tiefe antreten. Er würde unter meinen Füßen verſinken, und wenn die Wellen dieſes grandioſe Spielzeug erſt ganz umarmt hätten, dann blieb mir nur noch ein Bruchteil von Sekunden übrig, auf meinen Frigidus zu ſpringen.



Im Café. Von Richard E. Miller.
(Aus der amerikaniſchen Ausſtellung in Berlin.)

Wie ich das hier ſo niederſchreibe, mag es ſcheinen, als ob eine Reihe ſtillſchweigender Kalkulationen in meinem Gehirn abgehaſpelt worden wären. Es iſt aber nicht ſo. Ich weiß, daß ich alles das geſprochen habe; nicht nur ſo für mich hingemurmelt; nein, zeitweiſe auch laut geſprochen.

Über mir der mit ſchimmernden Sternen und glänzenden Funken überſäte Himmel; ich allein im weiten Meere; rundherum eine eintönige, rhythmiſche Melodie, die in die Finſternis hinauszieht, — und da ſtand ich, der einzige lebende Menſch, — und — redete.

Ich habe mich ſogar wiſſenſchaftlich ausgedrückt. Ich weiß noch, daß ich einmal mich aufrichtete und beide Arme ſenkrecht und ſchlaff herunterhängen ließ. Das Licht aus meiner Laterne beleuchtete meine Füße. Ich aber ſah hinaus in die verſchloſſene Weite und rund herum. Und gebrauchte die chemiſche Formel für Waſſer: „Überall H_2O!“ Ich ſagte nicht: „Überall Waſſer“, ich ſagte: „Überall H_2O!“ — Mir war, als ob ich eine Vergangenheit an mich heranreißen könnte; und als ob ich dadurch, daß ich die chemiſche Formel gebrauchte, auch jene zwingen könnte, bei mir zu ſein, die mit mir zuſammen gelernt hatten; als ob ich nun zu ihnen ſprechen könnte. — Und ich hatte das dumpfe Gefühl, als ob ich mich irgendwie an eine Mathematik anhängen müßte, an die Lebensretterin des Verſtandes, an die Führerin in den Verſtand. Aber hier gab es keine Mathematik.

Was war es, das mich zum Sprechen trieb? — Es ſprang ſo ein Funken von Trotz gegen mich in mir hoch. Die Hoffnung, als könnte ich wachſen, wenn ich mich ſelbſt beſchämte. Ich holte mein Feuerzeug aus der Taſche und zündete mir eine Zigarette an. Der feine Strahl, den ich ausſtieß, zerflatterte in den Dunſt hinaus. Dann weiß ich noch, daß ich laut davon ſprach, daß das wohl das erſtemal ſein dürfte, daß ein Menſch ganz allein mitten im Ozean in der Stille der Nacht auf einem Wrack eine Zigarette rauchte — ein Menſch voller Leben auf einem ſchaukelnden Grab.

Plötzlich zog ein fahler Schein über das Deck und über das Meer. Er war vom Himmel hergekommen, und ich ſah ſchnell nach oben. Dort oben zog eine Sternſchnuppe entlang, von einer ſolchen ſtrahlenden Helle, von einer ſolchen Lichtkraft, daß der Schein der Sterne auf ihrem Wege erloſch. Sie mußte am Zenit gerade über mir zu leuchten begonnen haben, und ich ſah ſie in einem großen Bogen dem Horizont, der Tiefe zueilen. Dort erloſch ſie; oder verſank.

Ich weiß noch, wie meine weit aufgeriſſenen Augen dem prachtvollen Schauſpiele folgten; wie ich den tanzenden Widerſchein auf der weiten Meeresfläche in mich aufnahm und wie ich nach der Stelle hinſtarrte, in der aus dem Licht wieder Finſternis geworden war — und dann hörte ich ein Schurren und Rutſchen und gleich hinterher ein Klatſchen. Mir ſchoß das Blut aus dem Geſicht. Ich drehte mich um. Mechaniſch und ſteif, wie eine Säule, die gedreht wird, und leuchtete mit ungeſchicktem Arm dahin, wo mein Frigidus ſein mußte.

Er war in die See geſtürzt und trieb ein paar Meter von dem Wrack entfernt auf- und niederſchaukelnd im Meer.

* * *

Von den zum Schildern Berufenen hat ſchon ſo mancher das Grauſen wiedergeben wollen. Und wenn ich früher manche von dieſen Leiſtungen bewundert habe, heute weiß ich es, ſie waren alle lahm. Das Grauſen in ſeiner letzten Tiefe iſt nicht zu ſchildern. Das rückſichtsloſeſte Gehirn und die unbarmherzigſte Feder kann es nicht. Und keine Phantaſie kann es; ſelbſt wenn ſie Orgien feiert.

Ich war vollſtändig bei Beſinnung. Ich überſah meine Lage. Ich wußte, daß ich den Frigidus wiederhaben mußte;

und wußte auch, daß, wenn ich ihn wiederhaben würde, mir das wenig nutzen könnte, ſolange ich ihn nicht auf dem Wrack haben würde. Und wußte auch, daß es mir faſt unmöglich ſein würde, ihn auf das Wrack heraufzubringen; weil es überall glatt war — und weil ich, wenn ich ins Meer ſpränge, wohl auch ſelbſt mich nie wieder auf das Wrack hinaufarbeiten könnte. Es bot nirgends eine Handhabe. Überall glatt und eben. Und ein zäher Schleim an dieſem glatten, runden Rumpf.

Ich ſah mich ſelbſt, wie ich hier ſtand. In der Hand ein großes Greifen; ein Hinausgreifen nach dem, was mir eben entglitten war. Und der ganze übrige Körper unfähig zu jeder Bewegung. Die Fauſt wuchs. Sie wurde rieſengroß. Sie krallte hinüber nach dem Frigidus und tauchte immer kurz vor ihm ins Waſſer. Alles tanzte, das Meer, das Wrack, und ich, und draußen der Apparat. Die Sterne am Himmel oben fingen an in wilden Reigen zu zucken. Ich ſah keine leuchtenden Punkte mehr; ich ſah nur noch ſchimmernde und gleißende Linien. Alles ſchien ein Bacchanal zu feiern. Und das Meer kam ins Brodeln und Kochen. Ich ſah, wie ich ein Lachen hinausſtieß, wie ich den Kopf zurückwarf, und dann ſah ich, wie ich mit langſamer Bewegung die Knie beugte und mich auf das ſchlammige Deck niederließ. Mehr und immer mehr, bis ich lag. Die Laterne ſchien über meine Hände und beleuchtete meine Finger, die ſich in den Schlamm und Schlick eingruben. — Ich ſah mich auf dem Rücken liegen und mit ſtierem Blick nach oben ſtarren. Und eine Fauſt fuhr über den tiefen Raum über mir, und eine Stimme rief: „Was haſt Du jetzt, das Dir hilft?“

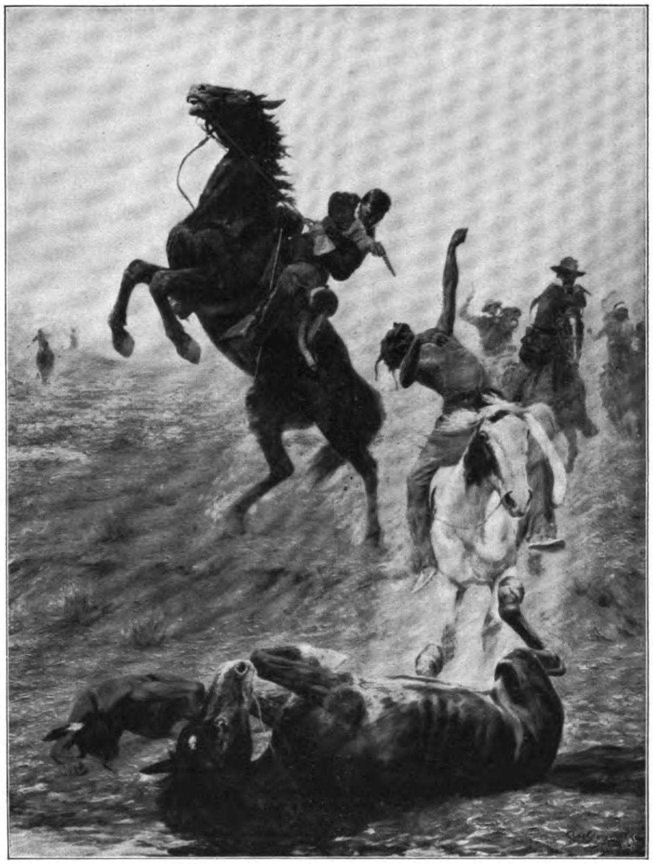
Dieſe Fauſt hatte kaum Zeit zu erlöſchen, und dieſe Stimme war kaum verhallt, da ſtand ich einem ungeheuren Nichts gegenüber. Es war kein Chaos; es war das Nichts. Und es fing an, in leiſen Wellen durch den Raum zu ziehen. Die Elemente wallten durcheinander und ſchieden ſich. Und Kohlenſtoff und Waſſerſtoff, Sauerſtoff und Stickſtoff ballten ſich zuſammen. Und ich ſah das Plasma, die erſte Form des Lebens. Und in wunderbarer Verſchlingung der Zeiten ſtanden Männer daneben, mit großen Bärten und mit Brillen vor den Augen. Sie wieſen mit dem Finger auf das Protoplasma und zählten. Und zählten langſam, Jahr für Jahr; und zählten doch Jahrmillionen. Und je näher das Leben zum Menſchen heranklimmt, um ſo deutlicher ſehe ich auf ihren ſelbſtbewußten Geſichtern ein Lächeln.

Sie begrüßten mich und wünſchten mir Glück, denn ich wäre der am weiteſten Vorgeſchrittene; ich trüge der Menſchheit die Fackel voran. Ich aber hob meine Fauſt und ſchmetterte ſie gegen ihre Schädel, daß die Brillen zerſplitterten. „Wißt Ihr nicht,“ ſchrie ich ſie an, „was mir geſchieht? — Mein Gehirn iſt lahm; und meine Fauſt iſt unnütz. Ich ſchaukle an der Oberfläche des Meeres, um mich an den Rhythmus zu gewöhnen, unter dem ich gleich in die Tiefe ſinken werde. In das Geweſenſein. In das Erlöſchen. Ich, euer Oberſter der Menſchen! — Euer Repräſentant der höchſten Entwicklung!“

Da ſchrie einer, der gar kein Gehirn mehr hatte, denn ich konnte in ſeinen aufgeſprungenen hohlen Schädel hineinſehen, wie in eine Fruchtſchale: „Nur der Schwache geht unter!“

Und ich ſtürzte mich in das Meer.

(Fortſetzung folgt.)



Kampf ums Meſſer. Von Charles Schreyvogel.
(Aus der amerikaniſchen Ausſtellung in Berlin.) Copyright by Schreyvogel.

Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary. (9. Fortſetzung.)

Sonnenwende.

Der 22. Dezember bezeichnete die Mitte der großen Nacht, da die Sonne von dieſem Tage an nach Norden wendet. Am Nachmittag wurden alle Eskimos an Deck verſammelt; ich ging zu ihnen, meine Uhr in der Hand, und ſagte ihnen, daß die Sonne nun zurückkäme. Marvin läutete die Schiffsglocke, Maat Henſon feuerte drei Schüſſe ab, und Borup ließ einige Pulver Blitzlicht aufgehen. Dann ſtellten ſich Männer, Frauen und Kinder in einer Reihe auf und marſchierten durch den Pfortendurchgang in das Hinterhaus. In der Kambüſe erhielt jeder außer ſeiner Tagesration ein Liter Kaffee mit Milch, Schiffszwieback mit Moſchusochſenwildbret, außerdem bekamen die Frauen Zuckerwerk und die Männer Tabak. Die Eskimos waren entzückt, daß die Sonne zurückkäme, und ihre Achtung vor der Überlegenheit des weißen Mannes und beſonders vor den Inſtrumenten, die die Bewegungen der Sonne beſtimmen konnten, ſtieg gewaltig. Nach der Feier lief Ping-äh-ſchu, ein Junge von zwölf oder dreizehn Jahren, der Percy mit in der Küche half, nach Süden über die Berge, um der Sonne entgegen zu gehen. Nach einigen Stunden kehrte er ganz enttäuſcht zum Schiff zurück, und Percy mußte ihm auseinanderſetzen, daß die Sonne zwar tatſächlich auf ihrem Rückwege ſei, ſie würde uns aber erſt in faſt drei Monaten erreichen.

Weihnachten bei Kap Sheridan.

Weihnachten fiel in die Zeit, wo der Mond nicht ſchien. Alle Mitglieder der Expedition waren alſo auf dem Schiff, und wir feierten es mit Feſteſſen, Wettſpielen, Verloſungen uſw. Es war nicht ſehr kalt an dieſem Tage, nur ungefähr 31° C unter Null. Am Morgen begrüßten wir uns mit dem Glückwunſch: „Fröhliche Weihnacht!“ Beim Frühſtück hatten wir alle Briefe von Hauſe und Weihnachtsgeſchenke, die

Copyright, 1910, in the U. S. A. and all other countries where copyright is granted by Robert E. Peary. All rights reſerved.

ich zurückgelegt hatte, damit ſie an dieſem Morgen geöffnet würden. Mc Millan war Zeremonienmeiſter und ordnete das Sportprogramm. Um zwei Uhr gab es Wettrennen auf dem Küſteneis. Eine 70 m lange Bahn war angelegt worden, und die 50 Schiffslaternen wurden in zwei parallelen Reihen aufgeſtellt. Dieſe Laternen ſind ähnlich wie die der Eiſenbahnbremſer, nur größer, und wären wir nicht die einzigen menſchlichen Weſen auf Hunderte von Meilen geweſen, ſo hätte ſich ein Vorübergehender wohl wundern können, nur $7^1/_2{}^0$ vom Pol entfernt, dieſe illuminierte Rennbahn zu treffen.

Der erſte Lauf war für Eskimokinder, der zweite für Eskimomänner, der dritte für ältere Eskimoweiber mit kleinen Kindern in ihren Kapuzen, der vierte für junge Frauen. Für das ältere Frauen-Rennen lagen vier Nennungen vor, und wenn man die Weiber beobachtete, ſo konnte niemand mutmaßen, daß es ſich um ein Rennen handelte. Sie waren alle vier in Felle gekleidet und ſahen aus wie lebendige Walroſſe. Die Kinder in ihrer Kapuzen blickten mit großen und halbwilden Augen in die glänzenden Laternen. Die Eskimos verlebten hier die ſchönſten Stunden ihres Lebens, und obgleich ſie die Einzelheiten nicht ganz begriffen, wußten ſie doch, daß ſie um Preiſe liefen, um Dinge, die einem Eskimoherzen teuer ſind.

Dann gab es auch Rennen für die Schiffsmannſchaft und die Mitglieder der Expedition. Die Natur ſelbſt nahm an unſerem Weihnachtsfeſt teil und ließ uns ein Nordlicht von bedeutendem Glanz ſehen. Während die Wettrennen auf dem Küſteneiſe im ſchönſten Gange waren, füllte ſich der nördliche Himmel mit Strahlen und Pfeilen von fahlweißem Licht. Entgegen der gewöhnlichen Annahme iſt dieſe Naturerſcheinung des nördlichen Himmels in den höchſten Breiten nicht beſonders häufig. Es iſt immer bedauerlich, wenn man hübſche, volkstümliche Illuſionen zerſtören muß; aber ich kann ſagen, ich habe im Staate Maine Nordlichter von viel größerer Schönheit geſehen als jenſeit des Polarkreiſes! Zwiſchen den Wettrennen und dem Mittageſſen, das wie gewöhnlich um vier Uhr ſtattfand, gab ich ein Konzert auf der Pianola, wobei ich die fröhlichſten Muſikſtücke ausſuchte, die ich auf Lager hatte. Dann trennten wir uns, um uns zum Eſſen umzuziehen.

Der Steward Percy trug die Mütze eines Küchenchefs und eine große weiße Schürze zu Ehren dieſer Gelegenheit und hatte die Tafel mit ſchönem Leinen gedeckt und unſerem beſten Silber. Die Wand der Meſſe war mit der amerikaniſchen Flagge geſchmückt. Wir hatten Moſchusochſenwildbret, einen engliſchen Plumpudding, einen Hefenkuchen mit Schokoladenguß, und bei jedem Gedeck ſtand ein Päckchen mit Nüſſen, Kuchen und Lichtern, woran ein Kärtchen befeſtigt war: „Fröhliche Weihnacht von Mrs. Peary“. Nach dem Eſſen kamen Wettkämpfe im Diskuswerfen, Ringen und Ziehen auf dem Vorderdeck an die Reihe; das Feſt endete mit einem Grammophonkonzert, das Percy gab. Der intereſſanteſte Teil unſeres Tages war aber vielleicht die Verteilung der Preiſe an die Gewinner in den verſchiedenen Wettkämpfen. Um die Pſychologie der Eskimos ſtudieren zu können, hatte ich in allen Fällen die Wahl zwiſchen mehreren Gegenſtänden gelaſſen. Zum Beiſpiel hatte Tuck'-u-mäh, die im Wettlauf der jüngeren Frauen gewonnen hatte, die Wahl zwiſchen drei Preiſen: einem Karton mit drei Stücken parfümierter Seife; einer Nähausſtattung, die einen Brief Nadeln, zwei oder drei Fingerhüte und mehrere Rollen Zwirn von verſchiedener Stärke enthielt, und endlich einen runden, mit Zuckerguß überzogenen, Kuchen. Die junge Frau zögerte nicht. Sie warf ein Auge auf die Nähausſtattung, aber beide Hände und das andere Auge richteten ſich auf die Seife. Sie wußte übrigens, was dieſe zu bedeuten hatte, und hielt ſie nicht etwa für Zuckerwerk! Ein kleiner Eskimojunge, der im Kinderrennen gewonnen hatte, zauderte nicht bei der Wahl zwiſchen einem Handbeil und einem großen Kuchen, er nahm das Handbeil. Derſelbe Geiſt bezeugte ſich auch bei der Schiffsmannſchaft. Patrik Skrans, einer der Feuerleute, der zu wählen hatte zwiſchen einem Sovereign (20 Mark) und einer halben Kiſte Zigarren, nahm ohne Zaudern die Zigarren. Das Goldſtück war dort oben nichts wert, während die Zigarren wirkliches Vergnügen verſprachen.

Der letzte Tag, an dem alle Mitglieder der Expedition beim Vieruhreſſen zuſammen ſaßen, war der 29. Dezember, denn an dieſem Abend brachen Marvin und der Kapitän mit ihren Leuten nach der Küſte von Grönland auf; und als wir nach meiner Rückkehr vom Pol wieder auf dem Schiff zuſammentrafen, war einer nicht mehr dabei, einer, der nie wieder bei uns ſein ſollte. Roff Marvin war neben dem Kapitän Bartlett der tüchtigſte Mann in meiner Expedition. Wenn der Kapitän nicht zur Stelle war, ſo übernahm Marvin das Kommando über die Mannſchaft, und auf ihn wälzte er auch die bald läſtige bald luſtige Arbeit ab, die neuen Mitglieder anzulernen.

Den ganzen Januar über waren die Frauen damit beſchäftigt, für die Schlittenreiſe im Frühling zu nähen. Der ungewöhnliche Umfang der Forſchungstätigkeit in dieſem Jahr hatte unſerem Vorrat von Kleidungsſtücken hart zugeſetzt. In-ä-lu und ihre Freundinnen ſaßen Tag für Tag in ihren Quartieren und ſchwangen die Nadel, während ihre Kinder auf dem Schiff oder auf dem Küſteneiſe herumſpielten.

Spiele der Eskimokinder.

Die Eskimokinder ſind wie die Kinder überall. Ihr Hauptſpiel iſt eine Nachahmung der Arbeit ihrer Eltern. Während unſere Kleinen Häuſer aus Klötzen bauen, machen ſie ſich kleine Iglus aus Schnee. Sie ſitzen auf dem Schnee und rudern, als ſäßen ſie im Kajak, wie unſere Kinder Pferde ſpielen mit Bindfaden, die an die Stuhllehnen gebunden ſind. Aber ein großer Unterſchied iſt vorhanden: Die kleinen Mädchen kümmern ſich nicht um Puppen! Als meine Tochter Mary ein kleines Ding war und ihre Puppe nach Grönland mitbrachte, ſchienen ſie ſich davor zu fürchten. Die Kinder unterhalten ſich auch gern mit Papier und Schere, indem ſie Figuren ausſchneiden in der Geſtalt von Iglus, Lampen uſw., mit denen ſie ſpielen, wie etwa unſere Kinder mit Bauklötzen. Sie ſchneiden auch Bilder aus illuſtrierten Zeitſchriften aus und erfinden ſich dazu Geſchichten. Sind junge Hunde an Bord, ſo wird der kleine Eskimo ſie mit Stricken anſchirren und Fahren ſpielen. Ein Stück Holz dient als Schlitten, und obgleich die Hündchen auf das gewohnte „Hök, hök, hök“ der Hundetreiber nicht reagieren, ſo ſtolzieren ſie doch einher, heben den Schlitten über eingebildete Schneehaufen und verleben ſo eine reizende Zeit.

Die letzten Tage auf der „Rooſevelt“.

Die erſte von den Jagdgeſellſchaften des Januar, die von Dr. Goodſell, kam am 11. zurück. Sie hatten kein Glück gehabt, obgleich ſie friſche Fährten von Moſchusochſen gefunden hatten. Borup ſtellte ſich am nächſten Morgen ein, und zwar mit 83 Haſen. Sie waren gerade auf den Gletſcher zumarſchiert, als ſie durch eine ganze Kolonie der kleinen weißen arktiſchen Tiere hindurch kamen. Er meinte, es müßten gegen hundert geweſen ſein. Die arktiſchen Haſen ſind nicht ſcheu, ſie kommen ſo nahe an den Jäger heran, daß er ſie faſt mit der Hand greifen kann. Sie haben nicht gelernt, ſich vor den Menſchen zu fürchten, weil in ihren Wildniſſen der Menſch unbekannt iſt. Borup und die Eskimos umſtellten die Haſen, bis ſie ſchließlich ſo nahe heran waren, daß ſie nicht zu ſchießen brauchten, ſondern die Haſen mit dem Flintenkolben über den Kopf ſchlugen.

Am Tage nach Borups Rückkehr kam auch der Kapitän mit ſeinen Leuten und Marvins Hilfsgeſellſchaft heim. Ich machte mir eben Sorge um ſie, da das Eis des Robeſonkanals in keiner Jahreszeit ein ſicherer Boden für eine Schlittenpartie iſt.

Ende Januar konnten wir gegen Mittag im Süden eine ſchwache Röte ſehen, und das Zwielicht nahm zu. Der letzte Mond des Winters kreiſte jetzt am Himmel.

Während des Februar-Mondſcheins marſchierte Bartlett zum Kap Hecla, Goodſell ſchaffte weitere Nahrungsmittel von Hecla nach Kap Colan, und Borup ging zum Markham-Fjord zu einem neuen Jagdausflug. Ehe er aufbrach, vollendete der Doktor ſeine Aufzeichnungen über die annähernden Durchſchnittstemperaturen für die Jahreszeit; dieſe zeigten, daß, abgeſehen vom Oktober, jeder Monat kälter geweſen war, als vor drei Jahren.

Am Sonntag den 14. Februar hatte ich ein kurzes Geſpräch mit den Eskimos. Ich ſagte ihnen, was ich vor hätte, was ich von ihnen erwartete und was jedermann, der zum Pole mitginge, bei der Rückkehr erhalten würde: Ein Boot, ein Zelt, eine Wincheſter-Repetierbüchſe, eine Jagdflinte, ein Paket Tabak, Pfeifen, Patronen, Meſſer, Beile uſw. Ihre Furcht vor dem höchſten Norden verflog bei der Ausſicht auf das, was für ſie unerhörte Reichtümer waren; und als die Zeit kam, daß ich meine Schlittenpartie antrat, gab es eine Menge Männer, die nicht nur willig waren mitzugehen, ſondern darauf brannten. Sie hatten mich ja ſo vielemal lebendig zurückkommen ſehen, daß ſie bereit waren, ihren Vorteil bei mir noch einmal wahrzunehmen.

Bartlett verließ das Schiff Montag den 15. Februar. Goodſells Abteilung brach am Dienstag auf, am Mittwoch war es ſtürmiſch, und am Donnerstag gingen Mc Millan und Henſon. Alle ſollten am letzten Tage des Februar bei Kap Columbia mit mir zuſammentreffen. Borups Abteilung verließ das Schiff am Freitag, die von Marvin ging am Sonntag den 21. ab, und ſo war ich für einen Tag allein auf dem Schiffe.

Dieſer letzte Tag war einer von vollkommener Stille, frei von jeder Störung, aber auch ohne Raſt. Den Morgen verbrachte ich damit, ſorgfältig die Einzelheiten der ſchon getanen Arbeit durchzugehen und Punkt für Punkt die Einzelheiten der kommenden Reiſe noch einmal zu überblicken. Als ich ſchließlich für wenige Stunden vor der Abreiſe am Morgen einſchlief, war es mit der Gewißheit, daß, ſoweit meine Kenntniſſe reichten, alles getan worden war und daß jedes Mitglied der Expedition ebenſogut wie ich ſich bis zum letzten Blutstropfen für unſere Sache einſetzen würde.

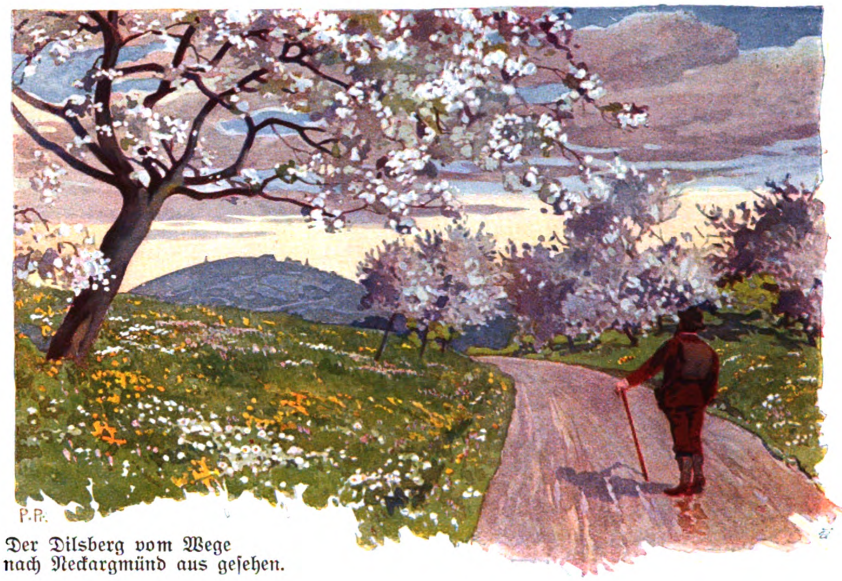
(Fortſetzung folgt.)

„... und reit' ins Neckartal!" Von Dr. Ernſt Hölderlein.

Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich.

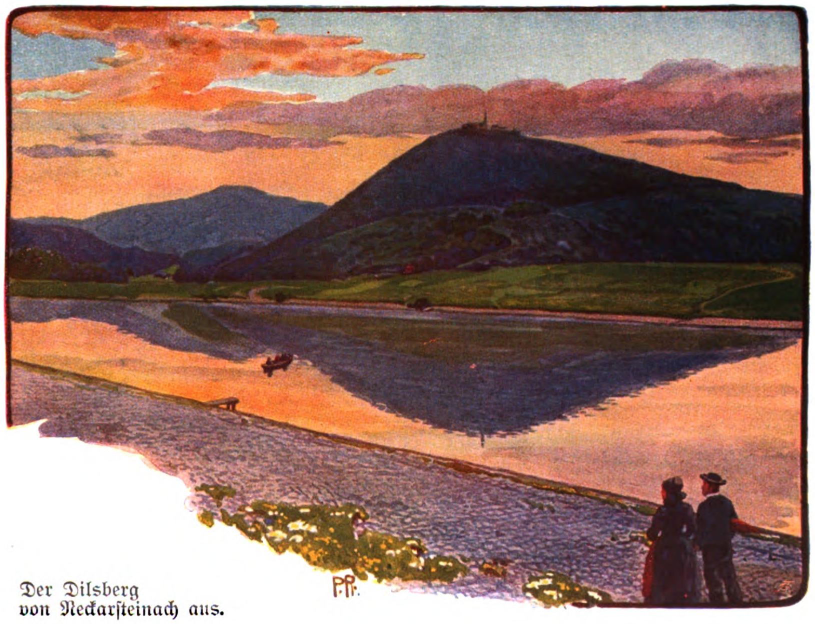
Stadt fröhlicher Geſellen,
An Weisheit ſchwer und Wein,
Klar ziehn des Stromes Wellen,
Blauäuglein blitzen drein.

Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling übers Land,
So webt er dir aus Blüten
Ein ſchimmernd Brautgewand.
Auch mir ſtehſt du geſchrieben
Ins Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir ſo traut.
Und ſtechen mich die Dornen,
Und wird mir's drauß zu kahl,
Geb' ich dem Roß die Spornen
Und reit' ins Neckartal!



Der Dilsberg vom Wege nach Neckargmünd aus geſehen.

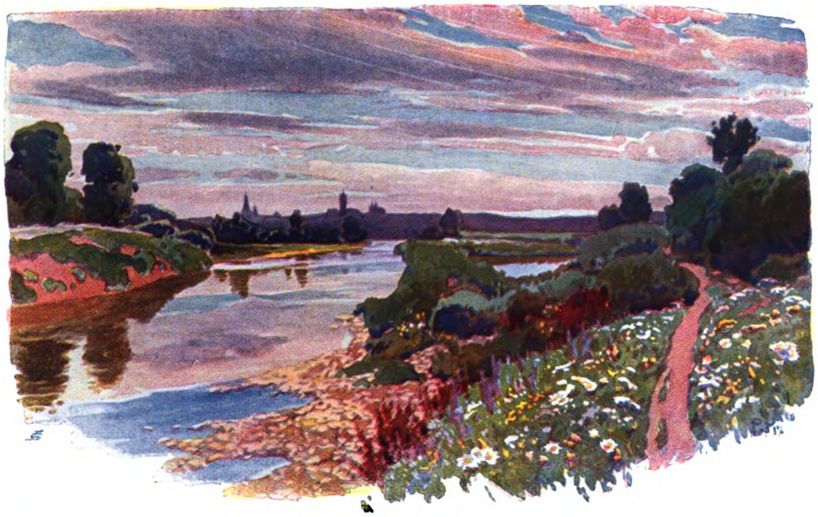
Ja, Freund Scheffel, 's iſt mir drauß zu kahl geworden. Da drauß im Leben. Und der Dornen haben mich nicht wenige geſtochen. Da benutz' ich denn eine helle Frühlingswoche und zieh' hinunter in mein heimiſch Badener Ländle. Alt-Heidelberg muß ich wiederſehen, wo der kraſſe Fuchs gekeilt worden iſt, mein Alt-Heidelberg, die „Ruperto Carola", muß wieder mal auf der Neckarbrücke ſtehen und mit Clemens Brentano den wonnigen Blick talaufwärts preiſen, muß den einſamen „Philoſophenweg" bummeln, den man damals ſo ſelten allein gegangen iſt, beſonders im Mai, muß all die alten Stätten wieder grüßen, an denen man geſungen und gelacht, gepaukt und gebüffelt und gehofft hat.



Der Dilsberg von Neckarſteinach aus.

Und dann geht's ſogleich ins Neckartal. Aber es werden keinem Rößlein die „Spornen" gegeben. Hübſch beſcheiden geht's vielmehr auf Schuſters Rappen. Das iſt auch wirklich das beſte Beförderungsmittel für ſolch eine Wanderfahrt, die uns an erinnerungsreiche Stätten führt. Stimmung und Witterung leiten uns — da müſſen wir unabhängig ſein. Höchſtens die Poſtkutſche würde man noch gelten laſſen. Es liegt in der Poeſie dieſer ganzen Gegend, daß wir ihre Entwicklung am liebſten ängſtlich um ein paar Menſchenalter zurückſchrauben möchten. Man denkt an die beſchauliche Art, wie unſere Urgroßväter ſie bereiſten, man entſinnt ſich der Weiſe, wie Goethe ſie betrachtete: „Die Stadt Heidelberg hat in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung, man darf ſagen, etwas Ideales, was man ſich erſt deutlich machen kann, wenn man mit der Landſchaftsmalerei bekannt iſt, und wenn man weiß, was denkende Künſtler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben."

Allenfalls bis Neckargmünd können wir die Eiſenbahn gelten laſſen. In der „Griechiſchen Weinſtube" wird da kurze Raſt gehalten, dann geht's wanderluſtig auf den Dilsberg zu. Mitten durch ſchimmernden Blütenſchnee führt die Straße. Von den Bergen zu den Burgen, von Kloſterruinen zu Schloßruinen führt unſer Pfad. Die Geſchichte von mehr als fünf Jahrhunderten ſpricht da zu uns auf Weg und Steg. Waren's in Heidelberg die Turenne, Melac, de Lorges, deren Namen die maleriſchen Trümmerſtätten für ewige Zeiten mit einer düſteren Anklage feſthalten — ſo heftet ſich an die alte Feſte Dilsberg die Erinnerung an Tilly. Im Dreißigjährigen Krieg haben die Kaiſerlichen das ſo romantiſch daliegende Städtchen vergebens berannt. Aber rundum im weiten Umkreis liegen der feſten Städte und Burgen genug, die unter der Willkürherrſchaft der Raubrit-



Der Neckar bei Wimpfen.

ter, im Großen Bauernkrieg, im Dreißigjährigen Krieg und zur Franzoſenzeit verwüſtet worden ſind — eigens zu dem Zweck, daß Heidelbergs akademiſche Jugend in maleriſchen, efeuumſponnenen Schloßhöfen neben zerborſtenen Türmen und verſchütteten Burgverließen an warmen Frühlingstagen fröhliche Picknicks feiern kann.

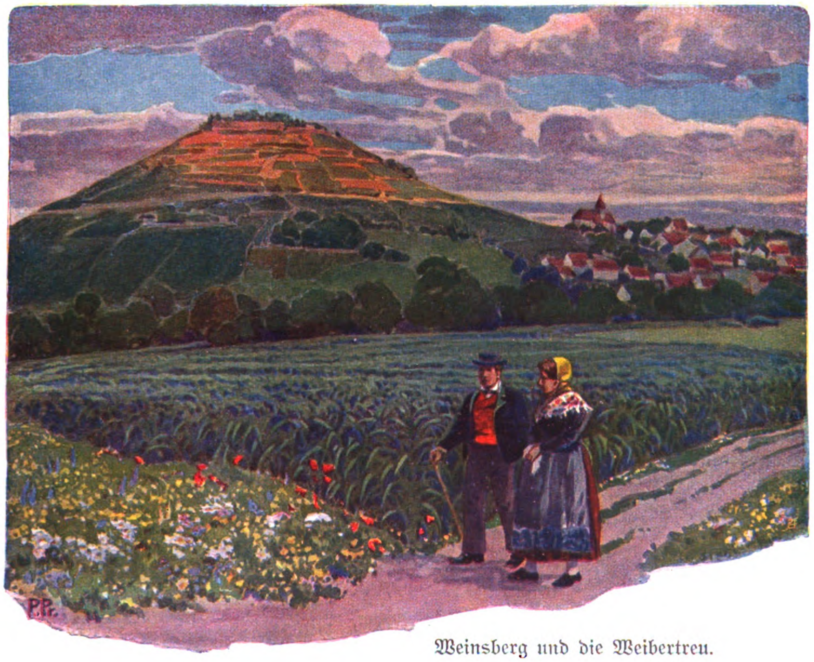
Auf dem Neckar ziehen Boote zu Berg, gefüllt mit Studenten, hellgekleideten Mädchen und ſonnenſchirmbewaffneten Müttern. Sie wollen in der „Harfe", dem alten Gaſthof von Neckarſteinach, ein Tänzchen wagen. Dort die muntere Geſellſchaft, die eben das Fährboot verläßt, ſchlägt den Weg zum Dilsberg ein, und aus jungen Kehlen klingt es zur Landſtraße herüber: „Vivant omnes virgines, faciles, formosae . . .!"

Iſt's wirklich erſt ein Dutzend Jährlein her, daß ich ſelbſt ſo im luſtigen Trupp, mit Mütze und Band geſchmückt, ſingend dort hinaufzog und den einſamen Philiſtern, die im Staub der Straße liedlos dahertappten, einen übermütig-bedauernden Blick zuwarf? Ach, wie jung iſt all das Leben hier! Es klingt ein Ton durchs ganze liebe Neckartal, der im Herzen auch all der anderen einen Widerhall finden muß, der anderen, die mit dem Heidelberger Zauber nicht die eigene Jugend verbinden. Ein Ton, bei dem einem die alten ewigjungen Lieder Scheffels einfallen und die allerſchönſten der Chorgeſänge aus dem Lahrer.

Nun weiter zur Burg von Hirſchhorn. Auch in dieſen Ruinen haben wir einſt ein fröhliches Maienfeſt abgehalten. „Und da wir Imbs und Umbtrunk nie gemieden, ward männiglich zum Becherlupf beſchieden!" Hirſchhorn und die noch ein Stückchen weiter aufwärts liegende Burg Zwingenberg erinnern an die Blüte ritterlicher Zeit. Der ſchlanke, hohe Bergfried von Hirſchhorn, der Palas aus der Hochrenaiſſancezeit, die ganze Burg mit ihren Zinnen und Türmchen hat immer das Entzücken der Kunſtbefliſſenen unter den Kommilitonen gebildet. Die Naturſchwärmer wieder gaben den Preis dem unvergleichlichen Blicke vom Schloſſe Zwingenberg: wie es das Neckartal aus ſeinem Waldverſtecke heraus beherrſcht! Freilich im Zwingenberger Schloſſe gab's kein Kommerſieren und Pokulieren. Die Burg (ausnahmsweiſe keine Ruine!) diente der Familie des Großherzogs von Baden als Jagdſchloß.

Ein ander' Jägerſchlößlein liegt nicht fernab: Burg Hornberg, in der einſt Götz von Berlichingen, „der getreuherzige", gehauſt hat. Auch ſeine Lebensgeſchichte hat er auf Hornberg geſchrieben. Sie iſt ja im Grunde keine wirklich ernſt zu nehmende Autobiographie, vielmehr eine Verteidigungsſchrift. Dem biderben Kämpen ſaß das Meſſer an der Kehle, da galt es, die Herren Richter für ſich einzunehmen. Er mag alſo wacker in ſeinen Aufzeichnungen geflunkert haben. Aber ſie ſind doch von köſtlicher Anſchaulichkeit. Und wenn man auf der Wanderung hier oben ſteht und Umſchau hält, ſo freut man ſich, das Büchlein geleſen zu haben, das die Grundlage zu Goethes Ritterdrama gebildet hat und das einem die ganze Gegend, die Sitten, die Menſchen jener Zeit nahegebracht hat. Im Jahre 1562 iſt Götz von Berlichingen auf der Burg Hornberg geſtorben. In einem Burgraume zeigt man noch heute die Rüſtung des Ritters mit der eiſernen Hand. Übrigens — weiſt dieſe Rüſtung zwei ganz normale Eiſenhandſchuhe auf, wovon ſich ſofort jeder Beſucher überzeugt, wie mir die blonde, kleine Führerin lächelnd anvertraute.

Aus dem romantiſchen Hügellande, dem vielzerriſſenen, ſind wir nun allmählich zur offenen Ebene emporgeſchritten. Die Felſenſchroffen ſind ſanft geneigtem Weinbergslande gewichen. Wir ſind in eine behäbige Gegend



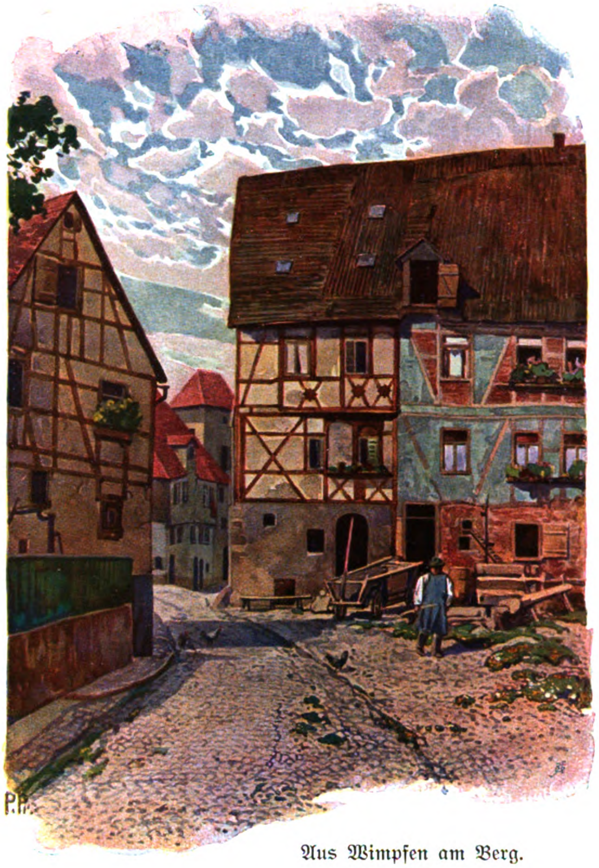
Weinsberg und die Weibertreu.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

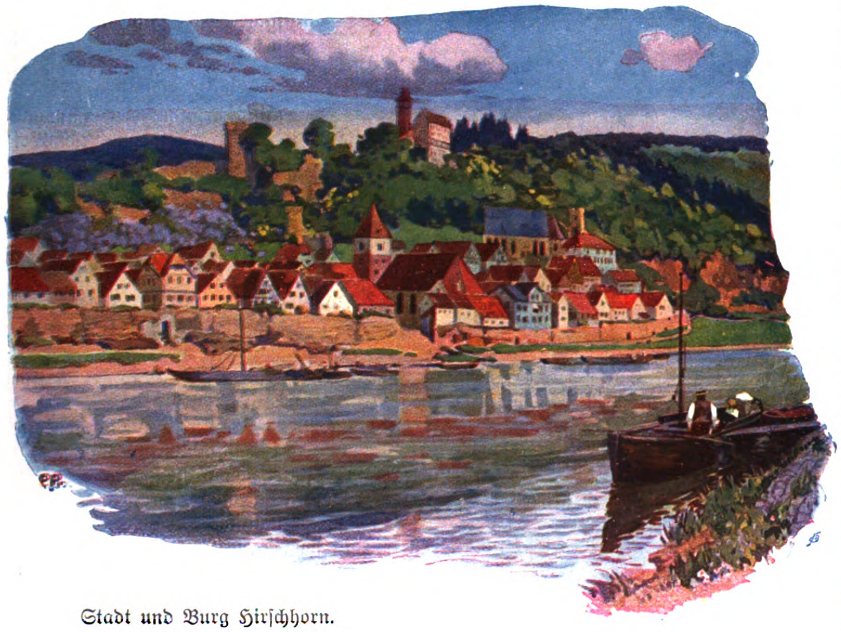
mit reichem Obſt- und Ackerbau, gutem Viehſtand, ſtattlichen Dörfern, nobeln Städten gelangt. Und da liegt die alte Reichsſtadt am Neckar: Wimpfen mit ſeinen köſtlichen Erinnerungen an alte Bürgerherrlichkeit. Dort drüben lugt Heilbronn, die Kätchenſtadt, aus dem grünen Wieſengürtel hervor, ein Stündlein davon das Städtchen Weinsberg mit der „Weibertreu“.

Tauſend Erinnerungen, tauſend Beziehungen melden ſich. Hier drängen ſich Geſchichte, Kunſt und Literatur. Ja — wovon noch plaudern, wovon noch ſchwärmen angeſichts der farbenprächtigen Bilder, wenn der Feder nur ſo ein arg beſcheiden Maß Ausbreitungsfläche zugebilligt werden kann?

Wimpfen und Jagſtfeld mit ihren ſpitzgiebeligen Häuſern ſind uns auch noch aus dem „Götz“ bekannt. Auf Weg und Steg können wir hier Goethes Handſchrift aufſchlagen oder, von dem alten Ritter ſelbſt geführt, durch die weiten Jagdgründe ziehen, wo Fuchs und Haſe, Wild und — Pfefferſäcke erjagt und erbeutet wurden.



Aus Wimpfen am Berg.

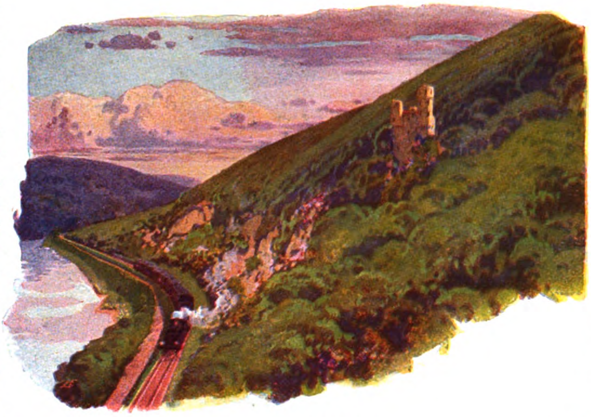


Stadt und Burg Hirſchhorn.

Es war am 28. November 1771, als Goethe dem Aktuar Salzmann in Straßburg ſchrieb: „Ich dramatiſiere die Geſchichte eines der edelſten Deutſchen, rette das Andenken eines braven Mannes.“ Er hatte da gerade die vierzig Jahre früher erſchienene Nürnberger Ausgabe geleſen: „Lebens-Beſchreibung Herrn Goezens von Berlichingen, zugenannt mit der Eiſern Hand“. Was Goethe, von dem eigenartigen Stil der Aufzeichnungen ſofort gefeſſelt, hier als den Keim eines Dramas erkannte, war der Untergang des Mittelalters: die Zeiten des Fauſtrechts, der „körperlichen Tugend“, verkörpert in Berlichingens Perſönlichkeit, weichen der ſchwächlichen Zeit der „Gelehrten in Schlafmützen“. Die großen Dramen Shakeſpeares ſtanden dem jungen Dichter vor den Augen, vor der Seele. Der engliſche Schauſpieler Garrick hatte kurz zuvor in Stratford eine Zweihundertjahrfeier für den Schwan von Avon veranſtaltet. Durch Goethes Bemühung iſt der Shakeſpearetag vom 14. Oktober 1771 in Frankfurt zuſtandegekommen. Herder, der erwartete, kam nicht. „Shakeſpeare hat Euch ganz verdorben!“ hatte er dem jungen Stürmer zugerufen. So verfaßte denn Goethe, ganz erfüllt von Begeiſterung für den unſterblichen Briten und zugleich im erſten Schaffensrauſch des Götz, die Rede zum Shakeſpeare-Tage im Hauſe ſeiner Eltern, worin er ſeine völlige Abkehr vom franzöſiſchen Drama ausſpricht: „Die erſte Seite, die ich in ihm las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem erſten Stücke fertig war, ſtund ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Geſicht in einem Augenblicke ſchenkt.“ In ſolcher Stimmung, voll Leidenſchaft, Schaffenseifer und Begeiſterung, ſchrieb Goethe die „Geſchichte Gottfriedens von Berlichingen, dramatiſiert“, nieder. In ſechs Wochen lag die erſte Niederſchrift vor. Herders Kritik war ziemlich vernichtend, aber doch gab er zu, es ſei ungemein viel deutſche Stärke, Tiefe und Wahrheit darin. Goethe wußte inzwiſchen ſchon ſelbſt, daß es nur eine Skizze war, mit dem Pinſel auf Leinwand geworfen. „Es muß eingeſchmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem, edlerem Stoffe verſetzt und umgegoſſen werden,“ antwortete er Herder, „dann ſoll's wieder vor Euch erſcheinen.“ Im Juni 1773 erſchien dann die zweite Faſſung — ohne Verfaſſernamen. Und nun nannte Herder den Götz ein echt deutſches Stück, groß und unregelmäßig wie das

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Deutſche Reich. Und noch nach Jahren ſchrieb er dem Dichter: „Gott ſegne Dich, daß Du den Götz gemacht haſt, tauſendfältig!“ Friedrich der Große, der das Drama aber wohl nur vom Hörenſagen kannte, war weniger enthuſiaſtiſch: „Vor wenigen Jahren iſt ein Götz von Berlichingen auf unſern Theatern erſchienen, eine abſcheuliche Nachahmung jener ſchlechten engliſchen Stücke. Und doch bewilligt unſer Publikum dieſem ekelhaften Gewäſche ſeinen lauten Beifall und verlangt mit Eifer ihre öftere Wiederholung.“ Und erſt der Proteſt der Splitterrichter, die den Dichter der Geſchichtsfälſchung bezichtigten! Goethe hatte ſogleich an die Herzen des Volkes angefragt, ohne erſt am Stapel der Kritik anzufahren. Die Poeſie der deutſchen Geſchichte wurde zum erſtenmal durch den Götz erſchloſſen. Wem verſchlägt's heute noch etwas, wenn der „getreuherzige“ Gottfried in Wahrheit ein ganz geriſſener Spitzbube geweſen ſein ſollte? Am hübſcheſten gab ſeiner Meinung Hebbel Ausdruck, indem er die Strophen ſchrieb:

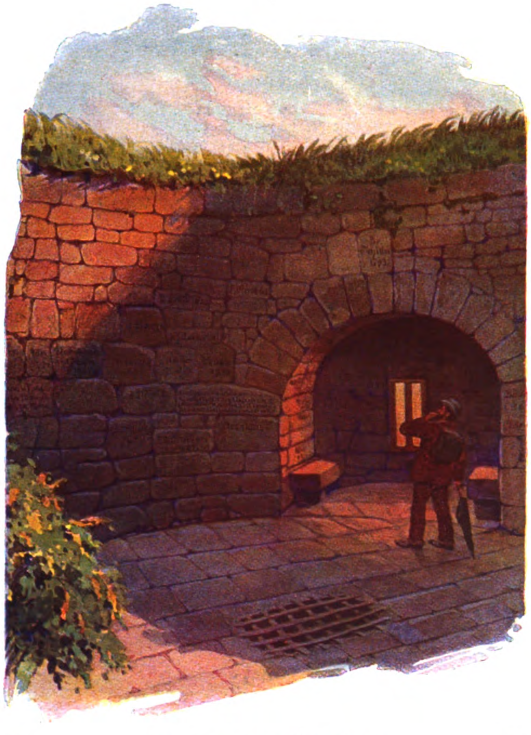


Burg Schadeck.

„Du haſt im Leben jede Zier,
Die Helden ehrt, errungen,
Doch iſt der Taten höchſte Dir
Im Tode erſt gelungen.

Du haſt den größten Dichtergeiſt
Des deutſchen Volks entzündet,
Und wo man Goethes Namen preiſt,
Wird Deiner auch verkündet.“

Noch immer iſt es guter Brauch der jüngeren Semeſter, gelegentlich 'mal, mit dem orangefarbenen Reclambändchen bewaffnet, zur Burg Hornberg zu wallfahren, den mächtigen Bergfried (er hat eine Höhe von 33 Metern) anzuſtaunen und den wunderlich gewundenen, ſchneckenartigen Zugang zwiſchen den beiden Mauerwänden, und ſich dann irgendwo an einem ſonnigen Plätzchen niederzulaſſen und das feuerköpfige Drama zu leſen. Ein unauslöſchlicher Eindruck. Und ſo wenig koſtſpielig. Wir taten's mehrmals gegen Monatsſchluß damals. Auf der Wanderung dann am Neckar entlang glaubten wir mit unfehlbarer Sicherheit feſtſtellen zu können: Hier muß dieſe, dort muß jene Szene ſpielen!



Im Turm von Weinsberg.

Noch reicher faſt an unſichtbaren Merktäflein des Gedächtniſſes iſt die berühmte „Weibertreu“. Als König Konrad III. die Burg und Stadt belagerte, da gewährte er den Weibern freien Abzug. Sie durften mitnehmen, was ihnen koſtbar war, ſoweit ſie's auf dem Buckel aus der Burg tragen konnten. Den Männern hatte er für ihren trotzköpfigen Widerſtand eine wenig glimpfliche Behandlung zugedacht. Doch als der Trompeter zum Abzug blies und das Burgtor ſich öffnete — ei guck, da kamen die Weiblein, die jungen wie die alten, mit ſeltſamen Laſten zu Tal: jede trug ihren Schatz, ob Eheliebſten oder Bräutigam, auf dem Rücken mit ſich aus dem Städtlein heraus. Da ſoll's bei König Konrad erſt einen großen Zorn, darauf ein großes Lachen über ſo viel Weibertreue und Weiberſchalk gegeben haben.

Natürlich iſt die Sage nicht wahr. Neuerdings zerſtört die Forſchung ja mit Vorliebe gerade die hübſcheſten Legenden.

Die grauſige Begebenheit aber von des armen Jäcklein Hinmordung im Bauernkriege, von dem Gemetzel im Jahre 1525, als Florian Geyer Weinsberg an der Spitze der aufſtändigen Bauern eroberte, als Graf Helfenſtein und deſſen Anhang in der Speergaſſe jammervoll endeten, als Mordbrennereien und Blutbäder Stadt und Burg heimſuchten, dieſen Ausſchnitt aus der Geſchichte hat die Forſchung bis jetzt nicht dementieren können.

Und gerade dieſes düſtere Kapitel möchte man der Chronik des ſo behaglich daliegenden Städtleins nicht glauben. Weinsberg iſt nämlich ein rechter Poetenwinkel. Juſtinus Kerner gibt dem hübſchen Ort für uns viel eher das Gepräge als Florian Geyer, der bäuerliche Ritter des „ſchwarzen Weibes“. Man muß oben im Schloßturm Kerners Aolsharfen lauſchen und in dem Zwinger in den Mauerniſchen die Inſchriften all der berühmten Beſucher leſen. Hier machte Kerner ſeine Beobachtungen an der Seherin von Prevorſt (Friederike Wanner). Im Hintergrunde des Hausgartens ragt der ſogenannte „Geiſterturm“ hervor, wo Lenau einen Teil des Fauſt ſchrieb. Schiller weilte hier im Jahre 1793, ein Menſchenalter ſpäter Uhland, Anaſtaſius Grün, Moſenthal, Brentano, Fouqué, Varnhagen und Rahel, Matthiſſon, Mörike, Fr. Liſzt, L. Tieck, Schleiermacher, W. Alexis, W. Hauff, Freiligrath, Rückert…

Es ſind nicht Namen nur, es ſind Erinnerungen an poeſiedurchleuchtete Stunden, an mondbeglänzte Zaubernächte…

Und in den würdig-feierlichen Chorus klingt aus weiter, weiter Ferne der friſchen Studentenkehlen fröhliches Scheffellied: „…und reit' ins Neckartal!“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Frauenerwerb.

Rhythmiſche Gymnaſtik.

In den letzten Jahren iſt das Intereſſe für Körperkultur, Atemtechnik und eleganten Sport mehr als ſonſt rege geworden. Man hält Geſchmeidigkeit des Ganges und der Bewegungen, Gewandtheit und Grazie des Körpers nicht mehr für Dinge, die einzelnen beneidenswerten Geſchöpfen als Göttergeſchenk in die Wiege gelegt worden ſind, ſondern für Vervollkommnungen, die bis zu einem gewiſſen Grade jeder ſich erwerben kann, der fleißig und ſyſtematiſch an ſich arbeitet.

Nichts lag näher, als die Entwicklung des rhythmiſchen Gefühls, aus dem ja ſchließlich alle Gewandtheit, Grazie und Schönheit entſpringt, mit der Kunſt zu vereinen, deren eigentlichſtes Weſen der Rhythmus iſt, mit der Muſik.

Bahnbrechend auf dieſem Gebiete wirkt Herr Profeſſor E. Jaques-Dalcroze in Genf, in deſſen Inſtitut jährlich eine große Anzahl Schüler und Schülerinnen ausgebildet werden, jedoch immer noch nicht genug, um der großen Nachfrage nach Lehrern und Lehrerinnen für rhythmiſche Gymnaſtik allerorten zu genügen. In Berlin, Frankfurt am Main, Hamburg, Stuttgart, Darmſtadt, München und anderen deutſchen Städten, in Paris, Amſterdam, Rotterdam, Utrecht, Baſel, Zürich, Lauſanne unterrichten bei Herrn Profeſſor Jaques-Dalcroze ausgebildete Herren und Damen. Herr Jaques-Dalcroze empfiehlt den Konſervatorien ausſchließlich ſolche Lehrkräfte, die mindeſtens ein Jahr lang bei ihm Unterricht gehabt haben. Die Durchſchnittsdauer des Studiums zur Erlangung des Diploms iſt jedoch zwei Jahre. Dies Diplom für rhythmiſche Gymnaſtik erteilt die Berechtigung, dieſen Lehrgegenſtand nach der Methode Jaques-Dalcroze an höheren Schulen und Konſervatorien zu unterrichten.

Das Schuljahr im Genfer Inſtitut dauert vom 1. Oktober bis zum 15. Juni. Das Schulgeld beträgt 375 Franken, dazu kommen noch ungefähr 50 Franken für Bücher. Die obligatoriſchen Fächer ſind: Rhythmiſche Gymnaſtik, Entwicklung des Gehörſinns, Improviſation am Klavier, Anatomie. Eine große natürliche Begabung für Muſik und Plaſtik (äſthetiſche Gymnaſtik) iſt alles, was an Vorbildung erforderlich iſt. Kenntnis der franzöſiſchen Sprache iſt im Intereſſe der Schüler erwünſcht; in Genf gibt es viel Gelegenheit, franzöſiſche Privatſtunden zu nehmen, und Herr Profeſſor Jaques-Dalcroze beherrſcht die deutſche Sprache vollkommen, wie er in den Vorträgen bewieſen hat, die er im Februar und März mit ſieben ſeiner Schülerinnen in Berlin vor einem großen und begeiſterten Publikum gehalten hat.

Der Aufenhalt in Genf iſt nicht teuer, für 110 bis 130 Franken monatlich bekommt man dort ſchon volle Penſion.

Das günſtigſte Alter zum Eintritt iſt ungefähr 16 bis 20 Jahre.

Weitere Auskunft über das Inſtitut erteilt Fräulein Nina Gorter, 15 Chemin des Grands-Philosophes, Genève.

E. Sauerland.

Städtiſche Schweſternſchaften.

Von P. Großmann.

Unliebſame Vorkommniſſe unter dem Pflegeperſonal großer, ſtädtiſcher Krankenhäuſer in Berlin und ſeiner nächſten Umgebung und Schwierigkeiten im Verhältnis des Pflegeperſonals zu der Verwaltung haben die Aufmerkſamkeit weiter Kreiſe erregt und die Tatſache feſtgeſtellt, daß innerhalb des Pflegeperſonals und in deſſen Behandlung durch die Vorgeſetzten manches nicht ſo iſt, wie es wünſchenswert wäre. Von berufener und unberufener Seite ſind Vorſchläge gemacht worden, von deren Verwirklichung man eine Beſſerung der Verhältniſſe innerhalb des Perſonals und ſeiner Beziehungen zu dem Arbeitgeber erhofft. Es wurde vorgeſchlagen, die Anſtellungsbedingungen in bezug auf den Bildungsgrad zu verſchärfen, d. h. nur gebildete Mädchen und Frauen in die ſtädtiſchen Dienſte zu nehmen. Die Arbeitszeit ſoll verkürzt und der Nachtwachdienſt beſſer geregelt werden, insbeſondere die Schweſtern von Hausarbeit während desſelben befreit ſein. Die Beköſtigung ſoll verbeſſert, das Gehalt erhöht und die Urlaubszeit verlängert werden. So empfehlenswert im Intereſſe der Krankenpflegeperſonen die Verwirklichung dieſer Vorſchläge wäre, ſo würde ihre Wirkung doch nur an der Oberfläche bleiben, und es würde ſich bald zeigen, daß die Schwierigkeiten im Grunde nicht überwunden ſind. Das Übel liegt tiefer, als daß es durch Maßnahmen äußerer Natur überwunden werden könnte.

Betrachten wir einmal zum Vergleich andere große, moderne, ſtädtiſche Krankenanſtalten, z. B. die in Elberfeld, Stettin, Magdeburg, Erfurt, Danzig. Die dortigen Schweſtern arbeiten ſicher nicht unter äußerlich günſtigeren Verhältniſſen, als ſie in Berlin gewährt werden. Im Gegenteil, zieht man den Vergleich rein zahlenmäßig und materiell, wohl unter etwas ungünſtigeren Gehaltsverhältniſſen. Aber eine langjährige Erfahrung zeigt volle Zufriedenheit auf ſeiten der Verwaltung und der Schweſtern und freundliche Beziehungen im gegenſeitigen Verhältnis. Wie iſt das zu erklären? Einfach dadurch, daß das Pflegeperſonal in den genannten Anſtalten nicht ein „ſtädtiſches“ iſt.

Was heißt „ſtädtiſche Schweſternſchaft“? Eine ſtädtiſche Schweſter iſt eine Krankenpflegeperſon, welche von einer Stadtgemeinde als Berufsarbeiterin angeſtellt iſt auf Grund eines Dienſtvertrages, der ihre Pflichten und Rechte regelt. Sie iſt Beamtin der Stadtgemeinde und genießt damit auch Beamtenrechte in bezug auf Gehalt und Penſionsberechtigung nach einer gewiſſen Probezeit. Sie hat ſelbſtverſtändlich das Recht, aus dem Dienſt der Kommune auf ihren Wunſch auszuſcheiden, geht aber damit aller erworbenen Rechte auf die Altersverſorgung uſw. verluſtig. Anderſeits hat die Stadt den Vorteil, den von ihr angeſtellten Pflegerinnen gegenüber unbedingt ſelbſtändig und nicht von einem dritten Faktor, z. B. einem Mutterhauſe, abhängig zu ſein. Dieſes Streben großer Stadtgemeinden, die Diſziplinargewalt über die Pflegerinnen, welche in ihren Dienſten ſtehen, innezuhaben, d. h. Herr im eigenen Hauſe zu ſein, und damit eine einheitliche Pflegeverſorgung gewährleiſten zu können, iſt vollſtändig berechtigt. Aber — und darin liegt der wunde Punkt bei allen ſtädtiſchen Schweſternſchaften, den ſie auch niemals umgehen oder überwinden können — den inneren Bedürfniſſen ihrer Schweſtern, ſelbſtändig beruflich tätiger Frauen, werden ſie nicht gerecht und können ſie nicht gerecht werden. Auf die beſonderen Bedürfniſſe der Frauenpſyche kann die ſtädtiſche Verwaltung nicht Rückſicht nehmen; ſie kann nur ſchematiſch und bureaukratiſch arbeiten. Es iſt aber doch ein Unterſchied, ob die ſtädtiſchen Beamten Männer oder Frauen ſind. Sollen Frauen, die in einem ſelbſtändigen Berufsleben ſtehen, wirkliche Befriedigung in der Arbeit finden — und dazu gehört auch, daß ſie mit innerer Ruhe und dem Gefühl der Sicherheit arbeiten —, dann brauchen ſie nicht nur Lebensinhalt und Unterhalt, ſondern auch Rückhalt, den eine glücklich verheiratete Frau in der Ehe findet. Dieſer Rückhalt fehlt ſtädtiſchen Schweſtern in der Arbeit. Ihre Intereſſen und die ihres Arbeitgebers laufen nicht immer parallel nebeneinander her, ſondern widerſprechen ſich hier und da, und wenn dieſer Fall eintritt, ſind die Schweſtern bei Vertretung ihrer Intereſſen allein auf ſich geſtellt und haben gegenüber etwaigen Übergriffen des Arbeitgebers keinen Rückhalt. Dies Bewußtſein, von einem einzigen Arbeitgeber allein abhängig zu ſein, gibt Frauen ein Gefühl der Unruhe und des Verlaſſenſeins, manchmal ganz unbewußt, das ſie auf die Dauer nicht zu innerer Befriedigung und zum Genuß der Arbeit kommen läßt. Kann eine ſtädtiſche Schweſter ſich mit ihrem Vorgeſetzten nicht ſtellen, dann bleibt ihr nichts übrig, als aus dem Dienſt auszuſcheiden, damit aller Anſprüche auf die Altersverſorgung uſw. verluſtig zu gehen, und vor dem Nichts zu ſtehen; oder aber ſie bleibt um der äußeren Vorteile willen, mit ſchwerem inneren Kampf, der zur unerträglichen Laſt werden kann. Und hier liegt die Schwierigkeit.

Wir ſehen alſo auf der einen Seite berechtigte Intereſſen der Stadtverwaltung und auf der anderen Seite die Intereſſen beruflich tätiger Frauen. Wird dieſer Gegenſatz einmal akut, dann trägt der den Sieg davon, der die Macht hat, und in der Regel wird das die ſtädtiſche Verwaltung ſein. In dieſem Gegenſatz liegt meines Erachtens der Grund dafür, daß große Städte mit eigenen Schweſternſchaften bisher trotz großer, materieller Opfer kein Glück gehabt haben und auch keins haben werden. (Schluß folgt.)

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Eine arme Rektorswaiſe bittet herzlich, ihr zu ſagen, ob eine Wohlfahrtseinrichtung beſteht, die ihr einen Vorſchuß zur Anſchaffung eines Klaviers geben würde. Sie ſpielt gut Klavier und könnte durch Stundengeben etwas verdienen, da ihre Mutter nur eine Witwenpenſion von jährlich 250 ℳ hat.

Frl. R. in E. Das Studentinnenheim iſt Berlin NW., Siegmundshof 6. Die Räume ſind hell und freundlich, die Lage iſt gut.

Frau R. G. in P. Im Kindergärtnerinnenſeminar Betheſda, Grünberg, Schl., können die jungen Mädchen die Prüfung als Kindergärtnerinnen ablegen.

Fr. P. S. in M. bittet um die Adreſſe einer Dame, die im Dresdener ſtädtiſchen Säuglingsheim ausgebildet iſt oder etwa eine Tochter in dem Heim gehabt hat. (Die Redaktion befördert Briefe.)

Fr. Dir. Te... in B. Der Berliner Krippenverein, Kyffhäuſerſtraße 22, eröffnet jetzt wieder einen neuen Kurſus für Kinderpflegerinnen, der drei Monate dauert. Die Nachfrage nach dieſen Kinderpflegerinnen iſt ſehr groß, und wir können jedem ſtrebſamen Mädchen zum Beſuch der Kurſe raten. Die Ausbildung für junge Mädchen mit höherer Mädchenſchulbildung dauert ſechs Monate und endet mit einer Prüfung.

Herrn N. in N.-B. Die Kaiſerswerther Gartenbauſchule unter Leitung von Fräulein Bopinga, geprüfter Lehrerin und Schulvorſteherin, die ſich in England und in Deutſchland als Gärtnerin ausgebildet hat, können wir für Ihre Tochter empfehlen. Die Anſtalt bildet für Berufs- und Eigenwirtſchaft aus.

Sprechſtunde der Leiterin des Frauenerwerb: werktäglich von 12 bis 2 Uhr.

Frauen-Daheim.

Der um das einzelne Mohnkorn weiſs im Sacke voll Mohn,
Der weiſs deine Taten, der miſst dir Gnade und Lohn!

Kinderſport.

Am 29. März 1910 tagte in Berlin der Orthopäden-Kongreß, der über die Frage „Schule und Rückgratsverkrümmung“ diskutierte. Es wurde feſtgeſtellt, daß 25 bis 50 Prozent der Schulkinder eine unſchön entwickelte, fehlerhafte Wirbelſäule beſitzen, bei 8 Prozent dieſe Fehler zu ausgeſprochener Verkrümmung fortſchreiten.

Welche Folgen dieſe Verkrümmungen haben können, ſehen wir täglich an den vielen unglücklichen Menſchen, die mit einem Buckel behaftet ſind, ſchiefe Hüften haben oder ſonſtige auffallende Abweichungen eines regelmäßigen Wuchſes aufweiſen.

Als Urſachen werden engliſche Krankheit und „andere zur Entartung der Raſſe führende Faktoren, wie Alkoholismus und Tuberkuloſe“, angegeben, letztere eine verheerende Feindin der Menſchheit auch ohne die Verkrümmungsfolgen.

Alle Krankheiten ſetzen eine Dispoſition des Körpers zur Aufnahme der Krankheitsſtoffe voraus.

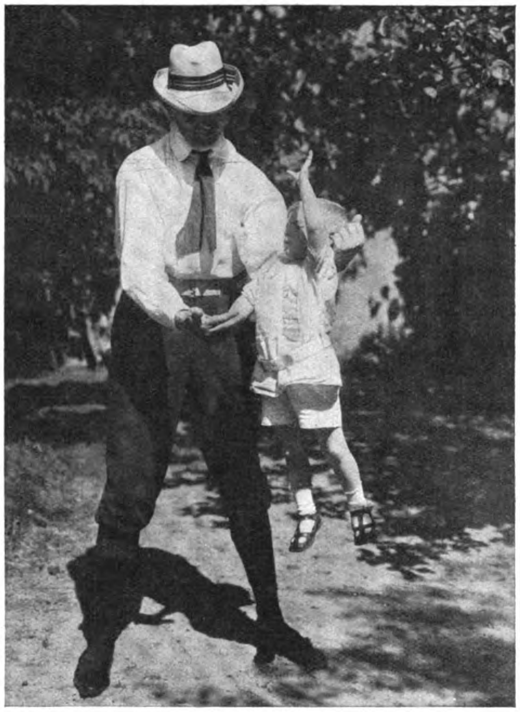
Alſo leuchtet es wohl ohne weiteres ein, daß ein kräftiger, gut entwickelter Körper mit geſunden Organen die geſundheitsſchädlichen Eindringlinge leichter ausſcheidet, als ein ſchwächlicher, deſſen Organe zu zart ſind, um ſich gegen die Schädlinge zu wehren. Daß wir alle der Gefahr ausgeſetzt ſind, bei jedem Atemzuge Tuberkelbazillen oder andere infizierende Mikroben in uns aufzunehmen, daß jeder Biſſen, den wir zu uns nehmen, eine Unzahl ſchädlicher Bazillen enthalten kann, das weiß heutzutage wohl faſt jeder Menſch. Doch daß man vermag, ſich und ſeine Mitmenſchen gegen dieſe Feinde zu ſchützen, ſcheint weniger bekannt zu ſein.

Die Hauptbedingung, die zur Verhütung von Krankheiten im allgemeinen und der Tuberkuloſe im beſonderen gefordert werden muß, heißt: „Sorge für einen kräftigen, widerſtandsfähigen Körper bei dir und deinen Schutzbefohlenen.“

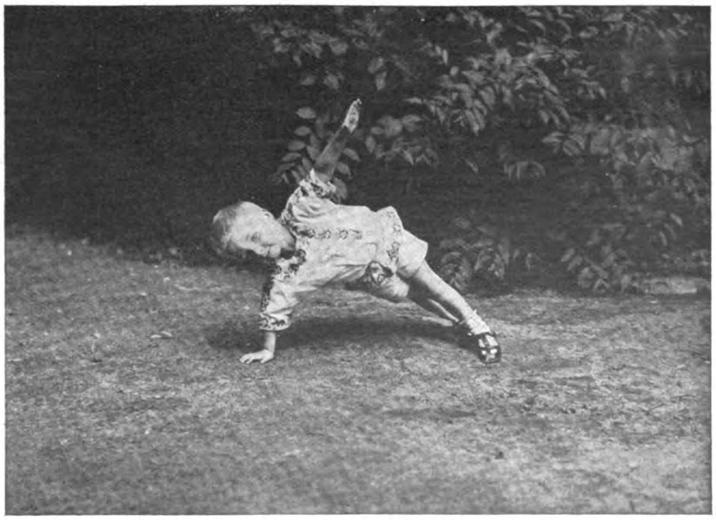
Dieſes Gebot tritt doppelt wichtig für Eltern an und für ſich ſchwächlicher Kinder in Kraft; ſie können in den meiſten Fällen, wo nicht ausgeſprochene Geburtsfehler vorhanden ſind, ſpätere Folgen der früheren Schwächlichkeit vermeiden, indem ſie den Körper der Kleinen durch leichte, ſpielende Bewegungen und Übungen ſchon in früheſter Jugend ſtählen, ohne Gefahr zu laufen, Unheil damit anzurichten. Es gehört nichts dazu, als einige Aufmerkſamkeit. Geräte und dergleichen werden nicht gebraucht. Nach einiger Zeit iſt man überraſcht, was aus dem ſchwächlichen Körperchen, dem ſchlaffen Muskelfleiſch und dem blaſſen Geſichtchen geworden iſt. — Bei dem dafür von mir erprobten Syſtem würde ich den Ausdruck „Turnen“ gerne vermeiden, es iſt eher ein Spielen unter Berückſichtigung der Bewegung aller Muskelgruppen bei Vermeidung einſeitiger körperlicher Kräftigung. Die hier beigegebenen Bilder ſollen zeigen, daß ſchon in recht frühem Alter beim Kinde das Verſtändnis für derartiges turneriſches Spielen vorhanden iſt, daß dann Turnen zum Bedürfnis und endlich durch die Kräftigung des Körpers und der inneren Organe ein ſtarker Schutz gegen Krankheit wird.

Beſonders wäre zu erwarten, daß durch ein allgemeines Intereſſe an der frühzeitigen Kräftigung des kindlichen Körpers die Zahl der Rückgratsverkrümmungen erheblich vermindert und die Tuberkuloſe bei einem großen Teile der Kinder und Erwachſenen, die ihr ſpäter anheimfallen, vermieden würde. Dadurch würde manche erbliche Veranlagung fortfallen und der Geſundheitszuſtand ein beſſerer werden; wahrſcheinlich würde ſogar die kommende Generation ſchon beſſer entwickelt und geſünder ſein.

Wer ſich über das Syſtem dieſes Kinderſportes genauer unterrichten will, dem ſei die treffliche, reich illuſtrierte Broſchüre „Kinderſport“, Körperübungen für das frühe Kindesalter, von Detleff Neumann-Neurode, Oberleutnant an der Unteroffizierſchule in Potsdam, Hermann Walther’s Verlag, Berlin W. 30, warm empfohlen. Unſere Illuſtrationen ſind dieſem Buche entnommen.



Genickſtütz.
Die Übung kräftigt die Genick- und Rückenmuskulatur, indem durch feſtes Auflegen des Genickes auf die Hand des Lehrers das ganze Körpergewicht hauptſächlich durch Nacken- und Rückenmuskeln getragen wird.



Liegeſtütz auf einem Arm.
Dieſe Übung dient zur Kräftigung der Armſtrecker des Stützarmes, gleichzeitig wird die ganze Rumpfmuskulatur, beſonders die ſeitliche, gekräftigt.

Großmutter iſt blind.

Großmutter, die ſeit mehreren Jahren erblindet iſt, ſoll zum erſtenmal ſeit ihrem Unglück ins kinderreiche Haus ihres Sohnes zu Beſuch kommen. Ein kleines Mädchen hat ſich ſehr davor geängſtigt. Das zehnjährige, drittälteſte Töchterchen des Hauſes iſt dies, eine tiefe, feine, zärtliche Natur, eine kleine, weiche Mitleidsſeele. — Keins der fünf Kinder hat ſich ſo wie ſie aufgeregt und bekümmert, als es damals nach Großmutters ſchwerer Augenkrankheit hieß, es ſei keine Rettung möglich, Großmutter müſſe erblinden. Mit vielen ängſtlichen Fragen hat ſie Mutter beſtürmt; mit geſchloſſenen und verbundenen Augen hat ſie es erprobt, wie Blindwerden ſei, jede einzelne Herrlichkeit des Sommers hat ſie damals wie unter einem Schleier geſehn. Nach und nach hat ſie ſich beruhigt, wie ſich ja auch ihre Mutter beruhigt hat. Und von Großmutter ſelbſt hieß es nach jedem Beſuch, den die Eltern bei ihr machten, immer wieder: ſie ſei ergeben und gefaßt. — Nun dem Kinde aber das Unglück, das ſie damals ſo ergriffen hat, perſönlich nahe treten ſoll, kommt eine ſcheue Furcht über ſie. Die einſt ſo lebensfrohe, heitere, lachende Großmutter mit den erloſchenen Augen, — nein, das kann, das mag ſie nicht ſehn. Sie ängſtigt ſich vor Großmutters Kommen.

Als der Wagen, in dem die Eltern den Beſuch vom Bahnhof abgeholt haben, ankommt und alle Kinder den Kommenden entgegenſpringen, bleibt ſie allein am Fenſter ſtehn. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſieht ſie zu, wie Großmutter mit Vaters Hilfe den Wagen verläßt. Ein paar taſtende, hilfloſe Bewegungen der Großmutter gehn ihr ſehr nahe, ſie ſtürzt vom Fenſter weg, eilt auf den Balkon und verſteckt ſich dort hinter dem großen Oleanderkübel. Erſt als ſie die Eltern laut und unwillig nach ihr rufen hört, wagt ſie ſich hervor.

Nun geht ſie auf Großmutter zu, gibt ihr die Hand, läßt ſich von ihr umarmen, beantwortet, was ſie gefragt wird, alles geht ganz gut. —

Großmutter trägt ein blaues Augenglas, man merkt von ihrem Blindſein nichts. Ihre Begleiterin bedient ſie bei Tiſch. Ihre Bewegungen ſind ganz ſicher; ſie iſt geſprächig und heiter. Nach Tiſch geben ihr alle Kinder die Hand, zuletzt Käte. Mit einer liebkoſenden Bewegung zieht ſie Käte auf den Schoß, ſie ſtreichelt über ihr Köpfchen, ſie flüſtert ihr etwas ins Ohr. Käte wird dunkelrot. Sie iſt den ganzen Nachmittag nicht mehr von Großmutter zu trennen. Immer heiterer und ruhiger wird ſie, immer vertrauter und gemütlicher fühlt ſie ſich in Großmutters Nähe.

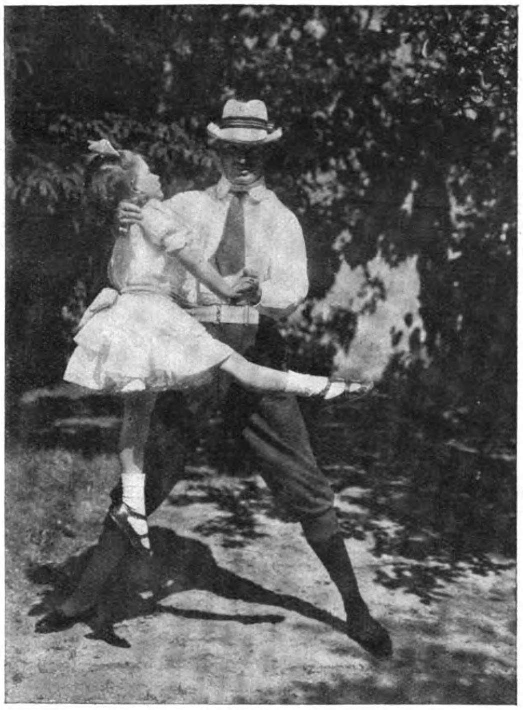
Als ſie am Abend im Bett liegt, ſagt ſie mit einem tiefen Aufatmen der Mutter gute Nacht. Mit einem unterdrückten Jauchzen in der Stimme flüſtert ſie: „Wie bin ich froh! Großmutter iſt ja gar nicht ganz blind! Großmutter ſieht ja!“ —

Und nun erzählt ſie. Großmutter habe doch geſehn, daß ſie geweint hatte, Großmutter ſcheine doch geſehn zu haben, daß ſie ſo blaß war. Sie habe ihr zugeſprochen, ſie ſolle doch fröhlich ſein. Daß Hans beim Abendbrot trotzte, hatte Großmutter offenbar auch geſehn; auch daß ihre Geſellſchafterin Kopfſchmerz habe — Sie ſieht ja alſo doch! Sie ſieht ja doch!

* * *

Was an dieſen Worten wahr war — die blinde Frau ſah ſcharf und fein mit den Augen ihrer aufmerkſamen und lauſchenden Seele — iſt der ganzen Familie immer mehr zum Bewußtſein gekommen und zum Troſt geworden, es hat der Erblindeten über ihren körperlichen Mangel herrlich hinweggeholfen. — Großmutter iſt ja gar nicht blind! Wie oft haben Käte und ihre Geſchwiſter das ſpäter noch empfunden und gedacht.

Möchte jeder Erblindete doch ſo ſehen lernen! — Auch hören, auch gehen und ſchaffen, trotz mangelnden Gehörs, trotz gelähmter Glieder, kann man mit den Kräften der Seele!



Genickſtütz mit Beinheben.
Durch Bewegungen der Beine im Genickſtütz ſteigert man die Anforderungen an Genick- und Rückenmuskeln und macht die Übung dadurch noch wirkſamer.

Moderne Verzierung von Sonnenſchirmen.

Die neueſten Sonnenſchirme haben faſt alle krückenloſe Stöcke, die ſich entweder nach oben kegelförmig verdicken oder in einer Kugel enden. Damit dieſe glatten Stöcke nun nicht zu kahl wirken, werden ſie mit zierlichen Roſetten aus Seide, Chiffon, Tüll oder Sammet verziert, und zwar gilt es als beſonders chic, dieſe Roſetten der Farbe der Toilette anzupaſſen. Es iſt deshalb nötig mehrere Garnituren dieſer Art zu haben, und es empfiehlt ſich die Selbſtanfertigung dieſer graziöſen Roſetten. Die Herſtellung iſt ſehr einfach. Je nachdem man die Roſetten mehr oder minder dicht haben will, ſchneidet man einen 4 bis 8 cm breiten und 20 bis 30 cm langen Streifen aus Seide oder duftigem Stoffe zu. Für Sammet braucht man nur einen kürzeren Streifen. Man legt ihn nun der Länge nach doppelt zuſammen und reiht die Ränder mit kleinen Stichen ein, um den Streifen dann ganz eng zuſammenzuziehen und zu einer hübſchen Roſette zurechtzuzupfen. Zu jeder Schirmgarnitur gehören drei Roſetten, die durch ein ſchmales Seidenbändchen oder Schnürchen miteinander verbunden werden. Man fertigt ſie gern in drei Größen an. Sie werden längs des Stockes in Abſtänden von 5 bis 6 cm befeſtigt, die größte Roſette nach oben, die kleinſte nach unten. Die Befeſtigung geſchieht mittels eines ſtraffen Gummibandes, das mit einem Druckknopf verſehen wird. Jede Roſette muß ein Gummiband für ſich haben. Auf dieſe Weiſe laſſen ſich die Roſetten leicht auswechſeln. Aus roſa oder blaßgelber Seide gefertigt wirken ſie wie Roſen und ſehen ſehr hübſch aus. Man kann auch die Streifen nur halb ſo breit zuſchneiden und die Ränder ausfranſen. Sie müſſen dann doppelt genommen werden und wirken wie Nelken. M. Kn.

Für die Küche.

Sauce à la Tartare. (Antwort an M. R.) Vier hartgekochte Eidotter werden durch ein Sieb gerührt, mit zwei rohen Eidottern, zwei gehäuften Eßlöffeln gutem Senf, etwas kleingeſchnittenem Esdragon und Kerbel, ſowie zwei ganz feingeſchnittenen Schalotten tüchtig verrührt. Dann erſt miſcht man ganz allmählich fünf bis ſechs Löffel Provenceröl und vier Eßlöffel guten Eſſig — wenn möglich Esdragoneſſig — dazu. Die Sauce wird zuletzt durch ein Haarſieb geſtrichen. Sie ſchmeckt vorzüglich zu kaltem Wildbraten.

Fragen.

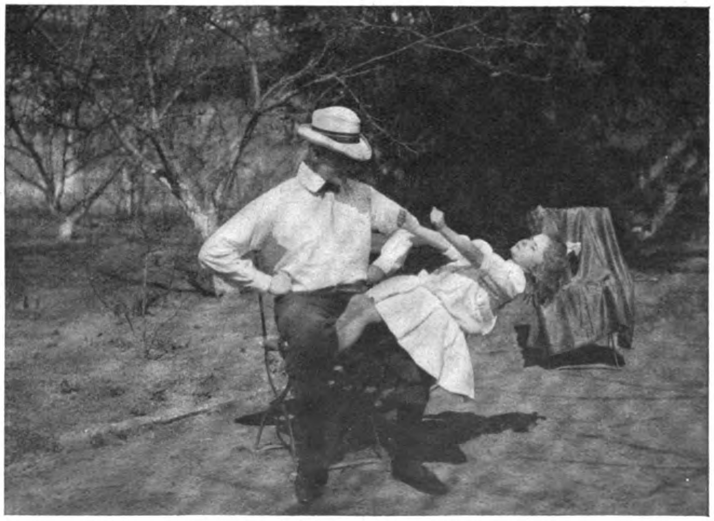
Könnte mir eine der geehrten Leſerinnen mitteilen, wo man den guten Marſchall-Klöppelzwirn beziehen kann?

Wie kann man gebrauchte Briefmarken verwenden?

Ich habe einige Hunderttauſende geſammelt. Im voraus beſten Dank!

M. O., Greifswald.

Hat eine der verehrten Daheim-Leſerinnen ſchon einen Verſuch mit den ſehr viel empfohlenen Aufbürſtfarben für Polſtermöbel gemacht? Wir haben Möbel in altblau Plüſch, die wenig benutzt ſind, nur durch die Sonne gelitten haben, ſie zeigen einen leichten grauen Schimmer. Wie kann man die friſche Farbe wiederherſtellen? H S.



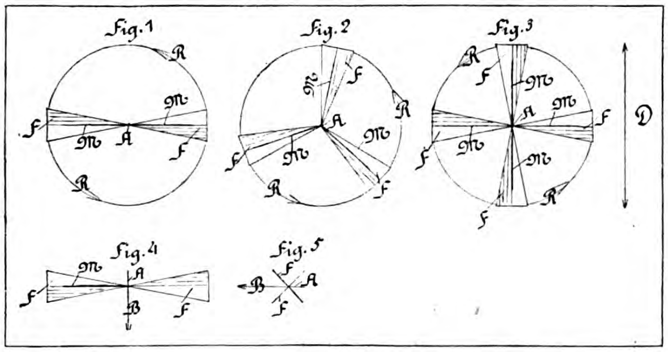
Rumpfſenken und -heben aus dem Sitz.
Hierbei hilft der Lehrer dem Kinde zuerſt durch leichtes Stützen unter dem Rücken oder durch Erfaſſen der Hände. Die Übung kräftigt die Rücken-, Bauch- und Streckmuskeln der Beine. Das Kind wird die Übung bald ohne Hilfe ausführen können.

Kinder=Daheim.

Luftſchrauben und Luftſchraubenwagen.

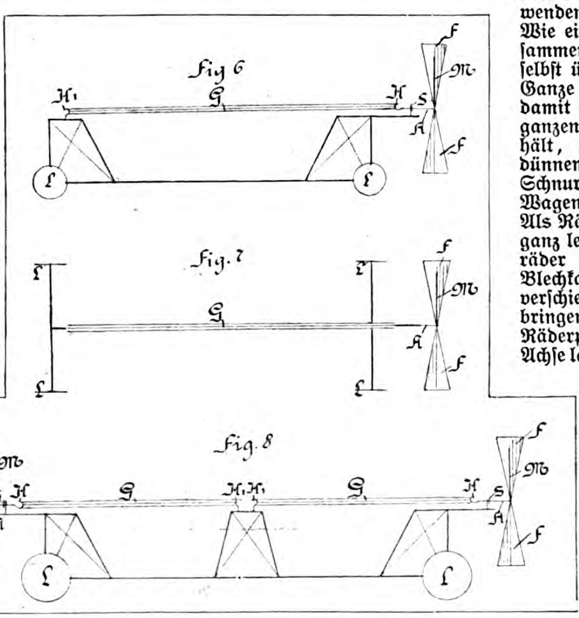
Knabenbeſchäftigung.

Wer von Zeppelins Luftſchiffen hört oder lieſt oder vielleicht das Glück hat, einen von dieſen Luftrieſen einmal zu ſehen, dem wird es gar wunderbar vorkommen, daß die kleinen Schrauben, die am Ballon rechts und links von den Gondeln ſo ſeltſam ſurren, imſtande ſind, das Rieſenſchiff durch das Reich der Wolken und Winde zu treiben. Oder mancher wird geſtaunt haben über die merkwürdigen unſtarren Schrauben, die Parſeval an ſeinen Luftſchiffen verwendet, und die im Ruhezuſtande ſo ſchlaff die Stofflappen, die Flügel, hängen laſſen und ſie erſt, wenn ſie in Drehung verſetzt werden, ſo ſchön und kräftig ausſpannen. Und wer die Schraube einer Flugmaſchine ſieht, wie ſie ſich im Kreis dreht mit raſender Geſchwindigkeit, die Luft faßt mit gewaltiger Kraft und in furchtbarem Wirbel zurückwirft, dem wird es ganz ungemütlich werden, und die Schraube wird ihm vorkommen wie etwas Ungeheures. Wer verſpürt da nicht Luſt, dieſe Wunderdinge einmal möglichſt gründlich kennen zu lernen! Ganz beſonders wahrſcheinlich der „Konſtrukteur“ von Drachenflugzeugmodellen, dem die Schraube ſtets viel Kopfzerbrechen bereiten wird.



Am beſten kann man ſich nun mit dem Weſen der Schrauben dadurch vertraut machen, daß man ſelbſt Schrauben anfertigt und ausprobiert.

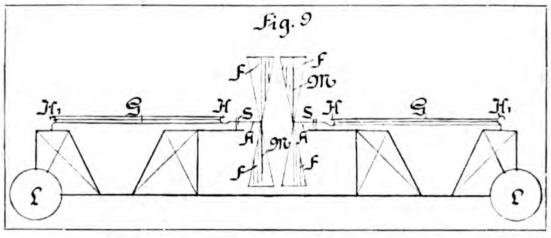
An Schrauben kann eine unendliche Menge erfunden werden. Zunächſt, was Schraubenarten anbetrifft. Da kommt es darauf an, der Schraube einen Durchmeſſer zu geben, der im richtigen Verhältnis ſteht zur Stärke des „Motors“. Da ſpielt die „Tourenzahl“ („Umlaufzahl“), d. h. die Anzahl der Umdrehungen, die die Schraube in einer Minute macht, eine bedeutende Rolle. Da muß man wählen zwiſchen zwei-, drei- und vierflügeligen Schrauben. Da kann man vielleicht die Schraubenflügel, bzw. die Schraubenarme, mit den Schraubenflügeln ſo ſtellen, daß ſie nicht ſenkrecht zur Achſe ſtehen, ſondern nach rückwärts ein wenig gegen dieſe geneigt ſind. Da iſt die Größe und Form der Schraubenflügel von ausſchlaggebender Wichtigkeit. Wie groß ſoll der Abſtand des Flügels von der Achſe ſein? Oder ſoll vielleicht gar der Flügel direkt an der Achſe beginnen? In welchem Verhältnis ſoll die Breite eines Flügels zu ſeiner Länge ſtehn? Wo ſoll der Flügel ſeine größte Breite haben? In welcher Weiſe ſoll von dieſer Stelle die Flügelbreite abnehmen? Auf welcher Seite des Schraubenarms oder, wenn ein ſolcher nicht vorhanden iſt, der Linie, die man ſich ſtatt des Schraubenarms denken kann, ſoll der Flügel breiter ſein, nach vorn zu oder nach hinten zu? Weiter muß man ausprobieren, wie ſchräg man die Flügel am beſten ſtellt. Stellt man ſie vielleicht ſo, daß ſie in verſchiedenen Abſtänden von der Achſe unter verſchiedenen Winkeln ſtehn? Wo ſoll der Winkel am größten ſein, und in welcher Weiſe ſoll er abnehmen? Vielleicht iſt es gut, die Flügel etwas zu krümmen, ebenſo, wie man die Tragflächen der Gleitflugzeuge krümmt. In welchem Abſtand von der Achſe ſoll die Krümmung am ſtärkſten ſein? In welcher Weiſe ſoll ſie abnehmen? Soll ſie nach vorn zu ſtärker ſein oder nach hinten zu? All dieſe Fragen, die man durch unermüdliches Probieren zu beantworten ſuchen wird, ſind deshalb beſonders verwickelt, weil ſie nicht etwa einzeln, ſondern zuſammen an den „Konſtrukteur“ herantreten. Man wird dies verſtehn, wenn man die angedeuteten Fragen durchdenkt oder noch beſſer, wenn man erſt ſelbſt Schrauben verſucht. Um dies mühevolle, doch ſtets unterhaltende Probieren ohne zuviel Zeit und Geld vornehmen zu können, iſt es ratſam, die Schrauben möglichſt ſo herzuſtellen, daß man ſie leicht und raſch in jeder beliebigen Weiſe ändern kann, z. B. ihnen andere Flügel geben kann und dieſen Flügeln die verſchiedenſten Stellungen und Krümmungen. Hier muß jeder ſelbſt „erfinden“. Doch nun wollen wir einmal ſehen, wie man eine ſolche Schraube etwa anfertigt. Man kann dies auf die verſchiedenſte Weiſe. Z. B. kann man ſie (wie in Nr. 1 des Daheim 1909) aus gebogenem, dünnem Holz oder Draht und darüber geklebtem Papier oder Stoff herſtellen, oder man kann ſenkrecht auf der Achſe angebrachte Arme der Schraube etwa aus Holz, Blechrohr oder auch, wenn man dazu in der Lage iſt, Aluminiumrohr für ſich anfertigen und die Schraubenflügel aus Holz, Pappe, Blech oder irgend etwas anderem auf irgendeine Weiſe auf den Schraubenarmen befeſtigen, oder man kann, wenn man die nötige Fertigkeit beſitzt, die Schraube aus einem einzigen Stück Holz herausſchnitzen oder auch aus einem einzigen Stück Blech entſprechend herausſchneiden und biegen. Wer eine Löteinrichtung zur Verfügung hat oder in der Lage iſt, für ſich beim Klempner löten zu laſſen, erhält eine außerordentlich ſolide Schraube, wenn er für die Arme eine dünne Blechröhre nimmt, die auf beiden Seiten von der Achſe dort, wo die Flügel befeſtigt werden ſollen, ſchräg platt gedrückt wird und zwar derart, daß ſchließlich die auf der platt gedrückten Röhre aufgelöteten Blechflügel gegeneinander geneigt ſind, wenn man die Schraube in der Richtung der Blechröhre betrachtet.

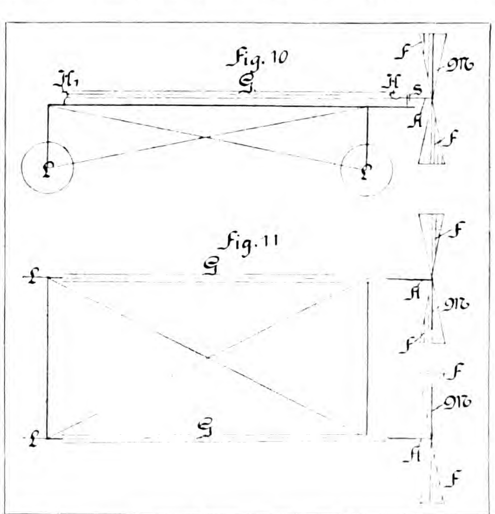


Damit wäre genug über Konſtruktion und Anfertigung von Luftſchrauben geſagt, und wir wollen jetzt ſehen, wie man die Schrauben ausprobiert. Dies geſchieht am beſten an einem kleinen Wagen, wie er im folgenden beſchrieben werden ſoll. Zunächſt ſei bemerkt, daß es empfehlenswert iſt, den Wagen recht ſtark und dauerhaft zu machen, damit er alle Stürme der Verſuche gut überſteht. Natürlich muß er dabei immer noch ſo leicht wie möglich ſein. Für das Geſtell des Wagens kann man dünne Holzleiſten oder recht dünnes Bambusrohr anwenden oder auch Aluminiumrohr. Wie ein ſolches Wagengeſtell zuſammenzufügen iſt, muß ſich jeder ſelbſt überlegen. Damit ſich das Ganze nicht verſchieben kann, und damit überhaupt das Geſtell im ganzen noch mehr Feſtigkeit erhält, „verſpannt“ man es mit dünnem Drahte oder dünner Schnur. Der Schwerpunkt des Wagens muß möglichſt tief liegen. Als Räder nimmt man am beſten ganz leichte, leicht rollende Blechräder (etwa wie die der kleinen Blechkanonen), die man auf die verſchiedenſte Art am Geſtell anbringen kann. Man kann ein Räderpaar auf einer gemeinſamen Achſe laufen laſſen oder jedes Rad auf einer beſonderen Achſe zwiſchen zwei Blechſtreifen (oder etwas Ähnlichem), die über dem Umfang des Rades miteinander verbunden ſind. Man nehme die Räder nicht zu klein. Ferner bringe man zwei nebeneinander laufende Räder in einem nicht zu kleinen Abſtande voneinander an, da ſonſt der kleine Wagen leicht nach der Seite umkippt. Am beſten ſieht man vier Räder vor. Dieſer Wagen wird mit einem Motor verſehen, der die Schraube zu treiben hat, die dann dadurch, daß ſie ſich in der Luft fortſchraubt, das kleine Fahrzeug mit ſich zieht oder vor ſich hin treibt. Je größer die Geſchwindigkeit des Wagens, umſo beſſer die Schraube. Als Motor benutzt man Gummiſchnur. Dieſe wird „aufgezogen“ und äußert dann beim Ablaufen Kraft. Damit die Gummiſchnur dem ſtarken Bau des Fahrzeugs entſpricht, nehme man ſie nicht zu ſchwach. Zu empfehlen iſt ſolche von 4 mm Dicke bei quadratiſchem Querſchnitt. Das Meter dieſer Gummiſchnur koſtet im Gummiladen 75 Pf. Dafür iſt ſie aber auch, wenn man ſie ordentlich behandelt, unverwüſtlich. Sollte ſie einmal infolge längerer Benutzung Riſſe aufweiſen, ſo kaufe man ſich eine Tube Gummilöſung (wie ſie auch zum Flicken der Gummireifen an Fahrrädern benutzt wird), tue etwas davon auf die riſſigen Stellen und laſſe es trocknen. Nach einer ſolchen Reparatur hält die Gummiſchnur wieder für lange Zeit. Nimmt man die Gummiſchnur einfach, ſo iſt ſie ſchlecht zu befeſtigen und äußert auch ziemlich wenig Kraft. Daher iſt ſie beſſer zwei-, drei-, vier-, fünffach anzuwenden. Immer nehme man ſie in einem Stück. Man bindet die Gummiſchnur dann entſprechend zuſammen und zwar ſo, daß man entweder die beiden Enden zuſammenbindet oder jedes dieſer beiden Enden mit einer beſtimmten Stelle der Gummiſchnur. Zum Zuſammenbinden nehme man ganz ſchmales Band, das, auch wenn es ſehr feſt gebunden iſt, nicht in die Gummiſchnur einſchneidet. Wievielfach man die Gummiſchnur nimmt, hängt von der Größe und „Tourenzahl“ der Schraube ab, außerdem aber auch von der Länge der benutzten Gummiſchnur. Zum Beiſpiel iſt es erſt bei ungefähr 2 m Gummiſchnur zuläſſig, dieſelbe auch vier- oder fünffach zu gebrauchen. Um ein ruhigeres Ablaufen des Gummimotors und der Schraube zu erreichen, nimmt man die Gummiſchnur ein wenig zu kurz, ſo daß ſie etwas geſpannt wird. Man befeſtigt ſie auf der einen Seite in einem bei Verwendung von Holz für das Wagengeſtell ins Holz geſchraubten Haken, auf der andern Seite im Haken der Schraube.

Die Schraube hat nämlich als Achſe, die feſt mit ihr verbunden iſt, ſich alſo mit dreht, einen kräftigen Draht, deſſen eines Ende, wie erwähnt, zur Befeſtigung der Gummiſchnur hakenförmig gebogen iſt. Dieſe Schraubenachſe iſt in einem „Lager“, welches bei Verwendung von Holz für das Wagengeſtell in einer in das Holz hineingeſchraubten Öſe beſteht, „gelagert“. Damit die Achſe der Schraube nicht zu weit von der Gummiſchnur durch die Öſe hindurchgezogen wird, wird direkt vor der Öſe eine kleine kreisrunde Blechſcheibe auf der Achſe in der Weiſe aufgelötet, daß die Achſe, der Draht, durch den Mittelpunkt der Blechſcheibe geht. Dafür, daß die Schraubenachſe ſich in ihrem Lager recht leicht dreht, ſorgt ein Tropfen Maſchinenöl. Die Schraube kann auf verſchiedene Weiſe auf der Achſe befeſtigt werden. Wird für die Schraubenarme eine Blechröhre benutzt, ſo kann das Ende des Drahtes, der Achſe, in die Blechröhre eingelötet oder durchgelötet werden. Ebenſo läßt es ſich machen, wenn die Schraube aus einem einzigen Stück Blech beſteht. Für Schrauben, die aus anderem Material gefertigt ſind, muß man ſich eben eine entſprechende Art der Befeſtigung auf der Achſe erdenken. Man zieht die Gummiſchnur auf, indem man die Schraube in derjenigen Richtung dreht, die der Richtung, in der ſie „umlaufen“, d. h. ſich drehen ſoll, entgegengeſetzt iſt. Am Wagen kann man die Schrauben in verſchiedener Weiſe anordnen. Zunächſt kann man das Fahrzeug mit nur einer Schraube verſehen, die entweder vorn angebracht das Fahrzeug zieht oder hinten arbeitend den Wagen treibt. Man kann auch vorn und hinten je eine Schraube anbringen, die natürlich in derſelben Richtung „umlaufen“ müſſen. Bei dieſen Anordnungen wird indes die von der Gummiſchnur getriebene Schraube ſtets das Beſtreben zeigen, den ganzen Wagen nach der Seite umzuwerfen. Sie wird dies tatſächlich tun, wenn die Gummiſchnur über eine beſtimmte Grenze hinaus aufgezogen iſt. Daher iſt es empfehlenswert, „gegenläufige“ Schrauben anzuwenden, d. h. Schrauben, die ſich nebeneinander oder unmittelbar hintereinander in entgegengeſetztem Sinne drehen. Dabei verſucht die nach links umlaufende Schraube das Fahrzeug nach links umzuwerfen, während gleichzeitig mit derſelben Kraft die ſich nach rechts drehende Schraube den Wagen nach der rechten Seite umwerfen will. Da dieſe „Drehmomente“ alſo gleichzeitig mit gleicher Kraft einander entgegenwirken, ſo heben ſie einander auf.

Es gibt unendlich viel an ſolch einem Luftſchraubenwagen zu probieren. Eine unerſchöpfliche Fülle von Abwechſlung und Genuß erſteht aus den Geheimniſſen, die verborgen ſind in den Wunderweſen der Schrauben.





Erklärungen zu den Zeichnungen.

Zunächſt muß ausdrücklichſt darauf aufmerkſam gemacht werden, daß es ſich in den gegebenen Zeichnungen nur um Beiſpiele handelt.

Fig. 1 zeigt eine zweiflügelige Schraube, geſehen in der Bewegungsrichtung, die mit der Richtung der Achſe zuſammenfällt. F ſind die Flügel, die hier dreieckige Form haben. Ihre größte Breite liegt in der größten Entfernung von der Achſe. Sie beginnen hier unmittelbar an der Achſe A — die in der Figur ſelbſtverſtändlich als Punkt zu ſehen iſt — und ſind befeſtigt auf Schraubenarmen M. Die Schrägſtellung der Flügel iſt in der Zeichnung durch Schraffierung angedeutet. Man denke ſich, daß die nicht ſchraffierten Teile der Schraubenflügel ſchräg über die Ebene des Papiers, die ſchraffierten ſchräg unter ihr hinausragen. Denkt man ſich nun die Schraube in der Richtung des Pfeiles R gedreht, ſo würde ſie ſich — wenn die Zeichnung ſo vor dem Beſchauer ſteht, daß er ſenkrecht auf dieſelbe blickt — in der Richtung der Achſe direkt auf den Beſchauer zu in der Luft fortſchrauben, fortbewegen.

In Fig. 2 iſt eine dreiflügelige Schraube dargeſtellt. Sonſt alles, wie bei Fig. 1. Dasſelbe gilt von Fig. 3, in der eine vierflügelige Schraube gezeichnet iſt.

Die rechts von Fig. 3 gezeichnete Strecke D iſt nicht nur der Durchmeſſer der Schraube Fig. 3, ſondern auch der der Schrauben Fig. 1 und 2.

Fig. 4 zeigt die in Fig. 1 dargeſtellte Schraube, geſehen ſenkrecht zur Richtung der Schraubenarme bzw. der Schraubenflügel und ſenkrecht zur Achſe A, die, wie erwähnt, in der Bewegungsrichtung, hier in der Richtung des Pfeiles B, liegt. Die Schraube wird ſich in dieſer Richtung fortbewegen, ſobald ſie in demſelben Sinne wie in Fig. 1 gedreht wird. Dabei muß man ſich den in Fig. 1 von der Drehungsrichtung R eingeſchloſſenen Kreis ſenkrecht zur Ebene der Fig. 4 und ſenkrecht zur Schraubenachſe A halb über, halb unter der Ebene der Fig. 4 denken.

Fig. 5 zeigt die in Fig. 1 und 4 abgebildete Schraube, geſehen ſenkrecht zur Richtung der Achſe A, bzw. ſenkrecht zur Bewegungsrichtung B und in der Richtung der Schraubenarme bzw. der -flügel. Dieſe ſind daher in der Zeichnung nur als Striche zu erkennen. Fig. 5 erhält man alſo, wenn man Fig. 4 in der Richtung der Schraubenarme bzw. der -flügel in der Richtung der Ebene der Abbildung betrachtet.

In Fig. 6 iſt ein Wagen mit Schraube von der Seite geſehen dargeſtellt. Das Geſtell des Wagens iſt ſtark gezeichnet, die „Verſpannung“ mit dünnen Strichen. Die Räder ſind mit L bezeichnet. G iſt die Gummiſchnur. H iſt der Haken der Schraube, H₁ der Haken, der im Wagengeſtell befeſtigt iſt. S iſt die kreisrunde Blechſcheibe, die auf der Achſe A aufgelötet iſt. Je nach der Richtung, in der ſich die Schraube dreht, zieht oder treibt ſie den Wagen.

Fig. 7 zeigt denſelben Wagen von oben geſehen. Wie ſichtlich, hat das Fahrzeug vier Räder, von denen je zwei auf einer gemeinſamen Achſe laufen.

Fig. 8: Wagen mit einer Schraube vorn und einer hinten, von der Seite geſehen.

In Fig. 9: Wagen von der Seite geſehen, an dem zwei Schrauben hintereinander in entgegengeſetztem Sinne umlaufen.

Fig. 10 ſtellt einen Wagen mit zwei nebeneinander ſich drehenden Schrauben, von der Seite geſehen, dar, Fig. 11 dasſelbe Fahrzeug von oben geſehen. Man ſieht, daß das Wagengeſtell in der Hauptſache aus einem rechteckigen Rahmen beſteht. Unter jeder der vier Ecken dieſes Rahmens läuft ein Rad auf einer beſonderen Achſe.

Schmutzfinkel.

Schmutzfinkel ſitzt am Wegesrand,
Ein Tütchen in der Patſchehand,
Es füll'n die grauen Fingerlein
Den Straßenſtaub gar hoch hinein.
Dem dünkt zu eng die braune Hülle
Ein Knacks, ein Riß, — die ſand'ge Fülle,
Die eingezwängt ward mit Bedacht,
Entfernt ſich unten wieder ſacht. —
Schmutzfinkchen ſieht's nicht, kann nicht ruhn,
Er hat doch heut' zu viel zu tun!
Vor Eifer glühn die runden Bäckchen,
Und öfters tanzt ein Zungeneckchen
Zwiſchen der Zähne Perlenreihn. —
Schon fällt des Abends Dämmerſchein,
Der Mond im Oſten höher klimmt,
Da ruft das Wichtchen arg verſtimmt:
„Nu mach ich futt, 's iſcht mer zu toll,
Mei Tütel wird ſcheint's nimmer voll!“

Elſe Schaaffhauſen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

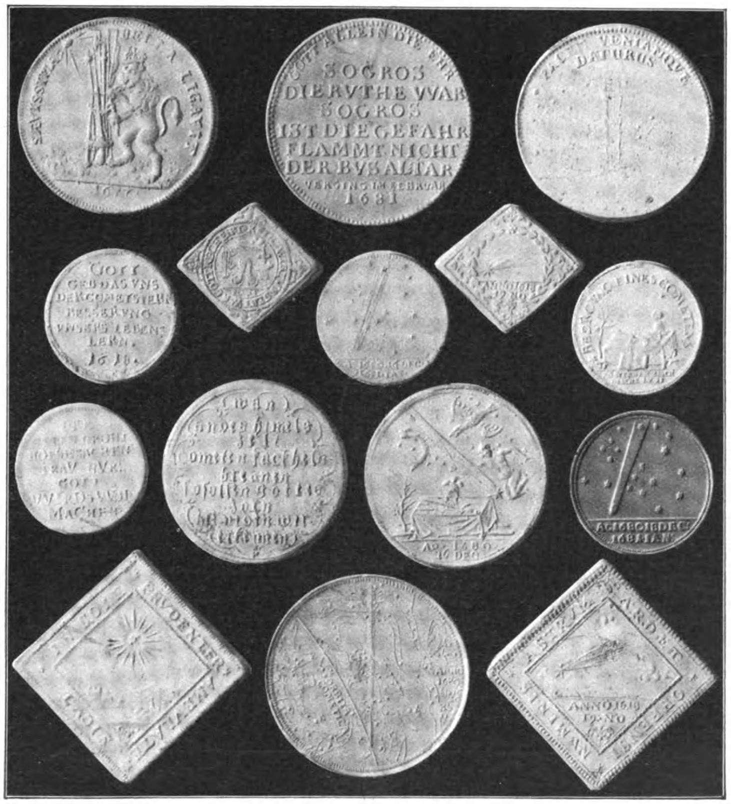
Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

Unſere Pfingſtnummer erfreut, der Zeit des Feſtes und des Frühlings entſprechend, unſere Leſer mit prachtvollen Farbendrucken. Gleich Th. Hagens „Frühling am Bach“ iſt ein Kabinettſtück landſchaftlicher Kunſt, ein Bild holden Werdens in der Natur. Guido Renis „Aurora“ leiſtet in der Wiedergabe der Farbenwirkung des Originals, der wundervollen Allegorie des Lichts, die wie ein Jubelhymnus wirkt, das möglichſt Erreichbare, ebenſo wie Moritz v. Schwinds „Falkenſteiner Ritt“.

Außer dem farbig illuſtrierten Aufſatz „Am Neckar“ bringt die Nummer eine Anzahl Bilder der deutſch-amerikaniſchen Ausſtellung, die nach langen Vorbereitungen in der Akademie der Künſte zu Berlin zuſtande gekommen iſt. Es iſt das erſte Mal, daß in Deutſchland, und wenn man den Umfang berückſichtigt, in Europa, die amerikaniſche Kunſt der Gegenwart in einer ſolchen Auswahl aller namhaften Meiſter der amerikaniſchen Malerei vor Augen geführt wird. Das Gelingen der Ausſtellung iſt in erſter Linie dem New Yorker Kunſtfreund und Sammler Hugo Reiſinger zu danken. Um die Ausſtellung richtig würdigen zu können, muß man bedenken, daß die amerikaniſche Kunſt aus harten und dürftigen Anfängen hervorgegangen iſt, ohne von Anfang an eine Grundlage einer bodenſtändigen äſthetiſchen Kultur zu haben. Deshalb ſchritt die Entwicklung der Malerei in Amerika auch ſo langſam vorwärts. Erſt die Bildung zu einer einheitlichen Nation brachte einen ſtetigen, bewußten Fortſchritt. Richard F. Miller, der Maler des Bildes „Im Café“, iſt 1875 in St. Louis geboren und bereits auf den Ausſtellungen in Buffalo, 1901, und St. Louis, 1904, ausgezeichnet worden. Charles Schreyvogel — vertreten durch ein Gemälde: „Kampf ums Meſſer“ — iſt New-Yorker (1861 geb.) und teilweiſe auch in Deutſchland unter v. Marr und Kirchbach in München ausgebildet. Schon 1900 auf der Pariſer Ausſtellung wurde man auf ihn in Europa aufmerkſam. — Colin Campbell Cooper, der ſeine Motive am liebſten der Architektur und dem Straßenleben entnimmt, ſtammt aus Philadelphia in Pennſylvanien. Sein „Broadway in New York“ iſt auch in der Stimmung vorzüglich. Frederik Waagh, geboren 1861 in Bordentown, hat neben den Akademien ſeiner Vaterſtadt auch die Pariſer Akademie beſucht und war ein Lehrer Boajercencos und Fleurys. Seine „Heulende See“ gibt eine Probe ſeines Könnens. —

Als Kunſtbeilage bringt unſere Pfingſtnummer Rembrandts berühmten Stich: „Die Auferweckung des Lazarus“.



Medaillen auf Kometenerſcheinungen.

Die Medaillen auf Kometenerſcheinungen.

Chyträus berichtet im „Chronicon. Saxon.“, daß am 6. Auguſt 1558 im Zeichen der Jungfrau ein Komet erſchienen ſei, der bis zum 9. September ſichtbar war. Der Schweif des Kometen habe nach Spanien hingedeutet, und der Komet ſei ſicher ein Vorzeichen für das Hinſcheiden Kaiſer Karls V. geweſen. Auf dieſen Kometen ſind vier Medaillen bekannt, die bis jetzt als die älteſten Kometenmedaillen angeſehen werden müſſen. Charakteriſtiſch iſt bei ihnen eine Krone über dem Stern und die Worte: „Monstrat regibus astra viam“: der Stern zeigt den Königen den Weg.

Im Jahre 1618, während der Krieg in Böhmen tobte, erſchien ein Komet mit einem mächtigen Schweife (cauda formidabilis) am Himmel, der an verſchiedenen Orten Deutſchlands vom 25. Auguſt 1618 bis zum 22. Januar 1619 beobachtet wurde. Der Erſcheinung des Kometen ging in den Rhätiſchen Alpen ein ſtarkes Erdbeben voraus, und am 15. Januar 1619 wurden wiederum in Frankfurt a. M. Erdſtöße verſpürt. Allgemein glaubte man, daß dieſer Komet den Dreißigjährigen Krieg angezeigt habe. Bekannt ſind mehrere Gepräge: 1. Klippe. Vorderſeite: Der Komet am Himmel, darunter „Anno 1618 | 19 Nov“ und die Umſchrift „Astrum ardet offensi numinis“. Rückſeite: Die ſtrahlende Sonne über einer Landſchaft und die Worte „Prudenter ambulate sicut in sole“. — 2. Eine kleinere Klippe mit zwei aus dem Waſſer hervorragenden, gefalteten Händen zwiſchen Ähren und einem verlöſchenden Lichte auf der Vorderſeite; auf der Rückſeite der Komet. — 3. Eine ähnliche, etwas größere Klippe mit den Worten: „CoMeta·VentVrI·DeI VIrga“, in denen die großen Buchſtaben die Jahreszahl 1618 ergeben. — 4. Vorderſeite: Sarg auf Tragbahre mit einem Kreuztuche verhängt, darauf liegt Helm und Ritterſchwert. Umſchrift: „Bedroung eines Kometen. — Es werden Zeichen gesche . . Lu 21.“ Die Rückſeite trägt die Verſe: „Gott geb das uns der Cometenstern Besserung unsers Lebens lern. 1618.“ —

Arthuſius ſagt in ſeiner Beſchreibung dieſes Kometen (Mercurius Germ. T. 12, lib. 3). Auf dieſen Kometen gibt es goldene und ſilberne Münzen mit der Inſchrift: „Ardet divini Numinis Astrum.“ Exemplare derſelben ſind heute unbekannt. Auch unter den Denkmünzen, die auf die Beendigung des großen Krieges geprägt wurden, findet ſich eine mit der Darſtellung des Kometen von 1618. Die Vorderſeite zeigt den Kometen und darunter: „Godt strafte Deutschlant lange Zeit mit grosen Feuer Pest Krig Hunger. Der Zeit war ein groser Comet Stern alles eine gros Rut 1618.“ Auf der Rückſeite lieſt man: „Godt gab Fride im heiligen römischen Reich Anno 1650. Ferdinandus III. Romi(scher) Kei(ser) — Dafur danc die ganse Christ(enheit) Got Vater Sohn undt He(iliger) Gei(st).“

Der Komet von 1677 wurde nach einer Medaille als Verkünder des in Nymwegen abzuſchließenden Friedens betrachtet. Die Vorderſeite zeigt den Kometen zwiſchen den Sternbildern der Andromeda und des Dreiecks mit den Worten: „Pacem veniamque daturus.“ Auf der Rückſeite bindet der holländiſche Löwe ein Bündel Waffen zuſammen, dabei: „Saevissima bella ligavit. — 1677.“

Großes Aufſehen erregte der gewaltige, hellglänzende Komet von 1680. Halley äußerte bei der Berechnung desſelben, daß er wohl die Urſache der Noachiſchen Flut geweſen ſein könnte. Er fand nämlich, daß der Komet eine Umlaufszeit von 575 Jahren habe, ging dann die Geſchichte der Erſcheinungen des Kometen durch und fand ſolche 43 v. Chr. (Cäſars Tod), ſowie 531 und 1106 n. Chr. Durch Rechnung gelangt man weiter auf die Epochen 618, 1093, 1768 und 2343 vor Chriſti Geburt. Whiſton († 1755) ſchrieb ein langes Werk, um die Mutmaßungen Halleys zu beweiſen, hauptſächlich ſtützte er ſich dabei auf die talmudiſche Chronologie, nach der die Sintflut im Jahre 2349 v. Chr. erfolgt ſein ſoll. — Dieſen Hirngeſpinſten machte Encke ein klägliches Ende. Er ſammelte ſämtliche Beobachtungen des Kometen von 1680 und fand durch ſcharfſinnige Rechnung, daß derſelbe eine Umlaufszeit von etwa 8000 Jahren haben müſſe.

Auf den Kometen von 1680 nun kennt man verſchiedene Medaillen. Eine talerförmige Medaille macht den Stern für den Verluſt von Straßburg verantwortlich. Sie zeigt auf der Vorderſeite den Lauf des Kometen, darin die Worte „Orbita cometica“, ſowie „Anno 1680 Die $\frac{15}{26}$ Xbris.“ Die Rückſeite trägt die Inſchrift: „So gros die Ruthe war · So gros ist die Gefahr · Flammt nicht der Busaltar. — Verging im Februar 1681.“ Randſchrift: „Strassburg die schöne Stadt an Frankreich sich ergeben hat. 20. Sept.“ — Die Inſchrift einer zweiten Medaille gibt in großen Buchſtaben das Jahr: „Der stern droht boese sachen: traV nVr! gott VVIrD's VVoL MaChen.“ Dieſe Medaille exiſtiert in drei Varianten. — Eine große Medaille hat die Inſchrift: „Wan an des Himels zelt cometen fackheln brennen ſo ſollen gottes zorn hienidten wir erkennen“, während die Rückſeite den Stern zwiſchen Sternbildern über einem verhängten Sarge zeigt, und: „Ao 1680 · 16 Dez.“ Eine kleinere Variante trägt die Worte: „Krieg Ungluck Pest und Hungers Noth wend gnadig ab Herr Zebaoth.“ — Eine von Kundmann in „Gottes Heimſuchung in Medaillen des Herzogt. Schleſien“ beſchriebene Medaille gibt eine genaue Beſchreibung der Bahn.

Eine Medaille von 1686 zeigt den Komet über der Stadt Hamburg und die Worte: „Non omnia terentia nocent. Hamburgi obsidio irrita 1686.“ Endlich gibt es eine kleine Medaille auf den Kometen von 1744, der einen ſechsfachen Schweif hatte.

M. Kirmis.

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7 b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 34

Daheim
Ein deutſches Familienblatt

27. Mai 1910

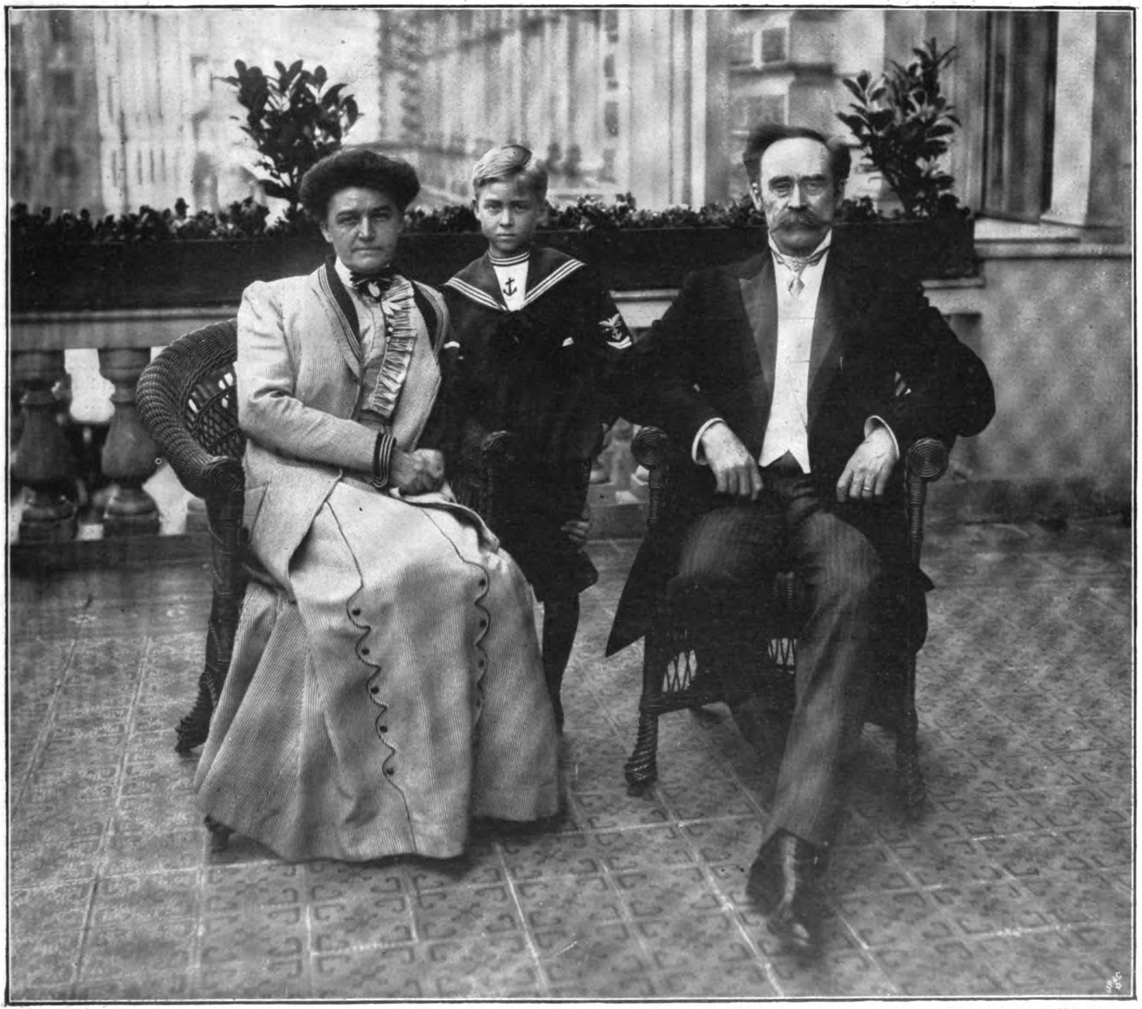
Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker (Fortſetzung) 5
In der Kirſchblüte. Gemälde von G. Giſevius 9
Unter dem weißen Tuch. Sportbilder von Theodor Kirſten 10
Das Bilderbuch. Gemälde v. B. Schramm 11
Das Ende einer alten Bergſtadt. Von Martin Bücking. Mit vier Abbildungen 12
Über den Umgang mit Briefen. Von Ernſt Niemann 14
Sonntagspſalm. Gedicht von Guſtav Schüler 15
Mannesmann. Von Otto C. Artbauer. Mit vier Abbildungen 16
Der Bullenwiſcher Komet. Humoreske von Wilhelm Poeck 18
Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt (Fortſetzung) . . . 19
Münchener Originale. Gemälde von Auguſt Roeſeler 21
Der Hamburger Hafen. Gemälde von A. Liedtke 23
Die Schlange. Dichtung von Frida Schanz 24
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Tierfreund — Sammler-Daheim — Briefkaſten . . . . 25—37
Kunſtbeilage: Krimhildes Tod. Gemälde von Jul. Schnorr von Karolsfeld.

Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

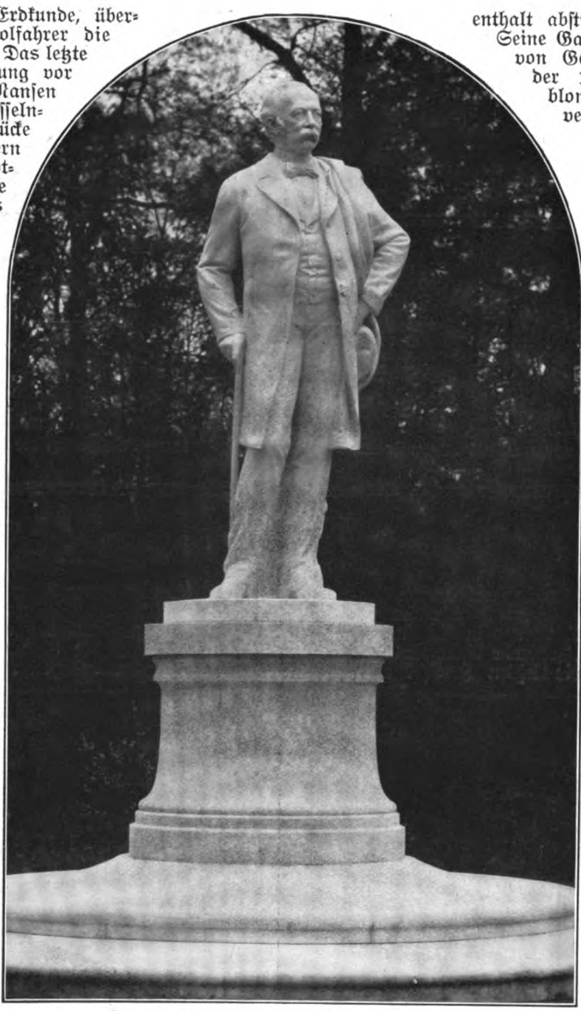
Robert E. Peary, mit deſſen Aufzeichnungen über die Entdeckung des Nordpols die Leſer des Daheim ſich ſeit Wochen beſchäftigen, weilte einige Tage in Berlin, um auf Einladung der Geſellſchaft für Erdkunde einen Vortrag über ſeine Erlebniſſe zu halten. Die letzten Zweifel an ſeiner Großtat, die von gegneriſcher Seite immer von neuem wieder in die Welt hinausgeſchickt wurden, ſind damit beſeitigt: eine der ernſteſten und bedeutendſten geographiſchen Geſellſchaften Europas hat ihm die höchſte Ehre zu Teil werden laſſen, die ſie zu vergeben befugt iſt. Geheimrat Penck, der Vor-



Nordpolfahrer Peary mit Gemahlin und Sohn auf der Terraſſe des Hotels „Kaiſerhof" zu Berlin. Photographie von Gebr. Haeckel, Berlin.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

ſitzende der Geſellſchaft für Erdkunde, überreichte dem kühnen Nordpolfahrer die Goldene Nachtigal-Medaille. Das letzte Mal wurde dieſe Auszeichnung vor 13½ Jahren vergeben, als Nanſen in Berlin weilte. Ueber die feſſelnden und eindrucksvollen Eindrücke hinaus, die wir unſeren Leſern in den Aufſätzen des Hauptblattes zu bieten die Freude haben, konnte der Inhalt des Vortrages natürlich nicht gehen. Peary hat aus dieſen Aufzeichnungen, bei der Kürze der Zeit, nur einige kleine Auszüge geben können. Wirkungsvoll war aber die Art ſeines Vortrages. Peary iſt ein breitſchultriger Mann, mittelgroß, mit noch vollem, aber bereits ergrauendem Haupthaar und ſtarkem Schnurrbart. Natürlich haben die unerhörten Strapazen, die ſich der unerſchrockene Forſcher in den letzten zehn Jahren zugemutet hat, Spuren in dieſes Geſicht gezeichnet. Die laſſen ihn älter ausſehen. Aber ſeine Friſche und Energie ſcheinen ungebrochen. Peary ſprach engliſch, ſein Vortrag war völlig frei, er feſſelte die Hörer von Anfang bis zu Ende durch die lebendige Art ſeiner Schilderungen. Sehr beifällig nahmen die Hörer die humoriſtiſchen Bemerkungen auf, die da und dort in den Vortrag eingeflochten waren. Von jedem übertriebenen Pathos hielt ſich der Redner frei. Genau ſo ſchlicht und natürlich und ohne Ruhmrednerei, wie ſeine Aufſätze gehalten ſind, wirkte auch ſein Vortrag. Ausgezeichnet unterſtützt wurde das Verſtändnis der Schilderungen durch eine größere Reihe von Lichtbildern. Peary hat eine Anzahl der bei der Expedition aufgenommenen Photographien, die er dem Daheim zur Wiedergabe überlaſſen hat, während ſeines Vortrages auf die Leinwand übertragen laſſen. Die meiſten waren trefflich koloriert. Viele der Bilder fanden noch ihre Erklärung in allen Einzelheiten. Dem Vortrag wohnte auch der immer noch jugendfriſche, lebhafte Graf Zeppelin bei. Es war ein hübſcher Anblick, die beiden genialen Männer angeſichts einer nach Tauſenden zählenden feſtlich gekleideten Zuſchauermenge einander gegenübertreten und die Hände ſchütteln zu ſehen. Brauſender Beifall begleitete dieſe freundliche Begrüßung von zwei Helden an Ausdauer und Zähigkeit, zwei lorbeergekrönten Siegern nach jahrzehntelangem ſchweren Ringen. — Wir zeigen die Aufnahme, die auf der Terraſſe des Hotels Kaiſerhof, wo Peary für ſeinen Berliner Aufenthalt abſtieg, vorgenommen worden iſt. Seine Gattin, bekanntlich eine Deutſche von Geburt und Abſtammung, und der 12jährige Sohn Robert, ein blonder, überaus aufgeweckter Knabe, vervollſtändigen die Gruppe.



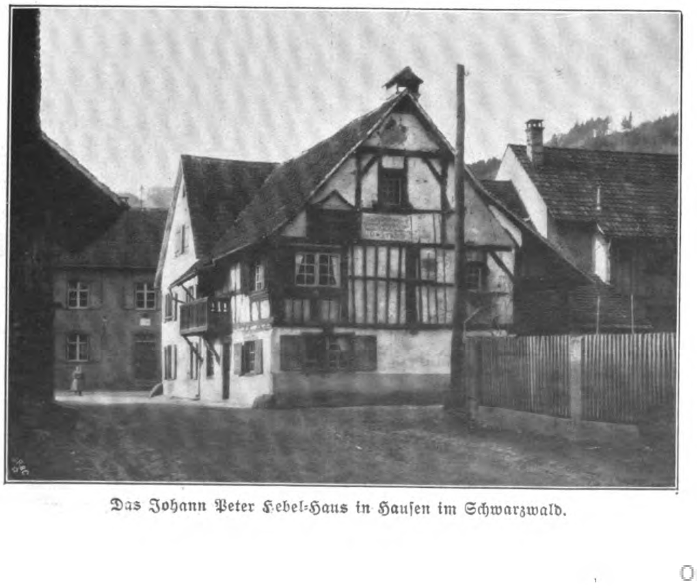
Das Fontane-Denkmal im Tiergarten zu Berlin.
Photographie von Otto Kemnitz, Berlin-Wilmersdorf.

⁂

Für **Theodor Fontane** iſt Sonnabend den 7. Mai im Berliner Tiergarten an einer der ſchönſten Stellen des Parkes ein Denkmal enthüllt worden, das von dem bekannten, leider allzufrüh heimgegangenen Bildhauer Klein herrührt. Geheimrat Burdach ſprach die Gedächtnisrede, der Oberſtkommandierende in den Marken Exzellenz von Hahnke war als Vertreter des Kaiſers zur Stelle. Ein paar hundert treuer Verehrer des großen Erzählers wohnten der Feier bei. Fontane iſt dargeſtellt ohne alle Poſe als rüſtiger Spaziergänger, den Plaid über der Schulter, das Antlitz erhoben, das Auge in die Ferne gerichtet. So iſt er noch vielen Berlinern im Gedächtnis. So mag er auf ſeinen Wanderungen durch die Mark Tauſenden begegnet ſein, die hernach mit Entzücken die prächtigen Schilderungen Fontanes geleſen haben. Die kleine Feier wurde leider durch das Niedergehen von mehreren Regenböen geſtört. Die würdigenden Worte, die Geheimrat Burdach ſprach, gingen im Winde verloren. Es ließ ſich über den nun klaſſiſch gewordenen Meiſter ja aber auch nicht viel neues ſagen; das wertvollſte iſt dies geworden: daß das deutſche Volk Theodor Fontane heute nicht nur verehrt, ſondern — auch lieſt!

⁂

Am 10. Mai dieſes Jahres waren es 150 Jahre, daß Johann Peter Hebel zur Welt kam. Wir zeigen unſern Leſern ein von Prof. Burckhardt in Baſel ſtammendes Bild von dem Häuschen, in dem Hebel, der in Baſel geboren war, aufgewachſen iſt; es ſteht in dem anmutigen Dörfchen Hauſen im Wieſental im badiſchen Schwarzwald. Der Dichter iſt im Süden unſeres Vaterlandes bekannter als im Norden. Aber auch hier hat **Hebel** ſich eine Anzahl aufrichtiger Freunde und Verehrer zu verſchaffen gewußt: ſein „Schatzkäſtlein des Rheiniſchen Hausfreundes“ hat große Verbreitung gefunden. Wir haben im Daheim-Kalender d. J. dem Volksdichter einen Gedenkaufſatz aus der Feder des Paſtors Gerhard Fuchs gewidmet. Er ſagt: Hebel verſtand es, durch ſeine Schriften im Volke Segen zu ſtiften. Gewiß hat er



Das Johann Peter Hebel-Haus in Hauſen im Schwarzwald.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

allerhand Unterhaltung geboten, Geſchichten, die im Volke umgingen, hat er mit ſeiner Eigenart verſehen, und bei vielen lacht ſeine Schelmerei und Neckerei hindurch; aber er zog die Leſer zu ſeiner Höhe empor mit zarter Hand. Er ging ein auf die Vorſtellungen des Volkes, um ſie zu läutern. Hebel iſt Humoriſt im volkstümlichen Sinne. Denn er hatte den echt chriſtlichen Glauben an den Sieg des Guten in der Welt. So konnte er lachen und die Menſchen zum Lachen bringen, auch über allerlei Torheiten unter ihnen, weil er immer noch etwas Edles darin entdeckte.

Aſtronom Kritzinger auf ſeinem Beobachtungspoſten des Halleyſchen Kometen in der Kuppel des Berliner Domes.

* * *

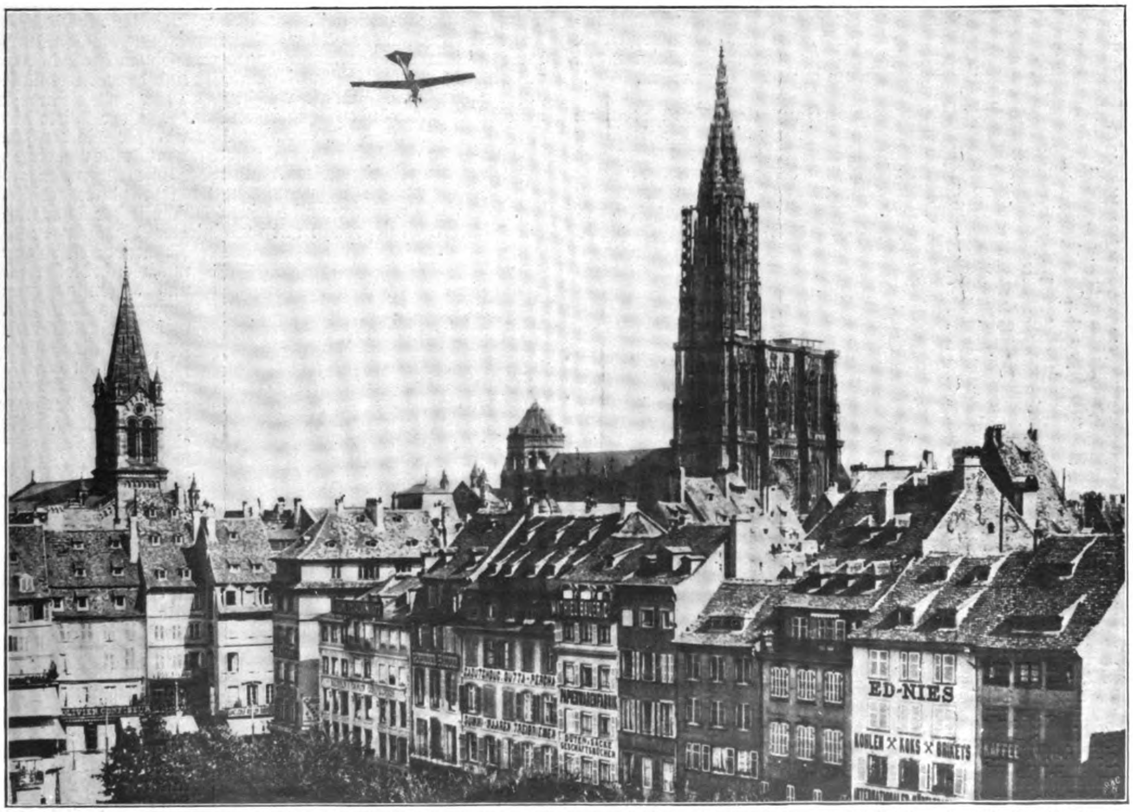
Die „Geſpenſterfurcht“, die bei der Annäherung des Halleyſchen Kometen ängſtliche Gemüter erfaßt hatte, iſt zum Glück durch die wiſſenſchaftliche Aufklärung gewichen. Lebhaftes Intereſſe bringen dem außergewöhnlichen Himmelsſchauſpiel aber nicht nur die Gelehrten, ſondern auch alle Laien entgegen. Unter den „fliegenden“ Obſervatorien, die zur Beobachtung des Kometen in der letzten Zeit entſtanden ſind, dürfte das merkwürdigſte jenes ſein, das in der kleinen Kugel über der Laterne in dem Dom zu Berlin eingerichtet worden iſt. Der Aſtronom Kritzinger beobachtet von dieſer bevorzugten Stelle aus den Halleyſchen Kometen. Er hat hier eine beſſere Beobachtungsgelegenheit, als von der Kgl. Sternwarte aus. Das kleine Obſervatorium iſt mit Erlaubnis des Geheimrats Struve von der Kgl. Sternwarte eingerichtet worden, die auch die erforderlichen Inſtrumente für die Himmelsbeobachtung in der „kritiſchen“ Zeit geliefert hat.

* * *

Kurz bevor die Fliegerwoche auf dem Flug- und Sportplatz Berlin-Johannistal ihren Anfang nahm (10. bis 16. Mai d. J.), wobei die große internationale Fliegerkonkurrenz auf Flugapparaten der verſchiedenſten Syſteme, Wright, Farman, Antoinette, Bleriot, Dorner u. ſ. w. ſtattfinden ſoll, hat ein deutſcher Aviatiker einen großen Erfolg errungen. Eugen Wincziers, ein geborener Schleſier, ſtieg auf dem Exerzierplatz des Polygon bei Straßburg auf, nahm ſofort die Richtung zur Stadt, die er in ungefähr hundertfünfzig Meter Höhe überflog, und umkreiſte dabei zweimal das Straßburger Münſter. Erwins Wunderbau, der in den letzten Jahren ſchon ſo manche gewaltige Neuerung mit anſah, zuletzt die große Fernfahrt des Zeppelinſchen Luftſchiffes, ward nun Zeuge eines Erfolges, der beinahe an das poetiſche Wunder erinnert, von dem uns der mit ſo großem Intereſſe aufgenommene Roman „Das Teſtament eines Einſamen“ erzählt.

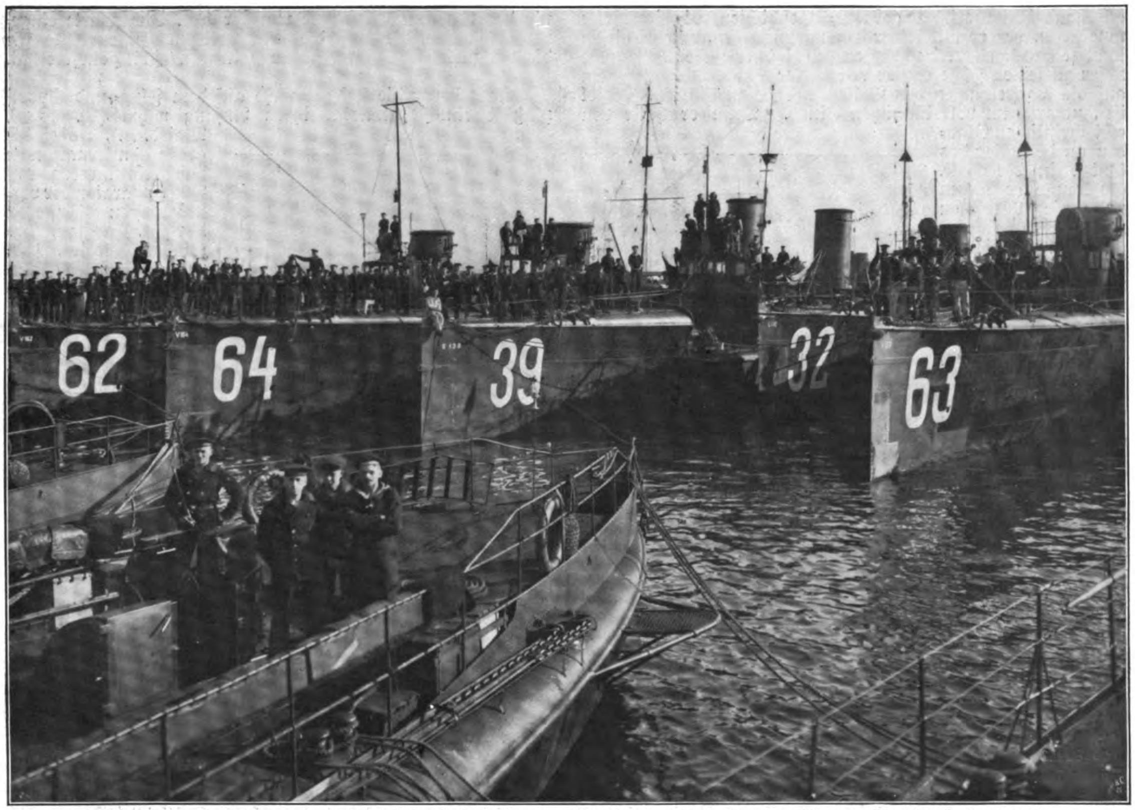
* * *

Mit Genugtuung und Freude verfolgen alle, denen die Wehrhaftigkeit, die Stärke und Machtſtellung des Vaterlandes am Herzen liegt, den Ausbau unſerer Flotte. Jeden



Der deutſche Flieger Eugen Wincziers auf ſeinem Flug um das Straßburger Münſter. Photographie vom Illuſtrationsphoto-Verlag, Berlin.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

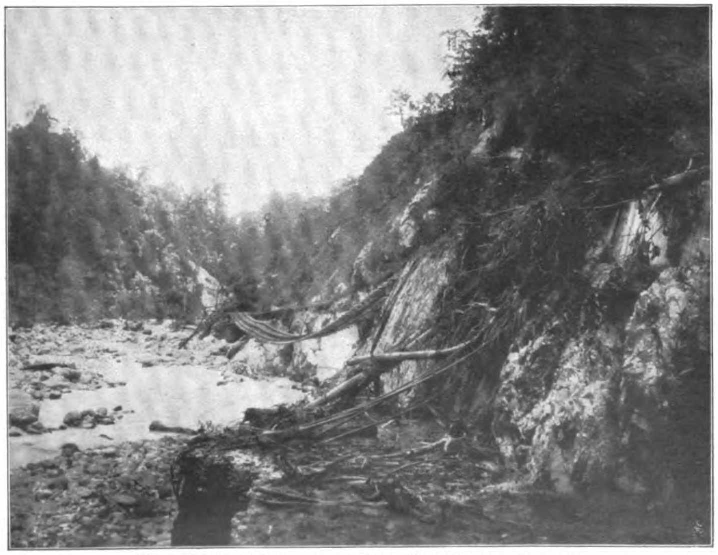


Die erſte Turbinen=Torpedoboot=Diviſion in Kiel: Fertig zur erſten Uebungsfahrt. Photographie von M. Löhrich, Innsbruck.

Fortſchritt, in welcher Richtung auch immer, begrüßen wir auf das lebhafteſte. So iſt vor kurzem in Kiel eine Turbinen=Torpedoboots=Diviſion gebildet worden, die inſofern bemerkenswert iſt, als ſie die erſte darſtellt, die aus Turbinenbooten beſteht; ſie dürfte an Leiſtungsfähigkeit und Schnelligkeit den älteren Typ der Schraubenboote erheblich übertreffen.

* * *

Ein zerſtörter Schienenweg auf der Weſtküste von Sumatra. — Suwarna dwipa, die Goldinſel der indiſchen Heldenſagen oder das Eiland Sumatra der Geographen von heute, bildet mit ſeinen vielen mächtigen Feuerbergen, ſeiner unvergleichlichen Fruchtbarkeit und Blumenfülle einen der ſchönſten Winkel der Welt. Vom Erdgleicher durchzogen, hat es dabei aber auch eine jährliche Regenmenge zu verzeichnen, die mit 4000—4500 Millimeter die unſeres Vaterlandes 6—7 mal überſteigt. Da regnet es mitunter an einem Tage ſoviel, wie bei uns durchſchnittlich nur während eines halben Jahres. Es pflegen dann in den engen Gebirgstälern die furchtbaren Ueberſchwemmungen einzutreten, die der Malaie mit dem Namen „Bandjir“ bezeichnet, und bei denen das bergab ſtürzende Waſſer eine Wucht entfaltet, von der man ſich nur ſchwer eine Vorſtellung machen kann. Auf unſerem Bilde, das eine Landſchaft aus der vulkaniſchen Gebirgskette des Bukit=Bariſan darſtellt, die Sumatra ſeiner ganzen Länge nach durchzieht, ſieht man die furchtbar verwüſtende Kraft eines ſolchen Bandjirs in überraſchender Deutlichkeit. Es iſt der Anei=Bach, der in dem Paſſe gleichen Namens bei der Ueberſchwemmung die Sohle und den unterſten Teil des Talgehänges von ſeinem üppigen tropiſchen Pflanzenwuchſe gänzlich entblößt und daneben zahlloſe größere und kleinere Stücke von den aus ſehr hartem Andeſit beſtehenden Talwänden losgeriſſen hat. In der Mitte des Bildes ſieht man — ein ehrendes Zeugnis für die deutſche Technik — eine weit über hundert Meter lange Strecke von einem Schienenwege wie ein breites Band in der Luft hängen, da das tobende Waſſer den Bahndamm unter ihm hinweggeriſſen hat. Wir haben hier nämlich einen Abſchnitt der 210 Kilometer langen Gebirgsbahn mit kombiniertem Adhäſions= und Zahnradbetrieb vor uns, welche die Haupt= und Hafenſtadt von Sumatras Weſtküſte, Padang, einerſeits mit dem Umbilienkohlenfelde und anderſeits mit dem Städtchen Fort de Kock im Hochlande verbindet. Die eigentliche Zahnradbahn iſt nach den Entwürfen und unter Leitung des deutſchen Ingenieurs Kunze erbaut, und die Lokomotiven wurden von der Firma Emil Keßler in Eßlingen bezogen. Als Förderer dieſer deutſchen Arbeit verdient der holländiſche Oberingenieur Yzermann genannt zu werden. — Wir verdanken dieſe ſeltene Aufnahme der Liebenswürdigkeit des bekannten Weltreiſenden Dr. E. Carthaus.



Ein zerſtörter Schienenweg auf der Weſtküſte von Sumatra.

* * *

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker. (3. Fortſetzung.)

Eine ſeltſame Leere war zurückgeblieben.

Nikoleit ertappte ſich in der nächſten Zeit noch oft dabei, daß er — von ſeiner Arbeit aufblickend oder auch morgens beim Erwachen — irgendein Neckwort, einen plötzlichen Einfall dem Kameraden zurufen wollte. Das gemeinſame Leben und Arbeiten war wohl mehr als nur Gewohnheit geweſen. Trotz aller Gegenſätze und Temperamentsunterſchiede hatte ſich doch eine tiefere Innigkeit zwiſchen ihnen angebahnt. Das war's: ſein Freund war Nikoleits Gewiſſen geweſen.

Die Hetze, die Pernaur ausübte, der täglich bei ihm erſchien oder ihn zu ſich beſtellte, ließ ihn nun nicht ſo bald wieder zu Atem kommen. Er war in ein wahres Fieber geraten. Der Ehrgeiz peitſchte ſeine Nerven auf — ein ruhiges Abwägen und Sichbeſinnen gab's für ihn nicht mehr.

Für einen Sonntagabend erhielt er da wieder eine Einladung in die Penſion Gruſovius. Diesmal konnte er, dank der Honorare, die Pernaur ihm regellos, ungleichmäßig, aber im ganzen freigebig zahlte, in einem beſſeren Aufzug erſcheinen. Das gab ihm eine gewiſſe Sicherheit. Aber die fröhliche Ungezwungenheit der andern fehlte diesmal. Wenigſtens bei der erſten Begrüßung wollte es ihm ſo ſcheinen. Lona Raith war noch nicht da, ſie hatte von ihrer Lehrerin eine Einladung zum Fünfuhrtee bekommen und wurde erſt zum Abendbrot erwartet. Ihr Bruder war ernſt und würdig wie ein Alter. Er nahm Nikoleit gegenüber, den er gewichtig ausfragte, die Miene eines Mentors an. Nikoleit kribbelte es in allen Fingerſpitzen, er hätte auf ein rundes Dutzend hochmütiger Urteile, die Raith im Verlauf dieſer erſten Unterhaltung ausſprach, ebenſoviel kräftige Erwiderungen gewußt. Aber Lona Raith hatte ihn gewarnt, und ſo ſchwieg er dazu. Über ſeine häuslichen Arbeiten verbreitete er ſich gar nicht. Er übe fleißig Klavier, ſagte er nur auf eine von Raiths Fragen, und habe begonnen, Partituren zu leſen. Raith ſetzte ſein gönnerhaftes Lächeln auf und meinte: „Schon Partituren? Ein bißchen früh. — Na, Profeſſor Bargiel wird Ihnen ja im nächſten Winter einen Begriff vom Partiturſpiel beibringen. Was wir Partiturſpiel nennen.“ Er nahm als beſchloſſene Sache an, daß Nikoleit zum Herbſt Hochſchüler ward.

Es herrſchte noch Zwielicht. Erſt ſpäter, wenn es zu Tiſche ging, ſollten die Lampen angeſteckt werden, denn im Salon ward noch muſiziert. Eine Amerikanerin ſpielte auswendig Schumanns „Novelletten“, darauf den „Aufſchwung“. Nikoleit ſtand in einer Ecke und hörte intereſſiert zu, aber Raith, der ſich aus Klaviermuſik nichts machte, zog ſich bald mit Johannſen zu einem halblaut geführten Geſpräch über die Händel-Aufführung der Singakademie ins Nebenzimmer zurück.

Im Lauſchen hatte Nikoleit ſich an die Wand gelehnt und die Augen geſchloſſen. In dem Zwielicht war ihm ganz entgangen, daß auf dem Stuhl zwiſchen ihm und dem Eckſchränkchen eine weibliche Geſtalt ſaß. Leiſe erhob die ſich jetzt. Er fuhr ein wenig zuſammen und behielt von nun an die Augen geöffnet. Aber noch immer folgten ſeine Sinne der Führung des melodiſch und harmoniſch ſo reichen Satzes. Die junge Dame lehnte ſich gleichfalls mit dem Rücken gegen die Wand. Still blieb ſie ſo ſtehen. Aber als jetzt nach kurzer Pauſe dem „Aufſchwung“ die „Karnevalſzenen“ folgten, wandte ſie ihm ihr Geſicht zu. Er erkannte ſie jetzt erſt: es war Tutt.

„Ich will Sie etwas fragen!“ flüſterte ſie. Doch als er ſich rührte und ihr höflich den Kopf zuneigte, ſetzte ſie haſtig — noch ebenſo leiſe — hinzu: „Ruhe! Es ſoll niemand wiſſen!“

Irgendwer hatte nach der Ecke geſehen. Tutt wartete nun eine ganze Weile. Endlich begann ſie wieder: „Sie ſind — mit Pernaur — befreundet. Ich weiß. Sie ſind auch öfter bei ihm.“

Er bejahte.

„Iſt es wahr, daß jetzt ſeine Schweſter nach Berlin gekommen iſt?“

Verdutzt ſah er auf. „Pernaur hat eine Schweſter? Ich weiß nichts davon.“

„Sie wohnt dort — in derſelben Penſion.“

In einer richtigen Penſion lebte Pernaur gar nicht, er hatte vielmehr von einer größeren Wohnung ein paar Zimmer abgemietet. Den übrigen Teil des Stockwerks hatte Nikoleit nie betreten, er beſann ſich aber, daß Pernaur geſagt hatte, dort wohnten noch einige Mitglieder ſeines Theaters.

Die Muſik ward lauter, rauſchender.

Tutt ſah ihn durchbohrend an. Nikoleit bemerkte, daß das hübſche Geſichtchen der kleinen Holländerin, das mit

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

dem Stupsnäschen und der Umrahmung des blonden, krauſen Gelocks ſo einen kindlich-drolligen Ausdruck annehmen konnte, ganz ſcharf und bleich war.

„Warum antworten Sie mir nicht?“ fragte ſie jetzt, noch immer flüſternd, aber doch faſt heftig.

„Ich — weiß doch gar nichts davon.“

Wieder ſchwieg ſie eine Weile. Sie preßte die Lippen aufeinander und verſenkte ihren Blick abermals in ſeine Augen, als müßte ſie in ſeiner Seele leſen.

„Sie ſtehen mit ihm im Bunde,“ ſtieß ſie nun aus. „Natürlich — Männer halten immer zuſammen.“

Zwiſchen dem Stuhl und ſeiner Geſtalt drängte ſie ſich vorbei und ging ins Nebenzimmer. Er fühlte ihre Kleider ihn ſtreifen, er empfand den feinen Duft ihres Haares. Sie war offenbar in ſtarker Erregung — aber im Vorbeikommen würdigte ſie ihn keines Blicks.

Als das Stück zu Ende war, kam Frau Gruſovius Arm in Arm mit ihrer Nichte, die ſoeben eingetroffen war, in den Salon und bat zu Tiſche.

Diesmal ſaß Nikoleit zwiſchen Stockfremden. Er mußte mehrmals ſeine franzöſiſchen Schulkenntniſſe beherzt zuſammenraffen, um Rede und Antwort ſtehen zu können. Dabei genierte er ſich hauptſächlich vor Raith.

Lona hatte wie immer etwas Erfriſchendes an ſich. Die Unterhaltung ward gleich viel lebhafter. Es ging ein großer Reiz von ihr aus. Sie war keine regelmäßige Schönheit, nur die dunkeln Augen und die edelgeformte Naſe waren einwandsfrei ſchön, aber ihr lebhafter Ausdruck, das offene, liebenswürdige Weſen verſchönte alles bei ihr, täuſchte ſogar über Unregelmäßigkeiten wie die weit zurückreichenden Augenbrauen, die etwas aufgeworfene Oberlippe hinweg. Nikoleit vergaß über dem Sichverſenken in Lonas Anblick und in den Klang ihrer Stimme zeitweiſe völlig des ſeltſamen Wortwechſels mit Fräulein van Gorkum. Ohne ſich weit vorzubeugen, konnte er bei Tiſch die kleine Holländerin nicht ſehen. Er hörte ſie auch kaum ſprechen. Damals hatte ſie die ganze Tiſchunterhaltung beherrſcht. Ihr ausgelaſſenes Lachen klang ihm jetzt noch im Ohr. Aber als kurz vor dem Aufheben der Tafel Lona etwas vom Tee bei ihrer Lehrerin erzählte, das allgemeine Heiterkeit auslöſte, wunderte er ſich über das harte, trockene, faſt bittere Lachen von Tutt.

Was hatte ſie nur? Was wollte ſie von Pernaur? Und weshalb nahm ſie an, daß er ihr abſichtlich eine wahrheitsgemäße Auskunft über Pernaur vorenthielt? Er mußte ſie auf alle Fälle noch einmal in Ruhe ſprechen.

„Nun, haben Sie wieder einen Säugling Ihrer Muſe mitgebracht?“ fragte ihn Raith gönnerhaft ſcherzend nach Tiſch.

Er verneinte. Und ſchon trat Lona Raith, die Augenbrauen hochziehend — als ob ſie ihn warnen wollte — hinzu.

„Wenn Sie nach den Ferien wieder zu uns kommen, ſinge ich Ihnen auch den Landsknechtgeſang beſſer als damals vor,“ ſagte ſie in munterem Tone. „Ich will den Sommer über ſehr fleißig üben. An der See fühle ich meine Stimme immer beſonders kräftig und ausgiebig.“

„Die Ferien — verleben Sie an der See?“ fragte Nikoleit höchſt enttäuſcht.

„Mit den Eltern in Scheveningen.“

„In Scheveningen —!“

Raith hatte ſie ſchon wieder verlaſſen, er ſorgte für die Aufſtellung der Notenpulte. Es ſollte ein Haydnſches Quartett geſpielt werden. Tutt ſtimmte ihr Cello und übte ein paar Gänge. Sie ſaß mit ernſtem, faſt ſorgenvollem Geſicht hinter ihrem Inſtrument.

Es trieb Nikoleit, Lona Raith zu ſagen, daß auch ſeine Eltern in Scheveningen den Sommer verlebten, daß ſein Vater dort in der Kapelle ſpielte. Aber es kam doch nicht dazu. Vielleicht war es, daß ihm der Mut fehlte. Wenn ſie als verwöhnter Kurgaſt mit ihren vermögenden Eltern in Scheveningen weilte, dann war der Abſtand zwiſchen ihr und dem Klarinettiſten des Kurorcheſters wohl gar zu groß.

„Ich fürchte mich vor dem Sommer in Berlin,“ ſagte er nun plötzlich faſt gepreßt.

„Wollen Sie denn hier in der heißen, ſtaubigen Stadt bleiben?“

Er zuckte die Schultern. „Ich muß.“ Und halblaut ſetzte er hinzu: „Die Partitur muß fertig werden.“

Flüchtig ſah ſich Lona nach den andern, nach ihrem Bruder um und ging mit ihm allmählich ein paar Schritt weiter ins Nebenzimmer hinein. „Müſſen Sie denn die ganze Arbeit machen?“

„Ich tu's ja ſehr gern. Man lernt ſehr viel dabei. Ich habe mich ja ſchon immer für die einzelnen Inſtrumente intereſſiert. Den Klang kenne ich ſo genau . . . Nun lerne ich dabei den Umfang kennen, auch die fremden Schlüſſel für die Bläſer. Und die Routine, die einem das Einrichten bringt. Aber eine große Schreibmühe iſt's.“

„Und was Sie komponiert haben, das nimmt Pernaur ſo ganz einfach in ſeine Arbeit auf?“

„Das gehört ihm. Ich hab's ihm richtig verkauft.“ Nikoleit lächelte. „In früheren Jahren hatte er andere, die ihm einen Teil der Arbeit abnahmen.“

„Er iſt ein Stümper.“

„Das will ich nicht ſagen. Ein paar Ballettpartien, die ich in der Partitur geſehen habe, ſind geradezu glänzend. Und wundervoll inſtrumentiert. Die Orcheſterwirkungen ſind raffiniert herausgearbeitet. Aber er iſt ja ſo maßlos faul. Die Nächte immer in luſtiger Geſellſchaft — dann ſchmeckt ihm natürlich die Arbeit am Tage nicht.“

„Wie iſt der Text eigentlich?“

Nikoleit lächelte. „Im ganzen ſtillos. So ein Mittelding zwiſchen großer Oper, Ausſtattungsſtück und Operette. Alle Ballettgeſchichten ſehr phantaſtiſch. Es ſpielt im Reich der Elektrizität — dem modernen Wunderland. Darein iſt eine heiße Liebesgeſchichte zwiſchen einem großen Erfinder und einem exzentriſchen Weib verwoben. Allerlei ſymboliſche Motive wirken mit. Die Hauptſache für die Szene ſind die großartigen neuen Lichteffekte. Der Maſchinenmeiſter arbeitet jetzt ſchon daran. Natürlich wird ganz Berlin das Stück ſehen wollen. Pernaur ſagt, der Direktor würde es den ganzen nächſten Winter durch geben können. Er bekommt von jeder Aufführung Tantieme. Vielleicht nehmen es auch auswärtige große Bühnen an, die den teuren Apparat aufbringen können. Dann iſt er ein gemachter Mann.“

Lona hatte kopfnickend zugehört. Drinnen begann jetzt das Spiel. Sie tat noch einen Schritt nach dem Fenſter hin, durch deſſen Scheiben ſie hinausſah. Nikoleit ſtand faſt Schulter an Schulter mit ihr. Es war ſchon neun Uhr, aber noch immer glühte der Himmel. An den Hof des Hauſes ſtieß der „Deſſauer Garten“, eine große Gartenwirtſchaft, aus der verworren Stimmenklang und Gläſerklingen herübertönte. Bei ein paar Pianiſſimoſtellen des Quartetts wirkte es ſo ſtörend, daß einer der Penſionäre kam, um nachzuſehen, ob denn das Fenſter aufſtünde. Lona ließ den Blick über die Baumwipfel in die orangefarbenen Abendwolken ſchweifen. Als ſie jetzt wieder zu ſprechen begann, nur halblaut, hatte ihre Stimme einen faſt zärtlichen Klang, der Nikoleit ſehr zu Herzen ging.

„Wiſſen Sie, es wird mir ſehr leid tun, Herr Nikoleit, mir vorſtellen zu müſſen, daß Sie im Sommer hier ſitzen und für ſo eine ſtilloſe Sache arbeiten — für ſo einen fremden Menſchen. Sie — mit Ihrem wunderſchönen großen Talent.“

„Was kann ich jetzt anderes tun?“ ſagte er ebenſo leiſe mit einem Anflug von Schwermut. „Ich habe Bezahlung von ihm — untreu kann ich ihm doch nicht werden.“

„Untreu.“ Sie wiederholte das Wort zögernd, wägend. Nach kurzem Schweigen wandte ſie ihm das Geſicht zu. Sie hielt mit beiden Händen die Fenſterklinke umfaßt und lehnte die Wange daran. Mit den Augen gab ſie ihm einen Wink, näherzukommen. Flüſternd ſagte ſie dann: „Ganz insgeheim, Nikoleit, aber ums Himmelswillen nichts verraten. Hören Sie? Die beiden ſind doch verlobt — Fräulein van Gorkum und Pernaur. Es ſollte aber noch nicht veröffentlicht werden, erſt jetzt zum Sommer, wenn Tutt die Hochſchule verläßt und heimkommt. Aber wir haben alle die Empfindung: er iſt ihr untreu und wird ſie ſitzen laſſen. Ich kann mir nicht helfen, ich habe ſchon immer ein wahres Grauen vor dem Manne gehabt. Ich traue ihm jede Schandtat zu. Und darum — darum mag ich nicht, daß auch Sie . . . Aber es geht mich im Grunde ja nichts an."

Ihre Geſichter waren nur handbreit voneinander entfernt. Er fühlte ihren Atem. Das ſanfte, ſchwermütige Adagio, das verglühende Abendlicht, ihre warme, herzliche, leiſe Stimme, der liebe, ernſte, beſorgte Ausdruck ihrer dunkeln Augen, aus denen es ſonſt ſo bezaubernd ſtrahlen konnte, all das hüllte ihn wie in eine Wolke der Seligkeit — der Ergriffenheit.

„Sie ſind ſehr gut zu mir," ſagte er leiſe, mit etwas zitternder Stimme.

„Ich ſorge mich um Sie. Ja. Gerade ſo, wie ich mich um Tutt bange. Der iſt es nicht wert, glauben Sie mir. Er nutzt Sie aus — und die Zeit geht Ihnen hin . . . Was ſagt denn Ihr Freund dazu? Langelütje?"

Er kämpfte mit ſich. Es hatte ihm ſchon mehrmals das Herz abgedrückt, ihr alles darüber zu ſagen. Nun mußte es endlich heraus.

„Der iſt fort. Hat Berlin verlaſſen. Im Zorn. Ja, im Zorn über mich, weil ich mit Pernaur nicht brechen wollte."

„Ach wirklich?! — Und wo iſt er hingegangen?"

„Ich weiß nicht."

Sie atmete tief auf. „Und ſelbſt das hat Sie nicht bewegt —? Nikoleit, Sie müſſen ſich doch ſagen, daß es dann eine Berechtigung hat . . . Wo alles Sie warnt . . . Von Dieter will ich nicht einmal reden, der hat ja oft ſo kraſſe Vorurteile. Aber Ihr Freund, der Ihnen ſo lang die Treue gehalten hat. Gelt?"

„Ich bin ja auch manchmal — ſehr traurig über das alles!"

„Wollen Sie auf mich hören, Nikoleit? Ja? Ich ſage es, weil ich viel von Ihnen halte. Weil ich nicht will, daß Sie von dieſem Menſchen abhängig ſein ſollen. Und weil ich weiß, daß es Ihr Unglück werden könnte."

Sie hatte die Hände ſinken laſſen. Nun hielt ſie ein paar Augenblicke ſeine Rechte feſt. Es ging ihm bei der Berührung durch und durch.

„Trennen Sie ſich von Pernaur."

„Wenn ich es jetzt noch könnte —"

„Sie können es, wenn Sie den ernſten Willen haben." Sie ließ ſeine Hand los. Faſt etwas wie Trotz trat in ihre Züge, die er in der Dunkelheit noch eben matt ſchimmern ſah. „Oder laſſen Sie ſich als Mann zum Sklaven machen?"

Drinnen war man ſchon längſt beim letzten Satz des Streichquartetts. Rauſchend ſetzte jetzt das Finale des Allegros ein.

Lona ging zwei Schritt weit aufs Muſikzimmer zu, wandte ſich aber wieder um und ſah ihn erwartungsvoll an. „Nun?"

„Ich muß mir das alles erſt noch überlegen," ſagte er aufatmend. „Das Liebſte wäre mir's ja auch."

„Gut. Sie brauchen ja auch nicht gleich einen heiligen Eid abzulegen." Nun lächelte ſie wieder, und ihre dunklen Augen blitzten ihn an. „Aber wiſſen Sie was? Sie ſchreiben uns einmal ein Kärtchen nach Scheveningen, meinem Bruder und mir. Wir wohnen im Hotel Kurhaus mit den Eltern. Oder nein — ſchreiben Sie mir ein Kärtchen beſonders. Und darauf will ich leſen . . . Nun, ich werde ja ſehen."

Er folgte ihr nicht gleich. Er war zu erregt. Es hätte ihm jeder anſehn müſſen, was in ihm vorging.

War es nur die Hitze, was die Stimmung heute ſo ſchwer machte? War es das Fehlen von Tutts Lachen? Es wurde noch eine gute Stunde muſiziert, aber ſo recht mit dem Herzen war Nikoleit nicht dabei.

Und in den Zwiſchenpauſen war er auch ein ſchlechter Geſellſchafter. Zu Raith und Johannſen fand er heute abend ſchon gar keine Stellung — Lona wich einem weiteren Geſpräch mit ihm aus — und die andern Penſionäre waren ihm gleichgültig.

Aber als um zehn Uhr friſches Bier und eisgekühlte Limonade herumgereicht wurde, nahm Fräulein van Gorkum die Gelegenheit wahr, ihn noch einmal unauffällig zu ſprechen.

„Treffen Sie morgen mit Pernaur zuſammen?" fragte ſie ihn kurz.

„Er erwartet mich bei ſich um zwölf Uhr."

„Gut. Dann bitte ich Sie um eine Gefälligkeit. Sagen Sie ihm: es ſei hier mit Frau Gruſovius alles geordnet. Sie hätte nichts dagegen, daß er mich hier beſucht. Ich wäre morgen den ganzen Nachmittag zu Hauſe — und ich erwartete ihn mit ſeiner Schweſter. Wollen Sie ihm das ausrichten?"

Er war ein wenig rot geworden, weil ſie ihn mit faſt zornfunkelnden Augen anſah. „Gern, Fräulein van Gorkum."

„Aber genau ſo, wie ich's geſagt habe: mit Frau Gruſovius ſei alles geordnet, und ich erwartete ihn hier — mit ſeiner Schweſter."

Er wiederholte es mechaniſch, und nun erſt war ſie zufrieden. Sie miſchte ſich wieder unter die andern Penſionäre, ſprach da und dort mit, lachte auch wieder, aber es lag doch etwas Hektiſches in ihrer Munterkeit, und Nikoleit hatte unwillkürlich ein herzliches Bedauern mit ihr, obwohl ſie ihn noch immer, auch zuletzt noch, wie ihren perſönlichen Gegner anſah.

Die Fenſter waren geöffnet worden — lau ſtrömte die Nachtluft herein und brachte den Duft der Linden mit, die in dem großen Garten blühten.

Es war Zeit, Abſchied zu nehmen.

Nikoleit konnte es gar nicht faſſen, daß es nun über ein Vierteljahr dauern ſollte, bis er Lona Raith wiederſähe. Und nach alledem, was ſie mit einander geſprochen, erſchien es ihm ſo dürftig, daß er ihr nur mit einem Händedruck Adieu ſagen und ihr glückliche Reiſe wünſchen durfte — nicht anders als all den andern, die mit Semeſterſchluß die Penſion und die Stadt verließen.

Als er endlich auf der Straße war, fühlte er die ganze Verlaſſenheit innerhalb der Großſtadt zum erſtenmal in ihrer vollen Größe.

Die Eltern weit, weit in der Welt draußen, ohne rechtes Intereſſe für ihn, nur mit dem eigenen Schickſal oder dem von Vaters Werk beſchäftigt, — der Freund verloren, vielleicht für immer, — und nun die letzte, die ſchmerzlichſte Trennung von dieſem lieben, offenen, warmherzigen Kameraden!

Auf dem Weg durch die heiße Stadt, durch deren Straßen noch immer ſtarker Verkehr flutete, fühlte er ein Würgen in der Kehle. Das war wie Heimweh.

* * *

Als Nikoleit im Dunkeln die ſchmale Treppe emporſtieg, links nach dem Geländer, rechts nach der Wand taſtend, blitzte ihm auf dem oberſten Treppenabſatz plötzlich ein winziger feuriger Schein entgegen.

Erſchrocken blieb er ſtehen.

War es das glühende Auge einer Katze? Nein, er roch den Duft einer Zigarette: da ſaß irgend jemand rauchend auf der Treppe.

„Wer iſt da?" fragte er rauh.

„Gut Freund!" ſagte eine tiefe, verſtellte Männerſtimme ebenſo rauh. Eine Sekunde lang hoffte er: Langelütje! Aber dann fuhr der nächtliche Beſucher fort: „Raſend gemütlich iſt es doch bei Ihnen, Nikolaus. Ich ſitze hier, ſeitdem das Theater aus iſt. Der Wächter hat mich hereingelaſſen, aber oben öffnet niemand, Ihre trefflichen Knuſts ſcheinen anderwärts einer ſonntäglichen Orgie in hellem Lagerbier, Schlackwurſt und Nachtigallenſang zu frönen. Nun hab' ich mich ſchon auf ein Nachtquartier hier eingerichtet. Kommen Sie, Nikolaus, ſetzen Sie ſich zu mir. Wollen Sie eine Zigarette? Es iſt grad' noch eine da. Letzte Hoſe, die mich ſchmückte —!"

Inzwiſchen hatte Nikoleit ein Streichholz entzündet. „Aber kommen Sie doch mit hinauf, Herr Pernaur."

Der Kapellmeiſter hatte ſeinen Zylinder in den Nacken geſchoben, den hellen Paletot zurückgeſchlagen. Der Frackausſchnitt zeigte die Spuren von Zigarettenaſche. Ächzend erhob er ſich. „Sie müſſen bei Ihrem Hauswirt einen Antrag ſtellen, Nikolaus. Erſtens auf Verwendung weicherer Holzſorten beim Treppenbau. Und zweitens: er ſoll Treppenläufer ſtiften. Zum Kuckuck, wenn ein ſolches Genie bei ihm wohnt."

„Und wenn ſo vornehmer Beſuch nächtlings ins Haus einfällt," gab Nikoleit zurück, nur matt zum Scherzen aufgelegt.

„Was haben Sie denn?" fragte der Kapellmeiſter, als ſie endlich Nikoleits Bude erreicht und Licht gemacht hatten. „Sie wirken ja wie eine geknickte Fichte?"

„Ich habe — allerlei Trauriges gehört — bin überhaupt entſchloſſen ... Ich wollte morgen zu Ihnen gehn und ſehr ernſt mit Ihnen reden, Herr Pernaur."

„Hm. Sie haben's ja nun bequemer; ich hab' Ihnen den Spaziergang abgenommen." Er ſetzte ſich auf den Tiſch, nahm die goldene Zigarettendoſe aus der Taſche und ſetzte den darin enthaltenen letzten Papiros in Brand. „Übrigens treffen Sie einen günſtigen Moment, um ſehr ernſt mit mir zu reden. Ich bin furchtbar vergnügt. So vergnügt war ich noch nie in meinem Leben. Wiſſen Sie warum? So fragen Sie doch! Intereſſiert Sie's denn gar nicht zu erfahren, weshalb ich nachts um elf Uhr hier bei Ihnen einbreche?"

Pernaur trug eine ſpöttiſche Miene zur Schau. Aber Nikoleit wollte ſcheinen: es war nur Maske. „Gewiß bin ich begierig. Ich denke, Sie werden mir's jetzt ſagen."

„Werde ich auch. Aber nehmen Sie ſich erſt einen Stuhl, denn Sie könnten ohnmächtig werden. Ich bin nämlich pleite."

Ruhig ſah Nikoleit den Kapellmeiſter an. „Sie ſagten mir ſchon neulich, daß Sie hohe Schulden hätten."

„Tja. Ein ganzer Rattenkönig von Klagen ſchwebte da ſchon lange beim Amtsgericht. Und geſtern iſt die Sache zum Klappen gekommen. Mobiliar gepfändet, Kleider, Taſchenuhr, Brillantring. — Da, die Doſe haben ſie zufällig nicht entdeckt, die ſchenk' ich Ihnen." Er warf ſie auf Nikoleits Bett. „Stehen Sie doch nicht ſo verſteinert da. Iſt Ihnen ſo was noch nie paſſiert?" Er lachte hell auf. „Meine Gage wollten ſie auch mit Beſchlag belegen. Die Kerls. Aber ich habe doch zum Glück ſchon Vorſchuß bis September. Da war nichts zu machen. Was, iſt das nicht fidel?"

Nikoleit fand ſich noch immer nicht in die neue Sachlage hinein. „Es ſcheint Ihnen wenigſtens den Humor nicht geraubt zu haben."

„Keine Spur. Unangenehm iſt bloß, was mir für morgen früh zehn Uhr bevorſteht. Ich ſoll nämlich hingerichtet werden. Rite hingerichtet. Kopf vorgeſtreckt, Hals ins Eiſen — und dann ſchwapp, weg iſt er!"

„Was ſoll das heißen?"

„Sie Baby! Was Sie gleich für 'ne Grimaſſe aufſetzen! Ich ſchlachte doch keine kleinen Kinder gewohnheitsmäßig und frühſtücke ſie auf der Butterſemmel. Sache. Ich ſoll manifeſtieren, das iſt alles."

„Da müſſen Sie aufs Gericht — und ſchwören?"

„Eben. Offenbarungseid. Es iſt tatſächlich das erſtemal. Komiſch, nicht? Da habe ich ein Verzeichnis aufgeſetzt von all meinem Hab und Gut. Ein elender ausgedienter Reiſekorb mit Wachstuch — der enthält jetzt die Trümmer meines ehemals reichen, ja fürſtlichen Vermögens. Ich hab' ihn heute mittag nach dem Theater geſchickt, denn meine hohe Wirtin verlangte plötzlich Zahlung für den Monat Juni. Ich hatte das am Erſten ganz verbummelt." Er las im Ton eines Ausrufers von dem Zettel ab: „Drei Nachthemden, eine Brennmaſchine, Heines Buch der Lieder, eine Nagelfeile, ein Taktſtock, ſechs Paar Strümpfe, eine Geige, zwei Fräcke, ein Tintenfaß, fünf Taghemden, eine Schlummerrolle, zehn Buch Notenpapier ... Wollen Sie weiter leſen? Na, mit weniger kann der Mitteleuropäer doch wahrhaftig nicht auskommen."

„Ja, aber — was wollen Sie jetzt beginnen?"

„Das möchte ich eben Sie fragen, teurer Nikolaus."

Nikoleit griff ſofort in die Taſche. „Ich habe vom letztenmal noch über achtzig Mark."

„Unſinn, die behalten Sie. Sonſt würden ſie mir morgen ja doch gleich wieder abgeknöpft. Wenn ich vom Gericht komme, und Sie pumpen mir dann einen zahmen Goldfuchs, ſo iſt das ein ander Ding. Aber dieſe Nacht müſſen Sie mich ſchon hier beherbergen."

„Hier?"

Pernaur lachte. „Sehr gaſtfreundlich ſind Sie nicht."

„Ich meine nur," ſagte Nikoleit verwirrt, „Sie ſind es doch ganz anders gewöhnt. Das Bett meines alten Freundes ſteht ja noch in dem Verſchlag drüben, das könnte man haben ... Knuſts ſind freilich nicht da ..."

„Tut nichts. Ich habe Bärenkräfte. Zeigen Sie mal, wo die Klappe ſteckt. Dann bauen wir ſie hier auf."

Eine Viertelſtunde ſpäter ſtand das Bett an der alten Stelle. Gerade kam das Ehepaar Knuſt an. In ſeiner parodiſtiſchen Art klärte Pernaur die zuerſt nicht wenig erſchrockenen Leutchen über den Grund der Einquartierung auf: er ſolle als politiſcher Verbrecher feſtgenommen werden, er erflehe Aſylrecht von ihnen. Natürlich hielten ſie's für einen Scherz, und Frau Knuſt brachte in aller Eile noch friſche Bezüge und ſonſtige erforderliche Requiſiten. Pernaur umarmte ſie — darauf auch ihren Gemahl, der einen kleinen Schwipps mitgebracht hatte und über alles, was geſprochen wurde, gerührt war.

Endlich waren die beiden allein. Pernaur begann ſofort ſich auszuziehen. Er trug ſeidene Wäſche. Nikoleit genierte ſich faſt, ihm eines ſeiner groben Nachthemden anzubieten; Pernaur ſchlüpfte aber raſch hinein und wanderte dann noch eine Weile frohlockend auf und ab. „Wie das ſitzt — großartig. Ein bißchen lang vielleicht. Aber was es unten zu viel an Stoff beſitzt, das fehlt ihm zum Glück in der Breite. So gleicht ſich alles im Leben aus. Morgen in aller Frühe muß Mutter Knuſt mit einem Billetdoux von mir ins Theater und meinen Luxuskoffer holen. Späteſtens neun Uhr. Um alles in der Welt nicht verſchlafen. Sonſt wird man nämlich polizeilich vorgeführt, hat mir der freundliche Herr auf dem Gericht verſichert. Und wiſſen Sie: im grünen Wagen zu kutſchieren, mag intereſſant und lehrreich ſein, aber nicht angenehm. Felice notte, mio caro!"

Die „ernſte Ausſprache" mußte Nikoleit auf den anderen Tag verſchieben. Aber er blieb in dieſer Nacht noch lange wach und dachte an Lona, ſein Geſpräch mit ihr und an das Verſprechen, das er ihr gegeben hatte. Wie ſollte er es unter dieſen ſo arg veränderten Verhältniſſen erfüllen?

Als Pernaur am folgenden Tage — nach einem Morgen voll aufregender Hinundherhetzerei — vom Gericht zurückkehrte, befand er ſich nicht in der Stimmung, auf irgendwelche Vorhaltungen einzugehen. Über die Botſchaft, die ihm Nikoleit von Fräulein van Gorkum ausrichtete, lachte er bloß.

„Sie iſt ein zu ſüßes Gänſeblümchen, dieſe kleine Tutt.

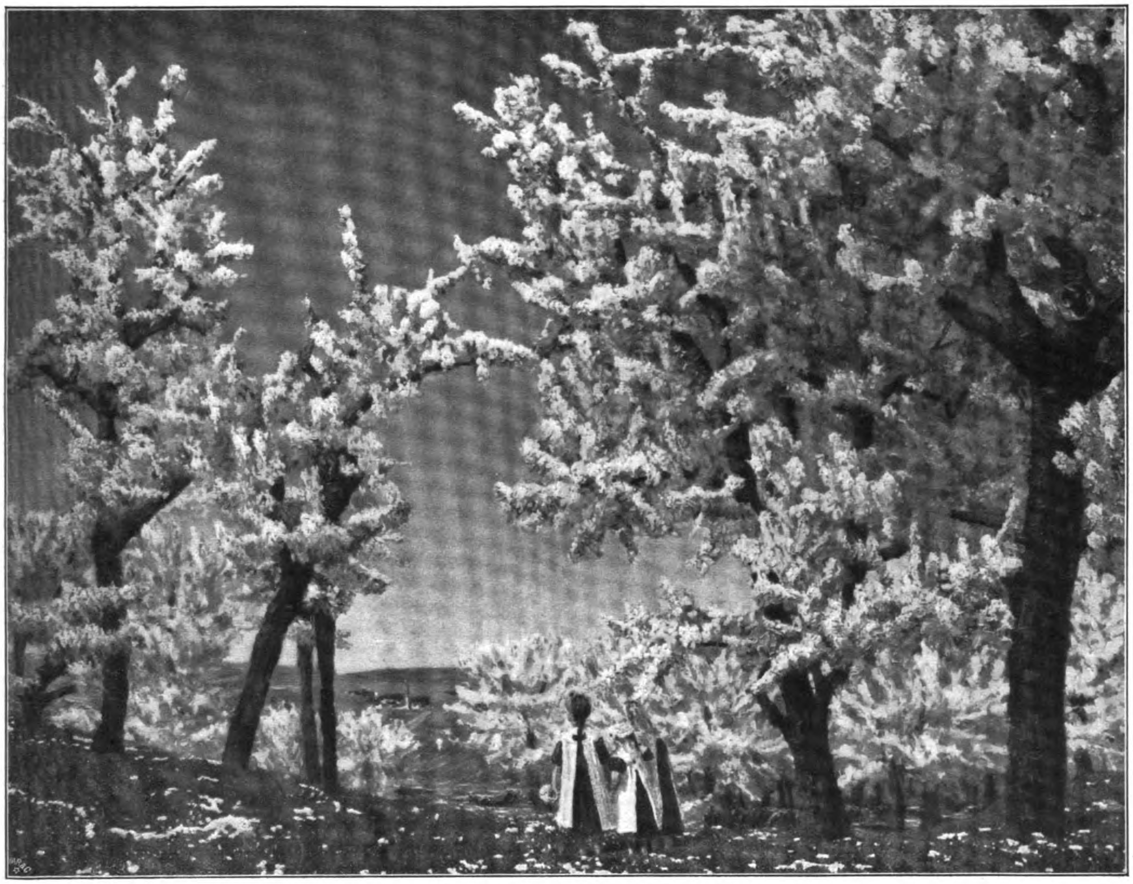
Ob ſie an die ‚Schweſter‘ wirklich geglaubt hat? Die war doch bloß Vorſpiegelung. Damit man mich ein Weilchen in Ruhe ließ.“

„Sie haben gar keine Schweſter? Und Fräulein van Gorkum glaubt ...“

„Na, ich bitte Sie, Nikolaus: ſie ſelber ließ ſich ohne den leiſeſten Skrupel für meine Couſine ausgeben — und da will ſie nun die Ahnungsloſe ſpielen, wenn plötzlich eine Schweſter von mir auftaucht, von der ich bis dato noch keine Sterbensſilbe verraten habe?“

„Ganz ahnungslos iſt ſie wohl nicht. Sie fürchtet im Gegenteil ...“

„Na, was denn? Warum zögern Sie? — Daß ich ſie ſatt habe. Voilà!“



In der Kirſchblüte. Gemälde von G. Giſevius.

„Es hieß, Sie wären miteinander verlobt.“

„Na ja, verlobt. Schön. Aber doch bloß auf Kündigung. Ich kann nun mal nicht treu ſein, das liegt nicht in meiner Natur. Können Sie's? — Hören wir doch mit den dummen Mädelsgeſchichten auf. Ich hab' jetzt anderes im Kopf. Ich muß ſchleunigſt zu Gelde kommen.“

Nikoleit hatte auf den Tiſch neben Pernaurs Bett den größten Teil ſeiner Barſchaft aufgezählt. Der Kapellmeiſter ſah es und machte eine geringſchätzige Handbewegung. „Streichen Sie Ihre paar Zechinen wieder ein. Die brauchen Sie ſelber. Aber wiſſen Sie, Nikolaus, ich habe Ihnen doch geſtern meine Zigarettendoſe verehrt ...“

„Das war doch nur ein Witz,“ fiel Nikoleit ſofort ein. „Ich hab' Ihnen das Ding zu Ihren Sachen gelegt. Es iſt ja echtes Gold und mit Brillanten ausgelegt.“

„Eben. Eine Ehrengabe der Abonnenten bei meinem Benefiz in Moskau. Über tauſend Rubel ſoll es wert ſein. Jedenfalls war es immer mein beſtes Verſatzſtück.“ Er ſuchte es aus ſeinem Korb heraus und ſteckte es in die Taſche. „Wenn Sie mir's alſo wieder ſchenken wollen — ich ſage ‚ſchenken‘, Nikolaus, weil ich doch vorhin mit gutem Gewiſſen geſchworen habe ... Na, kurz und gut, ich ziere mich nicht und nehme es mit Dank an. Das letztemal hat mir der Halunke auf dem Königlichen Verſatzamt bloß zwölfhundert Mark dafür geboten. Diesmal muß er fünfzehnhundert herausrücken, ſonſt ſchlage ich Lärm, daß die ganze Jägerſtraße zuſammenrennt. Kommen Sie mit, Nikolaus, ich lade Sie hernach zu einem opulenten Sektfrühſtück im ‚Roten Meere‘ ein.“

Nikoleit lehnte ab. So ſchroff, daß Pernaur ſtutzig wurde.

„Nanu, nanu, nanu? Bin ich ein Ausſätziger? Ein krummer Hund? Behandelt man ſo ſeinen Logierbeſuch?“ Pernaur zog ſich die Handſchuhe an und ſetzte den Hut auf. „Ich bin für ein paar Wochen auf Sie angewieſen, Herr Robert Nikoleit. Das wiſſen Sie jetzt. Wohnung darf ich mir nicht nehmen, ſonſt hab' ich die Manichäer ſofort wieder auf dem Halſe. Es heißt alſo: hier kampieren. Nach der Premiere bin ich wieder bei Kaſſe, dann reguliere ich meine Schulden — und Ihr Schade ſoll's dann auch nicht ſein, mich über die Klemme fortgebracht zu haben. Aber anſtändige Behandlung bitt' ich mir aus. Auch wenn ich in den nächſten Wochen die Hoſentaſche nicht immer voller Goldfüchſe haben ſollte. Sie ſind au fond ein rieſig anſtändiger Kerl, Nikolaus, das weiß ich. Verſtellen Sie ſich alſo nicht und ſpielen Sie nicht Rauhbein. Ich habe nämlich gerade in den letzten Tagen ein paar trübe Erfahrungen geſammelt. Sie haben mich alle fallen laſſen: Freunde und Freundinnen — ſogar die Schweſter. Das heißt: die für die kleine Tutt dazu avanciert war. Es iſt ein nichtswürdiges Gefühl, Nikolaus, wenn man plötzlich entdeckt: bloß die freigebige Hand hat einem die begeiſterte Freundſchaft eingetragen. Denn momentan — pfeift alles auf mich.“

Faſt ſchämte ſich nun Nikoleit ſeines ſchroffen Auftretens. Die Notlage Pernaurs entwaffnete ihn.

Und ſo kam's, daß er ſich in die verworrenen Verhältniſſe ſeines Logiergaſtes von Stund an nicht mehr einmiſchte. Aber in all der Unruhe, der Hetze und der fieberhaften Arbeit, die nun für Nikoleit begann, ward er die inneren Skrupel nicht los. So oft das klare, zarte, reine Bild Lonas vor ihm auftauchte, fühlte er ſich ſchuldig. Er litt unter dem Zwieſpalt, in den er geraten war — und ſah doch keinen Ausweg, keine Rettung . . . (Fortſetzung folgt.)

Unter dem weißen Tuch. Sportbilder von Theodor Kirſten.

Regatta.

Beide Boote haben ſich längſt von ihrer Klaſſe freigemacht; mit ausgeſpannten Rieſenflügeln fliegen ſie der bunten Tonne am Ende des Sees entgegen, Bord an Bord kämpfend. Sie fahren ein Rennen unter ſich.

Zweimal beinahe gelang es dem Gegner vorbeizukommen, Strich um Strich ſchob er ſich vorwärts, — das Blut ſchlug der Mannſchaft bis in den Hals, — aber immer wieder machte das Boot ſich frei. Der Mann am Steuer zeigt ein Geſicht von Bronze; aus den zuſammengekniffenen Augen ſpringt der Blick nach dem aufgeregt zappelnden Windfähnchen an der Maſtſpitze oben und dann wieder nach den geſpannten Segeln und dem ſchrägliegenden Großbaum; leiſe, unmerklich bebend liegt ſeine Hand auf der Steuerpinne, fühlend, weich, nachgiebig und — eiſenfeſt. Das ſchäumend durch die Welle dahinſtürmende, große Fahrzeug, mit der hohen Laſt weißen Tuches und der gewaltigen Wucht des Windes darin, gehorcht dem Druck der Finger, wie ein zahmes Damenpferd.

Jeder Mann liegt, hockt mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf ſeinem Poſten, eiferſüchtig den Gegner belauernd, der ſich mit unheimlicher Anziehungskraft daneben hält. Rennfieber brennt in jedem einzelnen, das Feuer der Luſt am Kampfe. Ein Kampf mit den Urelementen Waſſer und Wind und mit menſchlichem Können, mit Scharfſinn und Geiſtesgegenwart.

Wie Meſſer ſchneiden ſich die Blicke der beiden Mannſchaften. Drüben dasſelbe ruhige, verhaltene, auf dem Sprung liegende Wollen, — die unter allen Sportleuten ſich zeigende anſteckende Sportkrankheit: Rennfeindſchaft, Erfolgeiferſucht, Wettneid.

Jetzt kommt die Tonne näher. — Katzenartig, ſprungfertig kauert die Mannſchaft und nun — „Wende!“ Scharf, packend tönen die Kommandos. — Rrr, ſurr, — das Großſegel fährt über Bord, das Boot duckt ſich unter der Kraft des Windes, es legt ſich auf die andere Seite, blitzſchnell ſind die maſthaltenden Wanten feſtgelegt, mit ſchnellem, ſicheren Zugreifen faſſen die Hände in das maſſige, ſchwer ſich wehrende Tuch des Spinnakerſegels, um es zu bergen.

Alles hat geklappt, mit einem Aufatmen nimmt die Mannſchaft wieder den Platz ein, ſcharf am Winde jagt das Boot weiter. — Der Gegner liegt wieder daneben. —

Was iſt das? Der Wind fängt an zu ſchralen. Ein ungezogener Burſche ſpringt er bald hier-, bald dahin, und ſein bisher gutmütiges Briſen wird zeitweiſe zur ungeſtümen Bö. Dazwiſchen aber, wie unheilbringende, glänzende Rieſenſchlangen, legen ſich glatte Flächen, faſt unbewegt, unheimlich blank: die Stellen der Flauten.

Die Blicke werden unruhig; alle ſehen voraus auf die langgezogenen, windſtillen Streifen, — jeden Augenblick kann ſich einer vor die Fahrt legen, und — der Gegner läuft davon.

Da, kaum gedacht, — der Seemann ſoll nicht abergläubiſch ſein, — der Winddruck weicht, die Flügel des Rieſenvogels hängen matt, langſam niederſinkend an Maſt und Rahen; das Unheil hat ihn ins Herz getroffen. In wildem Grimm begegnen ſich die Blicke der einzelnen; verzweifelte, brennend heiße Ungeduld flackert darin auf. — Der Gegner liegt in einer Bö; — er fährt ſchon weit voraus! — —

Da flaut der Wind auch dort ab. Mit innerem Jubeln rücken die Halbverzweifelten auf. — Jetzt haben ſie das andere Boot überholt. Der Wind wächſt und wütet. Fieberhaft erregt jagen die Mannſchaften nun dem Ziele entgegen. Stahlblau, dunkel fegt es auf dem Waſſer von weitem heran, — eine mächtige Bö, — Sportluſt, Kampffreude jauchzt ihr entgegen; Sieg! jubelt es innen, das Herz ſchlägt an die Rippen, — da — ein knackendes Krachen — es ſchwindelt vor den Augen — mit ſeiner Rieſenſegelfläche bricht der Maſt über Bord. — —

Einen Augenblick zucken alle zuſammen, einer ſieht dem andern in das unter der braunen Wetterfarbe blaß gewordene Geſicht. Mit halber Stimme tönen die Zurufe des Kapitäns, — es gurgelt ihm in der Kehle. — —

Es ſieht keiner hinüber, als die anderen alle vorbeifahren.

Die Neulinge.

Zwei neue Gäſte an Bord. Mit großen Augen ſitzen ſie im Cockpit und ſehen in die Höhe an der großen, weißen Segelfläche und herunter an dem dicken Maſt und längs an dem drohenden Großbaum. Und heute gerade dieſer Flautenwind. Das Boot kriecht übers Waſſer. Ein trauriges Fahren. — Und ſchließlich, um zur Mittagsraſt zurecht zu kommen, müſſen zwei Mann rudern. Als wären die Hände klebrig, greifen ſie zu. — Ein Segler, der rudert, — eine elende Sache. — „Ruderſport!“ lacht der eine Gaſt, und der andere lacht mit. Und auch der See lacht ſpiegelblank; höhniſch ſchiebt ſich der Großbaum über Bord, daß ein Mann ſich dagegen ſtellen muß. So geht es weiter.

Die Herren Neulinge machen Witze. „Ja, ja, aller Waſſerſport, aller Landſport iſt langweilig, überholt, unzeitgemäß! Luftſport! Luftſport! Das iſt die Zukunft!“ —

Alles ſpringt ſchließlich froh ans Land.

Es iſt Zeit zur Rückfahrt. Alle klettern wieder an Bord. Die Seglerblicke gehen ſuchend, ungeduldig achterwärts, wo ſtill eine Herde kleiner Wolken heraufgezogen iſt, und leiſe hebt auf dem Waſſer ein feines Kräuſeln an. „Wir wollen ein bißchen puſten!“ ruft der neue Mann, dem die Fockſchot gegeben wurde. Da wird das Kräuſeln dunkler. — Hui! ſpringt der Wind ins Zeug. — „Anholen!“ Vorn am Bug gluckſt es auf, das Segel neigt ſich dankend und grüßend vor dem Vetter Wind. Und wieder ſpringt er aus dunkleren, dicken Wolken daher; die Verbeugungen werden tiefer, immer ſtürmiſcher brauſt es am Bug, und nach und nach wird es an Bord ſtiller.

„Ballon ſetzen!“ — „Die Herren ſollen ſehen, daß auch wir Ballonſport treiben können!“ Mit dumpftönendem Schlagen fliegt das weiße, bauchige Segel zur Seite auf. Trunken vor Wetterluſt taumelt das Boot vor dem Winde, unſicher bald rechts bald links ſchwingend. Fauchend und pfeifend ſetzt ſich der Wind ins Zeug; in Schoten und Segeln und Rahen ſingt es: das Hohelied des Seglers; das Rauſchen und Klatſchen der Wogen, das Knarren des Maſtes iſt Muſik. Ein ſtolzer Renner ſtampft das Boot in die Wogen hinein, daß zu beiden Seiten der weißſchäumende Schwall beiſeite ziſcht, meſſergleich beißt ſich der Bug durch die Wogenwölfe, immer im Auf und Nieder. Im ſpielenden Neigen und Wiegen tanzt ſelbſtgefällig die weißleuchtende Jacht vor dem Wind.

Ein ſtürmendes Dahinjagen. Sportluſt, Wetterfreude blitzt aus den Seglergeſichtern.

Jetzt herum! Ballon bergen! Halber Wind! Ah, die Herren Neuſegler werden blaß, mit Armen und Händen halten ſie ſich krampfhaft feſt; — das Boot legt ſich um, faſt aufrecht ſteht die Mannſchaft auf dem Gegenbord, zu den Füßen wälzt ſich gierig zappelnd die gurgelnde Waſſerſchlange, über Bord leckend. Der neue Mann an der Fock ſieht ſchon das Boot kentern, das Verderben grinſt zu ſeinen Füßen, — Übermut, Leichtſinn, Wahnwitz iſt ſolche Fahrt! — Er läßt die Schot, die ſeine Hände zerſchneidet, loſer. — „Schoten feſt! Nicht Fock nachlaſſen!“ Mit verzweifeltem Ziehen holt er wieder an und ſieht ungemütlich zum Steuermann hinüber. Und immer aufs neue geht das Boot auf die Seitenlage, plätſchert zappelnd die dunkle Flut über.

Kein Laut an Bord, nur ab und zu ein kurzer Zuruf, und Pfeifen, Rauſchen und Brauſen ringsum. Die Mannſchaft liegt, ſteht, klebt an der Bordkante, in den Augen frohen Wagemut und verhaltene, nervöſe Spannung bei dieſem Ringen mit Wind und Waſſer bis auf des Meſſers Schneide.

Aufkreuzen. — Gegen die anprallenden Wogen wirft das Boot den Bug, hoch aufbäumend und niederſtampfend, klatſchend ſchlagen ſie gegen die Planken und werfen zerſchellend eine ſcharfſtrahlige, ſpritzende Wolke von Sprühregen über Boot und Mannſchaft, daß das Waſſer zwiſchen Hals und Kragen läuft. Die beiden neuen Waſſerfahrer ſchnappen mit erſchreckten Geſichtern nach Luft. Da lacht der unbewegte Mann am Steuerruder. — „Das iſt Luftſport, meine Herren! Die vollkommenſte Vereinigung des edlen Waſſerſports mit dem Luftſport!“ Und dann lenkt er das Boot um die Landzunge in die windgeſchützte Bucht den Bootshausſtegen zu.

„Eine tolle Fahrt!“ ſagt ſtolz der Mann an der Fock und faßt in ſeinen aufgeweichten Kragen. Der andere tut's ihm gleich und beſtätigt ſelbſtbewußt: „Eine verflixt ſchneidige Sache. — Du, wir werden uns keinen Luftballon kaufen, aber ein Segelboot!“ —

Sportfreuden.

Ein Sonnenſonntag. — Familientag an Bord. —

Draußen, im einſamen Seewinkel, zwiſchen den langen Beinen der Heideföhren, zwiſchen Schilf und Erlenbuſch iſt das bunte Zigeunerlager aufgeſchlagen. Teller klappern, Scherz und Lachen klingt.

Dann werden Geſchirr, Beſteck und manches andere zuſammengeſucht, und in Hängematten, auf Decken und im Zelt reckt ſich jeder einzelne zur Mittagsruhe. Duftender Zigarrenrauch weht über die Herren hin, die Damen leſen oder ſehen nach den im Himmelblau ſchwimmenden Wipfeln. Der Herr Kapitän ſchnarcht bereits. Durch die ſchattigen Erlen am Ufer ſchimmert das leuchtende Weiß der Segel.

Da fallen die erſten Tropfen. Dunkelblau, gewitterſchwer zieht es im Weſten auf. „Ins Boot!“ — und alles ſpringt auf die Beine. Einzelne große Waſſererbſen klappern durch die Zweige auf den Boden. Jeder greift behende zu. Decken, Mäntel, Geſchirr und andere Dinge fliegen im Bogen hinüber an Bord und in den Hinterraum der Kajüte. Und nun die Damen, — das Boot ſteht zu weit vom Ufer ab; ängſtlich betrachten ſie die Sachlage. Mit kühnem Sprung will der junge Herr hinüber und — rutſcht ab, bis an die Knie ins Waſſer. Am meiſten lacht das junge Fräulein.

Jetzt zieht der Bootsmann ſich Schuh und Strümpfe aus, und ohne alle Umſtände umfaßt er die Lachende und trägt ſie unter allſeitigem Jubel auf dem Arm hinüber. Die andern können es kaum erwarten, bis die Reihe an ſie kommt.

Ein Dutzend Hände faſſen raſch den großen Leinenplan, der als Dach über Deck geſpannt wird. Nun rückt man gemütlich eng aneinander; ſo läßt es ſich, während draußen das Wetter ſtürmt und tobt, geruhſam ſitzen zum fröhlichen Kaffeetrinken.

Schon weht der würzige Duft aus der Ecke, näher und ſtärker dröhnt das Rollen des Donners; der Kuchen wird aufgeſchnitten, und oben auf der Leinwand trommelt und praſſelt der Regen. Ein großer Tropfen ſickert durch und fällt dem Backfiſch in den Nacken. Und nun kommt der Kaffee, — alles ſitzt und lauſcht dem Trommelwirbel der tauſendfachen, dicken Tropfen über den Köpfen.

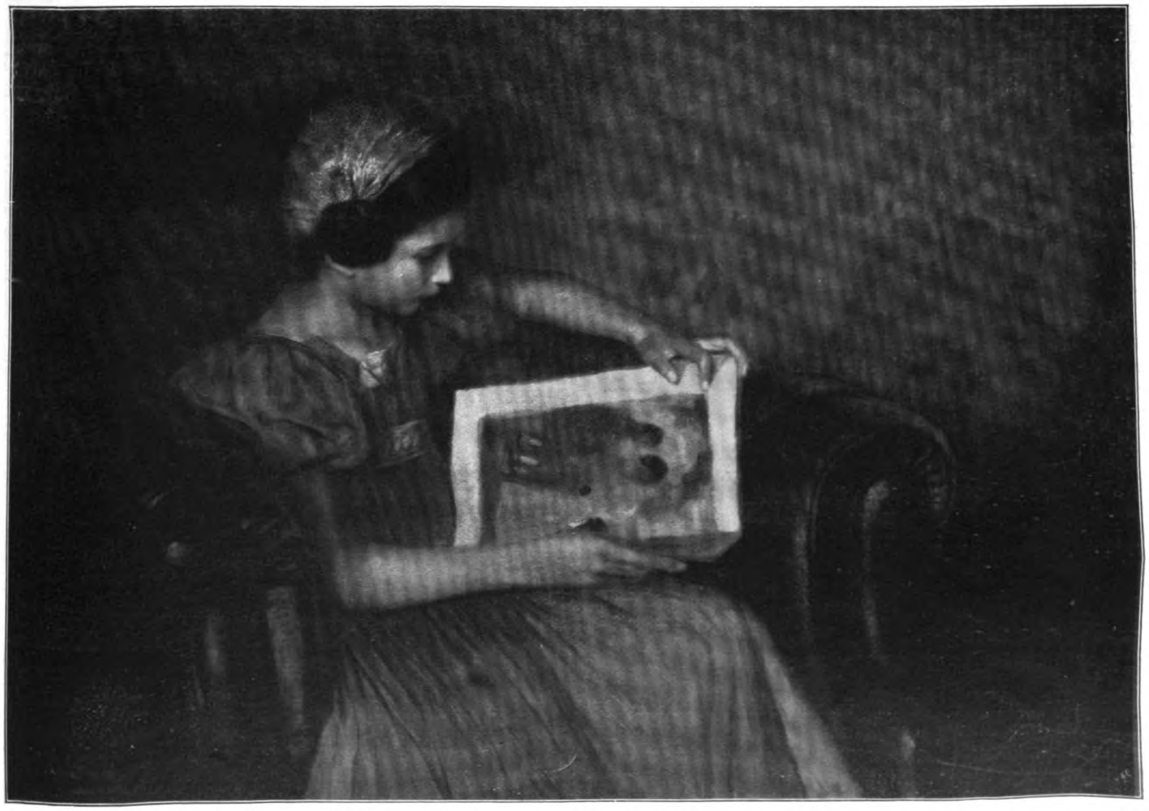
Die junge Frau hält lachend ein Stück Zucker und läßt es in die Taſſe fallen, — ein dröhnender Donnerſchlag erfolgt in dem Augenblick. Entſetzt ſchrickt ſie zuſammen und ſieht verwirrt in die Taſſe, als hätte das Stück Zucker die Wirkung hervorgerufen. Ein erquickendes Gelächter löſt den Bann, und während dann draußen Sturm und Regen, Blitz und Donner wüten, iſt unter dem Stückchen Leinwandtuch eine Fülle munterer Laune und Fröhlichkeit lebendig.

Und mit doppelter Heiterkeit ſchaut alles, nachdem das Gewitter ſich verzogen, in die glasklaren, friſchen Farben ringsum; ein allgemeines, freudiges Schnüffeln und Luftſchnappen hebt an. — Man bemerkt den kleinen Dreijährigen gar nicht, der auf Deck ſteht und aus Leibeskräften an einer Schot zieht, um dann an ihr in die Höhe nach der Maſtſpitze zu lugen. Plötzlich winkt er mit den Armen in der Luft und fällt rücklings mit einem gewaltigen Plumps ins Waſſer. — Drei Arme recken ſich nach ihm, als er ſchreiend wieder auftaucht. „Ich habe Waſſer geſchluckt!“ berichtet er entſetzt brüllend mit geſpreizten Händen, als wenn das unter Seglern etwas überaus Schreckliches wäre. Und Großvater ſagt lächelnd: „Ja, mein Junge, davon bin ich auch kein Freund!“

In der Decke ſitzt der kleine Segler und freut ſich über die ihm mit einemmal von allen Seiten entgegengebrachte Aufmerkſamkeit und Liebe. In der Sonne hängen winkend Jacke und Höschen zum Trocknen; nachher läuft er übermütig im Hemd herum.

Wie von dem warmen, ſchönen Tage ermattet, ſchläft, nur noch leiſe augenzwinkernd, der Wind ein; langſam und ruhig zieht das Boot heimwärts. Lau und ſchmeichelnd hält der Spätſommerabend ſeine Hände über Waſſer und Ufer, eine weiche Dunkelheit ſchnell darüberhin breitend; nur im Weſten glimmt noch breit und prächtig in Glührot und Gold, in Lichtblau und Violett ein weiter Streifen. Es iſt dunkel. Oben am Maſt ſpringen die blitzenden Sterne vorüber, in ſeltſamen Formen treten die ſchwarzen Ufer näher, eine Mandoline klingt aus der Finſternis. Jetzt fährt langſam, faſt ohne Bewegung eine große Jacht durch die matte Helle des Weſtens; ſchwarz und geſpenſtiſch heben ſich die Umriſſe von Boot, Segel und Mannſchaft ab, — Klabautermannſtimmung und Sommerſeligkeit vereinen ſich zu einem wehmütig träumenden Empfinden, in das nun lebhaft fröhliche Stimmen klingen. Drüben in lockendem Lichtſchein liegt das Klubhaus, ein geſelliger Kreis empfängt ſie und nimmt ſie zu einem heiteren Abſchluß des Tages gefangen. —

Draußen an den Bootsſtegen liegen die Boote im Mondlicht; über das Geländer gelehnt lauſcht ein junges Paar dem koſenden Plätſchern und Plaudern der Wogen. — — —



Das Bilderbuch. Gemälde von V. Schramm.

Das Ende einer alten Bergſtadt. Von Martin Bücking.

Mit dem 1. April dieſes Jahres ſchied das weithin bekannte St. Andreasberg im Harz aus der Reihe der Bergſtädte aus. Der preußiſche Miniſter für Handel und Gewerbe hatte verfügt, daß der Betrieb der einzigen dort noch befahrenen Grube eingeſtellt werden ſolle, weil der Bergbau daſelbſt ſeit Jahren erhebliche ſtaatliche Zuſchüſſe erforderte. Mit den Herren von der Feder verlaſſen auch die Männer „vom Leder" die Stadt. Die Beamtenſchaft ward verſetzt, während die Bergleute, ſoweit ſie nicht in den Ruheſtand gelangten, auf anderen ſtaatlichen Werken untergebracht wurden. Betrug doch die Belegſchaft der Grube Samſon, von der aus auch die Gruben Katharina Neufang, Gnade Gottes und Bergmannstroſt bebaut wurden, einſchließlich der bei der ſogenannten Aufbereitung Beſchäftigten in letzter Zeit nicht mehr als achtzig Mann.

Nun hört das unabläſſige Auf und Ab des Geſtänges der Fahrkunſt auf, und damit das jahrhundertelange Auf und Nieder bergbaulichen Glücks und mit viel Gefahr, aber auch mit zäher, fleißiger Tatkraft verbundener bergmänniſcher Hoffnungen. Nachdem die kleine Bergglocke über dem Samſonſchacht verſtummt iſt, die ſeit grauen Jahren Minute um Minute Tag und Nacht zu dem allen ihr Pink-pank gemacht hat, ward es im ſtillen Städtchen noch ſtiller. Nur der Weſtwind wird nach wie vor über die kahle Hochebene pfeifen und an den Berghängen in den Fichten rauſchen. Und iſt es einmal ganz ſtilles Wetter, wird man gelben Hüttenrauch hinterm Glockenberg aufſteigen ſehen und möglicherweiſe, verloren wie ein Ton aus einer anderen fernen Welt, den Pfiff von einer Lokomotive vernehmen, von dort her, wo die Eiſenbahn ſich im Sperrluttertal in die Höhe würgt, um ſchließlich drei Kilometer unterhalb der Stadt vor dem immer ſteiler werdenden Berg das Rennen aufzugeben — falls ihre vorſichtige Fortbewegung nämlich noch mit ſolchem Ausdruck bezeichnet werden darf.

Die Stillegung des Andreasberger Bergbaus bedeutet einen wichtigen Abſchnitt in der Geſchichte des deutſchen Bergweſens. Denn mit ihr hat in der preußiſchen Monarchie der Bergbau auf Silber in der Hauptſache ſein Ende erreicht, und das erzgebirgiſche Freiberg bleibt das einzige in Deutſchland, das fortan noch auf das Edelmetall ſchürft. Zugleich ſchwindet ein Bergbetrieb alten und älteſten Stils für immer dahin, auch dem Nichtfachmann dadurch bemerkenswert, daß in ihm ausſchließlich Waſſerkraft tätig war. Seit 1722 fängt nämlich der Oderteich, die größte und tiefſte Talſperre des Harzes, eine Reihe von Bächen und Quellen im Brockengebiet auf, um ſie durch den neun Kilometer langen Rehberger Graben einem halben Hundert meiſt unter Tag liegenden Mühlen im Andreasberger Bergwerk als Aufſchlagwaſſer zuzuführen.

Der 1. April iſt nicht bloß für die Bewohner des Bergſtädtchens von folgenſchwerer Entſcheidung, ſondern hat auch für das ganze Gebiet der ſieben hannoverſchen Bergſtädte im Oberharz Bedeutung, denn Bergbau und Hüttenbetrieb ernährten von den 26000 Einwohnern des Kreiſes Zellerfeld rund 18000 Perſonen. Beſonders in Andreasberg war es vielen beklommen ums Herz, als die endgültige Nachricht von der beſchloſſenen Stillegung eintraf. Sie dachten vielleicht an den alten Harzſpruch von der grünenden Tanne und dem wachſenden Erz.

Kaum ein zweiter Ort iſt im Laufe der Zeiten mit dem Bergbau und allem, was damit zuſammenhängt, ſo eng verwachſen geblieben wie St. Andreasberg. Anderwärts drängen wohl die Bedürfniſſe des modernen Lebens ein Altes als überflüſſig beiſeite. Hier iſt es die Kehrſeite: der Mangel. Man fürchtet das Abſterben vor ſich zu haben, mindeſtens ſieht man der Ungewißheit zaghaft entgegen. Wie lange wird's dauern, dann dröhnen und brauſen unten im Schacht die Grundwaſſer, und alle die weitverzweigten Strecken und Gänge, Stollen und Durchſchläge liegen in ewiger Nacht begraben, ſchwarz und ſchweigſam wie unter ihnen die ewige Teufe. Nur die erzgebirgiſche Mundart, mit einem ſonderbaren niederſächſiſchen Einſchlag, wird ſich noch eine Zeit halten. Und wenn auch dieſe kleine Sprachinſel einmal überflutet ſein wird, dann werden nur noch die alten Schutthalden, längſt mit Ahorn und Lärche bewachſen, davon erzählen: es war einmal!

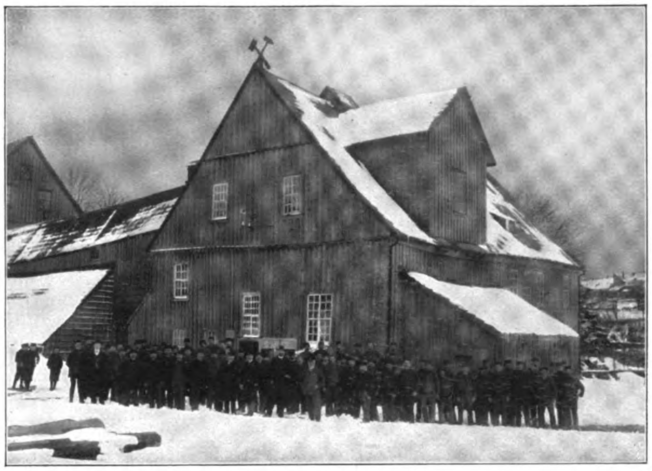
Bislang war die Entwicklung des Bergbaues zugleich von Anfang bis Ende die Geſchichte der Stadt. Der Sage nach hat ſie von einer in Form eines Andreaskreuzes gefundenen Erzſilberſtufe den Namen. Urkundlich wird ein Berg des Namens Andreasberg zuerſt 1487 erwähnt. Damals bauten zwei Gewerken dicht nebeneinander am Berg und werden ihn nach dem altehrwürdigen Bergheiligen benannt haben, neben der heiligen Katharina, Anna und Joachim beſonders beliebt, weil er Schätze heben konnte. Ob vorher ſchon, wie in anderen Teilen des Oberharzes, der „Alte Mann", der Bergbau älteſter Zeit, dorthin kam, iſt unwahrſcheinlich, wie der verdienſtvolle Kenner der Gegend, Fr. Günther in Klausthal, in ſeinem grundlegenden Werk über den Harz ausführt.

Der eigentliche Bergbau ſetzt 1520 ein, als am Beerberg ein Gang mit Glanzerz und reichhaltigen Neſtern Rotgülden angeſchlagen wird. Jetzt ſtrömt von überall das fahrende Volk der Bergknappen herbei, namentlich vom weſtlichen Erzgebirge, wo gerade eine Reihe von Bergſtädten entſtand, aus dem Meißniſchen und aus Franken. Wohlhabende Bürger in Eisleben, Köln, Magdeburg, Mühlhauſen, Meißen, Leipzig, Thum, Tramin, Einbeck, Halle, Hamburg uſw. ſtecken ihre Gelder in den Verſuchsbau. 1521 erlaſſen die Grafen von Hohnſtein, als Lehnsherren zugleich die bedeutendſten Gewerken, die erſte Bergfreiheit. Noch bringen die Gruben keine Ausbeute, aber ſchon entſteht auf der mit Haſelgeſträuch bewachſenen Hochfläche eine neue Stadt. Bergbaukundige Unternehmer aus Annaberg und Schneeberg erſcheinen und geben den neuen Gruben an ihre Heimat erinnernde Namen, wie Haus Sachſen, Rautenkranz, Turmhof uſw. Eine Katharina Neufang, deren Geipelhaus heute noch ſteht, war auch in Schneeberg längſt eine ergiebige Grube. „Neu Bergwerk, neu Geſchrei." Es mutet ganz modern an, zu ſehen, wie ſeit 1528, wo die Erbauung der Stadt in Angriff genommen wird, mit einem Schlage eine ganze Stadtbevölkerung herbeigeführt wird und die Stadt wie aus dem Boden gewachſen innerhalb eines Jahrzehnts mit dreihundert Wohnhäuſern fertig daſteht und 1536 bereits die Grundſteinlegung ihrer Martinskirche begeht.

Von da an gibt es ſprungweiſe und lückenhaft ein fortwährendes Auf und Nieder. Glück und Zufall ſpielen unter dem Kreuzzeichen von Schlegel und Eiſen die größte Rolle. 1537 ſtehen 116 Zechen im Bau, doch nur eine einzige wird einigermaßen fündig, ſo daß ein Jahr ſpäter nur noch achtzig Gruben arbeiten und 1577 vierzig Häuſer wieder leerſtehen. Nach dem Dreißigjährigen Kriege beginnt abermals ein langſamer Aufſtieg, und 1700 bis 1730 erfolgt mit 20000 Talern jährlicher Ausbeute die Zeit der höchſten Blüte. Andreasberg wird die Schatzkammer des Harzes. Damals trugen die Bergzettel für die Gewerken an ihrer Spitze den Spruch:

An Gottes Segen
Iſt alles gelegen.
Das Land die Früchte bringt,
Im Harz der Taler klingt.

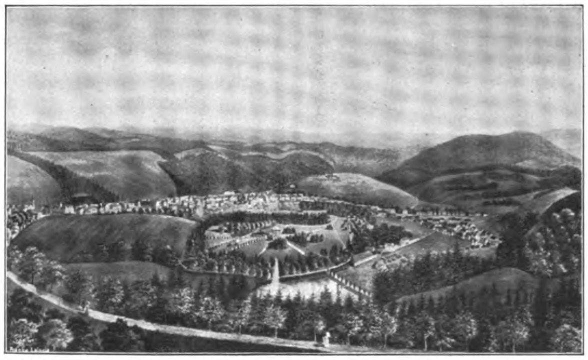
Dann aber bereitet ſich langſam und unaufhaltſam ein dauernder Rückgang vor. Je mehr man hinabteuft, deſto geringer die Ergiebigkeit. 1760 ſinkt die Ausſchüttung auf 520 Taler. Auch der in der Nachbarſchaft betriebene Bergbau auf Eiſen verliert ſeine Bedeutung, und eine Eiſenhütte nach der andern geht wieder ein. War ſchon vorher ein immer größerer Teil der Belegſchaft nach Klausthal und Lautenthal abgegeben, ſo wurde in den allerletzten Jahrzehnten nur noch gearbeitet, um den Leuten Beſchäftigung zu geben. So iſt das ſchließliche Ende, ſo ſchmerzlich es auch empfunden wird, nicht unerwartet gekommen.



Die letzte Schicht in St. Andreasberg.
Photographie von E. Fiſcher in Andreasberg.

Auch als Münzſtätte hat Andreasberg ſeine Bedeutung gehabt, naturgemäß in enger Verbindung mit der Aufeinanderfolge der Dynaſtien, zu deren Gebiet es gehörte. Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts wurde die Münze der Hohnſteiner Grafen wegen Unſicherheit der Straßen von Ellrich hierher verlegt und blieb hier, nach dem Ausſterben der Hohnſteiner 1593, zunächſt zwei Jahre unter den Grubenhagener Herzögen, ſodann unter den braunſchweigiſchen und ſeit 1617 unter den hannoverſchen Welfen, bis ſie 1625 nach Klausthal verlegt wurde. Hier wurden 1804 die letzten Andreastaler geſchlagen.

Als Bergwerksanlagen über Tag ſtehen heute nur noch das Zechenhaus der Samſoner Grube mit ihrem 787 Meter tiefen Schacht, das Pochwerk und die Erzwäſche, ſowie der jetzt als Gaſtwirtſchaft benutzte Geipel der Neufanger Grube (der heiligen Katharina neuer Fang). Niemand ſieht den unſcheinbaren Gebäuden, den älteſten der Stadt, die Schätze an, die in ihnen einmal ans Licht gefördert und aufbereitet wurden. Mit ihrem altersgeſchwärzten Gebälk, ihren ſteilen Haubendächern und ſchnörkeligen Wetterfahnen, der merkwürdigen altmodiſchen Fahrkunſt und der altertümlichen Eimerförderung haben ſie anderwärts wohl nicht allzuviel ihresgleichen. Vielleicht wird es Zeit für den, der dieſe Zeugen einer vergangenen Zeit noch einmal beſichtigen möchte! Kegelbrüder werden am Ende erfreut ſein, vor der Katharina Neufang die höchſtgelegene Kegelbahn Deutſchlands zu finden. Eine alte Holztafel über der Geipeltür erinnert wehmütig an entſchwundenes Leben und Treiben:



Andreasberg. Nach einer Zeichnung.

Cathrina Neufanger Tagesſtoln Wo geheſtu hin
In den toden Berg nein Da die Reichen Erz Mittel Sein
Ich hab nun 101 Jahr aufs Neue wieder geſtanden und bis Anno
1763 Als 48 Jahr die ausbeit ſteds erhalden Anno 1764 65 und 66
Als 3 Jahr Wegen Geringen Anbrichen der Gewerken Zubus erhalten
Anno 1767 mich wieder frei gebauet und von Anno 1768 durch Gotts
Segen Herrn und Gewerken wieder mit Ausbeit ſteds erfreut
Gott ſegne ferner fort und fort Mit Reigen Segen hier und dort.

Was wird die Zukunft für die Stadt bringen?

Nun wird Andreasberg freilich, wenn auch ſeines Charakters als bergbauende Stadt entkleidet, in jeder anderen Beziehung, vor allem landſchaftlich, eine Bergſtadt bleiben. Darin liegen Vorzüge, aber auch gewiſſe Gefahren. Als Induſtrieort alten Stils wird die Stadt noch mehr als ſonſt damit rechnen müſſen, daß ſie eine künſtliche Gründung, eine auf der Berghöhe angelegte Kolonie iſt, gleichſam eine Pflanze, deren Saugwurzeln bis jetzt Hunderte von Metern tief im feſten Geſtein gelegen haben. Als zweithöchſter Harzort und oberhalb der Grenze der Tuberkuloſe nennt ſie ſich in hervorragendem Sinne einen Höhenkurort, und doch hat ſie ſeit den Jahrzehnten, wo ſie für die mit der Bahn Kommenden noch eine der wenigen Eingangspforten ins Gebirge war, mit ihrem Fremdenverkehr nicht den Aufſchwung der meiſten anderen Harzorte erlebt.

Und doch ſollte kein Harzbeſucher die Stadt überſchlagen.

Einzeln genommen ſind die meiſten Häuſer nüchtern und ausdruckslos, doch ſie wirken, tief in die Mulden der kleinen Hochebene eingebettet, in ihrer Geſamtheit ſo maleriſch wie kaum eine zweite Bergſtadt.

Im Jahre 1796 brannte in ſiebzehn Stunden nahezu die halbe Stadt nieder und wurde dann in dem früheren planloſen Durcheinander wieder aufgebaut, ſo daß das Ganze einen altertümlichen Eindruck behielt. Überall hängen die Straßenzüge an ſteilen Halden; wie in unruhigem Wellenſpiel aufſpringende grüne Bergkuppen bilden den Hintergrund, dahinter in der Ferne langgeſtreckte, blauſchwarz daliegende Maſſen. Allerorten eine Fülle des Anziehenden, gleichviel ob auf den Straßen die Ziegen- und Kuhherden ſich ſammeln, vor niedrigen Fenſtern allerwärts Blumenſtöcke blühen und in den Holzkäfigen die Kanarienvögel trillern, oder ob alles tief, tief verſchneit liegt, weiße Sicheln die Ecken der Fenſterſcheiben verzieren und die zahme Hirſchkuh Mieke bettelnd von Fenſter zu Fenſter trottet, bis dann anderen Tages fröhliches Schlittengeläut erklingt und die vom Bogenlicht erhellte Breiteſtraße bis in die Nacht hinein eine treffliche Rodelbahn bietet.

Es werden mancherlei Befürchtungen über die Zukunft laut.

Die Andreasberger ſträuben ſich vor dem Gedanken, ihre altberühmte Bergſtadt möchte zum Waldarbeiter- und

Andreasberg: Kgl. Silberhütte.

Sägemüllerdörfchen herabſinken. Hoffentlich ſind das grundloſe Sorgen. Andreasberg wird es ſich freilich gefallen laſſen müſſen, noch mehr eine Induſtrieſtadt zu werden, als es bislang mit Holzſchleiferei, Weberei und Spitzenklöppeln, Bleiweiß-, Möbel- und Zigarrenfabriken allmählich ſchon wurde. Trotz der ſtändigen Verminderung der Grubenbelegſchaft iſt die Einwohnerzahl (3750) nicht zurückgegangen. Längſt hat die Bergbehörde die Waſſerkraft frei gewordener Gefälle den Gewerbetreibenden für niedrigen Pachtzins zur Verfügung geſtellt und wird das in Zukunft noch ausgiebiger tun.

Natürlicherweiſe werden die nächſten Übergangsjahre ſchwierig ſein; doch wenn von den Bewohnern auch heute noch gilt, was A. Ey in ſeinem „Geleitsmann“ 1854 ihnen nachrühmt, ſo werden ſie die Kriſe überwinden. „Offenheit und Biederkeit — ſo heißt es da — gepaart mit ausgezeichneter Gaſtfreundſchaft, dabei ein recht klarer Verſtand, verbunden mit ſcharfem Witz, und eine eigentümliche Geſtaltung ihres oberharziſchen Dialekts, ſind der Andreasberger beſonderes Eigentum.“

Und wer kann es wiſſen? Vielleicht ruhen dem Städtchen die ſchwarzen und die heiteren Loſe noch heute im tiefdunkeln Schoß der Erde, daß noch einmal eine Zeit anbricht, wo der ſchürfende Bergknappe wieder „höfflich wird“, Mutung einlegt und dann auch „fündig wird“, um mit modernem Betrieb und reichlicher Ausſchüttung den Segen des Bergbaus aus der Tiefe zu holen.

Wer wollte dem fleißigen, zähen und genügſamen Bergmannsgeſchlecht, das dort oben im Harz hauſt, fernab vom Lärm und von der Haſt des Großſtadttages, nicht von Herzen Glückauf wünſchen! —

Andreasbergs ſteilſte Straße: Die Herrenſtraße.

Über den Umgang mit Briefen. Von Ernſt Niemann.

Wir ſchreiben täglich Briefe, übergeben ſie der Poſt zur Beförderung und erwarten, daß die Empfänger ſie morgen oder übermorgen leſen. Zur Erreichung dieſes Zweckes iſt es erforderlich, daß alle daran Beteiligten die Pflichten kennen und üben, die ſie durch den Umgang mit den Briefen übernehmen. Von den Poſtbeamten iſt ohne weiteres anzunehmen, daß ſie über die Obliegenheiten ihres Dienſtes an den Poſtſendungen unterrichtet ſind; Abſender und Empfänger und wer ſonſt mit Briefen Befaſſung erhält, pflegen ihr Verhältnis zu ihnen mehr gewohnheitsmäßig anzuſehen und denken kaum daran, in wie mancherlei Weiſe ſie durch die Briefe in Beziehung mit dem Zivil- und dem Strafrecht kommen können. Und wenn die Geſetze ſchweigen, haben Wohlanſtändigkeit und gute Sitten ebenſo beachtbare Stimmen.

Denn der Brief iſt ein zart Ding. Er iſt ein weſentlicher Träger unſeres geiſtigen Lebens, ſeine Falten bergen Freundestreue und Liebesglück; Vaterworte und Muttertränen, geſchäftliche und politiſche Geheimniſſe und intimſte Familienangelegenheiten kommen darin zur Darſtellung und zum Ausdruck. Darum achten wir ſehr darauf, daß nicht unbefugte Späher das Schweigen unſerer Briefe ſtören, und haben die Achtung vor Brief und Siegel zu einem Sittengeſetz ausgebildet.

In Deutſchland iſt das Vertrauen des Publikums auf Geheimhaltung ſeines brieflichen Verkehrs unter beſonderen reichsgeſetzlichen Schutz geſtellt. Der Poſtbeamte hat nicht nur den Inhalt der offenen Korreſpondenz als ſein Geheimnis zu wahren, ſondern auch alle Tatſachen, die er durch eine Korreſpondenz amtlich in Erfahrung gebracht hat, in ſeiner vereidigten Bruſt zu verſchließen. Selbſt die vielvermögende Polizei klopft vergeblich an den harten Felſen ſeiner Amtsverſchwiegenheit.

Der ſtrenge Briefgeheimnisparagraph gilt aber nur für Poſtbeamte; andere Perſonen haben mildere Geſetzgeber gefunden. Ihnen iſt durch § 299 St.G.B. nur verboten, verſchloſſene Briefe, die nicht zu ihrer Kenntnis beſtimmt ſind, vorſätzlich und unbefugterweiſe zu öffnen. Das würden ſich die Perſonen zu merken haben, die vom Abſender mit Briefen zur Poſt geſchickt werden, oder die, die Briefe vom Briefträger für andere in Empfang genommen oder einen vom Eigentümer verlorenen Brief gefunden haben. Fiele dieſen Perſonen aber ein bereits geöffneter Brief in die Hände, ſo wären ſie zur Wahrung des Briefgeheimniſſes geſetzlich nicht verpflichtet, denn der Inhalt offener Briefe iſt nicht ausdrücklich unter Schutz geſtellt, ſondern es iſt der Wohlanſtändigkeit überlaſſen geblieben, von dem Inhalt ſolcher Briefe anderen Perſonen keine Mitteilung zu machen. In dieſem ſchwachen Schutz des Briefgeheimniſſes gegen Privatperſonen erblicke ich einen Mangel der Geſetzgebung, der leider auch im Entwurf des neuen St.G.B. beſtehen geblieben iſt. Wenn jemand, dem der Briefträger verſehentlich einen Brief übergeben hat, der nicht für ihn beſtimmt iſt, dieſen irrtümlich öffnet und lieſt, ſo kann ihm niemand etwas anhaben, weil er nicht vorſätzlich gehandelt hat. Nur hätte er den Brief an die Poſt zurückzugeben. Das gleiche müßte dem Finder eines Briefes angeraten werden.

Recht unſicher iſt es, wo bei Briefen die Grenzen des Eigentumsrechts zwiſchen Abſender und Empfänger liegen. Das Rechtsverhältnis iſt in der Form eines Vertragsſchluſſes gegeben. Es liegt eine ſtillſchweigende Verabredung zwiſchen beiden vor, die vom Abſender durch die Abgabe des mit der Aufſchrift verſehenen Briefes ausgeſprochen wird, vom Empfänger durch die Annahme. Als körperliche Sache betrachtet, gehört in der Regel der Brief dem Abſender ſo lange, bis der Empfänger ihn noch nicht übernommen hat; erſt die Übergabe an den Empfänger begründet die Eigentumsübertragung. Die Poſt räumt dem Abſender für die Dauer der Beförderung denn auch das Verfügungsrecht dergeſtalt ein, daß ſie ihm die Möglichkeit gibt, den Brief zurückzufordern oder die Adreſſe ändern zu laſſen — was z. B. telegraphiſch geſchehen kann — ſo lange der Empfänger den Brief noch nicht in Händen hat. Sie geſtattet aber auch dem Empfänger ſchon von der Auflieferung des Briefes ab ein gewiſſes Verfügungsrecht. Dieſer kann den Brief bereits unterwegs übernehmen, den Ort der Adreſſe ändern laſſen und dritte Perſonen zur Übernahme und Öffnung ermächtigen. Das von der Poſt eingeräumte Verfügungsrecht iſt indeſſen nicht maßgebend für das Eigentumsrecht. Der Brief gehörte beiſpielsweiſe dem Abſender auch noch nach der Aushändigung, wenn er ſich das Eigentumsrecht ausdrücklich vorbehalten hätte oder darin einen Gegenſtand nur zur An-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſicht oder leihweiſe überſenden würde. Selbſt ein Dritter kann ein Eigentumsrecht am Briefe haben, dann z. B., wenn von dieſem ſich eine beſondere Einlage im Briefe befinden würde.

Der Brief hat aber neben ſeinem körperlichen auch einen geiſtigen Beſtandteil, den Inhalt, und dieſer geht bei perſönlichen Briefen nicht in das ausſchließliche Beſitztum des Empfängers über. Das iſt wichtig für die Beantwortung der Frage, ob der Empfänger den Inhalt der an ihn gerichteten Briefe an andere Perſonen weitergeben oder veröffentlichen darf. Im allgemeinen wird es ſchon aus dem Briefe ſelbſt oder aus den begleitenden Umſtänden hervorgehn, ob andere Kenntnis davon haben ſollen oder dürfen. Iſt das nicht der Fall, enthält der Brief Privatgeheimniſſe des Abſenders, ſo würde ſich dieſem gegenüber der Empfänger einer Vertrauensverletzung ſchuldig machen, die zwar nicht in allen Fällen vor das Forum des Gerichts gezogen werden kann, aber doch dann mit Strafe bedroht iſt, wenn der Tatbeſtand einer Beleidigung oder einer vermögensrechtlichen Schädigung vorliegt. Dagegen muß dem Adreſſaten das Recht gewahrt bleiben, empfangene Briefe als Beweismaterial dem Gericht vorzulegen, ſofern das ſeinen rechtlichen Intereſſen entſpricht; iſt doch ſogar die Poſtverwaltung verpflichtet, in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten vor Gericht über Poſtſendungen Auskunft zu erteilen oder Poſtſendungen als Beweismittel vorzulegen, wenn ſich nur einer, der Abſender oder Empfänger, damit einverſtanden erklärt.

Unter den gleichen Geſichtspunkt fällt im allgemeinen auch die Veröffentlichung von Briefen durch Abdruck in einer Zeitung. Allerdings mit einigen wichtigen Einſchränkungen. Denn wenn nach Lage der Verhältniſſe wohl vorausgeſetzt werden kann, daß ſich der Abſender mit der Mitteilung ſeines Briefes an einzelne Perſonen einverſtanden erklären würde, ſo darf dieſes Einverſtändnis nicht ohne weiteres auch zur Veröffentlichung in einer Zeitung angenommen werden. Eine weitere Einſchränkung iſt durch das Urheberrecht, das das geiſtige Eigentum ſchützt, gegeben. Die Frage, welche Briefe den Schutz des Urheberrechts genießen, iſt nun freilich noch ſtrittig. Als 1867 ein Student bei ſeinen Verwandten unter altem Gerümpel Briefe von Peter von Cornelius fand und dieſe veröffentlichen wollte, erhoben die Erben des Verfaſſers Widerſpruch. dem das Gericht auch nachgab. Briefe mit literariſchen Eigenſchaften oder die irgendeine literariſche Bedeutung erlangt haben, ſind ſchutzberechtigt und dürfen nur mit Einwilligung des geiſtigen Urhebers oder deſſen Erben veröffentlicht werden. Würde ein Bekannter in Briefen über ſeine Erlebniſſe, über Land und Leute oder über ſonſtige Eigenarten im Auslande berichten, ſo wäre der Empfänger der Briefe nicht berechtigt, dieſe Schilderungen ohne Einwilligung des Abſenders abdrucken zu laſſen. Das Recht am geiſtigen Beſtandteil hat immer der Abſender, wenn der Brief als körperlicher Gegenſtand auch dem Empfänger gehört. Dagegen würde dieſem wieder ein berechtigtes Intereſſe zugeſtanden werden müſſen, wenn er zur Selbſtverteidigung gegen Angriffe des Briefſchreibers deſſen Briefe veröffentlichte.

Die Empfänger ſind nicht verpflichtet, perſönliche Briefe aufzubewahren — Handels-, Urkunden- und Aktenbriefe müſſen dagegen bekanntlich eine gewiſſe Zeit erhalten bleiben —, ebenſowenig brauchen ſie dem Abſender Briefe zurückgeben, wenn dieſer ein ſolches Verlangen erſt nachträglich ſtellt. Nur die zwiſchen Verlobten gewechſelten Briefe können im Falle der Auflöſung der Verlobung gegenſeitig zurückgefordert werden, wie ja auch die zum Zeichen des Verlöbniſſes gemachten Geſchenke zurückgefordert werden können. Wird dagegen das Verlöbnis durch den Tod des einen Verlobten aufgehoben, ſo iſt eine Rückforderung ausgeſchloſſen.

Wer einen Brief abſendet, will damit einen beſonderen Zweck erreichen; zur Erfüllung des ſtillſchweigenden Briefſendungsvertrags gehört darum auch, daß der Empfänger den Brief lieſt. Wenn dieſer auch nicht gerade durch geſetzliche Handhaben zum Leſen gezwungen werden kann, ſo vermag der Abſender doch aus dem vom Empfänger angenommenen Briefe Rechte herzuleiten, für die der Adreſſat haftbar iſt. Wenn beiſpielsweiſe der Abſender dem Adreſſaten in einem Brief eine Kündigung ausſpricht, ſo würde dieſe Kündigung zu Recht beſtehen, auch wenn der letztere den Brief nicht geöffnet oder geleſen hätte. Die Gerichte ſind ſogar noch weiter gegangen und haben die in einem Briefe enthaltene Willenserklärung auch in einem Falle als wirkſam anerkannt, in dem der Adreſſat den Brief gar nicht angenommen hatte. Wäre dieſe Willenserklärung eine Kündigung geweſen, ſo würde ſie auch gegolten haben. Denn das Weſentliche iſt, daß der Abſender in verkehrsüblicher Weiſe das bewirkt hat, was er tun mußte, um ſeine Rechte zu wahren, und daß er das nur nicht erreicht hat, weil der Adreſſat die Annahme der Kündigung verweigerte. Wenn dieſer, wozu er natürlich ein Recht hatte, die Annahme des Briefes verweigerte, ſo konnte er anderſeits nicht die Tatſache, daß der Brief ihm angeboten worden iſt, als nicht geſchehen behandeln. Daß ein Beamter einen Brief von ſeiner vorgeſetzten Behörde nicht ablehnen darf, auch wenn der Brief unfrankiert wäre, ergibt ſchon das beſondere Beamtenverhältnis.

Im ſozialen Gefüge des Lebens beſtehen mancherlei Verhältniſſe, unter denen auch Dritte berechtigt ſind, Briefe zu öffnen und zu leſen, ohne ſich dadurch der Verletzung des Briefgeheimniſſes ſchuldig zu machen. So ſteht den Eltern die Befugnis zu, Briefe ihrer Kinder zu öffnen und überhaupt deren Briefwechſel zu überwachen, ſolange die elterliche Gewalt dauert; ſie hört aber auf, ſofern z. B. der Sohn in amtlicher Stellung ſteht. Falls Vorſteher von Erziehungsanſtalten ſich nach der Hausordnung uſw. das Öffnungsrecht an Briefen ihrer Zöglinge vorbehalten, ſo iſt dazu das Einverſtändnis der Eltern vorauszuſetzen, wenn ſie ihre Kinder in eine ſolche Anſtalt gegeben und ſich nicht anderes ausbedungen haben. Ein größeres Intereſſe darf die Frage beanſpruchen, ob der Ehemann befugt iſt, Briefe ſeiner Frau zu öffnen. Namhafte Rechtsgelehrte, wie Kohler, ſprechen ſich in bejahendem Sinne aus, weil die Gemeinſamkeit des Lebens es bedinge, daß dem Eheoberhaupt der volle Einblick in alle Beziehungen der Frau gewährt werden müſſe. Auch frühere Gerichte haben dieſen Standpunkt eingenommen. Indeſſen iſt die Stellung der Frau heute viel ſelbſtändiger geworden als ſie früher war, ſo daß auch in dieſer Beziehung eine andere Rechtslage gegeben iſt. In geordneten Verhältniſſen werden ſchon Takt und Wohlerzogenheit es verbieten, daß der Ehemann die Briefe ſeiner Frau ohne deren Einverſtändnis öffnet, denn das Recht, Briefe zu wechſeln und ſeine Gedanken auszutauſchen, iſt ein Ausfluß der Perſönlichkeit, die in der Ehe nichts von ihrer Bedeutung einbüßt.

Bekannt iſt, daß unter gewiſſen Umſtänden auch die Poſt Briefe öffnen darf. Aber das iſt nur ein Samariterwerk, eine Arbeit an Kranken. Wenn nämlich ein Brief dem Empfänger nicht zugeſtellt werden kann und auch der Name des Abſenders nicht erſichtlich iſt, wird verſucht, dieſen durch Öffnen des Briefes zu erforſchen, um das ſteuerloſe „Schiff des Geiſtes“ wieder flott zu machen. Es ſind jährlich mehr als eine Million, die auf dieſe Weiſe gerettet werden. Wer einmal einen ſolchen Brief, mit einer blauen Verſchlußmarke verſehen, zurückerhält, braucht um das Briefgeheimnis nicht beſorgt zu ſein. Aber vielleicht nimmt er ſich vor, nun auch in bezug auf die äußere Ausrüſtung mit ſeinen Briefen ſorgſam umzugehen.

Sonntagspſalm. Von Guſtav Schüler.

Ein heller Pſalm kommt aus dem Sonntag her.
Hör' ihn, o Seele, wie er jauchzt und ſiegt.
Als hätt' er Urklang aus dem ewigen Meer,
So ſein Erbrauſen durch die Lande fliegt.

Die Stirnen, die zum Staub ſechs Tage lang
Sich hingebückt, als ſei die Sonne tot,
Die richten ſich bei dieſem großen Klang
Erſchrocken auf aus ihrer Werktagsnot.

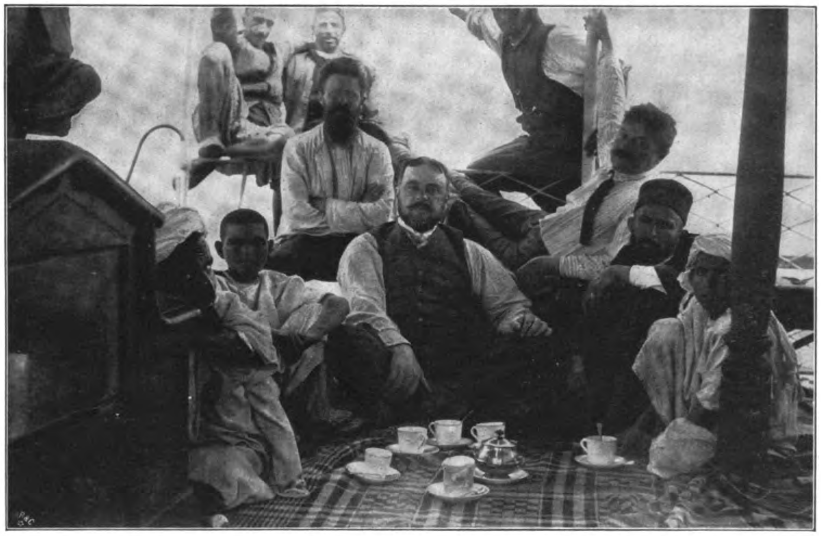
Erſt ſcheu, dann kühner, bis zuletzt ganz kühn.
Ach, bis ſie zitternd in der Höhe ruhn,
Die armen Seelen, die im Schatten blühn
Und kleines Tagwerk ſtumpf und bitter tun.

Die hohen Seelen, die des Lichts gewohnt,
Die aber ſingen mit dem Sonntagslied,
Das durch die ganze Lüfteweite thront,
Das auf den Wolken wie auf Wagen zieht.

Bis dann zuletzt der helle Pſalm verweht
Und nur ein leiſes Weben fühlbar bleibt,
Das dann bis Sonntagabend wie Gebet
Sein feines, ſüßes, goldenes Weſen treibt.

Mannesmann. Von Otto C. Artbauer.

Viel rauſchte ſchon im reichsdeutſchen Blätterwald für und gegen die Remſcheider Gebrüder Mannesmann und deren Anſprüche auf Marokkos Erzreichtum. Manches davon mutet den Kenner der Verhältniſſe gar ſonderbar an! Ich ſelbſt kann nicht über politiſche, über Rechtsfragen handeln — darin bin ich nicht maßgebend. Wohl aber in anderer Richtung. Wer wie ich im Land faſt ausſchließlich nur mit dem Atlasbewohner in deſſen Sprache verkehrt, der ſieht und hört allerlei, was Diplomaten, Rechtsgelehrten und Eintagstouriſten fremd bleibt.


In der Mitte: Alfred Mannesmann; rückwärts, halb liegend: Reinhard Mannesmann; der Bärtige mit verſchränkten Armen: der Autor.

Vierhundert Jahre ſchon ſitzen Spanier an den einzigen Pforten zum erzreichen Rif. Aber dieſe vier Jahrhunderte lehrten ſie nicht, freundnachbarliche Beziehungen anzuknüpfen mit den Ruafas, nicht, die reichen Berge des Landes wirtſchaftlich und wiſſenſchaftlich zu erſchließen. Obwohl ſeit unvordenklicher Zeit einzelne Rifi namhafte Proben reinſten Bleiglanz, gewichtige Rot- und Brauneiſenblöcke, viel ſilberhaltiges Geſtein nach Tanger, Tetuan und Melilla brachten, Stücke, die jeden Fachmann entzückten! Kein Spanier, kein Franzoſe wagte ſich hinein in die verſchloſſene Welt vor Europas Toren. Deutſche mußten kommen, um ungeachtet aller Unruhen des letzten Jahrzehnts Expeditionen auszurüſten, um unter Lebensgefährdung endlich den ſagenhaften, ſeit Jahrzehnten ſchon bekannten, aber nie unterſuchten Wert oder Unwert der Erzgänge in der Gelaia, Kebdana u. a. in Augenſchein zu nehmen. Dann freilich machten die Deutſchen eine Dummheit, eine unverzeihliche, echt deutſcher Vertrauensſeligkeit entſpringende Dummheit: Sie ſandten Berichte über die Ergebniſſe ihrer Unterſuchungen unchiffriert, in deutſcher Sprache, heim! Und die wackeren Nachkommen ſtolzer Hidalgos überſetzten gemütlich dieſe Berichte, und als die Deutſchen abgezogen waren, knüpften ſie Verbindung mit dem damals in Kasba Seluan hauſenden Rogi an, dem ſie als ihr ausſchließliches eiferſüchtig gehütetes Privilegium brav Waffen zuſchmuggelten, und ließen ſich von dem nie und nirgends „anerkannten“ Revolutionär die Erzgänge der Beni Bufror verleihen, für die alsbald ſo viel rotes Blut floß! Gleiches tat ſchnell auch eine franzöſiſche Kompanie. Und bald erfuhr die ſtaunende Mitwelt, daß tapfere Spanier und Franzoſen wieder ein Stück dunkle Welt der Kultur erſchloſſen hätten! Die deutſchen Forſcher aber hatten das Nachſehen trotz Priorität und ausdrücklicher ſchriftlicher Zuerteilung durch zwei Herrſcher. Derjenige, der als Bahnbrecher in dieſem öſtlichſten Teil des Rif vorangegangen war, hieß Max Mannesmann. Mehr als eine Kugel pfiff damals ihm und ſeinen Leuten nach. — Das ſind die Minen, um die in letzten Monden ſo heiß gekämpft wurde! — Um dies Thema zu beenden, ſei gleich bemerkt, daß Spaniens Sondergeſandter Mery de Val, ein Bruder des bekannten Kardinals, im vorigen Jahr von dem Sultan Mulai el Hafid Anerkennung der Verleihung dieſer Gelaiaminen forderte und nicht erhielt, weil der Sultan durch Aufdrücken ſeines Siegels auf das vom Rogi ausgeſtellte Dokument (die übliche Form des Geſetzgebens in Marokko) dieſen als Kalifa (Vertreter) anerkannt hätte. Und dieſe Konzeſſion vom Rogi war 1906 erworben: alſo nach der Algeciraskonferenz unglückſeligen Gedenkens und vor dem Tangerer Diplomatenbeſchluß vom 20. Auguſt 1909.

Die treibende Kraft der deutſchen weitſchauenden Pläne und Unternehmungen in Marokko iſt der älteſte unter den Brüdern, Reinhard Mannesmann. Mit ſeiner jungen Frau fuhr er in den Jahren 1905 und 1906 lange, lange Zeit die Küſte des unwirtlichen, wenig erforſchten Rif entlang, um mit den Stämmen freundſchaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Die Strapazen und Koſten ſolcher Fahrten laſſe ich beiſeite, aber erwähnen will ich, daß die Gatten manch liebes Mal in Lebensgefahr geſchwebt, ſo im Juli 1906, als ſie ein Sturm in kleinem, gebrechlichen Fahrzeug überraſchte. Ich weiß, was das heißt, auch ich habe mit meinen Leuten eine Nacht fürs Leben gefürchtet, als ich an der Rifküſte kartographierte. Furchtbar waren die Stunden, in der vier Mann rudernd gegen die Wellen kämpften, der Rais (Bootsführer) mit zuſammengebiſſenen Zähnen bleich das Ruder umkrampfte und ich mit meinem braunhäutigen Leibknappen mit Stangen und Mänteln den immer wiederholenden Anprall an hohe Felswände zu mildern trachtete. Des anderen Morgens, als der Sturm ausgetobt, galt mein erſtes Wort der Frage, ob meine Haare weiß geworden ſeien! Solch böſe Zeiten machten auch die beiden mit, und öfters flogen ihnen Bleigrüße an den Kopf, wenn die Rifioten — einſt die gefürchteten Rifpiraten — mit einem Beſuch nicht einverſtanden waren!

Ein dritter von den Brüdern heißt Alfred. Im Frühjahr 1909 unternahm er in Begleitung eines Deutſch-Öſterreichers eine ſehr gewagte Expedition über den Hohen Atlas (von den Franzoſen fälſchlich Sahara-Atlas genannt) auf Wegen, von denen er guten Gewiſſens behaupten kann, daß kein Europäer vor ihm ſie beſchritten. Die geſteckten Ziele hat er erreicht, aber beinahe wäre die Sache ſchief gegangen. Er war ein entſchloſſener Mann und von erprobten Eingeborenen begleitet, aber es mangelte ihm doch die für ſolche Unternehmungen unumgängliche Erfahrung, er war kein Landeskundiger. Marokko iſt anders wie alle anderen Länder des Propheten. Dank ſeiner Unerſchrockenheit ging es jedoch mit einigen Umwegen, mit Verſteckenſpielen und harmloſen Schießereien ab; die aus ganz Marokko zu Hilfe geeilten Landsleute fanden nichts mehr zu tun. Aber wer wie Alfred Mannesmann Weib und Kind hat, überläßt ſolche Wagniſſe wohl beſſer ledigen Männern.

Rettungsexpedition zum Sus, April 1909, hält auf der Rückkehr Raſt am Steppenbrunnen.

Die Gebrüder Mannesmann haben anerkannt zuerſt im Sultanat des Weſtens ernſtlich Minenangelegenheiten verfolgt. Erſt ihr Vorgehen ſpornte franzöſiſche, ſpaniſche und engliſch-ſpaniſche Geſellſchaften zur Nachahmung an. Monatelang, Reinhard Mannesmann ſogar jahrelang, brachten die Brüder einzeln an entlegenen Punkten des wegearmen Scherifats zu in vorbereitender Tätigkeit, abgeſchloſſen von allen Mitteln, die modernen Kulturmenſchen das Leben angenehm machen. Große Summen ſteckten die Brüder in die Unternehmung, indem ſie waghalſige Männer ausrüſteten, um aus verſchloſſenen Teilen des Landes Kundſchaft zu bringen, indem ſie Fachleute ſendeten, um in kultivierteren Gegenden Unterſuchungen anzuſtellen. Sie ſelbſt machten tolle Gewaltritte, halsbrecheriſche Märſche, wo es nötig war, alle drei (die anderen, nie im Sultanat geweſenen, führe ich nicht an) weilten oft auf jungfräulichem Boden, d. h. auf bislang von Europäern unbetretenem Gebiet! Sollen dieſe Mühen und Ausgaben verloren ſein!?

Alfred Mannesmann mit Regierungsmännern in Dar el machſen.

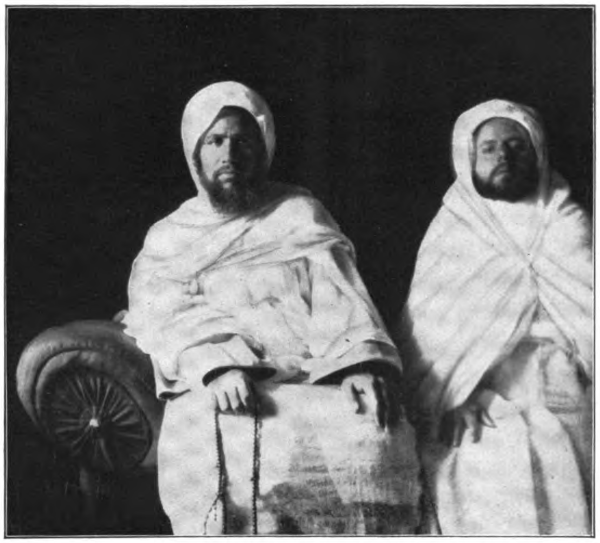
Unter unſäglichen Beſchwerden und Ausgaben, mit eiſernem Fleiße gelang es den Gebrüdern, in der Zeit von 1905 bis 1907, viele von den in Marokko bekannten Fundſtellen in Erfahrung zu bringen. Dann erſt kamen franzöſiſche und andere Unternehmer und verſuchten aus dieſer Pionierarbeit Nutzen zu ziehen. Die Gebrüder haben in vielen erzhaltigen Teilen Marokkos Grundbeſitz, rechtlich erworben vor vielen Jahren, nach der im Atlas allein gültigen Vorſchrift des Malekitiſchen Rechts, das Zeugenſchaft durch zwölf Stammesangehörige fordert und Überſchreiben vor einem der beiden Kadi. In Marokko gibt es nur zwei Staatsnotare, deren Kaufurkunden gültig ſind; alle anderen Fekih, Addule (Richter, Advokaten uſw.) müſſen Legaliſierung durch obige zwei nachſuchen. Iſt der verkaufte Grund oder Gegenſtand teilweiſe oder ganz Habus, Kirchengut, ſo ſind Kaufabſchluß vor dem Staatskadi und eine vorherige Genehmigung des Sultans als Religionsoberhaupt erforderlich. Dieſer Grundbeſitz bleibt Eigentum der Gebrüder Mannesmann, auch wenn ihnen das Schürfrecht im Sultanat abgeſprochen werden ſollte. Ob ſie dann auf ihrem Grund und Boden anderen die Erlaubnis zum Schürfen erteilen würden, muß man abwarten!

Ich weiß nicht, ob Deutſchlands Erzreichtum wirklich ſchon ſo knapp iſt, wie geklagt wird. Aber ich weiß, daß wir hüben und drüben Arbeit für unſere Landsleute in Bergbau und Induſtrie brauchen. Und ich zweifle, daß die zu achtzig Prozent aus franzöſiſchem Kapital beſtehende „Union" das Konkurrenzunternehmen, das gegen die Brüder arbeitet, unſre Leute beſchäftigen würde. Aber das „Marokko-Minen-Syndikat" würde es tun. Und die gewonnenen Erze kämen deutſchen Märkten zugute, roh wie verarbeitet; in welchem Umfang das ſonſt gewährleiſtet ſein würde, bleibt zweifelhaft.

Für die Beurteilung der Mannesmannſchen Rechte hat die Frage nach dem Zeitpunkt eine große Rolle geſpielt, zu dem der jetzige Sultan Hoheitsrechte ausüben dürfte.

Es iſt aber ganz und gar irrig, wenn man annimmt, daß Mulai Abd el Hafid erſt Sultan wurde, nachdem ihn die Mächte „anerkannt" hatten. Nach dreizehnhundertjährigem muhammedaniſchen Geſetze im allgemeinen und halbtauſendjährigem marokkaniſchen Brauche im beſonderen war er Herrſcher mit dem Augenblicke, als die Notabeln von Fes, die Schriftgelehrten und Großen des Reiches, ſeinen Bruder Abd el Aſis für abgeſetzt und Hafid zu ihrem Herrn erklärt hatten. Seit es ein Marokko in ungefähr heutiger Form gibt — etwa ein halbes Jahrtauſend — ſind die Beſchlüſſe der ſagenumwobenen, glänzenden Sultansreſidenz am Perlenfluſſe bindend für das ganze Land. Alſo auch im Jahre 1908 oder 1327 der Hedſchra. Genau ſo, wie Öſterreich bei einem Dynaſtiewechſel Italien oder Rußland nicht um Erlaubnis fragen würde. Der durch franzöſiſche Intrigen geſtürzte „Einſiedler von Rabat“ brauchte nicht erſt die letzte Schlacht vor den Toren Marrakeſchs zu verlieren, um den ſcherifiſchen Thron wirklich verloren zu haben. Alſo gilt jeder Erlaß, jede Entſcheidung Mulai Hafids auch aus jener Zeit, in der Europa ihn noch nicht „anerkannt“ hatte.

Marokko iſt ſehr reich. Es beſitzt Eiſen- und Kupferlager, es könnte ein Kornſpeicher für Europa und ein Abſatzgebiet für unſere Induſtrie werden, wie es ſeinesgleichen kaum gibt. Marokko hat einen wirtſchaftlichen Wert, den außer den Brüdern Mannesmann in ganz Deutſchland kaum ein halb Dutzend Menſchen richtig einzuſchätzen vermag — und dieſe wenigen erheben ununterbrochen ihre Stimmen, leider ungehört! Der Deutſche iſt trotz des betrübenden Abkommens vom Februar vorigen Jahres in Marokko immer noch ſo beliebt, daß er leichter als irgend ein anderer das Atlasgebiet kultivieren könnte. Der Einfluß des deutſchen Namens kann in Marokko ohne diplomatiſche Unterſtützung mehr erreichen, wie der anderer Nationen mit Hochdruck von Konſul und Geſandten. Aber der Eingeborene ſagt: „Msian el aleman, andu kilmi wachdi. Bilhak — makenschi forssa! Der Deutſche iſt ein guter Kerl, aber — er zeigt keine Kraft!“ Trotzdem könnten wir mit der Achtung, die das Wörtchen ‚deutſch‘ im Sultanat des Weſtens genießt, ſpielend mehr erreichen, als Madrider und Pariſer Regierungen in kühnſten Träumen erhoffen!



Si Mhammed ben Aſus. Si Hammidu ben Nis-Nis.

Die beiden marokkaniſchen Geſandten in Berlin im Frühjahre 1908.

Der Bullenwiſcher Komet. Humoreske von Wilhelm Poeck.

Die Altbullenwiſcher und die Neubullenwiſcher waren beide, das kann man bei unſerem fortgeſchrittenen Zeitalter nicht leugnen, von entſchiedener Intelligenz. Ihre beiderſeitigen Schullehrer hatten gefährlich viel in ſie hineingepaukt. Sie wußten, was die Welt war; wie ſie entſtanden war; daß ſie einmal in Schutt und Moder vergehen müſſe uſw. uſw. Sie wußten im beſonderen, was die Erde war: nämlich ein Körper; ſie wußten, daß die Erde ſich, wie ein Bullenwiſcher Tanzpaar, um ſich ſelbſt drehe; daß ſich die Erde, wie ein Bullenwiſcher Tanzpaar um den großen Kronleuchter in Kriſchan Saagboom ſeinem Salon, um die Sonne drehe uſw. uſw. Natürlich waren auch eine Reihe tühnbüdelige Beſſerwiſſer da, die behaupteten, die Erde drehe ſich gar nicht um die Sonne, ſondern ſtehe feſt; und nicht einmal der Mond drehe ſich, wie Schullehrer Althans immer behaupte, mit der Erde um die Sonne, ſondern er drehe ſich ſogar gegen die Erde, was man daraus ſehen könne, daß er doch jedesmal, wenn er voll würde, langſamer liefe und ſpäter aufginge und — — — und — na: uſw.

So ſagten vor allem die Altbullenwiſcher Bauern. Denn das fette Altbullenwiſch war vornehmlich von Bauern bewohnt, während in dem ſpäter beſiedelten mageren Neubullenwiſch hauptſächlich Handwerker und ſogenannte kleine Leute ſaßen. Daher wohnte in denen — und wer hätte ſie darum tadeln wollen — von jeher ein ſtark revolutionärer, der Aufklärung zugeneigter Geiſt.

Zwiſchen den Alt- und Neubullenwiſchern gab es natürlich mancherlei Streitpunkte, die gelegentlich im Krug oder vorm Kruge mit Zungen, Fäuſten und anderen Dingen ihren Austrag fanden. Gewöhnlich vertrug man ſich bald wieder. Nur einmal hätten die im allgemeinen erträglichen nachbarlichen Beziehungen ſich um ein Haar für ewige Zeiten in ihr Gegenteil verkehrt. Nämlich an dem Tage, als der große Bullenwiſcher Komet am Himmel erſchien.

Der Bullenwiſcher Komet war eine Naturerſcheinung, die 48 Stunden vorher noch niemand gekannt und geſehen hatte. Er wurde an einem mäßig klaren Winterhimmel etwa zwiſchen fünf und ſechs Uhr nachmittags ſichtbar: genau über der Mitte der Mittelwiſch. Die Mittelwiſch nämlich war ein altes Strittum zwiſchen der Neu- und der Altbullenwiſcher Gemeinde. Nicht einmal die gelehrteſten Advokaten und die höchſten Gerichte hatten ſich über die Hingehörigkeit der mittleren Bullenwieſe einigen können. Es war nun für die Feſtlegung des Kometen und die allgemeine dörfliche Friedfertigkeit fatal, daß gerade, als der Komet über dem Mittelwiſcher Schafſtall in Sicht kam und ſeinen Schweif über die ganze Mittelwiſch hinausſteckte, genau bis dahin, wo Auguſt Jupps alte Eller ſtand: es war alſo, wie geſagt, fatal, daß nicht ein Mitglied der Königlichen Sternwarte da war. Nämlich um die drei Altbullenwiſcher: Bauer Krukbohn, Bauer Wittmaak und Bauer Poggenpohl, und die drei Neubullenwiſcher: Heini Quarkmark, Auguſt Jupp und Johnni Ebeling, die den Kometen gemeinſchaftlich zuerſt entdeckt hatten, über ſeine Natur uſw. zu belehren. Vielleicht war es aber auch nicht ſchade. Denn wer weiß, ob ſich die dickköppigen Bullenwiſcher von ſo ’nem Sternkieker hätten belehren laſſen. Was ein Komet war — hm, ja ja — wer konnte das wiſſen? Was Komiſches war er ja auf alle Fälle, dafür hieß er: Komet. Aber was er war? ein Körper, wie die Erde etwa? ob er ſich um ſich ſelbſt drehte? um eine andere Sache? um die Erde? den Mond? die Sonne? — — — wer wollte das entſcheiden?

Weder die Alt- noch die Neubullenwiſcher, die inzwiſchen auf der Bullenwieſe zuſammengekommen waren, wollten es. Brauchten es ja auch nicht. Denn keiner wollte ja weder auf noch in ihn eine erſte oder zweite Hypothek eingetragen haben. Aber — hm hm! — einiges von dem Kometen hätte man doch gern gewußt. Beſonders: ob er ‚gutartig‘ oder ‚bösartig‘ ſei, ob er z. B. mit Viehſterben und ähnlichen Dingen zu tun habe oder nicht. Und zweitens: nach welcher Seite er eigentlich hingehörte. Nach der Altbullenwiſcher oder nach der Neubullenwiſcher?

Das war nun wirklich nicht ſo leicht zu entſcheiden. Man ging erſtmal in den Altbullenwiſcher Krug, wo nominell Kriſchan Saagboom, in Wirklichkeit aber ſeine Frau regierte. Das hatte Bauer Poggenpohl vorgeſchlagen, und alle Alt- und Neubullenwiſcher hatten zugeſtimmt. Die Neubullenwiſcher aber nur deswegen, weil bei dem Neubullenwiſcher Wirt Hinni Hitzig der Grog ſeit zwei Tagen fünf Pfennig teurer war. Die hatte er ſeit der Branntweinſteuererhöhung mit ruhigem Gewiſſen pro Glas aufgeſchlagen.

Es traf ſich glücklich, daß im Kruge die Lehrer der beiden Ortſchaften, Herr Althans und Herr Neugebauer ſaßen, und mit Kriſchan Saagboom einen Skat draſchen. Herr Althans ſtand bei den Altbullenwiſchern in Lohn und Brot, Herr Neugebauer dagegen veredelte die Neubullenwiſcher Jungs. Herr Althans war noch ein bißchen aus der alten Schule. Herr

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Neugebauer dagegen wußte in Geologie, Aſtronomie und verwandten Wiſſenſchaften ausgezeichnet Beſcheid. In den Spielpauſen hatten ſie ſich wegen des neuen Kometen gehörig beim Wickel. Die Bauern ſaßen um ſie herum und hörten zu. Und der Komet ſtand über dem Hauſe und hörte auch zu.

„Jä—au, unſ' Schaulmeſter,“ ſagte Bauer Krukbohn, „jä—au, wat Sei vun den Komeiten vertellen daut, dat is ja ſauwiet ganz gä—aud. Un dat lücht mi beiter in, as dat, wat dei Neibullenwiſcher Schaulmeſter vun den Komeiten vertellen de—eit. Man ick mein man, wenn ji beiden dat me—einen da—aut, dat dat Deiert vör würklich en Kopp het un achter en Ste—eiert, ßüh ma—aul, unſ' Schaulmeſter, dat hebbt unſ' Pe—eier un Kä—äuhbe—eiſters likers äok. Un denn — —“

„Un denn,“ ſchoß Auguſt Jupp fix dazwiſchen, „denn ünnerſcheedt he ſick von Di ook nich mehr vel. Denn Du heſt ja ook en Kopp. Kanns dat leegen?“

Die Altbullenwiſcher wurden ſchon unruhig. Die Malice in Auguſt Jupps Worten mißfiel ihnen. Solche kleinen Handwerker wollten gegen große Bauern an.

„Un denn,“ fuhr Bauer Krukbohn fort, „het de Neibullenwiſcher Schaulmeſter ä—ok noch ſegt, de Komeit harr'n Körper. Naberſſen, Schaulmeſter, wi hebbt uns alltohoopen dat Beiſt bekeken, man en Körper wä—ör doar nich an. Bläot Kopp un Stei—ert.“

„Krukbohnsbur,“ ſagte Johnni Ebeling lachend, „Du büſt'n grooten Döskopp.“

Beifall bei den Neubullenwiſchern.

„Der Körper,“ warf Lehrer Neugebauer ein, „der ſitzt ja gerade im Kopf. ‚Kopp‘ un ‚Körper‘, Krukbohnsbur, dat möt't Se weten, ſünd bi'n Kometen een un dat ſülbige. De Körper, ſotoſeggen, de ſitt in den Kopp in.“

„Dat kann'k nich döſig kriegen,“ ſagte Bauer Poggenpohl, und ſämtliche andere Altbullenwiſcher Bauern nickten beipflichtend mit den Köpfen. Wie konnte der Komet, wenn er einen Kopf und einen Schwanz und einen Körper haben ſollte, wie konnte der Körper im Kopf ſtecken? Das ſtimmte nicht. Jede Kuh hatte vorne den Kopf, in der Mitte den Körper, hinten den Schwanz. Und das ſtimmte.

Es wurde eine neue Runde Grog beſtellt.

Nun wollte „Putzbüdel“ (Barbier) Heini Quarkmark, der zu gern ſtänkerte, auch mal ein Wort reden. Oder lieber leſen. Denn er war in der „prennten Schrift“ ſehr bewandert, und in den Gemeinderatsſitzungen Oppoſitionsmann. Außerdem auch noch Witzbold.

„Ji Ooltbullenwiſchers ſünd to dumm,“ begann er ſeine Rede. (Das durfte er, denn die Altbullenwiſcher Bauern raſierten ſich alle ſelbſt, und die Haare ließen ſie ſich von Muttern ſchneiden.) „Ji ſünd meiſt ſo dumm as de“ — er blickte in das Wurſtſtädter Wochenblatt — „as de I—ta—li—eners. Hört mal to, wat hier int Blatt ſtahn deit: Die Bewohner von Süd—i—ta—lien ſünd über das Erſcheinen des neuen Ko—meten ſehr erregt. („Bi de ſteiht he woll neuger bi,“ flocht Bauer Wittmaak ein). Man fürchtet,“ — Heini Quarkmark ſah ſich prüfend ringsum und fügte boshaft einige Zeilen aus ſeiner Phantaſie hinzu — „man fürchtet, daß er mit dem Kopf gegen die Erde ſtoßen und dort Erdbeben, Viehſterben und ſonſtiges Unglück her—vor—brin—gen wird.“ Die Sterndeu—ter ſünd der Anſicht, daß in dieſem Kometen das ſülberne Feuer enthalten iſt, das der Prophet Ma—le—achi erwähnt.“

Das war ja nun einfach niederträchtig von dieſem Kometen.

Heini Quarkmark ſah ſich triumphierend ringsum.

Es wurde eine neue Runde Grog beſtellt.

„Schaulmeſter,“ wandte ſich Krukbohn an Althans, „ſchull dat würklich mä-äuglich ſin, dat ſo'n Ko—meit dat Veih ſtarben laten kann?“

„Nä, Krukbohn,“ ſagte Althans, „dat kann ſo'n Veihdokter vel beter as ſo'n Komeit. Dat's genau ebenſo'n Steern, as de annern, bloot dat he an annere Riebahn (Reitbahn) het.“

Das war beruhigend. Es wurde eine neue Runde Grog beſtellt.

„Denn will'k mi üm dat ä—ol Deiert ook gor nich mehr quälen,“ ſagte Bauer Krukbohn. „Lat unſen Ko—meiten reiſen, wonem he will.“

„Stopp,“ rief Johnni Ebeling, „dat's unſ' Komet.“

„O wat,“ riefen die Altbullenwiſcher, „unſ' is't. Nah de Ooltbullenwiſcherſit to hett de Kopp ſtahn. Dor will he hin.“

„Un na unſ' Siet to het de Steert ſtahn,“ riefen die Neubullenwiſcher. „Dor kummt he her. Un merrn över de Wiſch het he ſtahn.“

„Ji könnt em ja man deelen,“ meinte Mutter Saagboom. Sie kriegte Angſt um ihre Gläſer. Denn ſchon wieder wurde eine Grogrunde beſtellt, und ſie kannte ihre Gäſte.

„Deelen?“ rief einer aus der Mitte der Altbullenwiſcher. „Nich in'n Swinſtall much ich ſo'n Kreatur hebben.“ (Er war alſo anſcheinend wegen des eventuellen Viehſterbens immer noch nicht ganz ſicher.)

„De Neibullenwiſchers könnt ehren Ko—meiten allein behä—aulen,“ riefen die Altbullenwiſcher.

„Herr Kollege,“ ſagte Schullehrer Althans zu ſeinem Amtsgenoſſen Neugebauer, „ich glaube, es wird für uns Zeit ...“ Er deutete nach der Tür.

Neugebauer verſtand. Man zahlte und ging.

Nun ſtritt man ſich drinnen weiter, ob der Komet einen Kopf und einen Schwanz hätte. Oder ob er auch noch einen Körper hätte. Und ob Kometen das Vieh ſterben laſſen könnten oder nicht. Und ob ſie Krieg brächten. Und ob der Komet ein Altbullenwiſcher Komet ſei, oder ein Neubullenwiſcher. Und an dieſer Frage blieb das Schickſal des Kometen ſchließlich hängen.

Und ſchließlich kam es dazu, was Mutter Saagboom, die helle Wirtsfrau, ſchon längſt vorausgeſehen hatte. Nämlich zur Prügelei wegen des Kometen. Aber es ging noch gnädig ab. Bloß Bauer Wittmaak hatte eins auf die Naſe gekriegt, und Heini Quarkmark hatten ſie den einen Jackenſchoß abgeriſſen.

An Toten waren nur ſieben Gläſer nebſt Inhalt zu beklagen.

Als man ſich ausgeprügelt hatte, wollte man voneinander nichts mehr wiſſen. Die Altbullenwiſcher, als die ſoliden Elemente, wollten nach Hauſe. Und die Neubullenwiſcher wollten bei Hinni Hitzig weiter Grog trinken, ganz egal, ob man dort fünf Pfennig mehr pro Glas bezahlen mußte oder nicht. Aber das wollte Mutter Saagboom nicht. Sie hatten ſieben Gläſer Glasſchaden gemacht, und die vergütete ihr keiner.

„Kinners, Lüd,“ rief ſie, „wat könnt Ji joo wegen ſo'n ool Kometendings, wat ſo eegentlich gar keenen Wert het, ſo tageln. Bliwt hier und verdregt Joo.“

Nein, das wollten die Alt- und Neubullenwiſcher nicht.

„Na, denn ſoo knoobelt em ut!“

Das war ein Gedanke.

Frau Saagboom brachte die Knobelbecher und ſagte: „Vertöörn dröwt Ji Joo wegen den oolen döſigen Kometen nu nich wedder. He's ja ook all lang ünnergahn. Darum: eenen eenzigſten Wörp. Wokeen de meehrſten Oogen het, den hört he to. Op de Ooltbullenwiſcher Siet ſmitt Wittmaak und op de Neebullenwiſcher Siet ſmitt Heini Quarkmark. Sünd Ji dormit inverſtahn?“

Ja, damit waren ſie alle einverſtanden.

Wittmaak warf zuerſt. 18!

Nun glaubten ja die Altbullenwiſcher, ſie hätten ihn. „Hurra!“ ging es um den Tiſch. „De Ooltbullenwiſcher Komeit!“

Da aber warf Heini Quarkmark.

Auch 18!

„Hurra!“ ging es bei den Neubullenwiſchern. „De Neebullenwiſcher Komet!“

Schon krempelte man an den Jackenärmeln.

Da trat Mutter Saagboom in den Kreis und ſagte mit Geiſtesgegenwart: „So nennt em doch den Bullenwiſcher Komet!“

Durch dieſen ſalomoniſchen Vorſchlag hat Frau Saagboom viel Glas, den Kometen und den Frieden unter den beiderſeitigen Gemeindemitgliedern gerettet.

Man vertrug ſich glänzend.

Und als in ſpäter Nacht Kriſchan Saagboom und ſeine Frau Kaſſe machten, ſagte Frau Saagboom zu ihrem Mann: „Du, Kriſchan! — So'n Komet iſt doch würklich 'n herrliche Himmelsgaaw!“

Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt.

(7. Fortſetzung.)

Ich weiß wohl, zwiſchen dem Augenblick, in dem ich entdeckte, daß Frigidus von dem Wrack heruntergerutſcht war und jenem, in dem ich hinter ihm herſchoß, lag kaum eine Sekunde. Ich brauchte nicht mehr Zeit, als nötig war, fieberhaft ſchnell mit den Händen und Fingernägeln eine ganz kleine Stelle des Wracks vom Schlamm zu reinigen, damit ich dorthin meine Laterne ſtellen könnte. Ich durfte nicht hoffen, wenn ich ſelbſt tief im Waſſer lag, in der Dunkelheit das Wrack zu erkennen; und, wenn ich auch noch nicht erprobt hatte, ob ich mit dem Frigidus von Waſſer aus aufſteigen könnte, ſo war das nach meiner genauen Kenntnis ſeiner Bauart vollſtändig ausgeſchloſſen. Es gab alſo keine andere Möglichkeit, als zu ihm, und mit ihm zurück zum Wrack; dann aber mußte es für mich ſichtbar ſein.

Ich legte die Hände über dem Kopfe zuſammen und verſuchte mir einen möglichſt ſtarken Abſtoß vom Wrack zu geben. Aus einem Gefühl heraus, das zu ſchnell wirken mußte, um Berechnung genannt zu werden. Ich konnte nicht wiſſen, ob nicht unter Waſſer, und zwar noch ziemlich dicht unter der Oberfläche, Gegenſtände irgendwelcher Art mir gefährlich werden könnten. Ich kam frei von dem Wrack. Mit einigen Dutzend Stößen war ich am Frigidus. Die Wellen hoben mich, dann ließen ſie mich wieder zu Tal ſchießen. Und wohl bei jedem meiner Schwimmſtöße verſuchte ich, wieder den Schein meiner Laterne zu erhaſchen. Als ich die Fauſt an den Frigidus legte, ſchien mir das Licht, das ich als einzigen Wegweiſer in dieſer Einſamkeit zurückgelaſſen hatte, ſehr, ſehr weit entfernt zu ſein. Ich wußte, wie leicht es hier war, ſich zu verſchwimmen. Ich konnte mich zwar die ganze Nacht bis zum Morgengrauen ſchwimmend erhalten, aber wie weit wäre ich dann vielleicht auch von dieſem Wrack geweſen. Und Frigidus wäre in dieſer Zeit längſt in die Tiefe geſunken. Er hätte ſich voll Waſſer geſaugt, und ich hätte ihn loslaſſen müſſen, da meine Kräfte für ein ſtundenlanges Schwimmen mit ſolcher Laſt zu ſchwach geweſen wären.

Einmal, als mich eine große Welle wieder hob, griff ich ſchnell in die Kammer meines Apparates und holte ein kurzes Tau heraus. Das band ich am Frigidus feſt und zog ihn ſo ungefähr zwei Meter hinter mir her. Aber bei dieſer Manipulation des Anbindens hatte ich die Richtung und das Licht vom Wrack verloren.

Ich hatte die Leine, an der ich den Frigidus zog, zwiſchen die Zähne geklemmt; dann hatte ich mir die Stiefel ausgezogen und ſie in meine Fahrkammer geſteckt; und zuletzt hatte ich mir auch die dicke wollene Jacke vom Leibe geſchält. Ich riß mir das Hemd am Halſe auf; weil ich mich auch dort allmählich beengt fühlte. So ſchwamm ich, und ſchwamm ich. Und jedesmal wenn ich auf dem Kamme einer Woge hing, hielt ich blitzſchnell Umſchau nach meinem Lichtſignal. Ich konnte es nicht entdecken, und ich durfte mich der Erkenntnis nicht verſchließen, daß nun mein Leben überhaupt nicht mehr von meinen Schwimmſtößen abhing, ſondern daß es von jetzt ab mit ihnen identiſch war. Was bei anderen Menſchen der Herz- und Pulsſchlag, das war für mich nun der Schwimmſtoß. Viel Rechnen gehörte nicht mehr zur Feſtſtellung meiner Todesſtunde.

Ich war ein guter Schwimmer und fühlte mich noch bei Kräften. Meine Stöße waren noch lang und ruhig. Ich legte mich, um möglichſt Kraft zu ſparen, auf die Seite und ſchoß immer mit einem Arm nach vorn, mit dem andern durch langgezogenes Vorwärtsdrücken die Beine unterſtützend. Vorläufig, ſo redete ich mir ein, war ich noch Herr über die Situation.

Ich kann hier nicht niederſchreiben, wie es geworden wäre, wenn mir nun von keiner Seite ein Fingerzeig gekommen wäre.

Aber er kam. Hoch vom Himmel herunter ſchoß wieder eine Sternſchnuppe. Sie gab der erſten, bei der ich den Frigidus verlor, wenig an Helligkeit nach. Und ich ſah um mich und warf ich mich, die Füße ſenkend und ſo im Waſſer hängend, ganz um meine Achſe herum. Und da ſah ich das Wrack wieder. Es mochte eine Viertelſtunde entfernt ſein. Blitzſchnell ſah ich aber auch über das Wrack hinweg an den Himmel und konnte nun nach den Sternen ſchwimmen, die ich mir möglichſt tief unten am Horizont gemerkt hatte.

Wenn ich nun ſage, wie ich auf das Wrack gekommen bin, ja ſogar wie verhältnismäßig leicht; wie es mir neben geringer Mühe auch faſt kein Nachdenken koſtete, dann nimmt mich das jetzt noch wunder. Als ich zum erſten Male meine Hand wieder an die ſchwarzen Planken legte, waren ſie glatt und boten keinen Halt. Ich ſchurrte unter Waſſer mit den Füßen an dem Schiffsleib entlang, um vielleicht irgendwo eine Stütze zu finden, rutſchte aber ſchnell und glatt bei dieſem Angeln mit den Fußſohlen in die Tiefe. Ich ruderte mich wieder hoch, zog den Frigidus ſo nahe als möglich an mich heran und holte, immer jeden einzelnen Griff ſo mit einer Art Waſſerſprunges tuend, nacheinander aus dem an der Fahrkammer angebrachten Werkzeugkaſten einen Hammer und drei Nägel heraus. Schiffsnägel waren es freilich nicht; aber als ich erſt den erſten in die Planken eingeſchlagen und den Frigidus an ihm feſtgeknotet hatte, ſetzte ich meinen linken Unterarm auf den Kopf des Nagels, der ſich mir in das Zeug und in die Haut preßte, mir ſo einen ſehr beachtenswerten Halt gebend, und ſchlug ſchnell den zweiten und dann den dritten Nagel ein. Jedesmal hob ich mich etwas höher. Kaum fünf Minuten ſpäter wälzte ich mich hinauf auf das Wrack.

Und dort habe ich dann wohl eine halbe Stunde geſeſſen. Ohne Stiefel und vollkommen durchnäßt. Ich nahm meine Kappe ab und ſtülpte ſie auf den oberſten der Nägel und ſchob meine Füße dagegen.

Ich fühlte mich erſchöpfter, als ich vermutet hatte, und es dauerte geraume Zeit, bis ich wieder zum ruhigen Atmen gelangte. Aber trotz dieſer Erſchöpfung wurde ich mir doch eines Gefühles bewußt, als ob ich ‚errettet‘ ſei. Ich weiß noch, daß ich gar nicht mehr damit rechnete, daß das Wrack in jeder kommenden Minute unter mir in die Tiefe ſinken könnte. Und ich ſah immer wieder zum Himmel hinauf, an dem die beiden Sternſchnuppen in zwei ſchwerwiegenden Augenblicken für mich geleuchtet hatten.

Ich bin weit davon entfernt, in kindiſchem Bemühen Zuſammenhänge zu konſtruieren. Und nun, da ich wieder in voller Sicherheit hier oben dahinziehe, iſt es mein Stolz, daß der Glaube, der in mich eingezogen iſt, nichts mit meiner Rettung zu tun hat. Gar nichts. —

Ich habe mir die Rettung nicht erkauft. Und ich habe mich auch Gott nicht verkauft. Ich habe nicht mit ihm um mich geſchachert. „Retteſt Du mich — dann glaube ich an Dich!“

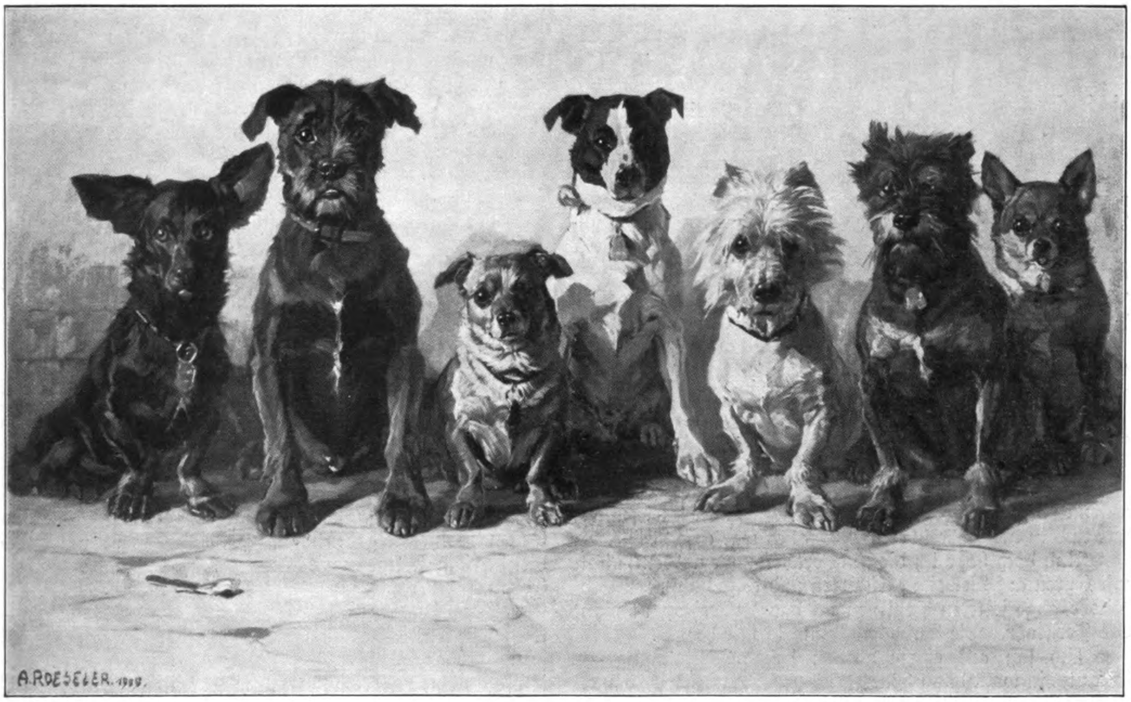
Und ſo iſt mein Glaube kein Geſchäft geweſen und iſt nicht hervorgegangen aus der Angſt und aus der Not. Und ich möchte es wohl nochmals ſagen: „Das iſt mein Stolz.“ Denn es iſt ſeine Kraft.

Was ich da unten erlebt habe, kann man, wenn man weiter nichts ſieht als die äußere Mechanik, ein Abenteuer nennen, das durchzukoſten ſeiner ganzen Art nach unter Millionen Menſchen nur einem geboten werden wird. Und vielleicht iſt dieſes Verhältnis noch viel zu ſchwach ausgedrückt.

Aber die feinen Einzelakte ſpielen keine Rolle. Sie ſcheiden, ſoweit es die Erkenntnis betrifft, die ſich auf mich niedergeſenkt hat, ganz aus. Wenige Menſchen werden ſagen können, wann ſie ſehend geworden ſind. Und auch bei mir war es nicht, wie ein Blitz. Es war nicht, als wenn plötzlich von einem bisher verborgenen Bilde der Vorhang fortgezogen wurde. Mir iſt jetzt ganz klar, was mir einmal jener Gläubige, dem ich das mathematiſch und phyſikaliſch Unſinnige ſeines Glaubens klar machen wollte, erwiderte: „Wenn Du ihn irgendwo ſuchſt, um ihn zu finden und nachzuweiſen, dann kannſt Du noch ſo viele Reagenzgläſer verbrauchen; es wird Dir nicht gelingen. Aber, wenn Du an ihn glaubſt, wirſt Du ihn überall ſehen; und wirſt das Reagenzglas als Mittel dazu verachten.“

Ich ſaß da unten. Der Wind pfiff. Seine Stärke ſchien mir zuzunehmen. An meiner bloßen Bruſt, an meinem Halſe und in meinen Haaren ſetzte ſich nach der Verdunſtung des Meerwaſſers das Salz ab: und meine Füße überzogen ſich mit einer feinen Salzkruſte. Wenn ich mich rührte, raſchelten die kleinen Salzteilchen an meinem Anzuge hinunter. Aus dem Umſtande, daß die Verdunſtung ſo raſch vor ſich ging, durfte ich ſchließen, daß meine Annahme, der Wind habe ſich bedeutend verſtärkt, zutraf. Ich mußte daher ſehen, ſchnell meinen Frigidus in ſtand zu ſetzen; denn in meiner Fahrkammer war ich wenigſtens gegen jeden Wind geſchützt. Ich ging daran, ihn heraufzuziehen. Und was mir immer ein Hindernis gedünkt hatte, das half mir. Gerade die Glätte des Schiffsrumpfes war es, die mir meine ohnehin nicht ſchwere Arbeit noch bedeutend erleichterte. Bald ſtand der Apparat wieder auf den ſchaukelnden Planken, und ich beeilte mich ſehr, die Flügel einzuklappen. Auch mit gefalteten Flügeln bot er dem Winde mehr Fläche, als mir lieb war. Nach ſeiner ganzen Bauart konnte Frigidus für die erſte Zeit eines Sturzes ins Waſſer nicht tiefer als zu zwei Dritteln eintauchen. Das hat meine Inſtrumente gerettet. Die Flügelſpitzen konnte ich nicht unterſuchen. Auch zuſammengeklappt reichten ſie über die Fläche hinaus, auf der ich mich bewegen konnte. Sie werden bei dem Wiegen auf den Wellen fraglos auch naß geworden ſein. Die Näſſe ſchadet ihnen natürlich nichts; ſo wenig, als es ihnen ſchadet, wenn ich ſtundenlang im Regen fliege. Als ich endlich alles übrige unterſucht hatte, drehte ich meinen Frigidus in den Wind; und ſah nach dem Kompaß. Meine Uhr zeigte halb drei nach Mitternacht.

So ganz leicht war es nun doch nicht, in den Seſſel zu ſteigen. Es wollte mir nicht gelingen, meinen Platz in der Fahrkammer zu erklimmen. Frigidus ſchwankte dermaßen, daß ich fürchten mußte, mit ihm von dem Rumpfe abzugleiten und ins Meer zu ſtürzen. Und wenn ich die Stützen vorher und von außen entfernte, verſchlimmerte ich nur die Sache. Zuletzt half ich mir damit, daß ich ein zehn Meter langes, dünnes Tau, das zu meiner Ausrüſtung gehörte, nahm, es vorn zu einer großen Schlinge verknüpfte und nun verſuchte, es hinüber nach der aus dem Waſſer ab und zu auftauchenden Rahſpitze zu ſchleudern. Es war ein mühſeliges Beginnen. Und auch vergeblich. Lange genug habe ich mich damit abgequält. Entweder war dieſe geſpenſtiſche Spitze nicht zu ſehen, oder, wenn ſie auftauchte, warf mir ein plötzlich einſetzender Windſtoß das Leinenende weit davon ins Waſſer. Und ich hatte ja keine Auswahl bezüglich meines Standortes. Zuletzt gab ich es auf.



Münchener Originale. Gemälde von Auguſt Roeſeler.

Ich trat wieder vor meinen Frigidus, wickelte die Leine auf, klemmte ſie an ihren Platz und ſchob mich dann, halb hineinſchleichend, auf meinen Sitz, ſofort die Flügel mit einem außerordentlich kräftigen Drucke hinausdrehend. Es gelang. Schnell trat ich ein paarmal hintereinander in die Pedale — und ſchwebte über dem Waſſer und auch ſchon über dem Wrack. Und fuhr heftig erſchreckt zuſammen: Klirr rr—rrr. Mein Wecker lief ab. Als ich vielleicht hundert Meter Luft unter mich gebracht hatte, ließ ich den Frigidus ſchweben.

Ich ſchreibe hier oben in einer Höhe von über dreitauſend Metern. Meine kleine Kammer iſt warm. Ich habe wie geſtern einen Blick in die Tiefe und in die Weite. Zwiſchen mir und dem Meere eilen in mehreren Schichten weiße, graue und blauſchattige Wolken dahin. In den breiten Zwiſchenräumen wirft der Rieſenſpiegel des Ozeans ſeine Blinklichter herauf; und über mir lacht ein tiefer Himmel in Farben, die den ſchönſten Amethyſt und Smaragd beſchämen. Ich bin nicht mehr der kalte Menſch, der die Augen nur zum Sehen hat; zum Sehen, um die Wiſſenſchaft zu bereichern. Ich trinke mit den Augen, und die Herrlichkeit der Weiten zieht in mich ein. Und vergeſſe doch keinen Moment, daß in meiner Fauſt eine außerordentliche Errungenſchaft liegt. Ich mache die Beobachtungen, die wir daheim verabredet haben. Ich trage pünktlich die Angaben in die Liſten ein. Ich meſſe meinen Puls und meine Körperwärme. — Ich verſäume nichts, was für meine Mitmenſchen von ſolchem Fluge zu wiſſen wichtig iſt — weshalb aber, frage ich, tue ich das alles heute als ein ganz anderer, wie geſtern? — Weshalb habe ich das Gefühl, und woher habe ich es, daß dieſe Verrichtungen, ſo wichtig ſie ſind und ſo gewiſſenhaft ich mich ihnen unterziehe, in das niedere Gebiet gehören; daß ſie mechaniſche Begleiterſcheinungen ſind? —

Weshalb ſchwimmt heute alles in einem anderen Lichte!? — Und weshalb bin ich froh hier oben!? — Warum will ich heute nicht, wie geſtern, hinunter, weil ich den Gedanken, allein zu ſein, nicht ertragen konnte? — Weshalb — frage ich — fühle ich mich nun nicht allein? — Weshalb fühle ich mich heute ſicher an der gleichen Stelle und unter den gleichen Umſtänden, unter denen ich geſtern fürchtete, es kämen von überallher geſpenſtiſche Wolken, die mich zu erſticken, Rieſenkrallen, die mir den Hals zuzuſchnüren drohten? — Weshalb? —

Weil es heller Sonnenſchein iſt? — Nein, wahrlich nicht. Ich ſehe der Finſternis, die auch heute kommen muß, da mein Blick in die Tiefe hinunter vergeblich nach verſunkenen Grenzen ſuchen wird, mit Ruhe und in Freuden entgegen. —

Ich ſage, wir ſind Narren, daß wir uns das Schönſte in unſerem Leben von dem Mikroſkop erſchlagen laſſen. Dieſes mächtige Inſtrument ſpielt ſeine große Rolle nur, weil wir ſo klein ſind, uns von allem Neuen, das es uns bringt, betäuben zu laſſen. Stellt Euch vor, es wiſſe jemand nicht, wie das Brot entſtanden ſei, das vor ihm zum Mittage auf dem Tiſch liegt. Und einer macht ſich daran und unterſucht und bringt die Kunde. Es wird ein Korn in die Erde geworfen. Das keimt und wächſt und geht auf. Und ein Halm ſchießt in die Luft. Und an ihm ſitzen achtzig Körner. Und dieſe achtzig werden geſät; und ſie keimen wieder und wieder ſchießen achtzig Halme hoch. Und ſie wachſen und reifen. Und werden gemäht. Man driſcht das Korn und fährt es zum Müller, und er zerquetſcht es zu Mehl. Das Mehl bringt man zum Bäcker. Und wenn er einen Tag gearbeitet hat, liegt ein ſolches Brot vor Euch auf dem Tiſche.

Wie ſind ein ſolcher Bauer und ein ſolcher Müller und ein ſolcher Bäcker doch kundige Menſchen. So wird es dem Unwiſſenden ſcheinen; und doch iſt das gar nichts gegen den großen Geiſt und die Fähigkeiten und das Wiſſen des einen Menſchen, der Euch das alles erzählt hat; der hinter dieſe mechaniſchen Taten gekommen iſt; der Euch einen Blick in die „Werkſtatt des Werdens“ hat tun laſſen. —

Aber von allem Euren Wiſſen ſeid Ihr nun ſo ſtolz und überhebend, ſo kurz und dumm geworden, daß Euch gar nicht mehr die Frage einfällt: „Wo kommt denn das Korn her?“ —

Und hier will ich es niederſchreiben: Dieſe Nacht, als ich nach meiner Rettung auf dem Wrack ſaß, frierend, naß und in Ungewißheit, was die nächſten Stunden bringen würden, iſt mir die Frage gekommen. Niemand war bei mir. Ich war ganz allein. Ich war ſo allein, daß mir die ſtärkſte Stimme, das blendendſte Signal nicht geholfen hätte, einen Menſchen herbeizurufen. Ich konnte meinen Arm ausrecken und zeigen, wohin ich wollte, auch in die Tiefe unter mir und in die Höhe über mir — alles war eine Wüſte.

Und doch habe ich die Antwort bekommen. Denkt nicht mit Euren auf Beweiſe gerichteten und auf Buchſtaben und Bilder abgerichteten Gehirnen an das Mikroſkop und an das Fernrohr. Die Antwort glomm in mir herauf.

Ich ſaß auf einem Wrack, deſſen Beſtimmung — ſo lautet ja wohl das ſchöne Wort — ich ganz genau kenne. Es geht alles in der Welt ſeinen Gang. Und die große, ſchon oft hinausgeſchriene Frage heißt: „Wozu?“ —

Wie war das doch ſo fürchterlich flach, was uns als Antwort gegeben wurde; und was von uns als etwas hingenommen wurde, das tiefſte Forſchung uns erobert hatte: „Wir ſind dazu da, uns zu entwickeln!“

Heute wurde es mir klar, in einem wie ungeheuren Irrtume wir alle befangen waren. Meinten wir nicht, ſie hätten die letzten Rätſel gelöſt? — Und haben ſie ſich nicht in bombaſtiſcher Weiſe auch damit gebrüſtet? — Und doch haben ſie gar nichts weiter geleiſtet, als dieſe Rätſel weiter zurück zu ſchrauben. Ihr ganzes Verdienſt beſteht darin, daß ſie die ſelben Rätſel, die uns ſchon immer gequält haben, noch tiefer in das Dunkel der Geſchehniſſe haben verſinken laſſen. Und nehmt das Ultra-Mikroſkop und ſpaltet die Atome in Milliarden Teile — wieder ein Schritt rückwärts; ich will ein Zugeſtändnis machen und ſagen, es war mehr als ein Schritt, es war ſogar ein Sprung, aber wißt Ihr dann das letzte und das erſte? —

Schaltet doch alles aus, was zwiſchen jetzt und dem Anfang liegt, ſtreicht alle Zwiſchenzeiten und ſtreicht alle Zwiſchenſtufen, — Ihr habt ja doch das ſchöne Wort „Erkenntnistheorie“, — geht hin an den Anfang. Nehmt das Plasma und laßt es ſich in Äonen zurückentwickeln. Ihr findet das Protoplasma. Es iſt Euch eine theoretiſche Bezeichnung; und ich will Euch Euer Syſtem gönnen. Aber nun ſagt mir: „Woher kommt das Protoplasma?“ — Ihr ſeid nicht ſchüchtern und verlegen. Ihr ſpringt uns mit der erkenntnistheoretiſchen Erklärung ins Geſicht, daß ſich der Kohlenſtoff, Waſſerſtoff, Sauerſtoff und Stickſtoff zu einem Begriffe vereinigt hätten, deſſen körperliche Darſtellung ſich erſt in millionenfacher Vergrößerung als eine in den ſchärfſten Gläſern kaum erkennbare, noch immer nebelhaft erſcheinende Materie den menſchlichen Augen zeigte. — Ich will Euch nicht fragen, welche Kraft, welches „Eine“ dieſe vier zuſammengefügt hat — ich bin beſcheiden und will mir daran genügen laſſen, wenn Ihr mir ſagt, woher der Kohlenſtoff kam.

Ihr Rätſellöſer mit dem halb kindlichen, halb überlegenen Lächeln im Geſicht — wenn Ihr vor dem Kohlenſtoff noch etwas wißt, woher kam dieſes? —

Wie ich jetzt hier oben in einer für andere Menſchen unnahbaren Höhe ſchwimme, bin ich genau ſo allein, wie ich es in der Nacht war, als meine zitternden, nackten Füße nach einem Halt auf dem naſſen Schleim und Schlamm auf den Planken des Wracks ſuchten. Und genau wie da unten in der finſteren Verlaſſenheit ſteigt jetzt im hellen, ſtrahlenden Lichte der Sonne, unter dem Blitzen der Millionen Funken, die Frage auf: „Was iſt das Nichts?“ — und „Gibt es ein Nichts?“

Mit Eueren erkenntnistheoretiſchen Theſen werft Ihr in der Luft herum, wie der Jongleur mit ſeinen Spielbällen. Haltet ein mit Eueren Sprüngen.

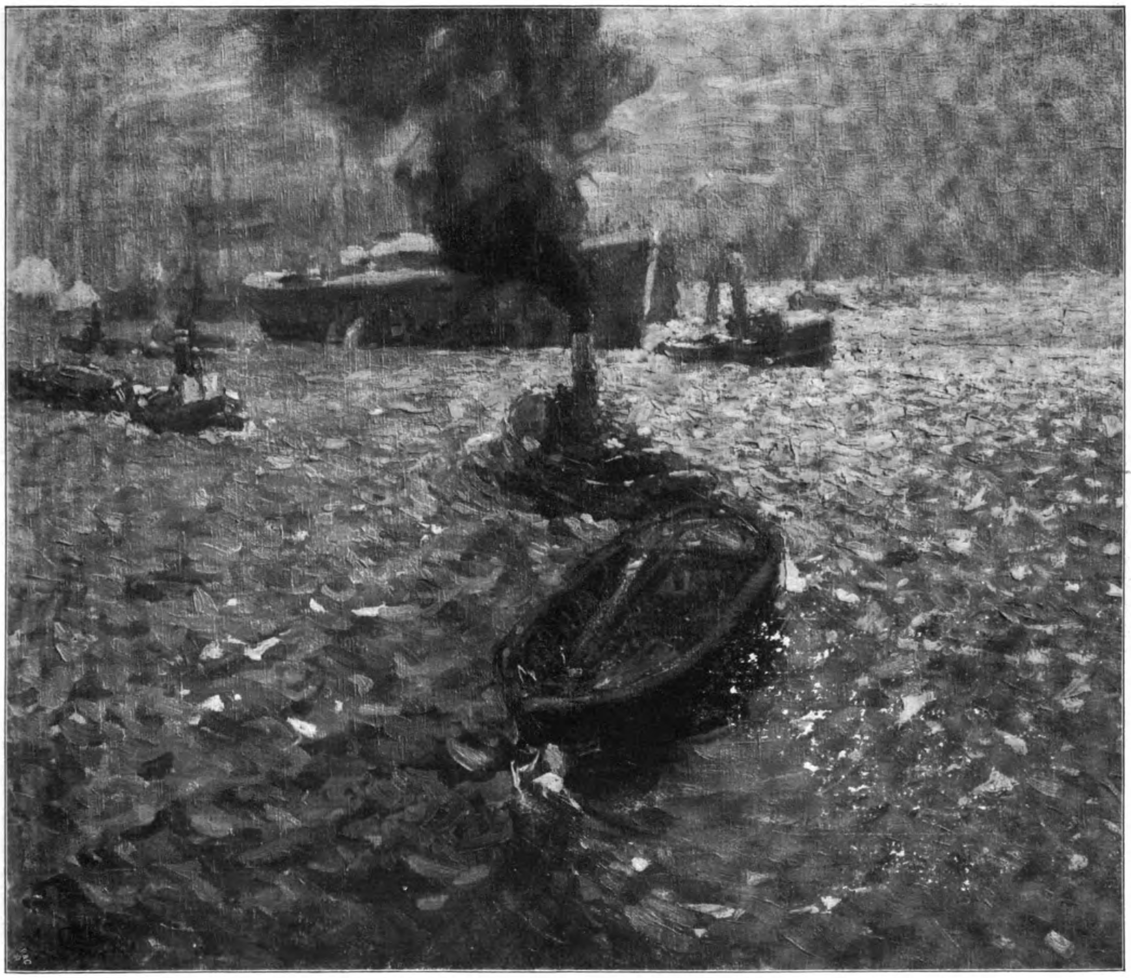
Ich ſehe durch die Deckfenſter meines Frigidus nach oben. In das tiefe Blau hinein. Durch die Scheibe, die zwiſchen meinen Füßen am Boden befeſtigt iſt, ſehe ich nach unten in das Meer. Das Meer iſt ein Hindernis für die Augen; für die Gedanken iſt es keins. Ich ſehe hindurch. Auf der anderen Seite komme ich wieder an den Meeresboden. Meine Augen wandern durch das Waſſer nach oben und ich ſehe wieder in den Himmel. Was iſt die kleine Erde! — Über mir der Himmel — und unter mir der Himmel. Ich frage, könnt Ihr Euch die Unendlichkeit vorſtellen? — „Nein,“ ſagt Ihr, „denn gerade nach unſerer Erkenntnistheorie geben wir ja zu, daß das über das Gebiet des Sinnfälligen weit hinausgeht; daß ſich das unſerer Erkenntnis verſchließt.“

Dann frage ich Euch: „Könnt Ihr Euch die Endlichkeit vorſtellen?“ — Der eine oder der andere zuckt unvorſichtig hervor und iſt bereit, die Frage zu bejahen. Sobald ihm aber klar wird, daß es ſich wieder nicht um das Sinnfällige handelt, alſo darum, zu erkennen, daß ein Lineal oder ein Schiff oder ein Eiſenbahnwaggon endlich begrenzt ſind, ſondern daß man ſich den Himmelsraum „endlich“ vorſtellen ſoll, werden auch dieſe ſagen: „Nein.“

Ihr könnt wenig, die Ihr doch ſo viel wißt und noch viel mehr behauptet.

Ihr könnt Euch keine Vorſtellung davon machen, daß der Himmelsdom über Euch ins Unendliche geht; und Ihr könnt Euch auch nicht mit der Vorſtellung vereinigen, daß er irgendwo ein Ende hat. — Freilich wäre es dann notwendig, ſich mit der neuen Vorſtellung abzumühen, was hinter dieſem Ende kommt. — Wenn ich nun aber von meiner Stelle aus hier oben — hier, wo ich ganz allein bin; wo ich es vielleicht nicht ſo ſchwer habe, mir etwas „vorzuſtellen“, wenn ich da alles verſinken laſſe, was mein Auge ſieht, an was meine Erinnerung denkt, was mein Gedächtnis kennt; wenn ich nicht nur die Erde, von der ich hier nur einen ſehr loſen Zuſammenhang verſpüre, in Dunſt aufgehen laſſe, ſondern auch alle anderen Planeten, unſere Sonne und die anderen Fixſterne, wenn ich die Gaſe alle ſich verflüchtigen laſſe, ſo daß ſie, wenn auch vielleicht noch vorhanden, doch für das Auge unſichtbar ſind — ja noch mehr: Ihr wißt, daß das Licht vom Sirius bis zur Erde acht Jahre braucht, und das, trotzdem es in einer Sekunde zweiundvierzigtauſend Meilen zurücklegt; und Ihr werdet wiſſen, daß man mit Euren Fernrohren glaubt, bis zu den Sternen gedrungen zu ſein, von denen aus das Licht dreihundert Jahre bis zu uns braucht und von denen aus dieſer ungeheure Teil des Himmels zwiſchen der Erde, der Sonne und dem Sirius dem Beſchauer nicht größer erſcheint, denn wie ein ganz kleiner Nebelfleck; — wenn ich nun auch alles dieſes, und nicht nur das, ſondern überhaupt alles, was den „Raum" erfüllt, verſchwinden mache, was bleibt übrig? —

Ihr ſeid zu verſtändig, um zu antworten: „Nichts." Euer „entwickeltes" Gehirn ſetzt Euch in den Stand, richtig zu antworten: „Der Raum." Und noch etwas bleibt übrig: „Die Zeit." —



Der Hamburger Hafen. Gemälde von A. Liedtke.

Die beiden größten Probleme. Raum und Zeit.

Und ihr armſeligen Pracher habt Rätſel gelöſt. Ich habe Euch die ſchlimmſten, an Zahl in die Milliarden gehenden Hinderniſſe aus dem Wege geräumt, und Ihr ſtrandet an zweien. — Aber Ihr wandelt umher mit einer Bruſt, die gebläht iſt von den Ehren, die Euch Eure übertölpelten, kurzſichtigen Freunde erwieſen haben; und mit einem Magen voller verſchluckter Feinde.

Was iſt mir das Plasma! — Sagt mir, wer den Raum erſchaffen hat. — Was iſt mir die Entwicklung! — Sagt mir, wer die Zeit erſchaffen hat.

Wer den Raum erſchaffen hat, in dem das Plasma geboren wurde; wer die Zeit erſchaffen hat, in der es ſich entwickeln konnte.

Die Frage hat ſich mir heute nacht ins Gehirn gekrallt: War die ‚Zeit' ſchon immer; oder — was war vor ihr? — Gibt es ‚Zeit' ohne ‚Raum'? — oder ‚Raum' ohne ‚Zeit'? — Kann etwas ſein, ohne daß es eine Zeit gibt? Und kann es eine ‚Zeit' ſchon geben, auch ohne daß es irgend etwas anderes gibt? —

Seht, daß ich das nicht weiß, das iſt's, was mich ſo froh macht. Ihr wittert einen Widerſpruch. Mit nichten! — Meine Erkenntnistheorie gibt mir die unumſtößliche Sicherheit, daß es einen Gott geben muß. Es muß ihn ja geben. Ihr habt Eure Sehnſüchte im Mikroſkop erſtickt. Das Mikroſkop trägt keine Schuld daran. — Ihr ſeid geweſen wie der Knabe, der ausging zu baden und der dann unterwegs einem Schmetterlinge, deſſen Beſitz ihm reizvoll dünkte, nachrannte. Was meint Ihr, darf der Knabe nachher ſagen, daß er gebadet habe? —

Weshalb rangiert Ihr den Schöpfer aus, nur weil Ihr glaubt Ihr hättet das Wachſen ſeiner Geſchöpfe erkannt! — Und iſt „Werden" und „Wachſen" bei Euch dasſelbe? —

Als ich geſtern abend da unten herumſchwamm, war es mir wirklich nicht ſo ſehr angſt um mein Leben. Und ich muß ſogar bekennen, daß ich die Hilfe der Sternſchnuppe als nichts anderes, denn als einen außerordentlich glücklichen Zufall empfand. Während ich mich wieder auf die Seite legte und in der Richtung der Sterne, die ich mir gemerkt hatte, von neuem meine Schwimmſtöße machte, dachte ich nur: ‚Dieſe Sternſchnuppe iſt wahrlich zu rechter Zeit da oben durch die Erdatmoſphäre geſchoſſen.‘ — Und wie ich kopfüber in die ſchwarze See ſprang, hinter meinem Frigidus her, war ich auch weit entfernt, mich auf irgend etwas anderes zu verlaſſen, als auf die Kraft meiner Arme und meiner Beine und die Ausdauer meiner Lunge und meines Herzens. Und auch der Umſtand, daß die eine Sternſchnuppe der Beginn der Gefahr, die andere ihre Beendigung bedeuteten, hat mich nicht zu einem Glauben an einen Gott hinüberleiten können.

Aber, — daß es ſo ungeheuer gleichgültig war, wenn ich ertrunken wäre; daß in dem Akkord, der im All ſchwingt, auf dem großen Inſtrument auch nicht einmal eine einzige Saite geriſſen wäre und eine noch ſo leiſe Diſſonanz erzeugt hätte, wenn ich hier im Ozean in langſamem Drehen dem tiefen Grunde zu geſunken wäre, — das hat mich einſamen Menſchen fragen laſſen: „Wozu?“

Nicht, — wozu ich da wäre, ſondern wozu alles da iſt. Und ſeht Ihr, da verſagt die Mathematik und das Mikroſkop; und das Fernrohr zerrt die Frage nur noch ins Grandioſe auseinander. Ich darf nicht ſagen: Mir kam der Glaube an Gott! — Nein! — Ich wußte von Gott. Ich wußte von ihm.

Und ich bin ſo froh. Froher bin ich mein Lebtag nicht geweſen. Heute abend wird die Nacht wieder heraufſteigen zu mir; und wie jetzt das Meer da unten mit ſeinen Lichtreflexen ſeine Funken heraufwirft, ſo wird heute nacht wieder das ewige Meer der Sterne von oben auf mich herabſcheinen. Und jeder Blick nach jedem Stern wird mich ſicher machen. Und dieſes Lichtermeer wird eine viel größere Sprache haben; ſeine Melodien werden viel tiefer klingen, weil ſie ein offenes Herz treffen werden. (Fortſetzung folgt.)

Die Schlange. Dichtung von Frida Schanz.

Wo am Strom hin der Pfad ſich ſpinnt,
Im buſchigen Weidenlabyrinth,
Im Mondſchein, der weiß herniedergeronnen,
Hat er ſein ſeltſames Lieb gewonnen.
Sie floh vor ihm her im grünbleichen Linnen,
Als wolle ſie zwiſchen den Weiden zerrinnen,
Als er ſie feſthielt, weinte ſie ſehr.
„Nie kann ich Dein ſein! Nimmermehr!“
Sie ſtand vor ihm, glitzernd von Mondſchein und Näſſe.
„Wer biſt Du?“ ſchrie er und ſah ihre Bläſſe,
Sah ihr Kleid in Ritzen und Fetzen,
Sah ihre Fremdheit, ihr Entſetzen,
Sah ihr goldengeringelten Flechten,
Sah einen Goldring an ihrer Rechten,
Der wie ein Königreif koſtbar ſchien.
Sieben leuchtende Steine zierten ihn.
Je mehr ſie ſich wand, je mehr funkelte der.
„Woher ich komme? Ich weiß nicht, woher!
Laß ab, ein beſſeres Glück ſei Dein!
Ich bin kein Menſch — — —!“

* * *

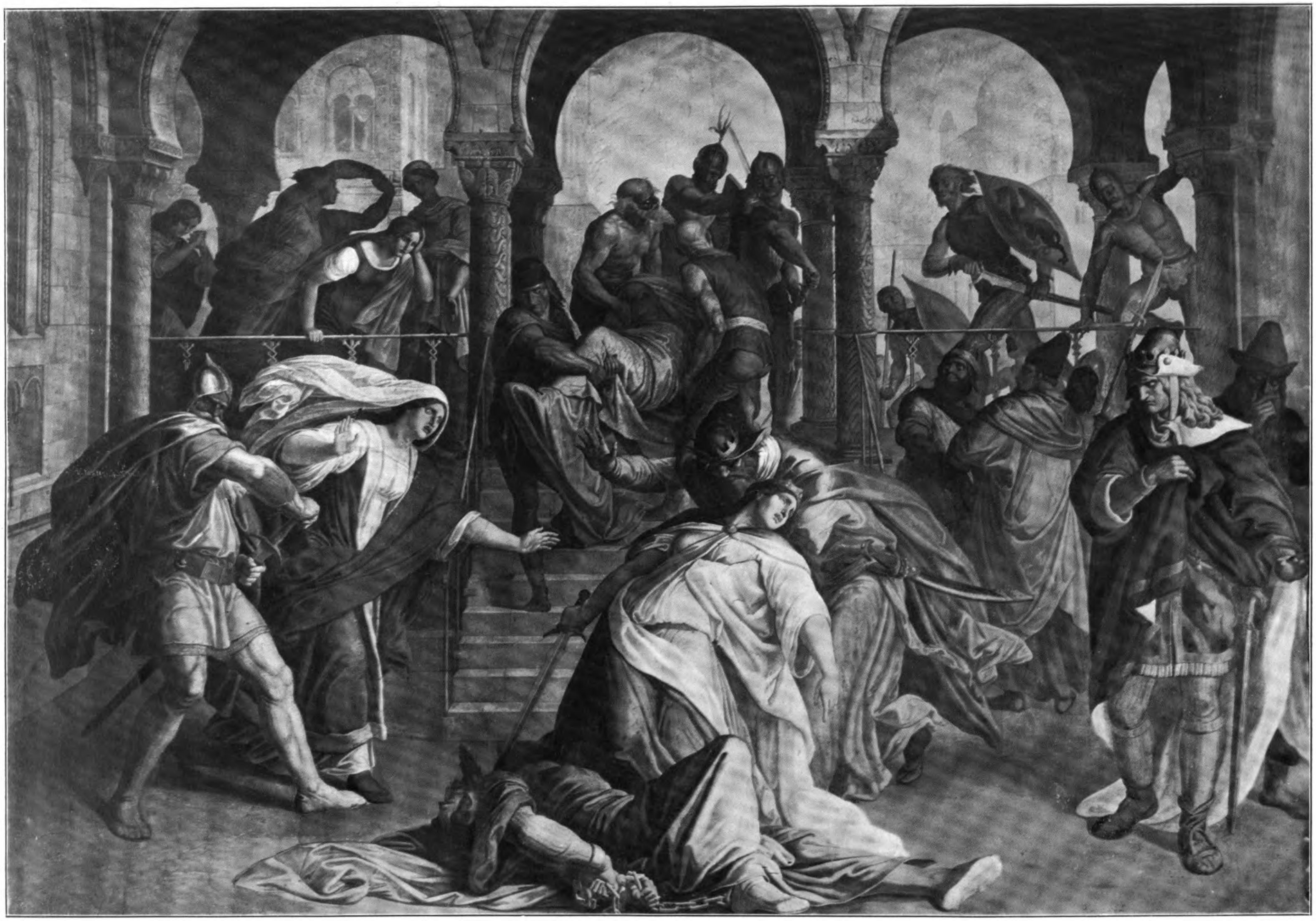
Sie ward dennoch ſein.
Sein Werben hat ihr Sträuben gebrochen.
Was ſie verlangte, hat er verſprochen: —
Daß er niemals früge, woher ſie käme —
Daß er niemals den Ring ihr vom Finger nähme —
Auf immer werde ſie ſonſt verſchwinden,
Keiner werde ſie wiederfinden,
Und wenn er all ſeine Tränen verſchütte.
Sie ward ſein Weib in der ſtillen Hütte.
Er war nur ein Knecht und er ſchaffte ſchwer.
Aber ſein Reichtum, wie lachte der!
Sein ärmlicher, trauter Wohlſtand blühte,
Sein Weib war wie die Sonne voll Güte,
Raſtlos wie Wellen war ihr Fleiß,
Ihr Wort und Weſen war weich und leis,
All ihr Tun war ſanfte, flutende Liebe.
Wie ein leiſer Strom ging des Hauſes Getriebe,
Liebe, lachende Kinder zog ſie groß.
Einfach und ſchlicht blieb des Paares Los.
Arbeit war nötig und war doch wie Spiel; —
Nie ein Zuwenig! Nie ein Zuviel!
Alle Ritzen voll Segen und Stille.
Nur in der Nacht gleich zirpender Grille
Zirpte die Unraſt dem Manne ins Ohr —
Wie geſtreng er ſie auch beſchwor!
Lag ſein Weib ſo in ihrer Schöne,
War’s oft, als ob ihn ein Flüſtern höhne,
Ihn erhitzend zu weher Scham,
Daß er nicht wußte, woher ſie kam.
Kräftig rang er, daß er’s bezwinge.
Doch die Hand mit dem funkelnden Ringe!
Stunden, ſtundenlang, unverwandt,
Schaute er nachts auf die feine Hand.
Wie die Steine dann Funken ſchoſſen!
Wie die blaugrünen Lichter floſſen!
Wie der ſtrahlende Glanz ihn wirrte!
Wie die Reichtumsgier ihn umſchwirrte,
Zorn ihn verſuchte, Groll ihn umfing!
Er haßte ſich und noch mehr den Ring,
Dachte an ihn, wo er ging und ſtand;
Zog ihn ab von der Schlafenden Hand!

* * *

Wehe! Sein liebes Weib war verſchwunden.

* * *

Solch ein Jammer war nie erfunden,
Solch ein Sehnen nie ausgeſprochen!
Verzweifelt, an Leib und Seele zerbrochen,
Hat der Mann gerufen, gefleht, geſucht.
Sein ſonniges Hüttchen ſtand wie verflucht;
Kein Segen und Glück mehr in Tun und Worten,
Die Kinder welkten, die Blumen dorrten,
Eine einzige Öde Gärtchen und Haus! —
Da ging der Mann an den Strom hinaus,
An die Stelle, wo er ſein Weib gefunden,
Hat ſich die Hände faſt zerwunden,
Hat des Weibes Namen verzweifelt geſchrien —
Ein liebes Streicheln umkoſte ihn,
Antwortende ſcheue Seufzer kamen,
Eine teure Stimme ſprach ſeinen Namen.
Und unſichtbar, wie von Trauer gebrochen,
Hat die Frau mit dem Manne im Schilf geſprochen.
Nichts, ach, nichts mehr fromme ſein Flehen!
Nie mehr werd’ er ihr Antlitz ſehen!
Kein Klagen könne ihr Los mehr wenden,
Doch ihre Liebe werde nicht enden.
Er ſolle ſich nicht um die Seligkeit fluchen,
Sie wolle kommen, die Kinder beſuchen,
Alle acht Tage, tief in der Nacht,
Sie pflegen, wie ſie es ſonſt gemacht,
Sie waſchen, ſie ſtrählen, mit ihnen beten.
Nur dürfe er niemals ins Zimmer treten,
Nicht ſchauen nach ihr durch den kleinſten Spalt.
Weh! Wenn er ſie ſähe in wahrer Geſtalt!
Alle Liebe könne dann nichts mehr frommen.
Wenn er es wolle, werde ſie kommen,
Der ärmlichen Gnade ſelig froh. —
Viele Wochen hielt ſie es ſo.
Kam und pflegte die Mädchen und Jungen,
Hat ſie zauberleis eingeſungen,
Hat geheilt, was zerriſſen, zerbrochen,
Hat durch die Wand mit dem Manne geſprochen,
Worte von ſo innigem Klang,
Daß ihm das ſehnende Herz faſt ſprang.
Heißer und heißer hat’s ihn gebrannt.
Hat ihn endlich jäh übermannt.
Er ſchlug die Tür ein im Sehnſuchtsdrange.
Da ſieht er eine ſich ringelnde Schlange,
Die ſeinen jüngſten Buben bedroht.
In wildem Schrecken ſchlägt er ſie tot.
Überirdiſch klagt’s: „Liebſter Mann!“
Brechenden Blicks ſieht ſein Weib ihn an,
Wankend, blutend aus tiefen Wunden. —
Dann iſt ſie für alle Zeit entſchwunden. —



Krimhildes Tod. Von Jul. Schnorr von Karolsfeld. München, Königsbau.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Frauenerwerb.

Das Briefmarken-Fräulein.

Es iſt nur wenig bekannt, welche Ausdehnung im letzten Jahrzehnt das Briefmarkengeſchäft gewonnen hat, daß jährlich allein in Deutſchland Millionen in ihm umgeſetzt werden. Dementſprechend hat ſich auch die Zahl der in ihm beſchäftigten Angeſtellten ſehr geſteigert, und nicht zuletzt gerade die Zahl der weiblichen Angeſtellten. Die Frau beſitzt mancherlei Eigenſchaften, die ſie für die Arbeiten im Markengeſchäft beſonders geeignet machen: eine geſchickte, leichte Hand, Liebe zur Ordnung und Sauberkeit, Sorgſamkeit auch für ſcheinbar kleine Dinge. Zurzeit rekrutieren ſich die jungen Mädchen, die in den Briefmarkengeſchäften tätig ſind, vorherrſchend aus den unteren Ständen; es gibt allerdings Ausnahmen, und dieſe kommen erfahrungsmäßig ſchnell vorwärts und in gut bezahlte Stellungen. Der Wunſch der großen ſoliden Geſchäfte geht auch durchaus dahin, Damen aus beſſeren Kreiſen, mit einer guten Schulbildung, zu gewinnen, die ſich leichter einarbeiten, über die mechaniſche Anfangstätigkeit bald hinauskommen, ſelbſtändiger arbeiten und den Firmen die Gewähr abſoluter Zuverläſſigkeit und Ehrlichkeit geben. Denn das Briefmarkengeſchäft iſt nicht zuletzt Vertrauensſache; eine Kontrolle über die Lager, über die tauſende der kleinen, bunten Marken, die durch die Hände der Angeſtellten gehen, iſt ſehr ſchwer durchzuführen.

Die jungen Mädchen müſſen natürlich eine Lehrzeit durchmachen, über deren Dauer von Fall zu Fall eine Einigung getroffen wird; meiſt handelt es ſich aber nur um Monate, und nicht ſelten wird auch für dieſe Zeit ein kleines Entgelt, etwa 20 bis 30 ℳ im Monat, bewilligt. Sie lernen hier die Anfangsgründe: Marken ſortieren, reinigen, kleben uſw. Wenn die Leiſtungen einigermaßen befriedigend ſind, kommen die Mädchen bald auf 50 und 75 ℳ, und die größeren Geſchäfte würden gern höhere Gehälter bewilligen, wenn ſie damit wirklich brauchbare Hilfskräfte gewinnen könnten, an denen ſtets Mangel iſt. Es trifft dies beſonders für ſolche junge Damen zu, die ſich in das Weſen der Briefmarkenkunde und des Briefmarkenhandels tiefer einzuarbeiten wiſſen. Und dann für die, welche ſich zur Verkäuferin ausbilden — was ja freilich nicht jedermanns Sache iſt.

Beſondere Vorkenntniſſe ſind nicht erforderlich. Dagegen mag darauf hingewieſen werden, daß die Aſpirantinnen gute, ſcharfe Augen haben müſſen, die auch Farbennuancen zu unterſcheiden wiſſen. Die ganze Art der Beſchäftigung iſt ſehr ſauber und, ſobald das mechaniſche Einarbeiten geſchehen iſt, vielſeitig und intereſſant.

Wir ſtellen Damen, die Neigung für die Beſchäftigung in ſich fühlen, gern eine kleine Liſte größerer Markenhandlungen, jedoch ohne jede weitere Gewähr, zur Verfügung. 8.

Städtiſche Schweſternſchaften.

Von P. Großmann.

(Schluß.)

Ich hatte im erſten Teil auf die Tatſache hingewieſen, daß die Verhältniſſe in bezug auf das Pflegeperſonal in den Krankenhäuſern von Elberfeld, Stettin, Magdeburg, Erfurt und Danzig günſtig und für alle Teile befriedigend ſeien. Der Grund darin liegt meines Erachtens, wie ſchon erwähnt, darin, daß die Schweſtern dort nicht ſtädtiſche Schweſtern ſind. Es ſind Angehörige des Evangeliſchen Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf, der erſtmals mit glücklichem Erfolge den Verſuch gemacht hat, die berechtigten Intereſſen der Verwaltungen mit denen der beruflich tätigen Frauen in Einklang zu bringen. Weit über ein Jahrzehnt arbeiten die Schweſtern des Vereins im Dienſte der genannten Städte, und niemals iſt es zu größeren Schwierigkeiten oder Differenzen gekommen. Dem Arbeitgeber bzw. dem leitenden Arzt ſteht die Diſziplin über die angeſtellten Schweſtern im ganzen Umfange ihres Dienſtverhältniſſes zu, und jederzeit, wenn es ihm erforderlich erſcheint, iſt er berechtigt, zur Beſeitigung etwa ausgebrochener Differenzen, die Vermittlung des Vereins in Anſpruch zu nehmen. Anderſeits ſind die Schweſtern nicht, wie manchmal geſagt wird, „auf Gnade oder Ungnade der Verwaltung und den Ärzten ausgeliefert“, da ihre perſönlichen Angelegenheiten und ihr Verhältnis zur Schweſternſchaft des Vereins außerhalb der Befugnis des Arbeitgebers liegen. Der Arbeitgeber kann einer Schweſter kündigen, aber nicht direkt, ſondern den Verein um ihre Ablöſung erſuchen, und ihrerſeits kann die Schweſter auch durch Vermittlung des Vereins ihre Arbeitsſtelle aufgeben. In beiden Fällen ſteht ſie dann nicht auf der Straße, ſondern der Verein ſorgt für ihre Weiterbeſchäftigung — ohne daß ſie äußeren Nachteil erleidet — und für ihre Weiterbeſoldung nach ihrem Dienſtalter, weil dieſes nicht an den Arbeitsort gebunden iſt. Noch ein anderer Vorteil liegt in dieſer Organiſationsform für den Arbeitgeber ſowohl als für die Schweſter. Wird eine Schweſter nach einer Reihe von Dienſtjahren weniger leiſtungsfähig, ſo daß ſie den berechtigten-Anſprüchen nicht mehr genügen kann, ſo braucht der Arbeitgeber nicht die moraliſche Verpflichtung zu fühlen, ſie, wie man ſagt, aus Gnade mit durchzuſchleppen, bis ſie einen rechtlichen Anſpruch auf Penſion genießt, ſondern der Verein gibt ihr eine andere, ihren Kräften noch entſprechende Arbeit, in welche ſie ihre Penſionsanſprüche mit hinübernimmt. Das iſt aus dem Grunde möglich, weil jede Vereinsſchweſter ſich durch Vermittlung des Vereins bei einer Penſionsverſicherungsgeſellſchaft verſichert, wofür ſie die Prämie von ihrem Gehalt ſelber bezahlt, und wozu ſie vom jeweiligen Arbeitgeber einen Zuſchuß neben ihrem Bargehalt bezieht. Mit dieſem perſönlichen Zuſchuß entledigt ſich der Arbeitgeber der Sorge um die Zukunft ſeiner Schweſtern, und die Schweſtern ſind nicht durch die Sorge um die Tage der Arbeitsunfähigkeit und des Alters an den Arbeitsort gebunden. Das ſind ſie überhaupt nicht, ſondern ſie haben die Möglichkeit, je nach Wunſch und Neigung einmal die Arbeit im Krankenhauſe mit einer ſolchen auf den verſchiedenen Gebieten der Wohlfahrtspflege zu vertauſchen. Auf dieſe Weiſe können ſie ſich innerlich und äußerlich friſch erhalten und der Gefahr der Einſeitigkeit und Abſtumpfung begegnen, die eine ununterbrochene, jahrelange Tätigkeit der Krankenhauspflege leicht in ſich birgt.

Hieraus erklärt ſich die Ruhe und die beiderſeitige Zufriedenheit, mit der der Pflegedienſt in den genannten Krankenanſtalten ſich nun ſchon lange Jahre abwickelt und anderſeits die innere Freudigkeit, mit der die Schweſtern ihre ernſten und oft ſchweren Pflichten erfüllen. Das können ſtädtiſche Schweſternſchaften — von ideeller und religiöſer Pflege, deren Bedeutung in der Frauenarbeit gewöhnlich nicht genügend gewertet wird, ganz abgeſehen — ihren Angehörigen nicht bieten, und deshalb wird ihnen, nach meiner Überzeugung, auch niemals ein gutes Gedeihen beſchieden ſein.

Rechtsrat des Frauenerwerb.

Frage: Ein Mädchen hat am 16. März für den 1. April eine Stelle als „Kochmamſell“ angenommen. Darauf hat ihr Bräutigam, der eine Erbſchaft in Amerika gemacht hat und die Bewirtſchaftung des ererbten Gutes übernehmen will, ihr mitgeteilt, daß die Heirat „ſofort“ ſtattfinden ſolle. Darf das Mädchen aus dem angegebenen Grunde das Dienſtverhältnis ſofort kündigen? Hat die Stellenvermittlerin ein Recht, 12 ℳ zu fordern, wenn ihr die Lage der Dinge bekannt war? E. W.

Antwort: Da die Stellung einer „Kochmamſell“ ein ſchwankender Begriff iſt, kommt es auf die in Ihrer Frage nicht angegebenen Umſtände des einzelnen Falles an, ob ſie unter den Begriff „Geſinde“ fällt oder nicht. Für die Beurteilung kommt in Betracht: Die Höhe des Jahresgehaltes, der Grad der ihr nach dem Vertrage eingeräumten Selbſtändigkeit in ihrer dienſtlichen Stellung uſw. Eine Kochmamſell, die auf einem Gute das Eſſen für die Arbeiter kocht und im allgemeinen den Anweiſungen der Herrſchaft zu folgen hat, iſt „Geſinde“. Eine Kochmamſell in einem größeren Reſtaurant, der die „Leitung“ der Küche mit einer gewiſſen Selbſtändigkeit übertragen wurde, iſt nicht „Geſinde“. Falls in Ihrem Falle ein „Geſindeverhältnis“ vorliegt, ſind die geſtellten Fragen nach der Geſindeordnung des betreffenden Bezirkes zu beurteilen. Um welchen Bezirk es ſich im vorliegenden Falle handelt, iſt aus Ihrer Frage nicht erſichtlich. Die Zahl der noch geltenden Geſindeordnungen iſt groß. In den alten Provinzen Preußens gilt die Geſindeordnung von 1810. Dieſe beſtimmt: Erhält weibliches Geſinde vor dem Antritte der Dienſtzeit Gelegenheit zum Heiraten, ſo ſteht demſelben frei, eine andere taugliche Perſon zu ſtellen. Iſt es dazu nicht imſtande, ſo muß auch dergleichen Geſinde den Dienſt in Städten auf ein Vierteljahr und bei Landwirtſchaften auf ein halbes Jahr antreten, falls nicht nach dem Vertrage die Dienſtzeit ſchon früher endigt (§§ 54, 55). Wenn der Dienſtbote nach Antritt des Dienſtes durch Heirat oder auf andere Art zur Errichtung einer eigenen Wirtſchaft vorteilhafte Gelegenheit erhält, die er durch Ausdauerung der Mietzeit verſäumen müßte, kann er während der Dauer des Dienſtvertrags kündigen, muß aber jedenfalls das laufende Vierteljahr (bei monatweiſer Mietung: den laufenden Monat) aushalten, ſofern nicht eine kürzere Kündigungsfriſt von vornherein ausbedungen war (§§ 147, 148). — Wenn die „Kochmamſell“ im vorliegenden Falle nicht zum „Geſinde“ gehört, kann ſie das Dienſtverhältnis jederzeit zur ſofortigen Löſung ohne Einhaltung einer Kündigungsfriſt kündigen, falls nach den näher darzulegenden Umſtänden des einzelnen Falles ein „wichtiger Grund“ vorliegt (§ 626 BGB.). Als ſolchen kann der Richter die Gelegenheit zur ſofortigen Heirat nach Amerika anſehen. — In jedem Falle empfiehlt es ſich, ſofort zu kündigen und das übrige der weiteren Erörterung, nötigenfalls im Prozeſſe, zu überlaſſen. — Die Stellenvermittlerin kann die ihr tarifmäßig zuſtehende Gebühr ſelbſtverſtändlich fordern, wenn ſie „Auftrag“ zur Stellenvermittlung hatte und den Auftrag ausgeführt hat, gleichviel ob ſie von der Heiratsmöglichkeit wußte oder nicht.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

K. Ev. Fr. Ein von Frauen geleitetes Bankunternehmen ſoll in Berlin gegründet werden. Eine Anzahl Frauen will eine Genoſſenſchaft ſelbſtändiger Frauen, eine G. m. b. H. ins Leben rufen, um den vielen Frauen, die Inhaber oder Leiter von kaufmänniſchen Geſchäften ſind, den oft ſchwer für ſie zu erlangenden Bankkredit zu verſchaffen.

C. P. Ein Verzeichnis der zurzeit in Deutſchland praktizierenden Ärztinnen bringt der Frauenkalender 1910 (Verlag Edwin Runge, Groß-Lichterfelde). Nach dem Datum der Promotion gerechnet iſt Fräulein Dr. Kuhnow, Berlin, die älteſte, indem ſie ſchon im Jahre 1888 den Doktorhut errang, zu einer Zeit, als es für die Töchter aus gebildeten Kreiſen ſchon als eine Extravaganz galt, ſich auch nur als Johanniterſchweſter zu betätigen. Und heute nach 22 Jahren haben wir allein in Deutſchland 69 approbierte Ärztinnen und Tauſende von Johanniterinnen, die in aller Stille dem Vaterlande auf den mannigfachſten Gebieten freiwillige Dienſtjahre widmen und den Segen der Arbeit an ſich ſelbſt erfahren. Seit 1902 werden in Deutſchland Ärztinnen zum Staatsexamen zugelaſſen und ſeit 1906 müſſen auch die Krankenpflegerinnen ein Examen beſtehen und ſich ein Patent erwerben.

**Nun macht der König Lenz in Gnaden die Herzen wieder leicht und weit, —
Wenn ſie ſich nicht zu ſchwer beladen mit Groll und Ungerechtigkeit!**

Die Ferienkurſe der Univerſität Grenoble.

Eines ganz überraſchenden Aufſchwungs erfreuen ſich die Ausländerkurſe für das Studium der franzöſiſchen Sprache an der Univerſität Grenoble im Dauphiné. Die Kurſe wurden im Jahre 1897 eröffnet. Nach und nach organiſierten und vervollkommneten ſie ſich. Sie unterſtehen der Obhut des eigens dafür gebildeten „Comité de Patronage des Étudiants étrangers“, dem der Rektor, die Univerſitätslehrer und die vornehmſten Bürger der Stadt angehören und deſſen Präſident, zugleich eifrigſter Förderer der Kurſe, der Kunſthiſtoriker Profeſſor Marcel Reymond iſt. (Er iſt zu Auskunft jederzeit bereit.)

So ſind es jetzt ganz vorzügliche, neuzeitliche Einrichtungen, — ich erwähne da nur das große Inſtitut für Phonetik und das Inſtitut für Geologie und Geographie der Alpen, — welche mit Recht die Fremden anziehen. Dazu die herrliche Lage der Stadt am Ufer der grünen Iſère und am Eingang jenes grünen Gartens voller Blumen und Früchte, den man „la vallée du Grésivaudan“ nennt und der umgeben iſt von einem prachtvollen Kranz weißſchimmernder Berge, ſo daß Grenoble zu einer Sommeruniverſität wie geſchaffen erſcheint.

Hat die ſo bevorzugte Univerſität nun auch ſchon internationale Berühmtheit erlangt, ſo ſind es doch vor allem Deutſche, Damen und Herren, welche dieſe Kurſe aufſuchen. Im ganzen waren im Jahre 1909 ſchon 1104 fremde Zuhörer zu verzeichnen. Es gibt da erſtens regelmäßige Kurſe, welche das ganze Schuljahr dauern und ein höheres Studium der franzöſiſchen Sprache, Literatur und Geſchichte ermöglichen. Sie fügen ſich der philoſophiſch-literariſchen Fakultät (Faculté des Lettres) ein. Es nehmen da auch viele Juriſten der erſten Semeſter teil, indem gewiſſe Vorleſungen über Römiſches Recht, den Vorſchriften der deutſchen Studienordnung entſprechend, eingerichtet ſind. Vor allem aber ſind es die Ferienkurſe, welche ihre Anziehungskraft ausüben, denn beſſere Luft und ſchönere Natur kann man ja bei keinem Ferienaufenthalte haben. Die Kurſe dauern vier Monate, vom 1. Juli bis 31. Oktober; man kann an ihnen auch nur ein- oder zweimonatlich teilnehmen und kann jederzeit eintreten. —

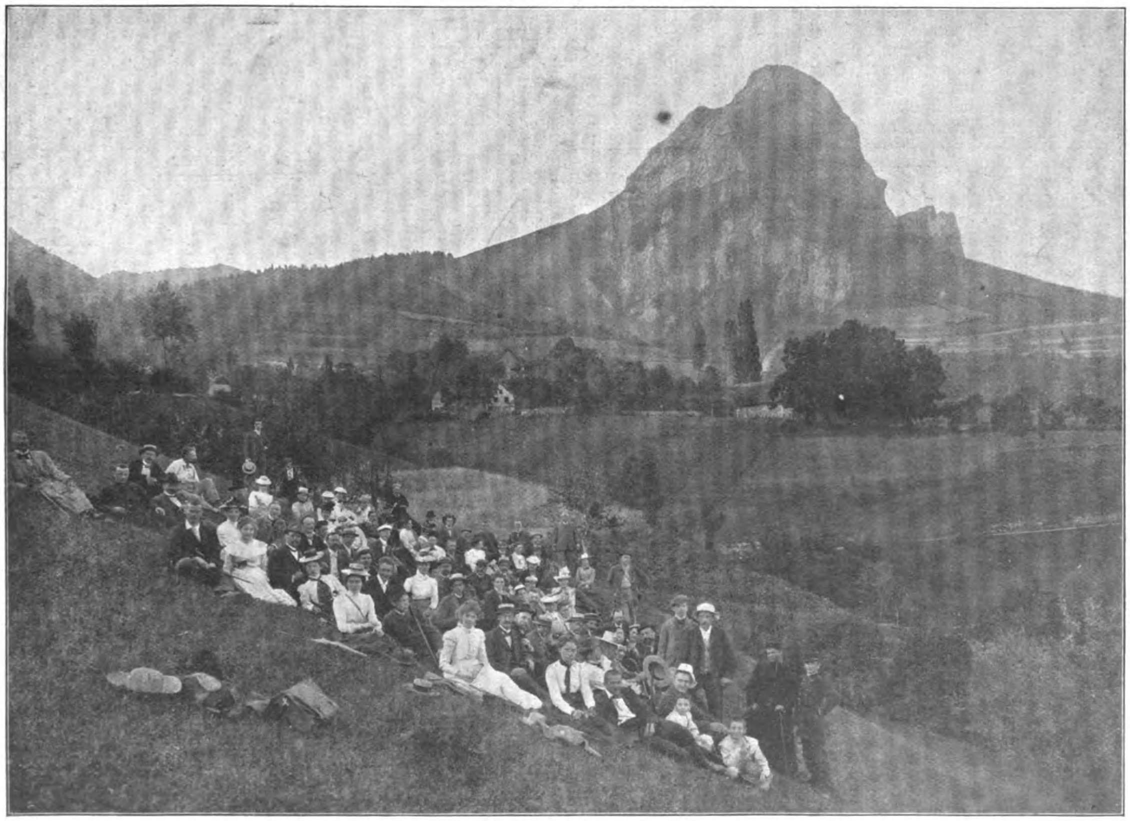
Es iſt kein Univerſitätszeugnis dazu nötig, und nach Belieben kann man zum Schluß ein Examen ablegen oder nicht. Bei beiden Kurſen werden Studienzeugniſſe und Diplome verteilt. —

Durch ein unverhofftes Geſchenk hat die Univerſität, deren Räume bereits zu eng wurden, neuerdings eine bedeutende Vergrößerung erfahren. Die Freigebigkeit des Staats hat ihr das katholiſche Biſchofspalais mit dem Prieſterſeminar zuteil werden laſſen, das durch die Trennung von Kirche und Staat und durch die Obſtruktion des Vatikans frei geworden war. Die Kirche des Seminars iſt zu einem großen, amphitheatraliſch geſtalteten Hörſaal umgeſchaffen worden. Das Biſchofspalais nennt man jetzt „La maison des Étrangers“, ſind doch da, außer den beiden vorgenannten Inſtituten, zwei große Säle für den Gebrauch der Ausländer eröffnet, ein Arbeitsſaal und ein Leſeſaal, in dem die bekannteſten Zeitſchriften und Zeitungen der Welt ausliegen. Ein ſchattiger Garten zum Ausruhen und Leſen ſchließt ſich an.

Noch einen großen Landkomplex, der immer mehr in einen herrlichen Garten mit ausgedehnten Sportplätzen umgewandelt wird, hat die Univerſität erhalten. Es iſt dies der als Feſtung enteignete, muldenartige, nach Süden geöffnete breite Abhang beim Fort Rabot, der mächtigen Bergfeſtung, die ſich jenſeits der Iſère erhebt. Man hat da Terraſſen geſchaffen, die einen entzückenden Ausblick bieten über die zu Füßen liegende Stadt, über die Gebirgsſtädte der Belledonne und Grande Chartreuſe und das ganze impoſante Gebirgspanorama ringsherum. „Le Jardin des Dauphins“ heißt dieſer hart am Fels angelegte Garten.

So iſt man in jeder Weiſe bemüht, den Fremden, die in zahlreichen, durchaus nicht teuren Familienpenſionen gute Unterkunft finden, den Aufenthalt nicht nur ſo lehrreich, ſondern auch ſo angenehm wie möglich zu machen. —

Der Sonnabend und Sonntag gehören ſtets Ausflügen, die von den Lehrern ſelbſt begleitet werden. — Bald iſt es fröhliche Wanderſchaft, bald wird das Dampfroß benutzt. — Und welche Fülle von herrlichen Punkten in dieſem Gebirgsreich! Den Kindern der Ebene erſchließt ſich da eine neue Welt! — Nicht nur die nahen Berge und Täler lernt



Grenobler Sommerſtudenten und Studentinnen. Ein Wandertag.

man kennen, man erſchaut auch das großartige Hochgebirge bei der Chartreuſe und dem Tal von Chamonix, da bereiſt man das Rhonetal mit ſeinen alten Kulturſtätten: Vienne, Arles, Avignon, Orange, da locken die lieblichen Seen, die melancholiſch-rauhen Berge de la Savoie!

Welche mannigfaltigen Eindrücke voller Schönheit, Belehrung und Kameradſchaftlichkeit kann der Student und kann die Studentin von Grenoble heimnehmen!

M. v. Bieberſtein.

Fremde Federn.

Manche Naturen beſitzen eine eigentümliche Art von Anpaſſungs- oder Aneignungsvermögen, was im allgemeinen wenig und meiſt nur von dem bemerkt wird, der pſychologiſche Vorgänge zu beobachten liebt.

Im geſelligen Verkehr hört man zuweilen von Perſonen, die von Natur weder geiſtreich noch auch gelehrt ſind, befremdliche Bemerkungen, kluge Einfälle, treffende Ausſprüche, ſchlagende Witzworte, und dieſe Leute kommen oft in den Ruf hervorragender Bedeutſamkeit, während, wenn man ſich die Mühe gäbe, ſich in tiefere Geſpräche mit ihnen einzulaſſen, man auf Leere ſtoßen würde, denn all dies von Geiſt und Wiſſen Zeugende iſt lediglich hie und da Aufgeſchnapptes und im Gedächtnis Aufgeſtapeltes, hier ſchlau zu rechter Zeit und am rechten Ort angebrachte Geiſtesblitze anderer, Ausflüſſe fremden Intellektes.

Der pſychologiſche Vorgang oder auch eine gewiſſe Kunſt oder geiſtige Technik beruht nur im Aufbewahren des geſammelten Weisheitsſtoffes und der paſſenden Verwendung desſelben. Es bringt mancher auch Geleſenes, aus Büchern Angeeignetes gelegentlich an, doch das iſt dann etwas anderes, es ſind mehr Zitate, deren Urſprung nicht ganz verleugnet und als eigenes ausgegeben werden kann. Genau genommen iſt dieſe Art Aneignungsvermögen eine nicht allzu häufige, faſt geheimnisvolle Gabe, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Menſchen, die ſie beſitzen, allmählich der Selbſttäuſchung verfallen, das, womit ſie im Geſpräch zu prunken wiſſen, für eigenes zu halten. Auch Vorſicht gehört dazu, ſich nicht bei der Anleihe an fremdem Geiſt ertappen zu laſſen, und doch immerhin ſoviel Bildung, um eine Ausleſe des Beſten von dem Gehörten treffen und das Bedeutende von dem Unbedeutenden und Trivialen unterſcheiden zu können.

Fingerſpiele.

Ein trauliches Dämmerſtündchen iſt's! Das Kind kommt zur Mutter, es hat ſich müde geſpielt mit Puppe oder Pferdchen, jetzt will es auf der Mutter Schoß oder zu ihren Füßen ſitzen und unterhalten ſein. Man plaudert ein bißchen, erzählt ſich dies und das, bis man ſchließlich ſelbſt ins Spielen kommt. Ganz ohne Spielzeug beſchäftigen ſich die beiden miteinander, denken ſich die ſchönſten Spiele aus, zaubern ſich eine eigne Welt und amüſieren ſich herrlich zuſammen. Was dient hier als Spielmaterial, was iſt es, das die Phantaſie ſo anregt, daß ſie uns alles andere — das Wirkliche um uns her — vergeſſen läßt? Einfach die Finger ſind jetzt unſere Spielgefährten, die Finger, die mit Hilfe unſerer Einbildungskraft zu den verſchiedenſten Dingen umgeſtaltet oder zu Menſchen verſchiedenſter Art verzaubert wurden. Was können ſie alles darſtellen! Bald ſind ſie fliegende Vögel, bald ſchwimmende Fiſche, bald bauen wir mit ihrer Hilfe einen Kaufladen, bald eine Brücke oder ein Fenſter zum Durchgucken; dann wieder ſind ſie Kinderchen, die ſpazieren gehen, jetzt beſuchen ſie einander, ſpielen zuſammen ein hübſches Kreisſpiel, werden zur Nacht ins Bett gelegt, ſchlafen (während wir ganz, ganz leiſe ſind), ſtehen, wenn die Uhr ſchlägt, auf, werden fein ſäuberlich gewaſchen, gekämmt, angezogen, bekommen ihr Morgenſüppchen und — der Tag beginnt von neuem. Dann wird vielleicht ein Kuchen gebacken, ein Süppchen gerührt oder eine Windmühle gedreht. Oder unſere Finger ſtellen Blumen, Bäume dar, die wir als Gärtner fleißig begießen müſſen. Sogar ein Körbchen, in das man wirklich etwas hineintun kann, können wir mit Hilfe unſerer Finger bilden.

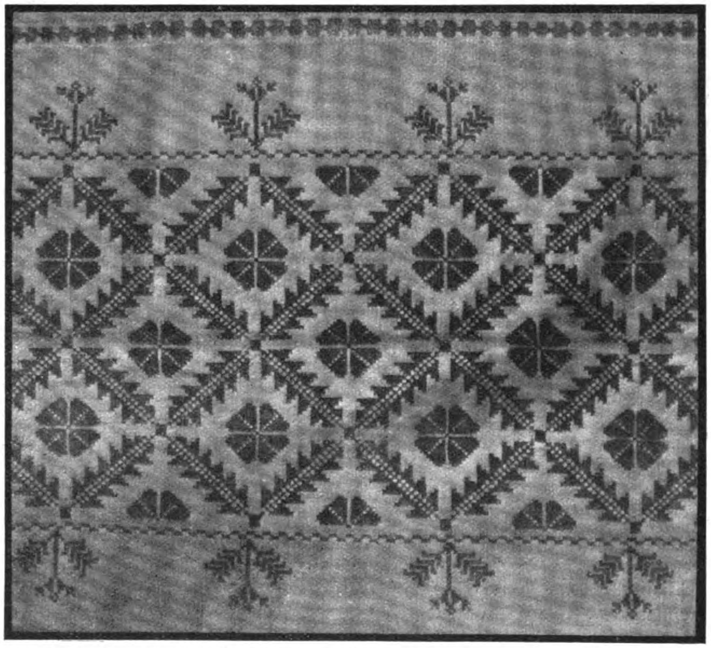
Unzählige Variationen gibt es bei den Fingerſpielen; wir ſchaffen ſie immer neu, der Augenblick läßt ſie entſtehen und geſtaltet ſie aus. Wohl bei keiner anderen Beſchäftigung iſt die Phantaſie ſo rege; das Kind iſt hier ſchaffend tätig, gleich dem Künſtler das äußerlich geſtaltend, was ſein Inneres bewegt. Mutter und Kind ſind bei dieſen Spielen gleich beteiligt, beide tragen durch neue Einfälle zur Weiterbildung des Ganzen bei, einer regt den andern an und ſo ergeben ſich überraſchende Darſtellungsmöglichkeiten.

Selbſtſchöpferiſches Tun iſt das Ziel alles Spielens, Umgeſtaltung der Gedanken in irgendeine Form ſein Ausdruck. Je einfacher das Spielmaterial, je größer die Möglichkeit, ſelbſt zu ſchaffen, je mehr der Phantaſie zu tun bleibt, deſto mehr Bildungswerte bietet das Spiel. Freude gibt nur ſolche Beſchäftigung, die den Kindern innerliche Beteiligung geſtattet. So ſind die Fingerſpiele geeignet, den Kleinen heiteres Vergnügen zu bereiten. Sie ſind die erſte Stufe künſtleriſcher Betätigung und faſſen alles zuſammen, was ältere Kinder durch die verſchiedenſten Darſtellungsſpiele zum Ausdruck bringen. Wer die Spiele größerer Kinder beobachtet, wird darin das ſich widerſpiegeln ſehen, was augenblicklich im Mittelpunkt des Intereſſes ſteht.

Die Fingerſpiele tragen ſicherlich auch dazu bei, die Handgeſchicklichkeit zu fördern. Man glaubt gar nicht, daß es den kleinen, ungelenken Fingerchen ſo leicht wird, ſich in rechter Weiſe zu beugen, zu ſtrecken und das nachzuahmen, was ihnen vorgemacht wird. Wenn erſt eine größere Handfertigkeit beſteht, kann man auch die beliebten Wand-Schattenſpiele ausführen.

Die meiſten Spielbücher geben Anweiſungen für dieſe Beſchäftigungen; wer aber an der Quelle ſchöpfen will, der nehme ſich Friedrich Fröbels „Mutter- und Koſelieder“ (ich empfehle für dieſen Zweck die Bearbeitung von Henriette Goldſchmidt. [Jaegerſcher Verlag, Leipzig]) vor. Jede Mutter, die es wirklich verſteht, Kind mit dem Kinde zu ſein, wird aus Büchern nur Anregungen ſchöpfen, die Spiele ſelbſt aber immer neu entſtehen laſſen.

Nelly Wolffheim.



Kiſſenüberzug aus weißer Leinwand mit roter Stickerei; ungariſcher Flechtſtich.
Verlag des Klauſenburger Frauenvereins.

Für die Küche.

Kräuterſuppe. Ein Bund gut gewaſchener, feingeſchnittener Sauerampfer und ebenſoviel Kerbel werden mit etwas Butter langſam gedämpft, dann füllt man das nötige Waſſer auf, läßt die Suppe aufkochen und tut zwei Teelöffel Oxo-Bouillon hinzu. Die ſehr wohlſchmeckende Suppe wird mit geröſtetem Brot gereicht. Um ſie gebundener zu machen kann man von einem Löffel Mehl eine Mehlſchwitze an die Suppe rühren.

Sellerieſuppe. (Franzöſiſches Rezept.) Zwei Sellerieköpfe werden mit einem mittelgroßen Ausſtecher der Länge nach ausgeſtochen und die Stücke in feine Scheiben geſchnitten, die mit etwas Waſſer oder Bouillon weich gekocht werden. Die Abfälle der Knollen werden mit einer in Scheiben geſchnittenen Mohrrübe, zwei Zwiebeln und einem Stückchen Butter weich gedämpft, ein Eßlöffel Mehl dazu getan, und mit etwas Waſſer glatt gerührt. Man füllt ſo viel Waſſer auf, wie man zur Suppe braucht und läßt noch eine Weile langſam kochen. Dann füllt man Schaum und Fett ab, ſtreicht die Suppe durch ein feines Haarſieb, tut zwei Teelöffel Oxo-Bouillon dazu und richtet über den Sellerieſcheibchen und etwas geröſtetem Brot an.

Auskunft.

Abonnentin in Hannover. 1. Waſchmaſchinen mit elektriſchem Motorantrieb, bei denen der Motor direkt feſt an der Maſchine ſitzt, und die durch Einſtöpſeln einer beliebig langen Schnur in einen Steckkontakt der Lichtleitung in Betrieb geſetzt werden, haben ſich im Gebrauch ſehr bewährt, weil jedes unerfahrene Dienſtmädchen damit umgehen kann und Reparaturen ausgeſchloſſen ſind. Der Betrieb koſtet bei einem Strompreis von 25 Pf. pro kw die Stunde etwa 5 bis 6 Pf. Zu haben franko jeder Bahnſtation Deutſchlands bei Strasmann & Schott G. m. b. H., Barmen, Neuerweg 58/60.

2. Eine Waſchmaſchine mit Motor (transportabel) fertige ich an. Sie iſt patentiert und koſtet 250 ℳ. Gebrauchsanweiſung iſt den Maſchinen beigegeben. **G. Keller**, Minden.

Die Haſelmaus.

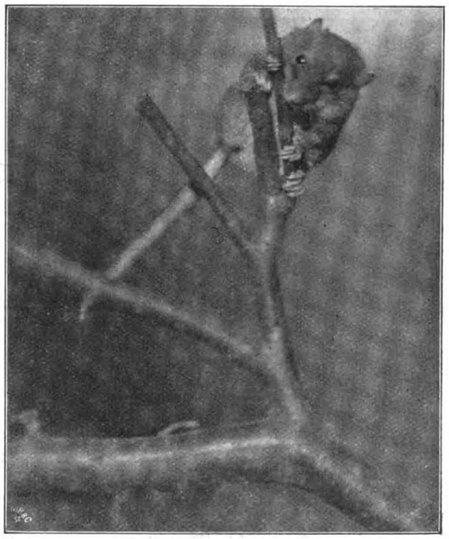
Von Rudolf Zimmermann, Rochlitz i. Sa.

Mit zwei Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfaſſers.

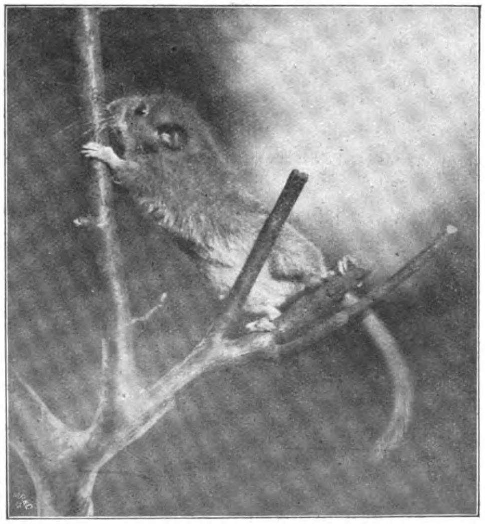
Im Walde draußen, dort, wo den alten Hainbuchenbeſtand dichtes Unterholz: buſchige Buchen und Eichen, Haſeln und Holunder durchſetzten, fanden wir einſt ein kleines, eigenartiges Bauwerk. Kugelrund war es und aus Grashalmen und Moos ſowie einigen Federchen und Tierhaaren gefertigt. Ein alter, ergrauter Waldarbeiter, den wir trafen und dem wir unſern Fund zeigten, meinte, daß es das Neſt einer Haſelmaus ſei, und gab uns das Verſprechen, uns eine ſolche ſelbſt einmal zu bringen. Und er hielt Wort. Im Herbſte war's, gegen Ende September oder gar ſchon in den erſten Oktobertagen — wir hatten ſeine Zuſage längſt wieder vergeſſen —, als er kam und uns ein kleines Tierchen, eine Haſelmaus, brachte. In einem alten, hohlen Baume hatte er ſie gefunden. Wir ſetzten ſie in einen Käfig, den wir für ſolche Fälle immer in Bereitſchaft haben, und boten ihr in Milch eingeweichte Semmel dar. Mit anſcheinend recht gutem Appetit machte ſich das Tierchen auch ſofort darüber her und verkroch ſich dann, nachdem es ſeinen neuen Aufenthaltsort noch einer eingehenden Muſterung unterworfen hatte, in dem darin liegenden kleinen Mooshäufchen. Und als wir dieſes nach einiger Zeit unterſuchten, fanden wir darin die Haſelmaus ſchlafend und zu einer Kugel zuſammengerollt vor. —

Sie iſt ja ein Nachttier und verbringt die Tage ſchlafend. Dazu rollt ſie ſich zu der ihrer Sippe, den Schlafmäuſen und einigen anderen Nagern, eigenen Kugelgeſtalt zuſammen. Der Körper iſt nach innen gekrümmt, und der Schwanz zwiſchen den Hinter- und Vorderfüßen hindurch über den Kopf gelegt, während die Vorderfüße feſt gegen das Geſicht gepreßt ſind. In dieſer Schlafſtellung überdauert ſie auch in einem ſelbſtgefertigten Neſt oder in hohlen Bäumen, Felſenritzen oder ähnlichen Schlupfwinkeln die rauhen Wintermonate, nur von Zeit zu Zeit einmal erwachend und von den eingeſammelten Vorräten zehrend. Im Gegenſatz zu ihren bei uns noch lebenden Verwandten, dem Sieben- und dem Gartenſchläfer, nährt ſie ſich ausſchließlich von vegetabiliſcher Koſt, von Haſelnüſſen, Bucheckern und Eicheln, von Obſt und Beeren und mancherlei Sämereien, und benagt, wenn einmal Mangel an dieſer Koſt herrſcht, auch Knoſpen und die zartere Rinde allerlei Bäume. Dichte Hecken und Gebüſch, namentlich in Vorhölzern und Hainen, bilden die bevorzugten Aufenthaltsorte, wo ſie des Nachts, zu kleineren Geſellſchaften vereinigt, ihr munteres Weſen treibt und ihre Gewandtheit in meiſterhaften Kletterkünſten bekundet. Ziemlich ſpät im Jahr, nach den Brüdern Müller erſt im Auguſt, ſchreitet ſie zur Fortpflanzung und bringt in dem kugelrunden, geſchickt gebauten Neſt drei bis vier Junge zur Welt. Liebevoll werden dieſe aufgezogen und gepflegt und nach etwa Monatsfriſt hinausgeführt zu den erſten Ausflügen in die Welt, dabei ſorgſam behütet und bewacht von den beiden Eltern.

Im Oktober, wenn die Nächte kühl werden und als Vorboten des kommenden Winters rauhe, nördliche Winde über das Land dahinwehen, iſt's mit dem frohen Leben und Treiben vorüber. Das lebhafte Völkchen ſucht, nachdem es vorher ſchon Wintervorräte zuſammengetragen hat, ſeine geſchützten Winterquartiere auf und harrt hier aus, bis mit dem Frühling wieder beſſere Zeiten ins Land gezogen ſind. —


Haſelmaus, kletternd.

Die Haſelmaus — ſie gehört zu den Nagetieren und innerhalb dieſer zur Familie der Schlafmäuſe — bleibt in ihrer Größe weit hinter ihren übrigen ſchon erwähnten deutſchen Verwandten zurück und wird einſchließlich des gleichmäßig behaarten, 6—7 cm meſſenden Schwanzes, etwa 14 cm lang. Ihr dichter und weicher Pelz iſt von gelbbrauner Farbe und auf dem Rücken und Schwanz häufig von ſchwarzbraunen Grannen durchſetzt, während er unterſeits eine hellere Farbe annimmt und an Bruſt und Kehle ſowie an den Zehen der rötlichen Kletterfüßchen in ein reines Weiß übergeht. Von dunklerer Farbe ſind die langen Schnurrhaare, die im Verein mit den verhältnismäßig großen, tiefſchwarzen Augen uns ohne weiteres des Tieres nächtliche Lebensweiſe verraten.


Haſelmaus, nagend.

Für die Gefangenſchaft iſt die Haſelmaus geeignet wie kaum ein anderer kleiner Säuger. Denn abgeſehen von ihrem ſchönen Ausſehen iſt ſie überaus ſauber und friedlich und verträglich mit ihresgleichen. Sie wird leicht zahm und bereitet dadurch ihrem Pfleger viel Freude. An Nahrung reicht man ihr in der Gefangenſchaft neben Nüſſen und ähnlichem vornehmlich Sonnenblumen- und Kürbiskerne, für die ſie eine beſondere Vorliebe bekundet, Obſtſchnitte und in Milch eingeweichte Semmel.

Krähen als Neſträuber.

Daß die Mitglieder der Rabenfamilie wenig Achtung vor dem häuslichen Glück und Frieden anderer Vögel zcigen, dürfte ziemlich allgemein bekannt ſein. Ganz beſonders wurden von jeher dem Kolkraben und der Elſter Neſträubereien ſchlimmſter Art nachgeſagt, und ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit, daß uns durch ein in der Nähe unſeres Gehöftes brütendes Elſternpaar innerhalb einer Woche zwei Hühnchen und ein Entenküchlein geraubt wurden. Unzweifelhaft würde es bei dieſen Verluſten nicht geblieben ſein, wenn mein Vater nicht das Neſt der Elſtern zerſtört und einen der alten Vögel durch einen glücklichen Schuß unſchädlich gemacht hätte. Zu Anfang der ſiebziger Jahre des verfloſſenen Jahrhunderts wurde wenigſtens in Schleswig-Holſtein eine allgemeine Verfolgung der Elſtern angeregt, deren Wirkung nicht ausblieb. Heute ſind im norddeutſchen Flachlande Kolkraben und Elſtern ſeltene Erſcheinungen, ſo daß der durch ſie angerichtete Schaden kaum irgendwie ins Gewicht fällt. Häufig ſind dagegen immer noch die Saat- und Rabenkrähen, obwohl wenigſtens die letztere ihrer Gevatterin, der Elſter, in bezug auf die Plünderung der Neſter kleiner Vögel nichts nachgibt und dabei je nach den Verhältniſſen mit großer Verſchlagenheit oder auch ſtaunenswerter Frechheit zu Werke geht. Unmittelbar an meinen Garten — meine Wohnung liegt an der Peripherie der Stadt — grenzt eine Weide, auf welcher ein Milchhändler ſeine Kühe graſen läßt. Da die Weide ehemals zu einem herrſchaftlichen Park gehörte, ſind auf ihr noch viele alte Bäume ſtehen geblieben, in denen der jetzige Nutznießer zahlreiche Star- und Meiſenkäſten hat anbringen laſſen, die allerdings zum Teil von Sperlingen in Beſchlag genommen ſind. Andere Sperlingspärchen haben in den Aſtgabeln einzelner Birken freiſtehende Neſter gebaut und ihre Bruten glücklich herausgebracht. Schon während des Neſtbaues, alſo vor der Belaubung der Bäume, war mir eine Rabenkrähe dadurch aufgefallen, daß ſie ſich wiederholt neben dieſen Niſtſtätten herumtrieb, als ob ſie ſich den Stand derſelben einprägen wollte. Vor wenigen Tagen nun wurde ich morgens zwiſchen fünf und ſechs Uhr durch lautes Kreiſchen der Sperlinge und Stare ans Fenſter gelockt, wo ich Zeuge wurde, wie ſich die Krähe von Zweig zu Zweig hüpfend bemühte, den Zugang in das Innere eines der freiſtehenden Spatzenneſter zu erzwingen. Natürlich gab ſie bei meinem Erſcheinen ihr Vorhaben auf, — aber nur für diesmal. Zwei Tage darauf, um dieſelbe Morgenſtunde, gewahrte ich jene Krähe — denn es dürfte ſich um denſelben Vogel handeln — auf einem der Starkäſten hockend, deſſen Flugloch ſie angelegentlich beäugte. Diesmal blieb ich in der Deckung, um ihr weiteres Vorgehen zu verfolgen. Sie hüpfte nun unbekümmert um das Lamentieren der Stare und Sperlinge, die ſämtliche Niſtſtätten bedroht ſahen, auf das Sitzſtäbchen und ſteckte den Kopf in das Flugloch. Der Befund des Neſtinnern mußte wohl zu ihrer Befriedigung ausgefallen ſein, denn ſie ſtrich nicht ab, ſondern wiederholte ihren Verſuch, von dem Flugloche aus in die Tiefe des Kaſtens hinabzugreifen, um die Neſtlinge hervorzuziehen, was ihr aber nicht gelang. Durch das Öffnen einer Balkontüre im Nebenhauſe aufgeſchreckt, ſtrich ſie nunmehr davon, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Ohne Zweifel wird ſie zu gelegener Zeit wiederkommen, und es iſt durchaus nicht ausgeſchloſſen, daß ihr die jungen Stare doch noch zum Opfer fallen, zumal ſie bei fortſchreitendem Wachstum dem Flugloch immer näher kommen. Vielleicht iſt ſie an anderen Käſten, deren Fluglöcher tiefer liegen, inzwiſchen ſchon glücklicher geweſen, da ich nur über die beiden Fälle berichten kann, die ſich vor meinen Augen abſpielten. Charakteriſtiſch für die Verſchlagenheit der Krähe erſcheint mir der Umſtand, daß ſie für dieſe Raubzüge die früheſten Morgenſtunden wählte, wo weder in den angrenzenden Gärten noch auf der Weide irgendein Menſch zu hören oder zu ſehen war. Von dem Beſitzer der Weide erfuhr ich übrigens noch, daß er die Krähe bereits zweimal von ſeinem Hühnerhof habe ſcheuchen müſſen, da ſie augenſcheinlich zu dem Zwecke herumlungerte, um eines der unter einem Drahtgeflecht weilenden Küchlein zu erwiſchen. Bedenkt man, wieviel Krähenpaare in unſern Wäldern, Parks und Baumſchlägen horſten, ſo läßt ſich begreifen, daß ihnen ungezählte Tauſende von Gehecken zum Opfer fallen müſſen. Ohne Zweifel ſind in erſter Linie alle Erdbrüter gefährdet, und zwar nicht nur die harmloſen, ſondern auch die wehrhaften. Daneben aber werden auch alle in Hecken und Gebüſchen niſtenden Sänger bedroht. Daß alle andern Vögel die üblen Neigungen der ſchwarzen Geſellen kennen, erſieht man aus dem Haß, mit welchem beiſpielsweiſe Kiebitze und Möwen ſie verfolgen, ſobald ſie ſich nur an den Grenzen ihres Brutbezirks blicken laſſen.

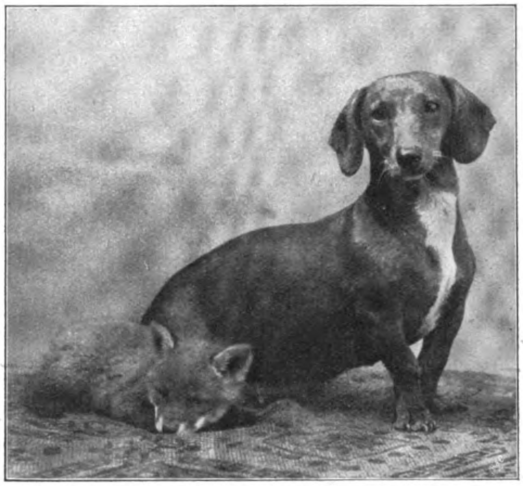
C. Lund.

Die Segler.

Wenn zu Ende April oder Anfang Mai die erſten warmen Wetterwolken von Süden her gezogen kommen, dann, du flüchtige Schar der Segler (Micropus apus), ſchwebſt auch du hoch oben am Wolkenſaume heran, und mein Herz jubelt dir entgegen. Mit dir zieht mir der Sommer in das eintönige Grau der Fabrikſtadt ein, deinem Fluge folgt mein Blick in ſehnſuchtsvolle Fernen des Sommerabendhimmels, deinem Rufe lauſche ich bis das Abendgold im Weſten verglüht, und wenn du am letzten Juliabend in himmelhohem Fluge gen Süden wieder verſchwindeſt, dann trauert dir mein Herz noch lange nach, und meine Gedanken eilen mit dir über die Alpen, Meere und Wüſten bis an Afrikas ſüdliche Geſtade, deine Winterheimat. Immer iſt für mich die Ankunft des Seglers ein hohes Feſt, denn er iſt eine der anziehendſten Erſcheinungen der Vogelwelt in der Großſtadt, ſoweit in einer ſolchen heutzutage überhaupt noch von Vogelwelt die Rede ſein kann; denn ſeitdem Haus- und Mehlſchwalbe ſo gut wie ganz daraus verſchwunden ſind, iſt er der einzige Beherrſcher der Luft über dem dunſtigen Häuſermeere. Bald in raſendſchnellem Fluge (bis 137 Meter in der Sekunde) mit gellendem Rufe dahinjagend, bald in den Lüften majeſtätiſch kreiſend oder ſpielend feſſelt er den Blick, ein Flugkünſtler ohnegleichen, fliegend, gleitend ohne Raſt und Ruh vom Morgengrauen bis in die ſinkende Nacht, niemals die Erde berührend. Einmal durch irgendeinen Zufall an den Boden geraten, iſt er kaum imſtande ſich wieder in die Lüfte zu erheben.

Seit Jahren ſind wir miteinander vertraut; denn er niſtet auf hoher Warte in der Mauer neben meinem Fenſter, ſo nahe, daß ich ſein Gelege im Bau überblicken und ſpäterhin ſein Familienleben beobachten kann. Wie manche Stunde lang haben wir uns vertrauensvoll Auge in Auge geſehen.

Gleich nach ſeiner Wiederkehr bezieht das Paar ſein altes Neſt, und groß iſt dann der Schreck der Sperlinge, die es ſich in ſeiner Abweſenheit zu warmer Winterbucht hergerichtet hatten und nun hinausgeworfen werden. Männchen und Weibchen brüten abwechſelnd, ſich gegenſeitig Nahrung zutragend, beide, vorwiegend jedoch das Weibchen, ſind um die Jungen beſorgt, die aus dem Kropfe gefüttert werden, freilich nur wenige Male am Tage, dann aber ausgiebig.



Waldine, eine ſonderbare Pflegemutter.

Und wie peinigen die Kinder ihre Eltern, wenn dieſe ſich einmal Ruhe gönnen wollen; dann klettert die ganze kleine, immer unruhige Geſellſchaft auf ihnen herum, und ſie laſſen mit ſanfter Abwehr alles über ſich ergehen. Des Nachts aber liegt alt und jung friedlich und unabläſſig zirpend übereinander bis der heraufdämmernde Morgen zu neuen Pflichten ruft.

Nur beim Nahrungſuchen allein über weite offene Landſtrecken lautlos in der Tiefe dahinjagend, halten ſich die Segler ſonſt in Schwärmen zuſammen, und gedankenſchnell eilt die Schar durch die Straßen, um Giebel, Ecken und Türme, weithin hörbar durch ihr durchdringendes, keinem Stadtkinde unbekanntes „zier, zier“ oder „ihr und wir“. Aber am wildeſten, verwegenſten iſt doch die Jagd bei Gewitterſchwüle. Steigen am Horizonte die zackigen Kanten der Wetterwolken auf, kommen die drohenden Gebilde näher herangezogen, dann jagt ihnen der Segler entgegen, und die Schar kreiſt ſchweigend hoch oben in der Region des Blitzes. Ein wundervoller Anblick!

Aber nur drei kurze Monate währt dieſes anziehende Treiben. Gegen Ende Juli iſt die Brut flügge, und die Eltern drängen ſie aus dem Neſte heraus in das Reich der Lüfte, in dem ſie ſich alsbald heimiſch fühlen. Die Jungen kehren auch nicht mehr zum Neſte zurück, ſondern verſchwinden unter der Führung älterer, ungepaart gebliebener Artgenoſſen aus der Gegend und werden nicht mehr geſehen. Nur noch wenige Tage und auch die Alten rüſten ſich zur Abreiſe mit einer Pünktlichkeit, die ein noch ungelöſtes Rätſel iſt. In den letzten Julitagen, ſelbſt in den Nächten, kreiſen die Schwärme, je ſpäter um ſo höher, aber ſeltener hört man ihren Ruf. Acht Tage lang konnte ich mit der Uhr in der Hand beobachten, wie das Paar mit Sonnenuntergang in das leere Neſt zur Nachtruhe kam, aber, wie alljährlich am letzten Juliabend, wurden die Kreiſe immer weiter gezogen und plötzlich, wie mit einem Ruck wendete ſich die Schar nach dem Horizonte, wo ſie auf Nimmerwiederſehen verſchwand. Dank ſeiner fabelhaften Fluggewandtheit vor allem gefiederten Raubzeug ſicher und weite Gebiete zum Aufſuchen der Nahrung beherrſchend, tut dem Segler die fortſchreitende Beſiedelung des Landes keinen Abbruch. Im Gegenteil. Je mehr Stein und Mauerwerk, um ſo beſſere Niſtgelegenheit bietet ſich ihm. Wo ihm ſolche mangelt, nimmt er auch mit Starkäſten fürlieb. Und ſo kann der Naturfreund um die Zukunft dieſes anziehenden Geſchöpfes unbeſorgt ſein.

Was unſere Leſer beobachteten.

Wenn der Frühling erwacht, in Wald und Flur alles keimt und zu blühen beginnt, die Vögel zu Neſt tragen, hat auch Frau Ermelyn, die Füchſin, ihre Wochenſtube tief in der Erde beſtellt und freut ſich zahlreicher Nachkommenſchaft. Längſt aber iſt die Feſte Malepartus den Jägern bekannt und alle Schliche und Einfahrten des ſchlauen Meiſter Reineke ſind belauſcht, bald wird ſein junges Familienglück zerſtört werden. Um die Seinigen mit Nahrung zu verſorgen, raubt und mordet der Fuchs in dieſer Zeit, was er in weitem Umkreiſe erhaſchen kann, kein junges Häschen, kein Rebhuhnneſt iſt ſicher vor dem roten Räuber, deshalb wird er auf das eifrigſte verfolgt. — In den ſandigen Hügeln eines alten Kiefernbeſtandes, zum Rittergut R. am P.ſchen See gehörig, ſoll der Bau gegraben und das ganze Neſt, wenn möglich mit Frau Ermelyn, eine Beute der Jäger werden. Am Abend vorher aber hatte Waldine, unſere kluge, äußerſt ſcharfe Dachshündin, ebenfalls Junge geworfen, ſcheinbar nicht von tadelloſer Herkunft. Grauſam, wie die Menſchen oft ſind, um den Erfolg des Fuchsgrabens nicht in Frage zu ſtellen, hatte man ihr ſämtliche Hündchen ſogleich fortgenommen.

Als Waldine am Morgen mit den Jägern und den mit Hacken und Spaten ausgerüſteten Fuchsgräbern auszog, war ſie, auf die Spur gebracht, alsbald im Bau verſchwunden. Die Jäger hörten ein fürchterliches Bellen, Zanken und Beißen und fürchteten, die Hündin würde ſchwere Wunden davon tragen.

Plötzlich kam Waldine jedoch aus dem Erdloch heraus gekrochen und rannte, ein kleines Tier in den Zähnen tragend, eiligſt nach Hauſe, ohne auf das Rufen und Pfeifen der Jäger im mindeſten zu hören.

Inzwiſchen hatten die Leute den Bau durchſtochen und fanden die Füchſin arg zugerichtet und drei, wenige Stunden alte Junge, die im erbitterten Kampf mit der Hündin erbiſſen worden waren. Als die Herren nach beendeter Jagd mit der Beute heimkehrten, ſahen ſie zu ihrer Verwunderung, daß Waldine ſich ein junges Füchschen geraubt und in ihr Neſt getragen hatte. Ganz behaglich lag ſie da und ſäugte ihr Pflegekind. Mir war der Vorfall ſo merkwürdig, daß ich meine Vetter bat, ſpäter Mutter und Kind photographieren zu laſſen. Das Bildchen zeigt Waldine etwas ängſtlich und beſorgt in der ungewohnten Umgebung, während ihr Füchslein ſich dadurch gar nicht aus der Ruhe bringen läßt. Wieviel Überlegung mußte die Hündin üben, ein ihr doch ſonſt feindliches Tierchen in ihr Neſt zu tragen, als Erſatz für ihre eignen Jungen! Oder hatte der alte Schäfer recht, der ganz phlegmatiſch meinte: „Die Milch hat ſe gedruckt und da wullte ſe was haben zum abziehn.“ Kaum einige Wochen alt, half die beſte Erziehung der Pflegemutter nichts mehr, der kleine Rotfuchs ſtellte allen Hühnern nach, die in ſeine Nähe kamen, und wurde an einen zoologiſchen Garten verſchenkt.

H. Ludwig, Breslau.

Sammler=Daheim.

Zu unſeren Bildern.

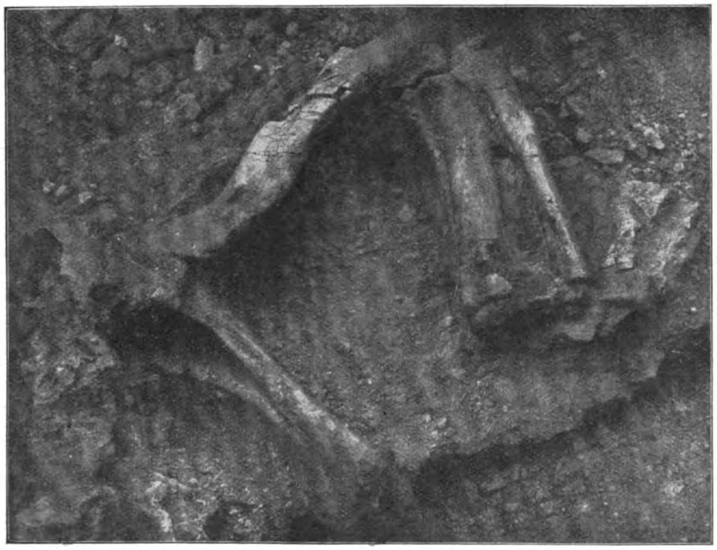
G. Giſevius malt uns mit ſeinem Bilde „In der Kirſchblüte“ den Frühling mit ſeiner ganzen Zartheit, Leuchtkraft und Verheißung. Die beiden Kindergeſtalten, die er unter die Blütenpracht geſtellt hat, ſind mehr als Beiwerk, ſie ſind ein Stück Symbolik, ein Stück Blütenpracht, ein Stück Verheißung. — Viktor Schramm, der mit ſeiner Kunſt ſchon des öfteren uns erfreut hat, gibt mit ſeinem leſenden Mädchen ein aufs glücklichſte eingefangenes Stimmungsbild, das in der Einheit des Tones beſonders harmoniſch wirkt. Auguſt Roeſeler läßt auf ſeinem Gemälde „Münchener Originale“ den Humor und die Satire zu Worte kommen: die Hundetypen wirken in der Tat faſt menſchlich, ähnlich wie Käthe Olshauſen in ihren Tierſkizzen allerhand menſchliche Typen zur Darſtellung bringt. A. Liedtke hat den ſchon ſo oft gemalten Hamburger Hafen in einer neuen, eigenen Auffaſſung auf die Leinwand gebracht.

Unſere Kunſtbeilage führt uns, von der Hand Meiſter Schnorrs entworfen, Kriemhilds Tod vor Augen. — Jahre ſind über Siegfrieds Grab dahingegangen. Kriemhild lebt als Gattin Etzels in Ungarn. Aber ihr Rachegefühl iſt in der langen Zeit nicht eingeſchlafen. Es wartet nur auf ſeine Stunde. Sie kommt. Kriemhild lädt die Burgunden an ihren Hof. Trotz ſchwerer Bedenken Hagens, der immer wieder vor dem Zuge warnt, folgen die Verwandten den Bitten Kriemhilds. In langem, furchtbarem Kampfe fallen Gunther, Gerenot, Giſelher und alle die Herren, darunter der edle Fiedler Volker von Alzei, auf Etzels Seite der treue Rüdiger von Bechlarn und die Helden Dietrichs von Bern, der gerade an Etzels Hofe weilt. Zuletzt ſchlägt Kriemhild dem von Dietrich gefangenen, allein übrig gebliebenen Hagen das Haupt ab. Dann wird ſie ſelbſt von Dietrichs treuem Dienſtmann Hildebrand getötet. —

Ein Dinoſaurierfund.

Unmittelbar vor den Toren von Halberſtadt wurde, wie in Nr. 14 des Daheim ſchon kurz berichtet worden iſt, im Jahre 1909 ein für die Wiſſenſchaft recht bedeutſamer Fund gemacht. Im Juni hatten Arbeiter in der Tongrube der Baereckeſchen Ziegelei Knochen vorweltlicher Tiere gefunden. Ich erhielt hiervon Kenntnis und ſicherte mir zunächſt die Hilfe des Mitbeſitzers der Ziegelei, des Herrn Baerecke jun. Leider kam ich ſchon etwas zu ſpät, da die Arbeiter in Unkenntnis des wiſſenſchaftlichen Wertes dieſer Fundſtücke viele Teile mit verarbeitet oder fortgeworfen hatten; was aber noch zu retten war, wurde für die Wiſſenſchaft erhalten. Ich ſandte die von Herrn Baerecke jun. und von mir geſammelten Stücke an Herrn Prof. Dr. Jaekel, Greifswald, der nach Erkennung des Wertes ſofort hierher kam und die weitere Bergung leitete. Es liegt nun die ganze Wirbelſäule vom Becken bis Schwanzſpitze vor, außerdem der ganze rechte Hinterfuß und die Knochen des Beckens, ferner einzelne Knochen und einige Zähne eines Schädels, der zwar nicht mehr in unmittelbarem Zuſammenhange mit den obengenannten Skeletteilen ſteht, aber doch möglicherweiſe zu dieſem Tiere gehört hat.

Der Fund lag in einer tonigen Schicht, die der unteren Lias angehört, deſſen Schichten hier im Süden Halberſtadts in einem langen Streifen ſich hinziehen und von den Schichten der Kreideformation überlagert werden, die ſich ihrerſeits in den Spiegelsbergen am ſtärkſten hervorwölben.


Teile des bei Halberſtadt gefundenen Dinoſaurierſkeletts.

Die Dinoſaurier ſind große Landtiere der meſozoiſchen Erdperioden, die man als Mittelalter der kontrollierbaren Erdgeſchichte bezeichnen kann. Ein bis jetzt bekannter Vertreter dieſer Landtiere iſt vor allem der rieſige, in Amerika ausgegrabene Diplodocus, von dem Herr Carnegie kürzlich auch dem Berliner Muſeum einen Abguß geſchenkt hat. Ebenſolche Repräſentanten ſind die bei Brüſſel ausgegrabenen und im dortigen Muſeum aufgeſtellten Skelette des Iguanodon. Das hier gefundene Tier gehört einem kleineren Typus dieſer Dinoſaurier an. Seine Größe wird die eines Elefanten geweſen ſein. Der rechte Oberſchenkelknochen — der linke iſt übrigens auch gefunden —, der vor dem Photographieren herausgenommen werden mußte, hat eine Länge von 68 cm, der Unterſchenkel eine ſolche von 53 cm, der Schwanz eine Länge von ungefähr 3 m.

Vor einigen Jahren wurde übrigens in einer anderen, Herrn Thiemike hierſelbſt gehörigen Tongrube ein Waſſerſaurier, ein Pleſioſaurus, gefunden. Dieſer wurde vom Finder, Herrn Apotheker Maak, zuſammengeſetzt und befindet ſich in unſerem ſtädtiſchen Muſeum. Der jetzt gefundene Dinoſaurier wird im paläontologiſchen Inſtitut wiſſenſchaftlich präpariert und bearbeitet. E. Torger.

Die Analyſe eines Bechers von Metall.

Nachrichten über Fälſchungen von Kunſtwerken und von kunſtgewerblichen Arbeiten finden ſich in den Tagesblättern häufig. Sie ſind für Sammler meiſt ohne beſonderen Nutzen, weil ſie gewöhnlich den Nachdruck auf das Raffinement des Betruges legen, aber nichts über die Technik des beſonderen Falles mitteilen. Ebenſo leſen ſich die meiſten Bücher über Fälſchungen zwar ganz amüſant und nett, haben aber ſonſt wenig Zweck. Das gilt z. B. von den Schriften von Paul Eudel (z. B. Le Truquage. — Trucs et Truqueurs) und ſeiner Nacherzähler. Zum Teil uralte Hiſtörchen werden da mit viel Behagen immer und immer wieder aufgetiſcht. Daß im Antikenhandel noch betrogen wird und daß faſt alles, was idealen Wert hat, heutzutage nachgemacht wird, weiß ſo ziemlich jeder Sammler, damit allein iſt ihm aber wenig gedient, er muß wiſſen, wie er im einzelnen Falle ſeinen Gegenſtand zu betrachten hat. Solcher Belehrung bedarf beſonders der kleine Sammler — und das ſind 99 vom 100 aller Sammler —, der nicht Muße und Gelegenheit hat ſtändig öffentliche Sammlungen zu beſuchen und bei Händlern herumzuſtöbern, um ſeinen Blick zu ſchärfen. Von dieſen Geſichtspunkten aus gebe ich hier zunächſt die kritiſche Betrachtung eines kleinen Pokals, der durch galvaniſchen Prozeß und Guß gefälſcht iſt. —

Dieſer Pokal von faſt 17 cm Höhe wurde mir von einen durchaus zuverläſſigen Händler, der das Stück für alt hielt, zum Kauf angeboten. Das Material iſt vergoldetes Kupfer, Form und Ornament von der Spätrenaiſſance zum Barock übergehend. Der Fuß iſt gegoſſen und ziſeliert, die Kuppa getrieben, die Farbe des Goldes gut, an den Erhöhungen vielfach abgerieben. Das Stück macht auf den erſten Blick einen ganz vertrauenerweckenden Eindruck. Das Original war unfraglich in Silber ausgeführt worden, aber es kam häufig vor, daß die alten Goldſchmiede Probearbeiten in unedlem Metall fertigten. Um den oberen Rand herum trägt der Becher die Umſchrift: „HANS PHILIPS JINCKEL VON WEINHEIM WAR GETAUFT DEN 12. AUG. Ao. 1651 M“, und darunter befindet ſich jener mit dem Punzen gekratzte Zickzackſtreifen, den früher der Probierer zog, um die Feinheit des Silbers zu zeigen. Dieſer Streifen weckte den Verdacht, denn auf Kupfer war er zwecklos. Nun wurde die Lupe zur Hand genommen, und da zeigte ſich zunächſt, daß die Inſchrift nicht mit dem Stichel gefertigt worden war, ſondern auf mechaniſchem Wege erzeugt ſein mußte, weil die feinen Übergänge fehlten. Die Lötfuge des Mantels der Kuppa wurde gefunden, der Mantel konnte abgehoben werden und die körnige, warzenförmige Unterſeite desſelben bewies klar und ſcharf den galvaniſchen Niederſchlag. Das Stück iſt alſo zu betrügeriſchen Zwecken auf galvaniſchem Wege und durch Guß nach dem ſilbernen Originale gefertigt worden. MK

Notizen.

In der Sitzung der Akademie der Inschriften in Paris vom 25. Februar d. J. teilte Jules Nicole mit, daß ſich in der von ihm verwalteten Genfer Papyrusſammlung ein Reſt der Verſe des Apollodoros von Athen gefunden habe, etwa 40 Verſe, die wichtige Angaben über die letzten Lebensjahre des größten attiſchen Künſtlers Pheidias enthalten. Von der in Jamben verfaßten Chronik aus dem II. Jahrhundert n. Chr. war bis jetzt nur ein kleines Bruchſtück bekannt.

Die Uhrensammlung von Karl Marfeld in Berlin iſt für anderthalb Millionen Mark von Pierpont Morgan angekauft worden. Ein Ankauf der ſehr bedeutenden Sammlung war ſeinerzeit von der preußiſchen Regierung abgelehnt worden.

Ein germanisches Gräberfeld (hermunduriſches) aus dem II. bis III. Jahrhundert n. Chr. mit zahlreichen Metallgegenſtänden, zum Teil provinziell=römiſcher Herkunft, wurde in Hänichen bei Leipzig aufgedeckt. MK

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich=Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim=Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7 b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim=Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim=Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg.
Nr. 35

Daheim
Ein deutſches Familienblatt

28. Mai 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker (Fortſetzung) 5
Frieſiſche Mädchen. Gemälde von L. Dettmann 9
Neue Bücher. Beſprochen von J. Höffner 10
Löwenkopf. Gemälde von St. Weinberger 11
Die Deutſchen in Chile. Von Alfred Geiſer. Mit fünf Abbildungen . . 12
Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary (Fortſetzung). . . . 15
Frühlingstage auf klaſſiſchem Boden. Skizze von M. Kneſchke-Schönau. Mit ſieben Abbildungen 16
Die Neuheiten in unſeren Blumengärten. Von H. Kranichfeld, Konſiſt. Rat. a. D. 20
Auf der Waldwieſe. Gemälde von E. Nieczky 21
Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt (Fortſetzung) . . . 21
Dorfpolitiker. Gemälde von Claus Meyer 23
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Hausmuſik. — Zum Nachdenken. — Sammler-Daheim — Briefkaſten . 25—39
Kunſtbeilage: Mädchen mit Tauben. Gemälde von Jean Baptiſte Greuze.

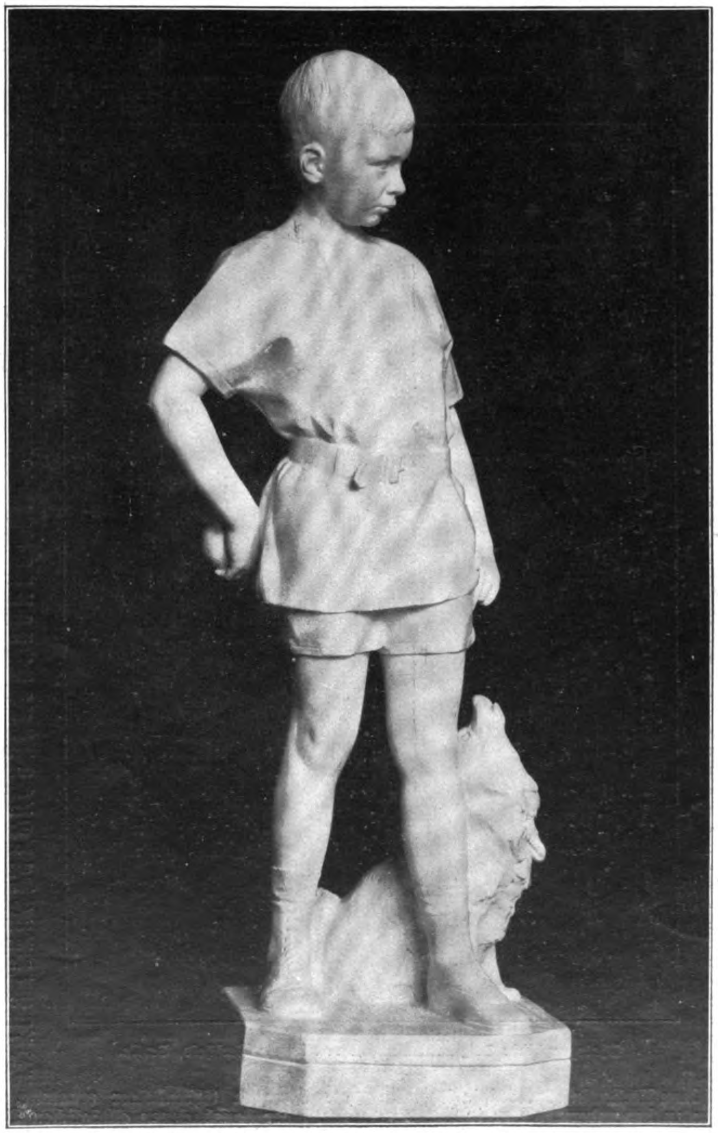
Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Eine ſehr hübſche **Statuette des Prinzen Wilhelm** hat im Auftrage der Kronprinzeſſin der Bildhauer Hermann Joachim Pagels geſchaffen. Die Arbeit war ein Ueberraſchungsgeſchenk für den Kronprinzen zum Geburtstag und wird auf den Wunſch der Kronprinzeſſin in der Großen Berliner Kunſt-Ausſtellung ausgeſtellt.

* * *

Sein fünfzigjähriges Dienſtjubiläum konnte kürzlich der Generalleutnant und Kommandant des Zeughauſes zu Berlin Ernſt von Uſedom feſtlich begehen. Er iſt am 9. Juli 1840 zu Königsberg i. Pr. als Sohn eines Oberſten geboren, erhielt ſeine Erziehung im Kollegium Fridericianum zu Königsberg, dem Gymnaſium zu Danzig und alsdann in den Kadettenkorps zu Culm und Berlin und trat am 17. Mai 1859 als Leutnant in das damalige 1. Infanterie-Regiment, das heutige Grenadier-Regiment Kronprinz, in Königsberg ein. Nachdem er zwei Jahre Bataillonsadjutant geweſen war, beſuchte er von 1862 bis 1865 die Kriegsakademie und wurde in demſelben Jahre Premier-Leutnant. Als ſolcher zog er mit ſeinem Regiment in den Krieg 1866. Gleich in dem erſten Gefecht, bei Trautenau, am 27. Juni, wurde er in der Schützenlinie beim Angriff auf das Dorf durch zwei Granatſchüſſe ſo ſchwer am linken Bein verwundet, daß es ihm vom Schienbein an abgenommen werden mußte. Trotz dieſer ſchweren Verwundung war es ihm vergönnt, weiter ſeinem Vaterlande als Offizier dienen zu können, indem er dem Generalſtabe zugeteilt und hier zuletzt Chef der kartographiſchen Abteilung der Landesaufnahme wurde. Hier rückte er 1893 zum Generalmajor auf. Außerdem war er lange Jahre Examinator bei der Ober-Militär-Examinations-Kommiſſion und Mitglied der Studien-Kommiſſion für die Kriegsſchulen; 1896 wurde er als Generalleutnant zur Dispoſition geſtellt, jedoch ſchon im folgenden Jahr als Kommandant des Zeughauſes wieder in den aktiven Dienſt übernommen. Er bekleidet dieſe Stelle noch heute. An ſeinem Ehrentage fand in der Herrſcherhalle des Zeughauſes eine Feier ſtatt, bei der ihm die geſamten Beamten des Zeughauſes ihre Glückwünſche durch den Direktor des Zeughauſes, Geheimen Regierungs-Rat Dr. von Ubiſch, mit einfachen Geſchenken darbrachten. An der Feier nahmen Abordnungen des Kriegsminiſteriums ſowie


Statuette des Prinzen Wilhelm von Preußen, des älteſten Sohnes des Kronprinzen.
Von Bildhauer Hermann Joachim Pagels in Berlin.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

der in Berlin beſtehenden Geſellſchaft für Heereskunde, deren Ehrenvorſitzender **von Uſedom** iſt, und der Geſellſchaft für hiſtoriſche Waffenkunde teil. Die Geſellſchaft für Heereskunde hatte ihm bereits am Morgen durch ihren Vorſitzenden, Oberſtleutnant von Bremen, eine ſinnige Ehrengabe überreichen laſſen. An die Feier in der Herrſcherhalle ſchloß ſich die Enthüllung der dort angebrachten Erinnerungs-Marmor-Tafeln an, auf denen die Namen aller Regimentskommandeure verewigt ſind, die an der Spitze von brandenburgiſch-preußiſchen Regimentern vor dem Feinde den Heldentod geſtorben ſind. Abordnungen der betreffenden Regimenter legten Ehrenkränze an den Erinnerungstafeln nieder.

Der Kommandant des Zeughauſes zu Berlin
Generalleutnant Ernſt von Uſedom.

* * *

Einen ſchweren Verluſt hat die deutſche Kunſt durch das plötzliche Hinſcheiden des Profeſſors Franz Skarbina erlitten, der am 18. Mai in Berlin einem tückiſchen Nervenleiden zu früh für ſeine zahlreichen Verehrer erlag. Mit ihm iſt eine der eigenartigſten und vielſeitigſten Erſcheinungen unſerer Malerwelt dahingegangen. Er verſtand es wie nur wenige, die Erſcheinungen des Großſtadtlebens in durchaus realer Weiſe feſtzuhalten, aber er wußte auch in feinſinniger Darſtellung uns die Welt des Rokoko wieder vorzuzaubern; dazu war er ein Verehrer des preußiſchen Heeres, das er in ſeinen glänzenden Vertretern uns kräftig und wahr vorzuführen wußte. In Berlin, wo er am 24. Feb. 1849 das Licht der Welt erblickte, empfing er ſeine erſten bleibenden Eindrücke, und zu ihnen iſt er immer am liebſten wieder zurückgekehrt. Der Weihnachtsmarkt im Luſtgarten und am Potsdamer Tor, der Kaiſer in der ſchiffbautechniſchen Geſellſchaft und die großartige Kundgebung vor dem Königlichen Schloß bei dem patriotiſchen Ausfall der Reichstagswahlen 1908 ſind Werke von bleibendem Wert für Berlin. Und wie Menzel ſein großes Vorbild geworden war, ſo führte uns auch **Skarbina** zur Heldengeſtalt Friedrichs des Großen, den er uns unter anderem zur Herbſtzeit im Park von Sansſouci und dann erſt vor wenig Jahren nach dem nächtlichen Wachtfeuer vor der entſcheidenden Schlacht von Liegnitz in ergreifender Treue vor Augen führte. Aus Paris hat er uns als die Frucht längeren Aufenthaltes die dortige Feier des Allerſeelentages und Darſtellungen des haſtenden Tages- und Nachtlebens gebracht, aus den Niederlanden waren es die Spitzenklöpplerinnen in Brügge, das Innere einer holländiſchen Heringsräucherei, die uns die intimſten Reize niederländiſchen Volkslebens zeigten. Erſt ganz vor kurzem hatte der Schreiber Gelegenheit, in ſeinem ſchönen Atelier in der Königin-Auguſtaſtraße eingehende Studien zu bewundern, die er in Potsdam beim Regiment der Gardes du Corps gemacht hatte, Reiterbilder von großer Realiſtik und Treue. Huldigte er doch als Mitglied der Geſellſchaft für Heereskunde auch aufs eifrigſte den Darſtellungen aus der preußiſchen Heeresgeſchichte und ſchuf preußiſche Soldatentypen der verſchiedenſten Zeiten von großer Treue. So war Skarbina ſowohl Hiſtorienmaler wie auch Realiſt im beſten Sinne des Wortes. Von der Berliner Sezeſſion hatte er ſich wieder getrennt, und erſt vor drei Jahren konnte man in der Großen Kunſtausſtellung einen glänzenden Ueberblick über ſein geſamtes Schaffen durch die Sonderausſtellung ſeiner Werke erhalten. Auch als Landſchaftsmaler wußte er die Natur der verſchiedenſten Gegenden treu zu erfaſſen, ſo in ſeinen Bildern aus Tirol und Italien. Von 1878 bis 1893 war er auch Lehrer an der Kunſtakademie, wurde 1888 Profeſſor und 1893 Mitglied der Akademie der Künſte. 1891 hatte er die kleine, 1905 die große goldene Medaille erhalten und war 1904 auch von der Akademie der Künſte in ihren Senat gewählt worden. Seine Werke ſichern ihm ein bleibendes Andenken in der Welt der Künſte.

Prof. Franz Skarbina †.
Photographiſche Original-Aufnahme von Nicola Perſcheid, Berlin.

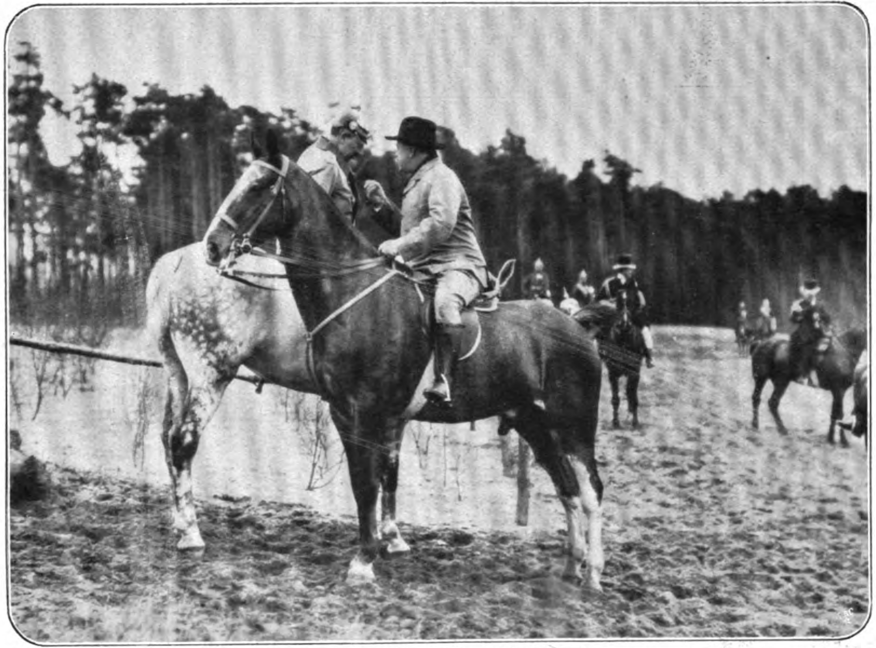
* * *

Mit ſehr verſchiedenartigen Gefühlen iſt der ehemalige Präſident der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika bei uns begrüßt worden. Viele haben ſich mit Recht gefragt, was wir eigentlich für einen Grund haben, einen Privatmann — denn etwas anderes iſt ja Rooſevelt heute in der Tat nicht — mit ſolchen Ehren zu empfangen. In dem Marokkoſtreite 1905 hat der damals noch an der Spitze der Union ſtehende Präſident uns erhebliche Schwierigkeiten bereitet, und ſollte ihn das Schickſal noch einmal auf ſeinen alten Poſten erheben, ſo wird er um dieſes feſtlichen Empfanges willen, den er bei uns genoſſen, uns nichts Beſonderes zugute tun. Wir haben alſo eigentlich jetzt nur nicht hinter den anderen Nationen, bei denen er ſeine Rundfahrt machte, zurückſtehen wollen. Aber etwas Gutes hat der Beſuch doch gehabt: Der Mann, der ſich aus eigener Kraft zu der höchſten Würde ſeines Landes emporarbeitete, hat auch vor der deutſchen Kraft und der deutſchen Kultur eine hohe Achtung bekommen. Auf dem Truppenübungsplatz Döberitz hat unſer Kaiſer ihm als dem erſten Privatmann, dem dieſe Ehre zu teil geworden — wie er ſelbſt ja hervorhob — ſein Gardekorps gezeigt, und der alte Rauhreiter, der an der Spitze eines aus Sportsleuten und Cowboys gebildeten Kavallerieregiments im kubaniſchen Kriege 1898 ſich als tüchtiger Soldat zeigte, wird von der Leiſtungsfähigkeit des deutſchen Heeres einen bleibenden Eindruck mitnehmen. Für etwas aber wollen wir ihm perſönlich auch danken und zwar für das, was er in ſeiner Rede über die Weltkultur in der Berliner Univerſität, die ihn zum Ehrendoktor ernannte, ſagte: „Wir bedürfen zuerſt der hausbackenen alltäglichen Tugenden, wir bedürfen Männer, die in erſter Linie gute Gatten und Väter ſind, und Frauen, die zuerſt gute Hausfrauen und Mütter ſind!“ Und dann ſagte er: „Wehe der Nation, in welcher der Durchſchnittsmann den Kampfesmut verliert, die Kraft als Soldat zu dienen, wenn der Tag der Not herankommen ſollte!“ Das ſind Worte, die manchen Auswüchſen unſerer Kultur entgegengehalten werden können und die wir wohl beherzigen wollen. Aus niederdeutſchem Stamme iſt **Rooſevelt** entſproſſen. So mag ihn unſer deutſches Weſen heimiſch berührt haben, und wir wollen hoffen, wenn er noch einmal an leitende Stelle drüben gelangen ſollte, daß er ſich dann auch ſeiner deutſchen Abſtammung erinnert und alles deſſen, was ſein Land von den Deutſchen empfangen hat.

Die Volksmenge vor dem Stettiner Bahnhof zu Berlin bei der Ankunft Rooſevelts. Photographie von Gebr. Haeckel, Berlin.

* * *

Das Berner Oberland erhielt eine neue Bahn. Schon aus weiter Ferne fällt dem Beſucher das regelmäßige Profil einer am linken Ufer des Thunerſees ſich erhebenden gewaltigen Bergpyramide angenehm in die Augen. Es iſt der Nieſen, das äußerſte Glied der vom Wildſtrubel abzweigenden und das Engſtligen- und Kandertal einerſeits vom Simmen- und Diemtigtal anderſeits trennenden Rieſenkette. Die Ausſicht vom Nieſen iſt eine der ſchönſten und geſchätzteſten und umfaßt vom Oſten gegen Süden die geſamten Berner Hochalpen (Wetterhörner, Schreckhörner, Eiger, Mönch, Jungfrau, Großhorn, Breithorn, Blümlisalp, Doldenhorn, Balmhorn, Altels 2c.), über die auch noch einige Gipfel der Walliſer-Alpen hereinſchauen. Einen prächtigen Vordergrund zu dieſem großartigen Gebirgskranz bilden gegen Norden die reizende Fläche des Thunerſees mit den, wie Kinderſpielzeug an beiden Ufern herumliegenden zahlreichen Ortſchaften und der grüne Sammet der Alpengelände des Suld-, Kien-, Kander-, Engſtligen-, Simmen- und Diemtigtals. Ein weites, offenes Flächenland, von reichbebauten oder waldbewachſenen Hügeln durchſchnitten, reicht im Weſten bis an das blaue Band des Jura. Der Nieſen, ſchon 1357 urkundlich als Yeſen bezeichnet, iſt im Jahre 1557 von Benedikt Marti (Aretius) in Bern zum erſten Mal beſtiegen worden, deſſen intereſſante Beſchreibung dieſer Tour Konrad Geßner in Zürich in lateiniſcher Sprache veröffentlicht hat. 1606 erſchien ein von Pfarrer Hans Rudolf Räbmann in Thun verfaßtes merkwürdiges Gedicht: „Ein new Poetiſch Gaſtmahl und Geſpräch zweier Bergen, des Nieſens und Stockhorns.“ Ebenſo rühmt Gottlieb Studer, der Meiſter der ſchweizeriſchen Bergkunde, den



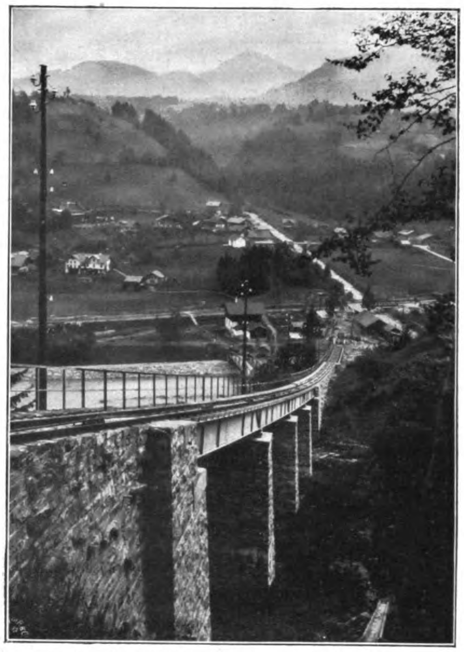
Kaiſer Wilhelm II. im Geſpräch mit Rooſevelt in Döberitz.
G. Berger, phot., Photochemie, Berlin, copyright.

Rooſevelt (vorn mit Zilinder) mit dem Rektor der Berliner Univerſität Prof. Dr. Erich Schmidt.
Photographie von Boedeker, Berlin.

„Rooſevelt-Tage“ in Berlin und Döberitz.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Triangulationspunkt auf dem Nieſen.



Beginn der Nieſen-Bahn bei Mülenen.

Der Nieſen von Interlaken aus geſehen.

maleriſchen und geographiſchen Vorzug der Nieſenausſicht. So hat denn auch der **Nieſen** ſeit Jahrhunderten namentlich auf die einheimiſche Bevölkerung eine große Anziehungskraft ausgeübt. Auf mühſamen Fußwegen wurde er von Frutigen, Reichenbach, Heuſtrich und Wimmis alljährlich von ungezählten Naturfreunden beſucht. Durch die Nieſenbahn, welche im Frühjahr 1910 eröffnet wurde, können in Zukunft ſolche lange und beſchwerliche Aufſtiege vermieden werden. Die Talſtation befindet ſich in Mülenen an der Kander, 693 m ü. M., in unmittelbarer Nähe der Station Mülenen-Aeſchi des elektriſch betriebenen Teilſtückes Spiez—Frutigen der Berner Alpenbahn (Bern—Lötſchberg—Simplon). Sie iſt von Spiez, wo die Eiſenbahnlinien von Bern—Thun, Montreux—Zweiſimmen und Interlaken zuſammentreffen und die Dampfſchiffe des Thunerſees in der idylliſchen Bucht anlegen, in 10 Minuten erreichbar. Aus techniſchen Gründen und zur Erzielung größerer Leiſtungsfähigkeit wurde die 3524 m lange elektriſche Drahtſeilbahn auf den Nieſen in zwei Einzelſtrecken zerlegt. Auf der untern Sektion fährt man durch dunkle Tannenwälder in 30 Minuten zur Mittelſtation Schwandegg, 1677 m ü. M. Der Ausblick von hier auf den zu Füßen liegenden Thunerſee, das Kander- und Kiental mit der herrlichen Blümlisalp iſt unvergleichlich ſchön. Nach einer höchſt abwechslungsreichen Fahrt von weiteren 20 Minuten iſt die Endſtation Nieſen-Kulm, 2342 m ü. M., erreicht. Auf bequem angelegten Wegen gelangt man in zwei Minuten auf den Gipfel des Nieſen, 2367 m ü. M., zu einer Rundſchau, wie ſie auch der ſtimmungsvollſte Poet nicht würdig genug ſchildern kann. Es ſollte deshalb kein Beſucher des Berner Oberlandes verſäumen, die Fahrt auf den Nieſen in ſein Reiſeprogramm aufzunehmen, um unſerer kurzen Skizze durch eigene Anſchauung Leben und Farbe zu verleihen. Die Fahrzeit auf der 3081 m langen Strecke von Mülenen bis Nieſen beträgt 50 Minuten, wobei ein Höhenunterſchied von 1649 m überwunden wird. Die Spurweite beträgt 1 m, die Wagen haben Raum für je 40 Perſonen. Der Unterbau iſt durchgehends gemauert und auf der Strecke zählt man 7 größere Viadukte und 2 Tunnel.

* * *

Thun mit Blick auf Nieſen (rechts), Blümlisalp (in der Mitte) und Jungfrau (links).

Die Nieſen-Bahn in der Schweiz.

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker. (4. Fortſetzung.)

Pernaur war bei ſeiner leichtſinnigen Anlage mit dem Erlöſe ſeines ‚Verſatzſtückes‘ ſehr bald fertig, und ſein Theaterdirektor machte die Gewährung eines neuen Vorſchuſſes von der Ablieferung eines größeren Teiles der neuen Partitur abhängig. Nun gönnte der Kapellmeiſter ſeinem Mitarbeiter keine ruhige Stunde mehr. Nikoleit mußte die Nummern ordnen, die Übergänge zwiſchen den im Stil einander vielfach widerſprechenden Teilen ſchaffen, ganze Stücke, die bisher nur in einer flüchtigen Skizze vorlagen, inſtrumentieren, die Chorſtimmen verteilen, verſchiedene Geſangsnummern in andere Tonarten transponieren. Der Juni, ein Teil des Juli ging darüber hin. Das Theater hatte Ferien bis zum erſten September. Aber die Proben für das neue Saiſonſtück fanden beide Sommermonate hindurch ſtatt. Oft genug ſchickte Pernaur, wenn er die Nacht durchgekneipt hatte und um zehn Uhr früh noch verkatert im Bette lag, ſeinen Logiergeber und dienſteifrigen Adjutanten zu ſeiner Stellvertretung nach dem Theater. Raſch hatte ſich Nikoleit Routine angeeignet — die Not zwang ihn — und er ward mit dem bunt zuſammengewürfelten Chorperſonal ſchon fertig. Seine Friſche, ſein temperamentvoller Eifer wirkten ſelbſt auf die an den alten Theaterſchlendrian gewöhnten Choriſten und Choriſtinnen aneifernd. Meiſt waren es Mitglieder der kleinen Provinzialbühnen, die Schiffbruch gelitten hatten und froh waren, für die Sommermonate und die nächſte Saiſon einen ſicheren kleinen Verdienſt gefunden zu haben. Auch bei vielen Ballettproben mußte Nikoleit den Kapellmeiſter am Klavier vertreten. Seine Arme ermüdeten oft von der hundertmaligen Wiederholung derſelben Stelle. Er hatte dabei ehrliches Mitleid mit den unglücklichen Geſchöpfen, die von dem ſackgroben Ballettmeiſter, der ſchrill befehlenden Prima ballerina über die ſtaubige, ſchlecht erleuchtete Bühne gehetzt wurden, immer wieder, immer wieder, bis die Figur endlich klappte. Von dem verführeriſchen Reize, den dieſe reichen, buntbewegten Gruppenbilder am Abende in den glitzernden Koſtümen beim ſtrahlenden Rampenlicht ausüben mochten, war hier bei der nüchternen, ſtrapaziöſen Morgenarbeit nichts zu merken. Man ſah nur angeſtrengte, faſt verzerrte Mienen, hörte den keuchenden Atem, ſah den Schweiß auf der Stirn der Tanzenden — und vernahm das fortgeſetzte Zanken, Schimpfen, Aneifern des Regiſſeurs, der Tanzmeiſter: ‚Noch einmal! Immer noch einmal! Da iſt noch kein Schmiß drin! Köpfe zurück! — Kapellmeiſter, die ganze Choſe noch mal von vorn!‘

Immer mehr Perſonal tauchte auf, je weiter der Sommer vorrückte. Da die Mehrzahl der Mädchen, die in der Statiſterie mitwirkten, tagsüber in Geſchäften arbeiteten, fanden die Enſembleproben von nun an erſt abends um neun Uhr ſtatt. Es war ein Ausnahmsfall, wenn die Probe ſchon um Mitternacht aufgehoben wurde. Gewöhnlich dauerte ſie bis ein oder zwei Uhr. Mehrmals noch länger. Die Bezahlung für dieſe Arbeit war lächerlich gering: für jede Probe bekamen die Mitwirkenden fünfzig Pfennig, für die Vorſtellung eine ganze Mark.

Bei den Proben hatte ſich ergeben, daß die Stimmen der Darſteller des Liebespaares für das opernhafte Duett am Schluſſe des zweiten Aktes nicht ausreichten. Der Theaterdirektor, der Kapellmeiſter, der Regiſſeur, die beiden Textdichter, der Ballettmeiſter verhandelten hin und her, ſtritten ſich, konnten aber zu keiner Einigung gelangen. Mitten in der Nacht einmal rief Pernaur plötzlich durch die nur angelehnte Verbindungstüre: „Nikolaus, ich hab’s! Wiſſen Sie, was wir tun? Wir ſchmeißen das ganze Duett hinaus — und ſetzen an die Stelle einen großen Maſſenaufzug!“ Und er begann dann zu phantaſieren von einer pompöſen Vorführung aller Zeitalter, die der Epoche des elektriſchen Lichtes huldigten.

Nikoleit war aufs äußerſte betroffen. Gerade das große Liebesduett hielt er für ſeine beſte Arbeit. Die zu ſtreichen, erſchien ihm als eine grobe Verſtändnisloſigkeit.

Darüber kam es zwiſchen ihnen zu heftigen Auseinanderſetzungen. Doch ſchließlich ſah Nikoleit ſeine Machtloſigkeit ein. Nur belehrte er den Kapellmeiſter über mehrere unheimliche hiſtoriſche Schnitzer, die deſſen erſter flüchtiger Entwurf für den Aufzug der vergangenen Zeiten aufwies.

„Richtig, Sie ſind darin Fachmann,“ ſagte Pernaur, ſofort einlenkend, ſchlüpfte in ſeine Kleider und ſetzte ſich an den Tiſch, „diktieren Sie mir einmal, Freund Nikolaus, wie Sie ſich die Sache denken, ich ſpreche ſie dann morgen mit den Kaffern im Theater durch.“

„Aber zu einem ſolchen großangelegten Finale iſt doch neue Muſik nötig. Ich habe noch an die zweihundert Seiten Partitur auszuſchreiben. In ſolcher Hetze kann man das doch nicht bewältigen. Dabei die Proben jeden Tag und jede Nacht —!“

„Proben Sie künftig bloß bei Tage, dann probe ich in der Nacht. Während Sie proben, ſchaffe ich die neue Muſik, und während ich im Theater bin, ſchreiben Sie hier die Partitur zu Ende.“

Und wirklich lieferte Pernaur im Zeitraume von nicht zwei Wochen die ſtattliche Partitur für das neue, große Finale ab. Als die Stimmen ausgeſchrieben waren und die erſte Orcheſterprobe ſtattfand, war Nikoleit erſtaunt über den Schwung, die Klangfülle, den Harmonienreichtum der neuen Kompoſition, die ſich künſtleriſch turmhoch über alle anderen Arbeiten erhob, die Nikoleit von Pernaur kannte.

Er war alſo doch ein Talent!

Vom Großſtadtleben ſah und hörte Nikoleit in dieſem ganzen Sommer nichts. Übrigens war die Gegend des Neuen Marktes auch ſchon im Winter viel ſtiller als die rundum liegenden Stadtteile. In den Mittagsſtunden, wenn die heiße Sonne auf dem ſchlechten Pflaſter lag und jeder Menſch ſich ſcheute, den Platz zu queren, erinnerte der Neue Markt an die Idylle einer provinzialen Kleinſtadt.

Im Theater war Nikoleit längſt eine bekannte Perſönlichkeit. Er hatte ſich auch beim Orcheſter Reſpekt zu verſchaffen gewußt. Als er einmal für den Kapellmeiſter einſprang, verſuchten es die Muſiker, andere Noten als die vorgeſchriebenen zu ſpielen. Er klopfte ſofort ab. „Takt vierzehn nach Buchſtabe C ſteht bei mir fis in der Bratſche — Sie haben gis geſpielt. Und Takt ſechzehn heißt es beim Fagott nicht d ſondern e. Enthalten Ihre Stimmen vielleicht Schreibfehler, meine Herren? Ich bitte: wir ſpielen die Partie gleich noch einmal.“ Es imponierte den Leuten ſehr, daß er das abſolute Tonbewußtſein beſaß, alſo jede Note aus dem Gedächtnis beſtimmen konnte. Der Theaterdirektor, ſelber durch und durch unmuſikaliſch, ein feiſter Geſchäftsmann mit Lebeweltallüren, grinſte beifällig. Dieſer junge Menſch, der ihn nichts koſtete, hatte den Teufel im Leib! Er rieb ſich die Hände: da hatte Pernaur, dieſes verbummelte Allerweltsgenie, wirklich einen guten Griff getan!

Ins Kolleg war Nikoleit nicht mehr gekommen. Die letzten Vorleſungen Spittas hatte er der Proben wegen nicht mehr beſuchen können. Offiziell ſchloß nun auch die Hochſchule für Muſik die Pforten für dieſes Semeſter. Zufällig traf Nikoleit einmal den jungen Ruſſen, den er in der Penſion Gruſovius kennen gelernt hatte. Von dem bekam er ſo allerlei Nachrichten über die Penſionäre. Sie klangen ihm jetzt wie aus einer ganz anderen Welt. Und eine tiefe, tiefe Bewegung ergriff ihn. Er kam ſich wie verbannt, wie verfemt vor. Vor ſeiner Seele war in dieſer Zeit die Schuld, die er Lona gegenüber fühlte, gewachſen. Er ſah ſie immer weiter ins Unerreichbare entſchweben . . . Er war ihr ja wortbrüchig geworden . . .

Das Geſchwiſterpaar Raith befand ſich in Scheveningen, ſo ließ der Ruſſe nebenbei verlauten, Miß Antenbrink weilte in England. Unter den wenigen Penſionären der Frau Gruſovius, die den Sommer über hierblieben, befand ſich Fräulein van Gorkum. Profeſſor Hausmann, ihr Lehrer, begab ſich zu Beginn des nächſten Semeſters auf eine Konzertreiſe. Um den Unterricht nicht ausfallen zu laſſen, erteilte er ihn ſeinen Lieblingsſchülern jetzt in den Ferien.

All dieſe Nachrichten riſſen und zerrten an Nikoleit. Der Gedanke, daß die kleine Tutt, deren ſich Lona Raith ſo innig annahm, die ganze Zeit über hier geweilt hatte, verurſachte ihm Herzklopfen. Er hatte über die Holländerin mit Pernaur nicht mehr geſprochen. Seitdem er über das Leben, das der Kapellmeiſter führte, genauer unterrichtet war, erſchien es ihm gradezu als Entweihung, das ſüße junge Ding auch nur in Gedanken mit ihm in Verbindung zu bringen. Pernaur hatte unter einem Stoßſeufzer einmal eine Andeutung über ſeinen kleinen Roman mit Tutt gemacht: als er mit der Frühpoſt einen Brief erhielt, den eine Damenhand adreſſiert hatte und der mit Poſtvermerken verſchiedener Ämter bedeckt war.

„Eigentlich bin ich nämlich nicht in Berlin — ſondern zur Fertigſtellung meiner Partitur in Helſingfors. Dieſe Briefchen machen alſo einen heilloſen Umweg, ehe ſie mich erreichen. Und die Antwort muß dann erſt wieder nach Helſingfors zurück an Freund Molin . . . Nikolaus, Nikolaus, tun Sie mir den Gefallen und verlieben Sie ſich nicht. Sie ahnen nicht, wie unangenehm konſervativ das weibliche Geſchlecht ſein kann!“

Nikoleit vermied jede Kritik. Aber die Bitterkeit wuchs in ihm. Er begriff die Seelenruhe nicht, mit der ſich Pernaur, ſobald die Proben ihm Zeit ließen, überallhin wagte, wo er luſtige oder elegante Geſellſchaft zu treffen hoffte. Er ſaß einmal im Café Joſty, ein andermal bei Bauer, er ging in die Kunſtausſtellung, in den Zoologiſchen Garten . . . Jede Sekunde konnte Fräulein van Gorkum ihm begegnen, ihn ſehen . . . Nikoleit ſchämte ſich für ihn.

Von ſeiner Mutter hatte Nikoleit ſchon mehrere Briefe aus dem Haag. Sie klangen ein klein wenig heller — aber mit Vater hatte ſie noch immer nicht zu ſprechen gewagt. Auch im Scheveninger Kurorcheſter gab es allerlei Intrigen, Quertreibereien, Mißgunſt und Eiferſucht. Das einzige Klarinettenkonzert, das während der ganzen Saiſon auf dem Programm ſtand, hatte nicht Berts Vater zuerteilt bekommen, ſondern ein Kammervirtuos aus Meiningen.

Aber dann kam eines Tages eine ſchmetternde Fanfare: der Vorſtand des Großen Tonkünſtlerverbandes hatte das Sextett von Nikoleit auf ſein Feſtprogramm für das Hamburger Muſikfeſt geſetzt! Und die Hoffnung beſtand, daß das Joachim-Quartett nach Hamburg kommen und das Stück unter Mitwirkung des Komponiſten und eines Berliner Fagottiſten von der Hofoper ſpielen würde.

„. . . Kannſt Dir vorſtellen, mein lieber Bert, was das für ein Feiertag für uns war! Um acht Uhr hatten wir den Brief. Wir fuhren gleich mit der elektriſchen Bahn nach dem Strand und wanderten eine Stunde lang am Waſſer entlang. Das war ein Morgen. Der Himmel war ſtahlgrau, eine weißliche Nebelwand ſtand über dem Kanal, aus weiter Ferne, aus dem Unſichtbaren hörte man die Sirenenſignale der Schiffsrieſen, müde ſchlugen die Wellen an den Strand und traten dann immer wieder klirrend über die Steinchen und die Muſcheln zurück. Es war noch ganz leer auf dem Damm. Wir gingen Hand in Hand wie ein Brautpaar, und Vatting flötete leiſe vor ſich hin. Sprechen konnten wir nicht — wir hätten ſonſt wohl beide geweint. Aber ab und zu konnte eines doch ein kurzes, ſeliges Lachen finden. Wie ein Aufjauchzen klang’s. Oder nenne es ein Dankgebet. Ach Gott, lieber Gott, was habe ich mich gebangt in dieſer ganzen, langen, entſetzlich langen Zeit: wird Vatting nun endlich Glück haben, endlich die lang verdiente Anerkennung für ſein Schaffen finden? Und nun war das Glück da. Wir ſind in der Stunde wohl ganz töricht geweſen, wir alten Leute. Kamen allmählich in ein flottes Marſchtempo, ſchlenkerten die Arme, und Vattings Melodie ward immer fröhlicher. Und mitten im Wandern blieb er plötzlich ſtehen und ſagte: ‚Weißt Du, Tine, zum 17. September muß dann Bert nach Hamburg kommen. Ja, das muß er. Soviel bringt mir das Honorar ſchon ein. Es iſt auch nicht Eitelkeit, Tine, gewiß nicht. Aber ich ſage mir: er hat noch ſo wenig Grund gehabt, auf ſeinen Vater ſtolz zu ſein. Immer paukt die liebe Mitwelt auf dem herum, tritt und ſtößt ihn. Nun ſoll dem Jungen die eine gute Stunde im Gedächtnis bleiben. Für ſpäter, weißt Du: wenn ich einmal nicht mehr bin — und er ein berühmter Univerſitätsprofeſſor geworden iſt. Ja, zum Muſikfeſt will ich ihn in Hamburg haben. Damit er’s auch glaubt: man hat die Gottesgabe, das Talent, und außerdem Fleiß und Ehrgeiz genug gehabt — nur der Nickel, das Glück, hat ſo lang auf ſich warten laſſen!‘ So ſchwermütig ward mir’s dabei, in aller Seligkeit. Ich durfte da noch nichts beichten — durfte ihm die ſeltene helle Stunde nach ſo viel trüben Jahren nicht verkürzen. Und nach dem Frühkonzert ſchwärmte er dann weiter und ſagte: ‚Nun hab' ich auch wieder Schaffensmut, Tine. Und ſiehſt Du, das ſoll mein armes bißchen Leben krönen — ich werde mich jetzt doch noch an eine Sinfonie wagen.‘ Eine Sinfonie! Es iſt ein alter, alter, lieber Traum. Schon in Königsberg dachte er daran, ſchwärmte er davon. Ein paar Themen waren damals auch ſchon aufgeſchrieben, vom erſten Satz die Skizze. Aber er vernichtete ſpäter alles wieder. Es ſei noch nicht reif, es müſſe in ihm erſt noch wachſen. Großes Orcheſter — das verlange eine Meiſterhand.

„... So ſtand's bei uns, mein einziger Junge, als ich's dann endlich, abends nach dem Konzert, wagte und Vattings Verzeihung für Dich und für mich erbat. Er ſah mich da erſt ſo fremd, ſo ganz erkaltet an, daß mich ein wahres Grauen packte. Vor Furcht, wir könnten ihn nun beide verlieren. Und ich mag in meiner zitternden Unruhe ſchlecht und ungeſchickt genug als Dein Anwalt geweſen ſein. Die halbe Nacht ſprachen wir — oder flüſterten, denn unſer Zimmerchen hat nur dünne Wände. Er las Deinen Brief immer wieder. Zuletzt noch im Bett. Dann fuhr er mir morgens aus dem Halbſchlaf auf — es mußte ihn in die Träume hinein geängſtigt haben — und er fragte: ob Du denn nicht wenigſtens Dein Examen machen wollteſt? Ach Bert, wenn das möglich wäre! Es war doch nun einmal ſein Stolz, gleichzeitig ſeine Beruhigung: daß Dir das Hungerlos erſpart blieb, an dem er ſein Leben lang getragen hat. Aber zu vereinigen geht es ja nicht, er weiß das beſſer als einer. Und ſo will er denn, daß Du gleich, nachdem wir in Hamburg eingetroffen ſind, hinkommſt, damit er Dich noch einmal prüft, mit Dir alles beſpricht. Von der Theaterſache in Berlin hält er nur wenig. Er kennt den Schlendrian an ſolchen Bühnen und meint, da könnteſt Du Dir mehr verderben, als es Dir Gewinn brächte. Von Pernaur hat er noch keine Kompoſitionen gehört. Auf dem Programm von den Militärkonzerten findet man manchmal Tänze oder Märſche. Die ſind recht banal, muß ich ſagen; und alle andere Muſik in ſeinen Ausſtattungsſtücken ſei geſtohlen, heißt es. Die eine Sicherheit, mein lieber Junge, haſt Du wenigſtens: Vatting wird einwilligen, wenn auch ſchweren Herzens, und er wird Dir ein Führer ſein, wie er nur wenigen Kunſtjüngern beſchieden iſt — aber leicht machen wird er Dir den Weg nicht, Du wirſt Dich durch dickes, dichtes Dorngeſtrüpp durcharbeiten müſſen!“

Robert Nikoleit ſchrieb ehrlich bewegt, von tiefer Dankbarkeit gegen ſeinen Vater erfüllt, zurück.

Aber die Befreiung von dieſer ſchweren Sorge erleichterte ſein Gemüt noch immer nicht. Zitternd überflog er jeden weiteren Brief ſeiner Mutter: immer in der beſtimmten Erwartung, er werde irgendein Wort über Lona Raith enthalten. Seine Mutter wußte, daß Lona mit ihren Eltern und ihrem Bruder im Kurhaus in Scheveningen den Sommer verbrachte. Einmal mußte ſie ihr doch begegnen ... Oder ſie legte es vielleicht gar darauf an, das Bonner Fräulein einmal wie zufällig in einem der Konzerte zu ſprechen, die Lona doch gewiß beſuchte ...

Kein Lebenszeichen von Lona. Und es hätte ihm ſchon Kraft gegeben, hätte ihm eine innere Erquickung in all dieſem entſetzlichen Wuſt gewährt — wenn er ihren Namen nur gehört hätte, nur einmal gehört!

Es trieb ihn, Lona Raith ausführlich zu ſchreiben: wie es gekommen war, daß er Pernaurs Mitarbeiter, ſein Adjutant geworden war. Er ſaß einmal, als die Einſamkeit, die Sehnſucht ihn wieder quälte, ſchon vor einem weißen Briefbogen. Aber da packte ihn die Vorſtellung an: Dieter Raith könnte ſeine Beichte, ſeine Selbſtanklage und Verteidigung leſen. Und ſofort warf er die Feder von ſich.

Viel unmittelbarer, viel grauſamer, als ſeine Mutter ahnte, lernte Robert Nikoleit in dieſen Wochen die Wirrniſſe, die Erregungen und Erſchütterungen des Muſikantenlebens kennen. Jedenfalls ging er jetzt durch eine harte Schule. Die beſten Muſikſtücke, die er zu der Partitur beigeſteuert hatte, mußten ſich bei der Ausführung willkürliche Verſtümmelungen und Umwandlungen gefallen laſſen. Bald erforderte eine Ballettfigur eine Verkürzung oder Dehnung der betreffenden Stelle, bald verlangte der Regiſſeur eine Änderung, die der muſikaliſchen Form direkt widerſprach. Pernaur erledigte alle dieſe Arbeiten geſchäftsmäßig, mit kühler Ruhe, ohne jede innere Anteilnahme. Nikoleit dagegen erduldete innere Qualen.

Als er einmal nach einer Probe zu Hauſe ſein Entſetzen darüber verriet, was aus dem „Landsknechtgeſang“ geworden war — Szene, Spielweiſe und muſikaliſcher Vortrag näherten ſich bedenklich dem Couplet — lachte Pernaur ihn aus. „Nerven müſſen Sie ſich abgewöhnen, lieber Freund, wenn Sie vorwärtskommen wollen. Was nützt es, immer und ewig die gekränkte Leberwurſcht zu ſpielen? Man wird den Theaterdirektoren damit nur läſtig.“

„Es werden doch wohl nicht alle Machthaber beim Theater ſolche Ignoranten ſein wie hier bei Ihnen!“ ſagte Nikoleit hitzig.

„Laſſen Sie mir den Mann in Ruhe: der kennt ſein Publikum beſſer, als Sie es kennen. Wiſſen Sie: Kirchenmuſik iſt reinlicher, aber Operettenmuſik entſchieden lukrativer.“

„Ich wollte aber nichts mit der Operette zu tun haben!“

„Orgelfugen und langweilige Kantaten, wie ſie Ihr Herr Raith verzapft, hätte ich nicht brauchen können. Übrigens haben Sie Ihre Bezahlung in der Taſche — alſo ſeien Sie vergnügt.“

„Ich habe nicht meine Überzeugung mit verkauft.“

„Reden Sie doch kein Blech, Nikolaus. Überzeugung gibt's bei uns nicht. Das Wort klingt ja ſehr großartig, iſt aber der blanke Blödſinn. Es gibt in der Muſik nur eines, was gilt, das heißt: Erfolg. Alſo warten wir die Wirkung bei der Premiere ab.“

„Ich kann das Zeug aber nicht mehr hören. Es widert mich an.“ Und trotzig ſetzte er hinzu: „Ich war Ihnen die ganze Zeit über gern behilflich, ſo lang ich's aushielt, aber jetzt überſteigt es meine Kräfte. Kurz und gut: ich ſetze keinen Fuß mehr ins Theater.“

Pernaur war herumgefahren. „Pfeift's aus der Ecke? O, ſchau an, ſchau an!“ Er ging, die Hände in den Taſchen, mehrmals von Stube zu Stube. Endlich blieb er ſtehen. „Alſo rund heraus: wieviel wollen Sie?“

„Wieviel — ich will? Ich verſtehe nicht —“

„Na, alter Fuchs, Sie werden nicht verſtehen. Sie haben herausgemerkt, wie wichtig, wie notwendig Sie für mich geworden ſind, darauf pochen Sie nun und ſtellen Ihre Forderung. Übrigens — habe ich mit Allerhöchſt unſerem Herrn Direktor ja ſchon über Sie geſprochen. Einen Korrepetitor hätten wir diesmal ja doch gebraucht. Sie kriegen Ihren Kontrakt, ſeien Sie ganz unbeſorgt. Aber mir hätten Sie doch dieſe Komödie nicht vorzuſpielen brauchen — mit Überzeugung und ſolch einem Kaff.“

Nikoleit hielt ſich den Kopf. Jedes Wort von Pernaur war ihm ſchon zuwider. „Wir ſprechen andere Sprachen — wir werden einander nie verſtehen.“

„Es gibt eine Sprache, die Ihnen ebenſo geläufig iſt wie mir. Zieren Sie ſich nicht, Nikolaus. Alſo nun Schluß: wieviel wollen Sie von mir? Ich lege morgen ſowieſo wieder einen Pump beim Alten an. Aber wiſſen muß ich, was ich Ihnen zahlen ſoll.“

„Keinen Pfennig!“ ſtieß Nikoleit ſcharf aus.

„Nur keinen falſchen Edelmut, Alterchen. Ich bin in Ihrer Hand, alſo ſchröpfen Sie mich. Das bin ich ſo gewohnt. Sie brauchen nicht glimpflicher mit mir zu verfahren als andere.“

„Sie ſind mir kein Geld ſchuldig — ich würde auch keines mehr von Ihnen annehmen.“

„Gut gebrüllt, Löwe. Aber jetzt zur Sache: wieviel?"

Nikoleit griff ſich an den Hals. Vor Aufregung konnte er kaum mehr ſprechen. „Laſſen Sie mich!" Er ging auf die Ecke zu, wo ſein Hut hing.

Mit ein paar raſchen Sätzen kam ihm Pernaur in die Quere und hinderte ihn, nach ſeinem Hut zu faſſen.

„Sie werden jetzt das Zimmer nicht verlaſſen, Nikoleit!"

„Ich halt's hier nicht aus — es iſt mir ſo elend . . ."

„Heute abend muß die Partitur vom dritten Akt fertig werden. Sie haben geſtern geſagt: mehr als ſechs Stunden haben Sie nicht mehr daran zu ſchreiben. Ich muß in die Probe. Aber ich habe Ihnen den Orcheſterdiener beſtellt. Er kommt um zehn Uhr und holt die Partitur. In der Nacht muß mit dem Stimmenausſchreiben begonnen werden. Und überhaupt: ich brauche die Partitur auch ſo. Der Direktor hat mein Wort — das heißt ich bekomme nur Bargeld, wenn die Partitur abgeliefert iſt. Sie werden ſich alſo auf die Hoſen ſetzen, teurer Freund, und werden das Zeug fertig machen."

Nikoleit ſtampfte mit dem Fuße auf. „Es widert mich an — ich kann nicht, ich kann nicht — laſſen Sie mich . . . Glauben Sie denn, Sie können mich zwingen?"

„Ja!" Pernaur ließ ſeinen Arm los und ſah ihn drohend an, faſt tückiſch.

„Ich bin mein eigener Herr," ſtieß Nikoleit atemlos aus, „ich habe mich nicht zu Ihrem Sklaven gemacht."

„So. Aber ich bin jetzt abhängig von Ihnen, ich bin Ihr Sklave. Jawohl. Wir wiſſen das beide. Feſtſchrauben kann ich Sie nicht an Ihren Schreibtiſch. Darin haben Sie recht. Alſo nehmen Sie Ihren Hut und laufen Sie ſpazieren. Aber Sie werden mir erlauben, dann mein Urteil über Sie zu ändern. Bis jetzt hielt ich Sie für einen anſtändigen Kerl. Laſſen Sie mich heute im Stich, wo ich in jeder Beziehung abhängig von Ihnen bin, ſo erkläre ich Ihnen: Sie ſind ein Schuft!"

Im Augenblick, nachdem das Wort gefallen war, flog auch ſchon die Türe hinter ihm zu. Pernaur riß drinnen Hut und Stock an ſich und verließ ſein Zimmer durch die Flurtür, auch dieſe zornig hinter ſich ins Schloß werfend. Nikoleit wollte ihm nachſtürzen. Er hätte ihn am liebſten mit ſeinen beiden Händen am Kragen gepackt, mit ihm gerungen, ihm die Beſchimpfung mit der Fauſt vergolten . . .

Aber nun ſtampfte er auf und wandte ſich dem Fenſter zu, das er öffnete, um friſche Luft hereinzulaſſen. „Wie man doch zum Proletarier hinabſinken kann!" ſtieß er aus.

An dieſem Nachmittag und Abend ſaß er dann, in ſein Schickſal ſich ergebend, hinter der ihm verhaßten Arbeit.

Den Schluß des Stückes bildete eine dekorativ ſehr üppig ausgeſtattete Apotheoſe. Sie war ſchon oft geſtellt worden, bisher ohne Muſik. Über hundert Choriſtinnen und Statiſtinnen in feenhaften Gewändern von wundervoller Farbenſtellung bildeten eine maleriſche Gruppe, die ſich auf einer lichtübergoſſenen Treppe vom Podium bis hoch hinauf in die Soffiten aufbaute. „Der Triumph des Lichtes!" hieß das Schlußbild. Einer Muſik von ſchwellender Sinnlichkeit und überraſchendem Farbenreichtum, einem Orcheſterenſemble, das geradezu Genialität verriet und das Nikoleit dem Kapellmeiſter nie im Leben zugetraut hätte, folgte ein Schlußmarſch von jämmerlichſter Trivialität. Jedesmal, wenn Nikoleit den Geſamtchor, der hierauf einfallen mußte, in den Chorproben übte, war es ihm übel und weh geworden. Sämtliche Stimmen waren ausgeſchrieben, feſtgelegt, gelernt; ändern konnte er allenfalls noch die ſchlimmſten Kleinigkeiten in der Orcheſterbegleitung, aber im Chor ſelbſt ließ ſich keine Hilfe mehr ſchaffen.

Dieſen Schlußmarſch, den Pernaur bisher nur im Klavierſatz fertiggeſtellt hatte, mußte Nikoleit nun für das Orcheſter ausarbeiten. Auch die beſte Inſtrumentation konnte die Trivialität dieſer Zirkusmuſik nicht vertuſchen. Nikoleit erduldete Qualen, während er die Partitur ausſchrieb. Der plumpe Rhythmus, die quietſchende Marſchmelodie, die ohne jeden Charakter war, ein Miſchmaſch bekannter Operettenmotive, die banalen Harmoniewendungen, an die man des Chors wegen gebunden war — es verurſachte ihm ein Zittern in allen Nerven. Seine Feder flog zum Schluſſe. Er hetzte, um fertig zu werden. Denn er hörte dieſe ihm widerwärtige Muſik, er hörte ſie nicht einmal, ſondern zwanzigmal — von jedem einzelnen Inſtrument, deſſen Stimme er niederſchrieb.

Und auch nachdem der Orcheſterdiener gekommen und die Partitur abgeholt hatte, verfolgte ihn dieſe Peinigung.

Er ſetzte ſich hin und ſchrieb einen langen, verzweifelten Brief an ſeine Mutter. Dann lief er aus dem Hauſe. Als er heimkehrte — es war ſchon Mitternacht —, hörte er aus dem Nebenzimmer die ruhigen, ſchweren, feſten Atemzüge Pernaurs. Früher als ſonſt war der nach Hauſe gekommen.

Schlafen konnte Nikoleit nicht. Der plumpe Rhythmus des Operettenmarſches ließ ihm keine Ruhe.

Da holte er endlich aus dem Schrank ſein altes Kontrapunktheft. Und ſtundenlang arbeitete er dann noch an einer Fuge. Wie ein Bad erfriſchte ihn das.

* * *

Nikoleit probierte anderen Tags gerade mit dem Maſſenchor die Hauptnummern des Ausſtattungsſtückes am Klavier durch, da betrat der Direktor die Bühne und klopfte ihm gönnerhaft auf die Schulter. „Sie ſollen einen Kontrakt haben, junger Mann," ſagte er in ſeinem ſchnarrenden Theaterjargon. „Ich ſtelle Sie als Vizekapellmeiſter und Korrepetitor an meiner Bühne an. Gehen Sie ins Bureau, junger Mann. Der Sekretär mag den Kontrakt ausſchreiben. Morg'n."

Er wartete gar keine Antwort ab, ſondern ging ſelbſtgefällig weiter, den Zylinder in den Nacken gerückt, ſo daß ſich die Perücke, die er trug, über der Stirn bauſchte.

Der Sekretär kam am folgenden Morgen ſelbſt an Nikoleit heran, da dieſer ſich nicht auf dem Bureau einfand. „Menſchenskind, wo bleiben Sie? Der Herr Rat hat ſchon gefragt. Er hat doch ſelbſt mit Ihnen geſprochen?"

„Ja, der Herr Kommiſſionsrat hat die Freundlichkeit gehabt, mir ein feſtes Engagement anzubieten."

„Monatlich hundertzwanzig Meter. Da können Sie anderswo lange ſuchen als blutjunger Anfänger."

„Möglich. Aber ich habe gar nicht die Abſicht, mich für eine ſolche Stellung zu binden."

„Was iſt denn Ihnen in die Krone gefahren? Glauben Sie, man wird Sie noch groß bitten? Hier die Feder, unterhauen Sie, der Herr Rat duldet keine Sperenzien."

„Sagen Sie dem Herrn Kommiſſionsrat meinen ſchönſten Dank für ſeine freundliche Abſicht. Aber ich unterſchreibe den Vertrag nicht."

Der Sekretär überlegte. „Na, wiſſen Sie was? Ich werde ſchreiben: hundertfünfzig. Das iſt ein Sündengeld für einen zweiten Kapellmeiſter. Kommen Sie hernach in die Sprechſtunde zum Herrn Rat."

Nikoleit ging nicht.

Nun waren es nur noch acht Tage bis zur Première. Pernaur kam nie vor früher Morgenſtunde ins Bett. Nach den Proben kneipte er in leichter Geſellſchaft. Seine Finanzverhältniſſe waren jämmerlicher denn je.

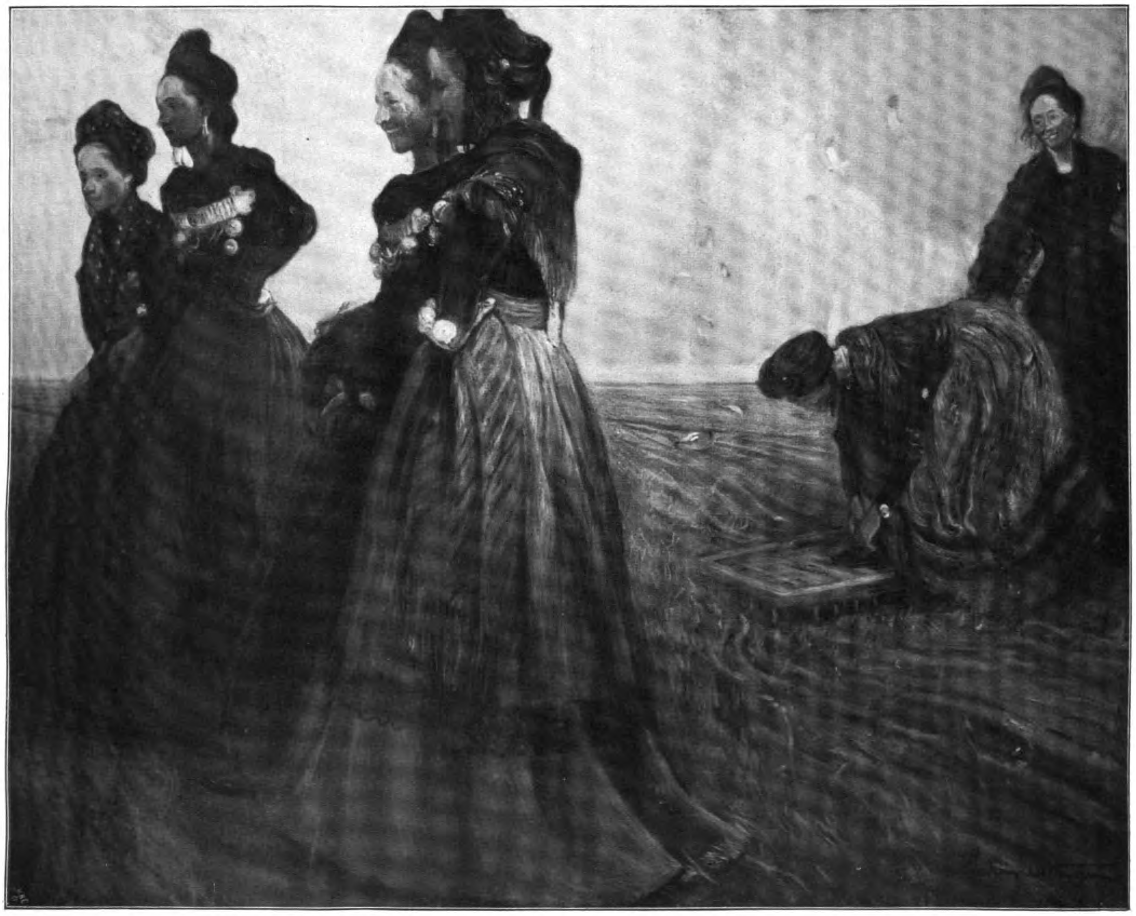
Als er auf dem Theaterbureau vom Sekretär hörte, daß Nikoleit das Anerbieten nicht annehme, machte er ihm eine große Szene. Er habe wohl den Größenwahn, der junge Herr Studioſus?

„Hier iſt der Kontrakt. Ich habe ihn mitgebracht. Der Rat hat ſchon unterſchrieben. Nun fackeln Sie nicht lange. — Es iſt Dein Glück, Junge. — So was wird Ihnen ſo bald nicht wieder geboten, Herr Nikolaus! Es kann möglich ſein, daß das Stück, wenn es hier Erfolg hat, auch anderwärts gegeben wird. Text und Partitur werden gerade kopiert und verſchickt. Zur Première reiſe ich dann hin — inzwiſchen ſind Sie hier Selbſtherrſcher aller Reußen.

Na, edler Herr von Nikolaus? In Ihrer lenzgrünen Jugend an der Spitze eines großen Orcheſters in der Reichshauptſtadt . . . Junge, Junge, Junge, Du begehſt ein Verbrechen, wenn Du ſo etwas ausſchlägſt. — Unterhauen Sie fix und tragen Sie das Ding noch heute abend aufs Bureau! Schrumm!“

Er legte die beiden Formulare hin und ging, feſt überzeugt, daß Nikoleit annehmen würde.

Einen Kampf koſtete Nikoleit der Verzicht auch wirklich ... Hundertfünfzig Mark Monatsgehalt ... Er wußte, wie ſchwer es ſeinem Vater ward, die um ſo viel kleinere Summe monatlich für ihn aufzubringen. Er hatte mit den ſechzig Mark ein ſo dürftiges Leben geführt, keinen Genuß ſich verſchaffen können, er hatte hungern müſſen, wenn er einmal aus eigenen Mitteln die Oper beſuchen wollte. Mit einem Schlage ward nun dem Elend ein Ende gemacht, wenn er den Vertrag unterſchrieb. Und er ſetzte ſich an den Tiſch und las ihn durch, Zeile um Zeile, unter Herzklopfen, mit heißen Wangen.



Frieſiſche Mädchen. Gemälde von L. Dettmann.

Da ſtörte ihn plötzlich das feſte Anpochen von Frau Knuſt. Gleichzeitig ging auch ſchon die Tür auf.

„Jawohl, Fräulein, er iſt zu Hauſe!“ ſagte die Wirtin. Und ins Zimmer rief ſie formlos hinein: „Beſuch, Herr Kandidat! Ein Fräulein, das nach Ihnen fragt!“

Verwirrt ſah er ſich um.

Schüchtern, aber ziemlich haſtig ſchob ſich eine junge Dame ins Zimmer; ſie blieb dicht am Eingang ſtehen, nachdem die Tür ſich hinter ihr geſchloſſen hatte.

Nikoleit ſah ein helles, einfaches Sommerkleid, einen hellen Sonnenſchirm, einen hellen Strohhut, darunter blondes Gelock und ein Stupnäschen.

‚Tutt!‘ wollte er überraſcht ausrufen. Aber er unterdrückte es. Unbehilflich trat er dem ſeltſamen Beſuch einen Schritt entgegen. „Fräulein — van Gorkum?“

„Nicht meinen Namen nennen. Den darf niemand wiſſen. Ich hab' ihn auch Ihrer Wirtin nicht geſagt.“

„Hier hört niemand . . . Ich bin ganz allein.“

Tutt befand ſich in großer Erregung. Ihre ſonſt ſo luſtigen Augen irrten hin und her. Sie war blaß. In ihrem Antlitz ſtand nichts mehr von dem Übermut von früher. „Ich gehe gleich wieder. Es iſt mir auch ſehr ſchwer geworden, herzukommen. Aber — —“

Er blickte ſich hilflos um. Auf den beiden Stühlen lagen große Notenſtapel. An dem, den er verlaſſen, war das Rohrgeflecht zerriſſen. „Es ſieht bös hier aus. Sie müſſen verzeihen. Vielleicht — wenn Sie ſich ſetzen wollten . . .“ Er machte Miene, die Noten zu entfernen.

„Laſſen Sie. Nein, ich kann mich nicht erſt ſetzen. Sie ſollen mir nur ganz kurz ſagen . . . Ich habe nämlich lange mit Lona Raith korreſpondiert, und die hat mir den Rat gegeben, ich ſoll Ihnen ſchreiben, Sie würden mir ſicher Auskunft geben. Aber nun fürchtete ich, Sie könnten am Ende auch verreiſt ſein und ich müßte dann lange auf Antwort warten. Und warten kann ich nicht mehr. Ich bin ſo zerriſſen, ſo krank, ſo elend vom Warten.“ Und nun weinte ſie, beide Hände vors Geſicht preſſend.

(Fortſetzung folgt.)

Neue Bücher. Beſprochen von J. Höffner.

Erica von Handel-Mazzetti: „Die arme Margaret“. Kempten, Joſ. Köſel. — *De Coſter*: „Tyll Ulenſpiegel“. Deutſch von Oppeln-Bronikowski (Eugen Diederichs, Jena). — *Zoozmann*: Dantes Poetiſche Werke, neu übertragen. Herderſche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. — *Björnſtjerne Björnſon*: „Über den hohen Bergen“. Bauerngeſchichten, 2 Bde., Fr. W. Grunow, Leipzig.

Der hiſtoriſche Roman ſcheint aufs neue einer glanzreichen Zukunft entgegenzugehen, nachdem er lange Jahre hindurch durch papierne Gelehrtenromane und ein gräßliches Jambenpathos waſchechter Theaterfiguren in die ruhmloſe Abteilung der in Kunſt und Literatur gleich geſchätzten „hiſtoriſchen Schinken“ verwieſen worden war.

Was der hiſtoriſche Roman als Kunſtwerk darſtellen kann, wenn der Sturm des Genius die weißen Segel ſeines glückhaften Schiffes ſchwellt, haben wir ſeinerzeit mit Bewunderung und Staunen in dem Kronjuwel unſerer Romandichtung, dem Ekkehart, erlebt. Nicht, als ob wir hoffen dürften, leicht wieder etwas Ähnliches zu erleben. Das liegt nicht in der Natur unſerer Zeit.

Der leichte, tändelnde Vorläufer Ekkeharts, der Trompeter, hat ſoviel glückliche Nachtreter gefunden, daß Leute von Geſchmack das friſche Ding ſeither ſchon gar nicht mehr „ſehen“ können. Aber ſein Nachfolger erhebt ſich vor unſern Augen wie die Gralsburg auf dem heiligen Berg Monſalwatſch. Ein ganzes erſchütterndes Schickſal, Kraft und Drang eines ſeit dieſer furchtbaren Anſtrengung für immer niedergebrochenen ſchöpferiſchen Geiſtes haben in dieſem Stoff Geſtalt bekommen. Es liegt etwas Dämoniſches, Fremdartig-Strahlendes noch heute über dem Werk, das wie Hebbels „Rubin“ in unvergänglicher Blutfarbe leuchtet, weil es ſeines Schöpfers Herzblut getrunken hat.

„Von allem Geſchriebenen liebe ich nur, was einer mit ſeinem Blute ſchreibt.“ Und wenn trotz der Ungunſt der heutigen Produktionsart ein Schein von jenem Ruhm auf eine Heutige fällt, ſo verdient es niemand mehr als dieſe Frau, die auch in ihrer inſtinktiven Mütterlichkeit die Kinder ihrer Seele mit ihrem Herzblut nährt. Der Name Erica von Handel-Mazzetti wird unſern Leſern nicht mehr unbekannt ſein. Die Dichterin hat bereits vor Jahren in „Jeſſe und Maria“ ein vielbewundertes und geliebtes Buch geſchaffen.

Es entſpricht nicht den guten literariſchen Gewohnheiten, Perſönliches in die Debatte zu ziehen. Dennoch kann ich nicht umhin, des ergreifenden Eindruckes hier zu gedenken, den einſt zwei Bildniſſe der mir unbekannten Dichterin auf mich gemacht haben. Das eine, nach einer Photographie, ein zartes, faſt körperlich leidend wirkendes Geſicht, wie es ſich der nüchternen Wirklichkeit des Alltags darſtellen mag, das andere, vom Künſtlerſtift feſtgehalten, in dem die Kraft und Schönheit der Seele ſieghaft die Körperlichkeit durchbricht, mit den ſtrahlenden, kündenden Augen einer Seherin. Wie gerne möchte man die eine Frau vor den Qualen und furchtbaren Leiden eines ſolchen dichteriſchen Schaffens, das Seele und Leib fordert, behütet wiſſen, wenn nicht die Tiefe des andern Bildes zeigte, daß ſolche Werke nicht zu teuer erkauft ſind.

Es iſt hier nicht die Rede von den umfaſſenden hiſtoriſchen Studien, die der Roman „Die arme Margaret“ erfordert haben muß. Die Stilechtheit, die Sprache der Zeit iſt in dieſem Werk eines, um mit Schiller zu reden, „ungelehrten Weibes“, in wirklich reſpektfordernder Weiſe erfaßt und durchgeführt, und dadurch erlangt das große Gemälde, das die Handel-Mazzetti vor uns entwirft, von vornherein den echten, alten Farbton. Aber trotzdem würde das Buch doch nur eine mit künſtleriſchem Geſchmack arrangierte Koſtümſtudie darſtellen, wenn die leidenſchaftliche Hingebung der Verfaſſerin, die mit ihren Geſtalten zittert, weint, betet, klagt, auf den Knien liegt und blutet, nicht den Schemen, die ſie vor uns heraufbeſchworen hat, ihr heißes, glühendes Leben einhauchte, ſo daß ſie zu unſern Herzen reden. Mag vom Manne die künſtleriſche Objektivität gefordert werden — fort mit dieſer Forderung für die Frau! Erica von Handel-Mazzetti beweiſt es wieder, daß die Frau als Dichterin nur im Zeichen des Subjektivismus, der ihrem innerſten Weſen allein gemäßen Auffaſſung kämpft, und ſiegt — denn dieſes Buch wird einen Sieg auf der ganzen Linie bedeuten.

Es wird unſern Leſern nicht unbekannt ſein, daß Fräulein von Handel Katholikin iſt. Der Glaube dieſer gottbegnadeten Frau ſteht aber ſo hoch über dem Hader der Konfeſſionen, eine ſo treue Tochter ihrer Kirche ſie an ſich ſein mag, daß durchaus kein Bedenken getragen werden könnte, es an dieſer Stelle mit größter Wärme zu empfehlen. Auch wenn nicht die „Marterin“ ſelbſt, die weibliche Hauptfigur des Romans, eine um des Glaubens willen verfolgte Evangeliſche wäre.

Und dennoch bedeutet das Werk einen Triumph Roms. Nicht Roms als Gegnerin des Proteſtantismus, ſondern Roms als Mutter ſeiner Kinder. Nur ein Öſterreicher, ein Katholik und zugleich eine Frau, und zwar eine Unverheiratete, konnte dies wundervolle, bodenſtändige und gefühlswarme Werk ſo hervorbringen, in dem die ganze Schönheit der heiligen Legenden, der ganze Zauber einer hiſtoriſchen, lebendig erfaßten Vergangenheit aufklingt. Wieviel fromme Naivität, heilige Einfalt und hingebende Märtyrerfreudigkeit in der Geſchichte von dem unbändigen, jungen Helden, im Lagerleben verwildert, den „lauter Korporals mit Pferdsmilch aufgezogen habend“, ſchön und tapfer wie „Sennachherib“, der nach Steyr kommt, die Ketzerin zu bekehren, ein „Kurtembachiſcher Leutnant mit fünfundzwanzig unterhabende Knecht“. Auf ſtatthalteriſchen Befehl kommt er, die Ärmſte, deren junger Gatte nie ſein Kind geſehen hat, da er zu Linz für ſeinen Glauben ſtarb, mit Gewalt chriſtkatholiſch zu machen. Und ſie, die arme, junge Mutter mit dem „Wolfikindi“, dem halbjährigen Buben an der Bruſt, kinderzart und ſchwach, im Haar wie Sonn’ und Seiden, aus deren unſchuldigem Herzen der Glaube ihrer Eltern „blüht wie eine Blume und duftet ſüß vor Gott“. Der Verlauf iſt von Anfang an durchſichtig: natürlich wird der Kraftſtrotzende, Wilde, in deſſen Gewalt die Arme gegeben iſt, gegen ſoviel zitternden Liebreiz nicht gleichgültig bleiben, und in der wilden Leidenſchaft ſeiner knabenhaften Liebe verſucht er ſie an ſich zu reißen, „ein reuteriſcher Spaß“ — will er ſich am nächſten Tag ſelbſt beſchwichtigen — „mehr Reuter machend ſolcher Späß’, ſeiend und bleibend tapfer Männer dabei, brauchen ihnen gar nit ſchamen“. Aber die Ärmſte iſt, zu Tod geängſtigt, mit dem Kind in das Unwetter entwichen, und in der Kapelle unter welken Kränzen hat man ſie halbtot gefunden. Das iſt ſchreckbar Verbrechen. Was ſonſt in wilden Kriegsläuften gang und gäbe iſt, wird blutrote Schurkerei. „Pappenheimber, Offizierer, hochkatholiſche Militia! Ehr’ und Flor der Liga: Das kann nit ſein — *wann’s* aber wär’ ... Schande, Schande, Schande!“

Und das Geſchick zieht ſich dunkel zuſammen, treibt ein heldenhaftes, junges Leben vor die Speere der Militärjuſtiz, weil der Leutnant, honnête und adelig von Sinn, ſeine Schuld ſelbſt bekennt, um die Frau vor der Rache der Machthabenden zu retten. Ohnerachtet des Flehens der Märtyrerin wird er durch die Spieße getrieben, in die er ſich mit hochgehobenen Armen ſtürzt, gewaltigſter Held der Liga, denn „wir ſtrafen ihn nit wegen der Margaret Mayr, ſondern um anderer höherer Dinge willen“.

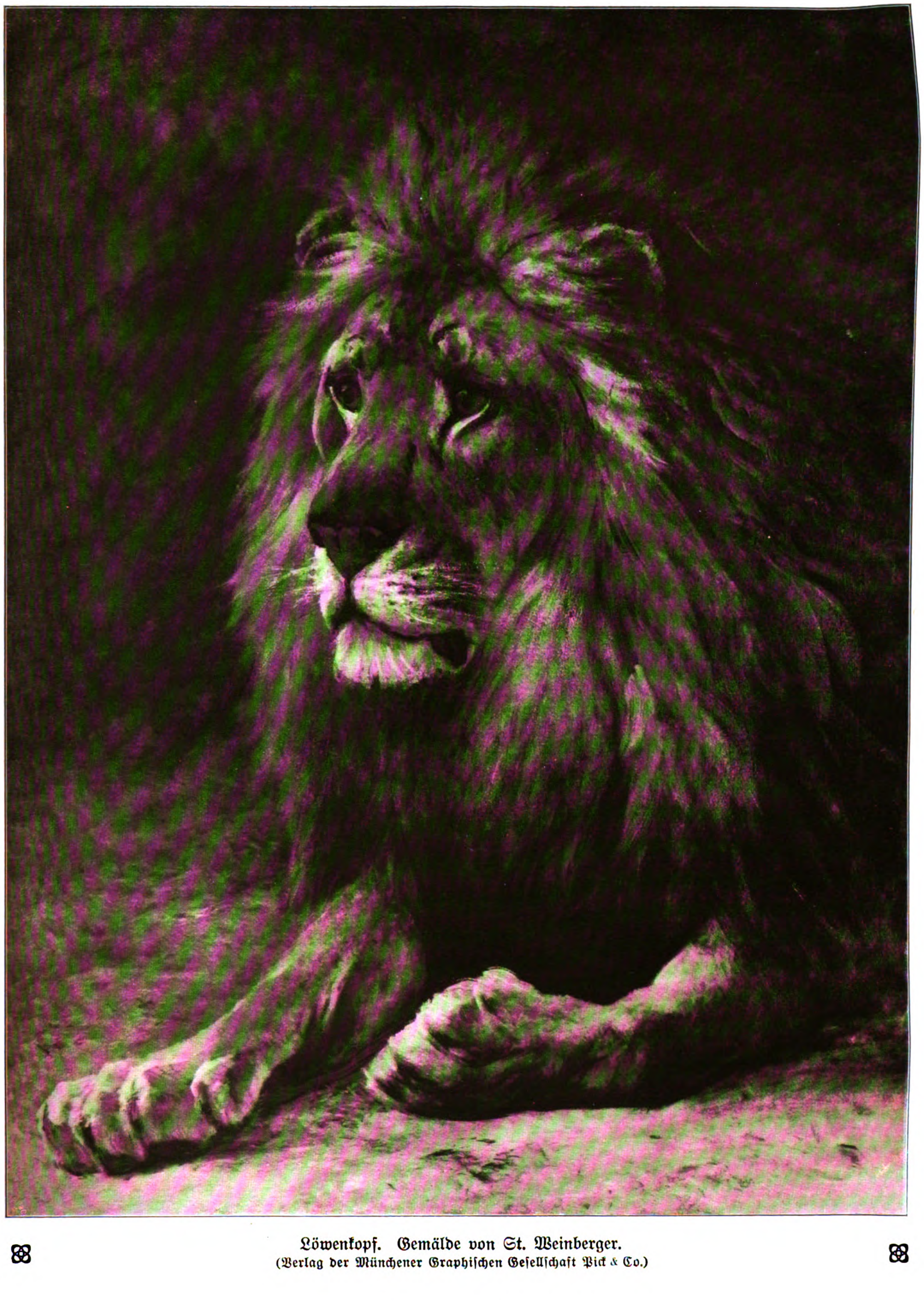
Und als ſein Blut hinſtrömt wie ein reißender Bergfluß, hält ihn die, der ſeine wilde Liebe galt, in den Armen wie eine Mutter ihr Kind, wie die Hochgebenedeite den Sünder, und er ſtirbt ſeligen Tod. So ſtrömt das Werk aus in den Goetheſchen Hymnus auf das Weib, das Gewalt hat zu löſen und zu binden, zu entſühnen und zu retten:

> Jungfrau, rein im höchſten Sinn,
> Mutter, Ehren würdig,
> Uns erwählte Königin,
> Göttern ebenbürtig.
> Du ſchwebſt zu Höhen
> Der ew’gen Reiche.

Ich zweifle nicht, daß jeder Leſer mir für die Empfehlung dieſes Buches dankbar ſein wird.

Ein zwar nicht deutſches, aber ſtammverwandtes, zwar nicht an Tiefe und Hingebung, aber an dichteriſcher Kraft dem obigen faſt noch überlegenes Werk iſt der vlämiſche Nationalroman Tyll Ulenſpiegel von Charles de Coſter. In dieſer Bemerkung wird niemand eine Zurückſetzung des Handelſchen Werkes erblicken dürfen. Der Ulenſpiegel iſt eine Dichtung, deren Verfaſſer — 1827 in München geboren — bereits 1879 in Brüſſel geſtorben iſt. Er war in ſeinen letzten Lebensjahren Literaturlehrer an einer Kadettenanſtalt. In fünfzehnjähriger Arbeit hat dieſer große Schaffende ſein Werk, das ſeinem Namen unvergänglichen Ruhm, Einreihung unter die Großen der Weltliteratur verbürgt, entſtehen ſehen; „hungernd und darbend“, um die Lokalfarbe all der wechſelnden Schauplätze, die deutſchen, holländiſchen, vlämiſchen und franzöſiſchen Dokumente, auf denen der große Roman wie auf granitenen Quadern ruht, ohne Übereilung ſtudieren zu können. Er hat in dem gleichen Jahr, in dem derſelbe Verleger an den Modepoeten Victor Hugo, über den man heut die Achſeln zuckt, ein Honorar von 300000 Franks auszahlte, für ein Werk, unſterblich wie die Nibelungen, die Ilias, der Don Quichote, eine Summe bekommen, die ihm geſtattete, mit Anſtand für ſein Ideal, das ruhmvolle Flandern, das ihn zu ſeinen Lebzeiten mißachtet und geringſchätzig behandelt hat, weiter zu hungern.

„Das iſt nicht die Legende eines Menſchen, das iſt das



Löwenkopf. Gemälde von St. Weinberger.
(Verlag der Münchener Graphiſchen Geſellſchaft Pick & Co.)

Gedicht einer Raſſe," ſagte Camille Lemonnier von dieſem Buch. Das Werk hat in der Tat etwas Überlebensgroßes, ſcheint das Leben eines Volkes, reich, vielgeſtaltig und verwirrend, in ſich eingeſogen zu haben. Es iſt nicht möglich, die Einzelheiten dieſer überflutenden Fülle wiederzugeben. Es ſei nur angedeutet, daß Ulenſpiegel mit ſeiner Gefährtin Nele, die Repräſentanten des flandriſchen Volksgeiſtes, in die Zeit, in der das Land ſeine wichtigſte hiſtoriſche Rolle geſpielt hat, die Zeit Karls V., hineingeſtellt werden. Und dieſe Zeit entrollt ſich in einer Fülle der Geſichte, von denen eines noch bunter, lebenſtrotzender, erſchreckend wahrer iſt als das andere, bis am Schluß nach wahrhaft „ſimplizianiſcher Abenteuerfülle" das Grab ſich über dem Geuſen Ulenſpiegel ſchließt; mitten unter den Litaneien des triumphierenden Klerus der Tote das Grab durchbricht und ſpricht: „Begräbt man Ulenſpiegel, den Geiſt, und Nele, das Herz, der Mutter Flandern? Auch ſie kann ſchlafen, aber ſterben nein!

Und er ging mit ihr von dannen und ſang ſein ſechſtes Lied, doch wo er das letzte geſungen, das weiß keiner."

Friedrich von Oppeln-Bronikowski, der hochverdiente, feinſinnige Überſetzer hat mit dieſer Verdeutſchung ein wahres Meiſterwerk geliefert, ſo vollendet ſchmiegt ſich die Sprache der Geſchichte des ſtammverwandten Volkes an.

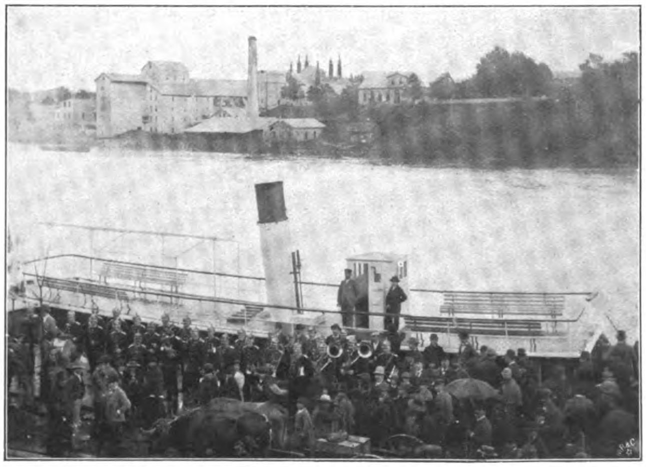
Es wäre ein bitterer Gedanke, daß der Ruhm, der de Coſter nun auch in Deutſchland in gebührender Weiſe werden wird, den Lebenden nicht mehr erreicht, wenn man ſich nicht ſagte, daß dieſes wie ein Menſch von ſeinem Erzeuger geliebte Kunſtwerk ſeinem Dichter Seligkeiten gegeben haben muß, hinter denen die karge Gegenwart verſank, ebenſo wie das Lob von uns Zeitungsſchreibern. Das Echo der Hunderttauſende, die ſich in dieſes gewaltige Werk verſenken werden, mag wohl wie eine ferne Brandung in ſeine Träume hineingeklungen ſein.

Ein ähnliches Lob als vornehmer, mit allen Kräften dem Original nachlebender Überſetzer verdient der auch unſern Leſern bekannte Dichter Richard Zoozmann. Er wagte ſich an Dante. Wer je den dunklen, von zeitpolitiſchen Anſpielungen entlegenſter Art ſtrotzenden Verſen Dantes in jenen kunſtvoll geſchlungenen Terzinen nachzudenken ſich bemüht hat, kann ermeſſen, welche außerordentliche Leiſtung — ſelbſt nur rein techniſch angeſehen — dieſe nachgedichtete und doch ſtets in ehrfürchtiger Abhängigkeit vom Original verharrende Übertragung bedeutet, durch die in der Tat „dem erhabenen Dichter, der ob den andern wie ein Adler ſchwebt", Ehre erwieſen iſt. Ich bekenne mich hier nicht kompetent genug, um genau alle Feinheiten feſtſtellen zu können, für die man dem Übertragenden verpflichtet iſt. Aber ein Vergleich mit anderen Überſetzungen ſcheint Zoozmanns Verdienſte ſichtlich zu erhärten, wie auch von geborenen Italienern die Schönheit und Treue dieſer Parallelausgabe — der italieniſche Text ſteht neben der Überſetzung — begeiſtert gerühmt wird. Ein beſonderer Reiz dieſer Dante-Ausgabe liegt übrigens in der ſchönen Übertragung auch der Gedichte Dantes, ſowie des ſonſt ſchwerer zugänglichen „Neuen Lebens", der berühmten ſelbſtbiographiſchen Dichtung des Renaiſſance-Poeten mit jener unausſprechlich holden Stelle: „Die Stunde, da ihr ſüßer Gruß mich traf, war genau die neunte des Tages, und da es zum erſtenmal geſchah, daß ihre Worte den klingenden Weg an mein Ohr gefunden hatten, ſo überwältigte mich ein ſolches Wonnegefühl, daß ich wie berauſcht aus der Menge entfloh, und mich in das einſamſte Plätzchen meines Zimmers zurückzog, um hier an die Liebenswürdigſte zu denken."

Zum Schluß ſei noch der vortrefflichen Ausgabe Björnſonſcher Novellen gedacht, die unter dem Geſamttitel „Über den hohen Bergen" bei F. W. Grunow erſchienen ſind und die geſunde, tüchtige konſervative Art des ſoeben von uns gegangenen nordiſchen Dichters ſchön beleuchten. Die Bücher können als vortreffliche Familienlektüre empfohlen werden.

Die Deutſchen in Chile. Von Alfred Geiſer.

Es iſt gewiß keine Übertreibung, wenn man das deutſche Volk als das größte Wanderungs- und Siedlungsvolk unter den lebenden Nationen bezeichnet, mag auch der größere politiſche Erfolg England an die erſte Stelle ſetzen. Der engliſchen Wanderungs- und Siedlungs-Tätigkeit folgte wachend und ſchützend der Machtwille des britiſchen Reiches; die deutſche flutete wahl- und ziellos, vom Heimatſtaat unbeachtet und unkontrolliert, in alle Welt hinaus. So wurde der Deutſche nur zu häufig als Völkerdünger untergepflügt, um fremde Erde nutzbar zu machen zum Nutzen anderer. Das Deutſchtum in den Vereinigten Staaten Nordamerikas und in Auſtralien bietet hierfür die zahlreichſten und traurigſten Belege. Aber es fehlt auch nicht an Stellen, wo der deutſche Siedler, obwohl vielfach vom Mutterlande verlaſſen und vergeſſen, in zäher Volkstreue ſeine Sprache, der Väter Sitte und ſeine deutſche Eigenart inmitten fremden Volkstums zu behaupten gewußt hat. Dies gilt vor allem für die deutſchen Siedlungsgebiete im ſpaniſchen Südamerika. Die Südſtaaten Braſiliens, Uruguay, Paraguay, Argentinien und Chile weiſen eine Reihe geſchloſſener deutſcher Siedlungen auf, in denen das Deutſchtum nur die allernotwendigſte Anpaſſung an das fremde Land vollzogen hat, ohne von ſeiner Sonderart in Sprache und Kultur etwas Weſentliches preiszugeben. Der entlegenſte dieſer Außenpoſten, das chileniſche Deutſchtum, iſt in der jüngſten Zeit durch die Nachricht von der gewaltigen Brandkataſtrophe, der die deutſcheſte Stadt Chiles, das gewerbreiche Valdivia, zum Opfer fiel, dem heimiſchen Intereſſe wieder näher gerückt worden.



Ausflug der deutſchen Feuerwehr mit Kapelle in Valdivia. Im Hintergrunde Brauerei Anwandter.

Die Republik Chile erſtreckt ſich von Norden nach Süden in einer Länge von über 4000 Kilometer durch nicht weniger als 38 Breitengrade. Dabei beträgt die Breite des Landes durchſchnittlich nur 250 Kilometer. Das Gebiet des chileniſchen Nordens iſt regenlos und ſteril, infolgedeſſen außerordentlich gering bevölkert. Trotzdem iſt es durch bedeutende Silber- und Kupferminen, vor allem aber durch die Erſchließung der reichen Salpeterlager für die Republik die wichtigſte Einnahmequelle geworden. Die ungeheure Bedeutung, die der Chiliſalpeter als künſtliches Dungmittel für die europäiſche und vor allem für die deutſche Landwirtſchaft erlangt hat, geht daraus hervor, daß auf den Salpeter allein drei Viertel der chileniſchen, 230 Millionen Mark ausmachenden Geſamtausfuhr kommen, und daß hierfür wiederum Deutſchland der Hauptabnehmer iſt. Trotzdem befinden ſich faſt alle Salpeterminen Chiles in engliſchen Händen. Als im erſten Viertel des Jahres 1893 die chileniſche Regierung ausgedehnte Salpeterlager verſteigerte, hat leider die Unternehmungskraft des deutſchen Kapitals, das hier ſich und der Heimat eine rieſenhafte Einnahmequelle hätte erſchließen können, vollſtändig verſagt.

Südlich der Minenzone erſtreckt ſich die Ackerbauzone der nördlichen Hälfte Chiles vom 32. bis 40. Breitengrad. Deutſche befinden ſich in ihr faſt nur in den Städten als Kaufleute, Lehrer, Ärzte und Handwerker, während das angebaute Land dem alteingeſeſſenen Großgrundbeſitzer (Hacendado) ſpaniſcher Herkunft und Sprache gehört. Hier ſind die Hauptſtädte, Valparaiſo und Santiago, die Sammelpunkte für die eingewanderten Deutſchen.

Geſchloſſene deutſche Siedlungen aber ſind hier nicht zu verzeichnen, und das verſprengte deutſche Blut droht in fremdem unterzugehen. Nur in den neugegründeten Städten wie Ternuco, Los Angeles, Victoria und Ercilla iſt ein gewiſſer Zuſammenſchluß und die Gründung deutſcher Schulen erfolgt. Auch in ihnen findet ſich zahlreich der deutſche Handwerker, der ſich von Valparaiſo, Santiago und Concepcion aus über alle Städte des Landes hin verbreitet hat, und vor allem der deutſche — Apotheker! Nach chileniſcher Auffaſſung iſt der Deutſche kraft ſeiner wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit, ſeiner Ordnungsliebe und Gewiſſenhaftigkeit der geborene Apotheker. Die „botica alemana“ (die deutſche Apotheke), iſt in jedem Städtchen Chiles zu finden.

Während ſo der Deutſche im nördlichen und mittleren Chile überwiegend als Vertreter wiſſenſchaftlicher Berufe, als Arzt, Apotheker und Lehrer oder als Kaufmann und Handwerker über das Land hin zerſtreut iſt, iſt Südchile das eigentliche Siedlungsgebiet des Deutſchen geworden. Vor allem ſind es die Provinzen Valdivia und Llanquihue, die geradezu ein Neudeutſchland in kultureller und wirtſchaftlicher Hinſicht genannt werden können.

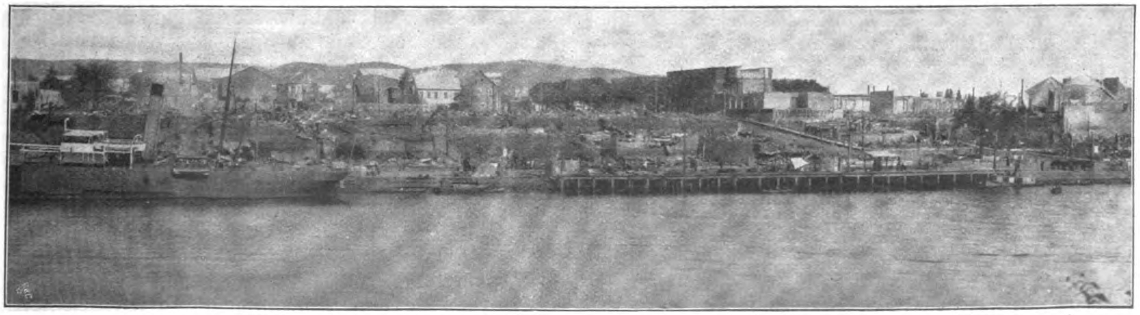
Beſitzung eines deutſchen Schwaben in Oſorno.

Die erſte Anregung zur Gründung geſchloſſener deutſcher Siedlungen in Südchile gaben zwei Deutſche: Bernhard Philippi, der Bruder des bekannten Naturforſchers Profeſſor R. A. Philippi, und der preußiſche Konſul Flindt. Sie hatten 1844 ſüdlich von Valdivia bei Oſorno größere Terrains erworben und begannen in Deutſchland mit einer energiſchen Propaganda. Im Jahre 1846 wurden neun heſſiſche Handwerkerfamilien aus Rothenburg als erſter Siedlerſtamm gewonnen und bei Oſorno angeſetzt, wo ihre Nachkommen heute noch im blühenden Wohlſtand leben. Vier Jahre ſpäter folgte eine größere Expedition von gebildeten und meiſt wohlhabenden Auswanderern, kurz darauf eine zweite Gruppe von mehreren hundert Köpfen.

Aus engen, aber wohlgeordneten Heimatsverhältniſſen kamen dieſe Deutſchen in ein ſo gut wie unerſchloſſenes Land, das, von den dichter bevölkerten und ſtaatlich geordneteren Gebieten Nord- und Mittelchiles durch ein kaum unterworfenes Indianergebiet getrennt, von wildwucherndem, faſt undurchdringlichem Urwald bedeckt war. Die beiden einzigen „Städte“ des Landes, Valdivia und Oſorno, ſchon im XVI. Jahrhundert gegründet, aber von den Indianern wiederholt zerſtört, waren nur Anhäufungen ſchmutziger und elender Lehmhütten, in denen eine ſpärliche Bevölkerung ſpaniſcher und indianiſcher Herkunft träge dahindämmerte. Das Hauptgebäude Valdivias war das Gefängnis, denn die Stadt war ſeit hundert Jahren als Strafkolonie von Nordchile benutzt worden.

Selbſterbautes Lehrerhaus (Schwabenburg) am Llanquihue-See.

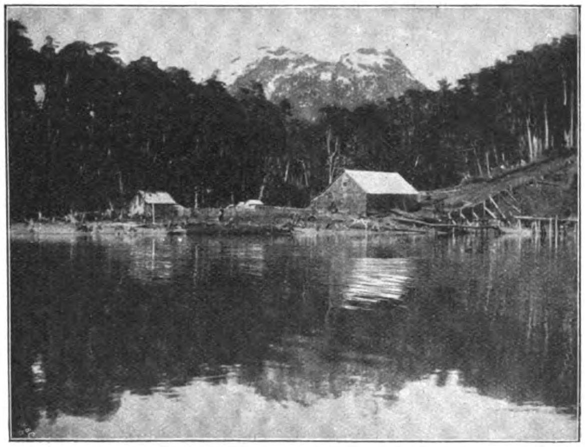
Hier ſetzten nun die deutſche Tüchtigkeit und Ordnungsliebe ein. Den Einwanderern wurde die dem Orte gegenüber im Fluſſe liegende Inſel Tejas zur Anſiedlung eingeräumt. Die Wälder boten Nutzholz und Gerberrinde, reicher Viehbeſtand lieferte die Häute, der Fluß mit ſchiffbaren Zuflüſſen konnte vom Seehafen Coreal bis Valdivia mit Seeſchiffen befahren werden. Auf dieſen natürlichen Unterlagen ſchufen binnen zwei Menſchenaltern deutſcher Fleiß und Unternehmungsgeiſt eine Induſtrie, die Valdivia zum Zentrum des ganzen chileniſchen Südens machte. Gerbereien, Brennereien, Brauereien, Dampfmühlen, Schuhfabriken, Seifen- und Lichterfabriken, Öl- und Sägemühlen, Schiffswerften und Ziegeleien, alles das wuchs gedeihlich empor und alles ausnahmslos als deutſche Schöpfung und deutſcher Beſitz! Heute wird der jährliche Umſatz des Valdiviahandels auf über 20 Millionen


Teil des abgebrannten Hafenſtadtteils von Valdivia.

Mark geſchätzt. Unter den Einwanderern nahm der Apotheker Karl Anwandter aus Luckenwalde eine beſondere Stellung ein, der 1850 mit ſeiner Familie nach Valdivia gezogen war und dort die Brauerei Anwandter gegründet hatte, heute mit einem Umſatz von über 10 Millionen Liter die größte der Republik. Vor allem aber gründete er 1858 die deutſche Schule und leitete ſie ſelbſt 18 Jahre hindurch. Eine 1861 gepflanzte deutſche Eiche ragt heute über dem Denkmal empor, das ihm, als er, 88 Jahre alt, im Jahre 1889 ſtarb, die dankbare Gemeinde errichtet hat.

Als 1852 der zweite größere Zuſtrom deutſcher Einwanderer nach Südchile erfolgt war und bei Valdivia nicht genügend brauchbares Siedlungsland vorfand, da führte der um die deutſche Einwanderung hoch verdiente Anſiedlungskommiſſar Roſaley (von den Deutſchen Papa Roſaley genannt) eine Schar von 212 Köpfen, darunter 44 Ehepaare mit 103 Kindern, auf dem Seewege nach dem Süden, um von der Küſte aus die Ufer des Llanquihueſees zu erreichen, den er im Jahre zuvor auf mühſeliger Expedition durch den Urwald als ein herrliches Anſiedlungsneuland entdeckt hatte. Das Land iſt vielleicht das regenreichſte der Erde. Sechzehn Jahre zuvor hatte eine engliſche Expedition dieſe Küſte berührt. Ihr Führer hatte unter dem Eindruck der feuchten Urwaldwildnis geſchrieben: „Jeder Fußbreit Landes gleicht einem waſſergefüllten Schwamm. Kaum zehn Tage im Jahre mögen frei von Sturm und Regen ſein. Kein Punkt an dieſer ſüdchileniſchen Küſte, wo ein ziviliſierter Menſch ſich niederlaſſen könnte!“ — Jetzt drangen 200 Deutſche, meiſt Württemberger, auf einmal in dieſe Urwälder ein. Mit 32 Männern zog der Kommiſſar voran, mit dem Hackmeſſer wurde durch das Dickicht, in das kaum ein Sonnenſtrahl ſich hineinſtahl, ein Weg gebahnt, „der mehr einem unterirdiſchen Kanal als einem Waldweg glich“. Obwohl alle fünf Minuten Anrufe erfolgten, waren ſchon nach einer halben Stunde zwei Familienväter verſchwunden, ohne daß je wieder eine Spur von ihnen gefunden wäre! Aber auch hier galt das Wort: „Der wackre Schwabe forcht ſich nit, ging ſeines Weges Schritt vor Schritt.“ In unendlichen Mühen wurde das Ufer des Llanquihueſees erreicht. Dem Bodenſee an Umfang gleichkommend, wie dieſer überragt von der Kette des himmelſtürmenden Hochgebirges, iſt er, der vor 60 Jahren noch unbekannt und einſam inmitten des Urwaldes träumte, heute umgeben von einem Kranz blühender deutſcher Siedlungen, teils Einzelgehöften, teils kleinen Ortſchaften, und hat im Volksmund den Namen „der deutſche See“ erhalten! Frutillar, Puerto Varas und Neu-Braunau, die bedeutendſten Orte, haben deutſche Kirche und Schule, zwei Dampfer vermitteln den Güterverkehr mit dem See, an der 20 Kilometer entfernten Meeresküſte iſt die aufblühende Hafenſtadt Puerto Montt entſtanden und ebenfalls geſchäftlich von den Deutſchen beherrſcht. Die deutſchen Bauern von Llanquihueſee führten in einem Jahre nicht weniger als 215 000 Kilogramm Butter im Werte von 300 000 Mark und für 100 000 Mark Wachs und Honig aus. Gute Straßen führen um die Seeufer und ziehen ſich hinüber nach Oſorno; von dort trägt das Dampfroß den Reiſenden in kurzer Fahrt nach Valdivia! So hat in zwei Menſchenaltern deutſcher Fleiß und Unternehmungsgeiſt ein menſchenleeres, ſumpfiges Urwaldgebiet zu blühender Kultur entwickelt, und — was für uns das Erfreulichſte iſt — der Väter Art und die Mutterſprache dabei treu bewahrt. Wenn auch nach „gut deutſchem“ Brauch konfeſſionelle Streitereien und Reibereien unter dieſen Deutſchen nicht ausſetzen wollen, in dem einen ſind ſie alle einig, in dem opferwilligen Beſtreben, ſich im fremden Lande deutſch zu erhalten. Ihr aufblühender Wohlſtand hat ihnen den Ausbau des eigenen Kirchen- und Schulweſens erleichtert. 33 deutſche Schulen in Chile, darunter allein 14 im Süden, lehren die Jugend deutſch zu bleiben. Die größte unter ihnen iſt die Schule von Valdivia. Seit 1876 unter der Leitung des Rektors Hermann Balde, umfaßt ſie heute in 15 Klaſſen (8 Knaben- und 7 Mädchenklaſſen) faſt 500 Kinder und hat einen Lehrkörper von 14 Lehrern und 6 Lehrerinnen. Sie bildet nicht nur für Valdivia und ſeine nähere Umgebung, ſondern auch für das ganze ſüdliche Hinterland das geiſtige Zentrum. Eben ſollte ſie weiter ausgebaut werden, um ihren Schülern auch den Beſuch einer Hochſchule der alten Heimat zu ermöglichen.

Da kam am 13. Dezember verfloſſenen Jahres die Kataſtrophe eines verheerenden Brandes über Chiles deutſcheſte Stadt. Achtzehn Häuſergevierte, alle deutſchen Großfirmen, über hundert deutſche Ladengeſchäfte, das Vereinshaus des deutſchen Vereins Union, des geſelligen Mittelpunkts für Valdivias deutſchen Humor, Poſt, Markthalle, Biſchofspalaſt, die Stadtkirche, die deutſch-chileniſche Bank, drei deutſche Apotheken, fünf Hotels wurden dabei ein Raub der Flammen. In ganz Chile wird der Brand als ein nationales Unglück empfunden. „El Mercurio“, das führende chileniſche Blatt der Reichshauptſtadt, ſchrieb: „Valdivia, die Hochburg des Handels und der Induſtrie, war unſer Stolz. Dem Fremden wurde dieſe Stadt gezeigt als Beweis deſſen, was durch die Einwanderung von Abkömmlingen eines großen Volkes erzielt werden kann. Die hochherzige und tätige deutſche Kolonie kann auf Valdivia beſonders ſtolz ſein. Iſt dieſe Stadt doch ein Werk, das dem Geiſte ihres großen Volkes entſprang.“ Der ungeheure, auf 20 Millionen Mark geſchätzte Verluſt, der meiſt die Deutſchen trifft, läßt den Fortbeſtand der Schule bedroht erſcheinen. Stirbt Valdivias Deutſchtum, ſo ſind auch die vielen Deutſchen bedroht, die im ſüdchileniſchen Hinterlande in harter 60jähriger Arbeit die drei großen Südprovinzen Valdivia, Llanquihue und Oantia dem Urwald abgerungen und zu blühenden Heimſtätten deutſcher Kultur gemacht haben!



Deutſches Handelshaus der deutſch-chileniſchen Handelsgeſellſchaft (Puerto Arrudos) Bremen.

Der deutſche Konſul und der Schuldirektor Valdivias haben ſich mit der Bitte um Hilfe in die alte Heimat gewandt. Der Verein für das Deutſchtum im Ausland (Allgemeiner deutſcher Schulverein) hat die Bitte aufgenommen und richtet ſich mit einem Aufruf um Geldſpenden für Valdivias Deutſchtum an das deutſche Volk. Gaben ſind an die Direktion der Diskontogeſellſchaft, Berlin, Unter den Linden, zu richten. Von Deutſchlands Fürſten war der König von Württemberg der erſte, der ſeiner Teilnahme werktätigen Ausdruck gab. Es darf zuverſichtlich gehofft werden, daß die Hilfe des deutſchen Volkes, die ſo oft und verſchwenderiſch Fremden zuteil geworden iſt, hier nicht verſagt, wo es gilt, deutſchen Stammesgenoſſen jenſeits des Meeres Treue um Treue zu beweiſen!

Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary. (10. Fortſetzung.)

Die eigentliche Arbeit der Expedition, für die alle vorigen Monate mit ihrem Einzelwerke nur Vorbereitungen waren, begann mit dem Verlaſſen der „Rooſevelt“ am 22. Februar, wo die große Schlittenreiſe nach dem Pole angetreten wurde. Zwiſchen den Winterquartieren der „Rooſevelt“ bei Kap Sheridan und Kap Columbia, lagen 145 km von Küſteneis und Land, die wir überſchreiten mußten, ehe wir zum Angriffe auf die pfadloſen Eisfelder des arktiſchen Ozeans übergehen konnten.

Als ich endgültig vom Schiffe wegging, waren ſieben Mitglieder der Expedition, 13 Eskimos, 140 Hunde und 28 Schlitten in Tätigkeit für mein Werk.

Vom Kap Columbia mußten wir dann direkt nach Norden über das Eis des Polarmeeres 410 geographiſche Meilen gehen. Viele Menſchen, die ſich an die gemütlichen Eislaufteiche ihrer Kindheit erinnern, ſtellen ſich den arktiſchen Ozean als eine rieſengroße Eislaufbahn vor mit einer glatten Oberfläche, über die uns die Hunde luſtig hinziehen, während wir mit allen Annehmlichkeiten auf den Schlitten ſitzen und heiße Ziegelſteine benutzen, um Füße und Hände zu wärmen.

Solche Vorſtellungen ſind leider ganz irrtümlich, wie man beim Leſen dieſer Zeilen ſehen wird.

Auf der Route, der wir von Kap Columbia nach dem Nordpole folgten, gibt es nirgends Land. Und es gibt da auch ſehr wenig glattes Eis. Nur wenige Kilometer nach dem Verlaſſen des Landes hatten wir ebenen Weg, da wir auf dieſen wenigen Meilen auf dem Eisrande waren.

Jenſeit dieſes Eisrandes kommt man aber auf die unbeſchreibliche Oberfläche der Küſten-„Gaſſen“ oder der Flutſpalten, in die Zone unaufhörlichen Kampfes zwiſchen dem ſchweren ſchwimmenden Eiſe und der feſtſitzenden Eiskante. Hier iſt das Eis in Bruchſtücke von jeder Größe zertrümmert und zu großen Preſſungsgraten aufgehäuft, die parallel mit der Küſte verlaufen.

Das Eis wird zu dieſen Preſſungsgraten zerſplittert durch die gewaltige und nicht auszudenkende Gewalt, mit der die vom Norden heranſchwimmenden Eisfelder gegen die Eiskante anrennen. Genau ebenſo werden weiter draußen Preſſungsgrate gebildet durch die Gewalt, mit der die großen Eisfelder durch die Gewalt des Windes und der Gezeiten gegeneinander ſtoßen und dabei zerſplittern. Die Eistrümmer, aus denen ſie ſich zuſammenſetzen, wechſeln in der Größe von einem Billardball bis zu einem Rathaus.

Zwiſchen den Preſſungsgraten ſind die alten Schollen mehr oder weniger eben. Dieſe Schollen entſtehen durch die großen Eisfelder, die von den Eiskanten von Grönland und Grantland in das Polarmeer hineintreiben. Sie ſind zuweilen weniger als 6 m dick, manchmal aber auch mehr als 30 m, und es gibt ihrer von allen Größen.

Neun Zehntel der Oberfläche des Polarmeeres beſteht aus dieſen Schollen. Das andere Zehntel, das Eis zwiſchen den Schollen, wird durch das direkte Gefrieren des Meerwaſſers im Herbſte gebildet. Dies Eis iſt wohl nie dicker als $2^1/_2$ oder 3 m.

„Gaſſen“ ſind die größte Gefahr.

Die oben beſchriebenen Preſſungsgrate ſind nicht die ſchlimmſten Gefahren des arktiſchen Eiſes. Weit läſtiger und gefährlicher ſind die „Gaſſen“, die ſich durch die Bewegung des Eiſes unter der Preſſung von Wind und Gezeiten bilden. Ohne irgendein Warnungszeichen tun ſie ſich plötzlich dicht vor uns auf und folgen dabei keiner erkennbaren Regel oder einem Naturgeſetz. Sie ſind das unbekannte x der Polargleichung.

Zuweilen ſind dieſe „Gaſſen“ nur Riſſe, die in faſt gerader Linie durch alte Schollen gehen. Zuweilen ſind ſie aber auch Zickzack-Bänder, gerade breit genug, daß man unmöglich hinüber kann. Zuweilen ſind es auch 1 bis 2 km breite Ströme von offenem Waſſer, die nach Oſt und Weſt hinſtreichen, weiter als das Auge reicht.

Die Schwierigkeiten und Fährniſſe einer Forſchungsreiſe nach dem Nordpol ſind zu verwickelt, um in einem Abſchnitt aufgezählt zu werden. Ich will nur die ſchlimmſten anführen. Da iſt zunächſt das rauhe und bergige Eis, über das wir mit unſeren ſchwerbeladenen Schlitten hinüber müſſen, dann der fürchterliche Sturm, der die Gewalt eines Waſſerſturzes hat und gegen den wir auf dem größten Teile des Weges anzukämpfen haben, und die ſchon beſchriebenen offenen „Gaſſen“, die wir irgendwie überqueren müſſen. Weiter gehört dazu die große Kälte, zuweilen 50° C unter Null, vor der wir unſer Fleiſch durch Pelzkleider und ſtändige Bewegung gegen das Erfrieren ſchützen müſſen, dann die Schwierigkeit, über die rauhen und von „Gaſſen“ durchbrochenen Grate hinweg genug Pemmican, Schiffszwieback, Tee, kondenſierte Milch und flüſſiges Brennmaterial zu ſchleppen, um unſere Körper bei genügender Kraft zum Marſchieren zu erhalten. Lange Zeit war es ſo kalt, daß der Spiritus feſt gefroren und das Petroleum weiß und zähe war.

Der Grund des Erfolges meiner Expedition war ein ſorgfältig erdachtes, ja mathematiſch berechnetes Syſtem. Alles kam darin vor, mit Ausnahme natürlich der unberechenbaren Stürme, offenen „Gaſſen“, Unfälle von Leuten, Hunden und Schlitten.

Wie wir marſchierten.

Damit der Leſer unſern Marſch über das Eis des Polarmeeres verſtehen kann, muß ich zunächſt die Theorie und Praxis der Pionierabteilungen und der Hilfsabteilungen klar auseinanderſetzen.

Hilfsexpeditionen ſind bei arktiſchen Forſchungsreiſen nichts Neues; aber dieſer Gedanke iſt bei meiner letzten Expedition weiter durchgeführt worden als je bisher.

Ohne dies Syſtem würde es für jedermann eine phyſiſche Unmöglichkeit ſein, den Nordpol zu erreichen und zurück zu kehren, um die Kunde davon zu überbringen, denn eine einzige Abteilung, ob ſie nun eine kleine oder eine große Anzahl von Männern und Hunden umfaßt, kann aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht auf dem ganzen Wege zum Pol hin und zurück (es ſind faſt 1500 km), ſoviel Nahrungsmittel und flüſſiges Heizmaterial mitführen, als die Männer und Hunde dieſer Abteilung während der vielen Wochen dieſer Reiſe verbrauchen!

Die Pionierabteilung war aus den vier tüchtigſten und erfahrenſten Männern der Expedition gebildet. Ihre Schlitten waren mit fünf oder ſechs Tagesrationen nur leicht beladen und mit den beſten Hunden beſpannt, die unter dem ganzen Beſtande ausgeſucht werden konnten.

Ihre Aufgabe war es, alle vierundzwanzig Stunden jedem Hindernis zum Trotz — ausgenommen natürlich eine unüberſchreitbare „Gaſſe“ — eine beſtimmte Strecke zu marſchieren. Ob tiefer Schnee war oder ob man heftigem Sturm entgegenging oder ob bergige Preſſungsgrate überſtiegen werden mußten, der Marſch der Pionierabteilung mußte gemacht werden! Denn die frühere Erfahrung hatte gelehrt, daß jede Wegſtrecke, die von der vorausgehenden Abteilung mit ihren leichten Schlitten zurückgelegt worden war, in weniger Zeit von der Hauptabteilung ſelbſt mit ſchwerbeladenen Schlitten geſchafft werden konnte, da ja die Hauptabteilung, die dem gebahnten Weg zu folgen hatte, keine Zeit mit Erkundungen verlieren brauchte.

Mit andern Worten: die Pionierabteilung war der Wegmacher der Expedition, und die Entfernung, die ſie zurücklegte, war das Maß für das, was die Hauptabteilung leiſten mußte.

Einen großen Vorteil, den ich bei der hier beſchriebenen Expedition hatte, verdankte ich der Größe meiner Expedition, denn wenn die Männer dieſer Pionierabteilung durch ihre ſchwierige Arbeit und den Mangel an Schlaf erſchöpft waren, konnte ich ſie in die Hauptabteilung nehmen und eine friſche Abteilung ausſenden, die ihren Platz einzunehmen hatte. Zum Erfolg iſt eine große Expedition abſolut notwendig.

Wir kommen nun zu den Hilfsabteilungen, die auf dem Wege zum Pol in Zwiſchenräumen nach dem Schiff zurückgeſendet werden ſollten: jedermann wird es verſtehn, daß wenn eine große Menge von Männern und Hunden über das pfadloſe Eis des Polarmeeres zieht, wo es keine Möglichkeit gibt, ein einziges Lot Nahrungsmittel auf dem Wege zu finden, ſo wird nach einem Marſch von vielen Tagen der Proviant von einem oder mehreren Schlitten durch die Männer und die Hunde aufgezehrt ſein. Iſt das geſchehen, ſo müſſen dieſe Schlitten mit ihren Treibern und Hunden ſofort an das Land zurückgeſchickt werden. Sie ſind ja jetzt überflüſſige Münder, die nicht von den knappen Rationen mitgefüttert werden können, die auf den Schlitten vorwärts geſchleppt werden.

Aber die Hilfsabteilungen hatten noch eine andere Aufgabe zu erfüllen, die nur von wenig geringerer Wichtigkeit war, als die bereits angeführte: ſie mußten die Spur für eine beſchleunigte Rückkehr der Hauptabteilung offen halten.

Was jeder Schlitten trug.

Jede Abteilung von vier Männern war völlig unabhängig und hatte ihre vollſtändige Reiſeausrüſtung; den Spiritusofen und die Kochutenſilien ausgenommen, war in der Tat jeder Schlitten für ſich vollſtändig. Auf jedem Schlitten waren die Nahrungsmittel für Männer und Hunde und Kleidungsſtücke für den Treiber. Eine normale Schlittenladung genügte für den Treiber und das Hundegeſpann für etwa fünfzig Tage, und durch Tötung einiger Hunde und deren Verwendung als Nahrung für die anderen Hunde und die Leute konnte dieſe Zeit auch auf ſechzig Tage ausgedehnt werden.

Für das Packen eines Schlittens hatten wir eine feſte Methode: am Boden war eine Lage von Hunde-Pemmican in roten Zinndoſen, die die ganze Länge und Breite des Schlit-

Copyright, 1910, in the U. S. A. and all other countries where copyright is granted by Robert E. Peary. All rights reſerved.

tens bedeckte; hierauf lagen zwei Reihen von Zinndoſen mit Zwieback und Mannſchafts-Pemmican in blauen Zinndoſen; darauf kamen die Gefäße mit Spiritus und kondenſierter Milch, eine kleine Felldecke, auf der der Mann im Iglu ſchlief, Schneeſchuhe und Reſerveſchuhe, ein Eispickel und ein Schneemeſſer. Praktiſcherweiſe waren die einzigen Extraſtücke von Kleidung, die mitgeführt wurden, wenige Paar von Robbenfell-„Kämiks" (Eskimoſchuhe) für jeden Mann, denn man kann ſich wohl denken, daß mehrere hundert Kilometer eines ſolchen Marſches über Eis und Schnee für jede Art Schuhwerk verhängnisvoll ſein müſſen.

Unſere täglichen Rationen.

Die normale tägliche Ration während der Schlittenreiſe zum Pol iſt bei allen meinen Expeditionen folgende geweſen: 450 Gramm Pemmican, 450 Gramm Schiffszwieback, 4 Unzen kondenſierte Milch, 1/2 Unze gepreßten Tee, 6 Unzen flüſſiges Feuerungsmaterial (Spiritus oder Petroleum). Im ganzen alſo 900 Gramm 4 1/2 Unzen feſter Beſtandteile für den Mann und den Tag. Bei dieſer Ration kann ein Mann bei der niedrigſten Temperatur für ſehr lange Zeit hart arbeiten und doch in guter Verfaſſung bleiben.

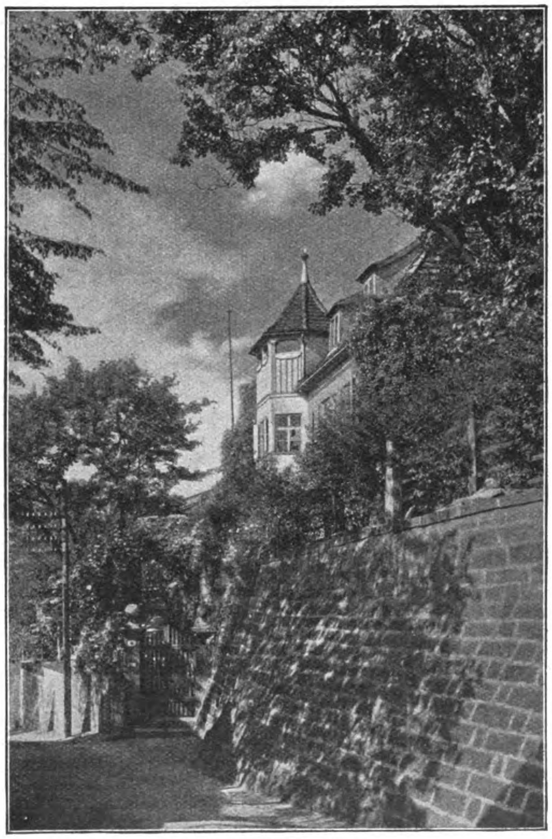
Die normale tägliche Ration für die Hunde iſt 450 Gramm Pemmican für den Tag; aber dieſe Abkömmlinge der arktiſchen Wölfe ſind ſo abgehärtet, daß ſie, wenn das Futter knapp wird, ſelbſt bei ſehr wenigem Freſſen lange Zeit arbeiten können. Ich habe jedoch immer verſucht, meine Vorräte ſo auf die ganze Zeit der Schlittenreiſe zu verteilen, daß meine Hunde mindeſtens ebenſogut genährt waren, als ich. Auf dieſer letzten Expedition erhielten die Hunde während des größeren Teils der Zeit mehr als die normale Ration.

(Fortſetzung folgt.)

Frühlingstage auf klaſſiſchem Boden.

Skizze von M. Kneſchke-Schönau.

Frühlingstage auf klaſſiſchem Boden! Wer denkt dabei nicht ſehnſuchtsvoll des Landes, wo die Zitronen blühen, oder ſucht, mit Iphigenien zu ſprechen, das Land der Griechen mit der Seele! Aber nicht dahin ſoll der Leſer heute geführt, ſondern nur zum Beſuch eines kleinen Dorfes im lieben deutſchen Vaterlande veranlaßt werden, das an Größe wohl von vielen deutſchen Dörfern übertroffen werden dürfte, aber an landſchaftlichen Reizen keinen Wettbewerb zu ſcheuen braucht. Dieſen Reizen geſellt ſich noch der einer literaturgeſchichtlichen Bedeutung hinzu, ſo daß man von ihm ſehr wohl als von „klaſſiſchem Boden" ſprechen darf. Das liebliche Loſchwitz iſt es, das unweit der ſächſiſchen Hauptſtadt Dresden, dem ſchönen Elbflorenz, wie es Johann Gottfried von Herder taufte, am rechten Ufer der Elbe gelegen iſt. Im Jahre 1071 wird es in einer alten Urkunde des ſlawiſchen Edlen Bor als „Luſchkwitz" zuerſt genannt, als dieſer es vom Biſchof Benno vom Stifte Meißen als Lehn erhält. Dann heißt es im Laufe der Jahrhunderte bald Loscuitz, Loſchkuwitz, Luzchewicz, Loſzkewitz, Lüſchwitz, bis es endlich bei der heute üblichen Schreibweiſe Loſchwitz verblieb. Beſondere hiſtoriſche Ereigniſſe hat ſeine Chronik nicht aufzuweiſen, aber unſterbliche Dichterheroen haben hier gelebt, geliebt und gelitten und wie der Magnetberg das Eiſen, ſo alle hervorragenden Vertreter des geiſtigen Lebens jener Zeiten angezogen, die dem reizenden Elbneſte eine bis auf den heutigen Tag ſich erhaltende Weihe gaben.



Straßenpartie in Loſchwitz.

„Die Stätte, die ein guter Menſch betrat, iſt eingeweiht."

Dieſes Goethewort bewahrheitet ſich bei Loſchwitz im ſchönſten Sinne. Es webt ein eigener Zauber um den Ort, ſeit Schiller hier bei ſeinem Freunde Körner weilte und in dem noch heute wie einſt erhaltenen Gartenhäuschen auf Körners Weinberg ſeinen „Don Carlos" ſchrieb. Neben der Dresdener Hochfinanz, die hierher ihre Landſitze verlegte, fühlten ſich Leuchten der Wiſſenſchaft, Poeten, Künſtler und Muſiker vom Zauber des Ortes angezogen und bauten ſich hier an, oder verlebten hier ihre goldenen Ferienzeiten, wo ſie in reiner Höhen- und Waldesluft den Staub des Alltags von der Seele ſtreifen und neue Kraft und neue Anregungen empfangen konnten.

Wie die Perlen eines Diadems reihen ſich die prächtigen Villen auf halber und ganzer Bergeshöhe aneinander; ſchüchtern nur blinkt hier und da aus dem Grün der Wälder und Gärten ein altehrwürdiges, ſchmuckloſes Landhäuschen im liebvertrauten Biedermeierſtil hervor. Über dem maleriſchen Ziegengrunde, dem Lieblingsmotive Meiſter Ludwig Richters und ſeiner Schüler, der hier auf den Loſchwitzer Höhen ſein Landhaus hatte, baut ſich die Gemeinde „Weißer Hirſch" mit den weltberühmten Dr. Lahmannſchen Sanatorien und ihrem internationalen Badeleben auf. Links davon die vornehme Villenkolonie Oberloſchwitz und rechts der idylliſche, wälderreiche Ortsteil „Schöne Ausſicht", der, wie ſchon ſein Name beſagt, die ſchönſte Ausſicht auf Dresden, den Elbgau, das Erzgebirge und die Sächſiſche Schweiz bis weit ins Böhmerland hinein bietet. Hier hat ſich beſonders das ſchönheitsdurſtige und ruhebedürftige Völkchen der Künſtler, Schriftſteller und Gelehrten angeſiedelt, und wohl nirgends findet man noch ſo wundervolle, alte, verträumte Gärten und idylliſche Waldteile, wie hier, wo der Dichter Eichendorff wohl die Anregung zu ſeinen ſtimmungsvollen Waldliedern fand und ſang:

> Von Gärten, die überm Geſtein
> In dämmernden Lauben verwildern —
> — — — — — — — — — —

Die Loſchwitzer Landſchaft mutet an wie ein Gemälde von Claude Lorrain, und manche berühmte Meiſterhand hat ihre Schönheiten auf die Leinwand feſtgebannt.

Wem es vergönnt war, ſie im Maienzauber zu

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſehen, wo die unabſehbar weiten Obſtgärten, ſonnigen Hänge und Gründe ein einziges, ſchneeiges Blütenbukett bilden, wer auf der Plattform von Loſchwitzhöhe eine Mondnacht im Frühling verträumen und auf das Lichtermeer der gegenüber liegenden Großſtadt und ihrer Vororte hinabblicken durfte, den breiten Strom mit den dahingleitenden hellerleuchteten Dampfern zu Füßen — der wird den berückenden Zauber dieſes Elbdörfchens nimmer vergeſſen können und ſich ſtets danach zurückſehnen müſſen.

Das Schillerhäuschen auf Körners Weinberg in Loſchwitz.

Und wenn ſchon ein gewöhnlicher Sterblicher dieſem Reize erliegt, kann's dann noch wundernehmen, daß hier das ſchönſte Lied eines Unſterblichen erſtand, Schillers Lied an die Freude?

Freilich miſchte ſich in die Begeiſterung des Dichters, als er im Sommer des Jahres 1786 zum erſten Male dieſe herrliche Landſchaft erblickte und im Landhauſe ſeines hochherzigen Freundes Chriſtian Gottfried Körner Höhenluft atmen durfte, das wonnige Gefühl, einmal auf längere Zeit der Alltagsſorge entrückt zu ſein, das der Ärmſte bis damals nicht und auch in ſeinem ſpäteren Leben wohl nie wieder in dem Maße kennen gelernt. Die Herzensgüte und der edle Charakter Körners zeigten ſich am beſten in dem Einladungsbriefe, den er dem ſchwer mit dem Leben ringenden, jungen Freunde ſchrieb und in dem es heißt: „Aber ein Jahr wenigſtens laß mir die Freude, Dich aus der Notwendigkeit des Brotverdienens zu ſetzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringſten meine Umſtände zu verſchlimmern. Auch kannſt Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Intereſſen zurückgeben, wenn Du im Überfluß biſt.“ (Aus Hofrat Emil Peſchels Werk: „Theodor Körner und die Seinen“.)

An der Calberlasſtraße in Loſchwitz.

Damit hatte der Hochherzige dem darbenden und dabei auch noch kränkelnden Freunde nicht nur eine große Sorgenlaſt von der Seele genommen, ſondern ihm auch die innere Ruhe, den Glauben an die Menſchheit und ſein Talent zurückgegeben.

Noch am Tage ſeiner Ankunft ſchrieb Schiller an ſeinen und Körners Freund Huber in Leipzig:

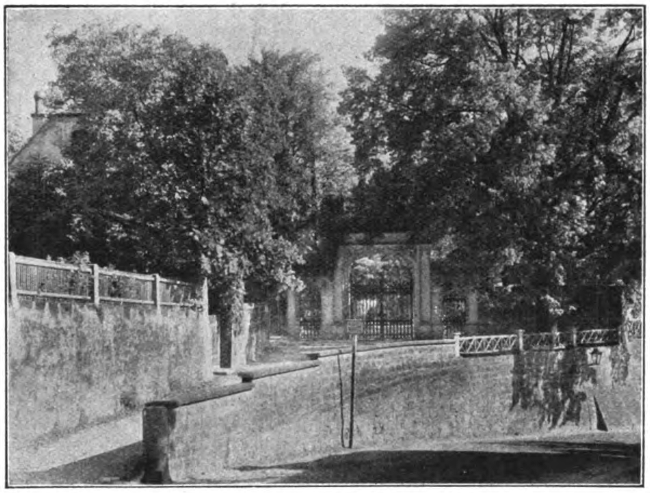
„Was bisher meine heißeſten Wünſche erzielten, habe ich nun endlich erlangt! Ich bin hier im Schoße unſerer Lieben aufgehoben wie im Himmel.“

Wie im Himmel fühlte er ſich auch am erſten Morgen in Loſchwitz, wo das Frühſtück unter einem alten Nußbaum im Garten eingenommen wurde und er zum erſten Male die Ausſicht auf das Elbtal und den Frieden dieſes Stückchens Eden genoß. Leidenſchaftlich erregt ſtieß er beim Ausbringen einer Geſundheit auf frohes Zuſammenſein allzu heftig mit ſeinem Weinglaſe an das der jungen Hausfrau an, ſo daß das Glas zerſprang und der Rotwein über das neue Damaſttuch floß. Die junge Frau, an die ſchwer tilgbaren Flekken denkend, ſtieß einen Schreckensruf aus, den Schiller als Furcht vor einem böſen Omen deutete. Schnell rief er: „Eine Libation für die Götter! Gießen wir unſere Gläſer aus!“ Dann nahm er die geleerten Gläſer und warf ſie über die Gartenmauer auf das Pflaſter und rief leidenſchaftlich: „Keine Trennung, keiner allein! Sei uns ein gemeinſamer Untergang beſchieden!“ —

Frau Körner, in Sorge um ihr Kriſtall und ihre Tiſchtücher, kaufte ſich am ſelben Tage vier kleine ſilberne Becher und ließ ſie mit den Initialen der Hausbewohner, zu denen noch ihre Schweſter Dora Stock, die bekannte Porträtmalerin, gehörte, zeichnen. Nun konnte beim Geſundheittrinken kein Unglück mehr geſchehen.

Voll Feuereifer ging dann Schiller an ſeinen „Don Carlos“, mußte aber oft vergeblich auf den Beſuch ſeines Genius warten. Das geſellige Leben im Körnerſchen Hauſe, die vielen Ausflüge zu Fuß und zu Schiff, zu denen das ſchöne Wetter und die herrliche Umgebung verlockten, raubten dem Dichter viel Zeit, ſo daß er eines Tages eine Einladung für den ganzen Tag nach Pillnitz abſchlug, um ſich völlig ſeiner Arbeit widmen zu können. Körners fuhren allein nach Pillnitz, und da im Hauſe gerade gebaut wurde, erkor ſich Schiller das anſtoßende Winzerhäuschen als Arbeitsſtätte, ohne zu bedenken, daß ſich darin die Waſchküche befand. Kaum hatte er zu ſchreiben begonnen, ſo wurde er durch das Geſchwätz der Waſchweiber und das Klatſchen der Wäſche geſtört. Zum Überfluß brach noch ein furchtbares Gewitter aus, das Körners zum Übernachten in Pillnitz zwang, und ſo ſaß der arme Dichter einſam und ohne Nahrungsmittel im Hauſe, denn die Hausfrau hatte im Glauben, daß er doch noch mitfahren werde, Küche, Speiſekammer und Spinde verſchloſſen. Seine Stimmung ſchildert er in folgendem launigen Gedicht:

Untertänigſtes Promemoria an die Konſiſtorialrat Körnerſche weibliche Waſchdeputation in Loſchwitz, eingereicht von einem niedergeſchlagenen Trauerſpieldichter:



Eingang zur Villa Orlando in Loſchwitz.

Dumm iſt mein Kopf und ſchwer wie Blei,
Die Tabakdoſe ledig,
Mein Magen leer — der Himmel ſei
Dem Trauerſpiele gnädig!

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen,
Wer kann Empfindung und Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Feu'r ſoll ich gießen aufs Papier
Mit angefrornem Finger?
O Phöbus, haſſeſt Du Geſchmier,
So wärm' auch Deine Jünger.

Die Wäſche klatſcht vor meiner Tür,
Es plärrt die Küchenzoſe,
Und mich — mich ruft das Flügeltier
Nach König Philipps Hofe.

Ich ſteige mutig auf das Roß;
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid — am Königsſchloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Galerie
Und — ſiehe da — belauſche
Die junge Fürſtin Eboli
In ſüßem Liebesrauſche.

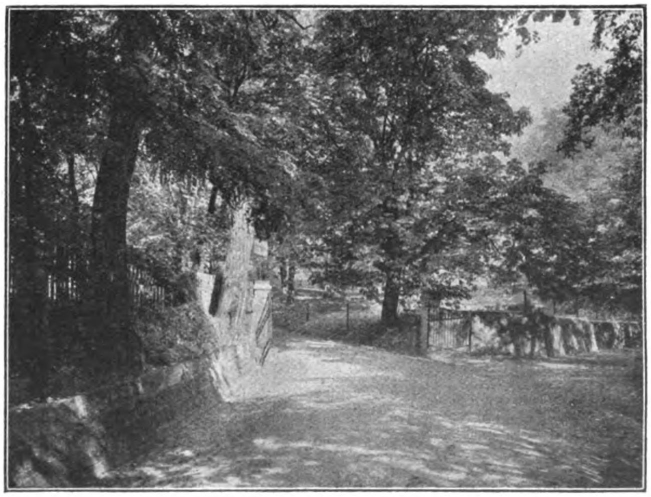
Jetzt ſinkt ſie an des Prinzen Bruſt
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterluſt,
Doch in den ſeinen Trauer.

Schon ruft das ſchöne Weib Triumph,
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen naſſen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg iſt Traum und Feerei,
Prinzeſſin, Gott befohlen!
Der Teufel ſoll die Dichterei
Beim Hemdenwaſchen holen!

Gegeben in unſerem jammervollen Lager ohnweit dem Keller.
F. Schiller,
Haus- und Wirtſchaftsdichter.

(Aus Hofrat Emil Peſchels Werk: „Theodor Körner und die Seinen“.)



Auffahrt zur Kgl. Beſitzung „Königs-Weinberg“ in Loſchwitz-Wachwitz.

Von nun an verlegte der Dichter ſeine Arbeitsſtätte in das kleine Gartenhaus auf der Höhe des Weinberges, und hier entſtand neben dem „Don Carlos“ noch eine Menge kleinerer poetiſcher, hiſtoriſcher und philoſophiſcher Arbeiten, ſo auch der erſt ſeit 1893 bekannt gewordene Wechſelgeſang zwiſchen Leontes und Delia (Körner und Minna), mit dem er das ideale Eheglück des konſiſtorialrätlichen Paares feiert. Mit der Schweſter der Hausfrau lebte er auf ſehr freundſchaftlichem Fuße und ließ ſich von ihr zeichnen. Auch dem Maler Anton Graff, der viel bei Körners verkehrte, ſaß er zu einem Bilde (beide Originale befinden ſich im Körner-Muſeum in Dresden). Mit dem Kapellmeiſter und Kirchenkomponiſten Karl Gottlieb Naumann, dem beſten Freunde Körners, unternahm er viel Fahrten auf der Elbe, doch auf die Dresdener Geſellſchaft war er im allgemeinen nicht gut zu ſprechen und nannte ſie eine „Wüſte der Geiſter“, was Körner damals leider beſtätigen mußte. Trotzdem war es Körner, dem geiſtreichen und warmherzigen Manne, gelungen, tonangebend in der Geſelligkeit zu wirken und die Vertreter des geiſtigen Lebens der ſächſiſchen Hauptſtadt an ſein Haus zu feſſeln. Was an vornehmen oder zum Geiſtesadel zählenden Fremden ſtändig oder vorübergehend in Dresden weilte, ſuchte das gaſtliche Körnerhaus auf und wurde auf das liebenswürdigſte empfangen. So verkehrten u. a. die beiden Humboldts, die Brüder Schlegel, Friedrich v. Stein, Nicolai, Zelter, Novalis, Heinrich v. Kleiſt, Eliſa v. d. Recke und ihre jüngere Schweſter, die Herzogin von Kurland, ſowie auch die Herzogin Amalie von Weimar und Frau v. Lengefeld mit ihren Töchtern Karoline und Charlotte oft und gern bei Körners, und ſelbſt Goethe, der Anſpruchsvolle und maßlos Verwöhnte, rühmte den Zauber der Körnerſchen Häuslichkeit. Schiller hat ſpäter noch öfter Körners Gaſtfreundſchaft in Anſpruch genommen; ſo weilte er mit Frau und Söhnchen ſowie ſeiner Schwägerin Karoline von Wolzogen im Auguſt 1801 mehrere Wochen im Weinberghäuschen zu Loſchwitz. Es war ſein letzter Beſuch bei Körners. Hier unter dem hohen, ſpitzen Ziegeldach des jeden architektoniſchen Schmuckes und inneren Komforts entbehrenden Landhäuschens ſpannen ſich auch die zarten Beziehungen zwiſchen Heinrich v. Kleiſt und dem Urbild ſeines Käthchens von Heilbronn, der Pflegetochter Körners, Julie Kunze, der nachmaligen Frau v. Einſiedel an, und auf dem idylliſchen Fleckchen Erde mag ſich manche leidenſchaftliche Szene, mancher harte Kampf zwiſchen den Liebenden abgeſpielt haben, ehe das ſchöne, junge Geſchöpf, die Ausſichtsloſigkeit einer Verbindung mit dem jungen Dichter und Sänger ohne Habe einſehend, ſich von ihm losriß. Der faſt verzweifelnde Kleiſt ſchrieb daraufhin ſein Käthchen von Heilbronn, um der zaghaften Geliebten, die ſeinem Stern nicht vertrauen wollte, zu zeigen, wie ein Mädchen lieben müſſe. Der dem Liebesbunde abholden Schwägerin Körners, Dora Stock, deren Einfluß Julie erlag, ſetzte er in Kunigunde von Thurneck ein wenig ſchmeichelhaftes Denkmal.

Hier im reizenden Loſchwitz verlebte auch der Heldendichter und begeiſterte Freiheitskämpfer Theodor Körner ſeine ſonnige Kindheit und wuchs zum Jüngling heran. Er liebte dieſes kleine Elbdorf mit ſeinen herrlichen Wäldern leidenſchaftlich und zählte die hier in ungebundener Freiheit verlebten Stunden zu den ſchönſten ſeines Lebens. Hier entſtanden ſeine erſten humoriſtiſchen Gedichte auf ſeine Lehrer und Erzieher, ſeine Tante Dorchen, mit der er in ewiger Fehde lebte, und ſein Schweſterchen Emma.

Dorf Loſchwitz mit Kirche und Schwebebahn.

Als Vierzehnjähriger ſchrieb er hier ſein wenig bekanntes, aber ſeinen Napoleonhaß ſchon damals aufs deutlichſte verratendes Gedicht:*)

Napoléon, pour ta grande bouche
Toute la terre n'est pas sûre,
Tu es le premier des Cartouches,
Car tu voles des empires.

„Ne moquez-vous pas d'un empereur,
Voyez-vous, c'est le héros des temps.“
Ah, mon ami, je suis Allemand,
J'en me moquerai de tout mon cœur.

„S'il est vraiment admiré du monde,
Mes rimes ne seront pas sa honte,“
Penses-tu, ma douce amie,
Penses-tu, que je t'oublie?

Oui, je trouve le Français charmant,
Pour dire aux dames des compliments,
Mais les mots, adressés aux tyrans,
Cela seule exprime l'allemand.

Als er im Winter 1805 an den in Dresden auftretenden Blattern und am Nervenfieber ſchwer erkrankte, waren es wieder die reizenden Elborte Loſchwitz und Schandau, wo er Geneſung ſuchte und fand.

Im lauſchigen Gartenhäuschen in Loſchwitz ſchrieb er ſeine erſten feurigen Liebesgedichte und wandelte unter dem Eindruck ſeiner erſten tieferen Neigung zu Erneſtine von Burgsdorff „wie ein Träumender dahin“.

Seiner Braut Antonie Adamberger ſchildert er im Jahre 1813 die Reize ſeiner Heimat in dem Loblied auf Dresden:

„Folge mir, liebliche Braut auf den Schwingen des Lieds in die Heimat — — —“

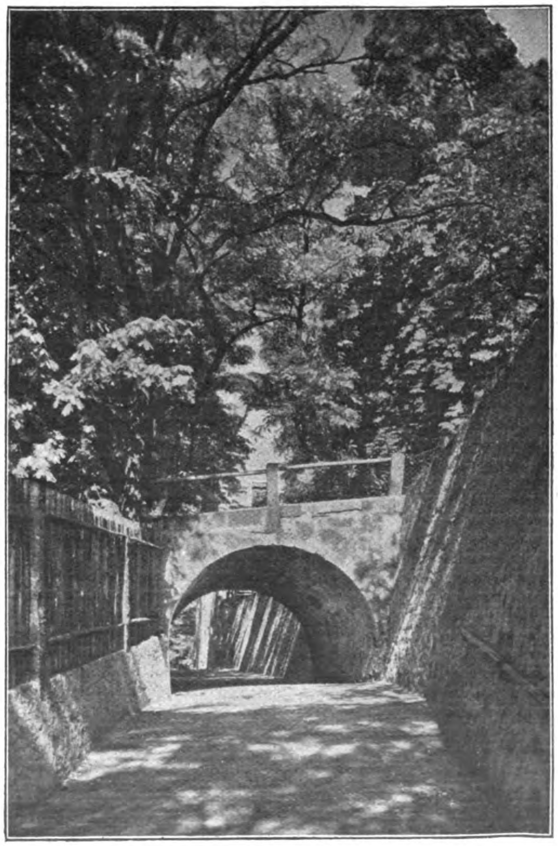
und ſingt darin von Loſchwitz:

„Aber nun folge mir weiter hinab an den blühenden Ufern,
Durch Weingärten dahin, längs an den Villen vorbei.
Doch wir hemmen den Schritt. — „Was ſchimmert ſo weiß durch die Pappeln?
Reben ſchmücken den Berg, Lindenduft flüſtert mir zu!“ —
Alſo fragſt Du, Geliebte, da reiß' ich ans glühende Herz Dich,
Küſſe das liebliche Wort Dir von den Lippen hinweg.
Sieh! meinem Vater gehört's, und Dir, und mir; manche Stunde
Hab' ich da fröhlich verlebt, hab' ich da mutig verpraßt.
Aber nun kommen die ſchönſten! — Da ſoll uns der Frühling begrüßen,
Und in das niedrige Dach wandern die Götter mit ein.
Und wir ſteigen die Treppen hinauf, durch alle Gemächer,
Führ' ich mein glückliches Weib, zeige Dir jeglichen Platz,
Mir aus der Kindheit noch, aus der fröhlichen, wichtig geblieben,
Wo der Carlos entſtand, wo uns der Sänger verließ.“

Nur wenige Schritte von dem äußerlich ganz unverändert gebliebenen Körnerhauſe in Loſchwitz hat ſich die königlichſte Darſtellerin Schillerſcher Rollen, die vielgefeierte Heroine des Königl. Schauſpielhauſes in Dresden, Pauline Ullrich, ein koſiges Sommerneſtchen geſchaffen.

Von den vielen, vielen Menſchen mit berühmten Namen, die ſich im ſchönen Loſchwitz anſiedelten, ſeien aus der Vergangenheit noch der vorzügliche Klavierpädagoge Friedrich Wieck, der Vater der unvergeßlichen Klara Schumann, und aus der Gegenwart nur die beliebten Maler und Zeichner Hermann Vogel, Hermann Prell, Richard Müller (im ehemaligen Ludwig Richter-Hauſe), Hans Unger, Otto Fiſcher, Jul. Genſch, der Komponiſt H. Gottlieb-Nohren und der Tenor der Dresdener Oper, Karl Burrian, erwähnt. Sie alle wiſſen den klaſſiſchen Boden dieſes Elbdorfes zu ſchätzen, und ſie finden hier inmitten der herrlichſten Natur die Feiertags-Stille und -Stimmung, die ſie für ihren Künſtlerberuf brauchen.

Nur ſchwach können unſere Abbildungen den Reiz dieſer Landſchaft wiedergeben, aber vielleicht verlocken ſie doch manchen Leſer zu einer Sommerfahrt in dieſes Blütenparadies mit ſeinen klaſſiſchen Erinnerungen auf allen Wegen und Stegen, die keinen, keinen enttäuſchen dürfte. — —



Der Wachwitzer Kirchſteig in Loſchwitz-Wachwitz.

---

*) Das Originalmanuſkript befindet ſich im Körner-Muſeum zu Dresden.

Die Neuheiten in unſeren Blumengärten. Von H. Kranichfeld, Konſiſt.-Rat a. D.

Vor mir liegt der neueſte Katalog von Crozy in Lyon (Hyères), einem der hervorragendſten Blumenzüchter Frankreichs. Er hat die Kultur der Cannas zu ſeiner Spezialität gemacht. Auf nicht weniger als 43 Seiten des Katalogs werden die verſchiedenen, meiſt von ihm ſelbſt geſchaffenen Sorten dieſer einen Zierpflanze aufgezählt. Aus den 1875 von ihm eingeführten, anfangs noch ganz unſcheinbaren, blühenden Cannas iſt in ſeinen Gewächshäuſern eine faſt unüberſehbare Menge der farbenprächtigſten Varietäten entſtanden. Ähnliche Fortſchritte der gärtneriſchen Kultur finden wir in letzter Zeit bei faſt allen Pflanzen, die ſich gerade der Gunſt der Mode und darum auch einer beſonderen Pflege ſeitens der Blumenzüchter erfreuen — wie bei den Begonien, den Chryſanthemen, Gladiolen, dem Caladium, der Amaryllis, dem Flieder uſw. Seit es in Deutſchland Mode geworden iſt, daß auch der Privatmann im Garten und Warmhaus Neuheiten kultiviert, ſind uns dieſe erſtaunlichen Leiſtungen der Blumenzüchter bekannter geworden.

Da iſt es nun merkwürdig, wie wenig die Frage, auf welchem Wege die Züchter in den Beſitz ſolcher Neuſchöpfungen gelangen, die Blumen- und Gartenfreunde bisher beſchäftigt hat. Erſt ſeit kurzem hat ſich ein Botaniker der Aufgabe unterzogen, wiſſenſchaftlich feſtzuſtellen, welche Methode die Züchter einſchlagen. Es war kein geringerer als der bekannte holländiſche Forſcher Hugo de Vries, der ſich entſchloß, die bedeutendſten Blumenzüchter in Frankreich, Belgien und Holland, wie Lemoine in Nancy, Crozy in Lyon, Bleu in Paris, Graaff in Leiden, Van Houtten in Gent uſw. ſelbſt aufzuſuchen und an Ort und Stelle die Mittel zu ſtudieren, denen ſie ihre Erfolge verdanken. Dem berühmteſten unter allen lebenden Botanikern öffneten ſich nicht nur die Verſuchsgärten, ihm wurden auch bereitwilligſt alle Aufklärungen, die er nur wünſchte, gegeben. Die von de Vries auf dieſe Weiſe gewonnenen Reſultate haben der wiſſenſchaftlichen Betrachtung ganz neue Geſichtspunkte eröffnet; ſie ſind aber ebenſo für den Blumenliebhaber von hohem Intereſſe und können für ihn ſogar eine gewiſſe praktiſche Bedeutung erhalten.

Sieht man ſich die verſchiedenen neuen Einführungen einmal darauf an, was eigentlich das Neue an ihnen iſt, ſo wird man finden, daß bei ihnen entweder Eigenſchaften auftreten, die wir bisher bei keiner anderen Sorte kannten, oder daß die Eigenſchaften der alten Sorte in neuer Weiſe kombiniert, bzw. geſteigert ſind. Die überraſchenden großen Neuheiten, die faſt jedes Jahr auf einzelnen Gebieten bringt, beruhen immer auf neuen Eigenſchaften. Sie verdankt der Züchter nach de Vries ausſchließlich der Einführung von Sprungvarietäten oder von neuentdeckten wilden Varietäten. Unter Sprungvarietäten verſteht er abnorme Bildungen, die unvermittelt und zufällig in den Gärten auftreten. Der Menſch kann ſie nicht erzeugen, ſondern nur entdecken. Sie entſtehen nicht wie die durch die Hochzucht erzeugten Raſſen durch allmähliche Anhäufung kleinerer Abänderungen, ſondern erſcheinen plötzlich in voller Ausbildung. Eine ſolche Sprungvarietät iſt die Erdbeere ohne Ausläufer. Vilmorin fand ſie in einem einzigen Exemplar einer Ausſaat der gewöhnlichen Erdbeere. Das erſte Exemplar wie alle Nachkommen desſelben beſaßen von Anfang an den ſcharf ausgeſprochenen Charakter der Varietät. Auch die Kaktusdahlie, die ſeit einigen Jahren die alten Dahlienſorten faſt vollſtändig verdrängt hat, iſt plötzlich entſtanden. Der erſte Züchter, van den Berg in Jutphaas (Holland), verdankt ſie einem reinen Zufall. Er hatte ſich von einem Geſchäftsfreund in Mexiko eine größere Sendung mexikaniſcher Knollen, Zwiebeln, Rhizome uſw. ſchicken laſſen. Die Sendung war aber unterwegs bis auf eine einzige Knolle verdorben. Nur dieſe trieb aus: es war — die Kaktusdahlie. Da ſie in Mexiko ſelbſt völlig unbekannt iſt, haben wir es auch bei ihr mit einer Sprungvariation zu tun. Dasſelbe gilt von dem Straußenfeder-Chryſanthemum mit bewimperten Blättern, das vor einigen Jahrzehnten in einem einzigen Exemplar bei Alph. Hardy auftrat, und von zahlreichen anderen neuen Varietäten. Nur zu einem kleinen Teile werden ſie von den Züchtern ſelbſt entdeckt. In den meiſten Fällen kommen ſie aus den Privatgärten, deren Terrain ja viel größer iſt, als das der Züchter und werden dann von dieſen zu relativ hohen Preiſen aufgekauft. So erwarb z. B. Lemoine in Nancy den erſten gefüllten Flieder, von dem alle von ihm eingeführten gefüllten Fliederſorten abſtammen, von einem Privatbeſitzer in Luxemburg. Aber trotz der Mitwirkung von intelligenten Blumenliebhabern wäre doch der raſend ſchnelle Fortſchritt der modernen Blumenkultur nicht möglich geweſen, wenn die Züchter immer erſt auf das relativ ſeltene Auftreten von Sprungvariationen in den Gärten hätten warten müſſen. Tatſächlich benutzten ſie auch alle in der freien Natur entdeckten neuen Arten, die für ihre Zwecke nur irgendwie brauchbar waren. Überall in den tropiſchen und ſubtropiſchen Gegenden machen ihre Agenten und Reiſenden förmlich Jagd auf ſeltene ſchöne Pflanzen.

Bisweilen hat der Züchter nichts weiter zu tun, als die Sprungvariation oder die neuen wilden Arten unter Beobachtung gewiſſer Vorſichtsmaßregeln zu kultivieren, bis er ein für den Verkauf genügendes Quantum von Samen, Knollen, Zwiebeln uſw. beſitzt. Das Ziel iſt dann meiſt in vier bis fünf Jahren erreicht. In der Regel iſt aber ſeine Aufgabe nicht ſo einfach. Er muß in vielen Fällen erſt ungünſtige Eigenſchaften der neuen Art ausmerzen und durch andere erſetzen; in anderen Fällen iſt es vielleicht überhaupt nur eine einzige Eigenſchaft, durch die ſich die neue Art auszeichnet, dann gilt es, dieſe auf die ſchon bekannten alten Sorten zu übertragen.

Wenn nun neue Eigenſchaften auf das Auffinden neuer Sprungvarietäten oder neuer wilder Arten zurückzuführen ſind, ſo erfolgt die Kombination der verſchiedenen Eigenſchaften ſtets durch Kreuzung. Dieſe beſteht bekanntlich darin, daß die Blüten der einen Varietät oder Art mit dem Blütenſtaube einer anderen künſtlich befruchtet werden. Das Ergebnis iſt eine Nachkommenſchaft von Baſtarden oder — wie man bei den Pflanzen ſagt — von Hybriden, die, wie die Kinder verſchiedener Eltern, eine Miſchung von väterlichen und mütterlichen Eigenſchaften zeigen. Die Hybriden der erſten Generation ſind meiſt noch einförmig. Der ganze Reichtum der verſchiedenſten Formen bricht aber bei weiteren Kreuzungen hervor. Es zeigen dann oft Pflanzen, die aus dem Samen einer und derſelben Samenkapſel hervorgehen, die allerverſchiedenſten Kombinationen und Nuancen der elterlichen und großelterlichen Eigenſchaften. Der Züchter hat, um zum Ziele zu kommen, nur die Verſuche fortzuſetzen, bis die von ihm gewünſchte Kombination auftritt. Durch eine ſolche Kreuzung können auch bei den alten Gartenpflanzen wie den Dahlien, Fuchſien, Roſen uſw., die ſchon in einer großen Anzahl von Sorten exiſtieren, indem man die alten Eigenſchaften neu kombiniert, die wertvollſten neuen Sorten erzeugt werden. Bei wichtigen neuen Sprungvarietäten oder wilden Arten iſt es aber Regel, ſie ganz ſyſtematiſch mit allen alten Varietäten der Reihe nach zu verbinden. Das tat z. B. van den Berg in Jutphaas mit ſeiner oben erwähnten neuen Kaktusdahlie, Lemoine mit dem in Luxemburg entdeckten gefüllten Flieder; das geſchah auch mit dem Straußenfeder-Chryſanthemum von Alph. Hardy uſw.

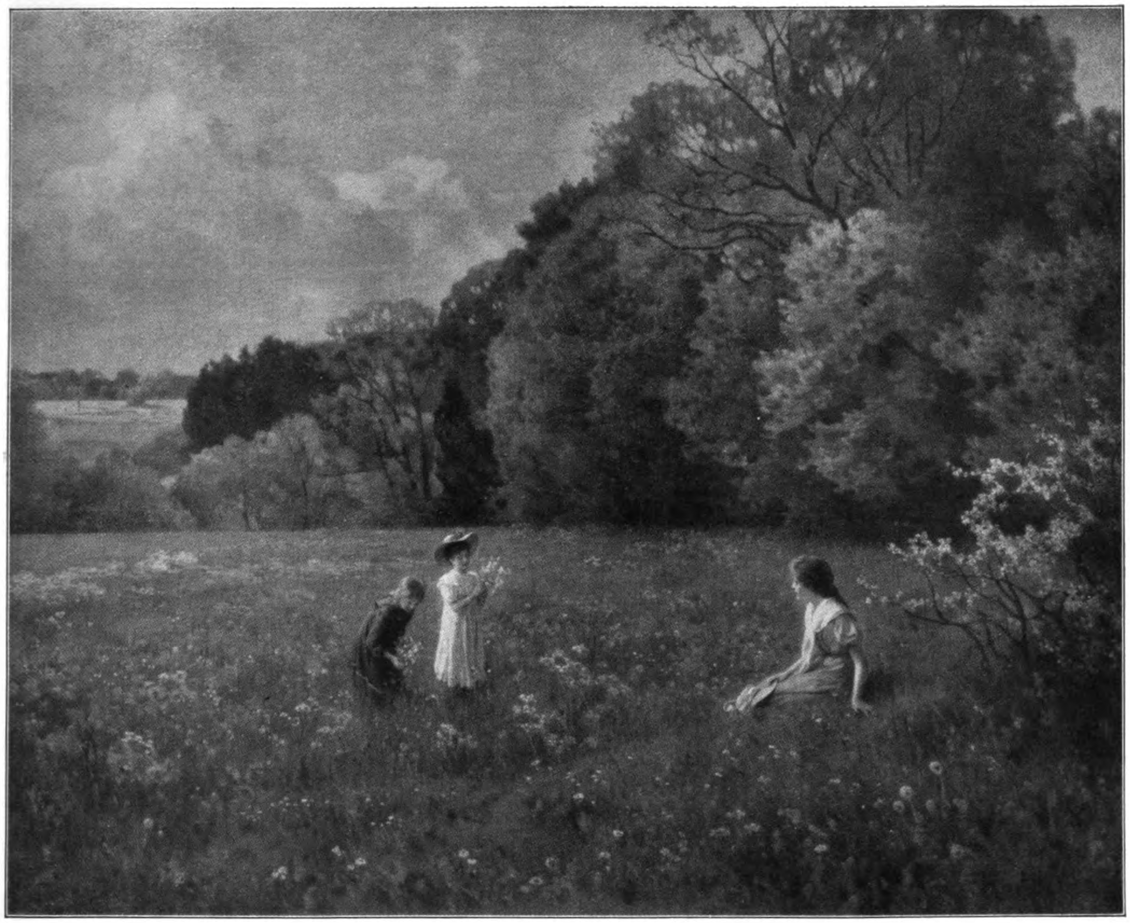
Wie eine Raſſe durch aufeinanderfolgende Kreuzung verbeſſert werden kann, möge noch an einem einzelnen Beiſpiel gezeigt werden.

Van Houtten in Gent war es gelungen, eine ſehr reichblühende Gladiolen-Hybride, die Genter Gladiole (Gladiolus Gandavensis), zu erzeugen. Sie iſt auch jetzt noch im Handel, hat jedoch den Fehler, bei unſerem Winter nicht im Freien auszudauern. William Bull führte nun 1870 eine Varietät aus Natal ein, die winterhart iſt, aber wegen verſchiedener Schönheitsfehler nicht direkt als Zierpflanze Verwendung finden konnte. Lemoine kreuzte dieſe mit verſchiedenen Sorten des Gladiolus Gandavensis. Das Reſultat war eine Hybride, die die Schönheit der Genter Gladiole mit der Winterhärte der ſüdafrikaniſchen Gladiole von Bull verbindet. Sie wird in den Katalogen als Gladiolus hybridus Lemoinei aufgeführt. Durch eine weitere Kreuzung dieſer Hybride mit einer zweiten ſüdafrikaniſchen Gladiole (Gladiolus Saudersii) gelang es Lemoine, auch die Schönheit der Blüte zu erhöhen. Auf letztere Kreuzung iſt die Punktierung und die Größe der Blumenblätter der neueſten Gladiolen zurückzuführen, die in den Katalogen unter dem Namen Gladiolus Nanceianus zuſammengefaßt werden.

Bei der Kreuzung zwiſchen zwei Pflanzen, die weiter entfernten Arten angehören, zeigt ſich nun die eigentliche Kunſt des Züchters. Sie bietet oft die größten Schwierigkeiten. In vielen Fällen iſt ſie trotz aller Bemühungen noch nie gelungen; in anderen ſieht der Züchter es ſchon für ein Glück an, wenn er ſie nur ein einziges Mal zuſtande gebracht hat. Denn trotzdem, daß ſolche Hybriden nur tauben Samen bringen, kann ein ſolcher vereinzelter Erfolg doch gärtneriſch einen ſehr hohen Wert haben. Laſſen ſich nämlich die Pflanzen nicht nur durch Samen, ſondern auch durch Wurzelſtöcke, Knollen, Zwiebeln, Stecklinge, Pfropfreiſer uſw. fortpflanzen, ſo iſt es möglich, eine durch Kreuzung entſtandene Sorte, auch wenn ſie nur in einem einzigen unfruchtbaren Exemplar exiſtiert, doch zu erhalten und zu vermehren.

Iſt vegetative Vermehrung möglich, dann gewinnt aber auch die Hochzucht eine größere Bedeutung, da die bei ihr erreichten Fortſchritte, die bei der Fortpflanzung durch Samen wieder verloren gehen, bei der Vermehrung auf vegetativem Wege erhalten bleiben. Es ſind z. B. die großen Blumenblätter der Canna von Crozy durch ſie und nicht durch Kreuzung entſtanden.

Überblicken wir die Ergebniſſe der de Vriesſchen Unterſuchung, ſo ſpringt in die Augen, daß ſie unſere Vorſtellungen über die Bedeutung der von den Züchtern angewandten Kulturmethoden ſtark verſchoben haben. Neue Charaktere verdankt der Züchter ausſchließlich der Entdeckung von Sprungvarietäten und neuen Arten; durch die Kreuzung kombiniert er dieſe Charaktere ſo, wie es am beſten ſeinen Zwecken entſpricht; durch die künſtliche Hochzucht endlich verbeſſert er ſie und bringt ſie auf eine gewiſſe Höhe. Samenfreie Raſſen können dagegen — das iſt einer der wichtigſten der Vriesſchen Sätze — durch Hochzucht niemals, durch die Kreuzung nur in einzelnen beſtimmten Fällen erzeugt werden. Dieſe neue Erkenntnis läßt auf manche Erſcheinungen, die dem Blumenliebhaber bisher rätſelhaft bleiben mußten, ein Licht fallen. Die Neuheiten ſtehen ihm nicht mehr ſo fremdartig gegenüber. Er kann, wenn er Glück hat, ſolche ſelbſt in ſeinem Garten entdecken. Wenn unter den Pflanzen einer Ausſaat eine einzelne eine beſondere Form oder Farbe zeigt, etwa dornenloſe Äſte oder geſchlitzte oder bunte Blätter oder weiße Blüten ſtatt der ſonſt roten und blauen oder mehr oder weniger gefüllte Blüten ſtatt der ſonſt leeren, ſo iſt immer die Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß man es mit einer Sprungvarietät zu tun hat, die für die Kultur der Pflanze von Bedeutung werden kann. Die Beobachtung von de Vries macht es ferner verſtändlich, warum unſere Sommerblumen weniger Varietäten zeigen als etwa die Fuchſien oder die Roſen oder die Dahlien, die durch Stecklinge, Augen und Knollen vermehrt werden können, und warum der Same der Sommerblumen in ſo vielen Fällen in wenigen Generationen völlig entartet. Wir haben es dann mit unbeſtändigen Hybriden oder mit Raſſen, die durch Hochzucht entſtanden ſind, zu tun.



Auf der Waldwieſe. Gemälde von E. Nieczky.

Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt. (8. Fortſetzung.)

Ich war ſehr müde, als ich die letzten Zeilen ſchrieb. Ich ſah hinaus auf die Flügel meines Frigidus und zog ſie etwas ein. Als heute morgen mein Blick das Wrack ſuchte, war es verſchwunden. Ich habe nachher meinen Ort abgeſteckt. Mich trennten ſchon mehr als hundertundfünfzig Kilometer von der Stelle, an der ich geſtern niedergegangen war. Das Suchen, auch mit dem Rohr, war vergebens. Und ob ich auch noch ſo viele Stellen, die den bloßen Augen wie ſtumpfe ſchwarze Flecke erſchienen, unter die Linſe nahm, — Waſſer, nichts als Waſſer. Im Laufe des Vormittags kam ganz hinten am Horizont ein Schiff in Sicht. Es war ein plumpes Gefährt. Schwerer Rauch zog wie ein Faden am Rande des großen Keſſels entlang. Ohne ihn hätte ich vielleicht das ganze Fahrzeug nicht entdeckt. Im Rohr machte es den Eindruck, als habe ich einen Fiſchdampfer vor mir. Er zog einen nördlichen Kurs. Nach kaum einer Viertelſtunde war er wieder über die Kimmung hinübergeglitten. Ab und zu quoll noch einmal ein kleines Rauchwölkchen herüber. Und nun habe ich ſchon ſeit der ganzen Zeit nichts Lebendes mehr da unten geſehen. Die letzten drei und eine halbe Stunde habe ich wieder geſchlafen. Sanft und tief. In der Nacht will ich es vorziehen, wach zu bleiben. Mein Trinkwaſſer geht auf den Reſt, und wenn ich auch während der Nacht noch genügend habe, um auszukommen, ſo werde ich doch, wenn ich auch noch ſo ökonomiſch bin, morgen gezwungen ſein, ein Schiff anzuſprechen.

Wahrſcheinlich werde ich aber eine tiefere Breite aufſuchen müſſen, da die Meeresgegend unter mir nicht von den Routen periodiſch fahrender Schiffe durchzogen wird. Es muß ein Fahrzeug ſein, das nach der Alten Welt zurückfährt, damit ich den Bedingungen entſpreche, unter denen ich meinen Flug durchführen ſoll. Und da ich Gefahren, denen ich nicht ohne Mühe und nur unter Aufwendung meiner ganzen Geiſtesgegenwart entgangen bin, nicht wieder heraufbeſchwören will, werde ich mir ein Schiff ausſuchen, das unter deutſcher Flagge fährt.

Ich ſchiebe den Geſchwindigkeitsmeſſer hinaus. Die hohlen Halbkugeln ſchwirren ſofort mit einer Geſchwindigkeit um die Hauptachſe, daß der ganze Apparat den Anblick eines zitternden Nebels bietet. Ich ſehe auf der Zählplatte nach. Dieſe Geſchwindigkeit kann der Frigidus nicht haben. Es iſt ganz ausgeſchloſſen, denn ich habe ihm vorhin, als der Wind an Heftigkeit bedenklich zunahm, die äußerſten Schwungfedern an den beiden Flügeln etwas nach hinten gelegt. Die Windſtärke muß alſo zum Sturm übergegangen ſein. Dort unten ſind es auch nicht mehr langgezogene, ruhige Wellenberge, die in gleichmäßigem Rhythmus zu Tal gehen und wieder anſteigen und bei denen man das Tal von dem Wellenkamm nur durch die tiefere blaugraue Schattierung unterſcheidet; — die See iſt faſt weiß geworden. Langgezogene Schaumlinien werden durch heftige Querwellen ins Wirbeln und Strudeln gebracht. Und das ſteigt und fällt; das ſpritzt den Giſcht auf und fängt ihn wieder auf; das ſpeit aus und verſchlingt; das iſt kein Fließen mehr und kein Strömen, — das iſt ein Kochen.

Es kam überaus ſchnell. Mein Barometer iſt zwar etwas geſunken; auf ſolchen heftigen Wechſel war ich aber nicht vorbereitet. Das iſt Sturm. Es waren bis vor kurzem noch wenige Wolken über mir und eine in breiten Lücken dahintreibende Schicht unter mir. Aber jetzt iſt es über die Kimmung geſtiegen und hinein in den Keſſel geglitten. Es hat ſich ausgebreitet. Wie ein dicker Strahl kam es herüber, und kaum zog es zur Tiefe, da wurde es zum Wall; und dann noch ſchneller zu einem Rieſenfächer. Alles da unten wurde zugedeckt. Es iſt ein ſeltſames, es iſt ein ſchauriges Bild.

Da — jetzt habe ich einen Blitz geſehen. Einen Blitz aus den Wolken unter mir, der nach oben zuckt. Zu mir herüber. Da noch einen; und dort wieder einen. Und alle zielen her zu mir. Ich kann es nur daraus ſchließen, weil ich ſie alle perſpektiviſch faſt bis zum Punkte verkürzt ſehe. — Und nun fuhr dort drüben einer dicht an der wühlenden Decke der Wolken entlang. Auch bei ihm ſah es aus, als ſchöſſe er in einem nach unten gehenden Bogen durch den weiten Raum. Aber auch das iſt optiſche Täuſchung, die durch die Hebung des Horizonts verurſacht wird. Wenn es bereits finſtere Nacht wäre, würde das Bild ſicherlich grandioſer ausſehen; das, was mich jetzt bei ſeinem Anblick nicht ohne ein gewiſſes Erſchauern läßt, iſt nicht das Gewaltige deſſen, was ich ſehe, ſondern die Ahnung deſſen, was hier unter mir an der Entfaltung ſeines Scheines und ſeiner Lichtwirkung durch die hellen Strahlen der Sonne verhindert wird. Ich hänge im blauen Äther. Gegen mich ſteht ein ſehr ſtarker Wind; es liegt ein überaus heftiger Zug an ihm, aber er iſt gleichmäßig. Am ganzen Himmel über mir iſt keine einzige Wolke mehr zu finden. Auch der leiſeſte Schleier iſt fortgeweht. Es iſt, als ob ich gegen eine Wölbung vom reinſten Kriſtallglaſe ſchaue. Im Oſten liegen ſatte grüne Schattierungen; ſie ſteigen nach oben und gehen in herrlichen weichen Zwiſchentönen in ein dunkles Blau über, das ſich gerade über mir bis zum Ultramarin vertieft, und wieder weiter nach Weſten hin ſpielt Gelb, das mit einem ſchwachen Rot durchſetzt iſt, ſeine Zwiſchenrolle bis zu jenem großen Felde im Südweſten, an dem die Sonne ſich anſchickt, hinter dem Horizont zu verſinken.

Es iſt eine Farbenorgie, und es iſt in dieſem Knattern und Würgen, in dieſem Pfeifen und Sauſen ein Bacchanal der Elemente.

Ich darf nicht hinunter. Trotz des Geräuſches, das mein Frigidus beim Fliegen macht, dringt das Krachen an mein Ohr. Ich muß oben bleiben. Und ich muß warten. Aber es wird immer finſterer. Und da unten immer heller. —

Dieſes Gewitter hielt faſt die ganze Nacht an. Die Sterne zogen über den Himmel, und ein ſchwacher Schein im Oſten ließ ahnen, daß die Sonne ihren Lauf auf der anderen Seite bald vollendet haben würde. Ich habe meinen Ort abgeſteckt. Ich bin ganz beträchtlich nach Süden abgetrieben. Da ich doch Waſſer haben muß, iſt es mir nicht ungelegen. Es zeigt mir aber auch, daß der beſte Flieger immer noch machtlos iſt gegen die Kraft des Windes. Aber was für uns doch die Hauptſache iſt: Wir brauchen uns vor einem Orkan ebenſowenig zu verkriechen, wie ein ſeetüchtiges Schiff vor dem ſchwerſten Seeſturm. Wir können freilich nicht gegen ihn ſtehen, aber wir können uns in ihm halten. Das heißt doch, die Kraft haben, ihn zu überdauern.

Von Oſten her fließt ein breiter, milder Schein über den Himmel. Er trifft Stern auf Stern; und löſcht einen nach dem andern aus. Und immer ſtrahlender wird die Helle, und immer klarer wird die Luft. Ich will nun einmal Umſchau halten. So weit mir die Überreſte der Wolkenſchicht einen Durchblick geſtatten, iſt unter mir kein einziges Fahrzeug zu ſehen. So bin ich wieder der einzige in dieſem weiten Raum. Ich denke an das Wrack zurück. Dieſen Orkan wird es nicht überſtanden haben.

Drüben im Süden ſchwimmt etwas auf der Kimmung. Es zeichnet ſich nicht gegen das Waſſer ab. Ich erkenne es nur als einen ſchmalen Strich, der eine Unterbrechung der Horizontlinie bildet und den ich nicht bemerken würde, wenn er tiefer im Keſſel wäre. So aber ſteht er gegen das Leuchten des Himmels. Es muß ein Schiff ſein. Ich will einmal nach den Maſten ſehen. Her mit dem Rohr.

Keine Maſten. —

Aber ein Schiff.

Maſtſtümpfe. Und es liegt ſchief. Aber das kann Täuſchung ſein. Es iſt wirklich nicht leicht, dieſen kleinen Punkt bei dem feinen Zittern des Frigidus im Rohre zu behalten. Aber mir ſcheint, — mir ſcheint, — als bewege ſich dort etwas.

Ich will hinüber und hinunter.

* * *

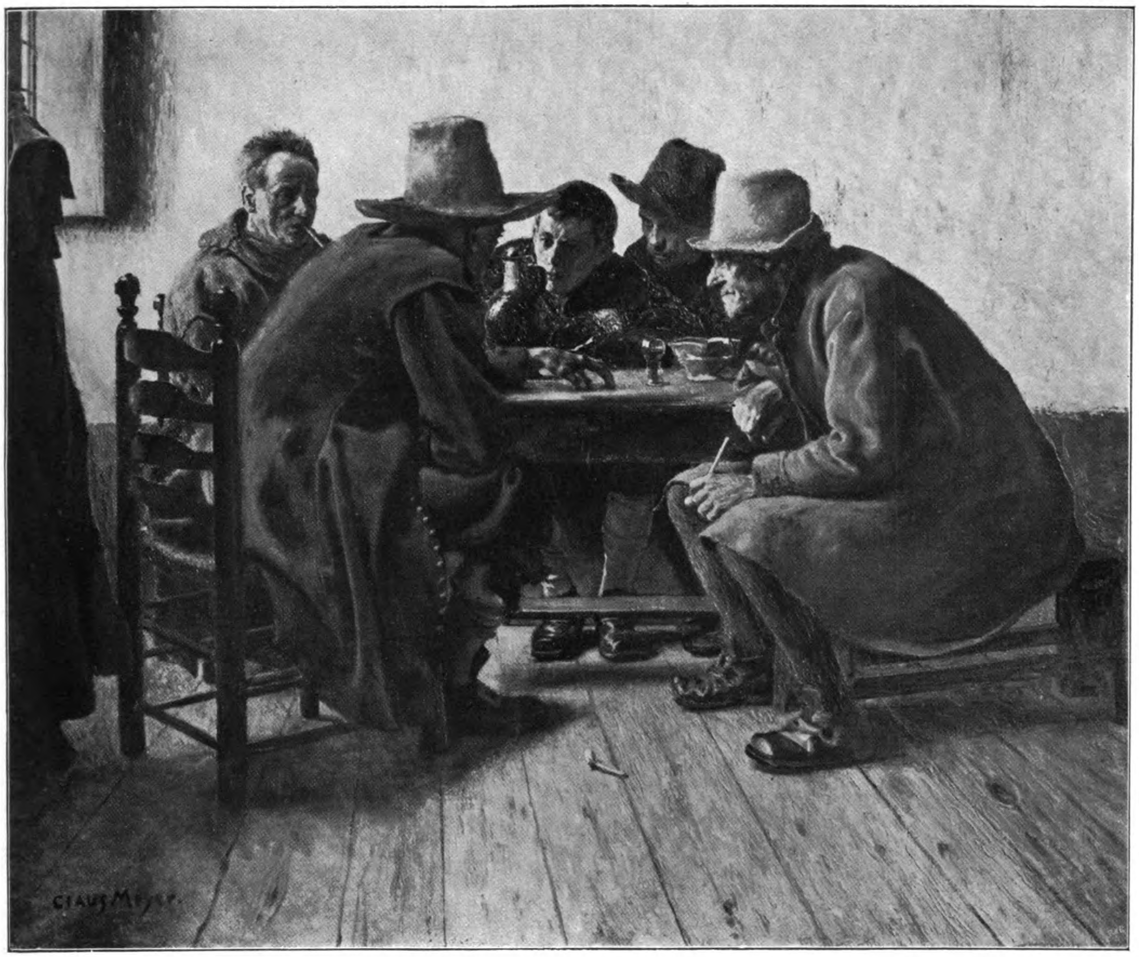
Ich habe mich geſchämt. Und ich habe ein Schaudern vor der Rolle gehabt, die ich zuerſt gegen meinen Willen ſpielte. Vor mir, der ich da in der Luft dicht an dem zertrümmerten Schiffe herumflog, haben Menſchen auf den Knien gelegen. Sie ſtreckten die Arme nach mir aus und rangen die Hände. Und über ihre Geſichter glitt ein verzückter Schein. Eine Mutter, der die Tränen die langen blonden Haare in das Geſicht klebten, hielt mir ihr kleines Kindchen entgegen; und an einem der Maſtſtümpfe ſtand ein Mann, deſſen Oberkörper vollſtändig entblößt war. Er hatte ſeinen ſehnigen rechten Arm durch ein Tau geſchlungen, und mit der linken hielt er eine Frau hoch, die ſich nur mit dem letzten Aufgebot ihrer Kräfte gegen das Sinken wehrte. Da waren Menſchen, die mit den Knien auf dem Deck herumrutſchten, immer mir nach in der Richtung, in der ich flog. Und ein alter Mann mit einem langen grauen Barte griff in ſeinen naſſen Rock und holte ein Buch heraus und fing an laut zu leſen.

Da war kein Unterſchied zwiſchen Paſſagieren und der Beſatzung. Die Augen des Mannes, der hier mit den andern an der Schiffspumpe ſtand und deſſen Adern von der Anſtrengung geſchwollen waren und wie Stränge unter der Haut hinzogen, vergaßen, ſich bei meinem Anblicke zu ſchließen und wieder zu öffnen; ſie ſahen ſtarr aus. Aber ſie beſaßen jene Starrheit, als wenn ein Menſch in Seligkeit ertrinkt. Und jede Tätigkeit hörte auf dem entmaſteten Schiffe auf. Es ſchien ihnen allen ausgeſchloſſen, daß das Meer und der Wind ihnen noch etwas anhaben könnte;

was kümmerte es ſie, daß das Waſſer bisher im Schiffe geſtiegen war; höher und immer höher; — es würde nun zurückgehn müſſen. Was kümmerte es ſie, daß die Maſten in der See trieben? Wozu brauchten ſie Maſten, wenn die Zeichen der Rettung vom Himmel herniederkamen? Die Wolken waren verjagt, die Winde hatten ſich ſchlafen gelegt, und die Blitze waren erloſchen. Weites Blau zog über das Firmament, und der Tag goß ſein unendliches Licht in das All und in die Herzen.

Ich wollte den Namen des Schiffes feſtſtellen und die Nationalität; ich konnte nirgends etwas entdecken, was mich aufgeklärt hätte. Ich mußte aber auch die Situation möglichſt abkürzen und wollte ſchon eben ſchreien: „Wo iſt der Kapitän?" als ich ſah, wie ſich alle um einen großen Mann ſcharten, wie ſie einen gedrängten Kreis um ihn bildeten, in deſſen Innenraum ſie die Kinder ſchoben, und wie ſie nun auf ſeine Worte hörten. Das Schiff ſah fürchterlich mitgenommen aus. Über das Deck zog Blutgerinnſel. Es mußte jemand verunglückt ſein. Vielleicht war er von einem ſtürzenden Maſte erſchlagen worden. Die Geräte und Taue, die Lukendeckel lagen wüſt und wirr durcheinander. Und das Schiff hatte kaum noch eine Mannslänge Freibord.

Es war die höchſte Eile geboten. Ich ſchoß hinter das Schiff, um ſo bequem auf das Achterdeck zu kommen; und als ich aufſetzte und die erſten Worte ſprechen oder vielmehr ſchreien wollte, waren mir alle Geſichter zugekehrt und in getragenen Tönen ſchwoll mir das „Halleluja!" entgegen.



Dorfpolitiker. Gemälde von Claus Meyer.

Es war ſehr ſchwer, dieſe Menſchen aus ihrer Verzückung herauszureißen. Und dann ebenſo ſchwer, ſie zum Handeln anzutreiben.

Die Welt der kleinen Mechanik hat mir helfen müſſen. Und es iſt vielleicht nicht ohne Drolligkeit, in welcher Art und durch welche Mittel das Überirdiſche von mir abfiel. — Ich ſchob meine Schilde auseinander und trat hinaus. Den Mann, der mir der Führer zu ſein ſchien, redete ich ſofort engliſch an. Er vermochte zuerſt gar nicht, ſeine Zähne wieder zu ſchließen. Der letzte Klang, den er hinausgeſungen hatte, ſchien noch immer in ihm nachzuklingen. Ich trat näher an ihn heran und dann mitten unter ſie. Und merkte, als ich ſprach, nun auch bald, daß mich nur wenige verſtanden. Jedenfalls kaum einer von den Paſſagieren. Das Schiff war ein großer däniſcher Schoner, der von Kanada nach Schottland unterwegs war. Die Leute wichen im erſten Augenblick vor mir zurück; dann aber drängten ſie ſich an mich und ſtrichen mir mit zitternden Fingern über die Kleider und die Hände und den Hals und zuletzt auch über das Geſicht.

Ich ließ ſie gewähren. Ich konnte ſie ja ſo gut verſtehen. Mit wenigen Worten klärte ich den Kapitän über mich auf und verlangte von ihm genaue Angaben über die Lage und die Ausſichten ſeines Schiffes. Sie war recht verzweifelt; und nur äußerſte Eile konnte hier helfen. Auf meine Frage, wie lange er glaube, ſich noch halten zu können, gab er als äußerſten Zeitpunkt die Mittagshöhe der Sonne an. Das Schlimmſte war, daß die Boote bei dem Überbordgehen der Maſten gelitten hatten. Proviant war reichlich vorhanden; nur um das Waſſer war es ſchlecht beſtellt. Einer der großen Waſſertanks war durch eine Rahe zerſchlagen worden und ausgelaufen.

Ich veranlaßte den Kapitän, ungeſäumt die Pumpen wieder zu beſetzen, ließ mir ein Stück Seife geben und wuſch mich an Deck. Nachher ging ich raſch von der einen zur anderen Gruppe, drückte dem einen und dem andern die Hand, ihm mit den Augen einen Troſt zuſprechend, den ſie aus meiner Rede doch nicht hätten heraushören können. Der Kapitän hielt eine kurze Anſprache. Gleich darauf ſtieg ich wieder auf.

Es galt ein Schiff zu ſuchen. Ich ſtieg und ſtieg und ſtieg. Ich habe bei dieſer Gelegenheit die höchſte Höhe erreicht, in die ich überhaupt mit meinem Frigidus gegangen bin. Es wollte mir lange Zeit nicht gelingen, ein Schiff aufzuſpüren; und es kam auf Minuten an. Zu gleicher Zeit mußte ich noch immer darauf bedacht ſein, den Dänen nicht aus den Augen zu verlieren. Ich hatte allmählich eine Höhe von ſechstauſenddreihundert Metern erreicht. Und erſt in dieſer Höhe kam mir ein Fahrzeug in Sicht. Schon im Rohre ſah ich, daß es eins der größten Schiffe ſein mußte, die die Jetztzeit baute. Nun galt es hinunterzugehen, ohne die Richtung, in der der Däne ſchwamm, zu verlieren.

Hier auf dieſem Schiffe, das ſich als der Hamburg-Amerika-Linie gehörig auswies, war es bei ſeiner ſtraffen Bordordnung ſelbſtverſtändlich, daß man mich auch ſofort geſichtet hatte, als ich mich nur überhaupt als Erſcheinung im Luftmeere von meiner Umgebung abhob. Ich ſah hinunter. Das ganze Schiff war alarmiert. Nicht nur die Führung und die Aufſicht war an Deck; nicht nur die Paſſagiere, deren Zahl ich auf nicht weniger als tauſend ſchätzte; ſondern es ſchien überhaupt alles, was nicht ſchlief oder durchaus in den unteren Räumen zu tun hatte, an Deck geſprungen zu ſein. Es war ein großes Gewühl auf dem ſtolzen Bau. Und faſt alles hielt Gläſer vor die Augen.

Ich hatte den Abflug begonnen, nachdem ich auf dem Kompaß das Richtungsverhältnis der beiden Schiffe feſtgelegt hatte. Und drehte mich nun in großen Spiralen hinunter. Es ging zu langſam. Deswegen machte ich mehrere Male die Manöver des Hinabſchießens. Auf achthundert Meter Höhe ging ich wieder in die Spirale über. Bald hing ich über den Maſtſpitzen des Schnelldampfers. Nachdem ich durch einen großen Kreis das Schiff hatte vor mich kommen laſſen, ſtieß ich hinunter auf das geräumige Achterdeck.

Alles ſtürmte auf mich zu. Ich ſchrie nach dem Kapitän und brauchte nicht lange zu warten. Seine herzliche Begrüßung, aus der ich ſchnell erkannte, daß er von meinem Fluge ſchon unterrichtet war, ſchnitt ich eiligſt ab, alles Weitere auf ſpäter in Ausſicht ſtellend, und machte ihn in möglichſt kurzen Worten mit einer Miſſion bekannt. Das Verbindliche und Liebenswürdige, alles, was den Führer eines ſo hervorragenden Schiffes als Geſellſchaftsmenſchen auszeichnet, fiel ſofort von ihm ab. Er war nur noch Seemann. Kalt; aufmerkſam und ſchnell.

Acht Minuten ſpäter ſchwamm ich ſchon wieder auf tauſend Meter Höhe, und der Rieſendampfer zog auf dem neuen Kurs mit Volldampf hinter mir her.

Ich ſorgte dafür, daß ich ihm in Sicht blieb; bemühte mich aber auch, den däniſchen Schoner ſo ſchnell als möglich wieder aufzufinden. Es waren über zwei Stunden vergangen, ſeit ich ihn verlaſſen hatte. Und meine Vorſtellung davon, wie jene armen Menſchen nach mir Ausſchau hielten, wie ſie ihre Augen in die Weite bohrten, bis ſie Schmerzen empfanden, — dieſe Vorſtellung trieb mich dazu, möglichſte Eile anzuwenden, um ihnen wenigſtens die Nachricht zu bringen, daß ich Hilfe gefunden hätte und daß ſie nahte.

Ich ſah hinunter nach dem Schnelldampfer. Da war wirklich nichts mehr zu beſchleunigen. Trotz der großen Höhe, zu der ich mich allmählich erhoben hatte und von der jede Bewegung da unten wegen des großen Feldes, das ich überblickte, verlangſamt erſchien, ſah ich doch, daß hier der letzte Nerv der Maſchine angeſpannt wurde. Dieſer majeſtätiſche Bau, der ſich von dem blauſchimmernden Meere weithin ſichtbar und glänzend abhob, brach wie ſpielend durch Wellenberge und rannte über die Waſſertäler. Der Kapitän wußte, daß es ſich um fünfundvierzig Menſchenleben handelte. Wir hatten in den drängenden Sekunden verabredet, daß er mir ein Signal mit der Dampfpfeife geben ſollte, ſobald er von Bord aus den Dänen ſichten würde. Ich würde, wenn meinem Gefühl nach dieſer Moment eingetreten ſei, auf einige Minuten den Frigidus auf die geringſte Geſchwindigkeit einſtellen und in ganz kurzem Radius auf derſelben Stelle kreiſen.

Vorläufig hielt ich mich immer ſo, daß der Schnelldampfer dicht unter der Kimmung blieb. Und als ich nun endlich, nicht ohne ein Suchen, das mir Herzklopfen verurſachte, den Dänen an der entgegengeſetzten Seite des Horizonts entdeckte, ging ich langſam zu Tal; aber ſtets ſo, daß beide Schiffe die Grenzen meiner Sichtweite blieben. Meine Augen liefen beſtändig zwiſchen dieſen beiden Punkten hin und her. Noch durfte ich nicht hoffen, daß der Schnelldampfer genügend Horizont für das ſinkende Schiff haben würde. Ich befand mich noch immer auf mehr als fünftauſend Metern Höhe. Aber er fuhr ſehr ſchnell; und ich konnte mich unter fortwährendem Sinken auch immer ſchneller zu dem Dänen hinunterſchrauben.

Und dann kam der Augenblick, in dem ich das feine, weiße Wölkchen um den erſten der großen gelbleuchtenden Schornſteine ſich ſchlingen ſah. Ich riß meinen Frigidus vom Kreiſen zurück und ließ ihm nur noch ſo viel Spielraum in der Bewegung, daß er nicht ins Flattern kam. Und da kam der Ton zu mir herauf. Ein tiefer, einſamer, lang dahinſchwellender Orgelton.

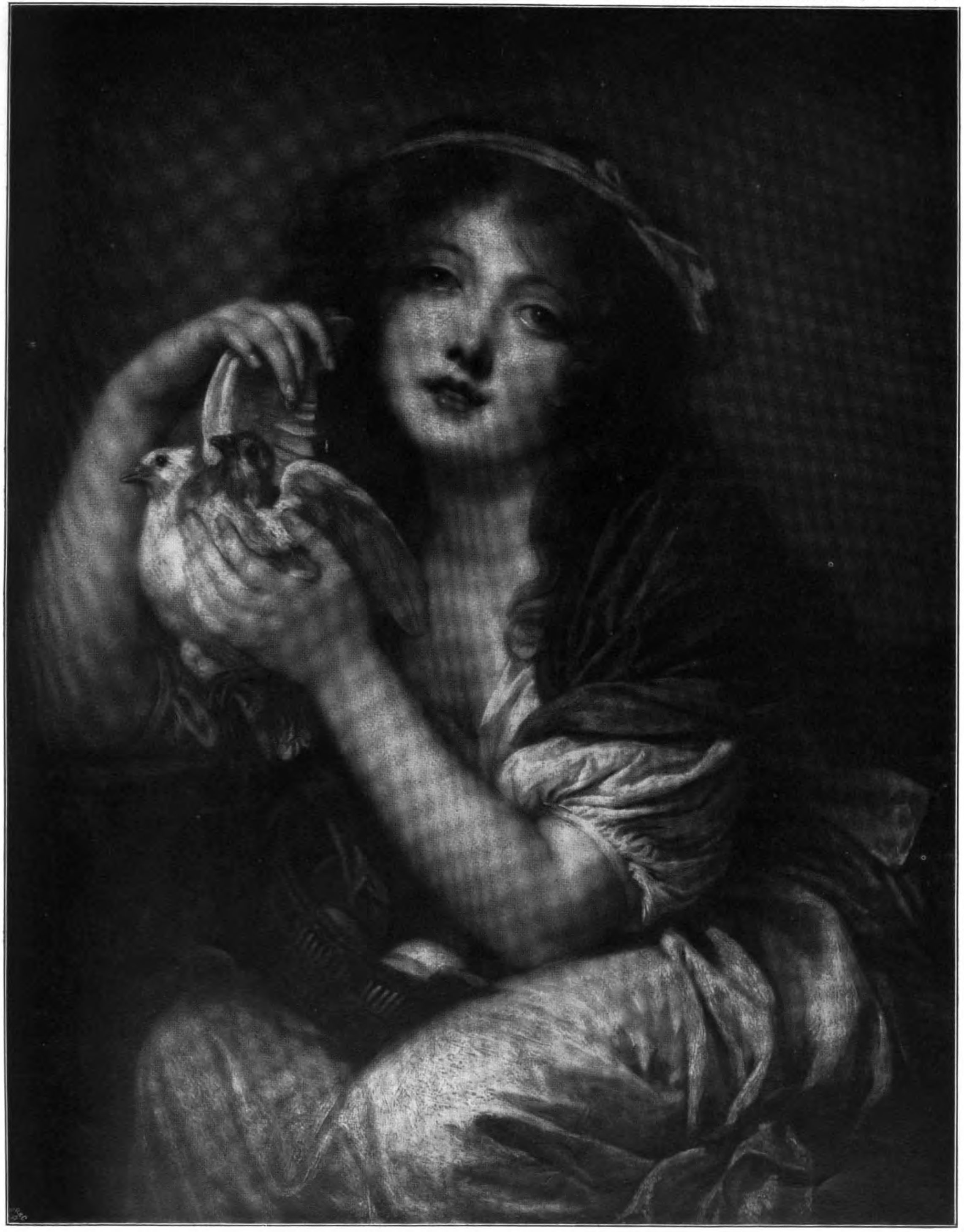
Und ich ging zu Tal.

Kaum eine Viertelſtunde ſpäter ſtand ich wieder an Deck des Dänen. Der Kapitän, der meine Worte ſofort verdolmetſcht hatte, hatte nicht weniger Mühe als ich, von dieſen Leuten nicht im Taumel zu Boden geriſſen zu werden. Sie wollten es immer wieder hören und wollten es immer wieder nicht glauben. Und glaubten es endlich; und konnten es trotzdem nicht oft genug hören.

Und ich ſprang an die Bordkante und hielt die ausgeſtreckte Hand gegen den Horizont. Und alles ſtarrte nach dem feinen Schatten, der dort von einer Stelle aus ſich in die Luft löſte; der zuerſt wieder zu verwehen ſchien, und ſich bald darauf immer mehr verdichtete und zuletzt zu einer ſchweren ſchwarzen Wolke wurde, unter der ein ungeheures Schiff dahergezogen kam; ein Schiff, das gegen unſer kleines verunglücktes ausſah, wie ein Palaſt gegen eine verfallende Bauernkate. Man gebärdete ſich vor Freuden wie unſinnig. Man ſchrie. Man riß ſich die Kleider vom Leibe und winkte mit ihnen, auf- und niederſpringend nach dem großen Dampfer hinüber, der mit Hochdruck herangerauſcht kam. Näher und immer näher. — Und als er nur noch etwa tauſend Meter von uns entfernt war, warf man das Steuer auf ihm herum, und er ſchwenkte in großem Bogen an uns heran und blieb nicht weit von uns, quer zu uns liegen; maſſiv und nur ganz leiſe ſchaukelnd.

Es war ein glänzendes Bootsmanöver. Das Schraubenwaſſer, das die zuletzt mit aller Kraft rückwärts arbeitenden Schrauben verurſacht hatten, hatte noch nicht ausgequirlt, da lagen auch ſchon drei bemannte große Boote im Waſſer, und die Riemen bogen ſich unter dem Druck der kräftigen Seemannsarme. Die kurze Entfernung war ſchnell zurückgelegt. Drüben an Bord des Schnelldampfers ſahen die Linien der verſchiedenen Decks aus, als ſeien ſie mit Perlenſchnüren bekränzt. Kopf an Kopf; und aus jedem der zahlloſen Fenſter ſahen Geſichter heraus. (Fortſetzung folgt.)

Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.



❧ Mädchen mit Tauben. Von Jean Baptiſte Greuze. ❧

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Frauenerwerb.

Die Wanderkochlehrerin.

In der erſten Sturm- und Drangzeit der Frauenbewegung, als der Beſuch der Univerſitäten und damit manche, bisher nur den Männern zugänglichen Berufe nun auch den Frauen freigegeben wurden, begann man alle hauswirtſchaftliche Arbeit gering einzuſchätzen. Alle „höheren Töchter“ wollten nur noch ſtudieren oder einen künſtleriſchen Beruf ergreifen.

Der Rückſchlag konnte nicht ausbleiben. Erſtens ſind ja auch alle männlichen Berufe überfüllt und der Daſeinskampf iſt bei den akademiſch gebildeten Leuten ein ebenſo erbitterter, wie in allen anderen Klaſſen. Zweitens hat doch nur ein geringer Bruchteil der jungen Mädchen ſo bedeutende geiſtige Gaben, Körperkräfte und Geldmittel, um erfolgreich die akademiſche Laufbahn zu betreten. So war denn die natürliche Folge, daß man trachtete, *neue praktiſche* Berufszweige für Frauen zu finden oder den alten durch eine richtige Ausbildung eine ſichere Unterlage und höhere Erwerbsmöglichkeit zu ſchaffen. Und ſo kam dann ſchließlich das ureigenſte, aber lange geringgeachtete Gebiet weiblicher Tätigkeit — die Hauswirtſchaft — wieder zu Ehren.

Die leitenden Perſönlichkeiten des Staates hatten erkannt, wie ungeheuer wichtig in unſerem Zeitalter, deſſen Daſeinskampf an die Nerven und Körperkräfte des einzelnen ſo große Anforderungen ſtellt, die *richtige* Ernährung für die Wohlfahrt des Volkes iſt. Und mit einem Male war die Hauswirtſchaft zur Wiſſenſchaft, die Nahrungsmittellehre und Kochkunſt ein wichtiger Unterrichtsgegenſtand geworden.

Nach dem Vorbilde Badens und Württembergs gründete der Bayeriſche „Verein für wirtſchaftliche Frauenſchulen auf dem Lande“ ſeine erſte derartige Schule in nächſter Nähe Münchens, in dem ſchön und geſund gelegenen Geiſelgaſteig (ſeit kurzem iſt die Schule nach Miersbach bei Schlierſee verlegt). Hier wurden junge Mädchen in allen Zweigen des ſtädtiſchen und ländlichen Haushalts ausgebildet und ihnen durch den Unterricht in Obſt-, Gemüſe- und Gartenbau, Obſtverwertung, Geflügel- und Bienenzucht neue Erwerbszweige erſchloſſen. Heute beſchäftigt uns aber vor allem der Beruf der *Wanderkochlehrerin*, der ſich beſonders für junge Mädchen eignet, die eine höhere Töchterſchule durchgemacht haben. Für ſolche wird eine Lehrzeit von 1½ Jahren angenommen. Der praktiſche Unterricht umfaßt — außer den vorgenannten Fächern — alle Zweige der Hauswirtſchaft, ſowie weibliche Handarbeiten, Turnen, Bewegungsſpiele und Singen. Der theoretiſche Unterricht beſchäftigt ſich mit den für den Haushalt notwendigen Abſchnitten der Naturwiſſenſchaft, der Nahrungsmittellehre, Haushaltungskunde und wirtſchaftlicher Buchführung, Geſundheitspflege und geiſtiger Hygiene, Ernährung, Wohnung und Kleidung. Ferner werden die ſozialen Aufgaben der Frau in Gemeinde und Staat, mit beſonderer Berückſichtigung der Wohlfahrtspflege, den Schülerinnen durch theoretiſchen Unterricht und Beſichtigung größerer Wohlfahrtseinrichtungen nahe gelegt. Auch praktiſche Einrichtungen der Lebensmittelverſorgung, landwirtſchaftliche Muſterbetriebe und ausgewählte Sammlungen ſollen als Bildungsmittel in Augenſchein genommen werden. Dazu kommen dann noch Pädagogik, praktiſche und theoretiſche Lehrproben. Die jährlichen Prüfungen finden vor einer Kommiſſion, unter dem Vorſitz eines Regierungskommiſſärs, ſtatt.

Die Wanderkochkurſe werden in Bayern durch den „Verein für wirtſchaftliche Frauenſchulen auf dem Lande“ vermittelt, der den darum nachſuchenden Gemeinden, Vereinen, Privaten oder auch Fabrikleitern eine durch ihn ausgebildete Lehrerin zur Verfügung ſtellt und — wo es nötig iſt — ſogar den Kochherd und eine Geſchirrkiſte liefert. Dafür bezahlt der Veranſtalter des Kochkurſes dem Verein 20 ℳ und die Transportkoſten. Ferner hat er für die Stellung der Kochräume, die Ausſtattung der Küche, ſowie für Reiſekoſten, Unterbringung, Verköſtigung und das Gehalt der Lehrerin Sorge zu tragen. Die Lehrerin erhält für den auf 6 Wochen berechneten Kurs ein Gehalt von 90 ℳ, nebſt freier Station, Wäſche und die Beiträge zur Alters- und Krankenverſicherung. Das Unterrichtshonorar in der Höhe von 20 ℳ für den ſechswöchigen Kurs in *einfacher* Küche zahlen die Schülerinnen dem Unternehmer und erhalten dafür das Mittageſſen frei. Bei den Kurſen für *feinere* Küche erhöht ſich das Lehrgeld auf 30 ℳ. Handelt es ſich um Fabrikarbeiterinnen oder andere Frauen, die tagsüber beſchäftigt ſind, ſo werden für dieſe Abendkurſe eingerichtet. Es ſollen nun in der Regel nicht mehr als 12—14 Schülerinnen an einem Kurſe teilnehmen, ſomit beziffert ſich das Schulgeld auf 240—280 ℳ. Werden die Koſten des Kurſes dadurch nicht gedeckt, ſo kümmert das nur den Unternehmer, nicht die Lehrerin. Durch Beiträge von Kreis-, Gemeinden- und Stiftungsmitteln an Geld, Feuerungs- oder anderen Materialien, durch Geſchenke an Naturalien von Gönnern und Preisermäßigung ſeitens der Lieferanten für die Lebensmittel werden dem jeweiligen Unternehmer die Unkoſten meiſtens verringert. Wenn trotzdem in Gegenden mit armer Bevölkerung, wo ein Teil der Schülerinnen das Lehrgeld nicht oder nur teilweiſe aufbringen kann, ein Defizit vorkommt, ſo werden vom „Verein für wirtſchaftliche Frauenſchulen“ Zuſchüſſe bewilligt. Denn es iſt ja Aufgabe des Vereins, gerade jenen, die mit geringen Mitteln ſich und eine Familie kräftig und rationell ernähren müſſen, die Belehrung durch Wanderkochkurſe zuteil werden zu laſſen.

Natürlich hat der Veranſtalter eines Kochkurſes, dem die örtlichen Verhältniſſe bekannt ſind, vorher mit der Lehrerin feſtzuſtellen, welche Ziele der Unterricht verfolgen ſoll. Zwei aus der Gemeinde gewählte, hierfür geeignete Frauen werden der Lehrerin beratend zur Seite gegeben. Sie beſtimmen auch, im Verein mit der Lehrerin und dem Unternehmer, die Verwendung und Verwertung der gekochten Speiſen, das Mittageſſen der Schülerinnen uſw. Außer dem Unterricht im Kochen gibt die Lehrerin den Schülerinnen Anleitung in den gewöhnlichen Hausarbeiten, wie: Geſchirrſpülen, Herd- und Küchenreinigung, Küchenwäſche, Tiſchdecken und Servieren; ſie hat auch Ordnung, Reinlichkeit, Pünktlichkeit, Fleiß und Sparſamkeit zu pflegen. Auf Wunſch des Unternehmers können auch wöchentlich zwei Stunden Unterricht im Ausbeſſern, Flicken und Stopfen gegeben werden.

Welch ein Segen dieſe Wanderkochkurſe der ländlichen Bevölkerung werden können, wird wohl jedem einleuchten, der einmal einen Blick in ſolche Verhältniſſe getan. Sind 6 Wochen auch zu kurz für eine regelrechte Ausbildung, ſo bekommen die Mädchen doch einen Begriff von den Obliegenheiten einer Hausfrau und eignen ſich wenigſtens die für ihre Verhältniſſe notwendigen Kenntniſſe im Kochen an.

Am Schluß des Kurſus findet eine Prüfung ſtatt, zu der, außer dem Unternehmer und den beiden beratenden Frauen, die Eltern der Schülerinnen, Vertreter von Behörden und Vereinen, ſowie Freunde und Gönner der Sache eingeladen werden. —

So iſt das Leben der Wanderkochlehrerin ebenſo abwechſlungsreich, wie intereſſant. Wie muß auch der Gedanke — mitzuarbeiten an der wirtſchaftlichen Hebung des Volkes — das junge Mädchen mit Stolz erfüllen!

Anne von den Eken.

Die Frau als Uhrmacherin.

„Mit ihren feinen Fingerchen drängte ſich die Frau in die Induſtrie ein und fand dort Gebiete, für die ſich dieſe ihre Fingerchen beſſer eignen als die derben Fäuſte des Mannes.“ So etwa äußert ſich Friedrich Naumann über das Eintreten der Frau in die Induſtrie. Es war auch der Hinweis auf die große Gelenkigkeit der Frauenhand, welcher als ein entſcheidender Grund für die Heranziehung von Frauen zur Fabrikarbeit geltend gemacht wurde, und tatſächlich beſchäftigen auch alle jene Induſtrien, bei denen es mehr auf Geſchicklichkeit und Raſchheit ankommt als auf große Körperkraft, mit Vorliebe weibliche Arbeitskräfte.

Doch, was von der Induſtrie geſagt wurde, gilt ebenſoſehr vom *Gewerbe*. Auch hier gibt es einzelne Zweige, welche das alleinige Gebiet der Frau ſind (Putzmacherei, Wäſchekonfektion uſw.) und ſolche, in die ſie ſich mit dem Manne in der Weiſe teilt, daß ihr die leichteren, feineren Arbeiten zufallen (z. B. die Damenſchneiderei). Im Kunſtgewerbe iſt ſie bereits heimiſch geworden, den Zugang zu den Gewerbeſchulen hat ſie ſich erobert. Da iſt es um ſo verwunderlicher, daß ſie ſich bisher einen Beruf entgehen ließ, welcher in erſter Reihe eine zarte, geſchickte Hand, minutiöſe Genauigkeit erfordert, alles Eigenſchaften, welche die Frau durch ihre Beſchäftigung mit der weiblichen Handarbeit bis zur Meiſterſchaft entwickelt hat. Es iſt dies die *Uhrmacherei*, ein Gewerbe, das recht wohl ſeinen Mann, hier die Frau, nährt und das den ſeltenen Vorzug genießt, noch nicht überfüllt zu ſein.

Es läßt ſich allerdings nicht leugnen, daß den Bahnbrechenden von ſeiten der Meiſter, der Gewerbe-Innungen, es vielleicht nicht allzuleicht gemacht würde, in dieſes bisher unbeſtrittene Gebiet des Mannes einzudringen, das Mißtrauen dieſer Kreiſe, ihre Abneigung gegen die Einführung von Neuerungen iſt hinlänglich bekannt. Anders liegt jedoch die Sache, wenn es ſich um die Töchter oder nahe Verwandte vom Uhrmachermeiſter handelt, wo perſönliches Intereſſe über gewohnheitsmäßige Vorurteile hinweghilft, die Konkurrenzfurcht — dieſen geheimen, aber deſto zäheren Feind alles weiblichen Vorwärtsſtrebens — niederhält. Hier ſollte der Verſuch gemacht werden, den Frauen einen Berufszweig zu eröffnen, für den ſie eine beſondere Eignung mitbringen und in dem ſie Vorzügliches zu leiſten verſprechen.

M. Tuma v. Waldkampf.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

K. Ev. Fr. Der Straßburger (i. E.) Gemeinderat beſchloß in einer ſeiner letzten Sitzungen in zwei der ſtädtiſchen Volksſchulen ſogenannte Selekten einzurichten, weil in dieſem Jahre 95 Mädchen noch um ein weiteres Schuljahr gebeten haben. Um den ſtrebſamen jungen Mädchen das Penſum der oberen Klaſſe nicht zum zweitenmal zu bieten, beſchloß der Magiſtrat, zwei beſondere Klaſſen zu errichten, in denen vorzugsweiſe hauswirtſchaftlicher Unterricht erteilt, ſowie Kenntnis der franzöſiſchen Sprache und des gewerblichen Zeichnens vermittelt werden ſoll.

D. E. F. Die erſte Berliner Vorſteherin einer Armenkommiſſion iſt Anfang Januar vereidet und in ihr Amt eingeführt worden. Dies iſt um ſo bemerkenswerter, als gerade in Berlin von ſeiten der männlichen Armenpfleger der Frauenarbeit in den ſtädtiſchen Armen- und Waiſenpflegen mancherlei Schwierigkeiten gemacht wurden.

D. E. F. Jugendgerichtshilfen werden neuerdings vielfach gegründet. Vierzehn Ortsgruppen des Deutſch-Evangel. Frauenbundes ſtehen in dieſer Arbeit zur Bewahrung und Rettung gefährdeter Kinder.

Fr. J. in O. Die Weltkonferenz der Jungfrauen-Vereine findet vom 18. bis zum 27. Mai in Berlin ſtatt.

A. O. in T. Warum nennen Sie Ihren Namen nicht? Sie wiſſen doch, daß wir anonyme Anfragen nicht beantworten.

J. K. bittet um Angabe von Adreſſen, wo ſie kunſtgewerbliche, ſelbſtändig entworfene Muſter von Decken, Kiſſen uſw. verwerten könnte.

Frl. H. Kuhn. Wir bitten um Einſendung Ihrer Adreſſe.

Sprechſtunde der Leiterin des Frauenerwerb: werktäglich von 12 bis 2 Uhr.

Kroatiſche Handarbeiten.

Iſt es ſchon immer reizvoll genug, alter Volkskunſt nachzugehen, ſo intereſſiert uns doch die Volkskunſt um ſo mehr, wenn ſie es verſteht, ſich unter Wahrung ihrer ganzen alten Eigenart neuzeitlicher Geſchmacksrichtung anzupaſſen und den Bedürfniſſen von heute entgegenzukommen, ſo daß ſie ſich, in verfeinerter Weiſe, aus der Bauernſtube heraus, zu erhöhter Verwendbarkeit für Tracht und Wohnungsſchmuck emporſchwingt.

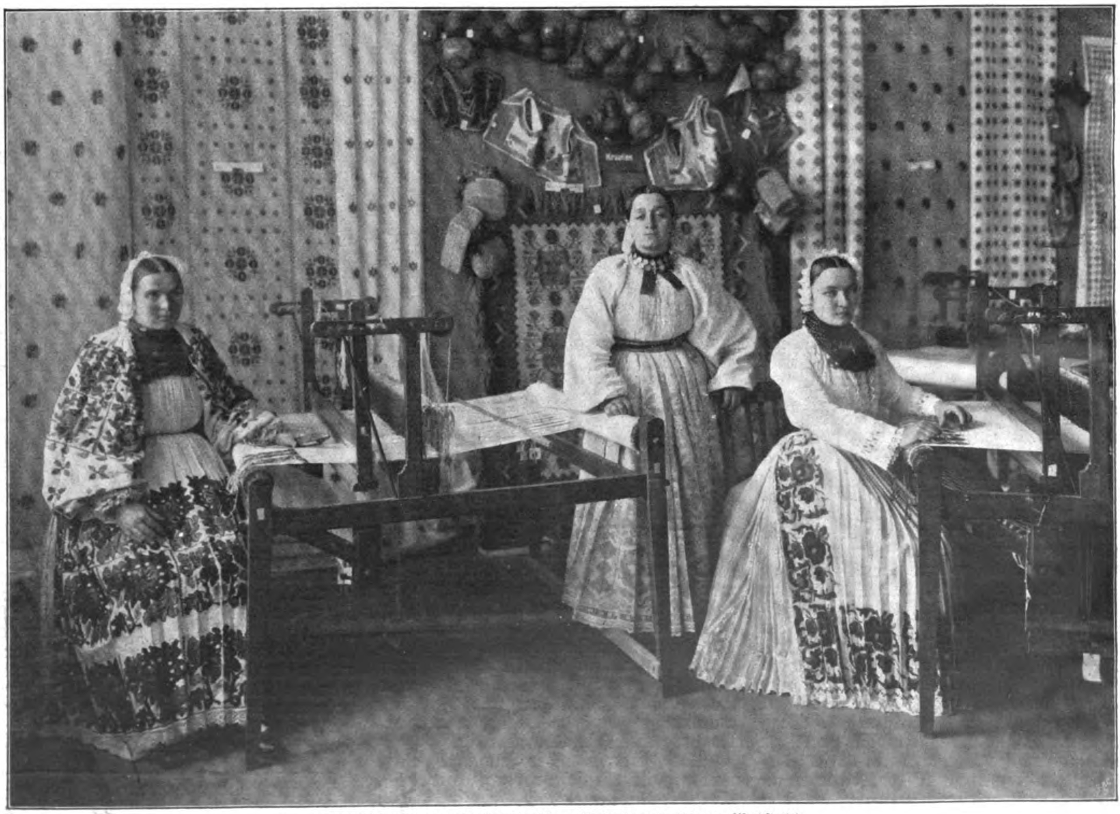
In überraſchender Weiſe iſt dies bei den Hauswebereien aus Kroatien der Fall, die von jetzt ab wohl ſtändig auf der Volkskunſt-Ausſtellung des Lyzeum-Klubs bei Wertheim in Berlin zu finden ſein werden. Wir wundern uns gar nicht, zu hören, daß dieſe undichten, ſchmiegſamen, ſeidenartigen weißen Leinenſtoffe, mit einer im Webſtuhl ausgeführten Art Stickerei (retina genannt, retei = Netz) im Verein mit echten Spitzen, von erſten Pariſer Modefirmen, wie von Meiſter Paquin, zu koſtbaren Toiletten verarbeitet wurden. Und iſt der Gedanke nicht auch wunderhübſch, daß wir zur Geſundung unſeres Geſchmacks, zur Bereicherung unſerer Tracht und Dekoration, wieder auf urſprüngliche Volkskunſt, die ſich in naiver Weiſe immer an die Natur anlehnt, wieder zurückgreifen! In der Tat kann ich mir z. B. für einen Aufenthalt an Land und See nichts Reizvolleres denken, als dieſe kroatiſchen Stoffe mit ihren reichen, feinfarbigen Bordüren, für Kinder und holde Jugend geradezu eine ideale Gewandung; eine moderne Seidenfahne, zu Gewändern und Bluſen verarbeitet, würde daneben ganz geſchmacklos erſcheinen.

Und wie froh und vornehm müſſen nicht für ein Zimmer derartige Fenſtervorhänge wirken, da durch die edle Linienführung der Ornamente ſchon die Silhouettenwirkung eine ganz prächtige iſt. — Wir finden da ganz ernſthafte künſtleriſche Werte, wie ſie ſinnenfreudige Ahnen geſchaffen haben und wie ſie ein viel ſpäteres Geſchlecht in angepaßter Weiſe wieder aufgenommen hat. — Es heißt ja ein Volk geiſtig und materiell fördern, wenn man die in ihm ruhenden künſtleriſchen und manuellen Fähigkeiten wieder erweckt. Mit großem Glück iſt dies neuerdings in Kroatien geſchehen, wo durch vernünftige Pflege eine Hausinduſtrie, beſonders in Webarbeit, emporblüht, die ſchon auf vielen Ausſtellungen die ermutigendſten Erfolge zeitigte.

Erſtlich zeichnet ſich dieſe Volkskunſt durch eine ſeltſame Mannigfaltigkeit der Techniken aus, von denen einzelne nirgends ſonſt mehr geübt werden und die ihren Urſprung noch aus jenen Zeiten haben, als dies Land der Tummelplatz aller jener Völker war, die von Oſten nach Weſten oder in umgekehrter Richtung zogen — als Ägypter und Perſer, als Griechen und Römer und viele andere Völker dieſen Boden berührten. Da wird jetzt wieder die koptiſche Technik der altchriſtlichen Kunſt viel geübt, die alte Gobelintechnik und beſonders jene eigenartigen Durchbrucharbeiten in Handweberei, die noch aus der nadelloſen Zeit ſtammen und die die Grundlage der ſpäteren Nadelſtickerei wurden. Auch die ſogenannte Karamannitechnik, die auf alten Kelims das Auge des Kenners erfreut, wird wieder vielfach gearbeitet. Dazu kommt nun ein ebenfalls auf alten Traditionen fußender Reichtum von Motiven und Farbengebungen, geradezu vorbildlich ſchön, ſo daß z. B. ein farbig illuſtriertes Werk von Felix Lay: „Altſlawiſche Ornamente“ in den letzten Jahren von den meiſten Kunſtgewerbeſchulen erworben wurde. Immer neue Muſter und Ornamente erblühen, denn wie vormals, ſo auch heute noch wiſſen dieſe Bäuerinnen die Proſa des Gebrauchsgegenſtandes mit der Poeſie ihrer Motive und Linien zu umſpinnen. Alles was als farbiges Ereignis in ihrer Seele vor ſich geht, ſuchen ſie durch ihre Handfertigkeit auszudrücken. Da ſind es vor allem Blüten und Blätter, die ſich in ſtiliſierter Weiſe zuſammenfügen, Roſen, Kornblumen, Ähren, Kleeblätter, ganze Bäumchen, Schmetterlinge und Käfer; der vielgeliebte Hahn darf nicht fehlen. Das Herz, das Kreuz und das „Liebesauge“ kommen in allen möglichen Variationen vor. Das „Orgelmuſter“ zeigt die eifrige Kirchenbeſucherin, und auch der Kirchturm und der häusliche Rauchfang werden dargeſtellt, wie auch die große Feldgabel zu gabelartigen Muſtern anregt.

Der gebildete Geſchmack von heute trachtet danach, von der eintönigen Maſchinenarbeit loszukommen, immer mehr wird „Perſönliches“ auch an der Gewandung geſchätzt. Nun wohl, wenden wir uns durch geſteigerten Gebrauch der ſo ſegensreichen Neubelebung der Volkskunſt zu!

M. v. Bieberſtein.



Kroatiſche Frauen in buntfarbiger Feiertagstracht am Webſtuhl.

Zur Königin Luiſe-Feier.

Zur Feier und Vorfeier des hundertſten Sterbetages der Königin Luiſe werden in Haus und Schule viele Aufführungen ſtattfinden. Ein ſchönes, für alle Zeiten bleibendes Feſtſpiel, das die edle, rührende Geſtalt von voller Glorie echter edler Poeſie umſtrahlt und doch menſchlich, natürlich und lebenswahr auferſtehen läßt, hat uns der vornehme, liebenswürdige Dichter Viktor Blüthgen geſchenkt. Das Büchlein betitelt ſich: Königin Luiſe. Feſtakt zur Feier ihres 100. Todestages. Dichtung von Viktor Blüthgen. Muſik von Arthur Egidi. Verlag von Chr. Fr. Vieweg, G. m. b. H. Die Widmung des Dichterwerkes hat der deutſche Kaiſer angenommen. Mit einem herrlichen Chorgeſang hebt es an:

Wir ſingen und ſagen ein neues Lied
Von der holdeſten aller Frau'n,
Von der allergeliebteſten Königin,
Die je auf Thronen zu ſchau'n,
Wohl hundert Jahre iſt es her,
Da ſchloß ſie die Augen ſo licht,
Doch wären es tauſend und tauſend gleich,
Vergeſſen wäre es nicht.

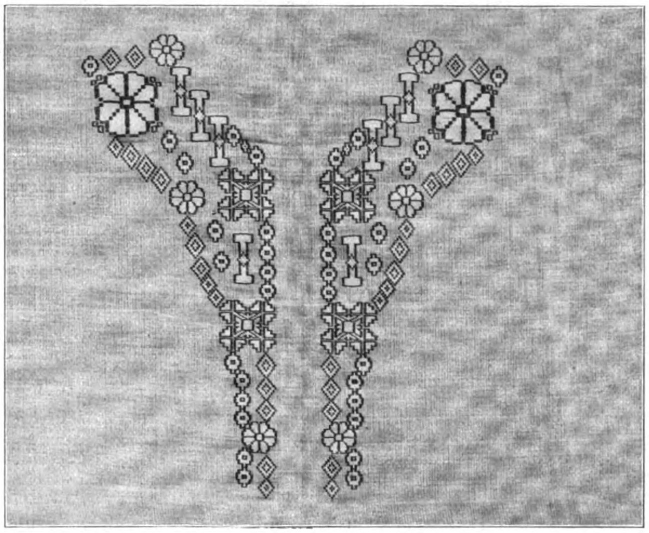
Der von Liebe durchglühte Ton dieſer Strophe iſt der Grundton des Buchs, das in edlen rhapſodiſchen Vortragsſtrophen, abwechſelnd mit Einzel- und Chorgeſängen, das Leben und Leiden der edlen Königin entrollt.

Für die Küche.

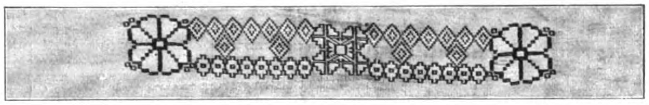
Gute kleine Teekuchen. Ein Viertelkilo ausgewaſchene Butter, ebenſoviel Mehl, ein Achtelkilo Zucker, ebenſoviel gewiegte Mandeln, die abgeriebene Schale einer halben Zitrone, eine Priſe geſtoßenen Kardamom und etwas bittere Mandel mengt man durcheinander, knetet es gut durch, rollt es ziemlich dünn aus und ſticht es mit kleinen Formen aus. Die Kuchen werden mit Ei beſtrichen, mit feingeſchnitzelten Mandeln beſtreut, die mit Zucker vermiſcht wurden, und bei mäßiger Hitze gelbbraun gebacken.

Ölſardinen anzurichten. Man legt die Sardinen fächerförmig im Halbkreis auf eine längliche Platte; auf ein paar friſche Salatblätter richtet man in der Mitte einen kleinen Berg Kapern an.

Kalbsgehirn als Krankengericht. Einige Kalbsgehirne werden ſorgfältig gewäſſert, mit kaltem Waſſer aufgeſetzt und langſam erwärmt, damit Haut und Adern ſich leicht entfernen laſſen, worauf die Kalbsgehirne einige Minuten in kochendem Salzwaſſer abgebrüht werden. Dann kocht man ſie in Salzwaſſer mit einigen Pfefferkörnern und einem Guß Eſſig etwa eine Viertelſtunde, denn ſie müſſen gar ſein, dürfen aber nicht zerfallen. Beim Anrichten übergießt man ſie mit brauner Butter, in die ein paar Tropfen Zitronenſaft kommen. Wer den Geſchmack von Kapern liebt, kann einen Teelöffel voll an die Sauce tun.



Kroatiſche Handweberei.



Weißes Leinenſommerkleid mit eingewebten ſchwarzweißen Bluſen- und Bortenmuſtern.

Frage.

Darf ich um gütige Angabe eines erprobten Rezeptes bitten, wie man ſich „Malzextrakt“ in flüſſiger Form aus Gerſte ſelbſt herſtellen kann? Ich möchte das Rezept für eine Kranke haben. R. R.

Wie werden Zeuge zu Regenmänteln imprägniert; und wie könnte man eine recht ſtarke Pappe oder Papiermaſſe waſſerdicht machen? B., Tilſit.

Redaktionspoſt.

An Frau v. St., St., Süd-England: Ja, Deutſche Ferienkurſe finden in Jena vom 4. bis 17. Auguſt 1910 für Damen und Herren ſtatt. Das diesjährige Programm umfaßt: Naturwiſſenſchaft (11 Kurſe), Pädagogik (11 Kurſe), Schulhygiene (3 Kurſe), Religionswiſſenſchaft und Religionsunterricht (9 Kurſe), Philoſophie, Geſchichte, Literatur, Nationalökonomie (15 Kurſe), Sprachkurſe (9 Kurſe). Programme koſtenfrei durch das Sekretariat Fräulein Clara Blomeyer, Jena, Gartenſtraße 4, zu haben.

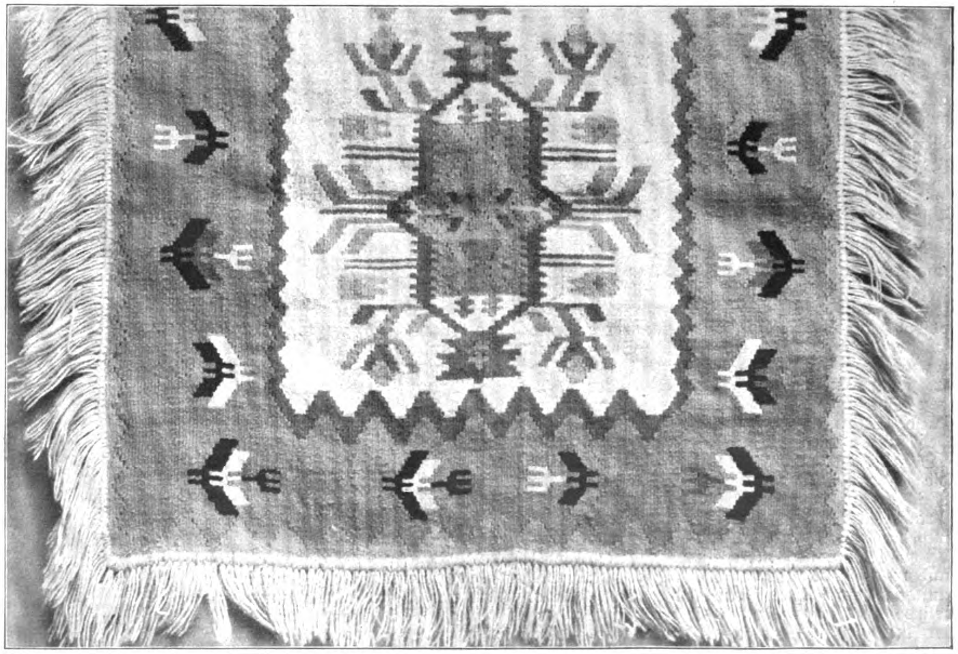
In Greifswald vom 4. bis 23. Juli (XVII. Jahrgang): Phonetik (Prof. Heuckenkamp), Deutſche Sprache und Literatur (Prof. Heller, Prof. Ehrismann), Franzöſiſch (M. Pleſſis), Engliſch (Mr. Montgomerie, Miß Todd), Religion (Konſiſtorialrat Prof. Haußleitner), Philoſophie (Prof. Rehmke), Geſchichte (Prof. Bernheim), Kunſtgeſchichte (Prof. Semrau), Geologie (Prof. Jaekel), Geographie (Prof. Friederichſen), Chemie (Prof. Strecker), Phyſik (Prof. Starke), Biologie (Prof. Kallius), Botanik (Prof. Schütt), Phyſiologie (Privatdozent Dr. Mangold), Hygiene (Geheimrat Prof. Löffler). Den Vorleſungen zur Seite gehen zoologiſche, botaniſche, phyſikaliſche, geologiſch-geographiſche Übungen bzw. Exkurſionen, pſychologiſches Seminar, franzöſiſche, engliſche, deutſche Sprachübungen. Ausführliche Programme unter der Adreſſe „Ferienkurſe Greifswald“.

Heidelberger Lehrerhochſchulkurſe vom 1.—13. Aug., veranſtaltet vom Badiſchen Lehrerverein und vom Verein Badiſcher Lehrerinnen. Mitteilungen durch Fräulein Hauck, Hauptlehrerin an der ſtädtiſchen höheren Mädchenſchule, Heidelberg, Rahmengaſſe 20.

In Marburg an der Lahn, beſonders zur Förderung von Sprachſtudien (Deutſch, Franzöſiſch, Engliſch) zu empfehlen. Auskunft durch Profeſſor Cocker, Marburg-Lahn, unter der Bezeichnung: Ferienkurſus.

Ferienkurſe an der Univerſität Lauſanne vom 21. Juli bis 31. Auguſt, Vorträge und praktiſche mündliche und ſchriftliche Übungen. Auskunft durch Profeſſor Vallette, Clos Villard.

Ferienkurſe an der Univerſität London vom 18. Juli bis 12. Auguſt. Als Vorbereitung wird empfohlen, ſich in dem Gebrauch der internationalen Lautſchrift zu üben. Auskunft durch Fräulein Suſe Schmitt, Weſel, Fluthgrafſtraße 5.



Kroatiſcher Teppich „Kelim“. Handweberei in zartbunten Farben.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Hausmuſik.

Friedrich Gernsheim.

Profeſſor Friedrich Gernsheim,
Vorſitzender des muſikaliſchen Senats der Kgl. Akademie der Künſte in Berlin.
Nach einer Aufnahme von E. Stieler in Berlin.

Auch die zahlloſen Konzertaufführungen und die reichen Kunſtmittel der großen Städte reichen heute nicht mehr aus, um dem Muſikfreund einen Überblick über das Schaffen auch der bedeutendſten Künſtler zu geben: der Kunſtwerke und der Künſtler, die zum Licht hindrängen, ſind zu viele. Und gar manches muß da im Dunkel bleiben und warten, bis ihm die Licht- und Lebensſtunde ſchlägt. Wer aber trotzdem das ganze Lebenswerk eines ſchaffenden Künſtlers kennen lernen will, den mögen Teilnahme und Liebe, über Bruchſtücke des Wiſſens hinaus, auf Entdeckungsreiſen führen. So kann es gar wohl geſchehen, daß man mit Staunen neue Welten findet, daß ſich das Glück herrlicher Kunſtwerke unverſehens dem Schönheitsſucher auftut. Oft iſt es nur ein ſchmaler Pfad, der in unbekanntes Land leitet, und noch öfter bedarf es überdies noch eines freundlichen Zufalls, der uns in dieſen Pfad einbiegen läßt: wir hören da und dort einmal ein Lied, ein Klavierſtück, das uns feſſelt, das uns reizt, der Perſönlichkeit nachzuſpüren, der es entſtammt. Wer von Friedrich Gernsheim nichts anderes kennen würde, als etwa ſein op. 81, eine F-Moll-Phantaſie für Pianoforte, der würde ſich von dieſem ſchönen, poeſievollen, aus einer großen, tief muſikaliſchen und ergreifenden Adagioſtimmung hervorgewachſenen Tongedicht auf den Anfang jenes Pfades geſtellt fühlen, der in das Beſitztum eines Künſtlerlebens von reifer Schönheit und reicher Fülle hineinweiſt. Das wäre ein ſolches Werk, das ſich Teilnahme erzwingt und das unſere ganze Aufmerkſamkeit auf ſeinen Schöpfer hinlenken muß. Die Kunſt eines Friedrich Gernsheim braucht heute allerdings nicht erſt entdeckt zu werden. Der Künſtler, unter den lebenden Komponiſten durch Begabung und Meiſterſchaft einer der bedeutendſten, hat in das Buch der lebendigen Kunſt mit glänzenden und wirkungsſtarken Werken längſt ſeinen Namen geſchrieben: aus der Zahl ſeiner Werke wären zunächſt ſeine Symphonien zu erwähnen; jene erſte in G-Moll mit ihrem prachtvollen Hauptthema, die idylliſch anmutige zweite, dann die originelle Mirjam-Symphonie (ſeine dritte) und die kraftvoll und trotzig ausholende in B-Dur. Und über den Symphonien die mächtigen Chorſtücke „Salamis“, das herrliche „Wächterlied“ und „Phoebus Apollo“; dazu noch „Odins Meeresritt“, „Germania“ und die „Römiſche Leichenfeier“: Werke für Männerchor mit Orcheſter, die zu den Prachtſtücken dieſer Stilgattung gehören und dauernden Wert beſitzen. Schon mit dieſen Kompoſitionen, denen ſich noch anderes, für die gleichen Mittel gedacht, anſchließt (wie „Das Grab im Buſento“), würde ſich Gernsheim in die Frontlinie der deutſchen Muſiker geſtellt haben. Indem aber der ausgezeichnete Künſtler auch auf dem Gebiet der Kammermuſik, der Kompoſition für gemiſchten Chor, der kleineren Formen, die im Lied und in der intimen Klaviermuſik gipfeln, mit ungewöhnlichem Erfolg ſich angebaut und überdies auch der konzertierenden Muſik (mit Konzerten für das Klavier, für Violine, für das Violoncell) einen farbigen Strom von moderner Kunſt zugeleitet hat, gewann ſein Schaffen die impoſante Breite und die Formenmannigfaltigkeit, die den Künſtler über Enge und Einſeitigkeit hinaushebt, ſeine Kräfte übt und ſeine Innerlichkeit bereichert, weil die geſteigerten Anſprüche an ſich ſelbſt auch neue ſeeliſche Kraftquellen bedingen, die erſchloſſen ſein wollen. Alle dieſe Gernsheimſche Muſik zeigt ein Doppeltes; einmal: die Meiſterſchaft einer früh gereiften Technik, die ihren Stoff überlegen beherrſcht; dann aber vor allem eine ſtarke Phantaſie, eine regſame und geiſtvolle Erfindernatur, die, nach der Jugendperiode der fremden Einflüſſe und der Nachbildung, ſich entwickelt hat zu einer eigenen Perſönlichkeit von wundervoller Wärme, von unbedingter Vornehmheit, zu hohem Schönheitsgefühl und lebhaftem, oft fortreißenden Schwung der Ideen und der Darſtellung. Eine beſonnene und glückliche Miſchung von modernem Geiſt und klaſſiſchem Schönheitsſinn, von biegſamer Ausdrucksfeinheit des modernen Muſikideals und großer Linie zeichnet dieſe künſtleriſche Perſönlichkeit aus. Friedrich Gernsheim ſtammt aus der Nibelungenſtadt Worms, wo er am 17. Juli 1839 geboren wurde. Sein Vater war ein hervorragender Arzt, ſeine Mutter eine vorzügliche Pianiſtin, die die ungewöhnliche muſikaliſche Begabung des Kindes mit echt mütterlicher Sorgfalt hegte und pflegte und dem genialen Knaben den erſten Klavierunterricht gab. Tüchtige Lehrer lenkten ihn frühzeitig zu den klaſſiſchen Meiſtern hin; mit ſtaunenswerter Leichtigkeit eignete er ſich überdies ſchon in den Knabenjahren eine Kompoſitionstechnik an, die ihn befähigte, Orcheſterſtücke zu ſchreiben. Als glänzender Improviſator, der über ein gegebenes Thema wunderhübſch phantaſierte, als überraſchender Vom-Blatt-Spieler, als Pianiſt und Dirigent erregte er als Elfjähriger größtes Aufſehen: in Mainz und in Frankfurt, wohin er ſeiner Studien wegen gegangen war. Auch in Straßburg, in Mannheim und Köln war es ſo. Seine Studien ſetzte der Knabe in Leipzig fort, wo Moſcheles im Klavierſpiel, Hauptmann, Richter und Rietz in den theoretiſchen Fächern ſeine Lehrer und Ratgeber waren. Im Jahre 1855 überſiedelte der junge Gernsheim nach Paris, wo er ſechs Jahre auf das eifrigſte an ſeiner Vollendung arbeitete. Aber trotz aller Erfolge zog es ihn wieder in die Heimat zurück: in Saarbrücken fand er ein noch beſcheidenes Arbeitsfeld als Dirigent und Klaviervirtuoſe, das er bald eintauſchte gegen einen ſehr viel weiter geſpannten Wirkungskreis in Köln, wo er mit ſeinem Lehramt am Konſervatorium eine ausgebreitete Dirigiertätigkeit vereinen konnte und mit fruchtbarer Kraft dem Kölniſchen Muſikleben diente. Eine Reihe ſeiner ſchönſten Werke ſtammt aus dieſer Zeit. 1874 folgte der inzwiſchen zu ausgebreitetem Ruhm gelangte Künſtler einem Ruf nach Rotterdam; die Leitung der großen Konzerte und des Konſervatoriums lag in ſeiner Hand, und beide Inſtitute haben ihm ſehr viel zu verdanken. Das Unrecht, die Kraft eines hervorragenden deutſchen Künſtlers ſeinem Vaterland entzogen zu ſehen, wurde ſpät wieder gut gemacht: 1890 überſiedelte Gernsheim nach Berlin; zunächſt als Dirigent des Sternſchen Geſangvereins mit glänzendem Erfolg tätig, ward der Künſtler, eine markante Erſcheinung des Berliner Muſiklebens, nachdem er 1897 in den Senat der Kgl. Akademie der Künſte berufen worden war, 1901 zum Vorſteher einer akademiſchen Meiſterſchule für Kompoſition ernannt. In ſeinem akademiſchen Lehramt und ſeinem frohen und ernſten Schaffen hat ſich der Meiſter, der die bibliſche Lebensgrenze bereits überſchreiten durfte, eine beneidenswerte Friſche von Geiſt und Körper, ſeine Begeiſterungsfähigkeit für alles Schöne erhalten. Und das Wohlwollen und die Güte ſeines Weſens ſtrahlt als Verehrung ſeiner Schüler und Freunde auf ihn zurück.

Ferdinand Pfohl.

Ton und Farbe.

Ein intereſſantes Kapitel der Tonpſychologie, das „Farbenhören“, das bisher mehr als amüſante und von Zufälligkeiten, wohl auch von Selbſttäuſchungen gewürzte Spielerei, wie als wiſſenſchaftliches Forſchungsgebiet gewertet wurde, verſucht nun Hermann Schröder — ein ausgezeichneter Muſiker — der wiſſenſchaftlichen Anſchauung zu retten in ſeiner beachtenswerten Arbeit: „Ton und Farbe“. (Syſtem einer Charakteriſtik der Töne und der Tonarten, übertragen auf das Gebiet der Farben und eine hieraus entſtehende neue Farbenharmonie. Mit ſieben Farbentafeln von Hermann Schröder. Chr. Fr. Vieweg, Berlin-Groß-Lichterfelde.) So ſelten die Tatſache ſein mag, daß einzelne, beſonders ausgerüſtete und eigentümlich begabte Muſiker und Muſiknaturen mit beſtimmten Tönen ganz beſtimmte Farbenempfindungen verbinden und immer mit demſelben Ton genau und unveränderlich dieſelbe Farbe verknüpft ſehen und hören, ſo iſt dieſe Tatſache doch vorhanden und kann nicht ohne weiteres geleugnet und in die Zone der Selbſttäuſchung, alſo der Unwirklichkeit, hinüber geſchoben werden. Der Verfaſſer ſucht nun dieſer in verſchiedenen Fällen ſicherlich vorhandenen und beglaubigten Erſcheinung auf den Grund zu ſehen. Er geht in ſeiner feſſelnden und geiſtreich aufgebauten Studie aus von einer geſchichtlichen Reminiſzenz an die Tonarten-Charakteriſtik Schubarts († 1791), des Gefangenen von Hohenaſperg; und er verſucht dann in ſeinen phyſiologiſch-pſychologiſchen Ausführungen einen inneren Zuſammenhang zwiſchen Ton und Farbe, einen Parallelismus zwiſchen den ſieben Ganz-Tönen der Tonleiter und den ſieben Farben des Spektrums herzuſtellen, — nicht in der naiven und unhaltbaren Art Ungers, der einfach den ſieben Skalentönen mechaniſch die ſieben Spaltungsfarben des Spektrums aufklebte und dazu kommen mußte, den C-Dur-Dreiklang als einen Farbendreiklang Rot-Gelb-Blau anzuſehen. Das iſt Unſinn. Schröder iſt klüger und pſychologiſch einwandfreier zu Werke gegangen: er baut ſein Farbenſyſtem auf die Tonverwandtſchaft auf: ſoll ſich nun die Verwandtſchaft der Farben mit der Verwandtſchaft der Töne decken, ſo muß, um ein praktiſches Beiſpiel anzuführen, auf C nicht Cis oder D, ſondern die Quinte folgen: alſo G; dann weiter im Quintenzirkel: D, A und E, Töne, die auf C bezogen, zweifellos eine Helligkeitszunahme des Klanges aufzuweiſen haben. Nun nimmt Schröder als Haupt- und Grundfarbe Rot (Tiefrot) an, eine Farbe, die er mit dem Grundton unſeres Tonſyſtems, mit dem Ton C gleichſtellt. Nach der Analogie der zunehmenden Helligkeit des Quintenzirkels läßt er dann auch die Helligkeit der Farbe zunehmen: ſein Ur-Tiefrot erhellt ſich auf G zum nahe verwandten Hochrot, auf D zum Feuerrot, auf A zum Orange, auf E zum Gelb, ſo daß alſo ſein C-Dur-Dreiklang ein Farbenakkord: Tiefrot-Gelb-Hochrot wäre. Dem aufhellenden Prinzip der Oberdominanten ſteht das zunehmende Dunkelwerden nach der Seite der Unterdominanten entgegen, ſo daß alſo z. B. der F-Moll-Dreiklang (F As C), auf analoge Farbenwerte geſtellt, das Farbenbild Purpur-Indigoblau-Tiefrot geben würde. Geiſtreich und hübſch ſind ſeine Bemerkungen über Miſchfarben, über die feinen Farbenunterſchiede des enharmoniſchen Prinzips. (Fis—Blaugrün; Ges—Grünblau). Das Ganze, ſehr anregend und unterhaltſam, wäre noch viel mehr überzeugend, wenn die Wahl des Tiefrot als der mit unſerem Ton C korreſpondierenden Urfarbe hinlänglich beweiskräftig wäre. Wer zwingt uns, dieſes Rot als Ausgang für die Farbenperſpektiven gelten zu laſſen? Die rote Farbe des Blutes? Die Natur? In der Natur gibt es mehr Blau als Rot. Nehmen wir Blau als Urfarbe an — blau, die Farbe des Meeres, des Himmels, alſo jene Farbe, die in der Natur maſſenhaft vorhanden iſt, — ſo ändern ſich die Tonfarbenbilder vollkommen, freilich, ohne daß ſich ihr logiſcher Aufbau ändern würde.

F. Pf.

Die Muſik der Chineſen.

II.

Treffend heißt es in einem Erlaß des Kaiſers Tſchun 2300 v. Chr: „Lehre die Kinder der Großen, daß ſie durch Deine Sorge gerecht, milde und weiſe werden; daß ſie Feſtigkeit lernen, ohne ſtreng zu ſein; daß ſie die Würde und den Stolz ihres Standes zu wahren verſtehen, ohne eitel und anmaßend aufzutreten. Drücke dieſe Lehren in Gedichten aus, daß ſie in paſſenden Melodien geſungen werden können, begleitet von Inſtrumentalmuſik. Laß die Muſik dem Sinne der Worte folgen; laß ſie einfach und geiſtvoll ſein; denn eitle, leere und weichliche Muſik iſt zu verwerfen. Muſik iſt der Ausdruck der Seelenſtimmung; wenn die Seele des Komponiſten tugendvoll iſt, ſo wird auch ſeine Muſik voll Adel ſein und die Seelen der Menſchen mit den Geiſtern des Himmels vereinigen.“ Dieſe Äußerungen deuten alſo auf die frühzeitige Anerkennung der Tatſache hin, daß die Muſik mit dem Gemütsleben des Menſchen aufs innigſte verbunden, daß ſie gewiſſermaßen die Stimme des Gemüts iſt. Wie der Grieche, ſo verwirft auch der Chineſe eine Trennung der Muſik von der Poeſie. Und wie in der griechiſchen Tragödie und in den lyriſch-dramatiſchen Tondichtungen Richard Wagners, ſo bricht auch im chineſiſchen Drama im Augenblicke höchſter Gefühlserregung der Schauſpieler in Geſang aus. Aber in China beſteht nicht nur eine innige Verbindung zwiſchen Muſik und poetiſcher Rede, ſondern auch zwiſchen Muſik und Rede im allgemeinen.

(Fortſetzung folgt.)

Zum Nachdenken.

1. Schachaufgabe.

Weiß: König c3,
Turm b1,
Läufer a7, c8,
Bauern d6, d2, e4, e3.
Schwarz: König a5,
Springer e5,
Bauern c5, d7.

Weiß zieht und ſetzt matt in drei Zügen.

2. Viſitenkarten-Rätſel.

Rob. Striedut.

Durch Umſtellen der Buchſtaben des Namens erhält man den Beruf des betreffenden Herrn.

3. Phyſikaliſche Aufgabe.

Wenn man auf 1 Kilogramm Eis, welches eine Temperatur von 0° Celſius hat, 1 Liter ſiedendes Waſſer gießt, ſo erhält man nach dem Schmelzen des Eiſes zuletzt 2 Liter Waſſer von 10° Celſius. Es fragt ſich nun, welche Temperatur müßte das zugegoſſene Waſſer haben, um das Eis gerade zum Schmelzen zu bringen, das entſtehende Waſſer alſo nicht noch zu erwärmen?

4. Scharade

Ach, wie herrlich iſt es 1!
1 von Ketten, Banden, Zügeln!
Durch die Welt voll Sonnenſcheins
Schweifen wie auf Vogelflügeln.

1 das große Loſungswort.
Seit es Völker gibt hienieden,
Für die 2 bis 3 fort und fort
Werke ſchufen ohn' Ermüden.

Um das Ganze ſchwebt und webt
Ein Geheimnis, dicht verſchleiert,
Aber das, was es erſtrebt,
Edel, groß iſt's und gefeiert.

Zählt es auch, wie ja bekannt,
Zu vergangner Zeiten Reſten,
Viele, die danach genannt,
Sind die Guten und die Beſten.

5. Scherzhomonym.

Da bezahlt' ich meine Schulden,
Auch das Wort zu höchſter Zeit,
Hab' ich grad' noch einen Gulden,
Und ein Gulden reicht nicht weit.

Bleibt mir wohl nichts übrig weiter,
Als ein Wort, um ſchweren Preis,
Meines Lebens, ſorglos, heiter,
Mit der Arbeit und dem Fleiß.

Doch vielleicht, eh' ich's beginne,
Kommt ein Wort, wer weiß woher,
Lotterieglück, Spielgewinne,
Erbſchaft, ſo von ungefähr.

6. Homonym.

Der Hirt, der Burſch' beim Wandern,
Der Greis braucht's, müd, gebückt;
Oft iſt's ein Menſch dem andern,
Den ſchweres Leid bedrückt.

Der Gärtner braucht's in Menge,
Du haſt es oft geſehn,
Wo duftend im Gedränge
Die bunten Nelken ſtehn.

Der Richter hatt's vorzeiten,
Der Zaubrer in Gebrauch,
Ja, auf der Bibel Seiten
Wird hochgerühmt es auch.

Und an Paradetagen
Kennſt du ſie ſchon von fern,
Die ſtolz den Namen tragen
Des Wortes hohe Herrn.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 32:

1. Die Wunderſpirale.

Ehe du den Streifen wieder abrollſt, ergreife unbemerkt das äußerſte Ende und ſchlage es einmal rückwärts um den Streifen herum, ſo daß es nunmehr zum inneren Ende wird, erfaſſe es mit dem anderen Ende und rolle nun die Spirale ab.

2. Scharade.

Odenwald.

3. Scharade.

Zinnober.

Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

Ludwig Dettmann, der Flensburger, der mit Vorliebe ſeine Motive der Waſſerkante entnimmt und mit ſeinen Bildern ſchon oft die Daheimleſer erfreut hat, bietet uns ein in der Stimmung vorzüglich getroffenes Gemälde: „Frieſiſche Mädchen“. Dettmann iſt ein Schüler Thumanns und Brachts und ſteht im 46. Lebensjahr. Ein prächtiges Tierſtück hat Ant. Weinberger mit ſeinem „Löwenkopf“ geſchaffen. Der Meiſter iſt 1843 in München geboren und lebt in Wiesbaden. Er iſt faſt ausſchließlich Tiermaler. Der hübſch belebten Landſchaft: „Auf der Waldwieſe“ von E. Nieczky folgen Claus Meyers „Dorfpolitiker“. Auch dieſe werden in ihrem köſtlichen Humor viele Freunde finden. Claus Meyer iſt ein Schüler von Krehling in Nürnberg, von Barth, A. Wagner und Löfftz in München. Außerdem bildete er ſich, wie unſer Bild beweiſt, an Pieter de Hoogh und Van der Meer. Er iſt 1856 in Linden bei Hannover geboren.

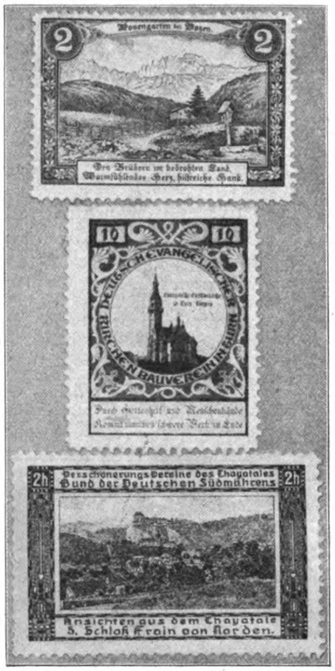
Nationale Wehrſchatzmarken.

Die Sammler nationaler Wehrſchatzmarken werden, falls ſie ihren Sammelſport nicht auf das uferloſe Meer der Gedächtnis-, Erinnerungs- und Feſtmarken jeder Art ausdehnen, neben dem Zweck, möglichſt viel verſchiedenartige Marken zuſammenzubringen, meiſtens auch die Abſicht hegen, durch Verbreitung der Marken für den wohltätigen Zweck neue Anhänger zu gewinnen. Da bereits von vielen entweder national gleichgültigen oder geradezu deutſchfeindlichen Körperſchaften und Privatperſonen allerhand Bildnismarken in Umlauf gebracht werden, deren Vertrieb den Schutzvereinen ihre Erträge ſchmälert, empfiehlt ſich als Grundſatz, nur ſolche Marken zu ſammeln und zu verbreiten, die den Namen des betreffenden Schutzvereins oder einen anderen Vermerk tragen, der ihren Charakter als wirkliche Wehrmarke klar erkennen läßt, z. B. den Wahlſpruch der Südmark: „Den Brüdern im bedrohten Land warmfühlend’ Herz, hilfreiche Hand.“ Andernfalls hat der Sammler keine Gewähr dafür, daß er echte Wehrſchatzmarken hat und daß der von ihm verwendete Betrag auch den Schutzvereinen zugute kommt.

Was im Deutſchen Reich in dieſer Hinſicht auf den Markt kommt, befindet ſich noch in den erſten Anfängen. In Deutſch-Öſterreich dagegen hat der Vertrieb dieſer Marken einen ungeahnten Aufſchwung genommen. Als wichtigſte verausgabende Vereine kommen folgende in Betracht:

1. Deutſcher Schulverein, Hauptleitung Wien I., Bräunerſtraße 9.
2. Verein Südmark, Hauptleitung und Geſchäftsſtelle Graz (Steiermark), Jakominigaſſe 3 II.
3. Bund der Deutſchen Nordmährens, Olmütz, Ferdinand d’Eſteſtraße 3.
4. Bund der Deutſchen Südmährens, Znaim, Unterer Platz 21.
5. Bund der Deutſchen in Böhmen, Prag, Krakauergaſſe 11.
6. Deutſcher Böhmerwaldbund, Budweis (Obmann: Oberbürgermeiſter Joſef Taſchek), gibt zwar keine eigenen Wehrſchatzmarken heraus, vermittelt aber die Marken der Ortsgruppen und Unterverbände.
7. Verein Nordmark, Troppau (Öſterreich.-Schleſien).
8. Bund der chriſtlichen Deutſchen in der Bukowina, Czernowitz.
9. Bund der chriſtlichen Deutſchen in Galizien.
10. Tiroler Volksbund, Innsbruck (Tirol).
11. Verein zur Erhaltung des Deutſchtums in Ungarn, Wien.

An erſter Stelle (beſonders zu Propagandazwecken) ſtehen die allgemeinen, in ſymboliſcher Geſtaltung gehaltenen Marken dieſer Vereine, denen der Sammler praktiſch die viel zahlreicheren Marken mit Anſichten in ihrem Deutſchtum bedrohter Orte oder den Porträts nationaler Helden (Luther, Bismarck, Theodor Körner, Andreas Hofer, Speckbacher uſw.), um das Deutſchtum verdienter Männer der Gegenwart, oder im Bau begriffener, dringend der Unterſtützung bedürftiger, proteſtantiſcher Kirchen, Jugendheime, deutſcher Schulſpeiſeanſtalten uſw. folgen läßt. Viele Marken ſind in mehreren Farbenvariationen erſchienen und bedeuten deshalb ebenſo viele voneinander zu unterſcheidende Sammelobjekte. Reichsdeutſche Sammler, die in Deutſch-Öſterreich reiſen, finden reiche Auswahlen in den meiſten Papierhandlungen und „Tabaktrafiken“ (öffentliche Verkaufsſtellen der Erzeugniſſe der öſterreichiſchen Tabaksregie). Außerdem ſind die Wehrſchatzmarken aller großen Schutzvereine auch von deren oben angegebenen Geſchäftsſtellen zu erhalten. In Deutſchland erfolgt Verſendung durch Dr. Winterſtein in Kaſſel, Humboldtſtr. 30, gegen Voreinzahlung oder Nachnahme, in beliebigen Mengen, auch in Sammelbögen und Heften mit Muſtern ſolcher Marken (Preis 50 Pf. und Porto). Es empfiehlt ſich, anzugeben, ob man die allgemeinen Marken zum Bekleben von Briefen und Poſtkarten — nicht auf der Adreßſeite — in größerer Menge oder möglichſt viel verſchiedene Marken wünſcht. Außer Marken erſcheinen in großer Zahl auch Bundespoſtkarten (Volkslieder-, Weihnachts-, Neujahrs-, Oſterkarten, Karten allgemeinen Inhalts), z. B. die Karten des Bundes der Deutſchen in Böhmen, 100 Stück zum Preiſe von 5 oder 6 Kronen ö. W., Trachtenbilder der Budweiſer deutſchen Sprachinſel (von Prof. Guſtav Moeſt). Beſonders hingewieſen ſei auf die Marke des deutſch-evangeliſchen Kirchenbauvereins zu Thurn in Böhmen (10 Heller das Stück) mit dem Bilde der Kirche und dem Spruch: „Durch Gottes Hilf’ und Menſchenhände kommt manches ſchwere Werk zu Ende“, und auf die Marke der allgemeinen Lehrerunterſtützungsſtiftung der evangel.-ſächſiſchen Volksſchullehrer in Siebenbürgen (2 Heller). Im Deutſchen Reiche hat kürzlich der Verein für das Deutſchtum im Auslande ſauber und geſchmackvoll ausgeführte Marken zu 2 Pf. das Stück herausgegeben.


2
Den Brüdern im bedrohten Land
Warmfühlendes Herz, hilfreiche Hand.
10
Deutsch-Evangelischer Kirchenbauverein in Thurn
Durch Gotteshilf und Menschenhände
Kommt manches schwere Werk zu Ende
2h
Verschönerungs-Vereine des Thayatales
Bund der Deutschen Südmährens
Ansichten aus dem Thayatale
5. Schloß Frain von Norden.

Deutſch-nationale Wehrſchatzmarken.

Sammelbücher (Albums) ſind unter anderen erſchienen:

1. im Verlage der Ortsgruppe Wien-Joſefsſtadt des Vereins Südmark, für 300 bis 600 Marken, zu beziehen vom Werbewart Joſef Hoyer, Wien VIII, Blindengaſſe 39, Preis 1,75 Kronen.
2. „Deutſches Opferbuch“ im Verlage der Endersſchen Kunſtanſtalt (Hoſch & Schleif) in Neu-Titſchein (Mähren): a) für 300 Marken 1,30 Kr. b) für 600 Marken 1,75 Kr.

Über die neueſten Erſcheinungen berichtet der „Sammelſport“, Graz (Steiermark), Neutorgaſſe 49. Bezugspreis unter Kreuzband direkt vom Verlage pro Jahr 3,60 Kr. = 3 *M.*

In demſelben Verlage (Ferdinand Prautner) iſt auch ein von Dr. Erich Matzner in Birkfeld (Steiermark) zuſammengeſtelltes Verzeichnis ſämtlicher bisher herausgegebener Wehrſchatzmarken in Deutſchland und Deutſch-Öſterreich für vorgeſchrittene Sammler unter Berückſichtigung der Farbenvariationen, Fehldrucke uſw. (Preis 1 Kr. und 20 Heller Porto, eingeſchrieben 45 Heller) erſchienen, das auch die für Anfänger erforderlichen Hinweiſe auf die bei der Anlage der Sammlungen zu beobachtende Ordnung enthält.
Dr. C. R. Kreuſchner.

Notizen.

Zur Geſchichte der Medaille. Man hört öfter darüber klagen, daß die Prägung von Medaillen in der Jetztzeit zu groß geworden ſei, in früheren Zeiten aber war die Gelegenheitsmedaille ein viel einflußreicheres, volkserzieheriſches Mittel als heute. Im Deutſchen Reiche ſaßen ſeit der Mitte des XVII. Jahrhunderts in den meiſten bedeutenderen Städten Graveure, die die Herſtellung von Gelegenheitsmünzen als Geſchäft betrieben. Die Medaillen wurden in Zinn, Kupfer und Silber hergeſtellt und mit einem erläuternden Blatte, durch fliegende Händler, vertrieben. Auf jedem Jahrmarkte gab es mehrere Medaillenhändler, die Stücke wurden gekauft, wie heute Zeitungen und Flugſchriften, und dienten zu Hauſe als Unterlagen für politiſche Diskuſſionen und als Erinnerungen an Ereigniſſe von größerer oder geringerer Bedeutung. Die Medaillen aus Erz überdauerten meiſt den Wechſel der Zeiten; die auf dünnes Papier gedruckten Erläuterungen dagegen gingen zumeiſt verloren, und man freut ſich, wenn einem der Zufall ſolch Blättchen in die Hände führt. — Auf die Vermählung des ſpäteren Königs Friedrich Wilhelm III. mit der Prinzeſſin Luiſe von Mecklenburg gibt es mehrere Medaillen. Die ſchönſte derſelben und zugleich die ſeltenſte rührt von dem königlichen Münzgraveur Abraham Abramſon in Berlin her (er zeichnete $\frac{A}{S}$). Zu dieſer Medaille gehörte auch eine gedruckte Erläuterung, die im Originale vorliegt. Wir erſehen aus denſelben, daß die königlichen Medailleure ihre Arbeiten öffentlich verkauften und daß die Preiſe ſehr mäßig waren. Es heißt nämlich: „Die Idee zu obiger Medaille iſt vom Herrn Profeſſor Ramter und die Ausführung von dem Königl. Medailleur Abramſon an der Spandauerbrücke wohnhaft, bei welchem ſo wohl, wie auch auf dem Haupt-Münz-Comptoir ſelbige in Silber zu drei Rthlr (29 Gramm, das Gramm damals zu etwa 18 Pf.) und in Golde zu 10 Ducaten zu haben iſt.“ — Die Vermählung fand am 24. Dezember 1793 ſtatt.

Für Sammler kolonialer Abſtempelungen. In Buiko (Deutſch-Oſtafrika) iſt am 1. Dezember 1909 eine Poſtagentur errichtet worden. Der Stempel hat die jetzt übliche Form mit Kreisabſchnitt. Am ſelben Tage wurde in Brackwater (Bezirk Windhuk) in Deutſch-Südweſtafrika eine Poſtanſtalt eröffnet. Es exiſtierte bereits eine Poſtagentur Brackwaſſer, die jedoch im Süden von Deutſch-Südweſtafrika liegt. Die Haupt-Poſtanſtalt von Deutſch-Neuguinea, bisher das Poſtamt von Herbertshöhe, iſt am 1. März nach Simpſonhafen verlegt worden und trägt vom 1. April ab die Ortsbezeichnung „Rabaul, Deutſch-Neu-Guinea“. Herbertshöhe iſt ſeit 1. März nur noch Poſtagentur. MK

Reklamebilder, die ſeit langer Zeit vielfältig, beſonders von Kindern, geſammelt werden, gibt auch die Schokoladenfabrik von Hartwig & Vogel in Dresden heraus. Bisher liegen etwa 90 Serien vor. Von den zuletzt erſchienenen möchten wir als gelungen beſonders bezeichnen: Märkte, Wie man ißt, Drahtloſe Telegraphie, Herſtellung der Schokolade, Karawanen, Winterſport, Wilde Nutzpflanzen, Alpine Landſchaften, Reiſen einſt und jetzt, Kampf mit wilden Tieren. Man ſieht, es ſind ſo ziemlich alle Gebiete vertreten. Das Sammeln gerade dieſer Reklamebilder wird dadurch erleichtert, daß die Firma auch hübſche Alben liefert, in denen für jedes Bild eine kurze Beſchreibung enthalten iſt. U.

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7 b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 36

Daheim
Ein deutſches Familienblatt

4. Juni 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker (Fortſetzung) 5
Alter Park. Gemälde von H. Kohnert 7
Die Feldarbeiterin. Gemälde von G. Bizzotto Alberti 9
Schwere Pflichten. Gemälde von F. G. Lebling 11
Wie Prinz Friedrich Karl ein Feldherr wurde. Von Oberſtleutnant W. v. Bremen 11
Dortchen-Dorothee und ihre Teſtamente. Von Luiſe Koppen 12
Wäſcherinnen an der Marne. Gemälde von Louis Jimenez. 15
Ich bin studiosus vitae! Gedicht von Arthur Henze 16
Hygiene auf der Eiſenbahn. Von J. Höffner 16
Spaziergang. Gemälde von K. Gampenrieder 17
Robert Schumann. Von Guſtav Thormälius 18
Auf den Vorbergen des Schwarzwaldes. Gemälde von Fr. Kallmorgen . . 19
Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt (Fortſetzung) . . . 20
Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary 23
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Kinder-Daheim — Brieſkaſten. . . 25—37
Kunſtbeilage: Vornehme Dame. Von Van Dyck. Gemäldegalerie Kaſſel.

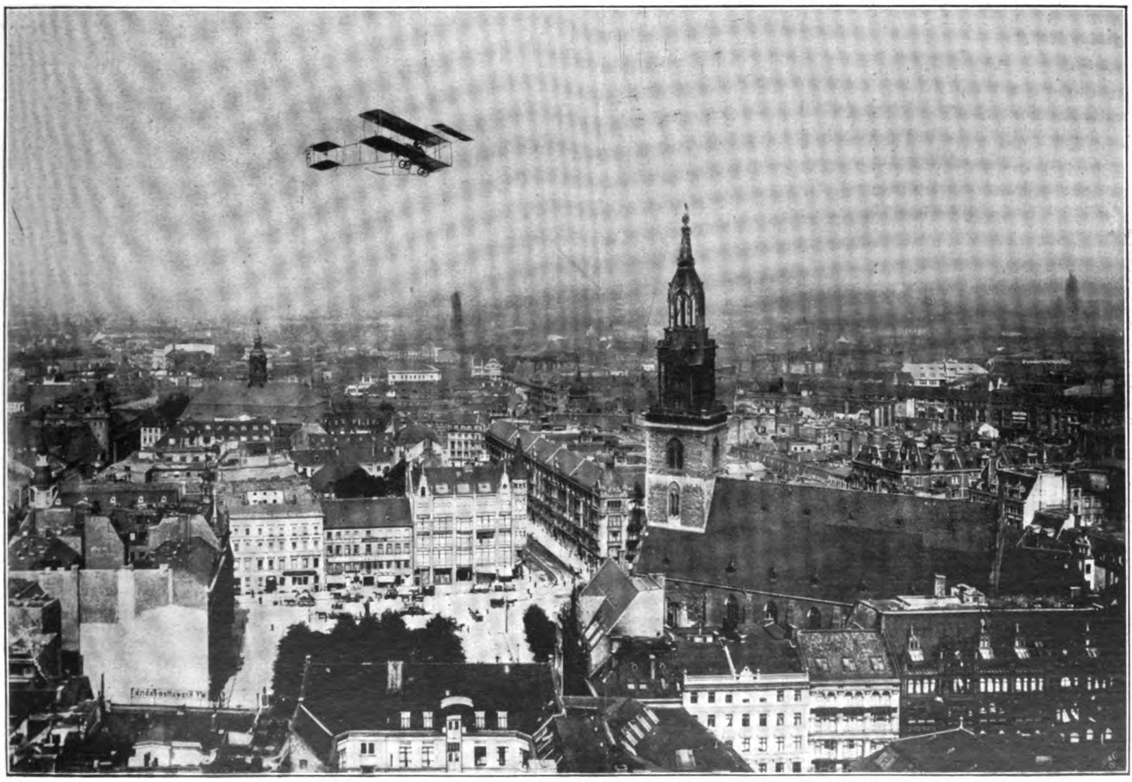
Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Brieſkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

In den Abendſtunden des 24. Mai erlebte die Bevölkerung der Reichshauptſtadt ein prächtiges Schauſpiel: der **Flieger Frey**, ein geborener Badenſer, überflog in der neunten Stunde mit ſeinem Farmanſchen Flugapparat von dem Flugfeld zu Johannisthal aus, Berlin. In einer Höhe von etwa 200 Metern zog er über das Häuſermeer dahin, von Tauſenden mit Staunen, Spannung und Furcht beobachtet. Er nahm ſeinen Weg zunächſt zum Tempelhofer Feld, von dort nach dem Tiergarten, dem Königsplatz, umkreiſte die Siegesſäule und kehrte über die Linden und das Königliche Schloß auf den Flugplatz zurück, wo er bei eintretender Dämmerung anlangte. Die Fahrt dauerte im ganzen 38 Minuten. Dieſe bedeutende Leiſtung Freys zeigt wiederum, daß man von der Flugmaſchine noch Großes zu erwarten hat. Es ſcheint faſt, als ob die Aviatik auf dieſem Gebiet ſchnellere und bedeutendere Fortſchritte machen wird, als auf dem der Flugſchiffe. Noch ein anderer Erfolg war in dieſen Tagen zu verzeichnen. Der Kanal wurde zum zweiten Mal überquert und zwar diesmal von dem Flieger Leſſeps.

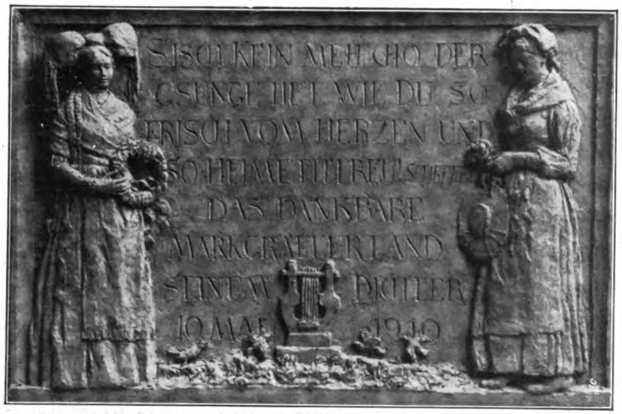
* * *

Peter Hebel, dem liebenswürdigen Dichter, deſſen alemanniſche Poeſien ſeinen Namen für alle Zeiten unſterblich gemacht, iſt in Lörrach in Baden ein ſinniges Denkmal ſoeben erſtanden. Der ſehr fähige Bildhauer Wilhelm Gerſtel in Karlsruhe erhielt beim Wettbewerbe für ſeinen Entwurf den erſten Preis. Vortrefflich hat es der Künſtler verſtanden, die Eigenart und ſympathiſche Erſcheinung Hebels wiederzugeben. Ueberlebensgroß in Bronze gegoſſen, erhebt ſich das Standbild auf einem niedrigen Steinſockel, deſſen Vorderſeite Geburts- und Todestag des Dichters aufweiſt, während je ſeitlich Bronzereliefs eingelaſſen ſind. — So ſteht Peter Hebel, wie er, der in ſeiner Jugend als Präzeptoratsvikar am Pädagogium zu Lörrach erfolgreich wirkte, in ſpäteren Jahren ausſah, wenn er beſchaulich auf einem



Der Flieger Frey auf ſeinem Fluge über Berlin. Photographie von Gebr. Haeckel, Berlin.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

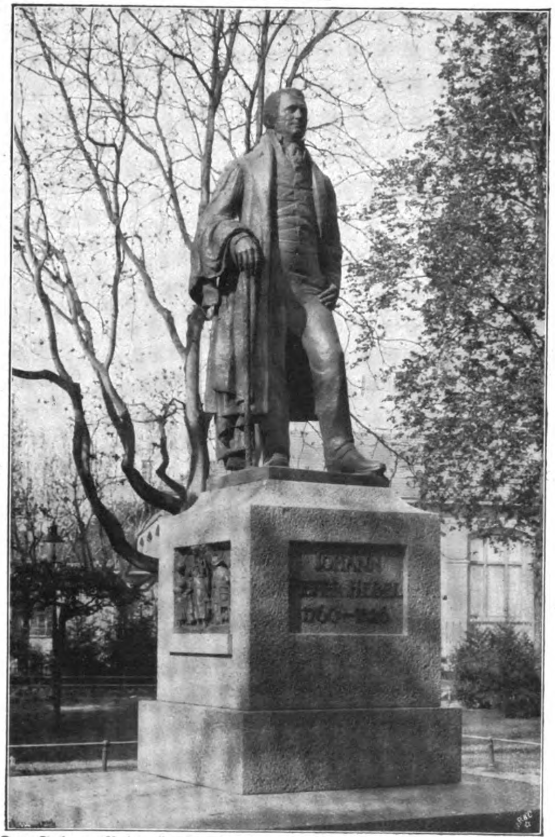


Inſchrift am Hebel-Denkmal.

Spaziergange die Umgegend betrachtete, die rechte Hand auf den Spazierſtock geſtützt, den Mantel über den Arm gelegt, den Daumen gemütlich in die Taſche eingehängt. Die zu beiden Seiten angebrachten Reliefs weiſen auf des Dichters Schaffen und Führen in prachtvoll modellierten Gruppen hin und ſtellen (rechts): Arbeit, Mutterliebe, Liebespaar, (links): Engel und Teufel, Vater ſeinen Kindlein Geſchichten erzählend und eine Wirtshausſzene dar. Die Rückſeite des in ſchönen Anlagen errichteten **Hebel-Denkmals** aber ſchmückt eine Bronzetafel mit den ſinnigen Worten, die Victor Scheffel einſt dem Dichter gewidmet: „S'iſch kein Meh cho, der gſunge het wi Du ſo friſch vom Herzen und ſo heimethtreu.“

* * *

Die Trauerfeſtlichkeiten in England ſind vorüber. Am 20. Mai fand die Ueberführung der ſterblichen Reſte des Königs Eduard VII. von der Weſtminſter Abtei, wo der Sarg aufgebahrt geweſen war und wo Tauſende von dem toten König Abſchied genommen hatten, nach dem Schloſſe Windſor ſtatt. Durch einen Offizier und zwölf Mann von der Garde wurde der Sarg aus der Weſtminſterhalle getragen. Der Kaplan des Erzbiſchofs von Canterbury ſchritt mit einem großen goldenen Kranz voran. Die Muſikkapellen der Gardekavallerie eröffneten den Trauerzug (ſ. das Bild S. 3). Es folgten Abteilungen verſchiedener Truppen, die Militärattachés der auswärtigen Botſchaften, Abordnungen fremder Heere und Flotten, die kommandierenden Generäle und Admiräle, die Flügeladjutanten und die Hofbeamten. Hinter dem von 8 Pferden gezogenen Sarge ritt Admiral Prinz Louis von Battenberg, hinter dem das Leibroß des Königs geführt ward, dann der Träger der königlichen Standarte, danach König Georg und ihm zur Rechten der Deutſche Kaiſer, worauf die übrigen Fürſtlichkeiten folgten. Der Zug, in dem die Leiche überführt wurde, beſtand aus 11 Wagen. Im Salonwagen, den man mit violetter und weißer Seide ausgeſchlagen hatte, ruhte auf einem Katafalk die Bahre des Königs.



Das Johann Peter Hebel-Denkmal.

* * *

Ein weit über die Grenzen ſeiner engern württembergiſchen Heimat hinaus bekannter Jugend- und Volksſchriftſteller, der Prälat D. **Gottlieb Weitbrecht** in Stuttgart, vollendet am 4. Juni ſein 70. Lebensjahr. Er iſt 1840 in Calw geboren, beſuchte die dortige Lateinſchule bis 1854, dann das theologiſche Seminar in Urach bis 1858 und das Tübinger Stift bis 1862. Nach beendetem Studium folgte eine ausgedehnte Studienreiſe nach England und Schottland. Seit 1867 wirkte Weitbrecht, mit Ausnahme der Jahre 1897 bis 1900, wo er Generalſuperintendent in Ulm war, in Stuttgart als Geiſtlicher und im Nebenamt als Religionslehrer am humaniſtiſchen Gymnaſium. In Anerkennung ſeiner hervorragenden Verdienſte um die theologiſche Wiſſenſchaft verlieh ihm die theologiſche Fakultät der Tübinger Univerſität im Sommer 1908 das Ehrendoktorat. Neben ſeiner ausgedehnten beruflichen Tätigkeit hat D. Weitbrecht, deſſen Bild die Leſer auf S. 4 finden, noch Zeit zu reicher literariſcher Wirkſamkeit gefunden. Außer zahlreichen Einzelſchriften, welche viel geleſen wurden, haben ſeine Bücher „Heilig iſt die Jugendzeit“ (für Jünglinge) und „Maria und Martha“ (für Jungfrauen), „Der chriſtliche Eheſtand“ und „Das Leben Jeſu“ die weiteſte Verbreitung gehabt. Aus allen weht der Geiſt echten Chriſtentums. Mögen dem wackern Manne noch lange Jahre geſegneter Arbeit beſchieden ſein.

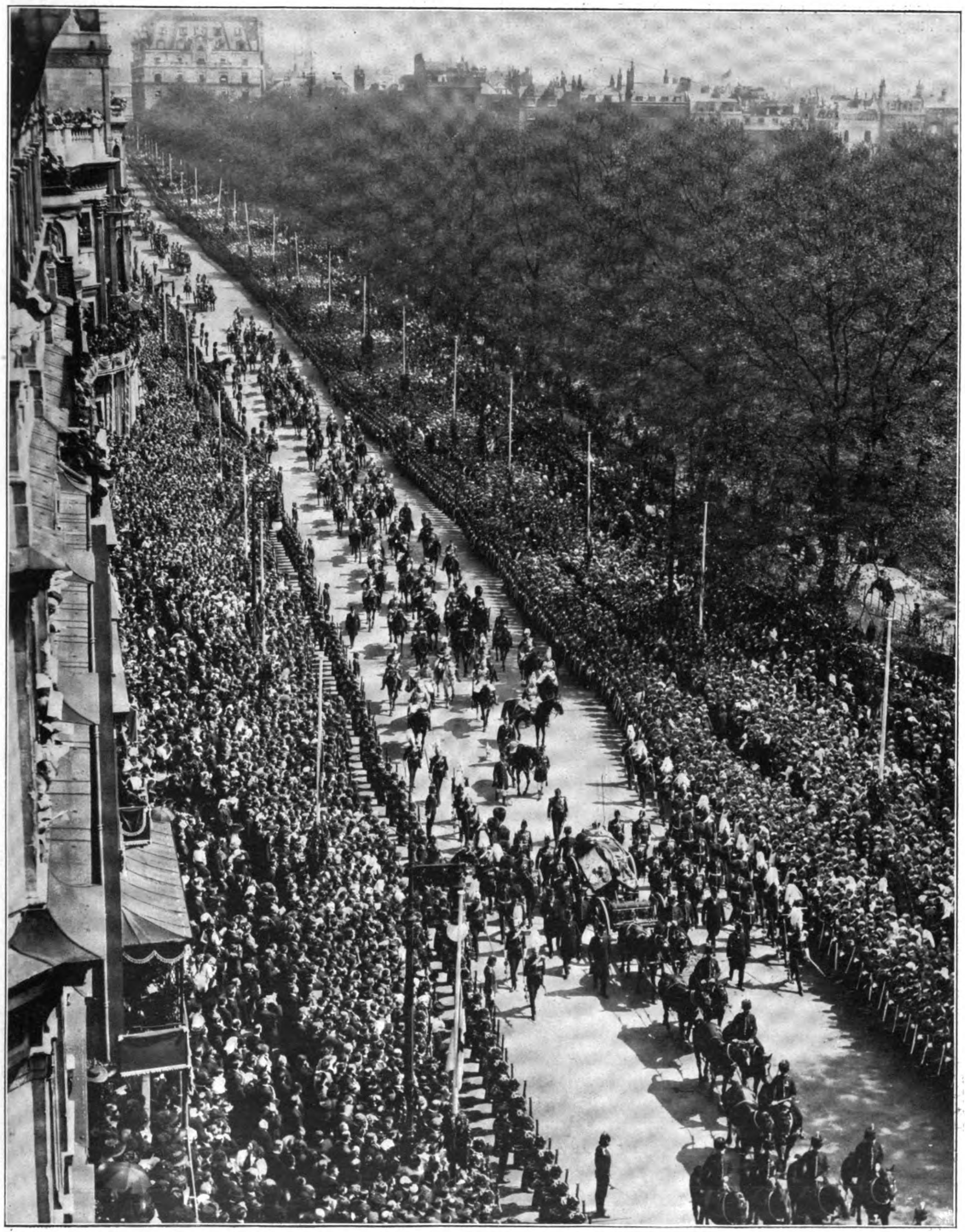
* * *

Einer unſerer bedeutendſten Rechtslehrer iſt mit dem Wirklichen Geheim-Rat Profeſſor Dr. **Gottlieb Planck** in Göttingen kürzlich dahingegangen (ſ. das Bild auf S. 4). Er war am 24. Juni 1824 in Göttingen, wo ſein Vater Obergerichtspräſident war, geboren und in Göttingen und Berlin für ſeinen Beruf vorgebildet. Seine Karriere verlief durchaus nicht glatt. Seine Beteiligung an der politiſchen Bewegung der vierziger und fünfziger Jahre brachte dem jungen Obergerichtsaſſeſſor, der zunächſt in Aurich, ſpäter in Dannenberg tätig war, ſogar eine kürzere Suspenſion vom Amt und danach den Bezug eines knappen Wartegeldes. Erſt 1863 wurde er als Obergerichtsrat in Meppen wieder angeſtellt und durfte nun auch ſeine politiſche Tätigkeit ungeſtört weiter ausüben. Ein Augenleiden zwang ihn ſpäter, ſich auf dieſem Gebiet nach Möglichkeit einzuſchränken. Um ſo reicher entfalteten ſich ſeine juriſtiſchen Fähigkeiten. 1868 wurde er zum Appellationsgerichtsrat in

Relief am Hebel-Denkmal.

Das Johann Peter Hebel-Denkmal in Lörrach.

Celle befördert, 1871 in die Kommiſſion zur Ausarbeitung der Zivil-Prozeß-Ordnung, 1874 in die Kommiſſion zur Ausarbeitung des Entwurfes eines bürgerlichen Geſetzbuches berufen; damals verlegte er ſeinen Wohnſitz nach Berlin. Ihm iſt in erſter Linie das Zuſtandekommen des Bürgerlichen Geſetzbuches und damit der deutſchen Rechtseinheit zu danken. Trotzdem er ſeit 1874 vollſtändig erblindet war, hat er dennoch die ungeheure Arbeit, die ihm durch den Entwurf des Bürgerlichen Geſetzbuches und ſeine Profeſſur in Göttingen, ſeit 1889, erwuchs, zu leiſten gewußt. 1890 fanden ſeine Verdienſte mit der Verleihung des Titels eines Wirklichen Geheimrats, womit das Prädikat Exzellenz verbunden iſt, die gebührende Anerkennung. Seiner politiſchen Stellung nach gehörte Planck der nationalliberalen Partei an.

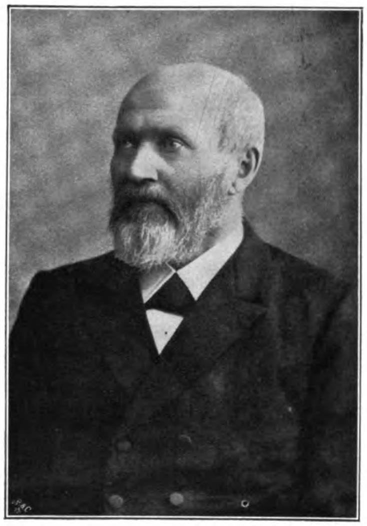


Das Leichenbegängnis des Königs Eduard VII.

* * *

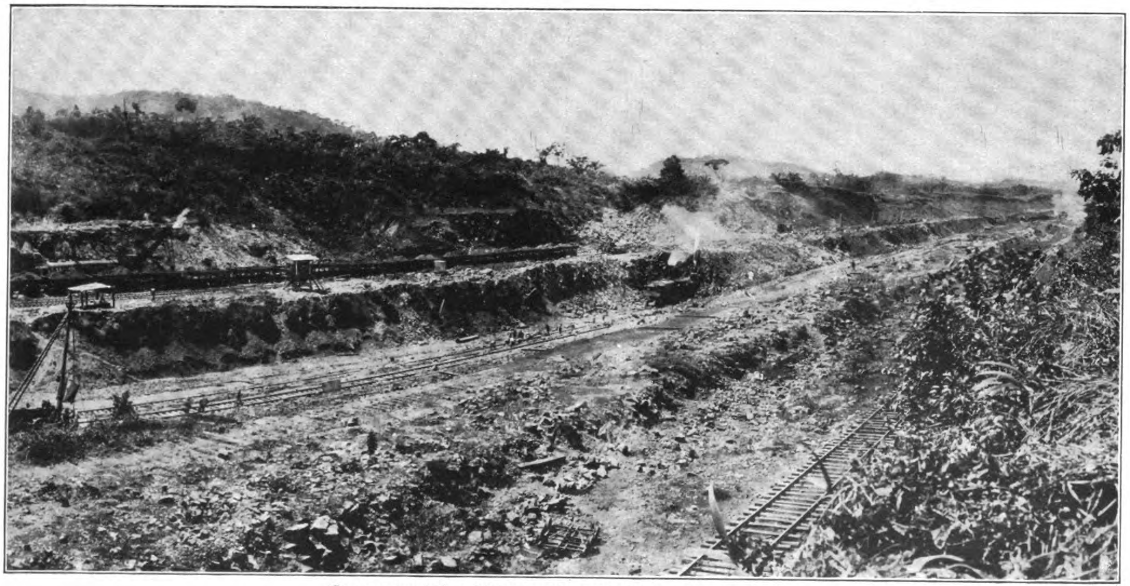
Trotz der gewaltigen immer aufs neue auftauchenden Schwierigkeiten ſchreitet der Bau des Panamakanals rüſtig vorwärts. Hatten ſchon die Spanier bald nach ihrer erſten

Prälat D. Gottlieb Weitbrecht.
Zum 70. Geburtstag.



Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Gottlieb Planck †.
Nach einer Heliogravüre von Adolf Eckſteins Verlag, Berlin-Charlottenburg.

Beſiedelung zu Beginn des 16. Jahrhunderts den Gedanken einer Durchſtechung der Nord- und Südamerika verbindenden und den direkten Seeweg vom Atlantiſchen zum Stillen Ozean verſperrenden Landzunge gefaßt, ſo hatte er doch, nachdem Philipp II. alle weiteren Pläne als der göttlichen Ordnung widerſtrebend, bei Todesſtrafe verboten hatte, drei Jahrhunderte geruht. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an begannen erſt wieder neue Pläne aufzutauchen. Ferdinand von Leſſeps, der geniale Schöpfer des Suezkanals, war der erſte, der ihnen greifbare Geſtalt verlieh. Aber eine 1878 gegründete Geſellſchaft mußte ſich, nachdem ſie mit ihrem Gelde die 1884 begonnene Arbeit nicht hatte weiter führen können, 1889 auflöſen, und es gab dabei wegen vorgekommener rieſiger Beſtechungen einen ſchlimmen Prozeß. Erſt nachdem die Vereinigten Staaten dies Werk, als in ihrem größten Intereſſe liegend, in die Hand genommen hatten, ging es weiter. Auf ihre Anregung mußte ſich die Republik Panama 1903 ſelbſtändig machen, indem ſie ſich von Kolumbien loslöſte, das ſich wenig willfährig zeigte und nun von den Vereinigten Staaten mit Geld abgefunden wurde. Man entſchloß ſich zu einem ſogenannten Schleuſenkanal im Gegenſatz zu einem Niveaukanal d. h. der Kanal ſollte nicht bis auf das Niveau der beiden Ozeane ausgehoben werden, ſondern, um Erdarbeiten zu ſparen, einen um 17 Meter höher liegenden Waſſerſpiegel erhalten, auf den die Schiffe durch Schleuſen emporgehoben werden ſollen. Der Schleuſenkanal ſollte nur 600 Millionen, der Niveaukanal aber 880 Millionen Mark koſten. Um hierfür einen Vergleich zu bieten, ſei erwähnt, daß unſer Nordoſtſeekanal, der ein Niveaukanal iſt, nur 156 Millionen koſtete. Dabei iſt dieſer über 100 Kilometer lang, während der **Panamakanal** nur 75 Kilometer lang wird; aber unſer Kaiſer-Wilhelm-Kanal führt durch faſt ebenes Land, während auf der Landenge von Panama Höhen bis zu 70 Meter über dem Meere auszuheben ſind. Dazu bieten dort zwei größere Flüſſe, der Rio Grande und der Rio Chagres, große Schwierigkeiten. Sie ſollen beide zur Anlage von zwei großen Stauſeen benutzt werden, durch die der Kanal mittelſt Schleuſen hindurchgeführt wird. Der Nordoſtſeekanal erforderte eine achtjährige Bauzeit; den Panamakanal, der 1906 begonnen wurde, hoffte man bis zum Jahre 1915 fertigzuſtellen. Aber es haben ſich inzwiſchen ungeahnte Schwierigkeiten eingeſtellt. Zwei in Angriff genommene Staudämme mußten als zu ſchwach aufgegeben und dafür andere ſtärkere begonnen werden. Durch gewaltige Regengüſſe ſenkte ſich auch der eine von dieſen 1908 wieder. Selbſt ſeine 18 Meter hohe Mauer aus Felsſtücken erwies ſich als zu ſchwach. Man hat daher weiter ins Land zurückgehen müſſen und wird den neuen Damm in der Länge von 2½ km. aufführen. Ja, es iſt ſogar neuerdings zweifelhaft geworden, ob man nicht doch noch zum Niveaukanal übergeht, um ſpäteren Störungen aus dem Wege zu gehen. Das würde die Vollendung wieder um wenigſtens 5 Jahre hinausſchieben. — Bei der hohen Wichtigkeit, die der Kanal vor allem für die Vereinigten Staaten hat, werden ſie zu jedem Opfer bereit ſein. Die Vorteile des Schleuſenkanals beſtehen in der ungehinderten Bewegungsfreiheit der Schiffe, dafür iſt er aber im Kriege der größeren Gefahr der Zerſtörung ausgeſetzt, dazu bedürfen die Schleuſen ſtets größerer Reinigungsarbeiten. Zwei Schleuſen muß aber auch der Niveaukanal, an beiden Seiten eine, erhalten, ebenſo wie unſer Nordoſtſeekanal ſolche bei Brunsbüttel und Holtenau beſitzt. Nach ſeiner Vollendung wird der Panamakanal die Seefahrt von Hamburg nach San Francisko um 9527, nach Valparaiſo um 4535 Kilometer abkürzen.



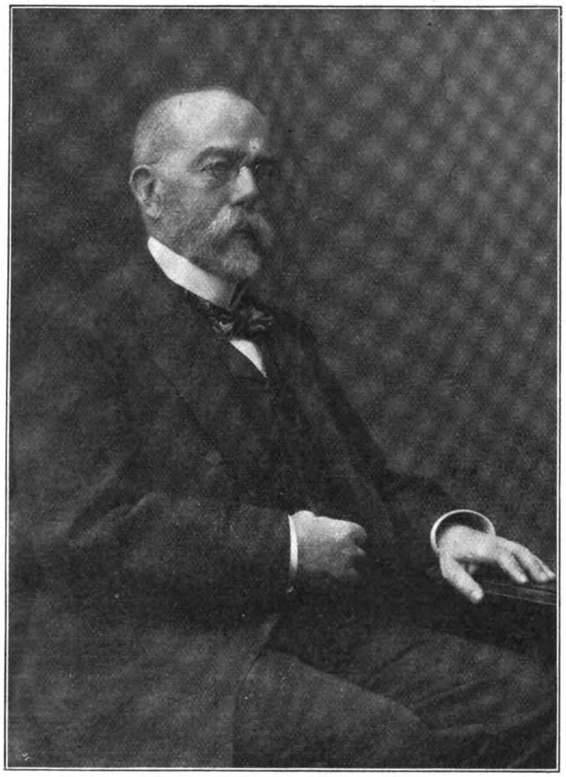
Der gegenwärtige Stand der Bauarbeiten des Panamakanals.

Robert Koch, geb. am 11. Dezember 1843, geſt. am 27. Mai 1910.

Von Profeſſor Dr. Martius-Roſtock.

Wieder iſt einer der großen Männer unſerer Zeit dahingegangen, einer der wenigen „Kulturträger“, die wirklich „Kulturförderer“ ſind, einer von den Auserwählten, die mit ihren Schultern anſtemmend die Entwicklung der Menſchheit mit einem ſicht- und fühlbaren Ruck ein großes Stück vorwärts bringen — Robert Koch. Nur 66½ Jahr hat das Leben dieſes außerordentlichen Mannes gedauert. Noch ſtand er auf der Höhe. Und doch kann man ſagen, daß ſein Lebenswerk vollendet iſt.

Und dies Lebenswerk hinterläßt Spuren, die unvergänglich ſind! — Es iſt nicht leicht, einem jungen Mediziner von heute klar zu machen, von welchen Vorſtellungen die Wiſſenſchaft vor dreißig Jahren, d. h. vor Koch, auf dem Gebiete der Infektionskrankheiten beherrſcht wurde. Was uns heute ſelbſtverſtändlich iſt, war damals grundſtürzendes Ereignis. Freilich wurden die erſten beiden kleinen Arbeiten (die Ätiologie des Milzbrandes 1876 und die Wundinfektionskrankheiten 1878), mit denen der damalige Kreisphyſikus Koch in Wollſtein die wiſſenſchaftliche Arena betrat, zunächſt nur von wenigen beachtet und kaum in ihrem wahren Werte erkannt. Aber bald wurde das anders, als dem jungen, einſamen Gelehrten erſt der richtige Boden für die Entfaltung ſeiner ſpezifiſchen Begabung gegeben war. Es iſt ein Ruhmestitel der Medizinalabteilung des Preußiſchen Kultusminiſteriums, mit zuerſt die Bedeutung Kochs erkannt und ſeine Berufung in das eben begründete Reichsgeſundheitsamt in Berlin (1880) befördert und durchgeſetzt zu haben. Nun folgten ſich die großen Entdeckungen Schlag auf Schlag, die ſchnell Kochs Weltruhm begründeten: zuerſt 1882 die Entdeckung des Tuberkelbazillus, des lange geſuchten Erregers der Tuberkuloſe.



Geheimrat Profeſſor Dr. Robert Koch †.

Photographie von Reichard & Lindner, Hofphotographen in Berlin.

Denn keineswegs um etwas ganz Neues handelte es ſich bei den Kochſchen Forſchungen. Kluge und klar denkende Forſcher waren ſchon vor ihm der Überzeugung, daß es kleinſte lebende Krankheiterreger geben müſſe. Aber es fehlte ihnen die zureichende Methode zum einwandfreien Beweiſe. Immer wieder ſpielen ſich in der Entwicklung der Naturwiſſenſchaften einſchließlich der Medizin dieſelben Vorgänge ab. Gewiſſe neue Ideen, neue Vorſtellungen liegen in der Luft. Aber ſie bleiben Hypotheſe, ſchemenhaft, ohne Leben und Wirklichkeit. Die Spekulation bringt nicht vorwärts.

Vorwärts bringt uns allein der findige Kopf, der eine neue Methode erſinnt und ausbildet, die die experimentell exakte Durcharbeitung des Problems ermöglicht. Auch dem Laien läßt ſich das an Kochs genialer Technik verſtändlich machen. In einer Nährflüſſigkeit befinden ſich teils aktiv bewegend, teils paſſiv bewegt, Millionen und Milliarden von Kleinlebeweſen verſchiedenſter Art und Wichtigkeit. Unter ihnen — der Vorausſetzung nach — die geſuchte pathogene, d. h. krankheiterregende Sorte. Wie ſoll man ſie herausfinden? Aale und Heringe laſſen ſich morphologiſch ohne weiteres unterſcheiden; Bacterium typhi und Bacterium coli auch mit den ſtärkſten Mikroſkopen nicht. Bringt man nun aber die Keime aus der Flüſſigkeit, in der ſie durcheinander ſchwimmen, in großer Verdünnung auf einen ſogenannten trockenen Nährboden, eine gekochte, durchgeſchnittene Kartoffel oder eine Agarplatte, ſo werden die verſchiedenartigen und verſchiedenwertigen Keime nicht nur räumlich voneinander getrennt, ſondern auch fixiert. Wenn nun jeder dieſer Keime zu einer Kolonie ſich auswächſt, ſo haben wir ſchon mikroſkopiſch ſichtbare verſchiedenartige Kolonien vor uns, die für den Kundigen ebenſo unterſcheidbar ſind wie der Aal vom Hering. Nunmehr iſt es ein leichtes, durch iſoliertes Überimpfen eines ſolchen Keims auf einen anderen Nährboden Pilze einer beſonderen Art in Reinkultur zu erhalten. Mit ſolchen Reinkulturen laſſen ſich dann alle nötigen weiteren Experimente kultureller und biologiſcher Art bis zum beweiſenden Tierexperiment ausführen, um ihre Eigenſchaften, einſchließlich ihrer etwaigen Pathogenität, d. h. ihrer Fähigkeit, unter geeigneten Bedingungen Krankheiten zu erregen, mit aller Sicherheit feſtzuſtellen.

Der „feſte Nährboden“ Kochs iſt der Grund- und Eckpfeiler des ganzen ſtolzen Baues geworden, zu dem die moderne Bakteriologie ſich ausgeſtaltet hat, und der Begriff der „Reinkultur“ iſt ſogar ſchon in den allgemeinen Sprachſchatz der gebildeten Menſchheit übergegangen.

War Koch ein naturwiſſenſchaftliches Genie? — Kein Begriff iſt unklarer, ſchwankender, umſtrittener wie der des Genies. Urteilt man nach dem Erfolge — und es wird uns weiter nichts übrig bleiben, denn ein theoretiſch konſtruierbares, latentes, in der Anlage ſteckengebliebenes Genie hat tatſächlich keinen Sinn; was nützen uns noch ſo viele geborene Bismarcks, wenn ſie nichts erreicht und nichts geleiſtet haben! — urteilen wir alſo nach dem Erfolge, ſo gehört Koch auf ſeinem Gebiete entſchieden zu den bahnbrechenden Genies. Spezifiſch intuitive Veranlagung, eiſerner Fleiß, Wille zur Macht und ſchließlich das Glück der äußeren Möglichkeit, das Gewollte auch wirklich in die Tat umzuſetzen: nur, wo dies alles zuſammenkommt, können geniale Leiſtungen gezeitigt werden. Aber nur der Erfolg entſcheidet. Die Durcharbeitung des großen Gebietes der Infektionskrankheiten mit Hilfe der Kochſchen Methodik, nicht nur durch den Meiſter ſelbſt, ſondern in immer weiterem Umfange durch die große Schar ſeiner begabten Schüler, zu denen ſich bald, zwar auf ſeinen Schultern ſtehend, aber ſelbſtändig forſchend, die Bakteriologen und Kliniker aller Kulturnationen der bewohnten Erde geſellten, — die ungeheure, auf dieſem Gebiete geleiſtete Arbeit, ſie hat in der Tat in dreißig Jahren die ganze Medizin umgeſchaffen.

Und die Früchte dieſer Arbeit kommen der kranken, der leidenden Menſchheit zugute. Wenn auf irgendeinem Gebiete, ſo haben auf dieſem die Ergebniſſe rein wiſſenſchaftlicher Forſchung unmittelbar in die Praxis des Lebens ſich umſetzen laſſen. Eine völlige Umwälzung auf dem Gebiete der öffentlichen Geſundheitspflege, die Schaffung ganz neuer, wirkſamer Abwehrmaßregeln gegen den Einbruch exotiſcher, gegen das Umſichgreifen einheimiſcher, verheerender Volksſeuchen iſt die Folge. Wenn heute durch die Zeitungen die alarmierende Nachricht ſich verbreitet, daß die Cholera an unſerer Oſtgrenze lauert und ſich Eingang zu erzwingen ſucht, ſo raubt uns das unſere Nachtruhe nicht mehr. Noch im vorigen Jahre haben wir mit Genugtuung an der Weichſel die Probe auf das Exempel erlebt. Die ſchon jetzt bis zu einem gewiſſen Grade muſtergültige Organiſation ſicher und raſch wirkender Einrichtungen zur Abwehr des äußeren epidemiſchen Feindes iſt in zwanzig Jahren geſchaffen. Freilich, gegen den inneren Feind, gegen die volksmordende Tuberkuloſe, die Glück und Kraft des einzelnen vernichtende Lues, gegen Typhus und ſelbſt gegen die Diphtherie ſind wir noch nicht ganz ſo weit. Die raſtloſe

Arbeit aller beteiligten Organe der öffentlichen Geſundheitspflege vom einfachen Kreisarzt aufwärts bis zu den großen Organiſationen des Reichsgeſundheitsamts und des Reichsgeſundheitsrats verbürgt den Fortſchritt. Ohne Kochs grundlegende Arbeit könnte von dem allen noch keine Rede ſein. Der Erfolg ſichert ihm für alle Zeiten den Namen eines der großen Wohltäter der Menſchheit.

Aber auch auf rein wiſſenſchaftlich-erkenntnismäßigem Gebiete iſt das Ergebnis dieſes Forſcherlebens ungeheuer. Wenn anfänglich im Überſchwang der jungen Begeiſterung und berauſcht von der überwältigenden Größe des äußeren Erfolges viele Jünger der neuen Lehre geneigt waren, in der biologiſch-gedanklichen Verwertung des in übermäßiger Fülle zuſtrömenden neuen Tatſachenmaterials über das Ziel und die durch die Natur geſteckten Grenzen hinauszuſchießen, ſo ſind das heute überwundene Kinderkrankheiten. Wir alle wiſſen jetzt längſt wieder, daß der Menſch kein Kaninchen und noch weniger ein chemiſch einfacher Nährboden iſt. Nicht der Bazillus iſt die Krankheit. Die Krankheit iſt die individuell variable Reaktion des in ſeinen chemiſch-vitalen Kräften noch auch nicht annähernd erforſchten, unendlich komplizierten Organismus auf die beſondere (ſpezifiſche) Wirkung des Erregers. Und die junge, machtvoll erblühende Tochter der Bakteriologie, die moderne Serologie, hat ſelbſt dafür geſorgt, das Märchen von der ſpezifiſchen Verſchiedenheit nur des Erregers gegenüber dem lediglich paſſiv ſich verhaltenden, angegriffenen Organismus zu zerſtören. Wenn wir jetzt wiſſen, daß das chemiſch und phyſikaliſch ununterſcheidbare Eiweißmolekül verſchiedener Tierarten ganz verſchiedener biologiſcher Reaktionen fähig iſt — wir können beiſpielsweiſe das Bluteiweiß der verſchiedenen Säugetiere durch die biologiſche Reaktion mit aller Sicherheit voneinander unterſcheiden —, ſo eröffnen ſich uns Einblicke in die variable Konſtitution der organiſchen Materie von einer Tiefe und Feinheit, die faſt ſchwindeln macht. Auch das alles verdanken wir in letzter Linie der durch Koch in Deutſchland, durch Paſteur in Frankreich geſchaffenen Bakteriologie.

Doch kehren wir zu Kochs Perſönlichkeit zurück.

Zwei Momentbilder ſeien aus dem überaus reichen Leben des nun Verewigten herausgegriffen, um ſeine Art und ſeine Bedeutung ins rechte Licht zu ſetzen. Zuerſt ein perſönlich miterlebtes. Wir befinden uns im Anfang des Jahres 1882. In dem verhältnismäßig kleinen Bibliotheksſaal des phyſiologiſchen Inſtituts in Berlin ſind etwa 40 bis 50 Ärzte — nicht mehr, wenn mich meine Erinnerung nicht täuſcht — verſammelt. Alle Erſchienenen ſind voller Spannung, bewußt eines großen Momentes gewärtig. Robert Koch, der neue Abteilungschef im Reichsgeſundheitsamt, will über die Ätiologie der Tuberkuloſe ſprechen. Noch hat der kommende Mann keine rechte Beziehung zur großen mediziniſchen Welt. Die von Rudolf Virchow beherrſchte Berliner mediziniſche Geſellſchaft verhält ſich ablehnend. Die kleine, exkluſive, wiſſenſchaftlich um ſo vornehmere Phyſiologiſche Geſellſchaft unter der Leitung du Bois-Reymonds öffnet dem faſt noch unbekannten Forſcher ihre Pforten. Nur die kleine Schar der Erſchienenen weiß, um was es ſich handelt. Und nun beginnt Koch zu ſprechen. Nüchtern, ohne jeden Schwung, in etwas zerhackter Redeweiſe, aber ruhig; ſeiner ſelbſt und ſeiner Sache abſolut ſicher, zwingt er uns alle ſchnell in ſeinen Bann. Lückenlos reiht ſich die Kette der Beweiſe aneinander. Nicht eine ganze Stunde braucht Koch zu ſeinem Vortrage. Als er geendet hat, wiſſen wir alle, die wir das Glück hatten, dieſen hiſtoriſchen Moment mit zu durchleben, der längſt geſuchte Erreger der Tuberkuloſe, er iſt gefunden. Eine neue Ära der Medizin bricht an.

Wenige Monate ſpäter kennt die ganze mediziniſche Welt aller Kulturnationen den Namen Robert Koch und verkündet den Ruhm des großen deutſchen Forſchers. Und nun geht's mit Rieſenſchritten vorwärts. Im Jahre 1883 leitet Koch die große deutſche Cholera-Expedition nach Ägypten und Indien. Er entdeckt den Kommabazillus, den Choleraerreger, und erhält für dieſe wiſſenſchaftliche Großtat eine Dotation des Reiches von 100 000 Mark. Im Jahre 1890 folgt die vielberufene Tuberkulin-Ära. Wer bis dahin nichts von Koch wußte, erfährt, wenn er überhaupt Zeitungen lieſt, jetzt ſicher ſeinen Namen. Bismarck und Moltke waren kaum bekannter. Der große Forſcher rückte im Glauben der Menge mit einem Schlage zum therapeutiſchen Heiland der Menſchheit auf. Behielt er recht, gab's keine Schwindſucht mehr. Hart war die Enttäuſchung, groß der Sturz aus ſchwindelnder Höhe: Jetzt denken wir ruhiger über jene wilde Zeit. Auch das Flugſchiff iſt nicht an einem Tage erfunden. Und heute gewinnt die Tuberkulinbehandlung in modifizierter Form ſtetig und ſicher an Boden. Koch, deſſen letzte Arbeiten wieder der Heilung der Tuberkuloſe galten, hat die wenigſtens relative Wiederherſtellung, wenn auch nicht ſeiner Tuberkulin-Lehre, ſo doch ſeiner Tuberkulin-Ehre — und wir freuen uns darüber von Herzen — noch erlebt.

Nach dem Tuberkulinſturz wendet ſich Koch ungebrochen neuen großen Aufgaben zu. 1896 begibt er ſich im Auftrage der engliſchen Regierung zum Studium der Rinderpeſt nach Südoſtafrika. 1897 finden wir ihn als Leiter der deutſchen Peſtkommiſſion in Indien. In den nächſten Jahren beginnt er ſeine umfaſſenden und von großem praktiſchen Erfolge gekrönten Forſchungen über die Malaria in Deutſch-Oſtafrika, in Indien und dem Malaiiſchen Archipel. Schließlich wird er noch einmal vom Deutſchen Reich zur Erforſchung der Schlafkrankheit nach Oſtafrika entſandt. Wahrlich, ein großes modern-biologiſches Forſcherleben! Mit Recht hebt Profeſſor Brieger gerade auch dieſe Seite der Tätigkeit Kochs hervor.

„Koch ſcheute bei ſeinen Forſchungen weder Anſtrengung noch Gefahr, auch die nicht, die ihm von wilden Tieren drohte. Ob er unter der glühenden Sonne Indiens in verpeſteten Waſſerläufen dem Erreger der Cholera und ſeinen Lebensbedingungen nachging; ob er in den ſchmutzſtarrenden Hütten der Eingeborenen den Peſterreger weiter zu ſtudieren ſuchte, ob er in den Urwäldern Afrikas unter den größten Entbehrungen der tückiſchen und mörderiſchen Schlafkrankheit entgegenarbeitete, ob er endlich am Adriatiſchen Meere, in Italien und wieder in Afrika die Malaria mit Erfolg bekämpfte, immer hat Robert Koch bewußt und ohne Angſt dem Tode ins Auge geſchaut, niemals andere für ſich etwas wagen laſſen. Es muß einmal, ganz abgeſehen von ſeiner ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Würdigung, der Öffentlichkeit ausdrücklich geſagt werden, unter welchen zum Teil fürchterlichen Gefahren er oft, begleitet von ſeiner unerſchrockenen Gattin, ſeine Arbeiten ausgeführt hat.

So wiſſen wir, daß Koch auf monatelangen Märſchen durch Afrikas glühende, waſſerloſe Sandwüſten, wenn die anderen ermattet ſchliefen, mit ſeinen treuen Mitarbeitern, der eigenen Erſchöpfung nicht achtend, ſtundenlang mikroſkopierte, obduzierte und ſchrieb."

Und nun zum Schluß ein zweites Momentbild aus Kochs Leben.

Es iſt der 11. April 1908. In New York ſind nahezu 500 Ärzte aus allen wiſſenſchaftlichen Zentren Amerikas verſammelt, um Robert Koch als ihren Ehrengaſt in der Deutſchen mediziniſchen Geſellſchaft unter dem Vorſitz von Karl Beck zu feiern.

Nach den begeiſterten und begeiſternden Anſprachen der Ärzte erhob ſich der „große philanthropiſche Hüttenmeiſter" Andrew Carnegie, der ſoeben 500 000 Mark der Robert Koch-Stiftung zur Bekämpfung der Tuberkuloſe überwieſen hat, zu einer mit größter Spannung erwarteten Anſprache. Es iſt wohl wert, wenigſtens eine charakteriſtiſche Stelle aus dieſer denkwürdigen Rede dem deutſchen Publikum zugänglich zu machen:

„Laſſen Sie mich einen Beweis des Fortſchrittes anführen, den unſere Raſſe während unſerer Lebenszeit, während einer Generation gemacht hat. Konnte vor fünfzig Jahren irgend jemand ſich vorſtellen, daß die vierzig Millionen Franzoſen, wenn man ſie gefragt hätte, wer der größte Franzoſe ſei, der je gelebt, daß dieſe Franzoſen nicht mit überwältigender Majorität den Namen Napoleon genannt haben würden? Und doch, vor wenigen Monaten wurden in Paris mehr als zwei Millionen Stimmen von Erwachſenen mit dem Reſultate abgegeben, daß dieſer barbariſche Kriegsheld entthront wurde. Er war nur der Siebente auf der Liſte, während obenan ein Arzt, Paſteur, ſtand und als zweiter ein Schriftſteller, Victor Hugo. Dieſe große Verſammlung heute abend iſt ein neues Anzeichen, daß die Tage der phyſiſchen Kraftentfaltung, das Ideal des Gladiators, den Platz geräumt haben dem Ideal der ſublimen moraliſchen Stärke. Der Willkomm, der Ihnen, Herr Dr. Koch, heute abend bereitet wurde, kann in Ihnen keinen Zweifel aufkommen laſſen, daß Sie ſich unter Ihren Brüdern befinden. Wir heißen Sie mit ausgeſtreckten Händen willkommen. Wir werden Ihren weiteren Lebensweg verfolgen und werden mit Ihren eigenen Landsleuten den Stolz und die Freude teilen, die dieſe im Beſitz eines ſolchen Mannes, eines ſolchen Helden, eines ſolchen Mitgliedes der teutoniſchen Raſſe empfinden."

Ebenſo charakteriſtiſch iſt Kochs einfache Antwort:

„Wenn ich alles zuſammenfaſſe," ſagt er, „was zu meinem Lobe heute geſagt worden iſt, und die große Auszeichnung, die Sie mir zuteil werden ließen, in Betracht ziehe, dann entſteht in mir ein Bedenken, ob ich auch wirklich berechtigt bin, mich ſo feiern zu laſſen. Manches von dem, was mir Rühmliches nachgeſagt wird, kann ich, wie ich glaube, mit gutem Gewiſſen akzeptieren. Aber ich habe nichts anderes getan, als was Sie jeden Tag tun, nämlich ich habe gearbeitet, was ich konnte, und meine Pflicht und Schuldigkeit getan. Wenn etwas mehr herausgekommen iſt, ſo liegt das daran, daß ich auf meinen Wanderungen durch das mediziniſche Gebiet auf Strecken ſtieß, wo das Gold auf dem Wege lag. Es gehört allerdings Glück dazu, das Gold von dem Unedlen ſcheiden zu können; das iſt aber kein beſonderes Verdienſt."

Hier haben wir den ganzen Mann in ſeiner ſchlichten Phraſenloſigkeit und doch in ſeinem grandioſen — Selbſtbewußtſein. Hier ſehen wir ihn auf der ganzen Höhe ſeiner Weltſtellung. Der Menſchheit gehört ſein Leben und ſein Werk. Freuen wir uns, daß er ein Deutſcher war.

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner fc.

Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker. (5. Fortſetzung.)

Nikoleit hob den Schirm auf, der Tutts Hand entfallen war, als ſie nach dem Taſchentuche faßte. Unſchlüſſig ſtand er vor ihr. Sie hatte Lonas Namen genannt. Er atmete tief auf.

„Fräulein Raith — iſt noch in Scheveningen?“ fragte er mit unſicherer Stimme.

Sie nickte. „Ich hab’ ſie wirklich lieb gewonnen. So gut hat ſie mir geſchrieben. Es konnte ja nur heimlich ſein. Ich mußte immer aufpaſſen, daß meine Mutter die Briefe nicht ſieht. Meine Mutter iſt nämlich hier — und ſie darf doch nicht wiſſen ...“ Wieder überwältigte ſie ein Schluchzen.

„Kann ich Ihnen denn — irgendwie — helfen?“ fragte Nikoleit, ehrlich mitbewegt von dem Kummer, der das junge Ding packte und ſchüttelte.

„Meine Mutter hatte erwartet, daß Pernaur an ſie ſchreiben würde. Er verſprach mir’s immer. Aber dann iſt er fortgereiſt — und ſeine Briefe ſind immer ſeltener geworden. Zuletzt ſchrieb er aus Helſingfors. Mein letzter Brief dahin iſt als unbeſtellbar zurückgekommen. Mutter ſchöpft Verdacht. So dürfe ſich doch ein Mann, der es ehrlich meine, nicht benehmen. Nun ſchickte ich heimlich das Mädchen nach ſeiner früheren Wohnung. Die wollen ſeine Adreſſe nicht wiſſen. Ich ſchrieb ans Theater — keine Antwort. Und neulich bei Tiſch ſagt einer der Penſionäre: er hätte Herrn Pernaur im Café Joſty am Potsdamer Platz geſehen, und im Theater ſeien die Proben ſchon längſt im vollen Gange. Das hab’ ich Lona Raith alles geſchrieben. Und vorhin bekam ich den Brief von ihr — darin riet ſie mir, ich ſollte Sie fragen, Sie wüßten es ſicher.“

Wie um eine Legitimation vorzuweiſen, hatte ſie das Schreiben aus ihrer Taſche gezogen. Und da Nikoleit unwillkürlich eine Bewegung danach machte, überließ ſie es ihm. Er las in großer Haſt. Tutt ſah, wie er alle Farbe dabei verlor.

„... Ja, meine liebe, arme, kleine Tutt, was ſoll ich Ihnen da raten? Sie erinnern ſich, daß mein Urteil über Herrn Pernaur von Anfang an nicht beſonders günſtig war. Wir haben uns deshalb ſogar einmal gezankt. Wiſſen Sie noch? Hernach, als es hieß, Sie ſeien heimlich miteinander verlobt, da mußt’ ich mein Urteil natürlich revidieren. Denn ein Menſch, den Sie liebgewinnen können, muß doch gute Eigenſchaften haben. Ich ſprach einmal mit Tante Gruſovius darüber. Sie meinte, Sie wären ſolch ein tapferes Mädel, Sie würden ſich den Pernaur ſchon ‚ziehen‘. Die unverzeihliche Rückſichtsloſigkeit, die er ſich nach Ihrem Brief hat zuſchulden kommen laſſen, zeigt aber, daß er nicht zu erziehen iſt. Es fehlt ihm mehr als die gute Kinderſtube. Es fehlt ihm der Herzenstakt. Und Sie ſind mir zu gut für einen ſolchen Mann. Soll ich Ihnen das nicht ganz offen ſagen? Ich weiß nämlich durch einen ſeltſamen Zufall, daß Herr Pernaur Berlin den ganzen Sommer über nicht verlaſſen hat. Seine Reiſe nach Finnland fingiert war. Er hält ſich vor Ihnen verborgen. Liebe Tutt, das iſt ein ſchwerer Schimpf, und nur eine einzige Antwort gibt es darauf: Verachten, vergeſſen! Zürnen Sie mir nicht, bitte, bitte, lachen Sie mich auch nicht aus, daß ich ſo für Sie in Hitze komme. Aber es iſt nun einmal meine innerſte Überzeugung: der Stolz iſt unſere heiligſte und beſte Tugend. Machen Sie ein Ende, liebe Tutt. Und wenn Ihnen die Verſicherung der Bekannten in der Penſion, daß Pernaur Sie hintergeht, noch nicht genügt, ſo fragen Sie mit einer Zeile bei Herrn Robert Nikoleit an. Niemand iſt ſo genau wie er darüber unterrichtet, was Pernaur wert iſt ...“

Das Blatt Papier zitterte in Nikoleits Händen. Die Zeilen flogen vor ſeinen Augen, vermengten ſich. Das war nicht der helle, naive, warme, humorvolle Ton der jungen Rheinländerin mehr, der ihm die ganze Zeit über im Ohr geklungen hatte, wenn er an Lona Raith dachte: hier ſprach ein ernſtes, gereiftes, in ſeinem Stolz getroffenes, ſelbſt bitter enttäuſchtes Weib. Er konnte kaum ſprechen, er wußte auch nicht, was er auf die letzten Zeilen, die eine ſo grauſame Ironie enthielten, ſagen ſollte.

„Bitte, bitte,“ drängte Tutt in ihrer Herzensangſt, „ſeien Sie offen zu mir. Sie haben ſich erzürnt mit Pernaur? Er hat Ihnen irgendein Unrecht angetan, nicht wahr? So meint es doch Lona, ja?“ Plötzlich ſchluchzte ſie auf. „Aber ſagen Sie mir doch — bitte, bitte, ums Himmels willen — ſagen Sie, ob es wahr iſt, wirklich wahr, daß er den ganzen Sommer hier war, hier in Berlin — denn — denn das wäre doch unmöglich, das wäre doch undenkbar ...“ Sie warf ſich ganz faſſungslos mit beiden Armen gegen die Tür und preßte das Geſicht in die Hände.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Er zwang ſich zu äußerer Ruhe. „Ich habe kein Recht,“ ſagte er anſcheinend ruhig und klar, „Ihnen die Wahrheit vorzuenthalten, Fräulein van Gorkum. Pernaur hat Sie ſeit Monaten belogen und betrogen.“

Haſtig warf ſie den Kopf zurück und ſah ihn durch einen Tränenſchleier an. „Sie wiſſen, wo er iſt? Sagen Sie mir's. Wo iſt er geweſen? Wo iſt er jetzt?“

Nikoleit deutete ins Nachbarzimmer. „Das iſt ſeine Wohnung. Das war ſie den ganzen Sommer über. Seit dem Abend, an dem ich Ihnen zum letztenmal begegnet bin, lebt er Tür an Tür mit mir.“

„Aber das iſt doch — unmöglich — das iſt doch ...“

„Pernaur befand ſich damals auf der Flucht — da nahm er das erſte beſte Aſyl, das ſich ihm bot. Er floh vor ſeinen Gläubigern — er wollte für alle Welt eine Zeitlang untertauchen. Hier ſuchte ihn niemand. Hier ſuchten auch Sie ihn nicht. Denn auch für Sie wollte er verſchwunden ſein.“

„Warum — auch für mich?“ fragte Tutt zitternd.

„Weil er ſich in ein ſo ungeheuerliches Lügennetz verſtrickt hatte, daß er ſich nicht mehr herausfand.“

Tutt preßte beide Hände gegen die Kehle. Tonlos ſagte ſie: „Die Dame, die dort in ſeinem Hauſe wohnte, war nicht ſeine Schweſter? — Nein, ſchauen Sie nicht weg. Sehen Sie mir ins Auge. Ehrlich ...“ Nun ließ ſie die Arme ſinken. „Nein, Sie brauchen mir nicht mehr zu antworten. Ich leſe die Wahrheit von Ihrem Geſicht.“ Kein lauter Ausbruch folgte mehr. Sie weinte nur ſtill vor ſich hin.

Er kam ſich wie ein Henker vor, als er ihren tiefen Schmerz ſah.

Tutt benutzte immer wieder ihr Taſchentüchlein; endlich verſuchte ſie die Augen zu trocknen. Dann nahm ſie ihren Schirm auf und legte die Hand auf die Türklinke. Dabei wandte ſie das Geſicht nach ihm, öffnete auch die Lippen, als ob ſie zum Abſchied noch etwas ſagen wollte. Aber ein plötzlicher Verzweiflungsanfall packte ſie wieder. Ein Schluchzen quoll aus ihrer Bruſt empor. Sie riß die Tür auf — und war gleich darauf draußen, ſtürmte die Treppe hinunter, wie gejagt.

‚Ich trage mit Schuld! Ich trage daran mit Schuld! An dieſem Jammer!‘ Das ging ihm nun nicht mehr aus dem Sinn. Der letzte Sonntagabend in der Penſion Gruſovius ſtand greifbar deutlich vor ſeiner Erinnerung. Er hörte wieder Lonas ernſte, warme, eindringliche Stimme. Eine Bitte, eine Sorge klang ihm daraus. Sie hatte es gut mit ihm gemeint. Und er hatte die Warnung in den Wind geſchlagen. Er hatte einem Zufall gegenüber raſch und kampflos kapituliert!

Wie er ſich jetzt deswegen haßte!

Er blieb vor dem Tiſch ſtehen, auf dem noch der Vertrag des Theaterdirektors lag.

Dieſe ganze Atmoſphäre von Lug und Trug, von Leichtſinn, Falſchheit, Gewiſſenloſigkeit und Genußſucht widerte ihn an. Das ſtarre Lächeln der atemloſen Tänzerinnen, der anmutloſe Verkehr der Geſchlechter, die Brutalität der Machthaber, die Feigheit der ewig um ihr Brot zitternden Untergebenen — er ſah das alles jetzt in ſo grauſamem Licht wie nie zuvor.

Und wie ein Hagel überfiel ihn wieder der quälende Rhythmus der trivialen Märſche, die er hatte inſtrumentieren, deren plumpen Text er dem Chor hatte einpauken müſſen.

Wie weit hatten ihn dieſe paar Sommermonate von ſeinem Ziel entfernt, aus ſeiner Bahn geriſſen, — wie tief hinabgeſtoßen in elendeſte Handwerkerei.

Pernaur war ſein böſer Dämon geweſen. Der hatte ihn um alles gebracht. Um ſeine Kunſt, um ſeine Freude am Schaffen, um ſeine Selbſtachtung — und nun auch noch um das, was ſeinem Leben, ſeinen Träumen die Poeſie geweſen war: um das zarte, loſe Band, das ihn mit Lona verbunden hatte. ‚Der Stolz iſt unſere heiligſte und beſte Tugend!‘ Und er hatte ſie in ihrem Stolz verletzt — ſo tief und rückſichtslos, wie ſie, die Unnahbare, Verwöhnte, von aller Welt Gehätſchelte, gewiß noch nie in ihrem Leben getroffen worden war.

Er packte die beiden Vertragsformulare und riß ſie in Fetzen. Die Stücke warf er auf den Boden.

Dann verließ er die Wohnung.

Er ging zu dem Muſikalienhändler, von dem er den Stutzflügel geliehen hatte. Die Miete war noch für einige Monate vorausbezahlt. Er ſtellte dem Mann ſeine Lage vor, erklärte ihm, daß er Berlin verlaſſen müſſe, und bekam eine Kleinigkeit zurückerſtattet. So hatte er das Reiſegeld vierter Klaſſe nach Hamburg.

In der Nacht packte er. Am anderen Morgen — Pernaur ſchlief noch — ſprach er mit Frau Knuſt und kündigte zum Monatserſten. Sie war ſehr erſtaunt, der Goldarbeiter kam herbei — ſie brachten ſein Wegziehen mit dem Damenbeſuch von geſtern in Verbindung. Er war zum Schwatzen nicht aufgelegt, packte die Noten zuſammen, die er aus der Bibliothek geliehen hatte, und machte ſich auf den Weg, ſie abzuliefern.

Nun band ihn hier keine Verpflichtung mehr.

Nur eine moraliſche Abrechnung hatte er noch zu halten. Mit Pernaur.

Als er vom Bahnhof kam, wo er ſich über den Zug, den er benutzen konnte, unterrichtet hatte, und den Neuen Markt überſchritt, ſah er das Fenſter von Pernaurs Dachſtube offenſtehen. Er hörte Klavierſpiel: den ihm ſo verhaßt gewordenen Landsknechtgeſang, der aller Poeſie entkleidet war, dem man einen Couplettext unterlegt hatte.

Ein paar Sekunden lang mußte er an die fieberhafte Schöpferfreude denken, die ihn in jenen Tagen durchzittert hatte.

Wie war ſein Wirken und Schaffen in dieſer Umwelt, der er ſich rettungslos ausgeliefert hatte, erniedrigt worden!

‚Abrechnung! Abrechnung!‘ ſagte er trotzig zu ſich, als er die Treppe emporſtieg. ‚Einen Schlußſtrich ziehen — dann drei Kreuze machen — und befreit, erlöſt, von dannen gehn!‘

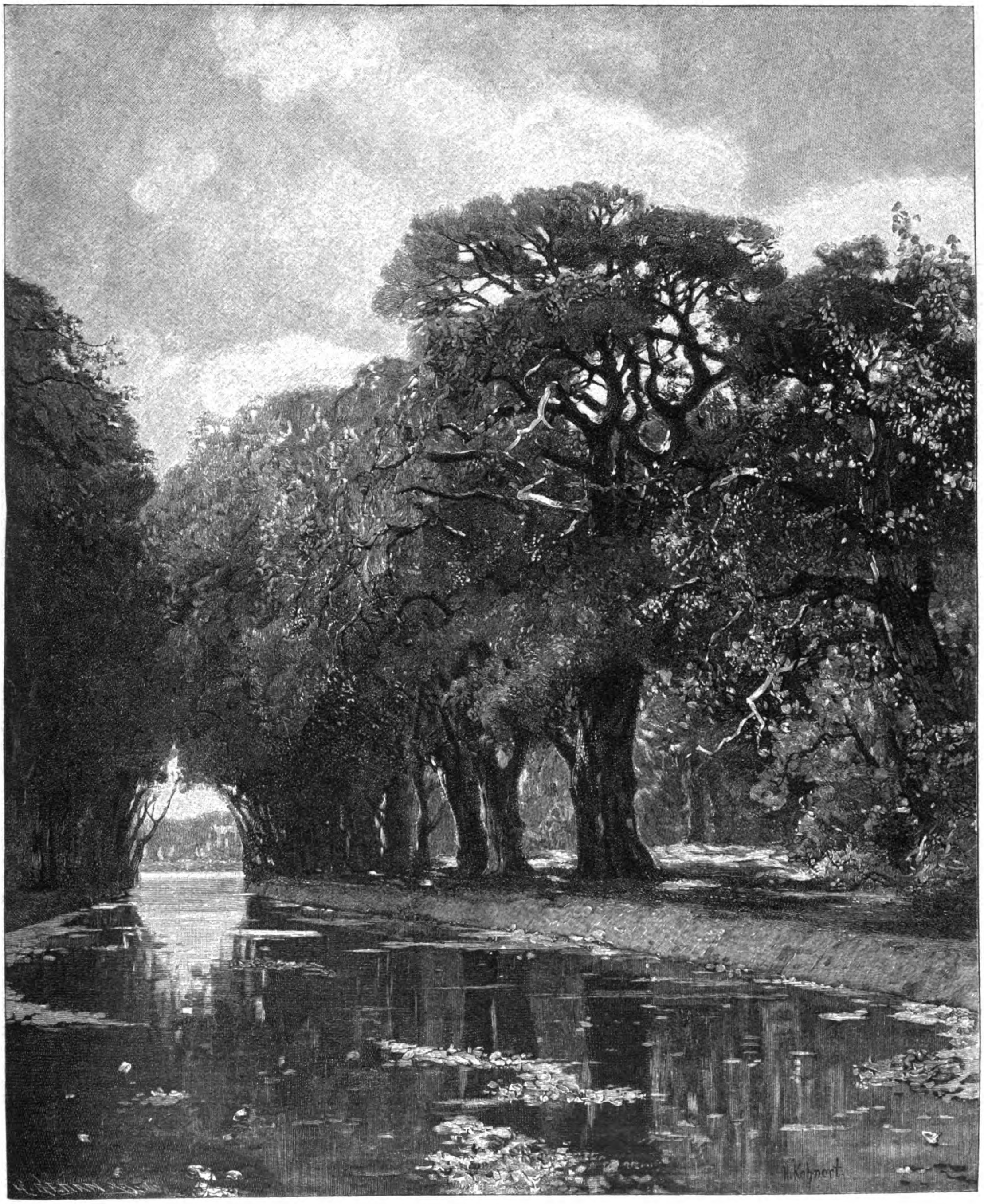
Eines Atemzugs Länge hielt er vor der Tür, um ſeine Erregung niederzukämpfen. Dann drückte er auf die Türklinke, trat ein und rief dem erſtaunt aufblickenden Theaterkapellmeiſter ernſt, faſt ſchroff zu: „Ich habe mit Ihnen zu reden, Herr Pernaur!“

* * *

Das Tonkünſtlerfeſt bildete den glänzenden Eingang der Hamburger Konzertſaiſon. Hans von Bülow dirigierte am erſten Abend die Neunte Sinfonie, und dieſes Konzert erhielt ſeinen Platz in der Muſikgeſchichte: durch eine der originellen Konzertreden des berühmten Meiſters. Der zweite Teil des Abends ſollte nämlich noch mehrere Chor- und Orcheſterwerke bringen, nach dem gewaltigen Beifall aber, der dem Jubelchor des letzten Sinfonieſatzes folgte, wandte ſich Bülow an das Publikum mit der kurzen Anſprache: „Das himmliſche Werk Ludwigs des Großen haben dieſe Leutchen ſo herrlich wiedergegeben — geſpielt und geſungen — daß es ein Jammer wäre, wollte man den Eindruck verwiſchen. Ich ſchlage alſo vor, wir verzichten auf den zweiten Teil des Konzerts — und ſpielen hernach die Neunte noch einmal!“ Der Jubel wollte nach der zweiten, ſchlechtweg vollendeten Wiedergabe kein Ende finden.

Schwierig hatte es nach dieſem ſenſationellen Eingangskonzert das Programm des zweiten Abends — aus Bülows großen „Be's“ gemiſcht: Bach, Beethoven, Brahms — das Publikum in Atem zu halten. Immerhin wirkten darin Sänger und Sängerinnen der Oper als Soliſten mit, Lieblinge der Hamburger Abonnenten, es kam alſo wenigſtens ein äußerer Erfolg zuſtande.

Der dritte Tag des Feſtes war zunächſt den Beratungen des Verbands gewidmet, nach dem Frühſtück im Alſterpavillon fand eine Hafenfahrt ſtatt, und abends ſpielte das



Alter Park. Gemälde von H. Kohnert.

Joachimquartett drei neue Kammermuſikwerke. Natürlich war für dieſes Konzert die Temperatur der Hörer gemäßigter zu erwarten als an den beiden vorigen Abenden. Der kleinere, feinere Inſtrumentalkörper begünſtigte nicht ſo wie großes Orcheſter, Chor und Sologeſang weltberühmter Sänger eine laute, ſtürmiſch ſich gebarende Anteilnahme. Trotzdem jedes Auftreten des Joachimquartettes wirkliche Feierſtunden für den ernſten Muſikliebhaber bedeutete, zeigte ſich doch — wie ſtets bei den großen Muſikfeſten — eine gewiſſe Ermüdung. Viele Teilnehmer waren ſchon abgereiſt, die meiſten rief der Beruf, ein großer Teil verbrachte aber den ſchönen Herbſtabend im Anſchluß an die genußreiche Hafen- und Elbfahrt lieber in luſtiger Geſellſchaft.

Kammermuſik kam in dem Rieſenſaal, in dem die Konzerte ſtattfanden, nur dann gut zur Geltung, wenn ſämtliche Plätze beſetzt waren, am beſten, wenn ſich in den Gängen links und rechts vom Parkett noch Publikum drängte. Dann wirkte die Hörermenge als unvergleichlicher Reſonanzboden. Heute wies der Saal merkliche Lücken auf.

In der vorletzten Reihe ſaßen Mutter und Sohn.

Viele Theater- und Konzertbeſucher kannten Frau Nikoleit vom Anſehen. Sie fehlte nie, wenn ihr Mann ein — auch noch ſo kleines — Solo zu ſpielen hatte. Sie würden ſie nicht nur an dem merkwürdig unmodernen Staatskleid erkannt haben, ſondern auch an dem erwartungsvoll-ergriffenen Geſicht, mit dem ſie des Augenblicks harrte, da das Solo kam. Und ganz gewiß an den zerwaſchenen, vielfach geſtopften ſchwarzen Handſchuhen, die vor Altersſchwäche bei jedem Gebrauch ein neues Löchlein bekamen, das die Beſitzerin durch oft ziemlich unnatürliche, auf die Dauer unbedingt ſtrapaziöſe Fingerhaltung zu verdecken beſtrebt war.

Einen feinen, klaren Kopf hatte ſie übrigens. Im Profil beſaß er etwas von dem raſſigen Schnitt, den man nicht ſelten unter den Oſtpreußinnen antrifft. Das Haar mochte früher rabenſchwarz geweſen ſein, jetzt war es „Pfeffer und Salz“. Die Augen waren groß und grau wie die ihres Sohnes, der wieder das blonde Haar und die charakteriſtiſche, mächtige Stirn ſeines Vaters hatte — mit den etwas eingeſunkenen Schläfen und den hohen „Muſikbuckeln“ über den Augenbrauen.

Heute flogen aus den großen, grauen Augen der Frau Nikoleit nervös erregte Blicke über die Parkettreihen, die ſich immer noch nicht füllen wollten.

Das Joachimquartett erſchien, demonſtrativ begrüßt, auf dem Podium. Das neue, hier zum erſtenmal geſpielte Quartett von Dvorak mit ſeinen reizvollen Anklängen an ſlawiſchen Volkston hatte ſchon längſt begonnen, aber Frau Nikoleit fand keine innere Stellung dazu. Ab und zu ward leiſe eine Tür geöffnet, vorſichtig ſchlich ſich noch ein verſpäteter Hörer ein. Sofort flog ihr Kopf herum. Sie erwartete noch irgend etwas Beſonderes.

Nach dem erſten Satz mußte eine kurze Pauſe eintreten, bis die Nachzügler ihre Plätze gefunden hatten.

„Um ſechs Uhr wird hier in den Hotels geſpeiſt,“ flüſterte Frau Nikoleit ihrem Sohn zu, „zu Anfang iſt es da immer etwas leerer in den Konzerten.“

Aber auch nach dem zweiten Quartettſatz ſchob ſich nur ein ganz verſchwindend kleines Häuflein in den Saal. Ein paar Soldaten waren darunter. Das nur auf dem Weg des Freibilletts zu erklärende Erſcheinen der verlegen und ungewandt ſich umblickenden Vaterlandsverteidiger rief einige Beluſtigung hervor. Frau Nikoleit nickte einem von ihnen gütig zu. „Nett, das Intereſſe bei den Leuten,“ ſagte ſie zu ihrem Sohn. Eine ganze Kompanie Soldaten hätte aber noch Platz im Saal gefunden. Der letzte Satz verklang. Lauter, einmütiger Beifall. Joachim und die Seinen traten dreimal, viermal wieder vor, verneigten ſich, Meiſter Joachim mit ernſtem Ausdruck.

Jetzt muß es kommen! — Frau Nikoleit wußte nicht, ob ſie's laut vor ſich hingeſagt hatte. Ihr Kopf flog nach links und ſtarrte auf die Tür — flog nach rechts und hypnotiſierte die andere. Draußen harrten gewiß noch hunderte. Eine Tür ging. Droben in der Loge. Sofort war der Blick der Komponiſtengattin ſtreng forſchend da.

„Lutterer!“ flüſterte Frau Nikoleit ihrem Sohne zu. Es war ein Muſikreferent. Aber er zählte zur „zweiten Garnitur“. Frau Nikoleit ſuchte ihrem Sohn zu erklären, daß bei den großen Zeitungen ein gewiſſer regelmäßiger Wechſel eingehalten werden müßte. Und der erſte Referent hatte ſchon vorgeſtern und geſtern berichtet ...

Nun kamen ſie, wiederum von Beifall empfangen. Diesmal waren es ſechs Herren: neben dem Kammermuſiker aus Berlin, der das Fagott ſpielte, ſchritt Nikoleit, ſeine Klarinette in der Linken.

„Bert! — Siehſt Du ihn auch?“

Der Sohn nickte.

Das blonde, halblange Haar des alten Muſikers war ſchon da und dort mit grau untermiſcht, aber noch dicht und voll. Robert Nikoleit ſah die ausdrucksvolle Stirn, die etwas melancholiſchen Augen, das gütige Lächeln um den feinen, nur vom Anſatz der Klarinette etwas ſchmal und verkniffen wirkenden Mund — er freute ſich darüber, daß Joachim ſich beim Platznehmen noch ein wenig mit dem Komponiſten unterhielt, ihm zulächelte.

Dann begann das Spiel. Ein ernſtes, gehaltvolles Werk in edeln Linien, großzügig gemeiſterter Form. Klaſſiziſtiſch, doch ohne jede Anlehnung. Vielleicht, daß ein Nichteingeweihter zunächſt auf ein Werk von Brahms geraten haben würde. Nur war harmoniſch noch mehr Maß gehalten. Der Komponiſt arbeitete echt polyphon: er ließ jede Stimme für ſich zur Geltung kommen, packte nie, um ein einzelnes Motiv beſonders herauszuheben, die übrigen Stimmen zur bloßen Begleitung zuſammen. Der erſte Satz war reichlich lang, etwas grübleriſch dabei, aber der Schluß mit ſeiner aufwühlenden, ernſten, mehr und mehr feierlichen, faſt mahnenden Steigerung doch ſehr wirkungsvoll. Ehrlicher Beifall von allen Plätzen folgte. Im zweiten Satz, dem lyriſchen Andantino, kam die Klarinette zu beſonderer Geltung, zauberhaft zart vom Komponiſten geſpielt, im dritten trat das Fagott hervor, dem die ganze herzgewinnende Drolerie gegeben war, die das Inſtrument in den Beethovenſchen Scherzi beſitzt. Ein flottes, rundes, geſchickt ſich ſteigerndes, überaus feſtliches, dabei liebenswürdiges Allegro, das mit geiſtreichen, vielfach fugierten Variationen über Themen der erſten Sätze arbeitete, beſchloß das Sextett.

Frau Nikoleit hatte die Hände krampfhaft gefaltet. Sie dachte jetzt nicht mehr daran, die Spitze des rechten Zeigefingers und des linken Daumens zu verbergen, weil dort die Handſchuhnähte geplatzt waren und die Haut durchſah. Ihre Augen ſchwammen. Sie war ſo gerührt von der weihevollen Stunde, daß ſie kaum zu dem eigentlichen muſikaliſchen Genuß wie ſonſt gekommen war. Es wurde ſtark geklatſcht. Die ſechs Herren zeigten ſich mehrmals und machten ihre Verbeugung. Jedesmal wies Joachim auf den Komponiſten. Das letztemal drückte er ihm auch angeſichts des Publikums die Hand. Darauf ſetzte von neuem der Beifall ein — und Nikoleit erſchien allein, um zu danken. Er hob dabei wie bedauernd die Achſel, um anzuzeigen, daß die übrigen Herren ihn nicht hatten begleiten wollen.

In der vorletzten Reihe hatte ſich eine ältere Dame im altmodiſchen Seidenkleid von ihrem Sitze halb erhoben, um den Komponiſten durch ihr Opernglas zu betrachten.

Es war die einzige im Saal, die ihn genauer kannte.

Für das neue Brahmsſche Klavierquintett, das den Abend beſchließen ſollte, hatte Frau Nikoleit kein Intereſſe mehr. Doch ſchon aus Höflichkeit wollte ſie das Konzert nicht vorzeitig verlaſſen. Für das Publikum freilich ſchien die Schlußnummer die Hauptanziehungskraft zu beſitzen. Ein erſt kürzlich entdeckter blutjunger Pianiſt trat auf, dem aber ſchon ein großer Ruf voranging: ein gewiſſer Eugen d'Albert.

Als er an den Flügel trat, lachte alles. Er ſah aus wie ein körperlich zurückgebliebener Seminariſt oder Pennäler. „Er kann doch höchſtens achtzehn Jahre ſein,“ ſagte Frau Nikoleits Nachbarin. Sie ſchüttelte den Kopf. „Er iſt ſogar ſchon verheiratet.“ Das intereſſierte die Dame außerordentlich. Sie wollte noch mehr hören, auch als das Quintett ſchon begonnen hatte. In der Umgebung ertönte daher ein leiſes Ziſchen, das die Damen zur Ruhe verwies.

Der junge Pianiſt hatte Gelegenheit, in ſeinem Part alles Können zu zeigen: große geiſtige Kraft und mitfortreißende Virtuoſität.

„Phänomenal!“ rief ein Hörer hinter Bert Nikoleit, als der rauſchende erſte Satz mit den ſtürmiſchen Klavierpaſſagen zu Ende gegangen war und das Auditorium wie beſeſſen klatſchte. „Das iſt gradezu — eine Offenbarung!“

Auch Robert Nikoleit klatſchte mit.

Seine Mutter hatte ſich zurückgelehnt. Sie hielt ſich endlich die Ohren zu und ſagte: „Es tut einem ein bißchen weh im Kopfe — es dröhnt ſo!“

Natürlich ſtellte er das Applaudieren nun ſofort ein.

Der Erfolg des jungen Künſtlers war aber wirklich „phänomenal“. Er erdrückte faſt die Begeiſterung für das mit ihm konzertierende altberühmte Quartett.

„Hans von Bülow iſt im Saal!“ ſagte irgend jemand nach Schluß des Konzerts, als ein Teil der Hörer ſich ſchon in den Garderoben drängte, während im Saale noch immer von ausdauernden Enthuſiaſten geklatſcht wurde.

Frau Nikoleit hörte es. „Was meinſt Du, Bert,“ ſagte ſie leiſe, „ſoll ich zu ihm gehen? Ihn fragen, wie es ihm jetzt beim Anhören gefallen hat?“ Mit heiß gewordenen Wangen wandte ſie ſich an den Sprecher: „Ach bitte, wo iſt Bülow? Haben Sie ihn geſehen?“

„Selber geſehen nicht. Er ſoll in der Pauſe nach dem Sextett gekommen ſein.“

Robert Nikoleit fühlte, wie ſeine Mutter zuſammenzuckte. Bülow hatte ſich das Sextett alſo gar nicht angehört! „Komm, Mutting, wir ſollen doch auf der Treppe am Künſtlerzimmer warten!“

Dort in dem zugigen und ungemütlichen Durchgang ſtanden ſie dann, während der Saal ſelbſt ſich völlig entleert hatte, noch etwa zwanzig Minuten lang. Unzählige Beſucher, die irgendeine Beziehung hatten, nahmen die Gelegenheit wahr, einen oder den anderen Herrn vom Quartett zu begrüßen, dabei den jungen Klaviervirtuoſen kennen zu lernen.

Endlich öffnete ſich die Tür, Joachim erſchien, gefolgt von ſeinem Diener, der die beiden dunkelpolierten Kaſten mit den koſtbaren Geigen trug; der ganze Strom zog hinter ihm her. Aber noch in der Tür wandte er ſich um und ſtreckte dem alten Nikoleit die Hand zum Abſchied hin. „Alſo Sie kommen nicht mit, lieber Nikoleit? Schade. Auf Wiederſehen. Und alles Gute —!“

„Joachim wollte nämlich, daß ich mitkäme, mit den Herren zu Abend eſſen,“ ſagte Nikoleit, als ſie ſich endlich auf dem Treppenabſatz allein befanden.

„Aber Niko — und Du haſt abgelehnt?“ fragte ſeine Frau beſtürzt.

„Es waren ſchon ſo viele dabei. Und heute wollt’ ich doch mit Euch zuſammen ſein.“ Er gab beiden die Hand.

Bert preßte die Hand ſeines Vaters und wünſchte ihm herzlich zu dem ſchönen, poetiſchen und gedankenreichen Werk Glück. „Wie das große, wuchtige D-moll-Thema am Schluß des erſten Satzes ſich durchringt — das wird mir unvergeßlich bleiben.“

„Es hat Euch alſo gefallen, Kinder?“

„Ach Niko —!“ Frau Nikoleit begann plötzlich zu ſchluchzen und umarmte ihren Gatten. Er beſchwichtigte ſie. Sie trocknete ſich die Augen. „Und das iſt ſicher, Vatting, Du haſt doch den Vogel abgeſchoſſen . . . Ich habe ſo viel

Die Feldarbeiterin. Gemälde von G. Bizzotto Alberti.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

gehört. Weißt Du, wenn man ſo mitten im Publikum ſitzt. Die Urteile ſo überall, nicht wahr, Bert? . . . Und wie wundervoll, wie erhebend haſt Du geſpielt. Es war nur eine Stimme im ganzen Saal. Nicht wahr, Bert?“

Er konnte darüber nichts ſagen, denn er hatte nichts gehört, wußte auch nicht, wo ſeine Mutter die Urteile aufgefangen haben mochte. Aber ſein Vater ſchüttelte den Kopf und ſagte kühl, faſt ſpöttiſch: „Publikumserfolge ſind mir ja nicht beſchieden. Taſtenſtürmer wie der junge Langhaarige, der Protégé vom Hanuſch, die haben's leichter. Für mich hat ſich eben nie einer ins Zeug gelegt, wie für ſo einen Klaviertitanen. — Na, ich brauche gottlob keinen Bülow als Manager, werde meinen Weg auch ſo machen.“

Beim Hinuntergehen fing Bert einen Blick ſeiner Mutter auf, der ihn zu beſchwören ſchien: mit keiner Silbe zu verraten, daß die Aufführung des Sextetts am heutigen Abend lediglich Bülows Anregung zu verdanken war.

Auf dem Heimweg und hernach zu Hauſe ward natürlich über nichts als das Sextett geſprochen. Nikoleit war aber ſehr abgeſpannt. Die Aufregung, im eigenen Werke, das ſeine Feuerprobe beſtehen ſollte, eine wichtige Stimme zu ſpielen, war doch größer, als er ſich das vorgeſtellt hatte. Er hatte heute auch weniger als bei den beiden Proben, die vorausgegangen waren, einen Eindruck vom Zuſammenklange gehabt.

„Ich möchte es gern noch einmal hören,“ ſagte er, „aber ein anderer müßte die Klarinette ſpielen.“

„Nein, Alterchen, nachdem ich Dich darin gehört habe, möchte ich das Stück nie von einem anderen hören. Dieſer Zauber, dieſe Poeſie. Es iſt was Gottbegnadetes, Alterchen!“ Von der Küche kam ſie immer wieder herein. Es brutzelte irgend etwas draußen, man roch es. Ihr Geſicht ſtrahlte. Sie hatte eine kleine Überraſchung ‚zur Feier des Tages‘.

Ein Mädchen konnte Frau Nikoleit nicht halten. Die Wohnung war klein: zwei Zimmer, Küche und Kammer. In der Kammer ſchlief Bert. Die kleine Häuslichkeit war blinkſauber. Frau Nikoleit war eine gute Hausfrau, nahm ihre Pflichten ſehr ernſt, verließ die Wohnung ja auch nur zu ihren wirtſchaftlichen Beſorgungen und ab und zu, um ein Solo ihres Mannes zu hören. Irgendwelche Abwechſlung, irgendwelche Vergnügungen kannte ſie nicht; Verkehr unterhielt man auch nicht. Mehrmals in der Woche kamen kleine Klavierſchüler zu ihr, die ſie für ein Billiges in den Anfangsgründen unterrichtete. In ihrer Jugend hatte ſie ein Konſervatorium beſucht, ſie war ſelbſt Muſikerstochter und hatte einſtmals geglaubt, die Virtuoſenlaufbahn einſchlagen zu können. Dazu hätte ihr Talent wohl nicht ausgereicht — übrigens hatte ſie ſich blutjung verheiratet und die Studien abbrechen müſſen, als ſie ihr Kind erwartete. Trotzdem es bei dieſem Einzigen geblieben war, fand ſie dann doch keine Muße mehr, ernſtere Studien wieder aufzunehmen.

Robert Nikoleit ſah ſich in dem eifrigen muſikaliſchen Geſpräche, das er nach dem Eſſen mit ſeinem Vater führte, immer wieder mit einem ſeltſamen Staunen um. So heimiſch ihn die kleine Welt hier umfing, die guten, alten Möbel, die Hängelampe, die Bilder — dazu Vaters kluger Kopf, Mutters feſtlich gerührter Ausdruck —, es war doch etwas merkwürdig Fremdes für ihn jetzt dabei.

Je weiter der Abend vorſchritt, deſto redſeliger ward Frau Nikoleit. Und auch ihre Begeiſterung über den heutigen Erfolg wuchs noch fortwährend. Sie duldete durchaus nicht, daß Bert oder ihr Mann von Dvorak oder Brahms oder von der neuen Berühmtheit unter den Klaviervirtuoſen ſprach: es ſollte heute ausſchließlich von Vattings Sextett die Rede ſein. Und ſie brachte ihren Mann ſchließlich dazu, daß er die Form des erſten Satzes noch einmal in ihren verſchiedenen Teilen am Klavier auseinanderſetzte. Wenn man hier oben ganz leiſe ſpielte, ſtörte es niemand. Das Fenſter ging nach einem engen Fleet hinaus. Drüben ſtand ein mächtiges Kornhaus. Man hatte kein Gegenüber, das es hörte. Die Schlafzimmer der übrigen Wohnungen lagen nach der anderen, der Sonnenſeite. Allmählich ereiferte ſich Nikoleit wieder — und es war Mitternacht vorüber, als er endlich das Klavier zumachte.

„Na, mein Junge,“ ſagte er herzlich und küßte Bert, mit beiden Händen deſſen Kopf umſpannend, auf die Stirn und dann auf die Augen, „geb's alſo der Himmel, daß das heute ein gutes Omen war für Dich, wo Dich nun das Muſikantenlos erwartet. Du ſiehſt, wie es iſt: himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt. Mög' Dir alles das, was bei mir voranging, um mal ſo ein bißchen mitjubeln zu können, erſpart bleiben. Gute Nacht, Bert.“

Vater hatte geraucht. Es war Berts Amt, zu lüften und die Lampe zu löſchen, bevor er ſich in ſeine Kammer begab. Von nebenan hörte er noch lange die Eltern miteinander ſchwatzen. Wohlwollend überlegen klang die Stimme Nikoleits. Die ſeiner Frau hatte etwas Mädchenhaftes. Heute war ſie ein wenig überangeſtrengt und hatte einen leichten Schleier, der den hellen Klang dämpfte. Aber es lag doch ſo viel jugendlicher Überſchwang darin!

Plötzlich ging es wie ein kalter Luftzug über Bert hin. Ein Verdacht ſtieg in ihm auf . . . Oder es war eigentlich kein Verdacht, nur eine ganz unbeſtimmte Ahnung . . . Glaubte ſeine Mutter denn auch wirklich alles, was ſie ſagte? Empfand ſie die Bewunderung für Vaters Schöpfung, für ſein Spiel wirklich ſo ſtürmiſch, wie ſie's immer ausdrückte? Oder redete ſie ſich's nur ſelbſt ein?

Schon ſeit dem erſten Wiederſehen mit den Eltern ward er dieſen Stachel nicht los. Freilich: nur hundert Kleinigkeiten kamen da zuſammen. Es war bisher nichts Greifbares geweſen. Aber heute hatte er doch ein paar Unwahrheiten ſelbſt mit angehört. Oder wenigſtens — Übertreibungen. Seine Mutter kannte nur einen Altar, an dem ſie opferte: das war das Talent ihres Gatten. Oder nein — ſein Genie. Denn wie ſie ſprach, mußte man glauben, ihr Gatte wäre der größte Muſiker der Gegenwart. Glaubte ſie das tatſächlich? Oder bot ſie ihrem vielfach enttäuſchten Manne nur eine holde Täuſchung?

Bert konnte es nicht entſcheiden. Er wußte ja, wie einſeitig das Leben ſeiner Mutter ſich ſchon immer abgeſpielt hatte. Es gab für ſie keine Vergleichsmöglichkeiten.

Aber heute war es ihm doch ſo vorgekommen, als betrachtete ſie ihn gewiſſermaßen als Bundesgenoſſen. Es war nur ein kurzer, bittender oder warnender Blick geweſen. Aber der ſetzte ein ſtummes Einverſtändnis voraus. Erwartete ſeine Mutter, daß auch er die unbedingte, übertriebene Anbetung mitmachte? Er ſchätzte ſeinen Vater als Künſtler ſehr hoch ein. Aber andere große Meiſter auf ſeine Koſten zu verkleinern, das erſchien ihm unwürdig. Er begriff auch nicht, daß ſein kluger Vater ſich das bieten ließ. Merkte er denn nicht die Überhitzung der Begeiſterung, die ihm ſeine Frau entgegenbrachte?

Er hatte ſchon das Licht ausgedreht und ſich in ſeine Kammer zurückgezogen, da huſchte ſeine Mutter noch einmal aus dem Schlafzimmer. „Bertchen,“ flüſterte ſie, „hol' morgen früh die Zeitungen aus der Wirtſchaft an der Ecke — ich hab's mit der Frau ausgemacht — aber bring' ſie nur herein, wenn ſie gut ſind, die Rezenſionen, hörſt Du?“

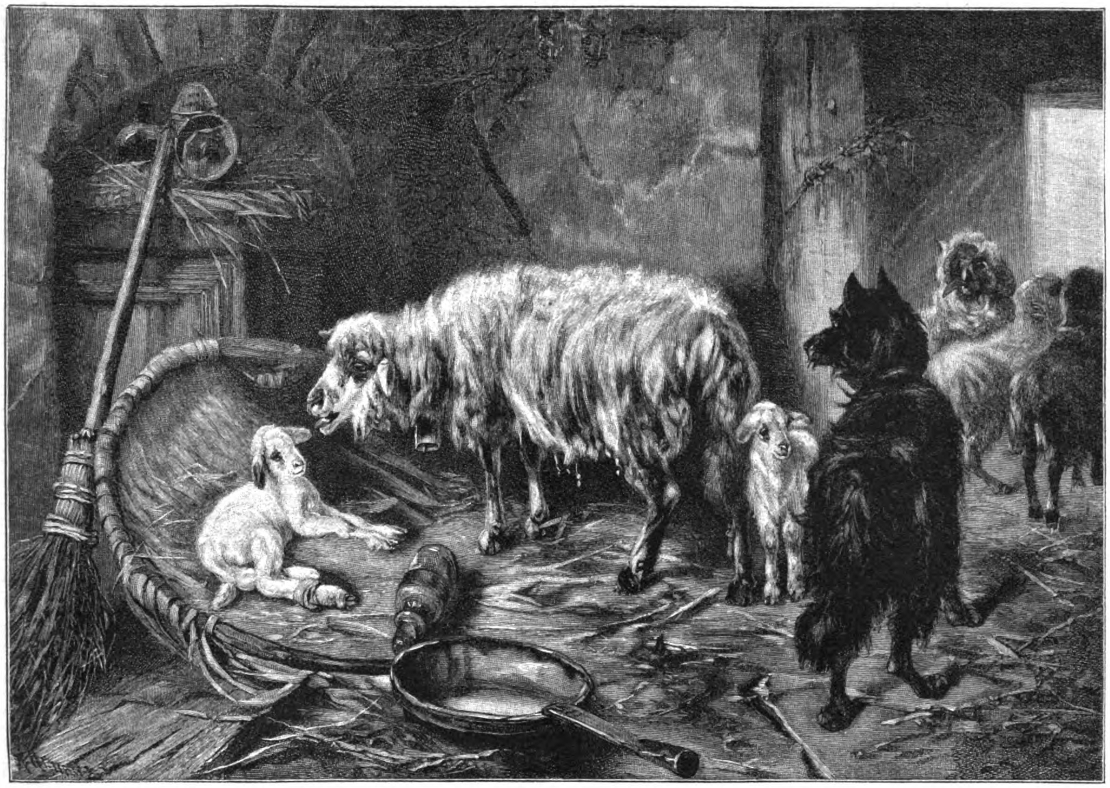
Sie duldete nicht, daß er erwiderte. Sie rief ins Schlafzimmer: „Hier hab' ich die Streichhölzer, Vatting! Ich hatte ſie in der Küche liegen laſſen!“

Bert ſtand noch eine Weile und ſann vor ſich hin. So reihte ſich alſo hier ein frommer Betrug an den andern.

War es ſchon immer ſo geweſen? Warum war es ihm früher nicht aufgefallen? Oder hatte ſich erſt da draußen in der Welt ſein Blick geſchärft?

Er kritiſierte jetzt ſeine Eltern. Und doch — ſeltſam: ein tiefes Mitleid empfand er dabei mit ihnen. Wie hatte das Leben ſie mürbe gemacht!

(Fortſetzung folgt.)



Schwere Pflichten. Gemälde von F. G. Lebling.

Wie Prinz Friedrich Karl ein Feldherr wurde. Von Oberſtleutnant W. v. Bremen.

Fünfundzwanzig Jahre ſind am 15. Juni dahingegangen, ſeit Prinz Friedrich Karl, erſt ſiebenundfünfzigjährig, aus dieſem Leben ſchied. Mit dem Werden des neuen Deutſchen Reiches iſt er durch die Großtaten unſeres Heeres aufs engſte verknüpft. Der Sturm auf die Düppeler Schanzen am 18. April 1864 unter ſeiner Leitung war der erſte glänzende Waffengang der preußiſchen Armee nach fünfzigjähriger Friedenszeit. Bei Königgrätz war er es, der die Öſterreicher angriff und in ſtundenlangem Ringen niederkämpfte, bis der Kronprinz herankommen und die endliche Entſcheidung bringen konnte. An dem blutigen Tage von Vionville-Mars la Tour am 16. Auguſt 1870 hielten ſeine Brandenburger, die er in zehnjähriger unabläſſiger Friedenszeit zu einem Muſterkorps herangebildet hatte, die ganze franzöſiſche Rheinarmeee unter Bazaine feſt, ſo daß ſie zwei Tage ſpäter bei Gravelotte angegriffen und nach Metz hineingeworfen werden konnte. In dem harten Winterfeldzuge um Orleans endlich zerſprengte er die Maſſenaufgebote Gambettas.

Als „Roter Prinz“ war er der Schrecken unſerer Feinde, und ſo lebt er auch im Andenken unſeres Volkes und Heeres heute, denn den roten Attila ſeiner geliebten Zietenhuſaren trug er vom Jahre 1863 an bis zu ſeinem Lebensende. So iſt er auch auf allen Schlachtenbildern der Nachwelt überliefert, und ſo verbindet ſich mit ihm auch heute noch bei den meiſten die Vorſtellung des kühn über das Blachfeld dahinſtürmenden Huſarengenerals, der ſeine Scharen ohne viel Kopfzerbrechen dem Feinde entgegenführt, wo er ihn findet, Und doch iſt dieſe Vorſtellung für ſeine Feldherrntätigkeit nicht zutreffend.

Mit einer Offenheit und einer Wahrheitsliebe, wie wir ſie unter allen Feldherren bisher nur bei Friedrich dem Großen gefunden haben, hat er ſelbſt in Aufzeichnungen über ſeine Feldzüge uns ſeine Erwägungen und innerſten Gefühle in den Tagen der großen Entſcheidungen niedergelegt. Sie ruhten bis vor kurzem in ſeinem Nachlaſſe mit umfangreichen ſonſtigen Niederſchriften, die er im Laufe ſeines Lebens gemacht hatte. Nun ſind ſie mit Erlaubnis des Kaiſers der Veröffentlichung übergeben (Deutſche Verlags-Anſtalt. Stuttgart), und der Hauptmann Foerſter vom Generalſtabe hat ſie unter Heranziehung der in dem Archiv des Generalſtabes ruhenden Kriegsakten und zahlreicher Mitteilungen von Kriegsgenoſſen und Freunden des Prinzen zu einem Charakterbilde vereinigt, in dem wir den edlen Prinzen nun ſehen, wie er wirklich war.

Eine Fülle von Aufzeichnungen, Erinnerungen, Notizen, Denkſchriften, Vorſchlägen, vertrauten Briefen iſt es, die uns hier von der Jugendzeit des Prinzen bis zu unſeren großen Feldzügen geboten wird. Wohl nur wenige haben es gewußt, daß dieſer Mann des Schwertes auch ein ſolcher Mann der Feder war. Tage und Nächte konnte er am Schreibtiſch verbringen, wenn ihn nicht der Truppendienſt in Anſpruch nahm, um ſeine Beobachtungen, Erfahrungen, Wünſche für die Ausbildung des Heeres in längeren oder kürzeren Niederſchriften zu Papier zu bringen.

Was dieſe Veröffentlichungen in erſter Linie für weite Kreiſe ſo anziehend macht, das iſt der Einblick, den wir in die Entwicklung ſeines Charakters von ſeiner erſten Jugendzeit an — zugleich in die geiſtige Werkſtatt eines der großen Feldherren aus unſeren Einigungskriegen — erhalten, wie wir ihn ſo von keinem zweiten beſitzen.

Was nun die Bildung ſeines Charakters betrifft, ſo iſt es bei dem Knaben vor allem der Wohltätigkeitsſinn, der es ihm zur größten Freude machte, ſein kleines Taſchengeld an Bedürftige zu verſchenken, der den jungen Leutnant veranlaßte, ſeinen Grenadieren Unterſtützungen zukommen zu laſſen, von denen ſie nicht ahnen durften, von wem ſie herrührten, und der den gereiften Mann bewog, ihm Naheſtehende oft mit großen Opfern aus mißlichen wirtſchaftlichen Lagen zu retten, ohne daß ein Fremder etwas davon erfahren durfte.

Ein zweiter hervorſtechender Charakterzug des Prinzen iſt ſeine tiefe Religioſität. Es iſt das Verdienſt ſeines Zivilerziehers, des ſpäteren Hofpredigers Heym, den Grund hierzu in ihm gelegt zu haben, und bis an ſein Lebensende hat er vor jeder ſchweren Entſcheidung Gottes Hilfe angefleht und alles in ſeine Hand gelegt. „Laßt Eure Herzen zu Gott ſchlagen und Eure Fäuſte auf den Feind!“ Dies Makkabäerwort ruft er ſeinen Soldaten in ſeinem erſten Armeebefehl 1870 zu. Und ſchon 1864 legte er ihnen in ſeinem erſten Korpsbefehl ans Herz: „Die preußiſche Waffenehre — laßt es Euch geſagt ſein — beſteht darin, zu ſiegen, aber dem Beſiegten wie einem Bruder zu verzeihen. Das iſt chriſtlich, und ein guter Chriſt kann kein ſchlechter Soldat ſein.“

Wie wenig wir oft von den inneren Kämpfen eines Feldherrn bei ſeinen großen Entſcheidungen wiſſen, ſagt auch Moltke in einem Briefe von 1865: „Keine der Öffentlichkeit zu übergebende Darſtellung eines Feldzuges kann den Einblick in die inneren Beweggründe, die Schwankungen in der Meinung, das ſukzeſſive Fortſchreiten der Entſchlüſſe darlegen, welches zum ſchließlichen Reſultat führt. Da tritt der leitende Gedanke fix und fertig von Anfang an hervor. Die Handelnden haben nie geſchwankt, ſie wollten immer das, was wirklich gekommen iſt.“ Ganz dasſelbe hatte der Prinz ſchon immer bei ſeinen kriegsgeſchichtlichen Studien empfunden und ſagt dies in dem Vorwort zu ſeinen Vertrauten Erinnerungen: „Was ich in der Kriegsgeſchichte ſuchte, wovon gerade ich bei meiner perſönlichen Eigenart mich unterrichten wollte, fand ich nicht. Ich meine die innerſten Triebfedern, welche die Dinge gerade ſo geſtalteten, wie ſie eintraten, weniger im großen, denn das wird nicht immer verſchwiegen, als im kleinen, nämlich in den einzelnen Individuen — die Geſchichte des menſchlichen Herzens, wie es wogt und zweifelt und endlich zum Entſchluſſe erſtarkt — das ſuchte ich und fand ich nirgends. Das menſchliche Herz aber und das bißchen praktiſcher und taktiſcher Verſtand und die Gabe, auf die Untergebenen zu wirken, dieſe Dinge ſind es, welche die Geheimniſſe jedes Krieges, jedes Erfolges ſind. Sie muß man ſtudiert haben, um kommandieren zu können.“

Und in dieſem Sinne ſchrieb nun der Prinz ſeine Erinnerungen mit großartiger Offenheit und Wahrheitsliebe, damit andere daran lernen könnten. So ſchildert er uns zunächſt, wie er die ſtarke Dannewerkſtellung der Dänen bei Schleswig durch den Übergang über die untere Schlei bei Königsburg umgehen und die Dänen im Rücken faſſen wollte, wie er aber die Aufmerkſamkeit der Dänen durch eine Demonſtration bei Miſſunde ablenken wollte. — „Ein Sturm ſollte nicht unternommen werden“ — ſchrieb er auch an den König —, „um nicht Menſchen zu verlieren, eingedenk der Inſtruktion, welche Eure Majeſtät mir mündlich zu geben geruhten.“ Und nun entwirft er uns in ſeiner Schilderung des Gefechts ein Bild ſeines inneren Zweifelns und Ringens, da es das erſtemal war, daß er eine Verantwortung trug: „Ich fühlte zum erſtenmal in der Wirklichkeit bei dieſem raſenden Kanonenfeuer von hundert Kanonen auf beiden Seiten die ganze Wucht der Verantwortung meiner Stellung, meiner Handlung, und daß auf meine Verantwortung Blut floß. Ich hielt bis dahin dafür, daß Verantwortung zu tragen mir leicht ſein würde. Hier beim Debut fand ich das gerade Gegenteil und brach unter der Laſt beinahe zuſammen .... Im Laufe des Feldzuges habe ich mich ſpäter an die Verantwortung mehr, endlich wohl ganz gewöhnt.“

Bekanntlich gab der Prinz denn auch den Befehl, das Gefecht abzubrechen, und ging vier Tage ſpäter unterhalb von Miſſunde bei Arnis mit Erfolg über die Schlei. Damit aber bei ſeinen Brandenburgern nicht das Gefühl eines Mißerfolges über das Gefecht bei Miſſunde beſtehe, wußte er ſeinen Truppen durch ſeine perſönliche Haltung und ihre Belobung in einem Korpsbefehl das Gefühl beizubringen, daß er nur ihren „Ardeur“ habe zügeln müſſen. Insbeſondere lobte er die Artillerie: „Es wird genügen, zu ſagen: ‚Ich bin ein Kanonier von Miſſunde‘, um die Antwort im Vaterlande zu hören: ‚Siehe da! ein Tapferer‘.“ Das war die Sprache, mit der er die Herzen ſeiner Soldaten gewann. Als es nun ſoweit war, daß der Übergang ſtattfinden ſollte, ſchwankt der Prinz doch wieder. „Im Augenblick einer großen Entſcheidung“ — ſagt er von dieſen Stunden — „fühlt der Menſch ſo ganz ſeine eigene Schwäche, macht aber doch ſelbſt und mit Gottes Hilfe aus ſich, was irgend zu machen iſt.“ Und nun trat er vor ſeine Generale und höheren Offiziere und hielt ihnen eine Anſprache, „die vielleicht das Schönſte war, das er geſprochen hat“ — ſagte ſein Stabschef Blumenthal davon — „er ſprach wahrhaft hinreißend und verſetzte alles in Enthuſiasmus. Der Moment war ſo ſchön und erhebend, daß ich ihn nicht vergeſſen kann.“

Noch einmal laſtete dieſer Druck der Verantwortung auf ſeiner Seele, als es ſich darum handelte, die Belagerung von Düppel durch einen Übergang nach Alſen über den Alſenſund am 2. April abzukürzen: „In dieſen Tagen vor der großen Entſcheidung war ich leider wieder nicht frei von Bedenken, fühlte meine Verantwortung, ſäumte von Tag zu Tag mit dem Befehle, ſuchte innerlich Ausreden, indem dies oder das noch nicht fertig war — kurz, es fehlte mir am Entſchluß. Die Hauptſache aber war, daß der König mit dem Übergang nicht einverſtanden war.“ Als er dann aber den entſcheidenden Befehl gegeben hatte, ſchreibt er, „war mir wieder zumute wie bei Arnis, wo ich nunmehr, taub und blind gegen alles andere, reſigniert meinem Verhängnis entgegenging“. Leider verhinderte ein ausbrechender Sturm den Übergang, der dann erſt nach der Eroberung von Düppel im Sommer mit vollem Erfolge ſtattfand.

So mußte die Belagerung von Düppel ihren Gang gehen, aber nun war der Prinz ſchon durch die bisherigen Erfahrungen reifer geworden. Als er die entſcheidenden Befehle gegeben hatte und am Tage vor dem Sturm, am 17. April, noch einmal von der beherrſchenden Höhe des Spitzberges Umſchau hielt, da ſchreibt er: „Ich kam mir vor wie jener König, der mit vergnügten Sinnen auf das beherrſchte Samos blickte. Ich war ſchon etwas gehärtet durch die bisherigen Erfahrungen. Ich war ruhig und in keiner Weiſe erregt oder zaghaft. Ich erwartete mit Beſtimmtheit den Erfolg und bedauerte nur, daß er ein beſchränkterer ſein mußte als jener, den ich anfangs des Monats auf Alſen erringen wollte.“

So können wir an der Hand der Aufzeichnungen des Prinzen verfolgen, wie aus dem vor der Verantwortung zurückſchreckenden Führer allmählich der ruhig überlegende und dann den gefaßten Entſchluß feſt und unbeirrt durchführende Feldherr geworden iſt. Nirgends verhehlt er uns etwas über ſeine Empfindungen und Gedanken. Wie auch krankhafte Zuſtände, Erkältungen, Fieber, Nervenüberreizung auf die Entſchlüſſe einwirken können, verhehlt er uns nicht und bekennt freimütig: „Wenn ich dem Leſer dieſer Aufſätze kleiner erſcheine als mein Ruf, ſo ſpricht das für die Offenherzigkeit der Darſtellung. Sei er dann aber billig und ſage ſich, daß, wenn Nimbus und Schleier fortgenommen, auch andere Perſönlichkeiten viel von dem einbüßen müßten, als was ſie uns jetzt in der Geſchichte erſcheinen. Aber Wahrheit vor allem für den, der lehren will im Intereſſe der Lernenden! Ich gebe mich preis für das Beſte des Vaterlandes. Das iſt auch ein Ruhm und edle Abſicht. Möge ſie erreicht ſein!“

Ja, können wir ſagen, ſie iſt erreicht. Wer ein Führer werden will, für den ſind dieſe Aufzeichnungen eine Quelle, aus der er reiches Gut ſchöpfen kann. Allen aber, die ein Bild des Prinzen Friedrich Karl als Menſch, als Truppenerzieher und als Feldherr erhalten wollen, finden hier die Farben dazu.

Als ein Unfertiger, Suchender, Ringender trat der Prinz in den Feldzug 1864 ein, als ein klarer, feſter, entſchloſſener Feldherr ging er daraus hervor. Davon zeugen ſeine Taten in unſeren großen Kriegen von 1866 und 1870. Faſt immer ſind ſeine Erwägungen in dieſen Feldzügen, wie wir ſie nun auch aus ſeinen Aufzeichnungen kennen, in ſeltener Übereinſtimmung mit den Anſichten unſeres großen Moltke. In der Schlacht aber war er der Führer, der ſeine Truppen zu den äußerſten Leiſtungen anzuſpornen wußte. Wie er aber lebenslang an ſich gearbeitet hat, um das Höchſte leiſten zu können, des ſind uns ſeine Erinnerungen ein herrliches Zeugnis. Sie werden in unſerm Heer reiche Früchte tragen.

Dortchen-Dorothee und ihre Teſtamente. Von Luiſe Koppen.

Hoch oben, wo eigentlich nur die flitzenden, ſchimmernden Schwalben ihre Neſter bauten und die Spatzen mit viel Geſchrei und wenig Wolle einen höchſt liederlichen Haushalt führten, wohnte Dortchen-Dorothee.

Bei dem Neubau eines Doppelhauſes, der einfache, billige Zweizimmerwohnungen ſchaffen ſollte, war auf einmal auch ein einzelnes Zimmer in einer Manſarde da, und wie ein großer Vogel kam Dortchen-Dorothee mit ihrem grauen Umſchlagetuche angeflattert und mietete es für ein Sümmchen, das ſogar ſie nicht hoch zu nennen wagte.

Wenn ich an meine Jugend denke, ſteht Dortchen-Dorothee da mit der weißen Haube und dem wehenden Tuche. Sie winkt und nickt und ſtellt ſich breit vor die andern, als ob ſie ſagen wollte: Ich bin doch die Hauptperſon! Und ſie hat ja recht! Manches Mädchen kam und ging bei uns, ſie überdauerte Wonn’ und Weh!

Sonnabend war der Tag oder vielmehr der Nachmittag, wo ſie gegen die Entlohnung von einer halben Mark bei uns ſcheuerte, putzte und ganz zuletzt, wenn ſchon die Schatten ſanken, den Garten harkte. Wenn ich die Augen ſchließe, höre ich deutlich das Knirſchen des blauen Mergels gegen den Rechen, und wenn ich ſie wieder öffne, meine ich, die kunſtvollen Striche zu ſehen, mit denen ſie die vielverſchlungenen Pfade zierte, links aufwärts, rechts abwärts und in der Mitte eine kleine Erhöhung, wie ein feines Seil.

Aber mit dem Sonnabend war ihre Tätigkeit nicht zu Ende. Sie kam auch an andern Tagen, kam, ſobald irgend etwas bei uns „los“ war, und da Kinder ja alles lieben, was das Einerlei unterbricht, waren ihre Haube und ihr Tuch am Nagel im Flur uns ein höchſt willkommener Anblick.

Daß Dortchen-Dorothee nicht bei uns im Hauſe wohnte, war äußerſt ſchätzenswert, denn nun konnte man ſie doch beſuchen. Wir ſaßen dann auf ihrem ſehr harten, unendlich langen Sofa alle vier nebeneinander, baumelten mit den Beinen, weil wir viel zu klein waren für das Möbel, und ſchwatzten mit den Spatzen draußen um die Wette.

Dortchen-Dorothee ſaß uns gegenüber, ſtrickte und ſprach auch.

Es war ſo angenehm, daß wir hier fragen konnten, was wir wollten, wir bekamen zwar nicht immer eine Antwort, die uns durchaus befriedigte, wie z. B. damals, als wir uns erkundigten, wie ſie denn noch mehr hieße als Dortchen. Da ſagte ſie nur: „Ich heiße Dortchen, eigentlich Dorothee, ſagt das nur!“

Das war ja nun keine Antwort nach unſerm Sinne, aber wir nannten ſie jetzt Dortchen-Dorothee und vergaßen bald, daß wir ihren Familiennamen gar nicht wußten.

Nie bekamen wir einen Vorwurf über eine Frage ſelbſt, und deshalb fühlten wir uns, wie wir es nannten, „mollig“ bei Dortchen-Dorothee. Eigentlich war ihr Zimmer ja nicht mollig, es war ſogar wüſt durch eine Überfülle von Sachen, die da hingen, lagen und ſtanden. Man hört oft, daß Kinder ſich wohl fühlen in einer ordentlichen, harmoniſchen Umgebung. Nun, bei Dortchen-Dorothee war nichts, wie es ſein mußte, und wir fanden es einfach — reizend.

Sich von etwas zu trennen, was noch halbwegs, nein viertelwegs zuſammenhielt, war Dortchen-Dorothee nicht gegeben. Das Geſchenk eines alten Gerümpels zurückweiſen mit der Begründung, daß ſie ſchon drei oder vier Stücke derſelben Sorte habe und nur ein kleines Zimmer, wäre ihr als Todſünde erſchienen. Ja, mehr noch, wenn ſie merkte, daß bei uns ein Stück Hausrat auf dem Ausſterbe-Etat ſtand, nahm ſie es grimmig übel, wenn es etwa ein anderer bekam.

So hatte ſie in ihrem Zimmer vier Kommoden, und da ſie knapp für die Hälfte Raum hatte, ſtanden immer zwei voreinander. Sie konnte allein die vordere nie beiſeite ſchieben, und doch fehlte ihr immer gerade etwas aus der verbauten Kommode. Wie oft haben wir ihr geholfen und geſchoben, bis wir krebsrot waren!

Ich fürchte, Dortchen-Dorothee war ſo recht das, was man ſchäbig geizig nennt, aber wir haben das nie empfunden. Wir brachten ihr oft Eßwaren, die unſere Mutter uns für ſie gab, aber wir ſelbſt verlangten nichts von ihr als ‚gebildete‘ Unterhaltung, und die bekamen wir reichlich.

Zu jedem Geburtstag trat ſie übrigens frühmorgens bei uns an und brachte uns eine Blume. Und da wir uns untereinander nie eine Blume ſchenkten, ſondern nur eine Tafel Schokolade, weil uns Blumen viel zu teuer waren, fanden wir Dortchens Geſchenke höchſt nobel, obgleich ſie uns mit ſchöner Aufrichtigkeit zu ſagen pflegte, daß ſie die Blume billig bekommen habe, weil ſie einen kleinen Fehler hätte.

Wenn wir uns ſo in Dortchen-Dorothees Reich umſahen, in die halbgeöffneten Schiebladen blickten, aus denen die Überfülle von alten Sachen hervorquoll, wenn wir die unzähligen Bilder jeder Form und Größe in windſchiefen Rahmen betrachteten, die die Wände verzierten, da wollte es uns faſt ſcheinen, als ob für einen einzelnen Menſchen der Reichtum zu überwältigend ſei, und eins von uns fragte kühn: „Dortchen-Dorothee, warum haſt Du Dich eigentlich nicht verheiratet? Wollteſt Du nicht, oder konnteſt Du nicht?“

Dies „Konnteſt Du nicht?“ war aber doch der Milde von Dortchen-Dorothee beinah zu viel.

Sie richtete ſich hoch auf, ließ ſogar das Strickzeug ſinken, und ſagte ſehr vernehmlich: „Ich bin verlobt geweſen! Bis vors Standesamt verlobt, daß Ihr's nur wißt!“

„Wie war denn das? Erzähl' es uns!“

Dortchen nahm ihr Strickzeug wieder auf und fing an die Nadel abzuſtricken: „Was mein Bräutigam war, der vollbrachte das Schreibermetier. Er war von ſchlechter Geſundheit, weil er doch den Krieg mitgemacht hatte.“

„Welchen Krieg?“

„Ach, den da oben!“ Sie wies mit der Hand in eine unbeſtimmte Ferne. „Das Land liegt im Waſſer, ich glaube, es heißt ‚Meerumſchlungen!‘ Und da haben ſie ihn verwundet. Ein Stück Knochen hat ihm der Doktor aus dem Beine genommen. Etwas Geld hat er dafür gekriegt, daß er ſich hatte verwunden laſſen, aber nicht viel. Bei der Verlobung ſagte er mir bereits, er wollte einen Brief ſchreiben, daß er mehr haben wollte. Den Brief hat er auch geſchrieben, und den Knochen hat er in eine Schachtel gepackt und mitgeſchickt. Und da haben ſie ihm ein Schreiben zukommen laſſen, ſie könnten nicht mehr geben und am Rande ſtand: ‚Knochen anbei zurück!‘ Das hat er übel genommen!“

Wir fanden dieſe Bemerkung eigentlich ſchneidig und forſch, fragten aber doch höflich, was denn die Herren hätten ſchreiben ſollen.

„Ja,“ ſagte Dortchen-Dorothee. „Er ſagte, das mit dem Gelde hätte ihm nicht ſoviel gemacht, aber daß ſie nicht wenigſtens geſchrieben hätten: ‚Ihr tapferer Knochen folgt retour!‘ da könnte er nicht über kommen. Mich,“ erklärte Dortchen, „hat das mit dem Gelde ja noch mehr geärgert, als mit dem Knochen!“

„Und was kam nun weiter?“ fragten wir.

„Nichts!“ erwiderte Dortchen-Dorothee. „Daß es mit dem Gelde nichts war, hat er mir erſt geſagt, als wir auf dem Wege zum Standesamt waren.“

„Nun, und da?“

„Da bin ich umgekehrt, und er iſt auch umgekehrt. Und weil ich doch ſchon eine Kanne Kaffee gekocht hatte, haben wir die noch bei mir ausgetrunken, und dann gingen wir auseinander. Und nun bleibe ich ſo für mich und mache ein Teſtament. Ich kann mein Geld vermachen, wem ich will!“

Wir ſtießen uns an und flüſterten zuſammen. „Was iſt denn das: ein Teſtament?“

Dortchen-Dorothee war etwas harthörig, Flüſtern verſtand ſie nicht.

„Iſt das wie eine Bibel, Dortchen-Dorothee?“

„Jawohl, ſo feſt wie die Bibel! Ich kann einem ganz fremden Jungen oder Mädchen mein Geld geben, ja das kann ich, der Herr Amtsgerichtsrat hat's auch geſagt!“

„Haſt Du denn gar keine Verwandte?“

Dortchen-Dorothee wurde entſchieden verlegen und zählte ſehr lange an ihren Maſchen.

„Ja, Verwandte hätte ich wohl, drei Schweſtern hätte ich. Und die haben Kinder, aber ich intreſſiere mich nich for ſie. Und brauchen mit dem Hinterlaſſen, das is nich, und das wollte ich man geſagt haben!“

Wir fanden aber, die Jungens der Schweſtern müßten in ihrem Teſtament ſein, und das ſagten wir ihr auch.

Zu Hauſe angelangt, gaben wir einen etwas verworrenen Bericht über einen ganz fremden Jungen, dem Dortchen all ihr Geld in einem Teſtamente geben wollte.

Mein Vater redete dann mit ihr über die Sache und erfuhr, daß Dortchen-Dorothee bei einem Onkel erzogen war, mit den Schweſtern gar nicht in direkter Verbindung ſtand und nur ſelten durch andere von ihnen gehört hatte.

Es war daher wohl dem Einfluſſe meines Vaters zuzuſchreiben, daß Dortchen-Dorothee drei Briefe ſchrieb, an jede Schweſter einen. Sie erkundigte ſich nach der Familie und ſagte von ſich, ſie ſei dürftig, aber wohl und in Gott vergnügt.

Zu allererſt antwortete die jüngſte Schweſter, die wie Dortchen ſagte, „halbwegs Hamm“ wohnte. Es gehe ihr mit Gottes Hilfe ſo weit gut, ihre beiden Jungens ſeien arbeitſam und kämen voran.

Das war Dortchen-Dorothee lieb zu hören — und ſie ſagte uns, da die Schweſter ſo flink geſchrieben, wolle ſie nicht ſagen, ob ſie den beiden Jungen nicht ihr bißchen Hab und Gut geben wollte. Wir möchten ihr einen Bogen Papier ſchenken, daß ſie mal was darüber aufſchreiben könnte.

Wir rieten ihr, ſie möchte ſich helfen laſſen, aber ſie meinte, ſie wolle es allein aufſchreiben, daß nicht die ganze Stadt wüßte, was ſie hätte. Wir brachten ihr einen ſchönen Bogen, und ſie begann ſich Notizen zu machen.

Es war um die Zeit unſeres größten Marktes, der Anfang Dezember drei Tage lang unſere Eltern zur Verzweiflung und uns zum Gipfel der Glückſeligkeit brachte. — Zwei und einen halben Groſchen in der Taſche, die Schaubuden vor der Tür! Herrgott, was koſtet die Welt?

Dortchen-Dorothee war eine Gegnerin jedes Marktes, ganz beſonders aber der Andreasmeſſe. Sie behauptete bis an ihr Lebensende, auf dieſem ſpeziellen Markte einmal um fünf Groſchen betrogen worden zu ſein, und ſeitdem wurde ihr ſchlecht, wenn man ihn nur erwähnte. Als geſtrenger Kalviniſtin waren ihr Schaubuden Stätten der Sünde, und ſie warnte ebenſo eindringlich wie vergeblich: „Geht 'er nich hin! Singt lieber aus dem Geſangbuche!“

Als wir beim Dunkelwerden von dem empörten Kindermädchen nach Hauſe geſchleift wurden, redeten uns am Tore zwei Jungen an.

„Iſt Fräulein Pielſtöcker bei Sie?“

„Nein,“ ſagten wir kurz und verſtimmt, weil wir ſo rauh aus unſerem Zauberreich geriſſen waren, „die kennen wir gar nicht!“

„In ihrem Hauſe ſagten ſie uns aber, ſie wäre bei Sie!“ beharrte der Ältere. „Sie wäre da, jeden Sonnabend!“

„Nein, da iſt nur Dortchen-Dorothee bei uns!“

„Ja, Dortchen heißt ſie auch. Sie iſt unſere Tante, und wir wollen ſie beſuchen!“

Fräulein Pielſtöcker — endlich wußten wir den Namen — wurde alſo gerufen und kam, Abwehr im Geſichte.

„Einen Gruß von Mutter,“ beſtellte der Kleinere, „und ſie wäre nicht mit hier!“

„Seid Ihr denn zum Markte gekommen? Ich meine, ihr wohnt halbwegs Hamm!“

Ehe die beiden antworten konnten, ſchickte meine Mutter, die Jungen ſollten mit Dortchen-Dorothee Kaffee trinken. Bald ſaßen ſie um den Tiſch, und wir vier ſtanden hinter ihren Stühlen, mit Spannung der Dinge harrend, die da kommen ſollten. Langſam tropfte die Unterhaltung.

„Iſt die Mutter gut beiwege?“ „Ja!“

„Iſt Euer Vater geſund?“ „Ja!“

Wir fanden, daß wir dabei gar nicht auf unſere Rechnung kamen. Um ſo etwas zu hören, lohnte es ſich kaum, mit müden Füßen eine Stunde in der Küche zu ſtehen.

Endlich erhoben ſich die Jungen. Dortchen-Dorothee ging ganz dicht an die kleine Petroleumlampe, nahm zwei Groſchen aus ihrer Börſe, hielt ſie noch einmal prüfend an das Licht und gab ſie den Neffen, die ſie ſauerſüß einſteckten.

„Wollt Ihr jetzt gehen?“ fragte ſie dann höflich, weil es an den Abſchied ging.

„Wir müſſen doch! Vater kann nicht immer allein drehen bei der Muſik!“

Dortchen-Dorothee verſteinte, und wir fanden plötzlich, daß ſich das lange Warten gelohnt hatte.

„Was habt Ihr denn mit Drehen und mit Muſik zu tun?“

„Wir haben doch das Karuſſell,“ rief der Jüngſte mit ſtarker Stimme. „Und nun, wo wir das neue haben mit dem roten Tuch und dem blauen Glas, wollen wir immer zum Markt hierher kommen. Adieu, Tante!“

Schwer ließ ſich Dortchen-Dorothee auf den Stuhl fallen. Uns waren aber jetzt die Jungen viel wichtiger als unſere alte Freundin, wir begleiteten ſie bis ans Hoftor und ſchüttelten ihnen hochachtungsvoll die Hände.

„Das hat man davon!“ keuchte die Alte. „Das hat man davon, wenn man an Verwandte ſchreibt! Ein Karuſſell! Eine Gottloſigkeit, die ſich umdreht. Möge mich der Herr in Gnaden bewahren, ſolche Leute in meinem Teſtament zu haben. Ich fände ja wohl den Weg an die Himmelstür nicht. Morgen verbrenne ich das Teſtament, nein, nicht morgen, heute abend noch!“

Wir dagegen fanden eine ſolche Verwandtſchaft ehrenvoll und ſchön und begriffen nicht, weshalb Dortchen-Dorothee nie eine Antwort gab, wenn wir ſie nach dem Befinden dieſer Neffen fragten.

Die zweite Schweſter kam vorläufig nicht, weder ſelbſt noch in Geſtalt von Kindern, aber ſie ſchrieb öfter, daß ſie viel zu tun hätten. In ihrer kleinen Landwirtſchaft wäre es eine Plage von Sonnenaufgang bis zur Dunkelheit.

„Im Schweiße Deines Angeſichts ſollſt Du Dein Brot eſſen!“ ſagte Dortchen-Dorothee ganz ungerührt.

Dann aber ſchickte die Schweſter zwei Würſte eigener Schlachtung und ein Bild, das etwas fettig, ſonſt aber recht ſchön war. Es ſtellte den Bauer, ſeine Frau und ſechs Söhne vor. Dortchen-Dorothee betrachtete es aufmerkſam, nagelte es an die Wand und bat uns um einen weißen Bogen, da ſie Gedanken über ihr Teſtament „zu Papiere“ bringen wollte.

Sie ſtrickte auch ſechs braune Schals mit verſchieden bunten Borten. Die Wolle kratzte am Halſe, aber warm hielt ſie. Dies Paket ſchickte ſie mit Gelegenheit der Schweſter, und bald darauf machte ſie ſich ſelbſt auf, um die Verwandten zu ſehen. Sie war fein angezogen, trug einen weiten Rock, der bei jeder Bewegung „ſchwippte“, und hatte am Arme einen Korb, in dem für vierzig Pfennig Weißbrot lag.

Als ſie in Lichtenberg war, ließ ſie ſich von einem flachsblonden Mägdelein den Weg zu dem Bauernhof zeigen. Sie gingen ſchon durch den Gemüſegarten, und Dortchen-Dorothees ſach- und fachkundige Blicke glitten über die Beete.

Plötzlich ſtockte ihr Fuß. Da auf dem Erbſenbeet — was war das? Was flatterte da, um die Vögel von der jungen Pflanzung zu ſcheuchen? Es waren die ſechs Schals, von Dortchen-Dorothee für ſechs Neffen geſtrickt, in ganzer Länge. Auf Reiſig waren ſie geſpießt und ſchwankten wie die Segel eines Fiſcherboots.

Dortchen ſchwenkte um, nahm ihren Korb an den andern Arm und ging wieder aus der Pforte heraus. Sie fuhr mit dem nächſten Zuge, der vierte Klaſſe hatte, wieder nach Hauſe und hatte für acht Tage Weißbrot zu eſſen.

Den Entwurf zum zweiten Teſtament zerriß Dortchen-Dorothee, und wir waren in dieſem Falle mit unſerer tiefſten Sympathie ganz auf ihrer Seite. Es wäre uns auch ſchmerzlich geweſen, eine Arbeit unſerer Hände ſo mißachtet zu ſehen. Sie hatte von der Frau Amtsgerichtsrat ein altes Bild bekommen: „Hagars Vertreibung“, das nagelte ſie über das Bild ihrer Geſchwiſter und der ſechs Neffen.

Sie war überhaupt guter Stimmung heute, was uns wunderte nach der verunglückten Partie, die ihr obendrein noch Zahnſchmerzen gebracht hatte. Aber als ſie zum Zahnarzt gekommen war, hatte ihr der einen loſen Zahn ohne beſondere Schmerzen gezogen, und als ſie bezahlen wollte, „Laſſen Sie nur!“ geſagt. Das hatte ihr vorzüglich gefallen.

Wir ſagten ihr, daß eine Mark das geringſte ſei, was er zu nehmen pflege, und da freute ſie ſich noch mehr.

„Es iſt jetzt wohl Zeit zu gehen!“ ſagte ſie, denn wir mußten immer ſehr pünktlich wieder im Hauſe ſein.

„Ach, heute iſt es nicht ſo eilig, die Eltern ſind zu einem Konzert eingeladen, das die Freimaurer geben. Da iſt Dein Zahnarzt mit dabei, der iſt auch Freimaurer.“

Die Veränderung, die in Dortchen-Dorothees Geſicht vorging, iſt unbeſchreiblich, als ob ſie umfallen wollte.

„Der iſt Freimaurer?“ ſchrie ſie.

„Ja, das iſt doch etwas Gutes!“

„Ich behalte es nicht! Nein, ich behalte das Geld nicht. Wieviel ſagtet Ihr, daß er nimmt? Sind es nicht nur fünfzig Pfennig? Beſinnt Euch genau! Es wäre doch eine ganze Mark? Gut, ſo kriegt er die Mark!“

Wir ſtanden ganz verſtört!

„Wißt Ihr's nicht, Kinder, der kann ſich ein langes Leben verſchaffen, wenn er freiwillig Geld gibt, aber die andern müſſen dann für ihn ſterben.“

„Gleich?“ fragten wir eifrig.

„Nein, gleich nicht! Aber ſterben muß man! Ich bring's wieder hin!“

Mit zitternden Händen ſteckte ſich Dortchen-Dorothee ihr Umſchlagetuch zu und ſtürzte auf die Straße, wir alle vier hinterher.

„Iſt er ſchon auf ‚den Konſert'?" fragte ſie.

„Ja, längſt!"

„Na, da paßt mal auf, wie ich's mache!"

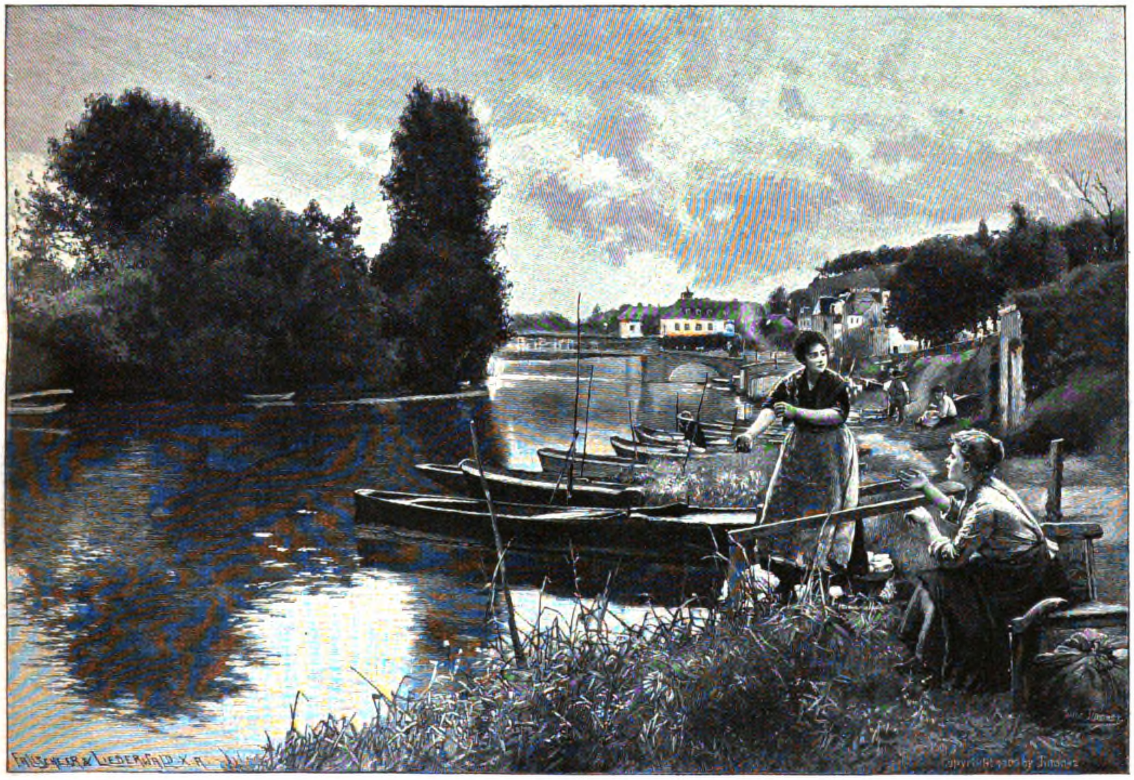
Sie öffnete die laut ſchellende Haustür, warf das Markſtück mit einem großen Schwunge in den Flur und war mit uns ſchon weit die Straße wieder hinunter, als das Dienſtmädchen des Zahnarztes die Tür öffnete.

„Wenn er das Geld nur findet," ſagten wir.

„Das iſt nicht meine Sache!" erklärte Dortchen-Dorothee. „Ich habe es ihm wiedergegeben. Ich bin es los. Und nun tut mir auch das Loch, wo der Zahn ſaß, wieder weh! Es hat alles ſeine Natürlichkeit!"

„Dies törichte, alte Dortchen!" ſagte mein Vater. „Solch ein blühender Unſinn. Ich werde mal mit ihr reden."

Nach einiger Zeit ließ ſich Dortchen-Dorothee von der Sonnabendarbeit entſchuldigen, ſie hätte Beſuch bekommen aus Amerika. Das war etwas ſo Unfaßbares, daß wir gleich hinliefen, um zu ſehen, wer denn da ſein könnte.



Wäſcherinnen an der Marne. Gemälde von Louis Jimenez.

Wir fanden Dortchen-Dorothee am Kaffeetiſch ſitzend, neben ſich einen furchtbar feinen jungen Herrn in einer grünen Krawatte und mit Schuhen, die, wie Dortchen uns laut flüſternd mitteilte, dreißig Mark gekoſtet hätten. Wir bewunderten den jungen Herrn, der uns als Sohn von Dortchens Schweſter in Amerika vorgeſtellt wurde, ungemein, weil er höchſt fremdartig zu ſprechen begann und T'Scharls hieß, wie Dortchen-Dorothee uns ſagte.

Der Kaffee in der braunen Kanne ſchien ihm nicht zu behagen, aber von dem Roſinenkuchen, den Dortchen-Dorothee in unerhörtem Luxus gekauft hatte, nahm er ein Stück und erzählte uns, in Amerika äße jeder freie Bürger jeden Tag Kuchen, worauf wir die Auswanderung beſchloſſen.

Es fing nun eine Zeit an, die Dortchen-Dorothee ſpäter in Reue und Zerknirſchung eine ‚wilde' nannte. T'Scharls wollte die Schönheit unſerer Gegend ſehen und hielt es für ſelbſtverſtändlich, daß Tante Dorothy — das geliſpelte th war unvergleichlich — mit ihm gehen würde.

Über Dortchen-Dorothee war ſo etwas wie ein Rauſch gekommen, ſie trug ihr Sonntagskleid am Wochentag und fuhr ‚elektriſch' in die Weite. Eines Abends brachte der Neffe ſie ſogar bis an die Tür des kleinen Sommertheaters, aber nicht weiter.

„Man muß Gott nicht auf Mutwillen ziehen, ich habe mich immer auf ſeinen Wegen gehalten," ſagte ſie.

Wir begegneten ihr auf dieſem Heimwege, und ſie ſagte uns, daß T'Scharls nun allein im Theater wäre.

„Du könnteſt mir morgen einen Bogen Papier bringen!" bat ſie würdevoll. „T'Scharls ſoll mein Geld haben, ich will mein Teſtament machen!"

Ich fühlte mich ſehr geehrt durch ihr Vertrauen, und wir alle zogen hin und lieferten den Bogen ab.

„Du kannſt morgen wiederkommen," meinte ſie, „dann frage ich Dich, wie die Wörter geſchrieben werden."

„Ich leſe es gern durch."

„Nein, nein," wehrte ſie ab, „leſen darf es keiner! Ich frage Dich nur ſo in der Luft!"

Am folgenden Tage ging ich allein zu Dortchen-Dorothee. Als ich anklopfte, hörte ich ein „Herein", das nur wie ein Seufzen klang. Dortchen-Dorothee lag im Bette, hatte ein dickes wollenes Tuch feſt um den Kopf geſchlungen und ſo viele Gläſer und Flaſchen neben ſich geſtellt, als ob ſie ſich auf ein langes Siechtum eingerichtet hätte.

„Dortchen-Dorothee, fehlt Dir was?"

„Ich bin todſterbekrank!"

Mit Schrecken ſah ich, daß der weiße Bogen, auf dem ſchon allerlei Hieroglyphen ſtanden, auf der Erde lag.

„Was haſt Du nur? Sag' es doch!"

„T'Scharls iſt Freimaurer!" hauchte Dortchen-Dorothee.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Ich bin studiosus vitae!

Dir weih' mein Lied ich, Burſchenſchaft,
Euch, frohen Weltſtudenten,
Euch, die noch nie des Lebens Saft
Verſchachert mit Prozenten!
Ihr ſeid wie ich, ich bin wie Ihr,
Den gleichen Kehrreim ſingen wir:
Ich bin studiosus vitae!

Ja, das iſt noch ein lehrreich Haus,
Darinnen wir juſt lernen;
Kein trockner Lehrzwang treibt daraus,
Kein Rektorlein mit „Sternen“!
Der Herr, der immer Rektor blieb,
Hat mich und Dich, hat alle lieb!
Ich bin studiosus vitae!

Nahm ſo ich geiſt'ge Medizin,
Darf nicht der Körper leiden;
Der ſoll, verläßt die Seele ihn,
In guter Freundſchaft ſcheiden!
Der Geiſt zum Geiſt, der Leib zum Leib —
Zum Mann gehört ein braves Weib!
Ich bin studiosus vitae!

Wer je mit andrer Lehr' betrog,
Der war ein ſchlechter Lehrer,
Ein Philolog, der falſch erzog,
Der ſelber ſeinem Mehrer,
Der ſelber ſeinem Vater nicht
Begegnen darf vorm Angeſicht!
Ich bin studiosus vitae!

Solch Denken ſollt' Ihr in das Naß
Des vollen Lebens ſenken,
Ins rote Naß, ſonſt bleibt es blaß —
Ein unfruchtbares Denken!
Sonſt dorret und vertrocknet ſie,
Die feinſte Welt-Philoſophie!
Ich bin studiosus vitae!

In Kammern wird's Geſetz gemacht
Auf dieſer freien Erde,
Drum trägt es auch ſtatt heller Pracht
Oft dunkele Gebärde.
Geſetz, o Menſch, iſt mit Dir da,
Iſt Gottes cameralia!
Ich bin studiosus vitae!

Natur, wirſt Herrſcherin genannt —
Auch ich darf Dich verehren!
Den höchſten Rang, den höchſten Stand,
Den muß ich Dir verwehren!
Du biſt Geſetz, der Herr iſt mehr,
Schön iſt der Leib, der Geiſt iſt hehr!
Ich bin studiosus vitae!

Mit vieler Kleinkunſt wurde ich
Einſt in der Schul' erzogen;
Das Leben nahm ganz anders mich,
Drum bin ich ihm gewogen!
Und ſchlug es hart, ſo zeigt' es Gunſt —
Gelt — das iſt wahre Lebens-Kunſt!
Ich bin studiosus vitae!

Ich bin Student! Einſt lern' ich aus,
Darf nicht im Hörſaal bleiben;
Es wird mich einem andern Haus
Der Rektor einverleiben!
Dann ſchmückt mich alten Burſchen ſtolz
Der Hut von ſchwarz geſtrichnem Holz —
Dann bin ich Dr. vitae!

Arthur Henze,
Schriftſetzer in Rixdorf.

Hygiene auf der Eiſenbahn. Von J. Höffner.

Vor einiger Zeit hat man im Herrenhauſe die Bereitſtellung von Seife und Handtüchern für die Reiſenden der D-Züge als „Luxus“ bemängelt, zur größten Freude der Witzblätter, die ſich mit Luſt auf dieſen entzückenden Happen ſtürzten.

Es iſt ja leider wahr, daß Reinlichkeit Luxus iſt. Wer viele Armenbeſuche gemacht hat, weiß ein Lied davon zu ſingen. Es iſt einfach nicht wahr, daß „Sauberkeit nichts koſtet“, wie eine gewiſſe Wohltäterſchicht vorwurfsvoll zu bemerken pflegt. Sie koſtet meiſt zu viel für wirkliche Armut, vor allem die Arbeitskraft eines von Mitverdienenmüſſen ermatteten Frauenkörpers. Aber für die Eiſenbahnverwaltung eines großen Reiches ſollte im Zeitalter der Hygiene Sauberkeit nicht zu den Luxusbegriffen gehören.

Es ſoll ohne weiteres zugegeben werden, daß die Wagen der deutſchen Bahnen an Sauberkeit denen der weitaus meiſten anderen feſtländiſchen Eiſenbahnen überlegen ſind. Das hat ſchon jeder dankbar empfunden, der z. B. in Frankreich oder Italien reiſte. Trotzdem muß es geſagt werden: mit der großen immer weiter fortſchreitenden hygieniſchen Bewegung haben unſere Bahnverwaltungen doch nicht recht Schritt gehalten. Wie unſanitär ſind z. B. die ſchrecklichen Plüſchpolſterungen der beſſeren Klaſſen, gegen die die ſogenannten „harten Holzbänke“ der unteren wahrhaft hygieniſch wirken. Warum hat man nicht die abwaſchbaren Lederpolſter der öſterreichiſchen Bahnen? Man ſcheint bei der Ausgeſtaltung des Waggoninneren von dem Behaglichkeits- und Komfortideal vor dreißig Jahren ausgegangen zu ſein, deſſen Krone der mollige Salon in rotem Plüſch bildete. Im Häuslichen ſind dieſe Zuſtände längſt überholt, immer mehr bürgern ſich die leichten, abnehmbaren Polſterungen, die Lederbezüge ein, obwohl hier bei der Benutzung durch wenige Perſonen und der regelmäßigen, gründlichen Reinigung die Nachteile nicht entfernt den Umfang annehmen können, wie bei einer auf Maſſenbenutzung angelegten öffentlichen Einrichtung.

Auf einem Bahnhof des Oſtens las ich vor kurzem auf großen Anſchlägen unter der Überſchrift: Mütter, ſchützet Eure Kinder vor Tuberkuloſe! eine Menge einfacher und richtiger hygieniſcher Ratſchläge. Während ich auf meine Kinder blickte, die ich bei mir hatte, konnte ich den Gedanken nicht unterdrücken: „Wenn die Verwaltung doch für ſich ſelbſt aus den Ratſchlägen, deren Verbreitung ſie in dankenswerter Weiſe befördern hilft, etwas profitieren wollte.“ Die Polſter glänzten verdächtig dunkel, aus den Kokosmatten drang bei jeder geringen Bewegung eine atembeklemmende Staubwolke auf, aus den Fenſtergardinen quollen Wölkchen. Unter den Sitzen war es fürchterlich, man konnte nur in Schönheit ahnen, was da in purpurner Finſternis dämmern mochte. Es iſt ſonſt nicht ſo ſchlimm wie damals in dem Andrang der Oſterzeit, aber ganz gut iſt es ſelten! Dazu die Heizung unter den Bänken, die mit einer boshaften Regelmäßigkeit den Staub in regelmäßiger Bewegung emporwirbelte. Es iſt dabei wirklich ein ſchlechter Troſt, wenn die Meſſingteile ſchön blank geputzt ſind. Man muß nur die ſchlechten Gewohnheiten vieler Menſchen bedenken, die abſolut unempfindlich gegen alles mögliche Widerliche zu ſein ſcheinen, den Kopf ohne Schutztuch an die Polſter legen, obwohl auf dieſe Weiſe ſchon manche Haarkrankheit vermittelt worden iſt, ſich zum Schlafen die Gardinen über den Kopf decken, auf den Boden ſpucken, ganz zu ſchweigen von den Kranken, an Lungenaffektionen uſw. Leidenden, deren Speichelatome bei krampfartigen Hustenanfällen überall hin gelangen. Warum, wenn nun einmal die dicken Kiſſen und Matten vorhanden ſind, macht man ſich nicht die Vorteile der Vakuumreinigung zunutze? Warum verwendet man nicht alle Erfindungen der Neuzeit? Warum wird die Raumverſchwendung unter den Bänken als herrlicher Schlupfwinkel für ſchädliche Keime allerart geduldet? Man könnte ſtatt deſſen aufklappbare Läden mit gepolſterten Deckeln haben, in denen ſich Handgepäck unterbringen ließe, vielleicht in Abteilungen, für jeden Sitz extra, ſo daß nicht jeder, um ſein Gepäck zu verſtauen, die Hälfte der Mitreiſenden zum Aufſtehen nötigen müßte. In ſehr viel höherem Maße ſind dieſe Übelſtände natürlich in den unteren Klaſſen vorhanden, weil dort von der Erzogenheit der Reiſenden erſt recht wenig erwartet wird.

Höchſt übel iſt es bisweilen immer noch mit den Toilettenzuſtänden beſtellt, beſonders in den Zügen, wo dasſelbe Etabliſſement den Reiſenden aller Klaſſen dient. Die „Luxuszüge“ und die D-Züge ſind in der Hinſicht ja auch nicht immer einwandfrei, bedeuten aber immerhin einen lobenswerten Fortſchritt. Iſt es unmöglich, in allen Zügen ausreichende Waſchgelegenheit einzuführen? Gerade für die Volksgeſundheit wäre das von unberechenbarem Vorteil. Es gibt allerdings Optimiſten, die der Anſicht ſind, die Bakterienfurcht wäre lächerlich. Aber es bricht ſich doch immer mehr die Erkenntnis Bahn, welchen ungeheuer wichtigen Faktor die Reinlichkeit für die Geſundheit gerade der mit den Händen arbeitenden Klaſſen bildet. Keine große Fabrik, kein Betrieb, der nicht der ſtaatlichen Forderung und Beaufſichtigung hinſichtlich der Reinigungsgelegenheiten unterläge, auf den Staatsbahnen aber werden große Mengen mehr oder weniger anfälliger Menſchen täglich der Berührung mit allen möglichen infizierten Gegenſtänden ausgeſetzt, gegen die beſtändiges Handſchuhtragen auch nicht ſchützt. Für die Unbemittelten iſt das ohnehin ein Luxus, den ſie weder aufbringen, deſſen Notwendigkeit ſie noch weniger begreifen können, gar nicht zu reden von Kindern, die man bei halben und ganzen Tagfahrten ſchwerlich zum beſtändigen Handſchuhanbehalten wird bewegen können. Zum beſtändigen „Nichtanfaſſen“ noch weniger, und ſo muß man ſie trotz der gelegentlich unappetitlichen oder offenſichtlich kranken Mitreiſenden mit den ungewaſchenen Händen ihr Butterbrot oder ihren Apfel verſpeiſen laſſen.

Eine höchſt fatale Einrichtung ſind auch die Trinkbecher an der Kette. Wieviel größeren hygieniſchen Takt beſaßen in ſolchen Dingen unſere Vorfahren, wo der Handwerksburſch aus der wohlgeſpülten eigenen Hand ſeinen Trunk tat. Es ſcheint überhaupt, daß dem naiven Menſchen, dem Ackerbauer, Jäger, Nomaden, obwohl man es bei der damaligen Reinheit der von Rauch und Kohlenſtaub unverſchmutzten Luft gar nicht ſo nötig hatte, die Reinlichkeit viel mehr Bedürfnis war als dem abgehetzten Proletarier unſerer Tage. Merkwürdigerweiſe und pſychologiſch nicht unerklärlich wird uns von der Unſauberkeit unter äußerer Tünche gerade bei den raffinierteſten, weil bereits abſterbenden Kulturen berichtet. Das Einfache unterſtützt, ja erfordert die größere Sauberkeit, weil es mehr Zeit dafür frei läßt und den Blick nicht durch Häufung des Schmuckhaften vom eigentlichen Zuſtand ablenkt.

Ein böſes Kapitel iſt auch noch die Küche der Speiſewagen. Man muß freilich auch den Köchen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Jedermann weiß, daß eine Küche um ſo ſchwerer reinzuhalten iſt, je kleiner und mit Hausrat überlaſteter ſie iſt. Es iſt daher wohl ein Ding der Unmöglichkeit, bei der Enge des Raumes, in dem Rauch und Wraſen der Speiſen das Lokal in erfreulich appetitlichen Zuſtand zu erhalten, zumeiſt zu den drangvollen Stunden, zu denen der Speiſewagen am meiſten frequentiert iſt. Aber warum iſt die Schaffung ausreichender Räumlichkeiten unmöglich? Wieder ſcheint die leidige Geldfrage entſcheidend zu ſein.

Zum Schluß noch ein anderes Wort, die geiſtige Sauberkeit betreffend. Warum wird kein beſſeres Augenmerk auf ſo mancherlei in den Zügen gerichtet? Da gibt es wenigſtens in den niederen Klaſſen ſo manche unflätige Inſchrift, manche obſzöne Zeichnung, von unberufenen Händen angebracht. Es ſollte wirklich jemand mit der ſpeziellen Aufſicht über derartige Dinge betraut werden. Vor kurzem ſaß ich in einem Abteil zweiter Klaſſe eines Berliner Vorortzuges dem Reklamebild einer bekannten Modefirma gegenüber, das man auf allen Untergrundbahnhöfen ſieht. Eine Dame mit aufgeſpannten Sonnenſchirm, in heller Toilette. Während ich den Blick mit dem Stumpfſinn, den dieſe regelmäßigen Fahrten erzeugen, auf das mir gegenüber hängende wohlbekannte Plakat richtete, bemerkte ich infolge dieſes längeren Hinſehens einige unſcheinbare und unleugbar eminent künſtleriſch hingeſetzte Linien, die das Bild von einer harmloſen zu einer im gemeinſten Sinn obſzönen Darſtellung veränderten. Gewiß hatte ein Reiſender die Zeichnung in dieſer Weiſe verſchmutzt — aber kann dagegen nicht energiſch eingeſchritten werden?!

Alſo: was könnte es für ein herrliches Reiſen ſein, wenn wir fortan in ſchönen, ſauberen, keimfreien Coupés führen, die Fußböden mit blankem Linoleum bedeckt, die Sitze mit glatten, abwaſchbaren Lederpolſtern, die Heizröhren im Gehäuſe unter den mit waſchbaren Rouleaux verſehenen Fenſtern und Heizen oder Nichtheizen der Witterung und nicht dem Kalender entſprechend, mit ſauberer Toilette und Waſchgelegenheit (mit Seife) für jede der Klaſſen des nach Art der D-Züge mit Längsgang verſehenen Wagens. Oder, da man ſich ja doch beſcheiden muß, wenn man in zweiter Klaſſe wenigſtens immer in gut gelüfteten, mit Vakuumreiniger entſtaubten Plüſchcoupés fahren könnte! Und alle die anderen Mißſtände uns nicht mehr drückten! Aber bis dahin fahren wir längſt „Luftſchiff“, und der Kampf um die ſanitären Einrichtungen geht von neuem los.

Spaziergang. Gemälde von K. Gampenrieder.

Robert Schumann. Von Guſtav Thormälius.

Zu ſeinem 100jährigen Geburtstage. 8. Juli 1910.

Als der ehemalige Student der Rechtsgelehrſamkeit, der junge Buchhändlerſohn Schumann aus Zwickau, wo er am 8. Juli 1810 geboren war, in Leipzig die Muſik zu ſeinem Lebensberuf gemacht hatte, um ein Klaviertitan zu werden, und infolge eines gewagten Experiments (er verſuchte die Beweglichkeit ſeiner Finger auf naturwidrigem Wege zu ſteigern) eine Lähmung des rechten Mittelfingers davontrug, war die Welt um einen vielverſprechenden Virtuoſen ärmer, dafür aber um einen großen Komponiſten reicher geworden. Seinem Inſtrumente galt die erſte Periode ſeines Schaffens, und hier zeigte er gleich die glänzendſte Seite ſeiner Eigenart, in knappſter Form das Tiefſte und Innigſte zu geben. In dieſen kleinen Tonſtücken, bei deren Entſtehen die glückliche Stunde und die höchſte Anſpannung der geiſtigen Kraft zuſammenwirken müſſen, tritt eine überraſchende Ausdrucksfähigkeit der Muſik hervor, die bis in die feinſten Züge geht. Nach dieſer Richtung hin ſind die „Phantaſieſtücke“ (op. 12) Offenbarungen genialſter Art, wie ſie ſeit ihrem Erſcheinen auf dem Gebiete des liedförmigen Klavierſtückes auch nicht annähernd wieder erreicht worden ſind.

An der äußerſten Grenze inſtrumentaler Charakteriſierungskunſt angekommen, fühlte ſich Schumann mächtig zur menſchlichen Stimme hingezogen, und die unerſchöpflich reiche deutſche Dichtung wies ihm den Weg. Seine Stärke als Liederkomponiſt beruht auf der romantiſchen Lyrik. Im muſikaliſchen Ausdruck des Weichen, Träumeriſchen, bis zur Verſchämtheit zart Innigen iſt ihm noch kein anderer Muſiker gleichgekommen. Den Lokalton des Liedtextes durch eine charakteriſtiſche Klavierbegleitung wiederzugeben, war bereits durch Franz Schubert vorbildlich geworden. Schumann iſt darin noch weiter gegangen: er läßt die Begleitung zu orcheſtraler Fülle anſchwellen und die Stimmung in Vor- und Nachſpielen an- und ausklingen. Auf welche Höhe auch Schubert das Kunſtlied gebracht hat, die letzte Vollendung gab ihm doch Schumann, beſonders da, wo er ſich mit Heinrich Heine zuſammenfindet, wie in dem Zyklus „Dichterliebe“. Hier ergießt ſich über den Hörer ein Strom der Melancholie, der Verzweiflung und des idylliſchen Glücksgefühls, das leiſe Töne einer nicht mehr irdiſchen Welt umhauchen.

Zur Zeit ſeiner Virtuoſenlaufbahn war Schumann der Schüler Wiecks geweſen, eines vortrefflichen Klavier- und Geſangspädagogen, der zur Erhöhung ſeiner Einnahmen es nicht verſchmähte, einen Pianofortehandel und ein damit verbundenes Leihgeſchäft zu betreiben. Er unterrichtete nach einer beſonderen, aus langjähriger Erfahrung und Beobachtung gewonnenen Methode, die ihre reichſte Frucht in ſeinem eigenen Töchterchen Klara tragen ſollte. Schon als neunjähriges Kind ſpielte Klara öffentlich im Leipziger Gewandhaus und in ihrem elften Jahre gab ſie in Dresden, Weimar, Frankfurt und Paris Konzerte und wurde überall gefeiert. Vater Wieck war ihr Reiſebegleiter; er hatte das Zeug zu einem ausgezeichneten Impreſario, der ſeiner jugendlichen Künſtlerin nötigenfalls rückſichtslos mit beiden Ellbogen Platz zu machen verſtand, und Kabalenſtifter ſchon durch ſein perſönliches Auftreten zu bändigen wußte … Die vielfach verbreitete Mär, die erſtaunlichen Kunſtleiſtungen des Kindes ſeien das Ergebnis tyranniſcher Dreſſur geweſen, hat Klara ſelbſt ſpäter in ihrem Tagebuch widerlegt, worin ſie u. a. ſchreibt: „Ich ſtudierte nie mehr als in meinen Kinderjahren zwei und in ſpäteren Jahren drei Stunden täglich, mußte aber auch täglich ſolange mit meinem Vater ſpazieren gehen, um meine Nerven zu kräftigen … Auf Bälle ließ er mich nicht, weil er ſagte, ich brauche meine Kräfte nötiger als zum Tanzen, dafür ließ er mich aber ſtets in gute Opern gehen, außerdem hatte ich ſchon in der früheſten Jugend den Verkehr mit den ausgezeichnetſten Künſtlern, das waren meine Kinderfreuden, freilich nicht mit Puppen, die ich aber auch nie entbehrt habe.“

Um die Zeit jener erſten Kunſtreiſen wird Klara als ein reizendes Backfiſchchen geſchildert: zierliche Geſtalt, blühende Geſichtsfarbe, zarte weiße Händchen, üppiges ſchwarzes Haar, kluge, glutvolle Augen. Schumann, der in dem Hauſe ſeines früheren Lehrers viel ein und aus ging, hatte die kleine Künſtlerin von jeher bewundert und auf Spaziergängen, die er oft mit ihr unternahm, ſeine Freude an ihrem wilden, dabei doch ſchwärmeriſchen Weſen gehabt, und Klara hing mit der Liebe eines Schweſterchens an „Robert, dem herrlichen, prächtigen Menſchen“.

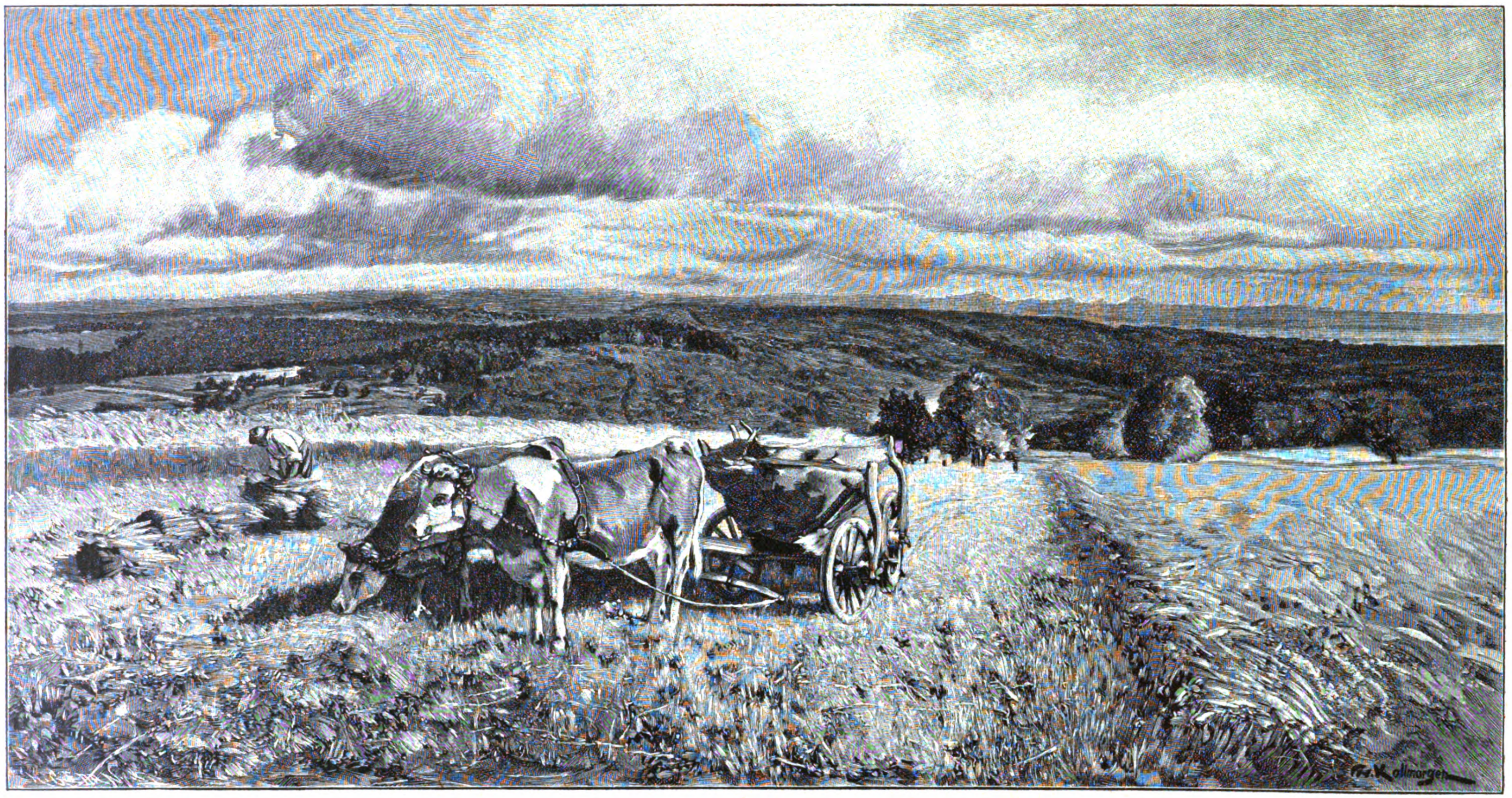
Schumann hatte in ſeinen Jünglingsjahren wiederholt die Macht der Liebe empfunden. Um dieſe tiefgründige Natur aber dauernd zu feſſeln, mußte ſich der Liebeszauber mit der Poeſie der Kunſt vereinen. So konnte es nicht ausbleiben, daß mit dem jungfräulichen Heranreifen Klaras aus dem bisher nur freundſchaftlichen Bunde ein gegenſeitiges Herzensverhältnis wurde. Vater Wieck war ſeinem ehemaligen Schüler ſtets gewogen geweſen und ſchätzte deſſen Talent; als dieſer aber um Klaras Hand anhält, wies er ihn ſchroff ab. Dazu hatte er ſeine Tochter nicht zu einer großen Künſtlerin herangebildet, um ſie einem unbekannten Komponiſten zur Frau zu geben. Daß der unwillkommene Freier aus ſeinem väterlichen Vermögen eine Jahresrente von 500 Talern bezog, konnte einem Rechenmeiſter wie Wieck nicht imponieren, denn davon allein vermochte eine Familie nicht zu leben.

Schumann war der Begründer und Eigentümer der „Neuen Zeitſchrift für Muſik“, worin er die Abſicht verfolgte, der verlotterten muſikaliſchen Kritik eine geſündere Richtung zu geben und aufſtrebenden Talenten den Weg zu bahnen. Humor und Satire ſtanden ſeiner Feder in gleich hohem Maße zur Verfügung wie ein blühender, bilderreicher Stil, der an ſeinen Lieblingsdichter Jean Paul erinnerte. Von der Verlegung dieſer Zeitung nach Wien, der muſikaliſchen Zentrale, verſprach er ſich eine größere Rentabilität und damit eine weſentliche Verbeſſerung ſeiner Lebensverhältniſſe. Er reiſte 1838 ſelbſt nach Wien und verweilte lange genug auf dem durch Haydn, Mozart und Beethoven geweihten Boden, um mit der bittern Erfahrung zurückzukehren, daß ſein Unternehmen dort nicht gedeihen konnte, wo man ſeine reformatoriſchen Beſtrebungen als revolutionär erklärte und wo die italieniſche Oper ſich mit den Walzerkönigen Lanner und Strauß in die Herrſchaft teilte.

So war er ſeinem Ziele um keinen Schritt näher gerückt, als daß er ſich mit Klara verlobt hatte, die ſeitdem Tag für Tag die ärgſten Kränkungen von dem unbeugſamen Vater ertragen mußte, bis ſie ſich auf eine große Kunſtreiſe mit längerem Aufenthalt in London und Paris begab; bei ihrer Jugend ein großes Wagnis, denn der Vater war verhindert ſie zu begleiten; oft genug vermißte ſie ſchmerzlich den energiſchen Beſchützer, der ſie ſonſt vor den Kabalen bewahrt hatte, die großen Talenten ſo gerne Dornen unter den Lorbeer miſchen. Mit ihrem Verlobten unterhielt ſie einen lebhaften Briefwechſel, er ſchickte ihr auch ſeine neu erſchienenen Kompoſitionen, nach Paris die „Kinderſzenen“. Es gewährt einen beſonderen Reiz, was ſie ihm darüber ſchreibt: „Mein Entzücken ſteigert ſich mit jedem Male, daß ich ſie ſpiele. Wie viel liegt doch in Deinen Tönen, und ſo ganz verſtehe ich jeden Deiner Gedanken und möchte in Dir und Deinen Tönen untergehen. Dein ganzes Innere offenbart ſich einem in dieſen Szenen … ‚Fürchtenmachen‘ — das verſtehſt Du ſo gut. Vor einigen Jahren hatteſt Du immer Deinen Spaß mit mir gemacht, wenn Du mir z. B. von Doppelgängern erzählteſt oder weismachteſt, Du hätteſt ein Piſtol bei Dir. Manchmal muß ich noch lachen — ich war aber auch eine, daß ich Dir alles glaubte, Du Lügner! Das Fürchtenmachen verbitte ich mir für ſpäterhin, beſonders, wenn wir des Abends beieinander ſitzen.“

Drei Jahre dauerten der Brautſtand und der Kampf mit dem ſtarrköpfigen Vater, der unerfüllbare Bedingungen an ſeine Einwilligung knüpfte und ſich von ſeinem Haſſe ſo fortreißen ließ, daß er ſogar Schumanns künſtleriſches Schaffen herabſetzte. Klara kehrte nicht wieder in das väterliche Haus zurück; bei Freunden und Verwandten fand ſie ein wechſelndes Heim, auch bei ihrer Mutter, die, als Klara erſt fünf Jahre zählte, ihre Ehe mit dem Vater gelöſt und ſich ſeitdem wieder verheiratet hatte. So ſehr es Klaras kindlichem Gefühle zuwiderlief, ſo konnte ihre eheliche Verbindung mit Robert doch nur mit Hilfe eines gerichtlichen Schiedsſpruchs geſchloſſen werden. Auf ihren Wunſch kam es nach längerer Zeit zu einer Ausſöhnung mit dem Vater. Wieck ſtarb als Achtundachtzigjähriger und überlebte ſeinen berühmten Schwiegerſohn um viele Jahre. Die Ehe, die er mit allen Mitteln zu hintertreiben geſucht, war eine ſehr glückliche, auch die gemeine Sorge um das tägliche Brot blieb dem Künſtlerpaare fern. „Keine harmoniſchere Vereinigung war in der Kunſtwelt denkbar,“ ſprach ſich Liſzt darüber aus, „als die des erfindenden Mannes mit der ausführenden Gattin, des die Idee vertretenden Komponiſten mit der ſie verwirklichenden Virtuoſin.“

Im Jahre 1841 vollzog ſich Schumanns Übergang zu den großen Muſikformen. Die Kammermuſik hatte er bereits um Meiſterwerke bereichert; es folgten ſeine vier Sinfonien und ſeine Chorwerke. In ſeinem erſten Klavierquintett und in der grandioſen C-dur-Sinfonie kam er an kunſtvoller Durchführung Beethoven am nächſten. Das kühn angelegte Chorwerk „Das Paradies und die Peri“, nach einer Dichtung Thomas Moores von orientaliſcher Farbenpracht, iſt von dem ganzen beſtrickenden Zauber ſeines tiefen lyriſchen Empfindens durchdrungen. Das Seitenſtück hierzu „Der Roſe Pilgerfahrt“ reicht an dieſe Meiſterſchöpfung nicht hinan, bietet aber Schönheiten, die den


Fr. Kallmorgen

Auf den Vorbergen des Schwarzwaldes. Gemälde von Fr. Kallmorgen.

großen Romantiker erkennen laſſen. In ſeiner Muſik zu Byrons dramatiſchem Gedicht „Manfred“ fand der grübleriſch veranlagte Komponiſt tief ergreifende Töne für das ſchwermütige Sichverſenken und die innere Zerriſſenheit des Helden. Seine Fauſtmuſik, ſeine Ouvertüren, ſeine Balladen für Soli, Chor und Orcheſter zeugen von der Mannigfaltigkeit der muſikaliſchen Gebiete, die er in das Bereich ſeines Schaffens zog. Seine einzige Oper „Genoveva“ ermangelte der ſcharfen Kontraſte, durch die eine muſikaliſch dramatiſche Wirkung erreicht wird, und vermochte ſich die Bühne nicht dauernd zu erobern. Aber ſelbſt in Aufgaben, die über die ihm gezogenen Grenzen hinausgehen, entſchädigt er für den Mangel an letzter Vollendung durch eine Fülle genialer Züge.

Zwiſchen Beethoven und der neudeutſchen Schule bildet Schumann das Mittelglied. Als Romantiker ſteht er unter allen Komponiſten Franz Schubert am nächſten, auch teilte er deſſen Schickſal, von ſeinen Zeitgenoſſen verkannt und erſt durch eine ſpätere Generation richtig gewürdigt zu werden. Zum vollen Verſtändnis ſeiner Muſik gehört eine genauere Bekanntſchaft mit dem Tonſtück und die Erfaſſung des Individuellen, Charakteriſtiſchen. Dann aber erſchließt ſich dem Hörer eine Welt innigſter Empfindung. Es fehlte nicht an Muſikgrößen ſeiner Zeit, die ſeine Bedeutung voll erkannten; aber auf den Kunſtreiſen, die er mit ſeiner Gattin unternahm und die bis nach Rußland führten, war es zumeiſt Klaras Klavierſpiel, dem der Beifall galt.

Im Jahre 1844 gab das Künſtlerpaar ſeinen bisherigen Aufenthalt in Leipzig auf, das damals unter Mendelsſohn ſeine blühendſte Muſikepoche erlebte und ſich in den Gewandhauskonzerten dem Genuß von Schumanns bedeutendſten Werken hingeben konnte. Dresden, wohin beide ſich wandten, hatte dem größten Tondichter jener Tage nichts zu bieten. Daher folgte er 1850 einem Rufe als ſtädtiſcher Konzertdirektor nach Düſſeldorf. Daß große, ſchöpferiſche Muſiker oft verſagen, wenn ſie den Taktſtock führen, hat ſchon Beethovens Beiſpiel gelehrt; auch Schumann eignete ſich nicht dazu, beſonders fehlte dem wortkargen Grübler die Redefertigkeit, ſich über ſeine Auffaſſung einer Kompoſition mit den ausführenden Kräften zu verſtändigen. Trotzdem er ſeine Unzulänglichkeit als Orcheſterdirigent erkannte, fühlte er ſich doch in ſeiner neuen Umgebung wohl, und ſeine letzte Sinfonie iſt von jener lebensfreudigen Friſche durchweht, die der Zauber des ſchönen, vielbeſungenen Rheins ausſtrömt. Dennoch ſollte den Meiſter hier das grauſamſte Geſchick ereilen. Es iſt eine erſchütternde Tragödie, die den Lebensabſchluß des großen, in völlige Geiſtesumnachtung gefallenen Künſtlers bildete, von ſeinem Sprunge in den eisſtarrenden Strom am 17. Februar 1854 bis zu ſeinem Tode im Irrenhauſe zu Endenich bei Bonn am 29. Juli 1856. In jener Schwermut, die er oft in ſo tiefergreifenden Tönen ausklingen läßt, liegt ſchon der zur Melancholie neigende Grundzug ſeiner Seelenſtimmung angedeutet. Äußere Einwirkungen traten hinzu. Sein jahrelanger Kampf um den Beſitz Klaras, der ſein von Natur aus in ſich gekehrtes Weſen faſt bis zur Weltflucht ſteigerte; übermäßig angeſtrengtes Schaffen, das zerſtörend auf ſeine Nerven wirkte, in fieberiſcher Haſt von einem künſtleriſchen Projekt auf das andere überſprang und ſeinen Geiſtesflug lähmte, — das alles trug dazu bei, die Keime einer frühen krankhaften Veranlagung zu nähren und bis zu myſtiſchen Sinnestäuſchungen zu entwickeln, denen der Geiſt erliegen mußte.

Zwei Tage vor ſeinem Tode hatte Klara ihn zum letzten Male geſehen. „Er lächelte mich an,“ ſagt über dieſen Abſchied ihr Tagebuch, „und ſchlang mit großer Anſtrengung — denn er konnte ſeine Glieder nicht mehr regieren — ſeine Arme um mich; ich werde das nicht vergeſſen. Um alle Schätze der Welt gäbe ich dieſe Umarmung nicht wieder hin.“

Auf dem Bonner Kirchhof vor dem Sternentore fand der große Künſtler die letzte Ruheſtätte, die auch Schillers Witwe, Auguſt Wilhelm von Schlegel, Dahlmann, Arndt und andere Tote dort gefunden haben, deren Andenken die Welt bis über das Grab hinaus bewahrt und ehrt. Johannes Brahms und der junge Geigerkönig Joachim ſchritten dem Sarg voraus, den Mitglieder der Düſſeldorfer Geſellſchaft „Konkordia“ trugen.

Vierzig Jahre der Witwenſchaft waren Klara noch beſchieden, ehe ſich ihr zur Wiedervereinigung mit Roberts ſterblichem Teil die Gruft öffnete, an der ſie im Mai 1880 der Weihe ſeines von Freunden ihm errichteten Denkmals beigewohnt hatte.

Während jene langen Jahre hindurch ihre mütterliche Fürſorge den Kindern gewidmet war, die ihr Gatte ihr hinterlaſſen, hatte ſie ſich als eine der gefeiertſten und edelſten Künſtlererſcheinungen im Mittelpunkte des deutſchen Muſiklebens behauptet. Die Lauterkeit ihres Charakters ſicherte ihr die Achtung der bedeutendſten Männer, und die Tiefe des Gemütes, die ſich in ihrem ganzen Weſen ausſprach, kündete ſich auch in der Macht ihres die Seele bewegenden Spieles. Daß ſie in den dunkelſten Stunden ihres Lebens die Kraft und den Mut zum Überwinden nicht verlor, das hatte ſie, nächſt ihrer in harter Schule geſtählten Geiſtesſtärke, zwei Freunden zu danken, Brahms und Joachim, die ihr in allen Lagen und Lebensfragen treu zur Seite ſtanden. Die Erinnerung an Robert war für Klara ſtete Gegenwart in ſeinen Werken. Er lebte nicht nur im Herzen der Gattin, er lebte auch in der Welt weiter, die ſeinen Schöpfungen lauſchte und in deren Verſtändnis mehr und mehr eindrang. Klara ward Zeugin ſeines Siegeszuges, dem ſie ſelbſt voranſchritt als die berufenſte, unerreicht gebliebene Interpretin ſeiner reizendſten Tongebilde.

Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt.

(9. Fortſetzung.)

Die Hilfe ſtieg zu uns an Deck. Der Kapitän der Hamburg-Amerika-Linie hatte den erſten und dritten Offizier zu uns herübergeſchickt. Unſere Paſſagiere wurden ſofort eingebootet. Dann wurden die wenigen Effekten in die Boote gebracht und die Schiffsinſtrumente mit den Papieren; zuletzt die Mannſchaft des verunglückten Schoners.

Nun waren nur noch der erſte Offizier des Schnelldampfers, der Kapitän des Dänen und ich an Bord. Der Offizier gab Befehl, mit zwei Booten abzufahren, und ging dann daran, den Schoner zu unterſuchen. Das Ergebnis war vorauszuſehen. Die Lage für das Fahrzeug war hoffnungslos. Das Waſſer ſtand innen bis wenige Fuß unter das Deck. Die Treppe, die nach unten führte, war nur noch in den oberſten Stufen paſſierbar. Der Offizier ließ ſich Auskunft über die Ladung geben. Einiges Stückgut; ein Viertel der Geſamtladung Papier und ein großer Poſten Holz. Die Augen des Offiziers beſchäftigten ſich mit einer Kiſte, die er hatte aus ſeinen Booten an Deck ſtellen laſſen. Dann rief er zwei von der Mannſchaft des dritten zurückgebliebenen Bootes und ließ die Kiſte heranſchieben und öffnen.

„Sie haben das Holz unten; und das Stückgut und das ſchwere Papier oben liegen — ?“

Der Däne bejahte.

„In anderthalb Stunden ſpäteſtens,“ fuhr der Offizier fort, „iſt das Schiff vollgelaufen. — Gleich darauf wird es kentern. Aber untergehen wird es nicht. Bei dieſer Ladung wird das Wrack treiben — tagelang; wochenlang.“

Der Däne nickte wieder.

„Deswegen müſſen wir es ſprengen. Sie können Ihr Einverſtändnis erklären oder proteſtieren —“

„Und wenn ich nicht einverſtanden bin?“

„Es iſt eine Form. Das Wrack wird geſprengt.“

Über das Geſicht des Dänen zog ein trüber Schein; dann aber half er mit kundiger Hand. Das Pulver wurde unter Deck verpackt und die Zünduhr mit ihm in Verbindung gebracht, nachdem ſie zwei Stunden Laufzeit erhalten hatte. Triefend kamen beide wieder herauf. „Mir wäre es lieber, wir hätten Steine oder Gewichte, um es verſacken zu laſſen; denn man weiß immer nicht, ob es genügend zerſplittert. Aber es iſt eine tüchtige Pulverladung —“

Der Däne trat von uns fort und ſtand ein kleines Weilchen vor einer der Luken ſtill. Wir konnten nicht ſehen, was er vorhatte; aber ſeiner ganzen Haltung nach ſchien er ſeine Hände ineinander gerungen zu haben und zu beten. Der Offizier ſtörte ihn nicht und wartete geduldig. Endlich trat er wieder zu uns. Sein Geſicht ſah aus, als koſtete es ihm Mühe, die Züge nach einem ſchweren Kampfe wieder zu glätten.

„Und — was haben Sie beſchloſſen, mein Herr?“ wandte ſich der Offizier an mich. „Denn Sie bedürfen einer Rettung durch mich wohl nicht —“

„Ich werde noch ein Weilchen an Bord bleiben.“

„Das iſt gefährlich. Es iſt zwar ſicher, daß die Exploſion erſt in zwei Stunden erfolgt, aber das Kentern des Schiffes kann jede Minute —“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Der Däne trat zwiſchen uns und legte mir die Hand auf die Schulter. „Sie haben ſchon ſo viel für uns getan! Nun tun Sie noch eins für mich. Der letzte, der an Bord geht, bin unter allen Umſtänden ich. — Mir iſt, als ſollte ich mich mit in die Luft ſprengen laſſen. Aber da drüben ſind meine Frau und meine beiden kleinen Kinder. Schmälern Sie mir das Vorrecht jedes Kapitäns nicht, daß er der letzte ſein darf, der vom Schiff geht.“

In einem Widerſtreben hätte kein Sinn gelegen. Ich drückte beiden Männern die Hand. „Aber,“ meinte der Offizier, mich eindringlich anſehend, „ich darf meinem Herrn Kommandanten berichten, daß Sie unſerm Schiffe die Ehre antun werden, ſein Gaſt zu ſein. Und ſei es auch nur auf wenige Stunden?“

„Ich komme. — Nach der Exploſion.“

Dann ſprang ich in meinen Frigidus, und als ich zwanzig Meter hoch über der Meeresoberfläche dahinſtrich, ſah ich, wie jene beiden zu den übrigen in das Boot ſtiegen. Ich ſah auch, wie der Däne noch einmal mit ſeiner naſſen Hand über die Außenplanken ſeines Schiffes ſtrich und wie er ſich dann ſtill auf einer Bootsbank niederhockte, ſeinen Kopf in ſeine Hände vergrabend.

Drüben waren die Inſaſſen der erſten beiden Boote ſchon an Bord genommen worden. Ich ſtieg etwas höher und flog hinüber. Brauſender Jubel empfing mich. Und zwiſchen das Schreien und Rufen und durch das Lärmen hindurch klang mir die Nationalhymne entgegen. Ganze Streifen des Schnelldampfers ſchienen in flatternde Tücher verwandelt zu ſein. Ich hielt mich aber nicht bei ihm auf, ſondern ſtieg weiter in die Höhe. Auf vierhundert Meter ſtellte ich meinen Apparat ins Kreiſen ein.

Mir war, als wenn mir drüben vom Dampfer ein Hurra-Schreien entgegendrang. Gerade als das Wrack kenterte. Ich weiß es nicht genau; aber es würde mich nicht wundern; denn es gibt ja überall Gehirne, denen ein Abenteuer über Rückſichten geht. Den Schiffbrüchigen, die mitten zwiſchen den Schreiern waren, wird das Hurra ſchmerzlich in die Ohren gegellt haben in einem Augenblicke, in dem ſie mit trüben Augen den Schlußakt einer Kataſtrophe erblickten, bei derem tödlichen Spiel ſie ſo leicht hätten ſelbſt Mitſpielende ſein müſſen. Sie mögen in ſtillem Sinnen dageſtanden haben und ein tiefes Dankgefühl mag ihr Herz durchzogen haben, — aber das brutale „Hurra!“ wird für ſie ein Peitſchenhieb geweſen ſein.

Der Schnelldampfer ſetzte die Schrauben an. Vor ſeinem Bug ſtieg das Waſſer; bald wurde es zur Schaumwelle, die als Wall von Waſſer und Giſcht ſeinen Lauf aufzuhalten ſuchte. Vergeblich. Immer von neuem ſtieg ſie in die Höhe; immer von neuem ſchnitt er ſie mittendurch. Und dann ſah ich ihn dem Horizonte zuziehen und an ihm heraufklimmen, weit hinter ſich ein ſilbernglänzendes Kielwaſſer zurücklaſſend, das mit ſeinem dichteſten und hellſten Teile an ihm zu haften ſchien, wie der Schweif an einem Kometen.

Ich habe von der Exploſion ſelbſt nichts geſehen. Ich verſpürte, während meine Augen, die eben noch an dem Wrack gehaftet hatten, hinüber zu dem am Horizont dahingleitenden Dampfer blickten, einen dumpfen Druck im Geſicht; mir ſchien, als wenn mir ſo etwas ins Geſicht gepufft würde, — und als ich ſchleunigſt nach unten ſah, ſah ich in dem weiten gleichmäßig bewegten Waſſerfelde eine große ganz ſtille Stelle; ſo, als wenn das Meer ſelbſt einen durchſichtigen Rieſenpilz geformt hätte, der mit ſeinem gläſernen Schirm über der Ebene ſchwebt und ſich langſam ſenkt, verſchwimmend und verſchwindend. Und dieſer gewölbte Schwall, in dem Luftblaſen, kleine und große Holztrümmer durcheinander wirbelten, wurde immer flacher und als er die Ebene des Ozeans erreicht hatte, glitten die Wellen wieder im alten Rhythmus über ihn hinweg.

Das Wrack war geweſen.

Ich machte mich auf, dem Dampfer zu folgen. Nach einundzwanzig Minuten hing ich über ihm. Ich ſchlug einige Kreiſe und ſtieß dann auf das Achterdeck hinunter.

* * *

Es iſt einen ganzen Tag lang her, ſeit ich die letzten Zeilen ſchrieb. Ich bin wieder allein im weiten Raum und alles, was man als einen direkten Zuſammenhang mit Menſchen und mit menſchlichem Weſen bezeichnen kann, iſt bereits wieder von mir abgefallen. Die Stunden, die ich jetzt hinter mir habe, bilden das glänzendſte Kapitel meines Fluges, ſoweit man von einem Glanze im Gebiete alles Sinnfälligen ſpricht. Für jenes tiefere Leuchten aber, das ich ſo gern geſehen hätte und deſſen Spuren in die Tiefe hinein ich ſo gern gefolgt wäre, haben ſie völlig verſagt.

Man hatte wirklich „Hurra!“ geſchrien. Ich habe es nachher auf meine Frage beſtätigt erhalten. Aber dieſe Schreier haben ſich ſpäter ohne Zucken an der Sammlung beteiligt, die für die Schiffbrüchigen veranſtaltet ward.

Ich wurde von den Schiffbrüchigen gefeiert, wie nur ein Menſch gefeiert werden kann. Ich habe viele kleine Kinder auf meine Arme nehmen müſſen, die mir von den Müttern gereicht wurden. Und wenn ich auch ihre Sprache nicht verſtand, ſie hätten mir nichts ſagen können, was ſo deutlich war, als daß ſie mich ihre Kinder küſſen ließen.

Und dann wurde ich hineingeriſſen in das Licht; in die Öffentlichkeit; unter die Repräſentanten der Bildung und des Reichtums. Dieſe herrlichen Salons waren geſchmückt. Mir zu Ehren. Es waren Säle, die in Glanz und Farben prangten. Und die Wellen einer leiſen, vornehmen Muſik ſchlugen durch den Raum. Silber ſchillerte durch die Blumen, und das tauſendſtrahlige Licht brach ſich in den Kriſtallen, aus denen funkelnder Wein ſeine tiefen Farben auf das Leinen warf. Und alle, die da ſaßen, waren das Parkett gewohnt. Die Glätte, das Hindernisloſe, Männer und Frauen. Über allen lag ein Lächeln. Es war nicht der Weindunſt; es war nicht das Feuer des Burgunders und nicht die auf eine gewiſſe Fröhlichkeit abgeſtimmte Melancholie des Rheinweins. Es war von vornherein ſo. Schon, ehe der erſte Toaſt ausgebracht war. Er hatte dem deutſchen Kaiſer gegolten. Und der zweite, bald darauf folgende war mir gebracht worden.

„Wir haben Sie recht beneidet,“ ſagte mein Gegenüber an der Tafel zu mir, „daß Sie die Sprengung dieſes Kaſtens ſo ſouverän von oben anſehen konnten —“

„Ja, nicht?“ fiel die Dame zu meiner Rechten ein, „ſo etwas wird einem wahrlich nicht oft geboten —“

„Was haben Sie bei dem Anblick eigentlich für Empfindungen gehabt?“

„Merken Sie da oben etwas von dem Luftdruck?“

So ſchwirrte es durcheinander. — Bis einer einen anderen Ton anſchlug. Er glaubte, die neue Erfindung nicht beſſer beleuchten zu können, als daß er meinte: „Da haben Sie dem lieben Gott wieder ein ſchönes Stück von ſeinem Terrain abgewonnen.“

Und dann wurde ich geſtraft mit dem fürchterlichen Worte „Entwicklung“. Es ſtand ein Mann auf, dem die Rede glatt vom Munde floß; er wandte ſich an alle und ſprach international. Sein Hauptwort war „Menſchheit“; und der Ton, in dem er das Wort ſprach, ſchrie: „Vorwärts!“

„— Wir ſehen ſchon längſt, — wir, damit meine ich alle, denen es in der Entwicklung, im gegenſeitigen Kampfe gelungen iſt, mit Hilfe ihrer geiſtigen und körperlichen Kräfte über den täglichen Frondienſt hinauszugelangen, — wir ſehen ſchon längſt, wie ſich auch der in der Tiefe Ringenden die Erkenntnis bemächtigt, daß wir auf anderes angewieſen ſind, als auf das Hoffen, auf das Beten, auf das Sichfügen in ein ‚Schickſal‘. Konnte es eine Tat geben, die den Verfall eines ſogenannten Gottestums und die Nichtigkeit ſeiner Lehre beſſer kennzeichnet, als das, was wir heute erlebt haben? — Denken Sie, dieſer unſer Gaſt, der Bringer einer neuen Zukunft; der Erſchließer einer neuen Phaſe in der Entwicklung, wäre nicht zu jenem ſinkenden Schiffe hingeflogen; er hätte es nicht geſehen. Was wäre dann geſchehen? — Das Schiff wäre geſunken. Wie ihrer ſo viele geſunken ſind. — Und wer hat hier geholfen? Ein einfacher, natürlicher Menſch. Es iſt zu betonen: ein natürlicher Menſch. Kein Weſen, das aus Licht und Äther zuſammengeſetzt iſt, wie eine Fabelgeſtalt. ‚Menſchengehirn und Menſchenfauſt haben dieſen Fortſchritt errungen.‘“

Dieſer Mann ſprach noch eine ganze Reihe von Minuten. Er ließ die Blitzlichter ſpielen, in denen ich — leider — auch ſo bewandert geweſen war. Dem Kommandanten, der den Vorſitz an der Tafel führte, ging die Richtung, nach der der Redner den Toaſt gedrängt hatte, durchaus gegen den Strich. Bei den Seeleuten gab es, und wird es immer geben einen Glauben; nicht weil ſie gegen die Macht der Elemente ſo wenig ausrichten konnten, ſondern trotzdem ſie ſo viel gegen die Macht der Elemente ausrichten konnten. Aber ſie ſind ſo ſegensreich oft allein. Ihnen ſteht während des größten Teiles ihrer Lebenszeit der Einblick in eine Umgebung offen, die in Friede oder Kampf immer größer iſt, als der Menſch und ſeine Werke.

Freilich, hier in dieſem Augenblick, gab es kein Unterbrechen. Der Toaſt ging zu Ende. Aber der Trieb nach dem Wahrſein, den wir alle haben müſſen, welche Anſchauung uns auch ſonſt trennt oder eint, zwang mich dazu, dem Redner, während er dicht vor mir ſtand und ſich verbeugte, zuzuflüſtern: „Über die Rolle, die der Ewige im Verhältnis zu mir ſpielt, brauchten Sie nichts zu wiſſen; über die Rolle aber, die die neue Erfindung im Verhältniſſe zu der Menſchheit ſpielt, konnten Sie ſprechen, ohne den Ewigen zu läſtern.“

„Den Ewigen?“ Er ſtarrte mich an.

Ich wollte mich zurückziehen, er aber trat ganz dicht an mich heran und ſagte: „Darf ich Sie nachher ſprechen?“

Ich verbeugte mich und antwortete dann auf die anderen, von allen Seiten heranſchwirrenden Zurufe.

Die Gläſer klangen, und die Walzermelodien glitten wieder durch den Raum. Meine beiden Damen zur Rechten wie zur Linken konnten ſich nicht genug tun im Fragen. Aber es war alles oberflächlich. „Ob man nicht Schwäche fühlte da oben“ und „Ob einem nicht ſchwindelig würde“? „Wie ich das fertig brächte, da oben zu ſchlafen, denn die ganze Zeit könnte ich doch nicht —“ und „Ob ich Bücher mitgenommen hätte —“

„Ja,“ ſagte ein Herr, der ſeine ſcharf klingenden Worte über ein viereckiges Kinn hinausſtieß, „wenn es nicht gefährlich iſt, muß es auf die Dauer langweilig werden. — So über den ganzen großen Teich hinweg —“

„Immerhin, es iſt etwas ganz Außerordentliches; etwas, das mitzuerleben wir ſehr ſtolz ſein dürfen,“ ließ ſich ein anderer hören, der den Teelöffel zwiſchen ſeinen Fingern ſpielen ließ.

„Und es wird ein ungeheurer Empfang in New York werden.“ — „Ja! Wie ſchade, daß wir das nicht mit anſehen können.“

„Wann werden Sie dort ſein?“ — „Iſt die Deutſche Kolonie ſchon benachrichtigt?“ — „Und der Deutſche Geſandte?“ — „Fliegen Sie wieder zurück?“ — „Wo werden Sie in Europa bei der Rückkehr landen?“

„Ach, Papa!“ rief eine junge Dame, „da müſſen wir doch hinfahren. Das wird vielleicht noch großartiger, als in New York!“

„Und nachher zeigen Sie uns auch einmal den Apparat. Sie ſind doch ſo liebenswürdig?“

„Aber hineinſetzen tue ich mich nicht!“ warf eine andere Dame ein, indem ſie mit emporgezogenen Schultern das Grauen markierte.

Alles lachte. Es war traurig. Die eine große Frage tat niemand: „Wenn Sie ſo ganz, ganz allein im unendlichen Raume ſchweben, nichts als den Himmel über ſich und tief unten das Meer — am Firmament das glitzernde Heer der Sterne; unter ſich die in ſchwere Schatten getauchte Tiefe —, wie fühlen Sie ſich dann? — Iſt da oben das All klanglos? Gibt es da oben Erinnerungen, ſchon begrabene, die wieder auftauchen? Und gibt es Sehnſüchte, die aus der Tiefe heraufſteigen und die dem Menſchen zeigen, daß in ihm ſelbſt eine Tiefe ſchlummert, die größer iſt, als die Tiefe bis hinunter zu dem ſchwellenden Ozean?“ Und die ſchönſte aller Fragen: „Kommt, wenn Sie dort oben in der unendlichen Einſamkeit durch die Weiten ziehen, nicht etwas aus der Höhe herabgeſtiegen, das den ganzen Raum ausfüllt, von den Sternen bis zu den Waſſern?“

„Kalt muß man ſein bei ſolcher Choſe. Kalt! — Das ſcheint mir die Hauptſache!“ Mit dieſen Worten beugte ſich ein Herr nach unſerer Seite herüber. „Haben Sie übrigens lange trainiert — wenn ich fragen darf?“

Ich gab auf alles Auskunft. Es ſchien mir, als wäre ich in einer Verſammlung von Technikern und Ingenieuren. Auch die Frauengehirne waren auf das Mechaniſche zugeſchnitten. — Und dieſes feſtliche Mahl, das mir zu Ehren einen beſonders glänzenden Zuſchnitt erhalten hatte, ging in gleißender Flachheit zu Ende. Man verteilte ſich auf die Nebenräume. Ich blieb der Magnet. Jener alte Herr ſtellte ſich ein und auch der Mann, der das Hoch auf die Entwicklung ausgebracht hatte. Der Salon war dicht gedrängt voll. Auch die Damen waren nicht zurückgeblieben. Ich ſah über das alles hin. Und überlegte. War jetzt die Luft etwa eine andere? Konnte jetzt eine andere Stimmung aufkommen?

„Gnädige Frau,“ ſo wandte ich mich ganz unvermittelt an meine Nachbarin, der ich die Zufriedenheit darüber anſah, daß ſie dicht bei mir ſaß, „würden Sie mir ſagen, wo Sie hinkommen, wenn Sie geſtorben ſind?“

Es mag wohl mehr Aufforderung als Frage in meinem Tone gelegen haben. Sie richtete ſich auf. Durch ihre Augen zog ein erſtauntes Flimmern. „Nun — wo man mich hinbringt!“

„Ach — das iſt das Mechaniſche! Nein, wo Sie als Lebeweſen hinkommen.“

„Aber ich bin doch dann tot, wenn ich geſtorben bin —“

„Wiſſen Sie es ſo gewiß?“

„Ich wüßte nicht, wie es anders ſein könnte.“

„Haben Sie keine andere Sicherheit, als dieſe Stütze aufs Negative?“

„Nun, es iſt doch nicht ſo ſehr das Negative, auf das ich mich ſtütze, als die Logik.“ Sie lächelte. „Sie werden, als Kind unſerer Zeit, hoffentlich die Frauen nicht von der Logik ausſchließen wollen. Die Erfahrung — oder vielmehr die Summe aller Erfahrungen —“

„Haeckel?“

„Er in erſter Linie! Allerdings!“

„Ach, er iſt ein Menſch! Und er kann irren.“

„Er iſt ein großer Forſcher. Und wenn ſeine Schlüſſe einleuchten, die Schlüſſe, die er aus ſeinem Wiſſen zieht —“

„Und ein Grauen haben Sie gar nicht? So vor dem reſtloſen Erlöſchen?“

„Aber ich bitte Sie! Ein Grauen? — Nein, das habe ich Gott ſei Dank gar nicht. Das iſt ja doch unlogiſch, wenn man nichts von Nichtſein weiß —“

„Und eben ſagten Sie ‚Gott ſei Dank‘. Wer iſt der Gott, dem Sie Dank ſagen?“

Sie lächelte. „Das hätte ich allerdings nicht ſagen ſollen. Es iſt noch ſo eine Art Rudiment aus einer überwundenen Vergangenheit. — Mein Mann hat die gleiche Auffaſſung, wie ich. Und unſere Kinder erziehen wir im gleichen Sinne. Wir beten nicht. Und ſagen Sie ſelbſt — iſt es nicht ein Zeichen gegen den Glauben, daß er verfallen kann?“

Es herrſchte tiefe Stille bei ihren Worten. Kaum war ein Atmen zu hören. Die Behandlung war flach; aber darum blieb das Thema doch tief. Und daß es hier angeſchlagen wurde, das ſchien mir etwas völlig Ungewohntes. Daß ich jedoch hier unter ihnen ſaß, von dem ſie wußten, wie wunderbare Stunden ich ihnen geſchenkt und wie wunderbare Ausblicke ich ihnen eröffnet hatte, das mochte ſie wohl doch aus dem Dahinſchlendern des Alltags herausgeworfen haben. Sie ſchienen bereit, mit mir an die Tiefe zu treten; aber ſie vermochten nicht zu ſchauen. Sie waren geblendet. Wie hätten ſie da tauchen ſollen? — Und ich war wahrlich nicht der, der ſie ſchelten durfte.

Dicht vor mir ſaß eine junge Dame, deren Haartour ſie zu einer Madonna ſtempelte. Sie ſpielte mit einem Biskuit und richtete ſich, als ich aufſtand, etwas hoch: „Ah, mein Herr, — Sie werden uns etwas von Ihrer Anſchauung erzählen!“

„Was würden Sie ſagen —“ ſo ſprach ich kalt in die geſpannt zuhörende Verſammlung hinein, „wenn ich meinen Apparat hier auf dieſem Schiffe vernichten würde?“

Wie unter einem elektriſchen Schlag ſprangen alle auf.

„Unerhört, mein Herr!“

„Dazu haben Sie kein Recht!“

„Das würde ein Verbrechen ſein!“

Und jener Herr, der die Rede gehalten hatte, drängte ſich durch und ziſchte mir entgegen: „Sie können, mein Herr, die Entwicklung aufhalten. Sie können ſie zurückſchrauben. Hindern können Sie ſie nicht. Ich weiß ja, es iſt ein Scherz von Ihnen. Auch Sie werden aber ſterben —“

Ich machte eine leiſe Handbewegung gegen alle, als ob ich ſie beruhigen und zurückſcheuchen wollte. „Meinen Sie nicht, daß gerade das Gewiſſen der Allgemeinheit, das auch jeder einzelne in ſich trägt, mich erſt noch fragen laſſen kann —“

Jener Mann ſprang vor. „— ob ſie ein Segen für die Menſchheit ſein wird?“

„Nein! Ob die Menſchheit für ſie reif iſt.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary.

(11. Fortſetzung.)

Am letzten Februar, ſobald es hell genug war, brachen der Kapitän und Borup mit ihren Abteilungen nach dem Norden auf. Das Wetter war klar, ruhig und kalt. Als die Pionierabteilung abgegangen war, unterſuchte ich alle übrigen Schlitten, um mich zu überzeugen, ob alle die Normalladung und ihre volle Ausrüſtung hätten. Als ich die „Rooſevelt“ verließ, beſaß ich eine genügende Anzahl von Hunden, um zwanzig Geſpanne von je ſieben Hunden auf das Eis ſchicken zu können, und hierauf hatte ich auch gerechnet. Als wir aber bei Kap Columbia waren, brach in einem Geſpann die Gurgelkrankheit aus, und ſechs Hunde fielen. Es blieben mir alſo nur genug für neunzehn Geſpanne.

Meine Pläne wurden ferner dadurch geſtört, daß zwei von meinen Eskimos untauglich wurden. Der eine hatte nämlich eine erfrorene Ferſe und der andere ein geſchwollenes Knie. Dieſe Verminderung meiner Schlittenführer bedeutete nichts weniger, als daß auch Marvin und Mc Millan ein Hundegeſpann zu treiben haben würden.

Die Eskimos ſehen die Hand von Tor-när-ſök.

Als ich am Morgen des erſten Marſchtages noch bei Dunkelheit aufwachte, hörte ich den Wind um das Iglu pfeifen. Das Aufkommen von Wind gerade am Tage unſeres Aufbruches nach ſo vielen Tagen von Windſtille erſchien wie eine Ironie des Schickſals. Ich blickte durch das Guckloch des Iglu und überzeugte mich, daß das Wetter noch klar war und die Sterne wie Diamanten funkelten. Ich bemerkte auch, daß der Wind aus Oſten kam, eine Richtung, aus der ich ihn in all den Jahren, daß ich dieſe Gegend kannte, nie hatte blaſen hören. Dies ungebräuchliche Betragen des Windes wurde von meinen Eskimos natürlich dem Umſtande zugeſchrieben, daß ſich ihr Erzfeind, der böſe Geiſt Tor-när-ſök, meinen Plänen widerſetzte!

Nach dem Frühſtück gingen wir mit dem erſten Schein des Frühlichtes aus dem Iglu heraus und ſahen uns um. Der Wind blies heftig um das öſtliche Ende des Steilufers der Independence-Bai, und die Eisgefilde im Norden ebenſo wie das ganze niedrigere Land waren verhüllt von jenem grauen Nebel, von dem jeder erfahrene arktiſche Forſchungsreiſende weiß, daß er fürchterlichen Sturm bedeutet. Manche Geſellſchaft dürfte dies Wetter als unmöglich zum Durchkommen betrachtet haben und wieder in ihre Iglus gegangen ſein.

Ich aber hatte, gelehrt durch die Erfahrung von vor drei Jahren, die Mitglieder meiner Expedition angewieſen, von dem Schiff bis zum Kap Columbia und während des dortigen Aufenthaltes die alten Winterkleider zu tragen und erſt beim Verlaſſen von Columbia die für die Schlittenreiſe angefertigte neue Ausrüſtung anzulegen. Wir hatten alſo neue und völlig trockene Pelzkleider und konnten dem Sturm Trotz bieten.

Der geräuſchloſe Aufbruch.

Eine hinter der andern zogen die Diviſionen der Hauptarmee von Schlitten und Hundegeſpannen aus, nahmen des Kapitäns Spur über das Eis auf und verſchwanden gegen Nordweſt im Nebel.

Dieſer Abmarſch der Kavalkade ging ganz geräuſchlos vonſtatten, denn der eiſige Oſtwind trieb alle Geräuſche davon. Nach wenigen Augenblicken war alles auch unſichtbar, da Menſchen und Hunde faſt unmittelbar in Nebel und Schneetreiben verſchwanden. Den reiſeunfähigen Eskimos hatte ich geſagt, ſie ſollten ruhig hier in dem Iglu bleiben, die Nahrungsmittel, die bei ihnen zurückgelaſſen wurden, benutzen, bis die erſte Hilfsabteilung nach Kap Columbia zurückkäme, und dann ſollten ſie mit dieſer auf das Schiff zurückkehren.

Eine Stunde, nachdem ich das Lager verlaſſen, hatte meine Abteilung das Randeis überſchritten und der letzte Mann, der letzte Schlitten und der letzte Hund der Nordpol-Expedition — zuſammen 24 Männer, 19 Schlitten und 133 Hunde — war bei 83° 10′ nördlicher Breite auf dem Eiſe des arktiſchen Meeres.

Über die Flutſpalte.

Sobald wir die Kante des Randeiſes verließen und auf die Preſſungsgrate der Flutſpalte gelangten, war trotz unſerer Eispickel und der Eispickel unſerer Pionierabteilung, die vorweggegangen war, das Vorwärtskommen für Männer, Hunde und Schlitten überaus beſchwerlich.

Jeder war froh, als wir hinter dieſem ſcheußlichen Eisgürtel, der mehrere Kilometer breit war, die Oberfläche der alten Eisfelder erreichten. Nun ging alles viel beſſer. Es war hier kein tiefer Schnee, nur wenige Zoll hoch, und dieſer war durch die Winterſtürme ziemlich feſt geworden. Freilich war die Oberfläche, über die wir hinzogen, ſehr uneben, und an vielen Stellen ſtellte ſie unſere Schlitten, deren Holz bei der tiefen Temperatur von unter 45° C brüchig geworden war, geradezu auf die Probe.

Als ich ein wenig weiter hin allein hinter meiner Abteilung herging, traf ich Ky-ju-täh von Marvins Abteilung, der mit einem leeren Schlitten eilig zurückfuhr. Er hatte ſeinen Schlitten nämlich ſo bös zerbrochen, daß es beſſer ſchien, von Kap Columbia einen der dortigen Reſerveſchlitten zu holen, als den Verſuch zu machen, den zerbrochenen auszubeſſern. Noch weiterhin begegnete ich Köd-luk-to von meiner Abteilung, der aus demſelben Grunde zurückging. Dann überholten wir einige von den anderen Abteilungen, die hatten halten müſſen, um ihre Schlitten auszubeſſern, die bei ihrem Kampf mit dem rauhen Eiſe ſchwer gelitten hatten.

Endlich erreichte ich das erſte Lager des Kapitäns, 16 km draußen. Hier bezog ich eins von den zwei Iglus und Marvin das andere. Die Abteilungen von Goodſell, Mc Millan und Henſon mußten ihre Iglus ſelbſt bauen.

Der Peary-Schlitten zeigt, was er wert iſt.

Das Tageszwielicht, das jetzt etwa zwölf Stunden dauerte, war ganz verſchwunden, als der letzte Schlitten unſer erſtes Lager erreichte. Dieſer Tag hatte die Schlitten auf eine harte Probe geſtellt. Der neue Peary-Typus war dabei wegen ſeiner Form und ſeiner Länge recht gut weggekommen. Obgleich zwei oder drei von ihnen kleinere Schäden davongetragen hatten, ſo brauchte doch keiner von ihnen außer Betrieb geſetzt werden. Zwei von dem alten Eskimotypus dagegen waren gänzlich zuſammengebrochen und ein dritter beinah.

Die Hunde waren bald gefüttert, und alle Abteilungen gingen in ihre Iglus, um zu eſſen und zu ruhen. Der Marſch war mir recht hart angekommen, weil mir das Bein, das ich im Jahre 1891 in Grönland gebrochen, zum erſten Male in den 15 Jahren rechte Not gemacht hatte.

Kaum war der Eingang zu meinem Iglu durch einen Schneeblock geſchloſſen worden, als einer von Henſons Eskimos, blau vor Schrecken, herüber gerannt kam und erzählte, Tor-när-ſök ſei im Lager, denn ſie könnten den Spiritus in ihrem neuen Ofen nicht anſtecken. Ich verſtand dies nicht, denn alle Öfen waren an Bord des Schiffes erprobt worden und hatten gut funktioniert. Ich ging alſo hinüber in Henſons Iglu und überzeugte mich, daß er eine ganze Schachtel Streichhölzer vergeblich angezündet hatte.

Unſere Öfen beſaßen keinen Docht, und ich ſah ſofort den Grund des Verſagens. Es war ſo kalt, daß der Alkohol ſich

Copyright, 1910, in the U. S. A. and all other countries where copyright is granted by Robert E. Peary. All rights reserved.

nicht verflüchtigte, und dieſer konnte nur bei höherer Temperatur direkt entzündet werden. Ich tauchte einen Bauſch Papier hinein und zündete es an; dies war eine Löſung, und ſpäter gab es keinen Verdruß mehr damit.

Ky-ju-täh, der Eskimo, der mit ſeinem zerbrochenen Schlitten an das Land zurückgegangen war, kam während der Nacht an, aber Köd-luk-tu trat nicht in Erſcheinung.

Wir überſchreiten eine Gaſſe.

Der nächſte Tag war wolkig, und der Wind blies immer noch mit gleicher Stärke aus Oſten.

Als wir etwa drei Viertel unſeres Tagemarſches hinter uns hatten, ſah ich vor mir über dem nördlichen Horizonte eine von den dunklen Wolken, die immer offenes Waſſer bedeuten. In der Nähe von Gaſſen iſt nämlich immer Nebel. Das offene Waſſer verdunſtet ſtark, und das Eis wirkt als Kondenſator; ſobald nun der Wind richtig bläſt, bildet dies einen Nebel, der ſo dicht iſt, daß es aus kurzer Entfernung ſo ſchwarz ausſieht, wie der Rauch eines Präriebrandes.

Gerade vor mir zeichneten ſich ſchwarze Punkte gegen den Schnee ab, von denen ich wußte, daß es meine verſchiedenen Abteilungen waren. Als ich zu ihnen herankam, ſah ich einen wohl 400 m breiten Arm offenen Waſſers, der ſich gebildet hatte, nachdem der Kapitän am Tage vorher hier durchgezogen war. Das hatte der Wind getan. Ich gab Befehl, zu lagern — es blieb uns nichts anderes übrig —, und während die Iglus gebaut wurden, loteten Marvin und Mc Millan von der Kante der Gaſſe aus; ſie fanden 36 Faden.

Ehe es am nächſten Morgen hell wurde, hörte ich das Knirſchen des Eiſes. Dies ſagte mir, daß die Gaſſe im Begriff war, ſich zu ſchließen, und ich gab den anderen drei Iglus ein Signal, Feuer zu machen und in aller Eile zu frühſtücken. Der Morgen war wieder klar, ausgenommen der Windnebel, aber der Wind blies immer noch mit der gleichen Stärke. Mit dem erſten Tageslicht gingen wir ſchleunigſt auf dem jungen Eiſe über die Gaſſe. Auf der anderen Seite war aber kein Anzeichen von der Wegſpur des Kapitäns zu entdecken. Dies bedeutete alſo, daß die ſeitliche Bewegung der Eisküſten dieſer „Gaſſe" den Pfad des Kapitäns mitgenommen hatte.

Nach einem Marſche von ein oder zwei Stunden fanden wir uns in der Gabelung von zwei weiteren Gaſſen, und waren alſo unfähig, vorwärts zu kommen. Das junge Eis, d. h. das, das erſt eben gefroren war, auf der weſtlichen von dieſen Gaſſen war zu dünn, um das Gewicht der Schlitten auszuhalten, aber doch ſtark genug, um einen Eskimo zu tragen. Ich ſchickte alſo Ky-ju-täh nach Weſten, um nach der Wegſpur des Kapitäns auszuſchauen. In etwa einer halben Stunde ſchon kehrte er zurück und ſignaliſierte, er hätte die Spur gefunden. Bald darauf zermalmte eine Bewegung der Küſten der weſtlichen „Gaſſe" das ſchmale Band von unſicherem jungen Eiſe, über das er gegangen war, und wir konnten mit unſeren Schlitten in der Eile hinüberſetzen.

Als wir den etwa zweieinhalb Kilometer entfernten Pfad erreichten, ſah ich aus den nach Süden gerichteten Fußſpuren von Männern und Hunden, daß Borup gemäß meinem Programm dieſen Weg ſchon auf ſeiner Rückkehr nach Columbia gezogen war. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte er die „Gaſſe" überſchritten und ſuchte irgendwo auf der Südſeite unſere Spur.

Marvin geht zurück nach Craneſtadt.

Sobald Marvin, der mir folgte, herankam, ließ ich Ky-ju-tüh die Ladung ſeines Schlittens abwerfen, und ſandte Marvin und dieſen Eskimo auf den Rückweg nach Craneſtadt, wie wir unſer Lager auf Kap Columbia nannten. Ich tat dies, weil einige von unſeren Spiritus- und Petroleumgefäßen bei dem rauhen Marſch der letzten paar Tage leck geworden waren und ich Erſatz für den jetzigen und ſpäter möglichen Verluſt brauchte.

Das dritte Lager des Kapitäns erreichten wir, ehe es an dieſem Abend dunkel wurde.

Den ganzen Tag leiſtete uns der Wind Geſellſchaft, und an den Waſſerwolken rings um uns her konnten wir ſehen, daß hier und dort nach allen Richtungen „Gaſſen" offen waren. Glücklicherweiſe kreuzte keine unmittelbar unſeren Pfad.

Die Sonne wird ſichtbar.

Während dieſes Marſches erblickten wir über den Gipfeln der großen Felsberge, die im Süden immer noch zu ſehen waren, ein flammendes Schwert von gelbem Licht, das halben Weges bis an den Zenit reichte. — Noch einen oder zwei Tage, und ihr Licht würde wieder direkt auf uns ſcheinen!

Am folgenden Tage, dem 4. März, änderte ſich das Wetter. Der Himmel war mit Wolken überdeckt, der Wind war während der Nacht ganz nach Weſten umgeſprungen; es gab gelegentlich leichte Schneeböen, und das Thermometer war geſtiegen bis auf nur 23° C unter Null. Dieſe Temperatur erſchien uns nach den faſt 50° C unter Null, bei denen wir bisher gereiſt waren, faſt drückend warm.

Zwei oder drei Kilometer öſtlich von uns war eine „Gaſſe", die parallel mit unſerem Kurſe nach Norden hinzog, die uns aber keinerlei Beſorgnis verurſachte. Nur ein breites drohendes ſchwarzes Band, das ſich quer über unſeren Pfad nach Oſt und Weſt ausdehnte und wie es ſchien 25 oder 30 Kilometer von uns nach Norden lag, machte uns ernſtliche Unruhe.

Dieſe Ausſicht, daß auf dieſer Seite viel offenes Waſſer war, war nicht vergnüglich; aber wir kamen gut vorwärts, und wir erreichten Bartletts viertes Iglu zu gleicher Zeit, obgleich der Marſch entſchieden länger war, als der vorhergehende.

Hier fand ich von dem Kapitän eine Notiz, die mich benachrichtigte, er lagere etwa eineinhalb Kilometer weiter nördlich, da er durch offenes Waſſer aufgehalten würde. Dies erklärte das ſchwarze drohende Band, das ich ſtundenlang am nördlichen Horizont beobachtet hatte.

Wir holen den Kapitän ein.

Ich ging alſo weiter und erreichte bald das Lager des Kapitäns. Dort fand ich den ach, ſo bekannten unwillkommenen Anblick, den ich ſo oft auf der Expedition von 1905/6 vor mir gehabt hatte. Die weiße Fläche des Eiſes war durch einen Strom tintenſchwarzen Waſſers durchſchnitten, das dichte Dampfwolken auswarf, die ſich über uns in einem finſteren Baldachin ſammelten.

Der Kapitän teilte mir mit, daß er in der vergangenen Nacht in dem eineinhalb Kilometer weiter ſüdlich gelegenen Lager, wo ich ſeine Notiz gefunden hatte, durch den Lärm, den das Aufbrechen dieſer großen „Gaſſe" verurſacht hatte, aus dem Schlaf aufgeweckt wäre. Das offene Waſſer war jetzt etwa 400 Meter breit, und dehnte ſich nach Oſt und Weſt ſo weit aus, als wir ſehen konnten, wenn wir auf die höchſten Eisblöcke bei unſerem Lager kletterten.

Drei bis fünf Kilometer von uns nach Weſten durchſchnitt, ſoweit wir an dem darüberhängenden Dunſt zu erkennen vermochten, die nordſüdliche „Gaſſe", die während der letzten zwei Tagemärſche parallel neben uns hingelaufen war, den Lauf der neuen „Gaſſe", neben der wir jetzt lagerten.

Ich war wenigſtens froh, als ich bemerkte, daß ſich das Eis nicht ſeitlich bewegte, d. h. daß die beiden Küſten der „Gaſſe" ſich nicht nach Oſten oder Weſten oder gar nach entgegengeſetzten Richtungen verſchoben. Die „Gaſſe" war einfach ein Riß im Eiſe unter der Preſſung des Windes und der Springflut, die jetzt gerade beim Vollmond am 6. März auflief.

Am nächſten Tag, dem 5. März, war ſchönes klares Wetter mit leichtem Weſtwinde und einer Temperatur von 29° C unter Null. Gegen Mittag lag die Sonne für kurze Zeit wie ein großer gelber Ball über dem ſüdlichen Horizonte.

Während der Nacht war die „Gaſſe" etwas ſchmaler geworden, wobei ſie das junge Eis zerpreßte; dann aber hatte ſie ſich unter dem Antrieb der Flutwelle breiter als je geöffnet.

Ich ſchickte Mc Millan mit drei Hundegeſpannen und drei Eskimos zurück; er ſollte einen Teil von Borups Vorräten bringen, die wir auf unſern Schlitten nicht mehr hatten verladen können. Mc Millan nahm auch eine Mitteilung von mir mit, die er bei Ky-ju-tähs Vorräten zurücklaſſen ſollte, aus der Marvin erſah, wo wir aufgehalten worden waren, und die ihn drängte, mit größtmöglicher Schnelligkeit vorwärts zu eilen.

Ein nervenaufregender Aufenthalt.

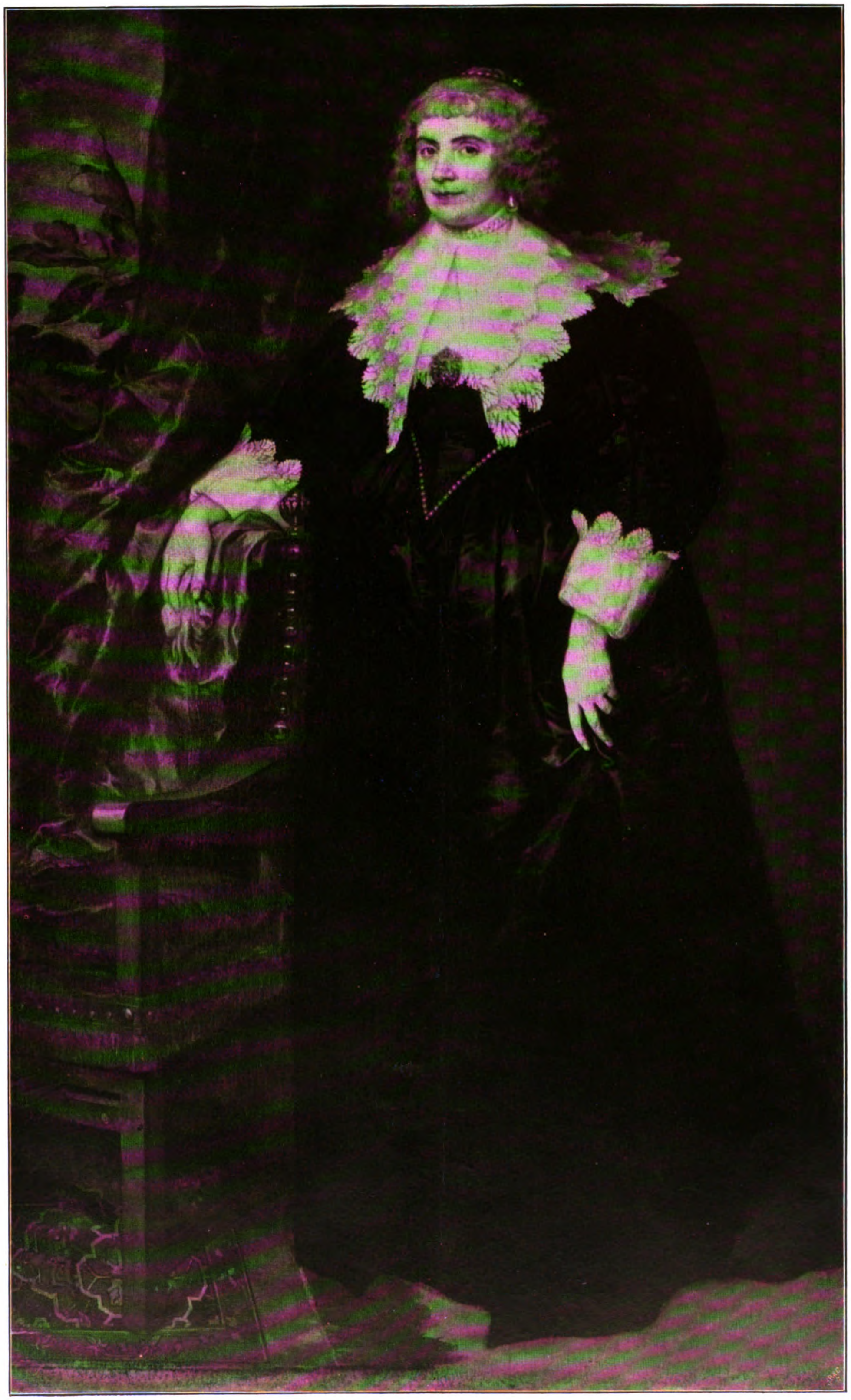
Den ganzen nächſten Tag ſtanden wir noch vor der „Gaſſe". Wieder ein Tag, und wir waren noch da. Drei, vier, fünf Tage verſtrichen in unerträglicher Untätigkeit, und immer noch ſahen wir die breite Straße von ſchwarzem Waſſer vor uns. Und gerade dies waren Tage von gutem Reiſewetter mit mäßigen Temperaturen! Bartlett und ich ſprachen während dieſer Tage nicht viel zuſammen. Es war eine Zeit, wo Schweigen ausdrucksvoller erſchien, als Worte.

Alle Tage bis zum 9. März erweiterte ſich die „Gaſſe" vor uns, und jeden Tag blickte ich ängſtlich auf dem Spurwege ſüdwärts, ob Marvin und Borup nicht herankämen, aber ſie kamen nicht.

Nur wer einmal in ähnlicher Lage geweſen iſt, kann meine nagende Marter während dieſer Tage erzwungener Untätigkeit verſtehen! Ich lief die meiſte Zeit vor dem Iglu hin und her, kletterte jeden Augenblick auf den Eisberg hinter dem Iglu, um meine Augen durch das trübe Licht nach Süden hindurch zu bohren; ich ſchlief täglich nur wenige Stunden und hatte dabei noch immer ein Ohr offen für das leichteſte Geräuſch; immer wieder ſprang ich auf, um geſpannter auf den ſo erſehnten Lärm hereinkommender Hunde zu horchen. All dieſes, trotz meiner lebhafteſten Anſtrengungen in Selbſtzucht, war durchzogen von Erinnerungsbildern an den Erfolg des Aufenthaltes an der „Großen Gaſſe" auf meiner vorigen Expedition. Alles in allem glaube ich, daß für mich in dieſen ſechs Tagen mehr geiſtige Qual vereinigt war, als in den fünfzehn Monaten, die wir von der Ziviliſation entfernt waren, zuſammen genommen! — —

(Fortſetzung folgt.)

Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.



Vornehme Dame. Von Van Dyck. Gemäldegalerie Kaſſel.

Kunſtbeilage zum Daheim.

Frauenerwerb.

Die Seidenraupenzucht.

Es iſt kein neuer, ſondern ein jahrtauſendealter Erwerbszweig für Frauen, von dem ich heute ſprechen will. Schon in vorchriſtlicher Zeit ſtand in China die Seidenproduktion in hoher Blüte, und ihre Erzeugniſſe eroberten ſich ſchließlich die ganze ziviliſierte Welt. Aber erſt im Jahre 1670 begann man in Deutſchland dem wenig mühevollen und ſehr lohnenden Erwerbszweige des Seidenbaues Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Der Kurfürſt von der Pfalz Karl Theodor ließ 80000 Maulbeerbäume pflanzen, und Friedrich der Große ſetzte Preiſe auf die beſte Seidenraupenzucht. Später, als Napoleon I. die deutſchen Lande durch ſeine Kriege verwüſtete, Not und Elend in Städten und Dörfern einzog, fanden die Seidenbauer wahrſcheinlich keinen Abſatz für dieſen Luxusartikel — Brot ſtand höher im Wert. Jedenfalls ſind die erſten Erfolge doch derart ermutigend geweſen, daß man im Jahre 1820 abermals mit dem Seidenbau begann. Es iſt bekannt, daß auch Goethes Vater ſich damit beſchäftigte, und der Knabe Wolfgang hat — zu ſeinem Leidweſen — der Seidenraupenzucht manche Freiſtunde widmen müſſen. Jedenfalls wurde der Seidenbau damals von Privaten mehr als Sport betrieben. Rationell ausgenützt wird er aber heute noch — außer im Orient, in Italien uſw. — beſonders in Südtirol und Öſterreich-Ungarn. In letzteren Ländern werden jährlich etwa 180 bis 100000 kg Rohſeide gewonnen.

Die Gründe dafür, daß bisher im Norden Deutſchlands der Seidenbau — der bei äußerſt geringer Mühe hohen Gewinn abwirft, — wenig oder gar nicht bekannt iſt, mögen klimatiſcher Natur ſein. Früher glaubte man, daß die Raupen des Seiden- oder Maulbeerſpinners (Bombyx mori) nur mit den jungen Blättern des weißen Maulbeerbaumes (Morus alba) gefüttert werden könnten. Dieſer, der in Perſien und Syrien daheim iſt, will den Fröſten des ſtrengen nordiſchen Winters nicht ſtandhalten. Man hat nun aber ſchon ſeit Jahren den bis zur Nordſeeküſte gedeihenden ſchwarzen Maulbeerbaum (Morus nigra) mit beſtem Erfolg zum Füttern der Seidenſpinnerraupen verwendet. In neueſter Zeit ſind auch Verſuche mit Schwarzwurzeln gemacht, die ein befriedigendes Reſultat ergeben haben ſollen.

Es iſt faſt unbegreiflich, daß in unſern Tagen, wo Hunderttauſende von Frauen hart um ihre Exiſtenz kämpfen müſſen, noch immer der lohnende Seidenbau brach liegt. Eine nach Süden gelegene, möglichſt vor rauhen Winden geſchützte Anpflanzung von Maulbeerbäumen, ein großes, helles, gut zu lüftendes Lokal, in dem die Raupen gefüttert werden, und wo an aufgeſtellten Birkenreiſern (Spinnhütten) die Tiere ihre Kokons anheften können — das iſt, außer der Seidenhaſpel, alles was benötigt wird. In 10 bis 12 Tagen ſchlüpfen die Raupen aus den Eiern, vier Wochen ſpäter ſind ſie völlig ausgewachſen und fangen an, ſich zwiſchen den Reiſern einzuſpinnen. Nach 4 bis 5 Tagen iſt der Kokon fertig, aber man gönnt ihm noch bis zum 10. Tage Ruhe, damit die im Kokon lebende Raupe nicht in ihrer Verpuppung geſtört wird. Eine beliebige Anzahl wird nun zur Winterzucht abgeſondert, in den zur Seidengewinnung beſtimmten Kokons werden jedoch die Tiere vor dem Auskriechen durch heiße Dämpfe oder hohe Temperaturen im Backofen getötet. Die Kokons werden nun in lauwarmem Waſſer von dem Seidenleim befreit, der den geſponnenen Doppelfaden verbindet. (Manche entleimen auch erſt den bereits abgehaſpelten Faden.) Dann beginnt das Abhaſpeln, indem 10 bis 12 Fäden zugleich, durch ein Glasröhrchen geführt, von der Seidenzwirnmühle aufgewunden werden — eine Arbeit, die wie geſchaffen iſt für feine Frauenhände. In kaum zwei Monaten, und zwar in der Zeit zwiſchen der Ausſaat und Ernte des Landmannes, iſt die Arbeit erledigt, ſie kann alſo im Nebenberuf, als Ferienarbeit, leicht ausgeführt werden. Der Ertrag iſt bedeutend. Von 1 g Eiern erntet man etwa 1500 g Kokons, jedes derſelben liefert 300 bis 600 m ſpinnbaren Faden, auch die Abfälle werden noch zu Florettſeide benutzt. Aber es iſt nicht einmal nötig, die Seide ſelbſt zu verarbeiten, die Kokons finden auf den beſtimmten Märkten Abnehmer.

Je größer der Seidenbau betrieben wird, deſto lohnender iſt er natürlich. Dabei iſt das Riſiko äußerſt gering. Es wäre zu raten, daß ſich Geſellſchaften gründeten, die an verſchiedenen ländlichen Orten die notwendigen Grundſtücke mit den Maulbeerbaumanpflanzungen und einfachen Gebäuden einzelnen Perſonen überließen, die, fachlich gut ausgebildet, die nötigen Hilfskräfte anlernten. So könnte auch mancher ländlichen Gemeinde in Jahren der Mißernte Verdienſt geboten werden. Gründet man doch in letzter Zeit wieder in bayeriſchen, ſächſiſchen und ſchleſiſchen (vermutlich auch in preußiſchen) Landbezirken Schulen für Nadel- und Klöppelſpitzen und Stickereien, die den Frauen während des Winters Verdienſt verſchaffen ſollen. Der Verbrauch der Seide ſteigt von Jahr zu Jahr, und die koſtbaren reinen Seidenſtoffe ſchwanken nur wenig im Preiſe. Was an billiger Ware verkauft wird, iſt aus geringwertiger Rohſeide gefertigt, die mit Kunſtſeide verarbeitet iſt. Warum ſoll nicht ein Teil der Millionen, die jährlich für Seide ins Ausland gehen, in die Taſchen deutſcher Frauen fließen!

Anne von den Eken-München.

Noch einmal: die deutſche Lehrerin in unſeren afrikaniſchen Kolonien.

Der Güte eines deutſchen Farmbeſitzers bei Windhuk, dem wir für ſeine Freundlichkeit recht herzlichen Dank ſagen, verdanken wir einige Nachrichten, die unſere Leſerinnen im allgemeinen, beſonders aber die Lehrerinnen, die ihre junge Kraft dem Dienſte unſerer Kolonien widmen wollen, ſehr intereſſieren werden.

Die Verfaſſerin des Aufſatzes in Nr. 12 des Daheim hatte es ſcharf getadelt, daß man einer Lehrerin nur die Reiſe zweiter Klaſſe nach Afrika vergütet habe, während ſogar Subalternbeamten die Reiſe erſter Klaſſe bezahlt werde. Demgegenüber bemerkt unſer Gewährsmann, der ſelbſt ein deutſcher Edelmann iſt, daß die Reiſenden erſter Klaſſe zu 98 Prozent aus alleinreiſenden, unverheirateten Herren beſtänden, und daß es für eine alleinreiſende Dame daher gar nicht ſo angenehm ſei, erſter Kajüte zu fahren. Seine eigene Schwägerin ſei z. B. zweiter Klaſſe gefahren und habe es in keiner Weiſe zu bereuen gehabt.

Zweiter Klaſſe fahren meiſt Familien, da ihnen die erſte Klaſſe viel zu teuer ſein würde. Ein junges Mädchen findet alſo gerade da viel leichter Anſchluß.

Das Gehalt der Lehrerinnen beträgt auf den Farmen unſerer Kolonien 1000 bis 1200 ℳ. Da alles, was zum Anzug gehört, hier ſehr teuer iſt, ſo mag das nicht allzu viel erſcheinen, aber unſer Gewährsmann ſagt: „Wie wenig braucht ein junges Mädchen auf der Farm! Ihren Lebensunterhalt hat ſie, das Eſſen iſt meiſtens ſehr gut und kräftig, da der Farmer in Afrika einer vortrefflichen Ernährung bedarf, um arbeiten zu können. An die Toilette werden keinerlei Anſprüche gemacht, die Moden ſpielen dort keine große Rolle, und man trägt ſeine Kleider ſolange ſie halten wollen. Mehr als 150 bis 200 ℳ im Jahr braucht die Lehrerin auf einer afrikaniſchen Farm ganz gewiß nicht für ſich auszugeben.“ Demgegenüber iſt ein Monatsgehalt von 200 bis 250 ℳ in Windhuk, Swakopmund uſw. nur ſcheinbar hoch, da dort die Lehrerin ſelbſt für ihren Unterhalt ſorgen und den hohen Preis aller Lebensbedürfniſſe ſchmerzlich empfinden wird.

Einem deutſchen Farmer würde es auch wirklich unmöglich ſein, einer Lehrerin noch mehr zu zahlen, es iſt ein ſchweres Arbeiten und Ringen in unſern Kolonien, und manche Frau ſucht neben ihrer vielen Arbeit die Kinder in den erſten Schuljahren ſelbſt zu unterrichten, weil das Geld noch nicht da iſt, eine Lehrerin zu bezahlen. Die Damen ſollten auch in anderer Beziehung anſpruchsloſer ſein. So hat unſer Gewährsmann mehr als eine Lehrerin ſich beklagen hören, daß ſie mit dem Ochſenwagen abgeholt wurde, der doch eben in vielen Fällen auch jetzt noch das einzige Beförderungsmittel iſt. Nach Afrika ſollten wirklich nur junge Mädchen kommen, die es nicht nur „entzückend“ finden, recht weit in der Welt herumzukommen, ſondern die das Herz auf dem rechten Fleck haben, ſich auch gern einmal praktiſch betätigen und mit den Eltern der ihnen anvertrauten Zöglinge Hand in Hand gehen zum Wohle unſerer Kolonien und der Heimat.“

Stenographiſtinnen und Maſchinenſchreiberinnen in engliſchen Schnellzügen.

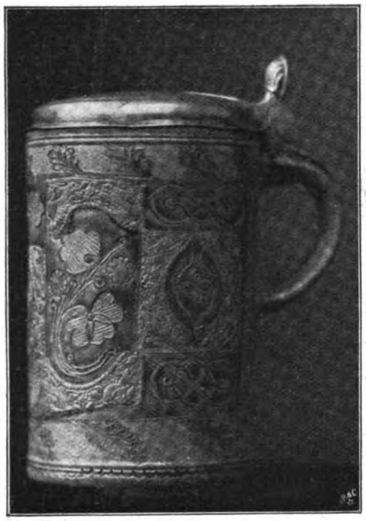
Sehr viele engliſche Großkaufleute wohnen weit von London entfernt und müſſen jeden Morgen mit den Frühzügen in die Hauptſtadt fahren. Es iſt jetzt in den Schnellzügen, die zwiſchen Birmingham und London verkehren, die ſehr praktiſche Einrichtung getroffen, daß Schreibmaſchinenbureaus errichtet ſind. Die großen, vielbeſchäftigten Kaufleute, die vor ihrer Abreiſe die erſte Frühpoſt erhielten, können die Korreſpondenz alſo bis zu ihrer Ankunft in London erledigen. In den Bureaus ſtehen den Herren Stenographiſtinnen und Maſchinenſchreiberinnen zur Verfügung. Alle, die dieſe Bureaus benutzen wollen, bezahlen einen mäßigen Zuſchlag zu ihrer Fahrkarte, eine Steuer, die ſich reichlich bezahlt macht. Die Geſchäftszeit fängt alſo für die Herren gewiſſermaßen mit dem Betreten des Eiſenbahnabteils an, in dem die Bureaus ſind.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Frau Zollinſpektor B. in L. Ein Brief an Sie kam als unbeſtellbar zurück. Wir bitten um genaue Adreſſe.

Fr. v. D. in L. Die Preisverteilung der Attenkoferſchen Verlagsbuchhandlung in Straubing, auf die wir Sie ſeinerzeit aufmerkſam machten, hat ſtattgefunden. Die beiden erſten Preiſe von je 1000 ℳ erhielten Frau Dr. Neunhöffer, Stuttgart, und Fräulein Julie Conz für „Wer kommt?“ und G. S. P. Cabanis, Berlin, für „Kinderſtuben aller Enden“.

Wo Zwei ſich in Liebe einander ergänzen,
Da braucht es kein ängſtliches Rechte-Abgrenzen.



Steingutkrug vom Jahre 1754.

Die Maie.

Pfingſten. Eine kleine grüne Maie
Steht an ihrem Bette, froh zu ſchaun.
Mitten in der langen Bettenreihe
Liegt ſie, rechts und links von kranken Fraun.
Hüben, drüben Schmerzgeſpräch und Stöhnen.
Sie allein iſt ſtumm und lächelt krank.
— Wo die Heide anfängt, ſtehn die ſchönen
Jungen Birken jetzt ſo mädchenſchlank,
Leicht dahin an junger, lichtdurchglänzter,
Grüner Saat, grellweiß, wie friſch gemalt. — —
Ihre Augen leuchten wie zwei Fenſter,
Draus die Abendſonne widerſtrahlt!

— Wie der Ginſter flutete vorm Jahre!
Jeden Kelch umſtob ein Schmetterling! — —
Langſam ſchaukelt ſie an goldnem Haare
Ihren weit gewordnen Liebesring.
Sein Rubinſtein glüht wie Wein beim Schwenken,
Glüht und blinkt, als ob er manches wüßt'.
Soll ſie ihn der ſchlanken Freundin ſchenken,
Die ihr Liebſter jetzt als Liebſte küßt?

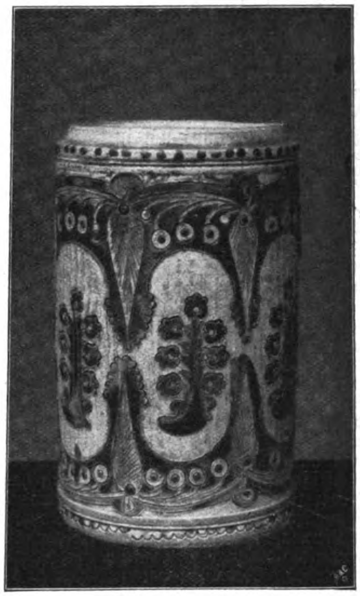
O dies Seufzen in der Bettenreihe!
Stumm im Kiſſen hat ſie ſich verſteckt.
(Seine Mutter brachte ihr die Maie!)
Und ſie ſtreckt ſich, wie ſie bald ſich ſtreckt.

F. S.

Steingut.

Wer hat wohl ſchon auf die Schönheit alter dörflicher Steingutſtücke genau acht gegeben? Sammler und Altertumshändler wiſſen den Wert ſolches alten Erbgutes wohl zu ſchätzen; auf Kredenzen und Wandbrettern iſt das blaugraue Steinzeug, echt und auch in beſſeren Nachahmungen, ſehr beliebt, namentlich in traulich ſchweren, maſſiven Eßzimmereinrichtungen, die die behagliche, behäbige Stimmung alter Zeiten vergegenwärtigen ſollen. Wer hat nicht einmal auf Thüringer Wanderungen die mit blaugrauem Steinzeug ſchwer bepackten Wagenfuhren geſehen, Wanderverkaufsbuden, die in den Dörfern und kleinen Städten haltmachen und die Haushaltungen mit den nach alten Vorbildern hergeſtellten Humpen, Maßkrügen, Henkelkruken, Töpfen und Wandtellern verſorgen?

Auf dieſen Stücken finden ſich uralte Muſterungen in guter Nachahmung neben viel Geringem. Es lohnt ſich, in Muſeen die Muſter des alten blaugrauen Steinzeuges einmal gründlich zu ſtudieren. Man wird dann aufmerkſam auf den Wert wirklich ſchöner alter Stücke und beginnt vielleicht das Aufſpüren und Sammeln in Gegenden alter Dorfbehäbigkeit. Am Ende findet man dann auch einmal ſo herrliche alte Stücke, wie unſere beiden Abbildungen ſie zeigen!



Alter Steingutkrug.

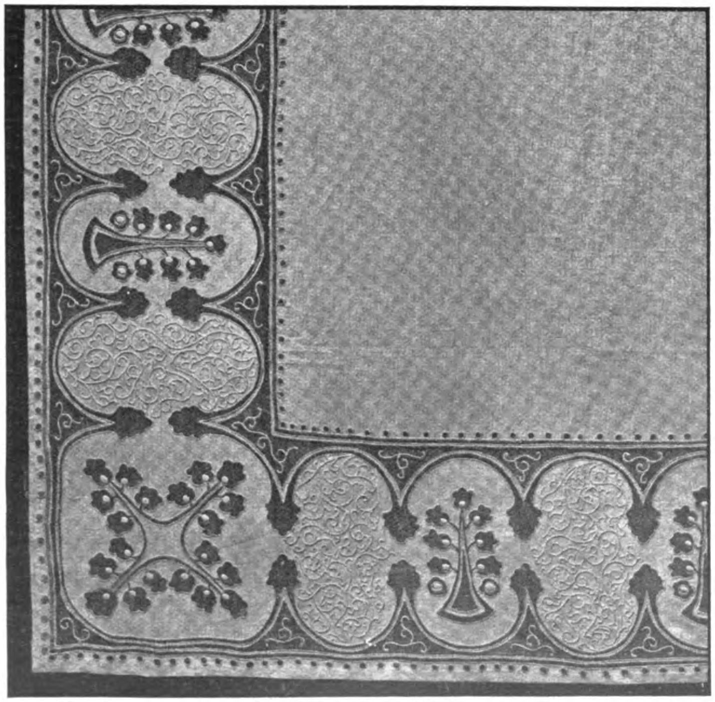
Der glückliche Beſitzer dieſer Stücke iſt der Eiſenacher Karl Sonderhof, aus deſſen mit ſeiner Schweſter vereint betriebener kunſtgewerblichen Werkſtatt wir ſchon manches wertvolle Beiſpiel, namentlich Neubelebung alter Thüringer Kreuzſtichſtickereien und der köſtlichen ſchweren Wartburgſtickereien, veröffentlicht haben. Die beiden Krüge fand der eifrige Sammler altthüringer Volkskunſt in einem alten Eiſenacher Haus auf einem alten Schrank unter weggeſtelltem Gerümpel. Sie waren durch Generationen in der Küche als Gewürzbüchſen verwendet und ſchließlich als zu gerümpelig ſogar aus dieſer beſcheidenen Dienſtbarkeit entlaſſen worden.

Der Steingutdeckelkrug (links) trägt die Jahreszahl 1754 auf dem Zinndeckel; dem zweiten Kruge fehlt der Deckel, ſomit auch die Jahreszahl; der jetzige Beſitzer vermutet, daß er noch älter iſt, als der andere.

Das Vergnügen an den ſchönen alten Muſtern und den feinen Farben der Krüge hat die Geſchwiſter Sonderhof auf die Idee gebracht, Muſterung und Färbung des antiken Steinzeuges auf Handarbeiten zu übertragen.

Ganz köſtliche Stücke von wirklich künſtleriſchem Wert und reicher ſchwerer Wirkung ſind da entſtanden.

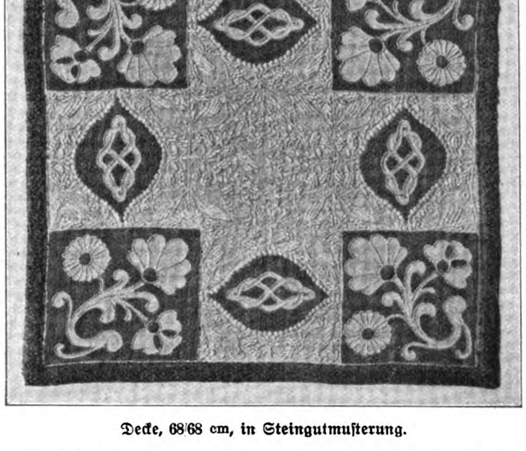
Dieſe Tiſch- und Truhendecken im Steingutſtil ſind für Eßzimmereinrichtungen maſſiven Genres gedacht, ſie ſind im buchſtäblichen Sinne ſchwer. Beſtes volles Naturleinen iſt das Material. Die charakteriſtiſchen Merkmale des Steingutes, Sgrafittomuſterung im Grau und tiefblaue Deckfarbenmuſterung ſind in Handarbeitswirkung prächtig wiedergegeben, die dunklen Felder durch elaſtiſchen Füllſtich in einem warmen, ausgeblichenen



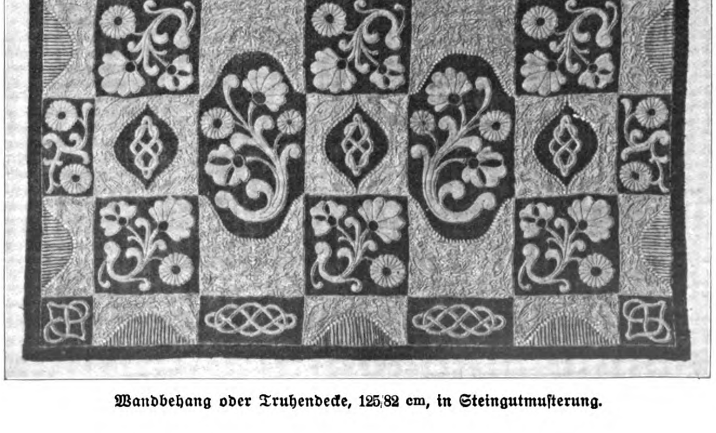
Tiſchdecke, 165/200 cm, in Steingutmuſterung.

Blau, die im Grau eingeritzten Linienfiguren durch dichte, ſchnurartige Stielſtichlinien in der grauen Färbung des Grundes, nur ein wenig in graugoldene Hanffarbe hinüberſchattierend und ſich dadurch noch wirkungsvoller abhebend. Material Leinengarn D. M. C.

Beſonders wirkſam iſt der originelle Einfaß der Decke, eine dichte, krimmerartig gewebte Borde, 2½ cm breit, ſteingutblau. Die krauſe, matte Abgrenzung gibt dem ganzen Stück noch ein beſonders wertvolles, ſchweres Gepräge. Die Decken ſind in jeder Größe, auch nach jedem nur irgend gewünſchten Steingutmuſter aus dem Sonderhofſchen Atelier (K. Sonderhof, Eiſenach) vorgezeichnet und fertig zu beziehen. Es ſind Wertſtücke, edle, originelle Kunſtarbeiten, die nie veralten.



Decke, 68/68 cm, in Steingutmuſterung.



Wandbehang oder Truhendecke, 125/82 cm, in Steingutmuſterung.

Prolog

zu einem Konzert zum Beſten der Berliner Schülerwanderungen.

Geſprochen von einem der „Wanderkinder“.

„Der Mai iſt gekommen! Der Frühling iſt hier!“

— Was wiſſen wir denn vom Frühling, wir,
Die, in den Mauern der Großſtadt vergraben,
Nie Felder und Wieſen geſehen haben?

Wenn Murmeln über die Straße rollen,
(Wo wir eigentlich gar nicht murmeln ſollen!)
Wenn wir Ball ſpielen, Kreiſel und Reifen treiben,
Die Straßenflieſen mit Kreide beſchreiben
Und keine Jacken mehr überziehn,
— Das nennen wir Frühling in Berlin!
Wir kennen vom Lenzesblühen und -wehn
Nur, was wir auf Anſchauungstafeln ſehn.
Auf Bildern, verblichen ſchon und verſtaubt,
Stehn Büſche und Bäume, dichtgrün belaubt.
Da wogen Felder, da rieſeln Quellen,
Da bäumen ſich ſchäumend des Meeres Wellen,
Da türmen ſich Berge, von Firnglanz umſtrahlt,
Da grüßen uns Burgen, — alles gemalt,
Gemalt auf Bildern an grauer Wand,
Und wir lernen, das iſt unſer Vaterland,
Und nennen es Anſchauungsunterricht.

Doch ſelber geſehen haben wir's nicht.
Kamen nie heraus aus der Großſtadt Gewimmel.
Wir lernen, daß ſich draußen der Himmel
Wie eine lichtblaue Kuppel ſpannt,
Und kennen ihn nur mit gezacktem Rand,
Wie die Giebel und Dächer ihn uns zerreißen.
Wir lernen, wie die Sternbilder heißen,
Und ſehn ſie nur trüb, wie ein Lichtlein brennt,
Sahn nie das leuchtende Nachtfirmament,
Nie die Sonne im Oſten aus Nacht ſich erheben,
Sahn nie ſie im Weſten glutrot entſchweben,
Sahen nie einen Berg, ſahen nie die See,
Sahen nie wirklichen, ſchneeweißen Schnee,
Der ſich endlos breitet und wochenlang bleibt.
Kennen nur, was uns der Lehrer beſchreibt,
Vom Frühlingsblühn — nur den Schulhof-Flieder!
Und dabei ſingen wir Wanderlieder
Von Waldesrauſchen und Blütenpracht,
Wie Gott die Erde ſo ſchön gemacht,
Und heiße Sehnſucht lockt uns hinaus . . .
— — — — — — — — — —
Vom Haus zur Schule, von der Schule zum Haus,
Zwiſchen ſteinernen Mauern, über ſteinerne Flieſen,
Ohne Wälder und Felder, ohne Gärten und Wieſen,
Durch Fenſter in enge Höfe lugend — —
Das iſt die Welt der Berliner Jugend!
Das *war* unſre Welt! — Nun ſoll's anders werden!
Von all der Schönheit auf Gottes Erden
Soll ein kleiner Teil nun auch unſer ſein.
Helft uns alle dazu, ihr all im Verein!
Man will uns führen durch Deutſchlands Gauen,
Da ſollen wir wandern und ſtaunen und ſchauen,
All das *ſehen*, was wir gehört und geleſen,
Deutſches Land, deutſchen Wald, deutſche Art, deutſches Weſen.
Sechs Wandertage ſollt ihr uns geben,
Sechs kurze Tage — vielleicht fürs Leben!
Nach ſechs Tagen kehren wir fröhlich zurück
Und denken daheim an das Wanderglück.
Das Wandern gibt Kraft und Geſundheit und Stärke,
Und mutiger geht's an des Alltags Werke,
Und packt uns auch hart dann des Lebens Hand, —
Wir waren doch *einmal* im Sonnenland,
Und ſein Goldglanz wird fröhlich hineingetragen
In des Werktags Grau aus den Wandertagen!

Emma Sauerland.

Für die Küche.

Quetſchkartoffeln auf öſterreichiſche Art werden in heißem Fett roſig und kroß gebraten. Man zerſtampft die friſch gekochten, mehligen Salzkartoffeln, oder preßt ſie durch die Kartoffelpreſſe. Mit Salz gut abgeſchmeckt und mit etwas heißem Fett (reines Schweinefett, ſog. Speckfett) übergoſſen und verrührt, werden die Kartoffeln in einem Suppenteller oder auf einem Kuchenteller zu einer runden, zwei Finger hohen Form zuſammengedrückt. Die Maſſe muß mit einem Küchenmeſſer glatt gedrückt werden, daß ſie zuſammenhält und einen tortenförmigen Kuchen abgibt. Die Schüſſel fettet man vorher mit heißem Fett ein, damit die Maſſe ſich nicht zu ſehr an den Teller feſtdrückt. Nun wird reines gutes Speckfett in einer runden Stielpfanne heiß gemacht. Wenn es zu dampfen und ziſchen anfängt, läßt man die Kartoffelmaſſe vorſichtig, mit Hilfe eines breiten Küchenmeſſers, in das heiße Fett gleiten und bei andauernd ſtarker Hitze roſig gelb braten. Wenn die Ränder ſich roſig färben, ſtürzt man die Maſſe auf den Tortenteller zurück, gibt friſches Fett in die Pfanne und wenn dies heiß geworden, läßt man von neuem den „Kuchen“ in die Pfanne gleiten, damit auch die andere Seite kroß braten kann. Wenn man geſchickt verfährt, ſo hält die Maſſe gut zuſammen, man kann während des Bratens immer wieder mit dem flachen Meſſer darauf drücken und formend die eventuell entſtandenen Riſſe zuſammendrücken.

Dieſe Quetſchkartoffeln ſind außerordentlich ſchmackhaft, haben durch ihren Fettgehalt ganz beſonderen Nährwert und geben im Verein mit Tomaten und Rindfleiſch ein ausgezeichnetes Gericht ab, das ſich auf jedem Tiſch ſehen laſſen kann. Auch ſehen die zu runder Kuchenform zuſammengedrückten und roſig gebratenen Kartoffeln ſehr ſchön aus und machen beim Servieren guten Eindruck. M. M.

Frage.

In unſerer Küche haben wir ſeit einigen Wochen braunes Linoleum. Es ſind auf demſelben durch Kohlenkaſten und einen eiſernen Ständer ſchwarze Flecke entſtanden. Wie kann man dieſe wohl beſeitigen? Seife und ſchwache Sodalöſung wurde erfolglos verſucht. H. S.

Redaktionspoſt.

Gartenbauſchule H. Unter der Bezeichnung „Atmosphäros“ gibt es **Glasſtäbe zur Verhütung des Sauerwerdens der Erde von Zimmerpflanzen**, Röhren, die am unteren, in die Erde ragenden Teil durchlocht ſind. Stück 10 Pfennig. Mit Verzierung etwas mehr. Die Röhren ventilieren die Erde. Durch Beobachtung hat ſich ergeben, daß ſich im unterſten Teil der Röhre mit der Zeit auch eine Anzahl kleiner Tierchen feſtſetzen, jedenfalls Blumenfeinde, alſo ein weiterer Vorteil dieſes einfachen Röhrchens. Bezugsquelle: Pulvermacher & Weſtram, Sonneberg i. Th.

Kinder-Daheim.

Wie ich mich als Kind vorm Weltuntergang fürchtete.

Als ich noch ein kleines Mädel war, gab's einmal unter uns Schulkindern eine große Aufregung. Es hieß damals auch, die Erde würde untergehn. Ein paar Jungens wußten's ganz genau. Es hatte im Wochenblättchen geſtanden. Sogar Tag und Stunde. Am 9. April, nachmittags 4 Uhr, ſollte die Erde mit einem Kometen zuſammenſtoßen. In der Frühſtückspauſe beſprachen wir unter eifrigem Butterbroteſſen eingehend das bevorſtehende Schrecknis.

„O — wie das krachen wird!“ rief das blonde Mariechen mit ſo furchtſam geöffneten Augen, als höre ſie's ſchon. Das lebhafte Guſtchen ſchien ſich den Weltuntergang ungefähr ſo vorzuſtellen, als ſtieße man heftig an einen Tiſch, auf dem eine Spielzeugſchachtel aufgebaut iſt, und die Häuschen und Bäume, Tier- und Menſchenfigürchen purzeln zuſammen, denn es meinte: „— und wenn's dann ſo ſchüttelt und die ſchwarzen Neger und die Kamele und Affen und wir, und unſre Pferde und Kühe — alles fliegt auf einmal durcheinander!“

Guſtchens Auffaſſung verwandelte für mich den drohenden Weltuntergang in ein intereſſantes Ereignis, dem man mit angenehmem Gruſeln entgegenſehn konnte.

Doch ſchon rief ein anderes kleines Mädchen: „O, ſie geht gewiß in hunderttauſend Stücke, die Erde!“

Dies hörte ich im Augenblick weniger gern; aber bald erſchien mir auch dieſe Ausſicht ganz intereſſant, und ich meinte vergnügt: „Da fallen wir alle herunter.“ Ich dachte: ‚Wir wollen uns nur recht feſt an den Händen halten, die Eltern und Geſchwiſter und ich, dann iſt's nicht ſchlimm, dann fallen wir zuſammen, weit — weit, vielleicht auf einen ſchönen, goldnen Stern.‘

So gemütlich ſtellt man ſich als Kind den Weltuntergang vor, wenn man in den Wiſſenſchaften noch nicht weiter vorgedrungen iſt, wie bis zum kleinen Einmaleins und zur Lebensgeſchichte der Blumen und Vöglein. Übrigens wurden uns kleinen Mädchen die vergnüglichen Vorſtellungen vom Weltuntergang ſofort zerſtört, denn Schuſters Fritze rief verächtlich: „Dummes Zeug, ihr Mädels! In der Erde iſt Feuer drin, daß ihr's nur wißt! Und wenn ſie mit dem Kometen zuſammenrennt, da kommt's raus, und alles verbrennt!“

Verbrennen! Nein, davon wollten wir nichts hören. Mit den Menſchen und Tieren fremder, heißer Länder zuſammenpurzeln, oder durchs Weltall fliegen und auf einem ſchimmernden Sternlein landen, das ließen wir uns gefallen. Aber verbrennen — um keinen Preis!

Höchſt aufgeregt lief ich nach der Schule zur Mutter, die in der Küche den Teig zum Oſterkuchen einrührte.

„Mutter, denk' nur, die Schuljungen ſprechen: morgen (da war nämlich ſchon der 9. April) morgen geht die Welt unter.“

„Ach Unſinn,“ ſagte die Mutter, ſeelenruhig weiter rührend.

„Aber es hat in der Zeitung geſtanden!“

„In der Zeitung ſteht manches. Doch jetzt geh und ſpiele. Ich hab' keine Zeit.“

Auch der Mutter Gemütsruhe vermochte nicht, alle meine Beſorgniſſe zu zerſtreuen. Ich fand, ſie nahm die Sache zu leicht.

Die Welt ſollte untergehn! Ein paar Jungens wußten's ganz genau.
(Aufnahme von Hans Jeſſen Peterſen, Tingleff.)

Draußen vorm Nachbarhäuschen hackte und grub die alte Rahele mit finſterer Miene in ihrem Gärtlein. Wunderſchöne, goldgelbe Narziſſen guckten durch den Zaun.

Ich lief zu ihr hin. „Rahele, weißt du's ſchon? Die Welt ſoll untergehn!“

Die alte Frau richtete ſich auf. „Ich ſag's ja immer,“ murrte ſie ingrimmig. „Es ſind die letzten Tage. Die Welt wird immer ſchlechter! Nichts als Mord und Totſchlag und Hoffart und Eitelkeit — da muß etwas kommen!“ Und zornig ſtieß ſie die Schaufel in die Erde.

Ich blickte ſie furchtſam an ob der düſtern Rede. Mord und Totſchlag — das klang ſchrecklich. Kleinlaut ſchlich ich fort.

Nein, ich wollte doch lieber der Mutter glauben. Die Mutter war viel klüger als die alte Rahele und die Schuljungen und das Wochenblatt. — Aber wenn's nun doch wahr wäre? Wenn die Erde unterginge — gerade jetzt, wo das Oſterhäschen vor der Türe ſtand mit ſeinen Zucker- und Schokoladeneiern? Ich verlebte einen unruhigen Tag und eine Nacht voll ängſtlicher Träume.

Am nächſten Tage, dem gefährlichen Neunten, ſtand ich, nachmittags gegen 4 Uhr, vor der Haustür. In fünf Minuten ſollte die Erde untergehn, es ſchien mir faſt unmöglich. So ſchön war alles, ſo frühlingsfriſch und friedlich! Kein ſchwarzes Wettergewölk, kein Sturm und ferner Donner oder ſonſtige unheildrohende Anzeichen. Tiefblau leuchtete der Himmel; die Gänſeblümchen auf der Wieſe hoben ihre weißen Köpfchen fröhlich zur ſtrahlenden Sonne empor, die Veilchen dufteten ſo ſüß, und auf dem knoſpenden Apfelbaume ſaß der Star vor ſeinem Niſtkäſtchen und pfiff vergnügt ſein Lied. Da ſchlug die Kirchturmuhr. Ich hielt den Atem an. — Baum! — Ringsum war alles ſtill. — Baum! — Klopfenden Herzens blickte ich ſcheu nach allen Seiten. — Baum! —

Da — o Schrecken! Was ſehen meine Augen? Was für ein ſeltſamer Zug kommt da von weitem unter den krummen Apfelbäumen der Landſtraße? Was ſind das für Menſchen in fremden, bunten Gewändern? Was für rieſengroße braune Tiere? Nie ſah ich ſolche, — oder doch, ja, in meinem Bilderbuche. Kamele waren's, Kamele! Und die kleinen, flinken Tierchen, die zwiſchen ihren Höckern ſaßen? — Affen!! —

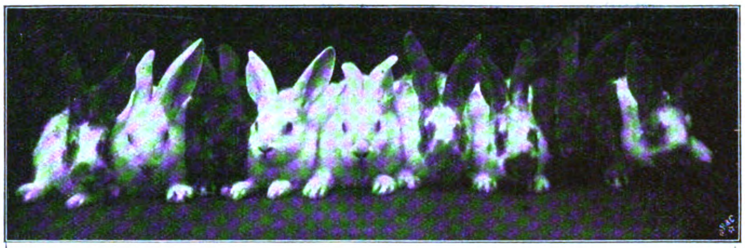
Und was hatte das Guſtchen geſagt? Was hatte das Guſtchen geſagt?

Eine Minute ſtand ich wie angewurzelt. Dann ſtürzte ich ins Haus und ſchrie atemlos: „Vater! Mutter! Schnell, ſchnell, kommt! Es iſt wahr! Die Welt geht unter! Schon ſind die Kamele und Affen aus den heißen Ländern da!“

Und Vater und Mutter kamen — lachend —, die Geſchwiſterchen eilten herbei und die Mägde. Die Erde ſtand noch, die Sonne ſtrahlte golden, der blaue Himmel lachte.

Aber die fremden, morgenländiſchen Tiere waren keine Einbildung. Immer näher kamen ſie, zwar nicht purzelnd durch die Luft geflogen, wie dies Guſtchen prophezeit, ſondern langſam und bedächtig. Und dann hielten ſie vor unſerm Hauſe. O, ich ſeh' ſie noch deutlich vor mir mit ihren langhaarigen, braunen Fellen und den ſchönen, ſanften Augen, und groß waren ſie — ſo groß, daß ſie mit ihren Köpfen zum Fenſter unſrer Kinderſtube, die eine Treppe hoch lag, hineinguckten. Und auf ihren Höckern kletterten die poſſierlichen Äffchen, die waren fein angezogen mit roten und blauen, ſilberbenähten Jäckchen. Wir Kinder aber fütterten jubelnd die fremden Tiere und warfen Geldſtücke in die aufgehaltenen Hüte der Kameltreiber. So vergnügt endete der gefürchtete Weltuntergang.

Margarete Jähne.



Die Geſchwiſter.

Nach einer Aufnahme von Karl Hecht in Grellenberg.

Wir ſind neun Brüder mit langen Ohren;
Zwei von uns ſind ſchwarz wie die Mohren,
Drei aber weiß, wie Schnee auf der Firn,
Die andern gefleckt, doch mit weißer Stirn.

Wir kuſcheln uns mit unſeren Fellchen
Warm aneinander in unſerem Ställchen,
Und blicken aus unſerem kleinen Haus
Mit munteren Augen zur Welt hinaus.

Dr. S.

Schlafäpfel.

Mancher wird jetzt denken: das iſt ein Druckfehler; es ſoll gewiß Bratäpfel heißen. — Nein, nein, Schlafäpfel.

Aber es ſind gar keine Äpfel, ſondern große, knollenförmige „Gallen“, d. h. Auswüchſe an der Roſe. Dieſe Auswüchſe rühren von dem Stich der ſogenannten Roſengallweſpe her und haben von alter Zeit an den Menſchen Erſtaunen abgenötigt.

Es ſieht aber auch komiſch aus, wenn da mitten unter ganz gewöhnlichen Blättern und Blüten ſo ein Gewächs ſich ausbreitet. Wenn ihr am Waldrande oder auf Abhängen die wilde Roſe, auch Hundsroſe (Rosa canina L.) genannt, trefft, beſchaut ſie euch genau. Manchmal ſind da ſehr viele „Gallen“ vorhanden, meiſtens kugelrund, mit langen, grünen oder roten, moosbüſchelähnlichen Faſern beſetzt. Es ſieht beinahe aus, als hätte man grüne und rote Wollquaſten zwiſchen die Zweige des Roſenſtrauchs gehängt.

Die Gallen ſind zwar ganz geſchloſſen und feſt; doch in ihrem Innern haben ſie zahlreiche Hohlräume, wie Schwämme, daher heißen ſie auch „Roſenſchwämme“. Die Hohlräume ſind die ſtillen, kleinen Kammern, in denen die Larven der Gallweſpe leben, — alſo die Gallweſpenkinder. Dort ruhen dieſe in aller Unſchuld und träumen noch nicht einmal, wie vielen Roſen ſie nachher — wenn ſie erſt als Weſpen ausgekrochen ſind — die grünen und roten Quaſten verſchaffen werden. Nicht nur die hübſche wilde Roſe (mit dem häßlichen Namen „Hundsroſe“), ſondern auch die übrigen Roſen beſucht die Gallweſpe; aber am liebſten iſt ihr doch jene, die ſo lieblich in die voll entfaltete Frühlingslandſchaft blickt und zu der die Goldammer fliegt. Das Lied: „Sah ein Knab’ ein Röslein ſtehn“, iſt für dieſe liebe, zarte Roſe geſchrieben worden.

Aber nun muß ich auch doch erklären, wie der Name „Schlafäpfel“ entſtanden iſt. Schon zu Abrahams Zeit wird man ſich über die Auswüchſe an den Roſen verwundert haben. Man wußte ſie ſich nicht zu erklären. Sie ſehen aus wie Äpfel, ſagte man; und ſo nannte man ſie (hebräiſch) Bedeguar, das iſt Roſenapfel. — Damit war aber das Geheimnis noch nicht erklärt. Ja, ein Geheimnis erſchien den Menſchen dies ſonderbare Gebilde. Endlich beſannen ſich ein paar ſogenannte Wahrſager darauf, was das Geheimnis bedeuten könnte. Sie behaupteten: ein Heilmittel, ein Heilmittel! — und begeiſtert riefen viele Leute: Ja, ja, ein Heilmittel!

Und dabei blieb’s. — Man ſammelte die Bedeguare (ſo wurden ſie nun genannt) und legte ſie kranken Menſchen, beſonders Kindern, unter das Kopfkiſſen. Die verſchiedenſten Krankheiten ſollten dadurch bekämpft werden. Schlief ein Kranker endlich beſſer, ſo ſagte man, das hätten die Bedeguare zuſtande gebracht. Und ſo kamen dieſe ſchließlich zu dem Namen „Schlafäpfel“.

Eine lange Geſchichte. Viele Jahrtauſende alt. Inzwiſchen flog die Roſengallweſpe unermüdlich zu den Roſen und bohrte ihre Eier unter die Oberhaut eines Roſentriebes. Dieſe angebohrte Stelle ſchwillt an, und es bilden ſich um ſie herum — wohl durch Wucherung zerfaſerter Blattnerven einer Knoſpe — Moosbüſchel, die ſich immer mehr vergrößern. Die winzigen (aus den Eiern entſtandenen) Larven der Gallweſpe, weiße, madenähnliche Geſchöpfe, verpuppen ſich nun in ihren Kammern. Wenn der Monat Mai im Lande iſt, fliegen aus dem „Schlafapfel“ (ein ſolcher war’s wirklich für die Larven) lauter ſchwarze Weſpchen heraus. Der Schlafapfel ſelber zerfällt.

Ich glaube, wenn man ſich ſo ein grünes oder rotes Quäſtchen (natürlich nur zum Spaß) unter das Kopfkiſſen legen würde, hätte man einen ſchönen Traum: von Johannizauber, Nachtigallen, Vergißmeinnicht und wilden Roſen.

Carl Philipp.

Der Reiter.

Photographiſche Aufnahme.

Mein Rößlein iſt ein Traber,
Wenn ich ſein Reiter bin,
Es braucht nicht Heu noch Haber
Und läuft durch dick und dünn.

Und purzl’ ich mal herunter
Von meinem hohen Sitz,
So lachen wir ganz munter.
Das iſt der beſte Witz.

Nur weiter, immer weiter,
Mein luſt’ger Spielgenoß!
Ich glaub’, manch kleiner Reiter
Ritt gern auf ſolchem Roß.

P.

Wandſpruch über ein Kinderbett.

Äuglein zu! Der Hirt der Schafe
Hält an deinem Bettlein Wacht,
Daß du ruheſt ſüß im Schlafe,
Wohl bewahrt in dunkler Nacht.
Äuglein zu! Bis neu der Tag,
Herzenskind, dich grüßen mag.

Ph. Kröner.

Rechenaufgabe.

Neun Kinder machen gemeinſchaftlich einen ſchönen Morgenſpaziergang: die beiden Kinder des Schulmeiſters mit den drei Kindern des Paſtors und den vier Kindern des Küſters. Erſt als der Hunger ſich bemerkbar macht, gewahren die beiden Schulmeiſterkinder, daß ſie ihr Frühſtück daheim gelaſſen haben. So geben denn die Paſtorkinder dem einen Schulmeiſterkinde ſo viel ab, daß alle gleich viel erhalten, und ebenſo die Küſterkinder dem anderen Schulmeiſterkinde. Als am Nachmittage alle Kinder im Garten des Schulmeiſters verſammelt ſind, erhalten die Paſtor- und Küſterkinder von der Frau Schulmeiſterin zuſammen 31 ſchöne Gartenerdbeeren als Belohnung für das abgegebene Frühſtück. Wie muß die Verteilung derſelben erfolgen?

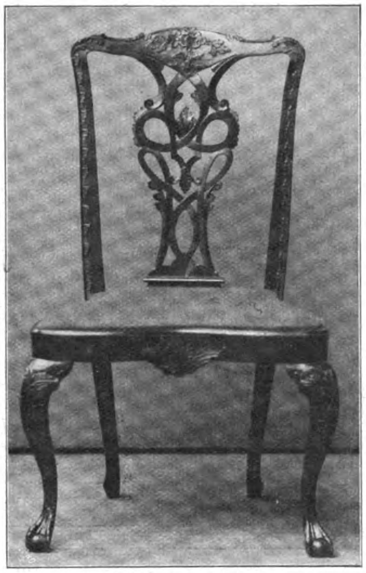
Der gefüllte Kuckuck.

Der Kuckuck ruft zum erſtenmal,
Von Halde zu Halde, übers Tal.
Wie klingt es klar und glatt und ſchmuck:
Kuckuck! —
Der Frühling wächſt, der Segen ſchwoll,
Es blühn die Kirſchen reich und voll,
Es grünt der Wald ſo voll, ſo dicht,
Der Bach blitzt hell durchs grüne Licht, —
Im Kornfeld ſteht der Mohn wie Blut,
Da kommt dem Kuckuck der Übermut,
Da ruft er nicht mehr einfach ſacht,
Er ruft, als ob er luſtig lacht,
Nicht wie ein Heckenröslein ſchmuck,
Er ruft Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck,
So neckiſch, närriſch, wild und loſe,
Wie eine gefüllte Gartenroſe! F. S.

Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

Nach langer Zeit bieten wir unſern Leſern wieder einmal eine Holzſchnitt-Nummer. Die feine Kunſt des Holzſchnitts iſt durch die wirkungsvollere Technik der fortſchreitend mehr ſich entwickelnden Zink- und Kupferätzungen faſt ganz aus den modernen Zeitſchriften verdrängt worden. Holzſchnitte wie die nach dem H. Kohnertſchen Gemälde: „Alter Park" und dem von Fr. Kallmorgen: „Auf den Vorbergen des Schwarzwaldes" zeigen aber auch dem Auge des Laien ohne weiteres die große Feinheit, mit der die Holzſchneider die Tonwerte der Originale mit dem Stichel den Buchsbaumholzklötzen mitzuteilen ſich bemüht haben. Neben den beiden ſtimmungsvollen Landſchaften bringt die Nummer noch einige Holzſchnitte nach Genrebildern älterer Art, wie „Die Feldarbeiterin" von G. Vizzotto Alberti, das Tierſtück „Schwere Pflichten" von F. G. Lebling, „Wäſcherinnen an der Marne" von Louis Jimenez, und „Spaziergang" von K. Gampenrieder. — Als Kunſtbeilage enthält die Nummer die Wiedergabe (in Zweifarbendruck) von Van Dycks wundervollem Bildnis einer vornehmen Dame, das eines der ſtolzeſten und wertvollſten Stücke der Kaſſeler Gemäldegalerie bildet.



Chippendale-Stuhl.

Zur Geſchichte der engliſchen Möbel.

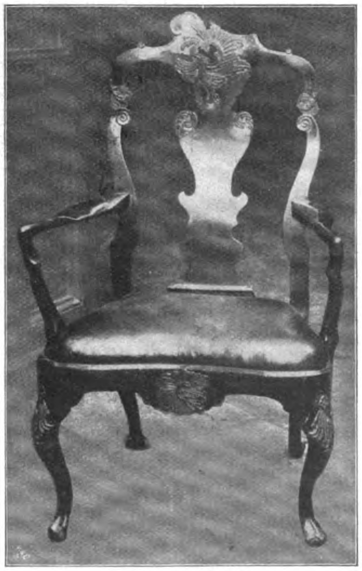
Der moderne deutſche Möbelſtil, den man eine Zeitlang unter den Begriff des ſogenannten Jugendſtils einreihte, erhielt ſeine weſentlichſte Anregung aus den typiſchen Formen des nationalen engliſchen Möbelſtils des XVIII. Jahrhunderts. Dieſelbe Vorliebe für das ſchönfarbige, eiſenfeſte Mahagoniholz und für die ſich aus letzterer Eigenſchaft ergebenden konſtruktiven Möglichkeiten, einfache, zierliche Formen, dabei Feſtigkeit und Zweckmäßigkeit. Auch in England hat man, angeekelt von der Nüchternheit der Viktorianiſchen Epoche, ſeit etwa dreißig Jahren wieder auf die bewährten Vorbilder Chippendales und Sheratons zurückgegriffen und ſie mit neuzeitlichen Anforderungen geſchickt zu verbinden verſtanden. Dadurch hinwiederum hat die Wertſchätzung alter engliſcher Originalmöbel ganz außerordentlich zugenommen.

Man bezahlt heute in London für nachweislich alte und ſchöne Stücke enorme Preiſe. Kürzlich wurden für zwei Chippendale-Seſſel 22000 Mark bewilligt, einzelne Stühle bringen häufig mehrere hundert Mark, für eine Garnitur, beſtehend aus Tiſch, zwei Stühlen und Schrank, bezahlte man über 100000 Mark.

Das ſind Summen, die dazu verlocken können, das eigene ererbte Mobiliar auf engliſche Formen hin zu betrachten, und ſo unmöglich iſt es durchaus nicht, daß man unbewußt dies oder jenes gute Stück beſitzt. Namentlich in Nordweſtdeutſchland finden ſich noch viele alte Möbel in engliſcher Art, die entweder direkt aus England kamen oder hier im Lande nach engliſchen Vorbildern und Muſtern angefertigt worden ſind. Das brachte die dynaſtiſche Verbindung Hannovers mit England mit ſich, ſowie die regen Handelsbeziehungen der deutſchen Nordſeehäfen, beſonders Hamburgs, mit dem Inſelreiche. In Hamburg wurden ſeit etwa 1750 die Möbel mit Vorliebe in engliſchem Geſchmack gearbeitet, und ſo vorzüglich, daß ſich ſchwer entſcheiden läßt, ob man engliſche oder hamburgiſche Arbeit vor ſich hat.

Die heutige engliſche Möbelinduſtrie gibt keine neuen Formen, ſondern beſchränkt ſich darauf, die hiſtoriſchen Stilarten, die ſeit den Zeiten der Königin Eliſabeth herrſchend waren, möglichſt getreu zu kopieren.

Der Stil der Eliſabeth war eine Miſchung von Gotik und Renaiſſance, die pompöſen Möbel jener Zeit waren weniger für bürgerliche Wohnräume als für Hallen und Paläſte berechnet. Karl I. bezog ſeine Prachtmöbel aus Italien und Frankreich, ſein Hofbaumeiſter Inigo Jones vertrat die klaſſiziſtiſche Richtung der Renaiſſance. Doch nahmen unter den Stuarts die Möbel im allgemeinen mehr einen bürgerlichen und gemütlichen Charakter an. Die Bezeichnung: jakobäiſch umfaßt die Zeit vom Regierungsantritt Jakobs I. bis zur Flucht Jakobs II. Möbel in dieſem Stile haben ſich beſonders für Speiſezimmer und Diele erhalten. Das Material iſt Eichenholz, Anrichten und Tiſche ſind ſchlicht in den Formen, mit geometriſchen Ornamenten, die Stühle groß und mit gerader, hoher Rückenlehne. Auf den jakobäiſchen folgt der ſog. Queen Anne-Stil, der von den Zeiten Wilhelms III. von Oranien bis gegen die Mitte des XVIII. Jahrhunderts bemerkbar iſt. Holländiſcher Einfluß wurde maßgebend. Aus Holland kamen vor allem die geſchweiften, breiten Mittelbretter der Rückenlehnen, oft mit eingelegter Arbeit, gewiſſe gedrehte Formen, der „Kugel- und Klaue-Fuß". Lackſchränke aus Oſtaſien werden modern, Polſtermöbel bilden ſich heraus, beſonders auch die Armſtühle mit Seitenlehnen. Charakteriſtiſch ſind für Queen Anne rundere, bequemere Formen und die Miſchung von Behaglichkeit und behäbigem Pomp; als Material wird Nußbaumholz bevorzugt. —



Chippendale-Seſſel.

Im zweiten Drittel des XVIII. Jahrhunderts bildete ſich der eigentliche nationale engliſche Möbelſtil heraus, der zwar an das Rokoko anlehnte und vielfach gotiſche Motive verwendete, durch die Bevorzugung des maſſiven Mahagoniholzes aber und die ſtete Betonung der Zweckmäßigkeit ſelbſtändige Bedeutung erlangte. Als der eigentliche Gründer dieſes nationalen Stiles iſt Thomas Chippendale anzuſehen. Seine früheſten Arbeiten fallen in die Zeit um 1730; um 1750 hatte er ein Geſchäft im vornehmſten Viertel Londons, 1754 erſchien die erſte Auflage ſeines berühmten Vorlagewerkes: „The Gentleman's and Cabinet makers Director." — Der Name „Chippendale" iſt heute zu einer Handelsbezeichnung geworden, die alles in ſich begreift, was in Chippendales Art etwa fünfzig Jahre lang fabriziert worden iſt. Eine allgemeine Charakteriſtik des Stils läßt ſich kaum geben. Chippendale benutzte die Verſchnörkelungen des Rokoko, folgte im Schnitzwerk zuweilen oſtaſiatiſchen Vorbildern, ſchweifte gelegentlich einmal zur Gotik über oder ließ ſich von der klaſſiziſtiſchen Richtung anregen, die in der Keramik durch Wedgewood zur Mode erhoben wurde. Typiſch iſt die Verwendung des Mahagoniholzes, das ſchlanke und geſchwungene Konſtruktionen erlaubte und zugleich auf maßvolle Schnitzereien hinleitete. Am wichtigſten wurden Chippendales Sitzmöbel, deren Rückenlehnen mit ihren ſtets neuen Formen eine Hauptſtärke des Meiſters bildeten. Chippendale machte Schule. Unter den 310 Subſkribenten der zweiten Auflage ſeines Buches befanden ſich allein 132 Kunſttiſchler, er wurde ſo vielfach und ſo vorzüglich nachgeahmt, daß ſich heute nur ſchwer beſtimmen läßt, ob ein Möbelſtück aus der eigenen Werkſtatt des Meiſters hervorgegangen iſt oder aus der eines ſeiner Konkurrenten, unter denen beſonders Ince und Mayhew eine hohe Stelle einnehmen.

Chippendale mußte ſeine Möbel noch in den ſchweren, ungefälligen Räumen des alten Stils unterbringen. Einſtimmigkeit im Mobiliar und in der Geſamtanordnung erzielte erſt der neue engliſche Klaſſizismus, deſſen Hauptvertreter der Architekt Robert Adam war. Die klaſſiſche Richtung in England läuft parallel dem franzöſiſchen Louis XVI.-Stil. Während aber in Frankreich dieſem Stile das Rokoko voranging, trat in England die Antike viel unmittelbarer in das Kunſtleben ein. Robert Adam (geboren 1728 in Edinburg, geſtorben 1792) hatte ſeine Studien in Italien gemacht, 1754 kehrte er nach England zurück, 1761 wurde er zum Architekten des Königs ernannt. Mit raſtloſer Energie machte er ſich daran, unterſtützt von ſeinen Brüdern, der klaſſiſchen Richtung in England zum Siege zu verhelfen. Seine Reformen beſchränkten ſich nicht auf die Architektur, ſondern zogen die geſamte Innendekoration in ihr Bereich. Nur wo antike Vorbilder fehlten, wie beim Mobiliar, folgte er franzöſiſchen Tendenzen. Die Profilierungen wurden abgeſchwächt, die dünnen Möbelbeine nach unten zugeſpitzt, Flächen und Kanten durch Bandeinlagen begrenzt. Eigenartig iſt das Streben nach äußerſter Zartheit und Schlankheit der Konſtruktionsteile und die Bevorzugung antiker Ornamentik. Der Adamſtil erlebte bekanntlich am Ende des XIX. Jahrhunderts in England eine Art Renaiſſance. Völlige Selbſtändigkeit in der Möbelkonſtruktion erſtrebten die beiden großen Nachfolger Chippendales, Heppelwhite, deſſen Möbelpublikation 1788 erſchien, und Sheraton, der 1791 mit ſeinem Vorlagewerke vor die Öffentlichkeit trat. Die Arbeiten Sheratons, deſſen Name heute ebenfalls Sammelbegriff geworden iſt, ſollen in einem beſonderen Artikel behandelt werden. — Für das Studium der engliſchen Möbel ſei das glänzend illuſtrierte Werk von Percy Macquoid empfohlen: „A History of engliſh Furniture". London, Lawrence & Bullin, Ltd. 1904—1908.

M. Kirmis.

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg.
Nr. 37

Daheim
Ein deutſches Familienblatt

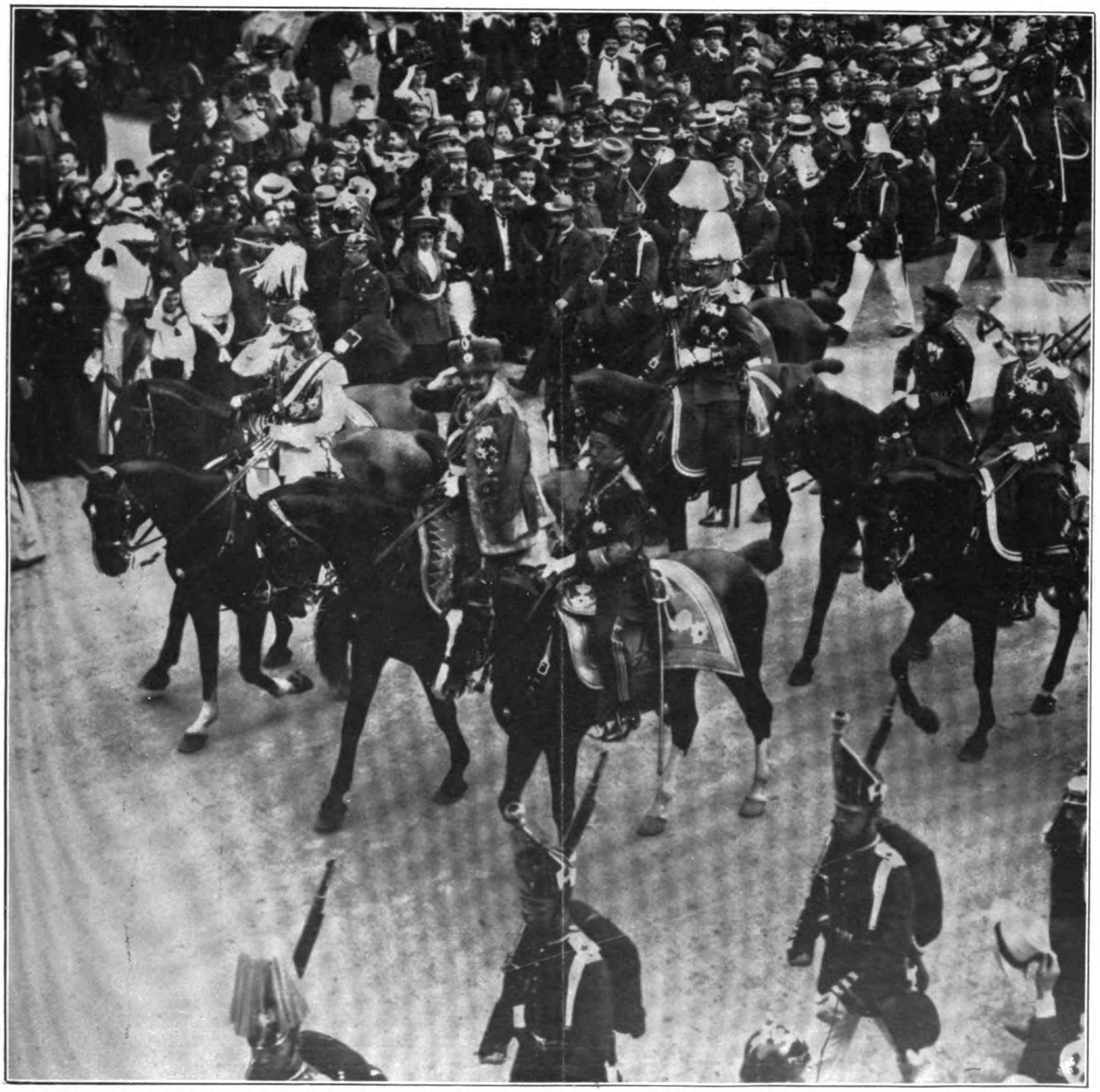
11. Juni 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker (Fortſetzung) 5
Ein Schulausflug. Gemälde von Phil. Franck 9
Dem Deutſchen Schulverein zum dreißigjährigen Beſtande 9
Sommerluſt. Gemälde von H. Göhler 11
Die Goſe. Plauderei von Ernſt Boerſchel 11
Pfingſtfahrt nach Oberammergau. Von J. Höffner. Mit fünf Abbildungen 12
Führende Männer der Induſtrie: Heinrich Lanz in Mannheim. Von Dr. Fr. Bennigſon. 16
Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt (Fortſetzung). . . 18
Die Gans. Eine Bauerngeſchichte aus dem Hellwege. Von Dr. Alfred Funke 20
Im Kurgarten. Gemälde von Franz Skarbina †. 21
Fähre bei einem Mainſtädtchen. Zeichnung von Fritz Bergen 22
Dorfſteg. Gemälde von Otto Moderſohn 23
Der Feldſchuſter Friedrichs des Großen. Ballade von Rolf Brandt 24
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Sammler-Daheim — Briefkaſten . 25—39
Kunſtbeilage: Landſchaft. Gemälde von Salvator Roſa. Louvre, Paris.

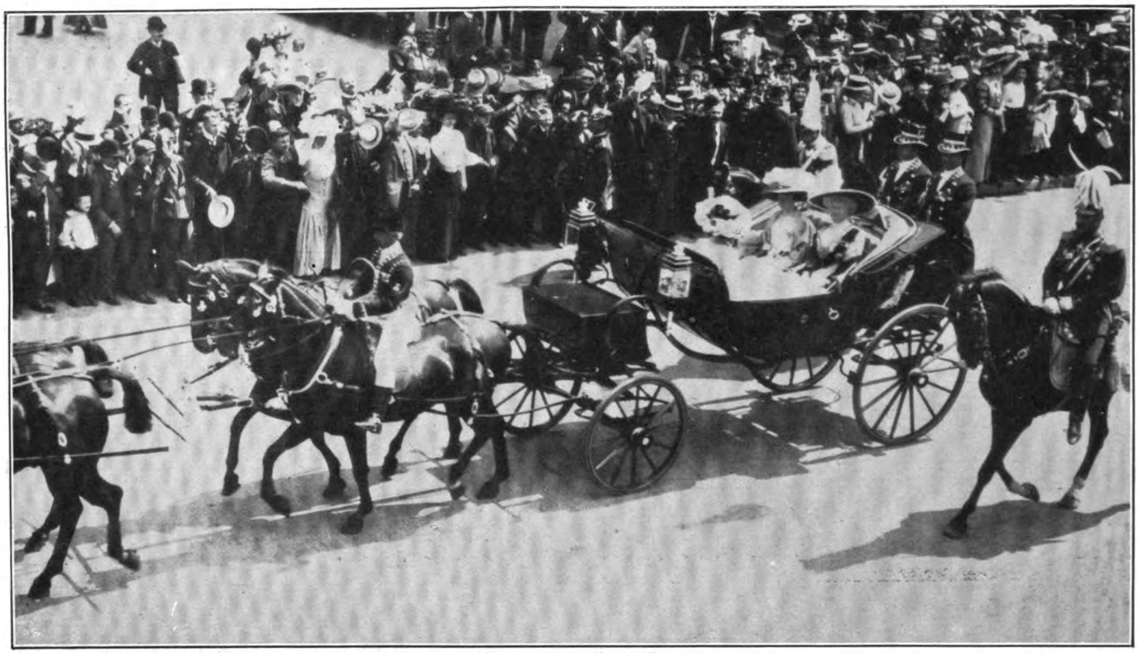
Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Kronprinz Friedrich Wilhelm und König Albert von Belgien nach der Parade. Photographie von der Berliner Illuſtrations-Geſellſchaft.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

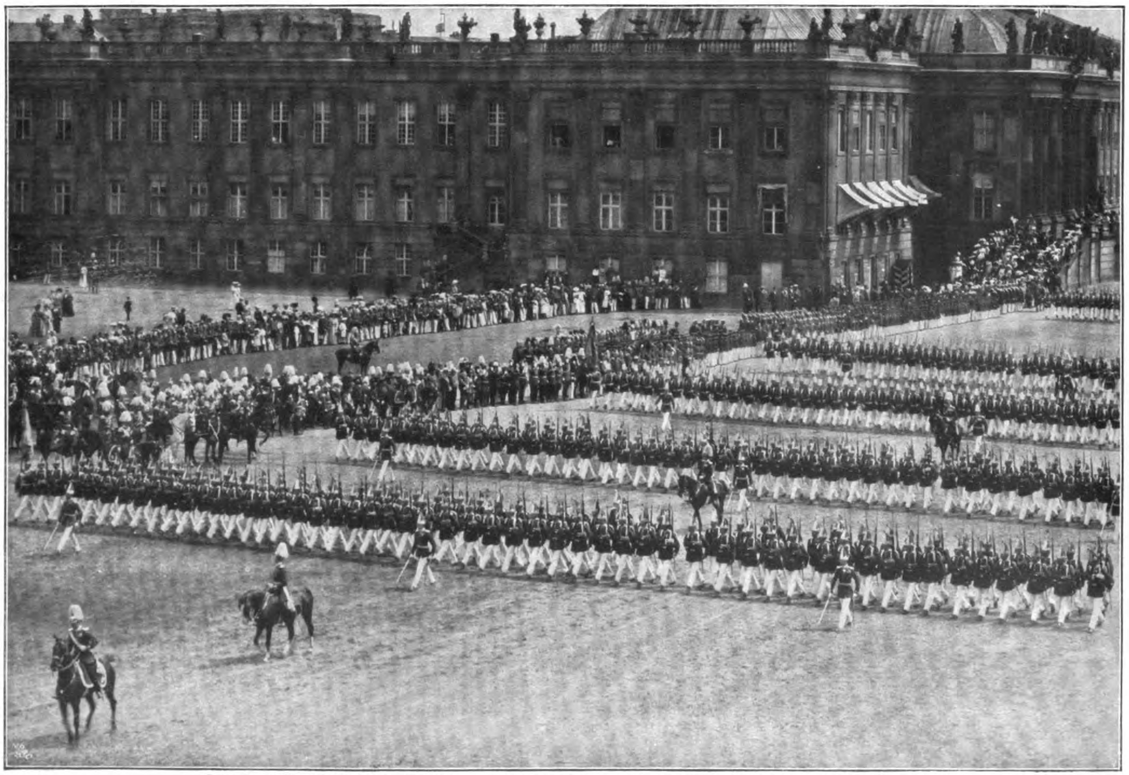


Kaiſerin Auguſte Viktoria mit der Königin von Belgien und der Prinzeſſin Viktoria Luiſe auf der Rückfahrt vom Paradefeld.
Photographie von der Berliner Illuſtrations-Geſellſchaft.

Feſttage brachte der Reichshauptſtadt der **Beſuch des belgiſchen Königspaares** am Berliner Hof, ein Ereignis, das um ſo größere Freude auslöſte, als dieſer Beſuch der erſte war, den der neue König einem fremden Staate machte, und der Zeit des kühlen Verhältniſſes während der Regierung Leopolds ein Ende bereitete. Leider mußte der Kaiſer ſelbſt diesmal den offiziellen Feierlichkeiten fernbleiben; ein Geſchwür am Gelenk der rechten Hand, das operiert worden war, forderte ſtrenge Schonung. So fiel dem Kronprinzen die Vertretung des Vaters zu. Auch die Paraden in Potsdam und Berlin wurden von ihm abgenommen, der erſte Fall in der preußiſchen Geſchichte, daß ein Kronprinz in dieſer Weiſe hervorgetreten iſt.

* * *

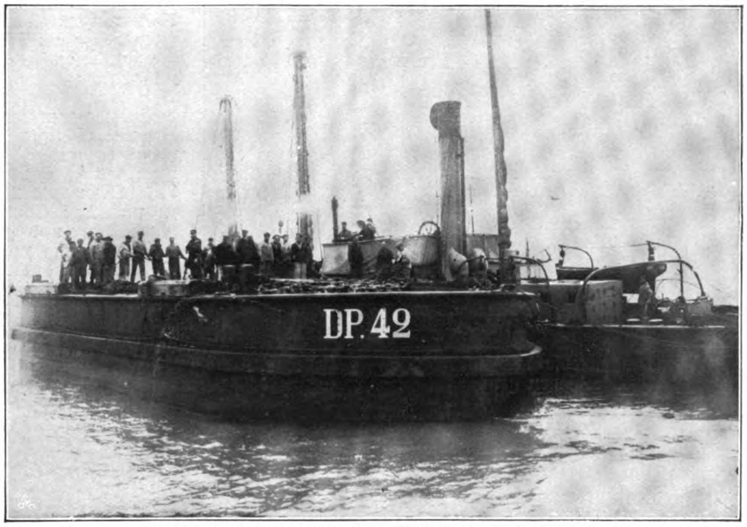
Von einem außerordentlich ſchweren und betrübenden Verluſt, der auch in Deutſchland die wärmſte Anteilnahme erregt, iſt die franzöſiſche Marine betroffen worden. Das Unterſeeboot „Pluvioſe“ wurde, als es im Hafen von Calais



Die Frühjahrs-Parade in Potsdam. Photographie von Louis Held, Hofphotograph in Weimar.

Paradebilder.

manövrierte, von dem Poſtdampfer „Pas de Calais“ überrannt und faſt durchſchnitten. Es kam für einige Minuten an die Oberfläche, konnte aber nicht vor dem Sinken bewahrt werden. 27 tapfere Seeleute wurden mit ihrem Fahrzeug in der Tiefe begraben. Der **„Pluvioſe“** konnte bisher noch nicht gehoben werden, und es ſteht zu befürchten, daß er bei der außerordentlich ſtarken Meeresſtrömung auf dem Grunde der Unglücksſtelle völlig verſandet, ehe die Hebung gelingt.

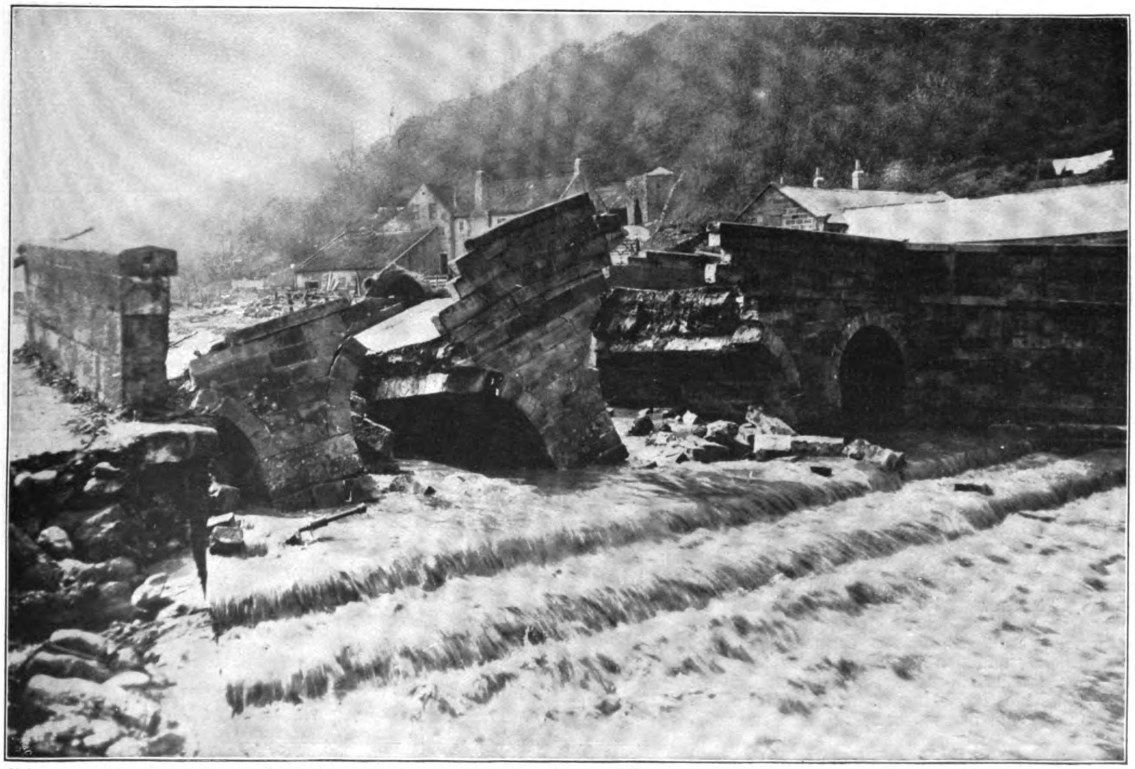

Das untergegangene franzöſiſche Unterſeeboot „Pluvioſe“.
Photographie von M. Branger, Paris.

* * *

Eine furchtbare Kataſtrophe iſt durch einen Wolkenbruch über das engliſche Städtchen **Driffield** in der Landſchaft Yorkſhire gekommen. Der Ort wurde faſt gänzlich zerſtört. Welche Naturgewalten dort entfeſſelt wurden, läßt ſich aus unſerem Bilde erkennen. Die aus Quadern feſtgefügte Brücke wurde von der Wucht des Waſſers fortgeriſſen. Man muß an Fontanes Ballade: „Die Brücke am Tay“ denken. Die abergläubiſchen Bewohner ſetzen das Unwetter auf die Rechnung des Halleyſchen Kometen.

* * *

Wenn der Mai ins Land kommt und mit ihm die vier Monate ohne „R“ beginnen, dann zieht die Freude ein ins Herz aller Krebsfreunde. Doch auch die Sorge bleibt ihnen nicht erſpart. Wie werden „ſie“ in dieſem Jahre ausfallen? Werden ſo viele da ſein, daß auch der Mann mit dem kleinen Geldbeutel ſich einmal eine Krebsmahlzeit leiſten kann, oder werden Krebspeſt, Aale und Fiſchottern ſo unter der jungen Brut gewütet haben, daß nur den Glückskindern, die auf des Lebens Sonnenſeite geboren ſind, die köſtlichen Tiere gereicht werden? Das ſind gar wichtige Fragen, die nächſt der kulinariſchen Seite auch eine ökonomiſche haben. Denn die Krebszucht iſt ſeit Alters her ein Privilegium der deutſchen Fiſcherei, die vornehmlich in der Odergegend zu großer Blüte gelangte. Noch im 17. Jahrhundert galt Küſtrin als das Dorado aller Krebsfreunde. Doch ſeit der Regulierung des Oderbruches verlor der Fluß viele von ſeinen blauſchwarzen, gepanzerten Bewohnern. Die Mark, Weſtpreußen und Pommern haben mit gutem Erfolg die Zucht aufgenommen; von dort her bekommen wir die meiſten und beſten — Oderkrebſe. Berlin wurde die Zentrale des Krebshandels, das nicht nur Deutſchland mit den ſchmackhaften Kruſtentieren verſorgt. Mehr als eine Million Stück wandern alljährlich nach England, mehr als 8 Millionen nach Frankreich. Zwar iſt in den letzten Jahren dem deutſchen Krebs, dem „Edelkrebs“ ein Konkurrent erwachſen im „Flußkrebs“, der aus Rußland und Galizien kommt. Da dieſer aber kleiner iſt, ſchwächere Scheren beſitzt und auch im Geſchmack zu wünſchen übrig läßt, ſo iſt dieſe Konkurrenz ſchon zu ertragen, die nur durch den billigen Preis der Flußkrebſe zu einer ſolchen wird,


Ueberſchwemmungs-Kataſtrophe in England: Die zerſtörte Brücke der Stadt Driffield in der Landſchaft Yorkſhire. Copyright by Boedecker, Berlin.

Das Auslegen der Krebsreuſen.

Das Herausnehmen der Krebſe aus den Reuſen.

Das Sortieren der Krebſe.

da ſie viel fruchtbarer ſind, als Edelkrebſe und in großen Mengen auf den Markt kommen. Sie dienen gemeinhin als Suppenkrebſe. Und wenn es hin und wieder auch einmal ein Gaſtwirt verſucht, die galiziſchen Fremdlinge ſeinen Gäſten als Edelkrebſe vorzuſetzen, ſo wird er vom Kenner ſehr leicht überführt werden können, da die Flußkrebſe an der Unterſeite blau-weißlich gefärbt ſind und dieſen Farbenton auch nach dem Kochen behalten. In „Reuſen“, Fangvorrichtungen aus Ruten, Rohr oder Binſen, mit trichterförmigen Eingangsöffnungen und Einſchnürungen, die den Ausgang verſperren, werden die Krebſe gefangen. Tote Fröſche ſind ein vorzüglicher Köder, dem die Krebſe, die alles freſſen und ihre eigene Brut nicht verſchonen, nicht widerſtehen können. Die Reuſen werden am Tage in den Fluß gelegt und am nächſten Morgen aufgenommen. Der Krebs iſt ein Nachttier, das blindlings allem nachtrachtet, was ſchwächer iſt. Selten werden — in krebsreichem Waſſer natürlich — die Reuſen am Morgen leer aufgehoben. Meiſt haben ſich eine ganze Anzahl Krebſe zum unfreiwilligen Rendez-vous darin eingefunden. Der Fiſcher liefert ſeinen Fang im Verſandhauſe ab. Dort wird er gewaſchen, mit Brenneſſeln zuſammen in luftige Körbe verpackt und zur Bahn befördert. In ſolchen Körben mögen ſich die Krebſe immerhin einige Tage halten. Gleichwohl iſt es aber beſſer, ſie, wenn möglich, unmittelbar nach dem Fang zu verzehren. Ihr Geſchmack iſt dann jedenfalls am beſten. Doch der Krebs iſt nicht nur ein proſaiſcher Geſelle, der nur für Freſſen Intereſſe hat. Er iſt auch eine poetiſche Natur und ſtrebt nach dem Lichte. Leider aber haben die böſen Menſchen gerade dieſen, ſeinen beſten Zug benutzt, um ihm zu Leibe zu gehen. Sie fangen ihn mit Fackeln. Das iſt noch viel gewinnbringender, als der **Krebsfang** mit Reuſen. Geht man nachts mit Fackeln am Ufer entlang, ſo kommen die Krebſe an die Oberfläche und können mit Leichtigkeit herausgefiſcht werden. Auch das Strafgeſetzbuch nimmt auf dieſe Liebe zum Licht Rückſicht und ſtraft das unberechtigte Krebſen weit härter, wenn es mit Hilfe von Fackeln, als wenn es durch Reuſen geſchieht. Eine dritte Art von Krebſen kam von Amerika zu uns, der Cambarus. Er iſt wohlſchmeckender und größer als der Flußkrebs und mag zwiſchen dieſem und dem Edelkrebſe wohl die Mitte halten. Doch hat er vor beiden einen großen Vorzug; er iſt immer gegen die Krebspeſt geſchützt und daher geeignet, der Gefahr des Ausſterbens entgegenzuwirken, der unſer Edelkrebs durch dieſe Peſt ausgeſetzt iſt. Und da er ſich bei uns ſchon ganz gut eingebürgert hat, ſo haben die Krebsfreunde fürs erſte noch nicht zu fürchten, daß die roten Geſellen ſo bald von unſerer Tafel verſchwinden. —

Das Verladen der Krebſe.

Der Krebsfang. Photographien von der Berliner Illuſtrations-Geſellſchaft.

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker. (6. Fortſetzung.)

Für andere Dinge als das Sextett hatte Frau Nikoleit auch an den folgenden Tagen kein Intereſſe.

Bert ſpielte, wenn ſein Vater in der Probe war, auf dem Klavier Orcheſter- und Chorſätze aus einigen älteren Orcheſterpartituren, den Mozartſchen ‚Titus‘ und ‚Idomeneus‘, die er im Notenſchatz vorgefunden hatte. Der Klang war nicht beſonders reich, der Klavierſatz gewiß nicht vollendet, aber Bert empfand doch ſelbſt eine ſtarke Freude darüber, daß er überhaupt eine Partitur mit den verſchiedenen ſchweren Schlüſſeln ſchon leſen und das Notwendige und Charakteriſtiſche daraus vom Blatt ſpielen konnte. Seine Mutter nickte ihm beim Abſtauben zu. „Na, ſiehſt Du, ſchon ganz nett, Bertchen,“ lobte ſie. Aber er merkte: ſie war gar nicht dabei.

Brieflich hatte ſie ihm nähergeſtanden.

Es drückte ihm das Herz ab, endlich Näheres über ihre Begegnung mit Lona Raith zu hören. In ihrem letzten Briefe aus Scheveningen hatte ſie ihm darüber nur flüchtig geſchrieben. Da füllte ſchon zu ſehr die Erwartung des großen Tages all ihre Gedanken aus.

Nun fand ſich einmal abends, während Vater im Theaterorcheſter ſpielte, eine Gelegenheit. Sie hatten noch einmal ſämtliche Rezenſionen über das Sextett geleſen. Ein paar der Kritiker taten das Werk mit einigen freundlich anerkennenden oder auch gönnerhaft herablaſſenden Worten ab. Das Hauptereignis des dritten Konzerts blieb für ſie: Eugen d'Albert in dem neuen Klavierquintett von Brahms. Lutterer, der ſelbſt komponierte — er war mit ein paar unbedeutenden Stücken hervorgetreten — legte an alle Werke von Fremden einen Maßſtab an, mit dem ſein eigenes Wirken zu meſſen der Vernichtung gleichgekommen wäre. Seine Beſprechung war die hochtrabendſte. Er gab Nummern wie ein pedantiſcher Schulmeiſter. Und ſtets mußte er klaſſifizieren. Es war ihm erſt wohl, wenn der von ihm beſprochene Künſtler mit einer Etikette beklebt in irgendeine Schachtel eingeſperrt war. Nikoleit hatte er ein Plätzchen angewieſen weit, weit hinter Max Bruch.

Das Zeitungsblatt wanderte in Frau Nikoleits Kommode. Ihrem Gatten lieferte ſie nur die Kritiken aus, die ihn nicht verletzen konnten. Er las ſie aber wohl doch unterwegs irgendwo, denn er zeigte ſich über die anmaßende und gehäſſige Sprache Lutterers unterrichtet, wie Bert leicht feſtſtellen konnte. Heute war ſchon viel von dem Glanze des großen Abends verblaßt. Frau Nikoleit ſaß mit ihrer mühſeligen Stopfarbeit — ſie hatte ſich die Wäſche ihres Sohnes vorgenommen — bei der Hängelampe und hing Werktagsgedanken nach.

Wenn Nikoleit auf Grund der Rezenſionen nun nicht gleich einen Verleger für das Sextett fand, der auch ein leidliches Honorar zahlte, ſo waren die Ausſichten für den Winter recht trübe. Denn der Aufenthalt im Haag war — bei aller nur erdenklichen Sparſamkeit — doch teurer geweſen, als ſie berechnet hatten. Sie machte ſich nun Vorwürfe, daß ſie ihren Mann an die See begleitet hatte.

„Du mußt es nicht bereuen, Mutting. So haſt Du doch einmal Sonne gehabt. Die tut Dir ſo not. Ihr habt hier in der Wohnung Nordſeite, lebt im Schatten das ganze Jahr. Daß nie und nie ein Strahlchen Sonne hier hereinkommt, das war mir gar nicht mehr im Gedächtnis.“

„Ja — dort konnte man richtig baden in all dem weichen Sonnenlicht.“

Dann erzählte ſie vom Strande, von den einſamen Vormittagen, an denen ihr Mann Probe hatte, und von den gemeinſamen Spaziergängen vor dem Abendkonzert. Sie war unterwegs nur immer ſo raſch müde geworden — des Wanderns ſo ganz und gar entwöhnt.

Immer näher kamen ſie beim Plaudern der Frage, die Bert nun ſchon ſo lange mit ſich herumtrug. Endlich faßte er ſich ein Herz.

„Wie ſich das mit Fräulein Raith ſo getroffen hat?“ Frau Nikoleit berichtete unter Pauſen. Ihre Arbeit beſchäftigte ſie immer wieder. „Ja, ſiehſt Du, Bert, es war ein eigener Zufall. Ich habe ja ſonſt keine Bekanntſchaften geſchloſſen. Abſichtlich nicht. Von der Kapelle waren noch einige Herren mit ihren Frauen dort — aber Vatting ſchließt ſich ja nie an Kollegen an. Und er hat recht. Es taugt zu nichts, wenn die Frauen den Ärger der Männer in ihrem Beruf auch noch unter ſich verarbeiten. War ich allein, dann ſetzt' ich mich immer dort zwiſchen dem Kurhauſe und dem großen Pier auf eine Bank in die Sonne. Morgen für Morgen. Ich will Dir auch ſagen, warum gerade da. Einmal nämlich hatt' ich auf der Bank einen jungen Herrn und eine junge Dame bemerkt, die in ein

Notenheft guckten. Und wie ich ſo im Vorübergehn hinſehe, iſt es Vattings Trio. Ich blieb in der Nähe und wollte hören, was der Herr ſagte. Er erklärte der Dame irgend etwas. Mit ihrem braunen Teint, den großen, dunkeln Augen, in denen es lebhaft aufblitzte, gefiel ſie mir ſehr. Und aus irgendeiner Wendung hört' ich heraus: ſie waren Rheinländer. Da ſtand es nun ſofort bei mir feſt — das mußten Lona Raith und ihr Bruder ſein."

Er nickte, faſt ein wenig ungeduldig. „Das haſt Du mir ſchon einmal erzählt, Mutting. Auch wie Du dann immer wieder die Bank aufgeſucht haſt —"

„Ja, ſie kamen aber nicht mehr hin. Ich hatte ſie ganz aus den Augen verloren. Und da zwang mich's außerordentlich, ſie zu ſuchen. Einmal, wo es regnete, im Konzert, ſaß ſie da plötzlich neben mir. Du kannſt Dir die Überraſchung denken. Da ſprach ich ſie nun natürlich an, ſagte ihr, daß ich ſie neulich mit einem Lieblingsſtück von uns geſehen hätte, mein Mann ſei der Komponiſt . . . Und ſo gab ein Wort das andere, ſie nannte ihren Namen, ſagte, daß ihr Bruder Dich aus dem Kolleg bei Spitta kennte, daß Du bei ihnen in der Penſion warſt . . . Und dann trafen wir uns eine Woche lang faſt alle Tage, wenn Probe war, dort auf der Bank in der Sonne."

„Ihr Bruder kam nicht mit? Ihre Eltern waren auch nicht dabei?"

„Ihr Bruder mußte nach Berlin. Er dient vom erſten Oktober ſein Jahr ab. Und ihr Vater verließ kaum das Hotel. Er war nur nach Scheveningen gekommen, um ungeſtört eine große Arbeit abzuſchließen. Sie hat zuerſt ſo nett von Dir geſprochen, daß ich mich herzlich gefreut hab'."

„Zuerſt. Ja." Er nickte. „Nun kann ich ja ganz ruhig darüber reden, Mutter: ſie wollte durchaus, daß ich mit Pernaur breche. Pernaur gefiel ihr nicht. Als Künſtler nicht, als Menſch nicht. Ich war ja auch ſchon feſt entſchloſſen dazu. Aber dann kam er doch ſelbſt zu mir — packte mich halb beim Mitleid, halb beim Ehrgefühl oder bei der Dankbarkeit — und damit war ich ihm verfallen." Düſter blickte er vor ſich nieder. „Das war damals wie ein Verhängnis. — Sie hat doch ſicher über Pernaur zu Dir geſprochen, Mutter, nicht? Bitte — ſag' mir doch alles."

„Sie war ſo arg erſtaunt, daß er bei Dir wohnte. Das kam einmal ganz nebenbei zur Sprache. Ich dachte, ſie wüßte es. Er verkehrte doch auch in der Penſion dort, nicht? Aber es war ordentlich zu merken: von da an zog ſie ſich zurück. Es tat mir dann ſo leid. Denn ich hätte doch noch gern ſo viel erfahren . . . Aber wenn ich ſie dann einmal ſah, war ſie immer in Geſellſchaft, und dann machte ſich kein Geſpräch mehr ſo ungezwungen . . ."

„Mutting — jetzt verbirgſt Du mir etwas. Das ſeh' ich Dir an."

„Was ſollt' ich Dir verbergen?"

„Neulich biſt Du mir auch ſchon ausgewichen. Ich fühle es — es iſt, als ob Du mich ſchonen wollteſt."

„Ach Bertchen, ich möchte doch nicht, daß Du Dich grämſt. Überhaupt — biſt Du ja viel zu jung, ſtehſt noch ſo ganz am Anfang, und eine junge Dame wie Fräulein Raith ſtellt ſchon etwas vor . . . Nun ja, Bert, — wie ſich das in den großen Bädern ſo macht . . . Natürlich waren da auch fremde Herren um ſie. Und ich ſagte mir: hoffentlich hat ſich mein guter Bert nicht etwa eingeredet . . . Ja, ſiehſt Du, nun machſt Du wieder Deine wilden Augen, und da ſchweig' ich ſchon lieber."

Er lachte. Aber ſein Lachen klang gezwungen. Und die Stimme verſagte ihm, inmitten eines Wortes, ſo unſicher war er. „Mutting, nein, denkſt Du wirklich, ich ſei etwa eiferſüchtig?"

Sie zuckte die Achſel. „Vielleicht das nicht. Nein. Ich fühle nur: Du biſt mir gram, daß ich überhaupt mit ihr geſprochen habe — daß ſie durch mich die Sache mit Pernaur erfahren hat. Wehr' Dich ſchon nicht. So iſt es. Aber wenn Du's miterlebt hätteſt . . . Es hat ſich ſo ganz natürlich gemacht. Daß es ſie dann ſo tief getroffen hat, Deine Freundſchaft mit Pernaur, — ich konnte mir wirklich nicht vorſtellen, daß ich dies oder das hätte verſchweigen müſſen. Nicht wahr, Bert, das ſiehſt Du doch ein?"

„Gewiß, Mutting. Alſo ſprechen wir nicht mehr davon."

Sie ſprachen auch wirklich nicht mehr davon. Aber faſt unabläſſig dachte er daran.

Er hatte viel freie Zeit. Wenn er auch ſtundenlang übte, Partitur las und ſpielte und ſich mit kontrapunktiſchen Studien beſchäftigte, zwei=, drei=, vier= und mehrſtimmige Ausarbeitungen zu einem Cantus firmus, — der Tag begann ſehr früh im Hauſe Nikoleit und endete ſehr ſpät. Von den achtzehn Tagesſtunden widmete er oft zwei Drittel der Arbeit. Immer noch blieben ſechs Stunden, mit denen er nichts anzufangen wußte. In der Hetzarbeit der letzten Berliner Wochen hatte er ganz verlernt, müßig zu gehen. Die Stille hier drückte ihn. Er ward auch mehr und mehr von der Haltung enttäuſcht, die ſein Vater gegen ihn einnahm. Die Hefte mit den kontrapunktiſchen Übungen, die er in Berlin niedergeſchrieben hatte, ſah ſein Vater wenig hoffnungsfreudig durch. Viele Herbheiten verurteilte er; er konnte ſich dabei ordentlich in Zorn ſprechen.

„Es ſteckt etwas in Dir, Bert, was Dir's unendlich ſchwer machen wird, aufzukommen. Der Sinn für den Ausgleich fehlt, für den harmoniſchen Ausgleich, — und ein Diabolus bricht immer wieder durch! Ich bin in ſchwerer, ſchwerer Sorge um Dich!"

Der Diabolus! Dasſelbe Wort, das ſein alter Freund vom Neuen Markt angewandt hatte! — Es weckte jetzt ſeinen ganzen Trotz.

Mit wachſendem Kummer ſah Frau Nikoleit, daß Vater und Sohn, nachdem ſie ſich kaum ſo recht gefunden, innerlich ſchon wieder auseinanderſtrebten.

Die Debatten über muſikaliſche Dinge wurden hitziger. Bert wagte Erwiderungen — er bekrittelte Vaters muſikaliſche Hausheilige — die Suiten des alten Lachner, bei dem Nikoleit ſenior in München als blutjunges Orcheſtermitglied ſeinen erſten Unterricht gehabt hatte, nannte er altbacken.

Nikoleit witterte in der Auflehnung ſeines Sohnes gegen dieſe ganze Richtung auch eine Herabſetzung ſeiner eigenen Produktion. Mehr und mehr ſchwand der gütige Zug aus ſeinem Geſicht, den ihm die Schöpferwonne in den Tagen des Muſikfeſtes eingeprägt hatte. Eine ſcharfe Ironie tauchte in ſeiner Miene auf, wenn er dem jungen Studenten Zurechtweiſungen gab.

„Du mußt Dir die Sporen ja erſt verdienen, Bert," ſagte er mehr als einmal. „Es lohnt heute noch nicht, mit Dir darüber zu rechten. Wenn ich nicht die Hoffnung hätte, daß die ernſte Schule, die Du jetzt durchmachen wirſt, Dich auf den rechten Weg führt, dann würde ich mich ja mit Händen und Füßen gegen Deine Wahl ſträuben."

„Mein Leben werde ich mir jetzt ſchon allein zimmern müſſen, Vatting. Iſt es verfehlt — dann trage ich die Verantwortung allein. Und auch das Elend."

„Als der Ältere habe ich Pflichten, mein lieber Bert. Und als Dein Ernährer — Rechte."

„Ich würde lieber auf jeden Pfennig Zuſchuß verzichten, Vatting, als jetzt noch von meinem Plan abgehn."

„Bert! Bert!" mahnte Frau Nikoleit.

„Und würdeſt Dich wieder Herrn Pernaur verpflichten?"

Man konnte Bert nicht tiefer treffen, als durch den Hinweis auf dieſe für ihn trübe Zeit. Wie oft hatte er jetzt ſchon die Offenheit ſeiner Beichte bereut! Aber trotzig ſagte er: „Gelernt hab' ich auch bei Pernaur. Allerlei Nützliches und Praktiſches."

„Ich weiß, was Du bei Meiſter Pernaur gelernt haſt," gab Nikoleit ſpöttiſch zurück, brach aber kurz das Geſpräch ab.

In Berlin hatte die Premiere des großen Ausſtattungsſtückes mit dem wie üblich durch die Klaque erzwungenen Beifallsſpektakel ſtattgefunden. In einigen Zeitungen hatte Bert darüber geleſen. Die Kritiker ſtellten den äußeren Erfolg feſt und machten ſich über den Stilmiſchmaſch von Text und Kompoſition luſtig. Sie lobten die Originalität der Aufzüge, Tanzenſembles und Maſſenbilder, bemerkten aber, daß ‚Maëſtro Pernaur‘ wohl noch nie ſo ungeniert das „muſikaliſche Anleihegeſchäft‘ betrieben habe, wie bei dieſem neueſten ‚Sündenfall‘. Eines Tages berichtete Nikoleit zu Hauſe auch, daß das Stück zu Weihnachten hier im Operettentheater gegeben werden ſollte. Der Pauker, der ein Notenabſchreibebureau innehatte, war grade damit beſchäftigt, die Orcheſterſtimmen zu kopieren.

„Vielleicht bekomme ich die wunderbare Partitur nun auch einmal ſelbſt zu leſen,“ ſagte er mit überlegenem Spott zu ſeinem Sohn, „es würde mich natürlich brennend intereſſieren, zu ſehen, was Du unter Meiſter Pernaur geleiſtet haſt.“

In den letzten Tagen des September ſollte Bert nach Berlin abreiſen. Auf ſein Geſuch an den Senat der Königlichen Akademie der Künſte um Bewilligung eines Stipendiums als Studierender der Hochſchule für Muſik war er zur Aufnahmeprüfung befohlen. Einen Privatbrief in der Angelegenheit hatte ihm Profeſſor Spitta, der ihn nicht vergeſſen hatte, mit ein paar freundlichen Zeilen beantwortet. Es beſtand für Bert kein Zweifel, daß er die Prüfung beſtehen und dann der Klaſſe des Freiherrn von Herzogenberg zugeteilt würde. Aber doch beherrſchte ihn jetzt eine wahre Ungeduld, fortzukommen und endlich Gewißheit über die Geſtaltung ſeiner nächſten Lern- und Lebensjahre zu haben.

Seine kontrapunktiſchen Übungen zeigte er ſeinem Vater nicht mehr. Nikoleit fragte ihn auch nicht danach. Aber einmal, kurz vor der Abreiſe, drang die Mutter mit erregten Worten in ihn, den Vater vor dem Abſchied wieder zu verſöhnen, ihm zu beweiſen, daß ſein Rat ihm etwas galt, ihn zu bitten . . .

„Du weißt ja heute gar nicht, was Du ausſchlägſt, Bert,“ ſagte ſie, „ſoll ich Dich erſt wieder daran erinnern, was Bülow über Vater geſagt hat?“

„Bülow!“ Bert zuckte die Achſel. „Dem die Aufführung von Vaters Sextett dann nicht einmal das halbe Stündchen wert war. Er kam, als es zu Ende war. Worte, Worte, Worte.“

Lange ſchwieg Frau Nikoleit darauf. Aber plötzlich ſetzte ſie ſich neben dem Klavier auf die Notenbank und ſchluchzte herzbrechend.

Er ſprang ſofort auf. „Mutting?“

„Nein, nein — ach laß ſchon.“ Sie ſuchte ſich zu faſſen, aber ihr Tränenſtrom war nicht mehr zu bändigen. „Daß Du mir ſo wehe tun kannſt, Bert. Das einzige — was ich habe — mir rauben . . .“

„Das einzige — was Du haſt? Was iſt das, Mutting?“

„Alle — Hoffnung!“

„Soll man ſich denn mit Gewalt täuſchen, Mutter? Nennſt Du das Hoffnung? Und iſt die das einzige, was Du haſt?“

„Du verſtehſt mich nicht. Verſtehſt auch Deinen Vater nicht. Da liegt ein großes, ernſtes, heiliges Lebenswerk — und Du verachteſt es . . .“

„Mutting, das iſt ja nicht wahr, das tue ich doch nicht!“ Er ſtand vor ihr, die Hände preſſend, ſelbſt voller Verzweiflung und Zerriſſenheit. „Ich ſchätze Vaters Werk hoch ein — ſeine ehrliche Arbeit — gewiß, Mutting. Aber ſo viel verſtehe ich doch auch ſchon . . . Ja, mein Himmel, ich kann nun einmal nicht heucheln, ich kann nicht, kann nicht!“

Sie hielt ſich die Ohren zu und ſprang auf. „Schweig, Bert. Du tuſt mir ſo grauſam weh. Ich — ertrag's nicht . . .“

Sie wollte an ihm vorbei in die Küche.

Aber wie angewurzelt hielt ſie mitten im Zimmer.

In der Korridortür ſtand ihr Mann.

Nikoleit hatte den Hut noch auf dem Kopf, hielt den Türſchlüſſel noch in der Rechten. Unter dem linken Arm trug er mehrere umfangreiche Notenbände. Viele Zettel, die als Merkzeichen dienten, hingen aus ihnen heraus. Er war vom Treppenſteigen atemlos. Ob er mehr als die letzten Worte zwiſchen ſeiner Frau und ſeinem Sohn vernommen hatte, ließ ſich nicht feſtſtellen. Sein Geſicht war aber ſehr bleich. In unſicherem Ton ſagte er, faſt zwiſchen jedem Wort zögernd: „Nun, Bert, Du — Du machſt Deiner Mutter — eine etwas ſtürmiſche Liebesſzene?“

Bert war ſehr beſchämt. „Ach Vatting, verzeih, es ging mal wieder mit mir durch . . .“ Raſch ſtreckte er die Hand nach Mutters Arm aus, pätſchelte ihre Rechte und küßte ſie dann. „So war's doch nicht gemeint, Mutting. Sei mir wieder gut. Ja?“

Sie hatte ſich ſchon wieder zu einem Lächeln gezwungen. Indem ſie ſich die hellen Tränen aus den Augen wiſchte, ſagte ſie: „Er iſt in Berlin ein bißchen verwildert. Aber ſchlecht iſt er nicht, mein Junge, wie?“ Sie ſchlang den Arm um ihn, faſt angſtvoll.

Nikoleit legte die Notenbände ab, ging wie immer ins Schlafzimmer und hängte ſeinen Hut in den Schrank. Als er zurückkehrte, fing er noch eben den bittenden Blick auf, den ſeine Frau ihrem Sohn zuwarf.

„Was konſpiriert Ihr denn? Warum denn nicht ehrlich Farbe bekannt? Ich denke, Bert, Du kannſt nicht heucheln, Du kannſt, Du kannſt nicht?“

Bert war die letzten Minuten über ſo weich wie Wachs geweſen. Das Mitleid mit der Mutter hatte ihn gepackt, als er ihre tiefe Erſchütterung ſah. Auch der vergrämte, traurige, tief enttäuſchte und verbitterte Ausdruck, den er in dem blaſſen, abgeſpannten, ſeltſam alt und grau gewordenen Antlitz des Vaters wahrnahm, hatte den Trotz nicht in ihm aufkommen laſſen.

Da riß ihn nun der Ton ſeines Vaters völlig aus der weichen Stimmung heraus. Er warf den Kopf in den Nacken und trat, die Mutter verlaſſend, ſtumm ans Fenſter.

„Wir haben nicht konſpiriert, Niko. Was bildeſt Du Dir bloß ein?“ Sie lachte gezwungen. „Tut mir ſchon den Gefallen und gebt Frieden. Aus und vorbei, ja?“ Es war ſchon wieder der helle, mädchenhafte Ton.

Aber Nikoleit ließ ſich nicht täuſchen. „Haltet Ihr mich denn für ein Kind? Für einen Narren? Oder für einen Kranken?“ Er ſchluckte. Die Adern traten an ſeinen Schläfen hervor; man ſah ihr aufgeregtes Spiel. Und faſt heiſer ſtieß er plötzlich aus: „Ich will Eure Schonung nicht. Die brauche ich nicht. Ich weiß, was ich wert bin. Ihr braucht mir keine Komödie vorzuſpielen. Alſo 'raus mit der Sprache endlich, Bert, Du großer Wahrheitsfanatiker!“

„Niko, Niko,“ miſchte ſich die Mutter ein, „mach' mir doch das Herz nicht ſo ſchwer. Ein bißchen dummes Gezanke. Wir hatten die Kritiken geleſen. Ich weiß, Du gibſt nichts darauf — aber mich ärgerte es doch, daß da ein paar immer nur von dem Virtuoſen ſprechen . . . Das ſind ja alles perſönliche Anſichten, perſönliche Geſchmäcker . . .“

„Der perſönliche Geſchmack, das iſt das erlöſende Wort. — Na, ſiehſt Du, Bert, und wenn ich Dir nun ſage: ich nehme auch Dir Deinen perſönlichen Geſchmack nicht übel? Das iſt doch eigentlich gar nicht Tyrannenart, wie? Und für einen Tyrannen haſt Du mich doch ſchon immer gehalten. Oder nicht?“

„Niko —!“

Bert hatte die Arme ſinken laſſen. „Willſt Du mich durchaus reizen und quälen, Vatting, damit ich endlich rede, Dinge ſage, die mir hinterher leid tun?“ fragte er, mit ſich ringend. „Gewiß haſt Du mich tyranniſiert. In allem. So wie eben Kinder die Macht empfinden, die über ſie ausgeübt wird, ohne daß ſie einen Nutzen einſehen können. Und jetzt . . . Es iſt das allererſtemal, Vatting, daß Du mir das Recht eines perſönlichen Geſchmacks zugeſtehſt. Bisher war hier im Hauſe nur der Deine Geſetz. Aber Du gehörſt einer

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

anderen Zeit an als ich. Darum iſt nicht nur unſer Geſchmack verſchieden — viel, viel mehr trennt uns ... Deinem Sextett kann ich nicht ſo mit ganzer Seele folgen. Die Form iſt nun einmal überlebt. Was darin ausgedrückt werden konnte, iſt von den Klaſſikern geſagt worden. Die Neuen müſſen darum neue Wege gehen. Die Alten werden ſich dagegen auflehnen — aber ſchließlich gehört der Sieg doch dem Fortſchritt."

„Den Sieg fühlſt Du natürlich ſchon in Dir."

„Wenn ich die innere Kraft nicht fühlte, meinen Weg zu Ende zu gehen, hätte ich ihn unter ſo böſen äußeren Umſtänden ganz gewiß nicht beſchritten."

Ruhig ging Nikoleit nun aufs Klavier zu, ſtellte einen der mitgebrachten Notenbände hin und ſchlug die erſte Stelle auf, die durch einen Papierſtreifen bezeichnet war.

„Hier iſt die treffliche Kompaniearbeit, Bert, die Du mit Deinem Meiſter Pernaur zuſammen in die Welt geſchickt haſt. Die Abſchrift iſt vor ein paar Tagen fertig geworden. Da hab' ich mir nun die Mühe genommen, ſie von Anfang bis zu Ende durchzuſehen. Und ich habe eine ſeltſame Entdeckung dabei gemacht."

Bert wollte die Verantwortung ablehnen, denn von ihm ſtammte ja nur etwa der dritte Teil der Partitur. Aber er wußte: ſein Vater würde ihm das jetzt als Feigheit ausgelegt haben. So ſchwieg er und wartete trotzig.

Der alte Muſiker hatte am Klavier Platz genommen. Er war kein beſonders guter Spieler. Aber Partitur leſen konnte er. „Ich will Dir jetzt etwa zwanzig längere Partien aus dieſem höchſt originellen Werk vorſpielen. In meiner Faſſung enthalten ſie nur ganz unbedeutende Veränderungen. Höre einmal zu." Ein ſpöttiſches Lächeln ſpielte um ſeinen Mund. „Natürlich wirſt Du hernach ſagen: gerade die Stellen hätte Meiſter Pernaur geſchrieben. Und er wird die Verantwortung Dir zuſchieben." Kräftig ſchlug er in die Taſten und ſpielte.

Es waren die beſten Arbeiten Pernaurs. Auch ihre Inſtrumentation hatte ſich bei den Proben als äußerſt wirkungsvoll ergeben. Nur den Mangel jeder Stileinheit hatte Bert immer als ſtörend empfunden.

Nikoleit ſpielte — und ſeine Frau trat, immer mehr befremdet, zu ihm ans Klavier. Mit blaſſem Geſicht wandte ſie ſich öfters ihrem Sohne zu. „Aber das iſt doch —!" fing ſie mehrmals an. Sie durfte ihren Gatten aber nicht unterbrechen. Schroff verwies der ihr jede Störung. Bert hörte zu. Wäre der entſetzliche Schlußmarſch geſpielt worden, ſo hätte er weniger Geduld gezeigt.

„Ich könnte noch eine halbe Stunde ſo weiterſpielen, Bert. Es iſt ja ein einziges Potpourri. Manche Stellen mag ich auch überſchlagen haben — weil ich das Original nicht erkannt habe, vielleicht überhaupt nicht kenne ... Denn alles, was ich bisher geſpielt habe, iſt Takt für Takt aus ein paar Dutzend fremden Partituren zuſammengeſtohlen." Er ſteckte die Hände in die Taſchen und ſah ſeinen Sohn geringſchätzig an. „Ich ſitze nicht umſonſt ſeit zwanzig Jahren in großen Orcheſtern herum, die alle modernen Stücke aufführen. — Siehſt Du, mein teurer Bert, die Partitur, mit der Du mir haſt imponieren wollen, iſt zuſammengeſetzt aus zwanzig oder noch mehr Abſchnitten, die in unbekannteren Werken von Liſzt, Tſchaikowsky, Rubinſtein, Lalo, Godard, Bizet und Smetana vorkommen. Für ein paar Stellen hab' ich die Belege mitgebracht. Die Partituren fand ich auf der Theaterbibliothek. Siehſt Du — hier z. B. das Ballett von Tſchaikowsky. Ich hab' da einen kleinen Bleiſtiftſtrich auf Seite 18 gemacht. Die Kopie reicht bis Seite 30. Da ſetzt dann der große Es-dur-Akkord ein. Nun nimm das andere Buch, das Ballett von Rubinſtein. Seite 72 — der Es-dur-Akkord ... Es iſt amüſant, wie die Inſtrumentation in dem einen Takte auf der Fermate ſich ändert, was? ... Ja, da ſpringt Euer Werk eben von Tſchaikowsky auf Rubinſtein über. — So, mein Sohn, mein Vortrag iſt zu Ende. Ich wäre vielleicht nicht ſo ausführlich geworden, wenn Du Dich vorhin nicht wieder aufs hohe Pferd geſetzt und von Deiner gewaltigen Miſſion gefabelt hätteſt. Du willſt mich zum alten Eiſen werfen, willſt für Deine Perſon neue Wege gehn. Schön. Ich finde aber, Deine neuen Wege ſind ſchon recht gut begangen. Du wirſt Dich alſo doch noch ein bißchen mehr anſtrengen müſſen, mein lieber Bert, bevor Du als Revolutionär der Form, als neuer Meiſter Deinem altmodiſchen alten Herrn gute Lehren geben kannſt. Nun zieh alſo Deine Bahn, Du großes Licht der Zukunft, geh am Himmel der Kunſt als neuer Stern auf, der uns altes klägliches Flimmerpack glänzend überſtrahlt. Meinen Segen haſt Du."

Lange herrſchte Schweigen darauf. Tiefes Schweigen.

Bert hatte alle Farbe verloren. Der Schreck lag ihm in den Gliedern. Daß Pernaur die Unredlichkeit und Bequemlichkeit ſo weit treiben würde, hatte er nicht im entfernteſten für möglich gehalten.

„Ich könnte Dir ja erklären," begann Bert gepreßt, „daß ich mit den Stellen überhaupt nichts zu tun gehabt habe — aber Du würdeſt es mir jetzt wohl nicht mehr glauben."

„Nein, Bert!"

„Dann iſt es alſo beſſer — ich ſchweige."

„Ja, das iſt das beſte, mein Sohn."

Frau Nikoleit wollte vermitteln. Ihre Blicke wanderten flehend von Vater zu Sohn. „Bert müßte doch wenigſtens Gelegenheit bekommen, ſich zu verteidigen."

„Selbſtverſtändlich wird er Pernaur für alles verantwortlich machen — wie der ihn," warf Nikoleit ein. Das ſagt' ich ja ſchon. Lohnt es, darüber zu debattieren?"

Bert ſchluckte. Er ſah jede Möglichkeit, ſich von dem ſchimpflichen Verdacht zu reinigen, abgeſchnitten. Es preßte ihm auf die Kehle. Er empfand einen würgenden Schmerz.

„Nein, Vater," ſtieß er endlich atemlos aus, „es lohnt nicht, darüber zu debattieren. Du hältſt mich nicht nur für einen Stümper, ſondern auch für einen Betrüger . . ."

„Das hat Vatting nicht geſagt!" rief ſeine Mutter.

„Doch, Mutter."

Nun ließ Nikoleit ſeine Fauſt ſo ſchwer aufs Klavier fallen, daß die Saiten erzitterten. „Ja, ich habe es geſagt. Und ich will noch mehr ſagen. Ich — — verachte einen ſolchen Menſchen. — Meine Achtung, mein Sohn, wirſt Du Dir in den nächſten Jahren erſt wieder Stück für Stück erobern müſſen. Du biſt mündig, willſt über Deine Berufswahl anders entſcheiden, als ich es für günſtig halte. Gut. Tu, was Du nicht laſſen kannſt. Der Zuſchuß ſoll Dir die paar Jahre noch bleiben. Künſtleriſch habe ich mit Dir abgerechnet. Aber vielleicht liegt Dir daran, in meinen Augen den Schandfleck da zu tilgen. Das iſt Dir nur möglich, Bert, wenn Du Dich zu einem ſtarken Charakter entwickelſt. Alſo — Glück auf den Weg."

Er ſah ſeinen Sohn mit einem tieferrnſten, mehr traurigen als zornigen Blick an. Aug' in Auge ſtanden ſie. Noch immer rang Bert mit ſich.

„Ich danke Dir für Deine Abſchiedswünſche, Vater. Daß ich jetzt noch Geld von Dir nehmen könnte — das iſt ja freilich nicht denkbar. Eine Kleinigkeit für die nächſten Wochen hab' ich noch. Ich werde dann ſehen, wie ich mich weiter allein durchſchlage. Mein Bündel iſt geſchnürt. Ich kann heute ſo gut abziehen wie morgen."

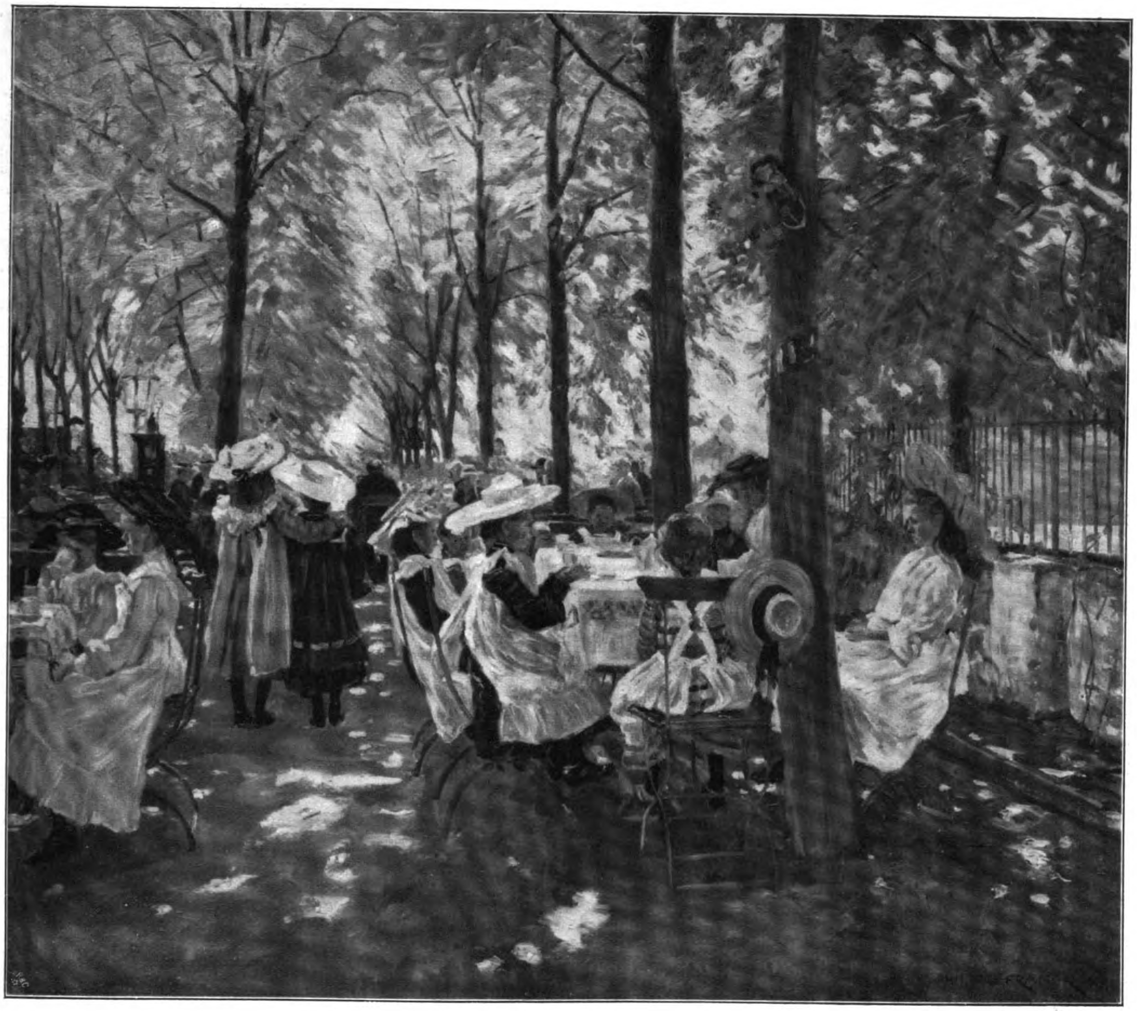
„Bert — Junge — was fällt Dir ein?" rief Frau Nikoleit voller Entſetzen. „Du wirſt doch nicht im Groll von uns gehn wollen? So meinte es Vater doch gar nicht . . . Niko, ich bitte Dich . . ."

„Er will ſein eigener Herr ſein," ſagte Nikoleit ſtarr, „alſo laß ihn. Mir glaubt er nicht, mein Urteil gilt ihm nicht, alſo ſoll ihn das Elend draußen erziehen."

Berts Mutter weinte.

. . . Der erſchütternde Klang dieſes faſſungsloſen Weinens begleitete Bert Nikoleit noch lange, lange Zeit auf ſeinen unſicheren Wegen ins neue Leben . . .

(Fortſetzung folgt.)



Ein Schulausflug. Gemälde von Phil. Franck.

Dem Deutſchen Schulverein zum dreißigjährigen Beſtande.

In den Maitagen des Jahres 1880 wurde der Deutſche Schulverein gegründet. Schwere Zeiten waren für die Deutſchen in Öſterreich angebrochen. Losgeriſſen vom alten deutſchen Kaiſerreiche waren ſie der ſlawiſchen Mehrheit des nationenreichen Staates preisgegeben. Das Wort des polniſchen Finanzminiſters Dunajewski: „Man kann auch ohne die Deutſchen in Öſterreich regieren“, gab der politiſchen Verwaltung die Richtſchnur.

Ein neues Öſterreich unter ſlawiſcher Führung ſollte entſtehen.

Das einſtige Bindemittel unter den Nationen, die ſtets kaiſer- und ſtaatstreuen Deutſchen, ſie wurden fallen gelaſſen, der eiſerne Ring der Rechten herrſchte unumſchränkt. Am 20. April 1880 erließ Miniſter Stremayer, der Not des Augenblickes gehorchend, die ſogenannten Stremayerſchen Sprachen-Verordnungen, und mit ihnen begann die Zeit des harten Kampfes des deutſchen Volkes in Öſterreich um ſein Recht.

Die Landesverwaltung und viele Gemeindeverwaltungen in Böhmen, Mähren, Schleſien gingen in tſchechiſche Hände über. In den einſtigen Lehen des deutſchen Reiches war das deutſche Wort verpönt, der Bauer wurde mit Liſt von ſeiner ererbten Scholle verdrängt, der Bürger in ſeinem Erwerbe durch Boykott geſchädigt, das ſchulpflichtige Kind ſeiner Mutterſprache beraubt, der wehrloſe Student überfallen, gehöhnt und mißhandelt, der deutſche Beamte endlich von jedem Poſten entfernt, den die Feinde zu beſetzen hatten.

Die hohe Steuerleiſtung der Deutſchen diente dazu, ſlawiſche Schulen aller Kategorien zu gründen und zu erhalten, während die deutſche Volksſchule, wo immer es möglich war, aufgehoben wurde. Das Recht der Deutſchen auf Selbſtverwaltung in den reindeutſchen Gebieten ward beſtritten und ein eingebildetes böhmiſches Staatsrecht ihm entgegengeſetzt.

Kein Proteſtieren, keine Entrüſtungskundgebungen haben geholfen. Schonungslos wurden die Deutſchen im Parlamente überſtimmt. Von keiner Seite war Beiſtand zu erhoffen. — Es mußte das Volk zur Selbſthilfe gerufen werden, zur Tat!

Da ſammelten ſich im Mai 1880 einige weitblickende deutſche Männer und berieten, wie unter dieſen Verhältniſſen dem deutſchen Volke zu helfen ſei. Es waren Dr. Otto Steinwender, Dr. Viktor von Kraus, Dr. Karl Günthner, Dr. Viktor Adler und Engelbert Pernerſtorffer, die zu ihrem Vorſitzenden Dr. Steinwender wählten und ihren Kreis durch Dr. Joſef Pommer und Franz Prantner erweiterten.

Sie dachten einen Verein aller Deutſchen zu gründen, der in jenen Gauen, in denen die deutſche Schule durch eine ſlawiſche erſetzt worden war, Privatvolksſchulen für die deutſche Minderheit errichten und auf dieſe Weiſe der Slawiſierung ganzer Gebiete vorbeugen ſollte. Der Name: „Deutſcher Schulverein“ ergab ſich von ſelbſt.

Ein von den ſchon genannten Perſönlichkeiten gemeinſam verfaßter, von 130 angeſehenen Abgeordneten und Bürgern unterfertigter Aufruf wurde am 24. Juni 1880 veröffentlicht. Der Mitgliedsbeitrag wurde auf nur einen Gulden feſtgeſetzt, um auch den weniger bemittelten Geſinnungsgenoſſen den Beitritt zu ermöglichen. Die Wirkung des Aufrufs war überraſchend. Jung und alt, arm und reich meldete ſich zur Mitgliedſchaft. „Jeder anſtändige deutſche Mann hat dem Deutſchen Schulvereine beizutreten,“ ſo hieß es unter den Studierenden der Hochſchulen Wiens.

Am 2. Juli 1880 konnte zur gründenden Verſammlung geſchritten werden, denn nach ſo kurzer Zeit zählte der junge Verein ſchon 4000 Mitglieder, von denen 1500 in Wien ihren Wohnſitz hatten. Sie fand im Feſtſaale der Akademie der Wiſſenſchaften ſtatt.

In formvollendeter Rede berichtete Dr. Viktor von Kraus über die Motive der Gründung. Er wies auf mehrere Punkte in Böhmen und Südtirol hin, wo die deutſche Sprache, einſt in voller Geltung, nun im Erſterben war, und ſchloß: „Bei dieſer Sachlage müßte man uns Deutſche, den fahnenflüchtigen Soldaten gleich, der Feigheit zeihen, dächten wir einen Poſten zu verlaſſen, den die Weltgeſchichte uns Deutſchen ſeit Jahrhunderten angewieſen.“

Zum Obmanne wurde Dr. Moritz Weitlof vorgeſchlagen und gewählt — ein Mann und ein Name, der mit dem Deutſchen Schulvereine innig verwachſen iſt. Ihm ſowie ſeinen beiden Stellvertretern, Profeſſor Viktor von Kraus und Engelbert Pernerſtorfer, ſowie dem erſten Zahlmeiſter Dr. Rudolf Nareſch und dem derzeitigen Obmanne Dr. Guſtav Groß iſt ſeine Organiſation und glückliche Entwicklung zu danken.

Raſch ging die Ausgeſtaltung des Vereins vor ſich. Zwei Monate nach der konſtituierenden Verſammlung gehörten dem Vereine ſchon 13 000 Mitglieder an, Ende des Jahres 1880 bereits 22 000. Am 2. April 1881 wurde die erſte Ortsgruppe in Pilſen gegründet.

Auch die Frauen folgten mit Begeiſterung dem Rufe zur Mitarbeit, und im Jahre 1884 erſtanden die erſten Frauenortsgruppen. Im Jahre 1886 zählte man bereits 980 Ortsgruppen, darunter 100 von Frauen gebildete und geleitete. Eine Einnahme von jährlich 300 000 Gulden war das Ergebnis der vielfachen Bemühungen der Mitglieder und Freunde des nationalen Schutzvereins.

Dreißig Jahre voll ſchwerer Arbeit liegen nun hinter dem Vereine, dreißig Jahre voll Sorgen nnd Mühe. „Viel Feind, viel Ehr'“ ſind ihm erwachſen, die ſchlimmſten wohl im eigenen Lager durch Losreißung mancher Deutſcher. Eine böſe Zeit war es, da Schönerer ſich losſagte, eine gefährliche, als die Gemeindevertretung von Wien, der Landtag Niederöſterreichs ſich gegen ihn wandten und die Behörden jedes Wort, das bei Verſammlungen geſprochen wurde, auf die Wagſchale legten, um eine Handhabe zur Auflöſung zu gewinnen.

Die Anforderungen an den Verein wurden von Jahr zu Jahr höher, weitgehender. Planmäßig betrieben die Gegner die Aufhebung deutſcher Schulen. In Bezirken und Gemeinden, wo eine ſchwache deutſche Majorität herrſchte und der Volksunterricht noch in deutſcher Sprache erteilt wurde, wurden Güter angekauft, Fabriken errichtet, ſlawiſche Arbeiter berufen, die deutſchen Einwohner um Brot und Beſitz gebracht, und in einigen Jahren fanden ſich nicht mehr die geſetzmäßigen vierzig ſchulpflichtigen deutſchen Kinder, und die Unterrichtsſprache wurde der ſlawiſchen Mehrheit gemäß die ſlawiſche. Wohin ſollte der arme deutſche Häusler ſeinen Sohn in die Schule ſchicken? Unterricht mußte dieſer erhalten, ſo beſuchte er denn die fremde Schule, verlernte deutſch zu ſchreiben, deutſch zu leſen, deutſch zu denken, und verſtand die Sprache ſeiner Eltern kaum mehr.

Allein mit dem idealen Gute, das er verlor, wurde ihm auch das Fortkommen in der Welt außerhalb ſeines Heimatlandes erſchwert. Nicht in der Kenntnis der Sprache eines großen, mächtigen Volkes, nicht vorgebildet für einen höheren Beruf, unfähig, ſich in einer allgemein verſtändlichen Sprache auszudrücken, blieb er auf der niederſten Erwerbsſtufe ſtehen und ward zum ſchlecht bezahlten Lohnſklaven der neuen Herren ſeiner Heimat!

Hunderte ſolcher Kinder hat der Deutſche Schulverein nicht nur ihrem Volke erhalten, ſondern ihnen die Möglichkeit gegeben, in Verbindung mit den Stammesgenoſſen zu bleiben, durch ſie Erwerb und Beſitz zu finden. Das iſt die Arbeit, die der Deutſche Schulverein in den dreißig Jahren ſeines Beſtandes geleiſtet hat. Laſſen wir einige Zahlen ſprechen. Die Mitgliederzahl hob ſich von 4000 im erſten Monate bis zu 140 000 im Jubeljahre. Die Beiträge von 48 594 Gulden auf 938 034.16 Kr. Die Ortsgruppenanzahl wuchs von der einen 1881 gegründeten auf 1800 im laufenden Jahre. Die Geſamtausgaben ſtiegen auf 920 921.31 Kr. im Jahre 1909.

In den Jahren 1880 bis 1909 wurden rund 13 Millionen Kronen für deutſche Schulen, Kindergärten, Unterſtützungen aufgewendet. Es beſtehen heute 32 Schulen mit 55 Klaſſen in Böhmen, Mähren, Galizien, Steiermark, Krain, Schleſien; dann 78 Kindergärten mit 90 Abteilungen in denſelben Kronländern, die vom Deutſchen Schulverein erhalten und verwaltet werden.

Die verſchiedenſten Angelegenheiten beſchäftigen die Zentralleitung, deren Mitglieder zumeiſt einem anſtrengenden Berufe obliegen und nur die Abendſtunden dem Vereine widmen können. Erhaltungsbeiträge und ſachliche Schulerforderniſſe, wie für Öfen, Beheizungen, Blitzableiter, Schulgeräte, Bücherkäſten uſw., wurden 99 Schulen gewährt. Beiträge für Schulfeiern, Schülerausflüge, Schulgärten, Schulfeſte ſind in großer Zahl gegeben worden. Ebenſo erhielten die Kindergärten zu ihrer Erhaltung bedeutende Mittel. Da es nicht unſere Aufgabe iſt, hier Rechnung zu legen, ſo ſei nur noch flüchtig erwähnt, daß der katholiſche Religionsunterricht an 8 Schulen von eigens hierzu beſtellten Prieſtern gegeben wurde. Ein Induſtrieunterricht wurde in 8 Schulen in Böhmen, Steiermark und Tirol eingeführt. Ein Fortbildungsunterricht wurde in 15 Schulen unterſtützt, darunter die Drechſlerfachſchule in Malborghet. Endlich erwies es ſich als nötig, in 4 Schulen die Erteilung des Muſikunterrichts durch eine Unterſtützung zu ermöglichen. An Gebäuden und Grundſtücken beſitzt der Verein zur Unterbringung ſeiner Schulen und Kindergärten 79 Objekte. Beiträge für Büchereien wurden an 6 Schulen gezahlt, Lehr- und Lernmittel erhielten 108 Anſtalten. Lehrergehaltszulagen und Ehrengaben wurden an 116 Lehrer gegeben, Unterſtützungen für arme Kinder und Schulumlagen an 51 Schulen.

Weihnachtsbeſcherungen wurden an 247 Orten für arme Kinder veranſtaltet. Die Frauenortsgruppen haben dieſe Aufgabe übernommen und ſie in vielen Fällen mit eigens hierzu geſammelten Mitteln durchgeführt. An mehreren Schulen wurden die Kinder während des Winters auch mit einer warmen Mittagsſuppe bedacht, die Schülerladen vieler Anſtalten unterſtützt.

In gedrängter Kürze iſt hier wohl ein ſchwaches Bild der reichen und ſegensvollen Tätigkeit des Vereins gegeben. Er hat ſein Pfund gewiſſenhaft und gut verwaltet. Wer nur einigermaßen die Geſchichte des Deutſchen Schulvereins kennt, weiß aber auch, mit welchen Schwierigkeiten die Errichtung und Eröffnung einer deutſchen Schule im bedrohten Sprachgebiete verbunden geweſen. Kein Rechtsmittel blieb unverſucht, um die Gründung zu verhindern. Der Ankauf des Bauplatzes, die Erteilung der Baubewilligung, die Genehmigung der Pläne, ſie begegneten zähem Widerſtand von den Gemeindebehörden, dem Landesausſchuſſe, auch den politiſchen Machthabern. Wieviel ſchwierige, umſtändliche Arbeit gab es da zu leiſten, wieviel Eingaben, Einreden mußten verfaßt und belegt werden.

Stand endlich das ſchmucke Schulhaus auf dem Plane, ſollte es geweiht werden, ſo ſtaute ſich der Pöbel der ganzen Umgegend vor ihm, aufgehetzt von Agitatoren, und durch eine von Feinden beſetzte Straße mußten die Feſtgäſte, verhöhnt und mit Steinen, faulen Eiern beworfen, einziehen in das neue deutſche Unterrichtshaus. In der nächtlichen Finſternis aber wurde der dort wohnende Schulleiter vom Klirren der zertrümmerten Fenſter geweckt, und ihm dadurch gezeigt, welch ſorgenvollen, bangen Zeiten er entgegengehe. War alles geordnet, ſo weigerte ſich oft der tſchechiſche Prieſter, den Religionsunterricht an der deutſchen Schule zu erteilen.

Wieviel Mühe, wieviel Sorge hängen an jeder ſolchen deutſchen Schule. — Wenn das Einſammeln der Geldmittel allein zu bedenken geweſen wäre, wie leicht erſchiene dieſe Arbeit den Männern, die nun ſchon ſo lange an der Spitze des Deutſchen Schulvereins ſtehen!

Die verſtorbenen erſten Obmänner Dr. Weitlof, Dr. v. Kraus und Dr. Eckel und der jetzige Obmann Dr. Guſtav Groß, dieſe pflichtgetreuen, wackeren, deutſchen Männer, die für ihr deutſches Volk nicht nur in mühe- und ſorgenvollen Tagen gearbeitet, ſondern auch manchmal geblutet haben, ſie haben der Öffentlichkeit wenig von all dem erzählt. Sie haben ihren ſchönſten Lohn im Danke jedes deutſchen Mannes gefunden, der durch die Schulvereinsſchule zu deutſcher Bildung, zu Erwerb und Beſitz gelangt war.

Wenn von den vielen Vereinen Öſterreichs einer berechtigt iſt, den Pflichtgulden von ſeinem Volke zu verlangen, ſo iſt es der Deutſche Schulverein!

Wenn ein Verein würdig iſt, durch den deutſchen Dichter Roſegger mit einer Millionenſammlung bedacht zu werden, ſo iſt es der Deutſche Schulverein!

Und wenn ein Verein mit Stolz und Freude auf ſein Wirken zurückblicken und ein frohes Jubelfeſt feiern kann, ſo iſt's wieder der Deutſche Schulverein.

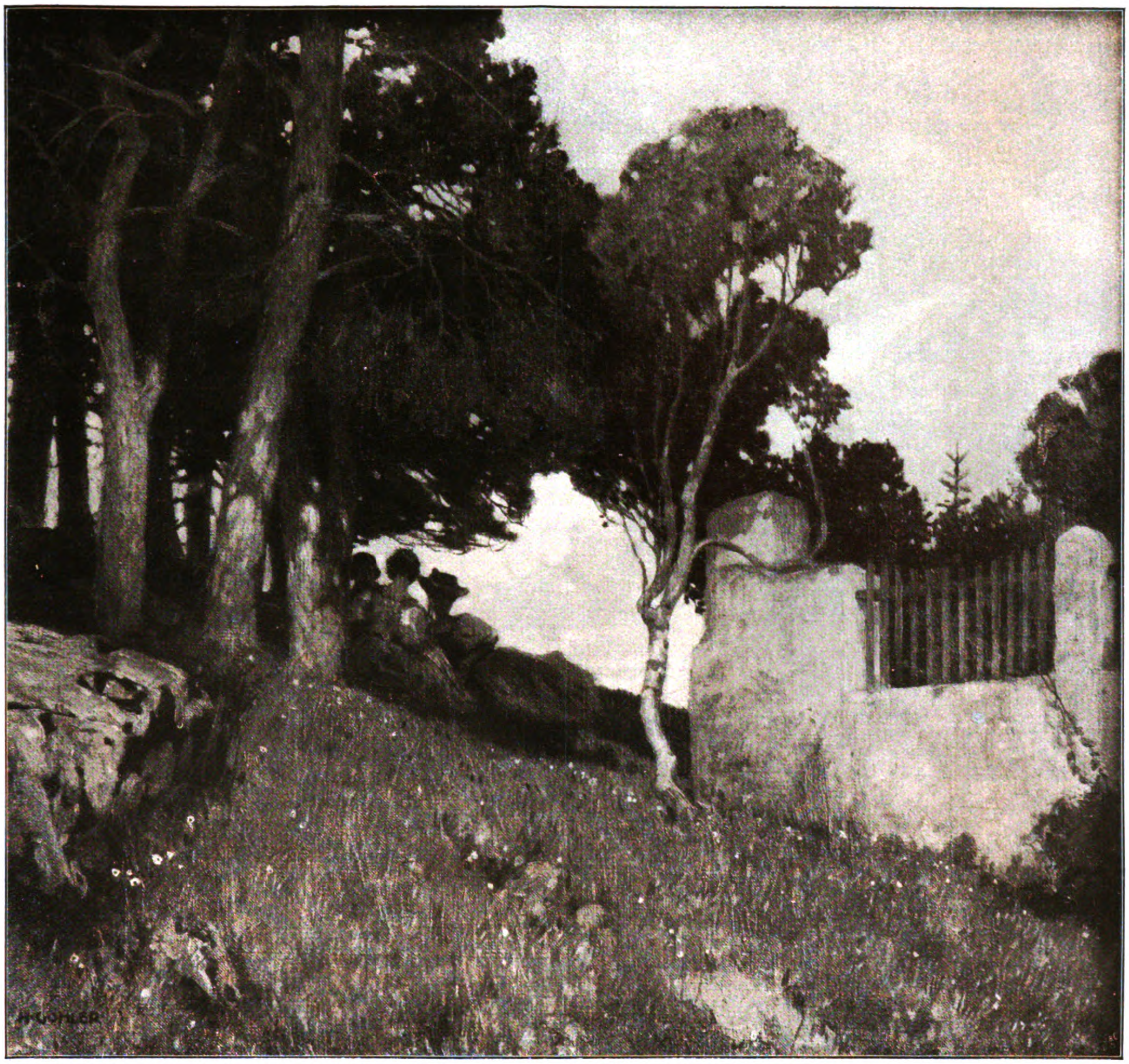
Und zu ſeinem Feſttage ſenden wir den Glückwunſch zur vollbrachten, mächtigen Arbeitsleiſtung und den weiteren Wunſch, daß dieſe Arbeit in deutſchen Landen noch mehr verſtanden und gewürdigt werde als bisher.

Der edle Dichter Roſegger hat in warmen, ſchönen Worten, wie ſie nur ihm zu Gebote ſtehen, die Millionenſammlung für den Deutſchen Schulverein eingeleitet, und den erſten Bauſtein zur weiteren großzügigen Ausgeſtaltung des Vereins gegeben. 1160 Bauſteine, im Betrage von 2 320 000 Kronen, ſind heute gezeichnet.

Möge die dritte Million erreicht werden! Sie wird nötig ſein, alle Anforderungen zu decken, die an den Verein geſtellt werden. Denn eins darf auch im Feſtesjubel nicht vergeſſen werden: Näher und näher rückt die ſlawiſche Gefahr, ſchon bis ins Herz der öſterreichiſchen Lande, bis in die deutſche Stadt Wien!

Auch an die Frauen muß der Ruf ergehen, ſich mehr als bisher des Deutſchen Schulvereins anzunehmen. Nur ein kleiner Teil von ihnen leiſtet den Pflichtgulden und arbeitet mit zur Verteidigung deutſcher Schule und Sprache in Öſterreich.

Mögen auch ſie die Gefahr erkennen — und mitarbeiten zum Schutze ihres Volkstums. Denn verloren iſt das Volk, deſſen Frauen gleichgültig bleiben beim Kampfe um eins ſeiner heiligſten Güter: um ſeine Mutterſprache! F. M.-D.



Sommerluſt. Gemälde von H. Göhler.

Die Goſe. Plauderei von Ernſt Boerſchel.

Ergreifend ſchlägt Edwin Bormann in die Harfe:

„Wennſte probſt der Goſe Saft,
Wappne Dich mich Heldenkraft!
Denn De weeßt nich: werd Dei Magen
Ja un Amen derzu ſagen?
Drum bevor die rechte Hand
Noch ums Stengelglas ſich wand,
Leg' aus Vorſicht deine linke
Uf de Stuwendierenklinke!“

Die Leipziger ärgern ſich über dieſen Vers; er geht ihnen gegen die Pietät, und ſie erklären die Bormannſche Erfahrung für Unſinn.

Alſo Mut! Man tritt in eine alte Goſenſtube, es brauchen nicht gleich die beiden berühmten „Ohne Bedenken“ in Gohlis und die Pfotenhauerſche alte „Goſenſchänke“ in Eutritzſch zu ſein, man ſetzt ſich, und lautlos, ohne daß Du was ſagſt noch daß er was ſagt, ſtellt der Kellner ein hohes, mit 0,9 geeichtes Stangenglas und eine flache, unten weit ausladende und mit einem langen, dünnen Hals gleich einem Schornſtein aufragende Flaſche auf den Tiſch. Flaſche und Glas ſtehen halbmännergroß da, der Kellner verſchwindet, und Du ſitzeſt vor Deinem Apparat. Ratloſigkeit. Verlegenheit. Natürlich iſt gerade niemand da, der ſich ſolch Ding eingießt, damit man ſieht, wie's gemacht wird. Endlich! Der Retter hebt die Flaſche und ſchwenkt wie die alten Griechen, wenn ſie mit Wein den Göttern opferten, die Flaſche haſtig ab — gemütsruhig praſſelt der Springquell mitten in die Goſenſtube hinein. Dann nimmt der richtige Goſentrinker die Flaſche nicht beim Hals, ſondern er legt ſie ſich flach in die rechte Hand, hält ſie oben mit dem Daumen feſt und gießt nun langſam, da die Goſe ein Hefenbier iſt, ſein Glas voll. Mit einiger Ungeſchicklichkeit bringſt Du das auch fertig und ſtehſt jetzt vor der zweiten Prüfung, vor dem erſten Schluck. Sehr ſchön ſieht das Gebräu nicht aus. Es iſt nicht ſonnig klar, iſt auch nicht würzig braun. Es iſt trüb und dick, lehmig mit rötlichem Hauch und hat als einzigen Troſt nur eine ſehr ſchöne, ſchneeweiße Sahne. Der erſte Schluck ... brrr. Rauch, Pech, Schwefel ſcheinen in dem Biere zu toben. Aber bald merkt man nach der erſten Überwindung einen wundervoll reinen Malzgeſchmack auf der Zunge.

Ein gediegenes Naturprodukt iſt die Goſe in der Tat, die echte Goſe, die, aus dem Deſſauiſchen eingewandert, nur noch auf dem Rittergut Döllnitz im Saalkreis gebraut wird. Und originell iſt es, daß ſich die Goſe nur in Leipzig eingebürgert hat. Von den 30000 Hektolitern Goſe, die das Rittergut Döllnitz jährlich braut, gehen 80% nach Leipzig, der kleine Reſt verteilt ſich in die Provinz, aber da auch nur innerhalb der ſächſiſchen Grenze. Leipzig iſt die alte Goſenburg. Den Leipzigern ſoll der alte Deſſauer die Goſe zugetragen haben. Er kam eines Tages nach Eutritzſch vor Leipzig und verlangte da etwas gegen den Durſt. Aber die Eutritzſcher reichten dem Fürſten ein Bier, daß er entſetzt war. Er verſprach ihnen ſeine Marke und ſchickte ihnen aus Glauzig im Anhaltiſchen die Goſe herüber. Damit treten wir aus der Legende in die Wahrheit ein über die Leipziger Goſe. Sie war urſprünglich „Gludſcher Goſe“ und wurde jahrzehntelang aus Glauzig bezogen. Um 1738 herum kam die erſte Goſe nach Eutritzſch. Der Import ging, bis 1820 der Zollanſchluß Sachſens an Preußen erfolgte. Anhalt war dem Zollverband nicht beigetreten und erfuhr nun allerhand Zollſchwierigkeiten. Die Einfuhr der Goſe ſtockte, aber ein heller Kopf, der Braumeiſter Johannes Philipp Ledermann hatte das glänzende Abſatzgebiet Leipzig ſchnell erkannt und nutzte jetzt die Gelegenheit aus. Er ging 1824 hinüber ins Preußiſche und ſchloß in Döllnitz mit dem Rittergutsbeſitzer Johann Gottlieb Goedecke einen Brauvertrag. Dies Jahr war das Geburtsjahr der Döllnitzer Rittergutsgoſe, d. h. der Goſe. 1883 iſt der alte Ledermann geſtorben, doch der Name Goedecke hat ſich auf dem Rittergut erhalten. Als Schutzpatron der Goſe ſteht der alte Deſſauer weiterhin dankbar in Flor. Sein Bild hängt neben dem Meiſter Ledermanns in jeder Leipziger Goſenſtube, die etwas auf ſich hält.

Die Goſenbrauerei des Rittergutes Döllnitz iſt von patriarchaliſcher Originalität. Es fehlt ihr an allem, was man heutzutage Betrieb nennt. Sie liegt eingebettet im Elſtergrund, und wenn man von Halle auf ſie zukommt, halten ſie die Dörfer verſteckt. Langſam entfaltet ſich der Gebäudekomplex, und in der Art wie er neben- und gegeneinander gebaut iſt, ergeben ſich überraſchende Winkel mit einer durch Natur und ländliche Einfalt glücklich gemiſchten Stimmung. Mehrere hohe, wie ſprunghaft abgegiebelte Gebäude fallen auf. Das ſind die Mälzereien mit ihren vielen, einer auf den andern geſetzten Schwelkböden, auf denen das Malz ſeine letzte Süße bekommt. Der liebenswürdige Brauereidirektor Fels kletterte ſtolz von Boden zu Boden und erklärte, daß die modernen Brauereien in den Städten ſich ſolche Tennen nicht leiſten könnten, der Raum koſtete ihnen viel zu viel. Weit ausgeſtreut lagen hier Weizen und Gerſte. Zehntauſende von Zentnern, Milliarden von Körnern; jede Schicht in einem andern Stadium der Entwicklung. Eine eiſerne Tür ſchlug auf. Da lag der eingeweichte Weizen zum Trocknen auf der Darre. Ein wundervoller, würziger, ſchwerer Duft ſtieg auf, alle Segenskräfte der Mutter Erde ſchienen ſich zu erheben. Bier von ſolchem Material kann man ſchon trinken. Unten brodelte es durch die Maiſchen. Der Brauereidirektor zerrieb eine Blüte Hopfen und hielt ſie mir unter die Naſe. Neuer würziger Duft, voll und ohne Kunſt. Die Hefe und — das Geheimnis, das nicht verraten wird, geben der Goſe den anfangs trüben Geſchmack, der aber gerade alle Vorzüglichkeiten außerordentlich hebt.

Als obergäriges Bier macht die Goſe ihre letzte Wandlung nicht in der Brauerei durch ſondern im Faß. Die Goſenwirte in Leipzig ſind halbe Brauer. Im Planwagen, nicht auf mächtigen Bierautos, die ihre Ladung auf dem Güterbahnhof der Eiſenbahn bekommen haben, auf Heu gebettet, mit offenen Spunden, fahren die Fäſſer mit der Goſe vor den Goſenſtuben in Leipzig vor. Es iſt die ſchwach vergorene Goſe, die jetzt zur Gärung im Keller ein paar Tage liegen muß und dann zur Weitergärung in die hohen langhalſigen Flaſchen abgezogen wird. Manche Wirte laſſen die Goſe auch in Bottiche ſchütten und ſie da abgären. Dann füllen ſie ſie ab. Und zwar ſtets höchſtſelbſt, wie z. B. Onkel Schwabe, ein Gohliſer Goſenoriginal in der Goſenſtube „Ohne Bedenken“. Weiter ſagt die Gebrauchsanweiſung: „Die Flaſchen ſind nicht ganz voll zu füllen; etwa zwei Zentimeter müſſen freibleiben für den Hefeſtöpſel, der ſich infolge der Nachgärung bildet und die Goſe luftdicht abſchließt. Dieſer Hefeſtöpſel iſt vor dem Einſchenken ſchnell abzuwiſchen. Offene Goſe darf im Sommer nicht älter als drei Wochen, in den anderen Jahreszeiten vier bis fünf Wochen alt werden. Beim Entleeren der Flaſchen iſt darauf zu achten, daß langſam eingegoſſen wird; der trübe Bodenſatz, vom Gärungsprozeß herrührend, muß in der Flaſche zurückbleiben. Mäßig temperiert, etwa 15° C, mundet die Goſe am beſten.“

Den Ruhm der älteſten Leipziger Goſenſtube beanſprucht die Eutritzſcher. Hier kam Anno 1738 der alte Deſſauer vorbei, begrüßte ſeinen alten Leibdiener Gieſecke, der das Wirtshaus innehatte, und machte ihm die Einführung der Goſe zur moraliſchen Pflicht. Seitdem ſteht die alte „Goſenſchänke“ am Markt in Eutritzſch für den Leipziger in Erinnerung geweiht da. Das Gebäude iſt 1640 gebaut und heute noch ſo winklig und niedrig im Innern wie damals. Die Decke iſt rauchgeſchwärzt, die Tiſche und Stühle ſpreizen ihre Beine nach außen, an den Längsſeiten der Tiſche ſtehen Doppelbänke, wie in alten Tagen. Eine Wichtigkeit iſt der Stammtiſch, der aus den Erprobteſten beſteht und den heilige Gewohnheit beiſammenhält, wenn nicht Freund Hein mal ungeſehen kommt und einem winkt. 1888 feierte man hier in der alten Goſenſchänke das 150jährige Jubiläum der Goſen-Einführung. Es ging hoch her. Ein hiſtoriſcher Feſtzug mußte ſein. Der „Seeler-Ernſt“, der Seilermeiſter Ernſt Luther, ein Eutritzſcher Original, machte den alten Deſſauer. Er muß ausgezeichnet geweſen ſein; noch heute leuchten aller Eutritzſcher Augen ſtolz auf, wenn Seilermeiſter Luther in der Erinnerung erſcheint. „Goſenſchlößchen“ und „Goldener Helm“ ſind noch zwei andere ältere Goſenſchänken in Eutritzſch.

„Ohne Bedenken“ iſt der hübſche Name der bekannten Goſenſtube von Carl Cajeri in Gohlis. Wenn Edwin Bormann auch warnt, kommt nur herein und trinkt „ohne Bedenken“. Dieſe Goſenſtube liegt im Hof, tief in die Erde gedrückt, tiefer als das Hofniveau. Sie iſt in den letzten Jahren neu ausgeſtattet worden, aber glücklich ſind Ton und Milieu gewahrt geblieben. Die Goſenſtube iſt über fünfzig Jahre im Beſitz der Familie Cajeri. Es iſt mit die gemütlichſte und angenehmſte der Leipziger Goſenſtuben. Unmerklich und überaus geſchickt wird in ihr alte patriarchaliſche Stimmung mit neuzeitlicher Einrichtung vereinigt. Nicht mühſam wird das Alte aufrecht erhalten, ſondern ſelbſtverſtändlich gibt es ſich in alten Stichen, im breiten Renaiſſanceofen, in der Täfelung, Anordnung der Tiſche, Verwertung des Raumes zu freien und geſchützten Plätzen. Man merkt, die alte Zeit mit ihrer Nüchternheit und Anſpruchsloſigkeit iſt vorüber, aber ſie könnte auch wieder da ſein, wenn man nur will. Damals trug Schmidt in der Lederſchürze und mit aufgekrempelten Hemdsärmeln, die Tonpfeife im Mund, die Goſe von Tiſch zu Tiſch; heute tun es ſchwarzgekleidete Kellner. Aber unten im Keller könnte „Onkel Schwabe“, der die „Goſenſchänke“ lange Zeit verwaltete, auch heute noch ſtehen und abfüllen. Altes und Neues müſſen ſich treffen, die Übergänge dürfen ſich nicht ſchroff vollziehen. Das hat Herr Cajeri, der Wirt von „Ohne Bedenken“, geſchickt fertig gebracht. Wenn der frühere Buchhändler ſich dann zu einem ſetzt und einem ein Paket alter Stiche enthüllt und eine Sammlung „Mikroſkopica“, kleine Drucke, von denen der älteſte eine Inkunabel iſt, eine in Mailand gedruckte Ausgabe von Catull, Tibull und Properz: ſo ſchlürft man ſeine Goſe mit aller geprieſenen „Vollmundigkeit“ und möchte dazu ſtatt des grellen Glühlichts ein Wachslichtlein vor ſich ſtehen haben und wie ein gelehrter Mann von ehedem ſein Geſicht in die Büchlein der Vergangenheit vergraben, die ihre höchſten Reize doch erſt im Genuſſe der Gegenwart findet.

In Leipzig ſelber werden die alten Goſenſtuben, in denen es nur Goſe gibt, von Jahr zu Jahr ſeltener. Neue Wirte kommen und verjagen den guten Geiſt der Goſenpietät aus den alten Räumen. Man empfindet dann eine gewiſſe Wehmut, wenn man plötzlich an einem Orte, in dem die Vergangenheit aus allen Winkeln lugt, völligem Unverſtand gegenüberſteht. In der Nikolaiſtraße der „Blaue Hecht“ und Fiedlers Goſenſtube in der Kloſtergaſſe ſind die wenigen, in denen die langhalſigen Flaſchen, wenn ſie ſo in Reih und Glied beiſammen ſtehen, noch Leben und alleinige Geltung zu haben ſcheinen. Dieſes Kleinbürgerliche tut wohl, es iſt wie eine Ausſpannung aus dem ſauſenden Rad der Zeit.

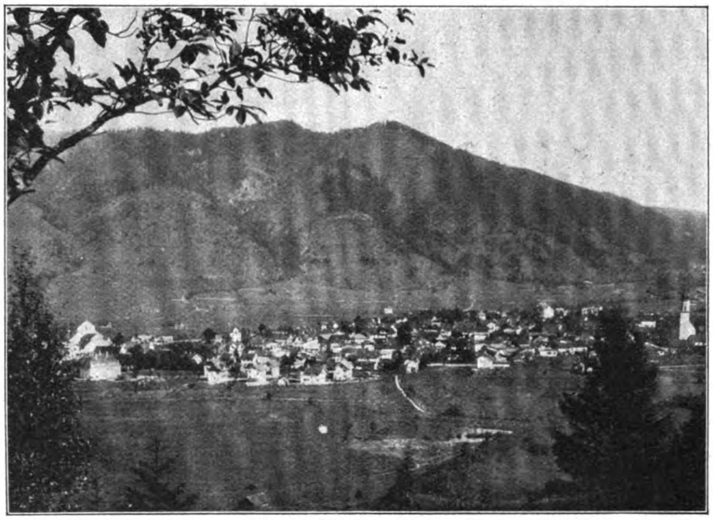
Pfingſtfahrt nach Oberammergau. Von J. Höffner.

Unter Pfingſtfahrt verſteht man wohl meiſt etwas Liebliches, Frühlingsfriſches, eine Fahrt durch blühendes Land. Siehe Wolfgang von Goethe: „Pfingſten, das liebliche Feſt war gekommen …“ Und zuerſt läßt ſich die Pfingſtfahrt ja auch ſchön genug an. Herrlich die Fahrt durch die maigrüne Welt, unter Blütenbäumen und lenzverhangenen Birken, lohendes Abendrot über dem beruhigten Tal, und alle Höhen ringsum flammend in der untergehenden Sonne. Aber vor Regensburg ſteigen Wolken auf, es geht durch ein Wetter hindurch; in ſtrömendem Regen kommt man in dem ohnehin rauheren München an. Am andern Morgen beginnt bei dem nämlichen gräßlichen Wetter die Wallfahrt zur Paſſion. Allerdings man muß zufrieden ſein. Man hat noch keinen Anſpruch auf das eigentliche Pfingſtwetter, denn vorläufig fährt man ja nur zur Generalprobe.

Der Starnberger Bahnhof wimmelt von Menſchen. Die Kommiſſionäre von Cook und Schenker, den beiden Geſellſchaften, die neben dem offiziellen Oberammergauer Bureau die Reiſenden unterbringen, ſchießen umher; Diener, Dienſtmänner, Jungfern drängen ſich durch und dazwiſchen das Hauptkontingent: the merry old England, alte und junge Miſſes, Gentlemen, Mothers uſw., um in Oberammergau anzubeten. In Ölmänteln, Südweſtern, in Sealmänteln und Schleppröcken, in Lodenkapes, die Kapuzen über die Ohren gezogen, in Sportdreſſes und Kraxlerkoſtümen. Alles ſtöhnt in den wohlbekannten Gaumenlauten über the rain, the weather, und eine dicke, in Schleier und Pelze, wie zu einer Polarfahrt vermummte Lady fragt, ob wir „must change car at Murnau??!“ Übrigens ſcheint Albion entſchieden in der

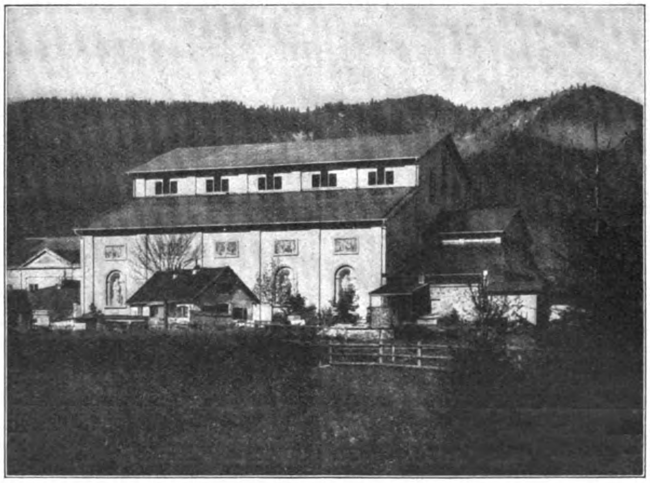
Fremde mehr „well bred“ als früher aufzutreten. Man ſtößt überall auf ſehr verbindliches, beſcheidenes Betragen. Vielleicht liegt es auch in der Stimmung, in der Qualität des betreffenden Menſchen.

Etwas abſeits in geſchloſſenen Trupps halten ſich die bunten Gruppen aus Franken, die ſchon vorher der Stadt ſtellenweiſe ein beſonderes Gepräge gegeben haben: Bäuerliche Wallfahrer mit ihren farbenfrohen Trachten, triefende baumwollene Regenſchirme unter den Arm geklemmt, in der Hand die ſegeltuchenen oder braunledernen Reiſetaſchen, die ſeltſam anachroniſtiſch zu den bunten Schürzen und Tüchern, den Hirſchhornknöpfen und grünbordierten Röcken ſtehen, das Wallfahrtsabzeichen auf die Bruſt geheftet. Das ſchnattert und kichert und tritt von einem Fuß auf den andern. Endlich ertönt der Warnungsruf der fürſorglichen Königlich Bayriſchen Aufſichtsbeamten: „Obacht geben: die Herrſchaften! Obacht: Leute gebt's Obacht!“ und die keuchende Lokomotive ſchleppt den Paſſionszug herein. Alles rennet, rettet, flüchtet . . .



Oberammergau von der Kreuzigungsgruppe aus; links das Paſſionstheater.
(Verlag der Neuen Photographiſchen Geſellſchaft in Steglitz-Berlin.)

Schließlich muß ſich jedes Chaos entwirren, wenn das ultra posse überwunden iſt, und man findet ſich in Geſellſchaft eines hochwürdigen jungen Herrn Kuraten, den wir noch barmherzig aus ſeinem hilfloſen Umherirren hereingenommen haben, weltfremd, mit ſeinem asketiſchen Johanneskopf. Alsbald entzieht er der Reiſetaſche mit dem härenen Hemdlein ſein Brevier und verſenkt ſich nach der löblichen Weiſe hochkatholiſcher Geiſtlichkeit in erbauliche Betrachtung. Deſto mitteilſamer ſind die andern Reiſegenoſſen, ein bayriſcher Graf und Abgeordneter in lodener Kapuze mit ſeiner blonden Frau und einer Freundin, denen der Diener einen Rieſenkarton ins Kupee geſchoben hat: „A Toilett'n, denn mer ſan auf den Abend nach der Paſſion noch zu den Trauners g'laden.“ Sie erzählen viel von Oberammergau. Sie kennen die Spiele der letzten Jahrzehnte: „Das iſt tief erſchütternd; er wird ans Kreiz geſchlagen, und da hangt er a halbe Stund'n!“



Das Paſſionstheater.
(Verlag der Neuen Photographiſchen Geſellſchaft in Steglitz-Berlin.)

Station Murnau. „Wo ſteht der Zug nach Oberammergau?“ „Jo, da müſſen's halt nach dem andern Bahnhof.“ Der Regen gießt, ſtrömt, rauſcht. Der Graf ergreift beſorgt den Karton mit ‚da Toilett'n‘. Denn er kennt den Rummel. Aufi und auſſi. O wär' ich, ſeinen Saum ergreifend, ihm gefolgt!

Denn als man fern von unziemlicher Eile, ohne Drängen und Stoßen und Kleider-vom-Leibe-Reißen mit dem Gros der Mitreiſenden vor dem Zügele anlangt, bilden ſich ſchon jammernde Gruppen! „Ka Platz is nit mehr!“ „There is no place in the cars.“ „Aoh, oah!“

Aber väterlich naht der tröſtende Stationsbeamte.

„In a halbe Stund'n laſſ'n wir a ſcheenen Zug ab.“ Einige „Preißen“ wollen Radau machen. Aber ihr Leid iſt das kleinere: zur rechten Zeit hat man, des Schmuckes froh bedacht, die Ausgangstüren friſch geſtrichen, und eine Franzöſin mit verzückten Wallfahrtsaugen ſchreit ſchaudernd auf: „Ah, quel horreur! Voyez madame!“ und ahnungsvoll beſieht jeder ſeine Ärmel.

Mit der Zeit kommt dann auch der „ſcheene“ Zug an. Aber es iſt der Wallfahrerzug. Voll ſchwitzender Oberfranken. Nur mit Abteilen dritter. Bedenklich betrachtet man die Situation. Man ſteht in Pfützen. Der Regen rinnt in Bächen von den Schirmen, ergießt ſich in Rock- und Überzieherkrägen. Unter den Fußſtapfen quillt das Waſſer. Die Kalkſteinbrühe malt auf Schuhwerk und Kleider Gemälde wie der Eſelſchwanz den Sonnenuntergang auf der Pariſer Ausſtellung. Ein Amerikaner redet empört auf den Stationsleiter ein: „But, dear Sir, I have paid for the first class; I must not go in that . . .“ Seine Ladies ſtehen klappernd und indigniert dabei und während ſie ſtehen, ſcheinen ſie mehr und mehr einzuſinken, denn es iſt, als ob der unterwühlte Boden allmählich nachgibt, ſchwindet, zu Schlamm wird . . . „In a halbe Stund'n werden wir noch an ſcheenen Zug haben,“ erklärt der Königlich Bayriſche und grinſt. Denn er weiß, der Zug in a halbe Stund'n wird ebenfalls ein Wallfahrerzug ſein, und er wird ebenfalls nur dritter führen . . .

Hier gilt kein Widerſtand und keine Wahl. Der Zug wird genommen.

„Gelt, da ſchaugt's!“ Oberfranken kichert und reckt die Hälſe, als die Herriſchen in den Zug eini müſſen. Aber ein zarter Akt der Menſchlichkeit ſtellt holdes Einvernehmen her. Eine alte Bäuerin, verſchrumpelt wie ein Bratäpfelchen, ſchält mit den verarbeiteten Daumen eine Apfelſine; ſie möchte gern der Kathrin ein Stück hingeben, wagt aber nicht, an uns vorbeizulangen. Strahlendes und ungläubiges Entzücken, als man es ihr weitergibt. Beifallsgemurmel und rückſichtsvolles Betragen für die übrige Fahrt die Folge.

Vor der Kaſſe.
(Nach einer Photographie von H. Traut in München.)

Famoſe Typen ſind unter dieſen Frauen. Breit gefältelte Röcke, geblümte Schürzen und Tücher. Drei, vier Granat- und Türkisringe am Goldfinger über dem Trauring; ſchwere Gehänge in den Ohren. Das Haar ſeltſam geordnet, faſt letzte Mode, mit dem Sammetband der geſtickten Jetſpange über dem Scheitel; die Zöpfe in zwölf-, ſechzehnteilige Strähne geflochten und in Schleifen am Hinterkopf aufgebunden. Und vergnügt iſt die Geſellſchaft! Sie ſind naiv wie die Kinder. Bei jeder Station erklärt die Beherzteſte, Beſitzerin, man höre, eines Füllfederhalters, den ſie liebevoll zwiſchen den Fingern dreht, mit erhobener Stimme: Oberammergau. Aber es iſt immer verfrüht. Die Kälte und Näſſe wird ſchneidender, je mehr man ſich den Bergen nähert. Ein jüngerer Mann mit einem Gamsbart am Hut erzählt von einem, der in den Alpen im Gebirg geweſen iſt: „und grad unter ihm hat's gewettert, hot er mir erzählt.“ So vergeht die Zeit, und plötzlich verkündet ein großer, glattraſierter Bauer: „Jetzund do kimmt's!“

Und ſo iſt's. Die Station taucht auf. Der Regen rieſelt, plätſchert, ſtürzt. Die Welt iſt ein Meer. Es ſind Wagen da: „O, in Oberammergau hat's auch Wägen.“ Ach ja, ſie ſtehen ſchön hinten, und man iſt durchweicht, ehe man hinkommt. Die Gäule ziehen an. Zum Wohnungsbureau. Und endlich, nach langem Aufenthalt, Stoßen und Drängen, hat man ſeinen Quartierzettel und wird der gaſtlichen Stätte zugerumpelt.

Auch zwei Mitſpieler.
(Nach einer Photographie von H. Traut in München.)

„Do hinauf müſſen die Herrſchaften halt gehen!“ Es geht eine Steintreppe hinauf, und zwar durch einen Ozean von Modder. Endlich das Ziel unſerer Sehnſucht: ein eiskaltes Loch.

„Gibt's denn keinen Ofen?“

„O, an Ofen hat's ſchon, an ſcheenen, eiſernen.“ Rauch, Qualm, Dunſt, aber endlich Wärme. Man kehrt allmählich ins Menſchentum zurück. Heilige Flamme, häuslicher Herd, Hüttenatmoſphäre. In „der Hitten“ iſt es oft noch viel ſchlimmer; der Weiſe ſucht Troſt in der Philoſophie. Und ſo iſt der Abend, der Menſch ſich umgezogen habend, und nachher bei traulichem Feuerſchein ſich wärmend — denn in Ludwigs Land drängen ſich dieſe Partizipien des königlichen Dichters auf — noch ein reizendes, wenn ſchon nicht mailiches, doch winterumwittertes Idyll. Man legt beizeiten ſeine Sachen zurecht, denn morgen „frieh um finfe“, oder erſt um ſechs, wird man zähneklappernd dem wohligen Lager entriſſen, in dem man, pelzumwickelt, nicht erfroren iſt — denn der eiſerne Ofen hat nur ein ſtundenkurzes Leben.

Glockenläuten, Holzhacken, fröhliches Geſchnatter. Der Paſſionstag bricht an. Es iſt zwar erſt „finf“, aber doch ganz gut zum Angewöhnen. Ausnahmsweiſe regnet es nicht. Aber man glaubt es nicht: man hat zuviel gelitten. „Aoh, oah!“

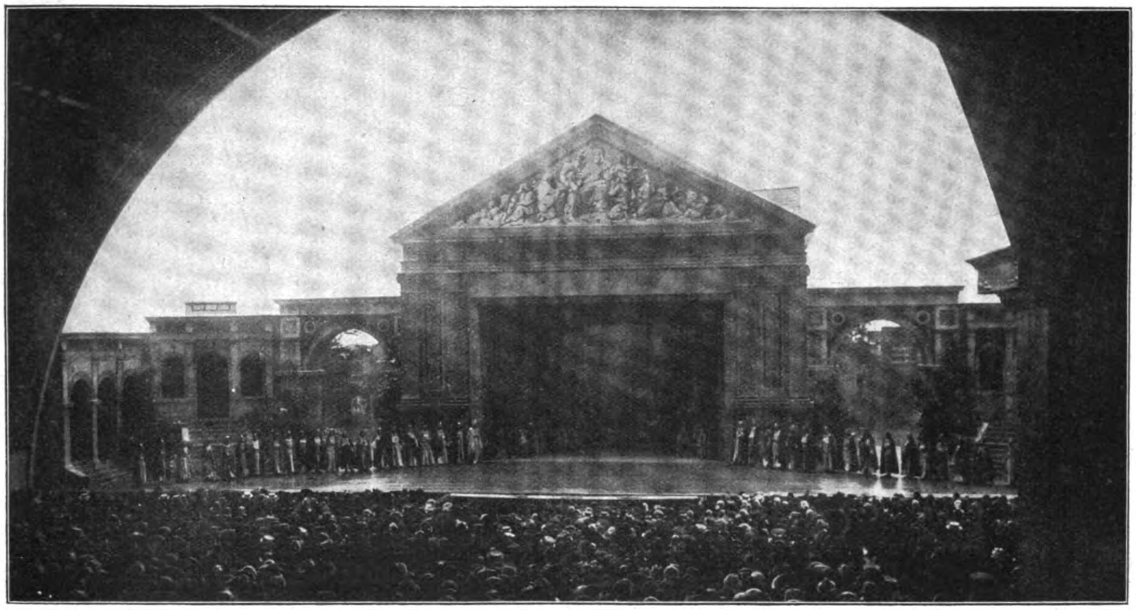
In der Kirche wird Meſſe geleſen. Eingeborene und mit ihnen bigotte Engländer nehmen das heilige Abendmahl. Das Wäglein hält vor der Tür. Oberammergau liegt tiefverſchneit. Der Herr Wirt im Schmuck ſeines, von keinem Schermeſſer berührten Haupthaars iſt ſchon fort. „Er ſpielt halt auch mit, wiſſen's.“ Wir ſehen ihn ein paar Stunden ſpäter in der Tempelſzene als Wechſler.

Ganz Oberammergau iſt auf den Beinen, und alles was Mann heißt mit langen Haaren, vom Jüngling bis zum Greis am Stabe. Auf den Straßen ſtrömt es dahin. Die Glocken jubeln von oben. Die Böllerſchüſſe donnern vom Oſterbichel: etwas wie Erwarten und Weihe liegt in der Luft. Wagen auf Wagen ſtaut ſich. Die Gefährte bilden Queue. Langſam wickelt ſich die Reihe ab.

Auf allen Geſichtern eine rührende Begeiſterung.

Und dieſer Eindruck von Rührung vertieft ſich, als man mit durchnäßten Füßen — denn ſelbſtverſtändlich ſind zu den Eingängen keine Bretter gelegt, und die Wagen müſſen — warum eigentlich? — ein Stück vom Schauſpielhaus entfernt halten — in Decken gewickelt, vor Kälte zitternd in ſeiner Loge ſitzt. Rührend dienſtbereit und gutwillig die Aufſichtsbeamten mit ihren ehrlichen von freudigem Stolz ſtrahlenden Geſichtern, ergreifend der Chor, der ſoeben, feierlich nach alter Weiſe von rechts und links die Bühne betritt.

Und nun rollt das Drama ſich ab. Es iſt die Paſſionsgeſchichte von der Tempelreinigung bis zum Tod des Herrn am Kreuz, Auferſtehung und Himmelfahrt, getreu dem Wortlaut der vier Evangelien: eine Harmonie der Paſſionsgeſchichte, bei der auch kein Wort des Neuen Teſtaments, das natürlich in der Vulgata benutzt wird, verloren geht. So reich die Leidenswoche an dramatiſchen Momenten iſt, ſo läßt ſich doch, das zeigt das Oberammergauer Spiel, daraus kein eigentliches Drama aufbauen. Und das will, das ſoll das Spiel im Grunde auch nicht ſein. Man kann dieſer Volkskunſt nicht gerecht werden, wenn man daran den Maßſtab der großen Tragödien eines Sophokles oder Euripides legen will. Wir haben hier nichts anderes als eine von einem frommen Gemüt in eine einigermaßen dramatiſche Form gebrachte Darſtellung der letzten Erdentage Jeſu, die nur einen im kirchlichen Sinn, und zwar im kirchlich katholiſchen Sinn, erbaulichen Zweck hat. Man könnte vielleicht dem Spiel das freilich ſehr abgegriffene Motto des Pietismus geben, der ſich nach dieſer Seite hin mit den Motiven Oberammergaus berührt: Das tat ich für Dich, was tuſt Du für mich? Und immer wieder wird in dem Spiel ſelbſt aus dem Munde des Prologs auf dieſe Pflicht der Dankbarkeit aus Liebe hingewieſen. Dieſem Zweck der Erbauung, vielleicht noch beſſer der erbaulichen Belehrung entſpricht die ganze Anlage, die ſich aus ſiebzehn Vorſtellungen (oder Akten) zuſammenſetzt und in die vorbereitende Überſicht des Prologs über das Kommende, einem oder einigen ſogenannten Vorbildern, lebenden Bildern aus dem Alten Teſtament, die nach dem Wort: Novum Testamentum latet in vetere die prototypiſchen für die gegenwärtige Handlung bedeutungsvollen Vorgänge aus dem Alten Teſtament zur Darſtellung bringen und die eigentliche Handlung ſich gliedert. Jedem, der einigermaßen mit Bewußtſein den Vorgängen auf der Bühne folgt, wird ſich dieſe ſymmetriſche Monotonie ſtörend aufdrängen. Aber das gehört nicht hierher. Ein zweiter Aufſatz wird ſich des näheren mit dem Stück ſelbſt beſchäftigen. Die Darſteller geben ihr Beſtes. So gut ſie es können. Sie ſind mit ganzem Herzen bei der Sache. Es bedeutet einen Höhepunkt in ihrem Leben, der ihnen nur alle zehn Jahre beſchieden iſt. Das Spiel iſt für ſie Gottesdienſt, und in den bretterverſchlagenen Garderobekammern ſtärkt ſich manch einer für ſeine Rolle durch Gebet. Und darum kommt die weihevolle Stimmung auch über die Hörer. Man merkt: hier gibt es etwas Höheres als ein tragierendes Bauernvolk, als eine Einnahmequelle, die den Ort zum Aufblühen gebracht hat und bringt. Und darum kommt auch die Kritik während des Spiels nicht zu Wort. Man achtet nicht auf den bayriſchen Dialekt, der unverkennbar immer wieder hindurchbricht, nicht auf allerhand Trivialitäten, man fragt ſich nicht, ob denn die katholiſche Kirche nicht ahne, daß in dem Stück ſie ſelbſt in dem Hohen Rat gezeichnet und getroffen werde, man läßt ſich tragen von der heiligen, ergreifenden Handlung, die in überraſchend farbenprächtigen und ſzeniſch außerordentlich gut gelungenen Bildern ſich darſtellt. Wundervoll ſind die Volksmaſſen, die auf der dreigeteilten Bühne — der eigentlichen Bühne in der Mitte, die durch einen Vorhang geſchloſſen werden kann, der Stadtgaſſe mit dem Haus des Annas rechts, der Stadtgaſſe mit dem Haus des Pilatus links — hervorquellen und in ihrer Stärke bis zu vierhundert Spielern einen gewaltigen, einen überwältigenden Eindruck machen. Allerdings bringt uns der Spielleiter — der Direktor der Schnitzſchule — ſehr bald um alle Illuſion. Denn dieſe Maſſen, merkt man, ſind organiſiert, ſie werden am Schnürchen gehalten, und ihr unabläſſiges Uniſonoſchreien ärgert einen bald. Aber trotz alledem: etwas wie den Einzug Jeſu in Jeruſalem und die Kreuzigungsſzenen wird man kaum — rein ſzeniſch betrachtet — irgendwo zu ſehen bekommen.



Blick aus dem Zuſchauerraum auf die Bühne, auf der ein lebendes Bild geſtellt iſt. Der Chor iſt rechts und links rückwärts geſchwenkt.
(Nach einer Photographie von H. Traut in München.)

Der Zuſchauerraum, eine Rieſenhalle, die nach vorn zu offen iſt und durch einen Zwiſchenraum von der Bühne getrennt, ſo daß man die ganze Bühne unter freiem Himmel ſieht, faßt gegen zweitauſend Perſonen. Bank an Bank gedrängt ſitzen ſie und folgen dem Gang des Spiels. Keine Kleinigkeit, denn es ſind acht Stunden, mit einer kurzen Mittagspauſe, die man ausharren muß. Und nun gar heute! War vor acht Tagen, bei der Koſtümprobe, die für die Einheimiſchen und benachbarten Orte gegeben wird, die Bühne noch mit Eis bedeckt geweſen, ſo hatten diesmal am Morgen erſt die über Nacht gefallenen Schneemaſſen weggekehrt werden müſſen. Es herrſchte eine bittere Kälte, der man mit Pelzwerk, Tüchern, Decken, Wärmflaſchen und Stampfen in den Pauſen vergebens Herr zu werden ſuchte. Die Berge, die hinter der Szene ragen, liegen grauverſchleiert; hin und wieder bricht leuchtend die Schneedecke vor, dann ſchneit es und regnet. Die Spieler wechſeln die Koſtüme. Die zweite Garnitur muß heran, damit die oft außerordentlich koſtbaren Gewänder geſchont werden. Aber man merkt ihrem Spiel nichts an. Sie ſind die Kälte gewöhnt. Sie wiſſen ſie zu überwinden. Und wenn auch die Hände, Arme und Beine blaugefroren ſind, das Spiel bleibt warm.

So wie die Finken draußen mitten in der unkommentmäßigen Winterwelt ihre Strophe in das Spiel und den Zuhörerraum hereinſchmettern und wie die Schwalben unter dem gewölbten Dach einherſchießen als ob es wirklich Frühling und Sonnenſchein wäre.

Endlich kommt die Pauſe. In den Wirtſchaften in der Nähe des Theaters iſt man auf den ungeheuren Einfall der Gäſte eingerichtet. Es ging während des Spiels, wie Baruch, der Diener aus der Abendmahlsherberge ſagt: „Heute drängen ſich die Geſchäfte ungemein. Es wird für dieſes Oſterfeſt ein gutes Stück Arbeit geben. Das Zuſtrömen der Leute läßt nichts anderes erwarten. Mein Herr muß auf viele Gäſte rechnen, weil er immer ſo geſchäftig im Hauſe herumläuft.“ Schon quellen aus den zwölf weittorigen Ausgängen die Maſſen der Zuſchauer, halb Andacht, halb irdiſchen Sinn im Herzen, ſich durch überſchwemmte Pfade und Plätze den Weg bahnend. Die Hupen der Automobile heulen, die Oberammergauer Röſſer wiehern und ſpringen, und in kurzer Zeit liegt Platz und Theater ſtill und tot. Nur von Zeit zu Zeit fällt vom Dach der Bühne klatſchend ein Schneeſtück in die Kronen der Palmen.

Zwei Uhr! Das Spiel beginnt aufs neue. Die Stimmung wird geſpannter. Man empfindet das Auftreten des Chors immer mehr als hemmend. Großartig und von packender Wirkung ſind die Szenen vor dem Hauſe des Pilatus mit der wilderregten Menge. Sie würde vollkommener ſein, wenn nicht nach leidiger Tradition das Uniſono den Eindruck zerſtörte. Während Maria, geſtützt von Johannes, in Angſt um den Sohn auf der Bühne umherirrt, naht der erſchütterndſte Augenblick des Spiels: der Kreuzigungszug biegt um die Ecke. Dieſer Moment, bei dem auch der Blaſierteſte nicht unergriffen bleibt, bedeutet den Gipfel des Stückes, den Höhepunkt einer meiſterhaften Regiekunſt, die man übrigens erſt begreift, wenn man den ganzen, gewaltigen Apparat hinter der Szene geſehen hat. Hier ſind auch nicht ohne Geſchick die Legenden von Ahasver und der Veronika eingeflochten. Und ich muß ſagen, daß dieſe beiden legendären Züge von ganz beſonderer Wirkung ſind. Vielleicht, weil ſie ſo völlig wortlos vor ſich gehen, vielleicht auch, weil in ihnen, namentlich in der Sage von Ahasver, hochdramatiſche Ideen liegen. Nur ſchade, daß man neuerdings das Veronikawunder ſich nicht mehr vollziehen läßt. Während man in früheren Spielen auf dem Tuch das abgedrückte Bild des Antlitzes erblickte, hat man diesmal davon abgeſehen und ſich entſchieden einer eindrucksvollen Szene beraubt.

Das Folgende bedeutet mehr Nervenprobe. Fürchterlich hallen die Hammerſchläge, die die Nägel (bei geſchloſſenem Vorhang) durch Hände und Füße treiben, und das Bild des Gekreuzigten kann in unſerer Seele den tiefen Eindruck des unter der Laſt des Kreuzes Zuſammenbrechenden nicht auslöſchen. Jetzt zerreißt auch die Sonne völlig die Nebelſchleier, und die Berge erſcheinen in ihrer kühlen Verklärung als der gewaltigſte natürliche Hintergrund des gewaltigen Schauſpiels, das ſich jetzt vor unſeren Augen dem Ende zuneigt. Eine Reihe wundervoller Rubensſcher Bilder bietet die Kreuzabnahme. Leider wird der ſchöne Eindruck durch die theatraliſchen und geſchmackloſen Szenen der Auferſtehung und Himmelfahrt zunichte gemacht, namentlich der Auferſtehung, bei der der Chriſtus mit einem Lamettabandelier bekleidet aus dem Grabe „läuft“. —

Der nächſte Tag bringt blauen Himmel und Sonnenſchein, unter deſſen Zeichen auch die Pfingſtaufführung ſtehen ſollte, obgleich es zunächſt noch empfindlich kalt bleibt. Das Dorf wird leer. Auf der Bühne trocknen die durchnäßten Koſtüme; Anton Lang, der Chriſtusdarſteller, wird von entzückten Engländerinnen im Sonnenſchein auf der Bank vor ſeinem Hauſe, wo er der wohlverdienten Ruhe pflegt, „geknipſt“, und Petrus ſitzt mit ruhigem Gewiſſen, die große Brille auf der Naſe, und lieſt das Blättchen mit dem Bericht über das Spiel, und draußen kräht ſein Haushahn, der auf der Bühne ſeine Stimme nicht mehr erheben darf.

Führende Männer der Induſtrie: Heinrich Lanz in Mannheim. Von Dr. Fr. Bennigſon.

Nachdem mir der liebenswürdige Berliner Generalvertreter des Hauſes Heinrich Lanz einen „Paſſierſchein“ für das Mannheimer Werk ausgeſtellt hatte, konnte die Reiſe nach der Stadt der Quadrate des deutſchen Muſterländles angetreten werden. Ein wenig enttäuſcht war ich allerdings zuerſt. Ein häßlicher ſchmaler Steg zieht ſich über die Gleiſe der Mannheimer Hauptbahn hinaus zur Lindenhof-Vorſtadt, und hier ahnt man ſo gar nichts von der Nähe des Rieſenwerkes. Nach einiger Wanderung führt mich mein Weg endlich an einen eintönigen, lang hingeſtreckten, ziemlich niedrigen Bau. Das ſoll Heinrich Lanz, Mannheim, ſein? Geſtern ſaß ich noch in dem vornehmen Bureau des Generalvertreters, das ſich in der Via triumphalis unſerer Reichshauptſtadt befindet. Der Kontraſt ſcheint etwas groß. Da endlich gelange ich an das Hauptportal der alten Stätte deutſchen Lokomobilbaues, und nun ſehe ich einen großen Teil des mächtigen Werkes vor mir. Geſchäftige Arbeiter, ein Wald rauchender Eſſen, hin- und herfahrende Bahnwagen mit Ladungen allerart und als Wahrzeichen über dem Ganzen, über den breiten Hallen und über den eiſernen Gasbehältern, ein weitausſchauender Waſſerturm. Jetzt frage ich nicht mehr, hier habe ich die bedeutende Induſtrieſtätte vor Augen. Inzwiſchen nahm mich ein liebenswürdiger Ingenieur in Empfang, und die Wanderung durch die Rieſenanlage konnte beginnen. Eine genaue Kenntnis der Räumlichkeiten iſt ſchon erforderlich, um ſich in dieſer Zahl einzelner Werke überhaupt zurecht zu finden. Umfaßt doch die Fabrik in der Lindenhof-Vorſtadt über 400 000 Quadratmeter. Das iſt etwa das Achtfache des Flächeninhaltes der Berliner Muſeumsinſel, gerechnet von der hohen Freitreppe des Alten Muſeums bis zur Spitze des Kaiſer-Friedrich-Muſeums. Und dieſes mächtige Unternehmen iſt entſtanden aus einer kleinen Reparaturwerkſtatt, die Heinrich Lanz im Anfange des ſiebenten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts begründete. Damals befand ſich die „Fabrik“ in etwas beſcheideneren Räumen, nämlich in einem Mannheimer Gartenhauſe. Zwei Schloſſer waren im Jahre 1860 das Perſonal, heute zählt das Werk an 4000 Arbeiter und gegen 600 Beamte. Niemand konnte damals ahnen, daß das kleine Gartenhaus in der Schwetzinger Vorſtadt der Ausgangsort eines Werkes werden ſollte, das heute ein Gelände von Hunderttauſenden von Quadratmetern umfaßt und ſeine verſchiedenſten Erzeugniſſe über die ganze Erde verbreitet. Zuerſt wurde in beſcheidenem Rahmen die Fabrikation von Futterſchneidemaſchinen und von Dreſchmaſchinen aufgenommen, Spezialitäten, die bald für Deutſchland bahnbrechend und muſtergültig wurden. Ende der 1870er Jahre begann Heinrich Lanz ſodann mit dem Bau von Lokomobilen: eine angeſichts der übermächtig ſcheinenden Konkurrenz und der damals großen Vorliebe der deutſchen Landwirte für das engliſche Fabrikat ungemein ſchwierige Aufgabe.

Welchen Anklang die Erzeugniſſe der Firma allenthalben fanden, beſagen die hohen Abſatzziffern am deutlichſten. Wurde doch im Jahre 1909 die 24 000ſte Lokomobile fertiggeſtellt. An landwirtſchaftlichen Maſchinen, wie Häckſelmaſchinen, Milchzentrifugen, Dreſchmaſchinen, Strohpreſſen, Strohbindern und Strohelevatoren betrug die Geſamtproduktion bis zum vorigen Jahre etwa 600 000 Stück.

Bei dieſen Schilderungen waren wir nach Überſchreiten verſchiedener Gleisanlagen über einen geräumigen Hof, vorüber an dem Spritzenhaus der Fabrikfeuerwehr, zu den langen, hellen Hallen der Gießerei gelangt.

Wir kamen gerade zur rechten Zeit, um den Abſtich der hier aufgeſtellten ſieben Öfen, Kupolöfen nennt ſie der Gießerei-Techniker, zu beobachten. Flüſſig wie Waſſer ergoß ſich der ſilbern glänzende Strahl des Eiſens aus der Ofenrinne in mächtige Pfannen, deren Inhalt ſofort, bevor er merklich abkühlte, in Formen gegoſſen wurde. Zuweilen ging das flüſſige Metall direkt in die Gußformen, die in großer Menge auf dem Fußboden aufgeſtellt waren. Wehe dem Menſchen, der dieſen Eiſenmengen, die eine Temperatur von mehr als tauſend Grad haben, zu nahe kommt. Aber die Arbeiter ſind gut ausgerüſtet, eine große Lederſchürze ſchützt ſie vor der ſtrahlenden Wärme, und lange Tragevorrichtungen machen die Berührung mit dem zu gießenden Eiſen nahezu unmöglich. Iſt die zu transportierende Maſſe allzu groß, ſo treten elektriſche Krane, die in größerer Zahl an Brücken in der Nähe der Decke angebracht ſind, beinahe ſpielend in Betrieb. Bevor wir unſer eben gegoſſenes Metall weiter verfolgen, gehen wir in eine

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

andere Abteilung dieſes Werkes, wo wir Gelegenheit haben, die Kunſtfertigkeit der Former zu bewundern. Sie verrichten beinahe Bildhauerarbeit. Die ſchwarzen Maſſen aus Sand, dem ein Bindemittel und Kohlenſtoff zugefügt iſt, laſſen ſchon die Formen erkennen, die ſpäter zur Aufnahme des flüſſigen Metalles dienen. In größeren oder kleineren Käſten wird der Formſand zuerſt geſtampft und ſodann mit Hilfe von Modellen ausgearbeitet, und erſt nachdem dieſe Prozedur abgeſchloſſen iſt, beginnt der Abſtich des Eiſens, der uns nach dem Eintritt in die Halle gezeigt wurde. Die gegoſſenen und genügend erkalteten Stücke werden nun in die Gußputzanlage gebracht. Dem Eiſen haftet Formſand und eine unanſehnliche Gußhaut an, die bei den fertigen Stücken fehlen muß. Kleine Hämmer, die mit Preßluft getrieben werden, ſchlagen unter ohrenbetäubendem Lärm auf die friſch hergeſtellten Eiſenteile. Schleifmaſchinen verrichten ihre Arbeit, und vor allem zieht ein Sandſtrahlgebläſe unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Auf das Gußeiſen wird durch dieſe mechaniſche Vorrichtung Sand geſchleudert, der dabei eine abſchleifende Wirkung ausübt. Während das Material auf der einen Seite in häßlichem und ſchmutzigem Gewande eingeführt wird, verläßt es den Apparat auf der anderen Seite in der bekannten ſauberen und glänzenden Form. Allein von Roheiſen benötigte die Fabrik im Jahre 1909 gegen 13000 Tonnen im Werte von mehr als 600000 Mark.

Unſere Wanderung führt uns nunmehr zur Schmiede. Neben Hammer und Amboß, dem uralten Handwerkszeug der Schmiede, iſt heute auch die Maſchine zur Geltung gekommen. Hier bearbeiten Dampfhämmer und Lufthämmer ſchwere und leichtere Schmiedeſtücke, eine Anzahl Fallhämmer ſtellt einfache Maſſenartikel in großer Geſchwindigkeit, die in Matrizen oder Geſenken geſchlagen werden, her. Mittels Geſenken arbeitet auch eine kleinere Schmiedepreſſe Radachſen für große fahrbare Lokomobilen. Schwere Stücke werden dagegen auf hydrauliſchen Preſſen von 500 t Druckkraft ausgeſchmiedet. Hier braucht der Arbeiter nur das rotglühende Material in die Preſſe zu bringen, und es verläßt dieſe in den gewünſchten Formen. Eine Unzahl offener Feuer, die in dem doppelſchiffigen Schmiedebau brennen, mahnen uns bei unſerem Marſche zur Vorſicht. Kommen wir ein paar Schritte weiter, ſo ſehen wir, ſo weit unſer Auge reicht, Keſſel allerart. Darüber ein Gewirr von Hochbahnen, die den Transport der Materialien, Werkſtücke und fertigen Keſſel beſorgen. Geheizte Flammöfen glühen die Bleche, die auf hydrauliſchen Preſſen zu Stirnwänden, Keſſelblechen u. dgl. Formſtücken mit einem einzigen Drucke gepreßt werden. Es läßt ſich nicht recht beſchreiben, wie ſelbſt die ſchwerſten Bleche in den Biegemaſchinen einem nur leichten Hebeldruck des Arbeiters gehorchen und die gewünſchte Geſtalt annehmen. Ein Ziſchen und Ziehen geht durch die gewaltige Maſſe, es fällt etwas Glühſpan ab, und das dicke Blech hat die vorgeſehene Biegung oder Preſſung erfahren. Die elektriſche Hochbahn, die das Stück an die Arbeitsſtätte trug, fährt es nach der Formgebung wunſchgemäß an einen anderen Platz. Man wird unwillkürlich an die Geſchichte der Heinzelmännchen erinnert, aber dieſe hier ſind nicht im Kopfe des Märchenerzählers erſtanden, ſondern der Geiſt des ſinnenden Technikers erſchuf ſie. Er hat ihre Mithilfe erarbeitet und kann ſich auf ſie verlaſſen.

HEINRICH LANZ
1838 ★ 1905

Mit dem Einſetzen der Feuerbüchſe hat der Keſſel ſeine Fertigſtellung erfahren. Eine erſte amtliche Prüfung auf ſeine Dichtigkeit mittels Waſſerdruckes weiſt ſeine Befähigung nach, zum Aufmontieren der Dampfmaſchine und zur Ausrüſtung mit den Armaturen nach dem Lokomobilbau überführt zu werden. Folgen wir ihm in dieſe Werkſtatt; es iſt der ſtattlichſte Bau der Firma und ſicherlich eine der ſchönſten Fabrikationswerkſtätten überhaupt. Aus Stein und Eiſen erbaut, überdeckt dieſe mächtige Halle ein Gebiet, das mit dem gewaltigen Hauptbahnhof zu Frankfurt a. M. an Größe wetteifert und die Bahnhöfe zu Köln und München um ein Bedeutendes übertrifft. Vier Bahngleiſe verbinden den Bau ſowohl mit der Gießerei, Schmiede und Keſſelſchmiede, als mit der Staatsbahn, und eine große Anzahl Hochbahnen mit einer Menge Laufkräne vermittelt den Verkehr der einzelnen Abteilungen des Lokomobilbaues untereinander. Eine Unzahl von Spezialmaſchinen führt hier die notwendigen Arbeiten aus. Die in der Montage fertiggeſtellte Maſchine legt in der Verſuchsſtation ihre Probe ab; hier werden nicht nur ſämtliche arbeitenden Teile nochmals eingehend geprüft, ſondern die Maſchine ſelbſt auf ihre Leiſtung und ihren Gang, auf den Verbrauch von Dampf und Kohle einer genauen Unterſuchung unterworfen. In langer Reihe ſtehen die bis auf den Anſtrich fertigen Maſchinen und führen ihre Verſuchsarbeiten aus. Endlich in der Lackierwerkſtätte legt man der Lokomobile ihr ſchützendes und gefälliges Gewand an, das ihre, bei einfachſter Bauart, eleganten Formen aufs beſte hervorhebt.

Einen feſſelnden Anblick bieten das Holzlager und die Schreinerei. Holz iſt nächſt dem Eiſen dasjenige Rohmaterial, deſſen die Fabrik zumeiſt bedarf. Es wird durch die Fabrik ſelbſt in Wäldern ausgeſucht und gekauft und in ganzen Eiſenbahnzügen, im Durchſchnitt etwa jährlich 700 Bahnwagen, in die Fabrik gebracht. Viele hundert Eichen-, Eſchen- und Buchenſtämme füllen den Holzplatz vor dem Blockſägewerk, in dem zwei große Gatter- und Bandſägen unter mächtigem Geknatter die Stämme zu Dielen ſchneiden, bevor man ſie in hohen Stößen in gedeckten Schuppen zu langer Lufttrocknung ausſetzt. Das Gelände der Holzlagerplätze allein iſt ſo groß, als manche recht bedeutende Fabrik, und die hier lagernden Holzvorräte dürften nach Menge und Wert die Beſtände manches Großhändlers weit überſteigen. Sie betragen ſtändig, wie mir mein liebenswürdiger Begleiter erklärt, über eine Million Mark. Das zur Verarbeitung beſtimmte trockene Holz kommt auf Eiſenbahnwagen in die Schreinerei. Sägen allerart, Spaltgatter, Hobel-, Bohr- und Fräsmaſchinen, Zapfen- und Zinkenſchneidmaſchinen verarbeiten hier das Holz vom ungefügen Klotz und der rauhen Diele bis zu den ſorgfältigſt vorgearbeiteten Spezialteilen, die in der anſtoßenden Stellmacherei raſch und leicht zu den äußeren Hüllen der zu bauenden landwirtſchaftlichen Maſchinen zuſammengefügt werden. Intereſſant iſt die Verwertung der Hobelſpäne und des Sägemehles. Dieſe Abfälle werden durch mächtige Exhauſtoren direkt von den Arbeitsmaſchinen weg aus allen Teilen der Schreinerwerkſtätte angeſaugt und nach der Spänekammer des Maſchinenhauſes geblaſen, wo ſie zum Heizen einiger Lokomobilen dienen und, ohne irgendein anderes Heizmaterial zu erfordern, die Betriebskraft des ganzen Schreinerbaues beſtreiten. Die Luft in der Tiſchlerwerkſtatt iſt, da die Exhauſtoren ihre Pflicht und Schuldigkeit tun, von vorzüglicher Reinheit.

Uns bleibt ſchließlich noch genügend Zeit, um die Werkſtatt „Dreſchbau“ zu durchwandern. Die telegraphiſch kurze Bezeichnung „Dreſchbau“ trägt die, 10000 Quadratmeter Grundfläche umfaſſende, impoſante und luftige Schloſſerei- und Drehereiwerkſtätte der Fabrik landwirtſchaftlicher Maſchinen, zugleich Halle für die Montage großer Dampfdreſchmaſchinen und Strohpreſſen. Auch hier weiſt die Dreherei und Bohrerei viele Spezialmaſchinen auf, die die Werkſtücke gleichzeitig von verſchiedenen Seiten bearbeiten. Jede Werkzeugmaſchine verſieht ſtändig die gleiche Arbeit, und ſo wird ein Verluſt an Zeit für das Herbeiholen und Wegſchaffen der Arbeitsmengen in ingeniöſer Weiſe vermieden. Einen weiteren Teil des großen Raumes nimmt die Schloſſerei ein. Nirgends läßt ſich wohl ſo deutlich das Zuſammenwirken vieler Hände zum ſchönen Ganzen im einzelnen verfolgen und erkennen als hier. Dort ſind Arbeiter, die jahraus, jahrein die Teile zu Schüttelwerken fertig machen; hier wieder ganze Reihen von Trommelmachern, die gewohnt ſind, mit feinfühligen Händen das Gleichgewicht aller Teile herzuſtellen, um der Maſchine einen ruhigen Gang zu ſichern. Sieht man die vielen verſchiedenartigen Werkſtücke zu Hunderten oft die merkwürdigſten Formen annehmenden Maſchinenteile zuſammenfügen, ſo bekommt ſelbſt der Fachmann Reſpekt vor der ungeheuren Genauigkeit und Ordnung, die allein eine ſo durchgreifende Spezialiſierung möglich machen. Ähnlich wie die neue Lokomobile erfährt die vollſtändig montierte Dreſchmaſchine in der elektriſch betriebenen Einlaufſtation des Dreſchbaues eine ſorgfältigſte Prüfung.

Erſt nachdem man ſich von ihrem tadelloſen Gang und ihrer vorzüglichen Arbeitsweiſe überzeugt hat, wird ſie dem Verſchönerungsrat — Lackierer nennt ihn der Techniker — zur Nachbehandlung überwieſen.

Auf dem Rückwege fällt mein Blick ſchließlich noch auf die umfangreiche Halle des Rangierbahnhofs. Von allen Seiten der Fabrik münden viele Gleiſe, über die Waggons mit verſandbereiten Waren, Güterwagen mit allen möglichen Materialien hin und her rollen. Eine intereſſante Eiſenbahnanlage in dieſem Fabrikbetriebe.

Hier draußen, inmitten emſiger Arbeiter, rollender Wagen, rauchender Schlote und dampfender Keſſel, inmitten dieſes impoſanten und kraftvollen Bildes einer gewaltigen techniſchen Anlage, ſteht ſchlicht und einfach, die Hände auf den Rücken gelegt, das Standbild des Begründers dieſer techniſchen Welt. Das Denkmal von Heinrich Lanz, der vor mehr als fünfzig Jahren den Grundſtein zu dem bedeutenden Werke gelegt hat, fand hier ſeinen Ehrenplatz. Die Kränze, mit denen das — vor wenigen Wochen enthüllte — Denkmal geſchmückt iſt, ſind halb verwelkt. Die Erinnerung an den im Jahre 1905 verſtorbenen Begründer des auf voller Höhe fortgeführten Werkes wird in der Geſchichte der deutſchen Technik beſtehen bleiben.

Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt. (10. Fortſetzung.)

Von drüben her, aus einem ganz ſtillen Winkel ſah der alte Herr zu mir herüber und nickte mir zu.

„Ich denke —“ ſprach eine langſame Stimme, die irgendwo aus der Mitte kam, deren Beſitzer ich aber nicht ſehen konnte, „die Menſchen ſind reif für alles, was kommt. Jedenfalls wäre es Sünde, der Menſchheit dieſen Fortſchritt vorenthalten zu wollen, — da er doch nun einmal errungen iſt. — Und ich denke, ſchon der Gedanke daran iſt — Sünde. Nicht nur die Tat wäre es.“

„Übrigens iſt es ein eigentümliches Geſpräch,“ betonte ein Arzt, der von einer Studienreiſe nach Deutſchland zurückkehrte. Dagegen wurde allſeitig proteſtiert. Das ſei gerade ein Zeichen unſerer Zeit, und zwar ein ſehr gutes, daß man ſich um das kümmere, was man die erſten und letzten Fragen nenne: ‚Woher?‘ und ‚Wohin?‘

„Das hätte ſchon immer ſo ſein müſſen,“ erwiderte ich lächelnd, „aber man weiß doch nichts. Man weiß nichts.“

„Nun, eins wiſſen wir doch ſchon, daß es keinen Schöpfungsakt gegeben hat —“

„Und daß wir reſtlos vergehen werden —“

„Und daß das auch gar nicht bedauerlich iſt. Denn die Umformung aller Formen —“

„Nach Haeckels Subſtanzgeſetz —“

„Ich wollte, Nietzſche hätte ſeine ‚Umwertung aller Werte‘ ſchreiben können —“

„Weshalb?“ griff ich ſofort zu.

„Nun — iſt es nicht ein Verluſt — daß —“

„Ach, es iſt vieles ein Verluſt, — aber Sie werden es wahrſcheinlich aus einem anderen Grunde bedauern, — und mit Ihnen auch noch ſo viele andere —“

„Fraglos! — Sicher!“ rief es von allen Seiten.

Und nun ging ich von meinem Platze in der Mitte an eine Seitenwand, ſo daß ich ſie alle vor mir hatte.

„Wer von Ihnen zeigt mir die Stelle, an der die großen Forſcher beweiſen, daß Gott nicht iſt? Beweiſen, ſage ich. — Ich will nicht von Schlüſſen hören. Nennen Sie mir die Beweiſe!“

„Ja, du liebe Zeit! — Beweiſe!“ — rief man mir entgegen; und einer löſte ſich aus der Schar und bat die anderen um die Erlaubnis, für ſie und in ihrem Namen ſprechen zu dürfen. „Sie ſind, mein Herr,“ wandte er ſich an mich, „hier in einer Form zu uns heruntergeſchneit, die, gerade weil ſie ſo beſonders geartet iſt, es Ihnen auch nicht möglich machen konnte, in der heutigen Unterhaltung etwas anderes, als ein außergewöhnliches Impromptu zu ſehen. In Wahrheit iſt es das aber nicht. Wir dürfen verſichern, daß ſolche Gedanken faſt ſtets die Unterlage unſerer Unterhaltung bilden. Aus Ihrem ganzen Verhalten erſehen wir, daß Sie die einheitliche Weltanſchauung und den Materialismus verwerfen. Aber vielleicht gelingt es mir, Ihnen unſere Anſchauung im richtigen Lichte vorzuführen. — Wir ſind weit davon entfernt, uns überhaupt mit einem Gott zu beſchäftigen. — Weil wir erkannt haben, daß es gar nicht nötig iſt, daß er exiſtiert. Wir brauchen keinen Gott.“

Und alles nickte ihm zu.

„Freilich ſind wir auch keine Freunde von den Plattheiten, die ſich Haeckel hat zuſchulden kommen laſſen, indem er ſagte, wenn es einen Gott gäbe, dann müßte er, nach den landesüblichen Vorſtellungen einmal ein Wirbeltier und ein anderes Mal ein gasförmiges Weſen ſein. Weil er ja alles ſieht und alles hört; und weil er anderſeits, trotzdem er überall ſein ſoll, nirgends ſichtbar iſt. Aber dieſe Plattheiten ſind nur Plattheiten für uns; für unſer Niveau. Es werden jedoch ſofort Waffen einſchneidender Logik, wenn man bedenkt, daß Haeckel mit ihnen auf die Maſſen und die Halbbildung wirken wollte. Und die Halbgebildeten, die hat er jedenfalls gewonnen —“

„Und was macht er nun mit ihnen?“

„Laſſen Sie uns von uns ſprechen. Die Deſzendenztheorie war nur eine Theorie bis zu dem Augenblick, in dem uns die Beweiſe für ihre Richtigkeit gebracht wurden. — Jetzt iſt es eine Lehre.“

„Wieder Haeckel?“

„Wieder Haeckel. — Wir wiſſen doch heute, daß wir das vorderſte Glied einer ungeheuren Entwicklungsreihe ſind; wiſſen, daß der Strom, der ſich unaufhaltſam in die Zeiten, die vor uns liegen, ergießt, uns auf ſeinen Wogen nach vorn trägt; daß die Generationen verſchlungen werden; daß ſich aus Arten immer höhere Arten entwickeln; daß das Werden in einer Form vor ſich geht, die irgendein Weſen, das man ‚Gott‘ nennen wollte, vollkommen überflüſſig machen. Und wenn in Jahrmillionen ein Menſch, wie er heute das oberſte Glied der Entwicklung darſtellt, wiederkäme und ſich dann jenes Naturgebilde anſchauen würde, das zu jener Zeit in der erſten Reihe ſtehen wird, dann wird er den Menſchen von heute einfach nicht wiedererkennen. Sonſt wäre es ja keine Entwicklung. — Und ſo wird es weitergehen —“

„Und der Anfang? — der allererſte Anfang?“

„Ach, das iſt es ja gerade. Das iſt völlig gleichgültig für uns Menſchen. Wo die Art, die jetzt in der vorderſten Front marſchiert, hergekommen iſt, wiſſen wir; und wohin ſie geht, darüber haben wir eine klare Erkenntnis. Und das übrige? —“ Er zuckte mit den Schultern.

„Materialiſtiſche Lebensanſchauung iſt dafür aber nicht der richtige Name —“

„Und wie würden Sie belieben?“

„Es iſt eine animaliſche Lebensanſchauung!“ erwiderte ich; und ich bin mir jetzt, da ich das niederſchreibe, bewußt, daß der Ton, in dem ich ſprach, einen Einſchlag von Verachtung hatte.

Plötzlich ſtand ein zweiter auf. „Ich denke, Sie, mein Herr, ſind der beſte Beweis für die Entwicklung. Und wir können wahrlich froh ſein, daß wir gerade in der heutigen Entwicklungsperiode leben und daß wir einen Umwertungsakt mit durchmachen. — Haben Sie nun bei Ihren Arbeiten und Mühen gegen einen Gott kämpfen müſſen; — oder haben Sie je bei Ihren Erfolgen oder Niederbrüchen den Einfluß eines Gottes verſpürt? — Wenn er iſt, — ſo iſt er doch für uns nur, wenn er ſich äußert! — Ob mit, ob ohne ihn, — was Sie geſchaffen haben, das haben doch eben Sie geſchaffen. Und Sie am beſten werden wiſſen, unter welchen Mühen und Kämpfen. — Und wenn Sie nun dieſe Ihre Errungenſchaft, nun auch die Errungenſchaft Ihrer Zeit, in den großen Werdegang einſchalten, — wer iſt es dann geweſen? Sie? — oder irgendein Abſtraktum, das uns dieſe Wohltat nicht früher bringen konnte, und auch nicht verhindern konnte, daß ſie jetzt kam?“

Ich hatte meine Zunge wiedergefunden. Denn bis dahin war mir, als wenn mir jemand meine eigenen Verbrechen vorgehalten hätte; da doch dieſer arme Menſch für ſich und die anderen nichts vorbringen konnte, was an wohlfeil gefundenen und ſchnell gebrauchten Reden mir nicht früher auch zu Gebote geſtanden hatte.

„Wir tragen eine große Torheit mit uns herum,“ begann ich mit einer Wärme, die mir das Sehnen zu helfen und mitzuteilen eingab, „eine Torheit, die erklärlich und entſchuldbar iſt; die aber auch wieder gut zu machen iſt.“

Die meiſten waren aufgeſtanden. Es war ein eigenartiges Publikum. Uniformen, Frack und ‚Große Toiletten‘. Die Seide kniſterte, und die Brillanten ſchoſſen rote, gelbe und grüne Lichter zu mir herüber. Auf den Teppichen lagen Roſenblätter. Weiße Frauenſchuhe traten achtlos über ſie hinweg. In kurzer Zeit, es war, als ſei es eine

Vorbereitung, hatten ſich alle Damen geſetzt, und hinter ihren Seſſeln ſtanden im großen Kreiſe die Männer.

„Wir begehen die Torheit, uns nur zu einem Gotte bekennen zu wollen, der iſt, wie wir. — Wir ſtellen ihn ein auf die Mechanik unſeres Verſtandes; wenn es weit geht, auf die Orgien unſerer Phantaſie. — Und überall verſagt er. — Denn der Verſtand wird begrenzt durch unſere Beſchränkung; unſere Phantaſie durch unſere Vorſtellungsmöglichkeiten und unſere Wünſche. — Wir glauben ſchon, uns eine außerordentliche Erkenntnis zuſchreiben zu dürfen, wenn wir mit den Linſen unſerer Gläſer eine um das Dutzendfache ſtärkere Vergrößerung zuſtande bringen, als unſere noch nicht einmal zu Staub zerfallenen Ahnen; und wir glauben, unſere Bruſt ganz beſonders mit Luft vollſaugen zu dürfen und mit gewölbtem Oberkörper daherſchreiten zu dürfen, wenn die Linſen unſerer anderen Gläſer ein paar Millionen Meilen weiter in das All hinausdringen. —

Als ob das etwas wäre! —

Aber wenn auch die Wiſſenſchaften einſt ſo weit vorgedrungen ſein werden, daß man, wenn man von uns erzählt, im Vergleiche das Recht haben wird zu ſagen, wir — wir Heutigen — wären hinſichtlich der Erkenntnis der Natur noch in der tiefſten Finſternis befangen geweſen, — und dahin muß es doch kommen, denn was hieße ſonſt ‚Entwicklung‘! — nach der wir doch alle ſtreben; die wir doch alle erſehnen — was, frage ich Sie, hat das mit dem Glauben zu tun? —

Wir begehen alle den ſchweren Fehler, bei zwei Gebieten, von denen keins mit dem andern auch nur das geringſte zu tun hat, das eine unter der Erkenntnis leiden zu laſſen, die wir uns im anderen zuſchreiben. —

Es iſt ein Taumel in unſerer Zeit. Dieſen Taumel hat der Titan aller Geiſter unter den Menſchen, der große Kant, ſchon vorhergeſehen. Wie über Narren, ſo kommt auch manchmal über Vernünftige die Luſt, ſich in Abenteuer zu ſtürzen. Es ſind nicht immer Wagemutige, nicht immer vagabondierende Charaktere, die ſich in Seitenſprünge einlaſſen. Und Kant hat vorhergeſehen, daß ein Fortſchritt in der Erkenntnis der ‚Natur‘, wie er ja zu erhoffen und auch unausbleiblich ſei, auf eine kurze Zeit es auch mit ſich bringen würde, daß die ‚Vernunft‘ der Menſchen ſich auf ‚Abenteuer‘ einlaſſen werde. Das heißt, die Menſchen würden in einem ſonſt unerklärlichen Seitenſprunge ſich anſchicken, den großen Glauben mit dem kleinen Wiſſen totzuſchlagen. Kant nannte das, was er kommen ſah, ein Abenteuer der Vernunft. Sehen Sie — und das hat uns Ihr Haeckel beſchert.

Es gibt keine Vorſtellung von dem Höchſten aller Weſen: aber auch keine noch ſo weit vorgeſchrittene Wiſſenſchaft wird uns einer ſolchen Vorſtellung jemals nähern.

Das wiſſen wir. Schon immer. Und ſo formten wir uns den Gott nach uns. — Und da handelte er ſo oft ſo, wie wir nie handeln würden. Und ſo oft hat er etwas nicht gehindert, was wir unter allen Umſtänden gehindert hätten, wenn wir die Gewalt gehabt hätten, die wir ihm zuteilten. — Denken wir doch daran: „die wir ihm zuteilten,“ — wir — ihm. —

So ſtarb der Gott, der menſchenähnlich war.

Aber damit iſt der Gott, jener Gott, den wir mit unſerer kurzen Logik nicht in Einklang bringen konnten, nicht aus der Welt hinausexperimentiert und nicht hinausgeklügelt.

„Woher?“ heißt das große Wort.

Und wer von Ihnen darauf verzichten kann, zu der großen Frage eine ſehnſüchtige Stellung einzunehmen, der ſage nicht von ſich, daß er ſein Gehirn und ſein Herz auf die Weiten eingeſtellt hat; daß er alſo eine Weltanſchauung habe. — Er kennt nur die Ideenkombination ſeiner ‚Art‘, im Darwinſchen und Haeckelſchen Sinne, — er hat die ‚Welt‘ eingeſchränkt auf ſein ‚Leben‘; er hat eine Lebensanſchauung; und die iſt eben — herausgewachſen aus dieſer ganz abenteuerlichen Verkürzung — nicht ſo ſehr materialiſtiſch als animaliſch.“

Ich habe ungefähr eine halbe Stunde ſpäter in einem der kleinen Nebenräume mit wenigen Paſſagieren zuſammengeſtanden. Niemand hatte mir ein hartes Wort geſagt; oder mir vielleicht auch nur in den leiſeſten Anklängen eine Überlegenheit zu fühlen gegeben. Draußen ſchritten andere auf und nieder. Ich ſtand nicht weit von der Tür. Da hörte ich, wie einer ſagte: „Ja, es iſt ſehr, ſehr ſchade. Es iſt pathologiſch —“

„Ja,“ fuhr ein anderer fort, „religiöſe — —“ Das nächſte Wort wurde verſchluckt; aber ich hatte das ſichere Gefühl, als ob ſich der Sprecher dabei mit der Hand über die Stirn fuhr.

„Ein ganz bedauerlicher Rückfall —“

— — — — — — — — — — — — —

Ich hockte vor meinem Frigidus. Der Kommandant hatte den Platz auf dem Hinterdeck, ſo lange wir in den Salons waren, abſperren laſſen und zwei Bootsleute als Wache vor meinen Apparat geſtellt. Mein Trinkwaſſer war ergänzt worden, und ich entdeckte auch noch, daß die Offiziersmeſſe ſo liebenswürdig geweſen war, meinen Proviant um einige Delikateſſen zu vermehren. Als ich mich erhob, war das Achterdeck ſchon mit Paſſagieren gefüllt. Ich empfing viele Blumen und habe wenigſtens fünfzigmal meinen Namen, den Namen des Schiffes und das Datum in Notizbücher und auf Karten ſchreiben müſſen.

Als die Maſſe der Blumen zu ſehr anwuchs, bat ich um die Erlaubnis, ſie unter die Geretteten von dem däniſchen Schoner verteilen zu dürfen. Die Damen erklärten, das ſelbſt übernehmen zu wollen, und dann machte ich mich fertig zum Aufſteigen. Der erſte Offizier nahm mir die Mühe der Ortsbeſtimmung ab, indem er mir die genauen Angaben auf einem Zettelchen überreichte.

Da der Schnelldampfer während der Zeit meines Aufenthaltes wieder die Richtung in ſeinen alten Kurs eingeſchlagen hatte, war ich erheblich nach Süden abgedrängt worden; da er aber außerdem, um die Verſäumnis wieder einzuholen, fortwährend mit äußerſter Anſpannung der Maſchinen gefahren war, hatte er mich auch ein gutes Stück wieder nach rückwärts getragen.

„— aber Ihnen macht das ja nichts!“ hatte der Offizier mit liebenswürdigem Lächeln zu ſeiner Mitteilung hinzugefügt. Und dann traten eine große Anzahl Damen zu mir. Jede mit einem verſchloſſenen Briefe in der Hand. Irgendeine hatte den Gedanken gehabt, und alle anderen hatten ihn ‚entzückend‘ gefunden und ſofort aufgegriffen. Die erſte Flugpoſt über den Ozean. Ich nahm die Billetts in Empfang. Blau und grün und rot und grau; groß und klein. Alle auf New York geſtellt. Und eine Dame kam zu mir und bat mich, ihre Adreſſe in dem überreichten Umſchlag aufzubewahren und, ſobald ich über New York in der Luft hinge, ein Photogramm aufzunehmen und ihr einen Abzug zu überſenden.

Ich fand alſo neben der Begeiſterung auch manche ſelbſtiſche Plattheiten.

Ich fand ſie verzeihlich und trug ihnen dadurch Rechnung, daß ich mich ſogar mitten in dem Kreiſe der Paſſagiere und mit ihnen zuſammen photographieren ließ.

Der Abſchied war dann von jener Art, wie ihn wohlerzogene Menſchen auch dann nehmen, wenn ſie die Harmonie nicht ganz verbindet. Man gab mir die Hand, man lächelte mir zu, man wünſchte mir glückliche Ankunft, man ſprach auch nochmals in kurzen Worten ſeine außerordentliche Bewunderung aus. — Und als ich dann in meinen Frigidus ſprang, ſeine Flügel ausbreitete und mit zwei ſtarken Schlägen eine Höhe von fünf Metern erreicht hatte, legte ich mich aufs Schweben. Es muß für alle, die da unten dem Aufſtieg beiwohnten, ein ſehr beſtechender Anblick geweſen ſein. Der große Dampfer fuhr genau gegen den Wind und entfaltete ſeine größte Geſchwindigkeit. Als ich alſo von ſeinem Deck freigekommen war, war es mir möglich, ohne jeden Flügelſchlag in ſtets gleicher Höhe das Tempo des Schiffes zu halten. Da nun die Paſſagiere wenig von der Bewegung merkten, mußten ſie den Eindruck haben, als ſchwebte ich regungslos über ihnen.

Und bei dieſem Anblicke riß die Begeiſterung ſie wieder hin. Es war ein ganz ſpontaner Ausbruch. Daß der ‚Menſch‘ ihnen eigentlich herzlich wenig Sympathie eingeflößt hatte und darüber hinaus: daß die von ihm kundgegebenen Anſichten ihnen durchaus minderwertig erſchienen waren, das war vollſtändig vergeſſen. Man wußte nur noch etwas von der ‚Sache‘. Und ſie entfeſſelte einen Sturm. Ich ſah hinab auf eine zuckende und wühlende Ebene. Es war ein Flimmern von Händen. Die Muſikkapelle des großen Dampfers fiel ein, und ich ließ mich nun unter den Klängen, die ſich unter die Begeiſterungsrufe miſchten, Zoll um Zoll zurückweichen. Meine Fahrkammer war noch weit geöffnet, ſo daß mich jeder ſehen konnte. Ich warf ein paar Blumen hinunter, und als Frigidus gerade über der Heckflagge ſtand, grüßte ich hinunter. Bald hing ich über dem Kielwaſſer, und wenige Minuten ſpäter rauſchte dieſer Rieſendampfer ſchon einige hundert Meter vor mir dahin.

Wie lange man mich von dem Dampfer aus noch hat ſehen können, weiß ich nicht. Es kommt dabei ja auch viel auf die Färbung des Himmels an. Ich jedenfalls ſah das ſtattliche Schiff der Kimmung zueilen und immer höher und höher hinaufklimmen. Der Horizont bot im Oſten keine klare Linie. Kurz vor dem Augenblicke jedoch, in dem der Dampfer hinter die Kimmung ſinken mußte, wurde er noch einmal deutlich erkennbar. Ich ſah im Rohr die Schornſteine wie ſcharfe gelbe Striche und den aus ihnen herausſtrömenden Qualm wie zerflatternde Schleier. Und dann verbarg ihn der Gürtel, der am Horizont Himmel und Waſſer verbindet.

— — — — — — — — — — — —

Und ich bin wieder allein.

Es iſt nicht richtig. Ich bin nicht allein; aber ich bin der einzige Menſch im weiten Rund. Und heute iſt mir ſchwer zumute. In mir iſt ein Verantwortlichkeitsgefühl erwacht, das ſich vor alle meine Schritte ſtellt.

Noch bin ich Herr darüber, ob ein Schritt getan wird, von dem niemand weiß, wie er auf die Menſchheit wirken wird. Ich kann Entſchlüſſe hin- und herwerfen. Ich kann in dieſer Stunde das, in jener Stunde jenes wollen — verhängnisvoll wird nur, was ich tue. Meine Überlegungen ſind frei.

Und ich habe einen großen Haß gegen jene Verderber und Verflacher der Menſchheit, die ihr bißchen Wiſſen in den Glauben hinauszerren. Je mehr ich mir das Bild überdenke, um ſo klarer wird mir der Weg, den ich zu gehen habe. Es iſt ſo verſtändlich, daß die Wiſſenſchaft vor jeder neuen Errungenſchaft kniet, und um ſo verſtändlicher, je wichtiger die neue Errungenſchaft iſt. Aber es iſt ganz unverſtändlich, daß der Kreis der Folgerungen nicht ſofort von dieſen doch erleuchteten Köpfen erkannt wird. Wie ſagte jener Flachſchädel auf dem Dampfer? — „Da haben Sie dem lieben Gott wieder ein ſchönes Terrain abgewonnen!“ — Das war ein Vertreter der beſſeren Schichten. Und aus ihnen rekrutieren ſich doch die Lehrer und Verkünder für die niederen Schichten. „Abgewinnen?“ — „Gott etwas abgewinnen!“

Was werden ſie für Folgerungen ziehen, wenn ihnen der Frigidus geſchenkt wird? Sie werden meinen, ſie ſeien jenem Gotte noch näher auf den Leib gerückt, um ihn zu entlarven; jenem Verwandlungskünſtler, der bald als Gas durch den Weltenraum zittert, bald als Wirbeltier mit fünfſinniger Begabung ein Weſen treibt, das nach der hohen Einſicht der menſchlichen Gehirne in befremdlicher Weiſe jede Logik vermiſſen läßt.

Soll man die Menſchheit ſich nicht erſt erholen laſſen? — Erholen von den ſchweren Fehlern ihrer Führer? — Oder ſoll die Halbbildung, dieſes johlende, bedauernswerte Gefolge jener Führer, einen neuen, noch ſchwereren Schleier übergeworfen erhalten? — Begehen wir nicht eigentlich den großen Fehler, den einen Teil des Menſchen treibhausartig zu pflegen und dem anderen eine unverantwortliche Vernachläſſigung zuteil werden zu laſſen? — Ich beſitze noch jenes Extrablatt aus Paris. Und ich ſehe noch jene gierige und geifernde Plaſtik, die die Linien des Eiffelturmes in ein feines Zittern brachte. Es war, als ſtreckte ſich aus jedem Gehirn, durch den Stirnknochen hindurch, eine Fauſt gegen mich. —

Ich habe meinen Entſchluß gefaßt. (Schluß folgt.)

Die Gans. Eine Bauerngeſchichte aus dem Hellwege. Von Dr. Alfred Funke.

„Eigentlich müßte der Paſtohr ja in die Mettwurſt hinein — eher brauche ich ſie ihm nicht zu liefern,“ ſagte der Schulte zu Wieblinghofen, wenn am Sankt Niklastage der Küſter mit der Karre auf den Hof fuhr und den Dezem für den Pfarrer holte: zwei Scheffel Roggen, einen Scheffel Weizen, zwei Hühner und eine Mettwurſt, „ſo lang, daß der Prediger zu Wieblinghofen mit dem rechten Bein hindurchtreten und ſie über der linken Schulter zuſammenbinden möge“. So ſtand es im alten Hebezettel ſeit dreihundert Jahren geſchrieben.

„Aber ich will mal nicht ſo ſein,“ fuhr Fritz Schulte dann fort und goß dem Küſter noch einen Klaren auf den Weg ein.

„Das iſt auch beſſer, Schulte, denn der Paſtohr wird immer völliger, und Deinen Schweinen möchte wohl der Darm zu kurz werden! — Der Klare iſt gut. Na, adjüs, ich muß noch auf Wietholts Hof.“

„Meinetwegen! Was geht mich Wietholt an?“

Wenn dann die ſchwere Karre vom Hofe den Weg entlang rumpelte, war Schulte die Laune gründlich verdorben. Die Knechte und Mägde, die auf der geräumigen Diele das Korn mit dem Flegel droſchen, daß es luſtig in den Wintertag klipperte und klappte, hielten ſcharfen Takt; ſonſt wetterte der Bauer los. Und weil er meiſt am Sechsflegelſchlag nichts auszuſetzen fand, ärgerte er ſich über den Rolltabak, den er täglich friſch mit dem Hebemeſſer auf dem dicken Ahornbrett ſchnitt und zwiſchen den Händen in den Schnürbeutel aus Schweinsblaſe locker rieb, und ſchimpfte, daß das Kraut wieder zu trocken gelegen habe, und die ‚Meierſche‘, die gutmütige Schultenbäuerin, trat das Spinnrad ſchneller und war froh, wenn er endlich den blauen Leinenkittel überzog, die ſeidene Schirmmütze aufſtülpte und den Stock nahm und auf einen Kuhhandel in die Stadt ging.

Wilm Wietholt hatte ihm eigentlich die Laune verdorben, ſolange er denken konnte, und ſolange die Leute in Wieblinghofen am zweiten Weihnachtstag Grünkohl mit Mettwurſt und Schinken aßen, hatte zwiſchen den ſtattlichen Nachbarhöfen, deren hohe Strohdächer mit den Pferdeköpfen am Giebel aus den alten Eichen lugten, nur ein fauler Friede beſtanden. Wenn Fritz Schulte am Karfreitag den Gotteſtiſchrock anzog, das ſchwarze Seidentuch um den Leinenkragen knüpfte und völlig nüchtern, ohne einen Biſſen genoſſen zu haben, zum Abendmahl ging, blieb Wilm Wietholt ſicher daheim und befahl ſeiner Lina: „Du brauchſt das Schwarzſeidene nicht anzuziehen! Wir gehen erſt zu Pfingſttag.“

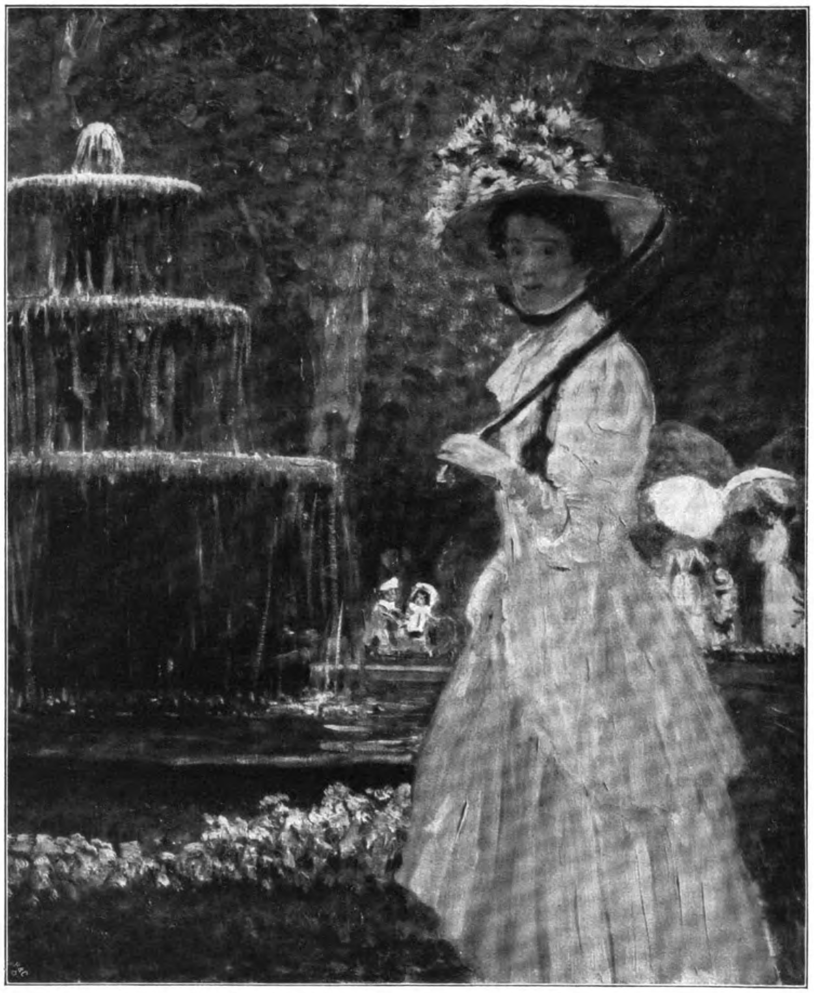
Natürlich — wenn es die Notnachbarſchaft forderte, verweigerte keiner dem anderen die Gebühr. Als der alte Kaſpar Schulte im Sarge lag, ließ ſich Wilm Wietholt im Trauerhauſe das neue weiße Taſchentuch mit dem grünen Bändchen an den Rockaufſchlag ſtecken, zog die weißen Baumwollhandſchuhe über die braunen Hände, nahm die Zitrone am dünnen Holzſtiel in die Linke, trug den alten Kaſpar mit zu Grabe und trank hinterdrein auf dem Schultenhofe, wo die Leidtragenden hinter den Kuchenbergen unter den Apfelbäumen ſaßen, Kaffee — alles, wie es ſich gehörte. Und als die junge Frau auf dem Wietholthofe in die erſte Not kam, ſpannte Fritz Schulte die Pferde vom Erntewagen und jagte zur Stadt, den Doktor zu holen.

Aber ſechs Wochen darauf, als ſie zu Weihnachten im Wirtshaus abends um die großen Brezeln aus Semmelteig würfelten — drei Wurf einen Groſchen —, ſagte Wilm Wietholt, der bei den Garde-Ulanen die Treſſen getragen hatte, doch zu Schulte: „Ihr beim Train in Münſter habt doch nur *einen* Sporn getragen, und den noch am Ellbogen.“ Worauf

Schulten-Fritz mit ein paar kräftigen Fäuſten quittierte und nach drei Terminen zehn Taler Strafe und fünfzig Taler an die Advokaten bezahlte. Seitdem durfte ihm keiner mehr von Wilm Wietholt ſprechen.

„Ja,“ pflegte der Schneider Wilking zu ſagen, der bei dem großen Prozeß als Zeuge geweſen war, „der Schulte hätte ſich wohl rauslügen können, denn die Advokaten machten ihm das fein mundgerecht, und einer wollte immer wiſſen, wer zuerſt gehauen hätte. Aber wollte er's wohl? I bewahre! Er ſagte nur: ‚Ja, und das nächſte Mal nehme ich meinen Kreuzdorn mit zum Würfeln.‘ — Na, ich habe einen preußiſchen Taler Zeugengebühr gekriegt, und haut er Wilm regulär mit dem Kreuzdorn, ſo mit Doktoratteſt und Apotheke, kriege ich ſicher zwei.“ —

Der Paſtor hatte einmal zum Frieden reden wollen — das war damals, als Wilm Wietholt die zehn Morgen Kirchenland am Haſenkamp kaufen wollte — aber er lernte in zwanzig Amtsjahren über ſeine Bauern anders denken und gab die Ausſöhnung der beiden Nachbarn als hoffnungslos auf.



Im Kurgarten. Gemälde von Franz Skarbina †.

Den Landkauf verdarb Fritz dem Nachbar aber gründlich, bot für den Morgen hundert Taler mehr und drohte mit einer Beſchwerde beim Konſiſtorium, wenn der Acker unter dem Höchſtgebot wegginge. Da getrauten ſich die Kirchenälteſten doch nicht, Wietholt den Zuſchlag zu geben, und der Schmied Dolberg, ein vorſichtiger Mann, fand einen Ausweg. Das Land wurde überhaupt nicht verkauft. Dolberg beſchlug die Pferde von beiden Höfen und ſchätzte die Taler beider Kunden. Von dem Sonntag und ſeiner Älteſtenſitzung war aber noch lange die Rede, und Maurer Lüning, der im Winter Körbe flocht und Siebe machte, ging Montags zum Nachbar Winterkamp und meinte: „Das kannſt Du glauben — der Schulte ſetzt ſeinen Kopf durch. Der hat mehr Kniffe und Pfiffe im Kopfe, als der Paſtohr Knöpfe am Talar hat. Die hat er aus den Büchern. Da ſtudiert er in, wenn er im Winter kein Eis für die Kronenbrauerei fährt, und die Bücher ſagen alles. Wilm Wietholt kennt keine Bücher.“

„Nee,“ beſtätigte Winterkamp, „der ſitzt winters am Ofen, raucht Tabak und ſpuckt in die Stube, und mit den Hühnern geht er ſchlafen.“

„Mit den Büchern iſt das aber ſo 'ne Sache. Man muß nämlich die richtigen haben. Wer die hat, betrügt den Teufel um die Ofengabel. Man ſpricht ja nicht gern davon, weißt Du, aber als ich noch Geſelle war, ſollte ich mal 'n Loch zumauern. Aber meinſt Du, es ging? I bewahre! Der Fleck wurde nicht dicht. Da ſpukte es nämlich, und nachts zwiſchen zwölf und eins ſaß da ein Mann und las in einem alten Buch. Na, Du verſtehſt mich, Nachbar, und in Wilm Wietholt ſeinen Holzſchuhen möchte ich nicht laufen!“ —

Ein warmer Frühlingstag ging zu Ende, und die Meierin auf dem Wietholthofe ſtand auf der großen Diele und ſeihte die Abendmilch. Dazwiſchen drehte ſie ſich nach der Kleinmagd um, die die Gänſe in den Stall links vom Dielentor trieb. Schmetternd watſchelten die Gänſe in den Verſchlag.

„Haſt Du die alte Mine richtig beſtellt, Stina?“

„Ja, Frau. Sie kommt morgen ganz früh.“

„Daß Du mir keine Gans aus dem Stalle läßt! Wir rupfen ſie.“

„Ja, Frau.“

Am frühen Morgen kam Mine Berg, trank Kaffee mit Kandiszucker und ſtippte ein Stück Weizenbrot ein. Dabei berichtete ſie empört, der Lehrer habe geſagt, der Tierſchutzverein wolle das Gänſerupfen verbieten. So 'ne Dummheit!

Dann band Mine ein Tuch um den Kopf, nahm einen Melkſtuhl und griff die erſte Gans aus dem Stall. Mit geübtem Griff zwängte ſie den widerſpenſtigen Vogel zwiſchen die Knie, faßte mit der Linken den Kopf und rupfte ohne Mitleid die Daunen auf Bruſt und Unterſeite, daß die Gänſe ausſahen wie Hühner in der Mauſer.

Die Bäuerin ſchaltete in der Milchkammer und in der Küche, und Mine faßte Gans um Gans und ſtopfte die Daunen in einen Sack.

„So, Frau,“ ſagte ſie endlich, „da bin ich fertig mit.“

„Alle achtzehn ſchon, Mine?“

„Ja, Frau, und neunzehn ſind es.“

„Ach, Dummzeug, Mine! Ich kenne doch meine Gänſe! Siebzehn und der Gante“ (Gänſerich).

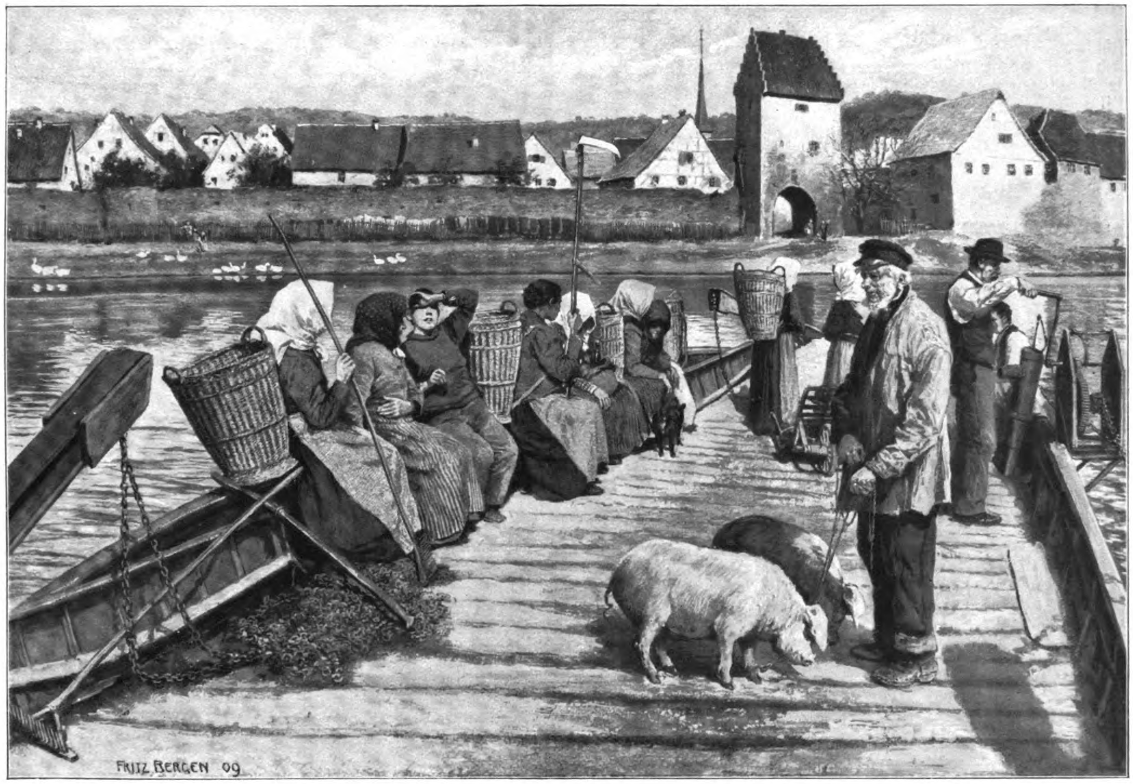
„Dann zählt die Frau lieber ſelber nach!“

Draußen wackelten empört neunzehn geſchundene Vögel mit den Schwänzen und erhoben lauten Proteſt, als ſie die Bäuerin und Mine im Tor ſahen. Das waren allerdings neunzehn.

Kopfſchüttelnd zählte die Bäuerin immer wieder. Es blieben neunzehn vergewaltigte Vögel der Juno. Das konnte ſie ſich nicht erklären. —

Aber am folgenden Tage lief es durch das Dorf wie ein Lauffeuer: Schulte habe eine Gans in einen großen Kaſten geſperrt und auf ſeinen Tiſch in der guten Stube geſtellt und füttere ſie da mit Mandeln und Roſinen, und Wilm Wietholt ſei verklagt wegen Raubes und Diebſtahls, und Mine Berg müſſe hinter die ſchwediſchen Gardinen. Schneider Wilking ließ den Rock, an dem er flickte, liegen, rannte zu Mine Berg,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Fähre bei einem Mainſtädtchen. Zeichnung von Fritz Bergen.

um ſich nach dem Tatbeſtand zu erkundigen, und bekam einen Holzſchuh an die Naſe gefeuert.

‚Schadet nicht,‘ tröſtete er ſich, ‚das gibt Zeugengebühren!‘ Und als er den Schulten mit einer Miene aus der Stadt kommen ſah, auf der noch der Abglanz der Unterredung mit Juſtizrat Kreikemann lag, wußte der Schneider genug. Das gab einen richtigen Prozeß.

Der Schneider beſann ſich, daß er dem Großknecht bei Wietholt einen blauen Kittel zum Sonnabend verſprochen habe. So dehnbar ſonſt bei Meiſter Wilking ein Wort war, ſo ſtichelte er nun mit Feuer darauf los, ſtrich eilig auf den Hof und lieferte den Kittel ab. Da kam er gerade zur rechten Zeit, denn Wilm Wietholt ſchlug auf den Tiſch, daß es einen Knall gab, und ſchrie laut die Bäuerin an: „Und wenn ich ſelbſt wie ein gerupfter Gante vom Hofe gehen ſoll — ich bezahle nichts! Laß ihn ſeine Gänſe auf dem eigenen Hof behalten und nicht andrer Leute Gras ſtehlen! Nichts bezahle ich ihm, dem Schubiak, dem — —“

Und Wilm tat einen Ehrenſpruch auf Schulte, daß der Schneider kaum die Zeit erwarten konnte, ſich mit Anſtand zu entfernen. Dann aber lief er auf den Schultenhof, ſagte getreulich den Ehrenſpruch wieder auf, und Schulte goß ihm grimmig lächelnd einen Klaren ein: „Du kannſt das alſo beſchwören, Schneider?“ — Das konnte Wilking.

Dann rief der Bauer, man ſolle auf der Stelle den Braunen in den Jagdwagen ſpannen. — Das wolle er dem Kerl beſorgen! Der habe noch nicht genug an den geſtohlenen Daunen! Aber er wolle ihm ein Kopfkiſſen ſtopfen — dagegen ſolle ein Nadelſtuhl reiner Samt ſein! Und als die Bäuerin zuredete: „Beſchlafe die Sache erſt! Warte doch bis morgen!“ — da fuhr er auf, ſchlug gleichfalls auf den Tiſch und ſchrie: „Bin ich noch Herr auf dem Schultenhof oder nicht?“ — Dann raſſelte der Wagen vom Schultenhof zur Stadt, und Juſtizrat Kreikemann mußte noch am Abend die Klage wegen Beleidigung und Beſchimpfung einreichen — ſofort.

Da machte ſich der Paſtor, zu dem Mine Berg in ihrer Angſt gelaufen war, auf den Weg. Er hatte im Laufe der Jahre mit den Bauern reden gelernt, daß ſie ihn verſtanden. So fragte er Wietholt, ob er das Bild von den Prozeßbauern kenne, die eine Kuh an Hörnern und Schweif zerrten, während der Advokat das Tier melkte. Da ſah Wilm zwar betroffen an ſeiner langen Naſe entlang, aber er ſagte mürriſch: „Ich vertrage mich nicht! Ich prozeſſe!“

Bei Schulte ſah der Paſtor ſich die Gans an, die in einen Lattenkaſten geſperrt war. „Sie könnte ſonſt von einem Fuchs geholt werden und ich hätte das Objecklitis (= objectum litis) nicht mehr.“ —

„So,“ ſagte der Paſtor, „alſo Advokatendeutſch haben Sie auch ſchon gelernt? Das ſind teure Lektionen, Schulte!“ Und als der Bauer auch ſtörrig blieb, erzählte der Paſtor ihm, Doktor Martin Luther habe ſich beklagt, daß die Seelſorger oft mit Stecken und Steinen wie die Sauhirten nach widerborſtigen Tieren werfen müßten, um ſie auf den rechten Weg zu bringen. Er — der Paſtor zu Wieblinghofen — verſtehe den Doktor Luther nun vollkommen. Damit ließ er den Schulten ſtehen.

Juſtizrat Kreikemann und Rechtsanwalt Schropf bekamen nun zu tun. Aber keiner von den Bauern gab nach. Termin um Termin wurde angeſetzt, Zeugen vernommen, eine Lokalbeſichtigung abgehalten, auf Grund derer keine Seele in Wieblinghofen im Hauſe blieb, und nach der Beſichtigung gab es im Wirtshaus eine kleine Schlägerei, weil Maurer Lüning dem Schneider eins verſetzte und ihn einen Apportenträger und ſchlechten Bonaparte nannte, worauf der Poliziſt Wilms, der zur Lokalbeſichtigung mit erſchienen war, ſehr amtlich einſchritt und die Partie Sechsundſechzig aufgab, die er gerade ſo gemütlich mit Schmied Dolberg ſpielte. Natürlich verklagte der Schneider anderen Tages den Maurer Lüning.

„Und wer iſt an allem ſchuld?“ fragte Hannes Lüpke, „nur die dummdämliche Gans!“

„Nee, Mine Berg, die ſie gerupft hat!“ erklärte Diez Winterkamp. Da klapperte Mine, die ſo ſchön an der Ecke von Winterkamps gehorcht hatte, auf ihren Holzſchuhen ab und riegelte ſich ein, als kämen hundert Zigeuner ins Dorf. — Die Zeugenvernehmungen liefen nun munter weiter, und beide Parteien zahlten Sporteln und Koſten. Die Gans wurde immer teurer. Endlich wurde das erſte Urteil gefällt: Wilm Wietholt wurde wegen Beleidigung zu zehn Talern Strafe, Fritz Schulte desgleichen zu drei Talern verurteilt, beide aber in die Koſten. Natürlich meldeten beide Berufung an. Die Gans blieb noch immer juriſtiſch in der Schwebe und körperlich in ihrem Lattenkaſten und gedieh dabei, obwohl Mine Berg ſie als einen zähen alten Lederbalg bezeichnete.

Der Prozeß beider Inſtanzen lief munter weiter, und allmählich fing er an, langweilig zu werden; nur dem Schneider nicht, denn er wurde eines Abends, als er eine Hoſe im Bruchhofe abgeliefert hatte und allein an einem hohen Roggenfeld vorbeiging, wider alles Erwarten in die dichten Halme gezerrt und jämmerlich geprügelt. Die Täter vermochte er leider nicht anzugeben, riet aber auf einen Knecht vom Wietholthofe und den Maurer Lüning. Seitdem war er mit Sonnenuntergang ſtets daheim.

Wilm Wietholt und Fritz Schulte aber zogen ſich noch einige neue Unannehmlichkeiten zu. Denn der erſtere vergriff ſich in blinder Wut an ein paar Bengels in der Stadt, die hinter ihm drein gigackten, und Schulte warf auf Kaſpar Deringhaus' Hochzeit mit dem Glas nach dem Stellmacher Steffen, der ihn fragte, wie teuer die Gänſe in Wieblinghofen ſeien. Da bekamen Juſtizrat Kreikemann und Rechtsanwalt Schopf neue Arbeit, und die beiden Helden von Wieblinghofen mußten froh ſein, daß ſie mit einer Handvoll Talern die Sache beilegen konnten.

Wenn ſie ſich auf dem Gericht begegneten, wichen ſie aber einander aus, und einer tat, als habe er den anderen nie geſehen.

Da wurde plötzlich die Schultenbäuerin krank, und Doktor Twetmeyer fuhr auf den Hof. Der Doktor war zwar weit und breit als ein Grobian bekannt, aber keiner wagte, gegen ihn zu mucken, denn als Arzt ſuchte er ſeinesgleichen.

Er ſah die Patientin an, fühlte den Puls und ſteckte ſie ſofort ins Bett. Dann verſchrieb er ein Medikament und ſagte zum Schulten: „Was wollen Sie nun behalten? Die Frau oder die Gans?“ — Das fuhr dem Schulten in die Glieder. Er räuſperte ſich, denn ihm war es, als habe er Häckerling in der Kehle, aber er vermochte nicht, ein Wort hervorzubringen.

„Ich möchte mir den intereſſanten Vogel einmal anſehen,“ fuhr Doktor Twetmeyer fort, und der Bauer führte ihn an den Lattenkaſten.

„Hm!“ meinte der Doktor, „eigentlich müßte man Euch beide, den Wietholt und Sie, da hineinſperren. Ihr könntet Euch dann hacken und rupfen bis auf die Stoppeln!“

„Herr Doktor — das verbitte ich mir!“ ſchrie der Schulte.

„Immer ruhig, lieber Mann! Wir ſind ſchon mit anderen Leuten fertig geworden.“ Dabei fühlte er ihm ruhig den Puls. Aber Schulte riß wütend die Hand weg und ließ den Doktor ſtehen.

„Komm mal her, mein Dirn!“ rief der Doktor die Kleinmagd an, die neugierig um die Ecke der Diele ſchielte. Stina kam zitternd näher, denn vor Doktor Twetmeyer hatte ſie einen Heidenreſpekt, ſeitdem ſie wußte, daß er dem Juden Leyſer eine Niere bei lebendigem Leibe herausgeſchnitten habe.

„Mache mal den Kaſten auf!“ befahl der Geſtrenge weiter. Das durfte Stina nicht. Aber ſie tat es doch.

„Nun hole mal Euer ſchärfſtes Küchenmeſſer, mein Dirn!“ Am liebſten hätte ſie Hilfe geſchrien, denn ſie dachte an Levi Leyſers Niere. Aber ſie holte das Schlachtmeſſer.

„So — nun halte mal das Bieſt ſchön feſt an den Flügeln — ſo! Kannſt gern wegſehen! Aber laß nicht los, mein Dirn, ſonſt kannſt was erleben!“

Stina hielt die Gans, daß ſich keine Feder regte.

„So — nun kannſt das Vieh rupfen, wenn Du Zeit haſt.“

Da kam der Schulte aus der Krankenſtube zurück und Stina ließ die blutige Gans zu Boden fallen und verkroch ſich im Kälberſtall.

„Was iſt das? Was geht hier vor?“ ſtieß der Bauer mühſam hervor.

„O, ich habe hier eben eine kleine Operation vollführt, die hochnötig war.“

„Seit wann operieren Sie die Gänſe?“ Der Schulte bebte vor Wut.

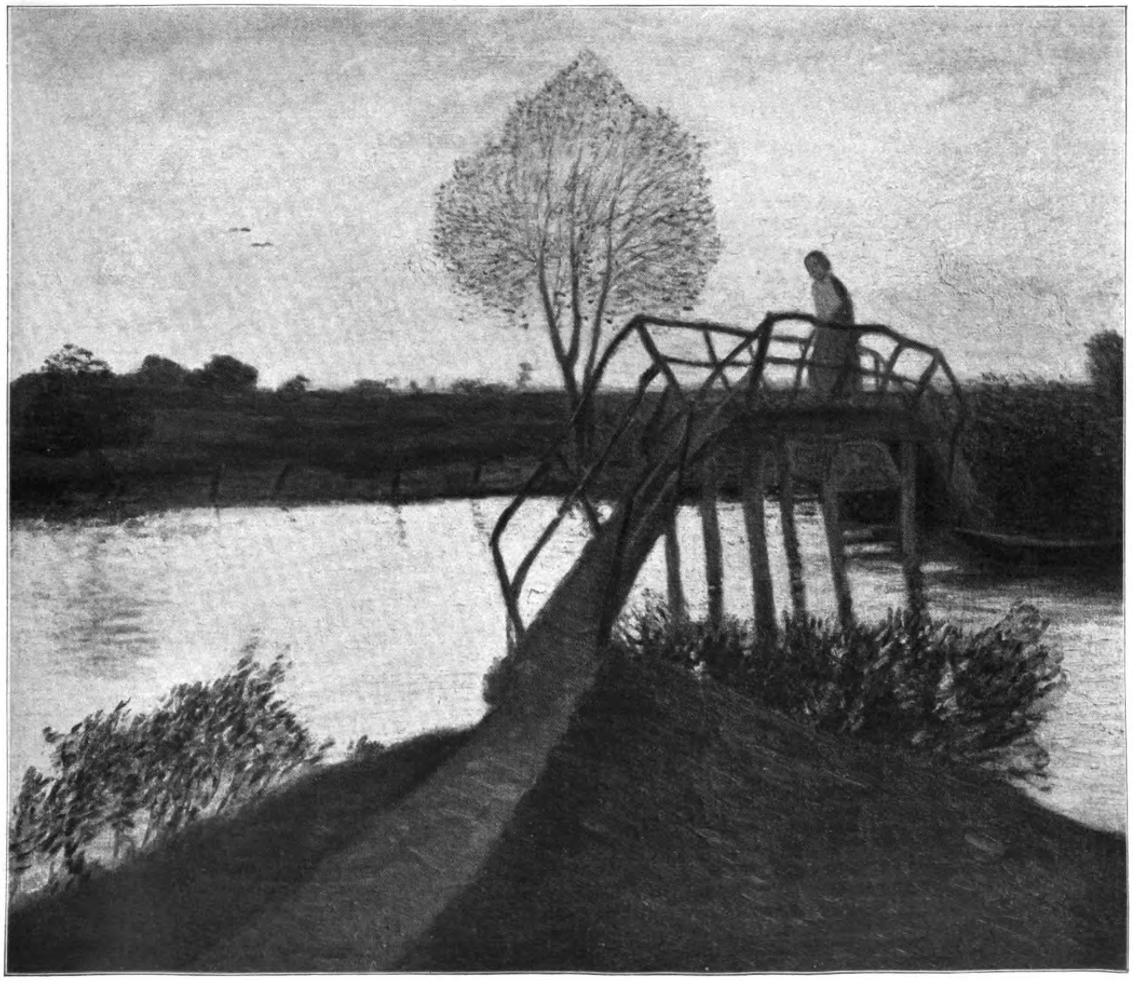
„Die Gänſe? Ich habe Sie eben operiert, und zwar mit Erfolg, wie ich hoffe.“

„Mich? Sie haben mich operiert?“

„Ja, Schultenbauer, Sie waren ſonſt doch ganz vernünftig, bis Sie Ihre fixe Idee bekamen. Aber die habe ich Ihnen nun ſchön aus dem Schädel trepaniert. Da liegt ſie.“

Er deutete auf die Gans. „Am beſten werfen Sie ſie auf den Miſt — oder nein, halt! Sie könnten ſie mir als Honorar für meinen heutigen Beſuch geben. Nicht wahr? — Und nun kommen Sie, wir wollen mal nach der Bäuerin ſehen.“

Der Schulte ſtand und ſchnappte nach Luft. Am liebſten



⌘ Dorfſteg. Gemälde von Otto Moderſohn. ⌘

hätte er die Jagdflinte vom Nagel geriſſen. Aber die hing in der Schlafſtube über dem breiten Bett, in dem nun ſeine Frau lag. Der Doktor tat, als gäbe es keinen Schulten, keine Gans und keinen Prozeß, ſetzte ſich ruhig noch eine Weile an das Bett und ſagte: „Na, Meierſche, das ſoll ſich ſchon wieder geben. Bleiben Sie noch ein paar Tage im Bett und ſchicken Sie mir jeden Tag Nachricht durch Ihren Mann! Aber er muß ſelber kommen! Verſtanden?“

Dann nahm er die Gans, warf ſie in den Wagen, nahm die Zügel und ließ den Fuchs antraben.

„Morgen ſind Sie in meiner Sprechſtunde, Schulte! Verſtanden?“

Fritz Schulte ſah ihm wie blöde nach, dann ſtand er vor dem leeren Gänſekaſten und ſtarrte auf die dunkle Blutlache. Plötzlich kam er zu ſich, packte den Lattenkaſten, hob ihn hoch und ſchlug ihn auf den ſteinernen Waſſerkump vor dem Pferdeſtall, daß er krachend in Stücke brach, und jedes einzelne Stück zerſchlug er wieder. Stina ſah es deutlich aus ihrem Verſteck und pries ſich glücklich, daß er ſie nicht ſah. Er ſah ſchlimmer aus wie damals, als der Braune Kolik kriegte. Damals hatte er die Heugabel gegen den Knecht gehoben, der warmen Klee gefüttert hatte. Da knarrte plötzlich die Tür der Krankenſtube.

„Was tuſt Du, Fritz?“

Stina hörte deutlich die Stimme der Frau. Da zuckte der Wütende zuſammen, und eine böſe Falte ſtand auf ſeiner Stirn. Aber nur ein paar Sekunden. Dann ſagte er rauh: „Du ſollſt doch im Bett bleiben — Du willſt Dir wohl den Tod holen?!“ Dann ging er ſchwerfällig die Diele hinab, der Krankenſtube zu. — — —

Vier Tage lang iſt Fritz Schulte in die Sprechſtunde des Doktors gefahren, und die vier Fahrten ſind ihm ſauer geworden. Aber die Meierin wurde geſund und ſitzt wieder am Spinnrade und ſieht zufrieden den Bauer an, wenn er neben ihr im Lehnſtuhl die Pfeife raucht.

Auf dem Schultenhofe in Wieblinghofen werden ſeit der Krankheit der Bäuerin keine Gänſe mehr gehalten, womit vor allen anderen der Juſtizrat Kreikemann ſehr unzufrieden iſt. Auch Rechtsanwalt Schropf war gar nicht mit dem Vergleich zufrieden, der merkwürdig ſchnell zuſtande kam, nachdem Doktor Twetmeyer auch auf dem Schultenhofe vorgeſprochen hatte. Sie erklärten ſich beide für geſchädigt, als der Doktor mit ihnen am Tiſch des ‚Rebſtocks‘ ſein Glas Moſel trank.

„Ich glaube es, Juſtizrat,“ lachte Twetmeyer, „die Gans hätten Sie noch gern gerupft. Aber dann hätten Sie ſie nicht ſelbſt zu Martini eſſen müſſen. Der Braten war eigentlich zu teuer.“

„Was? Ich? Zu Martini?“

Dann nahm er Hut und Stock und ſtürmte heim. Allerdings — die Martinsgans war vom Kutſcher des Doktors abgegeben worden mit einer Empfehlung des Herrn Schulte von Wieblinghofen. Und ſie war trotz vier Stunden Bratens doch etwas zäh geblieben.

Hinfort erwähnte der Juſtizrat im ‚Rebſtock‘ nichts mehr von dieſer Martinsgans.

Aber einer ſpricht mit heimlichen Andeutungen noch oft von ihr. Das iſt der Maurer Lüning.

„Siehſt Du, Diez,“ erklärte er dem Nachbar Winterkamp, „was habe ich Dir geſagt? Die ganze dumme Gänſegeſchichte iſt von den Büchern gekommen. Weißt noch, was ich Dir damals erzählt habe? Von dem Mann, der immer nachts von zwölf bis eins leſen mußte? Na, man ſpricht nicht gern davon — aber Stina, mein Patenkind, die auf dem Schultenhof war, die hat's gehört, was Doktor Twetmeyer geſagt hat. Mit den Gänſen — na, man redet nicht gern davon — das war ſchon bald Spukerei und ſo was, und daß Doktor Twetmeyer die Gans ſchlachten mußte, wenn die Schulten geſund werden ſollte, weißt Du, wie das in den Büchern heißt? Ich will Dir's ſagen, das iſt Zimpatie. Und Du brauchteſt nur einen Lattenkaſten auf den Schultenhof zu ſtellen und eine Gans hineinzuſtecken, — aber Mine Berg muß ſie gerupft haben — gleich kriegt der Schulte ſeinen Koller wieder, und Doktor Twetmeyer muß wieder kommen.“

„Nee,“ ſagt Diez Winterkamp, „denn wollen wir das man lieber laſſen. Ich will nix mit Zimpatie zu tun haben.“

Der Feldſchuſter Friedrichs des Großen. Ballade von Rolf Brandt.

Die Trommeln lockten, die Pfeifen ſchrien.
„Der König braucht Soldaten!
Die Kaiſerin thront ſtolz in Wien …
Potz Bomben und Granaten,
Der König braucht Soldaten!
Wollt Ihr nicht mit ihm ziehn?

Ihr werdet dick wie Tonnen
Und ſterbt an Waſſerſucht.
Ein friſcher Sieg gewonnen,
Der Feind auf heller Flucht,
Das ſind noch Manneswonnen,
Iſt Leben. Ei verflucht!

Wir ſchlugen die Kroaten
Und jeden welſchen Wicht.
Der König braucht Soldaten
Und ſpart an Löhnung nicht!
Potz Bomben und Granaten,
Und dann iſt's Preußenpflicht!“

Trommeln und Pfeifen warben.
„Ich bin nur ein Schuſtergeſell.
Wenn andere Ruhm erwarben,
Kann's auch. Ich bin zur Stell'.
Im Licht der Feuergarben
Scheint ſelbſt ein Schuſter hell.

Du, Liebſte, mußt nicht weinen,
Kommt Frieden in das Land
Haſt Du als Ehherrn einen
Gar ſtattlichen Sergeant.
Du, Lotte, mußt nicht weinen!
Komm, gib mir Deine Hand …“

In König Friedrichs Heere
Zog er in Schritt und Tritt,
Und Leuthens Siegesſchwere
Macht' groß den kleinen Schritt.
Doch ſeine größte Ehre
Bracht' ihm ſein Handwerk mit.

Ihr Schuſter ſpitzt die Ohren!
Als Friedrich nach der Schlacht
Sein Sohlleder verloren,
Hat einer froh gelacht,
Da man — parbleu die Toren!
Reſerve nicht bedacht.

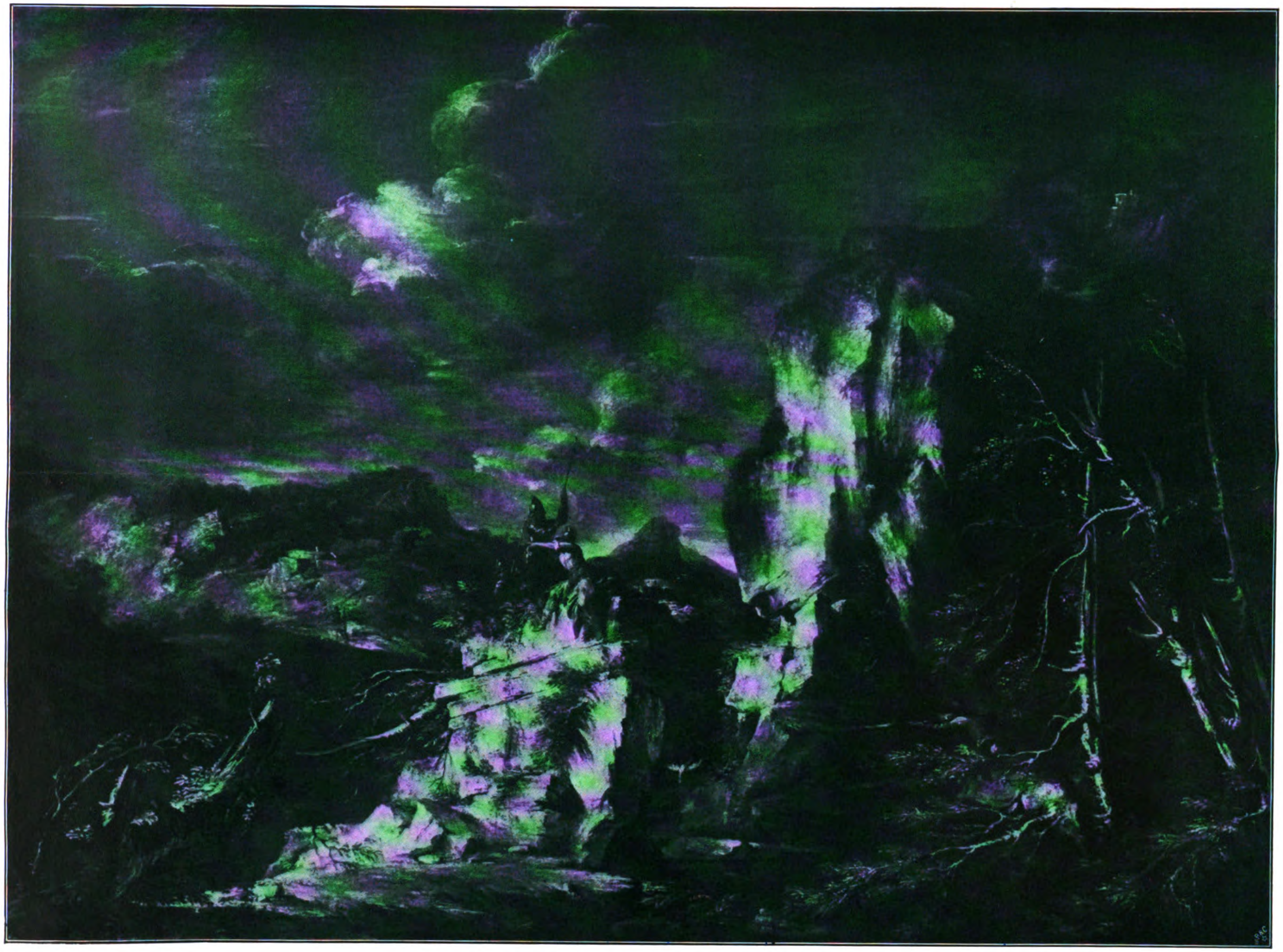
‚Er‘ ſtand ſtets feſt in Schuhen,
Doch wenn ſie juſt entzwei,
Muß auch ein König ruhen,
So groß und klug er ſei. —
„Mordieu! Wer hilft den Schuhen
Und flickt die Schlamperei?“ — — — —

„Er kann ſein Glück ſich holen,
Macht Er's kommode mir,
Sonſt bleib' Er mir geſtohlen!“
„Fritz, das kann jeder hier.
Man lernt brav das Verſohlen
Als preuß'ſcher Grenadier.“

Ein Glanz in Friedrichs Blicken.
„Eh bien, ich bin geſpannt,
Ob Du gut Schuhe flicken,
Wie reden kannſt — Sergeant.“ — — —
Ein gnädigliches Nicken.
„Das ſitzt! Geſchickte Hand!

Ein Wunſch?“ — „Das iſt nicht wenig,
Die Lotte, Majeſtät …“
„Parbleu!“ — „Bitt' untertänig,
Weil's ohne ſie nicht geht …“
„Urlaub! Meld' Deinem König,
Wie's nach der Hochzeit ſteht.“ —

Hört, Schuſter und Soldaten,
Am Schluß noch den Beſtand:
Potz Bomben und Granaten!
Als neu das Jahr im Land,
Den König man als Paten
Im Kirchenbuche fand.



Landſchaft. Von Salvator Roſa. Louvre, Paris.

Frauenerwerb.

Konſervenhandel als Frauenerwerb.

Daß es für eine praktiſche, die Arbeit liebende Frau lohnt, in einer Großſtadt ohne Laden einen Handel mit Konſerven und Fruchtſäften zu eröffnen, kann ich aus zehnjähriger Erfahrung mit gutem Gewiſſen ſagen. Ich wurde plötzlich als verwöhntes Mädchen, das wohl Bildung, aber keine Anwartſchaft auf einen höheren Beruf beſaß, vor die Notwendigkeit eigenen Erwerbs geſtellt. Eßwarenkunde war mir vom Hausfrauenſtandpunkt ſtets höchſt wiſſenswert und intereſſant geweſen; meine wirklich guten Kenntniſſe auf dieſem Gebiet beſchloß ich nun, praktiſch zu verwerten. Es iſt freilich etwas anderes, ob man als gern geſehene Käuferin aus den beſten Geſchäften das Beſte, das man im eigenen Haushalt als ſolches zu beurteilen und vom Geringwertigen zu unterſcheiden gelernt hat, kauft, oder ob man als kapitalloſe Engros-Einkäuferin, um Vertrauen und Kredit bittend, zu derſelben Firma kommt. Viel Mut haben dieſe Gänge gekoſtet und — viele bittere Tränen. Wie ich nach und nach doch die Inhaber der beſten Firmen zu Lieferanten bekam, nach mancher Abweiſung, wie ich trotz aller Schwierigkeit meiner Maxime: „Nur das Beſte iſt das Billige,“ trotz ſcheinbar teuren Preiſes, treu blieb, das bis ins einzelne zu berichten, erforderte Bände. Als weiblicher Kaufmann darf ich ja auch nicht aus der Schule plaudern! Jede Konkurrentin, die ich vielleicht mit dieſen Zeilen mir ſelbſt erwecke, muß dieſe ſchwierige Schule eben ſelbſt durchmachen. Der energiſchen, tatkräftigen Frau iſt ein Sieg gewiß. Ich will nur ſagen, daß ich im Anfang, die billigen Bedingungen des Obſtmarktes benutzend, auch viele Säfte und Konſerven ſelbſt eingekocht habe, nicht nur tadellos, es muß noch ein bißchen mehr ſein; die Gaumen ſind heutzutage verwöhnt, und für das beſondere Entgegenkommen einer Dame ohne offenes Geſchäft ihre Kundſchaft zuzuwenden, wollen die reichen Leute etwas beſonders Delikates haben.

Die Privatkundſchaft, ſagte ich. Ja, dieſe Kundſchaft nun zu finden! Das iſt das zweite Kapitel der Schwierigkeiten, die ich zu überwinden hatte. Allen falſchen Stolz habe ich da zuerſt einmal vollſtändig beiſeite gelegt. Der einzige Stolz in meiner neuen Lebenslage konnte es ja nur ſein, einen anſtändigen, ausreichenden Erwerb zu finden. Alſo einfach die alten Bekannten bitten, um ihre Kundſchaft zuerſt und ſodann um Weiterempfehlung bei ihren Bekannten. Und jeden noch ſo loſen Faden einer Beziehung dann raſch benutzen! Ich bin nicht immer freundlich behandelt worden, habe oft den Schein der Aufdringlichkeit auf mich nehmen müſſen, habe aber auch herrliche, gütige Menſchen getroffen und ſchließlich, was doch die Hauptſache iſt, meine Waren haben mich mit der Zeit von ſelbſt empfohlen.

Ich kaufte ein, wo ich nur irgend das Gute fand, Fruchtſäfte zum Teil von der, zum Teil von jener Firma, je nachdem Kirſchen, Erdbeeren, Pfirſiche, Spargel aus dem oder jenem Gebiet gerade am beſten waren. Die beſte Konſervenfirma aus dem Werdergebiet liefert mir jetzt Erdbeeren, Kirſchen uſw., die beſten Gemüſefirmen Spargel und Schoten.

Da ich von Haus aus Teekennerin bin, iſt es mir nach und nach gelungen, mir auch Teedepots von großen Häuſern zu verſchaffen.

In kleiner Wohnung, nur mit einem Mädchen, führe ich mein Geſchäft. Im erſten Anfang hatte ich kein Mädchen, ging in den Herrſchaftshäuſern vormittags die Vordertreppe herauf, um die Kundſchaft zu erobern, und abends die Hintertreppe, um die Waren abzuliefern.

Nun hab' ich „mein Lehn“, mein kleines Geſchäft in Gang. Ich würde mich freuen, wenn dieſer Hinweis praktiſchen erwerbſuchenden Frauen ein Wegweiſer aus der Not heraus würde.

Stephania Gutmann.

Das Ausſchreiben von Orcheſterſtimmen.

Der franzöſiſche Komponiſt Coquard in Paris empfiehlt als eine der beſten Heimarbeiten für Frauen das Ausſchreiben von Orcheſterſtimmen.

Jegliche Art von Heimarbeit iſt ja ſo ſehr begehrt. Vielleicht werden es uns manche unſerer Leſerinnen Dank wiſſen, daß wir ſie auf etwas Neues in der Heimarbeit aufmerkſam machen.

Ein großes Aber ſteht nun allerdings ganz groß über dieſer Sache. Die Handgeſchicklichkeit allein tut es nämlich nicht. Wer Orcheſterſtimmen ausſchreiben will, muß nicht nur Klavier ſpielen können, ſondern ſo viele theoretiſche Kenntniſſe haben, daß man Partituren ſchnell lieſt, ſich auf die Stimmenverteilung verſteht und die einzelnen Stimmen gut herausfindet. Das klingt nämlich leichter, als es iſt. Die Bezeichnungen ſtehen am Anfang jeder Partitur, aber für den nicht genügend geſchulten Abſchreiber ſind Verwechſlungen ſehr leicht möglich. Wer je eine große Partitur nicht nur überflogen, ſondern ſtudiert hat, weiß, daß es gar nicht leicht iſt, alle Blas- und Streichinſtrumente herauszufinden. Wenn alſo die Arbeit nur mit gründlichen Vorkenntniſſen gemacht werden kann, ſo hat ſie wieder das Gute, daß der Bedarf an guten Abſchreibern groß iſt, daß immer Arbeit vorhanden iſt.

Den mechaniſchen Teil der Arbeit, das Notenſchreiben, lernt man am beſten durch einige Stunden bei einem Muſiker, der geübter Notenſchreiber iſt. Die Schrift-Note hat ihren eignen Charakter und ſoll ihn haben. Gedruckte Noten ſehen anders aus. Aber klar und deutlich, leicht leſerlich müſſen ſie ſein, und ſie ſo zu ſchreiben, will erlernt und geübt ſein.

In Frankreich ſoll eine tüchtige Schreiberin 10 bis 15 Fr., alſo 8 bis 12 ℳ täglich verdienen können. In Deutſchland dürfte das wohl kaum zu erreichen ſein. Die Seite wird bei uns wohl nie über 50 Pfennig bringen. Meiſt ſchreibt die Kopiſtin eine Stunde an einer Seite, ſehr geübte Abſchreiberinnen bringen es bis zu zwei Seiten in der Stunde. So würde man bei ſechsſtündiger Arbeit 3 bis 6 ℳ täglich verdienen können. Das iſt für Heimarbeit eine ſehr gute Bezahlung.

Rechtsrat des Frauenerwerb.

Frage: Ich bin an einer privaten Töchterſchule angeſtellt. Am 5. März habe ich für den 1. Juli gekündigt. Gleichzeitig iſt mir auf meine Bitte vom 15. April ab Urlaub erteilt (damit ich meine neue Stellung an dieſem Tage antreten kann) unter der Bedingung, daß ich bis zum 1. Juli eine Vertretung ſtelle. Mitte März hörte ich, daß die Schule nach den Oſterferien ganz eingehen ſolle. Kann ich im Falle des Eingehens der Schule mein Gehalt bis 1. Juli fordern? H. W. in M.

Antwort: Es kommt darauf an, wie die Vereinbarung über den „Urlaub“ auszulegen iſt. Nach der Sachlage ging doch der beiderſeitige Wille anſcheinend dahin, daß Sie ſchon am 15. April endgültig ausſcheiden ſollten (um Ihre neue Stelle anzutreten) unter der Bedingung, daß Sie einen „Erſatz“ bis 1. Juli ſtellen, der als Angeſtellter der Schule gelten und von letzterer bezahlt werden ſollte. Falls dies von beiden Parteien gemeint war (die begleitenden Beſprechungen ſind maßgebend für die Auslegung des erteilten „Urlaubs“), können Sie Ihr Gehalt nur bis 15. April fordern. Wenn aber die Beſprechungen ergeben ſollten, daß „Urlaub“ im wörtlichen Sinne gemeint war, d. h. daß Sie bis 1. Juli als Angeſtellte der Schule gelten ſollten (trotz Annahme einer neuen Stellung), und daß der von Ihnen zu ſtellende „Vertreter“ von Ihnen bezahlt werden ſollte, dann können Sie Ihr Gehalt bis 1. Juli fordern.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Abonnentin in Merſeburg und Grete in Hamburg. Wenn Sie unſer Blatt leſen, müßten Sie doch wiſſen, daß wir anonyme Anfragen nicht beantworten.

Frl. T. in Gl. Der Beruf einer Zuſchneiderin für feine Wäſche iſt jungen ſtrebſamen Mädchen ſehr zu empfehlen. Dreijährige Lehrzeit, während der vom Meiſter ein kleines Koſtgeld gezahlt wird. Meldungen bei dem Verband für fachgewerbliche Ausbildung der Frau, Bureau Liſchnewska, Berlin, Martin-Luther-Straße 16.

Fr. P. in J. Der Verein Jugendſchutz hat in Neuzelle, Mark, ſowohl eine landwirtſchaftliche Haushaltungsſchule, wie auch eine Gartenbauſchule, in denen junge Mädchen ausgebildet werden können. Unbemittelten werden Ermäßigungen gewährt.

Fr. v. T. in B. Wenn Ihre Tochter täglich einige Stunden frei iſt und ſich gern beſchäftigen möchte, raten wir zur Hortarbeit. In zehn Kindervolksküchen Berlins ſind für unbeaufſichtigte Schulkinder Horte eingerichtet, in denen ſie überwacht werden und Handarbeits-, Koch- und hauswirtſchaftlichen Unterricht erhalten. Veranlaſſen Sie Ihre Tochter ihre Adreſſe an Frau Staatsminiſter Dr. v. Studt, Berlin, Kurfürſtendamm 242, einzuſenden. Vielleicht iſt auch andern jungen Damen mit dieſem Hinweiſe gedient. Es handelt ſich nur um einige Nachmittagsſtunden in jeder Woche, in denen man lehren und — ſehr viel lernen kann.

Vom Briefkaſten und von der Sprechſtunde des Frauenerwerb.

Infolge vieler Briefe und Zuſchriften möchten wir noch einmal ausdrücklich erklären, daß wir ſchriftlichen und mündlichen Rat erteilen. Je mehr Briefe und Beſuche kommen, um ſo beſſer, denn wir möchten gern recht enge Fühlung haben mit den Leſerinnen unſeres Blattes. Wir freuen uns über jeden Beweis der Anteilnahme an unſeren Aufſätzen und an der Sache, der wir dienen wollen — der Wohlfahrt der erwerbenden Frau. Und wer uns etwas zu ſagen hat — ob er nun unſerer Anſicht iſt oder eine abweichende Meinung vertritt — wird immer gern gehört werden. Jede Anregung iſt uns willkommen.

Die Leiterin des Frauenerwerb.

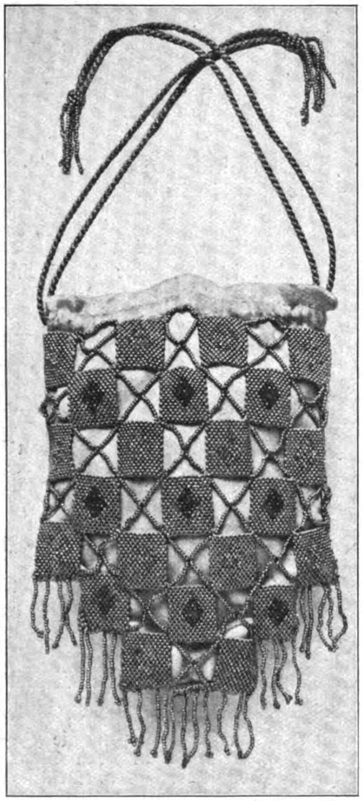
Sprechſtunde der Leiterin des Frauenerwerb: werktäglich von 12 bis 2 Uhr.

Frauen-Daheim.

Oft haben die Ernſten und Rauhen viel Güte, wie ich erfand.
Nur ein kleines Land. Doch man kann darauf bauen.

Neue Perlarbeiten.

Wie jede Mode nach mehreren Jahrzehnten wieder aus dem Schoße der Vergeſſenheit erſteht und durch Variationen dem Geſchmacke der Gegenwart angepaßt wird, ſo kehren auch die Handarbeiten von Großmutterzeit zur Jetztzeit und von da wahrſcheinlich in ferner Enkelinnenzeit immer wieder zurück. Augenblicklich beherrſcht die Perle die Mode, zum Beſatz der Toiletten, zur Verzierung der Lampenſchirme, Fenſter- und Türvorhänge uſw. Eine beſonders wirkſame Art der Perlſtickerei iſt die Moſaikperlarbeit. Wer erinnert ſich nicht der Klingelzüge, der Obſtkörbchen uſw., die aus großen weißen und bunten Perlen moſaikartig gearbeitet waren? Dieſe alte Mode hat ſich verjüngt, die einſt ſo beliebte Perlmoſaikarbeit wird in verfeinertem Genre zu den reizendſten Schmuck- und Toilettengegenſtänden angewandt. Die künſtleriſche Wirkung dieſer Technik wollen wir unſeren Leſerinnen an drei Modellen zeigen.



Handtäſchchen aus Goldperlenmoſaik mit roſa Muſterung und roſa Seidenfutter.

Abbildung I ſtellt ein Handtäſchchen für elegante Geſellſchaftstoilette zur Aufnahme von Taſchentuch und einigen Kleinigkeiten dar. Es wird gefertigt aus Goldperlen Nr. 4, welche zu kleinen Platten verarbeitet werden. Zum Mittelfigürchen der Plättchen nimmt man eine zum Kleide paſſende Farbe — bei unſerem Modell roſa — und umrändert das kleine Karo mit blitzenden Stahlperlen. Abgefüttert wird das Täſchchen in paſſender leichter Seide: oben läßt man ein Köpfchen zum Zug frei. Die Schnüre des Zuges ſind aus goldgelber Seide gedreht, an deren Enden Quaſten aus Gold und zum Ganzen paſſenden farbigen Perlen aufgezogen werden.

Die zweite Taſche dient zu gleichem Zweck, iſt aus matten Stahlperlen, belebt durch ſchön ſchattierte Biedermeierkränzchen. Der Durchzug zur Aufnahme der Schnüre iſt bei dieſer Taſche gleich eingearbeitet, die Schnüre beſtehen im Einklang mit dem Ganzen aus ſtahlgrauer Seide, den Abſchluß bilden gleichfarbige Perlengehänge. Am unteren Rande des Täſchchens werden nicht zu lange Franſen — einzelne Perlreihen — angefügt.

Die dritte Perlmoſaikarbeit zeigt einen der reizenden Halskragen, die die Mode des freien Halſes ſo gut zur Geltung bringt und die natürlich in jeder Höhe gearbeitet werden können. Als Perle kann ſowohl Gold als Stahl verwendet werden, je nach der Toilette, zu welcher der Kragen getragen werden ſoll; auch auf Tüll- und Mulltoiletten wirkt er ſehr kleidſam. Das Schloß iſt ein ſogenannter Bajonettſchließer, der in jeder gewünſchten Höhe erhältlich iſt. Unſere drei Modelle ſtammen aus dem Atelier von Frau M. Heilbronn, Berlin W 15, Uhlandſtraße 32, wo Zeichnung, Anleitung und Material zu der ſchönen Perlarbeit gegeben wird.

* * *

Ein hübſcher Gegenſatz zu dieſen feinen Perlnähereien ſind die aus dem Atelier von Paula Langbein in Magdeburg ſtammenden Gürtelſchnallen. Hier kommt es auf eine mehr dekorative glänzende Wirkung an. Die Schnallen ſind zu duftigen farbigen Geſellſchaftstoiletten gedacht und ſind namentlich abends ſehr ſchön. Stärkeſte Steifleinwand mit feſtem Draht umrandet, bildet die Grundform, die dann bei allen drei Schnallen mit dichtem Goldſtoff überzogen wird.

Die Ecken der erſten Schnalle werden mit Plattſtich in ſeegrüner Seide dicht benäht. Die rubinroten Glasſteine werden mit Goldperlen aufgenäht; Goldſchnur umrandet das Ganze.

Die zweite Schnalle wird durch Goldſchnur in kleine Felder geteilt, mit hellblauer dicker Seide, Goldperlen und hellblauen Glasſteinen benäht.

Die dritte Schnalle zeigt grüne, bernſteinfarbene und ſaphirblaue, längliche und runde Glasſteine und Perlen.

Twei Rotdurn, ein Goldregen.

„So as dat nu warm ward,
Denn ſittſt du vör 'e Dör;
Twei Rotdurn, ein Goldregen,
Det ſtahen dorvör.

Un kümmt irſt de Maimond,
Ward'n ſ' all drei denn bläuhen,
Saſt äwer de Pracht du,
Min Sähning, di freuen!“

Den Kranken plegt Mudding
Bi Tag un bi Nacht.

De Frühling höllt Intog
Ganz drömig un ſacht. —

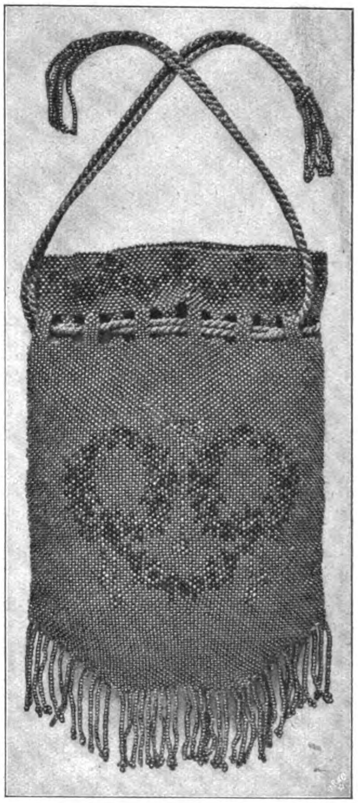
Twei Rotdurn, ein Goldregen,
Wat ſtahn dor de Lüd?
Sie kiken un wunnern
Sick äwer de Blüt.

Un achter dat Finſter
In ehr engen Stuw
En ſlowittes Mutting
Mit ſwart Truerhuw.

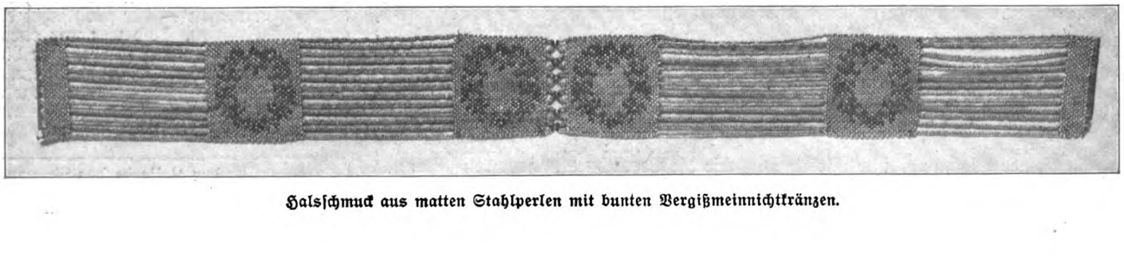
„Twei Rotdurn, ein Goldregen!
Du ſühſt ſ' nich mihr bläuhn;
Du ſlöppſt unner'n Hügel,
Min All un min Ein!“

Von 'n Rotdurn un Goldregen,
As 'e Dag geiht tau Enn,
Plückt af ſei por Twigen
Un bringt ſei em hen.

Auguſte Schwanbeck.



Handtäſchchen aus matten Stahlperlen mit bunten Vergißmeinnichtkränzen.



Halsſchmuck aus matten Stahlperlen mit bunten Vergißmeinnichtkränzen.

Ferienwanderungen der Berliner Gemeindeſchulkinder.

Wenn man vor dem Beginn der großen Ferien die Schüler und Schülerinnen der Berliner Gemeindeſchulen einmal fragt, wer von ihnen verreiſt, ſo bekommt man ſeltſame Antworten zu hören. „Ich fahre zu meiner Tante, die hat in der Badſtraße einen Kohlenkeller!“ — „Ich fahre zu meinem Onkel nach der Wörtherſtraße, der iſt Schutzmann!“ ſo und ähnlich ſchwirrt es durcheinander. „Reiſen“ und „Fahren“ ſind gleiche Begriffe. Einige Bevorzugte geben als Reiſeziel ſogar Schöneberg oder Charlottenburg an und ein paar fahren ſogar aufs Land zur Großmutter oder zur Tante.

Unendlich groß aber iſt die Zahl der Kinder, denen auch die langen Ferien keinen Wechſel ihrer Umgebung bringen.

Und was für einer Umgebung!

Nicht die Großſtadt, die Reichshauptſtadt, das herrliche Berlin, das ſich um den Luſtgarten und die Straße Unter den Linden gruppiert, das ſich jedem, der es ſieht, als Stadtbild unauslöſchlich einprägt! Das alles iſt einem Kinde, das in einem Außendiſtrikte des Berliner Nordens oder Oſtens aufwächſt, eine fremde Welt. Seine Heimat ſind eintönige, gleichförmige Straßenzüge ohne charakteriſtiſche Merkmale, graues Einerlei. Weit entfernt wohnt es von dem hiſtoriſchen Berlin und doch noch nicht weit genug draußen, als daß es in irgendeiner Verbindung mit der Natur ſtände. Felder und Wieſen, Quellen und Bäche, Berge und Wälder ſind Dinge, die das Großſtadtkind nur vom Hörenſagen kennt.

Freilich ſorgen Ferienkolonien, Heilſtätten, Erholungsheime und ähnliche Einrichtungen ſeit Jahren dafür, daß die Ärmſten unter den Armen, die elenden, ſchwachen und kranken Großſtadtkinder, hinauskommen aus dem Häuſermeer. Wer aber nimmt ſich der geſunden an, jener Kinder, aus denen einmal ſpäter in erſter Linie die Väter und Mütter einer neuen Generation werden ſollen? In ihnen allen lebt ein Drang, hinauszukommen, zu wandern, etwas anderes zu ſehen, als das ewige Einerlei ihrer Umgebung. Gerade die fleißigen und aufmerkſamen unter ihnen mühen ſich ab, ſich ein Gebirge, einen Flußlauf, eine Burg vorzuſtellen, oder Wälder und Wieſen, wo es all die Tiere und Pflanzen in Wirklichkeit gibt, von denen der Lehrer im Naturkundenunterricht ſpricht.

Dieſer Kinder hat ſich lange Zeit niemand angenommen.

Im Jahre 1901 begann der „Verein für Ferienkolonien“, vereinzelt Wandergruppen zu vierzehntägigen Wanderungen hinauszuſchicken. Die Erfolge waren ſo günſtig, daß ſich bald ein Zentralverein für Schülerwanderungen bildete, deſſen Vorſitzender der Herr Stadtverordnete Albrecht Guttmann, Charlottenburg, Bleibtreuſtraße Nr. 15—16, iſt. Dieſer junge Verein ſendet ſyſtematiſch Wandergruppen von fünfzehn bis zwanzig Kindern unter der Führung von Lehrern und Lehrerinnen in das deutſche Land hinaus auf ſechstägige Wandertouren. Sein Beſtreben geht dahin, es jedem Berliner Kinde möglich zu machen, mindeſtens einmal im Leben ſechs Tage lang ein Stückchen deutſche Erde, ein Stückchen Natur geſchaut zu haben!

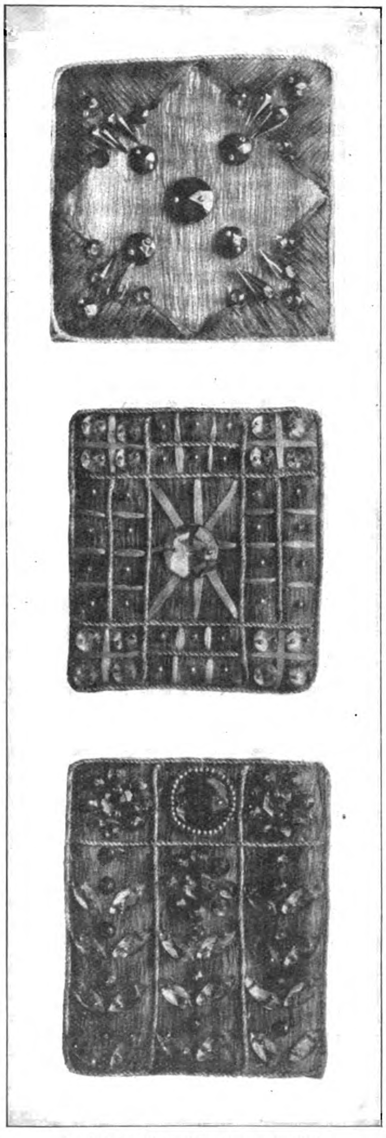
Nicht ein Geſchenk des Vereins ſollen dieſe Wanderfahrten ſein. Nur die allerärmſten Kinder erhalten Unterſtützungen, die andern ſparen das ganze Jahr hindurch zur Wanderung. Mancher Groſchen, der in den Automaten, auf den „Rummel“, zum Kinematographen oder zum Eiswagen gewandert wäre, wird nun ſorgfältig geſpart, und wenn fünfzig Pfennig beiſammen ſind, tut ſie der Lehrer in die Wanderkaſſe und quittiert über den Betrag auf der Sparkarte. Der Lehrer macht ſich gern die Mühe, denn ſie wird ihm reichlich belohnt durch das friſche Weſen, die ſtrahlenden Augen, die große Aufnahmefähigkeit der wiederkehrenden Wanderkinder.

Den meiſten Kindern gelingt es, den ganzen Betrag der Reiſe im Laufe des Jahres zuſammenzuſparen. Für 14 ℳ werden nämlich ſchon die Geſamtkoſten einer Reiſe durch die Mark beſtritten, für 19 ℳ kann das Berliner Kind ſechs Tage im Rieſengebirge weilen.

Die Erfolge für die Entwicklung und die Geſundheit der Kinder ſind ganz bedeutend. Herr Schularzt Dr. Röder und Herr Rektor Wienecke in Berlin haben eingehende Unterſuchungen darüber angeſtellt; die Reſultate ſind niedergelegt in dem Aufſatze: Über den Einfluß von Wandertouren auf die körperliche und geiſtige Entwicklung in der Ernährung zurückgebliebener Schulkinder. (Internationale Beiträge zur Pathologie und Therapie der Ernährungsſtörungen. Band 1, Heft 2. Verlag von Auguſt Hirſchwald, Berlin NW. 7.)

Ein Umſtand wird beſonders hervorgehoben: Eine ſechstägige Wanderung fördert geſundheitlich die Kinder ebenſoſehr, wie ein Aufenthalt von ebenſo vielen Wochen in See- oder Solbädern, Seehoſpizen, Kurorten uſw.

Sollte das nicht allen Eltern eine Anregung ſein, ihre Söhne und Töchter mit gleichaltrigen Gefährten auf Wanderungen hinauszuſenden, vielleicht unter der Führung einer Lehrerin, und ihnen dadurch eine Quelle der Kraft und der Geſundheit zu erſchließen? A. Erland.



Drei Gürtelſchnallen in Handarbeit.
Von Paulau Langbein-Magdeburg.
Um die Hälfte verkleinert.

Frauenbüchertiſch.

Die Frauenkleidung. Nach Dr. Th. H. van de Velde, Frauenarzt in Haarlem (Holland). Aus dem Holländiſchen überſetzt von Felix Paul Auguſtin. Jena, Guſtav Fiſcher.

Für die Küche.

Praktiſcher Wink für das Kochen von Blumenkohl. Der im Frühjahr noch zu habende Blumenkohl hat den leidigen Nachteil, daß er beim Kochen leicht eine ſchmutziggraue Farbe annimmt und dann beim Servieren wenig appetitlich ausſieht. Dieſer Übelſtand kommt auch bei fleckigem oder beim Verpacken gedrückten und angeſchmutzten Blumenkohl leicht vor. Dieſes graue Ausſehen kann man weſentlich verbeſſern, wenn man dem Waſſer, in dem der Blumenkohl gekocht wird, gleich zu Anfang eine Obertaſſe voll Milch — es kann abgerahmte ſein — zuſetzt. Dieſes einfache Mittel iſt auch für Schwarzwurzeln und Spargel zu empfehlen. Die Gemüſe werden, mit Zuſatz von Milch gekocht, ſehr weiß. Man muß aber die Milch gleich beim Anſetzen zugießen und nicht erſt ſpäter hinzufügen. — Um die kleinen Würmer, die ſich ſo gern in die Blumenkohlröschen verkriechen, zu entfernen, lege man den Blumenkohl vor dem Kochen mit der Oberſeite nach unten eine Weile in kaltes, ſtark geſalzenes Waſſer. Das Salzwaſſer veranlaßt die Würmer, herauszukriechen, und man kann ſie mühelos vom Stiele ableſen, während bei dem Brühen des in ganzer Roſe zu kochenden Blumenkohls, das manche Hausfrauen zur Beſeitigung der Würmer vornehmen, wohl die Würmer getötet werden, aber in ihren Schlupfwinkeln verbleiben und dann bei Tiſche zum Vorſchein kommen, was ſchon manchem den Genuß dieſes ſo wohlſchmeckenden und geſunden Gemüſes verleidet hat. M. Kn.

Fragen.

1. Kann mir jemand ſagen, wie die richtige tägliche Behandlung und die beim Großreinmachen von Parkettlinoleum iſt, mit dem ganze Zimmer ausgelegt ſind? Darf es naß aufgewiſcht werden, wenn es glänzen ſoll? 2. Wie iſt das läſtige Auskriſtalliſieren von Zucker bei eingekochten Gelees zu verhüten? Zuſatz von Traubenzucker nützte nichts. Um freundliche Auskunft herzlich dankbar. „Unwiſſende“ C. F.

Kann eine der geehrten Mitleſerinnen mir mitteilen, wie man Klöppelbluſen arbeitet? Ich habe vor, eine anzufertigen, bin aber im unklaren, ob man die Bluſe aus verſchiedenen Einſätzen zuſammenſetzt und Vorderteile und Rücken im Zuſammenhange arbeitet, oder ob ſie Schulternähte bekommen muß? Im Klöppeln bin ich gut bewandert. Ich gedachte Leinengarn Nr. 20 zu nehmen, oder muß es feiner ſein? Zu jeder Gegenleiſtung in Handarbeitsdingen iſt gern bereit Karoline.

Kann mir vielleicht eine Daheimleſerin die Adreſſe der Spitzenfabrik in Schleſien oder Sachſen angeben, von der man ſich handgeklöppelte Spitzenreſte pfundweiſe ſchicken laſſen kann? Innigen Dank im voraus. Marga.

Auskunft.

Fr. in Nr. 30. Ich bin bereit, Ihnen Original-Entwürfe für die von Ihnen gewünſchte Kurbel- und Soutacheſtickerei zu liefern und die Arbeiten auszuführen bei billigſter Berechnung. Fräulein L. Sebald, Buchſchlag bei Frankfurt a. M., Eleonorenanlage 5.

O. M., Greifswald. 1. Marſchall-Klöppelzwirn kaufte ich bei der Firma Bernhard Münch, Wollen-, Garn- und Strumpfwaren-Geſchäft, Dresden-A., Galerieſtr. 2. Geſtempelte Briefmarken ſchicke man an die von Bodelſchwinghſche Brockenſammlung in Bethel b. Bielefeld (Frachtſtation Gadderbaum) oder an Herrn Paſtor Steckmann in Niebuſch (Schleſien), Frachtſtation Naumburg (Bober).

Redaktionspoſt.

Fr. M. in R. Die Adreſſe von Frau Adele Boshage, deren ſchöne Spitzenarbeiten Sie intereſſierten, iſt Hannover, Fiſcherſtraße 1.

Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

Endlich iſt es doch Frühling geworden. Nach aller Kälte und allem Warten. Nun gilt es, die ſchöne Zeit zu nutzen und in Wald und Feld die Sonnentage zu genießen. Wie es die Kleinen tun, zeigt uns Phil. Franck mit ſeinem „Schulausflug“, einem Gemälde, das uns in einen Kaffeegarten verſetzt, in dem die Kinder ſich für die weitere Wanderung in Gottes ſchöne Welt erquicken. Bald werden ihre fröhlichen Stimmen unter den breitäſtigen Buchen des Waldes wieder mit Amſel, Droſſel, Fink und Star um die Wette die hellen Lieder erſchallen laſſen. H. Göhler gibt mit ſeiner „Sommerluſt“ die Stimmung wieder, in der die Großen die hohe Zeit des Jahres genießen. Mit bewußter Dankbarkeit, mit aufgeſchloſſenem Sinn, aber auch mit einer gewiſſen Schwermut über die kurze Spanne Sommerluſt, die dem Menſchen beſchieden iſt. Von Franz Skarbina, dem kürzlich verſtorbenen, beliebten Meiſter, über deſſen Tod das Daheim bereits berichtet hat, bringen wir eines ſeiner intereſſanteſten Bilder, ein Porträt, das in eine Gartenlandſchaft hineingeſtellt iſt und beſonders durch den Gegenſatz von Hell und Dunkel und die Reflexe auf dem Waſſer des Springbrunnens und den hellen Sommerkleidern wirkt. Fr. Bergen bietet uns in einer lichten Zeichnung das Bild einer „Fähre bei einem Mainſtädtchen“, die vornehmlich durch die im Vordergrunde dargeſtellten ländlichen Typen und die Architektur im Hintergrunde reizvoll iſt. Otto Moderſohn hat das Motiv zu ſeinem melancholiſchen Dorfſteg der Worpsweder Landſchaft entnommen und der oft behandelten Idee eine neue, intereſſante Seite abzugewinnen gewußt: es liegt etwas Symboliſches in dem Bild, etwas, das an Eichendorffs Wort gemahnt:

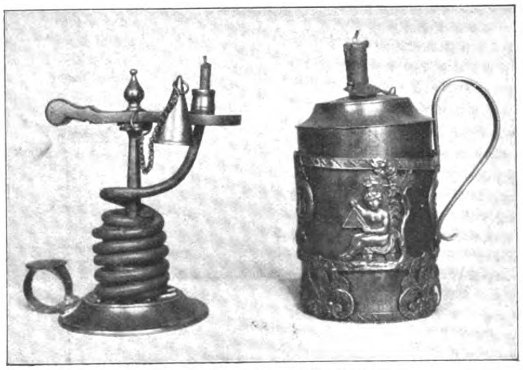
„Die Welt mit ihrem Glanz und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu Dir, Herr, überm Strom der Zeit.“

— Salvator Roſa, der Schöpfer unſerer Kunſtbeilage, einer heroiſchen Landſchaft, die im Louvre zu Paris ſich befindet, war Italiener; er wurde 1615 in Renella bei Neapel geboren und ſtarb 1673 in Rom. Er war ein Schüler Riberas in Neapel, des Hauptes der dortigen Schule, und des Schlachtenmalers Aniello, nach deſſen Tod er in Rom eine vielſeitige Tätigkeit entfaltete.

Spirituslampe. Um 1850.

Licht und Leuchter.

Welcher Erfinderſtolz mag den Homo primigenius durchglüht haben, der zuerſt beim Aneinanderreiben zweier Hölzer Rauch aufſteigen und dann eine Flamme emporſchlagen ſah. Sie wärmte und leuchtete, und in der Höhlenwohnung war es behaglicher geworden, wenn des Abends der Herr Papa der beſorgten Gattin und den aufhorchenden Kleinen von ſeinen Kämpfen mit dem Höhlenbären oder gar mit dem gewaltigen Maſtodon erzählte. Die Urkerze war entdeckt — der Holzſpan. Dann lernte man mit Stein Feuer ſchlagen und fand, daß der Span um ſo beſſer brannte und heller leuchtete, je mehr er von Harz durchtränkt war; man tauchte alſo die Hölzer in Pech oder Fett, und hatte ſo Feuerzeug und Licht. Funkenſchlagender Stein und der Kienſpan waren in der Hütte des Bauern und auf der Burg der Herren bis in die neuere Zeit in Gebrauch, und der Kienſpanhalter gehört als früheſte Leuchterform in eine entwicklungsgeſchichtliche Sammlung von Kerzenhaltern. Neben dem Span erſcheint ſchon ſehr frühe die eigentliche Kerze. Man hatte beobachtet, daß in Pflanzenfaſern und im Marke mancher Gewächſe Flüſſigkeiten raſch in die Höhe ſteigen. Man legte nun zuſammengeflochtene Faſern in Öl und zündete die Faſer an, das war die erſte Lampe, und ſie exiſtiert in der Urkonſtruktion noch heute. Dann kam ein findiger Kopf auf den Gedanken, Binſenmark in geſchmolzenes Fett zu tauchen, erſtarren zu laſſen und das ſo oft zu wiederholen, bis die Fetthülle im Verhältnis zum Kern eine anſehnliche Dicke hatte — das ergab die erſte, wirkliche Kerze. Und heute fabriziert man, abgeſehen von den techniſchen Verbeſſerungen der Maſſenfabrikation, die Kerzen noch genau ſo wie im Altertume — man zieht oder man gießt ſie.



Wachsſtockhalter. Um 1850.

Die Griechen und Römer hatten Kerzen aus Pech, Talg oder Wachs mit dem Marke einer Binſe, oder einem Faden aus Hanf oder Papyrusfaſer als Docht. Beim Leichenbegängnis wurden Fackeln in den Dimenſionen unſerer Kirchenlichte getragen, es waren Stricke mit Pech oder Wachs überzogen, je nach dem Reichtum der Leidtragenden. Selbſtverſtändlich hatte man auch Leuchter, und dieſe waren genau ſo konſtruiert, wie die unſrigen, entweder mit Dille und Röhre oder mit einem Dorn zum Hinaufſtecken der Kerze (candela). War der Lichtträger ſehr hoch, damit die Kerzen weithin leuchteten, dann hieß er Kandelaber. Die Römer bedienten ſich im ganzen mehr der Öllampen; die meiſten der auf uns gekommenen Leuchter für Wachs- und Talglichter ſind etruskiſchen Urſprunges. Sie ſind meiſt ſchön in Bronze gegoſſen, auf vier Füßen in Tierform ruhend, mit gerade aufſteigendem, in einen Kopf oder eine Blume endigendem Schaft, der oben mehrere gewundene, in ſcharfe Spitzen endende Arme trägt, in die die Kerzen befeſtigt wurden. — Auch die Germanen hatten bereits Leuchter; man fand z. B. hölzerne Röhrenleuchter in Alemannengräbern. — Der Handleuchter ſpielte ſeine Hauptrolle etwa vom XIII. Jahrhundert ab bis in unſere Zeit hinein. Durchwandert man aufmerkſamen Auges die alten Sammlungen, ſo wird man erſtaunt ſein über die Fülle der Formen und die Koſtbarkeit des Stoffes und der Arbeit bei den alten Handleuchtern. Die Inventare lehren, daß die Leuchter für den Gebrauch fürſtlicher Perſonen aus Gold und Silber, aus Bergkriſtall, Elfenbein und Koralle gefertigt wurden. Eine Schlange aus Gold ſteigt in zierlichen Windungen in die Höhe, die Augen ſind aus Rubinen gebildet, die ſpitze Zunge trägt die Lampe. Auf einem Löwen oder einem wunderlichen Fabeltiere reitet ein Knabe und hält den als Blumenkelch geformten Kerzenträger empor. Drei Engel als Leuchterfüße erſcheinen im XIV. Jahrhundert; zierlich in Eiſen geſchmiedete Leuchter ſind beſonders dem XVI. Jahrhunderte eigen; in Bronze oder Meſſing kräftig, praktiſch und ſchön gegoſſene Leuchter für den Handgebrauch des wohlhabenden Bürgers treten ſeit dem XVI. Jahrhundert auf und bleiben in manchen Gegenden, z. B. im weſtlichen Schleswig, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Brauch. Jede beſondere Kunſtform und jede Technik findet auch in Leuchtern ihren Ausdruck. Es gibt prächtige Leuchter in Email, aus Fayence von Rouen und anderen Fabriken, aus Porzellan in jedem Geſchmack. — Je vollkommener die Art der Beleuchtung wurde, je heller die Lichtquellen, je bequemer es gemacht wurde, ſich überall und ohne Mühe ſofort helles Licht zu verſchaffen, deſto nüchterner wurden die Lichtträger. Eine ganze Menge zierliches Handgerät iſt durch die Erfindung des Leuchtgaſes und des elektriſchen Lichtes überflüſſig geworden. Wer braucht heute noch den alten, lieben, und doch ſo vornehmen Wachsſtock? Wie duftete das Wachslicht am Tannenbaume, wie angenehm roch der Wachsſtock, wenn man als Kind heimlich im Bett ſchmökerte. Aber reines, unverfälſchtes Bienenwachs iſt eine Koſtbarkeit geworden, und der Wachsſtock iſt unmodern — höchſtens zum Belächeln. Welche praktiſchen und ſchönen Träger und Behälter für Wachsſtöcke wurden noch vor fünfzig Jahren gefertigt! Talg- oder Wachslicht muß oft geputzt werden, wenn es ſeine Leuchtkraft bewahren ſoll, daher war die Lichtſchere ein notwendiges Inſtrument für jeden Haushalt. Und dieſes Inſtrumentchen war oft von prächtiger Arbeit, gegoſſen und ziſeliert, mit Masken und Tierköpfen verziert, und oft koſtbar ausgeſtattet. Welchen Reichtum an Formen hierin beſonders unſer Deutſchland lieferte, konnte man in der Sammlung Frohme ſehen, die im Februar in Kopenhagen verſteigert wurde. Frohme hatte eine Leidenſchaft für Putzſcheren, er beſaß gegen 360 — davon aber in einem ſpäteren Artikel. Prof. Dr. M. Kirmis.

Notizen.

Franz Hals und ſeine Familie, das bekannte Gruppenbild des Künſtlers, iſt durch Vermittlung der Firma Duveen Brothers für 500000 Dollars, alſo über 2 Millionen Mark, in den Beſitz des New Yorker Bankiers Otto Kahn übergegangen, der es im Metropolitan-Muſeum in New York dem Publikum zugänglich machen will. Der letzte Beſitzer war ein engliſcher Oberſt. MK

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 38

Daheim
Ein deutſches Familienblatt

18. Juni 1910

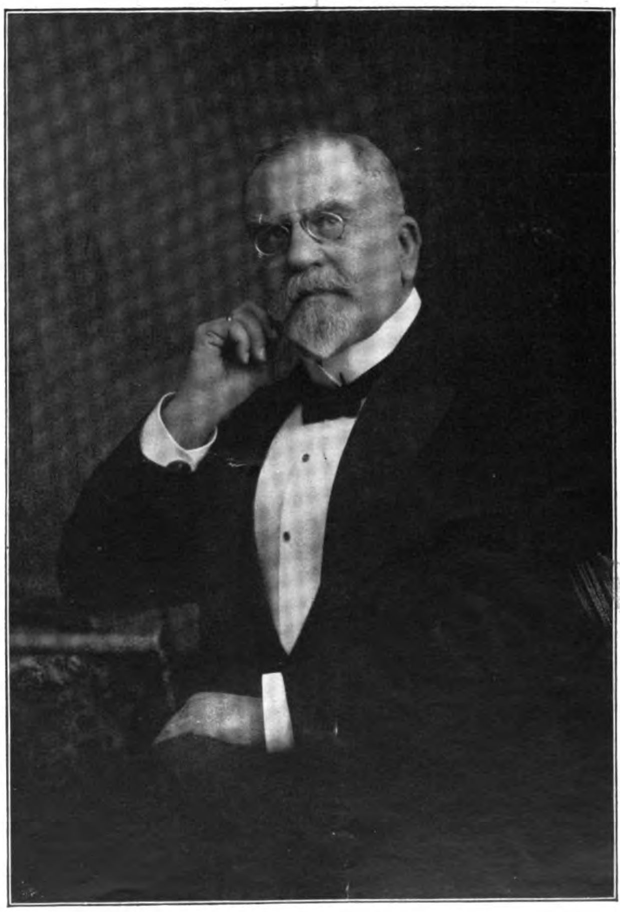
Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker (Fortſetzung) 5
Chodowieckis Stiche zu Baſedows „Elementarwerk“. Von Prof. Dr. E. Schäfer. Mit vier Abbildungen . . 9
Das Oberammergauer Spiel. Von J. Höffner. Mit ſieben Abbildungen . 12
Luftveränderung. Von Dr. med. M. Conrad 15
Einkehr. Gemälde von W. Claudius 17
Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt (Schluß) 18
Parzival. Gemälde von L. Fahrenkrog 19
Beim Arzt. Gemälde von Paul Meyerheim 21
Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary (Fortſetzung). . . . 22
In Madrid. Gemälde von G. Bilbao 23
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Hausgarten — Zum Nachdenken — Sammler-Daheim — Briefkaſten . 25—35
Kunſtbeilage: Freilaſſungsbefehl. Gemälde von J. E. Millais.

Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Gottes unerforſchlichem Ratſchluß hat es gefallen, unſern hochverehrten Herrn Kommerzienrat Wilhelm Velhagen heimzurufen. In der Nacht vom 6. zum 7. Juni, in Harzburg, raffte der Tod den in voller Manneskraft Stehenden — er hätte im November dieſes Jahres ſeinen ſechzigſten Geburtstag begehen können — dahin. Als Sohn des Mitbegründers unſerer Zeitſchrift war er von Jugend auf mit dem Daheim eng verwachſen, hatte das feinſte Verſtändnis für ſeine Eigenart, iſt ihm allezeit ein kraftvoller Förderer und uns Redakteuren ein treuer Berater geweſen. Es lag nicht in ſeiner Art, ſich um die Einzelheiten des redaktionellen Betriebes zu kümmern, aber bei entſcheidenden Entſchlüſſen — noch z. B. bei der textlichen wie illuſtrativen Bereicherung des Blattes im letzten Herbſt — fiel ſeine Stimme ſchwer ins Gewicht. Wir wußten, daß wir ſeiner vielſeitigen Erfahrung unbedingt vertrauen konnten. Nichts Kleines war an ihm; er war als Verleger im beſten Sinne ein königlicher Kaufmann. Er war ein warmherziger Patriot; er war voller Intereſſe für Literatur und Kunſt; er war ein Freund und Gönner edlen Sports. Ueber all das hinaus ein gütiger, unendlich liebenswürdiger und liebenswerter Mann.

Auch dies reiche Leben war nicht ohne Prüfungen; vor zwei Jahren wurde dem Verewigten eine blühende, jung vermählte Tochter durch den Tod entriſſen. Aber ſo ſchwer ihn dies beugte, er fand die Kraft, ſich wieder aufzurichten; fand ſie nicht zuletzt durch ein überaus glückliches Familienleben. Vor wenigen Wochen erſt beging er das Feſt der ſilbernen Hochzeit. Auch das Daheim war unter den Glückwünſchenden, und er ſchrieb uns darauf: „Es war ein ſelten ſchönes und herrliches Feſt, das wir erleben durften. Von allen Seiten wurde uns eine ſolche Fülle von Liebe und Freundſchaft entgegengebracht, daß wir die Eindrücke dieſes Tages nie zu vergeſſen vermöchten.“ Es ſind die letzten Zeilen geweſen, die wir von ihm erhielten. Tiefgebeugt ſtehen neben der Witwe die Söhne des Verewigten an ſeiner Bahre. Mit ihnen ſeine beiden Geſchäftsteilhaber, die vielen Angeſtellten des Bielefelder und Leipziger Hauſes, die Redaktion — ſie alle inmitten der weiten trauernden Freundesſchar.



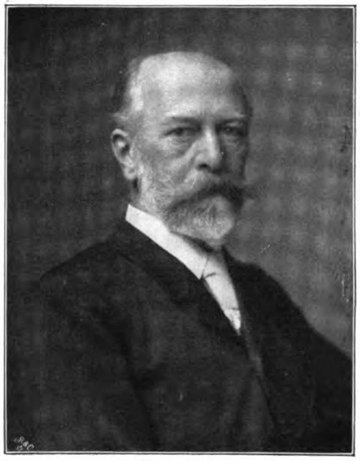
Wilhelm Velhagen †.

Photographie von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin und Hamburg.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Der hochbetagte und beliebte Dichter **Julius Wolff** iſt vor einigen Tagen zu Charlottenburg an den Folgen des Gelenkrheumatismus, der ihn bald nach der Feier des 75. Geburtstages im September vorigen Jahres befiel und dem ſich zuletzt eine Lungenentzündung zugeſellte, heimgegangen. Er, der ſich rühmen konnte, in ſeinem Leben nie krank geweſen zu ſein, hat ſchließlich in einem langen Siechtum die große Bitterkeit der Krankheit erfahren, umſomehr, als er bis in ſein hohes Alter hinein ſich eine jugendliche Friſche zu bewahren gewußt hatte. Julius Wolff war am 16. September 1834 in Quedlinburg als der Sohn eines Tuchfabrikanten geboren. Er erwählte als Laufbahn den kaufmänniſchen Beruf, in dem er langſam zum Dichter heranreifte. Als Sechsunddreißiger gab er in dem Kriegsjahr 1870 ſeinen erſten Band Gedichte heraus. Bei dem Ausbruche des Krieges litt es ihn nicht daheim. Er zog als Landwehroffizier nach Frankreich, machte den Krieg in der Front mit und kehrte mit dem Eiſernen Kreuz geſchmückt in die Heimat zurück. Sein Gedichtband hatte inzwiſchen einen ſchönen Erfolg gehabt und ihm viele Freunde erworben. Wolff wandte ſich nun der epiſchen Dichtung zu und entnahm die Motive zu ſeinen zahlreichen Versſchöpfungen den großen deutſchen Sagenſtoffen, deren Gehalt er in farbenreichen Bildern und ſtark bewegter Handlung vor uns aufzurollen verſtand. Es folgten zunächſt „Till Eulenſpiegel redivivus“ 1874, „Der Rattenfänger von Hameln“, „Der wilde Jäger“, „Tannhäuſer“, die ſeinen Ruf begründeten, und danach in raſcher Folge „Lurlei“, „Der fliegende Holländer“ u. a. Der Dichter war von einer unverwüſtlichen Schaffenskraft und ſchenkte in ſeinen beſten Jahren dem deutſchen Volk, insbeſondere der Jugend, alljährlich zu Weihnachten eine ſeiner bewegten Dichtungen. Dem Versepos fügte er in ſpäterer Zeit den Roman hinzu, wie „Sülfmeiſter“ und „Raubgraf“. Noch im vergangenen Jahre überraſchte der Verſtorbene ſeine Verehrer mit einem neuen Roman, dem „Sachſenſpiegel“.



Julius Wolff †.
Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin und Hamburg.

⁂

Die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, dem Sohn des Prinzen Albrecht, mit der Prinzeſſin Agathe von Ratibor und Korvey fand am 8. Juni im Neuen Palais ſtatt. Die zur Kapelle hergerichtete Jaſpisgalerie war prächtig geſchmückt. Auf dem Altar an der Fenſterſeite glänzte das goldene Kreuz, unter dem ſtets die Hohenzollernprinzen getraut werden. Nachdem im Muſchelſaal der Hof ſich verſammelt hatte, erfolgte im Apolloſaal die Unterzeichnung der Eheakten und danach die Trauung, die der Ober-Hofprediger D. Dryander vollzog, wobei er über den Text ſprach: „Ueber alles aber ziehet an die Liebe, die da iſt das Band der Vollkommenheit“. Nach den Feierlichkeiten begab ſich das Brautpaar zur Wildparkſtation, um von dort die Reiſe nach Schloß Seitenberg in der Grafſchaft Glatz anzutreten.

⁂

Die diesjährige Prinz-Heinrich-Fahrt hat in bezug auf die Schnelligkeit der Automobile einen neuen Rekord nicht aufzuſtellen vermocht. Die Geſchwindigkeit von etwa 120 km in der Stunde ſcheint alſo die höchſte Leiſtung zu ſein, die ſich erzielen läßt. Damit wird ſich der Zweck der Fahrt in den künftigen Jahren vorausſichtlich mehr auf eine Prüfung der Ausdauer als auf eine Prüfung der Schnelligkeit richten, vielleicht auch auf die Geſchicklichkeit der Führer. Denn zur Hebung der Automobilinduſtrie trägt ſicher mehr die Sicherheit als die Geſchwindigkeit der Wagen bei. Immerhin iſt

Zur Vermählung im Kaiſerhauſe: Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen und Gemahlin auf der Fahrt zum Bahnhof Wildpark.
Photographie vom Illuſtrationsphoto-Verlag, Berlin.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

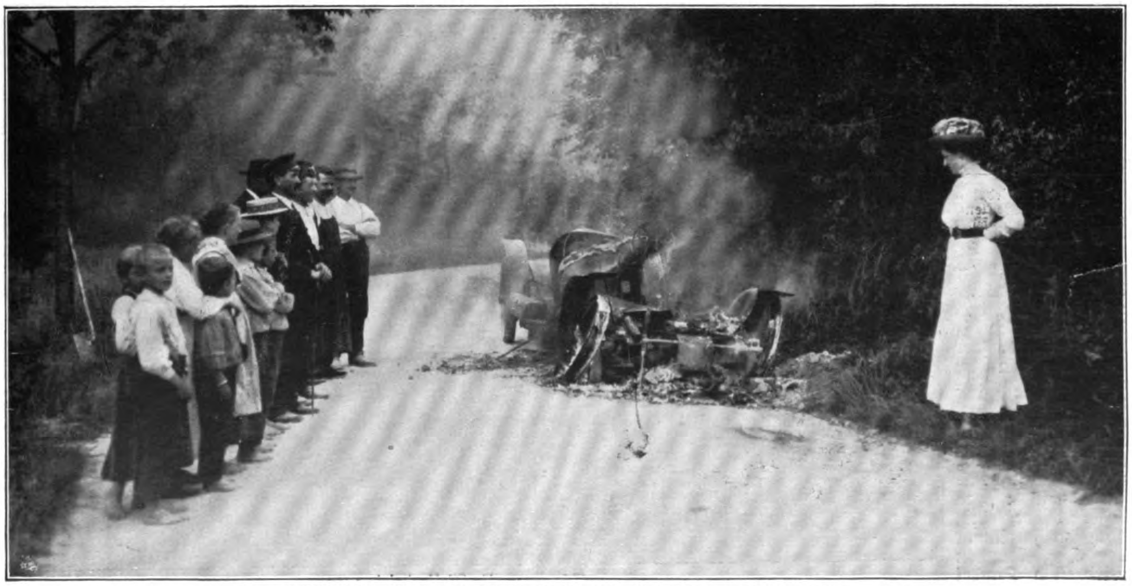
Der Start
der Prinz Heinrich-Fahrt.
Photographie von Gebr. Haeckel,
Berlin.

Prinz Heinrich am Start.
Photographie von C. Hünich, Berlin.

es ein großes Verdienſt des Kaiſerlichen Automobilklubs, den Aufſchwung der deutſchen Induſtrie mächtig gefördert zu haben. Leider ging es bei der **Prinz Heinrich-Fahrt** nicht ohne ſchwere Unfälle ab. Wenn man auch ſagen mag, daß jeder Fortſchritt mit Menſchenleben bezahlt werden müſſe, ſo bleibt doch immer die Erwägung, ob gerade in dieſem Falle die Notwendigkeit ſo hoher Opfer vorliegt.

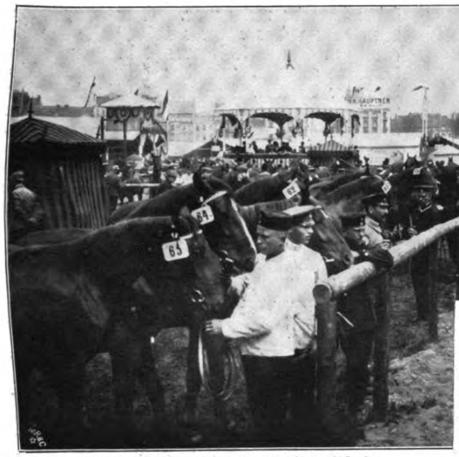
* * *

Die Deutſche Landwirtſchafts-Ausſtellung in Hamburg, die in der erſten Woche des Juni ſtattfand, war in jeder Hinſicht ein Erfolg. Sie iſt dies Mal mit beſonders großen Erwartungen als Gaſt in die alte Hanſeſtadt eingezogen, in der ſie keine Fremde mehr war. Schon durch die Ausſtellung des Jahres 1897 hatte ſie in gewiſſem Sinne Bürgerrecht in Hamburgs Mauern erlangt, und der glänzende Verlauf der Schau 1910 hat bewieſen, daß die Deutſche Landwirtſchafts-Geſellſchaft dem Hamburger Bürgergeiſt und Unternehmungsſinn Ehre gemacht hat. Wir haben in den letzten Jahren zwar eine Reihe auch außerordentlich glänzender Schauen gehabt, keine reicht jedoch in Beſucherzahl und flutendem Leben an dieſe Hamburger Ausſtellung heran. Die Befürchtungen, daß die räumlich beſchränkten Verhältniſſe des Ausſtellungsplatzes von ungünſtiger Wirkung bei einem ſtarken Beſuch ſein würden, haben ſich durchaus nicht beſtätigt. Auch iſt das Ausſtellungsbild als ſolches dadurch in keiner Weiſe beeinträchtigt, es hat ſogar in gewiſſem Sinne an Ueberſichtlichkeit und Vergleichbarkeit gewonnen. Ueber die fachwirtſchaftlichen Wirkungen der Schau zu ſprechen, iſt hier nicht der Ort, jedoch hat ſich die Geſellſchaft in der kolonialwirtſchaftlichen Abteilung ein neues Feld angegliedert, das ſeine Berechtigung ſchon auf dieſer erſten Ausſtellung in vollem Maße bewieſen hat. War doch auch der Hamburger Boden wie kein anderer geeignet, die kolonialen Intereſſen, welche von den Kolonien zu unſerer heimiſchen Landwirtſchaft überleiten, der breiten Maſſe der landwirtſchaftlichen Bevölkerung vor Augen zu führen. Die Wirkungen der Ausſtellung der Deutſchen Landwirtſchafts-Geſellſchaft auf die landwirtſchaftliche Bevölkerung dieſes Gaues und der deutſchen Landwirtſchaft überhaupt laſſen ſich nicht in Worten ausdrücken oder feſtſtellen. Sicherlich aber wird auch die Hamburger Ausſtellung ihren weſentlichen Teil zu dem weiteren Fortſchritte der deutſchen Landwirtſchaft beitragen, wie es ihre Vorgängerinnen getan haben. Aber noch auf eine andere Wirkung iſt hinzuweiſen, auf den Erfolg nämlich, daß dieſe Ausſtellung



Brennendes Automobil. Photographie von Otto Buſam, Oberkirch i. B.

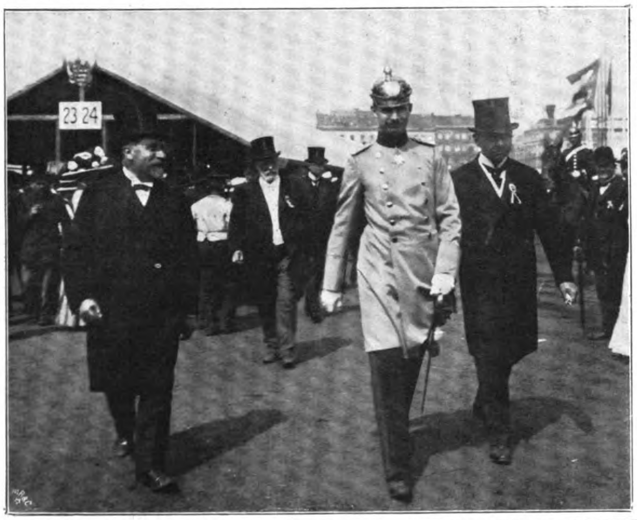
Die Prinz Heinrich-Fahrt.



Hannoverſche und weſtpreußiſche Pferde.

ein neues Bindeglied für die Intereſſen von Gewerbe, Handel und Schiffahrt einerſeits und der Landwirtſchaft andererſeits darſtellt, wie der Bürgermeiſter Dr. Predöhl und die Vertreter der **Landwirtſchafts-Geſellſchaft** es ausſprachen: daß die Eindrücke dieſer glänzenden Schau in hohem Grade geeignet ſind, dieſe Intereſſengemeinſchaft zu vertiefen und zu verſtärken. Die Landwirte wiſſen, daß ſie in Hamburg als dem Vororte niederſächſiſchen Weſens und niederſächſiſcher Geſchichte ſtets volles Verſtändnis für ihre Bedürfniſſe und Beſtrebungen gefunden haben. Die Städter dürfen ihrerſeits verſichert ſein, daß den Landwirten die Worte, welche Herr Dr. Ecker von der Hamburg-Amerika-Linie am Sonntag auf der „Kaiſerin Auguſte Viktoria“ an ſie richtete, ganz nach dem Herzen geſprochen ſind: „Ich hoffe daher, daß doch noch einmal der Tag kommen wird, wo Handel und Landwirtſchaft ſich die Hand reichen und ſich zu einer entente cordiale zuſammenfinden werden. Ich hoffe dies umſomehr, als auf unſerer Seite nicht nur der Verſtand, ſondern auch das Herz zu Gunſten der Landwirtſchaft ſpricht, denn der Sinn für das Landleben, für die Schönheit der Natur, wie ſie ſich auch in einer anſpruchsloſen Landſchaft, einem wogenden Kornfelde, einer grünen Wieſe, wie ſie ſich in dem Zauber des deutſchen Waldes ausſpricht, liegt uns allen im Blute. Eine ſolche Einigung der Berufsſtände zum einträchtigen Wirken für das Wohl des Vaterlandes ſcheint am beſten ſymboliſiert zu werden durch die Perſönlichkeit des Gründers Ihrer Geſellſchaft, dem glänzenden Schriftſteller, Ingenieur, Landwirt und Kaufmann.“

Jugendſpiele im Großen Ring.



Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin auf der Ausſtellung.

Schwarz-weiße Tieflandrinder.

Die 24. Wanderausſtellung der deutſchen Landwirtſchafts-Geſellſchaft in Hamburg. Photographie von G. Koppmann & Co., Hamburg.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker. (7. Fortſetzung.)

In den beiden erſten Jahren, in denen Bert Nikoleit als Schüler des Profeſſors von Herzogenberg die Berliner Akademiſche Hochſchule für Muſik beſuchte, ſah er nur ſelten einen ſeiner früheren Bekannten. Dieter Raith diente ſein Jahr bei den Gardefüſilieren ab, und nachdem er die Uniform ausgezogen hatte, verbrachte er zwei Semeſter in Bonn. Seine Schweſter hatte einer ſchweren Erkrankung wegen einen ganzen Winter lang ihr Geſangsſtudium unterbrechen müſſen und war bei ihren Eltern in Bonn geblieben.

Nikoleit erfuhr das im „Komponiſtenverein“, einer Verbindung der Kompoſitionsſtudierenden der Königlichen Akademie der Künſte, der einzigen Studentenvereinigung, der Bert Nikoleit beigetreten war.

Bei ihren wöchentlichen Zuſammenkünften im Vereinszimmer des „Deſſauer Gartens“ trugen dort die Meiſterſchüler, die Hochſchüler und die Angehörigen von Spittas „Doktorhutfabrik“ einander ihre neuen Kompoſitionsverſuche vor. Zumeiſt auf dem arg verpaukten Klavier, das zum Vereinszimmer gehörte. Handelte ſich's aber um größere Kammermuſikwerke, ſo fanden ſich auch ſtets die dazu erforderlichen Mitſpieler zuſammen. In dem kleinen, von Zigarrenqualm erfüllten Kneipzimmer wurde bei dicht verrammelten Fenſterläden oft bis weit nach Mitternacht muſiziert — und mit heißen Wangen debattiert. Bert fand mit einigen ſeiner Arbeiten, zumeiſt Liedern, die er ſeinem Profeſſor nicht gezeigt hatte, weil ſie ein bißchen „wild“ waren, bei den Vertretern der moderneren Richtung eine begeiſterte Aufnahme. Einige Meiſterſchüler, vor allem die Studierenden des Inſtituts für Kirchenmuſik, die dem Verein angehörten, traten aber in ſcharfen Gegenſatz zu dem jungen Komponiſten, den ſie einen „verkappten Wagnerianer“ nannten, ein Vorwurf, über den hinaus es in jenen Zeiten kaum eine Steigerung gab. Die Debatten über dieſes Thema gefährdeten manchmal geradezu den Fortbeſtand des Vereins. Es war, als ob für die leidenſchaftlichen Kunſtjünger die ganze Welt nur in zwei Lager zerfiele: das der Bayreuthianer und das der Antiwagnerianer. Unter den „Alten Herren“ des Vereins befanden ſich indes einige, die ſchon mit größeren Werken an die Öffentlichkeit getreten und im Begriffe waren, ihrem Namen Geltung zu verſchaffen — Wilhelm Berger, W. v. Baußnern, Willibald Kähler, Stolzenberg, C. F. Koch, Hausburg, Gebhardt, Fried, Puchat, Wolf, Stavenhagen — und ihrem verſtändigen Eingreifen gelang es, die ärgſten Stürme wieder zu beſchwichtigen.

Bert Nikoleit verfolgte das Schaffen dieſer jungen Künſtler mit brennendem Intereſſe. Wenn der ihm ſo unſagbar langſam erſcheinende Fortſchritt in ſeinen ernſten Studien ihn in dieſen Zeiten zur Verzweiflung treiben wollte, dann ſagte er ſich immer von neuem: die haben die gleiche Qual durchgemacht, haben denſelben Fleiß aufbringen müſſen, um die ganze Technik von Grund aus zu beherrſchen. So fügte auch er ſich in das eiſerne Muß.

Profeſſor von Herzogenberg erkannte ſein Talent wie ſeinen Fleiß ſtets willig an — aber er ſuchte ſeinen hitzigen Schüler bei den kontrapunktiſchen Übungen mit voller Abſicht länger zurückzuhalten als andere Studierende, weil er für Nikoleit eine große Gefahr ſah: wenn er nicht lernte, ſein Temperament zu zügeln. Noch im ganzen zweiten Jahr ſeines Studiums zählte Bert Nikoleit für den Profeſſor zu den „Wilden“, die in einer verwegenen Modulation plötzlich die muſikaliſche Tradition von Jahrhunderten zu zertrümmern ſich vermaßen. Er war ein ſchwieriger — wenn auch unbedingt ein intereſſanter Schüler.

Zu Beginn des dritten Semeſters hatte Nikoleit auch ſeine alte Bude am Neuen Markt wieder bezogen. Er kam zufällig vorüber, ſah einen Vermietungszettel aushängen und ſtieg die ſchmale Treppe bis zum Dachgeſchoß empor.

Knuſts waren außer ſich vor Freude. Da wurden denn raſch allerlei Neuigkeiten ausgetauſcht. Pernaur war ſeit Oſtern mit dem ganzen Enſemble in Amerika. Um Neujahr herum erſt war das Gerücht aufgetaucht, bei der Regulierung der Straßenzüge des Scheunenviertels werde auch das große Ausſtattungstheater fallen. Niemand glaubte damals ſo recht daran: aber an einem Sonnabend im Monat März — es war wenige Tage vor dem Hingang Kaiſer Wilhelms — fand tatſächlich die letzte Aufführung des Balletts „Excelſior“ ſtatt, damit überhaupt die allerletzte Vorſtellung in dem ſeit mehreren Generationen beſtehenden Muſentempel, und ſchon in der Woche nach Oſtern waren die Bataillone der Maurer und Steinträger in das Scheunenviertel eingerückt, um Breſche zu legen. Von dem mächtigen Theater ſtand heute kein Stein mehr auf dem andern: mitten durch die kämpfereiche Stätte, wo ſich der Souffleurkaſten und das Dirigentenpult befunden hatten, führte jetzt die Achſe einer neuen Straße, die großſtädtiſches Gepräge erhalten ſollte.

Da der Goldarbeiter ſeine Werkſtatt nach vorn verlegt hatte, ward nur noch ein einzelnes Zimmer vermietet. Die muſikaliſche Nachbarſchaft konnte jetzt nicht mehr zu Verwicklungen führen. Nikoleit nahm alſo ſein altes Zimmer wieder ein. Äußerlich ähnelte ſein Leben nun auch wieder völlig dem der alten Zeiten: er führte dasſelbe armſelige, fleißige, entbehrungsreiche Studentendaſein wie damals, ging noch immer, wenn die Kaſſe knapp wurde, hinter den Königskolonnaden Mittag eſſen — oder verzichtete darauf, um ſich Noten anzuſchaffen oder an Tagen, an denen die Hochſchüler keinen unentgeltlichen Zutritt fanden, ein Opernhausbillett für den „Gänſeſtall" zu erſtehen.

Seine Einnahmen aus Unterrichtgeben waren den Winter über leidlich. Wenigſtens überſtiegen ſie zuweilen noch den Zuſchuß, den er früher von zu Hauſe bekommen hatte. Aber im Sommer, wenn die Familien verreiſten, in denen er unterrichtete, gab es geradezu Hungerzeiten für ihn. Beſonders ſchlimm war es in dieſem Jahre. Kaiſer Friedrich ſtarb, überall wurden zeitiger als ſonſt die Ferien begonnen — zugleich mit der Landestrauer — und der Ausfall an Honorar bedeutete für Nikoleit einen ſchweren Schlag.

Frau Knuſt merkte es. Einmal, noch im Juni, kam ſie in ſein Zimmer und zeigte ihm ein appetitliches Paket.

„Denken Sie man bloß an, Herr Doktor: unſer früherer Mieter hat es geſchickt!"

Sein alter Freund! ... Bert griff nach dem Poſtabſchnitt, den ſie noch in der Hand hielt, und las: „Liebe Frau Knuſt! Seit dem 1. April bin ich hier in Hamm ein richtig gehender Königl. Muſikdirektor, am Gymnaſium verdreſche ich die Knaben, d. h. ich leite bloß den Geſangunterricht, aber das kommt gleich nach dem Kartoffelbuddeln, müſſen Sie wiſſen, und noch vor Weihnachten wird hier in der Lukaskirche und wahrſcheinlich auch bei Ihnen in Preußiſch-Berlin in der Garniſonkirche mein Requiem für weiland Se. M. Kaiſer Wilhelm I. aufgeführt. Gehen Sie ja hin, ich laſſe Ihnen den Tag noch ſagen. Zur vorbereitenden Stärkung ſchicke ich Ihnen einſtweilen eine Futterkiſte. Verzehren Sie alles in Geſundheit und bei gutem Appetit. Wird bei Ihnen noch gepaukt? Halten die altersſchwachen Wände am Neuen Markt die muſikaliſchen Geräuſche noch aus? Schreiben Sie mir einmal ein Kärtchen."

Bert Nikoleit war gerührt, wieder einmal von dem alten Budennachbar zu hören, aber er konnte ſich, trotz Frau Knuſts gutmütigem Drängen nicht überwinden, etwas von ſeiner weſtfäliſch-landwirtſchaftlichen Sendung anzunehmen. Er hätte ſich zu Tode geſchämt, wenn der alte Freund davon erfahren hätte.

In dieſen böſen Sommertagen, kurz vor dem Monatserſten, wo die armen Knuſts mit dem Mietzins rechnen mußten, wo die Monatsmiete für den Stutzflügel fällig ward, ſah ſich Nikoleit, des letzten Groſchens bar, genötigt, heimlich die ‚Muſikerbörſe' zu beſuchen, die Vermittlungsſtelle für engagementloſe Kapellenmitglieder uſw. Es war den Hochſchülern nicht geſtattet, ohne beſondere Bewilligung des Direktoriums zu konzertieren; nun gar ausgeſchloſſen war es, daß ſie gegen Bezahlung in einem Orcheſter öffentlich ſpielen durften. Zögernd betrat er die Kneipe, in der ſich das Bureau befand. Die armſeligen Geſtalten der Beſchäftigung ſuchenden Muſikanten erregten ein gelindes Gruſeln bei ihm. Was Nikoleit am Schluſſe ſeines ziemlich unbeholfenen Antrags angeboten bekam, war das für den Inhaber einer Freiſtelle auf der Hochſchule vielleicht Gefährlichſte: er ſollte mit ein paar abgegangenen Militärmuſikern und anderen ‚Zivilmuſikern', die augenblicklich ohne feſte Anſtellung waren, in einem Gartenreſtaurant an der Spree eine neue ‚Hauskapelle' bilden. Er hatte neben ſeinen Klavierübungen ſich noch mit Geige, Klarinette und Cello beſchäftigt. Künſtleriſch leiſtete er auf dieſen Inſtrumenten nichts Hervorragendes, immerhin beherrſchte er die Technik und konnte es wagen, im Enſemble mitzuſpielen.

Nachdem er die erſte Scham überwunden hatte, in einem Biergarten aufzutreten, bereitete ihm dieſe Art von luſtigem, luftigem Muſikmachen ſogar Spaß. Wenigſtens für ein paar Abende. Es war ein ſehr guter Geiger dabei, ein junger Ungar — offenbar mit Zigeunerblut —, deſſen Soli auch in der Bieratmoſphäre des Gartenreſtaurants das Vorſtadtpublikum feſſelten. Bert mußte zuerſt die Klarinette ſpielen, hernach, als der Celliſt erkrankte, deſſen Inſtrument. Am meiſten fühlte er ſich noch in ſeinem Fahrwaſſer, wenn es regnete. Denn dann muſizierte man im großen Saale, und hier ſtand ein Klavier, das die Hauskapelle mit benutzen konnte. Da reizte es ihn denn, einzelne elende Gaſſenhauer, die ſie, dem ‚Volkswillen' gehorchend und auf Befehl des Bierwirts, ſpielen mußten, am Klavier mit allerlei improviſiertem Figurenwerk zu verſehen. Leute, die etwas von Muſik verſtanden und denen ſein harmoniſch reiches Spiel auffiel, traten gelegentlich an ihn heran und fragten ihn gönnerhaft nach ſeiner Vorbildung aus. Er blieb aber ſtets einſilbig. Auch ſeinen Kollegen verriet er nichts davon, daß er Hochſchüler war.

Der Verdienſt in dieſen Sommerwochen betrug für den Abend oft fünf oder ſechs Mark. Freilich währten dieſe ‚Großen Künſtlerkonzerte', wie ſie auf den bunten Plakaten hießen, von nachmittags um vier Uhr bis Schlag elf. Der ganze nächſte Tag war dann geſchädigt, ernſte Gedankenarbeit unmöglich: immer wieder drängten ſich die entſetzlichen Gaſſenhauer vor, die Abend für Abend vom Publikum bejubelt und mit mehr oder minder korrektem Geſange begleitet wurden, darunter beſonders eine Melodie, die dieſen märkiſchen Sommer als eine Art Seuche beherrſchte, der Geſangswalzer ‚Fiſcherin, Du kleine!' Nikoleit erduldete in dieſer Zeit Qualen, die kaum geringer waren, als jene während der Proben zu Pernaurs Ballett. ‚Wenn Vater mich in dem Muſikpavillon zwiſchen den Wurſtbuden und Bierbüfetts ſähe —! Wenn der Profeſſor etwas davon erführe —! Wenn die Kommilitonen auch nur eine blaſſe Ahnung hätten — Wenn Fräulein Lona Raith ...!'

Berlin war aber ſommerſtill, Lona Raith war am Rhein wohlgeborgen bei ihren Eltern, und in die öſtlichen Vorſtadtbiergärten verirrten ſich die Einwohner des muſikaliſchen Viertels zwiſchen Potsdamer Brücke und Zoologiſchem Garten überhaupt nicht.

Als die Hochſchule wieder ihre Pforten auftat, herbſtelte es ſchon ſo ſtark, daß an Gartenkonzerte nicht mehr zu denken war. Nikoleit hatte ſich auf der ‚Muſikerbörſe' ein gutes Andenken hinterlaſſen. Der dicke Agent wußte, daß man es in ihm mit ‚etwas Beſſerem' zu tun hatte.

Aber weniger gut ſchnitt Nikoleit bei ſeinem Lehrer ab. Schwere Krankheit hatte der Profeſſor überſtanden, er war nervös, matt, ungeduldig. Die Ferienarbeit ſeines Schülers — ein urſprünglich groß angelegtes Chorwerk über einen Goetheſchen Text, das Nikoleit zur Bewerbung um den Meyerbeer-Preis einreichen ſollte — gefiel ihm ganz und gar nicht. „Sie ſind auf Abwege geraten, lieber Freund! Dieſe Härten tun einem empfindlichen Ohre doch weh! Können Sie ſie denn vertragen? Das erinnert ja an die Muſik von Hucbald, dem Mönchlein im achten Jahrhundert ... Hier ſind richtige Quinten in Ihrem Chor! Die darf man noch nicht einmal einem Abc-Schützen des reinen Satzes durchgehn laſſen, geſchweige denn einem Manne wie Ihnen! Wo haben Sie in dieſem Sommer geſteckt? Was für Muſik haben Sie gehört?"

Nikoleit hätte ſich eher die Zunge abgebiſſen, als daß er dem zarten, verwöhnten Ariſtokraten, der nur in der edelſten Kunſt ſchwelgte und von groben, materiellen Sorgen nichts ahnte, die Wahrheit beichtete. Was hinter ihm ſtand, ſollte vergeſſen ſein wie ein wüſter Traum. Niemand durfte je etwas davon erfahren.

So ließ er ſich alſo lieber für läſſig halten.

Da er nun für ein paar Monate zu leben hatte, auch den Unterricht in den Familien nicht mehr aufzunehmen brauchte, was er als eine wahre Erlöſung empfand, ſo konnte er ſich ſeiner ernſten Studienarbeit mit voller Hingebung widmen. Gewiß hätte das Chorwerk, an dem er arbeitete, ſeinen Profeſſor ſchließlich völlig ausgeſöhnt: aber der Freiherr von Herzogenberg mußte in dieſem Winter ſchwerer Krankheit halber den Dienſt aufgeben, innig bedauert und aufrichtig vermißt von ſämtlichen Schülern.

Nikoleit ſah ſich jetzt ohne eigentliche Führung. Die Profeſſoren, die den erkrankten Kollegen vertraten, wollten keine ſtärkere Beeinfluſſung irgendeines Schülers wagen. Seinen übrigen Lehrern ſchien Nikoleit ſchon zu feſt auf den Füßen zu ſtehen, als daß ſie die Leitung ſeiner Studien an ſich geriſſen hätten. Er war nach wie vor eifriger Hörer im Spittaſchen Kolleg in der Univerſität und in der Hochſchule, bei Profeſſor Bargiel erledigte er das pflichtgemäße Partiturſpiel — obwohl ihm die peinlich-korrekte Art des alten Muſikgelehrten des praktiſchen Nutzens bar ſchien — er übte fleißig Klavier und hoſpitierte in vielen Unterrichtsfächern, die ihm für die ſpätere Laufbahn von Wert zu ſein ſchienen. Am liebſten beſuchte er den Unterricht in der dramatiſchen Klaſſe, deren muſikaliſchen Teil der originelle, etwas verwachſene, äußerſt lebhafte Profeſſor Engel leitete. Den dramatiſchen Unterricht gab der treffliche ‚Figaro‘ der Königlichen Hofoper, der Kammerſänger Krolop.

Was ſchon immer in Bert Nikoleit geſchlummert hatte, was ſeinen Kirchen- und Kammermuſik-Kompoſitionen den heißen Atem gegeben hatte — den ſie nicht haben ſollten —, das fand nun erſt den rechten Widerhall. Er entdeckte den Dramatiker in ſich. Und hier fand er auch die erſte richtige Einführung in das Werk Richard Wagners.

Nach ernſten Erwägungen hatte die Leitung der dramatiſchen Klaſſe für die nächſte Prüfungsaufführung der Studierenden den dritten Akt aus ‚Lohengrin‘, ſowie den zweiten aus dem ‚Fliegenden Holländer‘ gewählt. Profeſſor Spitta ſtand dem Bayreuther Meiſter innerlich fern, aber ſeine Kollegen hielten es im Intereſſe der Theaterlaufbahn ihrer Zöglinge für erforderlich, ſie auch mit der muſikaliſchen Rhetorik des Wagnerſtiles vertraut zu machen, ſo himmelweit die vom bel canto der hier gepflegten italieniſchen Schule entfernt war.

Nikoleit wurde im Unterricht ab und zu als Begleiter am Klavier herangezogen. Es war für ihn ein unvergleichlicher Genuß, dieſes immer tiefere Eindringen in den ſzeniſchen Aufbau der Wagnerſchen Werke. Der dramatiſche Schwung riß ihn mit fort. Die beiden Fachleute, die die Übungen der jüngeren Damen und Herren leiteten, ergänzten ſich ausgezeichnet. Von Stunde zu Stunde war ein Fortſchritt wahrzunehmen. Es befanden ſich ein paar junge Sängerinnen unter den Studierenden, die über ſchönes, ſtimmliches Material verfügten, ſich auch dramatiſch gewandt zeigten und denen man eine gute Laufbahn vorausſagen konnte. Nikoleit ward vom Profeſſor immer öfter zu Adjutantendienſten benutzt. Er mußte mit einzelnen Sängern und Sängerinnen am Klavier üben, auch außerhalb des Unterrichts, und dieſe Gelegenheit nahm er wahr, um — unter Verzicht auf den Klavierauszug — ſich im Partiturſpiel zu vervollkommnen. Die es bemerkten, ſtaunten über ſeinen Mut. Eine Wagnerſche Partitur mit ihren unzähligen Notenſyſtemen zu überſehen, die Takt für Takt die Höhe einer ganzen Folioſeite einnehmen, erforderte allerdings ebenſoviel Geiſtesgegenwart und Kühnheit wie techniſche Kenntniſſe. Aber Nikoleit bot bald Leiſtungen, die auch den Profeſſoren auffielen; nur der Lehrer des Partiturſpiels und der Leiter der Klavierabteilung, ein enragierter Wagnergegner, wandten ſich mit Schaudern ab.

Auch als das Einzelſtudium der Rollen vorbei war und die Enſembleproben begannen, war Nikoleit für nichts anderes mehr zu haben. Er ſchrieb für den Unterricht nur eben ſo viel, um dem Profeſſor etwas zeigen zu können. Die Hauptzeit gehörte Wagner. Nach langen Verhandlungen mit dem Sekretariat war ihm endlich die Erlaubnis erteilt worden, ab und zu eine der teuern Wagnerſchen Partituren mit nach Hauſe zu nehmen. Es geſchah halb als Geheimnis. Durch die Dachſtube am Neuen Markte, die ſeines Freundes zarte Mozartſchwärmerei, dann Pernaurs Ballettſammelſurium gehört hatte, rauſchten nun die aufwühlenden Harmonien des großen Bayreuthers. Nikoleit blieb nicht beim ‚Lohengrin‘ und beim ‚Fliegenden Holländer‘ ſtehen. Er wagte ſich jetzt auch an den ‚Ring des Nibelungen‘, an ‚Triſtan und Iſolde‘ — ſchließlich an die ‚Meiſterſinger‘. Auch ſeine früheren literaturgeſchichtlichen Studien gewannen nun wieder Intereſſe und Beziehungen für ihn. Er las literariſche und philoſophiſche Kommentare — die ganze, große deutſche Sagenwelt erſchloß ſich ihm bei dieſem eingehenden Studium.

Aber die ‚Meiſterſinger‘ blieben für ihn doch der eigentliche muſikaliſche Inhalt dieſes Winters. Im Komponiſtenverein freilich wurde er von einigen leidenſchaftlichen Wagnerfeinden beinahe geſteinigt, wenn er noch um Mitternacht am Klavier ſaß und mit Geſinnungsgenoſſen über die geniale Verwendung der ‚Motive‘ bei Richard Wagner debattierte. Er wußte die halbe Partitur der ‚Meiſterſinger‘ auswendig. Die Flut der reichen Harmonien rauſchte ſchon über ihn hin, wenn er nur an irgendeine Stelle dachte ...

... Aber ein grauſames Erwachen folgte plötzlich ſeinen Träumen. Er entdeckte zu Beginn der Weihnachtsferien: daß er keinen Pfennig mehr in der Taſche hatte.

Die Not war diesmal größer als je. Frau Knuſts Gebieter und Ernährer lag ſeit Wochen krank an einer Blutvergiftung; da alle Einkünfte für das arme Ehepaar wegfielen, mußten ſie wenigſtens mit der pünktlichen Zahlung ihres Mieters rechnen. Aber Nikoleit hatte gar nicht daran gedacht, daß ſein ſo ſauer verdientes Kapital ſo bald ein Ende nehmen könnte. So wie er Abend für Abend ſeinen Verdienſt ausgezahlt bekommen hatte — in Markſtücken oder Talern — war das Geld in die Zigarrenkiſte gewandert, die hinter dem Kachelofen auf dem Mauervorſprung ſtand, einer Gegend, die Frau Knuſts Staubtuch nie erreichte. Fühlte Nikoleit Ebbe in der Taſche, ſo nahm er einen Anlauf und ſprang auf den untern Vorbau des Kachelofens. Von da brauchte er nur den Arm auszuſtrecken, um mit der Rechten in die offenſtehende Kiſte hineinzugreifen und ein paar Silberlinge herauszuholen.

Zu Weihnachten wollte er ſeiner Mutter, die am zweiten Feiertage Geburtstag hatte und mit der er trotz des väterlichen Grolls in matter Korreſpondenz geblieben war, einen Blumengruß ſchicken. In einigen Blumenläden war es als Neuerung eingeführt worden, die Blumen nicht mehr kurz abzuſchneiden und, an Drahtſtielen befeſtigt, in runde, ſteife Papiertüten zu ſtecken, ſondern man zeigte loſe Sträuße aus wenigen, erleſen ſchönen, langſtieligen Blumen. Dieſe natürliche und künſtleriſche Neuerung erſchien ihm als ein erfreulicher Fortſchritt. Er wußte bei Mutters ſinniger Art kein beſſeres Geſchenk als ein paar ſchöne Roſen, wie ſie der Süden nach dem winterſtrengen Berlin heraufſchickte. Den Preis wußte er ſchon. Es war der dritte Teil ſeiner monatlichen Klaviermiete. Aber die Freude an dem Gedanken ließ nun kein Zurückzucken mehr zu.

Und als er am 24. Dezember in die Zigarrenkiſte griff, klapperte es nicht mehr — ſie war leer. Er wollte es zunächſt gar nicht glauben. Es erſchien ihm unmöglich, daß er's nicht ſchon in den letzten Wochen einmal gemerkt — gefühlt, gehört, wenn auch nicht geſehen — haben ſollte. Aber ſoviel er auch hin- und herdachte, voller Reue, voller Selbſtvorwürfe, das Kiſtchen füllte ſich nicht.

Das war ein jammervoller Weihnachtsabend. Wegmuſizieren konnte er ſich ſeine Sorgen auch nicht — denn der arme Herr Knuſt lag nebenan im Fieber.

Wo nun Schüler herbekommen in aller Eile? Jetzt, zu Weihnachten, wo man ſowieſo überall Ferien machte?

Er hatte im November ein paar ſeiner Liedkompoſitionen an einen Verleger nach Leipzig geſchickt, aber natürlich noch keine Nachricht darüber erhalten. Und ſelbſt für den Fall, daß der Mann ſich entſchloß, die eine oder andere von ſeinen Arbeiten zu drucken — auf ein Honorar durfte er als blutjunger Anfänger nicht rechnen.

Blieb ihm die „Muſikerbörſe“. Mit einer Art Galgenhumor trat er am erſten Feiertag in aller Herrgottsfrühe die Wanderung an. „Gartenkonzerte“ veranſtaltete man im Monat Dezember allerdings nicht mehr. Vielleicht bot ihm der fette Agent nun gar einen Poſten in der Eismuſik-Kapelle an der Rouſſeau-Inſel an. Er ſah ſich im Geiſte ſchon mit blaugefrorenen Fingern und roter Naſe, dick vermummt, unter den immer etwas nach Schnaps duftenden Muſikanten ſitzen und das Horn malträtieren.

„Heilige Kunſt!“ ſtöhnte er, als er in das überheizte, ſchlecht gelüftete Bierlokal ſeines Gönners eintrat.

Sein Gönner erkannte ihn ſofort wieder. Ja, wenn er einen anſtändigen Frack hätte, dann könnte er ihn ſchon heute abend beſchäftigen. Für das Tanzorcheſter, das er zuſammengeſetzt hatte und das faſt für alle Abende des Monats Januar vorausbeſtellt war, hauptſächlich von Vereinen, brauchte er noch ein Fagott. „Sie ſpielen doch Fagott?“ fragte ihn ſein Gönner.

Nikoleit bejahte beides — den Frack und das Fagott — und bekam „Handgeld“, wie ſein Gönner den erbetenen Vorſchuß bezeichnete.

Die eine Hälfte des Vorſchuſſes brauchte er als Leihgebühr für einen Frack, den er in der Roſenſtraße bei einem Althändler auftrieb, die andere Hälfte diente der Beſtechung ſeines Pultkollegen, dem er zuerſt eine verwickelte Unglücksgeſchichte von ſeinem Fagott erzählte, das er zum Inſtrumentenmacher hatte ſchicken müſſen. Er ſpielte ſeinen Part auf dem alten Cello, das er im vorigen Jahr auf einer Verſteigerung zu lächerlich billigem Preis erſtanden hatte. Niemand merkte etwas von dem Erſatz, zu ſeinem geheimen Gaudium nicht einmal der Dirigent, der als ehemaliger Militärmuſiker auf ſtramme Diſziplin hielt, heute aber, in alkoholiſch angeregter Feiertagslaune, ſeine Blicke mehr über den Saal als über ſeine Kapelle ſchweifen ließ. Als die blaſſen, übernächtigen Tanzmuſikanten morgens um fünf Uhr den letzten Paaren im großen Saal der Philharmonie den Kehraus ſpielten, hatte Nikoleit mit ſeinem Pultgenoſſen ſchon einen feſten Vertrag geſchloſſen: er bekam deſſen Fagott, um daheim zu üben, und bis zum heutigen Abend beſorgte ihm der menſchenfreundliche Kollege von einem Bekannten ein Aushilfsinſtrument.

Zum Glück hatte das Nachbarzimmer — der kranke Goldarbeiter war morgens wieder nach dem Verſchlag neben der Küche quartiert worden — keinen Bewohner. Denn die ausdauernden Übungen Nikoleits auf dem Fagott waren nervenzerrüttend. Nikoleit taten abends um ſechs Uhr, als er ſeine Übungen erſchöpft abbrach, die Lippen, der Gaumen, die Zunge, das Zwerchfell — vor allem aber die Ohren weh.

Seine Mahlzeit beſtand heute nur aus gebratenen Äpfeln und trockenem Brot.

Traurig wanderte er in ſeinem dünnen, ärmelloſen Havelock und dem fadenſcheinigen geliehenen Frack nach dem Etabliſſement „Sansſouci“ in Rixdorf, wo das Tanzorcheſter aufſpielte.

Als er hinter ſeinem Pulte ſaß und probierte, brachte er zunächſt keinen Ton rein aus dem Inſtrument. Er war vor Schmerz dem Weinen nahe. Übel und weh war es ihm. Er mußte an die bitteren Worte denken, die ſein Vater über das Muſikantenelend geſprochen hatte. Indem er von der Orcheſtereſtrade hinunter in den Saal ſah, wo das Publikum einer Dilettantenaufführung harrte, überlegte er, welchen Kreiſen die Leute wohl entſtammten. Die Gegend — Kottbuſer Damm — die Sonntagskoſtüme der Damen, der Umſtand, daß überall ſchon wacker geraucht und Bier getrunken wurde, all das ließ darauf ſchließen, daß es eine Arbeitervereinigung war, die ihr Stiftungsfeſt feierte. Er war vielleicht der einzige Studierte — und er ſaß hier oben am Fagottpult, um die elenden Fülltöne in die platte Muſikmacherei der anderen zu fügen. So zwecklos war ihm ſein Leben noch nie vorgekommen wie in dieſen paar bangen Minuten, bevor der Kapellmeiſter aufklopfte und den Eröffnungsmarſch dirigierte. Er riß ſich zuſammen, ſetzte die Lippen an das eiskalte Inſtrument und fiel uniſono mit ſeinem Pultkollegen ein. Und zu ſeiner eigenen Überraſchung ging alles vorzüglich. Er fühlte die Schmerzen nicht mehr.

„Sie haben einen guten Lehrer gehabt,“ ſagte der Pultkollege, nachdem er das Spiel ſeines Nachbars lang genug beobachtet hatte. Nikoleit lächelte und nickte. „Die Not, lieber Herr.“

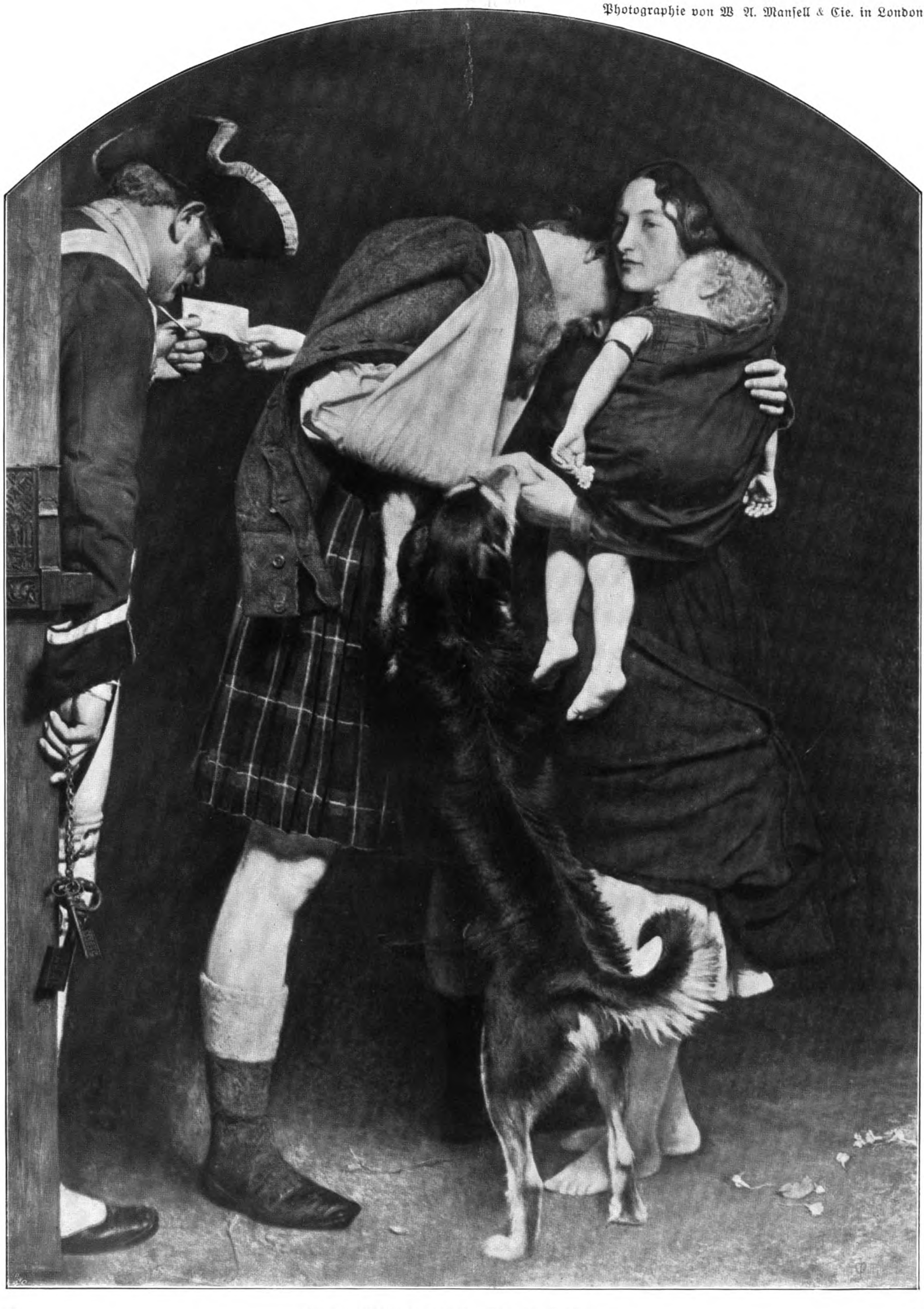
Silveſter konnte Nikoleit ſeine Miete bezahlen und Mitte Januar war er ſchon wieder ſo weit, daß er ausrechnete: wenn die Einnahmen noch den ganzen Februar ſo weiter gingen, ſo brauchte er bis zum Sommer kein Engagement mehr anzunehmen. In dieſer Woche ließ ihn der fette Agent rufen. Er hätte jetzt „etwas Beſſeres“ für ihn. „Pauke?“ fragte Nikoleit mit Galgenhumor. Nein, der Agent hatte für kleinere Zirkel ein „patentes“ Quartett zuſammengeſtellt, das aus lauter „erſten Kräften“ beſtand, die Abend für Abend acht Mark bekamen — und gewöhnlich noch Abendbrot, Bier und Zigarren gratis. Nikoleit ſollte ſogar zehn Mark bekommen, wenn er das Klavier nicht nur im Quartett bei der Tanzmuſik ſpielte, ſondern wenn er auch die Begleitung von Geſangsvorträgen übernahm. Natürlich war er einverſtanden. Am ſelben Abend noch trat er den neuen Dienſt an. Ein Bankier in der Hitzigſtraße feierte ſilberne Hochzeit. Das Quartett mußte ſich in einem Lorbeerhain verdeckt aufbauen und die Zwiſchenpauſen zwiſchen den familiären Aufführungen mit Muſik ausfüllen. Später wurde zum Tanz aufgeſpielt, und während des Soupers, das erſt um halb zwölf Uhr begann, hatte Nikoleit die gefährliche Ehre, den Kammerſänger Krolop zu einigen Baßbuffo-Arien zu begleiten. Aber die Gefahr ging vorüber: Krolop erkannte ihn gar nicht. Vielleicht auch war er ſo an ſeinen Anblick gewöhnt — faſt täglich ſaß der junge Muſikus im Unterricht am Flügel — daß ihm ſeine Anweſenheit hier gar nicht auffiel. Der Kammerſänger war ſchlecht bei Stimme, bekam aber einen Rieſenapplaus. Und der Geiger, ein Öſterreicher, neigte ſich zu Nikoleit hinüber und ſagte leiſe: „Schauen Sie, ſo einer von der anderen Fakultät hat's beſſer; der ſpeiſt gemütlich mit und kriegt morgen früh für ſeine zehn Minuten Geſang drei-, vierhundert Mark in einem diskreten Brieferl. Wann ich wieder zur Welt komm', werd' ich Tenor.“

Nikoleit empfand nichts von dieſem Neid. Er war ſchon ſelig, daß er aus dem Tanzorcheſter heraus war. Man kam doch jetzt ſchon manchmal um drei Uhr, ſogar ſchon um zwei, nach Hauſe.

Er konnte nun wieder am Tage arbeiten, fand — wenigſtens für ein paar Stunden täglich — die volle innere Sammlung. Die „Meiſterſinger“ begleiteten ihn, das ganze Niveau ſeiner Gedanken hob ſich, auch ſein Chorwerk machte Fortſchritte und bei den literaturgeſchichtlichen Studien, die er nun bei Gelegenheit wieder aufnahm, entſtand der Plan in ihm, ſich an eine Oper zu wagen. Die Idee behielt er aber noch für ſich, verriet ſie auch ſeinem Profeſſor nicht, deſſen Entſetzen er ſchon ganz deutlich vor ſich ſah.

Und doch ſehnte er ſich nach Ausſprache mit einer gleichgeſtimmten Seele. Wenigſtens nach einem verſtändigen Geſpräch mit gebildeten Menſchen überhaupt. Begegnete er am Tage einem Mitglied des Komponiſtenvereins, ſo mußte er ſein Fehlen bei den Abendſitzungen mit allen möglichen Ausflüchten entſchuldigen. Mit ſo bitterer Not wie er hatte kaum einer von den jungen Leuten zu ringen; ſie ahnten nicht, in welchem Frondienſt er ſeit Weihnachten ſeine Nächte verbrachte. Bis Anfang März wollte er's noch aushalten. Dann ſpielte er den Freiherrn, dann mochte

Photographie von W A. Mansell & Cie. in London.



Der Freilaſſungsbefehl. Von J. E. Millais.

Kunſtbeilage zum Daheim.

der fette Agent auf der „Muſikerbörſe“ anderweit Erſatz für ihn ſchaffen. Das Geſchäft ging jetzt dort ſehr flott.

In den letzten Tagen des Februar ward Nikoleit mit ſeinen drei Kollegen in das Haus eines rheiniſchen Großinduſtriellen beſtellt. Der Sohn des Hauſes, ein junger Gardekavalleriſt, hatte zuerſt Mitglieder ſeiner Regimentskapelle in Ausſicht genommen, über die war in letzter Stunde aber vom Kommandeur verfügt worden. Der junge Herr, ſelbſt etwas muſikaliſch, ließ die Erſatzmuſiker ſchon eine Stunde vor Beginn des Feſtes antreten, um ſie zu inſtruieren. Sie mußten ſich in italieniſche Koſtüme ſtecken, die bereit lagen. Es war Roſenmontag — man gab ein Faſchingsfeſt mit allerlei muſikaliſchen und humoriſtiſchen Überraſchungen. Beſonders auf einen gewandten Klavierſpieler kam es an, der vom Blatt begleiten, vielleicht auch nach dem Gehör ſpielen konnte, wenn irgend etwas improviſiert wurde. Nikoleit beruhigte den ſchneidigen jungen Herrn, der ziemlich hochfahrend mit ihm und ſeinen Kollegen ſprach. Einer von ihnen war ſchon im vorigen Jahre hier geweſen. „Der Alte iſt netter als der Junge,“ ſagte er, „der hat uns vom Eſſen ſogar zwei Flaſchen Champagner herausgeſchickt — und hernach gab's richtige Importzigarren.“

Nikoleit ſchlüpfte melancholiſch geſtimmt in das farbenprächtige Koſtüm. Er trug kein Begehren nach den Abfällen vom Tiſch des Reichen. Es ward aber nachher beſſer, als er vermutet hatte. Der Hausherr ſah ſelbſt nach ihnen, ein Witwer, ſcharmanter alter Lebemann — er hatte das Koſtüm eines „Kölner Hänsgens“ angelegt und ſpielte ſeine Rolle mit viel Humor. Er ſorgte dafür, daß die Kapelle Wein bekam, und mit Nikoleit probte er noch raſch ein komiſches Lied durch, mit dem er ſeine Gäſte unter allerlei ſcherzhaften Anſpielungen begrüßte.

Als erſter Gaſt meldete ſich ein flotter junger Herr in Landsknechttracht. Der Sohn des Hauſes, der gleichfalls ein Landsknechtkoſtüm trug, ſtellte ihn dem jovialen „Kölner Hänsgen“ ſteif und förmlich vor: „Du geſtatteſt, Papa, Regierungsreferendar Heydebrek — ſteht bei uns in der Reſerve.“ Der Hausherr aber öffnete ſofort mit einer ſcherzhaften Begrüßung in Kölner Mundart die Arme, und der fremde Herr, der ſich in ſeinem hübſchen Koſtüm freier zu fühlen ſchien als der uniformgewohnte Sohn des Hauſes, ging ohne weiteres auf den luſtigen Faſchingston ein. Es wurde darüber verhandelt, daß die Kapelle, mit der man die Vorträge für den heutigen Abend eingeübt hatte, durch eine fremde erſetzt worden war. Der Hausherr nickte dem ſchon tatbereit am Flügel ſitzenden Nikoleit freundlich zu und beruhigte den Regierungsreferendar: „Unſeren Hofkapellmeiſter hab' ich ſchon auf die Probe geſtellt. Geben Sie ihm nur vertrauensvoll die Noten. Der Mann wirft Ihnen die Nummern ganz gewiß nicht.“

Gleich darauf rief der junge Offizier in ſchneidigem Kommandierton: „Muſik!“ Und die Hauskapelle fiel, wie verabredet, mit der Ouvertüre zu Suppés „Flotte Burſchen“ ein. Innerhalb weniger Minuten hatten ſich die feſtlich geſchmückten Räume mit einer buntkoſtümierten Geſellſchaft gefüllt. Damen wie Herren trugen Masken. Man hörte über dem Lachen und Schwatzen manchmal kaum die luſtige Muſik der Hauskapelle. Um zehn Uhr ging es zu Tiſch. Der Hausherr trug unter ſtürmiſchem Jubel ſein Tafellied vor. Darauf hatten die Muſikanten ein wenig Ruhe. Ein Diener brachte ihnen ein Tablett mit Brötchen, Wein und Bier.

Vor Aufhebung der Tafel ſollte es noch verſchiedene muſikaliſche Vorträge geben. In der Reihenfolge, die der Sohn des Hauſes feſtgeſetzt hatte, waren dem „Kapellmeiſter“ die Noten auf den Flügel gelegt worden. Nikoleit hatte kaum Zeit, ſich zu informieren, ſo ſchnell folgten einander die Nummern, jede mit ſtarkem Applaus von der beim luxuriöſen Mahl ſitzenden Gäſteſchar belohnt. Eine bekannte Soubrette ſang, ein lyriſcher Tenor von der Königlichen Oper, darauf ein Komiker. Die letzte Nummer ſollte ein Terzett bilden. Der Sohn des Hauſes, ſein Freund, der Regierungsreferendar und eine junge Dame, die ein ſchmuckes Marketenderinnenkoſtüm trug, verließen ſoeben den Speiſeſaal, um ſich in der großen Halle, wo der Flügel ſtand, aufzuſtellen. Und in dem Augenblick, in dem Nikoleit das Notenheft aufſchlug, war es ihm, als fühlte er ſein Herz ſtilleſtehen. Er erkannte ſeine eigene Handſchrift. Das Terzett war — ſein Landsknechtgeſang.

Der Regierungsreferendar war zu ihm getreten. „Alſo ganz diskret begleiten, bitte, und vor allem beim Schluß genau im Tempo folgen ... So, das Zeichen iſt drinnen gegeben. Vorſpiel. Anfangen.“ Die Notenreihen, die Lichter, die bunten Geſtalten an der Tür tanzten vor Nikoleits Augen. Ein Zittern lief durch ihn. Er wußte, wer die Sängerin war, die dort an der Tür im ſchmucken Marketenderinnenkoſtüm ſtand! Er ſah nur das dunkle Haar, den ſatten, goldigen Schimmer ihres Teints — ihre großen, beredten Augen hatte er noch nicht geſehen ...

„Vorſpiel! Anfangen!“ hieß es noch einmal.

Und er ſpielte.

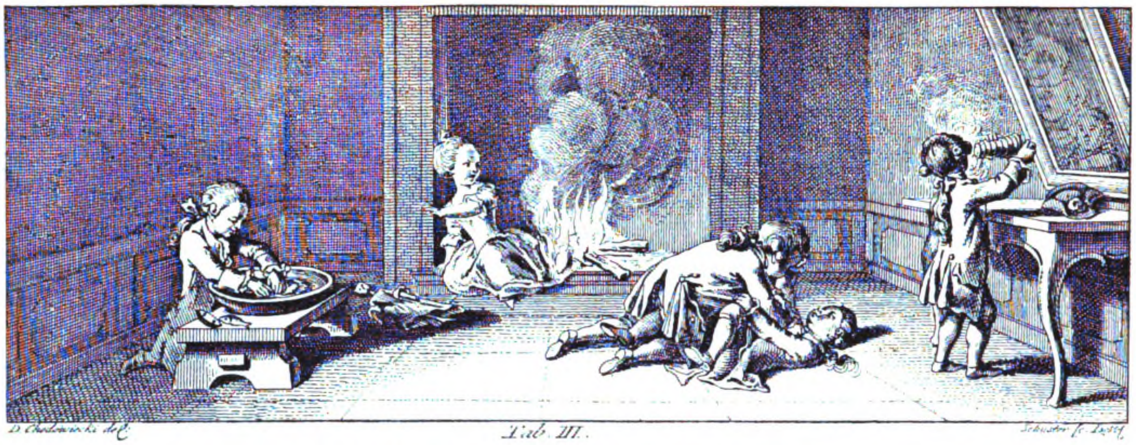
(Fortſetzung folgt.)

Chodowieckis Stiche zu Baſedows „Elementarwerk“. Von Prof. Dr. E. Schäfer.

Baſedows „Elementarwerk“ — dieſer Titel wird wohl bei der Mehrzahl der Daheimleſer nicht viel mehr als ein Achſelzucken der gänzlichen Ablehnung einer Bekanntſchaft hervorrufen; und doch war das Buch zu ſeiner Zeit, vor 140 Jahren, ſo berühmt und beſprochen wie kaum ein anderes. Wollte doch ſein Autor, Johann Bernhard Baſedow — ein geborener Hamburger, dann Kgl. däniſcher Profeſſor zu Altona und ſpäterhin Begründer und Leiter einer Erziehungsanſtalt zu Deſſau, die den wunderlichen Namen „Philanthropin“ führte — mit dieſem Hauptwerke eine völlige Revolution in der Erziehung und im Unterricht ſeines Zeitalters hervorrufen! Die gebräuchliche Methode eines humaniſtiſchen Formalismus mit ihrer einſeitigen Betonung des Sprachlichen und ihrer vielfach ſehr harten „Einpaukerei“ ſollte einer naturgemäßen, „vernünftigen“ Unterweiſung der Jugend in „gemeinnützigen“ Dingen — dieſe beiden Adjektive waren damals das A und O der rationaliſtiſchen Aufklärungsfreunde — Platz machen, Sprachen und Geſchichte gegen die Realien ſtark in den Hintergrund treten; der konfeſſionelle Religionsunterricht ſollte möglichſt ganz ausgeſchaltet werden und ſpielendes Aneignen die ſcharfe Diſziplin erſetzen, indem man mit den ſelbſt dem früheſten Kindesalter verſtändlichen Begriffen begann und ſich im Fortgange des Unterrichts ſorgfältig davor hütete, „keine einzige Stufe der ordentlich fortſchreitenden Natur zu überhüpfen“, wie Baſedow ſelbſt in den erſten Ankündigungen ſeines Elementarwerks ſagt. Dieſes ſelbſt war als eine Art Handleiter für Eltern und Lehrer gedacht und ſollte zu größerer Verſtändlichkeit „mit lehrreichen Kupfern durchgängig geziert“ ſein. In der Entwicklung der Pädagogik hat Baſedows Elementarwerk bei allen ſeinen Schwächen und Irrtümern, auf die wir hier nicht eingehen können, eine höchſt bedeutungsvolle Rolle geſpielt; es iſt begreiflich, wenn einer der eifrigſten und verdienteſten Forſcher auf dem Gebiete der Pädagogik des Aufklärungszeitalters, Dr. Theodor Fritzſch in Leipzig, es jetzt unternommen hat, eine äußerſt ſorgfältig durchgearbeitete und dabei von dem Verlag (E. Wiegand in Leipzig) wundervoll ausgeſtattete Neuausgabe des ſeinerzeit ſo bekannten und auch heute noch lehrreichen Buches zu veranſtalten. Die wiſſenſchaftliche Bedeutung dieſer Neuausgabe zu würdigen, mag den pädagogiſchen Fachblättern überlaſſen bleiben, aber auch für einen weiteren Kreis, ja recht eigentlich für die Familie gewinnt des alten Baſedow Elementarwerk trotz aller ſeiner Seltſamkeiten ein tiefgehendes Intereſſe durch die ſchon erwähnten „lehrreichen Kupfer“, die Daniel Chodowieckis Meiſterhand geſchaffen hat.

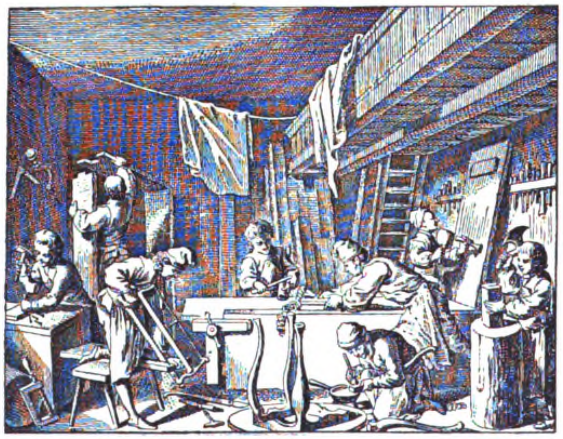
In ſeiner ganzen Arbeit für das Elementarwerk hat Baſedow keinen glücklicheren Griff getan, als da er im Jahre 1768, bald nach dem Erſcheinen von Chodowieckis berühmtem Bilde „Jean Calas“, den Berliner Peintre-Graveur für ſein geplantes Buch mit Beſchlag belegte. Bei aller Verſchiedenheit der Charaktere — Baſedow ein fahriger, unruhiger Geſell mit wenig Politur und oft geradezu abſtoßenden Manieren, Chodowiecki geſetzt, peinlich genau in allem ſeinem Weſen, von einer natürlichen Korrektheit, die den Sohn eines guten Hauſes und Zugehörigen der wohlanſtändigen, pflichttreuen und nüchternen Refugiés-Gemeinde nicht verleugnete — waren ſie doch in ihrem Streben nach Geltendmachung des Natürlichen und

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


D. Chodowiecki del.
Tab. III.
Schuster sc. Lipsi

Daniel Chodowiecki, Kindliche Ungezogenheiten. Aus Baſedows „Elementarwerk“.

Realen in dieſem Zeitalter des Zopfes und der zierlichen Schnörkelei von einer ſehr bemerkenswerten geiſtigen Übereinſtimmung erfüllt. Und ebenſo wie es Chodowiecki ein Herzensanliegen war, mit ſeinen zahlloſen zierlichen Almanachbildchen nicht nur zu unterhalten, ſondern auch ethiſche Einflüſſe auszuüben, ſo freute er ſich der ihm angetragenen Mitarbeit an dem „gemeinnützigen“ Werke des Pädagogen eben um dieſer Eigenſchaft willen. Und dieſe Arbeit war nicht gering. In dem Kontrakt, der am 18. April 1769 zwiſchen Baſedow und Chodowiecki geſchloſſen wurde, übernahm der Künſtler nicht nur die Verpflichtung, den weſentlichſten Teil der geplanten 100 Tafeln ſelbſt zu zeichnen, ſondern er mußte über die zahlloſen Kinder ſeiner emſigen Feder ſo lange die ſchützende Hand halten, bis ſie als vollwertige und nicht eben unwichtige Glieder dem fertigen Druckwerke beigefügt werden konnten; d. h. er mußte auch den Stich, das Papier und den bandfertigen Abdruck von mindeſtens 2000 Exemplaren jeder Tafel beſorgen und übernehmen. Und dabei durfte der Künſtler nicht etwa frei „aus der Tiefe des Gemüts“ produzieren, was und wie es ihm zweckmäßig ſchien, ſondern hatte ſich möglichſt genau an den Text des Elementarwerks und die ſpeziellen Vorſchriften des Verfaſſers anzuſchließen, ſo daß, alles in allem geſehen, das Honorar für je 2000 fertige „verantwortliche“ Abdrücke einſchließlich Stecherarbeit und Papier mit 30 Talern nicht eben fürſtlich genannt werden kann, zumal faſt durchweg auf jeder Tafel nicht nur ein, ſondern vier, ja ſogar oft ſechs Bildchen vorgeſehen waren.



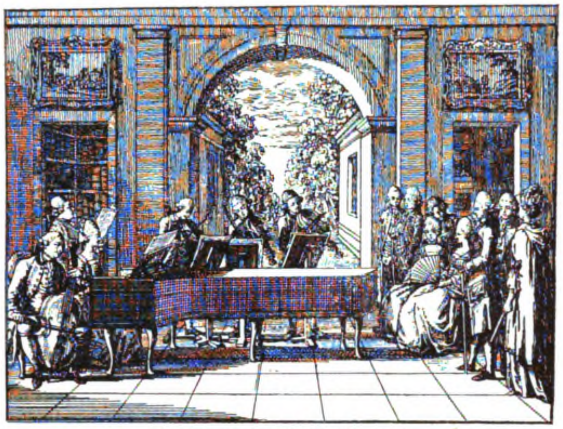
Daniel Chodowiecki, Tiſchlerwerkſtatt.
Aus Baſedows „Elementarwerk“.

In einer feinſinnigen Einleitung zu der erwähnten Neuausgabe der Kupfertafeln hat Profeſſor H. Gilow den Werdegang dieſes wichtigen Teils von Baſedows großem Werk mit Sorgfalt und kritiſcher Bemühung geſchildert. Dank den täglichen kurzen Aufzeichnungen des gewiſſenhaften Künſtlers ſind wir darüber verhältnismäßig genau orientiert. Schon zur Oſtermeſſe 1770, alſo innerhalb eines Jahres, ſollte Chodowiecki laut Kontrakt 35 Tafeln fix und fertig abliefern — es galt alſo die kurze Zeit auszukaufen, aber das verſtand der Künſtler, den wir auch ſonſt als ein Muſter emſigen Fleißes und geordneter Tätigkeit kennen, in hervorragendem Maße. Und es gelang ihm wirklich, die ganze erſte Hälfte der Tafeln (Nr. 1—49) ſo zu fördern, daß ſie im Spätſommer 1770 herausgegeben werden konnten. Um ſo mehr wurde die Ausgabe der zweiten Hälfte verzögert, aber nicht durch die Schuld des Künſtlers, ſondern weil Baſedow durch äußere Ereigniſſe an der Weiterarbeit verhindert war und ſchließlich ſogar den ganzen erſten Teil nochmals umarbeitete. Erſt im Auguſt des Jahres 1774 konnte daher den begeiſterten Freunden und Subſkribenten das vollſtändige Werk mit ſämtlichen 100 Tafeln überreicht werden.

Blättern wir einmal die Tafeln in der vortrefflich reproduzierten neuen Ausgabe durch! Mit den für das Kind einfachſten Begriffen beginnen ſie: Eſſen, Kleidung, Wohnung. Gleich die erſte Tafel bietet ein Bild behaglichen häuslichen Lebens, wie es anmutiger kaum gedacht werden kann: Ein küchenartiger Raum mit mehreren großen Tiſchen, auf und vor deren einem ſich ein Stilleben von Gemüſen, Fleiſch, Kuchen uſw. zeigt, während an dem andern eine Mutter ihren Säugling ſtillt, eine Wärterin einem kleinen Burſchen ſeinen „Papp“ gibt und zwei etwas größere Mädchen ſich wohlgefällig mit Brezeln und Butterbrot beſchäftigen. Sehr draſtiſch ſind auch die kindlichen Übeltaten dargeſtellt. Bemerkenswerterweiſe ſind die Miſſetäter alle nach damaliger Mode ſäuberlich toupiert, gezöpft, mit langem Rock bzw. Schnürleib angetan — aber einer plantſcht mit ſeinen feingefältelten Manſchetten im Waſſer, ein anderer beſtäubt Geſicht und Gewand mit der Puderdoſe, während zwei langröckige junge Herrlein am Boden raufen und ein kleines Fräulein ſich den Rock am Kamin verbrennt. Ebenſo drollig urwüchſig ſind auf mehreren Tafeln Kinderſpiele zuſammengeſtellt, die der feinen Beobachtungsgabe des Vorläufers unſerer realiſtiſchen Kunſt alle Ehre machen. Man ſehe nur das Bildchen mit den wichtigen Soldaten, den kegelſpielenden Jüngferlein und dem kritiſch auf ſie blickenden, etwas ruppigen, aber ſeiner männlichen Würde ſtolzbewußten Kegeljungen, ebenſo das feierliche „Beſuchſpiel“ der kleinen Damen! Jedes Bildchen iſt ein kleines Kabinettſtück für ſich. Die Tafeln vollends, die Chodowiecki auch ſelbſt geſtochen hat, ſind Perlen kulturgeſchichtlicher Darſtellungskunſt. So z. B. die Tafel, welche häusliches Leben und allerlei Tugenden darſtellt: die Dankbarkeit, durch drei wohlgekleidete junge Herren repräſentiert, die „für Unterhalt, Kleider und Bücher ihren Wohltätern Dank abſtatten“, wie die von Baſedows Amanuenſis Wolke herrührende Erklärung der Kupfer feierlich beſagt, die Ehrliebe, Gatten- und Kindesliebe — eins der feinſten Bildchen in der ganzen Sammlung — und den häuslichen Fleiß; eine weitere Tafel ſchildert das Gerichtsverfahren und die Strafen in ihrer ganzen damaligen Rigoroſität; ſehr gut ſind auch das „Konzert“ und diejenige Tafel, die dem Gottesdienſt und Schulunterricht gewidmet iſt. Der Gottesdienſt will uns freilich etwas ſeltſam vorkommen durch die nüchterne Kahlheit der Lokalität, die eher einem Schulſaale als einer Kirche gleicht. Aber hierin wird der Künſtler, der ja freilich ſelbſt reformierte Nüchternheit gewohnt war, an die Vorſchriften des Nationaliſten Baſedow gebunden geweſen ſein, und um ſo ſchöner und erquicklicher hat er die Andacht dargeſtellt, die ſich in Haltung und Mienen der zahlreichen Zuhörer zeigt, einſchließlich eines barfüßigen Bettlers, der vorn neben der erſten Bank kniet. Fröhliche Bewegung zeigt die folgende Tafel, die von den unſchuldigen Freuden des Lebens ſpricht, ein ganzſeitiges Blatt und, wenigſtens was das Figürliche betrifft, von meiſterhafter Feinheit.

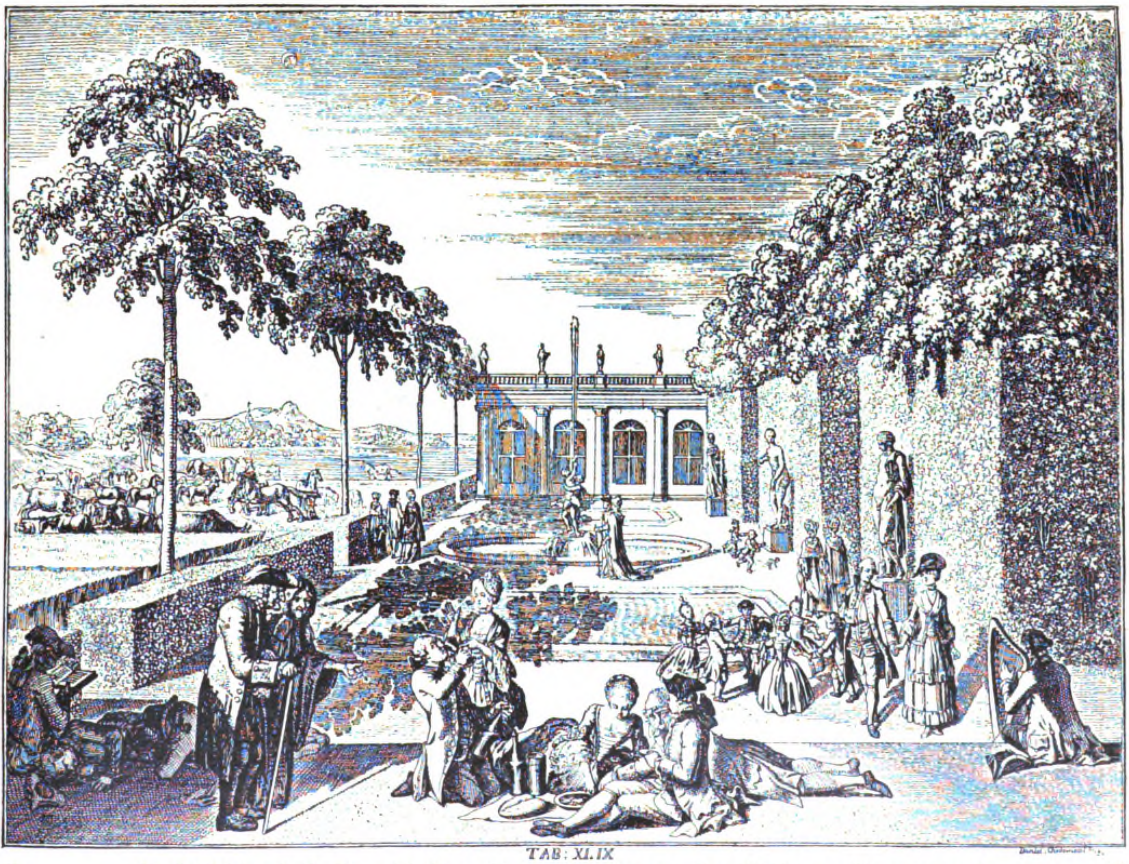
Die urſprünglich geplante ſachliche Ordnung der Tafeln, die zu Anfang beobachtet wird, hat Baſedow ſpäter nicht mehr innegehalten, und ſo wechſeln die verſchiedenartigſten Gegenſtände vor unſern Augen in bunter Reihenfolge ab, eine von Baſedow ſchließlich ſelbſtgewollte, ſinnvolle Unordnung, die ſich darauf gründet, daß immer vom Leichteren zum Schwereren fortgeſchritten und „das Angenehmere mit dem Mühſamen abwechſlungsreich vermengt“ werden ſollte. So finden ſich auf einer Tafel in drei Bildern Krüppel und Bettler, eine Jagd, ein Jahrmarkt; die nächſte zeigt eine Landſchaft, die man wegen ihres nackten Bewohnerpaares und der friedlich zuſammenlebenden wilden und zahmen Tiere wohl für das Paradies halten könnte, und dann eben dieſes Paradies in kultiviertem Zuſtand mit Häuſern, Brücken, Kaianlagen, Viehherden, einer Reiſekutſche uſw. Nach Wolkes Erklärung ſoll dieſe Zuſammenſtellung aber nicht das Paradies, ſondern nur die Wirkungen der Kultur auf eine unkultivierte Gegend verſinnbildlichen. Kulturgeſchichtlich beſonders intereſſant und wichtig ſind die zahlreichen Tafeln, auf denen die Handwerke verewigt ſind: Wie vieles iſt ſelbſt in unſerem Maſchinenzeitalter doch nicht ein bißchen anders als damals, zum wenigſten in kleineren Betrieben! Man vergleiche den Drechſler, die Spitzenklöpplerin, die Glasbläſer, die Tiſchlerwerkſtatt und den Bauplatz, während anderſeits die Fortſchritte unſerer Zeit in Buchdruck, Weberei, Münzprägung gegenüber den Chodowieckiſchen Schilderungen auf den erſten Blick ins Auge fallen.

Schwach kommt entſprechend der Anlage des Elementarwerks die Geſchichte weg und ebenſo die bibliſche Geſchichte; beide ſind nur durch einige wenige Tafeln vertreten, und dieſe ſind charakteriſtiſcherweiſe nicht die beſten, denn auf dem Gebiete reiner Hiſtorienmalerei hat die Stärke des Künſtlers, wie wir wiſſen, nie gelegen. Dagegen fehlt es nicht an allerlei Darſtellungen aus der Mechanik, der Zoologie und Botanik, ſowie an einer Anzahl von Landkarten. Doch ſind alle dieſe naturwiſſenſchaftlichen Tafeln nicht von Chodowieckis Hand, ſondern teils von Wolke, teils von dem Schweizer J. R. Schellenberg, ſowie einige von des Künſtlers Bruder Gottfried Chodowiecki gezeichnet, wenngleich wenigſtens bei den letzteren der Meiſter ſelbſt nicht ganz unbeteiligt geweſen iſt. Geſtochen hat Chodowiecki ſelbſt nur ſechs Tafeln; ſie ſind begreiflicherweiſe weitaus am beſten geraten und heben ſich auch für das Laienauge ſtark gegen die übrigen ab, an denen hauptſächlich Schellenberg, Gottfried Chodowiecki, Schleuen, Schuſter und Daniel Berger gearbeitet haben.



Daniel Chodowiecki, Konzert.
Aus Baſedows „Elementarwerk“.

Alles in allem iſt aber durch ſolche vereinigten Bemühungen und unter der Leitung und weſentlichſten Mitarbeit eines ſolchen Meiſters, wie Daniel Chodowiecki es war, ein „Orbis pictus“ entſtanden, der weit über alles hinausgeht, was bis dahin an ähnlichen Werken exiſtiert hatte, und der nicht nur um des Künſtlers willen, ſondern auch wegen ſeiner Darſtellungen ſogar heute noch unſer lebendigſtes Intereſſe verdient. Seine Wiederherſtellung iſt deshalb mit Dank und Freude zu begrüßen, und die ſchöne neue Ausgabe in ihrem geſchmackvollen Gewande kann der freundlichen Beachtung der Daheimleſer nur empfohlen werden — ſie werden von dem Studium derſelben hohen Genuß haben.



Daniel Chodowiecki, Die unſchuldigen Freuden des Lebens. Aus Baſedows „Elementarwerk“.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Das Oberammergauer Spiel. Von J. Höffner.

Um an den Paſſionsſpielen Freude zu erleben, muß man ſich von vornherein klar machen, daß es ſich um einen erbaulichen Akt handelt. Wenn man kritiſch geſtimmt dieſer Erſcheinung gegenübertritt, die ihre Daſeinsberechtigung nun doch ſchon durch viele Jahrzehnte auch nach außen hin bewährt, ſo wird man kaum Genuß davon haben. Ebenſo wird man ſich, wenn man von vornherein in der Darſtellung des Heilands eine Profanierung erblickt, ſchwerlich mit dem Paſſionsſtil auseinanderſetzen können. Das Beſte wird ſein, naiv dem Naiven gegenüberzuſtehen, und ich meine, daß gerade die Höchſtgebildeten es beklagen werden, daß die alte bäuerlich derbe, aber bodenſtändig kräftige Faſſung des Spiels ſchon ſeit langen Jahren gefallen iſt. Aber freilich: die Zeiten haben ſich geändert. Das Volk und die genügend Geſchulten würden wohl mit dem nötigen Reſpekt und Verſtändnis Worte anhören wie:

„Heil und Gnad' vor Gott allein
Sei allen, die heut verſammelt ſein
Ehrwürdig in Gott chriſtlich beiſamm
In Ehren und Würden zuvoran
Edelfeſte, ehrenfeſte, weiſe, günſtige Herrn,
Bürger, Bauern, Frauen und Mann …"

Aber, was dazwiſchenſteht?! Die Oberammergauer haben wohl den ganz richtigen Inſtinkt.

Annas (Sebaſtian Lang).
(Photographie u. Verlag von F. Bruckmann in München. 1910.)

Daß aber die jetzige Faſſung ſich glücklich mit dem Weſen der Darſteller decke, iſt auch nicht richtig. Dieſer Text würde ſich meinem Empfinden nach mehr zur Darſtellung durch Kloſterſchüler und Mönche eignen. Worte wie:

„Wirf zu heil'gem Staunen Dich nieder
Von Gottes Fluch gebeugtes Geſchlecht!
Friede Dir! — Aus Zion Gnade wieder!
Nicht ewig zürnt er,
Der Beleidigte, iſt ſein Zürnen gleich gerecht"

erfordern eine gewiſſe myſtiſch vertiefte, geſteigerte Stimmung, wie ſie der Chor zwar — das muß man zu ſeiner Ehre ſagen — nach ſeinen Kräften zum Ausdruck bringt, die aber den Darſtellern feſtzuhalten nicht gegeben iſt. Nein, es iſt am beſten, ſich jeden kritiſchen Rüſtzeugs von vornherein zu begeben, um rein genießen zu können; obwohl es, wie ich nicht unerwähnt laſſe, Dinge gibt, die jeder Kritik ſtandhalten: die ausgezeichnete Regiekunſt, die die Volksſzenen dirigiert und wirklich Beiſpielhaftes ſchafft, die Pracht und Stilechtheit der Koſtüme, die Schönheit und Tragkraft einzelner Soloſtimmen, vorwiegend einiger weiblicher.

Zwei Phariſäer.
(Photographie u. Verlag von F. Bruckmann in München. 1910.)

Das Drama bringt, wie bekannt ſein dürfte, in Chorgeſängen, lebenden Bildern und dramatiſchen Szenen die Leidensgeſchichte zur Darſtellung. Dem Chor fällt nach griechiſchem Vorbild die Aufgabe zu, den Hörer einzuführen, die lebenden Bilder zu erklären und zu begleiten. Dieſe mit außerordentlicher Kunſt und bewunderungswürdiger Exaktheit aller Mitwirkenden bis zum kleinſten Kind herab geſtellten „Vorbilder" laſſen auf eine überaus gründliche Schriftkenntnis und Vertiefung ins Alte Teſtament, das große Vorbild des Neuen, ſchließen. So leitet das Bild der Verſchwörung der Söhne Jakobs gegen ihren Bruder Joſeph die Beratungen des Synedriums ein; dem Abſchied Jeſu von Freunden und Mutter iſt der Abſchied des Tobias von den Eltern und die klagende Braut des Hohenliedes vorangeſtellt. Jeruſalems Verſtoßung wird die Verſtoßung Vaſthis, des Judentums und der Erhebung Eſthers zur Königin beigegeben uſw.

Nachdem durch den einführenden Chor eine weihevolle Stimmung geſchaffen iſt, wobei die Monotonie der Handbewegungen allerdings ſtört und man bedauert, daß der Chor, wie in ſeinem Vorbild, der antiken Tragödie, nicht für und wider ſpricht, ſtatt einſeitig Partei zu ergreifen und dadurch etwas viel Dramatiſcheres in ſeine Darbietungen bringt, beginnt die eigentliche Handlung mit Jeſu Einzug in Jeruſalem, einem Bild von großer Belebtheit und ergreifender Realität. Der Darſteller des Chriſtus, der Hafner Anton Lang, wird ſeiner ſchweren, anſtrengenden Rolle nach beſten Kräften gerecht; er hat getan, was er konnte, iſt mit den Worten der Schrift ſein beſtes Lob. Im ſtummen Spiel hat er zuweilen ergreifende Momente, ſo daß er im Fortſchreiten der Handlung immer größere Sympathien gewinnt, denn ſeine Rolle wird zuletzt eine faſt ganz ſchweigende; die bearbeitenden Benediktinerpatres haben ja auch mit richtigem Takt an der unübertrefflichen Kraft und Hoheit der Schriftworte nichts geändert, während man über den ſchleppenden, langatmigen, ſalbungsvollen und doch trivialen Dialog am beſten den Schleier der Milde zieht. Hier ſollten energiſche Kürzungen eintreten. Dies gilt im Grunde von allen Darſtellern: im ſtummen Spiel, Maske uſw. ſind ſie vortrefflich; ſobald ſie den Mund auftun, ſtört vielfach die Rauheit des Organs, ſtört auch das trotz aller Übung auf der Oberammergauer Theaterſchule ungewandte Gebärdenſpiel.

Rühmliche Ausnahmen abgerechnet. Allerlei Naivitäten, die zum grobgeſchnittenen, alten Holzſchnitt wohl ſtimmten, aber jetzt recht aus dem Rahmen fallen, kommen hinzu. Vielleicht hat die tüchtige Regie gegen manche dieſer eigenſinnig als Überlieferung feſtgehaltenen Mängel vergebens angekämpft, während manches doch auch wieder aus falſchem Gefühl heraus fallen gelaſſen iſt. Bei der Verleugnung des Petrus wartet man vergebens auf den Hahnenſchrei, der heute bei dem techniſchen Raffinement unſerer Zeit ſicher durchaus naturgetreu zu erreichen wäre; die Veronika kniet wohl mitleidig nieder und hüllt das arme, blutrünſtige Heilandsgeſicht in ihr Tuch, aber die Fläche des Tuches bleibt leer, kein Haupt voll Blut und Wunden blickt aus ihren Falten: das Wunder vollzieht ſich nicht. Bei der Gethſemaneſzene kommt wirklich ein leibhaftiger, weiß und himmelblauer Engel mit dem Kelch der Stärkung. Gerade an dieſer Stelle berührt der Mangel an richtigem Gefühl höchſt ärgerlich — ein Strahl von Licht, — wenn es hoch käme, eine ausgeſtreckte Hand mit dem Kelch, unirdiſch, in viſionärem Schein, wären das allein Erträgliche. Von der Auferſtehungsſzene ſprach ich ſchon. Als das Grab zerbirſt und der Erſtandene in der Glorie erſcheinen ſollte, ſtumm, erhaben, eine göttliche Erſcheinung — und dann ſchleunigſt Vorhang! — hüpft er — ich kann mich nicht anders ausdrücken — der höchſtens wandeln dürfte, in einer ſchauerlichen Lamettatunika von der Szene ab; und der wirklich erhabene, tiefgehende Eindruck der Kreuzigung iſt aufs ſchnödeſte zerſtört. Der Theaterhimmelfahrt geht man lieber klug aus dem Wege. Dagegen iſt die nach allen älteren Berichten wahrhaft gräßliche Darſtellung von dem Ende des Judas durchaus taktvoll gemildert. Recht naiv berührt es auch, den Boten der Poppäa Pilatus gegenüber von „Deine liebe Gemahlin" reden zu hören; wie an dieſer hochkultivierten Geſtalt, dem Repräſentanten höchſter antiker Bildung und Philoſophie, die Ammergauer Darſtellung trotz nicht übler Maske überhaupt gründlich ſcheitert.

Veronika (Marie Schmid).
(Photographie u. Verlag von F. Bruckmann in München. 1910.)

Dies alles ſoll nicht erwähnt ſein, um das Spiel herabzuſetzen. Gerade weil man der Aufrichtigkeit und dem Ernſt der Beſtrebungen, kraft deren ſchon ſo Vieles und Großes erreicht iſt, mit Sympathie gegenüberſtehen muß, iſt es Pflicht, auf ſtörende Mängel hinzuweiſen. Es gereicht den Spielern zur größten Ehre, daß ſie ſich von den nicht ſelten lächerlichen kritik-

Judas und die Händler.
(Photographie und Verlag von F. Bruckmann in München. 1910.)

loſen Verhimmelungen beſonders engliſcher und amerikaniſcher Damen, die Gegenſtand und Darſtellung identifizieren, nicht den Kopf verdrehen laſſen, ſondern mit ſo achtungswürdigem Eifer weiter arbeiten.

Alſo ſollten ſie auch nicht mit Eigenſinn an gewiſſen Traditionen feſthalten, die um ſo unverſtändlicher ſind, als man doch in dieſer Hinſicht, wie der Vergleich mit früheren Aufführungen zeigt, ſchon genug verſtändige Einſicht bewieſen hat.

Freundinnen Jeſu.
(Photographie u. Verlag von F. Bruckmann in München. 1910.)

Daß die gegenwärtige Faſſung des Spiels die bleibende ſein wird, möchte man nicht mit Beſtimmtheit behaupten. Eine gründliche Reviſion durch verſtändnisvolle Fachleute mit Benutzung der teilweiſe wundervollen alten Paſſionsſpiele Tirols und Steiermarks könnte nur zum Guten ſein. Pietät für das Alte, hiſtoriſch Gewordene hat die Ammergauer ja auch nicht abgehalten, die ruſtikale alte Faſſung durch die in vieler Hinſicht edlere, aber auch weichlichere, neue zu erſetzen. Es iſt gewiß nicht zu leugnen, daß Marias Klagen in der treuherzigen Einfalt der alten Stücke:

Ein Schwert mir verheißen was
Aus Simeonis Munde,
Jeſus Chriſt, da ich Dein genas,
Das ſchneid't mich heut zur Stunde!

oder:

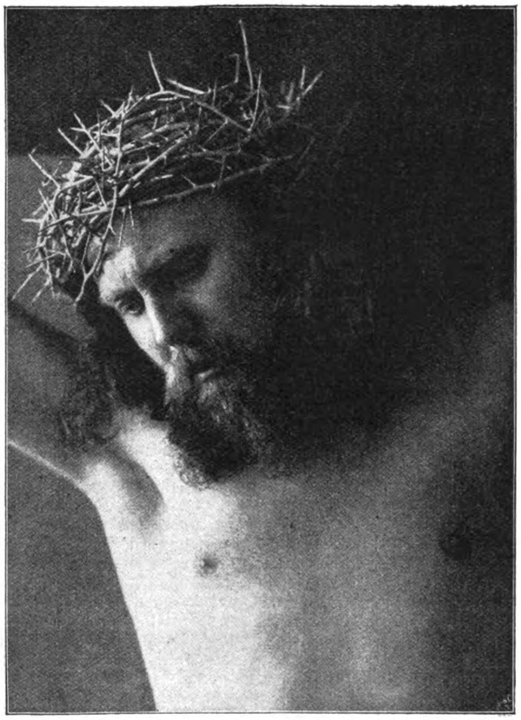
Dein Blut mich rötet
Dein Tod mich tötet.
O weh meiner großen Not!
O weh! Ja! — Er iſt tot —

mehr zum menſchlichen Gefühl ſprechen als die Tiraden der Maria: ‚O Simeon! Simeon! Ehrwürdiger Greis! Jetzt wird ſich erfüllen, was Du mir einſt geweisſagt haſt: Ein Schwert wird Deine Seele durchdringen!‘

Ebenſo ſollte die muſikaliſche Begleitung in den Bereich ernſter Erwägung gezogen werden. Ich bekenne mich ja nicht berufen genug, ein ſachverſtändiges Urteil abzugeben, habe aber das ſichere Gefühl, daß dieſe Muſik der Kraft und Tiefe des Gegenſtandes in keiner Weiſe entſpricht. Es iſt eine konfeſſionelle Engherzigkeit, zumal bei einem Spiel, das von Hunderttauſenden Evangeliſcher beſucht wird, auf die Schätze der großen Paſſionen zu verzichten, weil ihre Schöpfer zufällig Proteſtanten waren. Man ſollte ſich hierbei lieber auf den gemeinſamen Boden der chriſtlichen Bekenntniſſe beſinnen. Welchen erſchütternden, unſagbar vertieften Eindruck würden die Kreuzigung, die herrlichen Bilder der Kreuzabnahme z. B. machen, umwoben von den Klängen des „Erſcheine mir zum Schilde“ oder — vielleicht noch ſchöner — des völlig unkonfeſſionellen „O Lamm Gottes, unſchuldig“. Warum wird das machtvolle „Media in vita“ nicht verwandt, warum nicht Mozarts ewig ſchönes „Ave verum“, beides aus dem Schoße der katholiſchen Kirche — wennſchon mißverſtandener konfeſſioneller Eifer das Evan-

Jeſus vor Pilatus.
(Photographie und Verlag von F. Bruckmann in München. 1910.)

geliſche ſelbſt in der Kunſt nicht dulden wollte? Da iſt Beethovens „Die Himmel rühmen“, Magdalenens Klage: „Ach, wo iſt mein Jeſus hin?“, Händels, Bachs große Paſſionen; vielleicht wären, wenn man ſich nicht auf die musica sacra ſtreng beſchränken wollte, ſelbſt Wagnerſche Motive zu verwenden. Auf dieſe Weiſe könnte das Spiel eine herrliche Vertiefung erfahren.



Chriſtus am Kreuz: „Weib, ſiehe Deinen Sohn! — Sohn, ſiehe Deine Mutter!“
(Photographie und Verlag von F. Bruckmann in München. 1910.)

Es erübrigt noch, auf die wirklich künſtleriſche und kaum zu übertreffende Schönheit einzelner Bilder einzugehen, auf die Verdienſte der Regie wie jedes einzelnen in den für die größten Bühnen vorbildlichen Volksſzenen, auf die Aufopferung und Selbſtverleugnung, die vom Chriſtusdarſteller bis zum kleinſten, faſt nackten Kinde auf Evas Schoß, jeden beſeelt, nach ſeinem Vermögen beizutragen zum Gelingen des Großen, das ihnen vorſchwebt. Ich habe es nicht ohne Rührung geſehen, wie die Leute, gepeitſcht vom Schnee, geblendet von der Sonne, vom Regen durchnäßt, ausgehalten haben wie gefühlloſe Weſen, gleichgültig für das, was ſie ſtörte, hinderte, ihnen faſt unerträglich werden mußte bis zum körperlichen Schmerz. Eine Opferfreudigkeit, die gewiß nicht allein aus dem Bemerken: „Sie ſind eben abgehärtet“ zu erklären iſt. Von den großen körperlichen Anſtrengungen des Chriſtusdarſtellers und der beiden Schächer iſt ſchon in allen Beſprechungen hinlänglich die Rede geweſen; kaum jemand hat aber die außerordentliche Leiſtung der Kreuzabnahme gerühmt. Man kann die würdevolle, ruhige Art, mit der dieſe Leute, mit den viele Meter langen, ſchweren Leinwandrollen hantierend, auf ſchwanker Leiter ſtehend, ans Kreuz gelehnt, den gewichtigen Körper mit rührender Pietät und Liebe ablöſen, mit ihren Armen umfangen, mit zärtlicher Schonung ihn einhüllen, ſtützend ihn niedergleiten laſſen, nicht ohne Erſtaunen betrachten. Und dasſelbe Gemeinſamkeitsgefühl, das keins der vor Kälte zitternden halbnackten Kinder auf dem gleitenden, ſchneebedeckten, ſchlüpfrigen Boden ermatten läßt, kommt zum ſchönſten und erhabenſten Ausdruck in den bewegten Szenen des Einzugs, der Verurteilung, des Kreuzigungszugs; es ſcheint ſich ſelbſt auf die Tiere zu übertragen, vom Eſelchen, das geduldig ſtill hält, bis zum Schimmel des Centurio, der nur ein wenig ängſtlich durch den Lärm des Aufzugs aus dem Gewühl gegen die Kuliſſe drängt. Der Kreuzigungszug mit dem unter der Laſt des Kreuzes zuſammenbrechenden Heiland gewährt unſtreitig den tiefſten, reinſten und durch keinerlei Störung getrübten Eindruck.

Alles in allem kann der Beſuch des Spiels nur warm empfohlen werden. Der bleibende Gewinn iſt doch ſehr groß: das Nebenſächliche, Untergeordnete, Kleinliche tritt in der Erinnerung zurück, und einzelne unvergeßliche Bilder bleiben mit einer geradezu wunderbaren Plaſtik im Gedächtnis haften. Was aber zu dieſem ſchönen Endeindruck am meiſten beiträgt, iſt die tief empfundene, herrlich zuſammenwirkende Einigkeit der Geſamtheit, der der einzelne ſich gern und willig unterordnet. Und ſo mag dieſen Gebirgsbewohnern, bei denen man den ſichern Eindruck empfängt, daß es ihnen wirklich zuerſt und lediglich auf ihr Werk ankommt, auch der Lohn dieſes Werkes reichlich zufallen.

Luftveränderung. Von Dr. med. M. Conrad.

Wohl zu keiner Zeit hat man von der Luftveränderung zu geſundheitlichen Zwecken, zum Zwecke der Verhütung und Heilung von Krankheitszuſtänden allerart einen ſo ausgiebigen Gebrauch gemacht, wie gerade in der unſrigen. Sicherlich hängt das zu einem nicht geringen Teil mit dem gewaltigen Aufſchwunge des Verkehrs und der außerordentlichen Vervollkommnung der Verkehrsmittel im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität zuſammen. Nicht belanglos iſt ferner wohl das moderne Anwachſen der ſtädtiſchen Bevölkerung, die ſtarke Zunahme derer, die tagaus, tagein die minderwertige Stadt- bzw. Großſtadtluft einzuatmen genötigt ſind und die daher das Bedürfnis nach einer anderen Luft beſonders lebhaft empfinden. Vor allem aber kommt auch in Betracht, daß wir neuerdings die Bedeutung klimatiſcher Einflüſſe für die Beſſerung und Heilung einzelner Krankheiten und Krankheitszuſtände mehr denn je zu ſchätzen und zu würdigen gelernt haben.

Unbekannt war freilich der Heilwert der Luftveränderung auch in früheren Zeiten keineswegs. Indeſſen waren doch die Vorſtellungen, die man von deren Wirkungsweiſe hatte, ehedem zum Teil ziemlich unklar. Als Beweis dafür ſei z. B. erwähnt, daß der berühmte franzöſiſche Arzt Laënnec (1785—1826), überzeugt von der Heilkraft der Seeluft, auf dem Boden des Zimmers, in dem er krank daniederlag und ſtarb, Seetang hatte ausbreiten laſſen, in dem Glauben, ſich auf ſolche Weiſe ein künſtliches Seeklima geſchaffen zu haben. Heutzutage haben wir weit zutreffendere Anſchauungen von jenen Faktoren, die bei den Luftkuren die wirkſamen ſind, und von der Art, wie die Luftveränderung jeweilig den Organismus beeinflußt. Wir wiſſen, daß die Beſchaffenheit reſp. Güte der Luft im weſentlichen abhängt von ihrer Reinheit und Unverfälſchtheit, ihrem Freiſein von allerhand ſtaub- und gasförmigen Beimengungen, von ihrer Temperatur, ihrer Dichtigkeit, ihrer Stille reſp. Bewegtheit, ihrem Feuchtigkeitsgehalte, der Intenſität und Dauer der Sonnenſtrahlung. Man unterſcheidet bei der geſundheitlichen Bewertung der Luftkuren mit Rückſicht hierauf ganz beſtimmte Klimate, ſo das Waldklima, das Binnenſeeklima, das offene Meeresklima, das Inſelklima, das Küſtenklima, das Hochgebirgs-, das Mittelgebirgsklima, das Wüſtenklima.

Dabei iſt zu berückſichtigen, daß es zwar eine abſolut ſchlechte und unter allen Umſtänden unzuträgliche Luft gibt, aber keine, die abſolut gut und für alle Fälle gleich geeignet wäre. Vielmehr gibt es Kranke und Krankheiten, für die mehr dieſe, und andere, für die beſſer eine andere Luft ſich eignet, während es hinwiederum in zahlreichen Fällen gar nicht allzuſehr auf dieſen und jenen Unterſchied ankommt. Jedenfalls iſt die Auswahl des Ortes, der für eine Luftveränderung in Frage kommt, nicht immer ganz leicht. Es kommt hinzu, daß ſelbſt Perſonen, die an der gleichen Krankheit leiden, durch die gleiche Luft mitunter in ganz entgegengeſetzter Weiſe beeinflußt werden können; hier ſpielt eben auch noch das perſönliche Moment, die jeweilige Konſtitution eine wichtige Rolle.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Im übrigen darf man die Bedeutung der bloßen Luftveränderung als Heilfaktor auch nicht übertreiben, wozu gerade in unſerer Zeit mit ihren wie Pilze aus der Erde hervorſchießenden Sommerfriſchen und Luftkurorten vielfach die Neigung beſteht. Ganz ſicher iſt es, daß zahlreiche Krankheiten in einem jeden Klima, bei jeder Luft zur Ausheilung kommen können. Und ebenſo gewiß gibt es Leiden, auf deren Verlauf eine Luftveränderung nicht den mindeſten Einfluß beſitzt. Die Zahl derjenigen Krankheiten, bei denen ſie das einzig und allein wirkſame, ſozuſagen ſpezifiſche und durch keines zu erſetzende Heilmittel bildet, iſt immerhin gering. Meiſtenteils bildet ſie nur ein allerdings recht wichtiges, ja mitunter kaum entbehrliches Hilfs- und Unterſtützungsmittel der Kur.

Allgemein iſt man ſehr leicht geneigt, der Luftveränderung Wirkungen zuzuſchreiben, die, ſtreng genommen, gar nicht durch ſie hervorgerufen werden, ſondern die auf eine Reihe ganz anderer begleitender Nebenumſtände zurückzuführen ſind. Eine Luftveränderung bedeutet ja, wenigſtens in weitaus den meiſten Fällen, nicht bloß einen Wechſel der Luft, der Atmoſphäre, des Klimas, ſondern gewöhnlich gleichzeitig eine völlige Umänderung und Umwälzung in der ganzen bisherigen Lebensweiſe. Zunächſt bedeutet ſie meiſt ein Sichlosreißen von anſtrengender Berufstätigkeit, ein Ausſpannen und Ausruhen, ein Fernbleiben von Geſchäften, ein Vermeiden von körperlichen und geiſtigen Berufsſchädlichkeiten allerart, und ſchon hierin liegen gewiſſe heilſame Momente. Dazu kommt vielfach ſtatt des bisherigen vorwiegenden Aufenthalts in geſchloſſenen, lichtloſen, mangelhaft gelüfteten Räumen der plötzliche unumſchränkte Genuß der friſchen, freien, bewegten Luft, die ſtändige Einwirkung von Licht und Sonne, von Wind und Wetter. Nicht die andere Luft als ſolche iſt da oft das wirkſame Heilprinzip, ſondern der Umſtand, daß die Luft gründlich und ausgiebig genoſſen wird, während daheim der Luftgenuß eingeſchränkt oder ganz aufgehoben war. Gewöhnlich tritt auch noch ſtatt der vorherigen ſitzenden Lebensweiſe eine ausgiebige Körperbewegung hinzu, ein gründlicher Gebrauch der geſamten Körpermuskulatur in Form von Spaziergängen, Ausflügen, Wanderungen, Bergſteigen. Alles das wirkt abhärtend, förderlich auf den Blutumlauf und die Blutverteilung, anregend auf Herz- und Lungentätigkeit, auf Appetit und Verdauung, auf Blutbildung und Stoffwechſel mithin alſo in hohem Maße heilſam ein.

Überdies geht mit der Luftveränderung faſt immer eine weſentliche Änderung der geſamten Umwelt einher; eine mehr oder minder großartige Naturumgebung, der Verkehr mit fremden Menſchen, der Einblick in fremde Sitten und Gewohnheiten und allerhand ſonſtige neue und ungewohnte Eindrücke ſind in hohem Maße geeignet das Lebensgefühl zu erhöhen und krankhafte Empfindungen zu unterdrücken. Oft ſind dies weit wirkſamere Heilfaktoren als die bloße Änderung der Luft. Und ſchließlich iſt auch noch zu berückſichtigen, daß die Luftveränderung ſehr häufig nicht lediglich in einer Luftkur beſteht, ſondern daß gewöhnlich noch andere Kuren damit verbunden werden, alſo Badekuren, Trinkkuren, Diätkuren, Waſſerkuren uſw. Bei der Beurteilung eines etwaigen Heilerfolges läßt ſich infolgedeſſen nicht immer leicht abſchätzen, wieviel auf das Konto der bloßen Luftveränderung als ſolcher und wieviel auf das der faſt gleichzeitig noch angewandten Heilkräfte zu ſetzen iſt.

Betrachten wir nun im einzelnen den Einfluß der Luftveränderung auf die verſchiedenen Krankheiten und Krankheitszuſtände, ſo liegt ja von vornherein der Gedanke ſehr nahe, daß ſie ſich als beſonders wirkſam erweiſen möchte bei den Erkrankungen der Luftwege und Atemorgane. Das trifft auch bis zu einem gewiſſen Grade zu; ebenſo wie eine geeignete Diät imſtande iſt, viele Leiden der Verdauungsorgane zur Heilung zu bringen, ſo wirkt die Zufuhr einer geeigneten Luft auf viele Krankheiten der Atmungsorgane als direktes Heilmittel ein. Ein recht treffendes Beiſpiel bildet in dieſer Beziehung der Heuſchnupfen, das Heufieber; hier bedeutet der Luftwechſel geradezu das ſicherſte Schutz- und Heilmittel. Dieſes Leiden entſteht bekanntlich bei dazu veranlagten Perſonen alljährlich zur Zeit der Gräſerblüte durch das Einatmen der in der Luft befindlichen Gräſerpollen. Suchen die Betreffenden nun zur kritiſchen Jahreszeit einen Ort auf, an dem eine Grasblüte noch nicht oder überhaupt nicht exiſtiert, alſo z. B. einen Hochgebirgsort oder eine ſteinige Inſel, ſo entgehen ſie dadurch mit abſoluter Sicherheit dem ihnen drohenden Schickſale, und wenn ſie bereits von dem Übel ergriffen waren, ſo kommt es durch einen derartigen Luftwechſel zum Rückgang. Bei andern hierhergehörigen Krankheiten wird die Heilung durch paſſende Luftveränderung zum mindeſten ſehr wirkſam unterſtützt. Ein hartnäckiger Winterkatarrh z. B., der zu Hauſe nur langſam weichen will, heilt oft überraſchend ſchnell, wenn man das heimiſche trübe, rauhe und kühle Klima mit dem ſonnigen, windſtillen und warmen des Südens vertauſcht. Aſthmatiſche Zuſtände werden durch einen Luftwechſel zwar nicht geheilt, aber oft doch weſentlich gebeſſert; ſpeziell iſt hier das Höhenklima zuweilen recht nützlich. Der Wert der Luftveränderung bei der Behandlung des Stickhuſtens der Kinder iſt allgemein bekannt; indeſſen kommt es gerade hier gar nicht auf ein anderes Klima an, als vielmehr darauf, daß die Kinder Gelegenheit erhalten, ſich möglichſt den ganzen Tag über in einer reinen, ſtaubfreien Luft und im Freien aufhalten zu können, was freilich in zahlreichen Fällen gar nicht anders als durch einen Ortswechſel erreicht werden kann.

Ähnlich liegt es zum Teil auch mit der Bedeutung des Luftwechſels für die Behandlung der häufigſten und gefürchtetſten aller Krankheiten des Atmungsapparats, der Lungentuberkuloſe. Bei der Freiluftbehandlung, wie ſie in allen modernen Lungenheilſtätten, ſpeziell in Form der Liegekur, geübt wird, handelt es ſich im weſentlichen um das ſtändige Einatmen einer reinen, ſtaub- und keimfreien Luft, das als heilſames Moment einen ſehr wichtigen Platz im geſamten Kurplane einnimmt. Aus dieſem Grunde wird mancher Lungenſchwindſüchtige ſchon weſentlich gefördert durch einen bloßen Aufenthalt in einer jener Walderholungsſtätten, wie ſie neuerdings in unmittelbarer Umgebung der Großſtädte in ſo großer Zahl zur Benutzung während der Tagesſtunden eingerichtet ſind. Von größerer Wirkſamkeit iſt es freilich bei dieſem Leiden, wenn mit dem Luftwechſel zugleich ein gründlicher Klimawechſel einhergeht, und zwar iſt es ſpeziell das Hochgebirgsklima, das ſich hier als ſehr wertvoll erweiſt.

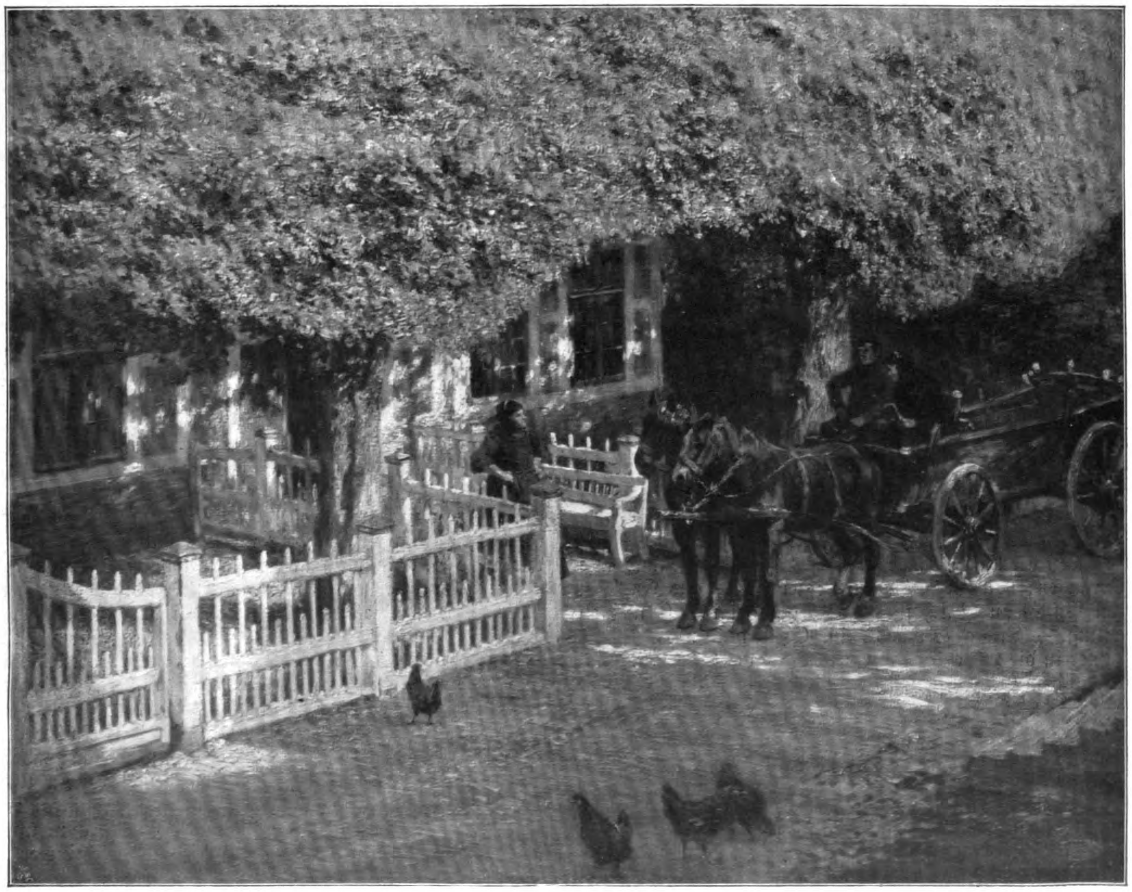
Eine weitere Gruppe von Leiden, bei denen ſich die Luftveränderung bekanntermaßen häufig als nützlich zeigt, ſind die ſo ſehr verbreiteten und in ſo mannigfachen Formen auftretenden Zuſtände von allgemeiner Nervoſität und Nervenſchwäche. Gerade aber bei vielen Nervöſen kommt es viel weniger auf die Art der Luft an, die ſie atmen, als auf die ſonſtigen Veränderungen, die mit einem Luftwechſel meiſt verbunden ſind und die oben ſchon hervorgehoben wurden. Daher kann auf ſolche Kranke jede beliebige Luftveränderung unter Umſtänden günſtig einwirken, ſogar ein Aufenthalt in der Großſtadt, deren Luft gewiß an ſich minderwertig iſt, die ſogar mit ihrem bunten Getriebe eine Fülle nervöſer Elemente in ſich birgt, die aber trotzdem gerade durch die Menge von neuartigen Eindrücken, von Ablenkungen, Zerſtreuungen und geiſtigen Anregungen manchem Neuraſtheniker zeitweilig nützlich zu werden vermag. Der nervöſe Großſtädter ſelbſt wird freilich ſeine angegriffenen Nerven in der Regel weit eher in der freien Natur ſtärken, und hier iſt es beſonders das kräftige Klima des Hochgebirges oder das der offenen See, das, wie den ganzen Körper, ſo auch im beſonderen das Nervenſyſtem günſtig zu beeinfluſſen vermag. Für viele Nervöſe indeſſen ſind klimatiſche Reize dieſer Art bereits zu ſtark, ſie fühlen ſich an ſolchen Orten, auch wenn die übliche Periode der Akklimatiſation verfloſſen iſt, nicht wohl, ihre Beſchwerden ſteigern ſich hier ſogar; ihnen pflegt dann eine Luftkur auf dem flachen Lande oder allenfalls im Mittelgebirge wohltuender zu ſein. Von keinem Nervöſen wird auf die Dauer vertragen ein heißes Klima, und auch ein allzu kühles und rauhes pflegt insbeſondere dann, wenn die Nervoſität mit Blutarmut und allgemeiner Körperſchwäche einhergeht, nicht bekömmlich zu ſein.

Im Gegenſatz zu den bisher erörterten funktionellen Störungen des Nervenſyſtems erfahren die krankhaften organiſchen Veränderungen desſelben, alſo die des Gehirns, des Rückenmarks und der Nervenſtränge, durch die Luft allein keine weſentliche Beeinfluſſung. Überhaupt kann die große Mehrzahl gerade der organiſchen Leiden durch die bloße Luft nicht kuriert werden. Keine Rückenmarksveränderung, kein Krebs, kein organiſches Leber- oder Herzleiden kann durch Luftveränderung allein zum Schwinden gebracht werden. Der Nutzen, den der Luftwechſel auch ſolchen Kranken mitunter unzweifelhaft gewährt, beſteht hauptſächlich in der reichlichen Gelegenheit zum Aufenthalt im Freien, die er darbietet, wodurch unter allen Umſtänden Appetit und Ernährung gefördert wird und auch die Stimmung, der Seelenzuſtand des Kranken, oft eine weſentliche Beſſerung erfährt. Die Wahl eines Kurortes für derartig Kranke iſt infolgedeſſen nicht vorwiegend von ſeinen klimatiſchen Verhältniſſen, ſondern mehr von den ſonſtigen Kurmitteln, über die er verfügt, abhängig. Immerhin wird man z. B. bei Herzleiden einen Höhenluftkurort vermeiden, aber vorwiegend wegen der Unebenheit des Terrains an dieſen Orten, wodurch das Gehen erſchwert wird; bei organiſchen Leiden im Bereiche des Verdauungsapparates, bei denen die richtige Nahrung jedenfalls meiſt viel größeren Heilwert beſitzt als die Luft, wird man ein zu heißes Klima meiden, da dieſes ohnehin zu Verdauungsſtörungen geneigt macht. Eine organiſche Krankheit, bei der das Klima direkt auf das Grundleiden günſtig wirkt, iſt die chroniſche Nierenentzündung. Mit dieſem Leiden Behaftete werden beim Aufenthalt in einem heißen und zugleich trockenen Klima, wie z. B. dem Ägyptens, oft weſentlich gebeſſert, was damit zuſammenhängt, daß die Haut, die ebenſo wie die Nieren bekanntlich ein Ausſcheidungsorgan für den Körper darſtellt, durch ein ſolches Klima zu beſonders energiſcher Tätigkeit angeregt wird und daher bis zu einem gewiſſen Grade die durch die Krankheit geſtörte und unzulänglich gewordene Nierenfunktion zu erſetzen vermag.

Für die bekannte Gruppe der anſteckenden Krankheiten wie Scharlach, Maſern, Typhus, Cholera uſw. kommt die Luftveränderung als Heilmittel, als das ſie freilich hier auch wirkungslos wäre, praktiſch gar nicht in Betracht; höchſtens als Schutzmittel, indem man durch Überſiedlung nach einer ſeuchefreien Gegend zur Zeit einer gerade herrſchenden Epidemie dieſer mangels jeglicher Anſteckungsgelegenheit noch am ſicherſten zu entgehen vermag. Dabei iſt es übrigens keineswegs immer vorwiegend die Luft, die man an Seucheherden zu fürchten hat und der man durch Ortswechſel zu entgehen ſucht; bei vielen dieſer Seuchen ſpielt die Übertragung durch die Luft gar keine oder doch nur eine untergeordnete Rolle gegenüber der durch Gebrauchsgegenſtände, Nahrungsmittel, Trinkwaſſer uſw., während ſie allerdings bei einzelnen, wie z. B. der Influenza, den Hauptweg der Anſteckung darſtellt. Eine eigenartige Stellung nehmen in ihren Beziehungen zur Luft gewiſſe hierhergehörige Krankheiten der warmen Länder ein, ihnen allen voran die häufigſte aller Tropenkrankheiten, das Wechſelfieber, die Malaria. Dieſe Krankheit, die man früher in ſo enge Beziehung zur Luft brachte, daß man ſie geradezu danach benannte — Malaria bedeutet ſchlechte Luft, — entſteht, wie wir jetzt wiſſen, nicht durch die Luft als ſolche, ſondern durch beſtimmte Mücken, Moskitos, die in der Luft jener Gegenden umherſchwirren und mit ihrem Stich die in ihrem Saugrüſſel befindlichen lebenden Keime der Krankheit den Menſchen ins Blut einimpfen. Durch Verlaſſen einer Malariagegend ſchützt man ſich vor den Stichen dieſer Tiere und damit vor der Krankheit, und auch bei ausgebrochenem Wechſelfieber pflegt der Ortswechſel günſtig zu wirken, indem mit Verlaſſen der Malariagegend die Gelegenheit zu immer neuen Anſteckungen durch Moskitoſtiche wegfällt und außerdem ein ungeſundes Klima — denn das iſt das feuchtwarme, in dem die Malaria heimiſch iſt, für den Europäer auf jeden Fall — gegen ein beſſeres eingetauſcht wird.

Eine letzte und große Gruppe von körperlichen Zuſtänden, bei denen wiederum die Luftveränderung einen ſehr hohen Heilwert beſitzt, ſind jene zumal unter der Jugend ſo ſehr verbreiteten Zuſtände von einfacher, durch keine organiſche Krankheit bedingter Blutarmut, von Bleichſucht, Skrofuloſe, engliſcher Krankheit, allgemeiner Körperſchwäche, Anfälligkeit, Verweichlichung, ferner die Schwächezuſtände, die nach Ablauf ſchwerer fieberhafter Krankheiten oder nach eingreifenden Operationen zurückbleiben. Hier vermag ein Luftwechſel häufig geradezu Wunder zu tun, wie es ja unter anderem im großen alljährlich die ſchönen Erfolge der modernen Kinderferienkolonien ſo eindrücklich dartun. Viele der genannten Zuſtände werden ja geradezu durch Mangel an Luft und Licht hervorgerufen; ſo iſt es auch verſtändlich, daß ſie durch den reichlichen Genuß von Luft und Licht, zu dem die Luftveränderung Gelegenheit bietet, am eheſten gebeſſert werden. Und zwar kann die Beſſerung in jedem Klima, das dieſen Genuß geſtattet, erfolgen; immerhin wird man zweckmäßig für zarte Naturen und höhere Schwächegrade ein milderes, für etwas kräftigere und widerſtandsfähigere Perſonen ein ſtrengeres Klima bevorzugen.

Zum Schluß mag noch hervorgehoben werden, was ja eigentlich aus dem Vorhergehenden bereits zur Genüge hervorgeht, daß die Luftveränderung zwar oft recht wertvoll und heilſam iſt, daß man aber auch nicht zu viel von ihr erwarten darf, wie das ſo oft geſchieht; ſie iſt eben auch kein Allheilmittel. Die Wahl eines ungeeigneten Ortes, allerhand Zufälligkeiten, wie z. B. ungünſtige Witterung, können ihre Wirkung illuſoriſch machen. Ganz zwecklos iſt endlich oftmals auch die Luftveränderung in vorgeſchrittenen Stadien unheilbarer Krankheiten. So ſieht man manche Kranke mit Krebsleiden, Rückenmarksſchwindſucht uſw. ſtändig den Aufenthalt wechſeln und immer neue Orte aufſuchen. Dadurch werden immer wieder aufs neue Hoffnungen erweckt, die unmöglich erfüllt werden können; um ſo niederdrückender iſt alsdann die Erkenntnis der Wirkungsloſigkeit. Zudem müſſen ſolche Patienten in der Fremde auf ein gut Teil der Bequemlichkeit verzichten, an die ſie gewohnt ſind und über die ſie zu Hauſe verfügen können; ganz abgeſehen davon, daß ſie den Umgang mit lieben Angehörigen entbehren müſſen und auf fremde Umgebung angewieſen ſind. Kranken dieſer Art wird durch eine liebevolle Pflege in ihrem Heime, innerhalb ihrer gewohnten Umgebung, oft weit mehr gedient als durch jede Luftveränderung.



Einkehr. Gemälde von W. Claudius.

Das Teſtament eines Einſamen. Roman von Emil Sandt. (Schluß.)

Es will auch hier oben bald Abend werden. In der Tiefe iſt ſchon die Finſternis eingezogen. Ich fliege mit langſamen, aber ſtarken Schlägen gen Weſten. Und nehme den direkten Kurs auf New York. Ab und zu zieht unter mir ein feiner, leuchtender Strich entlang. Daran, daß er in kurzen Zwiſchenpauſen verſchwindet, erkenne ich, daß zwiſchen mir und der Oberfläche des Ozeans eine Wolkenſchicht liegt, aus loſem Gefüge und mit vielen Lücken.

In vier oder fünf Stunden muß ich New York erreicht haben. Und ich hoffe es ſchon viel früher an dem Lichtſchein zu erkennen, den es an den Himmel wirft.

Die Zahl der Schiffe, die unter mir ihres Weges ziehen und die ich nur an dem bald ſtärkeren, bald ſchwächeren leuchtenden Scheine erkennen kann, vermehrt ſich zuſehends. Ich muß mich alſo mit großer Geſchwindigkeit einem Punkte nähern, von dem aus die verſchiedenen Linien ihren Ausgang nehmen. — Und das kann nur New York ſein.

Der Sternenhimmel ſteht wieder in ſeiner ganzen überwältigenden Pracht über mir. Es iſt ein Funkeln und Glitzern. Und hier und dort, wo ſchwache Schleier zu ſchweben ſcheinen, iſt es eine ganze Sonnenwelt für ſich. Und dann dieſer majeſtätiſche Schleier, der ſich mitten durch den Raum über mir zieht: die Milchſtraße. Dieſes Blinzeln und Zittern, und dieſe Milde im Glanz.

Ich habe vorhin die Pedalſchienen eingeklemmt und meinen Frigidus ins Schweben gebracht. Mit dem kleinſten Winkel, in den ich ihn einſtellen kann. So hat ſich auch das Rauſchen ſehr verringert, und ich höre wieder den großen Ton, der durch die Weiten zieht; dieſes Klingen im Weltall, das nie verhallende Echo einer großen Melodie. Sie wird ja nicht allein hier oben geſungen; auch da unten. — Aber da unten wird ſie überſchrien. Ich will nicht von dem Tage der Menſchen ſprechen. Er iſt laut; denn die Leidenſchaften und Begierden brüllen in ihm, wie die Not; — aber auch unſere Nächte ſind nicht leiſe genug. Sie haben an dem Echo unſerer Tage zu ſchleppen.

Und wenn man ganz abſeits ginge, in die weite Heide, ſo wäre es kaum leiſe genug. Der Wind, der in der Niederung durch das Heidekraut zittert, — er verſcheucht ſchon den Geſang der Welten. Das feine Flüſtern des Riedgraſes und der leiſe Klang, den ſpielendes Waſſer an den Halmen ertönen läßt, — ſie ſind ſchon zu laut. Sie verſchließen dem Ohr die Harmonie des Alls. Und wer, wie ich, hier oben dahinzieht, der möchte zu ſeinem Herzen ſagen: „Auch Du biſt zu laut! — Höre auf zu ſchlagen! — Der Hammerklang iſt faſt brutal. Sei leiſe — und immer noch leiſer! — Schweig doch und höre zu!“

Wie viele Menſchen werden geboren, und man läßt ſie nach Prunk und Lärm in ihrem kleinen letzten Hauſe an Seilen wieder hinab in die Stätte des Wartens, — und ſie haben nie dieſe Klänge gehört. Ihr Leben beſtand aus Sprüngen; von Begierde zu Begierde; — aus Ängſten; von Pflicht zu Pflicht; — aus Taumeln von Genuß zu Genuß. — Und alles war Lärm. Es iſt nicht nötig, daß er immer in die Ohren gellt. Er iſt ebenſo erſchlagend, wenn er aus dem Gehirn heraus, wenn er von innen kommt.

— — — — — — — — — — — — —

Es wird licht im Weſten. Ein ganz ſchwacher Schein. Nein — nun iſt er wieder erloſchen. War's wohl ein Wetterleuchten? — Da wieder! — Es bleibt. So hat es wohl vorhin an meinen Augen gelegen.

Es ſieht ganz eigentümlich aus. Eine ſtille, aber ſehr weithin ſichtbare Verkündung einer Stätte, wo Menſchen wohnen. Und es breitet ſich langſam aus. Ich könnte zu einer ſichereren Beurteilung höher ſteigen, aber die dreitauſend Meter, in denen ich jetzt dahinziehe, ſind ſchon, was die Temperatur anbetrifft, ein ſtarker Anſpruch an mich. Denn ich will die Kammer nicht elektriſch anheizen, weil mir zu leicht die Scheiben anlaufen; ich muß ohnehin ab und zu die Fenſter öffnen, weil die Eigenwärme meines Körpers in dem kleinen Raume ſchon zu viel Unterſchied gegen die Außentemperatur hervorbringt.

Jetzt iſt der Schein von New York ſchon ſo ſtark geworden, daß ich nicht mehr die Befürchtung habe, ich könnte mich getäuſcht haben und der Lichtſchimmer könnte wieder in der allgemeinen Dunkelheit verſinken.

* * *

Daß die Städte ihre Geſichter haben, genau wie die Menſchen, das iſt nichts Neues. Aber dieſes New York hat eine Phyſiognomie, die es außerhalb aller anderen Städteerſcheinungen ſtellt. New York iſt ein Krampf. Alles, was in ihm Kultur heißt, iſt nur Schein; und alles, was an ihm Ziviliſation heißt, iſt zuſammengedrängte Kraft. New York iſt ein Gemeindeweſen, das mit plumpen Steinen in den Kubus ſteigt.

Hier ſcheint alles auf die Energie, nichts auf das Gefühl eingeſtellt zu ſein. Und wo immer Kontraſte auftauchen, liegen ſie in den Muskeln. Ich habe London aus der Höhe geſehen und Moskau, Pole, die ſo weit auseinander liegen, daß die Schwingungen des einen nicht zum anderen hinüberreichen. Das goldene Horn hat unter mir gelegen, und ich habe hinuntergeſehen auf den Manzanares und das ſteinerne Madrid, — ſie alle zuſammen bilden in den bewegteſten Stunden des Tages einen Gegenſatz klaſſiſcher Ruhe gegen dieſen Menſchenherd hier unten. Der Geiſt dieſer Stadt hier unter mir kann niemanden ohne einen tiefen Eindruck laſſen; aber man wird ihm zum Vorwurfe machen müſſen, daß er nicht imſtande iſt, einen Schritt zu tun; bei ihm wird's immer ein Sprung. So phänomenal die Beleuchtung von Stadt und Hafen iſt, ſie hat doch keine andere Tönung, als das Knallige. Dieſes überwältigende Strahlenbacchanal kommt dadurch zuſtande, daß die New Yorker eine ganze Reihe von Ebenen übereinander geſchichtet haben, von denen aus ſie ihre Lichtquellen durcheinander ſpielen laſſen. Ein glänzender Grundton in dieſem Teppich, in dem in einem großen Muſter glühende Glasperlen in vielfache Schnüre verſchlungen ſind; darüber die ſchweren, maſſigen Lichtquellen, die an den Fronten der Häuſer angebracht ſind, und über dieſen wieder die zahlloſen ſpielenden Lichter, die in ruheloſem Wechſel bald Buchſtaben und Inſchriften zeigen, bald Bilder, bald einen Stern oder einen Kometen; ſchnell erlöſchend, und kaum erloſchen, wieder aufflammend. Immer aber in brutalem Eifer die Augen der Menſchen auf ſich zerrend.

Eine gigantiſche Walpurgisnacht.

Für mich waren dieſe drei Stunden über New York nicht ohne Gefahr. Nachdem ich eine halbe Stunde lang das neue Bild in mich aufgenommen hatte, war ich gezwungen, vor die Vorder- und Seitenfenſter die Gelbſcheiben zu ſchieben. Meine Augen hätten ſonſt ihren gerade hier ſo notwendigen Dienſt verſagt. Dazu kam die zwar ſehr erklärliche, aber überaus läſtige Idee der New Yorker, mich nicht mehr aus ihren zahlreichen Lichtkegeln herauszulaſſen.

Man hatte mich erſt am andern Mittag erwartet. Aber ich zog kaum zehn Minuten meine Kreiſe über der Stadt, und ich hatte kaum eine Tiefe von ſechshundert Metern erreicht, als ſie mich auch ſchon entdeckt hatten. Und von da ab ſchwamm ich in einem Bündel von Lichtſtrahlen. Ein leichtes war es, ihnen zu entgehen. Der Raum über mir ſtand mir offen; und der ſtärkſte ihrer Scheinwerfer wäre nach wenigen Minuten für mich verblaßt. Aber: — New York war noch eine Pflicht für mich.

Dort unten auf den Straßen oder auf den Plätzen irgend etwas, das ſich bewegte, als Menſchen zu erkennen oder als Gefährte irgendwelcher Art, war ganz unmöglich. Auch mit meinem Rohre gelang es mir nicht, trotzdem ich die Gelbſcheibe etwas zur Seite drehte. Gerade das Licht war es, was mich daran hinderte: ein ununterbrochenes Flimmern und Zittern. Ich ging noch tiefer. Beſonders empfindlich war mir die Unmöglichkeit, den zudringlichen Menſchen verſtändlich zu machen, daß ſie mir mit ihrem fortwährenden Beſcheinen nicht nur große Pein bereiteten, ſondern daß ſie mich auch hinderten, mich in dem mir notwendigen Maße zu orientieren. Ich hatte einen ſehr exakten Plan von New York mit auf die Fahrt genommen. Er zeigte aber, wie alle dieſe Stadtpläne, nur die Flächeneinteilung. Und hier kam es auf die Kenntnis der verſchiedenen Niveaus an.

Zuletzt kam mir ein Ausweg in dem Gedanken, ſo tief hinunter zu gehen, daß ich mich mit den andern im Lichtmeer befand. Nur war meine Beſorgnis ſehr groß, daß ich mit den zahlloſen Drähten, die ein Schrecken für jeden Flieger ſind, in Kolliſion geraten könnte.

Parzival. Gemälde von L. Fahrenkrog.
(Verlag der Münchener Graphiſchen Geſellſchaft Pick & Co.)

Ich nahm die Gelbſcheiben fort und ſchob die tiefſten Opalgläſer vor, die kaum noch einen Schimmer durchließen. Dann öffnete ich den unteren Teil der Sichtſchilde, ſo daß mein Oberkörper ganz im Finſtern war und nur von unten und aus der Tiefe halbvorn ein Ausblick möglich wurde. Und das hat mir geholfen. Frigidus ſank ganz langſam.

Und einmal ſah ich meinen Schatten ziemlich weit von mir an dem Mittelbau eines Wolkenkratzers vorübergleiten. Ein Beweis, daß der Scheinwerfer, deſſen Lichtkegel mich gerade am ſchärfſten traf, ſchon höher als ich aufgeſtellt ſein mußte. Und dann hörte ich ſchreien.

„Tauſend Dollars! — Wenn Sie hier landen!“

„Hier zweitauſend! — Hier! — Hierher!“

Ich nahm die Opalſcheiben fort. New York war alarmiert. Es war auch in den Kubus geſtiegen. Nicht als ob ſich die Straßen geleert hätten; da unten wurde nun auch die Menſchenmaſſe erkennbar. Aber in welcher Stadt gibt es ſo viele Gelegenheiten, auch in verhältnismäßig bedeutender Höhe feſten Boden unter den Füßen zu haben, als in New York? Die Etagen belebten ſich und die Dächer und die Türme. Das Volk ſtieg immer höher. Die Bauten, die mit kühner Sicherheit in die Wolken reichten und die ſicherlich oft genug aus den Wolken hervorragten, während ſich ihnen das tief unten liegende New York verhüllte, wurden zu einer Röhre oder zu einem Schacht, in dem dieſe Menſchen emporſtiegen, nicht anders wie Waſſer, das langſam aus der Tiefe anſchwillt. Stockwerk um Stockwerk wurde beſetzt. Die Dächer wurden beſetzt; auf den Firſten ritten ſie, und in den Gerüſten hingen ſie. Ich mußte erſtaunt eine Fahnenſtange ſehen, an der Waghalſige hinaufgeklettert waren und an der ſie nun übereinander klebten. Und dieſe Fahnenſtange befand ſich, wie ich beim Vorübergleiten feſtſtellen konnte, an der Spitze eines ſcharf zur Tiefe abfallenden Dachgiebels.

Ich ſchwenkte eben an einem palaſtartigen Bau vorüber, der gleichfalls die Niederung weit überragte und las in Rieſenbuchſtaben den Namen eines New Yorker Weltblattes.

„Hunderttauſend Dollars, — wenn Sie hier landen!“

Ich flog weiter, weil ich immer noch nicht die gewünſchte Sicherheit finden konnte. Ich habe Toiletten auf den Dächern und in den Rahmen der Fenſter geſehen, die nur bei einer Feuersbrunſt oder bei einem Schiffsuntergang gerechtfertigt ſind. Ich habe nie geglaubt, daß ſo viele Köpfe in ein einzelnes Fenſter hineingehen. Wie man in Schaufenſtern zur Zeit der Maskeraden wohl in Reihen übereinander die Masken auf Schnüren aufgezogen ſieht, nur die Geſichter; neben- und übereinander, — ſo waren hier manche Fenſter mit Köpfen ausgefüllt.

Ich glitt wieder hinüber nach dem Zeitungsverlage, der mir die ‚Hunderttauſend Dollars‘ zugeſchrien hatte. Dicht heranſegelnd rief ich hinüber: „Alle Scheinwerfer auslöſchen! Ich kann nicht genug ſehen!“ —

Und ich habe dieſe Organiſation bewundern dürfen. Im Verlaufe von zwanzig Minuten waren ſie ſämtlich erloſchen. Trotzdem war es durchaus nicht finſter. Ich konnte aber nun zum Beiſpiel die gefährlichen Drähte, die ſich als ſchwarze Schnüre gegen das Licht da unten abheben, ſehen. Die Erker und Brüſtungen erhielten unter dem ruhigen Lichte ihre feſten Linien, und meine Augen erlangten bald auch wieder das Gefühl für die Abſtufungen einer immer noch ſtarken Helligkeit. Ich ſah wieder Schatten; und mit ihrer Hilfe entſtand auch wieder das Körperliche in dieſem Lichtermeer.

Ich ſah mich nach einer geeigneten Stelle um. Nicht ſo ſehr zum Landen im Sinne einer größeren Pauſe oder gar eines Abſchluſſes meines Fluges; ſondern ich hatte jene Briefe abzugeben, die ich auf dem Paketfahrtdampfer erhalten hatte. Es iſt mir nicht leicht geworden.

Ich flog bei einem der Rundflüge über die berühmte Brücke, die über den Eaſt-River führt. Ich flog über den Hudſon hinüber nach Hoboken; und von dort hinaus über das Fort Gibſon nach Liberty Island und umkreiſte in einer Höhe von zweihundertvierzig Metern die Statue der Freiheit. Es war für mich eine, wenn auch kurze Zeit des Ausruhens. Ich habe aber während der ganzen Zeit, um das Wiederanzünden der Scheinwerfer zu verhüten, die Flügel meines Frigidus von den Seitenfenſtern der Fahrkammer aus mit der ſtärkſten Batterie von unten beleuchtet, ſo daß die New Yorker ſtets wußten, wo ich mich befand, und mich nicht zu ſuchen brauchten. Es war kein klarer Himmel; aber die Wolken lagen hoch, und ich blieb immer unter ihnen. Und als ich in die Nähe des weithin leuchtenden Feuers der Freiheitsſtatue kam, ſchob ich rote Gläſer vor die Brennſpiegel. Soweit es galt, mich zu ſehen, ſind die da unten nicht zu kurz gekommen. Die Strahlen meiner Linſen ſind ſo abgegrenzt, daß ſie nur auf die Flügel fallen und keiner von ihnen hinaus in die Luft ſchießen kann. Es kann nicht anders ausgeſehen haben, als wenn dort oben ein Rieſenvogel mit glühenden Fittichen ſeine Bahn zieht. Das flammende Feuer der Freiheitsſtatue lag unter mir. Ich zog weite Kreiſe, und wenn ich nicht ſofort wieder meinen Weg hinüber nach dem Feſtland und der Stadt nahm, lag das nur daran, daß ich erſt noch den Zauber dieſes Bildes da unten genießen wollte.

Hier über der Bai blendete mich New York nicht mehr. Es lag wie ein phosphoreſzierender, ungeheurer Körper drüben am Land. Glühend, aber nicht mehr blendend; leuchtend, aber nicht mehr erleuchtend. Und durch die Bai mit ihren tiefen Tinten zogen Handelsſchiffe und Kriegsſchiffe und Fährdampfer in großer Zahl mit ihren Lichtern, die, kaum größer als Punkte, aus den blauen Schatten heraufgrüßten. Die Konturen der Brücke, die New Yorks Stadtteile verbindet, ſchwangen ſich wie hängende Schnüre durch die Luft, und die feinen zierlichen Lichter, die auf ihr dahinzogen, glitten wie in einem Märchenſpiel aneinander vorüber. Ich hörte das Rauſchen des Ozeans. Es miſchte ſich mit dem dumpfen Toſen, das aus dieſem Verkehrszentrum herübertönt. Verhallende Muſikklänge, dazwiſchen verſchwimmende Schreie; und dann wieder die Signale der Dampfer.

Ich ſetzte meinen Frigidus wieder auf die Richtung nach Brooklyn. Während er im Schweben ganz langſam ſank, nahm ich die Briefe hervor und ſchnürte ſie zu einem kleinen Paket zuſammen. Dieſes band ich dann an einen vielleicht dreißig Meter langen Bindfaden. Und als ich mich wieder über der Stadt befand, machte ich mich fertig.

Es war auch hier jetzt ein Alarm. Wo immer ich auch vorüberflog, ſchallten mir Hurras und Bravos entgegen. Mehrere Male mußte ich blitzſchnell wenden und faſt im Zickzack zur Seite ſtürzen, weil man feurige Racketen abbrannte, die dicht bei mir vorbei in die Höhe ſchoſſen. Und immer betäubender wurde der Lärm.

Hier ſchrie mir einer ‚Halt!‘ zu. Ich habe Hunderte von Photographen geſehen, die ihre umfangreichen Apparate in die oberſten Stockwerke gebracht hatten und auf einen günſtigen Augenblick lauerten. Und viele Male iſt von den findigen Yankees ganz in meiner Nähe Blitzlicht abgebrannt worden.

Bis dann wieder der ominöſe Ruf kam: „Eine viertel Million, wenn Sie hier landen!“ — Ich kenne die Straßen nicht. Es war ein ſehr hohes Haus. Und oben ein plattes Dach. Nicht übel beleuchtet und in der Nähe keine Drähte. Aber es war ein Gerüſtbau in der Nähe, der es überragte, und der auch ein Plateau auf ſeiner oberen Fläche aufwies. Das war für meine Abſichten das rechte. Völlig menſchenleer. Das Landen war ſchwierig, aber es ſchien von vornherein nicht unmöglich. Ich trat ein paarmal in die Pedale und zwang den Frigidus um fünfzig Meter höher. Und konnte nun feſtſtellen, daß die obere Platte des Gerüſtes nicht nur eine ziemliche Breite aufwies, ſondern daß ſie auch, was für mich ſehr weſentlich war, mit Holzbohlen ausgeſtattet war, die mich beſſer gegen ein Abgleiten ſchützten, als es Eiſen hätte tun können. An dem Rauch, der vielfach in feinen Zügen unter mir entlang aus den Häuſern über die Straßen getrieben wurde, konnte ich die Windrichtung erkennen und daraus auf die für mich ſicherſte Manier zum Aufſetzen ſchließen.

Einige flatternde Schläge, ein ſcharfes Bremſen — und ich hockte mit meinem Frigidus dort oben auf dem durchſichtigen Gerüſt, wie ein Raubvogel auf ſeinem Horſt. Das Schreien und das Geheul, das nun von allen Seiten losbrach, war unbeſchreiblich. Aber: ich durfte mir ſagen — ich war allein; und war Herr geblieben.

Es ſah vielleicht gefährlich aus. Es war aber nicht gefährlich. Das Gerüſt, vielleicht ſechs oder acht Stockwerke hinunter durchſichtig, wurde nach unten zu immer dichter, bis es zuletzt in den bereits fertiggeſtellten Unterbau überging. Ich hatte in der Höhe eines recht reſpektablen Kirchturms feſten Fuß gefaßt. Was mich ſchützte, war der Bau meines Apparates. Schlimmſtenfalls konnte er vom Winde oder durch einen ſonſtigen unglücklichen Umſtand heruntergeworfen werden; dann ſtürzte er nicht in die tödliche Tiefe, ſondern fing eben ſofort zu ſchweben an.

Über die Straße hinweg, aber vielleicht fünfzehn Meter tiefer, befand ſich der andere Bau. Und in der Umgebung, zwar etwas entfernter, aber doch immerhin noch nahe, ſtiegen mehrere andere Gebäude in die gleiche Höhe empor.

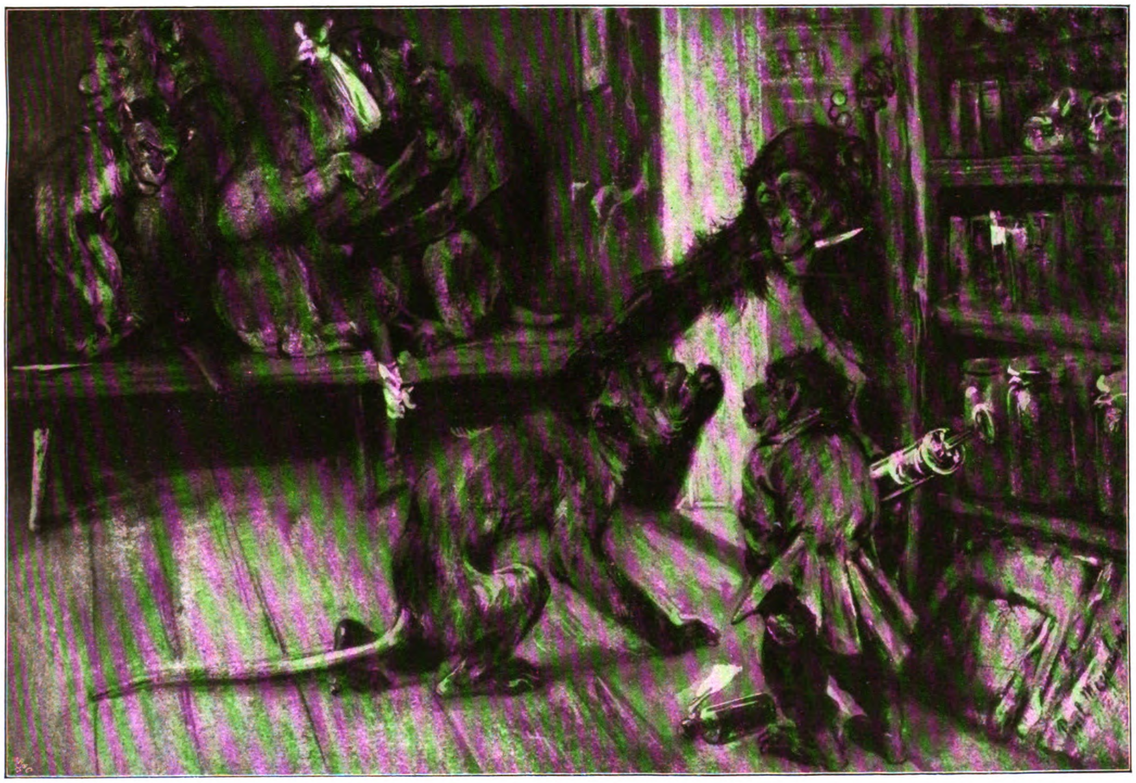
So hatte ich mir hier die ſeltſamſte Rednertribüne ausgeſucht, die wohl je benutzt worden iſt. Vielleicht hätte ich dieſen Menſchen ſchneller verſtändlich machen können, daß ich ihnen etwas ſagen wollte, wenn ich aus dem Frigidus herausgetreten wäre; aber das durfte ich nicht. So mußte ich abwarten, bis ſich das Toſen legte. Und da ich gar nichts tat, als zu warten, und zwar regungslos zu warten, ſank der Tumult auch bald.

Und dann rief ich in dieſe lebende Stille hinein, ob ich jemanden finden könnte, der mir eine Reihe von Briefen beſorgen wollte. — Sofort knatterten die Zahlen wieder wie in einer Auktion herauf zu mir. Ich verſtand zuletzt überhaupt nur noch „Dollars“.

Und winkte mit der Hand, um ſie zu beruhigen. Aber ſie hielten die Hüte und die Mützen hin; und an einigen Stellen zog man ſich die Röcke aus und ſpannte ſie in der Richtung nach mir auseinander. Ich ſah ſogar Schürzen, die über die Dachränder gehalten wurden.

„Hierher — unter Garantie!“ ſchrie einer.

Der Lärm, der immer wieder ſank und immer wieder deſto ſtärker anſchwoll, hatte ſchon faſt zwanzig Minuten gedauert, da hörte ich in einer ſchwächeren Pauſe dicht in meiner Nähe, unter mir oder hinter meinem Rücken, ein ſchweres Keuchen. Es näherte ſich mir ſchnell; und ich hatte kaum Zeit, mich vorſichtig nach der Urſache umzuſehen, da tauchte ein Geſicht bei meinen Knien auf. Von Schweiß überſtrömt und wie durch Schmutz und Ruß hindurchgezogen. Der Mann hatte keinen Hut auf dem Kopfe, und ſeine nackten Knie ſchimmerten durch die Beinkleider. Sein Halskragen war verbogen, und ſeine linke Hand blutete. Er kauerte ſich bei mir nieder und ſah mit kalter Neugier in meinen Frigidus hinein.



Beim Arzt. Gemälde von Paul Meyerheim.

„Aber, Verehrteſter!“ ſagte ich zu ihm. „Wie in aller Welt ſind Sie heraufgekommen?“

„No!“ lehnte er ab. „Ich will fragen. — Ich!!“

Und er begann ſein Verhör. Wenn er nach unten ſah, lagen Triumph und Verachtung in ſeinen Augen.

„Wie ſind Sie bis hierher gekommen?“

„Nun,“ ſagte ich, „unſer Herr Gott hat mir bis hierher geholfen.“

„All right!“ Er ſchrieb.

„Sie ſchreiben da noch mehr,“ meinte ich. „Was ſchreiben Sie noch mehr?“

„Der Mann iſt fromm!“ antwortete er.

„Muß das daſtehen?“

„Yes!“ ſagte er. „Jede Kleinigkeit iſt wichtig.“

Er war in der Berichterſtattung großzügig. In zehn Sätzen hatte er meinen Lebenslauf feſtgenagelt. Und dann ging's an den Frigidus. Aber während er noch nach den Einzelheiten fragte, überzog ſein Geſicht eine fahle Bläſſe, und ſeine Ohren ſchienen ſpitz zu werden.

„Damned,“ ziſchte er hervor, „das iſt der Nigger —“

Es war kein Nigger. Es war ein Konkurrent. Er ſah ebenſo zerfetzt aus.

Ich nahm die Briefe, wickelte ſie wieder aus, gab jedem die Hälfte und ſchärfte ihnen die Beſorgung ein.

„Ich weiß noch nicht alles —“ erklärte der erſte.

„Halten Sie ſich jetzt hier recht feſt,“ erwiderte ich ihm, „ſo feſt Sie nur können. Sie alle beide. Damit ich Sie nicht mit mir in die Tiefe reiße. Der Apparat verurſacht einen großen Windzug.“

Es wehte ohnehin ſchon dort oben ſo ſcharf, daß dem einen um ein Haar einige Briefe entflogen wären.

Ich hatte die Füße bereits wieder in den Pedalen, und die Flügel des Frigidus ſtanden hoch, ſo daß ſie zum Niederſchlag fertig waren, da hörte ich noch um die Ecke fragen: „Und wo werden Sie logieren? Mein Blatt bezahlt alles. Ich bin morgen früh — —“

Der Reſt verwehte.

⁂

Eine ganz kurze Friſt; und ich ſchwamm wieder fünfzehnhundert Meter über New York. Ab und zu drang durch die Lücken zwiſchen den Wolken ein breiter, heller Schein. Und eine Stunde ſpäter war er über den Horizont hinübergeſunken. Um mich war wieder die glanzvolle Ewigkeit.

Nein, ſie ſollen ihn noch nicht haben. — Dieſe armen Verirrten, Verjagten. Das Gehirn ſoll das Herz nicht überwuchern; der Geiſt nicht die Seele. Ich werde bald über Boſton hinwegfliegen. Nach Norden und immer nach

Norden. Und dann wird die Gegend kommen, in der der Menſch nur eine ſeltene Erſcheinung iſt.

— — — — — — — — — — — —

Wieder iſt es zwanzig Stunden her. Mir legt ſich der Abſchied an den Hals, als wenn er mir die Kehle zudrücken wollte. Ich kauere neben meinem Frigidus auf einem hohen Küſtenfelſen Labradors. Vor mir geht es in einem Abhang zu Tal. Ich habe mir vorher während meines Fluges den Weg genau angeſehen; denn nun beginnt meine Fußwanderung.

Es iſt ein ſpäter Nachmittag. Von der Ebene herauf klingt ein leiſes Wehen. Das niedrige Gebüſch zittert unter dem Abendhauch. Der Himmel über mir iſt noch klar, aber im Oſten zieht ein in blaue Tinten getauchtes Gewölk auf. Und in den Flügeln meines Frigidus höre ich ein feines Schwirren. Das Papier, das auf meinen Knien liegt, raſchelt; und meine Atemzüge gehen mühſam.

Ich werde nachher Steine ſuchen und ſie unter den Sitz legen, den ich nun ſo viele Stunden eingenommen habe. Ich werde dieſe Zeilen ſchließen und ſie hineinlegen in meinen Frigidus, zu ſeiner letzten Fahrt. Und dann werde ich meine Straße ziehen. Still und beſcheiden an der Erde entlang. Und verſuchen, den Menſchen zu erzählen von der Gefahr, die darin liegt, daß man den Stolz der Wiſſenſchaft über das Selige des Glaubens dahinfluten läßt; von der Gefahr, die darin liegt, daß man überhaupt irgendwelcher Wiſſenſchaft das Recht einräumt und die Kraft zuſpricht, im Glauben Geltung zu haben. Ich will ſie warnen vor dieſen ehrſüchtigen und doch ſo unendlich naiven Führern.

Keine wie immer geſtaltete Entwicklungsphaſe wird je die Menſchen zu einer Höhe führen, in der die Geſchöpfe neben dem Schöpfer ſtehen. Und keine Entwicklungsphaſe wird uns die Möglichkeit zu der Auffaſſung bringen, daß wir keine ‚Geſchöpfe' wären.

Wir müſſen den Animalismus, oder, wie ſie ſagen, indem ſie uns eine Kappe überwerfen, den Materialismus von uns abwerfen. Das Neſſushemd war nicht ſo gefährlich. Weil es ſofort ſchmerzte. Und der Animalismus tut erſt weh und zeigt ſein Verderben, wenn die Menſchen ſich nicht mehr gegenſeitig die Flachheiten und Plattheiten in die Ohren ſchreien können; wenn die Sehnſucht erwacht und das Gewiſſen. Und das iſt ſo ſelten im Lärm der Welt.

Wie bin ich aufgeſtiegen. Gab es etwas über mir? —

Und wie elend iſt meine Wiſſenſchaft verflogen. Keiner von dieſen Schwätzern hat geantwortet auf die Frage ‚Woher?' Und keiner von ihnen kann antworten auf die brennende Frage ‚Wohin?' —

Wir werden im Laufe der Jahrtauſende und Jahrmillionen noch viel mehr wiſſen, als wir heute wiſſen.

Wiſſen werden wir nie — woher? — wohin?

So ſollen ſie mit ihrem Wiſſen aus dem Glauben bleiben.

* * *

Und zu meinem Frigidus ſage ich nun: Ich werde Dir jetzt einen Stoß geben und Du wirſt mit ihm auf Stunden in die Luft ſteigen und hier vom hohen Felſen aus über die Ebene und in das Flachland ziehen; zuletzt wirſt Du ſtranden und zerſchmettert irgendwo im Grunde liegen. Aber ein anderer Deiner Art ſoll wieder erſtehen. Und dann der Menſchheit zunutze.

— — — — — — — — — — — —

Fahr wohl, Kamerad! —
Auf Wiederſehen! —

Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary.

(12. Fortſetzung.)

Das Eis des arktiſchen Ozeans öffnet ſich zwar öfter unter dem Druck des Windes und der Gezeiten irgendwo und wirft einen breiten Strom von unpaſſierbarem Waſſer zwiſchen den Reiſenden und ſein Ziel; aber die „Große Gaſſe", neben der wir jetzt lagerten, iſt der verräteriſchſte und unberechenbarſte Feind der Menſchen in den arktiſchen Regionen. Wie lange ſie uns feſthalten würde, konnten wir nicht einmal ahnen. Den ungeheuren Schweif eines Kometen kann man ſich vorſtellen, aber die Launen ſolch einer großen Gaſſe, ihr Aufgehen und Zugehen, die Zeit, in der ſie vorausſichtlich zufrieren wird, kann nicht ſicherer vorhergeſagt werden, als ein Erdbeben.

Damit das Warten nicht ganz vergeblich wäre, ſandte ich Mc Millan mit drei Hundegeſpannen und drei Eskimos zurück, um die Ladung zu holen, die Ky=in=täh abgeworfen hatte, ehe er mit Marvin an Land ging. Mc Millan nahm auch eine Notiz von mir mit, die er bei Ki=ju=tähs Niederlage hinterlaſſen ſollte; ich benachrichtigte darin Marvin, wo wir aufgehalten würden, und er möchte mit denkbar größter Schnelligkeit vorwärts eilen. Die übrigen Männer der Expedition beſchäftigten ſich damit, Schlitten auszubeſſern und ihre Kleider über den Ölhandlampen zu trocknen.

Gegen das Ende dieſer Wartezeit bemerkte ich, daß einige meiner Eskimos nervös wurden. Ich ſah ſie zu zwei und drei außer Hörweite miteinander ſprechen. Endlich kamen zwei von meinen älteren Männern, die ſeit Jahren bei mir geweſen waren und denen ich Vertrauen geſchenkt hatte, zu mir und ſagten, ſie wären krank. Ich beſitze genügende Erfahrung, um es einem Eskimo ſofort anzuſehen, wenn er krank iſt, aber die Ausflüchte von Pa=äd=lu=näh und Pän=ik=päh überzeugten mich nicht. Ich ſagte ihnen, ſie ſollten nur ſo ſchnell ſie könnten an das Land gehen. Ich ſchickte durch ſie einen Brief an den Maat des Schiffes, in dem ich Inſtruktionen gab in bezug auf dieſe zwei Männer und ihre Familien.

Wie die Tage hingingen, begannen andere Eskimos über dieſes und jenes eingebildete Leiden zu klagen. Zwei von ihnen waren durch die Dämpfe des Spirituskochers in ihren Iglus ohnmächtig geworden, und das hatte die übrigen vor Furcht faſt unzurechnungsfähig gemacht.

Am 9. und 10. März hätten wir vielleicht die Gaſſe auf dem jungen Eiſe überſchreiten können, wenn wir wagehalſig ſein wollten; aber in Anbetracht unſerer Erfahrung von 1906, wo wir beim Rückmarſch über die große Gaſſe auf dem ſchwankenden Eiſe beinahe unſer Leben verloren hätten, und weiter in Anbetracht, daß zu dieſer Zeit Marvin irgendwo in der Nähe ſein mußte, wartete ich noch weitere zwei Tage, um ihm die Möglichkeit zu geben, heranzukommen. Mc Millan war während dieſer Zeit für mich unſchätzbar. Da er die Aufgeregtheit der Eskimos ſah, widmete er ſich ganz der Aufgabe, ſie mit Spielen zu beſchäftigen, ohne darauf zu warten, daß ich ihn hierzu anregte.

Am Abend des 10. März war die Gaſſe beinahe geſchloſſen, und ich gab Befehl, am anderen Morgen aufzubrechen. Ich konnte den Aufenthalt nicht länger aushalten und verzichtete lieber auf die Möglichkeit, daß Marvin uns mit dem Öl und Spiritus einholte. Natürlich hätten wir auch zurückgehen können, um zu ſehen, was der Grund ihres Zögerns ſei. Aber ich hatte kein Verlangen nach 150 Kilometer Extramarſch, gar nicht zu reden von der pſychologiſchen Wirkung einer Umkehr. Über die Männer ſelbſt war ich nicht in Beſorgnis. Borup hatte, das war mir ſicher, das Land ohne Aufenthalt erreicht. Marvin beſaß, wenn er zeitweilig durch die offene Küſtengaſſe aufgehalten ſein ſollte, die Ladung, die von Köd=luk=tu abgeworfen war, als ſein Schlitten zerbrach, und dieſe Ladung enthielt alle nötigen Lebensmittel. Aber ich konnte mir nicht denken, daß die Küſtengaſſe ſo lange offen geblieben ſei.

Der Morgen des 11. März war klar und ruhig mit einer Temperatur von 40° C unter Null; dies bedeutete, daß alles offene Waſſer überfroren war. Ich machte mich früh auf den Weg und ließ in meinem Iglu für Marvin folgenden Brief zurück:

Viertes Lager, 11. März 1909.

Habe hier ſechs Tage gewartet. Kann nicht länger warten. Wir ſind knapp mit Brennſtoff. Stoßen Sie mit größtmöglicher Eile vor, um uns einzuholen. Werde in jedem Lager Nachricht zurücklaſſen. Wenn Sie uns nahe ſind, ſtoßen Sie mit leichtem Schlitten vor, um uns einzuholen.

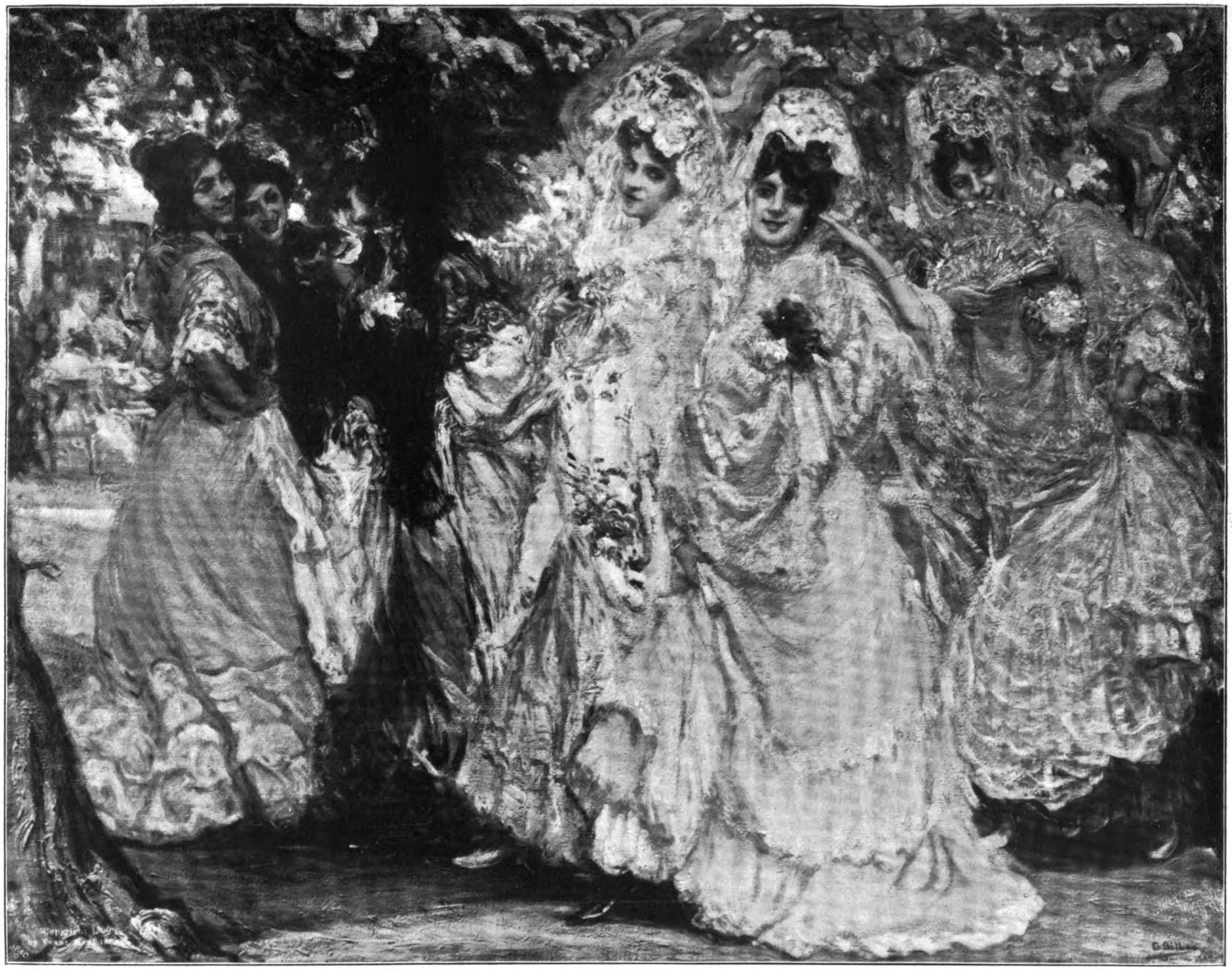
Sandte zurück Doktor und Eskimos drei bis fünf Tagemärſche von hier. Er ſollte Sie treffen und Ihnen Nachrichten bringen.

PS. Sollten Sie zu ſpät kommen, um uns folgen zu können, ſo habe ich den Kapitän erſucht, von Ihren Ladungen allgemeines Material zu nehmen.

Wir gehen direkt über dieſe Gaſſe (OSO.).

Sieben Tage lang hat es keine ſeitliche Bewegung des Eiſes gegeben. Nur auf und zu. Lagern Sie hier nicht. Überqueren Sie die Gaſſe. Füttern Sie volle Rationen und treiben Sie Ihre Hunde an.

Copyright, 1910, in the U. S. A. and all other countries where copyright is granted by Robert E. Peary. All rights reserved.



In Madrid. Gemälde von G. Bilbao.

Es iſt eine Lebensfrage für uns, daß Sie uns einholen und uns Brennſtoff bringen. Abmarſch um neun Uhr vormittags, Donnerstag, den 11. März.
Peary.

Ohne Schwierigkeit überquerten wir die Gaſſe und machten einen hübſchen Marſch von nicht weniger als 19 Kilometern. Wir überſchritten an dieſem Tage ſieben Gaſſen, die alle zwiſchen 800 und 1500 Meter breit waren, alle bedeckt mit gerade tragfähigem jungen Eiſe. Jetzt waren alle verſchiedenen Abteilungen, mit Einſchluß der von Bartlett, auf dem Marſche. An dieſem Tage überſchritten wir den 84. Breitengrad.

Am Morgen war es noch klar, und die Temperatur war bis auf 43° C herunter. Wieder machten wir einen ſchönen Marſch von nicht weniger als 19 Kilometern; wir überſchritten in der erſten Hälfte zahlreiche Spalten und ſchmale Gaſſen, und in der zweiten Hälfte paſſierten wir eine ununterbrochene Reihe von alten Eisfeldern.

Der folgende Marſch am 13. war bemerkenswert friſch. Als wir aufbrachen, ſtand das Thermometer auf 47° C, das Maximum während der Nacht war 48° C, und als die Abenddämmerung herankam, war es bis auf 50° C unter Null gefallen.

Ich ging jetzt an der Spitze meiner Abteilung, und wenn ich rückwärts blickte, ſo ſah ich weder Männer noch Hunde, ſondern nur nach Süden eine niedrigliegende Nebelbank, die in den horizontal fallenden Strahlen der Sonne glitzerte — den Hauch der Hundegeſpanne und der Männer. Es ging ſich recht gut, mit Ausnahme am Anfang, wo wir etwa 8 Kilometer lang im Zickzack durch eine Zone recht rauhen Eiſes hindurchzogen. Die bezwungene Entfernung war wieder wenigſtens 19 Kilometer. Gerade, als wir den Bau unſerer Iglus fertig hatten, ſchrie einer der Eskimos, der auf der Spitze eines Eisblockes ſtand, aufgeregt: „Kling-mik-ſjn!“ (Die Hunde kommen!)

In einem Augenblick war ich auf dem Eisblock neben dem Eskimo. Nach Süden blickend, konnte ich weit in der Ferne eine kleine Bank von ſilberweißem Nebel erblicken. Das waren ſicher die Hunde! Ein wenig ſpäter ſtürmte Siglu von Borups Abteilung auf einem leichten, von acht Hunden gezogenen Schlitten heran, mit einem Brief von Marvin, der die willkommene Nachricht enthielt, er, Borup und ihre Leute hätten die vorige Nacht in unſerem zweitletzten Lager geſchlafen, heute würden ſie in unſerem letzten Lager übernachten, und am folgenden Tage würden ſie uns einholen. Unſer Nachtrab mit ſeinen koſtbaren Ladungen von Öl und Spiritus war alſo diesſeits der großen Gaſſe!

Henſon bekam jetzt Anweiſung, früh am nächſten Morgen mit ſeiner Abteilung von Eskimos und Schlitten aufzubrechen, um für die nächſten fünf Tagemärſche den Weg zu bahnen. Dem Doktor wurde endgültig mitgeteilt, daß er am nächſten Morgen mit zwei Männern an das Land zurückzugehen habe. Der Reſt der Expedition ſollte hier bleiben, um die Schlitten auszubeſſern und die Kleider zu trocknen, bis Marvin und Borup herankämen.

Dieſe Nacht ſchlief ich ſorglos wie ein Kind. Am Morgen ging Henſon mit ſeiner Pionierabteilung nach Norden ab. Ein wenig ſpäter trat Doktor Goodſell mit zwei Eskimos, einem Schlitten und zwölf Hunden die Rückreiſe an. Der Doktor hatte mich auf jede nur denkbare Weiſe unterſtützt; aber ſeine Dienſte auf dem Marſche waren freiwillig und wurden auch ſo aufgefaßt. Sein Platz war natürlicherweiſe auf dem Schiff, wo die größere Anzahl von Weißen war. Ich fühlte mich nicht berechtigt, ihn fernerhin den Gefahren der Gaſſen auszuſetzen. Die Breite, wo der Doktor umkehrte, war etwa 84° 29′.

Spät am Nachmittag des 14. März ſah man wieder eine Wolke von ſilbernem Nebel längs unſerer Wegſpur herankommen, und ein wenig ſpäter kam Marvin ſchwankend an an der Spitze des Nachtrabs, Männer und Hunde rauchend wie eine Diviſion von Kriegsſchiffen. Sie brachten eine große Menge Brennſtoff. — Mehr als einmal in der Vergangenheit bin ich ſtolz geweſen, die treuen Augen von Roß Marvin zu ſehen, aber niemals ſtolzer als jetzt!

Die Schlitten wurden mit den Normalladungen belaſtet, und ich fand, daß ich zwölf hatte. Wir hatten jetzt mehr Treiber und Hunde, als wir gebrauchten. Es war deshalb kein Hindernis für die Expedition, als Mc Millan meine Aufmerkſamkeit auf eine erfrorene Ferſe richtete, die er ſchon mehrere Tage lang mit ſich herumgeſchleppt hatte. Ich ſah ſofort, daß das einzige, was er zu tun hatte, war, zurückzukehren.

Es war eine Enttäuſchung für mich, Mc Millan zu verlieren, da ich gehofft hatte, er würde bis zu einer verhältnismäßig hohen Breite mitgehen; aber ſein Ausſcheiden berührte die Hauptſache nicht. Ich hatte Überfluß an Leuten ſowohl wie an Vorräten, Schlitten und Hunden, und die Männer, gerade wie die Ausrüſtung, konnten ausgewechſelt werden. Jeder Mann war eingeübt worden, jeden beliebigen Platz auszufüllen.

Hier mag die Bemerkung am Platze ſein, daß kein Mitglied der Expedition wußte, wie weit es mitgehen ſollte. Nur dem Kapitän Bartlett hatte ich in Columbia geſagt, ich hoffte, die Verhältniſſe würden es ermöglichen, daß ich den Vorzug ſeiner Energie und ſeiner ſtarken Schultern bis über den nördlichſten Punkt des Herzogs der Abruzzen haben könnte. Aber dieſes hinderte ſie nicht in ihrem Arbeitseifer. Ich hatte mein endgültiges Programm, aber Zufälligkeiten konnten ſolche ſofortigen grundſtürzenden Änderungen nötig machen, daß es kaum wert ſchien, es bekannt zu machen. Jedermann war ſtolz darauf, ſeine Gefühle und ſeinen Ehrgeiz dem ſchließlichen Erfolg der Expedition unterzuordnen.

Marvin nahm etwa 800 Meter nördlich vom Lager eine Lotung vor und fand 825 Faden, was meine Annahme beſtätigte, daß wir nun über die große Gaſſe hinüber waren. Dieſe Gaſſe folgt wahrſcheinlich der kontinentalen Untiefe, die, wie dieſe Lotung zeigte, zwiſchen hier und dem Lager Nr. 4, etwa den 84. Breitengrad entlang, ſich hinzieht. Dieſe kontinentale Untiefe iſt einfach ein unterſeeiſcher Höhenzug, der das ganze Feſtland umgibt, und die große Gaſſe zeigt alſo den nördlichen Abfall dieſer Untiefe an, wo ſie in das Polarmeer übergeht.

Wir gehen wieder vorwärts.

Montag, der 15. März, war auch klar und kalt mit einer Temperatur zwiſchen 43° und 45° C unter Null. Der Wind war wieder nach Oſten umgeſprungen und ſchneidend. Bartlett und Marvin gingen, nachdem ſie nur ihren Morgentee und ihr Pemican zu ſich genommen hatten, mit ihren Eispickeln ab, und ihre Abteilungen ſowohl als Borup und deſſen Abteilungen folgten ihnen, ſobald als ihre Schlitten gepackt waren.

Mc Millan ging mit zwei Eskimos, zwei Schlitten und vierzehn Hunden nach Columbia ab. Die Hauptexpedition umfaßte jetzt ſechzehn Männer, zwölf Schlitten und hundert Hunde. Ein Schlitten war zerbrochen worden, um die anderen ausbeſſern zu können, drei hatten die zurückkehrenden Abteilungen mitgenommen, und zwei ließen wir in dieſem Lager, um ſie bei unſerer Rückkehr verwenden zu können. Von den Schlitten, die jetzt blieben, gehörten ſieben dem neuen Peary-Typus an und fünf waren von der alten Eskimoart.

Sobald ich Mc Millan Lebewohl geſagt hatte, folgte ich den anderen drei Abteilungen nach Norden; ich ging, wie früher, am Schluß. Die Schmerzen in meinem gebrochenen Bein, die mir auf dem ganzen Wege von Columbia her zu ſchaffen gemacht hatten, waren jetzt faſt ganz vergangen.

Spät am Nachmittag hörten wir lautes Krachen und Rollen über die Eisfelder hin. Daneben aber auch aus verſchiedenen Richtungen den mehr ziſchenden Ton des ſich übereinanderſchiebenden jungen Eiſes. Dies bedeutete weiteres offenes Waſſer vor uns!

Bald ſchnitt eine tätige Gaſſe unſeren Weg; an ihrem nördlichen Rande konnten wir bemerken, daß das Eis ſich bewegte. Die Gaſſe verengte ſich nach Weſten, und wir folgten ihr, bis wir an einen Platz kamen, wo viele große Schollen ſchwimmenden Eiſes waren, die wohl 15 oder 30 Meter breit waren. Wir brachten die Hunde und Schlitten von einer Scholle auf die andere, — das Ganze war wie eine Art von Schiffbrücke.

Borup wendet einen ernſthaften Verluſt ab.

Als Borup ſein Geſpann über die offene Spalte zwiſchen zwei Eisſchollen trieb, rutſchten die Hunde ab und fielen ins Waſſer. Der kräftige junge Athlet ſprang vor und hielt den Schlitten feſt, ſo daß er den Hunden nicht folgen konnte; er machte die Stricke los, die die Hunde an den Schlitten banden, und zog ſie aus dem Waſſer heraus. Ein weniger geſchickter und nicht ſo kräftiger Mann als Borup würde das ganze Geſpann ſowohl als den Schlitten verloren haben, — und dieſer war mit 225 Kilogramm Vorräten beladen, die, in Anbetracht unſerer Lage weit draußen in jener eiſigen Wildnis, für uns mehr wert waren, als ihr Gewicht in Diamanten. Wäre nämlich der Schlitten hineingefallen, ſo würde ſein Gewicht die Hunde bis auf den Meeresgrund hinabgezogen haben.

Sobald wir das feſte Eis auf der anderen Seite dieſer Schiffsbrücke erreichten, eilten wir nordwärts. Aber wir waren nur eine kurze Strecke gegangen, als dicht vor uns mit lautem Krachen das Eis barſt und ſich eine neue Gaſſe bildete. So wurden wir gezwungen, unſer Lager aufzuſchlagen.

Die Temperatur jener Nacht war 45° C unter Null. Es blies eine friſche Briſe aus Südoſt. Das offene Waſſer dicht bei uns gab ihr reichlich Feuchtigkeit und machte ſie ſo ſchneidend, daß die Zeit, während unſere Iglus gebaut wurden, recht ungemütlich war. Auf den alten Eisfeldern iſt immer mehr oder weniger Schnee, obgleich wir uns manchmal nach einer brauchbaren Schneewehe umblicken mußten.

Keiner von uns ſchlief in dieſer Nacht gut. Stunde für Stunde war das Rollen und Klagen des Eiſes zu vernehmen, und ich würde keinen Augenblick überraſcht geweſen ſein, hätte ſich eine Spalte quer durch unſer Lager hin aufgetan, ja ſelbſt vielleicht mitten durch eins von unſeren Iglus. Wäre dies eingetreten, ſo hätte natürlich einer von uns Waſſer geſchluckt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Ziegenzucht.

Eine Erwerbsquelle für die Frau.

Sobald es die örtlichen Verhältniſſe geſtatten, alſo wenn Stallungen, Ausläufe und Weide vorhanden ſind, kann die Ziegenhaltung auch den Frauen als Einnahmequelle warm empfohlen werden. Leider beſteht heute noch eine gewiſſe Voreingenommenheit gegen die Ziegenmilch; ſie iſt aber da durchaus nicht am Platze, wo die Tiere gut gehalten werden, denn der ſtrenge Geſchmack, den die Ziegenmilch hie und da zeigt, beruht nur auf mangelhafter Pflege; in erſter Linie tragen ſchlechte Stallungen und zu wenig Bewegung die Schuld. Wenn ich Beſuchern hie und da ein Glas Ziegenmilch vorſetzen ließ, war man ſtets verwundert über den guten und reinen Geſchmack.

Von hoher Bedeutung aber iſt die Ziegenmilch in der Säuglingsernährung. Ihre Bekömmlichkeit und ihr Nährwert für das Kind werden noch geſteigert, wenn ſie mit Haferſchleim verſetzt wird.

Die Ziege iſt in ihrer Ernährung ganz anders geartet als die Kuh. Die Kuh ſchlingt alles hinein, was ihr vor die rauhe Zunge kommt; die Ziege dagegen naſcht hier und knuppert dort, nimmt überall nur das Zarteſte und Beſte und bildet daraus ein ſehr edles Material.

Man ſehe nur welch edles und behendes Tier ein Ziegenlamm iſt, kein Berg iſt ihm zu hoch, es muß ihn erklimmen. Für Schwächliche, Rekonvaleszenten und Kranke jeden Alters und Geſchlechts iſt deshalb die Ziegenmilch ein ideales Nährmittel. Eine uns bekannte Dame hatte ein Kind, das mit einundeinhalb Jahren zehn oder elf Pfund wog. Es wurde mit allerhand Kunſtprodukten genährt. Ich empfahl der Dame Ziegenmilch, und ſie war ſo verſtändig, darauf einzugehen. Von Stund an gedieh das Kind zuſehends. Die Ziegenmilch muß ſchon deshalb von hoher Bedeutung für die Kinderernährung ſein, weil die Ziege ein kerngeſundes Tier iſt und ſelbſt die Stallhaltung in kleinen, erbärmlichen Ställen noch ganz gut verträgt. Tuberkuloſe kommt bei ihr faſt nie vor.

Bekanntlich beſitzt die Schweiz das beſte Ziegenmaterial und überall iſt die Schweizer Ziege zur Aufbeſſerung unſerer deutſchen Ziege verwendet worden. Die Ernährungsweiſe der Schweizer Ziegen iſt eine ganz vorzügliche. Auf dem felſigen Boden der Schweizer Berge wächſt ein Futter von hohem Wert, weil es viel Kalk und Nährſalze, das Fundament eines geſunden Körpers, enthält.

Wollen wir der Ziegenmilch die Geltung verſchaffen, die ſie verdient und wollen wir den Frauen in der Ziegenhaltung eine neue Erwerbsquelle ſchaffen, dann müſſen alle Vorurteile bekämpft werden, und die hohe Bedeutung der Ziegenmilch muß erkannt werden.

Es gibt ja auch auf dieſem Gebiete eine große Literatur und auch in meinem Werke: „Rhan, Das geſunde und kranke Haustier, 1. Band, Kleintiere,“ habe ich über Ziegenzucht und deren Rentabilität geſprochen.

Wer Ziegenzucht betreiben will, ſoll vor allen Dingen mit gutem Zuchtmaterial beginnen. Eine deutſche Ziege gibt es faſt nicht mehr; alle Welt will heute nur Saanenziegen beſitzen. Man tut deshalb gut, ſich beim Einkauf an renommierte Züchter oder an Ziegenzuchtvereine zu wenden.

Die Rentabilität der Ziegenhaltung richtet ſich erſtens nach dem Zuchtmaterial, das man beſitzt, alſo wieviel Ertrag die Tiere liefern und zweitens, welche Preiſe man für die Milch erhält. Nach den heutigen Nahrungsmittelpreiſen iſt ein Preis von 25 bis 30 Pf. für das Liter gute Ziegenmilch ein mäßiger. Zahlt man doch in Berlin für ſogenannte Kindermilch bis zu 50 Pf. das Liter. Ein Preis von 25 bis 30 Pf. iſt alſo ein normaler und angemeſſener.

Eine gute Ziege ſoll friſchmilchend 3 bis 5 Liter Milch geben, ein Durchſchnitt von 4 Liter iſt alſo als ſehr gut zu bezeichnen. Bei gutem Zuchtmaterial und bei guter Pflege kann dieſer Ertrag auch erreicht und ſogar ziemlich lange erhalten werden. Selbſtverſtändlich ſinkt aber der Ertrag allmählich herab, je nach Qualität des Tieres bis auf 1 Liter, $^1/_2$ Liter oder völliges Trockenſtehen.

Außerordentlich viel hängt hier allerdings von der Fütterung und namentlich von guter Tränkung ab. Die Aufnahme von viel Getränk iſt rückwirkend auf den Milchertrag, und darum ſoll man Ziegen von klein auf daran gewöhnen, viel Getränk zu ſich zu nehmen, damit der Magen ausgeweitet und aufnahmefähig iſt, wenn die Milchproduktion bei dem Tiere einſetzt.

Eine Ziege kann durchſchnittlich für 20 bis 25 Pf. am Tag ernährt werden. Rechnen wir einen Durchſchnitt von 3 Liter Milch und 25 Pf. als Preis für 9 Monate im Jahre, dann wirft die Ziege für dieſe Zeit durchſchnittlich 50 Pf. pro Tag ab.

Die Ziege erhält fünfmal Futter am Tage, und zwar des Morgens beim Melken ein Getränk aus warmem Waſſer, Kleie, Schrot, Ölkuchen, Brot, gekochten Kartoffeln uſw. beſtehend. Darauf gibt es ein kleines Quantum Heu. Nach zwei Stunden gibt es Grünfutter oder Küchenabfälle, Runkeln uſw. Mittags beim Melken gibt es Getränk mit nachfolgender Heuration. Zum Veſper wieder wie oben: Grünfutter, Küchenabfälle. Abends beim Melken gibt es dann wiederum zu ſaufen mit reichlich Heu für die Nacht. Kann man im Sommer Weide geben, dann kommen die Tiere nach der erſten Heuration auf die Weide. Durch dieſe Heuration verhütet man, daß die Ziegen das Grünfutter zu haſtig aufnehmen. Äußerſt dankbar iſt die Ziege nun für allerhand Leckereien: für Hafer, Möhren, für Kräuter, wie Anis, Dill, Kümmel, Fenchel, Kamille, Pfefferminze, Zinnkraut, Hopfen, Klee, dann für Wald- und Obſtbaumzweige und auch für deren trockene Blätter, Beeren und Früchte.

Je vielſeitiger das Futter iſt, deſto beſſer wird die Milch und deſto geſunder iſt das Tier. Wer alſo gute Kindermilch produzieren will, ſoll hierauf großen Wert legen.

Für die Gewinnung geſunder Milch und der Tiere ſelbſt iſt es wichtig und notwendig, daß ſie täglich geputzt werden und ins Freie kommen. Auch der Fuß- und Hufpflege muß große Aufmerkſamkeit zugewendet werden, namentlich im Winter, wo die Tiere doch wenig draußen ſind. Wo Weide gegeben werden kann, iſt das natürlich von großem Wert. Die Fütterung wird dadurch dann auch ſehr erleichtert.

Wo die Milch nicht direkt abgeſetzt werden kann, iſt die Ziegenkäſefabrikation noch durchaus lohnend. Das Liter Milch wird dabei etwa mit 15 bis 18 Pf. verwertet. Die Lämmer von guten Saanenziegen werden mit 8 bis 12, 15 bis 20 ℳ bezahlt. Die Beſchickung von Ausſtellungen iſt hier ein gutes Reklamemittel.

Mit der Ziegenzucht kann Gartenbau, Beeren- und Obſtzucht mit Erfolg betrieben werden. Auch die Hühner- und Bienenzucht greift vorzüglich in einen derartigen Betrieb ein.

Eine praktiſche Lehrzeit oder ein erfahrener Berater, der Ziegenzucht verſteht, iſt wichtig. **Cäſar Rhan**, Steglitz.

Schloß Rhoden in Waldeck.

Ein Erholungsheim für berufstätige Damen.

Das maleriſch ſchön an einem Bergabhange aufgebaute Ackerſtädtchen Rhoden wird überragt von dem Schloß gleichen Namens, welches vor wenigen Jahren dem Lehrerinnen-Krankenverein Hannover von dem Fürſten Friedrich zu Waldeck und Pyrmont als Erholungsheim für berufstätige Damen zur Verfügung geſtellt wurde. Schloß Rhoden liegt in waldreicher geſunder Gegend zwiſchen Arolſen und Wrexen, Station der Linie Kaſſel—Arnsberg.

Der Ausbau des Schloſſes wurde ermöglicht durch Gewährung eines Darlehens der Landesverſicherungsanſtalt Hannover. Das Protektorat übernahm die Fürſtin Bathildis. Siebenundzwanzig geräumige freundliche Zimmer dienen zur Aufnahme der Gäſte. Zur gemeinſamen Benutzung ſteht die behaglich ausgeſtattete, große, ſchöne Schloßhalle, ein Eßzimmer, Wohnzimmer und Leſezimmer. Angenehmes Zuſammenleben und gute Verpflegung ſichern den im Beruf müde und erholungsbedürftig Gewordenen gegen die ſehr mäßige Penſion von 3 Mark bei fünf Mahlzeiten Kraft und Friſche zu neuer Tätigkeit.

Durch ein bemerkenswert ſchönes Portal und weite Torbogen tritt der Wanderer in das Schloß ein, hohe ſteinerne Treppen führen hinauf zur Halle. Von dort führen Gänge zu den Schlafzimmern. Vor der Giebelſeite des Schloſſes liegt der große Garten mit ſeinen ſeltenen, ſchönen Bäumen und Sträuchern.

In Rhoden finden ſich noch alte intereſſante Fachwerkbauten mit alten Sprüchen und Schmuck an Balken und Beſchlägen. Einer der älteſten Bauten iſt das in unmittelbarer Nähe des Schloſſes liegende Pfarrhaus, ſeine Giebelſpitze trägt die Zahl 1629, es iſt aber viel älter, in jenem Jahre iſt nur der Giebel durch Feuer zerſtört und wieder neu aufgerichtet.

Fern vom Staub der Induſtrieſtädte weht hier überall reinſte, geſundeſte Luft. Auf der Straße ertönt noch das Poſthorn. Rußende Schornſteine ſind nicht zu finden, die Bewohner von Rhoden brennen nur Holz, das die ausgedehnten Wälder ihnen liefern. Tür und Tor ſind unverſchloſſen. Hier herrſcht noch Biederkeit und unbegrenztes Zutrauen, und hier findet das Wort Friedrich Wilhelm Webers:

„Heut noch iſt bei euch wie nirgend,
Väterbrauch und Art zu finden“,

vollſte Anwendung.

In ſeiner waldreichen Umgebung beſitzt Rhoden eine unverſiegbare Quelle der Erholung. Hier finden Erholungsbedürftige Kräftigung der Nerven und Geſundheit. Die Reinheit der Luft, die Einfachheit der Gewohnheiten und die friedliche Stille der Gegend, der angenehme Aufenthalt auf dem Schloß ſelbſt, das alles wirkt zuſammen, um den Aufenthalt hier wohltuend und anregend zu geſtalten. **C. Luckenburg.**

Die Zahnärztin.

Durch die neue Prüfungsordnung iſt das zahnärztliche Studium für Frauen weſentlich geändert. Das Studium dauert jetzt ſieben Semeſter, nicht mehr vier wie früher. Die Vorprüfung iſt nach Beendigung des dritten Semeſters an der Univerſität abzulegen, an der man ſtudiert. Zwiſchen der Vorprüfung und dem eigentlichen Examen müſſen wenigſtens drei Semeſter liegen. Ein halbes Jahr muß die junge Zahnärztin als Aſſiſtentin noch arbeiten, ehe ſie eine ſelbſtändige Praxis eröffnen kann, beſſer wäre ein bis anderthalb Jahr. Wenn möglich, ſollte die Zahnärztin noch ein Jahr nach dem Studium praktiſch an einer amerikaniſchen Univerſität arbeiten.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Fr. Z. in Br. In **Berlin** ſind beſoldete ſtädtiſche Armenpflegerinnen angeſtellt. Die Damen ſind von der Stadtverordnetenverſammlung gewählt. Bis jetzt ſind es, ſoweit wir wiſſen, vier, für jeden Bezirk eine.

Herrn P. B. in B. b. H. Es gibt allerdings in Preußen viel mehr realgymnaſiale Studienanſtalten für Mädchen als gymnaſiale, aber ſie fehlen doch nicht ganz, wie Sie annehmen. Wenden Sie ſich an die gymnaſiale Studienanſtalt Berlin, Königl. Auguſtaſchule oder an die Leitung der ſtädtiſchen Gymnaſialklaſſen in Cöln a. Rh.

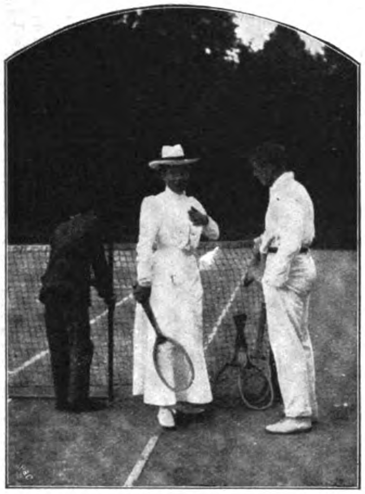
Sprechſtunde der Leiterin des Frauenerwerb: werktäglich von 12 bis 2 Uhr.

Frauen-Daheim.

Liebe das Leben wie dein Augenlicht!
Such ihm Schönheit zu geben! Schon es! Verdirb es nicht!

Von unſeren deutſchen Lawn-Tennis-Spielerinnen.

Wenn auch England und Amerika als klaſſiſche Länder der Raſenſportſpiele noch immer die Führung der Bewegung inne haben, ſo iſt doch auch deutſcher Sport im Laufe des letzten Jahrzehntes rühmlich hervorgetreten, und zu den intereſſanteſten Errungenſchaften auf dieſem Gebiet gehört unſtreitig die Entwicklung der Meiſterſpielerin. Sie geht unter einigermaßen ſchwierigen Umſtänden vonſtatten, denn zur oberſten Meiſterſchaft gelangt ſchließlich doch nur der, der ſeine Kraft an gleichwertigem Können zu meſſen vermag, dem es gelingt, unter den Beſten der Erſte zu ſein, und es liegt in den Verhältniſſen, daß junge Damen nicht mit derſelben freizügigen Beweglichkeit die Turniere der verſchiedenen Provinzen und Länder bereiſen können, wie es der junge Mann tut, der ſich darum viel ſelbſtverſtändlicher und prompter ſeinen Fähigkeiten entſprechend zum Meiſterſpieler entwickelt. Immerhin haben wir ſeit einer Reihe von Jahren eine recht ſtattliche Schar tüchtiger Spielerinnen, und als im vorigen Jahr Fräulein von Krohn (Freiburg) auf dem Prager Turnier gegen die tüchtige öſterreichiſche Spielerin Fräulein Matuch, die Inhaberin der Meiſterſchaft von Wien, den Sieg, der die Meiſterſchaft von Öſterreich bedeutete, davontrug, da gab es Leute, welche behaupteten, das Spiel der Deutſchen ſei im allgemeinen dem der Öſterreicherin überlegen.


Gräfin Clara Schulenburg beim Tennisſpiel.

Fräulein Lisbet Fuchs.

Wenn aber von deutſchen Spielerinnen die Rede iſt, dann ſteht ein Name allen anderen voran: der der unbeſieglichen Gräfin Schulenburg, die nicht nur auf deutſchen Turnieren, ſondern auch bei den intereſſanten Veranſtaltungen an der Riviera zu den hervorragendſten Kräften gehört und längſt den Ruhm der Weltmeiſterſchaft erobert hat. Vielleicht trägt zu ihrer ſiegreichen Überlegenheit gerade der Umſtand bei, daß ihre glänzenden Anlagen ſich im Wettſtreit mit auserleſenen Spielern und Spielerinnen aller Länder entwickeln konnten. Auch auf dem Internationalen Pfingſtturnier des Berliner Tennis-Turnier-Klubs, das alljährlich als erſtes größeres Ereignis die Tennis-Saiſon eröffnet, hat ſie wieder mit ſiegreicher Überlegenheit gegen Frau Dr. Nehresheimer (München), die unter den beſten deutſchen Spielerinnen mit an erſter Stelle ſteht, die Meiſterſchaft von Berlin behauptet, die ſie im Vorjahre gegen die ſchleſiſche Meiſterſchaftsſpielerin Fräulein Noack (Breslau) gewonnen hatte. Durch dieſen zweiten Sieg wird den Beſtimmungen nach der wunderſchöne Wanderpreis ihr Eigentum. Frau Dr. Nehresheimer hat ſich beſonders 1908 durch Siege auf deutſchen und öſterreichiſchen Turnieren einen Namen gemacht, 1909 gewann ſie die Meiſterſchaften von Freiburg, Bonn, Kiſſingen und Regensburg. Der Sieg von Bonn wurde ihr durch das ausgezeichnete Spiel von Fräulein Rieck (Hamburg) ſehr erſchwert, die trotz ihrer Jugend bereits manchen Preis eroberte und der von allen Sachverſtändigen eine glänzende Laufbahn prophezeit wird. Hier iſt eine von Kindheit an gut entwickelte, große natürliche Begabung. Als ausgezeichnete Spielerin gilt auch Fräulein Heimann, die auf dem vorjährigen Auguſt-Turnier in Hamburg die Meiſterſchaft von Deutſchland eroberte. Zu den Beſten zählen ferner Gräfin Arco, Gräfin Brockdorff, Fräulein Koettgen, die ſich durch bemerkenswerte Sicherheit und Ausdauer auszeichnet, Fräulein Köring (Dresden), Fräulein Bergmann, Frau Mittler, Fräulein Fuchs, die in Warnemünde Meiſterin wurde und Fräulein Guſſerow. Auch Fräulein Gertrud Kaminski (Königsberg) hat ſich rühmlichſt hervorgetan. Fräulein Margarete Noack (Breslau) vermochte zwar den Kampf mit der Gräfin Schulenburg im Vorjahre nicht zum Siege zu geſtalten, doch ſteht ſie anerkanntermaßen als Meiſterin an der Spitze der ſchleſiſchen Spielerinnen. Neben den Genannten wäre noch manche tüchtige Kraft anzuführen, die nur als lokale Größe glänzt und der aus eingangs erwähnten Gründen die Möglichkeit fehlt, ſich auf nationalen oder internationalen Turnieren den Lorbeer der Siegerin und die verlockend ſchönen Preiſe zu holen, die als Trophäen in den Salons der Meiſterſchaftsſpielerinnen glänzen. Bei der ſtetig wachſenden Beliebtheit des edlen Sports der Raſenſpiele und dem ſich in immer weiteren Kreiſen entwickelnden Verſtändnis für ſeine hygieniſche und ethiſche Bedeutung, wird auch die Zahl derer immer größer werden, welche in die Wettkämpfe eintreten, die eine Art Überblick über die Geſamtleiſtung eines hoch entwickelten Sports darſtellen ſollen. In immer mehreren wird der Ehrgeiz erwachen, der durch training zu erreichenden Gewandtheit und Ausdauer jene kluge Berechnung zu einen, welche allein die Unbeſieglichkeit verleiht, die den Meiſterſpieler macht, der überlegen alle Chancen überſchaut, mit der Eigenart des Gefährten oder Gegners rechnet und in dem etwas von der verfeinerten Kunſt des Schachſpielers lebt.

Gräfin Clara Brockdorff.

Eine Möglichkeit, das Bereiſen der Turniere für junge Damen zu erleichtern und eine nicht immer abkömmliche Begleitung überflüſſig zu machen, beginnt ſich ſchon hier und da dadurch anzubahnen, daß die deutſchen Spielerinnen ſich gegenſeitig Gaſtfreundſchaft erweiſen. Vielleicht ließe ſich da aus Anfängen mit der Zeit ein Prinzip entwickeln, iſt doch friſch-fröhlicher Sport ſchon häufig genug der Schöpfer freundlicher Beziehungen geworden zwiſchen Oſt und Weſt, zwiſchen Süd und Nord.

Roſe Julien.

Frau Mittler (Berlin).

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Unterhaltung am Mittagstiſch über eine Wochenſuppe.

Frau: Was ſoll ich der Frau A. nur für eine Wochenſuppe ſchicken? Zwei Hühner hat ſie ſchon von Frau B. und C. bekommen. Eine Torte hat ſie auch ſchon. Tauben bekomme ich nicht, ich habe ſchon überall herumgeſchickt. Mein Sauerkraut, das ich ſo ſchön und ſo reichlich habe, kann ſie nicht vertragen.

Mann: Schicke ihr doch ein halbes Schock Eier.

Frau: Aber die kann ſie ſich doch ſelbſt kaufen.

Mann: Kaufen kann ſie ſich alles, wenn ſie Geld hat. Aber wenn du die Eier ein bißchen nett aufmachſt, dann kannſt du ſie getroſt als Wochenſuppe ſchicken.

Frau: Du treibſt mal wieder Scherz. Aufmachen kann ſie ſich die Eier doch lieber ſelbſt.

Mann: Aber Schatz, ich meine doch natürlich was man heutzutage unter „Aufmachung" verſteht, eine hübſche Aufmachung in einem netten Körbchen mit buntem Papier und Blumen, oder noch beſſer iſt eine geiſtreiche Aufmachung. Weißt du, wir ſchreiben auf jedes Ei ein Verschen.

Frau: Das wäre nett, aber wer macht die Verſe?

Mann: Die Verſe machen wir zuſammen. Für eine Mandel Eier will ich ſie gern beſorgen.

Ei und Butter,
ein gutes Futter
für die junge Mutter.

Frau: Verſe, wie der'ſe
macht, kann ich auch.
Ich ſpüre vom Dichtergeiſt ſchon einen Hauch.

Einige Verſe wurden ſofort während der Mahlzeit verbrochen. Andere kamen während des Spaziergangs und beim Wäſchelegen zuſtande. Hier geben wir einige zum Beſten:

Sei hübſch brav, — — iß und ſchlaf! —

Du gibſt dich hin
für dein kleines Kind.
Auch ich hab' Opferſinn:
Zerſchlag mich geſchwind! —

Ißt mich dein Mund, — dann wirſt du rund
wie ich; auch geſund,
nimmſt zu ein Pfund. —

Wenn ich werd' mit Zucker geſchlagen
geh' ich leicht ein in deinen Magen. —

Ein Wochenſüppchen
fürs kleine Püppchen. —

Ein beſonders kleines Ei bekam den Vers:

Klein aber fein, — — wie dein Kindelein.

Ein rundes Ei trug den Vers:

Wie ein Ei ſo rund und ſchön
mög' bald dein kleines Kind ausſehn!

Auch des Vaters und des Brüderchens und der Pflegerin wurde gedacht.

Auch der Vater braucht jetzt Kraft,
Da er ja für dreie ſchafft.

Liebe kleine Schweſter,
Bruder Hans iſt Beſter,
gib ihm ein'ge Reſter! —

Andere Verſe behalte ich für mich, weil ſie zu perſönlich ſind. Aber nicht wahr, liebe Leſerin, ſolch eine Tiſchunterhaltung iſt zur Abwechſlung auch einmal ganz hübſch? Jenes Ei hatte recht:

Gute Dotter in ſchöner Schale —
gutes Geſpräch bei ſchönem Mahle.

Fräulein Grete Noack (Breslau).

Und auch das iſt nett, daß die Daheimredaktion mit dem Honorar die Koſten der Wochenſuppe bezahlt; alſo eine billige, aber gute Wochenſuppe! **Scharfe, Schweinitz.**

Wie bewerbe ich mich um eine Stellung?

Vor einiger Zeit ſuchte ich für eine Wohlfahrtseinrichtung eine Dame als Leiterin durch ein Inſerat in dieſer Zeitſchrift. Von der großen Anzahl Anerbietungen, die einliefen, waren, dem Anſchein nach, nur ſehr wenige zu gebrauchen. Ich ſage „dem Anſchein" nach, in Wirklichkeit wäre vielleicht manche brauchbare Perſönlichkeit darunter geweſen. Die Stellungſuchenden müſſen ſich doch klar darüber ſein, daß ſie viele Mitbewerberinnen um die betreffende Stellung haben und daß eine Offerte ohne genauere Angaben, ohne Freimarke, ſehr häufig keine Berückſichtigung findet. Zum Beiſpiel ſchrieb eine Bewerberin:

Fräulein Rieck (Hamburg).

> „Auf die heutige Annonce im Daheim bezugnehmend, geſtatte ich mir, mich um die Stellung als Vorſteherin zu bewerben, da ich allen Anforderungen in jeder Weiſe entſpreche."

Nach dieſem folgte dann nur noch eine Schlußphraſe und Unterſchrift. Freimarke fehlte. Wer wird ſich nun die Mühe machen und dieſes Anerbieten beantworten, überhaupt wenn 20 bis 30 ähnliche vorliegen? Ich glaube, dazu fehlt den meiſten Menſchen Zeit und Luſt. Es genügt doch nicht, daß die Bewerberin überzeugt iſt, allen Anforderungen genügen zu können, ſie hat auch die Belege dafür beizubringen.

Auch die Redensart: „Ich bin geneigt die Stellung anzunehmen", ſollte nicht gebraucht werden, ſie klingt immer ein wenig herablaſſend. Die Bewerberinnen haben zu bedenken, daß ſie der Perſönlichkeit, an welche die Bewerbung gerichtet iſt, eine völlig unbekannte Perſönlichkeit ſind, ſie haben alſo nach der Einleitung das Nötige über ihre Perſonalien mitzuteilen, dazu gehört: Herkunft, Alter, Geſundheitszuſtand, ob verheiratet, verwitwet oder geſchieden, ob Kinder vorhanden und in welchem Alter, Konfeſſion. Dann folgen die Angaben über die bisherige Tätigkeit, Angabe von Referenzen und eventuell Abſchrift der Zeugniſſe. Ein in dieſer Weiſe geſchriebenes Bewerbungsſchreiben wird immer ſehr viel eher berückſichtigt werden als ein ſolches ohne alle näheren Angaben. Eine Marke für Rückantwort iſt immer beizufügen.

Dieſen Zeilen möchte ich noch hinzuſetzen, daß es überall an tüchtigen Perſönlichkeiten in etwas reiferem Alter fehlt zur Leitung ſozialer Einrichtungen. In den wenigſten Fällen wird man jemanden, der nie in einer derartigen Anſtalt geweſen iſt, zur Vorſteherin einer ſolchen machen. Wer alſo die Abſicht hat, ſich um einen ſolchen Poſten zu bewerben, der ſcheue nicht die Mühe und eventuell eine pekuniäre Einbuße, er gehe zuvor als Stütze oder Volontärin in einen ſozialen Betrieb. Der Kampf um das Leben, um eine befriedigende Tätigkeit iſt nicht leicht, aber um ſo ſchwerer, je weniger zielbewußt man den Kampf aufnimmt. H. S.

Für die Küche.

Ragout fin. Dieſes vorzügliche Ragout kann ſowohl als Vorſpeiſe auf kleinen Muſchelſchalen ſerviert werden oder als Zwiſchengericht, nachdem es in flacher Puddingform mit oder ohne Blätterteig (Boden und Rand) nur mit Butter oder Krebsbutter übergoſſen, im heißen Ofen eine halbe Stunde übergebacken wurde. Man gibt das Ragout dann in der Form, die mit einer gefalteten Serviette umwickelt iſt, zu Tiſch. Die Herſtellungsart des Ragout iſt folgende: Einige Kalbsmilche werden blanchiert, geputzt und in Bouillon oder etwas aus Waſſer, Wurzelwerk und einigen Gramm Liebigs Fleiſch-Extrakt hergeſtellter Kraftbrühe weich gekocht. Dann läßt man einige Ochſengaumen in reichlichem Waſſer heiß werden, ſchabt die Haut ab und kocht ſie im Waſſer, Salz und Gewürz gar, ebenſo Kalbszungen. Einige Kalbsnieren bratet man in Butter weich, ſchneidet alles in kleine Vierecke, tut gedünſtete, ebenfalls fein geſchnittene Champignons und, wenn vorhanden, Geflügel- oder Kalbsbratenreſte hinzu und vermiſcht alles mit einer hellen dicken Butterſauce, die mit Wein, einer Meſſerſpitze Liebigs Extrakt, Zitronenſaft verkocht wurde. Dies Ragout füllt man in die entweder mit Butter ausgeſtrichene oder mit einem Blätterteig ausgelegte Form oder auf die einzelnen kleinen Muſchelſchalen, überſtreut die Speiſe mit geriebenem Parmeſankäſe, träufelt die Butter darüber und läßt dieſelbe im Ofen goldbraune Farbe nehmen.

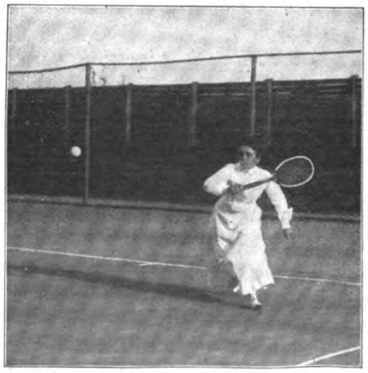
Man kann auch das abgekochte Fleiſch von Hühnern, Krebsſchwänzchen, Hummern, Fiſchen, Geflügellebern und Morcheln zu dem Ragout mengen und von den andern Beſtandteilen weglaſſen, was man ſich nicht beſchaffen kann.

Krebsbutter, welche dieſes Gericht beſonders ſchmackhaft macht, wird wie folgt hergeſtellt. Man bricht einige Krebſe aus, legt die Schwänzchen zurück und ſtößt das übrige (Schalen und Fülle) fein im Mörſer oder wiegt dasſelbe, um es dann mit Butter zu röſten. Dann füllt man etwas Waſſer darauf, in dem eine Meſſerſpitze Liebigs Extrakt gelöſt wurde und füllt die rote Butter nach und nach ab, um ſie nach Angabe zu verwenden. Der Blätterteig kann nur gelingen, wenn man ihn an einem möglichſt kühlen Ort macht und wenn alle Beſtandteile kalt, die Butter ſo hart wie möglich iſt.

Kartoffelklöße mit Sauerbraten. In der teuren Jahreszeit, in welcher das junge Gemüſe noch unbezahlbar iſt, werden zur Bereicherung des Menüs gerne Kartoffelſpeiſen bereitet. Ein ſehr wohlſchmeckendes Gericht ſind Kartoffelklöße nach folgendem Rezept: Man kocht für vier bis ſechs Perſonen am Tage zuvor etwa drei Liter mehlige Kartoffeln, ſchält dieſelben ab. Am Tage darauf werden dieſe Kartoffeln gerieben, ihnen für 10 bis 15 Pf. geriebene Semmel untermengt, etwas geriebene Muskatnuß, Salz und fünf Eßlöffel feines Weizenmehl. Man röſtet in Butter und etwas Fett für 10 Pf. in kleine Würfel geſchnittene Semmel, fügt dieſe ſowie zwei ganze Eier der Maſſe bei und untermengt dies gut. Aus dieſem Teige formt man Klöße in der Größe eines Apfels. Man wälzt ſie in Mehl und ſtäubt ſie, indem man ſie etwas klopft und rundet, über der Kloßmaſſe ab.

Als Beilage zu dieſen Klößen paßt in etwas Wein gedünſtetes Kompott: getrocknete Pfirſiche, Äpfel und getrocknete Pflaumen untermengt, ſowie alle Braten, beſonders aber Sauerbraten, welcher auf folgende Weiſe bereitet wird: Ein altſchlachtenes Stück Ochſenfleiſch legt man etwa ein bis zwei Tage in etwas Eſſig und Waſſer, wendet dasſelbe mehrmals und bratet es dann in etwas Butter und fein geſchnittener Zwiebel auf allen Seiten an. Man füllt alsdann etwas Waſſer darauf, in dem ein Kaffeelöffel Liebigs Extrakt gelöſt wurde und läßt das Fleiſch langſam drei bis vier Stunden ſchmoren, nachdem man noch einige Pfefferkörner und ein Lorbeerblatt hinzufügte. In der letzten Stunde macht man die Sauce durch Beigabe von einigen braunen Honigkuchen ſeimig, würzig und ſchmackhaft. Beim Anrichten muß der Braten, mit etwas Sauce übergoſſen, ſchön glaciert erſcheinen.

Über die Klöße gibt man beim Anrichten etwas in Butter gebräunte, fein geſchnittene Zwiebeln. Die Klöße ſchmecken, kalt beigeſetzt, bis zum Kochen gebracht oder in Butter und Fett gebraten, auch am nächſten Tag zu allerhand Fleiſchgerichten vorzüglich. **A. Weinhold.**



Fräulein Paula Guſſerow (Berlin).

Hausgarten.

Schön iſt's, wenn zwei Sterne
Nah ſich ſtehn am Firmament.
Schön, wenn zweier Roſen
Röte ineinander brennt.

Doch in Wahrheit immer
Iſt's am ſchönſten anzuſehn,
Wie zwei, die einander lieben,
Selig beieinander ſtehn.

Juſtinus Kerner

Eine weſtpreußiſche Agave.

Die Abbildung zeigt Agave americana, die wohl erheblich ſchöner und größer iſt als die in Nr. 34 des vorigen Jahrgangs geſchilderte. Sie iſt aus einem fingerlangen Ableger gezogen und zur Zeit der Blüte 30 Jahre alt; ſie iſt wohl ſo ſchnell gewachſen, weil ſie jedes Jahr im Sommer aus dem Kübel genommen und in gute und friſche Gartenerde geſetzt wurde. Sie war ſchließlich eine Laſt, weil der Transport aus dem Hauſe und wieder zurück im Spätherbſt 10 bis 12 Männer erforderte. Im März 1908 zeigte ſich der Blütentrieb, Ende Juli ſtand ſie in voller Blüte, 7½ Meter hoch — mit ſtrahlend goldgelben Blütendolden, aus kleinen lilienartigen hochſtehenden Blumen beſtehend. Sie hielt ſich wochenlang ſchön und Bienen, Hummeln und andere Inſekten belagerten ſie förmlich. Dann iſt ſie abgeſtorben. Weither kamen Leute, um dieſe ſeltene Pflanze zu ſehen. Im letzten Sommer war ſie im Kübel geblieben; wir fürchteten, beim Umpflanzen den Blütenſtiel zu beſchädigen. Ob ſie dem Tode entgangen wäre, falls ſie im freien Erdreich geſtanden, weiß ich nicht, glaube es aber kaum. (Nein. Red.) Der Blütenſtengel hatte allen Saft und alle Kraft aus den Blättern genommen, die ganz vertrocknet und dünn herabhingen, wie das Bild es zeigt. Vielleicht iſt es intereſſant genug, um im Hausgarten aufgenommen zu werden, ſchon um zu zeigen, was für tropiſche Gewächſe unſer klimatiſch ſo übel beleumundeter Oſten hervorbringt.

Helene Mac Lean,
geb. von Tiedemann.
Roſchau b. Sobbowitz, W.-Pr.

Die oſtpreußiſche Bierkirſche.

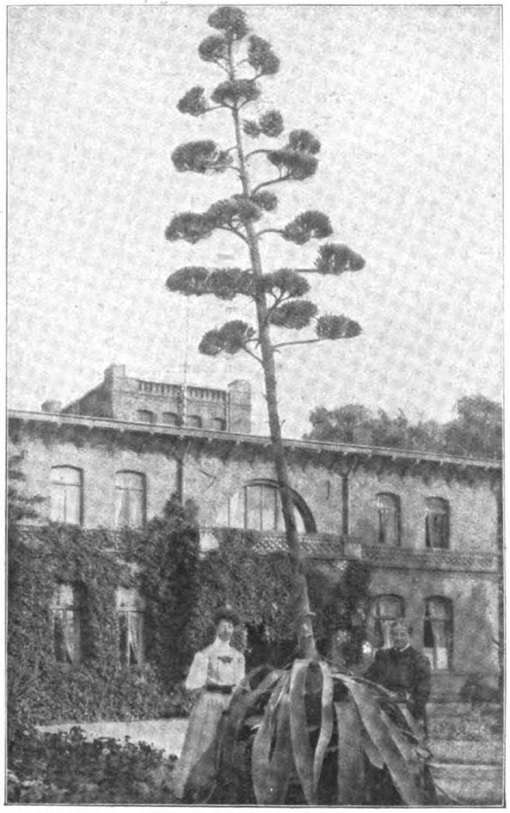
Wer ſich ſommers an der ſchwarzen Sauerkirſche erlabt, denkt wohl kaum daran, daß er im eigentlichſten Sinne ein lukulliſches Mahl vor ſich hat. Unſer Kirſchbaum ſtammt aus Aſien. Dort in dem kleinen Städtchen Keraſus ſoll es geweſen ſein, wo nach dem Berichte des älteren Plinius der römiſche Feldherr L. Licinius Lukullus auf ſeinem Zug gegen Mithridates (74 bis 76 v. Chr.) die den Römern bis dahin ganz unbekannte Frucht kennen lernte.*) Er führte ſie nach ſeiner Rückkehr in Italien ein; hier bildeten bei den lukulliſchen Gaſtmählern die Kirſchen bald eine Hauptzierde der Tafel.

Allmählich war der Keraſusbaum im ganzen römiſchen Weltreich heimiſch geworden. Von dort wurde er im Laufe der Jahrhunderte nach Germanien verpflanzt. So gelangten die ſchönen ſchwarzen Früchte ſchließlich auch ins altpreußiſche Land. Ihrer Herkunft gemäß hießen ſie „Keras-Beeren", woraus bald genug „Ker's-Beer'n" wurden. In manchen Dörfern Norddeutſchlands beſteht noch heute die alleinige Bezeichnung „Kesbern" oder auch „Kespern". Dieſe Ausdrücke ſind unmittelbar aus „Ker's-Beer'n" entſtanden. Anderswo hat ſich dies alte Wort „Kersbeeren" in „Kerſchbeeren" verwandelt, wofür man hochdeutſch „Kirſchbeeren" erwarten ſollte.

Indeſſen hatte das Hochdeutſche bereits für ſich einen andern Weg eingeſchlagen: wie die Frucht des Apfelbaums einfach Apfel heißt uſw., ſo nannte man allmählich die Frucht des Kerasbaumes, des Kirſchbaumes, kurzweg „Kirſche". Dieſe Bezeichnung wurde ein Beſtand der Schriftſprache und von da aus auch der Geſchäftsſprache.

Der Wandel war bereits erfolgt, als in Deutſchland mit der Zeit ganz neue Kirſchſorten Eingang fanden. So kam denn überall, auch in Oſtpreußen, zu der alten „Kerſchbeere" von außerhalb die „Kirſche" hinzu. Bei der Verallgemeinerung des Ausdrucks „Kirſche", der nach und nach auf ſämtliche heute ſo heißende Obſtarten ausgedehnt wurde, fühlte man aber doch das Bedürfnis, die ältere, als Kerſchbeere heimiſch gewordene Sorte von den neuen Arten zu unterſcheiden. Deshalb nannte man jene alten alſo „Beerkirſchen" (platt „Beerkerſchen"), während ſich die neuen ſchlechtweg als Kirſchen einführten.

Der Ausdruck „Beerkerſche" iſt im oſtpreußiſchen Platt heute noch lebendig. Eben deshalb galt er ſolchen Leuten, welche doch „was Beßres" ſein wollten und die ehrenvollſte aller Abſtammungen, die ländliche, in verächtlicher Weiſe leugneten, für nicht mehr fein genug; ſo wurde die unglückliche Verhochdeutſchung „Bierkirſche" vorgenommen, während es dem Geſagten zufolge „Beerkirſche" heißen ſollte. „Bierkirſche" iſt eigentlich überhochdeutſch, das heißt eine urſprünglich aus plebejiſcher Großmannsſucht übers Ziel hinausſchießende unfreiwillige Karikatur des Hochdeutſchen. Daß die alte Beerkirſche, alſo die Sauerkirſche, wirklich weit früher zu uns gekommen iſt als die neue, die Süßkirſche, erkennt man auch äußerlich ſchon daraus, daß die letztere oft heute noch nicht zu finden iſt auf ſehr vielen kleinen und kleinſten Grundſtücken, wo die ältere Art munter fortwuchert und ungepflegt ihre Beeren bringt.



Eine weſtpreußiſche Agave.

Die Bezeichnung einer Kirſche als Beere iſt übrigens auch aus unſerer klaſſiſchen Literatur nachweisbar. So heißt es bei Goethe in der Legende vom Hufeiſen:

Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unverſeh'ns eine Kirſche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär';
Das Beerlein ſchmeckte ſeinem Gaum. —

Nicht anders wie mit den Bierkirſchen ſteht es mit den Bieräpfeln. So nennt man ſtellenweiſe eine beſonders jämmerliche kleine Art von Holzäpfeln (oſtpr. Platt: „Höltke"); ſie heißen aber eigentlich Beeräppel wegen ihrer beerenhaften Winzigkeit.

Ebenſo iſt der Ahn einer Familie Biermann durchaus nicht notwendigerweiſe ein Meiſter in Hebungen und Senkungen des edlen Gerſtenſaftes geweſen. Die ältere Namenform Beermann weiſt vielmehr auf einen Menſchen, der verſtändig genug war, die Obſtzucht zu pflegen, und der ſich dadurch einen ehrenvollen Namen gemacht hat.

Natürlich wäre es ſinnlos, wollte man die nun einmal vorhandenen Ausdrücke Bierkirſche, Bierapfel und gar den Namen Biermann heute auf einen Schlag durch ſchulmeiſternde, vor ſich ſelbſt ängſtliche Pedanterie und beſtändigen Widerſpruch gewaltſam ausrotten; die ernſte Sprachwiſſenſchaft hat Geſcheiteres zu tun. Noch viel ſinnloſer und geradezu empörend wäre es, wollte man umgekehrt ſich der alten, allein echten und richtigen Bezeichnungen ſchämen, auf welche die ländliche Ausſprache hier noch hindeutet. Gewiß, Bierkirſche und Bierapfel klingt nicht ganz ſo nüchtern, wie Beerkirſche und Beerapfel; aber das Nüchterne iſt gerade das Vernünftige bei der Sache.

Königsberg i. Pr. Dr. L. Sadée.

Im Sommer Radieschen, Geſchoſſen kein bißchen. —

Wer möchte ſich das nicht ſehnlich wünſchen, der ſich bloß im Frühling an friſchen, zarten, ſchmackhaften „Monatrettichen" erlaben darf und ſich ſpäterhin, im Juni, Juli, Auguſt, über die hohlen und holzigen und pelzigen und geſchoſſenen Radieschen und Rettiche ſchwarz und weiß und grün und blau, alſo in ſämtlichen Rettichfarben ärgern muß! Kein Wunder, wenn beim Gedanken an friſche Radies in heißen Sommermonaten ſelbſt eine Aufſatzüberſchrift poetiſch wird und ſich wenigſtens reimt wie die obige! Im übrigen iſt der Rettich in Deutſchlands Dichterhallen durchaus ſalonfähig, ſofern folgendes kräftige Rettichlied, gedichtet „nach Durchleſung eines Manuſkripts mit Gedichten", bekanntlich keinen geringeren zum Verfaſſer hat, als Eduard Mörike:

„Das ſüße Zeug ohne Saft und Kraft —
Es hat mir all mein Gedärm erſchlafft!
Es roch, ich will des Henkers ſein!
Wie lauter welke Roſen und Kamilleblümlein.
Mir ward ganz übel, mauſerig, dumm!
Ich ſah mich ſchnell nach was Tüchtigem um,
Lief in den Garten hinterm Haus,
Zog einen herzhaften Rettich aus,
Fraß ihn auch auf bis auf den Schwanz —
Da war ich wieder friſch und geneſen ganz."

Eine ähnlich erfriſchende Wirkung mit vorausgegangenem Leſen von Gedichtsmanuſkripten, oder auch ohne ſolche ganz überhaupt, übt ſommers völlig zweifellos die Duodezausgabe des Rettichs aus, das Radieschen, falls es nämlich friſch und ſaftig iſt und nicht wie gewöhnlich um dieſe Jahreszeit holzig und pelzig.

Aber wie machen? Wie erzielt man ſolche „Radieschen geſchoſſen kein bißchen"?

Nehmen Sie in Ihrem Gemüſegarten ein etwa 10 cm breites Beet auf einem nicht friſch gedüngten, aber in alter Dungkraft ſtehenden, etwas ſandigen Land. Auf beſagtem Beet ziehen Sie 6 bis 8 Furchen, die etwa zur Hälfte mit gut verrotteter Kompoſterde aufgefüllt werden. Auf dieſe Lage ſtreuen Sie eine ganz dünne, vielleicht ½ cm hohe Schicht Viehſalz (oder Kochſalz) und auf dieſe Salzlage ebenſoviel recht feine gute Gartenerde (von einem Maulwurfshaufen z. B.). Nun ſäen Sie in die ſo beſtellten Furchen den Samen, und zwar einzeln und je 8 bis 10 cm voneinander entfernt, und bedecken ihn 2 cm hoch mit feiner Kompoſterde. Zum Schluß ebnen Sie hübſch das ganze Beet, worauf Sie das geebnete Beet noch mit einem Brettchen feſttreten und zu guter Letzt ſanft begießen. Ein paar Tage und die Jungradieschen ſtehen da und wachſen faſt zuſehends, namentlich wenn der Boden durch fleißiges Begießen ſtets feucht gehalten wird. Salzig, wie die ganze Idee iſt, darf auch das Begießen ſein: ein abendliches Begießen mit ſalzigem Waſſer von Zeit zu Zeit wirkt geradezu Wunder!

So können Sie alle 14 Tage Radieschen ausſäen: und mag die Sonne noch ſo trocken und heiß werden — Sie haben zum eigenen Genuß und zum Erſtaunen Ihrer Gäſte ſtets zarte, unpelzige, ungeſchoſſene Radieschen, was entſchieden beſſer ſchmeckt und mehr imponiert als ungeſchoſſene Haſen: Radies nicht bloß kirſchengroß, ſondern recht häufig, man höre! ſo groß wie eine tüchtige Walnuß! Bei breitwürfiger Ausſaat (wir ziehen aber die Einzelſaat in Furchen vor) miſcht man einfach die Samen gleich und gleich mit Salz und ſät ſo aus. Hiermit iſt zugleich das richtige Salzmaß gegeben: ſoviel und nicht mehr Salz an Gewicht und Menge als Samen an Gewicht und Menge. Zuviel Salz wäre auch hier ungeſund.

Wenn bei ſolcher Salzbehandlung zugleich eine ganze Menge von Schädlingen, Erdflöhen uſw. vertrieben wird, ſo wird dieſe Tatſache nur Ihren verdoppelten Beifall hervorrufen können.

---

*) Wir haben vor geraumer Zeit ſchon einmal darauf hingewieſen, daß die Ableitung aus dem lateiniſchen cerasum nicht ſtimmt. Vielmehr wurde das kleinaſiatiſche Städtchen am Schwarzen Meer wegen ſeines Kirſchenreichtums das „kirſchenreiche" genannt. Vielleicht geht das Wort auf das griechiſche keras = Horn zurück — wegen der hornartigen Härte des Holzes. Vergl. Kluge, Etymologiſches Wörterbuch, unter „Kirſche". Harder, Werden und Wandern unſerer Wörter, S. 23. Bei Plinius ſteht die Erzählung von Lukullus XV., 102. Red.

Und auch damit werden Sie durchaus einverſtanden ſein, wenn die Praktiker ſagen, daß dieſes Verfahren ſich ebenſo bei Sommer- und Winterrettichen, nicht bloß bei Radieschen, mit derſelben Wirkung anwenden läßt. Selbſtredend. Sind ja doch Rettich und Radieschen nicht bloß ſtammes-, ſondern auch ſprachverwandt, beide vom lateiniſchen radix, ſo gut wie Kohl von caulis, Kümmel oder bayriſch Kümmich von cuminum, Kürbis von cucurbita, Wicke von vicia und ſogar die allumfaſſende „Pflanze“ von planta.

Wer ſähe ſo etwas dem biederen „Kümmel“ an und gar dem urbayriſchen „Radi“?! Fehlt dem Münchner Radi nur ein x, dann iſt das alte Latein mit radix wieder hergeſtellt. Iſt überhaupt eigentlich nur ein mathematiſches x, wie man mitten im Sommer tadelloſe Radies ziehen kann. Löſung leicht: x = Salz.

Das Welken der Pflanzen in Blumentöpfen.

Schon oft iſt der und jener an mich herangetreten mit der Frage, ob ich ihm nicht die Urſache erklären könne, warum ſeine Pflanze im Blumentopf welke. Nun, vor allem wolle man eins bedenken, was gar zu leicht überſehen wird: die Pflanze iſt kein toter Stoff, ſondern in ihr iſt Leben, ſie will als lebend behandelt werden; dazu gehört aber Beobachtungsgabe. Wie der Arzt die Menſchen beobachtet, um die Krankheit zu erkennen, ſo muß es auch der Menſch mit ſeinen Pflanzen machen.

Wie kommt es, daß manchmal ſo geſund ausſehende Pflanzen innerhalb 3 bis 4 Tage anfangen zu welken?

Pflanzt man Blumen um, ſo muß man vor allen Dingen den Ballen etwas lockern; auch kürzt man manchmal die Wurzeln.

Lockert man den Ballen, ſo wird die ſchlechte Erde abgeſchüttelt, und neue, gute Erde tritt an ihre Stelle. Schneidet man die Wurzeln etwas ab, ſo entwickeln ſich mehr Saugwurzeln, und dieſe ſind es, welche der Pflanze die Nahrung zuführen. Pflanzt man die Blumen in neue Töpfe, ſo müſſen die Töpfe vorher ins Waſſer gehalten werden. Die Töpfe ſind porös und ſaugen ſich ſofort voll. Würde man dies nicht tun, ſo würden die Töpfe beim Gießen ſofort das Waſſer für ſich verwenden und die Pflanze leer ausgehen. Der Ballen wird austrocknen, obwohl man reichlich gießt. Wenn aber erſt der Ballen trocken iſt, ſo werden die Pflanzen bald welken.

Verpflanzt man die Blumen nicht, ſo wird aus der Erde die ganze Nahrung geſogen; iſt keine Nahrung vorhanden, ſo beginnen die Pflanzen zu welken und ſterben ab.

Auch kann die Erde ſauer werden, von wegen zu vielem Gießen, und wenn das Waſſer keinen genügenden Abzug hat. Deshalb muß man ſtets bei Pflanzen, die länger im Topfe bleiben, für Abzug ſorgen. Man legt über das Loch eine Scherbe, ſo kann es nie durch Erde verſtopft werden. Iſt die Erde ſauer, ſo lockert man die obere Schicht mit einem Stäbchen, ſo daß Luft hinzutreten kann.

Will man die Pflanzen gut gedeihen ſehen, ſo beachte man dieſe Winke. Die Pflanzen werden dann weniger welken. H. Siemann,

Provinzial-Gartenbaulehrer
in Wittſtock-Doſſe.

Orangen.

Die Mode iſt unbegreiflich! muß man ſich ſagen, wenn man an ſo manche ſchöne Pflanze denkt, ohne welche früher keine namhafte Gartenanlage beſtehen konnte und die jetzt faſt gänzlich verſchwunden iſt. So iſt es der Orange ergangen. Tragen auch in manchen Gegenden Deutſchlands die Bräute bei der Hochzeit noch gerne Orangenblüten, ſo ſind dieſe doch in den meiſten Fällen leider nicht natürlich, ſondern ſie verdanken ihr Daſein der Induſtrie. Die Sehnſucht nach dem Lande, wo die Zitronen blühen, hat nicht veranlaſſen können, daß der Baum bei uns heimiſch geblieben oder geworden iſt, obgleich er bei einiger Aufmerkſamkeit ebenſo gut und leicht wie Oleander, Granaten und andere Orangeriepflanzen zu erhalten iſt und Veranden, Villen und Wohnhäuſer für die Frühlings-, Sommer- und Herbſtmonate ſchmücken könnte. Die Natur hat keine Pflanzenart mit einem ſo ausgeprägten, angenehmen Geruch, verbunden mit hervorragender Schönheit und wundervoller Farbe der Blumen, geſchaffen, wie die Orangen, ganz abgeſehen von dem Wert der Früchte, der für geſunde, beſonders aber für kranke Menſchen gar nicht abzuſchätzen iſt.

Ohne große Opfer zu bringen, kann ſich jeder Haus- und Gartenbeſitzer, wenn er nur einen nicht zu feuchten, froſtfreien Keller mit etwas Licht hat, mindeſtens einige Exemplare dieſer ſchönen Pflanzen halten, die im Sommer Blumen und das ganze Jahr hindurch grüne und reife Früchte tragen.

Sind **Zitronen** (Citrus medica), **Pomeranzen** (C. Aurantium), **Limonen** (C. Limonum) und **Pompelmuſe** (C. decumana) mit Abarten auch nur für große Räumlichkeiten geeignet, ſo ſind doch die Bigaradien-Pomeranzen (Citrus Bigaradia) mit den vielen Bukett-, Kugel- und Zwergformen, wie crispifolia, racemosa, macrocarpa, salicifolia und myrtifolia, für mittlere und kleinere Räume wie geſchaffen und laſſen ſich bei einiger Pflege ſelbſt ganz gut im Wohnzimmer erhalten. Die Kultur iſt nicht ſo ſchwierig wie bei indiſchen Azaleen und anderen Pflanzenarten, die wir heute in den meiſten Zimmern und Gärten ſehen, und iſt ein Kinderſpiel gegen diejenige der modernen Orchideen und Bromeliaceen. Beſitzer von Orangerie- und Gewächshäuſern können ſo gut wie in England, Nordfrankreich und Belgien Bäume von Zitronen, Orangen, Limonen und Mandarinen haben, die jährlich eine ſtattliche Anzahl Früchte bringen und Küche und Tafel außerdem mit Früchten zum Einzuckern und mit Blüten für Konfitüren und zum Tee verſorgen. Ein trockener, froſtfreier Standort für den Winter, der bei milder Witterung zu lüften iſt, möglichſt weiches, nicht zu kaltes Waſſer, wenn der Ballen ſtark angetrocknet iſt; jährliches Verpflanzen der kleineren Topfexemplare im Frühjahr vor dem Triebe, in eine humusreiche Miſtbeeterde, die ſtark mit reingewaſchenem Flußſand gemiſcht iſt; drei- auch vierjähriges Verpflanzen der ſtarken Kübelpflanzen, heller, ſonniger Standort für den Sommer und von vier zu vier Wochen ein Dungguß — das iſt alles, was ſie zum guten Gedeihen beanſpruchen. Paul Juraß.

Als Ergänzung zu vorſtehendem fügen wir noch folgenden Rat eines anderen Mitarbeiters an: Aus Samen ſelbſtgezogene Apfelſinenbäumchen gehen häufig noch nach Jahren ein.

Um Erfolg bei der Aufzucht zu haben, bedarf es der Berückſichtigung einiger wichtiger Punkte. Ein großes Verſehen wird darin begangen, daß die jungen Pflanzen zu häufig umgetopft werden, und daß man ihnen zu große Töpfe gibt. Sie erfordern ſehr kleine, ſogenannte Stecklingstöpfe und eine humusreiche, ſandige, nicht zu kalkreiche Erde. Je älter die Pflanzen werden, um in ſo höherem Grade mengt man auch Lehm bei. Durch Einlage von Scherben ſorgt man für Waſſerabfluß, hüte ſich auch vor dem zu tief Pflanzen. Sobald der Stamm teilweiſe von Erde umgeben iſt, tritt Stammfäule ein. Ein weſentlicher Punkt iſt auch der Stand im Winter und Sommer. Im Winter ſtellt man die Pflanze in das kalte Zimmer und gießt ſehr vorſichtig. Im Sommer ſtellt man ſie derart, daß ſie vor der grellen Mittagsſonne geſchützt ſind. Es iſt beſſer, ſie im Sommer entweder im Garten oder auf dem Balkon zu halten. Js.

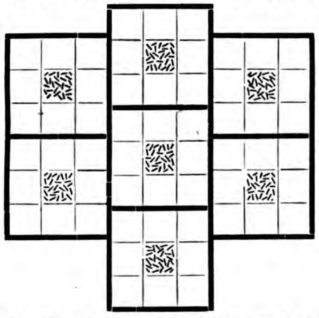
Gartenrätſel.

Im Moore, im dunkeln, ſtehe ich klein
Und heiße ein Tropfen in lichtem Schein.
Ich bin gewiß nur ein Pflänzlein fein
Und freſſe doch Fleiſch, hu! in mich hinein.
Ein Mörder bin ich und — kann das ſein? —
Der Mord trägt eure Freude mir ein.

Auflöſung des Gartenrätſels in Nr. 32:
Linſe.

Zum Nachdenken.

1. Zur Theorie des Röſſelſprungs.



Um die Felder obiger Figur mit Ausnahme der punktierten mit einem Röſſelſprungzug zu beſetzen, teile man die Figur in ſieben Quadrate mit je neun Feldern und durchlaufe nun jedes ſolches Quadrat der Reihe nach. Auf welche Weiſe muß dies geſchehen, damit der Zug ein zuſammenhängender wird?

2. Dechiffrieraufgabe.

Wir bieten unſeren Leſern mit dieſer Aufgabe gleichzeitig eine ſehr einfach zu erlernende Geheimſchrift, die darin beſteht, je zwei Buchſtaben des Alphabets miteinander zu vertauſchen. In welcher Weiſe iſt dieſes Prinzip in dem nachfolgenden Texte zur Anwendung gebracht?

iba qrz oretr nch qra uätrya,
avrqreno qnſ gny ragynat,
qn rexyvatg rſ, jvr iba ſyätrya,
qn orjrtg ſopu'ſ jvr trſnat;
haq qrz haorqvatgra gevroe
ſbytrg ſerhqr, ſbytrg eng;
haq qrva ſqerora, ſrv'ſ va yvror,
haq qrva yrora ſrv qvr gng.

qraa qvr onaqr qvaq nreevſſra,
qnſ iregenhra vqg ireyrgmg;
xnaa vpu ſntra, xnaa vpu jvſſra,
jrypurz Mhſnyy nhſtrſrgmg,
vpu aha ſpurvqra, vpu aha jnaqrea,
jvr qvr jvgjr, genhreibyy,
ſqnqq qrz rvara, zvg qrz naqrea
ſbeg haq ſbeg zvpu jraqra ſbyy.
(tögur).

3. Scharade.

Immer, immer ſollſt du's geben
Deinem Nächſten, immerfort.
Wandeln ſollſt du durch das Leben
Andern als das gute Wort.

Biſt du's nicht, ſo ſollſt du's werden,
Denn dies Leben iſt nicht 2,
Daß dein gutes Wort auf Erden
Dir und andern Segen ſei.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 35.

1. Schachaufgabe.

1. K c3—b3 c5—c4+
2. K b3—a3 beliebig
3. L a7—b6‡

A. 1. .... K a5—b5
2. K b3—a3+ K beliebig
3. L a7—b6, L c8—a6, T b1—b6‡

B. 1. .... S e5—c4
2. K b3×c4 K a5—a4
3. T b1—a1‡

C. 1. .... S anders
2. T b1—a1+ K a5—b5
3. L c8×d7, —a6‡.

2. Viſitenkarten-Rätſel.

Subdirektor.

3. Phyſikaliſche Aufgabe.

Durch das Schmelzen von 1 Kilogramm Eis iſt zunächſt 1 Liter Waſſer von der Temperatur 0° entſtanden, welches ſich hierauf noch bis auf + 10° Celſius erwärmt hat. Um dieſe nachträgliche Erwärmung hervorzubringen, mußte ſich das zugegoſſene Waſſer, welches zuletzt ebenfalls eine Temperatur von + 10° Celſius beſitzt, von 20° auf 10° abkühlen. Die Abkühlung des ſiedenden Waſſers von 100° auf 20° d. i. um 80° hat alſo das bloße Schmelzen des Eiſes verurſacht. Soll alſo 1 Kilogramm Eis nur geſchmolzen werden, ſo muß 1 Liter Waſſer von 80° darauf gegoſſen werden.

4. Scharade.

Freimaurer.

5. Scherzhomonym.

Wechſel.

6. Homonym.

Stab.

Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

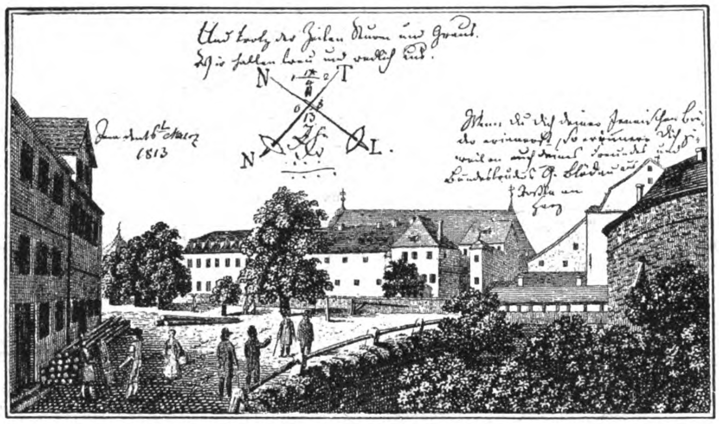
Ein liebliches Sommeridyll hat W. Claudius, der den Leſern des Daheim ſchon lange als Schöpfer intimer und anſprechender Gemälde bekannt iſt, mit ſeiner „Einkehr“ geſchaffen. Unter den breitäſtigen, ſchattenden Lindenbäumen des Wirtshauſes läßt ſich’s nach heißer Fahrt unter den ſengenden Sonnenſtrahlen trefflich raſten. Fahrenkrog, im Doréeſchen Fahrwaſſer, zeigt uns Parzival, wie er, am Fuße der Gralsburg angelangt, in Anbetung und Staunen in die lichtverklärte Höhe ſchaut auf das von Glanz umfloſſene Bild des Kreuzes: Eine meiſterhafte Wiedergabe der Idee der Gralsſage. Paul Meyerheim bietet uns eins ſeiner drolligen, ſatiriſchen Tierbilder: „Beim Arzt“, während G. Bilbao mit ſeinem Bilde „In Madrid“ ein Stück ſpaniſchen Feſtlebens mit allem ihm eigenen Glanz wiedergibt. J. C. Millais führt uns mit ſeinem Werk „Freilaſſungsbefehl“ eine ergreifende Familienſzene aus Schottlands Bergen vor. Der verwundete Hochländer darf aus der Kriegsgefangenſchaft in die Arme ſeines Weibes zurückkehren.

Aus alten Jenenſer Stammbüchern.

Alte Stammbücher haben meiſt noch einen anderen als Kurioſitätswert. Sie dienen genealogiſchen Forſchungen, haben kulturgeſchichtliches Intereſſe, enthalten oft, und zwar um ſo ſicherer, je weiter ſie zurückgehen, künſtleriſch wertvolle Miniaturen und ſind nicht ſelten eine Fundgrube ſeltener Autographen. Vor mir liegen drei Stammbücher von Jenenſer Studenten. Das eine aus der Zeit von 1713 bis 1718, das zweite aus dem Anfange der ſechziger Jahre des XVIII. Jahrhunderts und das dritte aus den Tagen des Wiedererwachens des deutſchen Nationalgefühls in den Jahren 1811 bis 1815. Welcher Wechſel der politiſchen Zuſtände, der Anſchauungen und der Sitten!

Das älteſte Stammbuch gehörte einem adligen Anonymus. Keine der 182 Eintragungen führt den Namen des Beſitzers an, gewöhnlich heißt es: „Praenobilissimo doctissimo Domino Possessori hujus albi“ — dem ſehr edlen und gelehrten Herrn Beſitzer dieſes Albums ſchrieb es zum Andenken … Die meiſten Eintragungen ſind in lateiniſcher Sprache verfaßt, viele franzöſiſch, einige italieniſch, holländiſch und ſchwediſch und nur zwei deutſch. „Glückſelig iſt der menſch, den ein begrüntes Feld, Von Hochmuth und vom geitz entfernt, beſchloßen hält“, Mit dieſem empfiehlt ſich zu guthem andencken: Friedrich Wilhelm Freyherr von Hertzberg. Jena den 17. Sept. 1716. — Und J. von Levetzow ſchreibt: „Honor est virtutis filia. Drumb wer die Tochter haben will, der halt es mit der Mutter.“

Die Eintragungen an ſich bieten nichts Charakteriſtiſches. Es iſt Sentenzenweisheit, meiſt aus lateiniſchen und franzöſiſchen Schriftſtellern entnommen. — Von Intereſſe dagegen iſt eine Vergleichung der Namen. Jena muß damals mit Vorliebe vom norddeutſchen und baltiſchen Adel beſucht worden ſein, beſonders häufig kehrt das Beiwort „ſchleſiſcher Ritter“ wieder. Da ſind vertreten Carl Ernſt von Rehdiſer; Heinrich Sigismund von Strachwitz; von Burgdorff; Georg Adam und Balthaſar Magnus von Frankenberg, von Watzdorf, Georg Abraham von Stoſch; Carl Chriſtopher von Seckendorff; Joh. Wilh. von Poſadowsky u. a. — Ferner haben ſich eingezeichnet Wilh. Ludw. von Hoym; J. L. von Caprivi; Adam Friedrich Gans Baron von Putlitz; der Livländer Baron von Nolcken, der in Stockholm im Jahre 1755 als Staatsſekretär des Auswärtigen ſtarb; C. F. Willamovius aus Königsberg in Preußen; der ſpätere Rechtslehrer C. H. Muſäus aus Kiel; der ſpätere Theolog und Hymnograph C. N. Moellenhof aus Lübeck uſw.



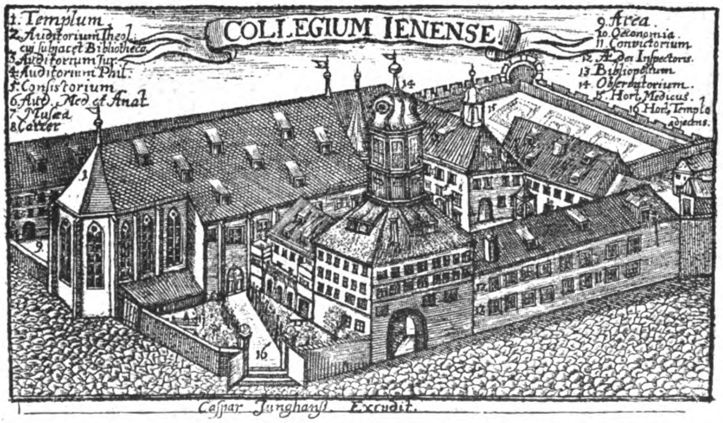
Am Löbergraben in Jena.

Das zweite Stammbuch iſt vom Studioſus Peterſen aus Holſtein in den Jahren 1763 bis 1766 geführt. Es iſt die Zeit des Renommiſten von Zacharias. Ungeniert iſt das Studentenleben, „das Recht auf die Straße“ nahm der Muſenſohn von damals voll und ganz für ſich in Anſpruch. Fenſtereinwerfen, nächtlicher Geſang, Raufereien, Wettkämpfe mit den Stadtſöhnen um die Gunſt der Bürgertöchter, Kneipereien auf offenem Markte waren an der Tagesordnung. All das wird in köſtlichen, quartblattgroßen Miniaturen auf Pergament geſchildert. Da erleben wir den Einzug des Fuchſes in die Alma mater; dort ein Stoßduell auf dem Marktplatze; der Ausritt aus dem Bierdorfe Schöps in fideler Stimmung erinnert an heutige Zeiten, ganz fremd dagegen mutet uns ein Ständchen an, das des Nachts bei Fackellicht einem beliebten Dozenten gebracht wird. Das fünfte Bild zeigt den Examensakt, das ſechſte die feierliche Kneipe; ein Ausritt nach Weimar und ein Gartenfeſt ſchließen den Reigen.

Die Einzeichnungen ſind überwiegend deutſch. Die Zeiten waren andere geworden; beſonders die Siege Friedrichs des Großen hatten das Nationalgefühl mächtig geſtärkt.

Beteuerungen der Freundſchaft ſind überwiegend. — „Ich ſoll Salinens Grentzen fliehn. Um in mein Vaterland zu ziehn. Da lache ich! Allein ich ſoll bei meinem Scheiden, Dich, Freund, und Deinen Umgang meiden, Da weine ich.“ — Oder: „Unſere Freundſchaft ſoll beſtehen, Bis der Tod ein Ende macht.“ Am meiſten wird Hagedorn zitiert. Der ins Philiſtertum ziehende Burſch ſchreibt häufig mit ſchwerem Seufzer nur die Worte: „Mein Jena lebe wohl!“ — Auffällig iſt die große Zahl der Schleswig-Holſteiner, die in Jena ſtudieren. Von 136 Eintragungen rühren 42 von Holſteinern her.

Wieder ein gewaltiger Sprung. — Das Stammbuch des Studioſus L. von Holleben aus Rudolſtadt iſt in den Jahren 1811 bis 1815 in Jena und Göttingen geführt. Napoleon hatte Deutſchland gedemütigt, in Moskau und an der Bereſina war der Stern des Korſen zum Niedergang gekommen, Preußen hatte ſich erhoben. Deutſchland war befreit worden. Merkwürdig wenig von der Begeiſterung, die Deutſchland, und beſonders die deutſche Jugend ergriffen hatte, tönt uns aus den 68 Blättern dieſes Stammbuches entgegen. Kein Jubel über die Niederwerfung des Korſen, kein Wunſch, mitzuziehen in den Kampf, keine Opferfreudigkeit. Die Verbindungsintereſſen überwiegen, es ſcheint, als ob in den Landsmannſchaften — meiſt haben ſich Saxonen verewigt — kein Raum für die Betätigung patriotiſcher Gefühle geweſen wäre. Da wird 1813 geſchrieben: „Dem blau-blau-weißen Bande, Das uns ſo ſanft umzog, Saxonias Vaterlande Erſchall ein donnernd Hoch!“ — Ganz ſelten nur ſind Verſe wie die folgenden: „Wir fühlen hohen Muth, Und laſſen gern das Blut Fürs Vaterland. Für Ehr’ und Freiheit ficht, Der brave Burſch vergnügt, In jedem Kampf und ſiegt Fürs Vaterland.“ Sie ſind am 14. März 1813 geſchrieben, und ſehr zweifelhaft iſt es, ob ſie ſich auf das große deutſche Vaterland oder auf das Vaterländchen beziehen, deſſen Farben der Burſch trug. Es bleibt für dieſen Mangel an vaterländiſcher Begeiſterung nur die eine Erklärung übrig, daß die Eintragenden faſt ausnahmslos den mitteldeutſchen Kleinſtaaten angehörten. —



Die Univerſität in Jena. Stich in Rotdruck. Um 1700.

Die Blätter dieſes Stammbuches beſtehen aus Kupferſtichen in Oktav mit Anſichten aus Jena und Göttingen und deren Umgebungen. Sie wurden offenbar für den Bedarf der Studenten angefertigt; die Miniaturmalereien hatten vollſtändig aufgehört. Prof. Dr. M. Kirmis.

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 39

Daheim

Ein deutſches Familienblatt

25. Juni 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker (Fortſetzung) 5
Junge Hoffart. Gemälde von G. Schachinger 6
Schattiger Lindengang. Gemälde von Wilhelm Eiſenblätter 7
Sommerabend. Gedicht v. Frida Schanz 9
Frau Nachtigall. Von Heinrich Oeſterle 10
Die Weltausſtellung in Brüſſel. I. Von Hanns von Zobeltitz. Mit neun Abbildungen 11
Die deutſche Poſtkarte. Von Dr. Curt Rud. Kreuſchner 15
Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers 17
Der alte Händler. Gemälde von Hans von Bartels 17
Näherinnen. Zeichnung von Max Liebermann 18
Auf dem Heimweg. Gemälde von Otto Gebler 19
Edvard Grieg. Von Ferdinand Pfohl 22
Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary (Fortſetzung) 23
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Kinder-Daheim — Sammler-Daheim
Briefkaſten . . . . 25—39
Kunſtbeilage: Jeanne d'Arc. Gemälde von Chapu. Muſée du Luxembourg.

Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

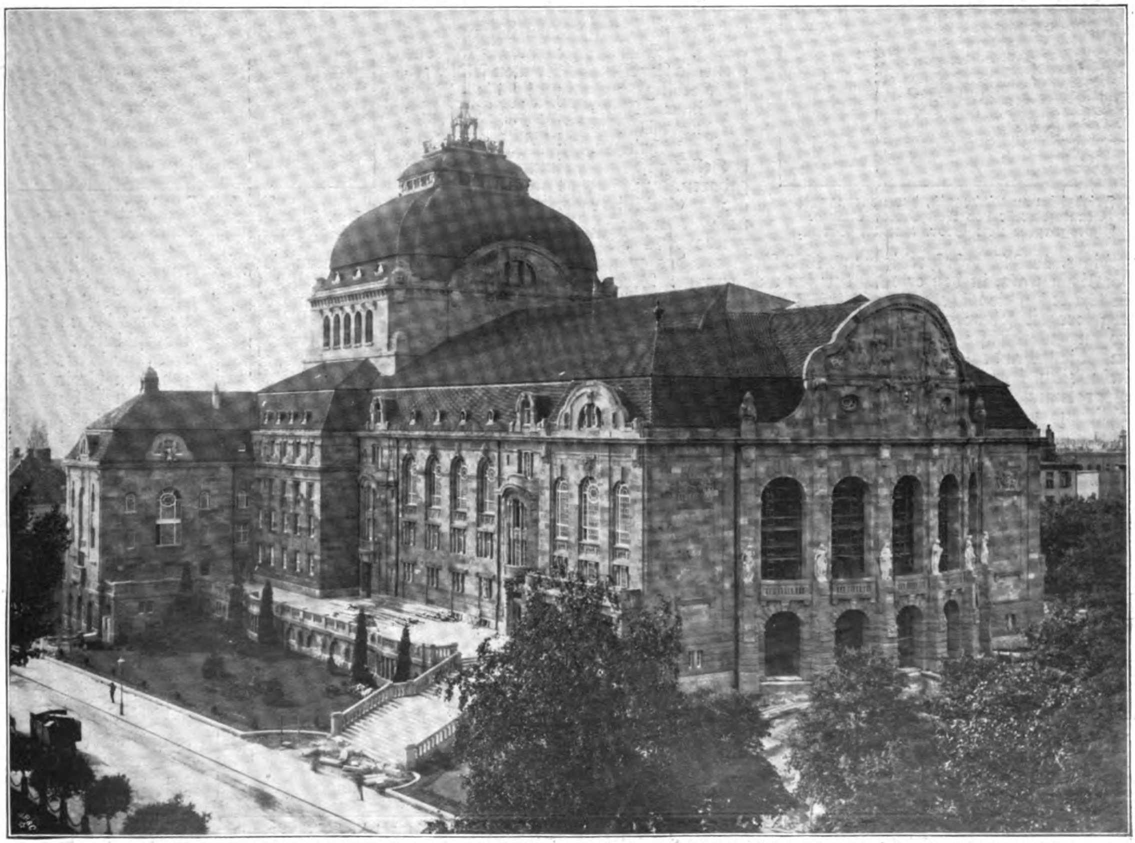
Ein prächtiges **Stadttheater,** außerordentlich ſchön in ſeinen Maßen und in der feinabgewogenen Gliederung ſeiner Architektur, hat die Stadt **Freiburg i. Br.** ſich geſchaffen. Das Gebäude iſt nach den Plänen des Stadtbaurats Seeling in Charlottenburg mit einem Koſtenaufwand von dreiviertel Millionen erbaut worden.

* * *

Eine reizende Aufnahme des jüngſten Sohnes des kronprinzlichen Paares können wir heute unſern Leſern bieten. Prinz Hubertus (Bild S. 2) iſt am 30. Sept. 1909 in Potsdam geboren und entwickelt ſich an der Seite der beiden Brüder aufs erfreulichſte.

* * *

Der Rücktritt Dernburgs, mit dem man nach dem Scheiden des Fürſten Bülow und bei der neueſten Entwickelung unſerer Politik gerechnet hatte, iſt erfolgt. Der Kaiſer hat das Abſchiedsgeſuch des Staatsſekretärs des Reichskolonialamts und Wirklichen Geheimen Rats unter Verleihung der Brillanten zum Roten Adlerorden und äußerſt anerkennenden Worten für die hervorragenden Verdienſte und die erfolgreiche Arbeit an der Entwicklung der deutſchen Kolonien genehmigt. Man kann vielleicht über die Maßnahmen Dernburgs verſchieden urteilen, namentlich, was die zumeiſt kaufmänniſche Auffaſſung kolonialer Verhältniſſe anbelangt, aber niemals wird ihm das deutſche Volk den Dank und die Anerkennung dafür verſagen dürfen, daß er in dem gegebenen Augenblick der rechte Mann war und mit allem, was er iſt, für die koloniale Sache eintrat. Zum Nachfolger Dernburgs wurde der im Kolonialdienſt bewährte frühere Gouverneur



Das neue Stadttheater in Freiburg i. B. Entwurf von Stadtbaurat Seeling. Phot. von Gebr. Hirſch, Hofphot. in Karlsruhe i. B.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

Prinz Hubertus, der jüngſte Sohn des Kronprinzenpaares.
G. Berger, Phot., Photochemie, Berlin, copyright.

Friedrich von Lindequiſt, der neuernannte Staatsſekretär des Reichskolonialamts.
Photographie von Gebr. Haeckel, Berlin.

Bernhard Dernburg,
ehem. Staatsſekretär des Reichskolonialamts.
Photographie von R. Dührkoop, Berlin.

von Südweſtafrika von Lindequiſt ernannt. Er iſt am 3. Sept. 1862 geboren und trat 1892 als Aſſeſſor in das Auswärtige Amt ein, wo er zunächſt in der Kolonialabteilung arbeitete. Nachdem er 1897 zum Regierungsrat befördert worden war, ward er 1902 zum Generalkonſul in Kapſtadt, 1905 zum Gouverneur von Südweſtafrika ernannt, 1907 als Unterſtaatsſekretär in das Kolonialamt berufen. Er ging in demſelben Jahre zum zweitenmal als Gouverneur nach Südweſt und vertrat 1908 Dernburg während deſſen Reiſe nach Oſtafrika in der Leitung des Kolonialamts.

* * *

Das Jubiläum ihrer 50jährigen Amtstätigkeit feierten in dieſen Tagen zwei der hervorragendſten Mitglieder der badiſchen Kirchenbehörde in Karlsruhe: der Wirkliche Geheime Rat, Präſident des evang. Oberkirchenrats Exzellenz D. Helbing und Geheimer Oberkirchenrat D. Julius Zähringer. D. Helbing iſt 1837 geboren, kam 1860 als Stadtvikar nach Karlsruhe, wurde 1874 Hofprediger, 1889 Oberhofprediger und 1903 Präſident des evang. Oberkirchenrats, in den er 1900 berufen worden war. Bereits 1886 hatte ihn die Theologiſche Fakultät der Univerſität Heidelberg wegen ſeiner großen Verdienſte um die Landeskirche zum Ehrendoktor ernannt. Dem badiſchen Fürſtenhauſe ſteht **Helbing** ſehr nahe. Auch in dem deutſch-evangeliſchen Kirchenausſchuß hat ſeine Stimme ein großes Gewicht, wie er überhaupt an der Löſung aller bedeutſamen kirchlichen Fragen in entſchiedener Weiſe mitgewirkt hat. D. Julius Zähringer iſt 1838 in Salzburg geboren und kam 1863 als Stadtvikar nach Mannheim, nachdem er drei Jahre an anderer Stelle gewirkt hatte. Er wurde 1897 in die oberſte Kirchenbehörde berufen und erhielt 1904 wegen ſeiner fruchtbaren Tätigkeit auf dem Gebiet der Guſtav-Adolf-Vereinsſache — er führt ſeit 1878 den Vorſitz in dem badiſchen Hauptverein — von der Univerſität Heidelberg den Ehrendoktor der Theologie.

Wirkl. Geh. Rat D. Helbing.
Photographie von Gebr. Hirſch, Hofphotographen in Karlsruhe i. B.

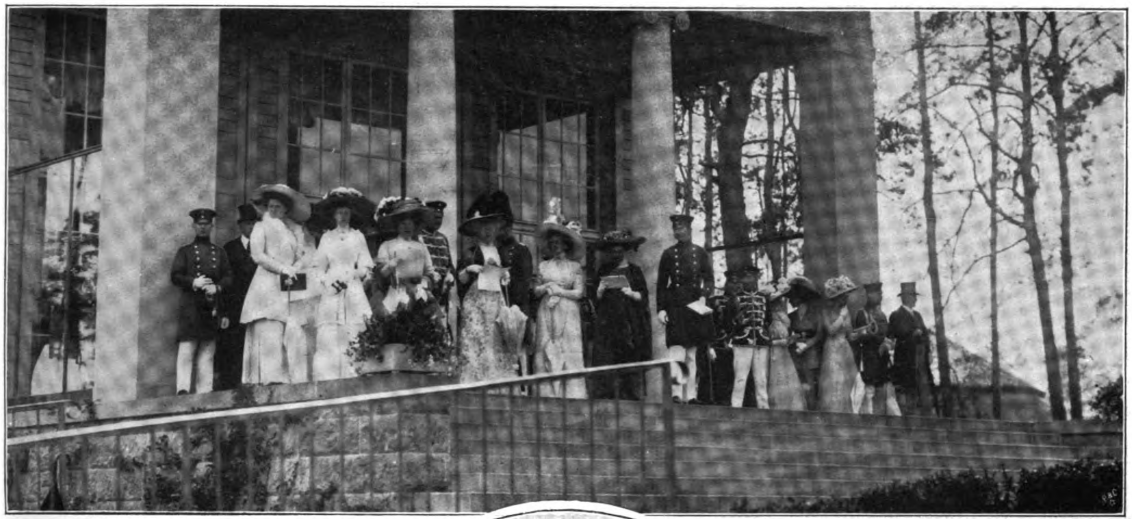
Geh. Oberkirchenrat D. Zähringer.
Photographie von Gebr. Hirſch, Hofphotographen in Karlsruhe i. B.

* * *

Einen Sportfeſttag großen Stils bedeutete für die Reichshauptſtadt auch in dieſem Jahre wiederum das Armeejagdrennen, (Bilder auf S.3) das, bisher in Hoppegarten, jetzt zum erſten Mal auf der neuen Grunewaldbahn geritten ward. Tauſende waren bei dem prächtigen Wetter hinausgefahren, um dies Rennen, das unter den Augen des oberſten Kriegsherrn ſtattzufinden pflegt, mitzuerleben. Und ſo war es auch diesmal wie ſonſt: auf den Kaiſerpavillon lenkte ſich das Intereſſe der glänzenden Zuſchauermenge vielleicht mehr als auf das Rennen ſelbſt, zumal die Bahn wenig überſichtlich iſt und die Aufmerkſamkeit nicht immer in gleicher Weiſe feſtzuhalten vermag. Außer dem Kaiſer, der die Uniform der Leibgardehuſaren trug, waren die Kaiſerin mit der Prinzeſſin Viktoria, Prinz und Prinzeſſin Eitel-Friedrich, Prinz und Prinzeſſin Auguſt Wilhelm und die Prinzeſſin Friedrich Leopold mit ihrer Tochter erſchienen. Den Hauptpreis des Tages, den Preis des „Großen Armee-Jagd-Rennens“ errang Leutnant von Lütcken auf Leutnant von Röders Malton Pet, während der „Silberne Schild“ Kaiſer Wilhelms II. dem bekannten Fervor aus dem Stall Weinberg zufiel.

* * *

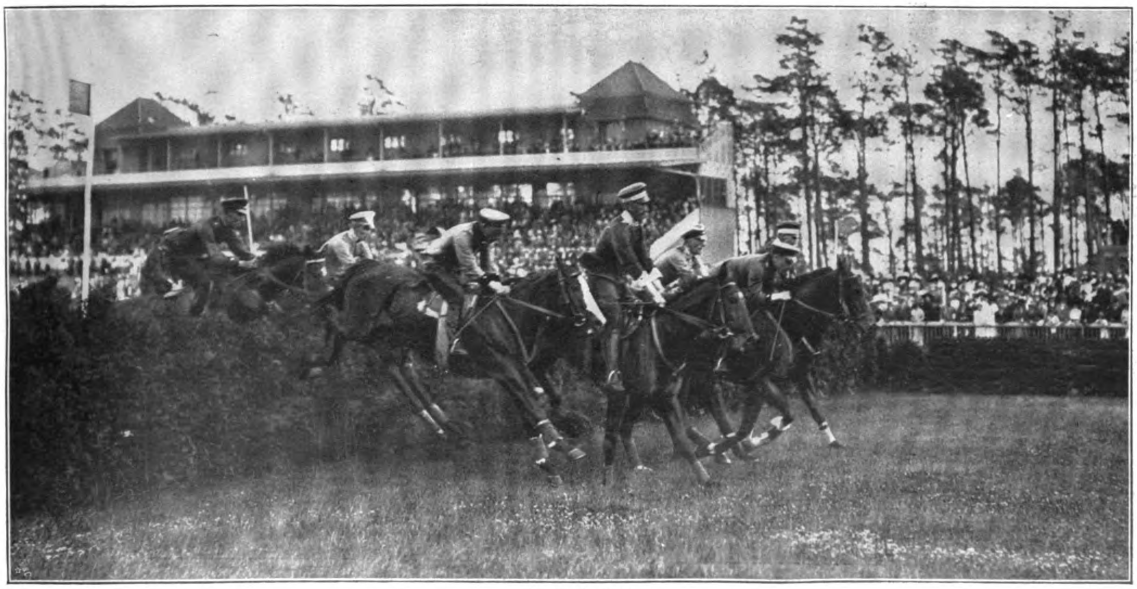
Sage und Geſchichte haben ihre immergrünen Kränze um die Ruine des alten märkiſchen Kloſters der Ciſterzienſermönche Chorin gewoben, und was einſt hier in grauer Vorzeit an fröhlichen Volksbräuchen, an harten



Mitglieder der Kaiſerfamilie als Zuſchauer beim Großen Armee-Jagdrennen auf der Rennbahn im Grunewald.

Leutnant von Lütcken auf Malton Vet, der Sieger im Großen Armee-Jagdrennen.

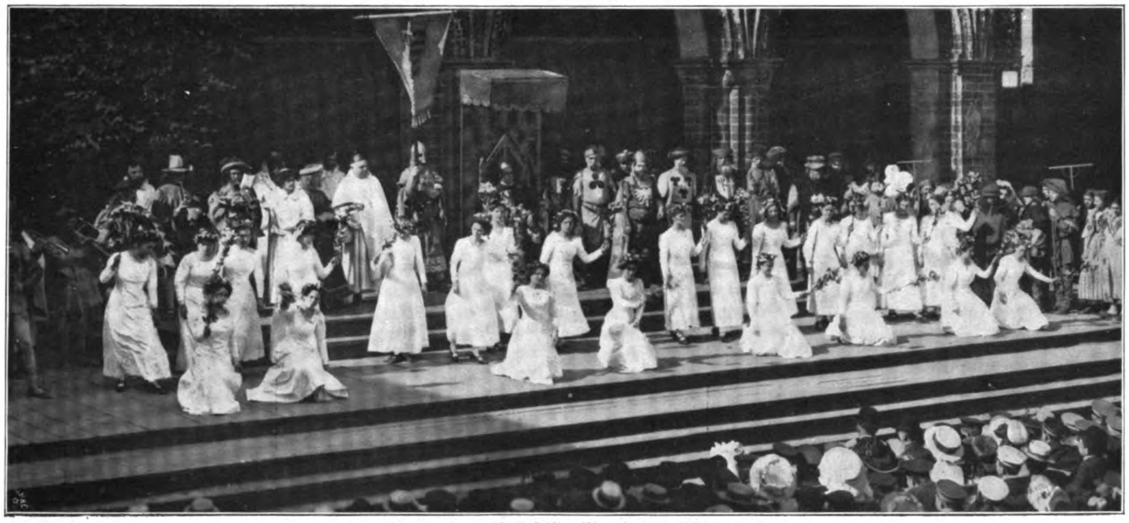
Glaubenskämpfen, an Jagdfreuden und blutigem Ringen um Macht und Hoheit ſich abgeſpielt, das ſehen wir in dieſen ſonnigen Frühlingstagen wieder vor uns Geſtalt und Leben gewinnen. Es iſt der Verein für Heimatkunde zu Eberswalde, der uns in ſeinen Feſtſpielen Luſt und Schmerzen jener längſt entſchwundenen Tage herzerfreuend und ergreifend nahe bringt. Vor den herrlichen gothiſchen Portalen des inneren Kloſterhofes ſpielt ſich all das vor den 2000 Zuſchauern ab, die dort auf den erhöhten Sitzen im Freien ihren Platz finden. Das iſt keine Theaterſcenerie, da zieht ſich der immergrüne Epheu um die alten märkiſchen Ziegelſteine, da ſingen wirklich die Vöglein ihr Frühlingslied, und da gießt von oben der blaue Himmel auf dieſes bunte Leben ſein helles Licht. Es iſt ums Frühjahr 1300; Markgraf Otto mit **dem Pfeile weilt hier als Gaſt des Kloſters. Lenzesfreude und Sonnenſchein haben auch** hier ihren Einzug gehalten. Ein Chor junger Mädchen tanzt ſingend ſeinen Frühlingsreigen nach einem Minneliede Ottos IV. Stadt- und Landvolk ſtrömt herbei. Ein Wunderdoktor preiſt ſeine Quackſalbereien an und führt ſie an einem willigen Patienten vor. Da erſcheint ein Geſandter des Papſtes und verkündet Bann und Acht über Otto. Aber der Abt, aus altem märkiſchen Blute, weigert ſich, ihn auszuſprechen, und will ſelbſt den Papſt anrufen. Alles Volk jubelt Otto zu. — In Kampf und Kriegsgetümmel zur Zeit des falſchen Waldemar um 1350 bringt uns das zweite Spiel. Für und wider ihn erheben ſich heftig die Stimmen der Ritter und des Volkes. Da entſagt nach innigem Gebet vor dem Muttergottesbilde Waldemar ſeiner Markgrafenwürde und zieht als Büßer hinaus. Die Erſcheinung der weißen Frau, die auch Chorins **Mauern kennt, gibt ihm das Geleit. Tief ergriffen ſieht ihn das Volk ſcheiden. — Mitten**



Hürdenſprung.

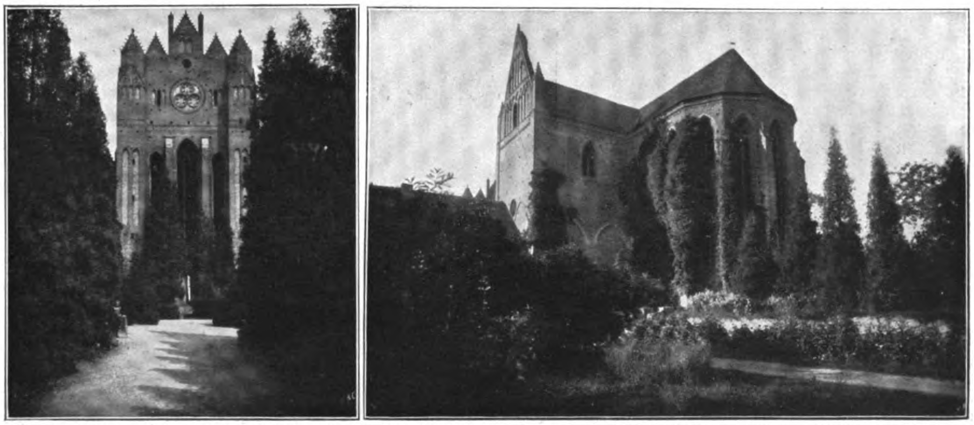
Das Große Armee-Jagdrennen auf der Rennbahn im Grunewald. Photographien vom Illuſtratiosphoto-Verlag und von Gebr. Haeckel-Berlin.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

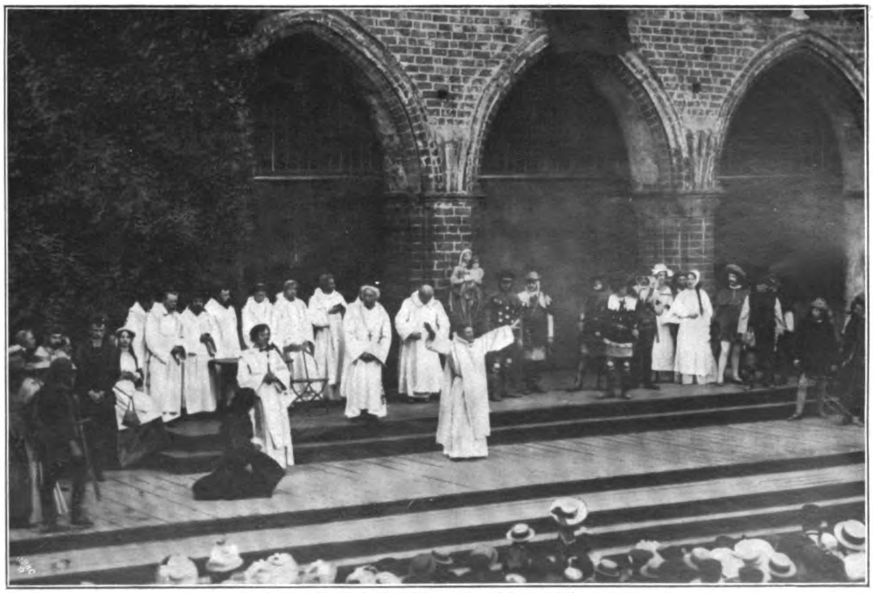


Frühlingsreigen (Zeit Ottos IV. mit dem Pfeile, 1301).
Photographie vom Verlag der Neuen Photographiſchen Geſellſchaft, Akt.-Geſ., Berlin-Steglitz.

in die dunkelſte Zeit des Hexenwahns werden wir im dritten Spiel verſetzt. Die liebliche junge Eliſabeth aus Kerkens ſoll als Hexe verbrannt werden. Wütend verlangt es das Volk. Vor unſeren Augen wird ſie an den Schandpfahl gebunden. Vergeblich ſucht der als Gaſt des Kloſters anweſende Friedrich Eiſenzahn das Volk von ſeinem Irrwahn zu bekehren. Schon will der Henker mit der Fackel den Scheiterhaufen entzünden, da tritt ihr Jugendfreund, der edle, fromme Mönch Cycero, begeiſtert für ihre Reinheit ein und will mit ihr ſich verbrennen laſſen. Nun ſchreit der Prior plötzlich auf: „Mein Sohn, mein Blut, das ich zwanzig Jahre verleugnet, erkenne mich einmal als deinen Vater, ehe uns die Macht der Kirche fürder trennt.“ Darauf bittet das Volk ſelbſt den Kurfürſten, das Urteil ins Feuer zu werfen. — Das vierte Spiel zeigt uns den letzten Tag des alten Kloſters, das der Reformation zufällt und auf Befehl Joachims zum kurfürſtlichen Amt erklärt wird. Noch einmal erklingt das Ave der Mönche, dann ziehen die Eberswalder in das Gotteshaus, aus deſſen Hallen nun zum erſten Mal das reine Lied des Evangeliums ertönt.



Das Hauptportal mit Cypreſſenallee des Kloſters Chorin und (rechts daneben) die Geſamtanſicht von Kloſter Chorin.
Photographien von Alice Matzdorff-Berlin.



Der Hexenprozeß (Zeit Kurfürſt Friedrichs II. Eiſenzahn, 1456).
Photographie vom Verlag der Neuen Photographiſchen Geſellſchaft, A.-G., Berlin-Steglitz.

Die Choriner Feſtſpiele.

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker. (8. Fortſetzung.)

Das Terzett war gut miteinander eingeſungen. Dem Tenor des jungen Offiziers fehlte freilich die Schule, aber der Bariton des Herrn Heydebrek war weich, klangvoll und in allen Lagen ausgeglichen. Zweifellos hatte der junge Referendar eine gründliche Ausbildung in der Sangeskunſt genoſſen.

Pianiſſimo hatte das Terzett eingeſetzt — drinnen im Speiſeſaal gab's noch mehrmals ein breites, leiſes Ziſchen, dann ward es ganz ſtill — der Geſang ſchwoll allmählich an, die Marſchrhythmen klangen hell und tapfer, dann verklang das Lied der drei Burſchen wieder, wie in der Ferne entſchwebend. Die Melodie der warmen, ans Herz rührenden, glockenklaren erſten Stimme ſtieg langſam auf, höher, immer höher. Dann zum Schluß auf dem hohen Ton — pianiſſimo — ein letzter Abſchiedsgruß — wie aus der Weite hergeweht ...

Ein paar Sekunden lang hörte man nur atmen. Kein Flüſterwort. Aber dann ſetzte der Beifall dröhnend ein.

Viele Gäſte hatten ihre Plätze verlaſſen, umringten die Sänger, dankten, beglückwünſchten.

Das „Kölner Hänsgen" war hinter den Klavierſpieler getreten. „Hören Sie mal, Hauskapelle, das haben Sie famos begleitet. Die Herrſchaften müſſen das noch mal ſingen. Das iſt ja allerliebſt, das Ding. Noch Manuſkript?"

Das Terzett fand bei der Wiederholung dieſelbe Aufmerkſamkeit. Die Gäſte befanden ſich jetzt nicht mehr an der großen Tafel. Alle ſtanden und lauſchten. Viele Paare Arm in Arm. Es war ein buntes Bild. Und wieder dröhnte der Beifallsſturm.

Nikoleit hatte mit ſeiner Kapelle den Platz räumen müſſen. Der Flügel wurde in eines der Nebenzimmer geſchoben. In der Halle ſollte jetzt getanzt werden.

In der Gruppe ſeiner Kollegen ſtand Nikoleit, an den Türpfoſten gelehnt, und ſein Blick klammerte ſich an die junge, ſchlanke Geſtalt von Lona Raith. Sie war von jungen Herren umringt, die mit ihr tanzen wollten. Aber ſie lehnte ab — ſie war noch zu erregt vom Singen. Nikoleit hörte ſie ſprechen. Jetzt — für eine Sekunde — glitt der Blick ihrer dunkeln Augen über den menſchenerfüllten Raum, ſtrich aber flüchtig über ihn hin.

Wie es ihn zuerſt erſchüttert hatte, daß er hier ſo ungeahnt das alte Werkchen von ihr hören ſollte. Er glaubte, das Herz müßte ihm zerſpringen. Und nun hatte ihre liebe Stimme all die ſtumme, verborgene Sehnſucht ſeiner Seele wieder ausgelöſt. Wie er ihr dankbar war! Sie hatte ſeinem einfachen Liede die Treue bewahrt ... Er war ihr auch treu geweſen. In vielen dunkeln Stunden hatte ſie ihm als Lichtgeſtalt vorgeſchwebt, zu der er aufſah, die rein und heilig über ihm ſtand, der er ſich verpflichtet glaubte.

Er hatte gar keine Ahnung gehabt, daß ſie wieder in Berlin weilte. Wie gern hätte er ihr ein einziges Wort des Dankes, der Freude geſagt. Auch der Bewunderung. Denn in ihrer Kunſt war ſie gewachſen. Ihre Stimme war voller, blühender geworden, in der Höhe ſicherer. Und aus dem Vortrag ſprach ein reifer Menſch. Wenn er doch nur den Mut hätte, auf ſie zuzugehen ...

„Muſik!" kommandierte die helle Stimme des jungen Offiziers.

Nikoleit fuhr zuſammen. Ein paar Sekunden lang war er ſo verwirrt, daß die Kollegen ihn verwundert anſahen. Endlich ſagte er zu dem Flötiſten, der auf dem Klavier gut zum Tanz aufſpielen konnte, in bittendem Tone: „Springen Sie heute für mich ein. Wollen Sie? Ich — ich kann nicht mehr."

„Sind Sie krank? Sie ſehen ja ganz käſig aus." Auch der Öſterreicher war über ſein Ausſehen erſchrocken. „Trinken Sie noch ein biſſel Wein — !"

„Ich laſſe Ihnen mein Honorar — ſagen Sie, ich ſei krank geworden, wenn nach mir gefragt wird — aber zum Tanz ſpielen kann ich heute nicht mehr ..."

Kaum eine Viertelſtunde darauf war er umgezogen und unbemerkt in den Korridor gelangt.

Die Muſik ſpielte einen Walzer. Alles wirbelte durcheinander. Es war ein unvergleichliches Bild. Die vielen gutgewachſenen jungen Offiziere, die anmutigen, jungen Damen in den bunten Koſtümen ...

Da tauchte ein ſchlanker, blonder Landsknecht mit einer brünetten dunkeläugigen Marketenderin auf.

... Heydebrek mit Lona Raith ...

Aus den Augen des jungen Baritoniſten leuchteten Stolz und Glückſeligkeit. Und dem Zauber der weichen Melodie hingegeben überließ ſich die junge Rheinländerin ſeiner ſchwungvollen Führung.

Nikoleit preßte die Lippen zuſammen, biß die Zähne aufeinander. Haſtig verließ er die Wohnung und das Haus.

* * *

„Profeſſor Spitta erwartet Sie in ſeiner Sprechſtunde!“ ſagte der Kaſtellan Müller zu Nikoleit, als er in den erſten Tagen des März zum Partiturſpiel-Unterricht in die Hochſchule kam.

Ihm ſchwante ſogleich: es war verraten, daß er in der Stadt zum Tanz aufgeſpielt hatte, man entzog ihm die Freiſtelle, relegierte ihn wohl gar.

Aber es kam ganz anders. Die Mitglieder des Direktoriums hatten ſeine Kantate „Seefahrt“ — über den Goetheſchen Text — durchgeleſen, und der Profeſſor eröffnete ihm, daß ſeine Arbeit am nächſten Vortragsabend vom Hochſchulchor geſungen werden ſollte. Profeſſor Adolf Schultze, der Dirigent des großen Chores, würde ihm noch Näheres darüber mitteilen. Aber Spitta ergriff die Gelegenheit, um mit ihm über ſeine Zukunft zu ſprechen. Um frei von materiellen Sorgen ſich ſeinen Kompoſitionen widmen zu können, brauchte er irgendeine Anſtellung mit feſtem Gehalt.

„Sie denken doch wohl daran, Theorielehrer zu werden?“ fragte er ihn.

Nikoleit nahm allen Mut zuſammen. „Herr Profeſſor, mein eigener Stil ſteht ja noch nicht feſt. Aber das eine habe ich eingeſehen: daß ich in den Formen des ſtrengen Satzes niemals Vollendetes leiſten werde. Für den Lehrberuf fühle ich mich alſo nicht geeignet. Ich — — will Theaterkapellmeiſter werden.“

Der Profeſſor erſchrak zuerſt, dann lächelte er, faſt ein wenig wehmütig. „Sind Sie auch vom Fieber ergriffen, Herr Nikoleit?“ Er machte eine Kopfbewegung, als wieſe er nach dem Saal, in dem die Proben zum „Lohengrin“ und zum „Fliegenden Holländer“ ſtattfanden.

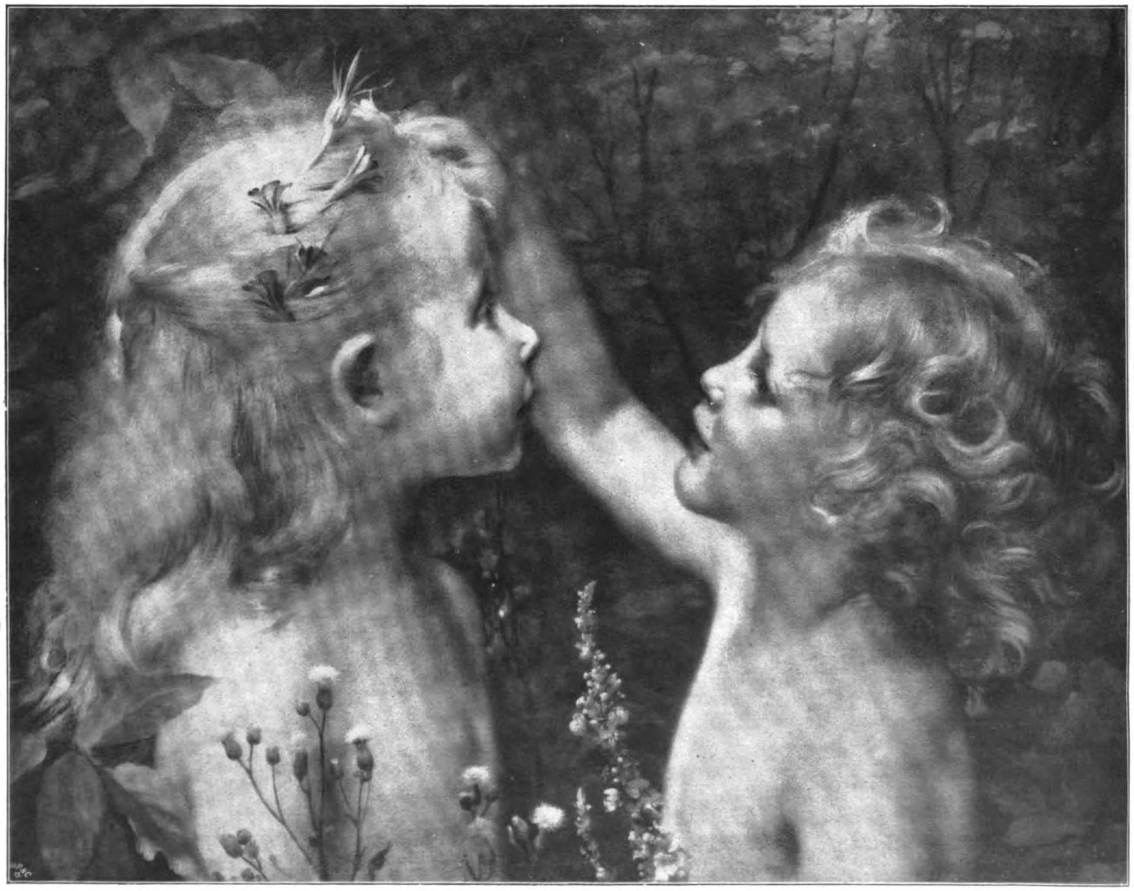
Ein ehrliches „Ja, Herr Profeſſor!“ rang ſich aus Nikoleits Bruſt.

„Hm.“ Spitta trat ſchweigend ans Fenſter. Lange blieb es ſtill in dem feierlichen Audienzſaal. Endlich wandte ſich der Profeſſor ihm wieder zu. „Ich hatte allerdings andere Hoffnungen für Sie. Nach allen Anzeichen wären Sie wohl mit Ihrem ſchönen Talent für den Meyerbeer-Preis in Frage gekommen. Im Sommer werden die Aufgaben geſtellt: eine Kantate in ſtrengem Satz, ein Orcheſterwerk in Sonatenform, ein Quartett, Formen, die Sie jetzt beherrſchen gelernt haben. Der Preis beträgt viertauſend Mark. Dafür können Sie ins Ausland reiſen, draußen ſich weiterbilden: hören — ſehen — ſchauen. Aber vor dem Preis der Schweiß. Es hieße für Sie noch fleißig den Stil abſchleifen, den Satz von allen Wildheiten reinigen.“ Er gab ihm die Hand. „Nun, mein junger Freund, Sie haben ja noch Zeit, ſich ſelbſt zu prüfen — bevor Sie ans Werk gehen, um ſich prüfen zu laſſen.“

Damit war er verabſchiedet.

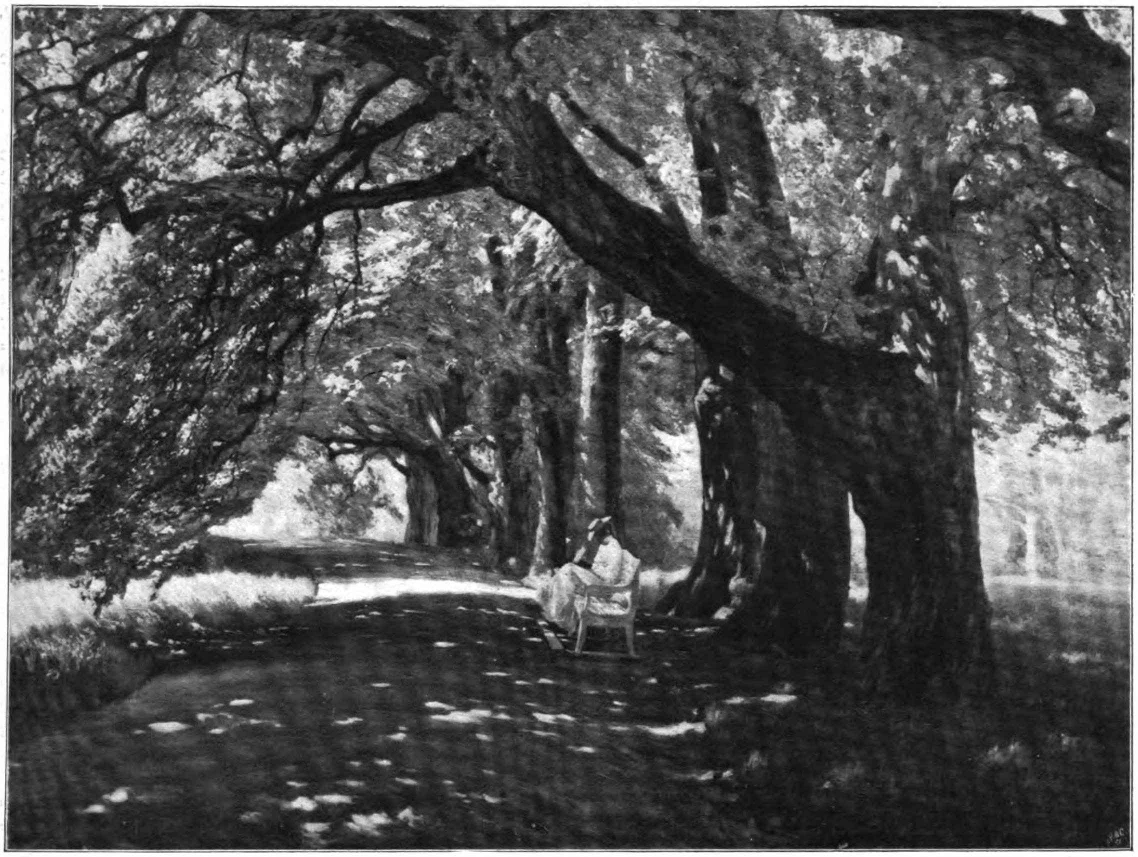
In allen Hochſchulkreiſen ward das ſeltene Ereignis beſprochen: daß das Werk eines Komponiſten, der erſt im dritten Jahr Schüler war, vom großen Chor eingeübt und am offiziellen Vortragsabend aufgeführt werden ſollte.

Nach langer Pauſe beſuchte Nikoleit nun auch wieder eine Sitzung des Komponiſtenvereins. Hier wurde ihm von den älteren Mitgliedern gönnerhaft gratuliert. Die Anhänger der neuen Richtung, die in ihm nach manchen ſeiner früheren Arbeiten den kommenden Führer einer revolutio-



Junge Hoffart. Gemälde von G. Schachinger.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Schattiger Lindengang. Gemälde von Wilhelm Eiſenblätter.

nären Bewegung in der Muſik geſehen hatten, zeigten ſich dagegen enttäuſcht. Einer der ſchärfſten von ihnen ſagte ſpöttiſch: „Fahren Sie nur ſo fort, Nikoleit, dann dauert's bis zum Profeſſor keine fünf Jahre mehr. Den kann man ſich da oben ganz bequem erſitzen. Das erfordert nur: ſich ducken."

Sie waren überzeugt, daß er's darauf abgeſehen hatte, eine Stelle als Lehrer an der Hochſchule zu bekommen: als „akademiſcher Kunſtbeamter", als „königlicher Leidenſchaftsverwalter", witzelten ſie.

Es erregte daher nicht geringe Senſation, als er offen das kurze Geſpräch wiedergab, das er mit Spitta bei ſeiner „Audienz" geführt hatte.

Und ſie waren alle in großer Spannung, ob ſich jetzt nicht in letzter Stunde unvorhergeſehene Hinderniſſe der Aufführung ſeiner Kantate in den Weg ſtellen würden. Denn denjenigen Schülern der Kompoſitionsklaſſe, die ſich der Kapellmeiſterlaufbahn zuwandten, gar dem Theater, widmete das Direktorium ſonſt verſchwindend wenig Intereſſe; waren dies doch in den meiſten Fällen Abtrünnige, Muſiker, die für die konſervative Richtung des Muſiklebens rettungslos verloren waren.

Jeden Donnerstag von fünf bis ſieben Uhr übte der große Hochſchulchor. Profeſſor Schultze, in deſſen Händen die Leitung lag, ſtellte den ſchlanken, blaſſen jungen Komponiſten, der ſein Werk ſelbſt am Klavier begleiten ſollte, den Damen und Herren vor. Nikoleit fühlte ſich ziemlich hilflos, als er aus den Reihen von Sopran und Alt eine ſolche Unmenge von Lorgnetten auf ſich gerichtet ſah.

Die Hungerzeiten dieſes Winters, das Durchmuſizieren ganzer Nächte, Heimweh, Sorgen und Schlafmangel hatten ſein Ausſehen ſtark mitgenommen. Seine an ſich ſchon große Naſe wirkte in dem mageren, bartloſen Geſicht noch größer, die „Muſikantenbuckel" über den Brauen, die ſeinem Ausdruck etwas Trotziges gaben, ſchienen noch mehr hervorzutreten, da die Schläfen eingeſunken waren. Es herrſchte einige Heiterkeit, als er ſich verbeugte.

Aber das ernſte Werk packte die Sänger dann alle. Und als es nach häufigen Unterbrechungen und Wiederholungen zum erſtenmal glatt durchgeſungen worden war und Profeſſor Schultze ſich nach dem jungen Komponiſten umwandte und ihm zunickte, ging ein zuſtimmendes Gemurmel durch alle Reihen.

Am Schluß der Probe blieben noch mehrere Gruppen auf den Stufen des Orcheſterpodiums ſtehen und nahmen den jungen Künſtler, der jetzt eifrig mit dem Dirigenten ſprach, näher in Augenſchein. Die Schüchternheit war von ihm gewichen. Sein eigenes Werk hatte ihn aufgewühlt. Aus ſeinen großen grauen Augen blitzte die Leidenſchaft.

Man ſah den langbärtigen alten Profeſſor wohlwollend lächeln. Die Nächſtſtehenden hörten, wie er zum Abſchied ſagte: „Sie verteidigen Ihre Sache mit einem ſo herrlichen Feuer, daß es mir leid täte, die Dampfſpritze anzuwenden. Alſo laſſen wir's bei Ihrer Wendung. Guten Abend, Herr Nikoleit, und ſchlafen Sie gut auf Ihren jungen Lorbeeren."

Nikoleit trat vom Podium, noch ganz heiß, und ſchritt durch den langen Saal, deſſen Bankreihen bei den Chorproben den Damen zur Aufbewahrung ihrer Garderobe dienten, dem Ausgang zu. Das Intereſſe, das ihm mit einem Male dargebracht wurde, beluſtigte ihn insgeheim. Hundertmal hatte er hier mitten unter all den Herren und Damen vom Chore geſeſſen und ſelbſt mitgeſungen, und niemand hatte ihn beachtet. Heute taten ſie alle ſo, als müßte man ihm ſchon äußerlich von ſeinem Talent etwas anſehen. Er ſchlüpfte in ſeinen recht ſchäbig gewordenen ungefütterten und ärmelloſen Havelock, ſtülpte den für alle Muſikſtudenten bezeichnenden breitkrempigen Schlapphut aufs blonde Haar und ging auf die Ausgangstür los.

„Einen Glückwunſch muß ich Ihnen doch ſagen," klang's da von einer warmen Frauenſtimme.

Er fuhr herum . . . Lona Raith . . .

„Erkennen Sie mich noch? Ich bin ſeit vierzehn Tagen wieder in Berlin. Mein Bruder kommt erſt nach Oſtern. Er iſt noch in Rom geblieben. Gewiß wird er ſich über Ihr Werk ebenſo freuen wie ich."

In der geöffneten Tür zog es. Er ſtand mit raſch wieder abgezogenem Hut unſchlüſſig vor ihr. Durfte er ihr die Hand reichen? Er ſah ſie ſo entgeiſtert an, daß er gar nicht merkte, daß ihre Rechte ſich ihm ſchon dargeboten hatte.

Die Nachkommenden drängten. Sie wurden Schulter an Schulter in den Vorraum und darauf in den Garten geſchoben. Hier legte Nikoleit endlich ſeine Hand leicht auf ihren Ärmel und veranlaßte ſie, den Strom an ſich vorüber zu laſſen. In dem halbdunkeln Vorgarten, der das Licht von der Potsdamer Straße bekam, ſtanden ſie nun im lauen Märzregen.

„Schlagen Sie Ihren Kragen hoch," ſagte ſie beſorgt, „Sie ſind beim Spiel heiß geworden."

„Ach — ich! Aber Ihre Stimme —!"

„O, ich bin jetzt ſehr abgehärtet. Zum Glück. Aber wir wollen doch nicht hier ſtehen bleiben im Regen, begleiten Sie mich ein Stück."

„Ich bin ja ſo glücklich, ſo glücklich —!" ſtieß er aus.

„Daß Ihre Kompoſition aufgeführt wird? Das glaube ich. Nicht wahr? Das iſt doch ein großer Erfolg."

„Ach — das nicht. Daß ich Sie heute wiederſehe, Fräulein Raith."

Sie lachte. „Sie ſagen das wahrhaftig ſo überzeugend, daß man's Ihnen faſt glauben möchte." Sie ſpannte ihren Schirm auf. „Kommen Sie. Sie müſſen mir erzählen. Wie das alles ſo geworden iſt. Wiſſen Sie, daß ich Sie ſchon einmal ganz aufgegeben hatte?"

„Ja, das weiß ich. Aber heute will ich nicht daran denken. Heute will ich mich nur freuen."

„Nein, erzählen Sie lieber. Alſo — wie iſt es Ihnen ſeit damals ergangen?"

„Ihnen. Ihnen. Das iſt wichtiger."

„Ach — vielleicht iſt es nur trauriger."

„Sie waren krank, hörte ich."

„Ich hatte vor zwei Jahren eine Lungenentzündung. Darauf durfte ich lange gar nicht ſingen, es hieß, ich würde meine Stimme überhaupt verlieren. Von Bad zu Bad ward ich geſchickt. Aber dann kam ich zu einem holländiſchen Arzt — der verordnete mir Abhärtung — es bekam mir vorzüglich, und ich durfte endlich, endlich meine Studien wieder aufnehmen."

„Aber hier in Berlin waren Sie nicht?"

„Nein, zuerſt ein halbes Jahr bei der Marcheſi in Paris. Und jetzt waren wir vier Monate lang in Rom, Dieter und ich."

„In Rom?"

„Ja. Beim abſcheulichſten Wetter, bei ewigem Regen und nichtsnutziger Kälte. Selbſt Marcus Brutus hätt' ſich einen Schnupfen zugezogen. Aber ich bin heil geblieben, habe mit Dieter täglich große Märſche durch ganz Rom gemacht und dabei täglich vier Stunden ſtramm geübt. — Und nun will ich Ihnen auch etwas Nettes ſagen. Das erſte Stück, das ich hier in Berlin geſungen habe, war Ihr Landsknechtgeſang." Unter dem Regenſchirm ſah ſie ihn mit ihren leuchtenden Augen in herzlicher Freude an. „Ich hab' mich dabei an vieles erinnert — von damals. Da wußt' ich noch nicht, daß Sie ſich wieder — na, Sie verſtehen, daß Sie ſich aus dem garſtigen Wuſt wieder herausgerettet haben, meine ich. Ich freute mich heute ſo innig, als der Profeſſor Ihren Namen nannte. Ich *muß* Sie ſprechen und Ihnen Glück wünſchen, ſagt' ich mir."

Nun faßte er ihre Hand und drückte ſie. Sie ließ es geſchehen. Auch daß er beim Weitergehen eine Zeitlang ihre Hand noch in der ſeinen behielt. Durch den Handſchuh fühlte ſie, wie mager ſeine Rechte war.

„Aber jetzt müſſen Sie reden, Herr Nikoleit. Wie ſind Sie damals mit Pernaur auseinander gekommen? — Sie wiſſen doch, daß die arme Tutt tot iſt?"

„Tot? Mein Himmel — nein, das wußt' ich nicht . . . Wann iſt das geſchehn? Und — und wie?"

„Das wird wohl ewig ein Geheimnis bleiben. Sie war ja ein ſo leidenſchaftliches kleines Ding. Gar nicht wie ihre Landsleute. Der Schmerz ging ihr damals wohl ſehr tief."

„Um Pernaur?"

„Da gab es irgendeine Unvorſichtigkeit nach einer großen Erregung . . . Sie hatte eine Auseinanderſetzung mit ihrem Verlobten im Theater, lief dann ſtundenlang in der ſinkenden Nacht herum — anderntags hatte ſie Schüttelfroſt, ein greuliches Fieber — und vier Nächte darauf ſtarb ſie in den Armen ihrer Mutter."

„Aber das iſt ja ſo grauſam! Das war der Menſch doch gar nicht wert! Ein ſolch junges, friſches Leben!"

„Ja, wir konnten es auch lange, lange Zeit alle gar nicht faſſen, daß der muntere, übermütige, kleine Strolch nicht mehr unter uns ſein ſollte, nicht jeden Augenblick hereintreten ſollte — mit irgendeiner loſen Neckerei."

Sie waren, ziemlich aneinander gedrängt unter Lonas Schirm, von der Potsdamer Brücke rechts abgebogen. Am Ufer des Kanals, in deſſen ſchwarzer Flut ſich die Laternenlichter ſpiegelten, ſchritten ſie weiter. Hier war es faſt menſchenleer. Der Regen plätſcherte müde weiter. Sie achteten beide nicht darauf. Aber unwillkürlich ſtützte Nikoleit Lonas Arm und Hand, und bei der Berührung fühlte er die Wärme, die von ihr ausging. Sie ſprachen vertraut und herzlich miteinander wie nie zuvor in der alten Kameradſchaft.

Er mußte ihr ſeine letzte Begegnung mit Tutt ſchildern, die ſeiner Abrechnung mit Pernaur unmittelbar vorangegangen war.

„Ich war Ihnen ja damals ſo böſe — ſo böſe!" ſagte Lona und blitzte ihn aus ihren dunkeln Augen an.

„Das weiß ich, Fräulein Raith. Ich hätte es damals auch nicht für möglich gehalten, daß ich je wieder ein Wort von Ihnen hören würde."

„Wenn Sie Pernaur das verziehen hätten . . . Ach, ich mag gar nicht mehr daran denken; die arme Tutt . . . Und wie geht es Ihrer Mutter, Ihrem Vater? Die leben doch noch? Sie machen ſo ein ſeltſames Geſicht. Leben ſie etwa nicht mehr?"

„Nicht mehr für mich. Vater iſt ſeit der Geſchichte mit Pernaur auseinander mit mir. Und Mutter — ſucht einzulenken, einzurenken — aber es gelingt ihr nicht."

„Sie iſt doch ein ſo ſenſibler Menſch. Ganz Kunſt und Stimmung. Alſo müſſen *Sie* wohl der Starrkopf ſein."

„Ach — da müßt' ich weit ausholen, wenn ich Ihnen das alles erklären ſollte."

„Sie ſollen es. Ich will es. Wenn Dieter wieder da iſt, werden Sie uns in der Penſion beſuchen."

Es kam ihm vor, als wandelte er auf Wolken. Er hörte ihre liebe, herzliche Stimme, fühlte ihre Nähe — ihren Groll hatte ſie vergeſſen — es ſollte wieder ſo werden wie damals, wo er hatte hoffen können . . . Ach, das Glück iſt ja gar nicht zu faſſen, jubelte es in ihm.

„Dieter baut ſeinen Doktor. Eine muſikgeſchichtliche Abhandlung. Er braucht dazu allerhand Material über die päpſtliche Kapelle. Wir hörten die päpſtlichen Sänger immer in der Peterskirche. Dieter wollte die Geſänge nachſchreiben, denn die ſind doch nirgends zu haben. Aber er hat doch leider nicht das Ohr dazu." Sie lachte. „Das darf man ihm aber beileibe nicht vorhalten. Er iſt ſehr empfindlich. Nun, Sie wiſſen ja —"

„Hat er in der Zeit eine größere Arbeit komponiert?"

„Ein paar Fugen. Das iſt alles." Sie ſeufzte auf. „Wiſſen Sie, es iſt gar nicht gut für einen jungen Künſtler, wenn das Leben ihm alles ſo leicht macht. Er ſchwebt immer in höheren Regionen, verliert völlig den Erdboden unter den Füßen, wenn es keinen Zwang, kein Muß für ihn gibt . . .“

„Und der Ehrgeiz?“

„Hat er nie gehabt. Papa war übrigens gerade ſo. Schon immer. Und nach Mutters Tod nun gar. Die ihn näher kennen, meinen: mit ſeinem Wiſſen, ſeinem Können hätte er das Zeug gehabt, alle Welt zu elektriſieren, ſo etwa wie Treitſchke hier in Berlin. Aber er will nicht hervortreten, mit dem Leben ſelbſt vermeidet er ängſtlich jede Berührung. Seine Studierſtube iſt ſeine Welt.“

Nun ſchritten ſie über den Hafenplatz. Es hatte zu regnen aufgehört, aber ſie ſchloß den Schirm nicht. Sie wollten wohl beide das Dach, das ſie nach der langen Trennung vereinigte, nicht miſſen. Es wanderte ſich behaglich und traulich ſo nebeneinander. In den großen Regenlachen ſpiegelten ſich lange Lichtbahnen. Nikoleit blickte ins Weite.

Gerade die „geheimrätliche“ Würde, die Dieter Raith ihm gegenüber an den Tag gelegt hatte, war ihm unangenehm geweſen. Es war jetzt die Stunde der Offenheit. Er hielt damit alſo nicht zurück. Und er ſuchte ihr nun auch zu erklären, daß nur die bittere Not ihn damals an Pernaur gefeſſelt hatte. Immer ernſter, immer tiefer riß er ſich ſelbſt in dieſe neue Stimmung. Es trieb ihn — und er folgte faſt ohne Beſinnung.

„So gut behütete Kinder wie Sie und Ihr Bruder können das nicht verſtehen. Aber gegrämt hab’ ich mich oft darüber, daß ich’s Ihnen nicht hab’ ſagen können. Wiſſen Sie: Jede Stunde Kunſt hab’ ich mir durch drei Stunden Frondienſt erarbeiten, erobern müſſen. So geht das nun ſeit Jahren. Den Heißhunger, den ich da immer auf das freie Schaffen hatte, den kennt Dieter natürlich nicht.“

Sie war ernſter geworden — vielleicht auch etwas verlegen. „Haben Sie — viel Schüler gehabt?“

„Das ging noch.“ Er lächelte. „Nein — Steine hab’ ich geklopft.“

„Ach — was ſagen Sie da?“

„Und noch Schlimmeres hab’ ich getan. Beſonders im letzten Jahre. Wahrhaftig. Vielleicht war dagegen die Miſère bei Pernaur noch eine Glanzzeit.“

Sie trennte ſich unwillkürlich ein wenig von ihm, hob die Hand und merkte mit einem Male — trotzdem ſie Handſchuh anhatte —, daß der Regen aufgehört hatte. Nun ſchloß ſie den Schirm.

„Sie wollen mich neugierig machen,“ ſagte ſie und lachte etwas hilflos, „aber ich mag es gar nicht hören, wenn es wirklich etwas ſo Schlimmes war.“

Er nickte. „Ja — wenn Sie alles wüßten, dann — dann gingen Sie vielleicht gar nicht mehr mit mir um.“

Betroffen blieb ſie ſtehen. „Jetzt müſſen Sie aber mit der Sprache herausrücken. Ja — das verlange ich.“

Er wunderte ſich nun ſelbſt darüber, daß er’s ſo weit getrieben hatte. Er fühlte, daß dieſer Wahrheitsfanatismus, der über ihn gekommen war, eine zerſtörende Macht beſaß. Für eine Sekunde ſchoß es ihm durch den Sinn: jetzt konnte er noch alles für einen Scherz erklären. Aber in der langen Zeit der Trennung hatte er insgeheim ſo oft Zwieſprache mit ihr gehalten, halb unbewußt, daß ihm ein Vertuſchen und Beſchönigen doch gar zu unehrlich vorkam.

Sie drang noch einmal in ihn. Und da ſagte er, die Stimme unwillkürlich dämpfend: „Es weiß es niemand auf der Hochſchule. Wenn ſie’s erführen, würde ich relegiert. Aber ich hatte doch von zu Hauſe keinen Zuſchuß — und wo ich einmal in der allergrößten Patſche ſaß, da . . .“ Er ſchluckte. Angſtvoll ſah er ſie an. Doch dann ſtieß er es trotzig heraus: „Da hab’ ich in den Wirtsgärten und auf den Tanzböden, in den Vororten und hier in allen möglichen Häuſern zum Tanz aufgeſpielt.“

„Zum — Tanz — aufgeſpielt . . .“ Sie wiederholte es tonlos.

„Jetzt iſt es aus. Wie? Jetzt wollen Sie nichts mehr von mir wiſſen. Nicht wahr?“

Sie hob die Schultern und ließ ſie wieder ſinken. „Das iſt wohl ſehr traurig. Sehr. Sehr.“ Mit ihren großen dunkeln Augen drang ſie forſchend in ihn. „Aber warum meinen Sie: ich wollte nichts mehr von Ihnen wiſſen?“

„Weil es für mich doch ſehr demütigend war. Ja, davon ahnen Sie nichts. Es waren furchtbare Zeiten. Und wiſſen Sie: gerade vor Ihnen hab’ ich mich immer am meiſten geſchämt.“

„Ach, Herr Nikoleit, ſo etwas zu ſagen.“ Langſam, unbedingt etwas verſtört, nahm ſie die Wanderung wieder auf.

„Ja, ich dachte immer, Sie ſähen mir zu. Und wunderten ſich — und bedauerten mich. Und das ertrug ich dann nicht.“

Schweigend gingen ſie eine Weile.

Endlich hob ſie den Kopf und begann wieder in friſcherem Ton: „Sie haben ſich trotzdem nicht aus der Bahn reißen laſſen. Der Hochſchulchor ſingt Ihre Kantate. Das iſt ein Sieg. Und darauf können Sie ſtolz ſein.“

Er atmete tief. „Ja. Jetzt bin ich es auch.“

„Und es iſt unendlich mehr, als wenn Dieter das erreicht hätte.“

„Fräulein — Raith —, das iſt jetzt furchtbar lieb von Ihnen, daß Sie ſo zu mir ſprechen.“

Sie lachte. „Warum ſollte ich nicht? Ich freue mich doch über Ihren Erfolg. Hab’ ich Ihnen nicht herzlich gratuliert?“

„Ich werd’s Ihnen nie vergeſſen. — Ich hätte ja nicht den Mut gehabt, Sie anzureden. Nach alledem. — Und ich darf nun wieder kommen? Ja?“

„Nach Oſtern. Wenn Dieter aus Rom zurück iſt.“

„Das dauert aber noch lange. Oſtern fällt heuer ſo elend ſpät.“

Wieder lachte ſie. „Ich will mit Tante ſprechen — was ſie dazu meint. Bei der nächſten Chorprobe ſehen wir uns wohl wieder — und dann ſag’ ich’s Ihnen.“

Sie waren in der Königgrätzerſtraße vor dem Hauſe angelangt, in dem ſich die Penſion Gruſovius befand. Mit kräftigem Händedruck verabſchiedete ſie ſich von ihm.

Er wanderte an dieſem Abend, trotz Märzregen, naſſem Hute und naſſen Stiefeln, noch lange durch den Tiergarten. Die „Meiſterſinger“-Muſik begleitete ihn. Und dann drängten ſich andere Themen ein, neue, ſiegeshelle und ſchwungvolle.

Lona Raith war ihm gut. Sie war groß und einſichtig genug, um über den „Schandfleck“ hinwegzuſehen, durch den er ſich von ihr wie von allen Angehörigen der guten Geſellſchaft für immer verbannt, zum „fahrenden Volk“ verſtoßen geglaubt hatte.

Was war ſie für ein prächtiges Mädel, dieſe ſtolze, warmherzige Rheinländerin!

Ein ganz neues Leben erfüllte ihn. (Fortſetzung folgt.)

Sommerabend. Von Frida Schanz.

Der heiße, fleißige Tag ward matt
Vom Beerenpflücken und Roſentragen.
Vorm Oſtertore der alten Stadt
Setzt er den Fuß in den Abendgoldwagen.

Kühl wird es und hallend. Die Wolken ziehn
Voll Ruhe über die Giebelmaſſe.
Ein überquellender Buſch Jasmin
Durchlichtet die kleine Dämmerungsgaſſe.

Frau Nachtigall. Von Heinrich Oeſterle.

Frühlingsnacht. Am blaßblauen Himmel hängt der volle Mond. Die Roſen hauchen ihre Seele in die laue Luft. Der Jasmin leuchtet wie Silber; ſein Duft ſinkt ſchwer zur Erde. Glühwürmchen ſchweben durch die Spireen. Und jubelnd, klagend, werbend, fliehend erfüllt das Lied der Nachtigall die heilig-ſtille Nacht.

„Frau Nachtigall!“ — Wer dem kleinen, unſcheinbar grauen Vogel, mit dem anmutigen Weſen, den runden, klugen, dunklen, neugierigen Augen, mit der herzbewegenden, ſüßen, unirdiſchen Stimme, mit dem wechſelnden, unerſchöpflichen Reichtum der Strophen, zuerſt dieſen Namen gegeben hat — wir wiſſen es nicht. In der älteſten deutſchen Dichtung finden wir ihn, bei den Minneſängern, bei Walter und Engelhardt, nur Bruder Berthold ſagt in mönchiſcher Engherzigkeit „der nachtigal“, ähnlich wie der Perſer von dem „Herrn Nachtigall“ redet und der exakt naturwiſſenſchaftliche Niederdeutſche ſagt:

„Hörſt Du den Nachtigall,
Wie lieblich ſchlägt er an.“

Gewiß, nur das Nachtigallenmännchen ſchlägt — aber doch gibt es keine treffendere Bezeichnung für den Sänger als jene alte, von Goethe auch beſonders geliebte: Frau Nachtigall. Denn der Geſang hat etwas durchaus Weibliches. Es ſind die tiefſten und ergreifendſten Töne der Liebe und der Leidenſchaft, die der Menſch im Liede der Nachtigall vernimmt, als wär’ es das eigene Herz, das da weint, jauchzt, klagt, ruft, Töne, wie ſie nur die Stimme einer Frau, die der Liebe tiefſte Geheimniſſe erfahren hat, zu bilden verſteht. Und wo Liebende in den lebendigen Frühlingsnächten inmitten von Jasmin und Roſenſtöcken der Küſſe Süßigkeit tauſchen, leiht die über ihnen flötende Nachtigall in ihren Tönen den wortloſen, ſchwebenden, nebelhaften Gedanken den Ausdruck: ſüße Liebe denkt in Tönen. Liebe, Roſen und Schluchzen der Nachtigall, das gehört nach altem, deutſchem Dichterbrauch zuſammen — mögen auch die modernen Wort-, Stimmungs- und Bilderakrobaten darüber lachen und höhnen.

Wenn man älter wird, hört man wohl auch den Schlag der Nachtigall mit kühlerem Empfinden an. Aber in der Jugendzeit, an der Wende, die Schiller in ſeiner „Glocke“ ſchildert, findet man alles, was die junge Seele ſcheu verhüllt, was in den Herzen ſich drängt, was die Bruſt zerſpringen machen will, in dem Hell und Dunkel des Nachtliedes wieder, und es kann einem wohl in der Sentimentalität, die das Vorrecht der Jugend iſt, die Klopſtockſche Träne ins Auge ſteigen. Es iſt die Liebe, die erwartende, noch unbewußte, mit der Frau Nachtigall lockt — und ſchreckt. Denn auch etwas Dämoniſches, Unheimliches, Zauberhaftes ſchwingt in ihren Tönen mit: „Gott ſteh’ mir bei — Du biſt die Hexe Loreley.“ Liebe und ein Stück dämoniſchen Zaubers iſt das Weſen der Frau: Frau Nachtigall. Die Volkspoeſie hat das längſt geſpürt. Ihr iſt die Nachtigall ein verzaubertes Weib. In dem Märchen von Jorinde und Joringel, das übrigens auch die ganze Schwere, Schwermut und Süßigkeit des Nachtigallenſchlages atmet, findet dieſe Anſchauung ihren Ausdruck: „Jorinde weinte zuweilen, ſetzte ſich hin im Sonnenſchein und klagte; Joringel klagte auch. Sie waren ſo beſtürzt, als wenn ſie hätten ſterben ſollen; ſie ſahen ſich um, waren irre und wußten nicht, wohin ſie nach Hauſe gehen ſollten. Noch halb ſtand die Sonne über dem Berge und halb war ſie unter. Joringel ſah durchs Gebüſch und ſah die Mauer des Schloſſes nahe bei ſich; er erſchrak und wurde todbang. Jorinde ſang:

Mein Vöglein mit dem Ringlein rot
Singt Leide, Leide, Leide;
Es ſingt dem Täublein ſeinen Tod,
Singt Leide, Lei —
Zucküth, zicküth, zicküth!“

Joringel ſah nach Jorinde. Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt, die ſang: „Zicküth, zicküth.“ Es iſt wahrſcheinlich, daß dies Märchen von Jorinde und Joringel auf eine Quelle zurückgeht, aus der auch die griechiſche Sage ſchöpft, die gleichfalls in der Nachtigall eine verzauberte Jungfrau ſieht. Pandion, der König von Athen, hatte zwei Töchter, Philomele und Prokne, die mit dem thraziſchen Fürſten Tereus vermählt war. Als dieſer einſt nach Athen reiſte, bat ihn Prokne, ihre Schweſter Philomele von dort mitzubringen. Auf dem Wege tat ihr Tereus ein Leid an und ſchnitt ihr, damit es geheim bleibe, die Zunge aus. Philomele aber wußte es der Schweſter kund zu tun und beide ſchlachteten aus Rache des Tereus Sohn und ſetzten ihn dem Vater zum Eſſen vor. Der erkannte, was ihm geſchehen war und verfolgte die entflohenen Schweſtern. Die Götter aber entzogen ſie ihrem Geſchick, indem ſie Prokne in eine Nachtigall, Philomele in eine Schwalbe verwandelten. Erſt eine ſpätere Verwechſlung machte Philomele zur Nachtigall. Etwas weniger grauſig iſt die Sage in einer anderen Form, nach der Aëdon, die Tochter des Pandareos und Gemahlin des Zethos, aus Irrtum ihren Sohn Itylos tötete und dann, von Zeus in eine Nachtigall verwandelt, laut klagte: „Itys! Itys!“, faſt dieſelben den Nachtigallenſchlag kennzeichnenden Töne wie „Zicküth, zicküth!“ Die Zeiten wechſeln, der Menſch bleibt derſelbe. Immer aufs neue erleben neue Geſchlechter die Natur, und niemals anders wie die längſt modernden Generationen ſie empfunden haben. Das Dämoniſche, das Zaubriſche im Nachtigallenſchlag, den Zuſammenhang von Liebe und Tod, der darin laut wird — die Griechen haben das empfunden genau ſo wie wir. Penelope — ſo ſchildert es uns Homer — liegt angſtvoll mit nagenden Sorgen auf ihrem Lager. Der Nachtigallenſchlag dringt zu ihr in die Kammer. Die verwandelte Geſchlechtsgenoſſin faßt Penelopes Bangigkeit in Töne.

„Wie Pandareos Tochter, Aëdon, falben Gefieders
Holden Geſang anſtimmt, wann neu ſich erhebet der Frühling,
Sitzend im Blättergewölb’ auf dichten, ſchattenden Bäumen.
Dann vielfach abwechſelnd ergießt tonreiche Geſänge,
Um ihr Kind wehklagend, den Itylos, den in Betörung
Einſt mit dem Ernſt ſie erſchlagen, den Sohn des gebietenden Zethos:
Alſo bewegt auch mir das Herz ſich oft hierhin und dorthin.“

Penelope wird getröſtet. Die Süßigkeit der Vogelſtimme ſchläfert ihre Sorgen ein. Frau Nachtigall — ein Weſen zwiefacher Natur, Liebe, Sehnſucht, Leidenſchaft und Schmerzen weckend, aber auch zugleich ſänftigend und ſtille machend, was das Herz hin- und hertreibt. In ihrem Liede liegt der Zauber aller hohen Muſik, dem Menſchen zu werden, wonach ſeine Stimmung begehrt. Ich denke an die liebliche Epiſode aus dem Simpliciſſimus. Der Knabe iſt dem Gemetzel und aus dem brennenden Heimatdorfe geflohen. Bei einem Einſiedler findet er eine Zuflucht und ſchläft in der Hütte erſchöpft ein. „Ungefähr um Mitternacht erwachte ich wieder und hörte den Einſiedler folgendes Lied ſingen, welches ich hernach auch gelernt:

Komm, Troſt der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm’ mit Freudenſchall
Aufs lieblichſte erklingen.
Komm, komm, und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vögel ſchlafen ſein
Und nicht mehr mögen ſingen.
  Laß dein Stimmlein
  Laut erſchallen, dann vor allem
  Kannſt du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Nur her, mein liebſtes Vögelein
Wir wollen nicht die Fäulſte ſein
Und ſchlafend liegen bleiben,
Vielmehr bis daß die Morgenröt
Erfreuet dieſe Wälderöd
In Gottes Lob vertreiben.
  Laß dein Stimmlein
  Laut erſchallen, dann vor allem
  Kannſt du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Und währenddem dieſem Geſang bedunkte mich wahrhaftig, als wenn die Nachtigall ſowohl als die Eule und Echo mit eingeſtimmt hätten, und wann ich den Morgenſtern jemals gehört oder deſſen Melodei auf meiner Sackpfeife aufzumachen vermöcht, ſo wär ich aus der Hütte gewiſcht, meine Karte mit einzuwerfen, weil mich dieſe Harmonika ſo lieblich zu ſein bedunkte.“

Philippine Welſer liegt im Schloſſe zu Ambras in ihrer ſchwerſten Stunde. Es ſcheint, als ſolle ſie das Kind mit ihrem Leben bezahlen. Der Tod ſteht an ihrem Lager. Da hebt die Nachtigall vor ihrem Fenſter zu ſchlagen an, wie in Mitgefühl, wie eine verwandte Seele, die ihr helfen will, wie ſie es kann. Und ein Wunder geſchieht. Die Kräfte kehren wieder unter den Tönen des ſüßen, klagenden Liedes, und ſie iſt dem Licht und der Freude von neuem geſchenkt. Etwas Ähnliches erzählt uns Anderſen, allerdings im Märchen, von dem Kaiſer, der ſterbend auf ſeinem Lager liegt. Die Nacht kommt. Den Morgen, ſo fürchtet man, wird der Kranke nicht mehr ſehen.

Auf der Bruſt ſaß ihm der Tod; er hatte ſeine goldene Krone aufgeſetzt und hielt in der einen Hand des Kaiſers goldenen Reichsapfel und in der andern ſeine prächtige Fahne; und ringsumher aus den Falten der großen, ſamtenen Bettgardinen guckten wunderliche Köpfe hervor, einige ganz abſcheulich, andere ſo lieblich ſanft: das waren all die böſen und guten Werke des Kaiſers, die ihn anſahen, jetzt wo der Tod ihm auf dem Herzen ſaß. Sie erzählten ihm ſoviel, daß ihm der Schweiß auf der Stirne hervorperlte. Und ſie redeten, und der Tod nickte, wie ein Chineſe, zu allem, was geſagt wurde. Da ertönte auf einmal dicht am Fenſter der lieblichſte Geſang: es war die Nachtigall, die draußen auf einem Zweig ſaß; ſie hatte von des Kaiſers Tod gehört und war nun gekommen, um ihm Troſt und Hoffnung zuzuſingen; und während ſie ſang, wurden die Geſtalten bleicher und bleicher, das Blut ſtrömte ſchneller, und der Tod ſelbſt lauſchte und ſagte: „Fahre fort, kleine Nachtigall, fahre fort!“ „Ja, willſt Du mir den prächtigen goldenen Säbel geben! Ja, willſt Du mir die reiche Fahne geben! Willſt Du mir die Krone des Kaiſers geben!“ Und der Tod gab jedes Kleinod für einen Geſang, und die Nachtigall fuhr fort zu ſingen, und ſie ſang von dem ſtillen Friedhof, wo die weißen Roſen blühen, wo der Fliederbaum duftet und wo das friſche Gras von den Tränen der Hinterbliebenen genetzt wird; da bekam der Tod Sehnſucht nach ſeinem Garten und ſchwebte wie ein kalter, weißer Nebel davon.

Ich glaube, daß kaum ein Dichter das Weſen und die Süßigkeit und die Schwermut des Nachtigallenſchlages ſchöner wiedergegeben hat, als Anderſen in dieſen Worten. —

Das Geheimnisreiche, Widerſpruchsvolle, Zauberiſche im Liede der Frau Nachtigall hat ja von jeher im Herzen der Dichter einen Widerhall gefunden oder gar die Dichterſeele geweckt, wie von dem griechiſchen Lyriker Steſichorus erzählt wird, daß auf ſeinem Munde, als er noch ein Kind war, eine Nachtigall geſungen habe. Und alle hören ſie anders. Bei allen erweckt ſie andere Stimmungen und Gefühle, hier Luſt, dort Leid, hier Lebensſehnſucht, dort Todesahnung.

Uz ſingt: „Bereits ertönt in ſtiller Luft
Der Nachtigall verliebte Klage.“
Schiller: „Schon flötete die Nachtigall
Den erſten Sang der Liebe.“
Voß: „Die Nachtigall flötet Hochzeit.“
Herder: „Einſt ſchlug mit wunderſüßem Schall
Die klagereiche Nachtigall.“

Für Goethe ſind die Töne ſchwer und dunkel:

„Hör’, es ſchlägt die Nachtigall,
Traurig ſchlägt die Nachtigall,
Töne, töne, Nachtigall“,

für Klopſtock ernſt und feierlich:

„Da ſang die Nachtigall ihr höheres,
Ihr ſeelenerſchütterndes Lied.“

Er ſpricht von „der flötenden Nachtigall erfindungsvollen Seele“ und wünſcht:

„Töne mir, Nachtigall,
Töne mir, Sterbegeſang.“

Geibel hört die Nachtigall rufen: „Zurück, zurück! Zu ſpät! Zu ſpät!“ —

Und je nach dem Charakter des Dichters wechſeln die Beiwörter: die Wunderſüße, die ſüße Kehle des Hains, die Kindesmörderin, die Träumereiche, die Neugierige, Schönes Fräulein, Stimme der Wälder, Wohlberedte Nachtigall, die Verliebte, Sirene der Büſche, die Vielliebe, die Hochbegabte.

Am ſchönſten aber hat Goethe ihr Weſen in den Diſtichen charakteriſiert, die an dem Nachtigallendenkmal im Park zu Tiefurt zu leſen ſind. Amor, auf einem Tuffſteinpoſtament ſitzend, füttert eine Nachtigall, indem er ihr das Futter mit der Spitze des Pfeiles in den Schnabel ſchiebt. Darunter ſteht:

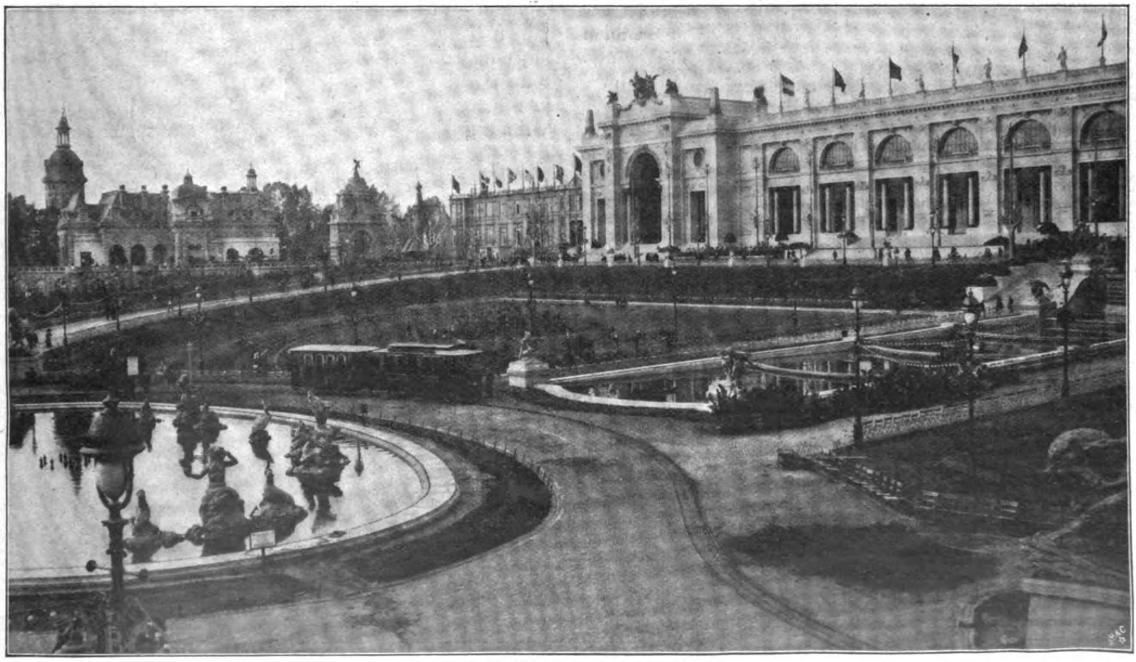
„Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen,
Kindiſch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Koſt.
So durchdrungen von Gift die harmlos atmende Kehle,
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.“

Es iſt wie immer die eigene Erfahrung Goethes, die aus dieſen Worten uns entgegenklingt. Bis ins ſpäte Alter hat das ſüße Gift der Liebe ihm in den Adern geraſt.

Die Weltausſtellung in Brüſſel. I. Von Hanns von Zobeltitz.

Von keiner der vielen Ausſtellungen, die ich beſuchte — den ganz großen, den kleineren und den kleinſten — bin ich ſo angenehm überraſcht worden, ſo vielſeitig angeregt zurückgekehrt, wie von der, zu der heuer das fleißige, induſtriereiche Volk der Belgier nach Brüſſel geladen hat. Es iſt eine Weltausſtellung, eine Weltſchau; aber es iſt keine von denen, die den Beſucher erdrücken. An dem Maßſtab etwa der rieſigen Ausſtellung in Paris 1900 gemeſſen, kann man ſie faſt klein nennen. Und gerade das iſt einer ihrer größten Vorzüge: ſie ermüdet nicht, man kann auf ihr wirklich lernen. Aber es kommt für uns Deutſche noch etwas anderes, etwas Beſonderes hinzu: die ſichere Empfindung, daß wir bei dieſem Wettſtreit der Nationen, um es ſehr beſcheiden auszudrücken, in erſter Linie ſtehen.

Ich möchte in meinen, der Ausſtellung gewidmeten Aufſätzen, bei dem immerhin beſchränkten Raume, der mir zur Verfügung ſteht, möglichſt wenig auf Einzelheiten eingehen. Ich will in großen Zügen orientieren; denen, die dieſe kleine, aber feine Weltausſtellung nicht beſuchen können, möchte ich wenigſtens ein Bild, eine Anſchauung des



Vorhof der Ausſtellung mit den belgiſchen Induſtriehallen; links Reſtaurant Chien vert und Alt-Brüſſel.

⌘ Das Deutſche Haus. ⌘

Ganzen zu geben verſuchen; denen, die nach Brüſſel reiſen werden — und ich wünſchte wohl, es kämen viele Deutſche nach dort —, möchte ich ein wenig als Führer dienen.

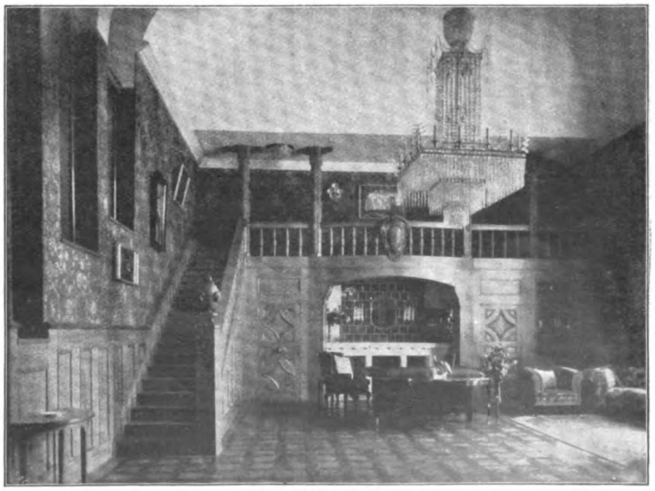
Wer die belgiſche Hauptſtadt nicht kennt, wird überraſcht ſein von ihrer räumlichen Ausdehnung. Die Entfernungen ſind außerordentlich groß, und ſie werden noch unbequemer dadurch, daß das Gelände der Stadt zum Teil ſehr bergig iſt; die Straßen fallen und ſteigen in oft überraſchendem Wechſel; hier und dort kreuzen ſie ſich derart, daß man von einer höher gelegenen in einen unmittelbar darunter laufenden tieferen Straßenzug hineinſchaut. Außerdem kann man eigentlich zwei große Stadtgruppen unterſcheiden: eine äußerſt verkehrsreiche untere, in der ſich der ganze Handel und Wandel zuſammenzudrängen ſcheint und in der es ſehr, ſehr lebhaft zugeht, und eine ruhige, vornehme obere: dort die eigentliche Geſchäftsgegend, hier die Paläſte, die Miniſterien, die meiſten Muſeen, die Privathäuſer der beſitzenden Klaſſe, ſoweit ſich dieſe nicht in den Vorſtädten anſiedelte. Nun liegt der Bahnhof, auf dem die aus Deutſchland kommenden Züge einlaufen, die Gare du Nord, im Mittelpunkt der unteren Stadt; die Ausſtellung aber liegt ganz am äußerſten Ende der oberen, an der Weichbildgrenze. Die Wegſtrecke erfordert mit der elektriſchen Bahn, wenn man einiges Warten dazurechnet, faſt dreiviertel Stunde. Da ich für jeden Ausſtellungsbeſucher Zeit als ein beſonders koſtbares Gut erachte, ſo rate ich daher dringend, ſich Quartier nicht in der unteren Stadt, mindeſtens nicht allzunahe am Bahnhof zu ſuchen, ſondern möglichſt an oder in der oberen Stadt.

Die Preiſe ſind recht hoch — „Ausſtellungspreiſe". Das größte Hotel, das neue Palace-Hotel, hat nach einem äußerſt einfachen Verfahren ſeine Zimmerpreiſe für die Ausſtellungszeit verdoppelt. Aber ich glaube ſicher, daß nach wenigen Wochen, wenn dieſer Aufſatz erſcheint, der ungewöhnliche Aufſchlag ſich allenthalben ſchon verloren haben wird; es iſt das eine Erfahrung, die ich auf allen großen Ausſtellungen machte. Außerdem gibt es zahlreiche und preiswerte Penſionen, über die jedes gute Reiſehandbuch den Beſucher zutreffend berät. Wer zuerſt in ein Hotel ging, tut gut, ſich bald nach ſolch einer Penſion umzuſehen, wo er für ſieben bis zehn Franken gute Unterkunft und meiſt ſehr gute Verpflegung findet.

So unangenehm die weite Entfernung der Ausſtellung von dem Mittelpunkt der Stadt und gar von dem Hauptbahnhof iſt, ſo entzückend iſt auf der anderen Seite ihre Lage. Unvergleichlich ſchön iſt ſie. Sie grenzt nämlich unmittelbar an den wundervollen Bois de Cambre, einen mächtigen Waldpark. Wenige Schritte, und man tritt aus ihren Pforten in den ſchönſten Buchenhain. Ich habe in den heißen letzten Maitagen die Wohltat dieſes Überganges oft empfunden. Aber auch in der Ausſtellung ſelber fehlt es nicht an Gärten, an grünem Raſen, an ſchattigen, ruhigen Plätzen. Brüſſel iſt überhaupt eine Garten-, eine Parkſtadt. Wer ein paar Tage Zeit mehr aufzuwenden hat, als der Beſuch der Ausſtellung ſelbſt erfordert, für den, je nach den beſonderen Zwecken, drei bis fünf Tage genügen dürften, ſollte nicht verſäumen, die herrlichen Parkanlagen von Laeken, der königlichen Sommerreſidenz, zu beſuchen und den ſchönen Park von Tervueren, in dem ſich übrigens ein Teil der Ausſtellung, die belgiſche Kolonialausſtellung, um das recht ſehenswerte Kongo-Muſeum lagert. Recht ſehenswert — aber auch nicht mehr. Für mich wenigſtens hatte dieſe glanzvoll aufgemachte Ausſtellung einen etwas fatalen Beigeſchmack, ich mußte allzuoft an die vielerörterten Kongogreuel denken. Aber man darf wohl hoffen, daß die rückſichtsloſe, erbarmungsloſe Ausnutzung der Eingeborenen im Kongogebiet jetzt, wo der Kongoſtaat in die Verwaltung des belgiſchen Staates übergegangen iſt, ihr Ende erreicht hat.

Ich kehre zur Ausſtellung zurück.

Dem Eintretenden leuchten mächtige weiße Fronten entgegen: die weiten Hallen, in denen der größere Teil der belgiſchen Induſtrie Unterkunft fand. Uns aber zieht es zunächſt — es kann ja gar nicht anders ſein — zur deutſchen Ausſtellung. Der Weg iſt nicht ganz leicht und nicht ganz angenehm, denn er führt durch eine ziemlich lange Straße, die im weſentlichen von Schenken der verſchiedenſten Art und Gattung gebildet wird. Bis ſich endlich der Blick auf ein weites Gartengelände auftut, das von den



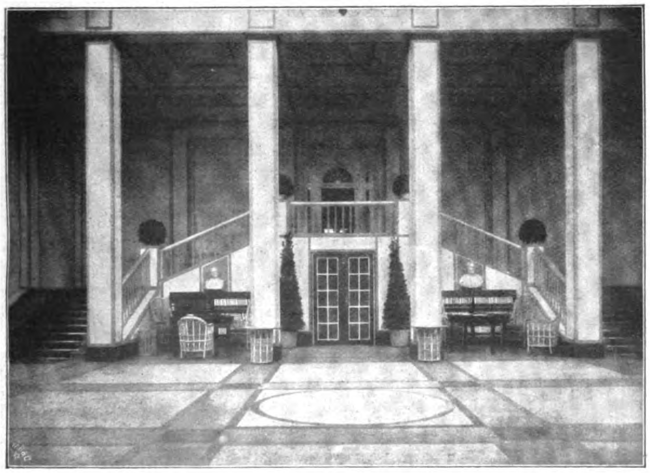
Aus dem Empfangsraum des Deutſchen Hauſes. Von Emanuel von Seidl in München.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

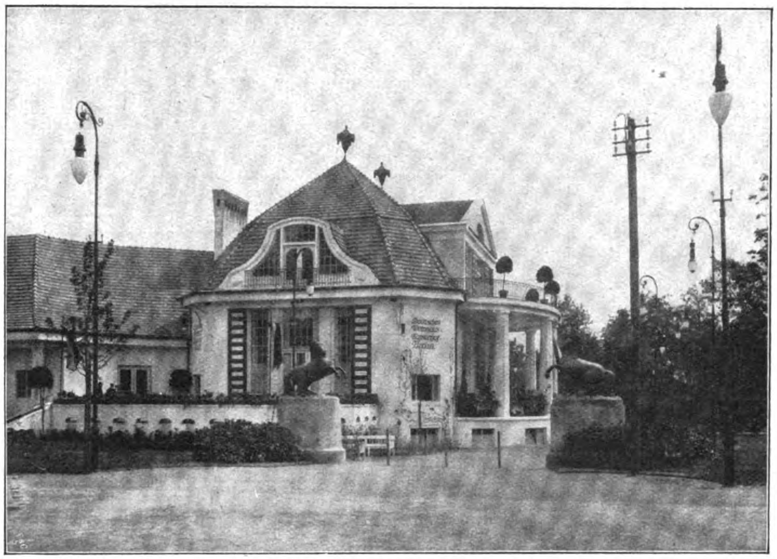
Ausſtellungsgebäuden der verſchiedenen Länder umrahmt iſt. Wir haben das hübſche, in rotem Ziegelbau aufgeführte holländiſche Palais zur Rechten, den Pavillon der Stadt Paris zur Linken; die Hallen Frankreichs, Englands, Italiens uſw. ſchließen ſich an — und halbrechts vor uns liegt „Deutſchland“.

Immer wieder wird man in Brüſſel darauf aufmerkſam gemacht, daß nur die deutſche Abteilung am Eröffnungstage fertig war, fertig bis zum letzten Nageleinſchlag. Was das bedeutet, kann man am beſten daran ermeſſen, daß Anfang Juni faſt alle übrigen Staaten — Belgien, der Gaſtgeber, eingeſchloſſen — gerade eben aus dem Roheſten heraus waren; überall türmten ſich noch Kaſten und Kiſten, ſchritt man über noch nicht angegipſte Stuckleiber, mußte man Eiſenbahnwagen mit ſoeben eingetroffenen Ausſtellungswaren umgehen. Dieſe rechtzeitige Vollendung unſerer Ausſtellung war ein großer Triumph, gab uns in den Augen der Belgier einen gewaltigen Vorſprung. Aber geſichert haben wir uns dieſen durch die Art, wie wir ausſtellten, und vor allem ſelbſtverſtändlich durch das, was wir zeigen.

Unſere Ausſtellung iſt völlig in ſich geſchloſſen, befindet ſich, ſozuſagen, unter einem Dach, während z. B. die Ausſtellungen Frankreichs und auch Belgiens ſich auf verſchiedene räumlich getrennte Bauten verteilen. Unſere Ausſtellung protzt nicht mit ſtolzen Faſſaden und Säulenhallen. Jeder äußere Prunk iſt gefliſſentlich vermieden. Aber ſchon äußerlich haben die Gebäude, die ſich in leichtem Bogen um das „Deutſche Haus“, den Repräſentationsmittelpunkt, ſcharen, etwas Heimeliges, überaus Anſprechendes mit ihren hellen Wänden und dunklen Dächern. Etwas Eigenartiges dazu, das ſie durchaus abhebt von aller übrigen Ausſtellungsarchitektur, das bei aller Beſcheidenheit der Formen und Farben die Augen ſofort auf ſie lenkt. Deutſch ſind ſie. Die Vorbilder, den Typ, darf man freilich nicht in Norddeutſchland ſuchen; es ſind ſüddeutſche Motive, bayriſche, münchneriſche, die hier aufklingen, und der Erbauer, Prof. Emanuel von Seidl, iſt ja auch ein berühmter Münchener Architekt.



Aufgang zur Abteilung für Unterricht und Erziehung. Entwurf von Prof. Bruno Paul.



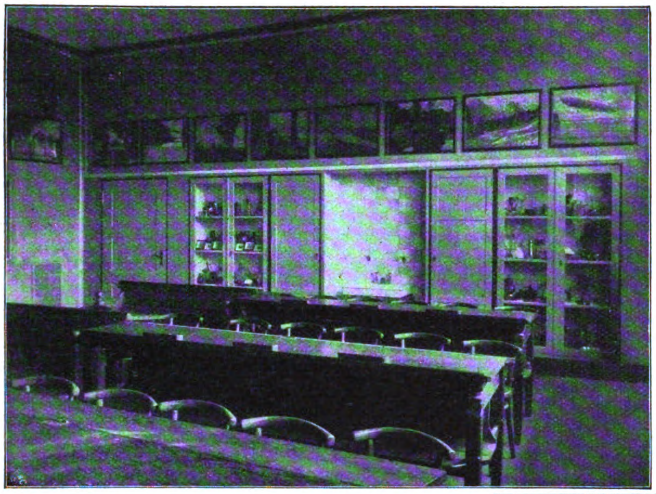
Das Weinreſtaurant in der Deutſchen Ausſtellung.

Indeſſen: der äußere Eindruck iſt nicht das Entſcheidende, ſo wichtig er gerade für Ausſtellungszwecke ſein mag. Wichtiger erſchien mir die innere Gliederung, und in ihr iſt wiederum etwas ganz Eigenartiges und — gerade herausgeſagt — etwas Neues geſchaffen, das aller Wahrſcheinlichkeit nach vorbildlich werden wird. Man baute für Ausſtellungen bisher langgeſtreckte Hallen, je größer, deſto imponierender: auch hier ſchufen die anderen Staaten ſich ſolche gewaltigen Räume. In dieſe Hallen fügten die einzelnen Ausſteller ihre Einbauten, Kojen, Kioske, Schränke, Vitrinen ein, und es entſtand ſo ein meiſt recht geſchmackloſer und unüberſichtlicher Wirrwarr. Mit dieſem Syſtem hat die deutſche Ausſtellung gebrochen. Selbſtverſtändlich gibt es Ausſtellungsgegenſtände, die ſolche Rieſenhallen nicht entbehren können, und es ſind auch bei uns ganze Gewerbezweige in langen, luftigen Hallen untergebracht. So entſtanden die Maſchinenhallen, ſo die Halle für das Eiſenbahnweſen. Im übrigen aber, wo immer es anging, wurde der Innenbau harmoniſch gegliedert; es wurden räumlich und ſachlich abgeſchloſſene Einzelräume geſchaffen, Zimmer und Säle von den verſchiedenſten Abmeſſungen. Für dieſe innere Gliederung und deren künſtleriſche Durchführung gebührt, neben anderen, beſonders Prof. Bruno Paul höchſte Anerkennung. Auch hier iſt es wieder das Heimelige, traulich Anmutende, das Intime, was uns erfreut und was die Ausländer, wo immer man hinhört, bewundern. Es iſt durchaus deutſche Art, die zu uns ſpricht. So zu uns ſpricht, wie es noch keine andere Ausſtellung tat.

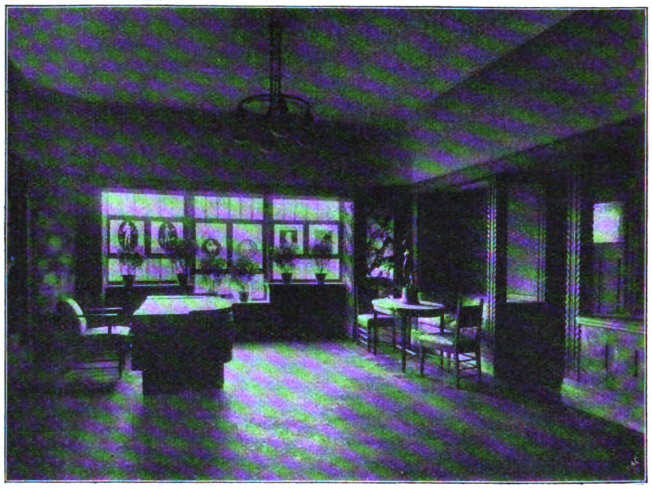
Womit ſoll ich nun beginnen, um die Eindrücke, die die Ausſtellung ſelbſt bietet, zu ſchildern?

Ich möchte zuerſt des großen und umfaſſenden Teils gedenken, den das preußiſche Kultusminiſterium in Verbindung mit dem ſächſiſchen und mit der oberſten Schulbehörde Hamburgs geſchaffen hat, mit der Abteilung „Erziehung und Unterricht“. Wenn ich damit beginne, ſo geſchieht es aus der Überzeugung, daß die ernſte und erfolgreiche Arbeit, die in dieſer Abteilung zutage tritt, bei jedem ernſter denkenden Manne, bei jeder tiefer angelegten Frau, ganz beſonders aber wieder bei den Ausländern beſonderes Intereſſe erwecken muß.

Es iſt ſcheinbar ein trockenes Thema, das hier behandelt wird; man denkt unwillkürlich an ſtatiſtiſche Aufſtellungen und graphiſche Darſtellungen.



Berliner Schulzimmer. Entwurf von Bruno Paul, Ausführung von Joh. Müller, Charlottenburg.

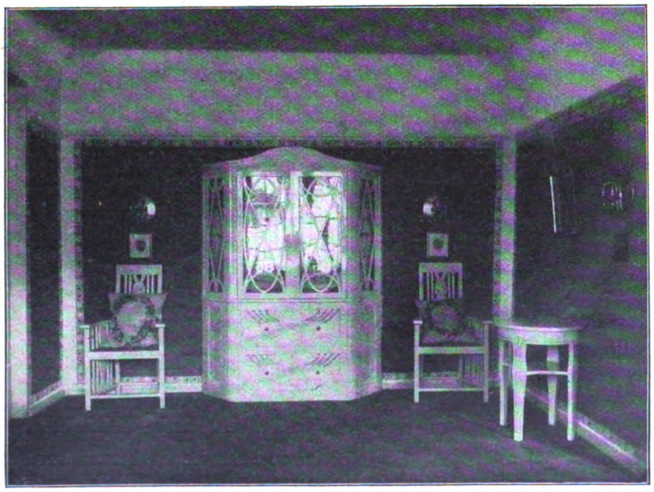


Direktorzimmer der Handwerkerſchule in Bielefeld. Von Wilh. Thiele.

Aber man irrt. Durch die Räume dieſer Ausſtellung pulſiert das Leben unſerer Tage. Ich weiß nicht, ob die Pädagogen unter den Leſern des Daheim ſämtlich mit den Anſchauungen einverſtanden ſein werden, die das Kultusminiſterium in ſeinem ſehr ausführlichen Katalog niedergelegt hat; zumal mit den Ausführungen der Einleitung, ſoweit ſie das humaniſtiſche Gymnaſium betreffen. Darauf aber kommt es hier nicht an. Worauf es ankam, war, dem Auslande die Fortentwicklung unſeres Schulweſens zu zeigen, und das iſt vortrefflich gelungen. Sie wird, wenn ich mich ſo ausdrücken darf: ad oculos demonſtriert. In denkbar geſchickteſter Weiſe werden uns Lehrer- und Schülerbibliotheken, werden uns alle Lehrmittel der verſchiedenen Schulen und Klaſſen vorgeführt; wir ſehen an Schülerarbeiten, welche Erfolge erzielt wurden. Wir lernen erkennen, welchen Wert die heutige deutſche Schule auf die praktiſche Anſchauung legt, wie die körperliche Erziehung in den Vordergrund rückte, wie das Gefühl des Schülers für die Kunſt geweckt werden kann und ſoll, wie der Handfertigkeitsunterricht beſonders in der Volksſchule zur Geltung gelangt. Faſt das geſamte Schulweſen (mit Ausnahme der Hochſchulen) umfaßt dieſe muſtergültige und einzigartige Ausſtellung: Gymnaſien, Realſchulen, Lehrerbildungsanſtalten, die Volksſchule, die Fortbildungsſchule, die Mädchen- und Ferienſchule in ihren verſchiedenen Gliederungen, Schuleinrichtungen für anormale Kinder uſw. Es iſt eine Freude auch für den Laien, für alle Eltern zumal, durch dieſe Räume zu wandern; für den Fachmann bietet die Ausſtellung ſo viel, daß ſie allein die Reiſe nach Brüſſel lohnt. Es gab noch nie etwas Ähnliches!

Und nun unſer Kunſtgewerbe.

Viele unter uns ſtanden der neuen deutſchen kunſtgewerblichen Bewegung ſkeptiſch, ſehr viele ſogar ſchroff ablehnend gegenüber. Und wer dürfte es leugnen, daß die Anfänge, der verſtiegene ſogenannte Jugendſtil, die tolle Jagd nach neuen Linien und Formen, mancherlei Abſtoßendes hatte? Junger Moſt will eben gären. Jetzt iſt aus dem Moſt ein edler Wein geworden: das beweiſt gerade dieſe Brüſſeler Ausſtellung. Es iſt ein kühnes Wort — das weiß ich wohl — aber ich ſpreche es mit dem ſicheren Bewußtſein aus, daß ich recht habe: wir ſind endlich auf gutem Wege zu einem nationalen Stil! Die großen klaſſiſchen Stilarten, vom romaniſchen bis meinetwegen zum Rokoko und Barock, werden im Kunſtgewerbe immer auch für uns ihre Berechtigung behalten; daneben aber entſteht etwas Neues, ganz Deutſches. Jeder Stil hat ſich bisher aus ſeinen Vorläufern entwickelt. So iſt es auch hier; neben Motiven aus der Biedermeierzeit ſind engliſche Einflüſſe unverkennbar. Und doch iſt's etwas anderes, Eigenes, unſerer Art und unſeren Sinnen ganz Entſprechendes.

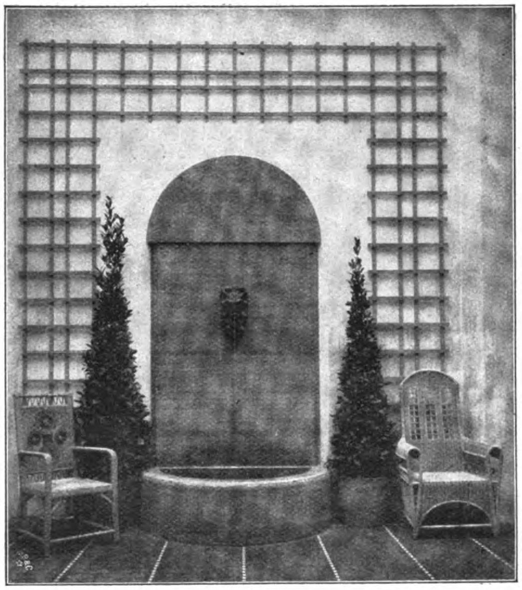


Aus einem Damenzimmer. Von Heinr. Vogeler, Worpswede.

Vor allem in der Raumkunſt, in der Einrichtung unſerer Zimmer. Man ſieht in Brüſſel nicht mehr das Haſchen nach verlogenen Effekten. Man ſieht überall ein eifriges Streben nach Wohnlichkeit und Zweckdienlichkeit. Man ſieht, mit ganz verſchwindenden Ausnahmen, ruhige Formen, einfache Linien — und man ſieht vor allem, daß etwas Gemeinſames durch all das Schaffen geht: eben das, was ich als die glückverheißenden Anfänge eines guten deutſchen Stils bezeichnen möchte. Dabei iſt dies Schaffen nicht arm und nicht einſeitig. Nord und Süd unſeres Vaterlandes wandeln auf verſchiedenen Wegen zum gleichen Ziel; deutlich kann man die Richtungen von München, Dresden, Darmſtadt, Bremen uſw. unterſcheiden, und dennoch ſind die Grundzüge ſich ähnlich. Soll ich Namen nennen? Die Reihe könnte wohl allzulang werden. Nur als die vielleicht bedeutendſten Finder möchte ich Heinrich Vogeler, Wilhelm Kreis, M. Läuger, Bruno Paul, R. Riemerſchmid, Albin Müller, Peter Behrens herausheben. Aber neben ihnen ſtehen andere, die kaum minder Wertvolles ſchufen. Denn das Schönſte iſt: man trifft in dieſer ganzen Abteilung überhaupt kaum auf etwas wirklich Minderwertiges.

Faſt das gleiche kann ich von anderen Zweigen unſeres Kunſtgewerbes berichten. Die Keramik iſt glänzend vertreten. Nicht nur durch die großen Manufakturen Berlin, Meißen und Nymphenburg; auch durch unſere Privatinduſtrie (mit Ausnahme einer Thüringer Fabrik, die abſcheuliche Zuckerbäckereien in Porzellan ausſtellte), zumal auch durch künſtleriſche Krüge in Steingutmaſſe. Sehr ſchön ſind die Arbeiten unſerer Gold- und Silberſchmiede, unſerer Juweliere; hübſch und fein ſind einzelne weibliche Handarbeiten. Daß die Leiſtungen des Buchgewerbes, das ich wohl hier anreihen darf, vortrefflich ſind, brauche ich kaum zu erwähnen; zumal die Reproduktionstechniken erſcheinen muſtergültig ausgebildet. Übrigens hat auch unſer liebes Daheim ſeinen Platz unter all dem Schönen und Guten erhalten.

Wir haben uns an der großen allgemeinen und internationalen Kunſtausſtellung nicht beteiligt. Aber in den engen Rahmen unſerer eigenen Ausſtellung ſind einige entzückende „Zimmer eines Kunſtfreundes" eingefügt worden, in denen in Gemälden und Skulpturen ein Überblick über das künſtleriſche Schaffen in den deutſchen Ateliers der letzten Jahrzehnte geboten wird. Auch hier regierten ein guter Geſchmack und ein bewußter Wille. Wir dürfen zufrieden ſein mit dem, was vorgeführt iſt; bei voller Berückſichtigung der verſchiedenen Richtungen wurde alles gar zu Extreme glücklich vermieden.



Hofraum in der Deutſchen Ausſtellung. Entwurf von Prof. Bruno Paul, Stühle von H. Vogeler, Worpswede.

Ich ſehe mit Schrecken, wie beſchränkt der Raum iſt, der mir noch bleibt. Und ich hätte ſo vieles noch zu ſagen über die Ausſtellung unſerer Induſtrie. Man darf freilich gerade in bezug auf ſie nicht Vergleiche mit den ganz großen Weltausſtellungen ziehen. In Brüſſel ſtellten doch im weſentlichen nur die Induſtriezweige aus, die beſondere Beziehungen zu Belgien haben oder ſolche aufſuchen wollen; es war ja wohl ſchon ein Wagnis, wenn z. B. die vogtländiſch-erzgebirgiſche Klöppelinduſtrie hier im Lande der Spitzen den Wettſtreit — und ſcheinbar nicht erfolglos — aufnahm. Es fehlen auch leider viele der ganz großen Firmen, wie z. B. Krupp, und andere ſind nur mit Spezialitäten vertreten. Aber was ausgeſtellt iſt, iſt gut und ſolide, iſt oft hervorragend. Ich will von vielen hier nur die Maſchinen, beſonders die Werkzeugmaſchinen nennen, die Automobile, die Spielwareninduſtrie, die großartige Wein-Ausſtellung, die Parfümerie. Und als etwas ganz eigen- und einzigartiges die Ausſtellung der Deutſchen Landwirtſchaftsgeſellſchaft mit ihrem Saatgut. Leider liegt ſie ein wenig verſteckt im Obergeſchoß des deutſchen Weinreſtaurants. Faſt ſämtliche bedeutenden Züchter Deutſchlands ſind hier vertreten, wobei nur diejenigen wirklich als Züchter gerechnet wurden, die auf Grund eines Selektionsverfahrens zielbewußt neue Sorten züchteten, nicht Landwirte, die ſich mit Saatbaugut von alt bewährten Sorten als Abſaaten befaſſen. Es iſt bemerkenswert, daß es in deutſchen Gauen 36 Zuckerrübenzüchter gibt, die den größten Teil des Rübenſamenbedarfs der ganzen Welt liefern; daneben z. B. 13 Kartoffel-, 26 Roggen-, 36 Weizen-, 14 Gerſte- und 23 Haferzüchter. —

Ich erwähnte ſoeben das deutſche Weinreſtaurant. Es iſt nach dem Urteil der Belgier das beſte Reſtaurant in der ganzen Ausſtellung, geleitet vom Kaiſerhof in Berlin. Ich denke, wir gehen nun zu ihm, ſetzen uns auf die ſchöne Terraſſe und trinken ein Glas Rheinwein auf das Wohl unſeres lieben Vaterlandes und darauf, daß es ſtets ſo vortrefflich vertreten ſein mag, wie hier auf belgiſchem Boden. Wir ſind nicht allein. Ein internationales Publikum umgibt uns, und überall funkelt in den hellen Gläſern unſer Edelwein. Und überall hört man: Deutſchland iſt allen voran!

Ich gehöre nicht zu denen, die gerne ein großes Tamtam erheben; am letzten zu denen, die deutſche Kunſt oder deutſches Gewerbe nur loben, weil ſie deutſch ſind. Die Daheimleſer wiſſen das ſeit einem Vierteljahrhundert. Aber hier dürfen wir wirklich einmal zufrieden, dürfen ſtolz auf unſere Art ſein. Und darum noch einmal mein herzlicher Wunſch: daß recht, recht viele Deutſche aus Nord und Süd, aus Oſt und Weſt nach Brüſſel gehen mögen. Es iſt nicht anders: man lernt im Auslande, zumal an ſolch einer Stätte, die Heimat mit allem, was zu ihr gehört, recht ſchätzen und lieben — und man vergißt und vergibt manch kleinen Heimatsärger hier über dem großen Ganzen. Das aber tut uns allen oft not.

Die deutſche Poſtkarte. Von Dr. Curt Rud. Kreuſchner.

Herodotos, der Vater der Geſchichte, erzählte, daß man zu ſeiner Zeit, um in wichtigen Fällen die Geheimhaltung einer Nachricht zu ſichern, nicht ſelten die Mitteilung einem Sklaven auf den glattgeſchorenen Kopf geſchrieben habe, um ihn als Boten erſt abzuſenden, nachdem die Haare wieder gewachſen waren, worauf der Empfänger, nachdem er dem Boten von neuem den Kopf geſchoren und die Nachricht geleſen, in der gleichen, umſtändlichen Weiſe geantwortet habe. Der perſiſche Edelmann Harpagus ſoll ſeinem König Cyrus einen geheimen Brief dadurch übermittelt haben, daß er ihn unter das Fell eines Haſen ſchob, und Mumienſärge, in denen man Leichen transportierte, galten in Ägypten als eine vortreffliche Gelegenheit, um Briefe geheim nach anderen Orten zu verſenden.

Für den Kulturmenſchen von heute, der auch im Briefverkehr am Ende einer langen Entwicklungsreihe ſteht, gibt es hinſichtlich ſeiner geſchäftlichen und privaten Angelegenheiten nur noch in ſehr geringem Maße das Bedürfnis der Geheimhaltung, und an die Stelle koſtbarer Stoffe zur Aufnahme der Schrift iſt das in Unmengen und in Werten von Hunderten von Millionen Mark fabrizierte Papier getreten. Ja ſelbſt der verſchließbare Umſchlag erweiſt ſich in zahlloſen Fällen als überflüſſig, und an Stelle des altväterlich verſiegelten

Briefes tritt ein Stückchen ſtarkes Papier von 14 Zentimeter Länge und 9 Zentimeter Breite, die Poſtkarte, die in Deutſchland in dieſem Jahre auf ein vierzigjähriges Beſtehen zurückblicken kann, in dem ſich ein intereſſanter Teil moderner Verkehrsentwicklung widerſpiegelt.

Lange bevor die erſte Poſtkarte das Licht der Welt erblickte, lag ihre Erfindung, wie man zu ſagen pflegt, ſchon in der Luft. Als Umhüllung des Briefes hatte anfänglich Leinwand gedient, die nur den Zweck hatte, den Inhalt vor Beſchmutzung und Zerknitterung zu ſchützen. Dann begann man den in großem Format gehaltenen Briefbogen, wie es heute vielfach noch bei Behörden üblich iſt, ſo zuſammenzufalten, daß die zweite Hälfte des Bogens als Umſchlag für die mit ihr feſtverbundene erſte Hälfte diente. Da aber auch hiermit, beſonders wegen der Verſchmutzung des Bogens durch die Poſtſtempel, wenig gewonnen war, wurde es Brauch, Briefe an Standesperſonen in ein zweites Stück Papier, das Kuvert, zu ſchlagen, das man ſich, um Papier und Poſtgewicht zu ſparen, mit großer Geduld ſo ökonomiſch wie möglich ſelber mit der Schere zurechtſchnitt. Es will uns heute als faſt unglaublich erſcheinen, daß erſt im Jahre 1844 von Edwin Hill und Warren de la Rue in England die erſte Maſchine zur Maſſenherſtellung von Briefumſchlägen erfunden wurde und daß noch 1851 auf der erſten Londoner Weltausſtellung nur von engliſchen Firmen und einer Brüſſeler Fabrik Briefumſchläge ausgeſtellt wurden. Von da an ſtieg die Kuvertfabrikation ins ungeheure, ſo daß ſchon im Pariſer Weltausſtellungsjahr 1867 in Frankreich täglich rund 2½ Millionen Briefumſchläge hergeſtellt wurden. Schon aber war zwei Jahre vorher, im Jahre 1865, im Kopfe des damaligen Oberpoſtrats Stephan, der Gedanke geboren, ein Poſtblatt in dem Umfange eines größeren Briefumſchlages auf ſteifem Papier mit hineingeſtempelten Hoheitszeichen des verausgabenden Landes und aufgedruckter Poſtfreimarke zu ſchaffen, wobei die Vorderſeite die Adreſſe tragen ſollte, während die Rückſeite zu ſchriftlichen Mitteilungen jeder Art benutzt werden könne.

Das Weſen der Poſtkarte war damit in ſeinen Grundzügen erfunden. Aber der Gedanke des genialen Mannes fiel auf unfruchtbaren Boden. Vergeblich wies er auch 1865 auf der Allgemeinen deutſchen Poſtkonferenz darauf hin, daß die beſtehende Briefform für eine erhebliche Anzahl von Fällen nicht die genügende Einfachheit und Kürze gewähre. Er bemerkte treffend, daß die Weitläufigkeiten dem Abſender wie dem Empfänger zur Laſt fallen, daß man bereits eine Art von Kurzbriefen im Telegramm beſitze und daß man ja ſogar den förmlichen Brief vielfach durch Überſendung einer Viſitenkarte erſetze. Stephans Vorſchlag verſchwand in der Verſenkung hauptſächlich wegen fiskaliſcher Bedenken der Poſtverwaltungen, um erſt vier Jahre ſpäter auf öſterreichiſchem Boden ſeine Wiederauferſtehung zu feiern.

Im Abendblatt der Wiener „Neuen Freien Preſſe“ vom 26. Januar 1869 veröffentlichte Dr. Emanuel Herrmann, der damals als Profeſſor an der Thereſianiſchen Militärakademie zu Wiener-Neuſtadt wirkte, einen Artikel „Über eine neue Art der Korreſpondenz mittels der Poſt“, in dem er mit derſelben Begründung, die Stephan drei Jahre vorher ſeinem projektierten Poſtblatt mitgegeben hatte, die Einführung offener Karten forderte, die, wenn ſie (mit Unterſchrift) nicht mehr als zwanzig Worte enthielten, mit einer Zwei-Kreuzermarke durch die Poſt befördert werden ſollten. In einer kleinen, von Herrmann ſelbſt verfaßten Broſchüre, die mir vorliegt, gibt der Verfaſſer zu, daß ihm in einer Unterredung mit den Leitern der Wiener Generalpoſtdirektion über ſeinen Vorſchlag mitgeteilt worden ſei, daß derſelbe Gedanke ſchon drei Jahre vorher von Stephan auf der Allgemeinen deutſchen Poſtkonferenz zu Karlsruhe ausgeſprochen wurde, und in einer augenſcheinlich von Stephans eigener Hand mit Bleiſtift geſchriebenen Randbemerkung weiſt der Schreiber ausdrücklich darauf hin, daß Herrmann den Inhalt des Stephanſchen Memorials ſchon Anfang 1869 kannte.

Der ſpringende Punkt, ob dies ſchon vor oder erſt nach dem 26. Januar 1869 der Fall geweſen, wird ſich heute kaum mehr ſicher aufklären laſſen und hat mit der Bedeutung der Poſtkarte für den allgemeinen Verkehr auch nur einen nebenſächlichen Zuſammenhang. Von Wichtigkeit dagegen iſt die von Herrmann vorgeſchlagene und von der öſterreichiſchen Poſt auch angenommene ungeheuere Verbilligung des Portos, die das meiſte dazu beigetragen hat, der Poſtkarte, allen ſonſtigen Hinderniſſen zum Trotz, die Wege der Verbreitung zu ebnen. Die zweckloſe Beſchränkung des Textes auf zwanzig Worte wurde von vornherein fallen gelaſſen. Große Bedenken erregte dagegen in Öſterreich, daß der Raum für ſchriftliche Mitteilungen ganz der willkürlichen Ausfüllung durch das korreſpondierende Publikum überlaſſen werden ſolle. Der damalige Handelsminiſter von Plener (in Öſterreich unterſteht die Poſt dieſem Miniſterium) meinte, daß die Poſtanſtalt ſehr oft in die Lage kommen könne, ehrenkränkende oder unſittliche oder wie immer beleidigende Mitteilungen dem Adreſſaten zuſtellen zu müſſen, ſobald ſie ſich ſtillſchweigend des Rechtes begebe, derlei Korreſpondenzen zu unterdrücken oder nicht ausdrücklich erkläre, für den Inhalt der Mitteilungen keine Verantwortlichkeit zu übernehmen. Die erſten, am 1. Oktober 1869 verausgabten Karten trugen deshalb auch einen, die Verantwortlichkeit der Poſt ausſchließenden Vermerk, der freilich ihre Benutzung zur Anbringung ſchlechter Witze und unpaſſender und anſtößiger Bemerkungen nicht verhindern konnte. Ein Wiener Faſtenprediger beſchwerte ſich öffentlich in den Tageszeitungen, daß er von anonymen Kartenſchreibern hart mitgenommen werde. Die empörten Empfänger betätigten ihren Zorn nicht ſelten durch einen Revancheverſuch am untauglichen Objekt, wie der Juriſt ſagen würde, indem ſie mit den ſchuldloſen, beſtellenden Beamten in Wortſtreit und Tätlichkeiten gerieten, was dann ſelbſtverſtändlich ein Nachſpiel vor dem Strafrichter zur Folge hatte.

Die unvermeidlichen Kinderkrankheiten der Poſtkarte waren um ſo ſchneller überwunden, als jeder Einſichtige ſich ſagen mußte und ſagte, daß jeder ungerechtfertigte, rohe und beleidigende Angriff dem Pfeile gleicht, der auf den Abſender zurückfliegt. Der Siegeszug der Poſtkarte aber erwies ſich als unaufhaltſam. In Öſterreich (ohne Ungarn) wurden im Oktober 1869 allein 1 401 522 Stück verkauft. In Berlin, wo die Poſtanſtalten mit der Verausgabung am 25. Juni 1870 begannen, wurden am erſten Tage 45 468 Stück abgeſetzt, obgleich man ſich nicht ſofort zu dem billigen öſterreichiſchen Portoſatz verſtehen konnte. Auch das Wertzeichen war nicht eingedruckt, dagegen ſicherte Stephan durch Gegenſeitigkeitsverträge mit Öſterreich-Ungarn, den ſüddeutſchen Staaten und Luxemburg der Karte des Norddeutſchen Poſtgebietes die zuſchlagfreie Beförderung in dieſen Ländern.

Wenige Wochen ſpäter, als im Juli der deutſch-franzöſiſche Krieg begann, ſchuf Stephan zum Verkehr zwiſchen der mobilen Armee und der Heimat zwei eigentümliche Arten von Karten, nämlich eine für die Sendung an mobile Militärs und Militärbeamte beſtimmte „Feldpoſt-Korreſpondenzkarte“, die portofrei befördert wurde, während für fünf Formulare nur drei Pfennige zu entrichten waren, und eine nur für Mitglieder der mobilen Armee beſtimmte Karte, die völlig koſtenlos verabfolgt wurde.

Die großen Erfolge der Poſtkarte in Öſterreich und Deutſchland veranlaßten auch die meiſten anderen Staaten zu ihrer Einführung. Nur zögernd ſchloß ſich im Jahre 1877 Italien an, und Frankreich, das während der Belagerung von Paris vorübergehend Poſtkarten mit der Aufſchrift „par ballon monté“, die auf gut Glück unbemannten Ballons anvertraut wurden, beſeſſen hatte, verſtand ſich erſt 1879 zu ihrer Einführung unter einem Portoſatz, der im Inlandverkehr bis vor kurzem den der anderen Länder bedeutend überſtieg. Noch heute iſt Frankreich dasjenige Land unter den großen Kulturſtaaten, in dem von der Poſtkarte der relativ geringſte Gebrauch gemacht wird.

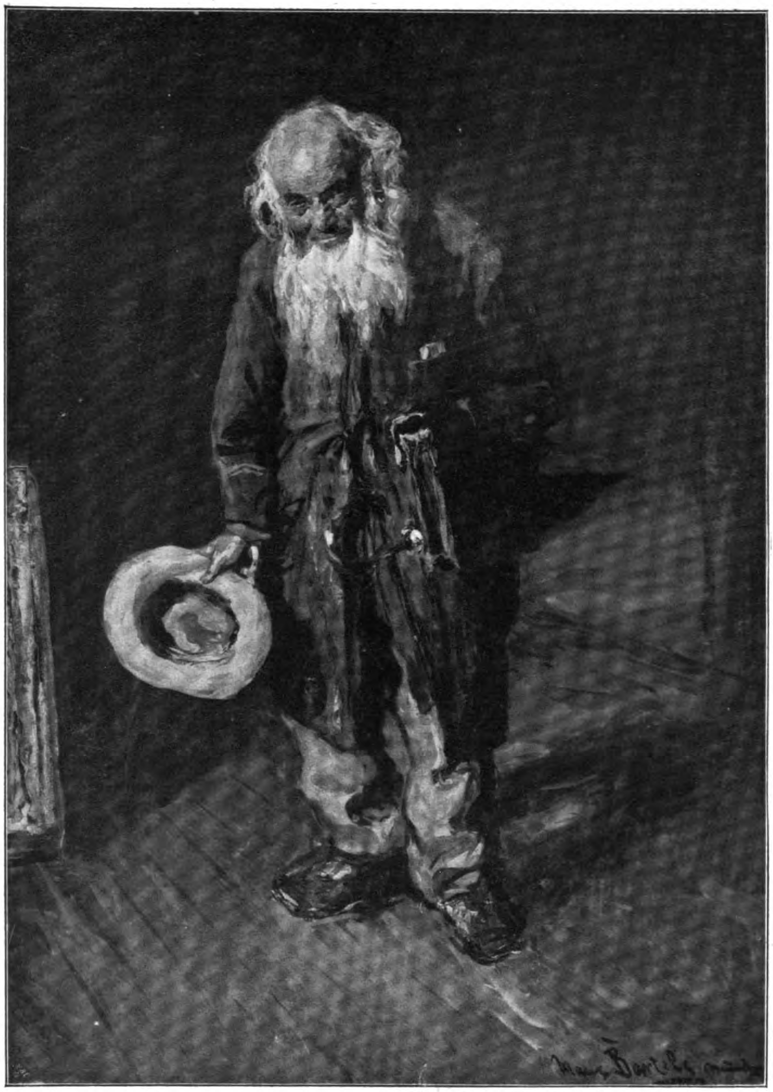
Die Poſtkarte hat ſeit jener Zeit vielfache Verbeſſerungen erfahren. Manche läſtige Raumbeſchränkungen, beſonders die aufgedruckten Benutzungsvorſchriften kamen in Wegfall. Die unter gewiſſen Bedingungen zuläſſige Beförderung von Poſtkarten gegen das ermäßigte Porto der Druckſachen (Bücherzettel uſw.) wurde zugeſtanden; außer den amtlich aufgelegten Formularen wurden auch ſolche, die von der Privatinduſtrie hergeſtellt waren, zugelaſſen. Poſtkarten mit Rückantwort wurden ſchon am 1. Januar 1872 im Verkehr des Reichspoſtgebietes mit Bayern und Württemberg ausgegeben, der Berner Vertrag vom 9. Oktober 1874 brachte die Weltpoſtkarte der Union poſtale internationale. Dann kam mit Einbürgerung der Anſichtspoſtkarte, die wichtige Neuerung, daß die vordere, linke Hälfte der Poſtkarte für den Text freigegeben wurde. Die neu eingetretenen Nachteile, die Verteuerung des Ortsportos und der Wegfall des Abgabeſtempels ſind dagegen Dinge, in denen wohl noch nicht das allerletzte Wort geſprochen iſt.

Von dem derzeitigen Umfang des Poſtkartenverkehrs erhält man eine anſchauliche Vorſtellung durch einen Blick in die neueſte Statiſtik der deutſchen Reichspoſt- und Telegraphen-Verwaltung für das Kalenderjahr 1908. Hiernach belief ſich die Geſamtzahl der im Deutſchen Reiche einſchließlich Bayerns und Württembergs beförderten Poſtkarten auf 1 623 261 570 Stück. Aus den deutſchen Schutzgebieten und dem Auslande kamen davon 55 293 860 Stück, während 56 536 000 Stück hinausgingen und die übrigen 35 497 200 Stück im Durchgangsverkehr behandelt wurden. Nur in einem Punkte hinkt die Poſtkarte — nicht durch Verſchulden der Poſt, ſondern wegen Nachläſſigkeit der Abſender — hinter allen anderen Arten von Poſtſendungen nach. Sie iſt es nämlich, bei der am häufigſten der Empfänger und auch der Abſender nicht ermittelt werden kann, weil derjenige, der ſie ſchreibt, ſehr oft zu bequem iſt, genau zu adreſſieren und ſich deutlich als Abſender zu bezeichnen. Allein aus dieſem Grunde gehört alljährlich mehr als eine Million Poſtkarten zu den Nachrichten, „die ihn nicht erreichten“ und auch dem Abſender nicht zugeſtellt werden konnten.

Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers.

Hermann Lüdegaſt ſchloß die alte braune Tür mit abgegriffener Holzklinke ab, die in ſein Privatkontor führte, ſteckte den Schlüſſel in die Weſtentaſche und durchſchritt das niedrige, langgeſtreckte Zimmer mit den drei Doppelpulten an den Fenſtern, an denen zu dieſer vorgerückten Abendſtunde keiner der Buchhalter mehr ſaß. Die verſtaubten Fenſter, die auf den Fabrikhof hinausgingen, waren trotz der ſchönen Jahreszeit geſchloſſen; von der vergrauten Decke hingen ein paar Gaslampen mit breiten Schirmen herab, und auf dem abgetretenen Fußboden, der nur noch wenig Anſtrich zeigte, waren noch reichlich Waſſerſpuren zu ſehen, in der Nähe der Leitung, an der ſich die jungen Leute die Hände gewaſchen hatten, ehe ſie dieſen Raum, der der graue Alltag ſelber war, mit der ſchöneren Außenwelt vertauſchten.

Hermann Lüdegaſt ſah über dies alles hin mit dem mechaniſch auf Ordnung ſehenden Blick, doch auch wie einer, der mehrere tauſend Male dieſe Dinge geſehen hat und ſie nicht anders zu finden erwartet. Durch die Außentür trat er von dem Bureau aus direkt in den Fabrikhof, wo jetzt das Lärmen der Maſchinen ſchwieg und in dem ein paar kümmerliche dünne Bäumchen ihre rußbeſchlagenen Blätter leiſe im Abendwind bewegten.



Der alte Händler. Gemälde von Hans von Bartels.

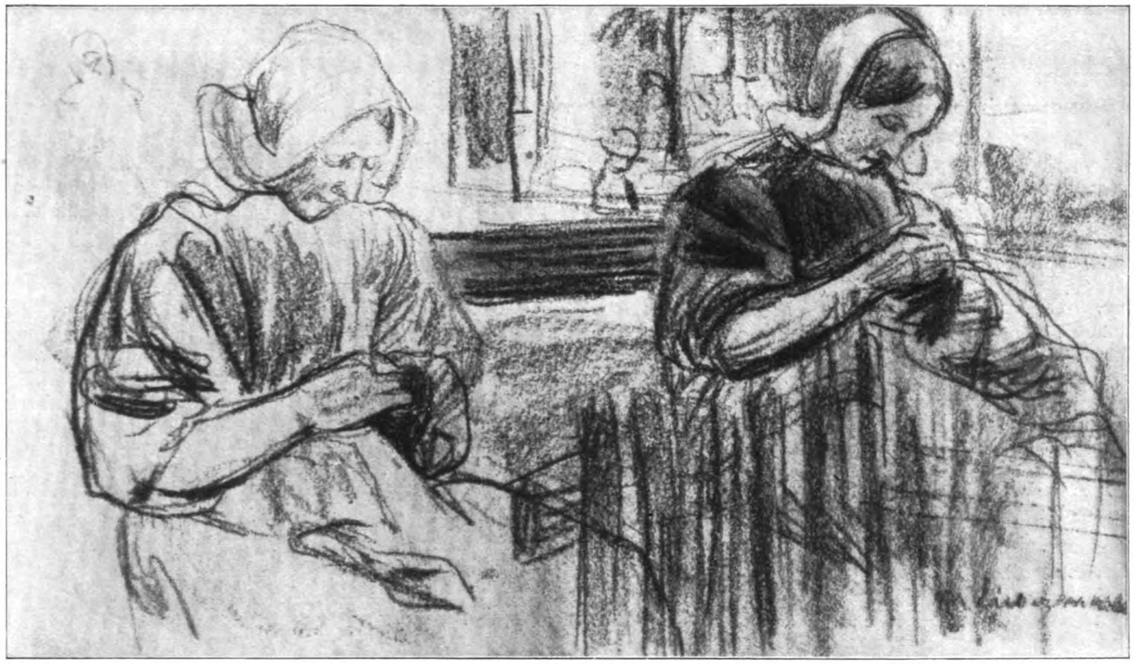
Es war ein noch faſt zu warmer Abend nach einem heißen Junitage. Die Fabrikuhr zeigte halb neun, in den blinden Fenſtern des langen Maſchinenhauſes glänzte der leiſe Schein der untergehenden Sonne. Lüdegaſt ging langſam, etwas müde vom langen Sitzen, dumpf von eintöniger Kopfarbeit. Er war groß aber ſchmal und hielt ſich ſchlecht. Die dunkelgraue Lüſterjacke hing ihm ſchlottrig um den hageren Oberkörper, er trug einen Kneifer und hatte die unſicheren Bewegungen eines ſtark Kurzſichtigen. Er war noch nicht über die Mitte der Dreißig hinaus.

Hinter der vor einigen Jahren noch faſt um die Hälfte erhöhten Fabrikmauer lag ſein Privathaus inmitten eines weiten und baumreichen Gartens. An der Vorderſeite jedoch ſtieß es unmittelbar an die Straße, und zwar mit einer ſchmuckloſen hellgrauen Front, an der das einzig Schöne eine ſchwere kunſtreiche Gußeiſentür aus dem vorigen Jahrhundert war, eine eigene Arbeit ſeines Großvaters, des Begründers der Fabrik. Sie führte zu ebener Erde in die kühle, halbdunkle Diele.

Die Räume des Erdgeſchoſſes waren etwas feucht und ſtanden daher meiſtens unbenutzt. Nur zur Rechten lag ein großes, düſtres Speiſezimmer, das bei feſtlichen Gelegenheiten gebraucht wurde, und links eine Art Empfangsraum, mit ein paar ſchweren, alten Möbeln ausſtaffiert, das aber nur für ſolche Leute gebraucht wurde, die nicht zum Familienverkehr gehörten, etwa durch geſchäftliche Angelegenheiten herbeigeführt wurden und ſich nicht an die Kontorſtunden des Hausherrn gehalten hatten.

Dieſer ſelbſt betrat jetzt nicht durch die ſtets verſchloſſene Haustür die große Diele, ſondern kam durch die Gartentür. Eine ungewöhnlich breite, eichene Treppe mit kunſtloſem, aber nicht geſchmackloſem Geländer führte in einer ſtarken Windung in die oberen Räume. An Raum war in dieſem Hauſe nirgends geſpart. Hier oben tat ſich wieder eine faſt ſo große Diele wie die untere auf, nur daß ſie nicht halbdunkel war, ſondern durch vier weite und tiefe Fenſter Licht erhielt. Die letzten Sonnenſtrahlen fielen auf die hellen Eichendielen, auf den runden Tiſch in der Mitte des Flurs und auf den großen Jasminbuſch in gläſerner Vaſe, der auf deſſen hellbunter Decke ſtand und ſtark duftete.

Die Türen ſchloſſen ſich nicht in gleichmäßiger Reihe in der Runde, ſondern ſprangen in regelloſen Ecken und Winkeln vor. Bis auf die Treppe hinunter tönte eben lautes



Näherinnen. Zeichnung von Max Liebermann.

Kinderlachen, Gekreiſch und Waſſerplantſchen, als Hermann Lüdegaſt nach oben kam.

„Da haben ſie die Tür wieder aufgelaſſen,“ ſagte er ärgerlich, als er dem Spektakel nachging. Es war auch ſo. Die Tür eines ehemaligen Fremdenzimmers, das er bald nach ſeiner Heirat in eine Badeſtube verwandelt hatte, ſtand weit offen, ſo daß man auf den erſten Blick zwei ſplitternackte Kerlchen in der Wanne herumſpringen ſah, während das dritte, ein kleines Dirnchen mit langen dunkelblonden Haaren, im Badetuch eingewickelt daſtand und von einem jungen Fräulein in heller Bluſe abgerieben wurde.

„Papa!“ ſchrie der jüngſte der kleinen Waſſerhüpfer, ein hübſches, braunköpfiges Bübchen von fünf Jahren. Mit einem prächtigen Schwung war es über den hohen Rand der Wanne weg, platſchend liefen die Füßchen über die Schwelle, auf den Flur hinaus und vor dem langen, vornüber gebückten Mann mit den kurzſichtigen Augen ſtand ſein winziger, nackter, naſſer kleiner Bube, nicht viel höher als ſein Knie und hielt ihm die Ärmchen entgegen.

„Heb' mich hoch, Papa!“

Aber er fand kein Entgegenkommen.

„Nein. Geh hinein, laß Dich abtrocknen,“ ſagte der Papa ſehr ärgerlich. „Fräulein, Sie haben ſchon wieder die Tür nicht zugemacht.“

„Ach!“ Das Fräulein war ſehr verlegen. „Es war ſo heiß hier drinnen,“ entſchuldigte ſie ſich.

Herr Lüdegaſt murmelte etwas Unverſtändliches. Dann drückte er ſelbſt hinter ſeinem davonſchleichenden Paradiesſöhnchen die Tür zu. Ehe er ſie vollkommen ſchloß, fragte er noch hinein: „Iſt Frau Lüdegaſt noch zu Hauſe?“

„Ja. Auf der Veranda. Herr Doktor iſt da.“

„Herr Doktor, — ſo.“

Er ſchloß die Tür und ging in das daneben liegende Schlafzimmer. Es hatte drei niedrige, aber breite Fenſter, die alle offen ſtanden und einen weiten Ausblick hatten durch eine lichte Stelle im Garten fort über die Wieſen der Ackerbürger bis an das blauſchimmernde Flüßchen und die gelbe Landſtraße, die zu den Dörfern führte.

Der Fabrikherr warf die Lüſterjacke ab, nahm den Kneifer von den Augen und wuſch ſich umſtändlich Geſicht und Hände. Er hätte lieber das Badezimmer benutzt. Während er ſich abtrocknete, dachte er, daß es für die Kinder eigentlich auch ſchon reichlich ſpät ſei, aber wenn Beſuch da war, verzögerte es ſich manchmal. Von nebenan hörte er die hellen Stimmchen der Kinder und dazwiſchen hin und wieder eine mürriſche und ungeduldige Antwort. Das Fräulein war ohne Zweifel verſtimmt. Das war ihm ungemütlich, aber er wußte nicht, wie das zu ändern wäre.

Er fühlte ſich bleiern müde. Der heiße Tag, in dumpfer Kontorluft verbracht, laſtete noch auf ihm. Er hatte ſelbſt noch wie ſein Vater die Schloſſerei und den Maſchinenbau praktiſch erlernt, und erſparte es ſich auf die Weiſe, in der Hand ſeines Mechanikers zu ſein. Aber es hieß, unausgeſetzt arbeiten, Ferien gab es nicht, und ſein Körper war nicht ſo widerſtandsfähig wie der ſeines Vaters. Der Großvater war noch einfacher Kunſtſchloſſer geweſen, aber er hatte ſchon die Fabrik begründet und das Haus gebaut.

Hermann Lüdegaſt hätte ſich jetzt gern in ſeinen Korbſtuhl auf der Veranda geſetzt, ein kühles, leichtes Bier getrunken, die ermüdeten Augen im friſchen Grün ausgeruht und ſich den leiſen Abendwind um den Kopf ſtreichen laſſen. Aber da war nun wieder Beſuch, und — gerade der Doktor.

Er mochte ihn nicht. Wenigſtens nicht als Freundesverkehr.

Es war ein ſchöner alter Herr mit grauen Locken und grauem Vollbart. Er war immer überlegen und wußte alles, wußte auch das, was er wußte, ſchlagend und fließend auszudrücken. Man konnte eigentlich nie etwas gegen ihn vorbringen. Er wirkte auch bildend hier in der kleinen Stadt. Aber Hermann Lüdegaſt mochte ihn nicht als Verkehr für ſeine Frau.

Warum nicht? Ja, warum nicht? Wenn er das hätte ſagen können, wäre es ja gut geweſen. Aber da fehlte ihm etwas. Da war ſo eine Art Dumpfheit in ſeinem Gehirn, daß er über ein ganz unbeſtimmtes Empfinden nicht herauskam. Vielleicht weil er ſich Tag für Tag nur mit dieſer mechaniſchen Tätigkeit befaßte, konnte er nicht klar und ſicher genug mehr denken. Aber recht hatte er doch, und in dieſem Doktor war nicht alles klar.

⁂ ⁂ ⁂

Er kam auf die Veranda. Jetzt hatte er reine Wäſche und einen braunen Sommerrock an, er ſah ſo ungeſchickt und ſo kurzſichtig aus wie je.

Während er das grüne Zimmer durchſchritt, das an die Veranda ſtieß, dachte er darüber nach, ob er wohl eiferſüchtig auf dieſen Doktor Waldemar Hopfinger ſei.

Aber ſchon ehe er die Glastür erreichte, ſagte er ſich: ‚Nein, ich bin nicht eiferſüchtig.‘ Zwar war ſeine Andrea fein und machte viele Anſprüche, denen er nicht genügen konnte, aber wiederum war ſie auch zu ſtolz und zu korrekt und hatte einen viel zu guten Geſchmack.

Und dann — — ſie war doch ſein Weib, die Mutter ſeiner Kinder. — Sollte man ihn denn gar nicht lieb haben können? Sollte das nicht am Ende — noch der beſte Gegengrund ſein —?

Mit einem Aufflackern leichter Röte im Geſicht, mit einem Neigen des ſchmalen Kopfes aus überlanger Höhe herab und einem unbeholfenen, liebenswürdigen Lächeln um den Mund begrüßte der Fabrikherr ſeine junge Frau.

Sie ſaß der Tür zunächſt in einem feingeflochtenen hohen Rohrlehnſtuhl. Sie war ſehr hübſch, dunkler als ihr Mann, deſſen Haar und Schnurrbart ein etwas verwaſchenes helles Braun zeigten. Ihre Augen waren ſo dunkel, daß ſie oft von ergreifender Schwermut waren, dann wieder hatten ſie den reinſten Kinderausdruck.

Von der Welt kannte ſie die Riviera und dies Städtchen Heilau, in dem ſie jetzt geſtrandet war. Ihr Vater war wegen ſeiner kranken Lunge Kurprediger in einem paradieſiſchen Fleck am Mittelmeer geweſen, und als er ſtarb, und ſeine Frau, von der Pflege angeſteckt, ihm bald folgte, nahm eine Tante aus Heilau, eine Paſtorenwitwe, die vierzehnjährige Waiſe zu ſich und verzog ſie mit Methode. Damals glaubte man allgemein, ſie werde bald ſterben, bis der Doktor Hopfinger endlich den Leuten beigebracht hatte, dies ſei durchaus nicht notwendig, das liebe Kind müſſe nur geſchont werden. Und ſo wurde ſie aus ihrer Kindheit in die Jungfrauſchaft und von da in die Ehe hinein geſchont, immer geliebt, immer verzärtelt und als halbe Ausländerin und als Sorgenkind immer in eine Ausnahmsſtellung gehoben, verwöhnt und bewundert. — Jetzt war ſie ſiebenundzwanzig Jahr, eine hübſche, lebensfrohe Frau mit intereſſanten, ſchwermütigen Augen, eine zärtliche Mutter von drei reizenden Kindern, und die auf Händen getragene Frau des reichſten Mannes in der Stadt.

Der Korbſtuhl, zu dem vorhin Hermann Lüdegaſts Sehnſucht geflogen war, war beſetzt. Der Doktor ſtand nicht einmal auf, als der Hausherr eintrat, er grüßte nur mit Mund und Hand.

„Sieh an, unſer Überfleißiger, unſer Goldgräber! Iſt für heute abend genug zuſammengeſcharrt?“ Und er trank ihm ſeinen eigenen Moſel zu.

„Trinkſt Du auch ein Glas Moſel?“ fragte ſeine Frau, in einem weichen Tonfall, der ebenſo frei von jeglicher Beklommenheit war, wie der ihres Mannes unfrei.

„Ja, aber ich möchte ihn mit Waſſer vermiſchen,“ ſagte Lüdegaſt. Dem Doktor hatte er nur mit einem unverſtändlichen, abwehrenden Murmeln geantwortet.

Der Arzt erging ſich jetzt in den üblichen Waſſer- und Weinſpäßen, während Frau Andrea die Hand nach dem Druckknopf ausſtreckte und dem Zimmermädchen auftrug, eine Karaffe mit Waſſer und ein Glas zu bringen. „Und dann auch die Erdbeeren, Minna,“ rief ſie ihr nach. „Und ſehen Sie mal, wie weit Fräulein mit den Kindern iſt. Sie ſollen vor dem Zubettgehn noch herkommen.“

Doktor Hopfinger nahm es nicht ſchwer, daß er von dem Hausherrn wenig angenehm behandelt wurde. Zwar wußte er ganz genau, daß ſich deſſen üble Laune perſönlich gegen ihn richtete, und er konnte ſich nicht einmal damit tröſten, daß es gewöhnliche Eiferſucht ſei. Die Empfindung, die ihm hier entgegenſchlug, war viel hochmütiger als Eiferſucht, ja es lag ein Tropfen von Abſcheu darin. Aber das beunruhigte ihn nicht, gab ihm ſogar ein

Auf dem Heimweg. Gemälde von Otto Gebler.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

leiſes Vergnügen. Er ſah auf den Zorn und Abſcheu ſolcher hochmütigen und in gewiſſer Weiſe beſchränkten Leute herab mit dem Wohlgefühl eines Mannes, der aufgeregten Kindern zuſieht.

Der feinen, törichten kleinen Frau Andrea den Hof zu machen, fiel ihm gar nicht ein. Er fand hier ſeine kleinen Genüſſe außerhalb der üblichen Nervenſpielerei.

In Wahrheit hielt er hier mehr Fäden in den Händen, als ein Menſch außer ihm ahnte. Er ordnete das Familienbild, d. h. er brachte ein wenig Unruhe, Pein und Sehnſucht in dieſes ſtille Gewäſſer. Er lehrte Frau Andrea ‚über ſich ſelbſt nachzudenken‘. Und der nervöſe Mißmut des Hausherrn hinter ſeinem waſſervermiſchten Wein war eine Quittung, die ausreichte.

Die Kinder kamen. Alle drei in langen, weißen Nachthemdchen aus kühlem Linnen. So ſtanden ſie einen Moment auf der Schwelle, vor ihrer ſäuerlich lächelnden Bonne zuſammengedrängt, ein bißchen übermütig, ein ganz klein bißchen ſchüchtern, ſo eine rührende, kleine Lämmerſchar, die nicht recht weiß, was ſie ſoll.

Herr Lüdegaſt zog ſeine Stirn noch mehr zuſammen. „In dieſem Aufzug!“ murmelte er. „Was ſoll der Unſinn!“ Es kam ein wenig biſſig und dabei unſicher heraus, in der Art ſeines gewöhnlichen Brummens, das nicht recht laut wurde, weil es fürchtete, doch nicht gehört zu werden. Andrea ſtreckte mit ſtrahlendem Lächeln ihre Arme aus und ſah zu gleicher Zeit bittend zu ihrem Mann hinüber. „Ach laß ſie doch, Hermann. Onkel Doktor wollte ſie gern ſo ſehn. Was iſt denn auch dabei! Sind ſie nicht ſüß? Komm, Conny, komm zu Mama.“

Der Älteſte, ein Sechsjähriger, kam zögernd näher und ließ ſich umſchlingen.

„Sehen Sie mal, Herr Doktor, ſolchen großen Sohn! Wenn er ſo bei mir ſteht, geht er mir bis an die Augen. Iſt das nicht zum Stolzwerden?“

Der Doktor antwortete nur mit einem Lächeln, das in ſeinen Bartwald verlief. Andrea hatte auch gar kein Kompliment von ihm gewollt, ihr eigenes Stolzgefühl füllte ſie völlig aus. Unterdes war der luſtige Zweite, der vorhin zu ſeinem Papa aus der Wanne heraus geplatſcht war, mit einem Blick voll hellſten Übermuts unter der Mutter Stuhl gekrochen, kreiſchte plötzlich vor Jubel aus ſeinem Verſteck laut auf, und ſeine kleine Schweſter, die ſich auch auf die Erde geworfen und verſucht hatte, ihm nachzukriechen, ſtimmte in das Freudengekreiſch mit ein.

Die Bonne war rot und in zorniger Verlegenheit.

„Aber Gerd! Aber Dax! Kommt doch heraus! Ihr ſeid doch keine Straßenkinder! Ihr ſollt doch Küßchen geben und artig Gute Nacht ſagen!“ Aber es half nichts.

Da ſprang Andrea auf, griff die kleine zappelnde Dagmar an den Beinchen, zog ſie heraus, hob ſie auf, drückte und küßte ſie und behielt ſie auf dem Arm. „Ach, Ihr liebes, kleines Geſindel!“ Aber in demſelben Moment war ſchon der wilde Gerd hervorgeſchoſſen und klammerte ſich ſo feſt um ihre Knie, daß ſie beinah gefallen wäre.

„Bring uns zu Bett, Mama, bring uns zu Bett!“

„Ach, gerade jetzt!“ ſtöhnte die Mama. „Ich bin ſo müde — Mama iſt ſo faul, Ihr Kinder.“

Aber jetzt ſtürmten ſie alle drei. Sie mußte einfach. „Laß mich nur los, Gerd, ich komme ja ſchon. Ach, Du trittſt mir auf die Schleppe, böſer Junge. So, nun werft Papa Kußhändchen zu: Gute Nacht, gute Nacht, lieber Papa. Gute Nacht, Onkel Doktor. Schön Dank für Däxchens Huſtenbonbons, die haben ſo fein geſchmeckt, und es iſt auch gleich gut geworden. O, Conny, großer Junge, Du mußt Dich aber nicht ſo an Mamas Arm hängen, Du biſt ja ſchon ſo groß. Nun gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht!“

Lächelnd, ſtrahlend, mit ſcherzendem Neigen und Winken verſchwand das liebliche Bild.

„Das iſt Mutterglück,“ ſagte Doktor Hopfinger mit ſeiner tiefſten Stimme.

Lüdegaſt ſchwieg. Er ſtützte ſich den ſchmerzenden Kopf, fühlte einen heißen Druck im Hirn und dachte: ‚Es kann kein ſchöneres Bild geben. Warum fehlt nur gerade mir die Fähigkeit, es immer gleich und ganz zu erfaſſen? Von jeder Kleinigkeit laſſ’ ich mich ſtören.‘

Und er ſehnte ſich plötzlich wild danach, aufzuſtehn, ſeiner Frau nachzugehn, und ſie im Schatten des Gartenzimmers, ehe ſie wieder auf die Veranda kam, mit ganzer Seele zu küſſen.

Aber er fürchtete ſich — vor ſich ſelbſt oder vor ihr — und blieb hinter ſeinem Glaſe ſitzen.

Zweites Kapitel.

Andrea Lüdegaſt wußte jetzt, womit ſie ihrem Leben Bedeutung geben ſollte: ſie ſchriftſtellerte.

Aber nicht aus Eitelkeit oder Illuſion. Sie hatte einen großen Reſpekt vor dem Genie und hatte auch bei ihrer Tante, die eine ziemlich gebildete Frau geweſen war, die Klaſſiker geleſen. Auf moderne deutſche und einige ruſſiſche Bücher war ſie durch Doktor Hopfinger gebracht. Auch lag es an den Geſprächen, die er mit ihr führte, daß der Drang in ihr, ſelbſt etwas zu ſchaffen, immer mächtiger wurde, ohne daß ſie dabei an Berühmtwerden, ja auch nur an Gedrucktwerden dachte. Sie behandelte im Gegenteil dieſen neuen Entſchluß als ihr tiefſtes Geheimnis, von dem weder ihr Mann noch der Doktor zu wiſſen bekam.

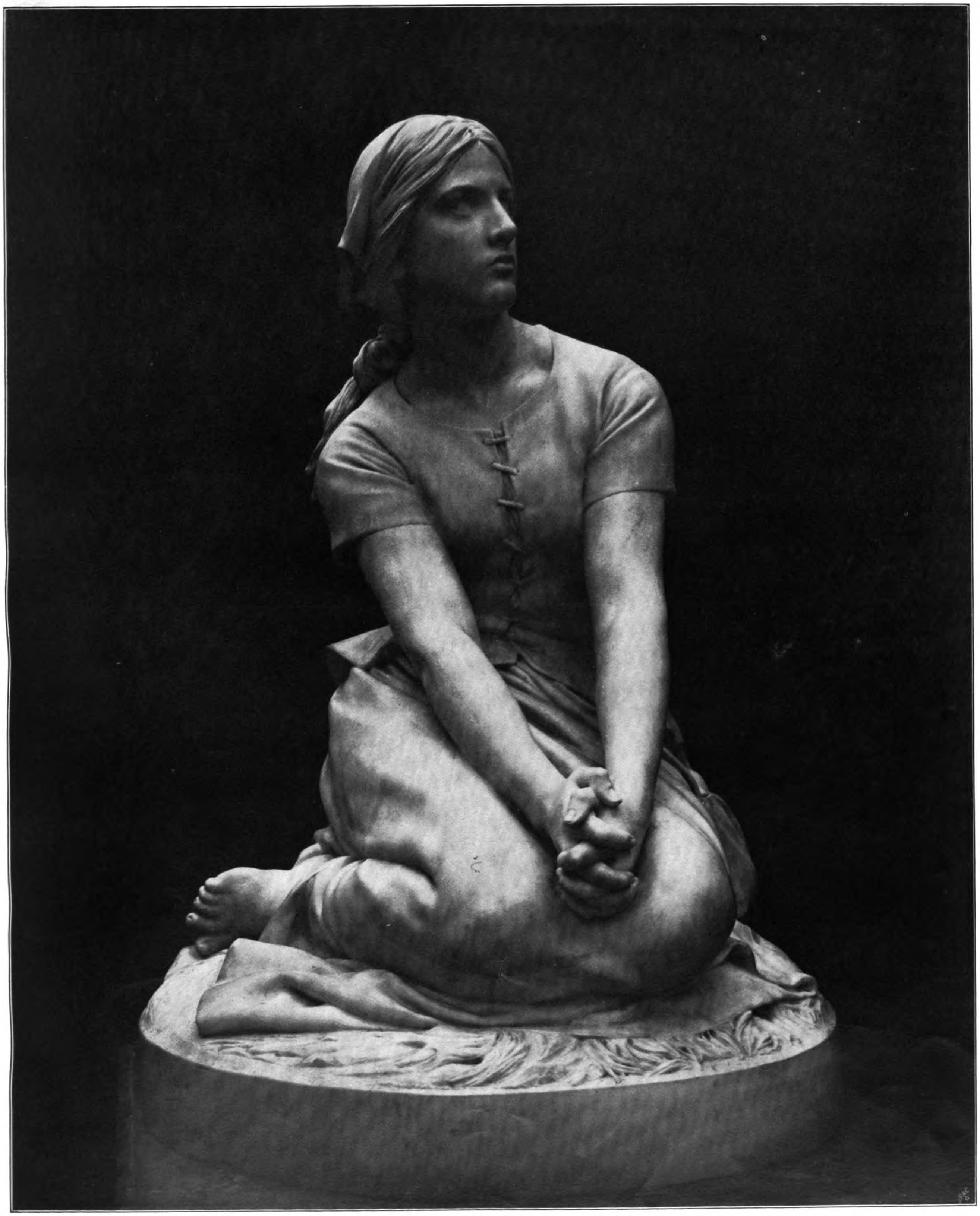
Es handelte ſich hierbei nicht nur um ein Totſchlagen der Zeit. Das hätte ſie auch bequemer beſorgen können. Sie war in Heilau, auch nach dem Tode ihrer Tante, und beſonders ſeit ſie ein ſo großes Haus machte und drei ſüße Kinder beſaß, eine hochbeliebte Perſönlichkeit. Jede Gaſtgeberin ſah es als ein Glück an, wenn ſie die junge Frau Lüdegaſt an ihrer Tafel hatte, alte Damen ſtanden bei einer Begegnung auf der Straße ſtill, konnten ‚die liebe kleine Hand‘ gar nicht loslaſſen, beriefen ſich auf Andreas Tante und redeten nachher den ganzen Tag nur von den dunklen, ſchönen Augen. Die Männer begegneten ihr mit reſpektvoller Verehrung. Ihre Geſellſchaftsabende ſtanden in dem Ruf, geiſtreich zu ſein. Ihr liebes, ernſtes Lächeln bei dieſen Geſprächen, jenes törichte Lächeln, das auch feine Frauen aufbringen, wenn der Ritt ihnen ein wenig zu ſchnell wird und ihnen die ſcharfe Luft um die Ohren pfeift, verſtand nur der Doktor Hopfinger ganz als das, was es war: Die hilfloſe Leere eines ſtrebſamen Seelchens, das gern aus den blanken Höherentöchter-Schuhen hinaus und in Siebenmeilenſtiefel hinein möchte.

Andrea wußte recht gut, daß ihre ſogenannten geiſtreichen Abende eigentlich nichts waren wie eine leidliche Albernheit. Vielleicht hätte ſie das nie gemerkt, wenn der Doktor nicht ſeine kleinen argloſen Spitzchen in alles hineingeſtreut hätte, hier nur ein Schmunzeln, dort einen Huſtenanfall, dann ein halblautes, ausdrucksvolles: ‚Gott ſei Dank‘. Sie erzog ſich ſelbſt an dieſen kaum verſtändlichen Äußerungen, ſie wußte nicht, daß ſie darauf wartete, daß ihre Kinderſeele ſich allmählich zuſpitzte, bis es ihr in den Fingerſpitzen an zu kribbeln fing und das geſpitzte Seelchen in einer Schreibfeder überfloß.

Es war auch nicht nötig, daß ſie für den Haushalt ihre Gedanken und Kräfte ſparte.

Wanda Vollmeiſter hieß das vorbildliche Geſchöpf, das im Hauſe Lüdegaſt unter der Erde in kühlen Küchenhallen die Hausfrau erſetzte und die Behaglichkeit des Hauſes in dieſer Beziehung viel mehr begründete, als Andrea dies je vermocht hätte. Dieſe Wanda war im Grunde vollkommener als ihre Herrin, denn hätte Andrea ſo gut geſchrieben, wie die Magd gut kochte, ſo hätte ihr Ruhm wohl bald alle Feſſeln geſprengt und ihren Namen durch alle Welt getragen.

Aber ſo war es nicht, ſondern ein Stümpern, Verſuchen und Ringen, jenes ſeltſame dunkle Ringen mit fremden Gewalten in unzureichender Kraft, das, einmal geweckt,



Jeanne d'Arc. Von Chapu. Muſée du Luxembourg.

nicht wieder zur Ruhe kommen will und nach jeder Niederlage immer wieder keuchend aufſteht.

Nicht das war Andreas Ehrgeiz: niedliche Geſchichten zu machen, mit feſſelndem Titel, mit beängſtigender Verwicklung und mit glücklichem Schluß. Das hätte ſie vielleicht gekonnt. Und wenn der Doktor nicht geweſen wäre mit ſeinen lauernden Augen: ‚Kindchen, mache Dich doch nicht lächerlich. So tun ja nur kleine Landmädchen. Hörſt Du nicht den Pfiff hinter der Sache? Hör' nur zu, Du hörſt ihn gewiß, biſt ja ſo klug, Kindchen' — dann wäre ſie vielleicht ganz zufrieden geweſen, hätte ſie wohl gar eingepackt und unter einem hübſchen, ſehr hübſchen Pſeudonym an das Heilauer Tageblättchen geſchickt. Und dann hätte es darin geſtanden, und ſie hätte ſich innerlich tot gelacht, wenn ihre Bekannten darüber geſprochen hätten. —

Es kam in dieſem Jahre ein wunderſchöner Herbſt. Der Sommer war ſehr trocken geweſen, ſo daß die Blätter ſich früh färbten. Nun war die Luft ſo klar und ſtill, daß kein Windſtoß zerſtörend in das ſchöne Bild griff.

Unter den bunten Bäumen in einer Hängematte lag Frau Andrea und dichtete. Die Luft, der Garten, die ganze Welt um ſie her war voll Poeſie. Selbſt das Dröhnen der Maſchinen jenſeits der Mauern gehörte in die Stimmung hinein. Sie hatte auf einem Stuhl ein Käſtchen mit geſpitzten Bleiſtiften neben ſich, im Schoß ein ſteifgebundenes Oktavheft. Ihr Mädchen mußte heute jeden Beſuch, auch den des Doktors, falls er erfolgen ſollte, abweiſen.

Fernhin auf dem ſonnigen Raſen ſpielten die Kinder. Vereinzelte Tönchen drangen durch die Büſche bis hierher in ihren Blätterſchatten. Sie ſtörten ſie nicht. ‚Meine ſüßen Kinder!' dachte ſie und träumte ein paar Sekunden zu ihnen hinüber. Dann ſchrieb ſie weiter.

Es war dies ihre erſte richtige Geſchichte. Vielleicht wurde es ſogar ein Roman. Die vorangegangenen hatten alle keinen rechten Schluß gehabt, waren auch zielloſer geweſen.

Sie wußte auch heute noch nicht, wie es mit dieſer Geſchichte werden würde. Jedenfalls würde ſie auch wieder ohne Schluß bleiben. Davor fürchtete ſie ſich vorläufig noch nicht. Ja, ſie begann darüber nachzuſinnen, ob ſie hierbei nicht vielleicht einem tiefen Kunſtgeheimnis auf die Spur gekommen wäre, vor dem die junge literariſche Welt wie vor einer neuen Offenbarung ſtehn würde.

Plötzlich wurde ſie rot und ſchlug ein kurzes, halblautes Lachen auf. Schämte ſie ſich denn gar nicht, ſolchen verſtiegenen Gedanken nachzuhängen! Ihre kleinen dummen Verſuche, von denen nicht einmal der Doktor wiſſen durfte! Und da ſah ſie ſich ſchon von begeiſterten Händen über die Menge emporgetragen. Pfui, wie albern, wie unreif!

Sie wurde ſehr ernſt. Nein alles, nur nicht ſo dumm eitel werden. Erſt mußte ſie etwas ſein, und dann konnte man weiter denken.

Sie las mit kritiſch zuſammengezogener Stirn ihr Geſchriebenes noch einmal. War dies überhaupt etwas? Es handelt ſich um einen jungen Mann, der an der Riviera in Schwindſucht dahinwelkt, deſſen äußerſtes Beſtreben es aber iſt, ſeiner ſchönen Mutter, einer lebensfrohen Weltdame, ſeinen Zuſtand zu verbergen. Es kam ihr doch vor, als ſei der Gegenſatz dieſer beiden Naturen gut dargeſtellt. Mit Abſicht war jede Liebesbeziehung in der Geſchichte vermieden. Sie fand es trivial, auch meinte ſie, gut ohne das auskommen, ja den Reiz der Schwermut, der über der Geſchichte lag, noch dadurch erhöhen zu können.

Drüben fingen die Kinder an, ſich zu zanken. Dax weinte. Sie hörte die Bonne in unterdrücktem, ziſchelndem und nicht gerade freundlichem Ton vermitteln. Das ärgerte ſie. Sie legte das Buch in den Schoß und rief das Fräulein herbei. Dieſes drehte ſich erſchrocken um, dann ſtand es zögernd vom Raſen auf und machte ſich mit einer verdroſſenen Schulterbewegung auf den Weg. Die Kinder waren nun auch unterbrochen. Gerd ſtellte ſich eilig auf den Kopf (was er ſonſt bei der Bonne nicht durfte), Conny, der den ſtrafenden Ton in der Mutter Ruf wohl gehört hatte, ſchleuderte in kindiſcher Rache dem Fräulein ſeinen Ball nach, der ſie auch empfindlich auf den Rücken traf, und Dax, nachdem ſie ſich erſt beſonnen, ſich die Tränen abgewiſcht und auf ihre Beinchen gekommen war, beeilte ſich in überſtürzter Weiſe, auch zur Mama zu kommen, wobei ſich ihre Füße ineinander verwickelten und ſie lautſchreiend im Steige hinſchlug.

Unterdeſſen war das Fräulein, nicht gerade in beſter Laune, bei der Herrin angekommen.

„Ich kann nichts dafür, Frau Lüdegaſt —"

Andrea richtete ſich etwas empor. Sie war durch ihre Geſchichte in Pathos gekommen.

„Fräulein, ich vertraue Ihnen mein Beſtes und Heiligſtes an, was ich auf Erden habe! Fühlen Sie nicht die Ehre und das Vertrauen, das darin liegt! Ich höre, die Kinder ſtreiten ſich. Dazu durften Sie es gar nicht kommen laſſen! Wozu ſind Sie denn da? Sie müſſen in ſolchen Momenten vorbeugen. Das iſt doch nicht ſo ſchwer. Aber Ihnen fehlt die rechte Liebe zu Kindern. Ich habe wohl eben bemerkt, wie Sie — — ach, ſehen Sie, wie Dagmar weint. Das ganze Mündchen voll Sand. Komm, Daxel, komm, mein Daxelchen, ſchnell, ſchnell. Hat's weh getan? Komm, Mama will puſten!"

Die Bonne, krebsrot im Geſicht, hob das Kind der Mutter in die Hängematte. „Wenn die Kinder ſo unartig ſind, da muß man doch auch manchmal ſchelten —"

„Ach, ſchelten!" unterbrach Andrea ſie im höchſten Zorn.

Sie hielt das kleine Ding im weißen Hängerchen an ſich gedrückt, fühlte das verängſtigte Herzchen klopfen, trocknete mit ihrem Tuch Sand und Tränen vom kleinen Geſicht und küßte das weiche Haar. Sie fühlte dabei einen ſolchen Abſcheu vor dem Fräulein und ihren ſüßlichen Worten, daß ſie am liebſten nach ihr geſchlagen hätte.

„Ach Sie! Sie mit Ihrem Schelten. Warum ſind denn die Kinder artig und lieb, wenn ſie bei mir ſind? Nein, Sie verſtehen es eben nicht. Sie können —"

Andrea ſtockte, ſie hatte ihr eben kündigen wollen, aber es fiel ihr ein, daß ſie dies ohne den Willen ihres Mannes wohl doch nicht dürfe.

Des Fräuleins rotes Geſicht war plötzlich erblaßt. Sie verſtand, was Frau Lüdegaſt hatte ſagen wollen. Zweien ihrer Vorgängerinnen war es auch nicht beſſer gegangen: um eines geringfügigen Anlaſſes willen waren ſie entlaſſen. Sie ſelbſt war doch wahrhaftig nicht ſchlecht mit den Kindern geweſen. Aber man konnte nicht immer ſüß wie Zucker ſein, man war doch auch ein Menſch und hatte ſeine ſchlechten Stunden. Und verzogen waren die Kinder auch.

Natürlich, wo alles das Fräulein tun ſoll und doch keine ordentlichen Rechte hat. Nicht einmal ‚ſchelten' darf. Ja, die Mama, die alle Tage auf zwei Minuten hereinguckt und die Kinder abküßt, die ſollte ſie wohl nur artig ſehen!

Herr Lüdegaſt war ja ſtrenger, aber wie ſelten zeigte der ſich den Kindern. Ein richtiges Bild von ihnen hatte er auch lange nicht.

Mit zuckenden Lippen bückte ſie ſich und hob mechaniſch das braune Schuhchen auf, das Dagmar bei ihrem Emporheben in die Hängematte abgeſtreift war. Sie wußte gar nicht, daß ſie es tat. In ihrem Kopf ging es wie eine Mühle: ‚Was nun tun? Für Mutter wird's ein ſchöner Schlag ſein, wenn ich plötzlich außer Stellung bin —'

„Gehn Sie nur jetzt und machen Sie die Milch für die Kinder zurecht," ſagte Andrea in kaltem Ton. „Ich werde ſolange mit ihnen ſpielen. Nehmen Sie einen Augenblick Dagmar, während ich aufſtehe. Aber vorſichtig. Dem Kind tun vielleicht die Gliederchen noch weh vom Fallen."

Die Sonne ſchien ſchon ſchräg durch die Zweige. In luſtigem Purzeln ſchoſſen die Kinder auf dem Raſen um die hockende Mutter her. Jeder Zank war vergeſſen.

„Mama, Mama! Sieh mal, wie hoch ich ſpringen kann! Fang' den Ball, Mama. Mama, ſoll ich Dich mal umſtoßen?"

„Aber, Conny, Du böſer Junge, das willſt Du?" —

„Ja!"

„So verſuch's doch."

Sie gab ſchon nach, ehe er kam. Lachend wälzten ſich beide im kurzen Gras.

„Du biſt aber ſchwach, Mama, Fräulein kann ich nicht umſtoßen."

‚Das kann ich mir denken!' dachte Andrea erbittert. ‚Keine Spur von Eingehen auf ſolche Kinderfreuden hat dieſe Perſon.'

„Mama, ſchick' doch Fräulein fort," ſchrie Gerd mit erhitzten Wangen. „Spiel' Du doch immer mit uns!"

„Ja, das wäre das Schönſte, Ihr Lieben!" ſagte Andrea, und bei ſich dachte ſie: ‚Sie muß ein beſonders ſchlechtes Herz haben! Dies iſt doch keine Laſt und keine Mühe, dies iſt doch lauter Luſt. Im ſchönen Garten, im Gras, mit den ſüßeſten aller Kinder!'

(Fortſetzung folgt.)

Edvard Grieg. Von Ferdinand Pfohl.

Mit Edvard Hagerup Grieg tritt der ſkandinaviſche Norden, tritt die norwegiſche Volksmuſik in das europäiſche Konzert ein. Dieſelbe Macht, die einen Richard Wagner zu den tiefſinnigen Sagen und Mythen unſerer uralten deutſchen Kultur hinzog, die uns in ſeinen gigantiſchen Tondramen dieſe großartige Sagenwelt neu entdeckte und zu unvergänglichem Leben neu erweckte, die gleiche Macht war es, die den nordiſchen Meiſter zu einem Seelenſucher ſeines Volkes, zu einem Vaterlandsverklärer machte, die ihm das Glück ſeines Schaffens mit dem Lebensodem einer ſtarken und naiven Heimatkunſt beſeelte, die ihm ſeine Perſönlichkeit, ſeine Eigenart, ſeinen Stil bilden und feſtigen half und ihm, dem Heimatkünſtler, eine ragende Stellung in der kosmopolitiſchen Muſik unſerer Zeit ſicherte. Wer wußte vor Grieg etwas von norwegiſcher Muſik? Mit den Dichtungen Ibſens und Björnſons vollzieht ſich der Anſchluß Skandinaviens an die Weltliteratur, und in der Muſik Griegs tönt aus der engen Heimat und ihren poetiſchen Winkeln das Lied und der Tanz eines naturfrohen, phantaſieſtarken und ſchwerblütigen Volkes in alle Welt hinaus, mit friſcher Urſprünglichkeit und unverbrauchter Kraft, und alle feineren Ohren horchten hoch auf und lauſchten dem neuen Klang. Daß Grieg dieſen neuen Akkord anſchlagen konnte, daß er in der Berührung mit dem heimatlichen Volkstum jene Kraftquelle erkannte, von der getränkt, ſeine Perſönlichkeit, ſein Künſtlergenius ſich zu einer impoſanten und reizvollen Verkörperung germaniſchen Weſens läuterte, das iſt das eigentlich Feſſelnde ſeiner künſtleriſchen Entwicklung. Denn Grieg, obwohl in ſeiner Vaterſtadt Bergen inmitten ſeines Volkes und ſtarker heimatlicher Anreize aufgewachſen, gehörte anfangs einer Gruppe von Kunſtjüngern an, deren Kunſtfertigkeit und Perſönlichkeit durch Verhältniſſe und Zeit auf das für zahlreiche werdende Individualitäten gefährliche Fundament der Mendelsſohn-Schumannſchen Kunſt, einer abgeſchloſſenen, nicht mehr keimkräftigen Technik und eines begrenzten Ideenkreiſes geſtellt worden war. Grieg war ja in den Jahren 1858 bis 1862 Schüler des Konſervatoriums in Leipzig, jener damals hochberühmten Anſtalt, die, unduldſam gegen neue Ideen, gegen neue Kunſtformen, die bewegliche Feinheit des Mendelsſohnſchen Geiſtes in einen äußerlichen Kult dieſes liebenswürdigen Meiſters vergröbert hatte, einen Kult, der mit dogmatiſcher Starrheit einen Nachwuchs von Epigonen und Nachahmern ihrer Heroen Mendelsſohn und Schumann heranzubilden ſich einzig angelegen ſein ließ.

Auch Grieg atmete in der ein wenig muffigen Luft dieſer ſcholaſtiſchen, von Traditionen geleiteten Muſikſchule; erſt ſpäter, als er, der Heimat zurückgegeben, in der Berührung mit der urkräftigen Volksmuſik ſeines Vaterlandes, im Verkehr mit dem perſönlichkeitsſtarken Richard Nordraak, dem Sänger der norwegiſchen Volkshymne, des Gegenſatzes ſeiner Natur mit jener Schulkunſt und Schulweltanſchauung ſich bewußt geworden war, ſchüttelte er alles das Fremde, ihm und ſeinem Weſen Aufgezwungene ab, machte er ſich frei von der oft ein ganzes Leben lang nachwirkenden geiſtigen Bevormundung ſeiner Lehrer; er ſäuberte ſein Blut, daß es rein floß, und ſtieg in den Jungbrunnen ſeiner heimatlichen Volksmuſik. Er hatte das Leipziger Epigonentum in dem Augenblick überwunden, in dem er bekannte: „Es fiel mir wie Schuppen von den Augen; erſt durch ihn (Nordraak) lernte ich die nordiſchen Volksweiſen und meine eigene Natur kennen. Wir verſchworen uns gegen den Gadeſchen mit Mendelsſohn vermiſchten weichlichen Skandinavismus und ſchlugen mit Begeiſterung den neuen Weg ein, auf dem die nordiſche Schule ſich jetzt befindet." Und dieſer „neue Weg" führte immer weiter abſeits von der Heerſtraße, führte immer tiefer in das Volkstum hinein und über dieſes Neuland hinaus, in dem ſich ſeine künſtleriſche Seele unerhört bereichert hatte, immer höher hinauf in geiſtige Regionen, in freie und unabhängige, ſelbſtherrliche Kreiſe. Die Abſage an die Leipziger Tradition war notwendig: ſie machte alle ſchöpferiſchen Kräfte ſeines Weſens frei. Man kann in der Muſik Griegs, von dem Moment an, da der Eigenklang der Perſönlichkeit auf der Reſonanz der norwegiſchen Volksmuſik erſt einmal angeſchlagen worden war, eigentlich kaum mehr von einer fortſchreitenden Entwicklung, von einem Wachſen und Großwerden der Formen, von einem Weitwerden der Horizonte ſprechen: die fertige Perſönlichkeit, der fertige Künſtler ſtand zugleich mit ſeiner Weſenserkenntnis, mit dem Wiſſen um ſeinen künſtleriſchen Lebenszweck klar vor der Welt. In den erſten Klavierſtücken Griegs, in den erſten Liedern und in den Werken aus der kraftvollſten Epoche ſeines Schaffens klingt derſelbe Ton, ſpricht die gleiche Perſönlichkeit, hier eben nur ſehr viel bewußter, erfahrener, mit größerer Reflexion, geiſtreicher und kunſtklüger als dort, wo ſich das Produzieren noch naiv und aus inſtinktiven Antrieben heraus vollzieht. Indeſſen, ſo tief auch Grieg mit allen Wurzeln ſeines Weſens im Nährboden der norwegiſchen Volksmuſik haftet, die in ſeiner Kunſt, wundervoll geweitet, ihren idealen Ausdruck gefunden hat, ſo kräftig auch in ſeinem Schaffen das Prinzip des Individualismus, bis zu den äußerſten Konſequenzen feſtgehalten und betont wird, ſo unverkennbar deutlich kündet ſich auch die Tatſache an, daß Grieg, dieſer fein gebildete Muſiker, die Werte der deutſchen Muſik ſich vollſtändig zu eigen gemacht hat. Wo man ihn packt, dort iſt er intereſſant, eigenartig, geiſtvoll, bezaubernd. Aber die innere Verwandtſchaft ſeiner Natur mit der Tonpſyche Schumanns iſt ebenſowenig zu überſehen wie mancherlei koloriſtiſche Eigentümlichkeiten, die an Chopin und Schubert erinnern. Die Fäden, die von der deutſchen Romantik, namentlich von den Robert Schumannſchen Phantaſieſtücken, den anmutigen Klavierſzenen und Idyllen, zu ihm ſich hinüberſpannen, ſind freilich kaum mehr als eine zart geſponnene Hängebrücke, auf der die feinſten Lyrismen und Stimmungselemente aus der wunderbar großen, unerſchöpflich reichen deutſchen Muſik hinübergleiten in ſtammverwandtes Land. Grieg hat ſein geiſtiges und muſikaliſches Verhältnis zu Schumann, zur Tonkunſt im allgemeinen und zu ſeinem Vaterland in den ſchönen Worten beleuchtet: „Künſtler wie Bach und Beethoven haben auf den Höhen Kirchen und Tempel errichtet. Ich wollte, wie es Ibſen in einem ſeiner letzten Dramen ausdrückt, Wohnſtätten für die Menſchen bauen, in denen ſie ſich heimiſch und glücklich fühlen. Mit anderen Worten geſagt: ich habe die Volksmuſik meines Landes aufgezeichnet. In Stil und Formengebung bin ich ein deutſcher Romantiker der Schumannſchen Schule geblieben; aber zugleich habe ich den reichen Schatz der Volkslieder meines Landes ausgeſchöpft und habe aus dieſer bisher noch unerforſchten Äußerung der norwegiſchen Volksſeele eine nationale Kunſt zu ſchaffen verſucht."

Den nicht immer erfreulichen Beweis übermäßiger Fruchtbarkeit für ſein Genie hat Edvard Grieg in den 64 Jahren ſeines Lebens nicht erbracht. Seine Werke ſind ihrer Zahl nach leicht zu überſchauen. Faſt auf allen Gebieten der Inſtrumental- und Vokalmuſik hat Grieg ſeine Flagge gehißt; nur der Oper, dem Oratorium und der eigentlichen Symphonie blieb er fern — eine Zurückhaltung, die ihren guten Grund hatte. Denn wenn auch Grieg, ein Meiſter der Technik ſeiner Kunſt, die großen Formen der Inſtrumentalmuſik und des Chorſatzes völlig beherrſchte — als Raum, als Ausdehnung —, ſo ruht doch das Weſen ſeiner Kunſt zu ſehr auf dem knappen Motiv, auf dem thematiſchen Aperçu, er iſt zu kenntlich Miniaturiſt und Kleinmeiſter, viel zu ſehr Juwelier und Goldſchmied, nicht Erzgießer, nicht Erbauer und Erfinder monumentaler Gebilde. Es iſt alſo kein Zufall, daß Grieg keine Symphonien komponiert hat und daß ſeine „ſymphoniſchen Stücke", ſeine „ſymphoniſchen Tänze" die Kennzeichen des ſymphoniſchen Stils, die großen Themen, den großen Zug der Entwicklung nicht mit auf die Welt gebracht haben. Grieg gehört zu den großen Miniaturiſten, zu den großen Poeten der muſikaliſchen Stimmungsmalerei, der lyriſchen Kleinkunſt. Er iſt durchaus Lyriker und immer iſt es dieſer Lyriker, der uns in Spannung verſetzt, der uns ergreift, erſchüttert, tröſtet. Das Weſentliche ſeiner Kunſt hat Grieg in faſzinierenden Dokumenten niedergelegt: es ſind vor allem die „norwegiſchen Tänze“ (für Klavier zu vier Händen) und das unbeſchreiblich zauberhafte und hochpoetiſche „Streichquartett“, die mit der grandioſen Klavierballade op. 24 die Gipfel ſeines Schaffens bezeichnen. Das Weſentliche ſeiner Kunſt, ihr nationaler Charakter, ihre bald knappen Motive, bald ſchwermütig ſingenden Themen, die, häufig verklärt und idealiſiert, oft in der friſchen Keckheit der Natur, nicht ſelten notengetreu der Volksmuſik entnommen ſind, der ganze Reiz einer künſtleriſchen Perſönlichkeit von blendender Originalität, wundervoll entfaltet, gibt dieſen Meiſterwerken ihre Bedeutung; zuſammen mit einigen ſeiner Lieder und Klavierſtücke bezeichnen ſie das Unſterbliche ſeiner Kunſt. Übrigens ſind es vor allem ſeine immer reizvollen, feinen, anmutigen und zierlichen Klavierſtücke, die Gemeingut der muſikaliſchen Welt, ein unveräußerlicher Schatz aller klavierſpielenden Muſikfreunde geworden ſind: Konzertſaal und Hausmuſik teilen ſich in ihren Beſitz, während die Lieder Griegs, von der herrſchenden Modeſtrömung aus der Öffentlichkeit faſt verdrängt, ſich in die intimeren Kreiſe der Hausmuſik zurückgezogen haben, wo dieſe feine Stimmungskunſt vielleicht ſogar mehr zu ihrem Recht kommt, als in der grauſamen und herzloſen Weite unſerer Konzertſäle. Den prächtigen und farbenreichen Charakterſtücken aus den beiden „Peer-Gynt-Suiten“ geht es übrigens nicht beſſer: auch ſie ſind — mit Unrecht — aus den vornehmen Konzertinſtituten faſt verſchwunden und in die gemiſchte Geſellſchaft der Unterhaltungskonzerte hinabgezwungen worden. Dagegen erſreut ſich aber die Hausmuſik des nordiſchen Meiſters unverminderter Wertſchätzung: ſo die drei Violinſonaten, die Sonate für Violoncell und vor allem das ſchon erwähnte G-Moll-Streichquartett, das ein wahres Tonwunder iſt, traumhaft in ſeiner Phantaſtik, und doch ein Stück heißen Lebens von einem poetiſchen Nordlandszauber ohnegleichen, mit einem Silberduftnebel chromatiſcher Harmonien, weichen melodiſchen Linien, von kapriziöſer Rhythmik, ſeelenvollen und warmen Geigen-Kantilenen und sul ponticello-Schauern, daß man den Atem anhält, um zu lauſchen ... Dieſes Stück darf zugleich als Stil- und Muſterbeiſpiel für die Muſik Griegs gelten: Der klare, knappe, meiſt auf zweitaktige Rhythmen geſtützte Periodenbau, ſeine faſt quadratiſche Regelmäßigkeit, die geniale Harmonik, in der alte feierliche Kirchentonarten und moderne Chromatik ſich miſchen, dazu ein Gefühlsleben von tief ſeeliſch quellender Innigkeit, bohrender Schmerz, ſtürmende Affekte und eine weltverlorene, einſiedleriſche Melancholie, ein nach innen Schauen, aufgehellt durch liebliche Gedanken, graziöſe Tanzſpiele und die elaſtiſchen Akzente von Lebensfreude, denen ſich ſelbſt humoriſtiſch burleske Elementargeiſter hinzugeſellen: das iſt die Welt Griegs, das ſind die konzentriſchen Kreiſe, in denen ſich ſeine Muſik mit Vorliebe bewegt, jene Lebenskreiſe, deren einen und den anderen ſie immer wieder ſtreift. Dieſen Werken ſtellt ſich das pompöſe, von einem Abglanz der nordiſchen Natur, ihrer wilden Größe und erſtarkten Dramatik getroffene Klavierkonzert (A-Moll) gegenüber, das uns aus intimen Kammermuſikbezirken wieder hinüberleitet in den großen Konzertſaal. Mehrere andere Werke, wie die zarten „Elegiſchen Melodien“ für Streichorcheſter, wie die derb luſtige und amüſant altertümelnde „Holberg-Suite“ wären als bemerkenswert noch zu erwähnen. Dazu noch einige Chorwerke, wie die wundervollen, in ihrer myſtiſchen Frömmigkeit ganz eigenartigen „Pſalmen“ für gemiſchten Chor, wie die herb-kräftigen Szenen aus „Olaf Trygoaſon“, wie die ſchwungvolle „Landerkennung“. Etwas abſeits in der öffentlichen Wertſchätzung ſtehen die Konzertouvertüre „Im Herbſt“, das Violinkonzert und einiges andere. Alle dieſe Werke zeichnen ſich durch ihren hohen Klangreiz, durch Urſprünglichkeit des Kolorits und der Ideen aus; immer poetiſch in der Stimmung, oft dramatiſch in der Gegenüberſtellung ſcharf zugeſpitzter Gegenſätze, atmen ſie in ihrem Reichtum an ſpannenden und neuen Modulationen einen unverlöſchlichen Zauber — mögen dieſe Modulationen immerhin zu den häufig wiederkehrenden Wendungen im Stil Griegs, zu den feſtſtehenden Vokabeln ſeines immer dialektiſch gefärbten Sprachſchatzes gehören und eine gewiſſe Manier in ſeine Muſik hineintragen.

Edvard Grieg, dieſer große Klavierlyriker, der — nach Schumann — die moderne Klaviermuſik wieder mit einer neuen Note, mit einem neuen Klang bereichert hat, war als Menſch genau ſo klar, ſo naturwahr und auf die Natur geſtimmt, wie ſeine Muſik. Den Eindruck von Schüchternheit, den ſeine perſönliche Erſcheinung infolge ſeiner körperlichen Zartheit hätte machen können, hob der Ausdruck von Freiheit und Überlegenheit, der ihm eigen war, völlig wieder auf. Sein kleiner, etwas verwachſener Körper trug einen ausdrucksvollen Kopf mit geſträubten Haaren, deren matte Farbe vom Blond zum Perlengrau und zuletzt zum hellen Weiß modulierte. Das Schönſte in ſeinem Kopf waren die wundervoll klaren, ſtrahlend blauen, ſcharfblickenden Wikingeraugen. Dieſe hellen und zugleich tiefen Augen laſen in der düſteren Natur und der rätſelhaften Landſchaft Norwegens alle Geheimniſſe, ſie erſchauten das Leben der Trolle, Elfen und Zwerge; ein zauberhaftes Etwas lebte in ihnen, das an längſt verglommene Opferfeuer, an uralte Eddageſtalten und tiefverklungene Sagenheimlichkeiten erinnerte. — Das Leben Griegs verlief nach außenhin ohne große Ereigniſſe. Aus ſeinem entzückenden Hauſe „Trollhangen“ bei Bergen trieb ihn der rauhe nordiſche Winter häufig nach dem Süden hinab, nach Italien, wo ſeine kranken Lungen in milder, warmer Luft atmeten, ohne zu geſunden. Im Sommer ſtreifte er in den Bergen ſeiner Heimat umher: dem Hardanger, dem idylliſchen, fruchtgeſegneten Sörre-Fjord war er ein treuer Gaſt. Grieg war ein echter Freiluft- und Freilichtmenſch, wie er auch ein Freiluftkünſtler war. Alle ſeine Muſik iſt im Umgang mit der Natur ſeines Vaterlandes entſtanden; ihren herben, friſchen Hauch, ihre Formenplaſtik, ihre Klarheit und Durchſichtigkeit empfing ſie von dieſer reichen, befruchtenden Natur, die ihm eine treue, liebreiche Lebensgefährtin blieb. Grieg war in kinderloſer Ehe vermählt mit einer geiſtig und muſikaliſch hochſtehenden Frau, die als feinfühlige Sängerin ſeiner Lieder und wiſſende Vortragskünſtlerin kaum ihresgleichen hatte.

Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary. (13. Fortſetzung.)

Am Morgen fanden wir öſtlich von unſerem Lager eine Brücke über die Gaſſe, einige Eisſchollen, die während der kalten Nacht zuſammengefroren waren. Nur wenige hundert Meter waren wir marſchiert, als wir zu dem Iglu kamen, das Henſon bewohnt hatte. Nach Ablauf von ſechs Stunden trafen wir abermals auf ein Iglu von Henſon. Ich wunderte mich hierüber nicht. Ich wußte aus früherer Erfahrung, daß die Bewegung des Eiſes, wie ſie geſtern war, und die Bildung von Gaſſen rings um uns her der Henſonſchen Abteilung allen Mut nehmen würde, bis die Hauptabteilung ſie wieder einholte. Ganz ſicher, der nächſte Marſch würde noch kürzer ſein! Nach etwas mehr als vier Stunden fanden wir in der Tat Henſon und ſeine Leute in einem Lager damit beſchäftigt, aus den Überbleibſeln von zwei Schlitten einen neuen zu machen.

Da mein letzter Marſch ein gutes Stück über einen breiten Gürtel von rauhem Eisgeſchiebe gegangen war, ſo hatten einige von meinen Schlitten leicht Schaden genommen, und ich ließ deshalb die ganze Expedition haltmachen und revidierte die Schlitten.

Nach einem kurzen Schlaf ſchickte ich Marvin mit ſeiner Abteilung an die Spitze, um Bahn zu brechen, und gab ihm den Auftrag, möglichſt zwei lange Märſche zu machen, um das Minus der kurzen wieder einzubringen. Marvin brach ſehr früh auf; etwas ſpäter folgten Bartlett, Borup und Henſon mit Eispickeln, um die von Marvin gebrochene Bahn weiter zu verbeſſern. Hierauf kamen die Schlitten ihrer Abteilungen, und ich mit meiner Abteilung machte, wie gewöhnlich, den Schluß, damit ich alles vor mir hätte, und genau wußte, wie alles zuging. Marvin gab uns einen guten Marſch von nicht weniger als 27 Kilometern, erſt über ſehr rauhes Eis, dann über größere und ebenere Eisfelder, und dazwiſchen war ein gut Teil junges Eis.

Ich ſetze meine Pläne auseinander.

Am Ende dieſes Marſches, am Abend des 19. März, während die Eskimos die Iglus bauten, ſetzte ich den noch vorhandenen Mitgliedern meiner Expedition, nämlich Bartlett, Marvin, Borup und Henſon, den Plan auseinander, den ich verſuchen würde zu befolgen.

Am Ende des nächſten Marſches (d. h. alſo fünf Tagemärſche, ſeit Mc Millan und der Doktor zurückgingen), ſollte Borup mit drei Eskimos, zwanzig Hunden und einem Schlitten umkehren; der Hauptexpedition blieben dann zwölf Männer, zehn Schlitten und achtzig Hunde. Wieder fünf Tagemärſche weiter ſollte Marvin mit zwei Eskimos, zwanzig Hunden und einem Schlitten den Rückweg einſchlagen, ſo daß die Hauptexpedition dann noch aus neun Männern, ſieben Schlitten und ſechzig Hunden beſtand. Abermals fünf Tagemärſche weiter würde dann Bartlett mit zwei Eskimos, zwanzig Hunden und einem Schlitten umkehren, und die Hauptexpedition würde alsdann aus ſechs Männern, vierzig Hunden und fünf Schlitten beſtehen.

Ich hoffte, bei gutem Wetter und unter der Vorausſetzung, daß das Eis nicht ſchlechter würde, als es bis dahin geweſen war, Borup möchte bis über den 85. Breitengrad hinaufkommen, Marvin bis über den 86. und Bartlett bis über den 87. Grad. Am Schluſſe jeder Staffel von fünf Tagemärſchen würde ich die ſchwächſten Hunde, die am wenigſten brauchbaren Eskimos und die am meiſten beſchädigten Schlitten

Copyright, 1910, in the U. S. A. and all other countries where copyright is granted by Robert E. Peary. All rights reserved.

zurückſenden. Wie ſpäter bemerkt werden wird, wurde dieſer Plan auch ausgeführt, und die letzte von den Abteilungen war ſogar beſſer, als ich gehofft hätte.

Der 19. März war ein glänzender Tag mit hellem Sonnenſchein. Die Jahreszeit war jetzt ſoweit vorgeſchritten, daß die Sonne, die, wie immer in dieſer Breite, rund am Himmel kreiſt, faſt den halben Tag über dem Horizont war. Während der anderen Zeit war es auch nicht dunkel, ſondern nur graues Zwielicht.

Die Temperatur war an dieſem Tage etwas mehr als 45° C unter Null, denn der Spiritus fror, und die Hunde waren in Dampfwolken eingehüllt. Aber Blaſen in allen meinen Alkoholthermometern verhinderten das Ableſen einer genauen Temperatur. Dieſe Blaſen waren hervorgerufen worden durch ein Zerreißen der Weingeiſtſäule, entſtanden durch das Rütteln des Thermometers bei unſerem ſtändigen Marſchieren über das rauhe Eis des Polarmeeres. Die Blaſen hätte ich ja nachts im Lager entfernen können, aber dies erforderte Zeit, und die genaue Notierung der Temperatur während unſeres Marſches von ſechs oder ſieben Wochen zum Pol hin und zurück ſchien mir doch für unſer Unternehmen nicht wichtig genug, als daß ich das Thermometer jeden Abend berichtigt hätte. Wenn ich nicht zu müde war, habe ich es übrigens ſtets getan.

Wieder legte Marvin, der noch an der Spitze zog, einen ſchönen Marſch von 24 Kilometern oder mehr zurück.

Das Ende dieſes Tagesmarſches brachte uns zwiſchen 85° 7′ und 85° 30′ oder ungefähr auf die Breite von unſerem „Sturmlager“ von vor drei Jahren; aber wir waren 23 Tage vor gegen jenes Datum, und was die Ausrüſtung, die Vorräte und den allgemeinen Zuſtand von Männern und Hunden anbetrifft, ſo war gar kein Vergleich gegen damals. Bartlett ſchätzte unſeren Standpunkt in dieſem Lager auf 85° 30′, Marvin auf 85° 25′, ich ſelbſt auf 85° 20′. Ein leichter Niederſchlag von Eiskriſtallen, der durch die offenen Gaſſen verurſacht wurde, fiel während der ganzen Nacht und des folgenden Tages und hinderte uns, Beobachtungen auszuführen.

Am Morgen übernahm Bartlett wieder die Führung der Pionierabteilung. Er brach früh mit zwei Eskimos, ſechzehn Hunden und zwei Schlitten auf, und etwas ſpäter verließ uns Borup mit drei Eskimos, ſechzehn Hunden und einem Schlitten bei ſeiner Rückkehr nach dem Feſtlande.

Borup kehrt zurück.

Ich war in Sorge, daß die Umſtände mich zwangen, Borup als Leiter der zweiten Hilfsabteilung von hier aus zurückzuſchicken. Dieſer junge Athlet war ein ſchätzenswertes Mitglied meiner Expedition. Sein ganzes Herz hing an der Sache, und er hatte ſeine ſchweren Schlitten geſchleppt und ſeine Hunde faſt mit der Geſchicklichkeit eines Eskimos getrieben, in einer Weiſe, die die Bewunderung der ganzen Expedition erregte. Aber bei all ſeinem Enthuſiasmus war er doch noch unerfahren in den Verrätereien des Eiſes, und ich beabſichtigte nicht, ihn auch fernerhin noch Gefahren auszuſetzen. Auch hatte er, gerade wie McMillan, eine ſeiner Ferſen erfroren.

Für Borup war es eine ſchwere Enttäuſchung, daß er gezwungen werden ſollte, zurückzugehen; aber er war vernünftig genug, um ſtolz auf ſeine geleiſtete Arbeit zu ſein. Er hatte die Farben der Yale-Univerſität bis zu 85½ Grad getragen, über mehr Meilen des Polareiſes, als Nanſen auf ſeinem ganzen Wege von ſeinem Schiff bis zu ſeinem weiteſten Nordpunkt zurückgelegt hatte.

Wenige Minuten, nachdem Borup ſüdwärts gezogen war, ſchickte ich Henſon mit zwei Eskimos, drei Schlitten und vierundzwanzig Hunden aus, um Bartletts Spur nach dem Norden zu folgen. Marvin und ich ſollten mit vier Eskimos, fünf Schlitten und vierzig Hunden noch zwölf Stunden im Lager bleiben, um Bartlett einen Tagemarſch Vorſprung zu geben.

Von dieſem Lager an umfaßte jede Abteilung nur drei Männer ſtatt vier; aber ich verminderte die Tagesration jeder Abteilung an Tee, Milch und Spiritus nicht. Bei dem zunehmenden Appetit, der durch unſer ſtändiges Arbeiten hervorgerufen wurde, waren drei Männer recht wohl in der Lage, die Teerationen von vier aufzuzehren. Freilich, die tägliche Portion an Pemmican und Schiffszwiebacks konnte ich nicht erhöhen. Drei Männer waren in einem Iglu auch bequemer untergebracht, als vier, und das Bauen von kleineren Iglus verurſachte weniger Arbeit, die etwa gerade in bezug auf Zeit und Arbeitskraft die geringere Anzahl von Männern ausglich, die zum Bau zur Verfügung ſtanden.

Das jetzt beſtändige Tageslicht geſtattete eine Abänderung des Reiſeſyſtems, die die zwei Abteilungen alle vierundzwanzig Stunden in Berührung brachte. Die Hauptexpedition blieb etwa zwölf Stunden nach dem Abmarſch der Vorhut noch im Lager. Dieſe Vorhut machte ihren Marſch, ſchlug ein Lager auf und ging hinein. Sobald dann die Hauptabteilung denſelben Marſch gemacht und die Vorhut eingeholt hatte, brach dieſe auf und ging weiter, während die Hauptexpedition die Iglus in Beſitz nahm und hineinging.

Dieſe Anordnung brachte die Abteilungen enger aneinander und verminderte die Möglichkeit, daß die Abteilungen durch die beſtändig ſich öffnenden Gaſſen getrennt würden.

Austauſch von Eskimos.

Gelegentlich hielt ich es für angebracht, einen Eskimo von einer Abteilung in eine andere zu verſetzen. Zuweilen ſind ſie ſchwer zu behandeln, und wenn ſich einer als widerſpenſtig erwies, ſo nahm ich ihn in meine eigene Abteilung, weil ich es mit allen aufnehmen konnte. Wenn ich dahinkam, die Expedition für den endgültigen Vorſtoß zum Pol zuſammenzuſetzen, ſo würde ich ſelbſtverſtändlich die tüchtigſten Eskimos nehmen.

Im nächſten Lager lotete Marvin und erreichte zu unſerer Überraſchung bei nur 310 Faden den Meeresgrund. Beim Aufwinden des Drahtes brach dieſer, und das Bleigewicht und ein Teil des Drahtes gingen verloren.

Bald nach Mitternacht machten wir uns auf den Weg, wobei Marvin einen Schlitten nahm, und nach einem verhältnismäßig kurzen Marſch – nur etwa fünfzehn Kilometer — erreichten wir Bartletts Lager. Er war durch die Beſchädigung von einem ſeiner Schlitten aufgehalten worden, und ich fand einen ſeiner Leute und Henſons Abteilung noch dort vor, mit der Ausbeſſerung des Schadens beſchäftigt. Bartlett ſelbſt war weiter gegangen, und die anderen brachen bald nach unſerer Ankunft auf.

Marvin machte wieder eine Lotung, kam bis auf 700 Faden, fand aber keinen Grund. Leider verlor er dabei zwei Eispickel, die anſtatt des Bleigewichtes benutzt worden waren, und Draht, mit dem man ſie heraufholen wollte. Dann gingen wir in die Iglus. Es war ein ſchöner Tag mit klarem, glänzendem Sonnenſchein, einer friſchen Nordbriſe und einer Temperatur von etwa 40° C unter Null.

Der nächſte Tagesmarſch, am 22., war ein ſchöner, von nicht weniger als 24 Kilometer. In unſerem Lager am Ende dieſes Marſches ließ ich die Eskimos einen Windſchutz aus Schnee bauen, ſo daß Marvin zur Berechnung der Breite die Meridianhöhe nehmen konnte. Bis jetzt hatten ſolche Beobachtungen nämlich nicht angeſtellt werden können, denn die Höhe der Sonne war ſo gering geweſen, daß es nicht möglich war, Beobachtungen abzuleſen.

Wir marſchierten in gutem Tempo. Die mittlere Schätzung von Bartlett, Marvin und mir, die wir von früher her Erfahrungen auf dem Eiſe beſaßen, genügte für totes Rechnen. Dieſer klare, ruhige Tag mit ſeiner Temperatur nicht unter — 40° C ſchien jedoch eine Kontrolle unſeres toten Rechnens zu geſtatten. Ich beabſichtigte, Marvin ſollte alle Beobachtungen vornehmen, ſolange er noch bei uns war, und darauf Bartlett alle bis zu ſeinem nördlichſten Punkte. Dies geſchah teilweiſe, um meine Augen ſoviel als möglich zu ſchonen, hauptſächlich aber, um unabhängige Beobachtungen zu beſitzen, durch die unſer Reiſeweg kontrolliert wurde.

Das Ergebnis von Marvins Beobachtungen war, daß unſer Standpunkt etwa 85° 48′ nördlicher Breite war, wobei wir die Korrektion der Refraktion nur auf eine Temperatur von — 23° C vornahmen, die niedrigſte Temperatur, für die wir Tabellen hatten.

Berechneten wir unſere zwei letzten Märſche mit 35 Kilometern, ſo ergab ſich als Lage unſeres neunzehnten Lagers, wo Borup umgekehrt war, 85° 23′, während wir durch totes Rechnen ſeinerzeit 85° 20′, 85° 25′ und 85° 30′ geſchätzt hatten. Dieſe Beobachtung zeigte, daß wir bis jetzt 18,5 Kilometer für jeden gegenwärtigen Marſch gut gemacht hatten. Hierin waren vier kurze Märſche eingerechnet, die durch ſolche Urſachen bedingt worden waren, die ich in Zukunft verhindern zu können hoffte. Ich war überzeugt, wir würden dieſen Vorſprung von jetzt an ſtändig vergrößern, wenn wir nicht durch offenes Waſſer unterbrochen würden, wogegen keine Berechnung und keine Menſchenkraft ſchützen kann.

Der nächſte Marſch fand ſtatt bei einer Temperatur von — 34° C und in einer nebligen Atmoſphäre, die augenſcheinlich durch offenes Waſſer in der Nachbarſchaft verurſacht wurde. Etwa acht Kilometer vom Lager glückte es uns durch lebhafteſte Tätigkeit gerade noch vier von unſeren fünf Schlitten über eine eben aufgehende Gaſſe hinüberzubringen. Das Hinüberbringen des letzten Schlittens verurſachte aber einen Aufenthalt von einigen Stunden, da wir mit unſern Eispickeln eine große Eisſcholle abſprengen mußten, um den Schlitten, die Hunde und die Eskimotreiber hinüberzuflößen. Dies improviſierte Fährboot war auf unſerer Seite abgetrennt worden und wurde quer über die Gaſſe durch zwei Taurollen bewegt, die aneinander befeſtigt waren und von einer Seite zur andern reichten. Als dies fertig war, ſtellten ſich zwei Eskimos darauf. Wir warfen die Leine dem Eskimo auf der andern Seite zu, der die Scholle zu ſich hinüber zog. Alsdann wurden der Schlitten mit ſeinen Hunden und die drei Eskimos auf die Eisſcholle gebracht und von uns auf unſere Seite hinübergezogen. Während wir mit dieſer Arbeit beſchäftigt waren, ſahen wir, wie ſich ein Seehund in dem offenen Waſſer der Gaſſe beluſtigte.

(Fortſetzung folgt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Frauenerwerb.

Die Gefängnispflegerin.

Es iſt jetzt nahezu ein Jahrhundert vergangen, ſeitdem Eliſabeth Fry ſich Zutritt in das große Frauengefängnis Newgate bei London zu verſchaffen wußte. Was ſie da mit tiefem Mitleid, mit echter „caritas“ ſah und hörte, das Elend der Frauen, ihre wüſten Reden und ſchlimmen Worte, ihr Daſein ohne Arbeit, ohne Aufſicht, ohne Liebe, iſt der erſte Anfang geworden von allem, was wir heute Gefängnispflege nennen. Eliſabeth Fry ging mit dem brennenden Wunſche fort, den armen, weiblichen Gefangenen ihr Leben weihen zu können, ihnen zu helfen während der Strafzeit, ihre armen Kinder zu behüten, zu unterrichten und ihnen die Mutter einſt wieder zuzuführen, anders als ſie gegangen, ihr Arbeit zu verſchaffen und ſie behutſam über die erſten, ſchweren Klippen zu führen, die eine ſo große Gefahr für jeden bilden, der mit einem Makel an ſeiner Ehre zuerſt zagend wieder in das Leben tritt. Eliſabeth Fry hat viel erreicht, und wir Kinder einer andern Zeit gehen noch heute in ihren Fußſtapfen, wenn auch die Gefängniſſe bei uns in keiner Weiſe mehr den düſtern, ſchrecklichen Räumen gleichen, die frühere Jahrhunderte für Verbrecher errichteten. In den vorzüglich eingerichteten Reformgefängniſſen Preußens iſt man von der ſtrengen Einſamkeitshaft, die ja ihre Vorzüge hatte, weil ſie die Schwachen vor dem Einfluß der Bösartigen behütete und Zeit ließ zum Nachdenken und zur Einkehr, doch zurückgekommen, weil man ſich ganz richtig ſagte, daß viele Gefangene der Verſuchung unterlagen, weniger weil ſie wirklich ſchlecht, als weil ſie zu ſchwach waren. Ein ſehr willensſchwacher Menſch wird aber nur durch ſtarke Beeinfluſſung, die von verſchiedenen Seiten kommen muß, innerlich erſtarken und den ſchweren Kampf mit dem Leben mutig aufnehmen, das ihm ja außer der Schwäche, die in ihm liegt, noch den Druck des „vorbeſtraft“ mit all ſeinen Schwierigkeiten in Arbeit und Verkehr bringt. Zunächſt wird der Gefängnisgeiſtliche den Gefangenen nahe treten, dann ſollen die Jugendlichen unterrichtet werden, denn auch aus Unkenntnis und Unwiſſenheit kann geſündigt werden. Der Unterricht führt hinüber zur eigentlichen Arbeit, die nicht nur mechaniſch ſein ſollte, ſondern die ganze Kraft, das tiefe Nachdenken, die geſpannte Aufmerkſamkeit des Gefangenen in Anſpruch nehmen muß. Deshalb ſind in den Reformgefängniſſen für weibliche Gefangene Lehrerinnen angeſtellt für wiſſenſchaftliche Stunden, für Handarbeit, für Buchführung und Geſang. Die Leiterin iſt eine gebildete Dame, eben die ſogenannte Gefängnispflegerin.

Eine Dame, die einen ſolchen wichtigen, einzigartigen Poſten innehat, muß, um ihn recht ausfüllen zu können, eine ganze Reihe von Eigenſchaften haben, von denen ſich nur einige erwerben laſſen, die andern muß ſie tief in ſich tragen, gipfelnd in dem Worte des Apoſtels: „Und hätte der Liebe nicht, ſo wäre es mir kein nütze.“ Die Gefängnispflegerin ſoll eine Dame ſein mit Beziehungen zu der Geſellſchaft, denn ihre Arbeit iſt nicht zu Ende, wenn die Gefangenen zum Abſchied vor ihr ſtehen. Sie ſoll ihnen helfen im Leben wieder feſten Fuß zu faſſen, ſoll ihre eignen Freunde und Bekannten für die Armen zu intereſſieren wiſſen, die zagend das Haus verlaſſen, das, ſo ſchwer die Gefangenſchaft auf ihnen laſtete, ſie doch umfriedete und vor manchem Dornenſtich behütete. Die Gefängnispflegerin muß ferner erzieheriſche Talente haben, perſönlich Einfluß auf ihre Schutzbefohlenen gewinnen und mit den Lehrerinnen ſo ſtehen, daß nicht eine baut, was die andere ſtürzt. Sie muß die volle Autorität der Lehrenden wahren und doch freundlich und behutſam ändern, was das Gedeihen des Unterrichts hindert, muß den Herzenstakt haben, den keine Schule gibt. Daneben muß ſie ſich aber natürlich auch, ſozuſagen techniſch, für ihren Beruf vorbereiten. Sie wird mit Vorteil einige Zeit unter dem Zentralausſchuß für Innere Miſſion arbeiten, der Gefängnispflegerinnen ausbildet, ſie wird mit Genehmigung der Behörde große Gefängniſſe kennen lernen, nicht nur flüchtig, ſondern wochenlang da verweilen, um alle Einrichtungen, das ganze Leben und Arbeiten genau kennen zu lernen. Dieſe Erlaubnis wird nur den Damen gegeben werden, die man ſchon für den Poſten einer Gefängnispflegerin auserſehen hat. Meldungen zu dieſem Berufe ſind bei dem Miniſter des Innern anzubringen. Wir machen aber nochmals ausdrücklich darauf aufmerkſam, daß die Anforderungen in jeder, auch in geſellſchaftlicher Beziehung hoch ſind.

Kränzchen zur Anleitung in häuslicher Pflege.

Ein jeder kommt einmal in die Lage, ſeine Angehörigen mit mehr oder minder Geſchick pflegen zu müſſen. Da hat es ſich denn von jeher fühlbar gemacht, daß ſo wenige Frauen und Mädchen wirklich ſachgemäß zu pflegen verſtehen. Die jungen Damen von heute lernen Kochen und Schneidern, Malen und Sticken, aber meiſt nicht das Wichtigſte fürs Leben: ſachgemäße Erlernung der Krankenpflege. Woran liegt das? Einfach daran, daß ſich den jungen Mädchen wenig oder gar keine Gelegenheit bietet, die Krankenpflege im Rahmen „häuslicher Pflege“ gründlich zu erlernen. Ein Kurſus im Krankenhaus oder Lazarett iſt oft die einzige Möglichkeit, zu dem erſehnten Ziele zu gelangen. Selbſtredend iſt auch da die Ausbildung am gründlichſten und für zukünftige Berufspflegerinnen unentbehrlich. Wie viele Damen aber gibt es, deren Kräfte und Nerven für einen Kurſus nicht ausreichen. Nun denke man ſich einmal in die Lage einer ſolchen Tochter: Vater oder Mutter iſt erkrankt, durchaus nicht gefährlich, aber immerhin der Pflege ſehr bedürftig. Von dem meiſt übermäßig beſchäftigten Arzte kann und mag man es nicht verlangen, daß er noch Privatſtunde im Pflegen erteilen ſoll. Da ſteht dann ſolch ein armes Ding und muß ihr Heil verſuchen, ſo gut es eben gehen mag, oft nicht gerade zum Wohle des Kranken. Oder es ſieht ſich gar genötigt, fremde Hände dort walten zu laſſen, wo ſein ganzes Herz es drängt, ſelbſt helfen und lindern zu können!

Es gibt aber auch Frauen, die glauben, die Krankenpflege ſei allein Übungsſache, und wer vielleicht ſchon jahrelang gepflegt hat, bedürfe keiner beſonderen Unterweiſung mehr. Dieſe Annahme iſt aber durchaus falſch! Wirklich ſachgemäße Krankenpflege will ebenſo ſtudiert ſein, wie jede andere Kunſt, und gerade wer in ſeiner Häuslichkeit viel zu pflegen hat, ſollte nicht verſäumen, ſein Wiſſen zur eigenen und des Kranken Erleichterung zu bereichern.

Um dem oben genannten Übelſtande abzuhelfen, hat eine gelernte Krankenpflegerin hier bei uns in Görlitz den glücklichen Einfall gehabt, ein „Kränzchen zur Anleitung in häuslicher Pflege“ ins Leben zu rufen. Ganz zufällig hörte ich davon und meldete mich als Schülerin.

Nun, — ich muß ſagen: ſelten hat mir eine Lehrzeit ſo viel Freude gemacht, wie dieſe vier Wochen! Man empfindet ſo recht, wie unendlich ſegensreich ſolch ein Unterricht für das ganze Leben iſt, und zwar nicht bloß im Dienſt für andere, ſondern auch zu eigenem Nutzen. In der Wohnung der Lehrerin kamen wir zweimal wöchentlich zuſammen; als Krankenſtube diente das Logierzimmer, als Kranke ein zwölfjähriges Mädchen aus der Gemeinde. Sehr leidend ſah unſere Kranke allerdings nicht aus in ihrem ſchneeweißen Nachtmützchen und knallroten Bäckchen. Die Augen gingen lebhaft hin und her, alle Vorgänge wurden ſcharf beobachtet. Ich glaube, dieſes Kind vergißt ſein Lebtag nicht, was ein gütiger Zufall es ſchon ſo jung hat profitieren laſſen!

Unſer kleiner Kreis beſtand aus drei Frauen, drei jungen Mädchen, alle vergnügt und heiß vor Wißbegier. Der Lehrplan war für das ſehr geringe Honorar ungeheuer reichhaltig! Beim Einfachſten, der korrekten Herrichtung eines Krankenbettes, beginnend, führte er die Schülerinnen ganz allmählich in alles ein, was nur irgendwie in der Hauspflege vorkommen kann. Daran ſchloſſen ſich noch einige notwendige Erläuterungen über den inneren Organismus des Menſchen. Am Schluß jedes Kränzchens erhielt jede Schülerin ein kleines Heftchen, nach Nummern geordnet, im Depeſchenſtil alles an dem Tag Durchgenommene enthaltend. An der Hand dieſes Leitfadens wurde dann das Gelernte zu Haus niedergeſchrieben und nach Belieben noch weiter (eventuell mit erläuternden Zeichnungen) ausgearbeitet. Denn — was man ſchwarz auf weiß beſitzt, kann man getroſt nach Hauſe tragen! — Zudem erhöht dieſes Ausarbeiten das Verſtändnis für die Sache, läßt auch etwaige kleine Unklarheiten noch rechtzeitig erkennen, die durch Fragen dann beſeitigt werden können.

Eine der Damen nannte unſern Unterricht ſehr treffend „eine Verkettung von lauter Kolumbuseiern“, und ſo iſt es auch! Alles eigentlich ſo einfach, mit geringſten Mitteln, unter Anwendung von allerlei Kniffen ausführbar, man — muß ſie nur kennen! Es war überhaupt der leitende Gedanke der Gründerin, nur mit ſolchen Mitteln zu arbeiten, wie ſie uns auch die einfachſte Häuslichkeit bietet! Dadurch iſt man ſpäter in der Lage, auch den Armen im Volke von ſeinem Wiſſen mitteilen und ihnen helfen zu können. Wie dringend nötig ſolche Belehrung und Hilfe iſt, hat wohl ſchon jeder ſelbſt geſehen. Gibt es doch nichts Traurigeres, als einen ohnehin ſchon ſchwerleidenden Kranken durch falſche Behandlung noch mehr gequält zu ſehen!

So haben wir Kränzchen-Damen uns denn redlich bemüht, möglichſten Nutzen aus dem Unterricht zu ziehen, — ja, ich glaube, einer jeden von uns wird dieſe nette Zeit, verſchönt durch manches Scherzwort und fröhliches Zuſammenhalten, fürs Leben unvergeßlich bleiben!

Möchten dieſe Zeilen doch dazu anregen, an verſchiedenen Orten, wo noch keine ſolche Einrichtung beſteht, recht, recht viele ſolcher Kränzchen ins Leben zu rufen, zu Nutz und Frommen unſrer Frauenwelt! L. v. R.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Frage: An welchem hübſch gelegenen Ort ohne höhere Schulen fände eine ſtaatlich geprüfte Sprachlehrerin, die die franzöſiſche Sprache im Ausland ſtudiert hat und im Klaſſenunterricht erfahren iſt, Gelegenheit, franzöſiſche Zirkel für Knaben und Mädchen einzurichten? Sie wäre auch gern erbötig, in einer Stadt mit Realgymnaſium oder Lehrerinnenſeminar franzöſiſche Privatſtunden zu erteilen. Die Leiterin des Frauenerwerb iſt bereit, Briefe unter E. M. in B. zu befördern.

Frauen-Daheim.

Rauh von auſsen, innen fein!
Starr Gebirg trägt Edelſtein.

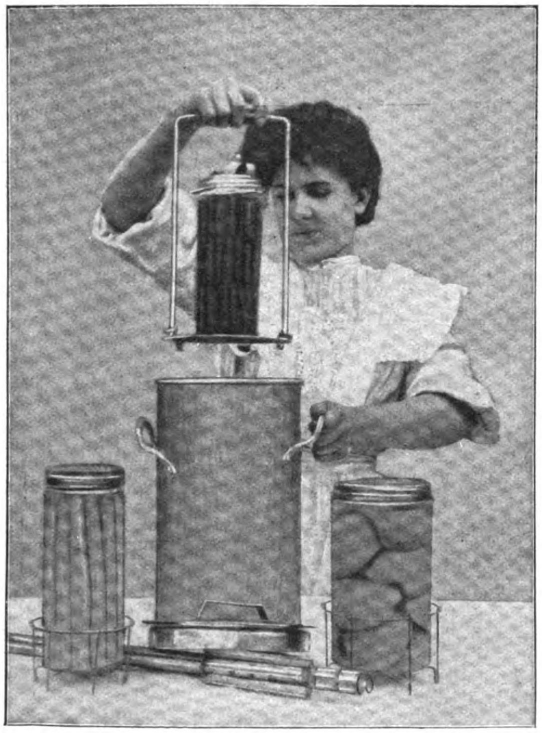
Die Haushaltung im Sommer.

„Welch Übel muß auch ich erfahren,
Wir wollen alle Tage ſparen
Und brauchen alle Tage mehr.“ —

Welche Hausfrau unterſchriebe ihn nicht, alltäglich, allſtündlich, dieſen kaiſerlichen Stoßſeufzer aus „Goethes Fauſt, zweiter Teil“.

Ja, das Leben und Wirtſchaften iſt teuer, und wir müſſen Kraft, Geld und dazu auch unſre Hausfrauenklugheit ernſtlich zuſammennehmen, um mit den geringſten Mitteln das Beſte, Nahrhafteſte und Schmackhafteſte, was es an Lebensmitteln gibt, auf den Tiſch zu bringen. Das iſt trotz aller Teurung der Lebensmittel eine wohl ſchwierige aber doch auch höchſt lockende und angenehme Aufgabe! Geht doch mit dem Steigen der Lebensmittelpreiſe auch die Durchführung eines großen Syſtems von Gegenwirkungen, von fabrikmäßiger Ausnutzung der Nährprodukte, von maſchineller Vorarbeit zum Kochen, von praktiſchen, zeitſparenden Vereinfachungen der einzelnen Kochfunktionen Hand in Hand, die der denkenden Hausfrau unendlich viel nützen.

Die größte Weisheit praktiſchen Wirtſchaftens iſt: die Chancen für den Einkauf ausnutzen, das Beſte in der beſten Zeit kaufen, oder noch beſſer, wenn die Natur es uns zuwachſen läßt, in der beſten Zeit benutzen und ausnutzen, aber auch nach Möglichkeit feſtlegen und ſichern für ſpätern Bedarf, die Produkte der Jahreszeit über das ganze Jahr hin ausbreiten.



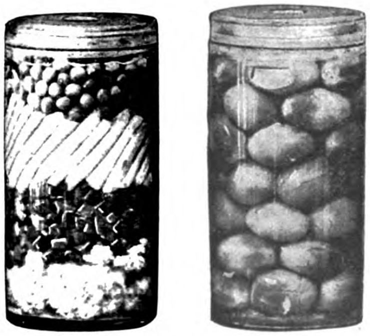
Rexapparat zum Einſetzen eines einzigen großen oder dreier kleiner Gläſer.

Es macht die Koſt nicht nur abwechſlungsreich und bekömmlich, ſondern auch elegant und anmutig, wenn die guten Sommerdinge auch die Wintertafel zieren. Ein einfaches Reisgericht, mit Spargel oder Kohlrabi garniert, wird im Winter zu einem Hochgenuß, ein Dutzend Porzellanförmchen mit abwechſelnd weißem und rotem Johannisbeergelee umſtellt, macht den Sonntagsbraten zu einem vornehmen Gaſtgericht. Fiſche, Wild, Fleiſch, Gemüſſe laſſen ſich nach unſeren neueſten Konſervierungsmethoden in der guten Zeit für die böſe in naturfriſchem, leckerem Zuſtand aufbewahren; man muß die Umſchau zur rechten Zeit, die angenehme Mühe des Einkochens nur nicht ſcheuen; ein ganz neuer Reiz der hauswirtſchaftlichen Tätigkeit, ein kleines Virtuoſentum höchſt lockender Art liegt da der Hausfrau offen. Sparen heißt im Falle des Einkochens ja vor allem „nichts verderben laſſen“, auch nicht den kleinen Verluſt durch Nichthalten der Vorräte in die Abrechnung bringen müſſen. Eingegorene verſchimmelte Gläſer machen ſo oft in kleinen Haushaltungen den ganzen Vorteil zunichte. Der völlig luftdichte Abſchluß der friſch zu erhaltenden Speiſen wird bei den modernen Einkoch-Verfahren in geradezu idealer Weiſe erreicht. Das „Rex-Glas“ ſteht in ſeiner Einfachheit und Dauerhaftigkeit, in ſeinen für Füllen und Reinigen, Steriliſieren und Verſchließen bequemen Formen da obenan. Bis zu vierzehn mit Obſt, Gemüſe, Fruchtſäften, Puddings, Fleiſch gefüllte Rex-Einmachegläſer in verſchiedenſten Größen können mit Hilfe des handlichen Vorratskochers mit einem Griff gehoben und auf einmal ſteriliſiert, für Monate und Jahre vor dem Verderben geſchützt werden. Der Apparat beſteht aus einem Geſtell, einem Kochtopf mit Thermometer und den verſchiedenen Glasgefäßen. Obſt wird ganz friſch und roh eingelegt, Gemüſe abgebrüht (eine eiſerne Bodenplatte mit ſechs aufrecht ſtehenden Stäben, die oben durch eine kleine Griffplatte zuſammengehalten werden und ſechs Druckfedern, die an beliebiger Stelle der Stäbe, hoch oder niedrig, auf beliebig viele, beliebig hohe Gläſer ihren luftabſchließenden Druck auszuüben beſtimmt ſind). Den luftdichten Verſchluß bewirken Gummiringe, die zwiſchen Glas und Glasdeckel eingeſchoben werden. Das mit Gläſern verſehene Geſtell bringt man nun in den Topf, füllt dieſen bis über die Gläſer mit Waſſer und bringt das Ganze vorſchriftsmäßig zum Kochen. Auch einzelne Gläſer können durch einen beſonderen ſinnreichen Bügelverſchluß abgeſchloſſen und im Waſſerbade ſteriliſiert werden. Den Boden des Kochtopfs muß dann eine Schutzplatte bedecken. — Für das Einkochen von Obſt und Gemüſe als Erwerb ſpielen dieſe Vorratskocher noch eine beſonders glückliche Rolle. — Schönes, appetitliches Einlegen in die Gläſer wird zu einer anmutigen Kunſt.

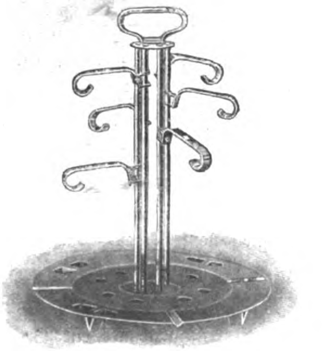
Ein ſchön gefülltes Glas mit tadellos ausgewähltem Obſt, mit ſchichtweiſe abwechſelnden Gemüſen oder bunten Pickles iſt ein Geburtstags- oder Weihnachtsgeſchenk, das mit dem ſchönſten Blumenſtrauß und jedenfalls mit einer netten Handarbeit wetteifern kann.

Auf den Nurſo-Kochapparat, den wir in unſerer letzten Haushaltungsüberſicht beſprachen, möchten wir jetzt als auf die praktiſchſte Sommerküche noch einmal hinweiſen.

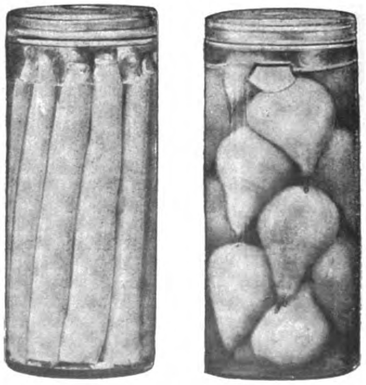
Dieſer für ganze Mahlzeiten ausrei-



Beiſpiele ſchön eingelegten Gemüſes und Obſtes.



Geſtell zum Einſetzen von 6 bis 8 Gläſern.



Stangenſpargel und ganze Birnen, ſorgfältig eingelegt.

chende Selbſtkocher unterſcheidet ſich von ſeiner Freundin, der Kochkiſte, dadurch, daß es bei ihm keines Ankochens der Speiſen bedarf, was in Sommerwohnungen und Sommerfriſchen einen ganz beträchtlichen Vorteil bietet. Der kleine elegante Kochofen, den wir auf unſerm Bild in Tätigkeit zeigen, wird mit Glühſtoff angeheizt. Mit den nötigen genau vorgeſchriebenen Zutaten gefüllt, werden die einzelnen Kochtöpfe übereinander eingeſtellt —: Suppe, Kochfleiſch, Braten, Pudding, Kartoffeln. — Das Kochen und Braten aller einzelnen Gerichte reguliert ſich durch den zuſammengehaltenen Dampf gegenſeitig, alles wird außerordentlich wohlſchmeckend, ſaftig, der Braten ſogar knuſperig braun; es braucht kein Nachſehen und Wenden, da ein Anbrennen völlig ausgeſchloſſen iſt. Die Deutſche Glühſtoffgeſellſchaft in Dresden liefert die Nurſoapparate bis zum Kochen für vierzehn Perſonen ausreichend. Wie leicht und billig läßt ſich ein ſchöner Sommeraufenthalt für eine Familie mit Hilfe dieſer Neuerung bewerkſtelligen!

Praktiſcher Wink beim Kochen junger Gemüſe.

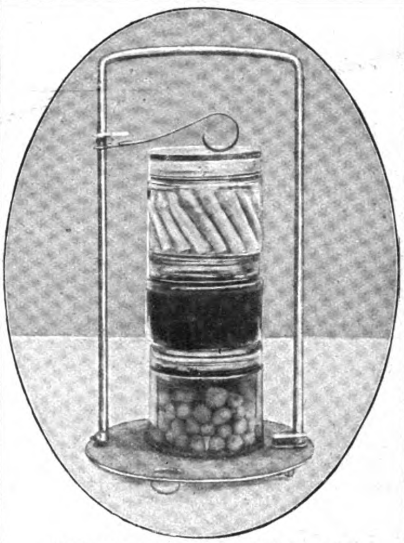
Die jungen Gemüſe haben bekanntlich noch ſchwaches Aroma, deshalb ſollte man ſie ſtets möglichſt im ganzen kochen, alſo wie z. B. Möhren und Kohlrabi niemals ſtiftlich oder in dünne Scheiben ſchneiden, denn ſonſt geht das bißchen Aroma und der Nährſalzgehalt in das Kochwaſſer, das leider in den meiſten Fällen auch noch weggegoſſen wird. Man ſollte bei jungen Gemüſen nur gerade ſo viel Waſſer zum Anſetzen nehmen, als dringend nötig iſt, um ſie weich zu dämpfen, auch gleich etwas Butter zufügen und dann den Gemüſeſaft mit etwas Mehl einſtauben, damit er gebunden wird. Wer es liebt, mag etwas konzentrierte Fleiſchbrühe oder Fleiſchextrakt daran geben, aber niemals das nährſalzhaltige Kochwaſſer weggießen und durch Fleiſchbrühe erſetzen. Bei größeren Karotten und Kohlrabi ſchneide man die Knollen erſt nach dem Weichkochen in Streifen oder Scheiben, und zwar erſt kurz vor dem Anrichten. Man wird über das Aroma und den Wohlgeſchmack des auf dieſe Weiſe zubereiteten Gemüſes erſtaunt ſein und ſicher nicht mehr das alte Verfahren anwenden, das die zarten Gemüſe ihrer wichtigſten Beſtandteile beraubt. Auch Spinat wird allgemein mit viel zu viel Waſſer gekocht, oft ſogar noch vorher gebrüht. Der beim Spinat als ſo geſundheitsfördernd gerühmte Eiſengehalt wird auf dieſe Weiſe ebenfalls mit dem Brüh- oder Kochwaſſer weggegoſſen und die zurückbleibenden Blätter ſind ſo gut wie wertlos und ſchmecken fade. Den beſten Beweis, wie aromatiſch im ganzen gekochte Gemüſe und Wurzeln bleiben, liefert die Sellerieknolle, die man zur Herſtellung von Salat im ganzen kocht. Wie herzhaft ſchmeckt ſie im Vergleich zu dem in Scheiben gekochten Sellerie, der immer etwas Fades, Süßliches hat. M. Kn.

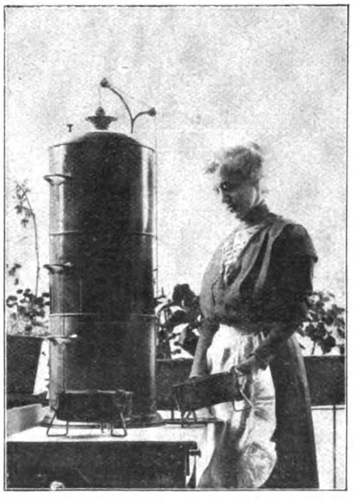
Büchertiſch.

Kleine Beſchäftigungsbücher für Kinderſtube und Kindergarten. Herausgegeben von Lili Droeſcher. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. 1910. Band I: „Das Kind im Hauſe.“ — Band II: „Was ſchenkt die Natur dem Kinde?“ — Band III: „Kinderſpiel und Spielzeug.“ — Band IV: „Geſchenke von Kinderhand“. — Band V: „Allerlei Papierarbeiten “

Wie vielen, die ſich mit Kindern zu beſchäftigen haben, wird die ſeit kurzem erſcheinende Folge der „Kleinen Beſchäftigungsbücher“ willkommen ſein. Mutter und Vater, Kindermädchen und Kindergärtnerin, Schweſter und Tante, alle werden in den intereſſanten Ausführungen und den guten Bildern der kleinen Bändchen manchen Fingerzeig für die Beſchäftigung und Beluſtigung ihrer kleinen Lieblinge finden. Der Mutter, die mit den ſpielzeugloſen Kindern in der Sommerfriſche eingeregnet, wird nicht beſtändig die Frage entgegenſchallen: „Was ſollen wir denn jetzt machen?“ Der kinderloſen Tante, die ihre kleinen Neffen und Nichten einladet, wird es nicht ſo ſchwer werden, den Kindern Freuden zu bereiten, wenn ſie gelernt haben, ſich mit wenig Mitteln eine eigene kleine Welt zu ſchaffen. Wie das gemacht wird, lehren die „Kleinen Beſchäftigungsbücher“, deren billiger Preis (80 Pf. bis 1.20 ℳ) jedem die Anſchaffung möglich macht.

E. Sauerland.


Beiſpiel des drei Gläſer-Einkochens im kleinſten Apparat.


Sommerküche Nurſo.

Korſetts.

Die eng anliegenden Röcke, die oft hoch in die Taille hinaufſteigen, erfordern lange Korſetts, die jedoch ſehr ſchmiegſam ſein müſſen. Man fertigt ſie aus einem beſonders feſten Trikotſtoff, wodurch die Umriſſe, die ſie ſchaffen, viel weicher wirken. Schön gewachſene Damen tragen ſtatt deſſen wohl auch nur ſehr gut ſitzende Kombinationen, in denen einige Fiſchbeinſtangen angebracht ſind. Denn auch das beſte Korſett ſtört natürlich die Elaſtizität und Grazie der Körperbewegung. Da ſich bei den feſt aufliegenden Röcken aus weichen Stoffen jede noch ſo kleine Falte der Unterkleidung bemerkbar macht, bevorzugen einige elegante Frauen Kombinationen, die bis zum Knöchel herabreichen. Die Strümpfe erſetzen ſie dann durch kurze Socken. Hierdurch werden die ſtark auftragenden Strumpfhalter, die auch ſo leicht den Gang beeinträchtigen, entbehrlich.

Das Glück.

Das Glück hat mir ganz leiſe
Heut nacht ins Ohr geſagt:
Ich zieh' dir goldne Kreiſe,
Noch eh' der Morgen tagt,

Und bette dich in Wonne
Und bleibe deine Magd,
Dann weißt du von der Sonne,
Noch eh' der Morgen tagt!

Anna Luiſe.

Für die Küche.

Gebackene Kartoffeln auf böhmiſche Art. Jetzt, wo die alten Kartoffeln als Salzkartoffeln nicht mehr gut zu verwenden ſind, weil ſie ihr gutes Ausſehen und ihren Wohlgeſchmack eingebüßt haben, empfiehlt es ſich, ſie in folgender, in Öſterreich ſehr beliebter und von allen Fremden ſehr geſchätzter Zubereitung zur Beilage von Braten auf den Tiſch zu bringen. Die am Tage vorher in der Schale abgekochten Kartoffeln werden fein gerieben. Eine nicht zu tiefe, irdene Bratpfanne wird mit ganz dünn geſchnittenen Speckſcheiben dicht ausgelegt, wobei auch der Rand zu berückſichtigen iſt. Nun wird eine etwa zweifingerhohe Schicht geriebener Kartoffeln, die mit Salz und Pfeffer untermengt wird, eingefüllt, darauf wieder eine Lage Speckplatten und ſo fort, bis die Pfanne gefüllt iſt. Die oberſte Schicht muß aus Speckplatten beſtehen. Die Pfanne wird nun im heißen Bratrohr 25 bis 30 Minuten gebacken, bis die oberſten Speckplatten recht braun und knuſperig geworden ſind. Man kann dieſe gebackenen Kartoffeln nun entweder in der Pfanne ſervieren oder ſtürzt ſie und ſchneidet ſie in Scheiben oder Streifen, mit denen man die Bratenſchüſſel garniert. Dieſe gebackenen Kartoffeln ſchmecken auch vorzüglich zu kaltem Aufſchnitt. Hauptſache iſt, daß die Speckplatten ſo dünn wie möglich geſchnitten werden, damit ſie während des Backens völlig zerfließen und ihr Fett den Kartoffeln mitteilen. Es darf nur ein knuſpriger Rückſtand, niemals dürfen Fettſtücke verbleiben. M. Kn.

Frage.

Ich habe einige echte, weiße, ſehr ſchöne Straußfedern, die etwas ſchmutzig geworden ſind und die ich nun reinigen und eventuell friſch kräuſeln laſſen möchte. Einmal habe ich dies von einer „Spezial“-Firma beſorgen laſſen, aber dabei leider ſchlechte Erfahrungen gemacht, und möchte nun verſuchen, die Federn ſelbſt zu reinigen und zu kräuſeln. Die Federn haben als Hutputz gedient. Kann mir jemand ſagen, wie ich ganz ſicher zum Ziele komme? D. H. B.

Auskunft.

Antwort auf Frage B. in Tilſit. Starke Pappe oder Papiermaſſe können Sie auf folgende einfache Weiſe waſſerdicht präparieren. In einem halben Liter warmen Waſſers löſt man ſo viel einer recht fettreichen Seife auf, als das Waſſer annimmt, ſo daß eine ſogenannte fette Seifenlauge entſteht. Sodann ſtellt man noch eine Löſung von einem Teile Zinnſalz und fünf Teilen Waſſer her. Das Zinnſalz erhält man in jedem Drogengeſchäft. Nun beſtreiche man die zu präparierende Pappe mittels eines Schwammes oder dicken, weichen Pinſels mit der Zinnſalzlöſung, ſo daß ſie recht gleichmäßig gut durchtränkt wird. Dann verfährt man in derſelben Weiſe mit der Seifenlöſung und läßt die feuchte Pappe an der Sonne oder in der Nähe eines nicht zu heißen Ofens trocknen. Das einfache Verfahren eignet ſich beſonders gut zum Waſſerdichtmachen von Kleiderkartons für die Reiſe. M. Kn.

Kinder-Daheim.

Gute Nacht, Welt.

Gute Nacht, Welt, ſchlaft wohl, ihr Leute!
Welch ein reizender Tag war heute!
Was der alles Schönes enthielt!
Der Briefträger hat mit mir Ball geſpielt,
Nachbars Spitz hat mich heute nicht angekläfft,
Ein Marienkäfer lief über mein Heft,
Muttel trug heut ihr blumiges Kleid,
Es gab Maccaroni mit Käſe beſchneit,
Und als ich abends zum Bäcker mußte,
Traf ich unſre alte Auguſte,
Die mir ſo ſehr, ach, ſo ſehr gefällt!
Gute Nacht, — liebe, — liebe Welt!

F. S.

Traumtrudel.

Trudel, was haſt du eben geſonnen?
Auf welches Sternlein wollteſt du fliegen?
Oder in welchen Frau Holle-Bronnen
Biſt du eben heruntergeſtiegen?

Mit welchem luſtigen Zwergenrudel
Biſt du dort durch den Wald gegangen?
Nun aber ſchnell an die Arbeit, Trudel!
Das Rechnen iſt noch nicht angefangen!

F. S.

Bubi verlangt die Änderung ſeines Zeugniſſes im Dienſte des Muſeums.

Seit einiger Zeit haben ſich Bubis Brüder der Chemie zugewandt und benötigen dabei einer unverhältnismäßig großen Anzahl von Flaſchen.

Zu dem, was ſie an Verſuchen bieten, ſteht die Anhäufung von Gläſern in gar keinem Verhältnis, aber ſie behaupten, das müſſe ſo ſein, und führen einen erbitterten Kampf um jede Saftflaſche, deren letzte Tropfen gluckſend in die Fruchtſauce fallen.

Mit dem Küchenzettel ſind ſie ſeit dem Erwachen der Chemie-Leidenſchaft höchſt unzufrieden.

„Es gab früher noch mal ſo viel gelben Pudding mit roter Sauce,“ behaupten ſie kühnlich mit Verletzung jeglicher Wahrheitsliebe. Die Chemie wirkt überhaupt nicht günſtig auf ihren Charakter. Wir wünſchen die Saftflaſchen aufzuheben, da in jedem Jahre nicht nur ein neuer Frühling grünt, ſondern auch ein neuer Sommer Früchte bringt, und da entblöden ſich der Direktor und der erſte Aſſiſtent leider nicht, Streifzüge in die Küche zu unternehmen, die harmloſe Köchin in ein Geſpräch zu verwickeln und die Flaſchen dabei verſchwinden zu laſſen. Oben im Turmgemache gießen ſie dann ein entſetzliches Gebräu hinein mit Gerüchen, die dem Glaſe ewig anhaften.

Zum Erſatze laden ſie uns, natürlich gegen Entree, zuweilen zu einer Vorſtellung ein, die einige wirklich nette Nummern hat. Die Chemie iſt der allerſchwächſte Teil der Vorführung, denn daß ein roter und ein grüner Farbſtoff die Farbe wechſeln, wenn ſie zuſammengegoſſen werden, war uns ſchon bekannt und erregte weiter keinen Sturm der Begeiſterung. Nur Annelieſe klatſchte wild, aber leider nicht ganz freiwillig. Es war ihr zur Bedingung gemacht, ehe ſie ein Freibillett bekam. Sauer genug war es erworben, da ſie auf dem einzigen Dreipfennigplatz ſaß, den keiner wollte, weil man, um auch nur das geringſte von der Vorſtellung zu ſehen, jedesmal auf das Tafelklavier ſteigen mußte.

Bubis Pflichten als zweiter Aſſiſtent beſtanden hauptſächlich darin, nach der Vorſtellung alles wieder „in die Reihe“ zu bringen. Das liebten nämlich der Direktor und der Aſſiſtent nach echter Künſtlerart gar nicht. Heranbringen — ja — warum nicht, aber Wegbringen, das war mehr die geeignete Wirkſamkeit für den Aſſiſtenten Nr. 2.

Bubi ſprang auch unverdroſſen mit ſeinen kleinen Beinen und ſeinem großen Korbe hin und her.

Um ſo mehr war ich erſtaunt, daß beim Abendeſſen der Ton der drei Gebrüder ſo recht das war, was man „ſchnappig“ nennt.

Aber abſichtlich bekümmern wir uns nicht allzuviel um kleine Unſtimmigkeiten zwiſchen den Jungen. Sie machen das am beſten unter ſich ab, und wir greifen nur ein, wenn wir ſehen, daß ſie ſich nicht bald wieder zuſammenfinden.

Nach einigen Wochen redeten die beiden Älteſten von ihrem Muſeum und einer ganz neuen Anordnung ihrer Münzen.

„Was ſagt denn der zweite Aſſiſtent dazu?“ fragte ich lachend.

Bubi ging, wie das ſo ſeine Art iſt, ſobald etwas ihm Unangenehmes beſprochen wird, ans Fenſter und betrachtete angelegentlich die Wolken.

„Der ſagt gar nichts,“ antwortet der Direktor kühl, „er iſt nicht mehr im Muſeum drin!“

„Nicht mehr im Muſeum? Wie kommt denn das?“

Bubi dreht den Kopf noch mehr, um einer Schwalbe nachzuſchauen, und wie ein Strom ergießt ſich die Rede der Brüder über mich.

„Mutter, wir können und können den Bubi nicht mehr im Muſeum behalten. Er iſt zu ſchofel! Wirklich geradezu ſchofel iſt er, Mutter!“

„Wie ſo denn, Hans?“

„Was meinſt du wohl, Mutter? An dem Abend, wo wir unſere Vorſtellung gaben, hat er eine Flaſche zerbrochen, eine von unſern beſten. Und da haben wir ihm geſagt, er ſoll ſie bezahlen. Fünf Pfennig ſoll er geben. Und da hat er geſagt, er hätte kein Geld. Das war richtig, aber denk mal, Mutter, ſeitdem hat er ſchon einmal elf Pfennig gehabt, und da hat er doch die Flaſche nicht wieder gekauft. Na, iſt das nicht ſchofel? Da haben wir ihm gekündigt und haben ihm ein Zeugnis gegeben. Er ſelbſt hat die Abſchrift, aber ich habe es auch. Hier iſt's, Mutter!“

Aus den Tiefen ſeiner Hoſentaſche zog der Direktor ein fragwürdiges Notizbuch, blätterte umſtändlich und las dann:

Zeugnis.

„Wir haben unſern zweiten Aſſiſtenten entlaſſen, weil er geizig war und eine Flaſche nicht bezahlte. Er konnte wohl, aber er wollte nicht.

Er iſt wohl fleißig, aber ehrlich iſt er nicht.

Hochachtungsvoll
Hans, Direktor.
Heinz, erſter Aſſiſtent.

Nachſchrift: Sonſt können wir ihn empfehlen.

Die Obigen.

„So, ſo,“ ſagte ich, als der Direktor ſchwieg. „Ihr habt ja recht ſtrenge Anſichten. Da ſeid ihr es doch wohl nie geweſen, die mir unten aus der Küche die leeren Saftflaſchen wegnahmen, obgleich ich beiſpielsweiſe neulich bei euch mehrere Flaſchen mit eignen Augen ſah, auf denen zu leſen war: Himbeerſaft 1908?“

Der Direktor machte ſich mit den loſen Blättern ſeines Notizbuches zu ſchaffen, aber der erſte Aſſiſtent übernahm die Verteidigung.

„Das iſt ganz was anderes, Mutter! Ich kann's nicht ſo erklären, aber das iſt ganz was anderes!“

Dann winkten ſie ſich zu und verſchwanden mit Schnellzugsgeſchwindigkeit.

Ich trat zu Bubi, der noch unbeweglich in der tiefen Fenſterniſche ſtand und legte die Hand auf ſeine Schulter.

„Du biſt doch nicht traurig, Bübchen?“ fragte ich.

„Nein,“ antwortete Bubi ruhig, „ich denke mir nur ganz fröhlich etwas aus!“

Der nächſte Tag war ein Sonntag. Die beiden großen Jungen machten ihn gern zu einem Ausſchlafetag, aber Bubi war von jeher ein richtiger Frühaufſteher geweſen.

Doch ſo zeitig wie heute war er lange nicht von ſeiner hochgelegenen Stube heruntergeklettert.

„Sind die Jungen ſchon auf?“ rief er mir entgegen, ohne ſich auf unbedeutende Kleinigkeiten wie Gutenmorgenſagen einzulaſſen.

Junge Miezel.

Photographiſche Aufnahme.

Mein Miezel, nun ſag' mir mal lieb: „Miau!“
Nicht immer kratzen und fauchen!
Ich bin doch deine kleine Frau,
Hans dein Herrchen und ich dein Frauchen!
Nicht mehr ſo ſcheu ſein, ſondern nett!
Dann gibt es ein luſtiges Leben!
Ich hab' dir doch auch das Himmelbett
Von meiner Paula gegeben!

J. A.

„Aber Bubi, die denken doch noch nicht dran!“

„Ich habe was für ſie!“ rief er und öffnete vorſichtig ſeine kleine dicke Hand, in der vier einzelne Pfennige und ein Zweipfennigſtück lagen.

„Ich will ihnen nur gleich ſo viel geben,“ erklärte er mir. „Fünf Pfennig wären es ja nur, aber meinetwegen — ich gebe ſechs. Nun müſſen ſie mir mein Zeugnis anders ſchreiben!“

Ja, ich fand auch, das konnte Bubi für ſeine Stiftung verlangen.

Außerdem durfte er gleich mit Vater und Mutter frühſtücken und bekam ſogar eine Färbung von Kaffee in ſeine Milch.

Mit dem Zeugnis benahmen ſich aber meine Spätaufſteher ſchofel. Sie nahmen die ſechs Pfennige ohne viel Rührung und ſchrieben dann doch das Atteſt nicht neu, ſondern änderten es aus lauter Faulheit nur ein wenig, ſo daß es nun lautete:

> Wir haben unſern zweiten Aſſiſtenten nicht entlaſſen, weil er nicht geizig war, und eine Flaſche bezahlte, als er es konnte.
>
> Er iſt ſonſt nicht fleißig, aber ehrlich iſt er.
>
> Hochachtungsvoll
> Hans, Direktor.
> Heinz, erſter Aſſiſtent.
>
> Nachſchrift: Sonſt können wir ihn nicht empfehlen.
> Die Obigen.

Bubi hat dies äußerſt ehrende Zeugnis hochbefriedigt weggeſchloſſen. **Luiſe Koppen.**

Kinderſpiele in Siebenbürgen.

In der Geographieſtunde werden die meiſten von euch ſchon mancherlei über Öſterreich-Ungarn gehört haben, ſelbſt wenn ſie ein paar Tagereiſen davon entfernt leben; und dann iſt ihnen auch das ſchöne Land Siebenbürgen genannt worden, das mit Ungarn vereint wurde. Aber manches Kind, das dieſes Blatt lieſt, lebt ſelber in Siebenbürgen und ſchaut nun erfreut auf dieſe Mitteilungen über „Kinderſpiele in Siebenbürgen“. Es iſt ein deutſches Kind, denn bei aller Liebe zur „ungariſchen“ Heimat vergeſſen die Eltern dieſes Kindes nicht, daß ihre Vorfahren einſt vom Niederrhein und aus Franken hier einwanderten. Obgleich die Zahl ſolcher „Deutſchen“ nur 10 Prozent der Geſamtbevölkerung beträgt (während mehr als 30 Prozent Magyaren und 56 Prozent Rumänen ſind, wozu noch anderes buntes Volk kommt), erhält man ſich deutſche Art und Sprache. Daher haben auch viele Kinderſpiele ſehr große Ähnlichkeit mit den Spielen am Rhein, an der Elbe, an der Oder und an der Weichſel, d. h. im ganzen Deutſchen Reich. Das iſt ſo gemütlich; und in Gedanken drückt man einander die Hand, — über alle Flüſſe und Gebirge, alle Länder und Städte hinweg.

(Als ich in der Stadt Schäßburg in Siebenbürgen weilte, wußte ich zwar ſchon viele ſiebenbürgiſche Kinderſpiele, aber in genannter Stadt ſollten meine Kenntniſſe durch einen großen Kinderfreund, Herrn Gymnaſialprofeſſor Adolf Höhr, erheblich erweitert werden.)

Wenn die Kinder „Katze und Maus“ oder „Wolf und Lämmchen“ ſpielen, wird geſungen:

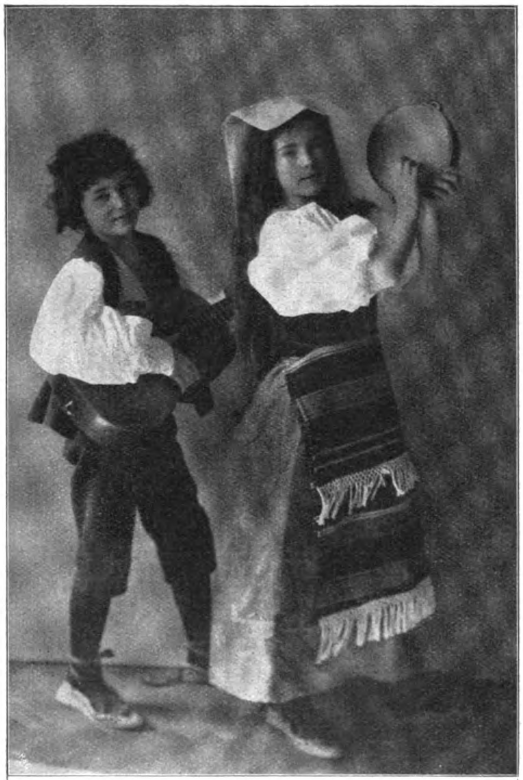
Ein Kätzchen kommt gegangen
Und will das Mäuschen fangen;
Da ſpringt das Kätzchen in das Haus,
Dann kommt das Mäuschen wieder heraus.

Oder:

Mäuschen (oder Lämmchen), laß dich nicht erwiſchen,
Spring' über Bänk' und Tiſchen, uſw.

(Aus Mißverſtändnis ſingt man beim „Wolf und Lämmchen“: Spring' über Berg und Tiſchen.)

Dieſe beiden Spiele werden folgendermaßen geſpielt. Die Kinder reichen einander die Hände und bilden ſo einen großen Kreis. Eins wird zur Katze (oder zum Wolf) und eins zum Mäuschen (oder zum Lämmchen) beſtimmt. Der kleine Verfolgte ſtellt ſich in den Kreis; der böſe Feind bleibt draußen. Nehmen wir an, es wird „Wolf und Lämmchen“ geſpielt. Nach dem Singen bleibt der bis dahin ſich drehende Kreis ſtehen, und die Jagd des Wolfes auf das arme Lämmchen beginnt. Durch Senken der Arme ſuchen die Spieler das Lämmchen — ſobald es in Gefahr iſt — zu ſchützen. Wütend ſpringt der Wolf hin und her. Er hat ſo ſtarken Appetit auf das zarte Fleiſch; ſeine Augen ſehen gierig und drohend aus. O weh, jetzt gelang es ihm, das Lämmchen zu erwiſchen. Aber er verzehrt es nicht. Friedlich wird beraten, wer nun Wolf und Lämmchen ſein ſoll; beide haben das Recht, die Wahl zu beſtimmen. **Eliſabeth Lemke.**



Gianino und Gianina.

Zum Polterabend der großen Schweſter, die ſich in Italien verlobt hat.

Gianino.

Nun ſeid gegrüßt! Zwei luſt'ge Lazzaroni
Sind wir! Wir ſehn erfreut, daß ihr uns kennt.
Wir bettelten um Brot und Maccaroni.
Wißt ihr es noch, am Strande von Sorrent?

Gianina.

Wißt ihr es noch, ich tanzte Tarantella!
Die Signorina hat es gern geſchaut.
Wer ſie nur ſah, der ſagte: „Bella, Bella!“
Und eines ſchönen Tages war ſie Braut.

Gianino.

Ja, jener dort, der Blonde, der Gelehrte,
War ſtets auf ihren Spuren ohne Ruh.
Ich trug die Roſen, die er ihr verehrte,
Ihm körbeweis aus unſrem Gärtchen zu.

Gianina.

Sie las das große Buch, das er geſchrieben,
Als ſei es äußerſt nötig, daß man's kennt,
Doch in der Hälfte iſt ſie ſtehn geblieben.
Wißt ihr es noch, am Strande von Sorrent?

Gianino.

Und er, er wollte in Pompeji graben,
Ganz alte Sachen wären ſein Beruf.
Auf einmal muß er's dann vergeſſen haben
Das Buddeln in der Aſche des Veſuv.

Gianina.

Jetzt ſchweige ſtill und laß die Saiten klingen,
Wir wollen nicht, daß man uns Schwätzer nennt.
Wir wollen euch ja doch nur Grüße bringen
Von groß und klein am Strande von Sorrent.

Sommerferien.

Ferien haben wir heute gekriegt.
Ferien! — Ach, was bin ich vergnügt!
Torniſter und Bücher, nun bin ich euch los
Für viele Wochen — 's iſt zu famos!
Statt in der dumpfen Stube zu ſitzen
Und über Extemporalen zu ſchwitzen,
Kann ich hinaus auf die Wieſe laufen,
Wo Blumen ſtehen in Haufen und Haufen!
Da werf' ich mich hin und wühl' mich hinein,
In Gras und Blumen und Sonnenſchein!
Ein Käferlein krabbelt an mir hoch.
In welche Familie gehört es doch?
Ach Gott, das iſt doch ganz egal!
Ferien: — Käferlein, komm doch mal
Her! Wie du hübſch biſt, du kleiner Wicht!
Viel ſchöner als wie beim Unterricht!
— Rechnen und Schreiben, Geſchichte, Latein,
Soll nun mal gründlich vergeſſen ſein!
Statt deſſen will ich mit meinen vielen
Freunden recht oft Indianer ſpielen,
Einen feinen Wigwam wollen wir bau'n!
Ach! meinen Feind muß ich ja noch hau'n,
Mit dem ich mich neulich ſo furchtbar verkracht,
Beinah hätt' ich gar nicht mehr daran gedacht!
Ja, was gibt's in den Ferien zu tun!
Gar keinen Augenblick darf ich ruhn,
Schwimmen und rudern und Ausflüge machen,
Und lauter ſolche famoſe Sachen!
Wie nett, lieber Gott, daß du daran dachteſt,
Und für uns Kinder die Ferien machteſt!

Marie Marg. Behrns, Roſtock.

Abendlied.

Sternchen klein! Sternchen fein!
Kindchen ſoll ins Bett hinein!
Kindchen will nicht ſchlafen gehn,
Lieber noch den Stern beſehn.
Nähme dich ins Händchen gern,
Schöner, blanker Funkelſtern!

Liebes, kleines Herzenskind!
Laß den Stern und komm geſchwind!
Sieh, ich nehme aus dem Schrank
Dieſen Pfennig, blitzeblank:
Sternchen, das am Himmel ſtand,
Schenk' ich dir in deine Hand!

Anna Klie.

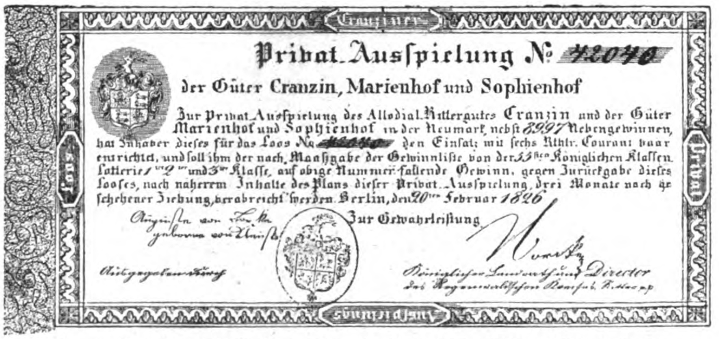
Löſung der Rechenaufgabe in Nr. 36.

Das eine Schulmeiſterkind hat den vierten Teil der drei Frühſtücksportionen der Paſtorkinder, das andere den fünften Teil der vier Frühſtücksportionen der Küſterkinder erhalten, daher hat die Verteilung im Verhältnis $\frac{3}{4} : \frac{4}{5}$ oder $\frac{15}{20} : \frac{16}{20}$ oder 15 : 16 zu erfolgen.

Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

Den Bildſchmuck der heutigen Nummer eröffnet Prof. Gabriel Schachinger, der als Porträtmaler einen guten Ruf beſitzt, mit einem genrehaften Bildnis zweier in eine Sommerlandſchaft voll blühender Blumen geſtellter Kinder. Wilhelm Eiſenblätter, ein Rheinländer — er iſt 1866 in Duisburg geboren — erfreut uns mit einem Ausſchnitt aus einer Parklandſchaft. Sein „Schattiger Lindengang“ iſt eins der anziehendſten Gemälde, die der bekannte Landſchafter, der eine Zeitlang in Königsberg i. Pr. lebte, geſchaffen hat. Hans von Bartels, der Hamburger, deſſen Schöpfungen ſchon oft die Leſer des Daheim begeiſtert haben, bietet uns heut die wundervolle Geſtalt eines „alten Händlers“, die ſo lebenswahr wirkt, als wollte ſie jeden Augenblick aus dem Rahmen heraustreten: „Nix zu handeln, mein Herr! Alte Kleider, ſchönes Freilein!“ Max Liebermanns Zeichnung „Näherinnen“ wird allen Verehrern des Meiſters, vornehmlich denen, die ſich für das Werden ſeiner Bilder intereſſieren und einen Blick in ſeine Technik tun wollen, eine hochwillkommene Gabe ſein. Friedrich Gebler, deſſen Bild „Auf dem Heimweg“ eine Probe ſeiner vorzüglichen Beobachtung und meiſterlichen Kunſt gibt, zählt unter die beſten Tiermaler der ſiebziger und achtziger Jahre. Er iſt 1838 in Dresden geboren, beſuchte zunächſt die dortige Akademie und ſtudierte dann in München unter Piloty. 1875 ward er durch die kleine Goldene Medaille in Berlin ausgezeichnet. Als Kunſtbeilage enthält die Nummer ein Werk des berühmten franzöſiſchen Malers und Bildhauers Henri Michel Antoine Chapu: „Jeanne d'Arc“. Chapu war 1833 in Le Mée geboren und ſtarb 1891 in Paris. Er war in der Skulptur ein Schüler von Bradier und Duret, in der Malerei von Cogniet. Er ſchuf namentlich allegoriſche und mythologiſche Bildwerke von poetiſcher Auffaſſung und Energie des Ausdrucks. Die Statue der Jeanne d'Arc gehört zu ſeinen beſten Arbeiten.



Loos

Privat

Privat-Ausſpielung № 42040

der Güter Cranzin, Marienhof und Sophienhof

Zur Privat-Ausſpielung des Allodial-Rittergutes Cranzin und der Güter Marienhof und Sophienhof in der Neumark, nebſt 8997 Nebengewinnen, hat Inhaber dieſes für das Loos No. den Einſatz mit ſechs Rthlr. Courant baar entrichtet, und ſoll ihm der nach Maaßgabe der Gewinnliſte von der 53ſten Königlichen Klaſſen-Lotterie 1ter 2ter und 3ter Klaſſe, auf obige Nummer fallende Gewinn, gegen Zurückgabe dieſes Looſes, nach näherem Inhalte des Plans dieſer Privat-Ausſpielung, drei Monate nach geſchehener Ziehung, verabreicht werden. Berlin, den 20ten Februar 1826

Zur Gewährleiſtung

Königlicher Landrath und Director des Regenwaldſchen Kreiſes, Ritter pp

Los zu einer Grundſtücks-Ausſpielung der Königl. Preußiſchen Klaſſenlotterie.

Das Jubiläum der preußiſchen Klaſſenlotterie.

Um den preußiſchen Finanzen, die durch den Siebenjährigen Krieg tief erſchöpft waren, wieder aufzuhelfen, hatte Friedrich der Große unter anderem im Jahre 1763 in Berlin auch eine „Königl. Preußiſche Lotterie“ eingerichtet. Dieſe war aber eine Zahlenlotterie oder Lotto, d. h. ein Geldſpiel, bei dem der Spielende auf Zahlen, die er ſich ſelbſt auswählt, gewiſſe Summen einſetzt. Eine Neuregelung dieſes Staatslottos fand durch Edikt von 1794 ſtatt. Unter anderem wurde darin beſtimmt, daß bei jeder Ziehung aus den Überſchüſſen fünf im Lande geborene Mädchen eine Ausſteuer von je 50 Talern erhalten ſollten. Nun ſtellte es ſich aber heraus, daß durch das Lotto die Spielwut, beſonders des kleinen Mannes, ſtark gereizt wurde, und da man auch fand, daß beim Lotto Betrügereien leicht möglich ſind, ſo wurde bei der durch Hardenberg eingeleiteten allgemeinen Reorganiſation der preußiſchen Finanzen auch eine Neuregelung des Lotterieweſens vorgenommen. Durch königl. Verordnung vom 28. Mai 1810 wurde das Zahlenlotto in Preußen aufgehoben, an deſſen Stelle eine Quinenlotterie geſetzt und für die Klaſſenlotterie ein neuer Plan feſtgelegt. An die Spitze des geſamten Lotterieweſens trat die Königliche General-Lotterie-Direktion. Der 28. Mai d. J. war alſo der hundertſte Geburtstag der preußiſchen Klaſſenlotterie.

Die näheren Beſtimmungen zu dem Edikt vom 28. Mai ſind in einem Publikandum der Miniſterien der Finanzen, des Innern und der Juſtiz vom 15. Auguſt 1810 enthalten. In dieſem Publikandum wurde auch Genaueres über die Ausſpielung von Grundſtücken aus Privatbeſitz durch die Königl. Lotterie-Direktion feſtgeſetzt. Dieſe Ausſpielung von einzelnen Rittergütern oder ganzen Herrſchaften auf dem Wege der Lotterie iſt ein charakteriſtiſches Zeichen von der Not der Zeit. Viele der meiſt märkiſchen Güter waren ſchon vom Siebenjährigen Kriege her ſtark belaſtet, dazu kamen die furchtbaren Kontributionen der Napoleoniſchen Zeit, ſo daß die Beſitzer die Güter nicht mehr halten konnten. Es gab aber auch keine zahlungsfähigen Käufer, und ſo kam man auf den Gedanken, die Güter auszuſpielen. Das Gut bildete den Hauptgewinn, außerdem aber gab es noch eine größere Anzahl Geldgewinne. Solche Privatlotterien fanden ſchon vor 1810 ſtatt. Die Garantien für die richtige Auszahlung übernahm meiſt ein angeſehenes Handelshaus. Das Lotterie-Edikt vom Mai 1810 und das Publikandum vom 15. Auguſt geſtatteten nun die Güterlotterien unter Aufſicht der Lotterie-Direktion. Die Verloſung erfolgte in Klaſſen, wie bei der Königl. Klaſſenlotterie. — Aber auch jetzt ſcheint ſich im Publikum nicht das Geld gefunden zu haben, um die Güter einigermaßen bezahlt zu machen. Denn in einer Verordnung vom 31. März 1812 heißt es: „Der ungünſtige Erfolg des Verſuches, das Ausſpielen der Grundſtücke allgemein freizugeben, hat überzeugend dargetan, wie gering der Anteil iſt, den das Publikum daran nimmt und wie wenig alſo den Grundbeſitzern dadurch geholfen iſt, was unſere wohlgemeinte Abſicht bei Erlaſſung des Ediktes war. Da auch außerdem durch das bisherige Ausſpielen der Grundſtücke die Einnahme des Staates von dem Lotterieweſen bedeutend verloren hat, ſo finden wir Uns veranlaßt ... die Erlaubnis aufzuheben. Es ſollen von jetzt an keine Ausſpielungen von Grundſtücken ferner geſtattet und die dazu erteilten und noch nicht ausgeführten Bewilligungen als nicht vorhanden angeſehen werden.“ —

Weitere Erlaſſe über Güterlotterien finden ſich in den Geſetzſammlungen nicht vor, das hier abgedruckte Originallos aber beweiſt, daß Ausnahmen von der Verordnung von 1812 in Fällen beſonderer Dringlichkeit geſtattet worden ſein müſſen. Zugleich zeigt das Los, daß die Ausſpielung von Gütern zum Nutzen Privater ſich völlig im Rahmen der Königl. Preuß. Klaſſenlotterie vollzog.

Das in der Vorderſeite textlich gut lesbar wiedergegebene Los trägt auf der Rückſeite die Stempel: Pietsch, Kön. Justiz-Rath etc. Seeferic, Kön. Justiz-Rath.

Die Borcke gehören dem älteſten neumärkiſchen Adel an. Näheres über dieſe Ausſpielung war weder bei der Königl. Preußiſchen General-Lotterie-Direktion, noch aus den Akten des Regenwaldſchen Kreiſes zu erfahren.

Prof. Dr. M. Kirmis.

Notizen.

Die Erziehung der Kinder zur Naturbeobachtung. Schule und Haus ſollen bei der Erziehung der Kinder zuſammen arbeiten. Das gilt nicht allein bei der Herausbildung des ſittlichen Bewußtſeins, ſondern auch in Hinſicht der wiſſenſchaftlichen Förderung. Und zwar nicht nur dadurch, daß die Kinder zu ſtreng geregelter Hausarbeit angehalten werden, und dadurch, daß ſeitens der Eltern die Achtung vor dem Wiſſen im allgemeinen geweckt wird, ſondern auch durch gelegentliche Winke und Anregungen, die jeder Erwachſene dem Kinde geben kann. Beſonders in der Vermittlung naturkundlichen Wiſſens kann das Haus die Schule kräftig unterſtützen. — Mit wahrem Feuereifer ſtürzen ſich meiſt die kleinen Sextaner auf Botanik und Zoologie. Eine neue Welt geht ihnen auf. Das ſcheinbar Selbſtverſtändliche erhält Zuſammenhang und Leben. Aber oft liegt die Gefahr nahe, daß über dem Syſtematiſchen die Betonung des ſteten lebendigen Fließens in den Hintergrund tritt, denn bei vollen Klaſſen muß die Zeit ſehr berechnet zur Bewältigung des Lernſtoffes ausgenützt werden. Da nun können Vater und Mutter helfend eingreifen. Spaziergänge in Feld und Flur, der Sommeraufenthalt in den Bergen und an der See bieten reichlich Gelegenheit, zu erklären und anzuregen. Und fühlt man, daß das eigene Wiſſen unſicher iſt, dann gebe man den Kindern paſſende naturwiſſenſchaftliche Bücher in die Hände. Freilich dürfen ſolche Bücher nicht trocken ſein, ſondern der Verfaſſer muß es verſtehen, ſich in das Denken und Fühlen der Jugend hineinzuverſetzen — und plaudernd Kenntniſſe beizubringen. Prächtig verſteht das der Verfaſſer einer neu erſchienenen naturwiſſenſchaftlichen Bibliothek für Kinder, Dr. Curt Flöricke. — Fünf Bändchen ſind erſchienen: „Der kleine Naturforſcher in Flur und Feld“, „an Fluß und Teich“, „in Haus, Hof und Garten“, „in Buſch und Wald“, „am Meeresſtrand“ (Verlag von E. Niſter, Nürnberg. Jedes Bändchen 1,20 M), in denen in ſo einfacher, verſtändlicher und anregender Weiſe, faſt ſpielend, Naturwiſſenſchaften gelehrt werden, daß auch die Erwachſenen an der Lektüre Freude und Förderung haben werden.

Eine Sammlung von 258 engliſchen Porzellanen und Töpferwaren, die ein bekannter Sammler, der verſtorbene Mr. M. A. Thoms, in den letzten 50 Jahren zuſammengebracht hatte, wurde kürzlich in London bei Chriſtie verſteigert. Für viele der Stücke wurden mehr Guineen bezahlt, als ſie Herrn Thoms Pennies gekoſtet hatten; im ganzen gingen 2843 Pfd. Sterl. ein. Der höchſte Preis, 180 Pfd. Sterl., fiel auf eine 10 Zoll hohe Briſtol-Porzellan-Gruppe: „Venus, Adonis und Cupido“. Unter dem alten Worceſter-Porzellan waren ein 12 cm hoher Krug mit dem Porträt des Marquis of Granby, 22 Pfd. Sterl.; ein zylinderförmiger Krug mit dem Porträt Georgs II. von R. Hancock, 15½ cm, 31 Pfd. Sterl.; weitere mit den Porträts von John Wilkes und William Pitts, 39 Pfd. Sterl. Ein paar eiförmige Vaſen mit dem Porträt Friedrichs II. von Preußen, einer Kriegsſzene und militäriſchen Trophäe von R. Hancock (1757), 17½ cm hoch, brachten 82 Pfd. Sterl.

Koſtbarer Fund. In der Nähe von Baku, im Dorfe Aſchnak-Anarana, fanden drei Tataren beim Ausgraben einer alten Grabſtätte eine Menge goldener, mit koſtbaren Steinen verzierter Schmuckſachen, ſowie verſchiedene Silbermünzen. Die Behörde erfuhr bald davon und nahm den Tataren ihren Fund ab. Sämtliche goldene Schmuckſachen entſtammen der römiſchen Zeit. Unter ihnen befinden ſich einige mit dem Bildnis des Kaiſers Auguſtus. Die Grabſtätte iſt alſo in das erſte oder zweite Jahrhundert zu datieren. Einſtweilen ſind die antiken Koſtbarkeiten nach Edſchmiadſin gebracht worden. MK

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 40

Daheim

Ein deutſches Familienblatt

2. Juli 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker (Fortſetzung) 5
Leſendes Mädchen. Gemälde von M. Lübtes 9
Eine päpſtliche Herausforderung. Von Konſiſtorialrat Dr. Paul Conrad . 10
Sommer. Gemälde von L. C. Nightingall 11
Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary (Fortſetzung). . . . 13
Die Weltausſtellung in Brüſſel. II. Von Hanns von Zobeltitz. Mit acht Abbildungen 14
Das Tempelhofer Feld. Von Oberſtleutnant W. von Bremen. Mit einer Abbildung. 18
Birken-Legendchen. Gedicht v. Börries, Frhr. v. Münchhauſen 19
Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers (Fortſetzung) 20
Wildgänſe. Gemälde von Rudolf Schramm-Zittau 21
Freizeit an Bord. Gemälde von Max Rabes 23
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Hausmuſik — Zum Nachdenken — Sammler-Daheim — Briefkaſten . 25—37
Kunſtbeilage: Die Sündflut. Gemälde von Karl Schnorr. Münchener Pinakothek.

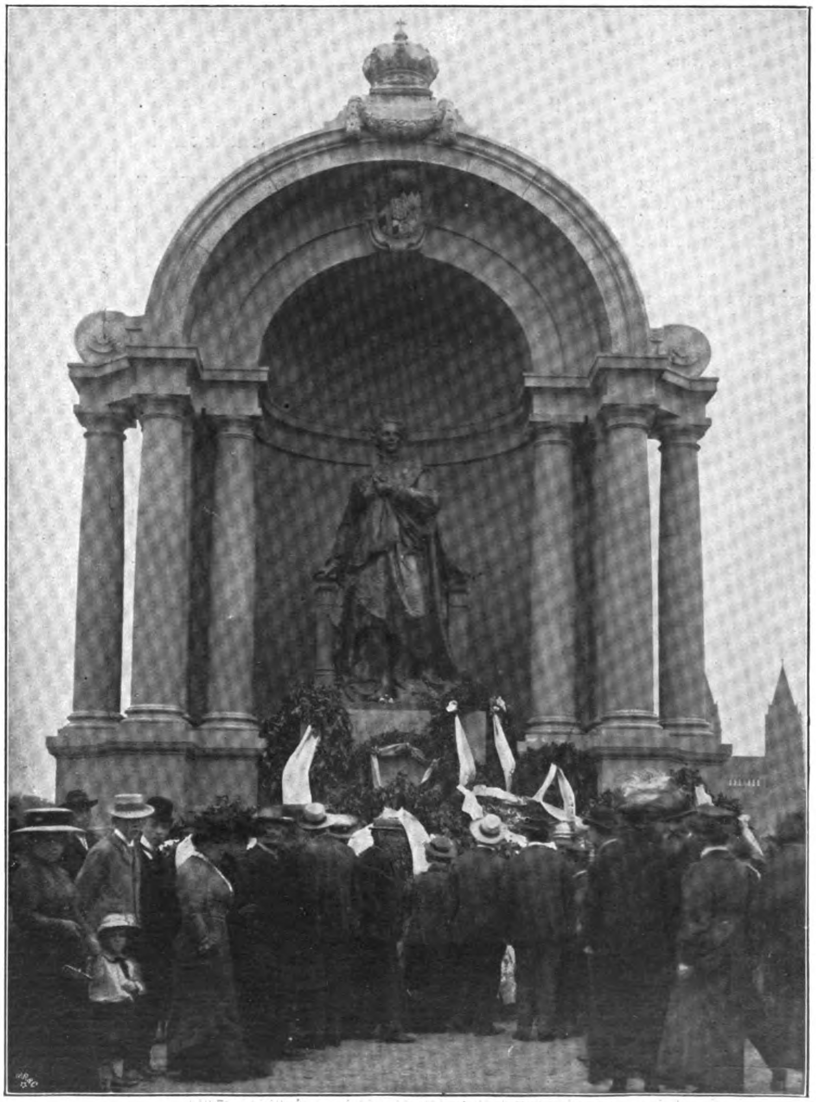
Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

In München iſt **König Ludwig II.**, dem unvergeſſenen, kunſtliebenden Monarchen, ein Denkmal geſetzt worden. Die Enthüllung fand am 19. Juni bei herrlichem Wetter ſtatt. An der Feier nahmen ſämtliche Veteranen und Kriegervereine, die Kriegerkameradſchaften und die Vereine der Angehörigen der verſchiedenen Regimenter in München ſowie Fahnendeputationen aus ſämtlichen bayriſchen Städten teil. Der Hof war durch den greiſen Prinzregenten, die Stadt München durch den Oberbürgermeiſter Dr. von Borſcht vertreten.

* * *

Einen herben Verluſt hat unſere Kaiſerin zu betrauern durch den Heimgang ihrer jüngſten Schweſter. Die am 3. Juli 1874 auf Schloß Primkenau geborene Prinzeſſin Feodora zu Schleswig-Holſtein war die jüngſte Tochter des am 14. Jan. 1880 verſtorbenen Herzogs Friedrich und ſeiner am 25. Januar 1900 entſchlafenen Gemahlin, geb. Prinzeſſin Adelheid zu Hohenlohe-Langenburg. Die Prinzeſſin nahm nach dem Tode der in Dresden lebenden Herzogin ihren Wohnſitz in Primkenau und ſpäter auf dem Krongut Bornſtedt bei Potsdam. Während der Sommermonate pflegte ſie alljährlich in der landſchaftlich hervorragend ſchön gelegenen Villa Hochfelden bei Achern (Großherzogtum Baden) im kinderreichen Familienkreiſe der Freifrau Röder von Diersburg zu verbringen. Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte dort, aus Piſtoja bei Florenz kommend, ſtarb die Prinzeſſin am Mittag des 21. Juni anſcheinend an Embolie (Blutumlaufſtockung). Seit faſt drei Jahren litt die Prinzeſſin an ſchweren rheumatiſchen Beſchwerden und war in der



Das in München enthüllte Denkmal König Ludwigs II.
von Akademiedirektor Reichsrat Ferdinand von Miller. Preß-Illuſtration, Gebr. Hirſch, München.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

letzten Zeit häufig an den Rollſtuhl gefeſſelt. — Unter dem Pſeudonym F. Hugin iſt die Prinzeſſin **Feodora**, deren Herzensgüte allſeitig gerühmt wird, als Dichterin ſinniger Waldmärchen bekannt geworden.

Prinzeſſin Feodora, die jüngſte Schweſter der Kaiſerin, †. Photographie von Nicola Perſcheid, Berlin.

* * *

Zum Miniſterwechſel in Preußen. — Gleich nach dem Rücktritt des Kolonialſtaatsſekretärs Dernburg wurde das Gerücht laut, daß nach Schluß des Landtages Perſonalveränderungen auch im Schoße des preußiſchen Staatsminiſteriums erfolgen würden. Nur zu bald ſind dieſe Gerüchte Tatſache geworden; denn ſchon am 18. Juni konnte der Kgl. Preußiſche Staatsanzeiger melden, daß die Funktionen der Miniſter von Arnim und von Moltke von den Herren von Schorlemer und von Dallwitz verſehen werden ſollen. — Noch nicht vier Jahre hat Bernd von Arnim-Criewen, der im Nov. 1906 an die Stelle Podbielskis trat, an der Spitze des Miniſteriums für Landwirtſchaft, Domänen und Forſten geſtanden. Er hat im Stillen ſeines verantwortungsreichen Amtes gewaltet, und der Sechzigjährige will nunmehr, veranlaßt in erſter Linie durch ſeinen wenig günſtigen Geſundheitszuſtand, ſich lediglich der Bewirtſchaftung ſeines Beſitzes widmen. Sein Nachfolger iſt der bisherige Oberpräſident der Rheinprovinz und Kammerherr Dr. Freiherr von Schorlemer geworden. Der Sohn des aus dem Kulturkampfe weitbekannten Zentrumsabgeordneten von Schorlemer-Alſt iſt zwar auch ein gläubiger katholiſcher Chriſt, anderſeits aber hat er aus ſeiner Gegnerſchaft zu ultramontanen Tendenzen nie ein Hehl gemacht. Er wurde im Frühjahr 1888 Landratsamtverweſer in Neuß und zehn Jahre ſpäter Oberpräſidialrat in Breslau. Im März 1900 ſchied Dr. von Schorlemer aus dem Staatsdienſt, um für die Verwaltung ſeiner ausgedehnten Güter tätig zu ſein. Nachdem er im Herbſt 1899 zum Vorſitzenden der neu errichteten Landwirtſchaftskammer für die Rheinprovinz ernannt worden war, wurde er Anfang 1901 aus allerhöchſtem Vertrauen zum Mitgliede des Preußiſchen Herrenhauſes auf Lebenszeit berufen. Man ſollte meinen, daß der neue Landwirtſchaftsminiſter, dem nicht nur der Ruf eines tüchtigen Verwaltungsbeamten vorausgeht, ſondern der auch ein vielerfahrener Landwirt und Weinbauer iſt, in ſeine neue Stellung die erforderlichen theoretiſchen und praktiſchen Kenntniſſe mitbringt. Politiſch iſt der Miniſter, abgeſehen von den jüngſten, die Wahlvorlage betreffenden Vorgängen, namentlich dadurch hervorgetreten, daß er in Gemeinſchaft mit anderen Adligen des Rheinlands vor den letzten Reichstagswahlen die gegen die politiſchen Beſtrebungen des Zentrums gerichtete „Deutſche Vereinigung" ins Leben rief. — Wer die letzten Wahlrechtserörterungen im Preußiſchen Landtag genauer verfolgt hat, dem konnte kaum verborgen bleiben, daß dabei, wenn auch mehr oder weniger latent, mancherlei nicht unerhebliche Differenzen zwiſchen dem ſeitherigen Miniſter des Innern von Moltke und dem Miniſterpräſidenten zu Tage getreten waren. So durfte das Scheiden Moltkes kaum mehr überraſchen. Bevor er 1907 das Erbe Bethmann Hollwegs als preußiſcher Miniſter des Innern antrat, war er Oberpräſident der Provinz Oſtpreußen und erfreute ſich dort, dank ſeines jovialen, ungezwungenen Weſens, ſeines Verſtändniſſes für alle Gebiete des öffentlichen Lebens, ſeiner Wertſchätzung der Selbſtverwaltung und nicht zuletzt ſeines jedem ſtarren Bureaukratismus abgewendeten Weſens, ſehr bald in allen Kreiſen der Bevölkerung aufrichtiger Verehrung. Sein Nachfolger als Miniſter des Innern, von Dallwitz, ein geborener Schleſier, wird im Miniſterium jedenfalls eine ſehr beachtenswerte Perſönlichkeit ſein. Er gehörte ſ. Zt. als Landrat des Kreiſes Lübben in Schleſien und als Vertreter des Wahlkreiſes Glogau-Lübben zu jenen Abgeordneten, die wegen ihrer kanalgegneriſchen Abſtimmung in der zweiten preußiſchen Kammer zur Dispoſition geſtellt wurden. Sehr bald erfolgte aber wieder ſeine Uebernahme in den Staatsdienſt. 1903 wurde von Dallwitz anhaltiſcher Staatsminiſter und Bundesratsbevollmächtigter, um dann, Ende November v. Js., als Nachfolger des Grafen von Zedlitz-Trützſchler das Oberpräſidium von Schleſien zu übernehmen. Dem neuen Miniſter wird neben entgegenkommendem Weſen namentlich auch zielbewußte Initiative nachgerühmt.

von Dallwitz, der neuernannte preuß. Miniſter des Innern. Photographie von Ad. Hartmann, Hofphotograph, Deſſau.

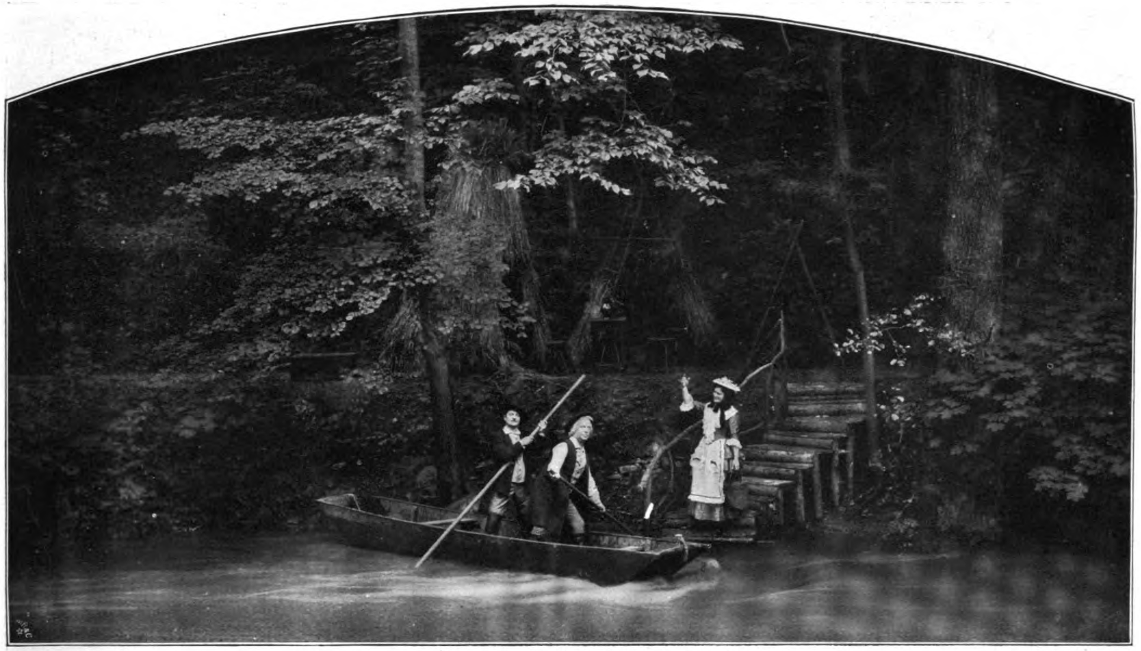
Dr. Frhr. von Schorlemer, der neuernannte preuß. Landwirtſchaftsminiſter. Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin und Hamburg.

von Moltke, ehem. preuß. Miniſter des Innern. Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin und Hamburg.

von Arnim, ehem. preuß. Landwirtſchaftsminiſter. Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin und Hamburg.

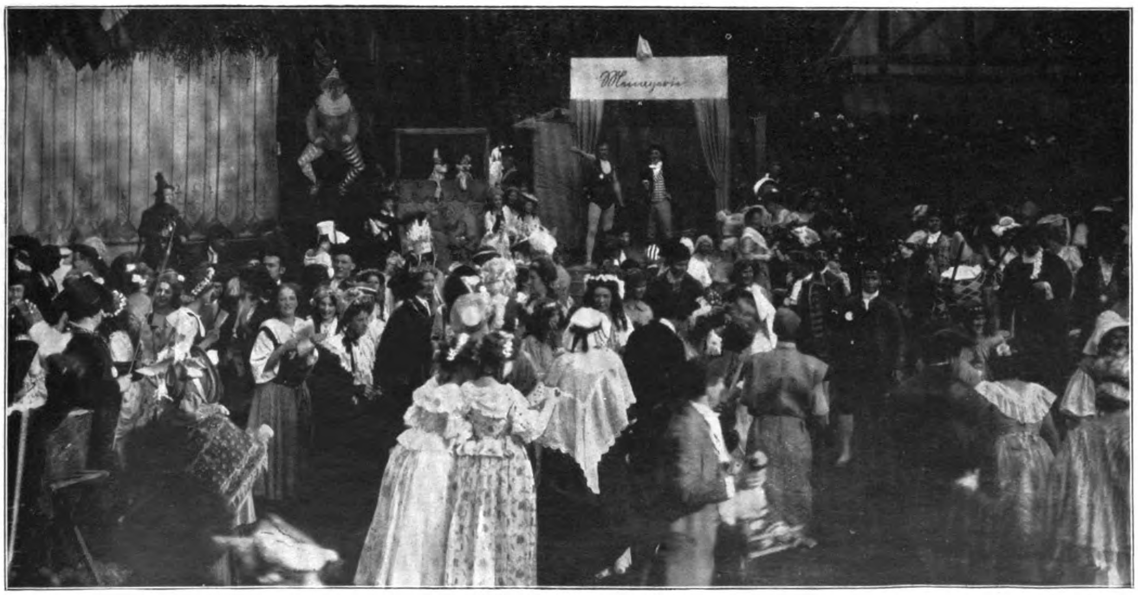
* * *

In Weimar wurde das Jubiläum des 25jährigen Beſtehens der Goethe-Geſellſchaft durch eine Reihe von ernſten und heiteren Feſtlichkeiten begangen. Man hatte beſtimmt, daß der Goethetag mit einem Feſt am Ilmufer in Tiefurts Tal ausklingen ſollte. Das Parkfeſt begann bei herrlichem Sommerwetter in den Nachmittagsſtunden des 18. Juni. Es war für die Teilnehmer an dem Feſt eine ſtilvolle Koſtümierung vorgeſchrieben. Dieſem Feſt im Zeichen Goethes wohnte natürlich auch der großherzogliche Hof bei. Der Großherzog trug ein Koſtüm in der Art Karl Auguſts, nach einem Gemälde von Tiſchbein gefertigt. Die Großherzogin hatte ſich ebenſo echt nach einem Bildnis der Anna Amalia gekleidet. Es war ein langer, farbenprächtiger Zug, der da von Weimar nach Tiefurt kam, überall froh begrüßt von Tauſenden von Zuſchauern: die Gruppen Hermann und Dorothea, Götz von Berlichingen, die Bundſchuhgruppe, die Rokokogruppe, die Theatergruppe, die Egmontgruppe und die Gruppe, die das „Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern" zur Aufführung brachte. Die Kriegshaufen bezogen ihre Lager, und auf den weiten, im Sommerſonnenſchein glänzenden Parkwieſen entfaltete ſich ein Bild fröhlicher Feſtesfreude. Am Abend rüſtete man ſich unten an der Ilm, während im Scheine des Vollmondes die Lagerfeuer flackerten und purpurrote Lampions im Grün aufleuchteten, zur Aufführung der „Fiſcherin". Und



Szene aus dem Wald- und Waſſer-Drama „Die Fiſcherin“

wie einſt zu Goethes Zeiten klangen bald die Weiſen Corona Schröters in die Juninacht hinaus. Später praſſelte auf der Wieſe an der Ilm ein mächtiges Johannisfeuer auf. Junge Paare ſchlangen darum den Kreis, und alte Volkslieder gaben zum alten Reigen die Melodie. Der Goethetag konnte keinen ſtimmungsvolleren Abſchluß finden. Das Tiefurter **Parkfeſt** des Jahres 1910 iſt von Anfang bis zu Ende in Harmonie verlaufen und wird allen Teilnehmern unvergeßlich ſein. — Ein feierlicher Akt, den die Pietät forderte, war dieſem frohen Treiben vorangegangen. Man hatte auf der Grabſtätte der Familie Goethe in Weimar ein Grabmal eingeweiht, das urſprünglich nur für Alma von Goethe, des Dichterfürſten Enkelin, beſtimmt war. Alma von Goethe war im Jahre 1844 in Wien geſtorben. Sie wurde in Währing begraben, im Jahre 1885 brachte man ihre Aſche nach Weimar, wo ſie neben Walther von Goethe, des Dichters jüngſtem Enkel, beigeſetzt wurde, der als letzter aus dem Geſchlechte Goethes im Jahre 1885 ſtarb. Neben dieſem liegt ſein Bruder Wolfgang begraben. Außer dieſen Enkelkindern Goethes ruhen hier noch deſſen Schwiegertochter Ottilie und deren Mutter, Freifrau von Vogwiſch, geborene Gräfin Henckel von Donnersmarck. Das nunmehr hier errichtete Grabmal iſt im Jahre 1848 von J. G. Jerichau in Rom geſchaffen, es wurde bis jetzt in den mineralogiſchen Sammlungen des Goethehauſes aufbewahrt. Es zeigt uns die Verſtorbene in ruhender Stellung, nur mit einem Totenhemde bekleidet, das bis zu den Füßen reicht. Neben dem Kopfe der Toten liegt eine Mohnkapſel, die Hände umſchlingen ein den Körper ſchmückendes Blumengewinde. Dieſes Kenotaphium, welches aus weißem, von bläulichen Adern durchzogenem Marmor hergeſtellt iſt, wurde in einen Überbau aus grau-grünem Sandſtein eingelaſſen, von deſſen ſchiefergrauer Rückwand es ſich ſehr ſchön abhebt. Das Grabmal (Abb. ſ. S. 4) trägt als einzige Inſchrift die Worte: Ruheſtätte der Familie Goethe. Es erhebt ſich an der weſtlichen Friedhofsmauer nicht weit vom Grabe der Frau von Stein, der Freundin Goethes, unweit der Fürſtengruft, in der Goethe neben Schiller die letzte Ruheſtätte gefunden hat. —

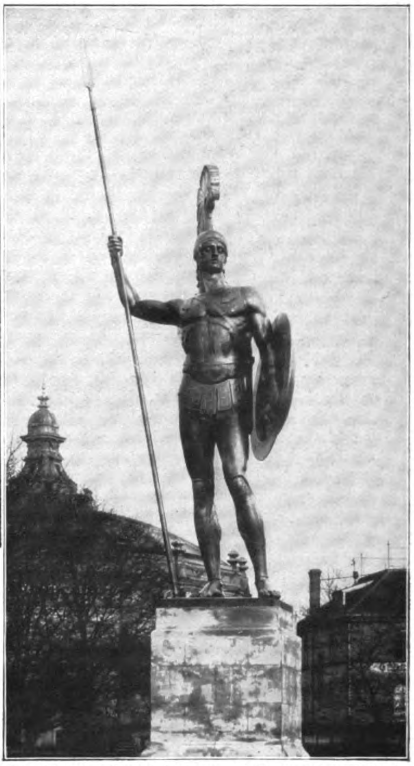


Jahrmarkt zu Plundersweilen.

Das von der Goethe-Geſellſchaft veranſtaltete Parkfeſt in Tiefurt. Photographien von Louis Held, Hofphotograph in Weimar.

RUHESTÄTTE DER FAMILIE GOETHE

Grabmal von Alma von Goethe, des Dichterfürſten Enkelin, in Weimar.

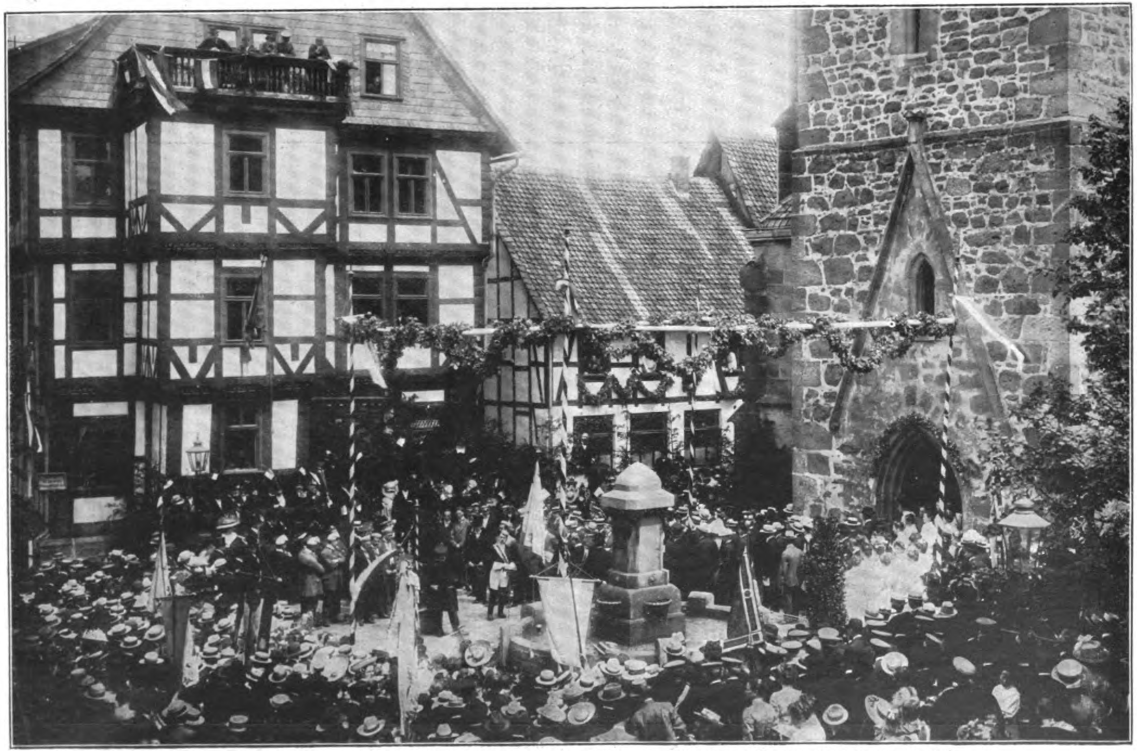


Die Achilles-Statue für das Kaiſerſchloß auf Korfu von Bildhauer Prof. Johannes Götz.

Ein prächtiges Werk, eine Schöpfung voll Schwung und Kraft, iſt die Achillesſtatue des Profeſſors Johannes Götz. Die weit überlebensgroße Statue des ſagenhaften Helden iſt auf Anregung des Kaiſers entſtanden, der ſie an einem der ſchönſten Punkte ſeines Schloſſes auf Korfu zur Aufſtellung gelangen laſſen will. Das Werk — in dunkler Bronze gegoſſen — iſt in der Großen Berliner Kunſtausſtellung dieſes Sommers ausgeſtellt und bildet da einen der Hauptanziehungspunkte.

* * *

Am 19. Juni wurde in der Stadt Heſſiſch-Lichtenau im Beiſein von Vertretern der Königl. Regierung und des Konſiſtoriums in Caſſel, der Univerſität Marburg und zahlreicher anderer Abordnungen ein Zierbrunnen enthüllt, der die Erinnerung an den einſtigen Kanzler Landgraf Philipps des Großmütigen, Johannes Feige, wachhalten ſoll. Feige, 1483 in Lichtenau geboren, war einer der bedeutendſten Staatsmänner ſeiner Zeit. Beſondere Verdienſte erwarb er ſich um die Einführung der Reformation in Heſſen, um die Einrichtung und den Ausbau der Univerſität Marburg, deren erſter Kanzler und Kurator er war. Der Brunnen iſt ſeiner Umgebung, der altehrwürdigen Kirche und dem Rathauſe, glücklich angepaßt. Er iſt aus rotem Sandſtein gefertigt und hat reichen Bronzeſchmuck. Vorn trägt die Säule eine Bronzeplatte mit dem Bildniſſe Feiges, auf der Rückſeite eine ſolche mit dem Stadtwappen.



Einweihung des Kanzler Feige-Brunnens in Heſſiſch-Lichtenau. Photographie von Weſemann, Caſſel.

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Im neuen Vierteljahr gelangen u. a. zum Abdruck: „Der Sterngucker“, Roman von Hermine Dillinger; Perſönliche Erinnerungen an den deutſch=franzöſiſchen Feldzug 1870/71 von Richard Graf von Pfeil und Klein=Ellguth, Generalmajor z. D. – Neu hinzutretenden Beziehern des Daheim wird der Anfang des neuen Romans „Die Tragödie Mama“ von Marie Diers auf Verlangen koſtenlos nachgeliefert.

Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker. (9. Fortſetzung.)

In den nächſten Tagen einmal ließ ſich Nikoleit beim Leiter der Geſangsabteilung melden. Es war gerade Konferenz der Lehrer, trotzdem ward er freundlich empfangen, und er trug ſtockend und etwas atemlos ſein Anliegen vor. Ob nicht der Mittelſatz in E=dur in ſeiner Kantate „Seefahrt“ ſtatt vom ganzen Chor lieber nur von einem Soloquartett geſungen werden ſollte? Es würde ſeiner Meinung nach ſicher die Wirkung erhöhen.

Der überlebensgroße, hagere alte Herr ſtrich ſeinen langen, graumelierten Bart und blickte ihm nachdenklich in die großen grauen Augen.

„Das kann ſehr gut klingen, lieber Nikoleit. Wir wollen es jedenfalls verſuchen. Laſſen Sie uns mal überlegen, wie wir die Stimmen verteilen.“

Nikoleit wollte ſchon temperamentvoll mit einem Vorſchlag einſetzen — es kam ihm natürlich in erſter Reihe auf die richtige Beſetzung der einen Frauenſtimme an — aber da fiel ſchon Lona Raiths Name von anderer Seite.

Frau Schulzen von Aſten, die älteſte Geſangspädagogin der Hochſchule, in deren oberſte Klaſſe Lona Raith wieder eingetreten war, machte den Vorſchlag, ihr die Sopranſtimme zuzuweiſen. Es wäre eine erſte Gelegenheit, die Berechtigung des Überganges zu prüfen, ſagte ſie.

Daran anknüpfend ward, in Nikoleits Gegenwart, über Lona Raith und die Entwicklung ihrer Stimme hin und her geſprochen.

Ihre Stimme habe in der Höhe an Umfang und Ausgiebigkeit ganz bedeutend zugenommen, ohne den ſchönen, paſtoſen Klang in der Tiefe einzubüßen, hieß es. Man könne ihr von jetzt an alle Sopranſoli, ſoweit ſie nicht eine außerordentliche Höhe oder Koloratur verlangten, anvertrauen.

Wie Lona Raith hernach ihren Part durchführte, das war für alle Zuhörer eine kleine Senſation. Sie gab dem Vortrag Seele. Ihre Stimme hatte ſich überraſchend entwickelt. Der Ton war groß geworden, ausgeglichen in allen Regiſtern — frei ſchwang er ſich auf und ſchwebte beherrſchend über den drei Begleitſtimmen, ohne doch den Eindruck des Sichvordrängens zu erwecken. Es lag etwas Sieghaftes in der edelklingenden Stimme, das mitfortriß.

Nikoleit war glücklich. Vergeſſen waren alle Qualen, die ihm das Werk verurſacht hatte, die ihn ſo oft verzweifeln ließen, weil ſein Profeſſor ihm immer wieder alle „Kühnheiten“ aus der Partitur herausgeſtrichen hatte, weil man ſein Temperament, ſein Vorwärtsdrängen durch die unerbittlichen Forderungen klaſſiſcher Stilreinheit gezügelt hatte, etwa wie man einen jungen Renner bändigt, an der Kandare zurückhält.

Leider durfte er Lona Raith auf dem Heimweg heute nicht begleiten. Da ſie ſich beim Singen erhitzt hatte, wollte ſie nicht gleich darauf im Freien ſprechen. Aber er durfte ihr doch im Saale noch danken — und ſie kündigte ihm an: Dieter kam ſchon nächſter Tage zurück.

Er ſprach ihn dann zum erſten Male wieder auf dem Vortragsabend.

Die „Seefahrt“ folgte einer Bachſchen Kantate und fand eine beifällige Aufnahme. In der Pauſe bildeten ſich lebhaft debattierende Gruppen. Bekannte und Unbekannte gratulierten Nikoleit. Auch Profeſſor Joachim, der im zweiten Teil des Konzerts das Orcheſter dirigierte — es ſollte vom Hochſchulorcheſter eine Beethovenſche Sinfonie geſpielt werden — ſprach dem jungen Komponiſten ſeine Anerkennung aus. Er fragte ihn dann nach ſeinen Perſonalien und entſann ſich ſofort des Sextetts von Nikoleits Vater, das er vor Jahren auf dem Hamburger Muſikfeſt zur Aufführung gebracht hatte. „Ich ſchätze Ihren Herrn Vater ſehr hoch. Grüßen Sie ihn herzlich von mir, wenn Sie ihm über den heutigen Abend ſchreiben. Sie können ihm getroſt ſagen, daß Sie auf ſeinen Spuren wandeln — wenn Ihnen freilich auch noch die ruhige, edle Linie fehlt, die das Werk Ihres Vaters auszeichnet. Aber junger Moſt will gären.“ Er ſchüttelte ihm kräftig die Hand, und Nikoleit trat glutübergoſſen in die Menge der Hörer zurück. In dieſem Augenblick ſah er ſich von Dieter Raith begrüßt. Mit einer Herzlichkeit, die der kühle Kandidat früher niemals gegen ihn aufgewendet hatte. Nikoleit wußte ſofort: Joachims Händedruck hatte ihm dieſe Steigerung der Hochachtung eingetragen.

„Sie müſſen am Sonntag zu uns kommen, lieber Nikoleit. Wir haben uns ja eine halbe Ewigkeit nicht mehr geſprochen.“

Und ſo kam alles ins ſchönſte Fahrwaſſer. Nikoleit durfte im Laufe der nächſten Wochen dann auch Werktags öfters in der Penſion vorſprechen, um Lona beim Studium neuer Geſangsaufgaben in Händelſchen und Gluckſchen Werken zu begleiten. „Denn mit Dir zanke ich mich dabei zuviel, Dieter,“ ſagte ſie lächelnd zu ihrem Bruder, der darüber ein wenig erſtaunt war.

Allen muſikaliſchen Erörterungen mit Dieter Raith wich Nikoleit aus. So ſchwer es ihn manchmal ankam — denn Raiths Standpunkt erſchien ihm unglaublich antiquiert.

Um ſo inniger ſtimmte er mit Lona Raith überein, deren prächtige Stimmittel ihn bei allen Übungen von neuem begeiſterten. Er traf ſie bei einigen Proben der Opernabteilung und entwickelte ihr dabei ſeine Anſicht über den dramatiſchen Geſang. Ihr mitfortreißendes Temperament, ihr beſeelter Vortrag, ihre Fähigkeit, den Wechſel der Stimmungen darzuſtellen, wieſen ſie ſeiner Meinung nach viel eher auf dieſes Gebiet als auf das des kühlen, gewiſſermaßen objektiven Oratoriums. Sie ſtand der ganzen Kunſt Richard Wagners noch fremd gegenüber. Weder hier auf der Hochſchule noch bei der Marcheſi hatte ihre Ausbildung ſich mit dem modernen Bühnengeſangsſtil beſchäftigt. Aber Nikoleit meinte, ſo wie ihre Stimme ſich jetzt entwickelt habe, böte ſie das herrlichſte Material für die großen Aufgaben des modernen Muſikdramas.

Lona lachte ihn zuerſt aus. Was nützte ihr das? Ihr Vater gab vielleicht ſeine Einwilligung, daß ſie gelegentlich in Kirchenkonzerten auftrat, aber daß eine Trägerin ſeines Namens, daß ſeine Tochter ſich je auf der Bühne hören ließ, das war ja ganz undenkbar.

Immerhin intereſſierte ſie ſich lebhaft für die Vorbereitungen zur Opernvorſtellung, beſuchte auch häufiger das Opernhaus. Im Sommer ſollte ſie eine Schweſter ihres Vaters, die etwas kränkelte, nach Alexandersbad im Fichtelgebirge begleiten. Bei dieſem Aufenthalt ergab ſich für ſie vielleicht die Gelegenheit, nach Bayreuth zu kommen und den Wagner-Zyklus zu hören. Heimlich — aber nur wenn Dieter nicht in der Penſion weilte — übte ſie unter Nikoleits Begleitung ſogar ſelbſt einmal die Ballade der „Senta“ aus dem „Fliegenden Holländer“. Sie ſang ſie mit poetiſcher Auffaſſung — entrückt und doch packend — und Nikoleit war ſtolz auf dieſen erſten Erfolg.

Dieter hatte in dieſer Zeit wenig Gelegenheit, ſich muſikaliſch-praktiſch zu beſchäftigen. Er legte gerade die letzte Feile an ſeine Diſſertation.

Es war Anfang Mai, als Nikoleit eine feierliche Einladung erhielt: Dr. phil. Dieter Raith gab ſich die Ehre, ihn zu bitten, am nächſten Sonntag ſein Gaſt im Hotel de Rome zu ſein. Nikoleit erfuhr von Lona: es wurde da abends um ſechs Uhr diniert, um Dieters junge Würde zu feiern. Ihr Vater befand ſich auf der Durchreiſe hier in Berlin, er beſuchte ſeine Schweſter, die in Dresden lebte, und wollte an der kleinen Feier teilnehmen, um gleichzeitig alte Freunde aus dem Rheinland hier zu begrüßen.

Etwas bänglich ſah Nikoleit dem Abend entgegen. Hauptſächlich ſeines wenig impoſanten Frackanzugs wegen.

Aber am Tage vor dem für ihn ſo außergewöhnlichen geſellſchaftlichen Ereignis erlebte er eine ſo große Freude, daß er dieſer äußerlichen Bedenken völlig vergaß und nur die Minute herbeiſehnte, wo er endlich Lona zu ſehen, zu ſprechen bekam, um ſich ihr anzuvertrauen.

Er hatte ein Stipendium für Bayreuth —!

Willibald Kähler, Wagnerianer aus voller Überzeugung, ein ſehr talentvolles, überaus liebenswürdiges Mitglied des Komponiſtenvereins, hatte ihm die Wege dazu gewieſen. „Packen Sie ſchleunigſt ein paar Kompoſitionen von ſich unter den Arm und marſchieren Sie zu Wilhelm Tappert, dem gefürchteten Kritikus. Der iſt Kurator des Stipendienfonds. Wenn der hört, Sie ſind Hochſchüler und wollen das Richard Wagner-Gift auf Ihr akademiſch gezüchtetes Nervenſyſtem wirken laſſen, ſo macht er ſofort einen Luftſprung!“

Noch in derſelben Stunde begab ſich Nikoleit auf die Wanderung nach der Belle-Allianceſtraße. Vier Treppen hoch, überaus beſcheiden eingerichtet, wohnte der originelle alte Herr. Nikoleit mußte in dem niedrigen Stübchen ziemlich lange warten. Dann tat ſich die Tür auf, und der Gefürchtete trat im Schlafrock ein, mächtig qualmend. Ein großer, derbknochiger Mann, bartlos, mit ziemlich wüſtem, bis auf die Schultern fallenden Haar. Um ſeinen breiten Mund ſpielte ein ſarkaſtiſches Lächeln. Aber ſeine Augen blickten freundlich den Bittſteller an.

Einen Luftſprung vollführte er nicht. Er ſagte nur in ſeiner etwas brummigen Weiſe, nachdem er Nikoleits Arbeiten durchgeſehen und ſeinen Bericht gehört hatte, allmählich ſich ſteigernd: „Natürlich ſollen Sie nach Bayreuth. Und wenn Ihre Profeſſoren damit nicht einverſtanden ſind, ſo vermelden Sie ihnen einen ſchönen Gruß von mir, ich ließe ſie herzlich bitten, lieber gleich ſelber mitzukommen. Dieſe Herren Akademiker kennen die Werke Wagners nicht, aber ſie verurteilen ſie. Kennen lernen kann man ſie nicht aus der Partitur. Dichtung, Szene, Farbe, Bewegung — alles wirkt und ſchafft da mit zu einem großen, einheitlichen Kunſtwerk. Nun, Sie werden's ja erleben. Und rechte Feſttage ſollen's für Sie ſein. Studieren Sie zuvor gründlich den Text. Am beſten, Sie lernen ihn auswendig. Sie kriegen Karten zu den ‚Meiſterſingern‘, zum ‚Triſtan‘ und zum ‚Parſifal‘ und außerdem noch, wenn Sie in Bayreuth ankommen, aus dem Fonds ſiebzig deutſche Reichsmärker in bar. Den Mammon brauchen Sie hernach nicht bis auf den letzten Groſchen in bayriſch Bier bei Angermann anzulegen. Der Durſt dort iſt freilich groß bei all der Sommerhitze und Begeiſterung. Schlürfen Sie aber mehr Muſik als bayriſch Bier. Ich mache es umgekehrt — aber mir altem Gerümpel brauchen Sie nicht nachzuſtreben. Und von Bayreuth aus wandern Sie dann ins Fichtelgebirge, mit dem Ränzel auf dem Rücken, hören Sie? Und wenn Sie irgendwo im Wald oder auf der Höhe mit ſich und Ihren Gedanken allein ſind, dann gucken Sie in die ſchöne Welt hinaus, freuen ſich Ihres Lebens — und horchen auf das, was in Ihnen ſchwingt. Iſt's der ‚Parſifal‘, dann ſoll's mich freuen. Dann ſind Sie unſerer großen Sache rettungslos verfallen. — Die Karten und die Anweiſung auf das Bankhaus Feuſtel in Bayreuth ſchicke ich Ihnen Mitte Juli. Nun ziehen Sie mit Gott. — Apropos, wie heißen Sie eigentlich? Laſſen Sie mir Ihre Adreſſe da.“

Ohne dieſe Beihilfe aus dem Stipendienfonds hätte Nikoleit an den Beſuch der Bayreuther Feſtſpiele ja niemals denken können. Nun war er in der Verſuchung, ein paar Luftſprünge vor Freude auszuführen, als er den originellen alten Kauz, den von der Berliner Muſikwelt ſo viel angefeindeten, verließ. Die ſteile, ſchmale, ausgetretene Holztreppe verlangte aber ein vorſichtiges Hinabſteigen.

... In einem glänzend erleuchteten Hotelſalon empfing Dieter Raith ſeine Gäſte und ſtellte ſie ſeinem Vater und ſeiner Schweſter vor. Der Geheimrat war ein feiner, ſtiller, liebenswürdiger Mann, in ſeinem Äußeren mehr einem vornehmen Diplomaten als einem Profeſſor gleichend. Es waren faſt nur Rheinländer da. Eine ſteife Korrektheit kam alſo trotz der etwas zu würdevollen Haltung des jungen Gaſtgebers und neugebackenen Doktors nicht auf. Unter den älteren Gäſten befanden ſich ein paar Schulfreunde des Geheimen Rates, lebhafte Herren, Induſtrielle, Offiziere und

Kaufleute, die nun hier oben an der Spree „große Tiere“ geworden waren, während der alte Gelehrte, ſeitdem er des Prinzen Wilhelm Lehrer geweſen, eine der erſten Berühmtheiten am Rheine bildete.

Nikoleit kam ſich trotz des humorvoll angeregten Tones „verraten und verkauft“ vor, wie er Lona Raith geſtand, als die ſich einmal aus dem ſie umgebenden Kreis losmachte und auf ihn zukam, um ſeine Bekanntſchaft mit neu eingetroffenen Gäſten zu vermitteln. Die Namen verwirrten ihn ebenſo wie die koſtbaren Toiletten und Brillanten der Damen, die Sicherheit der Herren. Er hatte Geſellſchaftstreiben bisher ja immer nur als „Zaungaſt“ geſehen — von der Muſikantenecke aus.

„Sie haben eine reizende Blondine als Tiſchnachbarin, Herr Nikoleit,“ ſagte Lona Raith zu ihm, gerade als die Flügeltüren zu dem anſtoßenden Speiſeſaal geöffnet wurden und ihr Vater der Gattin des Generalleutnants — übrigens nicht der einzigen anweſenden Exzellenz — den Arm reichte.

Er hatte das Kärtchen, das ihm der Lohndiener gegeben, als er eintrat und ſeinen Namen nannte, bisher krampfhaft in der Hand gehalten. Nun klappte er es auf. Es ward darauf gebeten, Fräulein Eve Heydebrek zu Tiſch zu führen.

„Warum erſchrecken Sie ſo?“ fragte ſie neckend. „Gefällt Ihnen der Name Eve nicht? Es iſt meine Penſionsfreundin. Sie müſſen ihr ein bißchen die Cour machen, das hat ſie gern. Aber von Muſik verſteht ſie nichts. Hier kommt ihr Bruder, der Referendar. Er trägt Uniform, weil er augenblicklich eine Übung bei ſeinem Regiment macht.“

„Gnädiges Fräulein — !“ Ein junger Gardekavallerieoffizier machte ſoeben vor Lona ſeine kurze Verbeugung und bot ihr den Arm.

Nikoleit hatte alle Farbe verloren. Es war Heydebrek, der Regierungsreferendar.

„Die Herren kennen ſich ſchon?“ fragte Lona. „Herr Nikoleit — ein Studiengenoſſe von Dieter.“

Der Referendar hatte geſtutzt, als er Nikoleits anſichtig ward, als ob irgendeine Erinnerung durch ſein Hirn ſchöſſe, nannte aber ſeinen Namen und wollte ſich mit ſeiner Tiſchdame dem allgemeinen Zuge anſchließen.

„Noch eine Sekunde!“ bat Lona und zog Nikoleit haſtig ein paar Schritt weiter zu einer Gruppe von jungen Offizieren und jungen Damen. Den zuletzt Gekommenen war Nikoleit noch nicht vorgeſtellt. „Eve — Dieters Freund, Herr Nikoleit, bittet um die Freude, Dich recht nett unterhalten zu dürfen.“ Sie klopfte vertraulich der ſtrahlenden Blondine auf den nackten Oberarm und ließ ſich darauf von deren Bruder weiterführen.

Nikoleit hatte ſeine Verbeugung gemacht, blieb darauf aber wie angewurzelt ſtehen. Ein junger Offizier, mit dem Fräulein Heydebrek bis jetzt geſprochen, klemmte das Einglas ins Auge und muſterte Nikoleit. „Pardon — ich hatte doch ſchon ... Verzeihung, wenn ich mich im Moment nicht entſinne ...“ Er ſtellte ſich kurz vor; Nikoleit folgte ſeinem Beiſpiel. Er kannte den jungen Herrn aber ſehr genau. Es war der Sohn des Großinduſtriellen, in deſſen Haus Nikoleit am Roſenmontag aufgeſpielt hatte, einer der Sänger des Landsknechtgeſanges ...

Und als jetzt von der kleinen Eſtrade am Wintergarten des Hotels Muſik ertönte und er ſich umwandte, erkannte er ſeine alten Kollegen: den Öſterreicher am Geigenpult, den blaſſen Celliſten, den ſpindeldürren Flötiſten. Nur der langhaarige Pianiſt war ihm unbekannt ...

Die letzten Gruppen, die im Salon noch gezögert hatten, löſten ſich. Paarweiſe zog man in den Speiſeſaal. Die Tafel war feſtlich geſchmückt. Es mochte für etwa vierzig Gäſte gedeckt ſein. Nikoleits Tiſchdame kannte ihren Platz bereits. Sie zog ihren Begleiter mit ſich, ſetzte ſich und zog die Hände aus den langen Handſchuhen, ohne die Arme davon zu befreien. Es war ein auffallend ſchönes junges Mädchen, offenbar ſehr umworben, ſehr verwöhnt. Rheinländerin wie Lona, aber ohne deren Schalk und Temperament. Ihrer Toilette und ihrem Auftreten nach ſtammte ſie aus ſehr reichem Hauſe.

Schon mehrmals in den letzten Wochen hatte Nikoleit beim Muſizieren Lona Raith nach Heydebrek fragen, ihr endlich auch das einzige Geheimnis verraten wollen, das er noch vor ihr hatte: daß er ſie damals am Roſenmontag ſein Terzett hatte mitſingen hören, daß er ſelbſt es begleitet hatte ... Jetzt ſtieg ihm aber doch das Blut in die Schläfen, wenn er ſich vorſtellte, irgendeiner, der ihn dort geſehen, könnte ihn hier erkennen ...

Da er nicht mit der Unterhaltung anfing, ſagte ſeine Tiſchnachbarin überlegen, mit einem mutwilligen Blick zu ihrem Gegenüber, dem Regimentskameraden ihres Bruders: „Alſo den ‚Demetrius‘ bei Barnay im Berliner Theater habe ich nicht geſehen, für Herrn Kainz von dem neuen Leſſingtheater ſchwärme ich nicht, über Sudermanns ‚Ehre‘ unterhalte ich mich prinzipiell nicht, Konzerte beſuche ich nicht — ich bitte um Weißwein und etwas Brunnen. So — die Vorbedingungen ſind erfüllt. Nun unterhalten Sie mich alſo.“

Er maß ſie faſt feindſelig von der Seite. Er fühlte, daß ſie ſich über ihn luſtig machen wollte. „Ihre Freundin hat mich in ein falſches Licht bei Ihnen geſtellt. In die Theater komme ich nicht — ich habe die Mittel nicht dazu.“

„Aber Opern müſſen Sie doch hören? Als Komponiſt! — Waren Sie auch noch nicht in Bayreuth?“

„Ich — ich habe — vom Verwaltungsrat — für dieſen Sommer ein Stipendium.“

„Nett. Erzählen Sie.“

Sie brachte ihn allmählich zum Reden. Aber das Glückſtrahlende bei dem Gedanken an Bayreuth fehlte ihm jetzt; er ſprach ſachlich, ohne innere Anteilnahme.

„Möglich, daß die Eltern heuer Bayreuth auch mitnehmen. Wir reiſen im Juli nach Berchtesgaden.“

„Exzellenz hat ſich alſo entſchloſſen — ?“ rief der junge Gardeoffizier über den Tiſch. Er riß nun die Unterhaltung an dieſem Tafelende, auch mit Fräulein Heydebrek, mehr und mehr an ſich.

Nikoleit entnahm dem Hinundher, daß der Vater ſeiner Tiſchdame, Exzellenz Heydebrek, Vortragender Rat im Miniſterium war. Sie war Reiterin, die beſte Schlittſchuhläuferin, machte in Bayern Hochtouren. Eine ganze Welt trennte ihn von dieſem Lebenskreiſe. Ab und zu ward er während der langen Tafel von Fräulein Heydebrek oder einer anderen mitleidigen Seele in ein kurzes Geſpräch gezogen. Aber was ihn erfüllte, konnte er hier nicht ausdrücken. Einige Herren, auch der neugebackene Doktor, tranken ihm öfter zu. Der ungewohnte Wein ſtieg ihm zu Kopf. Er ſaß einem Spiegel gegenüber. Als er darin ſein rotes Geſicht ſah, erſchrak er. Gleichzeitig bemerkte er aber, daß ihm vom anderen Ende der hufeiſenförmigen Tafel zugewinkt wurde. Lona Raith war es. Er erhob ſeinen Sektkelch und trank ihn leer. Sie rief ihm irgend etwas zu. Aber im allgemeinen Tafellärm verſtand er es nicht. Immerhin war dies der einzige Augenblick, in dem ihm feſtlich zumute war.

Als die Tafel aufgehoben ward und man ſich zu Kaffee, Likör und Zigarren in die Salons zurückbegab, ärgerte er ſich über ſeine Steifigkeit. Er wußte, daß er mit ſeiner Schweigſamkeit, ſeinem altmodiſchen Frack und ſeiner Menſchenfremdheit den jungen Leuten hier ſo eine Art komiſcher Figur abgegeben hatte. Wie er dieſes oberflächliche Ding, neben dem er geſeſſen, haßte — !

Am beſten, er nahm die erſte Gelegenheit wahr und verabſchiedete ſich vom Gaſtgeber. Lona wollte er gar nicht erſt ſprechen. Sie ſtand jetzt drüben in der Ecke, von ſeinen bisherigen Tiſchnachbarn umgeben, und es wurde dort getuſchelt und gelacht.

Aber ſoeben kam ſie, eine Mokkataſſe in der Hand, ziemlich raſch quer über den Saal auf ihn zu.

„Sie haben ſich geärgert, Nikoleit?"

„Ja."

„Über Eve?"

„Nein. Nur über mich. Und ein bißchen über Sie. Weil Sie ſich nicht die Mühe gegeben haben, darüber nachzudenken: daß ein Menſch wie ich doch nicht in dieſe Umgebung paßt."

„Ich will aber, daß Sie hier Fuß faſſen. Ein Künſtler wie Sie darf ſich heutzutage nicht verſtecken."

„Künſtler bin ich noch nicht."

„Lebenskünſtler wahrhaftig nicht."

„Weiß ich. Drum geh' ich jetzt auch heim."

„Das dulde ich nicht. Hören Sie, Nikoleit: ich will nun gerade, daß die Leutchen hier Sie reſpektieren lernen."

„Die — mich reſpektieren?!" Er lachte bitter.

„Ihr Talent. Ich werde ein paar von Ihren Liedern ſingen. Sie werden mich begleiten. Und dann — mit Heydebrek und ſeinen Kameraden trage ich Ihr altes Terzett vor."

„Auf keinen Fall."

„Nikoleit!"

„Die Lage iſt jetzt viel zu tief für Sie. Darin kommt Ihre Stimme heute gar nicht mehr zur Geltung. Und — und — ich will es überhaupt nicht."

„Aber weshalb, Sie Trotzkopf?"

„Weil ich Ihnen und Ihren Bekannten das Terzett in dieſem Kreiſe ſchon einmal begleitet habe."

„In dieſem Kreiſe? Wieſo?"

„Am Roſenmontag. — Und damals ſaß ich dort." Er zeigte mit dem energiſch ausgeſtoßenen Arm auf die Muſikeſtrade.

Lona wechſelte die Farbe. Sie ſchloß für ein paar Sekunden die Augen. Es war ihr nicht mehr möglich, ſich das Bild jenes Abends ſo genau ins Gedächtnis zurückzurufen. Den Muſikanten, die dort in der Ecke aufſpielten, hatte ſie natürlich keine Beachtung geſchenkt, auch nach dem Begleiter nicht gefragt. Trotzig hob ſie nun das Kinn, die Augen groß aufſchlagend und ſah ihn herausfordernd an: „Das iſt mir alles gleichgültig, Nikoleit. Ich werde Ihre neuen Lieder ſingen. Und wenn Sie mir die nicht begleiten wollen — dann geſchieht etwas ganz Furchtbares."

„Was?"

Der Schalk löſte mit einmal den Trotz in ihrem Ausdruck ab. „Dann muß Dieter ſie mir begleiten. Und der verpatzt ſie todſicher."

Nun war er geſchlagen. Er mußte lachen. „Wie Sie einen um den kleinen Finger wickeln! Da kann ich doch nicht widerſtehen."

Es ſprach ſich raſch herum: man ſollte jetzt ein kleines Konzert hören.

Als Nikoleit an den Flügel trat, begrüßte er ſeine alten Genoſſen, die erſtaunt aufblickten, mit herzlichem Zunicken. Und es zwang ihn, ſie von dem einzigen Glück wiſſen zu laſſen, das ihm erwähnenswert erſchien. „Kinder," flüſterte er ihnen zu, „ich darf nach Bayreuth!"

„Ins Orcheſter?" fragten ſie faſt einſtimmig.

„Nein, bloß zuhören. Ein Stipendium hab' ich. Ach, Kinder, Kinder —!"

Lona trat hinzu und ſuchte mit Nikoleit unter den mitgebrachten Noten die Lieder aus. Etwas ſcheu huſchte dabei ihr Blick über die dürftigen Geſtalten der Muſikanten.

Dann wandte ſie ſich dem Saale zu, es ward ſtill, ſie begann und erſang ſich und dem Komponiſten einen warmen Erfolg.

Heydebrek und ſein Regimentskamerad ſangen hernach ein Brahmsſches Duett, dann ſpielte Dieter Raith eine Fuge von ſich. Auch hier gab's Applaus. Aber Nikoleit merkte: es hatte kaum einer zugehört.

Und nun trat eine müde Verdauungsſtimmung ein.

Exzellenz Heydebrek verwickelte Dieter Raith in ein eingehendes Geſpräch über ſein Studium, Raith demonſtrierte einiges aus dem Werk am Klavier, und männiglich fürchtete, es würde noch eine zweite, ebenſo lange und ebenſo ernſte Fuge zu überſtehen ſein.

Aber Nikoleit, vom Wein, vom Erfolg, von Lonas herzlich-drolligen Vorwürfen aufgeſtachelt, ließ es nicht dazu kommen. Als Dieter den Platz räumte, ſetzte er ſich an den Flügel, ſpielte nach dem Gehör das Thema aus der vorhin gehörten Fuge — wuchtig im Baſſe — und ging in freier Phantaſie dann allmählich zu Melodien heiteren Charakters über. Es war ſoviel Laune und Schalk in den Übergängen, daß auch die muſikaliſch nicht gebildeten Hörer in ſeinen Bann gezwungen wurden. Alles verließ die Plätze. Ein immer dichterer Kreis bildete ſich um die Eſtrade. Wenn ein neues ernſtes Thema aus irgendeinem bekannten klaſſiſchen Werk auftauchte und er es dann durch rhythmiſche Veränderung in eine grundverſchiedene luſtige Melodie überleitete, ſo ſetzte jedesmal herzliches Lachen ein. Lona Raith ſtand in vorderſter Reihe. Von dieſer Seite hatte ſie Nikoleits Talent noch nie kennen gelernt. Mehrmals gab's jubelnden Applaus — mitten hinein in ſeine ſprudelnd übermütigen Kadenzen.

Da jetzt ſein Spiel immer leiſer wurde — ſchließlich nur noch die rechte Hand pianiſſimo trillerte — rief der größte Teil der Geſellſchaft ſtürmiſch: „Weiter — weiter!"

Er hatte mit den alten Genoſſen einen einzigen Blick getauſcht und auf das aufgeſchlagene Notenheft gewieſen — und die verſtanden ihn ſogleich. Sie nahmen ihre Inſtrumente auf — und auf ein Zeichen, das er faſt unmerklich mit dem Kopfe gab, ſetzte ein Straußſcher Walzer ein.

Das zündete.

Sofort vernahm man Sporenklirren, Hackenzuſammenſchlagen — Lachen, Schwatzen — und nach Verlauf weniger Takte wirbelte faſt die ganze Geſellſchaft im Tanz nach den Klängen des Wiener Hexenmeiſters.

Auch Lona war von ihrem Platze weggeholt worden. Nikoleit ſah, daß zunächſt ſämtliche Offiziere der Reihe nach mit ihr tanzten, dann auch die paar Ziviliſten — zum Schluſſe ſogar die alten Herren, Exzellenz Heydebrek und ſein Intimus, der rheiniſche Großinduſtrielle.

Arm in Arm mit zwei jungen Damen — Eve Heydebrek und Lona Raith — trat der joviale alte Herr ſchließlich an die Eſtrade heran und ſagte, noch etwas außer Atem vom letzten Tanz, als ein rauſchender Akkord unter dem Tremolo der Bäſſe den Walzer ſchloß: „Bravo, bravo! Großartig eingeſpielt! — Hören Sie, Maëſtro, ich hörte Sie doch heute nicht das erſtemal? Wir müſſen einander doch ſchon begegnet ſein?"

„Gewiß, Herr Konſul. Am Roſenmontag — in Ihrem eigenen Hauſe."

Nikoleit hatte ſich nun völlig wiedergefunden. Hernach wunderte er ſich ſelbſt darüber, wie leicht es ihm über die Lippen gegangen war. Mit heiterer Miene, ſelbſtbewußt, ſtand er dem zuerſt etwas verdutzten Rheinländer gegenüber und gab Rede und Antwort auf deſſen weitere Fragen.

Lonas Blick hatte ſich tief und feſt in den ſeinen gebohrt. Fräulein Heydebrek hob die Augenbrauen, flüſterte heimlich auf ihre Freundin ein, die aber nicht hörte, und verließ ſchließlich die Gruppe. Wenige Sekunden ſpäter ſtand ſie bei ihrem Bruder, angelegentlich auf ihn einredend.

Der alte Herr klopfte Nikoleit jovial auf den Arm. „Nun, das ſoll uns nicht hindern, hier noch ein Schöppchen zuſammen zu trinken. Sie intereſſieren mich, Maëſtro."

Lona wußte: in den Augen ihrer Freundin und der meiſten andern war Nikoleit nun geſellſchaftlich unmöglich. Sie konnte ihnen dabei nicht einmal einen Vorwurf machen, denn bis vor kurzem hatte ſie ja dasſelbe Vorurteil gehabt — über die Muſikanten, die man ſich zum Aufſpielen wie die Lohndiener zum Servieren beſtellte!

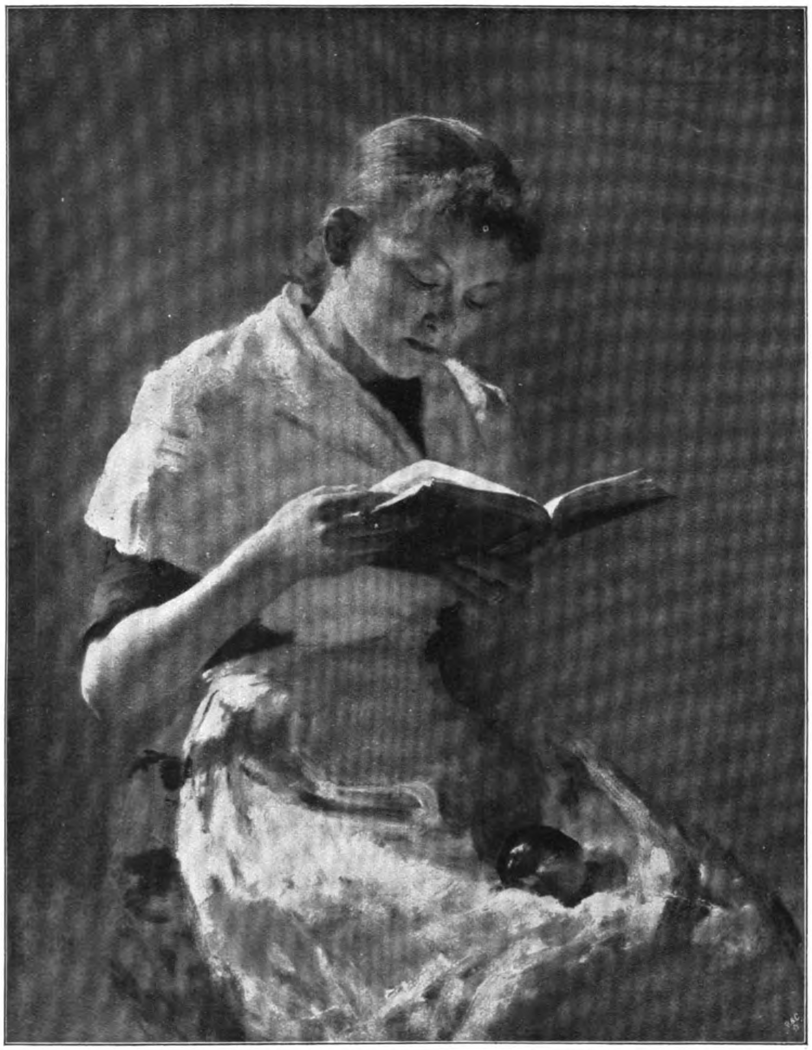
Als ſie hernach Dieter begegnete, gab's einen kleinen Sturm. „Lona, haſt Du gehört? Das von Nikoleit? Das iſt ja haarſträubend!"

Sie zwang ſich, möglichſt ruhig zu bleiben. „Er hat keinen vermögenden Vater wie Du, Dieter. Er muß ſich ſein Brot ſelbſt verdienen.“

„Schön. Iſt ja ſehr ehrenvoll. Arbeit ſchändet nicht. Aber immerhin — für uns zählt er jetzt doch nicht mehr mit, Lona, das iſt doch klar.“

„Für wen, Dieter? Für mich iſt und bleibt er derſelbe — wenn er nur ſeiner Kunſt treu bleibt.“

„Hm. Dann entſchuldigſt Du am Ende auch ſeine Epiſode mit Pernaur?“



Leſendes Mädchen. Gemälde von M. Lübtes.

„Vielleicht war auch die notwendig für ihn. Künſtler brauchen eben eine andere Entwicklung als Profeſſoren und Geheimräte.“

„Na, höre, Lona, Du ſcheinſt mir im Verkehr mit Nikoleit ein bißchen ſtark — verzigeunert. Ich werde ihn künftig jedenfalls mit mehr Vorſicht als bisher genießen.“ Verſtimmt wendete er ſich von ſeiner Schweſter ab, ging quer über den Saal und begann ein Geſpräch mit ſeinem Vater.

Als Nikoleit ein Viertelſtündchen ſpäter, zugleich mit der Mehrzahl der Gäſte, aufbrach und ſich von Lona verabſchiedete, raunte ſie ihm heimlich zu: „Eve ſagte mir von Ihrem Stipendium. Ich gratuliere. — Und es iſt jetzt beſtimmt: im Juni fahre ich nach Alexandersbad. Wir werden uns alſo in Bayreuth ſehen.“

„Vorher nicht?“

„Bei Dieter ſind Sie in Ungnade gefallen.“

„Das hab’ ich gemerkt.“

„Ich bleibe Ihnen gut, Nikoleit. Holen Sie mich morgen von der Hochſchule ab. Ich habe Unterricht bis fünf. Dann bummeln wir am Kanal entlang und ſprechen über alles. Aber zu niemand plaudern. Es bleibt unſer Geheimnis.“

Sie nickte ihm noch einmal ſtumm zu. Dann wandte ſie ſich zu einer anderen abſchiednehmenden Gruppe. Strahlend blickte er ihr nach. ‚Unſer Geheimnis‘ — hatte ſie geſagt! Eine ſelige Zeit ſetzte jetzt ein.

An der ſchwarzen Tafel im Veſtibül der Hochſchule hingen die Stundenpläne. Nikoleit ſtudierte ſie — und ſo oft er es irgendwie einrichten konnte, kam er ‚zufällig‘ des Wegs, wenn Lona Raith nach einer Unterrichtsſtunde gerade im Begriff war, das Haus zu verlaſſen.

Das Fiasko, das er in den Augen von Dieter, von Fräulein Heydebrek und anderen Gäſten jenes Abends erlitten, war verſchmerzt. Er ſprach es gegen Lona offen aus: ſein Weg führte nicht durch die Salons von Berlin W. zum Ruhme. Damit mußte ſie ſich abfinden, wenn ſie ſeine Freundin bleiben wollte. Er hatte eine ſeltſame Macht über ſie gewonnen. Trotzdem ſie nicht mehr zuſammen muſizierten, wußte er doch durch ſeine eindringliche Rede, durch ſeine Begeiſterung, durch die Anſchaulichkeit ſeiner Schilderung ihre Leidenſchaft für die Wagnerſchen Werke, die er gegenwärtig daheim gründlich ſtudierte, anzufachen. Das Gebiet ihrer bisherigen Tätigkeit erſchien ihr jetzt viel zu klein. Sie verlor völlig das Intereſſe für die Übungen des bel canto, ſogar für das Solo in dem Haydnſchen Oratorium, das ſie bei ihrer Lehrerin ſtudieren ſollte, um es im nächſten Winter in der Garniſonkirche zu ſingen. Frau Schulzen von Aſten merkte die große innere Veränderung, die mit ihrer talentvollen, ſtimmbegabten Schülerin vor ſich ging. Während der letzten Proben zu der Opernaufführung der dramatiſchen Abteilung ſaß Lona Raith mit geſpannter Aufmerkſamkeit im Saale. Beſonders von dem großen Duett zwiſchen Elſa und Ortrud im ‚Lohengrin‘, von der Ballade der Senta im ‚Fliegenden Holländer‘ verlor ſie keine Note. Oft geſellte ſich Nikoleit zu ihr, der ſich die Partitur oder einen Klavierauszug geliehen hatte. Gemeinſam blickten ſie dann ins Buch, immer wieder nach der Szene lauſchend.

„Sie werden mir wohl untreu werden und nächſten

Winter in die dramatiſche Klaſſe eintreten?“ fragte ihre Lehrerin, als Lona Raith einmal über dem Anhören einer Probe eine Unterrichtsſtunde verſäumt hatte.

„Undenkbar!“ ſtieß ſie aus. Aber insgeheim hatte ſie ſchon längſt die Möglichkeit — vielmehr die Unmöglichkeit — mit zitterndem Herzen erwogen. Nie im Leben würde ihr Vater darein einwilligen. Nun gar die Kämpfe, die ſie mit ihrem Bruder würde auszufechten haben! —

Dieter gedachte zunächſt an einem Konſervatorium als Lehrer zu wirken. Über Jahr und Tag wollte er ſich dann als Privatdozent in Bonn niederlaſſen. Sein Lieblingsgedanke war allerdings der: daß ſich bis dahin irgendeine Lücke im Lehrperſonal der Hochſchule ergeben könnte, die er auszufüllen berufen würde. Das Theater war ihm ſchon immer ein Greuel geweſen — ſeine Antipathie gegen Wagner war in den letzten Wochen zu einer Art Wut angeſchwollen.

Die Aufführung der dramatiſchen Klaſſe verließ er noch vor Schluß des erſten Teiles.

Im Veſtibül traf er Profeſſor Rudorff, den Vorſtand der Klavierabteilung, der die Muſik des ‚Fliegenden Holländer‘ auch nicht hatte vertragen können.

„Das iſt doch keine Muſik mehr!“ ſtöhnte der junge Doktor.

Und ſeufzend verließen Lehrer und Schüler das Gebäude und ſuchten draußen in dem im Maienglanz liegenden Garten, der wie eine Zauberinſel zwiſchen den hohen Mietskaſernen lag, Erholung ihrer ſtrapazierten Nerven.

Inzwiſchen ſtieg Lonas Begeiſterung höher und höher. Die Schüleraufführung, die Profeſſor Joachim dirigierte, war ganz vorzüglich. Nikoleit hatte den von Dieter verlaſſenen Platz an Lonas Seite eingenommen. Unwillkürlich ſuchte in Sentas großer Szene ihre Hand die ſeine. Wie ein Brautpaar ſaßen ſie dann die ganze Zeit über da, völlig im Bann des Bayreuther Meiſters.

Es war heute das letzte Mal, daß Nikoleit ſeinen ‚Schwarm‘ auf dem Heimweg begleiten durfte: andern Tags fuhr Lona zur Schweſter ihres Vaters nach Dresden, mit der ſie nach Alexandersbad reiſen ſollte.

Er hatte noch etwas auf dem Herzen, das merkte ſie ihm an, als ſie Schulter an Schulter den gewohnten Weg zurücklegten: am Kanal entlang, über die Brücke und im weiten Bogen durch den Tiergarten bis zum Potsdamer Platz.

„Ich werde von Bayreuth aus vielleicht — für einige Zeit — auch nach Alexandersbad kommen,“ ſagte er endlich.

Überraſcht blickte ſie auf.

„Ich bin Kröſus geworden,“ fuhr er lächelnd fort. „Sie wiſſen doch, ich hab’ im Winter ein paar Lieder nach Leipzig an den Verleger geſchickt. Und heute früh kam ein Brief: er druckt ſie und zahlt mir noch Geld — und ich ſoll ihm überhaupt alles ſchicken, was ich bis jetzt geſchrieben habe.“

„Aber das iſt ja reizend! Gratuliere! Nein — was ich mich freue für Sie! — Schicken Sie ihm auch die ‚Seefahrt‘?“

„Am liebſten behielte ich die zurück.“

„Sie mögen ſie ſchon nicht mehr?“

„Es war mir ja all das geſtrichen worden, worauf ich am meiſten ſtolz war. — Aber jetzt gehe ich an eine neue Arbeit, die beſſer wird. Und das werde ich ihm ſchicken.“

„Eine große Arbeit? Kantate? Sinfonie?“

„Eine Oper.“

„Nikoleit!“

„Den Stoff hab’ ich ſchon. Früher, bei meinen Studien, dacht’ ich einmal an ein großes Drama, in deſſen Mittelpunkt Georg von Frundsberg ſteht. Es ſoll jetzt aber bloß ein Einakter ſein; packend und muſikaliſch dankbar.“

„O, Nikoleit,“ rief ſie lebhaft, „famos, famos! Da muß dann aber der Landsknechtgeſang drin vorkommen! Hören Sie? Könnt’ ich ihn doch mitſingen!“ —

„Viel, viel mehr ſollen Sie ſingen. Die Hauptpartie ſchreib’ ich für Sie, Fräulein Raith. Ihre Stimme wird mir immer vorſchweben bei der Arbeit. Geben Sie nur acht, es wird Sie ſchon locken.“

„Sie werden ſchon das eine oder andere fertig haben, wenn Sie nach Bayreuth kommen?“

„Im Kopf iſt ſchon vieles fertig. Und aufſchreiben werd’ ich in den nächſten Wochen eine ganze Anzahl Szenen.“

„Dann beſuchen Sie mich in Alexandersbad, und wir muſizieren, ich übe Ihre Partie — ach, wird das eine himmliſche Zeit!“

„Es hängt nur noch davon ab, ob bis dahin das Geldſchiff bei mir eintrifft.“

„Iſt es nicht ſchrecklich, daß Sie immer und immer wieder von dem elenden Mammon abhängig ſind — in all und jedem?“

Er ſchüttelte den Kopf. „Ich bin meinem Schickſal längſt nicht mehr böſe. Es ſchenkt mir ja ein Glück ums andere. Und das liebſte und größte, das halt’ ich ja nun ſchon alle Tage in Händen.“

„Das iſt?“

„Ach Lona!“ — ſagte er nur.

Und im Weitergehen hielt ſeine Rechte ihre Finger umfaßt. Sie entzog ſie ihm nicht.

Es jubelte und ſang in ihnen beiden. Es war eine wundervolle Stunde der himmelblauen Hoffnungen.

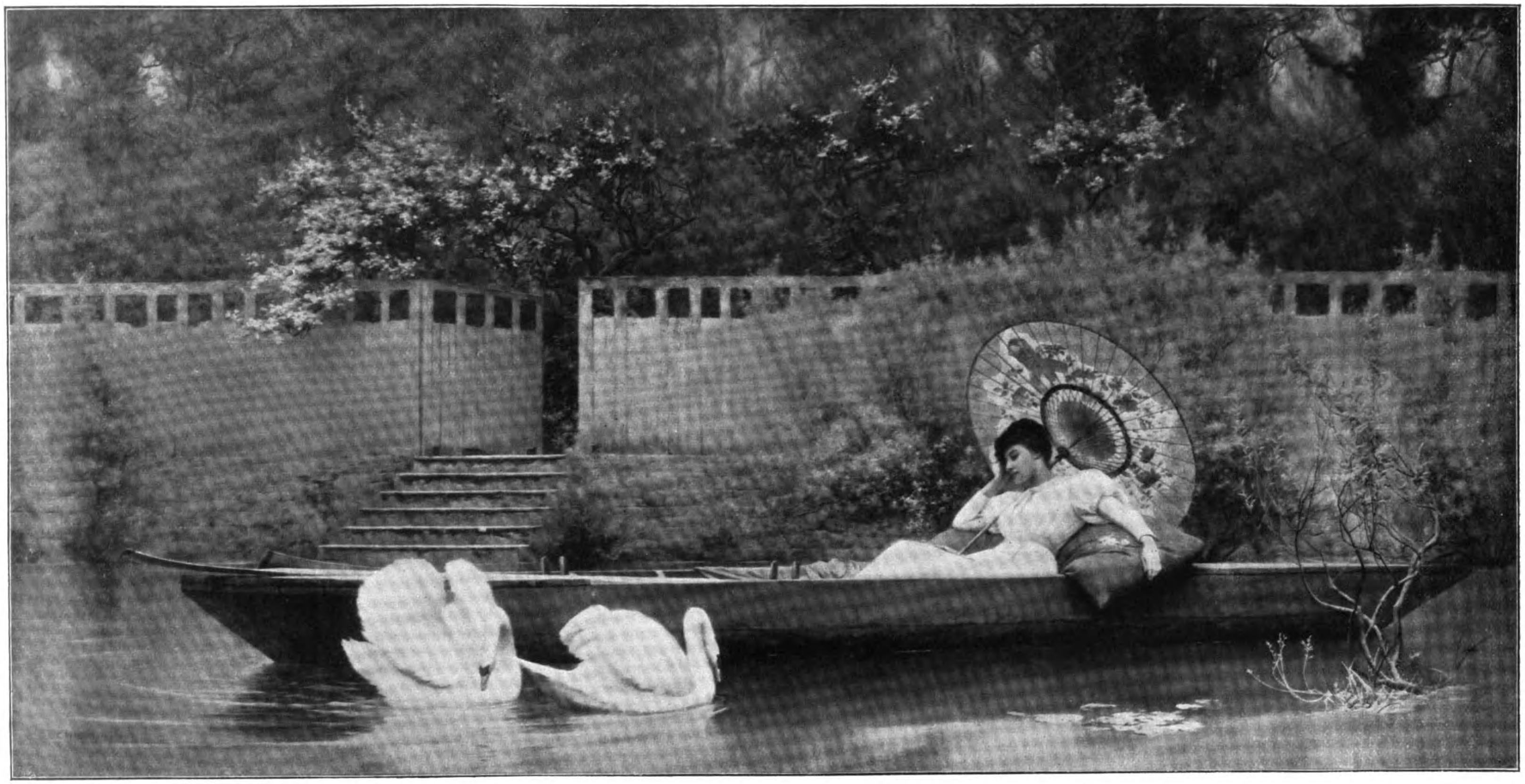
(Fortſetzung folgt.)

Eine päpſtliche Herausforderung.

Von Konſiſtorialrat Dr. Paul Conrad.

Man nehme keine ſo große Rückſicht auf den Gegner, heutzutage ſündigt man eher durch allzu große Lauheit und Gleichmütigkeit. Den Irrenden ſolle man zwar vom Irrtum unterſcheiden, aber man könne unmöglich den Irrtum gut bekämpfen, ohne daß deſſen Bosheit, Lächerlichkeit, Diskreditierung auf den Irrenden mitfällt. Das ſei ſeine Schuld. Gegenüber arroganten Gegnern der Kirche geht keine Beſchimpfung über das erlaubte Maß hinaus, wenn ſie nur ihrem Zweck entſpricht. Der heilige Franz von Sales ſagt: „Die offenen Feinde Gottes muß man verſchreien (oder verleumden?), ſoviel man kann.“

Das ſind Sätze, die einer in dieſem Jahre in Turin erſchienenen, von einem Jeſuiten verfaßten, von dem Papſt vor der Drucklegung vollinhaltlich gebilligten Schrift: „Über den katholiſchen Journalismus“ entnommen ſind. Wer hätte denken können, daß der Papſt ſelber dieſe eigentümlichen journaliſtiſchen Ratſchläge für ſeine Erlaſſe an die Gläubigen praktiſch verwerten würde? Aber das Unerwartete iſt geſchehen. Zu Ehren des Karl Borromäus, des „Heiligen der Gegenreformation“, von dem ein Geſchichtsſchreiber urteilt, daß er die Inquiſition zur Blüte brachte, hat er jüngſt eine Enzyklika veröffentlicht, dazu beſtimmt, den Gläubigen von der Kanzel bekannt gegeben zu werden, die allem, was wir von päpſtlichen Erlaſſen gewöhnt ſind — und das iſt wahrlich nicht wenig — die Krone aufſetzt. Es heißt darin: „Es ſtanden hochmütige und rebelliſche Männer auf; Feinde des Kreuzes Chriſti; Männer viehiſchen Sinnes, deren Gott der Bauch iſt. Dieſe ſuchten nicht die Sitten zu verbeſſern, ſondern leugneten die Dogmen, vermehrten die Unordnung und lockerten zu ihrem und anderer Nutzen die Zügel der Freiheit. Sie verachteten, indem ſie den Leidenſchaften der am meiſten korrumpierten Fürſten und Völker folgten, die Autorität und Führung der Kirche und zerſtörten faſt tyranniſch ihre Lehre, Verfaſſung und Diſziplin. Alsdann ahmten ſie jenen Böſen nach, denen die Drohung gilt: Wehe Euch, die Ihr das Böſe gut meint und das Gute böſe! Dieſen Tumult der Rebellion und dieſe Perverſionen des Glaubens und der



Sommer. Gemälde von L. C. Nightingall.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Sitten nannten ſie Reformation und ſich die Reformatoren. Aber in Wahrheit waren ſie Verderber, entnervt durch Uneinigkeit und Krieg. Sie bereiteten die Rebellion und Apoſtaſie der modernen Zeit vor und entfachten die dreifache Verfolgung, gegen welche die Kirche bisher einzeln ſiegreich zu kämpfen hatte, nämlich erſtens die blutige Verfolgung der erſten Jahrhunderte, zweitens die häßliche Peſt der Häreſien und drittens unter dem Namen der evangeliſchen Freiheit jene Korruption der Laſter und Perverſion der Diſziplin, die das Mittelalter ſo nicht kannte.“ Im ähnlichen Tone — ſelbſt wenn ſich hier und da in der Überſetzung aus dem Original eine kleine Abweichung ergeben haben ſollte — geht es weiter. Eine reiche Muſterkarte anmutig gewählter Ausdrücke: rebelliſch, viehiſch, korrumpiert, Perverſion des Glaubens, Verderber, entnervt, Rebellion, Korruption der Laſter — wenn das nicht die Sprache eines Fanatikers iſt, dem unter der wilden Leidenſchaftlichkeit ſeines Haſſes die Überlegung ſchwindet! Wenn das nicht ein Muſterbeiſpiel dafür iſt, wie man auch ſeine erbittertſten Gegner nicht behandeln darf! Wenn das nicht dem Geiſte des Evangeliums ins Angeſicht ſchlägt!

Der franzöſiſche Geſandte beſchwerte ſich einſt über eine Eiferrede Pius’ IX., doch Antonelli, der damals allmächtige päpſtliche Staatsſekretär, erwiderte beſchwichtigend, man müſſe die Worte eines ſo alten Mannes nicht auf die Goldwage legen. Ob wir dieſe Eiferrede des zehnten Pius nicht auch ſo beurteilen ſollten? Aber der hier ſpricht, iſt der „unfehlbare“ Papſt, aus deſſen Mund die Wahrheit kommt! Und weil es der Papſt iſt, müſſen wir uns dieſe unerhörten Schmähungen alles deſſen, was uns als Evangeliſchen hoch und heilig iſt, ernſtlich verbitten. Mag der Papſt gegen die Moderniſten im eigenen Lager kämpfen wie er will — das iſt eine innerkatholiſche Angelegenheit, die ihn und die Seinen angeht, — aber dieſen neueſten, von unglaublicher Geſchichtsfälſchung zeugenden, von unchriſtlicher Leidenſchaftlichkeit eingegebenen, den konfeſſionellen Frieden in unſerem Vaterlande aufs ärgſte gefährdenden päpſtlichen Erlaß mit ſeinen maßloſen Beſchimpfungen der Reformation, der Reformatoren und unſerer evangeliſchen Kirche weiſen wir mit Entrüſtung zurück. Darin ſind wir alle einig, die wir uns deutſch und nicht ultramontan nennen, welcher Partei und welcher Richtung wir ſonſt auch angehören mögen. Die Reformation iſt das goldene Ruhmesblatt unſerer deutſchen Geſchichte — daran laſſen wir keine römiſche Hand rühren. Und Luther, den Treitſchke zu den drei großen Männern der deutſchen Geſchichte zählt, den Döllinger, durch das Vatikanum aus der katholiſchen Kirche herausgedrängt, den „gewaltigſten Volksmann, den populärſten Charakter, den Deutſchland je beſeſſen“ nennt, — dieſen Luther, der gewiß kein Heiliger war und auch kein Heiliger ſein wollte, ſoll man uns ungeſchmäht laſſen.

Vor Jahren wurde im Herrenhauſe die Frage erörtert, ob die Reformation eine Tat deutſcher Wiſſenſchaft oder deutſchen Gewiſſens geweſen ſei. Es iſt wohl beides richtig. Sie war eine Tat deutſcher Wiſſenſchaft — es war ein Profeſſor, der ihr die Bahn gebrochen hat; aber noch mehr war ſie eine Tat deutſchen Gewiſſensernſtes, herausgeboren aus der Angſt einer um ihre Seligkeit bangenden Seele. Jedenfalls war ſie eine Tat, eine Mannestat, eine Glaubenstat, eine Gottestat, dieſe Überzeugung laſſen wir uns von keinem rauben! Und das ſoll ſich Rebellion nennen laſſen? Gewiß, Luther ſelbſt hat ſchwer daran getragen, daß unter ſeinem Sturmläuten eine ganze alte Welt zuſammenbrach. Aber jede Neugeburt iſt mit Geburtswehen verbunden, und das gerade macht dieſen Mann ſo groß, daß er trotz allem feſtſtand auf dem Satz: Mag die Welt in Trümmer gehn, Gottes Wort bleibt ewig ſtehn!

Und Korruption der Laſter? Sollen wir dem Verfaſſer der päpſtlichen Enzyklika Bilder aus der römiſchen Geſchichte zeichnen, von jenen Päpſten, die vor Luthers Auftreten den römiſchen Stuhl zierten? Weiß er nichts davon, welche eigenartigen Menſchen ſich Päpſte nannten? Oder ſoll auch wieder das ſtark abgegriffene Bild herhalten, daß auch durch eine ſchmutzige Fenſterſcheibe die Sonne ihre Strahlen wirft? Weiß er nichts von all den vergeblichen Verſuchen der Fürſten und der Konzilien, die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformieren? Hat er nichts gehört von jenem ſchamloſen Wort aus dem Munde eines hohen katholiſchen Geiſtlichen, daß die Fabel von Chriſtus der Kirche viel eingebracht habe? Hat nicht die katholiſche Kirche ſelber reichen Gewinn aus der Reformation gezogen? Hat ſie nicht durch ſie den Anſtoß bekommen, in ihrem eigenen Hauſe Wandel zu ſchaffen? Die Reformen von Trient waren die katholiſche Antwort auf die Reformation. Iſt nicht in den Ländern mit evangeliſcher Bevölkerung der Prieſterſtand auf höherer Stufe als in rein katholiſchen Gebieten? Nehmen nicht bei uns in Deutſchland auch die Katholiken an den Segnungen teil, die von der Reformation und von ihr allein ausgegangen ſind? Müſſen nicht auch die, die unſeren Luther ſchmähen, in ſeinen Gedanken denken und mit ſeinen Worten reden? Wer Augen hat zu ſehen und Gerechtigkeit genug, auch Gegner anzuerkennen, muß — wenn auch mit innerem Widerſtreben — zugeben, daß von der Reformation ein Strom der ſittlichen Erneuerung ausgegangen iſt, an dem die ganze chriſtliche Welt, einſchließlich der katholiſchen, ihren Anteil hat.

Und der ſo oft gehörte Vorwurf der Verſchwiſterung der Reformation mit der Revolution? Spanien und Südamerika und Frankreich und der Kirchenſtaat ſeligen Angedenkens, der bis zu ſeinem Ende ein Brutneſt der Revolution geweſen iſt, und noch manche andere katholiſchen Länder und manche Anzeichen der jüngeren Zeit aus uns naheliegenden Verhältniſſen geben darauf eine entſchiedene, gewiß nicht zu unſeren Ungunſten ausfallende Antwort.

Aber was nützt alle geſchichtliche Belehrung; was helfen alle Gründe der Vernunft; was wirken alle noch ſo offenkundigen Tatſachen? „Gegenüber arroganten Gegnern der Kirche geht keine Beſchimpfung über das erlaubte Maß hinaus, wenn ſie nur ihrem Zweck entſpricht.“ Einſt appellierte Luther von dem ſchlecht unterrichteten Papſt an den beſſer zu informierenden; es hat ihm nichts genutzt. Wir werden nichts anderes erfahren. Rom nimmt ſachlich nichts zurück, wenn es auch in einer formellen Wendung ſein Bedauern zum Ausdruck gebracht und die Verleſung der Enzyklika für Deutſchland unterſagt hat. Wenn es geredet hat, iſt ihm die Sache erledigt. Aber für uns darf ſie nicht zu Ende ſein, ſoweit die Intereſſen unſeres Glaubens in Frage kommen. Unſer altes Lutherlied vom alten böſen Feinde, dieſen Schlachtgeſang unſerer Kirche, wollen wir anſtimmen. Neuen Mut muß es uns in die Adern gießen. Zu Männern muß es uns machen und zu Helden ſchlagen. Unſer gutes altes Schwert wollen wir wieder zur Hand nehmen. Auch der Leichtgläubigſte muß doch nunmehr einſehen, daß Rom Rom bleibt, und Papſt bleibt Papſt! Als Leo XIII. den päpſtlichen Stuhl beſtieg, wurde er als Friedenspapſt begrüßt — und er ſchenkte uns die Caniſius-Bulle! Als Pius X. Papſt wurde, pries man in vollen Tönen ſeine Schlichtheit und Lauterkeit, und nun haben wir die Borromäus-Enzyklika! Jetzt muß doch auch der verſchlafenſte Evangeliſche erkennen, was es mit den Toleranzanträgen des Zentrums auf ſich hat, und daß die hier und da auf der römiſchen Flöte lautwerdenden Friedenstöne nur die Gimpel locken können. Friedrich Wilhelm I. hat einſt bekannt: wir ſind hier proteſtantiſch bis auf die Knochen, und Kaiſer Friedrich hat einmal als Kronprinz für beſonders zart beſaitete Seelen ausgeſprochen: das werden wir doch wohl noch ſagen können, daß wir proteſtantiſch ſind. Und das wollen wir ſagen, ſo laut ſagen, daß man es auch jenſeits der Berge hören kann. Wir ſind und bleiben Proteſtanten und proteſtieren gegen das unwahre, unchriſtliche, fanatiſche, unſere

Fürſten beleidigende, unſere Reformatoren ſchmähende, unſere Kirche herabſetzende, unſer chriſtliches Gewiſſen verletzende, unſern evangeliſchen Glauben in den Staub ziehende Weſen, das jene Enzyklika zu einem Denkmal päpſtlicher Unduldſamkeit macht. Wir proteſtieren!

Aber mit bloßem Neinſagen iſt es nicht getan. Wir wollen auch Ja ſagen und bekennen: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott! Und ob die Welt voll Teufel wär'! Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn! Das Reich muß uns doch bleiben!

Als Luther im Sterben lag, fragte man ihn: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr ſterben auf das Evangelium, das Ihr gepredigt habt?“, und er antwortete mit einem ſchlichten „Ja“, und darauf ſtarb er. Und als der andere Reformator Zwingli zum Tode wund auf dem Schlachtfelde von Kappel lag, ging ein Römiſcher, der ihn erkannte, zu ihm mit der Frage, ob er die letzte Ölung haben wollte; Zwingli antwortete mit „Nein“ und wurde darauf erſchlagen. Das iſt das Sterben unſerer Reformatoren, deren Andenken man uns beſchimpft! Ja ſagen zu Gottes Wort und Nein ſagen zu allem, was wider Gottes Wort iſt, bekennen und proteſtieren und darauf ſterben können — das iſt evangeliſche Art; das bleibt die beſte Antwort heute noch auf jene päpſtliche Herausforderung.

Unſere Kirchenregierungen haben dem Papſt die gebührende Antwort gegeben. Unſere Staatsmänner haben es ihn erkennen laſſen, daß er nicht ungeſtraft eine proteſtantiſche Großmacht beleidigen darf. Unſere Politiker aller Schattierungen werden gegenüber der drohenden römiſchen Gefahr ihre Streitaxt begraben und einmütig Verwahrung einlegen gegen dieſe Verhetzung, gegen das liebloſe Schüren des konfeſſionellen Haders. Unſere Geiſtlichen werden doppelt eifrig an der Arbeit ſein. Der Evangeliſche Bund wird zahlreiche Anhänger gewinnen. Der Guſtav Adolf-Verein wird noch emſiger wie bisher ſeine geſegnete Friedensarbeit an den bedrängten Glaubensgenoſſen tun. Das evangeliſche Ehrgefühl wird geweckt, das proteſtantiſche Selbſtbewußtſein wird geſtärkt werden. Hätte der Papſt dieſen Erfolg vorausſehen können, — ſeine Borromäus-Enzyklika wäre unveröffentlicht geblieben. Aber dieſe Antwort ſind wir ihm ſchuldig!

Die Entdeckung des Nordpols.

Von Robert E. Peary. (14. Fortſetzung.)

Mit dem nächſten Marſche, der uns etwa 24 Kilometer, d. h. bis über den 86. Breitengrad hinaus, weiter brachte, erreichten wir Bartletts nächſtes Lager, wo wir Henſon und ſeine Leute in ihrem Iglu antrafen. Ich trieb ſie heraus und ſchickte ſie auf den Weg. Dabei ſandte ich an Bartlett eine kurze Ermunterung. Ich ſchrieb ihm, ſein letztes Lager läge hinter dem 86. Breitengrade, und in dieſer Nacht würde er vorausſichtlich jenſeit des nördlichſten Punktes der Norweger ſchlafen.

Bei dieſem Marſch gab es ein recht ſchwieriges Gehen. Der Tag war neblig und die Luft voll Reif, der unſere Augenlider faſt aneinanderklebte. Wenn ich meinen Mund öffnen wollte, um meinen Eskimos einen Befehl zuzurufen, ſo wurden plötzlich meine Worte geradezu abgeſchnitten — mein ſtoppliger Schnauzer war nämlich an meinen Bart angefroren.

Dieſer Marſch von 24 Kilometer brachte uns über 86° 13′ 6″, d. h. über den von Nanſen erreichten nördlichſten Punkt hinaus, und das fünfzehn Tage vor jenem Rekord. Der erſte Schlitten meiner Abteilung fand Bartlett und Henſon im Lager; ehe ich aber hereinkam, waren ſie ſchon wieder fort und bahnten uns den Weg. Das Ausbeſſern der Schlitten und das neue Verteilen der Ladungen verkürzte unſere Schlafzeit ſehr, und nach einer kurzen Raſt von drei Stunden waren wir wieder mit vier Schlitten mit je zehn Hunden unterwegs.

Der nächſte Marſch war gut. Bartlett hatte mit Begeiſterung auf meine Ermunterung geantwortet. Begünſtigt durch guten Weg machte er ganze 32 Kilometer, obgleich eine Zeitlang Schneeſturm herrſchte, der das Sehen erſchwerte. Auf dieſem Marſch ſahen wir die friſche Fährte eines Eisbären, die nach Weſten ging, mehr als 320 Kilometer vom Feſtland entfernt.

Am Morgen des 25., zehneinhalb Uhr, holte ich Bartlett und Henſon mit ihren Leuten ein, ſie waren alle im Lager, denn ich hatte ihnen Auftrag gegeben, am Ende ihres fünften Marſches auf mich zu warten.

Wir ſchlagen den Rekord des Herzogs der Abruzzen.

Während dies vor ſich ging, nahm Marvin, begünſtigt durch klares Wetter, noch eine Beobachtung der Sonnenhöhe vor, und erhielt als Breite 86° 38′. Damit ſtanden wir, wie ich erwartet hatte, jenſeits des italieniſchen Rekordes und es zeigte ſich, daß wir auf unſeren drei letzten Tagemärſchen, genau gemeſſen, einen Abſtand von 50 Breitenminuten überwunden hatten, durchſchnittlich alſo 26½ Kilometer für jeden Marſch, und dabei waren wir dem italieniſchen Rekord um 32 Tage vor.

Ich freute mich über das Ergebnis der Beobachtungen, nicht allein Marvins wegen, deſſen Dienſte unſchätzbar geweſen waren, ſondern auch wegen der Ehre, der Cornell-Univerſität, zu deren Fakultät er gehörte, und von deren Schülern und Gönnern zwei großmütig zu dem Pearyſchen Arctic-Club Beiträge gezahlt hatten. Ich hatte gehofft, Marvin möchte in der Lage ſein, an dieſem fernſten Nordpunkte loten zu können; aber es war in der Nähe des Lagers kein junges Eis, durch das ein Loch hätte gemacht werden können.

Nachmittags vier Uhr brach Bartlett mit U-qui-äh und Kär-ko, zwei Schlitten und achtzehn Hunden zum Vormarſch auf. Bartlett ging mit dem feſten Entſchluß, in den nächſten fünf Tagemärſchen (nach denen er zurückgehen mußte) den 88. Breitengrad hinter ſich zu laſſen, und ich hoffte aufrichtig, es möchte ihm gelingen. Obgleich erſchöpft von dem langen Marſch und dem Tagewerk im Lager, nach einem kurzen Schlaf in der vorigen Nacht, konnte ich doch, nachdem Bartlett fortgegangen war, mehrere Stunden nicht zur Ruhe kommen. Es waren Briefe zu ſchreiben und Befehle, die Marvin mit zurücknehmen ſollte, dazu auch Inſtruktionen für ſeinen geplanten Abſtecher nach Kap Jeſup.

Meine letzte Unterredung mit Marvin.

Am nächſten Morgen, Freitag den 26. März, klopfte ich die ganze Expedition um fünf Uhr heraus, nachdem alle gut geſchlafen hatten. Sobald wir unſer gewöhnliches Frühſtück von Pemmican, Zwieback und Tee genoſſen hatten, gingen Henſon, U-täh und Keſch-ing-wäh mit drei Schlitten und fünfundzwanzig Hunden auf Bartletts Spur weiter, und morgens 9½ Uhr brach Marvin mit Köd-luk-tu, Harrigan, einem Schlitten und ſiebzehn Hunden nach Süden auf.

Kein Schatten von Furcht wegen der Zukunft lag über dieſer Abreiſe. Es war ein klarer, friſcher Morgen. Die Sonne glitzerte auf dem Eis und Schnee, die Hunde waren nach ihrem langen Schlaf friſch und lebendig, der Wind blies kalt und friſch vom Pol her, und Marvin ſelbſt, obgleich er es bedauerte, daß er umkehren mußte, war ſtolz, daß, mit Ausnahme von Bartlett und mir, er der einzige von allen weißen Männern war, der jene verſchloſſene Region betreten hatte, die ſich jenſeits von 86° 34′ nördl. Br. ausdehnt.

Ich werde immer froh ſein, daß während dieſer wenigen letzten Tage Marvin mit mir ging. Beim Gehen hatten wir die Pläne für ſeinen Abſtecher nach Kap Jeſup beſprochen, und die Linie, auf der er von dort nordwärts Lotungen vornehmen ſollte. Als er nach dem Lande zurückkehrte, war ſein Herz von Hoffnungen für die Zukunft geſchwellt, die er doch nie kennen lernen ſollte. Meine letzten Worte zu ihm waren: „Sehen Sie ſich vor den Gaſſen vor, mein Junge!“

Es war ein eigentümliches Zuſammentreffen, daß ſich bald, nachdem uns Marvin auf ſeiner verhängnisvollen Reiſe von 86° 38′ zurück ans Land verließ, die Sonne verfinſterte und ein dichter bleigrauer Nebel über den ganzen Himmel zog. Dieſes Grau brachte im Gegenſatz zu dem toten Weiß von Eis und Schnee eine unbeſchreibliche Wirkung hervor. Es war eine ſchattenloſe Nacht, in der es unmöglich war, auch nur auf geringe Entfernung zu ſehen.

Solch ſchattenloſes Licht iſt auf den Eisfeldern des Polarmeeres nichts Ungewöhnliches; aber dies war die erſte Gelegenheit, bei der wir es, ſeitdem wir das Land verlaſſen hatten, trafen. Eine leichenhaftere Umgebung konnte man ſich nicht vorſtellen, denn Himmel und Eis ſchienen völlig verflüchtigt.

Gegen Ende des erſten Marſches, nachdem Marvin umgekehrt war, am 26. März, wurden wir wieder durch eine offene Gaſſe etwas nach Weſten abgelenkt. Kurz, ehe wir das Lager von Bartletts Pionierabteilung erreichten, hob ſich der dichte Nebel, in dem wir den ganzen Tag gegangen waren, und die Sonne erſchien klar und glänzend. Die Temperatur war auch bis auf 29° C unter Null heraufgegangen. Bartlett machte ſich gerade wieder auf, als ich ankam, und wir verſtändigten uns, daß er auf dem letzten Marſch gut 24 Kilometer vorwärts gekommen war.

Der nächſte Tag, der 27. März, war einer von jenen glänzenden, blendenden Tagen arktiſchen Sonnenſcheins, der Himmel ein glitzerndes Blau und das Eis ein glitzerndes Weiß. Hätten

Copyright, 1910, in the U. S. A. and all other countries where copyright is granted by Robert E. Peary. All rights reserved.

wir nicht alle Schutzbrillen getragen, ſo würden ſicherlich einige einen Anfall von Schneeblindheit erlitten haben. Dieſe Schneebrillen wurden von der Zeit an getragen, als die wiedererſcheinende Sonne des arktiſchen Frühlings mehr über den Horizont kam.

Die Temperatur während dieſes Tagesmarſches ging von 34° C unter Null auf 29° C, und es herrſchte eine beißende, nordöſtliche Briſe. Die Folge war, daß ſich geringere Zufälle, wie erfrorene und blutende Wangen und Naſen einſtellten. Erfrorene Ferſen und Zehen ſind übrigens viel ernſthafter, weil ſie die Arbeitsfähigkeit des Mannes vermindern.

Dieſer Marſch war bei weitem der ſchlimmſte von vielen Tagen. Zuerſt gab es eine Fortſetzung des gebrochenen und zerſplitterten neuen Eiſes. Scharf und ſchartig ſchien es zuweilen durch die Kamiks (Schuhe) von Seehundsfell und die Strümpfe aus Haſenfell hindurch zu ſchneiden, ja unſere Füße zu durchbohren. Dann trafen wir ſchweres Eisgeröll, das mit tiefem Schnee bedeckt war, durch den wir unſern Weg buchſtäblich hindurch zu pflügen hatten; wir mußten die Schlitten heben und ſtützen, bis unſere Muskeln faſt riſſen.

Während des Tages ſahen wir in dieſer fernen und eiſigen Wildnis die Fährten von zwei Füchſen, etwa 430 Kilometer von der Nordküſte des Grantlandes entfernt. Dies iſt, ſoviel ich weiß, der fernſte Nordpunkt, an dem die Fährte eines Landtieres jemals geſehen worden iſt.

Schließlich kam ich zu Bartletts Lager, in einer Wirrnis von kleinen Stücken ſehr ſchwerer, alter Eisfelder, die nach allen Richtungen durcheinander geſchüttelt waren. Er war nur kurze Zeit in ſeinem Iglu geweſen, und ſeine Leute und Hunde waren erſchöpft und recht entmutigt durch die aufreibende Arbeit des Wegebahnens. Ich ſagte ihm, er möchte einen guten, langen Schlaf halten, bevor er wieder auf die Reiſe gehe. Während meine Leute ſich daran machten, die Iglus zu bauen, erleichterte ich die Ladungen von Bartletts Schlitten um etwa 50 Kilogramm, um ſie zum Wegbahnen in dieſem rauhen Marſch geeigneter zu machen. Dieſer Tagemarſch brachte uns reichlich 19 Kilometer unſerem Ziele näher.

Über den 87. Breitengrad.

Wir waren jetzt jenſeit des 87. Breitengrades, d. h. in der Region ſtändigen Tageslichtes während ſechs Monate des Jahres. Seit dem 1. März war die Sonne nicht untergegangen. Das Bewußtſein, daß wir den 87. Breitengrad überſchritten hatten, Männer und Hunde in guter Verfaſſung und reichliche Vorräte auf den Schlitten ließ mich in dieſer Nacht mit leichtem Herzen ſchlafen. Noch nicht 10 Kilometer weiter, bei 87° 6′, war ich vor drei Jahren gezwungen worden, umzukehren! Auch jetzt, da ich meinen eigenen höchſten Nordpunkt mit in jeder Beziehung guten Ausſichten erreichte, wagte ich nicht, zu ſehr auf das verräteriſche Eis zu bauen, das ſich noch 324 Kilometer nordwärts zwiſchen mir und dem Endpunkt hindehnte.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, es war der 28. März, war der Himmel glänzend klar, aber über uns ſchwebte ein dicker, wolkiger, unheildrohender Nebel, der niedrig über das Eis hinzog, und ein bitterer Nordoſtwind — im Sprachgebrauch der Arctic hieß das deutlich „offenes Waſſer“. Bartlett hatte das Lager verlaſſen und ſich wieder an die Bahnung des Weges gemacht, lange ehe die Leute von meiner Abteilung und ich wach waren.

Nachdem wir in gutem Tempo etwa ſechs Stunden Bartletts Spur gefolgt waren, trafen wir auf ſein Lager neben einer breiten Gaſſe; nach Nordweſt, Nord und Nordoſt lag ein dichter, ſchwarzer Himmel, und darunter der wolkige Nebel, den ich ſchon den ganzen Tag über vor mir gehabt hatte. Um Bartlett nicht zu ſtören, legten wir unſer Lager etwa 100 Meter entfernt an, bauten unſere Iglus ſo ruhig als möglich, und gingen nach unſerer üblichen Abendmahlzeit aus Pemmican, Zwieback und Tee hinein. Wir hatten etwa 19 Kilometer zurückgelegt und viel beſſeres Gehen gehabt als bei den paar letzten Märſchen, und zwar auf einer faſt geraden Linie über ausgedehnte Eisfelder und junges Eis. Ich wollte gerade einſchlafen, als ich dicht bei meinem Iglu das Eis krachen und brüllen hörte. Da aber die Bewegung nicht ſehr ſtark und auch nicht von langer Dauer war, ſo ſchrieb ich den Lärm den Preſſungen zu, die das Schließen der Gaſſe, die gerade vor uns lag, verurſachte. Ich verſicherte mich nur, daß meine Handſchuhe ſo lagen, daß ich ſie im Falle eines Unglücks in einem Augenblick ergreifen könnte, drehte mich um, und wollte ſchlafen. Ich war dicht vor dem Einſchlafen, als ich plötzlich draußen jemand aufgeregt ſchreien hörte.

Ich ſprang auf die Füße und ſah durch das Guckloch unſeres Iglus. Ich fuhr zurück, denn ich ſah zwiſchen unſeren zwei Iglus und denen von Bartlett eine breite Gaſſe von ſchwarzem Waſſer, und zwar war die eine Kante des Waſſers direkt neben unſerem Eingang. Auf der gegenüberliegenden Seite der Gaſſe ſtand einer von Bartletts Leuten und ſchrie und winkte mit all dem Übermaß eines aufgeregten und in äußerſte Furcht verſetzten Eskimo. Ich weckte meine Leute, zertrat unſere Schneetür und war in einem Augenblick draußen.

Das Eis war kaum 30 Zentimeter von der Befeſtigung eines meiner Hundegeſpanne gebrochen, und nur wegen dieſer wenigen Zentimeter entgingen ſie dem Schickſal, in das Waſſer geriſſen zu werden. Bartletts Iglu trieb auf der Eisſcholle, die abgebrochen war, nach Oſten weiter, und dahinter war, ſoweit der von der Gaſſe ausgeſtoßene Nebel es uns erkennen ließ, nichts als ſchwarzes Waſſer. Es ſah aus, als ob die Eisſcholle, die Bartletts Abteilung trug, etwas weiterhin an unſere Seite heranſchwimmen würde, und ich rief Bartletts Leuten zu, ſie ſollten ihre Lager abbrechen, ſollten ihre Hunde eiligſt bereit machen, um zu uns herüberkommen zu können, wenn ſich die Gelegenheit dazu bieten ſollte.

Dann wandte ich mich um, um meine eigene Lage zu betrachten. Unſere zwei Iglus, das von Henſon und mir, befanden ſich auf einem kleinen Stück alten Eisfeldes, das durch eine Spalte und einen niedrigen Preſſungsgrat getrennt wurde, wenige Meter entfernt von einem großen Eisfelde im Weſten von uns. Ich ſah, es würde recht wenig Spannung oder Preſſung nötig ſein, um uns ebenſo abzutrennen und uns wegſchwimmen zu laſſen, wie Bartletts Abteilung. Ich trieb deshalb Henſon und ſeine Leute aus ihrem Iglu heraus, gab jedermann Befehl, ſogleich zu packen und ſich dazuzuhalten, und während dies geſchah, ebnete ich einen Weg über die Spalte zu dem großen Eisfeld im Weſten von uns. Ich machte dies mit einem Eispickel, indem ich die Kante des Eisfeldes abſprengte und das Eis in den Spalt hinunterwarf, um eine fortlaufende Fläche zu ſchaffen, über die die Schlitten gleiten konnten. Sobald die Ladungen hinüber waren und wir uns auf dem Eisfeld in Sicherheit befanden, gingen wir an den Rand der Gaſſe und ſtanden bereit, um Bartletts Leuten beiſtehen und ihre Schlitten ſofort herüberholen zu können, wenn ihre Eisſcholle unſere Seite berühren würde.

Langſam trieb die Scholle näher und näher, bis ihre Seite gegen unſer Eisfeld knirſchte. Die zwei Kanten waren ziemlich eben, und die Scholle lag alſo längsſeit unſeres Eisfeldes wie ein Boot am Kai. Wir hatten deshalb keine Mühe, Bartletts Leute und Schlitten auf unſer Eisfeld herüber zu bringen.

Obgleich es immer möglich iſt, daß eine Gaſſe ſich quer durch ein Eisfeld hindurch öffnet, das ſo groß iſt wie unſeres, ſo konnten wir doch unſere Schlafzeit nicht damit verbringen, aufzubleiben und darauf zu warten. Da unſere früheren Iglus für uns verloren waren, ſo konnten wir nichts anderes tun als neue zu bauen und ſofort hineinzukriechen. Dieſe Extraarbeit nach den ſchweren Mühen des letzten Tagemarſches war nicht übermäßig angenehm. Dieſe Nacht ſchliefen wir mit Handſchuhen, um für alle Fälle bereit zu ſein.

Trotz der Extraermüdung und der unſicheren Lage unſeres Lagers hatte dieſer letzte Tagemarſch uns hübſch über meinen äußerſten Nordpunkt von vor drei Jahren hinausgebracht. Schätzungsweiſe auf 87° 12′, ohne freilich unſer Treiben auf dem Eiſe in Anſchlag zu bringen. Ich legte mich ſchlafen mit der Genugtuung, daß ich wenigſtens meinen eigenen Rekord geſchlagen hatte. Ganz gleich, was die nächſten Tage weiter bringen würden!

(Fortſetzung folgt.)

Die Weltausſtellung in Brüſſel. II. Von Hanns von Zobeltitz.

Jede große Ausſtellung hat ihre Kurioſitäten. Auch in Brüſſel fehlen ſie nicht. Es fehlt nicht der nachgerade unvermeidliche Vergnügungspark mit ſeinen Rieſenſchaukeln und Rieſenrutſchbahnen, dem Singhaleſendorf, dem Affenparadies und anderen mehr läſtigen als luſtigen Beigaben; erfreulicherweiſe liegen dieſe „Attraktionen“ aber ſo, daß ſie nicht geradezu auf die Nerven fallen: man kann ſie umgehen. Eine andere wirklich kurioſe und ſehr nette Attraktion aber ſollte man ſogar aufſuchen: das allerliebſte Alt-Brüſſel, deſſen Pforten ſich nahe dem Eingang der Ausſtellung auftun. Ein paar winklige Sträßchen ſind das, mit Liliputhäuslein, mit hochgewölbten Brückchen, luſtigen kleinen Schenken und Konditoreien; alles hübſch, appetitlich und harmlos. Eine Wache mit Feuerſteingewehren ſteht vor den Toren, die Aufſeher tragen ganz kurioſe, urvorweltliche Zylinder, ein braver Mann im Biedermeierkoſtüm lehrt die

Blumenſprache, ein anderer ſchneidet mit geſchickten Fingern Silhouetten; dazu klingt die Kirmesmuſik von allen Ecken her, und abends gibt's ein heiteres Durcheinander aus allen Ständen.

Alt-Brüſſel iſt kurios. Aber die wirkliche große Kurioſität der Ausſtellung iſt der Pavillon von Monaco. Groß und mächtig, in einer Art von Seeräuberſtil erhebt er ſich dicht neben der Deutſchen Ausſtellung; die Angeſtellten tragen die richtige Croupierwürde zur Schau. Und drinnen iſt die Induſtrie von Monaco ausgeſtellt. Nicht etwa die eigentliche, nicht die vom Baccarattiſch und von der rollenden Glückskugel. O nein! Das wäre wohl für Belgien nicht zweckmäßig geweſen, wo — trotz aller Geſetze — immer noch in Oſtende und Spa das Glücksſpiel in kaum verhüllter Öffentlichkeit betrieben wird. Die Induſtrie von Monaco präſentiert ſich hier ganz anders, und das iſt eben das Kurioſe. Wir haben da einmal ein paar Szenenbilder aus der Fürſtlichen Oper von Monte Carlo durch den Guckkaſten zu betrachten; dazwiſchen zwei rieſige Talmi-Ritterrüſtungen. Dann einige Tropengewächſe; ein paar wirklich ungewöhnlich große, bekränzte Salamiwürſte; eine ganze Vitrine mit Damenhandſchuhen, eine zweite mit Parfüms, eine dritte mit Damenſchuhchen. Voilà tout. Und das alles auf zwei Stockwerke verteilt. Wer das Bewundern noch nicht gelernt hatte, kann's hier lernen.

A LA RENOMMÉE

⌘ Aus Alt-Brüſſel. ⌘

Es gibt noch eine andere Kurioſität, aber ſie hat faſt einen tragiſchen Beigeſchmack. Ich meine die japaniſche Ausſtellung. Wir alle kennen die hohe Stufe, auf der das Kunſtgewerbe in Japan einſt ſtand; wir alle wiſſen, wie japaniſche Kunſt die europäiſche beeinflußt hat. Und nun ſehen wir hier, wie tief dies ſo hochbegabte Volk künſtleriſch ſinken konnte, um des lieben Gelderwerbs willen. Japan hat von ſeinen guten kunſtgewerblichen Leiſtungen faſt nichts ausgeſtellt. Aber es hat ſeine Räume mit dem elendeſten Tand überfüllt, mit Kinkerlitzchen, die nur für den europäiſchen Markt fabriziert wurden. Ich will nur hoffen, daß die geriſſenen Japſen ſich diesmal verrechnet haben. Sicher bin ich deſſen freilich nicht, denn ich habe gerade in Brüſſel nur zu oft geſehen, wie das liebe Publikum gerade die Schränke umdrängte, in denen die künſtleriſch am tiefſten ſtehende Maſſenware zur Schau ſtand.

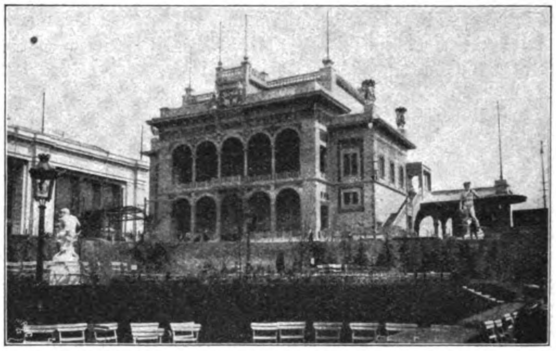
⌘ Aus Alt-Brüſſel. ⌘

Das gilt beſonders auch für die Ausſtellung Italiens. Hier ſcheinen die halben Marmorbrüche von Carrara in Statuen, Statuetten, Büſten und Büſtchen verarbeitet. Einige gute Reproduktionen antiker Werke ſind darunter, aber ſie verſchwinden unter der furchtbaren Überfülle moderner Süßlichkeiten. Zuckerkand und wieder Zuckerkand! Und ganz ähnlich iſt es um das ganze übrige italieniſche Kunſtgewerbe beſtellt. Wer einmal rings um den Markusplatz ging und den Bric à brac der Auslagen betrachtete, kann ſich eine kleine Vorſtellung davon machen, was hier in ungeheuerlichen Maſſen vereinigt iſt.

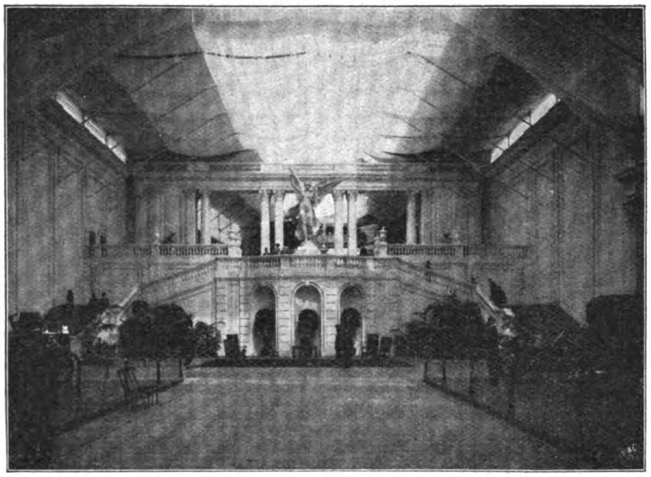
Und nun ganz das Gegenteil. Die ganz kleine Ausſtellung eines kleinen Landes; eine Ausſtellung faſt nur kunſtgewerblicher Art — und jedes Stück ein Kunſtwerk! Ich meine die däniſche Abteilung. Ich rate dringend, dieſe ganz eigenartige Ausſtellung aufzuſuchen und dafür lieber einige der großen Hallen flüchtiger zu durchwandern. Es ſind beſonders die däniſchen Porzellane, die hier feſſeln: die von der Königlichen Manufaktur ſowohl, wie die von Bing & Gröndahl. Beide zeigen in zahlreichen Stücken ihr reiches künſtleriſches Können und eine wunderbare Technik. Aber auch in muſtergültigen Bucheinbänden und in Edelmetallarbeiten zeichnet ſich Dänemark aus; nichts iſt hier Schablone, alles trägt eine ganz eigene Note. Man kann auch dieſen Erzeugniſſen gegenüber, wie bei den deutſchen, von dem ſtarken Streben nach einem nationalen Stil ſprechen, und man wird aus der Eigenart dieſes Strebens doch auch wieder die Stammesverwandtſchaft mit uns herauserkennen. —

Weit und umfaſſend iſt ſelbſtverſtändlich die Ausſtellung des Gaſtgebers. Belgien iſt ja eines der induſtriereichſten Länder Europas. Die großen Bodenſchätze und eine außerordentlich fleißige Bevölkerung haben es dazu gemacht. Es gibt kaum ein Gewerbe, das in den belgiſchen Hallen nicht vertreten wäre — und zwar gut vertreten; von der Spitzeninduſtrie zu der Handfeuerwaffe, von textilen Erzeugniſſen bis zu rieſigen Maſchinen, von der Schokolade bis zum „Schidamer Mops". Aber ich kann und will hier nicht als Wegweiſer dienen. Wohl aber möchte ich auf zweierlei hinweiſen. Einmal auf den Pavillon der Frauenarbeit, in dem die verſchiedenartigſten Heimarbeiten vorgeführt werden, ſelbſtverſtändlich an erſter Stelle die Herſtellung der Spitzen. Und dann auf die entzückenden Eigenbauten, die ſich einzelne der großen belgiſchen Städte errichtet haben, wie Brüſſel, Gent und vor allem Antwerpen. Sie ſtellen im Innern meiſt ſtatiſtiſches Material aus, über ihre ſtädtiſchen Inſtitute, über ihre Schulen zumal. Der Hauptreiz liegt aber darin, daß dieſe Gebäude in höchſt geſchmackvoller Nachahmung von Bauten aufgeführt wurden, die aus den alten Glanzzeiten der Städte ſtammen. Es ſind damit außerordentlich feine ſtimmungsvolle Bilder erzielt worden; das ſchönſte aber iſt die Rekonſtruktion des Hauſes, das Meiſter Rubens im Judenviertel von Antwerpen auf der Höhe ſeines Ruhmes bewohnte. Das prunkvolle Renaiſſance-Atelier, dann der ſtille Hof in dieſem Hauſe: das ſind wahrhafte Perlen der ganzen Ausſtellung.

Nächſt Belgien hat ſicher Frankreich materiell die größten Anſtrengungen gemacht und tritt auch wohl gewerblich als Deutſchlands ſchärfſter Konkurrent auf. Es gibt Gebiete, in denen wir einfach nicht wetteifern können und vernünftigerweiſe den Wettſtreit auch gar nicht aufgenommen haben. So in allen Dingen, die die beſondere Domäne der eleganten Frau bilden. Was hier die großen Pariſer Modefirmen, was die Pariſer Warenhäuſer in ihren Schränken vorführen, mag wohl eine Frau begeiſtern, auch wenn ſie ſich nicht zu den ‚Mondainen' zählt; ſelbſt der Laie ſteht doch bewundernd vor dieſen in Seide und Spitzen gehüllten Wachsfiguren, vor dem Prunk, aber auch vor dem Geſchmack, den die Pariſer Modekünſtler entwickeln. Großartig iſt auch die franzöſiſche Weinausſtellung; die Herren aus Bordeaux und Burgund wußten, was ſie taten, als ſie hier ihr Beſtes ausſtellten und in möglichſt lockender Form; denn Belgien gilt bei Kennern von alters her als das Land, das am meiſten auf einen gutgefüllten Keller hält, und man ſagt nicht mit Unrecht, daß man gerade in Brüſſel beſſere franzöſiſche Weine trinkt, als in Frankreich ſelbſt. Weniger gefallen hat mir das franzöſiſche Kunſtgewerbe. Es iſt verſteinert; es kennt nur die beiden großen franzöſiſchen Stile des Rokoko und Barock, arbeitet beſonders alle Möbel in allen Variationen dieſer Stilarten mit der höchſten Vollendung — aber weiſt jede Fortentwicklung zurück. Deutſchland und, nicht zu vergeſſen, Dänemark ſind Frankreich meiner Überzeugung nach weit voraus.



Italieniſcher Pavillon.



Aufgang zur engliſchen Abteilung.

Frankreich hat aber, räumlich von ſeiner Halle recht weit entfernt, noch eine Sonderausſtellung, an der man nicht vorübergehen ſoll: ſeine kolonialen Pavillons (bei denen übrigens, ſei für die Landwirte unter den Leſern bemerkt, auch eine recht intereſſante, zu Vergleichen herausfordernde Ausſtellung für „Agriculture et Horticulture" liegt). Dieſe Pavillons, es ſind ihrer wohl ein halbes Dutzend, zeigen doch, welchen Umfang das Kolonialreich Frankreichs in den letzten Jahrzehnten erreichte. Und wenn auch mancherlei in ihnen etwas „Ausſtellungsmache" ſein mag, es bleibt des Bemerkenswerten genug, um zu beweiſen, daß die Franzoſen keineswegs die ſchlechten Koloniſatoren ſind, als die man ſie bisweilen betrachtet. Jedenfalls haben ſie es verſtanden, noch rechtzeitig ihre Hand feſt auf höchſt entwicklungsfähige Gebiete zu legen, zu denen nicht zuletzt Madagaskar und Indo-China zählen. Übrigens iſt dieſe Ausſtellung auch ſehr inſtruktiv und mit echt franzöſiſchem Geſchick „aufgemacht".

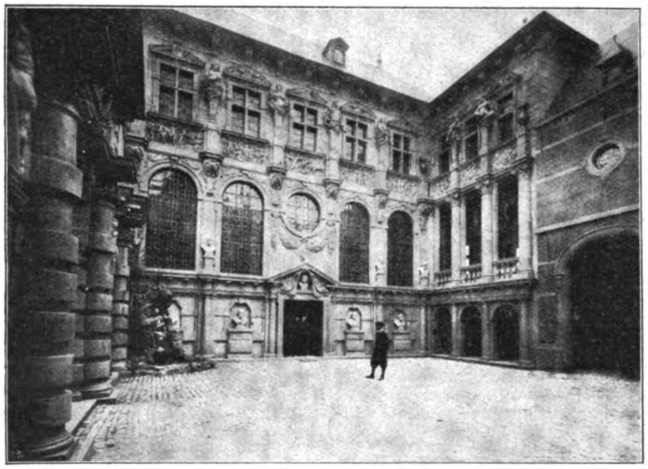
Das Haus der Stadt Brüſſel.

Ich kann das von den eigentlichen franzöſiſchen Ausſtellungshallen ſelber nicht ſagen. Hier fällt der Übelſtand der gewaltigen, ungegliederten, durch zahlreiche, ganz verſchiedene Einbauten zerriſſenen Räume beſonders ins Auge und mahnt immer wieder an die unendlich viel glücklichere deutſche Anordnung. Das einzige Land, das ſeine Ausſtellungshallen wirklich zu meiſtern verſtand, iſt England. Die Briten zeigen auch hier ein ſicheres Stilgefühl. Sie haben die großen Räume einheitlich weiß gehalten und alle Kioske, Vitrinen, Schränke wiederum in einheitlichen Formen und in einer einheitlichen braunen Farbe. Auch die Ausſtellung hat Stil. Überall hat man von vornherein die Empfindung: wie gediegen iſt das doch! Gleichviel ob es ſich um Hüte, um Stiefeln, um Möbel, um keramiſche Erzeugniſſe handelt. Nur ein wenig langweilig wirkt es mit der Zeit. Nehmen wir z. B. die an ſich köſtlichen Vitrinen aus Etruria, der Wedgewood-Stadt: all dieſe „Poterien" ſind an ſich famos, in Form und Farbe, ausgezeichnet in der techniſchen Ausführung. Aber man begegnete ihnen ſchon

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Spitzenarbeiterinnen im Pavillon für Frauenarbeit.

hundertmal; es ſind die gleichen Formen, die bereits unſere Großeltern erfreuten, die wir von Kindesbeinen an kennen, die unſerer eigenen Induſtrie nur allzuoft als muſtergültig vorgehalten wurden. Eine Fortentwicklung fehlt, Erfindungsgabe ſcheint nicht vorhanden oder wird verſchmäht. Es iſt gewiß etwas Schönes um den konſervativen Sinn des Engländers; man könnte manchmal neidiſch werden. Für alle Gebiete läßt er ſich jedoch nicht mit dauerndem Erfolg anwenden, und wenn die britiſche Induſtrie, ſei es mit Recht, ſei es mit Unrecht, jetzt ſo oft über den deutſchen Wettbewerb klagt, ſo täte ſie beſſer daran, ſich auf ſich ſelber zu beſinnen und eine ſtärkere Initiative zu entwikkeln, neuen Aufgaben entgegen! Aber eins fällt mir dabei ein: ob wohl eine einzige engliſche Firma auf irgendeiner Ausſtellung ihre eigene Nationalität verleugnen würde?! Ganz gewiß nicht. Solch einem Falle bin ich nur in unſerer deutſchen Ausſtellung begegnet, erfreulicherweiſe, ſoweit ich ſah, freilich auch nur ein einziges Mal. Da hat eine der größten deutſchen Maſchinenfabriken, die als Spezialität Einrichtungen für Mühlen herſtellt und Weltruf beſitzt, ihre Firma nur in franzöſiſcher Sprache kund und zu wiſſen gegeben: ‚Seck frères à Dresde‘. Ich verarge es ſelbſtverſtändlich keinem Geſchäft, wenn es auf einer Ausſtellung im fremden Lande ſeine Firma auch in der Landesſprache anzeigt; das mag manchem geſchäftlich günſtig erſcheinen. Aber wenn über ſolch einer Ausſtellung nichts ſteht, nichts, als in großen Lettern ‚Seck frères à Dresde‘ — dann geht mir das doch über die Hutſchnur. Und da lob' ich mir den Briten, der immer und überall ſeine Nationalität hochzuhalten weiß!

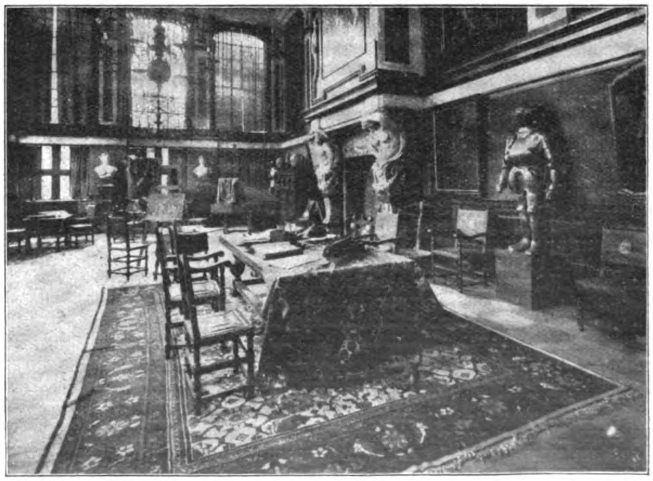


Der Hof des Rubens-Hauſes.

Die öſterreichiſche Ausſtellung iſt verhältnismäßig klein. Das Beſte, was ich hier ſah, ſchienen mir böhmiſche Gläſer, Erzeugniſſe einer alteingeführten Induſtrie, die aber auch ein wenig friſches Blut vertragen könnte.

Spanien hat ſich ein eigenes Haus geſchaffen, in dem es noch nicht viel zu ſehen gab außer dem Hof, der eine hübſche Nachbildung des berühmten Löwenhofes der Alhambra darſtellt — eine feine und geſchmackvolle Idee. Ausgezeichnet hat ein Land ausgeſtellt, von dem man es kaum erwartete: Canada. Es hat etwas geradezu Überraſchendes, dieſe Ausſtellung zu durchwandern, die nicht nur die gegenwärtige Entwicklung zeigt, ſondern auch mit verblüffendem Geſchick Entwicklungsmöglichkeiten der Zukunft vorführt. Wie ein neu entdecktes Gebiet faſt mutet uns hier der gewaltige Norden Amerikas an. Soll ich nun noch weiter aufzählen: die Vereinigten Staaten, Griechenland, Perſien — bis zur Dominikaniſchen Republik? Ich glaube, es iſt beſſer, ich verzichte.

Aber die Frage hat ſich mir immer wieder aufgedrängt, während ich die Rieſenſäle durchwanderte, hier in einer der ungeheuren Maſchinenhallen dem imponierenden Gleichklang der Arbeit lauſchend, dort vor einem kleinen Schrank mit irgendwelchen erleſenen Erzeugniſſen des Kunſtgewerbes ſtehenbleibend, hier bewundernd, dort den Kopf ſchüttelnd — die Frage: haben ſich dieſe Weltausſtellungen überlebt? Es iſt ſo oft behauptet worden; vielmals wurden ſie totgeſagt — und ſie lebten immer wieder auf. Ich glaube nicht daran, daß ſie je ganz verſchwinden werden. Gewiß: für unendlich viele der Beſucher ſind ſie nur eine Sehenswürdigkeit, nur eine Schau, die Stätte eines beſonders gearteten Nervenkitzels. „Man muß dabei geweſen ſein.“ Und für ſo manche Induſtrielle bedeuten ſie eine ſchwere Laſt; ſelten wohl nur läßt ſich rechnungsmäßig der Erfolg nachweiſen, während die Koſten rieſengroß ſind. Trotz allem: man wird ſie nicht entbehren können. Mit bloßen Rechenexempeln iſt das gewerbliche Leben der Gegenwart nicht zu faſſen, nicht zu erledigen. Es gilt



Rubens-Haus: Des Meiſters Atelier.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

nicht nur, einzelne bedeutende oder für bedeutend erachtete Leiſtungen vorzuführen, ſondern den Standard der zeitigen induſtriellen, aber auch der Kunſt- und Kulturentwicklung wetteifernd zu zeigen. Das kann ſchließlich nur auf ſolchen Weltausſtellungen geſchehen. Und daß es erfolgreich geſchehen kann, das beweiſt in meinen Augen gerade die deutſche Ausſtellung in Brüſſel, zumal in ihrer Abteilung für Erziehung und Unterricht und in ihren kunſtgewerblichen Darbietungen!

Aber die Form, der äußere Rahmen der Weltausſtellungen wird ſich ändern müſſen. Chicago und Paris hatten einen Umfang gewonnen, der nicht mehr zu bewältigen war ſelbſt für den Fleißigſten; auch er blieb ſchließlich auf der Oberfläche, wenn er nicht lange Wochen aufzuwenden hatte. Das Programm dieſer Weltſchauen muß ein anderes, beſchränkteres werden: ſie dürfen nicht mehr durch die Maſſe, ſie müſſen durch die Qualität wirken; die Regierungen und die Induſtrieverbände müſſen von vornherein eine Ausleſe treffen. Daß das möglich iſt, unterliegt keinem Zweifel. Geſchieht es aber, dann werden dieſe Ausſtellungen wirklich wieder zu großen Lehrmeiſterinnen der Völker werden.

Das Tempelhofer Feld. Von Oberſtleutnant W. v. Bremen.

Tempelhof, was iſt's? Ein einfaches Dorf bei Berlin, aber das Feld, das nach ihm ſich nennt, iſt weit über die Grenzen des deutſchen Vaterlandes bekannt, ja es hat einen Weltruf. Hier bildete der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. ſeine Armee, daß ſie das Werkzeug wurde, mit dem ſein großer Sohn ſeinen ſiebenjährigen Kampf ſiegreich durchzufechten vermochte. Hier wurde allerdings auch die verknöcherte Taktik getrieben, als ſein Geiſt aus dem Heere gewichen war, ſo daß es bei Jena und Auerſtedt zuſammenbrach. Hier aber war es dann auch, wo die preußiſche Garde von dem Prinzen von Preußen, unſerm nachmaligen großen Kaiſer Wilhelm, in jahrelanger Schulung zum Muſter des preußiſchen Heeres herangebildet wurde, ſo daß dies auf den Feldern von Königgrätz und Sedan unſer neues Deutſches Reich zu erkämpfen vermochte. Von dieſem Felde zog dann auch an dem unvergeßlichen 16. Juni 1871 der erſte Kaiſer an der Spitze ſiegreicher Truppen, und vor ihm ſeine Paladine Bismarck, Moltke und Roon, in die jubelnde Reichshauptſtadt ein. Hier finden auch ſeitdem die glänzenden Paraden ſtatt, an denen ſchon alle europäiſchen Herrſcher teilgenommen haben.

So ſteigt bei dem Namen „Tempelhofer Feld“ in uns die Vorſtellung waffenſtarrender Bataillone und ſtolzer Reitergeſchwader, von Trommelwirbel und Hohenfriedberger Reitermarſch auf. Neuerdings aber hat es nun die Öffentlichkeit noch durch anderes beſchäftigt. Die Heeresverwaltung, bureaukratiſch „Militärfiskus“ genannt, will einen Teil dieſes althiſtoriſchen Geländes verkaufen, der dann bebaut werden ſoll.

So mag denn gerade jetzt ein Rückblick in vergangene Zeiten geſtattet ſein.

Schon um die Mitte des XIII. Jahrhunderts hatte der Tempelherrenorden in Tempelhof eine Komturei errichtet und rang das angrenzende Land den heidniſchen Wenden ab. Nach ihnen empfing auch mit großer Wahrſcheinlichkeit der Ort ſeinen Namen, nicht aber aus dem Wendiſchen oder Keltiſchen, wie manche meinen. Urkundlich iſt das Feld ſelbſt zuerſt ſchon im Jahre 1351 nachweisbar, als Markgraf Ludwig der Römer „to velde in dem Dorpe to Tempelhove“ Frieden mit den Städten Berlin und Cölln, die ſich mit dem falſchen Waldemar verbündet hatten, ſchloß. Nach der Aufhebung des Tempelherrenordens zu Ende dieſes Jahrhunderts ging die Komturei in den Beſitz des Johanniterordens über. Mancherlei Wechſel trat dann im Laufe der Jahrhunderte hier ein. Vom Johanniterorden ging Tempelhof ſelbſt an die Städte Berlin und Cölln, bis Kurfürſt Joachim Friedrich das Gut für ſeine Gemahlin erwarb. Sie baute ſich hier ein Wohnhaus, aber nach ihrem baldigen Tode fiel der Beſitz wieder an die Stadt Cölln. Der Dreißigjährige Krieg brachte auch hier viele Heimſuchungen, bis der Große Kurfürſt 1650 das Gut wieder für ſeine Gemahlin Luiſe Henriette erwarb. Nach ihrem Tode 1667 überwies er es ihrem Kammerdiener, Coulumbal, zur lebenslänglichen Nutznießung, und ſpäter erhielt es ein Hofprediger Cochius. Mancherlei Wandlungen traten dann noch in dem Beſitze des Gutes wie der übrigen Feldmark ein, bis letztere im Jahre 1722 zum erſten Male von der Berliner Garniſon zum Exerzieren und zu Beſichtigungen benutzt wurde.

Damit beginnt die geſchichtliche Bedeutung des Feldes für das preußiſche Heer, denn die Art und Weiſe, wie Friedrich Wilhelm I. hier ſeine Truppen ausbildete, legte recht eigentlich den Grund zu ihren ſpäteren Kriegstaten, und die „Revuen“, die er hier abhielt, wurden bald vorbildlich für andere Heere. Aber wie anders verlief damals eine ſolche „Hauptrevue“ auf dem Tempelhofer Felde als heute eine große Parade, und welche Anſtrengungen mutete der König dabei ſich und den Truppen zu: „Am Tage der Hauptrevue,“ heißt es in einer Schilderung jener Tage, „ſaß der König ſchon morgens um zwei Uhr zu Pferde, und ſodann defilierten die Regimenter in größter Stille und Ordnung durch das Kottbuſer Tor nach dem Tempelhofer Berg zu, wo der bereits angekommene König hielt und alles an ſich vorbeimarſchieren ließ. Wenn darauf die Linie der Infanterie gerichtet worden, ritt der König die Fronte hinauf, wobei das Saitenſpiel gerührt und mit den Fahnen ſalutiert wurde. Sodann begab er ſich nach dem Zentrum der Linie, wo die Signalkanone ſtand. Hier wurden Feldſtühle hingeſetzt. Die kleinen Prinzen erhielten von einem Pagen, der zwei Schachteln in der Taſche trug, Butterſchnitte, die ſie ſich recht wohl ſchmecken ließen, und nach dieſem Frühſtücke machten die Regimenter ihre Schwenkungen im Retirieren, Avancieren uſw. Wenn zuletzt die Karrees gemacht wurden, womit jedes Manöver beſchloß, warfen die Grenadiere auf den Flügeln der Kompagnien hölzerne Granaten, deren man ſich damals bediente, um die Kavallerie ſcheu zu machen, und das war dann für das berliniſche Publikum, beſonders aber für die berliniſche Jugend ein herrliches Schauſpiel. Hierauf ging der Rückmarſch nach der Stadt vor ſich. Vor dem Tore wurden die Kleider und Schuhe abgebürſtet und die Gewehre abgewiſcht, und ſo rückten ſie in die Stadt ein.“

In einer uns erhaltenen genauen Dispoſition für eine zu Ehren des Kurfürſten Auguſt des Starken 1728 abgehaltene Revue heißt es ähnlich: „Des Morgens um ein Uhr ſollen die Burſchen vor der Kapitäne Quartier ſtehen, um zwei Uhr ſollen ſie marſchieren.“ Und für das in Charlottenburg ſtehende Regiment des Kronprinzen wird beſtimmt, daß es um ein Uhr ſatteln und um zwei Uhr marſchieren ſoll: „Den Marſch nimmt es auf Schöneberg und längs den Wald, den Johannistiſch genannt,“ alſo an der heutigen Blücherſtraße hin. Im ganzen wurde hierbei nach Signalen exerziert, die mit 92 Kanonenſchüſſen gegeben wurden. Zur Aufrechthaltung der Ordnung wurde unter anderm befohlen: „Die Unteroffiziers aber, die hinten ſchließen, ſollen acht haben, daß die Leute ſtille ſtehen, aus Reihen und Glieder nicht hinterwerts austreten, Bier und Brandtewein zu ſaufen.“

Wie auch die Königliche Familie bei dieſen Paraden den ganzen Tag über in Anſpruch genommen wurde, ſelbſt wenn ſie aus feſtlicher Veranlaſſung ſtattfanden, zeigt die Beſchreibung der Revue, die aus Anlaß der Hochzeit des Kronprinzen, des ſpätern Königs Friedrich des Großen, 1733 hier ſtattfand. In dieſer heißt es: „Die höchſten Herrſchaften fuhren von Charlottenburg heute früh fünf Uhr ab und wurden mit 59 Kutſchen zu ſechs Pferden und vielen Kavalieren zu Pferde nach dem Lager auf dem großen Exerzierplatz bei Tempelhof begleitet, woſelbſt die 20 Bataillons und 20 Eskadrons ihre Exerzitien nach Kanonenſchüſſen machten, worauf um ein Uhr der Einzug in Berlin erfolgte und das Einmarſchieren der Regimenter und der Marſch um das Schloß bis vier Uhr nachmittags dauerte.“

Zum Andenken an dieſe Parade ließ der König ſogar eine Denkmünze ſchlagen, die auf der Vorderſeite ſein Bild, nach damaliger Sitte im Harniſch, zeigt und auf der Rückſeite (ſ. Abb.) eine Darſtellung der Revue gibt. Darüber ſteht eine ſtrahlende Sonne mit einem Dreieck, dem Sinnbild der Dreieinigkeit, und der Umſchrift: Pro Deo et milite — Für Gott und den Soldaten! Der Durchmeſſer der Medaille beträgt nicht weniger als 13 Zentimeter.

Aber nicht nur Friedensmanöver ſah das Tempelhofer Feld. Während Friedrich der Große im Jahre 1760 mit den Truppen, die hier geſchult waren, den Öſterreichern, Ruſſen, Schweden, der Reichsarmee und den Franzoſen ſiegreich die Stirne bot, unternahmen Tottleben mit 23 000 Ruſſen und Lacy mit 18 000 Öſterreichern einen Streifzug auf Berlin, wo nur drei ſchwache Garniſonbataillone und 50 Stadthuſaren waren. Am 3. Oktober erſchien Tottleben mit 6000 Grenadieren, Huſaren und Koſaken auf den Rollbergen vor dem Kottbuſer Tor und dem Tempelhofer Berge und verlangte die Übergabe der nur mit ſchwachen Erdwerken befeſtigten Stadt. Aber hier weilten gerade Seydlitz, der ſich noch von ſeiner ſchweren Kunersdorfer Wunde erholte, und der alte tapfere Feldmarſchall Lehwaldt; ſie verweigerten die Übergabe und wieſen auch den Sturm auf die Werke ab. In der Nacht zum

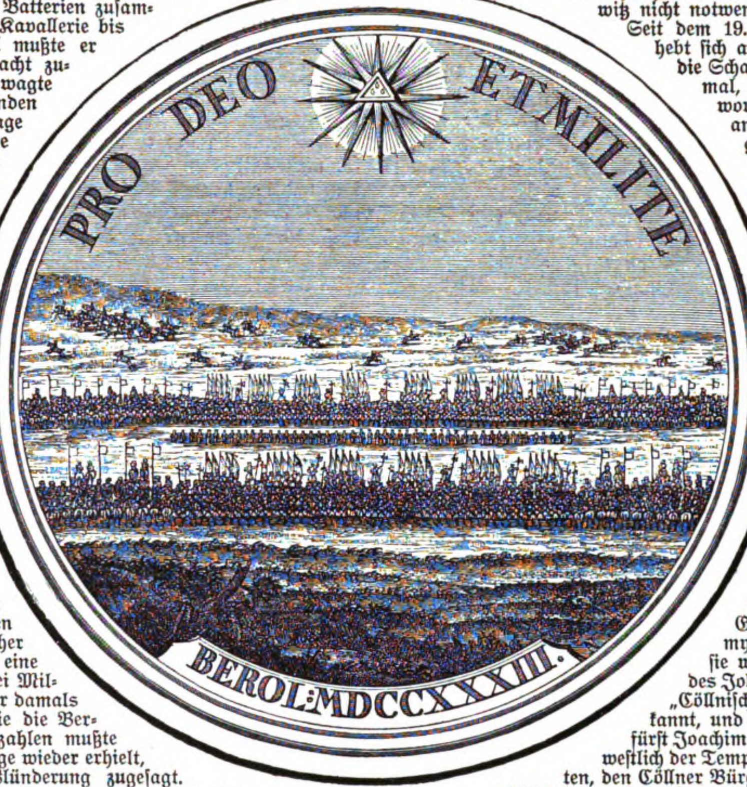
4. wurde Berlin vom Tempelhofer Berge aus bombardiert. Schon an dieſem Tage traf die erſte Verſtärkung für die bedrängte Hauptſtadt von Pommern aus ein, und bis zum 7. wuchs die Stärke des Verteidigers auf 8000 Mann.

An dieſem Tage war Tottleben nach Tempelhof gerückt und ging nun von da in breiter Front über das Tempelhofer Feld gegen die auf dem Tempelhofer Berge etwa an der Stelle des heutigen Denkmals und der Brauerei ſtehenden preußiſchen Truppen vor. Dieſe wehrten ſich tapfer, ja von Steglitz aus ging die preußiſche Kavallerie unter Major v. Kleiſt gegen die linke Flanke der Ruſſen vor, hieb ihre Batterien zuſammen und jagte ihre Kavallerie bis nach Rixdorf. Wohl mußte er dann vor der Übermacht zurück, aber Tottleben wagte doch keinen entſcheidenden Angriff an dieſem Tage mehr. Schon glaubte ſich Berlin gerettet, da trafen am 8. die ruſſiſchen Verſtärkungen und Lacy mit ſeinen Truppen ein. Den 40 000 Feinden waren die 8000 Preußen auf die Dauer nicht gewachſen, da keine weitere Unterſtützung für die nächſte Zeit mehr zu erwarten ſtand. Um die Truppen dem Könige zu erhalten, zogen die Generale in der Nacht zum 9. nach Spandau ab und übergaben die Stadt an Tottleben. — Am Morgen des 9. Oktober zogen Ruſſen und Öſterreicher in Berlin ein. Gegen eine Kontribution von zwei Millionen Talern, eine für damals gewaltige Summe, die die Berliner Bürgerſchaft bezahlen mußte aber ſpäter vom Könige wieder erhielt, wurde Schutz vor Plünderung zugeſagt. Berlin wurde in der Tat davor bewahrt, da ſich Ruſſen und Öſterreicher hier gegenſeitig voreinander genierten, ſich als Barbaren zu zeigen. Um ſo ſchlimmer hauſten aber die Koſaken und öſterreichiſchen Huſaren in den Schlöſſern zu Schönhauſen und Charlottenburg, wo ſie die Zimmer verwüſteten, die koſtbaren Bilder von Watteau und Lancret zerſtörten, die Antiken und das Silbergeſchirr unter den Augen ihrer Offiziere raubten. Zwei Tage plünderten ſie ſo, da erſcholl der Ruf: „Der König kommt!“ und am 11. Oktober zogen die Öſterreicher, an den beiden nächſten Tagen die Ruſſen ab.

Dies Gefecht vom 3. Oktober 1760 ſollte das einzige ernſthafte bleiben, was das Tempelhofer Feld ſah. Wohl entſtand auf dem Tempelhofer Berge noch einmal eine Schanze, als im Sommer 1813 Berlin von den Franzoſen bedroht wurde. Aber eine Verteidigung dieſes Werkes, an deſſen Herſtellung die Berliner Profeſſoren, unter ihnen auch der wackere Fichte, mit dem Spaten gearbeitet hatten, wurde durch die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz nicht notwendig.

Seit dem 19. September 1818 erhebt ſich an der Stelle, wo 1813 die Schanze ſtand, jenes Denkmal, das, von Schinkel entworfen, der Erinnerung an die Befreiungskriege geweiht iſt. Es widmete, wie ſeine Inſchrift ſagt: „Der König dem Volke, das auf ſeinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte, den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geſchlechtern zur Nacheiferung.“

Daß an dieſen Bergen, an die ſich, wie wir ſehen, ſo viele geſchichtliche Erinnerungen heften, wo vorzeiten auch der Wein gedieh, mag der heutigen Generation allerdings mythiſch erſcheinen. Aber ſie waren ſchon zu Zeiten des Johanniterordens als die „Cöllniſchen Weinberge“ bekannt, und 1535 befahl der Kurfürſt Joachim I., dem die Weinberge weſtlich der Tempelhofer Straße gehörten, den Cöllner Bürgern, die im Beſitz der öſtlich davon befindlichen Berge waren, dort auch Weinberge „gemeiner Stadt zum Beſten“ anzulegen. Die Kurfürſten ließen die Weinkultur durch eigene „Weinmeiſter“ pflegen. Der Dreißigjährige Krieg vernichtete ſie faſt völlig, und ſpäter blühte ſie trotz manchen Bemühens der Fürſten nicht mehr in alter Weiſe auf. Nur der manchem alten Berliner noch bekannte Name des „Duſtern Kellers“ in der Haſenheide erinnerte noch lange daran.



Münze auf die Hochzeitsparade 1733.

Birken-Legendchen. Von Börries, Frhr. v. Münchhauſen.

Birke, du ſchwankende, ſchlanke,
Wiegend am blaßgrünen Hag,
Lieblicher Gottesgedanke
Vom dritten Schöpfungstag!

Gott ſtand und formte der Pflanzen
Endlos wuchernd Geſchlecht,
Schuf die Eſchen zu Lanzen,
Weiden zum Schildegeflecht.

Gott ſchuf die Neſſel zu Leide,
Alraunenwurzeln zum Scherz,
Gott ſchuf die Rebe zur Freude,
Gott ſchuf die Diſtel zum Schmerz.

Mitten in Arbeit und Plage
Hat er ganz leiſe gelacht,
Als an den ſechſten der Tage,
Als er an Eva gedacht.

Sinnend in göttlichen Träumen
Gab ſeine Schöpfergewalt
Von den mannhaften Bäumen
Einem die Mädchengeſtalt.

Göttliche Hände im Spiele
Lockten ihr blonden das Haar,
Daß ihre Haut ihm gefiele,
Seiden und ſchimmernd ſie war. —

Biegt ſie und ſchmiegt ſie im Winde
Fröhlich der Zweigelein Schwarm,
Wiegt ſie, als liegt ihr ein Kinde
Frühlingsglückſelig im Arm.

Birke, du mädchenhaft ſchlanke,
Schwankend am grünenden Hag,
Lieblicher Gottesgedanke
Vom dritten Schöpfungstag!

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers. (1. Fortſetzung.)

Hermann Lüdegaſt ſagte in ſeiner langſamen Art: „Ich habe eine ſechswöchige Kündigung mit dem Fräulein ausgemacht, Andrea. Es ſcheint mir doch kein Vergehen vorzuliegen, das zu einer ſofortigen Entlaſſung berechtigt. Bis zum 1. November wirſt Du ſie noch im Hauſe dulden müſſen.“

Er war ein wenig müde von dieſem häufigen Bonnenwechſel, den Andrea verlangte. Doch konnte er ihre Gründe ja nicht überblicken und mußte ihr notgedrungen recht geben.

„Aber bis zum 1. November, Hermann! Und wenn ſie außerdem über die Kündigung gereizt iſt. Die armen Kinder! Es iſt ja ganz unmöglich. Geht das nicht zu ändern? Wenn Du verſtändig mit ihr ſprächeſt? Ich kann es nicht, ich bin zu erregt, und Du findeſt viel beſſere Worte, und alle reſpektieren Dich immer. Sie wird es einſehen, wenn Du es ihr ſagſt, lieber Hermann.“

Die Eheleute ſtanden miteinander an einem Fenſter des ſehr großen und hellen Wohnzimmers, das früher mit alten gelben Kaſtenmöbeln und einem geblümten Sofa ausſtaffiert war und für das Andreas Tante noch eine hübſche hellgraue Einrichtung beſorgt hatte. Die Fenſter gingen auf den Marktplatz hinaus, einen öden Platz mit einem Kriegerdenkmal in der Mitte und von der Apotheke, der Poſt, einigen Kaufläden und Privathäuſern eingefaßt. Heute, wie jedesmal am Sonnabend, waren über den Platz alte Weiberchen ausgeſtreut, die das Gras zwiſchen den Pflaſterſteinen ausrupfen mußten.

Wie Andrea ‚lieber Hermann‘ ſagte, ſtieg ihm eine leiſe, flüchtige Röte in Wangen und Stirn. Er war ſo empfindlich gegen ihre ſeltenen, kühlen Zärtlichkeiten wie ein mutterloſes Kind. Sie war ſeine einzige Liebe, denn um viel auf Liebesjagd zu gehen, hätte er erſt aus ſeiner Haut herausſteigen müſſen.

Andrea war viel zu flüchtig und auch zu fein, um zu berechnen. Sie ſchmeichelte ihm wahrlich nicht mit Vorbedacht. Aber als ſie jetzt ſein Erröten und ſein kleines ratloſes Lächeln ſah, wußte ſie doch, daß ſie bedingungslos gewonnen habe.

„Ich werde ihr anbieten, ihr Gehalt und Koſtgeld bis zum 1. November zu geben, wenn Du meinſt, daß es nicht ſolange mit ihr geht.“ ſagte Herr Lüdegaſt mit leiſem Zögern. „Iſt Dir das recht?“

„Ja. Sehr.“

Sie ſah ihn freundlich an und hatte jetzt ſelber Luſt, ein wenig zärtlich zu ihm zu ſein. Aber ſie wußte nicht recht wie. Sie hatte ihn von Herzen lieb, aber ſie war es nicht gewöhnt, den Menſchen nachzulaufen, und ſein Weſen entmutigte ſie. Es war trotz der faſt ſiebenjährigen Ehe immer noch eine ſtarke Befangenheit zwiſchen ihnen.

Mit einiger Anſtrengung ſetzte ſie hinzu: „Du biſt ſo lieb, Hermann, ich danke Dir.“

Er ging darauf nicht ein, ſondern fragte nur: „Wirſt Du denn ſo ſchnell eine andere finden? Oder ſoll ich inſerieren?“

„Nein, nein, das iſt nicht nötig. Da bekommt man auch nichts Gutes. Ich gehe gleich noch zu Frau Amtsverwalter, die hat immer gute Bonnen und gute Mädchen. Und dabei die neun Kinder und das kleine Gehalt! Sie weiß auch immer gute. Sprich Du unterdes mit Fräulein, ja?“

„Ja, Andrea.“

In der Tür wandte ſie ſich noch einmal zurück. Es war doch eigentlich der beſte Mann, den es geben konnte! Und ſo abgearbeitet! Während ſie im Garten gelegen hatte, war er im heißen, ſtaubigen Kontor geweſen, den ganzen Tag. Und nun nahm er ihr wieder wie nichts dieſe unangenehme Aufgabe ab, dem Fräulein zu kündigen. Lieb war es ihm gewiß nicht, er ſah es vielleicht nicht einmal ein. Was verſtand er von der Art, wie kleine Kinder behandelt werden müſſen! Rein ihr zuliebe tat er das. Und ſo willig und ſchnell. Was hatte er denn eigentlich an ihr? Sorgte ſie für ſein Wohl, wie andere Frauen für ihre Männer ſorgen? Ja womit denn? Das tat ja alles Wanda, und was die nicht tat, beſorgte Minna, und drüben hatte er den Kontordiener Wilhelm. Sie — ſie tat doch eigentlich gar nichts. Und doch war ſie ihm das Liebſte auf der Welt.

Ihr kamen die Tränen ins Auge. Sie dachte: ‚Wenn ich ihm jetzt meine Liebe und Dankbarkeit nicht zeige, bin ich eine ganz häßliche Frau.‘

— Und da ſah er ſie plötzlich umkehren und zurückkommen, mit geſenktem Kopf, daß er erſt einen Schreck bekam und dachte, es ſei etwas paſſiert, das ſie ihm bekennen wolle. Aber ſie kam immer näher und drückte ihr heißes Geſicht an ſeinen Ärmel.

„Hermann — willſt Du mir einen Kuß geben?“

Da neigte er ſeinen Kopf ſo haſtig, daß ihm der Kneifer von den Augen ſprang und an der Schnur vor ſeiner Weſte tanzte, und er faßte die geliebte zarte Geſtalt mit ſeinen langen Armen und küßte ſie auf den Mund — etwas heftiger, als ſie gewünſcht hätte.

Aber ſie hielt mit geſchloſſenen Augen ſtill und dachte: ‚Nur nicht merken laſſen, daß es mir zuviel wird. Es iſt auch egal. Aber warum kann er eigentlich nicht ein bißchen weniger küſſen?‘

* * *

Auf der Straße begegnete ihr der Doktor. Er war vorhin in der Tat an ihrer Tür geweſen und von dem Mädchen abgewieſen worden. Jetzt tat er unermeßlich erſtaunt, ſie auf der Straße und ſo wohlgemut zu finden. Er beſtürmte ſie jetzt mit der ganzen Zudringlichkeit eines bewährten Hausfreundes, ihm den Grund ihrer Abweiſung zu ſagen, vermied aber dabei durchaus jegliche Andeutung. In der Beziehung war er bis in die Fingerſpitzen korrekt.

Als ſie ſich verlegen wehrte, ſagte er behaglich: „Ich weiß ſchon, Sie hatten illuſtren Beſuch.“

„Ich ſagte Ihnen doch,“ entgegnete ſie ungeduldig, „daß ich allen Beſuch abgelehnt habe.“

„Ganz gewiß. Alle unſere Plätze waren aber ſchon beſetzt — durch die Muſen, Frau Andrea.“

Andrea errötete. Konnte er denn durch alle Schlüſſellöcher ſehen? Es war ja geradezu abſcheulich.

Er nutzte ſeine Entdeckung nicht weiter aus, ſondern nahm wieder ſeinen väterlichen Ton an, bis er heraus hatte, wohin ſie wollte. Da blieb er ſtehen und lachte.

„Meine gute, gnädige, kleine Frau, gehen Sie lieber nicht dahin. Die Frau Amtsverwalter kann Ihnen gar nichts helfen. Das iſt nämlich eine von den fürchterlichen guten Hausfrauen, Kindchen. Da kriegen Sie eine fulminante Predigt und dann können Sie wieder nach Haus gehen. Wiſſen Sie, kleine Frau, was die Amtsverwalterin Ihnen ſagen wird: ‚Warten Sie Ihre Kinder ſelbſt, dann brauchen Sie kein Fräulein. Sie mit Ihren armſeligen drei Gören! Ja, wenn’s noch neun wären! Ich bin den ganzen lieben Tag auf den Beinen, mein Mädchen kann nicht nieſen, ohne daß ich nicht dabei zugucke. Und wenn die es wagte, ſich eine Kartoffel aus dem Topf zu nehmen ohne meinen Willen! Nein, Verehrte, abſolute Fräuleins gibt es nicht. Es gibt nur Fräuleins mit Madame. Wenn Sie ihr immer hintenauf ſitzen wollen, dann will ich Ihnen ſchon eine beſorgen. Aber Freiheit kann keine vertragen, da werden die Beſten ſchlecht.‘ — So ſpricht Frau Amtsverwalter Holm. Wollen Sie nun noch weiter gehen oder lieber wieder mit mir umkehren?“

„Aber ich dachte gerade —“

„Sie dachten, daß die Welt ein Spielzeugladen ſei.

Sie iſt aber eine Mauſefalle. Meine kleine Gnädige, wir gehen nicht zu der perfekten Hausfrau. Und ein Fräulein mit roten Bäckchen und pflaumenweichen Händchen, das Ihren kleinen Marzipanäffchen nichts zuleide tun ſoll, beſorge ich Ihnen noch allemal. Wie werde ich denn meine kleine Ungnädige ausrüffeln laſſen von ſolchem neunſchwänzigen Drachen. — Hat denn übrigens Ihr Unglückswurm ſchon ſeine Kündigung weg?"

„Ja, mein Mann hat es beſorgt."

„Der gute Mann!"

Drittes Kapitel.

Fräulein Grätz, die vom Doktor beſorgte Bonne, hatte ihr Amt angetreten. Sie brachte brillante Zeugniſſe mit und eine elegante und außerordentlich liebenswürdige Erſcheinung. Gleich in erſter Stunde fragte ſie Andrea, ob die gnädige Frau es ungern ſähe, wenn ſie die ſüßen Kinder hin und wieder einmal ganz wenig liebkoſe. So reizende Geſichterchen habe ſie ſelten erblickt und könne ihnen kaum widerſtehen.

Auch das wollte Andrea eingeſchränkt wiſſen. Sie liebte es nicht, wenn ihre Kinder von fremden Leuten geküßt wurden. Dieſe Befliſſenheit kam ihr ſogar ein klein wenig verdächtig vor, wenn freilich ſie das Entzücken ſehr gut verſtand. Vielleicht war es doch echt! Und die Zeugniſſe lauteten ſo beruhigend gut. Sie ſtellte nun gleich in erſter Stunde alles aufs genaueſte mit dem Fräulein feſt, wie ſie es gehalten wünſchte. Ja, ſie hatte ſich ſogar die Mühe genommen, alles aufzuſchreiben.

„Ich vertraue Ihnen mein Beſtes an, Fräulein!" ſagte ſie wieder wie vorher. „Und ich ſtelle hohe Anſprüche an die Erziehung und nehme ſie ſehr wichtig. Es gibt Mütter, die dies nicht tun, die nur darauf achten, daß ihr Fräulein die Kinder hübſch anzieht und ſauber hält und daß ſie gute Manieren kriegen. Das genügt mir nicht! Es ſollen auch gute Kinder werden. Die unſchuldigen Herzchen ſind ja ſo leicht zum Guten geneigt, aber wie ſchnell können ſie auch mißleitet werden. Ihre Vorgängerin war wohl nicht ſchlecht, aber ſie achtete nicht genug auf kleine Untugenden. Ihr fehlte die rechte Liebe. Fräulein, die erwarte ich von Ihnen. Die beſteht nicht darin, daß Sie verbieten und ſchelten oder gar ſtrafen. Mit dieſem altmodiſchen Apparat kommen Sie nicht weit. Das wäre bei meinen Kindern ganz verfehlt!"

„O, das empfinde ich ſo tief!" rief Fräulein Grätz mit Tränen in den Augen. „Ich bin glücklich, gerade zur gnädigen Frau gekommen zu ſein. O ja, nicht ſtrafen und ſchelten, ſondern in Liebe das Aufblühen bewachen. Da werden alle die kleinen etwaigen Untugenden ja ſchon im Keime erſtickt, es wird ihnen, ohne daß die Kinder es überhaupt merken, vorgebeugt."

„Vorgebeugt, das iſt das richtige Wort," ſagte Andrea befriedigt. Sie fühlte, daß das Fräulein etwas ſentimental ſprach, aber das war am Ende nicht ſo ſchlimm. Gefühlvolle Mädchen in dienender Stelle werden wohl leicht etwas ſentimental. Und dann war ſie ja auch noch immer da, um zu wachen.

Während der Unterhaltung begannen ſich in ihrem Kopf ſchon die Eindrücke zu verbildlichen. Ihr junger Schwindſüchtiger, der immer noch nicht an ſein Ende gelangt war, hatte eine traurige Jugend gehabt. Seine Mutter hatte ſich nicht um ihn gekümmert, er war liebeleer aufgewachſen. Daher um ſo rührender ſein Beſtreben, jetzt der ſchönen Mutter jede Trübung fernzuhalten.

Andrea verfiel plötzlich in Sinnen und vergaß das eifrig weiter redende Fräulein Grätz. Ob es nicht beſſer geweſen wäre, ihn ſchlecht werden zu laſſen? Jedenfalls doch künſtleriſch ehrlicher. Der Idealismus war heutzutage doch ein

DOLF SCHRAMM-ZITTAU

Wildgänſe. Gemälde von Rudolf Schramm-Zittau.

wenig verpönt und hatte einen Geruch von Backfiſchlektüre und Verlogenheit an ſich. Ja — ob es nicht am beſten wäre, die ganze Schwindſuchtsgeſchichte, die ſchließlich doch nur in Rührſeligkeit zerlief, aufzugeben und eine neue zu ſchreiben unter dieſem Geſichtspunkte unerbittlicher Realiſtik? Andrea wurde ganz rot in dem Gedanken, denn es packte ſie mächtig an, plötzlich ihr geliebtes Werk, das ſie oft berauſcht und bis zu heimlichen Tränen gerührt hatte, zu vernichten — um der künſtleriſchen Idee willen.

Aber es lag etwas Erſchütterndes, ja ein Korn Größe in dieſem Entſchluß!

O, jetzt hieß es aber, allein zu ſein, um dies innerlich zu verarbeiten.

— Ob ſie es ‚Mutterſchuld‘ nannte? Aber das klang wie ein Traktätchen. ‚Die größte Schuld‘. ‚Wo biſt Du?‘ Ja, das letztere war ſchön. Aber das mußte noch viel überlegt werden.

„Ja, Fräulein, das Geſchäftliche beſprechen Sie wohl mit Herrn Lüdegaſt. Dann können wir es ja miteinander verſuchen. Aber vergeſſen Sie es nie: ich gebe Ihnen mein Beſtes, und ich ſtelle hohe Anſprüche.“

„Ja, gnädige Frau.“

Fräulein Grätz war nicht auf den Kopf gefallen, ſie ging hin und ſtellte auch hohe Anſprüche. Sehr hohe. Sie forderte geradezu das Doppelte von dem, was ihre Vorgängerin erhalten hatte. Dabei fußte ſie auf ihre guten Zeugniſſe und auf die Anſprüche der gnädigen Frau.

(„Liebe ſteht hoch im Preis,“ ſagte ſie witzig zu ſich ſelbſt.)

Herr Lüdegaſt war einigermaßen erſchrocken. Er war nicht ganz frei von Geiz. Die Jugendgeſchichte ſeines Großvaters, des Lehrjungen, hatte wie ein gleichförmiger Takt den Gang und die Melodie ſeiner eigenen Kindheit und Jugend begleitet. Man achtete im Hauſe Lüdegaſt das Geweſene. Hermanns Mutter hatte ſtarke und ausgeprägt kleinbürgerliche Tugenden gehabt. Das Geld, ob es ſich gleich jährlich mehrte, ſtand hoch im Wert in dieſen Räumen.

Fräulein Grätz hatte ſich ins Kontor bemühen müſſen. Der Chef war höflich aufgeſtanden und ſtand vor ihr in ſeiner etwas gebückten Haltung, die langen knochigen Hände auf den Tiſch geſtützt. Als ſie mit vollkommener Sicherheit ihre Gehaltsanſprüche hervorbrachte, fuhr es ihm doch ſo in die Glieder, daß er ſich unwillkürlich ſetzte, und um aus der Unwillkürlichkeit eine Abſicht zu machen, mit ſüßſaurer Verbindlichkeit ſagte: „Nehmen Sie doch Platz, Fräulein.“

Er ſpielte mit einem Bleiſtift und brachte geſenkten Auges und in murmelndem Ton hervor, daß er die Anſprüche für etwas übertrieben halte. Für den Anfang jedenfalls ſchien es ihm, als ob — hm — hm.

„— Wenn Herr Lüdegaſt ſich vielleicht erſt darüber mit der gnädigen Frau verſtändigen möchten,“ ſchlug Fräulein Grätz mit beſcheidener Sicherheit vor.

Lüdegaſt errötete plötzlich. Ihm war der Gedanke unangenehm, daß dies Mädchen ins Haus hinübergehen und ſagen ſollte, er könnte ſich wegen des Geldes nicht entſchließen, während ihm doch ſchon vorher Andrea geſagt hatte, wie ſympathiſch ihr die neue Bonne ſchiene. Er hatte eine Art krampfhafter Scheu davor, von Andrea für geizig gehalten zu werden, vielleicht gerade darum, weil er wußte, daß er es wirklich war.

„Laſſen wir es denn dabei, Fräulein,“ ſagte er haſtig, nahm, ohne ihr ins Geſicht zu blicken, den Kneifer ab und taſtete nach einem Kalender. „Aber ich möchte es vorläufig erſt auf einen Probemonat feſtgeſetzt ſehen.“

„Das verſtehe ich vollkommen,“ ſagte Fräulein Grätz.

* * *

Es ging alles gut. Die Kinder waren begeiſtert von ihrem Fräulein, man hörte ſie immer nur lachen und jauchzen. Herrn Lüdegaſts leiſe Hoffnung, daß dieſe koſtſpielige Angeſtellte ſich als unfähig erweiſen würde, erfüllte ſich nicht. Im Gegenteil, es kam ſoweit, daß Andrea ſcherzend klagte, ſie würde in der Kinderſtube gar nicht mehr vermißt, und wenn ſie käme, ſei es kein Ereignis mehr.

Doch im Ernſt nahm ſie dies nicht ſchwer. Sie dachte ſehr geringſchätzig über eiferſüchtige Mütter, die keinem anderen Menſchen die Zuneigung ihrer Kinder gönnen. So engherzig fühlte ſie nicht, das war ja nur eine Erbärmlichkeit. Denn ihre Kinder hatten doch Gewinn und Freude von der Bonne. Und dann — in Wahrheit liebten ſie ſie doch am meiſten. Das konnte man aus tauſend kleinen Zeichen ſehen. Sie war doch auch eben die Mama!

Unwillkürlich mußte ſie in ſich hineinlachen, als ſie an die Frau Amtsverwalter dachte. Ja, die hätte wohl freilich geglaubt, ſie verlöre ihre Kinder auf Lebenszeit, wenn ſie ſie einmal eine Stunde unbeaufſichtigt der Bonne überließ. Der brave Doktor! Es war doch gut, daß er ihr noch rechtzeitig zu einer verholfen hatte, die wirklich hierher paßte.

Unterdes wuchs ihre neue Geſchichte, die realiſtiſche. Die vorige verachtete ſie jetzt tief. Sie konnte ſich jetzt gar nicht genug daran tun, die harten Ecken recht ſcharf herauszufeilen, die Schatten ſchwarz zu malen. Wieder traten ihr die Tränen in die Augen, als ſie ein reiches junges vielverſprechendes Leben langſam verſinken ließ — eine bittere Anklage gegen verſäumte Mutterpflicht.

Ihr kam der Gedanke, ihr Werk zu betiteln: ‚Bis ins dritte und vierte Glied.‘ Das war erſchütternd groß, beſonders darum, weil keine brutale und grobe Verſchuldung vorlag, ſondern nur ein Mangel, der Mangel echten Muttertums. Aber dann mußte ſie es auch durch Generationen hindurchführen und zeigen, wie die Unmütterlichkeit ihre weiten Kreiſe zog und wie ihr Fluch ſich gleichſam vererbte.

Das würde ein großer Zeitroman werden.

Davor erſchrak ſie. Das konnte ſie nicht! Wenigſtens mußte ſie es ſich vorſagen, daß ſie es nicht könne. In ihr wogte und wallte es, als ob ſie es doch vielleicht könne. Dann hatte ſie ein ſeltſames Gefühl, halb Schmerz, halb Seligkeit. Mit ſich ſelbſt und ſeinem eigenen Können ringen, muß aus dieſem Kampf nicht etwas Gutes geboren werden?

Mitten im Schreiben ſprang ſie manchmal auf, lief in die Kinderſtube, kniete zwiſchen ihren Kleinen hin, ſtreichelte ſie alle der Reihe nach, bog ihre Köpfchen zurück und küßte ſie mit Entzücken.

Auch ließ ſie ſich bisweilen Conny anziehen und ging mit ihm durch die Stadt und in die Anlagen. Er wurde jetzt ſchon ſo groß (Oſtern ſollte er zur Schule) und er hatte ſchon ſo lächerliche Einfälle. Z. B. mochte er ſich nicht mehr Conny nennen laſſen. „Das klingt ſo nach kleinen Kindern,“ ſagte er.

Wenn Andrea mit ihrem Sohn durch die Stadt ging, fühlte ſie ſich ordentlich ſtolz. Er hatte auch ſo niedliche Manieren, hielt ihr die Tür auf, trat zurück und grüßte ſo ritterlich mit ſeinem Mützchen, wenn Bekannte ihnen begegneten. Andrea ſah auch, wie man ſie beide bewunderte. Dennoch ſchnitt ſie jede derartige Äußerung immer ſehr ſchnell ab, ihr hübſcher Junge ſollte ihr nicht eitel gemacht werden.

Sie reſpektierte ſeinen Willen und nannte ihn auf den Spaziergängen nicht anders wie Konrad. „Was möchteſt Du wohl einmal werden, Konrad?“ fragte ſie, um das Geſpräch, das ſich bisher nur bei ſeinen Fröſchen, Igeln und Schildkröten aufgehalten hatte (ohne daß Andrea dafür das kleinſte Intereſſe gewinnen konnte), zu einer größeren Höhe hinaufzuführen.

„Kutſcher bei dem Brauer Bielefeld. Dann bring' ich Euch immer das Bier, Mama. Und Du brauchſt keine Angſt zu haben, wenn's beim Fahren klappert, die Flaſchen gehen nicht kaput. Aber die Braunen ſind mutig, nicht, Mama? Die muß man ſtramm feſthalten.“

Er ſchwatzte noch ein Weilchen fort. Aber Andrea war in Gedanken verſunken. Sie ſann darüber nach, ob ſie die Äußerung ihres Bübchens wohl in ihrem Roman verwerten könne. Aber ſie war dafür doch wohl nicht originell genug. — — — —

Der Winter hatte in dieſem Jahr ein ganz beſonders ſchlechtes Geſicht. Als es Weihnachten wurde, hatte die Erde noch keinen Schnee geſehen. Trüb, grau und windig ſtand die Luft vor den Fenſtern, die Straßen der kleinen Stadt ſchwammen in Schmutz. Der Fluß hinter dem Garten war angeſchwollen und ſchlug gelblich-grüne Wellen, man hörte ihn manchmal weithin toben und ans Ufer ſchlagen. In den Schornſteinen heulte der Sturm.

Die Tage waren ſo kurz, die Abende wurden immer länger. Man ſteckte die Lampe an, dann wußte man nicht, was angeben mit den endloſen Stunden. Gegen ihren Roman hatte Andrea plötzlich und unvermittelt einen Widerwillen bekommen. Die bloßen Namen ihrer Helden ekelten ſie mit einem Male an. Wenn ſie, um ſich in Stimmung zu bringen, das Geſchriebene durchlas, ergriff ſie überſtark die Empfindung einer unerträglichen Fadheit. Es kam ihr wie ein wirkliches Unglück vor, jetzt weiter ſchreiben zu ſollen.

Vielleicht etwas anderes beginnen? Nein, nein, nur nicht wieder da ſitzen am Schreibtiſch, Papier und Feder vor ſich, ſinnend, überlegend — es war plötzlich ſo zum Übelwerden fade. Schon der allgewohnte Anblick ihres Schreibtiſches quälte ſie. Es war ein Erbſtück der Tante, Mahagoni, mit zierlichen Geländerchen und ſehr kleinen Schübchen. Ein bißchen eng für vermehrte Produktion, ſie hatte ſchon daran gedacht, ihn zu vertauſchen.

Nun warf ſie das Schriftſtück in die Lade und ſchloß ab. Es war förmlich eine Erleichterung, es los zu ſein.

Sie ſaß und ſtarrte grübelnd hinaus. Wie ſie dieſen Anblick kannte. Ihr Schreibtiſch ſtand in dem letzten Vorderzimmer, das die Ecke des Hauſes bildete. Die Fenſter gingen auf den Marktplatz hinaus und gerade von dem ihren ſah man in die enge Schuſterſtraße hinein, davor mit breitem, glänzendem Schilde prahlend die Seifen- und Drogenhandlung von Auguſt Wuſterwitz. Es hatte ſie nie geſtört, zu Anfang waren ihre Blicke, in Poeſie befangen, darüber fortgeſchwärmt, nachher hatte es zu den realiſtiſchen Bildern, die ſie ſchuf, einen paſſenden Rahmen gegeben, ſie gleichſam unterſtützt und bekräftigt.

Heute ſchien es ihr plötzlich abſcheulich. Wie hatte ſie das ſo lange aushalten können! — Ach — wie hatte ſie alles hier überhaupt ſo lange aushalten können! Was war überhaupt ihr Leben?

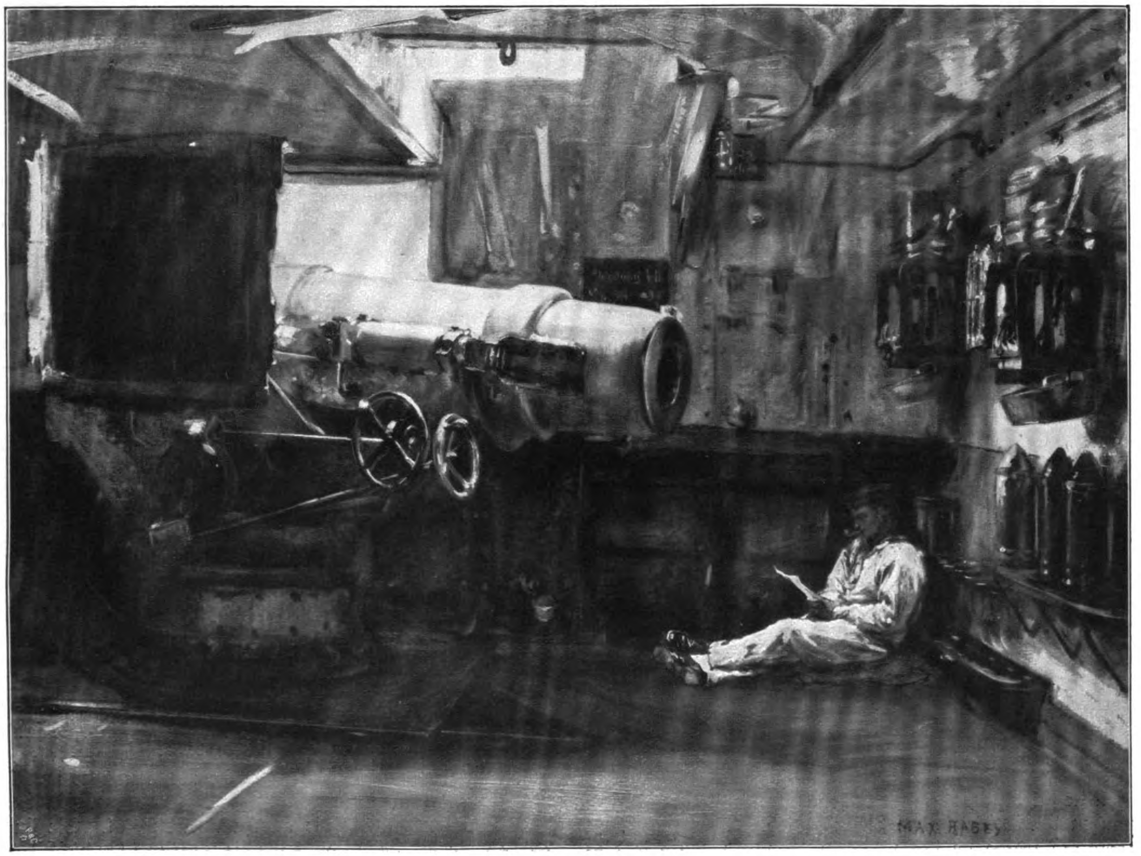
Sie ſtand auf und ſah ſich um. Ihr Zimmer. Es ſchien ihr mit einem Male alles ſo dumm. Die roten Möbel, die paar Bilder. Alte Stiche von der Tante und wie ſie hier im Hauſe ſchon vorgefunden waren, Hopfinger hatte ihr ein paar moderne Landſchaften beſorgt, Freilichtbilder. Sie hatte ſich hineingeſehen, mit dem guten Willen, ſie bewundern zu wollen und bewunderte ſie dann wirklich. Da ſtand der ſchöne geſchnitzte Bücherſchrank, Hermanns erſtes Geburtstagsgeſchenk für ſeine Frau. Sie ging heran, las durch die Glasſcheiben die Titel, zu läſſig, auch nur die Tür zu öffnen.

Was ſollte ſie leſen? Die Klaſſiker? Sie fühlte einen ganz ſtarken Inſtinkt der Ablehnung in ſich, eine Art Gähnen. Nein, heute nicht. Etwas Modernes? Sie kannte es ja alles. So gar keine Luſt. — Vielleicht Ibſen? Rosmersholm hatte ſie erſt einmal angefangen, war nicht über die erſten Seiten hinaus —

Nein — heute nicht. Vielleicht morgen.

Die Hand kam nicht einmal bis zum Türſchloß.

Wenn ſie zu den Kindern ginge?



⌘ Freizeit an Bord. Gemälde von Max Rabes. ⌘

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Auf halbem Wege blieb ſie ſtehen. Ach, dies Wetter, wenn es nur ſchöner wäre. Man könnte doch hinaus.

Vielleicht war ſie krank. Der Kopf war ſo dumpf. Vielleicht war dies erdrückende Gefühl von Überdruß und Langeweile ein Krankheitszeichen. Ja gewiß. Sie wollte ſich aufs Sofa legen und ein wenig ſchlummern. —

Aber die Langeweile hielt an, ohne daß eine Krankheit ausbrach. Sie war ſelbſt wie eine Krankheit. Am Morgen graute ſich Andrea vor dem Aufſtehen, und wenn ſie das hinauszögerte, war ſie vom langen Liegen ſchlaff und ſo müde, daß ſie am liebſten wieder geſchlafen hätte. Die Stimmen der Kinder reizten ſie. Es war eine nervöſe Qual in ihrem Gebein.

Mittags bei Tiſch ſah ſie ihren Mann, die Kinder, das Fräulein, wie durch einen Nebel. Es war alles ſo unerträglich grau. Und ein Tag wie der andere! Sie hörte Hermann hereinkommen, die Treppe herauf, meiſt auf den Schlag der Uhr, wenigſtens zu Mittag. Dann ging er ins Badezimmer. Dann plantſchte er dort. Dann kam er heraus, dann begrüßte er ſie. Sie blickte ſchon fort, weil dieſer ewige gleiche Anblick ſie bis zum Aufſchreien reizte. Wenn er nur einmal anders gehn, nur einmal ſich anders halten, nur einmal etwas Neues ſagen wollte!

Sie empfand dann auch, daß ſie unrecht täte, ihre fürchterliche Verſtimmung zu zeigen. Sie zwang ſich zu einem freundlichen Wort, irgendeiner Banalität, an der ſie beinah erſtickte. Sie zwang ſich auch, die Kinder nicht nervös und ärgerlich fortzuſchieben, wenn ſie hereinſprangen und ſich an ſie hingen. Sie tat Suppe auf, ſie ſagte irgend etwas — und dachte dabei: ‚Was ſoll nur dies alles? Es iſt ja unmöglich, dies weiterzuſchleppen!‘

Es kam Beſuch und beſſerte nichts. Der Doktor fiel ihr jetzt am meiſten auf die Nerven, faſt ſo ſehr, wie ihr Mann. Seine ewig lächelnde, überlegene Art, ſein ſüßlicher Spott, ſein beſtändiges Alles-am-beſten-wiſſen ekelte ſie förmlich an. Ihm gegenüber konnte ſie ſich wenigſtens gehen laſſen, aber das verſchaffte ihr auch keine Erleichterung, denn weit entfernt davon, es ihr übel zu nehmen, behandelte er ſie ebenſo ſüß und überlegen, mit ſeinen unausſtehlich klugen, alles begreifenden Augen.

‚Die kleine Frau kriegt's ein bißchen mit der Hyſterie,‘ ſagten dieſe Augen. ‚Nun, das haben alle mal, das nimmt man nicht ernſt.‘

Demgegenüber konnte ſie ſich mit ihren übellaunigen Ausfällen nur blamieren. Weiter brachte ſie es nicht.

Den Bekannten gegenüber, die ſie äußerſt fleißig beſuchten (denn jede in Heilau ſagte gern: ich habe geſtern erſt mit Frau Lüdegaſt darüber und darüber geſprochen), hielt ſie ſich beſſer, vermißte es ſogar, wenn ſie einmal einen ganzen Nachmittag ohne Beſuch blieb. Aber mitten im Geſpräch fragte ſie ſich plötzlich: ‚Wozu reden wir dies eigentlich alles? Ob ich nun dies ſage und die andern das — wie gleichgültig, wie überflüſſig! Es iſt doch eigentlich vollkommen verſchwendete Mühe, den Mund auf- und wieder zuzumachen. Und warum lächle ich eben zu dieſem trivialen und abgenutzten Witz? Ich tu' es doch nicht, weil ich mich in Wahrheit amüſiere. Wozu nur all dies Scheingeplärr? Ja, wenn es noch am Ende zu etwas führte! Aber nun geht Ihr hinaus, ich bringe Euch mit Komplimenten an die Treppe, und alles iſt, wie es vorher war. Nicht das geringſte iſt geändert und gewonnen.‘

Ein paarmal dachte Andrea, ob ſie ſich nicht das Leben, das doch eigentlich ein Nichts war, nehmen ſolle. Das gab ihr Senſation für ein paar Stunden. Sie ging, in einen Mantel gewickelt, im ſturmbewegten Garten herum, wo die Näſſe ihr ins Geſicht ſchlug und der Wind an ihren Kleidern zerrte, und malte ſich das aus. Wie eine Schlafwandelnde kam ſie ins Haus zurück. Oben im Treppenflur lief ihr Dax in den Weg. Sie hielt ſie an und ſtrich ihr langſam, halb träumend über das Haar. Dann ſchritt ſie auf die breite Doppeltür zu, die in ihr Zimmer führte. Aber als ſie zwiſchen ihren Möbeln ſtand, verließ ihr Mut ſie plötzlich. Sie dachte an ihre alten frommen Eltern. Wo waren die — wo würde ſie hingehn — ?

Der Tod — ach ja. Aber was dann kommt — —

Sie fiel in einem Stuhl zuſammen und ſaß lange dumpf und regungslos.

— — Auch Weihnachten half ihr nichts, es quälte ſie nur noch mehr. Dies ewige, ewige Einerlei. War es nicht vor einem Jahr, vor zwei, drei, vier, fünf Jahren immer dasſelbe geweſen? Dasſelbe Überlegen und Einteilen: für Hermann, für die Kinder, für das Fräulein, für die Mädchen, für Wilhelm. Dann auch noch die Laſt mit den jungen Leuten vom Kontor: die aßen am erſten Feiertag mit am Tiſch, unten im großen Speiſezimmer. Das mußte drei Tage vorher geheizt werden. Für die Arbeiterkinder war am 23. Dezember auch immer eine Beſcherung im Fabrikſaal. Zwar das beſorgten die Inſpektorfrau und die Frauen der Buchhalter, ſie hatte nachher nur dabei zu ſein. Aber es war eben dies gräßliche Einerlei, immer dieſelben ſtrahlenden Geſichter, dieſelben Redensarten, dasſelbe gegenſeitige Bekomplimentieren. Nicht einmal die Weihnachtslieder konnte ſie mehr ertragen, ſie taten ihr in den Ohren weh. Waren ſie nicht im Grunde auch nur die Melodie zu dem eintönigen Sang: Alles im Leben dasſelbe.

Immer wieder im Kreis herum, im Kreis herum, im Kreis herum.

Das erwartungsvolle Huſchen und Lauſchen der Kinder, ihre geſpannten Geſichterchen: ‚Mama, iſt der Weihnachtsmann ſchon dageweſen? Mama, klingelt's bald? Mama, kann ich diesmal zuerſt 'rein? Conny war's voriges Mal?‘ Die ſichtliche Aufgeräumtheit ihres Mannes, die ſich ſogar zu Späßen und den immer wiederkehrenden Neckereien an die Kinder verſtieg: ‚Wartet nur, dies Jahr gibt's nichts, der Weihnachtsmann iſt ſchon vorbeigegangen und kam nicht herein —‘ alles reizte ſie bis zum Übermaß. Wenn ſie in den Kaufläden die befliſſenen Bemerkungen der Verkäufer anhören mußte, hätte ſie am liebſten aufgeſchrien: ‚Aber, ſo laſſen Sie doch das alberne Geſchwätz. Wir ſind doch nicht alle miteinander kindiſch geworden in dieſer Zeit.‘

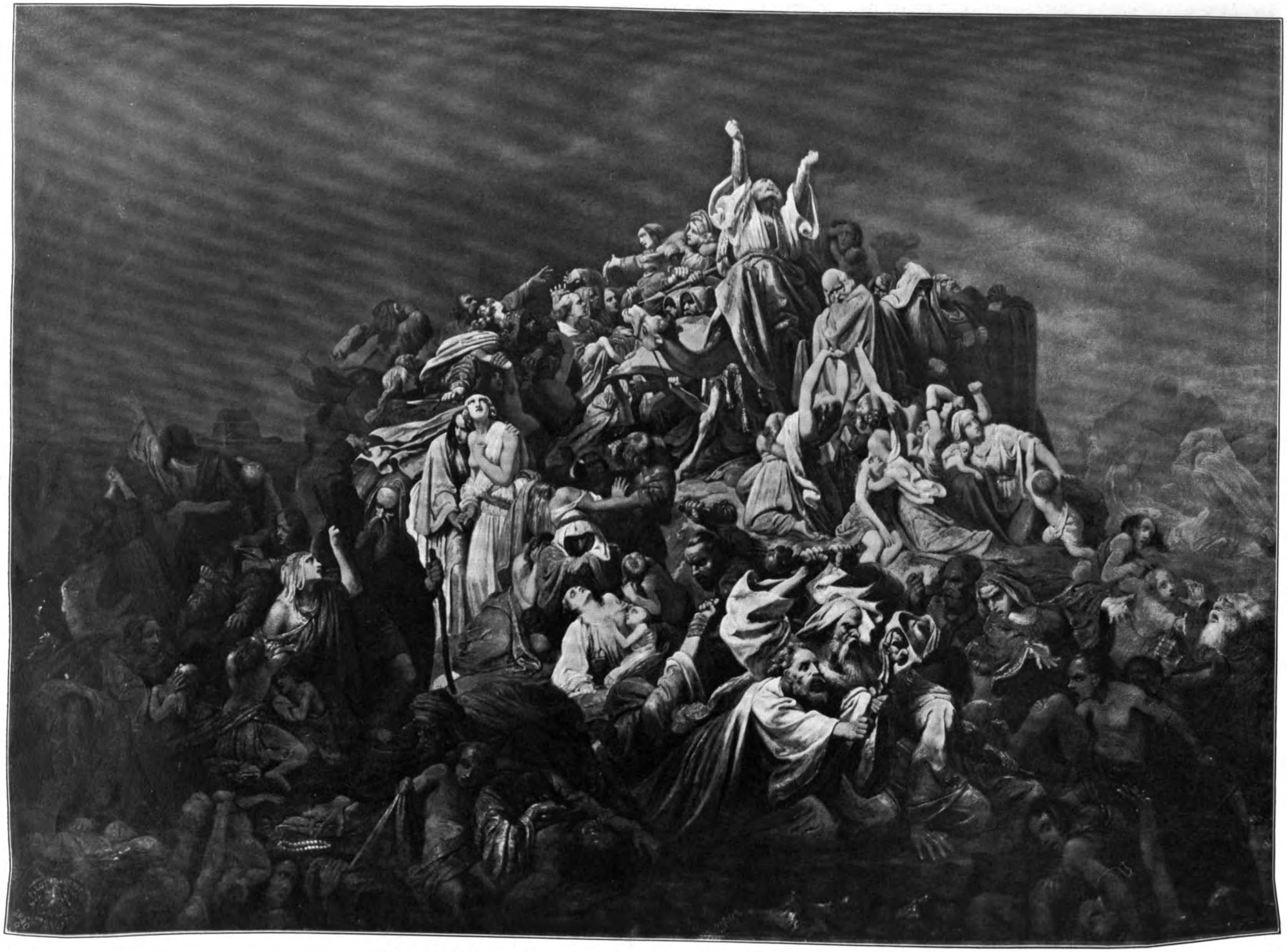
Als nun Weihnachten kam, ſaß ſie müde und angegriffen in ihrem Stuhl.

Ihr Mann ſah, daß ſie bleich war, Schatten im Geſicht und eine ſchlaffe Haltung hatte. Es fiel ihm plötzlich ſchwer aufs Herz, daß ſie krank werden könne. In der Sorge und höheren Geſpanntheit des heutigen Abends fand er eine weichere, unbefangenere Zärtlichkeit wie je. Er ſetzte ſich zu ihr, ſtreichelte ihr die Hände und umhüllte ſie mit einer Wolke von Liebe und Fürſorge.

Das löſte in ihr die angeſammelte Qual. Sie fing an zu weinen. Leiſe floſſen ihr die Tränen über die Wangen und tropften auf ſeinen Rockärmel nieder. Er hielt ſie feſt umſchlungen. Vorſichtig zog er ein reines Tuch aus ſeiner Bruſttaſche, trocknete ihr das Geſicht, und ohne zu fragen, ohne ſie mit Sorge und Neugier zu quälen, zog er ſie ſanft empor und führte ſie, halb getragen, hinaus durch den matt erhellten Flur in ihr Schlafzimmer hinüber, fort vom brennenden Weihnachtsbaum und Kinderjubel. Hier kniete er nieder, löſte ihr ſelbſt die Schuhe, und als ſie unter Tränen lächelnd ihm wehrte, trat er unbeholfen zurück und ging in einer Art rückſichtsvoller Scheu an das Fenſter, während ſie ſich entkleidete. Dann zog er ihr ſelbſt die Decke herauf und küßte leiſe hintereinander ihre beiden Hände und ihren Mund.

So, als Kranke, kam Andrea über die gefürchtete Weihnachtszeit hinweg. Sie lag meiſt in einem müden Hindämmern, alle ſchlichen auf Zehen in ihrer Gegenwart, und das ſchon ſo heftig verabſcheute Leben ging einen leiſen Gang, der nicht mehr ſtörte und quälte, der nur noch Raum ließ für ein dumpfes, müdes Fragen: ‚Und was nun weiter?‘

(Fortſetzung folgt.)



Die Sündflut. Gemälde von Karl Schorn. Münchener Pinakothek.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Frauenerwerb.

Nochmals die Schriftſtellerin.

Vor längerer Zeit wurden im „Frauenerwerb“ von berufener Feder eine Reihe äußerſt wertvoller Ratſchläge für Schriftſtellerinnen gegeben. Beſchäftigte ſich jener Aufſatz vorwiegend mit dem Stoffgebiet, ſo möchte ich heute gewiſſermaßen als Ergänzung dazu Winke über wichtige Äußerlichkeiten, die bei der Schriftſtellerei in Betracht kommen, geben. Es iſt unglaublich, wie in dieſem Punkt oft geſündigt wird. Die erſte Regel für jede zum Abdruck beſtimmte Arbeit iſt die, daß die Blätter des Manuſkripts nur auf einer Seite beſchrieben ſein dürfen und einen breiten Rand haben müſſen. „Das iſt doch ſelbſtverſtändlich!“ ſo höre ich die oder jene meiner verehrten Kolleginnen ausrufen. Wer aber, wie ich, häufig mit dem Redakteur einer Tageszeitung zuſammen zu ſein Gelegenheit hat, der weiß, daß täglich zweiſeitig beſchriebene Manuſkripte einlaufen, die dann entweder in den Papierkorb wandern oder dem Verfaſſer zurückgeſchickt werden, falls — Rückporto beiliegt. Nur in dem ſeltenen Fall, daß der Stoff des Manuſkripts das beſondere Intereſſe des Redakteurs erregt, wird er vielleicht eine Ausnahme machen und es trotz der „Zweiſeitigkeit“ prüfen und eventuell verwenden. Auch ſollte man einen breiten Rand frei laſſen. Es empfiehlt ſich ferner aus techniſchen Gründen, nur einzelne Blätter zu verwenden, keine Hefte. Man numeriere dte Blätter und halte ſie bei Einſendung mit einer Drahtklammer zuſammen.

Wer nicht über eine ganz beſonders deutliche, leicht lesbare Handſchrift verfügt, tut am beſten, die Manuſkripte in Maſchinenſchrift herzuſtellen oder herſtellen zu laſſen. Für Anfängerinnen — und für ſolche ſind dieſe Winke ja in erſter Linie beſtimmt — empfiehlt ſich zunächſt das letztere; die Anſchaffung einer eigenen Schreibmaſchine kommt erſt in Betracht, wenn man bereits bei einer Anzahl von Zeitſchriften und Tageszeitungen eingeführt iſt. Für handſchriftliche Manuſkripte iſt nicht zu eng liniiertes gutes Papier, wie es für Schulhefte zur Verwendung kommt, ratſam.

Es wird ſich nach und nach aber immer mehr einbürgern, daß die Redaktionen nur noch Manuſkripte in Maſchinenſchrift zur Prüfung annehmen.

Hat man das Manuſkript in ſauberer Abſchrift fertig, dann ſchreibe man ein paar kurze höfliche Begleitzeilen und bitte um Prüfung der Arbeit. Man dringe nicht auf „baldige“ oder gar „umgehende“ Erledigung. Eine Bitte nach dieſer Richtung hin ſollte man ſich erſt erlauben, wenn man ſehr feſt im Sattel ſitzt, und auch dann nur, wenn beſondere Gründe zu der Bitte berechtigen. Man füge ſeiner Sendung ſtets Rückporto bei, auch wenn die betreffende Redaktion es nicht ausdrücklich verlangt. Ebenſo verfahre man bei jeder Anfrage, auf deren Beantwortung man Wert legt. Es gibt eine Scherzfrage: „Was muß ein junger Schriftſteller haben?“ Die Antwort lautet: „Viel Geduld und viele Briefmarken.“ Sie trifft den Nagel auf den Kopf. Viel Geduld! Es dauert oft ſehr lange, bis man Beſcheid über die Annahme erhält oder bis man ſich wieder im Beſitz ſeines Manuſkriptes befindet.

Man bedenke nur, daß auf jeder Redaktion täglich eine Menge Eingänge vorliegen und ſofortige Erledigung nicht drängender Sachen unmöglich iſt.

Erhält man eine Arbeit zurück, ſo verzage man nicht gleich. Als Anfängerin iſt man ſehr geneigt, die Sache tragiſch zu nehmen und ſofort die Flinte ins Korn zu werfen. Das iſt ganz verkehrt. Eine Rückgabe bedeutet durchaus nicht immer zugleich eine abfällige Kritik. Es gibt für Redaktionen zahlloſe Gründe, die die Annahme einer an ſich tüchtigen Arbeit unmöglich machen. Ich habe manches Manuſkript zehnmal vergebens angeboten und es das elfte Mal doch angebracht. Freilich darf man ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, ein ſolches Manuſkript, wenn es durch öfteres Hin- und Herwandern unanſehnlich geworden iſt, noch einmal abzuſchreiben. Dieſes Abſchreiben gereicht häufig der Arbeit auch nach anderer Richtung hin zum Nutzen. Man ſtößt bei der Durchſicht auf dieſen oder jenen ſtörenden Ausdruck, es kommt einem noch ein guter Gedanke oder man ſtreicht Überflüſſiges. Sorgſames Durcharbeiten iſt ja ohnedies eine Hauptſache bei jedem, auch dem kleinſten ſchriftſtelleriſchen Werk. Und ſei's nur ein Kochrezept für eine Hausfrauenzeitung, man ſollte Gewicht auf guten klaren Stil und gefällige Ausdrucksweiſe legen. Marie von Ebner-Eſchenbach ſagt in ihren „Aphorismen“: „Der alte Satz: Aller Anfang iſt ſchwer, gilt nur für Fertigkeiten. In der Kunſt iſt nichts ſchwerer, als Beenden und bedeutet zugleich Vollenden.“ Dieſes Wort mögen alle Schriftſtellerinnen wohl beherzigen. Wer einmal ſchriftſtelleriſch begabt iſt, dem iſt es in der Regel ein leichtes, ſich, ſobald er ſich von einem Stoff ergriffen füh[illegible]uſetzen und drauf loszuſchreiben. Lieſt er ſpäter das Geſchriebene wieder durch, ſo wird er ſelten ganz zufrieden damit ſein und er wird ſich daran machen, an der Arbeit zu beſſern und zu feilen. Und er wird ſich nicht mit einer Durchſicht begnügen, ſondern das Manuſkript immer wieder vornehmen, bis er es vor ſich ſelbſt, vor ſeinem künſtleriſchen Gewiſſen als „beendet“ betrachten kann.

Wenn man mit der Schriftſtellerei Geld verdienen oder gar vom Ertrag ſeiner Feder leben will, dann darf man nicht auf „Stimmung“ warten. Man muß ſich an regelmäßiges Arbeiten gewöhnen, und bei ernſtem Willen geht das vortrefflich. Es iſt hier natürlich nicht die Rede von den ganz Großen der Zunft. Aber die Tagesſchriftſtellerin, die Feuilletons, Plaudereien, Novelletten, Humoresken, gemeinnützige Aufſätze verfaßt, muß eigentlich immer in Stimmung ſein. Ich ſetze mich häufig ohne beſtimmten Plan an den Schreibtiſch, nehme mein „Stoffbuch“ vor und beginne darin zu blättern. Es iſt ſehr ſelten, daß nicht beim Überleſen der kurzen Notizen, die meiſt ſchon einen Titel tragen, plötzlich ein Wort zündet und mir ſagt: Die Sache kannſt du heute ausarbeiten. Und dann geht's friſch ans Werk. Ich habe übrigens auch einmal in der Autobiographie eines berühmten Schriftſtellers dieſe Auffaſſung gefunden. Die meiſten Redaktionen geben auf Anfragen, ob dies oder jenes Manuſkript zur Prüfung erwünſcht ſei, bereitwillig Antwort. Für ſolche Fälle empfehlen ſich Poſtkarten mit Rückantwort. Auf die Antwortkarte ſetze man ſeine Adreſſe. Man überlege immer, welch aufreibende Tätigkeit die eines Redakteurs oder einer Redaktrice iſt, und ſei da.auf bedacht, ihnen unnötige Mühe zu ſparen.

Über jedes abgeſchickte Manuſkript führe man genau Buch, damit man ſich bei etwaigen Anfragen auf das Datum der Einſendung beziehen kann. Dann ſind Mißverſtändniſſe ausgeſchloſſen.

Es ſollte mich herzlich freuen, wenn vorſtehende Winke den Anfängerinnen unter meinen Kolleginnen nützen könnten.

B. R.

Ein weiblicher Rechtspraktikant.

Rechtspraktikant iſt ins Norddeutſche überſetzt „Referendar“, und Fräulein Delia Schinidbauer, eine Bayerin, iſt der erſte weibliche Rechtspraktikant, hofft aber auch noch den Staatskonkurs — wir würden ſagen das Aſſeſſor-Examen zu machen.

Fräulein Schinidbauer hat die für Bayern vorgeſchriebene Zeit — vier Jahre — ſtudiert, in Würzburg im Jahre 1907 das Zwiſchenexamen und am 1. Juli 1909 das Univerſitätsſchlußexamen — alſo die Referendarprüfung abgelegt. Im Auguſt 1909 wurde ſie zur Praxis zugelaſſen, die — wieder eine bayriſche Eigentümlichkeit — Juſtiz und Verwaltung umfaßt. Sie praktizierte dann einige Monate, und kämpft augenblicklich mit der Schwierigkeit, daß ſie nach Anſicht des bayriſchen Juſtizminiſters als Frau nicht Gerichtsſchreiberdienſte leiſten kann. Sie hofft aber mit der Zeit ihre Praxis wieder fortſetzen zu können. Irgendeine Löſung dieſer Schwierigkeit dürfte ſich finden, denn jeder, mag er nun über Frauenſtudium denken wie er will, wird zugeben, daß es hart iſt, jemand, der alles ausführte, was das Geſetz verlangt, an ſolch einer Formſache ſcheitern zu laſſen.

Das Studium an ſich begegnet in Bayern keinen Schwierigkeiten, und zu den Examina wird man, allerdings ohne jede Gewähr für die Zukunft, alſo bis jetzt rein perſönlich, zugelaſſen.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Eine Dame in den dreißiger Jahren, ſeit neunzehn Jahren Buchhalterin, kann plötzlich ihrem Berufe nicht mehr vorſtehen, da ſie bei dem Schreiben ſolche Angſt überfällt, daß es ihr eine Qual iſt, die Feder führen zu müſſen und ihre ſonſt ſchöne Schrift verzerrt und abgeriſſen erſcheint. Die Unfähigkeit zu ſchreiben und die Angſt davor ſteigerte ſich dermaßen, daß ſie in dem Geſchäfte, in dem ſie ſchon fünfzehn Jahre iſt, mehrmals einer Ohnmacht nahe war. Der Arzt erklärt die Dame für ganz geſund, nur etwas blutarm. Schreibkrampf iſt das Übel nicht. Sie hat einen Erholungsurlaub angetreten, den ſie im Gebirge verbringt. Es iſt aber zu befürchten, daß dies die Sache nicht endgültig beſeitigt. Wer weiß hier Rat? Wie könnte die Dame ihrem Beruf erhalten bleiben? Wem iſt ein ähnlicher Fall bekannt? Antworten befördert die Daheim-Redaktion.

Arme Rektorswaiſe in Merſeburg. Wir bitten um Angabe Ihrer Adreſſe. Wie ſoll Ihnen denn jemand helfen, wenn Sie uns Ihren Namen nicht nennen? Ein freundliches Angebot liegt ſchon da.

Frage: Woher bekommt man gute Muſter zu türkiſchen Teppichen? Antworten befördert die Leitung des Frauenerwerb.

Abonnentin K. B. Bahnpoſt. Ihre Fragen über Seidenraupenzucht können wir nicht beantworten, da wir, wie Sie als Abonnentin wirklich wiſſen müßten, anonyme Anfragen nicht erledigen.

Sprechſtunde der Leiterin des Frauenerwerb: werktäglich von 12 bis 2 Uhr.

Frauen-Daheim.

Zeige nicht vielen die ſchmerzende Wunde. Schütze ſie ſchonend mit ſorgender Hand.
Jede geſchmeidige, heilige Stunde lege darüber als linden Verband.

Kieler Kinderkleider.

Die Kieler Kinderkleider ſind längſt keine Mode mehr, ſie ſind eine Tracht, ſtändig und feſt eingeführt als die Norm praktiſcher, einfacher und kleidſamer Kinderkleidung.

Mit dem Aufſchwung unſrer Marine und der Begeiſterung Jungdeutſchlands für Deutſchlands Flotte, für Deutſchlands Zukunft auf dem Waſſer, haben die an die Matroſen- und Seekadettenuniformstracht angelehnten Anzugsformen ſich vor ungefähr zwanzig Jahren eingeführt und ſind ſeitdem als die Lieblingstracht ſowohl kleiner Prinzen als der Bürgerkinder und Arbeiterkinder, Land- und Seeoffizierskinder heute gleichmäßig beliebt. Sehr feine Unterſchiede liegen wohl im Stoff; die Kinder der Wohlhabenden haben auch verſchiedene Garnituren, den Kieler Bluſenanzug oder das Bluſenkleid aus Cheviot, aus Melton, aus Serge, Drell in blau, in creme, weiß, blauweiß geſtreift, den Seekadettenanzug und den Kieler Paradeanzug fürs Beſſere, immer die Mädchenkleider im Einklang mit den Originaltypen der Knabenkleider, auch die Mützchen von den Knabenmützen kaum abweichend, nur ſtatt der kurzen Hoſe oder der langen Schifferhoſe das zierliche, elegante Faltenröckchen. Die marineblauen Sommer- und Winterpaletots — die Pyjaks — mit den blanken Goldknöpfen und den in Seide auf den Ärmel vorſchriftsmäßig geſtickten Kieler Abzeichen — Signalgaſten, Doppelanker, Exerziermeiſter, Oberſteuermannsmaat — ſind im Prinzip für Jungen und Mädchen auch die gleichen.

Die Matroſenmützen mit winzigem Seitenſchleifchen oder langem, flatterndem Band, zum Teil auch die Kieler Schirmmützen, tragen die Namen unſerer Schiffe, jeder kleine Mann und jedes deutſche Mädchen kann ſeine Vorliebe für ein beſonderes Schiff zum Ausdruck bringen; auch die Anzüge ſind in den Katalogen mit den Namen der Schiffe benannt. Wir weiſen auf den Katalog von Hermann Mühlberg, Hoflieferant, Dresden, hin.

Das Praktiſche an dieſen Anzügen iſt außer der gangbaren Form, die jedes Schneiderin-Kopfzerbrechen erübrigt, der Stoff; ein echter Kieler Anzug muß nämlich aus echter, d. h. faſt unzerreißbarer Kieler Lieferungsware, den Originalſtoffen, die für unſere Marine gewebt werden, beſtehen.

Natürlich kommen für beſcheidenere Mittel auch andere billige, derbe Stoffe für dieſe einfachen Anzüge prächtig zur Geltung; für die Hausſchneiderei ſind die praktiſchen Schnitte der Seemannstracht wie geſchaffen; die echten Kragen, Seidentücher, Krawatten, Lätze läßt man ſich dann vielleicht von einer einſchlägigen Firma, wie Mühlberg-Dresden, kommen.

Kieler Kinderkleider. Modelle von Hermann Mühlberg, Hoflieferant, Dresden.
Photographiſche Aufnahme von Adler Nachfolger, Inhaber Kranzfelder, Dresden.

Wenn ſie daheim bliebe!

Wenn von Sommerfriſchen und Erholungsbedürftigkeit die Rede iſt, ſo klingt ſie immer in den Worten aus: „Na, und vor allen Dingen Mutter, die die Erholung ſo nötig hat und einmal ausſpannen muß.“ Und Mutter denkt an dieſe Erholung, an dieſe künftigen Ausſpannwochen, ohne Murren, mit Ergebung und einem Mutterlächeln, das nichts weiter iſt, wie eine längſt unbewußt gewordene Reſignation. Zuerſt der Rummel der Abreiſe: was mußte nicht alles überſehen, berechnet und vorgearbeitet werden! Tauſend Dinge ſchwirren durch Mutters ſorgenden Kopf. Für alles fühlt ſie ſich verantwortlich und von allen wird auch mit dieſer Verantwortlichkeit gerechnet. Endlich ſieht man ſich im Coupé, aber Mutter reiſt noch lange nicht, trotzdem ſie die rollenden Räder ſchon in die weite Ferne tragen. Ihr ganzes Weſen iſt noch in dem verlaſſenen Heim. Was wurde vergeſſen — was blieb zurück?

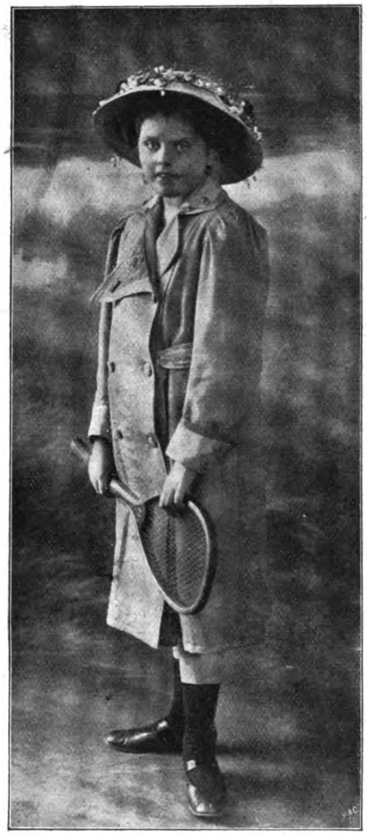
Mutters Bruſt hebt ſich mit einem ſchweren Seufzer, wenn ſie an all das denkt, was ſie hinterläßt und was ſie daheim wieder erwartet. Man mag von Einteilungen, von wohl überlegten gediegen betriebenen Reiſevorbereitungen aufs ſchönſte reden, in den meiſten Häuslichkeiten bleiben ſie zur Hälfte Theorie.

Die Aufgabe, einen ganzen Familienkreis zu lenken, iſt eine zu große. Man iſt ſchon froh, wenn alles im ganzen klappt, auf das Beſondere einzugehen, bleibt niemals Zeit. Was für eine Genugtuung wäre es, einmal die ſtille ſtehende häusliche

Maſchine von Grund auf zu ölen, ohne Hetzerei einmal das Hausweſen in aller Ruhe und Gelaſſenheit ins reine zu bringen. Ein Gedanke, geradezu überwältigend ſchön, verlockend und ſtärkend, von dem ſich Mutter aber ſchon wieder reſigniert abwendet, weil — ſie ja in ihre Erholung muß, die ihr jetzt als erſte Aufgabe die geſchickte Einrichtung einer ambulanten Häuslichkeit bringen wird.

Wie ſich ihre Familienmitglieder mit wonnigem Behagen den neuen Reiſeeindrücken erſchließen! Aber Mutter iſt ihnen jetzt ſchon wieder vorausgeeilt und ihre Gedanken ſind ſchon am Reiſeziel, ſie überlegt zum ſoundſovielten Male das Trinkgeld für den Gepäckträger, den Einzug in die Sommerwohnung, das Auspacken, das erſte Abendbrot, alles unter dem Motiv: Sparen ſollſt du, ſollſt erſparen.“ Die Familie, d. h. Mutter, wird ſelber haushalten. Du lieber Gott, wo kämen die meiſten Sommerfriſchler hin, wenn Mutter nicht auf ihrem Erholungsposten doppelt rührig wäre, damit nur keine unnütze Ausgabe gemacht wird! Freilich die Nachmittage bringen im Wald oder am Strand wirkliche Erholungspauſen, fremde Luft, Licht und Sonne beginnen auch an Mutter ihr Wunderwerk zu üben und ſchon nach kurzer Zeit pflegen die Ihren in den Jubel auszubrechen: „Nein, wie Mutter gut ausſieht! Wie dir die Ruhe am Strande wohltut!“ Nun, wir dürfen es aufrichtig ſagen, den beſten und meiſten Müttern iſt da wirklich von Herzen wohl, wenn ſie einmal ganz allein ſind, und wiſſen, daß Mann und Kinder das Weite ſuchten und ſich erſt wieder einfinden werden, wenn ſie Hunger haben. Natürlich tut Mutter auch in dieſen knappen Stunden etwas; meiſt iſt es eine überflüſſige Handarbeit, die ſich in ihren Händen eifrig bewegt. Daheim kommt ſie zu ſo einer Luxusbeſchäftigung ja doch nicht mehr, dort lauert immer Allernötigſtes, ein ganzer Berg von Allernötigſtem, der überall den Weg verquert, ärgert, ängſtigt und der erledigt ſein muß. Bei näherer Beſichtigung iſt er übrigens gar nicht ſo ſchlimm, dieſer Berg. Ein paar Tage Ruhe würden genügen, ihn ganz und gar aus der Welt zu ſchaffen. Ja, Mutter weiß genau, daß dieſe peinigende Vorſtellung von dieſem Berge der Verlotterung mit ihrer Nervoſität zuſammenhängt, eine fixe Idee, die vielleicht allzugroßer Gewiſſenhaftigkeit entſpringt. Alles zugegeben, aber es würde eine Genugtuung ſein, mit dieſem Kram, der in jeder Häuslichkeit ein anderes Geſicht hat, mit dieſen Flickgardinen, vollgeſchichteten Speicherkiſten, dem Stopfzeug, den Rumpelecken uſw. bis aufs letzte aufzuräumen. Das würde ſie geradezu erholen. Lächelnd hebt ſie ihre Augen auf; recht paſſende Gedanken waren das ja eben nicht! Da liegt vor ihr das Meer — oder Hügelland und Wälderbraun mit ſeinen wunderbaren, ſtarren, welligen Tiefen. Und Mutter ſpürt nach einer Weile ſtill verſunkener Betrachtung Seltſames, als käme es aus inneren, verſchloſſenen, ganz fernen Bezirken: nicht „Mütterliches“, Menſchliches iſt da auf einmal erwacht und nimmt ſie gefangen. Perſönliches, tief Eigenes, das ſonſt in Scheu und Banden in ihrer Seele einen feſten Betäubungsſchlaf ſchläft, entrückt vor all dem Lärm, dem Müſſen und Sollen und heimlichen Wollen, was ſo ein Mutterleben ausfüllt. Und wär's die glücklichſte Mutter, ſie würde es in ſo einer Stunde fühlen, daß aus dieſen einſamen Gedanken und Empfindungen Perlen aufſteigen, die an der Oberfläche des Bewußtſeins etwas Beſonderes hinterlaſſen. Gefühle von neu gegebener Kraft, etwas wie ein ſchönes Sichſelbſtempfinden, lauter ſeltene Beglückungen, die Mutter mit einer unbewußten Erſchütterung hinnimmt. Ja, ja, wo blieb ihre Selbſt in ihrer Lebenshaſt? Mutter denkt jetzt wirklich einmal ganz an ſich, und denkt an das, was ſie nicht iſt, an ihr niemals „Ich-Sein“. Wünſche kommen und gehen (fern von allem Egoismus), die einmal mit Mann und Kindern gar nichts zu tun haben. Wünſche, die ſich an ſo Geringes und ſcheinbar ganz leicht Erreichbares heften, wenn das Unerhörte einträte, daß ihre Lieben ſie einmal für eine kurze Zeit ganz allein ließen. Meinetwegen ganz allein daheim ließen. Mutter rechnet dieſe Tatſache in dieſem Augenblick zu den hochſchwebenden Idealen. Was ſollte aus ihren Lieben werden, wenn ſie die Sommerfriſche ſtreiken würde? Aber ſpäter, wenn die Kinder größer ſind, — wenn ihr Mann das oder jenes Ziel erreicht und ſeine lang erſehnte, große Reiſe machte, wenn, wenn — Die „Wenns“ ſtehen am Wege wie lauter Meilenſteine, die ſich im Horizont noch in einem dichten Streifen zuſammenziehen. Aber Mutter träumt jetzt und läßt ſich von nichts zurückhalten. O, was hat ſie für gewiſſenhafte Träume, immer die Arbeit voran, nämlich in den Morgenſtunden, aber dann muß das Wunderbare beginnen. Meinetwegen als ein Spaziergang zu Jugendſtätten mit Jugenderinnerungen, oder als ein wichtiges Buch, als Beſuch in Muſeen, falls Mutter Kunſt- oder Wiſſenſchaftsintereſſe hat, oder gar einmal als ein Weg in eine Bibliothek, wo Mutter ſich einen Band geben läßt, nach dem ſie ſich ſeit Jahren geſehnt hat. Eine Fahrt ins Freie, immer alles als ſelbſtändiger, losgelöſter, einmal auf ſich allein geſtellter Menſch unternommen. Und Nachſinnen über allerhand, was ſie ſonſt nie ungeſtört zu Ende denken kann. Kurzum ein Ausſchreiten einer ihrer ureignen Welt, zu der ſie als Mutter niemals recht gelangt, obwohl ſie es als Menſch ſo gern möchte. Allein die Vorſtellung von dieſem großen Glück gibt ihr jetzt ein wunderbares Vollgefühl des Lebens, etwa wie das Emporſchnellen einer Feder. Ja, wenn ſie einmal daheimbliebe!

Antonie Steimann.



Sommermäntelchen für Mädchen aus kornblumenblauer Leinwand mit feinfarbiger Webereiverzierung an den Aufſchlägen. Von Frau Fia Feldmann, Berlin W., Regensburgerſtraße.

Mitleid.

Es iſt gewiß ein beglückendes Gefühl, wenn das Mitleid, die Teilnahme helfen, tröſten, Leiden lindern kann, wenn ihm Mittel und Wege zu Gebote ſtehen, im ſtillen die Stätten der Not, des Kummers aufzuſuchen und Segen auszuſtreuen, Tränen zu trocknen. Das iſt kein Opfer, auch bei eigenen geringen Mitteln, unter eigenen Entbehrungen ſeinem Mitgefühl und Erbarmen Genüge zu tun, ſondern ein Glück, eine Freude; eine Wohltat, die du anderen erzeigſt, erzeigſt du dir ſelbſt, nein, eine höhere, eine größere deinem Herzen, deiner Seele. Und es gibt ja ſo viel Gelegenheit, mildtätig, barmherzig zu ſein, ohne zu ſuchen findeſt du mit dem Blick der Menſchenliebe die Hände, die ſich dir hilfeſuchend entgegenſtrecken, und es gibt ja ſo viele Arten wohlzutun, nicht nur mit materieller Hilfe, auch durch Zuſpruch, Rat, Troſt. So vielgeſtaltig das Menſchenleid iſt, ſo vielgeſtaltig kann auch die Art ſein, es zu lindern.

Im Gegenſatz zur Freude des Wohltuns iſt Mitleid, dem es verſagt iſt, helfen zu können, das einen Menſchen leiden ſehen muß, ohne zu ſeiner Erleichterung beitragen zu dürfen, einer der größten Schmerzen, die es gibt. Edle, ſtolze Naturen leiden klaglos, ihr Schmerz, phyſiſch oder ſeeliſch, bleibt unter der Oberfläche ihres Weſens verborgen; ſie wollen kein Mitleid, kein Berühren, auch das leiſeſte und zarteſte nicht, ihrer Wunden; ſie ſind erhaben über Mitgefühl und Teilnahme auch ihrer Liebſten und Nächſten. Das verſchwiegene Dulden mit ihnen brennt dir im Herzen, aber du trägſt es ſtumm, wie ſie ihr Leid. Alles, was dein Mitleid für ſie zu tun vermag, iſt ein mühſelig heiteres Lächeln, und das iſt die größte und ſchwerſte Liebesgabe, welche das Mitleid zu bringen vermag.

Praktiſches fürs Haus.

Um lackierte Türen, Fenſterbänke und dergleichen jahrelang gut zu erhalten, bediene man ſich eines feuchten Fenſterleders zum Vorwiſchen und eines weichen Tuches zum Nachreiben. Schmutzflecke am Lack entfernt man ſehr leicht, indem man auf ein weiches Läppchen einen Tropfen Petroleum gießt, mit demſelben über den Fleck hinfährt und mit feuchtem Leder nachwiſcht.

H. Sch.

Für die Küche.

Schweinsrücken mit Madeiraſauce. Nachdem die Schwarte und ein Teil des Fettes vom Schweinsrücken oder Kruppſtück abgeſchnitten und der Rückgratknochen abgehauen iſt, reibt man das Fleiſch mit Salz und etwas weißem Pfeffer ein, legt es in eine paſſende Pfanne, gießt Waſſer, in dem eine bis zwei Meſſerſpitzen Liebigs Extrakt gelöſt wurde, ein Glas Weißwein und einige Löffel Eſſig daran, tut ein bis zwei Lorbeerblätter und einige Zitronenſcheiben daran und läßt es gut braten. Dann entfettet man die Sauce, verkocht ſie mit einer Kelle brauner Coulis (Zuckerbräune und etwas gelöſtem Liebigs Extrakt) und einem halben oder ganzen Glas Madeira und richtet ſie über dem Braten an, den man vor dem Auftragen nach den einzelnen Rippen zerteilt.

Franzöſiſches Sauerkraut paßt vortrefflich dazu, man dämpft dasſelbe mit einem Glaſe Weißwein, etwas Liebigs Extrakt — ſtatt dem ſonſtigen Fett — und Zitronenſaft.

Hausmuſik.

Dora Moran.

Dann und wann — nicht zu oft, auf daß man nicht übermütig werde, und nicht gar zu ſelten, daß man nicht in Hoffnungsloſigkeit verſinke! — erlebt man im Konzertſaal ein Götterkind, das wie ein Sendbote aus einer anderen, reineren und glänzenderen Welt zu uns kommt und doch nur beweiſt, daß dieſe hellere, ſchönere, ideale Welt im Menſchen ſelbſt liegt. Ein ſolches Götterkind iſt Dora Moran, eine junge Sängerin, von Vater und Mutter her begabt: aus dem Namen quillt es von alten und ſchönen Erinnerungen an die große Künſtlerin Fanny Moran-Olden, jene geniale und unglückliche Frau, die mit ihren phänomenalen Bühnenſchöpfungen, in der Glut ihres Temperamentes und der überwältigenden Fülle ihres dramatiſchen Soprans heute noch in dem Gedächtnis ihrer Zeitgenoſſen als großes künſtleriſches Erlebnis fortdauert. Aber nicht nur der Mutter allein dankt Dora Moran ihre reiche künſtleriſche Mitgift an Begabung und Mitteln. Auch ihr Vater, der Kammerſänger C. Moran, war ein hervorragender Bühnenkünſtler und ein ausgezeichneter Sänger. Ganz losgelöſt von dem Individuell-Einzelnen, das einſt das künſtleriſche Weſen Fanny Moran-Oldens kennzeichnete, im Klang der Stimme, im Stil der Perſönlichkeit von der Mutter durchaus verſchieden, nähert ſich Dora Moran dem klaſſiſchen Sängertypus: an den Muſtern des bel canto gebildet, eine Sängerin, in der ſich lyriſche Ausdruckskunſt und techniſche Virtuoſität höchſt reizvoll verſchmelzen, erinnert dieſes intereſſante Menſchen- und Künſtlerkind weit eher an die großen Primadonnengeſtalten des italieniſchen Kunſtzeitalters, als an die Geſangsheroinen der deutſchen Geſangskunſt aus dem Kulturgebiet Richard Wagners. Ihr Ideal iſt die vokale Linie in der Vollendung einer höchſten Durchbildung und in der Sicherheit, die die Mechanik eines Orcheſterinſtrumentes auf die Höhe einer triumphierenden Technik hebt. Dora Moran beſitzt dieſes wundervolle, der höchſten Virtuoſität entgegenreifende Inſtrument in ihrem prachtvollen Sopran, einer Stimme, ſilbern hell im Klang, ſchimmernd, von einem reinen, faſt blendenden Weiß, das an carrariſchen Marmor und an Schwanengefieder denken läßt. Dieſer Sopran, ſorgſam entwickelt und in ſtrenger Schule und hingebungsvoller Arbeit zu einem beweglichen Inſtrument techniſcher Virtuoſität und blitzender Koloratur erzogen, ſchlägt in alten Arien, — etwa in Händels breitgezogenem Care Salve, — wundervoll an unſer Ohr: ſtrahlende, herrlich gewölbte, in Regenbogenſpannungen ſchwebende Töne, in der weihevoll feierlichen Melodik Händels, in dem erhabenen Stil dieſes Meiſters von köſtlicher Wirkung. Die Kunſt des Anſatzes auf den hohen Noten der Skala, das virtuoſe pianissimo darf man ſchlechthin vollendet nennen. Sie ſingt die weichſten, ſüßeſten Töne in biegſamer Sicherheit, in einer leichten, anmutigen Art, die jeden ſtörenden Nebengedanken an das Schwere der Kunſt ausſchaltet. Wie als techniſcher, ſo iſt auch als äſthetiſcher Typ, als produktive Perſönlichkeit Dora Moran ſcharf umriſſen. Sie beherrſcht ebenſo, wie die feierlich getragene, pompöſe und majeſtätiſch aufgebaute Melodie, die Lyrik des heimlichen und verträumten Stimmungsbildes, der zarteſten Seelenſchilderung. Alle Gefühlswerte ſind an eine beherrſchte und beſeelte Technik als die unerläßliche Vorausſetzung ihrer künſtleriſchen Erſcheinung gebunden. Und dieſe beherrſchte und beſeelte Technik gehorcht Dora Moran ſo bedingungslos, daß ſie z. B. Schumanns „Mondnacht“ — dieſes überaus ſchwierige Lied, das als Prüfſtein für die aufbauenden Kräfte techniſcher und ſeeliſcher Fähigkeiten gelten darf, — in dem ganzen Zauber ſeines ſüß verſponnenen Ausdrucks, ſeiner Lichtdämmerungen, ſeines poetiſchen Duftes und ſeiner zarten Farbigkeit erſchöpft. Und mit welchem ſprühenden Temperament, mit welchem Glanz der Koloratur weiß Dora Moran irgendeine nervige italieniſche Melodie Verdis vor uns hinzuſtellen! Hier ſpürt man es, daß der Koloraturgeſang in ſeiner blendenden und ſieghaften Steigerung und das glitzernde Zierwerk der alten Primadonnenkünſte ihrem künſtleriſchen Weſen Aufſtieg und Bahn freigibt, ſich überzeugend mitzuteilen. Dora Moran, heute ſchon im Konzertſaal ein Ereignis, wurde in Frankfurt a. M. geboren in der Zeit, da ihre Eltern dort am Opernhaus wirkten. Ihre Kindheit verlebte das ſternaugige Mädchen in Leipzig, wohin das Elternpaar übergeſiedelt war und wo Fanny Moran-Olden die größten künſtleriſchen Triumphe ihres Lebens feierte. In der muſikaliſchen Atmoſphäre des elterlichen Hauſes aufgewachſen, wo ihr Arthur Nikiſch, Anton Rubinſtein, Carl Reinecke gute Freunde wurden, ſang ſie als Elfjährige zum erſtenmal in einer Schulaufführung von Reineckes Märchenſpiel „Pechvogel und Glückskind“: das natürliche Geſangstalent, die kriſtallene Kinderſtimme dieſes Glückskindes erregten Aufſehen. Auch in Oldenburg, der Heimat ihrer Mutter, wohin die Familie ſpäter gezogen war, verblüffte ſie in einem Wohltätigkeitskonzert mit ihren natürlichen muſikaliſchen Gaben. Ihre geſangstechniſche Ausbildung, den funkelnden Schliff ihres großen Talentes empfing die überaus anmutige Künſtlerin von Etelka Gerſter in Berlin. „Ihr danke ich alles, was ich kann,“ bekennt ſie dankbar, und auf dieſe vier Studienjahre blickt ſie als die ſchönſten ihres Lebens zurück. Sie ſang dann, nachdem ſie ſich mit dem „erſten Konzert“ in Dresden in das große Buch der Öffentlichkeit eingetragen, faſt in allen großen Städten Deutſchlands: in Leipzig entzückt ſie im Gewandhaus; ſie glänzt in Konzerten in Berlin, Frankfurt a. M., Hannover, Hamburg, im Haag, in Köln (Muſikfeſt) uſw. und ſichert ſich ſo ihre Stellung in der Front der vorzüglichſten modernen Geſangskünſtlerinnen. Vom Großherzog von Oldenburg wurde ſie mit dem Titel einer „Kammerſängerin“ geſchmückt: das iſt ſie wirklich: ihr vollendeter Geſchmack, Feinheit und Anmut ihres Vortrags und der hohe Grad ihrer techniſchen Meiſterſchaft haben auch den Titel wieder zu Ehren gebracht.

Dora Moran, Kammerſängerin.

Ferdinand Pfohl.

„Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn“.

In letzter Zeit iſt unſer ſchönes deutſches Volkslied wieder zu der ihm gebührenden Ehrung gelangt. Iſt es doch gerade das ſchlichte Volkslied, das, durch ſeine einfache anmutige Melodie am beſten die Stimmung und die Gefühle einer ganzen Volksſeele zum Ausdruck bringt. Eine wohl faſt in allen Gauen unſeres Vaterlandes bekannte Liederperle haben wir in dem Goetheſchen Gedicht: „Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn“. Und wenn einem jeden der Dichter dieſer Strophen bekannt iſt, ſo kennen wahrſcheinlich die wenigſten den ſchlichten Meiſter, der uns die Töne zu dem herrlichen Volksliede ſchenkte. Der Schöpfer der Melodie, die am tiefſten ins Volk gedrungen iſt, iſt der Lehrer **Heinrich Werner**, ein Eichsfelder.

Sein Geburtsort iſt das auf der Höhe des Ohmgebirges gelegene Dörfchen Kirchohmfeld im Kreiſe Worbis. Sein Geburtshaus war das alte, einſtöckige damalige Schulhaus, in dem ſein Vater Johann Simon Werner lange Zeit als Kantor, Küſter, Organiſt und Lehrer die Dorfjugend herangebildet hat. Heinrich Fr. Werner wurde geboren am 2. Oktober 1800. Aus ſeiner Jugendzeit iſt faſt nichts bekannt. Wir können wohl annehmen, daß ſein Vater, ein ſehr geachteter Mann, der ſelbſt in den erſten Kreiſen ſeiner Heimat nicht über die Achſel angeſehen wurde, für eine gute Schulbildung ſeiner Kinder geſorgt und daß er in den erſten Schuljahren ſeinen Sohn ſelbſt unterrichtet hat. Im Jahre 1820 finden wir Heinrich Werner und einen ſeiner Brüder auf dem Gymnaſium Martino-Catharineum in Braunſchweig, wo er ſich für den Lehrerberuf vorbereitete. Zwei Jahre ſpäter begegnen wir Heinrich Werner in Erfurt, wo er als Freiwilliger ſeiner Militärpflicht genügt. Am 23. Mai desſelben Jahres beſtand er vor der Schulkommiſſion zu Erfurt das Lehrerexamen. Heinrich Werner wurde daraufhin im Amtsblatt als „wohl fähig“ erklärt.

In einem Briefe ſchildert er manches aus den Verhältniſſen Erfurts zu jener Zeit. Er ſchreibt: „Geſpielt wird an allen Orten, in Gärten, Häuſern, auf Gaſſen und Promenaden, gut und ſchlecht: ich habe immer das Unglück, letzteres zu hören. Dagegen trifft man Kenner des Generalbaſſes in allen Ständen an. Einen Vorzug hat Erfurt vor Braunſchweig, nämlich es hat einen öffentlichen Vergnügungsort, wo jung und alt, vornehm und gering erſcheint — den ‚Steiger‘. Die Einwohner (ſpottweiſe ‚Puffbohniten‘ genannt) erkennen dies und benutzen ihn mit demſelben Bürgerſtolze, wie die Wiener ihren ‚Prater‘. In Scharen ziehen die Bürger hinaus. Manch Schöne bricht ſich den ſüßen träumeriſchen Morgenſchlummer ab und eilt von mehr oder weniger Anbetern begleitet, welche ihre Garderobe als gutwillige Packeſel mitſchleppen, hierher ..... Die betagten Väter und Mütter folgen ihren Töchtern auf dem Fuße nach und ſuchen durch ihre ſcharf beobachtenden Blicke die Galanten in Schranken zu halten. Aus alter langer Gewohnheit ſchleppen ſich Greiſe hinaus und erinnern ſich ihrer Jugend.“ In einem anderen Briefe ſkizziert er ſeine dortige Tagesarbeit. Er ſteht um 6 Uhr auf, trinkt Kaffee, raucht ſein Pfeifchen und ſpielt Klavier. Um 8 Uhr geht's zum Exerzieren. Das tut er niemals gern; denn da muß er greifen, ſpringen, laufen, ſchwitzen, gehen und ſtehen bis gegen 11 Uhr, dann iſt Appell. Nach dem Eſſen geht er in die Singſtunde und hört hier manches Schreien, Brummen und Blöken, das weder Dur noch Moll iſt. Gern dichtet er kleine Gloſſen, wie er ſie nennt. Ein Beiſpiel:

Der Kegelſchub.

Die Kugel rollt, es fällt der Kegel!
So iſt die Welt, ein ſtetes Rollen,
Ein ſtetes Fallen bezeichnet unſern Lebenspfad.
Wir rollen fort, um wieder nur zu fallen,
Wir fallen nur, um wieder aufzuſtehen. —
Die Kugel rollt, es fällt der Kegel;
Sie rollt dahin und weiß nicht wie.
Der Menſch, der Weiſe wie der Flegel,
Er rollt dahin, gerade ſo wie ſie! —

Nach ſeiner Militärzeit muß Werner von Erfurt wieder nach Braunſchweig gegangen ſein. Denn am 10. September 1826 beſtand er daſelbſt die Prüfung als Muſiklehrer. Sogleich bewarb er ſich um eine Muſiklehrerſtelle in Wolfenbüttel, erhielt dieſe aber nicht. Heinrich Werner blieb alſo weiter in Braunſchweig und verdiente ſeinen Unterhalt durch Muſik- und Geſangſtunden. Auch brachte ihm manche Kompoſition ein ſchönes Stück Geld ein. So ſchrieb er in jener Zeit mehrere Meſſen für Singſtimmen und gab eine Liederſammlung, von ihm ſelbſt verfaßt, heraus. In dieſe Zeit fällt auch ſeine volksbekannte Kompoſition des Goetheſchen Gedichts: „Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn“. — Im Jahre 1827 bahnte er ein Verhältnis an mit einer Braunſchweiger Dame, Charlotte Bruckmeyer. Am 2. September 1829 wurde jedoch die Verlobung wieder aufgehoben. Sie heiratete, da ihr Vater tot war, nach den Wünſchen ihrer Mutter einen Kaufmann, Werner Heinrich aus Roſtock. Im Jahre 1833 erkrankte H. Werner heftig. Es ſtellte ſich heraus, daß ſein Leiden die Folge einer Krankheit war, die er ſich während ſeiner Militärzeit zugezogen hatte. Gepflegt von ſeiner früheren Braut, ſtarb er am 3. Mai 1833 in Braunſchweig im kaum begonnenen Mannesalter. Auf dem Petrifriedhof in Braunſchweig liegt Heinrich Werner begraben.

Die ganze Familie Werner zeichnete ſich durch große muſikaliſche Begabung aus. Joh. Simon Werner, „der Kantor Ohmfelds“, der Vater unſeres Komponiſten, verſchönte den Gottesdienſt an Feſttagen durch Orgelvorträge und Geſangaufführungen. Sein Bruder G. Werner, der Onkel Heinrich Werners, war 46 Jahre lang am Hofe zu Bückeburg. Er verſtand ebenfalls meiſterhaft auf der Orgel zu konzertieren. In einem Briefe an ſeinen Bruder ſchreibt er, daß er einſt ſeinen Sohn, der Paſtor in Stadthagen war, beſuchte. Dort ſpielte er den Ausgang in der Kirche. Die Leute waren ſo begeiſtert, daß ſie noch einundeinhalb Stunden ſeinem Spiele lauſchten. Dieſer Ohmfelder Lehrerfamilie entſtammten drei Söhne und zwei Töchter. Das muſikaliſche Talent ging auch auf die Söhne über. Unſer jung verſtorbener Komponiſt hatte zwei Brüder, F. A. Werner und F. W. Werner. Erſterer war lange Zeit Muſiklehrer in Berlin, ſpäter Muſikdirektor in Wittenberg und iſt in hohem Alter in Ohmfeld geſtorben. Letzterer war viele Jahre Muſikdirektor in Würzburg, wo er eine leitende Stellung im Theater einnahm.

Seit längerer Zeit plant man, dem leider viel zu früh dahingeſchiedenen Komponiſten Heinrich Werner, der dem deutſchen Volke eine der ſchönſten Liederperlen geſchenkt und durch ſeine prächtige Melodie ſchon ſo manches Menſchenherz erfreut hat, in ſeinem Heimatsorte Kirchohmfeld ein ſchlichtes Denkmal zu errichten.

Paul Ripperger.

Die Muſik der Chineſen.

(Fortſetzung.)

Da das Chineſiſche eine einſilbige Sprache iſt, ſo hängt es weſentlich von der muſikaliſchen Betonung ab, ob ein Satz dieſe oder jene Bedeutung haben ſoll. Schon die Unterhaltung von Chineſen aus dem gewöhnlichen Volke läßt erkennen, daß ihre gewöhnliche Sprechweiſe faſt ſo muſikaliſch iſt, wie das recitativo secco der italieniſchen Oper. Viele Wörter der chineſiſchen Sprache nehmen je nach der Betonung drei bis ſechs verſchiedene Bedeutungen an; dabei hat dieſe Betonung mit Akzenten oder Emphaſe nichts zu tun. Die Chineſen haben einen eigenen Gedächtnisvers, um das Verſtändnis der Betonungen (sching) zu erleichtern: „Der gleichmäßige Ton“ — ſein Pfad iſt weder hoch noch niedrig. „Der ſteigende Ton“ — ruft laut, iſt heftig, glühend, ſtark. „Der fallende Ton“ — iſt klar und deutlich, ſein einförmiger, niedriger Pfad iſt lang. „Der eintretende Ton“ — kurz, plötzlich, abgeriſſen, ſchwillt ſchnell an. Die Chineſen ſind an die durch die sching erzeugten Tonunterſchiede ſo gewöhnt, daß ſie leichter einen Unterſchied in der Tonhöhe eines Wortes erkennen, als eine Veränderung des Vokals. Wenn das Wort meng zuerſt z. B. auf den Ton g und hinterher einen Ton niedriger auf f geſprochen wird, ſo bemerkt der Chineſe den Tonunterſchied leichter, als einen Vokalwechſel, wenn meng und z. B. ming beide in derſelben Tonhöhe geſprochen werden. Die Verwirrung, welche durch falſche Anwendung des sching im Chineſiſchen angerichtet werden kann, iſt ebenſo groß, wie die, welche im Deutſchen z. B. durch Verwechſlung des Akzents in Wörtern wie durchbrechen, umgehen, überſetzen, modern, oder durch Vokalverwechſlung, wie in ſchon und ſchön, roſten und röſten, graulich und greulich uſw. entſtehen kann.

Es ſei noch eine kurze Erläuterung des sching erwähnt. Der „gleichmäßige Ton“ iſt der natürliche Ausdruck der Stimme. In dem Satze: „Willſt Du es mir zeigen?“ — „Nein, das werde ich wohl bleiben laſſen!“ illuſtriert der verſchiedene Tonfall die Frage und Antwort, den höheren und niederen gleichmäßigen Ton. Der „ſteigende Ton“ erſcheint in Ausrufen wie: „Ach ſo!“ der „fallende Ton“ kommt in umgekehrter Folge zur Geltung. Der „eintretende Ton“ iſt eine plötzliche Unterbrechung derſelben Modulationsweiſe, gleichſam wie abgeſchnitten. Wenn man „Schloß“ ſagen will und in der Mitte des Wortes von einem Schluckauf überraſcht würde, ſo daß man die beiden letzten oder den letzten Konſonanten ausläßt, ſo trifft man ungefähr die Ausſprache dieſes sching. Eine weitere Merkwürdigkeit der chineſiſchen Muſik liegt in der Tonleiter mit nur fünf Tönen, die merkwürdigerweiſe auch in vielen alten ſchottiſchen und iriſchen Melodien vorherrſcht.

(Schluß folgt.)

Zum Nachdenken.

1. Verſteckrätſel.

Wie wird's drüben nun ſo ſtill,
Wo's am Tag geht fröhlich zu!
Da die Sonne ſcheiden will,
Gehn auch Sang und Klang zur Ruh.
Müde machte mich der Tag,
Doch da er entſchlief, mit Weh,
Bang fragt meines Herzens Schlag:
Ob ich ihn wohl wiederſeh?

In vorſtehender Strophe iſt ein bekanntes Zitat verſtreckt. Wie heißt dasſelbe?

2. Umſtellrätſel.

Znaim — Oran — Ernte — Nemo — Klio — Nike — Palo.

Durch Umſtellen der Buchſtaben ſind aus den vorſtehenden Worten je neue Worte zu bilden, deren Anfangsbuchſtaben zuſammengeſetzt den Namen eines jetzt vielgenannten Landes ergeben. Die neuzubildenden Worte ergeben:

Eine Stadt am Rhein — ein Fluß in Italien — ein Einkommen — eine Vorbedeutung — ein Gewicht — eine Holzart — ein Edelſtein.

3. Scharade.

Mein Vetter hat es mitgebracht,
Der weither kam auf ſeiner Jacht,
Er ſchenkte mir das kleine Ding,
Damit ich's an mein Armband hing.

Mit 2 füllt' ich ſein Glas ihm ſchnell,
Das ich ihm reichte, goldenhell.
Ich ſprach, von fern kommt dies Getränk,
Gleichwie die 1, dein hübſch Geſchenk.

Ein ſeiden Tuch ſchenkt' ich ihm auch
Zum Schmuck am Land nach Seemannsbrauch.
Ich kauft' es ſchnell im Laden hier,
Im Wort der Stadt, da wohnen wir.

Mein Vater war nicht da zum Gruß,
Da er im Reichstag ſitzen muß,
Im Worte, welches, wie ihr wißt,
Die größte Macht im Hauſe iſt.

4. Scharade.

Eins war 2—3 friſch und jung,
Doch das iſt vergangen,
Nur in der Erinnerung
Blühn noch Lipp' und Wangen.

Muß das Wort, was ſie ſo ſehr
Eh'mals durft' beglücken,
Spiel und Tanz ſchickt ſich nicht mehr
Und mit Roſen ſchmücken.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 38.

2. Dechiffrieraufgabe.

In dem chiffrierten Text ſind vertauſcht: a und n, b und o, c und p, d und q, e und r, f und ſ, g und t, h und u, i und v, j und w, k und x, l und y, m und z, ä und ü.

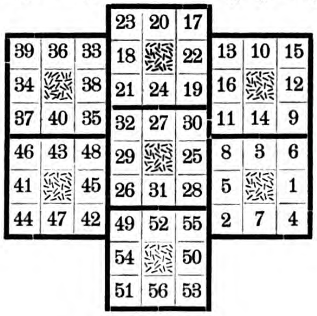
Der Urtext lautet:

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Tal entlang,
Da erklingt es, wie von Flügeln,
Da bewegt ſich's wie Geſang;
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rat;
Und dein Streben, ſei's in Liebe,
Und dein Leben ſei die Tat.

Denn die Bande ſind zerriſſen,
Das Vertrauen iſt verletzt;
Kann ich ſagen, kann ich wiſſen,
Welchem Zufall ausgeſetzt,
Ich nun ſcheiden, ich nun wandern,
Wie die Witwe, trauervoll,
Statt dem einen, mit dem andern
Fort und fort mich wenden ſoll.

(Goethe.)

1. Zur Theorie des Röſſelſprungs.



3. Scharade.

Beiſpiel.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

M. Lübtes, deſſen „Leſendes Mädchen“ den Bildſchmuck der heutigen Nummer eröffnet, dürfte uns noch manche ſchöne Gabe ſeines Könnens beſcheren. Jedenfalls zeigt die ganze Behandlung des Stoffes, die Art, wie Licht und Schatten verteilt ſind, wie die ganze, weltvergeſſene Vertiefung in das Buch wiedergegeben iſt, einen tüchtigen Maler. An Alma Tademas Kunſt erinnert L. C. Nightingalls „Sommer“. Die müde, einſchläfernde, traumhafte, ſüße Stille der Jahreszeit iſt treffend zum Ausdruck gebracht. Rudolf Schramm-Zittau bietet uns ein lebhaft bewegtes Bild aus dem Tierleben: „Wildgänſe“, während Max Rabes mit ſeinem Gemälde „Freizeit an Bord“ ein Stück idylliſcher Ruhe gibt. Als Kunſtbeilage enthält die Nummer Karl Schorns bekanntes, erſchütterndes Bild der „Sündflut“ aus der Münchener Pinakothek, das in immer neuer Wendung in den einzelnen Geſtalten Grauen, Wahnſinn, Auflehnung oder Ergebung und Bußfertigkeit eines untergehenden Geſchlechts malt.

Hohenzollern-Autographen.

In zwangloſer Folge ſollen eine Reihe ſchriftlicher Kundgebungen mitgeteilt werden, die von Gliedern des preußiſchen Königshauſes herrühren. Es ſind keine politiſchen Dokumente, keine Äußerungen, die Ereigniſſe und Perſönlichkeiten in irgendwie neuem Lichte erſcheinen ließen, kurzum, es iſt nichts, abſolut nichts von Senſation. Es ſind ſchlichte Briefe und ſachliche Bemerkungen, die ſich auf naheſtehende Perſonen oder auf Fragen des täglichen Lebens beziehen. Äußerungen alſo, in denen gewiſſermaßen die königliche Erhabenheit abgeſtreift erſcheint und das rein menſchliche Empfinden zutage tritt.

Eine merkwürdige Beobachtung drängt ſich übrigens beim Vergleich der Schriftzüge, die von Söhnen des königlichen Hauſes Hohenzollern herrühren, auf. Das iſt eine periodiſch wiederkehrende Übereinſtimmung im Duktus der Handſchrift, ſo daß man an Vererbung denken muß. Würde noch reicheres Material vorliegen, ſo ließen ſich vielleicht ſogar nach den Handſchriften die Herrſcher ähnlicher Charakterrichtung zuſammenſtellen.

Im Jahre 1834 richtet der Oberſt eines preußiſchen Regiments an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, den ſpäteren König Friedrich Wilhelm IV., folgendes Geſuch:

„Aller Durchlauchtigſter Kronprinz,
Allergnädigſter Kronprinz und Herr!

Euer Königliche Hoheit mit dieſem Vortrage nahe tretend zu behelligen, ſteht mir weder eine Befugniß noch irgend eine Entſchuldigung zur Seite, wenn anders mein Erdreiſten nicht durch die Kenntniß ſich rechtfertigen dürfte: daß Euer Königliche Hoheit mit Milde und Wohlwollen auf jede menſchliche Bedrängniß zu blicken geruhen und gern tröſtend und hülfreich, wo immer möglich, einzuſchreiten geruhen.

Der Premierlieutenant N. des mir anvertrauten …^{ten} Infanterie-Regiments iſt ſeit 13 Jahren verlobt mit der Tochter des verabſchiedeten Majors N., die ihrem Bräutigam gerade ſo viel Brautſteuer an Sanftmuth, Bildung und Liebenswürdigkeit und häuslichen Tugenden zuzubringen verſpricht, daß ſie ſich den Beifall und die Theilnahme der Beßeren und Gebildeteren zu ſichern weiß, aber bei gänzlichem Mangel an Vermögen, freilich auch ohne eine höhere Hülfe, in der gewünſchten Vereinigung faſt den Hungertod fürchten müßte. Der Lieutenant iſt 7ter Premierlieutenant, gegenwärtig als Compagnie-Führer zur Landwehr kommandirt, und würde bei einer durch lange Entbehrung verbürgten geregelten Haushaltung bis zu ſeinem Vorrücken zum Compagnie-Chef eines jährlichen Zuſchußes von 150 Rthlrn. bedürfen. Da ich ſeit meinem Hierſein Zeuge bin von dieſem Verhältniße, welches mit religiöſer Ergebung Treue und Zartgefühl faſt hofnungslos beſteht, ſo kam ich, umforſchend nach Hülfe, nur immer wieder auf den Gedanken zurück: Euer Königlichen Hoheit mich mit der Noth dieſes Brautpaares untertänigſt zu nahen, und in Ehrfurcht zu unterwerfen: in wie weit bei den zahlloſen Anliegen, denen Höchſtdieſelben unterſtützende Berückſichtigung zu ſchenken geruhen, auch meine hier alleruntertänigſt empfohlene Schützlinge Euer Königlichen Hoheit Gnade vielleicht theilhaftig werden dürften.

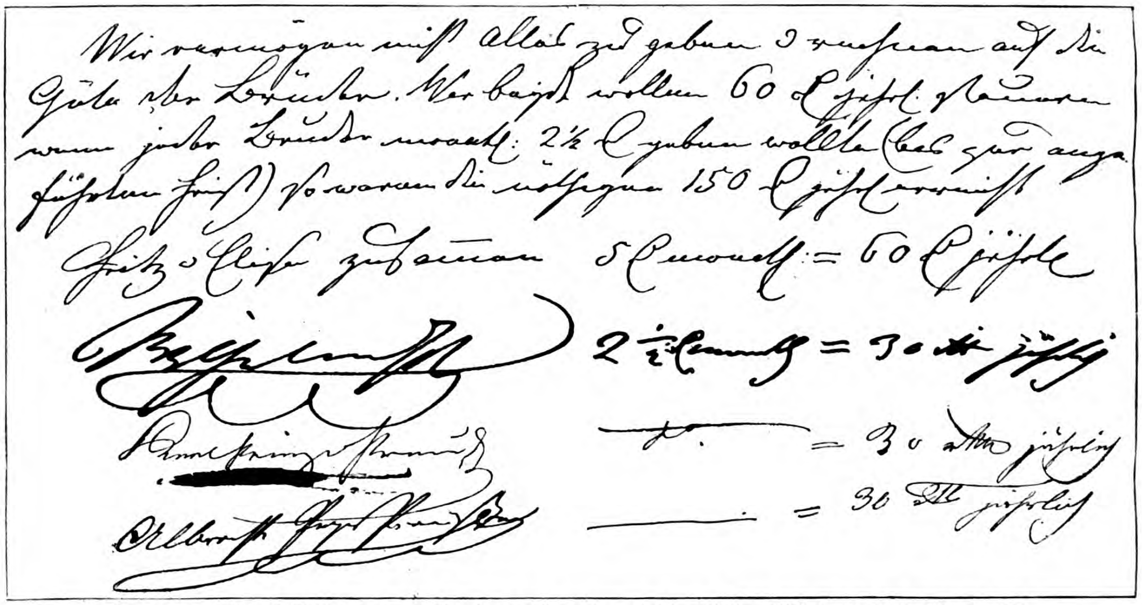
In tiefſter Devotion und treueſter Verehrung erſterbe ich als Euer Königlichen Hoheit untertänigſt treu gehorſamſter

…. Oberſt und Kommandeur
des … Infanterie-Regiments.

Den 6ten Dezember 1834.“

Auf die vierte Seite dieſes Geſuches nun ſchreibt der Kronprinz in ſeiner flüſſigen, eleganten Schrift:

„Wir vermögen nicht Alles zu geben und rechnen auf die Güte der Brüder. Wir beyde wollen 60 Rthlr. jährlich ſteuern, wenn jeder Bruder monatlich $2\frac{1}{2}$ Rthlr. geben wollte (bis zur angeführten Friſt), ſo wären die nötigen 150 Rthlr. jährlich erreicht.
Fritz u. Eliſe zuſammen 5 Rthlr. monatlich
= 60 Rthlr. jährlich.“



Wir vermögen nicht alles zu geben u rechnen auf die Güte der Brüder. Wir beyde wollen 60 Rthl jährl steuern wenn jeder Bruder monatl: 2½ R geben wollte (bis zur angeführten Frist) so wären die nöthigen 150 R jährl erreicht

Fritz u Elise zusammen 5 R monatl = 60 R jährl

Wilhelm 2½ R monatl = 30 rth jährl

Carl Prinz v Preussen — = 30 rth jährl

Albrecht Prinz v Preussen — = 30 rth jährl

Autogramme Friedrich Wilhelms IV. von Preußen als Kronprinz und ſeiner Brüder Wilhelm, Karl und Albrecht. 1834.

Und die Brüder verſagten nicht. Prinz Wilhelm, Prinz Karl und Prinz Albrecht zeichneten jeder 30 Taler jährlich, ſo daß das Brautpaar heiraten konnte. —

Welche Fülle von Gedanken und Erwägungen drängt ſich dem Geiſte beim Durchleſen dieſes einfachen Dokumentes auf. Da iſt die treue, ausharrende Liebe des jungen Paares, die väterliche Fürſorge des Regimentskommandeurs, die freudige Hilfsbereitſchaft ſeitens der hohen Herrſchaften. Wie lächerlich gering erſcheint unſeren Augen die Summe, um die es ſich handelt. Hundertundfünfzig Taler, für einige Jahre gezahlt, können das Lebensglück zweier wackeren, den beſten Geſellſchaftskreiſen angehörenden jungen Leute gründen. Aber 150 Taler bedeuten in dem damaligen, durch Napoleon ausgeſogenen Preußen etwas. Sogar dem vielfach in Anſpruch genommenen Thronfolger iſt die Summe zu hoch, aber helfen will er, und ſo eröffnen die Söhne des Königs unter ſich eine Art Subſkription, und der Betrag wird geſichert. —

Dornenvoll und entbehrungsreich war damals die Laufbahn des Offiziers, aber die Söhne und Enkel der Helden der Freiheitskriege und der friderizianiſchen Schlachten betrachteten es als eine ſelbſtverſtändliche Pflicht, unter allen Umſtänden dem Vaterlande zu dienen. Unverſchuldete Armut erſchien als kein Makel, des Königs Rock adelte den Träger. — Das war der Geiſt, der Preußen groß machte und die Siege von 1866 und 1870 zu erringen ermöglichte. Prof. Dr. M. Kirmis.

Notizen.

Die erſte amerikaniſche Bibel war bekanntlich die im Jahre 1743 in Germantown von Chriſtoph Sauer gedruckte. Im Sammler-Daheim iſt hierüber ausführlich berichtet worden. Daniel Miller hat über dieſe erſte deutſche Bibel jetzt noch einige intereſſante Feſtſtellungen gemacht. Sie war 300 Seiten ſtark und wurde in 1200 Stück hergeſtellt. Der Preis für das ungebundene Exemplar war urſprünglich auf 14 Shilling feſtgeſetzt, wurde dann aber auf 12 Shilling (= 1,60 Dollars) herabgeſetzt. Gebunden koſtete die Bibel 18 Shilling (= 2,40 Dollars). Die erſte und auch die zweite Auflage ſind ſelten und werden heute gut bezahlt, während die dritte, im Jahre 1776 erſchienene, verhältnismäßig häufig iſt. U.

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7 b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 41

Daheim

Ein deutſches Familienblatt

9. Juli 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker (Fortſetzung) 5
Im Schatten. Gemälde von Joſé Villegas 9
Die Schlacht bei Tannenberg am 15. Juli 1410. Von Prof. Dr. Ed. Heyck . . 9
Kiosk Tomaſelli in Salzburg. Gemälde von T. Etthofer 11
Die Halberſtädter Meiſterſinger. Von Dr. Guſtav Manz 12
Etwas vom „Trainieren“. Von B. Zimmermann. Mit neun Abbildungen . 13
Eßbare Vogelneſter. Von Dr. Edm. von Freyhold 16
Durchs Ahrtal. Von A. Trinius. Mit drei Abbildungen 16
Das Beſchwerdebuch. Eine Sommer- und Reiſeplauderei von Curt Rud. Kreuſchner. 19
Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers (Fortſetzung) 20
An der Oſtſee. Photographiſche Aufnahme von N. Weinberger. . . . 21
Sommernacht. Gemälde von Herm. Urban 23
Am Imatrafall. Gedicht von Johannes Wilda 24
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Sammler-Daheim — Briefkaſten . 25—37
Kunſtbeilage: Die heilige Juſtina. Gemälde von Aleſſandro Bonvicino gen. Moretto. Kaiſerliche Gemälde-Galerie zu Wien.

Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Staatsſekretär a. D. von Schoen. Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin und Hamburg.

Finanzminiſter a. D. von Rheinbaben. Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin und Hamburg.

Neue Veränderungen in der Reichs- und Staatsregierung ſind dem erſt neulich gemeldeten preußiſchen Miniſterwechſel gefolgt. Finanzminiſter von **Rheinbaben** iſt durch Oberbürgermeiſter **Lentze**, Staatsſekretär **Schoen** durch **Kiderlen-Wächter** erſetzt worden. Der Rücktritt des Finanzminiſters iſt der breiten Oeffentlichkeit in dieſem Augenblick überraſchend gekommen; in eingeweihten Kreiſen war es dagegen längſt bekannt, daß Freiherr von Rheinbaben den lebhaften Wunſch hatte, nach der Rheinprovinz zurückkehren zu können. Er hat ſich als Regierungspräſident in Düſſeldorf überaus wohl gefühlt und die Rheinländer ſchätzen lernen. In allen Kreiſen der Rheinprovinz, deren neuer Oberpräſident Freiherr von Rheinbaben wird, dürfte dem verdienten Manne ein herzliches Willkommen zu teil werden. Dr. Lentze, der neue Finanzminiſter, war bisher Oberbürgermeiſter von Magdeburg. Er iſt am 21. Oktober 1860 in Hamm in Weſtfalen geboren. Erſt vor vier Jahren war er auf den wichtigen Poſten des Oberbürgermeiſters von Magdeburg berufen worden. In den Jahren 1895—99 war er Bürgermeiſter von Mülhauſen, von 1899 bis zu ſeinem Amtsantritt in Magdeburg Bürgermeiſter von Barmen. In allen drei Aemtern war er Mitglied des Herrenhauſes. Der Staatsſekretär des Auswärtigen Amtes Freiherr von Schoen hat ſein Amt kaum drei Jahre bekleidet. Der Antritt ſeines Amtes fiel in eine politiſch außerordentlich bewegte Zeit. Es war damals die Caſablanca-Affäre, die alle Gemüter bewegte. Zu einem großen Teil dürfte die Beruhigung der politiſchen Leidenſchaften und die Beſſerung der deutſch-franzöſiſchen Beziehungen mit ſein Werk ſein. Als Diplomat iſt Freiherr Wilhelm von Schoen, der 1851 geboren und von 1870—77 aktiver Offizier war, ſchon früh verwendet worden. Er war in Madrid, Athen, Bern und im Haag als Attaché, Legationsſekretär und Geſchäftsträger tätig; in den Jahren 1887—1896 war er erſter Sekretär und Botſchaftsrat an der Botſchaft in Paris. Er wird nun der Nachfolger des bisherigen Botſchafters Fürſten Hugo von Radolin-Radolinski in Paris. Zum Nachfolger des Freiherrn von Schoen im Auswärtigen Amt iſt Alfred von Kiderlen-Wächter ernannt worden. Gleichaltrig mit ſeinem Vorgänger, machte Kiderlen-Wächter gleich dieſem als Freiwilliger den Krieg gegen Frankreich mit. Er ſtudierte die Rechte und trat frühzeitig in den diplomatiſchen Dienſt. Vom Jahre 1881 an war er als Botſchaftsſekretär und Botſchaftsrat in Petersburg, Paris, Konſtantinopel tätig, 1894 ward er Geſandter in Hamburg, 1895 in Kopenhagen. Im Jahre 1900 kam er nach Bukareſt. Im November des vorigen Jahres wurde Alfred von Kiderlen-Wächter, der inzwiſchen wiederholt den deutſchen Botſchafter am Goldenen Horn vertreten hatte, von Bukareſt nach Berlin berufen.

* * *

Dem großen unglücklichen Dichter Heinrich von Kleiſt iſt Ende Juni in Frankfurt a. O., ſeiner Geburtsſtadt, ein würdiges Denkmal geſetzt worden. Es befindet ſich im Park, einem ehemaligen Friedhof, wenige Schritte von dem Grabmal Ewald von Kleiſts, der bei Kunersdorf fiel. Die Vorarbeiten für den ſchönen Akt der Pietät, den das deutſche Volk dem Dichter ſchuldete, reichen bis in das Jahr 1906 zurück. Damals gründete ein Kleiſtverehrer in Frankfurt a. O. einen Ausſchuß, der mit der Sammlung für einen Denkmalsfond begann. Späterhin iſt dem Bildhauer Gottlieb Elſter ohne öffentlichen Wettbewerb der Auftrag für das Denkmal erteilt worden. Das Denkmal zeigt auf einem einfachen Sockelblock eine Jünglingsgeſtalt in Bronze. Es iſt die Symboliſierung des trauernden Genius. An der Vorderſeite des Poſtaments iſt in einem runden Medaillon der Kopf des Dichters angebracht. Unter dem Rund-

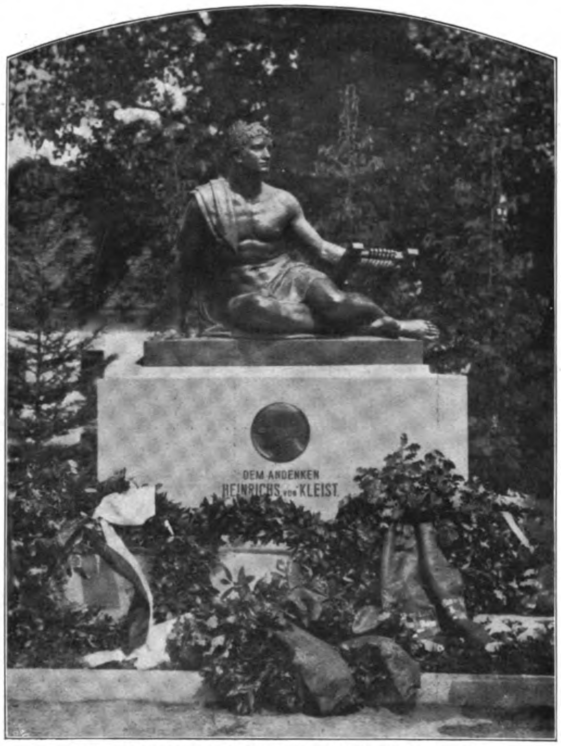
Staatsſekretär von Kiderlen-Wächter. Photographie von Alfred Weidener, Hofphotograph in Berlin.

Finanzminiſter Dr. Lentze. Photographie von C. Kuiper, Hofphotograph in Magdeburg.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

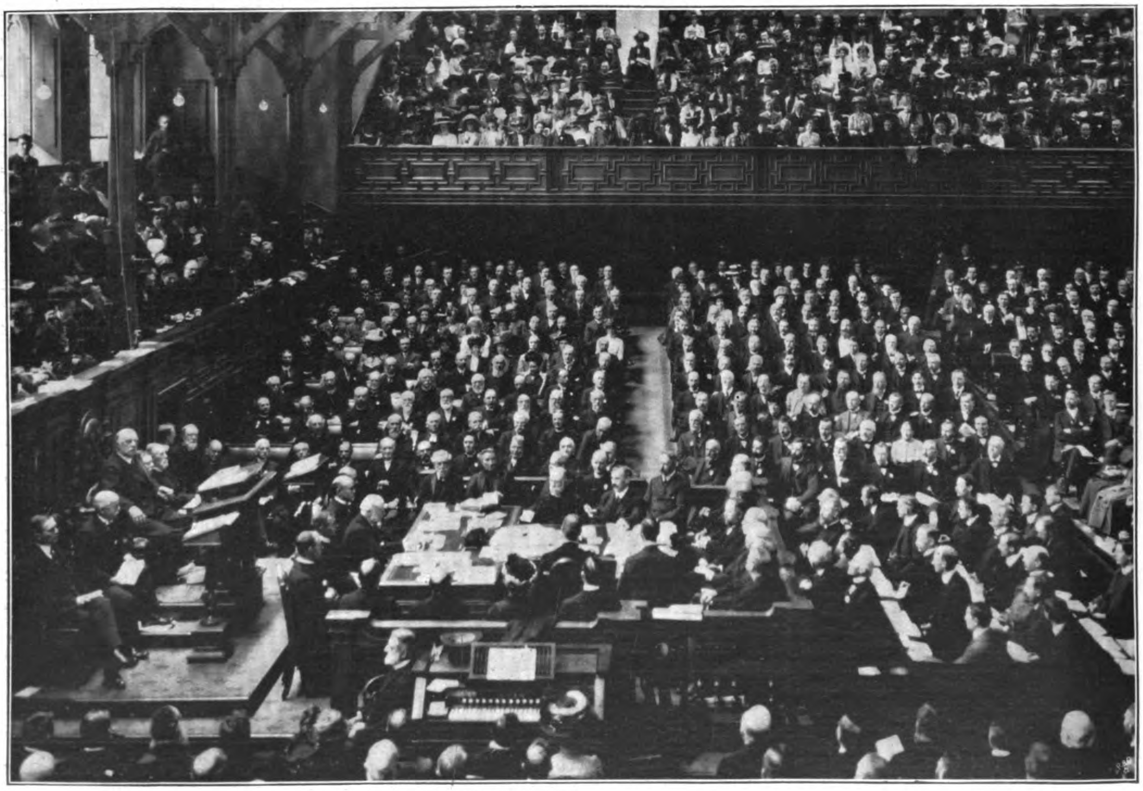
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

medaillon befindet ſich die Inſchrift: **„Dem Andenken Heinrich von Kleiſts“.** Auf der Rückſeite ſtellt ein Bronzerelief die Schlußſzene aus dem „Prinzen von Homburg“ dar. Die Seitenflächen des Denkmalſockels zeigen Reliefs von Szenen aus dem „Zerbrochenen Krug“ und aus „Kätchen von Heilbronn“.


Das Heinrich von Kleiſt-Denkmal in Frankfurt a. O. von Bildhauer Gottlieb Elſter, Berlin.

⁂

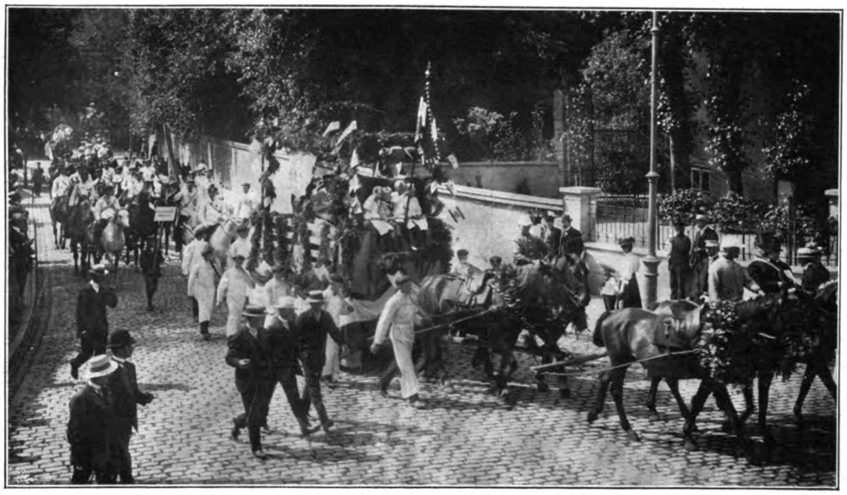
Vom 14.—23. Juni tagte in Edinburg eine von Delegierten aller evangeliſchen Miſſionen der Welt beſuchte Miſſionskonferenz. Sie übertraf die früheren Weltmiſſionskonferenzen (in London und New York) nicht nur an Größe — 1100 Delegierte aus allen Teilen der Welt waren verſammelt, etwa ebenſoviele inoffizielle Beſucher tagten in Parallelverſammlungen — ſondern vor allem durch ihre innere Bedeutung. Ihre Verhandlungen bezeichnen, wenn nicht alles täuſcht, den Beginn einer neuen Epoche in der Arbeit der evangeliſchen Miſſionen. Die Verſorgung der geſamten nichtchriſtlichen Welt mit dem Evangelium, die Eingeborenenkirchen, die Erziehung des nationalen Lebens durch die Miſſion, das Verhältnis des Evangeliums zu den nichtchriſtlichen Religionen, Miſſion und Regierungen, Zuſammenarbeit auf dem Miſſionsgebiet, Vorbildung der miſſionariſchen Kräfte, Arbeit in der Heimat — das waren die großen Gegenſtände der offiziellen Verhandlungen. Bedeutungsvoller aber iſt die von den Vertretern aller Miſſionen und aller miſſionierenden Kirchen erſtrebte und auf der Konferenz fundamentierte Arbeitsgemeinſchaft. Es wurde ein Komitee, beſtehend aus je 10 Delegierten der amerikaniſchen, der britiſchen, der kontinentalen Miſſionen und je einem Vertreter Auſtraliens, Chinas, Japans, Indiens und Afrikas, gebildet, das die Arbeiten der Konferenz weiterführen, den einzelnen Miſſionen vermittelnd und ratend dienen, die gemeinſamen Intereſſen der evangeliſchen Miſſion öffentlich vertreten, eine dauernde Inſtanz für die Gemeinſchaft der evangeliſchen Miſſionen auf Grund von Verhandlungen mit ihnen ins Leben rufen und die nächſte Weltmiſſionskonferenz vorbereiten ſoll. Einheitliche Arbeit, die die Ueberbeſetzung eines Miſſionsfeldes unter Vernachläſſigung anderer Gebiete verhindert, Spannungen und Schwierigkeiten beſeitigt, die Vorbildung der Miſſionare unter gleichen Geſichtspunkten fördert, eine würdige, internationale Vertretung der evangeliſchen Miſſion gewährleiſtet, iſt neben anderem als Frucht der Arbeit dieſer Kommiſſion zu erhoffen. Aber der Ruf nach Einigung, der die Beratungen vom erſten bis zum letzten Tage durchhallte, bedeutet noch mehr. Es handelt ſich darum, ohne das Bekenntnis der einzelnen Kirche anzutaſten und ohne ihre beſonderen Organiſationen zu berühren, den Boden für eine Einigung aller evangeliſchen Kirchen auf dem Gebiet der gemeinſamen Miſſionsarbeit zu ſchaffen. Die ins Rieſenhafte gewachſene Aufgabe der evan-


Miſſionskonferenz in Edinburg.

Das Alte Haus am Sandberg.

Prinzeſſinhof, Wohnhaus der Prinzeſſin Marie von Schleswig-Holſtein.

gelischen Miſſion zwingt zu dieſer Einigung. Daß die Bildung des proviſoriſchen Weltkomitees einſtimmig von den Vertretern aller miſſionierenden Kirchen beſchloſſen worden iſt, das zeugt davon, wie ſtark und wie ernſt die Ueberzeugung von der Notwendigkeit dieſer Einigung iſt.



Wagen im Feſtzug.

* * *

Von der Elfhundertjahrfeier der **Stadt Itzehoe** bringen wir auf dieſer Seite ein paar hübſche Aufnahmen. Itzehoe iſt eine der älteſten Städte Schleswig-Holſteins; ihre Gründung fand ſchon im Jahre 809 ſtatt. Damals hatten die im Norden angeſiedelten Chriſten viel unter den Angriffen der heidniſchen Wenden, Slaven und Dänen zu leiden, bis Kaiſer Karl der Große im Jahre 809 dem Grafen Egbert aus Friesland den Befehl erteilte, mit einer ſtarken Anzahl von Franken und Frieſen hoch gen Norden vorzudringen, um eine feſte Burg zum Schutze der ſtets bedrohten Gläubigen zu errichten. So entſtand nach kurzer Zeit die Burg Eſſesfeld am rechten Ufer der Stör. Man hielt damals dieſe Feſtung für unüberwindlich; das hatte zur natürlichen Folge, daß ſich immer mehr Menſchen in der Nähe der Burg anbauten, um im Falle einer Gefahr in der Burg ſelbſt eine ſichere Zuflucht vor den beutegierigen Heiden zu finden. Inzwiſchen hatte man den Namen „Eſſesfeld“ ſchon ganz vergeſſen, und an ſeine Stelle trat Eſthoe, was dadurch zu erklären iſt, daß die Bewohner der Wilſter und Krempermarſch, im Falle einer Gefahr, von dem Wunderberg, der im Oſten der Burg lag und deshalb Eſthee d. h. Oſthöhe genannt war, durch Feuerſignale zur Verteidigung der Feſtung herbeigerufen wurden. Daraus entſtand ſodann im Jahre 1238

Der älteſte Stadtteil von Itzehoe.

Zur Elfhundertjahr-Feier der Stadt Itzehoe. Photographien von G. Koppmann & Co., Hamburg

Die Eröffnungsfeier des Hiſtoriſchen Muſeums in Speyer.

durch den Grafen Adolph der Name Etzehoe. In einem Privilegium für die Stadt zum Gebrauch des lübſchen Rechtes, im Jahre 1257, nannten die Grafen Johann und Gerhard die Stadt Etſehoe, Graf Gerhard im Jahre 1335 Ytzehoe, und erſt in einer Beſtätigung aller bis dahin erlangten Privilegien nannte Herzog Adolph im Jahre 1435 die Stadt zuerſt Itzehoe. Wechſelvoll ſind die Schickſale der Stadt unter der Herrſchaft der Dänen und Schweden. Im dreißigjährigen Krieg wurde Itzehoe durch das Bombardement der belagernden Schweden ein Raub der Flammen. Trotzdem die Schweden ſich im Beſitz der eingeäſcherten Stadt befanden, vermochten ſie die Verteidigungslinie der Dänen, die ſich in der Marſch poſtiert hatten, nicht zu durchbrechen und mußten unter Verluſt von 800 Mann weichen. Sobald die Feinde ſich zurückgezogen hatten, fingen die Einwohner die Wiedererbauung ihrer Wohnungen und Kirchen an, und in wenigen Jahren entſtand eine neue Stadt aus den Trümmern. Schwer hatte die Stadt unter dem Druck des Krieges 1813/14 zu leiden. Die Maſſeneinquartierungen der fremden Truppen fügten der Stadt einen Verluſt von 3700 Reichstalern zu. Demzufolge wuchſen die Steuerlaſten, und als noch Mißernte und Waſſersnot die Laſten bis ins Ungeheure trieben, fingen die Bürger an, ſich gegen die däniſche Regierung aufzulehnen. Doch alle Erhebungen Schleswig-Holſteins waren fruchtlos. Nach der Niederlage von 1849 blieb es unter däniſcher Herrſchaft. Erſt das Ende des Jahres 1863 ſollte eine ganz neue politiſche Zeit eröffnen, einen völligen Bruch mit der Vergangenheit. Preußen und Oeſterreich nötigten Dänemark, Schleswig-Holſtein an den König von Preußen und den Kaiſer von Oeſterreich abzutreten. Als dann am 9. Juni 1866 der Einmarſch der Preußen in Holſtein erfolgte, war dieſes das Signal zum Kriege. Die Entſcheidung fiel in Böhmen: Schleswig-Holſtein wurde preußiſche Provinz, Itzehoe eine preußiſche Stadt.

* * *

In **Speyer,** der alten deutſchen Kaiſerſtadt, wurde kürzlich in der Nähe des bekannten Kaiſerdoms das **hiſtoriſche Muſeum,** eine Schöpfung Gabriel von Seidls, in Gegenwart des Prinzen Rupprecht von Bayern feierlich eröffnet. An der Südoſtecke erhebt ſich ein Turm von etwa 40 Meter Höhe mit ſieben Stockwerken. Das Portal iſt mit dem Relief eines Heroldes, geſtiftet von Dr. Bürklin, geſchmückt. Auf der Terraſſe ſtehen zwei Reiterſtandbilder, die 1887 im Schutt eines römiſchen Steinbruches bei Breitfurt im Blißtal gefunden worden ſind. Das Muſeum enthält zahlreiche wertvolle Fundſtücke aus der Steinzeit, ein römiſches Lapidarium mit Steindenkmälern, worunter ſich mehrere Viergötteraltäre, ferner ein Sechs- und ein Achtgötteraltar befinden. Ganz beſonderes Intereſſe wird bei allen Beſuchern das in Deutſchland einzig daſtehende „Weinmuſeum“ erwecken.

Das römiſche Lapidarium.

Zur Einweihung des hiſtoriſchen Muſeums in Speyer in der Pfalz.

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner

Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker. (10. Fortſetzung.)

Bayreuth ſtand im Feſtkleid. Der internationale Luxus der Weltreiſenden hatte noch nicht den Weg in die heimelige Frankenſtadt gefunden, es war noch keine Modeſache geworden, die Bühnenweihfeſtſpiele zu beſuchen, aber für die überzeugten Anhänger der Wagnerſchen Richtung im ganzen Reich bedeutete die ſommerliche Verſammlung auf dem Feſtſpielhügel die Erneuerung eines innigen Bundes: Bayreuth bildete die Hochburg der neudeutſchen Muſik.

Soviel kleinliche Kabalen das Bühnen- und Muſikantenvolk ſonſt zu verhetzen pflegten: für die Sache des Meiſters ſtanden damals noch einmütig alle ein, die der ehrenvolle Ruf der Feſtſpielleitung erreicht hatte.

Jede Aufführung war eine künſtleriſche Tat. Die erſten, ſtimmgewaltigſten Recken der deutſchen Bühne, die bedeutendſten Dirigenten, die berühmteſten dramatiſchen Sängerinnen vereinigten ihre Kunſt, ihre Kraft und ihre Begeiſterung. Noch zitterte hier etwas nach von der Leidenſchaft, die Richard Wagner ſelbſt bei der Gründung ſeines Feſtſpielhauſes an den Tag gelegt hatte, noch lebte die Erinnerung an den erſt unlängſt heimgegangenen Franz Liſzt und andere Große im Reich der Töne, die hier in Bayreuth der Erhaltung des Werkes ihre gewichtige Stimme geliehen hatten.

Die Begeiſterung zeigte ſich bei Künſtlern und Publikum nicht nur droben auf dem im Sommerſchmuck prangenden Feſtſpielhügel, wo jeder einzelne Akt des „Triſtan“, des „Parſifal“, der „Meiſterſinger“ mit Andacht aufgenommen wurde, in ſtummer Ergriffenheit oder wortloſer Freude, bis jedesmal am Schluß des Abends der langzurückgedämmte Beifallsſturm losbrach. Nein, die ganze Stadt zeigte ein Feſttagsantlitz. Zur Auffahrt der Wagen, zum Anmarſch der Feſtſpielgäſte um vier Uhr nachmittags, der Stunde, wo die Aufführungen begannen, bildete die ganze Einwohnerſchaft im Sonntagsſtaat Spalier. Überall hörte man Wagnerſche Motive trällern — das Hauptthema aller Geſpräche war die vergangene oder die kommende Aufführung im Feſtſpielhaus. So war's tagsüber in den engen Straßen des altmodiſchen Städtchens, an den idylliſchen Ausflugsorten, in der „Eremitage“, der „Phantaſie“, dem „Rollwenzelhäuschen“, ſo war es abends in den Hotels, beſonders in den engen, verräucherten, überfüllten Bierhäuſern, in denen ſich einzelne der populärſten Berühmtheiten in fröhlicher Harmloſigkeit mit den übrigen Feſtſpielgäſten verbrüderten.

„Feuerſtätten der Begeiſterung“ nannte der alte Tappert, dem Nikoleit in den volkreichen Kneipſtuben von „Angermann“ begegnete, dieſe überaus unwirtlichen, engen Lokale, die alle Welt aufſuchte, weil in ihnen auch Wagner noch verkehrt hatte.

In dem Begeiſterungstaumel, der in Bayreuth alle ergriff, ließ ſich ſogar Lonas Tante, ein feines, zartes, liebenswürdiges, aber etwas ängſtliches altes Dämchen, beſchwatzen, dem muſikaliſchen jungen Führer auch auf dieſes Gebiet der Wagnererinnerungen zu folgen.

Die beiden Damen waren im Hotel l'Europe abgeſtiegen. Fräulein Dorothee Raith hatte von Alexandersbad aus einen ſo umſtändlichen Briefwechſel mit dem Hotelwirt wegen ihres Unterkommens geführt und ſoviel Wünſche wegen der Lage der Zimmer für ſich und ihre Nichte und ihre Jungfer geäußert, daß ſie ſchließlich die durch einen Zufall in letzter Stunde frei gewordenen „Fürſtenzimmer“ eingeräumt bekam. Nikoleit war über die abenteuerliche Summe, die ſie für die paar Tage zahlen mußte, erſchrocken. Aber Lona amüſierte ſich nur: Tante Dorothee beſaß dasſelbe Vermögen wie ihr Vater und hatte für keine Familie zu ſorgen, die Steuer traf alſo keine Zahlungsunfähige. Übrigens zeigte ſich die ſonſt ſehr zurückhaltende alte Dame hier in Bayreuth viel mutiger und unternehmungsluſtiger, als Lona erwartet hatte. Am bewundernswerteſten erſchien ihr, daß ſie ſich ſchließlich noch überreden ließ, nach den „Meiſterſingern“ auf ein Viertelſtündchen zu Angermann zu gehen.

Bei dem einen Viertelſtündchen blieb es dann nicht. Sie waren an einen „Künſtlertiſch“ geraten, der Übermut ſtieg an dieſem Abend ſehr hoch, denn die ſoeben erlebte Aufführung bedeutete ein neues Lorbeerblatt im Ruhmeskranz der Wagnerſache. Sie kamen einfach nicht mehr los.

Ein flüchtiges Sichvorſtellen war von einigen Norddeutſchen verſucht worden. Sogar der mit am Tiſch ſitzende Tappert, deſſen knorrige Art ſonſt von Europens übertünchter Höflichkeit nichts wiſſen wollte, hatte ſich mit Nikoleits beiden Begleiterinnen bekannt machen laſſen und ſie ſofort auf „Herz und Nieren“ geprüft, d. h. ihre innere Stellung zum „Werke“ zu ergründen geſucht. Der übrige Kreis lebte hier nur der glücklichen Stunde. Obenan ſaßen die berühmten Dirigenten, Richter aus Wien, Mottl aus Karlsruhe, Levi aus München, die ſich in der Leitung ſonſt abwechſelten, bei dieſer neuen „Premiere“ der „Meiſterſinger“ aber vollzählig verſammelt waren. Sänger, Orcheſtermitglieder, Feſtſpielgäſte aus allen Teilen des Reiches, auch ein paar Sängerinnen von Ruf erfüllten in buntem Gemiſch die engen Stuben, das enge Stiegenhaus, den engen Hof. Die Stühle reichten nicht aus, man ſaß dicht aneinandergedrängt auf Bänken ohne Lehne. Draußen im Hof, wo auf den Tiſchen Kerzen brannten, die in Flaſchenhälſen ſteckten, mußte man ſich mit Fäſſern ſtatt der Stühle und Bänke begnügen. Auch die Kräfte zur Bedienung reichten nicht aus. „Kundry“, wie die eilige, dienſteifrige, aber mordsgarſtige Kellnerin genannt wurde, die im Künſtlerzimmer aufwartete, wurde bei jedem Erſcheinen von zwanzig, dreißig Stellen ſtürmiſch angerufen. Sie brachte fortgeſetzt neue Bierkrüge, atemlos, gehetzt, aber immer beſter Laune, ſie brachte dampfendes Eſſen, zumeiſt derbe bayriſche Spezialitäten — jeder nahm, was er erwiſchte. Die Abrechnung verurſachte ihr dann noch gröberen Schweiß als die körperliche Anſtrengung des Hinundhergejagtwerdens. Einzelne Ungeduldige drangen in die Küche ein, wurden von der energiſchen Wirtin indes ſtets mit großem Gezeter zurückgewieſen. Über einen Tiſch weg — mit gutem turneriſchen Geſchick — wagte ſich ſchließlich aber doch der ſchlanke junge Kapellmeiſter Felix Mottl, der luſtige Öſterreicher, in das Allerheiligſte. In der offenen Tür erklärte er in ſcheinbar höchſter Ekſtaſe, daß er ſeit Mittag zwölf Uhr, wo er bei der Frau Coſima zum Frühſtück geladen war, nichts zu eſſen bekommen habe, daß er inzwiſchen die „Meiſterſinger ohne Striche verzapft habe — und daß er darum jetzt imſtande ſei, ſelbſt ein halbgares Huhn auf dem Wege der Gewalt zu erbeuten“. Durch die offenſtehende Küchentür drang der Back- und Bratdunſt in das Kneipzimmer, lachend hörte man dem hitzigen Wortgefecht zwiſchen Herdfee und Kapellmeiſter zu, und unter dem Jubel der Gäſte traf der junge Künſtler mit einer dampfenden Pfanne am Tiſch wieder ein, gefolgt von der aufgeregten Wirtin, die eine Schöpfkelle in der Hand ſchwang.

Es wurden Tränen gelacht — alles fühlte ſich „zugehörig“ — die zufällige Nachbarſchaft dieſes Abends ſchien Freundſchaften begründen zu wollen — und die Hitze und die Stimmung ſtiegen noch immer.

Bis ein paar wundervolle Singſtimmen durch den Lärm drangen und alles erſtaunt aufhorchte. Draußen im Hof hatte ſich eine übermütige Szene abgeſpielt: ein bei der Wagnerpartei hochangeſehener Hoftheaterintendant war dort erſchienen, hatte in dem Tohuwabohu keinen Platz bekommen und wollte ſich ſchon entfernen, da erkannten ihn im letzten Augenblick noch ein paar Sänger, die im Stiegenhaus ſaßen, ſprangen auf, begrüßten ihn tief auf muſelmänniſche Art mit gekreuzten Armen und ſtimmten, einer plötzlichen Eingebung folgend, ein Duett an: ſie ſangen den Ruf der Muezzim aus des Peter Cornelius’ „Barbier von Bagdad“. Über das klaſſiſche Werk, das jetzt erſt die Wagnerpartei neu entdeckt hatte, war in den letzten Tagen im Hauſe „Wahnfried“ geſprochen worden, mehrere Feſtſpielſänger hatten ein paar Stellen aus dem Werk zum eigenen Vergnügen geprobt.

„Das iſt doch der Gudehus!“ ſagte Richter.

„Was fällt dem Mann ein,“ rief Mottl, „will der hier ſeine Stimm’ ruinieren — damit er am Samstag den ‚Triſtan‘ abſagen muß?“

„Die Tenör’ haben die polizeiliche Erlaubnis, Dummheiten zu machen,“ ſagte Levi trocken.

„Was für ein pompöſer Baß — der andere!“ rief Tappert. „Der kann nur dem dicken Planck gehören! Kein anderer Bauch hat ſolche Reſonanz!“

Alles lachte, und Nikoleit erläuterte den beiden Damen: der Hofſänger Planck ſei der ebenſo umfangreiche als vortreffliche Kurwenal aus „Triſtan und Iſolde“.

Nicht ganz korrekt, mit einigen luſtigen Übertreibungen, ging das Duett der Stimmhelden zu Ende. Im Triumph führten ſie darauf den Intendanten in die räucherige Bude. Es ward für ihn mitten auf einer Bank Platz geſchaffen, und er mußte ſich ſetzen, ob er wollte oder nicht.

Der neue Gaſt war faſt jedem am Tiſch bekannt, bei allen „vom Bau“ beliebt. Er war auch im Hauſe „Wahnfried“ ſehr geſchätzt, weil er an ſeinem Hoftheater noch zu Zeiten, da Wagners Bedeutung von weiten Kreiſen durchaus nicht anerkannt werden wollte, den Werken des Meiſters eine würdige Wirkungsſtätte verſchafft hatte.

Zufällig kam er Nikoleit und ſeinen beiden Schutzbefohlenen gegenüber zu ſitzen, geriet mit ihnen ins Geſpräch, und irgendeine Wendung, die Nikoleit gebrauchte, machte ihn aufhorchen. Daß er’s mit einem Berufsmuſiker zu tun hatte, war ihm ſofort klar geweſen. Es erſchien ihm aber faſt unmöglich, daß der junge Mann lediglich auf ſein Gehör hin feſtſtellen wollte: die beiden Herren hätten den Ruf der Muezzim in Es-moll geſungen, während er in der Partitur in Wirklichkeit in F-moll ſtünde.

„Das nenne ich ein Tonbewußtſein!“ ſagte der Intendant verblüfft. Etwas mißtrauiſch wandte er ſich dem Berliner Kritiker und den Kapellmeiſtern zu und ſtellte den Fall zur Erörterung.

Mehrere zogen ihre Stimmgabeln hervor, probten, die Sänger mußten die Schlußnoten wiederholen, und es zeigte ſich, daß Nikoleit recht hatte.

„Sie tragen wohl einen Bechſteinflügel mit ſich in der Weſtentaſche herum, Sie junger Mann?“ rief Richter lachend über den Tiſch herüber.

„Wer iſt der Fremdling?“ fragte Mottl, ſein zähes Huhn bearbeitend. Und er ſtimmte dazwiſchen aus dem ‚Lohengrin‘ an: „Darf man denn nicht erfragen — noch Wiſſens Sorge tragen — woher er kam der Fahrt, wes Nam’ und Art?“

Während Tappert noch Auskunft gab, rief der ſtimmgewaltige Planck, Nikoleit auf die Schulter pochend: „Teurer Bruder der Muſen, könnt Ihr aber auch einen Ton aus dem Gedächtnis angeben, wenn das Orcheſter irgendein Kuddelmuddel ſpielt?“

Nikoleit lachte. „Natürlich kann ich das. Das iſt doch kein Kunſtſtück.“

„Für den, der’s kann, freilich nicht. Aber ſtellt Euch einmal vor, teurer Fremdling, Ihr liegt im ‚Parſifal‘ als Amfortas auf dem Siechbett — oder aufgebahrt wie Titurel — weit, weit da hinten irgendwo auf der Bühne — und die im Orcheſter ſchließen in Cis-moll, und Ihr ſollt darauf in F-dur einſetzen. Das bringt doch kein Sterblicher fertig, wie? Das iſt doch jedesmal ein Sprung ins Dunkle, was?“

Man lachte am ganzen Tiſch.

Mottl rief: „Kriegt Ihr etwa nicht immer Hilfsſtellung für den Totenſprung, Kinder? Dafür ſteht doch der Korrepetitor hinter der Szene und gibt den Ton an!“

„Aber in der Regel falſch!“ fiel Tappert brummend ein.

Wiederum Gelächter. Der Baſſiſt zuckte die Achſel. „Das wiſſen die Götter. Zum Troſt ſag’ ich mir immer: beim König Amfortas kommt’s nicht ſo genau darauf an, weil dem Manne doch ſo ſchlecht zumute iſt.“

Die Enthuſiaſten bedrohten den Läſterer in humoriſtiſchem Zorn mit ihren Bierkrügen. Eine Art Tumult entſtand — Planck mußte flüchten, was ſeines Umfanges wegen mit neuen Zuſammenſtößen verbunden war — Fräulein Dorothee Raith, die nicht gleich merkte, daß der Streit nur ſcherzhaft gemeint war, begann zu zittern.

„Engagieren Sie doch als Korrepetitor den jungen Muſikus da — mit dem verſteckten Bechſtein in der Weſtentaſche!“ rief Tappert dem Dirigenten zu, als ſich der Lärm einigermaßen gelegt hatte.

„Ich will bloß noch das Hühnerbeindl abnagen,“ ſagte Mottl, „dann lang’ ich ihn mir.“

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 19:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Inzwiſchen hatte der alte Tappert in ſeiner brummigen Art ein paar kurze Auskünfte über Nikoleit, ſeine Arbeiten weitergegeben — ſeinen Namen hatte er ſchon wieder vergeſſen — und noch bevor Mottl ſeine Mahlzeit beendet hatte, ſagte der Intendant zu dem jungen Komponiſten, der ſo ungeahnt in den Mittelpunkt des Geſprächs gezogen worden war: „Ich intereſſiere mich für Sie. Beſuchen Sie mich morgen vormittag im Hotel l'Europe. Aber laſſen Sie mich jetzt unauffällig durch. Der Qualm hier iſt mir unerträglich geworden. Den Damen wohl auch ...“

Fräulein Dorothee Raith zuckte ſofort in die Höhe und warf Nikoleit einen flehenden Blick zu.

„Sie müſſen bleiben, Herr Nikoleit,“ ſagte der Intendant. „Ihrer Damen nehme ich mich gerne an, wir haben ja denſelben Weg.“

Es kam nur zu einem flüchtigen, faſt verſtohlenen Händedruck zwiſchen Nikoleit und ſeinen Schutzbefohlenen; denn auch Lona raunte ihm in energiſchem Tone zu: „Unter keinen Umſtänden dulde ich, daß Sie mitkommen! Schmieden Sie Ihr Eiſen, Nikoleit!“

Neue Gäſte hatten ſofort die leergewordenen Plätze beſetzt. Der alte Tappert merkte die Veränderung ſeiner Umgebung überhaupt nicht. Für Nikoleit wurde weiter oben ein ſchmales Plätzchen auf der Bank freigemacht. Die Feſtſpielleiter zogen ihn in eine Art Kreuzverhör. Als ſie erfuhren, daß er Hochſchüler war, prallten ſie für einen Augenblick alle drei in humoriſtiſchem Entſetzen zurück. Aber die Kalamität, über die vorhin geklagt worden war, hatte ſie ſelbſt ſchon oft genug geſtört. So traten ſie mit dem jungen Aſpiranten des Taktſtocks ſchließlich doch noch in ernſtliche Erörterungen.

„Sprechen Sie morgen früh die Frau Coſima?“ fragte Richter ſeinen Pultkollegen. „Dann tragen Sie die Sache doch mal vor. Der bisherige Korrepetitor kann ſonſt irgendwie verwendet werden, wo er unſchädlich iſt. — Hören Sie, Nikoleit, Sie kennen ja die Parſifal-Partitur ziemlich genau, wie ich gemerkt habe, natürlich müſſen Sie dann auch die Einſätze der ‚Knabenſtimmen in höherem Chor‘ hinter der Szene angeben ...“

„Ich weiß, Herr Generalmuſikdirektor.“ Und mit Kopfſtimme, ganz leiſe, aber haarſcharf erkennbar, ſang er aus dem Gedächtnis die paar Noten.

„Sie ſind unſer Mann,“ ſagte der Wiener befriedigt und klopfte ihm auf die Schulter, „melden Sie ſich um zwölf Uhr bei mir im Orcheſter.“

So war ein Stück Schickſal entſchieden.

Als am nächſten Tage Lona Raith mit ihrer Tante und deren Jungfer nachmittags den Zug nach Marktredtwitz beſtieg, traf Nikoleit atemlos auf dem Bahnhof ein. Für die Dauer der Feſtſpiele ſollte er von heute an das Amt eines Korrepetitors bekleiden — und der Intendant hatte ihm ſeine gütige Verwendung auf der bevorſtehenden Verſammlung des Bühnenvereins zugeſagt. Es wäre nicht unmöglich, daß er ſchon für die nächſte Saiſon an irgendeiner kleinen Hofbühne ein Engagement als Hilfskapellmeiſter bekäme —!

„Nun werden wir Sie alſo doch nicht in Alexandersbad ſehen?“ fragte Lona, indem ſie ihm durchs Coupéfenſter die Hand reichte.

Er hielt ihre Hand feſt und blickte ihr ſtrahlend ins Auge. „Es wird nur an vier Tagen in der Woche geſpielt. Über Sonntag iſt hier alles wie ausgeſtorben. Da komm' ich dann immer zu Ihnen nach Alexandersbad — und dann muſizieren wir zuſammen, Sie müſſen die Siglinde ſtudieren, oder eine andere Wagnerpartie. Ja, wollen Sie?“

„Bayreuth — Wagner — Siglinde! Was werden bloß unſere Lehrer in Berlin dazu ſagen?“

Es kam zu keiner Antwort mehr. Der Pfiff der Lokomotive ſchnitt die Unterhaltung ab, das kleine ‚Zügle‘ ſetzte ſich in Bewegung. Sie winkten einander noch eine Weile zu. Dann entſchwand eins dem andern aus dem Geſichtskreis.

Es gab nun ganze Tage, wo Nikoleit ſeiner Freundin nur flüchtig gedenken konnte. Der gewaltige Apparat der Feſtſpiele erdrückte ihn geradezu. Noch immer fanden Teilproben ſtatt, obwohl die Einſtudierung der Geſamtwerke ſchon viele Wochen vorher alle Kräfte in Atem gehalten hatte, Übungen der Chöre aus dem ‚Triſtan‘, dem ‚Parſifal‘, den ‚Meiſterſingern‘, Repetitionen der Duette und Enſembleſätze.

Nikoleit kam es jetzt immerhin zu ſtatten, daß er in der Leitung von Chören kein Neuling mehr war. Wenn ſich ſonſt auch kein Vergleich zwiſchen dem kümmerlichen Berliner Ausſtattungstheater und dem mächtigen Kunſttempel auf dem Feſtſpielhügel ziehen ließ. Er zeigte ſich den nervöſen Künſtlern gegenüber willig und unermüdlich, trotz aller Anſtrengung ſtets guter Laune, er war mit friſcher Begeiſterung beim Werk und riß die Sänger, die er bei den Repetitionen am Klavier begleitete, immer wieder mit ſich, wenn ſie zu ermüden drohten.

Aber Sonntags, in aller Frühe, kaum daß er ein paar Stunden Schlaf genommen hatte, fuhr er in den folgenden Wochen ſtets mit dem allererſten Zuge nach Marktredtwitz und wanderte von da in flottem Marſchtempo nach dem idylliſch gelegenen kleinen Badeort des Fichtelgebirges.

Mehrmals kam ihm Lona — während ihre Tante noch ſchlief oder im Stahlbade weilte — auf halbem Wege entgegen.

Das war dann ein prächtiges Wandern mit ihr in der ſonntäglichen Sommerſtille.

Er mußte ihr von Bayreuth erzählen, von ſeinen Erlebniſſen, Begegnungen dort. Er hatte inzwiſchen ſo ziemlich das geſamte Soloperſonal kennen gelernt. Auch zu einem der Nachmittags-Empfänge im Hauſe Wahnfried war er eingeladen geweſen. Luſtig ſchilderte er ihr, wie ein paar Bühnenkünſtler, denen er ſich entdeckte, für ſeine würdige Herausſtaffierung geſorgt hatten. So war er denn in einem gutſitzenden, feudalen Gehrock und in richtigen Lackſtiefeln Wagners Witwe vorgeſtellt worden. Es hatten in den kunſtvoll ausgeſtatteten Räumen zu gleicher Stunde fürſtliche Gäſte geweilt, die ſich ganz ungezwungen unter den andern Beſuchern bewegten.

Die Begeiſterung für das neugeſchaffene Muſikdrama war in allen Kreiſen noch im Werden. Nikoleit meinte, daß der hartnäckige Widerſtand, den einzelne akademiſche Muſikgrößen noch immer leiſteten, lediglich gegen den übertriebenen Perſonenkult der Menge gerichtet ſei. Den machte Nikoleit natürlich auch nicht mit. Aber wie hatten die einzelnen Schöpfungen jetzt, da er in ihr innerſtes Gefüge ſah, ſich in ſein Herz gegraben!

Faſt die ganze Zeit, während deren er Sonntags zu Beſuch in dem kleinen Logierhauſe weilte, das Fräulein Dorothee Raith gemietet hatte, verbrachten die beiden jungen Menſchen am Klavier. Lona ſtudierte nach der Siglinde die Eve in den ‚Meiſterſingern‘. Nikoleit entwickelte ihr ſeine eigene Auffaſſung von der reizvollen, poetiſchen Aufgabe und ſchilderte ihr die Unterſchiede in der Wiedergabe der berühmten Darſtellerinnen, die er im Verlauf der Zyklen geſehen und gehört hatte.

Auch auf den Spaziergängen, die ſie — zumeiſt in der Begleitung der alten Dame — unternahmen, ſetzten ſie ihre muſikaliſchen Geſpräche fort.

Lonas Tante hatte anfangs mit ſtarkem Intereſſe zugehört. Die feurige Art des jungen Muſikers war ganz dazu angetan, auch einem Laien die Schöpfungen des Bayreuther Meiſters nahezubringen. Aber allmählich ſtieg doch eine Beſorgnis in ihr auf.

„Dieſe Wagnerſingerei muß doch ganz unerhört die Stimme anſtrengen,“ ſagte ſie, als die jungen Leute eines Sonntagnachmittags wieder einmal ſtundenlang am Klavier gehockt hatten, „es macht mich ſchon ganz nervös!“

Lona lachte die Tante aus. „Es iſt alles ſo ſangbar — weil es ſo wundervoll deklamiert iſt.“

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 19:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

„Aber wozu lernſt Du ganze Szenen auswendig, Lona? Zum Verſtändnis iſt das doch nicht nötig. Sagen Sie ſelbſt, Herr Nikoleit."

Sie wechſelten einen flinken Blick des Einverſtändniſſes.

„Du ſollteſt es eigentlich erſt ſpäter erfahren, Tantchen. Wir haben nämlich ein Komplott geſchmiedet, Nikoleit und ich. Er hat mit Frau Roſa Sucher über mich geſprochen — Du weißt, die ſo wundervoll die ‚Iſolde' geſungen hat — und die prächtige Frau will mich als Schülerin annehmen."

„Du willſt — die Hochſchule verlaſſen?!"

„Ja, Tantchen."

„Ja, aber — ich bitte Dich — was ſoll Dir denn der Unterricht bei einer Bühnenſängerin für Deine muſikaliſche Laufbahn nützen?"

Aug' in Aug' ſtanden die beiden jungen Leute einander gegenüber. Ein kurzes Schweigen entſtand. Man hörte das erregte Atmen Lonas. Endlich raffte ſie ſich zuſammen, wandte den Kopf, blickte die alte Dame frei und entſchloſſen an und ſagte: „Ich will ja ſelbſt zur Bühne gehen, Tantchen."

Das Entſetzen des alten Fräuleins war niederſchmetternd.

Nikoleit ſah einen Blick auf ſich gerichtet, der ihn durchbohren ſollte.

Zu einer verſtändigen Ausſprache kam es danach überhaupt nicht mehr. Fräulein Raith maß die Schuld an dieſer ‚ganz indiskutierbaren Verirrung' natürlich in erſter Reihe dem Einfluß von Lonas muſikaliſchem Freunde zu. Sie ward ſcharf und ungerecht, von ihrer vormaligen Begeiſterung für das Werk Wagners flackerte auch nicht einmal ein armſeliges Flämmchen mehr, ſie zieh ſich des unverantwortlichen Leichtſinns, daß ſie's in ihrer Gutmütigkeit und Argloſigkeit ſo weit hatte kommen laſſen, und hatte für Bayreuth und ſein Tondrama nur noch Ausdrücke der Verdammung.

„Der Doktor ſagte es auch: es iſt ungeſund, es geht an die Nerven! Nun ſehen wir den Erfolg! Ach, meine ganze Kur iſt nun umſonſt! Was wird bloß Dein Vater ſagen! — Aber es iſt ja unmöglich, ganz unmöglich! Eine Raith bei der Bühne!"

Sie war nicht mehr zu beruhigen.

Als Nikoleit zum Zuge mußte, ließ ſie ſich nicht blicken, trotzdem Lona ihr in ihr Schlafzimmer folgte, wo ſie erſchüttert auf dem Diwan lag, Kompreſſen auf die Stirn machend. Nein, nein, ſie mochte dieſen gewiſſenloſen Verführer, den ſie in ihrem kindlich-argloſen Vertrauen bis zu dieſer Stunde nicht durchſchaut hatte, nicht mehr ſehen. Und am nächſten Sonntage möchte er ſich nicht erſt die Mühe geben, herüberzukommen — denn dann hätten ſie bereits das Bad verlaſſen.

„Tantchen, das gebe ich nicht zu. Deine Kur dauert ſechs Wochen."

„Aber ich breche ſie ab. Und das ſchreibe ich Deinem Vater noch heute. Wenn er nicht auf der Stelle ſelbſt herkommen kann, dann muß er mir Dieter zu meiner Unterſtützung ſchicken. Dieſe entſetzliche Vorſtellung halte ich ja nicht aus . . . Oder nein, wir packen ſogleich und reiſen morgen . . . Ich bin ja wie vor den Kopf geſchlagen!"

Lona begleitete ihren Freund noch ein Stück Wegs, trotzdem ſie wußte, daß Tante Dorothee ihr das ſehr böſe auslegen würde.

Es war ein wunderbarer Spätſommertag. Von der Luiſenburg mit ihren grotesken Felspartien klang das Lachen und Rufen fröhlicher Touriſten und ſpielender Kinder zu dem im Abendſonnengolde liegenden Waldwege herüber. Sonntäglich geputztes Landvolk ſchlenderte vom Städtchen her durch Wald und Flur. Da und dort ein Liebespaar, das Hand in Hand ging. Vogelgezwitſcher erfüllte das Buſchwerk, das ſich am Wege entlang zog, ein Zirpen und Summen ſchwebte in der Luft — nun ſetzte irgendwo das Abendläuten ein.

Friede kam über ſie — die Ruhe nach dem Sturm.

Aber es lag doch etwas wie Melancholie über ihnen. So tapfer und zielbewußt und zukunftsſicher ihre Worte waren — irgendeine dunkle Ahnung drückte auf ihre Stimmung.

„Es wird einen ſchweren Kampf koſten, das weiß ich," ſagte Lona, „aber mein Entſchluß ſteht feſt."

Er hatte ſchon in einem herrlichen Traum geſchwelgt: ſie oben auf den heißen Brettern, bewundert, gefeiert, in der vollen Entfaltung ihrer großen Kunſt — er unten am Dirigentenpult, mit ſeinem Zauberſtabe das Gewoge der Töne meiſternd. Ein Hoftheater ſchwebte ihm vor, wo mit künſtleriſchen Mitteln gearbeitet wurde, wo man ernſter Arbeit Verſtändnis entgegenbrachte, wo wirkliche künſtleriſche Weihe herrſchte.

Ihre Hände hatten ſich im Vorwärtsſchreiten gefunden.

Sie war im Zenit ihrer Schönheit. Ihr Antlitz, ihre Geſtalt war etwas voller geworden. Die künſtleriſche Arbeit hatte ihren Ausdruck geadelt. Ihre großen dunkeln Augen konnten vielleicht nicht mehr ſo unbekümmert luſtig dreinblicken — der kindliche Frohſinn war gewichen — dafür war um ihren Mund ein bezaubernder Zug der Sehnſucht aufgetaucht, der ihn ſchon manchmal verwirrt hatte.

Und in der ſüßen Schwermut dieſes Abſchiedsganges in der Abendſonne packte es ihn. Die Vorſtellung, daß er ſie nun wieder verlieren ſollte, daß dieſer Trennung vielleicht kein Wiederſehen folgte, riß und zerrte an ihm. Er konnte nicht mehr ſprechen. Er merkte, daß auch ſie ſich zum Reden nur noch zwang, um die Verzagtheit nicht überhandnehmen zu laſſen. Schließlich ſchwieg ſie. Er hörte das Rauſchen ihres Kleides, den leichten Schritt, ihr Atmen — ein paarmal ihr Schlucken — dazu das Schwingen in der ſtillen Luft, das ſchwermütig-ſüße Glockenklingen . . . Und da hielt er plötzlich und preßte ſie an ſich . . . Er küßte ſie auf die Augen. Und als er fühlte, daß Tränen darin ſtanden, küßte er ihren Mund. In einem langen Kuſſe verharrten ſie, Bruſt an Bruſt. Sie hielt die Augen geſchloſſen. Aber es lag ein ergreifender Ausdruck der Hilfloſigkeit in ihrem ganz blaß gewordenen Antlitz.

Endlich beugte ſie ſich weit zurück, entzog ihm ihre Lippen und löſte ſich aus ſeiner Umarmung.

Als er ſprechen wollte, wehrte ſie ihm mit einer ſtummen, flehenden Kopfbewegung.

Dann zog ſie ihr Taſchentuch. Und im Weitergehen trocknete ſie ihre Augen.

Am Ende der Waldallee hielt ſie. Nun drang er mit Bitten in ſie, ihn noch nicht zu verabſchieden. Er mußte ihr endlich ſein Herz ausſchütten. Aber ſie ſchüttelte wieder den Kopf. Dann ſagte ſie leiſe: „Gute Kameraden wollen wir bleiben, Bert. Nicht wahr?"

Zum erſtenmal nannte ſie ſeinen Vornamen.

Er nahm ihre Rechte in beide Hände und ſah ihr fragend in die noch immer von einem Schleier bedeckten Augen. „Nur — Kameraden?"

Sie atmete tief. „Das weiß ich heute noch nicht. Ich hab' Sie immer lieb gehabt, Bert. Das müſſen Sie doch gewußt haben. Nicht? Aber Sie haben ſich in der Welt noch mehr zu erkämpfen als —" nun blitzte für eine Sekunde wieder der alte Rheinländer Schalk aus ihren dunkeln Augen — „als einen Schatz!"

„Liebe — liebe Lona!" ſagte er leiſe und zärtlich.

Da er Miene machte, ſie wieder zu umfaſſen, ſchüttelte ſie heftig den Kopf. „Wir wollen's uns nicht ſchwer machen. Jedes hat jetzt ſeinen eigenen dornigen Weg vor ſich. Aber an den Abſchied heute wollen wir gern denken. Ja?"

„Gern?"

„Er ſoll uns immer grüßen, wenn wir zurückdenken. Und uns Mut machen."

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Nun riß er ſie doch noch einmal an ſich und küßte ſie, küßte ſie, bis ihr der Atem verging und ſie in ſeinen Armen leicht ſchwankte.

Man hörte Stimmen. Vom Felde her kam Landvolk — Kinder mit Jahrmarktskram, den ſie pfeifend und tutend erprobten.

„Adieu, Bert!“ ſagte Lona raſch. Und im Nu war ſie davon.

Er fühlte noch ihre Wärme, er fühlte noch das Zittern in den Lippen.

Im Grün des Waldes ſchimmerte ihr weißes Kleid, der weiße Strohhut . . . Nun ſah er zum letztenmal ihr Geſicht, das ihm viel brauner erſchien auf dieſe große Entfernung, ihre ſchönen, großen Augen, in denen jetzt wieder faſt ſo etwas wie Schalk lag, indem ſie ihm mit dem Tuch winkte . . .

Die letzten Zurufe wurden vom Lärm der Kinder ſchon übertönt.

Und dann war ihm das ſtrahlende junge Weib mit der gottbegnadeten Stimme, dem warmſchlagenden Herzen und den im erſten Kuß erſchloſſenen Lippen nur noch eine Erinnerung.

‚Sie werden ſie einfangen,‘ ſagte er zu ſich, als er einſam dem Städtchen zuwanderte, ‚Dieter wird es nicht dulden, daß ſie andere Wege als die ſeinen geht, — und ich werde ſie nie wiederſehen!‘

Eine unendliche Schwermut ſenkte ſich mit der fortſchreitenden Dämmerung auf ihn.

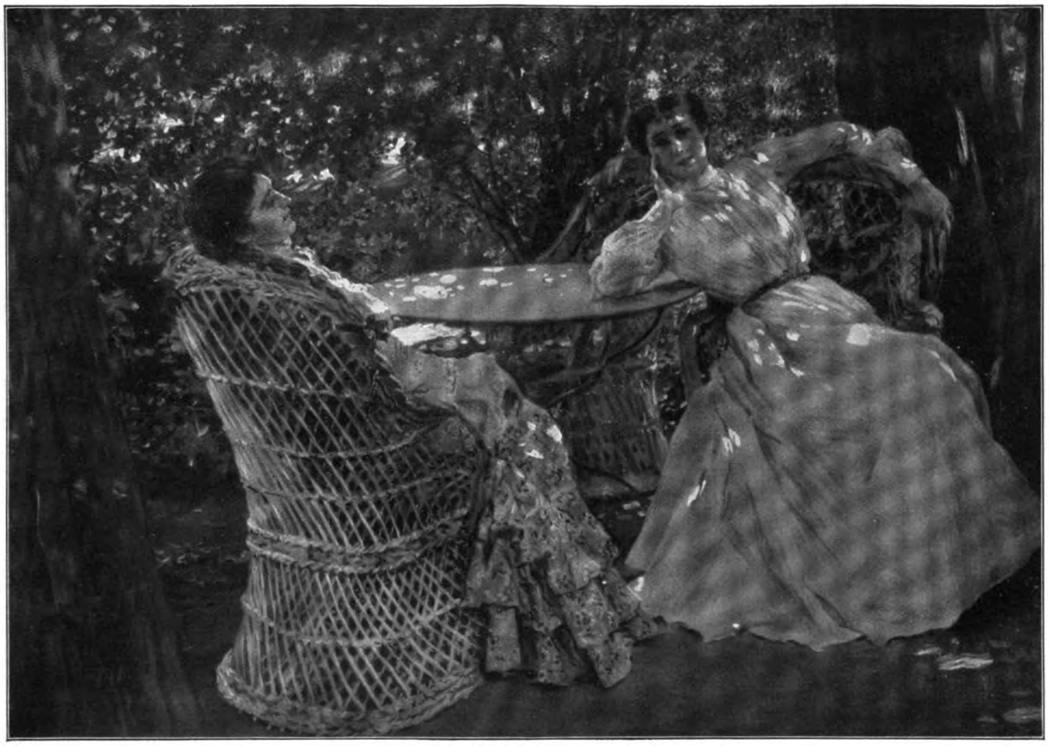
Als er in der Nacht in Bayreuth ankam und durch die jetzt ganz ſtillen Straßen ſeinem Stübchen zuſchritt, ſchien ihm auch viel von dem wunderſamen Zauber des Wagnerwerkes dahingeſunken.

Die ‚tolle‘ Schwärmerei tobte nicht mehr in ihm.

Er war ja auch ſchon älter geworden. Er zählte nun ganze vierundzwanzig Jahre.

An ſein Alter erinnerte ihn der Eingang eines Briefes, den er zu Hauſe vorfand. Nach längerer Pauſe wieder einmal ein Brief von ſeiner Mutter.

(Fortſetzung folgt.)



Im Schatten. Gemälde von José Villegas.

Die Schlacht bei Tannenberg am 15. Juli 1410. Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Keine glänzendere Zeit hat der Deutſche Orden in Preußen geſehen, als unter Winrich von Kniprode in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Und doch nur eines knappen Menſchenalters hat es bedurft, bis die Kataſtrophe von Tannenberg die nicht mehr zu heilende Zerrüttung offenbarte! Denn nicht durch eine Überlegenheit Polens, erſt recht nicht durch militäriſche Rückſtändigkeit des Ordens, der italieniſche Geſchütze, burgundiſche, ſchweizeriſche Söldner in Preußen verwandte und die befliſſen moderne Kriegsmacht im Oſten war, ſind in das Werk der großen Begründer die Riſſe und der Zuſammenbruch gekommen. Sondern dadurch, daß ſo bald auf die Zeiten der Ernſtlichkeit und der Taten die ſittliche Gleichgültigkeit ſelbſtzufriedener Erben hat folgen können.

Schon auf den Ausgang des XIV. Jahrhunderts trifft dieſe Kennzeichnung zu. Mag in einzelnen Männern die alte hingebende Sachlichkeit noch leben, in dem Ganzen drängen doch Wohllebigkeit und inhaltloſer Schein erſichtlich in den Vordergrund. Das alte Ehrenweſen wird zur Formel, zum Komment, Zeremonien und Gaſtereien ſind die wichtig großen Angelegenheiten. Die ſogenannten „Reiſen“ des Ordens — kriegeriſche Ausfahrten, worin ſich der Kreuzfahrerkampf gegen die Heiden vollziehen ſollte — veranſtaltet man jetzt zum Schauſtück für prinzliche Beſucher, die aus Deutſchland, England und dem ſonſtigen chriſtlichen Europa nach der Marienburg kamen. Großen Troß mitſchleppend, nicht zum wenigſten von ſtarkem Bier und ſüdlichen Weinen, brechen dann dieſe Ordensreiſen irgendwo ins litauiſche Gebiet hinein, brennen ein paar Dörfer nieder, ſchlagen die Bauern und alten Leute tot und führen Mädchen, Weiber und Knaben, zuſammengekoppelt wie die Hunde, als Beute der ritterlichen Anſtrengung heim. Eine

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 19:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Reiſe“ des fernen preußiſchen Ordens mitzumachen und nachher zu Hauſe etliche erbeutete litauer Diener als fremde Sehenswürdigkeiten vorzuzeigen, das iſt der exquiſiteſte Luxusſport des hochadligen Europa geworden. Wenn zwar die zeitgenöſſiſche Literatur mit ihrer Verurteilung dieſer entarteten Menſchenjagden nicht mehr zurückhält, ſo verſtärkt das eher noch das Hochgefühl. Ähnlich wie man heute über die „proletariſche Beſchränktheit“ lacht, die den Rekordzweck nicht verſteht, in Afrika möglichſt viele Giraffen und Elefanten niederzuknallen.

Sich und anderen zu zeigen, daß man in Preußen zu leben weiß, das iſt den Ordensherren die weſentliche Idee geworden. Und das Gewiſſen der einſtigen frommen Ordensgelübde iſt gegen ſich ſelbſt ſehr tolerant. „Während des Gottesdienſtes,“ heißt es einmal, „hocken die Ritter in den Kellern und anſtatt der heiligen Jungfrau dienen ſie der ſchönen Helena.“

Unter dieſen Umſtänden war der ſoziale Reſpekt vor dem Orden begreiflich abgeflaut. Das iſt die bedingte Entſchuldigung für das Verhalten der Städte und des deutſchen Koloniſtenadels im Lande, der ja mit den Ordensrittern nicht identiſch iſt. Die in den Städten maßgebenden Kaufleute fühlen ſich der feſſelnden Rückſichten entledigt, und vollends der Adel erſehnt ſich jene junkerliche Selbſtherrlichkeit, die er im nachbarlichen Polen immer ſouveräner nach oben und nach unten auswildern ſieht. 1397 entſteht als politiſcher Adelsbund die „Eidechſengeſellſchaft“ im Kulmer Lande, die dem Orden trotzen will und liebäugelnde Blicke nach Polen richtet, und weitum auf dem Lande und in den Städten reden bereits die Immerklugen, daß in Polen alles beſſer ſei.

Für eine halbwegs bewußte polniſche Politik war die Aufgabe ſelbſtverſtändlich, den Orden einzuſchränken und ihn womöglich zu vernichten, da er Polen von der Oſtſee abſchnitt und die Macht war, die das Deutſchtum in dieſen Gegenden ſtaatlich ausgebreitet hatte. Aus dieſem Hauptziel muß der Krieg von 1409 verſtanden werden, da nun Polen in König Wladislaw Jagello, dem geborenen Großfürſten von Litauen, einen tatbereiten Führer hatte. Nicht auf die einzelnen Anläſſe kommt es an, oder auf die Wendungen, die dann dem Hochmeiſter Ulrich von Jungingen die Kriegsanſage zuſchoben. Zunächſt kam es zwar noch wieder, nach Erfolgen des Ordens, zum Waffenſtillſtand. Aber im Juni 1410 rückte Wladislaw von neuem in das Kulmer Land ein, mit großen Verſtärkungen durch ſeinen in Litauen eingeſetzten Vetter und durch Zuzug von Ruſſen und Tataren, im ganzen mit 35000 Mann. Bei Tannenberg trat ihm in der Frühe des 15. Juli der Hochmeiſter mit der Hauptmacht des Ordens, 19000 Mann — Ritter, Städter und angeworbene Söldner — entgegen.

In jenen formelgebundenen Jahrhunderten kämpfte man noch nicht nach Geſichtspunkten einer ſcharfen Strategie. Die Polen ſteckten in ſchwierigem Gelände, aber es wäre nicht regelrecht und Ritterſitte geweſen, anzugreifen, ehe nicht beide Teile in Schlachtordnung gebracht waren. So ließ man den Polen Zeit, auf die Ebene herauszukommen, und um die Mittagszeit ſtürmten die breiten Reihen aufeinander. Nach zwei Stunden hielten die ſieggewohnten Deutſchen die Hauptarbeit für getan. Die Litauer waren gewichen, der Flügel, der gegen dieſe gefochten hatte, konnte ſich mit auf das polniſche Hauptheer werfen. Da aber zerſchellte die deutſche Tapferkeit, die der Verfall der Zucht noch nicht verdorben hatte, an der mechaniſchen Macht der Überzahl. Wladislaw konnte friſche Mannſchaften in die Front ziehen, während die Deutſchen die Nacht im Regen heranmarſchiert waren und ſeit Beginn der Schlacht im Getümmel gekämpft hatten. Sobald nun aber die Polen ihrerſeits vordrangen, ſah die lauernde Revolution des preußiſchen Adels ihr Signal gekommen, die Ritter des Eidechſenbundes und andere Scharen taten die Fähnlein herunter und ritten davon. Damit war der polniſche Sieg unaufhaltſam. Der Hochmeiſter mit ſeiner Umgebung fand im Anritt gegen das Reichsbanner Wladislaws einen ehrenvollen Schlachtentod; teils auf der Walſtatt, teils in den aufgeweichten Moräſten umher wurden die deutſchen Kämpfer erſchlagen, ſehr viele aber auch gefangen. Sechsundvierzig Banner gingen verloren, in ſeiner Hauptſtadt Krakau in der Schloßkapelle des heiligen Stanislaus hing ſie nachmals der Sieger auf.

Und nun nach der Niederlage ward im Ordenslande die ganze Jämmerlichkeit erlebt, deren der Deutſche unter gewiſſen Umſtänden fähig iſt. Preußiſche Landritter halfen dem Polen die Ordensburgen brechen, die Städte ſandten Huldigungsgeſandtſchaften und bettelten bei „ihrem Herrn König“ um Handelsprivilegien und um die Pfarreibeſetzungsrechte (weil dieſe fetten Stellen dem Verleiher hohe Gebühren oder richtiger Kaufſummen eintrugen).

Ein Mann ſtand aufrecht, das war der Ordenskomtur Heinrich von Plauen. Er war nicht bei Tannenberg geweſen, ſondern hatte Pommerellen gegen einen möglichen Einmarſch Wladislaws links der Weichſel gedeckt. Nun warf er ſich in die Marienburg und hielt ſie acht Wochen lang, bis Wladislaw die Belagerung aufgab und abzog. Dann eroberte Heinrich mit den übriggebliebenen Rittern und einigem ſpärlichen Zuzug aus Deutſchland das Land zurück und brachte auch die Städte wieder zum Gehorſam. Der Thorner Friede, den er 1411 ſchließen konnte, ließ Preußen wenigſtens in ſeinem früheren Beſtande, legte dem Orden aber, unter dem Titel einer Löſungsſumme für die Gefangenen, gewaltige Zahlungen auf.

Als neuer Hochmeiſter ging nun Heinrich an eine logiſche Reform. Es galt, die tieferen Übel zu beſeitigen, die die verhängnisvollſten waren. Er wollte im Orden ſelber die Zucht erneuern, die Untertanen dagegen durch Anteil und Rechte heranziehen, d. h. dem Adel und den Städten verfaſſungsmäßige ſtändiſche Befugniſſe zugeſtehen, zumal er ſie für jene Zahlungen ſtark in Anſpruch nehmen mußte. Dem allen war die laxe Bequemlichkeit und Kurzſichtigkeit der Ordensmitglieder nicht gewachſen, ſie ſetzten Heinrich im Jahre 1413 ab und jahrelang haben ſie ihn gefangen gehalten.

Seitdem ſtanden ſich alſo die Tendenzen des Niederhaltens und der „Befreiung“ nur noch verſchärfter gegenüber. Es bildete ſich der gemeinſame „Preußiſche Bund“ von Adel und Städten, auf Märkten und Dorfplätzen ſangen die wetterkundigen politiſchen Bänkelſänger ihre Aufruhrlieder, die Polen, begrüßt als Befreier, rückten mehrfach wieder ein. Das gewaltſame Ende aus allen jahrzehntelangen Wirren war, daß im Jahre 1466 das Weichſelland mit Marienburg unmittelbar polniſch wurde, während der verbleibende oſtpreußiſche Ordensreſt unter die polniſche Lehnshoheit kam.

Man weiß, was die „Befreiung“ tatſächlich den Weſtpreußen gebracht hat. Hand in Hand mit dem Bruch der königlichen Zuſagen ging die andauernde Poloniſierung, dazu das Verſinken in wirtſchaftliches und ſoziales Verkommen von Stadt und Land. Im Zuſtand anarchiſcher Verödung befand ſich das alte Kerngebiet des Ordens, als es 1772 Friedrich der Große aus der erſten polniſchen Teilung für die deutſche Herrſchaft zurückgewann.

Nicht zu den geringſten Ruhmestaten des großen Königs gehört es, wie er dieſen Gegenden dann durch Neubeſiedlung, Urbarmachung, Kanalanlage, Geſetzgebung, Staatserziehung zurückgebracht hat, was ſie in den Jahrhunderten ſeit der Schlacht von Tannenberg verloren. Ähnlich wird es aber auch für alle Dauer einen der beſten Inhalte der Regierungszeit Wilhelms II. bilden, daß ſie mit dem ſpäter aufgekommenen Hin- und Herſchwanken in der ſogenannten Polenfrage, richtiger Oſtmarkenfrage, kraftvoll Schluß gemacht hat. Von der höchſten Stelle herab, von der es das Gehör der ganzen Nation erreicht, hat ſie das klare Verſtändnis gelehrt, daß es für ein ſelbſtachtungsvolles Preußen in den kampfumdrängten Grenzgebieten des Deutſchtums nur deutſche Pflichten und nicht mehr ſonſtige Gedankenkünſteleien gibt. —

Germaniſches Urland ſind die Gegenden von der Oder bis an die Weichſel und über ſie hinaus. Rugier, Wandaler, Burgunden, Gotenvölker ſaßen dort von unvordenklicher Zeit. Völker, die ihr Leben ſchon mit beſſerer Kultur nach damaligen Frühbegriffen zu ſchmücken ſuchten und auch dafür etwas zu zahlen und in Tauſch zu bieten hatten, ſo daß ſich den Händlern der antiken Mittelmeerwelt die mühſelige weite Reiſe lohnte. Es ſind die Gräber und Stätten dieſer Germanen, die der Altertumsforſcher aufgräbt und woraus er die ſchönen Waffen und Geräte in die Muſeen zuſammenträgt.

Indeſſen tote Vergangenheiten beſtimmen keine lebendige Gegenwart, und niemand gibt ſo wenig, wie die wirkliche Geſchichte, für das, was einſt geweſen iſt. Poſen und Weſtpreußen können uns nicht gehören, weil zuerſt dort Oſtgermanen ſaßen. Wer der Standhaftere, beſſer Ausdauernde iſt, der hat die Oberhand. Früh iſt in jenen Gegenden den Germanen ihre anſpruchsvollere und wenig zähe Art verhängnisvoll geworden. Es war nie ſchwer, ſie zu unterbieten; eher als daß ſie auf die Dauer mit Leuten zuſammen wohnten, die im Schilfſumpf und auf der Sandheide ihr Daſein zu finden vermochten, nahmen ſie eine neue Zukunft auf die Spitze ihres Schwertes und begannen das große Völkerwanderungsſchieben, dorthin, von woher die Kunde allen Lebensreichtums kam. Am Schwarzen Meer erſchienen die Goten, andere dieſer Germanen an der Donau, oder ſie drängten in der Richtung gegen den oberen Rhein. So ging der Oſten verloren und weithin ſchoben ſich die Wenden, Sorben und hinter ihnen ſonſtige Slawen, darunter Lechen oder Polen, vor. Zur Zeit der karolingiſchen, ſächſiſchen, fränkiſchen Kaiſer ſchieden Elbe und Saale die deutſche und die ſlawiſche Völkerwelt.

Was aber auch einem breitlebigen und optimiſtiſchen Volke, wie die Germanen urſprünglich waren, die Sorge und deren Entſchlüſſe lehrt, das iſt die Übervölkerung. Zu dieſer war man in der ſtaufiſchen Zeit allgemein im deutſchen Lande zwiſchen Flandern und der Elbe gekommen. Noch mehr Landbauer hatten nach damaliger Wirtſchaft nicht mehr Raum, die Möglichkeiten des Handwerks und des zögernd ſpät von den Deutſchen geſuchten Kaufmannsgewinnes ſahen gleichfalls ihre Beengung ſchon. Das hat nun damals die Tore des Oſtens wieder mit elementarem Nachdruck aufgeſprengt, um erweiterte Lebensbedingungen für den angeſtauten Überſchuß der Heimat zu eröffnen. Die überelbiſche Auswanderung des

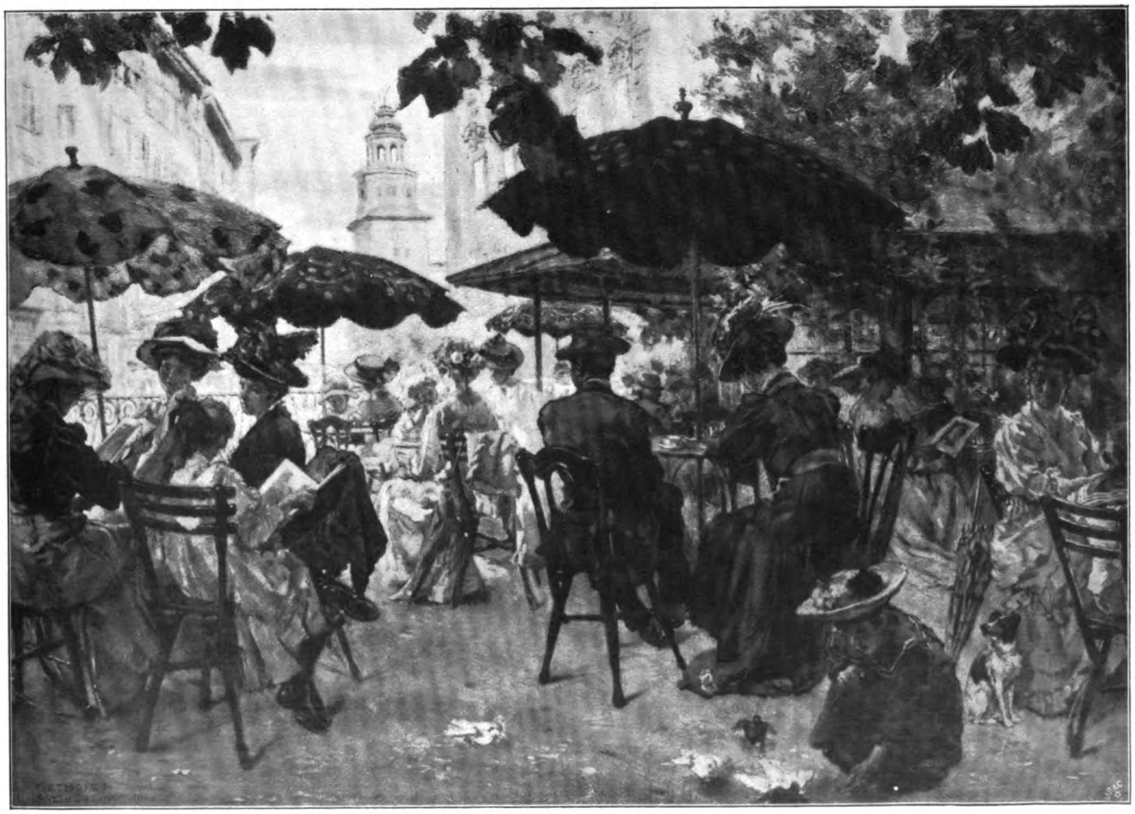
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 19:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

ſpäteren Mittelalters ſetzt ein. Durch ſie iſt in der gedankenreichen Zuſammenwirkung von Fürſten, Rittern, Bauern, Bürgertum, Handwerkerſtand die größte nationale Tat unſerer ganzen Geſchichte eingeleitet und vollbracht worden: die Rückeroberung des einſt von den Oſtgermanen aufgegebenen Landes, nebſt der Einbeziehung des ganzen Preußen in das Deutſchtum. Die Schöpfung des notwendigen größeren Deutſchland, oder, vom heutigen Standpunkt nun geſagt, der ganzen großen geographiſchen Hälfte von Norddeutſchland.

Die Entwicklung hat nie daran denken können, jegliche ſeit dem Mittelalter ſo reichlich in fremde Länder und Erdteile ausgeſtreute deutſche Saat auch für unſere ſtaatliche Nation zu ernten. Indeſſen was durch die Schlacht von Tannenberg und die anſchließenden Jahrzehnte verloren wurde, das war ſchon der rechtlich geſicherte Beſitz ſtaatlich deutſcher Herrſchaft und einer ausſchließlich deutſchen Kulturarbeit geweſen. Dies war tief beſchämender und peinlich gefährlicher Verluſt. So waren es um ſo denkwürdigere, glückhaftere Fügungen, die das abgeſchnittene Oſtpreußen unter die Herrſchaft des Zollernhauſes brachten. Denn hierdurch war die Aufgabe mit Notwendigkeit geſtellt und wurde dann auch vollzogen, daß Oſtpreußen von der polniſchen Hoheit (durch den Großen Kurfürſten) gelöſt, ferner zwiſchen beiden Zollerngebieten die unerläßliche Brücke hergeſtellt wurde, indem (1772) Weſtpreußen wieder deutſch wurde. Und endlich kam im Jahre 1793 das Poſener Gebiet, das noch vielerlei erhaltenes, freilich auch viel poloniſiertes Deutſchtum umſchloß, als notwendige Verbindung von Weſtpreußen und Schleſien gleichfalls in die Herrſchaft Preußens.

Die polniſchen Teilungen von 1772—1795 ſind Vollziehungen jener aktiv vordringenden Politik, die verfallende oder anarchiſche Reiche zugunſten neuer Möglichkeiten auflöſt und ſich ihrer bemächtigt. Es geſchah daſſelbe, als wenn zu unſeren Zeiten Nordamerika das ſpaniſche Kolonialreich zerſtückelte und wichtige Teile an ſich nahm, oder als wenn man aus dem Körper der Türkei europäiſche Staaten und Provinzen herausgeſchnitten hat. Korea, Vorder- und Hinterindien, Mittelaſien, Perſien, Ägypten, Tunis, Marokko — an vielgeſtaltig abſchattierten Parallelen fehlt es wahrlich nicht. Monarchien, Parlamentsſtaaten, Republiken ſorgen für ſie in unterſchiedsloſem Wettbewerb.

Allerdings treten neben die Geſichtspunkte ſolcher niemals auszuſcheidenden Machtpolitik ſeit ungefähr 1800 die bewußt gewordenen Forderungen der Nationalität. Sie ſtellen, ſo lange es ein Polentum gibt, deſſen volkliche Tendenzen den unſeren als gleichberechtigt, wo beide ſich ſtreiten, entgegen. Aber als vorberechtigt, alleinberechtigt wollte ſie das ältere XIX. Jahrhundert gelten laſſen. Erſtlich, weil man in Deutſchland für jegliches Fremde damals aus Gefühl und Bildung ſchwärmte, und außerdem, weil noch den jungen Liberalismus ſeine Abneigung gegen die altſtaatliche Gewalt mit dem Polentum innerlich verband, das gegen die Monarchien das revolutionäre Banner trug. Heute ſind, ohne daß wir aufhören, den polniſchen Patriotismus objektiv zu achten, jene Jugendlichkeiten der öffentlichen Meinung überwunden und ſo die daraus fließenden Begriffsverwirrungen. Das ganze deutſche Volk iſt durch verfaſſungsmäßige Einrichtungen beteiligt an der nationalen Verantwortung. Kein unkundiger Völkerbeglückungstaumel überſieht es mehr, daß Weſtpreußen und Poſen Gebiete ſind, die mit abſoluter Unbedingtheit deutſch bleiben müſſen, weil ſie erſtens von vielen Hunderttauſend Deutſchen bewohnt ſind und weil es zweitens auch geographiſch und militäriſch ſchlechthin ganz notwendig iſt. Wenn heute die Machtpolitik allein nicht mehr beſtimmt, ſondern die volkliche ſehr wichtig hinzutritt, ſo erzwingt doch dieſe nur den einen Schluß: was ſtaatlich ein- für allemal deutſches Land iſt, das muß auch im nationalen Weſen deutſch ſein oder muß mit aller Kraft dazu gemacht werden. Alles andere hieße nicht nur, die auf ihrem Poſten im Oſten kämpfenden Deutſchen ſchmählich im Stich laſſen, ſondern es bedeutete Verſündigung an der Zukunft der geſamten Nation. Dies iſt es, was einſt Bismarck ſeit dem berühmten Briefe vom April 1848 an die Magdeburgiſche Zeitung bis zu der Varziner Rede von 1894, die den Anſtoß zur Gründung des Oſtmarkenvereins gab, zu lehren nicht müde geworden iſt und was nun endlich mit einer froh machenden Stetigkeit die amtlichen Auffaſſungen durchdringt. Nicht darüber gilt es länger ſich unſeren Kopf zerbrechen, was mit den Polen und ihren Hoffnungen werden ſoll. Sondern ganz einfach nur darüber, wie wir die Schuld keines neuen latenten Tannenberg auf uns laden. Es bleibt kein Gedanke als der, wie wir auf die bündigſte und praktiſchſte Weiſe dem Kaiſer, dem Führer der Nation, zur Seite ſtehen, damit ſich ohne neue Gefährdung erfüllt, was ſein Wort vom 4. September 1902 zu Poſen ausſprach, daß für immer „die Oſtmark, unlöslich mit der preußiſchen Monarchie verknüpft, gut preußiſch und gut deutſch“ verbleibt.



Kiosk Tomaſelli in Salzburg. Gemälde von T. Etthofer.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Die Halberſtädter Meiſterſinger. Von Dr. Guſtav Manz.

Am 21. Juni 1868 fand in München die denkwürdige Uraufführung der „Meiſterſinger“ ſtatt. Sie bedeutete nach all den Jahren des Kampfes und der Not für Richard Wagner einen unvergleichlichen Höhepunkt ſeines Daſeins, einen leuchtenden Gipfel künſtleriſchen Glücks. Iſt es nun nicht mehr als ein artiger Zufall, daß eine der erſten brieflichen Nachrichten über dies Ereignis, die uns von des Künſtlers Hand erhalten ſind, an eine einfache Frau aus dem Volke gerichtet war? Gleich am Morgen nach der Aufführung ſchrieb er an ſeine getreue Dienerin Verena Stocker nach ſeinem ſchweizeriſchen Landhaus Triebſchen: „Liebes Vreneli! Die geſtrige Aufführung war ein großartiges, wohl nie wiederkehrendes Feſt. Ich mußte vom Anfang bis zum Schluß der Vorſtellung an der Seite des Königs in deſſen Loge beiwohnen, auch von da herab die Huldigungen des Publikums entgegennehmen. Es iſt ſo etwas noch nie und nirgend erlebt worden.“

Wer die Triebfedern des Wagnerſchen Schaffens kennt, der weiß, was für ein aufrichtiges Bedürfnis es ihm ſein mußte, gerade ſolch einer treuen Seele zuerſt ſein glückerfülltes Herz auszuſchütten. Wohl hatte ein König mit ſeinem flammenden Idealismus eingreifen müſſen, um die „Mißwende“ zu verſcheuchen, die ſich an des Künſtlers Sohlen heftete. Aber alles was der König dem Künſtler gab, ſollte wieder dem geliebten deutſchen Volke zugute kommen — jener großen Schar empfangsbereiter, unverbildeter Zuhörer, die ihm um ſo lieber waren, je weniger ſie davon wußten, daß man die Noten auf fünf Linien ſchreibt!

Das iſt ein Zug, der immer wieder in Wagners künſtleriſchen Abſichten deutlich hervortritt: nicht für die „Zünftigen“, die Neunmalweiſen wollte er wirken — ſie hatten ihm das Leben ſauer genug gemacht! — denen, die reines Herzens waren, ſollte ſich auch der Himmel ſeiner Kunſt erſchließen. Frei wie das Sonnenlicht, das Waldesrauſchen und der Blumenduft ſollte das Kunſtwerk ſein! Für den Mann, der einſt lieber ſein Feſtſpielhaus „mit der Bayreuther Garniſon anfüllen“ laſſen, als ein einziges Billett verkaufen wollte, war es einer der ſchmerzlichſten Verzichte, den weiteren Beſtand ſeiner Feſtſpiele auf die übliche Form der Erhebung von Eintrittsgeld angewieſen zu ſehen. Und als einen Notbehelf begrüßte er in ſeinem berühmten Schreiben an Herrn Schön die von dieſem ins Leben gerufene Stipendienſtiftung. Sie war dazu beſtimmt, „die Mittel zu beſchaffen, um gänzlich freien Eintritt ſolchen zu gewähren, denen mit der Dürftigkeit das Los der meiſten und oft tüchtigſten unter Germaniens Söhnen zugefallen iſt“.

Man weiß, wie ſegensreich dieſer Gedanke weitergewirkt hat, wie vielen Hunderten in dem Menſchenalter ſeit Begründung der Feſtſpiele durch ihn die Möglichkeit gegeben worden iſt, auf den „lieblichen Hügel“ in der alten Frankenſtadt zu pilgern, um ein künſtleriſches Ereignis zum inneren Erlebnis werden zu laſſen! Wie denn nun aber auch die gute Tat fortzeugend Gutes muß gebären, ſo ſtehen wir in dieſem Jahr vor einer neuen Tatſache von ſo grundſätzlicher Bedeutung für unſer öffentliches Kunſtleben, daß ihrer auch hier gedacht werden muß.

In der freundlichen alten Domſtadt, die ein ſo reizvolles Bindeglied bildet zwiſchen der ſaatenreichen Ebene und den Bergwäldern des Harzes, in Halberſtadt, hat es die hinreißende Begeiſterung eines Kunſtfreundes, des weltbekannten Chirurgen Geheimen Rat Kehr, zuwege gebracht, daß zum erſten Male in deutſchen Landen ein Werk Richard Wagners, und zwar das bürgerlich volkstümlichſte, die „Meiſterſinger von Nürnberg“, als Volks- und Schülervorſtellung bei völlig freiem Eintritt gegeben wurde! Dieſer 12. Juni 1910 bedeutete nicht nur für die Stadt ſelbſt, die in Flaggenſchmuck und grünen Gewinden ihrer Freude Ausdruck verlieh, ein einzigartiges Feſt — er muß und wird auch vorbildlich ſein für alle diejenigen, die dem Andenken Richard Wagners zu ſeinem nahenden hundertſten Geburtstag ein würdiges Denkmal ſetzen wollen!

Der Gedanke ſelbſt iſt ja ſo einfach: zu ſeiner Ausführung aber wird es überall einer Perſönlichkeit bedürfen, die, wie der Halberſtädter Kunſtfreund, einen unbeugſamen Willen und eine ſtarke Suggeſtionskraft beſitzt. Ihm iſt es gelungen, die Geldbeutel ſeiner Mitbürger ſo weit zu öffnen, daß die geſamten Koſten für drei Vorſtellungen mit den erſten künſtleriſchen Kräften Deutſchlands (u. a. Anton van Rooy = Hans Sachs, Joſef Geis = Beckmeſſer, Rudolf Woeſt = Pogner) gedeckt wurden: zwei Vorſtellungen, bei denen die „Stifter“ Vorzugspreiſe hatten, fanden bei einem (gegen Halberſtädter Brauch) erhöhten Eintritt ſtatt, die dritte aber konnte dem „Volke“ als ein Feſt deutſcher Kunſt, als ein unvergleichlich ſchönes Erlebnis geſchenkt werden, jenem „Volke“, von dem Wagners Sachs ſpricht:

„Doch einmal im Jahre fänd' ich's weiſe,
Daß man die Regeln ſelbſt probier',
Ob in der Gewohnheit trägem Gleiſe
Ihr' Kraft und Leben ſich nicht verlier':
Und ob Ihr der Natur
Noch ſeid auf rechter Spur,
Das ſagt Euch nur,
Wer nichts weiß von der Tabulatur ...“

Was aber wäre ein Volksfeſt ohne tätige Mitwirkung des Volks? In der Erwägung dieſes Gedankens hat Halberſtadt geradezu Vorbildliches geſchaffen, und man kann nur jedem, der ähnlich „Seltnes wagen“ will, anraten, in der Kehrſchen Gedenkſchrift die ebenſo feſſelnde wie mühevolle Vorgeſchichte der Feſtſpieltage nachzuleſen. Nur einiges ſei hier angedeutet.

Zwei Militärkapellen, eine einheimiſche und die benachbarte Quedlinburger, wuchſen ſich in monatelangen Proben zu einem reſpektabeln Bühnenorcheſter aus; zu etwa 45 beruflichen Chorſängern ſcharten ſich über 150 Halberſtädter Sangeskräfte und übten ſich bereits einen Winter lang in ihren volkstümlichen Handwerker- und Lehrbubenweiſen, wobei alle Berufsſtände, Herren und Damen der Muſikvereine, Domgymnaſiaſten und Seminariſten, einmütiglich zuſammenhielten; ein Preisausſchreiben innerhalb der Bürgerſchaft verſchaffte drei Prologe, ein Orcheſterkonzert bereitete auf die Aufführung vor; ein Vortrag mit Klavierbeiſpielen führte in Dichtung und Muſik ein; ein erläuterndes Reclam-Heft wurde jedem Beſucher der Volksvorſtellung unentgeltlich verabreicht; eine eigene Platzkommiſſion ſorgte für richtige und gerechte Auswahl der Beſucher, wobei alle Berufe und Stände ohne Rückſicht auf parteipolitiſche Stellung in Betracht kamen: der Fabrikarbeiter ſaß neben dem kleinen Beamten, der Gymnaſiaſt neben dem Volksſchüler, ein altes Mütterchen neben blühender Mädchenjugend; und nicht zuletzt, — alle durch die Aufführung hervorgerufenen Druckhefte und Zettel zeigten den herrlichen Bildſchmuck aus dem Meiſterſingerwerk des leider ſo früh verſtorbenen Meiſterzeichners deutſchen Mittelalters, Georg Barlöſius.

Wahrlich, unſere großſtädtiſchen Theater, die oft genug in ihren volkstümlichen Nachmittags- oder Klaſſikervorſtellungen für Schüler durch minderwertige Beſetzungen oder unerhörte Striche einen Frevel am Dichter und an ſeinen Hörern begehen, — ſie ſollten ſich ein Beiſpiel an dieſem volkstümlichen Bühnenfeſt nehmen, das den Stempel wirklichen Adels trug.

Seit dem unvergeßlichen Bayreuther Sommer des Jahres 1899, wo gleichfalls der damals noch ganz jugendliche van Rooy den Schuhmacher und Poeten verkörperte, habe ich den gleichen aufwühlenden Eindruck von dieſem Hohenliede freudiger Weltbejahung nicht wieder ſo erfahren wie an dieſem denkwürdigen Juniſonntag in Halberſtadt. Es war nicht allein die Empfindung, daß man hier — immer im beſcheidenen Bewußtſein des Abſtandes von dem großen Vorbild — Bayreuther Kunſtdiſziplin ſich zu eigen gemacht hatte, wie verſenktes Orcheſter, verdunkelten Zuſchauerraum, auseinanderrauſchenden Vorhang, ſondern das Bewußtſein, daß hier von den Schauenden zu den Wirkenden unſichtbare Fäden hin und wieder geſponnen waren: wo immer Hans Sachs dort oben des Volkes unverdorbenes Laienurteil zünftleriſcher Erſtarrung gegenüberſtellte, wo immer er eintrat für das Neue ohne Verletzung des Alten, — da rauſchte und raunte es wie ein Hauch des vollen Mitverſtändniſſes durch das ſonſt atemlos lauſchende Haus. Und dann wieder war im Gegenſatz zu dieſer heiligen Stille, in der ein Tauſend beglückter Menſchen vielleicht zum erſtenmal vom Odem eines Genius berührt wurde, der zu den Aktſchlüſſen losbrechende Beifall von geradezu elementarer Wucht. Hier gab es nichts von jenen überäſthetiſchen Bedenklichkeiten, ob das wohl auch ſchicklich ſei: die innere Spannung mußte ſich entladen, und ſie tat es zuletzt in einem Sturm der Hände und Dankesrufe, daß erſt die Rede eines Teilnehmers den Aufruhr der Gefühle beſchwichtigen konnte.

Blicken wir von der Hochwarte dieſes feſtlichen Tages hinaus in die Zukunft der nächſten Jahre! Der hundertſte Geburtstag Wagners fällt zuſammen mit dem Freiwerden ſeiner Werke für alle deutſchen Bühnen. Wir werden Schlimmes und Schlimmſtes erleben in der unwürdigen Ausnützung und zwangsmäßigen Verſtümmlung ſeiner Tondramen. Aber wir hegen gleichzeitig auch die feſte Zuverſicht, daß da und dort in deutſchen Landen jene „Veit Pogner“ wiedererſtehen, die da Opfer bringen und bei anderen den Opferſinn wecken, um nach dem Halberſtädter Vorbild weiteren Kreiſen des deutſchen Volkes gerade das Werk nahe zu bringen, in dem ihm ein lauterer Spiegel ſeines eigenſten Weſens vorgehalten iſt: Fortſchritt und Verzopfung kämpfen miteinander, und ſchließlich ſiegt über alle die reife Güte des Mannes, in dem ſich das ehrenfeſte Handwerk und die edelſte Kunſt vereinigen.

Will man Richard Wagner Denkmäler ſetzen, ſo greife man nicht nach Marmor und Erz, ſondern blättre das lebendige Buch ſeiner Partituren vor denen auf, für die er ſie im Geiſte der Liebe geſchrieben hat, vor dem geſamten deutſchen Volke!

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Etwas vom „Trainieren“. Von B. Zimmermann.

Barren: Handſtand auf beiden Holmen.

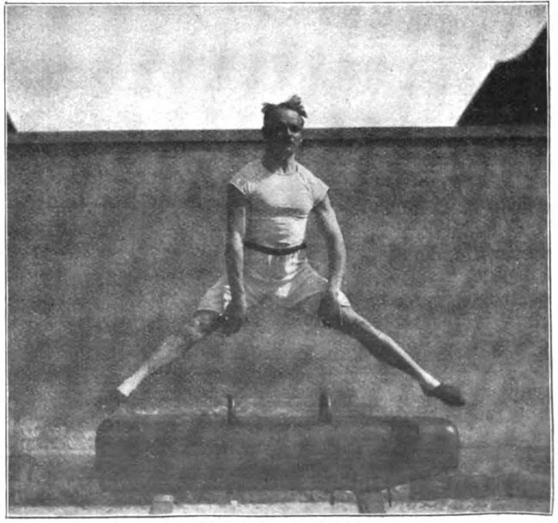
Es iſt eigentlich gefährlich, vom „Training“ zu ſprechen. Nicht nur, weil unter dem Namen ſoviel zuſammengepackt wird und ſich ſo und ſo viele Unterabteilungen unter dieſen Sammelnamen bringen laſſen; man begegnet dem Wörtchen auch oft mit direkter Abneigung. Bequeme Herrſchaften, die einen guten Biſſen und dito Trunk lieben, und deren körperliches Volumen von dieſer Vorliebe ſpricht, haben einen heiligen Reſpekt vor allem, hinter dem die Einführung geregelter ſchmaler Koſt ſteht. Und mit der körperlichen Bequemlichkeit iſt gar oft die des Willens verbunden; man weiß nur, daß durch ein Training eine ziemliche Willenskraft gefordert wird: Alſo weg damit! — Mehr noch kann man der Auffaſſung begegnen, daß ein trainierender Menſch immer vor der Gefahr ſteht, Schäden an der Geſundheit ſich zuzuziehen; ſolche ängſtlichen Gemüter können ſich das Wort gar nicht ohne die Präpoſition „über“ denken. Freilich haben ſolche Warner in gewiſſem Sinne recht: „Übertraining“ iſt eine ſchlimme Sache, iſt gleichbedeutend mit dem Zurückgehen körperlicher Leiſtungsfähigkeit. Ich glaube, man macht ſich oft übertriebene Vorſtellungen von einem Training, eben weil man nicht weiß, daß es zwei große Arten von Training gibt: das ſcharfe, periodiſche Training und das maßvolle, ſtetige Training. — Der Jockei, dem es darauf ankommt, ſeinem Rennpferde ein möglichſt geringes Körpergewicht aufzubürden, iſt im ganzen ſchon zu ſchwer, wenn er 60 Kilo wiegt; ſo macht er Gewaltkuren, Schwitzkuren durch und hält ſehr ſtrenge Diät, um ſich ein paar Kilo abzugewinnen. Er „trainiert“, aber nur zeitweilig, da er das ganze Jahr andauernde Kuren nicht aushalten kann. Will man nun all die angeblichen Schäden eines Trainings beleuchten, ſo muß gewöhnlich der Jockei herhalten; nur vergißt man dann, daß wir bei ihm eigentlich mehr von einer gewaltſamen „Entfettungskur“ reden müſſen, als von einem wirklichen Training. Gebraucht er gar noch künſtliche Mittel, Medikamente, ſo ſcheidet er für unſere Betrachtung völlig aus.

Ein ſcharfes, aber darum noch lange nicht geſundheitswidriges Training erfordern einige Sportsarten, bei denen es darauf ankommt, daß der Menſch zu einer beſtimmten Zeit eine gewaltige Anſtrengung aus dem Körper herausholen kann. Etwa der Rennruderer, der eine Regatta mitfahren will. Ihm wird daher vor dieſer ein, meiſt achtwöchiges, ſtrenges Training auferlegt. Ein ſolches iſt hart und entbehrungsreich, aber faſt immer nützlich, da man dank langer Erfahrung und genauer Überwachung ein Übertreiben meidet und kaum ohne gewiſſe Vorausſetzungen, d. h. vorausgehende Übung, das ſtrenge Training beginnen wird. Auch wird man die oft erwieſenen Nachteile eines mit dem Tage des Rennens jäh abgebrochenen Trainings durch eine in milderer Form fortgeſetzte Kur verhüten. Gerade die Ruderer ſind darin meiſt vernünftige Leute.

Barren: Kreiskehre über beide Holme.

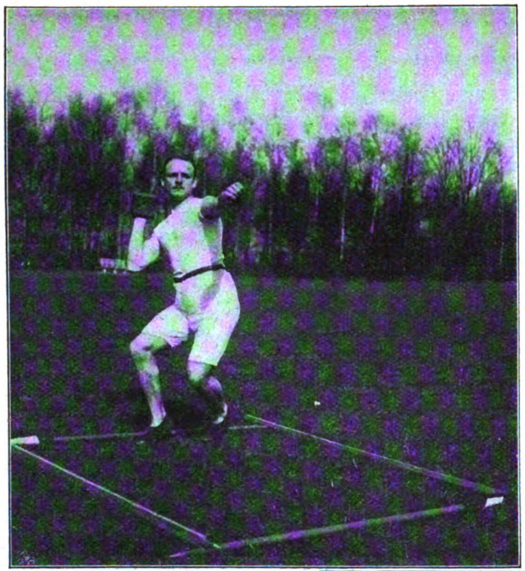
Mit der Vernunft kommt man aber dem idealen Zwecke eines maßvollen Trainings ſchon näher. Man kann ihn in ein paar Worte zuſammenfaſſen: „Ein geregeltes Training ſoll eine möglichſt vielſeitige Ausbildung des Körpers geben durch Kräftigung aller Muskeln, des Herzens und der Lunge, indem es den Körper zugleich fett- und waſſerärmer macht.“ Man wird dem Körper durch geeignete Diät wenig Fett und wenig Flüſſigkeit zuführen, das Wichtigſte bleibt aber immer die gründliche körperliche Übung; ſie ſoll den Menſchen geſchickt und ausdauernd machen.

Von dieſem Hauptzweck entfernen ſich nun ziemlich weit einige Sportsarten, die ein ſtändiges Trainieren erfordern; zum Teil weil ſie Exiſtenzbedingungen für die Menſchen bieten. Einem Berufsläufer, deren es viele in England und Amerika gibt, wird es egal, ja ſogar ſehr wenig wünſchenswert ſein, wenn er muskulöſe Arme beſitzt, die ihn ebenſo wie ſtarke Schultermuskeln durch ihr Gewicht beſchweren. Er wird alſo faſt nur ſeine Beinmuskeln ausbilden. Ebenſo der Berufsſpringer, auch der Radrennfahrer. Umgekehrt ver-



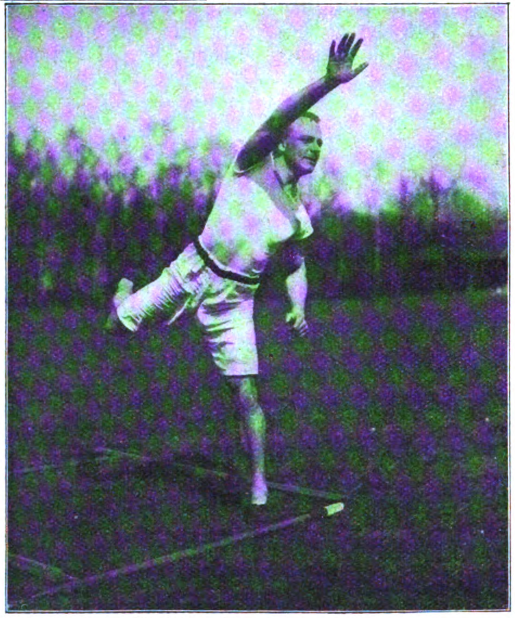
Pferd: Grätſche.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772



Steinſtoßen (30 Pfund) aus dem 1,50 m-Viereck.

nachläſſigt etwa der Artiſt, der als Ringeturner auftritt, ſeine Beine, er muß unten möglichſt leicht ſein, aber über ſtarke Arm- und Schultermuskeln verfügen. Ihm zur Seite tritt der maſſige Rekordſtemmer. Daß alle dieſe genannten Leute geradezu gewaltige Spezialleiſtungen aufweiſen können, hindert nichts an der Tatſache, daß ſie mit fortgeſetzter einſeitiger Übung für ihren Zweck immer mehr der Geſtalt eines harmoniſch ausgebildeten Menſchen unähnlicher werden müſſen.



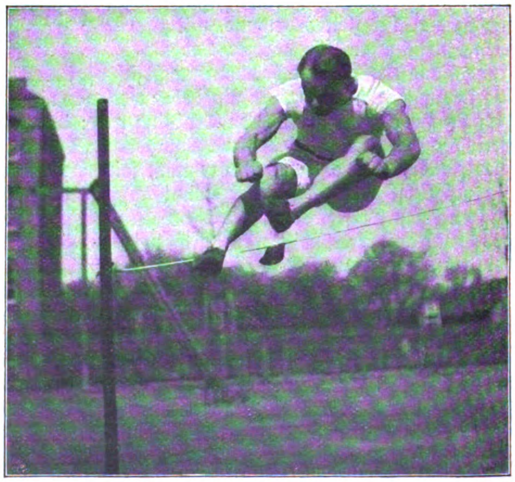
Steinſtoßen: Nach dem Abwurf.

Im allgemeinen ſind die Deutſchen aber wenig geneigt, aus irgendeinem Sport einen Erwerb zu machen, oder ihn gar zu einer Lebensaufgabe zu erheben, wie etwa die Engländer oder Amerikaner, denen damit natürlich nicht der Vorwurf gemacht werden ſoll, daß ſie alle nach dieſer oder jener Richtung hin einſeitige Athleten ſeien. Ebenſo weiſt man gerne darauf hin, daß die Deutſchen nicht ſo ſportliebend ſeien wie dieſe Nationen, daß daher auch der Begriff des Trainierens, der zum Sport gehört, bei uns nicht ſo verbreitet ſei als jenſeits des Kanals und des Ozeans. Faſſen wir nun aber das Wort „Trainieren“ in ſeinem guten Sinne auf = „bewußtes, vernünftiges Üben“, ſo tut man den Deutſchen doch wohl unrecht. Wir haben, was körperliche Übung anbelangt, unſere nationale Eigenheit und gute Tradition: das Turnen. Jeder Deutſche hat in ſeinem Leben, gewiß wenigſtens in der Schule, geturnt und hat damit, wenn auch natürlich nur in ganz beſcheidenem Maße, einen Vorgeſchmack vom Training bekommen. Steht man aber etwas tiefer im deutſchen Turnleben, ſo geht einem bald die Ahnung auf, daß Tauſende von Deutſchen einer verhältnismäßig ganz geregelten und planvollen körperlichen Übung, ſagen wir meinetwegen „Training“, ſich unterziehen. Es fehlt eben nur die beſtimmte Einſetzung des Fremdwortes („Training“), das ſich nur bei den ſogenannten deutſchen „Leichtathleten“ eingebürgert hat, die dem deutſchen Turner übrigens beträchtlich näher ſtehen, als man ſtellenweiſe glaubt.

Von der Diätfrage möchte ich, trotzdem ſie wohl zum Training gerechnet wird, hier ganz abſehen. Zum maßvollen Training gehört jedenfalls kein finſteres Asketentum. Iſt es doch außerdem nicht einmal poſitiv entſchieden, ob reine Pflanzenkoſt zuträglicher iſt als Fleiſchkoſt und umgekehrt, oder ob das Heil in der gemiſchten Koſt liegt. Auch iſt’s mit dem Schaden eines mäßigen Alkoholgenuſſes wohl doch nicht ganz ſo ſchlimm, wie es von ſehr überzeugten Antialkoholikern gern geſchildert wird. Ernſthafte deutſche Turner wiſſen jedenfalls Mäßigung im Eſſen und Trinken zu bewahren.

Die gleichmäßige turneriſche Erziehung wird gekrönt durch den turneriſchen Wettkampf, der für den durchgebildeten Turner gewiſſermaßen das Examen vor der deutſchen Turnerſchaft iſt und den idealen Lohn in Geſtalt eines Eichenkranzes gibt. Der Turner kann verſchiedene Stufen ſolcher Examina durchmachen, leichtere bei Gaufeſten, ſchwerere bei Kreisfeſten (alle zwei Jahre) und ſchließlich die ſchwierigſten bei den großen „Deutſchen Turnfeſten“, die nur alle fünf Jahre gefeiert werden. Wer die Summe all der Wettkämpfer, die in einem Jahre nach dem ſchlichten Kranze ringen, zählen würde, möchte ſchon erſtaunt ſein über die große Menge junger Leute, die ſich ſolch einer freiwilligen Prüfung unterziehen. Ohne Vorbereitung kommen ſie kaum durch, denn man fordert von ihnen — um nur die ſogenannten „Sechskämpfer“ vorzunehmen —, daß ſie an drei Geräten, Reck, Barren und Pferd, durch Ausführung vorgeſchriebener und ſelbſtgewählter Übungen, wie auch in drei ſogenannten „volkstümlichen Übungen“ (d. h. im Laufen, Springen oder Werfen), Kraft, Geſchicklichkeit, Schnelligkeit und Ausdauer zeigen.

Auf die beſonderen volkstümlichen Wettkämpfe kann hier nicht eingegangen werden. — Es ſind nun gerade



Springen: Hochſprung.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

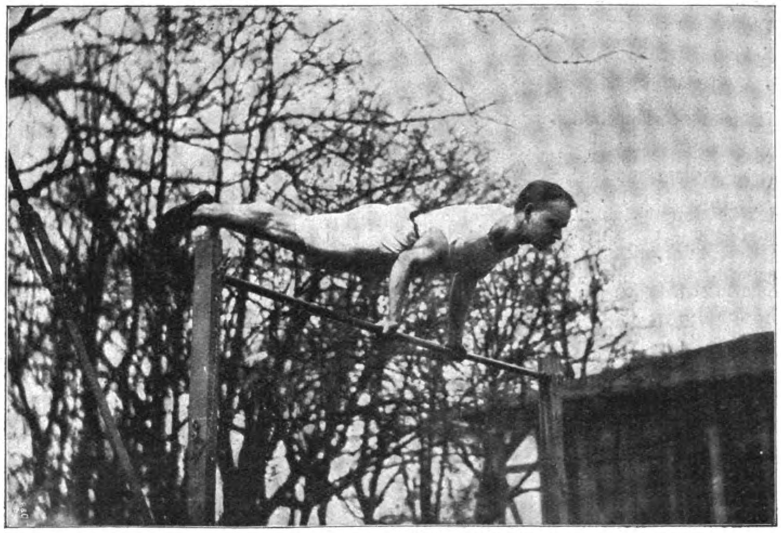
keine leichten Anforderungen, die an den Sechskämpfer geſtellt werden, und es iſt unbedingt notwendig, daß der Kandidat ſein Augenmerk recht frühzeitig auf ſeinen Körper und deſſen vielſeitige Ausbildung richtet.

Da gilt nun eine Regel: Mit Gewalt wird nichts erreicht, nur durch tatſächlich geringe, aber ſtete Übung wird der Körper geſtählt. Es wird nichts nützen, daß er etwa zwanzig-, dreißigmal eine Übung an einem Geräte wiederholt, ſich ebenſooft abquält, über eine beſtimmte, ſcheinbar unerreichbare Höhe der Springſchnur hinwegzuſetzen: langſam nur wird ein niemals ermüdendes Penſum — ſoweit es die Zeit erlaubt, täglich — durchgeübt. Der ganze Körper ſoll dabei zu ſeinem Recht kommen.

Einige Gerätübungen, die ein einigermaßen ſicherer Turner beherrſcht, ſind in den Abbildungen gegeben; manche von ihnen gehören zum eiſernen Beſtand, den man immer wieder durchprobieren wird, um den Körper geſchmeidig zu erhalten.

Sehr ratſam iſt es für den Turner, ſich bei dieſen Übungen korrigieren zu laſſen, denn auf gute Haltung wird beim Wettkampf großes Gewicht gelegt; der beurteilende Kampfrichter hat ſcheinbar zehn Augen, mit denen er jede Abweichung von korrekter Haltung unfehlbar ſieht. Ein gutes Hilfsmittel iſt auch die Kamera, die doch noch ſchärfer die kleinſten Fehler auf die Platte bannt. Solche geknipſten Bildchen haben auch noch den Vorzug, Erinnerungen an die frohen Stunden ernſter Arbeit wachzurufen.

Springen: Stabhochſprung.



Reck: Stützwage.

Die Abbildung der Kreiskehre zeigt bei der blitzſchnellen Wendung eine leichte Krümmung und Öffnung der Beine des Turners, die der unbefangene Zuſchauer bei der Schnelligkeit der Ausführung überhaupt nicht bemerken wird. Aber die Kamera ſieht ſie und hält ſie unbarmherzig feſt. Selten gute Haltung zeigt die Abbildung des Handſtands auf dem Barren. Bei den volkstümlichen Übungen wird dagegen ſo gut wie gar kein Gewicht auf Haltung gelegt; hier gilt es, alle Fineſſen durchzuſtudieren und z. B. beim Steinſtoßen den kurzen Anlauf, der im Bezirk des (1.50 m) Quadrats geſtattet iſt, voll auszunutzen und den ganzen Körper mitarbeiten zu laſſen. Iſt es doch Geſchicklichkeit mehr als rohe Kraft, die es auch dem Stabſpringer ermöglicht, ſich über ſonſt unerreichbare Höhen mit Hilfe des Stabes zu ſchwingen. Das gleiche gilt auch für den ohne Hilfsmittel über die Schnur hinwegſetzenden Springer. Gefährlich iſt dies „Training“, ſind dieſe Übungen nicht, denn der die Aufſicht führende Vorturner ſorgt ſchon dafür, daß alle Vorſicht angewendet wird. Übrigens wird auch der Turner danach trachten, im täglichen kurzen Dauerlauf ſeine Lungen zu kräftigen. — So wird der Turner zum Wettkampf gerüſtet ſein, bei dem niemals einer nur Sieger wird, ſondern der gute Durchſchnitt ſich den heiß erſehnten Kranz erringen wird.

Die letzten großen Turnfeſte, zu Hamburg, Nürnberg, vor allem aber das jüngſte zu Frankfurt 1908, haben bewieſen, daß die Deutſchen, was allſeitige Ausbildung von großen Maſſen angeht, unbedingt andern Nationen überlegen ſind. Allſeitige Ausbildung wird aber nur erreicht durch langſam fortſchreitende, ſtetige Übung des Körpers, eben durch „Trainieren“.

Reck: Schwingſtemme und Grätſchen über die Reckſtange hinweg.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Eßbare Vogelneſter. Von Dr. Edm. von Freyhold.

Ein altes Scherzwort ſagt, daß ſelbſt ein Glacéhandſchuh zu einem ſchmackhaften Gericht geſtaltet werden könne, wenn man nur eine recht feine, pikante Sauce dazu mache. Ich glaube aber kaum, daß ich mich bei einem ſolchen Imbiß zu Gäſte laden würde, es ſei denn, daß da noch andere weniger lederne Gänge winkten, an denen man ſich ſchadlos halten könnte. Die Sache wäre aber gerade nicht ſo außerordentlich, denn noch weit überraſchendere Dinge ſind imſtande, eine Rolle auf der Tafel des Kulturmenſchen zu ſpielen. Ich zähle dazu vor allem gewiſſe indiſche Vogelneſter, ohne Zweifel eine der erleſenſten und berühmteſten Delikateſſen, die uns durch den blühenden, gleichſam in alle Weltritzen dringenden deutſchen Handel zugänglich gemacht werden wie ſo viele andere Erzeugniſſe ferner Zonen. Jawohl, eßbare Neſter, die eine kleine Schwalbenart baut, um darin ihre Brut großzuziehen, die ihr aber von gewalttätigen Menſchen geraubt werden, ehe ſie noch jenen Zweck ganz hatten erfüllen können. Mancher ſchüttelt ungläubig das Haupt und ſchielt dabei zum Erker des Nachbarhauſes hinüber, wo noch der Schwälblein Behauſungen vom vorigen Sommer kleben. Allerdings, ſolche ſind es nicht, bei denen man tafelnd ſchwelgen kann. Aus ganz anderem Stoffe ſind dieſe gebaut. Sie beſtehen aus einer leichten, weißen, mit Stich ins Gelblichgraue verſehenen Maſſe. Von zwei Neſtern, die ich beſitze, iſt das kleinere 4 g ſchwer und 7,7 cm lang, das größere hat 9 g Gewicht und eine Länge von 12,6 cm. Sie ſtammen von der Salangane, einer kleinen, an den Seeküſten Indiens, Siams, der Sundainſeln, Molukken uſw. lebenden Schwalbenart. Dieſe Neſtchen gleichen der Schale eines durch zweimalige Längsteilung gewonnenen Eiviertels, laufen rechts und links in etwas verlängerte Halter aus, mit denen ſie ſo an der Felswand feſtgekittet ſind, daß dieſe die Rückwand des Baues bildet. Ganze Geſellſchaften jener Vögel niſten in den Felshöhlen namentlich am Seeſtrand der betreffenden Länder. Zwei, in ſelteneren Fällen auch wohl drei Eier legt das Weibchen ohne jegliche ſonſtige Unterlage in das zwar dünne, aber doch feſtgefügte Neſtchen und bebrütet ſie abwechſelnd mit dem Männchen. Bevor jedoch die Brut flügge geworden iſt, müſſen die Neſter, wie es in der Kunſtſprache heißt, gepflückt werden, wenn ſie noch brauchbar ſein ſollen. Die Neſtſammler, die eine feſtgefügte Zunft und Kaſte bilden, ſtellen ſich rechtzeitig ein und bemächtigen ſich der koſtbaren Beute nicht ohne Mühe und ſelbſt Lebensgefahr. Das geht allerdings nur mit Vernichtung der armen Brut. Eier werden weggeworfen, die feiſten halbflüggen Jungen dagegen zum Verſpeiſen mitgenommen. Höchſt mißmutig und ungehalten benehmen ſich dabei die bedauernswerten Alten. Aber fleißig, wie ſie nun mal ſind, pappen ſie ſich bald neue Neſter zuſammen und beginnen unverzagt mit einer friſchen Brut. Das geht viermal im Jahre vor ſich, und man merkt nichts von einer Abnahme dieſer Vögel trotz der ſchon viele Jahrhunderte dauernden Neſterſammlung. Man hatte früher verſchiedene Annahmen über den Bauſtoff dieſer ſchmackhaften kleinen Vogelwiegen, die ſich als irrig herausgeſtellt haben. Jetzt weiß man längſt, daß ſie nur aus dem zur Brutzeit außerordentlich reichlichen und zähen, ſchnell erhärtenden Speichel der Salangane zuſammengefügt werden. Beim Neſtbau verbringt die Schwalbe in unaufhörlichem Anfliegen gegen die gewählte Stelle an der Felswand kleine Speicheltröpfchen an den Stein, aus denen zuerſt die Seitenlehnen und die bogenförmige Linie der ſpäteren Neſtmulde geformt werden. Wachſen beide, ſchnell erhärtend, mehr und mehr hervor, ſo gewinnt der Vogel Raum, wo er ſich anklammern und den Bau in Ruhe vollenden kann. Es iſt eine mühevolle, langſame Arbeit, die er zu leiſten hat. Man kann an gewiſſen wellen- und bogenförmigen Linien der Neſter die ſchichtenweiſe und vielfach in Fäden erfolgende Ablagerung des zähen Speichels wahrnehmen.

Nur einmal kann ein ſolches Neſtchen der Kinderaufpäppelung dienen, weil es nach dem Flüggewerden der Brut ſchnell verdirbt und abfällt. Nimmt man an, daß die beiden Neſter, von denen ich ſprach, ungefähr die Grenzen in der Größe und im Gewicht darſtellen, ſo kann man 6,5 g als Durchſchnittsſchwere betrachten, und es gehen von ſolchen 76 bis 77 Stück aufs Pfund. Die jährliche Geſamternte beläuft ſich auf einen Wert von über 6 Millionen Mark. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil davon gelangt nach Europa und zu uns nach Deutſchland. So verdanke ich meine Neſter der Freundlichkeit einer Hamburger Firma für Delikateſſen und Kolonialwaren, dem Hauſe des Hoflieferanten J. Heimerdinger, Neuerwall 34, einer Fundgrube für die ſeltenſten und erleſenſten, auch naturwiſſenſchaftlich hochintereſſanten Erzeugniſſe der Tier- und Pflanzenwelt aller Zonen. Auch ein indiſches Originalrezept für die Zubereitung ward mir von dort zuteil, und ich will es den Leſern nicht vorenthalten und voranſchicken, daß man je nach der Größe der Neſter ein ganzes oder halbes auf die Perſon rechnet. Vor allem müſſen die Neſter zwölf Stunden in kalter Fleiſchbrühe aufquellen. Dann kocht man eine ſtarke Hühnerbrühe, verdickt ſie mit etwas geriebenem Weißbrot, dem Dotter eines hartgekochten Eies und einigen feingeſtoßenen ſüßen Mandeln, würzt auch mit etwas indiſchem Curriepulver, der bekannten eigenartig aromatiſchen und ſcharfen, ſomit vorſichtig zu verwendenden Würze. Man legt nun die erweichten Neſter behutſam in die Brühe und läßt das Ganze noch eine halbe Stunde kochen. Schließlich formt man aus feiner Fleiſchfarce entſprechend kleine Eierkügelchen und verbringt ſie als zierliches Gelege in die Neſter, die ſo auf der Brühe ſchwimmend aufgetragen werden. —

Fragt man nach dem Geſchmack, ſo iſt nicht zu verkennen, daß die zarten und weichen, aber immer noch eine gewiſſe Feſtigkeit beibehaltenden Neſter an und für ſich wohl kaum etwas ſtark Hervortretendes erkennen laſſen, in dieſer Zubereitung jedoch ganz eigenartig und fein ſchmecken, ſo daß man die Vorliebe der reichen Indier und Chineſen für das Gericht wohl begreifen kann. Immerhin iſt es nicht leicht, ſich ein klares Bild davon zu machen, wie einſt vorzeiten ein Menſchenkind zum erſtenmal auf den Gedanken verfallen ſein mag, ſelbſt Vogelneſtern eine ſchmackhafte Seite abzugewinnen.

Durchs Ahrtal. Von A. Trinius.

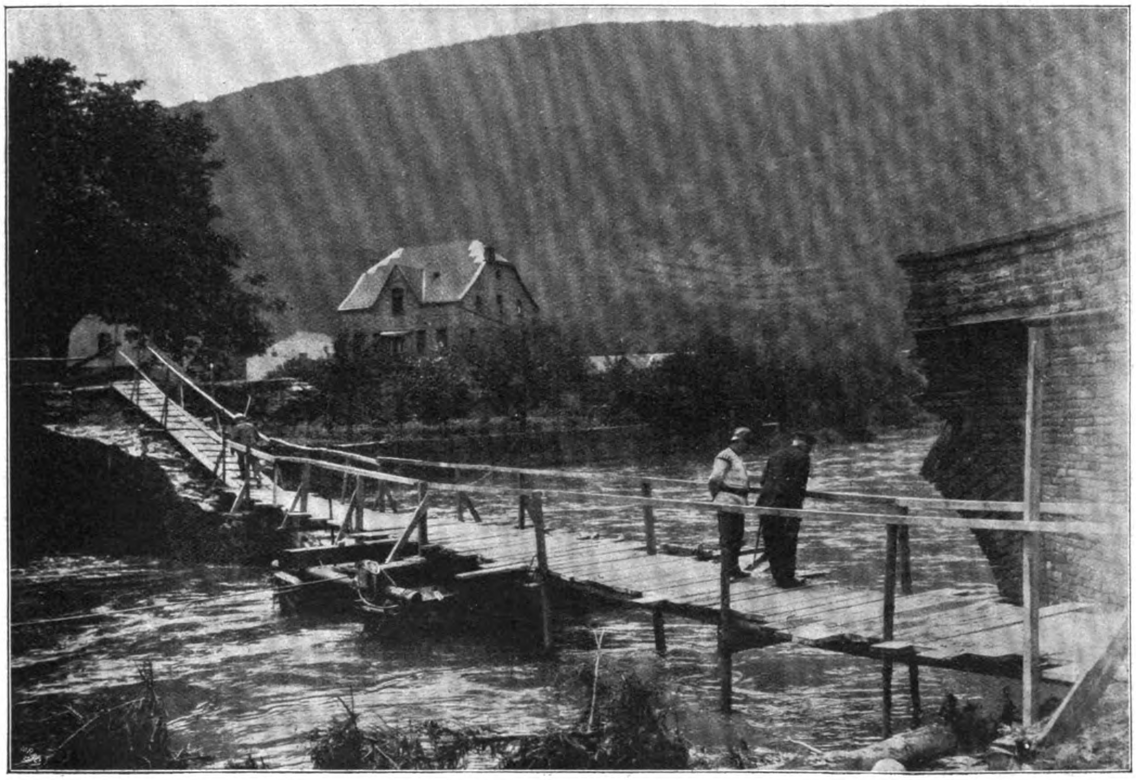
Die Hiobsbotſchaften, die aus dem Ahrtal eintrafen und von den gewaltigen Hochwaſſerſchäden berichteten, haben Augen und Herzen und warme Teilnahme aus dem ganzen großen Reich dem köſtlichen Seitental des gefeierten deutſchen Stromes zugewandt, des durch Jahrhunderte in Sage und Lied beſungenen, durch Blut und tauſende goldener und ſtolzer Erinnerungen geheiligten Rheines.

Das Ahrtal, im Herzen der Eifel entſpringend und zwiſchen Sinzig und Remagen von links her in den Rhein einfallend, zeigt nur eine Länge von 89 Kilometer. Doch auf dieſem verhältnismäßig kurzen Laufe weiſt das ſtark gewundene, zumeiſt enge Tal einen überraſchenden Reichtum von landſchaftlichen Schönheiten auf. Voran der alte, wackere Ernſt Moritz Arndt haben deutſche Dichter immer wieder die Reize dieſes Felſentales begeiſtert geprieſen. Vom Frühling bis tief in den Herbſt wallfahren die Muſenſöhne Bonns herbei, deutſche Romantik zu ſchlürfen und … den roten Ahrbleichert, jenen würzigen und feurigen Labetrunk, der die Krone aller roten Ahrweine darſtellt. Wer auf einer Wanderung durch das Ahrtal nicht in St. Peter zu Walporzheim einkehrt, mit Andacht und Hingabe dem Ahrbleichert die Ehre anzutun, der hat die tiefſte Poeſie des Ahrtales am Herzen nicht erfahren.

Ich bin auch einmal mit einem Hamburger Freunde dieſes Weges zwiſchen Eifel und Rhein gezogen. Es war Maien, und die ganze Welt lag ſelig in einem einzigen, ſchimmernden Blütenmeere begraben. Hamburger Küken, Hummer und Spargel verſanken wie hinter einem Nebelflor. Wie Feuer auf Opferaltären flammte die Sonne von Gipfel zu Gipfel, es jubelte in Lüften und Büſchen, aus den Gärten drang berauſchend ſchwüler Blütenduft, die Ahr ſang uns zur Seite uralte Wanderlieder, und ſtrichen wir durch eine der maleriſchen Talſiedlungen, ſo umfächelte unſere Naſen verräteriſcher Weingeruch. Und kurz vor Walporzheim blieb damals der gute Freund plötzlich ſtehen, blickte eine Weile ſtarr in das blinkende Waſſer und ſprach dann feierlich: „Alles fließt! Das hat ſchon der alte griechiſche Philoſoph ſo kurz und trefflich ausgeſprochen. Und er hat recht! Hier die Wellen, droben die Wolken, die Lieder von den Lippen, Sorgen und Freuden, Mädchenküſſe

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

und . . . ach! Seit Stunden die grell leuchtende, ſonnbeſtrahlte Landſtraße . . . alles fließt! Und nun rücken wir in Walporzheim ein. Es wird Dir nicht unbekannt ſein, daß da in St. Peter Fäſſer von ungetrunknem Roten lagern. Soll etwa der hehre Ausſpruch meines Lieblingsphiloſophen zuſchanden werden? Nimmermehr! Komm! Es gilt einer guten Sache!“ Und bald darauf ſaßen wir im dämmerigen Stübchen von St. Peter, vor uns duftete der Ahrbleichert in immer friſch gefüllten Gläſern, während draußen die Sonne Mittagsglut über die grelle Straße breitete. Als der Abend ſich ſenken wollte, zogen wir weiter fürbaß. Mehr denn einmal drückte der Freund mir die Hand und flüſterte ſelig: „Hätt’ wahrhaftig nicht geglaubt, daß das Tal ſo reich an Poeſie ſei!“ Seitdem ſitzt ihm das Ahrtal im Herzen feſt. —



Notbrücke für die durch das Hochwaſſer Mitte Juni unterſpülte Brücke bei Altenahr.

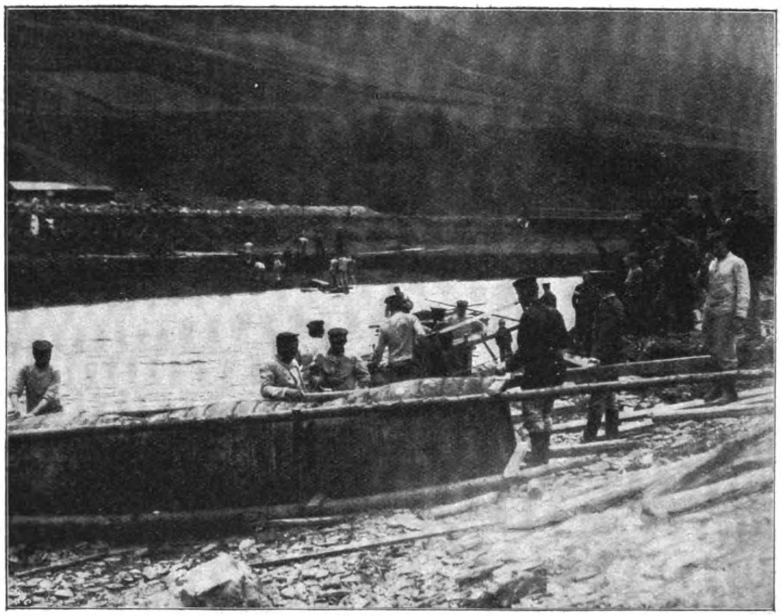
Dem Baſaltboden der Eifel entſpringen die Quellen der Ahr. In einem Brunnenhäuschen, der „Steinpülz“ genannt, ſind ſie alle inmitten des kleinen Fleckens Blankenheim vereinigt worden. Nur wenige mag es geben, die mal bis zum Quellgebiet der Ahr hinandringen. Und doch lohnt ſich die Wanderung. Über der Schlucht, in der ſich die Feuerſtellen des Ortes aneinander ſcharen, erhebt ſich in ebenſo umfangreichen wie wirkſamen Trümmern der aus dem XII. Jahrhundert ſtammende Sitz der einſt ſo mächtigen Grafen von Manderſcheid-Blankenheim-Gerolſtein. Sie haben bis zum Ausgange des XVIII. Jahrhunderts regiert und ihre letzten Überreſte umſchließt die Krypta der im Jahre 1505 neuerbauten Pfarrkirche. Folgt man dem Laufe des jungen Baches abwärts, ſo gelangt man nach Ahremberg, dem Stammſitze der berühmten Herzöge, die ihr Geſchlecht von den Grafen von Ahre ableiten.

Jenſeits Ahremberg beginnt das Tal bereits einen wildromantiſchen Charakter anzunehmen. Bei Dümpelfeld hebt dann der Weinbau an. Gewaltiger türmen ſich die ſtarren Felswände empor, phantaſtiſch geformt, ein Gewirr von Zacken, Graten, Kuppen, Altanen und wild übereinandergeſchleuderten Rieſenblöcken. Man ſtaunt immer mehr, wie der Fleiß und die Geduld der Winzer auf dieſe Steinterraſſen die fruchtbare Erde hinaufſchaffte, den Rebſtöcken den nötigen Untergrund zu bieten. Im Tale aber hebt ein anderer Fruchtreichtum an. Behäbige Ortſchaften grüßen aus Obſthainen, unter uralten Nußbäumen ſtehen mit ſtillen Geſichtern fromme Heiligenbilder. Dazwiſchen mal ein Stück Eichſchälwaldung, ein helles Kirchlein, von Kreuzen und betenden Englein umgeben, Wirtshäuſer mit lockenden Aushängeſchildereien, Bild an Bild gereiht, bis uns die Zauberwelt von Altenahr umfangen hält. Hier hat Mutter Natur ihr erhabenſtes Meiſterwerk innerhalb des Tales aufgeſtellt. Über dunklen, ſeltſam zerriſſenen Felsgruppen thront Burg Ahre, und wer zum Weißen Kreuz emporklimmt, der blickt in eine gigantiſche Felswildnis nieder, als habe ſich die Alpenwelt vor ihm aufgetan. Grat an Grat, Abgrund neben Abgrund. Von zehn Stellen blitzt der Fluß herauf, als ſuche er faſt ängſtlich nach einem Auswege aus dieſer Wirrnis.

Überwältigend iſt dieſe gigantiſche Felswildnis. Wer in früheren Tagen nach Altenahr gelangen wollte, der mußte am Weißen Kreuz vorüber ſich den Felspaß erzwingen. Dann aber hat man den Querriegel des Felſens mittels eines Tunnels durchbrochen, den Galerien, wie ſolche die Schweiz mehrfach aufweiſt, begrenzen. Noch umfaſſender als vom Weißen Kreuz eröffnet ſich ein Blick von der Felsnadel, die über der Burg Ahre einſam ragt. Hier umfaßt das trunkene Auge mit eins die geſättigte Schönheit dieſes Erdenwinkes, der Perle des Ahrtales. Das Grafengeſchlecht von Ahre beherrſchte einſt von dieſer 1714 von Bürgern Altenahrs zerſtörte Feſte drei Gaue ſowie die Schirmvogtei zweier Kirchen, der trieriſchen wie kölniſchen.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Auch Karl Simrock neigt ſich der Anſicht zu, daß dieſe Grafen ihren Urſprung in den vormerowingiſchen, von Chlodowig entſetzten Königen von Köln hätten. Später wurde Schloß Ahre eine kölniſche Zwingburg, deren Geſchichte eine Fülle der ſpannendſten Kapitel enthält.

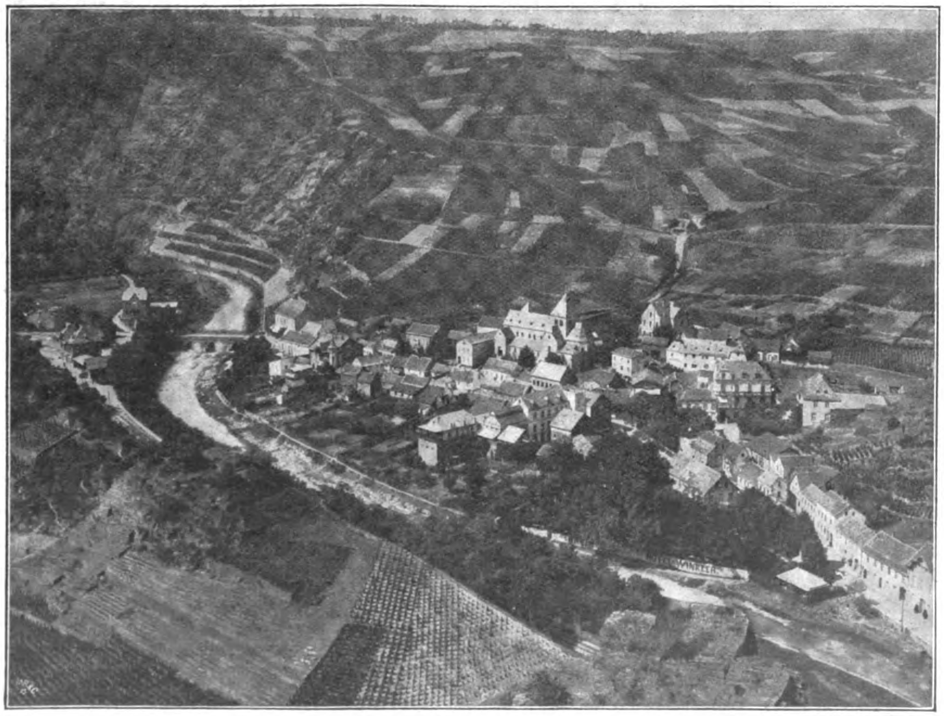


Herſtellung einer Notbrücke über die Ahr aus Weinfäſſern.

Nur ſchwer trennen ſich Fuß und Auge von der Stätte, wo das Tal ſeine höchſten Wunder entſchleiert. Wie durch eine Rieſenklamm windet ſich der ſtürmende Fluß talab. Bald ſcheinen Felsmauern den Weg zu ſperren, da, eine neue Biegung, und ein neues Bild nimmt unſere Sinne gefangen. Farbenreichtum und Linienführung miſchen ſich in ſchönſter Harmonie. Und das Leben ſelbſt in den Ortſchaften, auf der Straße, an den Hängen gewährt immer wieder neue, erfriſchende Szenen. Hier werfen Fiſcher Netze aus, dort ſingen ſpielende Kinder unter einem alten Nußbaume. Sie haben ſich Blütenkränze in das Haar geflochten, die Sonne gleitet gülden über ein Muttergottesbild und dann nieder auf die ſich harmlos tummelnde Schar, als wolle ſie unter den Augen der Himmelskönigin die Jugend ſegnen. Hochgeſchürzte Weiber ſtehen mitten im Fluſſe auf waſſerumſpülten Kieſeln. Die Wäſcheſtücke patſchen gegen die Steine, und die Zungen faulenzen auch nicht. Da ſteigen einige Winzer mit Gerätſchaften langſam die Schieferterraſſen hinan. Aus einer von Roſen und Wein umwucherten Laube hallt Gläſerklingen und fröhliches Mädchenlachen. Und immer weiter, immer weiter! Deutſches Wandern, wer wollte deine Luſt auskoſten?!

An freundlichen Ortſchaften zogen wir hin. Sie tauchten auf und liegen nun wieder hinter uns. Hier lockt ein eigenartiger Felſeneinſchnitt, die „Gucklei", dort drüben trauern die ſpärlichen Trümmer der Ruine Saffenburg. Wie reizvoll baut ſich das Städtlein Mayſchoß auf! Dernau folgt, das nebſt Ecch auch weißen Wein ausnahmsweiſe an ſeinen Rebhängen baut. Dann ſchiebt ſich wieder eine gewaltige Felsmauer in das prächtige Talbild. Eine ſeltſame Form der braunen Maſſen trug im Volksmunde dieſem Uferteil den Namen „Bunte Kuh" ein. Da grüßen auch ſchon die wehmütigen Reſte des 1811 abgebrochenen Auguſtiner-Nonnenkloſters Mariental. Aber die Weinberge der frommen Stätte, an der keine Reſponſorien mehr tönen, Glockenhall und Orgelton verſtummten, die Weinberge ragen noch in den ſelig blauen Himmel, und an ihren Hängen kocht unter der Sonne Feuerkuß ein Roter, der mit dem von Walporzheim ſich meſſen darf.

Und nun, Wanderer, entblöße ehrfurchtsvoll Dein Haupt! Kränze es mit Roſen, die allüberall mit ſüßen Düften Dir aus Hecken am Wege entgegenleuchten, laſſe Deine armen Augen zuerſt in Dankbarkeit über die dunklen Grauwackenfelſen gleiten, auf deren mühſam abgerungenem Kulturboden der Ahrbleichert gedeiht, ſeit



Altenahr aus der Vogelſchau.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Jahrhunderten männiglich zur Luſt und Herzensfreude. Du hältſt Deinen Einzug in Walporzheim! Ahnſt Du der perlenden Freuden Fülle? Da winkt ſchon das traute Schild von St. Peter! Nur ein kleiner Raum öffnet ſich drinnen. Aber hat erſt der Rote Dir Lippen und Kehle genetzt, ſo meinſt Du fürwahr, der ganze Himmel tue ſich in aller Pracht und Herrlichkeit Dir auf! Wandern und Bechern! Am Rhein und innerhalb ſeiner Nachbargebiete gehört es wenigſtens zuſammen.

Auf Walporzheim folgt bald ein anderer Wallfahrtsort, das Kloſter Kalvarienberg, von deſſen Terraſſe ſich mal wieder ein wunderſamer Blick auf und ab des Ahrtales erſchließt. Dann halten wir in Ahrweiler unſern Einzug.

Ahrweiler mit ſeinen bald 5000 Einwohnern ſtellt als Kreisſtadt den Mittelpunkt des Tales dar. Seine Mauern und Türme, die reizvollen Häuſer mit ihren maleriſchen Einzelheiten, den traulichen Winkeln und Ecken, alles beherrſcht von dem ſchloßähnlichen Kalvarienberge, dies zuſammen ſchafft ein Stadtbild von ungemeiner Anziehungskraft. Der Hauch einer fernen, für uns für immer verlorenen Zeit beſchaulicher Poeſie umweht uns hier. Als läge die haſtende Welt weit, weit hinter den weinbedeckten Bergen! Bereits im Jahre 893 wird des Ortes urkundlich gedacht. 1246 ging er an Köln über und empfing im gleichen Jahrhundert die Mauern nebſt den noch beſtehenden vier Toren. Intereſſant iſt die weſentlich aus dem XIV. Jahrhundert ſtammende Pfarrkirche. Der neue Holzaltar weiſt Szenen aus dem Leben des heiligen Laurentius auf. An der erſten Rundſäule bemerken wir ein halb zerſtörtes Figürchen, das als Wahrzeichen der Stadt beſondere Achtung genießt. Am Obertor ſpringt als Pechnaſe ein erkerartiger Vorbau heraus, an jene Tage noch erinnernd, da man heranſtürmende Feinde freundlich mit glühendem Pech willkommen hieß. Ahrweiler iſt im übrigen Hauptſtapelplatz der Ahrweine und treibt einen blühenden Handel damit.

Haben wir Ahrweiler im Rücken, ſo tauchen bald die Landhäuſer, Sanatorien und ſchmucken Gaſthäuſer von Neuenahr vor uns auf. Neuenahr genießt heute Weltruf. Seine Quellen bilden einen Teil der Gaben, mit denen das Ahrtal geſegnet iſt: Schönheit, Wein und Heilwaſſer. Als rheiniſches Karlsbad empfängt jetzt der durch Berge gegen rauhe Luft geſchützte Ort jährlich Tauſende von Heilſuchenden.

Ein ſchönes Doppelbild auf die Täler der Ahr und des Rheins eröffnet ſich uns, wenn wir von Neuenahr aus über Heppingen und Lohrsdorf wandern. Hier trotzt über den Hütten ein prächtiges Ruinenbild: Burg Landskron. König Philipp war es, der dieſe herrliche Burg erbaute, da er mit Otto IV. und deſſen Anhänger Erzbiſchof Bruno IV. von Köln in Fehde lag. Letzterem zum Trotze ließ er die Steinfeſte errichten. Er kam freilich nicht zur vollen Ausführung ſeines Planes, trotzdem er, der Überlieferung nach, ſchon im Jahre 1206 ſein ſchönes Gemahl Irene, die oſtrömiſche Königstochter, in die Oberburg einführte. Bereits im Jahre 1208 ward er am 21. Juni durch Otto von Wittelsbach ermordet, worauf Kaiſer Friedrich II. den Ritter Gerhard von Sinzig ob ſeiner Treue mit der Burg belehnte. Dieſer Gerhard iſt dann der Begründer des Landskroner Geſchlechts geworden, das ſich im Rheinlande ausbreitete und allzeit ein gutes Bollwerk gegen Köln hin blieb. Nach dem Ausſterben des Geſchlechts 1372 kamen wunderliche Zeiten über die ſtolze Feſte. Die Herren wechſelten immer wieder. Selbſt Schweden und Spanier ſaßen vorübergehend als Herren droben. Im XVII. Jahrhundert wurden die Hauptwerke abgetragen. 1798 kam der berühmte Freiherr vom Stein in den Beſitz der Ruine. Bei ſeinen Erben befindet ſie ſich heute noch. Mächtige Ringmauern und die Burgkapelle haben ſich noch erhalten. Hinter dem Altar der weißen leuchtenden Kapelle findet man eine kleine Baſaltgrotte. Die Landskrone iſt ſo recht ein Platz zum Weilen und Sinnieren. In der Tiefe geht das Leben hin, wechſelnd und immer neuen Zielen nachjagend. Hier droben aber ſpricht die Vergangenheit ſeltſam bewegt zu uns. Schwabenkaiſer ſtehen vor uns auf, Waffen blitzen, Blut und Verrat ſchreitet einher, Minneſpiel und Andachtsglut feiern ihre Feſte! —

Noch ein letztes Wandern durch Bodendorf, dann entläßt uns das herrliche Ahrtal. Links zeigt ſich Sinzig, zur Rechten ruht Remagen, überragt von der weithin Ausſchau haltenden Wallfahrtskirche St. Apollinaris. In breiten grünen Wogen gleitet der Rheinſtrom an uns vorüber. Schiffe kommen und gehen. Ruinen und Städtlein grüßen zwiſchen ſteilen Weinbergterraſſen herüber. Lieder klingen, Fahnen wehen, das volle, fröhliche, buntfarbige Leben des Rheins umrauſcht uns wieder! —

Das Beſchwerdebuch. Eine Sommer- und Reiſeplauderei von Curt Rud. Kreuſchner.

Wer durch Amtspflichten und Geſchäfte zu häufigen Reiſen gezwungen iſt, wer friedfertigen Gemütes durchs Daſein wallt oder als echter Lebensphiloſoph nicht an der Oberfläche der Erſcheinungen haften bleibt, ſondern ein klein wenig tiefer in die Zuſammenhänge alles Geſchehens eindringt, gleitet mit mildem Lächeln über die kleinen unvermeidlichen Übel des Reiſens hinweg. Vielleicht denkt er auch als ein durch lange Lebenserfahrung gewitzigter Peſſimiſt im Sinne der bekannten öſterreichiſchen Spruchweisheit: „Helfen tut's eh' nix" (nämlich die Beſchwerdeführung) oder: „Da iſt nix zu machen." Der Choleriker aber, der die Gasflamme unter dem Keſſel ſeiner Seele ſich entzünden fühlt, macht es umgekehrt wie der mythiſche Vater Äolus der homeriſchen Sage. Er öffnet den Zauberſchlauch, den Behälter der widrigen Stürme, zu erregten mündlichen Erörterungen oder fordert mit der Miene des tief Beleidigten das Beſchwerdebuch.

Die Ausbeute aus den Beſchwerdebüchern der großen Fremdenkarawanſereien iſt wenig lohnenswert, weil der wohlerzogene Vergnügungsreiſende andere Mittel und Wege findet, um Unſtimmigkeiten ins reine zu bringen. Um ſo üppiger gedeihen dafür wie „inter folia fructus" die Beſchwerden in den zu ihrer Aufnahme beſtimmten Büchern kleinerer Touriſtenhotels und Durſtſtillſtationen im Gebirge, wo Witz und Übermut, hypochondriſcher Ärger, Langweile und — auch Stumpfſinn recht Ergötzliches zutage fördern.

Auf einer kleinen Halteſtelle in Oberſteier, an der nur wenige Züge halten und der Orientexpreß mit ſtolzer Verachtung vorbeiſauſt, herrſcht trotzdem in der Sommerſaiſon ein nicht ganz unerheblicher Perſonenverkehr, weil die Station der Ausgangspunkt für nahe, mehr oder minder lebensgefährliche Kletterpartien der Wiener Hochtouriſten iſt. Der Stationschef — Güterabfertigung findet nicht ſtatt — iſt gleichzeitig Telegraphiſt und Schalterbeamter in einer Perſon und leitet den Miniaturbetrieb mit Aſſiſtenz einiger Streckenarbeiter, während ſeine Frau laut einer recht unorthographiſchen Ankündigung in dem aus einer zum Schutz gegen Regen überdachten Holzbank beſtehenden Warteſaal einige Erfriſchungen für müde Wanderer bereit hält. Ein dem Verdurſten naher Touriſt, der in den ſpäten Nachmittagsſtunden von den Bergen herunterkommt, entdeckt in dem kleinen Gemüſegarten des Streckenwächters eine ſtattliche Ziege und fordert gegen reichliche Bezahlung ein Glas Milch, wird aber von der Frau im echten ſtoanſteiriſchen Dialekte belehrt, daß das im Garten graſende Tier ein Bock iſt. Er ſchreibt deshalb empört in das Beſchwerdebuch:

Verdurſtet kam ich von der Höh'
Im Abendſonnenlicht,
Mein Kreuz iſt ſteif, der Fuß tut weh
Und noch was ſtimmt hier nicht!
Im Garten frißt der Ziegenbock
Doch gut äräriſches Gras
Und gibt — pfui Miniſterium —
An Milch auch nicht ein Glas!

Nicht allzuweit davon liegt ebenfalls in Oberſteier eine Kreuzungsſtation, wo die Anſchlüſſe recht häufig verſäumt werden, weil der von Graz und weiter aus dem Süden kommende Poſtzug nicht gerade ſelten bedeutende Verſpätungen hat. Die Reiſenden haben deshalb das zweifelhafte Vergnügen, von nachts um 1 Uhr bis gegen 4 Uhr in einem Warteſaal auszuharren, der — wenigſtens vor einer Reihe von Jahren — nur durch eine einzige, kläglich blakende Petroleumlaterne erleuchtet war. Das Büfett iſt um dieſe Zeit geſchloſſen, und man muß noch dankbar dafür ſein, daß man nicht nach be-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rühmten Muſtern, damit das Empfangsgebäude geſchloſſen werden kann, aus dem Warteſaal in die auch im Sommer oft empfindlich kalte Nacht hinausgewieſen wird. Ein elegiſch geſtimmter Reiſender aber vertraut ſein Leid dem Beſchwerdebuch mit folgenden Verſen an:

Es glänzet Luna,
Es funkeln die Sterne;
Mein Anſchlußzug
Er ſauſt in die Ferne.
Ich ſehe nur noch
Seine Schlußlaterne.

In Deutſchland iſt das Beſchwerdebuch der Station leider durch die neue Verkehrsordnung, die am 1. April 1909 in Kraft trat, abgeſchafft worden. Das iſt recht ſchade; denn das ihm entſprechende Buch in der Bahnwirtſchaft kann ſich mit ihm nicht im entfernteſten meſſen. Als es noch in ſeines Lebens Fülle ſtand, konnte man in ihm manch drollige Klage leſen, und wenn der Vorſteher einer kleinen Halteſtelle juſt Zeit und Luſt zum Plaudern hatte, noch beſſeres aus dem Inhalt vorangegangener Bände erfahren. Nach Reimen von Wilhelm Buſch ſchmecken die Verſe eines ſitzen Gebliebenen:

O, wie beglückt iſt doch der Mann,
Der zum Vergnügen reiſen kann;
Doch hier fünf Stunden ſtill zu liegen,
Zählt ſicher nicht zu den Vergnügen.

Aus leicht begreiflichen Gründen ſind oder waren es nicht die Beſchwerdebücher der großen Stationen, auf deren Seiten der Reiſeärger oder Ulk ſich niederſchlägt. Das gute Herz des Paſſagiers rechnet ganz richtig mit der Tatſache, daß auf einem großen Bahnhof kein Beamter ſich die Zeit nimmt, ſich den Inhalt des ominöſen Buches beſonders zu Herzen zu nehmen, deſſen Eintragungen ſtreng ſachlich unterſucht werden, worauf nach entſprechend langer Zeit ein korrekter Beſcheid der vorgeſetzten Behörde herausſickert. Damit aber iſt dem galligen Reiſenden um ſo weniger gedient, als es ſich im Betriebe großer Stationen bei Beſchwerden meiſtens nicht um Pflichtwidrigkeiten einzelner Beamten, ſondern um verbeſſerungsfähige Anordnungen allgemeiner Natur handelt, die dem einzelnen nicht zur Laſt fallen und wenn ſie der vorgeſetzten Behörde zur Kenntnis gebracht werden, auch meiſtens bald entſprechend abgeändert werden. Den inneren, aber meiſt mit Ernſt und Empörung abgeleugneten Beweggründen verſchafft der Beſchwerdeſüchtige weit eher Befriedigung, wenn er ſich eine kleine Station aufs Korn nimmt, wo männiglich neugierig iſt zu erfahren, wodurch ſich der Reiſende in ſeinen Rechten verkümmert fühlt. Auf einer Bahnſtation im ſchleſiſchen Gebirge las ich die Beſchwerde eines Reiſenden darüber, daß der Wind ihm, als der Zug ſich dem Wächterhaus 47 genähert, den Hut entführt und daß der Streckenwächter höhniſch dazu gegrinſt habe. Ein anderer begründet eingehend den Vorſchlag, den allzueinfachen Deckel des ſonſt ſo nützlichen Buches mit Randverzierungen im Jugendſtil auszuſchmücken. Ein dritter, der den Eingang zur Bahnhofswirtſchaft augenſcheinlich nur mühſam gefunden, wirft entrüſtet die Frage auf, warum man ſtatt des ſchwer lesbaren Schildes über der Gnadenpforte nicht lieber einen groß gehaltenen „§ 11“ anbringe. Ein vierter endlich ſchreibt ins Beſchwerdebuch: „Bis zur Abfahrt des Zuges habe ich Zeit gehabt, das Geſicht des Stationschefs zu betrachten, das mir ganz und gar nicht gefällt. Ich teile dies der ganzen Linie mit.“ Zur Grauſamkeit vollends ſteigert ſich eine Beſchwerde darüber, daß der Stationsvorſteher an einem beſonders kalten Wintertage während des Dienſtes Strohpantinen über den Schuhen getragen. Der Beamte einer kleinen ungariſchen Station, der mir das Faktum mitteilte, fügte hinzu, daß er dafür auch wirklich noch von oben einen Rüffel erhalten habe.

Sachlicher und obendrein in höflicher Form gehalten, iſt die Beſchwerde über den nicht immer einwandsfreien Zuſtand der Wagen, beſonders wenn vorher Reiſende mit bedenklichen und rückſichtsloſen Lebensgewohnheiten darin geſeſſen haben:

Was in der Stube gilt als Brauch,
Das halte feſt im Wagen auch.
Laß niemals auf den Boden fallen
Papier, Orangen und Eierſchalen.
Bei gutem Willen kann, ich mein’,
Die dritte Klaſſe auch ſauber ſein.

Weniger geduldig iſt ein anderer, der ſich über die Kälte im ungeheizten Warteſaal mit den Verſen beklagt:

Man reiſt allhier wie in Sibiriens Landen,
Der kalten Stunden allzuviele waren.
Wär’ hier doch nur ein warm Gemach vorhanden,
Wie gerne möcht’ ich aus der Haut dann fahren.

Auf einen ähnlichen Ton geſtimmt iſt auch die Klage:

Du biſt nur ein geduldet Gaſt auf Erden
Und darum ſei nicht allzu anſpruchsvoll;
Indes wie Heringe ins Faß gepackt zu werden,
Das iſt zu toll!

Selbſt eiſenbahntechniſche Verbeſſerungsvorſchläge mit ausführlicher Begründung muß das Beſchwerdebuch auf ſeinen Blättern zur Eintragung kommen laſſen. Ein unbekannter Erfinder, der in einem Wagen mit ausgeleierten Radreifen auf ausgefahrenen Gleiſen gehörig geſchüttelt wurde, ſetzt auseinander, wie die Schienenſtöße zu beſeitigen ſeien. Ein anderer droht der Eiſenbahn ſeine Kundſchaft zu entziehen, wenn man hartnäckig fortfahren werde, ſeinen beſonderen Wünſchen keine Beachtung zu ſchenken, wieder ein anderer führt Klage darüber, daß er auf der Mittagsſtation kein ſättigendes Faſanengericht gefunden habe. Ja wenn man dem verſtorbenen ruſſiſchen Schriftſteller Tſchechow (Anton Pawlowitſch) glauben darf, verirren ſich in die Beſchwerdebücher Rußlands manchmal ſogar Bemerkungen, wie ſie nicht bräuchlicher Weiſe ſonſt nur von irgendeinem nichtsnutzigen Anonymus an die Wände der Wagenabteile geſchrieben werden. „Es wird gebeten, ins Beſchwerdebuch nicht unnütze Sache zu ſchreiben. Im Namen des Stationschefs Iwanow VII.“ ſteht auf der erſten Seite dieſes Buches auf einer Halteſtelle unweit von Petersburg zu leſen. Der erſte Benutzer des Buches ſetzt folgende Eintragung darunter: „Lieber Iwanow, obwohl Du der ſiebente biſt, bleibſt Du doch ein Durak“ (d. h. auf deutſch „Schafskopf“).

Von wirklich guten Witzen in Beſchwerdebüchern großer Hotels iſt mir nur einer durch einen Ortseingeſeſſenen des betreffenden Ortes, eines weltbekannten Bades an der ungariſch-rumäniſchen Grenze, bekannt geworden. Ein Touriſt von normalem Appetit erhält ein Beefſteak, das nach ſeinen Dimenſionen zu urteilen aus einer Puppenküche hervorgegangen zu ſein ſcheint. Wütend verlangt er das Beſchwerdebuch, greift nach einem Zahnſtocher und ſpießt mit dieſem das fetttriefende Stückchen zähen Bullenfleiſches auf die nächſte freie Seite. Und ward nicht mehr geſehen.

Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers. (2. Fortſetzung.)

Andrea fiel etwas ein. In der Nacht, als die Neujahrsglocken gingen, wurde der Gedanke zum Entſchluß: Sie wollte verreiſen, und zwar ſo ſchnell wie möglich. Nach Berlin zu Dora Leu.

Dora Leu war eigentlich nur eine Kindheitserinnerung. An der Riviera war ſie wegen zarter Geſundheit bei Andreas Eltern in Penſion geweſen. Ein zierliches, aber keckes und begabtes Kind. Andrea fürchtete ſich damals etwas vor ihr, denn ſie hatte ein vorlautes Mäulchen und ſchlug allem, was ihr nicht gefiel, den Kopf ab. Keine Predigt von Andreas Vater konnte ohne ſcharfe Kritik durchpaſſieren. Der Vater belächelte das. „Du wirſt nochmal Bombenwerferin,“ prophezeite er.

Später hatte Andrea nur noch zwei Briefe von ihr bekommen. Sie war Malerin geworden, hatte ſich von ihren Eltern, die ihr ‚viel zu einſeitig‘ waren, losgeſagt und ſchlug ſich ſelbſtändig in Berlin durch. Glänzend jedenfalls nicht. Zu ihr wollte Andrea. Das war doch einmal eine neue Welt!

Es war ein dunkler Tag, mit dem das neue Jahr begann. Im Eßzimmer brannte noch die große Petroleumlampe in der Meſſingkrone. Andrea hatte ſich zum erſten Male wieder ſeit Monaten ſorgfältig gekleidet. Ihr Mann liebte die loſen Morgenkleider nicht, aber da Andrea ſie trug, gewann er ſie allmählich gern.

Als er ſie hereinkommen ſah, ſo früh, und auf ihrem Weſen die Friſche und Geſpanntheit fühlte, ſprang er ganz beglückt auf, nahm den Kneifer herunter und küßte ſie in ſeiner unvorſichtigen Weiſe, die ſie nicht leiden konnte. „Proſt Neujahr,“ ſagte er. „Hat das neue Jahr Dich geſund gemacht?“

„Ja,“ ſagte ſie. „Geſund und noch mehr.“

Sie mußte erſt wieder die leichte Verſtimmung über die Art ſeines Küſſens bekämpfen. Sie vertrug es zu ſchlecht, wenn man ſich ihr irgendwie aufdrang. Seine zärtliche und beglückte Stimmung für ſich zur Reiſeerlaubnis auszunutzen, kam ihr gar nicht in den Sinn.

Ebenſowenig fiel ihr aber auch ein, ihren Wunſch zu-

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

rückzuhalten, diplomatiſch damit vorzugehen. Sie ſetzte ſich ihm gegenüber an die Mitte des Tiſches. Ein feiner und ſtarker Kaffeeduft füllte den Raum.

„Entſchuldige, ich hatte bereits eine Taſſe getrunken,“ ſagte er verlegen. „Ich wußte nicht, daß Du ſo früh kommen würdeſt, ſonſt hätte ich ja gewartet. Auch etwas geraucht. Merkſt Du es? Stört es Dich? Soll ich vielleicht das Fenſter einen Augenblick öffnen?“

„Nein, nein, beunruhige Dich doch nicht,“ ſagte Andrea ungeduldig. „Das ſchadet doch alles nichts. Aber höre nur, ich habe Dir etwas mitzuteilen.“

Und nun kamen ihre Reiſepläne.

Er machte ein ſehr leeres Geſicht. Den Kneifer nahm er einmal herunter, rieb an ihm, ſetzte ihn wieder auf und ſtarrte in ſeine faſt geleerte Taſſe.

„Und — auf wie lange —?“ Er ſah ſie noch immer nicht an.

„Das weiß ich noch nicht. Das kommt auf Doras Verhältniſſe an. Vielleicht vier Wochen.“

„Vier —“ Er verſtummte.

„Ich weiß nicht, was Du dagegen haſt,“ ſagte Andrea, jetzt in etwas ruhigerem Tone. „Du biſt gut verſorgt, die Kinder ſind es ebenſo, und ich brauche einmal etwas Abwechſlung, friſche, neue Eindrücke. Ich glaube nicht, daß es nötig iſt, mir dieſen Entſchluß ſchwer zu machen.“

„Nein. Wie faſſeſt Du das denn auf? Ich denke ja gar nicht daran. Haſt Du — haſt Du ſchon an Deine Freundin geſchrieben dieſerhalb?“

„Nein, ich will es heute. Und dann, Hermann, ich brauche natürlich etwas Geld.“

An der Oſtſee. Photographiſche Aufnahme von N. Weinberger.

Sie hielt inne. Sie ſah, daß es eine faſt gräßliche Enttäuſchung für ihn war, dieſe Pläne anhören zu müſſen. Das erbitterte ſie ſofort wieder. Was dachte er ſich denn, was bot er ihr denn an! Hatte er ihr jemals eine große Reiſe verſchafft? Er ſelbſt reiſte nicht, gut, das war ſeine Sache. Es verlangte ihn wahrſcheinlich nicht danach. Aber war es nicht eine ziemlich ſtarke Rückſichtsloſigkeit, ſeine Frau auch damit ans Haus zu bannen? Einmal, im zweiten Jahr ihrer Ehe, als Conny geboren war, waren ſie beide an der See geweſen, aber nur, weil der Doktor es verlangt hatte.

„Du willſt es wohl nicht?“ fragte ſie herausfordernd. „Du gönnſt mir wohl die Erholung nicht?“

Herr Lüdegaſt geriet in große Unruhe. „O doch, Kind. Warum denn nicht, wenn Du denkſt, daß es Dir gut tun wird. Aber meinſt Du, in dieſer Jahreszeit?“

„Gerade jetzt. In den Hundstagen fährt man für gewöhnlich nicht nach Berlin.“

„Natürlich.“ Pauſe. „Wieviel wohl?“

Andrea fühlte jetzt ſelbſt, zu ihrem Verdruß, eine leiſe Verlegenheit in ſich aufſteigen. Sie haßte dieſe Verlegenheit, das Zeichen, das dem unbemittelten Mädchen in reicher Ehe geblieben war. „Ich muß Dora Penſion anbieten, weil ſie arm iſt,“ ſagte ſie in einem harten Ton, der ihre Unſicherheit decken ſollte. „Hundert Mark für einen Monat ganz gewiß. Gib mir drei- oder vierhundert mit.“

Er wollte ‚Ja‘ antworten, die Stimme verſagte ihm aber zur Unzeit, er räuſperte ſich, rang mit der Beherrſchung ſeines Tonfalles, wurde brennend rot und ſtieß zum Schluß wie aus der Piſtole geſchoſſen hervor, überlaut: „Ja!“

Die Befangenheit war jetzt gegenſeitig. Sie konnten beide nicht wieder zueinander finden. Andrea ſchenkte ihm aus der Kanne ein, ſchob ihm die Brötchen und die Butter zu, fragte ihn, ob er Honig wolle, ob er ſchon ein Ei gegeſſen habe, hielt einen Vortrag über die Sahne, die ſeit

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

einiger Zeit wieder ſchlechter ausſähe, horchte hinaus: „Kommen die Kinder noch nicht?“ ermunterte ihn dann, ungeſtört ſeine Zigarre weiter zu rauchen, ſtellte Vermutungen an, ob heute die Poſt viel bringen werde und ließ mit Ängſtlichkeit keine Pauſe eintreten. Er ſekundierte ihr um ein paar Grade ungeſchickter und ſteifer, aber mit demſelben guten Willen wie ſie.

So war Andreas Ausflug in die große Welt eingeleitet.

Viertes Kapitel.

Das Glück, das ſie fühlte, artete nach Doras begeiſterter Zuſage beinah zum Übermut aus. Sie hatte freilich das Gefühl, ſich beherrſchen zu müſſen, die Kinder und vor allem ihren Mann nicht in ihren unbändigen Jubel ſehen zu laſſen. Die könnten ſie dann mit Worten oder mit Blicken fragen: ‚Ja, freuſt Du Dich denn ſo über die Maßen, von uns fortzukommen?‘ Und das wäre doch eine ganz falſche Auffaſſung geweſen. Ihre Familie war ihr doch immer das Höchſte und das Liebſte auf der Welt, aber das hinderte doch nicht, über eine Abwechſlung ſich auch einmal kindiſch zu freuen.

Für den 9. Januar, mittags um zwei Uhr, war die Abreiſe feſtgeſetzt. Es war Sonnenſchein draußen, Froſt und etwas Schnee. Andrea bemerkte das mit ſtillem, gehobenem Glücksgefühl. Eine Stunde, bevor ihr Zug ging, ſchickte ſie Fräulein Grätz noch zum Konditor, querüber am Markt, damit ſie eine extra große Tüte Pralinés holte zum Troſt für ihr zurückbleibendes kleines Volk.

Währenddeſſen ging ſie in ihrem grauen Reiſekleid, Hut und Schleier ſchon auf dem Kopf, nur der Mantel fehlte noch, zu den Kindern hinein, um recht gründlich von ihnen Abſchied zu nehmen. Sie hatte noch ſoviel Zeit übrig, ehe der Omnibus kommen und ſie abholen würde, reichlich eine halbe Stunde. Die ſollte ganz und gar ihren Kindern gehören.

Kaum, daß ſie ſaß, ſprang ihr auch ſchon der wilde kleine Gerd auf den Schoß. Er trug ein blaues Kittelchen mit dem viereckigen Halsausſchnitt, den das geſchickte Fräulein Grätz ihm geſchneidert hatte, das lichtbraune Haar, kleidſam verſchnitten, hing in ſein helles Stirnchen. In ſeiner Aufregung, die Mama einmal ordentlich zu haben, tanzte er ihr mit ſeinen Knien auf den Schoß herum, daß es ihr weh tat und ſie ihn feſthalten mußte.

„Ich fahre auch mit nach Berlin. Siehſt Du, wie es geht? Wir ſind gleich da!“ Und da, als ſie ihn feſthielt, mit beiden Händen ihr Geſicht faſſend und zu ſich drehend: „Mama, was bringſt Du mir mit? Ein Pferd und ein Schloß und die ganze Welt?“

Sie ſtrich ihm die Haare aus der Stirn. Wie ſeine Bäckchen glühten! Es war doch ein aufgeregter kleiner Burſch! Eigentlich lebte er immer mit Dampf. Sie überlegte ſich, daß ſie ihn doch faſt immer nur wild ſähe.

Ein plötzliches Bangen wie der raſche Flügelſchlag eines vorüberhuſchenden Vogels berührte ſie. Ein dunkler, kaum begriffener Schreck, eine aufwallende Angſt. Einen Moment, einen kurzen, jähen Atemzug entlang war ihr, als könne ſie nicht reiſen, als ſtände irgendeine Gefahr hinter der Tür.

„Gerd —“ murmelte ſie halb abweſend.

Dann kehrte ihr die volle Beſinnung zurück. Sie mußte über ſich ſelber lächeln. Welche Phantaſien! Alle Kinder ſind doch wild und aufgeregt. Vielleicht war es das eigene Reiſefieber, das ſie ſo nervös machte!

„Was willſt Du denn, Dax, was haſt Du?“

Das Dirnchen trug ihr altes Spielkleidchen auf dem Arm und hielt es der Mutter hin. „Du ſollſt es ſtreicheln, Mama.“

„Das alte Ding? Aber warum denn? Fräulein hat Dir heute ein neues angezogen, nicht? Mit roter Stickerei. Das iſt aber wunderſchön!“

Dax ſagte nichts, aber ſie ſah mit großen vorwurfsvollen Augen auf. ‚Was hat ſie nur?‘ dachte Andrea. ‚Sie will doch etwas von mir!‘

Unterdeſſen kam das Fräulein zurück mit der großen Tüte. Gerd, aufſchreiend, ſprang Andrea vom Schoß und ſtürzte ihr entgegen. Sie hielt die Tüte, ihn zu necken, hoch in die Luft. Dabei ſah ſie Dax ſtehen.

Nun erzählte ſie mit ſchreiendem Lachen, wie Dax nie ihre alten Kleider ablegen wollte. „So ein häßlicher alter Lapp, gnädige Frau, und ſie nähme ihn am liebſten mit ins Bett. Gar kein bißchen hat ſie ſich zu dem ſchönen neuen Kleidchen gefreut. Ich muß ihr den alten Lappen nachher fortnehmen.“

Andrea ſah, wie das Kind das Mäulchen bitterlich verzog. Sie wollte eben ſchnell dazwiſchen rufen: ‚Nein, ſie ſoll ihn behalten‘ — aber ihr fiel ein, daß das doch Unſinn wäre. Fräulein würde es ſchon richtig machen.

Nun fing ſie an, die Pralinés zu verteilen, mußte aber immer den ſtürmiſchen Angriffen von Gerd wehren, der die Zeit nicht abwarten konnte. „Sehen Sie mir darauf, daß er ſich nicht den Magen verdirbt, Fräulein,“ mahnte ſie.

Aber Gerd rief vergnügt: „O, dann kriegen wir etwas ein!“ — ſo als ob Süßigkeiten naſchen, den Magen verderben und ihn wieder auskurieren ſein Lebenslauf ſei.

Conny hatte ſich bei alledem nicht ſo ſehr bemerkbar gemacht. Erſt als ſie ihn zum Abſchied umarmte, den ſchlanken kleinen Leib fühlte, erfaßte ſie in der nervöſen Reiſeſtimmung, die ſie heute beherrſchte, wieder ein ſonderbares, angſtvolles Gefühl. Gerade weil er ſie nicht ſo wild umfaßte wie Gerd, ſchien ihr dies wieder ein Vorwurf.

‚Er hat mich vielleicht nicht lieb!‘ dachte ſie. ‚Ich müßte mich vielleicht viel mehr mit ihm beſchäftigen. Ja, wenn ich zurückkomme, will ich dies auch!‘

Und ſie küßte ihn plötzlich, wie um ſeine Gefühle zu wecken, mit ſolcher Heftigkeit, daß er ſich erſchrocken in leiſer Abwehr zurückbog.

Draußen kühlte ihre Aufregung ſich ab. Sie nahm das Fräulein noch einmal beiſeite.

„Nicht wahr, ich kann mich ganz auf Sie verlaſſen? Sie wiſſen, welches Vertrauen ich in Sie ſetze. Gehen Sie den Eigenheiten der Kinder nach. Ach gewiß, Sie tun es ja ſchon, aber vergeſſen Sie nie, welch heiliges Amt Sie verwalten. Und ſollte irgend einem der Kinder etwas paſſieren, Krankheit oder dergleichen, ſo telegraphieren Sie ſofort, auch wenn Herr Lüdegaſt es nicht wünſcht. So — nun kann ich beruhigt reiſen!“

* * *

Das Stearinlicht, das ſchief in einem altmodiſchen Meſſingleuchter ſteckte, tropfte. Durch das unverhängte große Atelierfenſter ſchien von unten herauf ein ſchwacher Laternenſchimmer. Das eiſerne Öfchen in der Ecke glühte.

Dora Leu hockte auf ihrem Diwan, der ihr nachts als Lager diente, hatte die Füße heraufgezogen und die Knie mit den Armen umſpannt.

„Haſt Du noch Durſt, Andrea?“ fragte ſie gähnend.

Andrea hatte keinen Durſt, aber eigentlich ein bißchen Hunger. Seit ſie geſtern angekommen war, hatte ſie im Grunde noch nichts Ordentliches gegeſſen. Dora hatte ihre hundert Mark nicht angenommen, ſich auch nicht von ihr freihalten laſſen, ſo hatte Andrea an dem Gemüſchen, dem Kartoffelbreichen und nachher dem dünnen Tee teilnehmen müſſen, das alles Dora mit ziemlichem Leichtſinn in betreff der allgemeinen Kochregeln und mit herzlich wenig Intereſſe auf dem Atelierofen bereitete.

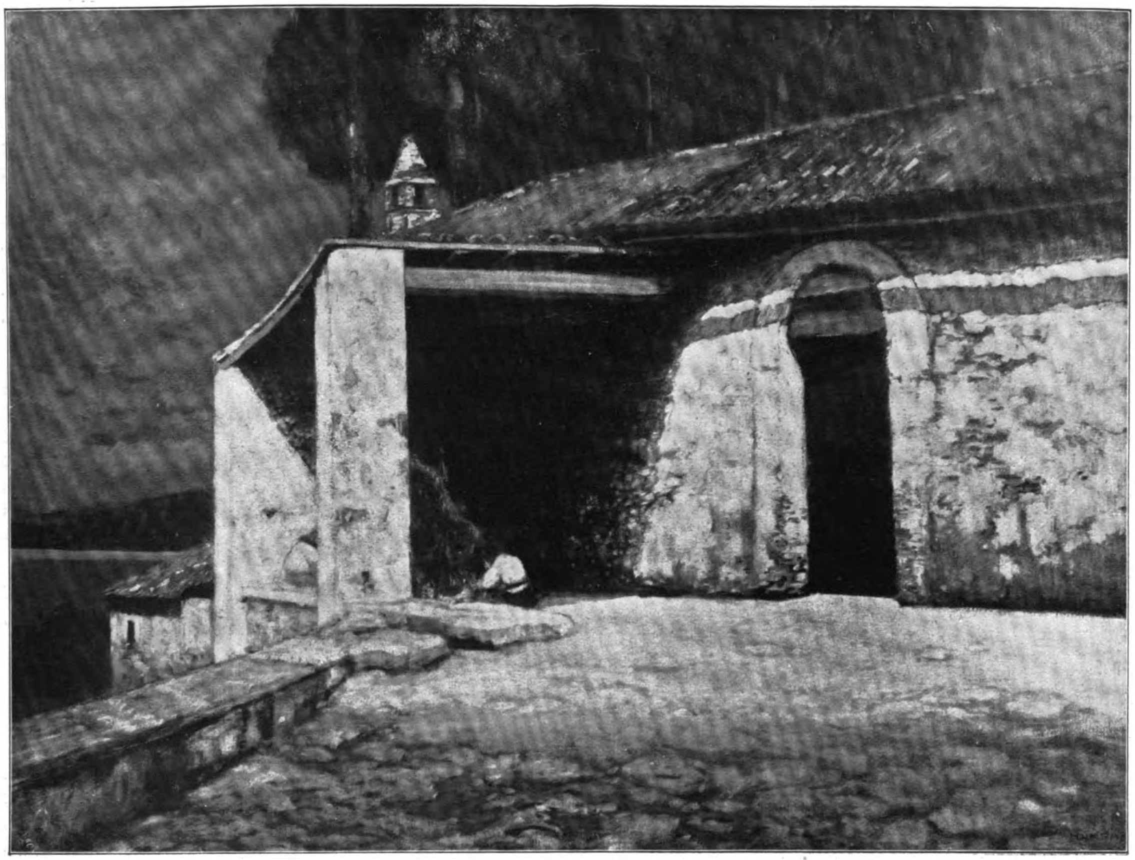
Andrea Lüdegaſt aber war durch die gute Küche ihrer Wanda Bollmeiſter gründlich verwöhnt. Auch in ihrem Elternhauſe war um des kranken Vaters und der teuren Penſionäre willen gut gekocht worden, und die Tante Cornelia war geradezu (wenn auch mit beſcheidenen Mitteln) eine Künſtlerin in dieſem Fach geweſen.

Als Andrea ſah, wie gleichmütig ihre Freundin das geſchmackloſe Zeug in ſich hineinſchlang, ſchämte ſie ſich und verſuchte, die Sache ebenſo unwichtig zu nehmen. Sie kam

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

ſich erbärmlich materiell vor, daß ſie ſich überhaupt innerlich mit ſolchen Gedanken beſchäftigte. Hier galt es andere Fragen.

Und die waren wichtig genug. Aus dem mageren, trotzigen Backfiſch war eine ganze kleine Perſon geworden, die ſehr genau wußte, was ſie war und was ſie wollte. Ihre Künſtlerſchaft war noch im Werden, denn ſie, die Malerin des menſchlichen Körper, hatte harte Lehrjahre hinter ſich, in denen ſie zu gleicher Zeit ſtudieren und das Geld für das Studium täglich erſt erarbeiten mußte. Es war ein durchdringender Ernſt in dem mageren, ungepflegten Geſchöpf, ein für Andrea wunderliches Ernſtnehmen der künſtleriſchen Arbeit, ohne doch im geringſten davon Notiz zu nehmen, was die Kindheitsfreundin von ihren einzelnen Werken und Entwürfen hielt. Dabei ſaß ein kalter, praktiſcher Sinn hinter der breiten, bräunlichen Stirn, eine völlig nüchterne Beurteilung der äußeren Verhältniſſe, denen ſolch ein armes Malerchen ohne Geld und Verbindungen, nur mit ſeinem Talent und mit ſeiner künſtleriſchen Ehrlichkeit ausgeſtattet, anheimgegeben iſt.



Sommernacht. Gemälde von Herm. Urban.

Nach Andreas häuslichen Verhältniſſen fragte ſie kaum mit einer flüchtigen Bemerkung. „Na ja, Du warſt ja immer fürs Heiraten und Kinderkriegen,“ warf ſie in bezug darauf hin, und auf Andreas entrüſteten Proteſt: „Aber wie kommſt Du auf ſolchen Unſinn, das iſt ja nie wahr geweſen,“ hörte ſie wohl kaum mehr.

Das Licht tropfte ungehindert auf die Decke von bunten Lappen, die über einem kleinen Tiſchchen lag. Schonend legten ſich die Dämmerungsſchatten über die armſelige und unordentliche Einrichtung des kleinen Ateliers.

Andrea war heute kaum in die Berliner Straßen hinunter gekommen; nur um Zigaretten zu kaufen, war die Malerin am Nachmittag mit ihr hinuntergegangen. Der übrige Tag war (ohne Rückſicht auf den Gaſt) in Arbeit vergangen. Ein Modell hatte ſich eingeſtellt, eine eigentlich ganz häßliche Perſon, die ſich auf eine umgeſtülpte Kiſte ſtellte. Von da ab hatte Dora geradezu atemlos und faſt ohne zu ſprechen, ſtundenlang gemalt. Andrea hatte aus dem Fenſter geſehen, dem Malen zugeſchaut und hatte ſich in ſeltſam unruhigen und unſteten Gedanken bewegt.

An der Wand war ein Platz freigemacht für eine, den Wirtsleuten entliehene Matratze, ihr Nachtlager. Sie war auf zwei Kiſten geſtellt, mit bunten, ſeidenen und wollenen Decken verſehen und war gar nicht ſo unbequem. Andrea ſaß jetzt auf dem Rand und dachte, es müſſe Zeit ſein, ſich niederzulegen. Sie fühlte ſich merkwürdig abgeſpannt, obwohl ſie den ganzen Tag über eigentlich nichts getan und nicht mehr als fünfzig Worte geſprochen hatte.

Aber Doras Stunde ſchien jetzt erſt gekommen zu ſein. Sie nahm eine neue Zigarette, hielt ſie mit den Lippen in das tropfende Licht und nahm wieder eine hockende Stellung ein. Den ganzen Tag über gab es für ſie kein Plaudern, Sichgehenlaſſen, Sichzeitlaſſen, jetzt bei einbrechender Nacht regten ſich alle ihre gebundenen Geiſter und Geiſterchen.

„Weißt Du was,“ ſagte ſie, „ich bedaure jedes Weib, das nicht ſelbſtändig iſt. Ja, auch Dich, Andrea, trotz Mann und Gören. Ich kann nicht anders. Ich kann Dein Leben einfach nicht begreifen.“

„Nicht begreifen!“ rief Andrea entrüſtet. Aber ſie ſpielte die Empörung mehr als ſie ſie fühlte. Im Grunde imponierte ihr Doras ſichere Unabhängigkeit beinah bis zu einem leiſen Peingefühl. „Ja, Du weißt nicht, Dora, wie es iſt, Kinder zu haben — eigene Kinder —“

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

„La la la, was heißt das: eigene Kinder. Laß Dir ſagen, meine Gute — ich glaube nicht recht an dieſe überſtrömende Seligkeit. Mag ſein, daß ſie da iſt, wenn man eben erſt die gräßlichen Schmerzen hinter ſich hat. Das iſt ſo eine Art Künſtlerfreude, Schöpferwonne. Und dazu das Siegergefühl überſtandener Leiden. Ja ja ja, meinetwegen. Auch nachher noch, wenn das Kind an der Bruſt trinkt! Das hat auch ſo etwas Tiefes, Symboliſches. — Haſt Du übrigens Deine Gören ſelbſt genährt?“

„Es ging nicht, Dora. Ich war — ich hatte keine Milch und war zu ſchwach und —“

„So ſiehſt Du. Nicht das einmal. Und jetzt, wie alt ſind die Bälger — ſechs, ſieben Jahre, ja? Meine Liebe, rede Dir und anderen Leuten doch bloß nichts vor. Im Grunde haſt Du ja gar keine Ahnung, wie dieſe Kinder eigentlich ſind. Du bildeſt Dir ja nur ein, daß Du ihnen näher ſtehſt als wildfremden Kindern. Man kann ſich ſo ſchrecklich viel einbilden, Andrea. Ich weiß das. Und die Einbildungen der Eltern ſind die greulichſten von allen. Jede Mutter denkt nämlich, ſie kennt ihr Kind bis ins letzte Eckchen, ſie allein weiß, was es braucht, was es wünſcht, was es ſoll. Meine Gute, ich habe es durchgemacht, mir braucht man nichts von Mutterliebe zu erzählen. Meine Mutter hätte mir aus reiner purer Mutterliebe beinah das ganze Leben zerſtört. Ja ja, ſo iſt es, wundere Dich nur. Und die ſagte auch zwölfmal an jedem Tag: Du biſt ja mein Kind, ich kenne Dich doch! Ach die ganze verlogene Phraſe hat mehr Unglück angerichtet, als ihr Mütter und Mamas Euch träumen laßt!“

Andrea konnte lange nicht zu Worte kommen. Da ſie etwas Gutes und Schlagendes zu ſagen wußte, geriet ſie über Doras Wortſchwall und ihr lautes Organ ſo in Aufregung, daß ſie emporſprang, hin- und herlief, über ein Stückchen zerriſſenen Teppich ſtolperte und endlich am Tiſche ſtehen blieb, wo ſie mechaniſch das Licht gradrichtete.

„Du ſcheinſt mich für recht dumm zu halten, Dora,“ ſagte Andrea mit geſpielter Großartigkeit und Ruhe, „daß Du meinſt, das alles wiſſe ich nicht. Das habe ich mir ſchon an den Schuhen abgelaufen, will ich Dir nur ſagen. Ja, ich kann Dir ſogar noch mehr geſtehen, da Du meine Freundin und ſelber Künſtlerin biſt. Du verſteckſt Deine Skizzen und Entwürfe nicht vor mir, da kann ich Dir auch ruhig geſtehen, daß ich — und gerade über dies Thema, das Du mir erſt beizubringen Dich bemühſt — bereits einen Roman ausgearbeitet habe. Fertig iſt er ja noch nicht, aber —“

Sie ſchwieg und geriet plötzlich wieder in Verlegenheit. Sie hatte etwas mehr Effekt von ihrer Mitteilung erwartet, Dora blieb über die Maßen gelaſſen. Sie ſog noch ein paarmal an der widerſpenſtigen Zigarette, dann knipſte ſie ſie fort, warf ſich hintenüber auf den Diwan und legte die Arme unter den Kopf.

„Romane ſchreibſt Du?“ ſagte ſie. „Na, davon verſtehe ich nichts. Schreib’ nur nicht ſo, wie manche malen, verſtehſt Du? Sie lachen mich aus, die Oblitzens, und der Pfitzner, und der Kuffert und die Bertha Tännlein. Und ich mich ſelbſt. Was geht mich das Pack an? Aber immer wieder grimmt’s mich doch, daß ſo was ſich verſündigt an der heiligen Kunſt!“

Andrea war brennend rot geworden. Sie hielt das Stearinlicht mit den Fingern gerade und ſchwieg.

„Liebe Frau Lüdegaſt, ich bin Dir gut und hoffe von Dir das Beſte. Aber die Sache mit Deinem Roman iſt mir — nimm’s mir nicht übel — ein bißchen unheimlich. Ich habe ſo meine Befürchtungen. Es wäre mir eigentlich ſchon lieber, Du keifteſt, wie andre Mütter, mit mir um dies Thema herum, ſtatt daß Du ein Kunſtwerk draus machen möchteſt und Dich dabei verzeichneſt.“

„Dora, ich bin ehrlich geweſen!“ ſagte Andrea erregt. „Ich habe ſchlechtes Muttertum geſchildert, und ich habe mich vor keiner Folgerung geſcheut.“

Dora tat die Füße vom Diwan, ſtützte den Kopf in die Hände, ſaß mit krummem Rücken und ſtarrte ihre Freundin von unten auf an. „Was heißt: Folgerung geſcheut? Du machſt Dir das ſo in Deiner Phantaſie zurecht. Aber Du haſt es nicht durchlebt. Überträgſt Du es auch in die Wirklichkeit auf Deine eigenen Kinder? Haſt Du die Courage dazu?“

Andrea wandte ſich, ging von dem Tiſchchen fort und ſetzte ſich auf den Malſtuhl ins Dunkle. Sie ſaß gebückt, als ſänke ein ſchwarzes Unglück auf ſie. „Ich liebe doch meine Kinder natürlich mehr, als irgendeinen anderen Menſchen auf Erden,“ murmelte ſie aus dem Dunklen heraus.

„Warum?“ fragte Dora gleichmütig.

„Warum —“ wiederholte Andrea ſtockend.

„Weil es Deine Kinder ſind, nicht wahr? Das willſt Du doch ſagen, ſo lautet doch immer die im Chor gegebene Antwort. Und wenn man Dir Deine Kinder in der Wiege nun vertauſcht hätte, ohne daß Du es wüßteſt? Die Sache würde heute dieſelbe ſein. Ich glaube nämlich nicht an den lebenslang andauernden Mutterinſtinkt, ich glaube nur an eine ſchöne Suggeſtion. Ich liebe auch. Und zwar Hans Oblitz, den — Maler. Ach ja, der iſt ein Maler, kleine Andy. — Wollen wir nun noch weiter ſprechen, oder wollen wir zu Bett gehn?“

„Sprich Du noch weiter. Erzähle mir von Dir,“ bat Andrea.

Sie war in einer ſeltſamen, faſt fiebriſchen Erregung. Jedes Wort der andern tat ihr förmlich körperlich weh, und doch hatte ſie ein Lechzen danach, ſie ſprechen, ſie erzählen, ihre Paradoxen ausſchütten zu hören.

Das flackernde Licht, der Raum im Halbdunkel, die ſchimmernde Nacktheit des mattbeleuchteten Bildes, der Großſtadtlärm von unten herauf, die unbeirrte Stimme, die durch den Raum flog und Lichter und Schatten mit keckem Wurfe hinwarf — alles ſpielte auf ihren Nerven wie auf einer überſtark geſpannten Saite.

(Fortſetzung folgt.)

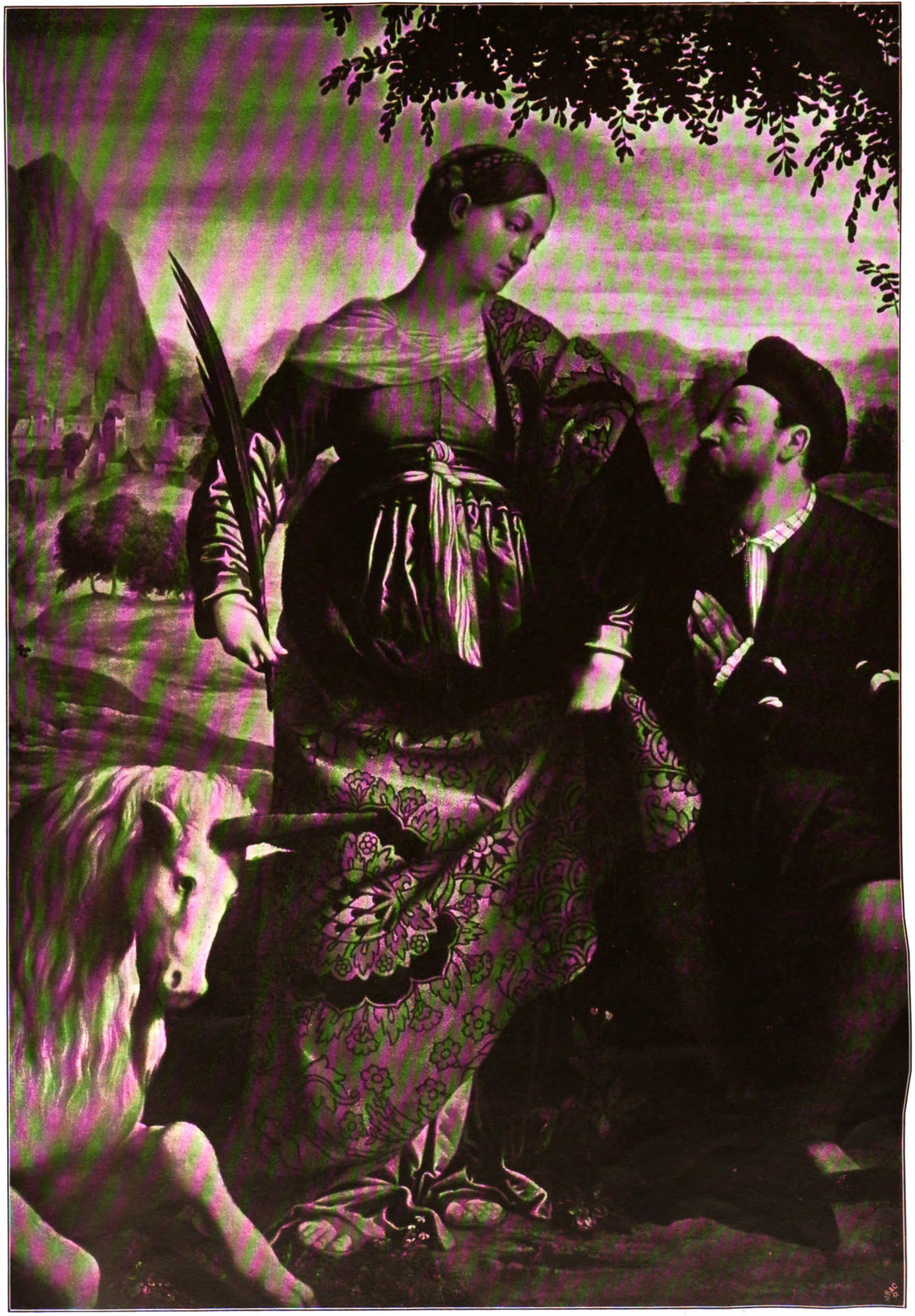
Am Imatrafall. Von Johannes Wilda.

Mittſommernacht!
Weiße Birken, die Waldluft würzend —
Weiße Renner, ſich überſtürzend,
Preſſen wild durch die Klippenenge,
Felsanſpringend im Donnergedränge.

Mittſommernacht!
In den Wipfeln ein ſanftes Erſchauern,
Hinter den ſchwarzen Kiefernmauern
Schwebt, in Reinheit und Sehnſucht gebadet,
Der die Seelen zur Feier ladet,
Schwebt aus der Fichten Lanzenwacht
Der glänzende Fürſt der Mittſommernacht.
Es ſchwimmen die Wolkentrabanten in Helle,
Die Arme wirft jauchzend empor die Welle,
Und aus dem Dome von Birkenzweigen
Grüßt ihn ein heiliges Ehrfurchtsſchweigen.
Mittſommernacht, die meine Seele weitet!
Auch ihr die Schwingen zu Fernen breitet,
Wo in den dunkeln Sammet oben
Sich zahllos glitzernde Welten gewoben.
Von der Schönheit der Erde getragen,
Möchte den Sehnſuchtsflug ſie wagen.
Aber in Wehmut ſchließen ſich ſacht
Wieder die Schwingen — — —
Mittſommernacht!

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.



Die heilige Juſtina. Von Aleſſandro Bonvicino gen. Moretto de Brescia. Kaiſerliche Gemälde-Galerie zu Wien.

Kunſtbeilage zum Daheim.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Frauenerwerb.

Die Nahrungsmittelchemikerin.

Ein neuer Beruf hat ſich den Frauen erſchloſſen. Auf eine Anfrage des Vorſitzenden der Kommiſſion für die Hauptprüfung der Nahrungsmittelchemiker hat der Kultusminiſter entſchieden, daß zu den Prüfungen als Nahrungsmittelchemiker auch Frauen zuzulaſſen ſind, ſofern ſie die durch die Prüfungsvorſchriften geforderten Nachweiſe erbringen. Durch dieſe Vorſchrift wird den Frauen eine Tätigkeit erſchloſſen, für die ſie ihre Befähigung bereits bewieſen haben, denn in zahlreichen Laboratorien, in Zuckerfabriken, in Samenkontrollſtationen und ähnlichen Anſtalten arbeiten ſeit Jahren Frauen als Chemikerinnen mit vorzüglichem Erfolge. Die Anregung ihrer Zulaſſung zu dem ſtaatlichen Amt der Nahrungsmittelchemiker iſt daher wohl zum Teil der bisher auf dieſem Gebiete mit ihnen gemachten günſtigen Erfahrungen zu danken; anderſeits wird aber auch gerade dieſer Zweig der chemiſchen Berufe nicht ſo von Männern bevorzugt, wie mancher andere. Es hat beiſpielsweiſe ſeit Jahren an der techniſchen Hochſchule zu Berlin keine Vorprüfung für Nahrungsmittelchemiker ſtattgefunden, weil keine Aſpiranten dafür vorhanden waren. Die Zulaſſung der Frauen entſpricht daher anſcheinend auch einem gewiſſen Bedürfniſſe.

Als Vorbedingung für den Eintritt in dieſen Beruf iſt das Abiturientenexamen erforderlich, das an einem humaniſtiſchen Gymnaſium, einem Realgymnaſium, einer Oberrealſchule, oder einer, durch Beſchluß des Bundesrats als gleichberechtigt anerkannten Lehranſtalt abgelegt werden kann. Es folgt darauf ein Studium der Naturwiſſenſchaften von ſechs Semeſtern an einer Univerſität oder an einer techniſchen Hochſchule. Im Laufe des letzten Studienſemeſters kann die Studierende ſich zur Ablegung der Vorprüfung, die nur bei der Prüfungskommiſſion derjenigen Lehranſtalt, bei der ſie immatrikuliert iſt, ſtattfinden kann, melden. Die Meldung muß ſpäteſtens vier Wochen vor dem amtlich feſtgeſetzten Schluß der Vorleſungen eingehen. Dem Geſuche iſt beizufügen:

1. Das Zeugnis der Reife von einer der oben erwähnten Lehranſtalten.
2. Der durch Abgangszeugniſſe oder, ſofern das Studium noch fortgeſetzt wird, durch das Anmeldebuch geführte Nachweis eines naturwiſſenſchaftlichen Studiums von ſechs Semeſtern.
3. Der durch Zeugniſſe des Laboratoriumsvorſtehers erbrachte Nachweis, daß die Studierende mindeſtens fünf Semeſter im chemiſchen Laboratorium der betreffenden Studienanſtalt, an der ſie immatrikuliert iſt, gearbeitet hat.

Der Vorſitzende der Prüfungskommiſſion entſcheidet, nach Kenntnisnahme der ihm unterbreiteten Dokumente, über die Zulaſſung der Studierenden. Die Prüfung erſtreckt ſich auf unorganiſche, organiſche und analytiſche Chemie, bei der auch die Mineralogie berückſichtigt wird, ſowie auf Botanik und Phyſik. Die Prüfung iſt mündlich und ihre Dauer beträgt etwa eine Stunde, wovon die Hälfte auf Chemie und je ein Viertel auf Botanik und Phyſik entfällt. Im Falle die Prüfung nicht beſtanden wird, kann nach ſechs Monaten eine Wiederholung ſtattfinden, die ſich, wenn die Zenſur in der Chemie und für ein zweites Fach ungenügend war, auf ſämtliche Fächer erſtreckt. Die Gebühren für die Vorprüfung, die pränumerando zu zahlen ſind, betragen 30 *M*. Es muß aber noch erwähnt werden, daß diejenigen, welche bereits die Prüfung als Apothekerin oder Chemikerin beſtanden haben, der Vorprüfung nicht bedürfen.

Die Hauptprüfung findet vor einer beſonderen, vom Kultusminiſter eingeſetzten Kommiſſion ſtatt, die, unter dem Vorſitz eines Verwaltungsbeamten, aus zwei Chemikern und einem Botaniker beſteht. Dieſe Prüfungen beginnen jährlich im April und enden im Dezember. Die Geſuche um Zulaſſung müſſen aber bei dem Vorſitzenden vor dem 1. April eingereicht werden, wenn ſie Berückſichtigung finden ſollen. Der Meldung iſt beizufügen:

1. Ein kurzer Lebenslauf.
2. Die ſchon bei der Vorprüfung erwähnten üblichen Nachweiſe über das Studium.
3. Das Zeugnis über die Vorprüfung.
4. Das Zeugnis des Laboratoriumsvorſtehers darüber, daß der Prüfling mindeſtens ein Semeſter an Mikroſkopierübungen teilgenommen und nach beſtandener Vorprüfung mindeſtens drei Semeſter mit Erfolg an einer ſtaatlichen Anſtalt zur techniſchen Unterſuchung von Nahrungs- und Genußmitteln tätig war.

Die Hauptprüfung iſt nicht öffentlich; ſie beginnt mit dem techniſchen Abſchnitt, und nur wer dieſen beſtanden hat, wird zu dem wiſſenſchaftlichen Abſchnitt zugelaſſen. Zwiſchen beiden Abſchnitten muß ein Zeitraum von drei Wochen liegen.

Die techniſche Prüfung wird in einem, mit den erford[illegible] Mi[illegible] ausgeſtatteten Staatslaboratorium abgehalten. Sie umfaßt vier Teile:

1. Eine, ihren Beſtandteilen nach dem Examinator bekannte chemiſche Verbindung oder eine künſtliche, zu dieſem Zweck beſonders zuſammengeſetzte Miſchung qualitativ zu analyſieren und mindeſtens vier Beſtandteile derſelben quantitativ zu beſtimmen.
2. Die Zuſammenſetzung eines Nahrungs- oder Genußmittels qualitativ und quantitativ zu beſtimmen.
3. Die Zuſammenſetzung eines Gebrauchsgegenſtandes qualitativ und quantitativ zu beſtimmen.
4. Einige Aufgaben auf dem Gebiete der allgemeinen Botanik mit Hilfe des Mikroſkops zu löſen.

Die Prüfung wird in dieſer Reihenfolge erledigt. Zu einem ſpäteren Teil wird aber nur derjenige zugelaſſen, der den vorhergehenden Teil beſtanden hat.

Nach Abſchluß der techniſchen Unterſuchungen hat die Kandidatin in einem ſchriftlichen Bericht den Gang derſelben und den Befund zu beſchreiben, auch die daraus zu ziehenden Schlüſſe darzulegen und zu begründen, ſowie die Literatur darüber anzugeben.

Iſt die Prüfung in einem Teile des techniſchen Abſchnittes nicht beſtanden, ſo kann nach mindeſtens drei Monaten oder höchſtens einem Jahr eine Wiederholung ſtattfinden. Iſt ſie in einem wiſſenſchaftlichen Abſchnitt nicht beſtanden, ſo kann ſchon nach Ablauf von ſechs Wochen eine Nachprüfung ſtattfinden. Die Gebühren für die Hauptprüfung betragen 180 *M*. Hiervon kommen auf den techniſchen Abſchnitt für jeden der erſten drei Teile 25 *M*, für den vierten Teil 15 *M*, auf den wiſſenſchaftlichen Abſchnitt 30 *M*, und auf die allgemeinen Koſten 60 *M*. Tritt nun eine Kandidatin vor der Prüfung zurück, ſo erhält ſie die Gebühr für die noch nicht begonnenen Abſchnitte ganz, die allgemeinen Koſten zur Hälfte zurück.

Iſt die Prüfung gut beſtanden, ſo findet die Kandidatin Anſtellung in den ſtaatlichen und ſtädtiſchen Nahrungsmittelunterſuchungsinſtituten, an Laboratorien, kurz an jeder Anſtalt, wo ihre Kenntniſſe zu verwerten ſind. Der Gehalt wird je nach den Forderungen, die an ihre Leiſtungsfähigkeiten geſtellt werden, bemeſſen, und als ſtaatlich angeſtellte Beamtin iſt ſie penſionsberechtigt.

Der Beruf der Nahrungsmittelchemikerin gewährt alſo allen Frauen, die dafür befähigt ſind, und die ihre Studien in der vorgeſchriebenen Weiſe vollendet haben, eine vorzügliche Ausſicht für ihre Zukunft.
M. H.

Die Uhrmacherin.

Ein Herr aus Hannover, ſelbſt Uhrmachermeiſter, dem wir für ſein freundliches Intereſſe herzlich danken, macht zu unſerm Aufſatz in Nr. 36 noch folgende Bemerkungen:

Daß die Frau ſo ſelten Uhrmacherin wird, liegt auch mit daran, daß der Beruf viel ſchwieriger zu erlernen iſt, als der Laie gewöhnlich annimmt. Auch iſt die Ausübung weniger lohnend und anſtrengender, als man glaubt. Die Lehrzeit im Uhrmachergewerbe dauert vier Jahre, es wird keinerlei Entſchädigung gewährt, und jeder Lehrling muß ſich außerdem Werkzeuge anſchaffen, die etwa 300 *M* koſten. Wenn Frauen dieſe Bedingungen hören, ſchrecken ſie meiſt zurück.

Daß die Meiſter und die Innungen der Frau aus Vorurteil oder gar Konkurrenzfurcht Schwierigkeiten machen ſollten, iſt unbegründet. Eher iſt das Gegenteil der Fall. Viele meiner Kollegen, und ich auch, würden ſehr gern weibliche Lehrlinge annehmen. Auch Gehilfinnen werden kaum je ohne Stelle ſein. Ich hatte einmal eine ſehr tüchtige Gehilfin, die ſpäter nach Braſilien ging und dort ſehr viel verdiente. Jederzeit würde ich gern wieder eine Gehilfin einſtellen.

Eine Frau, die die Uhrmacherei erlernt hat und dabei noch etwas kaufmänniſches Talent beſitzt, wird in jedem beſſeren Uhrengeſchäft willkommen ſein.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Frage: Wer nennt mir einige gemütliche Boarding-houses in Schottland? Ich muß allein reiſen und möchte nicht gern in einem Hotel wohnen.

Antwort an M. K. in D. Erbitten Sie ſich mit Einlage eines Coupon international ein Verzeichnis von Penſionen bei Messrs. Whitson & Methuen, 26 Hill Street, Edinburgh. Auch Herr Dr. Plügge, Leipzig, Blumenſtraße 22, verſendet ein Verzeichnis anerkannt guter engliſcher Häuſer gegen 20 Pf. in Marken.

Fr. v. d. Gr. in H. Die alte Strickkunſt iſt wirklich wieder zu Ehren gekommen. Es gibt ſchöne neue Muſter, die nach alten Modellen entworfen ſind. Auch kann man alte Strickereien, Häubchen, Einſätze, Decken uſw. jetzt gut verwenden. Eine geübte Strickerin kann die guten Typenmuſter, die in Geſchäften jeder Spitze beigegeben werden, leicht nacharbeiten, für weniger Erfahrene empfiehlt ſich ein Kurſus in dieſer hübſchen Arbeit. Unterricht erteilen: Frau Chr. Duchrow, Tempelhof, Theodorſtraße 5 a, und Frau Lebioda. Anmeldungen für letztere bei Frau Geheimrat Erler, Schöneberg, Viktoria-Luiſe-Platz 5.

Frl. M. B. in U. Kurſe für kunſtgewerbliches Zeichnen finden Sie in Berlin. Wir nennen die Unterrichtsanſtalt des Königl. Kunſtgewerbemuſeums Prinz-Albrecht-Straße 8 und die Zeichen- und Malſchule des Vereins der Künſtlerinnen, Potsdamer Straße 39.

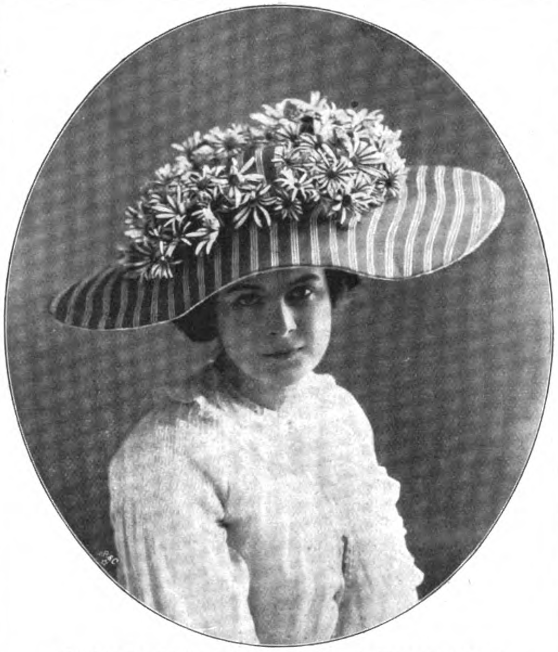
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

Frauen-Daheim.

Die über andrer Schmerzen ſinnen und helfen wollen, leis, nicht laut,
Das ſind die guten Zauberinnen, die zaubern ohne Spruch und Kraut.

Der Schutzhut.

Ja — gibt es denn heute überhaupt noch andere als Schutzhüte? Jeder der Rieſendeckel, die an die klaſſiſchen Vorbilder aus der althelleniſchen Hutmode gemahnen — wo ſich zwar nicht die Frauen, die Männer dafür aber um ſo ausgiebiger mit rieſigen Strohhüten zu verſehen wußten — hat neben dem Vorzug, daß er gut ſteht, gewöhnlich auch den, daß er Geſicht und Nacken ſeiner Trägerin wirkſam gegen Sonnenbrand ſchützt. Der Sonnenſchirm iſt durch ihn zu einem beinahe überflüſſigen Möbel geworden, das man aus Gewohnheit noch mit ſich herumſchleppt, aber nicht mehr aufſpannt. Von den Volksfeſten, den Rennplätzen, die ſonſt durch Tauſende von bunten Sonnendächelchen charakteriſiert wurden, iſt er verdrängt; ſein mächtiger Konkurrent, der Gigantenhut, hat ihn aus dem Felde geſchlagen, und ſtatt ſeiner iſt ein farbiges Gewimmel von ſchwebenden Federn, Blumenrondells und Tüllwolken aufgegangen, das unglaublich mannigfaltig anzuſehen iſt und im ganzen Unſummen repräſentiert: Schutzhüte, die ſelber geſchützt werden müſſen; denn wohl noch niemals vorher hat man für Hüte ſoviel ausgegeben, wie eben jetzt — man müßte denn der preziöſen „Birettlein“ unſerer Ahnfrauen gedenken, jener entzückenden ſchmalen Birettlein und Häublein von echten Spitzen, mit echten Goldſtickereien, echten Perlen und funkelnden Edelſteinen geziert, nach denen man auf unſeren Gigantenhüten dennoch vergeblich ſuchen würde.



Schutzhut aus blauer geſtreifter Seide mit Margaretenkranz.
Reutlinger phot.

Aber außer dieſen Produkten großer Eleganz, die ſchließlich doch nur für wenige erreichbar ſind, kann heute jede Frau an einem bequemen, ſchattigen Schutzhut ihre Freude haben. Wir wiſſen ihn wohl zu ſchätzen. Iſt es nicht prachtvoll, am Strand unter ſo einer Rieſenkiepe zu ſpazieren, über die man bei Wind einfach einen der beliebten großen Schleier oder dünnen Schals bindet — die Hände frei, daß man armvoll Blumen nach Hauſe tragen kann? Und leicht ſind ſie, unſere Schutzhüte, die größten ſelbſt wiegen nur wenige Gramm, und ihr Inneres iſt trotz des breiten Hutkopfes ſo ausgeſtattet, daß ſie ſich bequem auf der Friſur befeſtigen laſſen. Ihre neueſte und vielleicht ein wenig koſtſpielige Art ſind die mit Seide oder farbigem Kretonne ſtraff bezogenen flachen Hüte, wie wir einen auf dieſer Seite abbilden. Es iſt ein blaugeſtreifter Seidenhut (bezogenes Tagalſtroh), deſſen flacher Kopf von einer vollen Girlande von Margaretenblumen umgeben iſt. Ein echter Strand- und Landhut, der in den ſtaubigen Straßen der Großſtadt ganz ſtillos ausſehen würde. Aber ſolch einen exkluſiven Schutzhut können wir uns nicht immer leiſten. Der beſte wird ſtets derjenige ſein, der vielen Zwecken dient, wie der der letzten Abbildung, eine ſchwarze Strohform mit weißem Tagalrand und mit weißen, weichen Libertybandſchluppen anmutig garniert. Die Garniturmöglichkeiten für den Schutzhut erſcheinen in dieſem Jahre beinahe unüberſehbar. Da ſehen wir vor allem auch den auf Draht montierten Lingeriehut aus Spitzenſtoff oder Stickerei. Dieſe Spitzenhüte ſchließt man faſt immer mit einem breiten Stroh- oder Stoffrand ab, was ihnen die ſpeziell moderne Note gibt. Oft ſehen wir auch nur den Rand von dichter Spitze, den Kopf aber charlottenartig mit Seide überſpannt. Zarte Kränzchen oder einzelne Roſen bilden dann die Garnitur. Neben dieſen eleganten, ſehr großen Charlotten iſt die einfache Mullcharlotte mit gewöhnlich zweifarbigem Strohrand ſehr beliebt geworden, auch Mullquetſchfalten als breite Krauſe, rings auf den Rand eines Tagalhutes garniert, ſehen ſehr hübſch aus. Man gibt auf dieſe Hüte dann gewöhnlich noch ein paar große, ganz einfach hergeſtellte Tüllroſen, die reizend wirken können. Auch rings um den flachen Hutkopf gelegte Mullpuffen ſind beliebt. Weiße oder blaßblaue Mullhüte mit ſchwarzen Samtſchleifen ſind ja jederzeit als Garten- und Schutzhüte modern geweſen, man ſcheint ſich ihrer aber dies Jahr mit beſonderer Vorliebe zu bedienen. (Dunkles Samtband iſt für die großen Schäferhüte ſeit Marie Antoinettes Zeiten klaſſiſch geworden.) So ſahen wir auch einen reizend ländlichen Schutzhut aus leichtem, bräunlichem Phantaſieſtroh, der, mit Maiblumenlaternen, Ähren, Hafer und ſchwarzem Samtband geputzt, ganz allerliebſt ausgefallen war. Die großen Krempen dürfen ſich dies Jahr bekanntlich nach allen Windrichtungen und Launen drehen, wovon man gerade bei den Schutzhüten reichlich Gebrauch zu machen pflegt. Unſere Abbildung 2 bietet dafür einen Beweis. Der breite Hutrand wurde gedrahtet, herabgeſchlagen und mehrfach nach innen eingebogen. Der ganze Hut war mit Spitzen benäht worden (man kann dazu auch älteres Spitzenmaterial noch einmal vorzüglich verwenden), um den Kopf ſchlang ſich ein gerolltes weißes Libertyband. Den Effekt des Hutes aber bildete ſein ceriſeroſa Chiffonfutter; lange leichte Libertybänder gleicher Farbe waren am inneren Hutkopf befeſtigt und über die Schultern gelegt — eine etwas kokette Garnitur, die beliebig wegfallen kann. Auch flache Schäferformen belegt man beliebig mit leichten Spitzen und läßt dieſe am Rand überhängen, den bekannten „letzten Verſuch“ damit wiederholend, der ſchon in unendlichen Variationen im Modenweſen aufgetaucht iſt, ſolange man Strohhüte trägt. Gröbere Geflechte werden mit Feldblumenkränzen geſchmückt — auf dunkelblau, ſchwarz und neben dem neuerdings wieder ſehr beliebten Kaſtanienbraun ſpielt der Feuermohn natürlich auch eine große Rolle. Daneben ſieht man Gräſerkränze in ihrer Naturfarbe, goldgelb gefärbten Hafer, der übrigens auch in allen anderen Farbennuancen anzutreffen iſt, und Federkokarden, die ein wenig ſchwer anmuten. Beſonders hübſch erſcheint auch der große Schutzhut dann, wenn er ſcheinbar durch kapriziös geſpannte Bänder geformt wird. Mit einem ſchlichten, glatten Band umgeben, präſentiert er ſich in ſeiner einfachſten Geſtalt. Für Backfiſchchen ſehen wir ihn mit applizierten Samtblumen auf den breiten Rändern. — Auch tiefe, glatte Glocken, nur mit quer genommenen Bandbügeln beſpannt, ſehen gut aus. Neben ihnen tauchten als letzte in der Reihe glatt mit Kretonne bezogene Helgoländer auf, die dies Jahr beſonders viel getragen zu werden ſcheinen. Antonie Steimann.

Eine Plauderei über die Einmachezeit.

Dieſe Zeilen ſollen aus meiner langjährigen perſönlichen Erfahrung als praktiſcher Wink den Hausfrauen jung und alt in der Stadt dienen, ſolchen, die den „Stolz der Hausfrau“ — das alljährlich Eingemachte ängſtlich behütet auf Schränken — als luftigſten Platz — gezwungen ſind, aufzuheben.

Wie habe ich mich früher über die alſo geſchmückten Schränke mokiert!

Und jetzt, als arme Stadtmaus, die trotz großer Wohnung keinen Vorratsraum hat, ſchaue auch ich liebevoll zu meinem Eingemachten empor, das, militäriſch ausgerichtet, in Reih und Glied die Schränke belaſtet. Ich kenne keine Hausfrau, die trotz trübſter Erfahrung nicht gerne einkochte! Wie verlockend — trotz der feſtgefaßten Vorſätze nichts wieder einzumachen — wenn der Sommer uns das herrliche Obſt in Grün und Sonnenſchein präſentiert! Und welche Frau könnte dem widerſtehen, dabei nicht vorſorgend der langen Zeit des kommenden Winters zu gedenken? Aber das Obſt, das auf dem Markte ſtundenlang der Sonne, und ſomit aufeinander gehäuft, ſtarken Nachreifens und raſcher Fäulnis ausgeſetzt iſt, bietet nie die Garantie der Haltbarkeit. Wohl aber eignet es ſich zum ſofortigen Gebrauche! Und ich meine, davon müßte man für den täglichen Tiſch ausgiebigſten Gebrauch machen — ſoweit die Kaſſe einigermaßen langt. Es iſt ja viel billiger, täglich mit wenig Zucker ein friſches Kompott zu beſchaffen, wie Unmaſſen für den Winter mit dem Riſiko einzukochen, daß es ſich eventuell nicht

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

halten wird. Da iſt das koſtbare Geld und die noch koſtbarere Zeit verloren, die Unſrigen bekamen zur rechten Zeit die für den Körper dringend notwendige Erfriſchung nicht — und der Ärger darüber macht alt und häßlich! Als ich noch daheim auf dem großen Gute war, da mußten wir die einzumachenden Früchte nur im warmen Sonnenſchein — nur abends oder morgens oder etwa nach Regen pflücken. In ſonnenwarmer Friſche, ungewaſchen, wurde die Frucht behandelt. Mirabellen, Reineclauden, die große edle blaue Pflaume, wurden, ſoweit es irgend anging — mit Handſchuhen direkt in das Einmacheglas gepflückt, damit der ſchmückende Hauch an der Frucht erhalten blieb!

Jetzt hält man dieſen Hauch für ſchädlich und poliert die Frucht erſt ab, wodurch dieſe ſicherlich ſehr empfindlich gemacht wird. Damals ſchloß man die Büchſen aus Blech mit dem Lötkolben und das Glas mit Schweinsblaſe bei heiß eingefüllter Frucht, — bei kalter mit Pergamentpapier. Ich kann mich **nie** auf etwas Mißglücktes in meiner Jugend beſinnen — und der Stolz der Mutter war es, drei bis fünf Jahre die Sachen wie friſch aufbewahren zu können!

Darin liegt nämlich das Geheimnis des guten Einkochens, daß die Frucht den vollſtändig friſchen Geſchmack mit dem lieblichen, jeder Frucht beſonders eigenen Aroma behält. Darauf ſollte vor allem auch beim Einkochen mit den modernen Patentgläſern geſehen werden.

Den Hausfrauen in der Stadt, die dieſe nicht haben, und beſonders ſolchen, die über nicht allzu große Mittel verfügen, möchte ich raten: Macht nur diejenigen Früchte und Gemüſe ein, die ſich in natürlichem Zuckerſaft ſelbſt in der dumpfigſten Etage halten müſſen.

Glockenhut mit weißer Spitzengarnierung und kirſchrotem Seidenfutter.
H. Manuel phot.

Da iſt's zuerſt zu beobachten, daß man nicht blindlings nach dem Kochbuche Pfund auf Pfund rechnet! Durch das allzu ſtarke Süßen geht auch das Aroma verloren, und die Früchte vertrocknen leicht im Zucker. Ich rechne faſt ſtets nur ein halbes Pfund Zucker auf ein Pfund Frucht.

Alſo erſt die dunkle ſaure Kirſche, die ſich nur lohnt einzumachen, wenn ſie ſehr fleiſchig und groß iſt. Sie wird entſteint, in einer Terrine mit dem abgewogenen Zucker gemiſcht (ohne einen Tropfen Waſſer!) dann — ſo aufs Feuer gegeben, behutſam mehrmals aufkochen und in die **trockenen** erwärmten, geſchwefelten Gläſer gefüllt und möglichſt heiß zugebunden!

Dann die „Stütze der Hausfrau", die Johannisbeere! Mit ſehr wenig Zucker kocht man den Saft. Ich laſſe die Beeren dazu erſt auf dem Feuer platzen. Kaum ein Pfund Zucker auf drei Pfund Saft. Davon fülle man gleich zum Gelee ab, das ich ſo lange kochen laſſe, bis es dickt. Dieſes natürliche Gelee iſt ganz vorzüglich in Farbe, Geſchmack und Haltbarkeit. Ebenſo vorzüglich iſt die **Schütteljohannisbeere** für täglich und zur feinſten Geſellſchaft. Die Frucht wird behutſam abgebeert, ebenfalls ſchichtweiſe mit Zucker trocken in eine Terrine gefüllt. Sobald etwas Saft gezogen iſt, ſetzt man ſie unter langſamem, ſtarkem Drehen des Topfes aufs Feuer und fülle ſie nach mehrmaligem Hochkochen in einige Porzellangefäße — am beſten in mehrere Terrinen und ſchüttele ſie auf dem Schoße mit gutem Humor und braver Geduld bis zum Verkühlen. Die Beeren ſaugen ſich dabei wieder voll und gelieren ganz. Man füllt ſie erſt ganz erkaltet am nächſten Tage ein und verbindet ſie mit Pergamentpapier. Herren rechnen dieſe Frucht — beſonders zu kaltem Wildbret — zu den Delikateſſen. Auf drei Pfund Beeren zwei Pfund Zucker — aber kein Tropfen Waſſer! Ebenſo dauerhaft und fein für täglich und für Gäſte ſind eingemachte Nüſſe nach bewährten Rezepten. Man muß nur verſuchen, die Früchte möglichſt direkt von Gartenbeſitzern zu kaufen. Sehr gut hält ſich auch die geſchälte Birne in Eſſig, Zucker, Ingwer und Nelken. Dann die Brombeere, die ja in manchen Städten ſo enorm billig auf den Markt kommt. Mit wenig Zucker den Saft eine halbe Stunde eingekocht — nach Geſchmack mit Zimmet, Nelken — oder auch, was **noch** beſſer iſt, gar nicht gewürzt, eignet ſich dieſer Saft im Winter zu Obſtſuppen, auch ſehr gut als Verwendung zu der allbeliebten roten Grütze. Ebenſo gibt man ihn zu jedem kalten Flammeri. Er hat für den täglichen Tiſch den Vorzug großer Billigkeit gegen Erdbeer-, Kirſch- oder Himbeerſaft. Für Fiebernde in Waſſer ſteht er zur Kühlung dem Safte der Johannisbeere gleich.

Die norddeutſche Obſtſuppe wird ſehr einfach von den Säften (auch von Heidelbeerſaft) bereitet. Man verdünnt den eingekochten Saft nach Gutdünken, ſetzt ihn mit etwas Zimmet und Zitrone aufs Feuer und zieht ihn beim Hochkochen mit Kartoffelmehl ſämig ab. Dazu reicht man Klößchen oder auch nur Zwiebäcke. Für Kinder als Abendſuppe im Winter iſt das eine ſehr beliebte, ſehr bekömmliche Mahlzeit.

Schutzhut aus ſchwarzem Stroh mit weißem Rand und weißem Liberty-Bandaufputz. H. Manuel phot.

Zum Schluſſe von den Früchten nenne ich noch das haltbare Apfelgelee. Aber auch hierbei verſuche man aus direkter Hand gutes Fallobſt von Tafeläpfeln zu erlangen, gleich einen Zentner! Denn auf den Markt kommt zu dieſem Zweck nur ganz erbärmliches Zeug, da alles andere gleich in Apfelweinkeltereien wandert. Außerdem kann man Anfang September von **gutem** Fallobſt Apfelkuchen und Apfelmus u. dgl. vorzüglich bereiten. Auch bei dieſem Gelee achte man ja auf den köſtlichen Naturgeſchmack und koche es mit wenig Zucker **hellrötlich** — aber ganz klar ein. Auf **goldklares** Gelee lege ich deshalb keinen Wert, weil es bei dem kürzeren Kochen bedeutend mehr Zucker bedarf.

Zum Betrachten des Einmachens von Gemüſen würde ſich dieſe Plauderei zu ſehr dehnen, ich möchte nur erwähnen, daß ſich trotz der vielen in jedem Jahre von neuem auftauchenden Ratſchläge und Rezepte in allen Hausfrauenzeitungen, die ich zum großen Teil durchprobierte, **Gurken** auf der geſchloſſenen Etage **ſehr** ſchlecht halten. Ich lege deshalb von Juli bis Oktober ſtets dreißig bis fünfzig Stück in Steintöpfe zum ſofortigen Gebrauche! Wir genießen alſo auch **ohne Einlegen** die ſehr wohlſchmeckende aber gar nicht nahrhafte Gurke immerhin drei Monate im Jahre.

Ja, wir Stadtfrauen müſſen es uns gar arg überlegen, wenn wir den Unſrigen einen täglichen guten, abwechſlungsreichen Tiſch ohne zu große Koſten bieten wollen. Aber da ich viele Jahre auf dem großen elterlichen Gute lebte, ſo kann ich verſichern — **leichter** als die Landfrau — beſonders heutzutage — haben wir es im Führen des beſchränkten Haushaltes doch allemal. J.

Ein Gedenktag

Am 24. Juni waren hundert Jahre ſeit dem Geburtstag der von der ganzen deutſchen Frauenwelt gekannten, vor zwei Jahren verſtorbenen Jugendſchriftſtellerin **Thekla von Gumpert**, der Gründerin und Herausgeberin vom **Töchteralbum** und **Herzblättchens Zeitvertreib**, verfloſſen. Dieſe Gedenktagnotiz wird manche nun ſchon alternde Frau mit unwiderſtehlichem Zauber in ihre Kindheit und Jugend zurückgeführt haben. War doch Thekla von Gumpert die Bahnbrecherin einer neuen Art, eine geradezu klaſſiſche Schöpferin und Anregerin der Jugendgeſchichte im behaglichen Rahmen des von ihr mit liebevoller Kleinmalerei geſchilderten deutſchen, chriſtlichen Hauſes, in das von der Luft der heutigen Frauenbewegung freilich noch kein Lüftlein dringen durfte. Jetzt haben ſich die von Thekla von Gumpert bis zu ihrem Tode, bis in den vierzigſten Jahrgang redigierten Jugendbücher dem großen Zug der Zeit angelweit aufgetan, ohne von ihrer feinen Trautheit, ihrer alten Tradition etwas einzubüßen. Die Leitung liegt in den Händen von Frau Bertha Wegner-Zell, einer beliebten Schriftſtellerin und gütigen Frau, zugleich der Vorſitzenden der ſeit achtzehn Jahren beſtehenden Berliner Literariſchen Vereinigung. Am hundertjährigen Todestag wurde das ſtille Grab der alten lieben Thekla von Gumpert von vielen Roſen alter und junger Liebe überſchüttet, den ſchönſten Roſenkranz trug die Nachfolgerin ſelbſt der unvergeßlichen Vorgängerin auf die Ruheſtätte.

Frage.

Wo wird gezupfte Seide zu einem Faden geſponnen? Nur geſponnen, nicht gewebt, ſo daß man davon Strümpfe ſtricken kann. Frau **Anna**.

Auskunft.

Antwort an Unwiſſende C. F. Nr. 37: **Wie man Linoleum reinigt?** 1. Ich löſe Parkettroſe oder ein anderes Bohnenwachs in ganz wenig warmem Waſſer auf dem Herde auf und gebe die Löſung ins Aufwiſchwaſſer. Es kommen zwei Eßlöffel auf ungefähr fünfzehn Liter Waſſer, ein Quantum, das für ein mittelgroßes Zimmer reicht. Das Linoleum, das vorher gekehrt wurde, wird damit nicht allzu naß gewaſchen, gut getrocknet, und nach einer halben Stunde mit Flanell nachgerieben. Das iſt dann eine leichte Arbeit, was bei direktem Auftragen des Wachſes durchaus nicht der Fall iſt. Das Linoleum wird gleichmäßig glänzend, ſieht prachtvoll aus und wird vor Abnutzung geſchützt. 2. Um Linoleum hell und glänzend zu erhalten, ſoll man es regelmäßig alle zwei bis drei Wochen mit einer Miſchung aus gleichen Teilen Milch und Waſſer abwaſchen und es jährlich etwa drei- bis viermal mit einer ſchwachen Löſung von Bienenwachs in Terpentinöl abreiben. Auch Leinöl läßt ſich anwenden. Das Linoleum bleibt ſo immer rein und glänzend und ſieht immer ſauber und wie neu aus. Man darf niemals **Soda** und Waſſer, nur Waſſer mit Milch oder reine Milch verwenden.

Frau **Volkening**, Grunewald.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112108243772

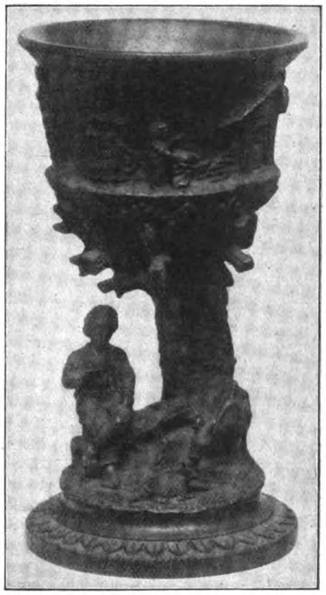
Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

José Villegas, deſſen Bild „Im Schatten“ das Entzücken unſerer Leſer ſein wird, iſt 1848 in Sevilla geboren. Er ſtudierte zunächſt in ſeiner Vaterſtadt, ſpäter in Madrid und war 1869 auch in Rom tätig. Er pflegte bisher mit Vorliebe das Geſchichtsgenre und bevorzugte das große Format. Von ſeinen Bildern nennen wir, weil es wohl am bekannteſten iſt, den „Tod des Stierkämpfers“. R. Etthofer, der mit einem ſehr reizvollen Werk: „Kiosk Tomaſelli in Salzburg“, vertreten iſt, ſtammt aus Wien und lebt ſeit ſieben Jahren in Italien. Er iſt auch ein beliebter Aquarelliſt. Hermann Urban, der es verſtanden hat, den ganzen Zauber einer „Sommernacht“ auf der Leinwand einzufangen, iſt als Sohn bayriſcher Eltern 1866 in New Orleans geboren und ward Schüler von E. Zimmermann, Raupp, W. Diez und J. Herterich an der Münchener Akademie. Eine Liebhaberphotographie von N. Weinberger verſetzt uns an den Strand der Oſtſee und zeigt uns ein allerliebſtes Waſſer-Idyll. Als Kunſtbeilage bringen wir Aleſſandro Bonvicinos berühmtes Bild: „Die heilige Juſtina“. Bonvicino gen. Moretto, der berühmte Breſcianer Maler, wurde um 1498 in Rovuto bei Breſcia geboren und ſtarb 1555. Er bildete ſich namentlich durch das Studium der Werke Feiramelas, Romaninos, Tizians und Palma Vecchios. Im Berliner Muſeum befinden ſich von ihm eine „Glorie der Maria und Eliſabeth“ von 1541 und eine „Anbetung der Hirten“. Das Original unſerer Kunſtbeilage befindet ſich in Wien.

Oberländer Schnitzereien.

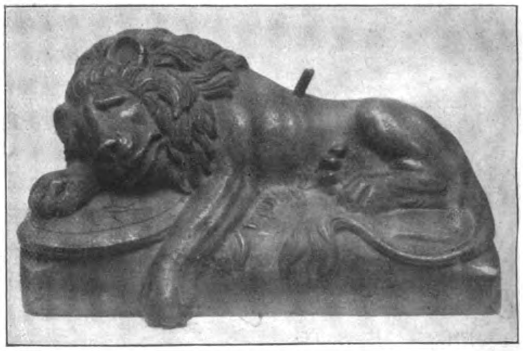
Der Wunſch vieler Schweizreiſenden, den Lieben daheim ein Andenken aus dem Schweizerland mit heimzubringen, hat im Berner Oberland im Laufe der Jahre ein Gewerbe großgezogen, das von der Bauernſchnitzlerei zum beachtenswerten Kunſtgewerbe ſich emporgeſchwungen hat. Von alters her war es in Brienz und Umgebung, dem jetzigen Hauptſitz des Schnitzlergewerbes, Brauch, die hölzernen Milchgeſchirre durch Kerbſchnitt-Verzierungen zu verſchönen. An dieſe erworbene Geſchicklichkeit anknüpfend, kam der Horndrechſler Chriſtian Fiſcher in Brienz darauf, aus dem heimiſchen Ahornholz Eierbecher zu drehen und ihnen durch Kerbſchnitzereien ein gefälligeres Äußere zu verleihen. Dieſe Becher fanden bei den durchreiſenden Fremden guten Abſatz, und der vielſeitig geſchickte Drechſler, der ſich ebenfalls mit Glück als Schmied, Schloſſer, Spengler, Uhrmacher, Erbauer von Muſikinſtrumenten, ja ſogar als Chirurg verſuchte, gründete, von der Berner Regierung unterſtützt, eine Werkſtatt, in der einige junge Leute das Schnitzen und Drehen erlernten. Man erweiterte den Formenkreis durch Anwendung alpiner Motive aus der Tier- und Pflanzenwelt; aber auch allerhand kleinere Gebrauchsobjekte, die das Auge der Käufer auf ſich zogen, wurden hergeſtellt. Das geſchah in der Mitte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Zöglinge Fiſchers verließen nach dem Erlernen des Holzſchnitzens die Werkſtatt, und manchem iſt es gelungen, vom Handwerker zum Künſtler ſich emporzuarbeiten.



Schmuckbecher aus Nußbaumholz.

Aus der Hand eines ſolchen Schnitzlers iſt der nebenſtehende, 17 cm hohe Schmuckbecher hervorgegangen. Aber auch an menſchliche Figuren wagte man ſich, ſo ſtellten ſie Älpler, Jäger, Wilhelm Tell, Napoleon I. dar, die gern von Durchreiſenden erworben wurden. Der Vater des Brienzer Schnitzlergewerbes, Chriſtian Fiſcher, hat die Früchte ſeines Mühens nicht geerntet, das unſtete Schaffen verhinderte das Sammeln des Erworbenen, und als armer Mann ſchloß Fiſcher 1848 die müden Augen. Der Bildhauer Chriſten führte ſpäter in Brienz das Schnitzen des Luzerner Löwen ein, jetzt wohl des verbreitetſten Gegenſtandes des Oberländer Kunſtgewerbes. Der Leu im Pfyſſerſchen Garten in Luzern, in den lebendigen Felſen gehauen von dem Schweizer Lukas Ahren nach Thorwaldſens Modell, iſt derart originell, daß faſt ein jeder Schweizergaſt das Andenken durch den Ankauf einer Kopie, wenn auch im kleinen und unvollkommenen Maßſtabe, wach erhalten möchte. Kleinſchreiner-Arbeiten, Schweizerhäuschen als Kaſſetten, zum Teil mit Alpenlandſchaften kunſtfertig bemalt, ſind ebenfalls Brienzer Erzeugniſſe. Seit dem Jahre 1861 ſorgt eine Zeichen- und Modellierſchule, die im Laufe der Zeit ſich zur Schnitzlerſchule erweitert hat, unter tüchtiger Leitung für das Heranbilden geeigneter Kräfte. Eine vorzügliche Modellſammlung und Bibliothek, ſowie ein Tierpark, zu deſſen Beſtand zurzeit ein Steinadlerpaar, vier Steinböcke, drei Gemſen und ein Edelhirſchpaar gehören, gibt dem Schnitzler Gelegenheit, durch Studien nach der Natur ſein Können zu erweitern. Anfänglich verwendete man bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein nur Ahorn als Schnitzmaterial, dann kamen Nußbaum, woraus der Becher und der Löwe hergeſtellt ſind, Linde, Birnbaum, Eiche, Kirſchbaum, Eiben-, Buchs- und Arvenholz hinzu. Auf Beſtellung fertigen die Schnitzler auch Möbel, Stühle, Schränke, Büfetts uſw., ſowie Täfelungen für Privat- und öffentliche Gebäude, das ſogenannte Brienzer Zimmer im Bundes-Rathaus, in Brienz hergeſtellt, iſt eine Sehenswürdigkeit der Bundeshauptſtadt Bern geworden. Bezüglich des Stiles laſſen ſich in den Oberländer Schnitzereien die der Zeit entſprechenden Kunſtformen verfolgen, urſprünglich erſchienen die verwendeten Naturformen in ziemlich ſtrenger Stiliſierung. Die eigentliche naturaliſtiſche Richtung, wie ſie heute noch vorherrſcht, iſt von Paris aus beeinflußt worden. Die Erzeugniſſe nehmen unter den Händen der Schnitzler, von denen mancher außer der heimiſchen Schnitzlerſchule noch eine Kunſtſchule zu München oder zu Paris beſucht hat, ein individuelles Gepräge an, ſo daß Dekorationsſtücke in naturaliſtiſcher Auffaſſung, Tier- und Fiſchereitrophäen uſw., über das Handwerksmäßige hinauswuchſen und zu Kunſtgegenſtänden von dauerndem Werte ſich geſtalteten.

Hermann Lungwitz.



Der Luzerner Löwe in Nußbaum-Schnitzerei.

Neue Ausgrabungen und Funde.

In **Trier** ſtieß man bei Ausſchachtungsarbeiten in dem ehemaligen Jeſuitengarten in einer Tiefe von 1½ m auf Reſte eines bedeutenden römiſchen Bauwerks, das anſcheinend mit den römiſchen Bädern in Verbindung geſtanden hat. — Ein **Alemannengrab** wurde bei Feſtungsarbeiten in Limgolsheimden (**Elſaß**) bloßgelegt. Ein wohlerhaltenes Schwert, Dolch und Meſſer lagen bei dem Toten, ſowie zwei ſchwarze Tonkrüge und ein, der Form nach, äußerſt ſeltenes gläſernes Salbgefäß. — Bei **Mödling** (Nieder-Öſterreich) entdeckte man eine vollkommene **prähiſtoriſche Töpferei** mit vielen Einzelſtücken, etwa aus der Zeit 500 bis 400 v. Chr. — Ein **Urnenfriedhof** iſt bei Ergolzheim (**Pfalz**) aufgefunden worden. Die Anlage iſt eine der größten, die bis jetzt zur Aufdeckung kamen. Es wurden Urnen bis zu 80 cm Durchmeſſer ausgegraben. — In **Wien** wurde beim Abbruch einiger Häuſer der Landſtraße-Hauptſtraße ein Teil der von Carnuntum-Vindabonenſe nach Carnuntum führenden Limesſtraße bloßgelegt. — Die letzten Ausgrabungen auf der **Saalburg** haben wichtige Ergebniſſe gehabt. Zwiſchen dem Kaſtell und der Uſinger Chauſſee kam eine ältere Anlage in Geſtalt eines Spitzgrabens zum Vorſchein. 30 m davon entdeckte man eine ähnliche Schanze. Die keramiſchen Funde und Münzen ſtammen alle aus dem II. Jahrhundert n. Chr., die erſte Befeſtigung des Saalburgpaſſes rührt ſomit aus der Zeit Domitians oder ſeiner Vorgänger her. Weſtlich von dieſen Schanzen wurde die 5,15 m breite Römerſtraße nach Heddernheim freigelegt. Auch ein dritter Friedhof iſt aufgefunden, ſowie ein gemauerter Brunnen (Nr. 86) der ſpäteren Zeit. Dem Saalburgmuſeum konnten mehr als 1500 gut erhaltene Fundſtücke zugeführt werden. — In der Nähe der unterſteiriſchen Stadt **Pettau** (Poctovio) ſtieß man auf eine ſolche Menge von Skeletten aus **römiſcher Zeit**, daß die Annahme eines Schlachtfeldes unabweisbar iſt. Eine Reihe Anzeichen, beſonders Münzen, ſprechen dafür, daß an dieſer Stelle die **Schlacht** zwiſchen Theodoſius und Maximus im Jahre 388 n. Chr. ausgekämpft wurde, in der Maximus aufs Haupt geſchlagen wurde. — Ein Fund von 49 **römiſchen Geldmünzen**, ſowie von acht Silberbarren im Gewicht von 2530 g wurde auf dem einſtigen Gebiete der römiſchen Stadt Emona auf dem deutſchen Grunde in Laibach gemacht. 48 Solidi von Normalgewicht ($^1/_{72}$ römiſches Pfund = 4,548 g) verteilen ſich auf die Kaiſer Konſtantin der Große (306 bis 337), Konſtantin II. (335 bis 340), Konſtans I. (340 bis 350) und Konſtantius II. (350 bis 361) und auf die Münzſtätten Rom, Aquileja, Herakleia, Nikomedia, Trier, Konſtantinopel, Antiochia, Theſſaloniki und Siscia. Ein Goldſtück aber, das den Kopf des Maximilians Herkulius (286 bis 305), des Mitregenten Diokletians zeigt, wiegt 5,72 g (etwa $^1/_{60}$ römiſches Pfund), iſt alſo Beweisſtück für eine auf kurze Zeit durchgeführte Münzreform.

MK

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Frohſinn.

Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht,
Wir kennen's wohl und wiſſen's nicht zu ſchätzen.
Goethe.

I. (Nachdruck verboten.)

Sich freuen und ſein Daſein genießen zu können iſt eine unſchätzbar wertvolle Fähigkeit. Nicht jedem iſt ſie gegeben. Gerade die Beſten und Tiefſten verfallen ja beſonders leicht in den Fehler, allzu große Anforderungen an das Leben zu ſtellen. Treu einer ſchönen Welt von Gedanken und Hoffnungen, ſuchen ſie dann wie Fauſt lange Zeit vergebens nach einem Augenblicke, dem ſie aus innerſter Überzeugung zurufen könnten: „Verweile doch, Du biſt ſo ſchön!“

Solche Leute verbringen oft ihr ganzes Daſein im Wartezimmer von Glück und Freude. Am letzten Ende bleibt ihnen wohl nur die entſagende Weisheit jenes alten Märchenkalifen, der ja wenigſtens noch einen kleinen Schritt weitergekommen war und in einer langen glänzenden Regierungszeit ganze ſieben glückliche Tage zuſammengezählt hatte. Er ſchloß ſein Teſtament mit der Mahnung an ſeinen Sohn: Setze Dein Hoffen nicht auf dieſe Welt.

Worte wie Glück und Zufriedenheit werden von dieſen Leuten gewöhnlich nur mit einer gewiſſen Scheu in den Mund genommen.

Bei manchen ſteigert ſich dieſer Zuſtand ſchließlich bis zur großen, unabſehbaren Freudloſigkeit.

Jedes fröhliche Menſchenlächeln erſcheint hohl und falſch. Der goldigſte Sonnenſchein wird nur noch als Blendung empfunden. Die großartige Schönheit der einſamen Heide erzeugt nur trübe Schwermut. Das ewig wechſelnde Flutenſpiel des Meeres erinnert lediglich noch an nutzloſes Werden und Vergehen.

Und der beſte Wein perlt vergebens im Glaſe. Die appetitlichſte Speiſe lockt nicht mehr. Iſt ſchließlich denn das ſogenannte Eſſen und Trinken überhaupt noch mehr als eine läſtige, zeitraubende Arbeit, die uns die Schöpfung nur aus übler Laune aufgebürdet hat?

Auch die Stunden der Erholung haben jeden Wert verloren. Angenehme Unterhaltung, ſchöne Vergnügungen, frohe Feiertage — — alle Zerſtreuungen überhaupt erſcheinen nur noch als leere und reizloſe Zeitvergeudung.

* * *

Und wieder gibt es andere Menſchen — bisweilen ganz armſelige und gedrückte Exiſtenzen — denen erſcheint ihr Daſein als eine faſt ununterbrochene Kette ſchöner und froher Erlebniſſe.

Sie freuen ſich über die ſchmeichelnde Glut des Sommers wie über die reine, klarkalte Winterluft. Der Herbſt wie der Frühling ſprechen ihnen zu Herzen. Ob lachender Sonnenſchein oder luſtig plätſchernder Regen, jedes Wetter hat für ſie ſeinen eigenen hohen Reiz.

Wie Blumen am Wege blühen ihnen in ihrem Leben überall kleine alltägliche Freuden entgegen: Der Ausblick auf ein Stückchen blauen Himmels etwa, oder auch eine ſchöne, lichtüberſtrahlte Wolkenbildung. Ein froh entgegenklingender Gruß, der vielleicht nur das Echo eigenen freundlichen Grüßens war. Ein guter Biſſen auch, den ſich nicht jeder gönnen mag. Irgend eine Liebhaberei vielleicht, zum Beiſpiel ein Sammelſport, gleichviel ob es ſich um Briefmarken, Münzen oder Liebigbilder handeln mag.

Gewiß, alles das iſt, genau betrachtet, ja ſo herzlich wenig. Und doch: wie unendlich viel kann eine Summe ſolcher kleiner vergänglicher Alltagsvergnügungen und Wohlgefühle für das ganze Befinden eines Menſchen und für ſeine ganze Lebensluſt bedeuten. Wie ſehr kann ſie auch ſeine „großen“ Hoffnungen beſchwingen und ihn in ſeinem Schaffensmute beſtärken. Wie trefflich kann ſie ihn vor allem dazu befähigen, ernſtes Mißgeſchick, wenn es ſich wirklich einſtellt, mit jenem hellen und tapferen Blicke zu betrachten, vor dem es meiſt wie Schnee in der Sonne zuſammenſchmilzt.

So kann man ohne Übertreibung ſagen: Einen Menſchen dauernd froh und glücklich zu ſtimmen, das vermag bei weitem nicht ſo ſehr dieſe oder jene günſtige Schickſalswendung, als vielmehr eine reiche, nie verſiegende Fülle jener beſcheidenen Freudeempfindungen des täglichen Lebens.

* * *

Die Natur hat Menſch und Tier in geradezu wunderbarer Weiſe auf ſolche kleine unſcheinbare Wohlgefühle angewieſen. So überflüſſig ſie uns auch erſcheinen mögen, tatſächlich gehören ſie einfach zu jeder geſunden Lebensfunktion. Wenn man ſchärfer hinſieht, kann man hier auf Schritt und Tritt beobachten, wie die Schöpfung derartige Reize und Reizwirkungen aller Art mit großzügiger Kühnheit in das eiſerne Syſtem ihrer Zweckmäßigkeit eingefügt hat.

Man denke nur an die Genußſtoffe in unſerer Nahrung. Zweifellos verfolgt unſere Ernährung ja keinen anderen Zweck als, unſeren Körper zu erhalten und ihm alles zu erſetzen, was durch ſeine Arbeitsleiſtungen und die Tätigkeit ſeiner Organe fortgeſetzt aufgebraucht wird. Dieſen Zweck der Ernährung können nun überhaupt nur wenige chemiſche Stoffe erfüllen. Eiweiß, Fett, die ſogenannten Kohlenhydrate und gewiſſe Mineralbeſtandteile ſind dieſe eigentlichen Nahrungsſtoffe.

Und dennoch: man nehme alle dieſe Nahrungsſtoffe, nehme ſie alle in genügender Menge, — eine dem Menſchen oder auch nur einem Tiere zuſagende Nahrung wird man auf dieſe Weiſe niemals erhalten. Wer es immer verſuchen wollte, ſich von dieſer Koſt zu ernähren, er würde unfehlbar in kurzer Zeit verhungern.

Zur Ernährung im rechten Sinne des Wortes gehört eben keineswegs nur der ſogenannte Nährwert der Speiſen, ſondern vor allem auch ein gewiſſer Genußwert, ohne den unſer Körper ſeine Nahrung nicht richtig zu verdauen, nicht auszunutzen vermag. Schmackhafte und riechende Beſtandteile aller Art — alſo ſogenannte Genußſtoffe — müſſen auch in der „nahrhafteſten“ Speiſe enthalten ſein, damit dieſe überhaupt für unſere Ernährung in Betracht kommen kann. Und ſo ſehr man auch ſchon ihren Wert verkannt hat, erſt die mannigfaltigen Reizwirkungen dieſer Genußſtoffe — Wirkungen auf unſeren Gaumen, unſere Schlingorgane, unſere Magenabſonderung uſw. — können ein Gericht genießbar und bekömmlich machen.

Vorzügliche Beiſpiele dafür ſind beſonders ein gutes, ſchmackhaftes Fleiſchgericht, eine gute Fleiſchbrühe und das daraus gewonnene Fleiſchextrakt. Alle drei nehmen bekanntlich mit vollem Rechte einen bevorzugten Platz in der täglichen Nahrung aller Kulturvölker ein, und für kein anderes Nahrungsmittel pflegt man einen ſo hohen Preis zu bezahlen als für Fleiſch. Dies aber nicht etwa ſo ſehr wegen der darin vorhandenen Nährſtoffe (Eiweiß, Fett, Mineralſalze uſw.), ſondern weit mehr, weil es gleichzeitig auch auf unſere ganze Verdauung eine mächtige Förderung auszuüben vermag.

In äußerſt intereſſanten Verſuchen hat die Wiſſenſchaft nun ſchon ſeit Liebig's Tagen bewieſen, daß dieſe nützliche Wirkung mit den ſchmackhaften und riechenden Beſtandteilen des Fleiſches ſteht und fällt — alſo mit den ſogenannten Extraktivſtoffen, die man ihm durch Kochen entziehen kann und die ſich in Form von Liebig's Fleiſch-Extrakt im Handel befinden.

Vollkommen ausgekochtes Fleiſch, das alle ſeine ſchmeckenden und riechenden Beſtandteile an die Fleiſchbrühe abgegeben hat, kommt trotz ſeines hohen Nährſtoffgehaltes für die menſchliche Ernährung ſo gut wie garnicht mehr in Betracht. Führt man ſolches Fleiſch in einen Magen ein, ſo kann es darin ſtundenlang unverdaut liegen bleiben und wird ſchließlich, nur ſehr mangelhaft ausgenutzt, den Körper wieder verlaſſen. Andererſeits iſt aber auch wiſſenſchaftlich bewieſen, wie außerordentlich ſtark und vorteilhaft man z. B. die Abſonderung des Verdauungsſaftes im Magen durch eine Taſſe guter Fleiſchbrühe und durch die darin enthaltenen Extraktivſtoffe anregen kann — ebenſo natürlich auch durch eine Auflöſung von Liebig's Fleiſch-Extrakt in warmem Waſſer.

Endlich hat man noch eine äußerſt intereſſante Probe auf dieſes Exempel gemacht und hat bis zur vollen Geſchmackloſigkeit ausgekochtes Fleiſch wieder mit einem Zuſatze von Liebig's Fleiſch-Extrakt verſehen. Es gelang auf dieſe Weiſe wirklich, dem Fleiſche ſeine verlorene Genießbarkeit und Bekömmlichkeit wieder zu geben. Übrigens hat die Wiſſenſchaft hier nur eine alte praktiſche Erfahrung beſtätigt. Denn es handelt ſich bei dieſem Experimente ja um einen ganz ähnlichen Vorgang, wie wenn die Hausfrau am Kochherde irgend welche „länglichen“ Suppen und Saucen, „flaue“ Ragouts, Gemüſeſpeiſen uſw. durch einen Zuſatz von Liebig's Fleiſch-Extrakt wohlſchmeckender, zuſagender und bekömmlicher macht.

Doch kehren wir von dieſem Einzelbeiſpiele zurück zur allgemeinen Bedeutung der ſogenannten Genußſtoffe in unſeren Speiſen. Sicherlich hat die Natur den Menſchen eigentlich nur der Ernährung wegen aufs Eſſen und Trinken angewieſen. Ebenſo gewiß aber wäre jedes Eſſen und Trinken, das nicht auch von gewiſſen Genußempfindungen und Reizwirkungen begleitet iſt, für unſere Ernährung ohne allen Wert. Was man gewöhnlich nur als angenehme Nebenſache betrachtet hat, erweiſt ſich ſomit hier als unbedingt nötig für den Fortbeſtand unſeres Körpers und für die Erhaltung unſeres Lebens.

Und genau wie in unſerem Beiſpiele verhält es ſich auch auf anderen wichtigen Gebieten. Es ſei hier nur nochmals an den hohen praktiſchen Wert erinnert, den eine leichte Zerſtreuung zur rechten Zeit — vielleicht ein harmloſes Spiel oder eine heitere Unterhaltung — beſonders für manche „lebende Arbeitsmaſchine“ beſitzt. Oder man bedenke auch, wieviel der Stubenhocker für ſeine Geſundheit tut, wenn er — vermeintlich nur „zum Vergnügen“ — ſeinen freien Sonntag dazu benutzt, in die friſche Berg- oder Waldesnatur hinauszueilen. Überall, wohin wir blicken, ſehen wir, daß die Natur die verſchiedenartigſten Genußempfindungen und Genuß-Inſtinkte — mögen ſie uns zunächſt auch noch ſo entbehrlich erſcheinen — gleichſam als Schildwächter neben die Throne des Lebens geſtellt hat.

R. S.

Briefkaſten der Redaktion.

Alle für den Briefkaſten beſtimmten Zuſchriften ſind an die Daheim-Redaktion in Berlin W., Tauenzienſtraſse 7b zu richten. Beantwortet werden hier nur Fragen, die für einen weiteren Leſerkreis Wert haben. Briefliche Auskunft wird nicht erteilt. Unverlangt eingeſchickte Gedichte ſenden wir nur zurück, wenn die nötigen Briefmarken beiliegen.

O. K. in L. wird Auskunft über die Gräfin Potocka im Jahrgang 1908 der Sonntagszeitung fürs deutſche Haus finden. Herm. A. in Coblenz. (Ebenfalls im „Daheim“, Jahrgang 1872, Nummer 18. Dah.-Red.) — Von der Gräfin Potocka gibt es eine ſehr gute, intereſſante Biographie von Lucien Perey: Histoire d'une grande Dame au XVIII. Siècle (Calman Levy, Paris).

A. H. in Frankfurt a. M.

M. R. Für Ihren Zweck dürften ſich die Bibliſchen Geſchichten von C. J. Römheld eignen. Mit Bildern, Sprüchen und Liedern koſtet das Büchlein 1,10 ℳ.

W. 34. Herr Karl Handel in Flensburg, Mathildenſtraße 8, iſt in der Lage Adreſſen anzugeben.

Dr. **Sch. in C.** Wir werden darauf aufmerkſam gemacht, daß Sie die beſte Auskunft bei den Bodelſchwinghſchen Anſtalten in Bielefeld erhalten dürften. — Weiter ſei hingewieſen auf das Evangeliſche Altersheim (G. Moerting-Stiftung) in Gelſenkirchen-Schalke, Wörthſtraße 15. Pflegeſatz 1,50 ℳ. (Wohnung, volle Beköſtigung, ärztliche Behandlung, Bäder). Auskunft durch den Hausvater der Stiftung.

Dr. jur. **L. in K.** Beſten Dank für die Zuſendung des ſchöffengerichtlichen Strafurteils, das in Ihrer Amtsſtadt am 4. Mai d. J. ergangen iſt. Wir drucken die noch am leichteſten verſtändlichen Satzteile daraus mit gelindem Gruſeln hier ab: ... Speziell, inſoweit es inſonderheit wieder die (!) Krahnenkettebahnflaggebahnmaterialien-(Petroleum-Zylinder-Wein) entwendungs- und Falſchabwägungsfall berührt, konnte, wenn er ſich nicht ſelber verblendete, der Angeklagte auch ſchon deshalb nicht eigentlich an die Wahrheit der Anſchuldigungen glauben ...“

K. W. in B. Bei dem großen Aufſchwunge, den das Kunſtgewerbe in den letzten Jahren genommen hat und auch wohl noch weiter nehmen wird, erſcheint die Ausbildung des Zeichentalentes eines jungen Mannes auf dieſem Gebiete ganz ausſichtsreich. Der Beſuch einer Kunſtſchule iſt alſo wohl anzuraten.

E. Sch. in Kl. wünſcht nähere Auskunft zu erhalten über Ernſt Ritter aus Duttleben, ſeinerzeit erſter Violiniſt an der Hofoper in Petersburg. Er ſoll ein Schüler Spohrs geweſen ſein.

B. A. in G. Das Spittaſche Gedicht, in dem die von Ihnen angeführten Verſe vorkommen, hat die Überſchrift „Pilgerlied“ und ſteht in der Sammlung „Pſalter und Harfe“, die jetzt ſchon für 1 ℳ in allen Buchhandlungen zu haben iſt.

Poſtdirektor. Ein ausführliches Verzeichnis der Stifte und Heime hat der Daheim-Kalender in den Jahrgängen 1901, 1902 und 1903 gebracht. Dieſe Bände ſind freilich nur noch antiquariſch zu erhalten. — Im Jahrgang 1908 des Daheim-Kalenders befindet ſich dann noch ein Nachtrag, der die Adreſſen der Provinzialvereine für Innere Miſſion angibt, welche die ſicherſte und beſte Auskunft erteilen können, welches Stift oder Heim für einen beſonderen Fall in Frage kommt.

Frau Sup. K. in Z. Sie dürften folgende Verſe meinen:

Das iſt das alte Lied und Leid,
Daß die Erkenntnis erſt gedeiht,
Wenn Mut und Kraft verrauchen.
Die Jugend kann, das Alter weiß.
Du kaufſt nur um des Lebens Preis
Die Kunſt das Leben zu brauchen.

Als Dichter werden von einer Seite Geibel, von einer anderen Karl Seibel bezeichnet.

(Fortſ. S. 31.)

NEHMEN SIE täglich ein Likörgläschen Dr. HOMMELs Haematogen unmittelbar vor der Hauptmahlzeit! Ihr Appetit wird reger, Ihr Nervensystem erstarkt, die Mattigkeit verschwindet und körperliches Wohlbefinden stellt sich raschest ein

WARNUNG! Man verlange ausdrücklich den Namen Dr. HOMMEL

Vergnügungs- u. Erholungs-Reiſen zur See

Nordlandfahrten.

Drei Nordlandfahrten bis Drontheim, ab Hamburg 19. Juli, 3. Auguſt und 18. Auguſt. Jedesmalige Reiſedauer 13 Tage. Fahrpreiſe von ℳ 250 an aufwärts.

Nordlandfahrt nach Island und Spitzbergen, ab Hamburg 4. Auguſt. Reiſedauer 24 Tage. Fahrpreiſe von ℳ 550 an aufwärts.

Nordlandfahrt bis Spitzbergen, ab Hamburg 16. Juli. Reiſedauer 22 Tage. Fahrpreiſe von ℳ 500 an aufwärts.

Vergnügungsfahrt nach England, Irland und Schottland.

Ab Hamburg 3. September. Reiſedauer 18 Tage. Fahrpreiſe v. ℳ 400 an aufw.

Hamburg-Southampton

Direkte Verbindung Hamburg-England. Vorzügliche Reiſegelegenheit nach London und der Inſel Wight, ſowie nach den Seebädern am Kanal.

Hamburg-Paris

auf dem Seewege laut Fahrplan.

Alles Nähere enthalten die Proſpekte.

Hamburg-Amerika Linie, Hamburg,
Abteilung Vergnügungsreiſen.

284
[7101]

BADEN verboten! AI.R.L.
LILIENMILCH
Steckenpferd
SEIFE

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Co., Radebeul
verleiht ein rosiges, jugendfrisches Antlitz und einen reinen, zarten, blendend schönen Teint.
PREIS ST. 50 PF. • ÜBERALL ZU HABEN.

Ein einfaches Rechenexempel

SCHAEDEs Schnell Waschmaschine.
Ohne Kochen. ohne Nachwaschen blendend weiss
Garantiert längere Haltbarkeit der Wäsche

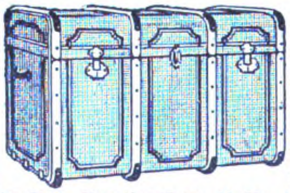
In einem mittleren Haushalt kostet die Wäsche für einen Monat:

Bei Handwäsche:
1 Waschfrau 2 Tage à M. 3 . . . M. 6.—
20 Stunden Feuerung à 9,5 Pf. . M. 1.90
2 Tage Beleuchtung . . . . M. 0.22
M. 8.12
Das ganze Jahr . . . . M. 97.44

Mit Schaedes Schnellwaschmaschine:
Ohne Waschfrau nur mit dem Mädchen:
Nur 5 Stunden Feuerung. . . . . M. 0.45
Beleuchtung nicht nötig . . . . . M. —
M. 0.45
Das ganze Jahr . . . . M. 5.40

Sie sparen also im ganzen Jahr mit Schaedes Schnellwaschmaschine M. 92.04. Die Maschine macht sich also schon fast im ersten halben Jahr bezahlt, und die Wäsche kostet nichts weiter als das bisschen Seife, welches Sie bei der Handwäsche natürlich auch nötig hatten. Ausserdem entgehen Sie den masslosen Ansprüchen der Waschfrauen u. erhalten Ihre Wäsche viel länger tadellos.

MAX SCHAEDE, SAALFELD/Saale 4.



Steinhaus Koffer

Aeusserst leicht, dauerhaft, prakt. und elegant! Aus echt Vulkan-Fibreplatte, mit Ia Segeltuch wasserdicht bezogen; hochfein ledergelb lackiert; Hornleder-Einfassung, Ia Stoffutter, 1 Einsatz, 1—2 Schlösser, 2—5 Bügel je nach Grösse. — Versand gegen Nachnahme. Umtausch gestattet.

Nr. 200 A	70 × 46 × 37 cm	M. 62.—	Nr. 201 A	80 × 52 × 52 cm	M. 77.—
„ 200 B	75 × 49 × 40 „	„ 65.—	„ 201 B	85 × 54 × 54 „	„ 90.—
„ 200 D	85 × 55 × 40 „	„ 77.—	„ 201 D	95 × 58 × 58 „	„ 109.—
„ 200 F	95 × 57 × 44 „	„ 89.—	„ 201 E	100 × 60 × 60 „	„ 117.—

Länge 110 cm M. 109, 120 cm M. 121. | Länge 110 cm M. 127, 120 cm M. 137.

Solide Koffer aus leichtem, zähem Pappelholz, Ausführung ähnlich wie obige: Nr. 300 von 70 cm Länge à M. 43, bis 100 cm Länge à M. 65. Illustr. Preisliste über Reiseartikel kostenlos nur direkt von

Herm. Steinhaus jun., Bielefeld B. 101.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

46. Jahrg. Nr. 42

Daheim

Ein deutſches Familienblatt

16. Juli 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker (Fortſetzung) 5
Königin Luiſe. Gemälde von G. Kannengießer 7
Das Bild der Königin Luiſe. Von J. Höffner. Mit fünf Abbildungen . . 10
Geweihte Stätten. Von Marie Luiſe Brüß. Mit elf Abbildungen 13
Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers (Fortſetzung) 17
Niederrheiniſcher Kuhhirt. Gemälde von Hugo Mühlig 17
Das Löwenbaby. Gemälde von Paul Meyerheim 19
Vor vierzig Jahren. Perſönliche Erinnerungen von Richard Graf von Pfeil und Klein-Ellguth, Generalmajor z. D. 20
Die tätig Untätigen. Plauderei des Meergreiſes 23
In den Sommerferien. Gedicht von Margarete Windthorſt 24
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Kinder-Daheim — Sammler-Daheim — Briefkaſten . . . . 25—37
Kunſtbeilage: Der Kopf des Sklaven mit dem Helm des Ajax. Von der Gruppe des ſterbenden Ajax. Loggia dei Lanzi.

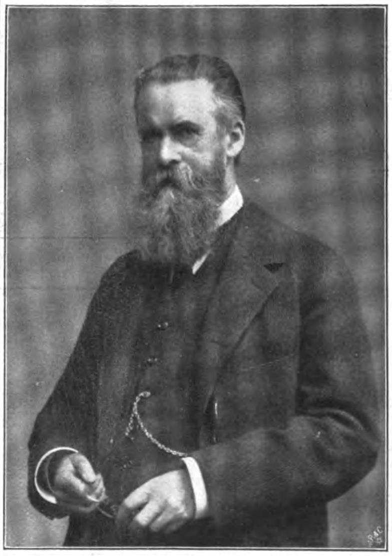
Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Oberpräſident von Schleſien Dr. jur. von Guenther. Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin und Hamburg.

Zum Oberpräſidenten der Provinz Schleſien iſt der bisherige Unterſtaatsſekretär im Staatsminiſterium Dr. jur. **von Guenther** ernannt worden. Der im 46. Lebensjahr ſtehende neue Oberpräſident war ſchon mehrfach in Schleſien als Verwaltungsbeamter tätig: in Lüben, Löwenberg und Breslau. Als Regierungsrat und ſtändiger Hilfsarbeiter wirkte er vom Januar 1901 an in der Reichskanzlei und wurde noch im ſelben Jahre zum Geh. Regierungsrat und vortragenden Rat befördert. Am 1. April 1907 wurde er zum Geh. Oberregierungsrat ernannt und erhielt ein Vierteljahr ſpäter die neugeſchaffene Stelle eines Vortragenden Rats in der Reichskanzlei. Seit dem 29. Juni 1907 wirkte er als Unterſtaatsſekretär des Staatsminiſteriums.

⁂


Geh. Kommerzienrat Wilhelm Spemann †. Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin und Hamburg.

Der deutſche Verlagsbuchhandel hat einen ſchweren Verluſt zu beklagen durch das unerwartete Hinſcheiden des Stuttgarter Verlagsbuchhändlers Geh. Kommerzienrat Wilhelm Spemann. Wilhelm Spemann, der Sohn eines Rechtsanwalts, war am 24. Dezember 1844 in Unna in Weſtfalen geboren. Er beſuchte in Dortmund das Gymnaſium und ſtudierte unter Viſcher, Scherr, Wislicenus, Clauſius u. a. auf der Univerſität Zürich. In ſeinem 20. Lebensjahr trat er bei Carl Hoffmann in Stuttgart in die buchhändleriſche Lehre. Verſchiedentlich mußte er ſeine berufliche Ausbildung wegen ſeiner leidenden Geſundheit unterbrechen. Er trat aber 1868 als Prokuriſt in Julius Weiſes Hofbuchhandlung in Stuttgart ein, erwarb das Geſchäft im Jahre 1870 und gründete, nachdem er das Weiſeſche Geſchäft verkauft hatte, unter der Firma W. Spemann einen neuen Verlag, der eine ungemein fruchtbare Tätigkeit entfaltete und ſeinen Namen zu einem der bekannteſten im deutſchen Buchhandel machte. Prachtwerke wie Scherrs „Germania“, Falkes „Illuſtrierte Koſtümgeſchichte“, ferner „Hellas und Rom“, „Unſer Volk in Waffen“, „Das Deutſche Malerjournal“, „Das Kunſthandwerk“ haben die Spemannſche Firma in ganz Deutſchland raſch populär werden laſſen. Große Erfolge brachten dem verdienten Manne auch die Monatsſchrift „Vom Fels zum Meer“, die Hand- und Hausbibliothek „Kollektion Spemann“, „Die Deutſche Nationalliteratur“, Jugendſchriften, Jugendbücher und vieles andere mehr. Vom Jahre 1890 an war W. Spemann verſchiedentlich mit anderen hervorragenden Verlagsgeſchäften in Stuttgart und Berlin verbunden. Das „Börſenblatt für den deutſchen Buchhandel“ widmet dem Verſtorbenen, der auch in den Fachvereinigungen des deutſchen Buchhandels viel Segensreiches geſchaffen hat, folgenden Nachruf: „Ein reiches Leben ſinkt mit **Wilhelm Spemann** in die Gruft, umfaſſende Kenntniſſe, ein ſcharfer Verſtand, ein weit vorausreichender Geſchäftsblick, ein kühner Unternehmungsgeiſt, gepaart mit feſtem Charakter, vornehmer Geſinnung, gewinnender Liebenswürdigkeit und großer Herzensgüte. Der deutſche Buchhandel trauert um einen ſeiner Tüchtigſten!“

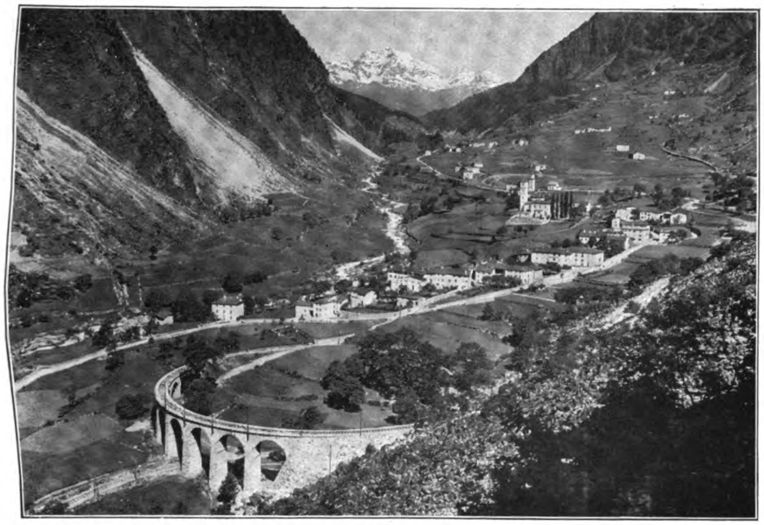
⁂

Auch der Muſikalienverlag trauert um einen ſeiner bekannteſten Vertreter: **Hans Simrock**, ein Nachkomme von Nicolaus Simrock, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts die nachmals berühmte Firma gründete, iſt nach kurzer Krankheit im Alter von 50 Jahren in Berlin geſtorben. Die Firma N. Simrock war

Hans Simrock †.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Die Bernina-Bahn bei Bruſio.

die erſte, die Beethovens Werke verlegt hat. Sie gab auch die Werke von Johannes Brahms, Bruch, Anton Dvorak, Johann Strauß u. a. heraus. Hans Simrock war einer der Begründer der Brahms-Geſellſchaft.

* * *

Eine geradlinige Verbindung zwiſchen Mitteldeutſchland und der Lombardei bildet **die neue Berninabahn.** Eine Zeiterſparnis wird der eilige Reiſende durch Benutzung dieſer neuen Zugangsſtrecke freilich fürs erſte nicht zu verzeichnen haben. Denn bis dies jüngſte Kind der ſchweizeriſchen Eiſenbahnpolitik ſich ſo weit entwickelt hat, daß es den Fahrgäſten das leidige Umſteigen erſpart, dürfte immerhin noch einige Zeit vergehen. Die Fahrt iſt dafür aber ſehr genußreich, und der größte Vorzug der Bahn beſteht darin, daß ſie elektriſch betrieben wird. Ohne merkliche Erſchütterung, ohne Schleudern gleitet der Elektrozug über Gießbäche und Moränenfelder, an jähabſtürzenden Tiefen, blinkenden Gletſchern und himmelhohen Schneerieſen zu einer Höhe hinauf, bis zu der noch keine Eiſenbahn Europas geklettert iſt. Diesſeits des Paſſes ein hochalpines Panorama, das ſich den wenigen im Reiſebuch mit Doppelſtern gekrönten würdig an die Seite ſtellt, jenſeits nach einem Gefälle von faſt 2000 m auf nur 25 km langer Strecke der weite ſonnenglänzende Wieſenplan des italieniſch lieblichen Poſchiavotals. Belebt wird dieſe formenreiche Gebirgslandſchaft, durch die ſich die Bahn in zahlloſen Windungen hindurchſchlängelt, noch durch eine Fülle herrlicher Seen, von denen vier in einer Höhe von 2300 m den Paßübergang ſchmücken, der größte und ſchönſte tief unten aus dem berggeſäumten Puſchlavtal hinaufgrüßt. Gerade dies romantiſche Durchgangstal zum weingeſegneten Veltlin iſt einer Neu-Entdeckung durch die Touriſtenwelt wohl wert.

* * *

Das Offizierheim Taunus, das am 20. Auguſt 1909 in Gegenwart unſeres Kaiſerpaares eingeweiht wurde, iſt ſeit dem 1. September desſelben Jahres in ſegensreichem Betrieb. In dem Dörfchen Falkenſtein am Südabhang des Taunus 400 Meter über dem Meeresſpiegel gelegen, öffnet die Schöpfung des Kaiſers allen Offizieren und Sanitätsoffizieren der geſamten deutſchen Streitmacht ihre Pforten. Auf drei Seiten von bewaldeten Bergen umrahmt und nur den Winden von Süd und Südoſt zugängig, genießt der Ort das denkbar günſtigſte Klima. Auf dem Gelände der einſt weltberühmten Heilanſtalt des Geh. Med.-Rats Dettweiler wurde im Jahre 1906 der Bau des Heims genehmigt. Die während des ganzen Jahres geöffnete Anſtalt ſoll nun nicht, wie die Sanatorien großer Städte, Schwerkranke aufnehmen, ſondern in erſter Reihe ſolche Offiziere, die vom Ozon der Waldesluft und von trefflicher ärztlicher Pflege ihre Geneſung in einem möglichſt behaglichen Heim erhoffen. Durch die opferwillige Unterſtützung weiter Kreiſe, die das Grundkapital gegeben haben, konnte ein wirklich künſtleriſch anmutendes Heim geſchaffen werden. Auch half eine große Zahl von Geſchäften mit Schenkungen und Preisherabſetzungen das Haus einrichten. Die geſetzgebenden Körperſchaften haben fortan alle etwa noch entſtehenden Koſten, ſoweit ſie nicht aus den Verpflegungsſätzen der Pfleglinge gedeckt werden ſollten, auf den Etat

Die Bernina-Seen.

Endſtation Tirano im Veltlin.

Die Bernina-Bahn. Photographien von Chr. Meißer, Zürich.

Das Empfangszimmer.

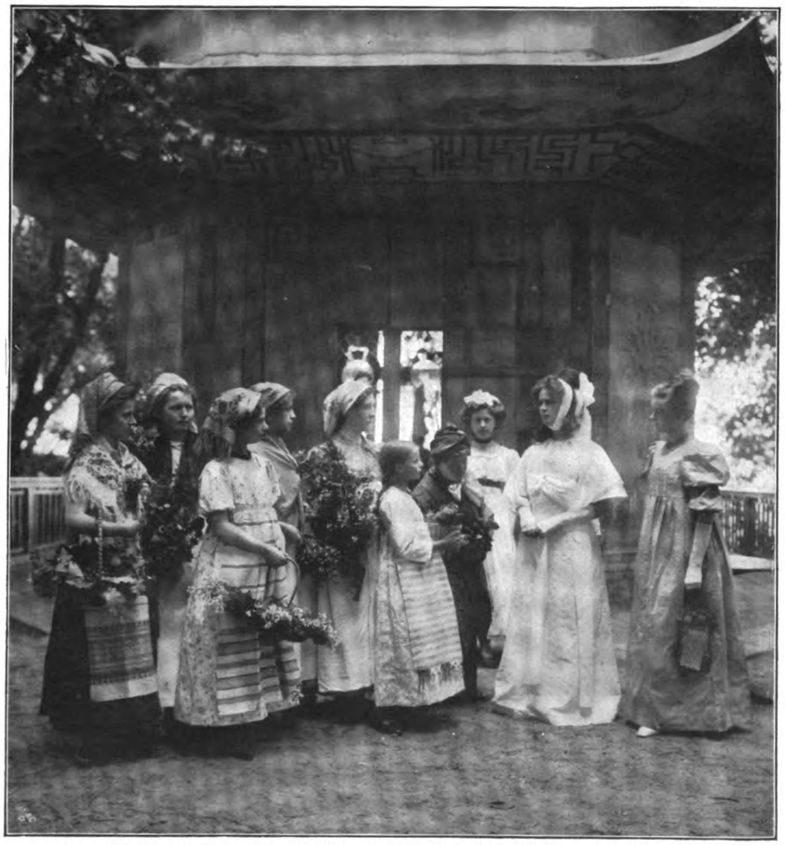
Das Hauptgebäude.

Das Spielzimmer.

Das Offizierheim Taunus. Photographien von Franz Schilling, Hofphotograph in Königſtein im Taunus.

des Heereshaushaltes übernommen. Dem Charakter einer Wohltätigkeitsanſtalt entſprechend, mußten dieſe Sätze, in denen mit Ausnahme der Getränke und Wäſche ſämtliche Koſten enthalten ſind, möglichſt gering bemeſſen werden. Sicherlich verbraucht der Leutnant bei beſcheidenſten Anſprüchen in ſeinem Standort ziemlich dasſelbe. Es entrichten täglich ein Leutnant oder Oberleutnant 3, ein Hauptmann 4, ein Stabsoffizier 5 und ein General 6 Mark. Für ausnahmsweiſe gewährte Mitnahme von Angehörigen oder Bedienung ſind 6 bezw. 1 Mark feſtgeſetzt. Die Bodengeſtaltung des Grundſtücks und eine durch dieſes führende Dorfſtraße zwangen zu einer Zweiteilung der Häuſeranlage. Nördlich des Weges liegt das Wirtſchaftsgebäude, während ſüdwärts die übrigen 6 Häuſer auf einem nach Südoſten offenen Halbkreis ſich mit Abſtänden von etwa 80 Meter an einen Rand des Dorfes anlehnen. Höchſt wirkſam tritt aus der Mitte dieſer im Landhausſtil errichteten Villen das mit einem kupferbeſchlagenen Dachreiter gekrönte Hauptgebäude hervor. An ſeine beiden Flügel reihen ſich je zwei Offizierhäuſer an, die 52 Offiziere aufnehmen können; am weiteſten weſtlich liegt das Beamtenhaus mit den Wohnungen für den Chefarzt, die Oberin, den Verwaltungsinſpektor und den Obergärtner; ein Gewächshaus iſt hier angebaut. Treten wir einen Rundgang durch das **Offizierheim Taunus** an. Auf der Gartenfront des Hauptgebäudes führt eine Freitreppe in den mit einem Tonnengewölbe eingedeckten Flur, der ſich wegen ſeiner ſtattlichen Länge und Breite auch als Wandelhalle eignet. Im Kellergeſchoß befinden ſich die Küche, die Kühl- und Eisbereitungsanlagen, der zum erſten Stock hinaufführende Perſonenaufzug, das Speiſezimmer des Perſonals und das durch eine Sondertreppe mit den Baderäumen verbundene Moorbad nebſt Zubehör. Das Erdgeſchoß enthält die Räume für die Verwaltung und die ärztliche Behandlung. Auf dem weſtlichen Flügel können alle Hilfsmittel des phyſikaliſchen Heilverfahrens angewendet werden. Wir ſehen hier ein Röntgenzimmer, einen elektriſchen Heißluftapparat, Räume für elektriſch betriebene Vibrations- und andere Maſſage und ein Laboratorium. Auf dem öſtlichen Flügel liegen zunächſt der weißgehaltene Auskleideraum, das Inhalatorium, Räume für Fangopackungen und der Saal für medico-mechaniſche Behandlung. In dieſem finden ſich Reit- und Ruderapparate ſowie die für die paſſive und aktive Bewegung aller Gliedmaßen gebräuchlichen Zander-Geräte. An den Auskleideraum ſchließt ſich als beſondere Sehenswürdigkeit der helle, 10,60 Meter lange, 8 Meter breite und 3,50 Meter hohe Badeſaal an, deſſen Wände mit grünen, weißabgeſetzten Kacheln bekleidet ſind. Abends erhellen in der Decke befeſtigte Glühlampen, deren Licht durch mattes Opalglas gedämpft wird, den Raum. Aus der Fülle der hier gebotenen Behandlungsmöglichkeiten möchten wir die Duſchemaſſagen nach Art von Aix les Bains und Aachen beſonders hervorheben. Auch ſehen wir ein Ruderbad, das ausreichende Ruderbewegungen im Waſſer ermöglicht, ein Strombad, in dem ein elektriſch getriebenes Flügelrad dauernd Waſſer über den Rücken des Badenden wirft, ſowie „fließende Flußbäder“, bei denen Waſſer in dünnen Strahlen die Füße beſpritzt. Endlich ermöglicht ein 3,30 Meter langes, 2 Meter breites und 1,45 Meter tiefes Baſſin, deſſen Boden mit hellblauen Kacheln belegt iſt, Bewegungsbäder in kühler Temperatur. Zwei Rundbogen und eine mit Bronzekapitäl geſchmückte Marmorſäule trennen einen kleineren Raum für elektriſche Bäder ab. Hier werden u. a. Heißluft-, Dampf-, elektriſche Wannen-, Vierzellen- und Lichtbäder zubereitet. Daß die Bäder in einem ſolch großen Saal weit mehr anmuten, als in den engen Kojen der meiſten andern Sanatorien dürfte einleuchtend ſein. Auch iſt nur auf dieſe Weiſe der geſamte Badebetrieb ärztlich zu überwachen. Nebenan ſchließt ſich der geräumige Liegeraum, in dem ſieben mit weißen Tüchern bedeckte Betten zur Ruhe einladen. Ein mit Palmen und Blumen umſtellter Wandbrunnen mit ſeinem eintönigen, ſanft einſchläfernden Geplätſcher ſchmückt das Gemach. Die techniſch hygieniſche Ausgeſtaltung all dieſer Räume, um die ſich Exz. v. Schjerning und Generalarzt Dr. Paalzow, Abteilungs-Chef der Medizin.-Abteilung im Kriegsminiſterium, hervorragend verdient gemacht haben, wird in dieſer Vollkommenheit von keinem andern deutſchen Sanatorium erreicht. Die Wacht zu den Geſellſchaftsräumen hält ein aufrechtſtehender, vom Kaiſer bei Petersburg erlegter Bär. Eine breite, ſchwarz geäderte und mit roten Läufern bedeckte Marmortreppe mit Bronzegeländer führt uns in die ſehr geräumige Diele des erſten Stockes. Dieſe Vorhalle, deren Marmorwände mit Bronzefrieſen abgeſetzt ſind, wird von gleichfalls reichverzierten Säulen höchſt wirkſam eingefaßt. Mächtige rote Teppiche, bequeme Sitzgelegenheiten aus weißem Geflecht, hohe Kübelpflanzen und gefüllte Blumenſchalen erhöhen die Wohnlichkeit. Sämtliche in derſelben Flucht liegenden Zimmer des Kaſinos münden teils auf dieſe Halle, teils auf einen breiten Gang, von dem ſich links die Wohnung des Oberarztes abzweigt. Wir treten nun in das im Empireſtil hellgrün und roſa gehaltene Empfangszimmer. Ueber dem Marmorkamin begrüßt uns das Oelbild des Allerhöchſten Hausherrn, umgeben von den Bildern des früheren Kriegsminiſters von Einem und des General-Stabsarztes von Schjerning. Ein mächtiger Mahagoniflügel erinnert uns an die weitere Beſtimmung dieſes Saales. Rechter Hand ſchließt ſich der gewölbte, zwei Stockwerke hohe Speiſeſaal mit einer Galerie für die Muſik an. Mit Benutzung eines Erkerraums, den ein großer Perſer deckt, vermag er bequem hundert Tiſchgäſte aufzunehmen. Links vom Empfangsſaal gelangen wir in ein mit Spieltiſchen ausgeſtattetes Gemach, in dem Klubſeſſel zum Plaudern bei der Zigarre einladen. Alsdann betreten wir ein Zimmer mit zwei Billards, an das ſich, durch ein Säulengeländer abgegrenzt, ein erhöhter Erker mit Butzenſcheiben angliedert. Von hier gelangen wir in das blau-grün und kirſchrot gehaltene Leſe- und Schreibzimmer, aus deſſen Farbenſtimmung anheimelnde Ruhe ſpricht. In den eingebauten Glasſchränken aus rotem Eſchenholz befinden ſich u. a. 400 vom Kaiſer geſtiftete Bände. Aus den beiden Mittelzimmern führen Türen auf eine von Säulen getragene, ſehr geräumige und erleuchtbare Veranda, von der das Auge über die fruchtbare Mainebene bis nach Höchſt und Frankfurt ſchweift. Die Dielen, Säle und Offizierzimmer ſchmückte der kaiſerliche Hausherr mit 120 mächtigen Geweihen und mehreren ausgeſtopften Auerhähnen. Jedes der vier Offizierhäuſer beſteht aus zwei doppelſtöckigen Flügeln mit je einem Eingang und je einer Diele. Dieſe Flügel ſind durch je einen Wärter-, Anrichte- und Wäſcheraum und durch vier Badezimmer nebſt Toiletten von einander getrennt. Wie alles Einförmige, „Kommißmäßige“ geſchickt vermieden wurde, ſind auch die gemeinſamer Geſelligkeit dienenden Dielen verſchiedenartig ausgeſtattet. Auf die Dielen münden in jedem Stockwerk drei oder vier Wohnzimmer, von denen jedes, meiſt nach der Parkſeite, auf eine gedeckte, erleuchtbare Loggia führt. Bei Verteilung der Wohnräume herrſcht kein Unterſchied des Ranges. Eine Exzellenz iſt nicht beſſer gebettet als der jüngſte Leutnant: ſie beide verfügen nur über je ein Zimmer. Nichts fehlt aber für die Bequemlichkeit: alle Errungenſchaften der heutigen Hoteltechnik ſind verwertet. Das mit ſeinem hohen Schlote ſchon von weither ſichtbare Wirtſchaftsgebäude enthält u. a. das die ganze Anſtalt verſorgende Fernheiz-, Warmwaſſerbereitungs- und Elektrizitätswerk. Die abgeſchloſſene Lage der Anſtalt erforderte außerdem noch die Einrichtung einer eigenen Waſſerverſorgungs-, Entwäſſerungs- und Kläranlage. Durch eine unterirdiſche Hochdruckleitung wird das Heim mit vorzüglichem, kriſtallklarem Bergwaſſer verſorgt. Sämtliche Gebäude ſind durch einen hellen, geräumigen und erleuchtbaren Tunnel untereinander verbunden. Die Kurgäſte können demnach bei ungünſtiger Witterung trockenen Fußes in das Hauptgebäude gelangen. Der die ſüdlichen Gebäude umſchließende 10 ha große Park mit ſeinen alten und ſchönen Baumbeſtänden, weiten Wieſenflächen, Feldſteingruppen, Teichen und ſpringenden Waſſern enthält neben herrlichen Spaziergängen und zahlreichen Sitzplätzen 2 reizvoll gelegene Tennishöfe. Als Vorſtand des Militärbauamtes I. Berlin entwarf Albert Weiß nicht nur alle Baupläne, ſondern richtete auch als ein wirklich berufener Künſtler jeden Wohnraum bis in die kleinſten Einzelheiten ein. — Die beiden Hauptmahlzeiten und das zweite Frühſtück werden im Kaſino, das erſte Frühſtück und die Veſper auf dem Zimmer oder der Diele eingenommen. Die Diät wird genau vom Chefarzt geregelt. Die beiden Hauptmahlzeiten verlaufen unter dem Vorſitz der Frau Oberin, Freiin Wanda von Forſtner, meiſt in heiterſter Laune. Ergraute und blutjunge Kameraden aus Oſt und Weſt, vom Lande und vom Waſſer, haben bald ſo viele gemeinſame Intereſſen und Bekanntſchaften feſtgeſtellt, daß ſich ein jeder ſchon nach wenigen Tagen wie im eigenen Kaſino fühlt.

Hermann Freiherr Röder von Diersburg.



Vom Königin Luiſe-Tag der „Heimat für Mädchen und Frauen gebildeter Stände“: Abordnung der Paretzer Frauen vor Königin Luiſe. Photographie von Hermann Boll, Berlin.

* * *

Ueberall in ganz Preußen ſind in den letzten Wochen würdige **Gedenkfeiern für die Königin Luiſe** abgehalten worden. Ein Königin Luiſe-Tag wurde auch von der vor zwanzig Jahren gegründeten, in Segen wirkenden „Heimat für Mädchen und Frauen gebildeter Stände“, Berlin W., in Paretz gefeiert. Wir bringen hier eine hübſche Aufnahme von dem auf der hiſtoriſchen Stätte von Paretz zur Darſtellung gebrachten Feſtſpiel. —

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker. (11. Fortſetzung.)

„Mein lieber Bert! — Heute komme ich mit einer Bitte zu Dir. Am 17. September iſt unſere ſilberne Hochzeit. Vatting iſt hart gegen Dich geweſen und will ſein Unrecht auch heute noch nicht recht einſehen. Aber Du haſt Dich inzwiſchen ja in der Künſtlerwelt umblicken können, und da wird Dir die menſchliche Unvollkommenheit gerade der Größten und Begnadeten nicht verborgen geblieben ſein. Vatting hat Deine künſtleriſchen Wege verfolgt. Er hat ſie nicht immer gebilligt — aber Dein ernſtes und fleißiges Vorwärtsdrängen hat ihn doch gefreut. Wie ſehr ihn Deine plötzliche Berufung als Korrepetitor für die Bayreuther Bühnenfeſtſpiele überraſcht hat, kannſt Du Dir denken. Er erfuhr davon aus der Zeitung, noch bevor ich ihm etwas von Deinem Brief geſagt hatte. Mit Richard Wagner iſt er ja nie mitgegangen, das weißt Du. Auf dieſem Gebiet werdet Ihr zwei Trotzköpfe Euch niemals einigen. Aber vielleicht drängt es Dich doch, an dem Lebensabſchnitt, den wir am 17. September verzeichnen, Frieden zu ſchließen mit Deinem Vater. Geſundheitlich iſt es ihm im letzten Frühjahr ſchlechter denn je gegangen. Er konnte das Sommerengagement darum nicht annehmen. Ich möchte ihn ſo gern ein bißchen mehr pflegen — aber hat er denn Zeit, ſich pflegen zu laſſen? Er arbeitet, arbeitet noch heute wie je zuvor. Nach wie vor kommt allmonatlich der Zuſchuß, den er für Dich zurückgelegt hat, in die Sparbüchſe. Das iſt nun einmal eine Art trotzigen Stolzes von ihm: daß ſich durch Dein Weggehen ſein Leben nicht etwa leichter geſtaltet habe. Darum nach wie vor die Unterrichtsſtunden, ob er mir auch ſchachmatt von der Probe immer heimkommt. Es iſt eine recht dumme Nierenerkrankung, die ihn ſo quält. Ein Weilchen läßt ſie ihn in Ruhe, dann wieder muß er liegen. Ich flehe nur den Himmel an, daß Dir ein ſolches Alter erſpart bleiben möchte. Ein Leben voller Hinopferung hinter ſich haben, ſein Herzblut vergoſſen haben — und unerkannt, unentdeckt durch die Menge ſchreiten. Ja, es wird wohl ſo kommen, wie Bülow es damals ſagte: berühmt wird er erſt, wenn er tot iſt. In den Ferien hat Vatting mit dem vierten Satz ſeiner Sinfonie begonnen. Er will das Werk in dieſem Winter beenden, ſagte er neulich. Aber er hat dabei ſo ein eigenes Lächeln gehabt. Und da hab' ich die leiſe Ahnung: er will mir die Partitur am Morgen des 17. September zueignen. Ein wundervolles Feſtgeſchenk. Welcher Silberbraut wird ſo eine Gabe? Es iſt unſer Leben darin beſchrieben — mit allem Leid, aber auch mit allen Lichtpunkten. Der erſte Satz erſchüttert einen, beim zweiten kommen einem unwillkürlich die Tränen. Ein wehmütiger Humor huſcht dann durchs Scherzo. Du glaubſt, das ſchmerzliche Lächeln ſeiner Züge zu ſehen, glaubſt, ſeine ſeltſam leis gewordene Stimme zu hören. Ein Fragen, auf das es keine Antwort gibt. Ein vom Schickſal Zerzauſter ſchüttelt mitleidig lächelnd das grau gewordene Haupt und zeigt mit der Hand ſtill nach oben. Und was er glaubt, da oben vermuten zu können, das ſchildert dann der Schlußſatz. Ach, lieber Junge, ganz eigen berührt es einen, wenn er aus ſeinem Schlußſatz ſpielt. Das ſind höhere Regionen, weißt Du, vor denen man ein geheimes Zittern verſpürt, Ewigkeitsdinge. Ich ſage mir immer: kann das ein Künſtler ſchaffen, der ſich nicht ſchon ſelber halb da drüben, da oben fühlt? — Du wirſt mich überſpannt finden. Aber die Einſamkeit, das beginnende Alter, Vattings Leiden — und die ewigen, ewigen Enttäuſchungen, die er mit ſeinem ehrgeizigen, aber ſtillen Schaffen erlebt — all das macht nachdenklich, und vielleicht auch ein bißchen ſentimental. — Alſo vergiß im erſten Anlauf Deiner Erfolge den 17. September nicht, mein Jung', und laß bald wieder von Dir hören. Du ſchriebſt mir gar nichts mehr darüber, ob Fräulein Raith nun wirklich nach Bayreuth gekommen iſt und ob Du ſie geſprochen haſt. Und Du willſt Dich alſo wirklich an eine Oper wagen? — Sei in alter Liebe umarmt von Deiner Mutter."

Es war ſo recht die Stunde, in der dieſe ſtille, wehe Sprache ſein Herz treffen mußte. Mehr als alles erſchütterte ihn dieſer wunderſame, felſenfeſte Glaube der einſamen Frau an Vaters Genie.

Seinen Trotz hatte dieſer letzte Brief völlig geſchmolzen. Er war jetzt Mann geworden, fühlte ſich ſicher genug auf beiden Füßen, konnte das Haupt wohl einmal neigen, ohne gleich den Boden unter ſich zu verlieren. Er wollte aber in erſter Reihe das Haupt neigen vor all dem Leid der getäuſchten Hoffnungen — und vor der aufopferungsvollen Treue.

Zum 17. September meldete er der Mutter ſein Kommen an.

⁂

Noch in Bayreuth ward Nikoleit die Nachricht, daß der Intendant des Schweriner Hoftheaters ihn als zweiten Kapellmeiſter an der Oper anſtellen wollte. Nach Schluß der Bühnenfeſtſpiele ſollte er ſich bei ihm in Berlin, wo er verſchiedener Vertragsabſchlüſſe halber weilte, vorſtellen.

Das geſchah — und Nikoleit erhielt ſeinen Kontrakt. ... Am 1. Oktober begann ſein Engagement ...

Die Hochſchule lag noch im Sommerfrieden der großen Ferien. Es blieb ihm alſo vorläufig erſpart, ſich von ſeinen früheren Lehrern zu verabſchieden. Daß die Nachricht von ſeiner Bayreuther Tätigkeit, über die ja die Tageszeitungen berichtet hatten, alle überraſcht, einige von ihnen aber faſt ſchmerzlich berührt haben mochte, konnte er ſich wohl vorſtellen. Sie bedeutete ſeinen Übergang in ein anderes Lager — man würde es ihm als Fahnenflucht auslegen — die ſchärfſten Wagnergegner unter den akademiſchen Lehrern mochten ihn alſo für das undankbarſte Geſchöpf unter der Sonne halten.

Was ſeiner ganzen künſtleriſchen Entwicklung die ſtrenge Schule der Akademie genützt hatte, das konnte er nie vergeſſen. Seine aufrichtige Dankbarkeit beſtand fort. Aber auf dem Schulſtandpunkt ſtehen zu bleiben — lediglich aus Dankbarkeit — das wäre ja eine wahnwitzige Forderung geweſen. Übrigens ſtellte ſie niemand. Aber freiwillig erfüllte ſie Dieter Raith. Deſſen künſtleriſche Richtung hatte einen hiſtoriſchen Krebsgang ausgeführt. Lona meinte: heute ginge ihr Bruder nicht einmal mehr mit Beethoven mit. Schon bei Bach quälte ihn die inſtrumentale Behandlung der Singſtimmen. Wirklich wohl fühlte er ſich nur in der Vokalmuſik der ſpätmittelalterlichen Niederländer und Italiener. „Er iſt eben kein Künſtler — ſondern ein Gelehrter!“ ſagte Lona.

Voll größter Spannung harrte Nikoleit nun eines Beſcheids aus Bonn.

Würde Lona wirklich die Kraft und den Mut haben, allen Vorurteilen zum Trotz ihren Übergang zur Oper auszuführen? Es waren ja nicht nur ſoziale Vorurteile zu beſiegen. Vielleicht noch ſtärker als die Abneigung des Geheimrats Raith gegen die Welt des Scheins war der Haß ſeines Sohnes auf Richard Wagners Kunſt. Dieter Raith, ſonſt der feinſte, ſanfteſte, verſtändigſte Menſch, konnte bei Geſprächen über die letzten Ziele des Bayreuthers geradezu in eine maßloſe, blinde Wut geraten.

Daß ſich ihr eine große Karriere öffnete, wenn ſie das Anerbieten der Frau Sucher annahm, deren Gatte, ein hervorragender Kapellmeiſter, ihren muſikaliſchen Unterricht vervollſtändigen würde, das war für Nikoleit keine Frage. Ihre Stimme war groß und ergiebig, fabelhaft umfangreich, ausgeglichen in allen Regiſtern, ſie hatte Temperament, ſeeliſche Tiefe und den großen Atem der Leidenſchaft, ihre Ausſprache war muſtergültig — dazu kam ihre ſtolze Erſcheinung, ihr ausdrucksvolles Auge, die vornehme Sicherheit ihres Auftretens — alles, alles wies ſie auf den Weg des modernen Bühnengeſangs. Ihr Evchen in den ‚Meiſterſingern‘ war heute ſchon eine prächtige Kunſtleiſtung. Als Siglinde, als Iſolde, als Kundry würde ſie ſpäterhin die ganze muſikaliſch gebildete Welt in Entzücken verſetzen. Und ſie war ja noch jung. Welch lange, ſchöne Siegeslaufbahn ſtand vor ihr. Ihr Vermögen, ihre geſellſchaftliche Stellung, ihr tadelloſer Ruf, ihr Geſchmack und die Macht ihrer Perſönlichkeit hielten ihr alle Widerwärtigkeiten des Theaterlebens fern. Sie konnte das Sonntagskind der deutſchen Bühnenwelt werden.

Nikoleit hatte ſeine alte Studentenbude am Neuen Markt wieder bezogen und benutzte die Zeit bis zur Abreiſe nach Hamburg und Schwerin zur Niederſchrift einer großen Reihe von Skizzen ſeiner Landsknecht-Oper.

Die weibliche Hauptpartie, das Ulmer Wirtstöchterlein, wuchs und wuchs dabei unter ſeinen Händen. Er hörte Lonas Stimme, er ſah ſie ſelber, es ging von ihrer prächtigen Friſche, ihrem trotzigen Mädchenſtolz und ihrem mitfortreißenden Temperament immer mehr auf dieſe Phantaſiefigur über. Schließlich lebte ſie für Nikoleit. Sie war nicht mehr Dichtung — ſie hatte Fleiſch und Blut.

Bis zum 17. September wollte er mit dem größten Teil der Skizzierung fertig ſein. Während der Winterſaiſon nahmen ihn dann ja die Arbeiten im Probeſaal und Orcheſter den Tag und den Abend über gewiß ſo voll in Anſpruch, daß ihm immer nur wenige Nachtſtunden für ſein Werk übrig blieben. Die Zeit mußte er dann für die intereſſante, aber mühſelige Ausarbeitung der Partitur ausnutzen.

Frau Knuſt war ehrlich betrübt, daß ihr treueſter Muſikſtudent ſie nun auch verließ. Er war übrigens ihr letzter Mieter. Am 1. Oktober zog ſie mit ihrem Mann, der ſeiner ſchwächlichen Geſundheit halber nicht mehr ſo angeſtrengt arbeiten konnte, nach einem Vorort, wo ſie billiger lebten. Sie hatte Nikoleit ſchon im Sommer einmal anvertraut: jeden Monatserſten, ſeitdem ihr Mann krank war, traf immer ein Einſchreibebrief aus Hamm für ſie ein. Immer enthielt er runde dreißig Mark in Papier — ſonſt nichts, keinen Namen des Abſenders. „Es is doch janz jewiß von unſerm alten Mieter. Ick hab' ihm jeſchrieben deswegen — aber er ſtreitet's rundweg ab. Is das nich komiſch? So is er ja immer jeweſen: eine Seele von einem Menſchen — und tut ſo rauhbeinig. Nich?“

Nikoleit nickte. Er war geradezu bewegt von der drolligen Art, mit der ſein alter Freund hier wieder einmal ſeine wohltätige Hand ſpielen ließ. Ob es je im Leben für ſie noch ein Zuſammenkommen gab?

Bald galt es nun, die Habſeligkeiten zu packen. Es war zu dem Reiſekorb, den beiden Notenkiſten und dem altertümlichen Wäſcheſack, mit dem er als blutjunger Student in die Welt hinausgeſchickt worden war, noch ein größeres Stück hinzugekommen, der bisher nur gemietete Stutzflügel, eine Erwerbung, die er mit einem Teil ſeines Bayreuther Ehrenſoldes beſtritten hatte. Das Inſtrument war ihm ſo lieb geworden, daß er's nicht mehr miſſen wollte. Es hatte alles, was er bisher komponiert hatte, zuerſt gehört — vielmehr ſeinem Ohre, dem es beim Schreiben nur geiſtig geklungen, ſinnlich zuerſt vermittelt.

Natürlich wollte er den Flügel nicht erſt für ſeinen kurzen Beſuch nach Hamburg mitnehmen, ſondern direkt nach Schwerin ſchaffen laſſen.

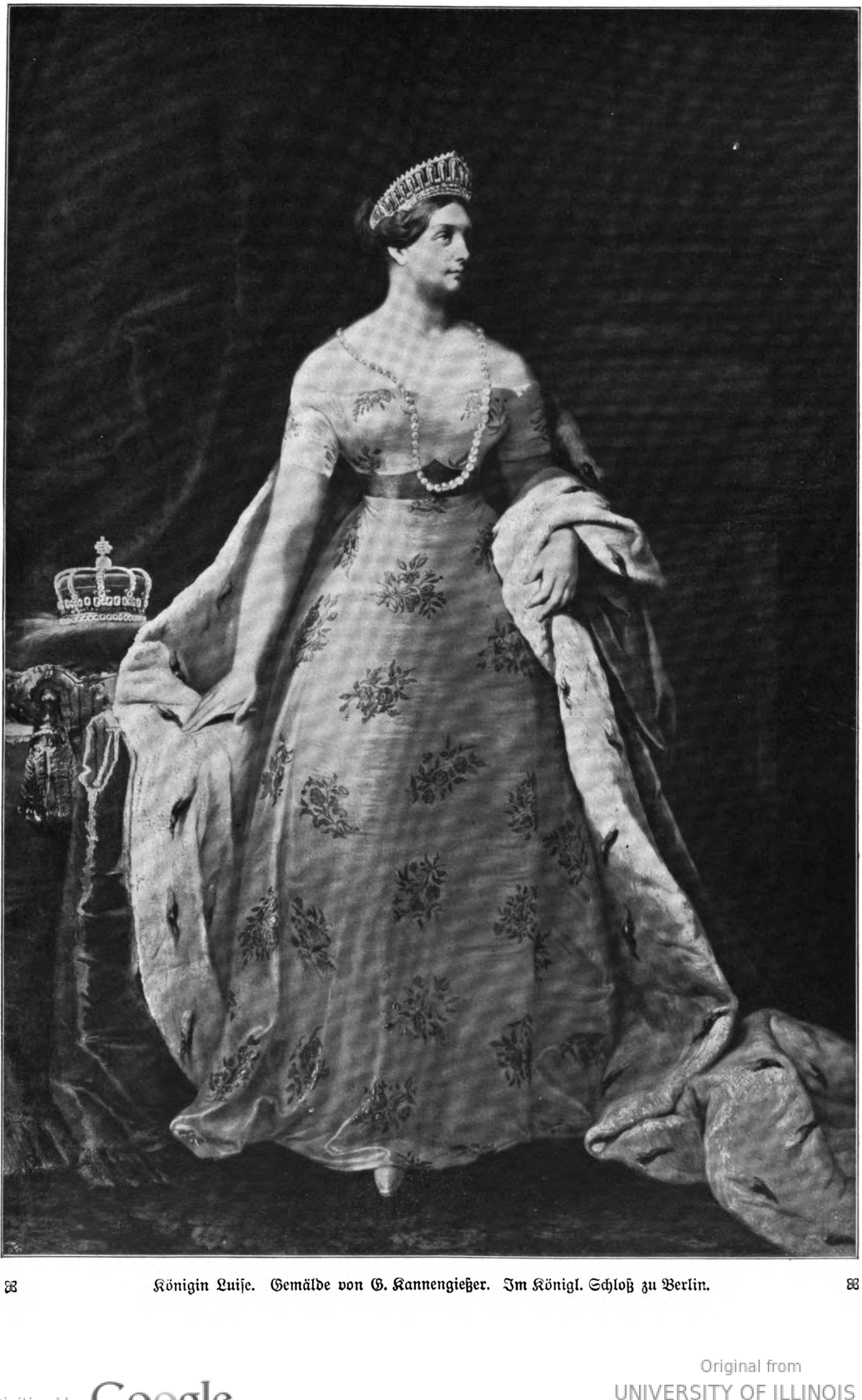
Er hatte mit dem Muſikaliengeſchäft ſchon eine feſte Abmachung getroffen, ſeiner Mutter den Tag ſeiner Ankunft mitgeteilt, da bekam er plötzlich die Depeſche aus Hamburg: ‚Dortbleiben, wir fahren morgen zum Arzt nach Berlin.‘

Und das erſte Wiederſehen mit den Eltern nach der langen Trennung geſtaltete ſich dann ſehr traurig für ihn. Sein Vater war recht krank. Er hatte ſchon mehrere Ärzte in Hamburg konſultiert. Sie forderten alle eine Operation. Monatelanges Fernbleiben vom Orcheſter erklärte der alte Klarinettiſt aber für eine Unmöglichkeit, denn die Kündigung war ihm dann ſicher. Letzte Hoffnung ſetzte er auf den Rat eines berühmten Berliner Spezialiſten, von deſſen Kuren ihm ein paar Bekannte Wunderdinge berichtet hatten. Der Berliner ſollte auch vorgeſchrittene Leiden ſeiner Art ohne Berufsſtörung, ohne Liegekur geheilt haben.

Den kleinen Fonds, den Frau Nikoleit im Laufe der Zeit aus wirtſchaftlichen Erſparniſſen zuſammengebracht hatte, der auch zur Verſchönerung des hohen Feſttags hatte dienen ſollen, fraß nun die Berliner Reiſe auf.

Und den Tag ihrer Silbernen Hochzeit verlebten ſie in Moabit in der beſcheidenen Penſion, die ihnen von einem Hamburger Kollegen empfohlen war.

„Wir ſind nun einmal Pechvögel, mein lieber Jung',“ ſagte Frau Nikoleit zu ihrem Sohn, als ſie zum erſtenmal allein mit ihm war, „das Repertoir des Theaters iſt unſer Schickſal — wir können es uns nicht ſelber geſtalten. Vor dem 1. Oktober hätte der Direktor ſonſt keinen Urlaub



Königin Luiſe. Gemälde von G. Kannengießer. Im Königl. Schloß zu Berlin.

gegeben — es iſt ja der Wagnerzyklus — da hieß es eben: zugreifen bei der erſten Gelegenheit. In der Ungewißheit dort noch länger hinzuleben, wäre noch grauſamer.“

Der ärztliche Beſcheid gab wenigſtens Hoffnung. Mediziniſche Bäder und Brunnenkuren wurden verordnet. Ein langes, umſtändliches Programm. Aber der Patient konnte ſeiner beruflichen Tätigkeit dabei immerhin nachgehn.

Seltſam verändert fand Bert ſeinen Vater. Das Leiden hatte ihn grillig gemacht. Auch gegen die Mutter war er oft ungerecht. Bedauert wollte er ſchon gar nicht ſein. Er wurde ſpitz und ſpöttiſch, wenn ſeine Umgebung merken ließ, daß man Rückſicht auf ſeinen leidenden Zuſtand nahm.

Im ganzen währte der Berliner Beſuch vier Tage.

Nikoleit ſenior ſollte nicht viel laufen, alſo blieb man den größten Teil der Zeit in dem Penſionsſtübchen beiſammen. Berts Mutter mühte ſich redlich, die Stimmung auf der Höhe zu erhalten. Sie erzählte von all den Erfolgen, die ihr Mann in den letzten Jahren errungen hatte. Da waren Stimmen aus dem Publikum über dies und jenes Solo der Klarinette bis zur ihr gedrungen — da hatte ein Kritiker über ein älteres, vom Autor faſt ſchon vergeſſenes Kammermuſikwerk wundervolle Worte in einer Geſellſchaft geſprochen — und in Hamm hatte man das Sextett zum zweiten Male wiederholt — und die Sinfonie …

Die Tränen ſtanden Berts Mutter in den Augen, Freudentränen über die glücklichen Fortſchritte dieſes großen Werkes, das den Schöpfer in aller Welt bekannt, berühmt machen mußte. Sie charakteriſierte eingehend die verſchiedenen Sätze — faſt mit den gleichen Worten wie damals in ihrem Brief nach Bayreuth. Es klang eine warme Begeiſterung aus ihren Schilderungen. Bert lauſchte voll Intereſſe und warf ab und zu lebhafte Fragen techniſchen Inhalts ein, die der Komponiſt zögernd, vielleicht etwas widerwillig, immer aber hoheitsvoll oder doch überlegen beantwortete. Streifte ſein Blick das Antlitz ſeiner Mutter, ſo ſah er’s in den tränenſchimmernden Augen ſtolz aufleuchten. Und doch — einmal — ſchien ihm hinter all dem freudigen Stolz eine geheime Angſt zu lauern. Nur für ein paar Sekunden war’s — als Vater am Fenſter ſtand und ihnen den Rücken zuwandte. Oder nicht Angſt war’s — eine flehentliche Bitte.

Das traf ihn ſeltſam erſchütternd — machte ihn ganz unſicher. Galt dieſe Bitte ihm? Um was warb ſeine Mutter?

Als ob ein Schleier vor ihm zerriſſe, der ihn plötzlich die nackte, nüchterne Wirklichkeit ſehen ließ, ſo war es ihm in dieſen paar Sekunden. Es machte ihn irr an ſeiner Mutter. War ihre Begeiſterung etwa nicht echt? Oder war es nur etwas wie Autoſuggeſtion? War es die Schonung für den Kranken, was ſie zu all den Superlativen der Bewunderung trieb? War es etwa — — ein Almoſen?!

Längſt waren Ausdruck und Ton wieder die alten. Ja — ihre Begeiſterung ſteigerte ſich eher noch; ſie ward zur Hymne. Aber Bert Nikoleit kam davon nicht mehr los: von dieſem bohrenden, ihn geradezu erſchütternden Verdacht.

Aus tauſend ſonſtigen Erzählungen und Schilderungen gewann der Sohn ein ziemlich umfaſſendes Bild ihres täglichen Lebens. In der glänzenden Großſtadt, mitten im Zentrum des reichen Hamburger Kunſtlebens, waren die beiden raſch gealterten Leutchen all die Zeit über einſam geweſen und weltabgewandt. Verdroſſen, mit wachſendem Grimm, hatte ſein Vater Tag für Tag und Abend für Abend ſeine Pflicht am Klarinettenpult getan, ſeitdem die ihm innerlich fremde neue Richtung mehr und mehr zum Sieg und zur Herrſchaft über das Repertoir gelangt war. Er ging mit der Bewegung nicht mit. Er haßte ſie. Der Dienſt in dieſem großen Tonkörper war ihm darum oft eine Folter. Mit ſeinen Kollegen ſprach er über dieſe Dinge längſt nicht mehr. Viele von ihnen, die dem ‚modernen Zeug‘ früher ebenſo fremd und ablehnend wie er gegenübergeſtanden, hatten ſich allmählich damit ausgeſöhnt, ſogar befreundet. Sie ſchalten ihn nun einen Eigenbrödler. Der Nachwuchs mokierte ſich ſogar über ihn. Da blieb ihm ſeine Frau die einzige mitfühlende Seele. Wenn er heimkam, konnte er ſeinem Zorn über dieſe zielloſe Revolution Luft machen — und ſich dann einſpinnen in die Kunſt der alten Tage. So war aus ihm einer der glücklichen Unglücklichen geworden, für die es noch eine ‚gute alte Zeit‘ gab.

In vielen Geſprächen zeigte ſich das dem Sohn, der immer erwidern wollte — dann aber jedesmal innehielt, weil der flehentlich bittende Blick ſeiner Mutter in ihm nachwirkte. Nur ab und zu wagte er einen leiſen Einwurf. In der ‚guten alten Zeit‘ der Kunſt, von der ſein Vater ſchwärmte, hatte es ja ähnliche Kämpfe gegeben. War nicht Beethoven einmal ein wilder Neuerer genannt worden? Hatte man nicht ſeine Neunte Sinfonie ein muſikaliſches Ungeheuer genannt? Und welches Befremden hatten nach ihm die Neuromantiker mit ihren neuen Orcheſterwirkungen hervorgerufen: Weber und Schumann?

Nikoleit ſenior ſaß mit verſchränkten Armen da. Sein Geſicht mit dem krankhaft gelblichen Teint, den etwas größer gewordenen, ſeltſam hervortretenden Augäpfeln, den tiefen Leidensfalten um den Mund hatten den hochmütigen Ausdruck noch immer beibehalten. Für den Standpunkt ſeines Sohnes hatte er nur ein mitleidiges Lächeln.

„Du biſt in dieſe ganze Bewegung wie vom Mond hereingeplumpſt, mein Junge,“ ſagte er einmal achſelzuckend, „Du kennſt ja keine Tradition — Du haſt noch in den Windeln gelegen, als wir uns dieſe billigen Weisheiten ſchon an den Schuhſohlen abgelaufen hatten.“

Da ſchwieg Bert. Er ſah: ſein Vater wollte ihn nicht verſtehen. Oder vielleicht konnte er es auch nicht mehr — vielleicht war er in ſeiner ängſtlichen, ſtarren Zurückgezogenheit wirklich zu einſeitig geworden.

„Ihr macht Eure Muſik heute mit dem Verſtand,“ ſagte ſein Vater am vorletzten Abend des Beiſammenſeins, „wir machten ſie noch mit dem Herzen.“

Dabei blieb er.

In dieſer ganzen Spanne Zeit war von Berts Erfolgen kaum die Rede geweſen. Die Partitur der ‚Seefahrt‘ hatte Nikoleit ſenior durchgeſehen und hatte ſie als eine ganz brave Arbeit bezeichnet. Aber es war für ihn eben doch nur ein blaſſes Schülerwerk. „Ihr könnt mit den einfachen Mitteln der Klaſſiker nichts anfangen, Ihr Jungen, Ihr zeigt Euch ohnmächtig, die Sprache der Großen zu reden, weil Ihr die Form zerbrechen wollt. Ihr müßt Ungeheuerlichkeiten neuer Diſſonanzen erſinnen, um die Nerven aufzupeitſchen. Die guten alten Inſtrumente genügen Euch nicht — Ihr bietet Himmel und Hölle auf, Eure Orcheſter wachſen ins Rieſengroße. Lärm, Wucht, Verblüffung müßt Ihr ſchaffen, damit man auf Euch achtet. Aber mit Euerm bombaſtiſchen Getön ſchlagt Ihr nur die leiſe innere Stimme tot.“

Am letzten Tag lief Bert, nachdem er bei den Eltern in der Penſion Mittag gegeſſen, ſtundenlang ziellos durch die Heide, die ſich von Moabit aus bis zur Havel erſtreckt. Er fürchtete ſich geradezu vor der Wiederholung einer ſolchen Ausſprache mit ſeinem Vater. Gewaltſam hatte er ſich zu beherrſchen geſucht. Die alte Kindesliebe war noch nicht zum Schweigen gekommen, tauſend rührende Züge der Mutter hatten ihn wieder ergriffen, und nun war es faſt etwas wie Mitleid mit dem bejahrten Künſtler, den ſeine Erfolgloſigkeit zu der ſtarren Verurteilung alles Neuen gelangen ließ, auch das Mitleid mit dem Kranken, das Gefühl, ihn ſchonen zu müſſen, mit ſeiner Schroffheit nicht rechten zu dürfen … Aber Anſtrengung hatte es ihn gekoſtet, ſein Temperament zu zügeln. Denn bitter war für ihn die Erkenntnis, daß ſein eigenes Schaffen, ja ſein ganzes eigenes Schickſal auch heute noch, wo er künſtleriſch erwachſen war, den Vater kaum beſchäftigte, daß dies alles zurücktrat hinter dem ins Krankhafte geſteigerten Egoismus.

Sprach bei ſeinem Vater vielleicht die Eiferſucht mit?

Er hatte die Empfindung, daß er ſowohl bei ſeinem Vater wie auch bei der Mutter der wahren Liebe, dem wirklich herzlichen Intereſſe nur nahegekommen wäre, wenn er ihnen vom Schickſal zerzauſt, in ſeinen Hoffnungen geknickt gegenübergetreten wäre. Ja — auch bei ſeiner Mutter. Denn ſie opferte ja nur an einem einzigen Altar: dem Genie ihres Gatten.

Und nun der bohrende Argwohn in ſeiner Bruſt: ob die vom Leben geknechtete Frau an dieſes große Genie denn wirklich noch glaubte — in innerſter Seele noch glaubte?!

In ſeiner zerriſſenen Stimmung war er, achtlos des Wegs, der Richtung und der Zeit, bis nach Spandau geraten. Ein Gewitterregen überraſchte ihn, kurz vor den Feſtungswällen, er ward patſchnaß. So mußte er die Eiſenbahn zur Heimfahrt benutzen, um erſt wieder in trockenes Zeug zu ſchlüpfen, bevor er die Eltern aufſuchte. Sie erwarteten ihn um ſieben Uhr nach der Sprechſtunde des Arztes, der ſeinem Patienten beim Abſchied noch allerhand Verhaltungsmaßregeln geben wollte. Anderen Tags in aller Frühe mußten ſie nach Hamburg zurück.

Es war ſchon ſieben Uhr vorüber, als Bert in ſeine Wohnung am Neuen Markt gelangte. In größter Eile beſorgte er nun das Umziehen.

Dabei fiel ſein Blick plötzlich auf den Tiſch am Fenſter. Dort pflegte Frau Knuſt die Briefſchaften hinzulegen, die — ſelten genug — in ſeiner Abweſenheit eintrafen. Ein ſchmaler Umſchlag trug ſeine Adreſſe. Eine Mädchenhandſchrift war's. Er kannte die großen, feſten Schriftzüge. Das Schreiben kam von Lona. Haſtig erbrach er den Umſchlag und las.

Er las die paar Seiten wieder und wieder. Dabei fühlte er einen Schmerz in der linken Seite. Dann war es ihm, als ob ſein Herz ausſetzte, und er hörte ſich aufſtöhnen. Schließlich ließ er das Blatt ſinken, preßte die Rechte gegen den Mund und biß die Zähne zuſammen.

Lona ſchrieb: „Lieber Freund Bert! — Es ſoll alſo ein Abſchied zwiſchen uns ſein. Ich hab' ſo lang gezögert, weil ich erſt wieder Feſtigkeit und Klarheit haben mußte nach all dem Schwanken, Ringen und Unterliegen. Es waren ſchwere, ſchwere Zeiten. Vater war außer ſich über meinen Plan, zur Bühne zu gehen. Und er ſieht in Ihnen meinen böſen Genius. Dieter und Tante Dorothee haben ihn darin beſtärkt. Dieter haßt Sie — und Tante beſchwört mich immer wieder bei Mutters Andenken. Was ich in dieſen Wochen durchgemacht habe, will ich Ihnen nicht ſchildern. Ich war oft dicht daran, mein Bündel zu ſchnüren und in die Welt hinauszuziehen. Aber da traf mich ein garſtiges Wort, das Dieter ſagte. Es griff an meinen Stolz. — Nein, die Kunſt hat zu viel Goldenes und Sonniges in mein Leben getragen, als daß ich mir's entweihen ließe. — Und ſo war es zum Schluß faſt noch mehr das Mitleid mit denen, die mich nicht verſtehen, das mich bleiben hieß ... Ich weiß, daß Sie Ihren Weg gehen auch ohne mich. Ich glaube an Ihr Talent, Ihren Fleiß — Ihre Miſſion. Meine Umgebung glaubt nicht daran. Nur eine ferne Zukunft kann entſcheiden. Wir ſind beide zu alt — und wohl auch zu ſtolz — als daß wir heimlich einen Verkehr unterhielten, den Vaters Machtwort mir verbietet. Ich ſchreibe Ihnen alſo nicht mehr. Wir ſagen einander als gute Kameraden, die eine ſonnige Wegſtrecke Schulter an Schulter miteinander gewandert ſind, Lebewohl. Schreiben auch Sie mir nicht mehr, Bert, denn ich mag Sie in meines Vaters Haus nicht mehr verteidigen, will von Dieter keine Debatten mehr über Sie, Ihre Kunſt, Ihre Vergangenheit und Ihre Zukunft. Es hat lange gedauert, bis ich zu ſolcher Reſignation kam. Aber jetzt iſt die Wunde geſchloſſen. Vater wollte mir geſtatten, im Winter ein Konzert zu geben. Darauf habe ich verzichtet. Er hat mir in einer bitterernſten Stunde geſagt: ich ſei ihm den Dank für die Liebe ſchuldig geblieben, die er mir mein ganzes Leben hindurch entgegengebracht habe. So will ich ihm denn eine treue Haustochter ſein — ihm und den anderen beweiſen, daß Ihr Einfluß, Bert, doch nicht gar ſo ſchlecht war, als ſie alle glauben. Hindern Sie mich alſo nicht. — — — Indem ich überleſe, was ich geſchrieben habe, wird mir's bitter, bitter weh. Aber ich darf nicht mehr weich werden. Der Trotz und der Stolz müſſen mir helfen. Ein letztes Lebewohl alſo, Bert, und einen letzten Händedruck. Und haben Sie Dank für allen guten Willen. Die Erinnerung können ſie uns nicht rauben: das treue Gedenken. Das ſoll licht, harmoniſch und fleckenlos bleiben. Lona."

Bert Nikoleit ſtarrte noch immer mit großen, entſetzten Augen darauf. Frau Knuſt pochte an die Tür, trat ein, um ihren Mieter etwas zu fragen. Sie wußte von der Krankheit ſeines Vaters und wollte ihre Teilnahme kundgeben.

Der ſtand am Tiſch, in Hemdsärmeln, patſchnaß und rührte ſich nicht.

Und als er dann endlich aufhorchte, ſtand ein ſeltſames Lächeln in ſeinen Zügen.

„Doktor — was haben Sie denn?"

Er zuckte die Achſel. Dann, nach einer langen Pauſe, ſchluckte er und ſagte mit gepreßter Stimme: „Ich? Nichts. Was ſollte ich ... Ich habe nichts. Nichts. — Niemanden. Gar niemanden habe ich."

„Herrje, Herr Doktor, Ihr Herr Vater wird doch nich ... Ick meine man ..."

Er ſchüttelte den Kopf. Sagte aber noch einmal tonlos, wie abweſend: „Gar niemanden hab' ich mehr."

Mit großer Verſpätung machte er ſich dann endlich zum Fortgehen fertig. Ängſtlich ſah ihm vom Fenſter aus Frau Knuſt nach, wie er in der beginnenden Dämmerung über den Neuen Markt dahinſchritt —

Wenige Tage ſpäter ſiedelte Bert Nikoleit nach Schwerin über. —

Wundervolles Septemberwetter herrſchte. Es lockte noch zum Draußenbleiben.

In einer Anwandlung von Galgenhumor entſchloß ſich Nikoleit, als er einmal am Kronprinzenufer entlang ſchlenderte und die dort aufgereihten Schleppdampfer, Frachtkähne und Zillen ſah, die Reiſe auf dem Waſſerwege auszuführen. Ein Schlepper mit reichlichem Kajütenaufbau trug den Namen eines Schweriner Schiffsführers. Mit dem baß verwunderten Mecklenburger trat er in Unterhandlung. Ob er mit ſeinem Inſtrument an Bord unterkommen und die Fahrt mitmachen könne? Der Alte lachte. Ja, warum nicht? Aber das ging nicht ſo ſchnell wie mit der Eiſenbahn. Da hatte man allerhand Kanäle und Schleuſenwege zu nehmen, im Zickzack ging das über die Landkarte, unterwegs, am Neuen Eldekanal, war noch kleine Fracht aufzuladen, und vor Monatsſchluß kam man nicht nach Schwerin.

Das war dem jungen Sonderling eben recht.

Aber für die Verpflegung, wandte der Alte ein, müßte er ſelber ſorgen. Man kaufte ſich Brot, Kaffee und Speck, Kartoffeln waren an Bord, und bereitete ſeine Mahlzeit in dem kleinen Küchenverſchlag beim Steuer.

Der Schiffer dachte noch immer nicht, daß der junge Menſch Ernſt machen würde — auch als er ſich ſchon durch Handſchlag und feſte Vereinbarung gebunden hatte.

Am andern Morgen aber hielt ein offener kleiner Möbelwagen am Ufer. Bert Nikoleit dirigierte die Verſtauung ſeines Stutzflügels ſelbſt. Das Inſtrument kam in die jetzt leere Kajüte, in der früher immer die ‚Frau Kaptain' gehauſt hatte, an die Stelle des Bettes.

Nun endlich glaubte der Alte daran.

Und als der grüngeſtrichene Kahn den Schiffahrtskanal hinunterfuhr, horchten die Zillenführer, die Treidler, die Fuhrleute auf der nebenherziehenden Landſtraße, die Radler und Wanderer erſtaunt auf.

Irgendwoher ertönte Muſik. Keine Tanzmuſik, wie der Wind ſie manchmal aus den Vorſtadtkneipen heraustrug, nein — ſeltſam fremde Weiſen, rauſchend oder perlend oder drohend oder jubelnd oder herzbewegend. —

... Und wenn weiter draußen im Land in dieſen wundervoll klaren Septembertagen märkiſche oder mecklenburgiſche Liebespaare am Flüßchen oder am Kanal entlang ſpazierten, von dieſem Städtchen, jenem Dörfchen aus, Hand in Hand, um im Dämmerſchein zu flüſtern, Sternſchnuppen zu beobachten und dem Vogelgezwitſcher zu lauſchen, ſo hörten auch ſie manchmal die fremde, ſchöne Muſik, die wie ein Geiſterſpiel durch die Landſchaft zog. Man ſah nicht, woher ſie kam. Vielleicht vom Waſſer her. Aber da glitt nur ein ſchwerfälliger Laſtkahn zu Tal. Am Heck ſaß ein ſchmunzelnder alter Schiffer.

„Hewwt Ji de Muſik an Boord, Vadder?“ rief wohl einer oder der andere ihm zu.

Und er nickte und lachte. „Jä. Worum nich? Die bring ich unſen oll' Großherzog zum Präſent mit.“

Weiter zog der Kahn. Der ‚Kaptain‘ war mit dieſer Fahrt zufrieden. Für ſeine Unterhaltung war geſorgt — und er bekam noch ein paar blanke Taler Fracht für den jungen Herrn Hofkapellmeiſter und ſeinen alten Muſikkaſten.

. . . Losgelöſt von der Welt, mit ſeinem Werk allein, ohne Kunde davon, was die Zeitungen ſchrieben, was das Deutſche Reich und die deutſche Kunſt machten, verlebte Nikoleit dieſe ſeltſamſte aller Studienfahrten. Er ſchrieb in der Sonne an Deck an ſeiner Oper — ſchlief und aß, wenn es ihm eben paßte — und probte die neuentſtandenen Szenen dann in ſeinem ‚Muſikſalon‘ aus. Fenſter und Tür ſtanden offen. Ein Landregen hätte nicht kommen dürfen — denn dann wäre es bei dem durchläſſigen Kajütendach wohl um das Inſtrument geſchehen geweſen. Das ſchöne Herbſtwetter hielt indes an. Wenn er auf dem als Klavierſchemel dienenden Fäßchen ſaß und ſpielte, dann ſchweifte ſein Blick wie entrückt durch Tür und Fenſter ins Weite. Die ſtille, herbe, etwas ſchwermütige Landſchaft wirkte mit ihrem Herbſtzauber beſänftigend, heilend auf ſein wundes Gemüt. Wie traulich das alles zu ihm ſprach: die kleinen Dörfer mit den roten Dächern, die blauen Föhrenwälder, die goldigſchimmernde Blätterpracht der Laubwälder, weite Wieſen und braune Äcker, von denen der Segen des Sommers geerntet war, — da ein rauſchend vorbeiziehendes Segel, ein fauchender Schlepper, — auf dem Feſtland eine klappernde Mühle, ein Dorfkirchturm mit klappernden Störchen — und Schwalbenſchwärme, die ſich zum Flug in die neue Heimat rüſteten . . .

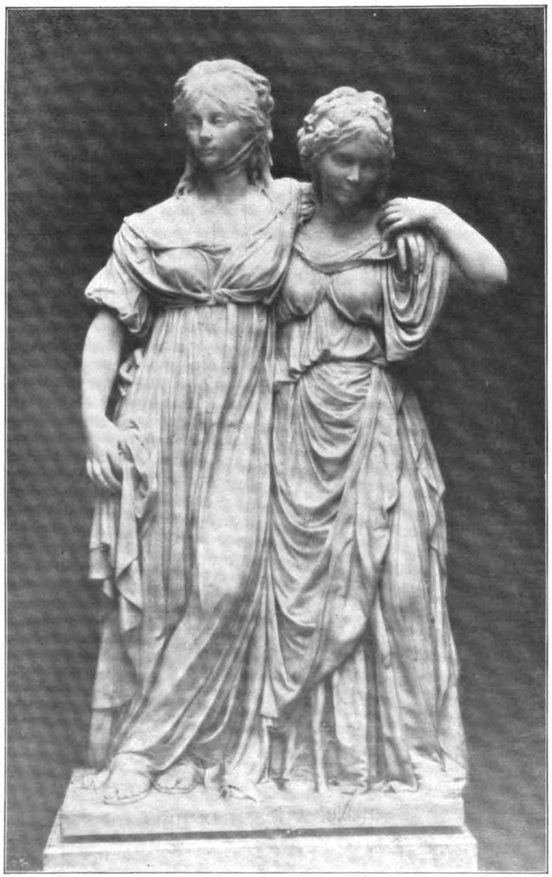
Schmerz und Verzweiflung legten ſich allmählich. Was ſein Herz ſo jäh erſchüttert hatte, das entſchwand aber nicht mit dieſen träumeriſchen Tagen, das fand ſich geklärt und vertieft in den unzähligen, mit Bleiſtift bekritzelten Notenblättern wieder, die der alte Schiffer manchmal, wenn er in die Kajütentür trat, ſo verwundert anſtarrte.

Dieſen Blättern hatte Bert Nikoleit ſeine Herzensgeſchichte anvertraut. Und aus ihnen tönte ſie im langſamen Zutalfahren durch die ſtille, ſchöne Herbſtlandſchaft und ſprach zu dem und jenem erſtaunt ſtillhaltenden Wanderer.

(Fortſetzung folgt.)

Das Bild der Königin Luiſe. Von J. Höffner.

In der heutigen Zeit macht ſich immer mehr das Beſtreben geltend, von beſtimmten Perſönlichkeiten, die im Gedächtnis der Nachwelt ſich zu Idealgeſtalten auswachſen, auch Idealbildniſſe zu beſitzen. Bis zu einem gewiſſen Grade iſt es wohl möglich, wenn das Genie des Malers ſich mit dem Weſen der betreffenden Perſon ganz vertraut zu machen weiß, Bildniſſe hervorzubringen, die dem Bedürfnis entſprechen, indem ſie bei möglichſter Ähnlichkeit und wirkſamſter Betonung der ſeeliſchen Eigenſchaften dem Ausdruck geben, was der Vorſtellung der Allgemeinheit ungefähr entſpricht; ja was imſtande iſt, den Hiſtoriker wirkſam zu unterſtützen, indem es, das Zufällige, Vergängliche, Äußerliche hinter ſich laſſend, den ewigen Kern des Weſens, der Perſönlichkeit betont und erfaßt. Ich erinnere an die hier beſprochenen Idealbildniſſe Goethes und an den klaſſiſchen Zeugen dieſer Auffaſſung, Adolf Menzel, der, ein Beſchwörer erſter Art, den Schatten Friedrichs des Großen bannte, in einer Weiſe, daß wir geſtehen, die zeitgenöſſiſchen Maler weit übertroffen zu ſehen.


Luiſe und Friederike. Skulptur von J. G. Schadow.

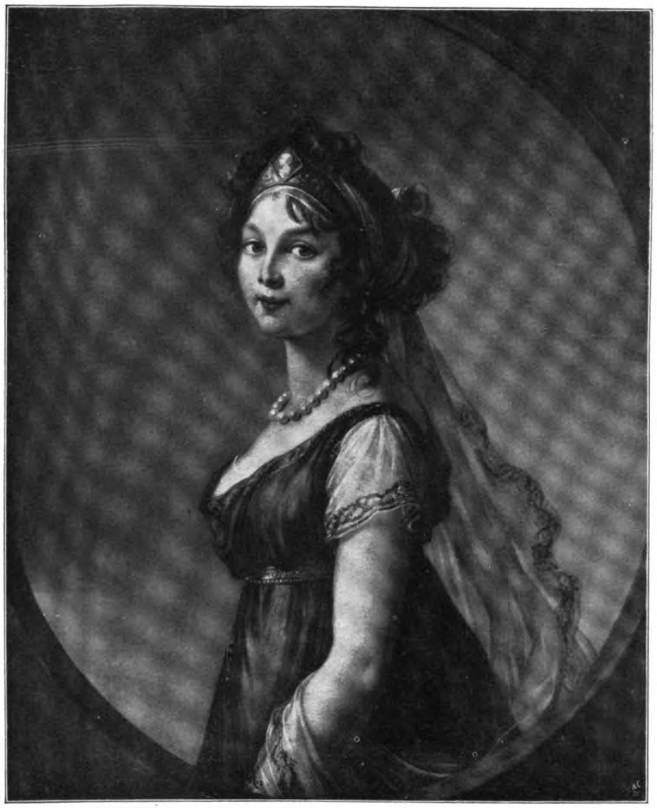
Was iſt überhaupt das Bild des Zeitgenoſſen? Wir haben viele Bilder von Goethe, Beethoven. Gleicht eins davon dem andern? Auf jeden Künſtler hat derſelbe Mann anders gewirkt. Nehmen wir ſelbſt den Fall, daß zwei Maler in der nämlichen Zeit, unter denſelben günſtigen oder ungünſtigen Einwirkungen körperlicher und gemütlicher Zuſtände dieſelbe Perſon malten, würden nicht dennoch zwei ganz verſchiedene Bildniſſe entſtehen? Je nachdem der Künſtler in glatter oder realiſtiſcher Manier gemalt hat, je nachdem er das geeignete Medium für die Eigenart des Darzuſtellenden war oder nicht, er ihn in gelangweilte oder aufgeſchloſſene Stimmung hat verſetzen können, gibt das Bild wieder, was in dieſem Moment feſtzuhalten war. Uns Lebende, ſagt Riccarda Huch einmal, zieht Sehnſucht zu den Toten; hinweg von den Zahlloſen, die uns die warme Hand entgegenſtrecken, in deren Augen wir leſen können, gehen wir einſamere Wege und beſchwören die Geweſenen, die uns nicht Rede ſtehen. Wie Helden auf einer nächtlichen, vom Sturm umrauſchten Bühne ſehen wir ſie mit flatternden Gewändern, mit ſtarken Gebärden die Geſchichte ihres Lebens ſpielen und werden nicht müde, den tragiſchen und ſüßen Worten zu lauſchen, die aus tiefer

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

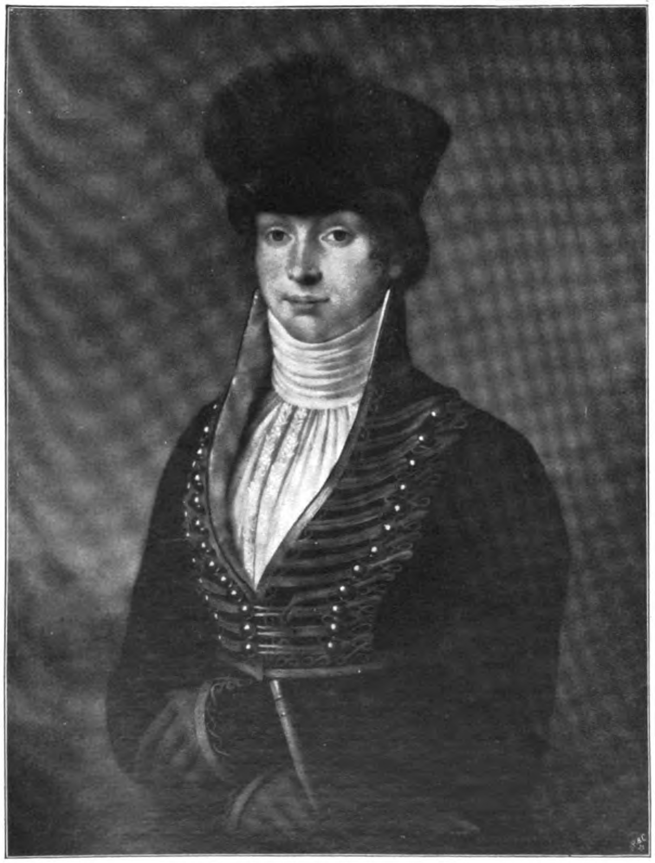
Vergangenheit abgeriſſen, zu uns auftönen. Auch wenn wir Entſetzen und Abſcheu empfinden, verläßt uns ein ehrfürchtiger Schauer vor den geiſtigen Weſen nicht ganz, die ſich jenſeits unſerer Sinnlichkeit vollendet haben. Wie Halbgötter und Dämonen umgeben ſie uns, von uns angerufen als Lehrer, als Beſchützer, als Bürgen, unſere Kämpfe mit uns kämpfend, ihr goldenes Blut, das nie verſiegende, immer von neuem vergießend.

Lebendiges Fleiſch und Blut erregt unſere Sinne zu ſehr in Leidenſchaft und Widerſpruch; auch iſt es uns zu nahe, ſo daß wir es im ganzen nicht überblicken können, während wir das Einzelne zu groß, zu deutlich ſehen. Die Namen der Toten, um die her noch reine Kraft glänzt, die ſie lebend ausſtrahlten, ſind die Sternbilder, die den Himmel bedecken, Hieroglyphen, durch deren einzelne Leuchtpunkte wir ſilberne Linien ziehen, um ſie zu ſchönen Geſtalten zu verbinden.

So muß die Verehrung der Nachgeborenen um jene, die wir als Lehrer und Beſchützer anrufen, um ein richtiges Bild ihrer Weſenheit zu empfangen, von einem der Eindrücke auf einen Künſtler jener Zeit zum andern die verbindende Linie ziehen, um den Umriß zu gewinnen, den wir dann mit dem geiſtigen Inhalt füllen, den wir ſo viel beſſer zu überſchauen fähig ſind. Alsdann entſteht zu günſtiger Stunde, unter günſtigen Aſpekten das wahre Kunſtwerk.



Gemälde von M. Vigée-Lebrun.



Gemälde von Wilh. Ternite.

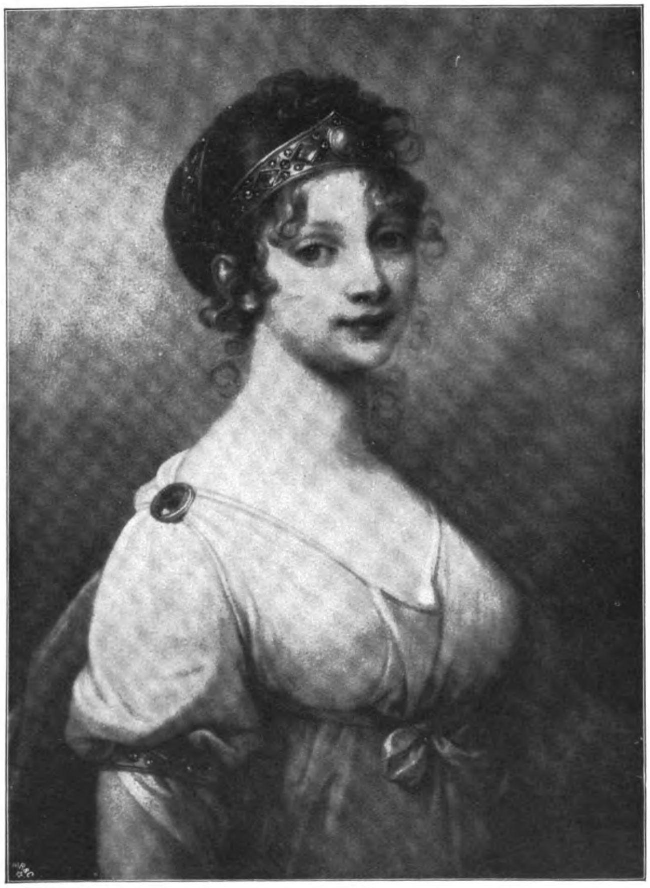
Für die Königin Luiſe hat es bisher daran gefehlt, ſo ſchöne Bildniſſe von Meiſterhand wir auch von ihr beſitzen. Das ſüße Richterſche Bild, das man in ſo vielen Häuſern ſieht und das die Königin ſo wunderſchön macht, daß es ihr außer Koſtüm und Haartracht faſt in nichts als in der bloßen Wiedergabe des Typus gleicht, galt bis vor kurzem als willkommenes Surrogat. Die Sarkophaggeſtalt Rauchs, in ihrer Art vollendet ſchön, kann trotzdem als Erſatz des Porträts einer Lebenden nicht betrachtet werden; ſchon ihr Zweck und ihre Auffaſſung heben das auf. So wird in dieſen Tagen der Blick ſich auf die zahlreichen zeitgenöſſiſchen Bilder der Königin zu richten haben, um aus ihnen das den wirklichen Weſensinhalt der edlen Toten Wiedergebende in der eigenen Vorſtellung zu entwickeln.

Luiſe beginnt für die Künſtler erſt als Braut des Kronprinzen von Preußen Intereſſe zu erwecken. Zunächſt ſind einige kleine Paſtellbilder vorhanden, die die Prinzeſſin als zarte, mädchenhafte Erſcheinung, mit noch kindlich weichen Zügen, in denen ein lieblicher Ernſt vorwaltet, darſtellen. Das Haupt bedeckt die der Zeit entſprechende Lockenperücke, unter der, die Stirn umrahmend, die ſchönen kaſtanienbraunen Haare hervorquellen. Ebenſo dargeſtellt hat ſie 1794 Tiſchbein in einem wenig bekannten Doppelbildnis zuſammen mit der Schweſter Friederike. Während dieſe Zeichnung noch die runden Kindergeſichtchen der erſten Jugend zeigt, iſt das große von Weitſch gemalte Ölgemälde, das 1795 entſtanden iſt, ſchon beeinflußt durch die zarte Leidensſpur, die die Geburten der Kinder dem noch ſo jugendlichen Geſicht, das ſchmal und gewiſſermaßen vergeiſtigt erſcheint, aufgeprägt haben. Auch das noch in demſelben Jahr entſtandene Bild — es iſt mir unbekannt, von welchem Maler es herrührt — ein

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Bildnis mit dem älteſten Sohn, zeigt etwas herbe, gereifte Züge und ein bedeutend ſchmaleres Geſicht, wozu die knappere Haartracht — die Kronprinzeſſin trägt ihr eigenes Haar geſcheitelt und nach Defreggerart um den Kopf geſchlungen — beitragen mag.

Im folgenden Jahr auf der ſchönen Schadowſchen Doppelſkulptur mit der Schweſter Friederike erſcheint die Prinzeſſin ihrem ſpäteren Typus ſchon ſehr nahe gerückt und über ihre Jahre ernſt; während die Schweſter in voller Anmut und Unbefangenheit ſich darſtellt, umgibt die Kronprinzeſſin bereits ein Hauch jener Majeſtät, die auch ſpäter bei ſoviel Herzensgüte und „einer Höflichkeit, wie man ſie ſelten findet", Vertraulichkeit abwehrte. Dagegen iſt eines ihrer lieblichſten Bilder in dieſem Jahre entſtanden, das nymphenhafte Porträt Tiſchbeins, das im Salon der Kaiſerin im Königlichen Schloß hängt. Das Geſicht gerundet, geſund und friſch, wenngleich weniger ätheriſch unter der noch reicheren Pracht der hängenden Locken, in dem griechiſchen fließenden und vor unſeren jetzigen Toiletten ſo hervorragend künſtleriſchen Gewande der Zeit, das die Anmut ihrer Geſtalt poetiſch macht. Faſt noch lieblicher, weil diſtinguierter und beherrſchter im Ausdruck iſt das Paſtellbild von Félicie Teſſaert im Hohenzollernmuſeum, das vornehmſte und einfachſte aller Bilder der Königin, die im griechiſchen weißen Kleide ſchlichteſter Machart mit einer Art Schleierhütchen von anmutigem Arrangement erſcheint und ſo „ungeſchmückt am herrlichſten geſchmückt" wirkt. Auch auf dieſem Bild trägt ſie die wellende, kaſtanienbraune Haarflut und über der Stirn das Lockentoupet, das ſie ſo gut kleidete. Scheint auf dieſem Gemälde der unleugbar gute Geſchmack des Königs in der Wahl der Toilette maßgebend geweſen, ſo wirkt ein Kupferſtich Tielkers im ſcharfen Profil, aus dem folgenden Jahr, der die nunmehrige Königin wiedergibt, wegen der überladen reichen Kleidung etwas zu geputzt. Tiſchbein muß übrigens mit künſtleriſcher Freiheit die Natur auf ſeinem Bilde verbeſſert haben; Luiſe litt in jenen Jahren an einer kropfartigen Geſchwulſt am Halſe, die ſie aber mit ſchleierartigen Binden ſo geſchickt zu verbergen wußte, daß ſie dadurch einen neuen Reiz ſchuf. Sowohl Schadow wie Tielker und Fräulein Teſſaert geben dieſen feſt umgewickelten Schal wieder, während Tiſchbein den Hals entblößt und völlig unentſtellt erſcheinen läßt.



⌘ Gemälde von Joſeph Graſſi. ⌘

Auf dem nächſten Bilde von 1799, das der alte Kaiſer als eins der ähnlichſten ſeiner Mutter ſchätzte, iſt dieſe Geſchwulſt verſchwunden. Das als Pendant zu einem Repräſentationsbild Friedrich Wilhelms III. gedachte Gemälde zeigt den Charakter derartiger Porträts in der „bildmäßigen" Haltung, deren ſteife Wirkung vielleicht dadurch erhöht wird, daß der Maler die Schönheit des Armes der Königin — „la beauté de ses bras surpassait en elle ce qu'on peut imaginer de plus ravissant," — ſchreibt die Vigée-Lebrun — durch die ausgeſtreckte Haltung beſonders zur Geltung bringen wollte. Trotz dieſer Mängel erſcheint das Antlitz lieblich, durchgeiſtigt und von einer beſcheidenen Hoheit, die entzückend wirkt.

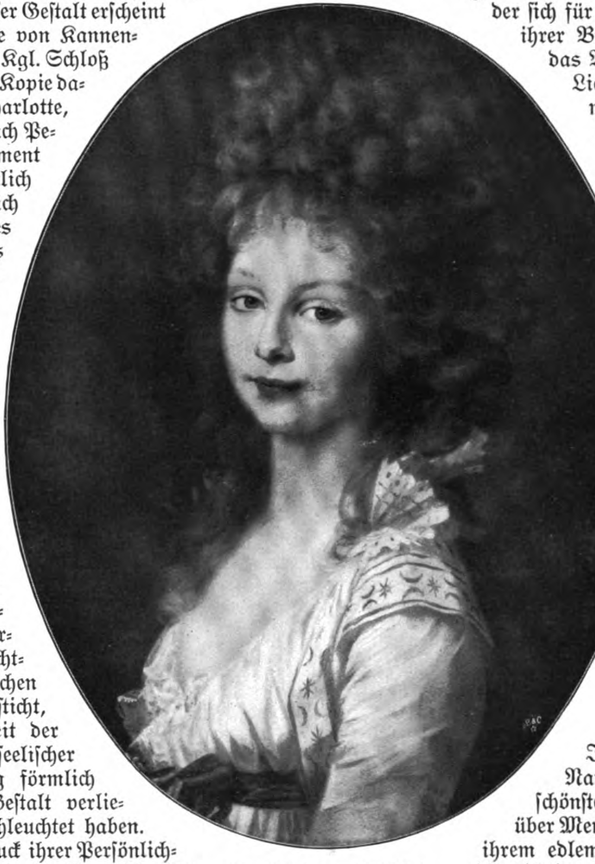
Wir nähern uns nunmehr der Epoche, die die Königin in den Jahren von 1800 bis 1804 etwa auf dem Gipfel ihrer körperlichen Entwicklung zeigt. Zugleich iſt es aber nicht zu leugnen, daß das etwas flache Leben jener Zeit der rauſchenden Feſte vor der großen Kataſtrophe und die Huldigungen, die man ihrer Schönheit in weitgehendſtem Maßſtab darbrachte, dem Antlitz der Königin neben dem Reiz des Strahlenden, Siegesbewußten, den das gedankenloſe Weltleben bei gutem Geſundheitszuſtand Frauengeſichtern verleiht, ſeinen tiefſten ſeeliſchen Reiz nimmt, die ſchlichte Majeſtät und jene holde Würde, die das Vornehme ausmacht. Obwohl in dieſer Zeit das königliche Diadem in antiker Form, zumeiſt mit dem geſchnittenen Bild des Gatten geſchmückt, eine Rolle zu ſpielen beginnt, wirkt die Königin mehr als blendende Schönheit, wie als vornehme Frau. Mir perſönlich erſcheint wenigſtens das berühmte Porträt der Vigée-Lebrun keineswegs das tiefſte und wertvollſte Weſen der hohen Frau auszuſchöpfen, da die Züge im Gegenſatz zu früheren Bildern ſeltſam unreif und flach bei aller Tadelloſigkeit in Farbe und Form wirken. Die Größe der ſtrahlenden Augen iſt jedenfalls übertrieben.

Künſtleriſcher und wahrhaftiger wirkt das gleichzeitig entſtandene Bild Joſeph Graſſis, das Luiſe in gleicher Tracht und Friſur wiedergibt. Die Züge zeigen nicht dieſelbe Regelmäßigkeit und zu große Jugendlichkeit wie auf dem vorgenannten, das mehr verſchleierte Auge nicht den faſt herausfordernden Glanz, aber die Wirkung iſt dafür von größerem Adel. In der leichten Wehmut, die, bei allem Glanz der Gegenwart, über dem Bild liegt, ſcheint ſich ſchon eine Ahnung des Schweren, das ſie erwartet, zu verkünden.

In den Unglückszeiten, die bald über Preußen hereinbrechen, werden Bilder der Königin ſeltener. Jedoch ſchon vor dem Eintritt der eigentlichen Kataſtrophe geht eine Veränderung mit Luiſe vor. Sie beginnt, wahrſcheinlich unter Einwirkung des Herzleidens, das ſich bei ihr vorbereitete,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſtärker zu werden, und die Wandlung von der jugendlichen zur reifen Frau vollzieht ſich innerhalb eines ſehr kurzen Zeitraumes. Auf einigen gut gemeinten, obſchon etwas handwerksmäßigen Stichen aus dem Jahre 1805 erſcheint die Königin noch mit dem Lockentuff über der Stirn bei hochgeſtecktem Haar; von da ab ſcheint ſie zu dem antiken Diadem das Haar geſcheitelt und zum Knoten vereinigt zu haben, was ihren ſtärker gewordenen und durch tiefe ſeeliſche Leiden erſchlafften Zügen einen etwas matronenhafteren Ausdruck verleiht. In dieſer Geſtalt erſcheint ſie auf dem ſchönen Bilde von Kannengießer (ſ. S. 7), das ſich im Kgl. Schloß zu Berlin befindet. (Eine Kopie davon brachte ihre Tochter Charlotte, Kaiſerin von Rußland, nach Petersburg.) Das Arrangement des Bildes verrät eigentlich eine ſpätere Epoche, und ich glaube daher nicht, daß es noch zu Lebzeiten Luiſens entſtanden iſt; jedenfalls denkt man ſich die königliche deutſche Frau in der Hoheit ihrer ſittlichen Reinheit Napoleon gegenüber gern in dieſer Geſtalt. Obwohl die Geſundheit Luiſens, wie wir heute wiſſen, ſchon ſeit langem untergraben war und der leidende Ausdruck die Anmut ihrer Züge nur zu oft völlig aufhob, beſonders der matt gewordene, ergeben geduldige Blick ergreifend von dem zuverſichtlich leuchtenden glücklichen Ausdruck früherer Zeit abſticht, muß die innere Schönheit der Königin in Momenten ſeeliſcher Erregung und Anregung förmlich die ihre urſprüngliche Geſtalt verlierende Körperlichkeit durchleuchtet haben. Jedenfalls war der Eindruck ihrer Perſönlichkeit, wenngleich nicht mehr in überraſchender Weiſe blendend, um vieles vertiefter, ergreifender. Nachdem ſie ſich durch ſoviel Enttäuſchung, Wechſel des Menſchlichen und Verbitterung bis zu „der Klarheit und Ruhe, die Gott ihr ſchenkt“, durchgekämpft hatte, lag auf ihrem Geſicht, wenn nicht das körperliche Leiden es entſtellte, die ſchöne Hoheit derer, die das Leben überwunden haben. Ihre Totenmaske mit dem faſt heiter zu nennenden verklärten Ausdruck iſt der Beweis dafür.



Gemälde von C. Tiſchbein.

Nach dieſer Maske ſind einige ſehr intereſſante Bilder der Königin unter beſtändiger Aufſicht und dem Rat des Königs und der Prinzeſſin Radziwill durch den mecklenburgiſchen Hofmaler Ternite entſtanden. Die Garderobe der Königin ſtand ihm zur Verfügung, und ihre Kammerfrau, Fräulein von Reinprecht, mußte auf Befehl des Königs das eigene Haar wie Luiſe friſieren. Der König, der ſich für die ihm Entriſſene durch keines ihrer Bilder entſchädigt fühlte, beſuchte das Bild noch oft in der Nacht mit Licht und ſteckte kleine Zettel daran mit Bemerkungen über die ihm erwünſchte Auffaſſung.

Von dieſen Bildern hält ein ſo trefflicher Kenner der Hohenzollernbilder wie P. Seidel das die Königin im Reitkleid darſtellende für das ſchönſte und eindruckvollſte, „da wir durch die gütigen aber traurigen Augen in den verblühenden und krankhaft veränderten Zügen direkt an die furchtbaren Leidensjahre erinnert werden, die ſie in körperlichen und geiſtigen Leiden durchgekämpft hat“.

Die wahre Apotheoſe der gerade durch ihre Leiden und ihren frühen Tod dreifach verklärten Frau aber iſt doch ihre ruhende Geſtalt im Mauſoleum. Wennſchon für den Eindruck der Lebensvollen ungeeignet, bietet ſie doch in einer Idealiſierung, die dennoch die Natur nicht zu weit verläßt, die ſchönſte künſtleriſche Wiedergabe der über Menſchenhände weit Entrückten. Auf ihrem edlem Antlitz liegt die Ruhe derer, „die richtig vor ſich gewandelt ſind, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern“.

Es iſt möglich, daß das Gedächtnisjahr ihres Todes das Kunſtwerk zeitigt, das ihr Bild dem Menzelſchen Friedrich zur Seite ſtellt. Aber ſicher iſt ihr rührendes und hoheitsvolles Bild in die Herzen aller Preußen in ſeinen wahren Zügen eingegraben.

Geweihte Stätten. Von Marie Luiſe Brüß.

„Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht. Nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine Tat dem Enkel wieder.“
Goethe.

Hundert Jahre ſind es, die dem Todestage der lieblichſten und geliebteſten aller Königinnen in die Ewigkeit hinabgefolgt ſind; ihr holdes Wort aber und ihre tapfere Tat klingen dem Enkel ſo hell hinüber, daß es ihn unwillkürlich nach den Stätten hinzieht, die ihr Glück und Unglück, ihren ſiegreichen Liebreiz und ihr frühes Welken geſehen haben. Nie hat Luiſens Charakterbild in der Geſchichte geſchwankt: Mitlebende und Nachkommende, Fern- und Nahſtehende haben ſtets unbewußt mit Goethens für ihren letzten Geburtstag gedichteten Verſen an ſie gedacht:

„Es glänzen die Wolken, es teilt ſich der Flor,
Da ſcheint uns ein Bildchen, ein göttliches, vor.“

Hell, ſchalkhaft, in überſprudelnder Kinderluſt ſchaut dieſes Bildchen aus den Fenſtern des Alten Palais in Darmſtadt, wo die kleine, früh der Mutter beraubte Prinzeſſin mit ihren drei Schweſtern und dem jüngſten Bruder Georg von ihrer Großmutter, der Prinzeſſin George, erzogen wurde. Ein Sonnenkind, ſchön, voll überſprudelnder Lebensluſt, Schalkhaftigkeit, einem friſchen Erfaſſen des Augenblicks, mit einem lieblichen Talent, die gute Seite an Menſchen und Dingen zu erkennen, iſt ſie der Liebling des Hauſes. Einfach und beſchränkt ſind die Räume, die die junge Prinzeſſin in Darmſtadt bewohnt, noch einfacher die des Sommerſchlößchens Braunshardt, das nur aus Erdgeſchoß und Manſarde beſtand, einen kleinen, durch verſchnittene Laubhecken in regelmäßige Teile zerſchnittenen Garten hatte, in dem ſich die Kinder aber nach Herzensluſt austoben konnten und von wo ſie einen weiten Blick auf grüne Wieſen hatten. Ein kleiner Ausflug brachte ſie in die lieblichen Berge des Taunus und des Odenwalds — und ſie reiſten viel mit ihrer lebensluſtigen Großmutter. Ob aber zu Hauſe oder in Frankfurt oder Straßburg, fröhlich waren ſie immer. „Friedricke und Georg, Ihr tut brüll!“ ahmt ſie noch kurz vor ihrem Tode die Ermahnungen des alten Dieners Martin nach. Und die dreizehnjährige Luiſe ſchreibt auf ein Heft für „Korrekturen von mehr als zwanzig Fehlern“ in luſtiger Selbſterkenntnis: „ſchand über alle ſchand“, beſſert aber darum ihre deutſche Orthographie nicht.

Ihr helles Jugendlachen durchklingt auch die Räume des alten Frankfurter Patrizierhauſes, in dem die fünfzehnjährige Prinzeſſin mit ihrer dreizehnjährigen Lieblingsſchweſter Friederike anläßlich der Krönung Kaiſer Leopolds die Gäſte der „Frau Rat“, der Mutter Goethes, waren, und wo ſie, „jede mit zwei Gabeln bewaffnet“, abends den Eierkuchen der Frau Rat zu verſpeiſen kamen oder die Pumpe auf dem Hofe in Bewegung ſetzten.

Kronprinzen-Palais in Berlin.

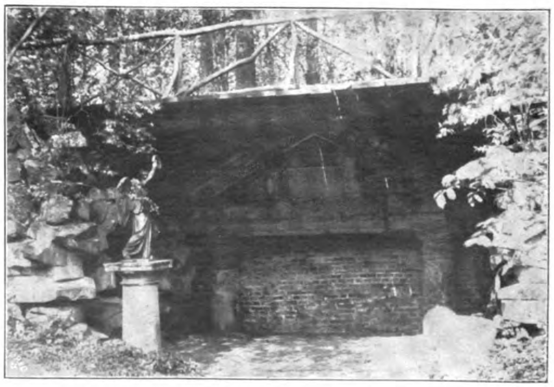
Zwei kurze Jahre ſpäter, auch in Frankfurt, aber im Palais ihres Oheims, des Landgrafen von Heſſen, ſteckte der Kronprinz von Preußen der kaum Siebzehnjährigen den Verlobungsring an den Finger, und ſein Bruder, Ludwig, verlobte ſich mit der fünfzehnjährigen Friederike. Und dann ſahen die Prachträume des Königsſchloſſes in Berlin, ſahen die Marmorgeſtalten und Bilder der Hohenzollern und der vier großen Kaiſer von den Wänden des Weißen Saales auf einen Brautzug von noch nie geſchauter Schönheit. An ſeiner Spitze der Kronprinz, hoch und ſchlank, ſehr ernſt, ſchnell zuſchreitend, weil ſeiner Schüchternheit jedes Zeremoniell zuwider war. An ſeiner Seite die junge Braut im Glanze ihrer erblühenden Schönheit, eine hohe, ſchlanke Geſtalt mit herrlichen Armen und Schultern, den Kopf umwallt von aſchblonden Locken, unter der weißen Stirn große, dunkelblaue Augen, auf den Wangen eine feine, weiche Röte, der untere Teil des Geſichts ein wenig vorgeſchoben. Sie ſenkt den ſchönen Kopf ganz leicht „als drücke ſie die Fülle ihrer Schönheit und ihres Glücks“. Aber ein herzliches Lächeln und ein gütiges Wort hat ſie für jeden ihr Nahenden bereit, und ihre natürliche Beredſamkeit bildet eine wohltuende Ergänzung zu der Wortkargheit ihres Gemahls. Und wie hat die junge Frau in dieſen Prachträumen den Karneval durchtanzt! „Nur mecklenburgiſche Knochen halten ſo was aus,“ ſchreibt ſie ſelbſt an ihren

Paretz: Königin Luiſe-Pforte.

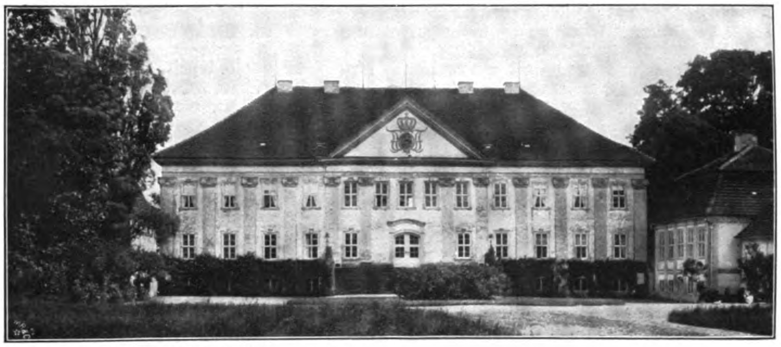
Rechts darunter: Schloß Paretz.

Paretz: Japaniſcher Tempel.

Paretz: Gotiſche Kirche.


Paretz: Rokokogrotte.

Sämtliche Aufnahmen von Schloß Paretz von Alice Matzdorff, Berlin.



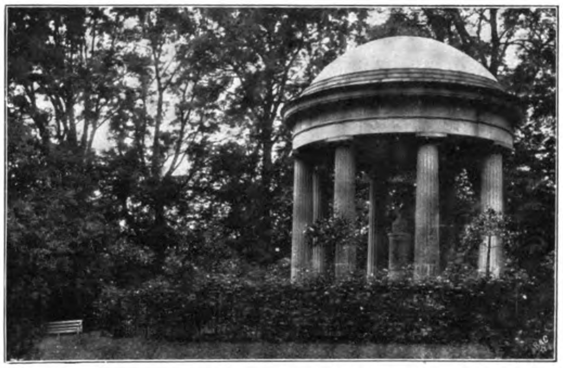
Fenſter des Sterbezimmers.

Schloß Hohenzieritz.

Bruder Georg. Am Ende mußte der Kronprinz ſogar ihrer jugendlichen Vergnügungsluſt ein Veto entgegenſetzen, das „viel Tränen koſtete“, aber zum Heile des ſelten ſchönen Eheglücks beitrug.

Das Kronprinzenpaar bewohnte in Berlin das von Hering erbaute Kronprinzen-Palais, das damals aus Erdgeſchoß und einer Etage mit hohem Manſardendach beſtand. Im Erdgeſchoß lagen die Gemächer des Kronprinzen, darüber die Luiſens. Die reichen und zierlichen Formen des Rokoko hatten damals ſchon einem ſimpleren Geſchmack Platz gemacht. Statt der Brokate bekleideten Papiertapeten die Wände — auffallend viel Gelb findet man in den Gemächern Luiſens, einmal ſogar in der Zuſammenſtellung mit ſcharfem Blau, während in den gleichzeitigen weimariſchen Räumen das ſanftere Grün vorherrſcht. Häßliche Pferdehaarpolſter hatten den Atlas der Möbelbezüge verdrängt; die Möbel wieſen ſteife, gerade Linien; die zierlichen Hofſzenen von Watteau und Boucher hatten engliſchen Kupferſtichen Platz gemacht; ſtatt der venezianiſchen Lüſtres hingen ſteife Berliner Glaskronen von den Decken.

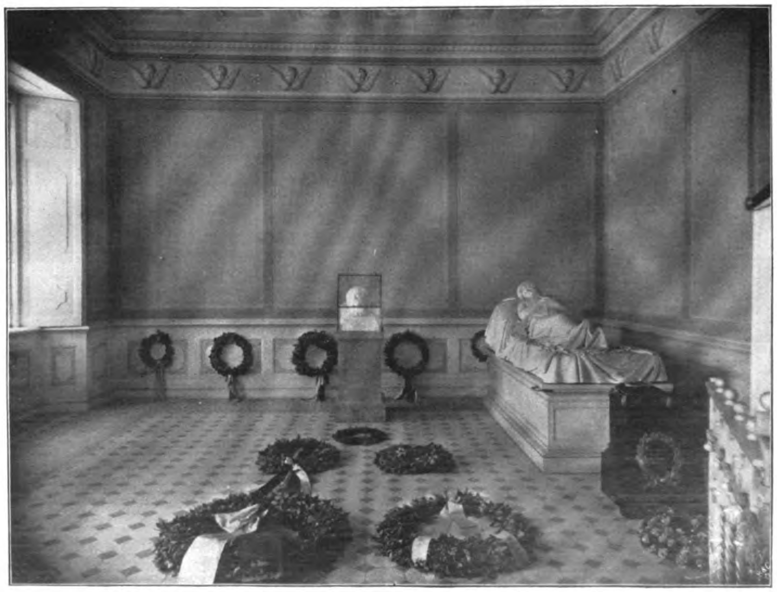
Das Haus „Auf den Hufen“ in Königsberg.



Luiſen-Tempel im Park von Hohenzieritz.

Viel einfacher als das Kronprinzen-Palais und noch mehr im Biedermeierſtil ſind die kleinen Zimmerchen, die das junge Paar im Charlottenburger Schloß bewohnte. Sie ſahen nach der Berliner Straße hin und hatten ſomit nicht einmal den Blick nach dem ſchönen Schloßgarten. Dafür konnte die Kronprinzeſſin ihren Gemahl auf dem Schloßplatze die Parade abnehmen, und Friedrich Wilhelm die Wache aufziehen und die Soldaten exerzieren ſehen, welche Beſchäftigung hier und in Potsdam das Hauptvergnügen des Hofes bildete, wie die feingeiſtige Oberhofmeiſterin Gräfin Voß in ihren Memoiren klagt. Das junge Paar war aber am glücklichſten im Potsdamer Stadtſchloß, wohin es jedes Frühjahr überſiedelte. In Berlin hatte das nahe Zuſammenſein mit dem königlichen Hofe trotz der ritterlichen Liebenswürdigkeit Friedrich Wilhelms II. und ſeiner Zuneigung zu der holden Schwiegertochter wegen der Herrſchaft der Gräfin Lichtenau viel Peinliches und Empörendes für den Stolz und das moraliſche Empfinden des Kronprinzen: hier in Potsdam, in der ſchönen Havelgegend, in einfacheren Verhältniſſen und dem unmittelbareren Verkehr mit den Bürgern konnte ſich das Eheglück des jungen Paares, das bald von einer raſch wachſenden Kinderſchar umgeben wurde, rein und hell entfalten. Auch hier bewohnt es nicht die ſchönen Rokokogemächer, die Friedrich der Große geſchaffen, ſondern die kleinen, einfachen, nach Stadt und Wache gelegenen Zimmer. Luiſens Frohſinn ſchmiegt ſich bald in die Gleichförmigkeit und äußere Leere dieſes Lebens, und ihre reizenden, ſchalkhaften Briefe an Vater, Bruder und Gatten ſchildern ihr reiches Eheglück.

Aber Friedrich Wilhelm verlangte nach noch mehr Einfachheit und Naivität des Lebens, und die fand er in Paretz, dem Landgute unweit der Havel. Ein einſtöckiges Landhaus von ſechzehn Fenſtern Front, ſchmucklos weiß getüncht; die Möbel der kleinen Zimmer mit Kattun bezogen, ein weißer Betthimmel über grün bedeckten Betten. Überall Spielſachen der Kinder. Die Zimmer des Gefolges im erſten Stock, darunter das Stübchen, das Alexander von Humboldt als



Schloß Hohenzieritz, Sterbezimmer.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Gaſt bewohnte. Mitten durch den Park ging die Dorfſtraße. Das war dem König eben recht, der in unmittelbarſter Fühlung mit dem Volke leben wollte. Die Königin bewirtete die Dorfjugend, tanzte mit ihren Leuten auf den Erntefeſten, die das Königspaar als Gutsherrſchaft von Paretz veranſtaltete, trank mit ihren Kindern den Tee im japaniſchen Häuschen, das auf einer kleinen Anhöhe lag, von der man auf die Wieſen und Felder blickte. Unweit davon iſt eine künſtliche Grotte mit der Vorderanſicht eines antiken Tempels und der Inſchrift: „Gedenke der Abgeſchiedenen."

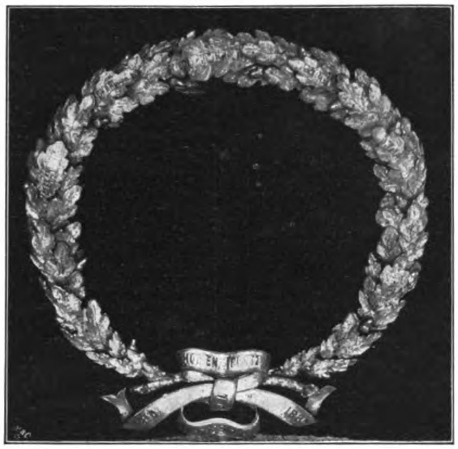
Hier ſtand Königin Luiſe am 20. Mai 1810 ſtill, ehe ſie zum letztenmal durch die Pforte ſchritt, die jetzt die Luiſenpforte heißt. Sie zögerte, die Tür hinter ſich zufallen zu laſſen, hinter der ihr lieblichſtes Glück lag.

Vorbei! Nicht die Idylle füllt dieſes große Leben. Königsberg — Memel — Tilſit — ehern, tragiſch ſchlagen dieſe Namen an unſer Ohr. Zwar ſah die alte Hochburg des Deutſchritterordens, das Krönungsſchloß der preußiſchen Könige, in ſeinen maſſigen, trotzigen Mauern nur Glück und Glanz, als Luiſe es zum erſtenmal betrat. Aber es war der ernſte Pomp der Königshuldigung, mit dem die Idylle im Leben Luiſens nur noch als gelegentlicher Sonnenblick in die immer bedrohlicher von allen Seiten heraufziehenden Wetter hineinleuchtete. Damals freilich, als das junge Königspaar hier einzog, umdrängt und umjubelt vom Volke, das der Liebreiz der jungen Königin enthuſiasmierte: damals ſah Luiſe dieſe Schatten noch nicht. Strahlend in Schönheit und Lebensfreude, in den leichten, weißen Gewändern, die ſie faſt ſtets trug, eine immer herrlicher erblühende Geſtalt, neigte ſie ſich huldreich und froh zu der Bürgerſchaft, die den ungeheuren Moskowiterſaal, der ſich über das ganze Schloß hinzieht, ganz füllte.

Und heller noch leuchtet ihr der Glanz des Lebens, als das Königspaar 1802 in Memel den Beſuch von Rußlands jungem Herrſcher empfängt. Große Paraden des als unbeſieglich geltenden Heeres, Pracht der Koſtüme, drei Herrſchergeſtalten in der Blüte der Jugend und Hoffnung, zwiſchen ihnen die ſchönſte Frau, vom Gatten geliebt, vom Freunde angebetet. „Die Memeler Entrevue war göttlich," ſchreibt ſie ihrem Bruder Georg, „und beide Monarchen lieben ſich zärtlich und aufrichtig und gleichen ſich in ihren herrlichen Grundſätzen... Alles ging erwünſcht und gut und wird immer ſo gehen ..."

Wenig ahnte ſie, daß ſchon nach kurzen Jahren die grauſamſte Enttäuſchung ihrem Vertrauen bereitet war!

Und doch fällt in dieſen höchſten Glanz ſchon ein finſterer Schatten. Bei Tiſch, während der lebhafteſten Unterhaltung mit Alexander, befällt die ſtrahlende Königin zum erſtenmal in ihrem Leben ein heftiger Bruſtkrampf.



Goldener Kranz, der am fünfzigjährigen Todestage von den Kindern der Königin Luiſe gewidmet wurde und im Sterbezimmer des Schloſſes Hohenzieritz liegt.

Niemand achtete des drohenden Vorzeichens; niemand ſchonte der immer zarter werdenden Geſundheit der Königin. Feſte, Reiſen zur ungünſtigſten Jahres- und Lebenszeit, ein ſehr ſchnelles Anwachſen der Kinderſchar — und dann herzfreſſender Gram, Aufregung, Entbehrung, Angſt und Not halfen das ſchöne Leben raſch aufzehren.

Wenige Jahre ſpäter, im Stübchen einer elenden Hütte in Ortelsburg, auf der Flucht vor dem Feinde, getrennt vom Gatten und den Kindern, von denen zwei mit tödlicher Krankheit ringen, in Jammer, Angſt und Not — da ſchreibt Königin Luiſe in ihr Notizbuch:

„Wer nie ſein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte."

Nun iſt ſie zum zweitenmal in Königsberg. Todkrank, faſt ſterbend. Während ſie in Fieberdelirien lag, raſte ein ſo furchtbarer Sturm, daß er einen Giebel des alten Schloſſes herabriß, das, in fünf Jahrhunderten erbaut, großartig in ſeiner finſteren Maſſigkeit, aber nie wohnlich geweſen iſt. Aber ſelbſt in dieſen kahlen, kaum zu erheizenden Gemächern findet die Todkranke keine Raſt; die Franzoſen rücken nach, und die Kranke wird in der heftigſten Kälte, bei dem furchtbarſten Sturm und Schneegeſtöber in den Wagen getragen und zwanzig Meilen weit über die Kuriſche Nehrung nach Memel geflüchtet. Auf ihr Nachtlager in einer elenden Hütte wird der Schnee geweht; keine Nahrung iſt da, keine Erquickung. So ſieht ſie Memel zum zweitenmal.

Hier in Memel war die Königin von der Außenwelt faſt abgeſchnitten; ihre Kinder krank, ihr Gemahl ſchwerem Siechtum verfallen. Zu alledem kam das feindliche nordiſche Klima.

„Ich bin ganz hergeſtellt, aber noch nicht völlig wohl," ſchreibt ſie am 6. April 1807 ihrem Bruder. „Das Klima iſt ſchrecklich. Eis und Schnee. Kein Veilchen gibt es hier; doch es grünt noch in meinem Herzen, und meine Zuverſicht zu Gott ſtirbt nicht. Wenn Du kannſt, ſo ſchicke mir recht viele Bücher, denn der Mangel iſt hier nicht zu glauben. Aber, mein Beſter — bald, wenn Du kannſt, ein Wort des Troſtes von meinem Vater, nur eine Zeile ſeiner Hand, wenn es geht, damit ich die geliebten Züge küſſen kann."

Und doch blüht die Königin noch einmal auf. Sie hofft noch. Alexander iſt ja zu Preußens Beiſtand herbeigeeilt.

Aber da ſteht ein Haus in Tilſit! Da wurde ihre Hoffnung gemordet.

Nicht das Haus des Müllers in der Vorſtadt „Tilſiter Freiheit", wo ſie ihre berühmte erſte Zuſammenkunft mit Napoleon hatte, eines auf der Hauptſtraße Tilſits, zweiſtöckig, vielfenſtrig, mit Freitreppe — es gehörte noch dem Vater meines Mannes, deſſen Vorfahren ſeit Generationen das Amt des Oberpfarrers (Superintendenten) in Tilſit innehatten. Das Haus habe ich nie ohne Schauer anſehen können. In ihm, als dem ſchönſten der Stadt, wohnte Napoleon, und dort nahm Luiſe mit ihm jenes Diner ein, auf dem er ihr jede Hoffnung für die Zukunft ihres Landes rückſichtslos nahm. „Ich bin grauſam getäuſcht worden," war ihr letztes Wort an Napoleon. In jenem Hauſe, zwiſchen Wein und Blumen, koſtbaren Toiletten und galanten Worten, iſt Luiſens Herz und Leben mitten entzwei gebrochen. —

Und dann noch ein anderes Haus „auf den Hufen", der Villenvorſtadt Königsbergs, in einem Garten, der parkartig in ſchattigen Alleen ſich in die Tiefe ſenkt und wieder zu Wieſen emporhebt, die mit Obſtbäumen beſtanden ſind. In dieſem Parke, nach ſeinem vormaligen Beſitzer, dem Philoſophen Hippel, damals „Hippels Garten" genannt, jetzt vom Volke in „Luiſenwahl" umgetauft, ſteht auf der Anhöhe ein kleines Landhaus, in dem Königin Luiſe in ihrem Exil wieder Mut, wenn auch nicht Hoffnung, gewonnen hat. Dieſes Häuschen hat zu ebener Erde und im Giebel nur je zwei größere Räume, die mit geringen Papiertapeten und dem allernotwendigſten Hausrat ausgeſtattet waren. Der König mußte in der Stadt wohnen und kam nur abends heraus, die Kinder waren um die Mutter. Die äußeren Verhältniſſe waren ſo beſchränkt, daß die Königin ihren Bruder Georg für ihre bevorſtehende Entbindung um zwei Nachtmützen bittet, da ihre alten zerriſſen ſeien. Die Roſen auf den Wangen Luiſens ſind verblichen, aber die Liebe des Volkes zu ſeiner Königin iſt zur Anbetung geworden.

Und nun die letzte Glücks- und Paſſionsſtation dieſes ſchmerz- und freudereichen Lebens: Hohenzieritz, Luiſens Sterbebett. Stattlich aber einfach liegt das weiße Haus, „das Paretz von Luiſens Vater", in kleinem Parke mit ſchönem Ausblicke nach der Tollenſe. Eine Freitreppe führt in den Garten und zu dem von alten Bäumen beſchatteten Raſenplatze, wo Luiſe zum letztenmal in freier Natur in der Mitte ihrer Lieben den Tee nahm. Übermächtig zieht es ſie dorthin.

Als dann auch der König eintrifft, ſchreibt ſie am Schreibtiſche ihres Vaters auf ein Blatt: „Mon cher Père, je suis bien heureuse aujourd'hui comme Votre fille et comme Epouse du meilleur des Epoux."

Und mit dieſem Liebes- und Glücksworte nimmt die ſonnige Königin Abſchied von der Welt.

In der Nacht, die dieſem glückſchweren Tage auf Hohenzieritz folgt, erkrankt ſie.

Am 19. Juli 1810 endete dieſes liebliche Leben.

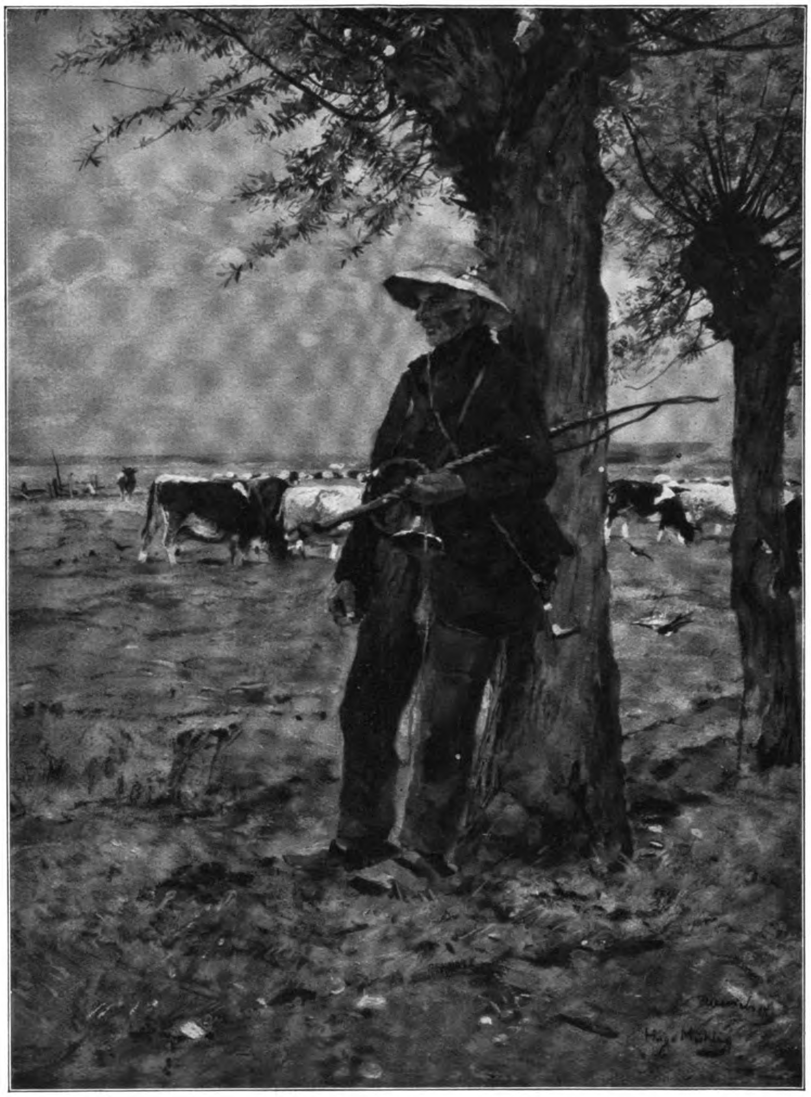
Ein Schrei des Schmerzes ging durch Preußen.

Blücher ſchrieb: „Gott im Himmel! Sie muß vor uns zu gut geweſen ſein. Es iſt doch unmöglich, daß einen Staat ſo viel aufeinander folgendes Unglück treffen kann als den unſerigen. In meiner jetzigen Stimmung iſt mir nichts lieber, als daß ich erfahre, die Welt brenne an allen vier Enden."

Im Charlottenburger Park, am Ausgang einer feierlichen Tannenallee, ſteht ein kleiner doriſcher Tempel. Der iſt die letzte Wohnſtätte der holdſeligen Königin. Auf dem Sarkophage, in dem ihr Sterbliches ruht, liegt, von Rauch gemeißelt, ihr Marmorbild in feierlicher, ſüßer Ruhe. Ihr zur Seite der Gatte, dem ſie im Leben ſo feſte, hohe Treue gehalten hat.

Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers. (3. Fortſetzung.)

In einem Café der Potsdamerſtraße, in der zwölften Nachtſtunde, unter Zigarrenrauch und Kaffeeduft, lernte Andrea zuerſt Doras Kreis kennen. Sie hatte geglaubt, jetzt ſei es Zeit, zu Bett zu gehn, da war Dora der Einfall gekommen, ihre Freunde in dem bekannten Winkel zu treffen. Andrea ſelbſt, aus ihrer Schlafſtimmung in ein ſo ſeltſam buntes und erregendes Nachtleben verſetzt, fühlte ſich plötzlich wie dazu gehörig. Sie war in einer geſteigerten Anſpannung der Nerven. Alles ſchien ihr voll eines verführeriſchen, unter leichten Schleiern pochenden und webenden Reizes; eine langſam aufſteigende Zauberwelt lag hinter der alltäglichen, gewöhnlichen, die ihr plötzlich wie ein Irrtum, ein merkwürdiges Mißverſtändnis vorkam.



⌘ Niederrheiniſcher Kuhhirt. Gemälde von Hugo Mühlig. ⌘

Dora ſelbſt, dies arbeitsharte, rauhſtimmige, ſchlecht angezogene Mädchen, mit den knabenhaft unbekümmerten Manieren, verwandelte ſich vor ihrem Blicke in ein wunderſam nixenhaftes Geſchöpf, hinter deſſen kühlgrünen Augen, deſſen wegwerfendem Lachen eine ſeltſam heiße Seele loderte. Man ſaß an einem langen Tiſch in der äußerſten Ecke, um den ſich die alten Kaffeehausgäſte eine ſchützende Rollwand hatten ſtellen laſſen.

Eine ſchwere, erregende Luft lag über allem. Heiß ſtand das Künſtlerblut in den Augen, in den Sinnen. Es war wie ein Lachen um den Tiſch her, das Geheimbundslachen der Geſetzloſen.

Andrea ſtützte den Kopf mit beiden Händen. Ihr war, als hätte ſie ſtarken Wein getrunken und ſitze nun unter ihrem Rauſch, während in Wahrheit nur ein Glas unſchuldigen Melange-Kaffees vor ihr ſtand. Was hatte ſie bisher nur für Vorausſetzungen gehabt? So ſchwer, ſo dumpf, ſo lächerlich. Und die Menſchen um ſie her, ſie flogen einfach — ſie konnten fliegen!

Der Maler Kuffert mit einer klugen, ſtumpfen Naſe und demſelben gleichmütigen Blick, wie ihn Andrea an Dora bewundert hatte, wollte etwas von ihrem Leben wiſſen. Sie wehrte ab: „Ach, laſſen Sie das, ich mag jetzt nicht.“

Er lächelte. Ihr ſelber fiel nichts dabei auf. Ihr Leben — wie lag es ſo weit, wie war es ſo fern, ſo bedeutungslos, ſo — langweilig —

Sie ſah Hans Oblitz neben Dora. Er war ein großer blonder Menſch mit einem Vollbart. Selbſtbewußt ſchien er bis in die Fingerſpitzen. Aber es wirkte nicht lächerlich, ſondern einfach natürlich. Wenn er ſagte: „Meine Bilder,“ ſo glaubte man an ſie, ohne auch nur einen Schimmer von ihnen geſehen zu haben. Er hatte einen großen Mund und eine Reihe weißer, ſtarker Zähne, die ein leiſes Gruſeln erzeugten, wenn ſie durch ſeinen Bart blitzten. An ſeiner Hand trug er keinen Ehering, und auch auf ſeinem Weſen lag keine Feſſel. Er ſprach faſt nur zu Dora. Er nannte ſie Du. Mehrere Male hob Dora das Glas und trank der Frau Oblitz zu, die mit einem ſtarren Lächeln ihr Teeglas hob und den Gruß erwiderte. Frau Oblitz ſaß am ſchmalen Ende, mit dem Geſicht dem Saal zugewendet, allen ſichtbar. Jedoch achtete von Fremden wohl niemand auf ſie, da neben ihr ein ſehr ſchönes Mädchen mit tiefſchwarzem Haar und gewählter Kleidung ſaß, Bertha Tännlein, eine berühmte Zeichnerin, die es bereits zu Ehren und Wohlſtand gebracht hatte.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Andrea fühlte kein Bedürfnis, ſich der Frau zu nähern, hätte auch kaum gewußt, was mit ihr ſprechen. Aber ihr war, als könnte ſie in dieſer heißen, ſchweren Atmoſphäre die ganze Nacht gern ſitzen.

Als ſie mit Dora wieder allein war, vermochte ſie nicht zu reden. Dora kam ihr wie verwandelt vor. Sie ſah mit unſicheren, blinkernden Blicken zu, wie ſie ſich entkleidete. Dann aus zugeſchnürtem Hals preßte ſie plötzlich hervor: „Ach — das Leben iſt doch rätſelhaft!“

„Meinſt Du?“ fragte Dora kühl. „Kann ich nicht finden. Wie gefällt Dir übrigens Hans?“

Sie ſaß auf dem Bettrand und brannte ſich noch einmal eine Zigarette an.

„Ich weiß nicht —“ ſtammelte Andrea.

„Er hat geſagt, Du wärſt Jugendſtil, noch mit ein bißchen Kitſch — ſo in den Bewegungen, weißt Du. Aber ein paarmal hätteſt Du ihn angeguckt — hätteſt ihn angeguckt — —“

Andrea wandte ihr flammendes Geſicht fort. „Unſinn,“ murmelte ſie, „ich habe mir nur Gedanken gemacht wegen ſeiner Frau.“

„Wegen ſeiner Frau, ja, ja,“ ſagte Dora läſſig, gähnte laut und kroch unter ihre Decken, ohne weiter auf dies Thema einzugehen. — —

Ein paar Tage darauf nahm Dora ſie auch mit zu Oblitzens. Es war ein intereſſanter, etwas genialer Haushalt. Eine Einrichtung, die Andrea verblüffte, weil ſie total willkürlich war und keine der üblichen Einteilungen in Salon, Wohn- und Eßzimmer zeigte. Es herrſchte ein unbekümmerter Geſchmack darin. Frau Oblitz war hier nicht anders wie im Kaffeehaus, blaß, ſtill und ohne Affektion, eine glückliche oder beſchäftigte Hausfrau zu ſpielen. Sie hatte vier kleine Kinder, die reizend waren, aber nachläſſig angezogen.

Hans Oblitz beherrſchte hier wieder das Bild. Er ſpielte mit den Kindern wie mit ein paar bunten Bällen, die herum lagen, und ſchickte ſie dann wieder weg. „Du, Dora, Du mußt mal gleich ſehen, wie weit meine Wartende am Fenſter iſt.“

„Hat Deine Frau Dir im Kopftuch geſeſſen?“

„Ja.“

Andrea blieb mit der Frau allein. Sie hatte ein aus Mitleid und Neugier gemiſchtes Gefühl, doch auch das Mitleid war eigentlich Neugier. Frau Oblitz aber ſprach nur über die gleichgültigſten Dinge, ließ auch Pauſen eintreten. Andrea hätte gern allerlei gefragt, aber ſie konnte nicht. Dann war man unverſehens bei der Frauenbewegung.

„Haben Sie ſchon Verſammlungen mitgemacht?“ fragte Frau Oblitz. „Ich gehe öfter hin.“

Erſt wunderte ſich Andrea darüber, dann dachte ſie, dies ſei wohl eine Art Ventil für ihre Herzensqual. Sie mußte ſich einfach dieſe Dinge ſo zurechtlegen, um den ungeſtörten Genuß davon zu behalten.

Fünftes Kapitel.

Andrea kam mit verbranntem Herzen in ihr Haus zurück.

Sie ſagte ſich nicht, daß ſie jetzt auch leben wolle wie Dora, frei und ohne Gewichte. Dazu hatte ſie ja nicht einmal die praktiſche Möglichkeit. Und auch Hans Oblitzens Art konnte ſie nicht annehmen. Es fehlte ihr der Mut und dieſe wunderbare Rückſichtsloſigkeit. Wenn ſie ſich dem Gedanken hingab, wie ſie, ihrem neuerwachten Drange folgend, nicht mehr nach Heilau zurückkehren, ſondern ihr Leben hier in Berlin durch Romanſchreiben erhalten wollte, dann ſaß ihr plötzlich ungewollt ein halbes Lächeln um den Mund. Schon in der Vorſtellung kam es ihr wahnwitzig vor. Sie hatte wohl nicht das Zeug dazu. Warum nicht? Weil ſie feige, bequem, unreif war?

Oder weil vielleicht doch noch — ihr Herz feſtſaß, da drüben in der kleinen, öden, toten Stadt?

Sie wußte nicht, ob ſie ſich dieſes letzten Schluſſes ſchämen oder freuen ſollte. Es war überhaupt das Schlimmſte von allem, daß ſie eigentlich über nichts in ſich ſo recht zur Klarheit und Feſtigkeit kommen konnte. Wie klar war ſich Dora über das eigene Herz, das eigene Wollen. Aber freilich, die Selbſtändigkeit reift die Menſchen früh. Sie hatte einfach noch nicht genug nachgedacht, ſie war auch noch im ‚Werden‘.

Bei ihrer Ankunft zu Hauſe fühlte ſie einen ungeduldigen Überdruß. Hermann holte ſie vom Bahnhof. Als ſie ſein vor Freude ſo ſeltſam verzogenes Geſicht ſah und ſeine ungeſchickt ſtolpernden, haſtigen Bewegungen, drehte ſie in einer peinigenden Aufwallung den Kopf zur Seite. Er küßte ſie, ohne auch nur eine Ahnung von ihrem inneren Zuſtand zu haben, auf offenem Bahnſteig, und zwar in ſeiner heftigen und andauernden Art, was in einem förmlich komiſchen Gegenſatz zu ſeiner ſonſtigen Scheu vor fremden Augen ſtand.

Hermann hatte einen Wagen beſorgt, und auf der kurzen raſſelnden Fahrt über das unebene Pflaſter ſchrie er ihr beſtändig Mitteilungen über den Gang des Hausweſens, das Verhalten der Kinder, das Eſſen und ſonſtige intime Einzelheiten zu.

Sie antwortete faſt nichts. Sie dachte nur immer: ‚Wie kann er ſich einbilden, daß mich dies alles ſo brennend intereſſiert? Wie unglaublich feſt ſitzt überhaupt in ihm dieſe Einbildung von meiner unlöslichen Zuſammengehörigkeit mit ihm! Was denkt er ſich nur! Denkt er, daß es nicht noch andere Welten gibt, und daß die mich vielleicht mehr locken könnten — —?‘

Die große Eiſentür war mit Tannenkränzen umkränzt. Oben in der Rundung hing das bekannte buntbemalte Plakat mit: Herzlich willkommen!, das der Buchbinder Bathke am Altſtadtsgraben ſich immer dutzendweiſe im Vorrat hielt. In dem Augenblick, als der Wagen vorfuhr, wurde die Haustür aufgeriſſen, und alle drei Kinder ſtanden, feſtlich gekleidet, mit Fräulein Grätz da.

Andrea empfand eine kurze ſchnelle Rührung, ſie breitete die Arme aus. Aber als die Kinder ſich nun jubelnd, ſchreiend, plappernd an ſie hingen und man den Flur betrat, auf die breite, langſam anſteigende Treppe zuſchritt, als der ſpezifiſche Duft, den jedes Haus an ſich hat, ſie umfing, da überfiel ſie wieder ein Empfinden von Öde und Mattigkeit. Sie ging langſam hinauf und hörte draußen das Fortfahren des Wagens mit einem Gefühl, als ſäße ſie am liebſten wieder darin.

Der Tiſch im kleinen oberen Speiſezimmer (es war ſpäter Nachmittag, und die Lampen brannten bereits) war auf das einladendſte gedeckt. Es gab Kaffee, Tee und vielerlei Gebäck. Dazu war ihr Geſchirr mit Blumen, die vom Gärtner geholt waren, anmutig geſchmückt. Wanda, die Köchin, ſelbſt hatte ſich oben eingefunden; mit ihrer weißen Schürze und ihren Zahnlücken ſtrahlte ſie vor Wiederſehenswonne.

Alles dies machte Andrea bis aufs äußerſte nervös. Wenn man nichts aus ihrem Wiederkommen gemacht, die Kinder in ihre Stube geſteckt und Hermann ſich erſt zum Abendeſſen gezeigt hätte, wäre das ihrer jetzigen Stimmung günſtiger geweſen. Man hätte ihr doch Zeit und Ruhe gegönnt, ſich zu beſinnen, ſich hier erſt wieder einzufinden. Aber dieſe jubelnde, aufdringliche Betonung ihrer Hierher-Gehörigkeit reizte ſie.

Die Kinder wollten ihr in der Spielſtube alles Neue zeigen. Dax hatte niedliche Bilder angetuſcht, Conny war mit Fräulein Grätz ausgegangen, um ſchon im voraus für Oſtern die Schulbücher und die Mappe einzukaufen. Er war ganz ſtill und dunkelrot, als er ſeine Mutter an der Hand dorthin führte. Was würde ſie ſagen, daß er ſchon Schulbücher hatte!

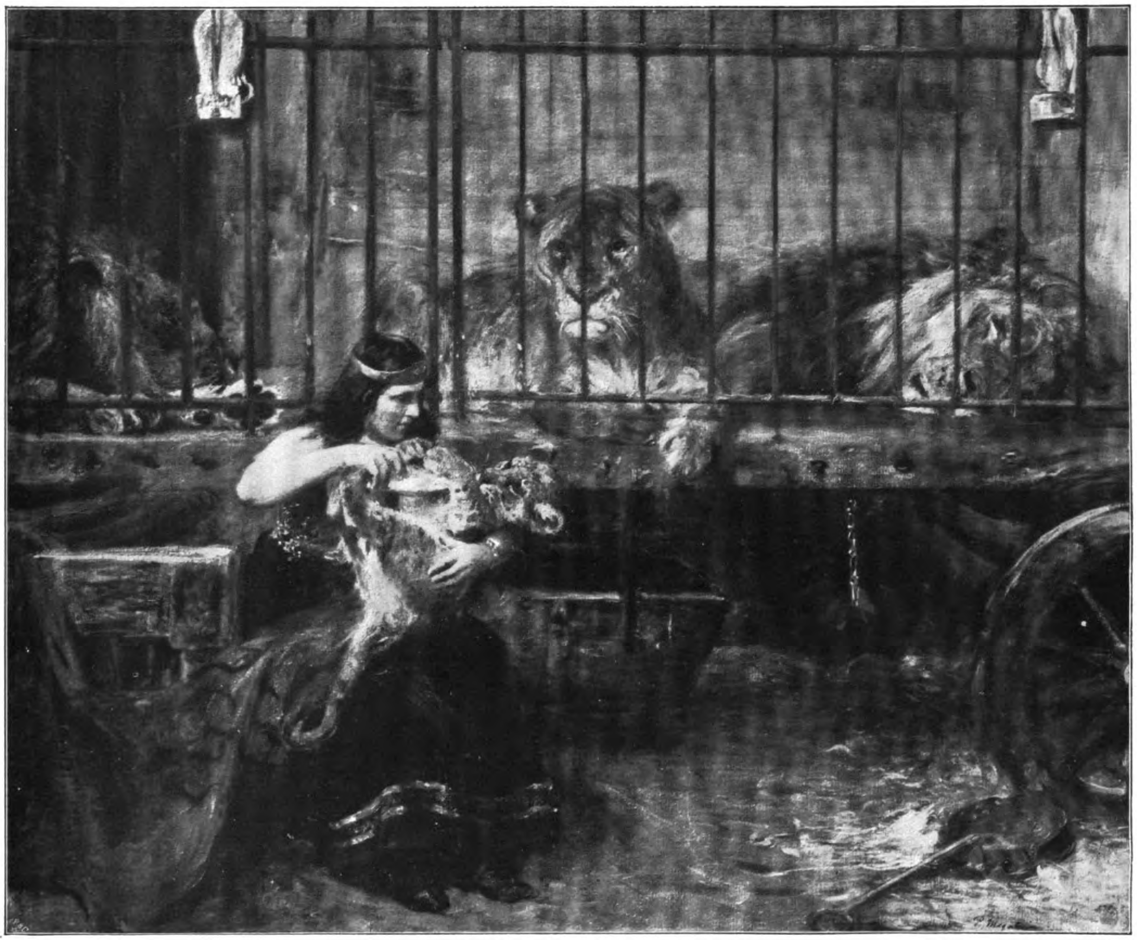
Sie ſagte faſt nichts. ‚Ach, haſt Du die ſchon? Das iſt ja nett —‘

Sie wollte ſchon wieder fort. Aber das war doch gar nicht möglich, ſie hatte ja noch nichts ordentlich angeſehn, nicht einmal die Fibel in der Hand gehabt!

Er hielt ſie förmlich krampfhaft feſt. Seine Wangen brannten. „Mama, guck doch. Das iſt ja die Fibel. Du mußt ſie nehmen.“

Andrea lachte nervös. „Na ja, was denn? Denkſt Du, ich kenne keine Fibel? Laß, Bübchen, ich beſeh’ mir das nachher.“

Er gab es noch nicht auf. Immer noch krallte ſich die kleine heiße Bubenhand förmlich um die ihre. „Mama, guck doch die Mappe!“ Jetzt mußte er ſie loslaſſen, um ihr die Fächer in der Mappe zu zeigen. „Guck mal, hier für Hefte und hier für die großen Bücher — und ſo ſind die Schnallen, ich kann’s ſchon ganz allein! Soll ich mal?“



Das Löwenbaby. Gemälde von Paul Meyerheim.

Als er ſtrahlend zu ihr aufſah, fing er ihren Blick nicht. Sie ſah müde über ihn und die Mappe fort.

„Ja, ja, alles ſehr fein. Nun laß mich nur.“

Sie ging. Mechaniſch huckelte er nun doch noch die ſchon einmal in Schwung gebrachte Mappe auf. Ein Gefühl unermeßlicher Enttäuſchung und Leere fiel wie eine breite, dumpfe Laſt auf ihn. Ein paar Sekunden ſtarrte er ihr nach, dann verdunkelte ſich ihm plötzlich der Blick vor etwas jäh aufſteigendem Heißen. Er biß die Zähne zuſammen und drehte ſich ſchnell in die Ecke, um keinen in ſein Geſicht ſehn zu laſſen. —

Andrea wollte ſich um keinen Preis der quäleriſchen Langeweile ergeben wie vor ihrer Reiſe. Das war ja wie geiſtiger Selbſtmord. Hatte ſie nicht die Kraft und den Mut, ihr Selbſt durchzuſetzen, wie Hans Oblitz dies tat, ſo mußte ſie in dem Umkreis, in den ſie gebannt war, doch ihr möglichſtes tun, um das Leben lebenswert zu machen.

Dadurch kamen ihre Gedanken wieder auf Doktor Hopfinger. Er war doch gewißlich ſeiner Umgebung überlegen, paßte, was Intelligenz und Erfahrung betraf, nicht im mindeſten in die Kleinſtadt, und dennoch ſah man ihn nie gelangweilt, übellaunig, von Sehnſucht zerquält. Seine ewig friſche Laune kam einfach daher, daß er vollkommen ſein eigenes Leben führte und mit den Menſchen ſpielte, wie er wollte. In dem Durchſchauen und Überſchauen, das er hatte, befiel ihn auch wohl nie die Luſt, hier fortzugehn, um mit gleichartigeren Menſchen zu verkehren, denn ſeine Überlegenheit ſchuf ihm die Atmoſphäre, in der er überall, ſei es, wo es wolle, leben konnte.

Andreas erſte Abſicht war, ſich auch dieſe Atmoſphäre zu ſchaffen, aber ſie ſah ein, daß ſie dazu noch nicht imſtande war. Sie brauchte nur einmal mit Frau Amtsverwalter, Frau Rektor, Frau Oberprediger oder den Frauen der Oberlehrer vom Gymnaſium, Frau Bürgermeiſter und deren Männern zuſammen zu ſein, ſo merkte ſie an dem aufſteigenden Ärger- und Überdrußgefühl in ſich, daß ſie noch lange nicht reif für des Doktors Luftballonſtimmung war. Und ſie beſchloß, die Sache von anderer Seite zu faſſen. Sie mußte die Menſchen ‚auf ein höheres Niveau bringen‘.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Von den Vorträgen her, die ſie in Berlin gehört hatte, einmal in Frau Oblitzens Begleitung, zweimal allein, war ihr die Überzeugung hängen geblieben: Das kann ich auch. Sie vertiefte ſich mit Entzücken in die Vorſtellung, wie ſie in der Aula des Gymnaſiums oder im Saal des Schützenhauſes vor dichtgedrängtem Publikum einen Vortrag halten werde, um die Begriffe in dieſer Stadt zu klären und allmählich zu erziehen. Vor Aufregung wurde ſie ganz rot. Sie traute ſich dieſe Rolle ſchon zu, ja es war ihr, als ſei dies im Grunde wohl ihre eigentliche Begabung: das Erziehliche im großen Sinne. Im Grunde hatte es ja auch ſchon in ihrem Roman gelegen und ſich dort, ihr noch unbewußt, Bahn gebrochen.

Nun hieß es aber erſt (von den äußeren Schwierigkeiten abgeſehn, die ſie aber mit Hilfe des Doktors zu überwinden dachte), die Sache am richtigen Zipfel anfaſſen. Mit kleinſtädtiſchen Anſchauungen räumt man nicht ſo kurzerhand auf, wie mit vertrockneten Blumen im Salon. Andrea hatte jetzt eine ganze Reihe ſchlafloſer Nächte. Während neben ihr das halblaute Atemraſſeln ihres Mannes ertönte, machte ſie Entwürfe und verwarf ſie wieder.

Es war ſchon mitten im Februar, und man fing an, allerhand beſcheidenen und witzloſen Masken-Unſinn in Heilau zu treiben, als Plan und Form ihres Vorhabens feſtſtand. Sie hatte eine ganz liſtige kleine Einkleidung dafür gefunden, auf die ſie ſehr ſtolz war: Nicht als Predigerin einer neuen Weltanſchauung wollte ſie auftreten, ſondern als Trägerin der Bildung, als Vorkämpferin für einen von der Welt ſchon längſt gekrönten Dichter, für Ibſen. Sie wollte einfach Ibſen-Vorträge halten.

Sie glaubte zwar auch, daß dies nicht ganz ohne Sturm im Glas Waſſer abgehen würde. Die Anſchauungen würden manchen Anſtoß geben und vielleicht auch hier und da einen kleinen Skandal hervorrufen. Aber da galt es kühn zu erwarten. Zuckerwaſſer wollte ſie ja auch nicht verteilen, ſondern Feuerwein! Am Ende wußte man in Heilau auch ſchon, wie die Glocken gingen. Als ungebildet galt man hier auch nicht gern.

Andrea war von dieſem Plan ſo hingenommen, daß ſie weder Sinn noch Auge für irgendwelche andre Dinge hatte. Sie merkte bei Tiſch nicht, was ſie aß, ſie überhörte die Fragen der Kinder, ja die ihres Mannes. War ſie mit Bekannten zuſammen, ſo ſtarrte ſie ſie mit einem abweſenden Lächeln an, oder vielmehr, ſie ſah durch ſie hindurch, ſtellte ſich ein wogendes Meer von Köpfen und Geſichtern vor und dachte immer nur: ‚Wie wird's ſein? Was werdet Ihr ſagen? Ach, wenn es nur erſt ſo weit wäre!‘

An einem Nachmittage ſagte ſie es Doktor Hopfinger. Sie wurde zu ihrem Ärger verlegener dabei, als nötig war. Denn innerlich war ſie ihrer Sache doch ganz gewiß und ſicher. Immerhin, die Neuheit verwirrte ſie wohl etwas, und ſo kam es beinahe ſchulmädchenhaft heraus.

Die Wirkung war auch anfangs danach — der Doktor wollte ſich vor Lachen ausſchütten. Aber als er ſah, daß die kleine Frau die Sache bitter ernſt nahm, daß ſie Tränen in die Augen bekam, zog er andre Saiten auf.

Im Grunde, wenn Frau Andrea dies wirklich ernſthaft wollte, machte ihm das Ding auch ungeheuren Spaß. Warum auch nicht? Es gab ein Stückchen weiblichen Seelenausbruchs mehr, jenen angſtgeſchaffenen Ausbruch, den weibliche Unbefriedigtheit ſchon ſo oft vor ihm inſzeniert hatte. Er machte jetzt nur ein Bedenken geltend, das Hauptbedenken freilich: Herr Lüdegaſt.

Andrea dachte in dieſem Punkt ſehr leicht. Sie ſah direkt an Schwierigkeiten vorbei. Hopfinger wußte, daß ſeiner Freundin auf dieſem Felde noch ſehr unangenehme Überraſchungen blühen konnten. Für ſo abſolute Neuerungen war Hermann Lüdegaſt unzugänglich. Sollte dieſer ganze anregende und reizvolle Plan nicht kläglich in einem jämmerlichen Familienärger untergehen, ſo mußte der Doktor ſich ſeiner in einer Weiſe annehmen, die ſeiner Klugheit alle Ehre machte. Er beredete Andrea mit Leichtigkeit, ihm die Unterhaltung mit ihrem Gatten zu überlaſſen.

Zwei Stunden danach hatte Andrea die Einwilligung ihres Mannes. Er kam ganz ängſtlich zu ihr herein, der Kneifer zitterte ihm auf der Naſe, und ihr fiel nebenher nur als etwas Komiſches auf, daß er auf den Zehen ging und nur mit verhaltener Stimme ſprach, als läge ein Kranker in der Stube.

„Wenn Du, Andrea,“ ſagte er, „Freude daran haſt, ſo kannſt Du natürlich die Vorträge halten. Ich werde — ich werde auch immer gern dabei ſein. Nur, nicht wahr, Du haſt nichts dagegen, wenn wir ſie unten im großen Speiſezimmer anſetzen. Wilhelm kann dort immer heizen. Es iſt doch beſſer als in der Stadt.“

Ein leiſes Erſtaunen ſchlich ſich in ſie hinein. Was hatte denn der Doktor zu ihm geſagt, das ihn ſo willfährig, ja beinah ängſtlich zuvorkommend machte? Sein Weſen beunruhigte ſie etwas. Hielt er ſie denn eigentlich für krank? Oder hatte ihm der Doktor vielleicht Sorge gemacht, ihr Herz zu verlieren?

Ihr Vorhaben beſchäftigte ſie aber jetzt ſo ſtark, daß alle anderen Empfindungen und Beobachtungen nur flüchtige Raſt bei ihr hielten.

(Fortſetzung folgt.)

Vor vierzig Jahren. Perſönliche Erinnerungen von Richard Graf von Pfeil und Klein-Ellguth, Generalmajor z. D.

Es iſt durchaus kein Geſchichtswerk, das ich ſchreiben will, keine Schilderung jener großen Zeit. Nein! Jetzt, nachdem vierzig Jahre verfloſſen, will ein alternder Mann die perſönlichen Eindrücke des jungen Offiziers ſchildern, dem es vergönnt war, in verhältnismäßig bevorzugter Stellung jene herrlichen Tage mitzudurchleben, mitzukämpfen. Wie das kranke Herz wieder jung wird in Erinnerung an jene Zeit deutſchen Ruhmes, ſo möge die Feder jung werden, die ſie begeiſtert niederſchreibt.

Zum Glück für mich hat liebende Sorgfalt von Mutter und Schweſter meine zahlreichen Briefe von damals geſammelt, ſo daß die heutigen Schilderungen unmittelbares Empfinden des Erlebten wiedergeben.

* * *

Der Sommer 1870 fand mich als Adjutant des erſten Bataillons Erſten Garderegiments zu Fuß in ſo glücklichen Lebensverhältniſſen, daß ich mit niemand in der Welt hätte tauſchen mögen. In der ſchleſiſchen Heimat von Liebe der Eltern und Geſchwiſtern umgeben, in dieſem herrlichen Regiment, dem angehört zu haben eine ſtolze Erinnerung für das ganze Leben iſt. Ein Freundeskreis, wie er ſchöner nicht gedacht werden konnte. Es leben ihrer noch einige aus jenem Kreiſe, die die franzöſiſche Kugel verſchont und der Todesengel noch nicht berührt hat. Kommen wir zuſammen, die Erinnerungen!

Dann wird man wieder jung, und wir glauben, daß die heutige Jugend nicht ſo ſtrahlend glücklich jung ſein könne, wie wir damals. Vielleicht irren wir uns.

* * *

Die erſte Hälfte des Jahres 1870 verlief ganz in gewohnter Weiſe. Man tat ſeinen Dienſt, war vergnügt, kein Menſch dachte an Krieg. Anfang Juli tauchten jedoch in der Preſſe Gerüchte auf, Prinz Leopold von Hohenzollern ſei zum König von Spanien auserſehen, Gerüchte, die uns darum feſſelten, weil der Prinz im Regiment groß geworden, zu dieſem, namentlich den älteren Offizieren, rege Beziehungen unterhielt. Bald legte jedoch die Preſſe dieſem Umſtande eine kriegeriſche Bedeutung bei; der Ton der franzöſiſchen wurde immer herausfordernder, immerhin glaubte niemand im Offizierskorps an Krieg, da wir die Enttäuſchung von 1867, Luxemburg betreffend, noch nicht vergeſſen. Damals war, unſerer Anſicht nach, weit mehr Urſache zum Kriege, als jetzt, wo ein unſerem Königshauſe nur dem Namen nach verwandter Prinz den fernliegenden ſpaniſchen Thron beſteigen ſollte. Vor mir liegt ein Brief vom 10. Juli an meine Schweſter, der von den gleichgültigſten Dingen ſpricht, jedoch der angeblichen Kriegsausſichten mit keinem Worte erwähnt und inſofern bezeichnend für unſer damaliges Denken iſt. Von irgendwelchen Vorarbeitungen für eine Kriegsbereitſchaft war keine Rede. Als aber die Nachricht von der Abweiſung Benedettis durch König Wilhelm eintraf, da fingen wir an, ernſthaft zu hoffen, daß diesmal nicht wieder eine Enttäuſchung kommen werde.

Am 14. Juli vereinigte der Regimentsadjutant Freiherr von Falkenhauſen uns drei Bataillonsadjutanten: Graf Pückler, Graf Wartensleben und mich, um das Mobilmachungstagebuch durchzuſehen, ohne das auch im untergeordnetſten Geſchäftszimmer die regelrechte Abwicklung einer Kriegsbereitſchaft unmöglich iſt. Durchdrungen von der Wichtigkeit dieſer Handlung, zweifelten wir drei jungen Adjutanten nun nicht mehr am Krieg, und ſelten mag ſich wohl eine ſo ernſte dienſtliche Handlung in ſo vergnügter Stimmung vollzogen haben wie dieſe, trotz des ſehr ſtrengen und peinlichen Regimentsadjutanten, dem der künftige Generalſtabsoffizier bereits in den Gliedern ſteckte.

Am 16. Juli dreieinhalb Uhr früh weckte mich mein treuer Bataillonsſchreiber Sergeant Glaubitz, mit den Worten ins Schlafzimmer ſtürzend: „Herr Graf, wir ſind mobil!“

Dieſe Seligkeit, die mich erfaßte, läßt ſich einfach nicht ſchildern. Ich glaube doch, daß es der ſchönſte Augenblick meines Lebens war.

Und dieſes Gefühl war überall das gleiche, bei den älteren, wie bei uns jungen Offizieren, wenn auch erſtere ſich wohl mehr die Lage klar machten und ernſter dachten als wir.

Potsdam bot vom frühen Morgen an ein ganz eigenartiges Bild; die ſonſt ſo ſtillen Straßen voller Menſchen, die ſich begegneten, als wären es lauter gute Bekannte. Ganz fremde Bürger drückten einem die Hand, mit irgendwelchen ſtolzzuverſichtlichen Worten. Die Offiziere nickten ſich ſchon vor dem Gruß, freudig erregt, von weitem zu.

Das heutige Geſchlecht kann ſich in unſere Stimmung gar nicht verſetzen. Es fühlt ſich in einem mächtigen, ausſchlaggebenden Reich und blickt auf Frankreich ohne jeglichen Groll, als auf ein, wenn auch mächtiges, immerhin aber tief gedemütigtes Land.

Anders wir! Uns waren noch, aus den Erzählungen unſerer Väter her, die Erinnerungen an die Befreiungskriege, wie alle vorangehende Schmach und Elend friſch in Erinnerung. War doch das eiſerne Kreuz noch im Offizierkorps vertreten, namentlich in einigen unſerem Regiment angehörenden alten Generalen. Wir blickten etwa ſo auf Frankreich, wie dieſes jetzt auf uns, obwohl unſere Erbitterung weit gerechtfertigter war als die jetzige franzöſiſche.

* * *

Aber Frankreich ſtand bei unſerer Begeiſterung erſt in zweiter Linie. In allererſter der Name Napoleon, der bei dem jetzigen Geſchlecht faſt in Vergeſſenheit geraten iſt. Auf Frankreichs Thron ſaß der Neffe jenes Napoleon, der uns ſo unendliches Weh zugefügt, uns ſo geſchändet, ausgeſogen, zum armen Lande gemacht, entvölkert hatte, wie es kaum jemals in der Geſchichte dageweſen. Und der Neffe, auf deſſen Worte ganz Europa lauſchte, hatte Preußen Steine in den Weg gelegt, wo er nur konnte, und ſchickte ſich an, uns das gleiche Schickſal zu bereiten wie der Oheim. Er war unſer wahrer Feind und ſeine kriegslüſterne Gattin. Als ich im Marſch durch Frankreich am Gardejägerbataillon vorbeiritt, rief mir ein lieber älterer Bekannter, Herr von Gersdorff, fröhlich zu: „Sehen Sie, Pfeil, hier dieſe Sektion, das ſind die allerbeſten Schützen meines Zuges; ſie ſind ausgeſucht, um auf Napoleon zu ſchießen!“ Später bei Sedan feuerte unſere Artillerie auf ein großes, weißes Haus; bei ihr wie bei uns, der Bedeckung, war, ich weiß nicht wie, das Gerücht aufgekommen, in jenem Hauſe ſei Napoleon. Jeder Treffer wurde mit Jubel begrüßt, und als die Flammen aufloderten, brach brauſendes Hurra aus. Das alles galt Napoleon. In ihm ſah jeder von uns ſeinen perſönlichen Feind.

Aber mit gerechtem Stolz konnten wir ſagen, daß ſich in unſerer Begeiſterung keine Spur von Überhebung kundgab. Man war ſich vollkommen bewußt, welchen gefährlichen, tapferen Gegner wir vor uns hatten. Nur von der rieſigen Überlegenheit des Chaſſepotgewehrs über unſere alten braven Zündnadeln, die uns 64 und 66 ſo ausgezeichnete Dienſte getan und die wir darum für das Muſter aller Gewehre hielten, ahnten wir nichts. Premierleutnant Graf Schulenburg hatte, kurz vor Ausbruch des Krieges, Gelegenheit gehabt, im Lager von Chalons den franzöſiſchen Übungen beizuwohnen, und erzählte viel von der Beweglichkeit der franzöſiſchen Truppen, den ſtarken Schützenlinien und der Zurückhaltung geſchloſſener Kräfte. Das machte uns großen Eindruck. Neben allem Jubel, neben aller glühenden Begeiſterung, machte ſich doch, namentlich bei den älteren Offizieren, der Ernſt der Auffaſſung in würdiger Weiſe geltend.

Rufe wie „Nach Paris!“ hörte man nicht; niemals eine Verſpottung des künftigen Gegners. An Elſaß-Lothringen dachte damals niemand, obwohl unſere Leute von jeher als Lieblingslied während der Friedensmärſche „O Straßburg!“ ſangen. Schön war es, daß ſich unter den eintreffenden Reſerviſten, gleichviel aus welchen Provinzen, ebenfalls eine ſo würdige Begeiſterung zeigte. Deren Führung war muſterhaft.

Zu der allgemeinen Stimmung und ſpäter zum Erfolg der Waffen, trug nicht wenig die ganz eigenartige Hingebung zu König Wilhelm bei. Im preußiſchen Heere iſt, Gott ſei Dank, die Liebe zum Herrſcher ſtets eine unantaſtbare Eigenſchaft geweſen. Die für König Wilhelm war jedoch etwas ganz Beſonderes, ich glaube ſelbſt unter Friedrich dem Großen nicht dageweſen; namentlich ſeit dem Kriege von 1866. Wenn man dieſen jugendlichen Greis erblickte, ſeine vornehme, ritterliche, ſoldatiſche Erſcheinung, dieſes milde Auge, das beim geringſten Verſtoß recht ernſt blicken konnte, da ging es wie ein elektriſcher Funke durch den einzelnen, durch die ganze Truppe. Jeder faßte ſeine Gedanken in dieſem Augenblick nur auf ihn zuſammen, und es iſt keine Redensart, daß, als er uns in Berlin vor der Abfahrt muſterte, wohl die meiſten das Gefühl hatten, es müſſe eine Freude ſein, für ihn zu ſterben. Ein Blick von ihm beglückte und gar erſt ein Wort. Es war eben unmöglich, ihn nicht zu lieben und ihm eine über das denkbare Maß gehende Verehrung zu zollen. Ein Vorfall, bei dem ich Augenzeuge war, iſt kennzeichnend und mir unvergeßlich.

Bei einer Übung, der König Wilhelm, ich glaube 1868, unweit Potsdam beiwohnte, war die vierte Kompagnie unter Hauptmann Graf Walderſee zur Artilleriebedeckung befehligt. Während des Gefechts kam der König an die Kompagnie herangeſprengt und wandte ſich, ſichtbar unzufrieden, an Walderſee, der mit mir einige Schritte abſeits der Kompagnie ſtand, mit der Frage: „Was tun Sie hier?“ — „Ich bin Artilleriebedeckung, Ew. Majeſtät!“ war die Antwort. — „Dann kann ich Ihnen ſagen, daß ein Fähnrich die Kompagnie beſſer aufgeſtellt hätte! Dort gehört ſie hin!“ Er zeigte nach einer vorliegenden Vertiefung. Nach dieſen Worten ritt der König im Galopp weiter. Sofort erſchien Oberſt von Roeder auf ſeinem Rappen und fragte in ſeiner halb gemütlichen, halb dienſtlichen Art, leicht mit der Zunge anſtoßend: „Was war denn los, Walderſee?“ Da erwiderte dieſer ſtramme, nur den Dienſt kennende Soldat in völlig undienſtlicher Form, aber mit geradezu ſtrahlendem Blick: „Mein König hat mich geriſſen!“, ſo daß der durch die Art der Antwort überraſchte

Oberſt zunächſt ſagte: „Gratuliere!“, ſich dann aber das Nähere auseinanderſetzen ließ und auch ſeinen Teil hinzufügte.

Walderſee war ein menſchenſcheuer, im allgemeinen verſchloſſener, ſtill für ſich lebender Mann, ein ausgezeichneter Frontſoldat, mit einer Fürſorge für ſeine Kompagnie, wie ſie überhaupt kaum wieder zu finden iſt; beiläufig geſagt, der Schöpfer des ſo ſegensreichen Kantinenweſens, das er als erſter im preußiſchen Heere in ſeinem kleinen Dienſtbetrieb einführte. Unverheiratet, nur der Muſik lebend, nahm er, außer bei beſonderen Gelegenheiten, niemals am Offizierstiſch teil. Diesmal tat er es jedoch, lud mich jungen Leutnant, mit dem er außerdienſtlich noch nie ein Wort geſprochen, zu einer Flaſche Sekt ein und war ſo ausgelaſſen, wie wir alle ihn noch nie geſehen. Das alles, weil König Wilhelm, wenn auch ſtreng, mit ihm geſprochen. Wunderbarerweiſe erwies er ſich ſeitdem ſehr freundlich zu mir, was ſpäter, beſonders nach St. Privat und vor Paris, hervortrat, wo er lange Zeit das erſte Bataillon befehligte.

Zu der herrlichen, zuverſichtlichen Stimmung, die uns beſeelte, trug das unbedingte Vertrauen auf des Königs Berater, Bismarck, Moltke, Roon, bei.

Man glaube ja nicht, daß es ſich erſt nach den Erfolgen gegen Frankreich einſtellte. Nach dieſen wurden die drei Männer Geſchichtsgeſtalten, denen ganz Deutſchland zujubelte. Wir in Preußen hatten jedoch bereits nach 1866 die gleiche Begeiſterung für ſie. Denn man darf nicht vergeſſen, daß der Siegespreis für Preußen 1866 ein weit größerer war, als 1871, wo die preußiſche Großmacht in Deutſchland aufging.

* * *

Bezeichnend für die Kriegsfreudigkeit der Offiziere war die geradezu fieberhafte Aufregung vor Veröffentlichung der für das Erſatzbataillon beſtimmten Namen. Jeder zitterte davor, nicht das Regiment begleiten, nicht mitkämpfen zu können.

Unvergeßlich iſt mir ein hierauf bezüglicher Vorfall. Mehrere von uns beſuchten abends den wachthabenden Offizier auf Schloßwache, wo überhaupt der Vereinigungspunkt für Kriegsgeſpräche war, als ein Leutnant von Brandis eintrat. Dieſer, ein junger Offizier von zwanzig Jahren, der erſte Hannoveraner, der bei uns als Fahnenjunker eingetreten, war im Regiment ſeines freundlichen, ruhigen Weſens wegen, trotz ſeiner kurzen Dienſtzeit, ſchon ſehr beliebt und zeigte in dieſen Tagen eine ganz beſondere Begeiſterung. Ein einige Jahre älterer Offizier machte ſich den Scherz, Brandis zu ſagen, es ſei eben bekannt geworden, daß er zu den für das Erſatzbataillon beſtimmten Offizieren gehöre. Da fing der Arme zu weinen an, war ſo tief betrübt, daß wir ihn umgehend über den Scherz aufklärten. Nun ereignete ſich etwas Unerwartetes. Brandis, dieſer, wie geſagt, ruhige, wohlerzogene Menſch, ſtürzte ſich auf jenen Offizier mit ſolcher Wut, daß es womöglich zu Handgreiflichkeiten gekommen wäre, wenn wir nicht dazwiſchen geſprungen. Es war das Urbild des „furor teutonicus“.

Drei Wochen ſpäter, am Abend von St. Privat, fand ich den jungen Helden als Leiche auf dem Schlachtfelde. Ein Granatſplitter in den Kopf hatte ſeinem Leben ein Ende bereitet. So muß die Stimmung ſein, um auch das Schwerſte zu überwinden.

Als die Ernennungen zum Erſatzbataillon endgültig bekannt wurden, ſah man die zurückbleibenden Offiziere in ſchwerſter Gemütsverfaſſung; mehrere kamen nicht mehr zum gemeinſamen Mittageſſen, es war, als ob ſie, die doch ſo ganz unſchuldig an der Beſtimmung durch den Oberſt waren, ſich ſchämten. Man drückte ihnen die Hand, ohne ein Wort hinzuzufügen, wie einem, der eben ſchwere Familientrauer erfahren.

* * *

Für uns Bataillonsadjutanten begannen, nach erklärter Kriegsbereitſchaft, Tage der anſtrengendſten Arbeit. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend mußte man auf dem Poſten ſein; fortwährend trafen ſchriftliche und drahtliche Befehle ein. Dazu kam, daß mein gewiegter Schreiber eine Stellung bei der Intendantur bekam und mich plötzlich verlaſſen mußte. Wer jemals Adjutant geweſen, noch dazu ſo junger, wie ich damals, wird verſtehen, was es heißt, einen geübten Schreiber in ſolcher Zeit zu verlieren. Doch es mußte geſchafft werden. Vom Leben im Regiment merkten wir Adjutanten wenig; kaum, daß wir Zeit hatten, im Offizierkorps Mittag zu eſſen.

Aber zu aller Freude auf den kommenden Krieg kam doch die Sehnſucht, die geliebten Meinigen noch einmal zu ſehen, namentlich meine Eltern und meine Schweſter, bevor ich ſie, vielleicht für immer, verließ. So ſchrieb ich bereits am 17. Juli an meine Schweſter Emma, vermählt mit Oberſt von Neumann, Kommandant von Neiſſe:

„Meine geliebte Emma! Nur einige Zeilen in der Hoffnung, Dich noch einmal vor dem Ausmarſch zu ſehen. Wir haben Befehl, uns in 48 Stunden zur Abfahrt fertig zu halten; zwei Tage haben wir alſo immer Zeit. Wir würden dann ohne Reſerven abrücken. Sowie ich etwas höre, telegraphiere ich auch den Eltern. Ich möchte Euch doch alle zu gern noch einmal ſehen, Ihr Lieben! Wenn Ihr bald kommt, könnt Ihr dann auch den Ausmarſch ſehen. Ich habe den ganzen Kopf voll Geſchäfte, ſchwebe aber zu gleicher Zeit in einem Seligkeitstaumel. Ich muß Dich noch einmal ſehen.“

Nach dem uns zugegangenen Befehl ſollten wir uns tatſächlich bereit halten, nach zwei Tagen ohne Reſerven auszurücken, ein Beweis, wie alle Fälle vorgeſehen waren und wie ernſt man damals die Lage anſah.

Wie groß war meine Freude, als am 20. Juli abends meine Mutter überraſchend bei mir ankam. Trotz ihres Alters und eines ſchweren körperlichen Leidens, hatte ſie die weite, unter den damaligen Umſtänden ſo beſchwerliche Reiſe von Schleſien nicht geſcheut, um den Sohn noch einmal zu ſehen. Der eine Tag, den ſie bei mir zubrachte, bleibt mir unvergeßlich. Glücklich der, der unter dem Segen einer lieben Mutter einen ſo ſchweren Weg antreten kann! Er begleitet ihn in allen Gefahren.

Aber auch meine Schweſter ſetzte es durch, mich zu beſuchen und ſogar mehrere Tage in Potsdam verweilen zu können. Wenngleich ich durch meine dienſtliche Tätigkeit wenig von ihr hatte, ſo fanden ſich doch ſchöne Augenblicke des Zuſammenſeins. Mit ihr konnte ich an der ergreifenden Abendmahlsfeier in der Garniſonkirche teilnehmen, die wohl keiner vergeſſen hat, der an ihr beteiligt war. Hierbei möchte ich ein Beiſpiel anführen, wie ſehr in Glaubensſachen der Ernſt des Lebens auch an junge Leute herantrat, die ſonſt über ſolche Gedanken leicht hinweggingen.

Ich trat in der Frühe bei einem jungen Kameraden ein, ihn noch im Bett findend. Schnell verſteckte er ein Buch. Auf meine Frage, was es ſei, das er ſo verlegen vor mir verſtecke, zeigte er mir — das Neue Teſtament. Des Gebets vielleicht entwöhnt, ſchämte er ſich wohl ſeiner vor anderen; nun aber erinnerte er ſich der Kinderzeit, wo er es gelernt und ſuchte jetzt in ihm die Kraft, vielleicht bald dem Tode mutig ins Auge ſehen zu können. — Nahe an St. Privat herangekommen, tötete ihn ein Schuß in den Kopf.

Eine ſchöne kriegeriſche Feier war die Beſichtigung des kriegsſtarken Regiments auf dem Bornſtedter Felde. Wie herrlich der Anblick dieſer vollen Reihen ernſter Männer, die bald ſo furchtbar gelichtet werden ſollten!

Auch die Kronprinzeſſin erſchien und reichte tief bewegt jedem berittenen Offizier einen Blumenſtrauß. Der Kronprinz war bereits an der Grenze.

Hier möchte ich einen Vorgang einflechten, der nur wenigen bekannt geworden iſt. Zum Kriege 1866 war dem Kronprinzenpaar der Abſchied ſo unſagbar ſchwer geworden, daß es damals beſchloß, ſich vor einem nochmaligen Krieg ohne ſolchen zu trennen. Dies hatte die Kronprinzeſſin wohl vergeſſen, nicht aber der Kronprinz. Er kam jeden

Tag von Berlin aus, wo ihn ſeine Pflicht zurückhielt, nach dem Neuen Palais, um ſich kurze Zeit des Zuſammenſeins mit Frau und Kindern zu erfreuen.

Eines Morgens jedoch, als man der Kronprinzeſſin die kleine Prinzeſſin Sophie (jetzige Kronprinzeſſin von Griechenland) ans Bett brachte, damit ſie ihr die Bruſt geben könne, lag auf deren Deckchen der ſchriftliche Abſchiedsgruß des Kronprinzen. Die junge Fürſtin war verzweifelt und flüchtete ſich in ihrem Schmerz zu der greiſen Königin Eliſabet, die ſie ſehr liebte, um ſich an deren Herzen auszuweinen und tröſten zu laſſen.

☒ ☒ ☒

Aber auch für meine Schweſter und mich ſchlug die Trennungsſtunde. Am Vorabend unſeres Abmarſches brachte ich ſie nach ihrer Wohnung, und wir ſchritten nebeneinander in ernſter bewegter Stimmung. Jedoch ein eigener Zufall half uns über die Trennung fort. Sie führte an einem Strick meinen treuen Pudel Karo, den klügſten Hund, den ich je geſehen, und das treue Tier drängte, der Sache nicht recht trauend, fortwährend nach mir, ſo daß der Strick geſpannt war. Da begegnete uns ein Leutnant von Alvensleben von meinem Regiment, ein leidenſchaftlicher Jäger, mit dem lieblichen Spitznamen „Mörder“, weil er alles ſchoß, was ihm vor die Flinte kam. Der heiterſte Kamerad und Jagdgenoſſe, war er vor Damen etwas ſchüchtern, wollte meine Schweſter beſonders höflich grüßen und ſchlug dabei über den ausgeſpannten Strick lang hin, was Karo gewaltig übel nahm. War ſchon dieſer Augenblick komiſch, ſo noch mehr, daß Alvensleben in liebenswürdigſter Weiſe um Entſchuldigung bat, was eigentlich unſere Sache geweſen wäre.

Dieſes Zuſammentreffen erleichterte unſere Abſchiedsſtimmung; ein Beweis, wie der Menſch auch in trauernder Gemütsverfaſſung plötzlich heiteren Vorgängen zugänglich ſein kann.

Wir verließen Potsdam in dunkler Nacht. Bald nach Mitternacht erleuchtete ſich in der ſtillen Soldatenſtadt ein Fenſter nach dem anderen, von Offiziers- oder Unteroffiziersfamilien zum letzten Beiſammenſein; von Bürgern und Handwerkern, um dem Regiment, mit dem ſie ſo innig verwachſen, das Geleit zum Ausmarſch zu geben. Signale ertönten in der tiefen Stille, und die Kaſernen wurden hell. Bald hoben ſich vor dem Schloß die Rieſengeſtalten der Leibkompagnie ab, von denen in wenigen Wochen über die Hälfte auf blutigem Schlachtfeld liegen ſollte. Unter den Klängen des Präſentiermarſches wurden der Kompagnie die ehrwürdigen Fahnen übergeben, deren zwei feindliche Kugeln trafen.

Der Abmarſch begann. Noch einmal hörte Potsdam die ihm ſo wohlbekannte Regimentsmuſik, und der feſte Tritt der Bataillone hallte durch die dunklen Straßen. Tauſende von Menſchen folgten zu beiden Seiten, in würdiger Ruhe; kein Gejohle oder Gejauchze, nur ab und zu ein Hurra. Ich entſinne mich, daß oft bald dieſer bald jener aus der Menge den Offizieren oder Unteroffizieren die Hand drückte. Auch an weinenden Mädchen fehlte es nicht, denn unſere Grenadiere und Füſiliere ſtanden ſich vorzüglich mit den Potsdamer Jungfrauen. In Berlin angelangt, wurde uns die große Freude zuteil, König Wilhelm zu begrüßen. Am Potsdamer Tor befahl er dem Regiment zu halten und ritt langſam entlang desſelben. Es ſchloß erſt hinter der Potsdamer Brücke und bewies ſomit den Berlinern, welche Macht ein kriegsſtarkes Regiment bilde.

Der König ſah ernſt aus; doch ſchien es uns, als ob ſeine Augen beſonders jugendlich zuverſichtlich blickten, als ſie prüfend auf den Reihen der Mannſchaften ruhten, wie wenn ſie deren Stimmung erforſchen wollten. Und die Antwort mußte den greiſen Helden wohl befriedigen, denn freudigen, mutig blitzenden Auges begrüßten ſie ihren Kriegsherrn. Jeder Kompagnie rief er ein „Guten Morgen, Grenadiere!“ zu, und ein ſo helles begeiſtertes „Guten Morgen, Ew. Majeſtät!“ konnte er auf keinem Paradefelde hören. Dann ließ er auf dem Potsdamer Platz das Regiment an ſich vorbeimarſchieren, wobei, ein ſeltener Fall, die Königin Auguſta vom Wagen aus zuſah.

Das war unſer Abſchied vom König.

— — — — — — — — — — — —

Unſicher lag die Zukunft vor uns, wann und unter welchen Umſtänden wir ihn wiederſehen würden.

Das war auf dem Schlachtfelde von Sedan, als er uns die Gefangennahme Napoleons mit dem ganzen Heere Mac Mahons verkündete!

(Fortſetzung folgt.)

Die tätig Untätigen. Plauderei des Meergreiſes.

Vor einigen Tagen begegnete ich meinem Vetter Max im Tiergarten. Er iſt ein alter Herr, vom gleichen Jahrgang wie ich, aber viel rüſtiger, Exzellenz z. D. ſeit einem halben Dutzend Jahren, lebt in glücklichſter, aber leider kinderloſer Ehe und erfreut ſich eines ſehr reichlichen Auskommens. Ich ſah ihn ſchon von weitem; er ging nicht, er haſtete. Als ich ihn feſthalten wollte, um mit ihm einen kleinen Bummel durch das Frühlingsgrün zu machen, wehrte er ungeduldig ab. „Sei nicht böſe, Alterchen, aber ich hab’ wirklich keine Zeit.“ Ich mußte lachen. „Na hör’ mal, wir alten Mummel- und Meergreiſe ... keine Zeit? Wo willſt Du denn hin? Nach den Linden? Schönchen, dann begleite ich Dich ein Stück, vorausgeſetzt, daß Du ein etwas menſchlicheres Marſchtempo genehmigſt.“ Er genehmigte; mit einiger Überwindung — aber er genehmigte. Und unterwegs horchte ich ihn ein wenig aus. Es kam mir zu wunderlich vor: ſolch altes Eiſen ... und keine Zeit haben! Im allgemeinen hatte ich bisher immer die umgekehrte Erfahrung gemacht. Die meiſten meiner älteren Freunde, denen der blaue Brief ins Haus geſchneit war, trotzdem ſie noch kerngeſund waren oder ſich doch kerngeſund und durchaus dienſtfähig fühlen, klagten immer über zu viel Zeit, über einen höchſt läſtigen Überſchuß an Zeit.

Vetter Max aber hatte tatſächlich ein erſtaunliches Tagesprogramm. Erſtens mußte er zu Schulte. „Sieh mal an, Vetterchen, in die Ausſtellung? Seit wann iſt denn ſolch ſtarkes Kunſtintereſſe in Dir erwacht?“ — Er ſah mich etwas ſcheel von der Seite an. „Na, es geht. Aber man lieſt doch die Zeitung. Es ſoll ja auch ganz intereſſant ſein. Man trifft auch leicht bei Schulte mal ’nen Bekannten.“ Dann mußte er zu Wertheim. Weshalb er dorthin mußte, wollte er nicht gleich geſtehen. Aber ich kam doch dahinter. Er ſollte, ausgerechnet, zwei Dutzend Papier-Krebsſervietten kaufen. Hm — alſo eine kleine Liſt meiner klugen Couſine, die ihren „Töppchenkieker“ los ſein wollte. Drittens mußte er bei Joſty die Sportzeitungen durchſehen. Viertens ſollte bei Kimmelſtiel eine neue Photographie der Kronprinzeſſin im Schaufenſter zu ſehen ſein: die mußte er ſehen. Fünftens mußte er ſich bei ſeinem Schneider erkundigen, wie lang in dieſem Sommer die Überzieher getragen würden. Er hatte auch noch ein ſechſtes, ſiebentes auf ſeiner Liſte. Es war alles höchſt dringend, es war unaufſchiebbar — er mußte, mußte, mußte. —

Am Tage darauf war ich auf dem Empfang einer liebenswürdigen Freundin. Beinahe hätte ich geſagt: auch von meinem Jahrgang. Aber ſo etwas ſagt man nicht, wenn es ſich um Damen handelt. Der Zufall fügte es, daß der Salon noch leer war, als ich eintrat, und mir daher ein Plauderſtündchen beſchert wurde, wie ich es liebe. Eine Taſſe Tee, ein ganz, ganz kleines Stückchen Mürbekuchen, ein recht bequemer tiefer Seſſel — und eine gute, kluge Freundin, die auch einmal über etwas anderes ſprechen kann, als über das Allerneueſte, Allerletzte. Aber meine gute, kluge, liebenswürdige Freundin hatte leider keinen guten Tag heute. Sie klagte. Sie ſah auch angegriffen aus. „Ich hetze mich zu Tode ... ich hab’ keine Zeit. Da denkt man, die Saiſon mit ihren Nöten ſei vorüber. Sie ſehen ja auch, wir ſind allein (mit einem etwas verwunderten, faſt ein wenig ängſtlichen Blick ſagte ſie das) — aber ich finde keine ruhige Stunde. Es iſt einfach furchtbar ... ich habe nie Zeit.“ — „Ihr großes Hausweſen, gnädigſte Frau ...“ — „Nein, nein. Das macht es nicht. Ich habe ſo gute Leute. Das geht wie am Schnürchen. Aber trotzdem, ich komme zu nichts. Wann hab’ ich wohl zuletzt in Ruhe ein gutes Buch leſen können!“

Und nun beichtete auch ſie. Auch ſie gehörte zu denen, die mußten, mußten, mußten! Hier eine kleine Beſorgung und dort eine; hier ein Briefchen und dort ein Billettchen; eine Anprobe, eine Verabredung zum Tee im Hotel Esplanade, ein unaufſchiebbarer Stippsbeſuch; ein Blick in die Modeausſtellung bei Gerſon. „Nichtſe, Nichtſe, Nichtſe! Aber ſie müſſen erledigt werden. Es iſt rein zum Verzagen ...“

An demſelben Abend hing ein Nichtchen an meinem

Halſe — und weinte. Ein liebes Ding. Etwas Weltkind, aber im Grunde ſonſt ganz vernünftig. Sogar ſo vernünftig, daß ſie ſchon einige Körbe dorthin austeilen konnte, wo ſie gut angebracht waren. Hat auch Eltern, die für recht verſtändig gelten — Eltern freilich, die durch ihre Stellung gezwungen ſind, ein großes Haus zu machen, und wohl leider zu denen gehören, die für ihre Kinder weniger Zeit übrig haben, als gut iſt. Immerhin: ich hatte Tilde für ein Mädchen eingeſchätzt, die den Weg durch ihr junges Leben finden konnte, ohne immer am Gängelband der Frau Mama gehalten zu werden; und nicht zuletzt deshalb hab' ich viel für ſie übrig. Denn als ſo rückſtändig ſolch alter Meergreis verſchrien iſt: davon bin ich doch überzeugt, daß die größere Selbſtändigkeit, die das moderne Leben den jungen Mädchen einräumt, beſſer iſt als der frühere Zuſtand — beſſer auch für die Männer, die einſt mit ihnen vor den Traualtar treten.

Mein Patchen alſo weinte. Wirkliche Tränen weinte ſie; ebenſolche Tränen, wie ich ſie hatte weinen ſehen, als ſie den letzten Korb ausgeteilt hatte. (Notabene: ein Mädchen, das bei dieſer Gelegenheit weint, gefällt mir immer beſonders gut; gräßlich ſind die jungen Dinger, die Körbe lachend verzeichnen, wie Herrennamen auf der Tanzkarte.) Heut weinte ſie aber über ſich ſelber. Auch ſie mußte, mußte, mußte ... Und ſie ärgerte ſich darüber, bis zu Tränen. „Ich komme zu nichts Vernünftigem mehr. Nicht zu einer ernſten Beſchäftigung, nicht einmal zu einem wirklichen Vergnügen. Mein bißchen Leben zerflattert mir unter den Händen. Ich habe keine Stunde für mich. Da ein Schwatz mit einer Freundin und hier ein notwendiger Beſuch mit Mama; ein biſſel an die Luft; anziehen, umziehen; anprobieren; ein paar Einkäufe in der Leipziger Straße; die weiten Wege um nichts und wieder nichts — und der Tag iſt vorbei, ich weiß nicht wie ...“

Vetter Max, Exzellenz z. D., hatte ich geſagt: „Dir altem Eſel iſt nicht zu helfen!“ — Meiner verehrten Freundin hatte ich teilnahmsvoll die Hand geküßt: „Hoffentlich rüſten Sie bald die Koffer. Sie ſind nervös, gnädige Frau. Die Strapazen des Winters laſten auf Ihnen. Ein paar Wochen in den Bergen, und alles iſt wieder in Ordnung.“ Mit meinem Patchen ging ich ordentlich ins Gericht. Ich zauſte ſie tüchtig. „Warum ſtiehlſt Du dem lieben Gott die Tage — und Dir dazu! Warum verläpperſt Du ‚Dein bißchen junges Leben‘, wie Du's nennſt? Ankämpfen mußt Du. Setze dem eingebildeten ‚Muß‘ ein feſtes ‚Ich will‘ entgegen. Schaff' Dir eine geregelte Tageseinteilung, wirf alles Unnötige, Überflüſſige, alle die Nichtſe aus ihr heraus. Und wenn es nicht mit allem geht — das wird bei dem Leben, das Ihr führt, ja kaum möglich ſein — ſo ordne das Unweſentliche, das Unnütze wenigſtens dem Wichtigen unter. Tu mir vor allem die Liebe und heul' nicht. Das iſt auch ganz unnötig. Lach' mich mal an, Mädel ... ſiehſt Du, es geht ſchon! Man muß nur wollen im Leben. Wer ernſt will, dem gelingt's auch!“

Ich habe drei Typen der tätig Untätigen herausgegriffen, wie ſie mir der Zufall gerade in dieſen Tagen vorführte. Wenn ich weiter zurückdenke, könnte ich den Kreis unendlich viel weiter faſſen. Auf Schritt und Tritt faſt begegnet man ihnen, die ihr Leben zerſplittern, die es in Nichtigkeiten auflöſen. Es ſind durchaus nicht immer oberflächliche Menſchen; es ſind keineswegs Nichtstuer; es ſind oft Naturen, die ſchwer unter ihren kleinen und kleinſten Bürden leiden. Aber ſie finden nicht die Kraft in ſich, an Stelle jener Nichtigkeiten eine ernſtere Beſchäftigung zu ſetzen. Bis ihnen die Unbequemlichkeiten, die ſie ſich ſelber aufladen, als unumgängliche Notwendigkeiten erſcheinen, die ſeufzend hingenommen werden, um zuletzt ihr Daſein faſt ganz auszufüllen. — Vor allem aber: ſie ſind keine Zeitkünſtler.

Meine gute alte Mutter, deren Hände nimmer ruhten, predigte es uns immer wieder: „Der Tag iſt lang. Ihr müßt ihn nur zu nutzen verſtehen. Teilt ihn richtig ein, dann habt Ihr nicht nur Zeit zur Arbeit, ſondern auch zur Erholung, ſogar für Euer Vergnügen. Nur die Läſſigen haben nie Zeit.“

Auf den Knien möchte ich alter Mann ihr heut noch danken. Daß man mich recht verſtehe: ich bin kein Pedant darüber geworden, ich regle mein Tagewerk nicht bis auf die Minute nach der Uhr. Aber ich habe trotzdem immer an einer feſten Tageseinteilung feſtgehalten. Wenn mich beſondere Umſtände, denen man ſich gerade in der Jetztzeit nicht immer entziehen kann, einmal aus dem Gleiſe werfen, nehm' ich's hin; aber es brachte mich nicht aus der Bahn: der nächſte Tag mußte das Gleichgewicht wieder herſtellen. So hab' ich immer Zeit gefunden, Zeit gehabt: für die Arbeit, für die Erholung. Und wirklich auch für jene Überflüſſigkeit, die doch nur ſcheinbar eine Überflüſſigkeit iſt, für das Vergnügen. Für die Geſelligkeit, für das Theater, für meine kleinen Sammelliebhabereien. Denn ich habe immer gefunden, daß gerade der wirklich arbeitſame Menſch ſolcher Ablenkungen nicht entbehren kann. Der alte Mommſen, der einer der größten Arbeiter und einer der größten Zeitkünſtler war, ſagte ſo leicht keine Einladung bei guten Freunden ab. Nicht nur weil er, wie böſe Zungen ihm nachſagten, gern recht gut aß, ſondern weil auch er die Erfahrung gemacht hatte, daß ein paar Stunden froher Geſelligkeit nach des Tages Arbeit ihn geiſtig und körperlich wunderbar erfriſchten. Und unſer großer Bismarck wollte ſeine Tafelrunde auch nimmer entbehren.

Wenn wir Alten zurückdenken, empfinden wir oft ſchmerzlich, wie unſeren Tagen etwas fehlt, das einſt der Eltern Beſitz war: die Behaglichkeit. Leichthin ſchiebt man den Mangel dann auf unſere heutige überhetzte, überarbeitete, nervös gewordene Zeit. Ich glaube, man tut, wie ſo oft, unſerer Zeit unrecht. Sie verlangt gewiß viel, vielleicht viel mehr, als die unſerer Eltern und Großeltern. Aber regelmäßige Arbeit hat einen normalen Menſchen kaum je nervös gemacht, ſelten überhaupt ſeiner Geſundheit geſchadet. Nicht die Arbeit an ſich ſchadet, nicht ſie mordet auch die Behaglichkeit. Die Unregelmäßigkeit in der Arbeit, das unſtete Ausnutzen des Tages, die unendlich vielen Nichtſe, die ſich heimtückiſch in einen Muß-Mantel einzuhüllen verſtehen, die ſich überall in das Tagewerk einzuſchieben wiſſen, die Ruhe bei der Arbeit und die Ruhe ſelbſt zerſtörend: das alles iſt der wahre Feind der Behaglichkeit. Wir haben allzuviel tätig Untätige unter uns, und ihre Gewohnheiten wirken anſteckend!

Meinem guten Vetter Max, Exzellenz z. D., hätte ich alles das vergeblich vorgehalten. Wahrſcheinlich hätte ich auch bei meiner verehrten Freundin Fiasko gemacht. Aber bei meinem lieben hübſchen Nichtchen und Patchen hat's ſicher geholfen, daß ich ihr ſagte, was ihr eigentlich die Mutter hätte ſagen müſſen. Und da liegt der Haſe im Pfeffer! — Die Nutzanwendung überlaſſe ich allen, die es angeht.

Ich kannte in meiner Jugend auf einem märkiſchen Gut eine alte hölzerne Sonnenuhr. Sie ſtand zwiſchen dem Herrenhauſe und dem Wirtſchaftshofe, und im Kreiſe war um den Zahlenkranz geſchrieben: „O Zeyt, o Zeyt, Niemand erkennt dich, als wer dich verlohren hät.“

Als ich vor einigen Jahren wieder einmal auf der lieben Klitſche zum Beſuch war, war mit vielem anderen auch die Sonnenuhr verſchwunden.

Schade darum ...

In den Sommerferien. Von Margarete Windthorſt.

Du haſt mir für fröhliche Stunden
Dein Kind, Dein Kleinod, geſchickt.
Ich habe ihm in das Auge geblickt
Und Dich darin gefunden.

Wir ſind ſo glücklich, ich und Dein Kind,
Und der Sommer iſt ſo voll Güte!
Alle die Tage ſind
Wie Kränze, ganz voll Blüte.

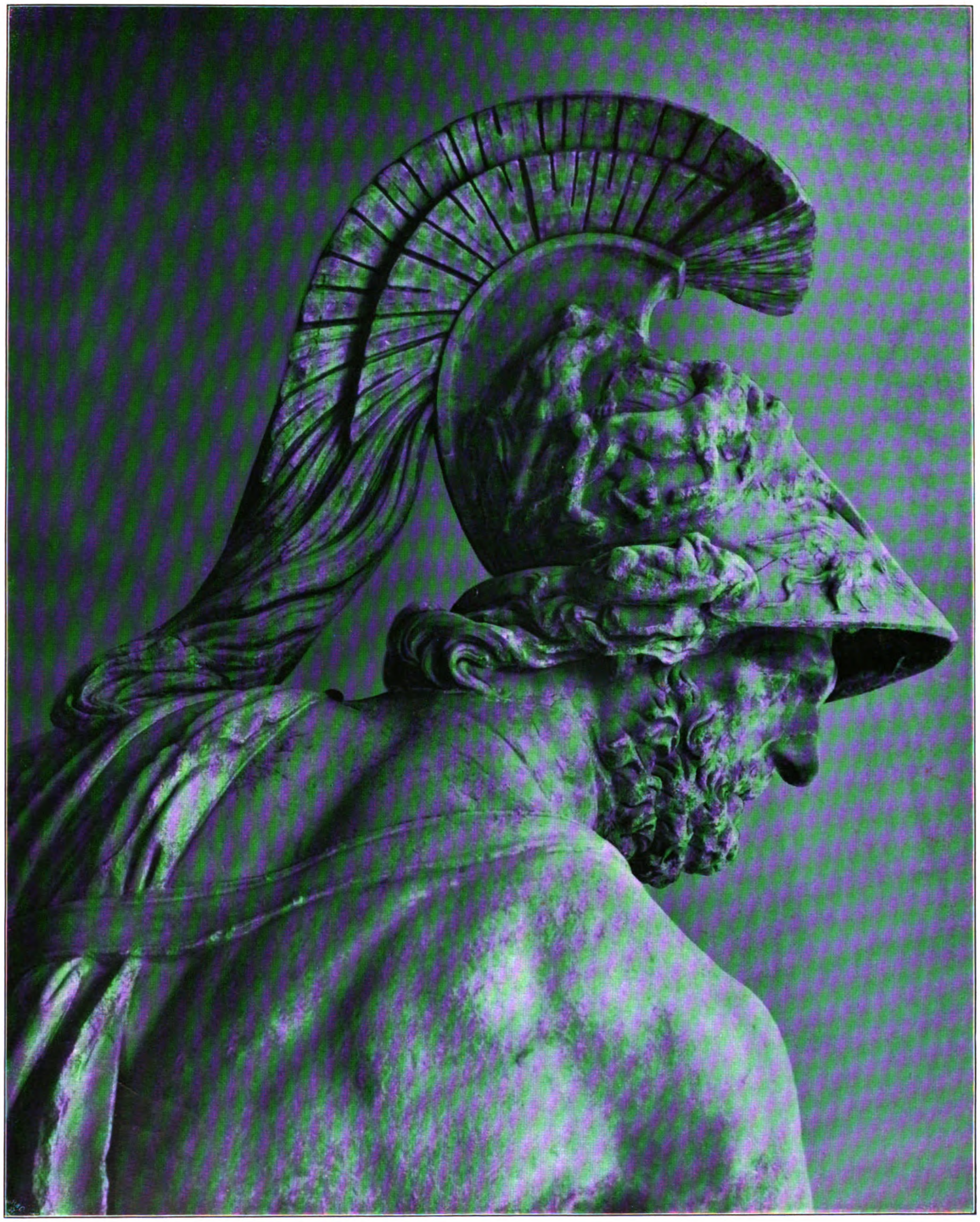
Wir haben uns zum Spiele
Ein Gärtchen mit Büſchen rings umzäunt;
Wir bauen uns Dach und Diele,
Ich und Dein Kind, mein Freund.

Wir haben ein Haus, einen Thron,
Ein Königreich, wir beiden.
Wir bauſchen uns aus blühendem Mohn
Ein Püppchen, rot und ſeiden.

Wir malen mit vollen Pinſeln
Farben auf Papier,
Draus machen wir uns ein Schiffchen — wir!
Das zieht nach fernen Inſeln.

Und rupfen wir abends die Beete aus,
Haben wir Blumen mit Blättchen.
Eine vom ganzen Strauß
Nehmen wir mit ins Bettchen.

Vergißmeinnicht nennt ſie ſich,
Die wollen wir Vater ſenden.
Und mit gefalteten Händen
Beten wir für Dich.



Der Kopf des Sklaven mit dem Helm des Ajax. Von der Gruppe des ſterbenden Ajax. Loggia dei Lanzi.

Kunſtbeilage zum Daheim.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Frauenerwerb.

Landwirtſchaftliche Ausbildung gebildeter Frauen und Mädchen auf dem Gute Amalienruh.

Schon ſeit Jahren geht das allgemeine Beſtreben dahin, die wirtſchaftliche Tätigkeit der Frau im allgemeinen und die hauswirtſchaftliche im beſonderen auf eine größere Höhe zu heben. Es handelt ſich namentlich darum, die praktiſchen Fächer ſo auszugeſtalten, daß auch die ſchlichteſten, alltäglichen Dinge in ihrer volkswirtſchaftlichen Bedeutung zutage treten. Das erſtrebt z. B. auch der Verein für wirtſchaftliche Frauenſchulen auf dem Lande, und ſeit geraumer Zeit ſchon wird die hauswirtſchaftliche Ausbildung im Peſtalozzi-Fröbelhaus zu Berlin in demſelben Sinne gehandhabt.

Ganz beſonders ſind aber dieſe Beſtrebungen von Bedeutung für alle diejenigen Frauen, die auf dem Lande leben, da ſie nicht nur berufen ſind, ihren Gatten eine Helſerin und Förderin in ihrem ſchweren Berufe zu ſein, ſondern weil ſie auch häufig in die Lage kommen, ein Gut ſelbſtändig zu bewirtſchaften. Dazu bedürfen ſie aber einer Vorbildung, die weit über das auf dieſem Gebiete Gewußte und Erlernbare hinausgeht; ſie müſſen, wenn ſie eine ſo umfaſſende Aufgabe erfüllen ſollen, nicht nur die inneren hauswirtſchaftlichen Pflichten kennen, ſondern mit dem vollſtändigen Betriebe eines Gutes vertraut ſein. Für die Erreichung einer ſo umfaſſenden Ausbildung und ſo weitgehender Kenntniſſe gab es jedoch bisher gar keine Ausbildungsmöglichkeit. Sollte aber die Frau auf dem Lande den heute an ſie geſtellten Anforderungen gerecht werden, ſo mußte eine ſolche geſchaffen werden. Deshalb machte vor einigen Jahren die Freiin Eliſabeth von Pawel-Rammingen auf ihrem Gute Amalienruh bei Meiningen den Verſuch, die Möglichkeit zu einer vollſtändigen landwirtſchaftlichen Ausbildung der Frauen zu bieten. Sie nahm auf dem 300 Morgen großen Gut Lehrlinge auf, die entweder auf wirtſchaftlichen Frauenſchulen oder im eigenen Haushalt vorgebildet waren, um ihnen die Ausbildung zu geben, die ſie nach ihren eigenen Erfahrungen für notwendig hielt. Dieſe Lehrlinge müſſen bei ihrem Eintritt alle kochen können, einerſeits weil jede Frau überhaupt mit der Küche Beſcheid wiſſen muß, und anderſeits, weil das Erlernen des Kochens in Amalienruh zuviel Zeit in Anſpruch nehmen und die Lernenden dem eigentlichen Zweck ihres Aufenthaltes dort dadurch ferngehalten würden.

Die Ausbildung der Lehrlinge iſt nicht ſchulmäßig, ſondern ſie wird ganz dem Rahmen eines wirklichen normalen landwirtſchaftlichen Betriebes angepaßt, ſo wie es eben der tägliche Bedarf ergibt. Der Lehrgang umfaßt Theorie und Praxis, doch greifen beide ſo innig ineinander über, daß ſie ſich auf allen Gebieten ergänzen, das Verſtändnis weckend. Der Kreislauf der verſchiedenen ineinandergreifenden Betriebe wiederholt ſich täglich, wie die Natur ihn vorgeſchrieben, und zeichnet ſo gleichſam den Lehrplan vor. Der theoretiſche Unterricht umfaßt Raſſenlehre, Fütterungslehre, Botanik, die Grundzüge der Chemie, die Unterſuchung von Saatgut auf Reinheit, Keimfähigkeit, 1000 Korngewicht, Litergewicht uſw., ferner die Verſicherungs- und Arbeitergeſetze, die landwirtſchaftliche Buchführung und ähnliches. Das Erlernen der Rindvieh-, Schweine- und Geflügelhaltung, ſowie der Fohlenaufzucht und Bienenzucht gehört ſchon zum praktiſchen Gebiet, das dann durch die Verwertung der eigenen Produkte im ländliſchen Haushalt ergänzt wird. Außerdem wird ein Samariterkurſus und ein Kurſus für ländliche Handfertigkeiten durchgemacht.

Die Lehrlinge arbeiten in jedem Betriebsteil ſechs Wochen, und zwar ſo, daß nach vierzehn Tagen ein neuer Lehrling einrangiert wird, der von den bereits Eingearbeiteten angelernt wird. Es bedeutet dies zugleich eine praktiſche Übung im Anſtellen und Anlernen ungeſchulter Kräfte.

Den Abſchluß dieſer Studien bildet ein Examen, das in Amalienruh ſelbſt von einer Kommiſſion von Staatsbeamten abgenommen wird. Die Entlaſſungszeugniſſe der Prüflinge, die meiſt recht gut abſchneiden, werden vom Herzoglich Meiningenſchen Staatsminiſterium, vom Generalſekretär der Landwirtſchaftskammer für die Provinz Sachſen und von der Freiin von Pawel-Rammingen unterzeichnet. Die Prüflinge haben, ſoweit ſie nicht ihren eigenen Beſitz zum Zwecke der Bewirtſchaftung übernahmen, Stellungen auf Gütern als landwirtſchaftliche Beamtinnen mit 600 ℳ Anfangsgehalt bei völlig freier Station und der geſellſchaftlichen Stellung einer Tochter des Hauſes übernommen.

Das Wertvolle dieſer Ausbildung beſteht jedoch nicht allein in der Heranbildung tüchtiger weiblicher Kräfte; es beſteht vor allen Dingen in der ſozialen Bedeutung, die ſo[illegible]it für das Land hat. Wenn die [illegible]te[illegible]n Schichten der ländliche[illegible] gebildeten Frau unterſtehen, die Verſtändnis für ihre Wünſche und Bedürfniſſe hat, ſo laſſen ſich vielleicht manche Übelſtände beſeitigen, die jetzt ſchwer auf dem Lande laſten. In dieſem Sinne beſonders müſſen wir die neue Einrichtung als eine vorzügliche begrüßen, ganz abgeſehen davon, daß ſie zahlreichen Töchtern angeſehener Familien, die heute oft ebenſo wie die Söhne unter dem Druck der Notwendigkeit ſtehen, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, die Möglichkeit hierzu in edler und großzügiger Weiſe gewährt.

Marie Heller.

Die Zimmervermieterin in Petersburg.

Der Güte zweier in Petersburg wohnenden Herren, des Herrn R. und des Herrn J. H., denen wir herzlich dankbar ſind für ihr freundliches Intereſſe, verdanken wir noch einige Angaben über die Zimmervermieterin in Petersburg, anknüpfend an unſern Artikel in Nr. 20 des Daheim.

Beide Herren ſagen mit Recht, daß Angaben über Wohnungsmiete immer mit großer Vorſicht aufzunehmen ſind, daß, was heute gilt, ſchon im nächſten Jahre unzutreffend ſein kann. So ſind auch in Petersburg die Mieten bedeutend geſtiegen. Nur in den Vorſtädten könnte man 11 Zimmer für 2000 Rubel mieten. Eine Wohnung in beſſeren Stadtteilen, die ſo groß iſt, daß man 10 Zimmer davon abgeben kann, würde nicht unter 3000 Rubel zu haben ſein, wobei man noch nicht einmal an einen ſehr bevorzugten Stadtteil denken darf. Am Newsky-Proſpekt zahlt man 6—8000 Rubel. Möbel mitzubringen, würde ſehr hohen Zoll koſten, und in Rußland ſelbſt zu kaufen, wäre nur bei ganz beſonderen Gelegenheiten vorteilhaft. Jüdiſche Händler gibt es nur wenige, weil ihnen der eigentliche Aufenthalt in den Reſidenzen nicht geſtattet iſt.

Außerdem kämen noch Ausgaben und Abgaben genug an den Staat, die Stadt und — die Polizei.

Im Sommer wohnen faſt alle wohlhabenderen Petersburger drei bis vier Monate auf dem Lande, ſo daß ſehr viele Mietwohnungen ganz leer ſtehen würden.

Wohl ſind Fälle bekannt, daß ſich Frauen mit Zimmervermieten gut ernähren konnten, meiſt waren es Witwen, die mit wenig mehr als einer ſehr guten Wohnungseinrichtung zurückblieben. Aber ſie ſprachen drei bis fünf Sprachen, wußten den Haushalt ſehr gut zu führen, arbeiteten ſelbſt mit und — was wohl die Hauptſache iſt — ſie hatten einen Kreis guter Freunde, die ihnen halfen, viele Einnahmen zu erzielen. Wer Land und Leute nicht kennt, ſteht auch in großer Gefahr, politiſch Verdächtige als Mieter zu bekommen.

Das Beköſtigen der Mieter iſt mit vielen Scherereien verknüpft. Muß ſchon, ehe man überhaupt Zimmer vermieten darf, eine Beſcheinigung der Polizei beſchafft werden, muß die Wohnung vom Polizeiarzt, der Feuerwehr, dem Revieraufſeher u. a. beſichtigt werden, ehe die Erlaubnis gegeben wird, ſo verſchärft ſich die Aufſicht, wenn man einen Mittagstiſch eröffnet. Zu billigem Preiſe kann man das Eſſen nur geben, wenn man Getränke ausſchenken darf, und darauf liegen auch wieder hohe Steuern.

Wenn die Preiſe für das Pfund Fleiſch, Butter uſw. billig erſcheinen, ſo muß man bedenken, daß das ruſſiſche Pfund nur 409 Gramm hat, alſo faſt 100 Gramm weniger, als das deutſche, und daß außerdem Konſerven ſehr teuer, Gemüſe im Winter faſt unerſchwinglich ſind.

Es iſt Ausländerinnen nur zu raten, nach Petersburg zu kommen, wenn ſie Geld haben. Für ſolche Leute iſt das Leben ſehr angenehm.

Noch einmal das Putzfach.

Einer energiſchen, mit Phantaſie und Schönheitsſinn begabten jungen Dame bieten ſich in der Konfektions- oder Putzbranche ſehr gute Ausſichten. Sie nehme in einem erſtklaſſigen Geſchäft eine Volontärſtelle für ein Jahr an, die leicht zu haben iſt, da derartige Geſchäfte ſtets Volontäre einſtellen. In den meiſten Geſchäften wird etwas vergütet, monatlich ungefähr 30 bis 40 ℳ, und dieſer Betrag würde für eine akademiſche Ausbildung in einem Abendkurſus ausreichen. Es käme ſomit nur die Penſion in Betracht, die ſich ganz nach den perſönlichen Anſprüchen richten kann.

Nach einjähriger Tätigkeit bemühe man ſich um eine Stelle als Hilfs-Direktrice, — ſolche Stellen werden ſchon mit 12 bis 1500 ℳ bezahlt — um dann nach weiteren 2 bis 3 Jahren als ſelbſtändige Kraft eine Stellung zu bekleiden. Gute, zuverläſſige Kräfte in dieſer Branche ſind ſehr geſucht und werden bis zu 5 bis 6000 ℳ im Jahr bezahlt. Es bietet ſich ſomit jungen Damen mit Talent eine ausſichtsvolle Zukunft.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Frl. G. B. in Fr. a. O. In Hovediſſen bei Bielefeld iſt eine Nutzgeflügel-Anſtalt, in der junge Mädchen in landwirtſchaftlicher Geflügelzucht im Groß- und Kleinbetrieb ausgebildet werden. Bedingung: Mindeſtalter 16 Jahr.

H. L., Minden. Wenden Sie ſich mit einer Anfrage an das Provinzial-Schulkollegium in Münſter. Anſtellungen an Schulen ſind mit dem Sprach-Examen nicht zu erreichen.

Sprechſtunde der Leiterin des Frauenerwerb: werktäglich von 12 bis 2 Uhr.

**Es wandeln Frauen übers Erdenland, an deren Kleidern keine Flecken haften,
Die Gnaden ſpenden wie mit Feenhand aus ihrem Fruchtkorb ſchöner Eigenſchaften.**

Vier Ahnmütter der deutſchen Kronprinzeſſin.

Zum drittenmal in einem Zeitraum von etwas mehr als hundert Jahren ſchloſſen in unſerem Kronprinzenpaar ein Hohenzollernabkömmling und ein Sproß der Obotriten einen gleichzeitig durch Staatsraiſon und echte, warme Herzensneigung geheiligten Ehebund.

Die erſte jener fürſtlichen Frauen war Prinzeſſin Charlotte von Preußen, die im Jahre 1817 durch ihre Ehe mit dem Großfürſten Nikolaus, ſpäterem Kaiſer von Rußland, verwandtſchaftliche Bande zwiſchen Deutſchland und dem Zarenreich knüpfte, die ihre letzte Erinnerung in der Heirat unſres Thronfolgers und der Prinzeſſin Cecilie, der Tochter Friedrich Franz’III. von Mecklenburg und der Großfürſtin Anaſtaſia fanden.

Wenn ſo hinüber und herüber eine Miſchung altehrwürdiger Fürſtengeſchlechter ſtattfand, und wohl ganz zweifelsohne nicht ohne Einfluß auf die körperliche, geiſtige, ſeeliſche Entwicklung der Generationen blieb, ſo kann doch ebenſo ſicher angenommen werden, daß die Blutsverwandtſchaft des künftigen Herrſcherpaares auf Deutſchlands Kaiſerthron, die gemeinſame Abſtammung von Preußens edler Königin Luiſe nachwirken wird auf ihre ſpäteſten Enkel.

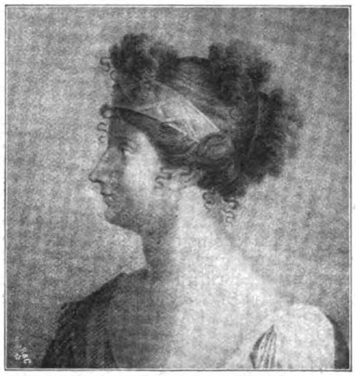
Wie ſie, die junge Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, von der Goethe (der ſie im Frankfurter Hauptquartier Friedrich Wilhelms II. gerade in den Tagen zum erſtenmal ſah, in denen ihre erſte, für ihr ganzes Schickſal ſo entſcheidende Begegnung mit dem damals 23jährigen Kronprinzen, ihrem ſpäteren Gatten, ſtattfand) ſagte, „daß ſie und ihre Schweſter Friederike in jenem Kriegsgetümmel ihm himmliſche Erſcheinungen deuchten, deren Eindruck ihm niemals verlöſchen würde“, ſich beim ganzen deutſchen Volke ein lebendiges Andenken geſichert hat, ſo lebt auch ihre Tochter Alexandrine, die Schweſter des kaiſerlichen Ahnherrn des Kronprinzen, in der treuen Verehrung ihrer Landeskinder fort.

Der Sarkophag im Mauſoleum zu Charlottenburg und der Stein, der die Gruft im Dom zu Schwerin deckt, ſind ſchweigend beredte Denkmäler für zwei Tote, deren Perſönlichkeitszauber und ſchlichtes Menſchentum durch mündliche Überlieferung fortleben und fortwirken von Generation zu Generation.

Viel Ähnliches müſſen dieſe beiden Frauen wie in der äußeren Erſcheinung, ſo auch im Weſen und Charakter gehabt haben. Manche der gemeinſamen Eigenſchaften ſcheinen ſich auf die liebliche Kronprinzeſſin vererbt zu haben, deren große Jugend ja noch nach keiner Seite hin ein abſchließendes Urteil geſtattet, wohl aber hoffnungs- und verheißungsvoll in die Zukunft blicken läßt.

So könnte zum Beiſpiel folgende Schilderung, die Königin Luiſe im Frühling des Jahres 1806 in einem Brief an ihren Vater, den Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, von ihrem Töchterchen entwirft, allem Anſcheine nach auch vortrefflich auf deren Urenkelin paſſen.

„Unſre Alexandrine,“ heißt es in jenem Schreiben, „zeigt eine richtige Auffaſſungsgabe, viel Verſtand, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komiſche hat ſie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlagen zum Satiriſchen und ſieht dabei ernſthaft aus, doch ſchadet das ihrer Natürlichkeit nicht.“



Königin Luiſe von Preußen.

Noch viel charakteriſtiſcher muten einige andere Zeilen an, die ſchon bei der ganz jungen, ganz kindlichen Prinzeſſin Alexandrine das betonen, was heutige Beurteiler, falls es ſich bei der Kronprinzeſſin Cecilie zeigte, dem Einſchlag des ruſſiſchen Blutes der Großherzogin Anaſtaſia zuſchreiben würden: „Du forderſt Nachricht von meinen Kindern. Sie ſind alle lieb und gut. Wilhelm auch klug und gut. Ich und der König nennen Alexandrine la petite autocrate, denn ſie hat etwas ſo Dezidiertes als möglich.“

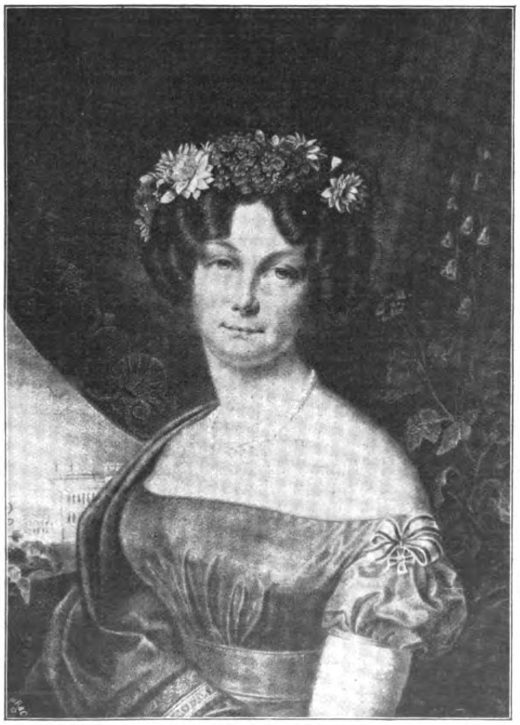
Und wie charakteriſiert der ſpätere Gatte nach zwanzigjähriger glücklichſter Ehe dieſe petite autocrate? Als „das Beſte von allem, was ich auf Erden habe. Sie kann nicht beſſer ſein als ſie iſt, und wir vermögen nicht glücklicher zu werden als wir ſind“.

Auch die Hochzeit dieſes Paares fand in Berlin ſtatt. Am 28. Mai 1822 wurde Prinzeſſin Alexandrine von Preußen dem Herzog Friedrich von Mecklenburg von Biſchof Eylert in der Hofkapelle angetraut.

Das in der Brautzeit der Prinzeſſin gemalte Porträt zeigt die Neunzehnjährige im vollen Reiz der Jugendſchöne. Volle Lockenpuffen, gekrönt von einem leuchtenden Blütendiadem, rahmen den oberen Teil des Geſichtes ein, aus dem ein Paar kluge, unendlich gütige Augen ſinnend in die Ferne zu ſchweifen ſcheinen. Der zarten Lieblichkeit der runden, vollen Formen paart ſich ſchon jetzt ein nachdenklicher, ernſter Zug, den ein leiſes, faſt ſchalkhaftes Lächeln zu mildern, wenn nicht ganz zu verwiſchen ſtrebt. Perſönlichkeit und Weiblichkeit ſprechen aus dieſem Jugendbildnis, wie auch aus allen ſpäteren, von denen beſonders eines feſſelt, das erſt im hohen Alter gemacht wurde, als das tiefſte, herbe Leid, das überhaupt einen Menſchen treffen kann, auch dieſer Frau Schickſal geworden, der ein ſanfter Tod im 96. Lebensjahre die Augen ſchloß. Gerechtigkeit und Pflichttreue, Würde und Leutſeligkeit, vornehmer Sinn und echt innerliche Frömmigkeit hatten der Urgroßmutter der Kronprinzeſſin die Liebe und Zuneigung ihrer Familie, die Achtung und das Vertrauen ihrer Landeskinder erworben und bis zum letzten Atemzuge erhalten.

In Heiligendamm und in Doberan, wo die Großherzogin Alexandrine nach längerem Aufenthalt in Ludwigsluſt die erſten glückſelig heiteren Monate als liebende und geliebte Gattin an der Seite des Herzogs Paul Friedrich zubrachte, weilte auch die junge Mutter und ſpäter die trauernde Witwe alljährlich längere Zeit. Mit ganz beſonderer Liebe hing die Fürſtin jedoch an Schwerin, wo das etwas euphemiſtiſch „Alexandrinen-Palais“ benannte einfache Haus am alten Garten, dem großherzoglichen Schloß gegenüber, zu ihrem Winteraufenthalt diente, während das ſtille, von den wunderherrlichen alten Baumrieſen des Schloßgartens faſt verſteckte „Grünhaus“ ihr Sommeraſyl bildete.

Die der allbeliebten Frau bis zu ihrem Scheiden gebliebene körperliche Rüſtigkeit und Geiſtesfriſche ließen ſie die mit Liebe und Energie übernommenen Aufgaben der Landesmutter in großherziger und dabei bis in die letzten Einzelheiten durchdachter Art durchführen. Wo es etwas zu helfen und zu beſſern gab, da war Großherzogin Alexandrine zur Stelle. Viel Liebe und warme Anteilnahme für Schwache und Arme, für die, die in irgendeiner Weiſe der Fürſorge bedurften, iſt von ihr ausgegangen. Ihr Herz umfaßte auch die Fernſtehenden,



Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin.

ſobald ſie ſich an ſie wandten, mit gleichem Intereſſe und Mitgefühl, wie ihre Angehörigen und ihre nächſte Umgebung. Die Geburt der Prinzeſſin Cecilie, der heutigen frohgemuten Kronprinzeſſin, war eines der letzten freudigen Ereigniſſe, die den Lebensabend der fürſtlichen Urgroßmutter erhellten, der der unerbittliche Tod den innig geliebten Gatten und alle drei, mit Mutterſorgfalt betreuten Kinder genommen hatte. Als ſie nach vierzigjähriger Witwenſchaft auch noch dem älteſten Sohn das Totengeleit geben mußte, äußerte die Tiefgebeugte an dieſem Tage ihre Trauer und ihr Herzeleid nicht in lauten Klagen, ſondern in ſtiller, wehmütiger Ergebenheit: „Gottes Wege ſind wunderbar. Mich alte Frau, die zu nichts mehr gut iſt, läßt er noch hier, und den Großherzog, deſſen Erhaltung nach menſchlicher Einſicht ſo dringend notwendig geweſen wäre, nimmt er hinweg.“

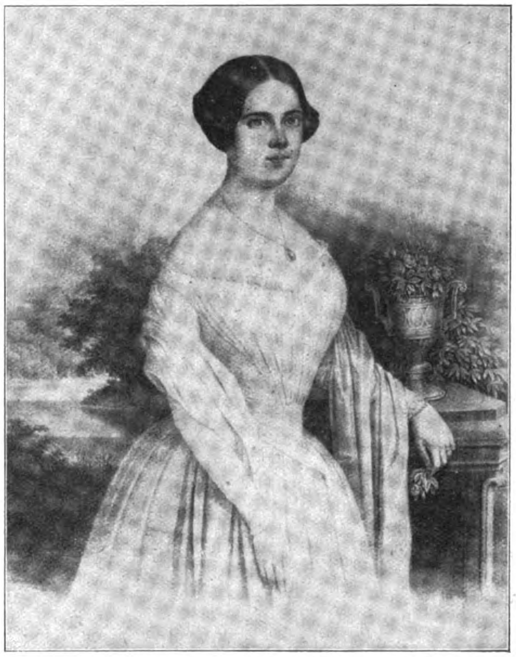
Die Buchen und Linden, die Eichen und Ulmen, die im Schloßgarten zu Schwerin zur Feier des Ehrentags der jungen Prinzeſſinbraut Cecilie im herrlichſten Lenzſchmuck prangten, erheben ſeit Jahren ihre Häupter über einem Denkmal, das treue Liebe und Verehrung der Mecklenburger der unvergeſſenen Großherzogin Alexandrine an einem ihrer Lieblingsplätzchen errichtete.

Großherzogin Auguſte, die erſte Gemahlin des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg, war eine Prinzeſſin von Reuß-Schleiz-Köſtritz. Eine innige Jugendneigung führte hier zwei feingeſtimmte Seelen zuſammen, und ihre Ehe wurde die denkbar glücklichſte. Sie waren in den tiefſten Lebensfragen ganz und gar eins, und ihre echte Religioſität brachte herrliche Früchte echt praktiſchen Chriſtentums. Man braucht nur die reizenden Briefchen der jungen Großherzogin zu leſen mit der liebevollen Sorge um ihre Armen und Kranken, ſo daß ſie ihnen an Winterabenden noch ſpät warme Decken ſchicken ließ, weil ſie ſich „ſo ſorge wegen der kalten Nacht“, um zu wiſſen, daß ſie nicht nur eine tief religiöſe Frau, ſondern auch eine rechte Landesmutter war. — Möglich, daß ſie im Betonen von „Luthers Lehre“ einmal zu weit gehen konnte, aber der Grund war klar und rein wie edles Kriſtall.

Drei Söhne und eine Tochter wurden dem jungen Paare geſchenkt. Prinzeſſin Marie, die verwitwete Großfürſtin Wladimir von Rußland, Friedrich Franz, der ſpätere Großherzog, Herzog Paul Friedrich, der die katholiſche Prinzeſſin Marie Windiſch-Graetz heiratete und ſelbſt zum Katholizismus übertrat, und Herzog Johann Albrecht, jetzt Regent von Braunſchweig, der ſich nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin, einer Prinzeſſin von Weimar, mit einer Prinzeſſin von Stolberg vermählt hat.

Kurz nach der Geburt des jüngſten Prinzen Alexander, der nur wenige Stunden lebte, wurde die Großherzogin leidend. Ein Aufenthalt im Süden tat ihr vorübergehend wohl, doch entwickelte ſich eine ernſte Lungenkrankheit, und es kam die Stunde, in der der arme Gatte, getreu einem ſchon kurz nach ihrer Verheiratung abgelegten gegenſeitigen Verſprechen, ſeiner jungen Frau ſagen mußte, daß ihre Tage gezählt ſeien. Mutig und gefaßt nahm ſie Abſchied von ihrem Gemahl und ihren kleinen Kindern. Großherzogin Auguſte ſtarb im Jahre 1862.

Anaſtaſia Michailowna, die Tochter des unlängſt in Cannes verſtorbenen Großfürſten Michael von Rußland, wurde am 28. Juli 1860 geboren und vermählte ſich im Jahre 1879 mit dem Großherzog Friedrich Franz III. von Mecklenburg, der 1883 zur Regierung kam. Schon bald nach ſeinem Regierungsantritt ſtellte ſich ein Leiden bei ihm ein, das ſeinen Aufenthalt im ſüdlichen Klima bedingte. Infolgedeſſen verbrachten die fürſtlichen Herrſchaften den größten Teil des Jahres an der Riviera und lebten nur einige Sommerwochen in dem Großherzoglichen Jagdſchloſſe Gelbenſande bei Roſtock. Dieſem Umſtande iſt es wohl hauptſächlich zuzuſchreiben, daß die Großherzogin in Mecklenburg nie ſo recht heimiſch geworden iſt. Auch ihre drei Kinder Alexandrine, Friedrich Franz und Cecilie haben ihre erſten Jugendjahre in Cannes verlebt. Anaſtaſia leitete die Erziehung ihrer Kinder in der liebevollſten Weiſe und überwachte den Lehrgang ihrer Töchter. Ihre Vorliebe für alle Sportübungen hat beſonders unſere junge Kronprinzeſſin von ihr geerbt.



Großherzogin Auguſte von Mecklenburg-Schwerin.

Großherzogin Anaſtaſia von Mecklenburg-Schwerin.

Die Großherzogin-Mutter iſt noch heute eine hohe, ſchlanke, echt ariſtokratiſche Erſcheinung von großer Jugendlichkeit, ſo daß ſie von Nichteingeweihten häufig als ältere Schweſter ihrer Tochter Cecilie angeſehen wird.

An mein Schwiegertöchterchen zum Geburtstag.

Die Stunde ſei geſegnet,
Da du zum erſtenmal
Dem Liebſten dein begegnet
Und wardſt ſein Sonnenſtrahl,

Da eure Herzen fanden,
Daß eins des andern Stab,
In Treue ſich verbanden,
Er dich uns allen gab.

So wandert treu verbündet!
Droht ja ein Dorngeſträuch,
Die Liebe überwindet.
Mein Segen geht mit euch.

P. S.

Büchertiſch.

Wander- und Spielbüchlein. Ratgeber für Wanderungen und Schulfeſte von Paul Matzdorf. Verlag von Arwed Strauch, Leipzig. Ausgabe A (für Schüler) 0,10 ℳ, Ausgabe B (für Lehrer) 1,20 ℳ. Allen Lehrern und Schülern, die ſich auf fröhliche Wanderfahrten begeben, wollen die beiden kleinen Bücher Freunde und Begleiter ſein. — Ausgabe A enthält Lieder und leicht aufführbare Spiele für Schulkinder, Wanderſprüche, Wander- und Baderegeln und Anweiſungen zur Behandlung kleiner Verletzungen und Unfälle auf der Reiſe. Ausgabe B gibt dem Lehrer und Führer einer Wandergruppe praktiſche, erprobte Ratſchläge für die Zuſammenſtellung von Wanderfahrten, die Beſorgung billiger Fahrkarten uſw. Das Büchlein enthält eine Anzahl von Reigen und Turnübungen mit guten Abbildungen, viele Spiele und Lieder mit Noten und ein ſzeniſches Wanderſpiel: Sechſe kommen durch die ganze Welt. Die beiden kleinen Hefte ſind für Schüler und Lehrer ſehr zu empfehlen.

Fragen.

Kann mir eine der geehrten Daheimleſerinnen freundlichſt Auskunft darüber geben, auf welche Weiſe man ſelbſt Roßhaare gründlich von Schmutz und Anſteckungsſtoff reinigen kann, ſo daß dieſelben ohne Bedenken wieder in Gebrauch zu nehmen ſind? M. W.

1. Wie bereitet man gutes, feſtes Quittengelee? Es geriet mir bisher nie, und ich bekam nur eine ſirupartige Flüſſigkeit ſtatt Gelee. — 2. Bitte um ein Rezept zu echtem, ſüddeutſchem Kaiſerſchmarrn. Ich fand in beſſeren Kochbüchern nichts darüber und aß ihn in Oberbayern ſo ſchön zubereitet. Eine tätige Hausfrau.

Auskunft.

An M. O., Greifswald (Nr. 33). Falls Sie mit den geſammelten Briefmarken einem guten Zweck dienen möchten, ſo ſchenken Sie dieſelben der Brockenſammlung des Krüppelheims „Alten-Eichen zu Stellingen“, Altona-Elbe, Bachſtr. 77 (frankiert ſenden). Dort werden, wie alle alten Sachen, auch geſammeltes Stanniol, Stahlfedern, Zigarrenſpitzen und Briefmarken ſehr gern angenommen. Der dafür erzielte Erlös kommt dem Krüppelheim zugute, in dem über hundert verkrüppelte Kinder ärztliche Behandlung ihrer Leiden, Erziehung und Schulunterricht, ſowie Ausbildung für einen Broterwerb finden.

Frau Paſtor D. Schaefer.

M. O., Greifswald. Herr Paſtor Th. Häckler zu Stanislan, Galizien, wird die Briefmarken im Intereſſe ſeiner ſegensreichen Anſtalt ſehr gern verwenden. J. Wentz, Stettin.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Kinder=Daheim.

Sommerſonntag.

So ſtill iſt der Sonntag,
So friedlich die Welt.
Wir gehen zuſammen
Mit Mutter ins Feld.
Es wogen die Ähren
In ſeidenem Glanz.
Wir winden Kornblumen
Und Mohn zum Kranz.

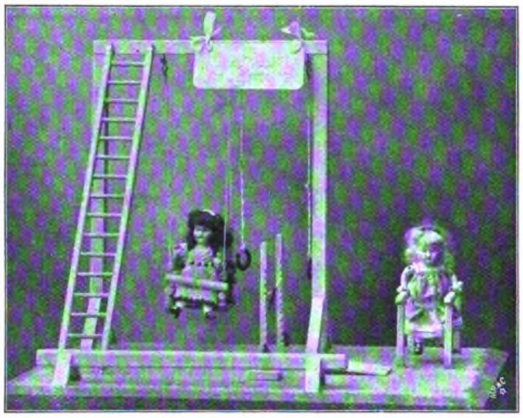
Da ſteht ein Kirchlein,
Faſt ſchmuckberaubt.
Ein Friedhof am Wege,
Umblüht, umlaubt.
Großmütterchen wandert
Still über das Land,
Drei Roſenkränze
In zitternder Hand.

Auf ſtaubiger Straße
Da ziehen vorbei
Drei Burſchen und ſingen
Die Lorelei.
Und Glockentöne
Verſchweben im Licht —
So ſchön iſt der Sonntag
Wie Mutters Geſicht.

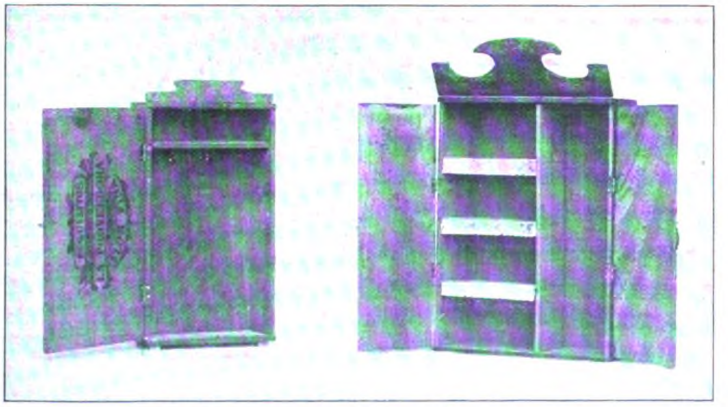
Auguſte Haarländer.

Familie Wippsnäschen.

„Dat ſünd junge Katten!“ — ſagte unſer alter Kutſcher, der an der Stalltür lehnte und behaglich ſein Sonntagsmorgen=Pfeifchen ſchmauchte. Er horchte in den Stall zurück. „Kinners, kommt mal runner!“ rief er zum „Garten“ hinauf, der auf dem platten Remiſendach grünte und blühte, — „es piept hier ſo in die Hackelſchkiſt’, eure Katt’ hat kleine Junge!“ Mit Freudengeheul ſtürzten die Kinder zur Treppe und ehe ich „Langſam!“ rufen konnte, waren ſie ſchon unten im Stall angelangt. — „Rrreizend! — entzückend!“ klang es zu mir herauf, „Mutti, du mußt dir mal Citrinchens Kinder anſehen!“ (Prinzeſſin Citrinchen war die Katze, nach einem Lieblingsmärchen von Heinrich Seidel, getauft.) Die „reizenden“ Kinder erſchienen mir wie ein Ragout von kleinen wühlenden Pelzſtückchen, aber ich bewunderte ſie pflichtſchuldigſt und plinkte abwehrend dem Kutſcher zu als er anfing: „Twee möten tum wenigſten dot ...“ — die Kinder hatten es glücklicherweiſe nicht gehört. Als eines Tages die beiden ſchwarzen Kätzchen verſchwunden waren, durchſuchten die Kinder mit der Prinzeſſin den ganzen Heuboden, alle vier tröſteten ſich aber bald über den Verluſt, denn die beiden Zurückgebliebenen, Hinze und Moritz, die wie ihre Mama den Familiennamen Wippsnäschen führten, machten ihnen unendlich viel Spaß! — Und ſie wuchſen und wurden groß — heißt es im Fabelbuch. — Eines Tages erſchienen ſie im „Garten“, der an der einen Seite vom Fremdenzimmer, an der andern vom Heuboden aus zu betreten iſt. Prinzeſſin Citrinchen iſt eine äußerſt wohlerzogene Katze und und hatte ihren Kinderchen entſchieden Verhaltungsmaßregeln für dieſen Beſuch gegeben; keins ſtieg in einen Blumenkaſten, keins verſuchte über die Treppe ins Haus einzudringen; — ſie kugelten in der Sonne übereinander, ſpielten mit Erikas Bällen und anderen Spielſachen, die die Kinder ihnen maſſenhaft verfertigten und wurden täglich „rrreizender“. Unterſcheiden konnte man ſie nur, wenn man ihre weißen Wippsnäschen genau beſah, auf Hinzes war ein kleiner ſchwarzer Streifen, im übrigen waren ſie beide in einen glänzend ſchwarzen Pelzfrack gekleidet, der in einem ſtolzen Schwanz endete, hatten breite, ſchneeweiße Vorhemdchen, weiße Gamaſchen an den Hinterbeinen und weiße Handſchuhe an den Vorderpfötchen — „wie kleine Geſellſchaftsherren“ — ſagte Mieze entzückt, worauf Magnus erklärte, „ihm wäre noch nie ein Herr vorgekommen, der mit weißen Gamaſchen in eine Geſellſchaft gelaufen wär’!“ Sehr vornehm ſahen ſie aber entſchieden aus, darin waren wir alle einig. Moritz war ſanft, Hinze dagegen eine kleine Kratzbürſte! Eines Tages hatte er ſich auf den Tiſch verſtiegen, der im Garten ſtand. Schon wollte ich ihn von der Decke hinunterjagen, da fiel mir der geſpannte Ausdruck auf, mit dem er zu Moritz hinunter ſah; leiſe rief ich die Kinder herbei und zog mich mit ihnen zur Beobachtung zurück. Richtig! — Moritz wollte Hinzes erhabenen Standpunkt teilen und ſchwang ſich an der Decke empor; kaum hatte er aber den Rand des Tiſches erreicht, ſo verſetzte Hinze ihm eine ſo energiſche Ohrfeige, daß Bruder Moritz quiekſend herabpurzelte. Hinze ſetzte ſich mit Siegermiene in die Mitte des Tiſches und ſah ſcharf einem erneuten Angriff entgegen. Moritz wagte den zweiten Sprung — ſchwabb! wurde er vermittels einer Ohrfeige hinabbefördert — und zum dritten Male erging’s ihm ebenſo. Jetzt machte er ein ſchlaues Geſicht und wanderte an die andere Seite des Tiſches. „Glaub’ nur nicht, daß es dir da beſſer gelingen wird, mein Junge!“ dachte Hinze und ſah angelegentlich nach links hinüber. Moritz hingegen dachte: „Endlich wird meine Schlauheit ſiegen!“ ſchlich leiſe unterm Tiſch auf die rechte Seite zurück — und hopps! — ſaß er oben! Zur Freude über ſeinen Sieg kam er aber nicht, denn ſobald er Hinzes wütendes Geſicht ſah, wandte er ſich ängſtlich zur Flucht und wurde mit einem ſo nachdrücklichen Klapps auf ſeine Sammethöschen in die Tiefe befördert, daß er ſchreiend — Erika behauptete, er habe deutlich „Mama, Mama!“ gejault — auf den Heuboden lief! — Und ſie wuchſen und wurden immer größer. — „Kinder, drei Katzen können wir unmöglich behalten; eine müßt ihr verſchenken!“ Ein dreiſtimmiges troſtloſes „Oooh!“ iſt die Antwort. Glücklicherweiſe möchte die neue Tante Anna, die Onkel Adolf geheiratet hat, ein Kätzchen haben, Moritz wird in einem Blumenkörbchen auf dem Altar der Freundſchaft geopfert und faſt täglich beſucht. Jetzt ſoll Hinze von ſeiner Mutter in die Geheimniſſe der edlen Mäuſejagd eingeweiht werden, aber er zeigt wenig Neigung für dieſen Sport; er vermißt ſein Brüderchen ſchmerzlich und die Kinder bitten voll Mitleid: „Mutti, laß Hinze doch Stubenkatze werden!“ Ich liebe keine Stubenkatzen, kann aber ſchließlich ihren Bitten und Hinzes Liebreiz nicht widerſtehen und erlaube ihnen, den Liebling heraufzuholen — „zur Probe“, füge ich vorſichtig hinzu. Die Probe fällt vorzüglich aus! Hinze ſucht ſich die weichſte Felldecke zum Ruhen aus und rührt ſich nicht vom Fleck — die Kinder liegen bäuchlings um ihn herum und bewundern ihn; — nach einer Stunde wird er zur Nachtruhe auf den Heuboden gebracht. Mit dem Verſprechen, Hinze muſtergültig erziehen zu wollen, gehen die Kinder dankbar und glückſtrahlend zu Bett. — Heute morgen ſitzen wir am Kaffeetiſch — Erika, der Schelm, mit einem merkwürdig erwartungsvollen, verſchmitzten Geſicht. Da bringt Line mir lächelnd eine Viſitenkarte — erſtaunt über den frühen Beſuch nehme ich die Karte und leſe: „Hinze Wippsneschen bittet um die Erlaupnis, der Familie einen Beſuch machen zu dürfen.“ Großer Jubel der Kinder, als ich lachend erkläre, ein ſo wohlerzogenes, wenn auch in der Rechtſchreibung noch nicht ganz ſicheres Kätzchen ſei jederzeit willkommen! Hinze erſcheint, ſauber und zierlich, nimmt von ſeinem Milchſchälchen in der Kaminecke Beſitz, fühlt ſich



Aus der Baſtelſtube.
Der Turnplatz. Ein ſelbſt zu fertigendes Kinderſpielzeug.



Aus der Baſtelſtube. Puppenmöbel aus Zigarrenkiſten.

ſofort ganz zur Familie gehörig und ladet alle kleinen Buben und Mädchen, die ihn kennen lernen möchten, freundlich ein, ihn gelegentlich einmal zu beſuchen.

Colma v. d. Heyde.

Schülerrudern.

Seit einigen Jahren hat der Ruderſport beſonders unter der Berliner Schuljugend einen großen Aufſchwung genommen; und das deshalb, weil es den Schülern der oberen Klaſſen von der Schule aus möglich gemacht wird, das Rudern wohlfeil und doch ſportlich zu pflegen.

Alle Nachmittage kann man Rudermannſchaften aus den verſchiedenſten Schulen in Berlin und Vororten nach dem Schülerbootshaus am kleinen Wannſee ziehen ſehen. Leicht bemerkt man zwei Parteien unter den Angekommenen: die Alten oder Senioren und die Neulinge oder Junioren. Im Zimmer, das der betreffenden Schule gehört, werfen ſich alle in Ruderdreß: kurze blaue Wollhoſe, Trikothemd und Sweater. Wenn es nicht gerade kaltes Wetter iſt, wird der Sweater nur übergehängt. Jetzt ſcheidet man leicht Senioren und Junioren, da die Alten tüchtig verbrannte Arme haben, während die Neuen noch in blendender Weiße leuchten. Jeder muß ſeine Sachen in ſeinen Schrank wohl einſchließen, ſonſt verhängt der Gerätewart unbarmherzig Geldſtrafen. Allmählich finden ſich alle in der großen Halle des Bootshauſes, wo alle Boote liegen, ein. Schon läßt der Protektor des Klubs — ein Lehrer von jeder Schule, der die ſtändige Oberleitung des Schülerruderns übernommen hat — die Junioren zum Kaſtenrudern die Riemen holen. Riemen iſt das, was der Laie Ruder nennt; im Ulk wird er auch als Quirl bezeichnet.

Mit Vergnügen ſehen die Senioren zu, wie die Junioren ſich in dem verankerten Kaſten abmühen, möglichſt ſtilgerecht zu rudern. Wenn einer einen kleinen Buckel macht beim Durchziehen oder den Riemen zu tief eintaucht oder das Blatt zu früh dreht: gleich hat er ſeine Ermahnung weg. Immer wieder werden die einzelnen Tempi geübt: „Setzt — ein! Zieht — durch. Eins! Zwei! Drei! — Setzt — ein! Zieht — durch!“ Wer fortgeſetzt einen Fehler macht, hat das Vergnügen, fünf Minuten lang Privatübungen zu betreiben. Während die Junioren ſo beſchäftigt ſind, bringen die Senioren ihre Rollſitz-Vierer heraus. Das Boot wird von den Stahlträgern gehoben, auf den kleinen Schlittenwagen gelegt und ans Waſſer gefahren. Dann faſſen alle Mann an und laſſen das Boot ins Waſſer gleiten. Die Mannſchaft holt die Riemen und ſchmiert ſie tüchtig an der Stelle, wo ſich der Riemen an der Dolle dreht. Jeder nimmt auf ſeinem Rollſitz Platz und ſtellt ſich das Fußbrett für ſeine Beinlänge feſt; es muß ſo ſitzen, daß der Ruderer, ſoweit die Rollbahn es ermöglicht, nach vorn und nach hinten rollen kann. Nachdem der Steuermann das Steuer und die Flagge befeſtigt hat, fragt er, ob alles zur Abfahrt fertig ſei. Dann bittet er einen, der auf dem Steg ſteht, abzuſtoßen. Dann kommandiert er: „Achtung! Alles rückwärts — los! Halt!“ Um das Boot zu wenden, befiehlt er: „Backbord vorwärts, Steuerbord rückwärts — los!“ Jetzt kann die Fahrt beginnen. Auf „Achtung!“ iſt alles ſtill; auf „Fertig!“ rollen die Rollſitze vor, die Riemen ſauſen zurück und ſetzen ins Waſſer ein; alle ſitzen weit vorgebeugt und warten auf das befreiende „Los!“ Ein Ruck geht durch das Boot, die Arme beugen ſich, die Rollſitze rollen zurück. Der Ruderer, der vor dem Steuermann ſitzt, heißt Nr. 4 und iſt der Schlagmann; das heißt er gibt den Schlag oder Takt an, in dem die Riemen eingeſetzt werden. Nr. 1 ſitzt ganz am Bug und hat es am leichteſten; er ſchont ſich gerne, wenn ihn der Steuermann nicht ſieht. Das iſt unrecht von ihm; denn ſeine Kameraden müſſen ſich dann auf ſeine Koſten anſtrengen. Kommt es heraus, daß er nur ſchlapp durchzieht, ſo wirft ihm der Steuermann das Wort an den Kopf, das für den Ruderer das Erbärmlichſte vorſtellt, ſo man hat: „Nicht mauern, Nr. 1!“ Wer des „Mauerns“ oder „Kiſteſchiebens“ überführt iſt, der ſtrengt ſich für den Reſt der Fahrt noch beſonders an, um den Schild ſeiner Ehre wieder rein zu waſchen.

Nun geht es im Gleichtakt weiter; die Rollbahnen quietſchen leiſe, die Dollen klappen dumpf, wenn der Riemen aus dem Waſſer gehoben wird; gluckſend rauſcht das Waſſer am Bug. Einen herrlichen Blick auf die waldumſäumte Küſte genießt man. Nur wenige Zentimeter über dem Waſſerſpiegel ſitzend, ſieht man alles um ſich herum von einem natürlicheren Standpunkte, als z. B. vom Bord eines rauchenden und ſchlingernden Dampfers. Die „Dämpflinge“ ſind bei Ruderern überhaupt nicht ſehr beliebt. Eben kommt da wieder einer angepufft. Es iſt Ehrenſache, ſich dem Dampfer nur in ſtraffer Haltung zu zeigen. Iſt man überholt worden, dann kommen erſt die Wellen. Schleunigſt kommandiert der Steuermann: „Hochſcheren!“, damit es nicht vorkommt, daß ein Ruderer beim zu tiefen Eintauchen ſeinen Riemen nicht aus dem Waſſer bekommt und ſich das Boot auf eine Seite legt. Läuft das Boot parallel zur Richtung der Wellen, ſo ſchlägt nur ſelten Waſſer hinein; läuft es aber ſenkrecht zu ihr, ſo bekommt Nr. 1 unbarmherzig einen kalten Guß über den Rücken. Gewöhnlich wird ein Kilometer im Renntempo gefahren. Der Steuermann ſieht nach der Uhr: „Anfangsſpurt! — — langer Schlag — — Endſpurt!“ Am Ziel ſieht er nach der Uhr: knapp vier Minuten. Nun geht es im gemäßigten Tempo wieder weiter. Trifft man ein anderes Boot aus dem Schülerruderverein, ſo grüßt der Steuermann durch Handanlegen an die Mütze; die Mannſchaft achtet nur auf Haltung und Schlag.

Tüchtig müde bekommt ſie wieder das Bootshaus in Sicht; kaum iſt das gemeldet, ſo nimmt jeder eine ſtramme Haltung ein. Keiner darf ſich umdrehen, keiner darf ſprechen, ſondern er hat genau auf die Befehle zu achten: „Achtung! Halt! — Riemen — lang!“ Erſt bringt jeder ſeinen Riemen wohlabgetrocknet an ſeinen Platz; dann wird das Boot auf den Schlitten gehoben und gereinigt. Mit der Gießkanne wird das Boot ausgegoſſen, wenn Fußbretter und Laufbretter herausgenommen ſind; dann nimmt jeder einen Lappen zur Hand, und das Boot wird trocken gerieben. Ehe es nicht wohlgereinigt und mit der Staubdecke an ſeinem Platz liegt, wird die Mannſchaft nicht entlaſſen. Dann zieht ſich alles wieder um und tritt die Eiſenbahnfahrt nach Hauſe an. Im erſten Jahre, wo nur auf Booten mit feſten Sitzen gerudert wird, iſt das ein höchſt peinlicher Zuſtand: Sitzen kann man nicht, ohne brennende Schmerzen zu verſpüren; zum Stehen iſt man zu müde und zum Hinlegen hat man nicht immer Platz. Das Sitzelend iſt bei Rollſitzen nicht vorhanden; aber Blaſen an den Händen oder Sonnenbrand an Armen und Beinen ſind bekannte Begleiterſcheinungen der Heimfahrt von einer Bootsfahrt. Aber ſchön iſt es doch, ſogar ſehr ſchön! Ein wahres Luſtgefühl überkommt einen, wenn man mit der Kraft ſeiner Arme das Boot durch das Waſſer jagt und in vollen Zügen die reine Luft über dem Waſſerſpiegel in ſich trinkt.

Guſtav A. F. Uhl.

Der deutſche Mann.

Sieben Schnecken in der Reihe,
So, nun zähl' ich: „Eins, zwei, dreie!
Dann wird um die Wett' gelaufen.
Ausgangspunkt der Blätterhaufen,
Ziel das dürre Haſelreis.
‚Freiheit‘ heißt des Siegers Preis,
Und die faulen, und die andern,
Mögen zu den Hühnern wandern! —
Bübchen kriegt bald Langeweile.
Schnecken haben ſelten Eile
Hörnchen gucken ſcheu heraus,
Kriechen, wupps! zurück ins Haus.
„Ach du fauler, alter Schneck,
Kommſt ja heuer nicht vom Fleck.
Alle ſieben bring ich Mutter,
Lieber gleich zum Hühnerfutter.“
Schon hat er ſie eingeſchürzt,
Als er zögert arg beſtürzt.
Denn es wäre von den Sieben,
Eine Sieger doch geblieben. —
Welche es nun wohl geweſen,
Ja, das kann er nirgend leſen,
„Ach wie konnt' ich was verſprechen,
Darf ja nun mein Wort nicht brechen,
Vater ſagt, ein deutſcher Mann,
Hätte ſo was nie getan.“ —
Und mein Bübchen, mit Bedacht,
Trägt nun Schneck und Schneckin ſacht,
Wieder in des Raſens Mitte. —
„Ach wie hat die Veſpenſchnitte,
Meinem kleinen deutſchen Mann,
Heuer doch ſo wohl getan.“ —

Elſe von Schaaffhauſen.

Aus der Baſtelſtube.

Allerhand Spielzeug.

Wer von euch weiß denn recht gut mit Laubſäge und Schnitzmeſſer umzugehen? Dem möchte ich nämlich den Rat geben, ein wenig früh mit den Weihnachtsſchnitzereien für die kleinen Schweſtern anzufangen, am liebſten ſchon gleich jetzt, damit nachher eine rechte Menge hübſcher Sachen fertig iſt.

Am beſten iſt es, wenn man zuerſt eine ganz leichte Arbeit macht. Das Puppenſchränkchen auf dem Bilde unten links iſt für einigermaßen geſchickte Jungen eine Kleinigkeit. Eine gewöhnliche Zigarrenkiſte wird von allem anhaftenden Papier geſäubert. Dann nagelt oder leimt man unter eine der Schmalſeiten rechts und links zwei Streifen oder vier Klötzchen, die die Füße des Schränkchens bilden. In das Innere der Kiſte nagelt oder leimt man oben ebenfalls zwei ſchmale Leiſten und ſchiebt auf dieſe ein genau paſſend zugeſchnittenes Brett, in das man unten ein paar Häkchen eingebohrt hat, die für Puppenkleidchen beſtimmt ſind. Das Brett dient für die Puppenhüte.

(Wenn allerdings bis Weihnachten für die Puppen auch ganz große Hüte modern geworden ſind, möchte ich euch lieber raten, einen beſonderen Hutſchrank für die Püppchen zu bauen. Auf das Brett können dann höchſtens noch die Sport- und Rodelmützen der Kleinen gelegt werden!)

Der Zigarrenkiſtendeckel wird als Tür mit zwei Scharnieren, wie man ſie in jedem Eiſenwarengeſchäft für ein paar Pfennige kaufen kann, angefügt, und zwar mit der Schriftſeite nach innen. Eine ganz einfach ausgeſägte Verzierung, die ihr, wenn ihr euch die Sache noch leichter machen wollt, durch ein einfaches Dreieck erſetzen könnt, kommt oben auf den Schrank, eine ganz einfache Schließvorrichtung an die Tür, und fertig iſt der Schrank. Ihr könnt ihm ſeine Naturfarbe laſſen oder ihn mit weißer Lackfarbe ſtreichen und mit bunten Leiſten oder Blumenkränzchen verzieren — Schweſterchen wird glücklich darüber ſein!

Zu dem zweiten Schränkchen gehört eine größere, flache Zigarrenkiſte, ein ſogenanntes Präſentkiſtchen, das durch eine Mittelwand in zwei Teile geteilt iſt. Könnt ihr ein ſolches nicht auftreiben, ſo nagelt ihr einfach zwei Kiſtchen zuſammen. Sonſt verfahrt ihr genau wie bei dem anderen Schranke, nur müßt ihr ſtatt des einen Brettchens drei in gleichen Abſtänden anbringen. Haken dürft ihr diesmal nicht einſchlagen, denn die Fächer ſind für Puppenwäſche beſtimmt. Die obere Verzierung dieſes Schrankes iſt ſchon viel kunſtvoller als die des anderen. Zeichnet ſie euch alſo ſorgfältig auf, ehe ihr ſie ausſchneidet. Der Schrank bekommt eine Doppeltür.

Wenn euch die Schränke geglückt ſind, verſucht einmal, dem Püppchen einen ſchönen Turnplatz zu bauen. Auch das iſt nicht ſchwer; ſeht euch das Bild genau an und probiert ſo lange, bis es euch gelingt. Es kommt weniger auf große Übung und Geſchicklichkeit als auf genaues Abmeſſen und exaktes Arbeiten an. Um ſo größer iſt aber auch nachher die Freude, wenn Püppchen in der Schaukel ſitzen, auf die Leiter klettern und ſich am Barren ſchwingen kann.

Ein tüchtiger Junge bleibt natürlich bei dem Nacharbeiten der Vorlagen nicht ſtehen, ſondern ſchaut ſich in Haus und Schule und Garten um, was ſich wohl noch aus Holz für die Puppen machen ließe. Ein Küchenſchrank, eine Laube, ein Schreibpult — ein mehrteiliger Wandſchirm vielleicht — aber ich will nichts weiter verraten; ihr wollt es ja ſelber finden!

E. Sauerland.

Wie Baby die Welt kennen lernt.

Das bloße Angucken nützt mir nicht!
Patſchen muß ich in Muttis Geſicht,
Den Finger in ihr Auge bohren,
Tüchtig zerren an Vaters Ohren,
Gehörig zauſen Muttis Haare!
Mutti tut das nicht weh! Bewahre!
In Vatis Finger läßt ſich's beißen;
Geht Muttis Naſe abzureißen?
Nein! — Nein, ſie ſitzt feſt! So feſt beinah,
Wie Vater ſein Schnurrbart ſitzt ſie! Ja!
Alles muß man mit Händen faſſen,
Nicht bloß den Guckern überlaſſen!
Was die Guckerchen beſehn,
Lernen die Greiferchen erſt verſtehn!

Marie M. Behrens.

Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

Der Bildſchmuck dieſer Nummer ſteht hauptſächlich im Zeichen pietätvollen Gedenkens der edlen Dulderin auf Preußens Königsthron. Wie die Maler und Bildhauer ihrer Tage ſie darſtellten, zeigt der erſte illuſtrierte Aufſatz, der zweite führt die geweihten Stätten vor, die ſie betreten. Im letzten Teil der Nummer kommen dann noch zwei Gemälde zur Wiedergabe, die aus den Werkſtätten zeitgenöſſiſcher Meiſter ſtammen: Hugo Mühligs „Niederrheiniſcher Kuhhirt“, ſtimmungsvoll in die ſonnenſtille Landſchaft geſtellt, und Paul Meyerheims, des humorvollen Schilderers der Tierwelt, prächtiges Genrebild: „Das Löwenbaby“. — Als Kunſtbeilage bieten wir unſern Leſern die Aufnahme von einem Teil der in der Loggia dei Lanzi aufgeſtellten berühmten Gruppe des ſterbenden Ajax. Der Sklave, in deſſen Armen Ajax ſein Leben aushaucht, hat die Rüſtungsſtücke des Helden — Helm und Schwert — angetan, um ſie ſich als Beute zu ſichern. Der Helm allein ſchon iſt ein vollendetes Kunſtwerk. Der markante Kopf des bärtigen Sklaven paßt wundervoll zu dem kriegeriſchen Eindruck.

Das indiſche Einannaſtück.

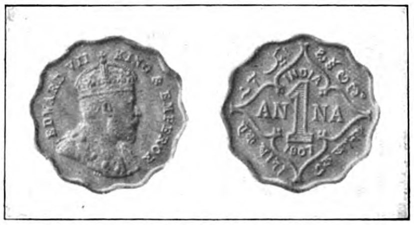
Kaum hat unſer neues Fünfundzwanzigpfennigſtück das Licht der Welt erblickt, ſo erheben auch ſchon Tadler ihre Stimme und prophezeien ihm ein kurzes Leben. Am meiſten findet man daran auszuſetzen, daß es zu leicht mit einem Markſtück verwechſelt werden könnte. Wir bringen nebenſtehend die Abbildung einer Nickelmünze, die vor einigen Jahren in Indien eingeführt wurde, des Einannaſtückes.

Die indiſche Einheitsmünze iſt die Rupie (= 1,33 *M*). Unſere oſtafrikaniſche Kolonie hat ſich ja auch in Rückſicht auf die Nachbarländer der Rupiewährung anſchließen müſſen; doch hat man ſie da im Anſchluß an das Dezimalſyſtem in 100 Heller eingeteilt. Ceylon hat ſie ebenfalls nach dem Dezimalſyſtem in 100 Cent eingeteilt. In Britiſch-Indien aber, in Aden und Britiſch-Oſtafrika teilt man ſie in 16 Anna und jede Anna wieder in 12 Pfennige; ja einige Fürſtentümer unter eingeborenen Fürſten teilen die Pfennige wieder in noch kleinere Münzen, ſo z. B. Travankor und Pudukotta. Die Indier lieben die Teilung der Rupie in 16 Teile deshalb, weil 16 eine Zahl iſt, die man öfter teilen kann als die 10, ohne dabei einen Bruch zu erhalten.

Es entſpricht dieſe Einteilung auch der ſeit Urzeiten her bei dem Volke in Indien, dem Urſprungslande der Algebra, beliebten Rechnungsweiſe, das Ergebnis einer Berechnung nicht mit einer einzigen Zahl, ſondern in Form einer Summe, eines Produkts oder einer Differenz zum Ausdruck zu bringen. So wird eine Früchteverkäuferin, die weder leſen noch ſchreiben kann und vom Rechnen nicht mehr verſteht als gerade zu ihrem winzigen Handelsgeſchäft gehört, für einige Kokosnüſſe und Bananen nicht 15 Anna verlangen, ſondern, indem ſie die Finger noch einmal auf die verkauften Sachen legt und einzeln nachprüft, kommt ſie in kurzer Zeit zu dem Reſultat: „Eine Rupie minus 1 Anna“, oder häufiger wird ſie, wenn ſie z. B. eine Tamulin iſt, iſt, den Satz herausſchnurren: „mukkâlareikâlvisam Rupaï“, auf Deutſch: $\frac{3}{4}+\frac{1/2}{4}+\frac{1}{16}$ Rupie, wie ja auch bei uns im Volke das „halbe Viertelchen“, scilicet Schnaps, ein ebenſo beliebter Ausdruck wie geſchätztes Quantum iſt. Derartige zuſammengeſetzte Ausdrücke kommen dem indiſchen Volke gar nicht als Brüche zum Bewußtſein, da das ganze Einmaleins und das ganze Rechenſyſtem danach eingerichtet iſt. Anſtatt $1 \times 1 = 1$, $2 \times 1 = 2$ uſw. zu lernen, fangen die Kinder dort an, die Reihe $1, \frac{3}{4}, \frac{1}{2}, \frac{1}{4}, \frac{1/2}{4}$ uſw. dem Gedächtnis einzuprägen, die ſich aber bald zu ganz ungeheurer Kompliziertheit verſteigt, wobei jedoch für die Brüche oft ein Symbolwort eingeſetzt wird, z. B. für $\frac{1}{4}$ heißt es „kâl“, und „kâl“ heißt auch das Bein, weil ein Bein ein Viertel von einem Menſchen iſt. Dies Einmaleins wurde in den Schulen alten Syſtems, deren hauptſächlichſte Möbelſtücke der Stock und der Klotz waren (Bänke gab es überhaupt nicht), den Kindern mit ganz unglaublicher Strenge eingebleut.

Mit der Anna hatte es bis vor kurzem eine ſonderbare Bewandtnis; man teilte die Rupie in 12 Anna ein, prägte Scheidemünzen aus Silber im Wert von 2 Anna, und ſolche aus Kupfer im Wert von einer halben und einer Viertelanna, druckte dieſe Werte den Briefmarken auf, aber die Anna ſelber, die ſo oft gevierteilt worden war, hatte noch niemand geſehen; ſie war eine rein imaginäre Größe, bis im Jahre 1907 auch ſie endlich Erſcheinungsform annahm auf Geheiß der indiſchen Regierung, nicht etwa, um die Lücke im Syſtem auszufüllen, ſo ſyſtematiſch iſt man in Indien nicht, ſondern weil man eine handliche Münze brauchte zwiſchen dem winzigen ſilbernen Zweiannaſtück und dem plumpen, kupfernen Halbannaſtück. Als Material konnte nur Nickel in Frage kommen. An der Prägung fällt am meiſten auf der wellenförmig geſchwungene Rand, wie er wohl kaum bei einer anderen Münze anzutreffen iſt.

Man hat der Münze dieſe Form gegeben, um ſie recht deutlich von dem ungefähr gleichgroßen ſilbernen Viertelrupieſtück zu unterſcheiden, eine Maßregel, die um ſo notwendiger war, als beſonders von den Frauen in Indien nur der kleinſte Teil (unter 10 Prozent) leſen und ſchreiben kann. Die eine Seite der Münze zeigt Eduard VII., König und Kaiſer. Die Rückſeite zeigt neben der Bezeichnung des Landes und der Jahreszahl den Wert des Geldſtückes an, und zwar entſprechend der Vielſprachigkeit Indiens in fünf Sprachen: in der Mitte in Engliſch, links unter der 1 ſteht „ek ana“, der Wert der Münze in Sanskrit, links oben ſteht dasſelbe in Hindoſtani, und es folgen Telugu und Bengali. Ort der Prägung iſt Bombay. H. Beythan.



Das indiſche Einannaſtück.

Mimikry bei Tieren und Pflanzen.

Das Wort „Mimikry“ (engl. mimicry, von μιμητικός zur Nachahmung geſchickt) bedeutet Nachäffung. Unter dem Begriff verſteht man die Fähigkeit gewiſſer Tiere andere Tiere oder auch Pflanzen oder lebloſe Gegenſtände in Geſtalt, Farbe und Zeichnung nachzuahmen, um dadurch Vorteile im Kampf ums Daſein zu erlangen. Dieſe Fähigkeit iſt aber ſelten aktuell, ſondern, durch natürliche Züchtung erworben, ein Mittel zur Erhaltung der Art. Die Mimikry iſt eine beſondere Form der Anpaſſung. Am verbreitetſten iſt die Anpaſſung in der Farbe (ſympathiſche Färbung). Am Pol werden die Tiere weiß, in der Sahara ſind alle Heuſchrecken grau oder graugelb. — Eint ſich die Schutzfärbung mit einer Anpaſſung der tieriſchen Form an gewiſſe Objekte, die an ſich keiner Nachſtellung unterliegen, dann iſt der Schutz ein nahezu vollkommener. Dieſe Art der Anpaſſung, alſo wahre Mimikry, findet ſich beſonders augenfällig und häufig bei den Inſekten. Das erſte berühmte derartige Beiſpiel fand Alfred Ruſſel Wallace in der Callima paratecta, einem Blattſchmetterlinge von Sumatra. Das Tier erſcheint ſchwebend reich purpurrot und violett, mit tief orangenen Bändern, in der Ruheſtellung gleicht es völlig einem abgeſtorbenen, an einem Zweige hängenden Blatte. Die Callima war früher in Sammlungen ſelten, heute beſitzt wohl jede, einigermaßen gepflegte Schulſammlung nicht nur gute Demonſtrationsexemplare der Callima, ſondern auch die weiteren, beſonders charakteriſtiſche Mimikry zeigenden tropiſchen Inſekten, wie das „Wandelnde Blatt“ von Ceylon, die Stabſchrecke (Phásma) aus Borneo, den Lithinus nigrocristatus, einen zwiſchen Baumflechten lebenden Rindenkäfer aus Madagaskar und die Umbonia spinosa, eine Dornen nachahmende Zirpe aus Venezuela. — Seit die großen Naturaliengeſchäfte Sammler bis in die entfernteſten und unerforſchteſten Gegenden der Erde entſenden, ſind auch Seltenheiten billig geworden und ein Kaſten mit ſchönen exotiſchen Typen von Mimikry koſtet nicht mehr wie etwa 30 Mark. Aber man braucht nicht die Tropen aufzuſuchen, um mimetiſcher Inſekten habhaft zu werden, wer ſehen will findet ſie reichlich auf heimiſchem Boden. Die Schmetterlinge z. B. ſind zweifellos während des Fluges vor Nachſtellungen beſſer geſchützt, als wenn ſie ſich niedergeſetzt haben. Nun klappt der Tagfalter beim Sitzen die Flügel nach oben vertikal zuſammen, der Nachtfalter dagegen legt die oberen, größeren Flügel horizontal über die unteren, ſo daß bloß die Oberſeite jener ſichtbar bleibt, dementſprechend weiſen die Unterſeiten der Tagfalterflügel meiſt ſchmutzige und unruhige Farbenmuſter auf, während bei den Nachtfaltern die Oberſeiten der Vorderflügel eine Färbung zeigen, die geeignet iſt den Falter völlig in der Umgebung verſchwinden zu laſſen. Oft wird dazu noch durch die Körperſtellung nachgeholfen. Eine Eule, Calocampa exoleta, z. B. preßt den Kopf an die Rinde und läßt den Hinterkörper ſchräg vom Baume abſtehen, ſo daß der Eindruck eines trockenen Zweigſtumpfes vollkommen wird. Weiter beachte man z. B. das Abendpfauenauge zwiſchen dürren Blättern ſitzend, das Rote Ordensband, etwa am Stamm einer Süßkirſche, den roſtbraunen Kieferſpinner auf dem Rot eines Nadelholzſtammes. Und dann die Raupen mit Schutzfärbung und in Schutzſtellung. Die Raupe des kleinen Nachtpfauenauges lebt auf Heidekraut, — ſieht ſie nicht aus als wäre ſie mit Blütenknoſpen beſät? — die Raupe des Birkenſpanners gleicht in ihrer Ruheſtellung einem trockenen Äſtchen. Beſonders wunderbar erſcheint es, daß viele mit einem Giftſtachel verſehene und deshalb gemiedene Inſekten in Form und Farbe von anderen völlig wehrloſen Inſekten nachgeahmt werden. Die Federfliege, Valucella bombylans, äfft die Hummel nach, der große Halbdeckborkkäfer, Necydalus major, die Sandmordweſpe. Der Horniſſenſchwärmer, Trochilum apiforme, beſitzt durchſichtige glasklare Flügel wie die Hautflügler, und der dicke Leib zeigt in ſchwarzdurchringeltem Gelb die echten Schreckfarben des Weſpen- und Horniſſengeſchlechtes.

Viel Freude macht die Anlage einer Inſektenſammlung unter beſonderer Betonung der Schutzfärbung und der Mimikry. Beſonders die Schüler ergreifen die Sache mit Begeiſterung und tragen oft die hübſcheſten und merkwürdigſten Objekte zuſammen. Zu dem Vergnügen des Fangens und Sammelns kommt hier noch die Notwendigkeit ſcharfen Beobachtens und die Entdeckerfreude hinzu. Leider iſt es nicht ganz leicht, die Tiere in den charakteriſtiſchen Stellungen feſtzuhalten, am beſten bedient man ſich hierzu der Heißſandmethode.

Selbſtverſtändlich kommt Mimikry nicht nur bei den Inſekten vor, ſondern auch bei anderen Gliedertieren, bei Schnecken (Bäumchenſchnecke), beſonders häufig bei Fiſchen, ja auch bei Vögeln und Säugern. Bei den Pflanzen ſcheint echte Mimikry ſeltener zu ſein. Zwar iſt das ganze Leben der Pflanzen ein Beſtreben ſich allmählich den gegebenen Bedingungen des Bodens, der Umgebung und der Atmoſphäre anzupaſſen, aber draſtiſche Beiſpiele von Mimikry ſind wenige bekannt geworden. Einige intereſſante Fälle entdeckte R. Marloth neuerdings in der ſüdafrikaniſchen Karru. Mesembrianthemum Bolusii Hook erzeugt gewöhnlich nur zwei Blätter. Ihre Oberfläche iſt auch wie verwitterter Stein und ihre Farbe ein bräunliches Grau mit einem Stich ins Dunkelgrüne. Sie ſind zwiſchen Steinen halb vergraben und ſehen ſelbſt aus wie Steine, wodurch ſie dem ſcharfen Auge der wilden Antilope zu entgehen vermögen. Die Blätter einer anderen Art von Meſembrianthemum gleichen Kieſeln und paſſen ſich mit bald gelblichen, bald braunen Tönen der jeweiligen Färbung des Bodens an. Fleiſchige Blätter von ſchneeweißer Farbe bildet eine dritte Art, die ſich nur an Stellen findet, wo der Boden mit Bruchſtücken von weißem Quarz bedeckt iſt. Ein Fettblattgewächs, Crassula deltoidea, welches auf den Granitbergen von Klein-Namaqualand vorkommt, hebt ſich infolge ſeiner weißen und grauen Farbe und ſeiner ſonderbaren Form gar nicht von dem Boden ab, auf dem es ſteht. — Sicher gibt es auch bei uns Fälle von Mimikry bei Pflanzen, — man ſuche nur.

Prof. Dr. M. Kirmis.

Notizen.

Blumen können zur Aufnahme galvaniſcher Metallüberzüge geeignet gemacht werden, wenn man die Pflanzen mit einer wäſſerigen oder alkoholiſchen Silbernitratlöſung tränkt und ſie dann einige Zeit dem Lichte ausſetzt. Das abgeſchiedene Silber bildet dann einen genügend zuſammenhängenden leitenden Überzug. MK

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 43

Daheim

Ein deutſches Familienblatt

23. Juli 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker (Schluß) 5
Am Weiher. Gemälde von H. Kohnert 7
Waldkante. Gemälde von Karl Wendel 9
Herzeleide. Gedicht von Gertrud Freiin le Fort. 10
Das Liebhaber-Theater zu Weimar. Von Dr. Andreas Weicker 10
Zur Dreihundertjahrfeier der Stadt Elberfeld. Von Friedrich Kerſt. Mit fünf Abbildungen. 12
Der weſttiroliſche Kinderhandel. Von Arthur Achleitner 15
Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers (Fortſetzung) 16
Idylle. Gemälde von G. Tyrahn . . 17
Auf der Giudeca. Gemälde von E. Hartung 18
Hausmuſik. Gemälde von H. Kaulbach 19
Vor vierzig Jahren. Perſönliche Erinnerungen von Richard Graf von Pfeil und Klein-Ellguth, Generalmajor z. D. Mit einer Abbildung (Fortſetzung) 20
Uhrenweisheit. Plauderei von Luiſe Glaß 24
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Hausgarten — Zum Nachdenken — Sammler-Daheim — Briefkaſten . 25—36
Kunſtbeilage: Regentſchaft des Kinderſpitals. Gemälde von Jean de Bray.

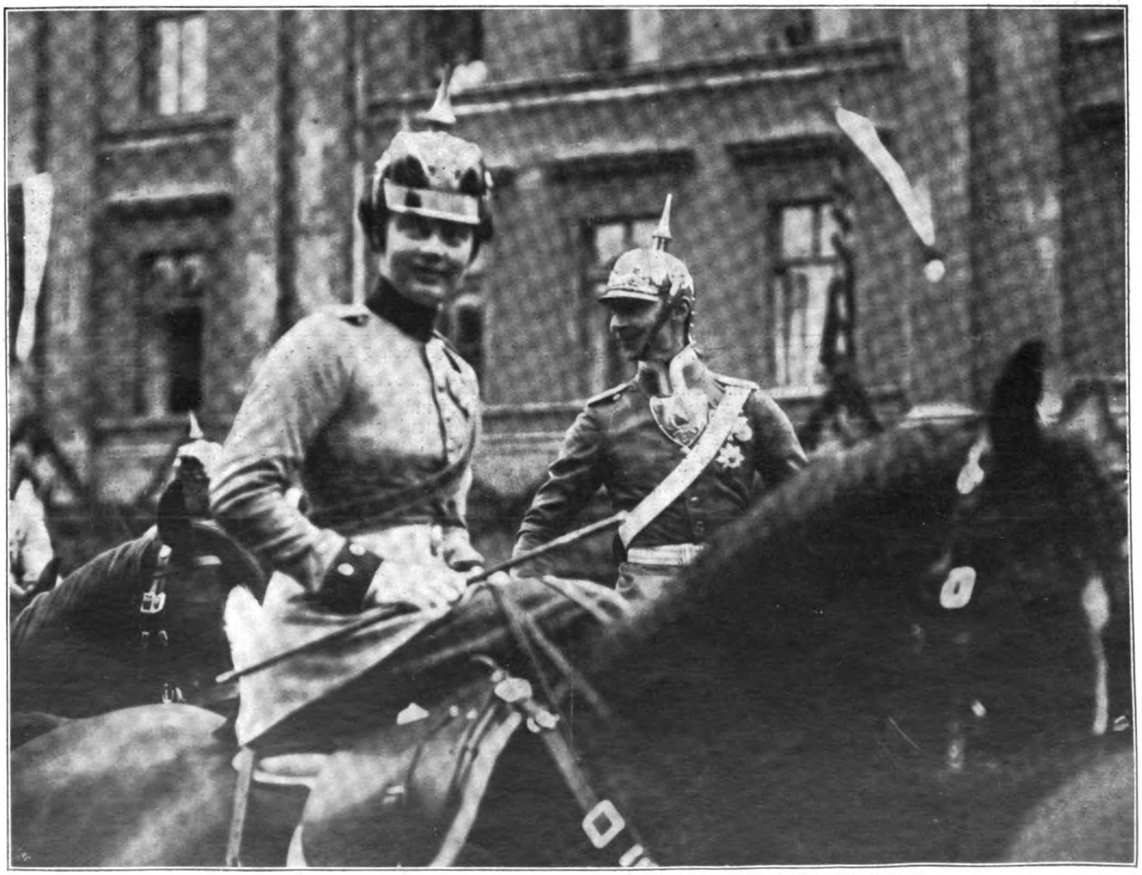
Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Vor der **Kronprinzeſſin Cecilie,** die **Chef des Oelſer Dragonerregiments** iſt, hat zur Feier des Regimentsjubiläums eine Parade ſtattgefunden, für die ſie die kleidſame Uniform ihrer Dragoner angelegt hatte. Wir bringen hier eine Aufnahme des hübſchen Bildes, wie die Kronprinzeſſin, vom Kronprinzen begleitet, ſich zum Paradefeld nach Zeſſel bei Oels begibt. Das ganze Dragonerregiment war zur Parade aus ſeinen drei Garniſonen zuſammengezogen worden.

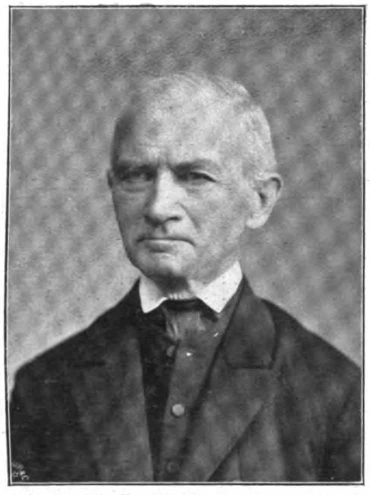
* * *

Im patriarchaliſchen Alter von nahezu hundert Jahren iſt in der Nacht vom 10. zum 11 Juli in Potsdam der Neſtor der deutſchen aſtronomiſchen Wiſſenſchaft, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Galle, ſanft entſchlafen. In den Annalen der Himmelskunde iſt Galles Name durch die Auffindung des Planeten Neptun für immer eingegraben. Johann Gottfried Galle war am 9. Juni 1812 geboren, er ſtudierte von 1830 bis 1833 Mathematik und Naturwiſſenſchaften und war dann für kürzere Zeit in Guben und Berlin Gymnaſiallehrer. 1835 wurde Galle unter Encke Obſervator der Berliner Sternwarte und erwarb ſich mit einer Arbeit über den däniſchen Aſtronomen Olaus Römer den philoſophiſchen Doktorgrad. Die Ueberſendung der Diſſertationsſchrift an den franzöſiſchen Aſtronomen



Kronprinzeſſin Cecilie als Chef des Dragoner-Regiments in Oels, vom Kronprinzen begleitet
Photographie von der Berliner Illuſtrations-Geſellſchaft.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

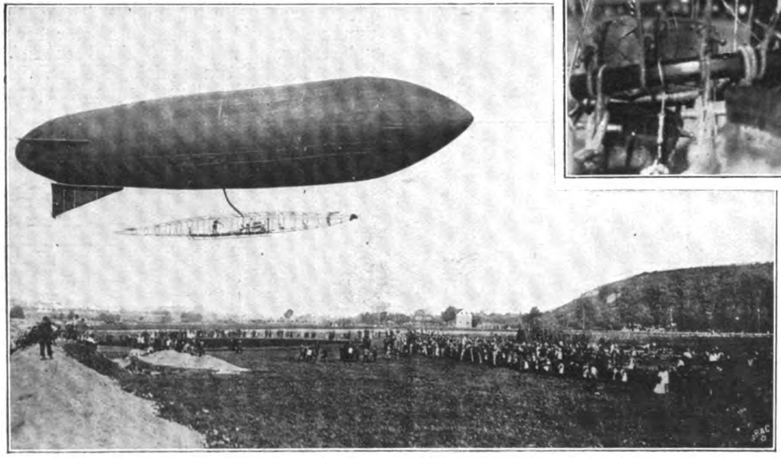


Geh. Reg. Rat Prof. Dr. Galle †. Photographie vom Hofphot. R. Raſchkow jr., Breslau.

Leverrier war die Urſache, daß dieſer Gelehrte ſich wegen Aufſuchung des von ihm beſtimmten transuraniſchen Planeten auch nach Berlin wandte. Galle war ſo glücklich, den von der aſtronomiſchen Theorie geforderten Himmelskörper ſehr nahe der von Leverrier beſtimmten Stelle ausfindig zu machen. Dieſe Auffindung, die noch an demſelben Tage ſtattfand, an dem der Brief Leverriers in Berlin eintraf, bedeutete einen großen Triumph für die deutſche Wiſſenſchaft. Damit war das Gelehrtenglück **J. G. Galles** entſchieden. 1851 ſehen wir Dr. Galle als Profeſſor der Aſtronomie und Direktor der Sternwarte in Breslau; er hat dieſes verantwortungsreichen Doppelamtes weit über vier Jahrzehnte mit reichſtem Erfolge gewaltet. Als Fünfundachtzigjähriger erſt trat er in den wohlverdienten Ruheſtand.

* * *

Eine Hiobspoſt nach der anderen trifft uns aus dem jungeroberten „Reich der Lüfte“: **Oskar Erbslöh,** einer der erfolgreichſten und ſympathiſchſten deutſchen Luftſchiffer, hat auf einer Fernfahrt ſeines lenkbaren Ballons, zuſammen mit vier Mann der Beſatzung — dem Fabrikanten Tölle aus Barmen, den Ingenieuren Kranz aus Hagen i. W. und Höpp aus Leichlingen und dem Monteur Spiks — den Tod gefunden. Das Luftſchiff „Erbslöh“ gehörte zu den unſtarren Fahrzeugen. Sein Inhalt betrug 3200 Kubikmeter bei 53 Meter Länge und zehn Meter größtem Durchmeſſer. Das Luftſchiff war von der Rheiniſch-Weſtfäliſchen Motorluftſchiffgeſellſchaft in Elberfeld gebaut, die Oskar Erbslöh im November 1908 gegründet hat, um leiſtungsfähige Sportfahrzeuge herzuſtellen, die die Luftſchiffahrt im Rheinland und in Weſtfalen einführen ſollten. Oskar Erbslöh ſtand erſt im 31. Lebensjahr. Er galt für einen äußerſt erfahrenen Luftſchiffer. Irgend eine Schuld an der Kataſtrophe, die ſeinen Lenkballon vernichtete und damit fünf Menſchenleben, kann ihm nicht zugeſchrieben werden.

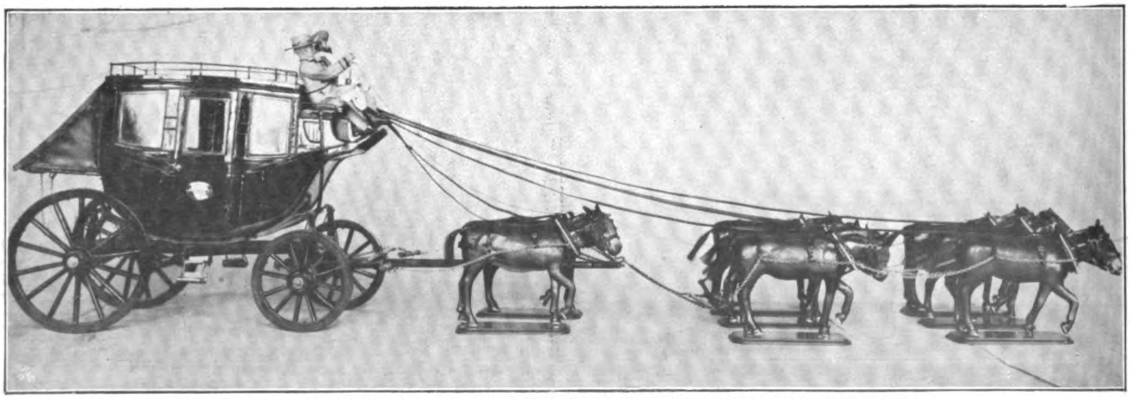


Das Luftſchiff „Erbslöh“ auf einer ſeiner letzten Fahrten. Phot. vom Ill.-Verlag, Berlin.

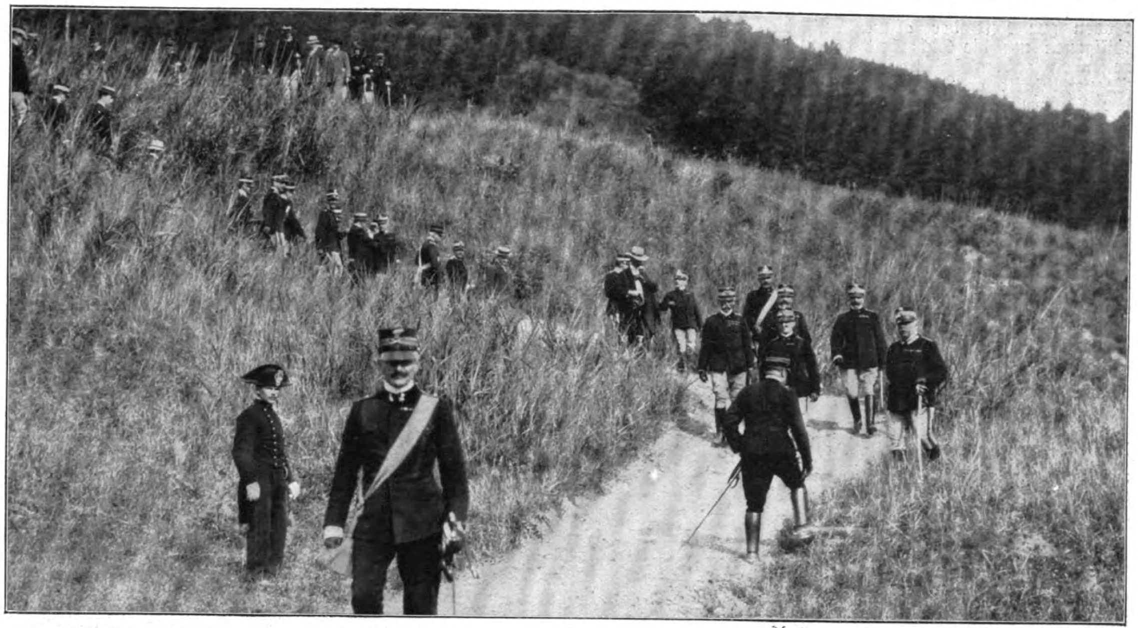
* * *

Neues aus dem Berliner Poſtmuſeum. — Kürzlich hat der Präſident der Republik Mexiko dem Reichspoſtmuſeum in Berlin das Modell einer Poſtkutſche aus der Zeit des mexikaniſchen Präſidenten und Diktators Antonio Lopez de Santa Anna, der in der Zeit von 1833 bis 1855 amtierte, zum Geſchenke gemacht. Wir bringen auf dieſer Seite unten eine Abbildung dieſes Modells, das in den nächſten Tagen im Poſtmuſeum zur Schau geſtellt werden wird. Bevor es von Mexiko aus ſeine Reiſe über den Ozean antrat, nahm die mexikaniſche Zentralpoſtbehörde Anlaß, Vertretern der einheimiſchen Preſſe die intereſſante kleine Arbeit zu zeigen. Die mexikaniſchen Zeitungen unterließen dann auch nicht, dieſes Muſter eines Eil-Poſtwagens längſt vergangener Tage gebührend zu würdigen und dem einheimiſchen Verfertiger des Modells das Kompliment zu machen, daß ſein Werk würdig des Zweckes ſei, den es in Berlin erfüllen ſolle, „wo man wahrſcheinlich von einem Fahrzeug dieſer Art keinerlei Vorſtellung habe“. Dieſe Vermutung geht nun zwar etwas weit.

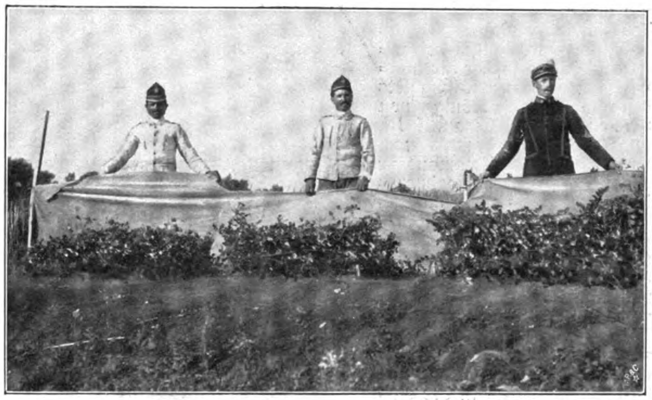
Der verunglückte Luftſchiffer Oskar Erbslöh. Photographie von der Berliner Illuſtrations-Geſellſchaft.



Neues aus dem Berliner Poſtmuſeum: Modell einer mexikaniſchen Poſtkutſche (Diligruca).



König Victor Emanuel III. (×) bei der Beſichtigung des landwirtſchaftlichen Verſuchsfeldes.

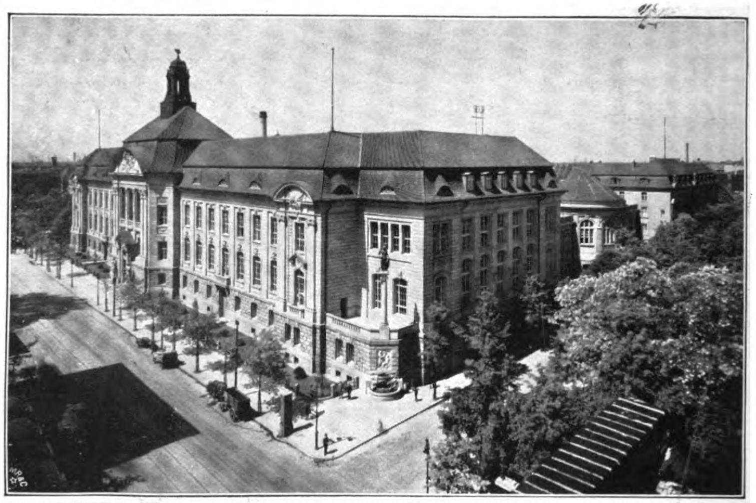


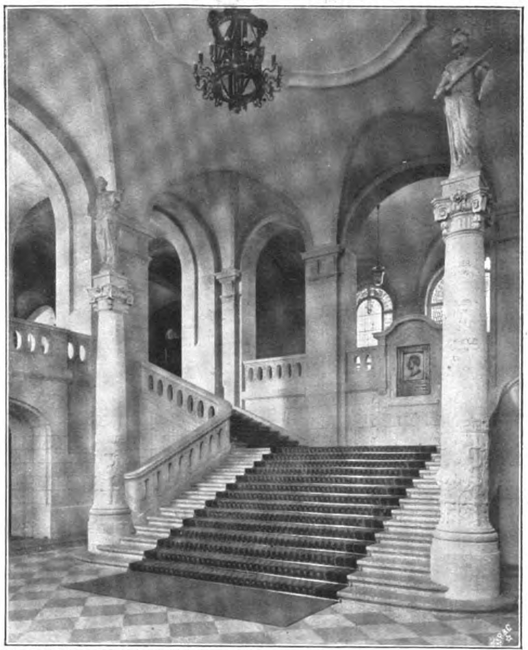
Darſtellung eines Luzerne-Düngungsverſuches.

Aber vielleicht hat der, der ihr in dieſer Allgemeinheit Ausdruck gab, dabei weniger die Bauart und die ſonſtige Einrichtung der altmexikaniſchen Poſtkutſche an ſich, als vielmehr das im Auge gehabt, unter welchen erſchwerenden Umſtänden man ſeiner Zeit in dieſem Vehikel zu reiſen gezwungen war und welcher Heldenmut dazu gehörte, um auch die fürchterlichen Wirkungen der Konſtruktion des Wagens über ſich ergehen zu laſſen. „Wie viele von unſeren noch lebenden alten Landsleuten“, ſchreibt ein Mexikaner zu dieſem Thema, „überläuft nicht noch jetzt ein Schauder bei der Erinnerung an die Vergangenheit, wenn ſie eine ‚Diligruca‘ aus jenen Tagen wieder einmal zu Geſicht bekommen. Da ſind die Hänge- und Tragriemen an denen der Paſſagier ſich feſtklammerte, um von den harten Sitzen nicht abzuſtürzen. Dazu der Lärm der Peitſche des Kutſchers, womit die acht Mauleſel in Galopp gehalten wurden, während ein Poſtbegleiter auf dem Bockſitze, ſobald es Nacht ward, zum Erkennen der Fahrtrichtung eine Pechfackel ſchwang. Dann plötzlich kam wildes Geſchrei aus einem Hinterhalt, alſo daß den männlichen Reiſenden die Haare zu Berge ſtanden und die Frauen in Ohnmacht fielen. Das war das Zeichen, womit ſich Wegelagerer ankündigten. ‚Dort ſind die Kerle!‘ brüllte der Poſtbegleiter, der die Pechfackel trug, während er raſch noch einen möglichſt großen Schluck Branntwein hinter die Binde goß. Die Gauner aber ſchrieen „azorrilense“, jenes ſchreckliche Wort, das typiſch war für die Bezeichnung deſſen, was nun folgte: die verzweifelte Lage der beraubten Paſſagiere und die vollſtändige Strafloſigkeit der Spitzbuben, die alles unbarmherzig mit ſich nahmen, was man bei ſich führte.“ Nun iſt ja richtig, daß es auf deutſchem

Landwirtſchaftliches Verſuchsfeld.

Landwirtſchaftlicher Unterricht im italieniſchen Heere.





Die Geſamtanſicht der Kaiſer-Wilhelm-Akademie. — In der Mitte: Die Haupttreppe.

Boden zur Zeit der altmexikaniſchen Diligruca um die Sicherheit der Poſtreiſenden anders beſtellt war. In der Bequemlichkeit des Reiſens aber war der Vorſprung, den Deutſchland vor Mexiko hatte, bei weitem nicht ſo groß. „Sie ſtreichen die Poſtwagen rot an — ſchrieb der große Satyriker und deutſche Stiliſt Lichtenberg noch zu Ende des 18. Jahrhunderts — als die Farbe des Schmerzes und der Marter, und ſie bedecken dieſe Wagen mit Wachslinnen, nicht, wie man glaubt, um die Reiſenden gegen Sonne und Regen zu ſchützen, ſondern aus derſelben Urſache, warum man denen, die gehenkt werden ſollen, eine Mütze über das Geſicht zieht: damit nämlich die Umſtehenden die gräßlichen Geſichter nicht ſehen mögen, die jene ſchneiden. Poſtrat O. Groſſe.

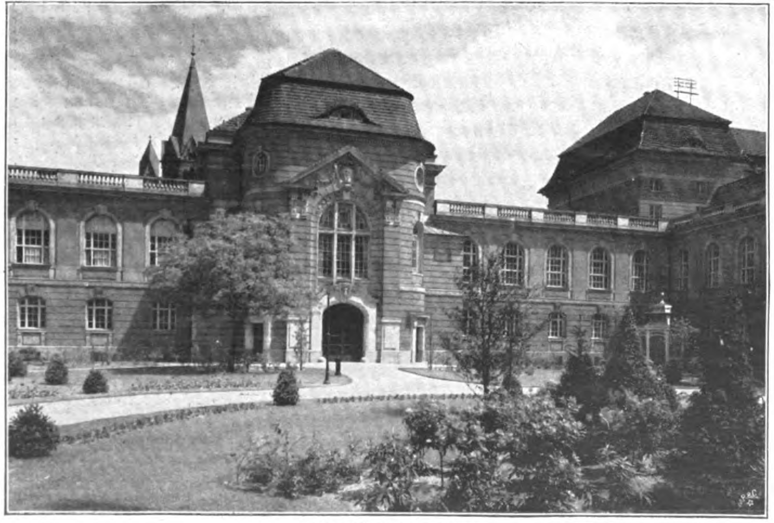
* * *

Immer gefährlicher tritt in faſt ſämtlichen Kulturſtaaten die Flucht vom Lande in die Stadt auf, verderblich für das Land, das von den beſten Arbeitskräften mehr und mehr entblößt wird, und auch gefährlich für die Sozialpolitik der Städte, in denen infolgedeſſen die Schar der Arbeitsloſen von Jahr zu Jahr anwächſt. Es ſind darum bereits ſeit Jahren verſchiedene Verſuche unternommen worden, um dieſer böſen Bewegung zu ſteuern. Auf ein orginelles und anfangs recht ſkeptiſch betrachtetes Mittel kam der für landwirtſchaftliche Entwicklung ſtets beſorgte jetzige König von Italien, Victor Emanuel III. im Jahre 1889, damals noch Kronprinz und Kommandeur des erſten Infanterie-Regiments in Neapel. Er ließ nämlich ſeinen Soldaten landwirtſchaftlichen Unterricht erteilen. Zugleich wurde ein Verſuchsfeld eingerichtet, um den Mannſchaften unter Anleitung von zu landwirtſchaftlichen Inſtruktoren ausgebildeten Offizieren praktiſche Unterweiſung in der rationellen Bebauung des Ackers, namentlich in der richtigen Anwendung künſtlicher Düngemittel zur Steigerung der Ernten zu erteilen. Jetzt werden in 220 Garniſonen von 450 Profeſſoren und 50 landwirtſchaftlich gebildeten Offizieren vor 45 000 freiwilligen Teilnehmern Vorträge gehalten, und 100 dieſer Garniſonen ſind ſogar im Beſitz eines Verſuchsfeldes, das zur Ausführung von Düngungsverſuchen beſtimmt iſt. Die Abbildungen auf Seite 3 führen uns mitten in die Arbeit italieniſcher Soldaten bei der Einrichtung eines Verſuchsfeldes an einem von Geſtrüpp und Sumpfpflanzen überwucherten ertragsloſen Gelände in der Nähe Roms, eine Arbeit, bei der die Soldaten ſelber beobachten können, wie durch geeignete Kulturmaßnahmen eine Einöde in fruchtſchwere Gefilde umgewandelt werden kann. Auch Deutſchland hat einen tätigen Vorkämpfer für die militäriſchen landwirtſchaftlichen Unterrichtskurſe in dem Königlichen Oekonomierat Maier-Bode in Augsburg gefunden, der zum erſten Mal im Winter 1906/7 zweimal wöchentlich abends von 7—8 Uhr im 4. Chevauxleger-Regiment zu Augsburg vor 50 Unteroffizieren und Mannſchaften landwirtſchaftliche Vorträge abhielt. Der glänzende Erfolg dieſes Verſuches bewirkte, daß im Winter 1907/8 bereits in 15 bayeriſchen Garniſonen derartige Vortragskurſe abgehalten, und dem Beiſpiel Bayerns folgen Heſſen, Baden, Preußen und Sachſen.

* * *

Die **neue Kaiſer-Wilhelm-Akademie** für das militärärztliche Bildungsweſen zählt zu den bedeutendſten Monumentalbauten der Stadt Berlin. Die Akademie hat ihren Platz im Park des Invalidenhauſes gefunden. Der geſamte Bau iſt im Stil des friedericianiſchen Barock gewählt worden. Vier Baugruppen ſind zu unterſcheiden: das ſtattliche Hauptgebäude, das einſtöckige Hörſaalgebäude, das zweiſtöckige Laboratoriumsgebäude und ſchließlich das Alumnat. Dieſer Bau dient der Aufnahme von 350 Studierenden.

* * *



Das Hörſaalgebäude.

Die Kaiſer Wilhelm-Akademie in Berlin. Photographien von Heinr. Lichte & Co., Berlin.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

In Nr. 44 beginnt der Abdruck der neuen Erzählung von Hermine Villinger: „Der Sterngucker.“

Muſikſtudenten. Roman von Paul Oskar Höcker. (12. Fortſetzung u. Schluß.)

Im Monat März des nächſten Jahres fand im Schweriner Hoftheater die erſte Aufführung der ‚Cavalleria ruſticana‘ ſtatt, der Oper Mascagnis, die ſoeben ihren Triumphzug durch ganz Europa angetreten hatte.

Der erſte Kapellmeiſter des Hoftheaters, eine vornehme muſikaliſche Kraft, hatte mit der Erwerbung des Werkes ziemlich lange gezögert, denn es war ſo ſchwer, ein zweites Stück zu finden, das einigermaßen dazu paßte und den Abend füllte.

Bis die Zeitungen plötzlich die Meldung brachten: Felix Mottl übte an ſeiner Bühne den Einakter des Italieners zuſammen mit dem Werk eines jungen deutſchen Komponiſten ein, der neuen Oper ‚Georg von Frundsberg‘.

Robert Nikoleit hatte ſein Werk dem älteren Kollegen bisher noch nicht zeigen können, weil ihm ſeit dem Bayreuther Zuſammenarbeiten Felix Mottl keine Ruhe mehr gelaſſen hatte. Nun mußte er ſich aber ſchleunigſt eine Kopie der Partitur verſchaffen.

Und gleichzeitig mit der Aufführung in Karlsruhe ward ‚Georg von Frundsberg‘ den Schwerinern vorgeführt. Der rückhaltloſe Erfolg an beiden Stätten ſtand am ſelben Abend ſchon feſt, wenn auch die italieniſche Modeoper den Hauptbeifall einheimſte. Viele Kritiker waren zu dem muſikaliſchen Ereignis aus Hamburg und Berlin herübergekommen. Auch der alte Tappert mit der Löwenmähne befand ſich darunter. Er hatte an Einzelheiten noch allerlei auszuſetzen — aber mit ſeiner Freude über den echtdeutſchen Schwung, der durch das ganze Werk ging, hielt er nicht zurück.

„Glauben Sie mir, junger Freund,“ ſagte er in der fidelen Kneipnacht, die im ‚Goldenen Stern‘ der Première folgte, „das deutſche Publikum, das jetzt die ‚Cavalleria ruſticana-Krankheit‘ durchmacht, wird den welſchen Ziehharmonika-Schwindel bald ſatthaben. Das berühmte Intermezzo wird ſo verhimmelt, daß es in ein paar Jahren rettungslos auf die Leierkaſtenwalze kommt. Die macht ihm dann den Garaus. Und dann ſinge ich ein Tedeum. Denn dann wird man bei uns wieder deutſch fühlen lernen. Und Sie gefallen mir, Nikoleit, weil aus Ihrem ganzen Muſikmachen der blonde deutſche Burſch herauszufühlen iſt. Ihr ‚Frundsberger‘ iſt zwar nur ein Bruderſohn der ‚Meiſterſinger‘ — aber doch ſchon ein Kerl, der auf eigenen Füßen ſteht. Auf Ihr nächſtes Werk, Nikoleit. Im Sommer ſehen wir uns in Bayreuth!“

— — — — — — — — — — — —

Der erſten glücklichen Saiſon in Schwerin folgten die arbeitsreichen Feſtſpielwochen in Bayreuth.

Heuer gehörte Bert Nikoleit ſchon zu den Getreuen des Hauſes ‚Wahnfried‘.

Aber Lona fehlte ihm diesmal auf Schritt und Tritt. In der langen Zeit war ſie ihm noch mehr mit der Heldin ſeiner Oper zuſammengewachſen. Und da bisher jede Sängerin, die ſeine Heldin verkörperte, einen ſtarken Erfolg damit gehabt hatte, ſo wuchs ſeine Sehnſucht wieder.

An ein paar freien Tagen wanderte er durchs Fichtelgebirge, kam nach Alexandersbad, ſuchte ſo manche Stätte wieder auf, an der ſie gemeinſam geweilt, künſtleriſche Pläne geſchmiedet, an ihrer Zukunft gebaut hatten. Er glaubte oft ihre warme Stimme, ihr herzliches Lachen zu hören — ſo nahe fühlte er ſich ihr.

Aber er ſah nur fremde, ihm gleichgültige Menſchen.

Wo Lona dieſen Sommer weilte? Mit Vater und Bruder und Tante in Scheveningen? Wo die jungen Herren ſie umſchwärmten . . . Dieters Freund Heydebrek vielleicht, mit dem ſie an jenem Roſenmontag ſo viel getanzt hatte — damals, als er noch in der Muſikantenecke hatte aufſpielen müſſen . . .

Neue künſtleriſche Pläne brachten ihn dann über die Kälte ſeines einſamen Lebens hinweg. Er kehrte mit einem großen Stoß neuer Skizzen nach Schwerin zurück.

Gleich zu Beginn der neuen Saiſon erhielt er von dem Leipziger Verleger, der den Vertrieb ſeiner Werke übernommen hatte, die frohe Botſchaft: auch das große Hamburger Stadttheater wollte ſeinen ‚Georg von Frundsberg‘ aufführen, und zwar ſtünde die Einſtudierung unmittelbar bevor. Ein Zeitungsgerücht wollte wiſſen, Frau Roſa Sucher, die für die Berliner Hofoper gewonnen war, trete darin noch einmal vor die Hamburger.

Natürlich war ſein erſtes ein jubelnder Brief an die Eltern. Endlich, endlich gab ihm das Schickſal nun Gelegenheit, ſeinem Vater einen Beweis ſeines Könnens abzulegen. Aber — ſeltſam! — von den Eltern kam kaum Nachricht. Nur ein kurzes Briefchen ſeiner Mutter, in dem zwar zu Anfang ein herzlicher Glückwunſch ſtand — aber ſonſt nur allerlei trüber Kleinkram über häusliche Dinge. Und das Schmerzlichſte: Vater hatte eine neue Kur begonnen, die ihn ſeit Beginn der Saiſon zum Liegen zwang. In dem lakoniſchen Schreiben kam die Stelle vor: „Kein helleres Lichtchen am Horizont, kein Aufflackern einer Hoffnung für Vaters künſtleriſche Pläne, die Sinfonie fertig bis auf ein paar Seiten der Partiturniederſchrift, und wer weiß, wann er ſie vollenden und ob er ſein Werk jemals hören wird!"

Er empfand es in dieſem Zuſammenhang geradezu als einen Vorwurf. Es bedeutete für ihn einen bitteren Wermutstropfen in dem Becher der Freude.

Die Tagesblätter brachten Nachrichten über die Vorbereitung ſeiner Oper am Hamburger Stadttheater. Ein paar Zeitſchriften baten ſeinen Verleger um ein Bild des Komponiſten, und eines Tages rückte ihm ein Schweriner Hofphotograph mit zwei Gehilfen und einem Apparat auf die Bude, um ihn „an ſeiner Arbeitsſtätte" aufzunehmen. Lachend willigte er ein. So kam der Stutzflügel, der ihn auf jener wehmütig-abenteuerlichen Fahrt ſo treu begleitet hatte, auf ſeine alten Tage noch zu ungeahnter Ehre.

Und Mitte Oktober lud ihn Pollini, der Hamburger Direktor, in einem liebenswürdigen Schreiben ein, den letzten Enſembleproben ſeines Werkes, das mit dem neueinſtudierten ‚Barbier von Bagdad' zuſammen gegeben werden ſollte, beizuwohnen und die erſte Aufführung ſelbſt zu dirigieren.

„Wie ich höre, ſind Sie von Hauſe aus Hamburger — alſo wird es Ihnen vielleicht Vergnügen machen."

Der Direktor ſchrieb: ‚wie ich höre'. Als ob er nicht wüßte, daß am Pult der erſten Klarinette nun ſchon über zwei lange Jahrzehnte Nikoleit senior ſaß! Entſann ſich der große Geſchäftsmann des ſtillen, ernſten Künſtlers nicht, des Eigenbrödlers am Klarinettenpult?

Mutter ſchrieb nicht, wie lange die neue Kur nach der Meinung des Arztes dauern ſollte. Ob Vater bis zur Première wieder ſeinen Dienſt aufgenommen haben würde?

Es berührte Bert doch ganz eigen, ſich vorzuſtellen, daß er gerade an dieſer hiſtoriſchen Stätte die Batutta ſchwingen ſollte — daß er etwa bei den letzten Proben einmal würde abklopfen müſſen, um die eigenwillige erſte Klarinette zu korrigieren . . .

Das Blut ſchoß ihm jäh nach den Schläfen.

Gedemütigt hatte ihn ſein Vater ſo oft, ſo oft. Weil ſie verſchiedenen künſtleriſchen Richtungen angehörten, hatte ſein Schaffen in den Augen ſeines Vaters nichts gegolten.

Und nun kam das öffentliche Urteil, nun kam der Schiedsſpruch der muſikaliſchen Welt und reichte ihm den Kranz, ihm, nicht ſeinem Vater!

Die Direktion erwartete ſeine Entſcheidung telegraphiſch, weil die Nachricht noch in die Blätter ſollte.

Er depeſchierte kurz ſeinen Dank und die Erklärung: er nähme die Einladung an.

— — — — — — — — — — — — —

Seltſam ernüchternd traf ihn da ein Schreiben ſeiner Mutter, das ihn kurz vor der Abreiſe nach Hamburg erreichte.

„Mein lieber Jung'! — Brieflich läßt ſich all das nicht ſo recht darſtellen, wie ich's meine. Du wirſt mich deshalb nicht in allem verſtehen. Wirſt vielleicht gar glauben, ich nähme an Deinen Erfolgen nicht den rechten Anteil. Aber wenn Du erſt hier biſt, wirſt Du wohl einſehen, daß ich nicht anders handeln konnte. Vatting weiß noch nichts von Deiner Reiſe hierher. Er war ſo niedergezwungen von den ſchweren Anfällen, die er hat durchmachen müſſen, daß ich ihn in keiner Weiſe erregen durfte, auch nicht durch Erfreuliches. Die Zeitungen mußt' ich ihm vorleſen, er durfte ſich nicht rühren, da unterſchlug ich die Nachrichten über Deine Oper. Du wirſt mir den frommen Betrug verzeihen, wenn Du ſelbſt erſt alles hier überſiehſt. Bei uns wohnen kannſt Du diesmal nicht. Es wäre Dir jetzt wohl zu klein und unbehaglich. Du würdeſt natürlich auch muſizieren wollen, und das ertrüge unſer Kranker nicht. Morgen iſt wieder Ärztetag. Unſer alter Doktor bringt diesmal den Profeſſor mit. Je nachdem er ſich äußert, erkläre ich Vatting dann Deinen Beſuch. Ich freue mich ja ſo unendlich, mein alter Bert, Dich wieder einmal zu ſehen, Dich zu umarmen, mit Dir zu ſchwatzen von Zeiten, in denen mir der Himmel noch immer voller Geigen hing, trotzdem es bei genauerem Hinſehn nur ſchwarze Wolken waren . . . Aber bei all der Vorfreude quält mich ein biſſel Furcht vor Dir. Wie wirſt Du's aufgenommen haben? Und was wirſt Du zu Vatting ſagen? — Nun, Gott befohlen. Lache mich ruhig aus — aber verzeih mir!

Deine alte Mutter."

Er lachte nicht. Eine ſchmerzliche Bewegung ergriff ihn. Nur in einem innerſten Winkel ſeines Herzens empfand er noch den Stachel: wie klein, wie kleinlich doch dieſe Eiferſucht war!

Drei Tage ſpäter traf er in Hamburg ein.

Der Sekretär empfing ihn auf dem Bahnhof und begleitete ihn ins Hotel. Im ‚Hamburger Hof' war ſchon Quartier für ihn gemacht.

Um ein Uhr wurde er im Theater zur Orcheſterprobe erwartet.

In der Erregung der Nachrichten über den Stand der Proben, in dem Durcheinander der Begrüßung durch die Direktoren, einzelne Künſtler, den Dirigenten, den Regiſſeur vergaß er völlig, nach dem Klarinettenpult zu ſehen. Erſt als er, vom Kapellmeiſter dem Orcheſter vorgeſtellt, den Taktſtock in die Hand nahm, wanderte ſein Blick dahin. Er kannte die Stellung des Pultes, die infolge der Bauart des Orcheſterraumes hier ein wenig von der ſonſt üblichen Anordnung abwich, ſo genau —! Ein hübſcher, munterer junger Menſch mit glattem Unteroffiziersſcheitel und ſtramm aufgezwirbeltem Unteroffiziersſchnurrbärtchen ſaß an Vaters Stelle. Ohne Zweifel ein ehemaligen Militärmuſiker, der da aushalf.

‚Ans Werk!' ſagte er zu ſich, gab ſich einen innerlichen Ruck und begann die Probe.

Als er ſie nach anderthalbſtündiger, ſchwerer Arbeit ſchloß, erregt und doch erſchöpft, klopfte ihm der Direktor auf die Schulter und bat ihn, um halb ſechs Uhr — nach Hamburger Theater-Tiſchzeit — bei ihm zu ſpeiſen.

„Ich muß erſt nach meinem Vater ſehen," erwiderte er, ſich die Stirn trocknend, noch ziemlich atemlos.

Der kleine Herr kniff die Augen zuſammen und ſagte ſehr geſchäftig: „Ah richtig, richtig. Ihr Vater. Hm. Es tut mir recht leid um ihn. War eine ſchöne Kraft. Famoſer Ton. Nun, vielleicht wird es wieder. Schönen Gruß von mir an den alten Herrn. — Alſo ich erwarte Sie. Angelo Neumann aus Prag ſpeiſt heute auch bei mir. Fehlen Sie ja nicht. Adieu."

— — — — — — — — — — — — —

Und nun ſtand er an der Schwelle ſeines Vaterhauſes.

Wie trüb und klein und ärmlich war hier alles.

Ein dürftiges Frauchen in der Wirtſchaftsſchürze, mit tiefen Gramfurchen im Geſicht, öffnete ihm die Tür.

Sie ſtanden beide ein Weilchen ſtumm und ſchwer atmend im halbdunkeln Korridor einander gegenüber.

Aber dann drang ein leiſes, verzagtes Aufſchluchzen an Berts Ohr — nein, ſchnitt ihm tief in die Seele — und er fühlte das Haupt ſeiner Mutter an ſeiner Bruſt.

„Da biſt Du, mein Jung'," flüſterte ſie, „da biſt Du! Ach mein Gott!"

Sie hielt die Stirn noch an ſeine Bruſt gepreßt, während ſie das Taſchentuch zog und ſich die Augen wiſchte. Er fühlte ein paar Tränen auf ſeiner Hand brennen.

„Mutting — wie geht's ihm?“

Auf der alten Truhe zwiſchen Küchentür und Wohnzimmer ließ ſie ſich nieder und wehrte mit ängſtlicher Bewegung. „Still! Er darf nicht wiſſen ... Morgen muß er operiert werden, aber der Profeſſor — der Profeſſor gibt wenig Hoffnung . . . Und das muß ihm doch verheimlicht werden . . .“

„Mutting! — Mutting!“

Tonlos ſtieß er das aus. Und ſah ſie ganz entgeiſtert an.

Am Weiher. Gemälde von H. Kohnert.

„Jetzt ſchläft er. Komm in die Küche, mein Jung'. Ach, und wie's bei uns ausſieht. Du biſt's jetzt ſo anders gewöhnt.“

„Wie ſprichſt Du nur! Ach Mutting —!“

Dann ſaßen ſie am Küchenfenſter beiſammen, und Bert hörte die ganze Tragödie dieſes einſamen Lebens.

„Du wirſt ihn oft einen Starrkopf geſcholten haben, Bert, ja, ja, ich kann mir's denken. Aber wäre er das nicht geweſen, mein Jung', dann hätte er's nie zu der Höhe gebracht.“

Sie ſagte: zu der Höhe.

Eine Sekunde lang klang es ihm wie Hohn. Faſt erſchrocken blickte er die alte Frau an. Aber ihre Züge hatten ſich geradezu verklärt, als ſie das ſagte. Und ſie fuhr fort: „Was er geſchaffen hat, das wird bleiben, Bert. Sei ſicher, das wird bleiben. Und das hätte er nie ſchaffen können, wenn er ſich nicht ſelber treu geblieben wäre. Er mag in die neue Zeit nicht mehr recht hineingepaßt haben — er war ein Idealiſt — aber ſein Genie ſchmälert das nicht.“

Er ſchwieg lange. Ein großes Verſtehen kam nun über ihn. Nein, dieſe Frau hatte nie eine Komödie geſpielt. Sie glaubte an den vom Leben mißhandelten großen Künſtler noch immer. Heute vielleicht noch inniger, noch begeiſterter als je zuvor.

Ein Klingelzeichen ſchreckte Frau Nikoleit auf.

„Vatting!“ flüſterte ſie. Und dann: „Was — wirſt Du ihm ſagen?“

„Laß, Mutting,“ ſagte er weich und nahm ihre zitternden Hände — beide Hände, die ſich gefaltet hatten, als wollten ſie betteln — und küßte ſie, während es ihm in der Kehle würgte.

Nun ſtand er am Bett.

„Erkennſt mich, Vatting?“ fragte er leiſe mit einem fröhlichen Klang in der Stimme, über den er ſich ſelber wunderte.

Der große, hagere Kopf hob ſich mit kurzem Ruck empor. Bert ſah: der Teint war gelblich, das gelichtete Haar faſt ſilberweiß. Ein fremder Ausdruck lag in den Augen. Aber die Stimme, wenn auch ſchwächer und trockener, war unverkennbar. Übrigens war die Sprache faſt lebhaft.

„Iſt doch der Bert? Was? Wo kommſt Du denn her?“

„Aus Schwerin, Vatting. Mußte doch mal nach Euch ſehen. Und — und der Kapellmeiſter ſchickt mich: Er braucht — fürs erſte Abonnementskonzert, weißt Du — eine große, neue Sache . . . Ob er wohl Deine Sinfonie kriegen kann, Vatting?“

Das brachte er ſo leicht und herzlich und mit einem ſo fröhlichen Unterton heraus, daß es war, als ob die Krankenſtube mit eins lichter geworden wäre.

Der im Bett ſchloß die Augen. „Ah ſo,“ ſagte er tief aufatmend, „ah ſo.“

Dann blieb alles ſtill, ziemlich lange Zeit, und Mutter und Sohn ſchlug das Herz.

Aber endlich feuchtete Nikoleit die Lippen, wie er's immer getan nach längeren Soli der Klarinette, und ſprach unter mehrmaligem Abſetzen: „Freut mich, Bert. Ich dachte ſchon, es ginge mit mir zu Ende — und ich ſollte ſelbſt das nicht mehr erleben. — Ihr ſeid ein großes Orcheſter? — Baßtuba und Saxophon braucht Ihr für meine Sinfonie nicht. Aber wenn Ihr die Geigenſtimmen recht voll beſetzt, dann ſoll mir's recht ſein. — Er hat neulich auch das Sextett geſpielt, ſagt Mutter? Na, mein Jung', das war Dir wohl ein bißchen hart. Wie? Daß der Alte nun doch noch zu Worte bei Euch kommt. Was?“

„Ach, Vatting, ſiehſt Du — man wird doch älter, nicht wahr? Und was man als junger Dachs noch nicht ſo recht hat begreifen können, das geht einem mit den Jahren auf. Wenn man eben mitten drin ſteht, ſo alles hört, alles miterlebt — die Moden kommen und gehen ſieht . . .“

„Die Moden! Die Moden!“

Nikoleit ſtützte ſich im Bett ein wenig auf die Seite, verzog aber ſofort ſchmerzhaft das Geſicht und krümmte ſich, die Augen zuſammenpreſſend.

„Das Reden tut Dir weh, Niko!“ ſagte Berts Mutter ängſtlich.

Er ſchüttelte den Kopf. Nach einer Weile ſchlug er die Augen wieder auf. „Wohl tut mir's. Laß nur, Altchen. Ich höre ihn gern. Das iſt Manna, weißt Du, Manna.“ Und er machte den Verſuch zu lachen. „Ja, Du, Bert, die Moden! Da iſt nun die ‚Cavalleria‘! Ein Schmarren, ein echter, rechter Schmarren! Das Publikum wie raſend, und wir haben das Zeug geben müſſen, bis es uns allen zum Ekel war. Der alte Gott hat mir eine Wohltat erweiſen wollen, drum hat er mich gerade jetzt aufs Lager geworfen. So kann ich hier faulenzen, während die armen Kerle immerzu die ‚Cavalleria‘ herunterhudeln. Und dem Himmel ſei Dank, daß wenigſtens Du zur Einſicht gekommen biſt.“

„Vatting — ich hab' meine Brauſejahre hinter mir. Ich bin nicht mehr der unwirſche Muſikſtudent. Jetzt kann ich Dich verſtehen. Glaubſt Du mir? Und — und — ſieh mal, Vatting, das ſoll jetzt nicht nur ein Verſprechen ſein, damit Du mir all meine Jungenſtreiche verzeihſt, ſondern es iſt mein heiligſter Ernſt aus innerſter Überzeugung: was an mir iſt, ſoll geſchehn, um Deine Werke noch durchzuſetzen, eins nach dem andern, zur Aufführung bei uns und überall, wo ich Verſtändnis dafür erwecken kann. Dein Trio, Dein Sextett, Deine Sinfonie. Weißt Du, das iſt ein Teilchen Dankbarkeit. Denn von wem hab' ich denn das Talent mitbekommen?“ Er ſaß auf dem Bettrand und preßte die trockenen, heißen Hände des Kranken. „Wenn ich im Leben was erreiche, dann dank' ich's in erſter Reihe Dir, Vatting. Freilich: Du warſt ſehr, ſehr ſtreng zu mir, Vatting. Ja, ja — da lachſt Du nun . . .“

„Warum — war ich denn ſo ſtreng? Du dummer Bub', he? Pflicht, Ehrgeiz, Treue — die wollt' ich Dich lehren.“ Er wandte ſeiner Frau das Geſicht zu, und ein faſt vergnügtes Lächeln ging über ſeine Züge. „Nun können wir's ihm ſagen, Altchen.“

„Ach, Niko —“

„Ja. Ja. Dein Zuſchuß iſt nämlich noch unverſehrt, Bert. — Was, Altchen?“

„Natürlich, Niko!“ ſagte Berts Mutter raſch, wobei ſie erbleichte.

„Sollt' ich die Operation nicht durchmachen, dann —“

„Vatting!“

„Na ja. Der Hausvater ſorgt vor. Alſo: dann iſt das für Dich. Weil Du zu guter Letzt doch noch vernünftig geworden biſt, Du Racker. Muttchen hat die Police und die Penſion aus dem Orcheſterfonds.“

„Ach, wovon redeſt Du, Vatting! Ich dank' Dir ja, gewiß . . . Aber was iſt das alles gegen das künſtleriſche Erbe, das Du mir einmal hinterläßt — nein, das ich jetzt ſchon in Händen hab'!“

Nikoleit senior lächelte. Behaglich legte er den Kopf zurück. „Es geht mir heute merkwürdig gut. Faſt gar keine Schmerzen. Die Operation iſt eigentlich — überflüſſig. Die Profeſſoren ſind ja Dummköpfe. Aber jetzt — ein bißchen — ſchlafen... Ich bin doch ſehr zufrieden, Jung', daß Ihr die Sinfonie ſpielen wollt, Ihr Schweriner. Nur ſorgt mir für eine anſtändige Klarinette... Vielleicht komm' ich auch ſelber hinüber . . . Auf den letzten Satz freu' ich mich. Gebt nur acht, das Finale —!“

Er ſchlief ſchon. Auf den Fußſpitzen gingen ſie hinaus.

In der Küche blieben ſie ſtehen. Frau Nikoleit hielt beide Hände ihres Sohnes. Unter Schlucken preßte ſie hervor: „Jetzt — haſt Du mich — verſtanden, mein Jung'!“

Schluchzend, aber allmählich Troſt und Erlöſung in ihren Tränen findend, ruhte ſie in den Armen ihres Sohnes, der ſie ſanft wiegte wie ein Kind und ihr zärtlich zuſprach.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Mittag fand die Überführung nach dem Krankenhauſe ſtatt, die Operation in den frühen Morgenſtunden des darauffolgenden Tages.

Jede Stunde, die Bert erübrigen konnte, verbrachte er bei der Mutter, fuhr mit ihr zum Krankenhaus, zum Aſſiſtenzarzt, in die Sprechſtunde des Profeſſors. Die Operation ſei glücklich verlaufen, hieß es, aber der Patient bedürfe abſoluter Ruhe und Schonung. Vorgelaſſen wurden ſie nicht. Nur durch den Türſpalt durften ſie einmal hineinſehen. Aber es ſchien da ein ganz fremder, uralter Mann zu liegen mit wächſernem Geſicht.

Beide hatten ihre Arbeit, die ſie über das Schlimmſte hinwegbrachte. Frau Nikoleit ſchämte ſich ihres in den letzten Wochen während der Krankenpflege ſo arg vernachläſſigten Haushalts. Für die Wiederkehr ihres Gatten — denn ſie begann nach den tröſtlichen Worten des Profeſſors wieder zu hoffen — wollte ſie alles blitzblank in ihrer kleinen Wohnung haben. So ging denn ein großes Waſch- und Scheuerfeſt los. Bert war durch die letzten Enſembleproben und verſchiedene Repetitionen mit Soliſten faſt den ganzen Tag über in Anſpruch genommen.

Die Generalprobe fand am Tage vor der Aufführung ſtatt. Die weibliche Hauptpartie ſang eine ſehr gute Sängerin, die auch willig auf alle Weiſungen und Wünſche des Komponiſten eingegangen war. Aber es berührte Nikoleit doch etwas ſchmerzlich, als es plötzlich im Theater hieß: Frau Roſa Sucher ſei aus Berlin eingetroffen. Es ſolle zwiſchen ihr und der Direktion ein Gaſtſpiel für dieſe Saiſon verabredet werden.

Am liebſten hätte er Pollini jetzt noch gebeten, die Premiere zu vertagen und ſeine Oper erſt dann zu geben, wenn die große Sängerin hier in Hamburg gaſtierte.

„Frau Roſa Sucher ſitzt oben im erſten Rang — und Angelo Neumann aus Prag hinten im Parkett!“ ſagte der Konzertmeiſter zu ihm vor dem Vorſpiel: „Für morgen abend hat ſich auch Hochberg angemeldet — Graf Hochberg, der Berliner General-Intendant!“

An dem Erfolg des ‚Georg von Frundsberg‘ zweifelte jetzt, nachdem das Werk ſeine Feuertaufe ſchon an mehreren anderen Bühnen erlebt hatte, niemand mehr. Von großer Bedeutung aber für das Schickſal des Werkes war immerhin auch eine Aufführung an der Berliner Hofoper. Eingeweihte hatten verlauten laſſen, der Berliner Intendant fahnde auf einen neuen Kapellmeiſter. Es ſei nicht ausgeſchloſſen, daß er an Nikoleit, der nur noch für das nächſte Jahr an Schwerin gebunden war, mit einem Antrag herantrete.

Der gewiſſe Aberglaube, der bei der Bühne herrſcht, ſucht Prophezeiungen eines Erfolges zu vermeiden. Nach der Generalprobe ſah ſich Nikoleit alſo in Ruhe gelaſſen, trotzdem er merkte, der Schwung des Werkes hatte alle mit fortgeriſſen, Sänger, Sängerinnen, Chor und Orcheſter.

Er wollte nun ſchleunigſt zu ſeiner Mutter fahren, um die neueſten Nachrichten über den Zuſtand des Patienten zu hören, ſah ſich aber im Veſtibül des Theaters zurückgehalten. Der Hausinſpektor kam hinter ihm drein.

„Herr Hofkapellmeiſter — Frau Sucher möchte Sie noch ſprechen!“

Er folgte dem Mann. Eine ſchlichtgekleidete, aber königliche Frau mit ſchönen Augen und edlem Profil verließ ſoeben den erſten Rang. Oben an der Treppe im Halbdämmer trat ihr Nikoleit entgegen.

„Mein lieber Kapellmeiſter — alſo ich gratuliere nicht — ich ſage bloß: Pauken und Trompeten! Und morgen abend will ich den Daumen für Sie halten!“

„Ach, gnädige Frau, ich muß ja ſehr zufrieden ſein mit der Vorſtellung hier. Aber mein ganzes Sehnen war ja . . .“

„Still, ſtill. Ja, der Pollini hat mir's geſagt. Aber ich will Ihnen ehrlich geſtehn: ich bin mir ſelber nicht mehr jung genug für Ihr Ulmer Madel.“

„Gnädige Frau — Sie — mit Ihrem wunderbaren Temperament! Wenn Hochberg die Oper für Berlin annimmt, dann müſſen Sie die Partie ſingen.“

Sie ſchüttelte lachend den Kopf. „Ich hab' guten Erſatz. Mit dem Grafen hab' ich auch ſchon geſprochen. Eine Schülerin von mir. Sie hat letzte Woche vorgeſungen — und ich bin ſehr zufrieden, ſehr. Wiſſen Sie, das junge Ding, von dem Sie mir damals in Bayreuth vorgeſchwärmt haben."

Nikoleit verſtand nicht. „Welches junge Ding?"

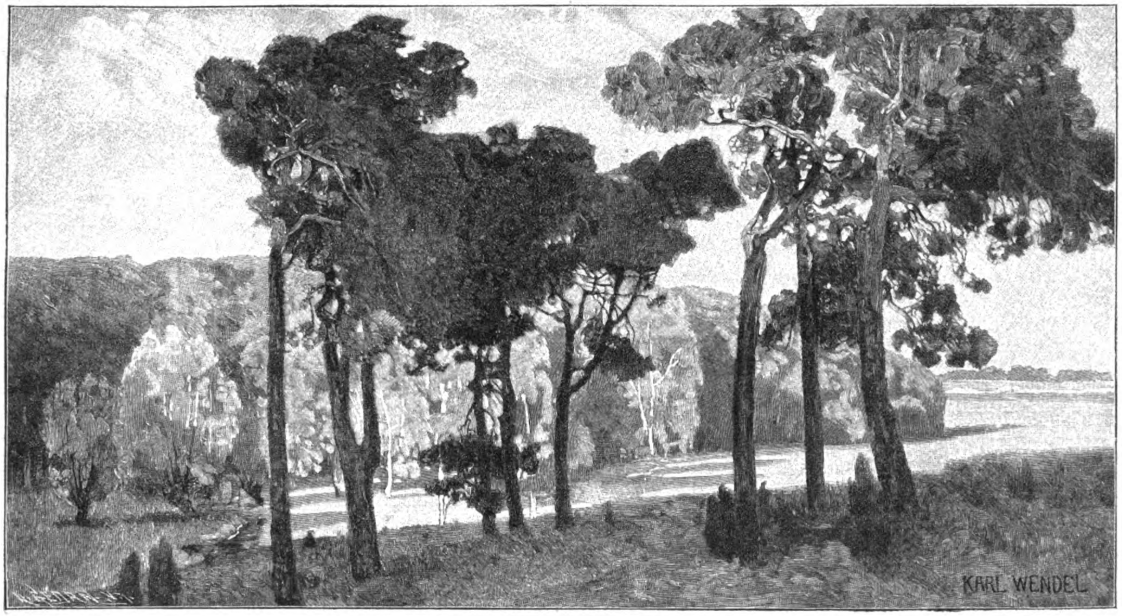
„Das Fräulein Raith."

Er ſah die ſchöne Frau ſtarr an, ohne eine Silbe zu erwidern.

„Ja, mir ſcheint, Sie entſinnen ſich nicht einmal. Die Lona Raith. Sie iſt doch ſchon ſeit Neujahr bei uns in Berlin."

„Fräulein Raith ... Lona Raith ... Ihr Vater hat eingewilligt?!"

„Ja. Es hat ſie halt doch nicht gehalten. Es war halt das Künſtlerblut in ihr. Bei der Première von Ihrem ‚Frundsberg' war ſie in Karlsruhe, und ſeitdem hat ſie's nicht mehr gehalten. Zu Weihnachten hat ſie ſich's von ihrem Vater erbettelt, daß ſie hat weiterſtudieren dürfen. Da kam ſie bald nach Neujahr zu mir."



⌘ **Waldkante** Gemälde von Karl Wendel. ⌘

„Und nun — wird Lona — wird Fräulein Raith alſo doch noch zur Bühne gehn?"

„Es wird gewiß noch viel Kämpfe koſten bis dahin. Aber ſo ein wundervolles Talent. Und ein lieber, fleißiger Burſch iſt ſie. Ich hab' dem Grafen neulich beim Probeſingen geſagt: die und keine andere muß das Ulmer Madel ſingen, wenn der ‚Frundsberg' bei uns gegeben wird."

„Gnädige Frau — ach, Sie ahnen ja gar nicht, was für eine große Nachricht Sie mir da gebracht haben ... Das iſt ja zum Jauchzen!"

Frau Sucher lachte. „Holla, nicht gleich zu ſtürmiſch! Wiſſen Sie: vorläufig hab' ich ganz allein über das Fräulein zu befehlen. Ich hab' mir natürlich ſo mancherlei zuſammengereimt nach Ihrer Schwärmerei von damals. Und drum hab' ich ihr gleich geſagt: die nächſten Jahre gehören der Kunſt. Das iſt ſie ſich und mir und — überhaupt der ganzen Welt ſchuldig."

„Und Fräulein Raith — — was hat ſie darauf — erwidert?"

„Einverſtanden war ſie."

Stürmiſch küßte er ihr die Hand. „Ach, gnädige Frau — wie glücklich Sie mich machen — wie unſagbar glücklich!"

Sie wehrte ihm lächelnd. „Bitte ſehr, das geht jetzt an eine andere Adreſſe. Damit müſſen Sie warten, bis Sie Ihre Oper in Berlin dirigieren. Sehen Sie zu, daß Sie das durchſetzen."

„Das werde ich!"

„Dann alſo: auf Wiederſehen im nächſten Jahre!"

Wie in einem Taumel wanderte Nikoleit durch die Straßen Hamburgs. Kaltes, klares Herbſtwetter herrſchte. Er trat an der Alſter an das Geländer, ſtützte ſich mit beiden Händen auf und atmete tief die reine Luft ein. Kleine Schaumkämme tanzten auf dem Waſſer. Am Himmel jagten weiße, zerfetzte Wolken. War es denkbar, daß das Schickſal noch ſolch ein Glück für ihn in den Armen hielt?

Der alte ſchöne Traum gewann wieder Geſtalt: daß Lona ſeinem Werke zum Siege verhalf, daß ſie in gemeinſamer, künſtleriſcher Arbeit Schulter an Schulter vorwärts und aufwärts ſchritten!

Am liebſten hätte er weit die Arme ausgebreitet und aus voller Bruſt in die helle Sonne und in den friſchen Wind ſein Glück hinausgejubelt — hinausgejauchzt!

— — — — — — — — — — — —

Aber dann kamen wieder die ſtillen Stunden.

Daheim ſaß die Sorge.

Er holte ſeine Mutter aus dem Wuſt ihrer kunterbunt durcheinander gewürfelten Häuslichkeit. Sie mußte ſich anziehen und mit ihm gehn. Er nahm einen Wagen und fuhr mit ihr ſpazieren. Bis es Zeit war zur Sprechſtunde im Krankenhauſe.

Derſelbe Beſcheid.

Frau Nikoleits zitternde Hoffnung ward ſchwächer und ſchwächer.

Bis tief in die Nacht ſaßen ſie dann beieinander. Alte Zeiten durchlebten ſie noch einmal. Und wieder bezwang ihn dies arme, blutende Frauenherz, verſöhnte ihn mit allen Mißverſtändniſſen, die ihn durch eine harte Jugend gepeitſcht hatten. An die Worte, die er zu ſeinem Vater geſprochen hatte, um ihn zu verſöhnen, glaubte er jetzt ja ſelbſt. Liebe, Mitleid — und doch auch ehrliche Dankbarkeit hatten ſie aus ſeiner Bruſt ausgelöſt.

Er ſchlief in dieſer Nacht wieder in ſeinem Knabenſtübchen. Mittags, nach einer letzten Repetition einzelner Enſembleſätze, begleitete er die Mutter wiederum nach dem Krankenhauſe.

Der Patient matt. Sehr matt.

Wieder durften ſie ihn ſehen — vielmehr den wachsbleichen Fremden mit den eingeſunkenen Schläfen und dem ſilberweißen Haar. Ein mildes, friedliches Lächeln umſpielte ſeine ſchmalen Lippen. Er ſchlief.

Vor Theaterbeginn, um ſieben Uhr, ſollten ſie ſich noch einmal Beſcheid holen.

Der Patient war da aber noch nicht erwacht, und die Schwäche erſchien jetzt bedenklich.

Bert konnte nicht hier bleiben. Er hatte in der letzten Probe noch einige Striche in der Partitur angebracht und mußte die Stimmen ſelbſt mit dem Konzertmeiſter vergleichen. Die Mutter wollte hier im Wartezimmer bleiben, bis ihr günſtiger Beſcheid ward. Um acht Uhr kam der Profeſſor zur Nachtviſite.

„Ich bin dann noch immer pünktlich dort!“ ſagte ſie. Sie hatten ausgerechnet, daß der ‚Barbier von Bagdad‘ erſt um halb neun Uhr zu Ende ſein konnte. Dann gab es zehn Minuten Pauſe — darauf ſetzte Berts Oper ein.

— — — — — — — — — — —

Er hatte einen Boten mit einem Wagen nach dem Krankenhauſe geſchickt und ſagen laſſen: den Beginn der Pauſe würde er nach dem Meldezimmer dort anſagen. Während des zweiten Aktes der Corneliusſchen Oper ging er unruhig hinter den Kuliſſen auf und nieder.

Pollini begegnete ihm. „Nur Mut, junger Mann!“ ſagte er lächelnd.

Als der Direktor ihm ein anderes Mal begegnete, diesmal im Durchgange zum Telephonzimmer, nahm er den totenbleichen Komponiſten zur Seite: „Haltung! Reißen Sie ſich zuſammen. Hochberg iſt da. Der will nicht nur den Komponiſten kennen lernen, ſondern auch den Kapellmeiſter. Alſo Zähne zuſammengebiſſen — und Schneid!“

Die Pauſe begann.

Bert Nikoleit hatte mit dem Pförtner des Krankenhauſes telephoniſch geſprochen. Der Wagen warte noch, hieß es. Weitere Auskunft war nicht zu erhalten.

Seine Mutter hatte keinen andern Platz für dieſen Abend haben wollen, als den gewohnten und ihm bekannten: den ſie bei Vaters Soli zu beanſpruchen hatte. Das war der Eckplatz droben im zweiten Range an der Säule.

Nikoleit ſtarrte durch den Ausſchnitt des Vorhangs. Der Platz war noch immer leer.

Minute um Minute verrann.

Das Klingelzeichen ward gegeben. Nikoleit ſah nach der Uhr. Dreiviertel neun.

Er mußte ins Orcheſter eintreten.

Als er am Pult ſtand, rauſchte es noch im ganzen Hauſe. Zettelkniſtern, das knackende Schließen der Etuis von Theatergläſern, Flüſtern, ein breites, leiſes Ziſchen, das die Ruhe allmählich herſtellte.

Nikoleit wandte ſich um. Sein angſtvoller Blick klammerte ſich an die Säule im zweiten Range. Noch immer wollte das liebe, arme, alte, faltenreiche Geſicht ſich nicht zeigen.

Da flüſterte jemand im Orcheſter — ſein Name ward genannt — eine Botſchaft ward weitergegeben.

„Der Wagen ſei da!“

„Meine Mutter — ?!“

Der Orcheſterdiener ſtand in halbkauernder Haltung, um im Publikum nicht geſehen zu werden, zwiſchen den Pulten der erſten Klarinette und der Bratſche. „Die Frau Nikoleit läßt ſagen, ſie könne nun doch nicht mehr kommen!“

Das letzte Klingelzeichen.

Eine eiſige Hand griff Nikoleit ans Herz. Er ſah das ſeltſame Auffahren des Klarinettiſten, der an Vaters Platz ſaß. Und da und dort noch, wo der Diener vorbeigekommen war, beſtürzt fragende Mienen.

. . . War das ſchon die Gewißheit . . .?

„Vatting!“ Er ſtieß es halb ſchluchzend, aber tonlos aus.

Totenſtille im ganzen Hauſe. Es iſt dunkel geworden.

Berts zitternde Rechte faßt nach dem weißen Taktſtock. Langſam richtet er ſich auf und läßt ſeinen Blick über das Orcheſter ſchweifen. Geſpannt ſieht ihn alles an.

Sein Schickſal hängt von dieſer Stunde ab. Seine und Lonas Zukunft.

Und eine Pflicht iſt hier zu erfüllen.

Soldat der Pflicht war ſein Vater immer. Sein ganzes ſchweres Leben lang.

Nun wird er zeigen, daß er ſeines Vaters künſtleriſcher Erbſchaft würdig iſt.

Noch ein letzter Blick nach dem Pult der Klarinette. Da glaubt er nicht mehr den geputzten jungen Herrn zu ſehen, ſondern einen ernſten, ſchönen, tatfreudig dreinblickenden Künſtlerkopf.

Sein Taktſtock klopft auf. Der bleiche Kapellmeiſter reckt ſich — der Arm mit der weißen Hand fliegt in die Höhe — und wuchtig ſetzt das Vorſpiel ein.

Ein geläuterter, ernſter, gereifter Künſtler ſteht da am Pulte — nicht mehr der trotzige Muſikſtudent.

Herzeleide. Von Gertrud Freiin le Fort.

In meinem Hauſe dient eine Maid,
Die iſt geheißen Herzeleid.
Sie dient mir freiwillig ohne Lohn
Lange ſchon.
Sie ſchöpft mir aus tiefem Brunnen den Trank
Und ſitzt mit ſtillem Sinn
Am Herd auf der Bank
Und ſpinnt ſo hin — —

Ich ſah nie, daß ſie lacht,
Aber manchmal bei Nacht,
Wenn draußen das Korn ſo ſeltſam bebt
Und, vom Mondenlicht weiß,
Ähre zu Ähre ſtrebt:
Da gibt ſie ſilberleis
Den Ton zurück
Und ſingt vom Glück — — —

Das Liebhaber=Theater zu Weimar. Von Dr. Andreas Weicker.

Zur Feier des 25jährigen Beſtehens der Goethegeſellſchaft iſt man auf den ſchönen Gedanken gekommen, eine der mondbeglänzten Nächte der Goethezeit heraufzubeſchwören, aus jenen Tagen, die wie ein einziger Frühlingsabend mit all ſeinem Drängen und Sprießen und ſeiner ſüßen Traurigkeit und ſeligen Hoffnung vor uns ſtehen, als wenn ſie den jungen Zauber aller Frühlinge des Jahrhunderts in ſich aufgeſogen hätten. Die luſtige Zeit von Weimar, die nicht bleiben konnte, weil jeder holde Rauſch vergänglich iſt, und die doch noch in ſo unbegreiflicher Friſche und Unverwelktheit glänzt, wie ein eben entfaltetes, ſchimmerndes Buchenblatt, durch das die Sonne ſcheint.

Weimar, dieſes „grand château“, wie Frau von Stael treffend bemerkt, beſaß bei Karl Auguſts Regierungsantritt weder Theater noch Oper. Bei der Verheiratung des Herzogs Ernſt Auguſt Conſtantin mit der kunſtſinnigen Welfentochter Anna Amalia war zwar ein Hoftheater, das dritte in Deutſchland, geſchaffen worden, aber es zeigte ſich, daß das Unternehmen finanziell nicht feſt genug begründet war. Man hatte den Theaterdirektor Döbbelin mit ſeiner Truppe „gegen ein jährliches Quantum von 6800 Reichsthalern oder monatlich 566 Rhthr. 16 Gr.“ gewonnen, wovon alle Koſten außer Beleuchtung zu beſtreiten waren. Als Intendant figurierte der damalige

Kammerjunker von Dürckheim. Aber nach ſechsmonatiger Tätigkeit bekam Döbbelin ſchon Differenzen mit dem Herzog, und da Dürckheim behauptete, mit dem Aufwand für das Theater um 1192 Rhthr. hinter dem „vormals getroffenen Akkord des dimittierten Entrepreneurs Döbbelin“ zurückzubleiben, ſo übernahm der Hof das Theater auf eigene Rechnung. Die Berechnungen des Intendanten ſtellten ſich jedoch als falſch heraus, das Theater rentierte ſich nicht, und nach des Herzogs Tode entließ ſeine achtzehnjährige Witwe die Truppe, da in ſo ernſter Zeit weder Zeit noch Geld für Luſtbarkeiten verfügbar ſchienen.

Man weiß, mit wieviel Kraft und Energie die lebenskräftige und lebensfrohe Fürſtin die Regentſchaft geführt hat. Allmählich kam alles ins Geleiſe, und das Intereſſe der hohen Frau wurde für die Kunſt wieder frei. Ihr lebhaftes muſikaliſches Verſtändnis fand durch die ausgezeichneten Darbietungen der von einem Sohn des großen Meiſters Johann Sebaſtian Bach gegründeten Hofkapelle Befriedigung. Mit dem Einzug Wielands, den die Mutter auf ſeinen „Fürſtenſpiegel“ hin zum Erzieher ihrer Prinzen wählte, hielten die Muſen den ihren mit, und bald fanden auch wieder

Die Schweſtern, die Ihr bald auf Theſpis’ Karrn,
Geſchleppt von Eſeln und umſchrien von Narrn,
Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf, Euch feilzubieten fahrt,
Bald wieder, durch der Menſchen Gunſt beglückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt —

den Weg nach dem zukunftsreichen kleinen Ort.

In Leipzig gaſtierte die Kochſche Operettengeſellſchaft, aber einige ſauertöpfiſche Profeſſoren hielten dieſe Vorſtellungen „ſchädlich für die akademiſche Jugend“. Worauf die „neun Mädger“, wie Frau Rat die Muſen nennt, den Staub dieſer Stadt von ihren Füßen ſchüttelten und Anna Amalia ſie in Weimar liebreich aufnahm. Nach dreijährigem Aufenthalt ward dieſe Geſellſchaft durch die Seglerſche Truppe mit wirklich bedeutenden Kräften, wie dem Komponiſten Anton Schweitzer, den Sängern Brandes und Eckhof abgelöſt. Mit der Vertonung der Wielandſchen Alceſte durch Schweitzer erhebt ſich in dem kleinen Ort wie ein verheißungsvolles Morgenrot die deutſche Oper.

Aber der große Brand, der 1774, ein Jahr vor Karl Auguſts Regierungsantritt, das ganze Schloß zerſtört, bereitet all dem ein Ende, und die Truppe mußte mangels geeigneter Räumlichkeiten entlaſſen werden.

* * *

So geſchah es, daß Goethe, als er „mit ſeinem ſchwarzen Augenpaar, zaubernden Augen voll Götterblicken“ nach Weimar kam, weder Theater, noch Oper vorfand. Aber wie wüßte raſche Jugend ſich nicht zu helfen! Der Dichter von Beruf iſt da, und aus Puppenkomödie und Marionettenbühne tauchen tauſend Erinnerungen auf. Und das begeiſterte Gefolge iſt da, vom achtzehnjährigen regierenden Herrn bis herab zum kleinen Bürgersſohn, der gern auch in Werthertracht ſtolzierte. Und inmitten dieſer begeiſterten Dilettanten ſteht eine Künſtlerin erſten Ranges, gleich hervorragend als Schauſpielerin wie als Frau; von „den Muſen ſelbſt geſandt“:

Ihr kennt ſie wohl; ſie iſt’s, die ſtets gefällt,
Als eine Blume zeigt ſie ſich der Welt.
Zum Muſter wuchs das ſchöne Bild empor,
Vollendet nun, ſie iſt’s und ſtellt es vor.
Es gönnten ihr die Muſen jede Gunſt,
Und die Natur erſchuf in ihr die Kunſt.
So häuft ſie willig jeden Reiz auf ſich,
Und ſelbſt Dein Name ziert, Corona, Dich.

Es war Corona Schröter, die Vorleſerin der Herzogin. Im Hauſe des Hofjägers Hauptmann und ſpäter durch die Güte Anna Amaliens in einem kleinen Haus hinter dem Wittumspalais fand die frohe Dilettantenſchar ein Aſyl. Dann füllte wohl, wie Goethe ſagt, Getümmel Thaliens Haus, geſchäftiges Volk eilte aus und ein, Tag und Nacht tönt des Hammers Schlag von hohen Brettern, die Nacht wird zum Tage gemacht.

Was die Erfindung ſtill und zart erſann,
Beſchäftigt laut den rohen Zimmermann.
Ich ſehe Hauenſchild gedankenvoll,
Iſt’s Türk’, iſt’s Heide, den er kleiden ſoll?
Und Schumann froh, als wär’ er ſchon bezahlt,
(dies läßt tief blicken!),
Weil er einmal mit ganzen Farben malt.
Ich ſehe Thielens leicht bewegten Schritt,
Der luſt’ger wird, je mehr er Euch verſchnitt.
Der tät’ge Jude läuft mit manchem Neſt,
Und dieſe Gärung deutet auf ein Feſt.

Aber ohne den „Direktor der Natur“, den Tauſendkünſtler Tiſchlermeiſter Mieding, wäre es trotz allem nicht gegangen. Der Unentbehrliche, der „mit Luſt zum Werke mehr als zum Gewinn“ treulich half, trotz ſeiner ſchmerzenden Bruſt, mit dem das Liebhaber-Theater ſtand und fiel, der wohl ſäumend manchen Tag verloren, aber dann zuletzt, wenn „die Herrſchaft“ ſchon eintrat, die Symphonie ſchon einfiel, noch kletterte, Stangen trug, Seile zog und Nägel einklopfte, und dem es meiſt auch glückte, noch vor dem Stichwort fertig zu werden. Und in ſeinem großen Gedicht auf Miedings Tod ruft Goethe bewundernd aus:

Wer preiſt genug des Mannes kluge Hand,
Wenn er aus Draht elaſt’ſche Federn wand,
Vielfält’ge Pappen auf die Lättchen ſchlug,
Die Rolle fügte, die den Wagen trug,
Von Zindel, Blech, gefärbt’ Papier und Glas,
Dem Ausgang lächelnd, rings umgeben ſaß.
So, treu dem unermüdlichen Beruf,
War er’s, der Held und Schäfer leicht erſchuf.
Was alles zarte, ſchöne Seelen rührt,
Ward treu von ihm nachahmend ausgeführt.
Der Wieſen Grün, des Waſſers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall,
Der Leute Schatten und des Mondes Licht —
Ja, ſelbſt ein Ungeheu’r erſchreckt ihn nicht.
Wie die Natur manch widerwärt’ge Kraft
Verbindend zwingt und ſtreitend Körper ſchafft,
So zwang er jedes Handwerk, jeden Fleiß.
Des Dichters Welt entſtand auf ſein Geheiß.

Mit einem ſo genialen Faktotum mußte allerdings alles gelingen, und auch „ein ſchwer befriedigt Publikum“ entzückt werden.

Der Schauplatz wechſelte oft. In engen Hütten und im reichen Saal, ſagt Goethe, auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Tal, im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht, und unter dem Gewölb der hohen Nacht.

Kaleidoſkopartig wechſeln die bunten, krauſen Vorſtellungen in den abenteuerlichſten Formen, und oft unmöglichſten Inhaltes. Heute ein Stück voll beißender Satire, wie „Die geflickte Braut“, ſo daß Wieland, ob der Verſpottung ſeiner Alceſte „laut aufſchreiend“, von dannen eilt, morgen von der Bühne her, wie in „Lila“, eine ernſte Mahnung an den jungen Herzog, ſeine Gemahlin nicht länger zu vernachläſſigen, bald wie in der „Fiſcherin“ märchenhafte Poeſie, bald wie in „Iphigenie“ erſchütternde Tragik, bald wie in dem „Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern“ eine Überpoſſe, dazwiſchen chineſiſche Schattenſpiele, phantaſtiſche Maskenzüge und glänzende Redouten.

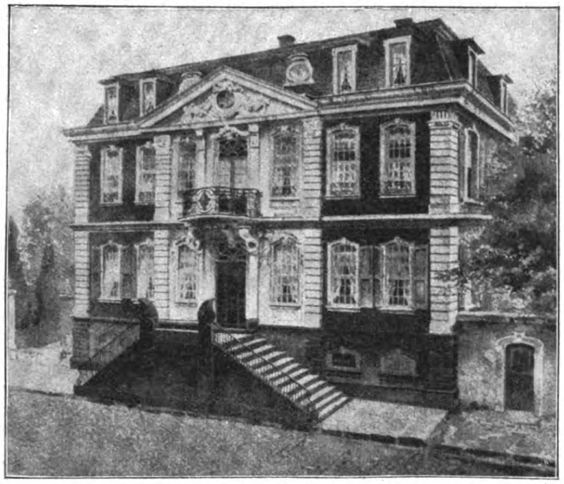
Einmal entzückt Corona als Kalliſto Goethen ſo ſehr, daß er in ſein Tagebuch ſchreibt: „Abends Probe der Kalliſte. O! O Kalliſte.“ Ein andermal ſteht ihm die verehrte Frau Charlotte im „Weſtindier“ gegenüber. (Goethe ſpielte die Hauptrolle, Frau von Stein die Miß Rußport.) Wundervoll muß ſeine Erſcheinung als Oreſt geweſen ſein, wie ſie uns der Stich nach Kraus aufbewahrt hat, während Corona durch die wenig anmutige Stellung und das ungraziöſe Koſtüm offenbar zu ſchlecht weggekommen iſt.

Am ſchönſten iſt doch wohl die „Fiſcherin“ geweſen, dies an ſich zwar unbedeutende Dramolet, das aber doch den Erlkönig umfaßt. Es muß einen hinreißenden Eindruck gemacht haben, die Schröter vor ihrem kleinen Feuer an der Ilm, unter dem nächtlichen Sternhimmel: „Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?“ beginnen zu hören. „Und als man nachher mit Fackeln den Fluß entlang zu ſuchen beginnt,“ ſchreibt Goethe, noch in der Erinnerung hingeriſſen, „die Zuſchauer ſaßen, ohne es zu vermuten, dergeſtalt, daß ſie den ganzen ſchlängelnden Fluß hinunterwärts vor ſich hatten. In dem gegenwärtigen Augenblick ſah man erſt Fackeln in der Nähe ſich bewegen. Auf mehreres Rufen erſchienen ſie auch in der Ferne, dann loderten auf den ausſpringenden Erdzungen flackernde Feuer auf, die mit ihrem Schein und Widerſchein den nächſten Gegenſtänden die größte Deutlichkeit gaben, indeſſen die entfernte Gegend rings umher in tiefer Nacht lag. Selten hat man eine ſchönere Wirkung geſehen.“ Aber ein Tropfen Bitterkeit war dabei: Frau von Stein war nicht unter den Zuſchauern. So „bleibt mir nichts, als der Verdruß, daß Du es nicht geſehen haſt“, ſchreibt Goethe. Auch der zweiten Aufführung zu Ehren des Prinzen Auguſt am 18. September 1782 wohnte ſie nicht bei trotz ſeines Ausrufs: „Wie bey allem und nach allem ich Dein verlange!“

Jetzt neigte die Zeit der holden Torheit ſich ſchon dem Ende zu. Schon ein Jahr ſpäter, am Neujahrstage 1784, zieht eine reguläre Theatergeſellſchaft, die Bellomoſche Truppe, ein. Über ſieben Jahre voll Sehnſucht aber hat jene Zeit holder Torheit den Großen hinweggetragen, und ſo mag auch von dieſen „Übertünchungen fremder und eigener Not“, wie er nicht ohne Bitterkeit an die Stein ſchreibt, gelten:

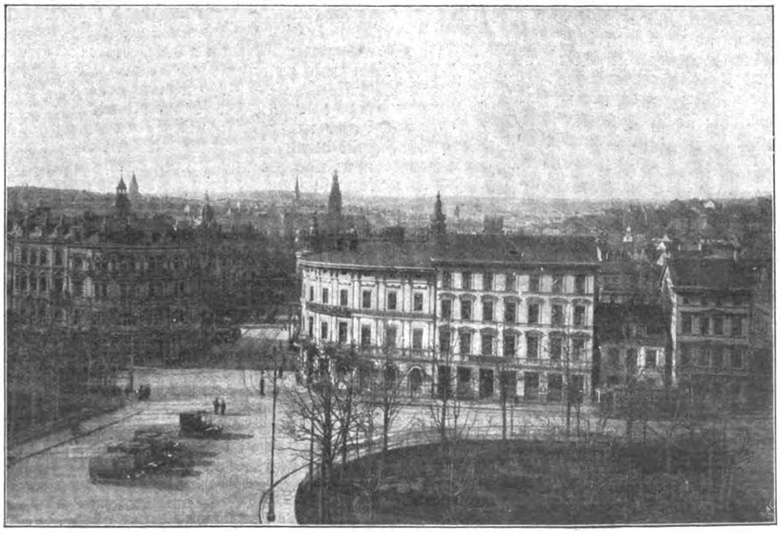
Dir gab ein Gott in holder, ſteter Kraft
Zu Deiner Kunſt die ew’ge Leidenſchaft.
Sie ward, die Dich zur böſen Zeit erhielt,
Mit der Du krank als wie ein Kind geſpielt.
Die auf den herben Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm Dein müdes Haupt entſchlief.

Zur Dreihundertjahrfeier der Stadt Elberfeld. Von Friedrich Kerſt.



Elberfelder Patrizierhaus in bergiſchem Stil.

Elberfeld feiert in dieſen Tagen ſein dreihundertjähriges Stadtjubiläum; man kann alſo nicht von einer beſonders alten Stadt reden. Allerdings hat die faſt ebenſo große Schweſterſtadt Barmen erſt vor hundert Jahren die Stadtrechte erhalten. Da die eigentliche Entwicklung Elberfelds zu ſeiner jetzigen Größe und Bedeutung aber erſt vor hundert Jahren einſetzte, der koloſſale Aufſchwung beider Städte ſogar erſt ſeit dem letzten Kriege datiert, ſo darf man wohl von einem Wachstum ſprechen, das an amerikaniſche Verhältniſſe erinnert. Dazu einige Ziffern. Im Jahre 1810 zählte Elberfeld ungefähr 17 000 Einwohner, 1850 etwa 50 000, 1870 rund 70 000, Ende 1909 über 170 000. Damit dürfte die Stadt beinahe die höchſte Ziffer erreicht haben; denn bei ihrer Lage im Talkeſſel, deſſen Abhänge ſich auch ſchon mit Straßen überzogen haben, iſt eine weitere Ausdehnung an den meiſten Stellen kaum noch möglich. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Elberfeld ſogar etwas zurückgehen wird; die Fabriktätigkeit iſt ſchon ſehr eingeſchränkt; das größte Unternehmen, die Bayerſchen Farbenfabriken, iſt im Begriff, ganz nach Leverkuſen überzuſiedeln, und andere Fabriken ſind ebenfalls nach der Umgegend verlegt worden. So wird Elberfeld mehr Handelsſtadt werden, deren Bedeutung jedoch durch die Lage etwas abſeits vom großen Verkehr ſtets beeinträchtigt ſein dürfte. Vorläufig ſtrömt die Wupper aber noch in ihrem berüchtigten Schwarz dahin und zeugt von der Tätigkeit der Färbereien, und noch fluten um die Mittagsſtunde Tauſende und Abertauſende von Arbeitern durch die Stadt, deren Wohlſtand ſich bis jetzt ſtändig in aufſteigender Linie bewegt hat. Auch dafür einige Ziffern.



Blick vom Hauptbahnhof Döppersberg.
An die Stelle der Häuſergruppe im Vordergrunde wird ein Rieſenhotel vornehmſter Art treten.

206 Perſonen verſteuern ein Einkommen von 30 500 bis 100 000 Mark, 58 ein ſolches über 100 000 Mark. Dieſe 58 bringen ein Viertel aller Steuern auf. (Nicht weniger als 9000 Rentner [nebſt Angehörigen] wohnen in Elberfeld.) Noch größer iſt die Steuernſumme der 58 nicht phyſiſchen Perſonen. Handel und Verkehr werden durch folgende Ziffern für 1909 gekennzeichnet: Ungefähr 2 Millionen Fahrkarten wurden an den Elberfelder Bahnhöfen verkauft; 30 Millionen Briefe liefen ein, 36 Millionen wurden abgeſchickt; durch Poſtanweiſungen kamen 78 Millionen Mark ein, während 52 Millionen eingezahlt wurden; 1,2 Millionen Pakete wurden ausgeteilt, 1,9 Millionen kamen zur Verſendung. In den Gaſthöfen waren 70 000 Fremde angemeldet. —

Eine derartige Jahrhundertfeier lenkt den Blick zurück in die Vergangenheit; der Vorgang des Werdens iſt noch intereſſanter als die Betrachtung des Gewordenen.

Die Anfänge Elberfelds ſind in Dunkel gehüllt, ebenſo die ſpätere Geſchichte bis in die neuere Zeit hinein. Ein ungeheurer Brand hat 1687 die Stadt und damit die meiſten Dokumente vernichtet. Es hat die Abſicht beſtanden, zum Stadtjubiläum endlich eine wiſſenſchaftliche Geſchichte des Ortes ſchreiben zu laſſen; man ſcheute wohl vor den hohen Koſten zurück. Das iſt zu bedauern, da einzelne populäre Arbeiten nicht genügen können. Dieſe haben z. B. noch immer zur Folge, daß der Name „Elberfeld“ als „Feld der Elfen“ gedeutet und eine Elfenſage des Cäſarius von Heiſterbach (um 1200) ohne weiteres in Elberfeld lokaliſiert und die Hauptſzene daraus — ein Elfe in der Geſtalt eines Knappen leitet das Roß eines verfolgten Ritters durch eine Furt — am Neuen Rathaus plaſtiſch dargeſtellt wurde. In Wirklichkeit gibt Cäſarius gar keinen Anhalt für die Örtlichkeit. Dagegen kommt für die Namendeutung in Betracht, daß das Wappen des Geſchlechts derer von Elverfeld (noch heute in Weſtfalen blühend) elf Felder zeigt. Die älteſte Urkunde, die Elberfeld erwähnt, ſtammt aus dem Jahre 1176 und iſt von hiſtoriſchem Intereſſe. Barbaroſſa erteilt darin dem Kölner Erzbiſchof Philipp die nachgeſuchte Erlaubnis, ſeinen Tafelhof Elverveldt an den Grafen von Berg zu verpfänden. Der patriotiſche Kirchenfürſt will nämlich Gelder flüſſig machen, um ſeinem kaiſerlichen Herrn

Hilfstruppen zuführen zu können. Später, von 1430 an, blieb die Waſſerburg Elverveldt in bergiſchem Beſitz; ein gewiſſer Zuſammenhang mit Köln hat aber nie aufgehört; das Bergiſche Land erhielt ſeine Kultur vom alten heiligen Köln.

Von Bedeutung für den allmählich im Schutze der Burg entſtehenden Ort wurde die Bleicherei, bis tief in das letzte Jahrhundert der eigentümliche Haupterwerbszweig, der im Grunde genommen der Ausgangspunkt für die jetzige Großſtadtinduſtrie wurde. Die ausgedehnten Talwieſen und das kriſtallklare, kalkreiche Wupperwaſſer hatten zur Bleicherei geführt. Welcher Art deren Bedeutung damals und für die Zukunft war, iſt von J. V. Bredt in ſeinem Werk über die Lohninduſtrie knapp und einleuchtend dargeſtellt. Danach kauften die Elberfelder das Garn im ſogenannten Garnland, nämlich in Bielefeld, Hildesheim und in Heſſen-Kaſſel. Es wurde fertig geſponnen gegen Barzahlung eingekauft. In Elberfeld wurde es gebleicht und teilweiſe auch gezwirnt, dann weiter verkauft ins Inland und nach England, Frankreich und den Niederlanden. Hatte man zunächſt nur Leinengarn gebleicht, ſo ging man im XVII. Jahrhundert auch zur Baumwolle über. Da das Bleichen nicht gar ſo ſehr bedeutſam für die textile Produktion iſt, ſo ergibt ſich, daß eigentlich für die Elberfelder ein Zwiſchenhandel vorlag. Sie vermittelten zwiſchen Produzent, dem Spinner des Garnes, und dem Weber. Da ſie bar kauften, ihren Kunden aber langen Kredit gewährten, ſo entwickelte ſich eine Art von Bankgeſchäft.

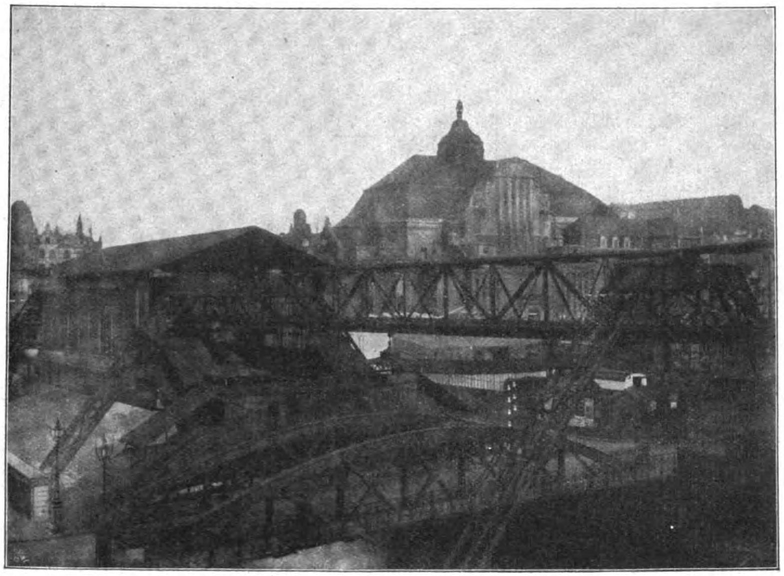
Kaiſer Wilhelm-Denkmal. Dahinter Schwebebahn über der Wupper. Links ein Bahnhof.

Elberfeld gewann ſchnell an Bedeutung. Schon 1444 gab es dort Bürgermeiſter und Ratsmannen, und eine Kölner Urkunde von 1557 nennt den Ort in Parallelſtellung zu der älteſten bergiſchen Stadt Lennep „hanſiſch und im Genuß hanſiſcher Freiheit“. Zielbewußt und weit ausſchauend hatten die Elberfelder von ihrem Herzog (von Berg) für das Bleichen und Zwirnen ein Privileg in der ſogenannten Garnnahrung zu erlangen verſtanden (1527) und damit die glänzende Weiterentwicklung feſt begründet.

Wir nähern uns nun dem Zeitpunkt der Verleihung der Stadtrechte, nämlich dem 10. Auguſt 1610. Die Verhältniſſe und Ereigniſſe hatten geradezu daraufhin gedrängt. Für den Landesherrn gingen gewiſſe Vorteile dadurch verloren, die allerdings nicht ſehr bedeutſamer Natur waren, da ſich im großen und ganzen der Charakter der neuen Stadt gegen früher nicht änderte. Aber ſchon die Ehre der wohlhabenden Bürgerſchaft forderte die Erhebung zur Stadt. Hatte man 1527 nicht gezögert, die hohe Summe von 861 Goldgulden für das Bleicherei-Privileg zu bezahlen, ſo verpflichtete man ſich nun zur Ausrüſtung eines ſtattlichen Heereskontingents.

Die junge Stadt zählte 2500 Einwohner, um 1550 hatte ſie das reformierte Bekenntnis angenommen, in der Bergiſchen Synode von 1589 bereits entſcheidenden Einfluß gewonnen und 1592 die Lateinſchule errichtet mit dem deutlichen Zweck, für den Nachwuchs im geiſtlichen Stande zu ſorgen. Damals tritt alſo ſchon eine religiöſe Betätigung hervor, die auch die ſtark entwickelte Wohltätigkeitspflege im Gefolge hatte, die ſich im ſogenannten Elberfelder Armenpfleger-Syſtem am glänzendſten bewährte.

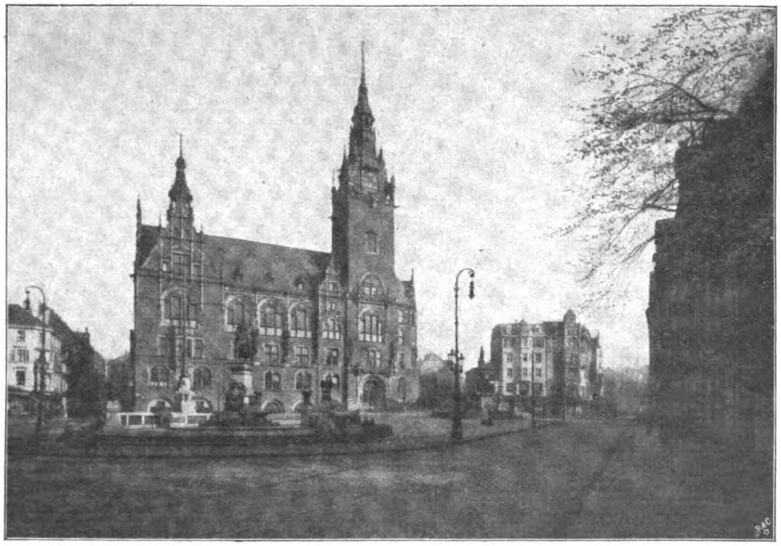
Die regen Handelsverbindungen mit Frankreich und den Niederlanden brachten es mit ſich, daß zahlreiche proteſtantiſche Emigranten von dort nach Elberfeld kamen, die einen in jeder Beziehung willkommenen und wertvollen Zuwachs der Bevölkerung bedeuteten. Die alte Burg war ſchon lange zerfallen, ihr Gebiet wurde parzelliert und bedeckte ſich bald mit ſtattlichen Gebäuden der einheimiſchen und — auch aus der Umgegend — eingewanderten Kaufleute. Im frohen Bewußtſein ihrer Kraft fühlte ſich die junge Stadt als Vorort des Bergiſchen Landes und veranſtaltete deshalb im Jahre 1611 das erſte Bergiſche Schützenfeſt.



⌘ Die Schwebebahn. Dahinter das große Thalia-Theater. ⌘

Der Dreißigjährige Krieg machte die ſchlecht bewahrte Stadt zum Spielball ſeiner Launen. Handel und Fabrikation erlahmte, Kämpfe tobten vor und in der Stadt. Aber kaum hatte ſich das Gemeinweſen von dieſen langjährigen Schrecken erholt, da brach der ſchon erwähnte große Stadtbrand (1687) aus. Langſam erholte ſich die ſchwer geprüfte Stadt, 1708 wurden ihre Rechte vom bayriſchen Landesherrn erweitert. Der Siebenjährige Krieg ſchlug ſeine Wellen auch ins Wuppertal, aber nur kleinere Gefechte, denen die Bürgerſchaft mehr intereſſiert als angſtvoll zuſchaute, wurden geliefert, in denen die Preußen ſiegreich waren. Im Jahre 1774 taucht ein berühmter Gaſt auf, kein Geringerer als Goethe, der von Düſſeldorf herüberreitet, um ſeinem Freunde Jung Stilling eine Überraſchung zu bereiten. Jung hatte ſich als Arzt in Elberfeld niedergelaſſen. Der kurze, aber anregende Beſuch Goethes hatte zweifellos die 1775 erfolgte Gründung der Leſegeſellſchaft zur Folge, die ein wichtiger Faktor für die geiſtige Entwicklung wurde. Im allgemeinen war man damals nicht gerade literaturfreundlich in dem religiöſen Wuppertal, wo man 1806 alle Hebel in Bewegung ſetzte, um den Bau eines Theaters zu hintertreiben. Doch gelang dies nicht, und die mit wechſelvollem Erfolge betriebene Schaubühne zählte in jener Zeit einen Lortzing zu ihren Mitgliedern. Unter Napoleon hatte der Handel zwar Bedrückungen zu leiden, im allgemeinen aber war die Franzoſenzeit nicht ſehr ſchlimm. Nach dem Friedensſchluß wankte ein ſeltſam rieſiges Gefährt durch die Stadt, nämlich der Wagen, der die Viktoria vom Brandenburger Tor wieder zurückführte. Ein friedliches Ereignis war ſpäter, im Jahre 1841, die Eröffnung der Eiſenbahnſtrecke Elberfeld—Düſſeldorf, eine der allererſten in Deutſchland, geweſen.

Daß in Elberfeld im Jahre 1817 die berühmten Niederrheiniſchen Muſikfeſte ins Leben gerufen wurden, beweiſt das Intereſſe für die Kunſt; auch die Theaterverhältniſſe entwickelten ſich ſehr erfreulich, ein Städtiſches Muſeum mit wertvollen Bilderſchätzen wurde geſchaffen. Heute iſt Elberfeld eine durchaus moderne Stadt mit einem Kaufmannsſtande, der alle Welt kennen lernt, mit einer durchaus kunſtfreundlichen, geiſtig angeregten Bevölkerung, die allen Strömungen des modernen geiſtigen Lebens zugänglich iſt; man iſt hier freier als anderswo vom Kaſtengeiſt, freut ſich des Lebens in rheiniſcher Heiterkeit.



Neumarkt mit Kaiſer Friedrich-Denkmal und Jubiläumsbrunnen. Dahinter das Rathaus.

Das Jubiläumsfeſt wird Tage der Freude bringen. Die Vergangenheit wird man im Theater in einem großen Feſtſpiele in glänzenden Bildern vorüberziehen laſſen. Die raſtloſe Arbeit in Kontor und Fabrik wird unterbrochen werden; wie in einem großen Feſte wird die ganze Bevölkerung ſich in fröhlicher Stimmung vereinigen und in gerechtem Stolze auf die im ſchönſten Kranze von Waldbergen liegende Vaterſtadt des alten Elberfelder Trutzliedes gedenk ſein: Us Elberfeildt, dat is 'ne Stadt, die brukt ſeck nit to ſchamen. Wat angere Städte hant apatt (apart), dat hant vie alltoſamen! —

Der weſttiroliſche Kinderhandel. Von Arthur Achleitner.

Bittere Armut der Bevölkerung im Vinſchgau, Oberinntale, Paznaun und Vorarlberg hatte vor vielen Jahrzehnten Anlaß gegeben, auf ſchwäbiſche „Werber“ zu hören, die in die entlegenen Täler Weſttirols gekommen waren und ſich bemühten, halbwüchſige Kinder als Viehhirten, Kindſer (d. h. zur Beaufſichtigung ganz kleiner Bauernkinder) und Arbeiter für leichtere Feldarbeit in Württemberg und Südbaden gegen Entgelt zu erhalten.

Eine Art Menſchenhandel wurde inſzeniert. Leicht und gern haben die tiroliſchen Eltern ihre Kinder nicht fremden Leuten anvertraut, die Not zwang dazu, das Angebot von Bargeld als Anzahlung und die Verſicherung der „Werber“, daß die gedungenen Kinder reichlichen Lohn nach Ablauf der Dienſtzeit heimbringen würden, machte arme Bauern willfährig.

So frühzeitig geleiteten die „Werber“ die aus den genannten Tälern Weſttirols geholten und in Landeck verſammelten Kinder auf der Reichsſtraße über den Arlberg, daß häufig auf der Paßhöhe mit ſchweren Schneeſtürmen gekämpft werden mußte und die oft nur notdürftig gekleideten Kinder alle Unbill der Witterung zu erdulden hatten. Zuweilen begleiteten beſorgte Eltern ihre ins Schwabenland vermieteten Sprößlinge, die deshalb „Schwabenkinder“ genannt wurden, über den Arlberg bis Bregenz; meiſt aber wurden die Kinderzüge, mitunter 200—300 Köpfe ſtark, von den „Werbern“ an den Bodenſee geführt und nach Ravensburg gebracht, wo ſtets im Frühjahre die „Heerſchau“ und die Verdingung der weſttiroliſchen Schwabenkinder ſtattfand.

Gar bald zeigten ſich die Schäden dieſes Kinderhandels, indem gewiſſenloſe „Werber“ die armen Kinder um den ohnehin kargen Lohn prellten oder ganze Karawanen hilflos und ſchmählich unterwegs im Stiche ließen. Trotzdem mehrte ſich von Jahr zu Jahr die Zahl der Schwabenkinder, da die Zeiten zu ſchlecht, die Not der armen Bergbauern zu groß war. Bildete doch dieſe Kindervermietung die einzige Möglichkeit eines Nebenverdienſtes und der Entlaſtung der ſchwer um die Exiſtenz ringenden Eltern. Der Name „Schwabenkind“ wurde gleichbedeutend mit bitterer Armut und freudloſer Jugend. Mancher Prieſter und Lehrer war ein Schwabenkind, das drüben im Schwäbiſchen ſommersüber diente und den kargen Lohn im Herbſt den Eltern überbrachte, eine arbeitsreiche und trübe Jugend verlebte. War doch ſchon der Marſch nach Bregenz eine harte Strapaze. Fünf Tage Fußwanderung bei jedem Wetter, Nächtigen in Ställen und Scheunen, Betteln um Nahrung. Dazu bittere Tränen, die der Abſchiedsſchmerz und das Heimweh erpreßten. Für viele Schwabenkinder war die rieſengroße Statue des St. Chriſtoph am Kirchlein auf dem Arlberge ein Tröſter und Schmerzenſtiller; die vom Heimweh gepeinigten kleinen Auswanderer baten St. Chriſtoph um Hilfe und dann ſchnitten ſie Holzſplitter ab, die ſie als Amulette gegen das Heimweh mit ins Schwabenland nahmen. St. Chriſtoph iſt infolge dieſer frommen „Schnitzerei“ ganz „ſchwindſüchtig“ geworden, die Statue mußte im Jahre 1899 erneuert werden. Der weit und breit als grundtüchtiger Lehrer in Kufſtein bekannt gewordene Franz Kurz († 1902) war als gebürtiger Pettneuer (Pettneu am Arlberg) auch ein Schwabenkind; als 12 jähriger Knabe wurde er im Jahre 1858 erſtmals ins Schwabenland gebracht und unweit der württembergiſch-bayeriſchen Grenze unterwegs bis „Simonjudi“ (Simon und Judas = 28. Oktober) gedungen zu folgenden Bedingungen: 1 Gulden „Hafti“ (Angeld), 7 Gulden Lohn, ein Paar Rohrſtiefel und ein doppeltes Hes (Gewand). Die ausgiebigen Ohrfeigen vom trunkſüchtigen Großknecht bekam der Franzl gratis und oft. Zum Glücke des Schwabenbuben wurde der Knecht bald entlaſſen. Der ſpätere, erfolgreiche Schulmann war ein muſtergültiger Wärter der Pferde und Ochſen zur vollen Zufriedenheit der bäuerlichen „Herrſchaft“. Mit den ſieben Gulden Lohn in Geſtalt von drei großen Talern trat am Tage „Simonjudi“ Franz Kurz in Begleitung einer alten Pettneuerin, die ihn abgeholt hatte, den Heimweg zum Arlberg an. Er verlor die Begleiterin in ſchwerem Schneeſturm, geriet in ärgſte Lebensgefahr, erfror ſich Hände, Füße und Ohren, und war im Hinüberſchlummern in die Ewigkeit, als vorübermarſchierende Soldaten das Büblein fanden und retteten. Auf dieſe Weiſe konnte dann Franzl ſeinem Vater die ſieben Gulden übergeben. Der Vater aber, von den Soldaten über die ſchwere Gefahr unterrichtet, verzichtete für immer auf die „Schwabengängerei“ des Knaben.

Ein Schwabenkind mit bitteren Erlebniſſen und traurigen Erfahrungen war der Kaplan Venerand Schöpf in Schnann (Arlberg), der in den achtziger Jahren einen Verein zum Schutze der Schwabenkinder gründete und es mit zähem Eifer durchſetzte, daß der Landtag von Tirol einen namhaften Jahresbeitrag ſtiftete.

Mein alter Freund Pfarrer Schranz in Iſchgl (Paznaun) erzählte mir vor Jahren eine ergötzliche Epiſode, die ſich auf dem „Kindermarkt“ zu Ravensburg ereignet hatte. Ein Junge, ein „heller“ Paznauner, war im Jahre vorher von ſeinem württembergiſchen Dienſtgeber wegen ſchlechter Koſt und übler Behandlung in Unfrieden geſchieden und deshalb nicht gewillt, ein zweitesmal bei dieſem Bauern zu dienen. Der Bub wollte aber auch ſeine Genoſſen, die anderen Schwabenkinder, vor Ausbeutung bewahren, den „Kinderſchinder“ kennzeichnen, und zwar ſo deutlich, daß jedes Kind dieſen Bauern ſogleich erkennen und ſich weigern ſollte, bei ihm Dienſt zu nehmen. Zu dieſem Behufe gab der Paznauner Bub die Parole aus: „Nehmt vom ‚Ringbauern‘ keinen Dienſt!“ Von dieſer Loſung wurden ſämtliche Schwabenkinder, vom Älteſten bis zum Jüngſten, verſtändigt und zugleich aufgefordert, nachzuſehen, ob der Bauer einen mit Kreide gezeichneten „Ring“ auf dem Rücken habe.

Als „Verſchworene“ erreichten die Kinder, damals in der Stärke von 130 Köpfen, die Stadt Ravensburg, und auf dem Marktplatze ſtellten ſie ſich wie die Orgelpfeifen auf. Wie vermutet, kam richtig auch der „Schinder“ herbei, der alsbald den Paznauner Knaben herausfing und ihn überreden wollte, wieder bei ihm Dienſt zu nehmen. Der Bub weigerte ſich, ließ den Bauern reden und zeichnete ihm den Kreidering ſo liſtig und flink auf den Rücken, daß der Bauer davon nicht das geringſte merkte. Verärgert redete der Bauer einen anderen Knaben an und lockte zum Eintritt. Der Bub aber ging um den Schwaben herum, guckte nach dem „Ring“ auf dem Rücken des Bauers, ſah das Femezeichen und — lehnte ab.

Von Kind zu Kind ging der Bauer, nicht ein einziges nahm ſein Angebot an. Die kleinſten Bübchen, neunjährige Knirpſe, beſahen ſich den Rücken des Bauern und lehnten mit verblüffender Beſtimmtheit ab. Nicht ein Schwabenkind konnte dieſer Bauer dingen, ſchwer verärgert mußte er abziehen.

Im Laufe der Jahre haben ſich die Löhne derart geſtaltet, daß ſie je nach Leiſtung von 20—50 Mark ſteigen. Die Kinder finden bei den Schwaben und Alemannen meiſt gute Behandlung und Koſt, die Verhältniſſe ſind ſicher beſſer geworden. Ausnahmen gibt es natürlich auch, wie denn auch bei den Kindern Wildlinge ſich befinden, und die Schwabenkinder, genau betrachtet, der richtigen Erziehung entbehren.

Meine Nachrichten aus tiroliſcher Quelle lauten dahin, daß die Ungebärdigſten faſt immer die „beſſeren“, d. h. die nicht ganz armen Knaben ſind. Dieſe Kinder ſind reiſeluſtig, wollen die heimatliche Schule ſchwänzen, die ſchwäbiſche Welt ſehen. Sie drängen ſich alſo dazu, Schwabenkinder zu werden. Im Augenblick aber, da ſie auf ſchwäbiſcher oder badiſcher Erde wirklich arbeiten ſollen, iſt alle Luſt und Freude verflogen, der Verdruß fertig.

Seit etwa acht Jahren ſuchen die Mädchen des Fürſtentums Liechtenſtein keine Dienſtplätze mehr im Schwabenland. Auch die Zahl der Knaben im Liechtenſteiniſchen hat bedeutend abgenommen; im Jahre 1909 ſind nur noch 10 Buben nach Ravensburg gegangen. Dieſe Tatſache hat ihren Grund darin, daß infolge der aufblühenden Induſtrie und des ſtärkeren Betriebes in Landwirtſchaft und Viehzucht die jungen Arbeitskräfte mehr als genug Arbeit im eigenen Lande finden.

In Weſttirol ſind wohl einige Fabriken und Spinnereien errichtet worden, die aber nur Erwachſenen Arbeit geben können. Daher beſteht hier der Kinderhandel nach Ravensburg nach wie vor, allerdings unter Aufſicht von zwei Geiſtlichen und einem Lehrer.

In Vorarlberg nimmt nun die Verwaltungsbehörde energiſch Stellung zu dieſer Angelegenheit, und zwar in der Abſicht, den Kinderhandel abzuſchaffen. Anfang Februar dieſes Jahres haben die Bezirkshauptmannſchaften (Bezirksämter) in Bregenz und Feldkirch beſchloſſen, im Intereſſe einer ausgiebigen Kinderfürſorge dem Unweſen der Verdingung ſchulpflichtiger Kinder in das Ausland entgegenzutreten. In der inzwiſchen verfloſſenen amtlichen Kundmachung heißt es: „Macht es ſchon an und für ſich einen tief beſchämenden Eindruck, daß gegen ein oft geringes Entgelt vorarlbergiſche Kinder in das Ausland abgegeben, dem Elternhauſe und dem in heutiger Zeit ſo notwendigen Unterricht entzogen werden, nur damit ausländiſche Kinder bei den Eltern und in der Schule bleiben können, ſo fallen die tatſächlichen Gefahren, denen dieſe Kinder in der Fremde nur allzuleicht ausgeſetzt ſind, die moraliſchen und phyſiſchen Schäden, die ſie oftmals dort erleiden, gewiß noch ſchwerer ins Gewicht. Ich (der Vorſtand der Bezirkshauptmannſchaft Feldkirch) ſehe mich daher veranlaßt, die Herren Gemeindevorſteher, Bürgermeiſter uſw. nachdrücklichſt aufzufordern, die Eltern bei jeder ſich bietenden Gelegenheit vor der Verdingung ins Ausland ernſtlich zu warnen!“

So die Behörden in Vorarlberg. Ob Tirol, die Bezirkshauptmannſchaft Landeck, nachfolgen wird, bleibt abzuwarten. Soviel aber läßt ſich erkennen: der Kinderhandel nähert ſich — gottlob! — ſeinem Ende.

Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers. (4. Fortſetzung.)

Das ganze Haus war in Aufregung. Die Stühle aus allen Zimmern waren zuſammengetragen und in dem Speiſezimmer aufgeſtellt. Nach Kontorſchluß hatten die Buchhalter die gelben Bureauſtühle herübergeſchleppt und in die hinterſten Reihen geſtellt. Dafür durften ſie ſich mit ihren Frauen gleich darauf ſetzen.

Wilhelm, der Kontordiener, hatte die alte, aber wohlerhaltene Livree anziehen müſſen, die Hermanns Vater zu der Taufe dieſes ſeines älteſten Sohnes angeſchafft hatte. Da er ſchmächtiger war als der erſte Inhaber, ſteckte er ziemlich unglücklich in dem blauen Rock, aber man ſah die blanken Knöpfe und die weißen Handſchuhe, und mehr war zur Erreichung einer gewiſſen achtungsvollen Feierlichkeit nicht nötig.

Wilhelm ſtand auf der Diele, um bei jedem Klingeln die ſchwere Haustür zu öffnen. Andrea hatte trotz der einſtrömenden Kälte anfangs gewollt, daß ſie offen ſtünde, aber das hatte ihr Mann nicht zugegeben. Der Charakter des geſchloſſenen Privathauſes mußte unter allen Umſtänden gewahrt bleiben. Auch ſtand Minna an dem Garderobenſtänder der Diele und half den Eintretenden beim Ablegen. Herr Lüdegaſt ſelbſt hielt ſich an der Tür des Speiſezimmers auf, ſo daß jeder, der hereinkam, ihn begrüßen und von ihm gleichſam erſt durchgeſiebt werden mußte. Zeigte ſich ein Geſicht, das nicht in den Bekanntenkreis des Hauſes gehörte, ſo verſtand der Hausherr eine ſo kühl erſtaunte Miene zu zeigen, daß der Ankömmling ſich ſeines Kommens als eines Verſtoßes ſchämte und ſich gewiß vornahm, es nicht zu wiederholen.

Es war acht Uhr. Die Kinder waren ſeit einer halben Stunde in ihren Betten. Es war neuerdings die Einrichtung getroffen worden, daß Conny, als der Große, in ſeiner ſchmucken Meſſingbettſtelle in der Spielſtube ſchlief, während Fräulein Grätz mit den beiden Kleinen, Gerd und Dax, das geräumige Schlafzimmer mit den breiten, niedrigen Fenſtern, die nach der Fabrik hinausgingen, innehatte.

Fräulein Grätz war unten nötig und hatte die Kinder verlaſſen. Auch wollte ſie beizeiten ſich ſelbſt einen guten Platz beſorgen, denn ſie war voller Neugier auf den Vortrag ihrer Brotherrin. Einige ihrer Freundinnen aus der Stadt kamen auch; ſie wollte gern mit ihnen zuſammenſitzen, um das Vergnügen voll zu machen. Im Grunde verſprachen ſich dieſe jungen Fräulein mehr Ausbeute für ihre geheime Spottluſt als für ihre Bildung an dieſem Abend.

Von der ungewohnten Unruhe im Hauſe waren auch die Kinder angeſteckt. Zuerſt hatten ſie überhaupt nicht ſchlafen gehn wollen. Da Mama eine Rede halten wollte, mußten ſie ſie doch auch ſehn. Aber Fräulein Grätz war heute in ſchlechter Laune, die Kinder hielten ſie unglaublich auf.

„Jetzt gebt Ihr aber Ruhe!“ ſchrie ſie ganz wütend. „Sonſt hole ich ſofort Papa herauf. Der wird's Euch bald beibringen, daß Kinder nicht überall dazwiſchen gehören.“ Dabei gab ſie der kleinen Dax, der ſie gerade das Kleidchen abzog, einen tüchtigen Knuff, und als ſie ſah, daß das Kind weinen wollte, ſchüttelte ſie es noch ein paarmal hin und her. „Du biſt jetzt ganz ſtill! Ich habe heute keine Zeit für Geplinſe. Wenn Du nicht ſofort ſtill liegſt, geht es Dir morgen ganz ſchlecht.“

Die Kinder waren eingeſchüchtert, denn das Fräulein hatte eine große Macht über ſie. Auch Gerd zog ſich ganz ſchnell ſein buntes Strümpfchen aus. Nur Conny, der ſich nebenan die Zähne putzte, ſtellte das Glas hart auf das Waſchtiſchchen, kam in die Tür und ſagte mit lauter Stimme: „Fräulein, Sie ſollen Dax nichts tun.“

„Ach ſeht doch mal den Narren an!“ rief das Fräulein und deutete auf die kleine Geſtalt, die in Unterhöschen und auf Strümpfen nicht ſo gar erſchreckend anzuſehen auf der Schwelle ſtand. Sie deutete ſo intenſiv mit ſpottendem Finger auf ihn, daß ihn ſeine Männlichkeit plötzlich verließ und er ſich verzagt als furchtbar klein vorkam. „Was willſt Du denn, dummer Junge? Ja? Soll ich Papa holen, ja? Wie ſtehſt Du da ſo dumm, geh doch in Dein Bett. Und Gerd und Daxel, wenn Ihr jetzt recht hübſch artig ſeid, kaufe ich Euch morgen Bonbons. Aber der dumme Conny kriegt keine ab.“

Conny war ſtill in die andere Stube zurückgegangen, ganz klein und auf Strümpfen. Er war blutrot vor Scham und Kummer. Als er unter der Decke lag, hörte er ſie nebenan rumoren. Unten klingelte die Haustür. Fräulein Grätz wurde immer nervöſer, warf mit den Sachen herum, ſtieß ungeduldige Laute aus.

‚Ich haſſe ſie!‘ ſagte Conny beinah laut aus tiefer, ſtarker Kinderbruſt.

Jetzt ſchoß ſie hinaus. Die Lampe im Schlafzimmer hatte ſie aus Verſehen brennen laſſen. Aber den Kindern war das recht, ſie waren viel zu aufgeregt, um zu ſchlafen. Gerd ſchoß im Bett Purzelbaum und warf Dax mit ſeinem Kopfkiſſen. Die aber jauchzte laut, packte es unter das ihre und wollte es nicht wieder herausgeben.

Unten klingelte es unaufhörlich. Stimmengewirr drang herauf. Conny wurde es in ſeinem Bett plötzlich heiß zum Erſticken. Ins Spiel vertieft, hörten die Geſchwiſter nicht ſein barfüßiges Wegſchleichen. Er mußte hinaus, mußte Mama ſehen, ehe ſie nach unten ging, oder er wollte auf der Treppe ſitzen und das große Ereignis, das heute im Hauſe vor ſich ging, von ferne miterleben.

Er war ſchon an der weißen breiten Tür. Leiſe ſchob er ſie um ein Ritzchen auf. Ihm wurde ganz ſeltſam zumute. Er kam ſich vor wie in einem fremden Haus.

Da ging rechts über dem Flur eine Tür auf, und ſeine Mama kam heraus, in einem langen ſchneeweißen Kleid, eine goldene Spange im Haar, die ſeltſam in dem ſchwachen Schein der Flurlampe aufblitzte. Hinter der Mama kam eine Dame in blauem Seidenkleid, die Lehrerin, Fräulein Zolltaſch, die beim Anziehn geholfen hatte.

Andrea, den Kopf von ganz anderen Gedanken erfüllt, vor Erwartung, Angſt und Triumph in leiſem Fieber glühend, ſtutzte, als ſie die kleine barfüßige Geſtalt im langen, weißen Nachthemdchen ſah. „Was iſt denn das? Conny! Was willſt Du?“

Sie war an ihn herangetreten, er ſah zu ihr empor. So ſchön, ſo ſchön, wie nichts auf der Welt erſchien ihm ſeine Mama. Groß und ernſt hingen ſeine Augen an ihr.

„Aber, Conny, ſag's doch, was wollteſt Du denn?“

„Dich ſehn,“ ſagte das Kind.

Da floß die Erregung, die in ihr war, über. Sie beugte ſich nieder, umſchlang den kleinen, jungen Leib, hob ihn zu ſich empor, ſo daß Conny von dem ſeltſam feinen Duft umweht wurde, der ſie umgab. Sie küßte ihn heftig und führte ihn ins Zimmer und in ſein verwühltes Bettchen zurück. Dann neigte ſie ſich über ihn, ſtrich ihm die feuchten Haare aus der Stirn und fragte unter Lachen und Weinen: „Gefall' ich Dir, Bübchen? Bin ich ſchön?“

„Bleib bei mir ſitzen!“ forderte er und verſuchte, ſie auf den Bettrand niederzuziehen.

„Aber nein, das geht ja nicht. Denke doch, Conny, ſo viele, viele Leute warten unten auf Mama. Da muß Mama hin, und ihr Junge wird ſehr lieb ſein und hübſch ſchlafen. Ach, laß doch nur meinen Arm los! O, Du böſer Bube, ſieh, wie Du mein Kleid zerknitterſt. Nein, nein, jetzt habe ich keine Zeit mehr!“

Und ſie küßte ihn noch einmal, flog noch nebenan, warf Gerd und Dax Kußhände zu und eilte wieder zurück.

„O, der ſchöne Ärmel!“ klagte Fräulein Zolltaſch. „Ich werde noch verſuchen, ihn glatt zu ziehn.“

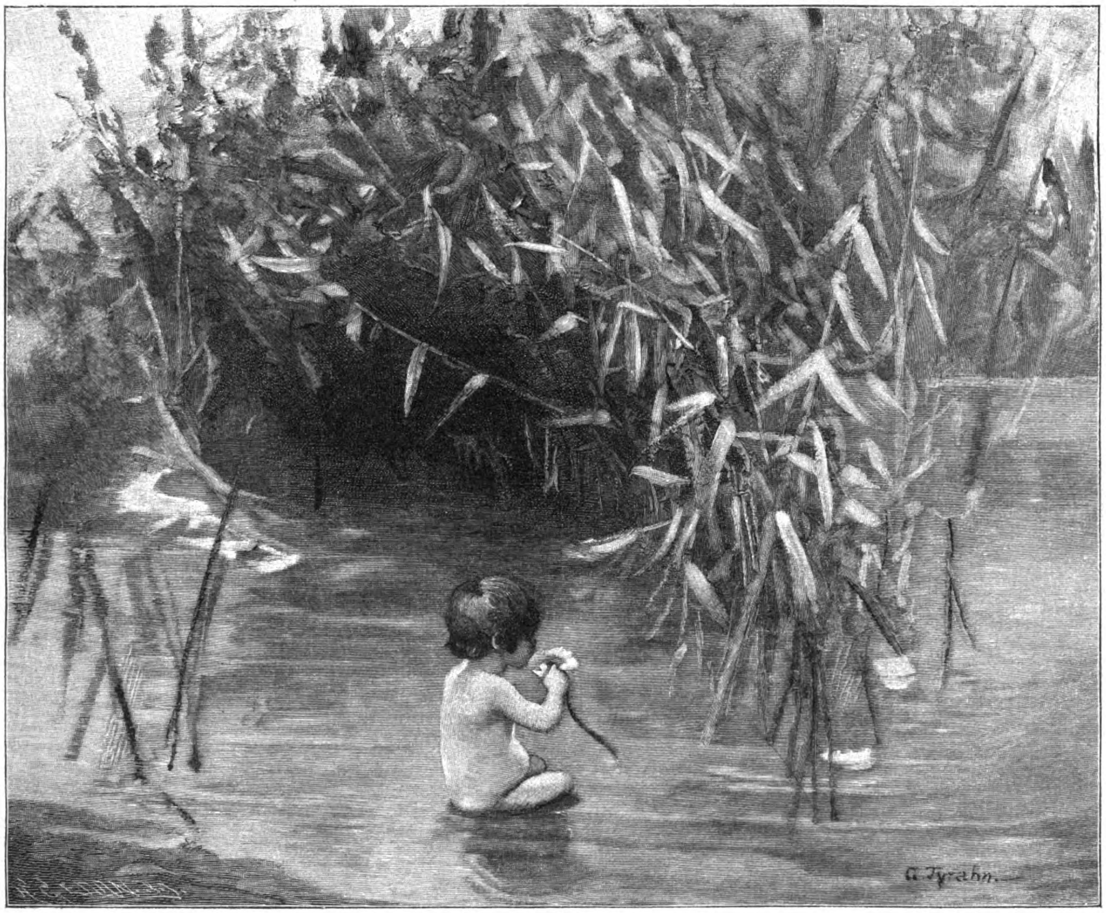
„Ach, laſſen Sie nur!“ rief Andrea in etwas nervöſem

Übermut. „Das iſt der Liebesbeweis meines kleinen Sohnes, das müſſen die Leute ſchon in den Kauf nehmen.“

— — — — — — — — — — — —

Als der Vortrag vorüber war, der einen vorbereitenden Überblick über Ibſens Frauengeſtalten gegeben und an nichts weiter als an einer, die Vortragende ſelbſt überraſchenden Kürze gelitten hatte, als auch die Herren ſich um ſie drängten, und ihr, manches ungalante Lächeln im Bart verſteckend, Komplimente machten, als die Damen untereinander murmelten: „Das war wirklich ſehr intereſſant,“ und Wilhelm und Minna mit Teegläſern und kleinen Kuchen erſchienen, als Andrea, glühend und wunderſchön, wie eine Königin mit der goldenen Spange im Haar, ſtumm vor Glück im Kreiſe ſtand, ging das kleine häßliche Fräulein Zolltaſch herum und erzählte allen von der Szene in der Schlafſtubentür, von dem bezauberten kleinen Buben und der ſchönen, liebevollen Mutter.

„Sind es nicht glückliche Kinder?“



Idylle. Gemälde von G. Tyrahn.

Sechſtes Kapitel.

„Konrad Lüdegaſt, tritt vor. Du haſt gut angefangen, mein Junge, nun fahre nur ſo fort. Hier iſt Dein erſtes Zeugnis, leſen kannſt Du es ja noch nicht, aber bring's nur Deinem Vater, er wird ſich ſchon freuen. Und beſtelle ihm einen Gruß von mir. Du biſt Erſter geworden, Konrad. Das werden ſeine Hundstagsferien werden, was? Du haſt lauter Einſen. Um die Fünf im Singen kümmere Dich nicht. Dafür kannſt Du nicht. So. Geh in Deine Bank zurück. — Paul Schneider, der Zweite!“

Conny wurde dunkelrot über die ganze feine Haut bis unter die Haare. Die Ehre, die ihm eben vor der Klaſſe widerfuhr, erdrückte ihn beinah, er hatte ſie gar nicht erwartet. Denn weil er leicht lernte und auch ganz gern, hatte er alles mehr als eine Art Spaß angeſehn und war auf keine derartige Belobigung vorbereitet.

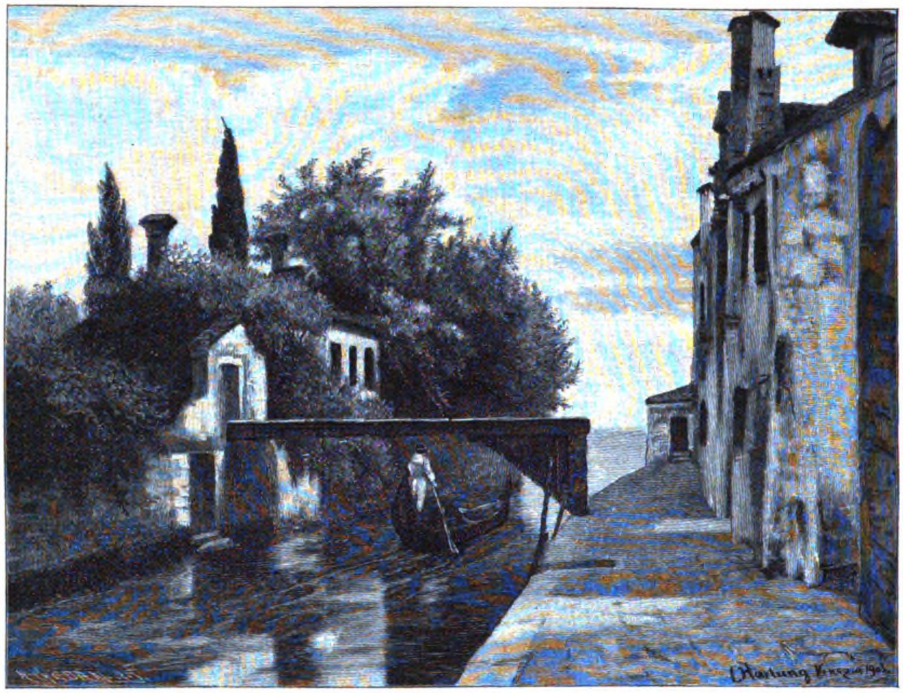
Auf dem Nachhauſeweg war er ſtill und wollte nicht mit den anderen Jungen gehn. Das inhaltſchwere Papier lag wie eine Laſt der Feierlichkeit auf ſeinem kleinen Jungenherzen. Die hohen Gebäude, die daheim den Hof umſchloſſen, nahmen den dünnen Bäumchen das Amt ab, die glühenden Sonnenſtrahlen auszuſchließen. Dennoch war es heißer und ſtickiger als in der Straße. Conny hatte jetzt das träumeriſche Schlendern aufgegeben, es war ihm etwas in den Nacken gefahren, das ihn ſtraffte und die blauen Augen bewußter ſtrahlen ließ. Der jüngſte Stift, dem Ausgang zunächſt, ſprang dienſtfertig auf, um dem kleinen Herrn die Tür ins Kontor aufzureißen.

Conny betrat den ihm faſt unbekannten Raum und grüßte leicht und höflich nach den Pulten hin. „Iſt Papa drinnen?“ fragte er.

Hermann Lüdegaſt fuhr faſt erſchreckt auf, als ſtatt der erwarteten Schreiberphyſiognomie das Geſicht ſeines kleinen Sohnes auftauchte. Er war ſeit Andreas Vorträgen nervös geworden. Sein erſter Gedanke war: ‚Drüben iſt ein Unglück paſſiert. Andrea iſt ſchwerkrank —‘

Conny huckelte ſeine Mappe ab, ohne in der erſten Aufregung ein Wort hervorbringen zu können. Er glühte übers ganze Geſicht. Sein Vater ſah ihm verwundert zu,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Auf der Giudeca. Gemälde von E. Hartung.

wie er mit den Händen in der Mappe herumwühlte, daß einige Bücher zur Erde fielen, und dann die in ein Heft eingeſchlagene Zenſur hervorholte.

„Die ſoll ich Dir zeigen, Papa. Und Herr Mertens läßt Dich grüßen. Und ich bin nun Erſter.“ Das alles ſtieß er abgebrochen, förmlich keuchend heraus.

„Ach ſo. Na zeig’ mal her. Das iſt ja ganz gut. Sehr ſchön, mein Junge. Ja, das iſt wirklich recht gut.“

Er kam immer mehr in eine wirkliche Freude hinein. Zum erſten Male im Leben ging es ihm auf, daß ſein kleiner Sohn noch einmal ein tüchtiger Kerl und ſein Stolz werden könne. Bisher hatte er die Kinder nur eben als Kinder, ein Stück Unterart in der Natur, betrachtet. Aber da kam ja ordentlich jetzt etwas heraus! Das wurde ja etwas!

Er las ſich immer mehr in die Zenſur hinein. Die vier oder fünf Rubriken ſchienen ihm plötzlich unerſchöpflich.

„Sieh mal an, Junge: Leſen 1, Rechnen 1, Schreiben 1—2.“ Plötzlich mußte er lachen. „Im Singen biſt Du wohl Meiſter?“

„Ich bin ein Brummer,“ entgegnete Conny ernſt und rapportmäßig. „Herr Zülke hat’s geſagt.“

„So, ein Brummer. Na, ich kann auch nicht ſingen. Nun bleib nur ſo in den anderen Stücken. Der Anfang iſt gut. Gib mir Deine Hand, Konrad.“

Konrad war bleich geworden. Seine Augen wurden immer blauer. Er reichte dem Vater die Hand, der gab ihr einen ſtarken, herzlichen Druck.

„Nun darfſt Du in Ehren Deine Ferien genießen. Adieu, Junge.“

„Adieu, Papa.“

Das Zeugnis blieb auf des Vaters Tiſch liegen, die Mappe nahm er unter den Arm. So ging er durch das lange Kontor. Er grüßte wieder nach den Pulten hin; aber er ſah niemand, er wußte kaum, was er tat. Es war mehr die mechaniſche Ausübung einer anerzogenen guten Gewöhnung.

Als er in die kühle Spielſtube trat, in der jetzt ein hübſches braunes Schülerpult für ihn am Fenſter ſtand, legte er Mütze und Bücher fort, aber ſagte kein Wort von ſeinem Erlebnis. Die Kleinen waren ja noch zu dumm, und Fräulein Grätz war für ihn gar nicht da. Wie ein ſtarkes Erlebnis ſtand die Viertelſtunde mit ſeinem Vater ihm vor dem Geiſt. Noch fühlte er deſſen feſten Händedruck. Die Wangen brannten ihm.

Im Speiſezimmer waren die Läden geſchloſſen. Ein kühles Dämmern lag im Raum. Andrea, in einem loſen, hellen Reformkleid, füllte die kalte Kirſchſuppe auf. Am ſchmalen oberen Ende ſaß, wie es hier in der Stadt üblich war, der Hausherr, rechts ſeine Frau, links ſein älteſter Sohn. Ihm gegenüber zwiſchen den Kleinen Fräulein Grätz. Conny ſagte kein Wort, aber ein kühner und dabei kühler Ausdruck war in ſeinem Geſicht.

Der Vater beobachtete ihn verſtohlen. Wie groß er ſchon war! Ja, das wächſt ſo heran, und in Arbeit und Sorge des Tages merkt man es nicht. Aber eine Freude ſaß ihm heute in der Bruſt, wie lange nicht. So eine ſtarke, ſchöne, gleichſam geſicherte Freude. Was er ſonſt von Freuden gehabt hatte, ach wie war es oft mit nervöſer Unruhe, mit heimlicher Qual, mit Angſt auf der innerſten Tiefe durchſetzt!

Ein heranwachſender Sohn! Ja, daß er das nicht eher gemerkt hatte! Es lag vielleicht in ſeinem Verhältnis zu Andrea, in dieſem — unruhvollen Verhältnis. Das hatte ihn nach der einen Richtung hin zu ſehr beſchäftigt. Und dann, die Kinder — das waren ihre Kinder, ihr überlaſſen, ihm halbfremd eigentlich. Er hätte Andrea erſt durchdringen müſſen, um zu den Kindern zu kommen.

Nun wandte ſich das alles plötzlich. Sein Sohn trat in ein direktes Verhältnis zu ihm. Das war ſo neu und ſo eigentümlich ſtärkend. Es gab ihm plötzlich eine Art Rechtfertigung vor Andrea. Und das alles zuſammen füllte ihn mit einem ganz fremdartig erquickenden Wohlbehagen.

„Heute fangen die Ferien an,“ ſagte er zwiſchen zwei Löffeln Suppe.

„Ach ſo, ja!“ ſagte Andrea. „Na Konrad, das iſt doch ſchön, nun brauchſt Du nicht ſo früh zur Schule.“

Der Vater ſah mit einem Seitenblick auf Conny. Der ſah ihn an. Sie beide verzogen keine Miene, und doch war es ein Blick des Einverſtändniſſes zwiſchen ihnen.

„Nämlich, er hat heute eine Zenſur bekommen,“ ſagte Herr Lüdegaſt.

„Wirklich? Und Du ſagſt gar nichts, Conny! Wie iſt ſie denn?“

„Ganz gut,“ erwiderte Conny.

Herr Lüdegaſt rückte den Kneifer gerade. „Ja — ſie iſt — ganz gut, Andrea. Ich werde ſie Dir nach Tiſch zeigen.“

„Du kennſt ſie ſchon?“

„Ja.“ Nach einer kleinen Pauſe wie eine entſchuldigende Erklärung: „Ich muß ſie ja unterſchreiben.“

„Ja, dann zeige ſie mir nachher. Ich bin doch neugierig. Wievielter biſt Du denn geworden, Conny?“

Der ſah ſeinen Vater an, und dieſer, erſt nach einer kleinen Pauſe, als würde es ihm ſchwer auszuſprechen, ſagte: „Erſter.“

„Erſter?! Nein, iſt's wahr? Und Du, Junge, ſagſt es mir nicht? Was biſt Du doch für ein drolliger Kerl! Ich habe anderen Lärm zu Hauſe gemacht, als ich einmal, aber einmal nur Erſte war. Nein, Conny, ich kann's gar nicht begreifen, daß Du mir das nicht ſagſt.“

„Nun, laſſe ihn nur,“ ſagte Hermann Lüdegaſt. „Das ſind eben verſchiedene Anlagen.“ Und er fühlte es warm am Herzen, während er ſprach, daß er ſeinen kleinen Sohn verteidigte und ihn verſtand.

* * *

Andreas Vorträge hatten eine gewiſſe Berühmtheit erlangt. Es gehörte zum guten Ton, ſie zu beſuchen. Sie waren auch gewiß nicht ſchlecht. Andrea bereitete ſich mit viel Gewiſſenhaftigkeit vor, verſchrieb ſich Kommentare, Kritiken, Biographien, ſchulte auch ihre Vortragsweiſe und machte durch dies alles den Eindruck einer geiſtreichen und ungewöhnlich gebildeten Frau. Von Ibſen ging ſie zu Kielland, Björnſen und zu einigen modernen deutſchen Romanciers über.

Ihr Mann hatte ſich jetzt ganz in die Sache hineingefunden. Er ſah, daß ſie in Heilau kein unangenehmes Befremden mehr erregte. Der ſchwierige Anfang war überwunden. Sie war ſeine, des reichſten und reſpektabelſten Mannes, Frau und ſehr hübſch, das hatte die Einführung ungemein beſchleunigt.

Jeder Vortrag endete immer auf dieſelbe Weiſe. Man erhob ſich ſtürmiſch, ein Zurufen und Zuwehen entſtand, auch diskretes Klatſchen ertönte, Andreas Platz wurde beſtürmt, und man erging ſich in Dankſagungen für den genußreichen Abend und in der Bewunderung ihres Wiſſens.

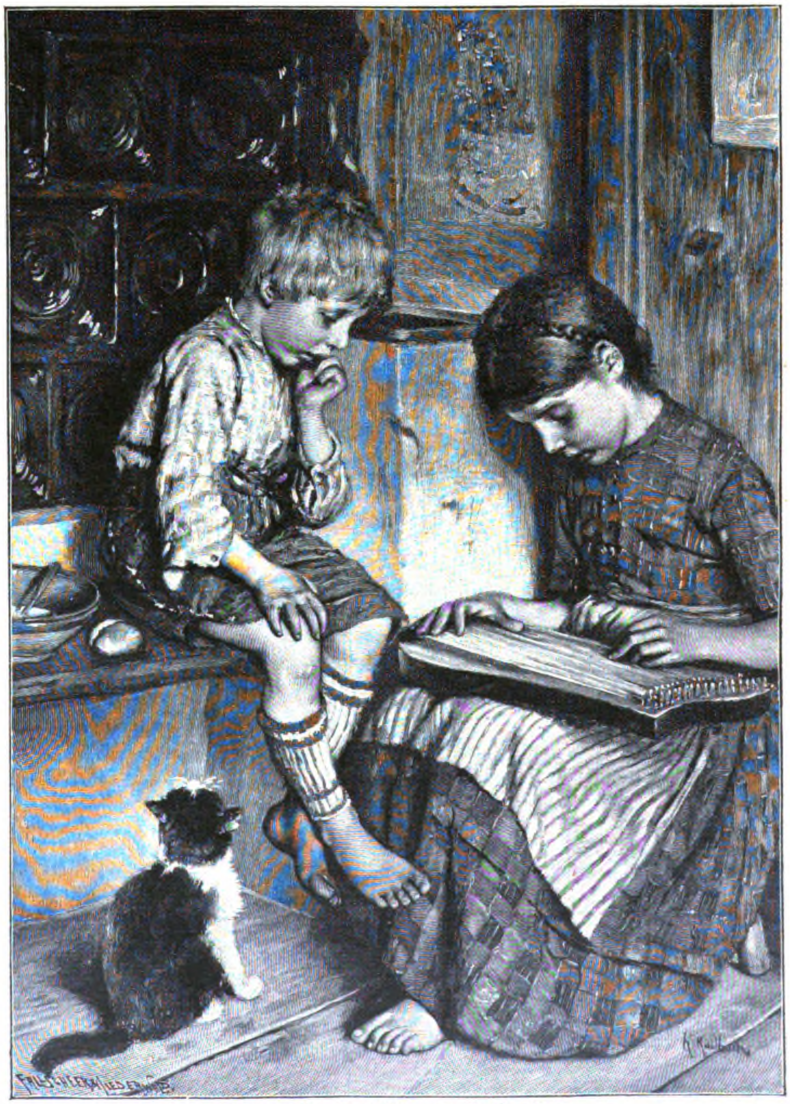
Indeſſen verlor Frau Andrea ihr eigentliches Ziel ein wenig aus den Augen. Sie trieb jetzt nicht mehr ausſchließlich maskierte Frauenfrage, ſondern ging auch auf rein äſthetiſche Werte über. Das friſchte ihr leiſe erlahmendes Intereſſe immer wieder von neuem auf. Niemand merkte ihr auch nur die geringſte Ermüdung an.

Aber als der Sommer kam, zeigte dieſe Ermüdung ſich doch. Der kleine lockenköpfige Gerd kam zur Schule. Sie nahm ſich vor, jetzt einmal eine ganze Weile nur Mutter zu ſein. Sie ſtand ganz früh auf, denn auch die kleinſten Kerle mußten in Heilau ſommerüber ſchon um ſieben zur Schule. Dann ging ſie in einem hellen, manchmal geblümten, manchmal ganz weißen, loſen Kleide (eine Seltenheit in der kleinen Stadt, in der man auch in der Hitze oft dunkle, feſte Wollkleider trug), in einem weißen wippenden Hut voller Tauſendſchönchen mit ihren beiden kleinen Buben bis zur Schule.

Dies war nicht ganz ohne Urſache gekommen. An ihren Vortragsabenden hatte ſie einige Male mit der Frau des zweiten Arztes hier, eines Doktors Titus, geſprochen und war von der eigentümlich ſtark ausgeprägten Mütterlichkeit dieſer Frau getroffen worden. Frau Doktor Titus war gar nicht hübſch, auch verſtand ſie ſich nicht anzuziehen und hatte ſo wenig geſellſchaftliche Talente, daß ſie für unliebenswürdig galt.

Andrea Lüdegaſt war bisher nur an ‚gute‘ Mütter vom Schlage von Frau Amtsverwalter gewöhnt. Demgegenüber hielt ſie ſich ſelbſt für eine weit beſſere, und beſonders Waldemar Hopfinger war es, der das in ihr beſtärkte. Nun ſah ſie mit Erſtaunen ein ganzes Frauenleben in der Kinderſtube völlig aufgehen. Was für andere Menſchen Luft und Sonne, waren für Frau Doktor Titus ihre Kinder. Sie ſehnte ſich nach ihnen, wenn ſie fort war, und ihr etwas kaltes und flaches Geſicht belebte ſich, ſowie ſie auf die Kinder angeredet wurde.

Einmal, als ſie mit Andrea etwas bekannter geworden war, ſprach ſie ihre Verwunderung darüber aus, daß Frau



Hausmuſik. Gemälde von H. Kaulbach.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.)

Lüdegaſt ihren Kindern überhaupt ein Fräulein halte. „Werden Sie gar nicht eiferſüchtig? Oder im anderen Falle: Haben Sie keine Angſt?“

Andrea war von dieſen Fragen in Unruhe verſetzt. Sie fing an, ſich vor dieſer vollkommenen Mutter zu ſchämen und zu ängſtigen. Ein paarmal bei Beſuchen traf ſie Frau Titus in der Kinderſtube. Sie hatte zwei Jungen und vier Mädchen und war von ihnen umgeben wie eine Glucke von den Küchlein. Es fiel dem Beſucher ſchwer, auch nur minutenweiſe ihr Intereſſe zu erhalten.

Nun machte zwar die Doktorsfrau eine Anſtrengung, mit Andrea ins Beſuchszimmer zu gehen, aber dieſe lehnte ab. „Bleiben wir hier, ich ſehe Ihnen gerne zu.“ Andrea wurde es immer bänger, ſie war nahe am Weinen. Der zweite Junge, ſo alt wie ihr Conny, ſtieg auf ein Schaukelpferd, begann irgendeine kleine Melodie und warf dabei ſeiner Mutter einen ſo innig vertrauten, ihre Mitwirkung fordernden Blick zu, daß Andrea es plötzlich wie einen Stich empfand: ‚So hat Conny mich noch nie angeſehen!‘

Sie beneidete der Frau die Sicherheit, mit der ſie das Kleinſte an die Bruſt legte. Wie es daran trank! Wie die Mutter dabei die Spiele der anderen überwachte, auch ihres Älteſten Liedchen mitſang!

Andrea ging ſchwer bedrückt nach Hauſe. Ihr eigenes Leben, ihre Vorträge und Schriftſtellereien widerten ſie an. ‚Ich will auch ſo mit meinen Kindern leben!‘ dachte ſie begeiſtert. Sie ſprach mit keinem über ihren Plan, ſetzte ihn aber ſofort ins Werk. Es wurde ihr nicht ſo ganz leicht. Sie ſtand ſo außerhalb der Intereſſen der Kinder, daß ſie oft gar nicht verſtand, was ſie meinten. Dann mußte Fräulein Grätz verdolmetſchen, und das war tief beſchämend.

Mit den Schulwegen hatte es keine Dauer, ſie hielt das frühe Aufſtehen nicht aus, einfach körperlich bekam es ihr nicht. Es ermattete ſie grenzenlos. Und was das Mitleben in der Kinderſtube betraf —

Ja — erſt fing ſie es groß an. Sie gruppierte die drei um ſich und redete mit ihnen von hohen Dingen. Vom Vertrauen zu Mama, vom Zuſammenleben und von allem Schönen, was die Kinder an Mamas Hand noch ſehen würden. Es war auch eine Art Vortrag. Aber es ging ein Zappeln und Rutſchen um ſie her los. Gerd, von ihrem rechten Arm umſtrickt und gefangen, ſtieß mit dem Fuß nach ein paar Marmelkügelchen, die auf der Diele lagen. Andrea dachte verzagt: ‚Das Fräulein hat ihnen gewiß nie von höheren Dingen geſprochen.‘

Sich zu ihnen in ihre Intereſſen herablaſſen, vermochte ſie nicht recht. Wenn ſie es dennoch tat, kam es gezwungen heraus, und die Kinder langweilten ſich dabei. Sie fing bald dies an, bald das. Aber es kam ſchon ſoweit, daß ſie ſich morgens beim Erwachen leiſe graute vor dem Gedanken an die Kinderſtube.

‚Wie fing denn Frau Doktor Titus es an, ſich dieſe Friſche zu bewahren?‘ Die alte Frage! Aber auch ſie verlor an Leben und Drang. Es war eben eine andere Art, aus der jene Frau ſtammte. Sie hatte keine Intereſſen, die über die Kinderſtube hinausgingen, da war es kein Wunder, wenn ſie ſich darinnen wohl befand.

Als Rückſchlag auf ihre Zerknirſchung, Demut und Unterordnung empfand Andrea jetzt eine ſtille Erbitterung gegen dieſe Frau. Sie war froh, wenn ihr irgend etwas angehängt wurde. Auf einem Kaffee war einmal davon die Rede, daß der Doktor Titus ausſähe wie ein abgearbeiteter Gaul und daß er unter der Kinderſtubenwirtſchaft ſeines Hauſes ſicherlich ſchwer zu leiden hätte. Mit innerer Luſt trug Andrea dieſe Nachricht ihrem Hausfreund und Berater vor, der Abladeſtelle für jeglichen Ballaſt ihrer Seele: Doktor Hopfinger.

Der ſagte: „Ja, dieſe Dame Titus iſt auch ein Kapitel aus der Frauenfrage. Stellen Sie ſich ihr Daſein mal in etwa zwanzig Jahren vor, wenn keine Windeln mehr zu wechſeln ſind. Was fängt eine geborene Mama an, die nicht mehr Mama ſein kann? Freuen Sie ſich, meine liebe Gnädige, daß Sie aus ſolchem Konflikt Ihre geſunde Seele retten. Daß Sie der ‚Tragödie Mama‘ entgehen.“

Andrea wollte lachen, aber ſie wurde plötzlich blaß. Ihr war, als hätte eine jäh ausgeſtreckte Hand an ihr Herz gerührt. Was ſollte denn das, was ging das ſie an? Was lag denn für ſie in dem launiſchen Wort: ‚Tragödie Mama?‘ —

(Fortſetzung folgt.)

Vor vierzig Jahren. Perſönliche Erinnerungen von Richard Graf von Pfeil und Klein-Ellguth, Generalmajor z. D. (1. Fortſetzung.)

Am 30. Juli fuhren wir vom Anhalter Bahnhof ab. Die Begeiſterung allerorts war herrlich. Wo auch der Zug hielt, drängten ſich die Bewohner mit „Hurra!“ heran und brachten den Mannſchaften ſo viel zu eſſen, daß dieſe gar nicht mehr wußten, wo ſie damit hin ſollten. Aber der preußiſche Soldatenmagen verträgt viel. Hier und da ſah man arme, alte Mütterchen, die für mühſam erſparte Groſchen einige Butterbrote oder Kuchen brachten und ſich ſo ſichtbar freuten, wenn ſie einen Abnehmer fanden. Auch Kämpfer aus den Befreiungskriegen erblickte man hier und da, kenntlich an den Kriegsdenkmünzen, oder dem, jetzt nach einem halben Jahrhundert wiedererſtandenen, von Söhnen und Enkeln erſehnten Eiſernen Kreuz. Die traten dann an die Mannſchaftswagen und riefen, die jungen Soldaten ſollten den verfl . . . . Napoleon tot ſchießen. Immer wieder der Haß gegen Napoleon, nicht gegen Frankreich. Wo längerer Aufenthalt war, fand ſich auch ein Redner ein, der, nach eingeholter Erlaubnis, einige begeiſterte Worte ſprach, begleitet von dem „Hurra!“ der Zuhörer in und außerhalb des Zuges.

In Minden, Kaſſel, Frankfurt a. M. hatten ſich Genoſſenſchaften gebildet, um die Leute mit allem nur Erdenklichen zu verſehen; außer Lebensmitteln auch Poſtkarten, Zeitungen, Waſchwaſſer, Streichhölzern. Das damals, von 1866 her, über den Verluſt der Reichsfreiheit noch ſo erbitterte Frankfurt machte in ſeiner Begeiſterung den Eindruck einer altpreußiſchen Stadt.

Von Mannheim traten wir den Fußmarſch nach Frankenthal in der Rheinpfalz an, ein wahrer Genuß nach 48ſtündiger Bahnfahrt. Jedem aus dieſer Zeit werden die Tage in Frankenthal unvergeſſen ſein, denn eine ſo vorzügliche, entgegenkommende Aufnahme haben wir im ganzen Feldzuge, ſelbſt auf dem Rückweg, nicht wieder gefunden.

Bei der großen Gaſtfreundſchaft, die wir dort erfuhren, wurde den Mannſchaften reichlich von dem ſchweren Pfälzer Wein vorgeſetzt, den viele nicht vertrugen. Es kam hierbei zu einem traurigen Vorgang, der jedoch das Pflichtbewußtſein des Schuldigen in ſchöner Weiſe kennzeichnete. Ein Grenadier ſchlug bei einem Streite im Wirtshauſe einem Oberlazarettgehilfen, alſo Unteroffizier, in trunkenem Zuſtande das Naſenbein entzwei. Wenige Tage ſpäter war er wegen tätlichen Angriffs gegen einen Vorgeſetzten kriegsgerichtlich zum Tode verurteilt; doch zog ſich die Beſtätigung durch den kommandierenden General hin, ſo daß der Mann einſtweilen beim Regiment blieb.

Er ahnte, was ihm bevorſtand, und ſprach öfters den Kameraden gegenüber den Wunſch aus, in der Schlacht den ehrlichen Soldatentod zu ſterben. Bei den langen Märſchen hatte er das Unglück, ſich die Füße durchzulaufen, verließ jedoch die Kompagnie nicht und quälte ſich weiter, bis ſchließlich bei jedem Schritt das Blut aus den Stiefeln quoll. Da brach er endlich zuſammen, zwei Tage vor St. Privat, kam in ein Lazarett, wo er lange blieb und mit Leichtigkeit Gelegenheit gefunden hätte, ſich durch Flucht ins Ausland der Strafe zu entziehen. Uns überraſchend, meldete er ſich beim Regiment, während wir bereits vor Paris ſtanden, und erfuhr nun das ihm bevorſtehende ſchwere Schickſal. Auf ein Gnadengeſuch hin wurde er zu lebenslänglicher Feſtungshaft verurteilt, die aber ſpäter bedeutend gemindert wurde. Der Fall erregte bei uns große Teilnahme.

— — — — — — — — — — — — — —

Es folgten nun überaus anſtrengende Märſche auf die Moſel zu, bei glühender Hitze, häufig bei Waſſermangel.

— — — — — — — — — — — — — —

Am 7. Auguſt, während einer Raſt, vernahmen wir von den Siegen bei Weißenburg, Wörth und Spichern. Sofort war alle Müdigkeit vergeſſen. Die Muſik ſpielte den Pariſer Einzugsmarſch, die Mützen flogen in die Höhe, und die Leute tanzten auf einer Wieſe, vergnügter als beim luſtigſten Kompagniefeſt.

So waren rechts und links von uns Schlachten geſchlagen, und manche ſprachen die Befürchtung aus, wir würden überhaupt nicht mehr dran kommen und der Friede ſo ſchnell geſchloſſen werden, wie 1866. Dieſer Gedanke beeinträchtigte gewaltig unſere Stimmung.

Endlich überſchritten wir die franzöſiſche Grenze bei Ober-Geilbach, einer Ortſchaft zwiſchen Saargemünd und Bitſch. Es war doch ein feierlicher Augenblick, endlich in Feindesland zu ſein. Jubelnd vermiſchte ſich unſer „Hurra“ mit den Klängen der Muſik, unter denen wir ins Lager einrückten. Dort hatte die Brigade Ruhetag und auf Wunſch des Generals von Keſſel den erſten Feldgottesdienſt auf franzöſiſchem Boden.

— — — — — — — — — — — — — —

Der General hat eine ſo große Rolle in unſerer Kriegstätigkeit geſpielt, iſt mir ein ſo überaus wohlwollender, gütiger Vorgeſetzter geweſen, daß ich ihm gern einige Zeilen widmen möchte.

Er war ein ſtrenger Mann, der General von Keſſel, ein ausgezeichneter Soldat, das Vorbild eines Offiziers des Erſten Garderegiments, dem er vom Leutnant bis zum hochgeachteten Regimentskommandeur angehörte. Im Frieden, namentlich als Ausbilder der Truppe zum Gefecht bewährt, vom Kriege gegen Öſterreich mit hohem Ruhm heimgekehrt, geſchmückt mit dem Pour le Mérite, war er immerhin ein ganz eigenartiger Mann.

In ſeinem Äußeren Wallenſtein ähnelnd, konnte er oft etwas Finſteres haben, und ſelbſt ſein Lachen ſchien manchmal gezwungen. In meiner langen Dienſtzeit lernte ich niemals wieder einen Regimentskommandeur kennen, der bei Offizieren und Mannſchaften ſo gefürchtet und zugleich ſo geliebt war wie er. Wir Potsdamer Offiziere ſahen im ganzen wenig von unſeren höheren Vorgeſetzten aus Berlin; um ſo mehr beſchäftigte ſich unſer ganzes ſoldatiſches Denken mit Oberſt von Keſſel, von dem, wie wir wußten, unſer Wohl und Wehe abhing. Er hatte als Regimentskommandeur großen Einfluß beim König und vertrat ſein Regiment den Vorgeſetzten gegenüber durch dick und dünn ohne irgendwelche Rückſichtnahme auf die eigene Perſon, was ihm auch manche Gegner zuzog, aus denen er ſich allerdings herzlich wenig machte.

Vom Augenblick des Ausrückens an hatte General von Keſſel nur das vor uns liegende große Ziel im Auge; alle anderen Gedanken an heimatliche und ſonſtige Verhältniſſe traten zurück. Sein Stolz und Streben war, daß die erſte Brigade des preußiſchen Heeres ſich in jeder Art des nunmehrigen Kriegsdienſtes auch als Erſte erwieſe, und ſo trat er mit großer Strenge und einer gewiſſen Unnahbarkeit auf, ſelbſt mit ſcheinbarer Härte.

Als ihn, bei der Entwicklung des Rieſenkampfes um St. Privat, ſein Adjutant auf die wenige Schritte entfernt liegende Leiche des Diviſionsadjutanten von Daum aufmerkſam machte, erwiderte er ſtreng, ohne einen Blick auf den ihm ſo wohlbekannten toten Offizier zu werfen: „Stören Sie mich nicht mit ſolchen Geringfügigkeiten.“ Als während des Sturmes Oberſt von Roeder, dem eben das Pferd erſchoſſen war, zu Fuß mit einer Meldung an ihn herantrat, wurde ſein gleichnamiger Neffe und Ordonnanzoffizier neben ihm ſchwer verwundet und ſank vom Pferde. Ohne ſich um ihn zu kümmern, ſagte er kurz zum Oberſt: „Ein Sattel iſt frei geworden, nehmen Sie dieſes Pferd.“

Und doch war in dem ſo preußiſchen Manne ein weiches, mitfühlendes Herz, was er bei unzähligen Gelegenheiten bewies.

— — — — — — — — — — — —

Die Einwohner zeigten ſich nicht aufſäſſig und kamen im allgemeinen den an ſie geſtellten Forderungen, wenn auch wehklagend, nach. Bei dieſer Gelegenheit möchte ich erwähnen, wie ausgezeichnet die Maires ihre Pflicht taten, und welches Anſehen ſie in der Bevölkerung genoſſen.

Oft hatte ich, auch ſpäterhin, als vorgeſchickter Adjutant, mit ihnen zu verkehren und fand ſtets ein würdiges Entgegenkommen. Man mußte nur in höflicher Art franzöſiſch mit ihnen reden und ſie nicht, wie es wohl vorkam, anſchreien, wenn ſie deutſch oder irgendeine franzöſiſch ſein ſollende Sprache nicht verſtanden.

Am 15. Auguſt überſchritten wir bei Dieulouard die Moſel auf einem — namentlich zu Pferde — recht ungemütlichen Wege. Hoch wölbte ſich über den Fluß eine ſchmale, eben fertiggeſtellte, jedoch geländerloſe Brücke. Ein Abſturz von ihr wäre für den Betreffenden das Ende des Feldzugs geweſen.

Hier begann tatſächlich erſt das eigentliche Kriegsbild. In Dieulouard war vor einigen Tagen auf durchmarſchierende Reiterei von Einwohnern geſchoſſen worden, und die Stadt hatte es gebüßt. Viele Häuſer waren übel mitgenommen und die Einwohner zum Teil geflüchtet.

Ein Tagemarſch weiter, immer noch nach Weſten, führte uns ins Lager bei einem kleinen Orte Minorville. Niemand ahnte, daß dort der auf Chalons, in weiterer Richtung auf Paris zu geplante Marſch, in ſo jäher Weiſe durch einen in nördlicher Richtung und zum erſehnten Zuſammenſtoß führenden unterbrochen werden ſollte.

— — — — — — — — — — — —

In dem Gefühl, noch lange Märſche wie die bisherigen vor uns zu haben, ohne Ausſicht, bald an den ſich zurückziehenden Gegner zu kommen, lag alles im tiefen Schlummer, auf mühſam herbeigeſchafftem Stroh. Der Bataillonsſtab dicht zuſammen. Neben mir mein ſo verehrter Bataillonskommandeur Oberſtleutnant von Oppell, auf der anderen Seite Stabsarzt Dr. Nüſſe, durch ſein freundliches Weſen, ſeine kameradſchaftliche Gefälligkeit, ſeinen trockenen Witz im geſamten Offizierkorps beliebt und als Arzt geſchätzt. Beiden werden wir noch oft begegnen.

Da ertönten plötzlich, noch im Dunkel der Nacht, gegen drei Uhr morgens, die langgezogenen Töne des Alarms, jene aufregenden Klänge, die ſelbſt in Friedenszeit wie eine unſichtbare Macht auf jeden wirken, ſogar auf den alten Soldaten, der längſt des Königs Rock ausgezogen. Wie aber mußten ſie heute wirken, wo ſie nur eine Bedeutung haben konnten, die lang erſehnte: Es geht auf den Feind!

Im Augenblick war alles auf den Beinen; die Bataillone ſchloſſen ſich zuſammen, und während die Dunkelheit langſam dem Lichte wich, die Auguſtſonne ſich wie eine glühende Kugel über dem Geſichtskreiſe erhob, ſtrömten von rechts und links Truppen herbei. Bald war die Diviſion vereinigt, eine Truppenmaſſe, wie wir ſie in dieſem Kriege zum erſten Male ſahen. Das trauliche Gefühl des Regimentsverbandes wich dem uns noch ſo fremden, in der großen Maſſe aufzugehen.

Da wurde die Nachricht mitgeteilt, vier Diviſionen hätten bei Vionville, zweiundeinehalbe Meile von unſerem Halteplatz, ein Gefecht gegen große Übermacht gehabt.

Zwar ſeien wir Sieger geblieben, jedoch unter großen Verluſten. Man erwarte einen Angriff der Franzoſen, und das Gardekorps ſolle an die gefährdeten Stellen rücken.

Das Gepäck wurde abgelegt.

Ein tauſendfaches „Hurra!“ ertönte, und der beſchwerliche Marſch wurde angetreten ohne irgendwelche Raſt für die Truppe. Vielfach begegneten uns Wagen mit Verwundeten, die von den entſetzlichen Verluſten erzählten und dem Bleihagel der franzöſiſchen Chaſſepots und Mitrailleuſen. Hierbei beobachtete ich unſere Mannſchaften und ſah immer nur geſpannte Neugierde, niemals erſchrockene oder ängſtliche Geſichter.

An der Straße Metz—Verdun bezogen wir ein Lager. Man ſagte uns, daß unſer bisheriger, allgemein beliebter und verehrter Diviſionskommandeur Conſtantin von Alvensleben mit ſeinem III. Armeekorps die Franzoſen verhindert habe, von Metz in der Richtung nach Verdun abzuziehen. Alle dieſe Nachrichten erſchienen den nicht über die allgemeine Lage Unterrichteten ziemlich dunkel. Daher feſſelten ſie uns auch wenig, und uns beſchäftigte nur der Gedanke, den Feind ganz nahe vor uns zu haben, wenn wir auch ſeine Lager nicht ſehen konnten.

Eins aber wußten wir, daß wir morgen mit den inzwiſchen eingetroffenen Sachſen und noch anderen Armeekorps den Feind angreifen würden.

Jeder ſagte ſich, daß es wohl für ihn die letzte Nacht ſein könne; doch kann ich verſichern, daß ich feſter und froher Zuverſicht, der Himmel werde mich ſchützen, einſchlief und ſo ſanft ſchlummerte wie immer.

So begann

der Morgen der Schlacht.

Um fünf Uhr machten wir uns im Lager fertig. Offiziere und Mannſchaften waren in ernſter, gehobener Stimmung. Die Feldgeiſtlichen erſchienen zu Pferde, der katholiſche Diviſionspfarrer, wie der evangeliſche, der uns aus Potsdam wohlbekannte Pfarrer Rogge, dieſes Urbild eines Soldatenpredigers, derber Form, feſten Glaubens, vorzüglicher Redner, mit einer wahren Löwenſtimme.

Der eine Prediger ritt zu dieſem, der andere zu jenem der vielen Bataillone; ſie hielten kurze, kernige, glaubensvolle Anſprachen. Da gab es keine Evangeliſche, keine Katholiken, nur ernſte Chriſten, denen, wie nie zuvor, die Worte ihrer Helmzier vor das innere Auge traten: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Jeder einzelne der drei Begriffe in ſeiner Art. Wem es nicht vergönnt war, vor ſolchen Entſcheidungen Feldgottesdienſte mitzumachen, der kann ſich kaum vorſtellen, welchen Mut, welche Kampfesfreudigkeit ſie verleihen, aber auch, wie das Bangſein vor dem Tode ſchwindet.

Eine ganz eigenartige Wirkung hatten jene kurzen Feldgottesdienſte: die Lagerplätze waren bald mit Spielkarten beſät, die die Mannſchaften der kommenden ernſten Stunden wegen fortwarfen.

General von Keſſel ließ täglich von jedem der beiden Regimenter einen Bataillonsadjutanten zu ſich befehlen. An jenem Tage fiel mir dieſer ehrenvolle Auftrag zu. Unſer Stab ſetzte ſich ſomit zuſammen aus: dem Brigadeadjutant Premierleutnant von Mitzlaff, einem liebenswürdigen, geſchäftsgewandten Offizier, Leutnant von Chevallerie vom dritten Garderegiment, mir und dem Neffen des Generals, Leutnant von Keſſel, ſtändigem Ordonnanzoffizier der Brigade. Bei ihm möchte ich einen Augenblick verweilen.

Er entſtammte jenem alten ſchleſiſchen Geſchlecht, deſſen Name niemals im Erſten Garderegiment erloſchen iſt; ich war mit ihm ſchon von der Ritterakademie in Liegnitz her befreundet. Trotz ſeiner jungen Jahre hatte er doch bereits bei Königgrätz fürs Vaterland geblutet. Eine ungemein heitere, liebenswürdige Natur, immer zum Scherz aufgelegt, war er das Vorbild eines jungen Offiziers, der es verſtand, mit geringen Mitteln in vornehmer Weiſe auszukommen, ohne jemals Schulden zu machen. Seinen Leiſtungen als Offizier wie jenen Charakterzügen verdankt er die glänzende Laufbahn, die ihn heute zu einer der höchſten Heeresſtellungen geführt hat.

Kurz vor dem Aufbruch zum Vormarſch kam es zu einem für mich eigenartigen Vorgang. Der früher erwähnte Hauptmann Graf Walderſee ſchenkte mir eine große weiße Roſe, die er zuvor erhalten und die dieſen Morgen ſchon mehrere Offiziere getragen hatten. Ich ſteckte ſie dankend an, verlor ſie jedoch zu Beginn des Gefechts. Zufälligerweiſe blieben alle Offiziere, die dieſe Roſe getragen, während der Schlacht unverſehrt, was bei den großen Verluſten immerhin ein ſeltſames Zuſammentreffen iſt.

— — — — — — — — — — — —

Gegen neun Uhr traten wir an und kamen in der Nähe des Schlachtfeldes vom 16. vorbei. Ich nahm die Gelegenheit wahr, hinzureiten, und fand es noch bedeckt mit Toten, namentlich der Unſrigen, die wir weit mehr verloren als die Franzoſen. Die Stelle, an der die erſten Gardedragoner ihren heldenmütigen Angriff geritten, war, auf verhältnismäßig kleinem Raum, beſät mit Leichen von Mannſchaften und Pferden. Ein eigenartiger Anblick unmittelbar vor einer Schlacht.

Bisher hatten wir noch keinen Schuß gehört, ſo daß wir faſt glaubten, die Franzoſen ſeien entwichen, um ſo mehr, als wir bei Doncourt auf einem franzöſiſchen Lagerplatz haltmachten, der ſichtbar in großer Eile verlaſſen worden war. Ich hatte mich neben Dr. Nüſſe auf die Erde gelagert, als um zwölf Uhr, unweit rechts von uns, lebhafter Kanonendonner ertönte und das, uns bisher nicht bekannte, unangenehme Knarren der Mitrailleuſen. Die Stunde iſt mir darum ſo in Erinnerung, weil Nüſſe die Uhr zog und in ſeiner ruhig ſcherzenden Art dichteriſch ſagte:

„Es iſt zwölf Uhr, es knarrt
Die erſte Mitrailleuſe.“

Nun kam

der Vormarſch zur Schlacht.

Die Bataillone bildeten die Angriffskolonne, zogen ſich auf Gefechtsentfernung auseinander, es wurde geladen, und jetzt bot ſich uns, die wir zu Pferde waren, ein herrlicher Anblick. Die ſtolzen Regimenter der erſten Garde-Infanteriediviſion entfalteten die alten kampfgewohnten Fahnen, die Offiziere zogen den Degen, und unter den Klängen der Regimentsmuſiken, in die ſich der immer heftiger werdende Kanonendonner, die Mitrailleuſen und das rollende Kleingewehrfeuer miſchten, ging es vorwärts über ein weites Feld.

Da jagt unſere Artillerie im Galopp in Linie vorbei, Offiziere wie Mannſchaften mit wahrer Luſt. Eine leichte Höhenwelle iſt erſtiegen, und nun ſehen wir unſer künftiges Schlachtfeld vor uns, die Artillerie bereits aufgefahren, gehüllt in eine Dampfwolke, aus der ununterbrochen lange Feuerſtrahlen mit dumpfem Knall hervorſchießen. Rechts von uns erblickt man, über den ſchon in heißem Kampf begriffenen Truppen, Maſſen weißer Wölkchen. Das ſind die franzöſiſchen Schrapnells, die von obenher einen Bleihagel auf unſere Nebentruppen ergießen.

Gegen uns kamen keine Geſchoſſe, ſo daß man ſich noch in völliger Sicherheit fühlte. Ernſten, aufmerkſamen Blickes ritt General von Keſſel vor uns vier untereinander plaudernden Offizieren und den Mannſchaften des Stabes.

So kamen wir bis an ein Bahngleis. Auf einmal ein ſchauriges Heulen, ein betäubender Schlag, ein furchtbarer Knall. Erde und Eiſen flogen uns um die Köpfe. Das Pferd des Generals ſtieg hoch; unſere Pferde ſtoben erſchreckt einige Schritte auseinander.

Eine Granate war mitten in unſeren Stab eingeſchlagen und ſchleuderte nun ihren Eiſenhagel in die uns folgenden Bataillone, dort Tod und Verwundung hervorrufend. Wir waren ſämtlich unverſehrt.

General von Keſſel rief uns in ſtrengem Tone zu: „Meine Herren! Von jetzt ab bitte ich die größte Ruhe beizubehalten.“ Es kamen noch einige Granaten über unſere Köpfe; bald aber bogen wir bei St. Ail in eine Schlucht und hielten dort vollſtändig gedeckt.

— — — — — — — — — — — —

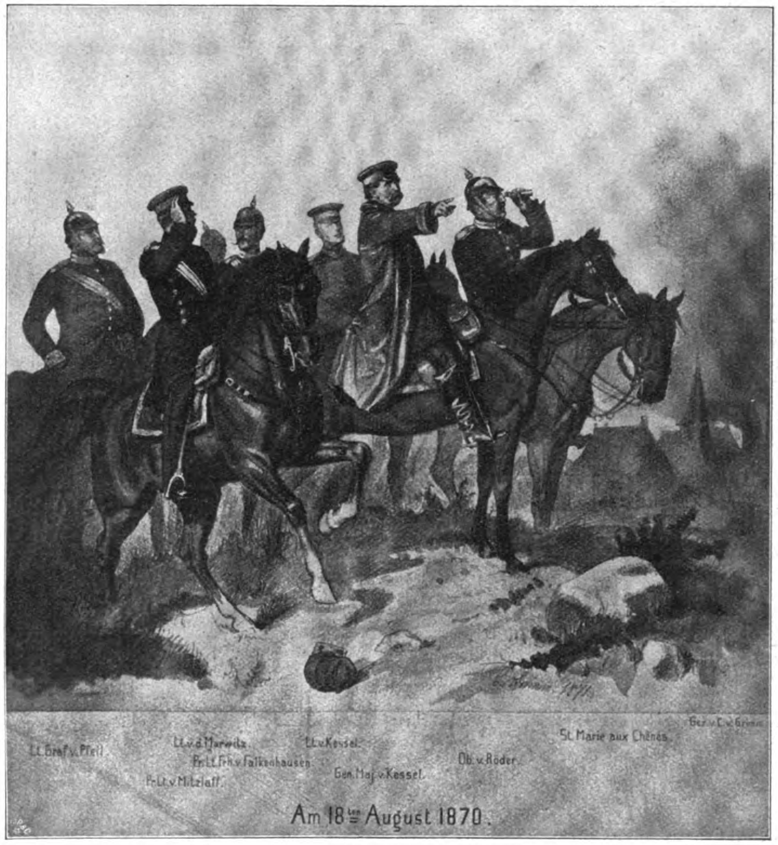
Hier lagen wir an drei Stunden, während ſich, etwa 1500 Schritt von uns, ein lebhaftes Gefecht entwickelte. Es war unſere Vorhut, die bei St. Marie aux Chênes kämpfte. Hier und da ſchlugen die weitgehenden Chaſſepotkugeln auch bei uns ein, verurſachten aber nur geringe Verluſte.

Gegen dreieinhalb Uhr nachmittags erhielt General von Keſſel den Befehl, mit der Brigade aus der Deckung vorzurücken, bis etwa 500 Schritt ſüdlich des vor uns liegenden St. Marie, bei deſſen Eroberung die Gardefüſiliere und Gardejäger die erſten Lorbeeren dieſes Tages gepflückt hatten. Dort brachten wir zwei ſchlimme Stunden zu. Auf völlig freiem Felde ohne jede Deckung.

Wenn wir, eigentlich unbegreiflicherweiſe, noch nicht das unmittelbare Ziel des Feindes bildeten, ſo war doch bereits an verlorenen Gewehrkugeln kein Mangel, und wir erlitten unnötige Verluſte. Einer war uns beſonders ſchmerzlich.

Unweit von unſerem Stabe lag die elfte Kompagnie: deren drei Offiziere vor der Front. Unter ihnen der erſt ſechzehn Jahre alte Leutnant von Helldorff, deſſen Vater 1866 als Bataillons-Kommandeur im Regiment bei Chlum den Heldentod geſtorben. Er war ein ſo herziger, heitrer Jüngling, faſt könnte man Junge ſagen, in ſeinem kriegeriſchen Dienſteifer, dem noch ſo völlig mißglückenden Beſtreben, ſich ſchon auf den Mann zu ſpielen, der Liebling des Offizierkorps, namentlich aber ſeiner Kompagnie. Deren Chef, Hauptmann Freiherr Geyer von Schweppenburg, ein ſchon älterer, langbärtiger, geſtrenger Herr, ſorgte wie ein Vater für den jungen Offizier, ebenſo Premierleutnant von Block.

Die Offiziere nahmen gerade eine Stärkung zu ſich und Helldorff hörte kniend, auf den Säbel geſtützt, bewundernd den von ſeinem Hauptmann vorgetragenen Anſichten über die Lage zu. Plötzlich ließ er ein von ihm in der Hand gehaltenes Butterbrot fallen, griff ſich nach der Bruſt, rief irgend etwas aus und ſank tot zuſammen. Eine Chaſſepotkugel hatte das junge Herz durchbohrt. Man legte ihn nieder, und er lag da mit dem friedlichen Ausdruck eines ſchlafenden Kindes. Offiziere wie Mannſchaften der Kompagnie blickten mit ſichtbarem Schmerz auf ihren Liebling. Wenige Stunden ſpäter war von Geyer, der ſorgende Hauptmann, zum Tode, Block ſchwer verwundet, und hundert Unteroffiziere und Füſiliere der elften Kompagnie lagen tot und verwundet auf dem Schlachtfeld.



Generalmajor v. Keſſel und der Stab des I. Garde-Regiments zu Fuß vor St. Privat.
Nach einer Originalzeichnung von Conſtantin v. Grimm.

Wir Offiziere des Stabes mußten oft auseinanderreiten; ſowie einige eine Gruppe bildeten, wurden ſie die Zielſcheibe irgendwelcher vorgeſchobener Schützen.

— — — — — — — — — — — —

Rechts von uns, alſo öſtlich, etwa 3000 Schritt entfernt, ſahen wir an der Straße St. Marie — Metz das von weißer Mauer umgebene, hochgelegene Kirchdorf St. Privat la Montagne. Zwiſchen St. Marie und St. Privat liegt eine ſanft anſteigende Ebene, auf der auch nicht die geringſte Deckung zu finden. Es waren wohl ſchon Nachrichten gekommen, daß wir, wenngleich wir die Front nach Norden hatten, dieſe ſeitwärts gelegene feſtungsähnliche Stellung angreifen würden, denn General von Keſſel befahl mir, durch St. Marie zu reiten, um feſtzuſtellen, ob nicht um jenes Dorf eine gedeckte Annäherung möglich ſei. In Ausführung dieſes Auftrages kam ich an der Leiche des Premierleutnants von Gersdorff von den Gardejägern vorbei, der mich noch vor einigen Tagen ſo fröhlich auf ſeine gegen Napoleon beſtimmten beſten Schützen aufmerkſam gemacht, und gelangte an das entgegengeſetzte Ende von St. Marie. Plötzlich befand ich mich vor dem Dorfe ganz allein auf der weiten Ebene, ſah weit links rückwärts die Sachſen im Umgehungsmarſche begriffen, ſah auf St. Privat ſich zurückziehende franzöſiſche Schützenlinien und gelangte an eine ſchluchtartige Mulde im Gelände, in der Truppen einigermaßen gedeckt vorgehen konnten. Zugleich aber wurde von irgendwoher auf mich einſamen Reiter ein ſo lebhaftes Gewehrfeuer gerichtet, daß ich, da ich meinen Auftrag erfüllt, den Rückweg antrat.

Ich meldete das Geſehene an General von Keſſel. Faſt unmittelbar darauf kam jedoch General von Dannenberg, allmächtiger Chef des Generalſtabes des Gardekorps, angeritten. Wir Adjutanten wußten, daß beide Generale miteinander nicht Seide ſpannen, und daß er unſerem Regiment nicht allzu wohlgeſinnt war.

Beide hatten in einiger Entfernung von uns ein ſichtbar erregtes Geſpräch, bei dem General von Keſſel mehrfach in der Richtung der Sachſen zeigte. Ernſten Blickes ritt er dann auf uns zu, ſagte, St. Privat würde unſer Angriffspunkt ſein, doch werde er den Befehl der Diviſion abwarten.

Bald darauf, gegen ein halb ſechs Uhr nachmittags, erſchien der Diviſionskommandeur General von Pape und erteilte in unſerer Gegenwart an General von Keſſel den Befehl, mit der Brigade „zum Sturm auf die am höchſten gelegenen Gehöfte von St. Privat anzutreten“. Auf die Frage Keſſels, ob noch andere Truppenteile den Angriff unterſtützen würden, erwiderte von Pape: „Rechts von Ihnen, an der anderen Seite der Chauſſee, die vierte Garde-Infanteriebrigade.“ Näheres wurde nicht bekanntgegeben.

General von Keſſel berief die beiden Regimentskommandeure zu ſich, teilte mit, daß die Brigade ſofort zum Sturm gegen St. Privat antreten würde, und wiederholte das ihm von General von Pape Geſagte. Ernſten Blickes hörten die beiden kriegserprobten Männer dieſen Befehl.

Er ſetzte dann in größter Ruhe auseinander, in welcher Weiſe er die Brigade durch zweimalige Rechtsſchwenkung gegen die ganz rechts von uns liegende feindliche Stellung entwickelt vorführen werde.

Jeder, der die Lage überſah, ſagte ſich, daß unſerer eine ſchwere Aufgabe wartete. Aber von dem, was uns wirklich bevorſtand, machte ſich keiner einen nur annähernden Begriff. Es wurden an den Heldenmut der Truppen Anforderungen geſtellt, wie ſie wohl die Kriegsgeſchichte kaum zum zweitenmal aufweiſt.

Der Vormarſch begann. Gleichzeitig aber auch die Schlacht.

(Fortſetzung folgt.)

Uhrenweisheit. Plauderei von Luiſe Glaß.

Beſchaulichen Menſchen, beſchaulichen Zeiten reden die Dinge; heutzutage lärmt und haſtet es um uns her, da verlernt ſich das Hören auf feine Stimmen. Nur der gellende Reklame-Imperativ erſchreit ſich noch Beachtung mit ſeinem „Schmücke Dein Heim!“ „Waſche mit Luft!“ „Schlafe patent!“ Etwas ſo Nachdenkliches wie die Uhr mit ihrem leiſen, gleichmäßigen, unbeirrten Tick-tack kommt nicht mehr zu Worte, außer für die nüchternſte Stundenbeſtimmung; obgleich die Zeit in aller Munde iſt, vor allem die Zeit, die jedermann fehlt. Die Leute von heute, die ſtolz ſind auf ihre Lebendigkeit, haben keine Zeit mehr, den leiſen Stimmen der Dinge zu horchen, die man die Weisheit am Wege nennen könnte; haben keine Zeit mehr, weder zur Freude noch zur Trauer, weder zum Sinnen noch zum Leſen, weder zum Heiraten noch zum Reiſen. — Reif? Sind ſie ſchon zu einer Zeit, wo man ehedem noch in der Knoſpe ſtak. Das Heiraten iſt eine unbequeme Geſchichte. Leſen hat man durch das Naſchen in Zeitung und Witzblatt verlernt, und ſich freuen? — Statt deſſen amüſiert man ſich lieber. Sichfreuen iſt eine feine Kunſt, braucht Sammlung, eine willige, bereite Stimmung der Seele, und dazu lebt man jetzt wirklich zu ſchnell. — Hören Sie die Hupe draußen und das Bläffen des Motorrades? Sie wiſſen doch, daß der D-Zug nicht wartet, daß wir in Deutſchland muſterhaft pünktlich ſind, pünktlicher als in allen andern Ländern der Welt.

Die Uhr läuft nicht ſchneller als einſt, da unſere Großväter in einem arbeitsreichen Leben noch zu ſchlendern verſtanden und Voſſens Luiſe zu leſen, das klaſſiſche Buch der Behaglichkeit. Wir aber? — Wir rennen.

Unſer Tag iſt nicht kürzer geworden, aber das Vielerlei, was jetzt in dieſen Tag hineingepackt werden ſoll, läßt ihn quellen, ſchwellen, zerberſten und ſeinen Inhalt verlieren — unſere haſtigen Tage ſind leer geworden.

Tick-tack geht die Uhr ihren Schritt und mißt unbeſtechlich mit gleichem Maß, wie einſt mit dem Sonnenzeiger, ſo heute im Holzgetriebe der Kuckucksuhr, im eiſernen Räderwerk der Turmkönigin, im feinen Stahlwerk unſrer Taſchen- und Hausuhren. Tick-tack ſpricht ſie, vom Nutzen und Verſchwenden, vom Kommen und Gehen, vom Leben und Sterben — und niemand gibt ihrer acht.

Ehedem vernahmen die Menſchen ihre nachdenkliche Sprache, und Uhrmacher und Glockengießer, die etwas auf Deutlichkeit hielten und auf ein ehrlich Bekenntnis, dolmetſchten den andern, was die Uhren ihnen zugeflüſtert hatten, die ſie ins Leben ſchickten.

„Dubia omnibus, ultima multis“

(Ungewiß allen, vielen die Letzte) predigt die Inſchrift der Landshuter Turmuhr. Mit

„Carpe diem“

(Nütze den Tag) treibt die Kopenhagener den Eiligen zum Innehalten und Bedenken, den Allzubeſchaulichen zur Tätigkeit.

„Watch and pray, time steals away“,

läutet es vom Dome zu Canterbury, und die alte Kunſtuhr der Wilibrodikirche zu Weſel (1602) betet:

„Dies Werk, in ſeiner Ordnung rund,
Zeigt an Jahr, Monat, Tag und Stund';
O Jeſu Chriſt, Du wolleſt geben,
Daß wir ein ſelig End' erleben.“

Glocken gehören zu den Uhren ihrer Türme, und manch ſchönen Spruch haben die Gießer nebſt Jahreszahl, Namen und dem oder jenem Stück ihrer Familiengeſchichte in das Erz gegoſſen. Der bekannteſte dieſer Sprüche iſt der, den wir aus Schillers „Glocke“ kennen:

„Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.“

(Die Lebenden ruf' ich. Die Toten beklage ich. Blitze breche ich.) „Ora pro nobis“ läutet die Johannisglocke in Jena. „Help got ut aller not“ ließ Berndt Klinge zu Bremen ums Jahr 1400 eine ſeiner Glocken ſagen; und ſein Nachkomme (wir haben ganze Glockengießerfamilien) gab um 1472 einer die Worte mit auf den Weg:

„Gehrdt Klinge, de my gegot hatt,
Gott gheve siner sele rat.“

Im nordiſchen Nebel reden die Glocken, im Sonnenlande des Südens iſt die Sonnenuhr zu Hauſe.

Eine, ich habe vergeſſen wo, ſprach:

„Alle verwunden, eine tödtet.“

Die zu Dijon aus dem Jahr 1704 ſpricht:

„Wenn Du es nicht wiſſen ſollteſt, o Wandrer,
Hier ſind die Orakel des Sonnengotts.
Befrage ſie! Ihre Antwort iſt: Lerne ſterben.“

Kürzer faßt ſich die Würzburger, kürzer und eindringlicher: „Pereunt et imputantur“ (Wir vergehen und werden angerechnet) und eine italieniſche ſpricht:

„Io vado e vengo ogni giorno,
Ma tu andrai senza ritorno.“

(Ich komme und gehe jeglichen Tag, doch Du wirſt gehen, ohne Wiederkehr.)

Die Inſchrift des cadran solaire zu Bourges iſt durch den Schatten ſeines Zeigers angeregt:

„La vie est comme l'hombre
Insensible dans son cours;
On la croit immobile
Elle avance toujours.“

Ihre Abhängigkeit vom Wetter bekennt die alte Bernecker mit einer Art von treuherzigem Stolz:

„Nicht immer, aber richtig.“

Und die zu Venedig:

„Nur heit're Stunde zeige ich an.“

Wahr und unwahr iſt die Inſchrift der Roßwaldaer Sonnenuhr:

„Die Letzte hat Eile.“

— Wer denkt jetzt im Hott und Trott des Tages an die letzte Stunde? — Aber ungezählte Haus- und Standuhren alter Zeit reden von ihr:

„Betracht die Uhr und ſag mir an,
Zu welcher Stund ich nit ſterben kann?“

fragt die eine, und mit gleichmäßig unbeirrtem Pendelſchlag antwortet die andere:

„Hin geht die Zeit,
Her kommt der Tod;
O Menſch tu recht
Und fürchte Gott.“

Worauf die dritte nachdenklich einfällt:

„Die Leut vertreiben nit die Zeit,
Die Zeit vertreibt die Leut.“

Denn das Heute iſt's doch, wo Luſt und Pflicht des Augenblicks liegen:

„Mein ſind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen,
Mein ſind die Jahre nicht, die etwa möchten kommen;
Der Augenblick iſt mein, und nehm' ich den in acht,
So iſt er mein, der Jahr und Ewigkeiten macht.

Im gleichen Geiſt, doch ſchon beunruhigt durch einen Hauch der heutigen Eile, ſagt eine Uhr des alten Londoner Meiſters Steffen Rimbault:

„Time waits not for man.“

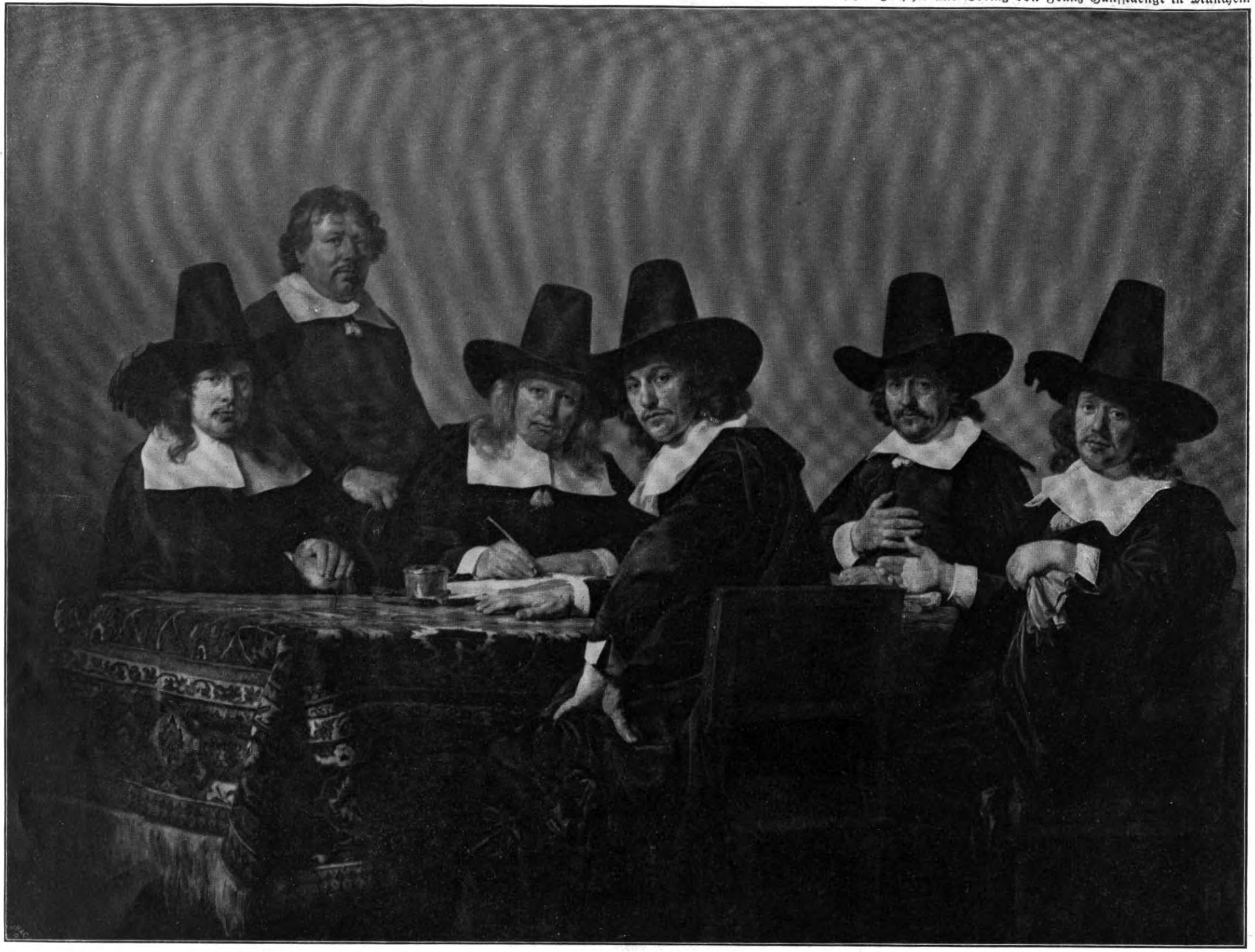
Und unbeirrt ſpricht es daneben mit unerbittlichem Hin und Her:

„So geht die Zeit
Zur Ewigkeit.“

Wir aber können nichts Beſſeres tun, als jenem altdeutſchen Uhrſpruch folgen, der da mahnt:

„O Menſch hab' acht,
So bald es ſchlagt
All Zeit betracht.“

Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.



Regentſchaft des Kinderſpitals in Harlem. Von Jan de Bray.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Frauenerwerb.

Kaufmänniſche Schulen für Mädchen.

Heute iſt die Berufsarbeit der Frau immer weniger unter dem Geſichtspunkte der billigen Arbeitskraft zu betrachten. Immer mehr tritt die Frau als gelernte Arbeiterin auf, und das iſt wieder auf die Erweiterung und Schaffung von Ausbildungsmöglichkeiten für das weibliche Geſchlecht zurückzuführen. Von ſolchen neugeſchaffenen Anſtalten haben bisher ſonderbarerweiſe diejenigen, die für den größten Perſonenkreis in Betracht kommen, nämlich die kaufmänniſchen Schulen für Mädchen, nicht ſo im Brennpunkte des öffentlichen Intereſſes geſtanden wie z. B. das Lyzeum und die Frauenſchule, obwohl ſie dieſes Intereſſes mindeſtens in gleichem Maße wert und bedürftig ſind. Deshalb ſei es geſtattet, an dieſer Stelle in einigen kurzen Bemerkungen das Weſen und die Ziele der Handelsſchulen für das weibliche Geſchlecht darzulegen.

Als ſich in größerem Maße eine Nachfrage nach Kontoriſtinnen bemerkbar machte, taten ſich vielerorts ſogenannte „Preſſen“ für junge Mädchen auf, deren Ziel es war, handlungsbefliſſenen Damen in möglichſt kurzer Zeit ein gewiſſes Mindeſtquantum kaufmänniſcher Kenntniſſe einzupauken, hauptſächlich jedoch ihnen die beiden Fertigkeiten: Stenographie und Maſchinenſchreiben beizubringen. Honorare und Reſultate ſtanden oft im umgekehrten Verhältniſſe zueinander. Die Inhaber waren nicht ſelten verkrachte Exiſtenzen. Dieſe Preſſen ſchufen den Typus der Nur-Stenotypiſtin, jenes armen Weſens, das jahraus, jahrein an der Maſchine ſitzen mußte und dabei ſeine Nerven ruinierte, zum Aufſteigen und Vorwärtskommen in ſeinem Berufe unfähig war.

Das zog die Aufmerkſamkeit edler Menſchenfreunde, gemeinnütziger Vereinigungen, einſichtiger Stadtverwaltungen und endlich auch ſtaatlicher Behörden auf ſich. Man fing an, dem Übel zu Leibe zu gehen. Das Preſſeunweſen konnte man zwar bis heute noch nicht ganz ausrotten, aber man beſchnitt wenigſtens ſeine ärgſten Auswüchſe, wobei die Behörden — dies ſei zur Steuer der Wahrheit geſagt — die Sympathie der wenigen guten Privathandelslehrinſtitute auf ihrer Seite hatte. Das Wichtigſte war jedoch die poſitive Arbeit, die nebenher ging. In vielen Städten riefen gemeinnützige Korporationen entſprechend den Handelslehranſtalten für Knaben ſolche für das weibliche Geſchlecht ins Leben und brachten ſie unter manchmal bedeutenden finanziellen Opfern zu Anſehen und Blüte. Es folgten dann einſichtige Stadtverwaltungen, und in einzelnen Bundesſtaaten nahm auch der Staat ſich der Sache an, ſei es durch Unterſtützungen an bereits beſtehende Anſtalten, ſei es durch Gründung eigener Schulen, deren Zahl jedoch bis heute verſchwindend gering iſt.

Heute gliedern ſich die Handelsſchulen für das weibliche Geſchlecht geradeſo wie für das männliche Geſchlecht in

kaufmänniſche Fortbildungsſchulen,
Handelsvorſchulen und
Höhere Handelsſchulen.

Dieſe Gliederung trägt der Tatſache Rechnung, daß die verlangten Dienſtleiſtungen ſtets in ſolche niederer und höherer Art zerfallen werden.

Die **kaufmänniſche Fortbildungsſchule** ſoll die bereits im Handelsgewerbe beſchäftigten Mädchen von 14—17 Jahren beruflich weiterbilden und ihnen, die in der Mehrzahl Verkäuferinnen ſind, Gelegenheit bieten, ihre Fachkenntniſſe derart zu erweitern, daß ein Aufrücken in andere Stellungen ermöglicht oder erleichtert wird. Leider ſind dieſe kaufmänniſchen Fortbildungsſchulen erſt in wenig Städten obligatoriſch, ſelbſt in manchen von denen nicht, die für die männliche Jugend die Zwangsfortbildungsſchule ſchon längſt errichtet haben.

Die **Handelsvorſchule** ſoll junge Mädchen auf den Beruf der Kontoriſtin vorbereiten. Da einerſeits Mädchen als Handlungsgehilfinnen für manche kaufmänniſche Tätigkeiten geſucht ſind, da anderſeits die praktiſche Kaufmannslehre für Handlungsgehilfinnen in nennenswertem Umfange nicht beſteht, hat dieſe Schulgattung für das weibliche Geſchlecht große Bedeutung und findet ſich jetzt ſchon in verſchiedenen Formen mit ein-, zwei-, drei- oder ſogar vierjährigem Kurſus. Vorausgeſetzt wird in der Regel nur die Volksſchulbildung. Die Form des einjährigen Kurſus ſollte verſchwinden, ſowohl im Intereſſe einer ordentlichen Ausbildung als auch aus geſundheitlichen Gründen. Es kann den Anſehen der Frauenarbeit nur ſchaden, wenn aus den Leiſtungen unreifer und ſchlechtausgebildeter Mädchen der Maßſtab für ſie hergeleitet wird.

Die **höhere Handelsſchule** für Mädchen fußt auf einer beſſeren Allgemeinbildung als die Handelsvorſchule und die Fortbildungsſchule und ſucht dieſe für die fachliche Ausbildung nutzbar zu machen. Das gi[redacted]ür die fremdſprachlichen Vorkenn[redacted]ie es ermöglichen, fran[redacted]Handelskorreſpondenz (nebſt [redacted] und engliſcher Stenographie) ziemlich eingehend zu betreiben. Die größere geiſtige Reife, die, abgeſehen von der beſſeren Vorbildung, ſich auch ſchon aus dem höheren Lebensalter der Schülerinnen ergibt, geſtattet und fordert, die fachliche Ausbildung auf eine breitere Grundlage zu ſtellen, nämlich das Verſtändnis für die wirtſchaftlichen Erſcheinungen und ihre Zuſammenhänge zu wecken und zu pflegen. Selbſtverſtändlich kann und muß auch die fachliche Ausbildung im engeren Sinne (Korreſpondenz, Buchführung, kaufmänniſches Rechnen uſw.) ſich ihre Ziele weiter ſtecken, ſo daß die höhere Handelsſchule ſowohl nach ihrem Schülerinnenmaterial als auch nach ihrem Lehrplan beſtimmt iſt, für gehobene kaufmänniſche Stellungen, die mit weiblichen Kräften beſetzt werden ſollen, entſprechende Bewerberinnen heranzubilden.

Die bislang beſtehenden höheren Handelsſchulen für Mädchen weichen in ihrer Organiſation ſehr voneinander ab. Die meiſten kranken am Übel des einjährigen Kurſus. Es iſt zwar begreiflich, aber ſehr kurzſichtig, wenn Eltern, die ihre Töchter die zehnklaſſige Mädchenſchule haben abſolvieren laſſen, jetzt nur noch ein Jahr für die Fachausbildung zugeben wollen. Soll der höheren Handelsſchule dieſes Attribut mit Recht zukommen, ſo muß ſie auch höhere Ziele haben als die anderen kaufmänniſchen Schulgattungen. Dazu gehört dann aber auch ein mindeſtens zweijähriger Kurſus. Dieſe Erkenntnis wird und muß ſich im Laufe der Zeit immer mehr durchſetzen. Bislang haben ſogar die Königlichen Handels- und Gewerbeſchulen in Rheydt und Potsdam einjährigen Kurſus, deſſen Unzulänglichkeit jetzt aber auch regierungsſeitig anerkannt wird. Sonſt iſt in Preußen meines Wiſſens die Höhere Handelsſchule für Mädchen zu Köln die einzige, deren Kurſusdauer zwei Jahre beträgt.

Die höheren Handelsſchulen für Mädchen können mit Erfolg noch einem anderen Zwecke als der Heranbildung guter Kontoriſtinnen dienen: ihr Beſuch bereitet in beſter Weiſe auf das Beziehen der Handelshochſchulen vor und eröffnet ſo die Laufbahn der Handelslehrerin, die in Zukunft, wenn die kaufmänniſchen Fortbildungsſchulen für Mädchen für alle Städte über 10000 Einwohner obligatoriſch geworden ſein werden, gute Ausſichten bieten dürfte.

Dir. Oberbach, Cöln a. Rh.

Die Bienenzüchterin.

Die Arbeit einer Bienenzüchterin und der Lohn ihrer Mühe ſind im Frauenerwerb bereits ausführlich beſprochen worden. Es dürfte aber für Damen, welche ſich dieſem Berufe widmen wollen, auch Folgendes noch von Intereſſe ſein:

Es werden heute ſchon an verſchiedenen Orten unentgeltliche Unterrichtskurſe in der Bienenzucht abgehalten, welche auch von Frauen beſucht werden können; z. B. an der Badiſchen Imkerſchule zu Eberbach am Neckar ſowie in Erlangen, in Königsberg i. Pr. uſw. Ein ſolcher Kurſus dauert in der Regel 10 bis 14 Tage. Die Anſtalt in Eberbach erſetzt unbemittelten Schülerinnen ſogar die Reiſekoſten aus der Staatskaſſe und gewährt ihnen einen Zuſchuß zur Deckung der Koſten ihres Aufenthaltes. Natürlich wird dieſe Vergünſtigung nur Landeskindern zuteil werden.

E. B.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Es kommen ſo häufig Anfragen, wo die Sprechſtunde des Frauenerwerb abgehalten werde, daß wir noch einmal mitteilen müſſen, daß die Leiterin des Frauenerwerb ihre Sprechſtunde ſelbſtverſtändlich in der Daheim-Redaktion hält, Berlin W., Tauenzienſtraße 7b.

Frl. A. Z. in C. In dieſem Frühjahr iſt das **Lehrerinnenheim** in Bern eröffnet worden, das auch deutſchen Lehrerinnen Vorzugspreiſe gewährt. Die beſonders ſchöne Lage des Hauſes in Stadtnähe, fünf Minuten von einer Station der Straßenbahn Bern-Worb, mit der Ausſicht auf die Schneegipfel der Berner Alpen und der billige Penſionspreis erfüllen wohl alle Ihre Wünſche. Meldungen ſind zu richten an die Vorſteherin des Schweizer Lehrerinnenheims, Eckhölzliweg-Bern.

Fr. Dr. M. teilt uns mit, daß in einem ſchön gelegenen Luftkurorte die Niederlaſſung einer feineren Hausſchneiderin dringend erwünſcht ſei. Ständiger, guter Verdienſt könne zugeſichert werden. Auch ein Blumenladen fehle ſehr, alſo würde eine Frau mit gärtneriſchen Kenntniſſen lohnenden Erwerb finden. Briefe unter **Frau** Dr. M. in J. befördert die Leitung des Frauenerwerb, Berlin W., Tauenzienſtraße 7b.

Frl. B. Th. in S. Es freut uns, daß Sie einen Verſuch mit der Ziegenzucht und Haltung machen wollen. In Ihrer Nähe iſt eine Ziegenfarm **Lemnitzhof** b. Blankenburg, Schwarzatal, die Ihnen gutes Material zur Zucht liefern wird, auch bereitwillig Rat erteilt.

Sprechſtunde der Leiterin des Frauenerwerb: werktäglich von 12 bis 2 Uhr.

Eigne Kraft nur hilft dir aus dem Engen!
Jede Knoſpe muſs ſich ſelber ſprengen!

Reiſeaphorismen.

Viele Leute ſehen die Schönheiten in der Natur immer erſt, wenn andere ihr Augenglas darauf richten.

* * *

Wer ſich nicht bei der Abreiſe ins Ferienland auf die Ferne und zugleich wieder mit auf die Heimat freut, wem das Grauen iſt, was er zurückläßt, der hat ein trauriges Reiſen.

* * *

Wenn zwei zuſammen reiſen, iſt es gut, wenn ſie ganz ähnlich oder ganz verſchieden denken und ſehen.

* * *

Das Beſte auf der ſchönſten Reiſe iſt doch ein lieber Gedanke an die Heimat.

* * *

Schreibe Reiſegrüße, die du nicht nötig haſt, nur, wenn du ein ganz reines Gewiſſen haſt, daß du damit eine Freude machen willſt, nicht Menſchen ein bißchen ärgern, nicht Menſchen ein bißchen etwas vorprahlen.

* * *

Vornehm gewöhnte Menſchen wiſſen, daß ſie auf Reiſen immer gewiſſe Entbehrungen mit gutem Schick in den Kauf nehmen müſſen. Komfort ſuchen die Leute am gierigſten, die ihn zu Hauſe gar nicht gewöhnt ſind.

* * *

Nicht an fremdem Eigentum verſchwenden! ſei dir die erſte Anſtandsregel, wenn du dich als zahlender Gaſt in fremden Häuslichkeiten aufhältſt.

* * *

An keinem Orte iſt das Ende der Welt, — weshalb du dich auch in der entlegenſten Fremde nicht vergeſſen und vernachläſſigen ſollſt.

* * *

Für manche Frau iſt es leichter, über einen Berg weg in die Berge zu ſehen, als über den Hut ihrer Nachbarin.

* * *

Ziehe Trink= und Lohngelder von vornherein mit der anſtändigſten Ziffer in deine Rechnung, damit du dich nicht bei jedem neuen Geben reibſt und ſtößt!

* * *

Manchmal lernen wir bei Reiſen in ein fremdes Land das intereſſanteſte Neue kennen: nämlich uns.

* * *

Wer mit Staub im Koffer reiſt, wird dieſen ganz gewiß wieder mit nach Hauſe bringen, ebenſo ſeine Langeweile.

* * *

Von den Bergen, der See, den Wäldern, den Winden, dem Himmel, den großen Strömen werden die wertvollen Empfindungen größer, die wertloſen klein.

* * *

Für den, der alles ſieht, gibt es keine Umwege.

Fr. Sch.

Frauenklub Hamburg.

Wir ſegnen gern die Stätten, wo wir weilen!
Nicht mit Gebärden, doch mit unſern Herzen;
Und wie wir Menſchen gern entgegeneilen
Und ſie begrüßen mit Geſang und Kerzen,

So auch die Schwellen und beſuchten Räume,
Bei denen wir gleich Schwalben raſten wollen;
In unſern Augen funkeln Zukunftsträume,
Die leuchtend ſind wie Frühlingsackerſchollen.

In dieſem Hauſe wünſchen wir, wir Frauen,
Frei auszutauſchen, jede mit der andern
Koſtbare Gaben! Zartſinn und Vertrauen
Und gute Worte im Vorüberwandern.

Was ſchön begonnen an der erſten Stätte
Wird hier auswirkend, blühend ſich entfalten.
Verweilte wohl in einem Kreis und hätte
Sich nicht gefreut an Wachſen und Geſtalten!

So ſegnen wir mit unſern ſtarken Sprüchen
Wir alle heut, den Klub am Weihetage ....

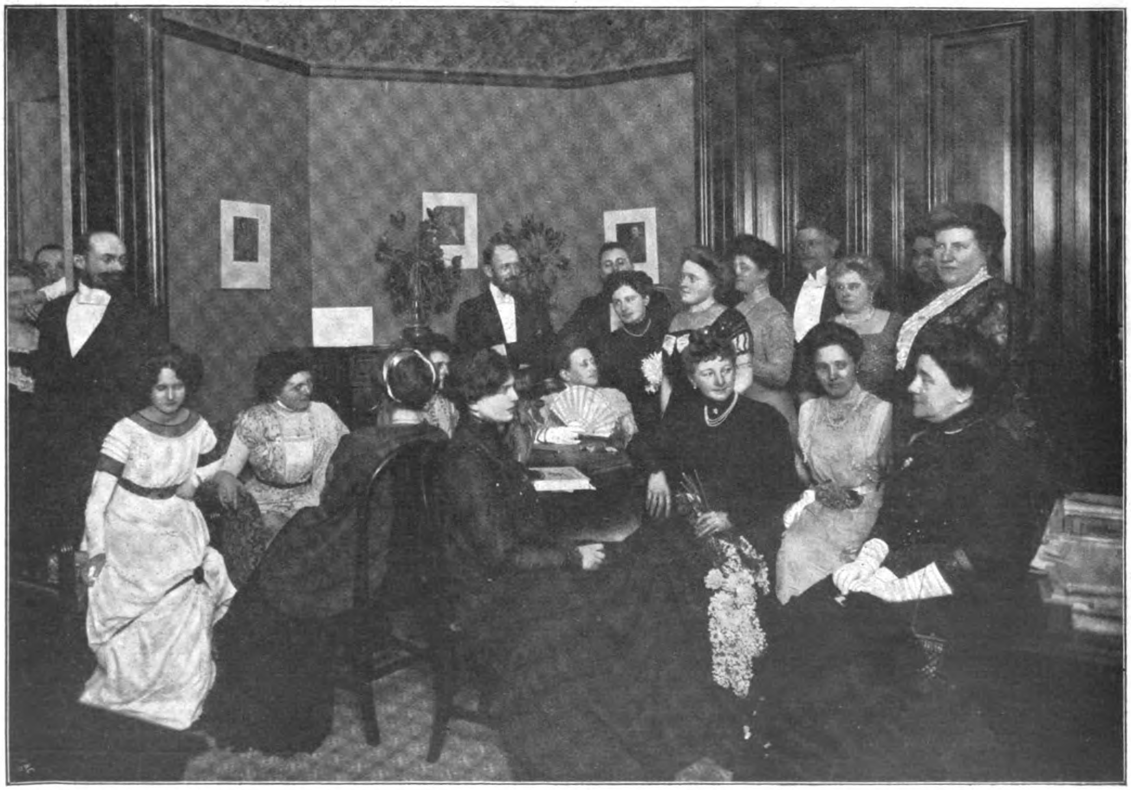
Harmoniſch und ſtimmungsvoll verlief an einem ſchönen Abend dieſes Frühjahres die Einweihung des neuen Heims des „Frauenklub Hamburg", dem Fräulein Eliſabeth Paulſen, eine junge Lyrikerin, obige Grußworte weihte.

Nur wenige Schritte von dem früheren Haus, ebenfalls in der allerſchönſten und bequemſten Gegend, mitten im Zentrum der Stadt, ſchauen auch jetzt die hohen Fenſter des herrlichen Patrizierhauſes, in dem der „Frauenklub Hamburg" ſein neues Heim aufgeſchlagen, durch das Laub der Linden auf die leis atmenden Waſſer der Alſter.

Den ſich oft, meiſt mehrmals in einer Woche, zu kleineren Zuſammenkünften einſtellenden Kreis hatte eine ſtattliche Zahl von Frauen und Männern, die gern die Gaſtfreundſchaft der Klubmitglieder genießen, abgelöſt.

Herren und Damen aus den erſten Geſellſchaftskreiſen der Stadt, bekannte Künſtler und Künſtlerinnen, Schriftſteller und Frauen der Feder, im bunten Vielerlei des Erwerbslebens ſtehende Frauen und Mädchen ließen ſich's für einen Abend wohl ſein in den bedeutend vergrößerten und vermehrten Räumlichkeiten und in dem erweiterten Kreis.

Nach nur wenig Tagen raſtloſer, einſichtsvoll geleiteter hausfraulicher Arbeit war es gelungen die innere Ausgeſtaltung des Klubs ſo vornehm und behaglich zu machen wie nur denkbar. Freunde und



Die Einweihung des neuen Frauenklubs Hamburg.

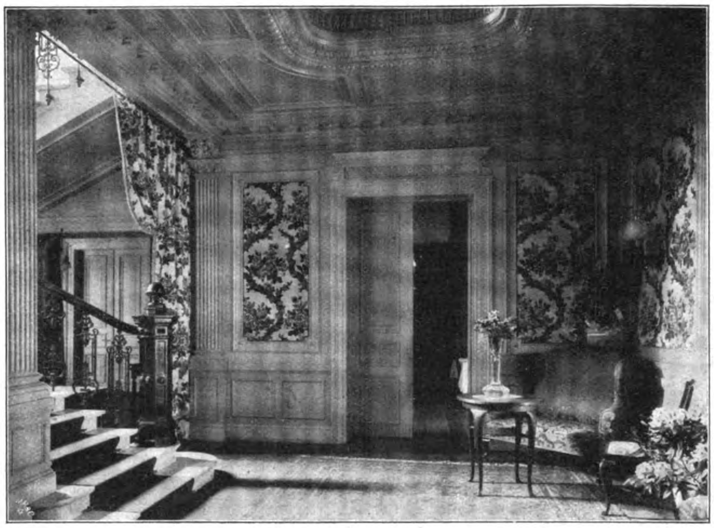
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Gönner des Klubs, heimiſche und auswärtige, hatten ſich den Mitgliedern geſellt, um durch Geſchenke gar manches zu ermöglichen, was ſonſt trotz der verhältnismäßig ſehr hohen Mitgliederzahl nicht erreichbar geweſen wäre. So die prächtige Dekoration von Halle und Treppenhaus, die Wandbeſpannungen und die lang herabfallenden Vorhänge aus roſengemuſtertem, handgedrucktem Leinen, die Möbel aus dunkelm Holz in reinem Barock, die Einrichtung des neben dem ganz in weiß gehaltenen Saale gelegenen Salons in gelblich und kupfer Seide, Möbel, Teppiche, Vorhänge, Spiegel und was ſonſt dazu gehört im kleinen Geſellſchaftsgemach der erſten Etage, die ganz beſonders intim und ruhig vornehm gehaltene Bücherei, ein Klavier.

Für ſie alle, für das Intereſſe der Außenſtehenden und die liebevolle, fürſorgliche Mühe der Mitglieder dankte bei frohem, feſtlichem Mahl Frau Rohlſen, die Vorſitzende und geiſtige Urheberin des „Frauenklub Hamburg“, die Seele dieſer harmoniſchen Schöpfung, die eine völlig eigenartige Note in das Leben der Hamburger Frauen brachte.

Vor ungefähr vier Jahren wurde der Klub mit der Abſicht gegründet, nur eine eng begrenzte Mitgliederzahl, vielleicht 200 Damen aufzunehmen, jetzt zählt er aber bereits 400. Man drängt ſich, an den vielartigen Anregungen und den genußreich heitern Stunden teilzunehmen, die Lebenskunſt und Kulturverſtändnis gewandter Frauen den Frauen bieten. Und zwar nicht nur denen, die auch ohne den Frauenklub genug, vielleicht übergenug des Vergnügens und der Abwechſlung genießen, ſondern vor allem auch jenen Mitgliedern, die aus irgendeinem Grunde abſeits vom regen Verkehr ſtehen. Sie vor der Vereinſamung zu bewahren und alle in rege Wechſelbeziehungen perſönlicher und allgemeiner Lebensintereſſen zu bringen, das erſtrebte der „Frauenklub Hamburg“. Es iſt ihm bis jetzt glänzend gelungen.

Anna Sußmann-Ludwig.



Das Veſtibül im Frauenklub Hamburg.

Die Kleidung nach ihren ethiſchen Aufgaben.

Die ethiſchen Aufgaben der Kleidung ſind ſeit geraumer Zeit folgende: die natürliche Schönheit der Erſcheinung zu heben, vorhandene Mängel abzuſchwächen und möglichſt etwa vorhandene Fehler der Erſcheinung auszugleichen, die Jungen zu ſchmücken und durch kluge Anordnung dazu zu helfen, daß die Anmut der Jugend, als ihre vornehmſte und reizendſte Eigenſchaft, beſonders hervortritt, ſchließlich die Würde der reifen Frau und der Matrone zu unterſtützen. Die Erfüllung dieſer Aufgaben hängt zum Teil von perſönlichen Rückſichten ab, wird aber dennoch allgemeinen Beſtimmungen untertan ſein. Denn man darf die Zwecke und Aufgaben, denen der Anzug der Frauen dient, nicht nur im Sinne der Schönheit und als Forderung des Taktgefühls anſehen, ſie haben für die meiſten Frauen auch ökonomiſche Bedeutung.

Daran ändert die Tatſache nichts, daß die vielfach gebotene Verſchiedenheit und Abwechſlung der Toilette zu einem Luxus geführt hat, den man vor einem Menſchenalter nicht kannte.

Gerade der Gedanke, der Grund und die Urſache der mannigfaltigen Toiletten war zunächſt von Sparſamkeit und praktiſchem Sinn diktiert.

Urſprünglich teilte ſich die Toilette ein in diejenige, die man im Hauſe trug (bei der früher ein beſonders betontes und gepflegtes Negligé mit zierlichem Schlafrock, Häubchen und Pantoffeln eine erſte Stelle einnahm), und in die, in der man Geſellſchaften beſuchte. Dazwiſchen erſchien dann noch das „Promenaden-“ oder das „Reiſekleid“.

Für Damen, die reiten konnten, kam noch Mitte und Ende des vergangenen Jahrhunderts einzig das Reitkleid als Sportkleid in Frage, während heute die Sportkleidung allein noch in mehrere, ihren beſonderen Zwecken entſprechende Unterabteilungen zerfällt.

Aber auch für die Geſelligkeitstoilette, die ſich früher einfach auf das „ſeidene“ Kleid erſtreckte, auf das „ſchwarzſeidene“ für kleinere, das „hellſeidene“ für größere Geſellſchaften, wozu ſich für die tanzende Jugend noch das „Ballkleid“ geſellte, ſind die Bedingungen andere geworden. Wurden unſre Urgroßmütter und Großmütter, vielleicht unſre Mütter noch mit dem „Geſellſchaftskleid“ für eine ganze Saiſon fertig, die Frauen von heute unterſcheiden auch darin mehrere Arten, die „Dinertoilette“, das „Abendkleid“, das „Konzertkleid“, das „Tea gown“, endlich die „große Abendtoilette“. Die Geſellſchaftstoilette machte von jeher die größten Anſprüche auf Koſtbarkeit, die Verletzung der Bedingung, eine ſorgfältige Geſellſchaftstoilette zu tragen, galt zu allen Zeiten als eine Geringſchätzung der Geſellſchaft im allgemeinen, als eine Pflichtverletzung gegen die Gaſtgeber. Dieſe ethiſche Forderung iſt ſehr alt, wir finden ſchon in der Bibel das Gleichnis von dem „hochzeitlichen“ Kleide. Für die Geſellſchaftstoilette iſt von jeher die Wirkung des künſtlichen Lichts von Bedeutung geweſen, vielleicht ohne daß die Frauen ſich deſſen klar bewußt waren.

Darum war im Ballſaal nie Platz für das wollene Kleid und wäre es zehnmal ſo koſtbar geweſen, als das halbſeidene. Denn wollene Stoffe abſorbieren das Licht, zu Feſtlichkeiten bei künſtlichem Licht aber trug man Stoffe, die es lebhaft widerſtrahlen oder reflektieren wie Atlas und Seide, und die Jugend griff zu Stoffen, die ſich, ohne zu glänzen, ganz und gar vom Licht durchdringen laſſen, alſo zu Organdy, Tarlatan, Tüll, Muſſelin, früher ſogar zu Barège.

Ein Stoff allerdings hat ſtets ſeinen Platz als vornehmer Stoff behauptet: das Sammetkleid galt von jeher als eine ſtattliche und würdige Geſellſchaftstoilette, namentlich für Frauen reiferer Jahre.

Trotzdem dieſer Stoff das Licht ganz aufnimmt, wirkt er, gleich ob es ſich um Seiden- oder den ſchönen Lindener Baumwollſammet handelt, gleich ob ſchwarz oder farbig, immer würdevoll und wenn er in dieſer oder jener Saiſon auch beiſeite geſchoben ſchien, es hat noch keine gegeben, in der man den Sammet für „unmodern“ erklärt hätte. Es gibt außerdem doch noch Frauen, die auch auf dem Gebiete der Mode ſelbſtändige Wege gehen und die Sammettoilette für alle Zeiten, wie für den Salon, für die Promenade befeſtigt haben.

Trugen die Damen der Mitte des vergangenen Jahrhunderts über ihrem Hauskleide auf Beſorgungswegen einfach das geliebte teure „türkiſche Schaltuch“ oder den „Wintermantel“ oder die „Mantille“ oder etwa zur heißen Sommerszeit die helle „Beduine“, ſo iſt das aus Rock und Jackett beſtehende „Straßenkoſtüm“ ſeit Ende der ſiebziger Jahre ſiegreich geweſen. Zu Anfang ſtets mit paſſender Taille ausgeſtattet, hat es ſpäter durch die bequeme Bluſentracht ſtetig an Beliebtheit gewonnen. Die große ökonomiſche Bedeutung, Straßen- und Haustoilette direkt zu ſcheiden, lag, trotz der Anſchaffung zweier Kleider, klar auf der Hand. Ein Hauskleid, welches man auch auf der Straße trägt, wird eher unanſehnlich, als eins, das nur dem Hausgebrauch dient, der Rock, der zum Straßenkleid gehört, ſoll möglichſt gleich nach der Heimkehr mit dem Hauskleide vertauſcht werden. Tut man das nicht, ſo wird ſich das vermehrte Tragen bald am Rocke bemerkbar machen, es findet ſich dann bald der Unterſchied zwiſchen Rock und Jacke, die urſprünglich gleich waren.

Bei der Wahl der Haustoilette muß bei der Mehrzahl der Frauen auch mit einiger Beſchäftigung im Haushalt gerechnet werden; und daß die Bluſenmode dem einfachen adretten Hausanzug ſehr förderlich war, muß auch der größte Bluſenfeind zugeben.

Die Klugheit und das Feingefühl der Frauen bevorzugt für die Straßentoilette neutrale Farben, das Hauskleid dagegen ſoll, nach der Mode der Zeit, mehr Farbenfreudigkeit entwickeln. Wenn nicht für das ganze Kleid, dann zu einem Rock von neutraler Farbe für die Bluſe. Die Mode ſchreibt zwar faſt nur die „weiße Bluſe“ vor, aber Frauen, die nicht ganz von Hilfeleiſtungen in Wirtſchaft und Kinderſtube diſpenſiert ſind, werden die weiße Bluſe als zu unpraktiſch nicht täglich anlegen.

Schwarz, ehemals für Hauskleider und auch für Straßenkleider ſehr beliebt, trägt man faſt nur noch zur Trauer.

Die erhöhte Farbenfreudigkeit in der Frauenkleidung, welche man ſeit ungefähr fünfzehn Jahren beobachtet, hat ſich während der letzten Jahre noch geſteigert.

Es war einfach jammervoll für die „erſte“ und „zweite“ Jugend der ſiebziger Jahre, daß man damals alle ausgeſprochenen Farben für „bäuriſch“ hielt. Die jüngſten Backfiſche flatterten in grau in allen Schattierungen (höchſtens mit marineblauem Paſpel), in „ſchokoladenfarben“ und „ecrüfarben“ wie Motten herum. Himmelblau, kornblumenblau, rot, violett, grün oder gar honiggelb wäre unmöglich geweſen und hätte die Damen in den Verdacht gebracht, reiſende Theaterprinzeſſinnen zu ſein.

Mit dem wachſenden Intereſſe für die deutſche Marine erſtand dann in dem bis heute beliebt gebliebenen Marineblau in verſchiedenen Schattierungen eine Auswahl von Farben für die Damen.

Unſere Mütter und Großmütter, trotzdem ſie kaum über eigens dazu beſtimmte Straßenkoſtüme verfügten, würden es für einen Verſtoß gegen die Ethik des Anzugs gehalten haben, ſich ſo, wie ſie im Hauſe erſchienen, alſo ohne Umhang, Tuch, Schal uſw., auf der Straße zu zeigen oder gar einen Beſuch zu machen.

Der längliche Florſchal oder Seidenſchal, den die Mode von heute wieder mit großem Glück hervorgeholt hat, iſt ein Beweis dafür. Es handelte ſich dabei um das feine Taktgefühl, ſich auf der Straße nicht ſo zu zeigen, wie daheim.

Allerdings, ſelbſt wenn man in Stoff und Farbe damals Straßen- und Haustoilette vereinte, eins blieb immer trennend: die Frage der Schleppe. Es gab noch vor 30 Jahren Damen, die in Schleppkleidern auf der Straße und auf der Promenade erſchienen, eine ebenſo häßliche wie unappetitliche Tracht.

Die Schleppe auf der Straße war immer Karikatur, dagegen iſt ſie im Zimmer als künſtleriſche Zutat am Platze und ihre Wirkung wird bei Abend- und Geſellſchaftstoiletten nie zu entbehren ſein.

Eine Geſchmackloſigkeit, die ſelbſt die noch nicht einmal erwieſene praktiſche Bedeutung der „Erſparnis“ gutheißen kann, iſt jedenfalls die Sitte, alte verbrauchte Geſellſchaftskleider im Hauſe und bei häuslicher Arbeit „aufzutragen“.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Hausgarten.

O ſelig, wer im engen Kreis,
Umringt von ſeines Feldraums Hecken,
Zu leben, zu genießen weiß!
Er ſpielt mit aller Welt Verſtecken.
Er blickt nicht ſehnend nach den Fernen,
Der ganze Himmel engt ſich für ihn ein.
Der Horizont mit ſeinen Sternen
Iſt im Bezirke ſeiner Äcker ſein.

Grabbe.

Die Klematis als farbenprächtige Schlingpflanze.

Bei dem andauernden Beſtreben, die Wohnung im Sommer nicht bloß in den inneren Räumen, ſondern auch an den Außenſeiten der Wände mit Blumen und Grün zu bekleiden, hat ſich die deutſche Gärtnerei in den letzten Jahrzehnten mit beſonderem Eifer auf die Neuzüchtung von Pflanzen gelegt, die neben wirkungsvollem, dichtem Blätterſchmuck auch Blumen tragen, welche lange blühen und deren Flor anmutig und belebend auf die Augen wirkt. Zu dieſen Pflanzen gehören in erſter Linie die Klematis oder Waldreben. Sie ſind in hervorragendem Maße geeignet zur Bekleidung von Häuſerwänden, Mauern, Lauben, Gartenhäuschen, Veranden, Feſtons, Felsmaſſen, Gittergeflechten, Baumſtämmen u. dergl. Von ſchönſter Wirkung ſind ſie, wenn die rankenden Zweige mit ihrem Wachstum frei und ungezwungen die leichten Kronen der Sträucher und Baumkronen geflechtartig durchziehen und vom Gezweig herabhängen.

Die Wahl der zur Anpflanzung in Betracht kommenden Klematis-Arten iſt weſentlich von den zu bekleidenden oder zu umrankenden Gegenſtänden abhängig, weil ſich die verſchiedenen Arten durch mehr oder weniger hohen Wuchs auszeichnen. Es ſind deshalb zur Bekleidung niedriger Gegenſtände folgende Arten zu empfehlen: Clematis Viorna, glockenblütige Waldrebe und coccinea, beide 2 bis 3 m hoch werdend. Erſtere mit von außen purpurvioletten, während des Blühens innen grünlich gelben, 2½ cm langen glockenförmigen Blüten, letztere mit ſcharlachroten glockenförmigen Blumen. Clematis flammula entwickelt Ranken bis 3 m Länge. Den milchweißen, von Juli bis Oktober erſcheinenden Blumen iſt ein Orangeduft eigen. Sehr hervorragende Raritäten ſind die Clematis Jackmanni mit großen Blumen in den Farben weiß, rot, violett und blau. Sie blühen vom Juli bis ſpät in den Herbſt hinein. Clematis Fortunei wird bis 2 m hoch. Die halbgefüllten weißen, mit leicht lila tingierten, zahlreichen von Juni ab erſcheinenden Blumen erreichen oft die Größe von 15 cm im Durchmeſſer und duften angenehm.

Zur Bekleidung hoher Gegenſtände eignen ſich folgende Arten: Clematis campaniflora, glockenblütige Waldrebe, deren Ranken eine Länge von 3 bis 4 m erreichen; die Blütezeit der bläulichen oder lilaweißen überhängenden Blumen dauert von Juli bis Auguſt; Clematis Vitalba, einheimiſche Waldrebe, iſt beſonders im Herbſt durch ihre fadenartig heruntergebogenen, ſilberweißen Fruchtbüſchel von ſchönſter Wirkung. Die weißen, trugdoldig gruppierten Blumen erſcheinen von Juli bis Auguſt.

Hinſichtlich der Wahl des Bodens ſind die Klematis nicht anſpruchsvoll. Von günſtigem Einfluß auf ihr Gedeihen iſt ein kräftiger humusreicher, wenn möglich tief gelockerter und durchläſſiger Boden; aber auch jeder andere mehr trockene als naſſe, ja ſelbſt ſchwere Boden iſt nicht von Nachteil. Die Anzucht der ſtaudenartigen Klematis geſchieht durch Samen, der am beſten bald nach der Ernte in Töpfe oder Käſtchen in ſandiger Erde eingeſchichtet und im Frühjahr ausgeſät wird, oder durch Teilung älterer Stöcke. Die Vermehrung der holzigen Arten, ſoweit ſie nicht Samen tragen, erfolgt durch Ableger, indem die zur Bewurzelung beſtimmten Ranken in flache Vertiefungen niedergehakt und mit Erde bedeckt werden. Beſſere Arten, wie z. B. die Clematis Jackmanni, werden durch Pfropfen auf 10 bis 12 cm lange bleifederdicke Wurzelſtöcke im Frühjahr oder Sommer unter Glas gezüchtet. Es empfiehlt ſich daher bei kleinerem Bedarf, die Pflanzen aus einer Gärtnerei zu beziehen.

Das Auspflanzen der Klematis geſchieht am beſten im Frühjahr, März und April. Dabei iſt zu beachten, daß die Veredlungsſtelle ſo tief in den Boden zu ſtehen kommt, daß ſich am Edelreis Wurzeln entwickeln können. Sodann iſt für eine gleichmäßige Verteilung der Ranken Sorge zu tragen. Wenn auch die Waldreben im allgemeinen als winterhart bezeichnet werden, ſo kommt es dennoch oft vor, daß die Spitzen der Ranken, wenn ſie nicht hinreichend gereift ſind, zurückfrieren. Zuweilen erfrieren die Pflanzen bis auf den Boden zurück, beſonders an ſolchen Stellen, wo ſie ſcharfen Winden ausgeſetzt ſind. Es empfiehlt ſich deshalb, im Frühjahr das beſchädigte Holz zu beſeitigen und die Ranken der gleichmäßigen Bedeckung wegen neu anzuheften.

Beim Beſchneiden der Klematis iſt auf die Blütezeit Rückſicht zu nehmen. Die im Frühjahr blühenden Arten, welche ihre Blüten an den jungen Trieben des vorjährigen Holzes entwickeln, dürfen nicht, oder wenn die Notwendigkeit des Schnittes bedingt iſt, erſt nach der Blütezeit geſchnitten werden, wobei nur das durch Verwirrung hervorgebrachte Holz in Ordnung zu bringen iſt. Tritt der Fall ein, daß der eine oder andere Stock bis auf den Boden erfriert, ſo wird dieſer im Frühjahr zurückgeſchnitten. Die dadurch entſtehenden Lücken werden durch reichen Stockausſchlag ſehr bald ausgeglichen. Auf dieſe Weiſe können auch unten kahl gewordene Stöcke durch Zurückſchneiden verjüngt werden. Anders verhält es ſich bei den im Juli und Auguſt zur Blüte gelangenden Klematis. Dieſe entfalten ihre Blüten an den während des Frühjahrs heranwachſenden jungen Trieben, das alte Holz kommt hierbei nicht in Betracht. Dieſe können ohne Decke überwintern, ſelbſt wenn ſie bis auf den Boden erfrieren. Es empfiehlt ſich jedoch, den Wurzelſtock gegen ſtrenge Kälte zu ſchützen. Am zweckmäßigſten iſt es, den Wurzelſtock mit trockenem Laub, Stroh oder Rohr zu umgeben und dann mit Erde zu behäufeln. Auch die im Frühjahr blühenden Klematis ſind dadurch gegen Froſtgefahr zu ſchützen, daß die Bekleidungen an Wänden mit einer leichten Decke von Schilf, Rohr oder Tannenreiſig verſehen werden.

Ein Übel freilich iſt mit der Pflege der Klematis verbunden: ſie wird öfters von einer Krankheit befallen, welche die ganze Pflanze rettungslos vernichtet. Es iſt die ſogenannte Waldrebenkrankheit. Suchen wir einmal die Waldrebe wildwachſend auf und beachten ihren Standort. Am Waldesſaume hat ſie niedriges Geſtrüpp überwuchert und wächſt üppig im grellen Sonnenſchein. Das überwucherte Geſtrüpp iſt älter als die Waldrebe. Erſt als der Strauch groß geworden und ſomit einen gewiſſen Umfang erreicht hatte, konnte die Waldrebe ſich entfalten. Als junges Pflänzchen lebte ſie unter dem Schutze des Geſtrüppes, im Halbſchatten. Hier konnten die krautigen Triebe ſich allmählich abhärten, verholzen, ohne daß der Sonnenſtrahl ſie austrocknete. Stärker geworden überwucherten ſie dann das Geſtrüpp. Wir erſehen daraus, daß zur Vermeidung der eintretenden Krankheit der Klematis in ihrer erſten Entwicklung genügend Schatten gegeben werden muß. Statt die Pflanze der grellen Sonne auszuſetzen, bringen wir ſie in eine gut beſchattete Lage, oder wo das nicht leicht angängig iſt, da ſorgen wir, daß wenigſtens die unteren Triebe im Schatten ſtehen. Dies iſt durch Anpflanzung kleiner Sträucher oder Blumen, namentlich perennierender Blumen, leicht erreichbar.

Auch den Bodenverhältniſſen müſſen wir einige Aufmerkſamkeit ſchenken; die Natur iſt auch hier die beſte Lehrmeiſterin. Die Pflanze liebt keine ſtändige Näſſe. Mit Bauſchutt oder dergleichen ſchaffen wir einen durchläſſigen, möglichſt lehmigen Boden.

Klematis können auch ſehr wohl auf flachen Beeten angebaut werden. Man pflanzt ſie im Frühjahr aus und hakt ſie, wenn ſie ſich ausgebreitet haben, mit Holzhäkchen am Boden feſt. Um eine gleichmäßige Blühfläche herzuſtellen, iſt öfteres Beſchneiden der Ranken notwendig. Auch für die Topfkultur iſt die Waldrebe nicht ungeeignet, namentlich dann, wenn man die Töpfe auf Balkone ſtellt. Freilich wird man auch hier für die untere Partie der Pflanze für Schatten ſorgen müſſen, was am beſten durch Davorſtellen anderer Blumentöpfe geſchieht. Stehen die Töpfe in Käſten, dann umgibt man ſie zweckmäßig mit Moos, das immer feucht erhalten werden muß. **R. Reichhardt.**

Tomatenreife.

Liebſtöckel, Liebesgras, Liebesapfel — merkwürdig, wie wenig die „Liebe“ im Pflanzenreich vertreten iſt! Und dabei iſt der „Liebesapfel“ noch ein Fremdling in Europa, der erſt vor rund einem Jahrhundert aus Mexiko eingewandert iſt, wiewohl er, als zur Familie der Solanaceen, der Nachtſchattengewächſe gehörig, auf europäiſchem Boden einige Vettern vorfand, gerade die verſchiedenen Nachtſchatten (Solanum nigrum, tuberosum — Kartoffel —, dulcamara uſw.). Der Name „Tomate“ ſcheint peruaniſch zu ſein. Lycopersicum esculentum = aus Lykoperſien und eßbar — von all dieſen Namen iſt uns nur der letzte, esculentum, eßbar, vollkommen verſtändlich. Denn immer mehr bürgert ſich auch in Deutſchland Anbau und Genuß der Tomate ein und die Zeiten ſind vorbei, wo ſie zur Zierde oder als Rarität in den Gärten ſtand. Solche Tomatenfreunde wie die Engländer und die Italiener ſind die Deutſchen allerdings noch lange nicht. Aber immer mehr breitet auch bei uns die Tomate ihr Herrſchaftsgebiet aus, von den Hamburger Vierlanden, wo ſie frei und unter Glas prächtig gedeiht, bis zum Schwarzwald, wo um der fremden Gäſte willen, vor allem in Baden-Baden, ſchon längere Zeit her Tomaten angebaut werden. Es gibt ſogar eine wahre Leidenſchaft für Tomaten. „Tomaten könnte ich nicht eſſen, ſie riechen ja wie Nachtſchatten.“ — „Verſuch's doch mal mit Pfeffer und Salz zu Butterbrot!“ Ich tat's, erzählt Schloßgärtner Steinemann, und wurde bald ein leidenſchaftlicher Tomateneſſer. Niemand ſollte ſich durch den Geruch abſchrecken laſſen; denn der Geruch wird beim Koſten der ſo geſunden Frucht gar nicht empfunden. Gerade ſo gut könnte man vor den Tomaten einen Schrecken bekommen, weil das Arbeiten zwiſchen den Tomatenbüſchen ein gewiſſes Jucken an den Händen, ſogar eine Art Ausſchlag hervorrufen kann, in welcher Beziehung die Tomate zu den hautreizenden, Dermatitis erzeugenden Pflanzen gehört. Doch, wir wollen von dem ſprechen, was die gegenwärtige Jahreszeit bringt, von der Reife der Tomaten.

Sobald die Tomaten die etwas giftig ausſehende Farbe verlieren, blaß und weißlich werden und alſo ausgewachſen ſind, nehme man die Tomaten, um ihre Reife am Stock zu beſchleunigen, ſo in die Hand, daß man den Stiel der einzelnen Frucht zwei- bis dreimal um ſich ſelber dreht und zum Platzen der Länge nach bringt (gerade wie beim Drehen einer Weide). Die Frucht darf hierbei ſelbſtverſtändlich nicht abbrechen. Statt dieſes Drehens kann man auch den Stiel mit einem Meſſer hälftig abſchaben, ſo daß er nur noch an einer Hälfte mit grüner Rinde verſehen iſt. Auf dieſe oder jene Art iſt der volle Saftzufluß und damit das weitere Wachstum gehemmt und raſchere Reife der Frucht wird erzielt. Werden die Früchte rot und gelb, ſo nimmt man ſie vom Stock (durch Abbrechen) und legt ſie zur Nachreife einzeln auf ein ſonnenbeſchienenes Fenſterbrett, und zwar ſo, daß die noch nicht gefärbten Stellen der Früchte den Sonnenſtrahlen zugekehrt werden. Iſt's zu heiß und der Sonne zu viel, ſo ſchützt man die Früchte vor direktem Sonnenſchein, da ſonſt Brandflecken erzeugt werden. Iſt's ſonnenloſe Zeit, ſo müſſen Herd und Ofen herhalten, um durch ihre Wärme die Ausreifung herbeizuführen, wobei aber zu bemerken iſt, daß zu viel Hitze auch hier Schaden anrichten kann. Manche ſchneiden die Tomaten ſamt den Stielen in Traubenform ab und hängen ſie ſo an Schnüren in der Nähe des Herds oder des Ofens auf. Sie reifen hier ſogar noch ſchneller und ſicherer als in der Sonne. In rauhen Gegenden muß man mit ſolcher künſtlichen Nachreife unbedingt rechnen.

Über dieſe und ähnliche Dinge, kurz über alles, was Anleitung heißt, um früh und reichlich reife Tomaten zu gewinnen, gibt uns das neu erſchienene „Tomatenbuch“ von J. Böttner (Verlag Trowitzſch & Sohn, Frankfurt a. d. O.) ausgezeichnete Anleitung und mit Hilfe der Sammlung ausgewählter Tomatenrezepte (S. 79 bis 91) wird es mancher Hausfrau gelingen, aus dem Gatten als Tomatenhaſſer einen Tomateneſſer zu machen, der ſchließlich, gerade nach der überaus klaren Anweiſung dieſes Buchs, ſeine eigenen Tomaten im Garten zieht. Man kann ſich geradezu begeiſtern für Tomaten, man liebt ſie; und wer will, mag daraus ihren ſchönen deutſchen Namen herleiten: „Liebesapfel“.

Rhabarber.

Wenn auf dem Theater das Murmeln einer großen Volksmenge dargeſtellt werden ſoll, ſo wird das dadurch bewirkt, daß jeder einzelne in der Bühnenvolksmenge das Wort „Rhabarber“ vor ſich hinſpricht. An ſich hat der „Rhabarber“ mit dem Theater nicht das geringſte zu tun. Denn das Wort kommt zunächſt vom italieniſchen rabarbaro, franzöſiſch rhubarbe und rapontique, das vom mittellateiniſchen raponticum-barbarum, auch radix pontica-barbara, die im barbariſchen Pontusland, an den Ufern der Wolga (= Rha wachſende Pflanze. Das Wort Rha ſoll aber auch eine Bezeichnung für die Wurzel einiger Knöteriche ſein; demnach wäre Rhabarber = rha Wurzel und barbarum fremdländiſch; alſo die fremdländiſche Wurzel. Mag ſich's mit der ſprachlichen Abſtammung ſo oder ſo verhalten — jedenfalls iſt es der aus der großen mittelaſiatiſchen Hochebene ſtammende Rhabarber, der ſeit 300 Jahren als Arznei bekannt iſt und ſeit geraumer Zeit auch als vortreffliches Gemüſe in unſeren Gärten gezogen und verdienen wird, daß man ſich auch hier im Hausgarten mit ihm beſchäftigt. Boden: allerbeſter (wie alle Blattpflanzen), lockerer, reich bewäſſerter, wohl gedüngter und 60 cm tief umgeſchaffter, ſandiger Lehmboden; unbeſchatteter, ſonniger, geſchützter Standort. Beſte Sorte anerkanntermaßen: Queen Victoria, verbeſſerte Königin Viktoria, dann Paragon, Mitchells Royal Albert, Rieſenrhabarber. Aufzucht der Pflanzen durch Samen- und Wurzelſprößlinge. Der Same wird im Frühling auf ein lauwarmes Miſtbeet dünn ausgeſäet, worauf die jungen, kräftig herangezogenen Pflänzchen auf das, wie vorhin erwähnt, gut zubereitete Land in Entfernung von 1,80 cm ausgepflanzt und im Ausſaatjahre und dem darauffolgenden gut gepflegt werden. Geſcheiter immerhin — man kauft die Pflanzen um billiges Geld. Vom dritten Jahr ab Verwendung der Blattſtiele in der Küche. Von Mitte Mai bis Ende Juni, bevor die Blätter vollſtändig entwickelt ſind, abnehmen. Die während dieſer Zeit hervorbrechenden Blüten ſind zu entfernen, da ſonſt die Pflanze ihre Kraft dem Blütenſtand zuwendet und die Blätterbildung unterläßt. Auch Herbſtſaat an Ort und Stelle, wobei der Samen 15 cm hoch mit Erde zu bedecken.

Zur Vermehrung durch Wurzelſprößlinge, die der durch Ausſaat vorzuziehen iſt, da hier oft minderwertige Pflanzen entſtehen, räumt man im April die Erde um die alten Stöcke weg, löſt die Sprößlinge mit einigen Wurzeln ab und pflanzt ſie ſo, daß jede Pflanze 1 qm Raum hat. Der Kopf etwa 6 cm unter der Erde. Um die alten Stöcke muß der Boden wieder herangezogen werden. Dieſelbe Pflanze kann bei guter Düngerzufuhr eine Reihe von Jahren, vier, fünf und noch mehr Jahre, für die Küche benutzt werden, nur darf man ſie nicht blühen laſſen, d. h. die Blütenſtiele müſſen immer ausgebrochen werden. Vom Juli an brauchen die Pflanzen Ruhe und das Ausbrechen der Stiele und Blätter hört auf. Dann iſt es angezeigt, den Boden aufzugraben und zu düngen (Kloake, verrotteter Stalldünger, Jauche; Kunſtdünger: jährlich 200 g Kainit).

Rhabarberkompott im Mai und Juli, auch Kuchen und Creme, iſt etwas Schauderhaftes, wenn es von ſchlechter Rhabarberſorte kommt; und etwas Delikates, wenn die geſchälten grünen Blattſtiele von guter Sorte (Königin Viktoria, Paragon uſw.) ſtammen. Neuerdings wird der Rhabarber auch als Konſerve verwendet. Es eignen ſich hierzu beſonders die Frühjahrstriebe. Von einigen Sorten aber, ſo von der bereits erwähnten Queen Viktoria, die ſich beſonders zum Einmachen eignet, kann man auch noch ſtarke ſaftige Sommertriebe verwenden. — Die Verarbeitung der zuvor gewaſchenen Blattſtiele beginnt mit dem Schälen. Je zarter der Rhabarber, um ſo dünner wird geſchält, wofür natürlich kein beſtimmtes Maß angegeben werden kann. Danach ſchneidet man die Stiele in 3—4 cm lange Stücke, die verſchieden weiter behandelt werden können. Hier zwei Rezepte von denen das eine das vollwertigere, das andere ein im Handel beliebteres Produkt ergibt. 1. Zu 1 Kilo Rhabarber werden 600 g Zucker genommen und damit lagenweiſe in einer Schüſſel aufgeſchichtet. Der ſich bildende Saft wird am nächſten Tage abgegoſſen und aufgekocht. Die Rhabarberſtücke werden nun eingefüllt, ſei es in Gläſer oder Doſen, mit dem Saft übergoſſen und darauf in den verſchloſſenen Gefäßen ſteriliſiert. 1 Kilo-Gefäße ſteriliſiert man 20 Minuten bei 100° C. 2. Die Rhabarberſtücke werden vorſichtig vorblanchiert, was nur wenige Minuten dauern darf, ſo daß die Stücke noch feſt bleiben. Hierauf kühlt man in kaltem Waſſer ſchnell ab und füllt ein. Als Aufguß verwendet man eine Zuckerlöſung aus 400 g Zucker pro Liter Waſſer, verſchließt und ſteriliſiert wie oben. Nach dem zweiten Verfahren verliert der Rhabarber beim Vorkochen von der Säure, die vielen zu ſcharf iſt. — Rhabarber-Marmelade iſt wenig bekannt, aber für den Haushalt zu empfehlen. Der geſchälte und in Würfel zerſchnittene Rhabarber wird mit wenig Waſſer auf gelindem Feuer weich gekocht. Darauf ſtreicht man die Maſſe durch ein Sieb und ſetzt ſodann auf 1 Kilo Rhabarber 1 Kilo Zucker zu. Auf lebhaftem Feuer wird in 15 Minuten die Marmeladendichte erreicht, worauf heiß eingefüllt und verſchloſſen wird. — Rhabarber-Wein iſt wenig verbreitet, aber lang nicht ſo ſchlimm wie ſein Ruf. Die Herſtellung des Weines iſt wie bei anderen Obſtweinen. Waſchen, zermahlen, preſſen, um zunächſt den Saft zu gewinnen. Der Saft enthält viel Säure und nur ſehr wenig Zucker. Es gilt alſo die erſtere durch Waſſerzuſatz auf 7—8% herabzuſetzen und danach den Zuckergehalt auf etwa 18% zu erhöhen. Um mit Sicherheit den richtigen Waſſer- und Zuckerzuſatz zu ermeſſen, muß die Säure- und Zuckerbeſtimmung vorausgehen. Wer damit nicht vertraut iſt und die Ausgabe für eine Beſtimmung durch den Chemiker ſcheut, verſuche es mit folgendem Rezept. Der gewonnene Saft wird mit gleichen Teilen Waſſer verdünnt, wodurch der annähernd richtige Säuregehalt erzielt wird, darauf gebe man auf 100 Liter Flüſſigkeit 16 Kilo Zucker. Vergärung wie bei anderen Obſtweinen.

Garten-Preisrätſel.

Du kennſt den Dichter, den edlen Mann,
Dem auf die Moral kam alles an.
Und wenn er Verſe machen tat,
Lief's ihm wie das zweite Wort ſo glatt.
Das dritte Wort aß er wahrſcheinlich gerne.
Und wenn ihm das Ganze auch völlig ferne,
Er hätt's, wenn's in ſeinem Garten geweſen,
Gewiß mit noch größerer Luſt gegeſſen,
Am Ende eine Fabel daraus gemacht,
Wie man ſeinen Namen zur Frucht gebracht.

Für die beſten gereimten Löſungen dieſes Gartenrätſels ſetzen wir drei Preiſe im Werte von 30, 20 und 10 ℳ aus; die Gewinner können ſich Bücher aus dem Katalog der Verlagsbuchhandlung von Velhagen & Klaſing ſelbſt auswählen. Einſendungen bis zum 15. Auguſt an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Hausgarten, Berlin W., Tauenzienſtraße 7 B.**

Auflöſung des Gartenrätſels in Nr. 38:

. Sonnentau.

Ganz feiner Rhabarberwein: zu 5 Kilo zerquetſchten Rhabarberſtielen 8 Liter Waſſer, täglich einigemal umzurühren, am vierten Tag auspreſſen, zu 10 Liter ausgepreßtem Saft 3 Kilo Kölner Raffinade auflöſen und etwas Zitronenſchale, dann in warmem Raum gären laſſen, wobei die Kruſte obenauf täglich zu entfernen. Nach etwa vierzehn Tagen in ein Fäßchen füllen und, da die Gärung jetzt vollendet, gut verſpunden, ruhig im Keller liegen laſſen und im Februar auf Flaſchen abfüllen. Proſit!

Daß der Rhabarber früher ein vielbenütztes Arzneimittel war, iſt bekannt. Und in der Tat ſtellt er ein ganz ausgezeichnetes Magen- und Verdauungsmittel dar. Vielleicht iſt dem verehrten Leſer mal ein „echt franzöſiſcher Sekt" merkwürdig gut bekommen. Am Ende war das nichts anderes als ein ganz echter Londoner Rhabarberchampagner! In London gibt's nämlich verſchiedene Fabriken, die aus dem ſäuerlichen Saft der Rhabarberſtengel mit Traubenwein, Zucker und Waſſer „Champagner" herſtellen und dieſen ſchön etikettiert nach Hamburg ſchicken, von wo er als „echt franzöſiſcher" in Deutſchland einzieht und von den braven Deutſchen mit Genugtuung und um viel Geld getrunken wird.

Empfehlenswerte Stauden.

Es iſt recht zu beklagen, daß in manchen Gärten ſo wenig Stauden verwendet werden, da doch die meiſten faſt gar keine Pflege erfordern und nur geringe Anſprüche an Boden und Klima ſtellen, ſo daß ſie, einmal angepflanzt, viele Jahre dem Garten zur Zierde gereichen, ja zum Teil durch Selbſtausſaat oder Wurzelſchößlinge immer für neuen Nachwuchs ſorgen und billiger kommen als andere Pflanzen.

Auch bei der bisher üblichen Gartenform, in welcher keine oder doch nur ſelten Rabatten verwendet wurden, fanden ſich noch gar manche Stellen im Garten, die ſich für ſolche Stauden eigneten, nicht aber für empfindliche Pflanzen. So können viele frühblühende Stauden, Anemonen, Ranunkeln, einheimiſche Erdorchideen, Primula acaulis, unter hohen Bäumen und zwiſchen ſich erſt ſpäter belaubendem Gebüſch ſtehen, wie ſie denn auch im wilden Zuſtand zwiſchen und vor Gebüſch wachſen. Für dieſe Standorte ganz beſonders geeignet ſind die Helleborus-Arten, die bei ſehr mildem Wetter ſchon zu Weihnachten oder kurz nachher blühen, alſo zu einer Zeit, wo die Gebüſche völlig kahl ſtehen. Schade, daß die Knoſpen dieſer Pflanzen ſo oft durch plötzlich hereinbrechende ſtarke Kälte kurz vorm Aufblühen vernichtet werden! Ich möchte deshalb empfehlen, wenn die Pflanze bei milder Witterung ſchon Blütenknoſpen gebildet hat und ſtarke Kälte eintritt, ſie mit einem Korb oder ähnlichem zu bedecken, bis das Wetter wieder mild geworden iſt.

Die Stauden, die im Laufe des Sommers blühen, wenn die Gebüſche bereits belaubt ſind, ſetzt man vor die Geſträuchgruppen oder unter hohe Bäume. Zu dieſer Verwendung möchte ich beſonders die Akelei und das Polemonium, die ſtaudenförmigen Delphinium-Arten, z. B. Delphinium azureum, Delphinium speziosum und, wenn keine kleinen Kinder unbeaufſichtigt im Garten ſpielen, auch die giftigen Fingerhut- und Eiſenhut-Arten empfehlen. Dieſe hohen Stauden kann man auch ſehr gut dazu verwenden, den Kompoſthaufen im Garten möglichſt den Blicken der Gartenbeſucher zu entziehen, ohne ſeine Bearbeitung zu erſchweren und ihn der zur Zerſetzung ſeiner Beſtandteile ſo nötigen Sonnenſtrahlen zu berauben. Man pflanzt zu dieſem Zweck einige hohe Stauden halbkreisförmig um den Kompoſthaufen an der den Blicken ausgeſetzten Seite, ſo daß ein Zugang zum Haufen von der anderen Seite, oder, falls er an einer Hecke liegt, neben den Stauden frei bleibt. Zur Einzelpflanzung ſind dagegen Pfingſtroſe (Paeonia) und Dielytra spectabilis (Frauenherz) beſonders geeignet.

Ortlepp, Gotha.

Zum Nachdenken.

1. Viſitenkarten-Rätſel.

Bernh. Mabeta

Durch Umſtellen der Buchſtaben des Namens erhält man den Beruf des betreffenden Herrn.

2. Streichrätſel.

In jedem der folgenden Worte:

Salz, Leib, Rang, Hanf, Sand, Gier, ſatt, Sicht, Werſt

ſtreiche man zwei Buchſtaben, wodurch ein bekanntes Sprichwort erhalten wird.

3. Scharade.

Der Urgroßmutter Bild ich fand
Im Schrein, der lang' vergeſſen ſtand,
Auf Wort gemalt ſo meiſterlich,
Daß es den beiden Erſten glich.

Der Schleier, der es ſanft umſchwebt,
Schien von der Erſten Hand gewebt,
Und aus dem Worte, matt und bleich,
Ein Hauch weht aus dem Geiſterreich.

4. Röſſelſprung.

					Ge	bel					
				net	le	dir	von				
			wei	Hei	Gei	ſeg	das	bei			
		Krank	dei	○	ſei	Spruch	○	voll	je		
	Miß	ge	le	mußt	nem	du	re	Werk	des	Luſt	
Lan	vor	○	heit	zu	wah	doch	en	und	○	des	Schmerz
		mut		Gott	den	dich	—		und		
					—	be					

5. Homonym.

Das ſchönſte Wort ſucht' auf der Flur
Ich dir, die ſelbſt ein Wort du biſt,
Und durch das Wort frag' ich dich nur,
Das was mir ſchwer zu fragen iſt.

Doch ſagſt du nein, denk an die Zeit,
Die jedes Wortes Schönheit bleicht,
Indes ich ſtille Gram und Leid
Im Wort, das flüſſ'gem Gold entſteigt.

6. Homonym.

Für Elschen war 1 2 3 4
Heut ſchwieriger Exempel Menge.
Wie ſchrecklich ſind die Zahlen ihr!
Sie rechnet, ſitzt und grübelt hier,
Von draußen ſchallen frohe Klänge.

Und draußen Luſt und Sonnenglanz.
Schon hat ſie bei des Rechnens Qualen
1 2 3 4 die Hoffnung ganz,
Daß heute ohne Onkel Franz
Sie fertig werd' mit dieſen Zahlen.
Da ſteht der Onkel in der Tür.
Ein Telegramm mit friſchem Stempel,
Ruft er, wer hat's 1 2 3 4?
Ein kleiner Engel bracht' es mir.
Friſchauf, nun rechnen wir Exempel!

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 40.

1. Verſteckrätſel.

Drüben geht die Sonne ſcheiden
Und der müde Tag entſchlief.
(Schilflieder.) Nikolaus Lenau.

2. Umſtellrätſel.

Mainz — Arno — Rente — Omen — Kilo — Kien — Opal = Marokko.

3. Scharade.

Centrum. Cent, Rum.

4. Scharade.

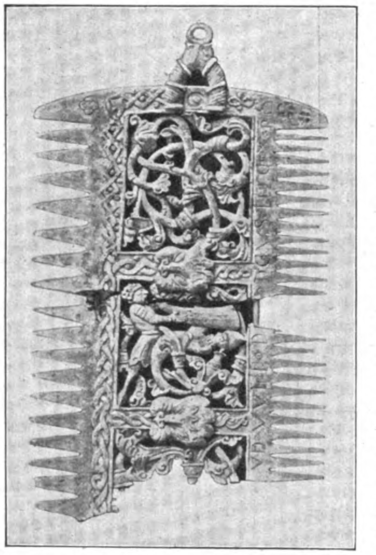
Einſtellen. — Einſt, Ellen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

In der vorliegenden Nummer bieten wir unſeren Leſern die vorausſichtlich letzten Holzſchnitte. Die glänzendere, überraſchendere, wirkungsvollere Technik der Zinkätzung hat die ſtille, feine Kunſt der Holzſchneider mehr und mehr verdrängt. Beſonders gegen unſern heutigen Zweifarbendruck kommt die farbloſe Wiedergabe eines Gemäldes im Holzſchnitt nicht mehr auf. So heißt es denn Abſchied nehmen. — Als Kunſtbeilage bringt die Nummer das berühmte Bild „Regentſchaft des Kinderſpitals in Harlem“ von Jan de Bray, deſſen Original in der Stadtgalerie zu Harlem hängt. Jan de Bray, ein Sohn von Salomon de Bray, gilt zwar nicht für einen Schüler von Frans Hals, aber in dieſem Bilde iſt die Nachwirkung des großen Meiſters doch deutlich zu erkennen. Man entſinnt ſich unwillkürlich des im Rathausmuſeum zu Harlem hängenden Gruppenbildes von Frans Hals, das eine ähnliche Körperſchaft darſtellt: „Die Vorſteher des St. Eliſabeth-Krankenhauſes“. — Wenn ſich das Kuratorium einer ſtädtiſchen Anſtalt heute im Bilde „verewigen“ läßt, ſo beſtellt es ſich den Photographen, und eine Gruppenaufnahme wird gemacht. Gewöhnlich iſt ſie ſcheußlich, und das ſchandenhalber gerahmte Bild endigt nach einigen Jahren dunklen Vorzimmerdaſeins in irgendeiner Bodenkammer. Ein Ölbild iſt dauerhafter. Es braucht dabei noch nicht einmal von Frans Hals oder Rembrandt oder Jan de Bray zu ſein. Übrigens: als die Vorſteher des Kinderhoſpitals Herrn Jan de Bray im Jahre 1663 den Auftrag gaben, ſie zu malen, ahnten ſie wohl ſicher nicht, daß ſie damit ihren Geſichtszügen, ihrer Haltung und Tracht Unſterblichkeit in der Kunſt ſicherten.

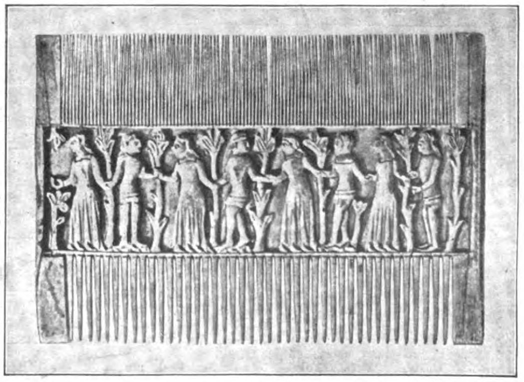

Elfenbeinkamm. XI. Jahrh. England.

Der Kamm.

Vor einer Reihe von Jahren ſah ich beim alten Hagenbeck auf dem Spielbudenplatze in Hamburg Somalineger, die einen Transport wilder Tiere nach Europa begleitet hatten. Würdevoll, alle Beſucher überſehend, ſtanden die prächtigen Männergeſtalten da und ordneten Stunde um Stunde mit langen zweizinkigen Kämmen ihre mächtigen Friſuren. Ähnliche Sorgfalt für das Haupthaar können wir bei den meiſten Naturvölkern antreffen, ja ſehr häufig iſt die Haartracht typiſch für den Stamm. — Und was heute Mode iſt bei den Polyneſiern und den Afrikanern, das haben ſicher in ähnlicher Weiſe die Urbewohner Ägyptens, Babyloniens und Europas für ſtandesgemäß gehalten. Der Kamm iſt eines der erſten Geräte beginnender menſchlicher Kultur. Der Vogel putzt ſich, warum ſollte der Urmenſch nicht das Beſtreben gehabt haben, ſchön auszuſehen? Der Urmann brachte zur häuslichen Höhle ein ſaftiges Stück Wildbret heim, die Genoſſin glättete indeſſen, um den Gebieter würdig zu empfangen, ihren einzigen Schmuck, das lange Haupthaar. Zuerſt benutzte ſie dazu die fünf Finger, dann vielleicht das Rückgrat eines ſtarken Fiſches oder eine Kinnlade mit den Zähnen, und endlich kam ſie in der Einſamkeit auf den Gedanken, aus Knochen oder hartem Holze in mühſeliger Arbeit mit dem Steinmeſſer ein Inſtrument zu verfertigen, das den Zweck beſſer erfüllen konnte — der Kamm war erfunden. Seitdem ſpielt der Kamm als Gerät und zeitweilig auch als Zierde, bei den Völkern aller Zeiten und Gegenden eine wichtige Rolle.

Aus der früheſten Steinzeit ſind bisher keine Kämme bekannt geworden, ſeit der neolithiſchen Zeit aber erſcheinen ſie zerſtreut durch ganz Europa. Meiſt ſind ſie aus Holz oder Knochen herausgearbeitet, erſt einreihig, dann auch zweireihig. Die einreihigen beſitzen meiſt einen Griff, der ſeit der Bronzezeit gewöhnlich zum Aufhängen eingerichtet wurde. Ein Kamm aus dem ſteinzeitlichen Pfahlbau Fenil beſteht aus zahnartigen Eichenholzſpänen, die man aneinanderreihte und durch Querleiſten und Aſphalt in ihrer Lage befeſtigte. Seit der Bronzezeit treten neben den Kämmen aus Holz und Knochen auch kleinere aus Bronze oder Eiſen auf. Sie ſind ſtets einzeilig und mit einem ſchön ornamentierten Griff verſehen. Der älteſte bekannte Klappkamm (Brit. Muſeum) entſtammt einem althelleniſchen Grabe aus Kertſch. — Die Urform des Kammes, rechteckig, ein- oder zweizeilig, hat ſich durch alle Zeiten unverändert bis zu uns fortgepflanzt. Die Materialien waren ſtets überwiegend Holz, Knochen oder Horn, ſelten Metall; nur die neueſte Zeit brachte Hartgummi hinzu. Die künſtleriſche Bearbeitung der Gebrauchskämme wechſelte mit den Zeiten; am reichſten war der Schmuck in der babyloniſch-aſſyriſchen Periode und im Mittelalter bis zum Ausgange des XVI. Jahrhunderts. — Bei den Schmuckkämmen iſt die Hauptſache der Griff; ſie müſſen geſondert betrachtet werden.

Die babyloniſch-aſſyriſchen Kämme ſind meiſt hochrechteckig, zweizeilig, mit feiner und gröberer Zähnung, reich ornamentiert und in der Fläche zwiſchen den beiden Zahnreihen durch allerhand figürliche Darſtellungen verziert. Die altägyptiſchen Kämme ſind einfacher. Sie kommen bereits in Gräbern der erſten Dynaſtien, um 3000 v. Chr., vor. Die künſtlichen Friſuren der griechiſchen und römiſchen Frauen erforderten unbedingt die Verwendung feiner Kämme. Und in der Tat beſitzen wir altrömiſche Kämme, die außerordentlich fein und gleichmäßig gezähnt ſind, ſonſt aber ſind ſie ziemlich ſchlicht, wenn auch mit Geſchmack gearbeitet. Meiſt beſtehen ſie aus Buchsbaumholz, und zwiſchen die beiden Zahnreihen iſt als Zierde wohl noch eine mit Gold eingelegte Elfenbeinplatte eingefügt worden. Ein ſehr grobzähniger Kamm (rarus pecten) diente dazu, beim Haarſchneiden unter die Schere gelegt zu werden. — In frühchriſtlichen Gräbern aus koptiſcher Zeit trifft man ſehr langgezogene Kämme an, bis zu 30 cm Länge, die vielleicht zu liturgiſchen Zwecken dienten, — man kämmte den Biſchof damit, bevor er an den Altar trat. Auf einem ſolchen Kamme im Muſeum zu Kairo befindet ſich eine der älteſten Darſtellungen des Abendmahls.


Elfenbeinkamm. XI. Jahrh. Italien.

Beſonderen Wert auf die Haarpflege legten die Germanen. Daher auch bilden in den Gräbern der Völkerwanderungszeit die Kämme eine ſtändige Totenbeigabe. Der Kamm liegt hier, bei Männern wie bei Frauen, ſtets in der Gürtelgegend und ſcheint ſtändig in einer beſonderen Ledertaſche am Gürtel getragen worden zu ſein.

Die Blütezeit der künſtleriſch reich verzierten Kämme war die Zeit etwa vom VIII. Jahrhundert bis gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts. Die Kämme dieſer Zeit ſind meiſt aus Elfenbein gearbeitet; die reliefierten Verzierungen finden ſich gewöhnlich zwiſchen beiden Zahnreihen. Anfangs knüpfen die Darſtellungen an byzantiniſche Vorbilder an, bald aber werden ſie ſelbſtändig und typiſch für den Urſprung. Kammacher-Innungen treten ſchon ſehr früh auf; in Paris unterſchied man im XII. Jahrhundert ſogar die „Pigniers Lanterniers“, die für das Volk arbeiteten, und die „Faisierres de pignes d'yvoire“, die Kunſtarbeiten ſchufen. Prof. Dr. M. **Kirmis.**

Notizen.

Eine ſehr bedeutende Sammlung griechiſcher und römiſcher Münzen (Sammlung Hartwig) wurde im März in Rom verſteigert. Auch deutſche Händler beteiligten ſich ſtark beim Bieten. Die Preiſe für ſchöne Stücke waren ſehr hoch. Z. B. brachte ein tarentiniſcher Goldſtater 1440 *M*, eine Dekadrachme von Velia 416 *M*, eine Dekadrachme des Euainetus von Syrakus 2780 *M*, eine Großbronze des Germanikus 800 *M*, eine Großbronze des Vitellius 320 *M* uſw. Dagegen wurden mäßig erhaltene Gepräge, wenn auch ſelten, nur niedrig bezahlt. — Hieraus ergibt ſich wieder für alle Sammler von Münzen und Medaillen die Mahnung, wenn irgend möglich nur ſehr gut erhaltene Stücke einzulegen; Verluſte wird man alsdann bei ſpäterem Verkauf kaum zu erleiden haben.

Zur Frage der „groſsen Inverſion“ (ſiehe S.-Dah. Nr. 9). Die Kommiſſion der Royal Meteorological Society veröffentlicht die Ergebniſſe der in der Zeit vom 27. Juli bis zum 1. Auguſt 1909 veranſtalteten atmoſphäriſchen Forſchungen in den höchſten Lüften. Von den 40 Regiſtrierballons, die in verſchiedenen Gegenden der drei Königreiche aufgelaſſen wurden, fand man bisher 16 wieder auf. Sie hatten eine durchſchnittliche Höhe von 16411 m erreicht; die abſolut größte Höhe war mit 23010 m bemeſſen. Die von den Meteorographen bewirkten Aufzeichnungen bewieſen wiederum, daß von einem gewiſſen Höhepunkt ab die Temperatur nicht mehr abnimmt und in größeren Höhen ſteigt. Dieſe Steigerungen ſind ſelbſt von jenen Ballons angegeben worden, die ihre größte Höhe erſt nach Sonnenuntergang erreichten und alſo den Sonnenſtrahlen nicht mehr ausgeſetzt waren. MK

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 44

Daheim

Ein deutſches Familienblatt

30. Juli 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Sterngucker. Roman von Hermine Villinger 5
Ein Blick ins Land. Gemälde von Ernſt Liebermann 9
Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary. Mit ſechs Abbildungen (Schluß) 10
Der heilige Baum. Gedicht von Marx Möller 13
Die Sonntagspfeife. Von Ute Muellenbach 13
Vor vierzig Jahren. Perſönliche Erinnerungen von Richard Graf von Pfeil und Klein-Ellguth, Generalmajor z. D. (Fortſetzung) 16
Die Schwarzwälder. Von Profeſſor Dr. Ed. Heyck 18
Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers (Fortſetzung) 20
Fiſchmarkt in Brügge. Gemälde von M. Gaiſſer 21
Ausfahrendes Rettungsboot. Gemälde von Friedr. Klein-Chevalier . . 23
Treibholz. Gedicht von Agnes Harder 24
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Sammler-Daheim — Briefkaſten . 25—33
Kunſtbeilage: Nana. Gemälde von Anſelm Feuerbach.

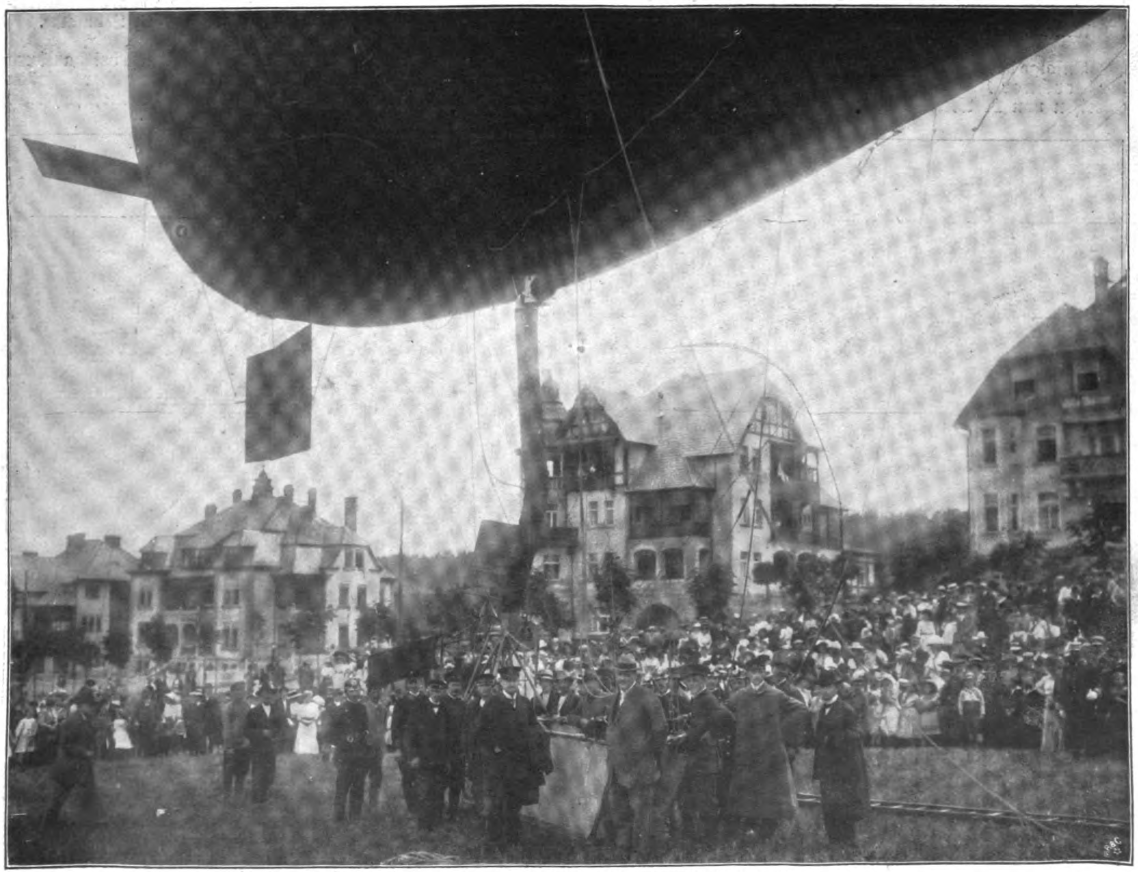
Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Nach den wiederholten ſchweren Unfällen, von denen die Zeppelin-Luftſchiffe betroffen worden ſind, nehmen die Parſeval-Luftſchiffe den Kampf um das Syſtem noch lebhafter auf als bisher. Und man kann ſagen mit Erfolg, wobei allerdings ſtets der Umſtand in Rechnung gezogen werden muß, daß jedes Syſtem ſeine beſonderen Ziele verfolgt. Man kann vielleicht die Zeppeline als die Linienſchiffe, die Parſevals als die Torpedoboote der Luft bezeichnen. Jedenfalls aber wird aus dieſem Wettſtreit und Wettbewerb die Luftſchiffahrt ſelbſt den größten Nutzen ziehen. So trat nun kürzlich der **„Parſeval V“** von Breslau aus eine Fahrt nach dem Bade Altheide an, wo er, geführt von dem Hauptmann Duplinger, vor dem Kurhauſe glatt landete. Zur gleichen Zeit ungefähr führte der „Parſeval VI“ die wegen des ſchlechten Wetters wiederholt aufgeſchobene Fahrt von Bitterfeld nach Dresden aus, wo er auf dem Landungsplatze von dem König mit ſeinen Söhnen, dem Prinzen Johann Georg und deſſen Gemahlin, ſowie der Prinzeſſin Mathilde erwartet wurde.

* * *

Unter den vielen Gedenkfeiern aus Anlaß des hundertſten Todestages der Königin Luiſe iſt die Enthüllung des Königin Luiſe-Denkmals in Hannover, der der Kronprinz als Vertreter des Kaiſers beiwohnte, beſonders bemerkenswert. Das Denkmal, eine Kopie des im Berliner Schloſſe befindlichen Prinzeſſinnendenkmals Luiſe und Friederike nach dem Schadowſchen Modell, hat der Kaiſer der Stadt Hannover



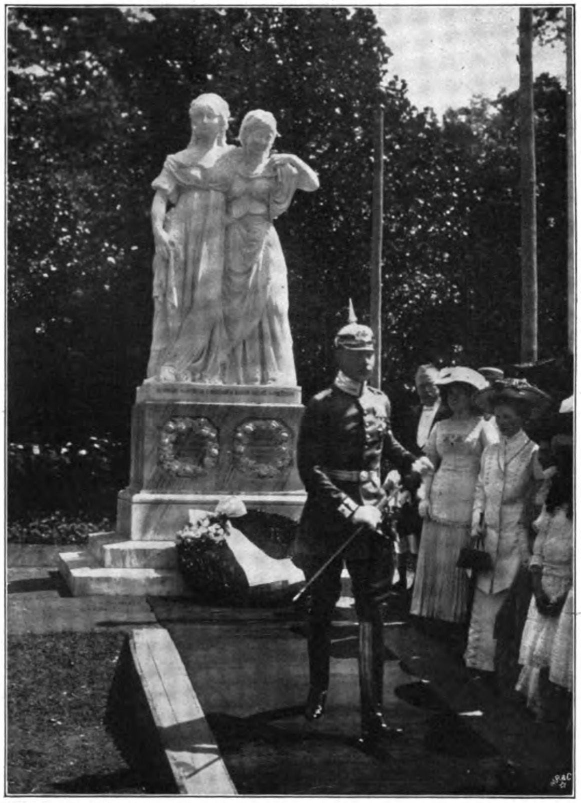
Der „Parſeval V“ in Bad Altheide in Schleſien.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

zum Geſchenk gemacht. **Das Königin Luiſe-Denkmal** hat in der Hohenzollernſtraße ſeinen Platz gefunden.

* * *

Auf der diesjährigen Nordlandreiſe nahm der Kaiſer Gelegenheit, aufs neue ſeine Sympathie für Amerika zu beweiſen. In Olde traf die „Hohenzollern“ mit der amerikaniſchen Yacht „Nahma“ der Mrs. Goelet zuſammen, und der Kaiſer lud die Amerikanerin mit ihren Gäſten zu einem Beſuch auf der „Hohenzollern“ ein. Die Perſonen unſeres Bildes ſind (von links nach rechts geſehen) Marquis Juiquè, Fräulein von Tſchirsky, Marquiſe Juiquè, Frau Schneider, Mrs. Goelet, der Kaiſer. Es iſt übrigens ganz beſonders erfreulich, daß die Nordlandreiſe, die wohl die eigentliche, wirkliche Erholung für den Kaiſer ſein dürfte, in dieſem Jahr auf ſeine Geſundheit beſonders günſtig einwirkt. Aus Dank für den überaus herzlichen Empfang und die große Gaſtfreundſchaft, die ihm während der Nordlandreiſe zuteil geworden iſt, beabſichtigt der Kaiſer dem norwegiſchen Volke ein Denkmal ſeines Nationalhelden Frithjof zu ſchenken. Profeſſor Unger (Steglitz) iſt mit der Ausführung des Denkmals betraut worden.

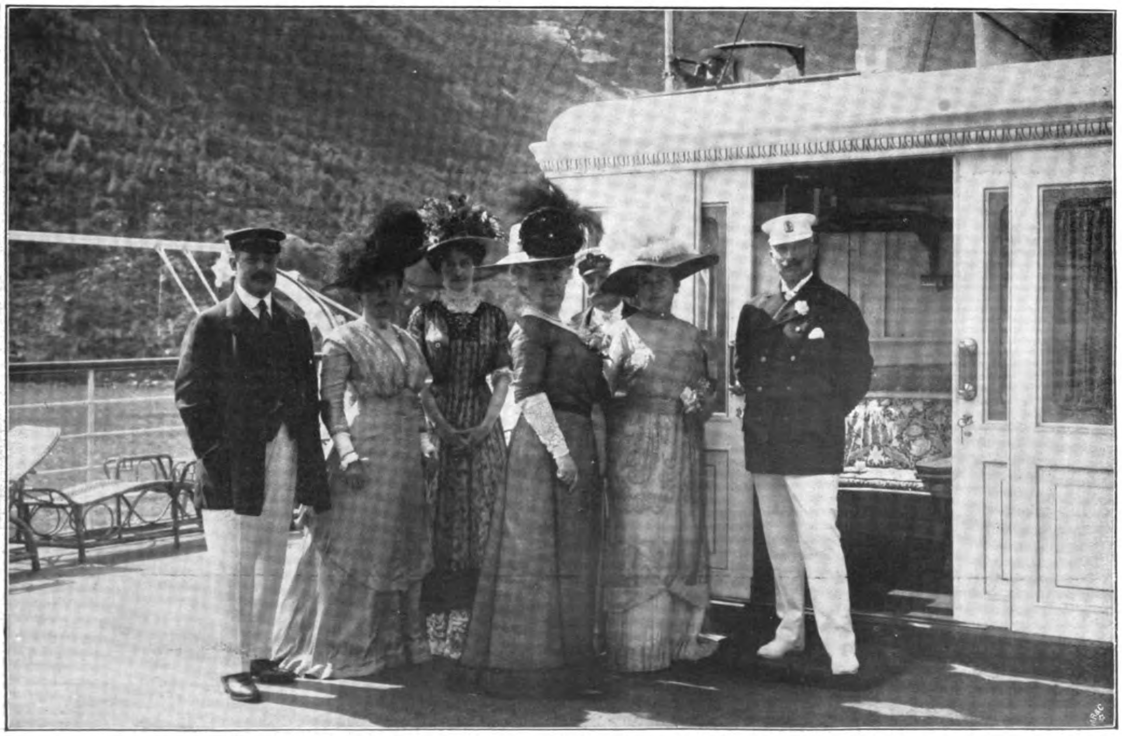

Kronprinz Wilhelm nach der Niederlegung eines Kranzes am Denkmal der Prinzeſſinnen Luiſe und Friederike in Hannover.

* * *

Infolge der Verbreiterung der Joachimsthaler Straße war der Berliner Zoologiſche Garten ſ. Zt. gezwungen, einen Streifen von 11 Metern Breite abzutreten, erhielt dafür aber als Entſchädigung ein beträchtliches Stück Tiergartenland. Auf dieſem neuen Grund und Boden iſt nicht nur das originelle Schweinehaus, das fallen mußte, wiedererſtanden, ſondern unter der Leitung der Baumeiſter Zaar & Vahl hat der Garten auch eine weitgehende Bereicherung erfahren. Jeder Beſucher wird von der Schönheit des neuen Geländes und ſeiner Anlagen, von denen wir Bilder auf S. 3 bringen, aufs freudigſte überraſcht ſein. Es zieht ſich hinter der Faſanerie, dem Lama- und Gemſenberg, dem Kamelhaus und den drei neuen Rinderhäuſern entlang und ſteht in einem wirkungsvollen landſchaftlichen Gegenſatz zu den hochragenden Felſen mit den Adlern und dem tiefliegenden Sumpf mit den Schweinen. In die ſächſiſche Schweiz oder eine ähnliche maleriſche Felſenlandſchaft könnte man ſich verſetzt glauben, wenn man, zwiſchen Gemſenberg und Kamelhaus durchgehend, das neue Gelände betritt. Tatſächlich ſind auch große, zum Teil viele Zentner ſchwere Elbſandſteinblöcke zu den Felſenaufbauten verwendet, die bis in alle Einzelheiten naturgetreu durchgeführt ſind. Der Entwurf ſtammt von dem Dekorationsarchitekten Moritz Lehmann.

* * *

Weitgereiſte Leute behaupten, daß Blankeneſe bei Hamburg in bezug auf ſeine Lage einen Vergleich mit Genua oder Liſſabon nicht zu ſcheuen brauche und daß die nach Blankeneſe führende


Von der Nordlandreiſe des Kaiſers: Amerikaniſche Gäſte an Bord der „Hohenzollern“.

Das Wildſchweinhaus mit Sumpf.

Ecturmanlage für Urwildpferde und Wildeſel.

Oſtafrikaniſches Araberhaus mit Zebra-Gehege.

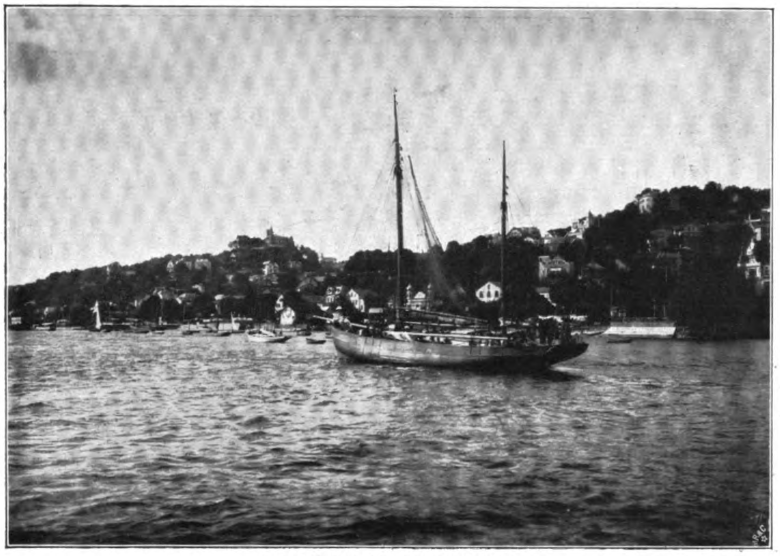
Felſenlandſchaft mit Geier- und Adlerkäfig.

Erweiterungsbauten im Berliner Zoologiſchen Garten. Photographien von Hermann Boll, Berlin.

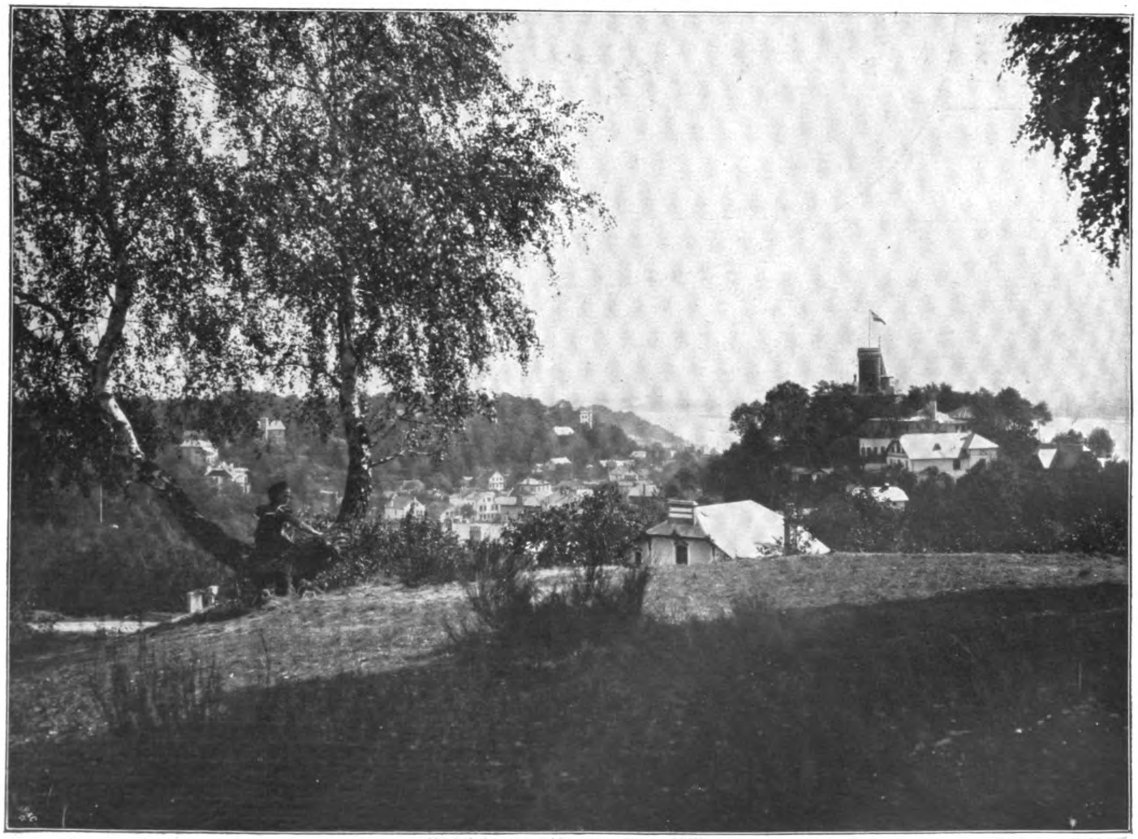
Elbchauſſee mit ihren burgartigen Landhäuſern und ſaftſtrotzenden Parks zu den ſchönſten Straßen Europas zähle. Es mag dahingeſtellt bleiben, inwieweit dies Urteil zutrifft, doch läßt ſich ohne Uebertreibung behaupten, daß im norddeutſchen Flachlande kein Ort zu nennen iſt, der Blankeneſe an Schönheit der Lage übertrifft. Amphitheatraliſch ſteigen die ſauberen Häuſer am Bismarckſtein, am Süllberg und an anderen Höhen empor oder lugen aus tiefen Schluchten zwiſchen uralten Baumkronen hervor und gewähren mit dem weißen Anſtrich, den blauen Schiefer- oder roten Ziegeldächern einen höchſt maleriſchen Anblick. Stolz und majeſtätiſch in einer Breite von 3000 Metern flutet die Elbe an Blankeneſe vorüber, wobei ſich die für die Großſchiffahrt in betracht kommende Fahrrinne ſo dicht unterhalb des Ortes entlangzieht, daß man die Namen der aus- und eingehenden Schiffe mit unbewaffnetem Auge zu entziffern vermag. Aus einer unbedeutenden Fiſcherſiedelung iſt Blankeneſe, beſonders in den letzten Jahrzehnten, zu einem Orte von mehr als 5000 Einwohnern angewachſen, und wenn es auch keine Stadtrechte beſitzt, ſo darf es doch den Ruhm in Anſpruch nehmen, das größte Dorf Schleswig-Holſteins zu ſein. Die geborenen Blankeneſer ſind zum überwiegenden Teile Fiſcher, Lotſen und Schiffer oder ſolche Gewerbetreibende, deren Tätigkeit zur Schiffahrt und Seefiſcherei in engſter Beziehung ſteht. Zahlreiche Kapitäne der deutſchen Handelsflotte haben in Blankeneſe das Licht der Welt erblickt, hunderte unſerer blauen Jungen von der Marine von hier aus ihre erſten Meerfahrten gemacht. Von jeher war die Bevölkerung auf die Strom- und Meerfahrt angewieſen, und wenn man heute einen halbwüchſigen Blankeneſer Jungen fragt, was er werden will, ſo wird man in acht von zehn Fällen die Antwort: „Ick will to See“ erhalten. Uebrigens beſitzt Blankeneſe eine keineswegs unbedeutende eigene Schiffahrt. Vor etwa 30 Jahren zählte die Flotte über 200 Schiffe und übertraf, von Hamburg und Bremen abgeſehen, die andern deutſchen Nordſeehäfen an Tonnengehalt. Seitdem hat die Wandlung in den Reedereiverhältniſſen zur Abſtoßung vieler älterer Segler und zur Beteiligung des freiwerdenden Kapitals an Hamburger Schiffahrtsunternehmungen geführt. Trotzdem beläuft ſich noch heute die Zahl der in Blankeneſe beheimateten Fahrzeuge auf etwa 140, von denen noch rund ein Drittel in der Hochſeefiſcherei beſchäftigt iſt. In den letzten Jahren haben freilich manche Fiſcher ihre Tätigkeit auf See ganz eingeſtellt, da der ſtarke Fremdenverkehr und die Nachfrage nach Sommerwohnungen für Badegäſte und Kurbedürftige ihnen einen müheloſeren Verdienſt ſichern. Der Verkehr

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

von Ausflüglern und Fremden iſt in **Blankeneſe** derartig, daß an ſchönen Tagen weder die verſchiedenen Dampferlinien noch die Eiſen- und Straßenbahnen zu ſeiner Bewältigung völlig ausreichen. Hauptanziehungspunkte ſind der Süllberg und der Bismarckſtein, die eine Höhe von 85 bezw. 90 Metern haben. Beſonders wird der kegelförmige, mit einem Hotel und Ausſichtsturm gekrönte Süllberg von Touriſten und Fremden ſehr viel beſucht. Der Beſuch iſt aber auch jedem zu empfehlen, da die geringe Mühe des Aufſtiegs durch die Fernſicht reichlich belohnt wird. Von der Plattform des Turmes hat man eine wundervolle Ueberſicht über den Strom mit ſeinen Inſeln und Sandänken, über die hannoverſchen und holſteiniſchen Marſchen; ja man ſieht bei klarem Wetter noch die Türme von Lüneburg und Lübeck. Nicht minder ſchön iſt der Ausblick vom nahe gelegenen Bismarckſtein, an deſſen Fuß ſich eine herrliche Waldſchlucht, das Falkental, zur Elbe hinabzieht. Der Süllberg ſcheint bei unſern heidniſchen Vorfahren als Kult- und Thingſtätte Bedeutung gehabt zu haben, worauf nicht nur verſchiedene Sagen, ſondern auch die in ſeiner unmittelbaren Umgebung bloßgelegten Urnenfriedhöfe hindeuten. Ein wechſelvolles und ſtets reizvolles Bild bietet der Blankeneſer Strand. Im Sommer tummelt ſich auf ihm die wat- und badeluſtige Jugend, die keine Brandungswoge ungenützt und unbejubelt zerrinnen läßt. Mögen auch die Kleider durchnäßt werden, ſo machen doch die gütige Sonne und der warme Sand alles wieder gut, bevor noch die Flut die jubelnde Schar in die Vorgärten, an deren Mauern ſie klatſchend pocht, zurückdrängt. Im Winter aber, wenn der heulende Nordweſt den breiten Strom zu einer Schaummaſſe peitſcht, branden die Wogen ſelbſt über dieſe Vorgärten hinweg bis an den Fuß der Häuſer. Dann gilt es für jung und alt die Boote und das Garteninventar in Schuppen und auch Hausböden zu bergen. Iſt das „loſe Gut" geſichert, ſo mag der Strom toben, der Blankeneſer blickt gleichmütig in das Wüten, denn er weiß, daß ſeiner hochgelegenen Heimat nichts Ernſtliches geſchehen kann. —



Hochſeefiſcherkutter bei Blankeneſe.



Blankeneſe vom Bismarckſtein geſehen.

Zur Reiſezeit: Blankeneſe. Photographien von Hans Breuer, Hamburg.

Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Sterngucker. Roman von Hermine Villinger.

In einem von Freiburg nach dem Oberland abfahrenden Schnellzug ſaß ein wohlgekleideter, fremdländiſch ausſehender Reiſender in einem Abteil zweiter Klaſſe. Er war allein. In ſtummer Verſunkenheit ſah er in den jungen Morgen hinaus. Es war im Spätſommer. Der Fremde kam von jenſeits des Ozeans und fuhr der Heimat zu, dem kleinen Schwarzwalddorf, das er vor mehr als zwanzig Jahren verlaſſen hatte.

Die Großmutter hatte ihn damals fortgeſchickt. Seine Mutter war bei ſeiner Geburt geſtorben. Sein Vater war ein Sterngucker und ebenſo deſſen Bruder. Sie hatten ſich eine Zaunlatte zum Fenſter hinausgenagelt und ſaßen da die ganze Nacht und ſuchten ſich in der Unendlichkeit der Welten zurechtzufinden. Bei Tag lagen ſie über einer alten beſchmutzten Sternkarte. Oder ſie ſchliefen auf der harten Ofenbank und ließen ihr bißchen Feld verkommen und verkümmern. Sie hätten nichts zum Anziehen und nichts zu eſſen gehabt, wenn ihre Mutter, die alte Fromherze, nicht geweſen wäre. Sie war eine große Frau, kerzengerad, mit Gliedern wie von Stahl. Sie ſetzte den Söhnen eine Schüſſel Suppe hin, und während ſie löffelten, ging ſie in ihren ausgetretenen Schlappen rund um den Tiſch herum und ſchalt gewaltig über ihre dreckigen Nichtstuer, die ihrem Herrgott ins Handwerk pfuſchen wollten, und denen ſie gewißlich zum letztenmal eine gute Suppe hinſtelle — holte aus und, auf das redlichſte verteilt, flogen ihnen die Ohrfeigen zu Dutzenden um die Köpfe.

Es waren feine Köpfe, lang und ſchmal, voll dichtem Blondhaar. Ihre Augen, die ſo viel nach den Sternen guckten, hatten mit der Zeit ſelbſt ſolch ein weltfernes Geflimmer angenommen, daß es ausſah, als ob die Schläge der Mutter ihnen nicht einmal zum Bewußtſein kämen.

Der Ältere hatte ſich, weil es die Mutter gewollt, verheiratet, und es ging die Sage im Dorf, ſein junges Weib habe ſich kurz nach der Geburt ihres Kindes aus purer Angſt vor der Schwiegermutter ſchleunigſt aus dem Leben geſtohlen.

Aber den Kleinen zog die harte Frau gewiſſenhaft auf. Er bekam ſatt zu eſſen und auch nicht halb ſoviel Schläge wie Vater und Onkel. „Bubele,“ nannte ſie den Enkel, die einzige Zärtlichkeit, die man je aus ihrem Munde gehört.

Als er neunzehn Jahre zählte und die Magdarbeit, die ihm die Großmutter eingebleut, nicht mehr gutwillig verrichten wollte, ſondern auch das Herumlungern und Sinnieren anfing, ſchrieb die alte Frau den erſten Brief ihres Lebens. An ihren älteſten Sohn ſchrieb ſie, der ausgewandert war und ihr jährlich Geld ſchickte. Das Geld, von dem ſie alle lebten.

Er war Beſitzer einer großen Handelsgärtnerei in New York. Umgehend ſchickte er das Reiſegeld für den Neffen. Auf dem Abſchnitt der Poſtanweiſungskarte ſtanden die wenigen Worte: ‚Er kann zu mir kommen.‘

So ſchritt Vinzenz Fromherz eines Tages in aller Gottesfrüh mit ſeinem kleinen Bündel, das er über der Schulter am Stock trug, zum heimatlichen Dorf hinaus. Es tagte kaum. Vater und Onkel ſaßen noch auf dem Dach. Sie hatten wohl geſchluchzt da oben, als er ſein Adjes hinaufrief, aber ihren Standpunkt verlaſſen, ſolange noch ein Sternlein am Himmel glitzerte, das wäre ihnen nicht eingefallen. Die Großmutter ſtand unter der Türe und drückte dem Enkel die Hand, ſah ihn prüfend an und wiſchte ein paarmal mit der flachen Hand über ſeinen neuen Rock.

„So geh denn, Bubele,“ ſprach ſie in ſeltſam feierlichem Ton, „und halt Deinen Leib heilig wie Deine Seel —“

Er erſchrak — nie noch hatte ſie ſo zu ihm geſprochen — nickte beklommen und ſchritt davon.

In der Nachbarſchaft ſchlief noch alles. Viel Weſens wurde von ſeinem Auswandern nicht gemacht, denn das kleine, kaum dreihundert Einwohner zählende Dorf war ein rechtes Auswanderneſt, das ſich jämmerlich vom Ertrag einiger dürrer Äcker und dem ärmlichen Erzabbau nachbarlicher Hügel ernährte.

⁂

Und jetzt, nach zwanzig Jahren, kehrte Vinzenz Fromherz in die faſt vergeſſene Heimat zurück. Nur einmal hatte er im Laufe der Zeiten eine Nachricht vom Dorf erhalten. Onkel Xaver ſchrieb ihm kurz und bündig: „Lieber Vinzenz, Dein Vater hat das Zeitliche geſegnet, indem die Latte brach und er vom Dache fiel. Ich und die Mutter ſind geſund.“

Das Briefſchreiben war auch nicht Vinzenz' Sache. Er hatte einmal die Anzeige ſeiner Heirat an die Großmutter geſchickt. Sonſt etwas von ſich zu ſchreiben, wie er lebte, wie es ihm ging, wäre ihm nicht eingefallen. Obwohl er ſich in vielem der Neuen Welt hatte anpaſſen und aus ſich herausgehen müſſen, gegen die Seinen war er gewohn-

46. Jahrg. Nr. 44. m.

heitshalber der gefühlsſcheue, in ſich verſchloſſene Schwarzwälder geblieben.

Und nun, nahe den Vierzigern, trieb's ihn heim, ein ganz anderer jetzt als jener dumme Burſche, der er war, voll dumpfer, unklarer Vorſtellungen —

Vinzenz erlebte in Gedanken den Augenblick wieder, als er zum erſtenmal bei ſeinem Onkel eintrat. Er hatte ſich das ſo ganz anders gedacht, ähnlich wie daheim — ein kleines Haus mit dunklem Flur, die Männer hemdsärmelig, irgendein Weib mit blaugewürfelter Schürze. Während der Fahrt hatte er ſich beim Anblick dieſer oder jener Stadt geſagt: ‚So groß könnte auch New York ſein.' —

Dann aber — er rannte wie ein verirrter Hund durch dieſe unendliche Stadt voll des lärmenden Treibens und ſuchte ſich in dem Gewühl von haſtenden Menſchen, Omnibuſſen, Laſtwagen und anderen Gefährten einen Weg zu bahnen. Um ihn her eine Sprache, die er nicht verſtand. Zuweilen ſtreckte er dieſem oder jenem der Vorübereilenden ſeinen Zettel hin mit der Adreſſe ſeines Onkels. Bereitwillig blieb jeder, an den er ſich wandte, ſtehen, zeigte ſich gefällig und ſuchte ſich ihm verſtändlich zu machen.

Es war ſchon ſpät am Nachmittag. Der Magen knurrte ihm, der Schweiß rann ihm von der Stirne. Zuweilen ſtahl ſich ihm eine Träne über die Wange.

Endlich aber war er am Ziel.

In einem grünen Gartenviertel ſtand er und ſah ſich um.

Hier wohnte der Mr. Ch. Fromherz, hatte man ihm geſagt. Aber er wagte es nicht zu glauben, daß ſein Onkel inmitten dieſer herrlichen Gärten, in einem dieſer feinen, weißen, ihm wie Paläſte dünkenden Häuſer wohne.

Indes ein Irrtum war nicht möglich. Der Name Chriſtian Fromherz ſtand auf dem nächſten Schild.

Vinzenz konnte nicht fertig werden, ſeine Stiefel abzuſcheuern. Er nahm ſein Taſchentuch und rieb und wiſchte ſich ſein Geſicht. Er war eben daran, mit dem Stock Rock und Hoſe auszuklopfen, als die Türe aufging.

Ein in Vinzenz' Augen ſehr feiner Herr erſchien, maß den Burſchen mit einem kurzen Blick und fragte ihn in deutſcher Sprache, was er wünſche.

„Ich will zu meinem Onkel, der Fromherz heißt," gab ihm Vinzenz zur Antwort.

Der Mann öffnete eine Zimmertüre. „Hier iſt Mr. Fromherz."

Der Raum war groß und tief. Vinzenz blieb mit angehaltenem Atem dicht bei der Türſchwelle ſtehen und ſah nichts als den Herrn, der an ſeinem Schreibtiſch ſaß und nicht aufblickte. Eine bronzene Standuhr tickte, eine Feder kritzelte. Vinzenz ſtarrte den Schreiber mit Augen an, die ſo ungläubig waren wie die des heiligen Thomas.

Das ſollte ſein Onkel ſein, dieſer feine, magere Herr mit der großen, weißen Glatze und dem ſpärlichen, graumelierten Haar? Bevor er jedoch ſeinem Zweifel Worte geliehen, hatte der Herr den Kopf erhoben.

„Wer ſind Sie — o, Du biſt's — kommſt nur ſo daher, ohne es mich vorher wiſſen zu laſſen — das ſieht Euch ähnlich." Er ſtreckte dem Burſchen die Hand hin.

„Grüß' Gott, Herr Onkel," ſagte Vinzenz.

„Grüß' Gott. Wie geht es meiner Mutter?"

„Sie iſch g'ſund."

„Und die Brüder?"

„Sind halt Sterngucker."

„So ſo —" Mr. Fromherz ließ den Blick nicht von dem Burſchen. Ganz ſo weltfremd wie dieſer, hatte auch er in frühſter Jugend ſeinen Einzug in die Neue Welt gehalten. Nur war er damals der allzu ſtrengen Hand der Mutter heimlich entſchlüpft. An ihrem Enkel aber erkannte er die Hand dieſer Frau wieder, an jedem Kleidungsſtück, das der Burſche trug — Stoffe für die Ewigkeit — und noch immer daſſelbe Muſter des Taſchentuches — rot und blau gewürfelt — Vinzenz hatte es herausgezogen; die eine Ecke war zum Knopf gedreht. Den öffnete er, entnahm ihm einige Gold- und Silberſtücke und legte ſie auf den Tiſch. „Erſpart vom Reiſegeld," ſagte er kurz.

Chriſtian Fromherz nickte. Auch das die Mutter — ehrlich, unbeirrbar ehrlich bis zum letzten Pfennig. Er wollte eben das Geld dem Neffen zurückgeben, da beſann er ſich. „So iſch recht," ſagte er, plötzlich in die Sprache ſeiner Heimat verfallend. „Ich will Dir's aufbewahre. Ehrlichs Geld bringt Sege." Er ſah nach der Uhr. „Nimm ein Bad. Ich werd' Dich hole, wenn's Zeit iſch."

Er drückte auf eine Klingel. Der Mann erſchien, der Vinzenz hereingeführt.

„Weiß," wandte ſich Mr. Fromherz an jenen, ſich der engliſchen Sprache bedienend, „nehmen Sie ſich meines Neffen an."

Weiß öffnete die Türe. Vinzenz folgte ihm eine breite, teppichbelegte Treppe hinauf, wobei ihm plötzlich ſeine derben, nägelbeſchlagenen Stiefel in einem ganz neuen und wenig erfreulichen Licht erſchienen.

Er nahm — zum erſtenmal in ſeinem Leben — ein warmes Bad. Weiß brachte ihm feine Wäſche und ſtädtiſche Kleider. Das dichte, unbändige Haar wurde gewaſchen, geſchnitten und mit großer Mühe einigermaßen der neuen Mode angepaßt.

„Hotzdunner," verwunderte ſich Vinzenz, „Ihr verſteht's aber!"

„Ich war einmal Barbier," gab ihm Weiß, ohne eine Miene zu verziehen, zur Antwort.

Mit den Stiefeln hielt es am ſchwerſten. Eine ganze Anzahl hatte Weiß herbeigeſchleppt, aber alle waren zu klein. Schließlich holte er ſein eigenes Schuhwerk. Ein Paar ſehr ausgetretene Glanzſchuhe hätten allenfalls in der Größe paſſen können, nur über den Reihen waren ſie zu eng.

Weiß trennte eine Naht auf und machte hier ein paar Schnittchen, dort ein paar Stiche.

„Hotzdunner," verwunderte ſich Vinzenz von neuem, „jetzt verſteht Ihr das auch?"

„Ich war einmal Schuſter," gab ihm Weiß mit derſelben Gelaſſenheit zur Antwort.

Im nächſten Augenblick ſaß der Schuh. Freilich, er drückte nicht wenig. Indes Vinzenz fügte ſich ohne Widerrede in die Anordnungen dieſes ausgezeichneten Mannes, der in ſeiner ruhigen, abſoluten Selbſtverſtändlichkeit den Eindruck machte, als ſei es ſein tägliches Geſchäft, ungehobelte Bauernbuben in Stadtherren zu verwandeln.

Endlich aber kam das Beſte. Weiß brachte auf einem Brett eine ſolch anſehnliche Maſſe Sandwiches, daß ſich eine ganze Geſellſchaft, geſchweige ein einzelner daran hätte ſatt eſſen können. Vinzenz vertilgte ſie mühelos allein. Nur als Weiß ihm eine Taſſe Tee einſchenken wollte, wurde er widerhaarig, indem er erklärte: „Bin nit krank."

Mr. Fromherz kam, ſeinen Neffen zu Tiſch zu holen.

Dieſes Mittageſſen war das quälendſte Erlebnis ſeines damaligen noch ſo jungen Lebens geweſen.

Mrs. Fromherz, ‚verw. von Langen, geb. von Greifenſtein' — war eine Deutſche. Stark, hochgewachſen, die noch ſchönen Züge ein wenig verſchwommen. Die Haare an den Schläfen leiſe ergraut. Sie begrüßte den Neffen ihres Mannes mit großer Liebenswürdigkeit, indem ſie ihm ihre weiße, mit funkelnden Ringen geſchmückte Rechte entgegenſtreckte.

Vinzenz ſchüttelte ſie nach Bauernart, und Mrs. Fromherz verbarg den kleinen Schmerzensſchrei, den ſie auf den Lippen hatte, hinter einem leichten Hüſteln.

Sie hätte ſich ſicher nicht ſo leicht in das Zuſammenſein mit einem ſo ungehobelten Bauernjungen gefunden, wenn Kurt, ihr Sohn aus erſter Ehe, nicht ſofort den größten Gefallen an dem neuen Vetter gefunden hätte.

„Hallo," begrüßte er dieſen, „Du biſt ja ein prachtvoller Kerl — die richtige Schwarzwaldtanne — willkommen in der Neuen Welt — he, Kät — wo biſt Du?"

Ein überſchlankes Weſen, weiß gekleidet, mit ſtarkem, nußbraunem Haar, kam mit ſchnellen, lautloſen Schritten aus dem Nebenzimmer und ſchüttelte dem neuen Familienmitglied die Hand. Sie begrüßte ganz ebenſo Mr. und Mrs. Fromherz und wandte dann ihre Aufmerkſamkeit den mit Roſen gefüllten Vaſen zu. Mit einem energiſchen Griff ihrer kleinen, ſehnigen Knabenhand fuhr ſie bald hier, bald dort in die Blumen, ſo daß die Sträuße ſofort ein anderes Ausſehen gewannen.

Man nahm bei Tiſche Platz. Ein Diener erſchien in ſchwarzem Rock mit weißer Halsbinde. Als er die Suppe in weißen Handſchuhen ſervierte, erſchien das Vinzenz ſo über alle Begriffe komiſch, daß er ſich völlig vergaß und in lautes Lachen ausbrach. Der tadelnde Blick der Dame des Hauſes erſchreckte ihn aber ſo, daß er am liebſten unter dem Tiſch verſchwunden wäre.

Kurt hielt ihm das volle Glas hin: „Vetterchen, es lebe Deutſchland, wo ſo brave Kerle wachſen!“

Aufatmend ſtürzte Vinzenz ſein Glas goldſchimmernden Weins hinunter. Er mundete ihm ſehr. Großmutter hatte ihm nur dann und wann, an hohen Feiertagen, ein Glas Apfelmoſt geſtattet. Nun trank er mit Luſt ein Glas nach dem anderen.

Die Tiſchgenoſſen ignorierten mit großer Befliſſenheit die ſchlechten Manieren des Bauernſohnes.

Man nahm im Nebenzimmer den Kaffee. Sofort hatte Vinzenz ſein feines Mokkatäßchen zwiſchen den ungelenken Fingern zerdrückt. Zu ſeinem Erſtaunen kümmerte ſich niemand darum.

Er wurde immer munterer, aufgeräumter.

Er ſpürte den Wein. Unabläſſig hingen ſeine Augen an dem ſchönen, heiteren, ſich ſo leicht und ſicher bewegenden Vetter Kurt. Wie er ſeine Zigarette anſteckte, die Beine übereinanderſchlug. Vinzenz überkam plötzlich eine Sehnſucht, es ihm gleichzutun. Aber was war das, woher kam dieſe Schwere in ſeinen Gliedern, daß es ihn dünkte, als ſeien ſie von Blei — da merkte er plötzlich, die Schuhe waren's, die Schuhe drückten ihn ſo gräßlich, daß er ſich nicht zu rühren vermochte. Er bückte ſich und ſtreifte ſie heimlich von den Füßen, die er dann ſchnell unter ſeinem Fauteuil zu verbergen ſuchte.

Mrs. Fromherz war ſprachlos. Mr. Fromherz aber brach in ein ſo herzliches Gelächter aus, daß ſich aller Augen verwundert auf ihn richteten, als erinnere ſich niemand, den Hausherrn jemals ſo lachen gehört zu haben.

* * *

Eines Tages trug Vinzenz einen weißen Nankinganzug und einen großen Panamahut. Er ſtand im Garten, die Hände in den Taſchen, und ſtaunte.

Welch ein Garten war das — ein unabſehbares Feld von Roſen — hochſtämmige Roſenbäume, Rabatten von Roſen, Hängeroſen, die an den Gewächshäuſern emporſtrebten längs der Gartenmauern — ein Glashaus am anderen. Und zwiſchen dieſen in allen Farben leuchtenden Roſen eine Unmaſſe von Arbeitern in weißen Kitteln und breiten Hüten — Arbeit, Leben, Bewegung, wo das Auge hinſah.

Weiß führte das Kommando. Seine im Haus ſo leiſe, faſt verſchleierte Stimme hatte hier draußen einen durchdringenden, ſcharfen Ton.

Vinzenz, der zuweilen bei Feldübungen in der Nähe ſeines Dorfes die Soldaten hatte manövrieren und marſchieren ſehen, wandte ſich an Weiß: „Hotzdunner, Ihr könnt's ja wie ein Unteroffizier.“

„War auch einmal einer,“ bekam er zur Antwort.

Täglich ſah Vinzenz die hagere, etwas vornübergebeugte Geſtalt ſeines Onkels im Garten auftauchen. Langſam, wie in Gedanken verſunken, näherte Mr. Fromherz ſich einem großmächtigen Rundbeet inmitten des Gartens, dem Roſarium. Viele Tauſende von Roſen prangten hier in unbeſchreiblicher Schönheit und Vollendung. Den Mittelpunkt bildete eine Art Laube, mit Kletterroſen bekleidet. Daran ſchloſſen ſich hochſtämmige Roſen, mit Buſchroſen unterpflanzt, um dieſe wieder mit Strauchroſen bepflanzte Rabatten. Eine ſcharlachrote Sorte füllte ein Beet, eine weiße ein anderes. Der Farbenkontraſt war unvergleichlich. Zwiſchen den Rabatten zogen ſich Wege, von einem Ende des Roſariums zum anderen. In dieſen Wegen pflegte Mr. Fromherz auf Stunden zu verſchwinden. Hier machte er ſeine Studien.

Vinzenz ſollte bald einen Begriff von der Wichtigkeit einer Roſenausſtellung bekommen.

Sie war in Sicht, und Mr. Fromherz ſowie Weiß ſchienen ſich von den zur Ausſtellung beſtimmten Roſen nicht mehr trennen zu können. Immerzu machten ſie ſich mit ihnen zu ſchaffen, um jeder Gefahr, jeder Beſchädigung durch Inſekten vorzubeugen. Als kurz vor der Ausſtellung eine brennende Hitze kam, eilten flugs die Arbeiter herbei, beſchatteten die Roſen mit Tüchern und begoſſen die Erde mit Waſſer.

Am Tage der Ausſtellung war Mr. Fromherz ſchon des Morgens vor Sonnenaufgang mit Weiß bei der Arbeit. Mr. Fromherz ſchnitt die Roſen ſelbſt ab. Beinahe feierlich war die Gebärde, mit der er das Meſſer an ſeine Auserwählten legte, die nie ſo holdſelig ausgeſehen als jetzt, da ſie eben die Köpfchen hoben, dem erſten Sonnenkuß entgegen.

Weiß wickelte die Roſen in Seidenpapier. Das Stielende wurde in feuchtes Moos geſteckt, und Mr. Fromherz legte ſeine Lieblinge in die aus Tannenholz angefertigten Käſtchen, die Zwiſchenräume mit Watte ausfüllend.

Er war ein anderer hier als im Kreiſe ſeiner Familie. Inmitten ſeiner Roſen klang ſeine Stimme weich, und ſeine kühlen Augen glänzten. Auch konnte er über das Verſehen eines ihm helfenden Arbeiters, über ein falſches Verſtehen, eine zögernde Gebärde, in einen Zorn geraten, der dem ſeiner bäueriſch zuſchlagenden Mutter in nichts nachſtand.

Für Vinzenz war dieſes Haſten und Mühen um der Roſen willen einſtweilen noch unverſtändlich. Das Heimweh nagte an ſeiner Seele. Er kam ſich unſagbar verlaſſen vor. Da alles, was er ſagte, entweder ein mitleidiges Lächeln oder ein lautes Gelächter hervorrief, wagte er kaum mehr den Mund aufzutun.

Nur Vetter Kurts Lachen hatte nichts Beleidigendes für ihn. Allein nicht um die Welt hätte Vinzenz eine zweite Einladung in deſſen Haus angenommen.

Viel zu früh an der Zeit, in einem entſetzlich ſteifen Stehkragen, war er in der Villa des jungen Paares erſchienen. Lächelnd wies ihn der Diener einſtweilen in die Bibliothek. Ganz ſchwül war es Vinzenz geworden beim Anblick dieſer Unmenge von Büchern auf den Regalen längs der Wände. Inmitten des tiefen, von vielen Lüſtern hell erleuchteten Raumes lag Mrs. Langen auf einem Ruhebett und rauchte und las. Sie nickte Vinzenz zu, wies mit der Hand auf einen Fauteuil und ſchob ihm einige Zeitungen hin.

Über eine halbe Stunde mußte er ſtill ſitzen und leſen. Da ihn einſtweilen noch wenig von all den Dingen, die ſich in New York zutrugen, intereſſierte, langweilte er ſich ſträflich. Die Schachtel mit Zigaretten auf dem Tiſch wagte er nicht anzurühren. Ganz heimlich ſteckte er ſich eine der Zigarren an, die er bei ſich trug. Er hatte kaum einige Züge getan, als Kät aufſprang, ſämtliche Fenſter aufriß und den Vetter erſuchte, ſich im Garten zu lüften.

Einige amerikaniſche Familien fanden ſich zu Tiſche ein. Die Damen alle jung, ſchlank, bleich. Die Herren, von denen einer wie der andere ausſah, abgeſpannt, teilnahmslos, miſchten ſich ſelten in die Unterhaltung. Auch Kurt, der am elterlichen Tiſch vor Lebendigkeit ſprühte, war hier ſtumm und ſah genau ſo gelangweilt aus wie die übrigen Herren. Erſt ſpäter beim Kaffee wurden dieſe lebendig. Lebhafte Erörterungen fanden ſtatt, teils geſchäftlicher, teils politiſcher Art. Vinzenz verſtand wenig oder nichts von dieſen Geſprächen, wie er auch den Unterhaltungen der Damen bei Tiſch nicht zu folgen vermochte.

Vinzenz, um den ſich keine Seele kümmerte, kam mit ſich überein, daß er an Mrs. Langens Tiſch noch weniger paſſe als an den der Mrs. Fromherz, die ſofort, wie ein

Fiſchlein im Waſſer, in ihrer Vergangenheit herumplätſcherte, ſobald Mr. Fromherz vom Tiſch aufgeſtanden war. Ihre Stimme hatte zwar etwas unendlich Eintöniges, und ſie ſagte eigentlich immer das gleiche. Aber ſie ſprach von ihrer Heimat, und das war auch die ſeine.

Sie hatte ſich ſo viele Feinde gemacht durch ihr ewiges Nörgeln an den Amerikanern, die ſie nüchterne Verſtandesmenſchen nannte, ohne feinere Kultur, daß ſie, froh in Vinzenz einen andächtigen Zuhörer zu finden, auf Augenblicke vergaß, daß er nur ein blöder Bauernjunge war.

„Mein armer lieber Mann,“ erzählte ſie ihm, „Herr von Langen, ging an dieſem abſcheulichen Amerika zugrunde. Der Kampf ums Daſein fordert rohere Kräfte in dieſem Land, als ein fein organiſierter Menſch ſie zu beſitzen pflegt. Er lebte noch, es wäre alles anders geworden, wenn ſich nicht gewiſſe Angehörige meiner Familie geweigert hätten, ihm damals aus einer peinlichen Lage zu helfen. Sie haben es nicht getan, alſo ſind ſie ſchuld an ſeinem Tod. Ich konnte mich deshalb nicht entſchließen, in die Heimat zurückzukehren. Aber ich habe alles getan, um bei meinem Sohn jene Eigenſchaften zu erhalten, die Herrn von Langen ſo ſehr auszeichneten. Ich habe außer ihm keinen Menſchen zu Pferd ſitzen ſehen wie Kurt. Und ganz wie ſein Vater bewegt er ſich im Salon. Unvergleichlich, ſeine Liebenswürdigkeit, ſeine Courtoiſie! Und ſeine göttliche Verachtung des Geldes! Daß er eine Millionärin heimgeführt hat, geſchah nur, um ſich von der Abhängigkeit ſeines Stiefvaters frei zu machen. Mr. Fromherz hat keine Ahnung davon, was ein flotter junger Mann ſich ſelbſt ſchuldig iſt. Mr. Fromherz iſt geizig, engherzig, hart. Das Los aller, die aus engen Verhältniſſen ſtammen. Sie haben keinen anderen Gedanken als Geld zu verdienen. Meine Schwiegertochter iſt das Kind eines ſolchen Geldmenſchen. Mein armer Junge weiß nichts von einem gemütlichen Heim. Für Frau von Langen gibt es nur Sport und Bücher. Nicht eine halbe Stunde bleibt für die Schwiegermama übrig —“ Mrs. Fromherz brach in Tränen aus. „Wiſſen Sie, was Heimweh iſt, junger Mann? Haben Sie eine Ahnung, wie ſchwer es auf einem laſten kann, fern von der Heimat leben zu müſſen?“

Ob er eine Ahnung hatte! Lag's ihm nicht immerzu auf der Bruſt wie ein Zentner und ſtieg herauf bis in den Hals, daß es ihn preßte und würgte? Er wollte ſprechen, er ſchluckte und ſtöhnte — vergeblich — er brachte kein Wort heraus. Im nächſten Augenblick brach's los mit elementarer Gewalt. Er weinte und ſchluchzte wie ein Kind.

Als er wieder aufblickte, war Mrs. Fromherz verſchwunden. Sie hatte das große Kind nicht an ihr Herz genommen. Sie, die noch eben von dem Schmerz ihres eigenen Heimwehs geſprochen, verſtand dieſen ſich rückhaltlos äußernden Schmerz nicht —

So mit der Zeit wußte Vinzenz: er war allein. Seine Sehnſucht, einmal von daheim zu reden, blieb ohne Echo. Beſonders ſchmerzlich, daß er nicht von der Großmutter erzählen durfte, von ihrer Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Wie anders das war daheim als hier, wo ſich keiner um den anderen kümmerte. Zur Großmutter kamen ſie alle, die Weiber im Dorfe, wenn ein Kind krank war, wenn ein Menſch im Sterben lag. Sie kamen auch, um über ihre Männer zu klagen. Und die Großmutter brachte ſelbſt die Schlimmſten wieder auf den rechten Weg, wenn's auch durch Prügel geſchehen mußte. Kein Menſch aber wäre jemals der alten Fromherze grob begegnet. So hoch ſtand ſie im Anſehen.

Und hier! Alles nahm man in dieſem Lande gelaſſen hin, ſelbſt die größten Schlechtigkeiten. Es geſchah eines Abends, daß Vinzenz Weiß auf der Gartenmauer kauernd fand, wo er hinter dem mit Hängeroſen überwucherten Staket auf die Straße hinaus lauſchte. Als er herunter kam, ſagte er Vinzenz, daß er Diebe belauſche.

„Es iſt ein Schuppen da hinten, ein beliebter Schlupfwinkel für liederliches Volk. Aber ich bin mit ihren Schlichen nicht weniger vertraut als ſie ſelber.“

„Sie können doch nicht auch Dieb geweſen ſein?“ rief Vinzenz halb lachend, halb entſetzt aus.

„Wer weiß,“ gab ihm Weiß gleichmütig zur Antwort.

Vinzenz blickte ihm nach. Hatte ihn der Menſch zum beſten? Und doch, dieſer Weiß, mit ſeinem kalten, unbeweglichen Geſicht, der ſollte ſpaßen?

Einmal in ſeinem Leben — Vinzenz war noch ein kleiner Bub — hatte ihn die Großmutter während einer fürchterlichen Prozedur, die ſie an ihm vollzog, Dieb genannt, weil er ein paar Äpfel von einem Baum in ihrem Garten gebrochen.

Am folgenden Morgen, als er den weißen Panamahut des Onkels aus dem Roſarium ragen ſah, ließ er ſeine Arbeit im Stich und eilte dem ſtill dahin Wandelnden nach.

„Onkel,“ redete er ihn ohne Umſchweife an, „glaubt Ihr, daß Mr. Weiß ein Dieb war?“

Der Angeredete blickte von ſeinen Roſen auf. „Wie kommſt Du auf dieſe Frage?“

Vinzenz erzählte den Hergang der Sache und wie Weiß die Frage offen gelaſſen.

„Es kann ja ſein,“ meinte Mr. Fromherz in gleichgültigem Tone.

„Aber Onkel,“ ereiferte ſich Vinzenz, „ſo einen dürft Ihr doch nicht um Euch haben!“

„Dummer Kerl,“ ſagte Mr. Fromherz, „Weiß iſt mir ſeit beinah zwanzig Jahren ein treuer Gehilfe. Was er früher getrieben hat, iſt mir vollkommen gleichgültig.“

„Wenn das die Großmutter wüßt,“ ſtotterte Vinzenz.

In Mr. Fromherz' kühlen Augen ſtieg plötzlich ein Lichtlein auf: „Steht der alt irde Krug mit den blaue Ränder noch auf der Kommod, an der Türe?“

„Freili,“ nickte Vinzenz, glückſelig, die heimatlichen Laute zu hören.

„Den hab ich einmal austrunke,“ fuhr der Onkel zu ſprechen fort, „d' Mutter hat ihn grad friſch mit Moſcht g'füllt g'habt. Da hat ſie mich ſo g'haue, daß ich am andre Morge auf und davon bin. Der Krug war mei Glück, ſonſt ſäß ich noch daheim und bekäm Schläg wie die Brüder.“

„Jo jo, 's könnt ſchon ſi. — Aber wenn Ihr jetzt ſo viel Geld habt,“ ſetzte er plötzlich wie zögernd hinzu, „warum ſeid Ihr auch ſo geizig, Onkel?“

„Wer ſagt das?“

„Eure Frau.“

Mr. Fromherz' Augen blickten wieder kalt.

„Ja, ja, die wollen nur — die wollen immer. Ich vergeude nicht, nein. Die Kraft und der Schweiß meiner Jugend klebt an meiner Arbeit. Ich kam ärmer herüber als Du. Ich habe mich durchgekämpft, durchgerungen, durchgebiſſen. War Laſtträger, Schweinehirt, Laufburſche. Bis ich zu einem Gärtner kam. Da ging mir ein Licht auf.“

Seine Augen richteten ſich auf die Roſenfelder, durch die er langſam ſchritt, ſeine Hände fuhren wie liebkoſend über dieſe herrlichen Kinder ſeiner Mühen hin, ganz zart, ohne ſie zu berühren.

„Onkel,“ ſagte Vinzenz nach einigem Schweigen, „Ihr ſeid auch ein Sterngucker. Nur ſind's Blumen.“

Mr. Fromherz ſah überraſcht auf. „Biſch, ſcheint's, nit ſo dumm, wie Du ausſchauſt —“

„Daheim bin ich nit dumm g'weſe,“ meinte Vinzenz, „aber hier komm ich mir bald ſelber wie ein Dummkopf vor.“

Der Onkel nickte. „Dir iſt halt 's Gemüt im Weg. Dafür iſt hier kein Verſtändnis. Gegenwärtigkeit iſt alles. Halte Dich an Weiß. Einen beſſeren Lehrmeiſter kann ich Dir nicht geben.“

„Ich mag ihn aber nit,“ ſtieß Vinzenz hervor.

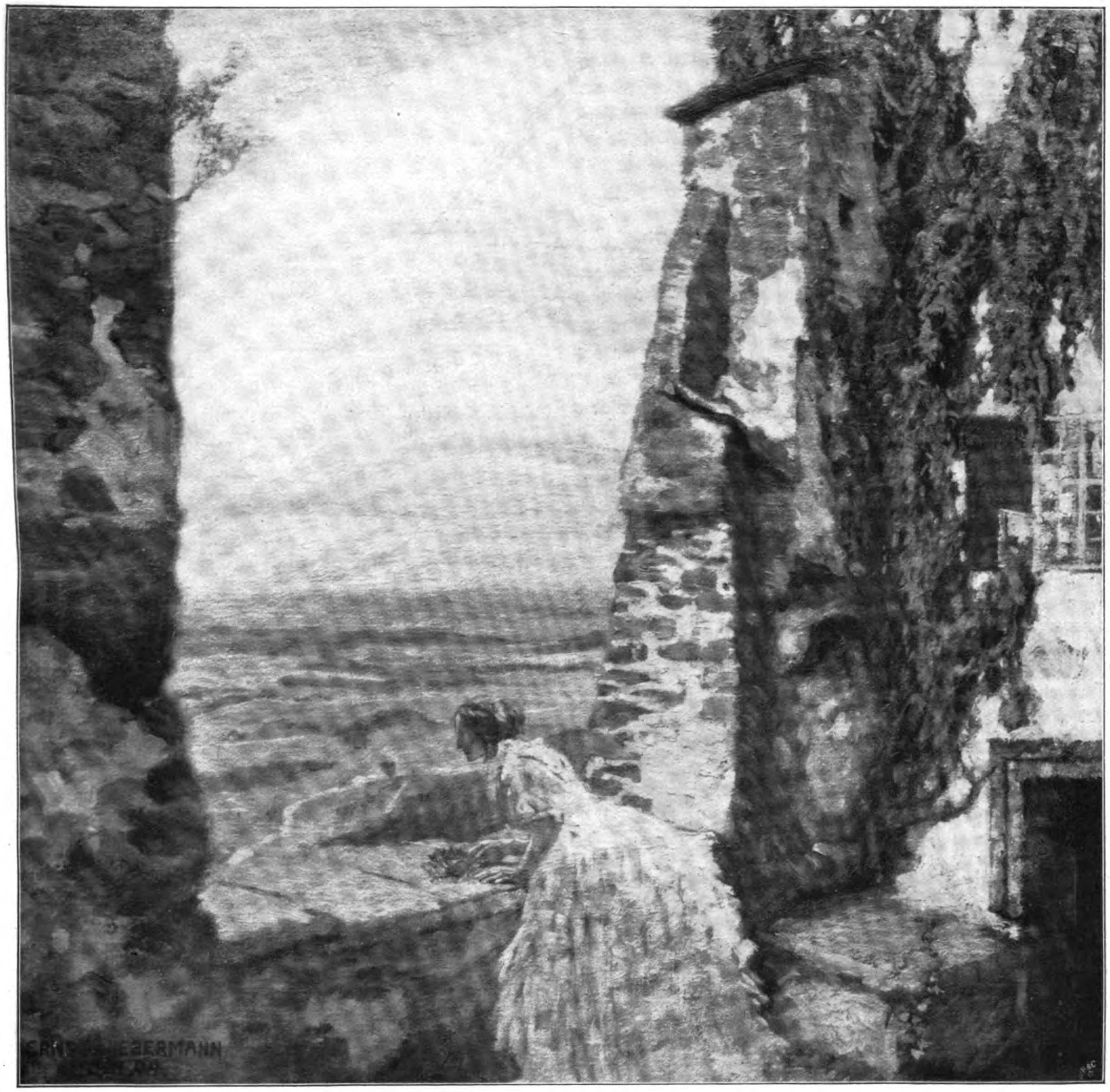
„Biſch doch Deine ganze Großmutter,“ fuhr Mr. Fromherz auf. „Haſch ihre Knoche und ihren Starrſinn. So kommſch nit weiter, dummer Kerli, einfältiger —“

Vinzenz ſtrahlte mit dem ganzen Geſicht.

„Wenn Ihr badiſch redet, Onkel, do ſpür ich allemol d' Verwandtſchaft; ſchimpfet nur —“

Mr. Fromherz lachte.

„Ich will Dir was ſagen: ohne Weiß könnt ich's überhaupt nicht machen. Die Gegenwärtigkeit, von der ich Dir ſprach, ich ſelbſt hab ſie nicht erlangt. Uns Fromherze fehlt der praktiſche Sinn. Wir ſind langſame Leut. Bevor ich mit dem Überlegen fertig bin, hat der Amerikaner längſt gehandelt. Da hab ich bald gemerkt — zieh Dich zurück und ſchweig, wenn Du nicht um Dein Anſehen kommen willſt. Ich möcht aber, daß Du's anders machſt. Alſo lern bei Weiß. Erſt durch ihn kam mein Geſchäft empor. Mancher hat ſich hier als Lump durchgebiſſen und iſt jetzt ein achtbarer Mann. Dein Herr Onkel, wie er da ſteht, hat auch einmal auf dem Fleiſchmarkt ein Dutzend Würſte ſich ungerechterweiſe angeeignet. Man muß den Hunger kennen, Alterle, dann begreift man vieles. Weiß iſt ein organiſatoriſches Genie. Nur ein Züchter iſt er nicht. Er kann eine Roſe behandeln, aber nicht veredeln. Darum kann er mich ſo wenig miſſen wie ich ihn. Merke Dir: der beſte Kitt — einander nicht miſſen können. Sich unentbehrlich machen. Darauf läuft alles hinaus."



Ein Blick ins Land. Gemälde von Ernſt Liebermann.

Sie gingen zwiſchen den Roſenrabatten dahin, Mr. Fromherz voraus. Von Zeit zu Zeit bückte er ſich, um dieſer oder jener Blume aus einer mißlichen Lage zu helfen, indem er einen groben Käfer aus ihrem Kelch entfernte oder dem Blätterwerk wehrte, das ein Röslein zu erſticken drohte.

Wenn er dann aufblickend ſeinen Neffen gewahrte, fiel ihm das früher Geſagte wieder ein, und er fuhr in ſeiner langſamen Weiſe zu ſprechen fort: „Aus meiner harten Jugendzeit iſt mir ein Andenken geblieben, ein Magenleiden. Es ſtand ſchon ſchlimm damit. Einmal hatte ich ein Gefühl des Hinſchwindens, dem ich mich machtlos überließ. Da ſchrie mir Weißens harte, laute Stimme ins Ohr: ‚Mr. Fromherz, Sie dürfen noch nicht ſterben. Wir brauchen neue Roſen. Die Ausſtellung iſt vor der Tür.' Ich riß die Augen auf und blieb dem Leben." Eine Pauſe entſtand.

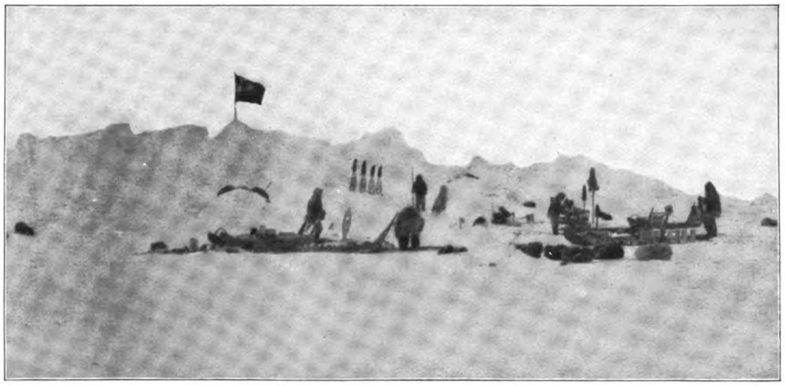
„Und dann, Onkel?" fragte Vinzenz.

Mr. Fromherz wandte ſich ärgerlich nach ihm um: „Biſch noch nit zufriede? — So lang hab ich ſeit Jahren nit geredet! — Mach, daß Du weiterkommſch und werd geſcheit!"

(Fortſetzung folgt.)

Die Entdeckung des Nordpols. Von Robert E. Peary. (Schluß.)

Der Marſch am 31. März ſollte Bartletts letzter ſein, ehe er umkehrte. Es ging ſich ganz gut, aber das Wetter war dick. Ein ſtarker nördlicher und nordweſtlicher Wind blies uns ſchneidend gerade ins Geſicht, und die Temperatur war etwa — 35° C. Während der paar letzten Kilometer ging ich neben Bartlett an der Spitze. Er wäre gar zu gern weiter mit gegangen — aber das zwiſchen uns vereinbarte Programm beſagte für ihn, daß er von hier als Führer der vierten Hilfsabteilung zurückgehen müſſe. Er hatte ja auch nicht genug Nahrungsmittel, um die Hauptabteilung vermehren zu dürfen. Er und ſeine zwei Eskimos nebſt den Hundegeſpannen würden zwiſchen hier und dem Pol auf dem Hin- und Rückwege ſoviel Nahrungsmittel gebraucht haben, daß wir alle hätten verhungern müſſen, ehe wir wieder hätten an Land kommen können.



Das letzte Lager (Camp Morris K. Jeſup) am Pol.

Als wir das Lager vorbereiteten, kam die Sonne heraus, und es hatte den Anſchein, als würden wir am nächſten Tage klares Wetter haben für Bartletts Meridian-Beobachtung an ſeinem äußerſten Nordpunkte.

Nach einem vierſtündigen Schlaf weckte ich um fünf Uhr morgens. Der Wind hatte die ganze Nacht ſtark aus Norden geweht und tat es noch.

Nach dem Frühſtück machte Bartlett noch ſchnell einen Vorſtoß von 8 oder 9 Kilometer nach Norden, um ganz ſicher den 88. Breitengrad zu erreichen.

Während er fort war, ſuchte ich aus den Geſpannen der von ihm geführten vierten Hilfsabteilung die beſten Hunde aus und erſetzte ſie durch die weniger guten aus den Geſpannen der Hauptabteilung.

Bei Bartletts Rückkehr bauten die Eskimos den üblichen Windſchutz, und der Kapitän führte ſeine Beobachtung aus: Er fand 87° 46′ 49″. Natürlich war er recht enttäuſcht, daß er trotz des 8 Kilometer-Marſches am Morgen doch noch nicht am 88. Breitengrade angelangt war. Er verdankte dies dem Nordſturm der letzten zwei Tage. Wir waren freilich gegen 20 Kilometer mehr marſchiert, als in den letzten fünf Tagen, aber wir hatten ſie alle verloren durch das Treiben des jungen Eiſes, das uns immer weiter nach Süden geführt hatte.

Die vier Eskimos, die Peary zum Nordpol begleitet haben.

Als die Berechnungen abgeſchloſſen waren, wurden zwei Abſchriften davon genommen, eine für Bartlett und eine für mich. Darauf machte er ſich fertig, die Rückreiſe nach dem Süden anzutreten. Es tat mir ſehr leid, als ich Bartletts breite Schultern hinter den Eisblöcken der weißen glänzenden Einöde nach Süden zu verſchwinden ſah. Aber ich drehte mich ſchnell um und richtete meine Aufmerkſamkeit auf die Arbeit, die vor uns lag.

Die Hauptabteilung beſtand jetzt aus meinen Leuten und denen Henſons. Meine Eskimos waren Si-glu und E-tſching-wäh, die Henſons hießen U-täh und U-qui-äh. Wir hatten fünf Schlitten und fünfzig Hunde, die beſten von den 150, mit denen wir vom Schiff aufgebrochen waren.

Nahm ich Bartletts Berechnung als richtig an, ſo hatten wir jetzt noch 265 Kilometer bis zum Pol.

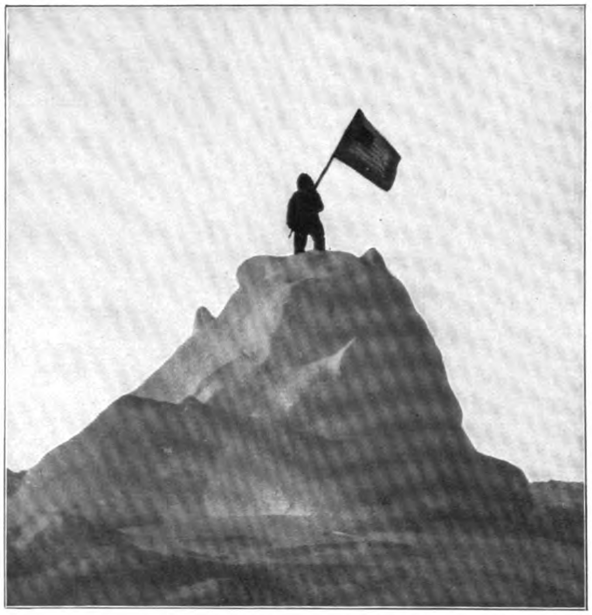
Meine Hunde waren zum größten Teil mächtige Rüden, hart wie Stahl, in guter Verfaſſung, aber ohne ein Lot überflüſſiges Fett; außerdem waren ſie gerade ſo wie die Leute in beſter Stimmung. Infolge des vielen Hundefutters, mit dem wir das Land verlaſſen hatten, der Schnelligkeit, mit der wir reiſten, und dem Fehlen jedes längeren Aufenthaltes nördlich von der „Großen Gaſſe“, hatte ich meinen Hunden beträchtlich mehr als die gewöhnliche Ration geben können. Auch die Schlitten waren in gutem Zuſtande.

Meinen Spezialſchlitten, der Morris K. Jeſup genannt wurde, führte E-tſching-wäh. Mitten in dieſem Schlitten lag mein Inſtrumentenkaſten, ſorgfältig auf den Reſervekleidern gelagert, um ihn vor Stößen oder Beſchädigungen zu beſchützen. Dieſer Kaſten enthielt den Sextanten, einen künſtlichen Horizont, Queckſilber, Reſerve-Kompaſſe und -Thermometer, Leſeglas, photographiſche Negative und Medikamente. In Segeltuchtaſchen befanden ſich meine Kamera, mein Aluminium-Fernglas, meine Notizbücher und Bleiſtifte und ſelbſtregiſtrierenden Minimum-Thermometer. Dieſe letzteren befanden ſich in einem Futteral aus Schafsfell mit der Wolle nach innen, um bei rauhem Wege die Stöße aufzufangen. Mein Brennmaterial und meine Nahrungsmittel reichten für vierzig Tage, und wenn ich nach und nach Hunde ſchlachtete, konnte es auch für 50 Tage oder noch mehr reichen.

Kurz nach Mitternacht am Morgen des 2. April machte ich mich nach wenigen Stunden eines geſunden und erfriſchenden Schlafes und nach einem herzhaften Frühſtück auf, um die Wegſpur nach dem Norden zu brechen. Den andern überließ ich es, zu packen und mir zu folgen. Es marſchierte ſich an dem Morgen bei klarem Himmel und Sonnenſchein gut; die Temperatur war — 32° C. Die Eisfelder waren groß und alle hart und eben; einzelne Stellen ſtrahlten in Saphirblau. Es ſind dies die Stellen, wo im vorigen Sommer ſich Teiche von Schmelzwaſſer gebildet hatten. Obgleich die hier vorkommenden Preſſungsgrate ungewöhnlich hoch waren, einige wohl 15 Meter, ſo waren ſie doch nicht beſonders ſchwer zu überwinden. Teils waren Klüfte vorhanden, teils hatten ſich auch hohe Schneewehen darüber gelegt. Das glänzende Sonnenlicht, der gute Weg — wenn wir von den Preſſungsgraten abſehen —, das Bewußtſein, daß wir jetzt am letzten Teil unſerer Reiſe angekommen waren und die Freude, daß ich nun wieder an der Spitze der Expedition ging, belebten mich wie Wein. Nach einigen Stunden holten mich die Schlitten ein. Die Hunde waren an jenem Morgen ſo lebendig, daß ich mich oft auf den Schlitten ſetzen oder aber laufen mußte, um mit ihnen mitzukommen. Unſer Weg ging faſt ſchnurgerade nach Norden über ein Eisfeld nach dem andern und einen Preſſungsgrat nach dem andern. Als wir endlich anhielten, um hinter einem mächtigen Preſſungs-

Copyright, 1910, in the U. S. A. and all other countries where copyright is granted by Robert E. Peary. All rights reserved.

grat unſer Lager aufzuſchlagen, ſchien es faſt, als ob die Sonne, die nach und nach höher ſtieg, etwas wärmte. Als wir ſo dahin gezogen waren, kreiſte der Mond am Himmel gerade gegenüber von der Sonne, eine ſilberne Scheibe gegenüber einer goldenen Scheibe.

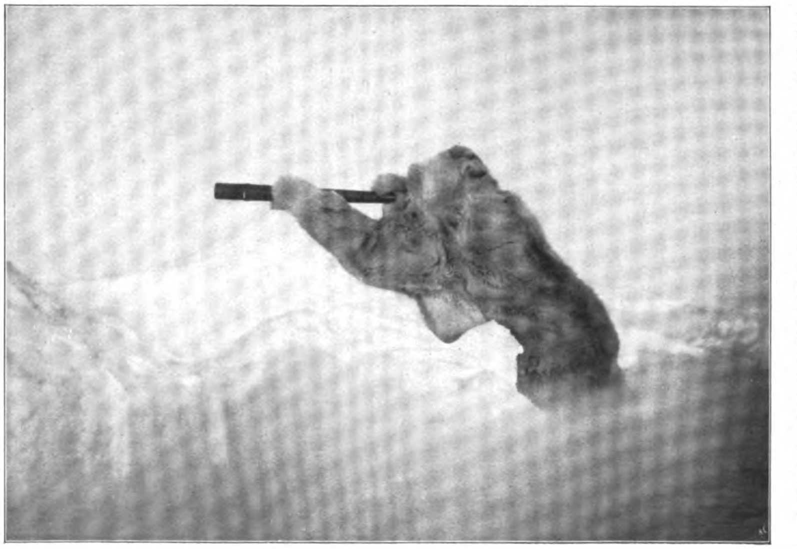


Das Sternenbanner am Nordpol.

Als wir früh am Morgen des 3. April nach wenigen Stunden Schlafes erwachten, war das Wetter noch klar und ruhig, aber am Anfang dieſes Marſches gab es etwas rauhes Eis, und wir mußten die Eispickel tüchtig gebrauchen. Dies hielt uns ein wenig auf, aber ſobald wir auf ebene alte Eisfelder kamen, gaben wir uns Mühe, die verlorene Zeit wieder einzubringen.

Meine Eskimos wurden mit jedem neuen Tage trotz der Ermüdung der langen Märſche immer eifriger und intereſſierter. Sobald wir nach dem Marſch haltmachten, kletterten ſie auf hohe Felsblöcke und blickten ſcharf nach Norden, ob der Pol noch nicht in Sicht wäre. Es war ihnen nun aber gewiß, daß wir hinkommen würden.

Am 4. April brachen wir nach wenigen Stunden Schlafes um Mitternacht auf. Wetter und Weg waren noch beſſer als am Tage vorher. Doch erlitt ich einen kleinen Unglücksfall, da eine Schlittenkufe über meinen rechten Fuß ging, als ich neben dem Hundegeſpann einherrannte. Glücklicherweiſe war aber die Verletzung nicht ſo groß, daß ſie mich am Gehen gehindert hätte. Wir marſchierten zehn Stunden, ohne anzuhalten, und machten, wie ich ſicher fühlte, 48 Kilometer. Gegen Ende des Marſches kam ich zu einer Gaſſe, die ſich gerade öffnete. Sie lag quer über unſeren Weg und war 9 Meter breit. Aber einige hundert Meter weiter nach Oſten ſchien es möglich, ſie zu überſchreiten, da ſie ſich hier in mehrere ſchmale Arme teilte. Ich ſignaliſierte den Schlitten, ſie ſollten ſich beeilen. Dann rannte ich zu jener Stelle und hatte Zeit, einen Weg über die in Bewegung befindlichen Eisſchollen zu bahnen und den Geſpannen beim Überſetzen beizuſtehen. Dieſer Übergang wurde ſo bewirkt, daß ich von einer Scholle auf die andere ſprang, den Weg mit dem Eispickel bahnte und dafür ſorgte, daß die Scholle nicht unter dem Gewicht der Hunde und Schlitten kenterte.



Peary hält am Nordpol Ausſchau nach Land.

Vielleicht 1 ½ Kilometer hinter dieſer Gaſſe brach das Eis, als ich eine breite Spalte überſprang, und ich fiel faſt bis zu den Hüften ins Waſſer. Am Ende dieſes Marſches waren wir ganz erſchöpft. Aber wir waren befriedigt über unſere Fortſchritte, denn wir waren nun jenſeit des 89. Breitengrades, und ich ſchrieb in mein Tagebuch: „Hätte ich doch noch drei Tage dieſes Wetter!“

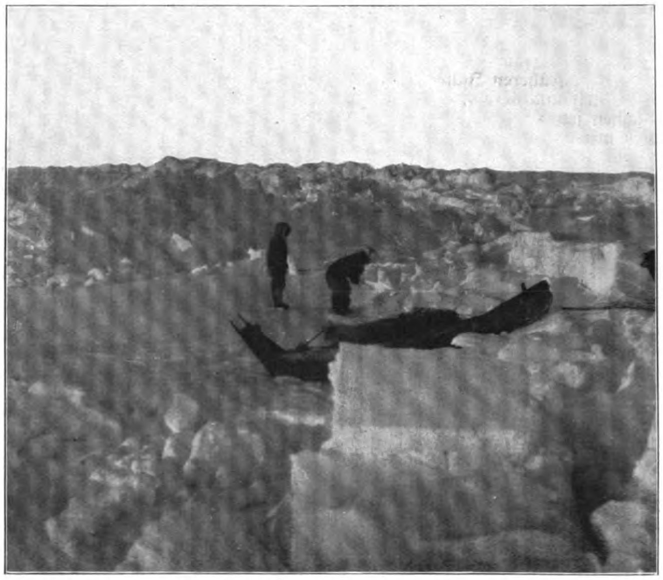
Nach kurzem Schlaf zogen wir weiter. Die Temperatur war —37° C. Der Weg war ebenſo wie am vorigen Tage. Gegen Ende des Marſches kamen wir dann zu einer Gaſſe, die von Norden nach Süden lief. Da das junge Eis dick genug war, um uns zu tragen, fuhren wir zwei Stunden lang darauf hin. Die Hunde jagten nur ſo und fraßen die Kilometer in einer Weiſe, daß mein Herz lachte. Die Luft war ſcharf und ſchneidend wie gefrorener Stahl. Jeden Tag verbrannte der ſcharfe Wind unſer Geſicht, ſo daß die Haut aufſprang; und lange, nachdem wir ins Lager gekommen waren, ſchmerzte ſie uns derart, daß wir faſt nicht ſchlafen konnten. Die Eskimos klagten viel, beſonders auch über ihre Naſen, was ſie, ſoviel ich weiß, niemals zuvor getan hatten.

Viele Laien haben ſich darüber gewundert, daß wir ſchneller reiſen konnten, nachdem wir alle Hilfsabteilungen zurückgeſandt hatten. Für jeden, der Erfahrung in der Führung von Truppen hat, würde dies keiner Erklärung bedürfen. Je größer nämlich eine Abteilung, d. h. je größer die Anzahl der Schlitten iſt, um ſo größer iſt die Möglichkeit eines Zerbrechens oder eines Aufenthaltes aus dieſem oder jenem Grunde. Eine große Abteilung kann nicht ſo ſchnell vorwärts gebracht werden wie eine kleine. Als Bartlett uns verließ, waren alle guten Hunde in unſere Abteilung gekommen, und wir alle waren überzeugt, daß wir hin und zurück ſo ſchnell marſchieren müßten, als es nur irgend möglich war. Nun begünſtigte uns das Wetter ſehr. Auch gab es keine Aufenthalte. Auf dem ganzen Wege vom Lande bis zum Pol machten wir im Durchſchnitt täglich 24 Kilometer. Bei mehr als einer Gelegenheit waren es auch 32 Kilometer geworden. Von da an, wo die letzte Hilfsabteilung abgegangen war, betrug der Durchſchnitt aber 40 bis 41 Kilometer!

Während des täglichen Marſches war ich körperlich wie geiſtig zu ſehr damit beſchäftigt, ſo viele Kilometer vorwärts zu kommen, als nur irgend möglich war; ich konnte mich alſo der Schönheit der Eiswildnis, durch die wir zogen, nicht erfreuen. Wenn aber am Schluß des Tagemarſches die Iglus gebaut wurden, hatte ich meiſt einige Minuten, wo ich mich umſehen und all das Maleriſche unſerer Situation auf mich wirken laſſen konnte — wir die einzigen lebenden Weſen in der pfadloſen, farbloſen, ungaſtlichen Eiswüſte!

In unſerem Lager vom 5. April gab ich meinen Leuten ein wenig mehr Schlaf als an den vorhergehenden, da wir völlig erſchöpft waren und die Ruhe nötig hatten. Eine Wolkenbank im Süden ließ mich fürchten, daß es am folgenden Tage unſichtiges Wetter ſein möchte. So nahm ich alſo jetzt eine Breitenbeobachtung vor. Dieſe zeigte, daß wir uns auf 89° 25′ befanden, d. h. nur 56 Kilometer vom Pole entfernt. Bei dieſem Lager hatten wir einige Schwierigkeit, Schnee für unſere Iglus zu finden.

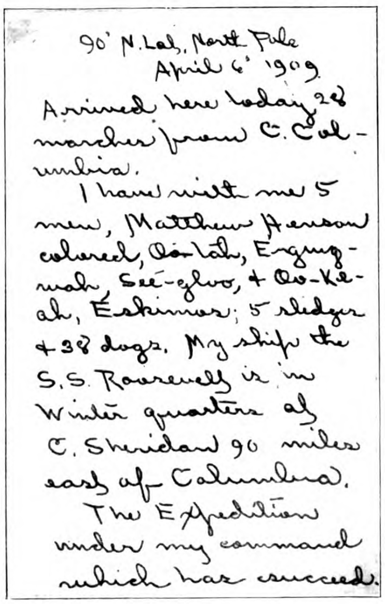
Schon vor Mitternacht des 5. April waren wir auf dem Marſche. Das Wetter war bedeckt, und zwar herrſchte wieder jenes graue, ſchattenloſe Licht, wie an dem Tage, wo Marwin umgekehrt war. Der Himmel über uns war ein farbloſes Bahrtuch und wurde nach unten immer dunkler, bis er am Horizont faſt ſchwarz erſchien; das Eis aber war von einem geiſterhaften, kalkartigen Weiß. Es ging ſich freilich ſogar noch beſſer als vorher. Auf dem harten Firneis der alten Eisfelder war faſt gar kein Schnee, und die ſaphirblauen Seen waren größer als je. Die Temperatur war bis auf — 26° C geſtiegen. Dies verminderte die Reibung unſerer Schlitten, und die Hunde flogen nur ſo dahin. Jetzt fühlte ich, daß ich ſicher Erfolg haben würde, und trotz der phyſiſchen Erſchöpfung durch die Eilmärſche der letzten Tage ging ich vorwärts, und die Eskimos folgten faſt automatiſch.



Ein Loch wird ins Eis gehauen, um zu loten.

Am 6. April ließ ich um zehn Uhr morgens haltmachen. Ich hatte jetzt meine fünf Märſche zurückgelegt, und nach meiner Schätzung mußten wir ganz in der Nähe des Poles ſein. Auf dem Meridian von Columbia machte ich um Mittag meine erſte Beobachtung in unſerem Lager am Pol, das ich nach Morris K. Jeſup genannt hatte. Ich beſtimmte unſere Lage auf 89° 57′.

Obgleich ich nun am Ende des langen Marſches auf der Herreiſe ſtand und der Pol vor meinen Augen lag, ſo war ich durch die forcierten Märſche und den ungenügenden Schlaf der Ruhepauſen zu müde, um mir ſchon jetzt klar zu machen, daß ich nun wirklich den Endzweck meines Lebens erreicht hatte. Als unſere zwei Iglus fertig waren und wir gegeſſen hatten, erhielten die Hunde eine doppelte Ration. Dann luden Henſon und die Eskimos die Schlitten ab und nahmen die nötigen Ausbeſſerungen vor. Ich aber kroch in mein Iglu, um einige Stunden in todähnlichem Schlaf zu verbringen. Aber wenn ich auch zu müde war, um die Bedeutung dieſer Stunde ganz zu erfaſſen, ſo war ich doch zu erregt, um lange ſchlafen zu können. Als ich nach wenigen Stunden aufwachte, ſchrieb ich in mein Tagebuch: „Endlich der Pol. Der Preis von drei Jahrhunderten. Mein Traum und Ziel ſeit zwanzig Jahren. Endlich mein! Ich kann es noch gar nicht faſſen. Es ſcheint alles ſo einfach und ſelbſtverſtändlich.“



90° N. Lat, North Pole
April 6' 1909
Arrived here today 28
marches from C. Columbia.
I have with me 5
men, Matthew Henson
colored, Oo-tah, Eging-
wah, See-gloo, + Oo-ke-
ah, Eskimos; 5 sledges
+ 38 dogs. My ship the
S.S. Roosevelt is in
Winter quarters at
C. Sheridan 90 miles
east of Columbia.
The Expedition
under my command
which has succeed.

Blatt aus Pearys Tagebuch mit einem Teil der am Nordpol vorgenommenen Eintragungen.

Ich war aus dem Iglu herausgekrochen, um ſechs Uhr abends nach der Zeit des Meridians von Columbia eine neue Beobachtung zu machen, falls der Himmel klar ſein ſollte. Leider war er aber noch bedeckt. Da jedoch Anzeichen vorhanden waren, daß er binnen kurzem aufklären würde, ſo machte ich mich mit meinen Eskimos E-tſching-wäh und Si-glu und einem leichten Schlitten, der nur meine Inſtrumente trug und von einem doppelten Geſpann Hunde gezogen wurde, auf den Weg; wir legten etwa 15 Kilometer zurück. Während unſeres Marſches hatte es ſich aufgeklärt, und ſo war ich in der Lage, eine hinreichende Reihe von Beobachtungen um Mitternacht des Meridians von Columbia auszuführen. Und dieſe Beobachtungen zeigten an, daß wir bereits über den Pol hinaus waren. Es ſchien mir faſt wunderbar, daß ich in einem Marſch von wenigen Stunden aus der weſtlichen Halbkugel in die öſtliche hinüber gekommen war, und daß ich meine Stellung auf dem Gipfel der Welt feſtgelegt hatte!

Als ich am anderen Morgen wieder im Jeſuplager war, führte ich um ſechs Uhr eine neue Reihe von Beobachtungen aus. Nach dieſen war unſere Lage 8 oder 9 Kilometer nach der Behringſtraße zu vom Pole entfernt. Dann marſchierte ich mit einem leichten Schlitten und zwei Hundegeſpannen in Begleitung von U-täh und E-tſching-wäh in der Richtung meiner Beobachtungen ſchätzungsweiſe 13 Kilometer. Darauf kehrte ich wieder zum Lager zurück, um zur Mittagszeit des Meridians von Columbia eine endgültige Reihe von Beobachtungen anzuſtellen, die im weſentlichen dasſelbe ergaben, wie die Beobachtungen 24 Stunden vorher.

Nun wurden die fünf Flaggen an Eisſtöcken gehißt und wehten im hellen arktiſchen Sonnenſchein am Pol. Ich blickte ſie an und ſagte mir, ſo etwas hätte kein menſchliches Auge bisher geſehen und würde es vielleicht auch nie wiederſehen.

Während der letzten paar Stunden beſchäftigte ich mich damit, Photographien aufzunehmen von der Örtlichkeit, von den Fahnen auf ihren Eisbergen und von meinen fünf Genoſſen. Ich ſuchte den Horizont mit meinem Teleſkop ſorgfältig ab, ob nicht Zeichen von Land vorhanden wären. Aber es war kein Land in Sicht. Wir ſuchten auch nach einem Fleckchen jungen Eiſes, das ſo dünn wäre, daß wir eine Lotung hindurch machen könnten. Aber derartiges Eis gab es nicht — nur ſchwere alte Eisfelder und gelegentlich Preſſungsgrate. Und hier in eine Spalte zwiſchen den Eisblöcken eines ſolchen Preſſungsgrates legte ich eine Glasflaſche nieder, die meine Rekords enthielt und einen Fetzen von meiner Flagge.

Wir waren ſo glücklich, faſt während der ganzen Zeit, die wir am Pol zubrachten, völlig gutes Wetter zu haben. Als wir ankamen, war die Temperatur 24° C unter Null. Als es aber aufklärte, wurde die Luft kälter, und am 7. April regiſtrierte das Thermometer um vier Uhr 36° C unter Null. Obgleich es am Nachmittag des 6. April von etwa acht Uhr ab bis um vier Uhr nachmittags am 7. April, wo wir wieder nach Süden abmarſchierten, bewölkt geweſen war, war die Luft doch klar und glänzend; gelegentlich wehte auch eine leichte Briſe, gerade genügend, um meine ſeidenen Flaggen aufzublähen. Alle fünf Fahnen zugleich wehten nur ein oder zwei Stunden; aber eine Flagge wenigſtens wehte während der ganzen Zeit, wo wir in der Nähe des Pols waren — bald die eine, bald eine andere.

Nachdem wir ſo unſere Flaggen hatten fliegen laſſen und unſere Photographien aufgenommen hatten, gingen wir, da auch alle notwendigen Beobachtungen abgeſchloſſen waren, in unſere Iglus und verſuchten ein wenig zu ſchlafen, ehe wir wieder nach Süden abmarſchierten, zurück zur „Rooſevelt“, die uns in die Heimat führen ſollte.

Der heilige Baum. Von Marx Möller.

Im Vorort Berlins, in Friedenau,
Reißen die kleinen Villen ſie nieder;
Da ſteigt kaſernenhaft Bau neben Bau;
Da ſingt keine Nachtigall mehr ihre Lieder;
Da lockt kein verträumter Poetenpfad
Durch grünes Gebüſch wie in früheren Jahren:
Die Front ſteht preußiſch ſteif und gerad’,
Wo die elektriſchen Bahnen jetzt fahren. — —
Traurig ſehe ich alles mir an.
Und alles Verſunkene ſehe ich wieder.
Hier, wo beim Krämer „gerollt“ werden kann,
Blühte im vorigen Mai noch der Flieder;
Und nebenan, wo mit grölendem Ton
Bauarbeiter ihr Weißbier trinken,
War ein Garten ganz voller Mohn!
War das ein rotes Wogen und Blinken,
Wenn hell darüber der Himmel gelacht!
Den Farbenglanz werde nie ich vergeſſen!
Und rauchend hat dort inmitten der Pracht
Ein alter Mann oft im Korbſtuhl geſeſſen!
Wie auf dem Dorf, in Behaglichkeit,
Rannte man damals nicht ſtets nach dem Neu’ſten:
Nun trampelt darüber die neue Zeit
In Holzpantoffeln, mit Arbeiterfäuſten!
Doch halt — ganz Freundliches will auch hier
Dem ſpähenden Auge tröſtend ſich bieten;
Plötzlich leſe ich rot vor mir
Auf einer Scheibe: „Sofort zu vermieten!“,
Und dahinten im Ladenraum,
Deſſen Wände noch keine Plakate bekleckſen,
Mannshoch — ein prachtvoller Myrtenbaum,
Umringt von kleineren, grünen Gewächſen!
Mich hielt ſein Zauber gebannt im Nu! —
Wie mußte der erſt leuchten in Blüten!
Wieviel Geduld wohl gehörte dazu,
Ihn ſo durch Jahre hindurch zu behüten!
Oder kam er aus ſüdlichem Land,
Wo man kaum ſeiner brauchte zu warten,
Und war er bloß auf Beſtellung geſandt
Für Treppenhaus oder Vordergarten? — —
Ich traf den Pförtner im Schuſterrock.
Der konnte mir wenig Genaueres ſagen.
Der alten Dame im letzten Stock
Gehöre der Baum, die möge ich fragen.
Zentralheizung und Gas ſei da jetzt,
Drum könne der Baum in der Wohnung nicht bleiben;
So habe man ihn in den Laden geſetzt,
Da könne er beſſer blühen und treiben! —
Das Wort gab Mut! — Wenn er doch da vergeht,
Kann ſeiner Herrin am Baume nichts liegen.
Vielleicht, daß er grad’ zum Verkaufe da ſteht!
Und ruhig ſtieg ich empor die Stiegen
Und fand die Türe und fand das Schild,
Drauf ſtand altfränkiſch gepinſelt der Name. — —
Und als die elektriſche Klingel geſchrillt,
Öffnete eine weißhaarige Dame
Mit großen Augen im feinen Geſicht.
Und als ſie meine Frage vernommen,
Verſtand ſie zuerſt mein Anliegen nicht.
Dann bat ſie mich, ins Zimmer zu kommen.
Und ſie bot mir den Stuhl. Ihre Stimme klang
Wie Glockenton aus verſunkenen Landen.
„Ich hab’ ihn ſchon über vierzig Jahr lang,
Ich hab’ ihn mal für ein paar Schilling erſtanden.
Mein Brautkranz wurde daraus gepflückt
Drei Jahre ſpäter. — Es iſt ganz eigen,
Allen noch iſt es im Leben geglückt,
Die ſich ſchmückten mit ſeinen Zweigen!
Dreißig Bräuten ſchon hat der Baum
Zum Hochzeitstage den Kranz gegeben.
Wurde auch hier ihm zu enge der Raum,
Ich könnte ohne den Baum nicht leben:
Er iſt dem Botaniſchen Garten vermacht;
In wenigen Wochen wird er da ſtehen,
Wo man ihn gründlich pflegt und bewacht; — —
Da kann ich ihn mir dann täglich beſehen.“

— — — — — — — — — — — — —

Mich hatte, was ich da vernahm, faſt erſchreckt!
Ich mußte mir wie ein Eindringling ſcheinen,
Als hätte ich dreiſt die Finger geſtreckt
Nach etwas Unberührbarem, Reinen!
In ihren Augen aber da ſtand
Nichts als Güte, und nichts von Klagen;
Und alles, was da hing an der Wand,
Redete laut von vergangenen Tagen!
Von Tagen, da man noch Treue gekannt,
Hart und zäh und ſchämig verſtohlen;
Wo man noch nicht flüchtig zum Gärtner gerannt,
Um für morgen den modiſchſten Brautkranz zu holen,
Wo jedes Haus daſtand wie ein Schloß,
Von ehrbar feſter Ruhe umfriedet;
Wo Ehegenoſſ’ und Ehegenoſſ’
Fürs ganze Leben zuſammengeſchmiedet!

— — — — — — — — — — — — —

Und ich erhob mich. — Sie gab mir die Hand,
Die ſchmale, und blickte, als wollte ſie ſagen:
‚Biſt Du auch einer aus jenem Land,
Wo jeder nur lebt in vergangenen Tagen?‘
Sie trug wenig Schmuck; nur ein kleines Ding
Von ſchwarzer Broſche hat ſie getragen;
Und den ſchmalen, goldenen Ehering;
Nicht ſolch rieſiges Ding, wie aus unſeren Tagen.
Und ich ging. — Sie grüßte mit gütigem Blick,
Als wollte ſie noch etwas Freundliches ſagen.
Und in mir klang’s wie Spinettmuſik,
Wie ich ſie vernommen in kindlichen Tagen,
Wenn Großmutter abends ſpielte und ſang,
Eh’ man ins Gitterbett uns genommen.
Und als das Klingen des Tages verklang,
Iſt nachts mir ein ſeltſames Träumen gekommen:
Es war im Mai, und der Himmel war blau;
Ich hörte von fern einen Sang, einen zarten;
Und ich ſah die alte, gütige Frau
Auf weißer Bank im Botaniſchen Garten;
Vor ihr ragte im vollſten Flor
Ihr Myrtenbaum! So ein Schimmern und Glänzen!
Und ſingend kam aus der Ferne ein Chor
Von glücklichen Müttern in Myrtenkränzen!
Die kamen gezogen in fröhlichem Schritt
Wie zum Dankesfeſte gegangen;
Und all ihre Kinder brachten ſie mit,
Die alle das Loblied des Myrtenbaums ſangen!
Blütengeſtäube und goldnes Gewolk
Iſt durch die duftigen Lüfte geflogen!
Dreißig Mütter mit ihrem Kindervolk
Sind ſingend durch mein Traumland gezogen!

Die Sonntagspfeife. Von Ute Muellenbach.

Sonntag iſt’s! Still wie im Schlummer liegt das Dorf an den Berghang hingeſchmiegt. Kein Menſch iſt auf der Straße, und auch hinter den blitzblanken Fenſterſcheiben der rebenumrankten ſpitzgiebligen Häuſer zeigt ſich nirgendwo ein Geſicht. Man hört nur das Rauſchen des Wildbachs, der ſchäumend von der Höhe ſchießt und ſeine aufgeregten Wellen mitten durch die ſanft abfallende Straße treibt.

Ein Lebendiges unterbricht nur die große Stille. Ein junges Zicklein ſpielt an des Wildbachs Rand und naſcht von den ſaftigen Kräutern, die dort wachſen. Her und hin ſpringt es über die ſchmalen Stege, und wenn die übermütigen Wellen ihm ein paar glitzernde Tropfen ins Geſicht ſpritzen, macht es drollige Sprünge und zeigt den kecken Gegnern mutig die Hörner, — die es ſpäter kriegen wird.

Nun ſtutzt es und hebt lauſchend den kleinen Kopf. Vom Kirchlein droben ſchwebt frommer Geſang weihevoll über das ſtille Dorf: die Mette iſt aus, der Pfarrer gibt ſeiner Gemeinde den Segen. In den Schlußgeſang der frommen Beter klingt das Geläut der ſilbernen Meßglocken, und durch die weitgeöffnete Kirchentür ſieht man feierlich den Weihrauch zum Altar ſteigen. Neugierig ſpringt das Zicklein heran und wär’ wohl auch fromm und ſittſam auf ſeine Weiſe in die Kirche hineinſpaziert, wenn nicht plötzlich ein kurzer Lockruf vom gegenüberliegenden Hauſe es zurückgehalten hätte. Ein alter Mann in Jägerkleidung ſaß dort in der Laube vor dem Hauſe. Die Krücken, die neben ihm in der Ecke lehnten, ließen ahnen, warum der Alte hier einſam mit Gebet- und Geſangbuch ſeinen Gottesdienſt halten mußte. Leiſe hatte er das Kirchenlied mitgeſungen. Als es zu Ende war, klappte er das Buch zu, nahm die große Hornbrille von der Naſe und ſteckte ſie in die Scheide. Geſchäftig zog er ein Pfeifchen aus der Taſche ſeiner Lederjoppe, ſchlug Feuer und legte den Schwamm auf den Tabak. Dann lehnte er ſich bequem zurück und erwiderte behaglich die Grüße der heimkehrenden Kirchgänger.

Erſt kamen die jungen Dirnen und Burſchen; die hatten's immer am eiligſten, hinaus in die Sonntagsfreude zu kommen. Bedächtiger folgten die älteren Leute. — Am längſten blieb heut die Förſterin in der Kirche. Es war das erſtemal, daß ſie ohne ihren Toni zur Sonntagsmette gegangen war. Ein Schlaganfall hatte den ſtattlichen Mann jäh aus dem Leben geriſſen. Letzten Montag erſt hatten ſie ihn begraben. Sie konnte ſich noch gar nicht finden, die Modei, und hatte ihrem Herrgott arg viel zu ſagen gehabt. Ganz nah zum Altar war ſie hingekniet, um ihn recht in nächſter Nähe zu haben. Als der Weihrauch ſie ſo ganz mit dichten Wolken umhüllte, wurde es ihr leichter, und der ſtarre Schmerz löſte ſich zu träumeriſcher Wehmut. Himmliſches und Irdiſches verſchwamm in ihrem müden Geiſte, und die Weihrauchwolken verwoben ſich ſanft zu dem von Tabaksrauch durchwölkten Stübchen, in dem ſie ſo oft glücklich mit ihrem Tonerl geſeſſen und das nun ſo leer und wolkenlos war.

„Da ſchau, die Modei!“ rief der alte Jäger aus der Laube ihr freundlich entgegen. „Hab' ſchon denkt, Du kommſt gar nimmer raus aus der Kirchen. Ah na! Wirſt doch dem alten Chriſtel net vorbei gehen! Geh, ſetz' Dich ein biſſerl daher, arm's Haſcherl! — Schau, auf demſelbigen Platz hat der Toni immer g'ſeſſen, Gott hab' ihn nun ſelig, und hat mir was verzählt, weil mir doch die ſchiechen Trabanten da unten den Dienſt aufgeſagt haben. Ein treuer, guter Kamerad is er geweſen. Schad, daß er ſo dumm hat hin müſſen! — 's wird Dir arg ſtill ſein im Haus. Wannſt Zeit haſt, ſetz' Dich alleweil ein biſſerl zu mir; ich verzähl' Dir was, nachher geht uns beiden die Zeit rum. — Weißt's ſchon, Modei, bin ſonſt nie net für die Weiberleut geweſen,“ fuhr er fort, als die Förſterin ſich ſtill ihm gegenüber auf die Bank ſetzte. „Ich ſag's immer, da hat unſer Herrgott wirklich ein gut's Werk getan, daß er mir's Ehekreuzerl derſpart hat. Denn dös hab' ich immer geſagt: Mein Mutterl in Ehren!“ Er nahm andächtig den Hut ab. „So ein Frauenzimmer gibt's leicht net wieder, die könnt' ös andre all in die Taſchen ſtecken, Dich net ausgenommen, Modei! Und a ſchlechtere als mein Mutterl hab' ich net mögen, weil ich gar ſo viel verwöhnt war, ſo hab' ich zum wenigſten meine Ruh behalten. Du biſt ja freilich keine von den Ungutſten, und an Dir hat's g'wiß net gelegen, daß der arme Toni ſo früh hat 'nüberwechſeln müſſen. Arm's Weiberl, Du!“

„Na, wann's Dir recht iſt, ich komm' gern,“ antwortete Modei müde. „In der Woch' hat man ſchon Arbeit, da geht's; aber des Sonntags lauf' ich daheim umeinander und bin mir ſelber im Weg im leeren Stübel. Da will ich gern nach Dir ſchauen. Wir ſind ja ſchon ſo zwei übrige in der Welt.“

„Auf gute Kameradſchaft alſo, ſchlag ein, Weiberl!“ rief der Alte und preßte die ſchmale Hand, die ſich ihm freundlich über den Tiſch entgegenſtreckte, ſo feſt in ſeine beiden breiten Männerfäuſte, daß die Frau zuſammenzuckte.

Verächtlich lachte Chriſtel auf. „Biſt wohl eine von den ganz Zerbrechlichen? Na, 's wird eh wieder werden, wannſt erſt zur Ruh kommſt. Und ordentlich 'rausfüttern mußt Dich! Vom Kopfhangen kann kein Menſch net leben!“

„'s iſt ja nun auch Mittagszeit,“ ſagte Modei; „da muß ich heim. Bis zum Sonntag denn. B'hüt Dich Gott derweil!“ —

Angenehm nahrhaft roch's aus der Küche, als die Förſterin heimkam. Sie hob mechaniſch den Deckel vom Topf, in dem ein ſchönes Stück Fleiſch in der kräftigen Suppe brodelte. Mehr aus Gewohnheit als zur Befriedigung ihres Appetits ſchöpfte ſie ſich einen Teller voll und dann noch einen. Das gute Eſſen tat ihr aber doch wohl, und als ſie ſich nun erquickt in die Stube ſetzte, und der gute Zuſpruch des alten Freundes ihr noch einmal durch Kopf und Herz ging, wurde es ihr ſchon wieder ein ganz klein wenig heimiſcher im Gemüt. Ihre Gedanken wandten ſich den Kindern zu. Das Dirnderl freilich hatte vor wenig Monaten Hochzeit gemacht und war mit dem Mann weit weg gezogen; aber der Bub, der Seppel, würde ſchon zu ihr zurückkehren, wenn er erſt loskam vom Militär.

„Zu München auf der ſtillen Wacht
Hab' ich an meine Mutter gedacht!“

So ſtand's mit goldenen Buchſtaben auf der ſchönen Taſſe, die er ihr zum Namensfeſt geſchickt hatte, und daneben war ſein Bild gemalt, ein ſchmucker Soldat in des Königs Rock. Ihr Mutterherz ſchlug höher, als ſie die teure Taſſe aus dem Glasſchrank nahm und mit heißem goldbraunen Kaffee füllte. Dem Vater hatte der Seppel eine ebenſolche geſchickt, und vorher zum Abſchied hatte er ihm die ſchöne Pfeife gekauft mit dem buntbemalten Kopf, die nun unbenutzt am Pfeifenbrett hing. Nur Sonntags hatte der Toni daraus geraucht; und ſtolz war er drauf geweſen! In der Woche hätt' er ſie nicht angerührt, da waren andre gut genug.

Schon als er ihr zuerſt um den Weg ging, dann als ſie ein glückliches junges Paar wurden, und weiterhin in Luſt und Leid, die „Pfeifen“ war alleweil dabei geweſen, und die blauen Tabakswölkchen umwoben alle Erinnerungen mit warmem Schimmer. Die fehlten ihr nun. Sie empfand das wie ein Fröſteln, trotz des ſonnigen Sonntags. „'s iſt halt die Gewohnheit!“ ſeufzte ſie und ſtreichelte traurig die ſchöne Sonntagspfeife. ‚Als wär's ein Stück von ihm ſelber, ſchaut ſie aus,' dachte ſie und nahm die Pfeife in die Hand. Und während ſie immerfort nur an ihn dachte, merkte ſie's wohl kaum, daß ſie ſelbſt das Mundſtück zwiſchen die Lippen ſchob und ein paar leiſe Züge tat. Aber die Berührung weckte ſie aus ihren Träumen. Sie ſtutzte und lächelte ein wenig. Wenn das der Toni geſehen hätte! Vielleicht ſah er's vom Himmel aus und lachte. Ihr war der Gedanke wie ein freundlicher Gruß von ihm. Ob ſie's wohl wirklich mal mit ein paar Körnchen Tabak verſuchte? Fragend blickte ſie unwillkürlich durchs Fenſter himmelwärts, aber der Toni gab kein Zeichen. Da ſtopfte ſie lächelnd ein wenig Tabak in die Pfeife und ſchlug Feuer. Nach einigen vergeblichen Verſuchen gelang's. Erſt zaghaft, dann immer luſtiger ringelten ſich die blauen Wölkchen aufwärts, und Modei vergaß in der Geſchäftigkeit ihren Kummer; ihre ganze Aufmerkſamkeit war nötig, daß die Pfeife nicht ausging, und dazwiſchen ſchlürfte ſie durſtig den ſüßen Kaffee, weil der Geſchmack des Tabaks ihr doch ein wenig kribbelte in der Kehle. Wenn der Toni geraucht hätte, hätt's ihr beſſer geſchmeckt. Aber trotzdem, ſie meinte, ſo gut wäre es ihr noch nicht geweſen ſeit ihrem ſchweren Verluſte, und als das Kaffeeſtündchen vorüber war und ſie ihren Pflichten in Haus und Stall nachgehen mußte, freute ſie ſich ſchon auf den nächſten Sonntag und die heimliche Pfeife. — Von Woche zu Woche ging's leichter und ſchmeckte beſſer, ſo daß das ſtille Stündchen mit der Pfeife ihre liebſte Sonntagsfreude wurde. Wenn ihr die blauen Wölkchen warm um die Naſe zogen, ſpürte ſie die Wärme bis ins Herz hinein. ‚Wann ich in der Kirchen bin, is mir net frömmer zumut, als wann ich ſo ſtill bei der Pfeifen an meinen Seligen denk,' dachte ſie oft ſtill bei ſich und rauchte andächtig und zufrieden weiter.

⊠ ⊠ ⊠

Kein Menſch ahnte etwas von dieſer eigenartigen Sonntagsandacht, auch nicht der alte Jägerchriſtel, ſonſt wäre er ſicher der letzte geweſen, der dem armen Weiberl die Ruh geſtört hätt'. So aber hatte er gar kein Arg dabei, als er einmal Sonntags im Geplauder mit der Modei meinte: „Ich hätt' wohl ein Anliegen, Modei! Wirſt's ja net übel aufnehmen, gelt Weiberl? Schau, weiter hab' ich halt nichts mehr auf der Welt, als daß ich da in der Sonn' ſitz und a Pfeifen rauch'. Den Toni hab' ich gern g'habt, dös weißt, und wenn er des Sonntags bei mir dageſeſſen hat, hab' ich alleweil meine Freud' an dem ſchönen Pfeiferl gehabt. Nun iſt's übrig blieben, rein vor die Katz! Ein Frauenzimmer kann ſchon nix damit anfangen. Geh, ſchenk's mir, Modei, ich rauch's jeden Sonntag, den der Herrgott mir noch ſchenkt, zu ſeinem Angedenken, und Dir dank' ich's von Herzen! 's iſt halt ein gar zu ſchönes Pfeiferl!“

Der Förſterin war das Gebetbuch aus der Hand geglitten im erſten Schreck, und ſie bückte ſich, um es aufzuheben; ſo ſah der Alte nicht, wie die Farbe in ihrem Geſicht kam und ging. Die Pfeife ſollte ſie hergeben! War das denn möglich? In der Verwirrung fand ſie nicht gleich eine Antwort. Wieder und wieder drehte ſie das gefallene Buch in den Händen herum und wiſchte mit ihrem Tüchel den Staub davon, der längſt nicht mehr dran war. Da kam ihr ein rettender Gedanke.

„'s iſt ſchon wahr,“ meinte ſie. „Schön iſt die Pfeifen, und ich tät' Dir's gern gönnen, Chriſtel! Wär' nur grad, daß der Seppel 's haben wollt, ich müßt' ihn erſt fragen ...“

„Freilich, freilich,“ rief Chriſtel, „der Sohn wär' ſchon der nächſt' dazu; aber weißt, nachher hätt' er's ſchon geſagt, als er zur Leich' da war. Ah na, wann er erſt heimkommt vom Militär, ſchenk' ich ihm ein ander Pfeiferl; dös hat noch gute Weil'!“

„Wannſt Dich gar ſo drum härmſt ...“ ſagte Modei zögernd.

„Ah na, mach' Dir keine Sorg' net, Modei, mit dem Bub werd' ich ſchon einig. Darfſt mir's ſchon mitbringen am Sonntag. B'hüt Dich Gott derweil!“ —

Ganz verſtört kam die Modei nach Hauſe. Ihr erſter Blick fiel auf die Pfeife, die ſie verlieren ſollte. Schön bunt und liebvertraut lachte ſie ihr entgegen, blinkend im goldenen Schein der Sonntagsmorgenſonne. Wie hätte denn das Stübchen ohne die Pfeife ausgeſehen! Sie fühlte, es ging nicht! Ebenſogut hätte ſie im kalten Winter den warmen Ofen entbehrt! — Und doch, der Chriſtel durfte das nicht wiſſen. „Wenn ein Dirndel pfeift oder raucht, weint die Gottesmutter!“ ſagte das Sprichwort. Was würden die Leute erſt ſagen, wenn ſie hörten, daß die Modei in ihren reifen Jahren noch ſo etwas täte? Die Himmelsmutter ſelbſt würd's ihr vielleicht nicht einmal arg verdenken, die ſah ja ins Herz und konnte verſtehen, warum die Modei rauchte. Indeſſen der Chriſtel? — Nein, auslachen ließ ſie ſich nicht!

Aber halt! Wie wär's, wenn ſie dem Jäger eine andere Pfeife brachte? — Ganz ſchwindlig wurde ihr bei dem erlöſenden Gedanken. So mußte es gehen! Sie wußte, bei welchem Krämer im nächſten Flecken ihr Bub ſie erſtanden hatte. Gewiß gab's noch eine ebenſolche. Anrauchen wollte ſie ſie ſchon, und wenn der Chriſtel nichts merkte, konnt's ihm ja gleich ſein. In fliegender Eile aß ſie ihre Mittagſuppe. Dann ſchlug ſie die Pfeife dick in Zeitungspapier ein, barg das Paket in ihrem Korbe und machte ſich auf den Weg. Scheu erwiderte ſie die Grüße der Vorübergehenden. Ihr war, als trüge ſie unrechtes Gut. Aber unentwegt eilte ſie weiter.

Der Jägerchriſtel ſah zum Glück nur auf die Pfeife, die ihm am anderen Sonntag geſchenkt wurde, ſo entging ihm die verlegene Erregtheit der Förſterin. „Gott vergelt's, Modei!“ rief er und drückte immer wieder ihre beiden Hände. „Daß D' mir die Freud' g'macht haſt! Dös Pfeiferl wird in Ehren gehalten. Rein dalket bin ich vor Freuden!“

„Aber ſchau, Weiberl, wie man ſich irren kann,“ fuhr er nachdenklich fort, „alleweil hab' ich in der Erinnerung gehabt, 's iſt ein Reh auf dem Pfeifenkopf gemalt geweſen, und nun iſt's ein Sechzehnender. Na, ſei net gleich ſo ſchreckhaft, Weiberl, 's wird ſchon eh mit rechten Dingen zugehn. Der Chriſtel wird alt, da laßt's Gedächtnis nach. 's wird eh ſchon auch ein Hirſcherl geweſen ſein.“ Erleichtert atmete die Modei auf und nickte eifrig zuſtimmend. Die kleine Liſt war ihr gelungen, der Chriſtel hatte ſeine Pfeife — und ſie die ihre.

Leichten Herzens kehrte ſie heim. Wie anders war's ihr heute zumute als vor acht Tagen! Dazu ſchien die Sonne, daß es eine Luſt war, der Himmel ſtrahlte im tiefſten Blau, und die Luft war erfüllt von Vogelgeſang und Klang und Duft. Als ſie die Tür ihres ſonnendurchfluteten Stübchens öffnete, ſchaute ſie natürlich erſt nach der buntglänzenden Pfeife. Und dann bemerkte ſie auf dem Tiſch einen Brief, der den Poſtſtempel „München“ trug. Vor Freude kamen ihr die Tränen in die Augen. „Den verwahr' ich mir zur Pfeifen!“ ſagte ſie. „Herrgott, für den Sonntag dank' ich Dir!“

Nicht ſchnell genug wußte ſie mit dem Eſſen und Abräumen fertig zu werden. Endlich ſaß ſie hinter der vergoldeten Feſttaſſe mit dem dampfenden Kaffee, und zündete die Pfeife an. Dann zerriß ſie behaglich den Umſchlag des Briefes.

Lauter Liebes und Gutes ſchrieb der Seppel, ob's der Mutter auch gut gehe, ob ſie nicht zu viel ſchaffe, und ob's ihr net arg einſam wär'. Wenn er erſt loskäm' übers Jahr, dann wollt' er ſchon ſorgen, da ſollt' ſein Mutterl ein guts Leben haben. Darauf freute er ſich von ganzem Herzen. „Und nun noch eins, liebs Mutterl! Als ich von Dir fort bin in der traurigen Zeit, hab' ich net ſo weit denkt. Aber nun fallt mir ein, ich hätt' ſo recht einen Herzenswunſch! Geh, ſchick mir die Sonntagspfeif vom Vater! 's würd' mir net ſo fremd hier in der Stadt ſein, wann ich grad dös Pfeiferl hätt', was er immer am liebſten geraucht hat.“

Modei legte den Brief neben die Kaffeetaſſe und ſtützte den Kopf in die Hand. So ſaß ſie lange. Die Pfeife ging aus. — Der arme Bub! Fremd kam er ſich vor! Heimweh hatte er, und nun wollte er die Pfeife haben. Der Sohn war der nächſte dazu, das hatte auch der Chriſtel geſagt. Und er hatte recht. Aber dabei fiel ihr etwas ein. Wie hatte der Jäger ſich über die verkehrte Pfeife gefreut! Beim Seppel konnte ſie's ebenſo machen. Es war ja ganz gleich, ob's die richtige Pfeife war; wenn's der arme Bub nur meinte, ſo war er glücklich, und ſie blieb's auch. Am ſelben Tage noch ging ſie gleich wieder den Weg zum Krämer. Diesmal trat ſie ſicherer auf und trug das Haupt freier: ihr Gewiſſen war abgeſtumpft. Ja, von Stund an ſchmeckte ihr die eigene Pfeife, die ſie nun die Woche hindurch verſteckt in der Schublade verwahrte, beſſer, wenn ſie ſich dabei ausmalte, wie ſchlau ſie geweſen war, und wie glücklich ſie doch den Chriſtel und den Seppel gemacht hatte. —

So ging eine Woche nach der andern dahin, und jeden Sonntag dampften fern voneinander die drei Sonntagspfeifen. Der Sommer wich dem Herbſt und der Herbſt dem Winter. Die Modei ſaß mit dem alten Jäger längſt nicht mehr in der Laube, ſondern am warmen Ofen, wenn ſie ihren Sonntagsſchwatz hielt, und nun war über Nacht ſogar friſcher Schnee gefallen, als ob die Erde zur nahen Weihnacht ſchon ihr Feſtkleid anlegen wollte. Nur der Wildbach ſprang wie ein Gaſſenjunge im dunklen Alltagsgewand ſchwatzend vom Berg durch die weiße Dorfſtraße.

Es war der letzte Sonntag vor dem Feſt. Modei freute ſich auf die warme Suppe, als ſie aus der Winterkälte ins Haus trat, und legte gehörig Holz zu im Ofen, daß es gemütlich kniſterte und praſſelte. Dann erſt ſetzte ſie ſich zu Tiſch. Sie hatte eigentlich gehofft, wieder einen Brief vom Seppel zu finden. Da fiel ein Schatten durchs Fenſter, ein wohlbekannter Schritt klang vor der Tür, ſie flog auf, und der Seppel ſelbſt lag in ihren Armen. „Bub, wo kommſt denn Du her?“ rief ſie zwiſchen Lachen und Weinen. „Weihnachtsurlaub, Mutterl! Übers Feſt bleib' ich da bei Dir! Wann's Dir recht iſt,“ fuhr er lachend fort, „und wannſt mir einen Teller Suppen abgibſt, einen rechten Soldatenhunger hab' ich mitgebracht, ſo einen kennt Ihr hier noch net!“ —

So gut hatte es den beiden lange nicht geſchmeckt, und wieviel war da zu erzählen und zu fragen! Gar nicht faſſen konnte die Mutter die Freude. Manchmal faßte ſie ſcheu an die blanken Knöpfe der Uniform, oder ſie ſtrich dem Bub über den blonden Krauskopf, um zu fühlen, daß er's wirklich war und daß ſie nicht träumte.

„So, Mutterl, und nun verſchnaufſt ein biſſerl drin im Stübel, gelt, wie Du's gewohnt biſt,“ ſagte der Seppel, als er endlich den Stuhl zurückſchob. „Ich geh derweil mal durchs Dorf und ſchau, wie's ſteht. Eh's dunkel wird, bin ich wieder daheim.“

Die Modei blickte ihm ſtolz nach, wie er ſo ſtramm und ſtattlich die Straße hinaufging und hier und dort an ein Fenſter trat oder einen freundlichen Gruß mit einem Nachbar wechſelte.

Juſt wie der Toni in jungen Jahren ſah er aus. Es war hart, daß der Vater ſich nicht mehr mitfreuen konnte an dem Buben; vor einem Jahr noch hätt's niemand gedacht, daß er heut ſchon unterm Schnee ruhen würde. Wehmütig trat ſie ins Stübchen zurück und zündete traumverloren ihre Troſtpfeife an. — — —

Unterdeſſen fand der Förſter-Seppel mancherlei Geſellſchaft. Hier und dort trat ein Bekannter zu ihm, und eh er bis zum Platz vor der Kirche kam, hatte er einen Kreis von alten Freunden um ſich. — Da wurde aber mächtig an eine Fenſterſcheibe geklopft, und der Jäger-Chriſtel winkte dem Burſchen lebhaften Gruß. Mit einem Satz war der Seppel bei dem alten Freunde.

„Grüß' Gott auch, Chriſtel! Wie ſchaut's denn? Schmeckt die Pfeifen noch?“

„Dös glaubſt, Seppel,“ ſagte der Alte ſtrahlend, „ſchau's nur mal an, dös Pfeiferl ſollteſt kennen!“

Bewundernd betrachtete Seppel die Pfeife. „'s iſt wie dem Vater ſelig ſeine,“ meinte er gerührt.

„'s iſt ſchon dieſelbig', die Dein Vater geraucht hat,“ ſagte der Chriſtel leiſe. „Die Mutter hat's mir gegeben, weil ich's drum gebeten hab'. Haſt ein gar gutes Mutterl, Bub! — Wann's Dir aber nachher net recht iſt ...“ fuhr er zögernd fort, als der Seppel ſtutzte und ihn ganz verwirrt anblickte.

„Ah na,“ ſagte der Seppel nachdenklich, „'s wird eh recht ſein; aber mir fallt grad was ein, was ich vergeſſen hab'. Ich muß heim! Grüß' Gott derweil, ich komme ein andermal wieder.“ Er nickte freundlich und eilte hinaus. „Grüß' die Mutter auch!“ rief der Alte ihm nach.

Ohne auf den Zuruf der harrenden Freunde zu hören rannte der Seppel heimwärts. Die Mutter hatte ihm doch die Sonntagspfeife geſchickt. Er mußte ſie fragen, welche von beiden war nun die rechte, und wie war das alles gekommen? Leiſe öffnete er die Haustür, um die Mutter nicht im Mittagsſchlummer zu ſtören, und ſetzte ſich abwartend an den Küchentiſch. Da hörte er drin die Kaffeetaſſe klirren. Alſo war ſie ſchon aufgewacht. Behutſam trat er ein. Aber, was war das? — Da ſaß die Mutter, ſeine Mutter, die Modei, und rauchte, daß das ganze Stübel voller Wölkchen war, und — er traute ſeinen Augen überhaupt kaum, aber nun ſchon gar nicht mehr — ſie rauchte auch eine Sonntagspfeife.

„Ja, aber Mutterl . . .“ mehr brachte er nicht heraus. . . . Wie viele ſolcher Pfeifen gab's denn?

Modei war aufgeſprungen. Starr vor Schreck ſtand ſie ihm gegenüber. Die Überraſchung war zu jäh geweſen. Nun war's aus mit ihrem lieben Geheimnis. Das war nun nicht mehr zu ändern.

Still hängte ſie die Pfeife ans Brett. Dann ſchlang ſie die Arme um den Hals ihres Buben und ſprach ſich alles Schwere von der Seele herunter. Und der Seppel verſtand's.

„Weißt Mutterl, einen Gefallen mußt mir aber ſchon tun, gelt, dem alten Chriſtel wollen wir's verzählen. Er hat nimmer viel Freud auf der Welt, aber die Sach' macht ihm einen Mordsſpaß! Biſt doch ein ganz extriggs Mutterl!“

Die Modei lächelte zweifelhaft, aber der Seppel ſagte: „Schau, jetzt gleich gehn wir hin, und die Pfeifen nehmen wir mit!“

Der Jäger-Chriſtel machte große Augen, als der Seppel ſo bald wiederkam und noch dazu die Mutter mitbrachte. Noch größer aber wurden ſie, als er Seppels Bericht hörte.

„Geh, Modei! Biſt ja ein Sappermentsfrauenzimmer!“ rief er begeiſtert. „Mein Mutterl in Ehren!“ Er nahm den Hut ab. „Aber dös hätt' mein Mutterl net beſſer gemacht! Raucht die Sonntagspfeifen! Ah na, ſchenier Dich net! Ganz ein brauchbares Weiberl biſt! Aber weißt, jetzt holt der Seppel uns eine Flaſche von meinem Roten aus dem Keller, und dann rauchen wir drei miteinander. Gelt, Modei? 's geht doch nichts über ſo eine Sonntagspfeifen!“

In tiefem Einverſtändnis klangen die Gläſer zuſammen, und blaue Wölkchen ringelten ſich dicht und dichter um die Drei und ihre Erinnerungen. — —

Vor vierzig Jahren. Perſönliche Erinnerungen von Richard Graf von Pfeil und Klein-Ellguth, Generalmajor z. D. (2. Fortſetzung.)

Die Brigade mußte, um ſich auf dem Angriffsfelde zu entwickeln, die mit ziemlich tiefen Gräben eingefaßte Kunſtſtraße überſchreiten. In dieſen erſten Augenblicken eröffneten die Franzoſen ein wahres Höllenfeuer aus ſorgſam ausgewählten Stellungen. Die Straße wurde durch Mitrailleuſen beſtrichen; Granaten ſchlugen ununterbrochen ein; über uns platzende Schrapnells ſendeten einen Hagel von Kugeln und Eiſenſtücken; aber das Furchtbarſte war doch das Pfeifen und Rauſchen des uns wie ein Platzregen entgegenpeitſchenden Chaſſepotfeuers.

Sofort traten entſetzliche Verluſte ein.

Schon als der Brigadeſtab, den vorderſten Kompagnien folgend, über die Straße ritt, mußte man die Pferde geſchickt lenken, damit ſie nicht auf Tote und Verwundete traten. Dort lag die mächtige Geſtalt des Feldwebels Zierke der Leibkompagnie, die Hand krampfhaft auf das durchſchoſſene Herz gedrückt; überall mir bekannte Geſichter jener Kompagnie, in der ich den Dienſt begonnen.

Jedem Offizier wurde ſogleich klar, daß unſer Gewehr nicht bis zu den franzöſiſchen Stellungen reichte. General von Keſſel, mitten im furchtbarſten Feuer von wunderbarer Ruhe, trieb daher unausgeſetzt nach vorwärts und zu gleicher Zeit nach links, damit die Brigade ſich breiter entwickle. Immerfort ſchickte er uns Adjutanten mit Befehlen an die Kompagnien und Halbbataillone. Aber er mußte bei dem betäubenden Lärm laut in die Ohren ſchreien, ebenſo wie wir den Empfängern der Befehle, um ſich verſtändlich zu machen.

In der erſten Viertelſtunde war wohl die Hälfte der Offiziere der dem Feuer zunächſt ausgeſetzten Truppen tot oder verwundet. Rechts und links ſah man wie Bataillons- und Kompagnieführer vom Pferde ſanken oder die Pferde zuſammenbrachen. Mein Pferd war in großer Aufregung; wie es ſich ſpäter herausſtellte, hatte es vier Streifſchüſſe. Immer hatte ich das Gefühl: ‚Wirſt du dieſen Gedanken nach ausdenken können?‘ Dem Rat meiner Schweſter folgend, benutzte ich manchen Augenblick, um inbrünſtig zu beten, Gott möge uns den Sieg verleihen, mich ſchützen vor Verwundung und Tod und meinen Mut ſtählen.

Keſſel ließ, wo er auch hinkam, die Horniſten blaſen, die Tambours ſchlagen, nur: Vorwärts! Vorwärts! Einem Tambour wurden in dem Augenblick, als er die Schlegel erhob, beide Arme von einer Granate fortgeriſſen.

Aber noch ging es vorwärts!

Doch mehrten ſich ſchlimme Bilder, nicht geeignet für die nachfolgenden Kompagnien. Schwer verwundete Offiziere und Mannſchaften ſchleppten ſich, blutüberſtrömt, mühſam zurück; auf ihren oft verzerrten Geſichtern war die Aufregung zu leſen. Andere ſtürmten vor, hoch den Säbel ſchwingend, aber auch auf ihren Geſichtern las man neben Mut und Begeiſterung die furchtbaren Schrecken des Eindrucks. Die Mannſchaften gingen gebückt vor, den Kopf ſeitwärts gewendet, die Arme mit dem Gewehr ſchützend vor das Geſicht gehalten, wie man es gegenüber Hagelwetter tut.

So ſchafften wir ein tüchtiges Stück nach vorwärts, immer in dem Gefühl, es ſei eigentlich unbegreiflich, daß man noch lebe.

Und das war es auch! Folgenden Morgen ſagte uns ein gefangener älterer Offizier, der zu beginnender Schlacht vor St. Privat gehalten, alle Offiziere und Mannſchaften hätten gejubelt, als ſie uns von St. Marie hervorbrechen ſahen, da ſie meinten, es könne doch kein einziger lebend ankommen.

Auch im Brigadeſtab machten ſich die Verluſte bemerkbar. Beide Stabsordonnanzen verloren ihre Pferde, die eine wurde erſchoſſen. Leutnant von Chevallerie wurde ſchwer an der Hand verwundet. Etwa in der Mitte zwiſchen St. Marie und St. Privat ſank Leutnant von Keſſel vom Pferde; ihm war der rechte Oberarm zerſchoſſen.

In dem Augenblick kam Oberſt von Roeder zu Fuß an, um General Keſſel eine Meldung abzuſtatten. Sein Pferd war ihm erſchoſſen. Der General bot ihm das ſeines Neffen an.

Der tapfere Oberſt ritt nach dem linken Flügel, wo ihn, um das Ende der Schlacht, die tödliche Kugel traf.

* *

General von Keſſel ſah ein, daß die Trümmer ſeiner zerſchoſſenen Brigade nicht weiter vor könnten, ohne Unterſtützung durch andere Truppen. Auf die Sachſen war noch nicht zu rechnen, bei deren weit ausholender Umgehung des rechten franzöſiſchen Flügels.

Es bewahrheitete ſich, was General Keſſel in jener erregten Unterredung zu Generalſtabschef von Dannenberg geäußert, daß wir mit dem Angriff noch warten müßten, um den Sachſen Zeit zu laſſen.

Aber weder der Korpskommandeur Prinz Auguſt von Württemberg, noch ſein Generalſtabschef, fanden es für nötig, ſich davon zu überzeugen, wie weit die Sachſen wären; ſie hatten St. Privat nur für „leicht beſetzt“ gehalten, nicht den Angriff durch Artillerie vorbereiten laſſen und verlangten nun, der Sturm auf dieſe völlig unverſehrte mächtige Stellung ſolle ſofort beginnen, „damit die Sachſen nicht die Ernte einheimſten!“

Zorn- und ſchmerzerfüllt befahl der General, daß alles ſich niederlegen ſolle, um den nunmehr durch die Kugel erreichbaren Feind unter Feuer zu halten, und unterſagte jedes weitere Vorgehen. Schwer wurde es ihm, daß ſeine heldenmütige, vor kurzem noch ſo ſtolze Brigade Hilfe erheiſchen mußte.

Er befahl mir, zum Prinzen Auguſt von Württemberg zu reiten und dieſem die Lage darzuſtellen.

Im geſtreckten Galopp, auf den Pferdehals gebeugt, ritt ich auf St. Marie zu, und hinter mir peitſchte der Kugelregen, wie verfolgendes Hagelwetter. Fortwährend mußte ich vor Toten und Verwundeten auf dieſem mit Menſchenleibern bedeckten Schlachtfeld ausweichen.

In der Nähe des Dorfes verminderten ſich die Geſchoßgarben, und bald erblickte ich ein ſo ganz anderes Bild als das vorige.

* * *

An der dem Feinde abgekehrten Weſtſeite von St. Marie hielt Prinz Auguſt von Württemberg mit dem geſamten Stabe des Generalkommandos, dem auch der ruſſiſche Militäragent Oberſt Doppelmeier angehörte. Einige der Herren ſtudierten Karten und Meldungen, andere waren in lebhaftem Geſpräch. Dort herrſchte tiefſter Friede; aber einen Überblick der Ereigniſſe von da aus zu gewinnen, war unmöglich.

Ich, noch in höchſter Erregung von all dem Furchtbaren, das ich durchgemacht, ritt an den Prinzen heran, ſprang vom Pferde und meldete, daß General von Keſſel dringend um ſofortige Unterſtützung bitten ließe. Er ſei mit beiden Regimentern auf etwa ſechshundert Schritte an St. Privat heran, könne aber unmöglich weiter.

Erſtaunt ſah mich der Prinz an, der, wie ſein Generalſtabschef, noch unter dem Eindruck des „ſchwach verteidigten“ St. Privat ſtand und fragte in ſeiner ſchwäbiſchen Mundart: „Haben Sie denn ſchon große Verluſte?“ Da antwortete ich, faſt beleidigt durch dieſe Frage, wohl nicht in dem Tone, wie er ſich gehörte: „Eure Königliche Hoheit! Die Hälfte liegt bereits tot oder verwundet!“

Der ſonſt ſehr auf Formen haltende Prinz ſchien meine Erregung zu entſchuldigen. Er warf einen fragenden Blick auf General von Dannenberg und ſagte mir, ich würde gleich Antwort erhalten.

Die Herren des Stabes umdrängten mich, beſtürmten mich mit Fragen, und der ruſſiſche Oberſt, meine Erſchöpfung bemerkend, bot mir einen Schluck Kognak an, der mir ſehr wohl tat. Hauptmann von Stülpnagel vom Generalkommando, bisher Chef der zweiten Kompagnie meines Regiments, fragte, ob auch dieſe große Verluſte erlitten, was ich bejahen konnte, wie daß ihr Führer, Premierleutnant von Treskow, außer Gefecht geſetzt ſei. Sofort trat Stülpnagel an den Prinzen und bat um die Erlaubnis, in die Gefechtslinie zu reiten, um womöglich ſeine Kompagnie wieder zu übernehmen. Zögernd gewährte der Prinz dieſe Bitte. Ob er überhaupt bis in die vorderſte Linie gelangte, weiß ich nicht; denn bald war er, verwundet, vom Pferde geſchoſſen.

Der Prinz ſagte mir nun, daß das vierte Garderegiment links von uns zur Unterſtützung vorgehen werde, und entließ mich.

* * *

Mit dieſer Nachricht ritt ich zunächſt auf der Straße zurück. Dort kam man jedoch ſchlecht zu Pferde fort, der vielen Toten wegen, wie auch wegen der Menge Drähte der Telegraphenleitung, die, von den Granaten zerriſſen, die Straße bedeckten.

Im Straßengraben hatte Dr. Nüſſe, gleich zu Beginn der Schlacht, einen Verbandplatz aufgeſchlagen, anfänglich in heftigem, feindlichem Feuer, das jetzt nicht mehr ſo weit reichte. Den Rock ausgezogen, die Hemdärmel aufgeſchlagen, arbeitete er mit ſeinen Lazarettgehilfen, die gleichfalls ihren Anzug erleichtert, und verſchaffte Unzähligen den ſo notwendigen erſten Verband. Das Geſicht blutbefleckt, die Arme wie in Blut getaucht, erfüllte er ſeine ernſte Pflicht, in unerſchütterlicher Ruhe.

Nun ging es wieder aufs freie Feld, um General von Keſſel aufzuſuchen, und bald war ich von neuem in zwar heftigem, doch nicht mehr ganz ſo ſchlimmem Feuer.

Unterwegs wurde mir ein erſchütternder Anblick. Nahe von mir hörte ich plötzlich einen ſchaurigen Ton, der nichts Menſchliches an ſich hatte. Auf mich zu eilte, ſo ſchnell er überhaupt noch fort konnte, der mir ſo wohlbekannte Feldwebel Hänichen der dritten Kompagnie, in ſchrecklichem Zuſtande. Ein Granatſpitter hatte ihm den Unterkiefer fortgeriſſen, und aus der bluttriefenden Höhle, auf die er mit dem Finger zeigte, erklangen, hilfeflehend, jene grauenhaften Töne. Ich mußte ihn, mit einigen ſchnell zugerufenen Worten, ſeinem Schickſal überlaſſen, um wichtigere Pflichten zu erfüllen.

Den General fand ich an der früheren Stelle, jedoch zu Fuß, den Revolver in der Hand; ſein Pferd war tot; der Brigadeadjutant Herr von Mitzlaff verwundet.

* * *

Meine Meldung beruhigte ihn einigermaßen über die Lage. Auch ſah man, daß die Sachſen ſich endlich näherten. Vor allem aber hatte die Garde- und ſächſiſche Artillerie St. Privat zum Ziele genommen.

Ihre Granaten flogen über uns hinweg und platzten in dem Dorfe. Als aber an verſchiedenen Stellen die lichten Flammen gen Himmel loderten, erfüllte dies wohl jeden von uns mit Jubel.

Den Truppen wurde das Nahen der Hilfe verkündet, und bald ſollte wieder der altpreußiſche Angriffsgeiſt erwachen.

General von Pape befahl einem Horniſten „das Ganze ſchnell avancieren!“ zu blaſen, und ſo begann der letzte Akt dieſes Heldenſpiels:

Der Sturm.

Aus den Leichenhügeln erhoben ſich die noch lebenden, auch viele leicht verwundete Mannſchaften. Einer riß den andern mit ſich fort, und trotz des von neuem beginnenden Feuers der braven Verteidiger ſtürmten, unter abermaligen ſchweren Verluſten, heldenhaft die Trümmer der bis vor kurzem noch ſo herrlichen Truppe unaufhaltſam nach vorn.

An ihrer Spitze die wenigen noch verbliebenen Offiziere, den Degen ſchwingend, anfeuernd, unaufhörlich „Vorwärts! Vorwärts!“ rufend.

Da ſanken noch viele auf den blutgetränkten Boden. Mit den bereits niedergeſtreckten Kameraden: den Vettern von Roeder, Gebrüder Finkenſtein und Stülpnagel, den Synold von Schüz, Schack, Treskow, Keller, Schlegel, Block, Arnim, Wartensleben, den Vettern Rantzau, den Keſſel, Schlieffen, Woyrſch, Manteuffel, Marwitz, Hackewitz, Medem, Helldorff, Koeller, Lancken, Maltzahn, Lauer, Natzmer, Loewenfeld, — vereinigten ſich die Geyer, Schulenburg, Bonin, die Vettern Alvensleben, die Werder, Kroſigk, Brandis, Luck.

Die meiſten Offiziere waren mehrfach verwundet. Ein Arnim hatte acht Schuß; ein Alvensleben, der früher erwähnte „Mörder“, ſechs.

Aber wie eine Woge nicht aufzuhalten iſt, ſo auch nicht der Sturmgeiſt der Mannſchaft. Endlich hörte man wieder das ununterbrochene preußiſche Hurra, nach ſo furchtbarem Dulden gegenüber feindlicher Waffenüberlegenheit.

General von Keſſel, der irgendwoher wieder ein Pferd bekommen hatte, vereinigte etliche Schützengruppen um ſich, und an der Seite des von mir ſo bewunderten Führers ging es mit dieſen vorwärts. Rechts von uns ſtürmten das zweite Garderegiment und die 4. Garde-Infanteriebrigade. Überall ſah man die Mannſchaften die zum Teil niedergelegten Mauern erklettern; der General und ich benutzten jedoch eine Öffnung, und durch dieſe gelangten wir in das ſo heiß umſtrittene, heute den Ehrentag der Garde bildende

St. Privat.

Wo man auch hinblickte, Sturm! Sturm! Signale, Trommelwirbel, Schüſſe, einſchlagende Granaten. Alles drängt nach vorwärts, den einzeln und in Gruppen fliehenden Franzoſen nach. Aus einigen Häuſern feuern tapfere Verteidiger auf uns; bald aber lodern dieſe Häuſer in Flammen auf. Hier und da wehren ſich die Franzoſen, einzeln oder in kleineren Abteilungen; ſie werden erbarmungslos mit Kugeln oder Bajonett niedergemacht. Die Wut der Mannſchaften über alles das, was ſie eben erlebt, iſt zu groß, um Gedanken an Milde aufkommen zu laſſen. Auch waren ja nur noch wenige Offiziere vorhanden, um ſie zurückzuhalten.

Auch General von Pape, der ſtets zu finden war, wo die Gefahr am größten, ritt in das Dorf. Daß er, wie General von Keſſel, in dieſem, von allen Seiten auf die nächſten Entfernungen kommenden Höllenfeuer unverſehrt blieb, ſchien unbegreiflich.

Aber die einſchlagenden Granaten waren jetzt zum Teil deutſche. Hatte doch bereits die Dämmerung begonnen, und unſere Artillerie, namentlich die der Sachſen, ſtand mehrfach ſo, daß ſie nicht ſehen konnte, ob wir bereits im Dorfe waren.

General von Keſſel ſchickte mich zur ſächſiſchen Artillerie, um ſie über die Lage aufzuklären. Auf der Straße begegnete ich Teilen des braunſchweigiſchen Infanterieregiments in ſchwarzen Uniformen. Sie wollten, kampfbegeiſtert, Anteil haben an der Ehre des Tages.

„St. Privat unſer!“ rufe ich begeiſtert den vorderſten berittenen Offizieren zu. Der Ruf wird weitergegeben, und mit Hurra ſtürmt alles nach vorn, hoffend, noch eingreifen zu können.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sternenklare Dunkelheit war bereits hereingebrochen, als ich von der Beſtellung zu den Sachſen zurückkam.

Das Bild hatte ſich gewaltig verändert.

Stille herrſchte auf dem weiten Schlachtfelde und in dem heiß umſtrittenen St. Privat. Nur hier und da Schüſſe der franzöſiſchen Artillerie, den Rückzug jener jetzt ungeordneten Maſſen deckend, die noch vor zwei Stunden ſiegesgewiß unſerem Angriff zugejubelt.

So ritt ich wiederum in das Dorf ein; die brennenden Häuſer beleuchteten die Straße.

Überall Gruppen von Mannſchaften aller Garderegimenter und Sachſen. Meine Augen ſuchten die weißen Achſelklappen, und ſo ſtieß ich auf etwa zwanzig Mann unſerer Leibkompagnie, der ich, wie erwähnt, faſt meine ganze Dienſtzeit über angehört, in der ich meine erſte Erziehung genoſſen.

„Unſer Graf lebt! Unſer Graf lebt!“ ſchallte es mir entgegen; man umringte mich, und pulvergeſchwärzte Hände ſtreckten ſich nach mir aus.

Das war ein ſchöner, unvergeßlicher Anblick!

Nun ging es in aller Eile ans Fragen. Alle Offiziere waren tot oder verwundet. Mein ſo verehrter Hauptmann von Roeder, der heldenmütig, faſt bis ans Ende der Schlacht, unverſehrt ſeinen Mannſchaften ein Beiſpiel geweſen, war kurz vor dem Sturm verwundet worden. Hatte ich ihm doch noch zuwinken können, als der brave Gefreite Lohöfer, ihn faſt tragend, zurückführte, nicht achtend des auf ſeine Rieſengeſtalt gerichteten feindlichen Feuers, um ſeinem Hauptmann zu helfen.

Nach wem ich auch fragte, immer hieß es: „Tot!“ Wurde doch jeder niederſtürzende Verwundete in dieſem ſinnberaubenden Feuer für tot gehalten. Tatſächlich verlor die Leibkompagnie von vielleicht 220 Mann Gefechtsſtärke 115 Unteroffiziere und Grenadiere tot oder verwundet, und das innerhalb kaum zwei Stunden!

Wo ich auch Mannſchaften des Regiments traf, ſchickte ich ſie nach dem diesſeitigen Ausgang von St. Marie. Dort ſammelte auch Feldwebel Wachholz auf meinen Befehl die Trümmer des Füſilierbataillons, deſſen Offiziere ſämtlich außer Gefecht geſetzt waren.

Dann irrte ich, mein müdes Pferd nachführen laſſend, auf dem nächſtgelegenen Teil des Schlachtfeldes, immerfort „Erſtes Garderegiment! Erſtes Garderegiment!“ rufend und mich nach den bei Beginn des Sturmes gefallenen Offizieren umſehend; die große Mehrzahl der bei Beginn der Schlacht ausgeſchiedenen war wohl ſchon rückwärts geſchafft. Wer von den Mannſchaften irgendwie fähig war zu gehen, wurde nach St. Marie geſchickt.

Ärzte ſah ich dort bei ihrem ernſten Werk beſchäftigt; auch Dr. Nüſſe, der ſich nicht einen Augenblick Ruhe gegönnt.

Hauptmann Freiherr von Geyer lag mit zerſchmettertem Oberſchenkel, unter furchtbaren Schmerzen ſeine vornehme Ruhe bewahrend; Ärzte waren um ihn beſchäftigt. Ein Lazarettgehilfe leuchtete auf das bleiche Antlitz Schulenburgs, der mit dem Kopf in einer franzöſiſchen Zwiebackskiſte lag. Ein Mitrailleuſenſchuß in den Unterleib hatte wohl den augenblicklichen Tod zur Folge gehabt. Sein Geſicht zeigte den ſpöttiſchen Ausdruck, der ihm oft im Leben eigen war. Kroſigk, ein allgemein beliebter, bildhübſcher Offizier von etwa zwanzig Jahren, lag blutüberſtrömt durch einen Kopfſchuß hingeſtreckt. Brandis ſah ich, in gleicher Weiſe zu Tode getroffen, der in jugendlicher Begeiſterung ſo erzürnt geweſen bei dem Gedanken, ins Erſatzbataillon zu kommen. Noch mehrere andere, für die menſchliche Hilfe nichts mehr vermochte.

Auf der Straße nach St. Marie reitend, hörte ich General Keſſels Stimme, ohne bei der Dunkelheit zu erkennen, von wo. Laut rief ich: „General von Keſſel!“ Aus dem Ton ſeiner Antwort hörte ich, daß er ſich freue. Schon von weitem ſtreckte er mir die Hand entgegen und rief: „Gott ſei Dank! Doch endlich ein vernünftiger Menſch, der mir begegnet!“

Was lag doch für ein in kurzen Stunden durchlebter Abſchnitt zwiſchen dem hochverdienten General und mir jungem Leutnant!

Nach Möglichkeit ſorgte ich für ihn, machte ihm bei St. Marie ein Strohlager zurecht, gab ihm aus der Satteltaſche etwas Schokolade und Wein. Auch kam zu unſerer Freude der nur leicht am Kopf verwundete Brigadeadjutant von Mitzlaff und brachte verhältnismäßig günſtige Nachrichten vom linken Flügel des Regiments, wo Oberſtleutnant von Oppell mit einigen Kompagnien im Verein mit den Sachſen und Gardepionieren ſelbſtändig bei Roncourt gefochten und von dort in St. Privat eingedrungen war, ohne ſo furchtbare Verluſte wie wir.

Sachſens Kronprinz hatte nach der Schlacht die Leiche unſeres nahe vor Roncourt gefallenen Oberſten von Roeder zu ſich in ein dortiges Haus genommen, wo er die Nacht zubrachte.

Als ich ein Vierteljahrhundert ſpäter die Ehre hatte, Gaſt König Alberts in Sibyllenort zu ſein, erzählte er mir hierauf bezüglich einen Vorgang, mit dem Hinzufügen, daß er deſſen jedesmal erwähne, wenn er auf jenen Tag zu ſprechen käme, als Beweis hoher ſoldatiſcher Tugend.

Als die Leiche des gefallenen Helden in das Haus gebracht wurde, meldete ſich beim Kronprinzen ein Gefreiter des Erſten Garderegiments und bat um die Auszeichnung, bei ſeinem toten Oberſt die Nacht wachen zu dürfen, was ihm natürlich gewährt wurde, und ſo ſtellte er ſich, das pulvergeſchwärzte Gewehr mit blutigem Bajonett in der Hand, zu Häupten des Toten.

Bald fiel dem Kronprinzen ein, daß der ermüdete, kampferſchöpfte Mann ſicherlich der Stärkung bedürfe, und ſchickte ihm einen Adjutanten mit ſolcher zu, der ihm beſtellte, ſie käme vom Kronprinzen von Sachſen. Da erwiderte der Gefreite in ſtrammer Haltung: „Untertänigſten Dank! Aber neben der Leiche meines Oberſt nehme ich nichts zu mir!“

Noch in der Erinnerung zitterte dem König, dieſem Vorbild ſoldatiſcher Tugenden, die Stimme, als er dies erzählte.

Schade, daß der Name des Braven unbekannt geblieben.

Aber bei Roncourt—St. Privat ſchlang ſich das kameradſchaftliche Band zwiſchen Sachſens tapferen Söhnen und dem Erſten Garderegiment.

— — — — — — — — — — — —

Nur kurze Zeit unterhielt ſich General von Keſſel mit uns. Waren wir doch alle zum äußerſten erſchöpft. Wir wußten, daß wir geſiegt, konnten aber die hohe Bedeutung des Tages noch nicht ermeſſen. Auch kamen wir zu keiner Siegesfreude.

Des Blutes war zu viel gefloſſen.

Dankerfüllten Herzens ſchlief ich ein. Mit Genugtuung ſagte ich mir, daß ich nicht ſchlechter meine Pflicht getan, wie jeder meiner Regimentskameraden.

Der Tag von St. Privat war vorüber.

Die Schwarzwälder. Von Profeſſor Dr. Ed. Heyck.

Das Albertle kommt von der Schule heim und ſieht, wie die Mutter geſchäftig den Teig zum Feſt aus der Schüſſel hebt und ihn in kleinen Kuchen auf die Platte für das Backrohr ſetzt. Das Albertle ſchaut lange wartend und geduldig zu, ob es nicht bemerkt wird, und endlich entſchließt es ſich und ſagt mit ſeinem weichſten Tonfall: „Muetter, ſchwätz au ebbis!“ — „Was ſoll i ſchwätze, dummer Bub? Siehkſcht nit, daß i alle Händ voll z'tun hab?“ — — „Muetter — kannſcht doch ſage: ‚Willſcht nit e Küchle, Albertle?‘“

Oder. „'s hät emol, wo's no Chapeziner z'Wahlzet (Waldshut) gä hät, däre—n ain i's Todmis (Todtmoos) müeſſe goh Kille (Gottesdienſt) z'verſäh. Wihl's nu's erſchmol gſi (geweſen) iſch, ſe hät er de Wäg it (nicht) gwüßt un vom Ibich (Ibach) a—n e Büebli mit gno. Hät aber de Chuttemann (Kuttenmann) 's Todmis no nie gſeh g'ha, ſo—n iſch är 'em Büebli au öbbis Neüws gſi. Drum hät's e lang bſchaut von hinte—n un vorne, un wie—n er emol e wäng ûsſchnuuft (ſich verpuſtet im Steigen), ſo frögt's e: ‚Ihr, wa ſin au Ihr für ain?‘ Do hebt de Chapeziner de Chopf i d'Höh und ſait, er ſeig en Maa, wo de Lütte (den Leuten) de Wäg in Himmel zaigi. ‚So‘, ſait derno's Büebli, ‚ſo, wenn Ihr de Wäg in Himmel wüſſet, ſo müend'r (müßt Ihr) au dä i's

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Todmis wüſſe.' Druf ſait de chli Chäzer (kleine Ketzer) ſi'm Heer ‚B'hüetgott' und rännt aisgangs (eines Ganges) wider 'em Dorfe zue."

Zwei harmloſe Geſchichten aus dem badiſchen oberen Schwarzwald, die aber beſſer charakteriſieren, als die längſte Auseinanderſetzung. Sie ſind hierfür um ſo wertvoller, als es Kindergeſchichten ſind. Denn das Kind iſt kein Menſch der Willkür, der Ausnahme, ſondern ganz noch in die Norm begrenzt und ihrer ſehr befliſſen. Sie ſpiegeln Erbcharakter, angeborenes Weſen, das Einflüſſe und Erziehung von unberechenbaren Geſchlechtern her geformt haben, Eigenſchaften, die durch eine lange Vererbung zur Naturanlage ſchon geworden ſind.

Nachdenkler und Diplomaten ſind zwar die Bauern alleſamt. Aber die Alamannen ſind es doppelt. Je beſſer man ſie kennen lernt, deſto mehr verſteht man ſie daraus und was für eine gut aus dem Groben zurechtgeſchliffene volkliche alte Kultur darin ſteckt. Hier iſt ein Volk, deſſen urwüchſig wilde Unbändigkeit — man denke nur an Krok den Alamannen im dritten Jahrhundert — von früh an ſchon die Hiſtoriker anekdotiſch reizt. Aber ihre ganze Geſchichte, von der Fremdherrſchaft der Römer und der Franken an, iſt auch wieder Zwang ſich zu fügen und ſchicken zu verſtehen, ohne deswegen den ſtarken Befreiungs- und Eigenſinn aufzugeben, durch den dann von ihnen die Schweizer ja am berühmteſten geworden ſind. Das nicht allein hat ſie ſo zum verhaltenen Bedacht erzogen, aber hat viel dazu beigetragen.

Mancher nördliche Landesfremde mag ſich wohl zunächſt erregen über die Ungelenkheit und karge Liebenswürdigkeit dieſer einheimiſchen Umwohner um den Oberrhein. Sie ſind in der Tat ſo gar nicht flink und ſchnellredig, und reden nicht ſo, daß man ſie möglichſt an den Nachbartiſchen hört. Es iſt vollends keine Sitte bei ihnen, mit der Tür ins Haus zu fallen oder bald zu verraten, was einer nicht will oder will. So wie das Albertle, das iſt die gute Art. Auch das juckt hier keinem auf den Lippen, ſeine beſſerwiſſende Meinung zum beſten zu geben, viele ziehen überhaupt vor, anſtatt ja oder nein zu ſagen: „'s ka ſi, 's ka au nit ſi." Wenn ſie etwas zu fragen haben, ſo warten ſie, wie das Büblein von Ibach, geruhig auf den paſſenden Moment. Nach bedächtiger Frage und erhaltener Auskunft merkt dann allerdings der andere manchesmal, daß ſie ſchon allerlei bei ſich denken, und daß der Schluß, den ſie ziehen, für ſie gilt. Sie haben, im Vergleich, ſicherlich etwas Langſames, Schweres, auch oft Schwieriges; wer aber den alamanniſchen Stamm für unbegabter, dümmer, rückſtändiger als andere nehmen wollte, der würde ſich ganz gründlich irren. Gehört zu ihm doch die durch ihre Bedeutung für Geiſteswiſſenſchaften und Dichtung geſchichtlich ausgezeichnetſte Bevölkerung, die es in Deutſchland gibt, die ſchwäbiſche, württembergiſche. Auch ſie iſt ein Teil der Alamannen oder Altſchwaben; denn deren Volkstum wohnt von den Vogeſen nach Oſten bis über den Lech, und nördlich von der Linie Weißenburg, Baden-Baden, Ludwigsburg, Dinkelsbühl, Nördlingen bis an die Hochgipfel der Schweizer und Vorarlberger Alpen; der Bodenſee als das ſchwäbiſche Meer liegt ganz richtig mitten drin.

Jedermann weiß, in wie beträchtlichem Maße die deutſche Kulturentwicklung, nicht nur mittelalterlich, ſich in den ſo umſchriebenen Gebieten vollzogen hat. Und deshalb ſpürt man auch immer, wenn man irgend dafür begabt iſt, die ſehr alte Tradition. Es leben hier keine Neulinge des Denkens und der richtigen Form, keine, die ſie deshalb eifrig an der äußeren Fläche zeigen. Im Gegenteil, es iſt eine Scheu vor allem, was durch reichlichen Firnis verdächtig wird, überhaupt vor Augenfälligkeit und Sichtbarkeit. Wie ſo manche Dinge, die anderswo gelobt würden, z. B. den Modeſinn, ſieht man bei Gottfried Keller empfindlich ſchon wieder zu den Merkmalen von Seldwylertum gerechnet! Uberhaupt mit welcher inneren Vorſicht, welchem großen Zwange zur Objektivität wird alles bei dieſem Erzähler gewendet und gewogen, ehe es ausgeſprochen wird. Man könnte ſich die Kellerſche Vereinigung von Zurückhaltung und poetiſcher Geſtaltungsmacht unter kaum einem anderen Volkstum denken, und es verunglücken ja in der Tat alle Nachahmer, die nicht ſelber Alamannen aus dem Umkreis jener größeren Grenze ſind. — Aber allgemein wird innerhalb dieſes ſcheinbar kühlen alamanniſchen Weſens ſehr viel überlegt und auf eigene Fauſt gedacht. Daher rührt denn die bekannte ſektiereriſche Art, die immer ihre Hauptgebiete in den alamanniſchen oder ſchwäbiſchen, württembergiſchen Gegenden gehabt hat, die ſinnierende, grübelnde, dazu das „Verknopfte", wie es Fr. Th. Viſcher nannte, aber auch die eigenentſchloſſene Art, die bei dem Hotzenbüblein unſerer zweiten Anekdote ſo bündig hervortritt, die eigenwillige, und ſchließlich die geſchichtlich freiheitskämpferiſche.

Die Hauenſteiner oder Hotzen, die die Südabhänge vom Wehratal bis zur Wutach und zur Schlücht bewohnen, ſind unter den ſpeziellen Schwarzwäldern die berühmteſten in ihrer Zuſammenſetzung von Sektiererei, Konſervatismus und Freiheitlichkeit. Überaus zäh durchs Mittelalter haben ſie ſich eine eigentümliche altgermaniſche Selbſtregierung behauptet, ſo daß der Herrſchaft — Öſterreich, Kloſter St. Blaſien und Kloſter Säckingen — nur gerade das obere Hoheitsrecht vorbehalten blieb. Bei dem großen Bauernkriege, der zuerſt in der Wutachlandſchaft Stühlingen aufloderte, ſtammte der Führer Hans Müller aus dem Dörflein Bulgenbach auf dem Hotzenwalde. Der Rappenkrieg von 1589 bis 1614 zwiſchen Herrſchaft und Untertanen aus Anlaß einer aufgelegten Steuer, dann die im XVIII. Jahrhundert andauernden „Salpeterer"-Unruhen, politiſch mit religiöſer Färbung, ſind die rechten hiſtoriſchen Zeichen dieſes Hotzenwäldlerſinns. Man kann vielleicht den Hauenſteiner den extremen Schwarzwälder nennen: aus Eigenſinnieren und Selbſtwilligkeit teils höchſt konſervativ, teils ablehnend widerſpenſtig, ſehr altgläubig-katholiſch und dennoch, wie das Büblein von Ibach, nicht zu haben zu der Sünde gegen den heiligen Geiſt der eigenen Auffaſſung, ſobald ſich dieſe kritiſch regt. Ein ehrbares Volk ohne Leichtſinn, aber die jungen Leute bekannte leidenſchaftliche Tänzer in ihren wild-ungeſtümen und dabei regelkomplizierten Hoppern und Volkstänzen. Überhaupt Menſchen von innerer Leidenſchaftlichkeit, Stärke und Rechthaberei, und gleichzeitig von jenem geſchulten, mißtrauiſchen, formellen Weſen, wozu ſich jene auf die Dauer dann notwendig ſchon von ſelbſt erzieht.

Mit großem verdienten Ruhm hat die Schwarzwälder Bevölkerung ihre Grundtüchtigkeit und geſchickte Begabung auf wirtſchaftlichen Gebieten bewährt. Nicht minder Rühmliches hat zwar auch ſeinerſeits der badiſche Staat getan. Doch ſetzt deſſen Tätigkeit naturgemäß nicht vor dem XIX. Jahrhundert ein, nachdem erſt die große Umgeſtaltungsperiode von 1803 bis 1806 die badiſche Hoheit über den eigentlichen Schwarzwald ausgedehnt hatte; vorher war dieſer in öſterreichiſche, geiſtliche und einzelweltliche Territorien politiſch zerſplittert. Geſchichtlich geht der ſtaatlichen Fürſorge voraus die Selbſthilfe der Bevölkerung.

Obwohl auf dem oberen Schwarzwald Roggen und Gerſte noch wachſen, fehlen zur Entfaltung einer dauernd ſelbſtändigen Ackerwirtſchaft die Bedingungen doch allzu ſehr. So ging die Entwicklung nach der Seite der Weidewirtſchaft und Viehzucht. Da nun aber ſchon die Klöſter, welchen die Koloniſation des Schwarzwaldes verdankt wird, die Anſiedler recht reichlich angeſetzt hatten und die Bevölkerung weiter natürlich anwuchs, ſo mußte von dieſer noch ſonſtiger Erwerb gefunden werden. Als ſolcher boten ſich die Kohlenbrennerei, Harzgewinnung, Holzſägerei und Holzflößerei. Ferner die Schnitzerei und Herſtellung von hölzernen Materialien. Dies wurzelte ja von ſelbſt in den Bedürfniſſen der Anſiedler, aber durch den Zwang zum Verdienen ſind daraus nun auch ſchon jahrhundertealte Gewerbe hervorgegangen, Schindelmacherei, Schnitzerei, Drechſlerei, Küblerei. Ähnlich natürlich und früh trat die Strohflechterei hinzu. An vielerlei Orten wurde Bergbau betrieben, auf Kupfer, Nickel, ſilberhaltigen Bleiglanz, Eiſenerze, zahlreich waren die Schmelzhütten und die Eiſenhämmer; wer heute als Wanderer aufmerkt, erhorcht all dieſe ältere Tätigkeit aus den Ortsbezeichnungen oder ſieht auch die verfallenen Grubeneingänge noch. Ferner kam hinzu die Glasmacherei und Glasbläſerei, wegen des reichlichen Brennholzes und der dazumal als Glasmaterial verwendeten Holzaſche; eine Tätigkeit, die nicht minder in Dutzenden von Ortsnamen wie Glashütten, Altglashütte, Glasträgerhäusle uſw. weiterlebt. Das iſt das Bild des alten gewerblichen Schwarzwaldes: die ſchwelenden Kohlenmeiler, die Holzfällerei an den großen Hängen und Flößerei in den Tälern zur Fahrt den Rhein hinab den Werften Hollands zu; die vom Gebirge herabſteigenden Glasträger, die Hauſierer mit den Schnitzereien, Drechſlerwaren, Bürſtenbindereien, welche gleichfalls eine alte Spezialität der Schwarzwaldbewohner ſind, endlich die Arbeit in den Eiſenhämmern und in den kleinen oberſchlächtigen Sägewerken. Das iſt die Mühle im Waldtal, die in der ſchwäbiſchen Romantikerdichtung ſo gerne wiederkehrt:

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Vier Bretter ſah ich fallen,
Mir ward ums Herze ſchwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr. —

Dabei haben wir nun aber des wichtigſten Gewerbes von allen auf dem Schwarzwald noch nicht gedacht.

In Waldau, einem zu St. Peter gehörigen Dorfe zwiſchen dem Titiſee und Furtwangen, lieſt man die Inſchrift, hier ſei um 1640 von den Gebrüdern Kreutze die erſte Schwarzwälder Uhr verfertigt worden. Das Vorbild ſoll ein Glasträger von ſeiner Wanderſchaft nach Hauſe gebracht haben, nämlich eine hölzerne „Waag"-Uhr, die er von einem böhmiſchen Glashändler am Niederrhein erſtanden hatte. Sinnierende Schwarzwälderart hat ſich dann an jenes fremde mechaniſche Wunder herangemacht, es nachgebildet, und indem man nun auch bald die Pendeluhren kennen lernte, entſtand aus jenen Anregungen, mit mancherlei Zutat von eigenen Gedanken oder gefälligen Spielereien, die Schwarzwälder Uhrenmacherei. Nicht allzu lange, da wanderten ſchon die ſogenannten Uhrenknechte als Verkäufer zu Tal. Sie zogen über den Rhein, ins Elſaß, ſie drangen in die durch ihre welſchen Gegenden ſelber uhrenberühmte Schweiz, und dann immer weiter verbreiteten ſie ihre Uhren, bis endlich ihrerſeits die Engländer und Nordamerikaner auf den Schwarzwald kamen, um Uhren auszuſuchen und im großen zu beſtellen. Am Ende des XVIII. Jahrhunderts wurden jährlich etwa 75000 Schwarzwälder Uhren ausgeführt, heute zählen ſie nach Millionen. Faſt ſämtlich liegen ſie auf dem hohen badiſchen Schwarzwald, die uhrenberühmten Orte wie Lenzkirch, Neuſtadt, Gütenbach, Schonach, Triberg, Furtwangen, Vöhrenbach, St. Georgen, Villingen; württembergiſch kommen dann Schwenningen und Schramberg noch anſehnlich hinzu. Vom geſchnitzten Jockele-Ührle mit dem braunen Tannenzapfen als Gewicht oder der beliebten Küchenuhr mit dem lackierten Zifferblatt und von all den Kuckucks-, Wachtel-, Trompeter-, Glockenſpieluhren bis zu den ſchönen großen Wand- und Standregulatoren mit ihrem edlen Schlagwerk kennt heute dieſe Induſtrie die ganze Welt: den fernſten Nationen ſagt es der Schwarzwald, wieviel an der Zeit es iſt ...

Schnitzerei und andere altheimiſche Künſte hatten ſich ſomit zuſammengefunden mit der raſtlos weiterſchreitenden Feinmechanik. Und aus den muſikaliſchen Spielereien der Schwarzwalduhren hat ſich dann ein neues kunſtvolles Gewerbe abgezweigt: der Bau von Muſikautomaten und von Orcheſtrions. Unterkirnach unweit Villingen hat ſich in deren Ausbildung hervorgetan, und wieder ſind Furtwangen, Vöhrenbach, Schönwald und Villingen, auch wohl andere Uhrenorte, mitgegangen. Wenn im wendiſchen Spreewald die kurzgerockten Bäuerinnen tanzen, aber auch bis ins ferne Auſtralien und Amerika, wenn man ländliche Feſttage begeht, ſo klingt und rauſcht dazu die Rhythmen das ins praſſelnde Leben geweckte Schwarzwälder Orcheſtrion.

Noch längſt haben wir nicht das Letzte von dem gewerblichen Fleiß dieſes Gebirges erzählt. Die Romantik iſt freilich allzumeiſt dahin, und die alten oberſchlächtigen Räder und Mühlen liegen, wenn ſie nicht beſeitigt ſind, als Ruinen unter wuchernd wildem Blumenwuchs und Gras. Das Zeichen von heute heißt Dampf, Turbine, Elektrizität; die Waſſerkraft leiſtet ihren wichtig mittelbaren Dienſt. Spinnerei und Weberei — Seide und Baumwolle — ſind mit bedeutenden Betrieben in die Täler eingezogen, Keramik und andere gute Kunſtgewerbe haben ſich im Schwarzwald angeſiedelt, ferner kam die vielgeſtaltige Chemie, zur Verwertung von Holz, Harz, Mineralien, und noch viel anderes geſellte ſich hinzu. So iſt das Weſen dieſer am höchſten, ſcheinbar entlegenen Beſiedlungsgegenden in Deutſchland emſige Modernität — bis in die Fremdeninduſtrie. Aber es iſt nicht eine ſolche, die bedrückend und verleidend wirkt. Dafür iſt die landſchaftliche Natur zu weit und reich und groß, haben Wieſe und Matte und Wald und wildbachdurchrauſchte Täler doch im größten Verhältnis noch die Oberhand. Man kann nach ſeinem ganzen Geſchmack und Gefühl viel eher zur Abgeſchiedenheit neigen und kann trotzdem etwas Befreiendes und Lebensſtarkes auch dadurch empfinden, wie nun vielverbindend über dieſe Wälderſtraßen und entrückte Paßhöhen die ſchnellen Kraftomnibuſſe nach genauen Fahrplänen rollen, wie zahlreich man auf die Gewerbeſchulen, die Schreiner-, Uhrmacher-, Schnitzer-, Strohflechter-, Muſikſchulen, Vorbilderſammlungen eines aufmerkſam überwachenden und eingreifenden Staates ſtößt. Oder wie modern angenehm man in den großen Fremdengaſthöfen lebt und nichtsdeſtoweniger ſo gut und preiswert als wie in den Schwarzwaldgaſthäuſern echten alten Stils aus der Zeit der Poſtkutſche, und wie hier in des Waldes vermeintlich tiefſten Gründen ſchon mancherlei praktiſch fortgeſchrittener als ſelbſt in großen Städten iſt. Vor allem aber verſöhnt, daß hier auf dem Walde der Übergang in die Haus- und Fabrikinduſtrie nicht den Verzicht auf Landarbeit und Garten und friſche Natur bedeutet hat, in jener zerſtörend kahlen Häßlichkeit, der man anderswo mit viel künſtlicher Mühe und Opfern nun wieder etwas abzuhelfen ſinnt.

Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers. (5. Fortſetzung.)

Siebentes Kapitel.

‚Aus Geſundheitsrückſichten‘, wie man es nannte, reiſte Andrea jetzt viel. Im Sommer an die See oder ins Gebirge, im Winter je und je wieder nach Berlin.

Wie ſo ſchnell auch der zäheſte Geiſt ſich der Gewohnheitsregel beugt! Es war kein langes Parlamentieren mehr nötig, kein Erklären oder gar Bitten. Die Frau empfindet das Bedürfnis nach Reiſen, und Lüdegaſt, davon in Kenntnis geſetzt, gibt das Geld dazu.

Manchmal, wenn der alte Buchhalter Hahn unverhofft ins Privatkontor trat, ſaß ſein Chef hinter Reiſeplänen und Handbüchern, hörte oft den Eintretenden nicht, ſchüttelte ſchwerſeufzend den Kopf, rechnete in langen Kolonnen, nahm den Kneifer ab und drückte ſich ein Tuch gegen die erhitzten Augen. Dann erſt ward er den alten Mann gewahr, ſchob etwas verlegen die fremdartigen Dinge beiſeite, räuſperte ſich und ſtieß irgendeine Frage aus, nach der er im Moment griff, gleichviel, ob ſie gerade paßte oder nicht.

‚Na, Hahn, bewährt ſich die neue Werkzeugmaſchine?‘ Oder: ‚Sind die gewalzten Bleche angekommen?‘ ‚Iſt die Firma Bockheber benachrichtigt‘ oder dergleichen.

Aber er gewöhnte ſich.

Es war ſchon nichts ſo unglaublich Ungewohntes mehr bei Tiſch, den Platz der Hausfrau leer zu ſehen. Er fühlte nun irgendwie eine dunkle Verpflichtung, ihre Stelle auszufüllen. Wenn alles bei Tiſch ſtumm war und niemand ſich recht getraute zu ſprechen, empfand er das mit der Zeit als peinlich. Es lag ihm wie eine aus Unfähigkeit verſäumte Schicklichkeit auf. Nun fing er ſelbſt zu reden an, und zwar zu dem Zunächſtſitzenden, zu Conny.

Anfangs aus reinem Pflichtgefühl, dann aus Intereſſe. Er wollte wiſſen, was Conny in der Schule erlebte. Der Junge hatte einen ernſten und tiefen Reſpekt vor dem Vater. Seine Unbeholfenheiten ſelbſt ſchienen ihm gut und recht. Es war keine Leidenſchaft in dem Gefühl, aber doch etwas, das ihn warm machte und ihm das Blut ins Geſicht trieb.

Wenn der Vater ſich ſo mit einem Geſpräch an ihn wandte, dann fühlte er in ſeinem Kinderſinn ein plötzliches Mitleid auflodern. Irgendwie empfand er, daß dem Vater etwas fehlte, und daß er nun nach Erſatz herumſuchte. Und unmittelbar daran ſchloß ſich ihm der Gedanke: ‚Mama fehlt ihm.‘

In dieſe Stunde, da ſich dies in dem Knabenherzen zutrug, ſah Andrea nicht hinein. Einmal hatte ſie das kurze Aufbäumen und Abwehren des jungen Körpers gefühlt, einmal hatte ſie nach einem innig vertrauten Blick von ihm bangend gehungert. Aber oftmals vordem hatte ſich ihr alles, was ſie hätte haben mögen, in kindiſcher Überfülle angeboten, ohne daß ſie es bemerkte.

In dieſe Stunde ſah ſie nicht hinein, da aus einer anderen Richtung her eine ſtarke Strömung kam und das Schifflein ihres älteſten Kindes mit ſich fortnahm — weiter vielleicht als der Blick der Liebe, als der Ruf der Angſt jemals reicht. —

Mama fehlte! Sie fehlte in dieſem Haus. Andere Mamas fehlten nie. Oder wenn ſie reiſten, reiſten der Papa und die ganze Familie auch. Sein Freund Wolf Titus ſagte ihm das. Und er brauchte es ja auch gar nicht geſagt zu bekommen, er ſah es überall, wenn er nur aufpaßte.

Das ging ihm nach. Er konnte es nicht vergeſſen, nicht überwinden. Es quälte ihn wie etwas Heimliches und Böſes, und er hätte um die Welt nicht davon geſprochen.

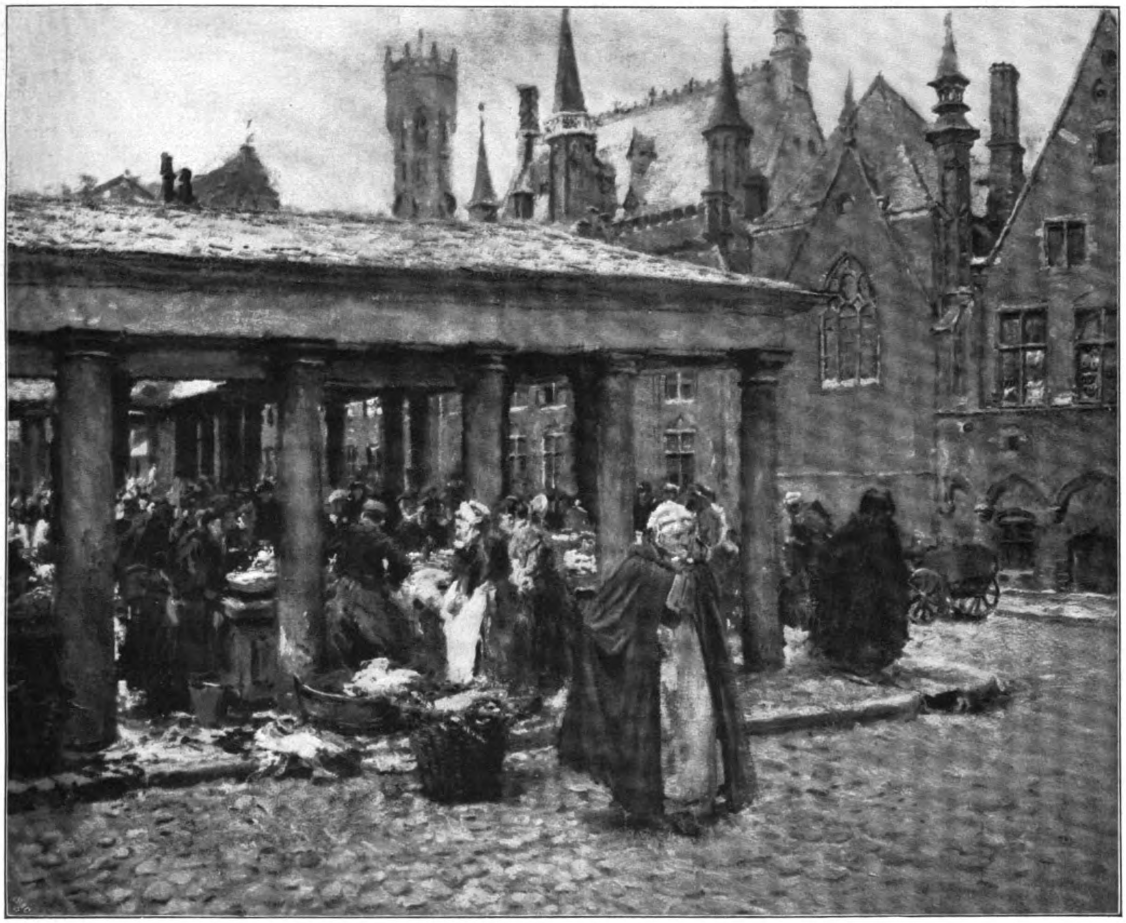
Wenn es jetzt hieß: ‚Morgen kommt Mama wieder,‘ war bei ihm die Aufregung nicht mehr ſo groß. Sie reiſte ja doch bald wieder fort. Das Kränzebinden um die Tür war ſowieſo abgeſtellt, ſie hatte ſelber darum gebeten. Sie kam meiſt immer etwas abgeſpannt zurück und mußte ſich erſt wieder in das große graue Haus am Kleinſtadtmarkt hineinfinden.

— Leiſe und eilig trieb das Schifflein dahin auf der ſtarken Strömung — weiter und immer weiter. Aber wer ſah ſein kleines Wimpel wehen? Auch ein achtjähriges Kind zieht dahin in den Einſamkeiten ſeiner ſchweigenden Welt.

Aus Berlin kam Andrea kurz vor Weihnachten. Es war kalt, und die erſten Schneeflocken tanzten in der Luft. Sie, im Gegenſatz zu ihrer ſonſtigen nervöſen Müdigkeit, war von einer ſprunghaften Unruhe. Sie entwickelte plötzlich eine Tätigkeit um das Chriſtfeſt wie ſelten zuvor. Baum, Geſchenke, Flittergold, alles wurde mit ungewohnter Haſt und Wichtigkeit behandelt. Im unteren Speiſeſaal fand eines Tages Doktor Hopfinger ſie über den Pfeffernüſſen für die Werkskinder, mit glühenden Backen abzählend.

Er ſah ihr ein Weilchen zu, fragte wenig. Dann ging er und dachte: ‚Sie hat etwas erlebt.‘

Sie aber, nach ſeinem Fortgange, ſtarrte in die Pfeffernüſſe hinein, ließ einige zu Boden fallen, ohne ſie aufzuſuchen und empfand nur dumpf: ‚Es iſt gut, daß ich mir nichts merken laſſe. O, jetzt muß ich aber weiter zählen, daß ich den Gedankentaumel wieder vergeſſe. Er muß ja vergehen, ich habe doch Mann und Kinder!‘



Fiſchmarkt in Brügge. Gemälde von M. Gaiſſer.

⁂

Und an demſelben Tage ging durch das junge Leben ihrer kleinen Tochter der erſte große Riß.

Die kleine Dax war kein normales Kind, wenigſtens jetzt nicht mehr. Es war da irgendein Zeitpunkt verpaßt worden. Vielleicht vor einem Jahr noch hätte ſie, wenn ſich ihr jemand abends aufs Bettchen geſetzt hätte und ſitzen geblieben wäre und ihr ein bißchen ordentlich zugehört hätte, allen wirren Schnickſchnack ihres Köpfchens fein ausgepackt und ſich Hirn und Herz damit erleichtert wie andere Kinder auch.

Aber es war keiner da, der ihr zuhörte. Fräulein mochte nie. Gerd war zu wild und Conny zu groß. Sie mußte den ganzen Packen ihrer krauſen Vorſtellungswelt jedesmal mit ſich in die Nacht hinübernehmen und ſo von Tag zu Tag allein weiterſchleppen. Dieſen Packen, der immer größer und immer veränderlicher wurde.

Denn alles, was ſie erlebte, hatte einen Schimmer des Unwirklichen und Märchenhaften an ſich. Das lag an Fräulein Grätz. Sie erzählte zwar keine Märchen (dazu fehlte ihr die Poeſie des Empfindens), aber ſie hatte es noch auf allen Stellen für gut befunden, die Kinder ein bißchen gruſelig zu machen. Ihnen hinter dem Schrank, der Tür, in den dunklen Ecken unheimliche und unkörperliche Weſen raunend anzukündigen, die ihr das Erziehungsamt oder vielmehr das Amt des Sich-Ruhe-Verſchaffens auf bequeme Weiſe abnahmen.

Bei dem einen Kinde ſchlug's an, bei dem anderen nicht. Conny hatte ſich von früh an ziemlich verächtlich gegen Fräuleins Spukgeſtalten geſtellt. Wieviel davon künſtliche Männlichkeit, wieviel echte Kritikfähigkeit war, konnte Fräulein Grätz freilich nie unterſcheiden, oder vielmehr: ſie konnte den Zeitpunkt nie angeben, in dem das eine in das andere überging, dachte auch nicht viel darüber nach.

Jedenfalls: Gerd und Dax fielen ihr gründlich darauf herein. Am lärmendſten und unbequemſten Gerd, mit lautem Schreien und Aus-dem-Bettſpringen. Dax weit ſtiller, aber auch weit tiefer. Als das Schreckhaftmachen des Fräuleins mit den Jahren bei den heranwachſenden Kindern von

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſelber aufhörte, war ſchon Daxens ganze Innenwelt mit dieſer Märchenhaftigkeit durchſetzt. Für ſie lebten die Puppen, Stuhl und Tiſch, ihr Bettchen, ihr Löffel, ihre Kleider, alles hatte Empfinden und beklagte ſich oder fühlte ſich behaglich und dankbar. Alles ſah ihr zu. Sie wagte es nicht, von einem verbrauchten Spielzeug oder auch nur einem alten Beſen etwas Schlechtes zu ſagen, denn das kränkte doch dieſe Gegenſtände, gerade ſie, die ſolange und treu gedient hatten.

Mit dem ſtarken Gerechtigkeitsſinn der Kinder tadelte ſie lieber neue und glänzende Sachen als alte und ſchlechte. Ja ſie tat es laut, damit die alten es hörten, und liſtig, ohne ſie anzublicken, damit ſie nicht merken ſollen, daß es ein Troſt für ſie ſein ſollte, ein Pflaſter für ihre Häßlichkeit und Verbrauchtheit.

Wenn ein altes Stück fortgeworfen wurde, litt ſie oft lange Zeit darunter, und um ſich ſelbſt zu helfen, machte ſie ſich in ganz zartem Alter eine liebe kleine Himmelreichsreligion zurecht, in der auch zerbrochene Stühle, Taſſen und Puppen eine ſelige Auferſtehung im Paradiesgarten feierten.

Eine Zeitlang wünſchte ſie ſich mit förmlich krankhafter Sehnſucht ‚etwas Lebendiges‘, ein Hündchen oder ein Vögelchen. Aber ſie war ein ſo verſchloſſener kleiner Menſch geworden, daß niemand ahnen konnte, wie ſehr ihr dieſer nur ganz leiſe geäußerte Wunſch am Herzen lag. Es war auch gut, daß er ſich nicht erfüllte, denn in der geſteigerten Empfindungsfähigkeit dieſes Kindesalters wäre ‚das Lebendige‘ zuviel für ſie geworden. Es hätte das arme Seelchen, das ſowieſo nur mühſam atmete, unter der Laſt aller ſeiner Empfindungen wohl beinahe erdrückt.

Das Chriſtfeſt ſchon war faſt für ſie zu ſtark, warf ſie beinah um. Der Zauber der Weihnachtsklingel, der Lichter, der Gaben, wirkte mit ſo unmittelbarer Gewalt auf ſie, daß ſie beim Betreten der Weihnachtsſtube ein leichter Schwindel befiel, den aber niemand bemerkt hatte.

Im grünen Zimmer, das im Sommer den Ausgang auf die Veranda hatte, ſtand ſchon der Baum. Wenn man über die Diele ging, ſo roch und kniſterte es geheimnisvoll. Bei ſchweren Tritten abends auf der Treppe zitterte Dax in ihrem Bettchen und wurde eiskalt: es war der Weihnachtsmann, der da heraufkam. — Und in der letzten Nacht, da hatte ſie ein Schweben und Weben vernommen, es rauſchte gegen ihre Tür wie mit einem Flügelſchlag — das Chriſtkind ging durchs Haus!

Am Morgen ſah ſie vor der Tür der Weihnachtsſtube goldne Fäden liegen. Sie ſtand davor wie entzückt, wagte aber nicht, ſie aufzuheben. Ihr war, als rührte eine leiſe Hand ihr weich die Wange. Vielleicht — war es gerade jetzt hier, das Chriſtkind — und ſie ſah es nur nicht — —!

Dabei hatte ſie gar nicht bemerkt, daß die weiße Doppeltür zur Weihnachtsſtube nur angelehnt war. Plötzlich fuhr ſie zuſammen. Laut und hell tönte Mamas Stimme heraus.

„Fräulein, ſind Sie’s? Ach Fräulein, Sie müſſen mal gleich zum Tiſchler gehen. Der Baum ſteht noch immer ſchief. Außerdem hat er zwei kahle Stellen, und es müſſen da noch Zweige eingebohrt werden. Ja und dann gehn Sie gleich einmal bei Meinhardt heran und beſorgen Sie eine neue Weihnachtsklingel. Mit der alten iſt nichts mehr zu machen. Einen hübſch ſilbernen Klang muß ſie haben. Fragen Sie aber erſt, wieviel ſie koſtet. Und für zehn Pfennige Lametta brauche ich auch noch.“

„Fräulein, hören Sie nicht? Iſt denn niemand da?“

Bei dem erneuten Anruf war es Dax plötzlich, als ob eine entſetzliche Gewalt ſie fortreiße. Sie flog förmlich über die Diele, drüben in die offenſtehende Kinderſtube hinein, dann in ihre Schlafſtube und dort in eine Ecke, tief, tief, zuſammengeknäult wie ein Bündelchen Lappen.

Sie verſteckte ihren Kopf, ihr Geſicht, daß ſie nur nichts ſähe, nichts hörte, ſelber nichts mehr war. Es ſchien ihr, als ob ſie von unten auf langſam erſtarrte. Sie hielt ganz ſtill. ‚Ich ſterbe jetzt!‘ dachte ſie wie erleichtert. Es war ihr das Natürlichſte, das nun kommen konnte.

Aber das Bündelchen Lappen, das nichts mehr war und eigentlich auseinanderfallen ſollte, mußte wieder empor und in das ſeltſam veränderte Leben zurück. Es mußte mit Fräulein Grätz über die Diele ins Eßzimmer gehen und am Tiſch den Morgenkakao trinken. Und es mußte die Tür aufgehen ſehen und Mama hereinkommen. Da ſtach es wie mit lauter Nadeln durch das kleine Gehirn, und hinter dem Ofen in der dunklen Ecke lachte es grell auf: — „Eingebohrte Zweige — !“

— — Wie die Großen und die Alten und die ganz Klugen es auch nicht anders machen, ſo kämpfte die kleine Dax noch um ihre zerſtörte Welt. Sie ſchlug ſich die Worte von den Zweigen und vom Tiſchler und von der Klingel aus Meinhardts Laden mit Gewalt aus dem Sinn. Sie wollte wieder ihr Chriſtkind haben und das Schönſte auf Erden. Sie wollte in einer ſo kahlen Welt, in der man Lametta um zehn Pfennige kauft und die Weihnachtsklingel aus dem Laden holt, in der die ſchweren abendlichen Tritte die des Tiſchlers ſind und nicht die des Weihnachtsmannes — nicht mehr leben.

Aber die Vorſtellungen brannten in ihr wie Feuer. ‚Wir ſind doch wahr! wir ſind doch wahr!‘ grinſten ſie und lachten hinter ihr drein, wenn ſie ihnen den Rücken kehrte und ſich die Ohren zuhielt.

Auch in ihre Kinderſtube mochte ſie nicht mehr hinein. Alle die Puppen, alle die Sachen — das war nun wohl auch alles nichts? Auch wohl alles bloß ſo gekauft und zuſammengehämmert? Es fühlte wohl gar nichts? Und wenn ſie ihren alten gebrechlichen Kinderſtuhl ruhig fortnehmen ließ, ſo empfand der keinen Schmerz darüber —?

Etwas in der jungen Seele horchte auf. Ein neugieriges, geſpitztes, hartes Horchen. Beinah auf etwas Willkommenes — die Abnahme einer ſchweren, geliebten — aber ſehr ſchweren Laſt.

Dax ſtand plötzlich auf. Mit vor Qual zuſammengezogener Stirn ging ſie mit harten Schritten auf ihren alten Kinderſtuhl zu und ſtieß ihn mit dem Fuß.

‚Du fühlſt ja nichts!‘ dachte ſie wild.

„Aber Dax! Was machſt Du da eigentlich?“ rief Fräulein Grätz. Das Kind wandte ſich herum. Es war ſchneeweiß im Geſicht.

— — — Nun ging ſie mit den Geſchwiſtern in die Weihnachtsſtube, als es klingelte. Noch einmal, bei dem Anblick des hohen brennenden Baumes, wollte ſich der alte Weihnachtszauber auf ihr Herz werfen. Da blieb ſie ſtehen und ſuchte mit den Blicken den Baum ab, beinah höhniſch. — Eingebohrte Zweige — —

Langſam trat ſie an ihren Tiſch. Wie hatte ſie ſonſt hier geſtanden, unterlegen, erdrückt von dem Glanz auch der kleinſten Gabe. Heute — ſtand ſie drüber. Sie überſah ihr Gebiet. Es war eine wunderſchöne weiße Stadt da, mit Häuſern, an denen die Giebel, Fenſter, Türen, Balkone nicht angemalt, ſondern in feinem braunen Holz aufgeſetzt waren. Sie dachte: ‚Das iſt ſehr hübſch‘ — und dabei ſaß ihr ein krankes Gefühl in der Bruſt, daß ſie hier ſtand und ihren Platz überſah, überzählte — und daß plötzlich alles ſo anders war wie ſonſt.

„Biſt Du zufrieden, Herzchen?“ fragte die Mama.

„Ja — danke.“

Sie ſchlich um den Tiſch herum, zu Conny, der eben ſeine erſte Uhr beſtaunte. Und angeſichts des brennenden glitzernden Chriſtbaumes, der doch wie aus einem Traum immer wieder ſeine alte Sprache zu ihr ſprach, fühlte ſie plötzlich die Unmöglichkeit, in ihrer Qual und Leere allein zu bleiben. Leiſe zupfte ſie den Bruder am Ärmel und flüſterte haſtig, brennenden Geſichts: „Conny, ich weiß es jetzt. In den Baum ſind Zweige gebohrt. Vom Tiſchler! Und die Klingel iſt von Meinhardt — aus dem Laden. Die iſt einfach bloß ſo gekauft.“

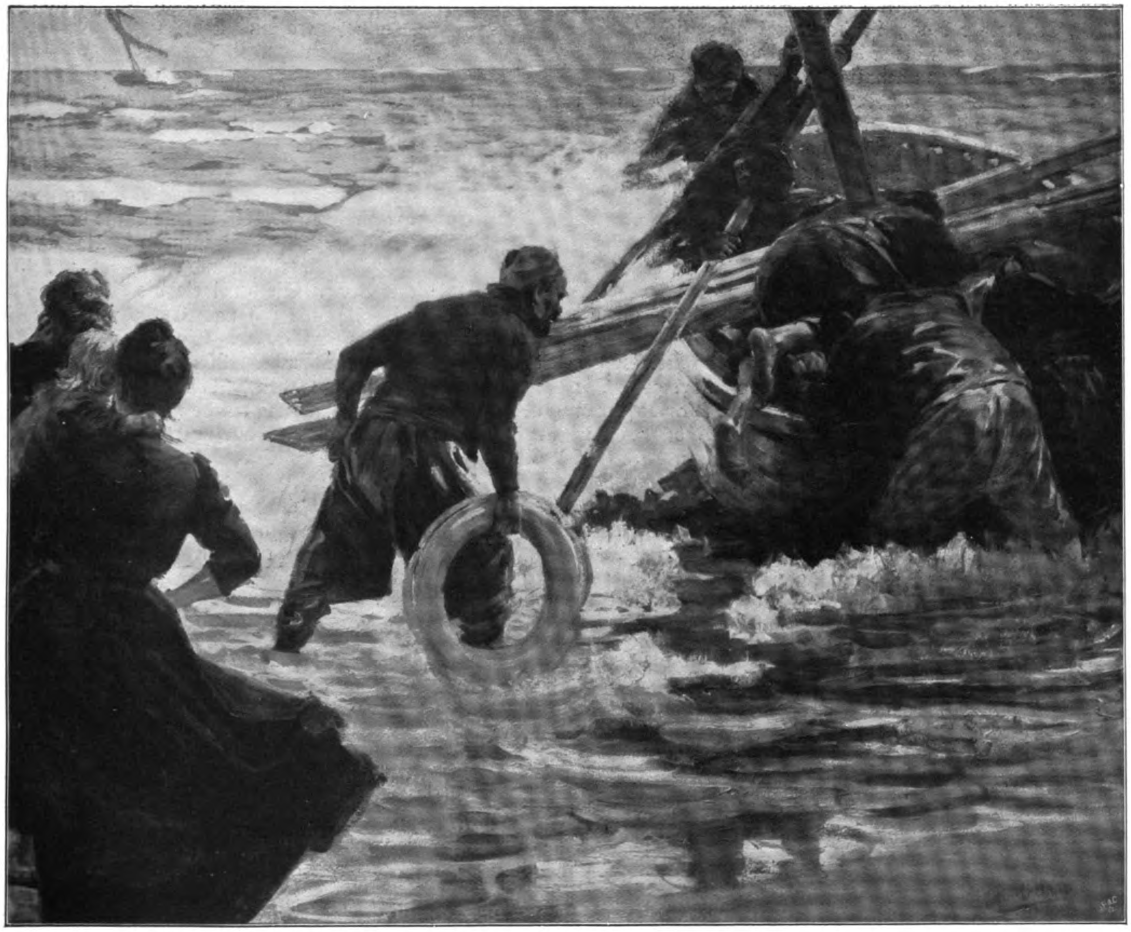
Conny drehte ſich um und ſah in ein Paar angſtſtarre weite Augen. Gleichſam körperlich ſchrie ihr zerriſſenes kleines Herz ihn an. Er verſtand ſie ſchneller, als er ſelber klar empfand, denn auch in ihm ſteckte ein kräftig Stücklein eigner Erfahrung, nicht gar ſo weit dahinten liegend.

„Na ja,“ ſagte er rauh tröſtend, „was iſt denn Schlimmes dabei?“

„Weißt Du es auch?“ fragte ſie.

Er blickte am Baum entlang. Seinen abgekühlten knabenhaften Forſcherſinn reizte die Aufgabe, morgen die eingebohrten Zweige herauszufinden.

„Lange ſchon,“ ſagte er ſtolz. „Es iſt überhaupt vieles nicht wahr, was uns die Großen ſagen. Frage Du mich man immer.“



Ausfahrendes Rettungsboot. Gemälde von Friedr. Klein-Chevalier.

Achtes Kapitel.

Die Jahre kamen, und mit ihnen traten die Fragen ins junge Gemüt.

Die vertraute Welt umher iſt plötzlich voller Dunkelheiten und Rätſel.

Jeder Gedanke, dem man nachgeht, ſtößt auf ein Hindernis. Wo komme ich her? ſtaunt plötzlich der aufmerkſam gemachte werdende Menſch.

Wo kommt die Welt her, wie war der Anfang von allem? Wer iſt Gott, von dem uns die Großen erzählen? Und was iſt von den Berichten, Antworten und Ausſagen dieſer unzuverläſſigen Großen überhaupt zu halten —?

Dies iſt die Zeit der leiſen aber vernehmlichen Sturmwarnungen.

Es iſt jetzt alles in Fluß gekommen: alles, was bisher ſchlief, ſchlummerte, glaubte, ſorglos hinnahm. Fragen, oft ſtürmiſche, oft ſogar im Jugenddrang zornige, trotzige, im Gegenſatz ſich berauſchende Fragen ſchießen überall empor, an Ecken und Enden, in beängſtigender Menge, wie ein lebendig gewordenes Feld.

Zu gleicher Zeit aber — und das iſt das Gefährlichſte — wendet ſich dieſes ganze ſtürmiſche, aufbrauſende Leben vom hellen, fröhlichen Tageslicht ab und ſchießt in unterirdiſche Gänge hinein. Es iſt ein wunderliches Zeichen dieſer Werdezeit. Mit den Eltern und Lehrern ſanft und geduldig durch das offene Feld der alten Erde zu ſchreiten und die junge Seele am grünen Baum treulicher Altväter-Erkenntnis, ehrlicher Erfahrung ſtill emporranken laſſen, bis das wilde Blut beſchwichtigt ausruht im immergrünen Gezweig wehmütig edler Altersweisheit — das ſteht der brauſewütigen Jugend nicht an.

War nicht eine Stunde in jedem Kindesleben, in der das unmündige Leben am Halſe des alten hing? Wie ging das zu und wie dies? ‚Mutti, ſpricht der liebe Gott deutſch? Mutti, wo kriegt die Kuh ihr Kälbchen her? Kann das der Storch auch tragen?‘

Und dann kommt's — der Vorbote nahenden Schickſals: die Verlegenheit. Da zieht ſie zum erſten Male ihren flüchtigen kältenden Schatten zwiſchen Mutter und Kind.

Um die Zeit ihres zehnten Lebensjahres kam die kleine Dagmar zur Mutter gelaufen, rot und beinah finſter vor Aufregung, faßte ſie ans Kleid und ſagte: „Mama, wenn

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

es mit dem Weihnachtsmann nicht wahr iſt, iſt es auch wohl mit dem Storch nicht wahr. Ich habe doch nicht im Teich gelegen, da wäre ich doch ertrunken!“

Und Andrea, aufblickend von einem modernen Roman, der ihr eigenes taſtendes, phantaſierendes Innenleben in einen ſeltſam leuchtenden Rahmen ſpannte, blickte halb zerſtreut auf, dann klang die Frage ihr im Ohr nach, ſie ſah in die geſpannten großen Augen und wurde verlegen.

„Aber Dax, das mit dem Weihnachtsmann iſt doch auch wahr!“ ſagte ſie begütigend.

Dax tat einen tiefen, zitternden Atemzug. Ihre Augen wurden ganz ſchwarz vor Bedrängnis. Sie zupfte aufgeregt an den hellen Spitzen, die an der Mutter Kleid waren.

„Sag's doch ordentlich —“ ſtieß ſie hervor.

„Du kleiner Narr, iſt das nicht ordentlich?“ ſagte Andrea, entzückt von dieſer drollig unbeholfenen Ausdrucksweiſe, und nahm dann heimlich, damit das Kind es gar nicht merke, das unruhige, unbewußt zerſtörende Händchen von ihren ſchönen Spitzen fort. „Du biſt natürlich nicht im Teich ertrunken, denn Du konnteſt noch gar nicht atmen, ſiehſt Du!“

„Wie kam ich denn da hinein?“ fragte Dax. Aber es kam ganz unmerklich ein ferner, beinah ſtrenger Ausdruck in ihr Geſicht. Die heißen Händchen löſten ſich von ſelbſt, das tiefe, dringende Fragen der Augen verblich.

„Da hinein —?“ Andrea kam jetzt wirklich in die Enge. „Aber Dax, da hat der liebe Gott alle Kinder hineingebracht. Wie kommen denn die Gänſeblümchen und die Seeroſen da hinein?“

„Und bloß die Kinder holt der Storch da heraus?“

„Ja natürlich. Um ſie den Mamas zu bringen. Die Seeroſen wollen doch gar nicht fort, aber die Mamas ſehnen ſich ſchon nach ihren kleinen Mädchen und Bübchen. Das wird mein Dax ſpäter alles viel beſſer verſtehen. Nun lauf nur und quäl' Dich nicht mit ſolchen Gedanken.“

In der Kinderſtube hing ein großer alter Kupferſtich, der die Zerſtörung des Turmes von Babel darſtellte. Aus den Wolken herab im wehenden Mantel, übergroß, brauſte Gott, unten barſt der Turm und ſchreiend ſtürzten Männer, Weiber, Kinder mit Wagen, Hunden und Kamelen auseinander.

Dax ſtand davor ſtill, immer wirbelnder gingen ihr die Gedanken im Kopf. ‚Das iſt auch nicht wahr —‘ dachte ſie erſtarrend. ‚Alles iſt nicht wahr — alles iſt ausgedacht — —‘

Sie ſchleppte ihre Füße nach nebenan in das Schlafzimmer, ſetzte ſich auf einen Stuhl und begann bitterlich zu weinen.

Aber es vergingen Jahre, und der Alltag mußte vielhundertmal über dieſe Stätte gehn, ehe Andrea anfing, nach ihrer kleinen Tochter zu ſuchen.

Damals war Dax dreizehn Jahre alt.

Andrea war jetzt ſechsunddreißig Jahre. Allerhand Senſationen des Lebens lagen hinter ihr, die ihr den Boden eines feſten Lebensgedankens unter den Füßen fortgezogen und ſie in eine Welt eingeführt hatten, in der die Nerven ihre Feſte, Triumphe und Qualen feiern. Dann kam die Zeit der ſeeliſchen Regeneration.

Auch Dora war ihr verleidet. Sie wollte es nicht mehr ſehen, was dieſem Mädchen einſt auch vor ihr die Kraft und Schönheit und das Recht der Ernſthaftigkeit gegeben hatte. Sie fragte ſie, wild und krank im Herzen, nach dem ‚Ende der Schlemmerei‘. Sie wollte keine Antwort darauf und hörte keine.

Mit einem Gefühl von Haß und Ekel ſprang ſie von dieſem Tiſch des Daſeins auf. In die tiefe Stille der Kleinſtadt, zu dem Anblick der öden Straßen im Mittagsbrand, in das Milieu der Tagesintereſſen und Alltagsſorgen rettete ſich die ſpielſatte Seele. Sie beneidete die Arbeiterfrauen um ihr hartes Los, ſehnte ſich nach Entbehrung, Arbeit, nach des Lebens ganzer Strenge. Ein neues Leben ſollte beginnen. Reinheit, Offenheit, Wahrhaftigkeit ſollte es umwehen, auf Ernſt und Arbeit ſollte es gegründet ſein, ein neues Glück in edlerer Faſſung würde ihm entſprießen.

Schon dieſe Entſchlüſſe hatten eine befreiende Kraft. Sie hoben die Seele aus dem Moraſt der dumpfen Reuequal und ſetzten ſie auf feſten Boden. Nach all der ermattenden und verweichlichenden Spielerei tat ſich ein Arbeitsfeld auf, das mit einem herben, reinen Reiz umgeben war.

Es ging wie ein Aufatmen durch Andreas Natur. Wie ein leiſer Spott auf eine trübe Vergangenheit.

Mit einer Art Ekſtaſe, mit kühnem, hochfliegendem Mut begann Andrea Lüdegaſt ihr neues Leben — das Leben für ihre Familie, für die heranwachſenden Kinder in erſter Linie.

(Fortſetzung folgt.)

Treibholz. Von Agnes Harder.

Tauſend Stämme ſah ich treiben
In des Nordens raſchen Flüſſen,
Schienen alle mir zu ſagen:
Sieh doch, wie wir eilen müſſen.

Müſſen durch den Strudel tanzen,
Müſſen durch den Trichter ſchießen,
Im Vorbeiziehn nur verſtohlen
Wald und Wieſenrain begrüßen.

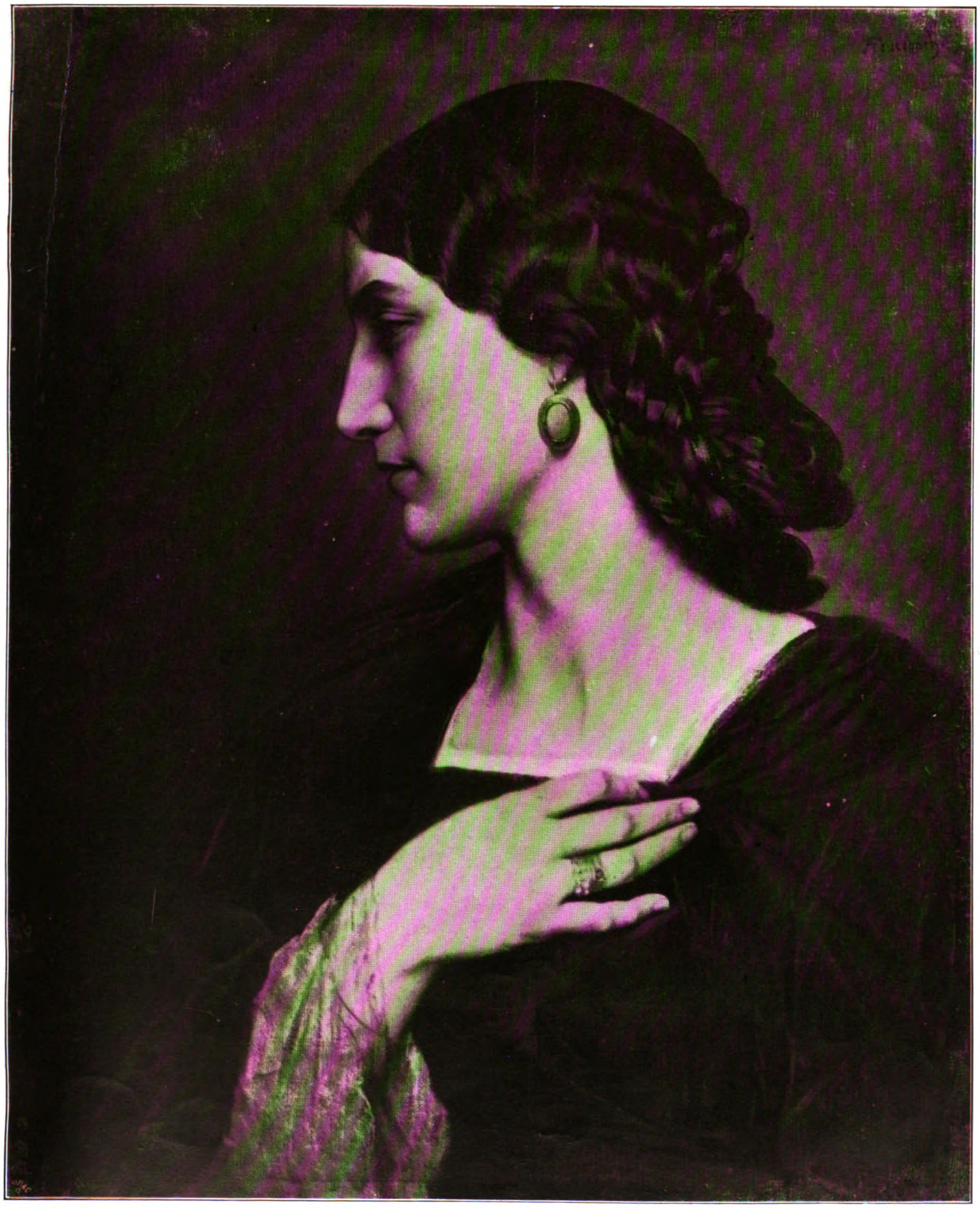
Wandern all nach einem Ziele,
Fern der Heimat, da wir ſtanden,
Daß wir, nahe ſchon dem Meere,
Endlich unſere Eigner fanden.

Denn ein jeder trägt ein Zeichen,
Auch nicht einer geht verloren,
In die Rinde iſt gegraben,
Wozu einmal er erkoren.

Und ich ſeh' die Stämme treiben
Durch die Strudel, durch die Wirren
Und ich weiß es — auch wir Menſchen
Können nimmer uns verirren.

Denn ein jeder trägt ein Zeichen,
Eingebrannt in ſeine Seele,
Daß am Ende letzter Eigner
Wiſſe, welchen er erwähle.

Und ein jeder kommt zum Ziele,
Wie ihn auch der Strom geſtoßen,
Und er mündet in den Hafen,
In den treuen, ſtürmeloſen.



Nanna. Von Anſelm Feuerbach.

Kunſtbeilage zum Daheim.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Die allgemeine Mädchenfortbildungsſchule,

die jüngſte Schöpfung auf dem Gebiete des Mädchenfortbildungsſchulweſens.

Von Dr. **Hanßel**, Direktor der Mädchenfortbildungsſchule zu Saalfeld a. S.

Die jüngſte Schöpfung auf dem Gebiete des Mädchenſchulweſens iſt die allgemeine Mädchenfortbildungsſchule, die die Mädchen auf ihren einſtigen natürlichen Beruf, den als Hausfrau und Mutter, vorbereiten ſoll.

Bahnbrechend auf dieſem Schulgebiete waren in der letzten Zeit die Stadt **Saalfeld a. S.** und das **Herzogtum Sachſen-Meiningen**. Sie haben Vorbildliches geſchaffen.

Die nicht gerade ſteuerkräftige Stadt Saalfeld a. S. im Herzogtum Sachſen-Meiningen führte, dank der Weitſchau und Einſicht der Stadtbehörde und Stadtvertretung, bereits 1906 die allgemeine Mädchenfortbildungsſchule obligatoriſch ein. Zugleich mit dem neuen Volksſchulgeſetze wurde dieſe Schulgattung, nachdem die Frauenvereine unter tatkräftigſter Führung der **Frau Erbprinzeſſin von Sachſen-Meiningen**, ferner die Schulbehörde, beſonders die Herren Geheimer Staatsrat Dr. **Trinks**, Geheimer Regierungs- und Oberſchulrat Dr. **Schmidt** und Schulrat **Rockſtroh**, und die Mehrzahl der Landtagsabgeordneten warm und geſchickt für ſie geſprochen und gewirkt hatten, 1908 im ganzen Herzogtum obligatoriſch eingeführt.

Es dürfte für weite Kreiſe von Intereſſe ſein, einiges über die Einrichtung, Koſten, Ziele und Erfolge der Mädchenfortbildungsſchule, ganz aus der Praxis heraus — Verfaſſer ſteht ſeit längeren Jahren mitten in der Arbeit der Einrichtung und Leitung der Mädchenfortbildungsſchulen — zu erfahren. Iſt es doch für jeden Volksfreund, Volkswirtſchaftler, Politiker, Staatsmann, Stadt- und Staatsvertreter von unbedingter Notwendigkeit, dieſe Schule zu kennen. Denn die ſchwierigſte Frage unſerer Zeit: die ſoziale, hilft dieſe Schule zu einem großen Teile löſen, die Keimzelle des Staates, die Familie, an der jetzt ſo vieles nagt und frißt, hilft ſie nähren und kräftigen, jene „alltäglichen, hausbackenen Tugenden“ einer guten, ſchlichten Hausfrau, die Rooſevelt in ſeiner Rede über die Kulturbewegung der Welt mit als die Grundpfeiler des Glückes der Völker bezeichnete, hilft ſie heranbilden.

Rühmenswert iſt die Unterſtützung, die die Frauenvereine der Mädchenfortbildungsſchulſache haben zuteil werden laſſen. Vielfach haben Frauenvereine durch hochherzige Geldſtiftungen die Gründung von Mädchenfortbildungsſchulen ermöglicht. Das iſt ſehr zu begrüßen. Aber möchten die Damen eins nicht vergeſſen: das Beſte, was ſie für eine Mädchenfortbildungsſchule tun können, iſt nicht mit Gold und Silber zu leiſten, ſondern wird von ihnen gerade dadurch geleiſtet, **daß ſie ſich aufopfern**, ſie perſönlich, d. h., daß ſie am Vormittag, während das Dienſtmädchen in die Mädchenfortbildungsſchule geht, die Arbeit im Haushalt übernehmen.

Oft ſucht man jetzt die Mädchenfortbildungsſchule im 8. Volksſchuljahr mit abzutun, indem man Kochhaushaltunterweiſungen in dieſes Schuljahr mit einzwängt. **Ich warne dringend davor.** Als Vorbereitung auf den Mädchenfortbildungsſchulunterricht, aber nicht als Erſatz dafür ſind Kochhaushaltunterweiſungen im 8. Schuljahre gutzuheißen. Herr Geheimer Regierungs- und Oberſchulrat Dr. **Schmidt** in Meiningen hat auf der Konferenz für hauswirtſchaftlichen Unterricht, veranſtaltet 1908 von der Zentralſtelle für Volkswohlfahrt, Berlin, nachdrücklichſt darauf hingewieſen, daß die Volksſchulmädchen für den Unterricht, wie er in eine Mädchenfortbildungsſchule gehört, noch zu jung wären. Auch wäre das letzte Ziel, das den Mädchenfortbildungsſchulen geſteckt werden müſſe: ſittliche Führung der weiblichen volksſchulentlaſſenen Jugend, durch Vorwegnahme der hauswirtſchaftlichen Unterweiſung im 8. Schuljahre, illuſoriſch gemacht. Das Gute würde hier wirklich der Feind des Beſſeren!

(Schluß folgt.)

Noch einmal die Seidenraupenzucht.

Das ungewöhnliche Intereſſe und die vielen Anfragen aus dem Leſerkreiſe veranlaſſen mich zu einer kurzen Ergänzung des erſten Artikels: Die Seidenraupenzucht. Vor allem iſt die Tätigkeit des Raupenzüchters nur an eine beſtimmte kurze Zeit des Jahres, von etwa Mitte Mai bis Ende Juni gebunden, deshalb eignet ſich der Seidenbau — wenn er nicht in großem Umfange betrieben wird — als Nebenberuf. Jeder, der über ein Gärtchen zur Maulbeerbaum- oder Schwarzwurzelpflanzung und einen großen, gut ventilierbaren Raum für die Raupen verfügt, kann ſich in wenigen Wochen eine ſchöne Nebeneinnahme verſchaffen. Der Maulbeerbaum gedeiht — nach dem Gutachten von Sachverſtändigen — in ganz Deutſchland[redacted]raucht nur mittelmäßigen Boden[redacted]öglich mit Sand vermiſch[redacted]zu viel Saft haben ſoll. Wer jetzt den Samen auslegt, kann die jungen Pflanzen im nächſten Frühjahr bereits zur Fütterung verwenden. Die Raupen ſelbſt verlangen während der ſechs Wochen (oft ſind es nur vier bis fünf Wochen) ſorgfältige Pflege, reichliches friſches Futter, Reinlichkeit und die vorgeſchriebene Temperatur im Raume, dann iſt ein Fehlſchlag faſt ausgeſchloſſen. Was italieniſche, tiroler und ungariſche Landleute können, das wird dem gebildeten Raupenzüchter ein leichtes ſein. Eine genaue Anleitung an dieſer Stelle zu geben, iſt wegen Raummangel unmöglich. Ich verweiſe deshalb alle Intereſſenten auf das Buch des verſtorbenen Hofrat Ed. Brinckmeier: „Der Seidenbau“ (Verlag Auguſt Schröter in Ilmenau, Preis geb. 2 ℳ), das ausführlich und leicht verſtändlich als Lehrbuch die Anzucht und Kultur des Maulbeerbaumes und die Pflege der Raupen, vom Ei bis zum Kokon, behandelt. Wer im nächſten Mai mit der Raupenzucht anfangen will, beginne **ſofort** mit der Ausſaat des Samens von Morus alba (gemeiner weißer Maulbeerbaum), der von J. C. Schmidt in Erfurt oder andern großen Gärtnereien zu beziehen iſt, 20 g Samen koſten etwa 25 Pf. und liefern viele Tauſende von Pflanzen, die auch als Hecken geſät werden können. Die Eier (Graines) der Seidenraupe (Bombyx mori) bezieht man am beſten (da die in Brinckmeiers Buche angegebene Firma J. A. Heeſe in Steglitz nicht mehr exiſtiert) von Herrn Petrus Guyot, Lyon, 2 Rue des Capucins, der das Paſteurſche Zellenſyſtem zur Gewinnung der Eier anwendet. Die Unze Graines (1 Unze = ungefähr 15 g, etwa 35000 Eier enthaltend) koſtet in Frankreich 8 Frcs. Von dieſen Eiern werden gegen 20000 Raupen zu erwarten ſein, für die das nötige Futter täglich friſch bereit ſein muß. Das Buch gibt auch genaue Anleitung, wieviel Maulbeerlaub nötig iſt, da die Rationen für jede Mahlzeit der Raupen während ihrer fünf Lebensperioden verſchieden ſind. Ein Anfänger kann ohne dies Lehrbuch unmöglich auskommen. Auch der Anbau von Schwarzwurzelblättern iſt darin beſprochen. Mit dieſer Ernährung der Raupen ſind ebenfalls ſehr gute Reſultate erzielt worden. Eine Vorarbeit kann während des Winters ausgeführt werden: es iſt das die Herſtellung der Filet-Netze, die in verſchiedener Maſchengröße, für die verſchiedenen Lebensalter der Raupen berechnet, auf Holzrahmen geſpannt werden und auf denen die Tiere herumkriechen, während ſie freſſen. Ich rate jedem, der ſich für Seidenbau intereſſiert, einen Verſuch zu machen. In Preußen gibt es bereits eine Anzahl (wenigſtens 70 bis 80) kleine Züchter und auch einen „Brandenburger Seidenbauverein“. Vielleicht wird es möglich ſein, bis zum Frühjahr Adreſſen für den Bezug der Eier in **Deutſchland** anzugeben, denn es werden an verſchiedenen Orten Anlagen von **größeren** Seidenraupen-Züchtereien geplant. Beſonders auf dem Lande, auf eignem Grund und Boden iſt der Ertrag lohnend, und die Anlagekoſten ſind gering. Die Maulbeerbäume wachſen raſch und liefern jedes Jahr bedeutend mehr Laub, ſo daß die Zahl der Raupen immer erhöht werden kann.

Anne von den Eken.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Wir erhielten den nachfolgenden Brief und bringen ihn zur Kenntnis unſerer Leſerinnen. Vielleicht weiß jemand Rat. — Sehr geehrte Redaktion! Verzeihen Sie einer langjährigen treuen Abonnentin, die ſich erlauben möchte eine Frage an Sie zu richten. Es wird ſo viel von Frauenberufen geſprochen, von Stellungen und Nebenerwerb, nie aber las ich: wie bringt ſich eine **Schauſpielerin** in kleinen Verhältniſſen auf ehrlichem Wege, und zwar **hauptſächlich im Sommer**, durch? Was gibt es für Erwerbszweige, die ſie neben ihrer oftmals verdienſtloſen Kunſt ergreifen kann, und was für Reformen ſollen da angeſtrebt werden? — Natürlich ſpreche ich nicht von Hofſchauſpielerinnen, die wir leider nicht alle werden können, die im Sommer ihre fortlaufende Gage haben mit Urlaub, den ſie noch zu Gaſtſpielen benutzen. Ich rede von den Schauſpielerinnen an den Wanderbühnen, die zu Hauſe kochen, waſchen, lernen, repetieren, Garderobe richten uſw. Und dabei bringt man kaum das notdürftige Leben im Sommer durch. Ich bin 25 Jahre bei der Bühne, und jedes Jahr wiederholt ſich dasſelbe; der Winter bringt nicht ſo viel ein, ſich etwas zurückzulegen, und mit Schrecken ſieht man Oſtern entgegen und fragt ſich: Wie wird das im Sommer wieder werden? Alſo bitte ich herzlich um Rat: Welche Nebenbeſchäftigung kann ich als Schauſpielerin betreiben, um den Lebensunterhalt auch im Sommer zu beſtreiten?

M.

Frl. B. T. in P. Der Verband für handwerksmäßige Ausbildung der Frau verlangt 3 bis 4 Jahre Lehrzeit. Die Meiſter geben ein Koſtgeld von 4 bis 6 ℳ wöchentlich.

Buchhalterin. Den Einſendern von Antworten auf die Anfrage in Nr. 40 beſten Dank. Wir haben die Angelegenheit inzwiſchen aber unſerm ärztlichen Mitarbeiter zur Bearbeitung übergeben.

Sprechſtunde der Leiterin des Frauenerwerb: werktäglich von 12 bis 2 Uhr.

Frauen=Daheim.

Richte dir Herz und Geiſt nach ſtrengſten Weiſern!
Wo du andern verzeihſt, da gebiete dir eiſern!

Preisausſchreiben.

Wir rufen unſere Leſerinnen zu einem neuen Wettbewerb auf dem Gebiet der Handarbeit und des Kunſthandwerkes auf.

Unter Benutzung einer alten deutſchen Volkskunſt-Technik ſoll ein dem modernen Geſchmack angepaſſter Zier- oder Gebrauchsgegenſtand geſchaffen werden.

Wir ſetzen für die drei gelungenſten Arbeiten drei Preiſe aus. **Erſter Preis 100 Mark; zweiter 75 Mark; dritter 50 Mark.**

Einſendungstermin: 1. September. Veröffentlichung des Ergebniſſes und Rückſendung der Arbeiten: Mitte Oktober. Jeder Arbeit iſt der Name und die genaue Adreſſe der Einſenderin in verſchloſſenem Briefumſchlag beizufügen.

Die Arbeiten ſind zu adreſſieren an die Daheimredaktion, **Abt. Frauendaheim**, Berlin W., Tauenzienſtraße 7b.

Zu unſerem Preisausſchreiben.

Zur Erläuterung unſeres Preisausſchreibens ſei noch ein Wort über die alten Volkstechniken geſagt. Welch eine Fülle von Möglichkeiten bietet ſich da unſeren Leſerinnen dar! Die alten Muſter der Holzſchnitzerei aus den verſchiedenſten Gegenden des deutſchen Landes; die Muſter und Formen der in jeder Gegend beſonderen Korbflechterei (man denke an die reizenden Formen all der Kiepen, Beerenkörbe uſw.); all die köſtlichen Stickereien unſerer Volkstrachten, vom weißbeſtickten blauen heſſiſchen Fuhrmannskittel bis zu den koſtbaren Goldſtickereien der Schwarzwälder-, der wendiſchen, der oſtpreußiſchen Bauernhauben, an geflochtene und gewebte Borten, Durchbrucharbeiten uſw. Je entlegener und vergeſſener die Technik, um ſo intereſſanter. Wer Gelegenheit hat, der forſche nur in den Dörfern nach, tue ſeine Augen auf bei ſeinen Wanderungen. Auch die Keramik, die Filigranarbeit, Perlarbeiten, Knüpfarbeiten ſind natürlich eingeſchloſſen. Wie ſchön wäre es, wenn ein eingeſchlafenes Dornröschen alter Volksgeſchicklichkeit ſich durch dieſe Anregung wieder ins Leben wecken ließe!

Sommerſpuk.

Wie heut die Frau im ſchwarzen Kleid erſchrickt,
Erſchrickt und einſinkt in die alten Träume!
Wie luſtige blaue Bubenaugen blickt
Der Sommerhimmel durch die vollen Bäume!

Wie goldne Löckchen glänzt der Sonnenſchein.
An dem Spaliere zuckt es, wie Geklletter.
Solch ein Bewegen iſt im wilden Wein,
Als griffen Händchen durch die grünen Blätter.

Frida Schanz.

Die „Sonnenſcheiner“.

Faſt dreihundert Zeitungen engliſcher Zunge haben ſich unentgeltlich in den Dienſt der „Sonnenſchein“-Arbeit geſtellt, und die Preſſe iſt dabei in Wirklichkeit ihrem Ruf als Volkserzieher gerecht geworden, ja, ihr gebührt mit in erſter Linie das Verdienſt, dem ſchönen Werk zu Blühen und Gedeihen geholfen zu haben. Was aber iſt „Sonnenſchein“-Arbeit? — Hat es mit dem ewigen Himmelsgeſtirn Zuſammenhang? Sind am Ende kühne Aerotechniker auf den genialen Einfall gekommen, durch ſinnreiche Apparate die Wolken zu zerteilen, welche die alte Erde einhüllen, um ihr den immer rarer werdenden Sonnenſchein zu garantieren? Nein, nicht auf dieſem Gebiet liegt die Tätigkeit der „Sonnenſcheiner“, aber auch ſie wollen einem ſchwer empfundenen Mangel abhelfen und der Menſchheit zu Licht und Wärme helfen. Einer wundervollen Ergänzung des Erziehungsprogrammes gilt ihr Streben; um die Welt von der Ichſucht zu erlöſen, wollen ſie zur Herzensgüte erziehen. Es klingt utopiſtiſch und naiv, einfach wie ein Märchen für Kinder, aber wie alles ſehr Einfache hat es den großen Zug in ſich. Die „Sonnenſcheiner“ tun viele Handlungen der Menſchenfreundlichkeit und Nächſtenliebe, aber doch ſind ſie kein Wohltätigkeitsverein, denn nicht die Wohltaten ſind ihr Zweck, ſondern ſie wollen das ſoziale Gewiſſen wecken und unter dem Nebelgrau des mächtig wachſenden Egoismus das Fünkchen des Altruismus entfachen. Und es iſt dabei das ungemein Sympathiſche an ihnen, daß ſie ſelbſt gar keine fachlichen, die Begriffe ſtiliſierenden Worte, wie „human“ oder „ſozial“, im Munde führen, ſondern ganz einfach und treuherzig ſagen: Verbreite Sonnenſchein! Das verſtehen alle, die Großen wie die Kleinen. Sie alle wiſſen, daß die Freude wie das Licht iſt, und daß die Dunkelheit, der Schmerz entflieht, wenn das Licht naht. An den Kleinen, an der heranwachſenden Jugend aber wollen die Sonnenſcheiner vor allem ihre Arbeit tun, weil beſtimmte Erſcheinungen unſerer Kultur, die aus fieberhaft geſteigertem Lebenskampf erwachſende Nervoſität, das Zuſammendrängen großer Maſſen in Kulturzentren, der rapid wachſende Hang zu Luxus und Äußerlichkeiten, ein Erkalten des Empfindens herbeiführen, daß, wenn nicht Gegendruck kommt, ſchließlich nur dem „Kraftvollen“, d. h. „Rückſichtsloſen“ ein Plätzchen an der Sonne bleibt. „Es müßte wie ein Abendrot Herzensgüte ausgeſchüttet werden in das öde Grau eines freudloſen Zeitgeiſtes“ hat Fritz Lienhard in einem ſeiner Werke geſagt, und die „Sonnenſcheiner“ jenſeits des Ozeans ſetzen dieſe Betrachtung einfach und praktiſch in die Tat um. Denn es iſt das Merkwürdige an der Sache, daß dieſe neue Bewegung aus Amerika kommt, wo die Ichſucht angeblich zur größten Höhe geſteigert, Triumphe der Rückſichtsloſigkeit feiert, weil dort der Daſeinskampf ſchon länger als bei uns mit ſeinen ſchärfſten Waffen kämpft. Aber es iſt auch eine allgemeine Erfahrung, daß da, wo die Verhältniſſe ſich am ſchärfſten zuſpitzen, am eheſten der Rückſchlag eintritt. Peſſimiſten behaupten allerdings, die „Internationale Sonnenſchein-Geſellſchaft“ wäre die „eine Schwalbe, die noch keinen Sommer bringt“. Aber ſie hat doch ſchon Schule gemacht, die Berichte erzählen von mehreren hunderttauſend Mitgliedern, die ſich um 2800 Zweigvereine gruppieren. Den Hauptverein begründete Frau Cynthia Weſtover Alden im Jahre 1896 und in der Stiftungsurkunde heißt es, daß es Zweck der Vereinigung wäre, „ihre Mitglieder zu nützlichen, hilfreichen Taten anzuregen“. „Verbreite Sonnenſchein,“ ſagt die Deviſe, „in deinem Heim zunächſt, dann aber auch weiter hinaus, umfaſſe alles Schwache und Notleidende mit Sorge und Liebe.“ Und weiter heißt es: „Jede ehrenwerte Perſon, die mit den Zielen der Geſellſchaft einverſtanden iſt, kann Mitglied werden, indem ſie für die gute Sache wirkt. Das Recht zum Eintritt erwirbt man durch den Nachweis einer menſchenfreundlichen Handlung oder durch Anregung anderer zu einer ſolchen.“ Es klingt alles ſo einfach und ſelbſtverſtändlich, was ſie wollen und was ſie tun, die Sonnenſcheiner, daß ihre Popularität zu einem großen Teil auf dieſer Einfachheit beruht. Der andere Faktor, der mächtig für ſie wirkt, iſt die Mitarbeit der Preſſe. Dieſer wird oft genug der Vorwurf gemacht, daß ſie durch eingehendes Berichten über Verbrechen und Übeltaten moraliſche Infektion weitertrage. Hier betätigt ſie das umgekehrt im edelſten Sinn. In den Spalten, welche die Überſchrift „Sonnenſchein“ tragen, gibt ſie eingehenden Bericht über das, was an „Sonnenſchein“-Arbeit geleiſtet worden iſt. Manche zart fühlende Seele könnte ſich zunächſt dadurch vielleicht befremdet fühlen, daß fein empfundene Taten der Nächſtenliebe ans Licht der Öffentlichkeit gezogen werden ſollen, weil ja bekanntlich die Rechte nicht wiſſen ſoll, was die Linke tut. Aber der erzieheriſche Wert dieſer Art von Öffentlichkeit iſt ſchon oft

Die „Sonnenſcheiner“ waren die erſten in Amerika, die ein Heim für kleine blinde Kinder errichtet haben.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

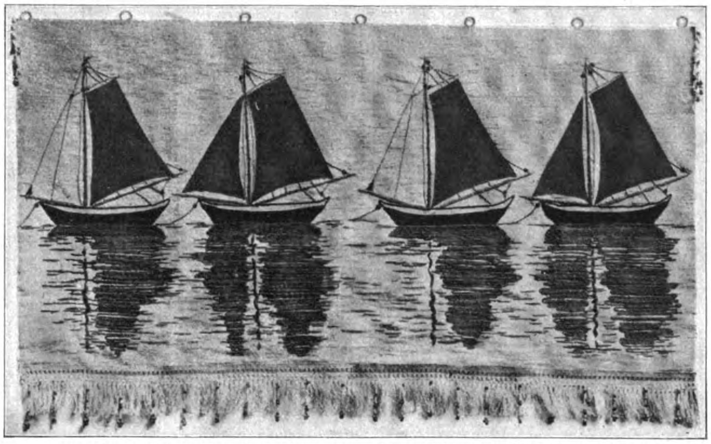
gewürdigt worden. „Laſſet euer Licht leuchten vor den Leuten.“ Bei gar vielen ſchlummern ja die warmen Funken nur unter der leichten Aſchenſchicht der Gedankenloſigkeit oder Ungeſchicklichkeit. Wenn da ſolch einfacher kleiner Bericht mit einfachen Worten von ſchlichten Taten der Menſchenfreundlichkeit erzählt, zuckt der Funke unter der Aſche empor und wird ſelbſt zur Flamme.

Das Arbeitsfeld der Sonnenſcheiner iſt faſt unbegrenzt. „Wir wollen auch den Reichen helfen,“ ſagen ſie. Vom freundlichen Lächeln, das Trübſinn verſcheuchen ſoll, vom gütigen Wort bis zur tatkräftigen Hilfe in Bedrängnis, alles gilt als „Sonnenſchein“. „Have you had a kindness done — pass it on“ — Geſchah dir Gutes — gib’s weiter.

Nicht alles, was wir in den Sonnenſchein-Spalten finden, würde für unſere deutſchen Verhältniſſe durchführbar ſein, da bei uns von ſtaatlichen und ſtädtiſchen Behörden ſehr viel geleiſtet wird, was drüben dem Ermeſſen und der Tatkraft der freien Bürger ſelbſt überlaſſen bleibt. Aber es iſt bedeutſam, daß dieſe Bewegung zum Altruismus auf die Mitarbeit der Kinder ſchon Wert legt, um in der kommenden Generation den lebendigen Sinn des teilnehmenden Intereſſes für den Nächſten zu wecken. Es gibt „Kindergruppen“, die von ihren Spargroſchen armen verwaiſten Kindern Freude bereiten, die in die Rekonvaleſzentenzimmer der Kinderhoſpitäler Blumen und Leckerbiſſen und auf ihren freundlichen Geſichtchen den Sonnenſchein tragen. In den Schulen wird auf das lebhafteſte Propaganda für die gute Sache gemacht, und die Arbeit, welche dieſe tun, iſt meiſtens einheitlich organiſiert. So fliegen die Samenkörnlein des Guten immer weiter. Dreimalhunderttauſend Mitglieder ſind noch nicht allzu viele unter Millionen; aber das Beiſpiel wirkt weiter.

Sogar in Japan iſt ſchon eine Sonnenſchein-Geſellſchaft begründet worden. Auch Deutſchland beſitzt einen Zweigverein in Breslau, der Anfang zur Weiterarbeit iſt gemacht. Wir haben ſo viel „Wohltätigkeit“, wir wirken ſo tatkräftig „human — ſozial“, aber einfachen ſchlichten „Sonnenſchein“, den können wir gar nicht genug haben. —

R. Julien.


Wandbehang: Heimkehrende Fiſcherboote. Applikationsarbeit von E. K. Schramm.

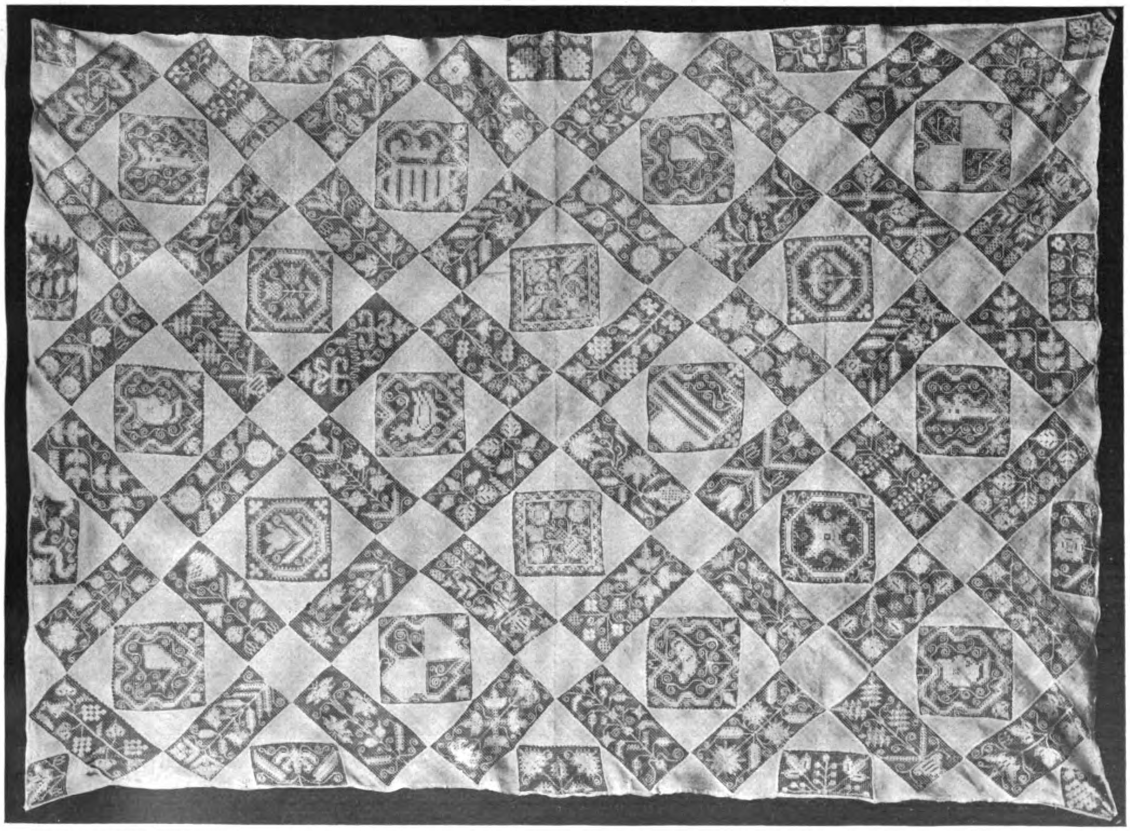
Wandbehang.

Heimkehrende Fiſcherboote.

Als Material zu dem 127 cm langen, 74 cm breiten Wandbehang diente ein ſtarkfädiger, quergerippter Leinenſtoff, deſſen ſtarke Fäden ſehr gut den Eindruck des Waſſers vermitteln. Die charakteriſtiſchen rotgelben Segel der Flunderboote an der Oſtſee ſind aus kupferrotem, etwas ins Orange ſpielendem Tuch appliziert und mit der Maſchine aufgeſteppt. Die Boote beſtehen aus grünlichem und ſchwarzem Tuch mit ſchwarzen Schnürchen umrandet. Die Spiegelung im Waſſer iſt aus aufgenähtem Filinegarn in braun und kupfer zum Ausdruck gebracht. In die graue Franſe ſind kleine Perlgehänge aus rötlichen und braunen Perlen eingeknüpft. Wandbehang und Muſter ſind zu haben bei **Eva K. Schramm**, Breslau 6, Friedrich-Wilhelm-Straße 24.

Frage.

Würde mir jemand ein Verfahren angeben können, wie man weiße Tierfelle ſelbſt waſchen kann, ſo daß ſie nicht hart auf der Rückſeite werden? Oberſchweſter N. Schaeffler.


Große Bettdecke in Filet und Leinen. Antikes Stück. In einer Thüringer Bauerntruhe aufgefunden von Karl Sonderhof-Eiſenach.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

Einiges von der Ernte der Sommerausſtellungen dieſes Jahres bietet der Bildſchmuck dieſer Nummer: Die neueſten Gemälde von Ernſt Liebermann („Blick ins Land“), M. Gaiſſer („Fiſchmarkt in Brügge“) und Klein-Chevalier („Ausfahrendes Rettungsboot“). Die Darſtellungen dieſer Bilder ſind ſo zwingend, daß ſie keiner Erklärung bedürfen. Die Kunſtbeilage bringt ein Bildnis von Anſelm Feuerbach, dem lange Verkannten, der jetzt zu den Großen der Galerien gehört. Nur fünf Jahrzehnte umfaßte Feuerbachs Leben, ſein Wirken und Schaffen knapp dreißig Jahr (er iſt im Jahr 1880 zu Venedig geſtorben) —, aber er iſt trotz des ſtarken Widerſtandes, der ihm anfangs geboten ward, eine Perſönlichkeit in der deutſchen Kunſtgeſchichte geworden, die aus ihrer Entwicklung nicht mehr hinwegzudenken iſt. Einen Sturm rief im Jahr 1858 ſein Gemälde „Dante mit edeln Frauen zu Ravenna luſtwandelnd“ hervor. Die Karlsruher Galeriedirektion ſträubte ſich lange hartnäckig, es aufzuhängen. Heute gehört es neben der ergreifenden „Pietà“, neben „Francesca da Rimini“, „Arioſt“ (in der Schack-Galerie), neben dem „Gaſtmahl des Platon“ (Karlsruher Gemäldegalerie und — vergrößert — Berliner Nationalgalerie), „Urteil des Paris“ (Hamburger Kunſthalle), „Iphigenie“ (Galerie zu Stuttgart) zu den Perlen dieſer erleſenen Kunſtſammlungen.

Königin Luiſe in der Medaille.

Das ganze preußiſche Volk trauerte, als am 19. Juli 1810 die edle Königin Luiſe zu Hohenzieritz in den Armen ihres Gemahls die Augen zu ewigem Schlummer geſchloſſen hatte. Seit ihrer Vermählung mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm (1793) war ſie der erklärte Liebling des Volkes geweſen. Nicht allein ihre Schönheit und Anmut und der Adel ihrer Erſcheinung hatten ſie dazu gemacht, ſondern vielmehr die hingebende Liebe, die die Königin bei jeder Gelegenheit ihren Untertanen gegenüber bewies, und die würdevolle Feſtigkeit, mit der ſie die ſchweren Schickſalsſchläge ertrug, die Preußen und die königliche Familie in den Unglücksjahren 1806 bis 1810 trafen. Man verehrte in der Königin den guten Genius Preußens. Was war natürlicher, als daß die Medaillenkünſtler jener Zeit die Hauptphaſen im Leben der Königin in der Medaille zu verewigen ſuchten.

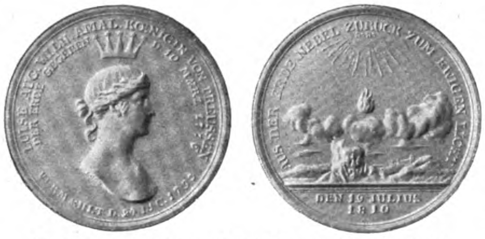
Auf die Vermählung Luiſens gibt es drei Medaillen. Die eine von Abramſohn enthält außer den Daten der Geburt (10. März 1776) und der Vermählung (Berlin, 24. Dezember 1793) den Satz: „Media inter arma Hymenaeo“ (Mitten im Kriege opfert er dem Gott Hymen), der ſich darauf bezieht, daß die Verlobung im Feldlager erfolgte. Die zweite Medaille von Loos führt den Spruch: „Geſegnet ſei durch ihn (den Myrtenkranz) ein ganzes Volk“, die dritte Medaille von Stierle feiert die Doppelhochzeit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und ſeines Bruders, des Prinzen Ludwig, mit den beiden Schweſtern von Mecklenburg-Strelitz. Am 10. März 1794 kam Loos mit einer Medaille zur Feier des erſten Geburtstages der Kronprinzeſſin in Berlin heraus, der im Jahre 1798 eine weitere zum erſten Geburtstage als Königin folgte. Neben dem König erſcheint ſodann die Königin auf der Huldigungsmedaille von Schleſien (1798) und auf den Medaillen zur Erinnerung an das Turnier in Fürſtenſtein (1800), auf die Jahrhundertfeier des Königreichs Preußen (1801), auf die Huldigung in Erfurt 1803 und auf den Kalendermedaillen von 1804, 1805 und 1809.

Vier Medaillen jubeln über die Rückkehr des königlichen Paares nach Berlin am 23. Dezember 1809. „Heil den Heimkehrenden.“ „Des Volkes Flehn krönt Wiederſehn.“ — Am 19. Juli 1810 ſtarb die Königin. Drei Medaillen ſind ihrem Tode gewidmet. Sie klagen: „Luiſe, Preußens Schmuck, ach, iſt für uns dahin“, und: „Aus der Erde Nebel zurück zum ewigen Licht“, die dritte zeigt die trauernde Boruſſia. — Eine vierte Medaille trägt das Datum der Beiſetzung im Mauſoleum zu Charlottenburg am 23. Dezember 1810 und die Worte: „Luiſe. A. W. A. Königin von Preußen, entſchlafen den 19. Juli 1810, um als Engel des Lichtes wieder zu erwachen. — Dein treues Volk weint um Dich und ſegnet Dich. — Ihrer Ruhe geweiht ſeit dem 23. Dezember 1810.“ —

Außer dieſen hiſtoriſchen Medaillen auf die Königin Luiſe gibt es eine große Anzahl ſpäterer Medaillen und Plaketten. M. Kirmis.

Specimen-Aufdrucke.

Die Aufmerkſamkeit der Briefmarkenſammler wendet ſich neuerdings einem bisher faſt ganz vernachläſſigten Gebiet zu: den Marken, die mit den Aufdrücken Specimen, Saggio (in Italien), Muestra (ſüdamerikaniſche Staaten) verſehen ſind. Es gibt ſolche Aufdrücke ſchon aus älterer Zeit, wo ſie teils von den Poſtverwaltungen, teils auch von den mit der Herſtellung der Poſtwertzeichen betrauten Druckereien angewendet wurden, um diejenigen Marken zu kennzeichnen, die entweder als Proben fremden Verwaltungen überwieſen oder wohl auch, zumal von den Druckereien, zu Geſchenkzwecken verwendet wurden. Einzelne dieſer Specimen-Marken ſind äußerſt ſelten, z. B. einige ältere engliſche und die öſterreichiſchen der Ausgabe 1858. Ihre eigentliche Bedeutung aber erlangten die Specimen-Aufdrucke erſt mit der Begründung des Weltpoſtvereins. Seither findet nämlich ein regelmäßiger Austauſch aller neu erſcheinenden Poſtwertzeichen zwiſchen den Poſtverwaltungen ſtatt, und zwar durch Vermittlung des ſtändigen Internationalen Bureaus des Weltpoſtvereins in Bern — derart, daß jede Poſtverwaltung für jede andere am Weltpoſtverein beteiligte ſeit 1891 fünf, ſeit 1906 drei Exemplare jener Poſtwertzeichen einliefert. Ein großer Teil der Poſtverwaltungen bedruckt dieſe vorher mit Specimen, vor allem England und ſeine Kolonien; dann Griechenland, China, Japan (mit handſchriftlichem Zeichen Mi-kon = Probe), Niederlande und Kolonien uſw. Die meiſten dieſer Marken werden in den Sammlungen und Archiven der Verwaltungen feſtgelegt; einzelne Sätze gelangen aber regelmäßig in Händlerhände.



Denkmünze von Loos auf den Tod der Königin Luiſe.

Dieſe Specimen-Stücke ſind, mit ganz verſchwindenden Ausnahmen bei älteren Emiſſionen, wo der Aufdruck auf Neudrucke ſtattfand, ſtets Originale, und zwar Originale der erſten Druckabzüge, beſonders ſchön und klar in der Farbe. Sie können daher von den Sammlern als vollgültiger Erſatz der ungebrauchten Exemplare angeſehen werden. Sie ſind auch zurzeit noch verhältnismäßig billig im Handel zu haben, trotzdem die Auflagehöhe ſehr klein iſt. Ganz beſonders geeignet ſind ſie als Erſatz für die höheren und ganz hohen Werte, die ungebraucht oder echt poſtaliſch gebraucht außerordentlich teuer ſind. Wer hat denn überhaupt ſchon einmal etwa eine Hundertdollarmarke von Straits-Settlements echt poſtaliſch gebraucht geſehen?! Die meiſten im Handel vorkommenden Exemplare dieſer hochwertigen Marke der engliſchen Kolonie ſind fiskaliſch gebraucht; oder — ſchlimmer — ſie waren fiskaliſch gebraucht, und der fiskaliſche Stempel wurde künſtlich entfernt. Wenn die Specimen-Stücke heut noch relativ billig ſind, ſo hat das nicht zuletzt ſeinen Grund in der einſeitigen Bevorzugung der gebrauchten Marken, zumal ſeitens der deutſchen Sammler; dieſe geben gebrauchten Stücken ja leider ſelbſt dann den Vorzug, wenn ſie wiſſen, daß ſie nur zu Sammelzwecken in Maſſe abgeſtempelt wurden, alſo gar nicht wirklich zur poſtaliſchen Verwendung gelangten, oder auch dann, wenn ſie durch die Abſtempelung abſcheulich entſtellt wurden. Erſt in neueſter Zeit macht ſich ein Wandel bemerkbar, und gerade größere Sammler befreien ſich von der Feſſel des Gebrauchs-Sammelns mehr und mehr. Damit beginnen aber auch die ſchönen Specimen-Stücke an Anſehen zu gewinnen. Übrigens hat auch unſere deutſche Poſtverwaltung ausnahmsweiſe Specimen-Exemplare zum Austauſch für diejenigen Staaten nach Bern geſandt, die ihrerſeits nur mit Specimen überdrucktes Material einliefern.

Es gibt ſolche Specimen-Aufdrucke auf den Reichsemiſſionen der Jahre 1880 und 1900, ſowie von den Kolonien. Da ſie nur in ganz geringer Zahl ausgegeben wurden, ſind ſie ſchon heut recht ſelten. Wer alſo durch Zufall in den Beſitz derartiger Stücke gelangt, möge ſie zu ſchätzen wiſſen.

Notizen.

Dr. Martin Luthers Bahrtuch, das jetzt neben vielen anderen bedeutungsvollen Andenken im Sterbehauſe des großen Reformators in Eisleben aufbewahrt wird, iſt jahrhundertelang in ſeiner Familie als koſtbares Erinnerungsſtück fortgeerbt worden. Nach dem Tode von Luthers Witwe Katharina war es an das fünfte Kind Paul Luther, und von dieſem auf deſſen Enkel Friedrich Martin Luther übergegangen. Da mit dieſem der Mannesſtamm ausſtarb, ſo gelangte das Tuch an eine von deſſen beiden Töchtern. Durch Vererbung kam das Tuch dann im Laufe der Jahrhunderte weiterhin an folgende Zeitzer Familien: Stiftsadvokat Grubner, Kapitels-Baumeiſter Fiſcher, Steuereinnehmer Kurth, Regierungs-Kanzliſt Pflug und Schullehrer Becher in Wächlitz bei Zeitz. Deſſen jüngſte Tochter verheiratete ſich 1842 mit dem Juſtizaktuar Hoppe in Liebenwerda, und ſo kam dieſer durch notarielle Zeſſion in den Beſitz des Bahrtuches. Aus ſeinem Beſitz gelangte dann das erinnerungsreiche Tuch durch Kauf in das ſchon genannte Sterbehaus in Eisleben. D. A.

Von den Zwergen, Bergmännchen, Wichtelmännchen und wie ſie ſonſt heißen mögen, die in Höhlen oder gar im Berginnern hauſen und dem Menſchengeſchlecht feindlich geſinnt ſind, erzählen viele und in allen Ländern verbreitete Sagen. Schon ſeit einer ganzen Reihe von Jahren nimmt man an, daß es ſich dabei um Erinnerungen der Völker an die Urzeiten ihrer Geſchichte handelt, in denen ſie mit den Reſten einer pygmäenhaften Urbevölkerung zu kämpfen hatten, die ſich vor ihrem Andringen in unzugängliche Wälder und Gebirge zurückzog. Aber es fehlte an direkten Beweiſen hierfür, bis es gelang, aus der neolithiſchen Epoche der Steinzeit (etwa 2000 v. Chr.) ſtammende unzweifelhafte Skelette von Pygmäen aufzufinden. Die erſten grub Dr. v. Mandach in der Grabhöhle zum Dachſenbüel bei Schaffhauſen aus, und wenige Jahre darauf fand man auch in der prähiſtoriſchen Niederlaſſung am Schweizersbild, nicht weit von dem erſten Fundplatze entfernt, ſehr gut erhaltene Knochen von derſelben Menſchenraſſe. In Dachſenbüel fanden ſich in einer gemauerten Steinkiſte, die im Lichten 1,5 Meter zu 0,4 Meter maß, zwei menſchliche Skelette. Das eine paßte genau in die Steinkiſte hinein, der völlig ausgewachſene Menſch war alſo 1,5 Meter groß geweſen. Sein Oberſchenkelknochen maß 393 Millimeter. Das andere Skelett war noch ein wenig kleiner. Unter den fünf Pygmäen-Skeletten, die man ſpäter am Schweizersbild ausgrub, war eins dem ſchon beſchriebenen von Dachſenbüel ganz entſprechend und zeigte eine auffallende Übereinſtimmung im Bau und in der Länge. Hier hatte der Oberſchenkelknochen eine Länge von 385 Millimetern. Auch hier konnte durch genaueſte Unterſuchung der gut erhaltenen Knochen feſtgeſtellt werden, daß es ſich nicht um verkümmerte Individuen großer Menſchenraſſen, ſondern um ausgewachſene Menſchen einer Zwergraſſe handelt. Die damit für Mitteleuropa feſtgeſtellten Pygmäen der neolithiſchen Zeit ſtellen vielleicht eine der Erſtlingsformen des Menſchentypus dar, die in unſerer Zeit bis auf ganz geringe Reſte — die Weddas auf Ceylon und die Zwerge in den Wäldern des Kongobeckens — vernichtet worden iſt. v. M.

Auffindung einer Kaiſer Auguſtus-Statue. Vor der Porta Maggiore in Rom wurde bei der Grundſteinlegung eines Hauſes in einer Tiefe von neun Metern eine zweieinhalb Meter hohe griechiſche Statue von einziger Schönheit aufgefunden. Die Statue ſtellt Kaiſer Auguſtus als Pontifex maximus bei der Handlung des Opferns dar. MK

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 45

Daheim

Ein deutſches Familienblatt

6. Auguſt 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Sterngucker. Roman von Hermine Villinger (Fortſetzung) 5
Gewitter an der Iſar. Gemälde von Otto Strützel. 9
Wie Roon ſtarb. Aus Hedwig von Bismarcks „Erinnerungen aus dem Leben einer Fünfundneunzigjährigen . 9
Rübezahl bewirtet fahrende Muſikanten. Gemälde von Herbert Arnold . . 11
Der Schwarzwald und ſeine Bewohner. Von Prof. Dr. Ed. Heyck 11
Vor vierzig Jahren. Perſönliche Erinnerungen von Richard Graf von Pfeil und Klein-Ellguth, Generalmajor z. D. (Fortſetzung) 12
Im Fuchsballon über heimatliche Gefilde. Von Hauptmann Härtel (Tr. 19) in Leipzig. Mit fünf Abbildungen . . . 15
Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers (Fortſetzung) 19
Bildnis. Gemälde von Joſeph Oppenheimer. 21
Alpenpanorama bei Sonnenuntergang vom Rigi geſehen. Photographie von Aug. Rupp 23
Unſere Erdbeben und die großen Bebenperioden der Vorzeit. Von Hermann Kranichfeld, Konſiſtorialpräſident und Pfarrer a. D. 23
Sehnſucht. Gedicht von Karl Röhrig 24
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Kinder-Daheim — Tierfreund — Sammler-Daheim — Briefkaſten . . 25—37
Kunſtbeilage: Voltaire. Büſte von J. A. Houdon. Im Louvre zu Paris.

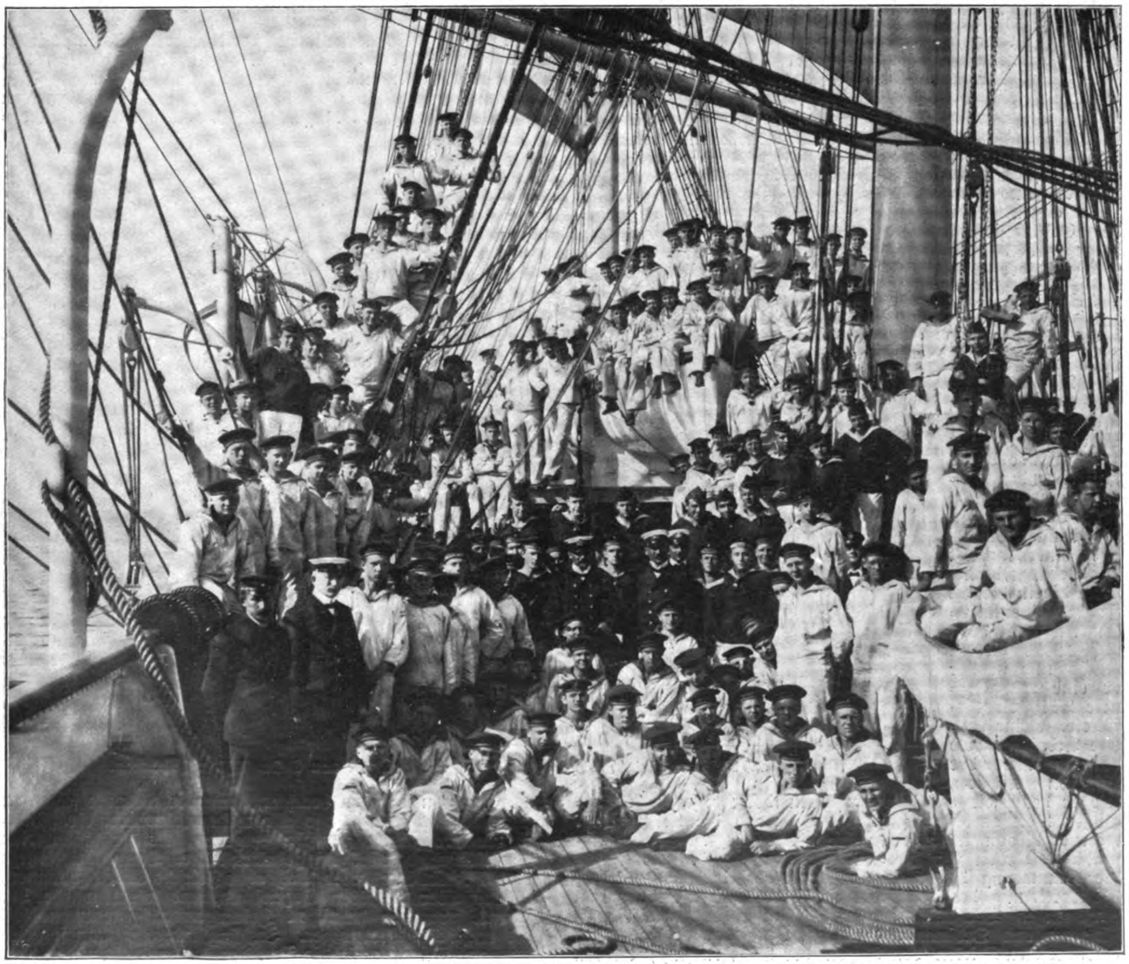
Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Von dieſem Geſichtspunkt geleitet, iſt vor wenigen Jahren der **deutſche Schulſchiffverein** unter dem Protektorat des Großherzogs von Oldenburg mit dem Hauptſitz in Bremen ins Leben gerufen worden, der an dem jugendlichen Deutſchland Vorbereitungsarbeit für die Marine leiſten will. Aber weder dieſer Verein, noch der Flottenverein würde ſo aufgeſchloſſenen Boden für ſeine Beſtrebungen finden, wenn nicht unſer deutſches Volk, die Alten wie die Jungen, von der Begeiſterung für eine ſtarke deutſche Flotte erfüllt wären.

* * *

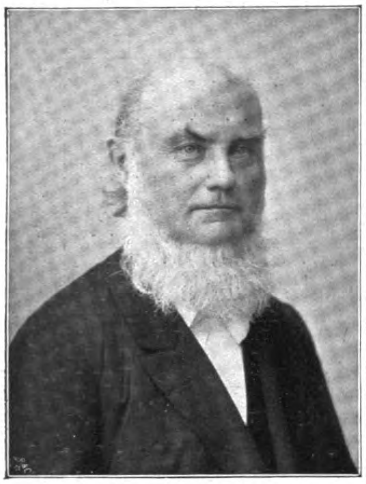
Vor kurzem iſt der hochverdiente Oberhirt der Provinz Poſen, der Generalſuperintendent und Wirkliche Oberkonſiſtorialrat D. Johannes Heſekiel in den Ruheſtand getreten. Mit tiefem Schmerz ſah die evangeliſche Oſtmark ihn, der ihr ſo viele Jahre hindurch Seelſorger, Freund und Berater geweſen



Von der Feier des deutſchen Schulſchiffvereins in Travemünde: Die Mannſchaft des neuen Schulſchiffs „Prinzeß Eitel Friedrich“. Photographie von A. Renard, Kiel.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition

war, aus ſeinem Amt ſcheiden. Was er für die ihm unterſtellte Provinz an ſichtbarer und unſichtbarer Arbeit, Arbeit des Geiſtes und der Seele geleiſtet hat, läßt ſich in dem knappen Rahmen eines kurzen Abſchiedswortes nicht ausſprechen. Johannes **Heſekiel** war der Sohn des bekannten Generalſuperintendenten zu Altenburg und am 31. Mai 1835 geboren. Für ſeine Erziehung war die tiefveranlagte Stiefmutter von größter Bedeutung für ſein ſpäteres Leben, zumal er den Vater bereits 1835 verlor. Er ſtudierte in Leipzig, Jena und Erlangen, wo er ſich mit Eliſe Engelhardt, einer Tochter des berühmten Kirchenhiſtorikers, verlobte. Unter den Erlanger Profeſſoren war es vornehmlich der Syſtematiker Franz Hermann Reinhold Frank, der auf ſein religiöſes Leben beſtimmend einwirkte und ebenſo wie Heſekiel in Altenburg geboren war. 1860—62 wirkte er als Reiſeprediger des Rheiniſch-Weſtfäliſchen Jünglingsbundes und Synodalagent für Innere Miſſion und war nach einem Jahr der Gefängnisſeelſorge 1863—1868 Reiſeprediger des Central-Ausſchuſſes für Innere Miſſion in Berlin, ein Amt, das ihn in nahe Beziehungen zu Wichern und Bethmann Hollweg brachte. Ein Halsleiden zwang ihn zur Aufgabe dieſes anſtrengenden Berufes, worauf er von 1868 bis 1886 ein Pfarramt in Sudenburg, einer Vorſtadt Magdeburgs, bekleidete, die in den 18 Jahren ſeiner Wirkſamkeit von 5600 auf 12000 Seelen wuchs und in der er eine reichgeſegnete Tätigkeit entfaltete. Seine raſtloſe Arbeit gehörte daneben immer der Inneren Miſſion, wie er denn ſeit 1869 den Vorſitz in der Konferenz theologiſcher Berufsarbeiter führte. 1886 ward die Leitung der Poſener Provinzialkirche in ſeine Hände gelegt. Seine unermüdliche Arbeit für die Innere Miſſion, die Kirchenpflege, die Sammlung der Konfirmandenkinder, die Frauenhülfe, die Vertiefung des kirchlichen und theologiſchen Lebens, ſein perſönliches Verhältnis zu den Paſtoren, vornehmlich den jüngeren und Ordinanden, und das viele, das ſich in ſeinem ſegensreichen Wirken den Augen der Welt entzieht, werden ihn der Provinz unvergeßlich bleiben laſſen. —



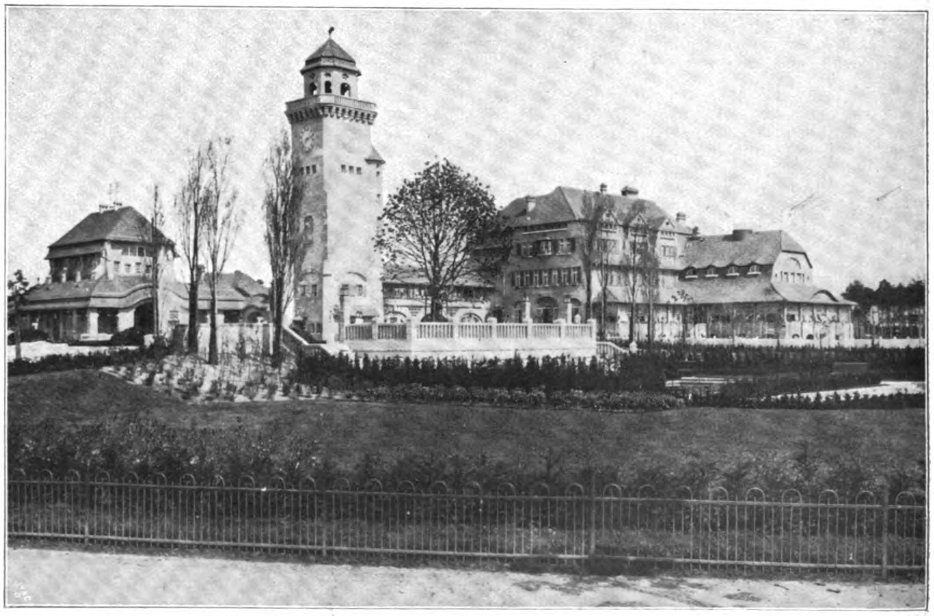
D. Johannes Heſekiel.

Generalſuperintendent Paul Blau.

An Stelle Heſekiels iſt der bisherige Konſiſtorialrat und Hofprediger Paul **Blau** in Wernigerode zum Generalſuperintendenten der Provinz Poſen ernannt worden. Er iſt zu Suhl im Thüringer Walde am 15. Mai 1861 geboren und trat im Jahre 1885 ſein erſtes geiſtliches Amt in Jüterbog an. Er war zuerſt Diakonus, dann Oberpfarrer an der dortigen Nicolaikirche, wurde bald weit über die Mauern der Stadt hinaus um ſeiner hervorragenden Predigtbegabung willen bekannt und gewann in Bekanntenkreiſen deshalb den ſcherzenden Ehrennamen „der Kögel von Jüterbog“. Seit 1897 war er Prediger an einer Berliner Schweſternanſtalt und befand ſich ſeit 1902 in ſeiner bisherigen Stellung in Wernigerode. Hier ſammelte er eine zahlreiche und dankbare Hörerſchar um ſeine Predigten und apologetiſchen Vorträge. Das Feld der Apologetik hat er mit beſonderem Fleiß bebaut und ſeine in verſchiedenen Bänden geſammelten Vorträge (Imago Dei; Die Seele und ihr Heil; Sehet, welch ein Menſch; Wenn ihr mich kennetet; Und dann?) ſind muſtergültig für die Verteidigung der chriſtlichen Wahrheit im Kampf gegen ihre modernen Feinde. Auch als Dichter iſt er in die Oeffentlichkeit getreten mit ſeinem „Bergſegen“, Gedanken und Gedichten aus den Bergen. Von dem von ſeiner Hand herausgegebenen Jahrbuche für das Deutſche Haus „Am Wegſaum“ iſt der zweite Jahrgang erſchienen. Mit einer gefeſtigten Ueberzeugung von der Unverbrüchlichkeit der chriſtlichen Glaubenswahrheit verbindet ſich bei ihm ein durchgebildetes Verſtändnis der modernen Probleme und deshalb ein mitfühlendes Herz gegenüber dem Suchen und Zweifeln unſrer Zeit.

⁂

Vor etwa 15 Jahren ſchrieb der ideenreiche Sozialpolitiker Theodor Fritſch ein Büchlein, in dem er dafür eintrat, daß man das Wohnen in den großen Städten geſünder geſtalten, daß man ſie mit einem Gürtel von Gärten und darin liegenden Landhäuſern umgeben müſſe. Dieſe Anregungen wurden damals nur von wenigen beachtet, denn der Gedanke ſchien zu ideal und kam dem jetzt ſo allgemein verbreiteten Großſtadthaß der Großſtädter zu ſehr entgegen, als daß man ſeine Verwirklichung für möglich gehalten hätte. Dann ſchrieb kurze Zeit ſpäter ein Engländer, wohl ohne Fritſchs Arbeit zu kennen, ein Buch über denſelben Gegenſtand, und ſofort wurde der Gedanke von den deutſchen Zeitungen aufgenommen und fand ernſthafte Verteidiger. In England war man ſogleich Feuer und Flamme für die Idee der **Gartenſtadt** und machte ſich auch ſchnell daran, die Theorie in die Praxis umzuſetzen.



Blick auf die Gartenſtadt Frohnau bei Berlin. Photographie von Guſtav Uhl in Friedenau.

Bei uns in Deutſchland ging man langſamer und bedächtiger vor. Neuerdings ſcheint eine erſte Verwirklichung der Gartenſtadt-Idee mit Hilfe der Spekulation möglich zu werden. Im Norden von Berlin hat eine Boden-Geſellſchaft hunderte Morgen Waldland erworben und teilt dies nun auf. Die Eiſenbahn geht mitten durch das Gelände hindurch, und die Station war denn auch das erſte Haus, das von der neuen Gartenſtadt Frohnau entſtand. Unſer Bild zeigt dies Stationsgebäude, mit dem die Verwaltungsräume und ein Kaſino verbunden ſind. Das Entſtehen dieſer Stadt macht einen höchſterfreulichen Eindruck. Gut gehaltene aſphaltierte Hauptverkehrsſtraßen ziehen ſich durch das Waldgelände, ein dekorativ angelegter Schmuckplatz zeigt ſich gleich am Bahnhof; aber Landhäuſer ſind vorerſt nur noch wenig zu ſehen.

* * *

Fürſtin Milena von Montenegro. Photographie von J. F. Langhans, Hofphotograph in Marienbad.

Auf fünfzig Jahre ſeiner Herrſchertätigkeit kann Mitte Auguſt Fürſt **Nikolaus von Montenegro,** der alsbald den Titel eines Zaren annehmen ſoll, zurückblicken, und zwar mit aufrichtiger Genugtuung. Denn dieſe fünf Jahrzehnte waren für ihn und ſein Haus, ſein Land und Volk von erheblicher Bedeutung, reich an Erfolgen aller Art. Montenegro, ſo klein das Fürſtentum auch iſt, hat während jener Zeit wiederholt eine wichtige Rolle in den Händeln dieſer Welt geſpielt, und auf die politiſchen Anſichten des Fürſten und die ſich daraus ergebenden Tatſachen ward nicht nur von den übrigen Balkanſtaaten und der Türkei, ſondern auch von Rußland und Oeſterreich großes Gewicht gelegt. Einer der erſten Regierungsakte war, daß der hauptſächlich in Paris erzogene und dort mit freiheitlichen und philoſophiſchen Anſchauungen erfüllte Fürſt gleich nach Antritt ſeiner Regierung dem Lande eine Verfaſſung gab, daß er die weltliche Macht von der geiſtlichen trennte, wie ebenſo die Vermögensmaſſe des Staates von jener der Kirche, ſich für ſeine Perſon mit einer beſcheidenen Zivilliſte begnügend. Trotzdem iſt bis heute der ganzen Regierungsform viel Patriarchaliſches erhalten geblieben, in dem der „Gospodar“, der Fürſt, die ausſchlaggebende Macht in ſeinen Händen vereinigt. Von ihm hängt Krieg und Frieden ab; er verkörpert für ſeine Unterthanen die höchſte Autorität, zu ſeinem Rat haben ſie das unbedingteſte Vertrauen. Es iſt von außerordentlichem Eindruck, in Cettinje, der einſam und hochgelegenen Hauptſtadt des Fürſtentums der Schwarzen Berge, zu beobachten, wie ſich in den Abendſtunden Bürger und Bauern vor dem ſchlichten Palais verſammeln; erſcheint der Fürſt auf dem Treppenvorſprung vor dem Portal, ſo entſteht feierliche Stille, und auf ſeinen Wink treten die Harrenden einzeln zu ihm heran, die goldgeſtickte bunte Kappe abnehmend und ſeine Hand küſſend, um dann ihr Anliegen vorzubringen und ſeine Anſicht und beratende Hilfe zu erbitten, die ihnen ſtets väterlich zu teil wird. Zu ihrem Vertrauen zum Fürſten haben die Montenegriner begründetes Recht; er führte ſie mehrfach zu Sieg und Ruhm, der Erſte beim Angriff und der Letzte bei der Abwehr; er reformierte das Heerweſen gründlich, hob das Schulweſen, organiſierte Poſt und Telegraphie, regelte den Verkehr, führte ein bürgerliches Geſetzbuch ein und wußte durch eigenes Beiſpiel Kultur und Bildung zu verbreiten. Die kriegeriſchen Erfolge über die Türken hatten eine mehrfache Vergrößerung des Gebietes zur Folge und öffneten für Montenegro den erſehnten Weg zum Meer. Zu den durch blutigen Kampf errungenen Lorbeeren des Siegers fügte der Fürſt jene des Dichters: feurige und tiefempfundene vaterländiſche Dichtungen ſowie von tiefſter Heimatsliebe erfüllte Dramen veröffentlichte er,

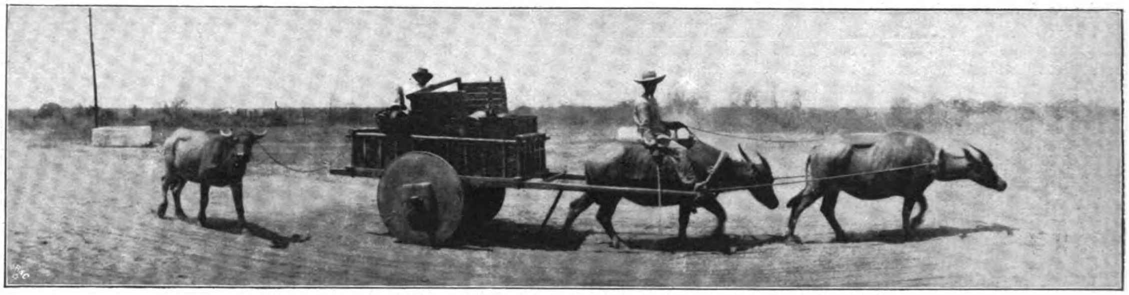
Das Palais in Cetinje. Photographie von Franz Laforeſt in Cattaro.

Fürſt Nikolaus I. von Montenegro. Photographie von J. F. Langhans, Hofphotograph in Marienbad.

Das Kloſter in Cetinje. Photographie von Franz Laforeſt in Cattaro.

Zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Fürſten Nikolaus I. von Montenegro.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

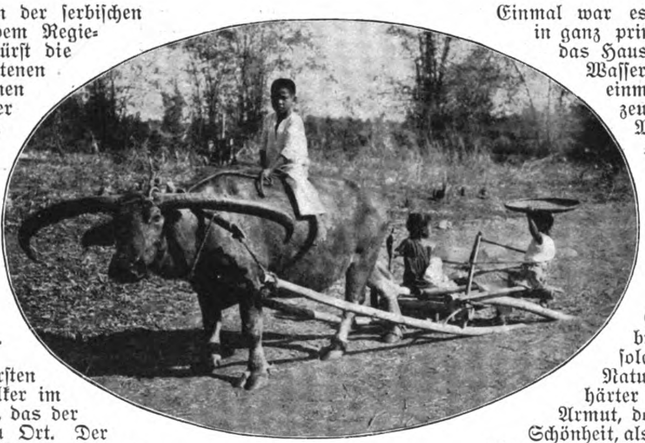


Laſtwagen aus den mittleren Philippinen mit Karbaus (Waſſerbüffeln. Bos kerabau).

die zu den beſten Werken der ſerbiſchen Literatur gehören. Mit dem Regierungsjubiläum kann der Fürſt die Feier eines anderen ſeltenen Feſtes verbinden, der goldenen Hochzeit. Kurz nachdem er im Sommer 1860 den Thron beſtiegen, vermählte ſich der damals Neunzehnjährige mit der ſchönen, feinſinnigen Milena aus dem alten Geſchlecht der Vukotic, die ihm bis heute ſtets die treue, nur auf ſein Wohl und das der Kinder bedachte Lebensgefährtin geweſen iſt. —

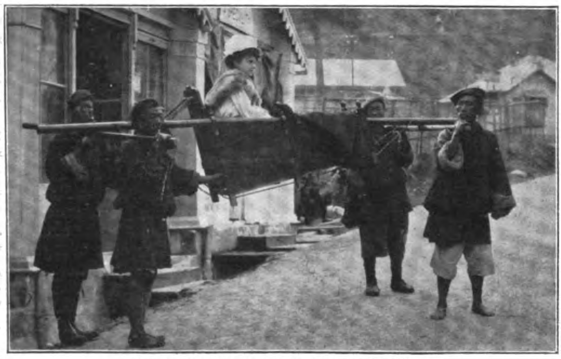
Paul Lindenberg.

* * *

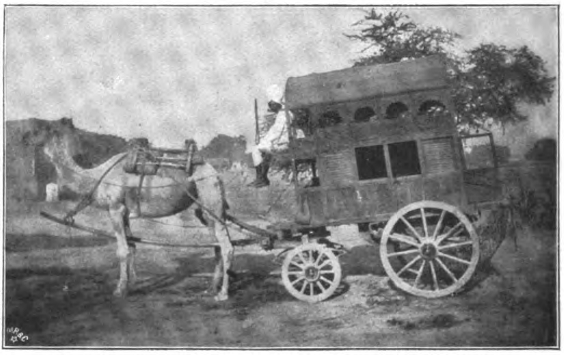


Ein Karbau, Haustier der Philippinos.

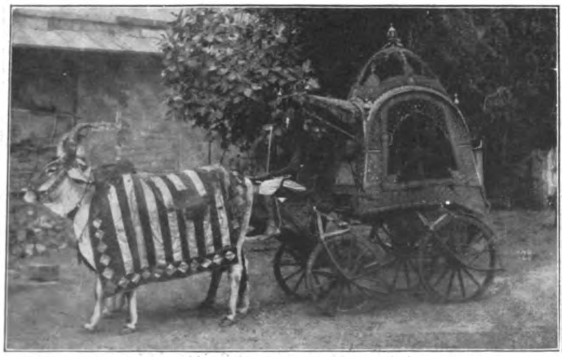
Von je war eins der erſten Probleme, das an die Völker im Urzuſtand herangetreten iſt, das der Fortbewegung von Ort zu Ort. Der Wilde hat es in allen Zonen und zu allen Zeiten verſtanden, ſich irgend ein Tier der Wildnis zu zähmen und dem täglichen Gebrauche nutzbar zu machen. Waren dieſe Haustiere ſtark genug, auch Zugarbeit zu leiſten, ſo ergab ſich von ſelbſt die Herſtellung irgend welcher **ſeltſamen Gefährte.** Einmal war es ein Schlitten, wie ihn in ganz primitiver Geſtalt noch heute das Haustier der Philippinen, der Waſſerbüffel oder Karbau, zieht, einmal war es ein Luxusfahrzeug mit ſchönen Formen. Manchmal ſind die Zugtiere Zebus, die ſchönen weißen Rinder der Hindu, manchmal ſind es Elefanten, die paarweiſe vor ein ungeheures, rollendes Gebäude geſetzt werden, in dem ein Fürſt und Maharadſcha ſtandesgemäß ſeine Ausfahrten macht. Ein märchenhafter Luxus breitet ſich dann oft über ſolch ein Geſpann. Wo die Natur karger iſt, das Leben härter und die Menſchen voll Armut, dort ſieht man weniger auf Schönheit, als auf Nutzen und auf Unterſtützung in ihrem ſteten Kampf zur Ueberwindung einer feindlichen Kraft. Im nordweſtlichen Indien ſind die beſten Haus- und Zugtiere die Kamele. Dort verwendet man ſie nicht nur zum Laſtentragen und Reiten, wie z. B. in den nördlichen Gebieten Afrikas, ſondern auch vor einer Art von zweiſtöckigem Fuhrwerk.



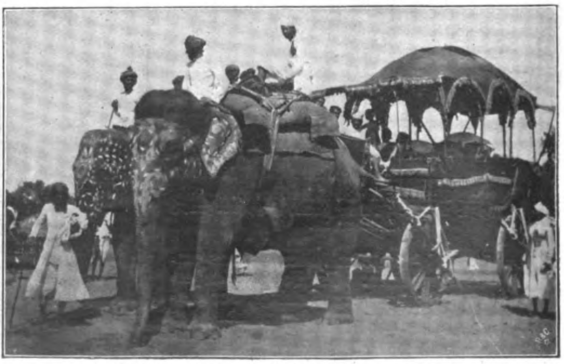
Tragſtuhl mit Europäerin aus Tibet.



Kamelwagen von der nordweſtlichen Grenze Britiſch Indiens.



Wagen eines vornehmen Inders mit weißen Zeburindern beſpannt.



Elephantenwagen des Maharadſcha von Dſchaipur.

Seltſame Gefährte.

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Der Daheim-Kalender auf das Jahr 1911 iſt erſchienen!

In neuem feſtlichen Gewande, von Künſtlerhand entworfen, tritt der alte Freund vor die Daheim-Gemeinde. Er hat das warme alte Herz — aber altmodiſch iſt er nicht, er iſt vielmehr wacker mit der Zeit mitgeſchritten. Ein Blick in das reiche Inhaltsverzeichnis genügt, um zu erkennen, daß auch die modernſten Stoffgebiete, die brennendſten Tagesfragen — zumal im Erwerbsleben der Frau — im Daheim-Kalender 1911 Behandlung erfahren haben.

Eine Fülle erzählenden Stoffes bringt der Daheim-Kalender 1911: Die Novelle „Des Ratsherren Stattlicher himmliſches Abenteuer“ von dem preisgekrönten Schweizer Dichter Federer, „Klärung“ von Hermine Villinger, „Der Witwenhof“ von Marie Diers, „Lukele“ von Goswina von Berlepſch. Ein reichilluſtrierter Künſtlerartikel behandelt den großen Hiſtorienmaler Piloty. In einem mit mehrfarbigen Originalſkizzen beſonders originell ausgeſtatteten Aufſatz plaudert Heinz Grevenſtett vom Winterſport. Aufſätze aus der Geſchichte (Konfliktszeit), dem kirchlichen und ſozialen Leben, der Gartenkunde, aus dem Gebiet der weiblichen Handarbeit, aus dem Reich der Luftſchiffahrt geben reichen, belehrenden Stoff. Zum unentbehrlichen praktiſchen Nachſchlagewerk ſtempeln den Daheim-Kalender die ausführlich bearbeiteten Teile: Billige Reiſen, Kursbuchſtudien, **Daheim-Ratgeber,** Genealogien, Gemeinnütziges, Kolonien, Marine.

Der Preis des 320 Seiten Text umfaſſenden Daheim-Kalenders beträgt gebunden Mk. 2.—.

Die Redaktion des Daheim und Daheim-Kalenders.

Sterngucker. Roman von Hermine Villinger. (1. Fortſetzung.)

Vinzenz blieb der in ſich abgeſchloſſene Dörfler.

Weiß vermochte wohl einen tüchtigen Arbeiter aus ihm zu machen, dem er ruhig die ſchwierigſten Dinge überlaſſen konnte. Sobald jedoch Vinzenz ſich mit dem geſchäftlichen Verkehr in der City abgeben ſollte, zeigte er ſich blöde und ungeſchickt. Er brauchte nur aus dem Garten ſeines Onkels herauszutreten.

Er hatte einmal eine Kirche aufgeſucht. Der große Pomp, der mächtige Geſang, ſowie das beſtändige Kommen und Gehen der Leute, die ihres Lebens Haſt auch hier hereinbrachten, all das ließ keine Frömmigkeit in ihm aufkommen. Immer ſeltener kam er aus dem Kreis heraus, in dem er ſich befand. Nur als die Wahlen in Sicht waren, wurde er aus ſeinem Hindämmern aufgerüttelt.

Kurt ſpeiſte jetzt täglich am elterlichen Tiſch — um des Friedens willen, wie er ſagte, denn ſeine Frau war begeiſterte Republikanerin, während Kurt zu den Demokraten hielt.

So erwachte der unter dem Einfluß ſeines Vetters ſtehende Vinzenz eines Tages als wütender Demokrat.

Er verſtand zwar wenig von den Reden in den Verſammlungen, denen er beiwohnte, aber er ſchloß ſich mit Vergnügen den Straßenkrawallen an und ſchlug ſich des Nachts wie ein Fuhrknecht mit den Republikanern herum. Das tat ihm wohl. Seine ganze unverbrauchte, überſchüſſige Kraft tobte ſich in dieſen Händeln aus.

Er kam jetzt von Weiß weg in den weſtlichen Garten, den er fortan mit Kurt bewirtſchaften ſollte. Seine erſte ſelbſtändige Stellung. Denn Kurt gebärdete ſich nicht als Vorgeſetzter, war kein Nörgler und Aufpaſſer wie Weiß. Der junge Vinzenz war voller Bewunderung für Kurt.

Eines Tages ſollte die aber einen kleinen Stoß erhalten.

Kurt hatte ſich nach Tiſch bei ſeinen Eltern eingefunden. Er ſaß im Salon, die Beine übereinandergeſchlagen, und hatte ſich eine Zigarette angeſteckt.

„Du, Papa,“ meinte er leichthin, „kann ich einen Scheck von vierzigtauſend Dollar von Dir haben?“

Mr. Fromherz ſah ohne eine Spur von Überraſchung von ſeiner Zeitung auf: „Nein, Du kannſt überhaupt nichts mehr von mir haben. Wende Dich an Deine Frau.“

„Iſt natürlich ſchon geſchehen,“ ſagte Kurt.

Mr. Fromherz zuckte die Achſel.

Seine Frau ſaß regungslos in ihrem Fauteuil, und ihre Augen wanderten von ihrem Gatten zu ihrem Sohn.

Kurt tat ein paar raſche Züge aus ſeiner Zigarette. „Das Waſſer ſteht mir nämlich an der Kehle, Papa.“

Pauſe. Dann die kühle Antwort: „Dein gewöhnlicher Zuſtand.“

Mrs. Fromherz brach in Tränen aus.

„Empörend,“ preßte ſie hervor, „eine reiche Frau — ein reicher Vater — Geld genug — und keine Hilfe —“

Mr. Fromherz ſah ſeine Gattin mit unbeſchreiblicher Kühle an. „Soll ich ſo lange helfen, bis wir am Bettelſtab ſind?“

* * *

Sie ſaßen in dem reizenden, in orientaliſchem Stil ausgeſtatteten Pavillon des weſtlichen Gartens.

Vinzenz, der ſich um die Schulden ſeines Vetters geſorgt, wurde von dieſem tüchtig ausgelacht.

„Beruhige Dich, Kleiner. Einer wie ich geht nicht unter. Du ſiehſt ja, es fällt mir nicht ein, wie dieſer Weiß zu ſchuften. Aber an mir hängen ſie alle, dieſen Weiß kann keiner ausſtehen. Gemeines Material. Eminent leiſtungsfähig. Es wird auch eminent ſein, was er auf die Seite bringt.“

Vinzenz ſtarrte ſeinen Vetter einen Augenblick wie verſtändnislos an. „Nein,“ ſchrie er, als dieſer nickte, „das glaubſt Du nicht — das iſt nicht möglich — er meinen Onkel betrügen — der ihm vertraut —“

Kurt zuckte die Achſel. „Das iſt ſeine Sache. Weißens Sache iſt, ſich zu bereichern. Und warum denn nicht? Mit Mr. Fromherz’ Roſenzüchterei hat es überhaupt nichts mehr auf ſich. Der arme Papa bringt nichts Rechtes mehr zuſtande. Weiß war dem Verzweifeln nahe. Ich machte einen Verſuch. Und ſiehe da, er gelang. Seitdem behandelt mich Weiß wie einen Säugling.“

„Und der Onkel?“ fragte Vinzenz.

„Merkt nichts. Seine Augen ſind zu ſchlecht geworden. Er kann die Farben nicht mehr unterſcheiden. Meine Roſen kommen unter der Etikettierung des Alten auf den Markt. Das Geſchäft blüht. Was willſt Du mehr?“

„Ja, aber,“ ſtotterte Vinzenz, dem eine tiefe Röte ins Geſicht geſtiegen war, „das iſt doch — nicht ehrlich —“

„Soll man den armen Papa aufklären,“ fragte Kurt, „ihm ſagen: Deine Roſen taugen nichts mehr — ihm, der ſich für den erſten Roſenzüchter New Yorks hält! Wenn ein Brand in ſeinem Hauſe ausbräche, er würde ſeine Preiſe retten und Mamachen ihrem Schickſal überlaſſen. Du mußt nicht denken, Kleiner, daß ich ihm das übelnehme. Ich bin nicht kleinlich. Die Verhältniſſe bringen das ſo mit ſich. Mr. Fromherz war für Mama die Planke, an die ſie ſich klammerte. Kät iſt meine Planke. Übrigens genial, wie Weiß dieſe ganze Geſchichte hinter Papas Rücken durchführt. Er iſt ein Fuchs, dieſer Weiß. Aber ſeine dumme Ecke hat er auch. Ich traf ihn einmal in einem Coupé erſter Klaſſe der Hudſon River-Bahn zwiſchen zwei halbwüchſigen Bengeln. ‚Meine Söhne, Mr. Langen.‘ ‚Und wohin damit, Mr. Weiß?‘ ‚Nach Frankreich, Mr. Langen. Sie ſollen ſich benehmen lernen.‘ Proletarier, jeder Zug. Glieder wie Büffel. — Zu Arbeitern taugen ſie, zu weiter nichts. Er wird was erleben, der Mr. Weiß —“

Kurt lachte aus vollem Hals.

Und Vinzenz lachte mit. Kurts Sicherheit ſchloß ihm den Mund. Er wagte auch keinen Einwurf, wenn Mr. Langen auf die Weiber zu ſprechen kam. Er tat das ungefähr ſo wie er über Pferde ſprach.

Obwohl dem unverdorbenen Bauernſohn oft der Sinn dieſer Reden dunkel blieb, gerade dieſes Thema intereſſierte ihn am meiſten. Befand er ſich doch in der ſeltſamſten Lage. Er neigte ſich den jungen feingekleideten Mädchen zu, die im Hauſe verkehrten und zuweilen ein Wort an den ſtummen Burſchen richteten. In der Nacht träumte er dann von dem Rauſchen eines ſeidenen Kleides und dem Duft irgendeines Taſchentuches. Nirgends machte es ſich fühlbarer, daß er aus ſeiner eigentlichen Sphäre herausgeriſſen worden war, als in ſeinen Beziehungen zum weiblichen Geſchlecht.

„Komm, Kleiner, laß Dich abſtäuben,“ ſagte Kurt eines Abends, indem er den Arm in den ſeines Vetters legte, „heute erwarten Dich Dinge, wie ſie ſich Deine Unſchuld nicht träumen läßt —“

Sie näherten ſich dem Pavillon. Da drinnen war Leben. Muſikklänge ertönten, Gelächter von Männer- und Frauenſtimmen — Kurt von Langen riß die Türe auf. Ein Freudengeſchrei erſchallte.

Vinzenz ſtand wie betäubt. Er ſah in ein Gewirr von Frauengeſtalten, in eine Welt ſah er, von der ſich ſeine Unſchuld in der Tat nichts hatte träumen laſſen.

Und er fuhr zurück.

Etwas Seltſames vollzog ſich in ſeinem Inneren — Jene Abſchiedsworte der Großmutter: ‚Halt Deinen Leib heilig wie Deine Seele‘ offenbarten ſich ihm. Und ſie bezwangen und bewahrten ihn —

Er flüchtete ſich auf einen mitten aus dem Garten ragenden Felſen. Kerzengerade ſtieg er auf, von Schlingroſen umwachſen. Die Arbeiter hatten den Felſen oben ausgehauen und Sitzplätze angebracht. Auch Steinſtufen führten hinauf. Die Arme um die hochgezogenen Knie geſchlungen, ſtarrte Vinzenz in den wunderbaren, kaum von einem Lüftchen bewegten Herbſtabend.

Unbebautes Land ſchloß ſich dem Garten an. Die Aufſeher und Arbeiter hatten ſich hier ihre Wohnſtätten errichtet.

Jetzt ſpielten die Kinder im leuchtenden Abendgold. Sie liefen den meckernden Ziegen nach, und weiße und rote Kleidungsſtücke hingen über den niedrigen Umzäunungen der Gärtchen. Ganz wie daheim.

Vinzenz ſtürzten die Tränen über die Wangen. Nie noch hatte ihn das Heimweh mit ſolcher Gewalt erfaßt. Ihm war, als ſei er plötzlich ein anderer geworden, als gehöre er nun nicht mehr in dieſe kleine, harmloſe Welt, mit der er ſich noch tags zuvor eins gefühlt. Aber immer wieder trat die Geſtalt der Großmutter zwiſchen ihn und jene Welt.

Nun er ſie verſtand, ſah er die alte Frau mit ganz neuen Augen an. Nichts Halbes gab es für ſie, keine Gnade für Unrecht, kein Umgehen der Wahrheit. Immer ging ſie ihren geraden, aufrechten Weg.

Wie oft hatte er zur Lüge geſchwiegen! Über Unwahrheiten gelacht! Jetzt wußte er, es gab nur eines: die Wahrheit. Wie die Großmutter, ſo wollte auch er helfend eingreifen. Untreue war für Vinzenz etwas Unerhörtes, Niedageweſenes. Es kam wohl vor in ſeinem Dorf, daß ein Bauer ſein Weib prügelte. Böſe Räuſche kamen vor, ſonntägliche Raufereien; auch konnte einer ein Meſſer ziehen. Aber Untreue — davon hatte er nie gehört.

Mrs. Fromherz ſaß noch beim Frühſtück, als Vinzenz bei ihr eintrat. Er ſah ſehr feierlich aus, und ſie meinte, indem ſie ein Ei in ihrem Glas umrührte: „Was iſt los, mein lieber Vinzenz, Sie machen mir faſt Angſt —“

„Es iſt etwas mit Kurt,“ gab ihr der junge Mann zur Antwort. „Es tut mir ſehr leid, Mrs. Fromherz, Ihnen mitteilen zu müſſen: Kurt iſt ſeiner Frau nicht treu —“

Nur mit Mühe hatte er die letzten Worte hervorgepreßt. Aber der Effekt war ein ganz anderer als er erwartet hatte.

Mrs. Fromherz lächelte.

Sie ſah den Überbringer dieſer Hiobspoſt ſogar etwas beluſtigt an: „Wiſſen Sie,“ ſagte ſie, nachdem ſie ihr Ei ausgetrunken, „eigentlich iſt es gar nicht ſchön von Ihnen, mir Ungünſtiges über meinen Sohn zu hinterbringen. Kurt iſt Ihnen ſo gut.“

„Es geſchah, um ihn zu retten,“ ſtotterte Vinzenz.

Jetzt lachte Mrs. Fromherz laut auf.

Vinzenz wußte nicht, wie er zur Türe hinauskam. Er befand ſich in einem Zuſtand vollkommener Verwirrung. War man denn ein lächerlicher Menſch in dieſem Hauſe, wenn man ein Gewiſſen hatte —

Er ſuchte Mr. Fromherz auf. Er fand ihn in einem der Gewächshäuſer, in ein Beet dunkelroter, faſt ſchwarzer Roſen vertieft.

„Ich muß mit Euch reden, Onkel,“ begann Vinzenz.

„Mach's kurz,“ bekam er zur Antwort.

Es lag etwas Hilfloſes, Zerſtreutes in dem Geſicht des plötzlich gealterten Mannes.

Vinzenz war viel zu erfüllt von ſeiner eigenen Angelegenheit, als daß er darauf geachtet hätte.

„Wißt Ihr denn nicht,“ ſprudelte es ihm über die Lippen, „was in Eurer nächſten Nähe vor ſich geht — daß Kurt von —“

„Dummkopf,“ fuhr Mr. Fromherz auf, „möchteſt wohl wie Deine Großmutter von Haus zu Haus laufen und den Leuten ins Gewiſſen reden. Hier denkt man ſein Teil und geht ſeiner Wege.“

Eine Pauſe entſtand.

Dann erklärte Vinzenz mit Nachdruck: „Die Großmutter iſch die beſcht von Euch alle.“

„Natürlich iſt ſie das,“ gab Mr. Fromherz zu und verſenkte ſich von neuem in ſeine Roſen. Und wieder erſchien jener hilfloſe, faſt verwirrte Ausdruck in des alten Mannes Zügen. Er ſchob ſeine Brille hin und her. Er näherte ſich den Roſen, daß er ſie faſt mit dem Geſicht berührte.

Vinzenz, ganz erfüllt von ſeinen eigenen Empfindungen, ſtieß in ſchroffem Tone hervor: „Erlaubt mir, draußen zu wohnen, Onkel — ich halt's hier nicht mehr aus —“

„Warum nicht?“ bekam er in zerſtreutem Ton zur Antwort. Denn auch der alte Mann nahm ſich nicht die Zeit, auf den Gemütszuſtand ſeines Neffen zu achten.

II.

Als Vinzenz zum erſten Male an Kurts Seite im weſtlichen Garten erſchienen war, hatte ſein Anblick große Heiterkeit erregt. Niemand traute dieſem runden Kindergeſicht mit dem treuherzigen Augenpaar den geringſten Schneid zu. Und ſo wartete alles mit Spannung auf den erſten Befehl aus ſeinem Munde.

Man wartete umſonſt. Vinzenz ſagte kein Wort. Aber wo etwas nicht recht, wo etwas verſäumt worden war, da griff er zu. Und ſeine Arbeit war gut. Sie ſahen alle, es war ihm nichts zu gering. Er tadelte nicht, er machte es beſſer. Ehe noch eine Woche herum war, liebten ſie ihn ſchon alle. Und mit den ſtarken Roſendüften miſchten ſich plötzlich Elemente, die ſich wie Ströme von etwas Freudigem über den Garten verbreiteten. Es war die gemeinſame Sympathie, die dieſe nur dem Gewinn, dem Materiellen zugewandten Männer ergriffen hatte. Eigentlich mußten ſie ja alle über den wunderlichen Menſchen lachen, der ſo wenig von Unraſt und Hetze an ſich hatte, der nie von Geld und Gelderwerb ſprach, der arbeitete wie ein Pferd und zugleich ſpieleriſch war wie ein Kind. Denn nie war ihm wohler, als da draußen, wo er mit den Leuten wie mit ſeinesgleichen verkehrte, ein natürliches, ihm entſprechendes Leben, laut, ungeſtüm, wenn es ihm paßte, oder ſchweigend ſeiner Wege gehend, wenn ihn ſeine Quartal-Krankheit, wie er das Heimweh nannte, überfiel.

Und nun, nachdem er hatte erfahren müſſen, daß er allein ſtand inmitten eines Kreiſes, dem ſeine Rechtsbegriffe lächerlich vorkamen — nun war es ſein Erſtes, ſich da draußen ein Haus zu zimmern. Mit Hilfe eines Schreiners ſchaffte er ſich ein Heim ganz nach der Einrichtung der Großmutter. Das Hämmern und Zimmern tat ihm wohl. Oft wenn ihn in der Nacht die Bedrängnis überkam, ſtand er auf und machte ſich an die Arbeit. Es war eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Niemand hörte ihn mehr ſingen oder lachen. Dabei war ſeine Bruſt breiter geworden, ſein Geſicht hatte ſich in die Länge gezogen. Er grübelte über das Rätſel nach, daß es ihm nicht gelingen wollte, von Kurt loszukommen, den er doch von Rechts wegen verachten zu müſſen glaubte.

„Du biſt ein allerliebſter Eſel,“ hatte ihn der Vetter am Tage, nachdem er aus dem Hauſe ſeines Onkels weggezogen war, angeredet, „Du trägſt dermaßen zu meiner Heiterkeit bei, daß ich Dich in Gold einfaſſen möchte. Komm mit mir frühſtücken, Retter meiner Seele, und fürchte Dich nicht. Nie werde ich Deiner Unſchuld mehr zu nahe treten.“

Vinzenz ärgerte ſich über die Maßen über jedes Wort, das er zu hören bekam, ſah ſich aber nichtsdeſtoweniger heimlich jedes Mädchen an, das ihm auf ſeinem Weg begegnete.

Herr von Langen hatte einigen Aufſehern den Laufpaß gegeben und ſie durch neue erſetzt. Unter dieſen war ein kurzer, gedrungener Mann namens Wilke.

Er zeichnete ſich durch ſein ſicheres Auftreten, ſowie durch ſeine weittönende Kommandoſtimme aus. Er erzählte, daß er Unteroffizier geweſen und vermöge ſeiner außergewöhnlichen Führung und Tüchtigkeit eine Stellung beim Proviantamt erhalten habe. Ein kleines Verſehen in ſeinen Rechenbüchern brachte ihn um ſeine Stellung. Er habe ſich glänzend rechtfertigen können, allein die Ungerechtigkeit, deren Opfer er war, habe ihn mit Haß gegen ſein Vaterland erfüllt.

Dieſer Mann hatte eine Tochter. Sie war noch ſehr jung und bildhübſch. Vinzenz ſah ſie zuweilen des Abends am Arm ihres Vaters durch den Garten wandeln. Der junge Mann ſchaute ihnen nach, ſolange er konnte. Er war überzeugt, das junge Mädchen leide an unbeſchreiblichem Heimweh und weine blutige Tränen der Einſamkeit, wenn der Vater bei ſeiner Arbeit war. Eine ganze, große, unbeſchreibliche Liebe erlebte er, ohne daß er noch ein Wort mit dem Mädchen geſprochen. Sie hatten ſich einmal gegenüber geſtanden — eines Abends, als Wilke mit Vinzenz plaudernd den Garten verließ, war ihnen das junge Mädchen entgegengekommen.

„Meine Tochter Bertha,“ hatte ſie der Aufſeher dem jungen Mann vorgeſtellt.

Seitdem war Vinzenz unglücklich, denn er hatte, ſoviel er beurteilen konnte, nur verwirrt genickt und war davongelaufen. Auch war ihm, als habe ihn ein freundliches Augenpaar erſtaunt angeſehen. Wie ſollte er ſein albernes Benehmen wieder gut machen? Er wußte ſich nicht Rats.

Da ließ Kurt, als ſie ſich im Garten trafen, das Wort fallen: „Dieſer Wilke hat eine verdammt hübſche Tochter. — Haſt Du ſchon ein ſolch appetitliches Kirſchenmäulchen geſehen?“

Vinzenz wurde dunkelrot im Geſicht, die Hand, die er wie abwehrend gegen ſeinen Vetter ausſtreckte, zitterte.

„Ah,“ machte dieſer, „ſo ſteht's! Rege Dich nicht auf, Kleiner, mein Wort, ich komme Dir nicht ins Gehege. Wie weit biſt Du denn mit ihr?“

„Ich — habe noch nie ein Wort mit ihr geſprochen —“

Kurt lachte laut auf: „Soll ich Dir helfen?“

Von dieſer Stunde an war Vinzenz zumute, als ſei Gefahr im Verzug. Eine tolle Angſt bemächtigte ſich ſeiner. Erſchien Kurt im Garten, ließ er ihn nicht aus den Augen. Alle Höllenqualen der Eiferſucht machte er durch. Und eines Tages trat er mit langen, feſten Schritten bei Wilke ein und hielt um deſſen Tochter an.

Er wurde nicht abgewieſen.

Und nun küßte er den roten Kirſchenmund, und ſein Glück kannte keine Grenzen. Nun war's aus mit dem

Fremdſein, dem Alleinſein. Aus für alle Zeiten mit dem Heimweh — wie er glaubte. Ein liebliches Geſchöpf wartete ſeiner, wenn er des Abends von der Arbeit kam. Er brauchte nichts mehr von der Welt da draußen, er hatte ſeinen ſichern Hafen gefunden. —

* * *

So in buntem Durcheinander waren die Bilder ſeines vergangenen Lebens bald flüchtig, bald verweilend vor den innern Augen des Heimreiſenden aufgetaucht. Er hatte Zeit zum Nachſinnen. Viel zu langſam trug ihn der Zug der Stätte zu, nach der er ſich ſeit mehr als zwanzig Jahren geſehnt. Sonderbar, und nun ſchlug ſein Herz nicht höher. Die Heimatberge, auf die er ſich ſo gefreut, ſie redeten nicht zu ihm, drangen nicht durch die Schichten all des Schwererlebten, das hinter ihm lag.

Das Städtchen, wo er ausſteigen mußte, war ihm auch eine Enttäuſchung. Es hatte einen neuen Bahnhof bekommen, moderne Häuſer und Villen zogen ſich längs der Anlagen. So klein alles, ſo dürftig! Erſt im Städtchen ſelbſt atmete Vinzenz auf. Das war ſie ja noch unverändert, die alte maleriſche Hauptgaſſe mit ihren ſchmalen, zweiſtöckigen Häuſern und den gewölbten ſteinernen Haustüren. Der Brunnen ſtand noch am alten Platz. Nur das Denkmal war neu. Vor dem Rathaus ſaßen ein paar Marktweiber, und eine Anzahl Käuferinnen machten ſchwatzend ihren Rundgang. Da und dort ſtand ein Kaufmann vor ſeiner Ladentüre ganz ſo wie früher, im alten Tuchkäppchen mit der Quaſte. So gemächlich, ſo behaglich alles. Kein Menſch hatte Eile.

Unwillkürlich verlangſamte Vinzenz ſeinen Schritt. Er merkte, ſeine Gangart war doch eine andre geworden, drüben. Er lauſchte auf die langentbehrten Laute ſeiner Heimat. Ein Büblein, das einem andern ‚Du Kaib, Du dummer!‘ nachrief, hätte er ans Herz drücken mögen.

Als der Rhein aus einem der Seitengäßlein zwiſchen einem Gemenge uralter Hinterhäuſer hervorglitzerte, hätte der Heimkehrende die Hände ausſtrecken und jedem Vorübergehenden ein ‚Grüß' Gott!‘ ſagen mögen.

Die Leute ſtaunten ihn an. Der mochte wohl von weit herkommen. Bart und Haare hatten einen ſo fremdländiſchen Schnitt. Der Rock ſaß ihm ſo fein. Eine große Enttäuſchung war's, als der vornehme Fremde plötzlich vor einer der gewöhnlichſten Wirtſchaften, wo nur Bauern einzukehren pflegten, haltmachte.

In der hinterſten Ecke der rauchdurchſchwängerten Wirtsſtube ſaß er, an jenem Tiſche, an dem er ſo manchesmal mit der Großmutter geſeſſen hatte, wenn dieſe an den Markttagen in der Stadt ihre Einkäufe beſorgte. Nichts hatte ſich hier verändert. Die Wände waren noch gerade ſo ſchwarz und der Boden noch ebenſo riſſig wie vor zwanzig Jahren. Die Bauern rauchten und ſpuckten, und freundlich ſah der eingedunkelte Landesvater aus ſeinem ovalen Rahmen herab dem Treiben zu.

Vinzenz beſtellte ſich der Großmutter Leibgericht, ein ſaures Leberle, und trank von dem billigen Landwein. Wunderbar verſetzte ihn der Geſchmack auf ſeiner Zunge in die Kinderjahre zurück, da er dieſes Gericht mit Heißhunger verſchlungen hatte.

Das erſte Lächeln flog über ſeine ernſten Züge.

Er kehrte zur Bahn zurück, um ſein Gepäck der Poſt aufzugeben. Die Hochachtung, mit der man ihm hier begegnete, die Befliſſenheit, die jeder an den Tag legte, um es ihm recht zu machen, berührte ihn eigen. Er bemerkte plötzlich, die Leute waren noch viel langſamer, noch viel umſtändlicher als er. Sie ſchienen förmlich vor der Sicherheit ſeiner Rede zu erſchrecken. Er mußte lachen, und die Geſte des Zögerns, die er im Verkehr mit ſo viel gewandteren, ſo viel fertigeren Menſchen angenommen, fiel plötzlich von ihm ab wie ein welkes Blatt vom Baum. Leiſe pfeifend machte er ſich auf den Heimweg. Drei Stunden waren's bis zu ſeinem Dorf. Er hing den Rock über die Schulter und ſchritt aus wie ein Jüngling. Heilende, beſeligende Kräfte gingen von der Heimaterde auf ihn über. Jeden alten Baum begrüßte er mit einem rauhen, zitternden Freudenruf. Rechts und links vom Weg regten ſich die Hände, und vollgeladene Heuwagen kreuzten ihm den Weg: ‚Grüß' Gott! — Grüß' Gott!‘

Schon ſammelten ſich die Schwalben auf den Telegraphendrähten. Sie hockten und ſchwatzten und hatten's wichtig. Ein Hin und Her, ein aufgeregtes Flattern und Zwitſchern. Freuten auch ſie ſich der Heimkehr? Grüß' Gott! Grüß' Gott!

Der Wanderer machte plötzlich halt. Der Schweiß ſtand ihm auf der Stirn. ‚Dummer Narr,‘ lachte er in ſich hinein, ‚was ſoll das Eilen — ſchau um Dich — hier iſt alles Ruhe — auch die Gräſer, wie leiſe ihr Wiegen — und dieſe Menſchen, wie ſie lachen und ſchwatzen beim Laden des Heus — alles ſo läſſig — keine Hetze weit und breit — dieſes Hetzen iſt gemein —‘ ſchloß er ſeinen Gedankengang, warf ſich ſo lang er war aufs nächſte Stoppelfeld, legte den Rock unter den Kopf und atmete tief.

Wie werde ich die Großmutter finden —

Onkel Xaver hatte ſeinen Neffen in Amerika regelmäßig jeden Todesfall im Dorfe gemeldet. Dieſen Nachrichten waren ſtets die Worte angefügt: „Ich und die Mutter ſind geſund.“

Vinzenz ſtellte ſich das Bild der Großmutter vor, wie er ſie verlaſſen. Groß, mächtig von Geſtalt. Die Wangen noch rund und gebräunt, die Augen klar und ſcharf — dieſe Frau, die allen, die von ihr ausgingen, ihren Stempel aufgedrückt bis in den Tod.

Vinzenz mußte der letzten Stunden ſeines Onkels gedenken, ſeiner letzten Worte —

Er hatte ihn rufen laſſen.

„Setz' Dich zu mir — bleib bei mir — es geht zu End' — brauchſt Dich nit gräme,“ fügte er hinzu, als Vinzenz erſchrak, „'s iſch Zeit, 's iſch recht — Biſch lang wegbliebe — biſch halt glücklich, gelt, jung verheiratet — wohl, wohl, hing mir auch einmal voller Baßgeigen, der Himmel — aber nur kurz —“

Der Kranke ſchwieg, ſeine Augen irrten durch den Raum, als ſuche er die ſchon halb entflohenen Gedanken mühſelig wieder zuſammen.

„Horch,“ ſprach er plötzlich, „hol' auch ſelb Beutele links im Schreibtiſch — wirſch's gleich kenne — 's iſch Dein Geld — haſch mir's bracht von der Reiſ' — So warſch — ſo bleib —“

Vinzenz hatte den kleinen Beutel geholt und zu ſich geſteckt. Er beugte ſich über den Onkel: „Soll ich nit d' Frau rufe?“

„A was, laß ſie alle weg —“

Die Stimme des Kranken klang plötzlich wieder frei: „Vinzenz — ich möcht ehrlich dort drübe ankomme — ich möcht Red und Antwort ſtehe könne — es iſch was nit in Ordnung mit meinen Roſen — ſie muten mich ſo fremd an. Wie kommt's? Red' die Wahrheit, Vinzenz —“

Der preßte hervor: „Kurt züchtet die Roſen. Es iſt ſchon eine Weile her. Seit's mit Euren Augen ſchlimm geworden, Onkel.“

„So, ſo.“

Eine Weile war es ſtill.

Über die hageren Wangen des Kranken floſſen ein paar Tränen. Er ſchien ſich abwenden zu wollen.

Vinzenz war zum Fenſter getreten.

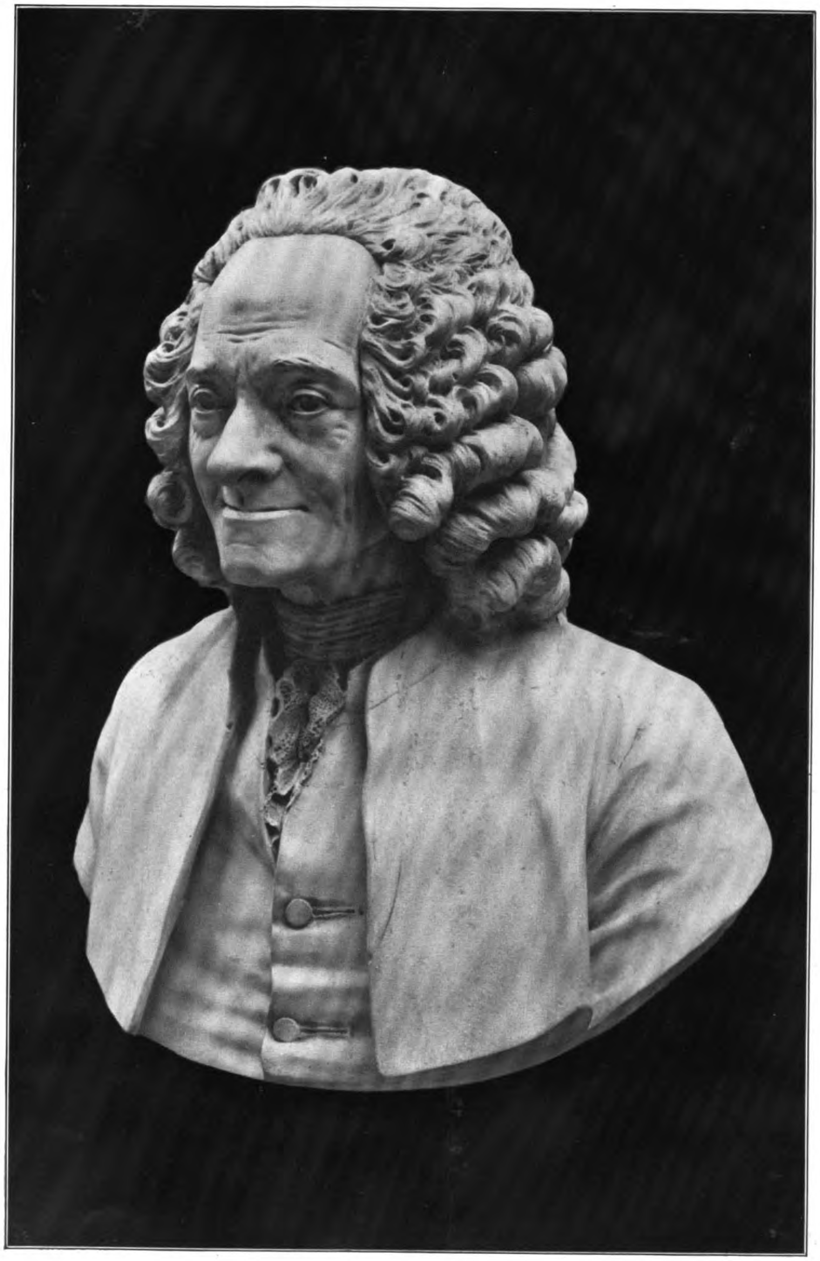
Mr. Fromherz rief ihn ans Bett zurück.

„Dank Dir, daß ich in Wahrheit vor mir ſelber ſterbe kann.“

„Ich mein, ich hör d' Großmutter,“ preßte Vinzenz hervor.

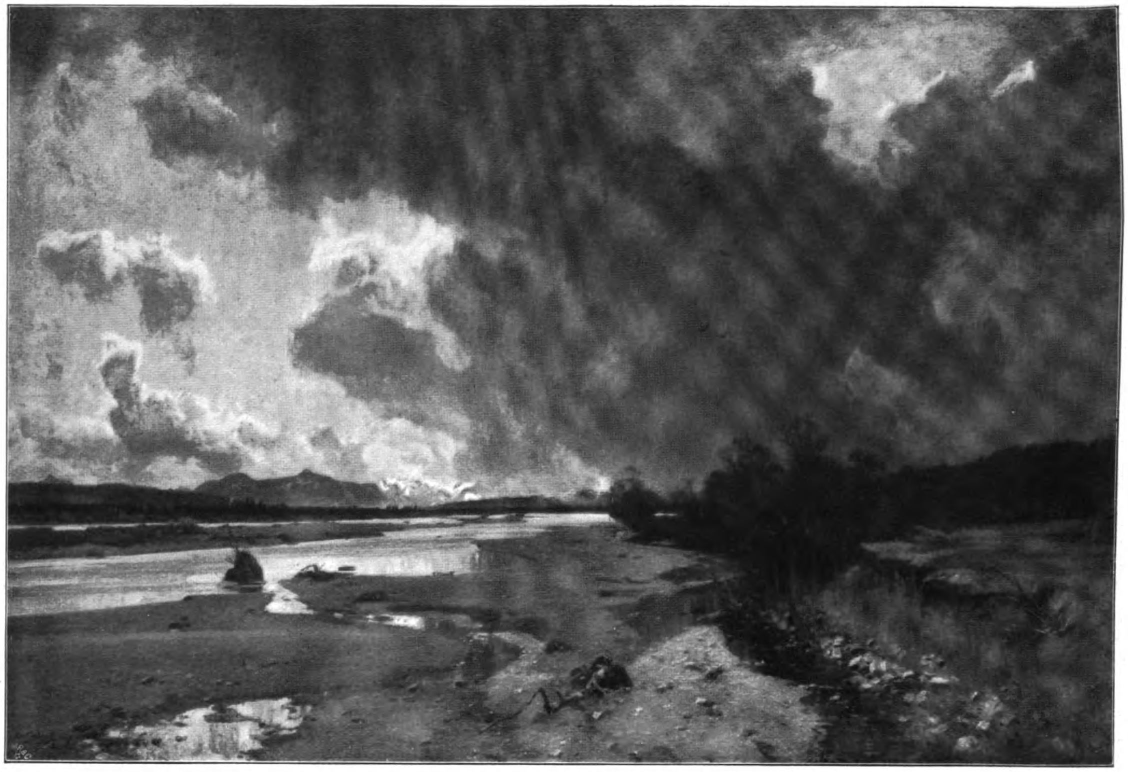
„Jo, jo,“ nickte der alte Mann, „man kommt halt von ſeiner Mutter nit los bis zum Grab.“

(Fortſetzung folgt.)



Voltaire. Büſte von J. A. Houdon.
Im Louvre zu Paris.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Gewitter an der Iſar. Gemälde von Otto Strützel.

Wie Roon ſtarb. Aus Hedwig von Bismarcks „Erinnerungen aus dem Leben einer Fünfundneunzigjährigen“.

Der Verkehr mit der Gräfin Roon hatte mich in das Kriegsminiſterium, ſpäter nach Neuhof bei Koburg und dann nach Krobnitz in der Lauſitz geführt.

Da habe ich den Grafen Roon, den Mann, der dem Vaterlande ſo Großes geleiſtet hat, als Menſch nicht nur hoch verehren, ſondern innig lieben lernen.

Er kehrte, ſeiner Erkrankung halber, früher vom Kriegsſchauplatz zurück; damals beſaß er noch Gütergotz, und auf dem Wege von dort nach Berlin fuhr er wohl vor der Tür unſerer Barackenküche vor, um ſeine Frau abzuholen. Die Braut ſeines Dieners — ich habe ihn nur unter dem Namen Dietrich gekannt — wohnte in Teltow. Als Graf Roon dies erfuhr, fragte er beim Einfahren in dieſe Stadt: „Dietrich, wo wohnt Ihre Braut?“ Auf die Antwort: „In jener Straße, Exzellenz,“ ſagte er: „Na, dann gehen Sie hin und geben Sie ihr einen Kuß — ich fahre langſam durch die Stadt, und am Tore erwarte ich Sie.“ Dieſer Dietrich heiratete dann bald, und da damals noch das dreimalige Aufgebot war, ſo rief ihn der alte Herr an jedem der drei Sonntage vor der Kirche zu ſich und erklärte ihm, was in der Epiſtel und dem Evangelium dieſes Tages für ihn und ſeinen Eheſtand von Bedeutung zu finden ſei. So handelte der Mann, auf deſſen Schultern bei der Rückkehr vom Kriegsſchauplatz eine faſt erdrückende Laſt von Arbeit lag! Es war mir ein Lebensgewinn, ihm und ſeiner edlen Gattin Freundin ſein zu dürfen — und Freundin nannte er mich noch auf ſeinem Sterbebette. Auf ſeinem ſpäteren, unweit Görlitz, an der Bahn nach Dresden gelegenen Beſitz Krobnitz, habe ich oft mit dieſen lieben Menſchen ſchöne Wochen verlebt.

Das Schloß iſt geräumig, aber äußerlich nicht geſchmackvoll, da es aus einem alten Wohnhaus umgebaut wurde. Vor der bedeckten Vorfahrt ſtehen zwei franzöſiſche Geſchütze, die der Kaiſer ſeinem Feldmarſchall geſchenkt hat. Die Umgegend iſt ſehr lieblich, wie die ganze Oberlauſitz. Sehr hübſche, erſt vom Grafen Roon ſelbſt angelegte Anpflanzungen führen vom Schloß zu dem von ihm erbauten Mauſoleum, in dem er jetzt ausruht von den Mühen ſeines Lebens. Dieſe Anlagen hat Graf Roon mit vieler Freude ſelbſt geleitet; zum Transport der größeren Bäume bediente er ſich der Hinterräder der oben erwähnten Geſchütze. Er amüſierte ſich dabei in dem Gedanken, was Napoleon wohl zu dieſer Verwendung ſeiner ſo bombaſtiſch gegen Deutſchland ins Feld geführten Kriegsgeräte ſagen würde. Weiterhin ſind alte Anlagen — das Friedenstal, das ein ſehr beliebter Platz für Miſſionsfeſte iſt. Eine Kirche hat Krobnitz nicht, es iſt eingepfarrt in Meuſelwitz, und oft haben wir das freundliche Gotteshaus beſucht!

Eines Abends waren Graf und Gräfin Roon allein zur Kirche gefahren — da dort Abendmahl gefeiert wurde. Bei der Rückkehr ſagte er: „Was iſt doch der Menſch für ein ſchwaches Weſen! Soeben hatte ich meine Sünden bekannt und aufrichtig bereut. Da, als ich in den Wagen ſteigen wollte, ließ der Kutſcher die Pferde anrucken, und wenig fehlte, daß eine an der Kirchtür ſtehende Frau verletzt wurde. Nun fuhr ich den Kutſcher fluchend an und ſtieg dann tief beſchämt ein.“

Wie hat doch Gottes Gnade an dieſem Manne während ſeiner ganzen Lebenszeit gearbeitet, um ihn zu ſolcher Frömmigkeit zu führen; Erziehung und Belehrung als Kind haben es nicht getan. Von ſeiner Einſegnung erzählte er mir oft. Er war Kadett in Kulm. Weil er der reformierten Kirche angehörte, die damals noch ſtreng von der anderen geſchieden war, konnte er an der Vorbereitung zur Einſegnung ſeiner Kameraden nicht teilnehmen. Eines Tages kam ein reformierter Prediger nach Kulm. Da wurde Roon vom Gouverneur aus dem Klaſſenunterricht gerufen, mußte einen guten Rock anziehen, wurde eingeſegnet, genoß das Abendmahl, zog den guten Rock aus und ging in die Klaſſe zurück.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Wie er überhaupt dazu gekommen iſt, Kadett zu werden, erzählte er mir auch. Er hatte die Eltern früh verloren und wuchs bei einer alten, ſehr treuen Tante in Pommern auf. Dort war er zunächſt der Sorge eines alten Dieners überlaſſen; er hat dieſem beim Meſſerputzen u. dgl. oft geholfen. Dies veranlaßte ſpäter eine Mutter, die es hörte, zu der Äußerung: „Wüßte ich, daß Meſſer putzen ſo gute Erziehungsreſultate zeitigte, meine Jungen ſollten dies von früh bis ſpät tun.“

Schließlich war's nun aber doch wohl beſſer für den jungen Roon, auch anderes zu treiben.

Da erbarmte ſich des Knaben ein Vetter, Premierleutnant von Blankenburg, der in Berlin beim Regiment Alexander ſtand und in der Kaſerne in der Münzſtraße wohnte. Von dort aus beſuchte der junge Roon die Schule. Während des Manövers bekam er Koſtgeld. „Und das fraß ich,“ ſagte er, „in den erſten Tagen für Pfannkuchen auf, die ich von einer Höckerfrau in der Nähe kaufte. Freilich,“ fügte er hinzu, „wurde dadurch mein Wunſch, einmal in eine, ganz mit Pfannkuchen gefüllte Stube geführt zu werden und mich dann bis zur andern Tür durchzueſſen, noch lange nicht erfüllt.“

Der Knabe lebte außer den Schulſtunden meiſt auf der Straße. Eines Tages — es war im Winter — hatten ſich die Jungens eine Schlidderbahn auf dem Bürgerſteig angelegt. Vetter Blankenburg ſteht am Fenſter und ſieht den Kommandeur der Kadettenanſtalten, Generalleutnant von Borſtell, in die gefahrdrohende Nähe der Knaben kommen. Und, o Entſetzen — Roon läuft ihm gerade zwiſchen die Füße, und der kleine, unterſetzte Mann ſetzt ſich mit Wucht auf die ſchmutzige Straße. Der Vetter ſtürzt hinunter, kommt auch zurecht, dem Gefallenen aufzuhelfen und überhäuft ihn mit Entſchuldigungen über das Ungeſchick des jungen Sünders. Er erwähnt, daß der Knabe ja nicht am rechten Platz lebe. Alle Bemühungen, eine Kadettenſtelle für ihn zu erhalten, ſeien vergeblich geweſen, und da müſſe es leider ſo gehen.

Der alte Herr, der ſein Mißgeſchick freundlich trug, ſandte nach vierzehn Tagen die Einberufung für Roon in das Kadettenhaus nach Kulm. Dieſer ſagte ſpäter oft: „Ich wäre heute noch nicht Kadett, wenn ich den alten Borſtell nicht umgerannt hätte.“

Nach Kulm fuhr er dann mit anderen Kadetten in mehreren Tagereiſen auf Leiterwagen, trotz winterlicher Kälte in einem dünnen Mantel. Manch Mutterſöhnchen friert wohl ſchon bei dem Gedanken an ſolche Fahrt. Zwiſchen dieſer Reiſe und jenem Tage, der den Greis hinüberführte durch die Pforte des Todes zu ewigem Leben, liegt viel Zeit, liegen viele weltbewegende Ereigniſſe, bei denen auch ſeine Hand eingriff in das Rad der Geſchichte ſeines Vaterlandes. Berufenere Federn haben darüber berichtet. Ich möchte nur von ſeinem Tode und jenen letzten Tagen erzählen, wo der Scheidende noch klar bei Bewußtſein war.

Roon lag ſchwer krank zu Berlin im Hotel de Rome. Den Kindern war telegraphiert, aber noch hatte keins von ihnen kommen können. Da hatte Gräfin Roon mich zu ihrer Hilfe bei der Pflege des teuren Kranken gerufen. Bald nach mir kam Generalſuperintendent Büchſel, der dem Roonſchen Hauſe nahe befreundet war. Mit der Gräfin kniete ich am Bette, und Büchſel reichte uns, nach tief ergreifender Anſprache, das Abendmahl. Nach der Feier rief der Kranke laut: „Mein Gott, ich bitt' durch Chriſti Blut, mach's nur mit meinem Ende gut.“

Oft hatte ich ſelbſt dieſe Worte geſprochen und mit Ernſt gebetet, ſeitdem ich ſie aber dort und in jenem Augenblicke gehört habe, ſind ſie mir immer ein beſonders ernſter Mahnruf an das: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.“

Still ſaßen wir dann am Bett. Die Hand der Gattin hielt er feſt, und daher durfte ich ihm Glas oder Taſſe reichen, wenn er etwas verlangte. Jedesmal drückte er mir die Hand und küßte ſie ſogar einmal trotz meines Widerſtrebens. Auch ſagte er, in Erinnerung daran, daß beide früher gewünſcht hatten, ich ſolle zu ihnen nach Krobnitz in ein hübſches Häuschen des Dorfes ziehen, und ich dies nicht angenommen hatte: „Eigentlich bin ich böſe, daß Sie nicht zu uns kommen wollten, werde ich aber wieder geſund, dann müſſen Sie doch kommen.“

An dem früh hereinbrechenden Abend des winterlichen Tages, es war der 21. Februar 1879, hieß es: „Der Kaiſer kommt.“ Dieſer hatte ſchon am Morgen ſeinen Beſuch melden laſſen, im Fall die Ärzte einen ſolchen geſtatteten.

Die Gräfin ging dem Kaiſer entgegen, der noch von ſeiner Verwundung her den einen Arm in der Binde trug, und führte ihn an das Krankenbett. Ich trat leiſe in das Vorzimmer zurück, von wo aus ich aber ſehen und hören konnte, was bei dem Kranken vorging. Der Kaiſer ſetzte ſich am Bett nieder und dankte in bewegten Worten dem teuren Mann, der ihm mehr Freund als Diener geweſen, für ſeine treuen und ſo wichtigen, ihm und dem Vaterland geleiſteten Dienſte. Er brachte Grüße, von, wie er ſagte, „meiner Frau“, und ergänzte, als Roon dies nicht zu verſtehen ſchien, „von der Kaiſerin“; dann ſagte er: „Ich folge bald, beſtellen Sie Quartier dort oben,“ küßte den Sterbenden auf die Stirn und trat zu mir in das andere Zimmer. Während die Gräfin hinausging, da ihr älteſter Sohn, der General Waldemar Roon gekommen war, fragte er mich: „Wer ſind Sie?“ und als ich meinen Namen genannt hatte, reichte er auch mir die Hand, die ich tief bewegt küſſen wollte, und ging dann zur Tür. An den Rahmen der Tür lehnte der Kaiſer die Stirn, bemühte ſich, Herr ſeiner tiefen Bewegung zu werden, und trocknete mit dem Taſchentuch die aufgeſtiegenen Tränen.

Als die Gräfin mit dem Sohne eintrat, begleiteten beide den Kaiſer zum Wagen, und ich ging zu dem Kranken. Mit der Anrede, die er oft gegen ihm liebe Menſchen gebrauchte: „Liebes Kind“ ergriff er meine Hände und ſagte: „Das war zu ſchön!“ Dies ſind die letzten Worte, die ich von ihm gehört habe, da ich der Gattin und dem Sohn den Platz räumte, noch die Fürſtin Bismarck, die bald darauf kam, begrüßte und dann fortging.

Am andern Tage war der teure Mann ſchon bewußtlos und verſchied am Sonntag abend.

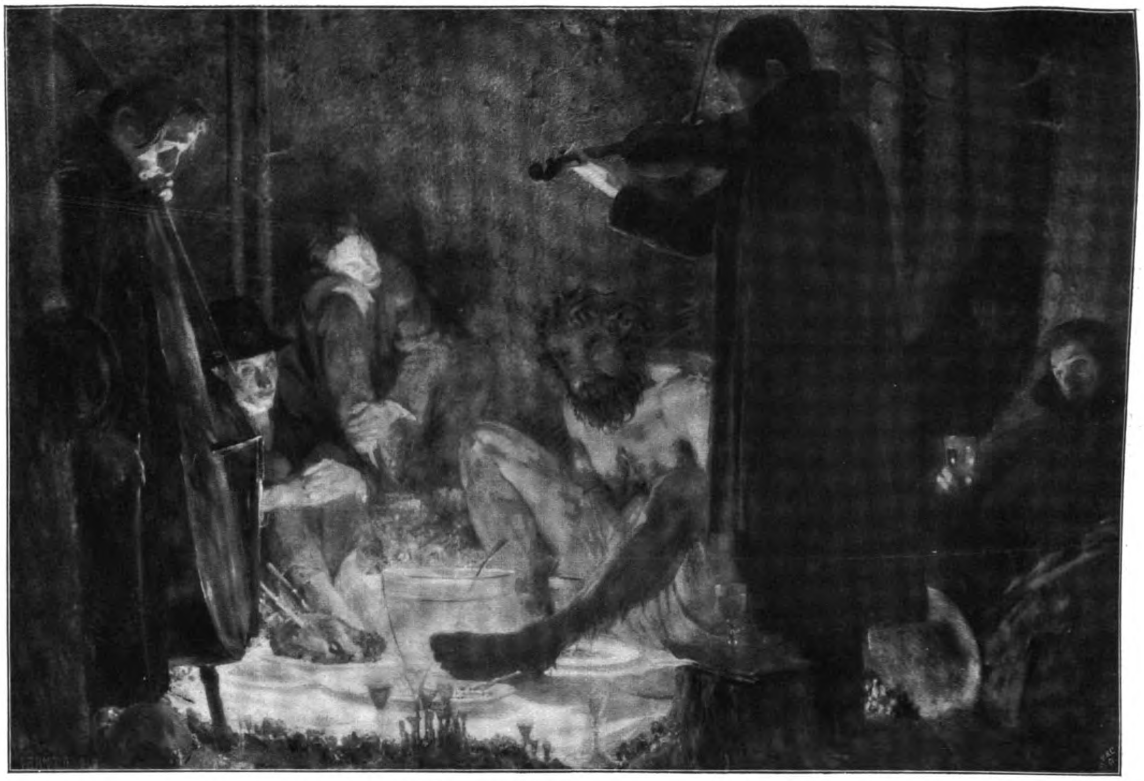
Der Leichenfeier in der Garniſonkirche blieb der Kaiſer wegen Unwohlſeins fern, aber die Kaiſerin erſchien, und der Kronprinz begleitete, trotz des Schneetreibens, den Leichenzug zu Fuß bis zum Görlitzer Bahnhofe, den Feldmarſchallſtab in der Hand.

Wenn viele beklagten, daß Roon fern von ſeinem Heim, in Berlin im Hotel ſtarb, ſo habe ich dies nie bedauert. War es ihm doch in ſeiner letzten Krankheit eine Freude, von ſeinem Stuhl und zuletzt vom Bett aus, nach dem Fenſter des Kaiſers hinüberzuſehen. Einmal ſagte er, er ſei der Toggenburg, der nach dem Fenſter ſeiner Liebe ſchaue, und welche erquickende Freude auf ſeinem Sterbebette waren ihm dieſer letzte Dank, dieſer letzte Beſuch.

Auch das Volk erkannte, wie der Kaiſer ſeinen Feldmarſchall lieb gehabt hatte und ihn noch nach dem Tode ehrte. Es ſah den feierlichen Leichenzug des Mannes, der das Schwert geſchärft für den großen Krieg. Trat auch im Leben ſeine treue und ſtillere Arbeit oft hinter den glänzenden Erfolgen Moltkes und Bismarcks zurück, ſo wurde doch jetzt die Erinnerung daran, was dieſer große Mann geweſen war und was er gewirkt hatte, wieder lebendig. —

— — — — — — — — — — — —

Das Werk, dem wir dieſes ſtimmungsvolle Blatt entnehmen, Hedwig von Bismarcks „Erinnerungen aus dem Leben einer Fünfundneunzigjährigen“, erſcheint dieſer Tage in Richard Mühlmanns Verlag (Max Groſſe), Halle a. S. (Preis *M* 4.—, geb. *M* 5.—). Die 1815 in Schönhauſen geborene Verfaſſerin war die Jugendgeſpielin unſeres Altreichskanzlers. „Vor Couſine Hedwig nehme ich den Hut ab,“ ſagte Fürſt Bismarck.



Rübezahl bewirtet fahrende Muſikanten. Gemälde von Herbert Arnold.

Der Schwarzwald und ſeine Bewohner. Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Dem ſchönen Baden-Baden verdankt der Schwarzwald ſeine erſte touriſtiſche Bekanntheit, die älter und insbeſondere auch internationaler als die des Thüringerwaldes, des Harzes, des Rieſengebirges iſt.

Nach der Bäderſtadt im Tale der Oos kam auch der Norddeutſche, der Engländer, der Franzoſe, der zwar ſonſt kein großer Mode-Reiſender iſt, der aber ſeit der Emigration von 1792 und dem ſeit 1797 im nahen Raſtatt tagenden Kongreß einen bevorzugenden Kultus Baden-Badens begann, der für das ſonſtige kontinentale Europa maßgeblich ward.

Auf ihren Ausflügen lernten nun dieſe Fremden des Highlife das Murgtal mit ſeinen tiefen Waldeinſamkeiten kennen, die Burgen und Kloſterruinen in der Nähe, den Waſſerfall von Allerheiligen und den an der Hornisgrinde ſtill und hoch entlegenen Mummelſee. Es war die Zeit jener vom Publikum zurechtgepaßten Romantik, die es liebte, in Gemälden, Lithographien, Stahlſtichen die Landſchaft ſtark zu ſtiliſieren, und die um jeden Preis nach poetiſchen Sagen begehrte, die es denn ja auch im Schwarzwald, allerdings reicher und lebendiger in anderen, mitteldeutſchen Gegenden gibt. Dieſe nun zurückliegenden Jahrzehnte haben das Bild des Schwarzwaldes, wie man ſich ihn im allgemeinen „vorſtellt“, geſchaffen, und ſie haben auch das etwas phantaſievoll idyllenhafte Bild ſeiner Bevölkerung hinzugefügt.

Seit einem guten Menſchenalter iſt dann aber ein zweiter, weſentlich andersartiger Schwarzwald hinzu entdeckt worden, zu welchem früher hauptſächlich nur der Breisgauer und Markgräfler ſchon ein kundigeres Verhältnis hatte. Das iſt jene mächtige und vielgeſtaltige Gebirgswelt, die ſich — höher und doppelt ſo breit ausgedehnt als der nördliche Schwarzwald — um das Maſſiv des Feldbergs gruppiert und die von dem großen Kinzigtal hinter Offenburg bis an die Linie Schaffhauſen-Baſel reicht. Triberg, der Titiſee, Höchenſchwand, St. Blaſien, dazu die winterlichen Ski-Stationen um den Feldberg ſind hier die neuerdings ſo vielbeſuchten Fremdenorte und — jedes in ſeiner Art — die meiſtzunennenden Träger der touriſtiſchen Erſchließung geworden. Dieſe trägt denn auch in allem die Zeichen, daß ſie von jüngerem und ſchon modernem Datum iſt.

Die hiſtoriſierende Romantik ſpielt längſt nicht die Rolle, die ſie im nördlichen Schwarzwald aus feſtſtehender Tradition behauptet, und Sagen und Nixenmärchen ſucht hier niemand den Bewohnern abzuringen. Der ganze Charakter des Gebirgsteils ſüdlich der Kinzig, alſo der Schwarzwaldbahn, iſt ein deutlich anderer. Die Täler, obwohl einige von ihnen ſtattlich bebaut und lebensvoll genug ſind, hören doch auf, das Leben bei ſich zu konzentrieren, die wichtigere Beſiedelung iſt vielmehr im Süden die der Höhen. So hoch wie nirgends in Deutſchland ſteigen die Städte und die Dörfer mit ihren Kirchtürmen hinauf, jene bis zu 800, dieſe bis zu 1100 Metern oder mehr, und vollends tun es die Weiler und Zinken, wie man die kleinſten dieſer bäuerlichen Siedlungsplätze nennt. Keine letzte oberſte Talhöhe oder Umblick bietende Waſſerſcheide, wo man nicht rings umher bewohnte Gegend, Ortſchaften, einzelne Gehöfte, blinkende weiße Steinhäuſer mit roten Ziegeldächern und dazwiſchen die echten hölzernen Schwarzwaldhäuſer mit ihren in Regen und Sonne zu Silber verblichenen Schindeln ſieht. Der Wald tritt im Süden ſcheinbar mehr zurück und gibt den Umblick frei. Und dadurch wird auch das ſeeliſche Gefühl ſo groß und weit, auf befreiten Höhen zu atmen, wo man dem Himmel mit ſeinen blendenden ſegelnden Sommerwolken, ſeinem Wind und Sturm, ſeinen tiefblauen Gewitterwänden näher iſt.

Zwar ſind tatſächlich dem Walde auch hier ſehr ausgedehnte und zuſammenhängende Gebiete geblieben, und zwiſchen den Tälern der Breg einerſeits und der Wutach anderſeits bedeckt er lichtungslos ganz ungeheure Flächen. Aber das Bemerkenswerte iſt doch, daß der Menſch ihn ſo ziemlich allerorten ſeit Jahrhunderten zurückgedrängt hat, um Raum für ſeine Weidewirtſchaft zu gewinnen.

Da nun aber alle wirklichen Verkehrswege Siedlung mit Siedlung verbinden, ſo folgen ſie weſentlich den Freiungen, und davon erblickt man ſo überwiegend häufig das ſaftſtrotzende Grün der hohen Matten und die Blumenweiten der Wieſen um ſich her. Man ſteckt längſt nicht immer im Walde darin, ſondern verfolgt von außen her den Wechſel im Grün, womit er die Höhen entlang zieht oder in die Talhänge ſteil hinab fällt. Frei durch die ſonnige Luft ſieht man die rieſenhaften Schatten, welche ein Berg auf den anderen wirft, und nimmt den bläulichen Rauch wahr, der von entfernten Kohlenmeilern oder von einem Kaffeefeuer der Forſtarbeiter über den Wipfeln aufſteigt und glänzend in der hohen Luft zerfließt.

Auf dem Schwarzwald wohnen hier die Menſchen. Die große Mehrheit der zahlreichen Täler hätte keinen Raum für ſie. In ſchluchtenartiger Enge rauſchen die Wildwaſſer ſchäumend über Felsgeröll hinab, unmittelbar vom Waſſer ſteigen die oft abenteuerlichen Klippen auf, alles iſt Wald und Fels und blühendes Pflanzengewirr, das ſich vom Ufer die ſchattenden Hänge hinaufzieht, und tiefe Einſamkeit, die nur allein das ſpringende Rauſchen des Waſſers begleitet oder der Ruf einer Weihe unterbricht, die noch über den baumbekrönten höchſten Zinnen in dem ſchmalen Himmelsſtreifen kreiſt. Dieſe Täler mit ihrer Waſſerkraft ſind erſt von den Sägewerken, Eiſenhämmern, Gewerbebetrieben aufgeſucht worden; manche auch das nicht, ſie führen als menſchenleere Zugangswege hinauf ins werktätige Leben, das erſt hoch über ihnen, dort, wo die Landſchaft flächiger wird und die Quellbächlein in der Wieſe zuſammenrinnen, ſeinen Anfang nimmt. Und ſelbſt für ſolche Zwecke hat vielfach die Täler erſt der raſtlos Kultur und Wege ſchaffende Staat gewaltſam mit ſeinen Sprengmitteln und Kunſtbauten eröffnen müſſen. Das gibt dann dieſe an wilden Szenerien ſo reichen Talſtraßen, von denen die der Wehra, der Alb und der Schlücht, neben dem ſchon älter berühmten Höllental der Dreiſam wohl die am öfteſten aufgeſuchten ſind.

Noch immer gibt es hier zu tun.

Durch meilenlange Waldesſtille zog ich kürzlich mit dem Rade ein gebautes Sträßlein hinab; man hat durch dieſes das Wildtal der Mettma, die aus der Nähe des Schluchſees zur Schlücht geht, fahrbar für die Bedürfniſſe der Forſtwirtſchaft gemacht; „1909“ ſtand vielſagend auf den Kilometerſteinen, und die wilde Wutach hat noch heute der Verſuche geſpottet, ſie auf allen Strecken für den Verkehr zu bezwingen.

Auf ſolchen Pfaden iſt es nicht mehr der Hiſtoriker allein, dem ſich die Frage aufdrängt: auf welche Weiſe denn einſt überhaupt die Bewohner auf den Schwarzwald gelangt ſind und wie ſich dieſe Beſiedlung vollzogen, die ihn zum beſtbevölkerten von allen deutſchen Binnengebirgen gemacht hat.

Noch das frühe Mittelalter war nicht nennenswert weiter in den Schwarzwald eingedrungen, als vorher die Römerzeit. Rings um ihn herum hatte dieſe ihr provinziales Leben entfaltet, ſie hatte auch Baden-Baden und Badenweiler ſchon zu Kurorten gemacht und einige Stationen vorgerückt in die unteren Täler der Dreiſam, Elz und Kinzig. Im ganzen aber lag der Schwarzwald als unbegangenes Dickicht der Urwälder, der buſchbewachſenen Sümpfe oder der hohen Moore da. Dann aber, im XI. Jahrhundert, ſtiegen die Klöſter, teils von der Rheinſeite, vom unteren Dreiſamtal, teils an den flachen, nach Oſten abfallenden Hängen, zu den „Scheiteln Alamanniens“ hinan. Dort war es hinreichend einſam, rauh und wild nach den Worten der alten Gründungschroniken, um den Verlockungen der Welt, gemäß dem Sinne dieſes Jahrhunderts der ſtrengen Askeſe und der kirchlichen Machtausbreitung, gründlich zu entfliehen. St. Georgen, das Zähringer Kloſter, St. Peter, St. Märgen, Friedenweiler, St. Ulrich, Reichenbach entſtanden ſo, während weiter unten — in den Tälern hüben und drüben — ältere oder neuere Gründungen die Verbindung vermittelten, St. Blaſien, St. Trudpert, Gengenbach, das zolleriſche Alpirsbach, das kirchlich am meiſten beeiferte Hirſau, zu dem im Jahre 1196 noch das kleine Allerheiligen kam. Da nun aber bei aller frommen Zurückgezogenheit die Mönche doch als Herren leben und allmählich auch wieder möglichſt gut und ſtattlich leben wollten, ſich herrliche Gotteshäuſer zu erbauen und auch ſonſt ihr klöſterliches Leben zu bereichern wünſchten, ſo führten ſie praktiſche Wirtſchaft und taten von Anfang an den Waldbeſitz, der ihnen verſchwenderiſch zur Ausſtattung geſchenkt war, an zinſende Anſiedler aus. Damit alſo begann die ausgedehnte Urbarmachung an dieſen Höhen, die den Wald und Sumpfbruch in Grasmatten für die zuziehenden Viehbauern verwandelte. Was dieſen zuſtatten kam und erlaubte, ſo hoch hinauf zu gehen, das war als erſtes der Umſtand, daß es im Winter durchaus nicht am kälteſten da droben iſt, weil vielmehr die erkältete Luft alsbald herniederſinkt, und als zweites — der reichliche Regen, der überhaupt dem Schwarzwald ſeine eigentlichſten Schönheiten gibt und wahrhaft die Quelle ſeines Lebens iſt.

Nirgends gibt es auf dieſem Gebirge die Sorge um Waſſer. An jeglichen Schrägungen rinnt es kriſtallklar zuſammen und wird zum Wieſenbach und Talfluß; allerorten durchfeuchtet es den Waldboden über dem Fels, gibt den Tannen, weiter oben den Fichten den ſtarken Wuchs und nährt die Eichen, die Buchen, die Eſchen, Ahorne, Erlen, die ſich ſo friſch und kräftig mit dem Nadelwald durchmengen. Dem überall lebendigen Waſſer wird dieſe wunderbar üppige und reichhaltige, intereſſante Vegetation verdankt, die unſere Augen und Herzen entzückt und die der Botaniker durch die Aufzählung ſeiner lateiniſchen Namen klar zu machen ſich bemüht. Von der Zuſammenwirkung ſo reichlicher Feuchtigkeit mit der Kraft der ſtarken Sonne rühren die ſchönen Wieſen her, dieſe unbeſchreiblichen herrlichen Blumenteppiche des Frühlings in ſchwellendem Grün mit Goldgelb, Weiß und Roſenviolett und Blau, von ihr die ſich reckende Fülle der Wildblumen an den Rainen und am Waldrand, das liebliche Geleit der blauen Vergißmeinnicht im Graſe an Wegen und Pfaden, das leuchtende Heidelbeergrün in dem würzige Friſche ausatmenden Tann. Und Regen und Sonne zuſammen ergeben auch das charakteriſtiſche reine, ſtarke, von hauchzarten Feinheiten laſierte Kolorit. Es gibt wenig ſo Köſtliches, was die empfängliche Seele erleben kann, als dieſe Luft- und Farbenſtimmungen im frühſommerlichen Schwarzwald, die Kontraſte des ſmaragden friſchen Grüns mit dem dunkelnd zarten Morgenduft, der noch im bläulich ſchweren Walde hängt, oder die erſten Stunden nach dem Regen, wenn aus den ſilbern wallenden, niederſinkenden Dünſten empor die ſtrahlend blaue Sonnenſchönheit ſteigt.

Das ſind die Dinge, die man ſich tröſtlich bewußt halten muß, wenn es gar manchesmal ſo ſchier endlos im rauſchenden Segen des Himmels von der Hotelmarkiſe tropft oder wenn am erharrten, ſonnig warmen Tage ſich ſchon wieder ein Gewitter türmt. Kapriziös iſt nun einmal dieſes Gebirge auch, ſo ruhevoll großartig es im ganzen erſcheint, und in gar manchen Punkten iſt es ſehr anders beſchaffen, als man vielleicht erwartet hat. Von den Eigenartigkeiten der Beſiedlung ſprachen wir; und ſicherlich iſt es nicht minder eigenartig, wie ſich gerade auf dieſen, vom Handel und Wandel entlegenen bäuerlichen Höhen nun ſchon ſeit Jahrhunderten eine rege Gewerbtätigkeit entfaltet hat, durch die der Bewohner des Schwarzwaldes zum hochgeſchätzten Vertreter kunſtfertigſter feiner Induſtrien geworden iſt.

Vor vierzig Jahren. Perſönliche Erinnerungen von Richard Graf von Pfeil und Klein-Ellguth, Generalmajor z. D. (3. Fortſetzung.)

Heller Sonnenſchein ſtrahlte über dem trüben Morgen des 19. Auguſt. Mein erſtes Beſtreben war, Oberſtleutnant von Oppell aufzuſuchen, da mein Dienſt bei General von Keſſel beendet war. Bald begegnete ich ihm, zu meiner Verwunderung, auf meinem anderen Pferde, das dem ſchwer verwundeten Burſchen entlaufen war. Groß war die Freude des Wiederſehens, um ſo mehr, als Oppell mich, des herrenloſen Pferdes wegen, für tot oder verwundet gehalten hatte.

Gemeinſam beritten wir das Schlachtfeld der Brigade. Ein erſchütternder Anblick! Trotz aller Bemühungen der für ſo furchtbare Verluſte nicht ausreichenden Ärzte lagen noch eine Menge Verwundeter herum, die die ziemlich kühle Nacht ohne Hilfe und Verband zugebracht hatten. Erſtarrt, oft im Tode noch grimmigen Ausdrucks, lagen Hunderte, von denen man ſo viele, vor kaum einem Tage, als fröhliche Menſchen gekannt, an die man freundliche Erinnerungen hatte.

Dann ſuchte ich St. Marie auf, überfüllt mit Verwundeten der Garde und Sachſen. Von unſeren verwundeten Offizieren waren bereits viele fortgeſchafft. Immerhin fand ich noch einige, ſo Oberſtleutnant Graf Finckenſtein, Kommandeur des zuſammengeſchoſſenen Füſilierbataillons, der ſpäter an ſeinen Wunden ſtarb, mit ſeinem Bruder, Kompagniechef im gleichen Bataillon, auf gemeinſamer Lagerſtatt.

Auch Treskow ſah ich, der mir beſonders nahe ſtand. Er war verlobt und hatte, aus Liebe zu einem vornehmen jungen Mädchen, vor dem Ausrücken in den Krieg den Glauben gewechſelt, was ihm, wie ich wußte, ſchwer auf dem Herzen lag. Geſtern noch hatte ich ihn im heftigſten Feuer, den Degen ſchwingend, vor ſeiner Kompagnie geſehen. Heute lag er an mehreren ſo ſchweren Wunden da, daß eine Rettung nicht möglich war. Wie aber die Menſchen, auch in ernſten Stunden, ihre Natur nicht verleugnen können, ſo auch hier. Er hielt ungemein auf guten Anzug. Und ſo ſah ich ihn auf dem Schmerzenslager in tadellos reinem Oberhemde, die Haare von der kundigen Hand des Burſchen ſorgfältig geordnet. Mit welchen Schmerzen mußte er dieſe kleine Eitelkeit bezahlt haben!

In eine Scheune eintretend, erkannte ich in einem Grenadier des Auguſta=Regiments meinen aus der Reſerve eingezogenen früheren Burſchen, einen aus Weſtfalen ſtammenden, ausgezeichneten Menſchen. Schwer verwundet lag er da, an Ausdruck und Stimme erſah man, daß ſeine Leiden bald vorüber ſein würden. Nach der erſten Begrüßung fragte er mich: „Herr Graf! Haben wir denn geſiegt?“ Auf meine Bejahung ſank das müde Haupt zurück. „Da will ich gern ſterben,“ ſprach er. Wenige Stunden ſpäter war ſein Wunſch erfüllt.

Auch Hauptmann von Schack ſah ich, der ſich voll bewußt war, nur noch wenige Stunden vor ſich zu haben. Siegesfroh ſprach dieſer ſonſt ſo fröhliche Mann in ernſten Worten als letzte Bitte aus, man möge ihm eine Stelle offen halten in dem gemeinſamen Grabe für die gefallenen Offiziere des Regiments, das er unmittelbar vor ſeinem Fenſter ſchaufeln ſah. Nur einen Tag brauchte er auf Erfüllung dieſes Wunſches zu warten.

Man kann ſich vorſtellen, wie ergreifend die Feier der Beerdigung war. Vor dem gemeinſamen Grabe lagen die Leichen der gefallenen Offiziere des Regiments, die des Oberſt von Roeder in einer Art Sarg, aus rohen Brettern flüchtig zuſammengezimmert. Neben ihm, in dem Anzug, wie ſie gefallen, doch ohne Waffen, die der Grafen Schulenburg und Keller, der Leutnants von Kroſigk, von Brandis, von Luck, des Fähnrichs von Natzmer.

Ernſten Blickes umſtanden Offiziere und Mannſchaften das offene Grab. Mußte ſich doch jeder ſagen, wie nahe der Todesengel auch über ihm geſchwebt habe. Gar manches unterdrückte Schluchzen der geſtern ſo todesmutigen Männer hörte man bei den ergreifenden Worten des Diviſionspfarrers Rogge über den Text: „Die Edelſten in Iſrael ſind auf deiner Höhe erſchlagen. Wie ſind die Helden gefallen und die Streitbaren umgekommen! (2. Samuelis 1, Vers 19).“ Noch einmal ertönten Gewehrſalven auf dem Siegesfelde von geſtern. Diesmal galten ſie aber nicht einem tapferen Feinde, ſondern dem Andenken treuer Kameraden.

Der Geſamtverluſt des Regiments an ſeinem Ehrentage betrug: 35 Offiziere, 1066 Unteroffiziere und Mannſchaften.

Zur weiteren kriegeriſchen Verwendung waren die Kompagnien zu ſchwach; jedes Bataillon bildete daher deren zwei. Oberſtleutnant von Oppell übernahm die Führung des Regiments, Hauptmann Graf Walderſee die des erſten Bataillons, ſo daß ich einen neuen Bataillonsführer bekam.

Allgemein war die Freude, als wir erfuhren, daß der Kronprinz von Sachſen Befehlshaber des neu gebildeten vierten Heeres geworden, zu dem das Gardekorps, das IV. und XII., alſo zwei ſächſiſche Armeekorps gehörten.

Am 20. Auguſt früh verließen wir das Schlachtfeld. Zuvor verſammelte aber General von Pape die weit über die Hälfte verminderten Offizierkorps der Brigade zu einer kernigen Anſprache, in der er wünſchte, nun nicht mehr Trauerſtimmung zu ſehen, ſondern den Ausdruck fröhlichen Mutes zu neuen Taten. Anfänglich befremdete uns dieſe Anſprache. Bald aber ſagten wir uns, daß der General recht habe. Im Kriege darf man Gemütsſtimmungen, und ſeien ſie auch noch ſo begründet, keinen Raum geben. Schweres Vergangene muß vergeſſen, Siegesfreude und frohes Vertrauen in die Zukunft müſſen der Leitſtern ſein.

Wiederum traten wir Märſche in weſtlicher Richtung, auf Chalons zu, an. Abermals ſollte jedoch der Weg durch einen unerwarteten Abmarſch nach Norden verlaſſen werden, ganz wie vor wenigen Tagen.

— — — — — — — — — — — —

Die Märſche gingen zunächſt durch eine reiche Gegend, deren Bewohner ſich ohne Widerſtand in die notwendigen Lieferungen fügten. Nur der Stab des erſten Bataillons erlebte, in erheiternder Art, das Gegenteil.

Graf Walderſee, Dr. Nüſſe und ich kamen in einem ſichtbar wohlhabenden Dorfe, Heudicourt, zu einer alten Frau ins Quartier, deren überaus einfache, faſt dürftige Kleidung mit den Räumen des ſchönen Hauſes in Widerſpruch ſtand. Mir, der ich mit den bezüglichen Verhandlungen beauftragt war, erklärte ſie, daß ſie kaum das Nötigſte zum Leben habe. Die äußere Ausſtattung ſei ihr letztes. Sie müſſe ſich mühſam ihr Brot verdienen, was hart genug ſei, da ſie einſt beſſere Tage geſehen.

Wir verſprachen, alle Rückſicht zu nehmen. Als ſie uns aber zum Eſſen tatſächlich nur eine Waſſerſuppe mit darin ſchwimmenden Brotkruſten vorſetzte, dabei in ausgeſucht ſchöner Sprache ihr Leid klagend, ſo wurden wir ganz gerührt und baten ſie, von unſeren eigenen Vorräten zu kochen und unſer Gaſt zu ſein. Das nahm ſie willig an. Sie ſchlug eine ganz gute Klinge und verſicherte, daß ſie ſeit Jahren nicht ſo ausgezeichnet gegeſſen habe.

In der frohen Stimmung, nach einem guten Werke, überließ ich die beiden älteren Herren einem, „Nur ein Viertelſtündchen“ und ſah mich etwas im Dorfe um. Dort fiel mir ein häßlicher, ſchieläugiger Kerl auf, der mich ſonderbar anlächelte und ſich benahm, als wolle er etwas ſagen, wage es aber nicht.

Da begegnete ich dem Maire, dem ich mein Bedauern ausſprach, einer ſo armen Frau zur Laſt zu fallen, und erzählte ihm, was uns begegnet. Er lachte, meinte, etwas mehr hätte ſie uns wohl vorſetzen können, und zeigte auf den Schieläugigen, der der Vetter unſerer Wirtin ſei und von dem ich Näheres erfahren könne. Sichtbar befriedigt erzählte dieſer mir, daß ſie die reichſte Frau des Dorfes ſei, aber auch überall, ihres Geizes wegen, verhaßt. Dann führte er mich an eine mit Brettern verſtellte Tür im Hofe.

Die Alte wurde gerufen, mußte, nach langem Widerſtreben, die Tür öffnen, und wir gelangten in einen geräumigen Keller, in dem Faß auf Faß eines, wie wir uns ſpäter überzeugten, vortrefflichen Rotweines gehäuft lagen. Gift und Galle ſpie ſie gegen den lieben Verwandten, der für ſeine nicht gerade ſchöne Handlung vergeblich eine Belohnung von uns beanſpruchte. Die Alte mußte ſich aber eine gehörige Lieferung für unſer Regiment und für das in der Nähe Verpflegung eintreibende Garde=Huſarenregiment gefallen laſſen, die ſie nur der Lüge und dem Geiz zuzuſchreiben hatte.

Am 26. Auguſt marſchierten wir, wie jetzt ſtets, im größeren Truppenverbande, immer in der Richtung nach Chalons, von Vaubecourt ab, als wir nach kaum einer Stunde den Befehl erhielten, nach dort zurückzukehren und abzukochen. Das war im ganzen Feldzuge noch nicht vorgekommen, und Offiziere wie Mannſchaften fragten ſich unruhig, was das zu bedeuten habe. Die Bewohner jedoch frohlockten, hofften auf eine verlorene Schlacht mit allgemeinem Rückzuge, verbargen auch gar nicht ihre Freude.

Bald aber vernahmen wir die unklaren Gerüchte, Mac Mahon wolle Metz entſetzen, und wir ſollten ihm in nördlicher Richtung entgegentreten. Wir wußten nicht recht, was wir hiervon zu halten hatten, und traten nun den Marſch durch die ſchwer gangbaren Argonnen an, den beſchwerlichſten des ganzen Feldzuges.

Aber eine große Freude ſollte uns zuteil werden. Wir kamen um zehn Uhr abends durch Clermont, wo das große Hauptquartier lag. Der König, auf dem Söller ſeines Hauſes ſtehend, ließ das Regiment an ſich vorbei marſchieren. Wenn wir auch, bei der ſchlechten Beleuchtung, wenig von ihm ſahen, ſo war doch die Begeiſterung groß. Alle Müdigkeit war vergeſſen, und das kleine, ſtille Städtchen wird wohl noch niemals ein ſo brauſendes Hurra in ſeinen Mauern gehört haben.

Für das Regiment hat dieſer Augenblick jedoch eine geſchichtliche Bedeutung. Der König befahl Oberſtleutnant von Oppell zu ſich, küßte ihn, ſprach ihm den Dank für die großen Leiſtungen aus und beſtätigte, in genauer Schilderung, was wir als Gerücht über die Urſachen der Umänderung unſerer Marſchrichtung erfahren hatten; auch erzählte er, daß die Nachricht von dem Abmarſch Mac Mahons auf Chalons in der Richtung nach Metz, dem Hauptquartier über London gekommen ſei.

Bald ſollten wir Fühlung mit Mac Mahon gewinnen. Am 29. Auguſt hörten wir wieder Kanonendonner und ſahen auch die weißen Wölkchen der Schrapnells. Die Sachſen hatten nicht weit von uns ein Gefecht bei Nouart. Folgenden Morgen erwarteten wir ſicher zum Kampf zu kommen, denn es war die Beſchaffung möglichſt vieler Wagen für Verwundete befohlen worden. Doch mußten wir das IV. Armeekorps vorbeilaſſen, das noch nicht im Feuer geweſen, und freuten uns über deſſen Kampfesſtimmung.

Es überraſchte den Feind bei Beaumont. Wir ſtanden unmittelbar zur Unterſtützung bereit, hatten jedoch nicht nötig einzugreifen. Der Schluß der Schlacht ſpielte ſich vor unſeren Augen ab, und wir verbrachten hernach die Nacht in dem von den flüchtenden Franzoſen verlaſſenen Lager. Die Mannſchaften bepackten ſich mit allerlei franzöſiſchem Zeuge, von dem ſich nur die kleinen Zelte ſpäter als recht brauchbar erwieſen.

Doch das an und für ſich ſo große Ereignis einer Schlacht, in die wir jeden Augenblick verwickelt werden konnten, erſchien uns nach St. Privat nur geringfügig, wie auch in Ausſicht der uns ſicher bevorſtehenden großen Ereigniſſe.

Immerfort fühlten wir den Feind in nächſter Nähe, beſonders wir Adjutanten, die in der Richtung auf Sedan vorgeſandt wurden, um Unterkunft zu ſuchen. Der Sicherheit wegen ritten wir gemeinſam. Aus den Wäldern wurde auf uns gefeuert, wie auf die in der äußerſten Vorhut befindlichen Garde-Huſaren, die fortwährend Gefangene einbrachten, Nachzügler eines, ſichtbar nicht mehr in richtiger Manneszucht befindlichen Heeres.

Da ſah man Zuaven, auch Turkos, wilde, ſchwarze Kerle, ſo verwahrloſt und viehiſch, daß wir darüber empört waren, wie Napoleon ſolches Geſindel in einen europäiſchen Krieg nehmen konnte. Wir ſtellten uns vor, wie dieſe Halunken unſer ſchönes deutſches Vaterland verwüſtet, Greiſe, Frauen, Kinder nicht geſchont haben würden.

Durch das für unſere Unterkunft beſtimmte Dorf waren ſächſiſche Truppen gekommen. Die Einwohner hatten auf ſie gefeuert, und ihrer zehn wurden erſchoſſen. Man ſah einige Leichen im Straßengraben liegen. Die Nacht verlief höchſt unruhig. Hörte man doch fortwährend ſchießen, mußte auch jeden Augenblick auf einen Überfall gefaßt ſein.

Mit Freuden, dieſer Ungewißheit entriſſen zu ſein, begrüßten wir noch vor Tagesanbruch das Alarmſignal und brachen gegen fünf Uhr auf. Wiederum wurde mir der ehrenvolle Auftrag zuteil, bei General von Keſſel zu reiten. Links von uns, in der Richtung auf Bazeilles, hörten wir heftigen Kanonendonner und Gewehrfeuer, wie wir ſpäter erfuhren, von den Bayern.

Die Schlacht bei Sedan hatte begonnen.

Die Brigade beſetzte eine Anhöhe bei Villers Cernay, gedeckt durch das gleichnamige Gehölz, an deſſen anderem, dem Weſtrande, die Garde-Artillerie, unter Befehl des Prinzen Hohenlohe, zu einer rieſigen Batterie von 60 Geſchützen aufgefahren war. Sie feuerte lebhaft über eine Schlucht, in der das von den Franzoſen beſetzte Dorf Givonne lag, in der Richtung auf das etwa 2000 Meter entfernte Bois de la Garenne und nach Umſtänden auf das anſchließende offene Gelände. Die Feſtung Sedan war von der Artillerieſtellung aus nicht zu ſehen, wohl aber ein großer Teil des Schlachtfeldes.

Die feindliche Artillerie erwiderte das Feuer; wir waren zunächſt Zeugen eines ſtundenlang währenden Artilleriekampfes. Viele Granaten ſchlugen auch in unſerer Nähe ein, ohne jedoch Schaden anzurichten. Die meiſten gingen über uns weg. Da die Franzoſen von Givonne aus unſere Artillerieſtellung beunruhigten, wurde das Regiment zu deren Deckung vorgeſchickt.

Von hier aus hatte man einen großartigen Anblick über einen Teil des Schlachtfeldes. Die Heere der beiden Kronprinzen hatten jetzt engſte Fühlung, und wenn man auch ihre Fußtruppen nicht ſehen konnte, ſo doch den ſich immer mehr ſchließenden Feuerkranz der Geſchütze, die die hier auf verhältnismäßig kleinem Raum umſchloſſenen Franzoſen geradezu wegmähten.

Von dieſen hatten ſich Maſſen in das vorerwähnte Bois de la Garenne zurückgezogen, um ſich in deſſen Bewaldung dem Auge des Gegners zu entziehen. Aber gerade dort ereilte ſie um ſo furchtbarer ihr Schickſal.

Oft ſah man geſchloſſene oder aufgelöſte Truppen aus dem Walde ins Freie vorbrechen, man wußte nicht, ob um anzugreifen, oder um ſich vor dem entſetzlichen Granatenregen zu retten. Sofort aber ſchlugen von allen Seiten die Granaten in ſie ein, und wieder flüchteten ſie zurück, Tote und Verwundete in Menge zurücklaſſend, um von neuem in das gleiche Höllenfeuer im Walde zu kommen. Genau konnte man erkennen, wie ihre Batterien zerſtört wurden. Mit Jauchzen begrüßten wir's, wenn die Pulverkaſten in die Luft flogen.

Es war ein entſetzliches Bild der notwendigen Unbarmherzigkeit im Kriege, die befiehlt, den Gegner zu vernichten, und hier fand eine derartige Maſſenvernichtung ſtatt, wie ſie keine Feder der Wirklichkeit entſprechend darſtellen kann.

Hell hob ſich in dem Walde die lange Front eines ſchloßähnlichen weißen Hauſes hervor, von dem es mit einmal hieß, Napoleon ſolle dorthin geflüchtet ſein. Lebhaft erinnere ich mich, wie Prinz Hohenlohe das Feuer auf jenes Haus befahl, anfänglich 2200 Schritt, hiermit einige hundert Schritt zulegend, und dann Brandgranaten. Es dauerte nicht lange, da loderten an verſchiedenen Stellen die Flammen auf, und mit lautem Jubel begrüßten wir ſie, hoffend, der Urheber des Krieges würde durch ſie vernichtet werden.

Gegen drei Uhr nachmittags erhielt die Brigade den Befehl, im Verein mit anderen Regimentern der Diviſion, das vor uns liegende Bois de la Garenne vom Feinde zu ſäubern. General von Keſſel ritt mit dem Brigadeadjutanten und mir weit vor der im Marſch befindlichen Brigade, als wir plötzlich im Walde, nur wenige Schritte entfernt, an 30 ſchwarze Turkos erblickten, die ſofort an die Gewehre eilten. Hier hatte uns unſere Sorgloſigkeit in eine ernſte Gefahr geführt.

General von Keſſel rief ihnen entſchloſſen auf franzöſiſch zu, die Waffen fortzuwerfen, doch erfolgte nichts darauf. Da trat ein weißer Unteroffizier vor und ſagte: „Mein General! Die Leute verſtehen nicht franzöſiſch, ich werde es ihnen arabiſch ſagen!“ Hierauf legten ſie ſofort die Waffen nieder. Wie mußten dieſe Leute ſich ſelbſt aufgegeben haben, daß ſie ſich die Gelegenheit entgehen ließen, einen preußiſchen General und zwei Offiziere niederzuknallen!

Nunmehr gingen drei Kompagnien des Regiments im Walde in aufgelöſter Ordnung vor, ſtießen aber nur auf geringen Widerſtand einem entmutigten Feinde gegenüber. Ich hatte nur einigemal Gelegenheit, Beſtellungen während des Gefechts zu reiten. Das Regiment machte, faſt ohne Verluſte, an 800 Gefangene und erbeutete den Tambourſtock des 31. Infanterieregiments, den der Bataillonstambour des Füſilierbataillons heute noch führt.

Mit der Diviſion bezogen wir ein Lager am Weſtſaume des Gehölzes; vor uns lag ein Teil des mit franzöſiſchen Leichen bedeckten Schlachtfeldes. Für die Verwundeten wurde nach Möglichkeit geſorgt. Um die Leichen bekümmerte man ſich gar nicht. So wurde mir dicht neben zwei toten Franzoſen ein Lager bereitet.

Wir waren alle in gehobener Stimmung. Wenn wir auch nicht die ganze Größe des Erfolges ahnen konnten, ſo ſahen wir doch an unſeren im weiten Umkreiſe auflodernden Lagerfeuern, daß Ring an Ring der eiſernen Kette geſchloſſen war, die deutſcher Feldherrngeiſt geſchmiedet hatte.

Wie ernſt und feierlich erklangen auf dem weiten Schlacht- und Totenfelde von allen Seiten die herrlichen, lange nicht vernommenen Töne des Zapfenſtreichs und des Abendgebetes! Den Toten zur ewigen Ruhe, den ermüdeten Kämpfern zum wohlverdienten Schlummer.

So ganz anders war unſere Stimmung auf dieſer großen Franzoſenwalſtatt, als vor vierzehn Tagen, auf dem mit deutſchem Blut gedüngten Felde vor St. Privat.

In ſolchem Gedenken ſprach auch General von Keſſel mit mir. Als ich ihm ſagte: „Herr General! Heute haben wir Weltgeſchichte geſchrieben!“ erwiderte er ernſt: „Aber St. Privat hat uns die Feder geliefert.“

— — — — — — — — — — — — —

Wer irgendwie konnte, benutzte den folgenden Morgen, um die nächſtgelegenen Teile des Schlachtfeldes zu beſichtigen. Es ſah fürchterlich aus! In dem von Granaten durchwühlten Bois de la Garenne ſtieß man faſt bei jedem Schritt auf Leichen, oft nur auf in Stücke zerriſſene, halb verbrannte Körper. Faſt noch entſetzlicher ſah es bei den Artillerieſtellungen aus. Ich ſah Batterien, umgeben mit einem Kranz ſchrecklich verſtümmelter Leichen, bei vielen ſämtliche Pferde getötet, mit bereits dick aufgeſchwollenen Leibern.

Ein franzöſiſcher General, irre ich nicht, der Reiterführer Margueritte, lag, noch im Steigbügel hängend, tot bei ſeinem erſchoſſenen Rappen, und auf dieſem, gleichfalls auf einem Rappen, ſein Adjutant, deſſen Pferd im Todeskampfe in den zerriſſenen Leib des anderen getreten war.

Wir wußten, daß ein Waffenſtillſtand für mehrere Stunden geſchloſſen war, und warteten in begreiflicher Spannung, ob die Feindſeligkeiten wieder erneuert werden würden. Am Nachmittage erzählte ein einen Landsmann in unſerem Regiment beſuchender Garde-Artilleriſt, er wiſſe ganz genau, daß Napoleon gefangen ſei. Unſere Grenadiere glaubten, er wolle ſie uzen, und beinahe hätte er eine Tracht Prügel abbekommen.

Plötzlich, gegen fünf Uhr nachmittags, ſahen wir in ſcharfem Galopp eine Reitertruppe heranſprengen, an deren Spitze wir bald unſeren geliebten Kronprinzen erkannten. Alles ſtrömte ihm entgegen, und mit jubelnder Stimme rief er uns zu: „Kinder, wir haben den Napoleon gefangen und 80000 Mann!“

Es iſt unmöglich, die Begeiſterung zu ſchildern, die dieſen Worten folgte.

Alſo er — war in unſeren Händen, dem unſer ganzer Haß gehörte, den jeder einzelne als ſeinen perſönlichen Feind betrachtete. Und 80000 Mann, ein ganzes Heer, unter dem berühmteſten franzöſiſchen Marſchall!

Aber wir hatten keine Zeit, unſeren Jubel austoben zu können, denn der Kronprinz rief uns zu: „Der König kommt gleich nach mir!“ Alle liefen ohne Befehl in die Lagerſtellungen zurück, und dort ordnete ſich das Regiment in aller Eile.

Bald erblickten wir die ſo charakteriſtiſche Erſcheinung des greiſen Helden, an der Spitze eines großen Gefolges, auf uns zuſprengen. Brauſendes Hurra begrüßte ihn, während er die Front des Regiments abritt, die um die Hälfte verringert war ſeit jenem Abſchied auf dem Potsdamer Platz in Berlin.

Der König endete bei der Leibkompagnie und rief mit lauter Stimme den Mannſchaften zu: „Kameraden! Ich habe viel von meinem Regiment erwartet, Ihr aber habt meine Erwartungen übertroffen. Das Regiment hat ſich einen unvergänglichen Denkſtein in Preußens Geſchichte geſetzt. Ich danke Euch!“

Das Hurra wollte nun kein Ende nehmen, der König winkte aber ab, und als hierauf im Augenblick alles ſchwieg, befahl er: „Die Herren Offiziere!“

Waren ſchon durch die verminderten Reihen der Mannſchaften die großen Verluſte bemerkbar, ſo noch mehr durch das den König umgebende Häuflein von Offizieren. Dieſer Anblick ſchien ihn zu überwältigen. Seine Augen ſchweiften ernſt über die wenigen, und tiefe Bewegung ergriff ihn. Tränen rollten in ſeinen weißen Bart, als er, mühſam ſprechend, in kurzen Sätzen der großen Verluſte, des glorreichen Feldes von St. Privat, unſeres toten Oberſt von Roeder gedachte.

Dann aber ſah man, wie er ſich zuſammennahm, wie in ihm der Soldat erwachte, und mit faſt künſtlich rauher Stimme ſchloß er: „Meine Herren! Wir ſind Soldaten! Im Kriege geht es nicht anders! Laſſen wir uns nicht vom Schmerz übermannen!“

Mit einem kurzen: „Adieu, meine Herren!“ ſetzte er den Ritt über ſein Siegesfeld fort. Begeiſtertes Hurra aller deutſchen Stämme begleitete ſeinen Weg.

Damals hörte man in unſerem Kreiſe zum erſtenmal den Gedanken eines deutſchen Kaiſertums ausſprechen.

Unmittelbar nach dem Beſuch des Königs wurde die Diviſion zu einem Dankgottesdienſte vereinigt. Wohl jeder hatte Verlangen danach. Denn Grund, Gott zu danken, war überreich vorhanden. Wie verſchieden waren unſere Gefühle von denen am letzten Gottesdienſt vor den Leichen unſerer gefallenen Kameraden! Aber es war erfreulich, daß unſere hohe Siegesfreude durch keinen Siegesübermut beeinträchtigt wurde. Dieſer war ausgeſchloſſen angeſichts der uns umgebenden ſchweren Opfer eines tapferen Gegners.

Wohl jeder glaubte nach dem großen Erreichten und der Gefangennahme des Kaiſers, der Krieg ſei vorbei, und ſo ſprach General von Pape nur die Anſicht aller aus, als er ſeinen Dank an das verſammelte Offizierkorps der Diviſion mit den Worten ſchloß: „Falls wir überhaupt noch gegen die franzöſiſche Armee kämpfen ſollten, ſo würden dies nur ausgehobene Maſſen ſein. Doch neigt aller Wahrſcheinlichkeit nach der Krieg ſeinem Ende entgegen.“

Niemand glaubte, daß wir erſt am Anfang des Krieges ſtanden und das niedergeworfene Frankreich ſich zu einem ſo heldenhaften Widerſtande aufraffen könnte, wie wir ihn noch lange Monate bekämpfen ſollten.

Aber daß er mit bei Sedan geweſen, ſchrieb ſich jeder Mitkämpfer in ſein Herz.

(Fortſetzung folgt.)

Im Fuchsballon über heimatliche Gefilde. Von Hauptmann Härtel (Tr. 19) in Leipzig.

Mit fünf Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfaſſers.

„Das nenne ich Wort gehalten, nicht wahr, Herr Pfarrer?“

Mit dieſen Worten trat ich am 19. Juni nachmittags in der fünften Stunde in das Pfarrhaus zu Nieder-Kolmnitz, nachdem wir eben den Ballon „Leipzig“, der als „Fuchs“ hier gelandet war, verpackt hatten.

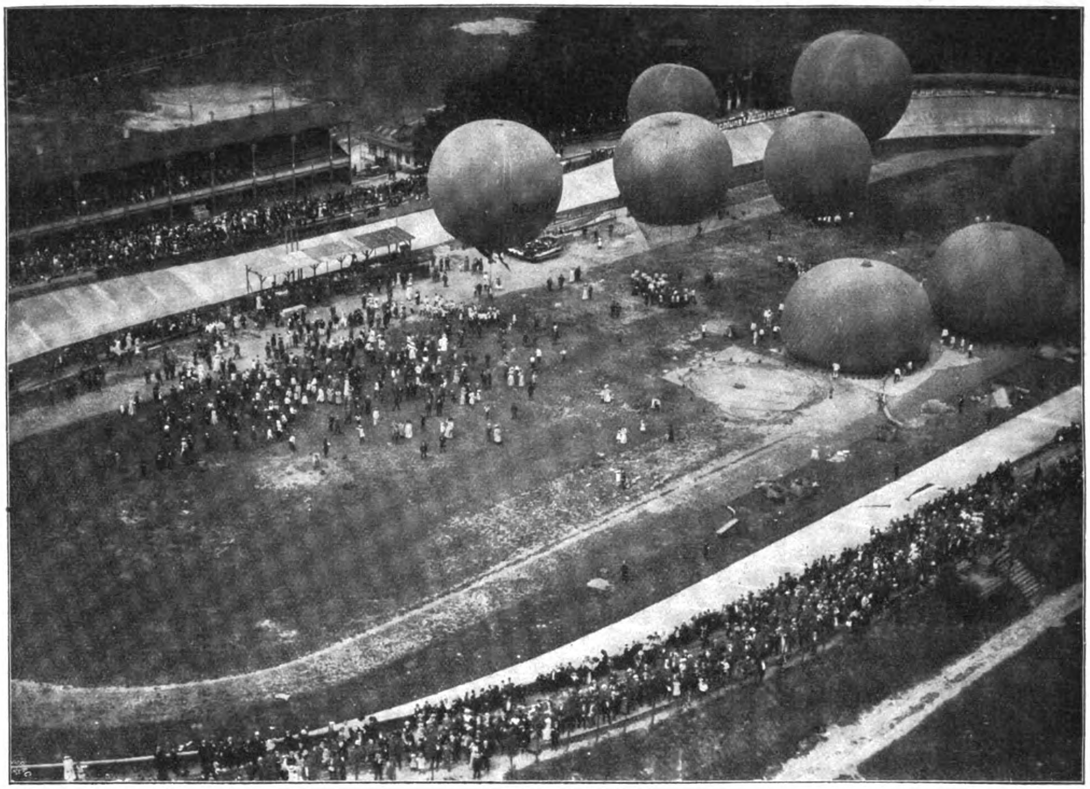
Heute hatte er ſich Kolmnitz als Ziel gewählt, am 28. November vorigen Jahres war er über die ſchneebedeckten Fluren derſelben Gemeinde hinweggeflogen.

Von Chemnitz kam er damals und holte ſich in einer Wettfahrt, die in Schleſien endete, den erſten Preis. Das liebliche Bild des im erſten Schnee eingebetteten Dörfleins hatte damals meine photographiſche Platte feſtgehalten. Der Paſtor von Kolmnitz hatte ſeine Freude dran, als ihm wenige Tage ſpäter die Poſt ein Bild ſeiner Gemeinde, aus einer ganz neuen Perſpektive geſchaut, überbrachte.

„Bereiten Sie mir doch bitte auch einmal die Freude einer Landung bei uns!“ hieß es in einem Dankſchreiben des liebenswürdigen geiſtlichen Herrn.

Sieben Monate ſpäter fügte es der Zufall, daß ich mein Wort einzulöſen vermochte.

Der Leipziger Verein für Luftſchiffahrt hatte für den 18. und 19. Juni dieſes Jahres drei große Ballonkonkurrenzen ausgeſchrieben, darunter eine Fuchsjagd, die am zweiten Tag mittags beginnen ſollte. Insgeſamt ſechzehn Ballons, im



Die grüßende Menge, auf dem Leipziger Sportplatz vom Ballon aus geſehen.

Beſitze benachbarter Vereine, waren am Start erſchienen, davon hatten zur Fuchsjagd fünf Ballons genannt. Luftſchiffer mit gutem Namen waren in Leipzig zuſammengekommen, winkten doch gar ſchöne Ehrenpreiſe den Siegern.

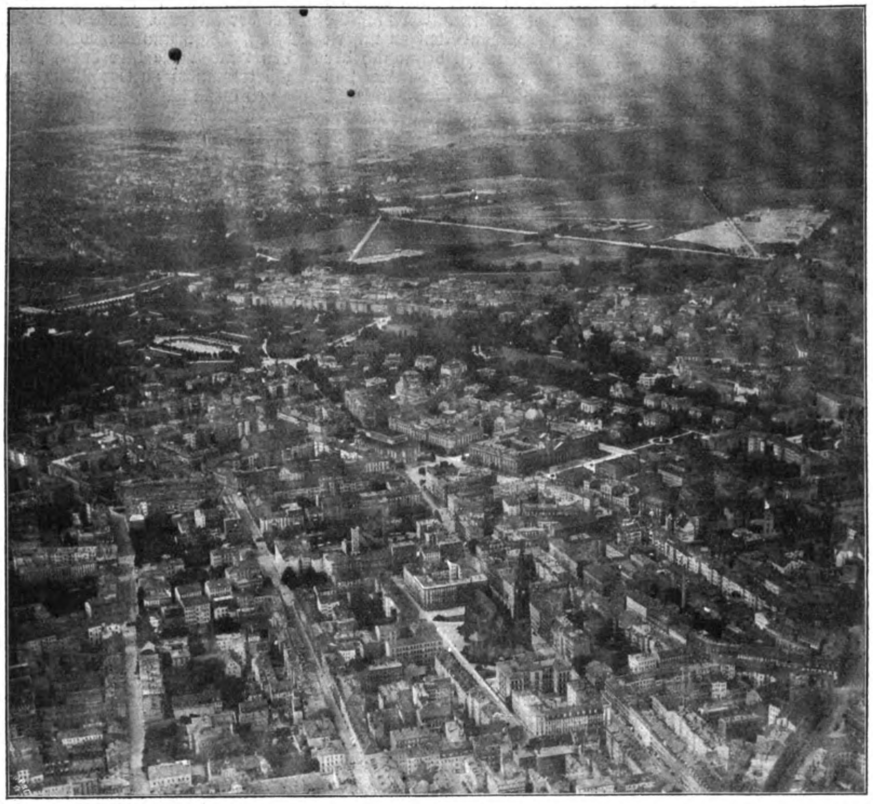
Ein wirklich ideales Gelände iſt dem Leipziger Verein als Startplatz zu eigen: der Innenraum der Radrennbahn, in deren Umgebung ſich kein Gebäude von beſonderer Höhe befindet. So kann jeder Ballon auch bei ſtärkerem Winde aufſteigen, ohne daß er, wie vor wenigen Monaten der Ballon „Pommern“ in Stettin, in Gefahr gerät zu karambolieren. Schon manches ſportliche Ereignis von Bedeutung ſah dieſer Leipziger Platz. Nicht nur, daß hier ſchon ſeit Jahren die beſten Rennfahrer ihre Kräfte meſſen, auch als erſtes und bisher einziges Fluggelände in Sachſen iſt er bekannt geworden, denn von ihm aus erhob ſich der Magdeburger Ingenieur Grade am 19. März dieſes Jahres mit ſeinem Eindecker zur erfolgreichen Fahrt in die Lüfte. Nur eine kleine Tücke hat der Platz. Die ihn umgebenden feuchten Wieſen mit ihren Waſſerläufen bewirken eine Abkühlung der über ihnen lagernden Luftſchichten und hemmen dadurch ein wenig den Aufſtieg der Ballons. Der Aviatiker Grade geriet infolgedeſſen bei ſeinem letzten Flug in die Bäume des nahen Gehölzes, die Luftſchiffer aber koſtet es jedesmal Ballaſt, wenn ſie mit geringem Auftrieb davon fliegen wollen.

Eine nach Tauſenden zählende Menſchenmenge ſäumte in den Vormittagsſtunden die weite Zementellipſe, in der Vorrichtungen getroffen ſind, um fünf Ballons zu gleicher Zeit aus großen Gasrohren zu füllen. Am Abend vorher ſchon war ein Teil der Konkurrenten zu einer Weitfahrt auf die Reiſe gegangen, die ſie in der Nacht über Chemnitz und den Kamm des Erzgebirges nach Öſterreich geführt hatte.

In der Mittagsſtunde ſtanden wiederum Ballons zur Abfahrt bereit, und die letzten, die am Abend ihre Weitfahrt antreten ſollten, dehnten ſchon daneben unter dem Druck des einſtrömenden Gaſes ihre gelben Hüllen.

Ein Signal hallt über den Platz und ruft die Führer der Fuchsjagd zur Inſtruktion über die Wetterlage. Eine leichte Wolkendecke dehnt ſich in 4000 m Höhe; aus Eisnadeln iſt ſie gebildet, matt dringt der Sonne Licht hindurch. Es beſteht ſomit für den Führer des Fuchſes keine Möglichkeit, ſeinen fünf Verfolgern hinter der Wolkenhülle ein Schnippchen zu ſchlagen. Bei klarem Wetter iſt es natürlich ſchwer für den durch eine rote, um den Äquator gelegte Binde als Fuchs kenntlichen Ballon, ſich nicht fangen zu laſſen, das heißt ſeine Landung ſo einzurichten, daß die Verfolger nicht in der Lage ſind, in der Nähe niederzugehen. Je weiter entfernt von der Landungsſtelle des Fuchſes die Verfolger ihre Fahrt beenden, deſto beſſer hat der Fuchs abgeſchnitten. Bei der Leipziger Fuchsjagd waren folgende Beſtimmungen vorgeſchrieben: Der Fuchs „Leipzig“ mußte in dem Zeitraum zwiſchen zweiundeinhalb Stunden und dreiundeinhalb Stunden nach dem Aufſtieg ſeine Landung vollziehen.

Leipzig, Völkerſchlacht-Denkmal und das neue Krematorium. Aus 600 Meter Ballonhöhe.



Die Verfolger über Leipzig. In der Mitte das Reichsgericht und Gewandhaus.

Sollte wider Erwarten ein Gewitter nahen, ſo hat der erſte Donnerſchlag als Zeichen der Landung zu gelten, in jedem Ballon entſcheidet hierüber der beſonders ernannte Unparteiiſche. Waldlandungen ſind wegen Gefährdung des Ballonmaterials unterſagt.

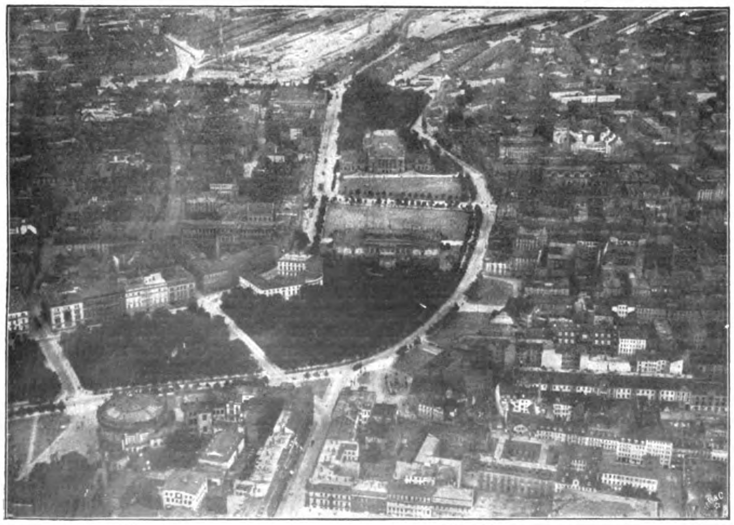
Ein viertel ein Uhr war alles fertig zum Aufſtieg. Der Fuchsballon ſtand natürlich im Mittelpunkt des Intereſſes; vier Offiziere in Uniform hatten darin Platz genommen. Jeder der Mitfahrenden kannte ſeine Funktion: der eine verfolgte die Flugrichtung auf der Karte und markierte ſie durch Bleiſtiftlinie, der andere kontrollierte die Inſtrumente, und der dritte nahm mir, da ich mit Photographieren genug beſchäftigt war, die Eintragung ins Bordbuch ab, die ich als Führer ihm diktierte.

Unter dem „Glück ab!“ der Menge und dem Abſchiedsgruß der Kameraden erhob ſich der Fuchs leicht abgewogen ſchnell in die Lüfte. Ein Vorſprung von fünf Minuten iſt uns gegeben; den gilt es zu nützen. Nun heißt es die Verfolger ſcharf im Auge behalten, die ſich da unten leicht im Winde ſchaukeln und nur noch mit Mühe von den Soldaten in Drillichjacken gehalten werden, als könnten ſie es nicht erwarten, den Fuchs zu jagen. — Da iſt der „Delitzſch“, ein noch junger Ballon von hellgelber Farbe; und doch zeigt ſeine Hülle manch eingeſetztes Stück, wie ſie ſonſt nur die Ballonveteranen aufweiſen. Wir wiſſen alle, woher die Narben ſtammen. Wehmütige Erinnerungen werden wieder wach, ich gedenke derer, die, als über Reichenſachſen eine höhere Gewalt den „Delitzſch“ zu Boden ſchleuderte, ihr Leben dahin geben mußten.

Die anderen vier Verfolger trugen die Namen: „Nordhauſen“, „Bitterfeld“, „Hilde“ und „Sachſen“. Der Rückblick auf den Platz war inſofern noch beſonders intereſſant, als er deutlich die verſchiedenen Stadien zeigte, die ein Ballon vom Auslegen bis zur fertigen Füllung durchmachen muß. Man hatte nämlich (rechts vorn auf dem Bild auf Seite 16) mit der Füllung der zur Weitfahrt am Abend beſtimmten Ballons begonnen.

Die Windrichtung konnte nicht beſſer ſein; einmal, weil ſie auch den Tauſenden in den Straßen der Stadt den Anblick einer Fuchsjagd gönnte, und zum anderen, weil meinen drei Kameraden, ſämtlich noch Neulinge in der Luftſchiffahrt, der Anblick Leipzigs von oben in überraſchend ſchöner Weiſe geboten wurde. Es gewährt dem Ballonführer immer wieder eine große Freude, von den Geſichtern ſeiner Korbgefährten die Seligkeit der erſten Fahrt abzuleſen.

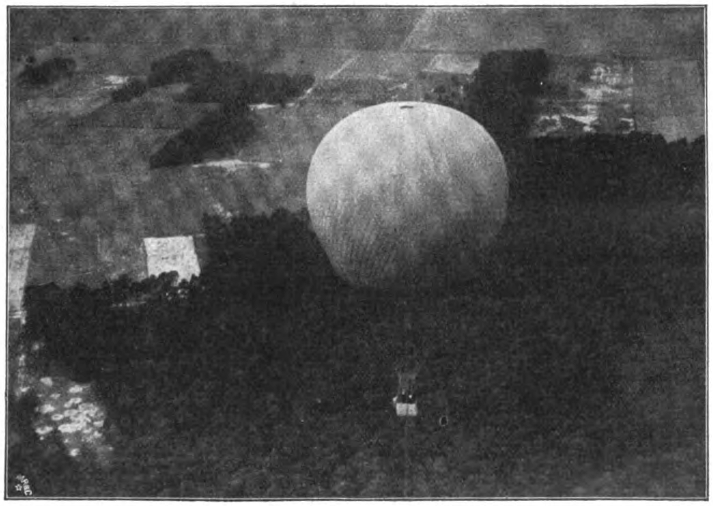
Da entdeckt dieſer das Haus ſeiner Eltern, jener hat ſoeben ſeine Kaſerne da drüben herausgefunden, und dem dritten gar winken die Seinen von der Veranda des Hauſes Abſchiedsgrüße zu. Bei einer Fuchsjagd aber darf man ſich nicht allzuſehr in die Schönheit einer Gegend verſenken, denn es gilt die böſen Verfolger zu beobachten. Die fünf Minuten Vorſprung ſind um, da folgt auch ſchon der erſte unſeren Spuren. Nun wohl — das Spiel kann beginnen. In kurzen Abſtänden folgen die übrigen. Bei dem letzten aber ſcheint es beim ſchwachen Verſuch zu bleiben. Der „Sachſen“ iſt’s, der Sieger der Oſterfuchsjagd von Dresden, der ſchon auf der Wieſe neben dem Sportplatz zur Zwiſchenlandung geſchritten iſt und ſomit für uns ſchon ausſchied. Infolge undichter Reißbahn hauchte er das eben gewonnene koſtbare Leben — das Kubikmeter zu elf Pfennigen — aus. Schade! denn gerade im „Sachſen“ ſaß die einzige Dame, die an der Jagd teilnehmen wollte. Und doch wieder war es uns drei Junggeſellen im Korbe lieb: auch in den Lüften wollten wir uns vorderhand noch nicht einfangen laſſen. Durch ihren Mut freilich hätte uns die Verfolgerin gewiß imponiert, wenn wir damals ſchon gewußt hätten, wie dieſe Dame dem immerhin nicht angenehmen Zwiſchenfall mit bewundernswerter Ruhe begegnet war.



Leipzig, Auguſtusplatz mit Neuem Theater, Muſeum — links vom Panorama oben in der Mitte Bauplatz für den neuen Bahnhof.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Die Fahrt ging ſchnell. Wir haben kaum Zeit, alle die reizvollen Bilder nachdrücklich uns einzuprägen. Da muß die Kamera helfen, ſo daß wir ſpäter die Schönheiten zu unſern Füßen behaglich betrachten können. Da unten dehnt ſich der Auguſtusplatz mit ſeinen impoſanten Gebäuden. Drüben das Neue Theater, links die Univerſität und diesſeits das Muſeum. Heute ſchien der ſchöne Platz faſt menſchenleer; wie anders hatte ich ihn noch in der Erinnerung: voll von einer begeiſterten Menſchenmenge, die mit Jubelrufen den „Parſeval“ begrüßte, als wir am 29. Juni vorigen Jahres von Bitterfeld aus ganz Leipzig überraſchten. Das Auge wird auf dem Bilde am oberen Rande eine Wüſtenei erblicken — eine ſeltſame Erſcheinung ſo mitten in der Großſtadt! Es iſt das Terrain für die Gleisanlagen des neuen Zentralbahnhofes, auf dem die Arbeiten ſeit etwa acht Wochen ruhen, eine Folge der Bauſperre. In wenigen Jahren wird durch dieſen der Großſtadt Leipzig ein Fremdenſtrom zugeführt werden, der nicht zum mindeſten durch das dann ebenfalls vollendete Völkerſchlacht-Denkmal angezogen wird. Noch in der Umhüllung ſeines hohen Gerüſtes zeigt es ſich uns heute. Der Unter- und Mittelbau mit der Krypta iſt vollendet. Nur die Krönung fehlt dem Monumentalwerke noch, das ſchon jetzt eine der größten Sehenswürdigkeiten der Pleißeſtadt iſt. In drei Jahren, am hundertjährigen Erinnerungstage der Völkerſchlacht, wird es als größtes Bauwerk die Gegend im weiten Umkreis beherrſchen. Eine bedeutſame Erinnerung knüpft ſich für mich an das Bauwerk: Ende Auguſt vorigen Jahres war es mir vergönnt, den Grafen Zeppelin an der Hand auf den Wall vor dem Denkmal zu geleiten, um ihm ſein auf der Fahrt von Altenburg heranziehendes Flugſchiff zu zeigen, das ja bekanntlich bei Ronneburg einen Propeller verloren hatte und deshalb als geſtrandet gemeldet worden war. „Nun geht ja alles gut!“ meinte freudeſtrahlend der verehrungswürdige Greis, als er den Ballon mit eigenen Augen in der Luft ſah. Und dann ſcharten ſich Kinder um ihn, ergriffen ſeine Hände und riefen immerzu: „Das iſt ja unſer Zeppelin!“ Ein ſchlichter, aber ergreifender Moment an hiſtoriſcher Stätte.



Dicht auf den Ferſen.

Nun verſtummt der Lärm der Großſtadt. Sonntagsſtille liegt über den Fluren, die der Ernte entgegenreifen. Nur das Geknatter der Automobile vernehmen wir. Gar viele der ſchnellen Fahrzeuge heften ſich an unſere Ferſen. Unſer „Leipzig“ iſt wirklich ein gehetztes Tier; Fuchsjagd und Automobilverfolgung, wer ſoll da entrinnen! Setzte ſich unſere bisherige Fahrtrichtung, die uns inzwiſchen ſchon über den Monarchenhügel geführt hatte, von wo aus 1813 die verbündeten Herrſcher den Gang der Völkerſchlacht verfolgten, fort, ſo mußten wir etwa Freiberg berühren. Daß wir innerhalb der uns gewährten Zeit auch wirklich bis dahin kommen würden, ging aus einer Berechnung unſerer Fahrtgeſchwindigkeit hervor, die 30 Kilometer in der Stunde betrug.

Den Sonntagsſpaziergängern da unten, den Leuten in den Dörfern brachte die noch nie geſchaute Jagd in den Lüften natürlich eine ſehr willkommene Abwechſlung. Die Straßen ſtanden voll von Menſchen, die nur Augen für die fünf Segler der Lüfte hatten und den Autlern, die an ſich ſchon Sonntags kein leichtes Leben haben, das Fortkommen ſehr erſchwerten. Uns freilich konnten ſolche Hinderniſſe nur lieb ſein, denn wir wollten uns auch von keinem Automobil fangen laſſen. — Plötzlich näherte ſich uns die Erde bedenklich. Über all dem Schauen und Photographieren hatten wir auf die Fahrtkurve des Ballons nicht acht gegeben und ſanken rapid von 500 Meter auf 100 Meter hinab. Urſache hierzu war der große Wald bei Lindhardt, deſſen abkühlende Luftſtrömung unſeren „Leipzig“ angezogen hatte. Ein Sack Ballaſt, ſchleunigſt über Bord geworfen, rettete uns vor einer fatalen Begegnung mit den Tannenwipfeln. Luſtig war es nun zu ſehen, wie unſere Verfolger in den Lüften alleſamt ebenfalls zum Wald herniederſtiegen, ſie hielten unſern unfreiwilligen Fall für ein Scheinmanöver und — machten's mit.

In ſtetem Steigen wurde nun Grimma überflogen; bei der Kaſerne ſtanden die Huſaren und verfolgten unſeren Flug. Faſt ununterbrochen tönten die Hupen der verfolgenden Autos, die hier durch die Stadt wieder mühſames Vorwärtskommen hatten. Wir ſandten ihnen mit unſerer Sirene einen Gruß hinab. Reizvoll war der Blick ins liebliche Gelände des Muldentales. Hier die freundliche Stadt, in deren Mauern ich erſt vor wenigen Wochen auf einer vom preußiſchen General von Steuben geleiteten Verwaltungs-Generalſtabsreiſe Quartier bezogen hatte. Muldenaufwärts das einſtmalige Ulanenſtädtchen Rochlitz, deſſen anſehnlicher Berg mit Ausſichtsturm ſich für unſere Augen kaum aus der Umgebung abhob. Erinnerungen aber werden am beſten ausgetauſcht, wenn auch Gaumen und Magen ſich laben. Deshalb ließen wir uns jetzt unſer Frühſtück gut ſchmecken, und der Sektpfropfen machte mit lautem Krach ſeiner gepreßten Situation Luft. In der Nähe von Waldheim erzählte uns der Kamerad von der Artillerie mit Humor ſeine Erlebniſſe beim Geländeſchießen. „Dort am ‚Grünen Haus‘ fand in Anweſenheit von hohen und höchſten Vorgeſetzten die feierliche Ausgabe der Lage ſtatt . . .“

Als wir den Zellaer Wald überquerten, war uns ein Verfolger ſo nahe gekommen, daß wir uns mit ihm unterhalten konnten (ſ. Abb.). Faſt direkt unter uns flog der „Nordhauſen“ dahin. „Landen Sie bald?“ rief Hauptmann von Didtmann-Halle neugierig herauf. „Noch lange nicht!“ ſcholl es hinunter.

Aber leider war es eine falſche Taktik, die „Nordhauſen“ hier einſchlug. Meine gelegentlich der Fuchsjagden von der Frankfurter „Ila“ aus gemachten Erfahrungen lehrten, daß man als Verfolger bei leidlich ſchnellem Winde weiter zurückbleiben muß, als bei ſchwachem, denn ein raſcher Wind iſt faſt ſtets konſtant und bringt die Verfolger meiſt immer noch in die Nähe des Fuchſes, während im andern Falle man durch abweichende Luftſtröme leicht abgetrieben werden kann. Wie wir vermuteten, blieb der Wind auch heute konſtant. Nahe der höchſten Eſſe Europas, der bekannten Halsbrückner, kamen wir vorüber. Ein tüchtiger Ballaſtauswurf ſchnellte uns jetzt empor. Aufmerkſam machten die Verfolger das Manöver mit. Kurz danach leiteten wir durch Ventilzug den raſchen Fall und auch die Landung ein. Der Korb ſtieß auf, erhob ſich wieder für einen Moment, um durch die Wirkung der gezogenen Reißbahn endgültig zur Ruhe zu kommen. Die Paſſagiere wurden natürlich ein wenig durcheinander geſchüttelt. Nach Ausſage eines Mitfahrers im „Nordhauſen“ ſoll das, von oben aus beobachtet, „reizend“ ausgeſehen haben.

Die andern Ballonführer waren auf ein ſo raſches Fahrtziel nicht gefaßt geweſen, fehlten doch noch zwanzig Minuten bis zur feſtgeſetzten Zeitgrenze. Weit ſchoſſen ſie daher über das Ziel hinaus: 4, 6, ja ſogar 10 Kilometer; der Wind wehte jetzt mit 45 Kilometer Geſchwindigkeit. Nur die ſchlaue „Hilde“ hatte ſich weit hinten und nicht allzu hoch gehalten, konnte daher die Situation bequem überſehen. Mit dem gleichbleibenden Winde trieb ſie jetzt heran und vermochte innerhalb 2 Kilometer — das war die weiteſte, in der Propoſition für einen Sieg in Betracht kommende Entfernung — zu landen. So waren wir alſo doch noch von einem weiblichen Weſen eingefangen worden, wenn auch nur von einem „Ballonfräulein“ Hilde. Wir Leipziger gönnten dieſem unſerem Gaſt ſeinen Preis von Herzen, denn welcher Gaſtgeber entließe ſeine lieben Gäſte nicht gern mit ſchönen Andenken!

Von den Automobilen, die uns in letzter Stunde völlig außer Sicht gekommen waren, erreichten uns nur zwei, und zwar in zehn bzw. zwanzig Minuten nach der Landung.

Ziel der Fuchsjagd: Bei Nieder-Kolmnitz, nahe dem höchſten Punkte der Bahnlinie Dresden—Freiberg. Quer durch das mittlere Sachſen war die reizvolle Fahrt gegangen, deren Stunden uns wirklich „im Fluge“ verrannen. Von Anfang bis zum Ende war es zu unſerer Freude eine Fahrt über heimatliche Gefilde geweſen.

Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers. (6. Fortſetzung.)

Die Kinder waren jetzt groß: Conny und Gerd ſechzehn und fünfzehn Jahre, Dax dreizehn. Es war nicht mehr nötig, Eiſenbahn mit ihnen zu ſpielen, ihnen kindiſche Geſchichten vorzuleſen, überhaupt die ganze Vorſtellungswelt gewaltſam zu wechſeln, wenn man mit ihnen in Berührung trat. Sie hauſten auch nicht mehr in der gemeinſamen Kinderſtube. Die beiden großen Söhne hatten ihre eigenen Manſardenzimmer im zweiten Stock, Dax wohnte in dem ehemaligen Schlafzimmer, das ſie mit Gerd und Fräulein Grätz geteilt hatte. Auch Fräulein Grätz war nicht mehr da.

Ins Wohnzimmer, in die Eßſtube kamen die großen Kinder herein, blätterten in den Journalen, redeten bei Tiſch. Conny hatte ſogar hin und wieder eine Zigarette im Mund, die ihm der Papa geſchenkt hatte. Er war wie dieſer lang und überſchlank, hielt ſich aber grader, war ſichrer in ſeinen Bewegungen und hatte in dem langen, ſchmalen, braunen Kopf ein Paar kühle, blaue Augen, die ihren Ausdruck ſelten veränderten.

Andrea hatte ihn heranwachſen ſehn, ohne ihn recht zu beachten. Nun befiel ſie eine leiſe Unruhe vor ihm, eine Art von Befangenheit. Sie lachte darüber, wollte es auch vor ſich ſelbſt nicht recht eingeſtehn. Einen gewaltſam unbefangenen Ton ſchlug ſie gegen ihn an, aber an ſeinem zurückhaltenden, fremdhöflichen Weſen zerſchlug ſich der Verſuch. Sie empfand ihn wie einen Fremden. Es war ja geradezu ein lächerlicher Gedanke, vor dem eigenen jungen Sohn verlegen zu werden; ſie war es ja auch gar nicht, ſie war es vor ſich ſelbſt, vor der Wucht und Größe ihrer eigenen Aufgabe. Dieſe verwirrte ſie, machte ihr die Erſcheinungen des täglichen Lebens zu Zerrbildern.

Indeſſen kam ihr zuviel darauf an, mit Conny auf einen natürlichen Ton zu kommen. Sie ſtellte ihn ſich vor im Nachthemdchen, in ſeinen Kleinbubenjahren. Dann wünſchte ſie ſich manchmal, ganz im Gegenſatz zu ihren ſonſtigen Empfindungen, die Kinderſtubenzeit zurück, damit ſie ihn auf den Schoß nehmen und ihn mit Geſchichtenerzählen und Liebkoſungen gewinnen könne.

Aber das war ja töricht. Jetzt — jetzt war die Zeit der wirklichen Annäherung. Jetzt konnten ſie ſich in gemeinſamen Intereſſen begegnen. Er mußte doch nun die Welt der Lebensanſchauungen, der intereſſierten Fragen auf den Gebieten der Kunſt, der Wiſſenſchaft betreten! Für was mochte er ſich hauptſächlich erwärmen?

Es war nicht leicht, dahinter zu kommen. Zwar war er nicht beſonders ſchweigſam, bei Tiſch ſprach er manches, aber meiſt an den Vater gerichtet. Das war über politiſche Dinge, über ſolche des praktiſchen Lebens, der Erfindungen, über die in den Zeitungen berichtet wurde, über Gerichtsverhandlungen, von juriſtiſcher oder mediziniſcher Seite, niemals aber von allgemein menſchlicher Seite aus.

Andrea fühlte ſich dabei unfrei. Es war etwas Fremdes an ihren eigenen Tiſch gekommen. Es braute und webte hier etwas, an dem ſie keinen Anteil hatte. Sie konnte für den Moment das Geſpräch, das an ihr vorbeiging, zerreißen und ein anderes einführen, aber mit dieſem anderen hatte ſie dann kein Glück und blieb ziemlich mißtönig im Leeren ſtecken. Es war ſchon beſſer, es gehn zu laſſen.

Wie ein dunkler Schatten huſchte die Empfindung über ihre Seele, daß ſich hier ihr Kreis, den ſie ſo oft verlaſſen hatte, hinter ihr wieder zuſammengeſchloſſen hatte, und daß ſie nun vergeblich draußen herumlief, ohne den Eingang wieder finden zu können.

Mit Gerd war es leichter, vor dem war ſie nicht ſchüchtern. Dennoch hatte er gewiſſe Ähnlichkeiten mit Conny. Dieſelbe ſchmale, hohe Kopfform mit dem ſpitzen Hinterkopf, braunes Haar, denſelben Stimmklang ſogar. Von ferne waren die Stimmen kaum zu unterſcheiden. Nur hatte er braune Augen, keine blauen, in ſeinen Naſenflügeln war oft ein nervöſes Zittern, auf dem Weſen lag eine ſtete Unraſt, eine herriſche Ungeduld. Andrea wurde, wenn ſie ihn betrachtete, manchmal an die Geſtalten ihrer verſunkenen Welt erinnert — ja, mit leiſem, jähem Erſchauern und ſofortigem Abweiſen und Zurückdrängen dieſes Bildes ſogar an die geliebteſte von allen: an Hans Oblitz.

Gerds ſenſitive Seele war ſtarken Eindrücken unterworfen. An Connys ſchnurgrader Natur hatte er ſich erzogen. Dieſer Eindruck war ſo ſtark geweſen, daß Conny auf Gerd direkt abfärbte, daß es Bewegungen, Äußerungen, ja Wirkungen ſeines Geſamtlebens gab, die er von Conny kopierte. Dadurch wurde er vielfach mißverſtanden. Er galt in Heilau für hochmütig, korrekt und daneben doch auch wieder für launenhaft. Auch ſein Vater mißverſtand ihn — überſchätzte ihn, in ſeinem Sinne, denn er hielt für Charakter, was nur zufällige Spiegelung war.

Andrea aber „entdeckte“ Gerd. Sie fand wundervolle Verſtecke in dieſem unruhigen Gemüt. Dies Nebeneinander und Durcheinander in der Seele ihres Jungen verurſachte ihr eine ſeltſam feine Senſation. Sie nahm eine ſehr vertrauliche Stellung zu Gerd. Es war ihr ein Entzücken, mit dem Jungen Arm in Arm durch den Garten zu gehn. Er reagierte auch ſo merkwürdig ſchnell auf ihr Entgegenkommen. Es war an ihm wie ein beſtändiges Vibrieren von Saiten, die nur auf den Bogenſtrich warten, um zu erklingen.

Vorläufig erzählte er von ſeiner Tanzſtunde im Winter. Andrea hörte es heraus und wußte es auch ſchon von Bekannten, wie unmäßig er dort verwöhnt war. Darauf war er nicht eitel. Er war zu unruhig, zu launiſch und ungeſtüm, um überhaupt Zeit zur Eitelkeit zu haben. Seine von ewigem inneren Feuer angeglühte Art, ſeine nervöſe Schönheit und ſeine leidenſchaftliche Ungeduld erklärten es genugſam, wie die kleinen Mädchen Heilaus um ſeinetwillen in den erregten Köpfchen frühe Romane erleiden mußten.

Aber auch ſeine Art, davon zu erzählen, war keine geſättigte, erinnerungsfrohe. Es ließ nur ein paar Blitzfunken darüber hinſpringen, unſicher und wild, ſelbſt nicht ganz klar, was Erinnerung war, was Phantaſie. Als Andrea etwas näher wiſſen wollte, ſtellte ſich das heraus. Keine einzige Mitteilung war ganz genau zu nehmen. Alles ſtand eigentlich in der Luft.

„Gerd, Du ſchneideſt wohl auf!“ rief Andrea.

Er blieb ſtehn und lachte ſie an. Er ſah ſo herriſch ſchön aus wie noch nie. „Vielleicht!“ ſagte er leichthin. „Weiß ich's denn? Mir ſchien's richtig, als ich's ſagte. Und es hat Dich doch amüſiert, Mama, und mich ebenſo. Was hat's denn für einen anderen Zweck. Es iſt ja doch vorbei. Ob's nun ſo war oder ein klein bißchen anders, was macht das jetzt aus!“

Andrea verſtand ihn plötzlich. Dieſer Knabe log nicht im gewöhnlichen Sinne, er log nicht, um ſich zu brüſten oder aus ähnlichen Motiven — er log einfach aus einer unerhört geſteigerten Luſt des Augenblicks heraus. Was war ihm das Geſtern? Ein ausgetrunkener Trank. Die Gabe der Erinnerung hatte er nicht. Seine Unruhe ſchuf ihm das Heute zum Daſein. Das koſtete er bis auf den letzten Tropfen aus. Und die Göttin Phantaſie ſchüttelte ihre goldenen Flügel über dieſem wilden Kinde.

Welches unerwartete Erlebnis war ihr damit geſchenkt!

Er ſpielte immer und mit allem. Er war ein Gaſt, aufgeſtanden von dem Tiſch der Götter, der hier nicht mitlebt und mitleiden kann, ſondern der läſſig und ſpieleriſch der Tage Perlenſchnur ſich durch die Finger laufen läßt.

So träumte Andrea, die Mama.

* * *

Erziehungsfragen! Was weiß ein dreizehnjähriges Mädchen vom Leben? Was kann es wiſſen? Was ſoll es wiſſen? Und wie ſagt man es ihm —?

Dax war ein langer, ſchlottriger Backfiſch, mit einem jungenhaften, braunen, ſehnigen Körper, langen Zöpfen und einem gleichgültigen Gebaren. Sie war, von außen betrachtet, unter den dreien die am ſchlechteſten Erzogene, denn ſie gab ſich gar keine Mühe, höfliche Manieren zu zeigen, und ſchien ſogar ſtolz auf ihre Mängel. Die Tanzſtunde im Winter hatte auf ihre unbekümmerten und ſchlottrigen Bewegungen wenig Einfluß geübt, mädchenhafte Grazie war bei ihr kaum zu finden.

Die Courmachereien der Tanzſtunde, die in der kleinen Stadt unumgänglich waren und die ſich bei einigen ſtandhaften Pennäler-Gemütern auch noch bis in den Sommer und weiter ausdehnten, erſchienen ihr wie unerhörte Beleidigungen, auf die man ſo prompt wie möglich ſeine mädelhaften Grobheiten ſetzt. Sie verachtete die „Affen" insgeſamt, auch die weiblichen Geſchlechtes, die ſich parfümierten, ihre Löckchen brannten und rot wurden, wenn eine bunte Klaſſenmütze um die Ecke kam.

Dafür wurde ſie aber von den Brüdern geachtet. Sie wollten es beide nicht haben, daß ihr Dax ſich billig mache. Was ſie ſelber über die kleinen Mädchen (die Weiber hieß es mittlerweile ſchon!) dachten, ſtand auf einem andren Brett. Dax ſollte ſich gar nicht verlieben, und was die in ſie verliebten Gymnaſiaſten betraf, ſo hatten die ſich in ſehr angemeſſenen Schranken zu halten. Wehe dem unglücklichen Jüngling, der ſich von Conny oder von Gerd auf der „Dachsfährte" treffen ließ. Von Gerds ungewöhnlicher Rückſichtsloſigkeit konnte man ſich jederzeit des ſchauderhafteſten Eklats verſehen, und Conny, der jedes Aufſehen vermied, hatte eine ſo kalte, ſpöttiſche Art, ſofort die unangenehmſten Dinge zu ſagen, die man nur hören konnte, daß man ſich inwendig auf Wochen hinaus blamiert fühlte.

Dies alles wußte Andrea nicht. Und — ſie wußte nicht, daß ſie es nicht wußte. Sie fühlte ſich nur ergriffen von dem Bewußtſein, Mutter einer heranwachſenden Tochter zu ſein.

Wie ſchien das mit einem Male voller Reiz! Sie dachte an ihr Elternhaus an der ſonnigen Riviera, an die Überſiedelung in den nebelkalten Norden, in das Haus der Tante. Von tauſend eingeſchloſſenen Fragen, Zweifeln, von klopfender Unraſt war ſie damals erfüllt!

O, welch junge toſende Zeit! Wie ſah man den dünnen Schleier zittern über den Geheimniſſen des Daſeins! Wie will der wachſende Geiſt die Faſſung zerſprengen, die man ihm um alle Rätſel der Umwelt, um die Religion, um die Entſtehung alles Lebens gelegt hat!

Und wie war dies Erwachen des jungen Geiſtes ſo bang! Man verbarg ſeine Zweifel und Fragen, und man hatte ſich damals auf Schleichwegen gleichſam das Leben erobert. Jetzt — war die eigne Tochter in gleicher Lage!

O, ſie ſollte nicht auf Schleichwegen gehn.

Draußen war eine Gewitternacht. Hermann war aufgeſtanden, hatte ihr aber beruhigend geſagt, ſie ſolle liegen bleiben, es käme nicht herauf. Dann war er gegangen, im Haus nach dem Rechten zu ſehen.

Nun ſtand ſie doch auf. Der Vorhang war zur Seite gezogen. Im langen Nachtkleid ſtand ſie an dem breiten, niedrigen Fenſter und ſah drüben, jenſeits des Gartens, über dem Fluß und den Wieſen die Blitze zucken. Rauſchend ſtrömte der Regen in den Bäumen.

Andrea fühlte ſich ſeltſam erregt. Im Schein der Blitze ſah ſie ihr kommendes Leben liegen. Mutterglück!

Wie klein, wie armſelig empfand ſie ihre Vergangenheit! Unruhe, Qual, Kleinheit! Und das alles ging unter wie die dunkle Wieſe, wenn der Blitz erloſch.

Wie im Fieberrauſch, wie mit leuchtenden Blitzen wollte ſie ihr neues Leben beginnen.

Am anderen Tage ergriff ſie ihre Tochter an beiden Händen und zog ſie zu ſich. „Dax, habe Vertrauen zu mir! Mir kannſt Du alles ſagen. Frage mich doch! Scheue Dich nicht. Ich erſchrecke vor keiner Frage, die Du tun willſt. Wenn Du an irgend etwas, das Dir geſagt wurde, Zweifel hegſt, ſo bekenne es mir ganz offen. Habe keine Furcht. Ich verſtehe ja alles. Ich will Dir auch zu Hilfe kommen. Haſt Du irgendwelche Zweifel?"

Dax machte ſich trotzig los. Das plötzliche Drängen der Mutter beängſtigte ſie. Was ſollte ſie denn mit einem Male fragen? Sie empfand hier, an dieſer Stelle, auch nicht die geringſte Luſt. Das erregte Bitten, das Aufdrängen einer Vertraulichkeit, die ihr wie ein Sack über den Kopf geworfen wurde, verſetzte ſie in eine wilde Abwehr.

Das Gewitter der Nacht war in Regen übergegangen. An den Fenſtern des grünen Zimmers ſtürzten die Bäche herab. Dax ging und ſtellte ſich an eines, den Rücken dem Zimmer zugewandt. Am liebſten wäre ſie hinausgelaufen, ſie kam ſich vor wie überfallen.

„Dax! Was iſt Dir denn nur? Habe doch Vertrauen zu mir!" rief Andrea erregt und tief verletzt. „Ich wollte Dich doch nicht etwa aushorchen und Dich nachher ſchelten oder ſtrafen. Kind, was denkſt Du Dir nur eigentlich? Ich will doch nichts weiter, als daß Du Vertrauen zu mir haſt! Du ſollſt mir nur ſagen —"

In hilfloſem, wütendem Trotz preßte Dax die Stirn an das Fenſterglas, biß die Zähne zuſammen und ſtieß gequält hervor: „Ich habe nichts zu ſagen. Laß mich doch —"

Und unterdeſſen ſtand Andrea wie getroffen von dem Gedanken, daß ihr Kind vielleicht ſchon Liebeskummer habe und daß ſie das ſo ſcheu und verſchloſſen mache. Davon überwältigt, verlor Andrea jeglichen Überblick und wurde faſſungslos. Sie ſtand mitten im Zimmer mit herabhängenden Armen und brachte kein Wort mehr hervor.

Neuntes Kapitel.

Als die heiße Zeit kam, war ein Erſtaunen in der Familie, daß Andrea keine Reiſegedanken äußerte. Man hatte dieſe ſo beſtimmt erwartet, daß ihr Ausbleiben einfach enttäuſchte; nicht, weil man die Gattin und Mutter direkt fortwünſchte, ſondern weil jede ſelbſtverſtändliche Erwartung, die ſich nicht erfüllt, ein unangenehmes Empfinden erzeugt, das ſich ziemlich mit Enttäuſchung deckt.

Jeder war darauf vorbereitet geweſen, daß ſie wieder auf Wochen fort ſein würde. Ihr Platz am Tiſche war leer, und ihre Obliegenheiten, wie Suppe-Auffüllen, den Tiſch aufheben und ähnliches war unter die anderen verteilt. Es kam auch faſt gar kein Beſuch.

Hermann Lüdegaſt hatte ſich an ihre Abweſenheit gewöhnt. Er unterhielt ſich dann freier mit Conny, wenn man auf ihr Intereſſe und Verſtändnis nicht immer Rückſicht nehmen mußte. Als er in dieſem Jahre merkte, daß ſie nicht reiſen würde, empfand er zum erſten Male, und mit einem innerlichen Schreck, daß ihm dies beinah unlieb war. Innerlich beſchimpfte er ſich reichlich, nannte ſich roh und verrückt. Die Reiſekoſten waren ihm auch wohl mit einem Male gleichgültig! Was ſollte er denn nur über ſich ſelber denken, daß ihn dieſe Eröffnung verſtimmte!

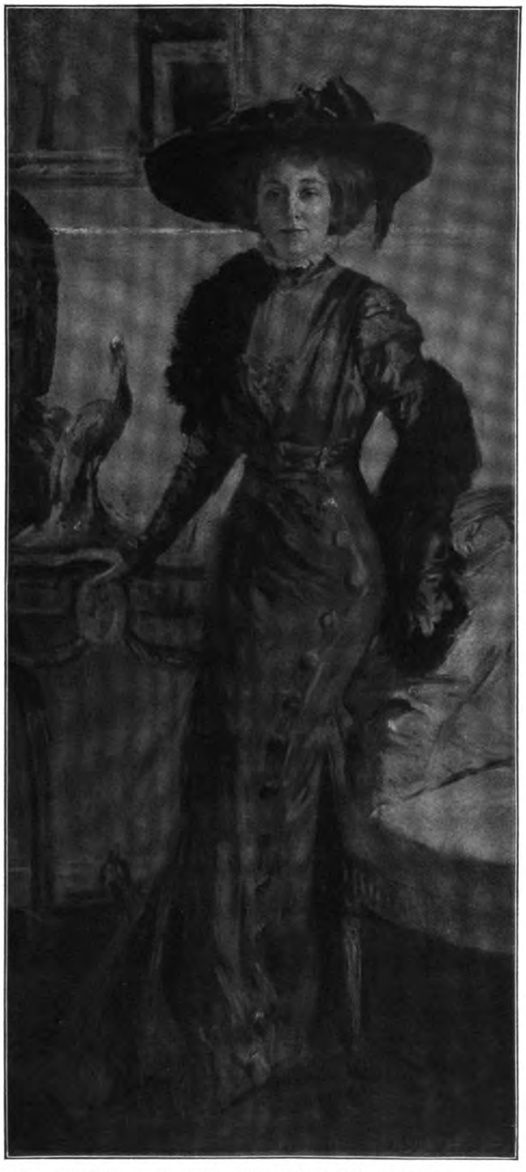
Trotzdem kam er über das Enttäuſchungsgefühl nicht fort. Er war zeit ſeines Lebens ein ſo innerlich einſamer Menſch geweſen, daß ihm das ſo ſehr gehaltene und ſo viel behinderte Verhältnis zu ſeinem Sohn ſchon wie ein köſtliches Gut erſchien. Er wußte, er hatte ihn freier und herzlicher, wenn Andrea nicht da war. Gerade die Rückſicht auf ihren Geſchmack und ihre Art bildete ein Schranke zwiſchen dieſen beiden zurückhaltenden Menſchen.

Er wußte das auch ganz genau, trotz aller Koſenamen, die er ſich gab. Heute nun ſtand er vor der ihn jählings erſchütternden Frage: ‚Liebe ich denn Andrea nicht mehr?‘

Hermann Lüdegaſt atmete ſchwer, er fühlte ſein Herz laut klopfen. — ‚Vielleicht — liebe ich ſie noch immer zu ſehr —‘ dachte er, unſäglich verwirrt. ‚Wie ſeltſam, daß ich das nicht unterſcheiden kann: zu viel und zu wenig — wie über die Maßen ſeltſam.‘

Ein Empfinden von der unendlichen Verlorenheit in des Lebens dunklen Waſſern ſtrömte über ihn dahin. Er ſtand noch immer und ſchüttelte den Kopf mit den dünnen, leicht ergrauten Haaren —

Am andern Tage war er noch nicht über den wunderlichen Zwieſpalt hinaus. In ſeiner Natur lag eine ſolche Beengtheit, daß er, um frei und leicht leben zu können, einer ſteten liebevollen Nachhilfe bedurft hätte. Da ſie ihm immer fehlte, ging er auch immer, ſolange er lebte, wie in einem ſchmalen Gang, die Arme an ſich gedrückt und die Blicke vor ſich in den Weg gebohrt. Nun ſich aber eine ſtarke, zwieſpältige Erregung auf ihn warf, war er im Innern zerwühlt und haltlos. Unter dem vergeblichen Ringen nach einem klaren Gedanken ward ſein Körper mit ergriffen, er fühlte eine ſchmerzende Schwere in allen Gliedern, ein dumpfes Kopfweh.



Bildnis. Gemälde von Joſeph Oppenheimer.

Der Julitag brütete heiß hinter den grünen Läden des Speiſezimmers. Hermann Lüdegaſt vermochte über Tiſch kaum ein einziges Wort hervor zu bringen. Sein Kopfweh ſteigerte ſich, ſo daß jeder Ton, jedes Klirren der Eßgeräte ihm weh tat. Andreas Anblick quälte ihn über alles Maß. Es hatte ſich jetzt die fixe Idee in ihm feſtgeſetzt, daß er anfinge, ihre Gegenwart zu haſſen, daß ihre Stimme ihm die Nerven zerſchnitte. — ‚Alle fort! Alle fort!‘ dachte er verzweifelt. ‚Nur ich und Conny allein.‘

Conny quälte ihn nicht. Er war der einzige, deſſen Stimme ihm wohltat. Aber auch ihm vermochte er nicht anders zu antworten als mit einſilbigen Lauten, mit einem kurzen, eiligen Nicken.

Als der ſchwarze Kaffee, den er allein trank, vor ihn hingeſetzt wurde, ſtürzte er die Taſſe mit einem einzigen Zuge hinunter, ohne ſie zu zuckern und ohne, wie ſonſt, ſeine Nachtiſchzigarre dazu anzuſtecken, ſtrich dann in nervöſer Haſt mit dem Streichholz ein paarmal an der Reibfläche vorbei, ehe es brannte, zog heftig an der Zigarre und ſtand mit einer gemurmelten Entſchuldigung, ohne ſeine Frau dabei anzuſehn, auf. — „Arbeit zu erledigen“ war ſo ungefähr zu verſtehn.

Andrea ſah verwundert auf. Sie war tief unten in ihren eigenen ruheloſen Gedanken geweſen. Das Verlangen in ihr, Mutter zu ſein, war quäleriſch geworden. Sie ſaß und lauſchte, lauerte förmlich auf die halben Töne, die gleichgültigen kurzen Bemerkungen, die zwiſchen ihren Kindern über Tiſch hin- und hergingen, und die doch unter dem Bann einer ſteifen Tiſchgewohnheit ſtanden. Dazwiſchen riß ſie das Wort an ſich, drängte ſich in ihre Geſpräche und verſank unvermittelt wieder in Schweigen. — Auf ihren Mann hatte ſie nicht geachtet, fragte jetzt nur erſtaunt: „Du gehſt ſchon fort?“

„Ja —“ murmelte er, „entſchuldige —“ Er warf die zerknüllte Serviette auf den Tiſch und wandte ſich zum Gehen.

In demſelben Moment aber ſchnellte Conny empor. Er hatte den Vater unabläſſig beobachtet. „Kann ich Dich begleiten, Papa?“

Hermann Lüdegaſt ſah ihn ſtutzend an. Sein unſteter Blick beruhigte ſich, es kam wie ein ganz flüchtiges Lächeln in ſein Geſicht. „Ja, meinetwegen.“

Conny kam zur Mutter, ihr gewohnheitsmäßig die Hand zu küſſen, dann eilte er ſchon dem forthaſtenden Vater nach. Andrea blickte mit einem ſchweren, dumpfen Staunen hinter ihnen her. Warum blieben ſie nicht? Was hatten ſie miteinander?

Wie ſie beide den einen Moment im Türrahmen ſtanden, fiel es ihr auf, wie ähnlich ſie ſich an Geſtalt waren. Nur hielt ſich Conny gerader, hatte beherrſchte, biegſame Bewegungen in ſeiner langen, ſchlanken Figur. Andrea erfaßte plötzlich mit einem Ruck im Innern eine Zuſammengehörigkeit, eine Ergänzung, die da war, die entſtanden war, ohne daß ſie etwas davon gemerkt hätte, bis heute.

Die Tür ſchloß ſich, die Schritte verhallten. Ein körperliches Angſtgefühl ergriff ſie, ihr fehlte plötzlich die Luft. Was war das hier? Was war vorgegangen? Hatte man ſie hinausgeſchoben?

Aber ging denn das? Hier war doch ihr Platz! Man konnte doch nicht einfach —

Stuhlrücken ſchreckte ſie auf. Gerd und Dax ſahen jetzt auch den Tiſch für aufgehoben an. „Wir dürfen doch gehn, Mamalein?“

Gerd fragte ſo. Er küßte ihr die Hand. Sie blickte auf mit geängſtigten Augen, ſie wollte rufen: ‚Aber Gerd, Du kannſt doch bei mir bleiben. Wir ſind doch immer ſo nett miteinander, Gerd —‘ Doch ſie brachte es nicht heraus. Ihr war mit einem Male ſo angſt. Wenn er dann gezwungen aus Höflichkeit zurückbliebe! Und ſie war jetzt mit einem Male ſo mißtrauiſch. Nein, nein, lieber gar nicht. Nur nicht mit innerem Widerſtreben!

Einen Pulsſchlag lang hatte ſie ſeine Hand umklammert, dann ließ ſie ſie willenlos fahren. ‚Geht nur —‘ wollte ſie ſagen, aber es würgte ihr in der Kehle, irgendein rauher Ton wäre herausgekommen, darum ſchwieg ſie lieber. Er merkte nichts von allem.

„Komm, Dax, ich will Dir mal in meiner Stube was zeigen.“

Nun gingen die andern zwei hinaus. Ein hübſches Geſchwiſterpaar. Im Türrahmen faßte Gerd mit brüderlicher Neckerei nach Daxens langem Zopf, ſo verſchwanden ſie, und keines ſah ſich mehr nach der Mutter um.

Andrea ſaß allein an der verlaſſenen Mittagstafel. In der Mitte noch die alte ſilberne Familienſchale mit Frühbirnen, auf den Tellern Obſtreſte, ein kühles, grünes Dämmern im Raum, und Stille dazu, kein Laut.

Nur ſie allein — ſie, die niemand brauchte, von der alle fortliefen — —

Sie hielt es plötzlich nicht mehr aus, ſie ſprang empor. Mit ihrem weißen, lang nachſchleppenden Kleide ging ſie über die Diele und ins grüne Zimmer. Das lag nach Nordoſt und hatte keine Sonne. In der anſchließenden Veranda hielt ſie oft auf dem rohrgeflochtenen Diwan ihre Mittagspauſe. Einladend winkten die geſtickten Kiſſen. Neben dem Diwan ſtand ein Tiſchchen mit einem aufgeſchlagenen Buch, dem letzten Roman von Wildenbruch.

Von unten tönten Stimmen.

Andrea drückte ſich in die äußerſte Ecke hinter den breiten Pfeiler und zog auch noch die Leinengardine ein wenig vor. Mit ſchmerzhaft angeſpannten Sinnen, lauernd, atemlos ſpähte ſie hinunter.

Vater und Sohn gingen unten nicht weitab vorbei. Hin und wieder durch Buſchgruppen verdeckt, kamen ſie immer wieder zum Vorſchein, ſchlugen jetzt ſogar einen Steig ein, der noch näher ans Haus heranführte.

Wie ähnlich ſie einander von hier aus waren! Wie gleichen Schritt Conny mit dem Vater hielt!

Sie ſprachen lebhaft miteinander, der Inhalt des Geſpräches war nicht recht zu verſtehen. Einmal ſchien es ſich um die Fabrik zu handeln, dann kam wieder der Name einer amerikaniſchen Erfindung herauf. Als ſie, näherkommend, faſt direkt unter der Veranda dahinſchritten, hörte Andrea ihren Sohn mit ſeiner klaren, feſten Stimme hellklingend ſagen: „Da hat das Handelsrecht wohl eine Lücke, Papa!“ und ein kurzes, fröhliches Lachen aufſchlagen.

Andrea, von quälender Neugier erfaßt, lugte vorſichtig über die Brüſtung. Sie konnte ihres Mannes Geſicht ſehn. Er hatte den Kopf ein wenig aufgerichtet und hatte in dem Blick, der auf dem blühenden jungen Sohn ruhte, ein faſt behagliches Lächeln.

Dann verſchwand dies wieder, aber der milde und aufmerkſame Blick blieb.

„Du weißt es, Junge, daß ich es mir eigentlich anders dachte —“ ſagte er langſam und zögernd. „Aber wenn ich Dich ſo reden höre — werde ich Dir doch ſelbſt zureden müſſen, nicht hier zu bleiben.“

Conny errötete heftig.

„Papa, es freut mich, daß Du wieder davon anfängſt,“ ſagte er mit unterdrückter Bewegung. „Ich habe neulich abends kaum davor einſchlafen können. Es iſt ja natürlich eine Sache, die — und im Grunde iſt es ja auch ſchade —“

„Ja, ja, das iſt es,“ ſagte Herr Lüdegaſt. „Ich habe mir nun —“

Das Weitere verklang zwiſchen den Büſchen. Es kamen nur abgeriſſene Worte noch herüber.

Andreas Wangen brannten. Sie erſchien ſich wie eine Beleidigte.

Was ſie da unten verhandelten, war ja kein bloßes Höflichkeitsgeſpräch mehr. Das drehte ſich um Pläne, um Connys ganze Zukunftspläne wohl! Und das mußte ſie zufällig, auf der Lauer liegend, erhaſchen!

Ihre Angſt und Not verwandelte ſich in lodernden Zorn. Sie ſprang von ihrem Verſteck auf und, ohne ſich zu beſinnen, eilte ſie hinunter. Ihre Empörung trug ſie wie ein Paar Flügel; ſie wußte es kaum, wie ſie die Treppe hinunter, durch die Hintertür in den Garten kam.

Unten eilte ſie weiter. Leiſe wehten die Bäume über ihr. Von ferne, ſich nähernd, kamen die Stimmen heran.

An einem Raſenſtück, in deſſen Mitte ein altes ſteinernes Becken ſtand mit einem trüben, ſchlammigen Waſſer, traten die beiden aus einem der Laubgänge, und ſie ſtand ihnen plötzlich gegenüber.

Ihre Aufregung legte ſich mit einem Schlage. Sie ſtand ſtill, und ein Gefühl von Hilfloſigkeit überfiel ſie. Sie waren ihr plötzlich ſo fremd — dieſe beiden großen ernſten Männer. — ‚Warum lief ich nur her?‘ dachte ſie verzweifelt. Sie ſchämte ſich.

„Da iſt Mama!“ hörte ſie Conny ſagen.

Hermann Lüdegaſt litt unter dem peinlichen Schreck, den ihre Dazwiſchenkunft ihm bereitete. Er hatte feſt geglaubt, im Garten vor ihr ‚ſicher‘ zu ſein. Er wußte es jetzt wirklich: ſie quälte ihn. Er atmete freier, wenn er ſie nicht ſah. Nun ſtand ſie plötzlich da! Er hatte nicht die innere Gelaſſenheit, auch nur einen Moment an ihre Motive zu denken.

„Ich muß jetzt auch wieder ins Kontor, es iſt höchſte Zeit,“ ſtieß er hervor. Er konnte, da er mitten im Geſpräch mit Conny unterbrochen war, das Fluchtartige dieſes Gehabens nicht deutlicher machen, als er tat.

Auf Connys empfindlicher Haut zeigte ſich eine ſchnelle Röte. Er war peinlich berührt. Er meinte, es habe vielleicht ein Zufall ſie hergeführt, und des Vaters Weſen habe ſie ſo ſtark verängſtigt.

Sein ſtark entwickelter männlicher Inſtinkt war jetzt ſofort auf ihrer Seite. Er trat zu ihr heran. Da fiel es ihm auf, daß ſie totenblaß geworden war.

Nun handelte er mit dem ſicheren Takt, der ſeine beſte Begabung war. Er ſagte ein paar ganz oberflächliche, abſichtlich beſonders leichtgefärbte Worte zu ihr, ſolche, die man hört, ohne ſie zu hören, die eigentlich nur durch die Luft gehen, keine Verbindlichkeit fordern und doch die Stimmung machen, die da ſein ſoll. Dabei gab er ihr in natürlicher guter Manier ſeinen Arm.

Andrea ſchoſſen die Tränen in die Augen. Sie war ſo weich und war eben ſo tief elend geweſen, daß ſie eine heiße Sehnſucht danach hatte, dem Knaben die Arme um den Hals zu ſchlingen und an ſeiner Schulter zu weinen. Ihre Seele war ſo ſchwer von Mißtrauen und unendlicher Bangigkeit, daß ſie auch von der ritterlichen Höflichkeit ihres Sohnes nicht getröſtet und beglückt werden konnte, ſondern ſie als Gabe ſeines Mitleids mit ihrer Verlaſſenheit und ihrem Verabſcheutwerden anſah.

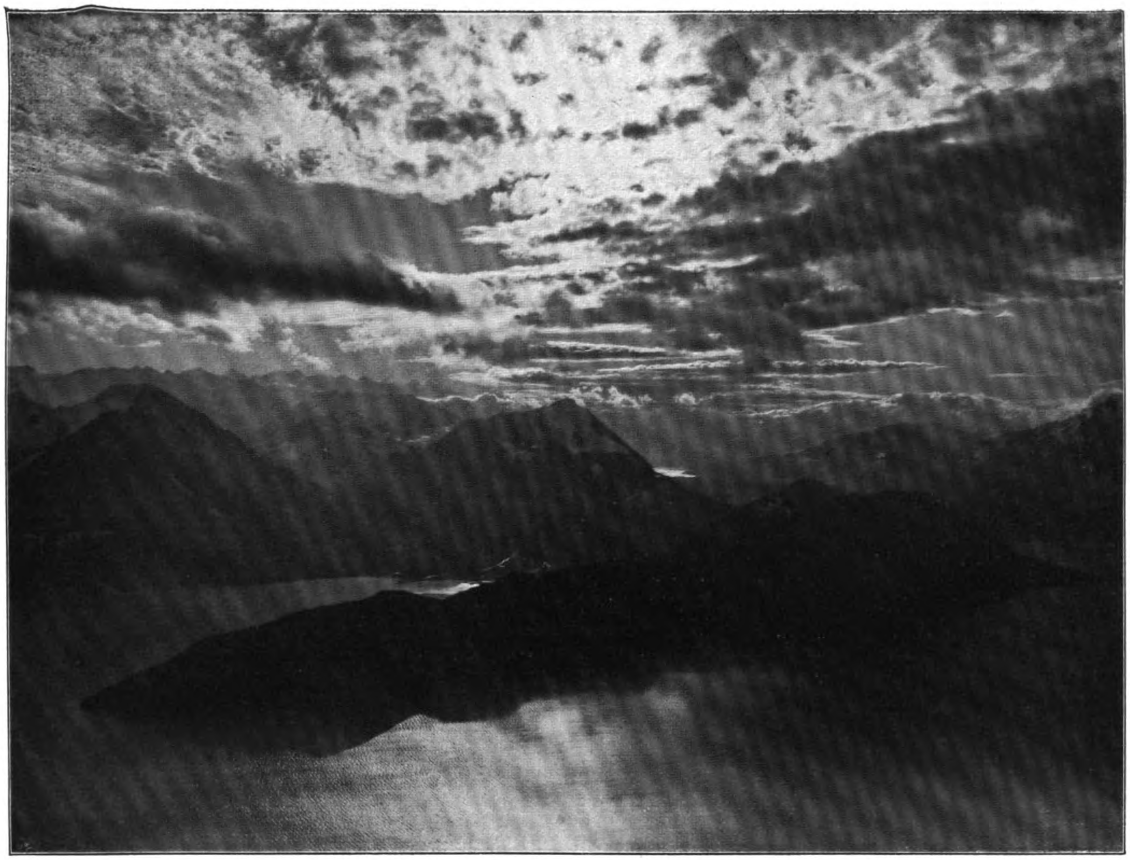
Conny ſchritt langſam, als führe er eine Kranke. Und wirklich ſchlich ſie auch nur an ſeinem Arm, geſenkten Hauptes, und hing ſich ſchwerer an ihn, als ſie wußte. Ihm ſtand die Gabe zu Gebote, jederzeit etwas Paſſendes ſagen zu können, dies kam ihm jetzt ſehr gut zuſtatten. Er tat, als ſei es das Natürlichſte von der Welt, daß ſeine Mutter nach Tiſch im Garten herumirre, daß der Vater entſetzt durch einen Seitengang entweiche, und daß man nun langſam dem Hauſe zuſtrebe. Andrea antwortete mühſam aus zugeſchnürter Kehle mit ‚Ja‘ und ‚Nein‘ und einem kleinen Lachen, wo es hinpaßte. Plötzlich fiel ein dicker Tropfen auf ihre Hand, die in Connys Arm lag. Conny ſah gerade zu einem Schwalbenneſt hinauf, das am Firſt des Gartenhäuschens klebte, und ſprach voll eifrigſten Intereſſes darüber.

Schnell und heimlich tupfte Andrea die voreilige Träne von ihrer Hand fort. Dabei empfand ſie dunkel mit einem ſeltſamen Gemiſch von Tröſtung und Schmerz: ‚Es iſt der beſte Gefährte, wenn man ſich ſeiner Not und ſeines Jammers ſchämt. Aber wenn ich dies ausbrechen ließe, mich an ſeinen Hals hinge, im Sturm nach ſeinem Herzen ſuchte — wie er dann wohl wäre — —?‘

Ein Zittern überlief ſie. Sie wagte nicht, weiter zu denken. Schweigend mit geſenktem Kopf ſchleppte ſie ſich an ſeinem Arme weiter — überließ ihm und ſeinem klaren, kühlen Willen das Spiel.

Oben im Hauſe küßte er ihr die Hand, öffnete ihr die Tür zu ihrem Zimmer und ließ ſie hineingehen.

Seine Pflicht war getan. (Fortſetzung folgt.)



Alpenpanorama bei Sonnenuntergang vom Rigi geſehen. Photographie von Aug. Rupp.

Unſere Erdbeben und die großen Bebenperioden der Vorzeit.

Von Hermann Kranichfeld, Konſiſtorialpräſident und Pfarrer a. D.*)

Bei der anhaltenden ſeismiſchen Unruhe der Erde, infolge deren Erdbebenmitteilungen im letzten Jahrzehnt zu einer faſt ſtehenden Rubrik unſerer Zeitungen geworden ſind, taucht unwillkürlich die Frage auf, ob wir vielleicht wieder einer der großen Bebenperioden entgegengehen. Solche hat es in der geologiſchen Vergangenheit zweifellos gegeben. Sie fielen ſtets mit den Perioden der Gebirgsbildung zuſammen und ſtanden mit den Vorgängen derſelben in einem urſächlichen Zuſammenhange, den wir noch jetzt erkennen können.

Die Entſtehung unſerer Faltengebirge — zu ihnen gehören faſt alle höheren Gebirgszüge — haben wir auf die Wirkung horizontal gerichteter Schubkräfte zurückzuführen. Sie ſetzten nach der gewöhnlichen Annahme die ſtarre Oberfläche der Erde in Bewegung und ſchoben ſie zuſammen, wie man etwa mit der Hand, die über den Tiſch fährt, ein auf ihm ausgebreitetes Tiſchtuch zuſammenſchiebt und in Falten legt. Wenn auch der Urſprung der dabei wirkenden Kräfte noch dunkel iſt, ergeben ſich doch die vorausgeſetzten Vorgänge ſelbſt unmittelbar aus der Lage der Geſteinsſchichten, die auch der Nichtgeologe im Hochgebirge leicht beobachten kann. Wer am Vierwaldſtätter See geweſen iſt, wird ſich vielleicht der zuſammengeſtauchten Kreideſchichten an der Axenſtraße erinnern, auf die der Baedeker aufmerkſam macht. Es iſt das ein beſonders markantes Beiſpiel, doch kann der Hochtouriſt, wenn er darauf achtet, auf ſeinen Wanderungen überall Durchſchnitte ſehen, die ähnliche wellenförmige Biegungen der ſedimentären Geſteinsſchichten zeigen. Da letztere als Ablagerungen aus dem Meere ſich urſprünglich in horizontaler Lage befunden haben müſſen, ſo iſt es einleuchtend, daß bei ihnen nach dem Zurückweichen des Meeres tatſächlich noch ſtarke Zuſammenfaltungen und Auffaltungen, wie ſie die Geologen vorausſetzen, ſtattgefunden haben. Die mit dieſen Vorgängen verbundenen Verſchiebungen der Schichten waren nun ganz bedeutend — es ergibt ſich das aus der Höhe der Falten, die nicht ſelten einige tauſend Meter beträgt — und mußten notwendig überall da, wo die Elaſtizitätsgrenze der Geſteinsſchichten überſchritten wurde, Brüche und Zerreißungen herbeiführen. Es entſtanden ſo große Längsſpalten, an denen ganze Gebirgsteile um Hunderte und Tauſende von Metern abſanken und ungeheuere Bruchzonen und Verwerfungen bildeten. Die Höhenunterſchiede, die dabei überall an der Oberfläche der Erde hervortraten, ſind zwar nachträglich vielfach durch die Verwitterung ausgeglichen worden, doch iſt das durchaus nicht immer der Fall geweſen. So ſteigen am Südabhang der Alpen, wo nach der lombardiſchen Ebene zu weithin das ganze Vorgebirge etwa 5000 Meter tief abſank, die ſtehengebliebenen kriſtallinen Geſteinswände noch heute unvermittelt und ſchroff aus der Tiefebene auf.

Nimmt man noch hinzu, daß die Perioden der Gebirgsbildung zugleich Zeiten der größten vulkaniſchen Ausbrüche waren, indem aus den tiefen Spalten gewaltige Maſſen glutflüſſigen Magmas hervorbrachen und ſich über ganze Landſtriche ergoſſen, ſo folgt, daß damals tektoniſche und vulkaniſche Erdbeben der furchtbarſten Art, gegen die alles, was wir erlebt haben, wie ein Kinderſpiel erſcheint, ſtattgefunden haben müſſen. Die Frage, ob wir wieder einer ſolchen Sturm- und Drangperiode der Erde, in der die meiſten Kulturwerte der Menſchheit in Scherben gehen müßten, entgegengehen, beſitzt daher für uns ein ſehr aktuelles Intereſſe. Wir können ſie nicht mit dem Einwand abtun, daß bei dem Erſtarrungszuſtand der Erde an eine Wiederholung nicht zu denken ſei. Das iſt, wie wir ſehen werden, ein Irrtum. Die phyſikaliſche Beſchaffenheit der Erde iſt ſicher kein Hindernis. Ob ſie aber jetzt zu erwarten iſt, iſt eine andere Frage. Auf ſie gibt uns nur die Erdgeſchichte und die vergleichende Betrachtung ihrer Gebirgsbildungsperioden eine ausreichende Antwort.

Die Erde hat eine große Anzahl ſolcher Gebirgsbildungsperioden zu beſtehen gehabt. Von den älteſten ſind freilich kaum noch Spuren zu finden. Die Gebirge, die damals entſtanden, wurden durch die Wirkung der ununterbrochen fortgehenden Verwitterungsprozeſſe längſt wieder abgetragen und der Erdoberfläche gleich gemacht. Nur aus den Lagerungsverhältniſſen der älteſten Schichten kann der Geologe Schlüſſe auf ihr einſtiges Vorhandenſein ziehen. Für jeden lesbare Dokumente haben wir aber in unſeren Gebirgen wenigſtens noch von den beiden letzten vor unſeren Augen. Auch von dieſen liegt die ältere ſehr weit zurück. Sie gehört dem Ende des paläozoiſchen Zeitalters, dem ausgehenden Altertum der Erdgeſchichte an; aber ihre ſich damals erhebenden Gebirge exiſtieren noch. Es ſind unſere Mittelgebirge. Als ſie ſich auffalteten, gaben ſie wahrſcheinlich hinſichtlich ihrer Höhe unſeren Hochgebirgen nichts nach. Jetzt ſind ſie durch Verwitterung zum größten Teil wieder zerſtört. Immerhin haben wir im Harz, dem Thüringer Wald, dem Rheiniſchen Schiefergebirge uſw. Reſte der Gebirgsketten aus der Karbon- und Permzeit vor uns. Deutlich erkennt man noch die Art ihrer Entſtehung und ihre Begleiterſcheinungen. Es brachen damals die gewaltigen Porphyrmaſſen in Thüringen, am Harz, an der Nahe, in Sachſen, in Südtirol uſw. aus dem Innern der Erde hervor. Für unſere Betrachtung iſt aber mehr noch als die Periode der Gebirgsbildung ſelbſt die folgende Ruheperiode von Intereſſe. Es iſt nämlich ganz charakteriſtiſch, daß auf die wilden Paroxysmen der Bebenperioden regelmäßig Zeiten vollſtändiger Ruhe folgten.

---

*) Die Bezeichnung des Verfaſſers in Nr. 35 des Daheim als „Konſiſtorialrat a. D.“ beruhte auf einem Verſehen. D.-R.

Nach der Entſtehung unſerer Mittelgebirge hielten dieſe während der Trias-, Jura- und Kreidezeit an, umfaßten alſo das ganze Meſozoikum oder das ganze geologiſche Mittelalter. In allen uns bekannten meſozoiſchen Ablagerungen Deutſchlands, Frankreichs, Englands und Rußlands findet man keine Spur einer gebirgsbildenden Tätigkeit. Was in Südtirol von vulkaniſchen Eruptionen in der Triaszeit noch vorkommt, ſind nur Nachklänge aus der zurückliegenden geologiſchen Revolutionsperiode der Karbon- und Permzeit. Welchen ungeheueren Zeitraum jene Ruheperiode umſpannt, erkennen wir am deutlichſten an den endloſen Entwicklungsreihen der Lebeweſen, die uns in den betreffenden Schichten im verſteinerten Zuſtand erhalten ſind. Große Organismengruppen wie die Ammoniten mit ihren vielen tauſend Arten entſtanden damals, kamen zur Blüte und vergingen; die Reptilien, die Beherrſcher des geologiſchen Mittelalters, erreichten eine enorme Entwicklung, ſie brachten jene Ungeheuer hervor, wie ſie ſich auch die Phantaſie des hiſtoriſchen Mittelalters nicht abenteuerlicher ausdenken konnte, und ſie verfielen wieder. Eine ganze Welt kam und ſtarb ab. Schon zog die neue Zeit herauf. Längſt „rauſchte“ es nicht mehr „in den Schachtelhalmen“. Die Pflanzenwelt der alten und mittleren Zeit war untergegangen, und unſere modernen Blütenpflanzen hatten in der Kreidezeit bereits die Welt erobert — da brach im Tertiär die letzte und furchtbarſte aller Schütterperioden der Erde an. Wieder faltete ſich die Erdrinde.

Alle unſere jetzigen Hochgebirge ſtiegen aus dem Meere auf: die Alpen, Apenninen, Karpathen, der Himalaya, die Kordilleren uſw. Auf großen Spalten ſank die Atlantis, der Kontinent zwiſchen Europa und dem jetzigen Amerika, in die Tiefe. Auf der Weſtſeite von Amerika brach die Küſte entlang den Kordilleren nieder. In Europa fanden ähnliche Einbrüche auf der Südſeite der Alpen ſtatt; desgleichen zwiſchen Griechenland und Kleinaſien und zwiſchen Italien und Sizilien. Auch der innere Kontinent wurde hier in dem Gebiete zwiſchen dem franzöſiſchen Zentralplateau und dem Böhmerwald von Spalten durchſetzt und zerſtückt. Die obere Rheinebene ſank als mächtige Scholle ab und bildete eine breite Grabenverſenkung zwiſchen den öſtlich und weſtlich ſtehengebliebenen „Horſten“, dem Schwarzwald und den Vogeſen. Ganz Schwaben glich einem Fluß beim Eisgang, nur waren die Dimenſionen der Schollen und ihre Verſchiebungen ins Ungeheure vergrößert. Eruptive Maſſen brachen von neuem hervor. In Europa die Baſalte und Trachyte des Vogelgebirges, der Eifel, des Siebengebirges, des nördlichen Böhmens, der Auvergne. Noch viel gewaltiger waren die vulkaniſchen Ergüſſe auf anderen Kontinenten. Im Dekan lagert über einem Gebiete ſo groß wie das mittlere Europa eine 1000 Meter mächtige Decke von Baſaltlava, die ungefähr dieſer Zeit angehört. Die Bewegung hielt während des ganzen Tertiärs an. In dem Alpenvorlande ſind auch die dort vorhandenen jüngeren Tertiärſchichten mit in dieſe einbezogen und durch ſie gefaltet worden. Erſt im Quartär — der Zeit des Menſchen — kam ſie zum Stillſtand. Denn nur die dieſem angehörigen Schichten haben die horizontale Lagerung überall beibehalten.

Aus dieſen Tatſachen ergibt ſich nun ein doppeltes: Die Zeit, die ſeit dem Ende der großen Bebenperiode des Tertiärs verfloſſen iſt, iſt, geologiſch geſprochen, nur wie der Tag, der geſtern vergangen. Sie iſt viel zu kurz, als daß wir eine weſentliche Änderung der phyſikaliſchen Eigenſchaften der Erdrinde ſeit der letzten Umwälzung vorausſetzen könnten. Wenn daher behauptet worden iſt, daß ſchon der Erſtarrungszuſtand der Erde die Annahme, wir gingen einer neuen Periode der Gebirgsbildung entgegen, ausſchlöſſe, ſo iſt das, wie geſagt, ſicher ein Irrtum. Die phyſikaliſche Möglichkeit liegt zweifellos vor. Dagegen können wir ihr Eintreten aus geologiſchen Gründen nicht erwarten. Wir ſahen, daß die meſozoiſche Ruheperiode, auch geologiſch geſprochen, einen enormen Zeitraum umfaßte. Und ebenſo ſind in den früheſten Zeiten — in den altpaläozoiſchen und präkambriſchen Formationen — die auf Gebirgsbildung hindeutenden Diskordanzen durch viele tauſend Meter mächtige Konkordanzen getrennt. Wir können auf die Bedeutung dieſer Tatſachen hier nicht näher eingehen, ſie gelten jedenfalls als untrüglicher Beweis dafür, daß auch damals die Dauer der Ruheperioden zwiſchen den Perioden der Gebirgsbildung ſehr groß war. Es kann daher für den Geologen gar keinem Zweifel unterliegen, daß bei der kurzen Zeit, die uns von dem Tertiär trennt, unſere ſeismiſchen und vulkaniſchen Erſcheinungen nur ein Nachzittern tertiärer Bewegungen ſind und ihnen auch diesmal eine lange Ruheperiode folgen wird. Was wir jetzt erfahren, iſt nur noch das dumpfe Grollen und Wetterleuchten eines abziehenden Gewitters. Die direkte Wirkung der gebirgsbildenden Kräfte hat tatſächlich längſt aufgehört. Es werden keine neuen Spalten mehr gebildet. Unſere Erdbeben beruhen nur auf einem Sichſetzen von Schollen auf den während des Tertiärs entſtandenen und längſt bekannten Bruchzonen. Das gilt auch von den großen ſizilianiſchen und amerikaniſchen Erdbeben. Die ſizilianiſch-kalabriſche Bruchzone hat der Wiener Geologe Sueß ſchon 1874 genau feſtgeſtellt. Er zeigte zugleich, daß der Stoßpunkt wohl auf ihr wandert, aber ſtets an ſie gebunden iſt; und alle neueren Beobachtungen haben dies beſtätigt. Da die ſizilianiſch-kalabriſche Bruchzone erſt gegen den Schluß des Tertiärs entſtanden iſt, iſt die Unruhe auf ihr ſtärker als auf den älteren, aber bei den einen wie bei den anderen handelt es ſich nur um eine nachträgliche Wiederherſtellung der geſtörten Gleichgewichtslage einzelner Schollen. Ähnlich wie mit den ſeismiſchen verhält es ſich auch mit den vulkaniſchen Erſcheinungen. Dieſe haben ſogar noch ſtärker nachgelaſſen als jene, da durch die eruptiven Maſſen die Spalten relativ ſchnell verklebt oder „verheilt“ werden. So treten in vielen der dem älteren Tertiär angehörenden vulkaniſchen Gebieten wie in der Eifel, in Nordböhmen und Bayern noch ſchwache Erdbeben auf, während die Vulkane dort ihre Tätigkeit längſt eingeſtellt haben.

Die Zunahme der Erdbeben in den letzten Jahrzehnten beſteht nur in unſerer Einbildung: ſie beruht auf unſerem beſſeren Nachrichtenweſen und der Errichtung der Erdbebenſtationen. Geologiſch geſprochen iſt wahrſcheinlich die Zeit nicht mehr fern, in der es auf der Erde wieder einmal weder Erdbeben noch vulkaniſche Eruptionen geben wird. Wenn ſich das fern und nah auch nur auf geologiſche, nicht auf hiſtoriſche Zeiträume bezieht, ſo hat doch dieſe Erkenntnis auch für den Gegenwartsmenſchen eine gewiſſe Bedeutung. *Wir brauchen nicht zu fürchten, daß neue Erdbebenherde entſtehen werden.* Noch größer iſt freilich ihre Bedeutung für die menſchliche Kulturentwicklung. Nicht beſſer als am Ausgang des wildbewegten Tertiärs konnte die Geſchichte der Menſchheit und der menſchlichen Kultur einſetzen. Sie entwickelt ſich jetzt im Schatten jener großen Ereigniſſe. Die unendliche Weite einer vollen geologiſchen Ruheperiode liegt vor ihr. Äonen und aber Äonen hindurch kann die Menſchheit ihr Werk treiben, ohne deſſen Vernichtung durch eine neue große Erdrevolution befürchten zu müſſen.

Sehnſucht. Von Karl Röhrig.

Sie kniet am Meer. Sie hebt hinauf
Zum Himmel heiße Hände auf,
Und weiter eilt der Zeiten Lauf.

Die Wange glüht. Das Auge tränt.
Sie ſinnt und ſucht, ſie wünſcht und wähnt.
O, wie ſich ihre Seele ſehnt!

Wonach, ſie hat es nie gewußt.
Sie weiß nur, wund iſt ihr die Bruſt
Von einer unſtillbaren Luſt.

Die Wolke zieht. Die Woge toſt.
Es weht der Weſt, es tobt der Oſt.
Und niemand bringt ihr Ruh' und Troſt.

Die Woge toſt. Die Wolke zieht.
Der Frühling kommt. Der Sommer flieht.
Die Sehnſucht kniet und kniet und kniet.

Die allgemeine Mädchenfortbildungsſchule,

die jüngſte Schöpfung auf dem Gebiete des Mädchenfortbildungsſchulweſens.

Von Dr. Hänßel, Direktor der Mädchenfortbildungsſchule zu Saalfeld a. S.

(Schluß.)

Was die Einrichtung und Koſten einer Mädchenfortbildungsſchule betrifft, ſo macht man ſich gewöhnlich falſche und übertriebene Vorſtellungen. Oft ſind die Mädchenfortbildungsſchulen luxuriös eingerichtet. Ganz falſch! Die Schülerinnen ſollen doch zu Einfachheit und Sparſamkeit erzogen werden. Falſch darum alle die Luxusſchulküchen von dem Büfett mit Holzfüllung und Kathedralverglaſung, dem Spiegelglaſurflieſchenbelag, den Fayence-Garnituren ſamt Etageren, bis zum Reinnickelkochgeſchirr etwa der hochherrſchaftlichen Küchen. Die Mädchenfortbildungsſchule in Saalfeld, die von 144 Schülerinnen im erſten und von ebenſoviel im zweiten Jahrgange beſucht wird, iſt in drei Räumen (9 zu 6 m im Geviert) untergebracht. Der erſte Raum iſt das Lehr- und Arbeitszimmer für den erſten Jahrgang, der zweite die Schulküche für den zweiten Jahrgang, der dritte iſt Vorratsraum. Der erſte Raum enthält: ſechs Nähmaſchinen (für je vier Schülerinnen eine, täglich kommen vierundzwanzig Schülerinnen im je erſten wie zweiten Jahrgange zur Schule), vier Arbeitstiſche, einen Zuſchneidetiſch, ein Pult, zwei Tafeln, vier Wandſchränke (Aufbewahrung der gefertigten Arbeiten) und fünfundzwanzig Stühle und koſtet auszuſtatten rund 1000 ℳ. Der zweite Raum enthält: vier Küchenſchränke mit Ausſtattung, vier Herde, vier Wirtſchaftstiſche, vier Ausgüſſe und Aufwaſchvorrichtungen, vierundzwanzig Schemel, ein Pult, zwei Tafeln, einen Stuhl. Der Preis dieſes Inventars beträgt rund 900 ℳ. Die Einrichtung des Vorratsraumes, in welchem zwei Schränke für Wäſche und Bücher, zehn Vorratsbüchſen und ein Kartoffelbehälter untergebracht ſind, koſtet 200 ℳ. Das ganze Inventar für eine ſo große Mädchenfortbildungsſchule koſtet alſo nur 2100 ℳ. Jede der beiden Lehrerinnen bezieht 1200 ℳ = 2400 ℳ. Ein Mittagsgericht koſtet im Durchſchnitt 0,25 ℳ. Bei 144 Schülerinnen in vierzig Schulwochen koſten die Kochmaterialien 1440 ℳ. Das gekochte Eſſen verzehren die Schülerinnen ſelbſt. Das Schulgeld beträgt 4 ℳ das Jahr, ergibt bei 288 Schülerinnen 1152 ℳ. Die laufenden Koſten betragen alſo jährlich nur 2688 ℳ (2400 ℳ Gehalt, + 1440 ℳ Materialien, — 1152 ℳ Schulgeldeinnahme). Sie werden mit den Jahren etwas höher, da das Gehalt der Lehrerinnen ſtaffelmäßig ſteigt. Man ſieht, die Koſten ſind in Anbetracht der Segenswirkungen der Schule nicht hoch.

Die Grundzüge des Lehrplans der hieſigen Mädchenfortbildungsſchule ſind: Erſter Jahrgang: Haushaltungskunde, verbunden mit Deutſch, Rechnen, Haushaltbuchführung und Nadelarbeiten (Ausbeſſern, Umarbeiten, Anfertigung ſämtlicher Wäſcheſtücke, Arbeitskleid mit Bluſe). Zweiter Jahrgang: Nahrungsmittellehre, Krankenkoſt, Kinderpflege, Kochen von vierzig Hausgerichten.

Die Erfolge eines guten Mädchenfortbildungsſchulunterrichts ſind die ſegensreichſten. Iſt nicht ſchon die Erreichung des äußeren Ziels der Mädchenfortbildungsſchule: Erlernung der Auswahl und Zubereitung der richtigen Volksernährung, die pro Kopf mit unglaublich wenig — Medizinalrat Profeſſor Dr. Max Rubner behauptet, daß durchaus der Beweis fehlt, daß der Geſamtdurchſchnitt der billigſten Volksernährung in Deutſchland pro Kopf 60 Pf. Aufwand täglich fordert — beſchafft werden kann, und die Erlernung der Führung eines Haushaltes und aller darin vorkommenden Arbeiten, einſchließlich der Nadelarbeit mit den beſcheidenſten Mitteln ein Segen? Liegt in der Erwerbung ſolcher Kenntniſſe und Fertigkeiten nicht die Beſſerung vieler Exiſtenzen, die Hebung der nationalen Kraft und des nationalen Wohlſtandes, Glück und Zufriedenheit Tauſender, liegt in dieſer Erwerbung nicht ein gut Teil Löſung der ſozialen Frage beſchloſſen?

Und nun erſt das letzte, höchſte, innere Ziel, das die Mädchenfortbildungsſchulen erreichen ſollen, nämlich: Moraliſche Führung, Förderung, Hebung und Emporbildung der geſamten Mädchenjugend einer Stadt oder eines Landes, ſittenveredelnden Einfluß auszuüben auf die weibliche Jugend; ſie den durch die Umwälzung in der Lebensführung unſeres Volkes heute ſo verheerend hereinbrechenden ſittenverderbenden Einflüſſen zu entrücken, ihr mit Gewährung praktiſch-techniſcher Ausbildung den ihr ſpäter zufallenden Beruf als Frau in einem idealen Lichte und in ſeinem hohen Werte zu zeigen; ſie Einſicht in die Bedeutung eines rechten Lebens als Staatsbürgerin, in die Größe und Wichtigkeit unſeres ganzen Staatsgebäudes gewinnen zu laſſen. Eine Pflegeſtätte lebendiger, praktiſch-idealer Mädchen- und Frauenbildung, eine Hilfsſtätte ſozialer Regenerationsarbeit, eine Segensſtätte edelſter Betätigung im Sinne der Beſtrebungen der inneren Miſſion kann ſo die Mädchenfortbildungsſchule werden.

Schaufenſterwettbewerbe.

Wer im vorigen Jahr, zur Zeit des Schaufenſterwettbewerbes, durch die Leipziger Straße in Berlin ging, hatte Gelegenheit, Menſchenanſammlungen zu ſtudieren. Wer allerdings gekommen war, um Schaufenſterſchönheiten zu genießen, kam nur in frühen Morgenſtunden auf ſeine Rechnung, ſo dicht ſtanden ſpäter die Schauluſtigen vor den Läden. Immerhin war dies Gewoge und Gedränge ein Beweis für das ſtarke Intereſſe, das man dieſem Wettbewerb, alſo der künſtleriſchen Ausſchmückung der Ladenfenſter, entgegenbrachte. Es iſt gerade in letzter Zeit in unſerer Hauptſtadt viel Schönes, echt Künſtleriſches geleiſtet, vieles geſchmackvoll zuſammengeſtellt, das leiſe und unmerklich den Geſchmack derer verfeinert, die ſolche Fenſter wirklich mit Aufmerkſamkeit ſtudieren.

Was die Hauptſtadt hat, wollen die Mittelſtädte in etwas beſcheidenerer Weiſe auch haben. Ja, man findet ſogar in kleineren Städten ſchon Wettbewerbe für Schaufenſterdekoration. Wir haben früher darauf hingewieſen, daß Geſchäfte in kleineren und in Mittelſtädten ſich faſt nie einen eigenen Dekorateur halten können, daß daher geſchickte Verkäuferinnen in kleinen Orten wohltun, ſich in der Kunſt des Dekorierens ſoviel wie möglich zu üben. Sie werden dadurch ein beſſeres Gehalt, eine feſtere Stellung erlangen. Aber für Wettbewerbe reicht ſolche Zufallskunſt doch ſelten aus. Bei dieſen Gelegenheiten ſucht man ſich eine bewährte Kraft von auswärts zu verſchaffen. Wir haben in großen Städten Künſtler, die ganz im Dienſte einer beſtimmten Firma ſtehen, und andere, die auf Beſtellung kommen und die Fenſter ſchmücken. Dieſe ſind es, die auf Wunſch auch reiſen und zu beſonderen Gelegenheiten die Schaufenſter ſchmücken. Da wird es unſere Leſerinnen intereſſieren, zu erfahren, was eine Frau, die geſchätzte Kunſtgewerblerin Fr. O. L., an Honorar bekommt. Sie berechnet für ein Fenſter 125 ℳ und außer Erſatz der Reiſekoſten 25 ℳ Tagegeld. Dazu kommen dann noch die Materialkoſten, die durchaus nicht unerheblich ſind, denn ſehr viele Stoffe werden beſchädigt, verbleichen und ſind nur mit bedeutendem Verluſt noch zu verwerten. Wenn nun auch nicht alle Künſtlerinnen dieſe Summen erhalten — manche berechnen 50 bis 80 ℳ für ein Fenſter —, ſo iſt, wie man ſieht, die Ausſchmückung eines Schaufenſters eine koſtſpielige Sache. Wenn trotzdem der Geſchäftsinhaber ſich dieſe Ausgabe hin und wieder macht, ſo muß er doch eingeſehen haben, daß ein eigenartig ausgeſchmücktes Schaufenſter eine lohnende Reklame für ſein Geſchäft iſt. Den jungen Mädchen aber, die Geſchick zum Dekorieren haben, raten wir, ſolche, von beſonderer Künſtlerhand ausgeſtatteten Fenſter ſehr genau zu ſtudieren und ſich zu fragen, woher es kommt, daß die Sachen, die das Geſchäft führt, plötzlich ſo ganz anders ausſehen, weshalb hier durch größte Schlichtheit, dort durch raffinierte Eleganz eigenartige Wirkungen hervorgebracht werden. Eine von Künſtlerhand fein zuſammengeſtellte Auslage iſt ein Kurſus in der Lehre der Schaufenſterdekoration. Einen eigentlichen Kurſus in Schaufenſterdekoration und in Lackſchrift aber deshalb nicht durchzumachen, würde ein Fehler ſein.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Frl. Th. V. in Fr. Nach der letzten Berufszählung gibt es nahe an 300000 weibliche Handelsangeſtellte. Daß die Gehälter nicht ſo hoch ſind, um bedeutende Erſparniſſe zu machen, iſt bekannt. Die Alters- und Invalidenrente iſt gering. Daher iſt alles, was das Alter dieſer Berufsklaſſe weniger ſorgenvoll macht, mit Freuden zu begrüßen. Mitglieder des Kaufmänniſchen Verbandes haben den Gedanken angeregt, ein Altersheim für Handlungsgehilfinnen zu errichten, für das ſchon einige tauſend Mark geſammelt ſind. Beiträge ſende man an den Kaufmänniſchen Verband für weibliche Angeſtellte, Konto Altersheim, Berlin SO. 16, Köpenicker Straße 74.

Frau Z. in Altona. Die Gewerbeſchule für Mädchen in Hamburg, Bremer Straße 77, hat einen beſonderen Jahreskurſus für Hausbeamtinnen, der auch Garten- und Blumenpflege umfaßt. Wenden Sie ſich an die Vorſteherin Frau Paula Oakes.

Frl. R. B. in G. Auch uns will es ſcheinen, als ob Sie mit 27 Jahren zur Gründung einer Penſion noch zu jung wären. Da Sie aber Franzöſiſch in Grenoble und Engliſch in England gründlich ſtudiert haben, ſo käme vielleicht eine Teilhaberſchaft an einer Penſion in Frage. Oder weiß eine unſerer Leſerinnen einen anderen Rat?

Kinderluſt-Sonnenſchein. Sie wollen in B. ein Kinderheim gründen? Wenn Sie nicht ausreichende Privatmittel beſitzen für Inſerate, Anſchaffungen, Warten auf Pfleglinge in der erſten Zeit uſw., können wir Ihnen nur abraten. Es iſt ein zu großes Wagnis! Vielleicht gibt eine unſerer Leſerinnen freundlichſt Rat, ob irgendwo im deutſchen Vaterlande eine Krankenpflegerin und eine Lehrerin mit Ausſicht auf Erfolg ein Kinderheim für größere Kinder und für Babies gründen könnte.

Frauen-Daheim.

Still vorbei an kalten Herzen, ſtolz vorbei am Menſchenſpotte
Steure, Seele, deine Schmerzen, deine tapfre, kleine Flotte.

Die blühende Heide.

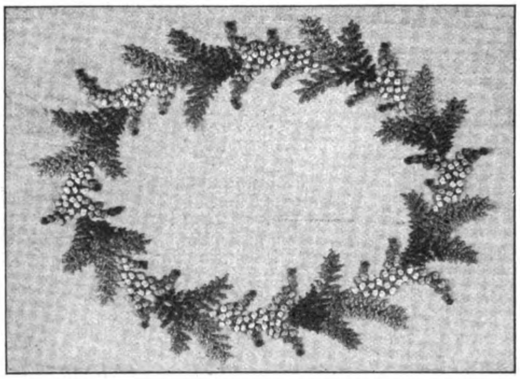
Wer Augen hat zu ſehen und Füße zum Wandern, dem iſt die Zeit der Heideblüte eine Zeit unendlicher Freude. Ganze weite Strecken unſeres ſchönen Vaterlandes überzieht der Auguſt mit jener rotlila Purpurdecke, die den Glanz der Spätſommerſonne ſo innig in ſich einſaugt, daß ſie tatſächlich wie Seide glänzt. In großen Flächen, von einzelnen hochkronigen Kiefern überragt, von ſaftgrünem Heidelbeerkraut durchſprengt oder von blutjungen Fichten und Tännchen durchwachſen, durch blaue Glockenblumen, Thymian oder honiggelbes Labkraut ſtellenweiſe ins bläuliche, rötliche oder goldige abgetönt, von weißen Sandwegen durchſchnitten, von ſchwarzem Juniperus gehoben, gibt die blühende Erika den Malern ewig neue, köſtliche Bildmotive. Gegen die Sonne geſehen iſt die blühende Heide ein einziger Glanz, jedes Blütchen trägt ſein winziges Glanzlicht; von der Sonne abgewandt wird die blühende Fläche ſtumpfer, ihre Farben weben ſich tiefer, inniger ineinander. Man kann beim Wandern dieſe Effekte in endloſer Abwechſlung beobachten. Vor ſich ſieht man oft ein Meer von Glanz, beim Zurückblicken eine ſtumpfe, weiche Farbe. — Die einzelnen Heidepolſter auf Rainen, in Waldmoos und vermooſtes Wieſenland eingeſprengt, ſind in ihrem Aufbau, ihrer Abrundung oft unendlich ſchön. Aber bis in den feinen einzelnen Zweig hinein geht der Genuß des Sehens. Die Form der holzigen, zierlich geſtreckten Stengel, der ſchuppenartige Stand der winzigen Blättchen am einzelnen Zweig, das Eirund der Knoſpen, die Glöckchenform der Blüten, deren ſchöne Verteilung um den Zweig, doch nie bis in deſſen feine Spitze hinein, — das lockt alles Stift und Pinſel förmlich magiſch herbei.

Aber auch die Nadel wird unruhig in der Hand der geſchickten Stickerin in der Zeit der blühenden Erika.

Es iſt zu verführeriſch, dieſe reiche Skala von purpurnen, roſa und lila Farbentönen aus dem Farbenreichtum des Seiden- oder Filingarn-Vorrats heraus zu kopieren, das Rund der Erikaknoſpen ſchön plaſtiſch mit dickem Plattſtich herauszubekommen, das feingeſpreitete winzige Blattwerk mit ineinandergreifenden Stichen — Hexen- und Grätenſtich — nachzuahmen.

Blühende Heide iſt die Modeblume der Stickerei. Wir ſehen ſie plötzlich in allen Schaufenſtern in allerlei Ausführung, die intereſſanteſten Experimente ſieht man; bei den bildſchönen Modellen von Theodora Kolwe iſt ein einziges geſchickt geſchürztes Knötchen zur Heidekrautblüte umgezaubert, die Heide iſt hier ſtiliſiert, vereinfacht, mehr für die Wirkung aus der Ferne berechnet.

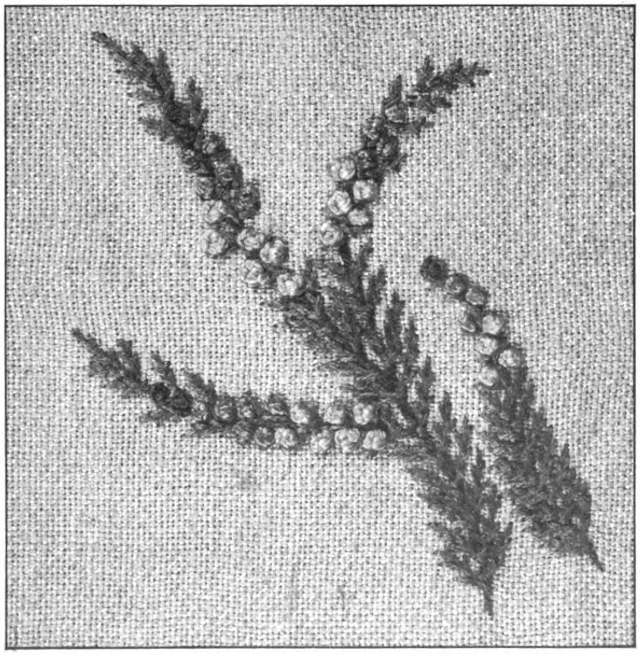
Der Heideſtrauß auf der Decke von Frau Profeſſor Mohn iſt eine mit der Nadel ausgeführte direkt maleriſche naturtreue Kopie eines Heidekrautſtraußes. Eine kunſtſinnige Frau, ein Glied der Familie Ludwig Richters, hat dieſes feine Kunſtwerk einmal in genialer Laune ausgeführt. Techniſche Vorſchriften für die Nachahmung dieſer Stickerei laſſen ſich nicht geben; wir zeigen an einer naturgroßen Probe das Wie, kunſtgewandte Hände und Künſtlerinnenaugen werden das Abgucken vielleicht fertig bekommen.



Heidekranz. Stickerei zu einem Verandakiſſen.
Modell von Fräulein Th. Kolwe, Berlin W., Potsdamer Straße 4.

Beſſer noch jede Künſtlerin verſucht, ihren eigenen Weg der Naturnachahmung zu finden.

Für die Künſtlerinnen der Nadel, aber nicht des Sehens, ſeien die ſchönen vorgezeichneten Heideſtickereien — Kiſſen und Decken — von Theodora Kolwe empfohlen.



Ausführung der Erikazweige zum Verandakiſſen.

Anekdotenhören.

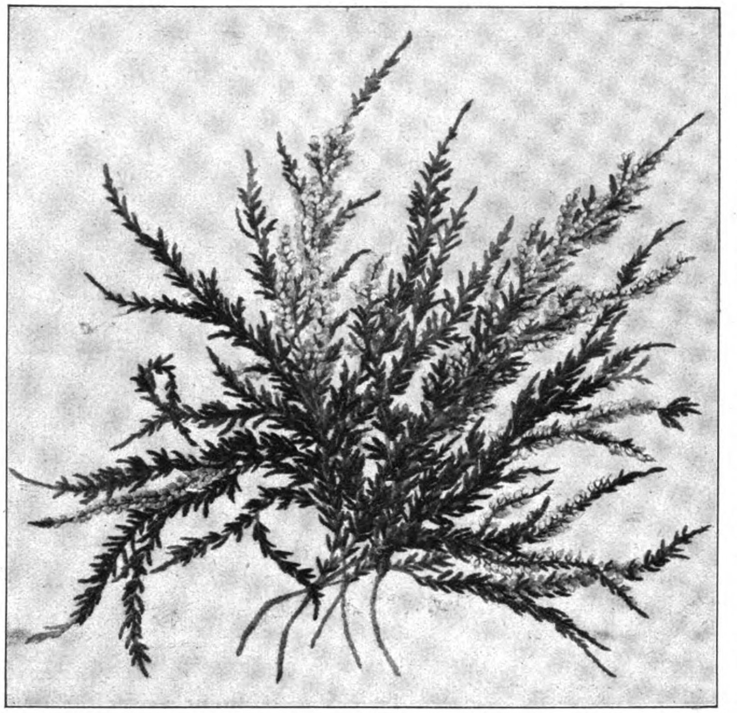
Es iſt ſchwer, Anekdoten gut zu erzählen; aber es iſt beinah ebenſo ſchwer, ſie richtig anzuhören.

Der Erzähler kann den Inhalt ſeiner Geſchichte von vorn herein durch eine Art Überſchrift kenntlich machen, indem er z. B. fragt: „Kennen Sie die Geſchichte von der Hummer und dem Hunde?“ Iſt man alsdann aus Höflichkeit verpflichtet die Anekdote, auch wenn man ſie kennt, anzuhören? Ich glaube nicht. Denn man würde den Erzähler für ſeine freundlichen Bemühungen nur mit einem Beifallslachen zweiter oder dritter Güte belohnen können, dem man die Künſtlichkeit anmerken würde, da nichts ſich bekanntlich ſchwerer nachahmen läßt, als der natürliche Ausbruch unwiderſtehlicher Heiterkeit.

Etwas anderes iſt es, wenn der Erzähler, ohne ſich einer ſolchen Namengebung bedient zu haben, ſchon mitten im Feuer der Berichterſtattung begriffen iſt und mit vollgeſchwellten Segeln auf das ſchöne Ziel der Landſpitze (Pointe) losſteuert. Da würde es eine Taktloſigkeit ſein — und jede Taktloſigkeit iſt das äußere Anzeichen einer inneren Liebloſigkeit — wenn man ihm plötzlich die ſchon vorgekoſtete Freude des Beifalls zerſtören und mit einem: „Ach, die Geſchichte kenn' ich!“ klotzig dazwiſchen fahren wollte, wie man auch nicht durch gelangweiltes Gebaren die Frage herausfordern ſollte: „Sie kennen die Geſchichte doch nicht?“, worauf man in die Verlegenheit geraten würde, aus Höflichkeit eine Notlüge zu ſagen.

Im Verlauf der Erzählung ſoll man nicht durch unnütze Zwiſchenfragen beſchwerlich fallen, am wenigſten durch ſolche, die den Erzähler ſofort darüber ins klare ſetzen, daß der Zuhörer keinen wirklichen Sinn für Humor beſitzt, und die deshalb nur den entmutigendſten Eindruck auf ihn machen können. So ſind alle geſchichtlichen Randbemerkungen vom Übel, etwa wie die: „Das kann nicht richtig ſein; denn damals weilte Sereniſſimus gar nicht in Weimar, ſondern auf der Wartburg.“ Ebenſo die ſchreckliche Nüchternheitsfrage: „Iſt das auch wahr?“ und die alles zunichte machenden Ausrufe: „Das iſt unmöglich! Das glaube ich einfach nicht!“ Denn für eine Anekdote kommt es bekanntlich nicht darauf an, ob ſie auf Wahrheit beruhe, ſondern ob ſie in ſich einen lächerlichen Widerſpruch enthalte, der unwiderſtehlich zum Lachen reizt. Daher alle Erkundigungen, die Tatſächliches feſtgeſtellt haben wollen, vom Übel ſind, beſonders fürchterlich aber die Gewiſſensfrage neugieriger Backfiſche: „War der Mann verheiratet?“

Iſt die Erzählung beendet, ſo erfordert die Höflichkeit auch dann, wenn keine Wirkung erzielt worden, ſchon für die gute Abſicht, unterhalten zu wollen, durch ein verbindliches Lächeln zu danken, falls man ein richtiges Gelächter beim beſten Willen nicht zuſammenbringen kann. Wenn man hingegen gepackt worden iſt, tut dem Erzähler eine kurze Bemerkung wohl, die ihn darüber aufklärt, daß man die Spitze der Anekdote richtig empfunden hat. Um ſo peinlicher wirkt es freilich auf ihn, wenn er merkt, daß der Zuhörer ſich zwar vor Lachen ſchüttelt, aber gleichwohl die Anekdote von einer ganz falſchen Seite aufgefaßt und ihr eine ganz falſche Spitze angelötet hat. So trug ich einmal einem jungen Mann Kopiſchens reizendes Gedichtchen: „Die Trommelmuſik“ vor, wo ein zartnerviges und feinöhriges Elfchen von einem Bauer eingeladen wird, eine Strecke lang ihm in ſeinem Wagen Geſellſchaft zu leiſten, weil es ihm in Ausſicht geſtellt hat, zu ſeiner Hochzeit einen großen Klumpen Gold zu ſchenken; bis nach einer Weile das Elfchen fragt, was denn für Muſik auf der Hochzeit gemacht werde, worauf der Bauer wahrheitsgemäß den Beſcheid gibt: „Nun, Trommelmuſik und Paukenmuſik.“ Aber da fährt dem nervenſchwachen Geiſtchen ſofort der Schreck durch alle Glieder und es wiſpert abſpringend: „Lebewohl! Nun mußt du mir's erlaſſen, was ich verſprach: Die Trommelmuſik, die will für mich nicht paſſen.“ Da huſcht es fort. „So komme doch nur!“

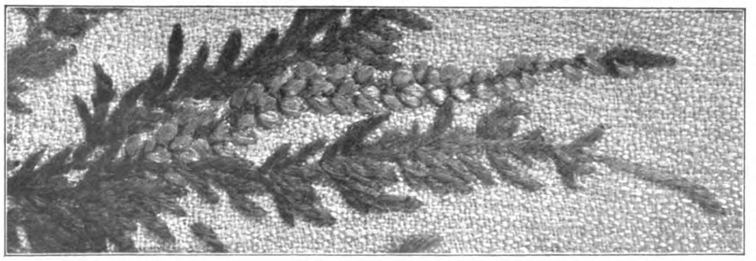

Tiſchdecke: 40×40 cm. Geſtickte Heide. Im Beſitz von Frau Prof. Margarethe Mohn, Berlin.

„Nein, nein! Ich muß dir ſagen:
Die grobe Muſik, die Trommelmuſik,
Die kann ich nicht vertragen.“

Wo die Spitze der Geſchichte zu ſuchen iſt, habe ich hinreichend angedeutet. Aber mein Zuhörer hatte ſie an ganz anderer Stelle zu finden geglaubt, lachte und rief: „Da hat der Elf den Bauer tüchtig übers Ohr gehauen und iſt eine gute Strecke mit ihm umſonſt gefahren.“

Ich ließ ihn dabei. Denn das Lächerliche erklären wollen, heißt es vernichten.

Es iſt auch nicht fein, die Wirkung einer Anekdote dadurch abzuſchwächen, daß man das Schlußgelächter der Geſellſchaft nicht einmal ausklingen läßt, ſondern es mit dem Stentorrufe zu beherrſchen ſucht: „Die Geſchichte habe ich ſchon gekannt, aber ſie hat ſich in Wirklichkeit etwas anders zugetragen,“ worauf dann unverweilt dieſelbe Geſchichte noch einmal vorgetragen wird, nur daß alles von viel, viel derberem Kaliber iſt und die Paprikazutat der Unfeinheit nicht verſchmäht wird. Nun hat man natürlich den kürzeren gezogen und ärgert ſich über ſeine zuſchanden gemachten Bemühungen, die Geſellſchaft zu unterhalten, um ſo mehr, als es womöglich ein ſogenannter Freund geweſen iſt, der ſich berufen gefühlt hat, unſere Geſchichte in ſeinem Sinne noch ein gut Teil wirkungsvoller zu geſtalten.


Einzelner Zweig der Erikadecke. Natürliche Größe.

Ich denke, man wird aus dieſem Geplauder entnommen haben, daß auch auf dem Gebiete des Zuhörens das wahre geſellſchaftliche Bindemittel zur Anwendung gebracht werden muß, das in feinſinniger Rückſichtnahme auf unſere Mitmenſchen beſteht, welche ſelbſt nur der natürliche Ausdruck innerer Herzensgüte iſt oder doch ſein ſollte. Wilh. Henzen.

Praktiſches fürs Haus.

Das einfachſte, billigſte Mittel, Linoleum ſchön zu erhalten, dürfte unſtreitig „Parkettſeife Marke Roſe“ ſein, die in München hergeſtellt wird und überall erhältlich iſt. Ich habe einen großen Vorplatz und vier weitere Räume mit Linoleum belegt, die ſeit Jahr und Tag nur mit obiger Parkettſeife gereinigt werden. Allerdings iſt auch eine Pflege des Linoleums mit Wachs nötig, um es dauernd in gutem Zuſtande zu erhalten. Da leiſtet mir Parkettroſe die vortrefflichſten Dienſte. Dieſe Bohnermaſſe konſerviert nach meiner Erfahrung Linoleum vorzüglich, weil ſie eine dünne Schicht bildet, die ihm Schutz verleiht. Dadurch behält das Linoleum immer Geſchmeidigkeit und ſchönes Ausſehen. Obwohl die belegten Räume ſeit drei Jahren überaus ſtark begangen werden, wie dies bei einer neunköpfigen Familie erklärlich iſt, zeigen ſich auch heute, von ein paar verſtoßenen Ecken abgeſehen, noch keinerlei Abnützungsſpuren. K. Schachhofer, München.

Für die Küche.

Kaiſer-Schmarrn. Antwort an „Tätige Hausfrau“ I. 1/4 l ſüße Sahne verquirlt man ſorgfältig mit fünf Eidottern, einem knappen 1/4 Pfund Mehl, einem Eßlöffel voll Zucker, 30 g Korinthen oder Sultaninen, 30 g feingewiegten ſüßen Mandeln, einer Priſe Salz und dem Schnee der fünf Eiweiße. In einer Pfanne erhitzt man ungefähr zwei Eßlöffel voll Butter, ſchüttet die Maſſe hinein und läßt ſie bei gutem Feuer raſch auf der unteren Seite bräunen, dreht den Schmarrn mit einer Schaufel um, zerreißt ihn mit der Gabel in ziemlich große Stücke, läßt dieſe auf der zweiten Seite etwas bräunen, beſtreut die Speiſe mit Zucker, dem etwas Vanille beigemiſcht und gibt ſie gleich zu Tiſche. Die ſüßen Mandeln können fortbleiben.

Quittengelee (Antwort II). Roh herzuſtellen. Nachdem die reifen, gelben Früchte mit wenig Waſſer weichgekocht, ausgepreßt und filtriert ſind, nimmt man auf 1 Pfd. Saft 1 1/2 Pfd. geſtoßenen, geſiebten Zucker, ſchlägt beides 3/4 Std. mit einer Drahtrute, aber ja gleichmäßig und nach einer Richtung, damit kleine Blaſen entſtehen. Den Saft füllt man in die Gläſer, in denen er nach wenigen Tagen erſtarrt. Sorgfältig zugebunden kühl verwahren.

Quittengelee. Vollkommen reife, ganz gelbe, fleckenloſe Quitten, werden ſorgfältig abgerieben, von Stiel und Blüte befreit, nicht geſchält in Viertel geſchnitten und in einer irdenen glaſierten Kaſſerolle, mit Waſſer bedeckt, ganz langſam weichgedünſtet. Der Saft wird gut ausgepreßt, und durch ein Tuch filtriert, bis er vollkommen klar iſt. Auf jedes Pfund Saft rechnet man ebenſo viel Hutzucker, der geläutert und gut abgeſchäumt werden muß. Den Quittenſaft gibt man zum Zucker, läßt beides unter Umrühren raſch kochen, bis der Saft dick vom Löffel abtropft und eine kleine Probe auf einem Teller erſtarrt. Das ausgekühlte Gelee fülle man in kleine Gläſer, lege obenauf ein in Rum getränktes Papier, verſchließe die Gläſer feſt und bewahre ſie an kühlem Orte auf. M. Sotar.

Auskunft.

Antwort auf Frage in Nr. 37. Gewiß können Sie Zwirn Nr. 20 zum Klöppeln einer Bluſe nehmen, jedoch muß dann auch der Stoff ziemlich derb ſein, Panama- oder Leinengewebe. Eine aus Stoffſtreifen und Einſätzen zuſammengeſetzte Bluſe iſt immer nur einfach als Hemdbluſe anzufertigen. Elegantere Bluſen ſtellt man her, indem man Paſſen klöppelt und außerdem noch Einſätze, womöglich einen ſchmalen und einen breiten, ſowie auch geklöppelte Sterne oder Vierecke zum Inkruſtieren. Zu ſolch eleganter Bluſe dürfte es jedoch zu empfehlen ſein, etwas feineren Zwirn, etwa Nr. 30, zu benutzen. Bei einfacher, aus Streifen zuſammengeſetzter Bluſe iſt zu beachten, daß auf der Schulter Einſatz an Einſatz trifft. Auch kann man ein Achſelſtück klöppeln, oder auch den Längseinſatz des Ärmels über die Schulter bis zum Stehkragen fortführen. Zu jeder weiteren Auskunft gern bereit. Adele Voshage, Hannover, Fiſcherſtraße 1 C.

Kinder-Daheim.

Der Kuhbaum.

(Galactodendron Hb. et B. Zu den Urtikaceen gehörend.)

Ob das ein Baum iſt, mit deſſen Blättern oder Früchten man Kühe füttert? — oder was geht ſonſt dieſer Baum eine Kuh an? Komiſcher Name: „Kuhbaum!“ So werdet ihr ſicherlich ſprechen!

Schon in ſehr alten Schriften wurde von einem Baume erzählt, der Milch gäbe, — ſchöne, weiße, wohlſchmeckende Milch. Und der Name wäre „Milch“- oder „Himmelsbaum“. Um den Baum herum, erzählt die Sage, verſammelten ſich alle Kinder, die nur ein paar Tage gelebt hätten; die Seelen der kleinen Verſtorbenen hätten nun nicht darben dürfen. — Ach, ſo etwas hat ſich irgend jemand mal ausgedacht, ſagte man; den Baum gibt es nicht. — Da kam unſer großer Naturforſcher Alexander von Humboldt nach Südamerika; und als er bei Portocabello in Venezuela weilte, hörte er: in dieſen Gegenden ſei ein Baum, der Milch gäbe. Nun, dachte er, das wird wohl ſolch ein Saft ſein, wie ihn in unſerer Heimat manche Gewächſe liefern; z. B. das Unkraut Wolfsmilch, deſſen milchiger Saft ſo ſcharf und ätzend iſt. Doch nein! Humboldt mußte ſich bald davon überzeugen, daß längs der ganzen Küſte von Venezuela jener Baum vorhanden ſei, der wirklich eine köſtliche Milch ſpendete. Die über 30 m hohen Bäume bilden bei Cariaco große Wälder, in denen man — da ſich die Baumkronen erſt in Höhe von 20 m entwickeln und weithin ausbreiten — mit rechter Luſt ſpazieren gehen kann, ab und zu ein wenig Milch zu ſich nehmend. Wie letztere gewonnen wird, ſollt ihr gleich erfahren. Vorher muß noch geſagt werden, daß Humboldt keine kleinen Kinder um ſolche Bäume verſammelt fand. Das ſchadet aber nichts; die ausgedachte Kindergeſchichte iſt doch ſehr hübſch.

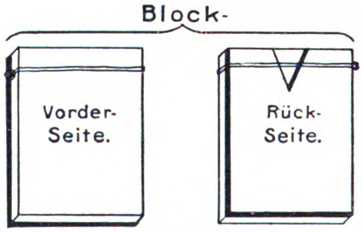
Der Milch-, Himmels- oder Kuhbaum hat noch die merkwürdige Eigenſchaft, daß — ſolange er jung iſt — ſeine Zweige eckig und mit feinem Flaum bedeckt ſind. Seine länglichen, ſehr glatten und beträchtlich großen Blätter ſind wie von Leder gearbeitet. Aus beſcheidenen Blüten erwächſt eine an die Walnuß erinnernde Frucht. Durch Einſchnitte in den Stamm tritt der milchige Saft heraus, der beſonders bei Sonnenuntergang reichlich fließt.

Dann (ſo erzählte ſchon Humboldt) ſieht man die Leute (darunter rote, braune und ſchwarze) aus allen benachbarten Orten mit großen Näpfen herbeieilen. Einige, die großen Durſt haben, trinken die Milch gleich aus; andere tragen die gefüllten Gefäße heimwärts. — Die Milch iſt ziemlich dick, ohne alle Herbheit und von angenehmem Duft. Leider iſt ſie aber ein bißchen klebrig. Die farbigen Leute bereiten damit auch verſchiedene Gerichte, z. B. mit Mais oder den Wurzeln der Kaſſawa; und in Reiſeberichten leſen wir, daß in der Jahreszeit, in der die Milch des Kuhbaums am ſtärkſten fließt, die Menſchen ungemein wohlgenährt ausſehen. Auch kann man einen Käſe vom Kuhbaum gewinnen, ſobald man die gewonnene Milch einige Zeit von aller Luft abſperrt.

Bin müde! Photographiſche Aufnahme eines Daheimfreundes.

Ob einer von euch einmal unter den Kronen dieſer Bäume wandern wird!?

Eliſabeth Lemke.



Leichte Selbſtherſtellung eines praktiſchen Notizblocks.

Ein Notizblock muß überall zur Hand ſein. Beſonders unentbehrlich iſt er für jede Hausfrau: Ein praktiſches Geſchenk für eure Mutter alſo!

Nun kann man zwar in jedem Papiergeſchäft einen Notizblock für billiges Geld erhalten. Es ſind jedoch bei dieſem die Blätter, ſolange ſie am Block befeſtigt ſind, nur auf einer Seite zu beſchreiben; iſt das Blatt einmal abgetrennt, ſo kann es leicht verloren gehen.

In dieſer Beziehung praktiſcher und noch billiger iſt ein Notizblock, den man ſich ſelbſt ſehr leicht herſtellen kann. Mit etwas Geſchicklichkeit kann es jedes größere Kind.

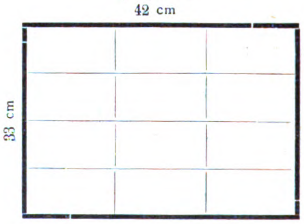
Fünf Bogen Konzeptpapier werden ausgebreitet, ſie haben ſo die Größe von 33 : 42 cm. Man bricht ſie zunächſt die Länge entlang in der Mitte und ſchneidet ſie mit ſcharfem Meſſer durch; dann teilt man dieſe Hälften nochmals in der Länge und erhält ſo Streifen von 8¼ zu 42 cm. Dieſe werden dann möglichſt genau gedritteilt, daß man im ganzen 60 Blätter in der handlichen Größe von 8¼ zu 14 cm erhält, die aufeinander gelegt den Block ausmachen.

Zu dieſem Block ſchafft man ſich eine gleichgroße Unterlage aus feſter Pappe, die man leicht aus einem verbrauchten Kartondeckel oder dergleichen herausſchneiden kann. Am Ende einer Schmalſeite umſpannt man das Ganze mit einem feſten Gummiſchnürchen, wie ſolche in den Wäſchegeſchäften zum Zuſammenhalten der Kragendutzende benutzt werden. Sie ſind blau, rot oder weiß umſponnen und mit einem Knopf verſehen, haben eine gute Spannkraft und Ausdauer und koſten nur etwa einen Pfennig.

So iſt der Block fertig. Iſt die erſte Seite eines Blattes verbraucht, ſo zieht man es unter dem Gummiſchnürchen hervor und ſchiebt es nach geſchehener Umwendung wieder darunter. So kann man gut beide Seiten beſchreiben, während das Blatt am Block befeſtigt bleibt.

Will man den Block aufhängen, ſo ſchneidet man aus der ſtarken Unterlage oben ein Dreieck heraus und der Nagel faßt leicht unter das Gummiſchnürchen., ſo daß der Block feſthängt. Es kann auch keins der Blätter herausfallen, denn das Gummiſchnürchen hält ſie alle ausreichend feſt.

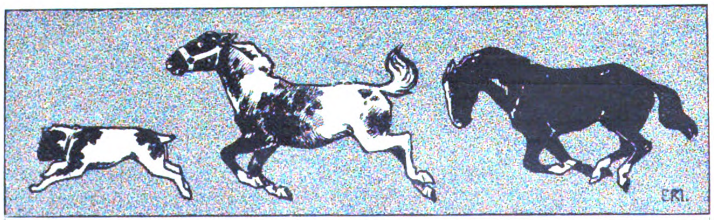
Papier:



Man kann aber auch das Papier zu ſolchem Notizblock ganz umſonſt haben, wenn man von den faſt täglich in jedes Haus kommenden Druckſachen, Offerten uſw. die noch ganz freien oder nur einſeitig bedruckten Blätter ſammelt und zum Block zurechtſchneidet.

Aber auch die täglich freiwerdenden Blätter eines beſſeren und genügend großen Abreißkalenders, ſofern ſie auf der Rückſeite unbedruckt ſind, laſſen ſich zu einem Notizblock verwenden; man macht die Pappunterlage hierzu in der Größe dieſer Blätter, eines Briefbogens in Poſtformat.

L. P. in S.



Losgelaſſen.

Zeichnung von Eliſabeth Mauderer.

Losgelaſſen! Ha, in vollen
Zügen wollen ſie's genießen,
Und daher in wilden, tollen
Sprüngen ſieht man ſie begrüßen

Ihrer Freiheit goldne Stunden;
Um die Wette mit den Hunden
Jagen unter blauem Himmel
Rappe nun und Apfelſchimmel.

Dr. S.

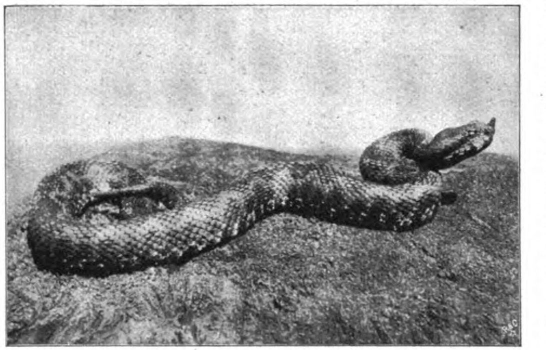
Tierfreund.

Die Sandotter.

Die hier abgebildete Sandotter oder Vipera ammodytes gehört zu den Giftſchlangen, und zwar zu den Viperidae, zu denen auch die bei uns häufig vorkommende Kreuzotter (Vipera berus, Pelias berus) zählt. Die Sandotter findet ſich in ganz Südeuropa.

Wenn es auch nicht jedermanns Geſchmack iſt, Giftſchlangen im Terrarium zu halten, ſo möchte ich doch die Sandotter dem vorgeſchrittenen Pfleger von Terrarientieren ganz beſonders empfehlen, und zwar aus folgenden Gründen. Die unſchädlichen und deshalb meiſt gepflegten Schlangen, wie Ringelnatter, Haſelnatter uſw., freſſen ihre Beute bekanntlich immer lebend, und einen ſchönen Anblick gewährt es wohl kaum, wenn eine Ringelnatter einen Froſch, trotz verzweifelter Gegenwehr, langſam, man möchte ſagen, Schritt vor Schritt, hinunterwürgt. So intereſſant dies an und für ſich iſt und ſo natürlich, — der Tierfreund wird ſich wohl immer von einem ſolchen Schauſpiel abwenden. Ganz anders die Giftſchlangen. Sie töten vorher raſch das Beutetier, welches ſofort ohne weiteren Todeskampf verendet, und dann erſt wird das Tier verſchlungen. Aber die Gefährlichkeit! wird mancher ausrufen. Nun, ſo ſchlimm iſt es damit nicht, und gerade bei der Sandotter iſt es faſt ungefährlich. Natürlich iſt Vorſicht immer anzuwenden, und man muß dafür ſorgen, daß der Behälter gut verwahrt bleibt, und die Schlange faſſe man mit einer Holzzange oder einer jener bekannten Brenn- oder Wäſcheſcheren, deren Enden mit Garn umwickelt werden, dicht hinter dem Kopfe an. Unſere Kreuzotter zu pflegen, wird wenig Freude machen, da ſie nur ſelten frißt und immer einen bösartigen und heimtückiſchen Charakter behält. Den Gegenſatz hierzu bildet die Sandotter, die trotz des mit Schuppen bekleideten weichen Hornes und ihres hierdurch drohenden Ausſehens einen friedfertigen Charakter beſitzt. Sie hat bei mir nie verſucht zu beißen, ſelbſt wenn ich ſie mit der Hand dicht hinter dem Kopfe faßte und emporhob. Im Ausſehen gleicht die Sandotter der Kreuzotter, ſie hat dieſelbe verſchiedene braune bis beinah weiße Färbung und das dunkle Zackenband auf dem Rücken. Die Männchen ſind heller gefärbt als die Weibchen. Man kann ſie mit anderen Schlangen und Echſen zuſammenhalten, doch liebt ſie trockenen Boden und viel Sonne. Gefüttert wird ſie am beſten mit Mäuſen, und zwar grauen oder weißen. Ich ziehe letztere vor, da ſie ſich nicht ſo verbergen wie die grauen Mäuſe und auch nicht ſo biſſig ſind wie dieſe. Geheizt braucht das Terrarium nicht zu werden, auch im Winter nicht, wenn es in einem geheizten Zimmer ſteht.

Alfred Jeſch.



Die Sandotter (Vipera ammodytes).

Was die Inſekten alles freſſen.

Die Zudringlichkeit verſchiedener Inſekten, die unſeren Futtervorräten und Speiſen unerwünſchten Beſuch abſtatten, ſich in die Wohnungseinrichtungen und Kleider einniſten, macht uns viel Verdruß. Wir ſind in ſtetem Kampfe gegen dieſe unwillkommenen Gäſte, die bei ihrer Kleinheit ſich überall einſchleichen können.

Wir wiſſen, daß verſchiedene Kleider- und Pelzmotten von Wolle, Haaren, Stoffaſern ſich nähren. Andere, ſo die Wachs- oder Honigmotte und andere Arten, niſten ſich in großer Zahl in den Bienenhäuſern ein und nähren ſich hier von dem Bienenwachs. Wieder andere, ſo die Fettſchabe, finden in unſere Fettvorräte Eingang, und wiederholt ſind Fälle bekannt geworden, in denen mit dem Fett ſolche Motten oder deren Larven in den Magen gelangt ſind und ausgebrochen wurden.

Weniger bekannt dürfte es ſein, daß auch Hörner und Geweihe vor Angriffen der Inſekten nicht ſicher ſind. Sammler wiſſen von ſolcher Gefährdung ihrer Jagdtrophäen und Muſeumsſtücke genug zu erzählen. Auch hier ſind es in erſter Linie die Larven von Motten, welche die Geweihe und Hörner angehen. Über einen ſolchen Fall hat Oberſt Bowker berichtet, der mit Prinz Napoleon an dem Kampfe gegen die Zulus im Jahre 1879 teilnahm und den Prinzen fallen ſah. Er hatte ſich zur Erinnerung einen Huf des Pferdes, das den Prinzen trug und mit ihm getötet wurde, mitgenommen und ſich daraus ein Tintenfaß herſtellen laſſen. Ehe aber der Huf verarbeitet war, hatten Motten ihre Eier an den Huf abgelegt, die ausſchlüpfenden Larven hatten ſich in das Horn eingebohrt, und nach zwei Jahren, als längſt das fertige Tintenfaß auf dem Schreibtiſch ſtand, machte ſich der lebende Inhalt bemerkbar.

Aber nicht nur der Sammler toter Naturalien hat über den Fraß ſolcher Schädlinge zu klagen, auch der Züchter verwünſcht oft genug das Einſchleichen verſchiedenſter Schmarotzer, die ſeinen Pfleglingen zu Leibe gehen. Wir wollen da nicht auf die Schlupfweſpen und andere Feinde, die den Raupenſtand des Schmetterlingszüchters gefährden, zu ſprechen kommen, wohl aber einiger Kannibalen unter den Raupen ſelbſt gedenken, die über ihresgleichen herfallen. Zu dieſen Mordraupen gehören u. a., als in dieſer Beziehung beſonders berüchtigt, die Raupen der Ulmeneule (Calymnia trapezina), die leicht mit verſchiedenen Futterblättern in den Raupenkaſten eingeſchleppt werden, weil ſie ſich zwiſchen den Blättern eingeſponnen halten, und nun über die Raupen im Zuchtkaſten ſich hermachen.

Schier unglaublich klingt es, daß Inſekten auch Metalle angreifen. Aus photographiſchen Anſtalten und Buchdruckereien kommt immer wieder die Klage, daß die Kliſchees von Inſekten angegriffen werden. Hier iſt es aber wohl der Gelatineüberzug, der die Freſſer anlockt. In anderen Fällen wurde aber wirklich das Metall ſelbſt angefreſſen. Zwei Bockkäfer waren in einem Bleigefäße eingeſchloſſen worden und hatten ſich durch die Bleiwände durchgefreſſen. Ähnliche Beobachtungen hat man an Rieſenholzweſpen gemacht, deren Larven im Holze eines Fenſterbrettes lebten, ſich hier verpuppten, worauf dann die fertigen Holzweſpen durch die Zinküberkleidung des Fenſterbrettes ſich den Weg nach außen fraßen.

Nicht einmal das übelriechende rohe Petroleum iſt gegen den Angriff der Inſekten gefeit. In den Petroleumquellen von Los Angeles in Kalifornien fand man die weißlichgelben Larven der Petroleumfliege (Psilopa petrolei) in Menge herumſchwimmend.

Jedenfalls würden wir aber glauben, daß Inſekten vor dem Angriffe auf Gifte zurückſchrecken würden. Aber auch das iſt nicht der Fall. Die Kerne der Weichſelkirſche ſind ſehr reich an Blauſäure; trotzdem lebt in ihnen die Larve des Steinobſtſtechers (Anthonomus druparum). Die Raupe des Totenkopfes frißt an dem giftigen Stechapfel, die Raupe des bekannten Blutpunktes an der ſehr giftigen Calabarbohne (Physostigma), die Raupe des Bläulings Lampides baltica am Blaſenſtrauch.

Dr. Karl Wald.

Die „Graue“ als Erdniſter.

Jedermann kennt die Nebelkrähe ſowie faſt alle anderen Krähenvögel doch als Baumniſter; und unſere „Herren Jungen“ können manches Lied davon ſingen, wie ſie wegen der defekten Hoſe oder der zerriſſenen Jacke, die vom Baumbeſteigen nachſagen konnten, daheim Schelte oder gar Prügel bekamen. Aber die Krähenneſter hatten es ihnen nun einmal angetan, und ſie hatten recht, die „Graue“ auf dieſe Weiſe zu dezimieren, da ſie vielerorts überhand nimmt und der lieben Vogelwelt wie auch der Niederjagd empfindlichen Schaden bereitet. Doch was hat nun unſeren „Dickſchnabel“ dazu bewogen, gegen alle Krähengewohnheit ſein Kinderheim in einer Erdmulde auf freier Wieſe aufzuſchlagen? Nicht etwa fehlende Niſtgelegenheit; denn kaum 300 m von dem erwählten Erdneſte entfernt ſtanden hohe Pappelhorſte längs des Warthedammes, auf welchem ihre Verwandten ſo manchen Horſt erbaut. Vielleicht geſchah es aus Bequemlichkeit oder wegen ſpäter Paarung, dieſen für Krähen ſo ſonderbaren Niſtplatz auszuſuchen.

Es war allerdings ſchon im Juni, da ich plötzlich eine Krähe vor mir auf der Wieſe mit lautem Gekrächz abſtreichen ſah. Sie entfernte ſich nicht weit von der Aufſtiegſtelle, ſondern ſtrich, nach Kiebitzmanier mich umkreiſend, mit immer lauterem Geſchrei über meinem Kopfe. Und richtig, an der bewußten Stelle fand ich ein Neſt mit einem Krähengeheck. Das angenommene Neſt ſchien ein verlaſſenes oder geplündertes Rebhuhnneſt zu ſein. Vielleicht hat die Krähe, nachdem ſie hier offene Tafel gefunden, aus oben erwähnten Gründen ſich nach dem Muſter der Vertriebenen hier häuslich eingerichtet.

Max Kurth.

Irrige Urteile über Tiere.

Wir lächeln darüber, daß die Alten den Tieren die merkwürdigſten Beweggründe angedichtet und die ſeltſamſten Eigenſchaften beigelegt haben. Daß aber auch bei uns irrige Urteile über Tiere alltäglich ſind, dafür möchte ich einige Beiſpiele anführen.

Kürzlich erzählte mir mein Schneidermeiſter, der ſtets Vögel hält und ſich ſehr viel mit ihnen befaßt, daß ſeine Finken und Kanarienvögel außerordentlich kluge Tiere ſeien. Wie alle Tiere, ſo haben naturgemäß die Vögel einen gut entwickelten Geſchmack. Bei ihrem Futter bevorzugen ſie gewiſſe Dinge, z. B. Hanfkörner, während ſie für Rübſamen ſich nicht ſehr erwärmen können. Nun, meinte unſerer biederer Meiſter, wolle der Vogel nichts von den ihm weniger ſchmeckenden Körnern wiſſen und werfe ihm deshalb den Rübſamen auf den Arbeitstiſch, um ihm anzudeuten: Mit ſolchen Dingen verſchone mich lieber!

Mir fiel hierbei ein, daß viele Menſchen, auch Kutſcher, die Pferde deshalb für ſehr ſchlau halten, weil ſie bei dem mit Häckſel vermiſchten Hafer angeblich das ihnen nicht zuſagende Stroh mit den Nüſtern wegblaſen.

In beiden Fällen handelt es ſich unzweifelhaft um ganz einfache Vorgänge. Der Vogel wirft beim Freſſen Körner an die Erde, und das Pferd pruſtet in ſeine Krippe oder ſeinen Futterkaſten hinein. Die ihnen untergelegte Abſicht und demgemäß ſich hierdurch bekundende Klugheit muß ich aber entſchieden verneinen. Ich habe viele Vögel gehalten und habe wiederholt probiert, ob an der angeblichen Abſicht beim Fortwerfen etwas Wahres iſt. Die Proben ſind ſtets negativ ausgefallen! Die Sache dürfte ſich vielmehr folgendermaßen erklären. In der Freiheit braucht der Vogel gewöhnlich eine gewiſſe Kraft, um den Kern der Frucht von der Umhüllung zu befreien. Dieſe ihm zur zweiten Natur gewordene Kraftäußerung wendet er auch in der Gefangenſchaft an und wirft dadurch das danebenliegende Futter heraus. Der beſte Beweis dafür, daß er nicht abſichtlich das ſchlechte Futter herauswirft, iſt wohl folgender. Ich habe viele Weichfreſſer gehalten, die ihr ſogenanntes Weichfutter, das als Erſatz für tieriſche Nahrung dient, nur fraßen, wenn ſie großen Hunger hatten. Dagegen waren ſie ganz erpicht auf Ameiſenpuppen. Täglich konnte man nun außerhalb des Käfigs eine Menge Ameiſenpuppen liegen ſehen, die bei dem haſtigen Zugreifen ebenſo durch das Gitter geflogen waren, wie weniger beliebtes Futter.

Ließ ich einen Vogel, z. B. eine Bachſtelze, einen Pieper u. dgl., in der Stube aus einem Teller Ameiſenpuppen freſſen, ſo flogen hierbei ebenfalls eine Menge herum, die der Vogel nachträglich ſorgſam auflas. Hieraus geht unzweifelhaft hervor, daß der freſſende Vogel die ihm unterſtellte Abſicht nicht haben kann.

Hat das Tier ein Miſchfutter, das es aus Erfahrung kennt, ſo wird es natürlich nach den Leckerbiſſen ſuchen und dabei in erſter Linie weniger gut ſchmeckende Körner herauswerfen. Von einer Abſicht, ſich ihrer zu entledigen, kann man aber nicht reden.

Bei dem Pferde liegt die Sache ähnlich. Der wildlebende Einhufer pruſtet beim Freſſen und kann es tun, denn die Pflanzen, die er genießt, werden durch den Luftſtrom nicht weggeblaſen. Dieſe Gewohnheit paßt nicht recht zu der Fütterung, die das Haustier erhält, dem nicht feſtgewachſene Pflanzen, ſondern loſe Körner vorgeſetzt werden. Daß das Pferd nicht die Abſicht hat, nur das Stroh wegzupuſten, erſieht man deutlich daraus, daß durch den Luftſtrom auch viele Körner fortfliegen. Weshalb finden ſich denn die Sperlinge mit Vorliebe unter der Krippe eines freſſenden Pferdes ein? Das Stroh, das es aus der Krippe puſtet, können ſie doch nicht freſſen.

Dr. Th. Zell.

Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

Ein ſtimmungsvolles Sommerbild gibt uns Otto Strützel mit ſeinem „Gewitter an der Iſar“. Wie die ſchwere, ſchwüle Luft, die Windſtille, die langſam ſteigende Wolkenwand dem Beſchauer durch die weiche, paſtellartig anmutende Farbe vermittelt ſind, das zeugt von großem Können. Anekdotiſch kommt uns Herbert Arnold mit ſeinem Rübezahlbild: Der nächtlichen Spukgeſtalt des Rieſengebirges iſt hier viel von dem Humor gegeben, der allen, auch den ſchauerlichſten Waldſagen über des Unholds Treiben im Grunde eigen iſt. Außer dem vorzüglich gemalten Bildnis einer jungen Frau von Joſeph Oppenheimer bringt die Nummer noch eine ganz eigenartige Künſtleraufnahme: es iſt dem Photographen beſonders gelungen, die Wolkenſtimmung über dem See in einer ganz überraſchenden Weiſe auf der Platte feſtzuhalten. — Das Einſchaltbild gibt eine der berühmteſten Büſten aus dem Pariſer Louvre wieder: den „Voltaire“ von J. A. Houdon. Der Bildhauer (geb. 1741 zu Verſailles, geſt. 1828 zu Paris) war auf Grund ſeiner großartigen Marmorfigur des Morpheus in die Akademie aufgenommen worden. Voltaire hat er mehrmals in Marmor verewigt: ebenſo berühmt wie die Büſte im Louvre iſt die 1781 vollendete ſitzende Marmorfigur Voltaires im Foyer des Théâtre français zu Paris.

Die altbayriſchen Porzellanfabriken.

Noch vor zwanzig Jahren beſchränkte ſich das Intereſſe für altes deutſches Porzellan im weſentlichen auf Meißen. Nur wenige kluge Privatſammler und einige Landesmuſeen hatten ſich darauf geworfen, in aller Stille und mit Aufwendung unbedeutender Mittel — wenigſtens in heutigem Sinne unbedeutender —, auch Porzellane beſtimmter anderer Manufakturen anzukaufen. Eine völlige Änderung trat erſt ein, nachdem Georg Hirth in München im Jahre 1897 ſeine große Porzellanſammlung zum öffentlichen Verkauf gebracht hatte. Die erzielten Preiſe, die keiner Steigerung mehr fähig ſchienen, rüttelten die Muſeumsvorſtände auf. Man ſagte ſich, daß ſchließlich ein Wettbewerb mit den Mitteln reicher Privatſammler unmöglich werden könnte, und fing an zielbewußt einzukaufen. Im Bayriſchen Nationalmuſeum zu München zum Beiſpiel waren vor dem Jahre 1897 die Arbeiten Nymphenburgs erſtaunlich dürftig vertreten, heute beſitzt dieſes Kunſtinſtitut die beſte Sammlung Nymphenburger Porzellane. Die Werke Fürſtenbergs ſind am reichhaltigſten im herzoglichen Muſeum in Braunſchweig vorhanden, die Porzellane der pfälziſchen Manufaktur Frankental in der hiſtoriſchen Sammlung des Heidelberger Schloſſes; das Kunſtgewerbemuſeum von Frankfurt am Main bevorzugt Höchſt uſw. Reiche Spezialſammler ſüddeutſcher Porzellane zahlen heute für gute Stücke Summen, gegen die die Hirthſchen Preiſe wohlfeil erſcheinen; im großen Publikum aber werden die künſtleriſchen Qualitäten der nichtſächſiſchen alten deutſchen Porzellane lange noch nicht genügend gewürdigt.

Die Fabrik von Nymphenburg iſt ſeit 1754 ſtaatlicher Betrieb, nachdem vorher, etwa ſeit 1747, der Töpfermeiſter Niedermayer in der Vorſtadt Neudeck mit Erfolg Verſuche zur Herſtellung echten Porzellans gemacht hatte. Die Seele des künſtleriſchen Betriebes war von etwa 1755 bis 1765 der italieniſche Bildhauer und Modelleur Franz Baſtelli. Von dieſem Meiſter ſtammen die „Figuren der italieniſchen Komödie“ her, die Paare im Tanzſchritt, und die vielen „Amouret- oder Fürwitzſtücke“ genannten Liebespaare. Die figürlichen Schöpfungen Baſtellis halten den Vergleich mit dem Beſten aus, was Meißen in ähnlicher Art geſchaffen hat; die feingliedrigen Figuren wirken am beſten undekoriert. Nachdem im Jahre 1761 die Fabrik nach Nymphenburg verlegt worden war, hob ſich der Betrieb derartig, daß um 1765 über 300 Arbeiter beſchäftigt werden konnten. Die Bevorzugung Frankenthals durch den Kurfürſten Karl Theodor hatte ein Abflauen in der Produktion Nymphenburgs zur Folge, die Verhältniſſe beſſerten ſich erſt wieder, als im Jahre 1797 der Modellmeiſter Joh. Peter Melchior von Frankenthal nach Nymphenburg berufen wurde. Melchior pflegte beſonders die Porträtplaſtik, er konnte aber den Rückgang der eigentlichen Porzellankunſt nicht aufhalten, weil Kronprinz Ludwig um 1810 die Manufaktur zur Kunſtanſtalt für Porzellangemälde umgeſtalten ließ. Im Jahre 1862 wurde die Fabrik an einen Privatmann verkauft. — Die Fabrik in Neudeck zeichnete bis etwa 1760 mit einem Hexagramm mit beigeſchriebenen Zeichen in Unterglaſur blau ✡, ſpäter findet ſich ausſchließlich der bayriſche Rautenſchild in verſchiedener Zeichnung.

Frankenthal. Tänzerin.

Nymphenburg. Dejeuner.

In der kurpfälziſchen Stadt Frankenthal gründete 1755 der Straßburger Fayence- und Porzellanfabrikant Paul Hanong eine Fabrik „durchſichtigen Porzellaines“. Im Jahre 1759 übergab Paul Hanong dieſe Fabrik ſeinem Sohne Joſeph Adam, der ſie 1762 an den Kurfürſten Karl Theodor verkaufte. — Frankenthal iſt ausgezeichnet durch eine ungemein reiche Produktion figürlicher Typen. Liebespaare in Lauben, Putten als Arbeiter und Handwerker oder als Jahreszeiten, Götterſerien, Jahreszeitenfolgen und Weltteile wurden meiſt von dem tüchtigen Modelleur Karl Gottlieb Luck geſchaffen, ſpäter formte Konrad Link die „12 Figuren des Tierkreiſes“, verſchiedene Porträts und allegoriſche Gruppen als Verherrlichung Karl Theodors, und eine große Zahl originell erdachter und fein modellierter ſonſtiger Plaſtiken. — Eine neue Periode für die figürliche Produktion der Fabrik leitete der Eintritt des Höchſter Modellmeiſters Johann Peter Melchior (1779) ein. Anfangs arbeitete Melchior noch in der in Höchſt geübten Art, beſonders berühmt waren ſeine Kindergruppen. Später geriet er in den Bann der antikiſierenden Richtung. — Im Jahre 1795 wurde die Manufaktur vorübergehend als franzöſiſches Nationaleigentum erklärt, an einen Unternehmer verpachtet und von dieſem nach dem benachbarten Grünſtadt verlegt, nachdem Frankenthal wieder pfälziſch geworden war. In Grünſtadt beſchränkte man ſich auf die Erzeugung minderwertigen Steinguts, die Fabrik in Frankenthal blieb geſchloſſen, die meiſten Künſtler und Arbeiter wurden von Nymphenburg übernommen. Die weſentlichſten Marken Frankenthals ſind der pfälziſche Löwe, ſowie ein verſchlungenes CT mit dem Kurhut darüber.

Für Zweibrücken erteilte im Jahre 1767 der Herzog Chriſtian IV. von Pfalz-Zweibrücken die Konzeſſion zur Errichtung einer Porzellanfabrik, die um 1780 einging. Die Hauptfabrikationszweige ſcheinen Kaffee- und Teeſervice, meiſt mit Streublumen bemalt, geweſen zu ſein. Als Marke diente der Fabrik ein verſchlungenes PZ.

Im Fürſtentume Brandenburg-Ansbach wurde um 1758 auf die Anregung des Markgrafen Chr. Fr. Carl Alexander hin durch Meißner Arbeiter eine Porzellanfabrik eingerichtet. Großzügig modellierte Figuren und Gruppen der erſten Periode ſind Schöpfungen des Modelleurs Joh. Joachim Kändler. Im Jahre 1791 wurde die Fabrik preußiſch, 1806 kam ſie an Bayern, wurde bald darauf verſteigert, ſtellte den Betrieb aber erſt 1869 ein. —

Wer ſich über „altes bayriſches Porzellan“, insbeſondere auch über die wechſelnden Marken der verſchiedenen Manufakturen genauer unterrichten will, dem raten wir dringend, den Katalog der von der Direktion des Bayriſchen Nationalmuſeums im vorigen Jahre veranſtalteten Ausſtellung alten bayriſchen Porzellans gründlich zu ſtudieren. Dieſer ſtattliche, mit vielen guten Abbildungen verſehene Katalog iſt vom Königl. Konſervator Dr. Hofmann bearbeitet worden und enthält beſonders auch eine vorzügliche geſchichtliche Überſicht, ſowie ein vollſtändiges Markenregiſter.

Prof. Dr. M. Kirmis.

Notizen.

Ein verlorenes Gedicht Schillers iſt, wie es ſcheint, jetzt durch einen Zufall von Ottomar Keindl in Prag aufgefunden worden. In einem alten handſchriftlichen Bande: „Sammlung witziger Einfälle in Gedichten und Proſa“ fand er die aus den Jugendtagen Schillers bekannte „Elegie auf J. Ch Weckherlin“; unmittelbar davor aber ſteht hier eine „Trauer-Ode auf den Todt des Hauptmanns Wildmaiſter“, die ebenfalls mit dem Namen „Schiller“ unterſchrieben iſt. Unter der „Elegie“ hat der Schreiber dieſes Sammelbandes das Datum: „16. Januar 1781“ vermerkt; wahrſcheinlich iſt, daß er an demſelben Tage auch die Trauer-Ode eingeſchrieben hat. Der Text dieſer Trauer-Ode war bisher nicht bekannt. Schiller ſelbſt beſaß das Gedicht nicht mehr, und als er ſeinen Vater ſpäter einmal bat, es ihm zu verſchaffen, konnte dieſer trotz aller Mühe weder einen Abdruck noch das Manuſkript auftreiben. Die „Trauer-Ode auf den Todt des Hauptmanns Wildmaiſter“ iſt ganz in den hochtönenden Worten des Schillerſchen Jugendpathos gehalten. Irgendwelche Bedeutung hat die Auffindung dieſes Jugendgedichtes natürlich nicht. Aber Intereſſe erweckt die endliche Auffindung des ſo lange verloren geglaubten Gedichtes immerhin. U.

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 46

Daheim

Ein deutſches Familienblatt

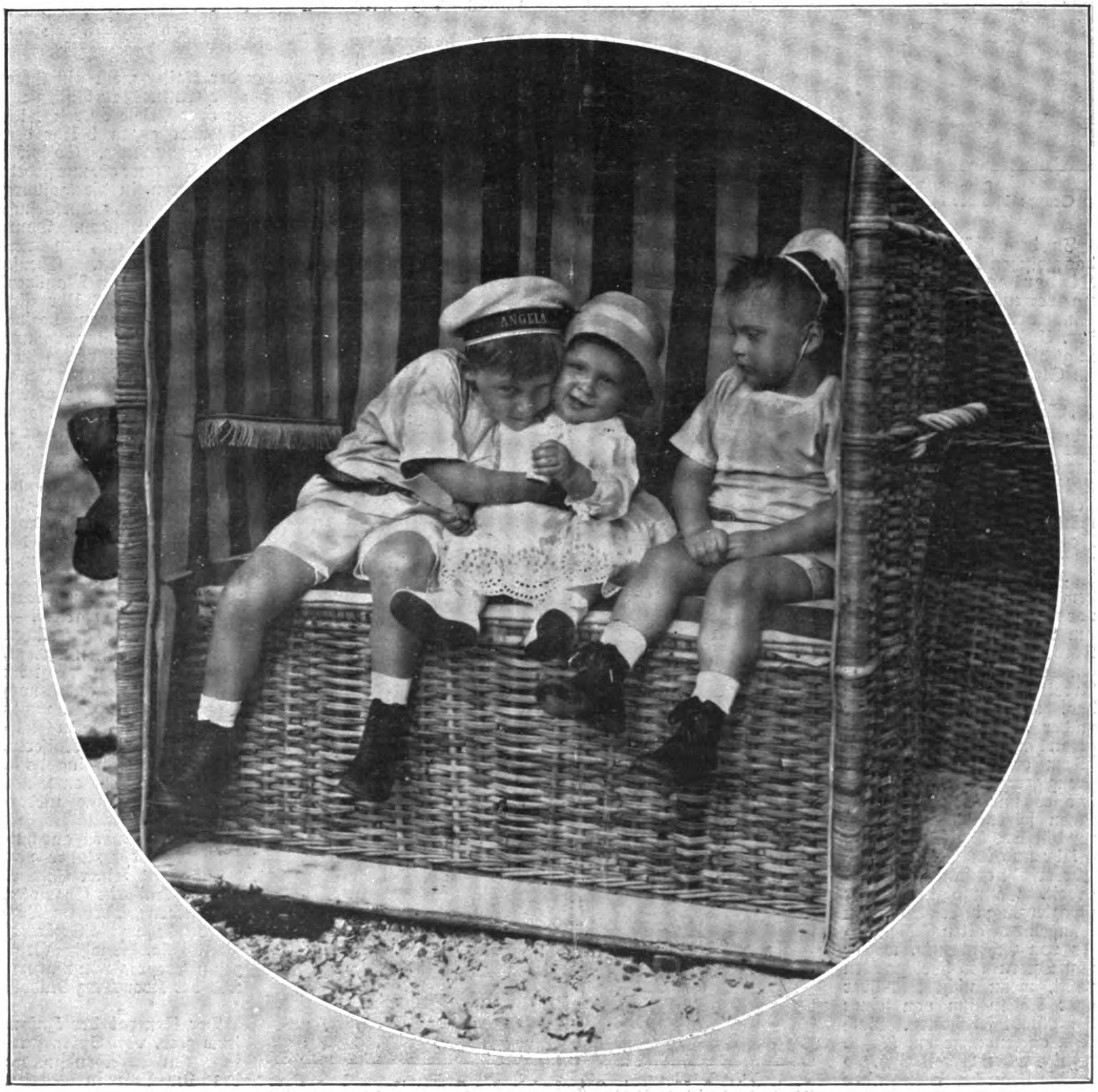
13. Auguſt 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Sterngucker. Roman von Hermine Villinger (Fortſetzung) 5
Stätten deutſcher Induſtrie: Die Höchſter Farbwerke. Von Dr. Fritz Bennigſon 8
Einkehr. Gemälde von P. F. Meſſerſchmidt 9
Helgoländer, bereit, das landende Boot in Empfang zu nehmen. Gemälde von Klein-Chevalier 11
Die Begegnung der Erde mit dem Schweif des Halleyſchen Kometen. Ein Nachruf von H. H. Kritzinger 12
Die Entdeckung des Bodenſees. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Mit ſechs Abbildungen 13
Späte Berühmtheit. Eine Erinnerung an Gottfried Keller. Von Adelheid Weber 17
Saidi. Von F. Frhr. von Ripperda. Mit einer Abbildung 18
Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers (Fortſetzung) 20
Aufgang zum Nordkap. Gemälde von Th. von Eckenbrecher 21
Im Park. Gemälde von C. Voß . . . 23
Der Letzte. Gedicht von Alice Freiin von Gaudy 24
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Sammler-Daheim — Briefkaſten . 25—32
Kunſtbeilage: Friedrich der Große auf Reiſen. Gemälde von Adolf Menzel.

Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

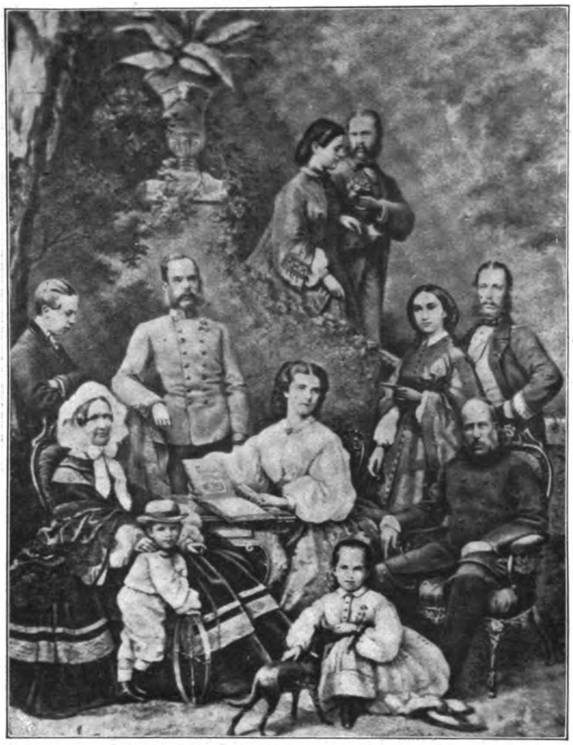
Aus der Zeit — für die Zeit.



Die Kinder des Kronprinzenpaares in Heiligendamm. G. Berger, phot. Copyright Photochemie, Berlin.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Zum 80. Geburtstag des Kaiſers Franz Joſef: Gruppenbild der öſterreichiſchen Kaiſerfamilie aus früheren Jahren.

In dem ſchönen Heiligendamm, dem vornehmen Oſtſeebad, das zwiſchen Roſtock und Wismar liegt, weilen augenblicklich die Kinder des Kronprinzenpaares und erfreuen ſich nach Kinderart des ſchönen Strandes. Unſer umſtehendes Bild zeigt die drei Prinzen ſpielend im Strandkorb.

* * *

„Wenn es köſtlich geweſen, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen!“ Dies Wort, das einſt Moſe über ſein Leben ſetzte, darf auch über dem Tage ſtehen, da Öſterreichs ehrwürdiger Kaiſer Franz Joſef ſein achtzigſtes Lebensjahr vollendet, dem 18. Auguſt. Denn wahrlich, ſeit dem Tage, da er als Jüngling vor nunmehr bald 62 Jahren, am 2. Dezember 1848, den Thron beſtieg, iſt ſein Leben ein Leben der Pflicht und der Arbeit geweſen. Aber er hat das, was er mit nimmer müder Hand für ſein Land getan hat, nur ſchaffen können, indem er bis heute ein ſo ſtreng geregeltes Leben führte, wie es nur wenige Untertanen ſeines weiten Reiches tun dürften. Im Sommer um 4 Uhr und im Winter um 5 Uhr erhebt er ſich zur Tagesarbeit. Dann folgt ein kurzer Spaziergang in den herrlichen Gängen des alten Schloßparkes von Schönbrunn, wo er von Oſtern bis Weihnachten weilt, wenn nicht Manöver oder Reiſen ihn von ſeiner Hauptſtadt fernhalten. Nach eilig eingenommenem Kaffee geht's an den Arbeitstiſch, wo er die ſchon bereit liegenden Mappen ſelbſt öffnet, die Schriftſtücke durcharbeitet und mit ſeinen Bemerkungen verſieht. Punkt 9 Uhr führt ihn ſein altbekanntes Schimmelgeſpann in einer Viertelſtunde in die alte Hofburg, wo nun drei bis vier Stunden Vorträge und Beratungen mit einander abwechſeln. Um 12 Uhr ein ganz einfaches Frühſtück mit einem Glaſe leichten Weines und einer Zigarre. Dann wieder Arbeit bis gegen 4 Uhr. Zweimal in der Woche finden in der Hofburg große Audienzen ſtatt, und dann wimmeln die Vorzimmer von bunten Trachten aller Völker des weiten Reiches, denn auch dem Geringſten verſchließt der Kaiſer ſein Ohr nicht. Um 4 Uhr ſieht man ihn, immer nur begleitet vom Flügeladjutanten vom Dienſt, wieder nach Schönbrunn hinausfahren. Dort wird das ebenfalls einfache Mittageſſen nur mit der nächſten Umgebung eingenommen, wozu der Kaiſer meiſt ein Glas Bier, seltener ein Glas Champagner trinkt. Nach Tiſch zieht er ſich zurück, lieſt Tageszeitungen oder Briefe oder ſchreibt ſolche. Ein leichtes Abendbrot beendet gegen 9 Uhr den Tag, und dann begibt ſich der Kaiſer zur Ruhe. So ſpielt ſich das tägliche Leben im Winter und Sommer ab, nur ſiedelt der Herrſcher von Weihnachten bis Oſtern in die Hofburg über. Eine Unterbrechung findet allerdings ſtatt, wenn Beſuch bei Hofe weilt oder Truppenübungen ſtattfinden. Dann ſteht der Kaiſer auch wohl ſchon um 2 Uhr auf, um dringende Regierungs-geſchäfte vorher zu erledigen. Ebenſo macht er es im Manöver, bevor er um 6 Uhr ſich zu den Truppen begibt. Nur eine Erholung gönnt ſich der Kaiſer von ſeiner Arbeit, und das iſt die Jagd. Aber mancher Jäger würde ſtaunen, wenn er die Jagd, wie Franz Joſeph ſie ausübt, als Erholung betrachten ſollte. So war es früher nichts Seltenes, daß er abends 11 Uhr mit der Eiſenbahn nach Payerbach fuhr, dort im Morgengrauen auf die Auerhahnbalz ſich begab und um 10 Uhr morgens ſchon wieder in der Hofburg war, wo die Arbeit wartete. — Das Bild der Kaiſerlichen Familie aus alten Zeiten, das wir bringen, zeigt im Mittelpunkt den damals noch jungen Franz Joſef, rechts neben ihm die Kaiſerin Eliſabeth, links die alte Kaiſerin, die Gemahlin Ferdinands I., der 1848 zu Gunſten ſeines Neffen die Krone niederlegte und rechts im Vordergrunde ſitzt. Das Paar hinter ihm iſt der Kaiſer von Mexiko mit ſeiner Gemahlin, der Kaiſerin Charlotte. Die beiden Kinder im Vordergrunde ſind die Erzherzogin Giſela, die jetzige Prinzeſſin Leopold von Bayern, und der Kronprinz Rudolf.

Denkmal für H. Werner in Kirchohmfeld, den Komponiſten von „Sah ein Knab ein Röslein ſtehn“. Phot. von E. W. Rohde, Gotha.

* * *

General der Infanterie z. D. v. Spitz †. Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin und Hamburg.

Der General der Infanterie z. D. **von Spitz** ſtarb in den Abendſtunden des 31. Juli in Berlin, nahezu 78 Jahre alt.

Vor allem in ſeiner Eigenſchaft als Vorſitzender des „Deutſchen Kriegerbundes“ gehörte Spitz zu den bekannteſten militäriſchen Perſönlichkeiten unſerer Zeit. Er war im November 1832 in Bonn geboren, wurde 1853 Leutnant im Inf.-Rgt. Nr. 29, 1860 nach der Heeresorganiſation Premierleutnant und ſechs Jahre ſpäter Hauptmann und Kompagniechef im Inf.-Rgt. Nr. 69. Bei dieſem Regiment machte er auch den Krieg gegen Oeſterreich mit; während des deutſch-franzöſiſchen Feldzugs war er Adjutant beim Generalgouvernement am Rhein. 1888 ſehen wir Spitz, der zwei Jahre zuvor geadelt worden war, als Generalmajor; im darauf folgenden Sommer erhielt er ſeine Ernennung zum Direktor für das Invalidenweſen im preußiſchen Kriegsminiſterium. Das Meiſte, wenn nicht alles, was in jener Zeit zu Gunſten unſerer Invaliden auf dem Wege der Verordnungen und Geſetzgebung geſchah, iſt auf die Anregung des Generals von Spitz zurückzuführen, der für alle berechtigten ſozialen Beſtrebungen ſtets williges Herz und Ohr hatte. Im November 1890 wurde Spitz Generalleutnant und bekleidete auch von 1891 bis 1896 das Amt eines ſtellvertretenden Bevollmächtigten beim Deutſchen Bundesrat. 1896 wurde er — wie man ſagt, gegen den Willen des damaligen Kriegsminiſters von Schellendorf — als General der Infanterie zur Dispoſition geſtellt. Aber noch in demſelben Jahre übernahm er die Leitung des „Deutſchen Kriegerbundes“, der dank ſeines unübertroffenen organiſatoriſchen Talents heute zu den am feſteſten gefügten und ſtärkſten Körperſchaften zählt.

Das Hebbel-Haus auf Helgoland.

* * *

Es gibt kaum ein Lied, deſſen Melodie ſo Allgemeingut des deutſchen Volkes geworden wäre, wie das herbe und zugleich wehmutvolle: „Sah ein Knab ein Röslein ſtehn.“ Wie das bei vielgeſungenen Melodien geht — der Komponiſt, Heinrich Werner, der Organiſtenſohn aus Kirchohmfeld, ward faſt vergeſſen. Es iſt daher mit Freude zu begrüßen, daß man ihm in ſeinem Geburtsort, in der Nähe der Dorflinde, ein ſchlichtes Denkmal geſetzt hat, deſſen Bild wir auf S. 2 bringen.

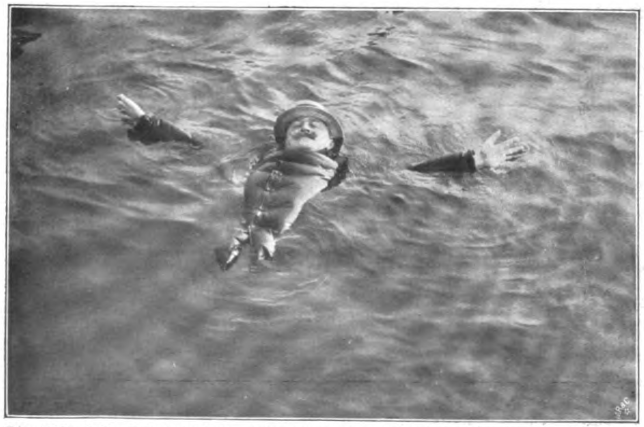
Das neue Knappſchaftsverwaltungsgebäude in Bochum.
Photographie von A. Biſchoff, Bochum.

* * *

Eine hübſche Erinnerung an Friedrich Hebbel ſtellt das Haus an der Siemens-Terraſſe des Unterlandes dar, wozu ein in Helgoland beſonders hoch geſchätzter Garten gehört, worin der Dichter Friedrich Hebbel 1853 durch ſeinen Freund Wienborg für das Eiland gewonnen, in ſeinem 40. Lebensjahre gewohnt hat. Ueber ſeinen helgoländer Aufenthalt ſchreibt Hebbel in Briefen „Aus Hamburg“ i. J. 1853: „Wienborg (welcher 1838 ein „Tagebuch von Helgoland“ veröffentlichte) war es, der mich nach Helgoland hinübertrieb, und wenn, wie ich glaube, ein durchaus eigentümlicher, mit gar keinem anderen vergleichbaren Eindruck ein Gewinn fürs Leben iſt, ſo muß ich ihm danken, denn dieſer Fels hat eine wirkliche Urphyſiognomie. . . . Gegen 6 Uhr Abends tauchte der rötlich geſprenkelte Fels vor uns auf. Denken Sie ſich einen koloſſalen ſteinernen Würfel, notdürftig mit Erde bedeckt, ſodaß Kartoffeln und Rüben eben gedeihen, überall ſteil abſchüſſig, vielfach zerklüftet und zerſägt, und Sie haben Helgoland vor ſich. Denken Sie ſich ein emſiges Völkchen dazu, das ſich in ewiger Rührſamkeit ameiſenhaft anklammert, als ob von dem ganzen großen Planeten nur noch dieſer kleine, dem Zerbröckeln nahe Reſt übrig geblieben wäre, und Sie ſehen die Helgoländer. Nirgends wird mehr eingeſetzt, um weniger zu gewinnen, als hier, aber gerade die ſchmale Situation iſt dem Durchſchnittsmenſchen am zuträglichſten, und darum haben die hieſigen Fiſcher und Schiffer mehr Rundes und Abgeſchloſſenes, als alle Dichter und Philoſophen zuſammengenommen. Mit Entzücken ſah ich, auf die einzige alte Kanone gelehnt, durch die England ſich hier gegen das mächtige Deutſchland verteidigt, dem tobenden Wellenſpiel zu meinen Füßen ſtundenlang zu . . . Rührend und höchſt charakteriſtiſch für die engen knappen Verhältniſſe der Inſel ſchien mir eine Anekdote, die mir mein Freund Franz, ein geborener Helgoländer, der ſeinem Felſen treu geblieben iſt, mitteilte. Eine alte Frau kommt in ihrem Leben zum erſtenmal aufs feſte Land: ‚Mein Gott, mein Gott,‘ ruft ſie mit Tränen aus, ‚wie groß iſt Deine Welt!‘ — Dieſer Freund war der frühere Apotheker Franz auf Helgoland und Hebbels Studiengenoſſe. Kinder von ihm leben noch in der Villa Quiſiſana auf der Inſel, während andere Anverwandte Beſitzer des „Hebbelhauſes“ ſind. Im Sommer wird das Haus als Logierhaus von Freunden bewohnt. Erinnerungen an Hebbel findet man im unteren von ihm einſt bewohnten Zimmer.

* * *

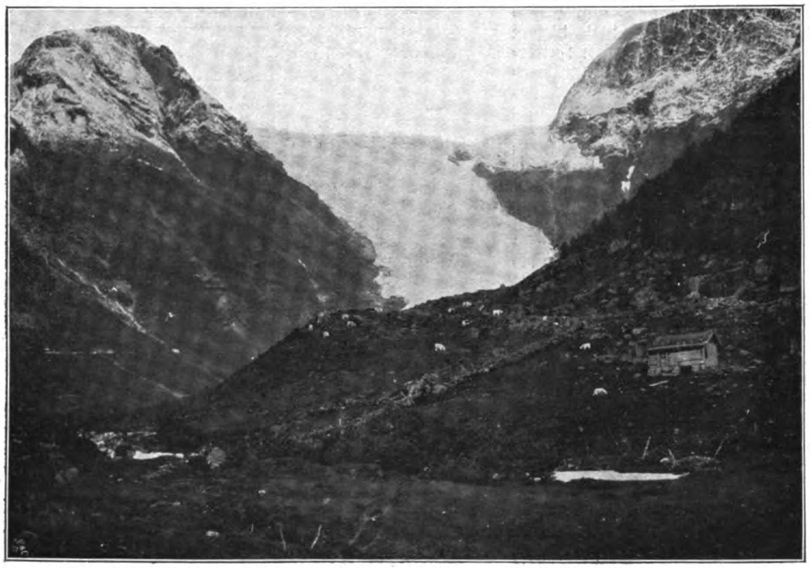
Kürzlich wurde in Bochum das von dem Allgemeinen Knappſchaftsverein erbaute Knappſchaftsverwaltungsgebäude eingeweiht, das mit einem Koſtenaufwand von etwa 3 Millionen ein eindrucksvolles Gebäude darſtellt, bei dem jeder Luxus vermieden


Ein Sicherheits-Schwimmkleid. Photographie von C. Hünich, Berlin-Charlottenburg.

und nur auf den Zweck Rückſicht genommen ward, dem es dienen ſoll: dem ſozialen Hilfswerk. Der Allgemeine Knappſchaftsverein hat im Laufe der Jahre eine glänzende Entwicklung, zumal unter dem jetzigen Vorſitzenden Geheimrat Weidtmann, durchgemacht und gibt darin ein treues Spiegelbild der rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtrie, beſonders des Bergbaues. Man darf wohl ſagen, daß der Verein hinſichtlich ſeiner Mitgliederzahl und ſeiner Leiſtungen von keinem ähnlichen Unternehmen der Erde übertroffen wird.

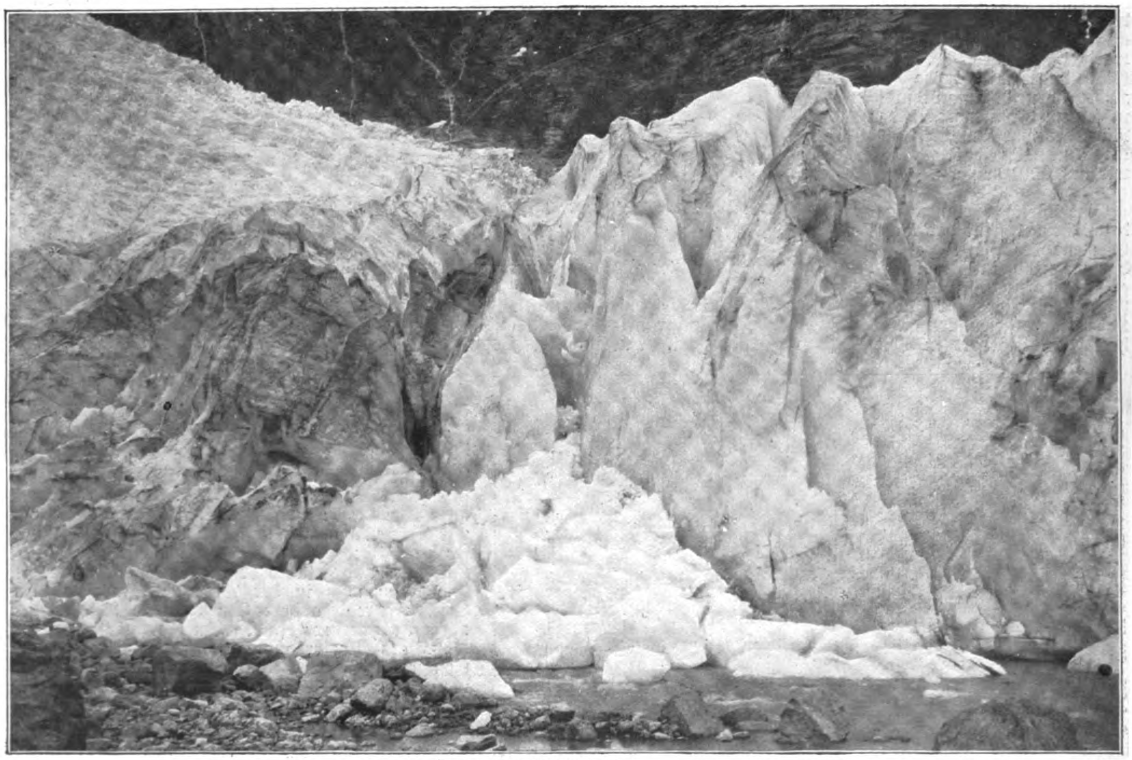
* * *

Wie um die Erfindung eines wirklich gebrauchsfähigen kugelſicheren Panzers bemüht man ſich auch ſeit langem um die Erfindung eines ſogenannten Sicherheits-Schwimmkleides, das ſeinen Träger auf jeden Fall vor dem Tode des Ertrinkens ſchützen ſoll. Nun hat kürzlich der Berliner Hartwig einen Stoff entdeckt, der im Verhältnis zu ſeiner Maſſe eine unverhältnismäßig hohe Tragfähigkeit im Waſſer beſitzt. Irgend ein beliebiges Kleidungsſtück damit nur leicht und in geringem Umfang gefüttert, ſichert den Träger vor dem Unterſinken im Waſſer. Die Proben im Familienbade zu Nikolasſee bei Berlin (Bild auf S. 3) zeigten die geradezu verblüffenden Leiſtungen der neuen Erfindung. —



Auf dem Wege zum Bojumsbrae. (Im Mittelgrund der Almboden Steycde-Sette.)

Das an landſchaftlichen Schönheiten ſo abwechslungsreiche Norwegen, das auch in dieſem Sommer durch die Reiſe des deutſchen Kaiſers im Mittelpunkt des Intereſſes ſtand, zieht jährlich viele Tauſende nach Norden. Unſere Hochſeeflotte, die kürzlich in den nordiſchen Gewäſſern manövrierte, ankerte Anfang Auguſt im Fjärlandfjord, der ſich als einer der ſchönſten Arme des Sognefjords nach Norden zieht. Am Endpunkte dieſes Fjords liegt der kleine Ort Fjärland, ein außerordentlich beliebter Ausflugspunkt, mit den beiden nahen Gletſchern, dem **Bojums-** und dem **Suphellebrae,** die ſich wenige Kilometer nördlich vom Fjord von den ewigen Schnee- und Eisfeldern des Joſtefonn bis auf 50 Meter Meereshöhe in die Täler ſenken. In wunderbaren, bis ins tiefſte Blau getönten Abſtufungen türmen ſich gewaltige Eismaſſen vom Fuß des Gletſchers in die Höhe, aus deſſen Innern das dumpfe Donnergetöſe ſtürzender Eismaſſen erklingt. Leider fand hier der Leutnant Chriſtiani vom Panzerkreuzer „Gneiſenau“, der mit einem Kameraden offenbar in nicht ſachgemäßer Ausrüſtung in die zerklüfteten Höhen geſtiegen war, durch Abſturz ſeinen Tod. —



Der Bojumsbrae.

Bilder aus Norwegens Gletſcherwelt.

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Sterngucker. Roman von Hermine Villinger. (2. Fortſetzung.)

Vinzenz fuhr aus ſeinem Hinbrüten auf. Er erhob ſich und ſchritt weiter ins Tal. Aber er ſah nicht mehr auf. Das Vergangene nahm ihn wieder und wieder gefangen — drückte und überwältigte ihn —

Wenn die Großmutter ihn fragte: ‚Wo iſt Deine Frau?‘

Sollte er ihr von dieſer glücklichſten und unglücklichſten Zeit ſeines Lebens ſprechen? Würde er ihr nicht den Frieden rauben mit ſeinem für dieſes weltabgeſchnittene Tal ſo unfaßbaren Schickſal? —

Ein Jahr des Glücks nur war ihm gegeben, ein kurzes Jahr ſeligſter Blindheit. In der Wiege ein Kind — das Herz krampfte ſich ihm zuſammen, wenn er an den Blick dieſes Kindes dachte, an die kleinen Händchen, die ſich ihm entgegenſtreckten, die ihn zauſten, deren Berührung ihm Seligkeit war. Sein kleines Mädchen, das er manchmal umſchloß mit dem Gedanken: Glücklicher iſt kein Menſch auf der Welt als ich! Alles Gute, Reine, Zärtliche erwuchs aus ſeiner verſchloſſenen Seele angeſichts dieſes Kindes.

Dann begann's, erſt leiſe, dann immer dringender, jenes ſonderbare Quälen und Drängen der Frau. Sie war unzufrieden mit ihrem Los. Sie wollte höher hinaus. Er war doch ein Fromherz. Er gehörte doch zur Familie. Wozu hatte er ſeine große Einnahme? Doch nicht um ſeitab zu ſtehen? Wozu alſo in einem Haus wohnen, nicht beſſer als das der Aufſeher? War er nicht ſeit dem Tod ſeines Onkels Herr des weſtlichen Gartens? Und hatte ſie darum nicht ebenſogut wie Mrs. Langen ein Anrecht, in einer Villa zu wohnen, ſich Dienſtboten zu halten, zu reiten, zu fahren?

Sie weinte vor Eiferſucht, wenn ſie Kurts Frau zu Wagen oder zu Pferd ſah. Sie wurde krank. Es war merkwürdig, welch eine harte, kalte Linie ſich um den vollen reizenden Mund gebildet hatte, in dieſer kurzen Zeit des Kampfes. Denn Vinzenz wehrte ſich. Er fühlte ſich nicht geſchaffen für ein Leben, wie ſeine Frau es verlangte. Er hatte ja das Haus ſeiner Verwandten verlaſſen, eben weil er ſich beengt und fremd gefühlt in dieſer Welt, wo ſeine Schlichtheit, ſein Denken und Empfinden ſo wenig zu Hauſe waren. Er erſchrak über das plötzliche Auftreten ſeiner Frau, erſchrak darüber, mit welcher Leichtigkeit ſie ſich zur Weltdame entpuppte, wie ſie ſich zu kleiden verſtand, den Amerikanerinnen Manieren und Gehaben abzulauſchen wußte.

Da kam auch bei ihm ein neuer Ausdruck ins Geſicht, ein Ausdruck der Pein, der Trauer, der ſeeliſchen Hilfloſigkeit. Ein ehrgeiziges, weltlich geſinntes Geſchöpf trieb ihn täglich in die Enge, und nur das Lallen des Kindes verſöhnte ihn noch mit ſeinem unerfreulichen Heim.

Und Stück für Stück trotzte ihm die Frau von ſeinem Eigenleben ab. Sie war die Stärkere.

In ärmlichen Verhältniſſen aufgewachſen, wußte ſie nicht wo hinaus vor Übermut, von dem Augenblick an, da Vinzenz über größere Geldſummen zu verfügen hatte. Dies geſchah, als nach dem Tode von Mr. Fromherz Kurt ihn an die Spitze des weſtlichen Gartens ſtellte. Kurt ſelbſt ließ ſich ſelten mehr in den Gärten blicken. Er ging jetzt ganz in ſeinen Liebhabereien auf.

Einmal nur, als er bei Vinzenz vorüberritt, meinte er leichthin, ſich an deſſen Frau wendend: „Sie würden ſich gut zu Pferd machen, Mrs. Fromherz, ſehr gut, famos —“

Und nun gab ſie keine Ruhe mehr. Sie mußte ein Pferd haben. Sie mußte reiten und fahren. Und ſie tat es mit einer Leidenſchaft, als breche ſich eine lang zurückgedrängte Sehnſucht in tollkühner Haſt Bahn.

Und ſie gefiel. Sie war ſchön. Sie wollte es Mrs. Langen gleich tun, aber die ruhige Sicherheit dieſer Frau erreichte ſie nicht. Sie war nur ſchöner und kühner. Und ſie hatte ein Kind, ein reizendes Kind. Mit dieſem ſich zeigen, an der Villa der Kinderloſen, die ſich ſo hoch über ihr dünkte, vorbeifahren — täglich, und mit ihrem Kind prunken —

Dieſem Vorhaben ſtellte ſich Vinzenz feſt in den Weg. — Sein Kleinod der tollkühnen Hand dieſer Frau anvertrauen? Nein. Da half kein Bitten und Flehen.

Aber ſie wußte es mit Hilfe der Bonne einzurichten.

Die junge Frau holte das Kind vom Spaziergang weg, hinter dem Rücken des Vaters.

Einmal wenigſtens wollte ſie ihren Willen haben.

Sie jagte wie wahnſinnig dahin. Ihre Wangen glühten. Sie begegnete Kurt, den ihre Waghalſigkeit entzückte, der ſie mit den Augen verſchlang. Und der zu Pferde ſaß wie ein junger Kriegsgott.

Als Vinzenz an dieſem Abend heimkam, hatte er kein Kind mehr.

Mrs. Fromherz war mit ihrem Wagen in raſender Fahrt gegen einen Baum geprallt. Das Kind und die

Wärterin flogen auf die Straße. Mrs. Fromherz blieb unverletzt.

Vinzenz konnte nicht verzeihen, konnte die Nähe dieſer Frau nicht mehr ertragen. Sie wußte nicht, wo er ſchlief und wo er aß.

Endlich fand ſie ihn in der kleinen armſeligen Schenke der Irländer, da hinten, wo die Ärmſten ihre Hütten aufgeſchlagen.

Im ſchwarzen Kleid, blaß und verweint, trat ſie zu ihrem Mann.

„Sei nicht ſo hart,“ bat ſie.

Da ſah er ſie mit dem Blick eines Betrunkenen an und hob die Fauſt gegen ſie.

Eines Tages erſchien Weiß im weſtlichen Garten. Er teilte Vinzenz in ſeiner geſchäftsmäßigen Weiſe mit, daß Mr. Langen mit dem Vermögen ſeiner Mutter und Vinzenz’ Frau das Weite geſucht habe. Er, Weiß, habe längſt den Verdacht gehegt, daß Mr. Langen Wechſel fälſche, und habe deshalb ſein Vermögen in Sicherheit gebracht. Er beabſichtige den Ankauf der Handelsgärtnerei. Ob Mr. Fromherz Luſt habe, unter den alten Bedingungen in ſeiner Stellung zu verbleiben?

Vinzenz bat ſich Bedenkzeit aus, dann ſagte er zu.

Kurt hatte nicht nur Vinzenz’ Vermögen mit ſich genommen, auch Vinzenz’ Frau war mit ihm verſchwunden.

Weiß ſaß jetzt im Arbeitszimmer des alten Herrn.

Weiß bewohnte mit ſeinen Söhnen die Villa Fromherz.

Mrs. Langen war mit ihrer Schwiegermutter in die City gezogen, wo ſie ein Blumenbindegeſchäft errichtete.

Aber was kümmerte das alles Vinzenz? Er ſaß in der kleinen Kneipe der Irländer und trank ſeinen Whisky. Mit wüſtem Kopf und dumpfem Weſen erſchien er des Morgens bei der Arbeit.

Er hatte einmal hoch über all denen geſtanden, die er befehligte. Jetzt ſtand er tief unter ihnen. Er hatte einmal aller Liebe beſeſſen. Jetzt bemitleideten, jetzt ertrugen ſie ihn.

Er bemerkte es. Auch wenn er trank, die innere Stimme ſchwieg nicht. Sie machte ihn krank, wenn er hinhörte. Sie machte ihn weich, daß ihm war, als müſſe er aufpacken und heimeilen und den Kopf in den Schoß der Großmutter legen.

Aber er wußte, ſie lebten daheim von dem, was er ihnen gab. Und ſo mußte er aushalten und von vorn anfangen zu erwerben. Denn was ſollte er daheim mit leeren Händen, mit den paar Äckern, die ſie beſaßen —

Er arbeitete. Er trank. In ſeinem Innern aber ging eine heiße, wehe Sehnſucht immer mit bei jedem und allem, was er tat.

‚Daheim geſunden! Daheim geſunden —‘

Wie ein kurzes Hämmern in dem Grunde ſeiner Seele war’s — ein unaufhörliches Anklopfen:

‚Daheim geſunden — daheim geſunden —‘

Manchmal ordneten ſich ſeine Bewegungen unwillkürlich dem Takte dieſer inneren Muſik an. — Er hob das Glas, er trank, ſetzte es mit einem Ruck auf den Tiſch, ließ die Hand ſchwer aufs Knie fallen, ſtarrte ſinnlos ins Leere —

Allmählich aber erfaßte ſein Blick das Bild, das ſich ſeinen Augen ſtets von neuem bot. Allmählich hielt er’s feſt. — Ein altes Geſicht war’s, grau, verwittert. Ein prachtvoll gebildeter Schädel, von einem Kranz weißer Haare umrahmt. Unter den hochgeſchwungenen Augenbrauen ein ſtets geſenkter, unabläſſig in ein Buch oder in eine Zeitung vertiefter Blick.

Der Mann, den er ſah, war Patrick, der Großvater. Er war gelähmt an den Beinen und ſaß in einem roh gezimmerten Lehnſtuhl mit weit ausgelegter Stütze für die Beine und einem über den Lehnen angebrachten Brett, das dem Alten als Tiſch diente. Manchmal legte einer der Gäſte ein verbrauchtes Buch, eine alte Zeitung vor ihn hin. Da ſah er dankbar auf, nickte, und ſeine gichtkranken Hände zogen gierig die Gabe an ſich.

Da ſagte eines Tages Vinzenz zu ihm hinüber: „Was nützt Euch nun das viele Leſen?“

Patrick blickte auf.

Er kannte Vinzenz recht wohl — noch aus deſſen guten, wie jetzt aus deſſen ſchlimmen Tagen.

„Das Leſen iſt meine Rettung, Mr. Fromherz,“ gab er dieſem zur Antwort, „wenn ich nichts zum Leſen habe, muß ich verzweifeln.“

„Habt Ihr ſo große Schmerzen?“ fragte Vinzenz.

Der Alte ſchüttelte den Kopf: „Die wären noch zu ertragen. Was aber nicht zu ertragen iſt, das iſt das Heimweh. Ich habe mich ſchon zweimal derwegen aufgehängt. Aber ſie ſchnitten mich wieder ab. Sie haben die Heimat nicht gekannt, die Meinen. Und von denen, die mit herüber gekommen ſind, lebt keiner mehr. Die meiſten ſind am Heimweh geſtorben. Das iſt ſo bei uns Irländern. Es war zur Zeit der großen Hungersnot, als England uns bedrückte, da ſind wir ausgewandert, an Hunderttauſend. Ihr wißt doch von dieſen Zeiten, Mr. Fromherz?“

Vinzenz ſchüttelte den Kopf. „Was geht mich Irland an.“

„Doch, es geht Euch an,“ erklärte Patrick, und ſeine Äuglein funkelten, „es geht Euch an. Man muß nicht wie ein blindes Huhn durch die Welt laufen. Gott hat ſie geſchaffen, und eines Tages wird er Euch fragen: ‚Haſt Du meine Erde auch gekannt und geliebt?‘ Was werdet Ihr dann antworten, Mr. Fromherz?“

„‚Wie ſoll ich die Erde lieben, die ſo viel Leid trägt —‘ werde ich antworten.“

Patrick lächelte. „Ihr ſeid auch einer, der an Heimweh krankt. Ich ſeh’s Euch an den Augen an. Alle haben ſolche Augen, die in die Ferne ſchauen. Nun glaubt Ihr’s verſaufen zu können. Hab’s auch einmal verſucht. Am beſten geht’s noch mit dem Leſen.“

Sie führten nun öfter ſolche Geſpräche miteinander, und Vinzenz tat es wohl, daß da einer auf ihn wartete, deſſen Augen ſich gierig auf ſeine Hände hefteten, die immer ein Buch oder eine Zeitung für den Alten in Bereitſchaft hatten.

Patricks Nachkommenſchaft war groß. Die kleine Schenke wimmelte von Erwachſenen und Kindern, von denen man nicht wußte, wo und wie ſie alle in dem kleinen Häuschen unterzukommen vermochten.

Schon war eine Tochter Patricks in die Jahre gekommen, und ſie ſchielte wohl manchmal mit einem ſtillen Seufzer nach dem Platz hinter dem Ofen, wo auch ſie gern ihre müden, abgearbeiteten Glieder in der behaglichen Wärme ausgeſtreckt hätte.

Eines Tages fand Vinzenz den Alten in höchſter Erregung. Er ſchalt auf ſeine Söhne und Töchter ein und warf ihnen vor, daß ſie ihn nicht hatten hängen laſſen, ſo wie er’s gewollt; nun ſei er ihnen allen im Weg und fühle das, und doch ſeien ſeine kranken Hände nicht mehr imſtande, ſeinem Leben ein Ende zu machen.

Schon andern Tages ſaß er, wohlig eingepackt, in dem verlaſſenen Hauſe des Vinzenz Fromherz.

Damit fing für dieſen ein neues Daſein an.

Er hatte keinen bequemen Hausgenoſſen. Dieſer alte Patrick war ein reizbarer Geſelle, dem der ſchwerfällige Schwarzwälder gar nicht gefallen wollte. Es war ja nicht mit ihm zu reden. Er wußte von nichts. Er hatte nichts geleſen. In einer Nußſchale lebte er und kaute trübſelig an ſeinen Erfahrungen.

„Geſellig leben,“ herrſchte er ſeinen Wohltäter an, „mit andern reden, ſtreiten, lachen — meinetwegen auch raufen.“

Und als Vinzenz meinte: „Geſelligkeit iſt mir ſchlecht bekommen —“ unterbrach ihn der Alte mit einem heftigen: „Alles iſt gut, was wir erleben. Wir müſſen es nur auch von innen miterleben. Später lernen wir's verſtehen. Wie geſcheit war's, daß ſie mich nicht hängen ließen, als ich mich aufknüpfte. Seht, ich ſollte noch gute Tage haben, ſo war's beſchloſſen."

Wo dieſer ſchlichte Mann der Armut das nur alles her hatte? Aus den Büchern?

Vinzenz nahm jedes Wort aus des Alten Mund neugierig in ſich auf, und Patrick freute ſich deſſen.

Faſt ein Menſchenalter lang hatte er die Eigenen mit ſeiner Weisheit traktiert, aber ohne Erfolg. Nun ſaß da einer, der nicht zu den Armen und Geringen zählte, aber auf ſeine Worte lauſchte, als verkünde er das Evangelium.

Indes dieſer kluge Irländer, dieſer ungeduldige Eiferer gegen Trübſal und alles, was damit zuſammenhing — eh man ſich's verſah, konnte er ein Raub der hoffnungsloſeſten Melancholie werden. Die noch eben ſo hellen, ſtreitſüchtigen Augen ſahen dann zwei erſterbenden Pünktlein gleich, und aus ſeiner Bruſt löſten ſich ſchluchzende Laute. Er verweigerte jede Nahrung und gebärdete ſich wie ein Unſinniger, wollte ihm Vinzenz Troſt zuſprechen.

Das waren Patricks Heimwehſtunden.

Hier vermochte nur ein neues Buch zu helfen, das ihn intereſſierte. Oder etwas, das ſeine Lachluſt reizte.

Dazu gab ihm der Schwarzwälder ſtets von neuem Gelegenheit. Denn was auch Vinzenz erlebte, er blieb den gewandten Großſtädtern gegenüber immer gleich wehrlos und ſchüchtern.

„Mr. Fromherz," ſagte ihm Patrick, „Ihr werdet immer zu kurz kommen, denn Ihr verſteht nicht, ins Zeug zu gehen."

„Das weiß ich ſchon lange," meinte Vinzenz, „aber es iſt nichts zu machen. Ich kann mich nur innerlich ärgern."

„Das ſollt Ihr nicht," ſchrie Patrick und fuchtelte mit beiden Händen, „man muß über ſich lachen können, dann hat man's gewonnen."

„Und wird man dann anders?" erkundigte ſich Vinzenz.

„Ei bewahre, aber wenn meine böſe Stunde kommt und ich lache mich innerlich recht aus, ſo iſt mir das bei weitem zuträglicher, als wenn ich mich grämte. Als ich mich noch grämte, hängte ich mich auf. Das macht Euch klar, Mr. Fromherz."

Sie ſaßen des Abends bis in die Nacht über ihren Zeitungen und Büchern. Wahllos laſen ſie alles durcheinander, politiſche, wirtſchaftliche Werke. Sie laſen von techniſchen Unternehmungen, von koloſſalen Bauten, von Bahnen, Kanälen. Alles ſprach von ewig fortdrängender Bewegung, und ein Tätigkeitstrieb offenbarte ſich vor den Augen des ſeitab lebenden Schwarzwälders, Geiſteskräfte taten ſich vor ihm auf, die ſich ihm bis ins Unendliche zu ſteigern ſchienen. So lernte er in dieſer ſtillen Stube nach und nach das Land ſchätzen, in dem er jahrelang wie ein Blinder gelebt.

Eines Tages fiel ihm ein: ‚Soll ich von fremden Ländern mehr als von meinem eigenen wiſſen —‘

Und er ging hin und holte ſich deutſche Bücher und deutſche Zeitungen.

So hatte ſich das Leben um und in ihm merklich verändert. An den Wänden des Raumes, der ſein eheliches Glück und ſein ſeeliſches Zuſammenbrechen geſehen, reihten ſich jetzt Bücher an Bücher auf hoch hinaufreichenden Regalen. Die Gedanken, die dieſe enthielten, und die Gedanken, die dieſe beiden Menſchen austauſchten, bauten ſich gleich unſichtbaren Geiſtern rings um ſie her, immer neue Kräfte nach ſich ziehend.

Vinzenz konnte jetzt ohne Haß und Groll ſeines verunglückten Lieblings gedenken. Wenn Patricks Angehörige kamen, was oft geſchah, nahm er manchmal eines der kleinen Weſen auf die Knie, und ſeine Augen füllten ſich mit Tränen.

„Wißt Ihr," ſagte er eines Tages zu dem Alten, „ich hab' Euch viel mehr zu danken, als Ihr ahnt. Ich hab' im Zuſammenſein mit Euch zum erſtenmal einen Menſchen kennen gelernt. Ich habe vordem keinen gekannt. Ich ſuchte nur immer die Einheit in jedem, ſo wie die Großmutter ſie in meiner Erinnerung beſaß, in ihrer Wahrheit und Gerechtigkeit. Ich meinte, das müſſe ſo ſein, und war enttäuſcht, wenn ich's anders fand. Nun weiß ich, Ihr ſeid klug, Patrick, und weiſe und könnt reden wie ein Buch. Aber das hindert Euch nicht, zuzeiten unvernünftiger zu ſein als ein Kind. So weiß ich jetzt, wir ſind alle Stückwerk, wie die Völker, von denen ich leſe, die heute groß und morgen niedrig handeln. Es iſt vielleicht gar nichts Feſtes unter der Sonne. Was meint Ihr, Patrick?"

Der ſah den Sprecher erſtaunt an. „Jetzt predigt mir der Menſch das beſte weg!"

Vinzenz fuhr fort: „Wenn ich früher gewußt hätte, was ich jetzt weiß, wär' ich nicht von meinem Onkel weggeblieben, weil er eine Sache, die ich ernſt nahm, leicht genommen. Ich hätte nicht meiner Frau eine ſo harte Antwort gegeben, als ſie mich ſuchen kam unter Tränen."

„Nun macht Euch auch darüber noch Vorwürfe," ſagte Patrick. „Ihr müßt ein grübleriſcher Volksſtamm ſein, Ihr Schwarzwälder. Die Selbſtzerfleiſchung hat noch keinen vom Fleck gebracht. Ihr müßt ſie Euch vom Leib halten."

„Ja, das will ich," ſagte Vinzenz, „denn vom Fleck will ich kommen."

Er war ein großer Sparer geworden, häufte Dollar um Dollar an und zählte und rechnete: ‚Wird's bald reichen — bin ich bald ſo weit —‘

Darum war er wie aus den Wolken gefallen, als Mr. Weiß, ſein jetziger Herr, eines Tages bei ihm eintrat und ihn beſchwor, ihm eine größere Summe vorzuſtrecken.

Alt war er geworden und grau, beinahe hinfällig, der früher ſo ſtramme, wegſichere Weiß.

Er ließ ſich auf einen Stuhl nieder.

„So weit," knirſchte er mehr als er ſprach, „ſo weit haben mich meine Söhne gebracht. Nachdem ich geſehen, daß ſie zu nichts taugen, habe ich ſie aus meinem Hauſe gejagt. Nun ſind ihre Gläubiger über mich hergefallen. Ich kann das Geſchäft nicht mehr ohne Hilfe weiterführen. Aber wo ich auch anfragte, es war umſonſt. Sie ſind meine letzte Hoffnung, Mr. Fromherz."

Vinzenz war zumute, als wanke der Boden unter ſeinen Füßen. Wieder vor nichts ſtehen — wieder von vorn anfangen, auf die Gefahr hin, die alte Großmutter nicht mehr am Leben zu treffen —

Da ertönte des Irländers Stimme aus jener Ecke des Zimmers, die er innehatte: „Ich rate Euch, geht Eures Wegs, Mr. Weiß. Ihr wißt nicht, was Heimweh iſt, Mr. Weiß, ſonſt würdet Ihr nicht kommen und ſagen: ‚Gib mir Dein Geld und verzichte auf Deine Heimat.‘ Wenn Ihr je etwas Schimpfliches getan, Mr. Weiß, das wäre noch das Schimpflichſte. Was Ihr jetzt erlebt, lag längſt im Ratſchluß Gottes: ‚An ihren Früchten ſollt Ihr ſie erkennen,‘ ſteht in der Heiligen Schrift. Meine Kinder haben nur ein Gewiſſen, weil ich eins hatte, Mr. Weiß. Als Mr. Fromherz mich in ſein Haus holte, geſchah's um dieſer Stunde willen, auf daß ihm einer Hilfe und Stab in ſeiner Weichheit ſei. Alſo geht und fangt Ihr wieder von vorn an und nicht ein anderer um Euretwillen."

Als Vinzenz vom Fußboden aufblickte, in den ſich ſeine Augen in ſtummem Unbehagen verbohrt hatten, war Weiß verſchwunden. Völlig lautlos, ohne die Türe hinter ſich zu ſchließen.

„Patrick," ſagte Vinzenz nach einer Pauſe, „ich glaube, ich hätte es nicht vermocht."

Patrick nickte. „Ihr habt Euch das um mich verdient. Die größte Gnade, die einem alten Menſchen zuteil werden kann, iſt ein ſtiller Winkel, in dem er gern geduldet iſt. Die Armut hat keine übrigen Winkel. Wo ſollte meine arme

Tochter hin mit ihren müden, abgearbeiteten Gliedern? Ich hätte das nicht lange mehr mit anſehen können. Es wäre mir nichts anderes als der Hungertod übriggeblieben, um ihr Platz zu machen.“

Eines Tages, als Vinzenz hinter ſeinen Zeitungen ſaß, wurde ihm plötzlich ſchwarz vor den Augen. Das Herz ſchlug ihm bis in die Kehle, und er mußte ſich mit Macht bezwingen, um die Notiz, die ihn ſo erſchreckte, ein zweites Mal leſen zu können. Sie lautete: „In Philadelphia iſt die ausgezeichnete Schulreiterin Mrs. Fromherz, eine Deutſche von Geburt, bei einem geradezu ſinnloſen Wageſtück ihrer ſo hervorragenden Kunſt zu Fall gekommen und tot vom Platz getragen worden.“

Erſchüttert, unfähig ein Wort zu ſprechen, hielt Vinzenz das Blatt in der Hand —

In dieſem Augenblick fuhr ein Wagen vor.

Vinzenz ſah zwei Geſtalten ausſteigen: Mr. und Mrs. Langen.

Sie ſchüttelten Vinzenz, der ſie mit einem Ausdruck anſtarrte, als kämen ſie aus einer anderen Welt, die Hand.

„Hallo, Vetter,“ rief ihn Kurt mit ſeinem alten Lachen an, „wollen wir nicht Platz nehmen? Wir ſind keine Geiſter, wir ſind wirklich und wahrhaftig lebendige Menſchen.“

Mrs. Langen führte das Wort.

Kurz und ſachlich teilte ſie Vinzenz mit, daß ſie in der Lage ſei, die Handelsgärtnerei ihres Schwiegervaters zurückzukaufen. Sie ſchlug Vinzenz vor, den weſtlichen Garten weiter zu bewirtſchaften, unter den alten Bedingungen.

„Ach was,“ fiel ihr Mr. Langen in die Rede, „an ihm iſt's, ſeine Bedingungen zu ſtellen. Vetterchen, was meinſt Du zu einer Kompagnonſchaft: Langen und Fromherz? Weiß iſt auch wieder angeſtellt, der arme Teufel. Jetzt kann er von vorn anfangen zu ſchuften. Alſo, zugeſchlagen —“ Er ſtreckte Vinzenz die Hand hin.

Mit ſtotternder Stimme bat ſich dieſer Bedenkzeit aus.

Kurt klopfte ihm beim Gehen die Schulter: „Alter Kerl, habe Dir einen größeren Dienſt geleiſtet als Du ahnſt.“

Da zuckte es Vinzenz einen Augenblick in der Fauſt. Aber er kam gegen dieſen lachenden Menſchen nicht auf.

„Patrick,“ wandte er ſich an den Alten in der Ecke, „Patrick, warum habe ich ihn nicht niedergeſchlagen —“

Der Alte lachte. „Ihr ſtandet vor ihm, Mr. Fromherz, genau ſo, als hättet Ihr Mr. Langens Vermögen geſtohlen und ihm die Frau entführt —“

„Warum habe ich ihn nicht niedergeſchlagen?“ wiederholte Vinzenz, und ſeine Stimme zitterte.

„Das will ich Euch ſagen, Mr. Fromherz,“ gab ihm Patrick zur Antwort, „weil er eine offene Hand hat. Er ließ kein Kind unbeſchenkt, wenn er an den Hütten der Irländer vorbeiritt. Alle Laſter hat er, aber auch alle Tugenden. Seine Freigebigkeit war's, die Euern Schlag aufhielt.“

„Ich ſoll ihn nicht zur Rechenſchaft ziehen —“ brauſte Vinzenz auf.

„Ach Mr. Fromherz, Ihr könnt es ja gar nicht. Ihr reißt nichts an Euch. Ihr ſeid ein Zuwarter. Aber Ihr braucht keine Angſt zu haben. Solchen wie Euch gibt's Gott im Schlaf.“

Vinzenz verſank in Gedanken. Er brauchte immer Zeit, um über eine Sache ins reine zu kommen.

Er hatte ja nur zu recht, der alte Patrick.

Es gab nur eines —

In aller Stille verhandelte er mit Patricks Angehörigen und ſtellte deſſen Zukunft ſicher. — Dann ſchiffte er ſich ein.

(Fortſetzung folgt.)

Stätten deutſcher Induſtrie: Die Höchſter Farbwerke. Von Dr. Fritz Bennigſon.

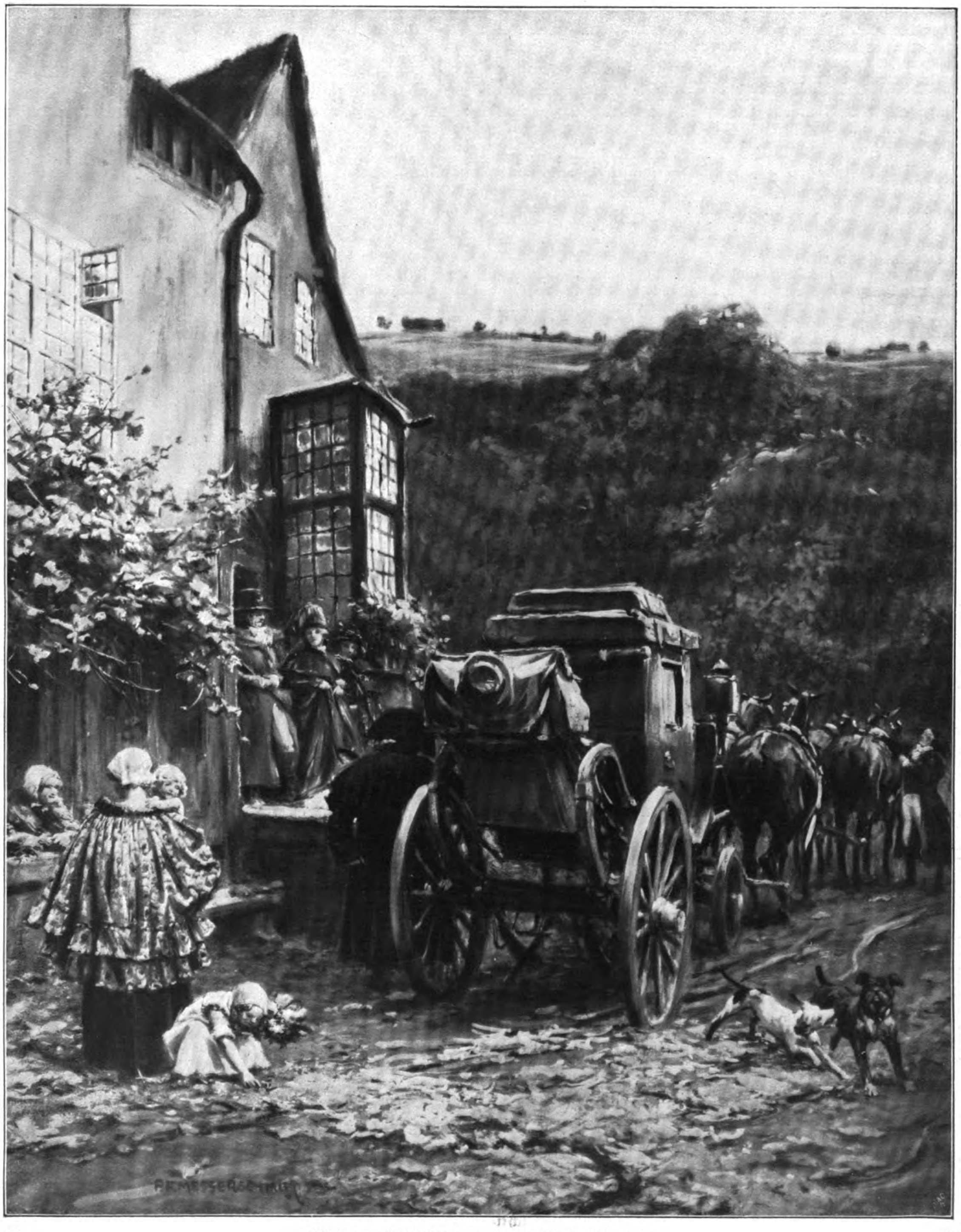
Wenn man Wiesbaden als Ausgangspunit für eine Reiſe zum Studium der deutſchen Großinduſtrie wählt, dann fällt einem die alte Geſchichte von Buridans Eſel ein. Welche der mächtigen Anlagen in dem verhältnismäßig kleinen Umkreiſe ſoll man zuerſt bewundern? Mich zog's zur chemiſchen Induſtrie. Die berühmten Farbwerke vormals Meiſter, Lucius & Brüning in Höchſt am Main wählte ich zur Beſichtigung.

Von Frankfurt aus iſt Höchſt durch eine Lokalbahn in wenigen Minuten zu erreichen. Es ſcheint beinahe ſelbſtverſtändlich, daß man in dem kleinen Höchſt vom Bahnhof aus zuerſt in die Meiſterſtraße gelangt. Von dort aus führt der Weg in die Luciusſtraße. Endlich, nachdem ich ein kleines Villenviertel durchquert habe, das aus Arbeiterhäuſern der Farbwerke beſteht, gelange ich in die Brüningſtraße. Hier ſteht das Hauptgebäude der Fabrik, deren Beſitzer es in wenigen Jahrzehnten verſtanden haben, das Unternehmen ſo zu geſtalten, daß es nicht nur unſer deutſches Vaterland, ſondern die ganze Welt mit ſeinen Produkten verſorgt. Auf der Straße begegnen uns, je näher wir der Fabrik kommen, in immer größerer Anzahl die Jünger der Chemie. Halb Künſtler, halb Gelehrte, ziehen ſie, die Stoffe zu vereinigen und zu zerſetzen verſtehen, in ihre Welt, an ihre Arbeit. Mächtige Metallreſervoire, eiſerne Deſtillierapparate, die hoch in die Luft ragen, geſchwärzte Fabrikgebäude, große und kleine Eſſen, zeigen, daß ich vor dem gewaltigen Werk ſtehe. Ein Arbeiter, mit einer vollkommen grün und einer blau gefärbten Geſichtshälfte, einem violett und rot gemuſterten Schnurrbart, mit Händen, die an eine Farbmuſterkarte erinnern, weiſt mit aller Beſtimmtheit darauf hin, daß die vor mir liegende Fabrik das Farbwerk iſt. Es wird neuerdings ſoviel über unechte Färbungen geklagt; ich glaube, der eben bewunderte Mann war ganz vorzüglich echt gefärbt, und ähnliche Repräſentanten hatte ich, bei meinem Hierſein, noch öfter Gelegenheit zu bewundern. Vorhin ſprach ich davon, daß ich Höchſt „beſichtigen“ wollte. In der Tiefe meines Herzens bitte ich die Herren „Wachthabenden“ der früher geſehenen Unternehmen flehentlich um Entſchuldigung. Während unſere techniſchen Werke die Pforten zu ihren Betrieben gerne dem Beſucher öffnen, iſt es nahezu unmöglich, in eine chemiſche Fabrik zu gelangen. „Ja, Sie kommen zwar von der Daheim-Redaktion, aber wer weiß, was Sie uns dennoch abſehen wollen, nun gar Ihre Leſer!“ Und ich kann mir trotz allem und allem nicht recht denken, daß ein Leſer auf Grund meiner Berichte ein Konkurrenzunternehmen zu Höchſt gründen wird. Allerdings kann man es den chemiſchen Werken nicht verübeln, wenn ſie ſich gegenüber den Beſuchern mit chineſiſchen Mauern verſehen, da oft durch den harmlos ausſehenden Fremdling wichtige Fabrikationsgeheimniſſe zur Kenntnis der Konkurrenz gelangen, die oft koſtſpielige Ergebniſſe jahrelanger mühevoller Forſchung ſind.

Nun, mich empfing der liebenswürdige Herr von Meiſter perſönlich, und manches wurde mir gezeigt. — Vor uns liegt das Terrain einer Mittelſtadt. Durch die Anhöhen des Taunus abgeſchloſſen, ein Teil der Wohlfahrtseinrichtungen des Werkes, nach den Ufern des Mains hin die umfaſſenden bedeutenden Fabrikanlagen. Das alles hat deutſcher Fleiß in weniger als fünfzig Jahren geſchaffen. Im Jahre 1862 nämlich wurde das „Geſchäft“, wie es in der Geſchichte der Fabrik heißt, von den Herren Wilhelm Meiſter, Dr. Eugen Lucius und L. Auguſt Müller, unter Hinzuziehung von Dr. Adolf Brüning (als gleichberechtigter Direktor) gegründet. Im folgenden Jahre war die Fabrikation eines einzigen Farbſtoffes in Betrieb geſetzt, und zwar unter Benutzung eines kleinen Dampfkeſſels und einer Dampfmaſchine von drei Pferdekräften. Heute (1909) hat ſich das Werk mit 150 Dampfkeſſeln ausgerüſtet. Neben 186 Dampfmotoren ſind 457 Elektromotoren und Umformer, die zuſammen eine Leiſtung von 40000 Pferdekräften ergeben, auf dem Terrain untergebracht. Allein über ſiebzig Doppelwaggons an Kohlen (mehr als 700000 Kilogramm) werden für den täglichen Gebrauch über die weitverzweigten, etwa 52 Kilometer langen Bahnanlagen, das iſt etwa die doppelte Entfernung zwiſchen Berlin und Potsdam, befördert.

Zuerſt nehme ich Gelegenheit, die eigentliche Seele des ganzen Werkes, das wiſſenſchaftliche Haupt-Laboratorium zu bewundern. Gegen 300 Naturwiſſenſchaftler, der Hauptſache nach Chemiker, einige Ärzte und mehrere Ingenieure ſtehen im Dienſte der Farbwerke. Aber dieſe Geiſteskräfte allein genügen noch bei weitem nicht. Was der Fleiß unſerer Gelehrten in den Laboratorien der Hochſchulen und Univerſitäten nach langwieriger Forſchung erſchafft, das findet erſt in den Laboratorien der chemiſchen Großinduſtrie eine Überſetzung in die Praxis. Wie weit iſt oft noch der Weg von der Geburt einer Erfindung bis zu ihrer Ausführungsmöglichkeit!

Wer vermeint, hier in Höchſt ein Laboratorium zu finden, wie es uns in dem Alchimiſtenlaboratorium aus Goethes Fauſt her bekannt iſt, der kommt allerdings nicht auf ſeine Koſten. In den von Licht durchfluteten, gut gelüfteten Räumen



P. F. MESSERSCHMIDT

Einkehr. Gemälde von P. F. Meſſerſchmidt.

ſtehen große Laboratoriumstiſche, die mit den verſchiedenſten Glas- und Porzellangeräten ausgerüſtet ſind. Auf Waſſerbädern werden Flüſſigkeiten verſchiedener Art abgedampft, durch Deſtillationsapparate mit Kühlvorrichtung verdunſten Farbſtofflöſungen und hinterlaſſen einen Rückſtand in gläſernen Rundkolben. Feine Thermometer zeigen die Temperaturen, bei denen die Deſtillation erfolgt, auf $^1/_{10}$ Grad genau an. Luftpumpen entnehmen den Deſtilliervorrichtungen die Luft, damit dieſe die zu verarbeitenden Subſtanzen nicht zerſtört. Stoffe, deren Geruch dem menſchlichen Organismus ſchädlich ſein würde, übelriechende Produkte, Präparate, die die menſchliche Lunge angreifen könnten, werden in beſonderen Digeſtorien, aus denen die Abgaſe und die verunreinigte Atmoſphäre dauernd abgeſaugt werden, verarbeitet. Der Chemiker wird alſo bei ſeinen Arbeiten durch verdorbene Luft gar nicht behelligt. Ein beſonderer Raum enthält Muſterprodukte einer modernen Technik, nämlich feine chemiſche Wagen, deren jede von einem Glaskaſten umhüllt iſt, damit ſie weder durch die Atmoſphärilien angegriffen werden, noch infolge eines Luftzuges aus der Gleichgewichtslage gelangen. Ein Gramm iſt meiſtens ſchon ein großes Gewicht, und oft gibt ein Irrtum um einige Zehntauſendteile eines einzigen Grammes — Stäubchen, von deren Kleinheit man ſich kaum eine Vorſtellung machen kann — zu weſentlichen Fehlern und falſchen Schlüſſen Anlaß. In mit Sammet gefütterten Käſtchen ſind, ähnlich den beſonders koſtbaren Juwelen, die vergoldeten oder mit Platinbezug verſehenen Gewichte gebettet. Ja, aber, wird man fragen, wie kann man ſo kleine Gewichte, die ſo außerordentlich fein ſind, überhaupt handhaben? Wird nicht ſchon durch den Staub der Hand das Gewicht ungenau? Beſondere Elfenbeinzangen helfen die Gewichte im Gebrauchsfalle auf die Wage ſtellen und laſſen ſie ſpäter wieder in ihrem Sammetgewahrſam verſchwinden.

Um die Elektrizität dem chemiſchen Verſuche nutzbar zu machen, ſind ſchließlich noch im Laboratorium beſondere Anlagen vorhanden, die es geſtatten, den elektriſchen Strom wunſchgemäß zu verwenden.

Nun geleitet mich mein trefflicher Führer, Herr Dr. H. Seyberth, in das Werk ſelbſt. Lang hingeſtreckte Häuſer ziehen ſich hinunter zum Main. Wir finden hier keine Rieſenhämmer, die mit Wucht auf das Metall niederſauſen und es wunſchgemäß formen. Wollen wir in dem Gebiet der Atome und Moleküle den nimmer raſtenden Geiſt des Forſchers begreifen lernen, dann müſſen wir etwas tiefer in die bald in dieſer, bald in jener Farbe ſchimmernden Bottiche, Baſſins und Reſervoire ſchauen. Wir müſſen uns erzählen laſſen, was eigentlich vorgegangen iſt, bis wir endlich in dieſem Betriebe die einzelnen Präparate betrachten können.

Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden in der Färberei ausſchließlich natürliche organiſche Farbſtoffe verwendet. Im XVI. Jahrhundert begann man in Deutſchland, beſonders in Schleſien und Thüringen, Krapp anzubauen, eine Pflanze, die den bekannten roten Farbſtoff liefert. Die deutſche Erzeugung reichte indes zur Deckung des Bedarfs keineswegs hin. Das Inland war gezwungen, Krappwurzeln, beſonders aus Frankreich, deſſen Export noch in den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts über 25 Millionen Mark betrug, zu beziehen. Da das Material angebaut wurde, entzog man den Boden dem Anbau wichtiger Nahrungsmittel. Ganz abgeſehen davon, daß Deutſchland ſein Geld für den Krappfarbſtoff an das Ausland abgeben mußte. Da gelang es den deutſchen Chemikern Liebermann und Gräbe im Jahre 1868, nach umfaſſenden Verſuchen den Krappfarbſtoff, nämlich das Alizarin, chemiſch herzuſtellen. Die Gelehrten mußten erſt das Naturprodukt auf all ſeine Beſtandteile genaueſtens unterſuchen (Analyſe), bis es ihnen endlich gelang, die einzelnen, auf dieſe Weiſe gefundenen Bauſteine wieder derart zu vereinen, daß der neue rote Farbſtoff entſtand, der dem natürlichen Material weit überlegen iſt und ihm den Todesſtoß gab: da man das künſtliche Produkt frei von Fehlern halten konnte, die dem natürlichen Material immer anhafteten.

Vor uns ſehen wir das Alizarinwerk der Höchſter Fabrik.

Wenn ich jetzt, dem Fabrikationsgang folgend, mit einer Flut von chemiſchen Fachausdrücken über den Leſer herfalle, ſo geſchieht es, um wenigſtens den Werdegang eines einzigen Farbſtoffes zu zeigen. In der Alizarinfabrik wird zuerſt das ſogenannte Roh-Anthrazen, ein ſchwer flüchtiger Beſtandteil des gewöhnlichen Steinkohlenteers, ſo wie es von den Teerſiedereien zur Lieferung gelangt, gereinigt.

In großen Gefäßen erfolgt das Waſchen, mächtige hydrauliſche Preſſen geſtatten die Trocknung, und endlich durch Sublimation wird ein für die nachfolgenden Operationen brauchbares Produkt erzielt. Da die Reinigung mit Feuersgefahr verbunden iſt, werden die verſchiedenen Manipulationen in kleinen, voneinander getrennten Räumen ausgeführt. Anthrazen wird durch verſchiedene Behandlungen in einen anderen Körper, nämlich in das ſogenannte Anthrachinon umgewandelt. Daraus gelangen Anthrachinon-Abkömmlinge zur Darſtellung; dieſe endlich werden durch Behandeln in gußeiſernen Keſſeln unter Luftabſchluß, nach dem Hinzufügen von mancherlei Chemikalien in Alizarinverbindungen übergeführt, und daraus endlich wird ein orangefarbiger Teig, das Alizarin des Handels gewonnen. Wird dieſer Teig getrocknet und vorſichtig erhitzt (ſublimiert), ſo erhält man das reine Alizarin in ſchönen, orangeroten Nadeln, gruppiert wie die Fahne einer Vogelfeder. So außerordentlich langwierig iſt der Weg vom Rohmaterial bis zur fertigen Ware. —

In ähnlicher Weiſe gelangen eine große Anzahl anderer Teerfarbſtoffe zur Darſtellung. Sie haben die Bezeichnung Teerfarbſtoffe erhalten, weil ſie in den meiſten Fällen aus dem Steinkohlenteer, jener eigentümlich riechenden Maſſe, die uns von der Erzeugung des Leuchtgaſes aus den Gasanſtalten her bekannt iſt, auf allerdings oft recht ſchwierigen und weit verzweigten Wegen, gewonnen werden. Niemals kommt man vom Teer unmittelbar auf den Farbſtoff, ſondern muß eine Anzahl von Zwiſchenſtationen durcheilen, wobei viele Nebenprodukte abfallen, bis endlich die Fabrikation des Hauptmateriales, das man tatſächlich darſtellen will, beendet iſt.

Wir wollen noch einen Blick in die gewaltige Indigofabrik des Werkes werfen, die etwa 500 000 Kilogramm Indigo herſtellt. Auch hier war Deutſchland vollkommen auf die Lieferungen des Auslandes angewieſen. Beſonders Britiſch-Indien und Java verſorgten den heimiſchen Markt, und noch im Jahre 1896 bezahlte Deutſchland über 20 Millionen Mark für ausländiſchen Indigo, während es heute für etwa 30 Millionen Mark dieſes blauen Farbſtoffes an das Ausland, beinahe an die ganze Welt, abgibt. Auch dieſen Umſchwung der Verhältniſſe haben wir zum Teil den Höchſter Farbwerken zu verdanken. Was Friedrich von Bayer in ſeinem Münchener Laboratorium erdacht hat, das fand wenigſtens zum Teil in Höchſt eine Überſetzung in die Praxis.

Wir finden noch Zeit, um die Abteilung für Arzneimittel zu durcheilen. Hier intereſſiert uns beſonders das von Profeſſor Knorr entdeckte Dimethyloxypyrazol, das ſich ſehr bald in den Arzneiſchatz eingebürgert hat. Der Leſer wird über den eben genannten Namen entſetzt ſein, dahinter verbirgt ſich aber nichts anderes als das allbekannte Antipyrin. Nachdem das Material durch Vereinigung verſchiedener Subſtanzen entſtanden iſt, wird das fertige Medikament in den bekannten Paſtillen auf automatiſchem Wege gepreßt und in genau abgewogenen Mengen in Glasröhren verpackt. — Da der Bedarf des Werkes beſonders an Salzſäure und Schwefelſäure außerordentlich wuchs, war es gezwungen, ſich für deren Fabrikation beſondere Einrichtungen zu ſchaffen. Uns bleibt keine Zeit, um dieſe Betriebe genauer zu beſichtigen, wir werden jedoch Gelegenheit finden, die Salzſäure- und Schwefelſäurefabriken auf unſeren weiteren Wanderungen durch die chemiſche Großinduſtrie zu ſtudieren. Etwas abſeits von dem Hauptbetriebe in einer beſonderen Anlage iſt das bakteriologiſche Inſtitut errichtet. Dieſe Einrichtung wurde zuerſt für die Herſtellung von Kochſchem Tuberkulin getroffen.

Hier erfolgt auch jetzt die Bereitung und der Verkauf des Diphtherie-Heilſerums. Es wurde von dem Entdecker der Serumtherapie, Geheimrat Profeſſor Behring in Marburg, den Farbwerken übergeben, und von dieſen wurde das Heilſerum in den Handel gebracht. Die für die Gewinnung desſelben aufgeführten Bauten enthalten einerſeits Räume für die Bereitung des Diphtheriegiftes und Laboratorien, anderſeits Stallungen für die jetzt ausſchließlich zur Gewinnung des Heilſerums benutzten Pferde. Die neu angeſchafften Pferde werden in beſonderen Stallungen untergebracht und unterliegen, bevor ſie in Behandlung genommen werden, einer längeren Beobachtung durch den Tierarzt.

Daneben wird neuerdings noch ein Serum gegen Genickſtarre und Schweine-Rotlauf verfertigt.

Mein Rückweg zu dem Hauptgebäude der Fabrik führt mich an einer der mächtigen Gasanſtalten vorüber, die hier für ganz bedeutende Leiſtungen eingerichtet ſind. Beträgt doch der jährliche Verbrauch an Gas über 5 Millionen Kubikmeter, das iſt etwa ein Fünftel des Gasverbrauchs der Stadt Bremen. Ähnlich groß iſt auch der Waſſerkonſum. Etwa 90 000 Kubikmeter Waſſer werden täglich benötigt, ungefähr ein Drittel von der Menge, die in Berlin an ausnahmsweiſe heißen Sommertagen verbraucht wird.

In dem Hauptkontor der Fabrik hängt eine große Tafel mit allen möglichen Ehrenpreiſen, Diplomen und Auszeichnungen verſchiedenſter Art. Das Werk hat ſich ſelbſt ein Ehrenzeugnis ausgeſtellt durch die Muſtergültigkeit ſeiner, in aller Welt bekannten Präparate, ſein ſtändiges Schritthalten mit der Wiſſenſchaft und nicht zuletzt durch die vortrefflichen Wohlfahrtseinrichtungen für die Angeſtellten und Arbeiter.

Die Erbauung von Arbeiterwohnungen erfolgte bereits im Jahre 1875. Dabei war von vornherein als Grundſatz aufgeſtellt, daß die Wohnungen nicht in das Eigentum des Arbeiters übergehen ſollten. Dagegen unterſtützt die Firma vielfach durch Gewährung von Hypotheken den Eigenbau der Arbeiter auf ererbtem oder erworbenem Grund und Boden in den benachbarten Landgemeinden, namentlich, wenn damit noch etwas Landwirtſchaftsbetrieb verbunden iſt. Eine kleine

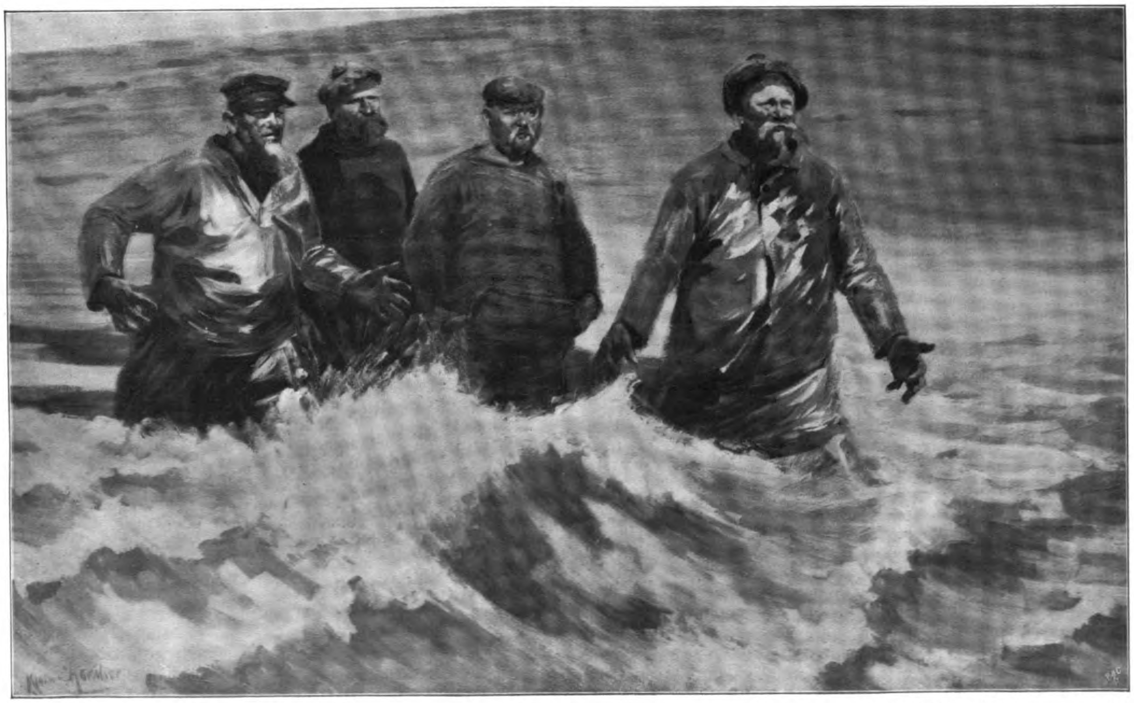
Villenkolonie von Arbeiterhäuſern iſt hier zwiſchen der Stadt Höchſt und der Fabrik angelegt. Mit Ausnahme weniger älterer zweiſtöckiger Häuſer ſind alle Wohnungen, ſeien ſie nun wie die meiſten als Doppelhäuſer oder wie ein kleinerer Teil als Einzelhäuſer erbaut, einſtöckig. In unmittelbarem Anſchluß an die Wohnung iſt ein Garten angelegt, ſo daß von der Straße aus eine vollſtändige Trennung der Gärten und Wohnungen beſteht. Jede Familie bewohnt alſo für ſich ihr kleines Anweſen. Neuerdings wird dafür geſorgt, daß die Benutzung der Küche als Wohnraum, was früher üblich war, verhindert wird. Die Häuſer ſind alle Maſſivbauten, mit einfacher aber ſolider innerer Ausſtattung, in der äußeren Erſcheinung von gefälliger und abwechſlungsreicher Bauart. Mein Begleiter und ich beſuchten das Heim der Frau „Bürgermeiſterin“, der Frau eines Vorarbeiters, der ſich in gehobener Stellung befindet, einer biederen Frankfurterin. Die Wohnung machte einen netten, gemütlichen Eindruck, und alles deutete auf einen beſcheidenen Wohlſtand. In Küche und Keller waren wohlverwahrt Vorräte aufgeſpeichert, darunter Leckerbiſſen, wie eingemachte Früchte allerart. Nette Möbel machten die Räume wohnlich, und ſelbſt die mir geöffneten Kleiderſchränke zeigten, daß im Hauſe alles gut beſtellt iſt.

Umgeben von den Höhen des Taunus in wunderſchöner Lage unweit der Fabrik liegt das Arbeiterheim. Freundliche Einzelwohnungen werden an Arbeiter und Aufſeher nach Zurücklegung eines fünfundzwanzigjährigen Dienſtes in den Höchſter Farbwerken auf Lebenszeit vergeben. Es iſt dabei von keinem Einfluß, ob der Betreffende noch ſeinen Arbeitsverdienſt hat oder Invalide iſt. Das Arbeiterheim zählt etwa hundert Einzelwohnhäuſer von villenartiger Bauart, die auf einem umfangreichen umfriedigten und parkartig bepflanzten Grundſtück verſtreut liegen. Die Häuschen ſind von verſchiedener Größe, die kleineren für ältere Leute, deren Kinder ſchon einen eigenen Hausſtand beſitzen, die größeren für ſolche, die ſehr jung bei den Farbwerken eintraten und nach fünfundzwanzigjähriger Dienſtzeit noch unverſorgte und ſchulpflichtige Kinder haben. Jeder Wohnung iſt ein kleiner Nutzgarten und ein Ställchen zugeteilt. Das Ganze macht einen idylliſchen Eindruck. Ein netter Neubau, der ſich in einer Hauptſtraße befindet, lenkt die Aufmerkſamkeit auf ſich. Es iſt der Höchſter Wertheim, oder richtiger geſagt, das Kaufhaus der Fabrik. Dieſes iſt nicht nur für die Arbeiter, ſondern auch für die Beamten beſtimmt. Kolonialwaren, Viktualien, Fleiſch und Wurſtwaren, Brot, Getränke und Genußmittel, Zigarren und Tabake liegen in den Räumen der unteren Etage. Während die oberen Verkaufsſäle fertige Kleider, Wäſche, Stoffe, Bettzeug, Schuhwerk, Teppiche und Geſchenkartikel aufweiſen. Der außerordentliche Beſuch des Geſchäfts erübrigt zu fragen, ob das Kaufhaus von den Angeſtellten benutzt wird. Unter den Einkäufern erſcheinen am häufigſten Kinder, die wohl eben ihre Schulſtuben verlaſſen haben. Hier und da ſehen wir auch ein paar Arbeiterfrauen mit gefüllten Taſchen aus dem Geſchäft heraustreten. — In der Bibliothek des Werkes füllen weit mehr als 10000 Bände von Büchern unterhaltenden und belehrenden Inhalts die Regale.

In einem freundlich gebauten Entbindungsheim ſind beinahe alle Betten belegt; und man denkt daran, den Bau zu vergrößern. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ich an vielen Badeanſtalten, für Männer und Frauen des Werkes beſtimmt, vorüberwanderte. Zum Schluß konnte ich noch die Haushaltungsſchule, die Lieblingsſchöpfung meines Begleiters, bewundern. Die Mädchen treten in der Regel nach der Konfirmation hier ein und bleiben ein Jahr in der Anſtalt. Abwechſelnd und mindeſtens ein halbes Jahr auch während der Nacht, zu welchem Zweck mehrere luftige und freundliche Schlafſäle eingerichtet ſind. Für die Aufnahme iſt ein ärztliches Zeugnis über den Geſundheitszuſtand erforderlich. In der Anſtalt wird unter anderem der Zahnpflege beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet; der Unterricht wird von zwei geprüften Lehrerinnen, die ebenfalls in der Anſtalt wohnen, erteilt, und erſtreckt ſich auch auf Kochen, Waſchen, Bügeln, Flicken, Stopfen, Schnittmuſterzeichnen, Weißzeugnähen, Kleidermachen, Maſchinennähen, Haus- und Gartenarbeiten. Unterricht und Verpflegung ſind vollſtändig frei. Das Ziel des Unterrichts iſt die Ausbildung für den ſpäteren Beruf als Hausfrau des Arbeiter- und Kleinbürgerſtandes, nicht aber für die Erwerbung einer Exiſtenz in dienender Stellung als Köchin oder dergleichen.

Glücklicher Arbeiter in Höchſt! Wie oft mußte ich hier in dieſen netten, für Dich erbauten Häuſern, in dieſen für Dich geſchaffenen Garten- und Parkanlagen, inmitten dieſer trefflichen Fürſorge an Deine Kollegen in den Großſtädten, beſonders in Berlin denken.

Die vorſtehende gedrängte und keinesfalls erſchöpfende Schilderung der Wohlfahrtseinrichtungen wird erkennen laſſen, daß der Arbeiter bei den Farbwerken hinſichtlich der Lebenshaltung eine würdige Exiſtenz erlangt, daß er für ſich und ſeine Familie mancherlei Förderung, in außergewöhnlichen Lebenslagen eine Stütze und Hilfe findet, ſo daß Alter und Arbeitsunfähigkeit ihm nicht als drohendes Geſpenſt erſcheinen können. In einer Beſchreibung der Wohlfahrtseinrichtungen der Farbwerke vormals Meiſter, Lucius & Brüning, die das Werk ſelbſt herausgegeben hat, befindet ſich nachfolgendes Schlußwort: „Aber wie die ſoziale Geſetzgebung nach Erfüllung ihrer Hauptaufgaben noch nicht ſtille ſteht, ſo werden auch die Farbwerke es ſich angelegen ſein laſſen, auf eigener Bahn und neben der ſtaatlichen Fürſorge weiter zu ſchreiten, in der Ausgeſtaltung und Vervollkommnung ihrer Wohlfahrtseinrichtungen.“



Helgoländer, bereit, das landende Boot in Empfang zu nehmen. Gemälde von Klein-Chevalier.

Die Begegnung der Erde mit dem Schweif des Halleyſchen Kometen.
Ein Nachruf von H. H. Kritzinger.

Der Halleyſche Komet iſt gegenwärtig arg in Mißkredit geraten. Man hat behauptet, daß der ſeit dem Herbſt 1909 verfolgte Schweifſtern überhaupt nicht der „Halley“ ſei. Es kann aber nicht mehr der geringſte Zweifel daran beſtehen, daß wir den richtigen Kometen beobachtet haben, denn die nach verſchiedenen Methoden von den Greenwicher Aſtronomen Crommelin und Cowell, ſowie von der Ruſſiſchen Aſtronomiſchen Geſellſchaft durchgeführten Vorausberechnungen ergaben, ehe der Halley gefunden wurde, als Datum ſeiner Sonnennähe den 16. bzw. 23. April. In Wahrheit fand ſie am 20. früh gegen 4½ Uhr ſtatt, alſo ſehr nahe dem Mittel beider Angaben entſprechend. Eine ſo große Genauigkeit bei einer rund fünfundſiebzigjährigen Umlaufszeit und den ſich auf mehrere hundert Tage belaufenden Planetenſtörungen iſt erſtaunlich groß und ſtellt jedenfalls die Zuverläſſigkeit der Vorausberechnung außer allen Zweifel. Daß er bei uns einen ſo ſchlechten Eindruck gemacht hat, haben wir in erſter Linie dem ungünſtigen Klima zuzuſchreiben — und der frühen Morgenſtunde, zu der ja nur wenige im Freien ſind. In ſüdlichen Ländern hat der Komet im Mai eine großartige Erſcheinung geboten; in Ägypten übertraf er den großen Januarkometen und nach den Berichten aus Teneriffa während mehrerer Tage ſogar die Venus an Glanz. Wir tun ihm alſo ſehr unrecht, wenn wir ihn nach den hieſigen Beobachtungen allein beurteilen. In der Tat konnte er mit Recht diesmal unſer ganzes Intereſſe beanſpruchen, weil eine Begegnung mit ſeinem Schweif zu erwarten ſtand, was, ſoweit bekannt, bei keiner ſeiner früheren Sichtbarkeitsperioden der Fall war. Dies kosmiſche Ereignis wird für Jahrhunderte einen hervorragenden Platz in der Kometographie einnehmen.

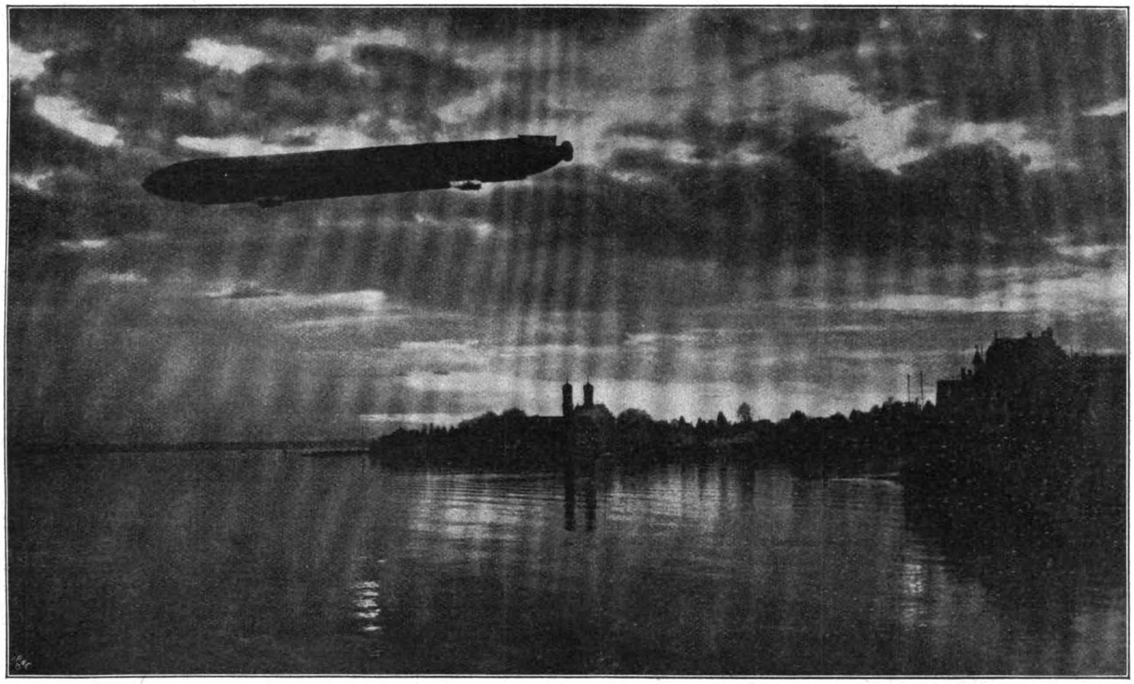
Den Anfang des „Weltunterganges“ bildete der Vorübergang des Kometenkernes vor der Sonnenſcheibe am 19. Mai früh von 4½ bis 5½ Uhr. Soweit bekannt, iſt es nur in Taſchkent (Turkeſtan) Profeſſor Sykora geglückt, den Kometen dabei zu ſehen. Daß es bei uns nicht gelang, findet ſeine Erklärung darin, daß dort die Sonne etwa 45° hoch ſtand, während ſie ſich bei uns erſt wenige Grade über den Horizont erhoben hatte. Der Hauptſchweif des Kometen wurde in dieſen Morgenſtunden überall geſehen, wo die Beobachtungsbedingungen günſtig genug waren. Auf der Yerkes-Sternwarte bei Chikago wurde er ſogar 107° lang geſchätzt. In Helwan (Ägypten) ſah man ihn bis zum Sternbild des Füllens reichen. Cerulli auf der Collurania-Warte (Italien) ſogar noch weiter bis in den Adler, wo der Schweif nahe unter Atair endete. Beſtätigt werden dieſe Meldungen durch Beobachtungen aus Catania und Johannesburg. Die eigentliche Begegnung der Erde mit dem Schweif ſtand alſo noch bevor. Dies war ſo zu erwarten, und es iſt deshalb zu bedauern, daß die 49 Freiballons, die ſich in Deutſchland an der wiſſenſchaftlichen Erforſchung der atmoſphäriſchen Erſcheinungen beteiligen konnten, wobei ſie leider vielfach durch Gewitter beeinträchtigt wurden, ihre Aufſtiege nicht auf einen größeren Zeitraum verteilt haben, denn auch in der nächſten Nacht waren noch ſehr intereſſante Erſcheinungen zu beobachten. Wie die Rechnung des jungen Warſchauer Aſtronomen Banachiewicz ergab, der auf eine alte Beobachtung von Beſſel aus der vorigen Erſcheinung Bezug nahm, ſollte die größte Annäherung gegen dreiviertel Tage nach dem Durchgang des Kernes vor der Sonne eintreten. Am Abend des 19. machten ſich ungewöhnliche Dämmerungserſcheinungen bemerkbar, die beſonders von Profeſſor Wolf auf dem Königsſtuhl bei Heidelberg genau verfolgt wurden. Es gelang dort nicht weniger als drei ſogenannte „Purpurlichter“ zu beobachten, während man ſonſt nur eines oder höchſtens zwei zu ſehen gewöhnt iſt. Eine eigentümlich grüne Färbung der Dämmerung wurde auch in Berlin bemerkt, die ihrem ganzen Charakter nach an die eigentümlichen Phänomene erinnerte, die Anfang Juli 1908 bei uns zu beobachten waren. Herr Geheimrat Wolf, der zuerſt hierauf aufmerkſam machte, hält es für möglich, daß ſchon damals die Erde ein ähnliches Renkontre erlebt hat. Für obige Beobachtungen wären allerdings Beſtätigungen noch ſehr erwünſcht, da man vorläufig noch mit der Möglichkeit rechnen muß, daß es ſich um eine lokale Erſcheinung gehandelt hat. Der Schweif des Kometen war, obwohl der Kern am 19. abends ſchon auf der Oſtſeite der Sonne ſtand, noch nicht am Abendhimmel zu ſehen, weil er zu weit gegen die Verbindungslinie Sonne—Komet zurückgebogen war. In Agram will man ihn während 20 Minuten 10° lang geſehen haben. Wahrſcheinlich handelt es ſich aber dabei um eine ſogenannte „Lichtſäule“, eine dem Meteorologen bekannte Erſcheinung, die auch von Profeſſor Berſon und Süring während einer Ballonfahrt in der Kometennacht geſehen wurde. Auch anderweitig iſt in der nächſten Zeit eine ſolche Lichtſäule aufmerkſamen Beobachtern nicht entgangen. Die Nacht zum 20. ſollte dann die größte Annäherung der Erde an die Schweifachſe bringen. Der große Abſtand unſeres Planeten von dieſer ließ uns aber höchſtens durch die äußerſten ſüdlichen Partien des Schweifes hindurchſauſen. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß Wahrnehmungen eines von Mitternacht an von Nordoſten aus über den ganzen Himmel wandernden Lichtſtreifens, die gleichzeitig aber völlig unabhängig auf der Breslauer und der Sternwarte des Patriarchen von Venedig gemacht wurden, damit in Zuſammenhang ſtehen. Vielleicht handelt es ſich um eine Lichtwolke oder eine ähnliche Anomalie im Schweif, wie ſie auch auf den Photographien zu erkennen ſind, die vorher aufgenommen wurden. Am 20. früh wurde der Schweif zwar nicht mehr auf dem Sonnenwendſtein (Semmering) geſehen, aber dafür anderweitig mit Sicherheit. Der Grund dafür lag wohl darin, daß der größte Teil des Schweifes bereits hinter uns lag, denn nach einer amerikaniſchen Mitteilung von Campbell war er nur noch ein Drittel ſo hell als am Vortage. In Ägypten ſah man ihn wieder bis in die ſüdlichen Teile des Adlers reichen. In der Nähe des Pegaſus hatte er ſogar noch 15° Breite. Am Abend des 20. waren die Dämmerungserſcheinungen nach Profeſſor Wolf nur noch etwa halb ſo ſtark ausgeprägt wie am Vortage. Der Komet wurde abends wegen der ungünſtigen Luftverhältniſſe in Berlin nur auf der Königlichen Sternwarte wiedergeſehen. In Johannesburg ſah man den Schweif jetzt 19° weit nach Oſten reichen. Dieſer Arm iſt alſo im Laufe des 20. über der Erde hinweggeſtrichen. In Athen nahm man wahr, daß ein anderer Arm des Schweifes im Fernrohr noch nach der Sonne zu gerichtet war. Um dieſen handelte es ſich wahrſcheinlich bei Beobachtungen in Johannesburg und Heluan, nach denen ſogar noch am Sonnabend, dem 21., früh ein Schweifarm bis zur Milchſtraße verfolgt werden konnte. Am 21. abends war dann der Halley leicht am Abendhimmel mit bloßem Auge zu ſehen. Leider verdarb das helle Mondlicht faſt alles, da es den Himmelsgrund ſehr ſtark erhellte, ſo daß ſich der Schweif nur ſchlecht davon abhob und bei uns nur ein paar Grad weit verfolgt werden konnte. Am Sonntag morgen war dann nichts mehr von dem Schweif zu finden, womit alſo die Begegnung abgeſchloſſen war.

Die vielfach ausgeführten Meſſungen des Erdmagnetismus und der telluriſchen Ströme ergaben zwar Schwankungen, doch werden dieſe wahrſcheinlich durch jene große Sonnenfleckengruppe verurſacht worden ſein, die am 19. früh in der Mitte des Tagesgeſtirns ſtand. Daß die Unterſuchungen der Atmoſphäre nahe dem Erdboden kaum ein poſitives Ergebnis zeitigten — es wurden z. B. in Breslau mit einem großen Exhauſtor oder in Frankreich von Georg Claude am 17., 19., 20. und 23. ſtundenlange Prüfungen der Luft vorgenommen —, iſt leicht einzuſehen, wenn man ſich den Bau unſerer Atmoſphäre vergegenwärtigt. In Mitteleuropa in etwa 11 Kilometer Höhe, alſo oberhalb der feinen Cirrus-Wolken, beginnt eine Schicht, die nicht mehr an den vertikalen Luftbewegungen teilnimmt und die ganze Erde umſpannt. Dieſe Schicht reicht etwa bis 70 Kilometer Höhe, wo die Erdatmoſphäre aufhört, im Sonnenlicht ſichtbar zu ſein. Dort beginnt nach Dr. Wegener eine dritte Schicht, die mindeſtens bis 400 Kilometer Höhe hinaufreicht, und in der hauptſächlich die Nordlichter auftauchen. Selbſt wenn der Kometenſtaub ſehr ſchnell bis an die Grenze der mittleren Schicht drang, ſo konnte es doch ziemlich lange dauern, ehe er von der Höhe der „oberen Inverſion“ (11 Kilometer) allmählich in die Wolkenzone gelangte, von wo er durch abſteigende Luftſtröme zum Erdboden herabgeführt werden konnte.

Übrigens zeigte der Halleyſche Komet, ſobald der Mond nicht mehr ſtörte, auch bei uns einen ſchönen Schweif, der am 26. Mai im Grunewald bis unter Jupiter (in der Jungfrau) verfolgt werden konnte, was ſogar noch am 1. Juni Leach auf Malta gelang. Anfang Juni bemerkte man verſchiedentlich eine Teilung des Kernes, wie ſie auch ſchon vom 17. bis 25. April in Johannesburg verfolgt worden war. Allerdings war jetzt der Nebenkern ſehr lichtſchwach, ungefähr zehnter Größe. Am 5. Juni ſah Verfaſſer den Kometen in Thüringen zum letztenmal mit freiem Auge. Im Zeiß-Feldſtecher war ſein Schweif noch ungefähr 6° lang. Der allmählich wieder zunehmende Mond verhinderte dann bald weitere Beobachtungen. In größeren Fernrohren konnte er leicht noch länger verfolgt werden. Gegenwärtig wird ſeine Stellung immer ungünſtiger, da ihn die Sonne langſam einholt. Erſt gegen Ende des Jahres wird er wieder auf dunklem Nachthimmel als ein ſehr ſchwaches Objekt gegen Morgen beobachtet werden können.

Die Entdeckung des Bodenſees. Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Eine moderne Entdeckung meine ich, nicht jene, da zuerſt die Männer mit den ſteinernen Hämmern und Äxten die Uferterraſſen herabſtiegen, ihre Pfahlbauroſte in den Seeboden trieben, durchs klargrüne Waſſer vergnügt die vielen Fiſchlein ſchwimmen ſahen und ſich nun bald darüber einig wurden, was Blaufelchen, Seeforellen und ſelbſt die großen Welſe, wenn ſie nicht zu alt ſind, für ſehr gute Dinge ſeien. Ich möchte vielmehr aufmerkſam machen auf die Erſcheinung, daß ganz neuerdings wieder, ſeit einer kurzen Reihe von Jahren, dem Bodenſeegebiet eine bemerkbar größere Beachtung im übrigen Deutſchland geſchenkt wird, als dies ſonſt lange Zeit der Fall geweſen war.

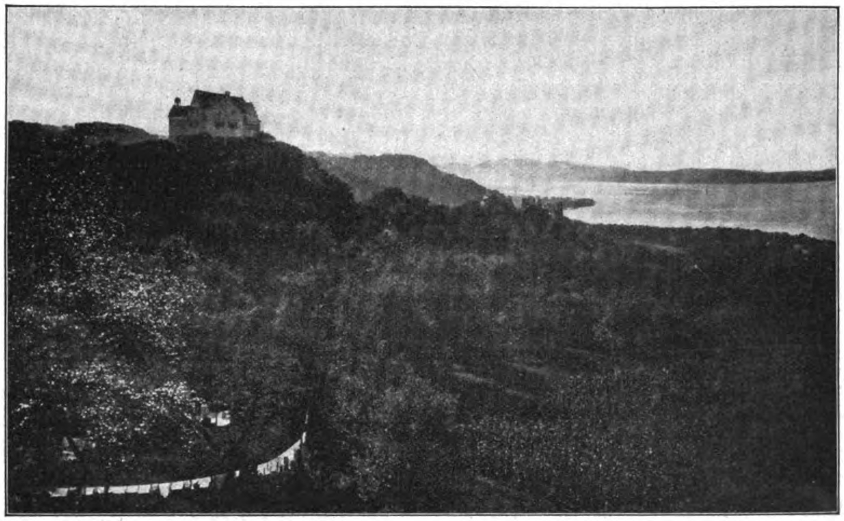


Abendſtimmung in Friedrichshafen. Photographie der Neuen Photographiſchen Geſellſchaft, A.-G., Berlin-Steglitz.

Dieſe gewiſſe Vergeſſenheit iſt allerdings ſo unbegreiflich nicht. Erſtlich kam man, wenigſtens von Norddeutſchland aus, nicht viel dorthin; der größere Touriſtenſtrom führt uns über München nach Oberbayern und Tirol, oder er führt an der weſtlichen Flanke herum über Baſel. Zweitens erfuhr man überhaupt nicht recht von dieſen Geſtaden, und ſie ſchienen es beinah zufrieden: die landſchaftlich reichſte Gegend Deutſchlands, zugleich eine der merkwürdigſten an geſchichtlicher Kultur, lag als eine Welt für ſich. Kam man dennoch dahin und fuhr mit den ſtaatlichen Dampfern über den See, ſo hatte man deutlicher den Eindruck, ſich mit einer weſtöſtlichen internationalen Verkehrsroute Baſel—Arlberg—Innsbruck zu berühren, als daß man ſich auf dem wichtigſten Binnengewäſſer unſerer größeren Heimat befinde, woran das Deutſche Reich durch alle drei ſüddeutſchen Mittelſtaaten, Baden, Württemberg und Bayern, Anteil hat.

In kurzen Jahren iſt dies anders, der Bodenſee in Deutſchland ſelbſt ſehr viel bekannter und beachteter geworden. Sicherlich am meiſten durch die Fahrten ſo vieler nach Friedrichshafen und Manzell, durch den Grafen Zeppelin. Doch kommen ſonſtige Gründe hinzu. Sie mögen teils gröberer Art ſein, verdienen teils aber Aufmerkſamkeit als die Anzeichen einer ſich verfeinernden Naturäſthetik, die ſich nicht ſo hauptſächlich mehr durch die ſenſationellen Touriſtenziele befriedigen will. Überdies iſt der Deutſche infolge zunehmender Großſtädterei und abnehmender Nervengeſundheit im Aufenthalt „aushäuſiger“ geworden. Man baut Villen in der Ferne von Bureau und Geſchäft, und in einem früher ungekannten Maße ſucht man für ganze Teile des Jahres die mit ſchöngelegenen Erholungsheimen und Sanatorien geſpickten Gegenden auf, zu denen Konſtanz, Überlingen, Rorſchach-Heiden und die Ufer umher ſo hervorragend gehören. Am meiſten von allen Gründen zutage liegt aber der lebhaft aufgeblühte Sport. Seit 1908 gibt es ſogar eine „Bodenſeewoche“, die der Motorjachtklub von Deutſchland eingerichtet hat. Der größere Teil der Boote kommt aus Norddeutſchland nach Konſtanz, und dieſe Veranſtaltung trägt ein glänzendes Feſt- und Geſelligkeitstreiben in die vor einem Jahrzehnt noch fühlbar kleinlebige alte Biſtumsſtadt. Doch auch das berühmte meilenweite Wintereis des leicht zufrierenden Unterſees, ferner die zum Rodeln geeigneten Uferhänge und Vorarlberger Alpen führen beträchtliche Scharen von Wintergäſten herbei. — Seltſamer Wandel der Jahrhunderte, daß die Bedeutung, die der Bodenſee einſt in der Konzilienzeit durch den Großhandel und durch den internationalen Verkehr der „Reiſenden aus Notwendigkeit“ hatte, ihm nun heute die leichtbeſchwingte Sportluſt wiederbringt, und mit ihr im Bunde die Touriſtik, die ſich für die Denkmäler jener größeren Geſchichte intereſſiert.

Von der Römerperiode durchs ganze Mittelalter währt der Vorrang dieſer Gegenden als Durchgangspunkt zwiſchen dem mittelländiſchen Süden einerſeits und Deutſchland oder, wie man richtiger ſagen muß, ganz Mittel- und Nordeuropa anderſeits. Über die Graubündnerpäſſe, alſo den Splügen, Septimer und Julier — den wegen keinerlei Lawinengefahr beliebteſten von allen — zogen die römiſchen Heere, die Kaufleute, die Beamten, die eilenden Nachrichtenboten aus der Weltſtadt am Tiber den rätiſchen und germaniſchen Provinzen zu. Römiſche Kunſtſtraßen umgabelten den See, eine Staatsflotte war auf ihm ſtationiert, und zahlreiche Handelsſchiffe beſorgten kreuz und quer den Waren- und Markttransport. Die Namen von Kaſtellen und Städten, Constantia, Arbor felix (Arbon), Brigantium (Bregenz) und andere klingen lebendig an den gleichen Stätten bis auf unſere Tage nach.



Schloß Salvenſtein am Unterſee.
Photographie von German Wolf, Hofphotograph, Kunſtverlag, Konſtanz.

Und wieder in der Zeit, da Roms Weltmacht dahingeſunken und nun die liebenswürdigen iriſch-ſchottiſchen Mönche am Werke waren, die deutſchen Eroberungslande der Merowingen näher an das Chriſtentum zu ziehen, erſahen ſie zu ihrem Hauptquartier, ſicherlich um ſeiner unerloſchenen Verkehrsbedeutung willen, das Bodenſeegebiet. Unter den verfallenen Römerbauten von Bregenz lebte um das Jahr 612 Kolumban, und von hier gingen ſeine Schüler, gutenteils ſeine iriſchen Landsleute, als Miſſionare aus. Durch Kallo, der ſich als Gallus lateiniſierte, entſtand St. Gallen, nachmals das denkwürdigſte, durch Dichtung und Wiſſenſchaften glänzendſte, dabei lebensfreudigſte und im Zuſammenhang damit am meiſten antirömiſche und vaterlandsgeſinnte von ſämtlichen deutſchen Klöſtern. Auf der ſchönen Reichenau im Unterſee — wie dieſer im Gegenſatz zu dem meergleichen großen Oberſee genannt wird — legte Pirmin den Grund zu dem berühmten Kloſter, das durch ſeine ehrwürdige Hauptkirche und die weiter zugehörigen, ſehr frühen Gotteshäuſer der Inſel uns Spätnachlebenden ungewöhnlich alte, unmittelbare Anſchauungen der Karolingenzeiten, ihrer Architektur, ihrer Kunſtwerke und Wandmalereien, ihrer Erlebniſſe bewahrt. — Kaiſer Karl der Dicke hat hier ſein Grab gefunden. Unweit an der Seebucht entſtand ferner Ratolfs klöſterliche „Cella", Radolfzell; und abwärts, wo der Rheinſtrom den Unterſee verlaſſen, liegt unmittelbar am Geſtade, gegründet durch die Herzogin Hadwig vom Twiel und ihren Neffen Kaiſer Heinrich II., das Kloſter St. Georgen zu Stein am Rhein.

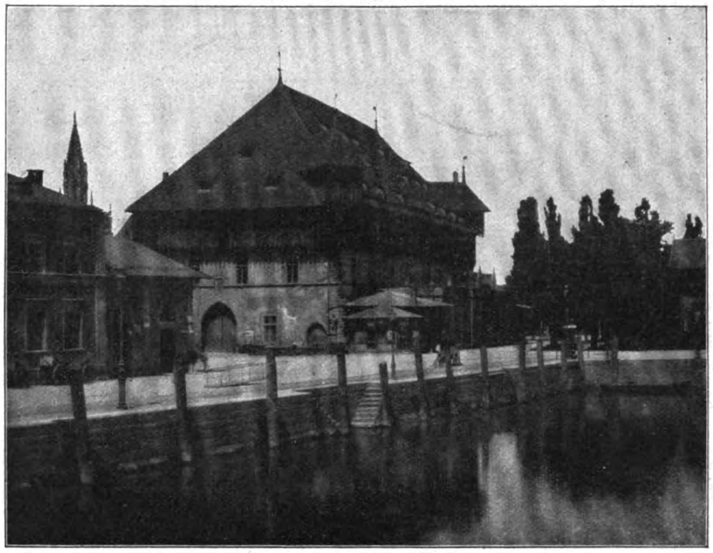
Meersburg mit altem Schloß.
Photographie von German Wolf, Hofphotograph, Kunſtverlag, Konſtanz.

Damit treten wir ein in die Zeit der Territorialherrſchaften, ihrer Lehnsträger und Ritter, ihrer Burgen, und bald nun auch in die Zeit der noch burghaft eng ſich gürtenden Städte. Bis heute wie ein unberührtes mittelalterliches Bild liegt jenes Stein am flutend grünen Rhein, über den die holzgeſtützte Brücke führt, unter dem Kamm der vom Strom aufſteigenden Berge mit der in alter Weiſe bewohnten Burg Hohenklingen.

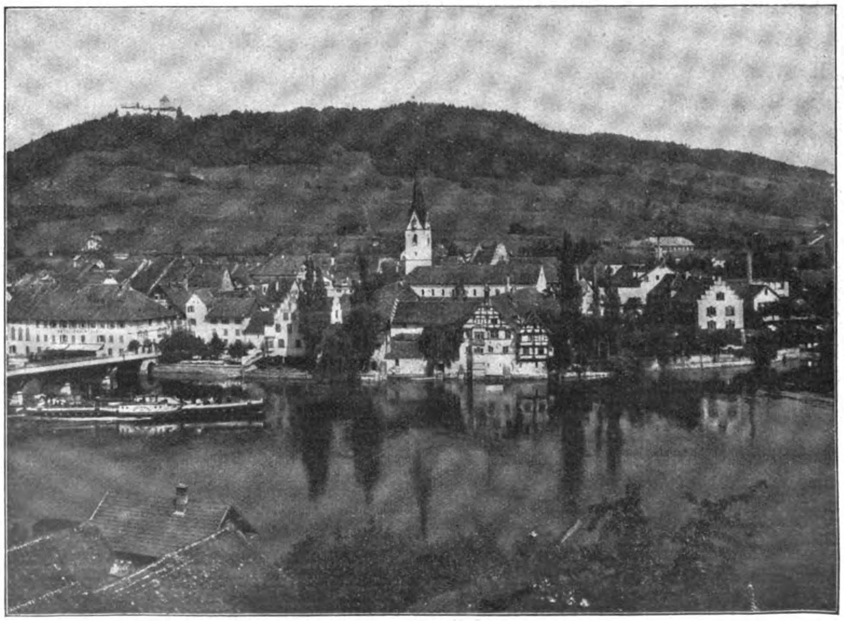
Mit der ſtaufiſchen Zeit beginnt die Machtſtellung der Städte um den See. Nördlich herangerückt vor die meiſtbegangenen Alpenpäſſe, werden ſie die wichtigen Vertreterinnen des Handels mit Italien und Spanien, ſowie mittelbar dem Orient und Nordafrika. Sie führen deutſche Wollwaren, Tuche, bearbeitetes Horn und andere Erzeugniſſe ins Mittelmeergebiet aus, und Seide, Zucker, ſüßen Malvaſier und andere Südweine, orientaliſche Stoffe, Waren und Gewürze, venezianiſches Glas von Murano bringen ſie nach Deutſchland

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

herein. Zu Ravensburg geſchieht die Gründung der großen monopoliſtiſchen Handelsgeſellſchaft aus dieſen Seeſtädten, die das Vorbild der augsburgiſchen, der Fugger und Welſer, wird. Die prächtigen alten Rathäuſer, Kaufhäuſer, Patrizierbauten nebſt den ſtolzen Wahrzeichen der Tore und Türme, die hohe Mittelalter- und Frührenaiſſance-Schönheit von Überlingen, Konſtanz, Meersburg, Ravensburg, Biberach, Wangen und von Lindau, dem inſelerbauten „Venedig des ſchwäbiſchen Meeres“, geht auf dieſe lebensvolle Handelszeit zurück. Städtemacht und Herrenmacht zeigen ſich oft auch hier mit Schärfe gegeneinander geſtellt; wider den Bund der Städte um den See ſteht der Herren- und Ritterbund vom St. Georgenſchild, auf deſſen Mitglieder ſo viele der ſchönen Burgen und Ruinen im Hegau und an den Höhen, die den See umkränzen, deuten. So finden wir dieſe Gegenden im Zeichen allen Anteils an der Zeitgeſchichte; zu Konſtanz war es, wo der ſtaufiſche Friedrich I. ſeinen Frieden mit den von Mailand geführten lombardiſchen Städten ſchloß, und wiederum im „hohen Hauſe“ zu Konſtanz, das noch heute ſteht, ward am 18. April 1417 bei Gelegenheit des großen Konzils der Zoller Friedrich als neuer Kurfürſt vom Kaiſer mit der Mark Brandenburg belehnt. Über Konſtanz zog auch der junge Mönch Martinus Luther aus Wittenberg im Jahre 1511 nach Rom; denn er iſt durch Graubünden gekommen, wohl über den Splügen, und noch als alter Mann hat er von dem roten Veltliner, der ſo gut ſei, erzählt. Ob er in Konſtanz nicht ſicherlich an den argen Ketzer aus Böhmen gedacht hat, den die Chriſtenheit vor hundert Jahren dort verbrannt? Kam er doch, wie er durchs Schnelztor ging, an dem ſchmalen Hauſe vorbei, wo Huß herbergte und wo man laut alter mitleidiger Inſchrift den „armen Tropf“ gefangen nahm. —



Konzilhaus in Konſtanz.
Photographie von German Wolf, Hofphotograph, Kunſtverlag, Konſtanz.



Stein am Rhein mit Burg Hohenklingen.
Photographie von Wehrli, A.-G., Kilchberg-Zürich.

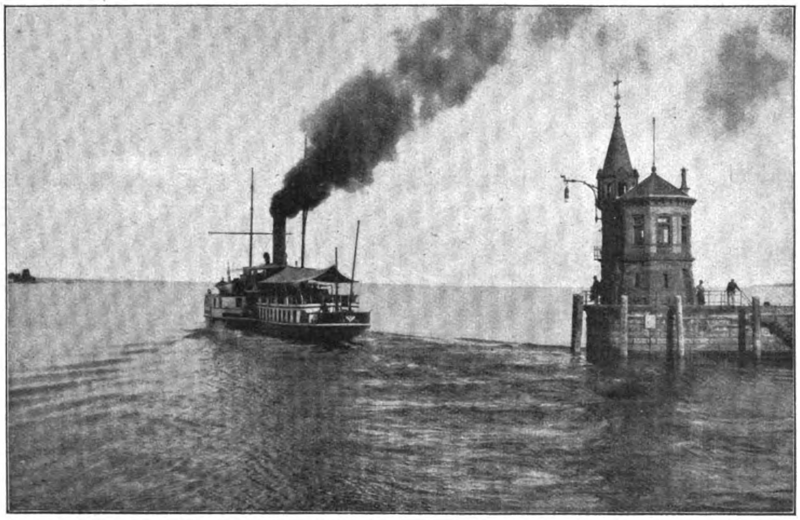
Es läßt ſich nicht ſo ganz kurz darlegen, durch was dann vom XVI. Jahrhundert ab dieſes vielbewegte deutſche Leben um den See in Kleinſtadtſtille und in Abgelegenheit verſunken iſt. Wir ſchelten heute nicht darauf. Denn jeweils zerſtört eine ſtrebſame Gegenwart zugunſten deſſen, was ſie ſelber braucht und neu erſchafft, die Merkmale ihrer — vielleicht ſehr viel geſchmackvolleren — Vergangenheit. Hier ward kein Anlaß mehr dazu, und ſo bewahrte man, wenn auch eigentlich verdienſtlos, dieſe enggedrängten Zeugniſſe mittelalterlicher Blüte bis an die deſſen nun dankbare und beglückte Gegenwart.

Erſt vom XIX. Jahrhundert ab, nachdem die Stürme der napoleoniſchen Zeit ſo rückſichtslos umgeſtaltet, nachdem ſie Biſtümer, Klöſter, Ordenskommenden ſäkulariſiert, die Unzahl reichsunmittelbarer ſchwäbiſcher Grafen, Freiherren, Ritter, manches Fürſtenhaus, dazu faſt alle die Reichsſtädte mediatiſiert und die neuere deutſche Staatenwelt zurechtgeformt hatten, zeigen ſich Vorboten eines Erwachens zu neuer Lebensfriſche und Modernität. Auch der ſo ſehr durch die romantiſche Dichtung belebte Landſchaftsſinn ward aufmerkſamer auf den See. Zu Meersburg ſaß Laßberg, und auf ſeine hohe Schloßwarte zog aus ihrer weſtfäliſchen Heimat Annette von Droſte-Hülshoff, ſeine Schwägerin. Andere haben nicht lange danach Lindau, Bregenz, Konſtanz zum Wohnſitz erkoren, von württem-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

bergiſchen Dichtern hat namentlich auf Mörike und Guſtav Schwab die Poeſie des „ſchwäbiſchen Meeres“ ihren hohen Reiz geübt. Es liegt bei der perſönlichen Niederlaſſung am See ein feines Merkmal der Jahrzehnte und ihrer Menſchen darin, auf welche Orte und welche Art zu wohnen ſie ſich wendet. So bis an die neuere und neueſte Zeit, da Scheffel ſich die fremdenreichere Radolfzeller Mettnau auserſah, oder da kürzlich zwei befreundete junge bekannte Dichter ſich für ihre Häuslichkeiten das auch etwas abſeits von der Route und doch ſo geſchickt und ſchön gelegene Gaienhofen auserwählten.

Dieſe Erwähnungen führen uns abermals an den Unterſee, der das erleſenſte Kleinod im reichen Kranze all dieſer Schönheit iſt. Ihn entdeckte einſt die entthronte napoleoniſche Familie; inmitten der älteren Kette thurgauiſcher Bergſchlöſſer entſtanden ſo Arenenberg, wo Königin Hortenſe mit ihrem Sohne, dem ſpäteren Napoleon III., wohnte, und auf benachbarter Höhe Eugensberg. Unter den Eichen, Buchen und Platanen des Parks von Arenenberg blickt man hinaus auf die ſich teilende Seefläche und auf die Hegauberge; es iſt der ſchönſte Punkt wohl von allen, wenn man einen dafür erklären ſoll.



Konſtanz: Leuchtturm und ausfahrender Dampfer.
Photographie vom Verlag der Neuen Photographiſchen Geſellſchaft, A.-G., Berlin-Steglitz.

Hortenſens Schloß hat heute das Muſeum napoleoniſcher Familienerinnerungen in ſeiner ſtillen Hut, auf alamanniſchem Schweizerboden und, denkwürdig genug, umgeben von Berliner und anderen reichsdeutſchen Nachbarn, die in den Burgen oder den Villen des vielbeſuchten Ermatingen und Mannenbach wohnen. Traurig und dürr hängt in der kleinen Schloßkapelle, aus afrikaniſchen Steppenblumen gebunden, der Kranz des Gedenkens an „Lulu“, der als Offizier der Engländer ſo jung im Kaffernlande fiel. Ergreifend ſieht uns das Schickſal dieſes meteorhaften Geſchlechtes an, das von dieſer Stätte ſeinen letzten Anſtieg, durch Hortenſens Sohn, nahm, und das in gewiſſem Sinne auch hier ſich ſeinen Abſchluß nun gegeben hat.

Der Unterſee hat keine unmittelbare Alpenausſicht, um ſie muß man hinauf auf die Berge, die ihn umkränzen, wandern. Deſto mehr iſt das Landſchaftsbild in ſich geſchloſſen und, wie man ohne Übertreibung ſagen kann, vollkommen. Die Waſſerfläche ausgedehnt genug, um nicht als Landſee zu wirken, und hindurch geht der ſtarke junge Rhein. Wie ein breiter Bosporus zwiſchen den alten Uferwarten von Steckborn und Gaienhofen entwallt er dem See, ſeinem jähen Sturz von den Schaffhauſener Klippen in ahnungsloſer Majeſtät entgegen, und eben durch dies, den Hindurchfluß des Rheins, kommt in die Landſchaft ein freies Gefühl von geographiſcher Verbindung bis an die See hinaus, von europäiſch großer Welt. Wiederum iſt kein Übermaß der Waſſerfläche, das immerhin dem Anwohner auf die Dauer eintönig werden kann. Die lebhafte Gliederung des Unterſees, die geſtreckte, heiterangebaute Kloſterinſel darin, der Kuliſſenwechſel namentlich der ſüdlichen Ufer mit Schlöſſern und Ortſchaften, mit Reben, unendlichen Obſtbäumen und einer üppigen Gartenvegetation geſtaltet dieſen See zur idealen Landſchaftskompoſition. Im Ton der fernen blauen Berge weit umher, und im Weſten, inmitten dieſes lieblich großartigen Amphitheaters der Bergzüge, in Duft durchgoldet von der Sonne, phantaſtiſch wie ein altengliſcher Stahlſtich, kuppen die vulkaniſchen Hegaukegel auf, der Hohenhewen, der Hohenſtoffel, der Hohenkrähen und der derbe Klotz des Twiel. Zu ihm hat ja durch Scheffels Ekkehard die deutſche Welt jene beſondere Beziehung gefunden, die aber auch die Reichenau und den größeren Bodenſeekreis umfaßt, bis nach St. Gallens Kloſterpforten, ja bis hinauf zur Wildkirchlihöhe des Säntis, der als der nachbarlichſte der Alpenrieſen ſein ſchneebedecktes Haupt über das ſchwäbiſche Meer erhebt.

Dort, wo aus den grünen Straßen von Ermatingen der kurze Fahrweg hinaufführt zum Arenenberg, ſchreibe ich dieſe Skizze einer Schilderung für das Daheim. In den Frühlingsbäumen ſingt und zwitſchert es von lautem Vogelſchall, und allumher an den ſmaragdgrünen Hängen blühen die Schlüſſelblumen, die Veilchen — unbegreiflich viele, allzuviele faſt für den, der ſo lange keine blühen, der ſie nur verkaufen ſah —, und weiter hinauf die blauen Himmelsſternli, wie die Leute hier ſagen, die ſchönſte aller wilden Blumen, die tiefblauen Frühlingsenzianen. Zwiſchen den Wipfeln dunkler Tannenpyramiden und blühender Obſtbäume geht der Blick hinaus vom Schreibtiſch, der am offenen Fenſter ſteht, und durch das Blütenmeer der Birnen und Pfirſiche ſchimmert und glänzt der See in ſeiner Morgenflut. Es hat in der Nacht geregnet, noch halten die badiſchen Berge den ultramarinen ſchweren Ton. Aber die goldene Sonne brach ſchon unterm Gewölk hervor und zeichnet ſauber die roten Dächer und hellen Giebel auf der Reichenau; noch am fernen Twiel unterſcheidet man, was Buſch und Felſen iſt, erkennt die Schroffen, über die des Mönches Flucht hinabging von Frau Hadwigs Burg . . . Ermatinger Boote kommen zwiſchen Obſtbäumen hervor und ziehen fiſchend langſam dahin über das Silberblau der Waſſer.

Ein Morgenglöcklein läutet von Pirmins Eiland; jenſeits deſſen ſanfter Wölbung pufft am badiſchen Feſtlandufer ein weißer Dampfer empor, der ſich zum Streifen dehnt und in der Luft verweht: ein Frühzug von Konſtanz zieht den Tunneln der Schwarzwaldbahn entgegen, und er nimmt ein unbeſchwertes Frachtlein der Gedanken mit, zur Rheinebene hinaus und heimwärts weiter, Norddeutſchland zu. — —

Späte Berühmtheit. Eine Erinnerung an Gottfried Keller. Von Adelheid Weber.

Was Berühmtheit ſei, darüber gibt es verſchiedene Definitionen. Die verbreitetſte iſt wohl die: ein Staatsmann iſt berühmt, wenn die Witzblätter ihn karikieren, ein Dichter, ein Muſiker, wenn ihre Lieder auf Leierkaſten und Gaſſen gekommen ſind, ein Bildhauer, wenn die Gipsfigurenverkäufer Abgüſſe ſeiner Statuen für ein paar Pfennige feilbieten, ein Maler, wenn der Öldruck ſich ſeiner Bilder bemächtigt. Aber dann gibt es eine andere Art von Berühmtheit, die geht von einem kleinen, aber tief ergriffenen und darum treu anhänglichen Kreiſe aus, der aus den Wiſſenden (oder doch ſich wiſſend Glaubenden) einer Kunſt beſteht, aus Künſtlern, Kunſtkennern, feinfühligen und enthuſiaſtiſchen Liebhabern, die zu Apoſteln des von ihnen entdeckten Künſtlers werden, immer weitere Kreiſe in ihren Enthuſiasmus hineinziehen und endlich eine Menge — faſt nie aber die Menge — zu Anhängern für ihren Propheten werben.

Solche Berühmtheit pflegt aber der Prophet ſelber ſelten mehr zu erleben oder doch ſelten ſich ihrer noch zu erfreuen. Er iſt darüber alt geworden, wegmüde; ſein Leben war ein Kampf geweſen gegen „den Widerſtand der ſtumpfen Welt“, den er zu ſpät beſiegte — zu ſpät, um ſich des Sieges noch zu freuen. Die Feinen, aber Schwachen verbluten ſich bei ſolchem Kampfe und bleiben am Wege liegen; die Starken, die ſich durchſetzen, haben ihre Kraft auf Koſten ihrer freundlichen, zutraulichen, menſchen- und weltliebenden Eigenſchaften geſtählt, genährt, geſtachelt; ſie haben aufrecht nur bleiben können, indem ſie eine gewiſſe Geringſchätzung gegen das Gros der Menſchheit in ſich großgezogen haben. Und wenn nun die ſpäte Bewunderung der Menge ihrem Schaffen nachhinkt, ſo bringt ſie ihnen vielleicht eine Genugtuung, aber gewiß nicht die Freude, die der junge Menſch darüber empfunden hätte, der noch die Menſchen alle für ſeinesgleichen hielt und ihren Beifall wie den von liebenden Weggenoſſen empfunden hätte. Ja, Weggenoſſen! Die Weggenoſſen eben fehlen dem Alten — die mit ihm jung geweſen, ſind geſtorben, verdorben, abſeits, andere Wege gegangen. Und was ſagt das Tannenbäumchen im Märchen, als es am Weihnachtsabend in ſeinem höchſten Glanze daſteht?

„Werden auch die Schwalben aus dem Walde kommen und ſehen, wie ich geſchmückt bin? Wird auch der Haſe, der immer über mich hinwegſprang, als ich noch klein war, ſehen, was aus mir geworden iſt?“

Ja, das iſt es:

„Sie hören nicht die folgenden Geſänge,
Die Seelen, denen ich die erſten ſang . . .
Mein Lied erklingt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall ſelbſt macht meinem Herzen bang.“

— Und dann iſt da noch etwas, heimlich und um ſo tiefer von dem gefeierten Alten empfunden: „Was ſie an mir bewundern — iſt vielleicht gar nicht mehr da? — Meine Schaffenskraft iſt vielleicht ſchon gebrochen — erſchöpft? — Geht mindeſtens ganz andere Wege als die von damals, die ſie jetzt nachtreten? Der, den ſie bewundern, lebt gar nicht mehr — was alſo ſoll dem, der jetzt lebt, die nachhinkende Bewunderung des Abgelebten?“

Und die tragikomiſchen Züge, die die Berühmtheit mit ſich bringt, Kleinigkeiten für den jungen, lebensfreudigen Schaffenden, die ihn amüſieren, ihm auch wohl ſchmeicheln, ſcheinen dem Gealterten lächerlich, beläſtigen, ſtören, ärgern ihn, zwingen ihn, gegen die bewundernde Mitwelt alle ſeine Stacheln hervorzukehren, wenn er überhaupt in ſeiner Haut bleiben und ſeine Arbeit gegen die läſtigen Bewunderer verteidigen will, die ihm die koſtbare Zeit und Kraft zum Schaffen rauben wollen und ihm nichts dafür geben wie oberflächliche Lobpreiſungen, die ihm die Stimmung vollends verderben, weil ſie ihm unwahr, angelernt ſcheinen, und vor allem, weil ſie ſo ſelten das treffen, was er ſelbſt an ſeinen Werken geſchätzt ſehen möchte.

Ich erquicke mich in dieſen Sommertagen wieder einmal an Gottfried Kellers ewig jungen Seldwyler Novellen und ſchlage wieder „Dietegen“ auf, eine der weniger bekannten dieſer Novellen, die ſeit zwanzig Jahren ihren quellfriſchen Reiz auf mich immer wieder erneut. Sie ſpricht wie kaum eine andere Kellers tiefſte Eigenart aus: die märchenhafte Erfindung im Kleide realiſtiſcher Darſtellung. Sie iſt wie ein Wald im Morgentau, mit köſtlichen blauen Lichtern auf den Baumwipfeln und Morgennebeln im Grunde, mit ſpringenden Quellchen, mit Moos, das auf jedem Spitzchen ein Goldkrönchen trägt, und Käfern, die dazwiſchen hin- und herrennen und mit Panzern und Flügeln funkeln — mit Vöglein und Eichhörnchen und tauſend entzückenden kleinen Dingen — und der ſingenden Stille und der erſchauernden Ahnung des Unausſprechbaren im tiefen Grunde. Und ſie iſt wie ein Züricher Feld: gelbes Korn, eingefaßt von Fruchtbäumen und Weinreben, und am Rand noch nutzbare Kräuter, und am Weg Gras — und Blumen dazwiſchen —, jeder kleine Fleck bebaut und ſtrotzend von Frucht. In einem kleinen Satz eine ganze Geſchichte oder eine Weisheit oder ein noch nie geſchautes entzückendes Bildchen — ein quellender Reichtum, wie von einem verſchwenderiſchen Gotte über die Fluren geſtreut.

Und ich nehme den einzigen Brief in die Hand, den ich von Keller beſitze, und denke vergangener Zeiten.

Es war im Jahre 1886 — ich war eine junge Frau und noch jüngere Schriftſtellerin, von der ſehr wenige wußten, und die zu ſtark den Drang nach dem Höchſten und eine zu intenſive Empfänglichkeit für das Große hatte, um von ihren eigenen kleinen Arbeiten viel zu halten. — Ich muß hier ein wenig von mir ſprechen, weil ja doch ich das Medium bin, durch das dieſe Erlebniſſe hindurchgehen. — Und gerade das iſt auch charakteriſtiſch für Kellers ſpätes Durchdringen zu einem größeren Kreiſe ſelbſt gebildeter und empfänglicher Leſer: er hatte damals, ganz abgeſehen von ſeinem großen Jugendroman, dem „Grünen Heinrich“, ja längſt ſeine „Leute von Seldwyla“ geſchrieben nebſt den meiſten ſeiner ſchönſten Novellen, und ich, die ich in Königsberg in einem gebildeten, wenn auch nicht ſpeziell literariſchen Kreiſe lebte und ſelbſt viel las, wurde erſt durch das Erſcheinen ſeines „Sinngedichtes“ in der Deutſchen Rundſchau und durch einen faſt gleichzeitigen, warm bewundernden Artikel von Fritz Mauthner auf Keller gewieſen. Dann aber hatte er mich auch mit Kopf und Kragen. Mit ſteigendem Entzücken las ich dieſe wie in einer Phiole kondenſierten Erfahrungen und Empfindungen des reichſten Lebens. Ich machte die Novellen meinem Freundeskreiſe zugänglich, und es ging uns damit wie ein wenig ſpäter mit Brahms, an den wir auch ſpät und mit Scheu herantraten, und der ſich unſer dann ſo ganz bemächtigte, daß er für eine lange Zeit geradezu unſer Herr wurde. Mit einer Schweizerin, die in dieſem Kreiſe lebte, fand ich mich durch unſere gemeinſchaftliche Liebe zu Keller raſch verbunden. Ihr Vater wohnte als ehrſamer Bürger in Zürich, alſo derſelben Stadt, in der Keller als Staatsſchreiber ein bedeutendes Amt verwaltete; ſie wußte aber wenig Perſönliches von ihm zu erzählen, außer daß Keller als alter Junggeſell mit ſeiner ebenſo alten Schweſter ſehr zurückgezogen lebe, als ein ſtachlichter Herr ein wenig gefürchtet ſei und nur abends im Kreiſe tapferer Zecher auftauen ſolle. — Als ich nun im Jahre 1886 eine Reiſe nach der Schweiz machen wollte, ſetzte die Schweizerin voraus, daß ich Keller beſuchen werde. Ich proteſtierte energiſch. Ich habe nie einen berühmten Mann ohne vorhergehende Aufforderung beſucht. Nun gar Keller! Worauf hin denn ſollte ich ihm ſeine koſtbare Zeit ſtehlen? Was konnte ich ihm denn als Erſatz für ihren Verluſt bieten? Oder ſollte ich mich gar unverſchämterweiſe als eine Art von Kollegin bei ihm einführen — ich, die noch nichts der Rede Wertes geleiſtet? Bei ihm, der ſeinen Abſcheu vor Dilettantismus und insbeſondere vor Blauſtrümpfen unzweideutig genug in der köſtlichen Satire von den „Mißbrauchten Liebesbriefen“ ausgeſprochen hatte?

Ich verneinte alſo energiſch.

Meine Schweizerin aber beſchloß bei ſich, mir ohne mein Wiſſen, hinter meinem Rücken, zu meinem Glück zu helfen. Das Ergebnis ihrer Freundwilligkeit war originell, aber für mich nicht angenehm. Ich erhielt in Franzensbad, wo ich die Kur gebrauchte und von wo ich die Reiſe nach der Schweiz machen wollte, einen Brief, in den eine Karte eingeſchloſſen war. Der Brief war von der Züricherin an mich gerichtet und enthielt nichts als den Ausdruck einer mir zunächſt unverſtändlichen Entrüſtung über berühmte Leute, die in ihrem Privatleben Grobiane ſeien. Sie hätte mir und zugleich ihrem berühmten Landsmanne(!) doch nur eine Liebe tun wollen, und das ſei das Reſultat!

Schon ganz rot und heiß von böſer Ahnung las ich nun die Karte. Sie war von dem Vater der Dame, eben jenem Züricher Bürger, an ſie gerichtet und lautete:

„Liebe Tochter!

Ich war nun wieder auf Deinen Wunſch bei unſerm Staatsſchreiber Keller. Aber, liebe Tochter, ich muß Dir mitteilen, daß der Herr ſehr grob gegen mich geweſen iſt. Er hat mich angeſchrien und geſagt, er kennt die Frau Weber aus Königsberg gar nicht, und er iſt auch kein ausländiſches wildes Tier, das in einen Käfig geſteckt und herumreiſenden Frauenzimmern gezeigt wird. Das hat er wörtlich ſo geſagt, und Du mußt es der Frau Weber wieder ſagen . . .“

Das war denn doch ein bißchen zu arg. Kochend vor beleidigter Scham ſetzte ich mich ſofort zu einem Briefe an Keller, der, fürchte ich, mehr ſtolz als beſcheiden ausfiel, jedenfalls aber meine Unſchuld an dem Attentat auf ſeine Zeit und mein völliges Verſtändnis für ſeine Entrüſtung darüber klar ausſprach und ihn verſicherte, es ſei durchaus nicht meine Gewohnheit, berühmte Männer als Schauſtücke für vagabundierende Frauenzimmer zu betrachten. Nach wenigen Tagen ſchon erhielt ich folgenden Brief, den ich vollſtändig hierherſetze, weil er ſo charakteriſtiſch für Keller ſelbſt iſt und die tragikomiſchen Leiden der Berühmtheit ſo deutlich zeigt.

„Zürich, 11. Juli 1886.

Hochverehrte Frau!

Ihre werten Zeilen überraſchen mich mit der Aufklärung fataler Mißverſtändniſſe, und es tut mir ſehr leid, daß Sie durch dieſelben unangenehm berührt ſind.

Ich erlaube mir, Ihnen den Sachverhalt, wie er bei mir vorliegt, mitzuteilen.

Vor mehreren Wochen, ich glaube im Mai, kam ein mir unbekannter Mann und fragte mich im Auftrage ſeiner in Königsberg lebenden Tochter, die ich auch nicht kenne, ob ich im Juli in Zürich ſein werde, da eine ihr befreundete Frau Weber in K. mich auf einer beabſichtigten Schweizerreiſe zu ſehen wünſche.

Ich hatte vor, im Laufe des Juli eine längſt nötige Badekur zu brauchen und konnte alſo meine Anweſenheit für beſagte Zeit nicht vorausſagen. Er hielt dabei einen Brief in der Hand, in den er hineinſah, mir aber durchaus keinen Aufſchluß geben konnte, um was für eine Dame es ſich handle. Auch über die Tochter erfuhr ich nichts weiter und konnte es alſo wohl dabei bewenden laſſen.

Leider bin ich mit dem Abſchluß einer Arbeit beſchäftigt, die ſich noch ſo lange hinausgezogen hat, ſo daß ich vielleicht vor Ende dieſes Monats doch nicht fortkomme.

Vor ungefähr zehn Tagen erſchien der Mann wieder bei mir und hatte eine Poſtkarte in der Hand, aus welcher er mir ein paar Sätze vorlas. Die Tochter beauftragte ihn, mich zu fragen, ob ich am 20. bis 25. Juli vielleicht in Zürich ſei, die betreffende Frau Weber würde dann doch über Zürich reiſen. Ich erwiderte, ich hoffe um dieſe Zeit fort zu kommen, fürchte aber, ich werde am Ende doch noch da ſein. Ich müſſe es alſo der Dame überlaſſen, Zürich zu berühren oder nicht. Auf mein Befragen, mit wem ich eigentlich zu ſprechen die Ehre habe, ſtellte er ſich als einen Herrn X. vor.

Als er ſich nicht zufrieden gab und längere Zeit beriet, was er denn antworten müſſe, bemerkte ich, ich wiſſe in Gottes Namen nichts anderes zu ſagen, und in der Meinung, daß es ſich um einen der nicht ſeltenen Touriſtenbeſuche handle, ſagte ich endlich, vielleicht mit einiger Ungeduld, es werde in jedem Falle kein Unglück entſtehen aus dieſer Angelegenheit, und übrigens könne es nicht angehen, daß die reiſenden Herrſchaften die vermeintlichen Sehenswürdigkeiten ihrer Route ſchon Wochen und Monate voraus aviſieren.

Heute empfing ich Ihren Brief, verehrteſte Frau, und nachdem ich daraus Ihre Eigenſchaft als Schriftſtellerin und Ihren Vornamen Adelheid erſah, ſchlug ich verblüfft im Literatur-Kalender des Herrn Kürſchner nach und erfuhr nun nachträglich, mit wem ich es zu tun hatte. Leider muß ich zu meiner Schande geſtehen, daß mir in meiner Entlegenheit Ihre Werke noch nicht bekannt geworden ſind, was ſehr undankbar gegenüber dem zu großen Wohlwollen iſt, welches Sie den meinigen zu widmen ſo gütig ſind. Ich bitte Sie nur, die von mir unbewußt begangene Unart zu verzeihen, und verharre mit größter Hochachtung als

Ihr ergebener Gottfried Keller.“

Der Brief, wie er ſo in aller Einfachheit die Nöte ſchilderte, denen ſolch ein berühmter — und ſo alter — Mann ſeitens zudringlicher Bewunderer ausgeſetzt war, rührte mich tief. Mein Herz trieb mich, und ich ſchrieb ihm, jetzt möchte ich mir doch Mut faſſen, ihm perſönlich meine Verehrung zu bezeigen, bäte ihn aber, mich kurzerhand abweiſen zu laſſen, falls mein Beſuch ihn irgendwie ſtören ſollte.

Es folgte eine kurze, freundliche Aufforderung, ihn um eine beſtimmte Vormittagsſtunde zu beſuchen.

So machte ich mich denn an einem herrlichen Julitage mit klopfendem Herzen zu dem Beſuche bereit. Bereit — d. h., da ich ein Weib war — leider, dachte ich, denn Keller liebte ja Blauſtrümpfe nicht — kleidete ich mich zuerſt mit beſonderer Sorgfalt an. Ich wußte aus ſeinen Novellen, daß er helle und friſche Farben an Frauen liebte, alſo legte ich mein hübſcheſtes, hell fliederfarbenes Kleid an und ſteckte ſogar ein paar hellgelbe Roſen in den Gürtel, die ich in heimlichſter Herzenstiefe „dem großen Alten“ bei irgendeiner paſſenden Gelegenheit geben oder hinlegen zu können hoffte.

Dann ſuchte ich einen Fiaker, der mich zu ihm brachte. Ich wußte freilich nur, daß er „am Zeltweg“ wohne; aber in Zürich mußte ja jedes Kind wiſſen, wo ſein berühmteſter Mitbürger hauſe. — Es wußte es aber keiner — keiner von allen, die ich ſtraßauf, ſtraßab fragte; in der Stadt, die er berühmt gemacht hat, die ſeit langen Jahren ſeine Heimat war, wußten die Leute nicht, wer Gottfried Keller ſei, „der die ſchönen Geſchichten geſchrieben habe“. Endlich — elf Uhr war gefährlich nahe, und Keller warten zu laſſen, wäre einem Majeſtätsverbrechen für mich gleichgekommen — da fiel mir in meiner Verzweiflung ein, daß Gottfried Keller ja auch Staatsſchreiber ſei. Das war das erlöſende Wort.

Ja, den Staatsſchreiber Keller, den kannte der Fiaker, der wohnte ja da und da am Zeltweg!

Und hin rollte der Wagen durch die Juliglut und hielt endlich vor einem Hauſe, das ſich durch nichts von ſeinen Nachbarn unterſchied. Ich läutete; eine alte, einfach gekleidete Frau öffnete und frug mürriſch nach meinem Begehr. Es war Kellers Schweſter, wie ich nachträglich zu meinem Schrecken erfuhr. Denn ich gab ihr, die ich für eine Dienerin hielt, meine Karte und ſagte, ſie möchte anfragen, ob ich den Herrn Staatsſchreiber ſprechen könne. Sie verſchwand mit einem unverſtändlichen Brummen und ließ mich zunächſt im Hausflur ſtehen.

Bald aber kam ſie wieder, öffnete die Tür zu einen mäßig großen Zimmer und ſagte: „Der Herr Staatsſchreiber wird bald erſcheinen.“

Ich ſah mich nun, von Ehrfurcht auf meinen Stuhl am Sofatiſch feſtgebannt, zunächſt ſcheu im Zimmer um. Es war nichts mehr noch weniger als die gute Stube ehrbarer Bürger. Ich wüßte gar keine Beſonderheit darin zu nennen. Auf dem mit einer billigen rotbunten Decke bedeckten Sofatiſch lagen ein paar große, feſtlich gebundene Bücher, augenſcheinlich Prachtwerke, deren nähere Bekanntſchaft zu machen die natürliche Diskretion mich verhinderte.

Endlich öffnete ſich wieder die Tür; ein kleiner alter Mann ſchlurfte herein. Er trug trotz der Hitze die Beine umwickelt und ging in Schlafſchuhen, denn die Gicht quälte ihn ſehr. Um den Hals trug er einen bunten, wollenen Schal, und der Kopf darüber war wohl der bekannte, ſcharfgeſchnittene Kellerkopf mit dem faſt Furcht erregenden, ſtrengen, klugen Geſicht — aber wie zuſammengefallen, graugelb, alt und krank! Mein Herz wurde ſchwer. Ich ſtotterte ein paar dumme Worte. Er lud mich zum Sitzen und begann die Unterhaltung mit der nochmaligen Schilderung der Unannehmlichkeiten, die ihm meine Bekannte bereitet. Er erregte ſich dabei und ſprach mit Schärfe. Mein gewiß ſehr unglücklich ausſchauendes Geſicht bewog ihn endlich, abzubrechen, und ich verſuchte, auf ſeine Werke zu kommen. Er lehnte zuerſt kurz ab. Aber als ich ſagte, ich liebe „Dietegen“ faſt am meiſten von ſeinen Novellen; es hebe mich aus trübſter Stimmung zu reinem und ſtarkem Lebensbewußtſein, ſtutzte er und wurde zugänglicher. Es ſtellte ſich heraus, daß „Dietegen“ auch ihm eins ſeiner liebſten Werke ſei — etwa wie ein Kind, deſſen feine Vorzüge von andern nicht genügend gewürdigt werden, der Mutter das liebſte iſt. Nun unterhielt er das Geſpräch lebhaft — aber auf ſeine Weiſe. Er wich allem Perſönlichen aus, hatte aber bald heraus, daß ich als Tochter eines preußiſchen Staatsbeamten mit offenen Augen um mich geſehen hatte, und fragte mich über die preußiſche Verwaltung alten und neuen Stils (die Selbſtverwaltung der Gemeinden war ja erſt ſeit 74 eingeführt) und über die Vor- und Nachteile beider Arten ſehr eingehend und gründlich aus, ſchien auch ſehr befriedigt von der Auskunft, die ich ihm geben konnte. — Erſt ſpäter erfuhr ich, daß er damals an „Martin Salander“ arbeitete und ſich deshalb über kommunale Angelegenheiten gern informierte.

Zwei Stunden waren verfloſſen, als er mich ſehr freundlich verabſchiedete.

Mir aber, als ich zu meinem Hotel zurückgekehrt war und die Erregung überwunden hatte, die mir dieſes vor einem Großen beſtandene Examen zurückgelaſſen, war todestraurig zumute.

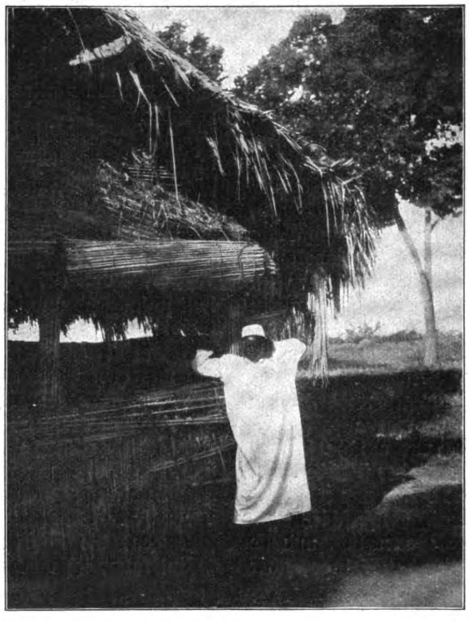
So ſah die Berühmtheit eines erſten Dichters in der Nähe aus. Er genoß ihrer ganz gewiß nicht, ſie brachte ihm nur neue Laſten. Er war alt, krank, der Welt noch mehr feind als freund.

Die Roſen, die ihm wahre, ſcheue Verehrung hatte reichen wollen, welkten vergeſſen in meinem Gürtel.

Saidi. Von F. Frhr. von Ripperda.

Er hieß Saidi. — Eines Tages ſtand er vor unſerer Grashütte und ſah meine Frau mit ſeinen lachenden Augen an und zeigte dabei ſeine hübſchen Zähne. „Bibi kuba, ich möchte Dein Boy ſein!“ hatte er halb lachend und halb fragend geſagt, und meine Frau hatte den Kopf geſchüttelt und gemeint: er wäre ja noch viel zu klein dazu! — Aber am nächſten Tage ſtand er wieder vor der Hütte, hatte dieſelbe Frage getan und ebenſo lachend und fragend meine Frau angeſehen. Und ſo blieb es volle acht Tage. Es half nichts, Saidi ſchien es ſich in den Kopf geſetzt zu haben, er wollte bei der großen, weißen Bibi Boy werden. Eines Tages rief mir meine Frau lachend aus der Hütte zu, ich ſolle doch kommen und ſagen, ob Saidi wirklich engagiert werden ſolle? — Mir gefiel der kleine Knirps, wie er ſo daſtand, beide Arme hoch und die Hände am Hinterkopf. Er ſah ſo ſiegesgewiß und doch dabei etwas ängſtlich aus; ſeine Blicke waren unverwandt auf meine Frau gerichtet, mich überſah er ganz und gar. — Für Hausarbeiten war der junge Mann entſchieden noch zu klein, er reichte mit den Augen kaum in die Höhe des Tiſches, ſervieren konnte er alſo nicht, und ob er Abwaſch- alſo Piſchiboy werden könnte, erſchien uns beiden mehr als zweifelhaft. — Da kam mir ein Gedanke: unſere gute Juno hatte vor fünf Wochen eine ſtattliche Menge Nachwuchs bekommen, acht Stück, die meine Frau derart liebte, daß meine ſchüchterne Frage, ob nicht etliche davon erſäuft werden ſollten, eine ſehr ernſte Eheſzene heraufbeſchworen hatte. Kurz, die Hunde befanden ſich auf der Plantage, und teils wohl, um dem kleinen Saidi zur Erlangung ſeines Zieles zu verhelfen, teils wohl auch um einen kleinen diplomatiſchen Trick auszuführen, erklärte ich meiner Frau, daß es ſehr wünſchenswert ſei, wenn nun einmal die ganze Schar junger Hunde weiter exiſtieren ſollte, daß dann — ein Hundeboy angeſtellt würde. Dazu eigne ſich Saidi ſehr, der ſich doch eigentlich ſelbſt noch auf demſelben Stadium, wie die Hunde, befinde und ſie daher beſſer verſtehen würde, als wir Älteren. Meiner Frau leuchtete dieſer Gedanke ſofort ein, Saidi wurde mit ſeiner neuen Aufgabe bekannt gemacht, es wurden ihm ſehr genaue Inſtruktionen erteilt, und ſomit war er als richtiggehender Boy in unſer Hausweſen einrangiert.

Von da ab ſah man Saidi nur in Begleitung der Hunde. Überall und an den unmöglichſten Stellen tauchte plötzlich eine watſchelnde, kleine, rollende Menge auf, und das war Saidi mit ſeinen acht kleinen Hunden. Bald ſtolperte er über ſie, bald ſie über ihn, faſt immer hatte er einen oder zwei davon im Arm, die ſchwächſten, die nicht mitkommen konnten oder auch zum Laufen zu faul waren.



Saidi.

Es herrſchte das beſte Einvernehmen zwiſchen den Hunden und ihm. Dieſe ſchienen Saidi jedoch nicht ſo ſehr als Reſpektsperſon wie als Spielkameraden anzuſehen, ein Weſen, das dazu da war, aufzupaſſen, daß ſie unverſehrt von ihren gefährlichen Expeditionen zurückkämen und daß ſie bei Dunkelheit in Sicherheit gebracht würden.

Im Gegenſatz zu der zwiſchen ihnen herrſchenden Kordialität geſtaltete ſich das Verhältnis zu meiner Frau mehr als eine Art von ſich einſchmeicheln wollender Courtoiſie. Wenn alle neun, Saidi mit inbegriffen, ſich zu ihren Füßen herumwälzten, waren ſie alle bemüht, ſich im beſten Lichte zu zeigen, — waren ſie „unter ſich“, ſo gaben ſie ſich ohne Verſtellung, wie ſie waren.

Überall kam die Schar hin, nirgends war man vor ihr ſicher. Des Morgens in aller Frühe erſchienen ſie plötzlich im Schlafzimmer, und Saidi natürlich mit; den ganzen Tag tollten ſie überall herum, aber des Abends, wenn meine Frau und ich Abendbrot gegeſſen hatten, lagen ſie todmüde in allen Ecken der Barrage herum und ſchliefen, während Saidi mit den Händen um den Nacken ſtille in der Nähe meiner Frau ſaß, ſie faſt immer anſtarrend, mit ſeinem ſtrahlenden Lächeln. Wenn ſich dann meine Frau ans Klavier ſetzte, wie ſie es faſt allabendlich mir zuliebe tat, und die alten, lieben, deutſchen Weiſen ſtill in die tropiſche Nacht hinausklangen und die klaren, hellen Glockentöne ſich auf ſchwingenden Wellen immer mehr und mehr in der Ferne verloren, dann konnte das ſtrahlende Lächeln auf Saidis Geſicht einem Ausdruck fragenden Erſtaunens weichen, als wenn er ſagen wollte: ‚Was fühlſt Du jetzt, bibi kuba, ſehnſt Du Dich nach dem Lande Deiner Heimat — nach Ulaja — hier iſt es ja ſo ſchön, die Bäume tragen Früchte, die Flüſſe geben Waſſer und die Sonne das Gedeihen!‘

Allmählich ſchien Saidi mehr und mehr Gefallen an dem Geſang zu finden und Unterſchiede zwiſchen den einzelnen Liedern zu machen. Ein Lied ſchien ihm beſonders zu gefallen, ja geradezu tief zu ergreifen: „Kennſt Du das Land?“ Wenn dies Land erklang, ſaß er wie erſtarrt und wagte nicht ſich zu rühren. Nur ſeinen Augen, die bald ſtrahlend, bald wie ſuchend blickten, ſah man an, wie ergriffen er war. Eines Abends kroch er zu meiner Frau hin und zupfte zaghaft an ihrem Kleid. Auf ihre Frage, was er wolle, ſagte er im einſchmeichelndſten Tone: „Bibi, ſinge das Lied Deiner Heimat!“ Meine Frau, die lange Zeit das Mignonlied nicht geſungen hatte, fragte ihn erſtaunt, welches er meinte — aber da er kein Deutſch verſtand, war es ihm nicht möglich den Text zu ſagen, und er ſagte daher nur: „Das Lied, wo man ſich ſehnt.“ Als das Lied vorüber war, ging er zu meiner Frau hin und fragte ganz ſchüchtern: „Bibi, iſt Ulaja denn noch ſchöner als mein Land? Wachſen dort die Bäume ſo hoch wie hier und iſt der Mais noch ſüßer?“ Wir verſuchten ihm ein Bild von unſerer Heimat zu geben, aber er verſtand es nicht, ſchüttelte den Kopf — und ſchwieg. Aber das Lied liebte er anſcheinend ſehr.

Monate vergingen — die acht Hunde waren nun ganz erwachſen — Saidi hatte nicht mit ihnen Schritt gehalten, ſie waren vollſtändig ſeiner Hut entwachſen, und ſomit hatte er keine Beſchäftigung mehr. Aber da bekamen wir einen anderen Zuwachs zu unſerer kleinen Familie. Eine kleine Tochter erſchien in unſerer Grashütte und verurſachte ſolche Umwälzungen in unſerem Leben, daß wir die bisherige Ordnung nicht wiederfanden. Saidi ſaß wohl noch des Abends in irgendeiner Ecke der Barrage, aber keiner hatte mehr Zeit, ſich um ihn zu kümmern, jetzt drehte es ſich um ganz andere Sachen als um acht Hunde, jetzt ſchrie nebenan eine kleine Afrikanerin, und Frau und Mann vergaßen Hunde, Geſang und Saidi und erkundigten ſich eingehend bei der kleinen Dame, warum ſie ihre Stimme ſo ausgiebig anſtrengte. Allmählich aber kam unſer kleines Hausweſen wieder zur Ruhe, und „Putti“ gedieh in der afrikaniſchen Sonne herrlich.

Nun ſah man auf der Plantage ein ganz anderes Bild wie früher. Die acht Hunde liefen unbeaufſichtigt allein umher, wenn ſie auch ab und zu auf ihren Wegen Saidi eines gnädigen Erkennens würdigten. Dieſer aber erſchien nunmehr im Gefolge des jüngſten Weſens auf der Plantage. Schien es doch ſein Los zu ſein, ſich immer um die Kleinſten kümmern zu ſollen, und er erfüllte dieſe letzte Aufgabe ebenſo pflichttreu, wie die frühere. Jetzt ging er nicht in dem eiligen Tempo wie mit den Hunden, denn klein „Putti“ kroch nur erſt auf allen vieren. War ſie müde, ſo blieben beide gerade da ſitzen, wo ſie waren, Saidi hatte

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ein Makutiblatt und ſcheuchte die Fliegen von dem Kind weg, und ſie konnten ſich herrlich zuſammen unterhalten. Er erzählte ihr auf Kiſuaheli von allem, was ſie ſehen konnten, daß dort ein Mangobaum ſtünde und ſchöne Früchte hätte, daß hier eine Eidechſe liefe, die ſo viele Fliegen und Moskitos fräße, daß die Moskitos böſe wären und vom Teufel geſchickt ſeien und daß dieſer in dem alten, großen Affenbrotbaum wohne; der Teufel ſähe aus wie ein halber Menſch, er habe nur ein Bein, einen Arm und einen halben Kopf und bald erſcheine er wie ein Kind und bald wie ein Rieſe. Und das Kind hörte zu und verſtand kein Wort, und dann erzählte Putti in lallenden Tönen — die wiederum Saidi nicht verſtand — aber ſie unterhielten ſich ſehr gut miteinander.

Und größer wurde das Kind, und ſie gingen nun Hand in Hand, Putti und Saidi — dieſer immer ſorgſam bemüht, das Kind keinen Augenblick außer acht zu laſſen — Putti ganz auf Saidis Sorgfalt vertrauend. Am Fluſſe ſaß ſie am liebſten, aber meine Frau hatte es ſtrengſtens verboten, weil ſich die Krokodile von Zeit zu Zeit dem Ufer näherten und es vorkam, daß ſie Unvorſichtige, die ſich zu nahe an das Waſſer heranwagten, fortholten. Saidi war ſich dieſer Gefahr voll bewußt und drängte unſere Tochter daher immer vom Fluſſe weg.

Und dann war es gekommen — das Furchtbare! Saidi war vom Kinde weggerufen worden, meine Frau hatte ihn nötig gehabt; er hatte Putti noch eingeprägt, nicht zum Fluſſe zu gehen, ſie ſollte ſitzen bleiben an der Stelle, wo ſie war, unter hohen, ſchattigen Mangobäumen, und ihn dort erwarten, er wollte ſchnell machen und gleich wieder kommen. Und Putti hatte ihn verſtändnisvoll angeſehen und mit dem Köpfchen genickt — ſie wollte warten. Und dann war er gegangen, und ſie allein — ganz allein zum erſten Male! Sie ſah ſich alles an, die hohen Bäume, das kurze Gras, was darunter wuchs, ſie kroch ein bißchen weiter zu den Ameiſen und beſah ſich die fleißigen Tiere — ſie rührte ſie nicht an, denn Saidi hatte geſagt: das dürfe man nicht, ſie würden ſonſt böſe. Es war alles ſo ſtill geworden, kein Menſch war zu ſehn, nur am Hauſe tollten die Hunde herum, und ein Ziegenbock, der ſich wohl von der Herde empfohlen hatte, ſtand am Hauſe und fraß vorſichtig an den niederhängenden Makuti. Sonſt ſchien alles zu ſchlafen, und in Putti wuchs die Wanderluſt, und ſie kroch weiter, hinaus aus dem Schatten der Mango, über den großen Hausplatz hinüber, immer geradeaus — zum Fluß! Sie hatte ihr Verſprechen vergeſſen, das Neue reizte ſie; am Fluß war Waſſer, dort flatterten ſchöne, große, gelbe Schmetterlinge, und die Fiſche ſprangen aus dem Waſſer in die Höhe, und die Kähne lagen dort — es war ſoviel zu ſehen! Bis dicht ans Waſſer kroch ſie heran, ſo nahe, daß ſie ihre kleinen Händchen hineinſtecken konnte und mit dem Waſſer ſpielen! Und ſie jauchzte fröhlich auf — denn es war ſoviel zu ſehen, und das Waſſer war ſo kühl, die Schmetterlinge flogen vorbei — — und dort der Fiſch!!!

Endlich war Saidi fertig, und er ſprang in großen Sätzen wieder zu den Mango hinaus: „Putti, Putti!“ — aber keine Putti war zu ſehen! Er ſah ſich überall um, — nirgends war eine Spur zu entdecken! Da auf einmal erfaßte ihn eine unſagbare Unruhe, und er flog in großen Sätzen zum Fluß! — Dort, dort ſaß das Kind, nur noch zwanzig Schritt, und er würde es erreichen. Ruhig ſpielend ſaß es dicht am Ufer und ſchrie fröhlich auf, als es, den Kopf wendend, Saidi erblickte. Auf einmal ein gellender Schrei — „Mamba, mamba,“ rief er in furchtbarſter Angſt, und Saidi ſtürzte zum Ufer, riß das Kind zurück vor einer langen, ſchwarzen, entſetzlichen Maſſe, ſtolperte hin, und während Putti laut um Hilfe ſchrie, hörte man die im Tode heiſer klingende Stimme des Saidi: „Bibi kuba, mamba, mamba!“

Wir alle waren durch den Schrei entſetzt aufgeſprungen, in wahnſinniger Eile riß ich meine Büchſe von der Wand, ſtürzte zum Fluß und ſah Putti mir entgegenlaufen — — Saidi aber nicht — — Nur ein aufgerührtes, blutiges Waſſer, auf dem eine kleine, weiße Mütze einſam herumſchwamm — das Krokodil hatte Saidi geholt!

Still und tief erſchüttert ſtanden wir am Ufer, Putti laut ſchluchzend und ſchuldbewußt, immer rufend: „Saidi, Saidi!“

Am Abend, als meine Frau ſich ſtill ans Klavier ſetzte, um uns etwas herauszurütteln aus unſerer Erſchütterung, ſpielte ſie leiſe die Anfangsakkorde von: „Kennſt Du das Land?“ — zu ſingen vermochte ſie es nicht. — „Ob Saidi wohl jetzt das Land Ulaja ſehen kann, ob er nun die Sehnſucht der Bibi kuba verſteht?“ —

Und ich ſah noch einmal im Geiſte den kleinen Knirps vor unſerer Grashütte ſtehen, die Hände im Nacken verſchlungen, die halb lachenden, halb fragenden Augen: „Bibi kuba, ich möchte Boy bei Dir ſein!“

Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers. (7. Fortſetzung.)

Zehntes Kapitel.

Es regnete. Trotzdem wurde auf der Veranda der Nachmittagstee getrunken, denn der Regen trieb hier, der Windrichtung wegen, nicht herein. Man hatte hier nur die Erfriſchung der abgekühlten Luft und den Anblick des rauſchenden Tropfenfalls in den Bäumen.

Doktor Hopfinger war da. Er ſaß ſchon eine Stunde hier, bevor der Gong ertönte. Andrea hatte ſogar ſeinetwegen ihre Nachmittagsruhe abgekürzt, denn ſo wenig ſie ihn jetzt im Grunde mochte, einen ſo faden Geſchmack ſie oft nach ſeinem Fortgang auf der Zunge hatte, ſo zog ſie eine Art Hilfsbedürftigkeit immer wieder zu ihm. Neuerdings in ihren ſtillen Kämpfen und ratloſen Leiden, wenn ſie ſich gar nicht zurechtfinden konnte, war es ihr oft, als ſei bei ihm das erlöſende Wort zu finden, das alles ſtillen und einfügen könne.

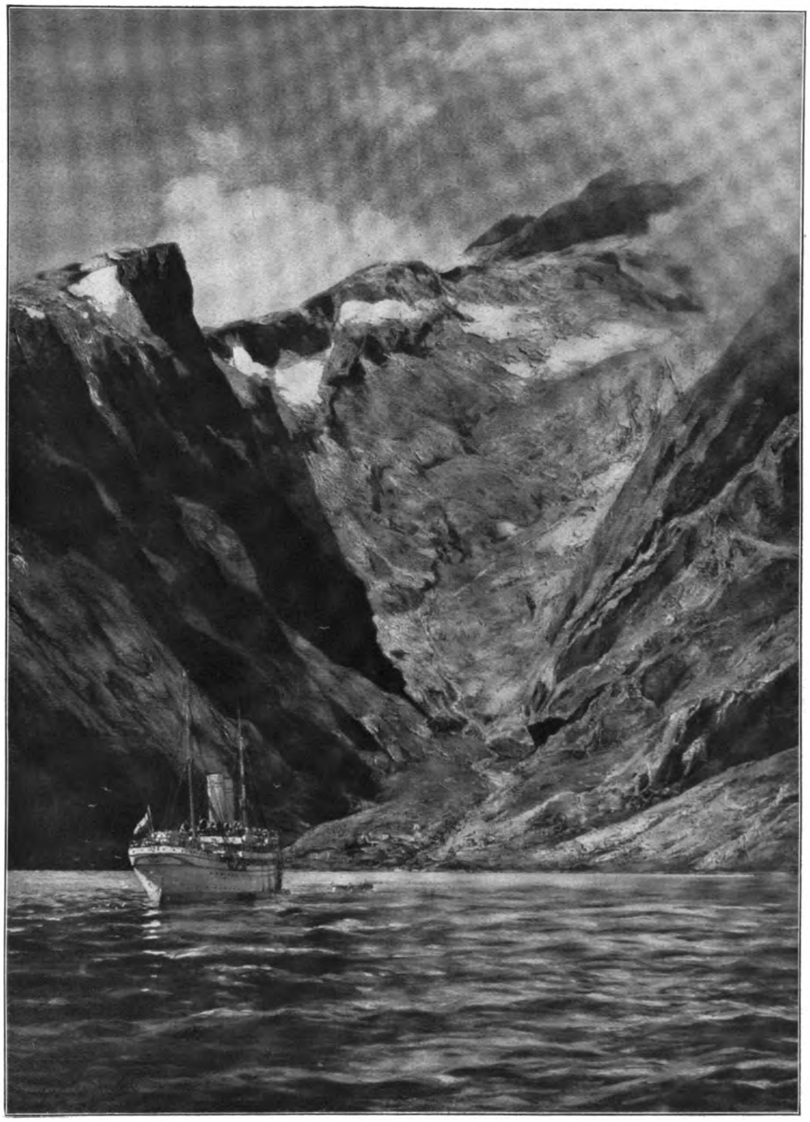
Seine gute Laune hatte durch die Jahre nicht gelitten. Er war auch noch immer ſchön. Innere Stürme hatten die Glätte ſeiner Lebensbahn und ſeiner Geſichtszüge nie zerriſſen. Er wußte, daß es wohl auf dem ganzen Erdenrund keine Seele gäbe, die ihn aufrichtig liebte, aber er wußte das vollkommen damit auszugleichen, daß auch er keine Seele liebe.

Der Doktor, der Herrn Lüdegaſts Zigarren rauchte und mit Andrea auf die Teeſtunde wartete, während auf ihn vielleicht ſeine Patienten warteten, der ſo genau die innere Verfaſſung ſeiner blaß und ſchmal gewordenen Freundin kannte, daß er ihren Zuſtand wie ein anatomiſches Bild hätte aufzeichnen und ihre Leiden nach der Tabelle hätte ordnen können, fand es heute gut, von der Frau ſeines Kollegen Titus zu plaudern.

Es ging da ein dumpfes Gerücht um über die älteſte Tochter Herta, die als Erzieherin außer Hauſe war. Es war freilich nichts weiter als ein Gerücht, aber man ſprach überall und gern davon. Es gab eine leiſe Genugtuung, zu wiſſen, daß dieſer Frau Doktor Titus auch nicht alles glückte. Und der Doktor hatte noch eine zweite Nachricht. Der älteſte Sohn, Berthold, zwei Jahre älter als Wolf, Connys Freund, hatte neuerdings ſeinen Eltern erklärt, Schauſpieler werden zu wollen, und er hatte den Widerſtand der Eltern dadurch beantwortet, daß er einfach das Haus verließ. Der Doktor wollte dieſe Botſchaft der verſtörten Frau Andrea als Pflaſter auf die ängſtliche Seele legen: Siehſt Du, meine Gute, klage Dich nicht an, daß Du etwas verſäumt haſt, wenn in der Muſterkinderſtube der Frau Titus ſolche Dinge reif geworden ſind.

Andrea aber war plötzlich ganz erſchüttert. „Ja, was iſt denn da noch ſicher in der Welt!“ ſagte ſie ſtotternd. Sie kam ſich vor wie ins Leere geſtoßen. Wohl hatte ſie eine bis ans Hämiſche ſtreifende Feindſeligkeit gehabt gegen die Doktorsfrau und ihre betonte Vollkommenheit. Aber daneben doch, viel ſtärker, das ſtille Bewußtſein von etwas Feſtem, Sicherem, Muſtergültigem, das Bewußtſein, daß es doch noch etwas gab, woran man ſich halten, ſich ſelber tadeln und ſtrafen und den ſchwachen Willen erziehen könnte. Daß nun auch Frau Doktor Titus daſtände, blaß, verzweifelt, mit leeren Händen, nahm ihr noch das letzte Sicherheitsgefühl, das ſie hatte.

Doktor Hopfinger ſtieß langſam den Rauch von der Zigarre aus und ſagte lächelnd: „Wiſſen Sie nicht, meine gnädigſte Frau, daß ich Ihnen dies ſchon lange vorausgeſagt habe? Frau Doktor Titus verſteht wohl Windeln zu wechſeln, aber keine Anſichten. Was tut ſie jetzt neben ihrer leeren Wiege? Sie wartet darauf, bis ſie einmal Großmama iſt, dann fängt ſie wieder von vorne an. Und unterdes — na, da ſpielt ſie eben eine klägliche Zwiſchenrolle. Ein bißchen recht kläglich — na ja —“ Er ſah aufs äußerſte behaglich aus.



Aufgang zum Nordkap. Gemälde von Th. von Eckenbrecher.

Andrea gab keine Antwort. Sie grübelte über etwas nach, was ſie dem Doktor auch nicht ſagen mochte. Ob es denn wirklich lauter Phraſe ſei mit all der Herrlichkeit des Muttertums, ob ſich etwaige Fehler immer ſo fürchterlich rächten, ob hier überhaupt ein großer gemeinſamer Zug läge, oder ob ſich alles aus individuellen Zufälligkeiten zuſammenſetzte?

Das Stubenmädchen kam und brachte das Teebrett, die ſingende Maſchine, den kleinen Apparat zum Röſten des Weißbrotes. Es wurde alles vor Andrea auf den großen runden Tiſch hingeſtellt. Der Doktor, der ſich zum vollendeten Sybariten erzogen hatte, legte die Zigarre fort und ſog mit bewußtem Entzücken den feinen Teeduft ein. Er hatte die Miſchung ſelbſt durch einen Deutſchruſſen ſeiner Bekanntſchaft beſorgt.

Durch das grüne Zimmer kamen die drei Kinder zugleich. Der Hausherr fehlte zu dieſer Teeſtunde immer. Den Doktor begrüßten ſie obenhin, ohne viel Reſpekt, aber auch ohne Verwunderung. — Er ſchnüffelte neckiſch und anhaltend, als Gerd, ſein erklärter Liebling, an ihm vorüberging. „Hm — feine Sorte! Wieviel ſind's denn geworden?“

Der blieb ſtehen und ſah auf den Sprecher nieder, vollkommen unſchuldig, ein klein bißchen von oben herab.

„Was meinen Sie? — Ich habe eben übrigens geſchlafen.“

„Ach!“ machte der Doktor ſpitzbübiſch. Er liebte Gerds Manier, einfach zum Überfluß fauſtdicke Lügen aufzutragen, über alles. „Alſo ein Schläfchen à trois!“

„Was denken Sie!“ ſagte er und ſetzte ſich hinter ſeine Taſſe. „Jeder von uns hat natürlich auf ſeinem Zimmer geſchlafen. Wie der Regen einlullt! Man vergißt darüber beinah das Wiederaufwachen.“

Auch Andrea war der leichte Duft von Zigarettenrauch und Kaffee nicht entgangen, der die Kinder umgab. Während ſie ihnen die Taſſen reichte, ging ſie mit einem unruhigen, beinah ſcheuen Blick über ihre Geſichter. Es ſchien ihr plötzlich unerträglich, daß es ſich um dieſe ſchlang wie ein geheimes Band, ein Komplott, ſei es auch nur um eine ſolche lächerliche Lappalie wie eine kleine nachmittägliche Kaffeeſchwelgerei. Ein Komplott jedenfalls, in dem ſie — außen ſtand.

Sie wollte das nicht, ſie konnte es einfach nicht ertragen. Sie wartete ein Weilchen, während ſie die Toaſts abhob und auf einen Teller legte, dann ſagte ſie, vor lauter Angſt, heiſer und ſonſtwie auffällig zu ſprechen, mit faſt undeutlich leiſer Stimme zu Dax, die an ihrer Seite ſaß: „Dax, Ihr habt doch nicht geſchlafen —“

Daxens Miene verſteinte ſofort. Sie neigte ſich über die Taſſe, zog die Stirn zuſammen und ſagte böſe: „Natürlich haben wir das.“

Andrea erblaßte. Sie ſank in dem breiten Gartenſtuhl zuſammen, wurde ganz klein und ſchmal. Sie dachte nicht im entfernteſten daran, daß es Dax nur darauf ankam, Gerd nicht ſtecken zu laſſen, ſie fühlte nur ihren vergeblichen Anlauf und das kurz vor ihr zugeſchloſſene Tor.

Plötzlich ſtand ſie auf. Sie wußte es mit einem Male mit überwältigender Sicherheit, daß ſie gehn und nachſehn müſſe.

In dem Augenblick, als Andrea oben die Tür öffnete, ſah ſie auch ſchon, daß alles doch ſo war, wie ſie gefürchtet hatte.

Dies große Zimmer mit dem Ausblick nach der Fabrik war nicht ſehr verändert worden, nur Connys ehemaliges Kinderbettchen fehlte. Sogar ſein kleines Schülerpult ſtand noch neben dem früheren Spielzeugſchränkchen in einer Ecke. Das alte bunte, herrlich breite Sofa war immer noch an der Längswand und davor der große, runde gelbe Tiſch mit verſchobener Decke.

Auf dieſem Tiſch ſtanden auf einem Brett Kaffeekännchen und Zuckerdoſe. Weiterhin drei alte vergoldete kleine Taſſen auf Rokokofüßchen, die eigentlich ihren Platz in der Glasſervante des großen Speiſeſaals hatten. Sie waren gebraucht und ſichtlich achtlos zurückgeſchoben, wie es grade kam. Trotz der geöffneten Fenſter lagerte noch ein ſtarker Zigarettenduft im Zimmer, auch ſtanden Aſchenſchälchen mit abgerauchten Papyros auf dem Tiſch.

Andrea ging langſam näher. ‚Hier iſt die andre Welt — hier iſt die andre Welt —‘ dachte ſie unaufhörlich. Sie fühlte dumpf und leer nur eine unermeßliche Öde.

Neben dem Kaffeekännchen ſtand ein brauner Mahagonikaſten, den ſie kaum kannte, und den ſie, wie ihr jetzt einfiel, in einem Schrank des großen unteren Zimmers, links neben der Haustür, geſehn hatte, wo die ſchweren alten Möbel ſtanden und ihr Mann zuweilen Geſchäftsbeſuche empfing. Halb mechaniſch öffnete ſie ihn. Es war Tabak darin, und im Innendeckel befand ſich ein Bild von Hermanns Eltern als Brautpaar.

Andrea empfand plötzlich ſo wild den Schmerz der Ausgeſchloſſenheit, daß ſie das ſteife, ehrſame Brautpaar mit brennendem Neid anſah. ‚Ihr habt's gut, Ihr braucht nichts mehr zu fühlen — —‘

Das dauerte eine ganze Weile. Sie verſank in ihrer Not wie in einem dumpfen, zähen Schlamm.

Da erſchien in der offengebliebenen Tür: Dax.

Das Mädchen wurde dunkelrot, als es ſeine Mutter an dem Tabakskaſten, neben den Reſten des verleugneten Kaffees ſah. Es war ihr voll böſer Ahnung nachgegangen, nicht aus Furcht, aber in dem wilden Kummer und Selbſtgram eines am ſtolzeſten Punkt verletzten ſtrengen und überernſthaften Kindergewiſſens.

Sie blieb auf der Schwelle ſtehn und ſagte laut und finſter, die eigne Ehre wie ein ſchlechtes Stück Holz zerbrechend: „Ich habe Dich vorhin belogen!“

Dax ſtand — und wartete. Auf was? Wußte ſie es denn? Auf offne Mutterarme, auf einen verzeihenden Kuß — auf eine weiche, kühle Hand, die den Sturm der Gedanken hinter der heißen Kinderſtirn zur Ruhe ſtreicht — auf ein Scheltwort vielleicht, hart, verſtändnislos gegen den Aufruhr im Innern — was es auch ſei: auf einen Mutterruf, der die herumtappende, irrende, trotzende und ſehnſuchtsbange Kinderſeele mit einemmal erlöſte. —

— Andrea aber klappte den Tabakskaſten zu, wandte ſich mit einer ſchweren, gequälten Bewegung ab und murmelte: „Ja, ja. Laß nur, Dax. Laß nur. Ich weiß ja ſchon —“

Dax ſtand noch und ſtarrte, ein, zwei Minuten. Langſam verwandelte ſich ihr Ausdruck, und ein geöffnetes Tor ſchob ſich leiſe wieder zu.

Elftes Kapitel.

„Liebe Andrea,“ ſagte Herr Lüdegaſt an einem Herbſttage nach Tiſch, indem er an ſeinem Kneifer putzte und an ihr vorbeiblickte, „ich möchte Dich um eine wichtige Beſprechung bitten.“

Andrea empfand kalt und kritiſch gegen ihn. Sie neidete ihm jedes Wort, das eins der Kinder mit ihm wechſelte, und es war ihr eine ſchmerzhafte Luſt, ſich ſelber auseinander zu ſetzen, wie wenig Connys Anſchluß an ihn, ſtatt an ſie, berechtigt war. Die kleinlichſten Triumphe, die ſie auf dieſem Felde erlebte, verſchmähte ſie nicht.

Heute dachte ſie: ‚Wie gut für ihn, daß er immer im geeigneten Moment ſeinen Kneifer hat, ſich mit dem zu beſchäftigen. Dies kleine Ding erſetzt ihm den größten Teil eigner Haltung.‘ — Und über dieſer Äußerlichkeit ging ihr die Spannung auf das, was kommen würde, verloren.

„So komm mit in mein Zimmer,“ ſagte ſie nachläſſig.

Drüben ſetzte ſie ſich in die Sofaecke. Er, von Unruhe getrieben, blieb einen Moment vor ihr ſtehn, dann ging er ans Fenſter und kam wieder zurück. Draußen war ein trüber windiger Tag.

Er ſtieß einen kurzen Huſten aus, ſetzte ſich auf einen Rohrſtuhl ihr gegenüber, nahm den Kneifer ab und ſchaukelte ihn in gebückter Haltung am Bande zwiſchen den Knien. Dann begann er langſam und umſtändlich: „Es handelt ſich nämlich um Konrad und Gerd. Wir müſſen jetzt darüber zu einem endgültigen Entſchluſſe kommen.“

Andrea wurde jählings flammendrot. Es bebte ihr auf den Lippen, herauszuſchrein: ‚Dazu ſeid Ihr ja längſt gekommen. Mache mir doch nichts vor, ich weiß es ja. Mir — der Mutter — Eure endgültigen Entſchlüſſe aus allgemeiner Schicklichkeit mitzuteilen, dazu biſt Du jetzt hier. Ach — geh — ich mag ſie nicht hören!‘

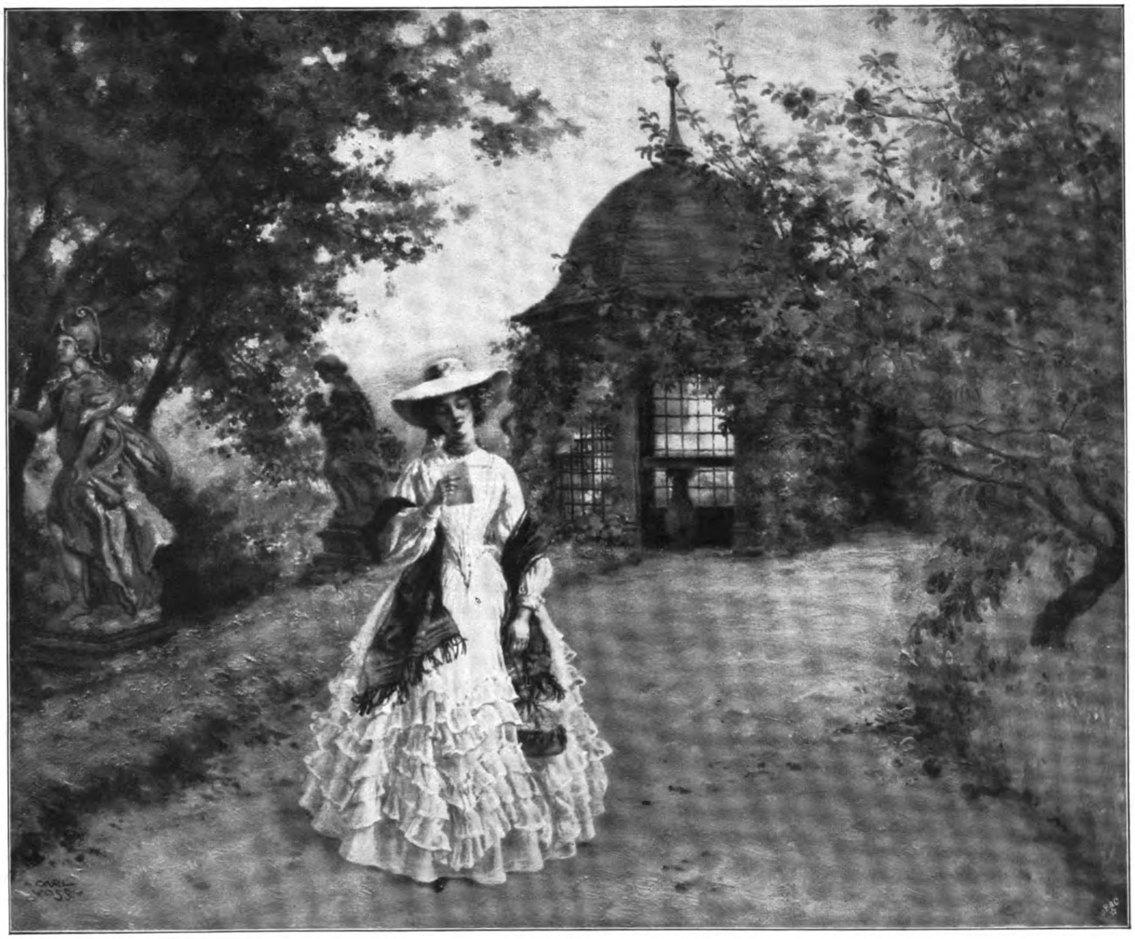
Aber irgend etwas verſchloß ihr den Mund, vielleicht ein armes Gefühl von Stolz. ‚Laß es Dir nicht auch noch merken. Zeig' jetzt wenigſtens Würde.‘

Mit geſenkten Augen und unklarer Stimme ſagte ſie: „Sprich Dich aus, Hermann.“

„— Ja —“ ſagte Herr Lüdegaſt, zog das Taſchentuch hervor, ſich den Schnurrbart zu wiſchen, und kam allmählich in Eifer und Lebhaftigkeit. „Die Sache ſteht ja jetzt ſo: Conny wäre der berufene Erbe der Fabrik. Ich muß ſagen, daß ich — in früheren Jahren, auch noch bis vor einiger Zeit — dies nie anders angeſehn habe. Es iſt eben — es iſt ſo was eben Tradition. Auch bei mir iſt eine andre Möglichkeit nie gekommen. Wenn in der Familie einmal ſo etwas beſteht, wie eine ſelbſtgegründete Fabrik, ſo iſt das doch — ich meine, es gibt eine Art Verpflichtung. Es verleiht auch einen gewiſſen Stolz. Ja — aber es können da auch einige Ausnahmen eintreten. Ich ſehe das ja ein. Ich verſchließe mich nicht davor. Conny hat ſehr gute — man könnte ſagen hervorragende, ungewöhnliche Gaben. Seine Zeugniſſe ſind immer die beſten. Das wäre am Ende auch noch gar kein Hindernis. Es käme auch der Fabrik zugute. Heutzutage muß überall die Grundlage eine beſſere ſein. Ich würde da gar keine Bedenken — etwa pekuniärer Art — haben, ihm eine weitgehende Ausbildung zu geben. Ich hatte ihm ſchon vorgeſchlagen, ins Ausland zu gehn.“

Er fing jetzt an, ſich in kaufmänniſchen Intereſſen zu ergehen. Namen von Verbindungen, weltbekannten Firmen tauchten auf, ſeine Pläne in Umriſſen markierend. Als Andrea dazu ſchwieg, hineingedrückt in die hohe Sofaecke und das Geſicht durch eine Gruppe von hohen Blattpflanzen beſchattet, als keine ihrer gewohnten, gereizten Bewegungen ihm das Wort vom Munde abſchnitt, fuhr er mutiger fort zu ſprechen. Er hatte ja ſeine Frau nie mit ſeinen Intereſſen beläſtigt, weil er ihre Ablehnung fühlte, aber heute fand er, dies ſei etwas anders geworden. Von den Umriſſen ging er ins einzelne über. Er entwarf ihr ordentlich einen Plan ſeiner Lebensarbeit.

Sie erfuhr, daß man vor zwei und einem halben Jahre vor einer verhängnisvollen Schwierigkeit geſtanden hatte. Es hatte ſich da einige Wochen lang um einen finanziellen Krach gedreht, der durch den Zuſammenbruch eines befreundeten Bankhauſes gedroht hatte. „Da habe ich den ganzen Februar durch und den halben März keine einzige ruhige Nacht gehabt, oft bin ich um zwei, um drei aufgeſtanden und hinüber ins Kontor. Es war nur gut, daß Du damals nicht zu Hauſe warſt.“



Im Park. Gemälde von C. Voß.

Das ging vorüber, dann kam ein Streik, an ihn erinnerte ſich Andrea. Er endete für beide Teile unbefriedigend.

„Ja, das hat mich auch wieder manche Nacht gekoſtet,“ ſagte ihr Mann. Seine Stimme klang plötzlich bewegt, es war ſo eigentümlich, zu ihr, zu Andrea plötzlich von dieſen Dingen reden zu können.

„Ich habe damals ſchon bemerkt, welchen klaren Kopf der Conny hat,“ fuhr er nach kurzer Pauſe in verändertem, gleichſam nüchternem Tone fort. „Es wurde mir zur Stärkung. Nun — ſoweit wie ich dachte, geht es nun ja eben nicht. Er hat doch andre Ziele im Auge.“

Wieder ſchwieg er eine Weile.

Andrea ſaß noch immer tief im Schatten, womöglich noch tiefer kroch ſie hinein. Ihr war, als möchte ſie am liebſten immer mehr zurückweichen, ins Dunkle, den Blicken entgleiten, im Dunkel ſich langſam auflöſen — vergehn.

Was ſollte ſie hier, in der Welt der Zahlen und geraden, feſten Tatſachen? Sie, die Irrende, Hangende, im Irrſal Verlorene? War hier noch ein Platz für ihre Not, ihre Angſt? Vater und Sohn, o ja, ſie verſtanden einander! Sie ſaßen mit ihren kühlen Köpfen mitſammen am Tiſch und zerlegten ſich das Leben in Zahlenreihen, nickten einander zu: Es geht alles auf. Ihres Mannes langſam vor ihr aufſteigende Sicherheit, die ihm plötzlich eine Bedeutung gab, ſeine Ausgeprägtheit, die als Wärme wirkte, beklemmte ihr das letzte Selbſtgefühl. Er *war* doch etwas, er lebte für etwas, ſein Sohn konnte an ihm lernen, ihn ehren — —

Und ſie — und ſie? — „Da iſt ja dann noch ein Ding, auf das ich hierbei auch noch kommen muß,“ ſagte Lüdegaſt. „Es iſt nämlich das, daß ich bis jetzt gegen die Politik eine Abneigung habe. Es iſt das vielleicht eine Schwierigkeit in mir. Ich habe darin auch wohl einen langſamen Verſtand. Jedenfalls habe ich mich immer davon ferngehalten. Aus Prinzip — ja, aber auch aus Neigung. Aber, ſiehſt Du, nun kommt der Junge — und der ſteht darin ganz anders.“

Andrea fragte nicht: ‚Wie ſteht er?‘ Und doch wußte ſie es nicht. Es war ihr Kind, von ihrem Blute getränkt, unter ihrem Herzen gewachſen. Und nun ſtand er in der Welt, und bald würden Männer darüber reden, was er denke und wolle, und keiner ſeiner Gedanken war je bei ihr eingekehrt.

„Der Junge iſt ſehr ausgeprägt in ſeiner Richtung,“ fuhr Lüdegaſt fort, und es leuchtete wie heimlicher Stolz aus ſeinem von Arbeit und Sorge früh gefurchten Geſicht. „Ich habe viel an ihm gehabt in den letzten Jahren.“

Andrea beugte ſich etwas vor, ihr Herz ſchlug.

„Er ſoll den Weg gehen, den er muß,“ ſagte Lüdegaſt unvermittelt in ſtarkem, raſchem Ton.

„Er ſoll —“ ſprach Andrea ſtockend nach.

Ihr Wunſch, ins Dunkel zu verſinken, war plötzlich erloſchen. Ihres Mannes tiefe Bewegung, ſo ſeltſam an dieſer ſteifen Natur, ging in ſie über. In faſt krankhaftem Stimmungswechſel war es ihr mit einem Male, als müſſe ſie bittend die Hände erheben: ‚Nehmt mich doch mit, Ihr Glücklichen, Ihr Reichen, Ihr ſtarken Lebendigen!‘

„Er ſoll Juriſt werden,“ ſagte Hermann Lüdegaſt.

Danach kam, als dieſe Worte kurz und ſtark heraus waren, eine jähe Stille. Lüdegaſt ſtand auf und ging durchs Zimmer. Sein Atem arbeitete hörbar.

„Ich — ich hab’s ihm angeboten —“ ſagte er im Gehen. „Es iſt gut ſo. Laß. Es muß einfach ſein. Zu Oſtern müſſen wir uns von ihm trennen.“

„Zu — Oſtern — ?“

„Ja. Nach ſeinem Abiturium. Er macht es mit ſiebzehn und einem halben Jahr. Das iſt auch ſo außerordentlich. Dann muß er auf die Univerſität. Dann kommt auch noch ſein Dienſtjahr. Dann der Beruf.“

Er brachte alle die Sätze ſtoßweiſe heraus. Sie fielen ihr wie Hammerſchläge auf den Sinn. Auch ſie empfand, was ſie in ihrer ſtillen Härte ſagten: ‚Weiter fort — immer weiter fort — immer länger werden die Linien, bis dahin, da ſie in dämmernden Fernen ſich ganz abgezweigt haben, ſich verlieren in der weiten Fremde —‘

Zu Oſtern ſchon — dann war dieſer Sohn verloren.

Und ſie dachte daran, daß ſie nun ſiebzehn Jahre ihn bei ſich gehabt hatte, und daß in dieſen ſiebzehn Jahren jeder Tag einen Weg gegeben hätte, zu ihm zu kommen. Und dies ging nun zu Ende.

In wildem Tanz ſchoſſen plötzlich alle Kleinkindertage, die Krankheitstage, die Spieltage an ihr vorbei. Wie leer waren ſie geweſen, wie leer hatten ſie ſie gelaſſen. Sie hatte einfach — kein Intereſſe daran gehabt. Eine ſaure Pflicht war ihr jedes Eingehen, jede Mitbeteiligung erſchienen. Und ſie hatte geglaubt, Muttertum und Kindesliebe ergeben ſich von ſelbſt.

Ja — tun ſie das denn nicht? Muß man um ſie arbeiten, das, was Natur ſein ſoll, ſchleppen wie eine Laſt? —

Oder — iſt es vielleicht auch Natur, und ſie — ſie ſelbſt war es, an der es fehlte. Sie war — unnatürlich — ſie war nie wirklich Mutter geweſen!

Wie ſchnell wird das halbe Jahr vorüber ſein! Ach und nichts wird es bringen. Was iſt ſolch letztes halbes Jahr, in dem alle Gedanken des Scheidenden ſchon nach außen gerichtet ſind. Was die ſiebzehn Jahre nicht brachten, bringen die ſechs Monate auch nicht mehr.

Lüdegaſt hörte einen ſchweren Seufzer vom Sofa her zittern. Er ſtand in ſeinem Wandergange ſtill, das Herz wurde ihm gerührt. ‚So tief geht es ihr doch?‘ dachte er ergriffen. ‚So ſchwer wird es ihr? Ach ja, die Mutterliebe bricht ja immer durch!‘ Und weil ſie ihn ſo innig dauerte und er in ſeinem männlichen Inſtinkt unwillkürlich ſofort nach einer Tröſtung ſuchte, ſetzte er ſich neben ſie aufs Sofa, ſtrich ſich mit einer ſeiner unfreien Bewegungen über den Hinterkopf und ſagte: „Es iſt ja aber nun dafür geſorgt, daß es im Haus nicht ſtill wird, Andrea. Denn nun Conny geht, wird Gerd eben die Fabrik übernehmen.“

Andrea ſtutzte und richtete ſich empor.

„Gerd? Hat er das geſagt?“

„Wieſo geſagt?“ erwiderte Herr Lüdegaſt etwas nervös und rückte an dem Kneifer. „Das braucht er doch nicht erſt zu ſagen. Das macht ſich einfach ſo. Das iſt ſo.“

Andrea unterbrach ihn plötzlich. Sie ſaß gerade aufgerichtet, die Worte flogen ihr vom Munde: „Hermann, und wenn Gerd die Fabrik übernimmt, dann bleibt er — dann bleibt er doch hier — dann behalten wir ihn doch?“

„Ja. Abgeſehen vom Militärjahr und einigen größeren Reiſen, die ich ihn machen laſſen werde. Der wird dann der Erbe, der ſpätere Herr hier.“

In dem ruhigen Ton lag eine tief verborgene zuckende Wehmut.

Andrea ſtand auf. ‚Es iſt gut!‘ dachte ſie aufgeregt. ‚Ihn werde ich behalten! Und Dax auch noch vorläufig, lange wohl noch. Sie iſt vierzehn Jahre. Und jetzt iſt alles anders wie früher. Denn da war ich doch gleichgültiger und herzloſer, lebte mein eigenes Leben. Jetzt habe ich die Angſt des Verlierens geſpürt. Und ich bin doch immerhin die Mutter. Dieſe beiden wenigſtens werden mir gehören!‘

Lüdegaſt hatte ſich gleichfalls erhoben. „Du biſt mit meinen Erwägungen einverſtanden?“ fragte er. „Ich habe zu dieſer Beſtimmung über die Söhne Deine Einwilligung?“

„Ja!“ ſagte ſie förmlich heftig und reichte ihm die Hand. Er ergriff ſie, dankbar, gerührt und beinah feierlich geſtimmt. ‚Wieviel beſſer ging dies, als ich glaubte!‘ dachte er.

(Fortſetzung folgt.)

Der Letzte. Von Alice Freiin von Gaudy.

Am Schloßtor rauſchten leiſe die Zypreſſen,
Und leiſe fiel der Silberbronnen Flut
In leuchtend weiße Schalen, wo die Glut
Des Abends noch ein letztes Rot vergeſſen.
Dann ſtieg die Dämmerung mit blauer Schleppe
Über die breite, kühle Marmortreppe
Und winkte droben mit der blaſſen Hand
Beſchwichtigend weit über Schloß und Bäume ...

Da ſchwebten her geheimnisvolle Träume —
Und tief in Schlummer ſank das Land.

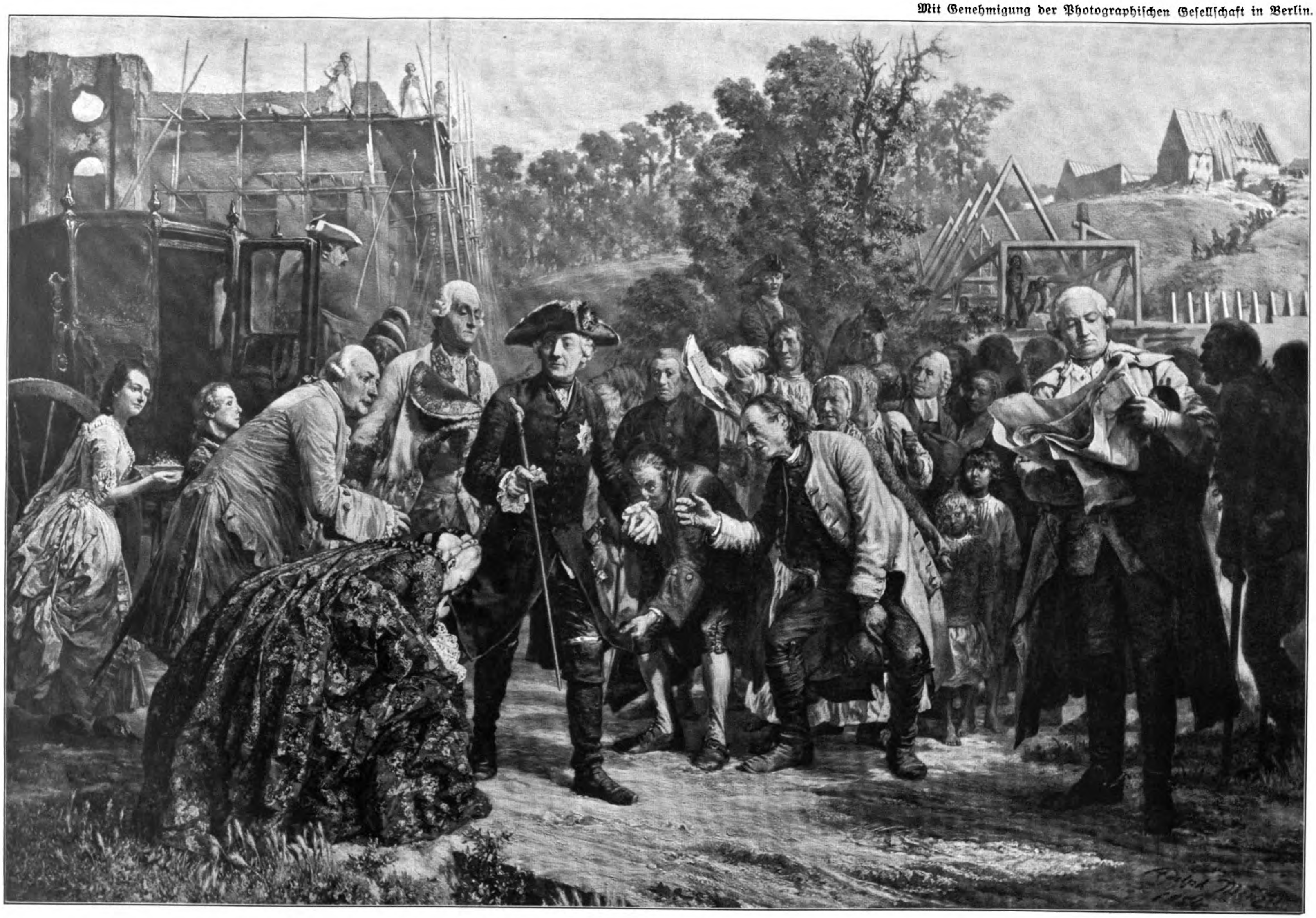
Im Schloſſe aber ging der weiche Schritt
Der jungen Frau, wie eines Pendels Schwingen,
Und durch ihr Schreiten zitterte das Ringen
Gequälter Seele, die unſagbar litt ...
Auf ſchwerem Prunkbett ruhte, blond und blaß,
Kaum atmend, regungslos, ihr ſchöner Knabe,
Die weiße Stirn von hellen Tropfen naß,
Als ob ſie Abendtau befeuchtet habe.

Und über allem der Erwartung Schweigen ...

Die Diener in den Gängen und am Tor
Schienen die Häupter lauſchend vorzuneigen.
Da zog es wie ein kühler Hauch empor
Und glitt durch all die dämmerhellen Zimmer
Und glitt herein bis in der Ampel Kreis,
Unſichtbar, heimlich, aber kalt wie Eis,
Und legte einen fremden, ſtarren Schimmer
Dem Kind aufs Antlitz, daß es Marmor ſchien ...

Die junge Frau lag ſchauernd auf den Knien,
Verſtummt, geknickt von übermächt’ger Laſt —
Und hoch vom Schloßturm ſank an goldnem Ringe,
Schwach flatternd, gleich gebrochner Vogelſchwinge,
Die alte Flagge des Geſchlechts halbmaſt.

Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.



Friedrich der Große auf Reiſen. Von Ad. Menzel.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Frauenerwerb.

Die Geflügelfarm.

Bei der Frage nach Verwertung der Frauenkräfte ſei geſtattet, auf ein Erwerbsgebiet hinzuweiſen, das noch unbekannt iſt, nämlich der Betrieb von Großgeflügelfarmen im Walde.

Vielleicht mag das manchem ſeltſam ſcheinen, es entſpricht aber einem wirklichen Bedürfnis und wird in anderen Ländern mit Erfolg betrieben.

Ein Bedürfnis wegen der oft beſprochenen Unterproduktion an Eiern und Geflügel im Deutſchen Reiche, das jährlich für 150 Millionen Mark etwa 2000 Millionen Stück Eier vom Auslande bezieht, während es in der Lage wäre, die gleiche Anzahl als Überproduktion ins Ausland zu ſenden. Das hat ſeine Urſache nicht etwa in der Unrentabilität der Geflügelzucht, ſondern hauptſächlich im Mangel an Land für den Herdenbetrieb in der Hühnerhaltung. Seitdem man gelernt hat, Hühner mit einem Eierertrag von 180 bis 200 Stück im Jahr zu züchten, bringt das Huhn auch ſeine Rente, wie ja aus den Berichten maßgebender Betriebe hervorgeht, die mit gutem Reingewinn abſchließen.

Wenn auch der Herdenbetrieb nicht ſo hohe Erträge abwirft, ſo ſind doch 10 bis 15 Prozent, mindeſtens aber 50 Pfennig für das Huhn und Jahr ſicher. Wenn wir eine Jahresleiſtung von 120 Stück Eier für das Huhn annehmen, ſo bedarf man in Deutſchland rund 20 Millionen Legehennen, welche die bisherige Unterproduktion an Eiern zu decken hätten. Eine Herde, deren Unterbringung bei unſerer intenſiv betriebenen Landwirtſchaft große Schwierigkeiten macht, denn es iſt dem Huhne Bedürfnis, fortwährend in der Erde zu ſcharren, und dem iſt Rechnung zu tragen.

Hühner kann man nicht eng zuſammenpferchen, ſondern muß ihnen einen Bewegungsraum von mindeſtens 5 qm gewähren, das erfordert bei 20 Millionen Tieren ein Areal von 100 Millionen qm; eine Fläche, wie ſie nur im Walde in geeigneter Weiſe zu haben iſt, hier aber freilich ausreichend, geeignet und der Forſtwirtſchaft zum Vorteil.

Von den 140000 qkm deutſchen Waldes ſind etwa 50000 qkm Kiefernbeſtand der norddeutſchen Tiefebene, ein leichter Sandboden, wie er gerade für Hühner paßt. Rechnen wir mit Rückſicht auf den Baumbeſtand 10 qm pro Huhn, ſo ſind etwa 200 qkm Wald notwendig zur Unterbringung der Legeherden, es verbleibt alſo, ſelbſt wenn man die Benutzung erſt mit 25jährigem Stangenholz beginnt, noch reichlich Raum, um mehr als die doppelte Anzahl Legehühner in den Wald bringen zu können.

Für den Wald iſt der Eintrieb der Hühner nur gut, da ſie eine natürliche Schutztruppe gegen die vielen Baumſchädlinge ſind, die faſt in jedem Jahre ſo große Opfer fordern. Die Hühner bewegen fortwährend den Waldboden und ſtören ſelbſt diejenigen Engerlinge und Puppen in ihrer Entwicklung, die von ihnen nicht verzehrt werden. Damit erſparen ſie dem Waldbeſitzer jede weitere Bekämpfung der Schädlinge und führen außerdem dem Waldboden Pflanzennährſtoff zu.

Und endlich hat eine Jahrespacht von 10 ℳ pro Hektar für den Waldbeſitzer auch Wert.

Hauptſächlich aber wird viel Frauenkraft nutzbar gemacht.

Die hierfür in Betracht kommenden Frauen im Alter von 16 bis 60 Jahren aus allen Ständen könnten ſich zunächſt zu einer Genoſſenſchaft zuſammenſchließen, ſie übernehmen je einen Geſchäftsanteil von 50 ℳ und Haftſumme in gleicher Höhe. Minderbemittelten kann Teilzahlung auf ihren Geſchäftsanteil geſtattet werden, ſo daß ſelbſt den Töchtern kleiner Beamten der Eintritt ermöglicht wird und damit die Möglichkeit, in den Betrieben der Genoſſenſchaft Geld zu verdienen und vorwärts zu kommen.

Aufgabe der Genoſſenſchaftsleitung iſt, den Forſt für den Herdenbetrieb zu erſchließen, die einzelnen Farmen zur Beſetzung mit je 10—20000 Legehennen hinzuſtellen, auszurüſten und betriebsfertig bereit zu ſtellen; ſowie die gewonnenen Produkte, Eier und Suppenhühner, vorteilhaft zu verkaufen. —

Eine eigentliche Zucht von Hühnern findet in den Großfarmen nicht ſtatt, ſondern die Züchter von hochproduktiven Stämmen geben ihre entbehrlichen Tiere an die Farmen ab, wo ſie jahrgangsweiſe gehalten und ſpäter wieder weggenommen werden. Soweit vorhandene Züchtereien den Bedarf nicht decken können, muß die Genoſſenſchaft geeignete Schritte tun, um das erforderliche Material zu erlangen, was gar keine Schwierigkeiten macht, denn nicht nur viele Frauen auf dem Lande werden gerne den guten Verdienſt mitnehmen, ſondern noch weitere Kreiſe zur Beteiligung veranlaſſen. Bei einer großen Ausdehnung der Herden — die ſehr wohl möglich iſt — bedarf es jährlich eines Nachwuchſes von Millionen von Junghennen, die eine große Anzahl von Zuchtſtämmen erfordern und mancher kleinen Landwirtſchaft beachtenswerte Nebeneinnahmen bringen.

Zur Bewirtſchaftung einer Farm ſchließt ſich die erforderliche Anzahl von Genoſſenſchaftsmitgliedern zu einer Betriebsgemeinſchaft zuſammen und pachtet die betriebsfertige Farm von der Genoſſenſchaft mit einem kleinen Aufſchlag der Selbſtkoſten bzw. Verzinſung des Anlagekapitals. — Mitglieder ſolcher Betriebsgemeinſchaften können aber nur Genoſſenſchaftsmitglieder ſein, die im Beſitz von mindeſtens einem Berechtigungsſchein ſind.

Dieſe Berechtigungsſcheine werden von der Genoſſenſchaft ausgegeben, lauten auf 100 ℳ, werden mit 4 Prozent verzinſt und berechtigen zur Teilnahme an Betriebsgemeinſchaften, doch müſſen die verantwortlichen Leiterinnen, ſowie Mitwirkende in verantwortlicher Stellung, mehrere beſitzen, je nach der Stellung, die ſie bekleiden.

Rechnet man auf der Farm für 1000 Tiere eine Arbeitskraft, ſo iſt auf eine nutzbringende Tätigkeit einer großen Anzahl von Frauen zu rechnen, deren Leiſtungen an Kapital der Genoſſenſchaft ausreichende Betriebsmittel zuführt.

Für die Einzelperſon ergibt ſich aber auch in pekuniärer Beziehung ein befriedigendes Reſultat, denn neben ihrem Lohn für die Arbeitsleiſtung und ihren Zinſen für die Kapitalsanlage hat ſie einen Unternehmergewinnanteil, der ihre Arbeitsfreudigkeit dauernd rege erhalten wird.

O. Kurtze, Berlin.

Rechtsrat des Frauenerwerb.

Frage: Auf eine Anzeige in der Offertenliſte „Erwerbs-Union“ betreffend Nebenverdienſt für Frauen, von einer Dame unterzeichnet, wandte ich mich an die Einſenderin und erhielt umgehend einen Proſpekt, in dem ſie den Käufern ihres Handſtickapparats im Werte von 20 ℳ ſtändigen, lohnenden Nebenverdienſt verſpricht. Ich kaufte den Apparat gegen bare Zahlung. Nach zwei Monaten erhielt ich den Apparat von einem Herrn als dem Fabrikanten. Außer einem Garantieſchein wegen „ſtändiger“ Arbeit war nichts beigeſchloſſen. Ich hörte dann, daß die Dame nur als Lehrerin fungiert, daß der Herr die Arbeit vergibt, die verlangten Probearbeiten beurteilt, korrigiert uſw. Der Proſpekt ſagt davon keine Silbe. Die Zurücknahme des Apparats wurde von beiden verweigert. Kann ich mit Ausſicht auf Erfolg die Dame wegen Verſchleierung der faktiſchen Verhältniſſe verklagen? Wenn nicht, kann ich, ohne von der Gegenpartei gerichtlich belangt werden zu können, das Geſchäftsgebaren der beiden Beteiligten veröffentlichen, um andere zu warnen? C. A. in D.

Antwort: Ohne Einſicht des Proſpektes, des Garantieſcheines und des Briefwechſels läßt ſich die von Ihnen geſtellte Frage, ob Sie den von Ihnen gezahlten Kaufpreis von 20 ℳ für den Handſtickapparat zurückfordern können, nicht mit Sicherheit beantworten. Wer ſich durch Zeitungsanzeigen und Proſpekte, die einen „ſtändigen und lohnenden Nebenverdienſt für Frauen und Mädchen durch Anfertigung von Handarbeiten mit einem (dabei zum Kauf angebotenen) Stickapparat“ verſprechen, zum Ankaufe dieſes Apparates beſtimmen läßt, riskiert nach allgemeiner Verkehrsauffaſſung immer einen „Reinfall“; denn die Zeitungsanzeigen, Proſpekte, Garantieſcheine uſw. ſind in der Regel ſo abgefaßt, daß die „Verfaſſer“ nicht zu „faſſen“ ſind. Da es ſich bloß um 20 ℳ handelt, möchten wir davon abraten, noch die unter Umſtänden höheren Prozeßkoſten draufzulegen. Dagegen ſteht es Ihnen frei und es iſt nicht ſtrafbar, wenn Sie in „Zeitungs-Eingeſandts“ oder ſonſt öffentlich mit Ihrer Namenunterſchrift die in ſolchen Zeitungsanzeigen und Proſpekten Ihrer Meinung nach liegende „Irreführung des Publikums“ unter wahrheitsgemäßer Begründung Ihrer Meinung und ohne beleidigende Form geißeln. Denn der § 193 des Strafgeſetz-Buches ſagt: „Tadelnde Urteile über wiſſenſchaftliche, künſtleriſche oder gewerbliche Leiſtungen, ingleichen Äußerungen, die zur Ausführung oder Verteidigung von Rechten oder zur Wahrnehmung berechtigter Intereſſen gemacht werden, ſind (ſelbſt wenn ſie an ſich eine „Beleidigung“ enthalten) nur inſofern ſtrafbar, als das Vorhandenſein (die Abſicht) einer Beleidigung aus der Form der Äußerung oder aus den Umſtänden, unter denen ſie geſchah, hervorgeht.“

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Gräfin L. M. in Konſtadt O.-S. Wenden Sie ſich an die Schriftſteller-Zeitſchrift „Die Feder“, Berlin W., Elßholzſtraße 5. Dort werden Arbeiten geprüft und mit Urteil zurückgegeben. Redaktionen werden ſich nur ſelten auf eine Begründung ihrer Ablehnung einlaſſen.

Eltern und Vormünder, die ihre Töchter oder Mündel zum Beſuch von Lehrkurſen nach Berlin ſchicken und junge Mädchen, die Stellen ſuchen, werden darauf aufmerkſam gemacht, daß der Wohltätigkeitsverein „Jugendſchutz“ in ſeinen Heimen, Stralauerſtraße 52 und Beuthſtraße 14, gute und billige Penſion bietet.

Sprechſtunde der Leiterin des Frauenerwerb: werktäglich von 12 bis 2 Uhr.

Frauen-Daheim.

**Reich geht bis zum reichlichen Genug, —
Was darüber iſt, iſt wieder Armut. —**

Freiluftſpiele amerikaniſcher Studentinnen.

Jetzt hört man immer häufiger über theatraliſche Aufführungen auf Freiluftbühnen, auch bei uns in Deutſchland; neben der Harzbühne gibt es ſeit kurzem eine am Rhein, und in Thüringen hat man erſt kürzlich in Tieffurt und Lauchſtädt zu Goethes Gedächtnis im Grünen geſpielt, wie er es liebte, und auch München hat in dieſem Sommer Goethes Satyrſpiel unter natürlichen Bäumen wieder erſtehen laſſen. In England ſoll auch ſchon oft eine Freibühne für Shakeſpeares heitere Muſe benutzt worden ſein, und in Südfrankreich, weiß man, ſammeln ſich alljährlich viele Andächtige, um alten und neuen Spielen unter freiem Himmel zuzuſchauen.

In der Neuen Welt gibt es in jedem Sommer in den verſchiedenſten Staaten dramatiſche Aufführungen und Tänze oder Tanzbilder auf grüner Bühne, die zum Teil von Berufskünſtlern oder von Anfängern und Liebhabern veranſtaltet werden. Vor allem aber haben ſich einige Colleges und Univerſitäten durch ſolche Darſtellungen einen gewiſſen künſtleriſchen Ruf erworben. Ich erinnere mich einer unvergeßlichen Aufführung der Oreſtie unter blauem Himmel durch Studenten in Cambridge, Maſſ., auf demſelben Platze, wo im Herbſte die Fußballkämpfe ausgefochten werden. Im letzten Frühjahr ſah ich ebendort eine ſehr eindrucksvolle Aufführung der Jungfrau von Orleans von unſerem Schiller, zu der einige bekannte Schauſpieler für die Hauptrollen mithinzugezogen waren.

Die beiden Iphigenien von Euripides erlebte ich unter natürlichen Bäumen auf dem großen ſchönen Grundbeſitz einer Frauenuniverſität, und beide Male entledigten ſich die jungen Damen der ſchwierigen Aufgabe, in griechiſcher Sprache noch dazu, in durchaus lobenswerter Weiſe. Auch Shakeſpeares Sommernachtstraum zog an mir vorüber in dem großen Park eines öſtlichen College, in einer wahrhaften Sommernacht mit echter Mondſcheinbeleuchtung, in der die Darſtellerin des Puck in ihrem Tanzen, Gleiten, Schweben über blühende Rhododendren beſonders anmutig und erfolgreich wirkte. Noch verſchiedene andere Luſtſpiele von Shakeſpeare habe ich dort bei wirkungsvoller Fackelbeleuchtung geſehen, deren Eindrücke ich vielen Shakeſpeare-Verehrern auch in Deutſchland wünſchte.

Frühlingsprozeſſion amerikaniſcher Studentinnen in Barett und Talar.

In den letzten Jahren ſcheint nun der dramatiſche Tanz drüben eine große Rolle zu ſpielen. Die zwei nachſtehenden Bilder zeigen Tänze von amerikaniſchen Studentinnen bei einer Frühlingsfeier. Denn in dem unromantiſchen Lande, wo allein der Dollar herrſchen ſoll, gibt es ſehr viel mehr Romantik, als man erwartet. Und die findet man beſonders häufig an Sammelplätzen moderner Wiſſenſchaft und Kunſt, an öſtlichen Univerſitäten und Colleges, wo Hunderte von Studentinnen und Studenten (nach engliſchem Vorbilde) auf rieſigem Grundſtück zuſammenleben und wo ſich beſtimmte Überlieferungen herausgebildet haben, an denen die amerikaniſche Jugend zähe feſthält. Da gibt es verſchiedenartige Frühlingsfeiern an den verſchiedenen Schulen, aber meiſt wählen die Studierenden zu dieſen Feſten den erſten Mai. Denn die ſchönen warmen Frühlingstage ſetzen meiſt ſchon Ende April ein. Das obige Bild, die Prozeſſion der jungen Damen in Barett und Talar (cap and gown), die als Abzeichen der Seniorklaſſe ſchon auf dieſem College getragen werden darf, während an anderen Anſtalten erſt nach Erlangung des B. A., das heißt nach Erlangung des Bachelor of Arts, das Anrecht auf dieſe würdige Tracht erworben wird, ſtellt den Zug zum Frühgottesdienſt in der Collegekapelle dar, der die Feier des Tages einleitet. Darauf folgen kurze Vorführungen der jüngeren Jahrgänge zu Ehren der verehrten Seniorinnen, und erſt am Nachmittag kommen die längeren Tänze oder theatraliſchen Darbietungen. Auch die feierliche Wahl einer Maikönigin findet oft ſtatt, zu der gewöhnlich ſchon lange vorher die ſchönſte und beliebteſte Studentin oder auch eine Klaſſenpräſidentin erwählt iſt. Ihr zu Ehren werden dann Vorführungen veranſtaltet, wie in dieſem Falle der Tanz der Dryaden und ein mexikaniſcher Volkstanz.

Die Maikönigin ſaß auf ihrem Throne inmitten einer großen Wieſe, die hohe Bäume umragten. Die Hofdamen lagerten vor ihr im Graſe, und die Zeremonienmeiſterin ſtand, auf hohen Stab gelehnt, zur Seite. Dann erſchien eine als Herold gekleidete Studentin, um den Zug der vier Jahrgänge zu verkünden, die zur Huldigung der Königin kamen. Verſchiedene poetiſche Anſprachen folgten durch die verſchiedenen Klaſſenrednerinnen und darauf gab jede Klaſſe der Königin zu Ehren eine Tanzaufführung durch ihre geſchickteſten Tänzerinnen. Später wurde die Königin feierlich zum weitragenden „Maibaum“ geleitet, ſie eröffnete den Reigen, und die Feier endete mit vergnügtem, allgemeinem Tanz um den Maibaum auf grünem Raſen.

Die Koſtüme, die die jungen Damen beim Tanzen trugen, waren alle eigenhändig von ihnen ſelbſt verfertigt und beſonders hübſch in der Farbenzuſammenſtellung; ein beſonderes Komitee hatte dazu geholfen. Die Dryaden hatten ganz mattgrüne und mattgraue Gewänder mit Efeuranken als einzigem Schmuck. Die Mexikanerinnen trugen zu weißen Bluſen gelbe ſeidene Röcke mit ſchwarzem Sammetmieder und leuchtend roten Schärpen Die anderen beiden Klaſſen führten einen Schmetterlingstanz und einen Nymphentanz vor. Das Feſtlager der Königin wurde eigens hierzu an das Ufer eines Sees verlegt, der auch zu dem Grundbeſitz des Colleges gehört, an dem die Ankunft des Frühlings auf ſolch hübſche Weiſe gefeiert wurde.

Es wäre ſchön, wenn unſere deutſchen Studentinnen Frohſinn und Jugendfreude auch in der Form ſolcher Freiluftſpiele und Tanzaufführungen zum Ausdruck brächten. Daß das junge Mädchen auch bei uns auf der ſtudentiſchen Hörbank weder verknöchert und verſteint, noch burſchikos ausartet, daß ſie im Gegenteil in der größeren geiſtigen Freiheit und Betätigung geſunder und ſchöner erblüht, haben nan vieljährige Erfahrungen bereits glänzend bewieſen.

Studenten und Studentinnen laden ſich auch bei uns gegenſeitig zu ihren fröhlichen Jugendfeſten.

Gemeinſam haben die männlichen und weiblichen Studierenden Berlins im letzten Winter eine meiſterhafte, allgemein anerkannte Turandot-Aufführung zum Beſten eines Studentinnenheims zuſtande gebracht.

Wieviel Schönes dieſer Art kann ſich im aufblühenden geiſtigen Jungdeutſchland noch weiter begeben!

Dryadentanz auf einem Frühlingsfeſt amerikaniſcher Studentinnen.

Dat Mudderwurt.

Ick harr 'nen wunderſchönen Drom!
Ünner den bläuhenden Flererbom
Seten min Mudder un ick.
De Vägel ſüng'n, de Sünn ſchint warm,
Min Mudder läd üm mi den Arm,
Ick was ſo rik, ſo rik!

All, wat man mi tau Leeden dahn,
Wo dull mi Herrgotts Hand harr ſlahn,
Klagt ick dat Mudderhart.
Un in de warme Frühlingsluft,
Bi Vagelſang un Flererduft
Wärr hell, wat vördem ſwart.

Mit ſäute Stimm, — as Klockenklang
In Wihnachtstid; as Engelſang —
Säd Mudder dunn tau mi:
„Wiſt, Kind, du glücklich ſin in't Leben,
Taufreden wes, o wes taufreden,
Kik ümmer ünner di.

Millionen ſünd up Gottes Welt,
Mit dei dat leeger is biſtellt,
Dei tuſchen girn mit di.
In deipe Ird, up hoge See,
In dumpe Keller wahnt dat Weh,
Kik ümmer ünner di."

Un dorbi ſtrakt ſei mi. — — —
— — — — — — — — — —

De Drom is ut. Kolt is de Ird. — —
Wo lang heww ick keen Mudder mihr,
Woll an de dörtig Johr!
De Drom is ut, doch 't Mudderwurt,
Dat giwwt mi Kraft, dat helpt mi furt,
Dat Wurt, ſo warm un wohr!

Auguſte Schwanbeck.

Reiſeerinnerungen.

Wer ſammelt nicht heutzutage Poſtkarten? Aber ſo unſinnig mir das Aufſtapeln maſſenhafter gleichgültiger, oft recht geſchmackloſer Karten erſcheint, deſto mehr Freude habe ich an meinem ſelbſtangelegten „Reiſealbum" gehabt. Darf ich den lieben Mitleſerinnen mein Album zeigen? Freilich iſt die Beſchreibung etwas trocken, aber auch auf der ſchönſten Reiſe gibt es öde Strecken, und iſt das Fertigſtellen erſt überwunden — wieviel Schönes kann da jeder in ſolchem Album ſammeln. Alſo zunächſt das Mechaniſche. Drei Stoffſtücke: Leinen, Steifgaze, Satin oder Seidenſtoff, je 50 zu 30 cm, werden aufeinander gelegt, ringsherum mit einem ſchmalen Streifen von Leder, Wachstuch oder auch ſtarkem Band mit der Maſchine eingefaßt. Mit einer mittelſtarken Nadel kann man auf der Singermaſchine bei einiger Vorſicht alles auf einmal durchnähen. Nimmt man ſtatt des Leinens Wachstuch, ſo kann man die Stoffgaze fortlaſſen. — 24 cm werden auf jeden Deckel, 2 cm auf den Rücken gerechnet. Auf jede Seite des Deckels, dem Rücken entlang, wird ein 2 cm breiter Streifen von demſelben Material, woraus die Einfaſſung gewählt wurde, aufgeſteppt, durch dieſen je ein flaches Stäbchen (ſtärkere Pappe, Holz, Fiſchbein oder dergl.) geſchoben. Für eine Kleinigkeit ſchlägt uns der Schuhmacher oder Sattler durch jeden Stab, und damit auch durch Deckel und Steppſtreifen, vier Öſen, zwei oben und unten am Rand, zwei je 4 cm von der Mittellinie entfernt. Durch die Öſen auf der linken Deckelhälfte ziehen wir ein farbiges Seidenſchnürchen oder eine Litze mit Schnürſenkeln und reihen darauf eine ganze Anzahl in der Mitte gekniffter, gummierter, 6 cm breiter Kartonſtreifen, die an entſprechender Stelle durchlocht wurden. (Am beſten einfach mit dem gewöhnlichen Soenneckenlocher.) Damit iſt das Gerüſt gegeben.

Einzelne loſe Blätter, am beſten Quartformat, aus Schreibpapier, abwechſelnd mit farbigem oder weißem Karton, dienen zur Aufnahme der Karten und Notizen. Durch Einſchnitte für die Ecken der Karten, durch Ankleben mit durchſichtigem gummierten Papier, das man rollenweiſe in jeder Papierhandlung für ein paar Pfennige bekommt, kann man die reizvollſten Zuſammenſtellungen erzielen, kann auch auf den einzelnen Blättern in ſauberer Hand- oder Maſchinenſchrift kurze Notizen oder längere Schilderungen anfügen. Die fertigen Blätter befeſtigt man zwiſchen die durch Anfeuchten wieder klebend gemachten Kartonſtreifen, oder zieht ſie, an richtiger Stelle durchlocht, einfach auf das haltende Band. Jederzeit kann man ſo eine Änderung in der Anordnung der Blätter vornehmen, leicht Neues einfügen, unanſehnlich Gewordenes ausſchalten und ergänzen. Auf der Vorderſeite des Deckels weiſt eine Notiz in Zierſchrift, mit Pinſel und Farbe leicht ausgeführt, auf den Inhalt hin.

Iris.

Frage.

Wie kann man Bettfedern und Daunen am zweckmäßigſten ſelbſt reinigen? — Wie entfernt man Ölfarbflecken aus Wäſcheſtücken?

Wilhelmine Specht.

Auskunft.

Antwort auf die Frage in Nr. 39. Straußenfedern reinigt man in einer Miſchung von einem Liter Regenwaſſer, in dem 60 Gramm weiße franzöſiſche Seife bis zum Schäumen gekocht wird. Iſt die Flüſſigkeit lauwarm, ſo werden die Federn recht vorſichtig gewaſchen, indem man ſie durch die Hände zieht, ohne zu reiben. Die Federn werden danach geſpült, ein wenig gebleicht und zwiſchen reinen Leinentüchern mit den Händen etwas gepreßt, dann erſt darf man ſie an der Luft trocknen laſſen. Sind ſie ganz trocken, beſtreut man ſie mit Reismehl und kräuſelt ſie, indem man eine bis ſechs Faſern über den Rücken eines Federmeſſers zieht und biegt. Es ſind auch beſonders zum Kräuſeln der Federn beſtimmte Meſſer im Handel. M. Sotar.

Mexikaniſcher Tanz amerikaniſcher Studentinnen.

Sammler=Daheim.

Zu unſeren Bildern.

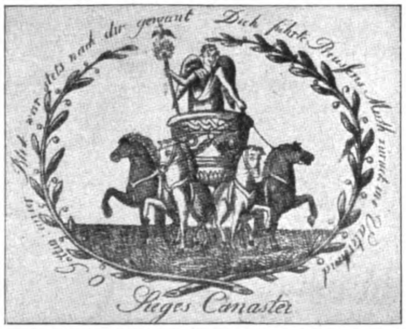
Den Bildſchmuck der heutigen Nummer eröffnet P. F. Meſſerſchmidt, einer der Lieblinge unſerer Leſer, mit einem ſeiner heimeligen Biloer aus der Poſtkutſchenzeit. „Einkehr“ hat er es diesmal genannt. Die Gäſte haben die Raſt, die hauptſächlich um der Pferde willen gemacht wird, benutzt, um ſich, dem engen Raum entſtiegen, jeder nach ſeinem Geſchmack für die Weiterfahrt zu ſtärken und zu rüſten. Klein=Chevalier, der ſich ſeine Motive mit Vorliebe am Waſſer ſucht, führt uns die bekannten, originellen Typen der Helgoländer Fiſcher vor, wie ſie ein landendes Boot erwarten. Der Ausdruck in den wetterharten Geſichtern, der bei jedem verſchieden iſt, neugierig, kritiſch, humoriſtiſch, läßt vermuten, daß es ausgebootete Gäſte ſind, die erwartet werden. Übrigens dürften Helgolands Tage als eigentlicher Badeort gezählt ſein. Die militäriſchen Befeſtigungen engen die Inſel immer mehr ein, die ausgedehnten Flottenmanöver machen ſich beſonders in der Nacht ſtörend bemerkbar, und die Zahl der ſtändigen Gäſte nimmt unausgeſetzt ab. Helgoland wird ſchließlich nur noch Touriſtenſtation ſein. So ſehr die Einwohner das beklagen, ſo ſehr kann man im Intereſſe unſerer Flotte ſich darüber freuen, daß der ſeinerzeit ſo ſehr verurteilte und belachte Tauſch mit Sanſibar ſich als überaus wertvoll erweiſt: daß die Inſel mit der Zeit einer der ſtärkſten Stützpunkte für unſere Marine in der Nordſee werden wird. — In den hohen Norden verſetzt uns R. von Eckenbrecher mit ſeinem ſchönen Gemälde „Aufgang zum Nordkap“, während C. Voß mit ſeinem Bilde „Im Park“ die Zeit des Rokoko heraufbeſchwört. — Als Kunſtbeilage bringen wir eines der bekannteſten Bilder Adolf Menzels: „Friedrich der Große auf Reiſen“, auf dem die Fürſorge des Königs und das große Vertrauen, das ſeine Untertanen ihm entgegenbrachten, mit unerreichter Meiſterſchaft zur Darſtellung gebracht worden iſt.

Aus alten Papieren.

Es könnte ein ganz intereſſantes Ergebnis haben, würde ſich jemand einmal die Mühe machen, nachzuforſchen, was alles auf den Tabakumhüllungen der vergangenen Zeit für Bilder zu finden waren, und was für Bilder jetzt die Zigarrenkiſtchen ſchmücken. Wahrſcheinlich würde man eine Geſchichte der einzelnen Epochen danach illuſtrieren können. Alle Ereigniſſe, die einmal den tiefen Grund der Menſchheit aufgeregt haben, ſind hier feſtgehalten, neue Gebäude oder Kunſtwerke, die Aufſehen erregten, ſind dargeſtellt, ganz beſonders aber ſind die Porträts von volkstümlichen und berühmten Männern und Frauen in allen nur denkbaren Arten der Reproduktionstechnik verwendet. Graf Zeppelin, der in Ermangelung eines anderen Volkshelden jetzt neben den erhebenden Momenten auch die weniger annehmlichen Begleiterſcheinungen der Popularität über ſich ergehen laſſen muß, könnte mit ſeinen meiſt vielleicht ſtark mißglückten Porträts oder mit den Darſtellungen ſeines Luftſchiffes auf Zigarrenkiſten ein ganzes Zimmer tapezieren laſſen!

Darf man kleines mit großem vergleichen, ſo könnte man vielleicht ſagen, daß vor nunmehr faſt hundert Jahren ſich einer ähnlichen Popularität, wie jetzt die Zeppelinſchen Luftkreuzer, die Siegesgöttin auf dem Brandenburger Tore in Berlin zu erfreuen hatte. Eins von den damals ſo häufigen Bildern zeigt unſere Abbildung.

In den Jahren 1789 bis 1793 hatte Langhans das Tor als Nachbildung der Vorhalle zur Akropolis in Athen erbaut. Darauf ſtand, nach dem Tiergarten hinausblickend, von Schadow in Erz modelliert, die ein feuriges Viergeſpann lenkende Boruſſia. Damals beſtand dieſer monumentale Torbau nur aus dem Mittelbau mit ſeinen fünf hochragenden Durchläſſen. Die Säulenhallen auf beiden Seiten, ohne die wir uns heute das Brandenburger Tor gar nicht denken können, ſind erſt ſpäter hinzugekommen. Das Tor wurde zum erſten Male geöffnet, als König Friedrich Wilhelm II. im Herbſt 1792 von dem verunglückten Feldzug in der Champagne zurückkehrte. War ſchon dieſer Einzug nicht geeignet geweſen, beſonders fröhliche Gefühle zu erwecken, ſo war es noch viel weniger der vierzehn Jahre ſpäter erfolgende. Am 27. Oktober 1806 ſtand wieder der Magiſtrat der Hauptſtadt unter dem mit Fahnen und Blumen geſchmückten Tore. Aber diesmal war es nicht ein preußiſcher König, den es zu empfangen galt, ſondern Kaiſer Napoleon, der nach der Schlacht bei Jena als Sieger in die Stadt einzog. Das ſchöne Werk Schadows reizte ſeine Begehrlichkeit, und ſchon drei Wochen nach ſeinem Einzuge befahl er, es ſolle nach Paris überführt werden, was denn auch im nächſten Frühjahr geſchah. Als am 23. Dezember 1810 der Sarg der Königin Luiſe durch das Brandenburger Tor nach dem Mauſoleum in Charlottenburg überführt wurde, fehlte die Boruſſia noch. Aber ſchon wenig mehr als drei Jahre ſpäter kam ſie zurück. Im Frühjahr 1814 erſchien ſie wieder auf preußiſchem Gebiet, nachdem die kurze Herrlichkeit der hundert Tage auf dem Schlachtfeld von Belle Alliance zuſammengebrochen war, und von Köln bis nach Berlin glich ihre Heimkehr einem Triumphzuge. Wo die Wagen mit ihrer wuchtigen Laſt erſchienen, da wurden die Glocken geläutet, da ſtrömte die Bevölkerung zuſammen und überſchüttete die die erzenen Glieder der Quadriga bergenden Kiſten mit Blumen und Laubgewinden. Als dann am 7. Auguſt 1814 die ſiegreichen Truppen heimkehrten, da prangte das ſtolze Viergeſpann bereits wieder hoch oben auf dem Tore. Nur war ſie jetzt anders geſtellt als früher, denn ſie blickte jetzt in die Stadt hinein. Und zur Erinnerung an die große Zeit der Freiheitskriege hatte man in dem Eichenkranze ihres Stabes das Eiſerne Kreuz anbringen laſſen. — Der „Sieges=Canaſter“, den das (übrigens recht ſchlecht wiedergegebene) Bild der Boruſſia auf ihrem Siegeswagen zierte, iſt gewiß viel gekauft worden, und bejubelt hat man die Verſe: „O Göttin, unſer Blick war ſtets nach Dir gewant. Dich führte Preußens Muth zurück ins Vaterland.“



Vignette auf einem Paket „Sieges=Canaſter“.

Notizen.

Ein römiſcher Fund in England erregt in den Kreiſen der Archäologen Aufſehen. Es iſt ein recht gut erhaltenes, großes, altrömiſches Schiff, das im Schlamm der Themſe bis auf unſere Zeit aufbewahrt worden iſt. Bei den Fundamentierungsarbeiten des großen neuen Rathauſes des Londoner Grafſchaftsrates ſtieß man auf kräftige Eichenbohlen, und bei genauerer Unterſuchung fand ſich, daß man ein ganzes Schiff vor ſich hatte. Ein großer Teil des alten Fahrzeuges, das ganz aus Eiche gebaut iſt, liegt noch unter dem Schlamm, und erſt nach der völligen Freilegung werden die genaueren Größenverhältniſſe feſtgeſtellt werden können. Anſcheinend iſt das Schiff etwa 15 Meter lang und 4,75 Meter breit. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß man in dem Schiffe neben intereſſanten Scherben römiſcher Töpfereien, neben Knochenreſten, Glasgeräten und eiſenbeſchlagenen Sandalenſohlen auch eine Anzahl von Münzen gefunden hat. Eine von dieſen Münzen hat Tetricus in Gallien (268—273 n. Chr.) ſchlagen laſſen, eine andere trägt das Zeichen des Carauſius von Britannien (286—293 n. Chr.) und eine dritte ſtammt von deſſen Nachfolger Allectus (293—296 n. Chr.). Nach den Münzfunden dürfte das Schiff alſo gegen Ende des III. Jahrhunderts verſenkt worden ſein. Möglich iſt es auch, daß an der Stelle, wo man das Fahrzeug gefunden hat, zur Zeit der Römer eine Sandbank war, an der das große Schiff geſtrandet iſt. Von Carauſius iſt aus den römiſchen Annalen bekannt, daß er von Boulogne aus mit einer großen Flotte nach Britannien ſegelte und ſich als unabhängiger „Kaiſer von Britannien“ feſtſetzte. Seine Herrſchaft dauerte nur ſieben Jahre, — leider, denn ſeine Regierung war, wie es ſcheint, für Britannien eine Zeit des Friedens und der Kulturfortſchritte. Nachdem er im Jahre 293 in London ermordet worden war, wurde Allectus Kaiſer von Britannien. Aber ſeine Herrlichkeit dauerte noch kürzere Zeit, denn ſchon 296 wurde er von Conſtantius, dem Cäſar von Rom, in ſeinem Inſelreiche angegriffen und geſchlagen. Das nun wieder aufgefundene altrömiſche Schiff gehörte vielleicht zu der Flotte, mit der Carauſius nach Britannien kam, und ging vielleicht in den Kämpfen des Allectus gegen Conſtantius unter. Wenn erſt noch mehr Fundſtücke vorliegen, wird ſich wohl noch Näheres beſtimmen laſſen. Vorläufig ſollen die Reſte des Schiffes im Horniman=Muſeum aufbewahrt werden. R.

Die Herkunft des Doppeladlers. Der atheniſche Byzantiniſt Lombros hielt auf dem archäologiſchen Kongreſſe in Kairo einen Vortrag über den Doppeladler, der jetzt in den „Comptes rendus“ des Kongreſſes im Druck erſchienen iſt. — Nach Lombros war ein Doppeladler das Symbol oder vielleicht das Totem der babyloniſchen Stadt Shirpula oder Lagaſh, wo Gudea herrſchte, und gelangte von dort aus als Feldzeichen der hettitiſchen Konföderationen nach Norden. Dann erſcheint der Doppeladler als Herrſchaftszeichen in Byzanz (der Sprung iſt ſehr weit), wohin er anſcheinend über Nikomedien gelangte (Boghas=Köi war ein Ort der Hettiter). Er war das Feldzeichen derjenigen Dynaſtie, die 1261 n. Chr. das griechiſche Kaiſerreich zu Konſtantinopel wieder herſtellte. — Von Konſtantinopel erhielten zunächſt die ruſſiſchen Zaren den Doppeladler als Wappen, dann fing man auch im Weſten an, den Doppeladler als Symbol der Häupter des Römiſchen Reiches anzuſehen, bis ihn die Kaiſer aus habsburgiſchem Stamme zum Wappen nahmen.

Die europäiſchen Staaten ohne eigenes Poſtweſen. Das Fürſtentum Liechtenſtein iſt eine erbliche konſtitutionelle Monarchie. Es hat einen Flächeninhalt von 159 qkm und zählt 9650 Einwohner. Das Poſt= und Telegraphenweſen des Landes wird von der öſterreichiſchen Poſtverwaltung geführt. Das Fürſtentum Monaco iſt eine abſolute Monarchie. Der Flächeninhalt beträgt 21,6 qkm, die Einwohnerzahl 15500. Das Poſt= und Telegraphenweſen beſorgt die franzöſiſche Poſtverwaltung. Um jedoch die Selbſtändigkeit des Gebietes zu kennzeichnen, werden zur Frankierung der Poſtſendungen beſondere Poſtwertzeichen verwendet, die neben dem Landeswappen die Inſchrift „Principauté de Monaco“ tragen. Der dritte Staat ohne eigenes Poſtweſen iſt die Republik San Marino. Sie hat einen Flächeninhalt von 61 qkm und 11000 Einwohner. Durch einen Staatsvertrag hat ſich die Republik ſeit 1862 unter den Schutz des Königs von Italien geſtellt. Die Poſt wird von Italien verwaltet, wie Monaco hat aber auch San Marino eigene Poſtwertzeichen, die das Wappen und den Namen der Republik tragen. Die Republik Andorra iſt ein zwiſchen dem franzöſiſchen Departement Arriège und der ſpaniſchen Provinz Lerida gelegener Gebirgskeſſel von 452 qkm Größe und 5250 Einwohnern. Es iſt eine demokratiſche Bauernrepublik. Den Poſtverkehr derſelben vermitteln die ſpaniſche und die franzöſiſche Poſtverwaltung gemeinſam. Kein eigener Staat aber ein neutrales Gebiet iſt Neutral=Moresnet zwiſchen der belgiſchen Provinz Lüttich und den preußiſchen Kreiſen Aachen und Eupen. Es umfaßt 550 ha mit 4000 Einwohnern. Der Poſtverkehr des Gebietes wird von den beiden Nachbarpoſtverwaltungen mitbeſorgt. MK

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich=Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim=Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim=Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim=Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 47
Daheim
Ein deutſches Familienblatt
20. Auguſt 1910

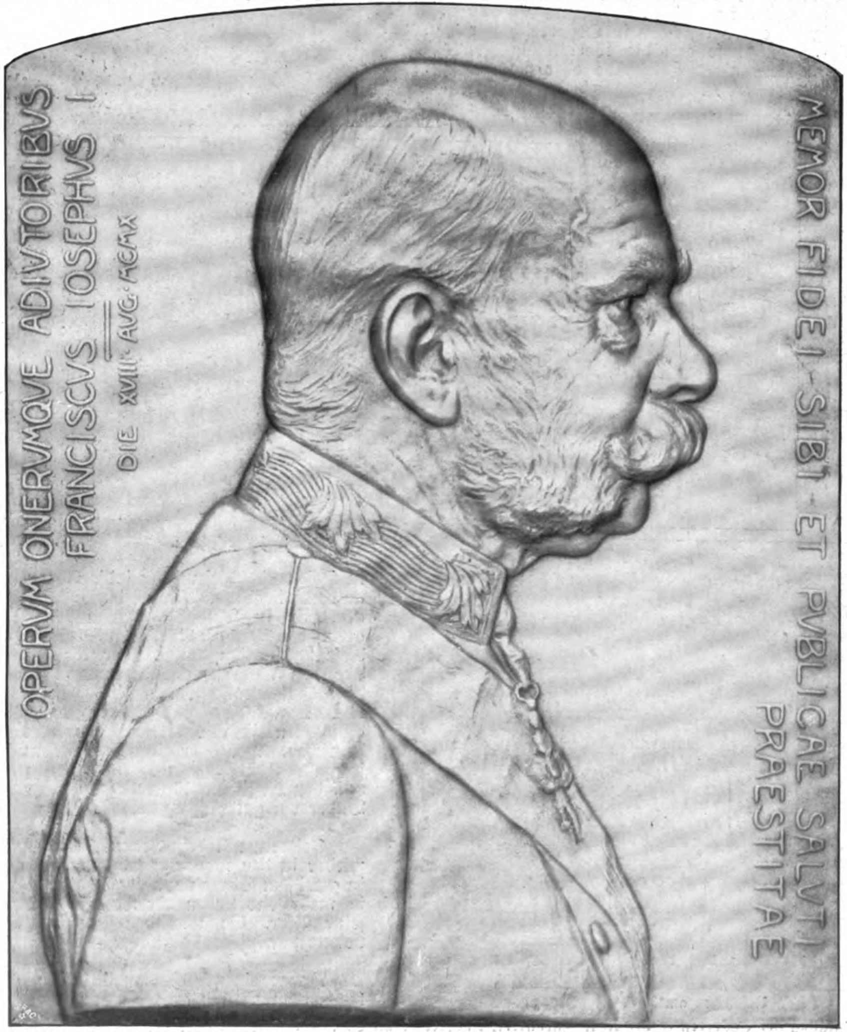
Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Sterngucker. Roman von Hermine Villinger (Fortſetzung) 5
Sommer-Idyll. Gemälde von Cornelius Max 9
Friedrich Nietzſche. Zum 25. Auguſt 1910 Von Konſ.-Rat Liz. Dr. Simon . . . 9
Das große Familienbild des Frans Hals. Von H. Knackfuß. Mit einer Abbildung 11
Denn der Regen, der regnet jeglichen Tag. Von Heinrich Oeſterle 13
Die fränkiſche Krone. Von Erich Köhrer. Mit acht Abbildungen 14
Stotternde Kinder. Von J. P. Filskow 17
Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers (Fortſetzung) 19
Picknick. Gemälde von Wilhelm Diez 21
Vor dem Sturme. Gemälde von Joſeph Wopfner 23
Der nördliche Schwarzwald. Von Prof. Dr. Ed. Heyck 23
Am Waldſaum. Von Guſtav Schüler 24
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Hausmuſik. — Sammler-Daheim — Briefkaſten . . . . . 25—35
Kunſtbeilage: Mark Aurel. Statue auf der Piazza del Campidoglio zu Rom.

Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Aus Anlaß ſeines **achtzigſten Geburtstags** beauftragte **Kaiſer Franz Joſef** den Kammermedailleur Profeſſor Rudolf Marſchall, eine neue Porträtplakette auszuführen, die in einer Anzahl von Exemplaren als Geſchenk des Kaiſers für die Mitglieder des Kaiſerhauſes, befreundete Regenten und eine Reihe von Hof- und Staatswürdenträgern beſtimmt wurde. Die wundervolle Plakette iſt in Bronze geprägt, vergoldet und ruht in einer Größe von 85 × 76 mm auf einem weißen Marmorſockel. Sie zeigt den Kaiſer in Generalsuniform und enthält als Inſchrift für die Mitglieder des Kaiſerhauſes in Facſimile: „In treuer Zuneigung Franz Joſef. 18. Auguſt 1910;" für die Hof- und Staatswürdenträger folgende lateiniſche Inſchrift: „Operum onerumque adjutoribus Franziskus Josephus I. Die XVIII. Aug. MCMX. Memor fidei sibi et publicae praestitae. (Den Gehülfen bei ſeinen Arbeiten und Mühen weiht Franz Joſef, eingedenk der Treue, die ihm und dem öffentlichen Wohle gewidmet wurde, dieſes Zeichen ſeines Dankes). Außerdem wurden noch mehrere Exemplare im Durchmeſſer von 24 × 20 cm für Muſeumszwecke ausgeführt.


OPERVM ONERVMQVE ADIVTORIBVS
FRANCISCVS IOSEPHVS I
DIE XVIII AVG MCMX
MEMOR FIDEI SIBI ET PVBLICAE SALVTI PRAESTITAE

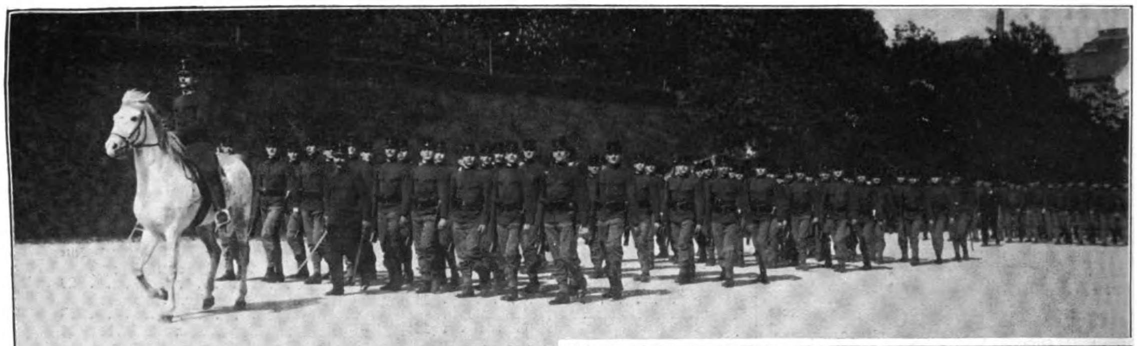
Plakette Kaiſer Franz Joſefs. Zum 80. Geburtstag. Von K. K. Kammermedailleur Prof. Rudolf Marſchall.

* * *

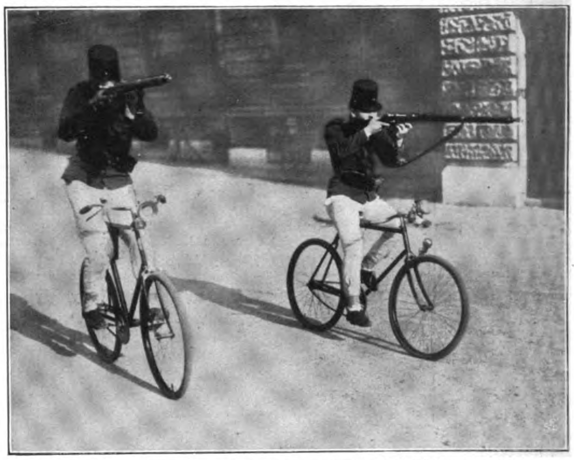
Der öſterreichiſche Offizier iſt in allen Leibesübungen hervorragend tüchtig, ſchneidiger Reiter, vorzüglicher Turner und Fechter und ausgezeichneter Schütze, und das verdankt er nicht zum wenigſten der Ausbildung und Pflege aller dieſer Uebungen in den Kadettenſchulen ſeiner Armee. Aus ihnen geht der größte Teil der öſterreichiſchen Offiziere hervor. Sie haben ſich in ganz anderer Weiſe entwickelt, als dies bei dem preußiſchen Kadettenkorps der Fall iſt. Urſprünglich gab es nämlich bei faſt allen Regimentern ſelbſtändige Kadettenſchulen, in denen die Knaben zu Offiziersaſpiranten körperlich und geiſtig herangebildet wurden. Während in Preußen eine Art Kadettenausbildung ſchon ſeit 1653 in ſogenannten Kadettenkompagnien geübt ward und Friedrich Wilhelm I., dieſe

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

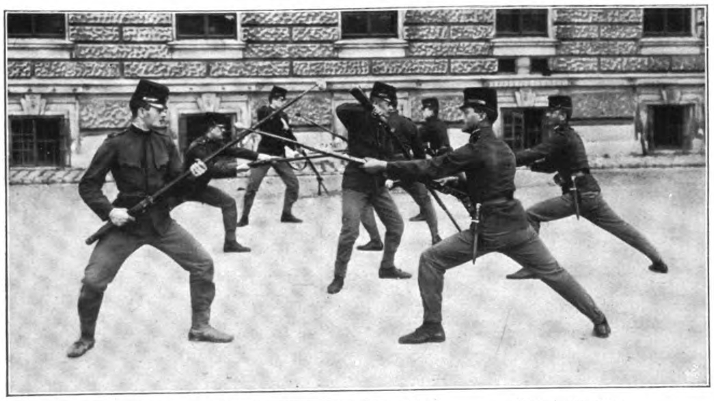


Ausmarſch Wiener Kadetten zum Exerzierplatz.

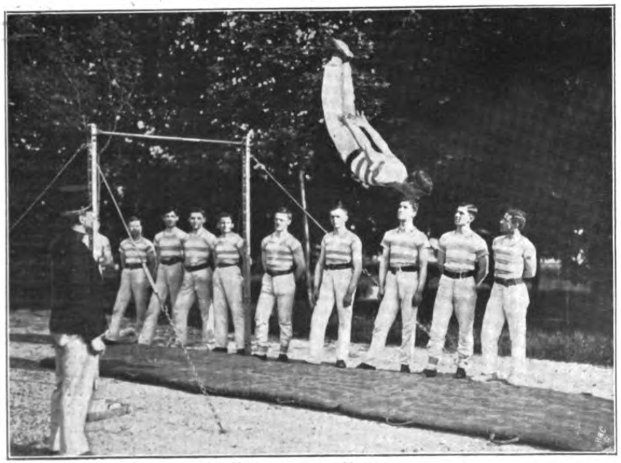


Schießübungen auf dem Rade.

1717 zu einem Kadettenkorps vereinigte, war es in Oeſterreich Maria Thereſia, die die erſten Kadettenſchulen ins Leben rief, die erſt durch den jetzigen Kaiſer nach und nach in ſelbſtändige Anſtalten umgewandelt wurden und zwar hauptſächlich erſt nach dem Jahre 1866. Augenblicklich beſtehen in **Oeſterreich** 15 Infanterie-**Kadettenſchulen** und je 1 Kavallerie-, Artillerie- und Pionier-Kadettenſchule. Da außerdem die öſterreichiſche Landwehr neben der Linie ein ſelbſtändiges Glied der öſterreichiſch-ungariſchen Armee bildet, indem dort die Mannſchaften eine kürzere Ausbildung als in der Linie erhalten, ſo hat ſie auch ihre eigenen Kadettenſchulen, nämlich eine für die öſterreichiſche und zwei für die ungariſche Landwehr. Während alſo bei uns die Ausbildung für alle Kadetten gleichmäßig iſt, erſtreckt ſie ſich in Oeſterreich nur auf je eine Waffengattung, ſo daß die Vorbildung für Reiterei oder intenſive Kenntnis der Geſchütze oder Technik gleich von vornherein geſondert iſt. Es hat das ſeine Vorzüge und Nachteile. Im allgemeinen möchten wir aber dem deutſchen Syſtem den Vorzug geben. Die Bildung, die der öſterreichiſche Kadett in ſeiner Schule erhält, entſpricht im allgemeinen derjenigen, die unſere Kadetten bis zum Fähnrichsexamen empfangen. Sie treten dann in die Armee und behalten auch dort die Bezeichnung „Kadett“, die ſomit unſerm „Fahnenjunker“ entſpricht; ſie rücken ſpäter zum „Kadettoffizierſtellvertreter“ auf, der unſerm Fähnrich gleich ſteht, bevor ſie zum Offizier befördert werden. In die Kadettenſchulen werden ebenſo wie bei uns vorzugsweiſe Söhne von Offizieren und Beamten zu mäßigen Preiſen aufgenommen. Um nun einem Teile der Offiziere auch gleich bei ihrem Eintritt in das Heer eine höhere Vorbildung mitzugeben, was bei uns durch die Ausbildung in der Prima oder Selekta des Kadettenkorps geſchieht, dienen in Oeſterreich dieſem Zweck die Thereſianiſche Militärakademie in Wiener-Neuſtadt und die Techniſche Militärakademie in Mödling, wovon letztere etwa unſerer alten Artillerie- und Ingenieurſchule entſpricht. In dieſe Akademien treten aber die jungen Leute nicht aus den Kadettenſchulen, ſondern hierzu bereiten 2 Militäroberrealſchulen und 6 Militärunterrealſchulen vor. Der Bildungsgang eines öſterreichiſchen Offiziersaſpiranten iſt alſo weſentlich anders als der eines deutſchen. Der öſterreichiſche Offizier wird aber ebenſo ſorgſam theoretiſch und praktiſch vorgebildet, und von den trefflichen körperlichen Leiſtungen geben unſere Bilder ein gutes Zeugnis.



Bajonettfechten.



Uebungen am Reck.

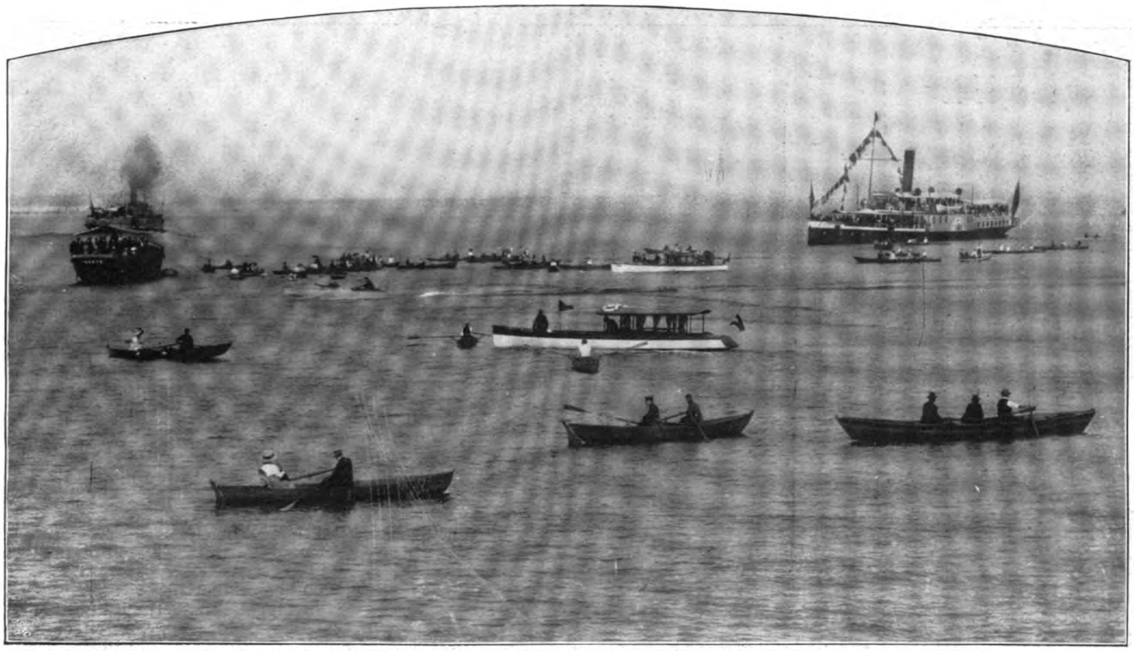
* * *

Seitdem mit dem Grafen Zeppelin der **Bodenſee** wieder in den Vordergrund des Intereſſes gerückt und in gewiſſem Sinne populär geworden iſt, flutet je länger je mehr das Leben der Touriſten und Sportleute an ſeine Ufer. So war das diesjährige **Motorbootrennen** nach jeder Richtung hin ein glänzendes Ereignis.

* * *

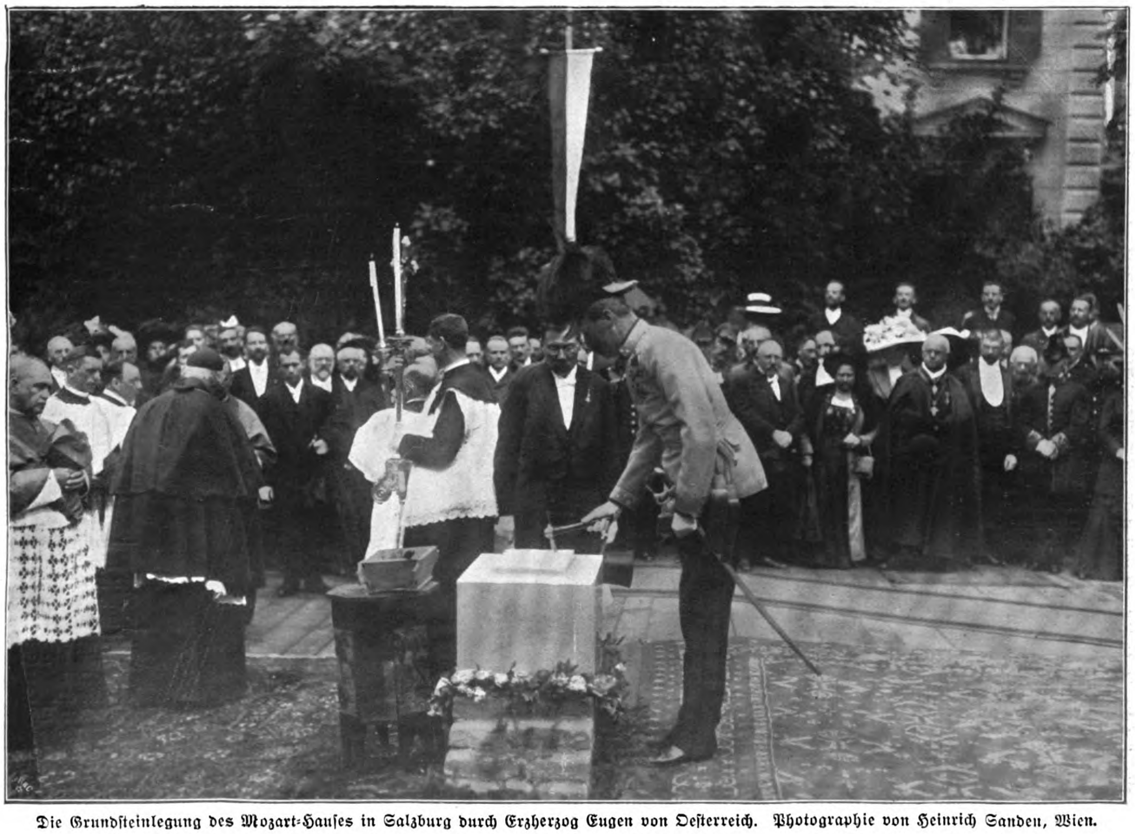
Vor wenigen Tagen wurde in der Mozartſtadt Salzburg, im Anſchluß an die diesjährige Mozartfeier, der

Die Ausbildung der Kadetten in der K. K. Infanterie-Kadettenſchule zu Wien. Photographie von Heinrich Sanden, Wien.

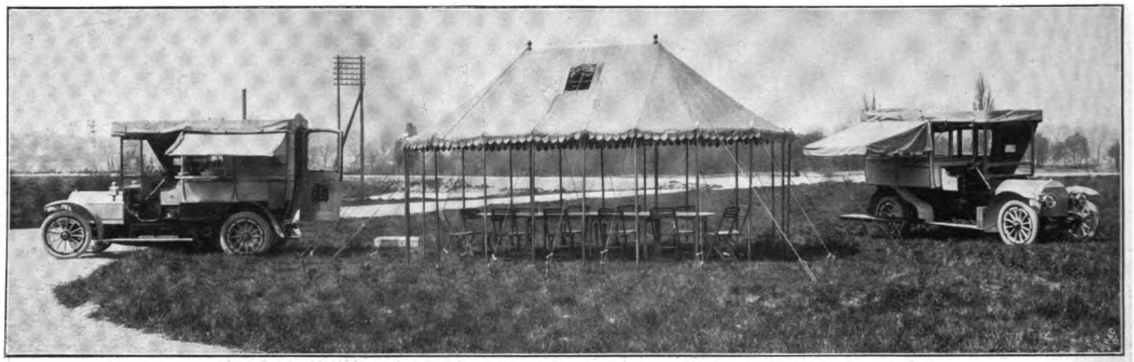


Motorjachtregatta auf dem Bodenſee. Photographie von German Wolf, Hofphotograph in Konſtanz.

Grundſtein zu einem Mozarthauſe gelegt, womit der zweite Schritt auf dem Wege getan iſt, der mit der Einrichtung des Mozarteums betreten worden war. Das Salzburger Mozarteum iſt ein Muſikinſtitut, das die Stadt zu Ehren ihres großen Sohnes ſtiftete. Es beſteht aus einer Orcheſter-Geſellſchaft, die vornehmlich die Kirchenmuſik in den 14 Kirchen auszuführen und jährlich 12 philharmoniſche Konzerte zu veranſtalten verpflichtet iſt. Außerdem iſt mit ihm eine muſikaliſche Lehranſtalt verbunden. Das neue Gebäude wird vor allen Dingen die alte Schule des Mozarteums aufnehmen, dem muſikaliſchen Leben Salzburgs den Mittelpunkt geben und ein Archiv enthalten, das u. a. die wertvollen Manuſkriptſchätze bewahren ſoll. Die Grundſteinlegung fand nach einer weihevollen Credo-Meſſe im Dom unter Anweſenheit des Erzherzogs Eugen, der den Kaiſer vertrat, und der Teilnahme einer glänzenden Verſammlung ſtatt. —

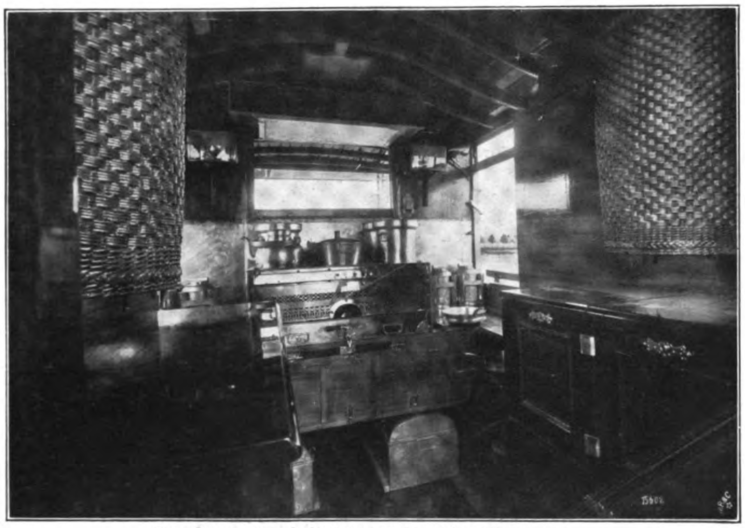


Die Grundſteinlegung des Mozart-Hauſes in Salzburg durch Erzherzog Eugen von Oeſterreich. Photographie von Heinrich Sanden, Wien.



Der Automobilküchenwagenzug mit Zelt Kaiſer Wilhelms II. für das diesjährige Manöver.

Die ſeither mit Pferdebeſpannung ausgerüſtete Kaiſerliche Feldküche iſt vor kurzem durch einen **Automobil-Küchenwagenzug** erſetzt worden. Der Zug beſteht aus dem eigentlichen, mit eingebautem Herd verſehenen Küchenwagen und einem omnibusartigen Motorwagen zur Beförderung der Bedienungsmannſchaften. Der eigentliche Küchenwagen ähnelt in ſeiner äußeren Form einem Poſtpaketwagen. In der vorderen Hälfte der Seitenwände ſind bewegliche Klappen vorgeſehen, die in wagerechte Lage nach außen umlegbar ſind und als Servier- und Ableg-Tiſche dienen. Das Dach hat einen waſſerdichten Segeltuchüberzug erhalten, unter dem ein Teil der Ausrüſtung verſtaut wird. Auch zu beiden Seiten des Wagens kann von dem feſten Dach aus ein verſtellbares Zeltdach herabgelaſſen werden, das namentlich bei ſchlechtem Wetter gute Dienſte leiſtet.

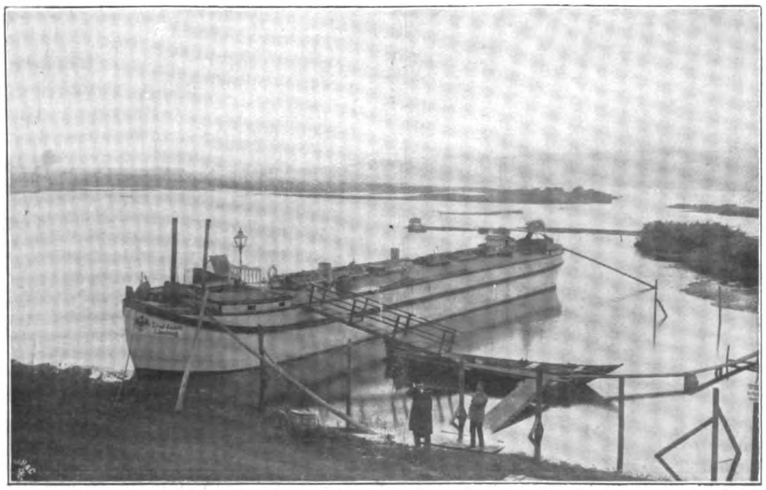


Das Innere des Kaiſerlichen Automobil-Küchenwagens.

Beſonders ſchwierig geſtaltete ſich die Frage der Küchenausſtattung; es galt, in dem verhältnismäßig kleinen Raum die vielerlei Gegenſtände überſichtlich und praktiſch unterzubringen. In der vorderen Wagenwand ſteht unterhalb des Lichtfenſters ein Spiritus-Kochherd mit 5 Kochlöchern und einem Warmwaſſerbehälter. Unter dieſem Kochherd ſind zwei große Eisbehälter für Fleiſch, Butter und Weinvorräte angebracht, zwei weitere Vorratskammern befinden ſich über dem Fenſter. Der Wagen enthält u. a. auch Silbergeſchirr für 12 Perſonen, Waſſer- und Eiskäſten, und Nahrungsmittel aller Art. Außerdem führt das Automobil ein Zelt, Stühle und Tiſchplatten mit ſich, ſo daß innerhalb weniger Minuten von zwei bis drei Leuten ein gemütlicher Lagerplatz hergerichtet werden kann. Im Begleitwagen haben 10 bis 12 Perſonen Platz. Außerdem läßt ſich im Innern ein Feldbett aufſtellen, welches dem Kaiſer ermöglicht, im Manövergelände zu übernachten.

* * *

Eine ſchwimmende Strafanſtalt, gewiſſermaßen ein Verbrecher-Hausboot, wird von der Stadt Lüneburg auf der Elbe gehalten. Der Aufenthalt auf dieſer modernen Galeere gilt als eine Bevorzugung und wird nur Leuten mit kürzeren Gefängnisſtrafen zugebilligt. Die Strafanſtalt beherbergt zur Zeit 26 Gefangene, die unter Aufſicht eines Werkmeiſters und zweier Wärter ſtehen. Sie werden meiſtens zum Ausbeſſern der Deiche und mit anderen Uferarbeiten beſchäftigt. Morgens bekommen ſie an Bord Frühſtück. Zur Mittags- und Veſperzeit wird ihnen in der Regel das Eſſen durch ein Hundefuhrwerk nach ihrer Arbeitsſtelle gebracht; das Abendeſſen, aus einem warmen Gerichte beſtehend, erhalten ſie wieder an Bord. An ihrer Arbeitsſtelle werden ſie durch einen bewaffneten Wärter, der von einem Polizeihunde begleitet wird, beaufſichtigt. Auch Bauern, die unweit der Elbe wohnen, können zur Erntezeit gegen Entgelt die Gefangenen beſchäftigen. Je nach der Lage der Arbeitsplätze wechſelt die **ſchwimmende Strafanſtalt** ihren Ankerplatz. —



Lüneburgs ſchwimmende Strafanſtalt. Photographie von Ernſt Pfeifer, Hamburg.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Sterngucker. Roman von Hermine Villinger. (3. Fortſetzung.)

III.

Lautes Gelächter erſchallte, das Aufkreiſchen jugendlicher Stimmen. Vinzenz blieb tief aufatmend ſtehen. War das nicht die Wieſe ſeiner Großmutter, dieſe Wieſe, auf der er als kleines Kind gelegen und in den blauen Himmel geſtaunt hatte? Auf der er ſpäter ſelbſt mit Hand angelegt? — Noch ſah er die taktfeſten Bewegungen der großen, mähenden Frau. Und nun dieſe ganze Wieſe voll fremden jungen Volkes. Lachende Mädchen hoch droben auf dem Leiterwagen, Burſche, die dieſen mit ihren Rechen ſtützten. Goldene Abendwolken, die ſich langſam am Himmel verteilten, und dieſe würzige Heimatluft —

Vinzenz ſchlug das Herz zum Zerſpringen. Er mußte lang, lang atmen, bis er imſtande war, die Frage an einen der Burſche zu richten: „Wie kommt's, daß ihrer ſo viele das Heu von dieſer Wieſe holen?“

„Das iſt ſchon lang ſo,“ gab ihm der Burſche zur Antwort, „es iſt die Wieſe der alten Fromherze. Sie kann die Arbeit nicht mehr ſelber tun.“

„Hat ſie denn niemand?“

„Doch, den Sohn. Aber dem Steinle-Xaver nehmen wir's gern ab. Feldarbeit iſt nicht ſeine Sach. Ihr ſolltet einmal ſeine Mineralienſammlung ſehen. — Wohin des Wegs?“ ſetzte er hinzu. „Da hintere kommt ſelten ein Fremder.“

„Ich bin auch kein Fremder,“ ſagte Xaver, „ich komme heim.“

Er ſchritt weiter. Das Lachen verſtummte. Sie hatten's gar wichtig jetzt, wer er ſei.

Da war ſie ja ſchon, die ganze Heimat, mit ihrem Herzensanteil an dem Schickſal eines jeden unter ihnen, mit ihrer Hilfsbereitſchaft in froher Selbſtverſtändlichkeit.

‚Ich will's Euch vergelten,‘ nahm er ſich vor, ‚ich will's Euch lohnen, was Ihr für die alte Fromherze getan.‘

Dieſe Äcker, an denen er vorbeiſchritt, auf den erſten Blick konnte er's erkennen — das war ja kein Boden für Getreide, das war der richtige Boden für Roſen- und Obſtkulturen. Hätte er das jemals herausgefunden ohne ſeine Lehrzeit drüben?

Jetzt kam er am Lammwirtshaus vorbei, links an der Straße. Ein paar Schritte weiter, tiefer im Dorf, lag der Gaſthof zur Traube. Alles unverändert wie vor zwanzig Jahren. Nur der Efeu, der ſich von der Treppe des Lammwirtshauſes an den Wänden hinaufzog, war dichter geworden.

„Grüß' Gott, Lammwirtin,“ rief Vinzenz der alten Frau zu, die nach ihm ausſchaute.

Er hatte ſie jung gekannt. Sie ſah ihm nach, wunderte ſich, wer er ſei, und meinte, ſich an ihren Mann wendend: „Warum kehrt er auch nit ein — Er wird doch nit in d' Traube 'nübergehe —“

Nein, er ſchritt an dem ſich lang hinſtreckenden Obſtgarten des Traubenwirtshauſes vorbei. Ebenſo an ein paar Häuschen inmitten kleinerer Gärten.

Dann — es gab ihm plötzlich einen Ruck.

War das die Großmutter, die da auf der Treppe ſaß, dieſe uralte Frau mit der ſcharfen Habichtsnaſe und dem von unzähligen Fältchen umſäumten Mund? Das Kinn in die umgelegte Hand geſtützt, ſaß ſie da und blickte ins Leere. Unverwandt, es rührte ſich nichts in ihrem Geſicht. Sie ſah den Mann nicht, der wenige Schritte vor ihr ſtand und den Hut abgenommen hatte.

Nun trat er näher. Sie ließ die Hand ſinken und ſah nach der Richtung hin, wo ſich etwas regte. Aber ihr Blick blieb ſtarr und leer. Vor Schreck vergaß Vinzenz alle Vorſicht.

„Großmutter.“

Er umfaßte ihre Hände und beugte ſich zu ihr nieder.

Einen Augenblick lang war die Stille ſo groß, als halte alles Lebende rings umher den Atem an. Dann nickte die alte Frau: „Kommſch endlich —“ Sie fuhr mit der Hand über des Enkels Haupt: „Haſch viel Haar g'laſſe, Bubele —“

An dem niedrigen Fenſter neben der Treppe zeigte ſich ein Kopf mit weitabſtehenden grauen Haaren.

„Iſch 's jetzt auch möglich!“ Das war Onkel Xavers Stimme. Er kam heraus. „Grüß' Gott! Grüß' Gott! Jetzt komm gleich rein. Mußt meine Mineralienſammlung ſehe. Wirſch ſtaune! Wirſch ſtaune!“

Sie ſaßen am länglichen Tiſch in der niedrigen Stube. Alles unverändert. Im Boden noch die alten Riſſe. Nur die Holzwände, die Decke dunkler.

Vinzenz fuhr mit der Hand wie liebkoſend über die Aſtlöcher des Tiſches. Alte Bekannte!

Ein großgewachſenes, dunkeläugiges Mädchen ſtellte eine Schüſſel ſaure Milch auf den Tiſch und gebratene Kartoffeln. Vinzenz ſah dieſes Mädchen mit einem Ausdruck des Staunens an. Er wunderte ſich, daß ſie nicht am Tiſch Platz nahm. Sie war raſch wieder gegangen.

Zum Fragen ließ ihm Onkel Xaver keine Zeit. Mit überſtürzter Haſt ſprach er von ſeinen geognoſtiſchen Funden. Eine ganze Literatur über Geologie hatte er ſich angeſchafft. Vielmals ſchon war er mit beſonders hervorragenden Verſteinerungen aus dem nahen Juragebiet in Freiburg geweſen und hatte ſich bei gelehrten Herren Rat geholt. Manchen wichtigen Fund hatten ſie ihm auch abgekauft, ſo daß er imſtande war, ſich neue Werke für ſeine Wiſſenſchaft anzuſchaffen.

Die Großmutter hatte ein weniges gegeſſen. Sie ließ den Sohn ſchwatzen, ſchob ihren Teller zurück und ſtützte wieder das Kinn in die Hand.

Vinzenz wußte nicht, was er von dieſem leeren, teilnahmloſen Blick denken ſollte. Manchmal glaubte er ihn auf ſich gerichtet zu ſehen und nickte der Großmutter zu. Sie aber erwiderte ſeinen Gruß nicht.

„Judith," rief der alte Mann zur Tür hinaus, „ſo hol' doch 's Geſchirr, damit wir 'nüber könne —"

Sie kam raſch, lautlos, den Blick geſenkt. Wieder mußte Vinzenz ſie anſchauen. Es flog ihm durch den Kopf: ‚Warum iſt man ſo unfroh in dieſem Haus —'

Die Großmutter hatte ſich mit einem kräftigen Ruck erhoben. Sie ſchritt, immer noch eine große, aufrechte Frau, zur Türe hinaus und ſetzte ſich wieder draußen auf die Steinſtufen.

„Sag' mir doch," wandte ſich Vinzenz an ſeinen Onkel, „was iſt's mit der Großmutter — was fehlt ihr?"

Xaver hatte ihn ſchon in die Nebenſtube gezogen. Da ſtand des Alten Bett. Sonſt überall grobe Holztiſche, größere und kleinere. Darauf Schachteln mit Verſteinerungen angefüllt, den Reſten einer längſtvergangenen Zeit. ‚Handbuch der Petrefaktenkunde', ‚Fauna der Vorwelt' ſtand auf den Büchern und Schriften zu leſen, die ſchön geordnet auf einem beſonderen Tiſch ausgebreitet lagen.

Vinzenz mußte an ſeinen Onkel Fromherz denken. Hier wie dort dasſelbe Aufgehen in einer Sache, dieſelben Sternguckaugen. Nur waren es diesmal Steine ſtatt Blumen. Geduldig ließ er die Beredſamkeit des alten Mannes über ſich ergehen. Der heilige Ernſt in deſſen Augen rührte ihn. Dabei konnte er den Blick nicht von der Großmutter laſſen, die draußen ſaß.

Vinzenz ſtand am offenen Fenſter. Plötzlich meinte er: „Es wird kühl. Man muß die alte Frau hereinholen."

„Da ſei Gott vor," fiel ihm der Onkel ins Wort, „laß Du ſie ſitzen, ſonſt wird ſie bös."

„Es iſt ſchon dunkel," bemerkte Vinzenz.

„Das iſt gleichgültig für ſie. Sie iſt blind."

Vinzenz ſtreckte die Hand aus und legte ſie ſchwer auf ſeines Onkels Knie. „Laßt die Steine jetzt. Ich war zwanzig Jahr von daheim weg. Ich will wiſſen, was ſich ſeither zugetragen hat. Wie es gekommen, daß die Großmutter blind geworden und ſo ſchweren Gemüts. Ich will alles genau wiſſen."

Der alte Xaver ſeufzte und kratzte ſich in den Haaren.

„So iſch 's halt bei uns," meinte er, „beſſer, man ſchaut ſich nit um; iſch doch nit zu ändere. Bin mit der Zeit ſo abkehrt worde von allem. Laß es gehe, wie's geht. Leb' in meiner Welt, Eine gute Weil iſch 's her — die Judith nämlich hat's auf'm Gewiſſe — ich mein das mit der Großmutter — Aber ſonſt — jeden Stein kennt ſie, die Judith — die wertvollſte, alle die Judith gefunde. Ich wär nit ſo weit mit meiner Sammlung —"

„Und die Großmutter?" fiel ihm Vinzenz ins Wort.

Der Alte nickte. „Freili, freili, die Großmutter — Einſtmals hat mir der Judith Mutter gefalle — hab' ſie nicht nehme dürfe — wohl, wohl —"

„Was hat das mit der Großmutter zu tun?" fragte Vinzenz ungeduldig.

„Sie hat's nit gewollt. Wart's ab. 's folgt eins aus dem andern. Entwicklung nennt man's in der Gelehrteſprach. Jeder Menſch, jeder Stein hat ſeine Geſchicht, ſeine Prägung. Was meinſch, aus welcher Zeit der groß Ammonit zum Beiſpiel herſtammt?" Schon griffen ſeine Finger über den Tiſch hin.

„Onkel, bleibt bei der Sache," bat Vinzenz, „Ihr wolltet die Mutter der Judith, und die Großmutter ließ es nicht zu?"

Xaver nickte. „Liegt mir ſo fern — hm, hm — daß man einmal ſo hat verzweifle könne — hm, hm. — Bleib mir vom Hals mit der Sippe, hat die Großmutter g'ſagt — ſo eine will ich nit ins Haus habe — ſind alle nix wert, die aus'm Weindörfle ſtamme. Wenn halt d' Großmutter nit will — fertig. Aus und Ame. Sie hat auch Judith g'heiße, meine. Sie hat den Anton g'nomme. Ein Säufer war's. Hat Weib und Kind prügelt. Jo jo. Einmal iſch ihr Meideli zu uns g'laufe komme. Die Mutter ſchick's — der Vater ſchlag ſie alle tot. Blutet hat's am Köpfle. Da hat ſich's in mir geregt. Aufbäumt hat ſich's: ‚Mutter,' ſchrie ich ſie an, ‚Du biſch ſchuld — Du biſch ſchuld — Hätt' ich die Judith nehme dürfe, wär 's Unglück nit über ſie und nit über mich komme —' Darauf war die Mutter drei Tage lang ſtill wie 's Grab —"

Der Mond ſtand am Himmel. Seltſam ragte die dunkle Geſtalt auf der Treppe aus dem hellen Schein, der Haus und Hof umfloß.

Der alte Xaver rutſchte unruhig auf ſeinem Stuhl hin und her. Es fiel ihm ſchwer, von dieſen Dingen zu ſprechen. Er war ſo fertig damit. Was ging ihn das alles noch an?

Aber des Neffen Stimme mahnte: „Onkel, was iſt's, das die Großmutter ſo verändert?"

„Muſch halt Geduld habe," gab ihm Xaver zur Antwort, „bin halt ein Steinſucher worde, weil mir die Mutter das Sterngucke austriebe hat. Mit dem Beſe hat ſie mich vom Dach gejagt. Dein Vater ſelig hat 's Genick beim Runterfalle dazumale gebroche, ich nur 's Bein. Jetz wo bin ich ſteh gebliebe?" fragte er, wie von fernher zu Vinzenz aufblickend.

„Ihr habt der Großmutter geſagt, daß ſie Euch ins Unglück getrieben."

„Wohl, wohl, hat ſie — hat ſie. Und wer hingeht und das Meideli holt, das war die Großmutter. Fünfzehne war ſie damals, die Judith. Luſtig wie ein Vögele. Voller Mutwille. Stark und kräftig bei knappem Brot und nix als Schläg. Die Großmutter hat ſie in die Lehr genomme. Die Großmutter hat g'ſagt: ‚Hab ich dem Meidli ſeine Mutter ins Unglück triebe, ſo will ich's an ihrem Kind wieder gut mache. Soll eine Tüchtige werde —' Wenn halt d' Großmutter was in d' Hand nimmt — Alle Tag iſch 's Judithle auf und davon gerannt, heim zur Mutter. Aber am andern Morge iſch's halt doch wieder komme, weil's ihm der Vater gar ſo wüſcht g'macht. Einmal war's auch ein paar Tag fort, hat ſich verdunge bei arme Leut als Magd. 's hat mich dauert. Die Großmutter hat's ihm halt genau ſo gemacht wie uns. Aber das Judithle hat ſich an alle Wänd g'ſtoße wie ein eingeſperrter Vogel. Nit ordentlich ſei's bei der Arbeit — lüge tät's — leichtfertige Auge hätt's. War ein ſchöns Meidli worde — ſo neunzehne alt — wie ein Edelborsdorfer. Da hat's die Mutter einmal erwiſcht, wie's hinterem Gartenzaun mit einem Burſch zuſamme geſtande iſt. Reinhole, ihr ins Geſicht ſage: ‚Wenn Du eine Liederliche biſch, dort iſt die Tür — ich duld ſo eine nit im Haus —' Die Judith hat den Kopf zurückgeworfe: ‚Ihr müßt nit recht geſehe habe, Fromherze, die Nachbarin war's, mit der ich geredet —' Darauf die Großmutter: ‚Lügebrut —' und ſchlagt ihr heiß ins Geſicht.

Die Judith ſpringt auf ſie los wie eine wilde Katz und rüttelt und ſchüttelt die alte Frau an den Schultern, daß ſie faſt umfallt. ‚Du Schlechte,‘ kreiſcht ſie, ‚Du Harte, haſch Deine Söhn zugrund gericht und in die Welt nausgejagt — alles mit Deiner Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit — ſoll ich auch dran zugrund gehe?‘ Die Mutter iſch umg'falle wie tot. Ein Schlagfluß war's. 's Augenlicht hat ſie nit wieder erlangt.“

„Wie lange iſt das alles her?“ fragte Vinzenz nach einer Pauſe.

Der Alte beſann ſich. „Wohl ſo an zehn — zwölf Jährle. Der Herr Pfarrer iſch damals grad friſch ins Nachbardorf gekomme. Der hat's dann mit der Großmutter gemacht. Die Judith hat müſſe im Haus bleibe — diene und büße, hat er ihr auferlegt.“

Der Alte ſchwieg. Er zündete ein Licht an und machte ſich über ſeine Sammlungen her. Schon nach wenigen Augenblicken hatte ſein Geſicht wieder den alten, friedlich verſonnenen Ausdruck.

Vinzenz ſchaute in die dämmerige Dorfgaſſe hinaus.

Die Großmutter hatte ihren Sitz verlaſſen. Das Geſchrei und Gejohle der zechenden Bauern tönte noch aus den nahen Wirtshäuſern.

Das alſo war die Heimat.

* * *

Über der alten Fromherze Haus blinkte noch der Morgenſtern, als Vinzenz, geſenkten Hauptes, mit in ſich gekehrtem Blick aus der ſchmalen, nie verſchloſſenen Haustüre trat. Er nahm ſeinen Weg hinaus ins freie Feld. Er hatte wach gelegen, faſt die ganze Nacht. Kam für einen Augenblick der Schlummer, riß ihn das wüſte Gebrüll der heimkehrenden Bauern wieder aus dem Schlaf.

Das alſo war die Heimat —

Schweratmend ging er über die gemähten Wieſen hin.

Wer ſchritt da vor ihm, im grauen Licht des jungen Tages? Eine Ährenleſerin ihrem Gebaren nach. Es durchzuckte ihn: ‚Das iſt die Judith —‘

Er folgte ihr, grüßte und reichte ihr die Hand. Ein weißes Tuch trug ſie um den Kopf, aus dem ihre dunklen Augen ſcheu und zugleich erſtaunt zu ihm aufblickten.

„Vielleicht wißt Ihr noch nit,“ kam es zögernd von ihren Lippen.

„Alles weiß ich,“ ſagte Vinzenz und nickte ihr zu.

Ohne ſeine Hand zu berühren, ſchritt ſie eilig davon.

Er ſah ihr nach. Das Schickſal dieſes Mädchens ging ihm nahe. Was mochte in ihr vorgehen?

Jetzt erſchien die Sonne hinter dem Hügelland, das in ſanft hinziehenden Wellen das kleine Dorf umfriedete. Vinzenz erſtieg den nächſten Hügel. Hinter ihm lag der Wald. Vor ihm das Dorf. Im Süden, jenſeits der Grenze, erhoben ſich die Vorberge der nahen Schweiz über der gewundenen Schlucht des Rheintals.

‚Hier will ich mein Haus bauen,‘ ſagte ſich Vinzenz, und ſeine Schultern reckten ſich. Ein Strom von Geſundheit zog durch ſeine Seele. Er ſtaunte ſelbſt über den plötzlichen Umſchwung ſeiner Gefühle.

Die Heimat erſchien ihm wie ein herber, unebener, vernachläſſigter Acker. Er wollte den Pflug ergreifen und dieſen Boden ebnen und gute Saat in ihn ſtreuen. Er wußte jetzt, warum ihn das Schickſal in die Welt hinaus verſchlagen. Damit er Augen bekomme zu ſehen. Blind und ſtumpf und unerweckt hätte er hier ſo hingelebt wie die andern auch, wenn ihn das Los des Wanderns nicht getroffen hätte. Wohl litten ſie ſchwer an der Enge, ſeine Dorfbewohner da unten. Aber ihre Verkehrtheiten, ihre Dumpfheit war vielleicht weniger ſchlimm, als die freien hohlen Sitten jener über alles ſpottenden und oft ſo gewiſſenloſen Großſtädter, unter denen er gelebt — die er nie verſtanden, nie begriffen hatte. Aber er erkannte auch in dieſem Augenblick, da er unter dieſer dumpfen Enge der Seinen ſo litt, wie groß die Welt war, die hinter ihm lag, wie bedeutend in ihrer unwiderſtehlich vorwärtsdrängenden Lebenstätigkeit.

Immer freier wurde ihm zumute. Es war ihm ſo ſeltſam — keine Haſt mehr, keinen Lärm weit und breit. Mit einem Gefühl der Wonne lauſchte er der morgendlichen Stille. Heilig ſtieg der Tag über das weite Feld. Die Welt lag wie im Traum.

Der Mann atmete tief auf.

Zentner hatten ſeine Seele beſchwert in der Nacht. All das Arge, das er vorgefunden, unüberwindbar war es ihm erſchienen. Sein Heimatsdorf, das alte Säuferneſt, die Großmutter blind, ganz nur ihrer Verbitterung anheimgegeben. Und der Sohn — hielt er's nicht mit ſeinen Steinen genau ſo, wie es der alte Fromherz mit ſeinen Roſen getan hatte? Ohne einen Blick für das übrige Leben — Ohne den Mut zu haben, ſich des armen, gequälten Geſchöpfes anzunehmen, das mit ihm unter einem Dach wohnte und unter der harten Hand der Großmutter Jugend und Frohſinn einbüßen mußte. Zehn lange Jahre. Warum ging ſie nicht fort? Warum ließ ſie ſich's gefallen?

Als ſie, ſich unaufhörlich bückend, in die Nähe des Hügels kam, auf dem er ſtand, ſtieg er zu ihr hinab.

Wie fleißig war ſie ſchon geweſen in der kurzen Zeit. Wie trug ihr Rücken ſchwer!

„Judith,“ ſagte er, „nach allem, was ich von Euch weiß — wollt Ihr mir nicht ſagen, warum Ihr trotzdem bleibt?“

„Wie ſoll ich gehe,“ gab ſie ihm in gepreßtem Ton zur Antwort, „d' Mutter iſch lahm, d' Schweſter hat einen Haufe Kinder, und der Mann trinkt. Die Fromherze aber ſorgt für alle, ſonſt wäre ſie ſchon lang verhungert. Meine Leut ſind die ärmſte im Dorf. Auch das Heu, das liege bleibt, darf ich ihnen bringe.“

Sie ſchritt weiter, und er ſah ihr nach, ſeltſam ergriffen.

Er wußte ja nur zu gut, wie es einem gequälten Menſchen zumute war. Der alte Fromherz fiel ihm ein, inmitten ſeiner Roſen, wie ſorglich er jeden Gegenſtand entfernte, der ſeinen Lieblingen ſchaden konnte, immer bemüht, ſie der Sonne teilhaftig werden zu laſſen —

‚Und die Menſchen läßt man in der Finſternis‘ —

Er empfand das Leid dieſes Mädchens. Er empfand das Leid der alten Frau auf der Treppe ihres Hauſes. Und indem er ſo in die Weite ſchaute und ſeine ganze Seele auf Hilfe ſann, hatte auch er die tief verſonnenen Sternguckaugen der Fromherze, nur waren es bei ihm weder die Sterne, noch die Blumen und Steine, denen er nachſann, ſondern die Menſchen und ihre Schickſale.

Auf dem Heimweg kam ihm eine Anzahl Buben und Mädel entgegen. Sie trugen alle kleine Hämmer in der Hand und ſtark mitgenommene Leinenſäcklein unter dem Arm.

Auf ſeine Frage, was ſie vorhätten, bekam er zur Antwort: „Steine holen für den Steinle-Xaver.“

Ein kleiner Burſch belehrte ihn: „Wir haben ihm ſchon prächtige Verſteinerungen gebracht aus der Jurazeit. Beſonders Ammoniten. Kennt Ihr die?“

„Nein,“ ſagte Vinzenz.

„Ihr ſeid dumm. Wir wiſſen alles vom Steinle-Xaver.“

Sie eilten davon. Vinzenz ſah ihnen nach, freudig bewegt. „Schau, ſchau, der Xaver,“ ſprach er vor ſich hin.

Im Dorf, die Nachbarin kam eben vom Brunnen, wo ſie ihre Sonntagstoilette gemacht hatte. Ihre roten Wangen glänzten. Ihre Haare trieften. Sie ſtrich ſie eifrig mit den Händen trocken.

„Gelt,“ ſprach ſie Vinzenz an, „das Amerika, das liegt weit do hintere?“

Sie machte eine energiſche Armbewegung nach ihrem Garten zu.

„Ja,“ nickte Vinzenz, „ungefähr —“

„Und das Engeland, das liegt doch au do hintere?“ Wieder ſchlenkerte ſie den Arm nach rückwärts.

Vinzenz nickte.

Darauf ſchlug ſie die Hände zuſammen: „Wer ſollt's aber nit glaube, daß die Welt ſo weit do hintere gingt —"

„Die geht nach allen Seiten weit, nicht nur do hintere," ſagte Vinzenz.

„Gotzdunner," ſchrie ſie auf, „was hat aber do unſer Herrgott zu gucke. Kei Wunder, daß ſo mancher Lump frei rumlauft und e bravi Seel oft zugrund geht. Wie groß iſch denk wohl das Amerika?" erkundigte ſie ſich.

Er lachte. „Viel, viel tauſendmal größer als unſer Ländle."

„Du meine Güt, bis man do aber jedem Grüß' Gott g'ſagt hat."

„Das läßt man auch ſchön bleiben."

„Wa — was?!" ſchrie ſie auf.

Das ſchien ihr noch das Allermerkwürdigſte. Sie rannte kopfüber ins Haus.

„Mann, Mann, jetzt hör au doher — jetzt denk au —"

Vinzenz ſchritt weiter. Er dachte an dieſen Mann — wie das junge Weib zu ihm eilte und ihm von dem Gehörten Bericht erſtattete.

Ein plötzliches Gefühl der Sehnſucht überkam ihn nach einem Geſchöpf, das auch ſo zu ihm eilen, ſo in Gemeinſchaft mit ihm leben möchte.

Zum erſtenmal ſeit er allein war, erfaßte ihn dieſes Gefühl.

Als er dann bei der Großmutter auf der Treppe ſaß, wurde ihm das Herz wieder ſchwer.

Er fragte ſie, warum ſie immer da draußen ſitze.

„Ich hab kei Luſt drinne," gab ſie ihm zur Antwort, „drum bin ich auch von der Kirch diſpenſiert. 's wird mir allemal übel. So folg ich halt der heilige Meſſ' auf meiner Trepp. Aber gang jetzt in d' Kirch, Vinzenz, 's iſch Zeit —"

Die Judith ſchritt an ihnen vorbei mit ihrem Gebetbuch.

Vinzenz ſah ihr mit Wohlgefallen nach. Es lag Rhythmus in ihrem Gang, in ihren Gliedern.

„Wie ſchön ſtünde ihr ein beſſeres Kleid," dachte er laut.

Die Großmutter wußte ſofort, wen er meinte.

„Sie verdient kein beſſeres," fiel ſie dem Enkel ins Wort.

„Ich ſeh' ſie doch immer fleißig," meinte dieſer.

„'s fehlt noch viel."

„Ich glaube, das gibt's gar nicht, Großmutter, daß es Euch einmal jemand recht macht."

Sie fuhr mit dem Kopf herum und ſtarrte ihn mit ihren leeren Augen an.

Zum erſtenmal gewahrte er, wie ähnlich ſeine Züge den ihren waren. Stirne, Naſe, Mund — Zug um Zug.

Es krampfte ſich etwas in ihm zuſammen. So nicht — nein, ſo wollte er nicht werden —

„Gang endlich in d' Kirch," unterbrach ſie ſeinen Gedankengang.

Aber den Eigenſinn hatte er auch von ihr.

„Großmutter," ſagte er, „ich weiß, was ſie getan. Xaver hat mir's erzählt. Seht, ich mein', das Strafen müßten wir Gott überlaſſen."

„Er tut's durch den Pfarrer. Der hat ſie geheißen: Büßen und dienen."

„Das iſt grauſam."

„Willſt Du klüger ſein als der? Ich hoff nit, daß Du mir ſo zurückkommſch —" Sie ſchob ihn kräftig von der Treppe.

Er ſchlenderte zum Kirchlein, das nicht viel ſchöner war als die Backöfen hinter den Häuſern, nur größer.

Eine Weile ſtand er unter der offenen Türe.

Eine Kanzel gab's nicht.

Der Geiſtliche, ein Mann in den Sechzigern, kahlköpfig, mit kräftig gefärbter Naſe, hielt ſeine Predigt vom Altar aus.

Er ſchalt tüchtig, ſprach von dem Geiz der Bauern, die nichts für ihre Kirche ausgeben wollten. Eine Schand ſei's, ein ſolches Gotteshaus. Ob ſie ſich nicht ſchämten? Das Dorf ſei nicht viel kleiner als das ſeine drüben. Aber ſie konnten ſich mit ihrem Kirchlein ſehen laſſen. Ein Schmuckkäſtlein ſei's. Er brauche nur zu bitten, ſo flöſſen ihm Gaben zu.

Er ſprach von nichts anderem als von dem Kirchlein hüben und von dem Kirchlein drüben.

Vinzenz ſtand mit übereinandergelegten Armen unter der Kirchentüre. Eine Gebärde, die er ſich drüben angewöhnt und die dem großgewachſenen Mann etwas Herausforderndes verlieh, was gar nicht in ſeiner Art lag.

Er wartete den Schluß der Predigt nicht ab, ſondern ging zur Großmutter zurück.

„Biſch ſchon wieder da?" fuhr ſie auf.

„Ja," ſagte er, „es läßt mir keine Ruh, daß Ihr einem Menſchen unrecht tut."

„Unrecht? Ich hab immer nur das Rechte gewollt."

„Wir können auch irren, Großmutter, wenn wir das Rechte wollen."

„Du redſch auch daher," meinte ſie ärgerlich.

„Großmutter," hub er nach einigem Beſinnen an, „Ihr habt mich zwar nicht nach meiner Frau gefragt — überhaupt nicht nach meinem Leben drüben —"

Es zitterte etwas in ſeiner Stimme. — Das fiel ihr ſchwer auf die Seele.

„O Herr Jerum," kam's über ihre Lippen.

Sie ſuchte nach ſeiner Hand.

„Wir ſind halt rauhe Leut, Bubele. Wo heſch ſie?"

„Sie lebt nicht mehr. Seht, Großmutter, ich hab' damals auch geglaubt, ich ſei im Recht. Ich ſtieß ſie von mir, nachdem ſie den Tod unſeres Kindes durch ihren Leichtſinn verſchuldet hatte. Sie iſt an meiner Härte zugrunde gegangen."

„Der Pfarrer wird Dir's in der Beicht vergebe."

„Und der Judith vergibt er nicht?"

„Was haſch auch immer mit der, was geht Dich das gering Meidli an —"

„Gering — wer iſt denn gering, der Hände hat zum Arbeiten —"

„Von wem hat ſie 's gelernt," fiel ihm die Großmutter ins Wort, „Du weißt nit, wie die wär, wenn man ſie losließ —"

Die Leute kamen aus der Kirche. Der Steinle-Xaver hinkte daher mit ſeinem kurzen Bein. Die Schulkinder folgten ihm dicht auf den Ferſen. Ein Bub trug ihm das Gebetbuch ins Haus und holte dafür den Hammer. Dann eilten ſie mit dem Alten in die Berge.

Die Judith kam des Wegs, ein wenig abſeits von den ſchwatzenden Weibern. Vinzenz ſah ihr entgegen. In ihren Wangen flammte es auf.

Nun wurde die Großmutter umringt. Der Anliegen gab's kein Ende.

Ein Großvater hatte das Reißen in den Gliedern.

Ein Kind hörte nicht auf zu fiebern.

Zwei Nachbarinnen lebten im Streit wegen eines Birnbaumes.

Ein Weib lag in den Wochen. Ihre vier kleinen Kinder hatten keine Pflege.

Zwiſchen all den Reden und Plagen die ruhige, befehlende Stimme der Großmutter.

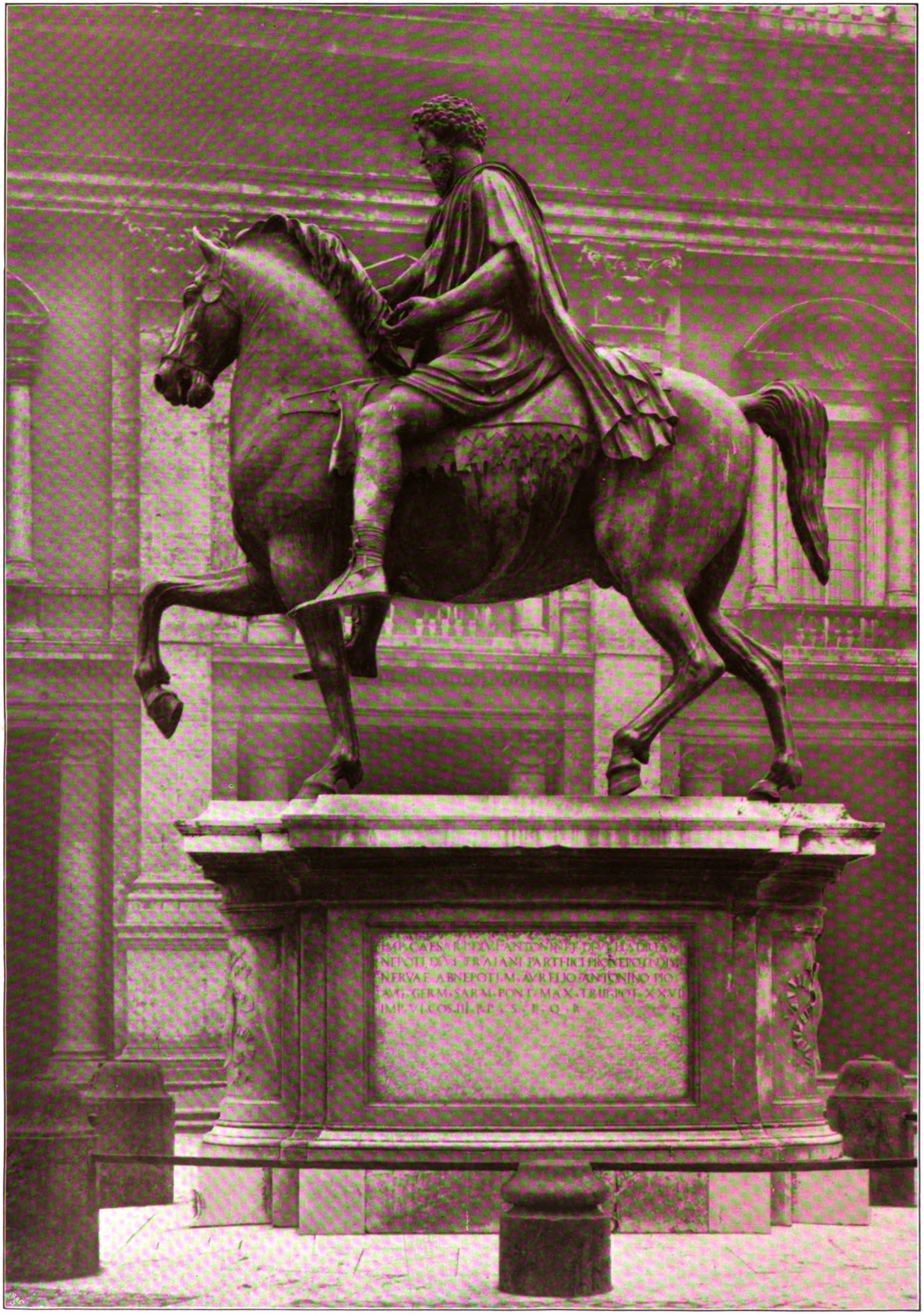
Judith kam und ging. Sie brachte Ameiſengeiſt für das Reißen in den Gliedern. Wurzeln für einen Tee, der das Fieber heile. Sie brachte den Beutel mit Geld, aus dem die Großmutter Gaben austeilte an jene, deren Männer alles vertrunken hatten.

Sie grämte ſich, nicht mehr die Kraft zu haben, ſelbſt nach dem Rechten zu ſehen. Als ſie hörte, daß es mit der alten Marei zu Ende gehe, ſchlug ſie die Hände zuſammen.

„O Herr Jerum, die Letzt aus meim Jahrgang, und ich kann ihr nit beiſtehe —"

Vinzenz ſah, was die alte Fromherze in ihrem Dorf galt. Sie regierte, kraft ihrer Energie und ihrer offenen Hand. Sie lobte und ſchalt, und die einen gingen froh, die andern geknickt von ihr weg.

(Fortſetzung folgt.)



Mark Aurel. Statue auf der Piazza del Campidoglio zu Rom.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Sommer-Idyll. Gemälde von Cornelius Max.

Friedrich Nietzſche. Zum 25. Auguſt 1910. Von Konſ.-Rat Lic. Dr. Simon.

Am 25. Auguſt 1900 endete ein Schlaganfall das Leben Friedrich Nietzſches, des Philoſophen und Dichters, eines der genialſten Menſchen des vorigen Jahrhunderts, vielleicht eines der glänzendſten Geiſter aller Zeiten. In der Nacht des Wahnſinns war dieſer Glanzſtern verſunken, die letzten zehn Jahre bis zu ſeinem Tode war Nietzſches Leben nur noch ein trauriges Vegetieren. In Röcken bei Lützen, wo er am 15. Oktober 1844 geboren war, wurde er beigeſetzt. Kein Geiſtlicher ſtand am Grabe des Röckener Pfarrerſohns, ohne Gebet und Segen wurde er in die Gruft verſenkt. So entſprach es wohl dem Wunſche ſeiner Freunde und würde es ſein Wunſch geweſen ſein, wenn er vor ſeinem Tode hätte Beſtimmungen treffen können. Denn Haß gegen die Religion und alles Göttliche iſt die Seele ſeiner Philoſophie, ein Haß, der ſich gegenüber dem Chriſtentum zu wildem Fanatismus erhitzt.

Seine Abſicht ging auf eine „Umwertung aller Werte“, auf einen Umſturz aller Moral. Die Unterſcheidung von Gut und Böſe, auf der unſere heutige „Europäermoral“ aufgebaut iſt, iſt eine Verkehrung der Begriffe. Urſprünglich unterſchied man nicht Gut und Böſe, ſondern Gut und Schlecht. Gut war alles Vornehme, Mächtige, Glänzende, ſchlecht dagegen das Gemeine, Pöbelhafte, Niedrige. Gut war nach dieſer Herren- und Rittermoral auch Gewalttat, Grauſamkeit, Wolluſt. Die „Herrenmenſchen“ waren die Guten, ſie glichen den Raubvögeln, die nach ihrem Gelüſt auf die Herde herabſtoßen und ſich die ſchwachen Lämmer rauben. Unter ihresgleichen üben dieſe Guten wohl Rückſicht und Zartſinn, aber gegenüber den Fremden, Schwachen halten ſie ſich ſchadlos als losgelaſſene Raubtiere. „Sie treten in die Unſchuld des Raubtiergewiſſens zurück als frohlockende Ungeheuer, welche vielleicht von einer ſcheußlichen Abfolge von Mord, Niederbrennung, Schändung, Folterung mit einem Übermut und ſeeliſchen Gleichgewicht davongehen, als ob nur ein Studentenſtreich vollbracht ſei, überzeugt davon, daß die Dichter für lange nun wieder etwas zu ſingen und zu rühmen haben.“

Dieſer Herrenmoral trat nun eine Sklavenmoral entgegen. Die Schwachen, Niedrigen, Getretenen griffen zur Liſt, da ſie der Gewalttätigkeit der Herrenmenſchen nicht offen begegnen konnten. Sie gaben den ſtolzen Tugenden der Herren ſchimpfliche Namen, um dieſen ihre Vorzüge zu verekeln, ihre eigene Schwäche aber logen ſie zu Tugenden hinauf. Es werden die Eigenſchaften mit Licht übergoſſen, die dazu dienen, den Leidenden ihr Daſein zu erleichtern. „Hier kommt das Mitleiden, die gefällige, hilfbereite Hand, das warme Herz, die Geduld, der Fleiß, die Demut und Freundlichkeit zu Ehren.“ Moral iſt Herdeninſtinkt. Was der Herde frommt, iſt hier der oberſte Maßſtab für der Wert aller einzelnen. Die Moral iſt Widernatur, ſie unterdrückt den einzelnen, unterbindet ſeine Lebenskraft. Denn „Leben iſt weſentlich Aneignung, Verletzung, Überwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwängung eigener Formen, Einverleibung und mindeſtens, mildeſtens Ausbeutung“. Jede Moral, die Rückſichtnahme auf andre zum Grundſatz hat, läßt die Selbſtſucht verkümmern, und „es fehlt am beſten, wenn es an der Selbſtſucht zu fehlen beginnt“. Nietzſche ſchreckt nicht vor der Konſequenz zurück, die Verbrechernatur als Herrenmenſchentum zu feiern.

Der Verbrecher iſt der Herrenmenſch, nur gedrückt von widrigen Umſtänden, und der Philoſoph betrachtet es als ſchöne Aufgabe, dem Verbrechertum ſein Recht auf Sonne wieder zu erſtreiten. Kein Wunder, daß ſolche Ideen von der Verbrecherwelt willkommen geheißen werden und ſelbſt bis in die unterſte Bildungsſchicht dieſer Kreiſe eingedrungen ſind.

Tief verhaßt iſt ihm die Humanität der modernen europäiſchen Kultur, und die Genialität ſeines Haſſes erkennt ſcharfſichtig die Quelle, aus der dieſer Strom der Menſchlichkeit in die Geſchichte eingefloſſen iſt. Die Verblendeten, die es nicht Worts haben wollen, daß all unſere moderne Ziviliſation und ihre Ideale von Menſchenwürde im Chriſtentum ihren Urſprung haben, mögen es von Nietzſche lernen, dem fanatiſchen Feinde alles chriſtlichen Weſens. Das Chriſtentum iſt ihm der große Sklavenaufſtand im Gebiete der Moral. Das Chriſtentum mit ſeiner Predigt der Liebe, ſeiner Fürſorge für die Schwachen iſt eine Erſcheinung des Verfalls, es trägt die Schuld daran, daß die Menſchheit degenerierte, indem es das Ohnmächtige, das zum Untergang Beſtimmte erhielt. Es „zerdrückte und zerbrach den Menſchen vollſtändig und verſenkte ihn, wie in tiefen Schlamm“. Es iſt der eine große Fluch, der unſterbliche Schandfleck der Menſchheit. Chriſtus iſt der große Meiſter der Dekadence. An Verſtand ſteht er tief unter Sokrates. Mit ſeiner Liebe war es auch nicht weit her, konnte er doch nicht einmal Verkennung verzeihen. Um ihn herum war Sektenluft, man riecht bei ihm den Geruch der kleinen Leute, es fehlte ihm an Vornehmheit. Wenn ſich die abfälligen Urteile über den Stifter der chriſtlichen Religion noch in gewiſſen Schranken äußeren Anſtandes halten, ja wenn er ihm in früheren Schriften ſogar noch manches Wort der Anerkennung zollte, ſo ſchäumt er giftige Verachtung gegen die Autoren des Neuen Teſtaments, insbeſondere gegen Paulus, den eigentlichen Erfinder des Chriſtentums in ſeiner ſpäteren Geſtalt. Er ſchilt ihn als unehrlichen Fälſcher, der die Lüge vom wiedererſtandenen Chriſtus und die unverſchämte Lehre von der perſönlichen Unſterblichkeit aufſtellte. „Man tut gut, Handſchuhe anzuziehen, wenn man das Neue Teſtament lieſt!“ „Wir würden uns erſte Chriſten ſo wenig, wie polniſche Juden zum Umgang wählen. Sie riechen beide nicht gut.“ „Ich habe vergebens im Neuen Teſtament auch nur nach einem ſympathiſchen Zuge ausgeſpäht; nichts iſt darin, was frei, gütig, offenherzig, rechtſchaffen wäre. Die Menſchlichkeit hat hier noch nicht ihren erſten Anfang gemacht.“ „Es gibt nur ſchlechte Inſtinkte im Neuen Teſtament, es gibt keinen Mut ſelbſt zu den ſchlechten Inſtinkten. Alles iſt Feigheit, alles iſt Augenſchließen und Selbſtbetrug darin. Jedes Buch wird reinlich, wenn man eben das Neue Teſtament geleſen hat.“ Luther iſt der unbeſcheidenſte Bauer, den Deutſchland gehabt hat, ſeine Reformation ein Bauernaufſtand. Unter den Renaiſſancepäpſten, zur Zeit des Herrenmenſchen Ceſare Borgia, des vielfachen Mörders und Blutſchänders, einer Idealgeſtalt Nietzſches, war Ausſicht, daß das Chriſtentum an ſeinem Hauptſitz überwunden wurde. Der „Rüpel“ Luther hat alle dieſe ſchönen Hoffnungen wieder zuſchanden gemacht. Es iſt heutzutage geradezu „unanſtändig, ein Chriſt zu ſein“. In ſeinem „Zarathuſtra“ verhöhnt er den chriſtlichen Gottesdienſt. Die Gäſte der Höhle Zarathuſtras liegen vor einem Eſel betend auf den Knien und bringen ihm Weihrauch und Lobgeſänge dar: „Amen! Und Lob und Ehre und Weisheit und Dank und Preis und Stärke ſei unſerem Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit! — Der Eſel aber ſchrie dazu Ja. — Er trägt unſere Laſt und nahm Knechtsgeſtalt an, er iſt geduldſam von Herzen und redet niemals Nein; und wer ſeinen Gott liebt, der züchtigt ihn. — Der Eſel aber ſchrie dazu Ja.“

Doch nicht bloß den Gott der Offenbarung Chriſti ſchmäht ſein wahnwitziger Zorn. Er kann es überhaupt nicht ertragen, daß ein Gott ſei, wenn er, Nietzſche ſelbſt, nicht dieſer Gott ſein darf. Er weiß es wohl, daß Gott der Träger aller Ordnung und Wahrheit, der Hüter alles Geſetzes iſt. Der freie Herrenmenſch aber reißt alle dieſe Feſſeln ab und tritt ſie mit Füßen. Er, der Einmalige, Niedageweſene erkennt keiner Ordnung, keinem Geſetz, keiner Wahrheit das Recht zu, ihn zu binden. Gott iſt der große Drache, der dem Löwen im Wege liegt. „Du ſollſt,“ ſo ſteht golden auf jeder Schuppe des Drachen. Der Geiſt des Löwen ſagt: „ich will“. Aber der mächtigſte der Drachen ſpricht: „Aller Wert der Dinge — der glänzt an mir. Aller Wert ward ſchon geſchaffen, und aller geſchaffene Wert — das bin ich. Wahrlich, es ſoll kein ‚Ich will‘ mehr geben.“ Gott zu töten, das hat ſich der Philoſoph zum Ziel geſetzt. Ja: „Gott iſt tot, wir haben ihn getötet“, das iſt das Leitmotiv, das immer und immer wieder durch ſeine Jubelhymnen über die neue, große, mit ihm beginnende Zeit durchklingt. Doch auch den Schatten Gottes, der noch in Höhlen lagert, gilt es zu vertreiben. Dieſe Schatten Gottes ſind Gewiſſen und jegliches Geſetz, ja auch die Liebe zur Wahrheit, die noch im Herzen ſelbſt des Atheiſten lebt. „Auch wir Erkennenden von heute, wir Gottloſen und Antimetaphyſiker nehmen auch unſere Feuer noch von dem Brande, den ein jahrtauſendealter Glaube entzündet hat, jener Chriſtenglaube, der auch der Glaube Platos war, daß Gott die Wahrheit, daß die Wahrheit göttlich iſt.“ „Alle dieſe blaſſen Atheiſten, Antichriſten, Immoraliſten, Nihiliſten, dieſe Skeptiker, Ephektiker, Hektiker des Geiſtes . . . das ſind noch keine freien Geiſter, denn ſie glauben noch an die Wahrheit.“ Wahrheit, das iſt das ſcheußlichſte alte Weib, das er je geſehen hat.

An die Stelle der geſtorbenen Gottheit ſoll nach dem Philoſophen der „Übermenſch“ treten. Der Übermenſch iſt das Ideal, dem er mit religiöſer Verehrung anhängt. Aus dem Beſten der Menſchheit heraus ſoll er gezüchtet werden, dieſer erlöſende Menſch, der „Antichriſt“, der die von Gott und aller Gebundenheit freie Menſchheit heraufführen wird. „Der Menſch iſt etwas, das überwunden werden muß . . . Siehe, ich lehre Euch den Übermenſchen. Der Übermenſch iſt der Sinn der Erde.“

Die chriſtliche Lehre von der Unſterblichkeit überſchüttet er mit Hohn. Statt deſſen lehrt er eine ewige Wiederkunft aller Dinge. „Dieſes Leben, wie Du es jetzt lebſt und gelebt haſt, wirſt Du noch unzählige Male leben müſſen. Und es wird nichts Neues daran ſein, ſondern jede Luſt und jeder Schmerz und jeder Gedanke und jeder Seufzer und alles unſäglich Kleine und Große Deines Lebens muß wiederkommen, und alles in derſelben Reihe und Folge — und ebenſo dieſe Spinne und dieſes Mondlicht zwiſchen den Bäumen und ebenſo dieſer Augenblick und ich ſelber.“ „Die ewige Sanduhr des Daſeins wird immer wieder umgedreht — und Du mit ihr, Stäubchen vom Staube.“

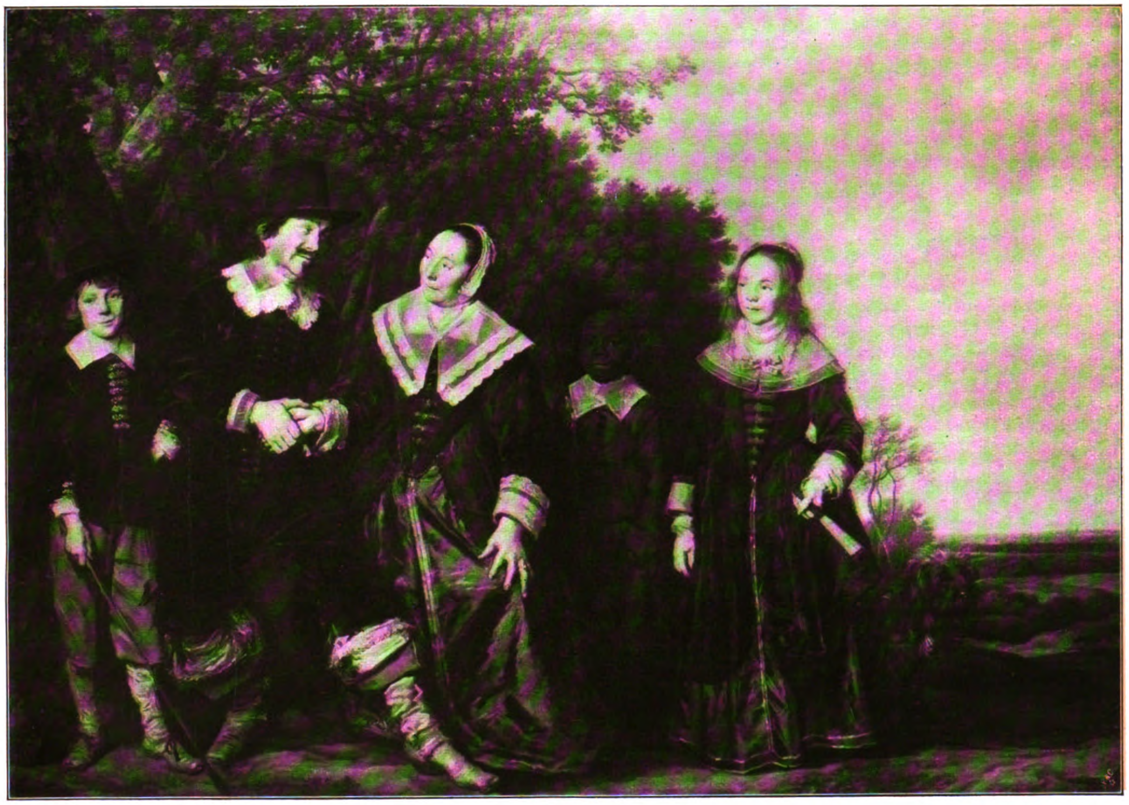
Der Übermenſch, die ewige Wiederkunft, ſind ſie nicht Zeugen, wie Nietzſches Hand nach poſitiven Gütern des Glaubens taſtet, aber verlangen ſie nicht eine mindeſtens ebenſo große Glaubensſtärke, ſie zu ergreifen und feſtzuhalten, als die ſchnöde weggeworfenen des Chriſtentums, und liegt in ihnen etwa ein Troſt, der an dieſe nur von fern heranreicht?

Wir würden uns nicht wundern, wenn manchen, dem die Gedankengänge unſeres Philoſophen bis jetzt noch fremd geblieben waren, ein Grauſen ankäme angeſichts dieſes Frevels und der Verwegenheit, die das Höchſte und Heiligſte nicht ſchont. Wir haben ohne Ausdruck der Entrüſtung ſeine Ideen entrollt, deſſen gewiß, daß ſie in ihrer Maßloſigkeit ſich ſelber richten. Und doch — welches Zeichen unſerer Zeit! — ſeine Worte haben millionenfaches Echo gefunden und unſägliches Unheil angerichtet. Wir können nicht glauben, daß es deren viele ſind, die mit Freuden das Streben nach Wahrheit ächten, Geſetz und Gewiſſen mit Füßen treten ſehen und Grauſamkeit und Wolluſt für Tugenden, Liebe und Reinheit für verwerflich halten. Solche muß man ſtehen laſſen, mit ihnen iſt jedes Streiten vergeblich. Etwas andres muß es ſein, was ſo manchen ideal ſtrebenden Jüngling dieſer Philoſophie in die Arme trieb, die ihm lichte Höhen verſprach und ihn in den Abgrund zog. Es war auch nicht immer der Trieb nach ſinnlichem „Ausleben“ in Zuchtloſigkeit und Ausſchweifung, der ſich bei Nietzſche den Freibrief zu holen glaubte. Vielmehr war es oft eine edle Sehnſucht nach einer freien, vollen Perſönlichkeit, die hier eine Bahn gebrochen wähnte. Aber der Weg zur Vollperſönlichkeit iſt nicht Geſetz- und Zuchtloſigkeit. Der Menſch iſt nicht bloß Leib, wie Nietzſche wähnte. Er iſt Geiſt, und das hebt ihn über alles, hebt ihn über das Tier hinaus. Werden die niederen Weſensſeiten freigelaſſen, werden die Triebe von jeder Zucht entfeſſelt, ſo erniedrigen ſie den Geiſt und ſchlagen ihn in Feſſeln — ein Zuſtand, den die Schrift Knechtſchaft der Sünde nennt. Dieſe nimmt uns Chriſtus ab und macht uns „recht frei“. Übrigens will Nietzſche auch Askeſe, nur eine moralfreie, los von jeder Rückſicht auf andre, nach individueller Willkür gewählte. Das Chriſtentum ſieht den Adel des Menſchen darin, daß er zum Ebenbild Gottes geſchaffen iſt. Die Herausgeſtaltung dieſes Gottebenbildes, die Entwicklung des göttlichen Gedankens, der in jedem Individuum angelegt iſt, iſt das chriſtliche Ideal der Perſönlichkeit. Darum kann ſie ſich nur zur Höhe erheben, all ihre Vollkommenheit entfalten, wenn ſie ſich nach dem in ihr angelegten göttlichen Geſetz beſtimmt, nicht zügelloſer, individueller Willkür ſich hingibt. Der Menſch, der ohne Geſetz, nach Willkür ſich zu entwickeln gedenkt, gleicht dem Baum, der, jung ohne Stab gelaſſen, zum krummen Krüppel wächſt und dem die wilden Schößlinge die Kraft rauben, zu wachſen und eine Krone zu gewinnen.

Der Kampf für oder wider Nietzſche, der heftige Wogen geſchlagen hat, iſt im Abflauen begriffen. Wohl zieht E. Horneffer als Apoſtel des neuen Propheten durch das Land und verſpricht dem Liberalismus eine neue Stoß- und Werbekraft, wenn er ſich zur Nietzſche-Religion bekennen will. Wohl berauſchen ſich noch viele in der Hoffnung, an Nietzſches Hand zur Höhe des Herren- und Übermenſchen emporzuklimmen, die er hohnlachend zu den Herdentieren hinabſtoßen würde. Wohl begeiſtern ſich noch emanzipationslüſterne Weiber für den rückſichtsloſeſten Frauenverächter, der das denkwürdige Wort prägte: „Du gehſt zu einem Weibe — vergiß die Peitſche nicht.“ Aber ſeine Philoſophie hat ihren Hauptreiz, ihre Neuheit eingebüßt. Die große Schar derer, deren Lebensaufgabe das Haſchen nach der neuſten Mode iſt, beginnt ſich nach anderen Überraſchungen umzuſehen. Man weiß jetzt auch ſchon in weiteſten Bildungskreiſen, daß Nietzſches Grundgedanken ſchon längſt dageweſen ſind — ſein Übermenſchentum bei den griechiſchen Sophiſten, ſeine ewige Wiederkehr der Dinge bei den Pythagoräern und anderwärts. Nietzſche beginnt hiſtoriſch zu werden. Seine Hauptbedeutung liegt unſeres Erachtens darin, daß er der rückſichtsloſeſte, weiteſtgehende Gegner des Chriſtentums war, und ſie wird bleiben. Uns kann er lehren, was wir an unſerem Chriſtenglauben haben, den Gegnern, wohin ſie geraten müſſen, wenn ſie ihren Weg folgerecht zu Ende gehen wollen.

Nietzſche ſelbſt hat in ſeinem Leben die grauenvollen Folgerungen ſeiner Philoſophie nicht gezogen. Der Lobredner der Härte und Grauſamkeit war weich bis zur Schwäche. Er, der das Hohelied der kalten Einſamkeit ſo laut ſingt, hat ſchwer unter dem Mangel an Freundſchaft gelitten. Der Verhöhner des Chriſtentums und vergebliche Mörder Gottes war im Grunde ein tiefreligiöſes Gemüt, das im Leben nicht von Gott und Chriſto losgekommen iſt. Seine lauten Worte gleichen dem Singen und Pfeifen der Kinder im Dunkeln. Stets erregte ihn der Klang der Kirchenglocken. Mir wurde erzählt, daß er in der Zeit ſeiner Wahnſinnsnacht ſtets beim Glockenläuten aus ſeinem dumpfen Brüten aufſchrak, und daß ſeine Mutter ſeine Erregung nur beſchwichtigen konnte, wenn ſie ihm gütlich zuſprach: „Ja, ja Fritz, wir gehen in die Kirche.“ Seine letzten Zeilen, die er im Wahnſinn, mit kindiſcher Hand auf ungeſchickt liniiertes Papier ſchrieb, lauteten: „Nachdem Du mich entdeckt haſt, war es kein Kunſtſtück, mich zu finden. Die Schwierigkeit iſt jetzt die, mich zu verlieren. Der Gekreuzigte.“ Rätſelvolle Worte! Liegt es nicht nahe, an das Wort des Herrn an Saulus-Paulus zu denken: „Es wird Dir ſchwer werden, wider den Stachel zu löcken“?

Jedenfalls gehörte er nicht zu denen, die weder kalt noch warm ſind, die der Herr ausſpeien will aus ſeinem Munde. Und Gottes Herz iſt größer als unſer Herz.



Das große Familienbild des Frans Hals.

Das große Familienbild des Frans Hals. Von H. Knackfuß.

Lebensurkunden von gar verſchiedener Art ſind in den Selbſtbildniſſen großer Künſtler niedergelegt. Schon die Entſtehungsgründe ſind ſo mannigfaltig, die zwiſchen der forſchenden Selbſtbeobachtung des einen und dem ſtürmiſchen Mitteilungsdrange des anderen liegen.

Als ein echtes Familiendenkmal hat Rubens das Bild geſchaffen, in dem er ſich an der Seite ſeiner jungen Gattin in der Geißblattlaube malte; ohne mit ſeinem Glück zu prunken, und ohne Scheu, es ſchicklich der Welt mitzuteilen. Und als ihm in ſpäten Jahren ein neues Eheglück zuteil wurde, da hat er geſchildert, wie er die jugendſchöne Gattin einführt in ſein fürſtliches Heim, — wieder ein Vermächtnis für Angehörige und Nachkommen. Wie er daneben ſeine junge Liebe in mancherlei Einkleidungen maleriſch gefeiert hat, das ſind Werke einer anderen Gattung: das ſind keine Urkunden, das ſind glühende Gedichte.

Mit der vollkommenſten Enthaltung von jeder Gefühlsäußerung zeigt Velazquez der Nachwelt ſein Bild. Der vornehme Spanier hat ganz kühl und ganz ſachlich ſich auf ſeinen Platz als Hofmaler geſtellt. Hätte er einen fremden Menſchen bei der Aufgabe, eine kleine Prinzeſſin zu malen, abzubilden gehabt, er hätte ihn nicht unbefangener beobachten können, als ſich ſelbſt. Die Ruhe und Sicherheit des größten Malers, der zugleich ein tadelloſer Hofmann war, beſtimmen das Weſen der Bildurkunde.

Neben dem ganz Großen erſcheint ſein niederländiſcher Altersgenoſſe um ſo kleinlicher. Van Dycks Selbſtbildniſſe ſind Äußerungen unverhüllter Eitelkeit: in letzter Steigerung bei den Darſtellungen, wo eine königliche Sonnenblume ſich dem ſchönen Künſtler zuneigt.

Keiner hat ſo oft ſich ſelbſt gemalt wie Rembrandt. Aber in den meiſten Fällen tat er das auch nur für ſich ſelbſt; zu Studienzwecken, zur Löſung irgendeiner maleriſchen Aufgabe. Doch einmal wenigſtens hat er in einem Selbſtbildnis laut und deutlich zur Öffentlichkeit geſprochen. Da möchte er, der ſonſt ſo Ernſte, in hellem Jubel der ganzen Welt ſein Eheglück verkünden, und mit dem jungen Weib auf dem Schoße ſetzt er ſich mit dem unbekannteſten Beſchauer in Verbindung, indem er aus ſchäumendem Glaſe ihm zutrinkt.

Eine ähnliche Form, wie Rembrandt ſie das eine Mal gewählt hat, könnte man wohl von Frans Hals, dem Maler des Lachens und der Luſtigkeit, erwarten, wenn er ſich ſelbſt und die Seinigen im Bilde vorſtellt. Aber weitab von lachender Ausgelaſſenheit liegt die Grundſtimmung ſeines großen Familiengemäldes, das vor kurzem aus einer nur wenig bekannten engliſchen Privatſammlung hervorgekommen iſt. Und ruhmredige Eitelkeit hat bei deſſen Entſtehung ſo wenig mitgeſprochen, wie Hang zur Selbſterforſchung. Das Bild ſchildert auch kein junges Glück, ſondern ein durch die Zeit gehärtetes. Wie Frans Hals ſich hier im Verein mit Frau Lisbeth gemalt hat, da iſt das, was er in der Sprache ſeiner Kunſt zum Ausdruck bringt, ebenſo verſchieden von Rembrandts unbändigem Aufjubeln, wie von des Rubens zwangloſer Vornehmheit; aber an echter Herzlichkeit ſteht er keinem nach.

Es hatte böſes Gerede gegeben in Haarlem, als der luſtige Maler Lisbeth Reyniers zu ſeiner zweiten Frau machte. Jahre ſind ſeitdem vergangen. Die Kinder ſind herangewachſen; faſt ſchon als eine junge Dame und als ein ſchlanker, munterer und kluger Junge ſtehen die beiden da, die der Vater der Aufnahme in das Familiengemälde für würdig hielt. Zwiſchen den Kindern ſitzt das Ehepaar. Eine Bewegung ergreift den Mann; er legt ſeine linke Hand um den Rücken der Frau und mit ſeiner Rechten faßt er die ihre und zieht ſie an ſich; die Blicke der beiden begegnen ſich, verſenken ſich ineinander, ernſt und feſt.

Der Künſtler hat dem Familienbilde, das er in lebensgroßen ganzen Figuren ausführte, ein gewiſſes feſtliches Gepräge gegeben. Die Werkſtatt oder was ſonſt daheim ihn alltäglich umgab, mochte ihm als Rahmen dafür zu eng erſcheinen. Frans Hals beſaß nicht, wie Rubens, einen eigenen Garten, wo als Ort für das Ehebild eine Geißblattlaube oder ein offener Vorplatz zwiſchen Blumen und Büſchen ſich boten. Wollte er friſche Luft genießen, ſo mußte er gleich anderen Bürgern in feiertägiger Mußeſtunde hinausziehen vor die Tore der Stadt. So hat er der Familiengruppe eine ausſichtsfreie Stelle am Waldesrand zum Schauplatz gegeben, weitab von Haarlem, deſſen Dächer und Türme im Dunſte der lichten Ferne verſchwimmen. Er ſelbſt ſcheint zu Pferde herausgekommen zu ſein, trägt Sporen an den Füßen. Alle ſind in ſchicklicher Feſttagskleidung; ſchöne Stoffe und modiſcher Schnitt, — kein Prunk, aber Wohlhabenheit. Ein kleiner Mohrenjunge als Diener und ein zottiges Hündchen ſind mit von der Partie; etwas zurück und halb im Schatten ſind ſie den vier Familienmitgliedern angereiht. In den Farben der Anzüge herrſcht Schwarz vor; nur wenige und matte hellere Töne; dazu das feine holländiſche Weißzeug, in deſſen Lichtern und Schatten, Dichtheit und Durchſichtigkeit Frans Hals ja immer wahre Wunder maleriſcher Schönheit zu entdecken vermochte. In kräftigem Wechſel des Schwarz und Weiß hebt die Figurenreihe ſich von der dunklen Baumgruppe ab. Nur die Tochter ſteht mit dem Kopf und einem Teil der Geſtalt vor der Luft, die lichtſchimmernd über der Erde liegt.

Mit all der ihm eigenen wunderbaren Meiſterſchaft hat der große Farbenkünſtler das umfangreiche Bild hingemalt. Seine ganze Fähigkeit, zuckendes Leben der Mienen feſtzuhalten, hat er angewandt in den Geſichtern der ihr Zuſammengehören bekundenden Ehegatten, und ebenſo fein hat er die Züge der Kinder belebt, deren Gedanken ziellos umherflattern, ſinniger bei dem Mädchen, ſpielender und unſteter bei dem Knaben. Frans Hals hat das Familienbild für ſich und die Seinigen gemalt. So ſehr hat er der Aufgabe, recht und ſchlecht das Tatſächliche der Erſcheinung darzuſtellen, ſich hingegeben, daß er, der große Meiſter maleriſcher Kompoſition, die eigentlich maleriſche geſchloſſene Bildwirkung bei dem Nebeneinanderſtellen der Figuren einigermaßen vernachläſſigte. Aber er ſtand doch als Menſch zu ſehr in der Geſelligkeit des Lebens, als daß er als Künſtler ganz an jedem Nebengedanken an die anderen, an die Außenwelt, hätte vorbeikommen können. So mag man auch den Schalk in dem Bilde wahrnehmen. Es iſt vielleicht kein Zufall, daß die Art und Weiſe, wie das Ehepaar daſitzt, im Beſchauer die Vorſtellung erweckt, als ob die beiden zum Tanze antreten wollten.

Etwas wie die Abſicht, in ſtampfendem Tanz durch das Leben zu gehen, mochte er wohl den braven Leuten vor Augen halten wollen, die über ihn und ſeine Kunſt ſich ärgerten. Das Leben iſt ihm freilich nicht immer heiter geblieben. Er und Frau Lisbeth haben auch in ſehr trüben Tagen zuſammenhalten müſſen; im Greiſenalter lernten ſie die Armut kennen.

Man kann nicht ſagen, daß Frans Hals bei ſeinen Lebzeiten je verkannt worden wäre, aber er mußte im letzten Jahrzehnt ſeines Lebens die beginnende Veränderung der herrſchenden Geſchmacksrichtung empfinden. Nach ſeinem Tode wurden bei der allgemeinen Verbreitung der Vorliebe für ſorgfältige und feine Malerei ſeine Arbeiten nicht mehr geſchätzt.

Auch der im XVIII. Jahrhundert ſich ſo rege entwickelnde Eifer ausländiſcher Herren für das Sammeln holländiſcher Bilder kümmerte ſich nur wenig um Frans Hals. Einer der erſten, die ihn wieder würdigten, war der Landgraf Wilhelm VIII. von Heſſen, der als junger Prinz in holländiſchem Kriegsdienſte ſtand und der, ſeiner Zeit voraus, neben einer umfangreichen Sammlung Rembrandtſcher Bilder alles, was er von Werken des Frans Hals bekommen konnte, ankaufte. Unter den ungezählten Meiſterwerken aller Länder, die im XVIII. Jahrhundert in die Schlöſſer engliſcher Herren wanderten, waren nur vereinzelte Halsſche Gemälde. Zu ihnen gehört das große Familienbild.

Seine Geſchichte reicht bis zum Jahre 1759 zurück. Damals wurde es zu London durch einen Herrn John Warde erworben, bei dem Verkauf des Nachlaſſes eines Verwandten. In der Wardeſchen Sammlung iſt es geblieben bis in die letzte Zeit. Weiteren Kreiſen wurde es erſt 1906 bekannt, bei Gelegenheit der Ausſtellung von Werken alter Meiſter in Burlington Houſe zu London.

Da heutzutage die Malerei des Frans Hals mehr als je gewürdigt wird, ſo iſt es begreiflich, daß die Nachricht, das Bild ſolle zum Verkaufe kommen, überall da, wo an die Möglichkeit einer ſolchen Erwerbung gedacht werden konnte, Aufregung hervorrief.

Im Frühjahr 1910 kam das Familienbild des Frans Hals bei Chriſtie in London zur Verſteigerung. Was von Anfang an gefürchtet wurde, geſchah. Auch die am kräftigſten unterſtützten europäiſchen Gemäldeſammlungen vermochten gegen die Mitbewerberſchaft privater amerikaniſcher Kunſtliebhaber nicht ſtandzuhalten. Aber der Kampf war heiß und der Sieg nicht leicht. Der letzte Bieter war Herr Otto Kahn aus New York. Ihm wurde das Gemälde für einen Betrag zugeſchlagen, der in deutſchem Gelde 2060000 Mark ausmacht — zwei Millionen ſechzigtauſend Mark!*) Auch der höchſte bisher dageweſene Zahlenausdruck für die Wertſchätzung eines Gemäldes, nicht ausgeſchloſſen das von einem vielgenannten amerikaniſchen Kunſtfreunde gemachte und von dem Fürſten Doria kühl und vornehm abgelehnte Angebot auf das Papſtbildnis des Velazquez im Palaſt Doria-Pamfili zu Rom, iſt durch dieſe Summe übertroffen.

---

*) Über ein anderes Familienbild des Frans Hals, das im Jahre 1908 für eine halbe Million Mark von der National Gallery in London angekauft wurde, brachte 45. Jahrg. Nr. 3 des Daheim einen beſonderen Aufſatz.

Denn der Regen, der regnet jeglichen Tag. Von Heinrich Oeſterle.

Regen. — Ein ſchöner, ſanfter Klang iſt in dem Wort; etwas Weiches, Erquickendes liegt darin, etwas wie Dank für die Himmelsgabe, die der Erde Wachstum und Fruchtbarkeit bringt, Regen — Segen —; es iſt ſicher nicht zufällig, daß beide Begriffe in Art und Ton ſo nah ſich ſtehen. Auch der goldene Sonnenſchein iſt Gottesgabe, aber der Regen, ich ſage das trotz der verregneten Sommerferien, wird im allgemeinen vielmehr als ſolche empfunden, zumal in den glühenden Tagen, wenn die Felder in ſengender Sonne durſten und die Menſchheit nach Kühlung lechzt. Es mag ja wohl ſchlimm ſein, wenn den Erholungsbedürftigen der blaue Himmel ſich grau bezieht und Tag für Tag ſtundenweiſe oder mit konſtanter Bosheit die Erde tränkt, aber ſchließlich laſſen ſich auch Regentage dem abgearbeiteten Körper und Geiſt dienſtbar machen. Das Wie bleibt freilich jedem überlaſſen, die Hauptſache iſt, daß er die Kunſt des Wettermachens lernt. und ſich aus Regen Sonnenſchein ſchafft, mag auch die Sonne hinter Wolken bleiben. Das iſt ja ſchließlich auch die Kunſt im Leben. Des Lebens Himmel leuchtet doch auch nur während kurzer Spannen in reinem Blau. Und es wäre nicht einmal gut, wenn es anders wäre. Wie ſingt der Narr:

> Die Welt ſteht ſchon jahraus, jahrein
> Hopp heiſa, bei Regen und Wind.

Es liegt auch in dem Regen mehr Poeſie als in dem ſcharfen, klaren Licht. Ein Schleier legt ſich über die Welt. Es öffnen ſich der Ahnung und Phantaſie wunderbare Reiche. Die Dinge erhalten ein anderes Kleid. Es rieſelt und rinnt in Wald und Feld in grünen, goldenen, ſilbernen Bächen, ein Rauſchen geht durch die Luft und die Kronen der Bäume wie eine wunderbare Muſik, und in den Städten glänzen die Dächer und Straßen wie Spiegel und ſammeln alles Licht, ſie reißen es an ſich und laſſen es tanzen wie Diamanten. Und wer im Gebirge einmal Regentage erlebte, vergißt ſie nie. Nicht daß er ihrer im Böſen gedächte — er denkt an den Zauber, den ſie um die Berge webten, an die weißen Schwaden, die um die Gipfel wogten, an die Tinten und Stimmungen, die wechſelndes Licht, das wechſelnde Hell und Dunkel der Wolken und ihrer Farben oder ein Sonnenblitz dazwiſchen über die Hänge, Abſtürze und Almen legte, während das Fortiſſimo eines Gießbaches das Adagio des ſanften Tropfenfalles übertönte. Oder an der See. Man ſitzt im Zelt, der Strand iſt leer. Über uns trommelt es, wie wenn Kinderfinger an die Leinwand ſchlagen. Die weißen Kämme der Wogen rollen heran, Himmel und Meer wird ſchon vor der Horizontlinie nicht mehr unterſchieden und über das Waſſer läuft es in tauſend Farben, die man nie gekannt und nie geſchaut. Und das genießt man ganz allein und ungeſtört, und wird eins mit der Natur wie Himmel und Meer.

Gerade an Regentage knüpfen ſich für mich die ſchönſten Erinnerungen aus der Kinderzeit. Sonnentage, die vielen, die der Himmel mir in Wald und Wieſe ſchenkte, ſind meiſt vergeſſen, aber die Erinnerung an die Regentage blieb.

Es war im großen und ganzen früher mit dem Wetter zur Ferienzeit kaum anders als heut. Wenigſtens nicht an der Küſte Pommerns. Mit der zweiten Juliwoche ſetzte für gewöhnlich ein Landregen ein, der gut ſeine zehn Tage währte und der kaum von ein paar trockenen Stunden unterbrochen war. Aber er war erwartet und geliebt. Zuerſt kam eine Zeit der Stille und Sammlung. Alles, was die Bücherſtube des alten Pfarrhauſes an Schätzen für ein kindliches Gemüt barg, wurde herbeigeſchleppt, vor allem ein Stoß von Daheim-Jahrgängen. Ferſchkes Humoresken, Hans Arnolds „Ein Regentag auf dem Lande“, Scharaden, Bilderrätſel, Röſſelſprünge vertrieben die Zeit. Drei Tage lang hält ein Junge wohl das Stillſitzen und die rein geiſtige Beſchäftigung aus. Dann flog die Literatur in die Ecke, und man ſtand am Giebelfenſter und ſah nach Weſten in das weite Land, wie Noah wartend, daß die Flut ein Ende nähme. Aber ſie nahm keins. Es half nichts, man mußte dem Regen aggreſſiv zu Leibe gehn. Der Holzſtall wurde aufgeſucht, in dem des Kutſchers Hobelbank ſtand. Und während vor der offenen Tür die dicken Tropfen der Traufe niederklatſchten, und die Hühner reſigniert in dem Müll des Bodens ſich badeten und auf der Seite lagen, wurden Waſſermühlen gezimmert und aus Borke Kähne geſchnitzt und Segelſchiffe gebaut und hinaus ging es allem Regen zum Trotz an den Bach, der die Wieſe unter Waſſer geſetzt hatte. Die Mühlen klapperten, der Mann, der an der Welle befeſtigt war, zog die Säge mit unheimlicher Schnelligkeit auf und nieder, und die Schiffchen ſegelten in die Weite, an Grasbüſcheln und Weidenſtämmen vorbei, bei der alten Leinwandhütte um die Ecke, kamen in den Strudel des Bachs und niemals wieder. Wahrſcheinlich wurden ſie ſofort in die Tiefe geriſſen, aber unſereins meinte damals, ſie führen aufs Meer, deſſen Toben von fern ans Ohr klang, und in die weite Welt. Aber ſollte man nicht lieber ſelbſt das Meer befahren? Navigare necesse est, vivere non est.

Wir lernen nicht für die Schule, ſondern fürs Leben, hatte der Ordinarius geſagt. Im nahen Waſch- und Backhaus ſteht der Backtrog, groß und waſſerdicht. Daneben die Brotſchieber — prächtige Charonſtangen. Etwas kipplig iſt die Sache, aber fuhr nicht Kolumbus mit einem Klapperkaſten von Schiff nach Amerika? Und ſchon ſchwellen die Bruſt kühne Hoffnungen und Träume. Aber ach die Träume — der Nachen wankt und ſinkt und aller Seemannsherrlichkeit iſt ein Ende gemacht. Ans Leben ging es nicht — aber daheim an die Ehre, die bei einem Jungen ihren beſtimmten Sitz hat und ſehr empfindlich iſt. Der Not gehorchend, kehrte man in die trockenen Elemente zurück und verlegte ſich auf das Aufſuchen heimlicher Hühnergelege, durchkroch den Heuboden kreuz und quer und machte durch Aufſtöbern einiger Mandeln „weggelegter“ Eier nach Möglichkeit wieder gut, was man ſeebefahrenderweiſe an Kleidern und Gehorſam geſündigt hatte. Und ſchließlich kam das Bedürfnis nach Ruhe, kam die ſtille Ergebung in das endloſe Regenwetter, Elegie und Reſignation. Man wählte den hohen, weichen Platz auf der Bettſtatt des Kuhjungen, die dicht unter der ſpinnwebüberzogenen Decke hing und — je nachdem — nur durch einen kühnen Klimmzug oder eine Hühnerleiter zu erreichen war. Von den Kühen her zog ein warmer, wohlriechender Duft. Der Kuhjunge ſpielte auf der Handharmonika ſchwermütige Weiſen und in den ſanft fallenden Regen, in den unſchattierten grauen Tag zog es durch die geöffnete Tür: Ach wie iſt's möglich dann, daß ich Dich laſſen kann. Hab' Dich von Herzen lieb, das glaube mir.

Manche Stunde der Sehnſucht hab' ich ſeitdem erlebt, aber ich wüßte kaum eine, die ſtärker geweſen wäre, als jene, die mich, mit den Beinen baumelnd, dem Harmonikaſpiel lauſchend, oben auf der hängenden Bettſtatt fand. Das Herz war ſo voll, als ſollte es zerſpringen, und bei allen wirren Gedanken, bei all den tauſend Wünſchen, unbenannt und ungreifbar, die in dem Knabenherzen aufſtanden, war ein Glück in mir, ſo groß, als ob ich wer weiß was hätte geſchenkt bekommen ... Ja, die Regentage! Und ſchließlich hörten ſie auf. Der Himmel ward lichter. Das Grau zerriß. Die Wolken ballten ſich wieder, und der blaue Himmel kam hervor, in Stücken, ſo groß, daß man „eine Jacke daraus machen konnte“, und das bedeutete nach der Erfahrung des benachbarten Schneidermeiſters gutes Wetter. Aus dem Landregen wurde Sonnenregen. Die Dorfkinder tanzten darin herum, um zu wachſen, und ſangen unermüdlich, dem großen Waſſertümpel zu Ehren, der in der Nähe des Pfarrhauſes auf der Dorfſtraße entſtanden war: Bi Preeſters up de Eck, da is en groten Dreck.

Und die Sonne ſchlug über den ganzen Himmelsbogen die zauberhafte, ſiebenfarbige Götterbrücke. Hinauf in den Kirchturm ging's zu den Glocken, von wo aus man das Schauſpiel in ſeiner ganzen Herrlichkeit ſehen konnte. Und aus den Schalllöchern ſtarrte man hinaus und träumte von Bifröſt, der „bebenden, zitternden Strecke“, und Götterdämmerung, ſah zu Himinbiörg Heimdallr die Brücke vor den Hrimthurſen, den Rieſen, hüten, ſah ſie unter den Muſpells-Söhnen zuſammenbrechen, wenn die Farben verblaßten und vergingen, merkte die Stellen, an denen der Regenbogen ſcheinbar auf die Erde geſtoßen war, vielleicht, daß man wirklich dort hinten die goldenen Regenbogenſchüſſelchen fände. Vor mir dehnte ſich das weite, fruchtbare Land, ſo grün, ſo friſch, ſo voller Daſeinsluſt, daß man am liebſten hinunter geſprungen wäre, der ſchönen Erde ans Herz, mitten zwiſchen die Gräber und Kreuze, die rings um die Kirche waren, und die ſchwellendes Leben überkleidete und überwucherte. Und auch ſpäter im Leben habe ich Regentage erlebt, die mir unvergeßlich ſind: einen, da ich im März durch den Spreewald wanderte, an ergrünenden Weiden vorüber, daran die großen Tropfen hingen wie Glas, neben mir das Liebſte, das ich auf dieſer Welt habe, und um mich Tauſende von ſprießenden Schneeglöckchen und klares, rauſchendes und murmelndes Waſſer; einen anderen im Mai, als ich den 104. Pſalm ſtudierte und unter dem ſanften, warmen Tropfenfall vom Giebelfenſter meines Kandidatenſtübchens aus die Blätter an den Bäumen des großen Pfarrgartens, in den ich hinabblickte, wirklich wachſen und ſich entfalten ſah. Die ſchönſte Auslegung zu den Worten: „Herr mein Gott, Du biſt ſehr herrlich; Du biſt ſchön und prächtig geſchmückt. Licht iſt Dein Kleid, das Du anhaſt; Du breiteſt den Himmel wie einen Teppich. Du wölbeſt es oben mit Waſſer und fährſt auf den Wolken wie auf einem Wagen.“ Und dann der Regen im Wald, zumal im Spätherbſt, wenn er wie ein ſtarker Nebel herniederrieſelt auf die dunklen Tannen und die bunten Birken und Eichen. Nie iſt der Wald verträumter, märchenhafter, und man geht dahin, als ſei man allem Irdiſchen entrückt. Und die Schönheit erſt des Regens, der Regentropfen an ſich. Stifter hat uns das in ſeiner Novelle „Abdias“ geſchildert, als Naomi unter den Garben auf dem Felde ſitzt und ſieht den Regen in die Halme ſchießen wie ſilberne Kugeln. Nicht nur als Kind ſah ich oft zur Zeit der Ernte ſo, auch als Erwachſener noch, hab’ ich oft geſucht, dieſer Schönheit der Erſcheinung teilhaft zu werden.

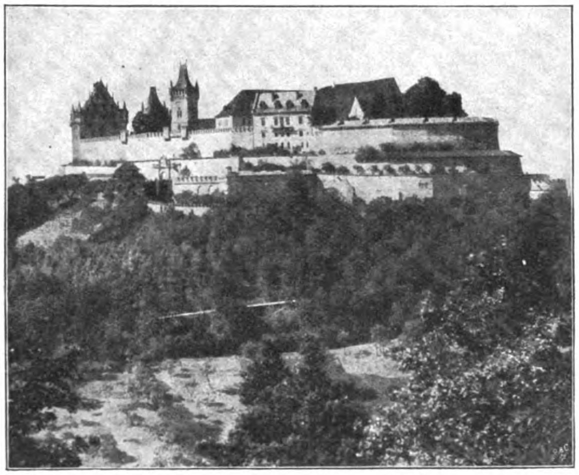
Aber wenn ich ſo des Regens Loblied ſinge — darin eins mit den Sängern der Pſalmen — auch das Regendach hat ſeine Poeſie, der Regenſchirm, zumal der heute kaum noch bekannte Familienſchirm, der treue Begleiter, der bei keiner weiteren Ausfahrt mit dem leichten Korbwägelchen fehlte und ſonſt eine ſtille, geheiligte Ecke auf der Bodenkammer hatte, wo er von dem und denen träumen konnte, was er gehört und die er bedacht und beſchirmt. Wie ein Kondor klafterte er, ein ſtarkes Leinwandzelt mit ſturmerprobtem Griff und Stiel, über den zuſammengeduckten Reiſenden. Und während der Regen auf ihm ſeine Muſik machte, wurden unter ihm alte Märchen und Geſchichten laut, heimelige und gruſelige, von denen dem Kinderohr auch kein Wörtlein entging, und über Zuhören und Fragen, über Gruſeln und Weinen und Lachen war man trocken am Ziel. Und des Abends, ehe man einſchlief, hörte man noch in der Einbildung den Regen tropfen und die Mutter erzählen, und bat wohl den lieben Gott, daß bald wieder einmal ſolch eine Fahrt käme. Ein ganzes Kapitel für ſich könnte man von der Zaubermacht des Regenſchirmes ſchreiben, zu dem die Menſchen überhaupt in ein viel perſönlicheres Verhältnis treten als zu ſeinem Bruder, dem Sonnenſchirm. Zumal die Liebenden. So manche Liebe hat er ſchützend den Augen der neugierigen Welt entzogen, ſo manche Herzen zuſammengeführt. Feins Liebchen unter dem Regendach!

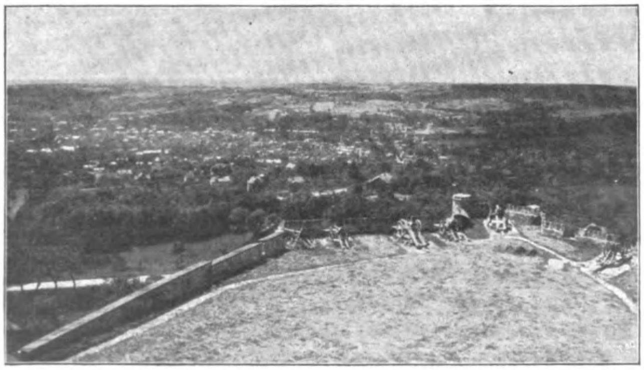
Die Regentage kommen aus derſelben Hand, die den Sonnenſchein gibt. Und wenn auch der „Regen regnet jeglichen Tag“, es geht nach dem Kinderliede: Es regnet, es regnet, es regnet ſeinen Lauf, und wenn’s genug geregnet hat, ſo hört es wieder auf. Auf Regen folgt Sonnenſchein.

Die Fränkiſche Krone. Von Erich Köhrer.

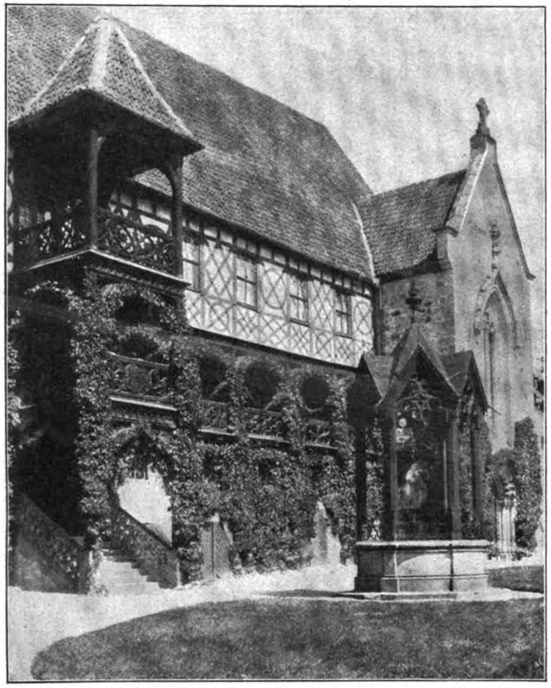
Der Volksmund, der in Sage und Lied für die Feſte Koburg den Namen „Fränkiſche Krone“ erſann, hat ein gutes Wort geprägt. Wo Frankenwald und Thüringer Wald ineinander überfließen, reckt hoch über anmutige Täler und maleriſche Städtchen die Feſte ihre Zinnen ſtolz wie eine Herrſcherkrone empor, und im Sommerſonnenſchein leuchten ihre Türmchen darin wie funkelnde, koſtbare Kronjuwelen. Seltſam dabei, daß die Feſte viel weniger in der großen Welt draußen bekannt iſt als ihre thüringiſchen Schweſtern, die Wartburg und die Rudelsburg. Vielleicht aber geht es ihr wie den Frauen, von denen ja gerade die als die beſte gilt, von der am wenigſten die Rede iſt. In jüngſter Zeit freilich ſpricht man ſehr viel von der Feſte und nicht immer in freundlichem Tone. Die Frage, ob man ſie in ihrem jetzigen Zuſtande belaſſen oder nach den Plänen Bodo Ebhardts umbauen ſolle, hat weit über die nächſtintereſſierten Kreiſe hinaus die öffentliche Meinung erregt und lebhafte Diskuſſionen hervorgerufen. Die Frage ſelbſt iſt ja nun entſchieden, da kurz vor Weihnachten 1909 in Gegenwart des Herzogs der Grundſtein zu den geplanten Umbauten gelegt worden iſt.

Blick von der Feſte auf den Fürwitz.


Feſte von der Brandenſteiner Ebene aus.


Blick von der Feſte über die Neue Baſtei auf Koburg.

Es iſt vielleicht ganz gut, daß wenigſtens auf dieſe Weiſe einmal die Aufmerkſamkeit in erhöhtem Maße auf dies herrliche und intereſſante Fleckchen deutſcher Erde gelenkt worden iſt. So werden zweifellos Tauſende angeregt, den Spuren Goethes zu folgen, der vom 12. bis 15. Mai 1782 in Koburg weilte und in ſeinen Briefen an Frau von Stein die Schönheit des Rundblicks von der Feſte mit beredten Worten pries. Denn nicht nur jahrhundertelange Tradition hat dieſe Stätte geweiht, auch die Natur hat ihre Gaben in verſchwenderiſcher Fülle darüber ausgeſtreut. Von den Wällen der Burg verliert ſich der entzückte Blick in ſchier unermeßliche Weiten. Jean Paul nennt Stadt und Feſte mit ihrer Umgebung „aus vier oder fünf Eden zuſammengebaut“. Die dunkeln Waldungen des Fränkiſchen Jura, die ſteil aufſteigenden Gipfel des Fichtelgebirges, der Rücken des Thüringer Waldes, die Rhönberge — ſie ſchließen in gewaltiger Kette den Horizont ab. Dazwiſchen entfaltet ſich in ihrer ganzen milden Lieblichkeit die Schönheit der thüringiſchen Landſchaft. Vor uns drängen ſich die altertümlichen Häuſer der Stadt Koburg wie ſchutzſuchend an die Feſte heran, hinter deren Mauern die Bewohner ſo manchesmal in ſchwerer Zeit Hilfe und Zuflucht gefunden haben. Aus dem Sonnendunſt grüßt vom Callenberg die Herzogsſtandarte als Zeichen, daß der junge, ſehr beliebte Herrſcher des Landes hier an der Seite ſeiner anmutigen Gemahlin heitere Sommertage verlebt. Mit grellem Pfeifen ſchlängelt ſich die Eiſenbahn durch das Tal, die allein an die große Welt



Fürſtenbau mit Brunnenhäuschen.

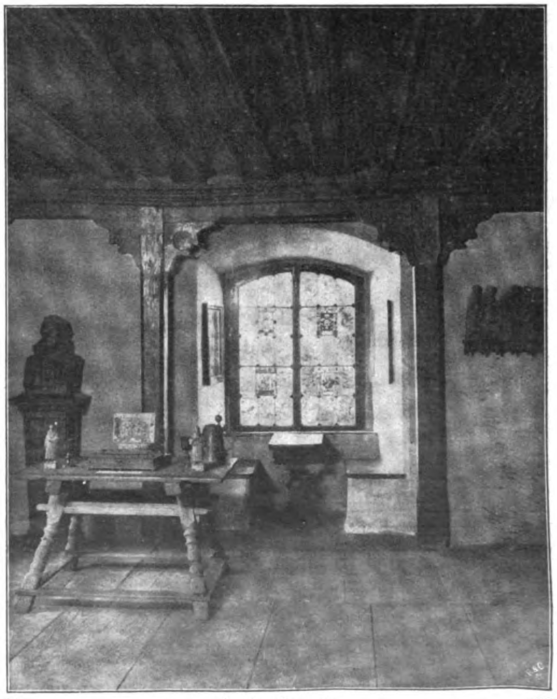
irgendwo da draußen erinnert. Rechts und links von ihr ſind, wie aus der Spielzeugſchachtel eines Rieſengeſchlechts herausgefallen, freundliche Dörfer und zierliche Häuschen gebettet, deren rote Dächer freudige Farbenflecke in das ſanfte Grün der Wieſen und Wälder miſchen.

So ſah ich die Feſte und das Land, als ich zum erſten Male im Glanz der Sommerſonne auf der Bärenbaſtei, 167 m über der Stadt, ſtand. Im Herbſt kam ich wieder. Da lag über den Tälern lichter Glaſt, ein zartes Geſpinſt aus ſilbernen Sonnenſtrahlen, hinter dem die überwältigende Farbenpracht des Herbſtes in gedämpfter Glut ihre Reize ausſtrahlte. Durch die Luft kam ein Singen und Summen von Erntefreude und Lebensluſt. Die Felder prangten in goldener Fülle, und aus den Dörfern klang leiſe Muſik.

Doch das Menſchenauge, immer unerſättlich, wendet auch an dieſer Stätte von der abwechſlungsreichen Schönheit der Natur ſich bald den Werken von Menſchenhänden zu. Und was wir hier ſehen, führt uns bis weit in die graue Vorzeit zurück, läßt die Erinnerung an große Tage in uns wach werden und leuchtet voraus in eine ferne Zukunft. Die Frage nach dem Urſprung der Feſte verliert ſich in ungewiſſem Dunkel. Man verlegt ihn gerne in die Zeit Karls des Großen, doch hat man keinerlei Funde gemacht, die eine tatſächliche Grundlage für dieſe Annahme geben. Urkundlich kommt der Name zum erſten Male im Jahre 1056 vor, und in einer Urkunde vom Jahre 1075 iſt eine den Apoſteln Peter und Paul geweihte Kapelle auf dem Berge erwähnt. Aus dem Beſitz der Grafen Henneberg kam die Burg durch Erbſchaft an Sachſen (Meißen), 1485 an die Erneſtiner. Im Wechſel der Jahrhunderte haben Feuersnot und Kriegsgefahr die Feſte unzählige Male heimgeſucht. Aber der Opfermut des Landes und einzelner Fürſten haben ſie immer wieder neu aus der Aſche erſtehen laſſen. Der Dreißigjährige Krieg brachte ihr keine allzuſchweren Beſchädigungen. Erſt im Laufe des XVIII. Jahrhunderts geriet ſie ſtark in Verfall, ſo daß ſie im Jahre 1838 einem Trümmerhaufen glich. Die Herzöge Ernſt I. und Ernſt II. widmeten dann wieder ihr Intereſſe der Burg und ließen in den Jahren 1838 bis 1854 nach Plänen Heideloffs die Feſte in ihrer heutigen Geſtalt wieder aufbauen. Der jetzt regierende Herzog Carl Eduard hat ſeit ſeinem erſten Beſuch auf der Feſte im Jahre 1900 das Beſtreben dieſer Vorgänger zu dem ſeinigen gemacht und ſich die Aufgabe geſetzt, durch eine gründliche Renovierung den Beſtand der Feſte wieder für Jahrhunderte zu ſichern. Die Ausführung dieſer Aufgabe und die Pläne, die Bodo Ebhardt dafür aufſtellte, hat die eingangs erwähnten heftigen Erörterungen in der Öffentlichkeit hervorgerufen.

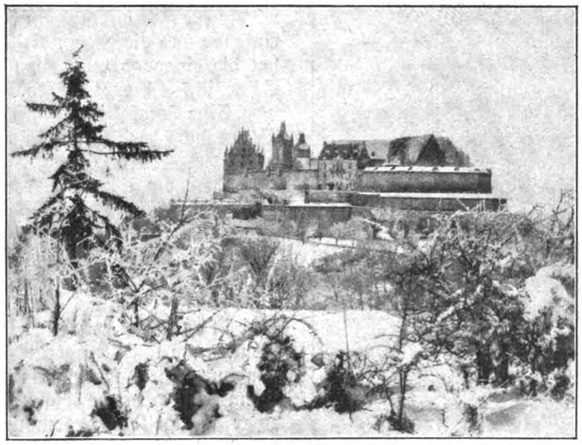
Eine ſorgfältige, durch keine Parteiſtellung getrübte Betrachtung der Burg und der neuen Baupläne lehrt ſehr bald, daß die heftigen Angriffe durchaus unberechtigt ſind. Beſonders der Vorwurf der Pietätloſigkeit iſt zum mindeſten etwas leichtfertig. Denn da im ganzen dreiunddreißig verſchiedene Darſtellungen der Feſte aus verſchiedenen Zeiten vorhanden ſind, iſt es ſchließlich nicht ganz einfach, genau zu beſtimmen, welche davon als die maßgebende und pietätvoll zu ehrende mit Fug anzuſehen iſt. Wohl aber iſt es Tatſache, daß der Teil der Burg, über deſſen Neubau am lauteſten geſtritten wird, der ſogenannte „Fürſtenbau“, durch keine lange Tradition geſchützt erſcheint. Denn er iſt erſt in den Jahren 1840 bis 1851 errichtet, und zwar infolge des Geldmangels aus ſehr ſchlechtem Material. Daher wird der Abbruch unvermeidlich, obwohl man freilich gerade dieſen Bau wegen ſeiner architektoniſchen Anmut und eines ſehr ſubtil gearbeiteten Wandgemäldes nur mit Bedauern fallen ſehen kann.

Aber ein Neubau iſt ſchon deshalb unvermeidlich, weil gerade in dieſem Flügel ein Teil der wertvollſten Schätze der herzoglichen Sammlungen untergebracht iſt. Dieſe Sammlungen — ſie bringen ja die große Überraſchung für den Beſucher der Feſte. Man ſteht verblüfft vor der ſchier unüberſehbaren Fülle des Intereſſanten und Schönen, das in dem ſchlichten Gemäuer ſich birgt. Auf dem engen Raum der Feſte ſind ein halbes Dutzend Muſeen verſchiedenſter Art vereinigt, eines immer reichhaltiger als das andere. In dem umſtrittenen Fürſtenbau ſind die Sammlungen von Prunkwagen, Schlitten, alten Jagdgeräten, keramiſchen Gegenſtänden und Gläſern untergebracht. Die Wände ziert köſtliches Schnitzwerk und wundervoll erhaltene Intarſien-



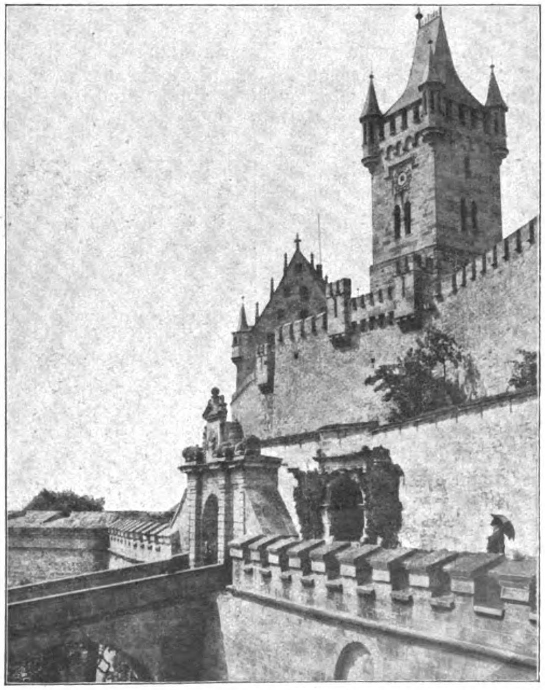
Lutherzimmer.

arbeit. Wertvolle Bilder, darunter mehrere Gemälde (die Philippine Welſer!) von Lukas Cranach, finden eine Ergänzung in den Beſtänden des Kupferſtichkabinetts, das unter mehr als 300 000 Kunſtblättern die ſeltenſten Originale von Dürer, Rembrandt, Chodowiecki u. a. aufweiſt.



Feſte vom Herzogsweg geſehen.

Doch den tiefſten Eindruck macht die geheiligte Stätte, die Luthers Namen trägt. Man hat das Zimmer, in dem der Reformator ein halbes Jahr gewohnt hat, völlig im alten Zuſtande erhalten. Am 16. April (Oſterſonnabend) 1530 kam Luther als Geächteter nach Koburg, geleitet von ſeinem Beſchützer Kurfürſt Johann dem Beſtändigen. Während der Oſtertage hielt er drei Predigten, die in dem Buche des Generalſuperintendenten Genßler „Säkularfeier der Augsburgiſchen Konfeſſion in Koburg 1830“ abgedruckt ſind. Luther wartete dann auf der Feſte den Verlauf des Augsburger Reichstags ab. 119 Briefe, darunter der „Sermon, daß man die Kinder zur Schule halten ſolle“, ſind hier geſchrieben. Daneben arbeitete Luther hier an der Überſetzung der Propheten und mehrerer Pſalmen. Auch „Ein feſte Burg“ iſt wahrſcheinlich in Koburg entſtanden. Luther wohnte in einem der oberſten Gemächer des Fürſtenbaues. Später hat man die ganze Einrichtung genau in das darunterliegende Zimmer übertragen und zeigt heute dieſes als Lutherzimmer. Nach halbjährigem Aufenthalt verließ Luther im Oktober die Feſte.



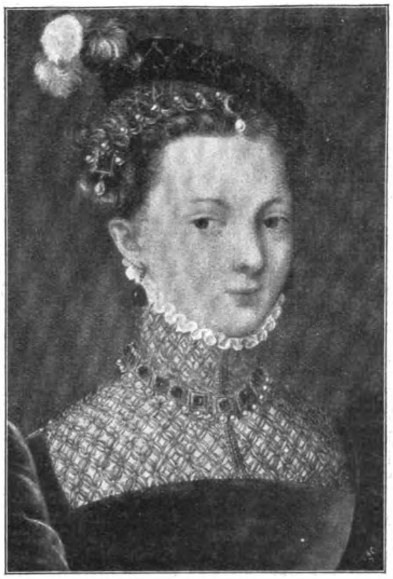
Feſtungseingang mit Brücke.

Nicht er allein von den Großen der Geſchichte kam mit der Feſte in nähere Berührung. Im September 1632 erſchien Wallenſtein mit ſeinen Truppen vor der Burg, um ihre Übergabe zu fordern. Er beſchoß ſie von einem gegenüberliegenden Hügel, dem „Fürwitz“, aus, mußte aber nach kurzer Belagerung unverrichteter Sache wieder abziehen.

Es iſt hier nicht der Platz, auf die Fülle der in den Sälen der Feſte aufgehäuften Kunſtſchätze ausführlich einzugehen. Ein paar kurze Hinweiſe müſſen genügen. Im zweiten Stock des Fürſtenbaues ſieht man neben den herrlichen Erzeugniſſen der Glasmacherkunſt aller Länder eine keramiſche Sammlung, die als die bedeutendſte Deutſchlands gilt. Altſpaniſch-mauriſche Fayencen, franzöſiſche und deutſche Majoliken, koſtbare Porzellane, irdene und Steingutgefäße füllen die meiſt aus verſchiedenfarbigen Hölzern gearbeiteten Schränke, unter denen beſonders ein Schenktiſch Herzog Kaſimirs von 1630 ein bemerkenswertes Erzeugnis früherer kunſtgewerblicher Leiſtungsfähigkeit iſt. Die feinſten Holzſchnitzarbeiten findet man dann im Roſenzimmer in den an der Decke angebrachten 365 verſchiedenen Roſetten. Völlig unerreicht aber in der wundervollen Abtönung der Farben wie in der künſtleriſchen Ausführung der Einzelheiten ſind die Wandbekleidungen des Jagdzimmers, die nach Entwürfen Wolfgang Pirkners ausgeführte, auch kulturgeſchichtlich ſehr bemerkenswerte Jagdſzenen zeigen.

Ich glaube, es gibt faſt keinen Zweig ſammleriſcher Betätigung, der in der Feſte nicht auch eine Stätte gefunden hätte. Reiche Gobelins und Stickereien, farbenprächtige Glasgemälde, eine Münzen- und Medaillenſammlung von über 20000 Stück, eine koſtbare Autographen-Sammlung mit Handſchriften von Luther und Wallenſtein, begeiſternde alte Bücher in märchenhaft ſchönen Typen und Einbänden, — all dieſe Schätze gleiten beim Durchwandern der Säle in einer bei aller Überſichtlichkeit doch geradezu verwirrenden Fülle am Auge des Beſuchers vorüber.

Neben dem Fürſtenbau liegt die Kirche, davor der etwa 80 m tiefe Brunnen. Das Waſſer wurde daraus mit Hilfe eines hohen Rades herausgeholt, das einer der Gefangenen oder Sträflinge durch Gehen darin in Bewegung ſetzen mußte. War doch das Hauptgebäude im inneren Feſtungshof erſt Zeughaus, dann aber Zucht- und Arbeitshaus. Jetzt dient es als Dienſtwohnung für den Vorſtand der Sammlungen, den verdienſtvollen Major Loßnitzer, den Stabsarzt Fiſcher und die Beamten der Feſte. Stabsarzt Fiſcher iſt König in einem beſonderen Reich. Ihm unterſtehen die naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen der Feſte. Denn mit den eben von mir aufgezählten Schätzen iſt der Inhalt der Gebäude keineswegs erſchöpft. In einem Flügel, der als beſondere Eigentümlichkeit zwei übereinander liegende Kelleranlagen aufweiſt, befinden ſich die weit berühmten, äußerſt reichhaltigen naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen. Da ſteht man vor einer Vogelſammlung von über 7000 Stück, unter denen beſonders die reiche Zahl der in den leuchtendſten Farben ſchillernden Kolibris auffällt. 12 000 Inſekten, faſt 6000 Konchylien, zahlreiche Korallen und andere Seetiere, eine Fülle koſtbarer Mineralien, über 10 000 Petrefakten, ein Herbarium mit mehr als 40 000 Blättern geſellen ſich dazu. Eine Spezialausſtellung aller im Herzogtum vorkommenden Tiere und eine Zuſammenſtellung aller möglichen ethnographiſchen Objekte geben der Schuljugend von Koburg einen wirkungsvollen und intereſſanten Anſchauungsunterricht.



Philippine Welſer von Lukas Cranach.

Wenn man etwa den Saal betritt, in dem jedes verfügbare Plätzchen mit einem ausgeſtopften Vogel beſetzt iſt, ſteht man zunächſt einen Augenblick in begeiſterter Verzückung wie in einem Märchenwald. Aber man empfindet ſehr bald, daß hier koſtbare, für die Wiſſenſchaft bedeutungsvolle Güter nicht zur richtigen Geltung gelangen. In wenigen, durchaus unzureichenden Räumen zuſammengedrängt, erſchweren ſie dem willigen Beſucher den Genuß und machen wiſſenſchaftliche Verwertung faſt unmöglich. Der beabſichtigte Ausbau wird auch darin Wandel ſchaffen und eine würdige Unterbringung all der wertvollen Beſtände ermöglichen. Schon aus dieſem Grunde verdienen die Pläne des Herzogs nachdrückliche Förderung. Der ſtillen Heimlichkeit des Feſtungshofes, der reizvollen Romantik der ſchmalen Gänge in der Burg, der gemütlichen Behaglichkeit der raſenüberſponnenen Wege rings um die Wälle wird dadurch nichts genommen. Wohl aber wird dieſer durch jahrhundertelange Tradition, durch deutſche Kulturerinnerungen bedeutſamſter Art geweihten Stätte der Beſtand auch für kommende Geſchlechter geſichert. Die architecktoniſchen Schönheiten der Burg werden durch die vorgeſehene Umkränzung der Wälle mit kleinen Türmchen zweifellos nicht vermindert. Und ich bin überzeugt, ſelbſt die Errichtung eines Gaſthauſes auf dem Fürwitz, das ſich als einſtöckiger Thüringer Fachwerkbau dem Charakter der Landſchaft einfügen wird, bedeutet keineswegs eine Heiligtumsſchändung.

Wer je einmal vom Fürwitz aus die entzückten Blicke weithin über die Fluren, über Wälder und Berge, über Wieſen und Dörfer hat ſchweifen laſſen und in den hellen Äther die Feſte gewaltig emporwachſen ſah, begreift, daß man mit Recht die abwechſlungsreiche Anmut dieſes lieblichen Erdenfleckes weiteſten Kreiſen erſchließen will. Und da für kulturelle Aufgaben doch nie genug Geld vorhanden iſt, der Ausbau der Feſte aber eine ſchwere Laſt für das Land und ſeinen opferfreudigen Herrſcher bedeutet, iſt es wohl berechtigt, wenn man durch wirtſchaftliche Ausnutzung der naturgegebenen Möglichkeiten wenigſtens einen Teil der Laſt auf die Schultern derer abzuwälzen ſucht, denen ein Beſuch dieſer Stätte eine bleibende Erinnerung für das Leben ſchenkt.

Stotternde Kinder. Von J. P. Filskow.

Groß iſt die Zahl der Kinder, die mit irgendeiner fehlerhaften Sprechweiſe behaftet ſind. Die am häufigſten vorkommenden Sprechgebrechen ſind das Stammeln und das Stottern. Gewöhnlich verwechſelt man beide Sprachübel, oder man bezeichnet ſie gemeinſam nur als Stammeln. Und doch unterſcheiden ſie ſich weſentlich. Der Stammler kann nämlich ſehr fließend ſprechen, bildet aber einzelne Laute falſch oder kann ſie überhaupt nicht ſprechen und ſetzt an ihre Stelle andere. Der Stotterer hingegen kann jeden einzelnen Laut, mag dieſer noch ſo ſchwierig ſein, vollauf richtig erzeugen, iſt aber nicht imſtande, die einzelnen Laute ſofort miteinander zu verbinden, wodurch ihm das fließende Sprechen erſchwert oder unmöglich gemacht wird.

Das Stottern iſt entſchieden die ſchlimmſte Sprechkrankheit, weil es ſchwerer heilbar als das Stammeln iſt und weil nach der Heilung gar leicht ein Rückfall eintritt. Dazu kommt noch, daß der Stotterer oft eine Zielſcheibe des Spottes iſt, in der Schule ſeines Leidens wegen durchweg vernachläſſigt wird und ſo zurückbleibt, und daß ihm ſpäter im praktiſchen Leben der Zutritt zu manchen Berufsarten verſchloſſen bleibt.

Das Stottern beruht nicht, wie vielfach angenommen wird, auf einem fehlerhaften Bau der Sprachwerkzeuge (der Zunge, des Gaumens, der Rachenhöhle uſw.), ſondern hat ſeine Urſache in deren fehlerhafter Beherrſchung durch den Willen. Der Sitz des Leidens iſt nämlich zentral, d. h. im Gehirn, das bekanntlich alle unſere geiſtigen und körperlichen Tätigkeiten beherrſcht und leitet, mithin auch das Sprechen. Beim Sprechen werden vom Gehirn, von der Zentrale aus drei Muskelgebiete angeregt und in ihren Bewegungen geregelt, nämlich die der Atmung dienenden Bruſtmuskeln, die zur Bildung der Stimme erforderlichen Kehlkopfmuskeln und die zur Formung der Laute oder zur Artikulation notwendigen Muskeln der Mundhöhle. Iſt nun in der Zentralſtation, dem Gehirn, irgendeine Störung vorhanden, ſo beherrſcht dieſe nicht vollſtändig die erwähnten drei Muskelgebiete, und infolgedeſſen ſtellen ſich unwillkürliche krampfartige Muskelzuckungen ein, was man als Stottern bezeichnet. Dieſe krampfartigen Zuſtände zeigen ſich bei einigen Stotterern nur in der Artikulations-Muskulatur, alſo bei der Bildung von Konſonanten, bei anderen dagegen nur in der Stimm-Muskulatur, alſo bei der Erzeugung der Vokale, und endlich bei anderen in der Atmungs-Muskulatur, alſo beim Ein- und Ausatmen. Darum ſpricht man von Konſonanten-, Vokal- und Atmungsſtotterern. Vielfach treten die Krämpfe bei einem und demſelben Stotterer in allen drei Muskelgebieten gleichzeitig auf.

Hieraus erklärt ſich nun leicht die Entſtehung des Stotterleidens. So hat oft eine ſtarke Gehirnerſchütterung, durch Fall, Stoß, Schlag u. dgl. veranlaßt, das Stottern zur Folge gehabt. Wenn auch nicht unmittelbar, ſo können doch mittelbar gewiſſe Krankheiten, wie die Skrofuloſe, die Rhachitis, die Diphtherie, der Scharlach und andere Kinderkrankheiten, das Stottern hervorgerufen haben.

Vor allem können die Urſachen ſeeliſcher Art ſein. Oft führten plötzlicher Schreck oder übergroße Angſt das Stotterübel herbei. Auch durch ſeeliſche Anſteckung oder Übertragung entwickelt ſich in vielen Fällen das Stotterleiden. So ahmen ſehr lebhafte und nervöſe Kinder im Verkehr mit Stotterern unwillkürlich das Stottern nach und werden bald ſelber zu Stotterern.

Da die größte Gefahr für die Entſtehung dieſer Sprachkrankheit in dem vorſchulpflichtigem Alter liegt, ſo muß hier die Behandlung einſetzen. Die Hauptſache iſt hierbei das Verhüten des etwa aufkeimenden Übels. Da gewiſſe Fehler im Bau der Mund- und Rachenhöhle, wie Haſenſcharte, Gaumenſpalte und namentlich übergroße Rachenmandeln, das Stotterübel fördern, ſo iſt es ſelbſtverſtändlich, daß die Eltern frühzeitig darauf achten müſſen, ob die Sprechwerkzeuge ihrer Kinder geſund ſeien, und wenn nicht, rechtzeitig ärztliche Hilfe ſuchen.

Vor allem müſſen die Eltern während der Zeit, da die Sprache der Kinder ſich entwickelt, alſo in den erſten ſechs Lebensjahren, ungemein ſorgfältig ſein. Da die Kleinen in dieſer Zeit hauptſächlich durch Nachahmung das Sprechen erlernen, ſo darf man ihnen alles nur äußerſt langſam, deutlich, ſprachrichtig und lautrichtig vorſagen, niemals, auch im erſten Lebensjahre nicht, ſich mit ihnen in der unverzeihlichen Babyſprache unterhalten, auch nicht dulden, daß ſolches von anderer Seite geſchieht. Auch vermeide man überlautes oder gar ſchreiendes Sprechen. Sobald nun die Kleinen ſelber das Plaudern anfangen, dann halte man ſie von vornherein dazu an, langſam, deutlich, lautrichtig und nicht allzu laut zu ſprechen, indem man ihnen die Wörter, die ſie ſchwerfällig oder verkehrt ausſprechen, in ruhiger und leiſer Art langſam, vielleicht ſilbenweiſe, und völlig lautdeutlich ſo lange vorſpricht und ſie nachſprechen läßt, bis die richtige Ausſprache gelingt. Auf alle Fälle halte man Perſonen, die lautlich ſchlecht ſprechen, womöglich ſtottern, von den Kleinen gänzlich fern.

Wenn man auch die Kleinen recht fleißig zum Plaudern und Reden anhalten ſoll, muß man anderſeits doch recht ſorgfältig bei den Kindern verfahren, die ſehr lebhaft ſind und zum Schnellſprechen Neigung haben. Dieſe wollen nämlich allzu ſchnell ihre Gedanken ausdrücken, wobei ſie ſich oft überſtürzen, nicht rechtzeitig Atem ſchöpfen, daher in der Rede ſtocken, ſich wiederholen, und ſo auf dem beſten Wege ſind, Stotterer zu werden. In ſolchen Fällen müſſen die Eltern gehörig bremſen, die Kinder unabläſſig zum ſehr langſamen und leisruhigen Sprechen und rechtzeitigen Einatmen erziehen.

Sehr vorſichtig gehe man bei der Erlernung von kleinen Gebeten, Gedichten oder Liedern zu Werke. Natürlich kann das Erlernen nur durch Vor- und Nachſprechen erzielt werden. Aber dieſes Verfahren iſt nur dann eine gute Übung im Sprechen, wenn es in der richtigen Weiſe ſich vollzieht, nämlich ſo, daß die Kleinen durch langſames, deutliches, lautreines und nicht zu lautes oder ſtarkes Vorſprechen und gute, nicht übertrieben ſcharfe Betonung jedes Wortgebilde nachſprechen lernen. Man hüte ſich davor, auf dieſe Weiſe zu lange Gedichte oder Lieder einzuprägen, da beim Auſſagen das kleine Gedächtnis gar leicht verſagt, ſo daß nun ein Zerhacken beginnt. Auch dulde man nicht ein Abhaſpeln oder ein Herunterleiern, und niemals laſſe man irgendeinen Sprach- oder Sprechfehler mit durchlaufen, da auf dieſe Weiſe leicht dem Stottern Vorſchub geleiſtet wird. Eine empfehlenswerte Übung im guten, richtigen und fließenden Sprechen bilden das Chor- oder Zuſammenſprechen und das Singen, wenn man dabei vernünftig verfährt, nicht zu ſchnell, nicht zu laut, auf natürliches Atmen achtet, auf ſchöne Betonung u. dgl. m.

Um die Atmungswerkzeuge und die Bruſtmuskulatur zu kräftigen, treibe man täglich vielſeitige Lungengymnaſtik mit den Kleinen, entweder im Freien oder in einem gut durchlüfteten Zimmer. Zu dieſem Zweck ſtelle man allerlei Frei- und ſogenannte Haltungsübungen an. Solche ſind etwa: Arme langſam ſeitwärts zur wagerechten Halte heben und dabei tief einatmen, darauf ebenſo ſenken und ausatmen; in derſelben Weiſe zur ſenkrechten Halte heben und dann ſenken und damit das Ein- und Ausatmen verbinden; Arme vorwärts zur wagerechten Halte und nun langſam ſeitwärts und ſoweit nach hinten wie möglich drehen und hierbei tief einatmen, darauf in die Ausgangslage zurückdrehen und langſam ausatmen; unter gleichzeitigem Einatmen linken Arm ſeitwärts-aufwärts heben und den Oberkörper rechts ſeitwärts beugen, darauf zurück und ausatmen; dieſelbe Übung mit dem rechten Arm und dabei den Rumpf nach links neigen. An der Hand eines Turnleitfadens laſſen ſich leicht mehrere ähnliche Übungen vornehmen. Vor allem gewöhne man die Kinder frühzeitig ans Rippenatmen. Durchweg atmen ſie, beſonders Knaben, nur mit dem Zwerchfell, d. h. ſie dehnen den Bruſtkaſten in die Länge von unten nach oben aus, während ſie ihn in die Breite erweitern ſollen, um recht viel Luft einzuholen. Zu dieſem Zweck müſſen die Kinder die Bauch- oder die falſchen Rippen gehörig ausdehnen. Um ſie dahin zu bringen, laſſe man ſie einen Spazierſtock oder Turnſtab vor den Leib in der Nabelgegend legen und mit beiden Händen feſtpreſſen und nun mehrfach tief ein- und ausatmen. Dabei iſt das Zwerchfell teilweiſe außer Tätigkeit geſetzt worden, während die kurzen Rippen völlig arbeiten müſſen.

Stellt es ſich heraus, daß ein Kind wirklich zum Stotterer geworden iſt, dann muß man mit dieſem erſt recht vorſtehende Übungen vornehmen, und zwar täglich und ſo lange, bis es ſelbſt auf eigene Hand ſie treibt. Gleichzeitig muß der Stotterer das richtige Atmen beim Sprechen lernen. Die Stotterer ſind nämlich durchweg Falſchatmer, wenigſtens beim Sprechen. So ſind einige ungemein geizig mit der Atemluft, die zur Erzeugung der Laute und Wörter dient, d. h. es ſtellt ſich bei ihnen nach dem Einatmen ein Krampf in der Bruſt- und Kehlkopfmuskulatur ein, ſo daß infolge der Einſchnürung der betreffenden Werkzeuge die Luft feſtgehalten wird und nicht hinausſtrömen kann; höchſtens wird die Luft ſtoßweiſe und in nicht genügender Menge hervorgepreßt, wobei die bekannten eigenartigen Knackgeräuſche im Kehlkopfe ertönen. Andere Stotterer ſind dagegen Atemluftverſchwender. Anſtatt nämlich mit der eingeatmeten Luft haushälteriſch umzugehen, geben ſie nach dem Einatmen ſofort die geſamte Menge auf einmal aus; denn auch ſie vermögen nicht, ihre Atmungsmuskeln und Stimmuskeln zweckmäßig zu beherrſchen.

Um die Stotterer zum zweckentſprechenden Ein- und Ausatmen beim Sprechen zu befähigen, ſind folgende Übungen mit ihnen anzuſtellen. Von vornherein müſſen ſie die Grundſtellung und eine turneriſche Haltung einnehmen, den Mund öffnen, als ob ſie a ſingen wollten, die Zunge dabei aber nur ſanft gegen die unteren Schneidezähne anlegen, keineswegs gegen dieſe feſtſtemmen, da ſonſt ein Druck auf die Zungenwurzel und den Kehlkopf ausgeübt werden würde. Auf den Befehl „eins!“ muß der Stotterer jetzt, d. h. durch den geöffneten Mund, ſchnell tief einatmen, wobei er gleichzeitig die Arme ſeitwärts zur wagerechten Haltung ſchwingen kann. Sofort, alſo ohne Pauſe, muß er dann auf den ſehr gedehnten Befehl „zwei —!“ beim langſamen Senken der Arme die Luft fortwährend leiſe und gleichmäßig, d. h. ohne irgendwelche Stockung, ausſtrömen laſſen. Iſt er nach mehrmaliger Übung hierzu imſtande, dann muß er die Atemhalte üben, die darin beſteht, daß er nach dem ſchnellen Einatmen und gleichzeitigem Armſchwingen eine kleine Pauſe macht, alſo die Arme in der wagerechten Lage einen Augenblick verharren läßt und den Luftſtrom zurückhält, um dann beim langſamen Senken der Arme die Luft wieder in der vorhin angegebenen Weiſe ausfließen zu laſſen. Hierauf mache er den Verſuch, die Luft in Abſchnitten einzuatmen, ohne inzwiſchen auszuatmen. Hierbei zähle man etwa: „eins! — zwei! — drei!“ und laſſe den Stotterer die Arme halbſeitwärts, vollſeitwärts und ſeitwärts-aufwärts ſchwingen mit einer jedesmaligen kurzen Pauſe. Darauf muß er die Luft einen Augenblick anhalten und nun in ähnlicher Weiſe in Abſchnitten ausatmen, aber langſam und leiſe, ohne dazwiſchen einzuatmen. Mit dieſen Atemübungen kann man auch andere Armübungen verbinden. Sehr zu empfehlen iſt es beiſpielsweiſe, die Hände an die Hüfte zu legen und beim tiefen, ſcharfen Einatmen durch den geöffneten Mund auf den Befehl „eins!“ die Ellbogen kräftig nach hinten zu ſchnellen, beim Ausatmen dagegen ſie langſam nach vorn ſoweit wie möglich zu bewegen.

Hat der Stotterer ſo gelernt, zweckentſprechend zu atmen, geht man dazu über, ihn in dem Gebrauch ſeiner Stimmuskeln zu ſchulen. Bei der Erzeugung der Stimme müſſen drei Muskelpaare des Kehlkopfes gleichzeitig in Tätigkeit geſetzt werden, die den Hauch-, den Flüſter- und den Stimmton nacheinander bilden. Der Stotterer beherrſcht nun aber dieſe Muskeln nicht ſo, daß er gewiſſermaßen mit einem Sechſergeſpann fahren kann. Darum muß er der Reihe nach die einzelnen Töne hervorbringen, um ſie ſpäter endlich gleichzeitig alle zu bilden.

Zuerſt übe man den Hauchton ein, indem man den Stotterer auffordert, nach dem bei der a-Mundſtellung in obiger Weiſe geſchilderten Einatmen den Luftſtrom hauchend austreten zu laſſen, und zwar gleichmäßig fließend und kaum hörbar. Hierbei laſſe man den Stotterer den Hauchlaut h mit allen Vokalen nacheinander verbinden, ſo daß er ha, ho, hu, he, hi, hei, heu, hau leishauchend ſpricht.

Verläuft die Sache endlich zur Zufriedenheit, d. h. ohne irgendwelche Stockung, dann muß der Flüſterton geübt werden. Zu dieſem Zweck fordere man den Stotterer dazu auf, den Hauchton mehr und mehr zu verſtärken und die obige Reihe (ha, ho uſw.) flüſternd hörbar herzuſagen, wobei ſtets auf das richtige Einatmen zu achten iſt. Übrigens kann das wiederholte Leſen und Sprechen im Flüſterton allen Stotterern als zweckmäßige Übung ſehr empfohlen werden.

Sobald der Stotterer anſtandslos nach dem Einatmen flüſtern kann, muß er endlich verſuchen, den Stimmton ohne Anſtoß zu erzeugen. Zu dieſem Ende laſſe man ihn den Flüſterton nach und nach ſo verſtärken, daß dieſer endlich ohne irgendeine Stockung (Abſatz) in den leiſen Stimmton übergeht, wobei in gedehntem Maße die obige Reihe zu ſprechen iſt. Nie aber darf vergeſſen werden, rechtzeitig in der bezeichneten Weiſe Atem zu ſchöpfen.

Iſt der Stotterer nun wirklich befähigt worden, ohne geringſten Anſtoß aus dem Hauchton in den Flüſterton und von dieſem in den Stimmton überzugehen, ſo muß er jetzt ſoweit geſchult ſein, daß er ſofort nach dem Einatmen in den Stimmton einfallen kann. Dieſes muß nun aber weiter geübt werden, und zwar zunächſt unter Benutzung des Hauchlautes. Man ſchreibe daher eine Reihe von Wörtern auf, die mit einem h anfangen, wie Haar, Hahn, Huhn, hoch, Henne, Himmel uſw. Nachdem der Stotterer in der angegebenen Weiſe eingeatmet hat, muß er bei der Ausſprache zur Hauptſache den Ton auf den Vokal legen, dieſen ſehr lang dehnen und die folgenden Konſonanten nur leiſe und kurz nachſchlagen laſſen. Um ihn hieran zu gewöhnen, ſchreibe man die erwähnten Wörter ſo, daß nach den fettgedruckten Vokalen ein Gedankenſtrich folgt und dann die folgenden Lautzeichen in kleiner Schrift, etwa ſo: **Haa**—r, **Ha**—nd, **He**—nne uſw.

Gleichzeitig zwinge man ihn dazu, die betreffenden Wörter in Sätzen anzuwenden, indem man durch eine Frage ihn hierzu auffordert. Dabei muß der Fragende die beiden Wörter in ſeiner Frage, die nachher der Stotterer als Anfangswörter in ſeiner Antwort benutzen ſoll, leiſe und ſtark gedehnt ſprechen, die anderen dagegen erheblich ſchneller und genügend betont. In ähnlicher Weiſe muß nun der Antwortſatz erfolgen. Frage: Was legt **die** — **He**—nne? Antwort: **Die** — **He**—nne legt Eier.

Die nun folgenden Übungen ſollen den Stotterer befähigen, ſeine Artikulationsmuskeln ſo zu beherrſchen, daß er ohne weiteres den Stimmeinſatz findet, den Normalſprechende anwenden.

Zu dieſem Zweck übe man mit ihm erſt den leiſen Stimmeinſatz. Man laſſe ihn nach dem vorſchriftsmäßigen Einatmen der Reihe nach mehrere Wörter, die mit einem Vokal anfangen, wie Aal, Ohr, Igel, Eſel, Eule uſw., leiſe und ſehr gedehnt ſprechen, nämlich in der Weiſe, daß die dem Vokal folgenden Konſonanten nur kurz und ſchnell nachſchlagen, da immer die Vokale die Hauptrolle ſpielen, alſo etwa ſo: **Aa**—l, **O**—hr, **I**—gel, **Eu**—le.

Auch bei dieſen Übungen kommt es darauf an, daß der Stotterer die geſprochenen Wörter in Sätzen anwenden kann, die als Antworten durch zweckentſprechende Fragen, wie oben, entwickelt werden. Frage: Wo lebt **de—r Aa—l**? Antwort: De—r **Aa**—l lebt im Waſſer.

Nun endlich gehe man zu dem harten Stimmeinſatz über, indem man nach dem bekannten Einatmen Wörter, die mit einem oder mehreren Konſonanten anfangen, ſprechen läßt, wie Moos, Naſe, Boot, Käſe, Butter, Garten, Brot, Gras, Spaten, Strauch uſw. Wie überall, ſpielen auch hier die Vokale die Hauptrolle; dieſe müſſen daher ſehr gedehnt ertönen, während die Anfangskonſonanten nur leiſe und ohne ſtarken Druck erzeugt werden und die nachfolgenden Konſonanten kurz, aber ohne allzuſcharfe Artikulation nachſchlagen dürfen; etwa ſo: **Moo**—s, **Boo**—t, **Ga**—rten, **Strau**—ch uſw.

Auch hier kommt es ſehr darauf an, daß der Stotterer die geſprochenen Wörter in Sätzen anzuwenden vermag, die durch entſprechende Fragen entwickelt werden. Frage: Wo wächſt **da—s Gra—s**? Antwort: **Da—s Gra—s** wächſt auf der Wieſe. Es empfiehlt ſich auch ſo zu fragen, daß der Ausdruck „das Gras“ zum Schluß in der Antwort auftreten kann, und zwar in natürlicher Ausſprache. Frage: Was wächſt **au—f de—r Wie—ſe**? Antwort: **Au—f de—r Wie—ſe** wächſt das Gras. Zur weiteren Übung ſind ſehr zu empfehlen: langſames, gedehntes und nicht zu lautes Leſen, Deklamieren, Chorſprechen und vor allem Singen, mit und ohne Muſikbegleitung.

Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers. (8. Fortſetzung.)

Nach der Unterredung mit ihrem Mann ſaß Andrea noch lange in tiefen Gedanken. Die Hoffnung in ihr lebte wieder auf. Es lag ja noch ſoviel vor einem, faſt das ganze Leben noch! Die Kinder traten doch jetzt erſt eigentlich in das Alter, in dem eine wirkliche Verſtändigung, ein Zuſammenwachſen möglich iſt. Vielleicht war noch gar nichts verſäumt! Zwei ihrer Kinder blieben ihr erhalten!

Der frühe Herbſtabend kam. Draußen ſchlug ein naſſer Wind an die Scheiben. Schon lag Dämmerung im Raume.

‚Ich werde jetzt alle Fragen viel eifriger ſtudieren!‘ dachte Andrea. ‚Viel intimer als damals, da ich die albernen Vorträge hielt. Es iſt jetzt heißer Ernſt geworden. Ich muß meinen Kindern Rede ſtehen — —!‘

— — „Hallo! Iſt jemand hier drin?“

Die Tür war aufgeriſſen, das Licht von der Diele fiel herein. Gerd ſtand auf der Schwelle.

Andrea fuhr auf. Es war ihr, als könne ihr zur Stunde nichts Lieberes und Größeres geſchehen.

„Ich bin hier, Gerd. Willſt Du etwas?“

„Du, Mama? Hier im Dunkeln? Ja, ich ſuchte Dich eigentlich. Ich wollte fragen, glaubſt Du wohl, daß ich heute nach dem Abendbrot mit zwei Freunden in den Zirkus gehen kann? Er bleibt nur noch bis morgen hier. Es ſoll famos ſein.“

„Ja, Gerd,“ entgegnete Andrea. „Das kannſt Du ohne Zweifel. Ich werde es Papa ſagen, daß ich es Dir erlaubt habe. Aber ſage mal, wäre es Dir wohl lieb, noch ein halbes Stündchen hier im Dämmern mit mir zu plaudern? Ich denke mir das gerade jetzt ſo angenehm, Gerd!“

„Ja — a — !“ ſagte er mit einem ganz kleinen Zögern.

Gerd zog die Tür hinter ſich zu und kam in ſeinem gewöhnlichen ſchlendernden Schritt heran. Sogar im Halbdunkel bemerkte ſie die feine Schlankheit ſeiner Geſtalt, nicht überlang, wie die Connys, von einer liebenswürdigen Freiheit der Bewegung.

Am Fenſterplatz ſtanden zwei breite und tiefe Lederſeſſel einander gegenüber. Jeder von ihnen war ſo breit, daß zwei Perſonen darin Platz hatten. Andrea zog ihren Jungen auf die Armlehne nieder zu ſich.

„Gerd,“ ſagte ſie, wandte ſich dem Knaben voll zu, faßte mit der rechten Hand nach der ſeinen und blickte geſpannt zu ihm hinauf, „Papa und ich, wir haben vorhin über Deine Zukunft beſtimmt.“

„Meine Zukunft? Was könnt Ihr denn ſchon davon wiſſen?“ fragte Gerd erſtaunt.

„Es iſt nämlich ſo, daß Conny fortgehen wird, Jura ſtudieren, und auf dieſe Weiſe fällt Dir die Fabrik zu.“

Sie ſagte es ihm, als übergebe ſie ihm damit ein großes Geſchenk. Er aber lachte, leichtſinnig und amüſiert.

„Die Fabrik, mir! Aber Mammeli! Kannſt Du Dir vorſtellen, daß ich mein Leben auf dem Kontorbock vereſeln werde? Mammeli, Du biſt doch mein kluges, feines Mammeli, wie kannſt Du ſolchen Unſinn glauben? Ich und die Fabrik! Ich kann nichts anderes werden wie Offizier, das ſteht nun mal feſt.“

„Offizier —“ ſtotterte Andrea. Sie ſah an ihrem hübſchen, flotten Jungen empor, einen Moment blendete auch ſie der Gedanke, aber ſchon der nächſte warf ihr wieder die Welle der Angſt über das Herz. Sie umklammerte förmlich die ſchlanke Knabenhand.

„Du, Junge, das geht nicht! Was ſoll aus der Fabrik werden?“

„Hängt ſie doch Conny auf, der iſt der Berufene. Und wenn Papa einmal ſterben ſollte — dann verkaufen wir einfach die Fabrik. So was iſt doch nur heilig, ſolange Leute da ſind, die es heilig halten. Sag' ſelbſt, Mammeli, iſt es nicht bare Verrücktheit, mich auf den Kontorſeſſel zu ſchrauben? Ach, einfach zum Lachen iſt's!“

Gerd war von der Lehne abgeſprungen und ſtand da, lachend, keck, ſeiner ſelbſt bis in die Fingerſpitzen hinein gewiß.

Andreas Blicke, heiß und trocken, ſaugten ſich an ihm feſt. Eine fiebriſche Erregung überfiel ſie. Ihr war, als ſtünde jetzt alles auf eines Meſſers Schneide. Im nächſten Moment konnte er ſich umdrehen, mit einer ſeiner kurzen, ſchwenkenden Bewegungen zur Tür gehn und hinaus — fort von ihr — in ſein weites, glänzendes Leben hinein — fort, für ewig fort von ihr — —

Sie wußte, daß Gerd jetzt zu gewinnen ſei. Daß er keinen Zwang fühlen dürfe, den er vielleicht zerbrechen konnte, daß aus ſeiner eigenen Neigung heraus er ſich das Leben hier erwählen müſſe.

Und da kamen ihr flammende Worte.

Alles, was ſie einſt in ihren Vorträgen geſchult und entwickelt hatte, alles was von Leidenſchaft und Überredungskraft in ihr wohnte, kam ihr jetzt zu Hilfe. Alles fiel ihr ein, was ſie ſagen könne, in dieſem Augenblick. Die Schwere und die Unannehmlichkeit des Dienſtes draußen, die Leichtigkeit und Freiheit hier. Dort war er einer unter vielen, hier war er der Herr. Und er trat da hinein in ſein fertiges Erbe. Die kaufmänniſchen Mühen, Sorgen, Spekulationen verlangte keiner von ihm, er konnte einfach andre für ſich arbeiten laſſen. Es war ein Herrenleben, das ihn hier erwartete. Ja, er, er konnte ſich mit der Zeit auch alles herrenmäßiger einrichten, als der Papa es liebte. Wagen und Pferde konnte er ſich halten, Reiſen machen. — Ein kurzes, nicht allzu ſtrenges Lernjahr hier in des Vaters Kontor, — und was ihm etwa im erſten Jahr noch ſchwer werden oder mißfallen ſollte, das werde ſie, die Mama, ſo auszugleichen wiſſen, daß er ſich noch wundern werde — —

Im Anfang von Andreas feuriger Rede ſtand Gerd noch da, ein wenig ungeduldig und unintereſſiert. Aber als Andrea vom Herrenleben ſprach, kam er heran und ſetzte ſich ihr gegenüber in den Seſſel. Er ſaß vornüber geneigt und horchte ihr mit wachſender Spannung zu. Die lebhaften und leidenſchaftlichen Bilder, die ſie entrollte, während ſie äußerlich unbeweglich da ſaß, nahmen Beſitz von ihm.

„Herr ſein, Gerd, und: wiſſen, daß man Herr iſt, und das Herrentum ausnutzen — das, das iſt es! Da liegt das Geheimnis, Gerd. Einer kann reich und in Ehren ſein wie Dein Vater und doch nur ein Packtier des eigenen Beſitzes. Du — haſt das Gold in Dir — Du wirſt das alles zu Deinen Dienſten zwingen, Gerd, mein Sohn!“

Es wurde ſtill im Gemach.

Noch immer ſaß der Knabe atemlos. Gefangen, gefangen bis in den letzten Sinn hinein. Kein Gedanke mehr in ihm, der außerhalb dieſes leuchtenden, erregenden Bannkreiſes ſtand, den Andrea, die Künſtlerin des Augenblicks — die vor dem Schmerz Herjagende, Andrea, die Mama — um ihren vergötterten Knaben zog.

Und es war keines unter ihren Worten, an das ſie nicht ſelber glaubte. Ihre Seele zog ſich zuſammen und verengte ſich um das eine Bild: Gerd mein Eigen! — Und als der Sturmwind vorüber war, der Rauſch verflog, da war der Sieg geſchehn: Die Zukunft ihres Sohnes gehörte ihr.

Zwölftes Kapitel.

Es war ein Sieg geweſen. Gerd gehörte ſeiner Mama.

Sie wurden beide wie gute Kameraden. Ein eigentümlich prächtiger Reiz lag in ihrem Verhältnis. Es war jetzt keine Freiſtunde mehr, die Gerd nicht bei der Mama verbrachte. Oft hörte man ihr Lachen bis auf die Treppe hinaus. Gerd ſchaltete in Mamas Zimmern wie ein junger, herriſcher Freund. Es wurde zur Gewohnheit, daß das Mädchen ſtarken Kaffee gleich nach Tiſch ihnen in ihr Seſſeleckchen am Fenſterplatz brachte, und daß Mama, immer wieder von neuem zögernd und parlamentierend, ein Zigarettenkäſtchen aus dem Schrank holen mußte. In Gerds Belieben ſtand es, Beſuch annehmen oder abweiſen zu laſſen, und Andrea fügte ſich mit lächelndem Wohlgefühl und mit heuchleriſchen Klagen der reizenden Tyrannei ihres großen Jungen.

Sie verſtanden ſich bald ſo gut, daß ſie ſich mit einem Blick, einem halben Wort verſtändigten. Das war oft in Gegenwart anderer ſehr amüſant. Wie auf einer fröhlichen und prangenden Inſel war man inmitten der übrigen Menſchen.

Andrea fühlte ſich wie aus einer Verzauberung erlöſt. Wie ſchal erſchien ihr jedes andere Verhältnis gegen das ihre! Man bekam ein Lächeln des Mitleids auf die Lippen. ‚Ach, dieſe Frau Doktor Titus! Ja, ja, was fängt ſie nun an, wenn keine Windeln mehr zu wechſeln ſind!‘

Aber ſie, Andrea, ſie erfährt alles. „Dir, Mammeli, ſagt man eben mit Luſt jeden Streich an, den man treibt!“

„Aber, Gerd, ich ſchelte doch auch!“ wahrte ſie ihre Würde.

„Ja gewiß, ſüß Mammeli, Du ſchiltſt! Sonſt wär's ja auch langweilig.“

Unterdes empfanden Conny und Dax den merkwürdig neuen Ton, der in ihr häusliches Leben gekommen war, mit jugendlicher Schärfe. Sie ſahen das Zuſammenwachſen ihrer Mutter mit Gerd und das gemeinſame Loslöſen der beiden aus dem Familienkreiſe. Auch ſie empfanden täglich den Inſelcharakter dieſes neuen Verhältniſſes, und es erregte ein ſtarkes Unbehagen in ihnen.

Conny empfand dies zuerſt in Hinſicht auf den Vater. Aber dann fühlte er, daß auch Dax durch dies Ablöſen von Mutter und Bruder ſchwer benachteiligt ſei. Und von der Zeit an bekümmerte er ſich viel um die Schweſter.

Dax ſtand damals gerade an einem Wendepunkt, und vielleicht half ihr des Bruders Annäherung beſonders hierüber fort. Eine förmlich ſichtliche Entwicklung trat in ihrem Weſen zutage. Sie verlor das Burſchikoſe, Schloddrige, Herausfordernde, wurde gleichmäßiger und klarer. Ein feiner, herber junger Menſch wuchs aus dem rauhen Fellchen heraus.

Conny, durch brüderliches Mitleid zu ihr geführt, bekam dieſe ſchöne Entwicklung am meiſten zu ſehen. Es feſſelte immer mehr ſein Intereſſe und erwärmte ihm das Herz.

Unwillkürlich erzog er Dax natürlich mehr, als beide ahnten, ſie, die zwei ausgeſchloſſenen und auf ſich angewieſenen Kinder des Hauſes.

Dazu kam jetzt die religiöſe Frage: Dax ging in den Konfirmandenunterricht.

Ihre rührend täppiſchen und grob geſtaltlichen Kinderzweifel kehrten in vertiefter und verfeinerter Form zurück. So hatte er, als ſie ihm zum erſtenmal damit kam, nicht das Gefühl, als klammere ein geängſtigtes kleines Mädchen ſich an ihn an, oder als ſtelle ein Trotzkopf hier das eigene Köpfchen zum Maßſtab aller Dinge, ſondern: als gelte es hier, ſeinen Verſtand zuſammen zu nehmen, um vor den großen Augen der jungen Schweſter mit Ehren zu beſtehen. —

* * *

Hermann Lüdegaſt fiel in ſeine quälende Befangenheit und Verſtimmung gegen Andrea zurück. Ihr Weſen mit Gerd ſchien ihm unnatürlich, und Gerd ſelber gefiel ihm auch nicht dabei. Selbſt die Miene, die er ſeiner Mutter zeigte, war Herrn Lüdegaſt unleidlich. Es lag weder Reſpekt darin noch auch jene treuherzige Unverſchämtheit, die heranwachſende Jungen, denen man zu viel Freiheit läßt, manchmal zeigen, die aber nicht ſo ſchlimm gemeint iſt. Gerds Miene zeigte das Gefühl völliger und ſicherer Gleichſtellung mit der Mama.

Lüdegaſt erſchrak förmlich vor der Wirkung von Andreas verziehender Methode, die ſeinem Begriffe nach ſich mit geradezu unheimlicher Schnelligkeit vollzogen hatte. Eben noch hatte er einen guten, fügſamen und kindlichen Jungen am Tiſch gehabt, und plötzlich ſaß da ein blaſierter, hochtrabender Schlingel, der ſich, wie es ſchien, nicht den leiſeſten Druck mehr gefallen ließ.

Schwerer und laſtender als je kamen die Sorgen über ihn. Dazu kam der immerwährende leiſe, aber bohrende Schmerz um Connys Fortgang. Das alles fraß den letzten Reſt ſeines Lebensbehagens auf. Er ergraute ſichtlich, ging noch gebückter als ſonſt, magerte ab und ſah verfallen aus. Faſt ſein einziger Aufenthalt war jetzt noch das Kontor. Aber auch ſeine Arbeitskraft ließ nach. Er konnte jetzt oft lange Zeit ſitzen, ohne ein Wort zu leſen, zu ſchreiben oder etwas durchzuſehn, einfach in einem dumpfen, faſt inhaltloſen Gebrüte.

Gerade der Abſchied von Conny aber ſtraffte ihn wieder. Der Schmerz war ſo groß, daß er ihm Haltung gab, denn er durfte ihn nicht ſehen laſſen und mußte ſich ſeiner mit Gewalt erwehren, um ſich überhaupt halten zu können. Das war wieder wie ein Inhalt für die Tage, wie ein Verſprechen, das er dem abwehrenden Jungen und ſich ſelber gab.

* * *

In der Nacht vor Gerds Einführung machte er ſich eine Rede zurecht, mit der er den Sohn dem Fabrikperſonal vorſtellen wollte. Er war ſeinerzeit von ſeinem Vater auch ſo eingeführt worden. An dieſe Rede, die der einfache, energiſche Mann gehalten hatte, klammerte er ſich jetzt an. Er wußte ſie noch. Es waren ſtarke und vernünftige Worte geweſen, wie ſie damals der Augenblick eingab und wie ſie in ihrer ruhigen Selbſtverſtändlichkeit imponierten.

Ihm am meiſten. Ein halbes Leben lang hatten ſie ihn unbewußt begleitet, er hatte ſich an ihnen bis auf den heutigen Tag ſeine Zufriedenheit mit ſich ſelbſt und ſein Gericht geholt. In dieſer Nacht, als er an Gerd dachte, wiederholte er ſich die Rede. Er wußte ſie wirklich in ihren Hauptbeſtandteilen heute noch. Nur einige Wendungen und Übergänge waren einzuflicken. Als er damit fertig war, empfand er eine tiefe Ruhe. Sein Morgenſchlaf war beſſer als je ſeit Monaten.

Ein leiſer Schleier von Träumerei lag über ihm an dieſem Tage. Wie der lange, hagre Mann in den dünnen grauen Haaren, die Schultern nach vorn geneigt, mit dem jungen, keckblickenden Sohn vor den Leuten ſtand, kam eine plötzliche Rührung in ihre Reihen. Er hielt ſeine Rede. Es war eine leicht ſchwankende Verlegenheit darin und doch auch eine tiefe, erſchütternde Bewegung. Alle fühlten, wie ſehr ihm dieſe Stunde zu Herzen ging. Mitleid hatte man mit dem Alten. Ja, wenn es noch der erſte Sohn geweſen wäre. Aber Gerd war ein kleiner Luftikus, das war ihm wohl anzuſehn. Wie er jetzt bei der Rede heimlich griente, ganz heimlich, eigentlich mit den Augenwinkeln nur, das zeigte ſchon, daß er das Ganze für eine Komödie nehme.

Und er tat es auch.

Nachdem Herr Lüdegaſt dieſe erſte Arbeit erledigt hatte, führte er ihn ſelbſt durch die Fabrik, erklärte ihm in einförmigem Tonfall die Maſchinen, ihre Konſtruktion und Bedienung, wartete dann einen Augenblick, um Gerd Zeit zu einer etwaigen Frage zu laſſen, und ging dann, da nie eine kam, zur nächſten über. Dann führte er ihn ſeinem Maſchiniſten, Herrn Braun zu, der ihn in ſeiner Bude Zeichnungen kopieren laſſen ſollte, damit er den inneren Bau kennen lerne und ſich einpräge.

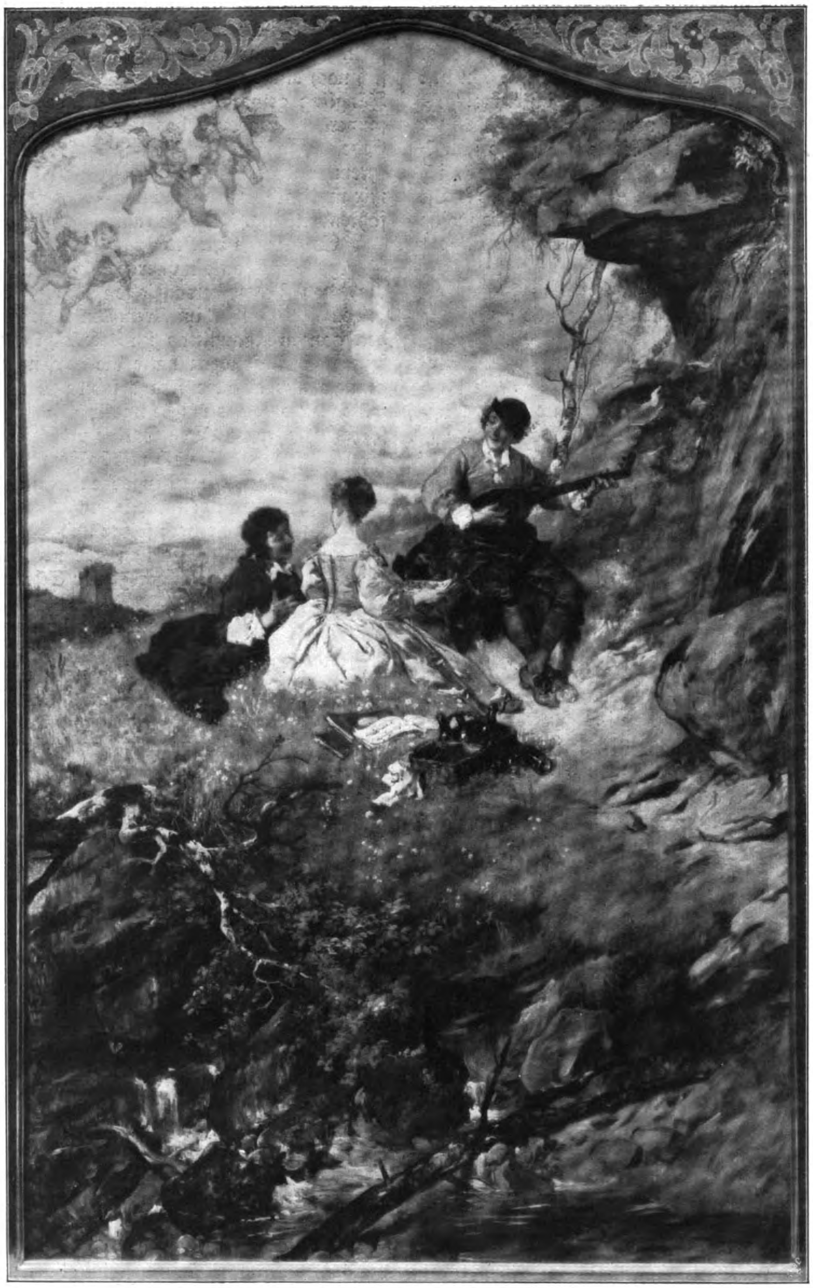
Dies alles erzählte Gerd nachher ſeiner Mama wie einen Witz: die Vorſtellung, daß Gerd im Ernſt ſich jede Schraube, jedes Rad und Rädchen ins Gehirn einprägen ſolle als deſſen koſtbarſtes Gut. Daß er ſich die Lehrzeit nicht zur Qual machen ließ, ſtand bei ihm feſt. Er hatte ſchon eine, wie er ſagte, glorioſe Idee. Er würde allmählich Herrn Braun, den ſiebenundzwanzigjährigen Mechaniker, dazu bringen, die Zeichnungen für ihn anzufertigen. Andrea vertraute Gerds ſpielender Überlegenheit völlig darin, den guten Herrn Braun allmählich ganz in ſeine Gewalt zu bekommen. Ja, ſie erbot ſich ſogar, ſelber die kleinen Geſchenke und Überraſchungen zu bezahlen. Davon war Gerd entzückt und riß ſeine Mama mit ſtürmiſchen Zärtlichkeiten beinah um.

Andrea hatte kein ſchlechtes Gewiſſen dabei. Ihr kam auch im Ernſt kein Zweifel, daß Gerd im Grunde nichts zu lernen brauche, als einen Einblick in das Getriebe, wie er ihn bei ſeinem häufigen Beſuch dort drüben ganz von ſelber bekommen mußte. Nur den Überblick mußte er allmählich gewinnen, ſo daß er merkte, wenn ein Beamter ſchlecht arbeitete. Und Gerd mit ſeinem blitzenden Verſtande brauchte dazu wohl nicht lange Zeit.

Nun war ſie ohne Rückhalt ſein Kumpan! Lachte mit ihm über ſeine Streiche, die allerdings auch nie ohne Witz und Geiſt waren, machte gar kein Hehl daraus, daß man dem Vater Flauſen und Fläuſchen vormachen müſſe — aber ſie glaubte, dies vertreten zu können.

Korrekte Mütter zwar würden entſetzt ſein. Korrekte Mütter — bah! Die hatten jetzt wahrlich allen Nimbus für ſie verloren. Man denke an Frau Doktor Titus. Was half ihr nun alle Korrektheit! Wo war Berthold? Was aus Hertha geworden? Was trieb Wolf? Korrekte Mütter — ach ja. Sagt doch lieber: blinde Mütter, das trifft es ebenſogut.

Sie war wenigſtens ehrlich. Sie erwartete von Gerd keine Engelsflügel. Alle ſeine Schlingelhaftigkeit ſah ſie. Aber indem ſie ſie ſah und ihr gerecht wurde, nahm ſie ihr den Stachel. Sie trieb ſie nicht zur Verſtecktheit, ſondern



Picknick. Gemälde von Wilhelm Diez.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ließ ſie ſich als das entwickeln, was ſie war: Eigenart, Entwicklungsſtadium.

„Mama, ich glaube, Du biſt freiſinniger als Dax," ſagte Gerd eines Tages. „Mit ihr möchte ich dies alles gar nicht reden. Du biſt jugendlicher als ein junges Mädchen. Was biſt Du doch für eine drollige Mama!"

„Findeſt Du das ſo drollig, Gerd?" fragte Andrea gekränkt.

„Ja! Geradezu drollig. Für mich iſt es ja entzückend. Aber Du biſt eine ganz tolle Mama. Ich glaube, Du biſt das leichtſinnigſte kleine Frauenzimmer, das ich kenne!"

Andrea wurde blutrot vor Zorn und Ärger.

„Du dummer, böſer Junge! Wie kannſt Du ſo ſchreckliches Zeug reden. Ich bin nie leichtſinnig geweſen, ich habe nie etwas Leichtſinniges getan. Hörſt Du, Gerd? Iſt das nun der Dank für alle meine Liebe zu Dir, alle meine Nachſicht und mein Verſtändnis für Deine Jugendſtreiche?"

Sie war nahe am Weinen.

„Aber Mammeli! Wie kannſt Du das ſo tragiſch nehmen! Ich ſage Dir doch Schmeicheleien mit dem, was ich ſage!"

Seinen liebenswürdigen, in ihrer Sorgloſigkeit unwiderſtehlichen Späßen wich allmählich ihre plötzlich erwachte Verſtimmung. Aber ein Schatten, ein dunkles Mißgefühl blieb zurück.

13. Kapitel.

Die Bilder des häuslichen Lebens hatten ſich verſchoben.

Dax war in einem Penſionat der franzöſiſchen Schweiz. Wenn Conny, der Student, nach Hauſe kam, war Mama mit Gerd meiſt auf Reiſen. Es leitete ſich alles ſo ein, als ſei es ganz natürlich und müſſe ſo ſein. Gerd war doch kein Packknecht, und es verſtand ſich von ſelbſt, daß er die Mama hin und wieder ins Gebirge, ans Meer, in die Großſtadt begleitete. Auch überſchritten die Reiſen an Ausdehnung und Koſten nie das Maß. Man konnte wirklich im Ernſt darüber disputieren, ob ſie nicht ganz in der Ordnung wären. Denn ſchließlich war das Haus Lüdegaſt wohlhabend und brauchte ſich nicht nach kleinbürgerlichem Schnitt einzurichten.

Das war alles gut, und keiner konnte es beſſer überſehn und einſchätzen, als Conny. Er redete auch nicht den Vater dagegen auf. Aber Gerds Fabrikherrentum ſah er durch und durch: die reine Spielerei war es. Er hatte auf Gerds Charakter nie viel gegeben, ſchon da nicht, als noch alle glaubten, er ähnele ihm in den Anlagen. Damals ſchon hatte er das Spielende, Flüchtige, Fliehende in Gerds Weſen gefühlt.

An die Mutter — an die dachte er überhaupt nicht. Die ſtand ihm noch ferner als Gerd.

Was ſollte man tun? Dem ſchwach werdenden Vater ſagen, wie es um Gerd ſtand, und ihm raten, die Fabrik aufzugeben? Vielleicht eine vernünftige Tat, aber eine, der das Herz fehlte. Wie ſoll man ſich den Vater ohne ſeine Fabrik vorſtellen?

In den Tagen und Wochen, in denen er ganz allein mit dem Vater im Hauſe war und mit anſah, wie wohl dem alten Manne ſeine Gegenwart tat, hatte Conny regelrecht zu tun, um die ſich andrängende Empfindung des Helfenmüſſens von ſeiner Seite — der Opferung ſeines Berufs! — ernſtlich vom Leibe zu halten.

Es lag, durch den Tag und ſeine Eindrücke ihm aufgedrängt, ſo nahe! Es war eine ſo wirklichkeitsſtarke Verſuchung, vor dem alten gequälten Manne plötzlich dieſen Entſchluß aufſtehn zu laſſen, ſo, als riſſe er ein Tor auf und laſſe ſtrahlendes Licht in ein finſtres Verlies fallen. Ja, ſo ernſtlich wurde manchmal dieſe Verſuchung, daß Conny die Zähne zuſammenbiß und mit einem raſchen Entſchluß das Zimmer verließ.

Aber dieſe ſich wiederholenden Ferienwochen bleichten ihm die Wangen und ließen ſein Herz in Schmerzen zittern.

Dann kam es doch ganz plötzlich.

Dax war allein zu Hauſe, ſeit vierzehn Tagen erſt nach dreijähriger Abweſenheit zurückgekehrt. In der Schweiz hatte ſie Mutter und Bruder getroffen, die für ein paar Wochen an die Riviera gingen. Andrea hatte es jetzt in der Tat nötig. Sie war im Winter viel krank geweſen, und ihre Lunge war angegriffen. Dax hatte geſtaunt: nichts von Reiſefriſche und Freudigkeit war an der Mutter zu ſehn. Sie war immer gleich leicht ermüdet und ſehnte ſich nach Ruhe und warmer Sonne. Gerd war ein ſchöner Jüngling geworden, deſſen Unruhe immer noch wie die ſouveräne Ungeduld des Götterlieblings wirkte, dem die Erde zu eng iſt. Dax, ſolange der Familie entzogen, brachte ihrem Bruder leidenſchaftliches Entzücken entgegen. „Kommt mir nur bald nach!" war ihr letztes Wort aus dem davonfahrenden Zug. Und ſie kamen ſehr bald.

Es war ein rauhes Frühjahr. Der Winter hatte lange gewährt und wollte immer noch nicht weichen. Am Sonntag, den ſechsundzwanzigſten März, hatte man wieder heizen müſſen wie im ſtrengſten Januar. Der Vater ſaß den ganzen Nachmittag im Lehnſtuhl am Ofen, las nicht, ſprach nicht, ſondern hatte die Augen geſchloſſen und entgegnete nur auf die Frage ſeiner Tochter, das Kopfweh wäre ſehr arg. Es mußte unerträglich ſein, ſie ſah es ſeinen Geſichtszügen an. Den Doktor wollte er um keinen Preis. Nun brachte er doch noch mit halbem Lächeln den in dieſen Räumen faſt rebelliſch klingenden Satz hervor: „Mir wird erſt übel, wenn ich den nur ſehe." Das verſtand Dax ſchon.

Dann ging ſie noch ſelber und holte ihm Aſpirin aus der Apotheke. Es half ihm gar nichts. Er wurde jetzt ſogar unruhig und aufgeregt vor Schmerzen, wie er ſonſt nie war.

„Willſt Du nicht zu Bett gehn, Papa?" fragte Dax ängſtlich.

„Ja. Oder — nein. Ich weiß nicht. Ich habe das Gefühl, ich halt's da auch nicht aus. — Kind, komm mal her."

Sie kniete ſich vor ihn, er ſtreichelte ihr das Haar. „Daß Du nur nicht mal ſolche Schmerzen kriegſt in Deinen kleinen Kopf —" ſagte er.

Das war ihr überwältigend rührend. Sie nahm ſeine armen hageren Hände. „Papa, ſoll ich Dich vielleicht herumführen? Oder willſt Du Deinen Kopf an mich anlehnen? Oder — vielleicht Kompreſſen, Papa?"

„Nein —" ſagte er matt. „Sei lieber ſtill. Das Sprechen tut weh. Meine — gute Kleine —"

Nach einer langen Weile verlangte er aber doch nach einem heißen Tee. Die Köchin ſei aber heute ausgegangen, ſagte er vorſorglich, ob ſie es auch könne? Ob ſie mit dem Feuer zurecht käme? Ja, das könne ſie. Sie war froh, ihm irgend etwas leiſten zu dürfen.

Als ſie nach zehn Minuten wiederkam und die Tür mit der einen Hand öffnete, in der anderen trug ſie das Teebrett, ſah ſie den Vater vor dem Lehnſtuhl in ſeiner ganzen Länge auf dem Fußboden liegen. Ein leichter Stuhl, an dem er ſich wohl noch hatte halten wollen, lag daneben. Im erſten Augenblick dachte ſie noch nicht das Schlimmſte. Sie ſtellte ſogar ganz bedachtſam das Teebrett fort. „Es iſt natürlich nur eine Ohnmacht," ſagte ſie ſich vor, um ſich ſelbſt zu beſchwichtigen, denn ſchon fühlte ſie im Hintergrund der Seele einen wilden Schrecken aufſtehn, der ſich über ſie werfen wollte.

Sie kniete nieder und verſuchte den ſchweren Kopf aufzurichten. Dabei brach ihr, wie eine fremde Stimme aus ſich herauskommend, ein Wimmern von den Lippen: „Papa! Ach Papa —"

Denn nun kam es doch: er war nicht mehr da, der eben noch mit ihr geſprochen hatte, der den Tee dort wollte, — — — er war tot — — —

Und allein im ſonntagſtillen großen Hauſe war das Kind mit der Leiche.

(Fortſetzung folgt.)

Vor dem Sturme. Gemälde von Joſeph Wopfner.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.)

Der nördliche Schwarzwald. Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Wenn die Erſchließung des ſüdlichen Schwarzwaldes hauptſächlich den mittelalterlichen Klöſtern verdankt wird, ſo ſetzt die Geſchichte des nördlichen Gebirgsteiles ſchon in den vorchriſtlichen Zeiten ein, und ſie hat immer einen überwiegend weltlichen Charakter behalten. Trotz wichtiger und höchſt reizvoll gelegener Klöſter tritt bedeutungsvoll die fürſtliche Landesgeſchichte in den Vordergrund. Die Wiege der markgräflich und großherzoglich badiſchen Geſchichte iſt das alte Schloß zu Baden-Baden, jenes Hohenbaden, das in großartigen Ruinen von der Höhe des Battert in das Waldgebirge umher und in die vom Rhein durchglänzte große Ebene hinaus bis an die zackigen Vogeſen ſchaut. Mit Wildbad, dem von alters hochberühmten Heilquell im öſtlicheren Gebirgswalde — dort, „wo durch ihr Felſenbette die Enz ſich rauſchend drängt“ — verknüpft ſich unvergeßlich das Gedenken des Überfalles auf Eberhard den Greiner von Württemberg, den Rauſchebart, der dort im heißen Wildſprudel den narbenreichen Leib verjüngte; und die zum Überfall das obere Tal herabzogen, waren wieder die Grafen von Eberſtein, deren Burgen ſo ſchön über dem Murgtal thronen, dem größten und wichtigſten dieſes nördlichen Gebirges. Und weiter kränzen um das letztere die geſchichtsreichen Burgen, und ſie erzählen, wie die beiden Windeck unweit Bühl, noch manches von des Mittelalters ewiger Fehdegeſpanntheit aller Stände widereinander und von kühnen Streifen und Selbſthilfen und abenteuerreicher Rittervenwegenheit.

Auf den Höhen des ſüdlichen Schwarzwaldes iſt es der friſche Zug einer lebensvollen und tüchtigen Modernität, der uns dort immer ſo wohl tut. Im nördlichen tritt noch das Gefühl von Tradition, von ſchon Altbefeſtigtem, von längſt nun eingelebter Kultur hinzu. Bis auf die Römer reicht dieſe lebendige Erinnerung zurück, die hier wirklich in das Gebirge eindrangen und zu Baden-Baden ihre Thermenbäder erbauten; noch viel in Geſtalt von Mauerwerken, Inſchriften, Votivſteinen, Altären haben ſie die reichlichen Zeichen hinterlaſſen, wie häuslich wohl ſie ſich im Waldtal der Oos befunden haben und über den vielgeſcholtenen „rauhen Himmel“ des regen- und nebelreichen Weſtdeutſchland ſich durch das milde Klima dieſes geliebten Kaſtell- und Villenortes getröſtet gefühlt.

Denn klimatiſch iſt in der Tat der nördliche Schwarzwald das ſo ſehr viel ſüdlichere Gebiet. Welche Fülle in ſeinen Gärten, zu welcher kraftvollen Natürlichkeit erwachſen hier die Bäume der Mittelmeerwelt, wie beinahe tropiſch wuchert hier der Bambus aus! Zu baumſtarken Stämmen werden hier die alten Geſchlinge der um die Villen und Gaſthäuſer rankend gezogenen Glyzinen, nicht ſelten ſchwillt die Feige in einem Jahr zu ihrer dunkelblauen Reife, und weit von den Tälern empor durchkräuſeln die üppigen hellen Kronen der echten, die eßbaren Früchte tragenden Kaſtanie den freien Bergwald.

Von den Südhöhen des Schwarzwaldes ſchließt der Gedanke Nachbarſchaft mit den kühlen Alpen, deren Diamantenzacken durch die hohe Luft herüber blitzen; aus den Tälern des Nordens zieht er anders gewendet hinaus zu den am meiſten ſüdlichen italiſchen Landſtrichen, die Deutſchland kennt, zur mittleren Rheinebene mit den köſtlichen Weinlagen der Pfalz und des Rheingaus, mit Wiesbaden, Bergſtraße und Heidelberg. Eine linde Weichheit umfängt uns hier, die es ſo überaus verlockend macht, Tage des frühen Frühlings oder des herbſtlich ſcheidenden Jahres hier zu verleben, an der Oos, der Murg, im Bühlertal oder in den alten Bäderzentren der Rench. Aber ſie erhöht auch nur noch den Genuß des vollen, reifen Sommers; denn immer bleibt die herabflutende Kühle des ſchattenden Gebirgswaldes, die ſich mit dieſen weichen Tallüften mengt, und den Roſen- und Jasminduft der Gärten durchhaucht der würzig ſtarke Tannenduft, zuſammen mit der Friſche, die aus den ſchäumend und giſchtend vom höheren Gebirge kommenden Flüſſen noch in der heißeſten Mittagsſtunde ſteigt.

Die römiſchen Bäder von Aquae, das man Baden hieß, erneuerte das Mittelalter; ſie werden ſchon in merowingiſchen und karolingiſchen Urkunden als Gegenſtand einträglicher Verpachtungen genannt. Im ganzen blieben die verſchiedenen Bäder des nördlichen Schwarzwaldes, auch Baden-Baden, ſachliche Heilquellen, alſo Kurorte, die nur zur Stärkung und Geneſung aufgeſucht wurden; die Badefahrten aus Mode und üppiger Vergnügungsſucht gehen an ihnen noch jahrhundertelang vorbei. Erſt am letzten Ende des XVIII. Jahrhunderts beginnt die Geſchichte von Baden-Baden als Mode- und

Luxusbad. Und damit hängt denn auch die landſchaftliche oder touriſtiſche Entdeckung des Schwarzwaldes aufs engſte zuſammen.

Die erſten eigentlichen „Fremden“ in unſerem Sinne ſind Emigranten der franzöſiſchen Revolution geworden. Damals war ja noch der elſäſſiſche Rhein die nahe Grenze, und der Sprengel ſowie unmittelbare Gebiete des Bistums Straßburg reichten bis in den Schwarzwald hinein. So ergaben ſich allerlei Beziehungen, und man wohnte billig in dieſem kleinen Orte an den ſchönen, nach Frankreich ſchauenden Gebirgshängen und fand vielerlei fürſtliche Sympathie und Gaſtlichkeit. Aus Ettenheim unterm Schwarzwald, der auf reichsdeutſchem Boden gelegenen Reſidenz des letzten altfürſtlichen Straßburger Biſchofs, die ſeit 1802 badiſch geworden war, hat bekanntlich Napoleon den unglücklichen Herzog von Enghien zur Erſchießung in Vincennes hinweggeführt.

Inzwiſchen war nun aber die endgültige Eroberung des nördlichen Schwarzwaldes für die internationale Modewelt geſchehen, und zwar durch den Raſtatter Kongreß. Von 1797 bis 1799 tagte in der Reſidenz der ausgeſtorbenen Baden-Badener Markgrafenlinie die europäiſche Verſammlung zur beginnenden Liquidation des heiligen römiſchen Reiches. Mit gewaltigem männlichen und weiblichen Troß und Zubehör war die Diplomatie in das ſtille Raſtatt eingerückt. Straßburger Schauſpieler verſorgten das raſch improviſierte franzöſiſche Theater, wo man nun allabendlich auf gaſtlichem deutſchen Boden ſich in der Verhöhnung der querelles allemandes oder auch umſchweifloſer der bêtes allemandes, deren Veralberung die Truppe aus Straßburg ja gewohnt war, amüſierte; und nach dem Theater ſtrömte der vornehme und ſonſtige Anhang des Kongreſſes in das gleichfalls zwar improviſierte, aber mit deſto mehr Aufſehen machendem Glanz von „einigen hundert Kerzen funkelnde Kaffeehaus des Monſieur Saglio“, nämlich zur ſtandesgemäßen Unterhaltung bei Rouge et Noir bis in die frühen Morgenſtunden. Die Zeit aber, die in dieſem Schlaraffenleben des Kongreſſes ſonſt noch übrig blieb — denn wozu hatte man die Sekretäre und gab es ein paar freiwillige Arbeitsgenies? — die füllten die beliebten Ausflüge zu Wagen in die „badiſchen Berge“ aus, ins Murgtal, Renchtal, auf die Höhen des Kniebis, an den Mummelſee, in erſter Linie aber nach dem nun auf einmal in allen Zungen geprieſenen Baden-Baden.

Aber nicht bloß die Kongreßwelt drang auf dieſe Weiſe in den Schwarzwald ein. Raſtatt war das allgemeine große Freudenlager für jenes Jahrhundertende und ſeine Geſellſchaft geworden. Es gehörte zum guten Ton, wenn man lebe- und weltmänniſchen Anſpruch machte, dort auf etliche Zeit angefahren zu kommen, die Runde bei den Herren Geſandten und möglichſt auch bei Mademoiſelle Hyacinthe oder den anderen Dämchen vom Straßburger Theater zu machen, ein paar Rollen Louisdor an den Spieltiſchen zu laſſen und endlich wieder ſeinen ruhmvollen „Abzug in das mit aufgeſperrtem Maul harrende innere Deutſchland zu nehmen“, wie ein kritiſcherer deutſcher Kongreßgenoſſe es mit unverblümtem Zeitverſtändnis noch weiter des näheren beſchreibt. Immerhin nahm man noch etwas mehr mit, als die Fremdenliſten des Kongreſſes oder ein paar von beſtechlichen Kammerdienern herausgelockte Rezepte für den neueſten Eispunſch und andere ſolche hochdiplomatiſche Wichtigkeiten. Man brachte nun auch den Mode gewordenen Kultus des Schwarzwaldes mit heim, im Durcheinander von Getue und ernſtlichem Gefallen und Entzücken. Seine Volkstrachten, ſeine Forellen, ſeine Ruinen und Waſſerfälle, ſeine Flößerei auf der Murg, die die erleſenſten der Tannenrieſen zu Maſtbäumen bis nach Holland lieferte, der Mummelſee und ſeine Sagen, alles das wurde nun auf einmal durch ganz Deutſchland bekannt und populär, und es war für die Befeſtigung dieſes Intereſſes nicht gleichgültig, daß ſich ſo vielgeſchäftige Leute, wie der ſchon hochgelehrte und berühmte Alexander von Humboldt, der es liebte, in Reitfrack und Stiefeln direkt von der Durchſtreifung des Schwarzwaldes zu den Abendgeſellſchaften zu erſcheinen, unter dieſen Gelegenheitsbeſuchern von Raſtatt befanden.

Der vergnügte Kongreß zerſtob dann unverſehens eines Tages vor der neuen Kriegskoalition des engliſchen Geldes mit Öſterreich und Rußland gegen das für England ſo beunruhigende Frankreich. Aber übrig blieb, gewiſſermaßen als die poſitive Schöpfung des Kongreſſes, die neue, Pyrmont entthronende Modebeliebtheit von Baden-Baden. Nun richtete ſich hier das erſte internationale Weltbad ein, mit Spielbank, Konzerten, Geſellſchaftshaus, Konverſationshaus und mit all den ſchönen Anlagen und boulevardähnlich bepflanzten neuen Straßen, die der älteren, faſt italieniſch eng um die Thermen gedrängten Stadt einen ſo wohltuenden und hohen Reiz verleihen. Mit der meiſten Vorliebe aber kamen die ſonſt nicht allzu viel reiſenden Franzoſen nach Baden-Baden; neben ihnen dann auch viele Ruſſen, und in mancher Erzählung Turgenjews bildet die ſchöne Stadt das mit den feinſten Stimmungen wiedergegebene Milieu.

Das iſt es, was der, der überhaupt die Fähigkeiten dazu hat, ja heute weitum im nördlichen Schwarzwald verſpürt: ein ganzes Jahrhundert von ſchon erlebter, um die Herrlichkeiten von Baden-Baden gruppierter Bekanntheit und Berühmtheit. Man verſpürt es in der Kultur ſo vieler trefflicher Gaſt- und Wirtshäuſer, und natürlich nicht zum wenigſten daran, wie neben dem bewährten eigentlichen Namen „Zur Krone“, „Zum Salm“, „Zum Hirſch“ ein goldprangendes „Hôtel de la Couronne“, oder „Au Saumon“, „Au Cerf“ nicht fehlen darf, hoch an der Front über den vor die Tür geſtellten Oleandern oder Feigenkübeln und kleinen eiſernen Kaffeetiſchen.

Wir wollen uns über dieſe zwar etwas reichlich würdeloſe und, vernünftig betrachtet, auch gänzlich zweckloſe deutſche Bedientenſitte hier nicht ereifern. In dieſem Falle ſteckt immerhin auch Erinnerung, ein Teilchen Kulturgeſchichte darin, ein Nachklang der mehr als halbhundertjährigen Baden-Badener Franzoſenzeit in der Ära der Spielbank und der Exkurſionen dieſer internationalen Fremdengeſellſchaft in den Schwarzwald, ſoweit man ſie leicht mit den trefflich beſpannten Landauern der Bäderſtadt ausführen konnte.

Heute iſt das Bild doch weſentlich verwandelt, obwohl nun auch wieder die internationalen Automobilreiſenden es auf andere Art erneuern. Der Schwarzwald gehört jetzt unvergleichlich viel mehr den Deutſchen ſelbſt, die ſeit 1870 nun auch etwas geworden ſind. Er iſt ein Hauptgebiet ihrer Touriſtik und ihres Sommerfriſchenbeſuchs, und zu den älter berühmten Talorten ſind eine große Anzahl von ſchön und hochgelegenen, vielbeſuchten Luftkurorten entſtanden, beſonders um die ausſichtsreichen Hornisgrinde herum, die flächige höchſte Erhebung dieſes Gebirgsteils, oder an den hochgelegenen Seen inmitten der rieſigen Forſten hier im Norden.

Aber immer bleibt in all dieſem Schönheitsreichtum die Stadt Baden-Baden von einem beſonderen Zauber, der ganz unbeſchreiblich iſt. Auch für den, der mehr für ſich geht und höchſtens einmal flüchtig das noch immer international intereſſierende Treiben zur Konzertzeit vor dem Konverſationshaus durchſtreift. Was unvergänglich an Baden-Baden iſt und nur im einzelnen zum Teil die Ausdrucksformen wechſelt, das hat vor drei Menſchenaltern Hölderlin in Worte gefaßt, in ſeinem wundervollen Fragment „Die Nacht“. Wie die ſchöne Stadt der Blumen, der Gärten, des Reichtums und der Vergnügung nun ſtill vom Leben des Tages und Abends wird und mit Fackellicht die letzten Wagen heim rollen —

Aber das Saitenſpiel tönt fern aus Gärten, vielleicht daß
  Dort ein Liebender ſpielt, oder ein einſamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen,
  Immerquillend und friſch, rauſchen an duftendem Beet ...
Jetzt auch kommt ein Wehen und regt die Gipfel des Hains auf,
  Sieh! Und das Ebenbild unſerer Erde, der Mond,
Kommet geheim nun auch; die Schwärmeriſche, die Nacht kommt;
  Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns,
Glänzt die Erſtaunende dort, die Fremdlingin unter den Menſchen,
  Über Gebirgeshöhn traurig und prächtig herauf.

Am Waldſaum. Von Guſtav Schüler.

Zum Schreien krank an eines Weibes Lüge,
Ging ich am Wald. Ein Stündchen. Selige Raſt.
In Großſtadtnähe. Murrend brodeln Züge,
Hier ſchleift und zuckt der letzte Strudel Haſt.

Die Sonnenglitzer ſtäuben von den Tannen.
Ein Vogel ſchreit. Schnittſcharf. Ich kenn' ihn nicht.
Noch einmal. Noch. Der Rufer iſt von dannen.
Zwei Vogelſchwingen pilgerten ins Licht.

Grad ſteil hinauf. Ein Punkt. Jetzt iſt's verſunken. —
Ich falle wieder feig in mich hinein.
Mit Steinen ſpiel' ich. Sieh, ein leichter Funken,
Ein leichter Funken ſprang aus einem Stein.

Frauenerwerb.

Weibliche Beamte der Stadt Berlin.

Als die große Welle der Frauenbewegung anfing, die ziviliſierten Länder zu überfluten, da begann auch ſofort die ſtets unausbleibliche Gegenbewegung. Jede Neuerung ſetzt mit einer gewiſſen Übergewalt ein — man vernimmt noch nichts von dem ſanften, ſtillen Sauſen, nein, man hört oft recht laute disharmoniſche Klänge, Forderungen, die herausgeſchmettert werden wie Trompetenſtöße, übereifrige Wünſche, unerfüllbare Hoffnungen, allzu weit geſteckte Ziele — dem entgegen ſteht die Macht der Gewohnheit, das alte liebe: Es iſt doch immer ſo gegangen, laßt es alſo doch beim Alten — jener paſſive Widerſtand, der vielleicht am ſchwerſten zu überwinden iſt. Dann aber gab es auch offene Gegnerſchaft, bei der alte und neue Schlagwörter die Waffen waren.

Unſere heutige Jugend kennt dieſe Kämpfe nicht. Ein Beruf nach dem andern hat ſich ihr geöffnet, immer leichter zu erreichen ſind die gründlichſten und beſten Ausbildungsmöglichkeiten. Die Gegner der Frauenbewegung haben die Waffen geſtreckt — oder laſſen ſie ſie nur ruhen? Manchmal will es nämlich faſt ſo ſcheinen, denn die Gegnerſchaft beginnt immer wieder, ſobald ein neuer Beruf, etwas noch nicht Dageweſenes auftaucht. So geſchah es, als die Berliner ſtädtiſche Verwaltung weitere weibliche Beamte einſtellen wollte, und zwar beſoldete Waiſenpflegerinnen. Aber die Vorwürfe über die Verwendung weiblicher Kräfte wurden zurückgewieſen und geradezu hervorgehoben, daß überall da, wo weibliche Beamte eingeſtellt wurden, ſie ſich gewandt, pflichttreu und gewiſſenhaft gezeigt hätten und daß ihre Leiſtungen alles Lob verdienten.

Es wird unſere Leſerinnen ſicher intereſſieren, über die ſtädtiſchen Beamten der Stadt Berlin Näheres zu hören.

Im allgemeinen ſind alle Stellen, die unſere Haupt- und Reſidenzſtadt vergibt, ſehr begehrt. Eine ganze Reihe von Bewerberinnen iſt immer ſchon vornotiert. Es könnte das auf den erſten Blick befremdlich erſcheinen, weil die Gehälter durchaus nicht hoch ſind, geringer als in den meiſten privaten Betrieben, die Frauen einſtellen, aber zwei beſondere Vorzüge wiegen alles wieder auf: die Möglichkeit der Penſionierung und der Schluß der Dienſtſtunden ſchon um drei Uhr nachmittags, während andere Betriebe nicht nur die Arbeitskraft am Nachmittag, ſondern oft noch für einen Teil des Abends beanſpruchen. So erhält ſich die Geſundheit der weiblichen ſtädtiſchen Beamten im Ganzen recht gut. Und nun zu den einzelnen Berufen:

1. Die Frauen im Statiſtiſchen Amt der Stadt Berlin. Alle jungen Mädchen, die in das Statiſtiſche Amt als Bureaugehilfinnen eintreten wollen, müſſen ein Geſuch an den Magiſtrat richten und das Schreiben beim **Generalbureau des Rathauſes** von Berlin einreichen. Verlangt wird eine gute, klare, ſehr deutliche Handſchrift, Fertigkeit im Maſchinenſchreiben, in der Stenographie und ganz beſonders — ſehr gute Kenntniſſe im Rechnen. Alle, die angenommen werden, finden zunächſt als Aushilfe Beſchäftigung, machen alſo eine Art von Probezeit durch, in der ſie ihre Fähigkeiten zeigen können. Sie erhalten während dieſer Zeit ein Tagegeld von 3,30 ℳ. Die ſtändigen Hilfsarbeiterinnen werden aus der Reihe der Aushilfsarbeiterinnen genommen, erhalten anfangs aber noch nicht mehr Gehalt — 100 ℳ monatlich, das alle drei Jahre um 10 ℳ monatlich ſteigt, bis nach 15 Jahren das Höchſtgehalt von 150 ℳ monatlich erreicht wird. Nach zehnjähriger nicht unterbrochener Dauer des Dienſtes tritt Penſionsberechtigung ein mit $^{20}/_{60}$ des Gehaltes. Sie ſteigt bis zum Höchſtbetrage von $^{45}/_{60}$ des Einkommens.

2. Maſchinenſchreiberinnen im ſtädtiſchen Dienſt müſſen mindeſtens zwanzig Jahre alt ſein, in Berlin ſelbſt wohnen und im Gebrauch der Schreibmaſchine und im Stenographieren ſehr gründlich ausgebildet ſein. Gehalt und Penſionierung iſt ebenſo geregelt wie bei den Gehilfinnen im Statiſtiſchen Amt.

3. Städtiſche Säuglingsfürſorge. Die Stellen der Schweſtern in den ſieben ſtädtiſchen Säuglingsfürſorgeſtellen ſind mit geprüften Krankenpflegerinnen beſetzt, die ein monatliches Einkommen von etwa 120 ℳ und freie Wohnung haben, aber keine Penſion bekommen. Außerdem gibt es in der Waiſenpflege Berlins noch die ſogenannten Waiſenpflegerinnen, die alle in Familienpflege gegebenen Waiſenkinder unter ſechs Jahren, ganz beſonders aber die Säuglinge, regelmäßig zu beſuchen haben. Nur Damen, die eine genügende allgemeine Bildung haben, alſo über den Pflegemüttern ſtehen und eine genaue Kenntnis der Säuglingspflege beſitzen, können dieſe Stellung erhalten. Das Amt wird nur als Nebenerwerb angeſehen, die Inhaberinnen haben alſo keinen Anſpruch auf Ruhegehalt. Jeder Beſuch wird mit 75 Pf. bezahlt. Das Einkommen hängt alſo von der Zahl der Kinder ab, die wieder in den verſchiedenen Bezirken ſehr verſchieden iſt. — Das Amt der Waiſenpflegerinnen iſt ſehr begehrt von Frauen, die ihr Heim nicht dauernd verlaſſen können und doch verdienen müſſen. Tüchtige, warmherzige Frauen finden hier ein ſchönes Feld der Tätigkeit.

4. Die ſtädtiſche Aſſiſtenzärztin. Auch die ſtädtiſche Aſſiſtenzärztin wird vom Magiſtrat der Stadt Berlin gewählt, nicht von der Deputation der ſtädtiſchen Krankenanſtalten. Sie hat alſo ihr Geſuch um Aufnahme an das Rathaus in Berlin — Generalbureau — zu richten. Bedingungen zur Anſtellung ſind: Studiengang wie für jede Ärztin — Reifezeugnis eines deutſchen Gymnaſiums, eines Realgymnaſiums oder einer deutſchen Oberrealſchule. Letztere müſſen die nötigen lateiniſchen Kenntniſſe beſonders nachweiſen. Die Dauer des Studiums beträgt zehn Semeſter. Nach mindeſtens fünf Semeſtern wird die Vorprüfung — das ſogenannte Phyſikum — an der Univerſität abgelegt, an der die künftige Ärztin ſtudierte. Nach weiteren fünf Semeſtern folgt die ärztliche Staatsprüfung, bei der jeder die Wahl einer Univerſität freiſteht, doch muß ſie innerhalb des Deutſchen Reiches liegen. Nach der Prüfung folgt das praktiſche Jahr an einer Univerſitätsklinik oder Poliklinik oder einem beſonders dazu ermächtigten Krankenhauſe. Auch die Beſchäftigung an einem mediziniſchen, nicht kliniſchen Univerſitätsinſtitute oder an einem ſelbſtändigen, wiſſenſchaftlichen Inſtitute iſt zuläſſig, wird aber meiſtens nur zu zwei Dritteln auf das praktiſche Jahr angerechnet. Dieſem praktiſchen Jahr folgt die Approbation. Und dann erſt kann die junge Ärztin die mediziniſche Doktorwürde erlangen. Stellungen als Aſſiſtenzärztinnen ſind zu empfehlen, weil ſie zur beſſeren Ausbildung dienen. Im allgemeinen iſt die Beſoldung allerdings gering. Zuweilen wird ſogar nur freie Station gewährt. Die ſtädtiſche Aſſiſtenzärztin in Berlin bekommt ein Anfangsgehalt von 1200 ℳ, nach anderthalb Jahren 1500 ℳ. Außerdem hat ſie Anſpruch auf Eſſen erſter Klaſſe, freie ärztliche Behandlung und Verpflegung in Krankheitsfällen, freie Wohnung in der Anſtalt oder eine Mietsentſchädigung von 960 ℳ, freie Dienſtkleidung und Wäſche. Privatpraxis auszuüben iſt ihr unterſagt. Bei ihrem Abgang wird ihr vom erſten Direktor des Krankenhauſes ein Zeugnis über ihre Tätigkeit ausgeſtellt. Bei ihrer Meldung muß die Ärztin die Approbation im Original oder in beglaubigter Abſchrift vorlegen.

Deutſche Frauen in Indien.

Eine deutſche Dame in Indien, die in Berufsangelegenheiten ſchon länger mit uns korreſpondierte, teilt uns mit, daß ſie und ihre Gefährtin jetzt eine Stellung in einem indiſchen Fürſtenhauſe angenommen haben. Der Anfang iſt beiden nicht ganz leicht geworden, da das Leben, die Religion, das Klima uſw. ganz andere Anforderungen ſtellen, und wenn auch manches unendlich viel leichter, anderes auch wieder bedeutend ſchwerer iſt als in der deutſchen Heimat. Doch haben ſich beide jetzt ſehr gut eingewöhnt. Es iſt ein Leben in Luxus und Überfluß mit ſehr hohem Gehalt, und die Dame bedauert nur, daß ſo wenig Deutſche Stellen in Indien ſuchen.

Die Redaktion bemerkt dazu, daß ſie gern bereit iſt, Stellenſuchenden die Adreſſe zu geben, daß es ſich aber nur um ſehr tüchtige, junge, geſunde, durchaus tropentaugliche Mädchen handeln kann. Das Klima in Indien iſt ſehr angreifend.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Frau F. in L. Die einzig richtige Ausbildung für eine Zahntechnikerin iſt eine dreijährige Lehrzeit, wie ſie auch der Mann durchmachen muß. Der Verein der Dentiſten im Deutſchen Reich, Bensheim-Heſſen, verpflichtet ſeine Mitglieder, Lehrlinge nie in kürzerer Zeit auszubilden, und geſtattet nach der Lehrzeit auch Frauen Aufnahme in ſein Zahntechniſches Lehrinſtitut, Berlin, Brunnenſtraße 14. Wir finden ein Monatsgehalt von 100 ℳ für die Gehilfin durchaus nicht zu wenig.

H. P. G. in Gr.-H. Bei der Allgemeinen Deutſchen Penſionsanſtalt für Lehrerinnen gibt es zwei Arten der Verſicherung: 1. ohne Rückgewähr, 2. mit bedingter Rückgewähr. Die Einzahlungen ſind bei 2 natürlich höher.

Frl. M. V. Über den Beruf einer Ladies' help läßt ſich noch zu wenig ſagen. Wir würden jedenfalls nicht raten, einen Lebensberuf daraus zu machen. In Verbindung mit Koſtgängern uſw. wäre es vielleicht denkbar.

Frl. C. St. in M. Sie wollen wiſſen, wann jemand als invalide angeſehen wird, alſo in den Genuß der Invalidenrente kommt. Dauernd erwerbsunfähig iſt jeder, der nicht mehr imſtande iſt, durch eine ſeinen Kräften und Fähigkeiten entſprechende Tätigkeit, die ihm nach ſeiner Ausbildung zugemutet werden kann, ein Drittel deſſen zu erwerben, was ein geiſtig und körperlich Geſunder durch ſeine Arbeit zu verdienen pflegt.

Frl. M. P. in Oh. Wenn Sie die Prüfung als Krankenpflegerin ablegen wollen, ſo müſſen Sie das 21. Lebensjahr vollendet haben und den Nachweis einjähriger, erfolgreicher Teilnahme an einer ſtaatlich anerkannten Krankenpflegeſchule beibringen. Die Prüfung zerfällt in eine mündliche und eine praktiſche. Nähere Nachrichten erhalten Sie gegen eine Schreibgebühr von 1 ℳ durch die Berufsorganiſation der Krankenpflegerinnen Deutſchlands, Berlin W., Nürnbergerſtr. 22.

Frauen-Daheim.

Es tanzen manche im Ballſaalſchein, denen die Seelen kranken.
Manche tanzen fröhlich, für ſich allein, mit ihren Gedanken.

Tonderniſche Spitzen.

An dieſer Stelle iſt ſchon einmal auf die alte Tonderniſche Spitzeninduſtrie hingewieſen worden, die ſich angeblich ihrem Ende nähern ſollte. Entgegen verſchiedenen Mitteilungen, die in die Öffentlichkeit drangen und davon ſprachen, daß ſie ſchon jetzt völlig aufgehört habe, möchten wir hiermit auf verſchiedene Ortſchaften Tonderns hinweiſen, wo noch heute alte, meiſt bedürftige Frauen die edle, köſtliche Kunſt fleißig pflegen.

Der Vaterländiſche Frauenverein in Bredebro, Kreis Tondern, Nordſchleswig, hat ſich von jeher dieſer Spitzeninduſtrie aufs wärmſte angenommen.

Ihm iſt es zu danken, daß er die Frauen von den däniſchen Händlern, die ihnen einen erbärmlichen Lohn zahlten, unabhängig machte, indem er ihnen die nötigen Materialien zum Einkaufspreis beſorgte und ihnen die fertige Arbeit gegen angemeſſenes Entgelt abnahm. Immerhin aber werden noch mehr Spitzen angefertigt, als der Verein abſetzen kann. Und ſo ſei mit dieſen Zeilen beſonders warm auf die Tonderniſchen Spitzen hingewieſen, um den alten Frauen auch zu ihrem ſo wohlverdienten Lohne zu verhelfen und dazu beizutragen, daß dieſe koſtbare Kunſt dort in Wirklichkeit nicht vergeht, ſondern daß ſich z. B. ſchwächere Mädchen und Frauen, die zu anderer Arbeit nicht taugen, auch dauernd damit beſchäftigen können, was ſie meiſt mit Leidenſchaft tun, wenn ihnen nur Abſatzgebiete zur Verfügung ſtehen.

Ein ſolches Abſatzgebiet bietet ja jetzt die in Berlin W., Genthiner-Straße 7, beſtehende „Deutſche Spitzenſchule“ (E. V.). Dieſe hat ſich mit den Geiſtlichen in Jerpſtedt, Ballun, Emmerleff uſw., die warmes Intereſſe gerade für dieſen alten Arbeitszweig ihrer Gemeinden haben, in Verbindung geſetzt und hat die Abſicht, eine ihrer Lehrerinnen dorthin zu ſenden, um die heranwachſende Jugend zu der alten Kunſt ihrer Mütter und Großmütter zurückzuführen.

Von dem Künſtler der Schule entworfene moderne Muſter ſollen dort der alten Technik angepaßt werden, und ſo ſoll eine friſchaufblühende aus der uralten Hausinduſtrie neu erwachſen.

Mit der Schönheit der Tonderniſchen Spitzen geht ihre Billigkeit, verglichen mit anderen Spitzenpreiſen, Hand in Hand.

Zu jeder Auskunft und Vermittlung zwecks Beſtellung und Anfertigung Tonderniſcher Spitze iſt obengenannte Schule, in der überhaupt jede Technik echter, handgefertigter Spitzen, ſei es Nähen, Klöppeln, Häkeln oder Stricken, getrieben und gelehrt wird, gern bereit. Auch eine Auswahl fertiger Tonderniſcher Spitzen liegt dort jederzeit zur Anſicht bereit.

Über Tonderniſche Spitzen gibt auch Frl. E. K. Schramm, Breslau VI., gern Auskunft.

Aus einer Klöppelſtube in Nordſchleswig.

Zur Feier des „Siebenjährigen Ehekrieges“.

Scherzgedicht, verfaßt vom Vater, der Mutter aufgeſagt von den Kindern, einem ſechsjährigen Knaben und einem fünfjährigen Mädchen.

Der Knabe:

Der alte Fritz ſprach: Ich kann die Frauen nicht leiden;
Drum will ich ihre Geſellſchaft meiden!
Ich zieh in den Krieg: dort gibt es keine
Weiberröcke, wie ich meine.

Das Mädchen:

So iſt er in ſieben Kriegesjahren
In Schleſien hin- und hergefahren.
Und wie er's beſah, da waren's drei Frauen,
Die ihn am allermeiſten verhauen.
Die ſchlimmſte Feindin, das war ja
Die Kaiſerin Maria Thereſia,
Und die ruſſiſche, und denke dir nur,
Auch die franzöſiſche Pompadour.

Der Knabe:

Daraus entnahm ſich Vater die Lehre,
Daß es doch ſchließlich beſſer wäre,
Es nur mit einer Frau zu wagen;
Denn das hat auch ſchon was zu beſagen.
Vor ſieben Jahren heiratet' er dich,
Und da begann der ſiebenjährige Krieg.
Da gab es manch ſchrecklichen Überfall,
Manch Zorndorf und manch Prag.
Er ſiegte wahrlich nicht überall,
Und wenn es doch einmal geſchach,
War's mit ſchiefer Schlachtlinie, wie bei Leuthen.
So ging es in dieſen Kriegeszeiten.

Das Mädchen:

Doch muß ich trotz allem Kriegestoben
Das Heiraten ſchließlich preiſen und loben.
Die kriegenden Mächte, ihr zwei beiden
Seid reicher geworden an Land und Leuten.
Ihr ſammeltet unter eure Fahnen
Vier luſtige kleine Untertanen.

Der Knabe:

Doch unſer ſchönſter und reichſter Gewinn,
Das iſt die regierende Königin,
Die uns gibt aufs Brot die Butter,
Unſre geliebte Landesmutter.
Gott ſegne die Arbeit ihrer Händ'
Und ſchenk uns ein gnädig' Regiment.

Dr. Schiele, Naumburg a. d. Saale

Die Trauerkleidung.

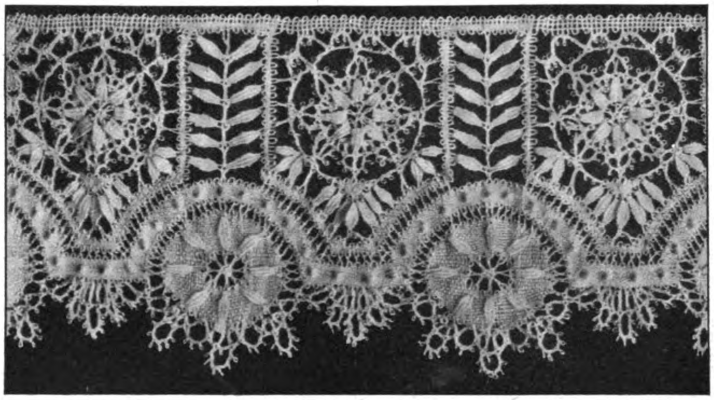
Ein Wort für unſere ärmeren Mitſchweſtern.

Ich möchte einmal einen Gedanken zum Ausdruck bringen, der gewiß ſchon manche meiner Mitſchweſtern beſchäftigt hat, insbeſondere wohl ſolche, die mit Glücksgütern nicht eben reich geſegnet ſind. Warum nehmen wir Frauen in dieſer aufgeklärten und wirtſchaftlich ſo ſchweren Zeit es immer noch ſo ſtreng mit unſerer Trauerkleidung? Wieviel Sorgen und unumgängliche Koſten bringt ein Trauerfall ohnehin ſchon mit ſich! Warum erſchweren wir uns das bittere Herzeleid durch engherziges Feſthalten an einer Sitte, die irgendein unbekannter Jemand einmal eingeführt hat?

Sehen wir uns doch einmal bei den Männern um. Am Beerdigungstage erſcheinen ſie im feierlichen ſchwarzen Anzug, und tags darauf holen ſie wieder ihren blauen oder grauen Anzug hervor, ein Flor um den Arm; und ihrer äußeren Trauer iſt genug getan — und haben ſie nicht recht? Wem erweiſen wir denn einen Gefallen damit, daß wir ein geſchlagenes Jahr lang ſchwarzgekleidet einhergehen? Und wieviel ſchwere Sorgen bringt dieſe Angelegenheit wohl oft in die Familien! Wie manchmal werden wohl gar Schulden deswegen gemacht! Da iſt vielleicht gerade die Frühjahrsgarderobe angeſchafft, es kommt ein plötzlicher Trauerfall, die Sachen müſſen in den Schrank gehängt und ſchwarze Kleider beſchafft werden, ſelbſt Krepp-Hut und -Ausputz darf in den geringeren Kreiſen ſchon nicht mehr fehlen. Die heiße Jahreszeit kommt, man ſeufzt in den warmen, ſchwarzen Kleidern und ſieht ſich nach leichten Sachen um; im Herbſt hängt da das gute blaue oder braune Koſtüm im Schrank, darf aber beileibe nicht getragen, ſondern es muß eine ſchwarze Jacke angeſchafft werden. Und ſo geht es fort durchs ganze Jahr. Und wie unangenehm iſt auch noch beſonders die ſchwarze Farbe bei den Haus- und Arbeitskleidern, die ſo leicht verſtaubt und unſauber wirken! Da klagte mir neulich eine kleine Geſchäftsfrau, die ihren Mann verloren hat, wie läſtig die ſchwarze Tracht für ſie ſei in ihrem kleinen Kramlädchen, wie bald die teueren ſchwarzen Schürzen durch das viele Waſchen unanſehnlich würden. Ihre zwölfjährige Kleine habe ihr einziges weißes Kleid ſchmutzig gemacht und habe nur noch eins mit roſa Müſterchen, das dürfe ſie ihr aber nicht anziehen. Was würde die liebe Nachbarſchaft dazu ſagen! Folglich muß das Kind am Sonntag zu Haus bleiben. Und wenn es wenigſtens mit einem Vierteljahr abgetan wäre! ſeufzte die arme Frau, die doch wahrlich durch ihr Geſchäft und die Kinder übergenug Sorgen hat. Aber nein, wenn die Trauerzeit vorbei iſt, heißt es: Iſt das

Jahr denn ſchon herum? Als ob das Trauern an einem Jahre hinge! — Wäre es da nicht Pflicht von uns denkenden Frauen, ſich über dieſe Frage zu verſtändigen und Abhilfe zu ſchaffen? Eine einzelne wird es ja nie wagen, gegen dieſe geheiligte Sitte anzugehen, und ſo bitte ich meine lieben Mitſchweſtern, von denen ja einige ſchon vieles für die Schwächeren erkämpft haben, dieſen Punkt ernſtlich ins Auge zu faſſen und mitzuhelfen, daß Wandel geſchafft wird; ich bin überzeugt, daß uns manch ſorgengequältes Frauenherz dafür danken wird. E. S.

Nachſchrift der Leitung des F.-D.: Die Frage iſt mit dieſer einen Meinungsäußerung natürlich nicht gelöſt. Vielleicht laſſen ſich nun auch andere unſerer Leſerinnen darüber hören.

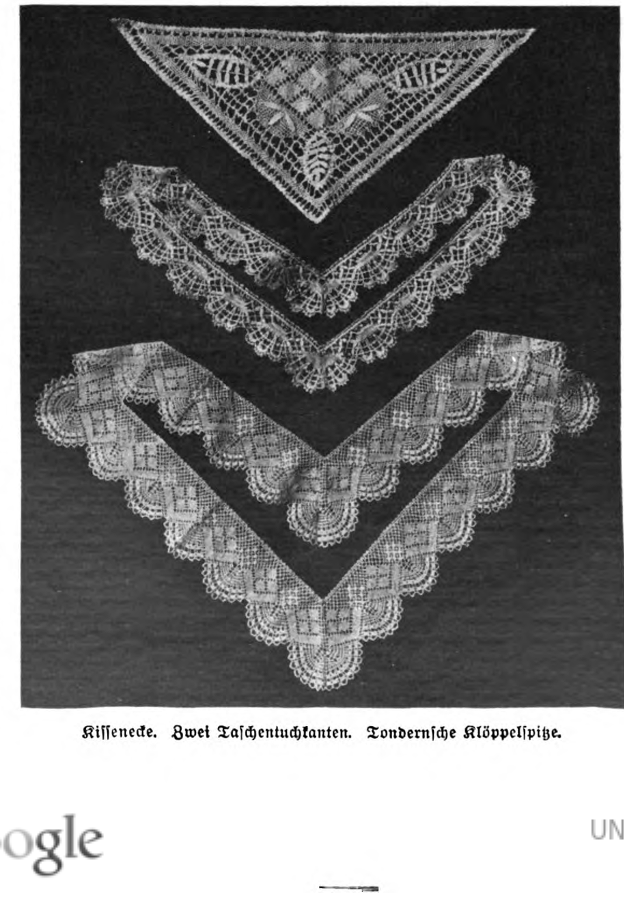


Schöne moderne Tondernſche Spitze, auch als Taſchentuchumrahmung mit ſchönen Ecken. ($^2/_3$ der natürlichen Größe.)

Für Freundinnen deutſcher Volkstrachten.

Der Deutſche Schriftſtellerinnenbund, eingetragener Verein, ladet zu dem von ihm Anfang November d. J. zum Beſten ſeiner Hilfskaſſe im Krollſchen Etabliſſement zu veranſtaltenden deutſchen Trachtenfeſt mit folgendem Hinweis ein:

Angeſichts der von Vereinen und Behörden im Reich geförderten Beſtrebungen, in weiteren Kreiſen ein höheres Intereſſe für unſere Volkstrachten zu erwecken, erſcheint es zeitgemäß, auch in der Reichshauptſtadt dieſer Bewegung durch ein deutſches Volkstrachtenfeſt Rechnung zu tragen. Wenn der Deutſche Schriftſtellerinnenbund die Einladung zu einem ſolchen ſchon jetzt ergehen läßt, ſo geſchieht es, um eine Anregung zu geben, von ſommerlichen Reiſen echte Trachten mit heim zu bringen und ſie für das geplante Feſt zu verwenden. — In den Monaten September und Oktober wird Fräulein **Roſe Julien**, Landgrafenſtr. 6 III, Freitags von 4—7 Uhr, in allen Koſtümangelegenheiten Auskunft geben.



Kiſſenecke. Zwei Taſchentuchkanten. Tondernſche Klöppelſpitze.

Lebenslehren.

Von **Wilhelm Müller-Rüdersdorf.**

Warne nicht, wo Mahnen genügt.

Verwechſle Großmut nicht mit Kleinmut.

Knüpfe den Faden an das Tau und nicht das Tau an den Faden.

Erblicke in jeder Größe eine Hoheit, aber nicht in jeder Hoheit eine Größe.

Laß dir durch die dunklen Wolken gegenwärtigen Erlebens nicht den Sonnenhimmel deiner Erinnerung und Hoffnung trüben.

Suche nicht ſchon im Anfang das Endergebnis.

Befeſtige den Plan, ehe du ihn ausbreiteſt.

Erſt ziele, dann zähle und nicht umgekehrt.

Suche durch deine Warnung aufzurütteln, ohne zu erſchrecken.

Wer von dir abhängig iſt, den mache dir auch anhänglich.

Ratſchläge für die Pilzküche.

Unſer Arzt ſagte: „Das Bekömmlichſte iſt, ſie ſorgfältig zu ſäubern, ſorgſam und mit guten Zutaten zu ſchmoren und dann den ganzen Krempel in die Müllgrube zu befördern.“ So zu verwerfen ſind die wohlſchmeckenden Schwammerlinge aber keineswegs. (Die Orientalen, im Gegenteil, behaupten, Pilze zögen das Schlechte in ihrer Nähe an ſich und erleichterten dadurch die Verdauung.) — Man muß nur giftige von giftfreien zu unterſcheiden wiſſen, nicht minderwertige oder angegangene Konſerven benutzen, große Sauberkeit und Eigenheit bei Reinigung und Bereitung walten laſſen und ſchließlich — ſie mit Maß genießen. Ganz abgeſehen von Trüffeln und Champignons, die einfachen Speiſen das cachet von Delikateſſen verleihen, welch vorzügliche Dienſte leiſten uns Morcheln, Steinpilze, Gelbſchwämmchen durch ihr, durch nichts anderes zu erſetzendes Aroma!

Die Pilze müſſen bei trockenem Wetter geſtochen, bzw. friſche, aber trockene Exemplare zu ſofortiger Verwendung in der Küche beſorgt werden. Bei Morcheln wird Kopf und Stiel voneinander geſchnitten, beide Teile, beſonders aber der Stiel, mehrfach geſpült und gewaſchen, ſanft, aber ſorgſam gebürſtet. Dann werden Köpfe und Stiele durchſchnitten, damit man etwaige wurmangefreſſene Teile finden und ausſchneiden kann. Mit kaltem Waſſer und etwas Zitronenſaft aufgeſetzt, läßt man die Morcheln aufkochen, gießt das Waſſer weg, mit dem die giftigen Beſtandteile beſeitigt werden, ſpült ſie dann noch zweimal und kocht ſie jetzt erſt zum Gebrauch.

Bei großen Steinpilzen wird Kopf und Stiel getrennt, die kleinen bleiben zuſammen. Ebenſo die Gelbſchwämmchen. Alle beide Arten werden geſpült, dann abgeſchabt, die Bärte ausgekratzt, die großen Exemplare in Stücke geſchnitten. Jedes ſo bereitete Stück kommt ſofort in eine daneben ſtehende Schüſſel mit Waſſer oder Milch und etwas Zitronenſaft. Sobald alle ſoweit hergerichtet ſind, werden ſie in der Flüſſigkeit, in der ſie liegen, nochmals gewaſchen, auf einen Durchſchlag geſchüttet und vorſichtig gedrückt, um das Zuviel der aufgeſaugten Flüſſigkeit zu entfernen. Sie werden mit Fleiſchbrühe, friſcher Butter, gewiegten, grünen Kräutern und Salz beigeſetzt und langſam ganz weich geſchmort. Bei Verwendung für Ragouts wird etwas Rotwein, Zitronenſaft, Gewürznelke, Pfeffer, Lorbeer und Muskatblüte daran getan und etwas kalt verquirltes Mehl durchgerührt.

Zum Einkochen auf längeres Halten wählt man beſonders gute, trockene Exemplare. Nachdem man die Pilze wie oben vorgerichtet hat, nimmt man ſie aus dem Waſſer mit Zitronenſaft, in dem ſie wäſſerten, legt ſie zwiſchen ſaubere Tücher und trocknet ſie damit ab. In einer gut glaſierten Kaſſerolle läßt man 220 Gramm Butter zergehen, gibt den Saft von 1½ Zitronen, 2 bis 3 geſtoßene, weiße Pfefferkörner und Salz dazu, legt 2 Liter Pilze hinein und ſchmort ſie über ſchwachem Feuer ſo lange, bis aller Saft eingezogen iſt, ſie trocken geworden ſind. Es muß ſehr aufgepaßt werden, daß nichts anbrennt. Sie werden in Gläſer oder Steintöpfchen gefüllt, mit zerlaſſener Butter übergoſſen. Am nächſten Tage ſchließt man die Gläſer hermetiſch. (Engliſches Verfahren.)

In der Schweiz kocht man die wie üblich vorgerichteten, einzulegenden Trüffeln und Morcheln dreimal in dreimal erneuertem, friſchem Waſſer auf, füllt ſie, wenn dies ganz abgelaufen iſt, in Blechbüchſen, ſalzt ſie etwas, bedeckt ſie mit Madeirawein, verlötet die Büchſen, die dann im bain marie ungefähr 1 Stunde kochen müſſen (mit Champignons wird genau ſo verfahren, nur nimmt man ſtatt des Madeira friſches Waſſer).

Die Engländer bereiten ſich auch Vorrat von Pilzſaft für Suppen, Saucen uſw. Das iſt nicht nötig, da die für ſolche Zwecke vorzüglich bereitete Maggi-Würze — die in der Hauptſache aus Pilzen beſteht — uns dieſer Mühe enthebt.

Zum Trocknen werden ebenfalls nur tadelloſe Exemplare gewählt. Dieſe werden ſorgſamſt gereinigt, geſchält, in Scheiben geſchnitten, auf Fäden gezogen, aufgehängt und an der Luft getrocknet oder in der Ofenröhre, auf Papier liegend. Sie werden, wenn ganz trocken, mit etwas Pfeffer beſtreut, in Papiertüten am luftigen Ort aufgehängt, oder in Gläſer, mit Pfeffer dazwiſchen, geſchüttet, luftdicht verſchloſſen verwahrt.

Beim Gebrauch ſetzt der Engländer ſie mit kalter, ſtarker Brühe auf und läßt ſie nur ſehr langſam ſich erhitzen, damit ſie wieder ſaftig, voll, rund werden, ihre urſprüngliche Größe zurückbekommen. — Der Franzoſe weicht und ſchmort — beſonders die edleren Arten, wie Trüffeln — in Rotwein und erreicht dasſelbe. — Einfachere Pilze ſetzt man den Abend vorher — nach mehrmaligem Spülen — mit kaltem Waſſer auf. Am nächſten Tage ſchmort man ſie darin, mit reichlichen Butterzuſatz, weich.

Eliſa von Schmidt.

Auskunft.

M. W. Fr. 40 teile ich mit, daß ich die Roßhaare in einem großen Waſchkeſſel etwa eine Stunde habe kochen laſſen. Nachdem ſie im Schatten getrocknet und gezupft waren, waren ſie wie neu.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Emilie Herzog.

Bei dem heutigen Niedergang der Geſangskunſt und bei dem Mangel techniſchen Könnens, der ſich auf dem Gebiete des Koloratur-Geſanges immer häufiger bemerkbar macht, muß es um ſo ſchmerzlicher empfunden werden, wenn wieder eine Künſtlerin im wahren Sinne des Wortes aus der Öffentlichkeit ſcheidet. Mit Ablauf der letzten Spielzeit verließ eines der beliebteſten Mitglieder der Berliner Oper, Emilie Herzog, die Bühne, der ſie 21 Jahre hindurch mit Auszeichnung angehörte. Sie war ihr zugleich eine Zierde und von großer Verwendbarkeit. Galt ſie einerſeits als die berufenſte Vertreterin des Kunſtgeſanges, wenigſtens in Deutſchland, ſo ließen anderſeits ihr großes Pflichtgefühl, auch kleineren Rollen gegenüber, und ihre muſikaliſche Tüchtigkeit, mit der ſie in allen Fächern zu Hauſe war, ſtets auf ſie zählen. Ihre muſikaliſche Verläßlichkeit, ihre rhythmiſche Präziſion und ihre Gewiſſenhaftigkeit gegen den Notentext waren der Troſt des Kapellmeiſters und die Stütze des Enſembles. Emilie Herzog iſt Schweizerin. Sie wurde in Ermatingen am Bodenſee geboren und erhielt ihre geſangliche Ausbildung zuerſt von Prof. Gloggner in Zürich und dann von Prof. Schimon in München. Sie debütierte am dortigen Hoftheater im jugendlichſten Alter als Page in den Hugenotten. Durch ihre klare Sopranſtimme, die leichte Höhe und die natürliche Begabung für den Ziergeſang erregte ſie bald Aufſehen. Sie wurde ein immerhin beachtetes Mitglied der Münchener Hofbühne und fing ſchon damals an, ſich auch als Lieder- und Oratorienſängerin bekannt zu machen. Da es ihr aber nicht gelang, ſich den ihr gebührenden Platz zu erobern, folgte ſie 1889 einem Ruf nach Berlin. Hier fehlte ſeit dem Fortgang Lilli Lehmanns eine Koloraturſängerin von Bedeutung. So wurde es ihr nicht ſchwer, ſehr bald in eine erſte Stellung aufzurücken. Der helle, ſieghafte Timbre ihrer Stimme, die mit Leichtigkeit das f^3 erreichte, ihr durch kein Tremolo entſtellter Ton, von allerdings etwas inſtrumentalem Klangcharakter, und die techniſche Virtuoſität erwarben ſich ſchnell die Sympathien des Publikums. Zu dieſen Vorzügen geſellten ſich aber auch tiefer liegende Eigenſchaften, denn Frau Herzog gehörte nicht zu den Sängerinnen, die nur durch Bravour glänzen. Durch natürlich empfundenen Vortrag, Geſchmack und feines Stilgefühl, Eigenſchaften, die ſie auf das klaſſiſche Repertoire, insbeſondere auf Mozart hinwieſen, erweiterte ſich ihr Rollenkreis. Sie konnte in dramatiſchen Partien ihr ſtarkes Können verwerten und als Soubrette ihr heiteres Temperament walten laſſen. Greift man aus ihrem, über 100 Rollen umfaſſenden Repertoire die hauptſächlichſten heraus, ſo muß man über ihre Vielſeitigkeit ſtaunen. Neben einer glänzenden „Konſtanze“, einer „Königin der Nacht“, „Margarete von Valois“, „Roſine“, „Gilda“ uſw. ſtehen ebenbürtig ihr „Blondchen“, ihre „Zerline“, ihr „Cherubin“, „Suſanne“, „Ännchen“ und der „Gemmy“ im Tell. Auch Lortzings Geſtalten, ebenſo wie eine temperamentvolle Frau Fluth und die Rolle der „Nedda“ gehören zu ihren beſten Leiſtungen. Obgleich keine Wagnerſängerin im eigentlichen Sinne, fand ihr unvergleichlicher „Waldvogel“ und ihre erſte „Rheintochter“ auch in Bayreuth volle Anerkennung. Mit den Jahren ſteigerte ſich ihre Mitwirkung im Konzertſaal ſo bedeutend, daß ſie einen erheblichen Teil ihrer Tätigkeit ausmachte. In Deutſchland und in der Schweiz wurde Emilie Herzog überall gern und häufig zu Oratorienaufführungen zugezogen. Die Stellung, die ſich Frau Herzog ſo in der Heimat gründete, lenkte auch die Blicke des Auslandes mehr als einmal auf ihre Perſönlichkeit und hatte mehrfache Gaſtreiſen (z. B. nach Rom und Moskau) zur Folge.

Emilie Herzog.
Nach einer Aufnahme des photographiſchen Ateliers „Viktoria“ in Berlin W., Brandenburger Straße 33.

Einer ſo reichen und ſchaffensfreudigen Betätigung ſoll nun alſo ein Ziel geſetzt ſein. Vielleicht hat Frau Herzog ſelbſt den Wunſch, nach ſo raſtloſer Tätigkeit die wohlverdiente Ruhe zu genießen. Sie wird ihr Heim in der Lützowſtraße aufgeben, in dem ſie als Gattin und Mutter gewaltet und noch Zeit gefunden hat, ſich der Ausbildung junger Talente zu widmen. Mit ihrem Gatten, dem bekannten Muſikſchriftſteller Dr. Heinrich Welti, einem Landsmann von ihr, kehrt ſie in ihre Heimat zurück. Dort wird ſie auf ihrem Beſitztum im Aargau hoffentlich noch frohe Tage ſehen, glücklich im Bewußtſein der Freude, die ſie ſo vielen bereiten durfte, und ſtolz auf den Namen, den ſie aus eigener Kraft geprägt hat. Wenn ſie auch unauffällig aus dem Verbande der Königlichen Theater ſcheidet, wie vor ihr ſo manche Größe ſang- und klanglos von uns gegangen iſt, ſo wird die Künſtlerin in Berlin doch unvergeſſen bleiben.

Johanna Schmidt.

Ein Brief Otto Nicolais.

In die Zeit, da der Meiſter erzürnt Wien den Rücken gekehrt hatte, nachdem er dort ſechs Jahre als erſter Kapellmeiſter an der Hofoper mit Auszeichnung gewirkt und durch Begründung der philharmoniſchen Konzerte ein beſonderes Ruhmesblatt in die Muſikgeſchichte der Kaiſerſtadt eingefügt hatte, verſetzt uns folgender Brief:

A Madame Pauline de Stradiot née Bevilacqua
Landstrasse Rennweg No. 639 à Vienne.

Meine hochverehrte gnädige Frau! Das alte Jahr naht ſich ſeinem Ende, und ich will nicht in das neue treten, ohne Ihnen, Hochverehrte, meinen innigen, herzlichen Glückwunſch zu ſagen. Der allgütige Gott kann und wird nicht unterlaſſen, einer ſo herrlichen, vortrefflichen Frau, einer ſo beſorgten Mutter, einer ſo liebevollen Freundin ſeine reichen Spenden durch Zufriedenheit, Geſundheit und Freuden zu erteilen!

Wieviel Dank bin ich Ihnen nicht ſchuldig! — Vor einem Jahre, als ich ſo ſchwer krank war, waren nicht Sie es, und unſere geliebte Pauline, Ihre vortreffliche Tochter, die mit engelgleicher Güte und Langmut die Stunden des traurigen und mißmutigen Kranken zu erleichtern und zu verſchönern ſuchten? Ohne Sie wäre mir jene Zeit doppelt ſchrecklich geweſen! Hier bin ich leider ohne ſolche Freunde, und ich glaube auch, ſchwerlich ſolche mehr erwerben und finden zu können. Leider!! bin ich noch immerfort kränkelnd und habe in den letzten Tagen einen, wenn auch nicht ſehr ſtarken, dennoch ſchmerzlichen Rückfall in meine Krankheit gehabt, beinahe mit all denſelben Symptomen als vor einem Jahr. Doch hoffe ich mit Gottes Hilfe, daß es bald vorübergehen wird.

Sie und die Ihrigen, die ich alle aufs herzlichſte zu grüßen bitte, befinden ſich doch recht wohl? Von Fräulein Pauline, mit der ich korreſpondiere, weiß ich es. Wie ſehr freut mich die gerechte Anerkennung, die man ihr in Dresden zuteil werden läßt; ich bin darüber doppelt glücklich, weil doch nun mein redliches Bemühen, ſie künſtleriſch auszubilden, nicht vergeblich geweſen iſt und ſie einen kleinen Teil der Früchte einzuſammeln beginnt, deren Ausſaat ſie mit ſo vielem Fleiß und mit ſo manchem Opfer unternahm. Ihr guter Herr Vater würde ihre Erfolge gewiß mit großer Freude angeſehen haben, ſo wie ich ſtolz darauf bin, ſie meine liebſte und beſte Schülerin nennen zu können. Daß ſie mir ein ſchönes, mit unendlicher Geduld und vielem Fleiß ſelbgearbeitetes Geſchenk hergeſandt hat, wiſſen Sie wohl ſchon. Pauline iſt die einzige Schülerin, überhaupt das einzige Mädchen, die mir auch bei ſpäter erlangten Erfolgen ihre Erkenntlichkeit und Zuneigung zu erkennen gegeben hat und ſich in allen Lagen des Lebens immer gleich und immer liebenswürdig bewieſen hat; während alle anderen, von denen ſo manche mir vieles verdanken, ihren Lehrer gänzlich vergaßen. Nie habe ich Pauline ſo lieb gehabt als jetzt, denn erſt die Entfernung von Ihnen allen zugleich — (früher war ich doch mit Ihnen, oder in Ihrem Hauſe, wenn Pauline abweſend war) — läßt mich deutlich empfinden, welche Freunde ich verlaſſen habe und wie ſehr ſie mir wert und teuer ſind.

Mir iſt es indes hierorts recht gut ergangen, wenigſtens werde ich von vielen Seiten beneidet, wiewohl ich meinerſeits das große Glück, das ich erlangt haben ſoll, nicht recht begreife, denn Berlin und ſeine Einwohner können mir nie einen Erſatz für Wien bieten. Der König hat mich durch perſönliche Huld ſehr ausgezeichnet; ich habe mehrmals bei ihm geſpeiſt und lange Unterredungen mit ihm gehabt. Auch hat er mich mit der Stelle eines königlichen Kapellmeiſters belohnt, bei der Oper und bei der Kirchenmuſik, wofür ich ein jährliches Gehalt von 2000 Talern beziehe; ich trete jedoch erſt am 1. März in Gehalt und in Wirkung.

Nun erlaube ich mir von Ihrer Freundſchaft einen kleinen Dienſt zu erbitten. Ich habe nämlich zwei Windiſchgräzer Loſe und vier Eſterhazy, welche unterdeſſen in Wien gezogen worden ſind. Haben Sie alſo die Güte, mit dem inliegenden Zettel zu dem Wechſelhauſe D. Zimmer auf dem Stephansplatz zu gehen und nachſehen zu laſſen, ob dieſe Loſe vielleicht einen Gewinn gemacht haben, worüber ich Sie dann erſuche, mir recht bald Antwort zu ſchreiben. Empfehlen Sie mich doch auch Herrn Galli und geben Sie mir Nachricht von Ihrem Befinden und ob Sie glücklich und zufrieden ſind, und ſchreiben Sie mir von jedem einzelnen Ihrer Familie, den kleinen Emil nicht zu vergeſſen.

Nun liebe gnädige Frau! leben Sie wohl für heute — mögen Sie ein recht fröhliches Neujahr haben und gedenken Sie bisweilen Ihres Sie aufrichtig verehrenden und von ganzem Herzen Ihnen ergebenen Freundes

Otto Nicolai, Königlicher Kapellmeiſter,
Leipziger Straße Nr. 89.

Der Direktor der Hofoper, Carlo Ballochino, ein früherer Schneider, hatte die Annahme der „Luſtigen Weiber“ abgelehnt, weil Nicolai die vertragsmäßige Oper ſchon ein Jahr früher geliefert haben ſollte, was dieſem wieder nicht möglich geweſen war, weil er ſich vergebens um ein brauchbares Textbuch bemüht hatte. Nicolai hatte dafür aber eine deutſche Bearbeitung ſeines „Templer“ hergeſtellt. — Alles Proteſtieren half nichts, auch der Intendant Sedlnitzki konnte dem Dickſchädel Ballochino gegenüber nichts ausrichten, es blieb dabei, daß die „Luſtigen Weiber“, die Nicolai ausdrücklich für die Wiener Beſetzung geſchrieben hatte — Anna Zerr (Frau Fluth), Formes (Falſtaff), Erl (Fenton) — nicht angenommen wurden, und infolge der heftigen Fehden mit ſeinem Chef ſchied Nicolai dann auch nach Ablauf ſeines Vertrages aus dem Verband der Hofoper. Am 23. Mai 1847 verließ er Wien und ging nach Erholungsreiſen im Salzkammergut und dem Kuraufenthalt bei Prießnitz in Gräfenberg und auf Wangeroog nach Berlin, wo er die ihm ſchon früher angetragene Stellung als Kapellmeiſter am Dom und am Opernhauſe annahm, die er aber erſt am 1. März 1848 antrat. Hier vollendete er nun die „Luſtigen Weiber“, mit denen er nach dem erſten großen Erfolge als deutſcher Opernkomponiſt ſeine Laufbahn beſchloß, und hier ſtarb er auch, wenige Wochen darauf, am 11. Mai 1849, noch nicht 39 Jahre alt. — Bezüglich Pauline v. Stradiot, von der in unſerem Brief die Rede iſt, ſei erwähnt, daß ſie am 3. April 1824 als Tochter des Hofrats v. Stradiot in Wien geboren wurde und eine ausgezeichnete Erziehung genoß, die bei ihren Anlagen beſonders aufs Künſtleriſche gerichtet war. Schon im ſiebenten Jahre ſpielte ſie Klavierkonzerte, und auch in der Malerei hat ſie Beachtenswertes geleiſtet. Sie wurde Nicolais Schülerin im Geſang, ihr iſt auch das ſchöne „Herbſtlied“ und „Die Nonne“ des Meiſters gewidmet, aber erſt nach ihres Vaters frühem Tode konnte ſie daran denken, zum Theater zu gehen. 1845 betrat ſie in Mailand die Opernbühne, ſpäter wirkte ſie — noch mit Richard Wagner zuſammen — am Dresdener Hoftheater, wo man ſie als Erſatz für die Schröder-Devrient in Ausſicht genommen hatte. Durch die Bekanntſchaft mit ihrem Kollegen Louis Mende löſten ſich die Beziehungen zu Nicolai, und ſie heiratete den temperamentvollen Heldenſpieler (in zweiter Ehe Gatte der plattdeutſchen Schauſpielerin Lotte Mende), mit dem ſie ſpäter in Breslau, Prag, Hamburg, Deſſau, Wiesbaden uſw. engagiert war, wo ſie als dramatiſche Sängerin, ſowie auch in Partien wie Ortrud, Nancy, Frau Reich überall ſehr gefeiert wurde. In zweiter Ehe vermählte ſie ſich mit dem Komiker Max Schulz, der in der Glanzzeit des Berliner Wallner- und Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theaters zu den hervorragendſten Darſtellern dieſer Bühnen zählte. Er war hier u. a. der erſte Froſch in der „Fledermaus“. Pauline v. Stradiot trat in Berlin nicht mehr auf, wirkte aber als Geſanglehrerin bis zu ihrem am 15. Februar 1897 erfolgten Tode, nachdem ihr Gatte ſchon 1884 geſtorben war. Eine Tochter aus der Ehe mit Max Schulz lebt in Berlin als Gattin des Tonkünſtlers Otto Taubmann, des Komponiſten der „Deutſchen Meſſe“.

Es war das Schickſal Nicolais, daß keines ſeiner Herzensbündniſſe zu einer dauernden Verbindung führte. Pauline v. Stradiot hätte ſein guter Engel ſein können. Mit der Entſtehung ſeines Lebenswerkes iſt ſie aufs innigſte verbunden. In der Zeit des Umgangs mit ihr entſtanden die meiſten Nummern der „Luſtigen Weiber“, und im Hauſe Stradiots wurden ſie zuerſt am Klavier vorgetragen, wobei der ſonſt ſo empfindliche Komponiſt jede kritiſche Bemerkung mit Dank und Freundlichkeit entgegennahm. Ein Heim, das er lebenslang ſo ſchmerzlich entbehrte, fand er dort, und die ſonnige Stimmung, die über ſeiner Oper lagert, dankt die Welt nicht zuletzt ſeiner Liebe zu Pauline v. Stradiot.

Georg Richard Kruſe.

Bücherſchau.

Ein Wagnerbrevier. Kommentar zum „Ring des Nibelungen“ von Bernhard Shaw. Deutſch von S. Trebitſch, 2. Auflage, Berlin, S. Fiſcher, Verlag. Das merkwürdige und intereſſante kleine Buch, das der bekannte engliſche Dichter denkenden Muſikfreunden bietet: Shaw ſieht in dem großen Dramenzyklus Wagners ein Drama von heute, eine Allegorie, in der ſich alle weſentlichen Züge einer kapitaliſtiſchen Geſellſchaftsordnung nachweiſen laſſen. Die Ausführungen Shaws ſind geiſtreich, feſſelnd anregend und zeigen das Werk Wagners unter einem neuen Geſichtswinkel.

Zum Nachdenken.

1. Zur Theorie des Röſſelſprungs.

Um ein Röſſelſprung-Netz anzufertigen, nehme man ſich erſt ein aus ſechzehn Feldern beſtehendes Quadrat vor, in welchem ſich leicht zwölf Felder beſetzen laſſen:

1	6		10
	9	2	5
7	4	11	
12		8	3

Die noch übrig bleibenden Felder haben an das erſte oder letzte beſetzte Feld zwar keinen Anſchluß, bieten aber unter ſich wieder einen Röſſelzug. Teilt man das Schachbrett nun in vier Quadrate der obigen Art, ſo gelingt es je zwölf Felder des einen Viertelbretts an vier Felder des Nachbarviertelbretts anzuſchließen uſf. bis ein geſchloſſener Zug hergeſtellt iſt. Auf welche Weiſe?

2. Scharade.

Die der Lüfte Reich durchfliegen,
3—4 ſind's der Wiſſenſchaft,
Ihrer Feinde Trotz beſiegen,
Kühn 1—2 und Sturmeskraft.

Über Erdendunſt und Grüfte,
Mit dem Flug der Phantaſie
Durch das 3—4 blauer Lüfte
Wir auch ſchweben kühn wie ſie.

Dringen bis ins Reich der Sterne.
Was aus unſerm Sehnen ſpricht?
Rätſelwort iſt es von ferne,
Widerſchein vom ew'gen Licht.

3. Scharade.

Wie verſchmachtet Blüt' und Blätter,
Wie verlechzt die Erde lag!
Endlich rauſcht der Fluren Retter,
Regen, der nicht enden mag.

Ja, erhört ward unſer Flehen,
Doch im Wort, das uns erſchreckt,
Denn die Wieſen werden Seen
Und die 3 raſt ſchaumbedeckt.

Da ich arm war und zufrieden,
War ich ein fideles Haus;
Seit das Wort mir ward beſchieden,
Iſt's mit meinem Frohſinn aus.

Denn ich leb' in Angſt und Beben
War der Diebe Raubbegier.
Bitten möcht' ich, der's gegeben,
Himmel, nimm das Wort von mir!

4. Anagramm.

Als die Ferien angefangen,
Reiſten wir ſo fröhlich fort,
Bergluft, Waldluft zu erlangen,
Doch wir hatten uns das Wort.

Aus der Wolken Schleuſen ſtündlich
Wie in Strömen hat's gerauſcht;
Ja, wir waren eben gründlich
Wort, ein Zeichen noch vertauſcht.

5. Homonym.

Willſt du auf die Berge klettern,
Trotzen mutig, ſtark und kühn,
Felſenſchroffen, Sturm und Wettern,
Sei dir feſtes Wort verliehn.

Willſt bequem du erſter Klaſſe
Fahren in die Welt hinein,
Wohlgefüllt laß deine Kaſſe,
Zahlreich deine Worte ſein.

Als ich ſah dich einſt im Saale
Des Hotels im Badeort,
Und du ſprachſt zum erſten Male,
Wußt' ich, du ſtammſt aus dem Wort.

6. Umſtellrätſel.

Rhea — Iſer — Lido — Romane —
Stark — Rebe — Rhone — Eiger.

Durch Umſtellen der Buchſtaben ſind aus vorſtehenden Wörtern neue Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchſtaben zuſammengeſtellt das Ende einer Reiſe bedeuten.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 43.

1. Viſitenkarten-Rätſel.

Bahnbeamter.

2. Streichrätſel.

ſ**al**z, **le**ib, **ran**g, ha**nf**, ſ**an**d, **gi**er, **ſ**a**t**t, **ſ**i**ch**t, **wer**ſt.

Läßt man die fett gedruckten Buchſtaben ſtehen und ſtreicht alle anderen, ſo erhält man:

Aller Anfang iſt ſchwer.

3. Scharade.

Elfenbein.

4. Röſſelſprung.

Geſegnet ſei dir beides, Schmerz und Luſt,
Und jedes Werk, das du vollenden mußt;
Doch Gott bewahre dich zu deinem Heile
Vor Krankheit, Mißmut, Langeweile.

Spruch von Geibel.

5. Homonym.

Blume.

6. Homonym.

Aufgegeben.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

Wer in dieſem Jahre Sommer haben wollte, mit tiefem, blauem Himmel, mit den weißen Wolkenbällen und der klaren, dunſtloſen Ferne, mußte ſich ihn ſchon auf Bildern ſuchen, wie deren eins uns als köſtliches „Sommer-Idyll“ C. Max in der heutigen Nummer ſchenkt. Auch Wilhelm Diez führt uns mit ſeinem „Picknick“ in eine heitere Sommerlandſchaft, im Rahmen des Rokoko, belebt von Geſtalten jener heiteren, für den Tag lebenden Zeit. Wilhelm Diez, als Genremaler und Illuſtrator bekannt, wurde 1859 in Bayreuth geboren und war Schüler der Münchener Akademie unter Piloty, der aber auf ſeinen Bildungsgang ſo gut wie gar keinen Einfluß hatte. Er bildete ſich vielmehr an Juſte Aurèle Meiſſonier, dem Goldſchmied, Baumeiſter und Maler, der 1750 in Paris geſtorben iſt und einer der Bahnbrecher für das Rokoko war. Einen intereſſanten Vorwurf hat S. Wopfner in eigenartiger Weiſe zu behandeln verſucht: die Bewegung der Luft „vor dem Sturm“, wenn die erſten Windſtöße über das Land wirbeln. Für das „Große Familienbildnis des Frans Hals“ finden unſere Leſer einen ſelbſtändigen Aufſatz.

Als Kunſtbeilage enthält die heutige Nummer die Statue Marc Aurels auf der Piazza del Campidoglio zu Rom, die ſich auf der Mitte des Platzes erhebt und 1538 dorthin gebracht wurde. Sie ſtand im Mittelalter beim Lateran und war in früherer Zeit vergoldet. Ihr urſprünglicher Standort iſt unbekannt. Ihre vorzügliche Erhaltung verdankt ſie dem Volksglauben, der ſie für eine Statue Konſtantins, des erſten chriſtlichen Kaiſers, hielt. Der Entwurf zu der jetzigen Geſtaltung des Kapitolplatzes ſtammt von Michelangelo, der die Überführung der Statue veranlaßte und auch die Zeichnung auf dem Sockel geſchaffen haben ſoll. Die Bauten begannen bald nach 1538, gelangten aber, mit mannigfachen Änderungen im einzelnen, erſt im XVIII. Jahrhundert zum Abſchluß. Die Höhe der Statue Marc Aurels iſt übrigens meiſterhaft durch Michelangelo ſo berechnet, daß man auch den Kopf des Reiters würdigen kann.

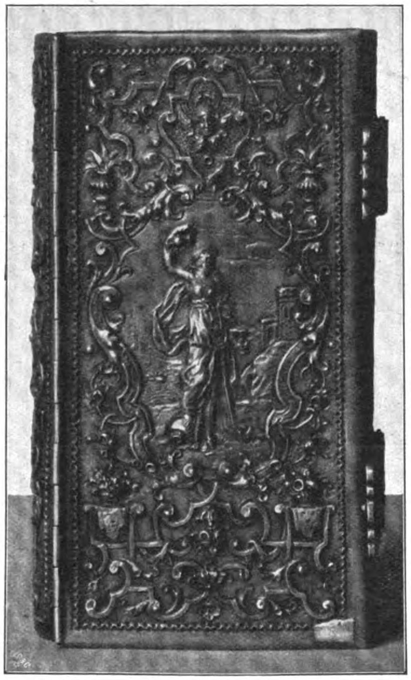
Silbereinbände.

Die klaſſiſche Zeit des Silbereinbandes iſt das Mittelalter und in dieſem die Epoche des romaniſchen Stils. Die Kleriſei hat den Metalleinband aus Prunkſucht wie aus dem praktiſchen Grunde, vielbenutzte Pergamentblätter zu ſchützen, eingeführt. Als Material kommt nur das Silber, vergoldet, in Verbindung mit Elfenbein, Email, Filigran, Edelſteinen, in Betracht. Dieſe ſchweren, koſtbaren Bucheinbände bedürfen der ſtützenden Pulte zum Gebrauch, ausgegoſſene „Buckeln“ behüten die Gravierungen und Reliefarbeiten der Buchdeckel vor Schaden.

Privatperſonen, deren Geldkatze es erlaubte, ahmten dieſe koſtbaren Einbände für geſchätzte Bücher nach, proteſtantiſche Fürſten ließen es ſich angelegen ſein, die Sitten der katholiſchen Kirche hier nachzuahmen, und umgaben die Werke der von ihnen verehrten Reformatoren — um dieſer Würdigung weitgehenden Ausdruck zu geben — mit wertvollen Einbänden. Als nun gar die deutſche Goldſchmiedekunſt im XVI. Jahrhundert ihren hohen Aufſchwung nahm und ihr Arbeitsgebiet auf Buchdecken ausdehnte, vermehrte ſich die Zahl und Verbreitung dieſer Silbereinbände ſehr. Aus der Mode kamen freilich die Metalldecken für Bücher großen Formats, deſto beliebter wurden ſilberne Hüllen für kleine Meß- und Gebetbücher.

Unſere Abbildung zeigt eine vorzügliche, heute im Muſeum für Kunſt und Gewerbe in Hamburg befindliche Arbeit aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts mit in hohem Relief getriebener reicher Arbeit, Chr. Arndts „Paradiesgärtlein“ umſchließend, deren je 13 cm hohe Decken allegoriſche Figuren in Laub- und Bandelwerk ſchmücken. Die dem Beſchauer zugekehrte Vorderſeite bringt die Perſonifizierung der Mäßigkeit. In den Einfaſſungen ſind Engelsköpfe angebracht; die Schließen und der Rücken des 7½ cm breiten Buches ſind in durchkreuztem Bandwerk ausgeführt.

Der Kern der Buchdeckel beſtand meiſt aus Buchenbrettern, auf die der Beſchlag dünner Silberplatten mit ſilbernen Schrauben und Nieten befeſtigt wurde. Das Silber vertritt die Stelle des Leders, wird wie dieſes am Rande der Deckel umgebogen und greift in Form eines ſchmalen Falzes auf die Innenſeite des Holzes über. Auch der Dekor iſt dem des Ledereinbandes ähnlich: die Buchdecken werden mit Bandwerk oder figürlichen Darſtellungen graviert. Die Silbereinbände ſind nicht Originale ein und desſelben Künſtlers, ſondern viele Länder und Köpfe haben an ihnen mitgearbeitet. Vorwürfe der reliefierten oder geätzten Darſtellungen ſind entweder Holzſchnitte, wie ſie das Buch ſelbſt bot, Kupferſtiche nach Holbein und Dürer oder die, wie unſere modernen Muſterblätter, von Hand zu Hand wandernden Ornamentſtiche, z. B. des Mündener Stedegreven, des Beham u. a. m., deren Formenſchatz die Goldſchmiede ſehr verſchiedenartig wiederzugeben verſtanden. Zur Herſtellung der reliefierten Gruppen — wie z. B. der Figur auf unſerem Einband — liehen ſich die Goldſchmiede Modelle, ſogenannte „Patronen“ oder „Moduln“, die ſpekulative Bildhauer aus Buchsbaum oder Speckſtein fertigten, um damit dem Handwerk auszuhelfen. Man handelte dieſe, in Italien zuerſt auftretenden, in der Renaiſſance auch zu uns kommenden Plaketten in Bronze, Meſſing oder Blei, und über dieſen „Moduln“ trieben die Goldſchmiede die ſilbernen Reliefs oder nahmen die Formen zum Guß ab. Da dieſe Plakettenmuſter viel verbreitet waren, ſo variierten die Goldſchmiede die Vorwürfe durch Hinzufügen oder Weglaſſen von Einzelheiten, und ein findiger Meiſter ſoll es ſogar verſtanden haben, aus törichten Jungfrauen durch Einfügen von bärtigen Köpfen Evangeliſten zu machen.



Silbereinband. Anfang des XVIII. Jahrhunderts.

Bekannt geworden iſt die ſogenannte Silberbibliothek des Herzogs Albrecht von Preußen (1525—1568) und ſeiner prachtliebenden Gemahlin Anna Maria, für die und auf deren Wunſch die Silbereinbände angefertigt wurden. Dieſe, heute in der Univerſitätsbibliothek zu Königsberg aufbewahrt, beſteht aus 20 Folio- und Quartbänden, deren Holzdeckel ganz mit ſilbernen, getriebenen und geätzten Platten belegt ſind. Es ſind alles Werke deutſcher Goldſchmiedekunſt — 3 von Mündener und Nürnberger, 17 von Königsberger Künſtlern — und von ihnen aus geliefertem Gold und Silber mit 10 Prozent des Materialwertes als Arbeitslohn geliefert. H. v. Sch.

Das Einbalſamierungsverfahren der alten Ägypter.

Bei der Betrachtung ägyptiſcher Mumien fällt häufig noch die Schönheit der Formen und die Charakteriſtik der Geſichtszüge auf. Das mumifizierte Geſicht von Ramſes II. z. B. zeigt eine ſolche unverkennbare Ähnlichkeit mit den Statuen dieſes Herrſchers, daß über die Identität der Mumie kein Zweifel herrſchen kann. Man ſchreibt dieſe wunderbare Erhaltung der Leichen gewohnheitsmäßig einer beſonders kunſtvollen und vorſichtigen Konſervierungsart zu, es ſcheint aber, daß den Löwenanteil des Erfolges der trockene Boden und das günſtige Klima Ägyptens haben.

Nach den alten Schriftſtellern wurde bei der Einbalſamierung zuerſt das Gehirn durch die Naſe entfernt, dann wurden Bruſt- und Baucheingeweide herausgenommen. Hierauf ließ man die Leichen längere Zeit (70 oder 36 Tage) in einer Löſung von Nitrum oder Natrum liegen, behandelte ſie mit Palmwein und aromatiſchen Spezereien, ſtopfte (während der 21. Dynaſtie) die Körperhöhlen mit Leinenballen oder Nilſchlamm aus und wickelte die getrocknete Leiche in Byſſusbinden ein. Schließlich legte man die Mumie in eine eng anliegende Hülle, die aus mehrfach übereinandergelegter Leinwand und Stuck (ſogenannte ägyptiſche Pappe) ſorgfältig gearbeitet war.

W. A. Schmidt nun hat an ägyptiſchen Mumien eingehende Unterſuchungen angeſtellt, die eine Nachprüfung und Berichtigung des Verfahrens geſtatten. (Chemiſche und biologiſche Unterſuchungen an ägyptiſchem Mumienmaterial … Zeitſchr. f. allgem. Phyſiologie VII. [1907.] (S. 369 bis 392.) Nach Schmidt iſt das erwähnte Nitrum oder Natrum weder Salpeter noch das in Ägypten natürlich vorkommende Natriumkarbonat (Trona), ſondern nur Kochſalz. Die in Ägypten gefundenen Mumien laſſen ſich in drei Gruppen einteilen. Die älteſten Mumien ſtammen aus der ſogen. früheren prähiſtoriſchen Periode vor Menes, ſie ſind nicht einbalſamiert. Es kommen dann die wirklich einbalſamierten Mumien aus dynaſtiſcher Zeit, bei denen zwecks Herausnahme der Eingeweide die Leichen geöffnet worden ſind. Die jüngſten ſind die Koptenmumien, etwa 500 n. Chr., deren Bruſt- und Baucheingeweide noch ſämtlich im Körper vorhanden ſind.

Die Mumien aus der prähiſtoriſchen Zeit enthielten wenig Kochſalz. Obgleich nicht durch Bandagen uſw. geſchützt, ſind ſie heute nach 6000 Jahren noch relativ gut erhalten. Die Zerſetzung des mumifizierten Gewebes iſt ſchon weit vorgeſchritten, es iſt nur noch wenig Eiweiß vorhanden. — Die nachweislich einbalſamierten Mumien der dynaſtiſchen Zeit waren größtenteils ſtark mit Kochſalz durchſetzt. Bei der Einbalſamierung wurde mit ganz einfachen Mitteln gearbeitet, nämlich Entfernung der Eingeweide, Kochſalzbad, Austrocknen an der Luft und Umwickeln mit Bandagen, die mit Gummiſchleim und Harzen beſtrichen waren. Trona in feſter Form, mit Fett zu einer Paſte verarbeitet, wurde als Füllmaterial der Leichen verwendet. — Die Muskulatur der Mumien iſt auf ein Minimum eingeſchrumpft, Sehnen und Knorpel, Nägel und Haare, das Skelett und die pergamentartige Haut ſind ſehr gut erhalten. Schmidt konnte durch chemiſche Reaktionen noch Fettſäuren, Eiweißkörper, intaktes Fett und Choleſterin gut nachweiſen; Hämoglobin war aber nicht feſtzuſtellen. MK

Notizen.

Ein Runenſtein mit fünfzeiliger Runeninſchrift iſt bei Randers an der jütiſchen Oſtküſte aufgefunden worden. Drei ähnliche Runenſteine befinden ſich im Kieler Muſeum vaterländiſcher Altertümer.

Das vollſtändige Skelett eines Mammut wurde in einem Weinberge bei Iphofen gefunden. Die Länge des Tieres beträgt nahezu 5 m, die Höhe ca. 3 m. Die beiden Stoßzähne haben eine Länge von 2,10 und 2,30 m. MK

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg.
Nr. 48

Daheim
Ein deutſches Familienblatt

27. Auguſt 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Sterngucker. Roman von Hermine Villinger (Fortſetzung) 5
Kartoffelernte. Gemälde von Max Liebermann 9
Die Steigerung der Eigenſchaftswörter Sprachliche Plauderei. Von C. Ziegler 10
Adriaen Brouwer. Von Dr. Georg Biermann. Mit ſieben Abbildungen 10
Bauherr, Architekt und Unternehmer. Von Regierungsbaumeiſter Wentſcher 15
Ich werde froh. Gedicht von Emil Lucka. 17
Auf der Hallig Hooge. Von Julius R. Haarhaus. Mit acht Abbildungen 17
Traumſommernacht. Gedicht von Auguſt Ludwig 20
Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers (Fortſetzung) 21
Militäriſche Sommerfriſche. Plauderei von H. C. Starken 23
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Kinder-Daheim — Sammler-Daheim Briefkaſten . . . . 25—33
Kunſtbeilage: Rubens und ſeine erſte Frau Iſabella Brant. Nach dem Gemälde von P. P. Rubens in der Kgl. Pinakothek zu München.

Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

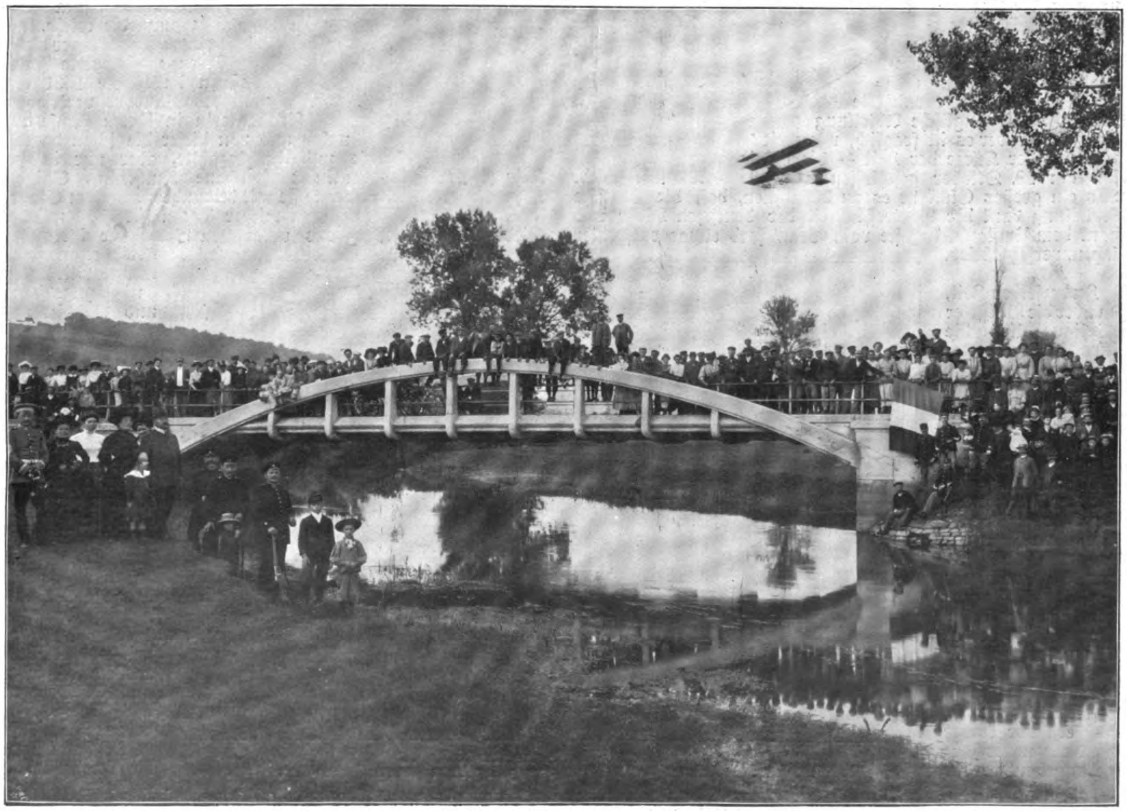
Wir ſtehen im Zeichen der Aviatik. Es vergeht kaum ein Tag, der nicht die Nachricht von irgend einem großen und überraſchenden Erfolg der Flieger brächte. Eine der höchſten Leiſtungen ſtellt der **Rundflug in Oſt-Frankreich** dar, in dem Leblanc den Sieg davon trug und der die Flieger bis an die deutſche Grenze führte, ja ſogar darüber hinaus. Es iſt bei dem immer noch herrſchenden Chauvinismus der Franzoſen wahrſcheinlich, daß man darin eine Antwort auf die Gedächtnisfeiern auf den Schlachtfeldern an der Grenze geben wollte, zumal die franzöſiſche Preſſe mit äußerſter Schärfe das Recht verteidigt, die Grenze überfliegen zu dürfen, wenn nur keine Landung vorgenommen würde. Es kann uns aber durchaus nicht gleichgültig ſein, ob ein Franzoſe und noch dazu ein Militär die Grenze kreuzt und dabei vielleicht Geländeaufnahmen macht, was zumal in der Nähe von Feſtungen eine große Gefahr für unſere militäriſche Sicherheit bedeuten dürfte. Die Notwendigkeit, ein „Luftrecht" in internationalen Verhandlungen zu ſchaffen, wird immer dringender.

* * *

Zu den Kaiſermanövern in Weſtpreußen traf auch von Kiel aus die Nordſeeflotte in Danzig ein. Unſer Bild (auf S. 2) zeigt die ausfahrenden Kriegsſchiffe in Kiellinie, voran die beiden neuen Dreadnoughts „Naſſau" und „Poſen".

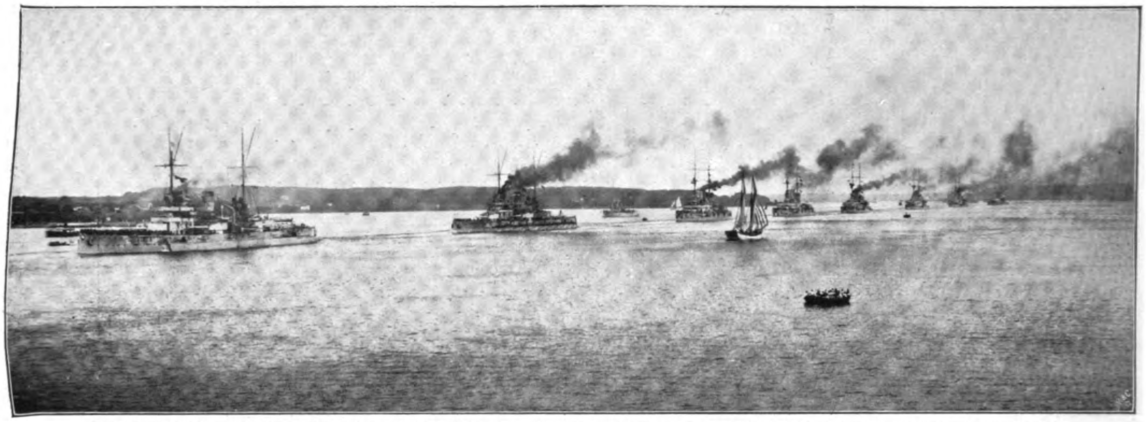
* * *

Kürzlich fand in Kaſſel die Nagelung und Weihe einer Anzahl von Fahnen ſtatt, darunter auch die der ehemaligen Landwehrbataillone Mühlhauſen in Thüringen und Erfurt. Nach dem Weiheakt auf dem Friedrichsplatz ſchritt der Kaiſer zunächſt die Front der Truppen und Veteranen ab, durch ſtürmiſche Hochrufe begrüßt, und ließ danach die Ehrenkompagnie mit den neuen Fahnen, die übrigen Truppen in Kompagniefront, ſowie die Veteranen vorbeimarſchieren. Es war ein erhebender



Ein franzöſiſcher Aeroplan überfliegt die deutſch-franzöſiſche Grenze bei Pettoncourt-Moncel. Im Aeroplan der Diviſions-General Maunoury.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition

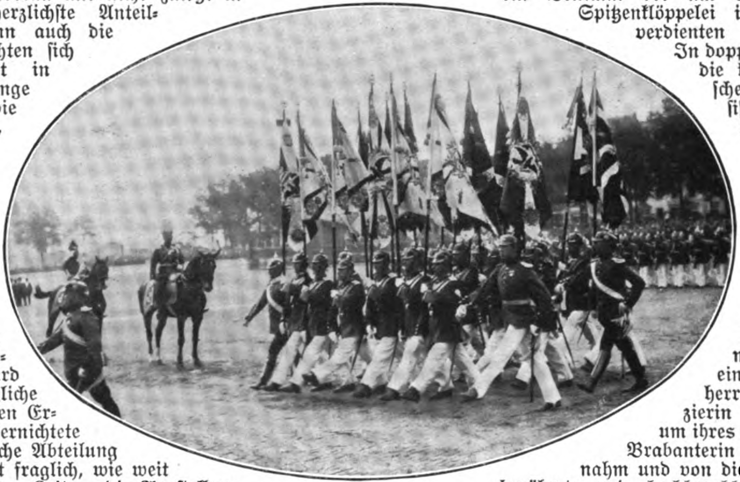


Das Geſchwader mit den neuſten und größten Schiffen „Poſen“ und „Naſſau“ auf der Fahrt zu den Kaiſermanövern bei Danzig.

Anblick, als die alten Krieger zum Teil in weißem wallenden Haar an ihrem oberſten Kriegsherrn vorbeizog.

* * *

Der furchtbare Brand der Brüſſeler Weltausſtellung (Bilder auf S. 3) hat überall und nicht zuletzt in Deutſchland die herzlichſte Anteilnahme erregt. Wenn auch die anfänglichen Nachrichten ſich glücklicherweiſe nicht in ihrem ganzen Umfange bewahrheiteten und die großen Kunſtſchätze, die dort zuſammengebracht waren, gerettet werden konnten, ſo iſt der Schaden immerhin bedeutend genug. Man ſchätzt ihn auf 70 Millionen, nicht eingerechnet den Ausfall der Einnahmen, die die Verheerung nach ſich ziehen dürfte. Zwar wird man auf alle mögliche Weiſe verſuchen, einen Erſatz für die völlig vernichtete Belgiſche und Engliſche Abteilung zu ſchaffen, aber es iſt fraglich, wie weit man bei der Kürze der Zeit — die Ausſtellung ſoll am 29. Oktober geſchloſſen werden — kommen wird. Als ein großes Glück iſt es zu bezeichnen, daß die Deutſche Abteilung dank der Vortrefflichkeit der deutſchen Wehr und dank dem Umſtand, daß ſie vom Brandherd etwas entfernter lag, unverſehrt blieb.



* * *

Zu derſelben Zeit, da über die Brüſſeler Weltausſtellung die furchtbare Kataſtrophe hereinbrach, ward auch das weltbekannte, prächtige Karerſeehotel ein Raub der Flammen. Es war von etwa 450 Fremden beſetzt, die von hier aus die herrliche Natur genießen wollten. Iſt es doch auch ſeiner Lage nach, am Fuße des Roſengartens, eins der ſchönſten Gaſthäuſer der Alpen, das von Jahr zu Jahr einer größeren Beſuchsziffer ſich erfreuen konnte, ſo daß erſt vor kurzer Zeit ein neuer Flügel angebaut werden mußte. Vorausſichtlich aber wird es in erneuter Geſtalt aus dem Schutt wieder erſtehen. Wir bringen die Bilder auf S. 3.

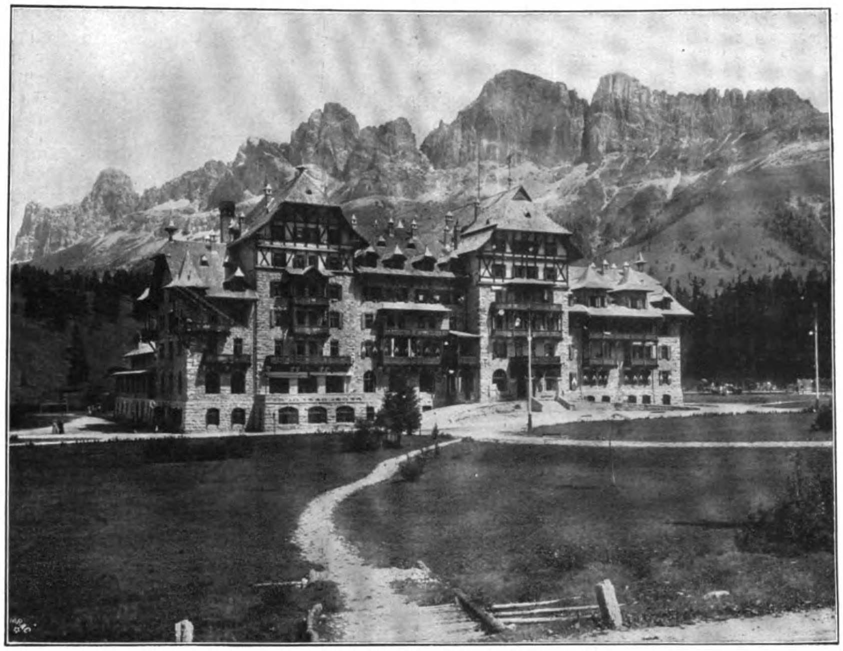
* * *

Seit kurzer Zeit beſitzt die Stadt Elterlein bei Annaberg ein Denkmal der um die Einführung der Spitzenklöppelei im Erzgebirge hochverdienten Barbara Uttmann. In doppeltem Sinne verdient die kleine Stadt das Geſchenk, das ihm der ſächſiſche Staat aus Mitteln des Kunſtfonds mit dieſem Denkmal machte: gilt Elterlein doch der Ueberlieferung nach als Geburtsſtadt Barbaras, und bis in unſere Tage pflegen hier Frauen und Kinder die Kunſt des Spitzenklöppelns. Als Barbara Uttmann, die reiche, mit einem Annaberger Bergherrn verheiratete Patrizierin im Jahre 1561 eine um ihres Glaubens vertriebene Brabanterin in ihrem Hauſe aufnahm und von dieſer die ſchon damals berühmte und hochbezahlte, aber nur in der Heimat der Proteſtantin verſtandene Kunſt des Spitzenklöppelns erlernte, erkannte ſie mit bewundernswertem Scharfſinn, daß vom Klöppelkiſſen reicher Segen für die durch den Niedergang des Bergbaus verarmten Bewohner ihres Erzgebirges ausgehen könnte. Mit Unternehmungsgeiſt und Geſchick verbreitete ſie die Klöppeltechnik unter ihren Mitbürgerinnen, und gegen Ende des Jahrhunderts prieſen ſchon Tauſende die weitblickende Frau und dankten der neuen Kunſt Exiſtenz und beſcheidenen Wohlſtand. Die Zeiten haben freilich vieles geändert. Maſchinen führen die Handgriffe geſchickter Hände aus und haben im Wettbewerb durch billige Herſtellung ihrer Klöppelei-Fabrikate die Handarbeit in

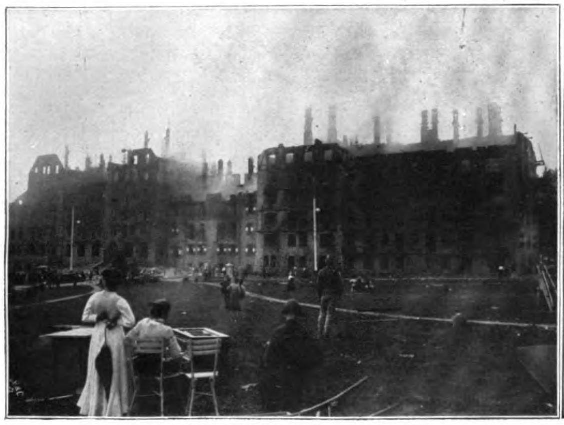
Parademarſch der Veteranen in Kaſſel.
Darüber: Vorbeimarſch der Ehrenkompagnie mit den neuen Feldzeichen.

Die Ausfahrt des deutſchen Geſchwaders nach Danzig und die große Fahnenweihe und Veteranen-Parade vor dem Kaiſer in Kaſſel.
Photographien A. Renard, Kiel, und vom Illuſtrationsphoto-Verlag, Berlin.

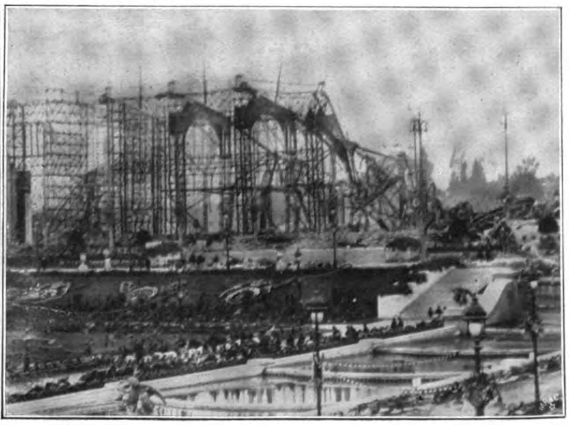
ihrer Exiſtenz ſchwer bedroht und vielfach verdrängt. Im kleinen Elterlein aber klöppelt noch alt und jung, Großmutter und Enkelkind, das ſchon frühzeitig in der ſtaatlichen Klöppelſchule ſich um Spitzen, Kanten und Ecken mühen lernt. Die Arbeit dieſer Klöppler und Klöpplerinnen zu ehren und das Gedächtnis der edlen Spenderin ſo großen Segens lebendig zu erhalten, iſt Zweck des Elterleiner Uttmann-Denkmals. Der Schöpfer des Denkmals, der bekannte Bildhauer Felix Pfeifer in Dresden, wählte feinſinniger Weiſe als Denkmal dieſer Frau die Form eines Brunnens. An den in ſchönen, edlen Verhältniſſen gehaltenen 3,50 m hohen Aufbau, der ein Hochrelief umſchließt, gliedert ſich noch vorn das Brunnenbecken an, in das ein phantaſtiſcher Tierkopf durch Mund und Naſenlöcher Waſſer ſpeit. Barbara iſt als anmutige Frau am Klöppel-



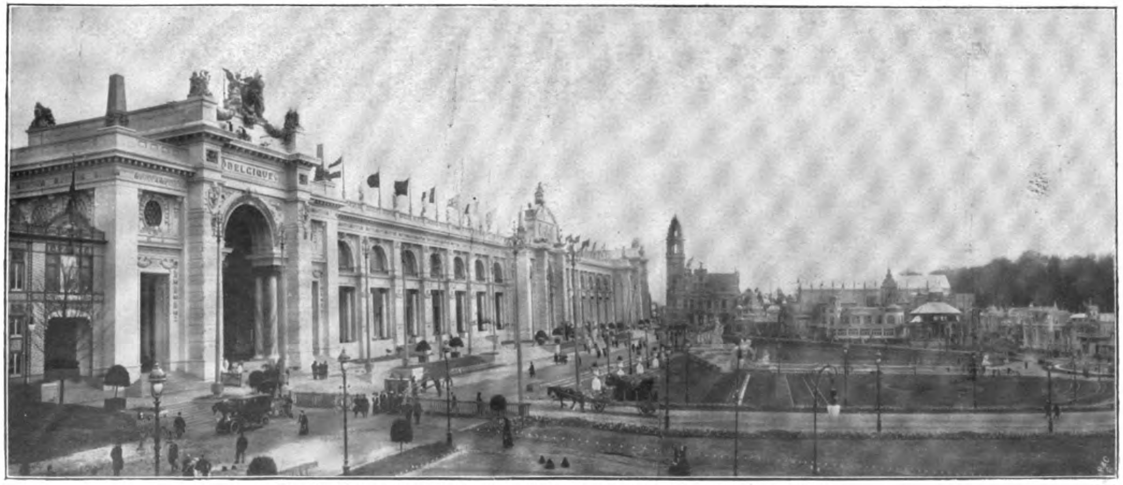
Das Karerſee-Hotel am Fuße des Roſengartens.



Das Karerſee-Hotel nach dem Brande.
Photographie von Wilh. Müller, Bozen.



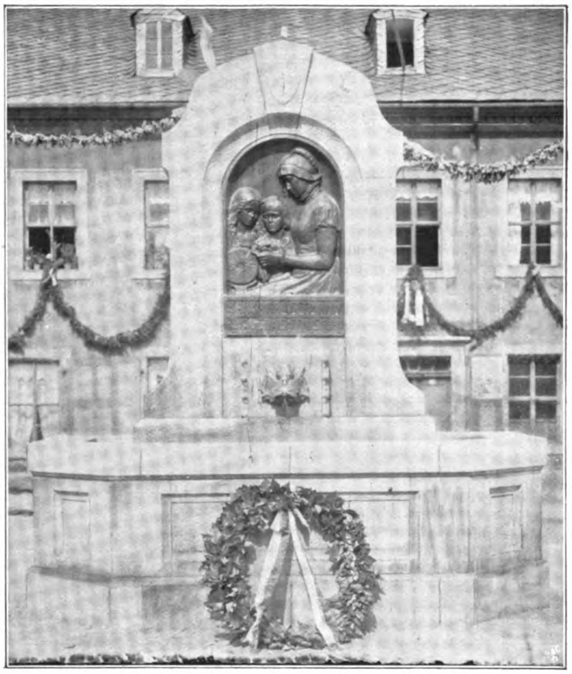
Blick auf die Brüſſeler Weltausſtellung nach dem Brande.
Photographie von der Deutſchen Illuſtrations-Geſ., Berlin.



Das Gebäude (links) Belgiens. Photographie von Charles Delius, Paris.

Vom Brand des Karerſee-Hotels und der Brüſſeler Weltausſtellung.

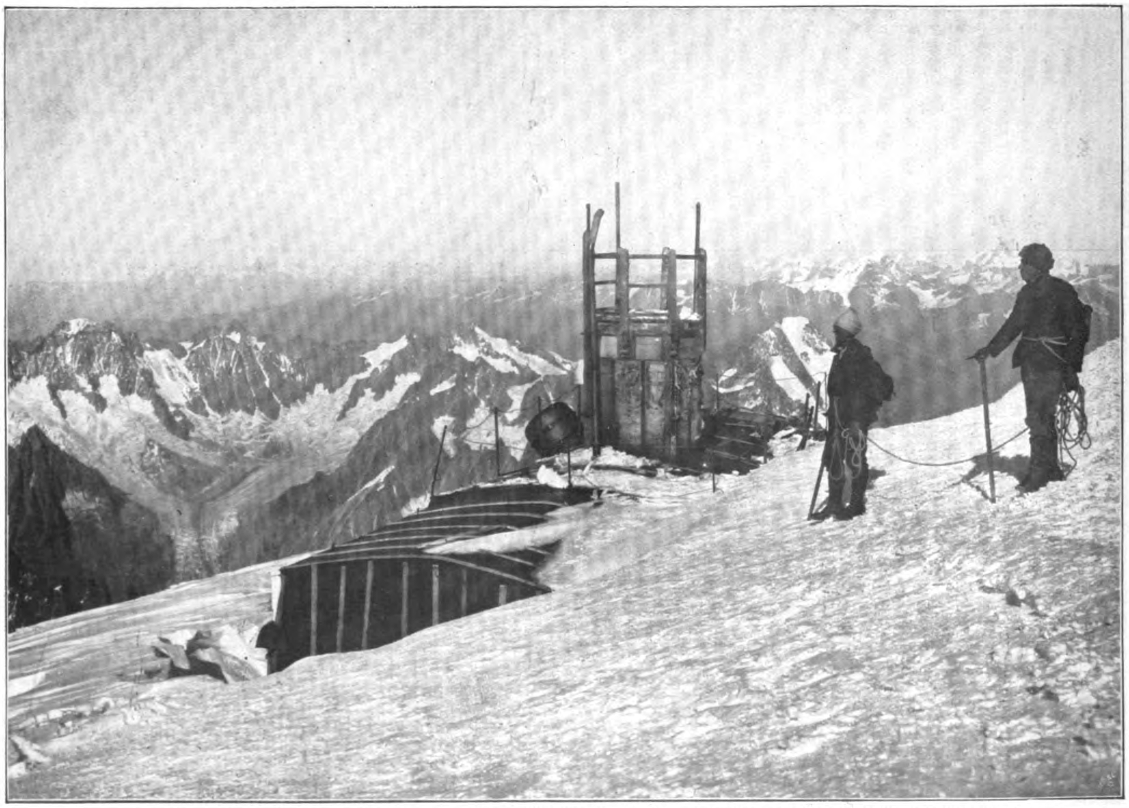
kiſſen dargeſtellt, emſig beſchäftigt, zwei neben ihr ſtehende Kinder in die Geheimniſſe der neuen Kunſt einzuweihen. Während der Knabe beim Anblick der ſich wirrenden und wieder löſenden Fäden noch ganz benommen ſcheint, iſt das Mädchen ſchon im Verſtändnis fortgeſchritten und lächelt im Gefühl baldigen Könnens. Der **Barbara Uttmann-Brunnen** iſt ein hochkünſtleriſches und ſehr anmutiges Werk, das ſich dem kleinſtädtiſchen Rahmen vollkommen einfügt und wird den Bewohnern der Stadt immer eine Quelle ſtolzer Befriedigung ſein.


Der Barbara Uttmann-Brunnen in Elterlein.
Photographie von Guſtav Grunewald, Elterlein.

* * *

Aus der Schweiz kommt die Nachricht, daß das bekannte Obſervatorium auf dem Montblanc von dem Gletſchereis faſt vollſtändig verſchlungen worden iſt und in kurzer Zeit gänzlich verſchwinden wird. Diesjährige Montblancbeſteiger fanden es in dem Zuſtand, den unſer Bild zeigt. Bereits im Sommer 1906 beobachtete man, daß das Haus in den Gletſcher einſank, aber bei der Eigentümlichkeit und Gewalt der ſich bewegenden Eismaſſen, die ſich wie ein Strom nach unten ſchieben, war von vornherein an eine Erhaltung des Obſervatoriums nicht zu denken. Es wurde von Pierre Janſſen, dem berühmten franzöſiſchen Phyſiker eingerichtet, nachdem er im Auftrage ſeiner Regierung eine ähnliche Aufgabe, die Einrichtung des aſtronomiſchen Obſervatoriums in dem wiedererbauten Luſtſchloß, das Ludwig XIV. für den Dauphin hatte aufführen laſſen, glänzend gelöſt hatte. Da das Obſervatorium der Sachlage entſprechend durch einen Menſchen nicht verſehen werden konnte, ſo ward es mit eine Reihe von Regiſtrierapparaten, die ſelbſttätig ihre Aufzeichnungen machen, ausgeſtattet. Jedenfalls iſt es zu bedauern, daß ein ſolches Werk der Zerſtörung durch die Naturgewalten anheimfallen ſoll. Es dürfte auch fraglich ſein, ob unter ſolchen Umſtänden aufs neue hohe Summen für ein Erſatzgebäude aufgewendet werden dürften, da dies doch im Laufe der Zeit kein anderes Schickſal haben würde als das jetzige und die Gletſcher es unrettbar wegſchwemmen und verſchlingen würden: beträgt doch die Geſchwindigkeit, mit der ſie ſich bewegen, mindeſtens 15 Centimeter, höchſtens 1,3 Meter im Jahr. Pierre Janſſen gehört zu den hervorragendſten Forſchern und Pionieren auf dem Gebiet der Aſtrophyſik, der Spektroſkopie und Photographie, und hat ſich vornehmlich durch die Erforſchung der Konſtitution der Sonne große Verdienſte erworben. Seine Perſönlichkeit hat für uns noch dadurch ein ganz beſonderes Intereſſe, daß er im Winter 1870 in dem Ballon „Volta“ das von den Deutſchen belagerte Paris verließ, um die am 22. Dezember jenes Jahres in Algier ſichtbare totale Sonnenfinſternis beobachten zu können.

* * *


Das im Gletſchereis verſinkende Obſervatorium auf dem Montblanc. Photographie von der Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Sterngucker. Roman von Hermine Villinger. (4. Fortſetzung.)

Der Bürgermeiſter kam des Wegs und der Pfarrer.

Ein Etwas in Judiths Geſicht ſchien dieſen zu frappieren. Er ſchaute ſich im Kreiſe um. Da ſah er Vinzenz, der mit übereinandergeſchlagenen Armen neben der Großmutter ſtand, ganz verſunken in Judiths Anblick. So hatte dieſer Menſch auch unter der Kirchentüre geſtanden und war plötzlich gegangen, ehe noch die Predigt zu Ende war. Nun reckte auch der Pfarrer den etwas zur Seite geneigten Kopf in die Höhe. „Grüß' Gott, Herr Fromherz," ſagte er, Vinzenz die Hand bietend.

„Grüß' Gott, Herr Pfarrer."

Die beiden Männer ſtanden Aug' in Aug' und wußten genau, ihre Wege gingen weit auseinander.

„Wie geht's denn?" wandte ſich der Pfarrer an die Großmutter.

„Dank der Nachfrag, Herr Pfarrer, wie alleweil."

„Nichts zu klagen?"

„Wir ſind uns halt e weng fremd worde, der Vinzenz und ich. Ich weiß nit recht, ob ihm d' Heimat wieder zuſagt. Er iſch nit zufriede, ſo wie er's bei uns findet. — 's iſch mir ja ſelber nit behaglich," ſetzte ſie aufſeufzend hinzu.

„Kann mir's denken," meinte der Pfarrer. „Wollen Rat ſchaffen, Fromherze. Ihr hättet mir nur ſagen müſſen, daß Ihr unter Judiths Gegenwart leidet. So war es nicht gemeint. Sie kann auch wo anders ihre Schuld abdienen. Ich will ſie in Gottes Namen in mein Haus nehmen. Meine alte Haushälterin kränkelt und ſollte eine Hilfe haben. Wenn's Euch recht iſt, Fromherze, ſo nehm' ich die Judith?"

Sie neigte das Haupt. „Ihr wißt, Herr Pfarrer, ich bin Euch alleweil gehorſam."

In Judiths Antlitz kamen und gingen die Farben. Ein paarmal ſchon hatte ſie ſprechen wollen, ſich aber nicht getraut. „'s iſch nur," preßte ſie jetzt in ängſtlichem Ton hervor, „der Xaver — was ſoll aus ſeiner Sammlung werde — ohne mich?"

„Zu dieſer Spielerei braucht's doch nicht zwei," meinte der Pfarrer.

„Er nimmt's halt gar ernſt," ſagte das Mädchen.

„Vor allen Dingen," legte ſich Vinzenz ins Mittel, „iſt es an Euch, Judith, zu entſcheiden, ob Ihr bleiben oder gehen wollt."

Die Großmutter ſtieß ein rauhes ‚hm' aus.

Der Pfarrer meinte: „Gewiß, Herr Fromherz, es bleibt der Judith anheimgeſtellt, ob ſie gehen oder bleiben will. Es war ein wenig notwendig, ein Aug' auf ſie zu haben. Ich weiß nicht — wiſſen Sie von ihrem Vergehen?"

„Aber das iſt doch ſchon ſo lang her."

Der Pfarrer nickte. „Wenn man mit Müh und Not eine Menſchenſeele auf den rechten Weg gebracht hat, ſo hat man ein Anrecht auf ihr ferneres Wohlgehen. Gelt, Fromherze," wandte er ſich an die Großmutter, „wir verſtehen uns, wir wiſſen, was wir wollen?"

„Das will ich meine, Herr Pfarrer. Die Judith braucht die Zügel wie ein überkräftiges Roß. Du kennſch ſie nit," wandte ſie ſich an den Enkel, „das iſch eine, der man's Haferſäckle nit hoch genug hänge kann."

Der Pfarrer ſtreifte Vinzenz mit einem prüfenden Blick. „Es ſoll recht ſchlimm drüben in Amerika zugehen, hört man allenthalben."

„Ja, zum Teil," meinte Vinzenz und lachte.

„Wir hoffen, daß Sie ſich unſeres armen Kirchleins annehmen, Herr Fromherz. Es war mein erſter Gedanke, als ich von Ihrem Kommen hörte heute früh. Außer Ihrer Großmutter tut in dieſem Dorf kein Menſch etwas dafür."

„Da möchte ich doch erſt zuwarten," gab ihm Vinzenz zur Antwort, „ob die armen Leute die Hilfe nicht nötiger haben als die Kirche."

„Mit dem Zuwarten kommt man nicht weit. Die Dinge beim Schopf packen, iſt unſere Sache. — Iſt's nicht ſo?"

„Wohl, wohl, Herr Pfarrer," ſagte die alte Fromherze, „ich muß eine arge Sünderin ſein, daß meine Kinder und Kindeskinder ſo faule Zuwarter ſind."

Der Geiſtliche verabſchiedete ſich, indem er noch einen ernſt prüfenden Blick auf Judith warf, deren Augen in heller Bewunderung an Vinzenz' Antlitz hingen.

Der Bürgermeiſter, der den ganzen Vorgang mit angehört und dazu geraucht und geſpuckt hatte, meinte jetzt, der alten Fromherze etwas näher tretend: „Freili wohl, Ihr habt ja recht, Fromherze, nix tauge tut's — es taugt nix, das verdammt Saufe — Ich ſelber brauch meine Fäuſt, wenn ſie's bis über Mitternacht treibe — Schwein ſeid Ihr — das hat jeder ſchon von mir gehört —" Er war ein kleiner gedrungener Mann, den Kopf etwas vorgebeugt; die wäſſerigen Augen blinzelten die Großmutter an und hefteten ſich dann auf Vinzenz. „Aber ſo ein feines Frühſchöpple, Herr Vinzenz, hm?“ Er ſpitzte die Lippen und ſchmatzte hörbar. „Davon wird doch einer, der von Amerika kommt, was Rechts verſtehe? Werd mich doch nit verrechnet habe — doch nit verrechnet habe?“

„Leider, Herr Bürgermeiſter, ganz gründlich,“ gab ihm Vinzenz zur Antwort. „Ich hab’ einmal im Rauſch ein großes Unrecht getan. Da hab’ ich mich verſchworen, keinen Tropfen mehr zu trinken.“

Der Bürgermeiſter riß die Augen weit auf. „Nit möglich,“ polterte er hervor, „nit möglich! Fromherze, habt Ihr ſchon ſo einen Unſinn gehört? Das dürft Ihr doch nit leide — im Traubewirt ſeinen Beſte verſchmähe — das dürft Ihr doch nit leide —“

Sie war ſchon lange unruhig und ſuchte mit der Hand umher. „Biſch bei Verſtand, Bub,“ fuhr ſie den Enkel an — „Haſch den Pfarrer kränkt, jetzt willſch auch noch den Bürgermeiſchter kränke — unſri zwei höchſte Herre — Gleich bitt ab —“

„Wenn Ihr meint, Großmutter,“ gab ihr der Enkel zur Antwort. „Ich fürcht nur, der Bürgermeiſter muß lache, wenn ſo ein langer alter Kerl wie ich abbitten wollt wie ein kleiner Bub —“

„He jo, he jo, natürlich,“ ſtieß der Bürgermeiſter mit einem erzwungenen Lachen hervor, „b’hüt Gott, b’hüt Gott beinand —“ Eilig ſchritt er zwiſchen Frau und Tochter davon.

Die Leute hatten ſich verlaufen. Nur die Judith ſäumte noch auf der Treppe. Daß ſo etwas möglich war! Daß es einen Menſchen gab, der den Machthabern des Dorfes zu widerſprechen wagte! Der der Großmutter Gebot — abzubitten — nicht befolgte!

Dieſe wandte ſich plötzlich nach dem Mädchen um: „Geh hinein — haſch nix da zu ſchaffe!“ Zu Vinzenz ſagte ſie: „Haſch, ſcheint’s, vergeſſe, was hier zu Land der Brauch iſch!“

„Großmutter, ich weiß nur, daß Ihr Zeit Eures Lebens gegen das Trinken gekämpft —“

„Wenn Dir der Bürgermeiſchter ein gutes Tröpfle anbietet,“ fiel ihm die Alte ins Wort, „ſo haſch Du nit nein zu ſage. Du biſch dem Bürgermeiſchter und dem Pfarrer untertan. So war’s von alters her und ſo bleibt’s.“

Er ſchwieg.

Da meinte ſie ſcharf: „Glaub nit, daß ich Dich über mich nauswachſe laß. Die alte Fromherze lebt noch.“ —

Am Abend kamen die Buben aus den Bergen. Vinzenz ſtand dabei, wie Xaver und Judith die Funde aus den Säckchen leerten. Auf dem Tiſch brannte eine Unſchlittkerze. Rings umher wurden die Schätze aufgehäuft. Alsbald ging’s ans Sortieren. Judith war nur halb bei der Sache. Der Mann dort in der Fenſterniſche, der ſie ſo unverwandt anſchaute — ſie fühlte das, obwohl ſie ſein Geſicht nicht ſehen konnte — raubte ihr den Atem. Vinzenz hörte das aus ihren kurzen, raſch hervorgeſtoßenen Worten. Es durchzitterte ihn eine unbeſchreibliche Wonne. Die Buben machten ſich Judiths Geiſtesabweſenheit zu nutze. Sie ſchrien ſich an, ſetzten gegenſeitig ihre Funde herunter und fielen über den alten Xaver her, der ſechſen zugleich Antwort ſtehen ſollte. Er verlor den Kopf.

„Judith,“ rief er, „Judith!“

Da ſchien ſie ſich plötzlich auf ſich ſelbſt zu beſinnen. Es ging eine Art Schütteln durch ihre Geſtalt. Mit einem Male reckte ſie ſich hoch auf, und das erſte war, daß ſie rechts und links ein paar Ohrfeigen austeilte.

Vinzenz lachte laut auf. Er freute ſich des ſchönen, ſtarken Weibes. Und wie befreit lachte ſie mit, und aus ihren Augen ſprühten Funken. So mochte das luſtige Judithle ausgeſehen haben, von dem der Xaver erzählt. Unter den Funden der Knaben befand ſich eine wohlerhaltene und ſeltſame Verſteinerung. Die Freude war unbeſchreiblich. Judith beugte ſich über den alten Mann, eng umdrängt von den Kindern. Angelegentlich betrachteten ſie miteinander das gerippte, ſchneckenförmige Gebilde.

„Ein Ammonit,“ erklärte Xaver, „Nummer hundertzweiedreißig. Hab noch ſchönere.“ Er ſeufzte: „Wenn mir nur einer eine Seelilie bringe wollt — eine wirklich ausgebildete — Stückle vom Stengel habe wir mehr als genug. Hab einmal eine Seelilie in Baſel, in der Mineralienſammlung geſehe — kann nix anders mehr denke ſeither —“

Judith meinte ungeduldig: „Her mit dem Ammonit, daß ich ihn an ſeinen Platz tu —“

„Biſch immer zu raſch,“ wehrte ihr Xaver. „Iſch noch lang nit ſo weit — Ihr Bube, Schachtle 6 — 7 — 8 — vorwärts —“

Mit unbeſchreiblicher Umſtändlichkeit machte ſich Xaver an das Werk des Vergleichens. Die Buben umdrängten ihn eng. Keinen Augenblick ließ ihr Intereſſe nach.

Judith lief lachend davon. Geduldig war ſie nicht. Einerlei. Vinzenz freute ſich über jede Äußerung dieſer ſo lang unterdrückten Natur. Jede Linie ihres Geſichts ſprach zu ihm. Nun er ſie lachen gehört und das Funkeln ihrer Augen geſehen, ſtellte er ſich vor: Wenn dieſes ſchöne, kräftige Geſchöpf nicht unter dieſem Druck leben müßte — Wenn einer käme und ſie aus ihrer Knechtſchaft befreite!

Der Tag hatte hart auf ihm gelegen. Das Erkennen, daß er und die Großmutter ſich nie mehr wieder zu finden vermochten, daß es keine Rückkehr für ihn gab in die Enge ihrer Anſchauungen, hatte ihn bedrückt.

Nun aber wußte er, wenige Schritte von ihm, in der Kammer gegenüber, atmete ein Geſchöpf, dem er Hilfe, dem er Erlöſung bringen konnte.

Und nicht ihr allein . . .

IV.

Vinzenz baute ſein Haus.

Die jungen Burſche, auch ältere Männer, alle waren ihm willkommen als Handlanger an dem Werk, das er ſelber leitete. Der Lohn war gut, ſie liefen alle herbei. Nur mußte jeder nüchtern ſein. Auch von denen, die bis in die Nacht im Wirtshaus ſaßen, wollte Vinzenz nichts wiſſen.

Da gab’s manche, die über ihn ſchimpften und ſich bei der alten Fromherze Luft machten.

Vinzenz konnte ſie von ſeinem Hügel aus auf der Treppe ſitzen ſehen. Sie kam ihm vor wie das Symbol ſeiner Heimat — in dumpfer, enger Blindheit hinlebend, verſchloſſen gegen alle Einflüſſe von außen.

Sie grollte dem Enkel, daß er ſich ein Haus baute.

„Das ſind unnötige Ausgabe,“ warf ſie ihm vor, „Dich ſticht der Hochmut —“ Mit aller Sicherheit ſetzte ſie hinzu: „Werd Deinen Fall noch erlebe —“

Von ſeinen Plänen etwas verlauten zu laſſen, von ſeinem Vorhaben, ſein Dorf zu Wohlhabenheit und Anſehen zu bringen — es wäre ihm übel bekommen. Die Großmutter war die Hüterin des Alten. Alles Neue war ihr verdächtig. Sie war unbeſchreiblich klug in dem engen Rahmen, den ſie beherrſchte. Daß ſie ſich vor den Machthabern ihres Dorfes beugte, machte ihr dieſe Machthaber in allen Dingen willfährig. Daß die Ärmſten des Dorfes von der Gnade der Fromherze lebten, erhob dieſe in aller Augen, auch in denen der Wohlhabenderen, die froh waren, ihre Hilfe nicht in Anſpruch genommen zu ſehen.

Die Einnahme, die ſie von ihrem Sohn bezog und die ihr für Lebzeiten zugeſchrieben war, gab ihr die Unabhängigkeit, die ſie brauchte, um ihren Willen geltend zu machen. Vom Enkel nahm ſie nichts an. Sie wurde grob, als er in ſie drang, ihr von ſeinem Überfluß abgeben zu dürfen. Daß er längſt, ſeit dem Zuſammenbruch des Fromherzſchen Vermögens, den Poſten für die Großmutter auf ſich genommen, davon hatte ſie keine Ahnung. Er mußte ſich mit dem Bankhaus ſeines Onkels verſtändigen, damit der Großmutter nach wie vor die Einnahme von dort komme.

Zu den Ärmſten ihrer Armen gehörte die Familie der

Judith. Das Häuschen am Ende des Dorfes war dem Verfallen nahe, trotzdem der Mann Schreiner war. Aber der knappe Verdienſt im Dorf, wo jeder ſeine paar Latten ſelber zuſammennagelte, wenn's einmal einen Gänſeſtall zu machen galt! Ein neues Haus war ſeit Menſchengedenken nicht gebaut worden. Nur wenn einmal ein Brand ausbrach, das waren gute Zeiten für den Schreiner. Aber wie ſelten kam das vor.

Nun zog ihn Vinzenz zu ſeinem Bau heran. Und Jörg, der Schreiner, der aus purem Tätigkeitsdrang Weib und Kinder ſchlug und, wenn er kein Geld hatte, deren paar Kleider und ſeine eigenen für einen Schoppen Wein hingab — dieſer Jörg wurde plötzlich ein anderer. Er vergaß ſich in der Ausübung ſeines Handwerks und blieb nüchtern den ganzen Tag. Er konnte es den Leuten nun zeigen, daß er etwas verſtand. Vinzenz, der Weitgereiſte, beriet ſich mit ihm. Der Tagelohn, den der bisher ſo arme Schlucker heimtrug, ſtieg ihm vollends zu Kopf.

Freilich, als Vinzenz ihn einmal des Abends in ſeinem Haus aufſuchte, hatte er einen böſen Einblick. Da lagen die Kinder in einem Winkel, leiſe ſchluchzend und wehklagend. Das Weib hatte ein blaues Auge und hinkte. Auch die lahme Großmutter im Bett hatte einen Wurf abbekommen. Sie blutete aus der Naſe. Und gefürchtet wie ein wildes Tier und wie ein ſolches brüllend, tobte der betrunkene Schreiner in dem engen Raum umher, die Augen ſtier, die Hände zu Miſſetaten bereit.

Vinzenz erfaßte beim Anblick des tieriſchen Mannes ein gewaltiger Zorn. Er packte ihn beim Genick, ſchleppte ihn in den Hof und pumpte ihm den Kopf voll Waſſer.

„Nüchtern jetzt?" ſchrie er ihn an.

„Ach ja, ach ja, Herr Fromherz!"

Nun ſaß der gefürchtete Gatte und Vater triefend im Zimmer, wiſchte ſich mit dem Rücken der Hand die Augen aus, und er, der noch eben ſo brutal unter den Seinen geherrſcht, ſaß jetzt da, ein Bild der Demut.

Vinzenz hatte ſich gefaßt. ‚Kühl bleiben,‘ ſagte er ſich. War's nicht ein Zufall, daß dem vollgetrunkenen Mann unter der eiskalten Duſche nicht der Atem ausging? Das war es ja, was ihm drüben immer ſo ſehr imponiert hatte, dieſes Kühlbleiben bei allem, was auch geſchah.

Er erinnerte ſich eines Auftritts im Hauſe der Mrs. Langen. Man ſaß beim Kaffee, als der Diener meldete: „Es iſt ein Brand in der Villa ausgebrochen, Mrs. Langen." Er, Vinzenz, war ſofort aufgeſprungen. Ein tadelnder Blick Kätes traf ihn. Sie fühlte mit der Hand nach der Wand. „Es hat noch keine Eile. Die Wand iſt noch kalt," ſprach ſie in ruhigem Tone.

Vinzenz hatte am Bett der alten Frau Platz genommen. Lumpen allerart bildeten die Decke, unter der ihre armen, der Bewegung unfähigen Glieder unausgeſetzt froren. Judiths Mutter. „Habt Ihr keinen Raum, wo die alte Frau in Ruhe liegen kann?" fragte er.

„Früher lag ſie in der Kammer oben," gab ihm Jörgs Frau zur Antwort, „jetzt regnet's rein."

„Und Ihr ſeid Schreiner und helft nicht," wandte ſich Vinzenz an den Mann, „Ihr ſauft und beſſert Euer Dach nicht aus? Die alte Frau muß daliegen und zuſehen, wie Ihr Weib und Kind mißhandelt?"

„Hab's auch nit beſſer gehabt," meinte Judiths Mutter in beſchwichtigendem Ton, „meiner hat mir die Knochen entzwei geſchlage. 's iſch nur, daß ich halt jetzt leider ein Bett brauch und nit mehr ſchaffe kann."

Jörg wiſchte noch immer an ſich herum.

Die Kinder kamen ſchüchtern aus ihrem Winkel hervor. Es waren ihrer fünfe. Das hatte man dem Häuflein zuſammengeknäulter Glieder gar nicht angemerkt.

„Tut die Judith nichts für Euch?" fragte Vinzenz nach einer Pauſe.

„O die Judith!" Das Geſicht der Mutter ſtrahlte. „Ihren ganzen Lohn, was ſie hat, gibt ſie her. Und bettet mich alle Tag um. Ja, was die in d' Hand nimmt, hat halt Art. Ich ſag immer: ‚Die Händ mußſch der Fromherze unter die Füß lege für das, was Du bei ihr g'lernt haſch.‘ Wäre meine andere nur halb ſo geſchickt," meinte ſie mit einem Blick auf ihre ältere Tochter, einem nachläſſig ausſehenden, vergrämten Weib.

Vinzenz wandte ſich an den Hausherrn: „Wenn ich mit Eurer Frau, mit ihren Striemen an Geſicht und Hals, in die Stadt zum Richter gehe, ſo iſt ihr die Scheidung ſicher. Beſonders wenn ſich jemand der Sache annimmt."

Jörg fing an zu heulen. „So was hab ich doch nit verdient!"

„Ihr habt verdient, daß man Euch ins Loch ſetzt bei Waſſer und Brot. Denkt nicht, daß das ſo weiter geht. Morgen fangt Ihr an, Euer Dach auszubeſſern. Ich nehme Euch nicht zum Arbeiten auf, eh Ihr Euer Haus nicht inſtand geſetzt habt. Für alles übrige wird geſorgt."

„Am Zuſpruch hat mir's halt immer gefehlt," meinte der Jörg, „man kann ſich ja die Sach überlege." — Daß er nicht mehr am Neubau beteiligt ſein ſollte, wurmte ihn noch am meiſten. Es hatte ihm ſo wohl getan, mehr zu verſtehen als die andern. Nun hämmerte er wie beſeſſen auf dem Dache ſeines Häusleins herum. Von Zeit zu Zeit kam Vinzenz um nachzuſehen. Kein Loch durfte ungeflickt bleiben. Drinnen aber war die Not zu Ende. Außer dem, was die Fromherze ſchickte, kam täglich eine dicke Suppe aus dem Lamm, und für die Kinder Milch. Und eines Tages transportierte man die Großmutter in die große helle Giebelſtube, in der ein friſches Bett ſtand mit einer Federdecke ſchwer wie Blei.

Ein Ereignis fürs ganze Dorf —

Tiefer noch ſenkte die Großmutter das Haupt auf die Bruſt, als ſie von den Dingen hörte, die ſich ereigneten.

Es pfuſchte ihr einer ins Handwerk. Das hatte ſie nie geduldet. Und nun war's der eigene Enkel, der ihr zu leid lebte. Sie ſah ſein Haus wachſen — nicht mit ihren leiblichen Augen — aber es fehlte nicht an Berichten.

„Fromherze, jetzt ſteigen ſchon die Grundmauern aus dem Boden! — Schon leuchten die weißen Holzwänd' zu uns herüber!"

Und wenn für Vinzenz die alte, blinde, in ihre Vorurteile verbohrte Frau das Symbol einer Zeit war, die ſich ausgelebt, ſo erſchien ihr der Erbauer des ſchnell aufſteigenden Hauſes als Verderben bringender Eindringling, der nur gekommen war, um das Gute, Alte, Echte zu untergraben und was ihr heilig war in den Staub zu treten. Ein Umſtürzler, der es wagte, den Dorfobern die Stirn zu bieten. ‚Da ſei Gott vor,‘ kam ſie mit ſich überein — ‚Ich will die müden Hände wieder rühre und laut verkünde, was ich für recht halt —‘ Wenn ſie nur den Schritt ihres Enkels vernahm, reckte ſie den Kopf zum Kampfe.

So merkte er nur zu bald: was er auch ſagte, jede Äußerung aus ſeinem Munde erregte ihren Unwillen.

Als er einmal ſtillſchweigend neben ihr ſaß, nahm ſie plötzlich ſeine Hand. „Sie habe Dich verdorbe da drauße, mei arms Bubele — Du mußſch wieder werde wie Du warſch —"

Was ſollte er antworten? Ihr mit dem Bekenntnis: ‚Das iſt nicht möglich‘ — das Herz noch ſchwerer machen?

„Großmutter, Ihr ſorgt Euch zu viel —" ſprach er in bekümmertem Ton.

„Soll ich mich nit ſorge, wenn ich ſeh, wie aus alle, die von mir abſtamme, nichtsnutzige Sinnierer werde, die ihre eigeſinnige Wege gehe?"

„Von wem haben wir's denn, das Sinnieren, Großmutter? Doch von Euch! Ihr ſinnt, ſo lang ich Euch kenn', über Recht und Unrecht nach. Und ſo ſinnieren auch wir. Man muß den alte eigene Grund aufwühle, dann verſteht man vieles."

Sie ſeufzte tief auf. „Ich weiß nur, daß der Bürgermeiſchter gege Dich iſch und der Pfarrer, daß alle große Bauere Dich ſcheel anſchaue —"

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Die Armen ſind mir gut, Großmutter, die freuen ſich der Arbeit, die ich ihnen gebe. Manche unter ihnen tragen ihren Verdienſt nicht mehr ins Wirtshaus.“

Am wohlſten war ihm bei Judiths Mutter. Am Bett der alten Frau ſaß er. Jenſeits des Berges, aus dem ſüdlich gelegenen Weindörfle war ſie gebürtig, dort wo der Herr Pfarrer hauſte. Sie erzählte gern von der Heimat, daß ſie ein gar verſchlamptes, weinluſtiges Völkle dort ſeien. Wenn's ihnen nur ein bißle gut gehe, gleich täten ſie ſingen. Sie ſängen auch, wenn's ihnen ſchlecht gehe.

So war's auch in Jörgs Haus. Seit die Schläge aufhörten, ſtrahlte die Freude aus aller Augen. Der Jörg aber war zum überlauten Prahler geworden, ſeit er als Arbeiter etwas galt. Er ganz allein baute das blanke, ſchöne Haus dort oben. Immerzu ſprach er davon. Und Frau und Kinder ſtaunten ihn an, freuten ſich ihrer heilen Glieder, und die Hausarbeit ging ihnen noch einmal ſo flink von der Hand, als da ſie arme, verhauene Krüppel waren.

Manchmal kamen auch ein paar Nachbarn herüber, und Vinzenz ſetzte ſich an die kleine Lampe, die er ins Haus geſtiftet, und las ihnen etwas vor. Das war für alle eine neue Mode, und die meiſten ſchliefen dabei ein.

Seit die lahme Frau in einem ſaubern Bett lag und Friede im Haus war, kam auch die ihr angeborene, ſo lange verkümmerte Fröhlichkeit wieder oben auf. Es waren Judiths Augen, die Vinzenz anlachten, wenn er, ſich bückend, durch die niedere Türe trat. Sie hatte immer ein Späßle auf den Lippen. Oder machte ihm Vorwürfe.

„Warum ſeid Ihr auch ſo ernſthaft? Man muß nit ſo viel ſinniere, 's macht vor der Zeit alt. D' Fromherze iſch auch ſo e Sinnierer und hat völlig 's Lache dabei verlernt, was doch d' Hauptſach iſch im Lebe. Immer iſch ſie mit ihre ernſthaftige Auge rumg'loffe und hat die Sünde am Weg zählt. Tüchtig iſch ſie freilich, 's gibt ja kei Zweite wie ſie. Wir wäre bi Gott alle verkomme ohne d' Fromherze. Wir habe viel in unſerm Leichtſinn unterlaſſe, aus Angſt vor der Fromherze. Im Strafe iſch ſie gar arg. Wenn man nur 's Judith nimmt. In Hunger und Schläg iſch 's aufg'wachſe, aber luſtig wie ein Vögeli. Und jetzt! Unter der Fromherze ihrer Hand wachſt kei Blümli. 's iſch freilich arg, kei Spaß, was 's Judith der Fromherze angetan — Eine Todſünd iſch 's — ich weiß wohl — weiß wohl — Jeſſes Maria! Aber wenn man nimmt — meiner ſelig hat mir alle Knoche z'ſamme g'ſchlage — 's hat kei Hahn danach kräht. Und daß es der Jörg an der Tochter und ihre Kinder grad ſo macht, wird auch in Ordnung g'funde. Wenn's aber einmal einem Weibsbild zu bunt wird und ſie hebt die Hand, do iſch glei Matthäi am letzte — Freilich, ſo geringe Leut — wir ſind halt ſo gering — da darf man ſich nix erlaube. — Wenn man nimmt, d' Fromherze, die ſo hoch ſteht, und 's Judith — da hat ſie's halt verſcherzt — kei Kamerädle hat ſie — kei Burſch ſchaut ſich nach ihr um — noch dazu, wo ſie nit einen Kreuzer ihr eige nennt. Jetzt iſch ſie bald Dreißig, da hat's Hirote, daß Gott erbarm, überhaupt ein End — das iſch halt jetzt, wo ich's ſo gut hab, mei größte Traurigkeit —“

„Und wenn ſie einen Mann hätte wie der Jörg,“ meinte Vinzenz, „der ſie ſchlägt und ſchlecht behandelt?“

„Beſſer als keiner,“ bekam er zur Antwort, „das iſch man ja nit anders g'wohnt, ſie haue alle gern im Rauſch — do kenne ſie ſich halt nimmer —“

‚Darum raus aus der Tierheit,‘ ſagte ſich Vinzenz, ‚das ſei meine erſte Sorge —‘

Aber er hatte es nicht leicht. Ihm entgegen handelte der Bürgermeiſter. Der ſaß an ſeinem Wirtstiſch und ſchimpfte über den Fremden und machte ihn lächerlich.

„Ihr glaubt, er ſei reich,“ höhnte er, „Dummköpf ſeid Ihr, Dummköpf — ich weiß was er hat — ein paar tauſend Märkle — weniger als ich — arbeite muß er, verdiene — er hat's ſelber g'ſagt. — Was ang'ſtellt hat er auch drübe — im Rauſch — muß e argi Sach ſein, e argi, daß er drüber 's Trinke verſchwore. G'wiß ein Mord oder ſonſt e Schandtat — wo werd man denn ſonſcht 's Trinke verſchwöre?“

Die Bauern lauſchten und dampften. —

Der Herbſt dehnte ſich lang hinaus. Die Dörfler nannten das Stück Land, das ſich Vinzenz erſtanden: ‚Auf Amerika.‘ Hier war des Schaffens kein Ende. Das Haus ſtand fertig, jetzt wurde der Boden urbar gemacht. Faſt die ganze Jugend des Dorfes war damit beſchäftigt. Der Bürgermeiſter mochte reden, was er wollte. Immer wieder erfand er ein neues Verbrechen, das er Vinzenz in die Schuhe ſchob. Seine Phantaſie war unerſchöpflich. Nicht einen Mord — ſechſe — ſechſe habe er auf dem Gewiſſen —

Das war ein wenig zu viel. Man lachte und ließ ihn reden.

Der Vinzenz verſtand, ſeine Leute zu halten. Eines Tages war er auf einem Fahrrad im Dorf erſchienen. Alles lief zuſammen. Etliche eilten zur Großmutter.

„Jetzt iſch Matthäi am letzten. Der Vinzenz kommt wie der leibhaftig Satan auf einem Stahlroß daher —“

Die Alte ſchlug ein Kreuz.

Judith lachte laut auf: „Glaubet's nit, Großmutter, 's iſch kei Roß. Ich hab' den Jörg auch ſchon auf dem Ding ſitze ſehe. 's iſch ein Rad, und wer's nit kann, der purzelt runter. Der Jörg liegt alle paar Schritt am Bode.“

Aber bald ſaß er feſt, und gleich ihm die übrigen Arbeiter. Wer ſeine Pflicht tat und nicht trank, bekam ein Fahrrad. In das verträumte Dörflein kam Leben. Das Radeln war mit eins wichtiger als das Saufen. In die nahe Schweiz fahren an Sonn- und Feiertagen, welche Luſt! Da gab's ein Erzählen, wie's die Städter trieben, wie ſie gingen und ſtanden.

Das faule Hocken und Trinken hatte ein Ende. Des Bürgermeiſters: ‚Noch ein Viertele — noch ein Viertele —‘ hatte nicht mehr die alte Wirkung.

Vinzenz hatte der Schenkung der Räder eine Klauſel angehängt. Wer in die alte Gewohnheit des Trinkens zurückfiel, dem wurde das Fahrrad genommen, und ein anderer bekam's. Gar viele warteten dieſes Glücks und übten ſich in Mäßigkeit. Die aber ein Rad beſaßen, mochten es nicht mehr miſſen.

Um dem Drängen des Bürgermeiſters zu entgehen, verzogen ſich die Burſche ins Lamm. Die Alten gingen mit, rauchten ihr Pfeifchen und lauſchten auf die Reden der Jungen. Denn die hatten jetzt was zu erzählen.

„Biſch noch ein rechter Kaffer,“ höhnten ſie ſich gegenſeitig, wenn einer noch im alten Schlendrian daher kam.

Ihre Augen waren munterer geworden. Ihre Glieder gelenkiger. Der Lammwirt nötigte nicht zum Trinken. Er ſtand auf gutem Fuß mit Vinzenz. Ihre Äcker grenzten aneinander. Bald wußte jeder, der Lammwirt halte es heimlich mit dem Nachbarn und beſtelle ſein Feld nicht mehr in der herkömmlichen Weiſe.

Ja, was mochten die nun planen?

Der Bürgermeiſter trank ſich jeden Abend vor Wut einen Rauſch. Dann prahlte er — ſobald ſeine Finger nicht mehr ſo ſteif ſeien, wolle er nach Amerika ſchreiben. Alsdann wiſſe er einen, der unter dem Hohn und Spott des Dorfes von Gendarmen abgeführt werden würde.

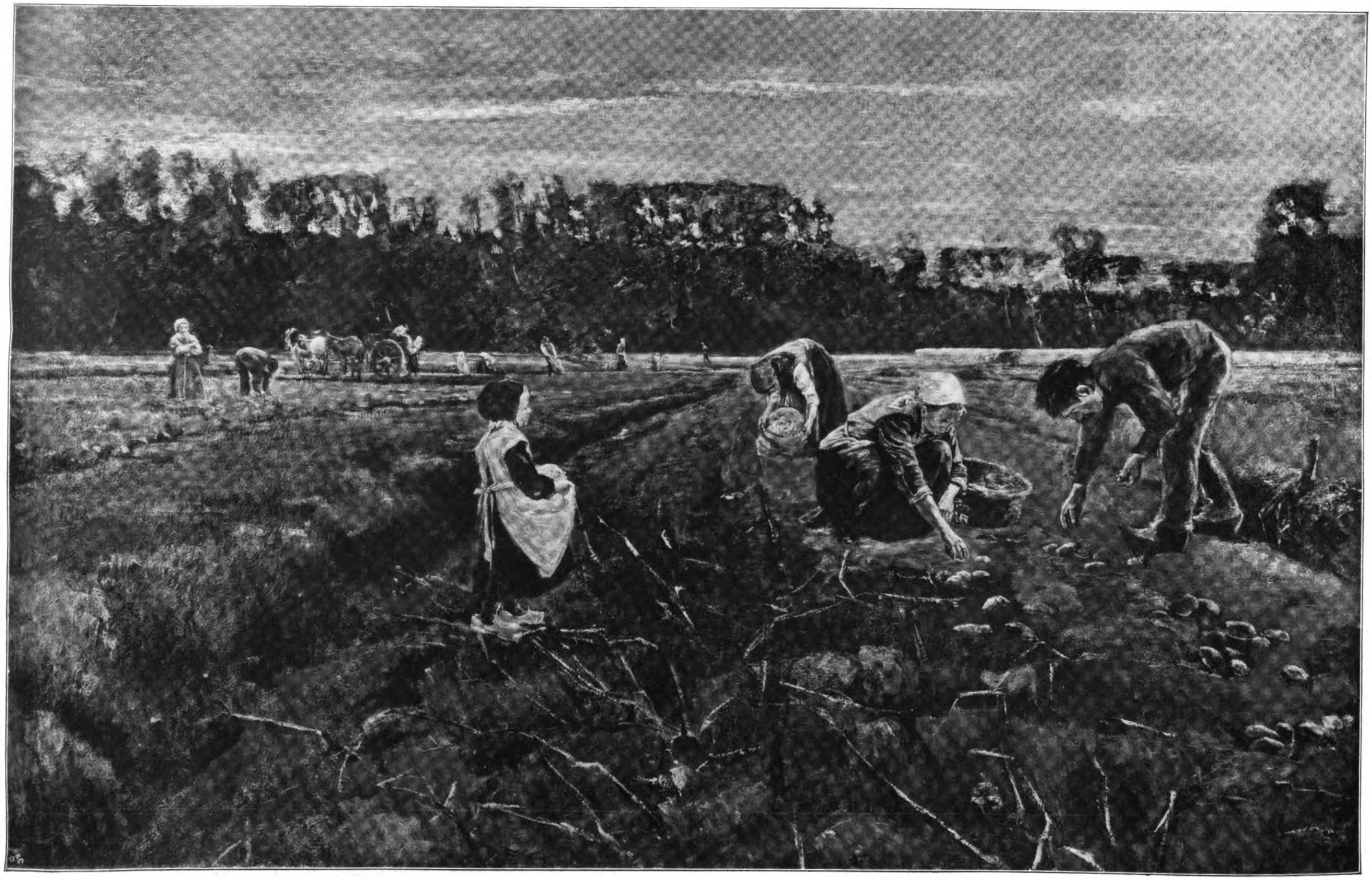
Aber er hatte nur noch wenige Zuhörer — ein paar alte, wackelige Bäuerlein, die gewohnheitsmäßig ihrem Sitz in der Traube treu verblieben, aber viel früher als ſonſt aufbrachen.

Dann ſaß der Bürgermeiſter allein auf ſeiner Ofenbank, trank und ſtierte vor ſich hin.

Alles war in Ordnung geweſen und er der Mann des Tages, bis zu jener Stunde, da der Fromherze Enkel in ſein Heimatdorf zurückkehrte. Ein Mittel, ein Mittel, um den zu verderben, der ihn ſo ſchwer geſchädigt. Tag und Nacht ging der Bürgermeiſter mit dieſem Gedanken um.

Und täglich ſah ihn Vinzenz bei der Großmutter ſtehen und wußte, daß er ſchürte und ihr das Herz erbitterte gegen das eigene Blut.

(Fortſetzung folgt.)



Kartoffelernte. Gemälde von Max Liebermann.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Die Steigerung der Eigenſchaftswörter. Sprachliche Plauderei. Von C. Ziegler.

„Gnädige Frau entſinnen ſich gewiß von der Schule her noch der Steigerung der Eigenſchaftswörter?“ So fragte ich neulich ſcherzend eine mir bekannte Dame. — „Gewiß!“ lautete die ſchlagfertige Antwort, „ſchön, ſchöner, am ſchönſten; groß, größer, am größten. Wünſchen Sie noch mehr?“ — „Bitte: Gut!“ lautete meine Antwort. — „Gut, beſſer, am beſten! Sie ſehen, es ſitzt noch alles tadellos!“ — „Gnädige Frau ſuchen in der Zeitung ein ‚beſſeres‘ Dienſtmädchen. Würde nicht auch ein gutes genügen?“ — „Gute Mädchen, ſo hoch kann man ſich heute nicht verſteigen, man iſt ſchon mit einem beſſern zufrieden.“ — „Alſo wäre trotz der Steigerung gut, beſſer, am beſten, ein gutes Mädchen beſſer als ein beſſeres Mädchen?“ — Die Dame ſtutzt einen Augenblick und erwidert dann: „Das iſt allerdings ein Widerſpruch; aber man ſagt doch allgemein ſo.“ — „Und das mit Recht!“ fahre ich fort, „trotz der in der Schule gelernten Steigerung!“ Wir ſtellen dann feſt, daß man im allgemeinen drei Arten von Dienſtmädchen unterſcheidet: ſchlechte, beſſere und gute, und daß die beſſeren eben beſſer ſind als die ſchlechten, aber nicht beſſer als die guten; daß alſo die lebendige Sprache nicht gut, beſſer, am beſten ſteigert, ſondern ſchlecht, beſſer, gut.

Ich beſchließe darauf, denſelben Fall gelegentlich mit einem Herrn zu beſprechen und treffe auch bald darauf den gewandten Schriftführer eines großen Vereins. „Herr X.,“ frage ich ihn, „was iſt eigentlich länger, eine lange Rede, oder eine längere Rede?“ — „Selbſtverſtändlich eine längere Rede!“ lautet die Antwort, „lang, länger, am längſten. Das iſt doch klar.“ — „Sehr klar,“ fahre ich fort; „aber, bitte, warum laſſen Sie denn in Ihrem letzten Protokoll unſern Vorſitzenden eine längere Rede halten? Sie war doch ſicher nicht lang zu nennen?“ — „Sie haben recht,“ erwidert er, „ich werde das nächſte Mal beſſer darauf achten.“

Während die Dame ſich auf den Sprachgebrauch berief, war der Herr ſofort bereit, die lebendige Sprache einem falſchen Schulwiſſen zum Opfer zu bringen.

Wir ſtellten dann feſt, daß man in bezug auf die Zeitdauer im allgemeinen drei Arten von Reden unterſcheidet: kurze, längere und lange Reden, oder in umgekehrter Reihenfolge: lange, kürzere und kurze Reden und daß die kürzere Rede eben kürzer iſt als eine lange und die längere länger als eine kurze.

Ich habe das Experiment noch hier und da gemacht und immer mit dem gleichen Erfolge. Die Schulregel ſaß feſt, und die lebendige Sprache bekümmerte ſich nicht um ſie.

Tatſächlich liegt unſerer landläufigen Schulgrammatik ein ganz grober Irrtum zugrunde. Groß, größer, am größten bildet eine lautliche Reihe, und dieſe rein lautliche Reihe verwandelt man unbeſehen in eine logiſche Stufenfolge um und lehrt: Die zweite Stufe bezeichnet einen höheren, die dritte den höchſten Grad einer Eigenſchaft. Man merkt den Fehler nicht, weil man bei Ableitung der Regel das wirkliche Eigenſchaftswort, das als Attribut bei einem Dingwort ſteht, völlig außer acht läßt und von dem bei dem Hilfszeitwort ſein ſtehenden Eigenſchaftswort, das ſtreng genommen adverbialen Charakter trägt, ausgeht und die klaſſiſchen Sätze bildet: Karl iſt fleißig, Otto iſt fleißiger, Ludwig iſt am fleißigſten oder auch, wenn man fühlt, daß hier eigentlich das Adverb fleißig dekliniert wird: Ludwig iſt der fleißigſte. So richtig es ſcheint, auch dieſe logiſche Stufenreihe iſt nur der lautlichen zuliebe gebildet. Wenn ich mir dieſe drei Muſterknaben näher betrachten könnte und nicht daran denken würde, daß ich eine grammatiſche Lehre veranſchaulichen will, würde ich zweifellos anders urteilen; wahrſcheinlich würde ich ſagen: Karl iſt ziemlich fleißig, Otto iſt fleißig, Ludwig iſt ſehr fleißig. Freilich liebt unſere heutige Zeit die Superlative über alle Maßen; ſie treten uns auf Schritt und Tritt entgegen.

Würde man von der lebendigen Sprache ſtatt von Schulbeiſpielen ausgehen und das attributive Eigenſchaftswort zur Grundlage wählen, ſo würde der Fehlſchluß unmöglich ſein. Da leſen wir, daß der berühmte Forſcher X. von einer längeren Reiſe zurückgekehrt iſt. Jeder Schüler findet hier heraus, daß die ſogenannte Grundſtufe nicht die lange, ſondern die kurze Reiſe iſt. Wir ſchicken unſere Kinder auf eine höhere Schule; die Grundſtufe iſt nicht die hohe Schule; wir unterſcheiden niedere, höhere und hohe oder „Hoch“-ſchulen. Wir ſprechen von älteren Herren; die Grundſtufe iſt nicht der alte Herr, wir unterſcheiden junge, jüngere, ältere und alte Herren uſw.

Die ſogenannte Grundſtufe hat in der lebendigen Sprache auch keinen abſoluten Charakter, wie die formaliſtiſche Grammatik lehrt. In dem Satze: „Auf meinem Schreibtiſch ſteht ein großes Tintenfaß,“ hat das Wort groß einen ganz andern Inhalt als in dem neuern: „Neben meinem Schreibtiſch liegt ein großer Hund.“ Das Eigenſchaftswort hat in der Form des Poſitivs immer relativiſchen Charakter. Ein großes Warenhaus iſt immer größer als ein großes Wohnhaus, und ein kleines Warenhaus iſt noch viel größer als das größte Bahnwärterhaus.

Eins iſt allerdings richtig in der formaliſtiſchen Grammatik: Der Superlativ bezeichnet immer den höchſten Grad. Aber, ſo müſſen wir hinzufügen, es handelt ſich ſtets um den relativ höchſten Grad, und es muß durchaus nicht der höchſte Grad des Poſitivs ſein. Der Lehrer kann einen Schüler, dem er nie den Poſitiv fleißig beilegen würde, ruhig den fleißigſten nennen, nämlich unter den Faulpelzen. Er kann einem Vater, der ſich nach ſeinen Söhnen erkundigt, nicht nur antworten: „Ihre Söhne ſind fleißige Schüler, aber Otto iſt der fleißigſte,“ ſondern auch: „Ihre Söhne ſind leider faule Schüler, Otto iſt der fleißigſte unter ihnen.“ In der lebendigen Sprache bringen wir beim Gebrauch des Superlativs dieſen relativiſchen Charakter faſt immer durch einen Zuſatz zum Ausdruck. Wir ſprechen von der ſchönſten Gegend, fügen aber hinzu, die wir geſehen haben, dem beſten Vortrag, und fügen hinzu, den wir gehört haben uſw. Wird dieſer Zuſatz weggelaſſen, ſo ſollte man immer Verdacht ſchöpfen. „Müllers Schuhwaren ſind die beſten,“ kann ebenſogut heißen unter dem Schund, wie unter allen Schuhwaren. Ein Geſchäft, das feine Tafelbutter anzeigt, erſcheint mir vertrauenswürdiger als eins, das feinſte Butter, oder gar reinſten Honig anbietet ſtatt reinen.

Und noch eins. Wir haben zwar nur drei lautliche Steigerungsſtufen des Eigenſchaftswortes, aber viele logiſche Vergleichungsſtufen, wenn wir uns auch bei Gattungen in der Regel, ſonſt in vielen Fällen mit dreien begnügen. Ich ſetze zwei ſolcher Reihen hierher und überlaſſe es dem Leſer, noch weitere einzuſchalten. Für die Größe: winzig klein, ſehr klein, ziemlich klein, faſt klein, klein, größer, etwas größer, viel größer, faſt groß, ziemlich groß, groß, ſehr groß, außerordentlich groß, rieſig groß. Bilde ich die Reihe umgekehrt, ſo tritt an die Stelle von größer überall kleiner. Für den Preis etwa: Spottbillig, rieſig billig, ſehr billig, ziemlich billig, faſt billig, billig, teurer, etwas teurer, viel teurer, faſt teuer, ziemlich teuer, teuer, ſehr teuer, furchtbar teuer, entſetzlich teuer. Bilde ich die Reihe von oben aus, dann tritt an die Stelle von teurer überall billiger. Durch Einſchiebung des relativiſchen Superlativs kann man die Reihen an jeder beliebigen Stelle zum Abſchluß bringen. Solche Steigerungsſtufen bildet die lebendige Sprache bei allen ſteigerungsfähigen Eigenſchaftswörtern.

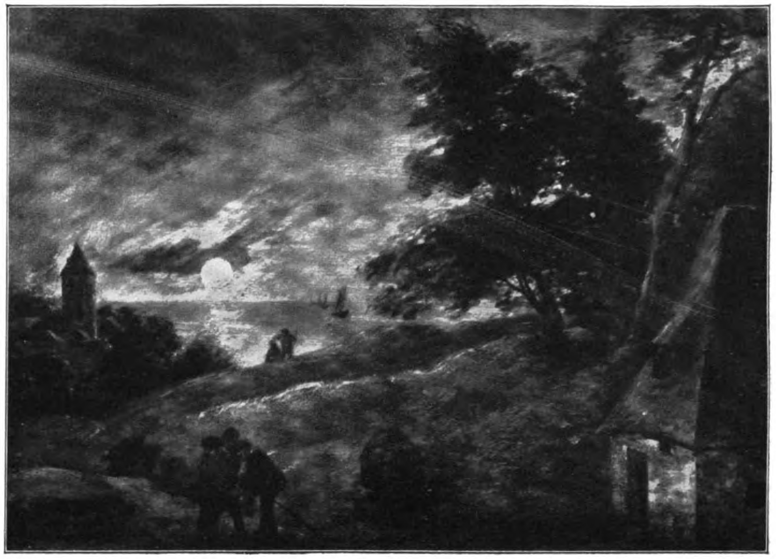
Ich beabſichtige nicht ſyſtematiſche Vollſtändigkeit. Sollte meine kleine Plauderei den Leſer zum Nachdenken reizen über dieſes Kapitel unſerer ſo unendlich reichen Sprache, ihm den Blick mehr auf den Inhalt der lebendigen Sprache als auf den abſtrakten Formelkram lenken und ſo dem gedankenloſen Sprachgebrauch entgegenwirken, ſo hat ſie ihren Zweck erfüllt. Ich hoffe es.

Adriaen Brouwer. Von Dr. Georg Biermann.

Im Mauritshuis, jenem vielbewunderten Schatzkäſtlein holländiſcher Kunſtgeſchichte im Haag, hängt das Porträt eines Mannes, das nicht nur der Überlieferung nach, ſondern auch mit Recht als das Selbſtbildnis Adriaen Brouwers angeſprochen wird. Die Technik weiſt auf den Meiſter als Schöpfer hin, die Züge aber, die dies Bildnis verewigt, ſind das unzweideutige Dokument eines Künſtlerlebens, ſind die Interpretation einer ganzen Zeitepoche, in der das Genie noch in Lumpen einherging.

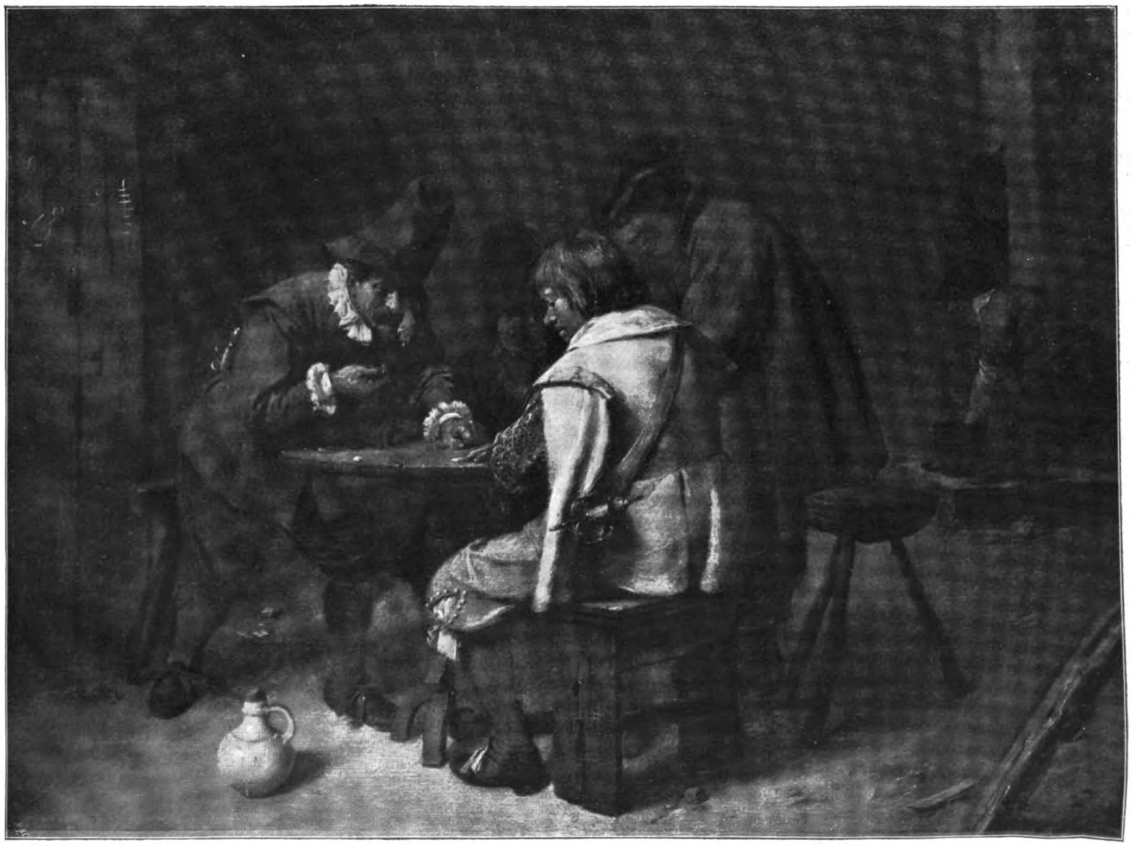
Man ſieht auf dieſem Bilde die Rauhbeinigkeit eines Jahrhunderts, dem der dreißigjährige Völkerbrand ſeinen Stempel aufgedrückt hat. In den Augen ſpiegeln ſich lodernde Flammen wider; ſie zeugen von der Energie eines Kraftmenſchen, der beizeiten gelernt hat, nur ſich und ſeinen eigenen Fähigkeiten zu vertrauen. Dieſes eine Bild iſt nicht nur Brouwer, der Bohémien des Lebens, der Künſtler von Gottes Gnaden, es iſt der Typ jener Abenteurer, in deren Seele ſich der Wille zum Großen ſo ſeltſam mit der faſt knechtiſchen Abhängigkeit vom Daſein zuſammenfindet. In dieſes Geſicht hat das Leben ſeine Furchen eingegraben, aber dies Leben war doch nicht ſtark genug, die Kraft eines Genies zu brechen. In dieſem Antlitz leben tauſend Schrecken und Freuden zugleich, es deutet auf das ewige grauſame Vabanque-Spiel des Alltags.

So hat ſich der Meiſter ſelbſt geſehen. Er empfand ſich in jenem Augenblick als das Symbol einer Zeit, die all ſeine Sünden auf dem Gewiſſen hatte. Der Name tut hier nichts zur Sache. Das Porträt iſt ein menſchliches Bekenntnis von ganz beſonderer Wucht. Es iſt auch heute noch ſo modern wie vor nahezu dreihundert Jahren. Und doch bleibt es für uns immer zuletzt der Künſtler ſelbſt. Er könnte ebenſogut Goya, Hals oder Rops heißen. Das Allgemeingültige einer gewiſſen Sorte von Menſchen, die im metaphyſiſchen Sinne Ausdruck und Verkörperer ihrer Zeit zu werden beſtimmt waren, das iſt es, was auch dieſes Porträt zu einem großen allgemeinen Gleichnis erhebt. —

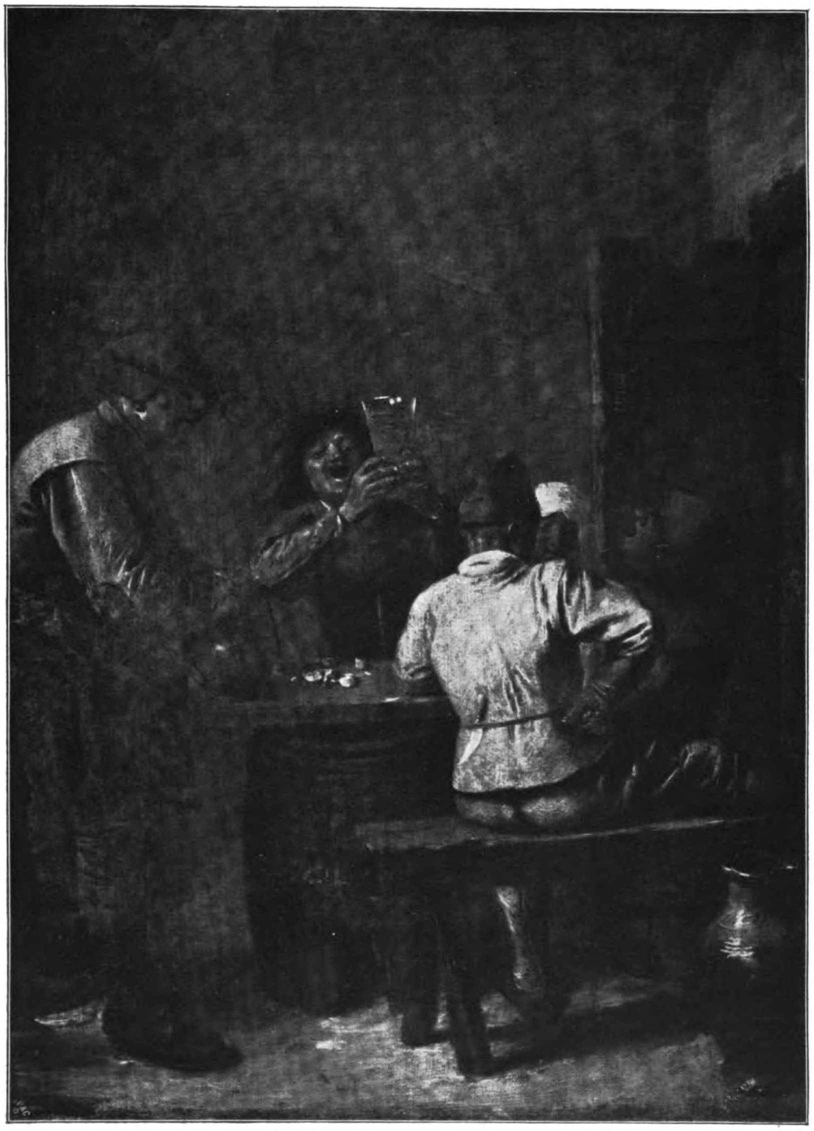

Dünenlandſchaft im Mondſchein. Pinakothek, München.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.)

1. Die Zeit.

Adriaen Brouwer iſt im Jahre 1605 oder 1606 in Oudenaarden geboren. Seine Wiege ſtand damit an der Schwelle eines Jahrhunderts, in dem der Gedanke alles, der einzelne Menſch faſt nichts bedeuten ſollte. Dieſer Gedanke war zugleich Politik und Religion. Aus ihm heraus entwickelte ſich jener allgemeine europäiſche Völkerbrand, der die Kultur in unſerem deutſchen Vaterland um nahezu


Spaniſche Soldaten beim Würfelſpiel. Pinakothek, München.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.)

hundert Jahre rückwärts getrieben hat. Die erwachende Renaiſſance hatte auch in Flandern ſtolze Paläſte gebaut, hatte dies Land zu einem Mittelpunkt geiſtigen und kommerziellen Lebens gemacht, ungeachtet der bäueriſchen Verwahrloſung, die auf dem freien Lande nach wie vor zu Hauſe war. Brouwer war nicht der Sohn Antwerpens oder Brügges. Die Überlieferung, die jede Kultur mehr oder weniger beſtimmt, war ihnen verſchloſſen. Über ſeine Jugend verlautet nichts, und ſpärlich fließen auch die Quellen für ſein ſpäteres Leben. Als Kraftmenſch kam er zur Welt, ſo wie ihn ſein Selbſtbildnis weiſt. — Der große klaffende Zwieſpalt der Zeit mußte ihn zum Vagabunden und Abenteurer machen. Die Inſtinkte ſeiner Heimat wieſen ihn auf Lebensgenuß und Daſeinsfreude. Die Roheit der Zeit, die unter den Zeichen bunter Soldateska ſtand, ließ ihn nicht einen Augenblick frei aus dem Kreis, in dem er geboren war.



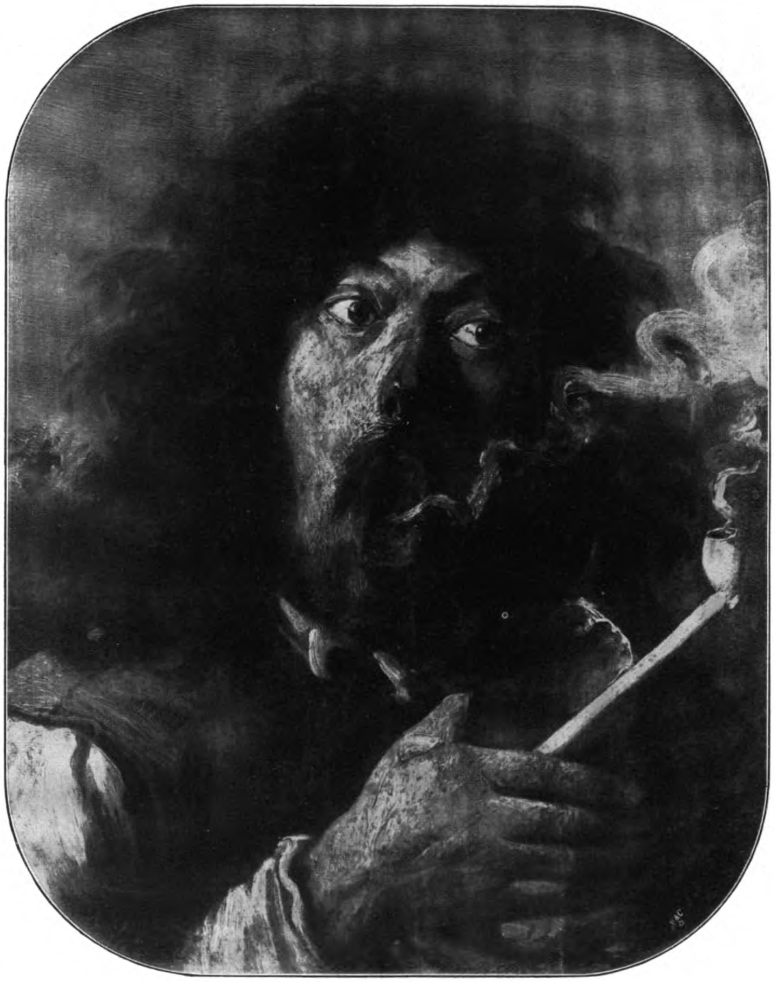
Wirtshausſzene. Pinakothek, München.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.)

Um einen Künſtler zu verſtehen, darf man von ſeiner Umgebung nicht abſehen. Das gilt ganz beſonders für ein ſolches Genie wie es Brouwer geweſen iſt, für den die wenigen zeitgenöſſiſchen Aufzeichnungen nimmer ausreichen, das Überragende ſeiner Erſcheinung zu erklären. Denn in der niederländiſchen Kunſtgeſchichte ſteht er dicht neben Rembrandt. Als eigenartiger Geiſt leitet er eigentlich zuerſt einen großen Abſchnitt künſtleriſchen Auslebens ein, das nach ihm ſo hundertfältige Fortſetzungen erhalten hat. Er iſt der wahrhaftigſte Darſteller ſeiner Zeit, ſofern es gilt, die Schattenſeiten dieſes Lebens zu erforſchen. Die Teniers, Oſtade uſw., die nach ihm oder noch zu ſeinen Lebzeiten ſchufen, ſind kleinere Talente, die den von ihm gewieſenen Bahnen folgten. Die Zeit aber, in der er geſchaffen, war voll klaffender Widerſprüche. Das freie flandriſche Erbe hatte der Spanier angetreten. Holland, in dem er den mittleren Abſchnitt ſeines allzu kurzen Künſtlerſchaffens zubringt, ſtand ebenſo unter den Zeichen religiöſer und ſtaatlicher Selbſtbefreiung. Es zeugt für den geſunden Sinn eines Adriaen Brouwer, daß er weder den Ereigniſſen noch der philoſophiſchen Spekulation verfiel, ſondern immerzu der geblieben iſt, als den ihn ſein Schickſal geboren hatte.

In Frans Hals, deſſen Schüler Brouwer in jungen Jahren wurde, verkörpert ſich ähnlich der Geiſt der gleichen Zeit, während z. B. Rembrandt, der Dichter, auf zahlreichen ſeiner Schöpfungen dem hohen Fluge ſeiner Phantaſie folgte. Er läßt ſich von ihr forttragen ins Reich des klaſſiſchen Altertums, in die Welt des Alten und Neuen Teſtamentes. Sein ſtrahlendes Licht iſt voll von myſtiſchem Zauber. In ihm wohnte die Kraft, die den Alltag überwinden lehrt. Brouwers Kunſt aber ſaugt ſich mit allen Faſern feſt an dem ihn umgebenden Daſein. Seine Gedanken ſind einzig und allein auf das „Carpe diem“ gerichtet. In einer glücklicheren Zeit wäre er ſicher ein großer Neuerer geworden, der Zwieſpalt ſeiner Epoche zwang ihn zur Entſagung.

Geſchwätzige Geſchichtsſchreiber erzählen von den tollen Streichen dieſes erſten Bohémiens der Kunſtgeſchichte. Sie reimen Wahrheit und Dichtung zuſammen und freuen ſich wie Kinder, die das Leben nur durch die Brille ihrer bunten Träume ſehen, an den ausgefallenen Burlesken dieſes im Grunde doch nur tragiſchen Künſtlerlebens. Gewiß war Adriaen ein ungewöhnlicher Menſch. Die Anekdoten, die von ihm in den Lebensbeſchreibungen umgehen, ſind zum Lachen komiſch. Er war ein Schuldenmacher und Scharlatan, aber daran war weniger er, als die Zeit ſelber ſchuld. Hätte dieſe eine Individualität zu werten verſtanden, er wäre nicht als Hungerleider und Abenteurer geſtorben. Hätte ſie gar, wie die Gegenwart es wohl gekonnt haben würde, Sinn für die Größe ſeines maleriſchen Könnens beſeſſen, Brouwer hätte Millionen in ſeinem Schatz anhäufen können und wäre wohl nie genötigt geweſen, um eine lumpige Jacke heute mit Tauſenden bewertete Schöpfungen zu verſetzen. An ihm erweiſt ſich mehr als an allen anderen Sternen der Kunſtgeſchichte die furchtbare Tragödie, die dieſes Kapitel menſchlicher Kultur umſchließt. Wir haben längſt verlernt, einen Meiſter lediglich nach ſeinen moraliſchen Eigenſchaften einzuſchätzen, aber wir ſind trotzdem noch immer nicht ſo weit, dieſen völlig als das Produkt ſeiner Zeit zu erkennen.

Bode gebührt das Verdienſt, Bahnbrecher für den Ruhm Brouwers geworden zu ſein. Neben Rembrandt gibt es kaum einen Meiſter, dem er ſoviel Liebe zugewandt hätte, aber ſelbſt er hat doch das rein kulturgeſchichtliche Moment zu wenig berückſichtigt, um das rein Menſchliche an Adriaen Brouwer zu vollem Verſtändnis zu führen.



Der Raucher. Louvre, Paris.

2. Das Leben.

Hält man ſich nur an die hiſtoriſchen Quellen, ſo iſt Brouwers Leben ſehr bald erzählt; denn die Daten ſind ſpärlich. Sie verzeichnen das oben bereits feſtgelegte Geburtsjahr (1605 oder 1606) und ebenſo den Tod, der den beſtenfalls Dreiunddreißigjährigen 1638 in Antwerpen ereilte. Die Meinung über die Todesurſache lautet verſchieden: Nach der einen war er ein Opfer der damals heftig auftretenden Peſt.

Die Überlieferung berichtet ferner, daß er mit ſechzehn Jahren aus dem Elternhauſe davonlief und nach Holland ging. Dort war er zuerſt bei Frans Hals in Haarlem tätig. Houbraken erzählt, daß er zunächſt Kinderwärter des Malers geweſen ſei, bis dieſer eines Tages das Talent Brouwers erkannt und ſich an ihm bereichert habe. Hals hätte ſeine Bilder als die eines großen Unbekannten verkauft, und auch die Mitſchüler, darunter Oſtade, hätten manches von ihm erworben. Dann aber iſt Brouwer — vielleicht ungehalten über die ihm widerfahrene Ausnutzung — Hals entlaufen und nach Amſterdam gegangen, wo er in dem Wirtshaus des Bernard v. Someren, der ſelbſt Maler war, gaſtliche Aufnahme fand und ſchnell zu Ruhm und Anſehn gelangte. Seine Bilder ſind damals gut bezahlt worden. Der Münchener „Streit“ brachte ihm an 240 Gulden. Indes, auch in Amſterdam hielt es ihn nicht lange. Eines Tages treibt ihn das Heimweh zurück nach Flandern. Er kommt nach Antwerpen, wird hier aber von den Spaniern als holländiſcher Spion verhaftet und auf die Zitadelle gebracht. Hier ſcheint er zwei Jahre geſeſſen zu haben bis 1633. Freunde borgen ihm die Gelder zu ſeinem Unterhalt und laſſen ſich Bilder dafür malen.

Erſt als ſeine Schulden bezahlt ſind (Brouwer hat in dieſer Zeit nicht ſchlecht gelebt, denn der fällige Poſten beträgt an die 8000 Mark nach unſerem Gelde), kommt er endlich durch die Vermittlung einflußreicher Freunde los. Er zieht ins Haus des Kupferſtechers Paul Pontins und ſcheint Antwerpen bis zu ſeinem Tode nicht mehr verlaſſen zu haben. Er iſt Mitglied der St. Lukasgilde und findet ebenſo Aufnahme in die Rhetorikerkammer, immerhin ein Zeichen, daß er kein ungebildeter Bauer war, ſondern auch der Dichtkunſt ſeinen Tribut zu zollen wußte. Aber zeit ſeines Lebens kam er aus Schulden nicht heraus. Die Gläubiger haben ihn immerfort hart bedrängt, und nach ſeinem Tode war es ſein Schüler Baptiſt Daudoy, der ſeinen Nachlaß mit Beſchlag belegen ließ, weil er gar beträchtliche Forderungen an den Meiſter hatte, die dieſer nicht einmal durch Bilder ſeiner Hand abgearbeitet hatte. Rubens liebte die Kunſt Brouwers. Er war der Stern der ſüdlichen Provinzen Flanderns und nannte ſiebzehn Stücke des Meiſters ſein eigen. Auch Rembrandt hat ihn geſchätzt und Bilder von ihm beſeſſen. Trotzdem ſtarb Brouwer als ein Enterbter des Lebens, ohne Hab und Gut und mit einer Hinterlaſſenſchaft von Schulden.

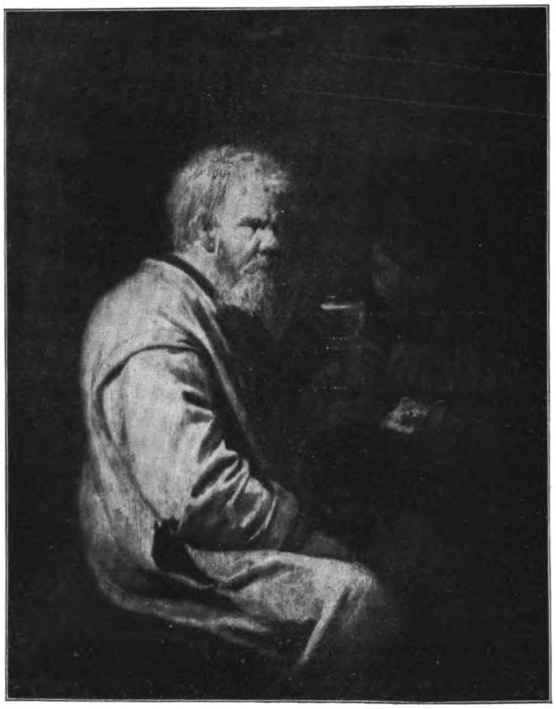
3. Die Kunſt.

In Brouwers Lebenswerk verbindet ſich flämiſche Überlieferung mit der großen maleriſchen Geſte von Alt-Holland. Breughel, ſelbſt ein Nachkomme des Hieronymus Boſch und trotzdem der Modernſten einer, hatte ihm den Weg in das Leben ſeiner Zeit gewieſen.

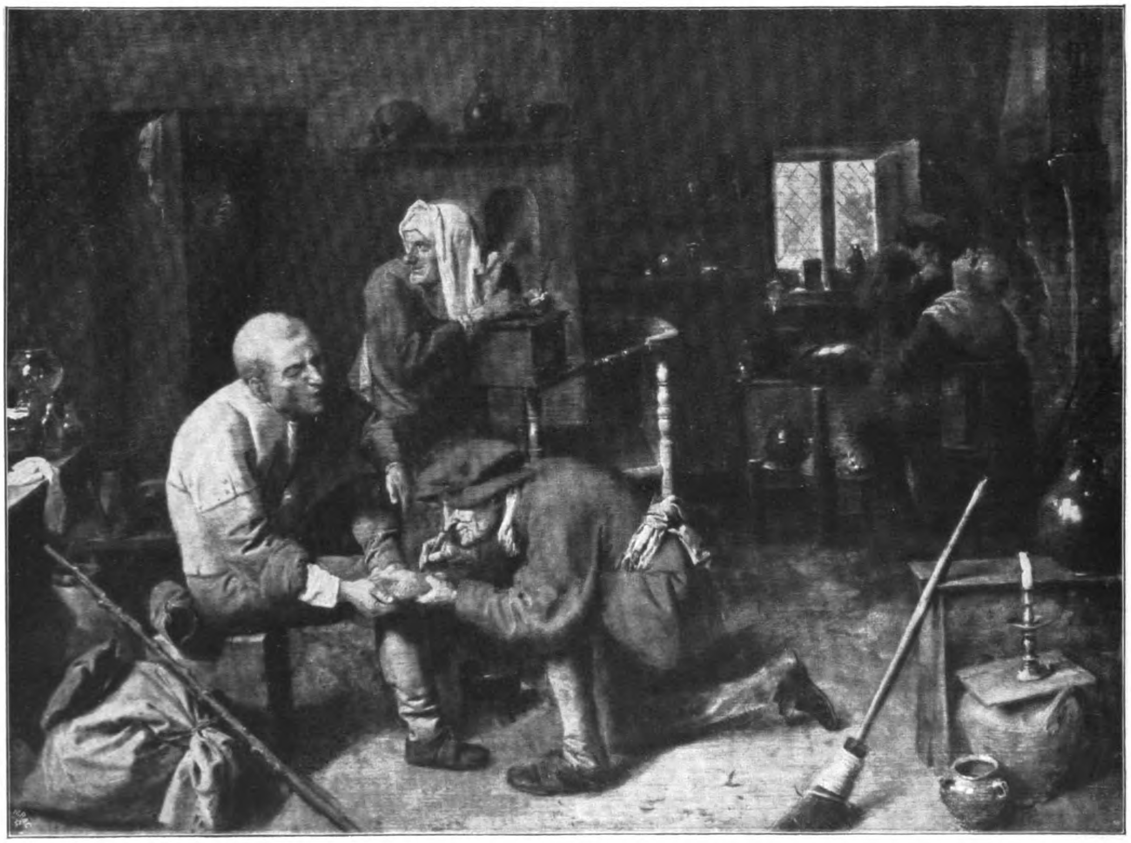
Breughel iſt der urſprüngliche Ausdruck flämiſchen Bauerntums.

Brouwer erfaßte die Inſtinkte und pflanzte ſie fort. Seine Kunſt gilt in erſter Linie dem Leben und Treiben der niederen Volksklaſſen, als deren Teil er ſich empfand. Dann der bunten Soldateska, die das Relief ſeiner Zeit geſchichtlich beſtimmt — und endlich der Landſchaft. Dieſer hat er ſich erſt in den letzten Lebensjahren zugewandt, und mehr als ein Dutzend Stücke vermag die Kunſtgeſchichte kaum noch nachzuweiſen. Dieſer zeitlichen Entwicklung entſpricht auch die maleriſche Wandlung. Man kann zwiſchen zwei Perioden des Künſtlers unterſcheiden, einer archaiſierenden flämiſchen und einer vollausgereiften holländiſchen. In der erſteren überwiegt die kräftige Betonung der Lokalfarbe, in der letzteren, der wertvoll ausſchlaggebenden, die flüſſige Behandlung toniger Zuſammenklänge, die das Ergebnis ſeines holländiſchen Aufenthalts war. Sieht man nur die Meiſterſchöpfungen Brouwers an, ſo darf man ihn unbedenklich der holländiſchen Malerſchule zuzählen. Durch ihn iſt die maleriſche Kultur dieſes Landes eigentlich nach Flandern verpflanzt worden.

Die Stärke aber ſeiner Bilder iſt zugleich die Stärke ſeines Charakters. Er hat das Leben geſchaut und erfaßt wie kaum ein anderer. Er hat dramatiſche Wucht und Gefühl für die höchſte Steigerung der Situation. Mit wenigen Strichen ſind ſeine Perſonen umſchrieben. Er iſt ein hervorragender Zeichner, wie jeder große und geborene Koloriſt. Er erfaßt alles augenblicklich. Seine Zechgelage und Raufereien, ſeine Schilderungen von Spielſucht, Armut und



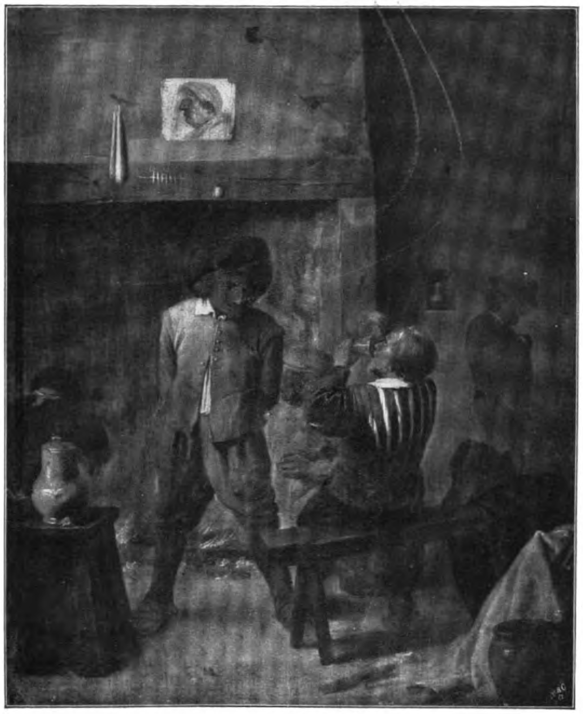
Der Trinkende. Ermitage, Petersburg.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.)



Beim Dorfbader. Pinakothek, München.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.)

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Trunk ſind unmittelbarem Selbſterleben entſprungen. Aus den Zeichnungen wird es offenbar, wie Brouwer zwar Mitglied dieſer feiernden Geſellen iſt, wie er aber beim Würfelſpiel und Becherklang ſelbſt noch der beobachtende ſtudierende Künſtler bleibt, der ſein Skizzenbuch ſtets zur Hand hat, um — wenn ihm gerade das Bargeld ausgegangen iſt — ſeine Zeche durch ſeine Skizzen zu begleichen. Man hat das Gefühl, daß alle ſeine Geſtalten Porträts im unverfälſchten Sinne ſind. Die Abgebildeten haben es ihm ſicher nicht verübelt, denn ſie waren wie er Bürger ſeines Landes, Bekenner ſeiner Lebensanſchauungen. Für die Weiblichkeit hat Brouwer — es iſt geradezu auffallend — nie etwas übrig gehabt. Sie tritt nur vereinzelt auf ſeinen Gemälden hervor und dann meiſt in einer Umgebung, die dieſem von den Dichtern beſungenen Geſchlecht keine Ehre machen kann. Auch hier iſt die Zeit ſelbſt dafür verantwortlich zu machen. Die Frau hatte in der Tat im XVII. Jahrhundert, in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in dieſer furchtbaren Anhäufung von Verwahrloſung und Verkommenheit eine Rolle zu ſpielen begonnen, die ihrer nicht mehr würdig war. Von allen Zeugniſſen dieſer Jahre wirkt nichts ſo ernüchternd, nichts auch ſo belehrend und vielſagend wie die Kunſt unſeres Meiſters, die ihrer Anſchauung und maleriſchen Größe nach bewundernswert iſt und die uns trotzdem eine Leere des Gefühls hinterläßt.



Am Kamin. Pinakothek, München.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.)

Unſere feinnervige Gegenwart beſitzt kaum noch das rechte Verſtändnis für die Bedeutung eines Meiſters, der unbedenklich in der Reihe der wahrhaft Großen in der Kunſtgeſchichte mit aufgezählt zu werden verdient. Mit ſeinem Namen taucht in unſerer Erinnerung ein ſeltſames Bild menſchlicher Leidenſchaften auf, die einſtmals die Welt und den Alltag beherrſcht haben. Wir ſchauen in ein Kaleidoſkop niederländiſchen Volkslebens, wie es feiner und künſtleriſch vollendeter nie dargeboten wurde. Wer Brouwer kennen und lieben lernen will, verweile einmal eine Stunde vor den zwanzig Bildern der Münchener Pinakothek. Dann wird es jedem offenbar, daß dieſer Meiſter, um Bodes Worte zu gebrauchen, nicht nur ein „Adonis in Lumpen, ein Philoſoph unter der Narrenkappe, ein Epikuräer mit zyniſchen Formen, ein Kommuniſt ganz eigener Art — ein wahrer Proteus als Menſch“ geweſen iſt, ſondern daß er zugleich — ſo parodox es auch klingen mag — ein ernſter Sittenſchilderer war und ein künſtleriſches Genie, das ſeiner Zeit den unverwiſchbaren Stempel ſeiner überragenden Perſönlichkeit aufgeprägt hat. Und dann lernen wir ihn wahrhaft lieben und können alle menſchlichen Schwächen vergeſſen.

Bauherr, Architekt und Unternehmer.

Von Regierungsbaumeiſter Wentſcher.

Daß zum Bau eines Hauſes nicht nur der Ausführende nötig iſt, der die einzelnen Baumaterialien ordnungsmäßig zuſammenſetzt, ſondern vor allen Dingen der Entwerfende, der den Plan liefert, nach dem einzig und allein ein brauchbares und künſtleriſch befriedigendes Werk zuſtandekommt, dieſe Tatſache, ſo klar ſie eigentlich ſein ſollte, ſcheint der Mehrzahl der Bauluſtigen, die Geld und Zeit an Bauſachen wenden, immer noch nicht ſo recht zum Bewußtſein gekommen zu ſein. Sehr zu ihrem Schaden und zum Nachteil der Allgemeinheit!

Es iſt wirklich außerordentlich erſtaunlich: wer ſich krank fühlt, geht zum Arzt und läßt ſich von ihm behandeln; er ſucht nicht etwa den Heilgehilfen auf oder den Sanitätsunteroffizier, obwohl dieſe beiden achtbaren Gentlemen in vielen Fällen über recht anſehnliche, aus langer Erfahrung gewonnene Kenntniſſe in ihrem Fache verfügen. Er begibt ſich zum Arzt, weil er dieſem mit Recht mehr Vertrauen entgegenbringt, als den untergeordneten Organen der Wiſſenſchaft. Ähnlich verhält ſich der Mann, der in einem fröhlichen Rechtsſtreit Abwechſlung und Erquickung von der täglichen, ermüdenden Berufsarbeit ſucht. Er fragt den Rechtsanwalt lieber als den Rechtskonſulenten, obgleich es nicht ausgeſchloſſen erſcheint, daß er hier billiger und vielleicht oft nicht ſchlechter belehrt wird. In beiden Fällen iſt es eben das Vertrauen zu dem gebildeteren Berater mit weiterem geiſtigen Horizont, das Patienten und Klienten veranlaßt, ſich an dieſe Adreſſe zu wenden.

Man ſollte meinen, daß jemand, der für ſein teures Geld ein Haus bauen will, ſei es zu eignem Gebrauch, oder auch, um praktiſchen Nutzen aus dieſem Vorhaben zu ziehen, ähnlich zu Werke geht und ſich vor allen Dingen den geeigneten Helfer ausſucht, der auf Grund ſeiner Erfahrungen und Kenntniſſe befähigt iſt, dem noch im Nebel ſchwebenden Plane feſte und brauchbare Formen zu verleihen und die Ausführung des ſo gewonnenen Entwurfes ſachgemäß zu überwachen. Mit anderen Worten: man müßte denken, daß der Bauherr ſich zunächſt an den Architekten wendet und ſich von dieſem ſeine krauſen Ideen glattplätten läßt, bevor er den Maurermeiſter mit ihrer Ausführung betraut.

Weit gefehlt! Für die große Mehrzahl der Bauherren exiſtiert der Architekt einfach nicht; ſie kennen nur den Maurermeiſter oder Unternehmer, den Mann der „Praxis“, in deſſen häufig recht „gewichtige“ Hände ſie vertrauensvoll einen Teil ihres Vermögens legen und den Auftrag, ihnen ein Haus zu bauen. Überhaupt iſt es dieſer kritikloſe Reſpekt vor der ſogenannten Praxis, der gerade im Bauweſen den bauluſtigen Laien zu den ungewöhnlichſten Maßnahmen veranlaßt. Der erfahrene Praktiker, der Maurermeiſter (war ehemals Maurerpolier und nennt ſich jetzt aus Höflichkeit „Baumeiſter“), das iſt der Berater, dem der Durchſchnittsbauherr vertraut; der Architekt dagegen, zumal der jüngere, wird mit dem größten Mißtrauen angeſehen, beſonders, wenn er über akademiſche Fachbildung verfügt. Wenigſtens malen ſich ſo die Dinge in vieler Bauherren Köpfe; alle rufen nach dem Praktiker, worunter ſie gemeiniglich den gelernten Maurer verſtehen; gerade als ob Zeppelin, ehe er ſein Luftſchiff baute, Schloſſer geweſen wäre.

Und dabei ſehen wir tagtäglich, nicht gerade mit freudigem Erſtaunen, was der „erfahrene Praktiker“, der Maurermeiſter, im Durchſchnitt leiſtet. Wir bemerken ſeine Handſchrift an den geſchmackloſen Mietskaſernen nach bekanntem Schema, ſelbſt in den vornehmſten Stadtvierteln; wir finden ſie ebenſo an zahlreichen Villen und an ländlichen Bauten allerart. Beſonders unangenehm macht ſich aber die Bauweiſe des

Maurermeiſters in den ſtädtiſchen Etagenwohnungen bemerkbar. Es iſt ohnehin kein ſonderliches Vergnügen, das Leben als moderner Nomade in gemieteten Räumen verbringen zu müſſen, anſtatt daß, wie es ſich eigentlich gehörte, möglichſt jeder mit Weib und Kind im eignen, wenn auch kleinen Hauſe wohnen könnte. Und erhöht wird dieſes Pläſier wirklich nicht, wenn der Mieter als kultivierter Menſch mit einigem äſthetiſchen Empfinden die Raumverteilung und Ausſtattung ſeiner Wohnung einer kritiſchen Würdigung unterzieht. Die Gründe für ſo unerquickliche Zuſtände liegen wohl in allererſter Linie darin, daß es eben faſt ausſchließlich „erfahrene Praktiker“ ſind, die unſere Wohnungen planen und ausführen. Sie verſtehen alles mögliche in ihrem Fache, nur nicht, wie man eine Wohnung oder ein Mietshaus geſchmackvoll, behaglich und dennoch praktiſch, d. h. alſo unter gebührender Berückſichtigung des Koſtenpunktes herrichtet. Natürlich, wenn das Heer der Mieter nichts anderes kennen lernt als die ihm vom Maurermeiſter ſervierte Wohnungsbaukunſt, dann verliert es ſchließlich das Gefühl für das Beſſere, das ihm der Architekt auftiſcht. Nur aus dieſen kläglichen Wechſelbeziehungen zwiſchen faſt völligem künſtleriſchen Unvermögen auf der einen Seite und unentwickeltem Geſchmack auf der anderen iſt es zu erklären, daß der Unternehmer immer noch den Löwenanteil der heutigen bürgerlichen Baukunſt an ſich reißt, daß die von ihm geſchaffenen Wohnungen Mieter und ſeine Häuſer Käufer finden.

Dieſe ſehr einſeitige und durchaus unbegründete Wertſchätzung, die das bauende Publikum dem Wirken des Unternehmers angedeihen läßt, mag vor allen Dingen darin begründet ſein, daß die wenigſten eigentlich wiſſen, was ein Architekt iſt und welche Aufgaben ihm in dem weiten Rahmen der Baufragen zufallen. Freilich tragen die Fachkreiſe ſelbſt einen nicht unerheblichen Anteil der Schuld an dieſen Unklarheiten: inſofern, als ſie es bisher nämlich unterlaſſen haben, ein für jeden lesbares Etikett zu erfinden, das den wirklichen Architekten von allen denen unterſcheidet, die unter dieſer heute noch vogelfreien Flagge munter ſegeln und den Bauluſtigen nasführen. Der Architekt iſt nämlich ein Mann (wenigſtens vorläufig; Frauen ſind in dieſem Berufe augenblicklich nur ſehr vereinzelt tätig), der mit angeborenem äſthetiſchen Feingefühl und mit einer Summe von Kenntniſſen, aus der Erfahrung und durch Übung gewonnen, Räume für die denkbar verſchiedenſten Benutzungszwecke nach einem gegebenen Programme jedesmal zweckentſprechend zu einem praktiſch brauchbaren und gleichzeitig künſtleriſch ſchönen Ganzen zuſammenfügt. Weiter nichts. Der Maurermeiſter z. B. fügt zweifellos auch Räume für die denkbar verſchiedenſten Benutzungszwecke nach einem gegebenen Programme zuſammen; jedoch in den ſeltenſten Fällen zweckentſprechend, meiſtens praktiſch nicht ſo ganz brauchbar und künſtleriſch weniger ſchön. Soviel zur Erklärung des Begriffs „Architekt“. Nun gibt es eine große Anzahl von Leuten, die ſich berufs- oder gewerbsmäßig mit Bauſachen befaſſen, ohne dabei weder über die künſtleriſchen Fähigkeiten des Architekten, noch über die praktiſchen, an und für ſich durchaus wertvollen — ſolange ſie eben vom Laien nicht überſchätzt werden — Kenntniſſe des Unternehmers zu verfügen. Sie nennen ſich mit Vorliebe Architekten oder Baumeiſter. Endlich gibt es noch, wie leider berichtet werden muß, Unternehmer, die ſich gleichfalls Architekten nennen und vermutlich deshalb von ihrer Befähigung derartig überzeugt ſind, daß ſie ſich an Aufgaben heranmachen, denen ſie nicht gewachſen ſind, da ſie nur dem wirklichen Meiſter zuſtehen.

So kennt ſich der bauluſtige Laie auf dieſen verworrenen Pfaden niemals ſo recht aus, und man darf es ihm kaum verdenken, wenn er beinahe in jedem Falle die falſche Tür aufklinkt und beim Unternehmer eintritt, während er doch zum Architekten wollte. Bei genügender Aufmerkſamkeit hätte es allerdings dem bauluſtigen Publikum nicht entgehen dürfen, daß ſeit einigen Jahren eine Intereſſengemeinſchaft aller wirklichen deutſchen Architekten beſteht, die ſich „Bund Deutſcher Architekten“ nennt. Die Mitglieder dieſes Bundes ſind erprobte Meiſter und für den Bauherrn in jedem Falle die geeigneten Berater; ihre Zugehörigkeit zu jenem Verbande bekunden ſie nach außen durch die drei Buchſtaben B. D. A., die ſie allein ihrem Namen und Titel mit behördlicher Ermächtigung hinzufügen dürfen.

II.

Der ſo unterrichtete Bauherr, der ein wirklich brauchbares Haus aufſtellen will, ſollte alſo niemals verſäumen, ſich zunächſt die Beihilfe eines Architekten zu ſichern. Er muß nämlich ſtets bedenken, daß er zwar das Recht hat, als derjenige, der zahlt, ein entſcheidendes Wort mitzureden; doch darf er auch nicht vergeſſen, daß er vom Bauen ſelbſt nichts verſteht und daß es eine nicht gerade einfache Kunſt iſt, unter Berückſichtigung der Wünſche des Auftraggebers, der örtlichen Verhältniſſe und ſchließlich der verfügbaren Mittel, ein geſchmackvolles Haus zu entwerfen und den Entwurf zur Ausführung reifen zu laſſen. Das eben iſt die Hauptaufgabe des Architekten, die häufig unerfüllbaren Wünſche des Bauherrn miteinander und mit der rauhen Wirklichkeit in Einklang zu bringen und alle diejenigen Kompromiſſe zu ſchließen, ohne die es nun einmal beim Bauen nicht abgeht.

Es iſt begreiflich und menſchlich, daß der Bauherr, der ſich mit Bauabſichten trägt, einen mehr oder minder überlegten Plan bereits mitbringt. Geht er nun gleich zum Unternehmer, ſo werden dieſe, wohl meiſtens unreifen Ideen einigermaßen zurechtgeſtutzt und ſchleunigſt in die Wirklichkeit übertragen. Das Ergebnis iſt dann nur mäßig befriedigend, wenigſtens, wenn man von ſeinem Hauſe etwas mehr verlangt als daß es gerade noch bewohnbar und techniſch ungefähr richtig konſtruiert iſt.

Vor ſolchen Mißgriffen ſchützt nun der Architekt ſeinen Bauherrn. Allerdings beanſprucht er für ſeine Bemühungen ein Honorar, ebenſo wie jeder Arzt und Rechtsanwalt. Indeſſen ſind die Forderungen, die er ſtellen kann, genau geregelt; wenn auch nicht geſetzlich, ſo doch durch ganz beſtimmte Sätze, die allenthalben unter honorigen Architekten Geltung haben. Vor Übervorteilung von dieſer Seite iſt alſo der Bauherr zweifellos geſichert. Außerdem darf er befürchten, daß er beim Bauen ohne Architekten das ſo etwa erſparte Honorar vermutlich mit Zwei oder Drei multipliziert dem Unternehmer zukommen laſſen muß. Denn der Architekt iſt auch in dieſem Punkte die natürliche Vermittlungsſtelle zwiſchen Bauherrn und Unternehmer. Fehlt er beim Werk, ſo hat der Bauherr den Schaden. Der Unternehmer ſieht in erſter Linie zu, daß ſein Intereſſe bei dem Geſchäfte — denn das allein iſt die ganze Sache für ihn — nicht zu kurz kommt. Das iſt natürlich und auch begreiflich. Nun liegt aber der eigentliche Verdienſt des Unternehmers in den Materiallieferungen. Davon verſteht der auf ſich ſelbſt angewieſene Bauherr nicht viel: es wäre alſo möglich, daß weniger gutes Material für ſeinen Bau verwendet wird. Auch hier iſt wiederum der Architekt die höchſt ſchätzbare Aufſichtsſtelle. Ihm gewährt die ſchlechtere Bauausführung keine Vorteile, ſondern eher Nachteile, da ſie ſeinen Namen ſchädigen würde; auch feſſelt ihn, meiſt im Gegenſatz zum Unternehmer, die künſtleriſche Seite ſeiner Aufgabe, wenn ſie ihm nicht der Bauherr durch törichte Eingriffe in ſeine wohldurchdachten Pläne verleidet hat, wie das zuweilen vorkommt.

Und dieſe künſtleriſche Seite iſt wichtig genug, auch für den Bauherrn. Das muß immer wieder betont werden. Nur darf man nicht denken, daß ſich die künſtleriſche Tätigkeit des Architekten hauptſächlich auf das Äußere des Hauſes oder auf die Ausſtattung erſtreckt. Hierauf ſelbſtverſtändlich auch, aber zunächſt und vor allen Dingen iſt die Grundrißbildung die wichtigſte Aufgabe des Architekten. Sie muß gut gelöſt ſein, wenn der Bauherr Freude an ſeinem Hauſe erleben will; der äußere Aufbau ergibt ſich dann, man könnte ſagen, von ſelbſt.

Im allgemeinen iſt aber nur der Architekt imſtande, einen brauchbaren Grundriß zu entwerfen und die zahlreichen Schwierigkeiten zu überwinden, die auf ſeinem Wege hindernd auftreten. Es handelt ſich hierbei, wie bereits geſagt wurde, darum, Räume in richtigen Abmeſſungen zu erſinnen und in zweckmäßige gegenſeitige Lage zu bringen. Dazu braucht der Architekt räumliches Vorſtellungsvermögen und Geſtaltungskraft.

Noch ein häufig zu vernehmender Einwand gegen obige Ausführungen möge bei dieſer Gelegenheit abgetan ſein. Es wird nämlich oft behauptet, die Praxis, worunter dann für gewöhnlich eine Summe handwerksmäßig erworbener Kenntniſſe nebſt einer gewiſſen geſchäftlichen Gewandtheit verſtanden wird, ſei für den notwendig, der einen brauchbaren, wie man ſagt, „praktiſchen Entwurf“ aufſtellen will. Es könnte ſonſt eintreten, daß der Architekt, der dieſer Praxis zuweilen ferner ſteht, Dinge projektiert, die ſich nicht ausführen laſſen. Nun, auch die vorwiegend theoretiſche und künſtleriſche Ausbildung des Architekten befähigt ihn, nur ſolche Gedanken zu haben, die ſich mit den üblichen Mitteln verwirklichen laſſen, ohne dazu das handwerksmäßige Können des zünftigen „Meiſters“ zu brauchen. Die praktiſchen Kenntniſſe, über die ein tüchtiger Maurermeiſter verfügt, ſind für ihn und auch für den Bauherrn gut und nützlich, und dennoch iſt er bei weitem noch kein Architekt und kann dieſen niemals oder doch nur in den allerſeltenſten Fällen erſetzen. Man darf eben die Praxis ebenſowenig überſchätzen wie unterſchätzen.

III.

Wenn der Menſch baut, will er ſchon vorher wiſſen, was dieſes Vergnügen ihn ungefähr koſten wird. Denn es iſt leicht möglich, daß er ſich im Hinblick auf die zu hohen Koſten beherrſchen und von ſeinem Vorhaben Abſtand nehmen muß. Der Unternehmer macht dem Bauherrn bereitwilligſt einen Koſtenanſchlag; nur ſchade: der Bauherr kann ihn mangels erforderlicher Sachkenntnis nicht auf ſeine Richtigkeit prüfen, ſondern muß ihn auf Treu und Glauben hinnehmen. Kommt es ſpäter einmal zu Meinungsverſchiedenheiten unangenehmer Natur (und es iſt erſtaunlich, wie ſonſt wirklich liebe Leute ungemütlich werden können, wenn es ans Zahlen geht), ſo muß ſchließlich doch ein unparteiiſcher Sachverſtändiger hinzugezogen werden. Das eben iſt der Architekt von vornherein. Drum, lieber Bauherr, der Du dieſe Zeilen mit mehr oder minder mißbilligendem Kopfſchütteln verfolgſt: ſei klug und lade mit freundlichem Lächeln und mit anmutiger Handbewegung den Architekten ein, Deinem Plane ſeine kundige Mitwirkung nicht zu verſagen. Nur dann kann alles gut werden und eitel Freude an dem vollendeten Werke ſein.

Es liegt endlich im Intereſſe des Bauherrn, mit dem Unternehmer, der ſein Haus baut, einen ſchriftlichen Vertrag abzuſchließen, der die Rechte und Pflichten beider Kontrahenten genau und einwandsfrei abgrenzt. Auch hier iſt der Architekt infolge ſeiner objektiven Stellung zwiſchen Bauherrn und Ausführendem die geeignete Mittelsperſon. Der Bauherr hat naturgemäß nicht die geringſte Vorſtellung, was ein ſolcher Arbeitsvertrag enthalten muß, um ſeinem Zweck tatſächlich dienen zu können. Der Unternehmer allerdings verſteht ſich hierauf, und er wird, wenn der Bauherr ohne Architekten baut, mit ihm, falls er es wünſcht, einen allerliebſten Vertrag abſchließen. Nur wäre es unchriſtlich, zu erwarten, daß ein ſo zuſtandegekommener Vertrag etwas anderes bezweckte als vornehmlich des Unternehmers Vorteile wahren. Alſo auch hier kann der vorſichtige Bauherr des Architekten nicht entraten, der Münzen, Maße und Gewichte ſo verteilt, daß jeglicher auf ſeine Rechnung kommt.

Mannigfach ſind, wie man ſieht, die Pflichten, die der umſichtige Bauherr nicht dem Maurermeiſter überläßt, ſondern dem Architekten auferlegt. Ein ziemlich großes Vertrauen in deſſen Perſon und Fähigkeiten iſt hierbei wohl unerläßlich. Anderſeits muß dieſes Vertrauen den Bauherrn nun auch beſtimmen, in allen Fragen künſtleriſcher oder techniſcher Natur den Architekten möglich unbehindert walten zu laſſen. Sonſt treten Unſtimmigkeiten zwiſchen beiden ein, die der Sache nicht zum Vorteil gereichen. Woraus erwachſen für gewöhnlich Meinungsverſchiedenheiten, wenn zwei Leute über einen Gegenſtand verhandeln? Faſt ſtets daraus, daß jeder ſich ein anderes Bild von den Dingen macht, die gerade zur Verhandlung ſtehen. Vielleicht haben beide recht, und dann wird der Redekampf um ſo heftiger. So auch hier. Der Bauherr macht ſich eine ungefähre Vorſtellung, wie ſein fertiges Haus etwa ausſehen wird. Der Architekt auch, und es iſt wohl nicht unbeſcheiden von ihm, wenn er ſeine Gedankenbilder für die richtigeren hält. Auf dieſe Weiſe können Bauherr und Architekt bisweilen verſchiedener Anſicht ſein. Daraus entſtehen dann für beide Teile recht betrübliche Verwicklungen. Denn wenn auch ſo leicht niemand dem Arzt in ſeine Verordnungen hineinreden oder ſeinem Rechtsbeiſtand Belehrungen juriſtiſcher Natur erteilen wird: beim Bauen iſt das etwas ganz anderes. Da wiſſen plötzlich alle Beſcheid, häufig ſogar viel beſſer als der Architekt. Der Bauherr ſelbſt, ſeine ehrwürdige Großmutter, die bejahrte Familientante und wer ſonſt noch gerade zugegen iſt. Der Architekt hat dann oft einen recht ſchweren Stand; bald mit gewinnender Freundlichkeit, bald mit deren Gegenteil muß er für ſeine Ideen eintreten. Iſt ſchließlich doch noch alles gut abgelaufen, ſo klopft ſich die Großmama ihre Magengegend und meint befriedigt: „das hätte ſie ihm ja gleich geraten“. Hat dagegen unberufene Einmiſchung hier und dort etwas verdorben, ſo trägt ſelbſtverſtändlich der Architekt allein die Verantwortung. So kann er den Bauherrn und ſeine Angehörigen nur inſtändigſt bitten, ihm, als dem Fachmann, unbedingt zu vertrauen, und mit guten Ratſchlägen nur dann zu kommen, wenn ſolche ausdrücklich erbeten werden.

Drei Parteien ſind es alſo, durch deren Zuſammenarbeiten der Baugedanke Form und Leben erhält. Zunächſt der Bauherr. Er gibt das Geld und darf dafür ſeine Wünſche, wenn auch in beſcheidener Form, zum Ausdruck bringen. Daher betrachtet er ſich gern als die Hauptperſon. Doch ſo ganz iſt er es nicht; ebenſo wichtig iſt nämlich der Architekt, der die häufig uferloſen Pläne des Bauherrn gehörig eindämmt und alle Einzelheiten zu einem befriedigenden Ganzen zuſammenſchließt. Und jetzt erſt kommt der Unternehmer, der emſig, ſtill und friedlich die Weiſungen des Architekten befolgen und ſeinen Plänen greifbare Geſtalt verleihen ſoll. Theoretiſch laſſen ſich die beiden letzten der handelnden Perſonen von einem Darſteller, dem Architekten, geben, obgleich der richtige Architekt weder Zeit noch Luſt hat, ſich mit den Geſchäften des Unternehmers zu befaſſen; doch ſelten wird der Fall ſein, daß der ausführende Unternehmer zugleich geſchickter Architekt wäre. Hier, wie überall, iſt peinliche Arbeitsteilung im allgemeinen nur nützlich; dem Maurermeiſter verbleibe die Ausführung, die Planung dagegen dem hierzu Befähigteren, dem Architekten. Auch der Unternehmer, der ſein eigener Bauherr iſt, wird gut daran tun, mehr als bisher den Architekten zu Rate zu ziehen. Es gibt viele, die ihre Kunſt in den Dienſt der Allgemeinheit gern ſtellen werden. Den Vorteil davon haben wir alle!

Ich werde froh. Von Emil Lucka.

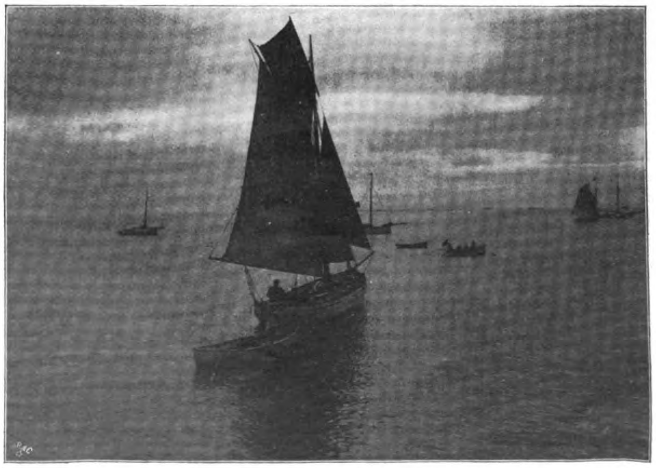
Das Tal iſt ſonnig, und ich werde froh,
So ruhig-froh wie nicht ſeit manchen Zeiten.
Saß ich zu lang in ſtarren Einſamkeiten?
— — — — — — — — — — —

Die Wieſen duften, und ich werde froh.
Und meine Seele tritt aus Felſenmauern,
Tut weit ſich auf in neuen, ſüßen Schauern —
Ich kehre wieder, und ich werde froh.

Auf der Hallig Hooge. Von Julius R. Haarhaus.

Weſtlich von den grünen Marſchen Schleswigs liegt in der Nordſee eine Inſelgruppe, aus deren weltabgeſchiedener Einſamkeit ſelten eine Kunde an das Ohr des Binnenländers ſchlägt: die Halligen. So heißen die kleinen Eilande, die zwiſchen der Küſte der jütiſchen Halbinſel einerſeits und den größeren Inſeln Nordſtrand, Pellworm, Amrum und Föhr anderſeits im nordfrieſiſchen Wattenmeer liegen, ſich nur wenig über die normale Fluthöhe erheben und, da ſie nicht durch Deiche geſchützt werden, der ungehinderten Einwirkung der Wogen und damit der unaufhaltſamen Zerſtörung preisgegeben ſind. Wie grüne Raſenſcheiben ſchwimmen dieſe Inſelchen gleichſam auf der weiten Meeresfläche, nahe genug benachbart, daß man von der einen aus die auf künſtlichen Erderhöhungen ſtehenden Häuſer der anderen am Horizont erkennen kann, und doch wieder einander ſo fern, daß das Gefühl der Verlaſſenheit, das den Beſucher der Halligen beſchleicht, nirgends beeinträchtigt wird.

Die Lektüre von Biernatzkis berühmter Novelle, die übrigens, nach der einſtimmigen Ausſage der Halligbewohner, deren Lebensverhältniſſe viel zu troſtlos darſtellt, die begeiſterten Schilde-



Fiſcherboote auf dem Wattenmeer.

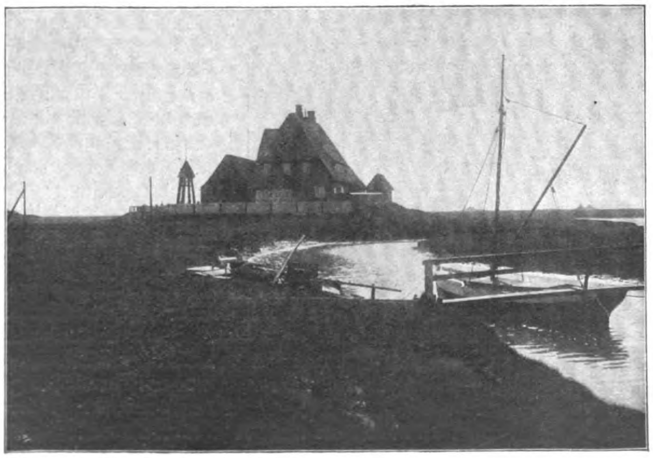
Mühle mit Kirchwarf.

rungen, die Ornithologen wie J. Fr. Naumann, von der Vogelwelt des nordfrieſiſchen Archipels entwerfen, und nicht zuletzt die Lockungen der Robbenjagd hatten in mir den Wunſch wachgerufen, das Wattenmeer mit ſeinen Eilanden aus eigener Anſchauung kennen zu lernen.

Am 17. Mai fuhr ich von Huſum, das ſich mir bei ſtarkem Nordoſtſturm und ſtrömendem Regen wirklich als „die graue Stadt am grauen Meer“, als die es Theodor Storm beſungen hat, vorſtellte, gegen zwei Uhr mit dem kleinen Dampfer „Pellworm“ ab, um zunächſt die Inſel dieſes Namens zu erreichen. Wir ſollten nach zweiundeinhalbſtündiger Fahrt am Ziele ſein, da aber der Sturm die Flut zurückdrängte, blieben wir nach mancherlei Verſuchen, eine tiefere Fahrſtraße aufzufinden, zwiſchen der Hallig Südfall und Pellworm im Schlick ſtecken und mußten hier den Eintritt der nächſten Flut abwarten. Ich bedauere dieſen unfreiwilligen Aufenthalt, der mir Gelegenheit bot, die Tücken des Wattenmeers am eigenen Leibe zu erfahren, durchaus nicht, denn das Auftauchen der Watten, dieſer meilenweit ausgedehnten Schlammterraſſen, zur Ebbezeit, zwiſchen denen vereinzelte Kanäle ſtehen bleiben, wirkt auf den Binnenländer ſo überraſchend, daß man ſich von dem Anblick kaum losreißen kann. Zum Glück brach am Spätnachmittag die Sonne durch die Wolken und zauberte auf der bald ſtahlblau, bald violett-braun, bald mattgrün ſchillernden, mit blanken Waſſerlachen überſäten Fläche Licht- und Farbenwirkungen von geradezu phantaſtiſcher Pracht hervor. Dazu kamen die Tauſende und Abertauſende von Vögeln: Ringelgänſe, Brandgänſe, Eiderenten, Stockenten, Silbermöwen und Auſternfiſcher, die mit brauſendem Flügelſchlage über unſer Schiff hinſtrichen, häufig in nächſter Nähe einfielen und nach Nahrung ſuchend geſchäftig auf dem mit Seetieren bedeckten Schlick umhertrippelten, -watſchelten und -ſtolzierten.

Das Königshaus.

Gegen ſieben Uhr wurde der Dampfer wieder flott, und zwei Stunden ſpäter warfen wir im Hafen von Pellworm Anker. Da der Sturm auch am nächſten Tage die Weiterreiſe nach der Hallig Hooge, dem Ziele meines Ausflugs, unmöglich machte, hatte ich Muße, die ſchöne, wohlangebaute Inſel nach allen Richtungen zu durchſtreifen und vor allem den prachtvollen, durch einen kunſtvoll angelegten Damm aus norwegiſchem Granit verſtärkten Deich zu bewundern, hinter dem die zahlreichen behäbigen Gehöfte und die grünen Ackerfluren vollkommen geſichert gegen die Launen des Meeres ruhen. Ich muß geſtehen, daß mir, als ich am 19. Mai an der Landeſtelle auf der Weſtſeite der Inſel das Hooger Fährboot erwartete, der Abſchied von Pellworm ſchwer fiel — nicht zum wenigſten mit Rückſicht auf die unvergleichliche Verpflegung, die ich im Edlefſenſchen Gaſthofe gefunden hatte.

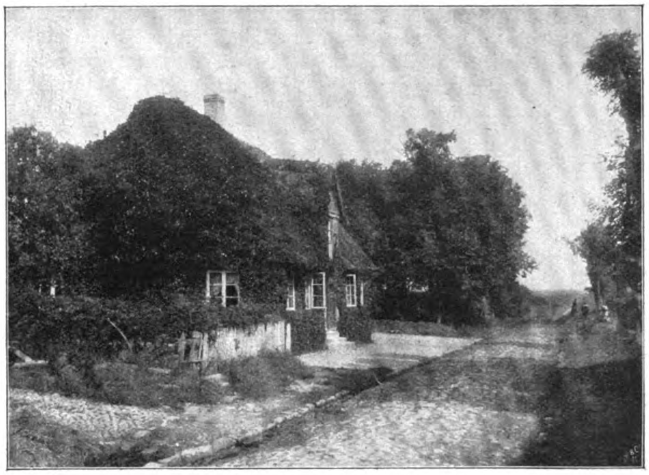


Kirche mit Paſtorat.

Der Fährmann, der mit einem kleinen Segelboot den Poſtdienſt zwiſchen Hooge und Pellworm verſieht, iſt der Frieſe H. P. von Holdt, einer der erfahrenſten Schiffer und berühmteſten Seehundjäger des Wattenmeers. Dieſer blonde Hüne, der mir mit ſeiner Körperkraft und ſeiner ruhigen Beſonnenheit immer wie ein germaniſcher Häuptling vorkam und unter deſſen zuverläſſiger Führung ich in der Folgezeit unvergeßliche Jagdfahrten unternommen habe, brachte mich in ſeinem Boote ſicher durch die noch immer aufgeregten Wogen an das Geſtade ſeines heimatlichen Eilands.

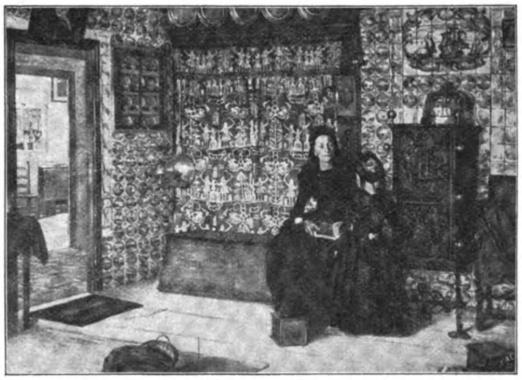
Nun ſtand ich alſo auf dem ſmaragdgrünen, mit zahlloſen zartroſa-violetten Strandnelken beſtickten Grasteppich einer Hallig! Und zwar auf einer der abgeſchiedenſten, die früher, bevor das Telegraphenkabel von der ſchleswigſchen Küſte nach Amrum und Sylt gelegt wurde, das nun auch Hooge mit dem Feſtlande verbindet, im Winter bei Sturm und Treibeis mitunter wochen- und monatelang von der Welt abgeſchnitten war und z. B. noch den 91. Geburtstag des alten Kaiſers feſtlich beging, als dieſer längſt im Mauſoleum zu Charlottenburg den ewigen Schlaf ſchlummerte!

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Die Hanswarf.

In die Geſchichte tritt Hooge ſehr ſpät ein. Es wird zum erſtenmal bei der großen Eisflut vom 26. Februar 1625 erwähnt, bei der hier zehn Menſchen ertranken. Dieſe Tatſache iſt bezeichnend. Denn die Geſchichte der Halligen iſt die Geſchichte der gewaltigen Elementarereigniſſe, die das Wattenmeer mit ſeinen Inſeln, Watten, Sanden und Tiefen ſo oft und ach! auch ſo gründlich umgeſtaltet haben. Die furchtbarſte Sturmflut, bei der auf Nordſtrand und den Halligen 6408 Menſchen und etwa 50000 Stück Vieh umkamen, war die vom 11. Oktober 1634. Die nächſte, vom 25. Dezember 1717, ſpülte auf Hooge zwölf Häuſer weg und machte ſechzig weitere unbewohnbar. Überhaupt war das XVIII. Jahrhundert reich an ſolchen Kataſtrophen: die Jahre 1751, 1756, 1791 und 1792 brachten Fluten, bei denen das Waſſer nahezu ſieben Meter über die normale Höhe ſtieg. Die letzte verhängnisvolle Flut trat in der Nacht vom 3. zum 4. Februar 1825 ein; es iſt die, deren Verlauf und Wirkung Biernatzki in ſeiner Novelle geſchildert hat.



Königspeſel auf der Hallig Hooge.

Daß das Meer bei ſolchen außerordentlichen Ereigniſſen bedeutende Stücke der Halligen losreißt und in Schlick verwandelt, verſteht ſich von ſelbſt. Nicht minder bedenklich iſt jedoch der Landverluſt, den der Wechſel der normalen Gezeiten und das beharrliche Nagen der Wogen an der bei Hooge nur 1 bis 1,8 Meter hohen, ſenkrecht abfallenden Uferkante im Gefolge hat. Ich konnte während meines Aufenthaltes beobachten, wie nach jeder Flut ein ſchmaler Streif mit Raſen bedeckter Erdſchollen auf dem Schlick lag, den die nächſte wieder in Atome auflöſte.

Was mir auf Hooge zunächſt in die Augen fiel, waren die großen, maulwurfhaufenartigen Erhöhungen, auf denen die Häuſer ſtehen, die ſogenannten Werften oder Warfen. Es gibt deren dort neun beſiedelte und zwei verlaſſene, die alle zwiſchen vier und fünf Meter hoch ſind und in ihrer Anlage übereinſtimmen. An der ſanftgeneigten, mit Raſen bewachſenen Außenböſchung führen gepflaſterte Wege zur Höhe empor, wo die niedrigen, einſtöckigen Häuſer auf dem länglich-runden Plateau zu beiden Seiten des die Längsachſe bildenden ebenfalls gepflaſterten Pfades ſo angeordnet ſind, daß ihre Schmalſeiten nach Weſten und Oſten liegen. Zwiſchen den Häuſern bemerkt man die „Fethinge“, trichterförmige Vertiefungen zum Auffangen des Regenwaſſers, in deren unterem, mit Brettern verſchaltem Teile Tonnenbrunnen zur Tränkung des Viehs angebracht ſind, während das für den Haushalt benötigte Waſſer in beſonderen Ziſternen geſammelt wird. Der noch übrige Raum auf der Werft wird von Stallgebäuden, Zaunverſchlägen zum Bergen des Viehs bei Flutgefahr und kleinen Gärten eingenommen, in denen einzelne, vom Winde niedergehaltene Bäumchen, Holunderbüſche, Stachelbeerſträucher und ein wenig Gemüſe kümmerlich gedeihen.

Die innere Einrichtung der Häuſer iſt einfach aber anheimelnd. Charakteriſtiſch ſind die in den Wänden angebrachten und tagsüber durch bemalte Türen geſchloſſenen Bettſchränke, die eiſernen „Beilegeröfen“ der Wohnſtuben, die von der Küche aus geheizt werden, und — in wohlhabendern Häuſern — die Wandbekleidung aus holländiſchen Kacheln. Teppiche und Doppelfenſter ſind unbekannt, dafür legt man deſto mehr Wert auf Zimmerſchmuck, und namentlich die „Peſel“, die „guten“ Stuben, machen mit ihren Schiffsmodellen, exotiſchen und oſtaſiatiſchen Raritäten und Naturmerkwürdigkeiten den Eindruck kleiner Muſeen.

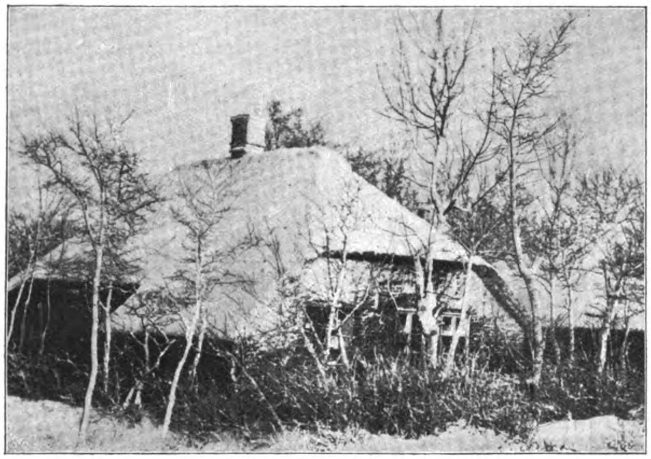
Unter den Hooger Werften iſt die Hanswarf mit ihren ſiebzehn Häuſern die größte und vornehmſte. Hier liegt auch das Königshaus mit dem ſehenswerten, an koſtbaren kunſtgewerblichen Gegenſtänden reichen Königspeſel, in dem Friedrich VI. von Dänemark bei ſeinem Beſuch auf Hooge im Frühjahr 1825 drei Tage lang wohnte.

Zu jeder Werft gehört ein Teil der mit Raſen bedeckten Inſelfläche, deſſen Größe durch die Anzahl der Hofſtellen beſtimmt wird. Die Bewohner einer Werft bilden eine Genoſſenſchaft, die ſich nach uralten Geſetzen ſelbſt regiert. In jedem Frühjahr wird das

Vieh an den Fethingen.

zu einer Werft gehörende Grasland nach einer höchſt ſchwierigen und für den Fremden unverſtändlichen Methode neu verteilt, denn der Gerechtigkeitsſinn der Halligleute verlangt, daß alle gemeinſam den Schaden tragen, den die winterlichen Überſchwemmungen anrichten. Die Verheerungen beſchränken ſich nämlich nicht nur auf die unmittelbar am Strande liegenden Wieſen, ſondern machen ſich auch im Innern der Inſel bemerkbar, da die Fluten an den Ufern der Gröpel, Schloten und Priele, die die Hallig wie ein Syſtem von mehr oder minder breiten, zum Teil mit dem Meere in Verbindung ſtehenden und vielfach ſchiffbaren Kanälen durchziehen, in ähnlicher Weiſe wie an der Außenkante nagen. Dieſe Waſſerläufe ſind wahrſcheinlich alle künſtlich angelegt worden, um ſumpfige Stellen zu entwäſſern und das weidende Vieh vom Graslande der benachbarten Werften abzuſperren. Sie erſchweren den Verkehr auf der Inſel und ſind nur hie und da durch lange, ſchmale Stege überbrückt.

Kirche, Paſtorat und Friedhof liegen auf einer beſonderen Werft. Die Kirche, ein niedriges, turmloſes Gebäude mit einer durch ein hölzernes Gitter abgeſchloſſenen Apſis, wurde nach der Sturmflut von 1634 erbaut und mit einer Beihilfe König Friedrichs VI. nach der Flut von 1825 erneuert. Zur Erinnerung daran hängt von der Decke das Modell des däniſchen Vollſchiffes „Friedrich VI.“ herab. Die ſchön geſchnitzte Kanzel ſoll als Strandgut gelandet ſein.



Im Winterſchlafe.

Es liegt auf der Hand, daß eine Inſel von nur etwa 450 Hektar Ausdehnung, die ſich noch dazu jährlich um durchſchnittlich vier Hektar verringert, nur eine beſchränkte Anzahl von Bewohnern ernähren kann. Heute beherbergt Hooge 45 Familien mit 162 Seelen, darunter verhältnismäßig wenig junge Männer, da dieſe ſich in der Regel als Seeleute und Arbeiter in den Küſtenſtädten des Feſtlandes ihr Brot ſuchen.

Die Arbeit der Inſulaner beſchränkt ſich auf die Wartung des Viehs, das während des Sommers übrigens Tag und Nacht auf der Weide bleibt, auf die Inſtandhaltung der Häuſer und Geräte, auf die Reinigung des Graslandes von den durch Überflutungen darüber verſtreuten Muſcheln und auf die Heuernte, die am Johannistag beginnt und Ende Auguſt beendet wird. Dazu kommen noch der Krabben-(„Porren“-)fang, das Buttſtechen, die Seehund- und Vogeljagd und das Einſammeln der Vogeleier. Die Frauen beſchäftigen ſich natürlich vorwiegend mit häuslichen Arbeiten, reinigen ununterbrochen die ſchmucken Stuben und die gedielten Ställe und fertigen im Frühjahr das Heizmaterial an: ziegelartig abgeſtochene Düngerſtücke, die ſehr ſorgfältig an der Luft getrocknet und auf dem geräumigen Boden unter dem hohen Schilfdach geborgen werden.

Das Leben dieſer wackeren Leute, deren bemerkenswerteſte Tugenden Ehrlichkeit, Hilfsbereitſchaft und unaufdringliche Höflichkeit ſind und die ihre Kinder in wahrhaft muſterhafter Weiſe erziehen, fließt ohne Überhaſtung und Senſationen, ohne Verbrechen, ja bei der ſtaub- und bakterienfreien Luft, ſogar ohne Krankheiten dahin. Die meiſten verſchmähen den Alkohol, und bei den abendlichen Zuſammenkünften trinkt man Tee, der zugleich die Stelle des Trinkwaſſers vertritt, da das in den Ziſternen geſammelte, bräunlich gefärbte Naß in ungekochtem Zuſtande nicht genießbar iſt. Dafür halten ſie auf gute und reichliche Koſt, und der Fremde ſtaunt über die Mannigfaltigkeit der Gerichte.

Nur die Frühjahrs- und Herbſtmärkte in Huſum bringen in das gleichmäßige Daſein der Inſulaner einige Abwechſlung. Geſellſchaften vereinigen ſich zu gemeinſamer Fahrt und führen ihre Erzeugniſſe: Vieh, Butter, Käſe, Felle, Wolle, Seehundsdecken und Tran mit, um für den Erlös Lebensmittel und Gebrauchsgegenſtände einzuhandeln. Glücklich das Kind, das zum erſtenmal an einer ſolchen Fahrt teilnehmen darf! Es träumt wochenlang vorher von den Wundern der Weltſtadt Huſum, von ihren zwei- oder gar dreiſtöckigen Häuſern, von ihren Läden und der wunderbaren Eiſenbahn!

Ich möchte jedem, der Ruhe, völlige Ruhe ſucht, raten, einmal ein paar Wochen auf Hooge zu verbringen. Auf dieſem reizenden Erdenfleckchen vergißt man alles, was das Daſein des Großſtädters ſo unerquicklich macht, und fühlt ſich wieder eins mit der Allmutter Natur, die hier, wo der Himmel ſo weit und das Meer ſo eigenartig iſt, dem Auge immer neue, immer großartigere Bilder bietet. Und wie belehrend und anziehend iſt es, einen Blick in das Leben der Halligleute zu tun, die ſo tapfer auf ihrem verlorenen Poſten ausharren! Denn darüber dürfen wir uns nicht täuſchen: wenn nicht ſchon vorher eine außerordentliche Kataſtrophe das liebliche Eiland vernichtet, wird in 112 Jahren die letzte Scholle Hooges in der gurgelnden Flut verſinken.

Traumſommernacht. Von Auguſt Ludwig.

Wir hocken am Fluſſesufer bei nächtlichem Dunkel,
Uns blinket zu Häupten Goldſternengefunkel.
Ein Schifflein laſſ’ ich treiben auf Fluſſeswellen —
Mag ſegeln dahin, mag treiben, zerſchellen —
Es trägt eine leuchtende, bunte Papierlaterne
Und ein Botſchaftbrieflein wohl mit in die Ferne
An ein artig Englein im Himmel droben,
Das vorhin die Abendwölkchen neugierig verſchoben.
War einſt mein liebfromm Kind auf lichter Erde,
Nun hütet’s da oben die Wolkenlämmerherde. —
Siehſt Du, mein ſeliger Liebling, das Schifflein wallen?
Du ſiehſt es, ja! Ein Tränlein fühlte ich fallen!

Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers. (9. Fortſetzung.)

Am Montag kam Conny, am Dienstag zur Mittagsſtunde trafen die Rivierareiſenden ein. Dax war totenſtill in ihrem ſchwarzen Konfirmationskleide, das ihr das Stubenmädchen während der Nachtſtunden an den Ärmeln und am Rockſaum verlängert hatte. Sie hatte Schweres durchgemacht in ihrem großen Alleinſein mit dem Toten. Jugendliches Grauen und ein tiefes, hehres Reifen, wie es nur in übernatürlich erhobenen und bewegten Stunden erwacht. Darinnen dann das Grauen untergeht und eine ſeltſame, unverletzliche Hoheit, wie ein Fremdes und doch Eigenes von der jungen Seele Beſitz nimmt.

Dax handelte voll ſelbſtändiger Würde. Den Arzt, den ihr Vater noch in ſeiner letzten Stunde verſchmäht hatte, ließ ſie auch jetzt nicht an ſeine leibliche Hülle heran. Dr. Titus mußte kommen. Sie hatte den Toten auf ſein Bett tragen laſſen. Von fern und dumpf tönte das Dröhnen der Maſchinen. Es ging über ihn hin wie das Läuten ſeiner Glocken, dann verſtummte auch das.

Mit Connys Ankunft ging die erſte Weihe des ungeſtörten Alleinſeins vorbei. Aber am Lager des Toten hatten Bruder und Schweſter eine trotz allem und trotz allem ſchöne Wacht. Es wehte eine heilige Gemeinſamkeit um dies ſtille Dreiblatt her. Der Alltag und die Welt lagen fern im Nebel, aber, wie miteinander in Gottes Nähe wandelnd, gingen ſie in ſtillen, ernſten und doch lebensſtarken Geſprächen hin durch die Stunden dieſer Nacht.

Am nächſten Mittag kam ein andrer Charakter in das Bild dieſes Hauſes.

Es jagte ein Wagen vor die Tür, zwei Menſchen raſten die Treppe herauf, zwei Menſchen, die Tag und Nacht im Schnellzug herangebrauſt waren, um den im Tode anzuſtarren, den ſie im Leben verlaſſen hatten. Conny und Dax empfanden dies und nichts anderes. Ihre heilige Trauer zog ſich vor dieſen Jammernden zurück. Sie ſtanden beide an der einen Seite des Totenbettes und hatten ſich ſtumm an den Händen gefaßt.

Gelb und hager, mit eingefallenem Munde lag der Tote da. Aber doch lag auf der armen Stirn, von der jetzt das Weh für immer gewichen war, der erhabene und unnahbare Frieden des Todes. Eine hehre Gleichgültigkeit in den qualfreien Zügen, und um den Mund hing es wie ein leiſes, ſpottendes Lächeln. ‚Ja, ja — nun bin ich Euch doch endlich mal allen über.‘

Gerd ſtand am Lager, ſtarrend, ſteif, ſo bleich oder in gewiſſer Weiſe noch bleicher als der Tote. Seine Finger zuckten nervös, ohne doch den Leichnam zu berühren. Conny blickte ihn an. ‚Was arbeitet hinter dieſer Stirn?‘ dachte er. Ihm war, er müſſe plötzlich Dax loslaſſen und gehn und den Bruder hinausführen. Als wälze der Gedanken in ſich, die das Sterbezimmer entweihten.

Andrea aber ſaß ſo ſeltſam ſchmal und klein im Stuhl am Bett, ſtreckte wie taſtend die Hand aus, die kalte zu berühren, zog ſie erſchauernd zurück und näherte ſie wieder. Sie ſpielte keinen Gram und Jammer hier an der Leiche des Mannes, dem wohl nicht mehr viele ihrer Gedanken gegolten hatten in den letzten Jahren, aber ſie zeigte eine Gebrochenheit, die vielleicht nicht nur und ausſchließlich mit dem Todesfall zuſammenhing, aber die echt war.

* * *

Noch an demſelben Abend führte Conny ein Zuſammenſein mit ſeinem Bruder herbei. Dies geſchah in der ehemaligen Kinderſtube.

„Es iſt wohl nötig, daß wir jetzt, da Papa von uns gegangen iſt, über unſere Zukunft miteinander ſprechen,“ ſagte Conny. Er behielt dabei Gerd feſt im Auge.

Der zeigte eine auffallende Unruhe. Es war etwas in ſeinem ganzen Weſen und Geſichtsausdruck verſchoben, in ſeinem Innern demnach auch.

„Ja ja, unſre Zukunft!“ ſagte er jetzt haſtig.

Die beiden Brüder ſtanden, jeder die Hand auf einer Stuhllehne. Es war, als verhindere eine Schwere der Luft, die im Raum zitterte, ihr Niederſetzen.

„Wir ſind beide noch unmündig,“ ſagte Conny in einer gezwungen ruhigen Sprechweiſe, „da ich aber demnächſt volljährig werde, werde ich vor dem Vormundſchaftsgericht meine Mündigkeitserklärung beantragen.“

„Geht das?“ fragte Gerd haſtig.

„Unter Umſtänden natürlich: ja.“

„Dann möchte ich es auch für mich beantragen.“

„Du biſt erſt neunzehn Jahre alt, es liegt meines Erachtens gar kein Grund zu dieſem Schritte vor.“

Gerd wirtſchaftete heftig mit den Händen an der Lehne herum. „Wie wird denn jetzt alles?“ fragte er zwiſchen den Zähnen.

„Es wird für Dich und Dax ein Vormund eingeſetzt.“

„So? Na ja. Aber dann kann Mama der Vormund ſein.“

Leicht erblaſſend ſagte Conny: „Ich war vorhin, als Ihr Tee trankt, auf der Regiſtratur und habe Bürgermeiſter Gaul ſelbſt geſprochen. Es iſt tatſächlich ein Teſtament, ſogar aus den letzten Lebensjahren Papas ſtammend, vorhanden. Große Überraſchungen wird es nicht bringen, und ſoviel kann ich Dir heute ſchon ſagen, daß darin bereits ein Vormund genannt iſt.“

„Hopfinger?“ fragte Gerd mit einem Ruck aufblickend.

„Nein. Hopfinger nicht. Es iſt Gaul ſelbſt.“

„Gaul?“ Gerd geriet in ſolche Aufregung, daß er den Stuhl fortſtieß und mit flackernden Augen auf Conny zuging. „Was ſoll Gaul dazwiſchen! Was iſt das für ein Unſinn! Da beſteht doch gar keine nähere Verbindung.“

„Wie Papa dazu kam, iſt ja nicht unſere Sache. Jedenfalls hatte er das Recht der Beſtimmung. Es iſt ihm eben am bequemſten geweſen, da Gaul ſelber das Teſtament aufnahm. Übrigens iſt Gaul unantaſtbar ehrenhaft. Er iſt ſo gut wie jeder andere und beſſer als die meiſten.“

„Ja, ja, ja!“ Gerds Aufregung war im Steigen. „Aber ich bitte Dich, er iſt uns ein Fremder! Er hat ja keine Ahnung — und überhaupt — und was ſoll denn Mama — und was wird Mama dazu ſagen —? Das iſt doch eigentlich eine Brüskierung von uns allen, auch von Dir, wie ich ſie Papa niemals zugetraut —“

„Laſſen wir doch das, Gerd. Ich ſehe keine Brüskierung irgendwelcher Art darin. Papa hat rechtlich und vorſorglich gehandelt. Das iſt alles. Warum regſt Du Dich nur darüber ſo auf? Was tut es uns beiden, wenn der Bürgermeiſter die Vormundſchaft führt? Es wird uns in der Praxis überhaupt nicht berühren —“

„Jawohl! Dich nicht!“ rief Gerd wild. „Dich nicht, denn Du ſorgſt ſchon dafür, die Geſetze nach Deinem Willen zu biegen. Du läßt Dich mündig ſprechen. Aber wir können ja im Patſch ſitzen bleiben, was geht es Dich an!“

Conny fühlte vollkommen klar: wenn Gerd ſich hinreißen ließ, eine ſolche widerwärtige Szene zu machen, jetzt, während ein paar Schritte entfernt, Papas Leiche ſtand, ſo mußte dem Jungen etwas an der Kehle ſitzen, und zwar etwas Schlimmeres, als er hatte glauben wollen.

„Meine Mündigkeitserklärung mache ich natürlich von Euer aller Zuſtimmung abhängig.“

Gerd ernüchterte ſich ſofort. Er wurde rot und blickte mit ſeinem alten liebenswürdigen Knabenblick dem Bruder ins Geſicht. „Das war natürlich dumm von mir,“ ſagte er freimütig, „es kam nur ſo heraus, wie man manchmal ſo iſt. So dumm bitter, wenn es einem ſelbſt quer geht. Aber Conny, nicht wahr, — die Fabrik iſt doch meine?“

„Warten wir das ab,“ ſagte Conny beherrſcht.

„Nein! Warten wir das nicht ab!“ ſchrie Gerd geängſtigt. „Ich kann es einfach nicht abwarten. Ich habe darauf gebaut."

„Du haſt auf Papas Tod gebaut?"

„Ach Unſinn. Das doch nicht. Wenn er lebte, wäre ich jetzt einfach zu ihm gegangen — oder Mama hätte — jedenfalls, es wäre — — na, da er nun ſo plötzlich ſtarb, kam es mir beinah vor, als habe Papa durch dieſes — für uns natürlich ſchrecklich traurige Ereignis — etwas erſpart werden ſollen, das ich ihm — — ja Conny, vielleicht verſtehſt Du ſchon etwas, was ich ſagen wollte —?"

„Ja, ich verſtehe," ſagte Conny ebenſo tonlos wie zuvor.

Er fühlte es eiskalt in ſich: es war nicht ein erſchütterter oder mindeſtens bis ins Herz hinein erſchrockener Sohn, der an dem Totenbette ſtand, ſondern ein Leichtfuß, der ganz brutal und gewöhnlich — Schulden gemacht hatte, und den die Todesdepeſche wie eine jähe Erleichterung traf: Nun brauche ich es ihm nicht zu ſagen! Nun habe ich die Herrſchaft über das Geld ſelber.

Das war es.

„Wieviel Schulden haſt Du gemacht, Gerd?"

„Es iſt — viel und doch wieder — nicht viel, weißt Du. Ich habe beide Anſchauungen durchempfunden. Man muß da natürlich alle Werte zuſammenſtellen —"

Es kam eine kurze Pauſe. Conny trat heran und ſetzte ſich in einen Stuhl, einfach, weil die Knie ihm zitterten. Eine Frage war auf ſeiner Zunge, aber er war nicht gleich imſtande, ſie herauszubringen — überzeugt indes, wie vorhin am Totenbett, daß ſeine Ahnung ihn nicht trüge: Monte Carlo — —?

Gerd dachte unterdeſſen: ‚Ich mache keine Umſchweife. Was denn! Er iſt ja mein Bruder. Nicht einmal mein Vorgeſetzter iſt er. Nur, es Papa einzugeſtehen, wäre peinlich geweſen — — —'

„Es ſind übrigens zweiundzwanzigtauſend Mark," ſagte er, lauter als bisher geſprochen war.

Conny machte gar keine Bewegung.

Etwa ſoviel, etwas mehr oder etwas weniger hatte er ſich ſchon gedacht. Darauf kam es auch in der Tat gar nicht an. Man rechnete in der Fabrik bei Gewinnen und Verluſten mit ganz anderen Ziffern. Es konnte ſchon ſein, daß ſolche Summe einmal glatt wegging. Freilich, den Vater hätte es wohl nicht ruhig gelaſſen, er war oft gegen die kleinſten Zahlen empfindlich. Aber das war es hier nicht, was das Weſentliche ausmachte, ſondern ganz etwas anderes.

Wer zwanzigtauſend Mark herausriß, riß bald mehr heraus, wenn er den Widerſtand nicht in ſich ſelber trug. Der Widerſtand — wo war der in Gerd!

— „Monte Carlo?"

Nun war es doch heraus, im Frageton, aber ſo dumpf, ſo verloren, als ſpräche der Frager mit ſich ſelbſt.

„Ja," ſagte Gerd. „Natürlich. An drei Tagen. Und ich hatte zuerſt fünftauſend Mark gewonnen. Es war ſcheußlich. Aber vielleicht, wenn die Depeſche nicht gekommen wäre, hätte ich —"

„Von wem hatteſt Du das Geld?"

„Von wem? Na, von mehreren, das iſt ja eben das Unangenehme. Ich muß es ſofort abſchicken, eigentlich heute noch, ſonſt morgen früh. Ich hatte da ſehr nette Reiſebekanntſchaften, Conny. Schon von früher her. Sie kannten meine Verhältniſſe natürlich. Wir vier hockten immer zuſammen. Ich war der Jüngſte. Ich dachte dann auch noch alles wieder einzuholen —"

Conny ſaß noch immer, ohne ſich zu rühren, ganz unwillkürlich, als würde die geringſte Bewegung die unerträglichſten Schmerzen in ihm entfeſſeln. Er fragte nur beinah leiſe und ſanft: „Und Mama? Sie war wohl die fünfte zwiſchen Euch?"

„O, aber nein, Conny! Weißt Du, das iſt eine ſonderbare Idee von Dir. Mama war in Mentone. Was denkſt Du Dir eigentlich!"

„So ſo," ſagte er müde. „Dann weiß ſie gar nichts davon? Auch nichts von der Summe, die Du vorhin nannteſt?"

„Aber natürlich doch nicht, Conny. Vielleicht ahnte ſie manchmal etwas. Sie fragte zuweilen ſo aufgeregt, wenn ich zurück kam. Ich redete ihr natürlich allerhand vor. Sie war ſchon im Süden ſchreckhaft, ängſtlich, kehrte leicht alles ins Tragiſche. Oft ſah ſie ganz verweint aus. Was ſollte ich ihr da noch mit ſolchen Geſchichten kommen!"

„Es iſt mir eine ſehr unliebſame Überraſchung, daß Du ein Spieler biſt," ſagte er kalt.

Gerd errötete heftig, er ſah wieder ganz aus wie ein Knabe.

„Ach Du," rief er eifrig und voller Ehrlichkeit, „weißt Du, ich glaube, das mußt Du nicht ſo ernſt nehmen. Ein Spieler bin ich im Grunde gar nicht. Nur der Augenblick, ſiehſt Du, der übermannt mich manchmal. Ich liebe den Rauſch, natürlich auch den Spielrauſch, aber eben nur als Rauſch, als Künſtlerfreude ſozuſagen. Das erhöhte Leben, das Klopfen der Pulſe, das innerliche Fiebern. Mir iſt nur der Alltag zuwider. Wo ich dieſen Rauſch finde, iſt mir eigentlich ganz egal. Liebe, Wein, Spiel, Kunſt, Phantaſie — nur das erhöhte Leben, Conny!"

Conny ſtand auf. Es war etwas in ihm zu Stein geworden in dieſen letzten Minuten. Er war jetzt innerlich im großen mit allem fertig; die Einzelzüge auszuführen, blieb noch als einzige Arbeit.

Im Vorbeigehen blieb er noch einmal bei dem Bruder ſtehen und maß ihn, der nun langſam aus ſeiner Entrücktheit zu ſich kam, mit einem letzten, abſchiednehmenden Blick. „Deine Spielſchulden werden morgen bezahlt werden. Ich gehe, dies mit Gaul zu bereden. Und wie das Weitere eingerichtet wird, kommt bei und nach der Teſtamentseröffnung zur Entſcheidung."

* * *

Drüben an dem abgeräumten Teetiſch, das Geſicht in die Hände geſtützt, ſaß Andrea, ihr gegenüber Dax. Die große Meſſingkrone in der Mitte des Zimmers war nicht angeſteckt, nur eine niedrige Petroleumlampe, eilig und zufällig auf den Anrichtetiſch neben die Tür geſtellt, erhellte ſchräg und ſchattenhaft den Raum.

„Ich will wieder hinübergehen," murmelte Andrea und erhob ſich halb. Sie meinte: hinüber zu dem Toten. Wieder da ſitzen — weiter nichts. In das Geſicht ſtarren, das bekannte — unbekannte.

Dax mit großen, aufmerkſamen Augen umfing den Anblick der Mutter. Sie konnte gar nicht fortſehen, ſeit Stunden ſchon beſchäftigte ſie dieſer Eindruck. Sie verſtand irgendwie das Leid, das hier wütete, als das größere — vor allem: als das gräßlichere. Es war im Weſen der Mutter ſo etwas Vertriebenes, das nicht einmal im Schmerz ſeine Ruhe fand.

„Bleib doch noch hier, Mama," bat ſie weich. „Was willſt Du drüben?"

Es kam ihr vollkommen von Herzen. Sie dachte auch nicht, damit den toten Vater zu beleidigen. Daſitzen, ihn anſtarren, das war für ſie keine Ehrung, ihrer Trauer fehlte jedes Pathos, weil ſie es nicht brauchte.

Dieſer ruhigen Kraft, der leiſe aufblühenden Zärtlichkeit gegenüber, war Andrea wehrlos. Sie ſank wieder in ihren Stuhl zurück.

Dax legte die Arme auf den Tiſch und beugte ſich vornüber, als könne ſie damit der Mutter näher kommen. Sie ſuchte in ihrem Kopf nach einer Anknüpfung. Aber ſie war ſo ſchwer zu finden. Es ſchob ſich eine Fremdheit dazwiſchen, von der ihr junger Geiſt doch noch keinen klaren Begriff hatte.

Und Dax ſagte ſich innerlich wie ein Schulkind die Sätze vor, die ſie ſprechen wollte: ‚Mama, wir wollen uns jetzt recht gut miteinander einleben.' Oder: ‚Mama, ich bin jetzt ganz anders geworden wie früher, Du kannſt Dich jetzt auf mich verlaſſen.' Aber ſie brachte das immerhin

Pathetiſche dieſes Anfanges nicht recht heraus. Sie kam ſich ſelber albern damit vor.

Und dann ſprang ihr jählings doch ein Wort auf die Lippen, ein ganz konkretes, das ſie gar nicht vorbereitet hatte, ein ſtarker Eindruck, der ſich ihr ſelber gleichſam an den Hals warf. „Mama,“ rief ſie, „mit Gerd, darauf freue ich mich. Er iſt wie ein ganz Neuer für mich. Wir werden ihn alle verwöhnen müſſen, nicht wahr? Wie Du! Er iſt doch ſo recht ein Junge zum Liebhaben.“

„Ja — ach ja, ach ja —“ murmelte Andrea. Sie hatte ihr Geſicht wieder bedeckt, und plötzlich rollten unter ihren Händen die Tränen herunter.

Das ergriff Dax aufs tiefſte. Dieſe lautloſen, ſchweren, brennenden Tropfen ſteckten auch in ihr die Schmerzen wieder an. Über ihr klares, junges Geſicht liefen die Tränen herunter.

„Arme Mama —“ ſagte ſie leiſe und ſprach damit unbewußt aus, was jetzt Andreas Lebensreſultat in zwei kargen Worten umfaßte.

(Fortſetzung folgt.)

Militäriſche Sommerfriſche. Plauderei von H. C. Starken.

Als ich meinen Freund, den kleinen Leutnant Baumann, neulich abend im Bräu traf, fragte ich ihn: „Na, Baumännchen, wohin gehſt Du denn heuer auf Urlaub?“ Da blickte der Leutnant eine kleine Weile auf den Deckel ſeines Stammglaſes und ſprach gelaſſen: „Ich bleib’ dieſen Sommer hier.“

„Armer Kerl!“

„Nee, Starken, nichts zu bedauern. Ich habe mir eine Villa am See gemietet, da braucht man keine Sommerfriſche.“

Alſo — ich war wie erſchlagen. Baumann, der nur eine kleine — jämmerlich kleine, wie er mir oft genug ſelbſt verſichert hatte — Zulage von ſeinen Eltern bezog, hatte eine Villa am See. Ich fragte ihn, ob er das große Los gewonnen hätte — er verneinte; ob er einen Onkel aus Amerika beerbt hätte — er verneinte wiederum. Mir kam die Gehaltsaufbeſſerung des preußiſchen Offizierkorps in den Sinn, aber ich verwarf den Gedanken, ohne meinen Freund zu befragen, denn ſo ſtellt der Staat ſeine Offiziere nicht.

Schließlich lachte der Leutnant aus voller Kehle. „Nun, mein Lieber, meine Villa hat mir der Militärfiskus gütigſt zur Verfügung geſtellt.“

Mir fiel die Zigarre aus dem Mund. Ein furchtbar dummes Geſicht muß ich gemacht haben, denn nun tränten Freund Baumann die Augen vor Lachen. Aber mir war ernſt zumute, den Ruin der Finanzen der Monarchie ſah ich vor meinen Augen. Wohin ſollte der Kurs des Staatsſchiffes führen, wenn einem Leutnant für den Lauf eines Sommers eine Villa zur Verfügung geſtellt wurde? Zahlen wir dafür unſere Steuern?

„Du kannſt mich ja mal beſuchen,“ fuhr Baumann fort, „meine Villa hat vier Wände — Holzwände notabene — eine Stube mit drei Fenſtern und einer Tür. Letztere iſt eigentlich überflüſſig, denn aus den Fenſtern komme ich ebenſo ſchnell ins Freie.“

„Aber Menſchenskind ...“ Er ließ mich nicht ausreden.

„Die Inneneinrichtung iſt höchſt luxuriös. Zwei Tiſche, zwei Stühle, ein Schrank, ein Bett. Teppiche fallen aus, weil der Fußboden nicht geſtrichen iſt, alſo keiner Schonung bedarf. Aber es iſt trotzdem ſehr behaglich. Ich erwarte Dich beſtimmt nächſtens zum Abendbrot.“

„Aber wo denn, Baumenſch?“

„In der Militärſchwimmanſtalt!“ —

Leutnant Baumann iſt draußen am großen Pauls-See ein kleiner König. Etwa ſiebzig Seelen beherrſcht er mit Strenge und Gerechtigkeit, ſiebzig Soldaten, die die drei Regimenter der Garniſon zur Badeanſtalt kommandiert haben, damit ſie ihre Kameraden das Schwimmen lehren ſollen. Und frei herrſcht König Baumann, kein Vorgeſetzter greift in ſeine Rechte ein, kein Miniſter macht ihm Vorſchläge, kein Parlament peinigt ihn mit Gewähren und Verweigern; er iſt ein abſoluter Monarch. Trotzdem iſt ſein Völkchen glücklich, denn es braucht keine Steuern zu zahlen.

Aber wie ein Fürſt trägt Baumann auch eine große Verantwortung. Ich tat einen Einblick in ſeine Liſten. An einem Tage hatten faſt 3000 Soldaten die Schwimmanſtalt am Pauls-See beſucht. Die Baſſins waren von morgens um ſieben Uhr bis in den ſpäten Abend hinein dauernd gefüllt geweſen. Das wachſame Auge des Leutnants mußte die ganze Zeit hindurch über ſein Reich ſchweifen, denn falls ein Unglücksfall ſich ereignet, trifft ihn allein die Schuld. Vor dem Kriegsgericht muß er ſich verteidigen. Er ordnet den Sicherheitsdienſt an, er beſtimmt, daß an jedem Baſſin ſtets drei ſeiner Schwimmlehrer, die vorzügliche Schwimmer ſind, patrouillieren und die Badenden beobachten. Im offenen See, außerhalb den Grenzen des Floſſes, bewegen ſich dauernd zwei Kähne, denn auch dort draußen liegen die Schwimmer im Waſſer.

Ein Pfiff — die Alarmglocke ertönt. Auf den Bohlen der Schwimmanſtalt iſt ein kurzes, ſchnelles Haſten. Die Freiſchwimmer verlaſſen eiligſt die Baſſins, die Schwimmlehrer ziehen an ihren Angeln und Leinen die Schüler aufs Trockene. Was feſten Boden unter ſich fühlt, erſtarrt, verſtummt. — Draußen auf dem See kämpft einer mit dem Waſſer, die Kräfte ſcheinen ihn verlaſſen zu haben. Von einem Boot wird ihm ein Rettungsring zugeworfen — er kann ihn nicht mehr erreichen. Zwei Schwimmlehrer, die zum Rettungsdienſt kommandiert waren, haben ſich, ſchon ehe die Glocke erklang, die Dreljacken vom Leib geriſſen und ſind im ſchnellſten Tempo dem Verſinkenden zugeſchwommen. Mit dem Kahn zu gleicher Zeit erreichen ſie ihn, aber nur einer faßt zu, denn zwei können hier nicht mehr ausrichten wie einer, ſie würden ſich nur gegenſeitig behindern. So wartet der andere — ruhig nebenherſchwimmend — auf den Augenblick, wo er eingreifen muß, wo dem Kameraden etwa die Kräfte verſagen. Man hebt den Halbtoten ins Boot; faſt in der gleichen Minute iſt man am Ufer. Dort wartet ſchon der Sanitätsunteroffizier. Unter ſeiner Leitung greifen kundige Hände zu, die künſtliche Atmung ſetzt ein, und nach einer Viertelſtunde ſchlägt der Verunglückte die Augen wieder auf. So iſt alles vorgeſehen, für alles vorgeſorgt. Mindeſtens einmal in der Woche ſetzt ein blinder Alarm die Hilfsaktion in Bewegung, um die Aufmerkſamkeit zu prüfen. Und wehe dem Schwimmlehrer, der in dieſem Moment verſagt: König Baumanns ganze Strenge trifft ihn.

Als ich das erſtemal zum Pauls-See hinausgewandert war, erſtaunte ich über das Idyll, in dem Freund Baumann lebt. Ein zweihundert Meter langer Garten liegt an dem ſich ſanft neigenden Seeufer. Große, alte Bäume beſchatten ihn. Ganz oben auf dem Lande, faſt fünfzig Meter vom Strand entfernt, ſind die einfachen, offenen Auskleideräume für die Soldaten. Von ihnen laufen die Holzſtege zur Landbrücke des Floſſes, auf dem die eigentliche Schwimmanſtalt ruht. Sie wird von etwa ſechzig großen eiſernen Tonnen getragen. Alles glänzt in muſterhafter Sauberkeit. Weiß geſtrichen, mit ſchmalen ſchwarzen Rändern, ſind Zäune, Geländer und die beiden faſt acht Meter hohen Springtürme. Kokosmatten liegen auf den Bohlen des Belages, alle ſcharfen Kanten und Ecken, alle Splitter hat der Hobel fortgenommen, damit die Füße der Mannſchaften (das Wichtigſte, was der Infanteriſt beſitzt) nicht verletzt werden.

Es war noch früh am Tage, etwa halb ſieben Uhr. Der Betrieb hatte noch nicht begonnen. Die Schwimmlehrer traten gerade zum Morgenappell an. Ich traf den Leutnant vor ſeiner einſtubigen Villa in Verhandlung mit einem Soldaten, über ein Blumenbeet gebeugt. „Alſo hier, Harniſch,“ hörte ich ihn ſagen, „noch vier Stauden Nelken, und die Roſen müſſen etwas Ochſenblut haben. Sprechen Sie mal mit unſerm Schlächter.“ Als er mich ſah, lüftete er leicht ſeinen enorm großen Strohhut, den er zu ſeinem militäriſchen Drellrock trug. „’Morgen, verzeih noch einen Augenblick, ich muß erſt noch mit meinem Gärtner verhandeln!“ Er ordnete noch irgend etwas an über Rotkohl und Salat für die Küche, über Dungbeſchaffen für den Gemüſegarten. Dann entließ er den Musketier, und dieſer ſetzte ſich auch einen Strohhut auf den Kopf, den er bis dahin zum Honneur in der Hand gehalten hatte.

In Strohhüten ſtanden auch die Mannſchaften in Reih’ und Glied, die zum Morgenappell angetreten waren. Baumann begrüßte ſie mit einem „Guten Morgen, Schwimmlehrer!“ und „Guten Morgen, Herr Leutnant!“ kam es wie aus einer Kehle zurück. Dann wandte ſich mein Freund um und gab ſein zweites Kommando ab: „Hißt Flaggen auf!“ An den beiden Springtürmen ſtiegen die ſchwarz-weiß-roten Fahnen empor. Die Soldaten aber riſſen die Hüte von den Köpfen, und auch ihr Leutnant entblößte ſein Königshaupt. — Ich mußte lächeln. Flaggenhiſſung, wie bei der Marine. Das alte Lied: Kommt der Landſoldat irgendwo an ein Waſſer oder Wäſſerchen, muß er die Waſſerratte ſpielen. Er kennt kein rechts und links mehr, für ihn gibt es nur noch backbord und ſteuerbord. Und der Marinier: er muß aufs Pferd bei jeder Landung, er muß marſchieren und große landtaktiſche Übungen machen.

Die Mannſchaften — „mein Perſonal“ wie Baumann ſagte — zerſtreuten ſich. Das Floß wurde noch ſauberer geſcheuert, die Harken knirſchten über die Gartenwege, und eine Rieſenharke fuhr über den Seegrund, um nach Splittern und Scherben zu ſuchen. Währenddeſſen lud mich mein Freund zu ſeinem erſten Frühſtück ein. Wo das Floß am weiteſten in den

See hineinragt, ſteht ein einfacher runder Tiſch, mit feſten, aber bequemen Stühlen umgeben. Dahin brachte eine Ordonnanz uns den Kaffee, Butter und Brot, außerdem für jeden zwei herrliche Eier. „Ganz friſch, meine Hühner haben ſie geſtern erſt gelegt.“ Baumann ſagte es mit Stolz. Später zeigte er mir ſeinen Geflügelhof. Hinter ſeiner Villenſtube gackerte das Volk der Hühner freudig umher, trotzdem es in einen ziemlich kleinen Raum eingepferchț war. „Sonſt kommen ſie mir in meinen Gemüſegarten,“ war die Erklärung für die Tyrannei.

Die Frühſtückſtunde auf dem Floß war wundervoll. Die warme Juli-Morgenſonne ſchien mir ganz beſonders behaglich auf den Rücken, und vom Waſſer ſtieg die geſunde Kühle empor. Der Blick ſchweifte die bewaldeten Seeufer entlang, glitt über die leichtwellige, glitzernde Fläche und blieb ſchließlich an dem Kirchturm eines fernen Dörfchens weit, weit an dem anderen Seeufer hängen. Und das alles hatte Baumann den ganzen Tag vor ſich und war doch nur eine Stunde von ſeiner Garniſon, von der Großſtadt entfernt.

„Baumännchen, Du haſt es ja himmliſch hier!“

Er lächelte furchtbar überlegen. „Ja, heut — aber laß es mal regnen!“

„Dann gehſt Du eben in Deine Villa und lieſt.“

„Na — warte man ab, ich werd's Dir gleich vorführen.“

Da kamen die erſten Kompanien zum Baden angerückt. Im Garten längs des Seeufers begann es von jungen Männern im Badekoſtüm zu wimmeln. Auf der Landbrücke ſammelte es ſich zu zweierlei Trupps, Spreu und Weizen, Schwimmſchüler und Freiſchwimmer; und hinter jedem Schüler ſtand ein Untertan aus dem Reich des kleinen Königs mit dem langen Stock — der Angel — und mit der Schwimmleine.

Der Unterricht begann: „Eins — zwei, drei ... Eins — zwei, drei,“ ſang es in allen Tönen, in Dur und Moll, hoch und im tiefſten Baß. Lang lagen ſie auf dem Waſſer und machten pruſchend ihre Tempi, langſam und bedächtig die einen, haſtig und aufgeregt die andern.

„Man kann die Charaktere hier erkennen,“ meinte Baumann. Und ich nickte Bejahung. „Aber auch hier kommt die Ruhe weiter.“

Unermüdlich lief der Leutnant hin und her, prüfte den Unterricht, der von ſeinem Perſonal erteilt wurde, ſtachelte ab und an einen Waſſerſcheuen zu etwas mutigerem Benehmen an, ſah darauf, daß keiner bei der ſchwierigen Prozedur zu viel Waſſer ſchluckte, daß bei Anfängern die Angelleine immer ſtramm angeſpannt blieb. Dann warf er einen Blick in das Baſſin der Freiſchwimmer, auf der anderen Seite ſeines Reiches, lobte einen guten Kopfſprung vom Sechsmeterturm, gab einem Musketier, der mit einem Fußſprung ins Waſſer gegangen war, die erſten Anleitungen zum ſchwierigen Kopfſprung.

Endlich kehrte er zu dem Frühſtückstiſch zurück und beſtieg mit Würde ſeinen Thron. Jawohl — „Thron“ und „beſteigen“ ſind die richtigen Ausdrücke. Faſt zwei Meter hoch ragt in der Mitte ſeines ſchwimmenden Reiches der Sitz über das Niveau des Floſſes. Von ihm aus kann der König Baumann ſeinen Blick über die beiden durch einen Zaun getrennten Hälften ſeines Staates ſchweifen laſſen: über den Raum für die Nichtſchwimmer und für die, die die ſchwere Kunſt ſchon beherrſchen. Ich muß den Kopf ganz zurückbiegen, wenn ich mit dem Herrſcher reden will, gnädig lächelt er zu mir herab.

„Siehſt Du, ſo geht es nun den ganzen, lieben, langen Tag. ‚Eins — zwei, drei; eins — zwei, drei,‘ ob Regen oder Sonnenſchein. Und ſitze einmal hier zehn Stunden im Regen auf dem Floß, naß bis auf die Knochen. Und der Wind pfeift Dir durch die feuchten Kleider. Da hört der Genuß an der Sommerfriſche auf.“

„Kommen die Mannſchaften denn auch bei ſchlechtem Wetter?“ wagte ich zu fragen.

„Aber natürlich. Was Ihr Ziviliſten“ — ein Blick voll Verachtung von oben herab — „immer für Ideen habt! Sie machen doch Felddienſtübungen, ſie ſchießen doch auch im Regen, da kommen ſie auch hierher. Es gibt für uns kein ſchlechtes Wetter, es gibt nur gute Monturen. Iſt es ſchmutzig, zieht man ſich eben ſchlechter an und dann los: dem Sturm, dem Regen, dem Wind entgegen.“

Dann erzählte mir Baumann von ſeinen Staatsgeſchäften und Regierungsſorgen. Faſt nur das Finanzweſen machte ihm Schwierigkeiten — was notabene bei Leutnants öfter vorkommen ſoll. In höchſt origineller Art verſuchte er etwas mehr Ordnung in dieſen Zweig ſeiner Verwaltung zu bringen. „Sag' man, Starken, willſt Du nicht einen freiwilligen Beitrag zu unſerer Schwimmkaſſe leiſten?“

„Wofür denn?“ — „Zu unſerm Schwimmfeſt im September, ſei mal nett!“ Ich zog mein Portemonnaie, da ſetzte er noch ſchnell hinzu: „Der Wohltätigkeit ſind überdies keine Schranken geſetzt.“ Na, ich ließ mich nicht lumpen; wieviel ich gab, verbietet mir die Beſcheidenheit zu ſagen, aber Freund Baumann ſchien damit noch nicht zufrieden. Er legte ſein Geſicht in ernſte Falten, nahm eine dienſtliche Haltung an und ſagte: „Nun muß ich Dich noch um fünfzig Pfennig Strafgeld bitten, das Betreten des Floſſes in Sachen iſt verboten!“ Nun wurde ich faſt grob: „Das iſt wirklich ſtark, Baumann, Du ſelbſt nimmſt mich mit und dann ...“

„Bitte ſehr, am Eingang ſteht die Tafel, außerdem trifft es keinen Unbemittelten, und zum dritten und letzten: Unkenntnis des Geſetzes ſchützt nicht vor Strafe!“

Was blieb mir übrig, ich mußte bezahlen, aber ich lernte auch begreifen, wofür ich bezahlte. Am Schluß der Schwimmperiode fand in jedem Jahr ein Schwimmfeſt für das Lehrperſonal ſtatt mit Preiſen für Schnellſchwimmen, Turnen, Springen, Tauchen. Der Staat gab und hatte dafür kein Geld; woher ſollte es König Baumann nun nehmen ... So hatte er ſich kleine Nebenverdienſte erfunden. Er lieferte den Offizieren, die in ſeine Anſtalt baden kamen, die Badewäſche gegen geringes Entgelt und zog — ſein Hauptverdienſt — Strafgelder von Offizieren und guten Freunden ein, die ihn beſuchten. Überall prangten Schilder, die man leicht überſehen konnte: „Weiterreiten iſt hier verboten. Nichtbefolgung wird mit 50 Pfennig Strafe belegt.“ — „Wer die nach § 14, 7b vorgeſchriebene Meldung verſäumt, zahlt 30 Pfennig Strafe“ uſw. — Bezahlt habe ich, was aber in § 14, 7b ſteht, habe ich nie erfahren. Faſt 150 Mark hatte Baumann in anderthalb Monaten ſeinen Kameraden auf dieſe Weiſe aus der Taſche gezogen zum Beſten ſeiner Untertanen.

Aber das Schwimmfeſt war nicht die einzige pekuniäre Sorge im kleinen Reich am Pauls-See. Die zweite und größere hing mit der Ernährung des Volkes zuſammen. 36 Pfennige Menagegeld erhält der preußiſche Soldat für den Tag, und für dieſe 36 Pfennige mußte Baumann ſeinen Schwimmlehrern Mittags- und Abendkoſt liefern. Ich glaube, manche deutſche Hausfrau kann ſeine Sorgen verſtehen.

„Ja, Baumann,“ ſagte ich, als er mir ſeine Klagen vortrug, „bei Dir muß es eben die Maſſe bringen!“ Er lächelte: „Die Maſſe?! 70 Mann ſind keine Maſſe, Starken, ja wenn ich 400 ſpeiſen müßte, dann wär' es leichter, aber nur 70! Und dabei ſteigen die Fleiſchpreiſe andauernd. Die Leute müſſen jeden Tag Fleiſch bekommen, gerade hier, wo ſie dauernd im Freien ſind. Und die Gemüſe werden auch nicht billiger. Ein wenig helfe ich mir ja ſelbſt.“

Er ging mit mir in den kleinen Nutzgarten, den er ſich eingerichtet hatte. Alle Kohlarten, Rüben und Salat zog er dort mit Hilfe des Gärtners, den er bei ſeinem Perſonal hatte. Aber traurig ſtand er bei ſeinen Beeten. „Das reicht für drei Mittageſſen, dann iſt die ganze Herrlichkeit hin, und es dauert endlos, bis es neu heranwächſt. Manchmal zweifle ich, ob die paar Pfennige Erſparnis die Arbeit lohnen. Aber ich muß ſparen, Starken, ſparen!“ Er ſeufzte mindeſtens ebenſo tief wie der Herr Finanzminiſter zur Zeit der Finanzreform.

Aber dann erlebte ich einmal eine ſolche ſchmale Mittagsmahlzeit auf der Militärſchwimmanſtalt. Baumann aß in der Mitte der Unteroffiziere die Koſt der Mannſchaften mit, und ich erhielt — natürlich wurde ich wieder übervorteilt zum Beſten der Allgemeinheit — für 50 Pfennige Eſſen in einem großen Napf. Schweinefleiſch, Mohrrüben, Schoten und Kartoffeln zuſammen gekocht. Es ſchmeckte wundervoll, kräftig und ſättigend, dabei war die Fleiſchportion groß und gut. Wie man dies Eſſen für 36 Pfennige herſtellen konnte, blieb mir ein Rätſel. Es mußte aber wohl möglich ſein, denn zuzuſetzen hatte Baumann nichts. Aber er war an dem Tage wieder beſonders guter Laune. „Ich habe heute eine neue Hilfsquelle eröffnet,“ erzählte er mir, „ich habe einen Mann gefunden, der mir für 5 Mark im Monat die Speiſeabfälle und Reſte abkauft. 5 Mark, die helfen ſchon weiter.“

Eines Abends lud mich mein Freund zu einem Glaſe Bier und einem Butterbrot in ſein Reich. Ich traf noch einige Regimentskameraden bei ihm. Still lag der große Garten da, die Mannſchaften waren in die Kaſernen zurückgekehrt, aber vorher hatten ſie eine Ecke des Floſſes mit Grün unwunden und Tiſch und Stühle zurechtgeſtellt. Ein Achtel kühles Bier lag auch da. So ſaßen wir beim Schein der Lampions und plauderten. Über dem See lag die Stille des Sommerabends, um die Ufer dunkelte es, und mehr und mehr verſchwanden die Umriſſe des fernen Kirchturms. Und als die Nacht ganz auf uns herabgeſunken war, holte Baumann ſeine Ziehharmonika vor. Die Töne klangen übers Waſſer. Zuerſt ſummten wir nur leiſe ſeine Melodien mit, dann hob einer nach dem andern die Stimme. Leiſe und elegiſche Lieder waren es, wie ſie der Soldat am Biwakfeuer, der Bauernburſch beim Heimweg vom Felde ſingt. — Aber Stimmung — Stimmung!

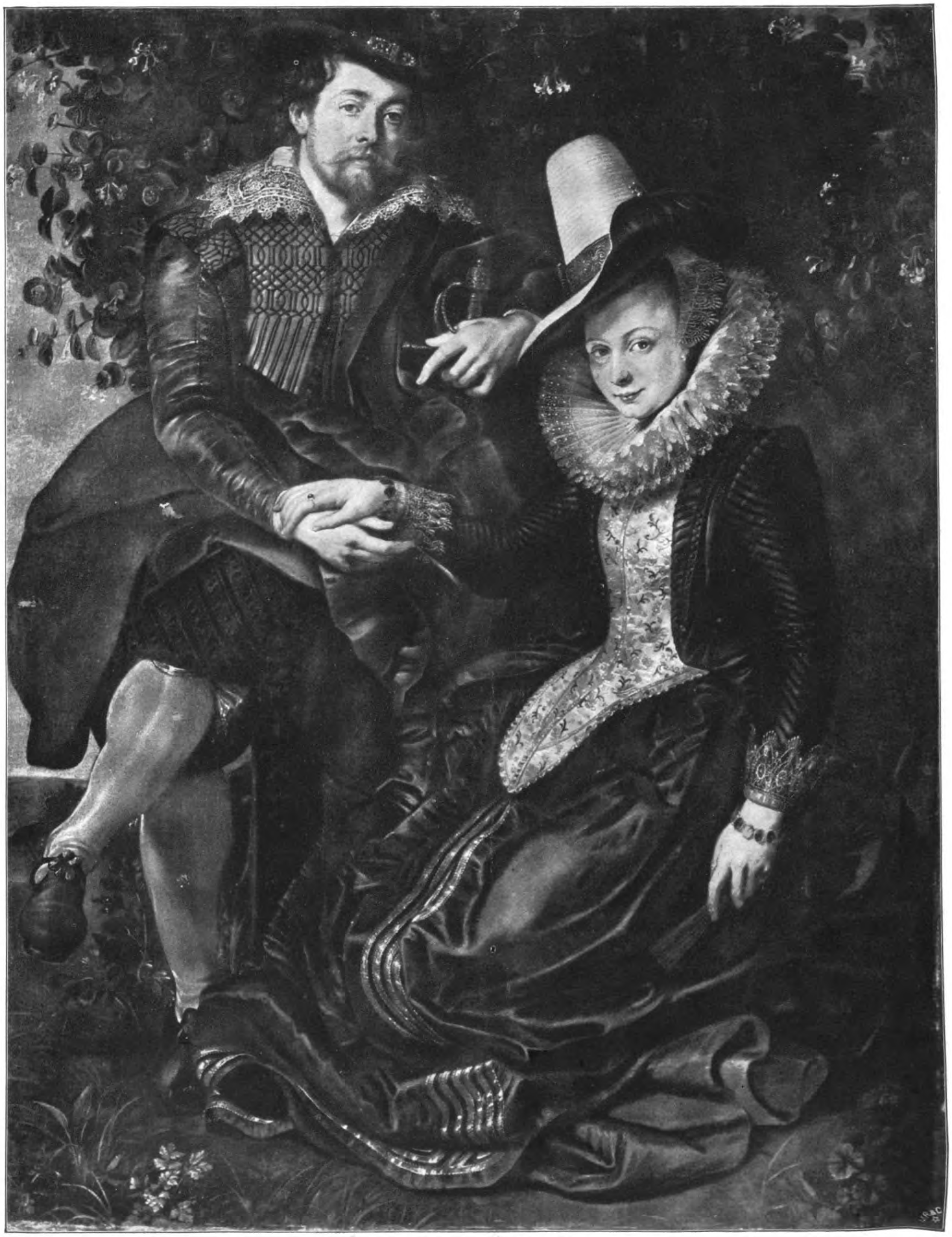
Als ich mich nachher von Baumann vor der Tür ſeiner Villa verabſchiedete, ſagte er zu mir: „Na, Starken, iſt's nicht ſchön hier draußen am Pauls-See? Siehſt Du nun ein, daß ich mich nicht nach Urlaub zu ſehnen brauche und hier mit meinem Stübchen zufrieden bin?“

„Ja, Baumann, ich könnte Dich beneiden um Deine militäriſche Sommerfriſche. Es war ein wunderſchöner Abend.“

„Es iſt ja noch viel ſchöner hier, wenn man allein iſt — ach ſo verzeih, das war nicht ſehr gaſtlich!“

Ich lächelte und verſtand ihn.

Nach einer Originalphotographie von Fr. Bruckmann in München.



Rubens und ſeine erſte Frau Iſabella Brant. Nach dem Gemälde von P. P. Rubens in der Kgl. Pinakothek zu München.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Frauenerwerb.

Frauenarbeit in Rußland.

Von G. Kühne.

Vor einigen Wochen bin ich nach jahrelanger Abweſenheit aus Rußland in die Heimat zurückgekehrt. Überall ſehe ich den harten Kampf ums Daſein kämpfen, und da möchte ich gern den deutſchen Landsmänninnen auch ein wenig helfen und ihnen einige Ratſchläge erteilen für den Erwerb im Oſten. Es iſt kaum übertrieben, wenn man ſagt, daß das Geld da noch auf der Straße liegt. Gerade der Deutſche mit ſeinem praktiſchen Sinne, ſeiner Energie und Ausdauer, ſeiner Arbeitsfreude iſt wie kein anderer geſchaffen, ſich dort einen guten Unterhalt zu erwerben. Der Ruſſe achtet den Deutſchen wegen dieſer Charaktereigenſchaften, er weiß, was er an ihm hat; und das erleichtert das Arbeiten ungemein und läßt ihn ſchnell im fremden Lande Fuß faſſen. Ich möchte nun heute von einigen praktiſchen Berufen reden, weil es darin an guten Kräften mangelt.

I. Die Putzmacherin.

Eine gute Putzmacherin iſt in den ruſſiſchen Provinzſtädten eine große Seltenheit, und das Einrichten eines feinen Ateliers würde manche ruſſiſche Frau ſehr erfreuen. Man muß nämlich wiſſen, wieviel eine Ruſſin auf einen feinen, ſchönen Hut gibt. Die ruſſiſchen Putzmacherinnen ſind eigentlich nur Wiederverkäuferinnen der Hüte, die ſie nach hoher Zollbezahlung aus Paris und Berlin erhalten und für das doppelte Geld abgeben. Die Hüte kommen meiſt fertig aus dem Auslande, daher beträgt der Zoll ſo viel. Eine Hutform kann man nicht unter 4 bis 5 Rubel (1 Rubel = 2,15 ℳ, alſo 8,60 bis 10,75 ℳ) erhalten, einen einfach garnierten bezahlt man ſtets mit 20 bis 25 ℳ, und für einen beſſeren Hut hat man 60 bis 70 ℳ anzulegen.

Ich habe gerade die Preiſe auf dieſen Artikel hin ſorgfältig dort und hier miteinander verglichen und bin erſtaunt, wie billig man in Deutſchland kauft und wie gering demnach der Verdienſt ſein muß. Wie mancher Deutſchen, die ſich hier kümmerlich durchſchlagen muß, könnte da geholfen werden! Ein Putzmacherkurſus erfordert wohl 6 Monate. Ein kleines Kapital iſt natürlich nötig für Reiſekoſten und das Anwerben von ein bis zwei Gehilfinnen, die ſie mit ſich nimmt. Das Reiſen iſt bekanntlich in Rußland ſpottbillig, beſonders da der alte Tarif am 15. Juni wieder in Kraft trat. Ich reiſte von Samara an der Wolga, alſo nicht weit von der aſiatiſchen Grenze, bis nach Thorn für 25 Rubel (53,75 ℳ) II. Klaſſe mit guten Schnellzügen. In Geſellſchaft kann man aber auch die III. Klaſſe benutzen, das würde faſt nur die Hälfte der angegebenen Summe betragen. Faſt alles Gepäck kann man im Abteil behalten.

Am geeignetſten finde ich folgende Städte: Minsk, Dwinsk, Witebsk, Smolensk, Kaluga, Tula, Orel, Twer, Roſtow, Woronez, Kursk, Poltawa, auch Simbirsk, Saratof, Penſa, Tambof. Das ſind alles Plätze, die in klimatiſcher Hinſicht der deutſchen Natur zuſagen. In den vier letztgenannten Städten iſt allerdings ſchon etwas Binnenlandsklima. Dann miete man ſich eine gute, billige Wohnung; 3 bis 4 Zimmer mit Küche koſten ungefähr 15 Rubel (32,35 ℳ) monatlich. Man braucht ſich dort nur auf einen Monat zu binden. Lebensmittel ſind, wie allgemein bekannt, überaus wohlfeil in Rußland. Ein Pfund Fleiſch 13 bis 18 Kopeken (30 bis 40 Pfennig), Butter 25 Kopeken, Brot, Mehl, Zucker, Milch, alles die Hälfte unſerer Durchſchnittspreiſe. Am geratenſten wäre es wohl, ſich vorher an das deutſche Paſtorat der betreffenden Städte zu wenden, man würde ſich da ſicher für die Sache intereſſieren, da überall das Fehlen tüchtiger Kräfte betont wird. Auch ſonſt würde die deutſche Pfarrfrau den Neuankommenden gewiß gern mit Rat und Tat zur Seite ſtehen. Der Deutſche hält „draußen“ noch gut zuſammen, ich könnte davon rührende Beiſpiele erzählen.

Wie leicht kann ſich dann die Putzmacherin mit einer Hutfabrik, wie man ſie in der Nähe von Warſchau ſchon findet, in Verbindung ſetzen; alſo auf dieſe Weiſe den Zoll ſparen und die ſelbſtgarnierte Ware verkaufen.

In einer kleinen Stadt wird ſie ſchnell bekannt werden, und, falls ſie Geſchick und Geſchmack hat, könnte ich anfangs für eine gute, ſpäterhin wohl für eine ſehr gute Einnahme einſtehen.

(Schluß folgt.)

Das Frauen-Polytechnikum an der Ingenieur-Akademie zu Wismar.

Frauen in techniſchen Berufen? Ja, geht denn das? fragt mancher und weiß nicht, daß ſchon manche Frau darin Tüchtiges geleiſtet hat und noch mehr leiſten wird, wenn ihr die genaue und ſachgemäße Ausbildung zuteil wird, die in dieſem Berufe vielleicht am allernotwendigſten iſt.

Aus praktiſchen und geſellſchaftlichen Gründen iſt zum Eintritt in die polytechniſche Anſtalt eine gute Allgemeinbildung [illegible], eine einfache Volksſchulbildung genügt nicht [illegible] Aufnahme.

Die in anderen Anſtalten und Fachſchulen gemachten Studien finden Berückſichtigung, ſo daß alſo beiſpielsweiſe eine Dame, die urſprünglich anderswo Kunſtgewerbe ſtudierte, nun aber in Wismar zur Architektur oder zum Bauingenieurfach übergehen möchte, durch ein abgekürztes Studium ihr Ziel erreichen kann.

Alle Abteilungen der Akademie, auch die Spezialkurſe über landwirtſchaftliche Maſchinen, über die Bauweiſe in den Tropen und den deutſchen Kolonien, ſtehen den Damen offen.

Für den Aufenthalt der weiblichen Studierenden in Zwiſchenſtunden ſind außer einer ſchönen neuen Leſehalle noch beſondere Räume vorgeſehen. — Das Sekretariat der Ingenieur-Akademie weiſt auf Anfrage bereitwillig geeignete Penſionen nach. Der Aufenthalt in Wismar iſt nicht teuer, und die Luft an der Oſtſee gilt als geſund und ſtärkend.

Das Studium kann allerdings viermal im Jahr begonnen werden: Ende Oktober, Anfang Januar, Ende April und Anfang Juli. Doch ſollte man, wenn irgend möglich, entweder im Herbſt oder im Frühling anfangen.

Die akademiſchen Geſetze ſind für die Damen ganz ebenſo bindend, wie für die Herren.

Die Immatrikulationen ſchließen meiſt vierzehn Tage nach dem offiziellen Anfang der Semeſter.

Kleine Mitteilungen.

Die erſte Wohnungsinſpektorin in Preußen. Beſoldete Wohnungsinſpektorinnen gab es bisher in Preußen nicht. In England ſind ſie ſeit vielen Jahren in Segen tätig, und auch im Großherzogtum Heſſen iſt ſeit einigen Jahren eine Wohnungsinſpektorin angeſtellt. — Nun kommt die für uns alle wichtige Nachricht, daß Halle an der Saale die erſte preußiſche Stadt iſt, die in dieſen Tagen ſich entſchloſſen hat, eine Wohnungsinſpektorin als ſtädtiſche Beamtin zu ernennen. Wir haben an dieſer Stelle öfter darauf hingewieſen, wie bedeutungsvoll die Mitarbeit der Frau auf dieſem Gebiete iſt.

Soziale Frauenſchulen. Zu den Frauenſchulen in Hannover und Berlin kommt eine neue als dritte im Bunde. In Halle an der Saale wird am 15. Oktober 1910 eine evangeliſch-ſoziale Frauenſchule eröffnet. Gerade in einer Univerſitätsſtadt ſcheint uns eine ſolche Gründung ausſichtsreich, da man tüchtige Dozenten in nächſter Nähe hat, die die Schülerinnen in das weite Gebiet der Volkswirtſchaft, der Staatsrechtslehre, des Armenrechts und der Armenpflege einführen werden. Daneben geht die Religionslehre als tiefer Grund aller ſozialen Arbeit. Ausbildung für Säuglingspflege, praktiſche Arbeit in Horten und Vereinen führen ſchon während der Lernzeit in die ſpätere Lebensarbeit ein. Mit der evangeliſch-ſozialen Frauenſchule iſt kein Internat verbunden, doch werden gute Penſionen gern nachgewieſen. Der Preis eines ganzen Kurſus beträgt 150 ℳ. Anmeldungen nimmt entgegen das Bureau Halle an der Saale, Weidenplan 20.

Rechtsrat des Frauenerwerb.

Frage: Ich bin **Erzieherin** in einer Familie. Habe ich **Arzt** und **Apotheke** frei? L. C.

Antwort: Nach dem maßgebenden § 617 BGB. hat der Dienſtherr Ihnen im Falle der Erkrankung die erforderliche „Verpflegung und ärztliche Behandlung“ (alſo auch Apothekenkoſten) bis zur Dauer von ſechs Wochen zu gewähren, jedoch in der Regel nicht über die Beendigung des Dienſtverhältniſſes hinaus. Wenn alſo z. B. am 15. November der Vertrag von einer Seite zum 1. Januar gekündigt war und wenn Sie am 25. Dezember krank werden, ſteht Ihnen der vorbezeichnete Anſpruch nur bis zum 31. Dezember (einſchließlich) zu. Ihr Anſpruch fällt weg, wenn Sie die Erkrankung „vorſätzlich“ oder durch „grobe Fahrläſſigkeit“ ſelbſt herbeigeführt haben. Die Verpflegung und ärztliche Behandlung **kann** (und **muß** erforderlichen Falls) durch Aufnahme in eine Krankenanſtalt gewährt werden. Die **Koſten** der Verpflegung und ärztlichen Behandlung können auf das „**für die Zeit der Erkrankung**“ (nicht auch: für die Zeit vorher oder nachher) geſchuldete **Gehalt angerechnet** werden. Die Verpflichtung des Dienſtherrn zur Gewährung von Verpflegung und ärztlicher Behandlung tritt nicht ein, wenn dafür durch eine Verſicherung (private oder öffentliche) oder durch eine Einrichtung der öffentlichen Krankenpflege Vorſorge getroffen iſt.

Frage: Hat ein **23jähriges Mädchen** ein geſetzliches Recht, von ſeinen **Eltern** die **Ausbildung zu einem Berufe** zu verlangen? Die Eltern ſind nach ihren Vermögensverhältniſſen in der Lage, die Koſten zu beſtreiten. Sie weigern ſich lediglich aus Vorurteil gegen die Ausübung eines Berufs durch ein Mädchen. J. H. in F.

Antwort: Ein rechtlich verfolgbarer Anſpruch ſteht einem 23jährigen Mädchen nicht mehr zu. Nur minderjährige (unter 21 Jahre alt) Kinder können, ſoweit ſie unterhaltsbedürftig und noch der Erziehung bedürftig ſind, als Teil des Unterhalts auch die Koſten der Erziehung und der Vorbildung zu einem Berufe von ihren Eltern fordern (§§ 1602, 1610 BGB.).

Frauen-Daheim.

Gönne der ſtrebenden Seele Ruh! Sieh, wie die Blumen am Wege grüſsen!
Wir eilen immer dem Morgen zu, als brenne das Heute unter den Füſsen.

Was ich in der Backſtube lernte.

Es liegt mir fern, langjährig erfahrenen Hausfrauen hier gute Lehren geben zu wollen, wie ſie einen Kuchen zu backen haben; ſo fürwitzig bin ich nicht! Aber den jungen, unerfahrenen Hausfrauen und denen, die es werden wollen, allen, die noch niemals einen Hefenkuchen, denn von dieſem will ich reden, gebacken haben, möchte ich helfen, nun dieſes Wageſtück einmal zu probieren. Zwar wollen viele Hausfrauen es abſolut nicht zugeben, daß auch ihre erſten Napfkuchen trübſelig ſitzen geblieben ſind; — ich muß aber geſtehen, ich bin da etwas mißtrauiſch! Denn Hefenbäckerei iſt nun einmal eine Kunſt, die ſich weder aus dem Kochbuch, noch durch Herumfragen allein erlernen läßt. Jede Köchin macht's übrigens anders!

Wer raſch und ſicher zum Ziele gelangen will, der mache es wie ich: binde ſich eine große weiße Latzſchürze um und marſchiere, kurz entſchloſſen, zum Bäcker in die Backſtube, unter Mitnahme aller Backzutaten. Ein gutes Trinkgeld an den Werkführer — und man ſieht und erfährt in zwei Stunden alles, was man will, und hat nicht mehr nötig, andere Leute mit Fragen zu quälen.

Nun, ihr jungen Leſerinnen, merkt auf, was ich dort alles gelernt habe!

1. Regel iſt: trockenes, gutes Mehl! Deshalb ſtelle man das abgewogene Mehl ſchon einige Zeit vorher in die warme Küche, in ſauberer, innen weißer Schüſſel.

2. Das Mehl zum Hefenſtück darf niemals irgendwelche Zutaten enthalten, weder Salz noch Zucker. Stets nur das pure Mehl dazu nehmen!

3. Nicht zu ſehr mit der Hefe ſparen, denn Hefe iſt ſehr verſchieden. Selbſtredend muß die Hefe friſch ſein! Auf 1 Pfund Mehl 50 Gramm Hefe. (Viele begnügen ſich auch wohl mit 40 Gramm, das kommt auf den Verſuch an!) Für Hefenklöße genügen 30 Gramm, weil da die vielen Zutaten fehlen, die einen Teig ſchwer machen. Zu viel Hefe wieder gibt dem Kuchen einen unangenehmen Geſchmack.

4. Nicht zu viel Butter in den Teig nehmen, denn ſie iſt der Hefe hinderlich! Auf 1 Pfund Mehl = 100 Gramm flüſſige Butter, als höchſtes Maß.

5. Das Quantum der Milch zu einem Kuchen läßt ſich nicht genau angeben, da Mehl verſchieden quillt. Auf 1 Pfund Mehl = ungefähr ¼ Liter Milch, davon die Hälfte zum Hefeſtück (⅛ Liter).

Nun aber zum eigentlichen hiſtoriſchen Moment, von dem alles Gelingen abhängt: zur Bereitung des Hefeſtücks! Dasſelbe wird gemacht, um die Brauchbarkeit der Hefe vorher zu erproben, und wird meiſtens (ſiehe Kochbücher, Kochſchule, Hausfrau) in einem beſonderen Napf oder dergleichen angeſetzt.

Der Bäcker tut dies nicht! Durch das Umtun des Hefeſtücks von einem Gefäß ins andere wird der Prozeß nur geſtört und ſomit gefährdet. Wer ganz ſicher gehen will, verfahre deshalb folgendermaßen:

I. In ein ſauberes, nicht fettiges Töpfchen gießt man die Hälfte der lauen Milch, zerbröckelt dahinein die Hefe mit den (ſehr ſauberen!) Fingern und verquirlt beides gut.

II. Das Mehl in der Schüſſel (bereits vorher geſiebt durch eine ſogenannte Drahtſchwinge) drückt man nun mit beiden Händen, nach der Mitte zu, zu einem Damm zuſammen, ſo daß rechts und links eine Kute entſteht.

In die erſte Kute gießt man die verquirlte Hefe und mengt mit einem Holzlöffelchen ſo viel von dem Mehl vorſichtig hinzu, daß es einen weichen Brei ergibt. Hierauf deckt man ein ſauberes Tuch über die Schüſſel und läßt dieſes Hefeſtück an lauer, ja nicht heißer Stelle ankommen. — Dieſer Prozeß dauert verſchieden lange, etwa ¼ bis ½ Stunde. — Iſt das Hefeſtück faſt ſo hoch, wie der Mehldamm in der Mitte, und ſieht blaſig aus, — wohl, ſo iſt das Werk gelungen!

In der Backſtube. Bereitung des Hefenſtücks.

Nun erſt tut man (beim Napfkuchen z. B.) in die zweite Kute alle übrigen Zutaten, wie Eier, flüſſige Butter, Mandeln, Zitronenſchale, Salz, Zucker u. dergl. und verrührt dieſe Zutaten zunächſt unter ſich, darauf mit dem Mehl des Dammes und ſchließlich ſo nach und nach mit dem Hefeſtück. (Denn Hefe iſt ſchreckhaft und will gar vorſichtig behandelt ſein, wie auch der Damm nur den Zweck hat, die Hefe von den Zutaten zu trennen.) Zuletzt mengt man die gut gewaſchenen Roſinen unter den Teig und ſchlägt dieſen mit breitem Holzlöffel ſo lange, bis er Blaſen ſchlägt und quietſcht. Hierauf füllt man ihn in eine gut gebutterte und ausgeſiebte tönerne Form (halbvoll) und läßt den Kuchen an lauer Stelle ſo lange gehen, bis der Teig die Form ausfüllt.

Da dies eine ziemliche Zeit erfordert, rührt man gern den Kuchen morgens ein, läßt ihn (etwa oben auf dem Bratofen) den ganzen Vormittag über gehen und benutzt dann gleich die ausgebrannte rote Glut des Mittagsfeuers zum Backen. Ein Napfkuchen von einem Pfund braucht ungefähr eine Stunde zum Backen. Man ſtellt ihn dazu auf Ziegelſteine, eventuell, wenn nötig, noch ein Blech als Schutz darüber. Iſt der Kuchen ſchön goldbraun und platzt oben auf, ſo iſt er gar. Man tut gut, einen Napfkuchen 1 bis 2 Tage vorher, als er gebraucht wird, zu backen, auch muß er ganz kalt ſein, ehe man ihn zugedeckt aufbewahrt. Ein billiges und doch gutes Rezept, als Verſuchsobjekt, mag hier gleich folgen:

Familien-Napfkuchen

(anſtatt Butterſemmel).

1 Pfund geſiebtes Mehl, 1 ganzes Ei, ¼ Pfund Sultaninroſinen, gewaſchen, 50 Gramm Hefe, ¼ Liter Milch (die Hälfte davon zur Hefe), von einer halben Zitrone die abgeriebene Schale, 150 Gramm Zucker, 100 Gramm Butter und Rindstalg, halb und halb (oder nur Butter), einige Mandeln, Salz, eine Meſſerſpitze Muskatblüte.

Zum Blechkuchen wird das Hefeſtück natürlich ebenſo bereitet. Dann wird der fertige Teig auf ein bemehltes Brett getan (wozu man meiſt noch etwas Mehl nachtun muß, damit der Teig ſich von der Schüſſel löſt), mit den Händen geknetet und zu länglicher Form gebracht, — etwa wie „falſcher Haſe". Darauf mangelt man ihn mit bemehltem Mangelholz aus, ungefähr der Größe des Bleches entſprechend, und rollt ihn darauf, zwiſchen Mehlſtreue, zu einer langen Rolle halb oder ganz zuſammen. Dieſe Rolle läßt ſich nun bequem auf das mit Speck abgeriebene Blech legen und wieder aufrollen. Was nach den Ecken zu etwa noch fehlt, zieht man mit den Händen paſſend oder hilft mit dem Mangelholz noch etwas nach. Darauf drückt man den Teig mit den Händen leicht ans Blech an. Das Ausmangeln iſt beim Blechkuchen das ſchwerſte, da man auf dem Randblech ſelbſt, eben des Randes wegen, nicht ausmangeln kann. Ein wenig Geſchicklichkeit und Augenmaß gehört hierzu, was ſich aber ſehr bald lernt. Vor allem muß man aber darauf achten, daß die Teigrolle nicht zuſammenklebt. Alſo gut Mehl dazwiſchen ſtreuen, danach aber dasſelbe wieder abſtäuben!

Guter Blechkuchen-Teig

(zu allem verwendbar).

1 Pfund geſiebtes Mehl, 2 ganze Eier, 1 gehäufter Eßlöffel Zucker, 100 Gramm geſchmolzene Butter, 50 Gramm Hefe, ¼ Liter Milch (die Hälfte davon zur Hefe).

Blechkuchen läßt man am beſten beim Bäcker backen und ſchiebt ihn möglichſt bald vom Blech herunter. Sonſt roſtet das Blech und der Kuchen zieht an.

Zu Streuſelkuchen beſtreicht man den Teig vorher mit Waſſer oder Butter, damit der Streuſel darauf ſitzen bleibt. Folgender Streuſel iſt ſchön dazu:

400 Gramm Mehl, 200 Gramm harte, kalte Butter, 250 Gramm Zucker, 50 Stück ſüße Mandeln (3 bittere inkl.), 1 Teelöffel Zimmet.

Dieſe Maſſe gut mit den Händen zum Kloß kneten, zerbröckeln und nochmals kalt ſtellen; dann auf den Kuchen ſtreuen.

Zu Obſtkuchen erwärmt man gern das Obſt vorher in ein wenig Butter, ſo legt es ſich beſſer auf und ſchmeckt auch beſſer. — Pflaumenkuchen iſt beſonders ſchön von abgezogenen Pflaumen. (Sahnenüberguß.) — Zu Kirſchkuchen nur ſaure, entſteinte Kirſchen verwenden. Zu 1 Blech 2½ bis 3 Pfund Kirſchen. — Zu Käſekuchen iſt folgende Maſſe ſehr wohlſchmeckend: 2 Pfund weißer Käſe (Quark), Milch nach Bedarf, ⅛ Pfund flüſſige Butter, 25 Stück ſüße Mandeln, 6 Stück bittere Mandeln, 4 Eßlöffel geriebene Semmel, reichlich ⅛ Pfund Korinthen, vorher ausgequollen, zwei Eigelb, von 1 Zitrone die abgeriebene Schale.

Dieſe Maſſe muß ſo weich ſein, daß ſie ſich bequem mit dem Löffel aufſtreichen läßt. Dann glättet man den Aufſtrich noch mit dem Meſſerrücken und beſtreicht ihn mit Eigelb oder Butter.

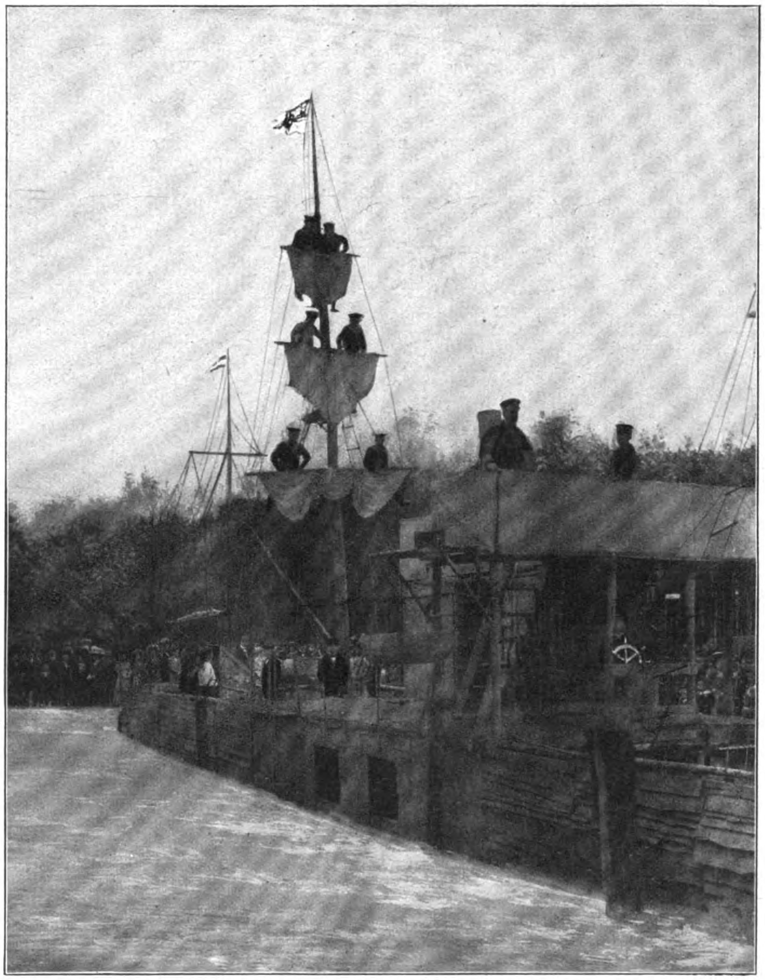
Nun, ihr jüngſten der jungen Hausmütter, habe ich mich redlich gemüht, euch einen wirklich nützlichen Leitfaden zu eigenen Verſuchen an die Hand zu geben. Fröhliches Gelingen! L. v. N.

Der „Grunewald-Iltis".

Als ich eines ſchönen Sonntags mit meinem kleinen Vetter im Grunewald ſpazieren ging, begegneten uns mehrere Jungen, die alle Matroſenmützen mit der Aufſchrift „Iltis" trugen. Auf meine neugierige Frage erfuhr ich, daß ſie zur Übung aufs „Schiff" gingen. Das mußte ich mir anſehen. Und wem es Freude macht, der begleite mich dorthin.

Vor uns ragt auf eingezäuntem Platz ein Segelſchiff mit drei Maſten auf; es iſt zwar nur auf Sand gebaut, doch dieſer Mangel an Wirklichkeit wird durch den feſſelnden Anblick des Ganzen genügend wettgemacht. Auf dieſem 32 Meter langen, 5 Meter breiten, aus Bohlen und Brettern erbauten Schiff alſo finden die Übungen der Iltis-Mannſchaft ſtatt. In die Mannſchaft kann jeder Junge von ſechs Jahren an, der im Grunewald wohnt, eintreten. Er muß ſich verpflichten: vor allem zu unbedingtem Gehorſam; außerdem: in der vorgeſchriebenen Kleidung an beſtimmten Wochentagen regelmäßig zu den Übungen zu erſcheinen. Fehlt er wiederholt ohne ſchriftliche Entſchuldigung, ſo wird ihm bedeutet, er brauche nicht wiederzukommen. Gegenwärtig beſteht die Mannſchaft aus 5 Offizieren und 89 Gemeinen, alſo eine ganz anſehnliche Schar. Sehen wir nun, wie ſie ſich bewegt! — Auf der Kommandobrücke ſteht der Kommandant und gibt durch den erſten Offizier der geſamten Mannſchaft den Befehl, zur Muſterung anzutreten. Vom erſten erfahren es die andern Offiziere, von dieſen die Bootsleute. Da hebt ein durchdringendes Pfeifen an: die Bootsleute rufen die Mannſchaft an und geben den Befehl aus. Sofort kommt Leben in das Schiff; vom Vorderdeck, von den Segeln, von den Geſchützen und aus dem Mannſchaftslogis ſtürzt und ſtolpert und rennt alles nach dem Achterdeck. Auf „Stillgeſtanden" ſteht ſchon alles in wohlausgerichteten Reihen. Klar und deutlich gibt der Kommandant von der Brücke aus ſeine Befehle, wie: Erſte Diviſion Segelexerzieren am Fockmaſt! Dann: Weggetreten! Die Offiziere machen grüßend Front vor ihrem Vorgeſetzten, wieder ſchrillen die Pfeifen, wieder erſchallen die Rufe der Bootsleute. Bald hat ſich der Ameiſenhaufen in vier wohlgeordnete Diviſionen geteilt, die zur befohlenen Übung antreten. Da ſteht z. B. die erſte Diviſion am Fockmaſt, fertig zum Exerzieren. Jeder ſteht an ſeinem beſtimmten Platz, mag er nun die Taue zum Entfalten oder Reffen der Segel bedienen oder zum Aufentern bereit ſtehen. Da entern ſie ſchon auf und warten auf den Befehl des Offiziers. Jetzt werden die Segel entfaltet, jetzt werden ſie wieder gerefft; es will immer noch nicht tadellos klappen; ſo wird weiterexerziert. O weh! Da verſagt das Topſegel. Der bedienende Matroſe verſucht vergeblich, die heilloſe Verwirrung des Tauwerkes oben zu löſen. Er muß niederentern und bekommt außer einem deutlichen Kompliment ſeines Vorgeſetzten Strafexerzieren aufgebrummt. Doch da zieht die zweite Diviſion unſere Aufmerkſamkeit auf ſich: ſie exerziert am Buggeſchütz; einer zielt, andere laden, wieder andere ſchleppen die verderbendrohenden Granaten herbei. Beim Abfeuern hat ſich die Bedienung ſofort lang auf den Boden zu werfen wegen der gefährlichen Rückſchlagwirkung der großen Geſchütze. Friedlicher iſt die Beſchäftigung der dritten Diviſion, die das Zuwaſſerlaſſen der Boote übt. Ihre Übungen laſſen noch manches zu wünſchen übrig; es ſind noch halbe Rekruten. Deshalb müſſen ſie gerade tüchtig heran, und bald merkt man auch die Fortſchritte. Die jüngſten Rekruten werden zunächſt im Gewehrexerzieren gedrillt. Da ſind dann manchmal Verwechſlungen von rechts und links nicht ganz ausgeſchloſſen und geben Anlaß zu manchem Heiterkeitsausbruch. Immer verändert ſich das bunte Bild. Die erſte Diviſion iſt bereits wieder im Logis, am Steuerrade ſteht der Steuermann und dreht mit bemerkenswertem Gleichmut ſein Rad, auf der Kommandobrücke ſteht der Signalgaſt und gibt Flaggenzeichen, ein Teil der zweiten Diviſion ſchwenkt die Pinaſſe des Kommandanten aus. Alles greift ineinander wie das Räderwerk einer Maſchine. Ständig wird an den Tagen, wo nicht exerziert wird, am äußeren oder inneren Schiff gebeſſert und erneuert. Alle Räume zeigen die erforderliche Ausrüſtung; von der vornehmen Kabine des Gewaltigen bis zum Mannſchaftslogis und zum Lazarett; dort Teppiche, elektriſches Licht und Wandſchmuck, hier gezurrte Hängematten und Bänke, ſchließlich Tragbahren und Medikamentenſchränkchen. Und das alles von Jungen ſelbſt ausgedacht und ausgeführt. Hier iſt das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden. Im Spiel lernen die Jungen gehorchen und befehlen und bekommen einen Vorgeſchmack des Lebens an Bord.

Guſtav A. F. Uhl.


Der „Grunewald-Iltis".

Zum Raten.

Ich ſchreibe nicht mehr mit dem Stift,
Nur mit dem Wort in Tintenſchrift,
Die Finger richtig ausgeſtreckt,
Das Blatt mit Kleckſen nicht bedeckt.
Und wenn zwei Seiten fertig ſind,
Spiel' ich mit meinem Puppenkind:
Das iſt geſcheit, ſchläft, läuft und ſpricht;
Was heißt denn das, es rührt ſich nicht?
Die liebe Mutter ſagt: Ei, ei!
Da iſt das Wort ja ſchon entzwei.
Zur Puppenklinik ſchafft man's fort.
Im neuen Hütchen mit dem Wort
Geh' ich ins Freie nun geſchwind.
Werd' bald geſund, mein Puppenkind!

Scharade.

Das Wort mit S ſchleicht trüb nach Haus
Und weint ſich bei der Mutter aus:
Bleib' ſtumm ich, wenn der Lehrer fragt,
Werd' mit dem Wort mit H geplagt
Vom Paul, vom Eduard, Max und Ernſt.—
Das kommt daher, weil du nicht lernſt,
Verſetzte drauf die Mutter ſchnell,
Da haſt du nun das Wort mit L.

Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

Der Hauptbildſchmuck der heutigen Nummer dient der Illuſtrierung des Aufſatzes über den berühmten vlämiſchen Genremaler und Radierer Adriaen Brouwer. Daneben bringen wir ein Werk Liebermanns, das mit virtuoſer Technik einen Ausſchnitt aus dem ländlichen Leben, „die Kartoffelernte“, wiedergibt. Leider kann in der Reproduktion das Beſte Liebermannſcher Kunſt, die Farbengebung und Luftbehandlung nicht voll zum Ausdruck kommen. Als Kunſtbeilage bieten wir unſeren Leſern ein Bild, das bereits in Nr. 47 in dem Aufſatz über das große Familienbild des Frans Hals Erwähnung gefunden hatte: das entzückende Gemälde, auf dem Rubens ſich mit ſeiner jungen Frau in der Geißblattlaube ſitzend abgebildet hat. Das Werk entſtand gleich in der erſten Zeit ſeiner Ehe mit Iſabella Brant, einer überaus zarten Schönheit, der Tochter des Ratsſekretärs von Antwerpen.

Rüſtung und Helm im Mittelalter.

Es war eine fehde- und raufluſtige Zeit, das vielbeſungene Mittelalter. Locker ſaß das Schwert in der Scheide, und gar leicht fanden ſich die Gelegenheiten, aufeinander loszuſchlagen und loszuſtechen. Man tat's in bitterem Ernſte und in ritterlichem Spiel; das nackte Fell aber trug man damals gerade ſo wenig gern zu Markte, wie heutigentages. Gegen die Kugel iſt der Körper ſchwer zu ſchützen; Hieb und Stoß können dagegen durch Schild und Panzer unſchädlich gemacht werden. Je wuchtiger die Angriffswaffen wurden, deſto eifriger war man bemüht, widerſtandsfähige Körperhüllen zu erſinnen. Dem Lederkoller folgte das Gewand aus Metall. Erz gegen Erz, Stahl und Eiſen wider Stahl und Eiſen! Panzerhemd und Ringelpanzer, Hirnkappe und Topfhelm wurden raſch von der Plattenrüſtung und dem Viſierhelm überholt.

Es war kein kleines Stück Arbeit, eine ſolche Rüſtung zu hämmern, all die einzelnen Teile und Teilchen genau und richtig zu ſchmieden, ſo daß eins ins andere griff, ohne die Beweglichkeit zu hemmen und ohne dem feindlichen Stahl eine Blöße zu bieten. Da durfte kein Scharnier ſtocken, keine Spalte klaffen, keine Kette reißen. Der Waffenſchmied arbeitete nicht nur am Amboß, er war Feinmechaniker, verſtand zu ätzen und zu tauſchieren und war wohl erfahren in der Zeichenkunſt. Ein wahres Kunſtwerk war ſolch prächtige Turnierrüſtung; der Meiſter wurde als Künſtler geſchätzt und ſtand in hohem Anſehen.

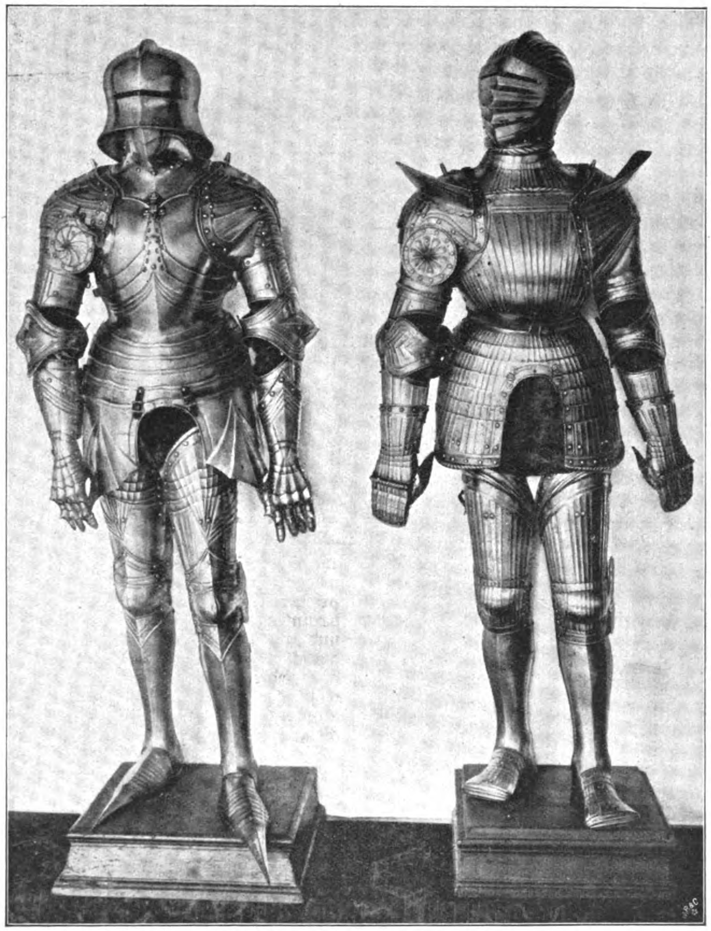
Gegen Ende des XIII. Jahrhunderts kamen die Plattenrüſtungen in Aufnahme, ihre höchſte Entwicklung erreichten ſie zu Anfang des XVI. Jahrhunderts. Sie deckten den ganzen Körper, mit Ausnahme des Geſäßes und der Hinterſchenkel, der Ellenbogenbeuge und der inneren Hand, durch ſtählerne Platten und Plättchen. Den oberſten Teil der Rüſtung, das Verbindungsſtück zwiſchen Helm und Harniſch, bildete die Halsberge, die den Zweck hatte, den Hals des Ritters zu ſchützen, zu bergen. An ihr wurden der eigentliche Harniſch oder Panzer und die Achſelſtücke mit Riemen befeſtigt. Die beiden Achſelſtücke waren je aus einer Platte gefertigt, deren Bruſtſtück Vorderflüge und deren Hinterſtück Hinterflüge genannt wurden. Rechts, wo die Lanze eingeſetzt wurde, war eine Lücke; man ſuchte ſie durch die Schwebeſcheibe zu ſchützen. Der Harniſch, der den Oberleib deckte, beſtand aus einem Bruſt- und einem Rückenſtück. Beide waren in der Regel je aus einer ganzen Stahlplatte hergeſtellt. Das Rückenſtück war platt, das Bruſtſtück ſpitz gewölbt. Zum Schutz des Unterleibes und der Oberſchenkel erhielt der Harniſch einen aus beweglichen Querſchienen beſtehenden Fortſatz, den Leib- und Hinterrieſen, auch Vorder- und Hinterſchurz genannt. Zum Schutz der Arme und Beine bediente man ſich des Arm- und Beinzeugs. Die Armſchienen teilten ſich in ſolche für den Ober- und den Unterarm. Sie wurden an den Achſelſtücken befeſtigt und waren durch das Ellenbogenſtück unter ſich gelenkig verbunden. An das Unterarmzeug ſchloſſen ſich die eiſernen Panzerhandſchuhe oder Henzen an. Es waren entweder Fauſthandſchuhe oder Fingerhandſchuhe, die aus den gegliederten Fingern und dem ungeſchienten Handſtück beſtanden. Das Handgelenk zwiſchen Handſchuh und Armſchiene ſchützte der Stulpen.

Das Beinzeug zerfiel ebenfalls in das Rüſtzeug für Ober- und Unterbeine. Den vorderen Teil des Schenkels bedeckten die Diechlinge oder Beintaſchen, der hintere Teil blieb frei. Schienbein und Wade verhüllten die Beinſchienen oder Beinröhren vollſtändig. Die Verbindung zwiſchen Ober- und Unterbeinzeug ſtellten die Knieſtücke her. An den Beinſtücken wurden die Eiſenſchuhe befeſtigt, die geſchient waren und zuerſt in ſpitzer (Schnabelſchuh) Form, ſpäter aber, gegen das Ende des XV. Jahrhunderts meiſt vorn ſtumpf (Bärenfüße) getragen wurden.

In den Formen der Helme machten ſich die verſchiedenſten Arten und Spielarten bemerkbar. Die urſprüngliche Form des mittelalterlichen Helms iſt der Topfhelm, der im XIII. Jahrhundert meiſt getragen wurde. Im XIV. Jahrhundert war er nur noch als Turnierhelm gebräuchlich und erhielt mancherlei Veränderungen. Der Stechhelm ließ zum Durchſehen nur eine ſchmale Spalte frei, der Spangenhelm erweiterte dieſe Spalte, überwölbte ſie aber mit einigen Schutzbügeln. Der eigentliche Streithelm dieſer Zeit zeigte ſchon das bewegliche Viſier und entwickelte ſich im XV. und XVI. Jahrhundert bis zum vollſtändigen Viſierhelm. Dieſer war ſo eingerichtet, daß der Helmſturz, das Viſier ſich ganz aufſchlagen oder ſich teilen, d. h. halb auf- und halb herabſchlagen ließ. Den Helm ſchmückte man mit Wappenſtücken und Federn, welche Zierate Helmkleinodien oder Helmſchmuck genannt wurden.

Unſere Abbildung gibt links eine gotiſche Rüſtung aus blankem Eiſen mit Nürnberger Beſchauzeichen, rechts eine Mailänder- oder Maximilian-Rüſtung, mit dem Waffenſchmiedzeichen des Jörg Seuſenhofer in Ingolſtadt.

Prof. Dr. M. Kirmis.



Gotiſche Rüſtung und Mailänder Rüſtung.

Notizen.

Die ruſſiſchen Bartmarken. Im Jahre 1699 erließ der Zar Peter I. ein Edikt, demzufolge den Ruſſen verboten wurde, Kinn- und Schnurrbart zu tragen. Dieſe Maßregel ſtieß auf den heftigſten Widerſpruch, da ſie im ſchroffſten Gegenſatz zur nationalen Sitte ſtand. Peter ſah ſich alſo gezwungen, mit ſeinen Untertanen ein Kompromiß einzugehen. Wer den Bart behalten wollte, mußte eine Steuer von 100 Rubel bis herab zu 30 Kopeken bezahlen und bekam als Quittung eine Kupfermünze ungefähr von der Größe einer modernen Kopeke. Auf der Vorderſeite war die untere Hälfte eines Geſichtes mit Kinn- und Schnurrbart abgebildet, darüber die Inſchrift: „Das Geld iſt bezahlt.“ Die Rückſeite zeigt den ruſſiſchen Adler und die Jahreszahl 1705. Ein goldenes Exemplar beſitzt die Eremitage, ein ſilbernes der Moskauer Sammler P. J. Schtſchekin, von allen übrigen bekannten iſt das Material Kupfer. Die letzten Bartmarken tragen die Jahreszahl 1725, ſind rhombiſch, bedeutend größer und führen die Worte: „Die Steuer für den Bart iſt erhoben.“ Im Jahre 1728 wurden die noch nicht im Verkehr befindlichen Stücke zu Kopeken umgeprägt. Die ruſſiſchen Bartmarken ſind heute ſehr ſelten.

MK

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7 b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 49

Daheim

Ein deutſches Familienblatt

3. September 1910

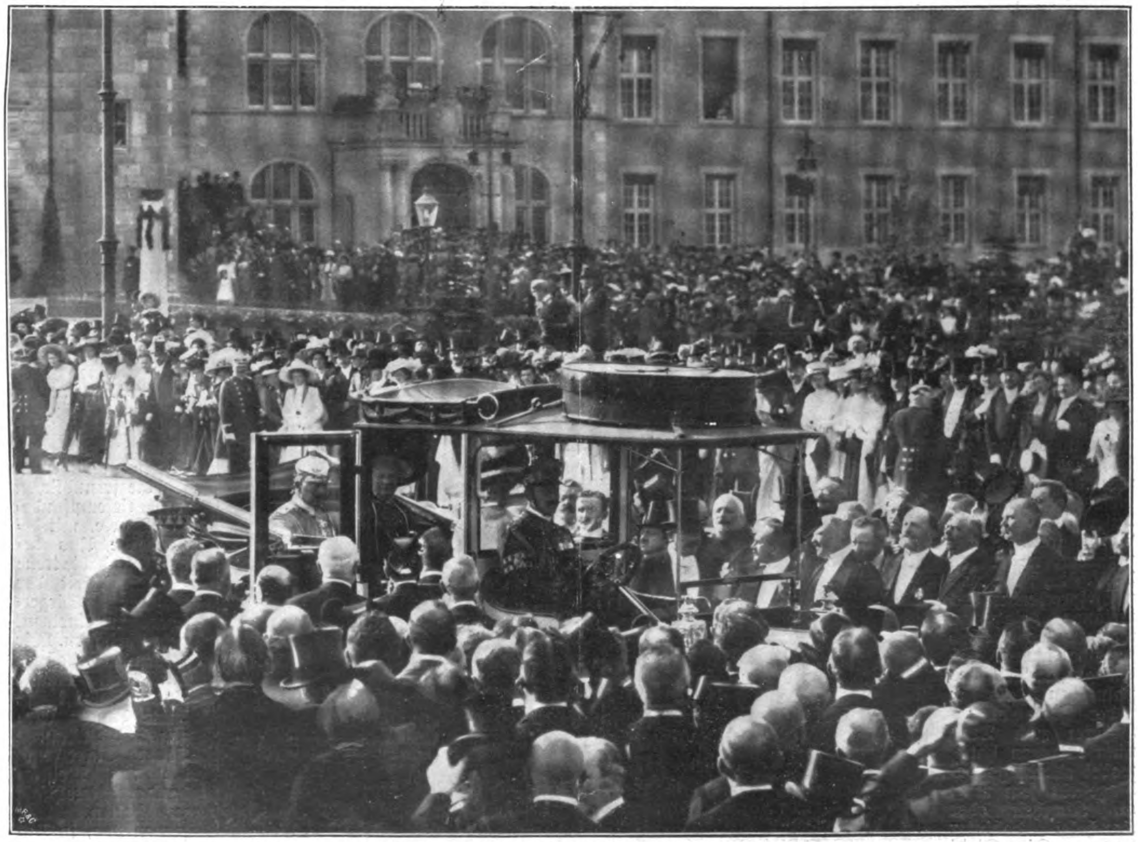
Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Sterngucker. Roman von Hermine Villinger (Fortſetzung). 5
Blick von Weggis auf den Vierwaldſtätterſee. Photographie von Aug. Rupp 9
Stätten deutſcher Induſtrie. Von Dr. F. Bennigſon 10
Am Waſſer. Gemälde von Catchpole. 11
Seite
Vor vierzig Jahren. Erinnerungen von Richard Graf von Pfeil und Klein-Ellguth, Generalmajor z. D. (4. Fortſetzung) 11
Die Rehabilitation im Strafrecht. Von Ernſt Mumm. 13
Südtiroler Bauern. Von D. Luchner-Egloff. Mit acht Abbildungen . . . 15
Beethoven in Teplitz. Von Dr. Wolfgang A. Thomas 19
Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers (Fortſetzung). 20
Seite
Ein raufluſtiger Kämpe. Gemälde von Richard Frieſe 21
Im Obſtgarten. Gemälde von K. Hartmann 22
Morgenſonne. Gemälde von Hans Völcker. 23
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Hausgarten — Sammler-Daheim — Briefkaſten . . . . 25—37
Kunſtbeilage: Der Knabe in Blau. Von Thomas Gainsborough

Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die **Einweihung des Kaiſerſchloſſes in Poſen** und die Erhebung der Provinzialſtadt zur Kaiſerlichen Reſidenz bedeuten auf der einen Seite einen gewiſſen Abſchluß, eine glanzvolle Krönung deſſen, was bisher die Anſiedlungskommiſſion und die deutſchen Elemente in der Oſtmark geſchaffen haben, zugleich aber auch einen verheißungsvollen Anfang, den Beginn des zweiten oder dritten Aktes in der preußiſchen Geſchichte Poſens, in der Wiedereroberung deſſen, was vor Jahrhunderten einſt deutſcher Fleiß und deutſche Kraft in der Oſtmark errungen hatten. Mit dem Kaiſerſchloß in Poſen hat das Deutſchtum ſeinen ſtolzen, glänzenden Mittelpunkt erhalten, und was man bisher in der Provinz ſo ſchmerzlich vermißte, die Geſchichte, die Tradition, die dem Leben in den alten Provinzen das Rückgrat gibt, das hat nunmehr auch in die Oſtmark ſeinen Einzug gehalten. Ein neuer ſtarker Mut iſt über die in ſchwerem Kampf ſtehenden Deutſchen dort gekommen, die Genugtuung und die Freudigkeit, jetzt gewiſſermaßen unter den Augen des oberſten Kriegsherrn an der Kultur des Landes, an der Erhaltung und Ausbreitung des Deutſchtums zu arbeiten. Und noch etwas anderes. Wer die Polen kennt, weiß, daß es durchaus richtig iſt, was in dieſen Tagen irgendwo ausgeſprochen ward, daß nämlich der Pole gleich dem Franzoſen nichts ſo ſehr liebt, als Glanz und Schauſpiel. Was den Poſener Erzbiſchof ſo populär

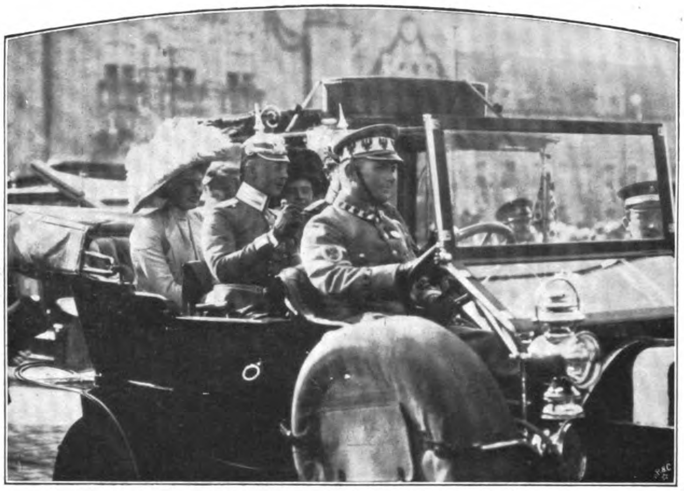


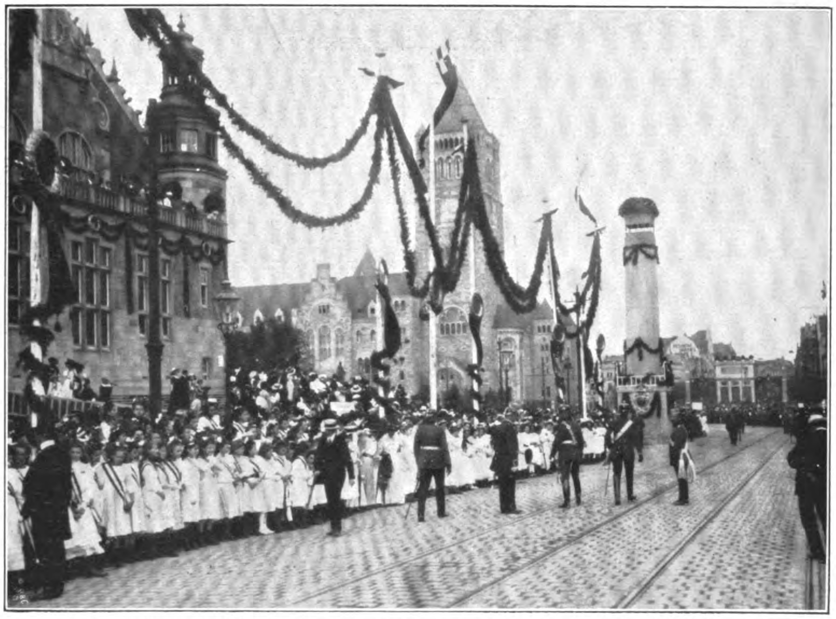
Feierlicher Empfang des Kaiſerpaares durch den Oberbürgermeiſter Dr. Wilms. Auf dem vorderen Sitz die Prinzeſſin Viktoria Luiſe.
Photographie von J. Engelmann, Hofphotograph in Poſen.

Die Einweihung der kaiſerlichen Pfalz in Poſen.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

machte, was eine ſo gewaltige Wirkung auf die Maſſe der Polen ausübte, war ſicher weniger ſeine hohe kirchliche Stellung, als vielmehr ſein in ſeiner Art fürſtlicher Aufzug und was damit zuſammenhing, und es machte unter ihnen nichts ſo ſehr böſes Blut, als das Verbot, den Erzbiſchof zu Pferde und in Nationaltracht einzuholen. Zweifellos wird, wie das in den Poſener Kaiſertagen ſich ſchon zeigte, allmählich das Intereſſe der polniſchen Bevölkerung zumal des Landes, ſich von dem erzbiſchöflichen Palais ab- und dem Kaiſerſchloß zuwenden, zumal wenn der erzbiſchöfliche Stuhl noch längere Zeit unbeſetzt bleibt. Aber auch wenn ein neuer Träger des Biſchofshutes in Poſen einzieht — ſeine alte geſellſchaftliche Stellung wird auf immer dahin ſein, denn die prinzliche Hofhaltung wird das Leben beherrſchen. Der Kaiſer hat in ſeinen Reden jedes Eingehen auf nationale Gegenſätze vermieden. Es war wahrhaftig auch nicht nötig, in Worten das zu ſagen, was ſeine Anweſenheit und die Vorgänge laut genug von ſelber verkündigten. Was die Einweihung des Schloſſes bedeutete und bedeuten ſollte, dieſe Einweihung der kaiſerlichen „Pfalz“ in Poſen brauchte niemandem, weder den deutſch noch den polniſch ſprechenden Untertanen geſagt zu werden. Es iſt übrigens bezeichnend, daß ein großer Teil des polniſchen Adels ſich der Feier aller Hetzerei zum Trotz nicht entzogen hatte, wobei allerdings dahingeſtellt ſein mag, ob Klugheit oder Heuchelei dahinter ſteckte. Die Stadt war aufs feſtlichſte geſchmückt und ward mit Beginn der Dunkelheit prächtig illuminiert. Selbſt die Herren auf der Dominſel hatten mitgetan. Nur das verwaiſte erzbiſchöfliche Palais lag finſter, wie ahnungsvoll, da. An der Tribüne, die vor dem Schloß errichtet war, wurden der Kaiſer und die Kaiſerin, auf dem Wege vom Bahnhof mit brauſenden Hochrufen begrüßt, von Oberbürgermeiſter Dr. Wilms empfangen, der ſeine Rede mit den markigen Worten ſchloß: „Mit ſchnellerem Herzſchlag und leuchtendem Blick begrüßen wir daher den Freuden- und denkwürdigen Jubeltag, an welchem Euere Majeſtäten in das herrliche Kaiſerſchloß feſtlichen Einzug halten. Gewaltig wie Sturmesbrauſen erſchalle — von den granitenen Quadern der Kaiſerpfalz zurückhallend — der Ruf hinaus in die Lande: Se. Maj. der Kaiſer und König und I. Maj. die Kaiſerin und Königin ſie leben hoch!“ Der Kaiſer erwiderte: „Mein lieber Oberbürgermeiſter! Im Namen Ihrer Majeſtät der Kaiſerin und Königin wie in Meinem Namen danke Ich Ihnen von Herzen für die freundlichen und tiefempfundenen Worte, mit denen Sie Uns begrüßt und die treue Anhänglichkeit der Poſener Bürgerſchaft zum Ausdruck gebracht haben. Wir freuen Uns, daß es durch Gottes Gnade Uns vergönnt iſt, heute Unſern Einzug in die Mauern Ihrer Stadt und die von Meiſterhand errichtete Pfalz zu halten. Wir freuen uns, in Unſerer jüngſten


Das Kronprinzenpaar bei den Feierlichkeiten in Poſen.


Die ſpalierbildenden Kinder und Ehrenjungfrauen vor dem Kaiſerſchloß.

Schulkinder jubeln dem Kaiſerpaare zu.

Die Einweihung der kaiſerlichen Pfalz in Poſen. Photographien von der Berliner Illuſtrations-Geſellſchaft und **Gebr. Haeckel, Berlin.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Reſidenzſtadt, zu der Ich die Stadt Poſen hiermit erhebe, Aufenthalt zu nehmen und fortan zu ihren Bewohnern in nähere Beziehung zu treten. Möge die Bürgerſchaft Poſens ſich beim Anblicke dieſer machtvollen Pfalz ſtets des landesväterlichen Schutzes bewußt ſein, mit dem Ich und Meine Nachfolger an der Krone jede ehrliche Arbeit und Hantierung geleiten werden. Möge die neue Reſidenz mit ihren Schweſtern im Lande in Treue zu Kaiſer und Reich, in Liebe zu König und Vaterland alle Zeit wetteifern und ſein und bleiben ein Hort und eine Pflanzſtätte deutſcher Kultur und Sitte!" Im Anſchluß an die Einweihung fand am Sonntag Vormittag auf dem Kernwerk ein Feldgottesdienſt ſtatt, am Nachmittag bei der Kaiſerin ein Damenempfang. Am Montag beſuchte die Kaiſerin das Diakoniſſenhaus, für deſſen Neubau der Kaiſer dem Generalſuperintendenten a. D. Heſekiel eine Summe von 150000 Mk. bereits übermittelt hatte, während die Prinzeſſin Eitel Friedrich ſich im Auftrage der Kaiſerin nach dem evangeliſchen Vereins- und Gemeindehaus begab, wo ſie von dem Konſiſtorialpräſidenten Balan erwartet und empfangen wurde, und die Kronprinzeſſin dem Diakoniſſen-Mutterhaus vom Roten Kreuz in Gneſen, das vor etwa 10 Jahren dank der energiſchen Arbeit der Frau Rittmeiſter Kieckebuſch und des damaligen Erſten Staatsanwaltes Heym, ſpäteren Reichsmilitäranwalts, erbaut werden konnte, einen Beſuch abſtattete.

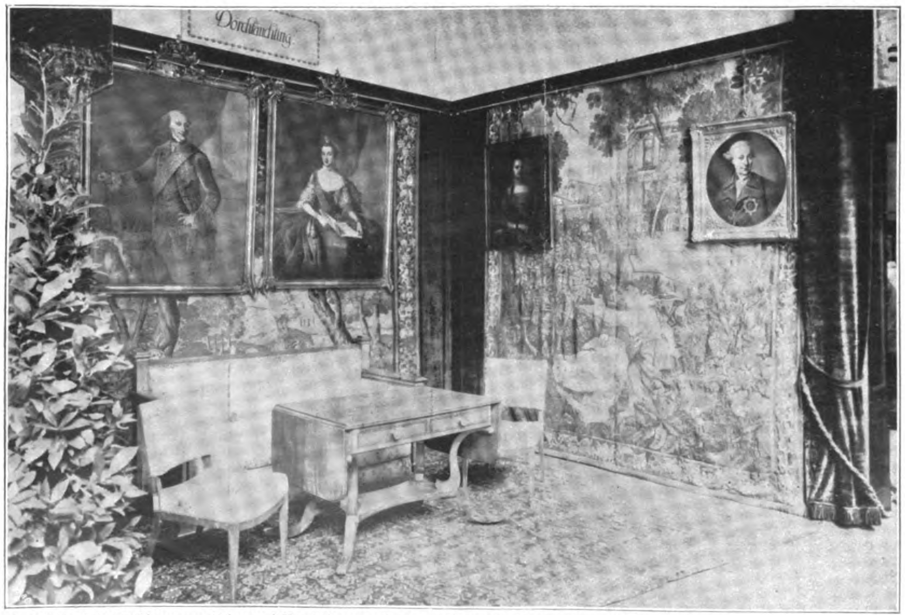
Reuters Wiege.

* * *

Einer äußerſt intereſſanten und literarhiſtoriſch höchſt verdienſtlichen **Ausſtellung** hat aus Anlaß des 100. Geburtstages von **Fritz Reuter,** der unermüdliche Reuterforſcher Profeſſor Karl Theodor Gaedertz, im Künſtlerhauſe zu Berlin zum Leben verholfen. Es iſt erſtaunlich, was hier jahrelanger, bewundernswerter Fleiß und dankbare Pietät zuſammen zubringen gewußt haben. Es iſt das alles mit ſoviel Liebe und feinem Verſtändnis eingerichtet und gibt ein ſo erſchöpfendes, überſichtliches Bild über Reuters Leben, Leiden, Ringen und Schaffen, daß man dem Veranſtalter dieſer Ausſtellung nur aufrichtig und innig danken kann. Wer in dieſer Zeit Berlin beſucht, ſollte keinesfalls verſäumen, im Künſtlerhaus vorzuſprechen und ein paar Stunden der liebevollen Betrachtung der Reuterdenkmäler zu widmen, durch die fünf überreichen Säle trefflich geleitet von Profeſſor Gaedertz erzählendem Führer.

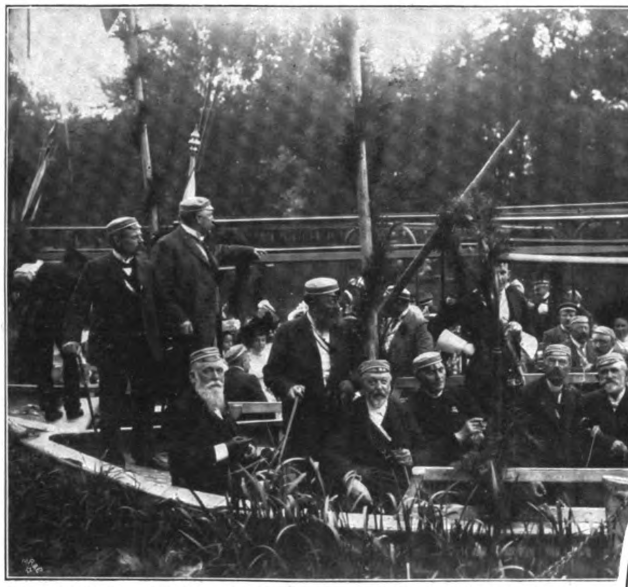
* * *

Kürzlich konnte die Landsmannſchaft Pomerania in Halle a. S. das Jubiläum ihres zweihundertjährigen Beſtehens feiern. Viele alte Herren waren aus nah und fern herbeigeeilt, um mit der Jugend einmal wieder jung zu ſein und ſich deſſen zu freuen, was ihre Korporation im Lauf der Zeiten erlebt und auch erlitten hatte. Manch einer war in



„Dörchläuchting"-Zimmer mit je zwei Porträts des Herzogs Adolf Friedrich IV. und ſeiner Schweſter Chriſtiane. — Links darüber: Der Schreibſekretär Reuters. — **Rechts darüber:** Tür von Reuters Zelle in der Hausvogtei, davor Onkel Bräſig.

Die Fritz Reuter-Hundertjahr-Ausſtellung in Berlin. Photographien vom Techno-Photographiſchen Archiv, Berlin-Friedenau.



Vom 200 jährigen Jubiläum der Landsmannſchaft Pomerania in Halle a. S.; Die Saalefahrt. Photographien von E. Motzkus, Hofphotograph in Halle a. S.

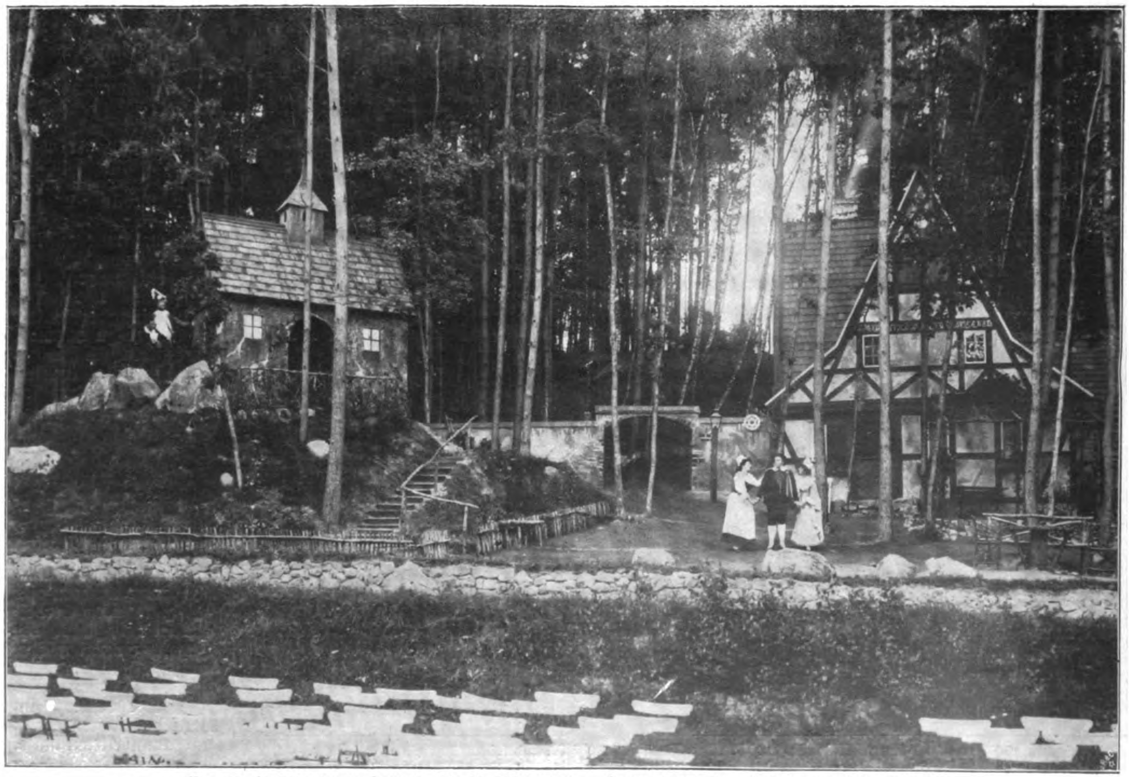
Chargierte in der Tracht von 1830, in modernem Wichs und in der Tracht von 1790.

den vierziger Jahren nach Graudenz auf Feſtung gewandert, darunter auch Albert Schulze, Reuters „oller Kaptain“. Eine ſeit alten Zeiten beliebte und übliche Saalefahrt, ohne die in Halle kein Feſt gefeiert werden kann, bildete den Schluß des **Pomerania**-Jubiläums.

* * *

Es iſt mit Freude zu begrüßen, daß die Idee des Freilufttheaters in immer weiteren Kreiſen begeiſterte Anhänger findet. Es läßt ſich nur ſchwer ſagen, was für einen großen Reiz gerade die Naturbühne einem Schauſpiel oder einer Oper zu geben vermag. Wir wandeln hier in den Spuren Goethes, deſſen Fiſcherin, die in Anlehnung an den Gebrauch der damaligen Zeit, im Freien, an der Ilm, aufgeführt ward, ſtets aufs neue das Entzücken der Weimarer Geſellſchaft erregte, wie denn auch bei dem diesjährigen Goethefeſt die bis ins kleinſte romantiſch-ſtimmungsvolle Aufführung alle Herzen mit fortriß. Die Naturbühnen in Hertenſtein am Vierwaldſtätter See und im Bodethal erfreuen ſich ſchon ſeit längerem großer Beliebtheit und regen Zuſpruchs. Neuerdings hat nun auch **Zoppott** mit der Aufführung der Oper von Ignaz Brüll „Das goldene Kreuz“ auf den Anhöhen im Stadtwalde dieſen ſo ausſichtsvollen Weg beſchritten. Das reizende Bild, das wir bringen, wird den Leſern einen kleinen Begriff von dem Zauber geben, der um ſolch eine Naturbühne webt.

*



Vom Freilufttheater in Zoppot: Die Aufführung von „Das goldene Kreuz“, Oper von Ignatz Brüll.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Sterngucker. Roman von Hermine Villinger. (5. Fortſetzung.)

Der Winter zog ins Land. Nun ſaß auch die Großmutter in der großen Stube, aber nahe am Fenſter, das immer offen ſein mußte. Der arme Xaver fror. Vinzenz hatte der Großmutter eine Lampe gebracht. Sie durfte nicht angezündet werden. „So wie ich's meiner Lebtag gehabt, ſo bleibt's," erklärte die alte Frau.

Stundenlang war nichts zu hören in dem niedern, nur mit einem Unſchlittlicht beleuchteten Raum, als das leiſe Hin- und Herſchieben der Steine oder das ſcharfe Kratzen der Feder, wenn Xaver mit langen, ſteifen Buchſtaben an ſeinem Werk über die Ammoniten ſchrieb. Ein feines Glück lag dabei auf ſeinem Geſicht, ein Vergeſſen der ganzen Welt. Es gab keine Kämpfe mehr zwiſchen ihm und der Mutter. Allmählich hatte ſein Widerſtand den Sieg davon getragen. Es war nichts aus ihm geworden. Nun denn, ſie mußte ſich fügen.

Aber Vinzenz hatte ein Wort ausgeſprochen, das gab ihr zu denken. ‚Von wem haben wir denn das Sinnieren, Großmutter? Doch von Euch. Den alten eigenen Grund muß man aufwühlen, dann verſteht man vieles —'

Dieſe Worte fielen ihr immer wieder ein.

Und obwohl der Pfarrer und der Bürgermeiſter ihr ſtets von neuem die Hölle heiß machten ob der Verderbnis, die der Enkel ins Dorf gebracht — das Herz klopfte ihr trotzdem vor Freuden, wenn ſie ſeinen Schritt vernahm und mit ihm ein friſcher Luftzug in die ſtille Stube drang.

Denn den Vinzenz trieb's immer wieder herunter. Er wußte wohl weshalb. Der Atem ſtand ihm ſtill, wenn die Türe aufging und die Judith mit ihrer Arbeit eintrat. Manchmal ſchoſſen Blitze der Luſtigkeit aus den Augen des Mädchens, ihr Mund lächelte verſtohlen. Ihre Bewegungen waren voll des Lebens. Dann wieder ſetzte ſie ſich bleich und bedrückt zur Unſchlittkerze und nähte an ihrem Zeug, ohne aufzublicken. Plötzlich aber ſchoß ihr das Blut in die Stirne und über den Hals hin und bis vor in die Fingerſpitzen. Vinzenz' Blicke waren's, die ihr keine Ruhe ließen. Allabendlich kam er mit dem Vorſatz herunter: ‚Heute werde ich ſprechen — heute werd' ich's der Großmutter ſagen: ich will die Judith zum Weib —' Wenn er dann vor der alten Frau ſaß, erſtarb ihm das Wort auf den Lippen. Es kam ihm vor, als hole er zu einem tödlichen Schlag aus, mit ſeinem Anſinnen.

„Großmutter," ſagte er einmal zu ihr, „warum ſind wir nur alle ſo einſam? Lebt nicht jeder hier ganz für ſich — Ihr, der Xaver, die Judith — ich —"

„Was brauchſt Du die mit uns zu nennen?"

„Wer ſind wir denn?" meinte er. „Ihr ſagt doch immer, es ſei nichts aus uns geworden. Alſo warum ſoll die Judith ſchlechter ſein?"

Sie beſann ſich, dann meinte ſie: „Du machſch die Rechnung anders als ich. Es ſtimmt nit mehr zwiſche uns. 's iſch mei letztes Leid, daß Du ein Fremder worde biſch."

„Ich möcht' Euch ja ſo gern verſtehe, Großmutter!"

Es lag etwas Trauriges in ſeiner Stimme. Das traf ſie. Sie ſuchte nach ſeiner Hand. „Bubele, wo ſoll mir auch d' Weichheit herkomme? Wer immer hat kämpfe müſſe — zuerſcht mit dem Mann, der ein Tropf war — dann die Bube, aus dena nix hat werde wolle —"

„Das könnt Ihr nicht ſagen, Großmutter."

„Iſch Steinle ſammle Arbeit," fuhr ſie auf, „und Roſe ziehe — iſch das Arbeit? Hm, jo, der Chriſtian hat mir Geld geſchickt. Er hat für mich g'ſorgt. Aber heimkomme iſch er nimmer. Kannſch Du mir ſage, ob ſo einer wie der Chriſtian wieder in d' Heimat taugt hätt'?"

„Nein, aber nach dem Ausſpruch des Pfarrers und Bürgermeiſters taug' ja auch ich nicht mehr in die Heimat."

„Wenn Du nur an dena zwei mäkle kannſch."

„Tun ſie es nicht auch an mir?"

„Das iſch was andres. Du biſch kei Obrigkeit. Die iſch uns eingeſetzt, daß wir uns beuge."

Immer das alte Drehen im Kreis. Wer kümmerte ſich in der Welt, die er verlaſſen, um die Anſichten eines hartnäckigen alten Menſchen? Mochte er reden. Aber, was er ſich auch ſagte — ihm gelang es nicht, ſich über das Grollen der alten Frau hinwegzuſetzen. Er kam nicht auf gegen ſein eigenes Blut. Er verſenkte ſich in das Innenleben der Menſchen, wie der alte Fromherz ſich in das Weſen ſeiner Roſen verſenkt hatte. Und ein ſchroffes Vorgehen wurde ihm zur Unmöglichkeit.

Mehr und mehr überließ er ſich im Dämmerlicht der abendlichen Stunden dem Anblick der jungen, kraftvollen Judith. Ein plötzliches Zuſammenfahren der über die Arbeit gebückten Geſtalt — ein Stocken des Atems hier und dort — ein halb unterdrückter Seufzer —!

Die Großmutter hatte keine Augen zum Sehen, aber ihr Spürſinn war allezeit wach. Sie hörte die unterdrückten Seufzer, die einander ſuchten. Sie fühlte die Wellen von Herz zu Herz, das heiße Wogen von Atem zu Atem.

Als Judith ihr zur Nacht die große Federdecke über die Füße legte — ſie ſaß auch des Nachts aufrecht in ihrem Lehnſtuhl beim offenen Fenſter — hielt ſie das Mädchen beim Rock feſt.

„Horch,“ ſprach ſie, „Du gehſch zum Herr Pfarrer. Er hat zu mir g'ſagt: ‚Fromherze, 's iſch Gefahr im Verzug. Haltet die Auge offe. Habe wir die Judith ſo lang gehütet, um Unehr an ihr zu erlebe?‘ Alſo mach Dei Sach zuſamme. Ich will's. Meinſch, ich merk nit, was vorgeht? Meinſch, ich hör's nit klopfe in Deiner Bruſt? Die alt Fromherze lebt noch. Du haſch mich elend g'macht und blind dazu. Ich denk', das könnt reiche. — Alſo geh.“

Und Judith ging. Nein, ſie konnte nicht bleiben. Es war eine Erlöſung für ſie, zu gehen. In ihr ſah es ſo wirr aus, daß ihr alles beſſer erſchien als dieſer Zuſtand. Sie hatte Augenblicke durchgekämpft, da ihr war, als müſſe ſie die Arbeit von ſich werfen und aufſpringen und die Arme um den Hals des Mannes ſchlingen — den ſie liebte — und zugleich haßte. Ja, ſie haßte ihn, weil er ſie ſo quälte. Es war ſchlecht von ihm. Warum ſah er mit ſolchen Augen immerfort nach ihr hin? Warum ſprachen dieſe Augen Dinge, die ſie nicht ſprechen durften? Ach, ſie war ja ſo gering. Die Großmutter hatte es ihr hundertmal geſagt, wie gering ſie ſei. Und jeder im Dorf kannte ihre große Sünde. Jetzt noch, nach zehn Jahren, konnte ſie's hinter ſich tuſcheln hören: ‚Sie hat der Fromherze ans Leben gewollt.‘ — Da alle mit der alten Frau gut ſtehen wollten, ließen ſie alle die Judith im Stich. Jahrelang hatte weder ein Burſche noch ein Mädchen das Wort an ſie gerichtet. Nur die Mutter hatte zu ihr gehalten. Ja, und der Xaver auch. Es hatte ihr freilich zuerſt recht langweilig gedünkt, dies ewige Reden über Verſteinerungen. Dann aber hatte ſie ſich dabei vergeſſen und zuletzt daran erfreut.

Nun war's auch damit aus. Mit ihrem kleinen Kleiderbündelchen ging ſie über Feld, in aller Morgenfrüh. Erſt war ſie noch bei der Mutter geweſen.

„Tu der Fromherze den Wille,“ hatte dieſe geſagt. „Denk' auch, was wir ihr ſchuldig ſind. 's kommt niemand gegen ſie auf. Sie iſch auch damals Meiſchter worde, wie mich der Xaver gern geſehn hat. Wir ſind halt geringe Leut. Für die gibt's nur Almoſe, kein Glück.“

Die Judith machte eine Fauſt. „Das ſeh ich nit ein. Wenn ich nix ang'ſtellt hätt, nix wege der Fromherze auf dem Gewiſſe hätt — ich wollt —“

Sie machte eine Bewegung mit beiden Händen, als gelüſte es ſie, an ſich zu reißen, was ſie erſehnte. —

Die Judith ging über Feld. Es regnete in Strömen. Es tropfte ihr über die Haare, die Wangen entlang. Sie nahm ihr Kleid über den Kopf, preßte ihr kleines Bündel an ſich und ſchritt kräftig aus. Aber immer wieder blieb ſie ſtehen und ſchaute zurück. Als ging's in einen anderen Weltteil, ſo ſchwer kam ſie der Abſchied an. Der Vinzenz trieb ſie fort — er ſorgte wohl für die Ihren, ja, gut war er zu ihnen — aber ſie trieb er fort unter fremde Leute. Er wußte doch, wie gering ſie war, er wußte doch, was ſie der Großmutter angetan — warum ſah er ſie nur ſo an? Wie ſchlecht von ihm, wie ſchlecht!

Sie reckte den Kopf hoch auf. Ja, ſie wollte zum Pfarrer. Sie fürchtete ſich zwar vor ihm, aber ſolche Qualen hatte ſie bei ihm nicht zu leiden. Er ſchaute ſie wohl auch an, aber wie man eine Sünderin anſchaut — er, der ſo hoch über ihr ſtand — das ertrug ſie ſchon lang, das war ihr nichts Neues. Aber was ſie jetzt erlitt — was ſie all dieſe Zeit erlitten —

Sie ſchluchzte laut auf, ſie ſtöhnte — —

‚Und müßt' ich vor Heimweh ſterben,‘ ſprach's in ihr, ‚ich halt's beim Vinzenz nimmer aus —‘

„Großmutter, was habt Ihr getan,“ warf Vinzenz der alten Frau vor, als er erfuhr, daß Judith zum Pfarrer geſchickt worden war, „was habt Ihr getan?“

Er wurde rot und blaß. Es gab ja nur ein Wort, das er hätte ſagen müſſen. Er brachte es nicht heraus.

Sie hörte ſein tiefes Atmen.

„Was denkſch auch?“ fragte ſie mit unſicherer Stimme.

„Ich denk' an Xavers Schickſal,“ ſprach er und ſchritt davon.

Die alte Frau wußte nicht, wie ihr geſchah. Der Kampf mit den Söhnen war ihr ein leichtes geweſen — der Kampf mit dem Enkel ſetzte ihr zu. Es ſtieg ihr etwas in die Kehle, wenn ſeine Stimme traurig klang. Und doch, war mit ihm nicht Unruh und Unfriede in das bisher ſo ruhig dahinfließende Dorfleben gekommen? Klagte es ihr nicht der Pfarrer? Klagte es ihr nicht der Bürgermeiſter? Einen Neuerer nannten ſie den Enkel, einen Umſtürzler. Gehen möge er, oder ſich in ihr Leben fügen, wie es war und wie es bleiben ſollte. Schon ſei die Jugend aufgehetzt, und ihre Reden klängen frech, ſtatt beſcheiden wie früher. Schon ſeien ſo und ſo viele Männer auf die Seite des Neuerers getreten, lachten über die Mahnungen ihrer Vorgeſetzten und führten Reden im Lamm, wie ſie niemals im Dorf bisher gehört worden waren.

Alſo — war's nicht ihre Pflicht, der Großmutter Pflicht, dem Enkel entgegenzutreten? Mußte ſie nicht, ſolange ſie noch Atem hatte, den Dorffrieden vor ihm ſchützen, auch wenn's ein Eigener war, der ihn gefährdete?

Ach was, ſie hatte nie einen Unterſchied gemacht zwiſchen den Eigenen und denen, die rings um ſie lebten. Sie hatte ſtets für alle die gleiche Gerechtigkeit und die gleiche Fürſorge gehabt — das Gute gut geheißen, das Schlechte verdammt. Aber warum wurde es nicht ruhig in ihr trotz allem, was ſie ſich ſagte — warum war ihr ſo weh ums Herz, wie ſie es früher nie gekannt? Sie hörte ihres Sohnes hinkenden Schritt im Haus, und Vinzenz' Worte: ‚Ich denk' an Xavers Schickſal —‘ fielen ihr ein. Lag's nicht wie Vorwurf in dieſen Worten? — „O Herr Jerum,“ ſtöhnte ſie auf.

Sie ſtand wie vor einem Abgrund. Sie ſah Augen, die ſie anklagten, hörte Stimmen, die ſie beſchuldigten — das Weib, das Xaver liebte, lahm geſchlagen durch einen rohen Mann — der Sohn —?! Einmal hatte er ſich aufgebäumt und es ihr ins Geſicht geſchrien: ‚Du biſt ſchuld an ihrem, an meinem Unglück —‘ Sie wollte es gut machen — ſie nahm das Kind des unglücklichen Paares ins Haus, die Judith. Und wie hatte es ihr die gelohnt!

‚Was will er denn — was will er denn,‘ keuchte ſie in ſich hinein, ‚die Judith, die mir ans Lebe g'wollt — die keiner nähm im ganze Dorf — die kein Groſche hat — nix als Elend, das an ihr hängt — der Vinzenz — mei Vinzenz!‘

* * *

Sonntag war's. Der Vinzenz nahm ſein Rad, um ins Weindörfle hinüber zu fahren. Er wußte ſich nicht anders zu helfen. Er war dem Verzweifeln nah, daß er den Mut nicht fand — daß er ſich und das Mädchen ſo quälte, bloß weil er der alten Frau nicht weh zu tun vermochte.

‚Ihr ſeid kein Draufgänger,‘ hatte Patrick zu ihm geſagt.

‚Nein, ich bin ein dummer Kerl,‘ grollte er in ſich hinein, ‚geſchieht mir recht, verdien's nicht beſſer. Glück will erobert ſein. Gerad ſo, gerad ſo wird's mich treffen wie den Xaver. Füg' Dich, füg' Dich, alter Eſel — kehr' um — Du ſprengſt Deiner Lebtag nicht den Reifen um Deine Bruſt!‘

Aber immer raſcher fuhr er zu. Eine Angſt war in ihm, eine unbeſchreibliche Pein. Der Pfarrer! Dachte er nicht in allen Dingen wie die Großmutter? Ganz gewiß, er quälte die Judith. Er machte ihr Vorwürfe, brachte ſie der Verzweiflung nahe. Und ſie, ließ ſie ſich's gefallen? Würde ſie wieder das düſtere, ſchwermütige Geſchöpf werden, ſo wie er ſie gefunden?

Es war ſo ſchön geweſen, als ſie den ſchlanken Hals reckte und es ihr aus den Augen blitzte! —

Geſchützt im Tal lag's Dörflein da, langgeſtreckt zwiſchen kahlen, hohen und niedrigen Rebhügeln.

Es läutete gerade zur Meſſe. Vinzenz ſtellte ſein Rad im nächſten Wirtshaus ab und trat in das kleine Gotteshaus.

Freilich ein anderes Kirchlein als bei ihnen daheim. Gar ſchmuck und freundlich. Schwere Bauern ſaßen auf der Männerſeite, mit dicken Köpfen und roten Naſen. Ein vollſaftiges Geſchlecht.

Vinzenz blieb an der Türe im Dunkeln, wo außer ihm nur noch ein paar Alte knieten und huſteten. Er konnte nichts von den Frauen auf der anderen Seite ſehen.

Aber ſchöne Sachen bekam er von der Kanzel zu hören, o weh! Mit puterrotem Kopf, rollenden Augen und Fäuſten, die laut auf die Brüſtung ſchlugen, donnerte der Hirte ſeine Herde an. Ein Säuferneſt nannte er ſein Dorf, eine Stätte der Liederlichkeit.

Kaum aber hatte er das Amen geſprochen, als ſie alle heiter und guter Dinge von der Kirche ins Wirtshaus eilten, Männlein wie Weiblein, um ſich an dem ‚rezenten Weinle' ihrer Berge die Seelen aufzufriſchen, denen der Pfarrer ſo bange gemacht.

Vinzenz ſah ihnen zu, wie hurtig ſie die Gläſer leerten und wieder füllten.

Ein paar Weiber brachten ein unerfreuliches Weſen herein, ältlich, dürr und welk wie eine gedörrte Birne.

„Proſit, Pfarrköchi, Proſit!" riefen ihr ein paar Bauern entgegen und hielten ihr das Glas hin.

Sie tat verſchämt, wehrte ſich. Man hätte ſie da hereingezerrt ohne ihr Zutun. Aber ſie nippte doch aus dem Glas, das man ihr aufdrang.

„Geh, teilt uns auch ein paar Rezeptle mit," meinte eines der Weiber.

„Ich muß heim, ich muß heim — der Brate, mei Brate —" wehrte die Pfarrköchin.

„A was, Ihr habt ja jetzt eine Hilf —"

„Jo, die — jo jo — da hat mer was Rechts —"

„Wie ſtellt ſie ſich an, die Judith von drübe?"

Die Köchin zuckte die Achſel. „Wie wird ſie ſich anſtelle — heule tut ſie die ganze Nacht. Ich hör's. Ich hör alles. Mir macht kein Menſch ein X für ein U. 's gibt g'ſcheitere Sache, als ſich um ſo eine zu erbarme. Was ein Sündebock iſch, das bleibt ein Sündebock. Auf den Bode rennt ſie zwanzigmal im Tag, um nach ihrem Kirchturm daheim zu ſchaue —"

Sie bekam friſch eingeſchenkt und trank gemächlich Schlücklein um Schlücklein.

Als die Weiber von neuem in ſie drangen wegen der Rezepte, daß es gar ſo gut röche, wenn man am Pfarrhaus vorbeigehe, und ſie es ihnen doch verraten ſolle, wie ſie ihre Speislein zubereite, da meinte die Köchin mit einem ſchadenfrohen Lachen: „Aufg'ſchriebe hab ich nie. Was ich kann, ſoll mit mir ſterbe."

„Was," begehrten die Weiber auf, „ſo iſch das Ding — aber ein Gläsle ums andere, das läßt man ſich ſpendieren!"

„Hab ich Euch nit ausgezeichnet unterhalte?" meinte ſie.

Vinzenz ſaß wie angenagelt. Er kam zu keinem Entſchluß. Daß ſo eine wie die Pfarrköchin der Judith das Leben nicht eben leicht machte, lag auf der Hand. Warum ſprang er nicht auf, warum holte er ſie nicht heim, gleich auf der Stelle? Er wurde ins Geſpräch gezogen. Man ſtichelte, was er eigentlich im Weindörfle wolle.

Um die ſchöne Kirche zu ſehen, ſei er herübergefahren.

„Jo jo, um der Wein nit, das merkt man," meinte der Wirt hohnlächelnd.

Die Pfarrköchin hob die Naſe. „'s heißt, drübe beſuchet Ihr kei Kirch."

„Vielleicht weil ſie mir nicht ſchön genug iſt," ſagte Vinzenz.

„Da muß einer, der Batze hat, Rat ſchaffe," gab ſie ihm zu verſtehen.

Die Bauern brachen auf.

Die Köchin tuſchelte mit den Weibern: „Der iſch mir nit wenig verdächtig. Ich wett, der kommt wege der Judith." Sie behielt ihn feſt im Auge.

Vinzenz, der das fühlte, ſchwang ſich aufs Rad und fuhr davon. Nicht einen einzigen Blick warf er zum Pfarrhaus hinüber. Als er das Dorf hinter ſich hatte, ſchaute er ſich um. Richtig, aus einer Dachluke des Pfarrhauſes beugte ſich Judiths Kopf. Sie winkte mit der Hand. Das Herz ſchlug ihm bis in den Hals. Er fuhr weiter. Er ſagte ſich unterwegs: ‚So geht's nicht. Ich darf das der Großmutter nicht antun. Ich muß ſie vorbereiten — noch heute — keine Stund wart ich mehr!'

Die Stunde verging. Auch der Tag. Er kam nicht über dieſe inneren Zweifel, über dieſe Angſt vor dem Kampfe mit der alten Frau weg. Er ſchalt, er verachtete ſich, aber er blieb ſtumm. Niemand ſprach ein Wort in dem düſteren Raum. Kein leichter Schritt ging durchs Haus. Eine Frau, die allein ſtand, tat die Arbeit an Stelle der Judith. Die alte Fromherze ſaß und lauſchte. Sie wartete auf ein Wort des Enkels. Sie ſehnte ſich, ſeine Stimme zu hören, aus der ſie ſo gut entnehmen konnte, wie es um ihn ſtand. Manchmal reckte ſie die Hand nach ihm aus, und fühlend, daß ihr nichts entgegenkam, zog ſie ſie wieder zurück. Es gab Augenblicke, da hätte ſie flehen mögen: ‚So ſprich doch — einerlei was — will mich in alles finden — nur bleib nicht ſtumm —' Aber auch ſie brachte das erlöſende Wort nicht über die Lippen. Ebenſowenig als er.

So litten ſie beide und unterdrückten ihre Seufzer, indes der alte Xaver ſich über ſeinen Sammlungen vergaß, unter dem leiſen Aufklirren der Steine Worte murmelnd, die niemand verſtand.

„Morgen hol ich mir die Judith," flüſterte er allabendlich dem Vinzenz unter der Haustüre zu. Er machte ſich auch richtig auf den Weg. Aber er hatte ſeinen Hammer in der Taſche. Und ſo geſchah's, daß er regelmäßig an irgendeinem Steinbruch am Weg hängen blieb und ſich vergaß. ‚Was ſind wir doch für miſerable Kerle,' ſagte ſich Vinzenz, wenn der alte Xaver des Abends ſein Steinlein auskramte, um deſſentwillen er die Judith vergeſſen. ‚Hat die Großmutter nicht recht?'

V.

Nun wußten die Dörfler, um was es ſich gehandelt, was es mit den Sendungen zu bedeuten gehabt, die im Herbſt beim Vinzenz Fromherz eingetroffen waren. Das Frühjahr brachte es an den Tag. Erdbeer- und Himbeerpflanzungen wieſen die Felder des Amerikaners auf, als die Schutzdecke entfernt worden war. Roſenpflanzungen dehnten ſich über die Äcker hin, die bisher nur ſchwaches Getreide hervorzubringen vermocht. Die halbe Jugend des Dorfes war mit den Kulturen beſchäftigt, dieſe in dem klug und überlegen ausgenutzten Boden ſachgemäß unter Vinzenz' Leitung zu pflegen. Was er drüben an Erfahrungen und Kenntniſſen geſammelt, das kam nun der Heimat zugute.

Freilich, der Spott derer, die gegen ihn waren, ließ nicht auf ſich warten! Wie der Bürgermeiſter lachte! Nein, wie der lachte! Erdbeeren und Himbeeren zu pflanzen ſtatt Frucht. Roſen ſtatt nützlichem Getreide!

Geſenkten Hauptes hörte die alte Fromherze die höhnenden Reden des Bürgermeiſters an, und ſein Frohlocken tat ihr im Innerſten weh. Recht hatte er ja, der kluge Bürgermeiſter — Roſen ſtatt Getreide — ‚O Jerum,' ſeufzte ſie in ſich hinein. Aber den Enkel zur Rede ſtellen, ihn tadeln — ſie vermochte es nicht mehr.

Und er hatte es auch ſo eilig jetzt. Er ſagte immer nur: „Abwarten, Großmutter, abwarten —" wenn ſie eine Frage auf den Lippen hatte. Faſt täglich radelte er hinüber in die Schweiz. Was hatte der Menſch dort zu tun? Dem

Bürgermeiſter ließ es keine Ruhe. Er ſpannte ſeinen Braunen vors Wägele und fuhr dem Amerikaner nach. Drüben ſpielte er ſich als guten Freund auf und heftete ſich an Vinzenz' Ferſen. Dem war das ganz willkommen, er ließ ihn ruhig mitgehen. Er mußte lachen über die Plumpheit des Mannes. Der aber machte große Augen.

In die erſten Hotels, in die erſten Blumen- und Obſtgeſchäfte kehrte Vinzenz ein. Ruhig, mit übergeſchlagenen Armen, ſtand er vor den Hotelbeſitzern und Geſchäftsleuten und ſprach von ſeinen Unternehmungen. Und kein Menſch lachte, überall wurde er freundlich aufgenommen. Wie mit ihresgleichen verkehrten dieſe Stadtherren mit ihm.

Der Bürgermeiſter ſah erſt jetzt, wie anders der Vinzenz Fromherz war als die Bauern in ſeinem Dorf.

Er lachte nicht mehr, als er des Abends von ſeiner Fahrt zurückkehrte. Er hatte auch die Arme übereinander geſchlagen, neben Vinzenz hatte er ſich aufgepflanzt und ſo getan, als ſei deſſen Sache auch die ſeine. Aber man hatte ihn ſtehen laſſen und kaum hingehört, wenn er das Wort ergriff.

„So wüſcht hat er's noch nie triebe,“ flüſterte ſein Weib der Tochter zu, „heut obend könne wir uns in acht nehme!“

Der Bürgermeiſter ſchlug den Gaul. Er ſchlug den Knecht und Weib und Kind. In ſeiner Ofenecke ſaß er und trank wie nie zuvor. Immer wieder fiel ſeine Fauſt hart auf den Tiſch, daß das Glas klirrte. War's nicht ein Affront, wie ihm geſchehen da drüben? Hatten die Herren Hotelbeſitzer nicht mit Vinzenz geredet, als ſei er ihresgleichen, und ihn, den Bürgermeiſter, links liegen laſſen, als habe er nicht das geringſte zu bedeuten? Neid und Rachſucht und der Wein raubten ihm den letzten Reſt von Vernunft. Er ſann und ſann. Dann mit einemmal lachte er wild auf. Er glaubte, gefunden zu haben. Auf unſicheren Beinen ſuchte er in Haus und Stall zuſammen, was er für ſein Vorhaben bedurfte. Schwefelhölzer ſteckte er ein. Bündel trockenen Heues und Stroh raffte er zuſammen.

Brauſende Frühlingsſtürme jagten durchs Dorf. Manchmal kam der Mond zum Vorſchein, dann wieder eilten die Wolken über ihn weg.

In dem Gäßlein regte ſich nichts. Keuchend und ſtrauchelnd ſchlug der Bürgermeiſter den Weg zu Vinzenz' Anweſen ein.

„So iſch's recht,“ ſagte er, als ihm der Sturm faſt den Atem nahm, „blas Du, blas — alles weg, glatt weg vom Bode — Zum Henker mit der ganze Ernt — ha ha — ha ha — will's Euch verſalze — Sie höre ſchon die Tälerle klinge — ha ha —“

Jetzt ſtand er im Feld, unweit des Hauſes. Jetzt ſtreute er das trockene Heu und Stroh über die Anpflanzungen hin. Er fiel, richtete ſich auf, fiel wieder. Er ſchnaubte und ſtöhnte. Der Wind löſchte das Feuer, das er entzündete, immer wieder aus. Seine Hände zitterten. Er ſetzte ſich vor den Haufen Heu hin, der endlich Feuer fing, ganz nahe ſetzte er ſich, um ihn vor dem Wind zu ſchützen. Mit einemmal flog er auf. Der Zipfel ſeines Rockes war in Brand geraten. Er fing an zu ſchreien und wie ein Beſeſſener auf dem Feld herumzuhüpfen.

„Feuerjo! Feuerjo!“

Vinzenz kam, notdürftig gekleidet, aus dem Haus gerannt. Er ſah den brennenden Mann und riß ihm den Rock vom Leib. Lichterloh brannte der morſche Stoff.

Vinzenz warf einen Blick über das am Feld hinwehende Heu und Stroh. „Ihr hattet's gut vor,“ ſagte er zu dem ſtöhnenden Mann.

„Ich glaub', ich war betrunken,“ greinte dieſer, „aber ich bin g'ſtraft, ich bin g'ſtraft — au weh, au weh, meine Wade —“ Er fing an, wie am Meſſer nach ſeinem Weib zu ſchreien.

Vinzenz führte den Mann zum Brunnen. „Nehmt einen Schluck Waſſer, Traubenwirt, und ſchreit nicht 's ganze Dorf zuſammen. Eure Tat macht Euch keine Ehr'. Kommt ſie ans Tageslicht, iſt's aus mit Eurer Reputation.“

Der Bürgermeiſter trank Waſſer. „Das iſch mir ſchon lang nimmer paſſiert,“ keuchte er zwiſchen jedem Schluck — „au weh, au weh, meine Wade —“ Und wieder ſchrie er nach ſeinem Weib, und wieder mahnte ihn Vinzenz zu ſchweigen. Die Schmerzen machten den Bürgermeiſter nüchtern. Er wurde zum weh- und demütigen Mann. „Freilich habt Ihr recht, Fromherz, der Wein iſch vom Übel — ach, was richtet der Wein nit an! Bringt mi heim, bringt mi heim! Mit zwei Füß ſteck ich ſchon in der Höll! Jeſſes, daß ich's noch auf 'm Erdbode erfahre muß, wie's in der Höll tut —“

Vinzenz führte den hinkenden Mann am Arm.

„Zeigt mich nit an, zeigt mich nit an,“ jammerte der Bürgermeiſter, „der Wein war's, der Wein —“

„Ich werd' Euch nicht anzeigen,“ verſprach ihm Vinzenz, „aber ſeht, Ihr habt Zwietracht geſäet zwiſchen mir und der Großmutter, Ihr habt ſie gegen mich aufgebracht —“

„Auch im Wein, nur im Wein,“ verſicherte der Bürgermeiſter.

„Alſo, nun laßt Ihr 's Trinken bleiben. Nun geht Ihr zur Großmutter und macht gut, was Ihr an mir verbrochen. Habt Ihr verſtanden, wie ich's mein? — Ihr lebt mir nicht mehr zu leid!“

„Über der Schellekönig will ich Euch lobe — über der Schellekönig — gleich will ich mit Stumpf und Stiel verbrenne, wenn ich nit Wort halt! Gebt mir d' Hand drauf, daß auch Ihr Wort haltet!“

Mit dieſem Händedruck ſchieden ſie vor der Türe des Traubenwirtshauſes.

Vielleicht war Vinzenz nie in ſeinem Leben ſo vergnügt geweſen wie in dieſer Nacht. Er lachte immer wieder laut auf. Er fuhr aus dem Schlaf, bloß um zu lachen und im nächſten Augenblick wieder einzuſchlafen.

Es tagte kaum, ſo verließ er ſein Haus, ſetzte ſich aufs Rad und ſauſte dem Weindörfle zu. Es kam ihm plötzlich alles ſo leicht, ſo einfach vor. Das Lachen ſaß ihm noch in den Mundwinkeln. Er fuhr dahin, als wiſſe er von keinen Schwierigkeiten mehr. Der Wind tobte, die Bäume am Weg bogen ſich, die welken Blätter wirbelten durch die Luft. Die Sterne empfahlen ſich am Himmel. Er trat immer lachender und blauer hervor. Die Vögel ſchmetterten ihre Liebeslieder in den jungen Tag hinein. In Vinzenz lag es wie etwas Selbſtverſtändliches, daß er in ſein Glück hinein fuhr, daß es gar nicht anders ſein konnte.

Mit eins ſchrak er zuſammen. Wer kam dort? Wer anders konnte das ſein als die Judith? Im Sturm ſchritt ſie einher — die Zöpfe flogen ihr ums Geſicht, die Kleider wehten ihr um den Leib. Sie ſchlenkerte ihr Bündel in der Hand. Gar trotzig trug ſie das Haupt.

Als ſie Vinzenz erkannte, hielt ſie plötzlich ſtill, wie erſtarrt. Er warf ſein Rad weg. Ein Aufſchluchzen, und ſie lagen ſich in den Armen.

Wie feſt ſie ihn hielt! Wie heiß ihre Lippen die ſeinen ſuchten! Sie weinte. Sie ſchluchzte. Als er ſie feſter an ſich ziehen wollte, riß ſie ſich plötzlich los. Es ging wie ein Erſchrecken durch ihre Glieder.

„Was hab' ich getan!“ ſtammelte ſie, und heiße Blutwellen ſtiegen ihr ins Geſicht. „Recht hat er, der Herr Pfarrer — recht hat er —“

Vinzenz zog das im höchſten Grad erregte Mädchen auf einen, am Weg liegenden Baumſtamm: „So ſei doch ruhig — komm zu Dir!“ Er wollte den Arm um ſie ſchlingen. Sie wich haſtig zurück.

Sie wußte ſich nicht zu helfen. Ihre Hände zitterten. Ihr Atem flog.

„Was hat er geſagt, der Herr Pfarrer?“ drang Vinzenz in ſie, „was iſt's, das Dich ſo gekränkt hat? Warum biſt Du fortgelaufen?“

„Hab's nimmer ausg'halte," ſtieß ſie hervor, „nimmer mit anhöre hab' ich's könne — was ich der Fromherze getan — und ihr ſchuldig ſei — und — und — daß er mich wohl durchſchau — mei ganze Schlechtigkeit — und ich auf — böſe Wege ſei — ich — ich —" Sie rang die Hände: „Fragt nit — laßt mich — Er — hat ja recht —" Sie brach in heftiges Weinen aus: „Nach Konſtanz — ſoll ich — zu den Schweſtern — weit, weit weg — von daheim —"

„Und an mich haſt Du nicht gedacht?" fragte Vinzenz, „Dir nicht geſagt — der Vinzenz ſteht mir bei — ich geh zu ihm —"

Sie ſank mit dem Geſicht faſt auf die Knie: „Das iſch's ja ebe — das iſch ja mei Schlechtigkeit — daß ich nit anders hab könnt —"

Das Herz ſchlug ihm bis in den Hals. Er nahm ihr Geſicht in beide Hände. Es dauerte eine Weile, bis er ſprechen konnte. „In vier Woche biſch mei Weibele," flüſterte er ihr ins Ohr.

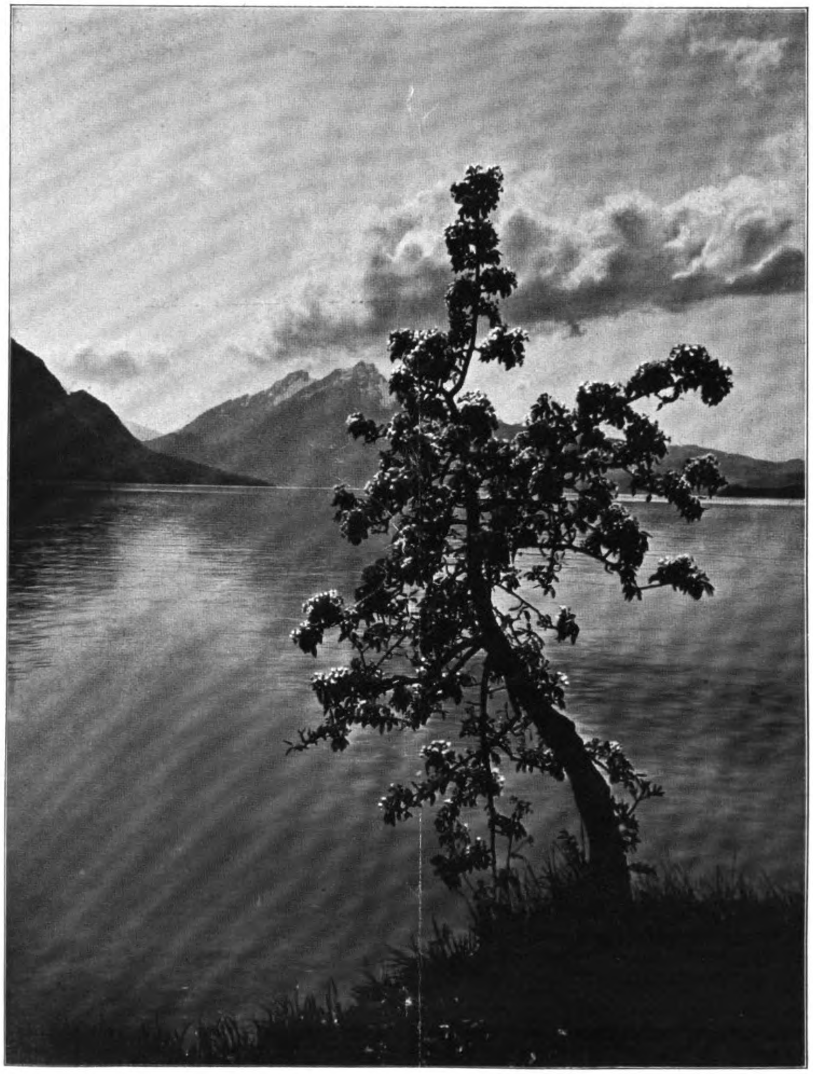
Sie wurde blaß. Sie wurde rot. Sie ſah ihn völlig verwirrt an. „O Vinzenz, iſch's wahr — iſch's wahr — iſch's wahr?"

Er ſchloß ſie ſtatt jeder Antwort feſt in die Arme.

Sie ſah wie verklärt zu ihm auf. „Bin ich Dir gut g'nug? Bin nit zu ſchlecht? Brauch nimmer büße? O Vinzenz, Du tuſcht mich erlöſe! Du weiſch ja nit, was es heißt, ſo ein ganzes Lebe lang alles unterdrücke, was in eim lebt. Ich hab' glaubt, ich bin zu ſchlecht für jeden — und jetzt —" Sie ſchrie laut auf: „Jetzt krieg ich gar der Beſcht auf der ganze Welt!" Sie hing an ſeinem Hals und wurde ſtill vor Seligkeit. Er küßte ihr roſiges Geſicht, ihre Haare, ihre Augen. Plötzlich machte ſie ſich los. „Und d' Großmutter?"

„Wir ſagen's ihr gleich." — Die welken Blätter ſtoben vor ihnen her. Schon flogen der Judith die Zöpfe wieder um den Kopf. Daran war aber nicht allein der Wind ſchuld. „Biſch ein Nimmerſatt," ſchalt ſie.

„Hab' viel nachzuholen. Weiß wohl, bin ein alter Eſel."



⌘ Blick von Weggis auf den Vierwaldſtätterſee. Photographie von Aug. Rupp. ⌘

Sie hielt ihm den Mund zu. „Laß mir den Vinzenz nit ſchimpfe. Freilich, umbringe hätt' ich Dich manchmal möge."

„Bin halt ein Zuwarter. Mußt viel Geduld habe."

„Verſpreche tu ich nix."

„Am End krieg ich eine böſe Frau —"

„'s kann ſi, 's kann aber auch nit ſi."

„Jetzt weiß ich, woran ich bin."

Sie lagen ſich in den Armen. Aber ſchon im nächſten Augenblick jubelte ſie auf: „Ach Gott, unſer Dörfle — unſer Dörfle!" Sie lief. Sie rannte. Vinzenz hielt ſie zurück. Seine Schritte wurden immer langſamer.

„So lauf doch," mahnte ſie, ihn bei der Hand nehmend.

Er blieb ſtehen. „Ich mein — ich mein, wir laſſen's noch eine Weil mit der Großmutter." — Das war der alte Vinzenz mit den zwei Bedenkfalten zwiſchen den Augenbrauen.

„Biſch halt ein Zuwarter," rief Judith lachend.

Er ſah ſie dankbar an. „So — mußt mich nehmen, ja, ſo. Wir ſind jung, die Großmutter iſt alt. Vor uns liegt das Leben. Sie geht der ewigen Ruh entgegen." Er legte die Hand auf Judiths Schulter und ſah ihr ernſthaft in die Augen: „Ich kann mir nicht helfen, ſie iſt doch die Beſte von uns allen."

„Du biſch der Beſcht," erklärte Judith. Es war etwas Stilles über die beiden gekommen. In ernſtem Beſinnen ſchritten ſie weiter. Nah' beim Dorf reichte er ihr die Hand. „Geh jetzt heim zu Deiner Mutter. Ihr kannſt Du ſagen, wir ſeien einig. Ich will die Sach jetzt mit dem Herrn Pfarrer ins reine bringen. Der muß vor allen andern wiſſen, wie's um uns ſteht." Judith ſchlang die Arme um ſeinen Hals. „Glück," ſtammelte ſie, „glücklich ſein — o wie ſchön! Als müßt ich alle meine Kindergebete zuſamme ſuche! Horch, noch eins: Ich bin keiner Seel' mehr bös!"

(Fortſetzung folgt.)

Stätten deutſcher Induſtrie. Von Dr. F. Bennigſon.

Vereinigte Kunſtſeide-Fabriken A.-G. Frankfurt a. M.

Wenn man von Höchſt aus hinausſchaut in die weite Ebene, dann erblickt man auf einer Anhöhe jenſeits des Mains eine kleine Fabrikanlage: ein paar Ziegelbauten überragt von einigen ſchlanken Eſſen — die Vereinigten Kunſtſeide-Fabriken, die ihre techniſchen Betriebe in dem kleinen Kelſterbach am Main haben.

Ein ſchmaler, geſtreckter Fußweg führt immer an den Ufern des Mains bis zu einer Fähre. Nach einem Aufenthalt von einer Viertelſtunde etwa erreiche ich auch glücklich das andere Ufer, und hier geht die Wanderung fort; endlich gelange ich an die neue Fabrik.

Der Herr Direktor war für mich nicht zu ſprechen, und das erſte Zugeſtändnis, das ich dem liebenswürdigen Vertreter des Leiters machen mußte, war ein heiliges Verſprechen, daß ſein Name nie und nimmer in eine Zeitſchrift kommt. So kann ich für die freundlichen Mitteilungen nur dem Ungenannten beſtens danken. Nun, ich werde ihn vor der Druckerſchwärze bewahren und habe ſomit mein Verſprechen getreulich gehalten. Was ich von der Fabrik zu ſehen bekam, war herzlich wenig. Man zeigte mir Skizzen und Pläne, zeigte mir die fertigen Produkte und ließ mich in „großmütiger“ Weiſe über die Höfe des Werkes wandern. Aber die Direktion hatte vergeſſen, ihren Arbeitern Maulkörbe umzuhängen, und was plaudert nicht alles unſer Bundesgenoſſe von jenſeits der Alpen für ein Glas Rotwein und eine Zigarette aus. Was ich in Kelſterbach nicht ſah, das wurde mir auf der Fahrt vierter Klaſſe (bei der Redaktion liquidierte ich natürlich das Fahrgeld zweiter Klaſſe) von Kelſterbach nach Frankfurt erzählt.

Wir wollen ſehen, ob es gelingt, aus den Skizzen, den Berichten und dem Erlauſchten ein Bild von der Fabrik zu erlangen.

Es kann nicht wundern, daß bei den Fortſchritten der Wiſſenſchaft und Technik das Beſtreben dahin gerichtet war, das koſtbarſte in der Textilinduſtrie zur Verwendung kommende Geſpinſt, den feinen Faden des Maulbeerſpinners, nämlich die Seide, auf chemiſchem Wege herzuſtellen. Unſerer Zeit blieb es tatſächlich vorbehalten, zu ſehen, wie der fleißigen Seidenraupe ein Konkurrent in der gewaltigen nimmerraſtenden chemiſchen Technik erſtand. Wenn wir auch heute noch im Anfange der jungen Induſtrie der Kunſtſeide ſtehen, ſo wird doch ſchon ganz Bedeutendes geſchaffen, und es läßt ſich noch nicht erſehen, welche Stellung dieſer Induſtrie dereinſt zukommen wird.

Daß ſich dem neuen Problem außerordentliche Schwierigkeiten in den Weg ſtellen, wird man bald ermeſſen, wenn man bedenkt, daß der Faden der echten Maulbeerſeide, ſo wie er ſchließlich verſponnen wird, einen erſtarrten, ſtrukturloſen Zylinder von etwa 1400 bis 2000 Meter Länge und einer durchſchnittlichen Dicke von 0,2 Millimeter bildet. Gerade dieſe außerordentliche Feinheit bedingt die Weichheit und Schmiegſamkeit des Materials. Es war Graf Hilaire de Chardonnet in Beſançon, der im Jahre 1900 das erſte Patent auf Kunſtſeide nahm und ſeine Produkte als „soie artificielle“ auf der Pariſer Weltausſtellung im Jahre 1889 den erſtaunten Beſuchern zeigen konnte.

Der Faden der Seidenraupe beſteht aus Fibroin, der für die Kunſtſeide bisher keinerlei Verwendung fand. Statt deſſen griff man auf einen außerordentlich verbreiteten Stoff, die Zelluloſe (beſonders Baumwolle), zurück. Allen Verfahren liegt der Gedanke zugrunde, Zelluloſe, die bekanntlich den Hauptbeſtandteil jedes Pflanzenkörpers bildet, in lösliche Form überzuführen. Die Löſungen werden durch außerordentlich feine kapillare Öffnungen gepreßt, und durch Beſeitigung des Löſungsmittels wird unmittelbar nach ſeinem Austritt ein Faden zum Erſtarren gebracht. Um die Zelluloſe löſen zu können, macht man vorerſt einen Umweg. Das gründlich gereinigte Rohmaterial wird in großen, guß- oder ſchmiedeeiſernen Gehäuſen, die mit Zentrifugen verſehen ſind, mit Hilfe einer Miſchung von Salpeter- und Schwefelſäure in Nitrozelluloſe, jenen bekannten Sprengſtoff, übergeführt. Dieſes Material nun hat gegenüber dem Ausgangsſtoff den Vorteil, daß es in einigen Subſtanzen löslich iſt, und zwar verwendet man ein Gemiſch von Äther und Alkohol als Löſungsmittel. Es ſei wohl bemerkt, daß gewöhnliche Baumwolle oder unbehandelte Zelluloſe nicht die Eigenſchaft beſitzt, durch die Äther-Alkoholmiſchung in Löſung zu gehen. Bei dem Löſungsprozeß entſteht eine dicke Flüſſigkeit, das ſogenannte Kollodium, das nunmehr zum Verſpinnen direkt verwendet wird. Auf 20 bis 30 Meter langen Bänken, auf denen ein eben ſo langes Meſſingrohr montiert iſt, ſind etwa 120 Spinnhähne angebracht. Der Gang des Spinnverfahrens iſt etwa folgender: Die nach Filtration durch Baumwollfilter gereinigte Kollodiumlöſung wird mittels Luftdruck aus einem Zentralbehälter in Kapillaren gedrückt, aus denen ſie als feiner Strahl austritt. Der die Kapillaren umgebende Behälter iſt mit Waſſer gefüllt, der erſtarrte Faden wird mittels einer Pinzette gefaßt, mehrere Fäden werden zuſammen durch einen Kollektor auf den in Bewegung befindlichen Haſpel geführt, der die feinen Fäden aus den Kapillaren heraushaſpelt.

Das Gewinnen eines brauchbaren Seidenfadens hängt jedoch von einer großen Reihe von Umſtänden ab. Ganz beſondere Schwierigkeiten verurſachte die Herſtellung der Kapillaren, die doch bei der Feinheit des Fadens außerordentlich dünn ſein müſſen. Man verwendet in Kelſterbach Glasrohre, die man auf die Weiſe hergeſtellt hat, daß man in Glas einen außerordentlich feinen Platindraht einſchmolz und dieſen ſpäter aus ſeinem Mantel löſte. Ferner iſt es für die Herſtellung der Kunſtſeide unter vielem anderen weſentlich, welche Miſchungen von Salpeter- und Schwefelſäure gebraucht werden und wie die Zelluloſe vorbereitet iſt. Nach verſchiedenen Patenten, deren Anzahl bei der Wichtigkeit des Stoffes nach Tauſenden zählt, werden der Kollodiumlöſung noch Stoffe wie Guttapercha, Fiſchleim, Glyzerin, verſchiedene Öle und Harze zugeſetzt. Zu dieſer Verſchiedenheit der chemiſchen Herſtellung der Löſung kommt eine große Mannigfaltigkeit der Apparatur, die zum Auspreſſen, Erſtarrenlaſſen und den anderen Fabrikationsſtufen verwendet wird.

Die auf chemiſchem Wege gewonnene Seide hat ganz das Ausſehen ihres natürlichen Schweſterprodukts, ſogar noch höheren Glanz als dieſes, ihren eigenartigen, weichen und dennoch krachenden Griff, und ihre Fähigkeit, Farben aufzunehmen.

Aber ſolange das neue Produkt mit der Feuergefährlichkeit und der Exploſivität der Nitrozelluloſe — und das iſt ja die zweite Stufe unſerer Fabrikation — behaftet war, konnte es in der Induſtrie keinerlei Verwendung finden. Erſt nachdem man verſtanden hatte, die Chardonnet-Seide zu denitrieren, wie der techniſche Ausdruck lautet (das iſt: ihr die Exploſionsfähigkeit und leichte Entzündlichkeit zu nehmen), fand die Kunſtſeide ihren Markt. Statt die Zelluloſe zu nitrieren und die ſo entſtandene Nitrozelluloſe, wie geſchildert wurde, zu verwenden, löſt man neuerdings den Zellſtoff direkt. Hierfür verwendet man eine Miſchung von Kupferoxyd und Ammoniak (Salmiakgeiſt). Dieſe blaue Flüſſigkeit hat die Eigentümlichkeit, Baumwolle oder Zelluloſe aufzuquellen und ſodann in Löſung zu bringen. Preßt man dieſe Flüſſigkeit durch feine Düſen in eine Säurelöſung, ſo erſtarrt ſie ſofort zu einem Kunſtſeidenfaden. Mit dieſen Methoden ſind die Darſtellungsmöglichkeiten noch nicht erſchöpft, aber es mag hier genügen, auf die beiden genannten Verfahren verwieſen zu haben.

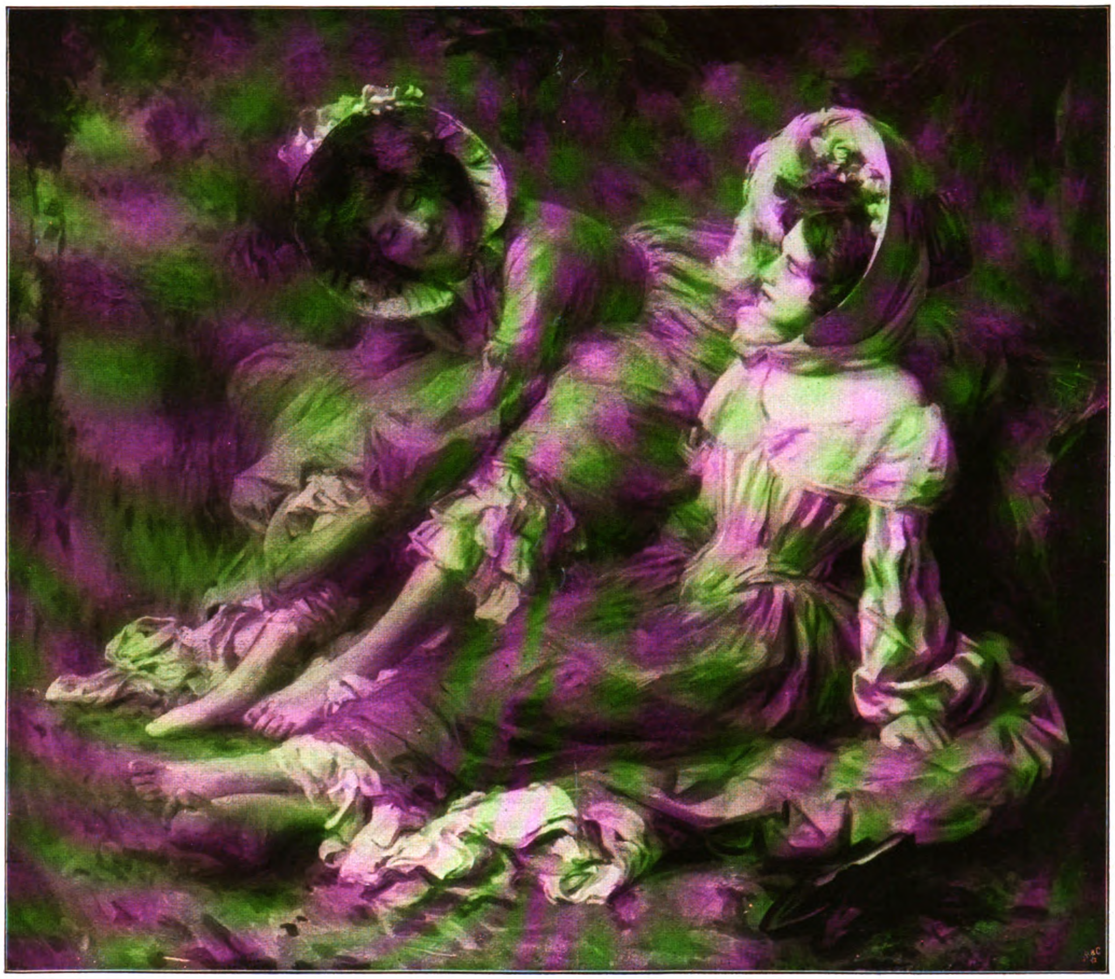
Es ſoll nicht unerwähnt bleiben, daß die Chemie auch neuerdings mit gutem Erfolge verſtanden hat, Roßhaar herzuſtellen.

Während die ſynthetiſch hergeſtellten Farben ſich durch nichts von ihren Schweſtern unterſcheiden, beſteht zwiſchen der Kunſtſeide und dem Material, das uns der Seidenſpinner liefert, ein weſentlicher Unterſchied. Der Laie allerdings vermag kaum feſtzuſtellen, welches der beiden Produkte er in den Händen hat. Mit Hilfe des Mikroſkops und der chemiſchen Analyſe vermag der Fachmann jedoch mit leichter Mühe die beiden Stoffe zu ſcheiden.

Die hauptſächlichſte Verwendung der Kunſtſeide erſtreckt ſich wohl auf die Poſamentierinduſtrie, d. h. auf die Herſtellung von Spitzen, Borden, Bändern und Quaſten. Auch für die Krawattenſtoffe, Möbelſtoffe, Vorhänge und Tapeten bildet die Kunſtſeide ein ausgezeichnetes Material, das in immer ſteigendem Maße in den Handel gelangt. Schon heute wird die Geſamtwelterzeugung der jungen Induſtrie auf 5 Millionen Kilogramm, allerdings gegen etwa 50 Millionen Kilogramm Naturſeide, geſchätzt. Allein Deutſchland verbraucht etwa anderthalb Millionen Kilogramm im Jahresdurchſchnitt, und das Inland war 1909 imſtande, Kunſtſeide im Betrage von etwa 10 Millionen Mark an das Ausland abzugeben.

Über die Werte, die von der ſeit wenigen Jahren entſtandenen neuen Induſtrie geſchaffen werden, gibt unter Zugrundelegung des Holzes und des in ihm in unerſchöpflicher Menge vorhandenen Zellſtoffes die nachfolgende intereſſante Aufſtellung Aufſchluß, die einer Arbeit unſeres bedeutenden Chemikers O. N. Witt entnommen wurde: ein Raummeter Holz wiegt etwa 400—500 Kilogramm und koſtet im Walde 3 Mark. Derſelbe Raummeter, als Brennholz an Ort und Stelle befördert, erhöht ſeinen Wert auf 6 Mark. Durch Kochen mit Soda oder Sulfitlauge laſſen ſich aus dem Holze etwa 150 Kilogramm Zellſtoffaſer iſolieren, die 100 Kilogramm im Werte von 15—20 Mark, mit dem Nutzungswert des Raummeters etwa 30 Mark. Wandelt man die Zellſtoffaſer durch dünnes Ausbreiten auf der Papiermaſchine zu Papier um, ſo ergibt ſich ein Wert für die Zelluloſe des angewandten Raummeters Holz von 40—50 Mark. Verſpinnt man die Zellſtoffaſer zu Zellſtoffgarn für Jute und Baumwollenerſatz, ſo erzielt man Verkaufswerte von 50—100 Mark. Überführt man die Zellſtoffaſer in künſtliche Seide, ſo kommt man zu einem Werte von 3000 Mark, und gewinnt man ſchließlich ein für ſpezielle Zwecke ganz beſonders wertvolles Produkt künſtlicher Seide, ſo ſtellt deren Wert auf das angewandte Raummeter Holz (3 Mark) ſich auf reichlich 5000 Mark.

Nachdem ich die Fabrik durch Pläne und ihr „Äußeres“ kennen gelernt hatte, konnte ich beruhigt meine Heimreiſe nach Frankfurt antreten. Ein eigentümliches Bild bieten die Arbeiterinnen der Fabrik, die mir auf meinem Heimwege begegneten. Ihre Kleider ſind mit Fäden der Kunſtſeide derart beſetzt, daß man meinen könnte, ſie wären über und über mit Spinngeweben überzogen. Wer Zweifel an dem Fortbeſtehen des deutſch-italieniſchen Bündniſſes haben ſollte, der kann ſich in Kelſterbach leicht davon überzeugen, daß ſeine Befürchtungen vollkommen grundlos ſind. In trauter Harmonie leben die italieniſchen Arbeiter mit den deutſchen Kolleginnen. Und ich mußte an die prächtigen Wohlfahrtseinrichtungen des benachbarten Höchſt denken. Ich ſehe hier von meiner Anhöhe aus dort auf dem jenſeitigen Mainufer das Höchſter Kaufhaus, die Gebäude der Arbeiterbibliothek und das Wöchnerinnenheim. Kelſterbach hat für ſeine Arbeiterinnen noch nicht in ähnlicher Weiſe geſorgt.



Am Waſſer. Gemälde von Catchpole. (Aus dem Pariſer Salon.)
(Verlag von Auguſtin Biſchzitz in London.)

Vor vierzig Jahren. Perſönliche Erinnerungen von Richard Graf von Pfeil und Klein-Ellguth, Generalmajor z. D. (4. Fortſetzung.)

Am 3. September vormittags hatten die Mannſchaften die ſchwere Aufgabe, die noch immer nicht beerdigten Maſſen franzöſiſcher Leichen und toter Pferde zu begraben. Da es ſehr heiß, ſo war der Geruch auf dem Schlachtfelde geradezu unerträglich. Viele, zu denen auch ich gehörte, mußten ſich öfters übergeben. In dieſer Beziehung war nicht rechtzeitig Sorge getragen.

So waren wir froh, nachmittags abmarſchieren zu können, nun geradeswegs auf Paris, und kamen hierbei, ganz wie nach dem Rückmarſche von St. Privat, in Gegenden, die wir auf dem Hinwege berührt hatten; da wurde es einem jeden ſo recht klar, welche großen Ereigniſſe man in den letzten fünf bis ſechs Tagen erlebt hatte.

Das Regiment war an der Spitze der Diviſion, und wer uns von weitem geſehn, hätte meinen können, es ſei eine franzöſiſche Truppe, ſo viele berittene franzöſiſche Offiziere befanden ſich vor dem erſten Bataillon. Sie hatten ihr Ehrenwort gegeben, nicht mehr gegen uns zu kämpfen, und daher die Waffen behalten. Mitten im Stabe ritt ein General nebſt Adjutant, beide überaus liebenswürdige

Leute, mit denen wir uns vortrefflich unterhielten. Sie wollten, obwohl in Paris wohnhaft, nach Belgien, da es ihnen, falls wir Paris belagerten, dort zu ſchwer werden würde, ihr Ehrenwort zu halten. Der General ſchilderte höchſt feſſelnd die Schlacht von ſeinem Standpunkte aus und meinte, von der fürchterlichen Wirkung unſerer Artillerie könne ſich niemand eine Vorſtellung machen, der nicht unter ihr gelitten. In den letzten Stunden wäre keine Truppe der Welt imſtande geweſen, dieſem vernichtenden Geſchoßhagel Widerſtand zu leiſten. Es erſchien einem doch ganz eigentümlich, ſich mit Leuten aufs freundſchaftlichſte zu unterhalten, die eben erſt die erbittertſten Gegner waren.

Folgenden Tages kam das erſte Eiſerne Kreuz ins Regiment, und mit Stolz, vermiſcht mit Sehnſucht, es auch einſt zu erringen, ſahen wir es auf der Bruſt unſeres Führers, Oberſtleutnants von Oppell. Ich will bei ihm, meinem verehrten Bataillonskommandeur, mit dem ich ſo viele ſchwere, aber auch glückliche Stunden verlebte, dem ich viel Dank ſchulde, einen Augenblick verweilen.

Er war, im beſten Sinne des Worts, ganz Soldat der alten Schule aus der Zeit Friedrich Wilhelms III., auch in ſeiner Geſinnung. Ein vortrefflicher Charakter, leicht etwas ſchroff erſcheinend ohne es zu ſein. Eine ſchöne, echt ſoldatiſche Perſönlichkeit, durch ſeine, ein wenig ſteife, kennzeichnende Haltung und ſeinen Gang ſofort unter Hunderten herauszufinden. Als ſein Adjutant trat ich ihm, namentlich in der langen Zeit vor Paris, näher als viele andere, und da war es mir wirklich herzerfreuend, die innige Liebe für Frau und Kinder, die ſich bei jeder Gelegenheit kundgab, beobachten zu können. Am 19. November war der Geburtstag ſeines kleinen Sohnes, von dem er uns nichts geſagt hatte. Als ich jedoch unerwartet zu Tiſch im kleinen Kreiſe des Geburtstagskindes gedachte, liefen Tränen über die Wangen des ſtrengen Soldaten. Selbſtverſtändlich war er konſervativ bis auf die Knochen und hielt die Kreuz-Zeitung, für uns, als Mitleſer, eine große Annehmlichkeit. Auf einem gemeinſamen Bilde des Regiments- und Bataillonsſtabs hält er auch die das Eiſerne Kreuz tragende Zeitung in der Hand.

Unſer Marſch verlief ganz friedlich. Die Verpflegung war keine geregelte, und die Intendantur erwies ſich der gewaltigen Vorwärtsbewegung rieſiger Maſſen durch bereits von den Franzoſen ausgeſogene Gegenden nicht gewachſen. Je näher wir an Paris kamen, deſto unwohnlicher wurde dieſe reiche Gegend. Überall erblickte man ſeitwärts der Straße brennende Scheunen oder Getreidevorräte, von den Franktireurs angeſteckt. Große, wohlhabende Dörfer ſtanden völlig leer. — Die Bewohner waren nach Paris geflüchtet und vermehrten ſpäter dort die Zahl der Hungernden. Man ſtieß auf geradezu kindiſche Sperrmittel, wie umgehauene ſchöne Bäume, leichte Verhaue, aufgeriſſenes Pflaſter, was uns nur wenige Minuten aufhielt. Welchen unendlichen Schaden fügten ſich die Franzoſen völlig nutzlos ſelbſt zu!

Am 17. September wurde dienſtlich mitgeteilt, daß die Einſchließung von Paris beabſichtigt ſei, und dem Gardekorps ein Abſchnitt nordöſtlich St. Denis zugewieſen. Am nämlichen Tage erhielt das Regiment den längſt gehofften Erſatz, ſechs Offiziere, über 600 Mann. Wenn er auch nicht ausreichte, ſo konnten wir doch wieder zwölf Kompagnien bilden. Die Doppelkompagnien waren in jeder Beziehung höchſt unbequem.

Die eingeſtellten meiſt jungen Leute mit Stadtluftgeſichtern, in ganz neuen Uniformen, erſchienen uns faſt wie andere Menſchen und wir, die wir allerdings wohl nicht mehr ſehr ſchön ausſahen, wie alte rauhe Krieger. Wenn wir auch mit Freuden bereit waren, jeden Augenblick wieder in den Kampf zu ziehen, ſo war doch immerhin der Bedarf zunächſt gedeckt. Die jungen Leute aber, die mit Begeiſterung, bei den öden Übungen des Erſatzbataillons, von unſeren Taten gehört, zeigten ſich in einer wahrhaft herzerfreuenden Kampfesſtimmung. Namentlich waren an hundert Einjährig-Freiwillige, die am liebſten unmittelbar nach der Ankunft Paris geſtürmt hätten.

Manche von uns konnten ſich wirklich nicht gleich in die Milchgeſichter finden. Da iſt mir namentlich Hauptmann von Arnim in Erinnerung. Dieſer, ein ausgezeichneter Offizier, der ſeine, 1866 bewieſene, hervorragende Tapferkeit von neuem in zwei Schlachten kundgetan, war ein, durch verſchiedene Lebensſchickſale hart erſcheinender Mann. Sehr zurückhaltend im Verkehr, nur in einem Kreis von Freunden ſich ganz gebend, widerſtanden ihm alle zu lebhaften Gefühlsäußerungen, alles weichlich Scheinende. Als, bei Beginn der Schlacht von St. Privat, ein Fähnrich verwundet niederſtürzte und, Arnims Meinung nach, aufſchrie, herrſchte er ihn an: „Fähnrich, hier wird ſtill geſtorben." In der Schützenlinie war er nicht dazu zu bringen ſich hinzulegen und ſtand, nur einen Stock in der Hand, in ſeiner mächtigen Erſcheinung, unbekümmert um den Kugelregen.

Als nun der Nacherſatz kam, war gerade ein recht kühler Herbſttag, Verpflegung fehlte, die Marketender waren auch nicht zur Stelle, und wir ſtanden fröſtelnd da, eine kräftige innere Erwärmung wünſchend. Arnim gab dieſem Wunſche mißgeſtimmt Ausdruck. Da trat ein eben angekommener ganz junger Fahnenjunker mit zartem roſigen Geſicht wie ein junges Mädchen, Freiherr von Spiegel, an Arnim heran und reichte ihm in der einen Hand einen Apfel, in der anderen eine Schachtel mit — Süßigkeiten. Das Geſicht vergeſſe ich nie.

Am 19. September trafen wir früh bei Goneſſe ein, einem freundlichen Städtchen nordöſtlich St. Denis, um bereit zu ſtehen für den Fall, daß die Franzoſen bei Beſetzung der vorliegenden, für die Vorpoſten beſtimmten Orte Schwierigkeiten machen ſollten.

Von hier aus ſahen wir nun das kaum im Traum erhoffte Ziel, Paris, vor uns liegen. Es war uns allen doch ein erhebender Anblick, ein wichtiger Abſchnitt in dieſem bisher ſo großartig verlaufenen Kriege. Die Befreiungskriege kamen uns in Erinnerung; wie unſere Großväter nach ſo ſchweren Prüfungen des geliebten Preußens, endlich als Sieger an der nämlichen Stelle geſtanden, wie wir heute. Von dieſer Stadt, die wir jetzt vor uns liegen ſahen, war all die Schmach und das Wehe über unſer Vaterland hereingebrochen und von neuem geplant. „Nach Berlin!" hatte man in ſelbſtüberhebender Siegeserwartung geſchrien, und „Vor Paris!" konnten wir nun antworten.

Man erkannte deutlich den Triumphbogen, die Kirche Notre-Dame und andere hervorragende Gebäude, die uns Kenner der franzöſiſchen Hauptſtadt erklärten. Hoch erhob ſich der Montmartre, an dem unſer Regiment 1814 ſo heldenhaft gekämpft; auf ihm ein franzöſiſches Zeltlager. Jetzt ſtanden uns, den Enkeln, neue Kämpfe bevor. Wir glaubten damals ſicher, es würde zu einer entſcheidenden Schlacht kommen, mit Sturm auf die Feſtungswerke.

Dem Regiment wurde zunächſt Goneſſe als Unterkunft zugeteilt. Dort waren nur wenige Einwohner zurückgeblieben. Viele Häuſer brannten; alle waren verſchloſſen. Selbſt die Türen jedes Zimmers mußten mit der Axt aufgeſchlagen werden, denn die Schlöſſer künſtlich zu öffnen hatten wir weder Zeit noch Luſt. Wären die Bewohner zurückgeblieben, ſo hätte man mit ihnen verhandelt, gewiſſermaßen als ungebetene Gäſte. So aber wurde jedes Zimmer benutzt wie es gerade paßte. Oft kamen Mannſchaften in ſolche mit koſtbarer Ausſtattung; daß dieſe nicht geſchont wurde, war kein Wunder.

Da wir uns für längere Zeit einrichten mußten, ſo gebrauchten wir Koch- und Eßgeſchirr, das auffallenderweiſe faſt überall fehlte und nach dem man natürlich ſuchte. So fanden die Stabsmannſchaften des erſten Bataillons bei einem reizenden kleinen Landhauſe, in dem wir uns mit aller Schonung eingerichtet, in einer Scheune eine friſch gemauerte Wand, ſchlugen ſie ein und entdeckten koſtbare Möbel, wertvolle Gemälde, Luxusgegenſtände jeder Art,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Sèvres-Porzellan, und, was uns die Hauptſache, einige hundert Flaſchen vorzüglichen Rot- und Weißwein, auch Champagner. So war es überall in der geſamten Umgebung von Paris. Was für Koſtbarkeiten ſind dort elend zugrunde gegangen! Wie wertvolle Möbel haben während des überaus ſtrengen Winters im Ofen ihren Beruf verfehlt!

Wie erwähnt waren die Dörfer auch in der weiteren Umgebung der Hauptſtadt ganz verlaſſen. Gleich in den erſten Tagen nach unſerer Ankunft meldeten ſich um ganz Paris zu Tauſenden deren Bewohner, die Erlaubnis erflehend, wieder in die Heimat zurückkehren zu dürfen. Es ſei in Paris der Teuerung wegen nicht auszuhalten und ihr zurückgelaſſenes Beſitztum würde geſtohlen, namentlich in den Ortſchaften abliegend von den deutſchen Heerſtraßen, durch die eigenen Leute und die Franktireurs. Natürlich wurde ihnen dieſe Erlaubnis nicht erteilt, um in Paris ſo viele unnütze Eſſer als möglich zu belaſſen. Gerade aus ſolchen Leuten, die ihr ganzes Beſitztum verloren, ergänzten ſich ſpäter in den Kämpfen der Kommune mit den franzöſiſchen Regierungstruppen die aufſtändiſchen Truppenteile.

Am 21. September wurde mir eine unvergeßliche Freude zuteil. Oberſtleutnant von Oppell überreichte mir — das Eiſerne Kreuz. Konnte ich, als ſo junger Offizier, kaum ſo früh auf dieſe Auszeichnung rechnen, — ſo war die Freude beſonders groß durch die ehrenden Worte aus dem Munde des Generals von Keſſel.

Der 28. September brachte uns wieder ein geſchichtliches Ereignis.

Der König machte eine Beſichtigungsfahrt um Paris und kam auch zu uns. Da die Leib-Kompagnie die Ehrenwache gab, ſo war ich, als Adjutant, Zeuge des denkwürdigen Vorganges.

In aller Frühe waren bereits Gerüchte zu uns gedrungen, Straßburg habe ſich ergeben; doch war dies ſo oft erzählt worden, daß man ſich kaum darum bekümmerte. In freudiger Aufregung erwarteten wir den König. Zunächſt kam jedoch Moltke, der unſer aller Ehrfurcht erweckte. — War doch ſeine Bedeutung als geſchichtliche Perſönlichkeit nach Sedan noch gewachſen. Mit ſteifer Handbewegung erwiderte er den achtungsvollen Gruß der Offiziere, ſah kaum nach der Kompagnie und blieb dann, ohne zu den vielen anweſenden hohen Offizieren ein Wort zu äußern, wie teilnahmlos ſtehen, betrachtete nur ab und zu, wie um etwas zu tun, eine fünfmal geſiegelte Depeſche in ſeiner Hand. Ob er wohl wußte, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren?

Bald nach ihm kam der König, ſchritt die Front der Ehrenwache ab, begrüßte die Offiziere und nickte auch mir gnädig zu, auf meine Bruſt deutend. Dann übergab Moltke ihm, ſtumm an die Mütze faſſend, die Depeſche, gerade vor dem rechten Flügel der Ehrenwache. Alle zuſchauenden Offiziere umgaben ihn in geſpannter Erwartung.

Er öffnete den Umſchlag und las uns ſelbſt den Inhalt vor: die Übergabe von Straßburg!

Der König war ſehr ergriffen, und man erkannte, daß ihm das Leſen dieſer aufregenden Nachricht Mühe machte. Dann äußerte er zu uns: „Sie haben mir von Paris aus Straßburg angeboten. Ich habe ihnen aber gleich geſagt, das würde ſchon ohne ihre Hilfe in meine Hände kommen!“

Hierauf ſprach er noch einiges über die überraſchenden Erfolge, trat an die Leib-Kompagnie und drückte ſeine Anerkennung aus.

⁂

In Goneſſe begann nun ein ganz regelmäßiges Leben faſt wie im Frieden. Es wurde fleißig exerziert und Felddienſt geübt, auch der Anzug aus der Heimat ergänzt. Ende September fanden ganz richtige Kompagnie-Beſichtigungen auf dem „Wilhelms-Platze“ ſtatt, denen die Kompagnieführer, meiſtens Leutnants, auch Offiziere des Beurlaubtenſtandes, mit gleicher Erwartung entgegenſahen wie in Potsdam. Hätte man nicht öfters Kanonendonner gehört, ſo konnte man ſich im Luſtgarten vermeinen.

Soweit als erlaubt, ritt man ſpazieren, teils nach Pierfitte, zu den damals von den Garde-Füſilieren gegebenen Vorpoſten, was zu jener Zeit noch ohne Gefahr war, oder in die ſchöne Umgebung. Mir machte es ein beſonderes Vergnügen, zu den Vorpoſten der Sachſen nach Raincy zu reiten; dort hatte irgendein findiger Offizier ein großes Fernrohr aufgeſtellt, mit dem man genau die Forts Romainville, Noiſſy und Rosny beobachten konnte; — faſt waren die Geſichtszüge der Franzoſen erkennbar.

Mit unſerer Ernährung war es ſchlecht beſtellt. Da Rinderpeſt herrſchte, ſo hatten wir Tag für Tag Hammel, den man ſich noch ſchneller überißt als Rebhühner, und da es in den erſten vierzehn Tagen an Butter und Speck fehlte, ſo waren die Mahlzeiten nicht allzu ſchmackhaft. Mit der Zeit gelang es aber geſchickten Marketendern, uns einige einfache Genußmittel, namentlich Käſe, zu beſchaffen.

Natürlich verfolgten wir auch die Frage, was wohl die in Paris zu eſſen hätten, und erfuhren, oft mit Beſtimmtheit, daß höchſtens noch für vierzehn Tage Lebensmittel vorhanden ſein. Wie lang ſollten dieſe vierzehn Tage werden! Oft hörten wir mehr oder weniger wichtige Nachrichten aus Paris. Alle ſprachen dafür, daß der dortige Oberbefehlshaber General Trochu mit großer Strenge und Umſicht vorginge. So erſchoß man, vor den Augen der bayriſchen Vorpoſten, dreiundzwanzig Zuaven, die ſich in einem Gefecht feige benommen hatten. Trochu wurde uns bald eine ſehr beachtenswerte Perſönlichkeit und blieb es bis zum Falle der Hauptſtadt.

Viele verwundete Kameraden trafen geheilt wieder beim Regiment ein und wurden mit Freuden begrüßt. Aber auch neue Todesfälle in der Heimat beklagten wir, als Opfer von St. Privat. So Oberſtleutnant von Stülpnagel, der tapfere Kommandeur des zweiten Bataillons, die Hauptleute Synold von Schüz und Geyer von Schweppenburg, den ich ſchwer verwundet auf dem Schlachtfelde gefunden, die Leutnants von Treskow, von dem ich noch in St. Marie Abſchied genommen, von Koeller und von Arnim, der, wie erwähnt, acht Wunden davongetragen hatte. Es ſollten nicht die Letzten ſein.

Mit Freude wurde allgemein begrüßt, daß bald die Feldpoſt regelmäßig ging. Ich konnte die Briefe von Hauſe gar nicht erwarten und beobachtete ſtets die ankommende BrieforDonnanz. Dieſer vortreffliche Gefreite winkte mir ſchon von weitem zu, wenn ich Briefe hatte. Mein Bataillonsführer Graf Walderſee fragte dann ſtets: „Na! Haben Sie heute die richtigen bekommen?“ Bejahte ich die Frage, ſo meinte er: „Gott ſei Dank! Da habe ich doch wieder für achtundvierzig Stunden Ruhe!“

Die Rehabilitation im Strafrecht. Von Ernſt Mumm.

Das Weſen der Strafe beſteht darin, daß ſie ein Übel iſt, ein Übel, das den Verletzer der Geſetze von Staats wegen trifft. Dieſes Strafübel muß zu der Schwere der Tat und der Gefährlichkeit des Täters in rechtem Verhältnis ſtehen, darf aber nie — von dem Ausnahmefall der lebenslänglichen Zuchthausſtrafe abgeſehen — den Täter für immer belaſten. Der Makel der Beſtrafung muß getilgt werden können, der Beſtrafte muß die Möglichkeit haben, wieder ein vollwertiges Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu werden.

Dieſer Gedanke kommt in unſerem geltenden Rechte nicht oder doch nur höchſt unvollkommen zum Ausdruck. Im Gegenteil: Der einmal Beſtrafte iſt für ewig gebrandmarkt. Er ſchleppt, mag er ſich ſpäter untadelig geführt, vielleicht auch den angerichteten Schaden völlig ausgeglichen haben, die Ketten ſozialer Achtung bis an ſein Lebensende mit ſich. Ständig ſchwebt er in Gefahr, daß die alte, längſt geſühnte Tat wieder an die Öffentlichkeit gezerrt werde, Tag für Tag hat er zu befürchten, die Folgen einer längſt der Vergangenheit angehörenden Verfehlung aufs neue büßen zu müſſen, um ſeiner früheren Beſtrafung willen der geſellſchaftlichen Mißachtung anheimzufallen, ja vielleicht Arbeit und Lebensſtellung zu verlieren. Und mit ihm wird dann ſeine unſchuldige Familie ins Unglück geſtürzt.

Das iſt ein trauriger Zuſtand. Darin liegt eine Grauſamkeit, die über das Maß einer gerechten Strafe weit hinausgeht. Die ſchlimmen Folgen, die ſich aus dem unbeſchränkten Fortwirken einer Vorbeſtrafung ergeben, ſind bei vielen Prozeſſen grell hervorgetreten. Angeklagte und auch Zeugen mußten es ſich gefallen laſſen, daß wegen einer Lappalie ihr ganzes Vorleben durchforſcht, daß ohne zwingenden Grund eine längſt in Vergeſſenheit geratene Verurteilung abermals vor aller Welt enthüllt wurde. In einer Gerichtsverhandlung mußte ein Zeuge eine 45 Jahre zurückliegende, wegen einer Jugendverirrung erlittene Vorſtrafe angeben und nach faſt einem halben Jahrhundert die alte Schuld noch einmal ſchwer büßen. Ein anderer Zeuge, der aus Scham vor einigen, im Sitzungsſaale weilenden Bekannten die Frage nach einer Vorſtrafe verneinte, mußte ob dieſer gewiß unrechten, aber immerhin begreiflichen Handlungsweiſe, durch die er ſich des Meineids ſchuldig machte, ins Zuchthaus wandern.

Wer das Leben kennt, weiß, daß Tauſende und Abertauſende unſäglich unter dem Makel einer Vorbeſtrafung leiden und dieſen Makel durch ein noch ſo ehrenhaftes Verhalten im ſpäteren Leben nicht zu tilgen vermögen. Achtbare Leute aus allen Kreiſen unſeres Volkes haben mir mündlich und ſchriftlich die entſetzlichen Qualen offenbart, denen ſie fortdauernd ausgeſetzt ſind. Aus der großen Zahl der mir bekannten Fälle greiſe ich einige wenige heraus: Ein braver Handwerker iſt vor vielen Jahren einmal beſtraft worden. In der Stadt, in der er wohnt, iſt keinem ſeine einſtige Verfehlung bekannt; der Meiſter erfreut ſich dort wegen ſeiner Rechtlichkeit und Tüchtigkeit allgemeiner Beliebtheit und großen Anſehens. Jetzt iſt er in einem Privatklageverfahren als Zeuge vorgeladen und zittert vor dem Gedanken, daß hierdurch ſeine frühere Verurteilung ortskundig werden könne. Ein vermögender Kaufmann, der ſich als Lehrling an der Portokaſſe vergriffen, dieſe Tat jedoch längſt geſühnt, auch den recht geringfügigen Schaden vollauf erſetzt hat und jetzt im Kreiſe ſeiner Berufsgenoſſen eine geachtete, ja führende Stellung einnimmt, wandte ſich jüngſt mit einer angſterfüllten Anfrage an mich, da er eine Zeitungsnotiz dahin verſtanden hatte, daß allen wegen eines Eigentumsvergehens Vorbeſtraften die Erlaubnis zur Führung eines Kraftfahrzeugs entzogen werden ſolle. Auch auf dieſem Manne, der es durch Fleiß und Intelligenz zu etwas gebracht und ſich ein großes Vermögen erworben hat, laſten noch immer die furchtbaren Folgen eines mehr denn 20 Jahre zurückliegenden, unüberlegten Jugendſtreiches. Er ſchwebt beſtändig in Sorge, wegen dieſer Verfehlung an den Pranger geſtellt und geſellſchaftlich geächtet zu werden. Und noch ein Menſchenſchickſal: Kürzlich ſuchte mich ein ehemaliger Beamter auf, der einſt in einer ſchwachen Stunde, nicht aus Eigennutz, ſondern um einem Freunde aus der Not zu helfen, eine Veruntreuung begangen hat. Nach Verbüßung der ihm hierfür auferlegten Gefängnisſtrafe hat er ſich in einer Privatſtellung immer höher emporgearbeitet und ſo Hervorragendes geleiſtet, daß ein deutſcher Fürſt den Wunſch geäußert hat, ihm eine Auszeichnung zuteil werden zu laſſen. Das hat den Ärmſten in nicht geringe Angſt verſetzt, da ja einer Auszeichnung eine Nachforſchung nach etwaigen Vorſtrafen vorausgehen würde.

Dieſe Fälle ſind gewiß nicht die ſchlimmſten und kraſſeſten. Immerhin zeigen auch ſie, wie eine Vorſtrafe das ganze lange Leben eines Menſchen zu vergiften vermag, und ſicher laſſen ſie die Forderung berechtigt erſcheinen, daß das Geſetz geändert werden muß. Der Beſtrafte, der ein brauchbares Glied der Geſellſchaft geworden iſt, muß den Makel der Vergangenheit tilgen können, es muß für ihn eine Rehabilitation geben.

Die Forderung auf Einführung der Rehabilitation im zukünftigen Deutſchen Strafrecht iſt verhältnismäßig jungen Datums. Die Rehabilitation ſelbſt jedoch iſt, wenn auch unſer Reichsſtrafgeſetzbuch ſie nicht kennt, keineswegs etwas Neues. Sie iſt in Frankreich entſtanden und ausgeſtaltet worden und von dort in die Geſetzgebungen anderer Länder, wie beiſpielsweiſe Italiens und Norwegens, übergegangen. Auch hatte ſie bereits im XIX. Jahrhundert in verſchiedenen deutſchen Partikulargeſetzgebungen, und zwar in Württemberg, Sachſen-Weimar, Sachſen-Meiningen, Braunſchweig, Schwarzburg-Rudolſtadt und Sachſen-Koburg-Gotha, Aufnahme gefunden.

Das Rechtsinſtitut der Rehabilitation iſt in drei verſchiedenen Formen bekannt, als réhabilitation gracieuse, réhabilitation de droit und réhabilitation judiciaire. Bei der réhabilitation gracieuse erſcheint die „Wiedereinſetzung“ als ein Akt der Gnade; ſie hängt gleich anderen Gnadenakten völlig vom freien Ermeſſen des Staatsoberhauptes oder der von ihm hiermit betrauten Behörde ab. Die réhabilitation de droit knüpft die „Wiederbefähigung“ lediglich an den Ablauf der Zeit. Wenn der Verurteilte nach Verbüßung der Strafzeit während einer beſtimmten Friſt mit dem Strafgeſetze nicht zuſammengeſtoßen iſt, wird die Verurteilung durch den bloßen Zeitablauf getilgt. Von ſelbſt erwirbt hier der Beſtrafte das Recht auf Rehabilitation. Die réhabilitation judiciaire endlich ſieht vor, daß der Richter in eine Prüfung der Frage eintreten ſoll, ob die Rehabilitation zu gewähren ſei. Die Prüfung hat ſich einmal auf die Art des früheren Verbrechens und dann vor allem auf das Verhalten des Verurteilten ſeit Verbüßung der Strafe zu erſtrecken. Erſcheint hiernach der Verurteilte der Rehabilitation würdig, ſo iſt dieſe durch Richterſpruch zu erklären.

Darüber, ob der réhabilitation de droit oder der réhabilitation judiciaire der Vorzug zu geben ſei, kann man verſchiedener Meinung ſein. An und für ſich iſt die réhabilitation de droit das unvollkommenere Inſtitut. Sie legt den Hauptwert auf die Macht der Zeit und fragt nicht viel danach, ob eine Beſſerung der Lebensführung eingetreten ſei. Bei der réhabilitation judiciaire iſt es weit weniger wahrſcheinlich, daß die Rehabilitation zweifelhaften Elementen zuteil werde. Gerade jene Verurteilten, die ſich durch ehrenhaftes Verhalten die Rehabilitation verdient haben, haben ein Intereſſe an der Einführung der réhabilitation judiciaire, müſſen Wert darauf legen, daß ihre Würdigkeit durch Richterſpruch feſtgeſtellt werde. Das Bedenkliche der gerichtlichen Rehabilitation iſt nur, daß bei ihr ein neues Verfahren nötig wird, das den Beſtraften vielleicht aufs neue bloßſtellt. Allein dieſes Bedenken darf nicht zur Ablehnung der réhabilitation judiciaire, ſondern lediglich dahin führen, daß das Rehabilitationsverfahren mit beſonderer Sorgfalt ausgeſtaltet wird. Wichtig iſt vor allem, daß der Richter bei der Feſtſtellung der Beſſerung des Beſtraften mit dem größten Takte vorgeht. Als ausgeſchloſſen muß gelten, daß er ſich zu dieſer Feſtſtellung etwa der Polizeiorgane bedienen könnte. Am zweckmäßigſten dürfte ſein, beſondere Pfleger zu beſtellen, die möglichſt unauffällig, möglichſt ohne Schädigung des Beſtraften Erkundigungen über dieſen einzuziehen hätten. Weiter wird man dem die Rehabilitation Nachſuchenden geſtatten müſſen, Zeugniſſe über ſeine Bewährung beizubringen.

Die Wirkung der Rehabilitation beſteht darin, daß durch ſie die Verurteilung getilgt wird. Die Beſtrafung gilt als nicht geſchehen. Die Ehrenminderungen und Rechtsverluſte, die die Folgen der Verurteilung waren, werden durch die Rehabilitation beſeitigt. Im Strafregiſter wird die Verurteilung gelöſcht. Allerdings muß die Rehabilitation im berechtigten Intereſſe dritter Perſonen und auch im öffentlichen Intereſſe gewiſſen Beſchränkungen unterliegen. Man denke zum Beiſpiel an ein Strafverfahren, in dem ein wegen falſcher Anſchuldigung Beſtrafter und ſpäter Rehabilitierter der einzige Belaſtungszeuge iſt. Deshalb wird man die Bekanntgabe einer durch Rehabilitation getilgten Verurteilung grundſätzlich dann zulaſſen müſſen, wenn ſie für die Entſcheidung der Schuldfrage von ausſchlaggebender Bedeutung iſt.

Wird die Rehabilitation mit dieſen Beſchränkungen eingeführt, ſo darf man ſich von der neuen Rechtseinrichtung die günſtigſten Wirkungen verſprechen. Die Rehabilitation wird unzählige unſerer Mitbürger von dem Fluche der Vorbeſtrafung befreien und ſie vor einer völlig überflüſſigen öffentlichen Bloßſtellung ſchützen, durch die heute ſo oft das Lebensglück eines Menſchen zerſtört, ſeine Exiſtenz vernichtet wird. Und noch ein weiterer Nutzen iſt von der Einführung der Rehabilitation zu erwarten. Man darf annehmen, daß die Rehabilitation ein wirkſames Mittel zur dauernden Beſſerung bilden und ſomit als Waffe zur Bekämpfung des Rückfalls dienen wird. Ohne Frage liegt in der Ausſicht, einen Makel völlig tilgen zu können, die praesumtio boni viri wieder genießen zu dürfen, ein ſtarker Anreiz, fortan die Geſetze des Staates zu achten, ſich vor dem Rückfall zu hüten.

Gegenüber dieſen Vorzügen fallen die Bedenken, die man gegen die Rehabilitation geltend gemacht hat, nicht ins Gewicht. Man hat vor allem gegen die Rehabilitation eingewandt, ſie ſei überflüſſig und wertlos, da ein Verurteilter die Integrität niemals durch ein Verfahren, ſondern allein durch Rehabilitation in der öffentlichen Meinung wiedererlangen könne. Dieſer Einwand iſt ſicher bis zu einem gewiſſen Grade berechtigt, und man kann zugeben, daß, wenn die Rehabilitation der Beſtraften in der öffentlichen Meinung durchgeführt iſt, man keine geſetzliche Rehabilitation mehr braucht. Soweit ſind wir aber vorerſt noch lange nicht. Der heutige Durchſchnittsbürger ſieht in dem einmal Beſtraften ſtets einen Deklaſſierten, einen ſozial Minderwertigen. Seine Beweisführung iſt (nach den Worten des eifrigſten Vorkämpfers für Einführung der Rehabilitation, des Dr. Ernſt Delaquis): „Vorbeſtraft iſt vorbeſtraft, Verbrecher iſt Verbrecher.“ Solange dieſe Auffaſſung in der öffentlichen Meinung überwiegt, wird die durch Geſetz einzuführende gerichtliche Rehabilitation unentbehrlich ſein. Durch ſie kann im Laufe der Zeit ein Umſchwung im Werturteile des Volkes herbeigeführt werden. Die Tatſache, daß das Geſetz die Gleichſtellung des Vorbeſtraften, der ſich nach vollſtreckter Strafe ehrenhaft geführt hat, mit dem Nichtbeſtraften zuläßt, wird hoffentlich der Überzeugung zum Durchbruch verhelfen, daß auch ein Beſtrafter, vor allem einer, der aus mangelnder Einſicht oder mangelnder

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Willenskraft gegen das Geſetz verſtoßen hat, ein Menſch von anſtändiger Geſinnung bleiben kann, der wert iſt, daß man ihn aufrichte, und der nicht verdient, daß man ihn von der Rückkehr in die Geſellſchaft dauernd ausſchließe.

Noch ein anderes Bedenken hat man gegen die Rehabilitation geltend gemacht: man hat die Befürchtung ausgeſprochen, die Rehabilitation werde zu einer Bevorzugung der reichen Vorbeſtraften führen. Allein dieſe Beſorgnis iſt um deswillen nicht begründet, weil die Rehabilitation ja nicht von der Leiſtung vollen Schadenerſatzes abhängig gemacht werden ſoll. Vorbedingung für die Rehabilitation muß natürlich neben untadeliger Führung des Beſtraften auch ſein Beſtreben ſein, den durch die Straftat angerichteten Schaden nach Möglichkeit auszugleichen. Dem Erfolge dieſes ehrlichen Bemühens aber darf keine ausſchlaggebende Bedeutung beigemeſſen werden.

Erweiſen ſich hiernach die Einwände gegen die Rehabilitation als unerheblich oder verfehlt, und erſcheint vielmehr die Einführung dieſer neuen Rechtseinrichtung, und zwar in der Form der gerichtlichen Wiedereinſetzung, als höchſt erſtrebenswert, ſo muß es mit Genugtuung erfüllen, daß der Vorentwurf zu einem deutſchen Strafgeſetzbuch ſich entſchloſſen hat, die Rehabilitation in der bezeichneten Geſtalt für unſer zukünftiges Strafrecht in Vorſchlag zu bringen.

Im § 50 des Vorentwurfs wird zunächſt über die Rehabilitation ſelbſt — die „Wiedereinſetzung“, wie ſie vom Geſetzgeber genannt wird — Beſtimmung getroffen. In den §§ 51 und 52 wird dann die Löſchung der Vorſtrafen im Strafregiſter angeordnet. Die maßgebenden Vorſchriften haben folgenden Wortlaut:

§ 50. „Wenn nach der Verbüßung, dem Erlaß oder der Verjährung der verhängten Freiheitsſtrafe ein Zeitraum verſtrichen iſt, der bei Zuchthausſtrafe mindeſtens drei, bei Gefängnisſtrafe mindeſtens zwei Jahre beträgt, kann das Gericht den zum Verluſt der bürgerlichen Ehrenrechte oder zum Verluſt einzelner Rechte Verurteilten in diejenigen Rechte, die er infolge der Verurteilung verloren hat“ — wie beiſpielsweiſe das aktive und paſſive Wahlrecht, das Recht zur Führung einer Vormundſchaft oder Pflegſchaft, das Recht zur Erlangung öffentlicher Ämter, Würden, Titel, Orden, Ehrenzeichen uſw. — „wieder einſetzen, wenn er ſich ſeither ehrenhaft geführt und einer beſonderen Berückſichtigung würdig gezeigt, auch ſich nach Kräften bemüht hat, den durch die ſtrafbare Handlung verurſachten Schaden wieder gut zu machen.“

§ 51. „Wenn nach der Verbüßung, dem Erlaß oder der Verjährung der verhängten Strafe ein längerer Zeitraum verſtrichen iſt, währenddeſſen ſich der Verurteilte gut geführt hat, kann das Gericht anordnen, daß die Beſtrafung in dem Strafregiſter oder in den ſonſtigen amtlichen Strafverzeichniſſen gelöſcht werde. Der Zeitraum beträgt, wenn die Strafe keine ſchwerere iſt als eine dreimonatige Freiheitſtrafe, bei jugendlichen Verurteilten mindeſtens zwei, bei erwachſenen Verurteilten mindeſtens fünf Jahre, ſonſt bei jugendlichen Verurteilten mindeſtens fünf, bei erwachſenen Verurteilten mindeſtens zehn Jahre. — Zuchthausſtrafen ſind von dieſer Beſtimmung ausgeſchloſſen. Das gleiche gilt von längeren als einjährigen Gefängnis- oder Haftſtrafen, die gegen Erwachſene erkannt ſind.“

§ 52. „Die angeordnete Löſchung iſt in dem Strafregiſter und in den ſonſtigen amtlichen Strafverzeichniſſen zu vermerken. Bei Erteilung eines Regiſterauszugs iſt die Strafe als gelöſcht zu bezeichnen. Bei einer Auskunfterteilung auf Grund der anderen Verzeichniſſe iſt die gelöſchte Strafe nicht anzugeben.“

Dieſen Vorſchlägen des Vorentwurfs iſt prinzipiell durchaus beizupflichten. Kaum minder wichtig iſt aber die Regelung des Verfahrens zur Wiedereinſetzung und daneben die prozeßrechtliche Behandlung des richterlichen Fragerechts nach Vorſtrafen. Das Verfahren muß, wie ſchon hervorgehoben, ſo geordnet werden, daß es den Beſtraften nicht aufs neue bloßſtellt. Die prozeßrechtliche Behandlung des richterlichen Fragerechts nach Vorſtrafen, die zu der materiell-rechtlichen Regelung der Rehabilitation, ſpeziell der Löſchung der Beſtrafung im Strafregiſter in notwendiger Wechſelbeziehung ſteht, muß von dem Grundgedanken beherrſcht werden, daß eine durch den Prozeßzweck nicht gebotene kränkende Erinnerung an eine erlittene Strafe dem Verurteilten ſtets zu erſparen iſt. Dieſer kann verlangen, daß nicht durch ein zweckloſes neuerliches Bekanntwerden einer längſt der Vergeſſenheit anheimgefallenen gerichtlichen Verurteilung ſeine bürgerliche oder wirtſchaftliche Stellung ſchwer geſchädigt, vielleicht gar vernichtet wird.

Südtiroler Bauern. Von D. Luchner-Egloff.

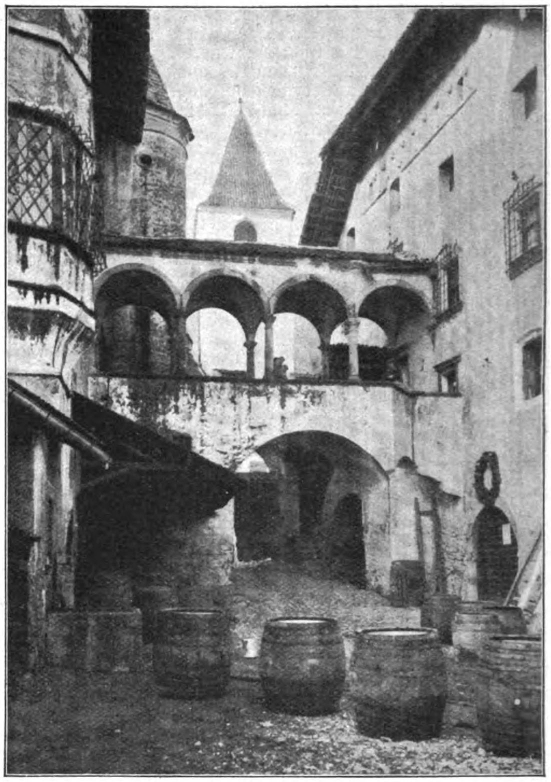
Wer heute mit der Bahn von Bozen, der altertümlichen Hauptſtadt Südtirols, nach Verona fährt, dem wird gar bald auffallen, daß ſich nicht nur die Bilder der Landſchaft, ſondern auch die Menſchen von Station zu Station mehr und mehr verändern. Die dichten Nadelwälder, die ſich im Eiſacktale an den Berglehnen hinaufziehen, werden immer ſeltener, an ihrer Stelle kriecht dürftiges Buſchholz die Hänge der weniger hohen und ſteilen Berge empor. Schon von Brixen ab zeigen ſich an den Talleiten Weinlauben, aber nur vereinzelt und nur auf der Sonnenſeite. Erſt im Bozner Talkeſſel verdrängt die Rebe den Ackerbau gänzlich und behauptet von nun an durch das Etſchtal hinab — von ganz kleinen Enklaven abgeſehen — die Alleinherrſchaft.

Sarntaler.

Im gleichen Schritt mit dem Wechſel der Landſchaft vollzieht ſich, nicht weniger raſch und überraſchend, ein Wechſel der Bevölkerung. Schon in der erſten Halteſtelle unter Bozen ſteigt ein Trupp italieniſch ſprechender Frauen und Männer ein, zumeiſt kleine, gedrungene Leute von tiefgelber bis bronzebrauner Geſichtsfarbe, mit lebhaften Gebärden und einer nie verſiegenden Suada. Und je weiter wir nach Süden kommen, um ſo häufiger vernehmen wir die Sprache Dantes. Bis wir kurz nach Salurn, der letzten deutſchen Station, auf rein italieniſches Gebiet gelangen.

Das war freilich nicht immer ſo. Als der Dominikanermönch Felix Faber von Ulm Anno 1483 durch Tirol ins Heilige Land pilgerte, da ſtieß er erſt fünf Meilen vor Trient, beim Fluſſe Aviſio, auf die erſten Italiener. Aber auch vom Aviſio ſüdwärts war keineswegs rein italieniſches Sprachgebiet. Ein Teilnehmer des Konzils von Trient erzählt uns, daß in dem Landſtrich von Trient bis Verona und Vicenza deutſch und italieniſch nebeneinander geſprochen wird: „parte parlano italiano, parte tedesco“. Trient ſelbſt, das heute nur noch eine verſchwindend deutſche Minorität, beſtehend aus Offizieren, Beamten und Kaufleuten, aufweiſt, war noch im XVI. Jahrhundert

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



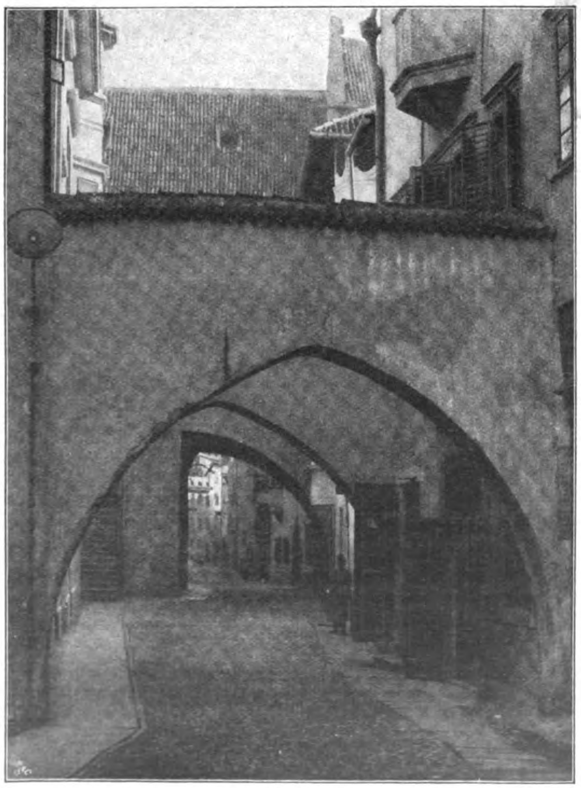
Edelſitz in Eggen.

utraquiſtiſch, wobei aber viele Berichte ausdrücklich hervorheben, daß die Deutſchen „die Bürger und Lenker“ der Stadt waren. Aber nicht nur in Trient, ſondern in der ganzen Gegend zu beiden Seiten der Etſch hinab bis nach Verona erklang im XVI. Jahrhundert noch die Sprache der Langobarden und Goten neben dem immer mehr Boden gewinnenden Romaniſchen. Heute iſt das Deutſche aus dem Vicentiniſchen und Veroneſiſchen bis auf ein paar Bergdörfer in den ſieben und dreizehn Gemeinden, in denen es noch hie und da von alten Leuten als Hausſprache geradebrecht wird, verſchwunden. Das Welſchtum dringt nicht nur längs der Etſch mit überraſchender Geſchwindigkeit vor und italieniſiert Orte, die noch vor wenigen Jahrzehnten zweiſprachig waren, ſondern es ſtreckt auch ſeine begehrlichen Hände nach rein deutſchem Beſitztum aus. Bis endlich in letzter Zeit auf die lauten Mahnrufe deutſcher Bergwanderer hin ſeinem weiteren Vordringen kräftige Abwehr entgegengeſetzt wurde.

Welches ſind die Urſachen, daß die deutſche Bevölkerung des Tiroler Etſchtales von Salurn abwärts bis zur Reichsgrenze den Italienern gewichen iſt? Um dieſe Frage zu beantworten, müſſen wir zwei Jahrhunderte zurückgehen.

Schon ſeit uralten Zeiten, bevor noch eines römiſchen Forſchungsreiſenden Fuß die Weſtalpen je betreten hatte, bewohnte ein wildes Bergvolk die Täler und Berghänge des heutigen Tirols. Die Römer nannten dieſes ebenſo unzugängliche wie räuberiſche Bergvolk Räter. Ein Name, der wahrſcheinlich von einem Häuptling Rätus herrührte. Welcher Völkerraſſe die Räter angehörten, darüber konnte man ſich bis heute nicht klar werden. Weſſen Stammes ſie aber auch geweſen ſein mögen, ſicher erwieſen durch Gräberfunde, Ort- und Bergnamen iſt, daß dieſes geheimnisvolle Bergvolk das heutige Gebiet von Tirol in ſeiner ganzen Ausdehnung bewohnte und weniger ein Ackerbau- als ein Jäger- und Hirtenvolk geweſen iſt. Denn die römiſchen Städte der Po-Ebene wurden fortwährend von ſeinen Raubzügen heimgeſucht. Als alle Abwehrmaßregeln und ſelbſt wiederholte Strafexpeditionen römiſcher Abteilungen in die rätiſchen Berge nichts nützen, da beſchloß Kaiſer Auguſtus die rätiſchen Alpen dauernd zu beſetzen. Mit drei Armeekorps rückten die Römer überraſchend ins rätiſche Gebiet ein. So verzweifelt ſich auch die Bergbewohner wehrten, ſie unterlagen der Übermacht und der römiſchen Taktik. Bis zur Donau marſchierten die Römer vor. Und das freie Land der Räter ward zur römiſchen Provinz Rätien.

Die neuen Herren bauten Straßen, legten an wichtigen Punkten Sperrforts an und richteten eine geregelte Verwaltung ein. Vier Jahrhunderte herrſchte der römiſche Adler über die Berge Tirols. In dieſer Zeit wurden die Räter durch die römiſche Verwaltung latiniſiert. Aus der Vermiſchung des Rätiſchen mit dem Lateiniſchen entſtand ein ſonderbarer Miſchdialekt, der ſich zu den beiden Mutterſprachen etwa wie das heutige Holländiſche zum Deutſchen verhielt. Dieſer räto-lateiniſche Dialekt würde ſich allerdings im Laufe der Entwicklung immer mehr einem Vulgärlatein genähert haben, wäre nicht der Römerherrſchaft durch die Goten ein Ende bereitet worden. Tirol wurde hierdurch eine Provinz des Gotenreiches. Mehr dem Scheine nach als tatſächlich. Die Sonne des Gotenglückes ſchien zu kurz, als daß es möglich geweſen wäre, das rätiſche Bergvolk, in dem wohl die Erinnerung an die vorrömiſche Freiheit wieder erwacht war, ſich untertan zu machen. Aus alten Heldenliedern, ſo der Spielmannsdichtung von König Laurins Roſengarten und in Eckens Ausfahrt, iſt uns Kunde, daß König Theoderich und ſeine Degen mehr denn einmal auszogen, um das Volk der Zwerge, das auf den Bergeshöhen und in den Talſchluchten Südtirols hauſte, zu bezwingen. Trient wurde auf Befehl Theoderichs mit gewaltigen Mauern umgeben und ſtarke Kriegsbeſatzungen ins Etſchtal, beſonders bei Meran und Bozen gelegt.

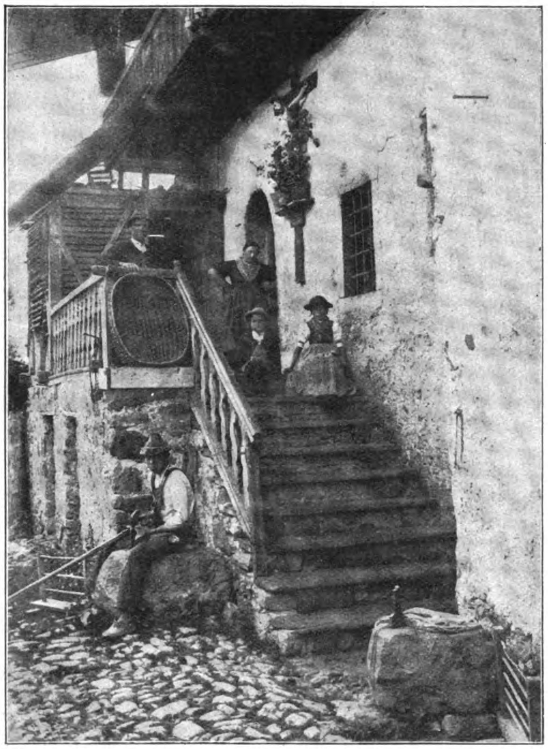


Streitergaſſe in Eggen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dorfſtraße in Sarntal.

Als das Gotenreich nach ſechzigjährigem Beſtand von den Byzantinern vernichtet wurde, da zogen die letzten Reſte des Heeres, denen Narſes nach der Schlacht am Veſuv freien Abzug gewährt hatte, aus dem Sonnenlande gegen Norden. Wohin ſollte ſich das Häuflein mit Weibern und Kindern, mit all ſeinem Hab und Gut wenden? Wo Schutz finden in dieſer wildbewegten Zeit, da alle Völker nördlich der Donau ſich auf die Wanderſchaft machten, alteingeſeſſene Volksſtämme aus ihren Wohnſitzen aufſcheuchend und vor ſich hertreibend? Von Süden her marſchierten die Byzantiner, von Norden fluteten die Germanen, im Oſten und Weſten wogte das Meer. Nur eine Zuflucht blieb — das Gebirge. Zu den gotiſchen Stammesbrüdern an der Atheſis flüchteten die Letzten aus dem Reckenvolke Dietrichs von Bern.

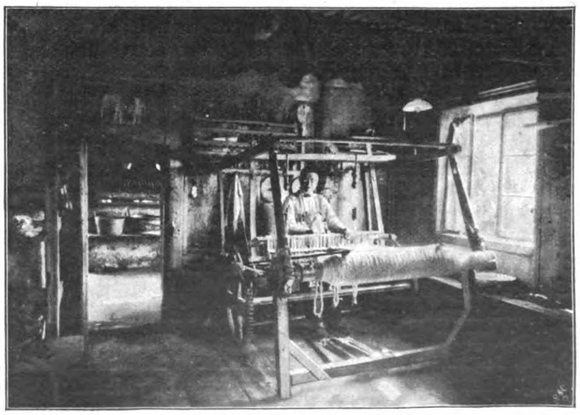


Haus in Sarntal.

Nicht lange wehte das Banner von Byzanz über Italien. Ein anderes germaniſches Volk, die Langobarden, rückte an die Stelle der Goten und eroberte Oberitalien; drang auch der Etſch entlang in Tirol ein und drängte die Überreſte der Goten noch weiter in das Innere des Landes zurück. Vom Norden waren ſchon früher die Bajuvaren ins Inntal eingedrungen und durch das Wipptal über den Brenner bis Brixen vorgerückt.

Mit der Beſiedelung Nordtirols durch die Bayern und Südtirols durch die Langobarden fanden die ſtürmiſchen Zeiten der Völkerwanderung für Tirol ihr Ende. Wohl brachen bald darauf noch die Slawen, vom Drautal her, in Oſttirol ein, beſetzten das Puſtertal und unternahmen von dort aus verheerende Raubzüge nach allen Richtungen hin. Doch gelang es den Bayern nach jahrelangem unentſchiedenen Ringen, ſie ſchließlich bis hinter Innichen zurückzuwerfen.

So war Tirol im VIII. Jahrhundert gänzlich in germaniſchem Beſitz. Allerdings war es nur eine durch Waffengewalt aufrecht erhaltene Herrſchaft, denn die einheimiſche Bevölkerung der Rätoladiner überwog um vieles die Zahl der germaniſchen Siedler. Dafür ſprechen nicht nur die zahlreichen rätoladiniſchen Orts- und Flurnamen, die ſich in ganz Tirol bis heute erhielten, auch der Umſtand, daß das Rätoladiniſche bis in das XII. Jahrhundert hinauf die Umgangsſprache der Bauern blieb, gibt darüber Zeugnis. Auf die Dauer vermochte ſich das Rätoladiniſche freilich nicht zu halten. Im Norden wich es vor dem Bajuvariſchen immer mehr zurück. Im Süden aber geſchah, was ſich in der Geſchichte des Germanentums nachher noch öfters ereignete: daß ein deutſches Volk ſich romaniſierte. Die Langobarden, die wohl mit den Waffen die Romanen zu beſiegen vermochten, unterlagen der romaniſchen Kultur. Ihr Volkstum ging langſam in dem italieniſchen auf, ſie aſſimilierten ſich zuerſt in der Sprache und dann auch im nationalen Empfinden dem Romanentum. Und mit ihnen romaniſierten ſich auch die Bewohner der in den Tiroler Bergen angeſiedelten langobardiſchen Kolonien und zum Teil auch die rätoladiniſche Bevölkerung Südtirols. Dieſer Prozeß iſt auch heute noch nicht zu Ende. Denn in den Hochtälern der ſüdtiroler Dolomiten hat ein Häufchen von 25000 Alttirolern gegenüber dem Eindringen der Italiener von Süden und der Deutſchen von Norden ſein Volkstum zähe verteidigt. In Gröden, Buchenſtein, Faſſa und Enneberg ſpricht die Bevölkerung auch heute noch ausſchließlich Ladiniſch, lediglich als Verkehrsſprache mit der Außenwelt wird das Deutſche oder Italieniſche benützt. Die Hoffnung, daß das Dolomitenladinertum und damit der letzte lebende Zeuge aus Tirols Vergangenheit ſich auch weiterhin erhalte, iſt leider ſehr gering. Der Fremdenverkehr, der auch die Dolomitentäler durch Bahn und Straßen immer mehr erſchließt, wirkt ihm entgegen. So wäre wenigſtens zu wünſchen, daß es einer geſchickten



Webſtuhl in Sarntal.

deutſchnationalen Politik gelänge, die letzten Alttiroler dem deutſchen Volkstum zuzuführen. Von deutſcher Seite wurde früher die Wichtigkeit der Ladinerfrage nicht genügend gewürdigt, erſt ſeit einigen Jahren hat man die Gefahr der drohenden Verwelſchung der Ladiner erkannt und entſchiedene Gegenmaßregeln ergriffen.

Dem Fremden, der ſommers von Bozen an den Gardaſee fährt, erſcheinen die nationalen Verhältniſſe furchtbar einfach. Bis Salurn deutſches, von Salurn ein welſches Land. Wenn's hoch kommt, beachtet er noch, daß in einigen Tälern Ladiniſch (das er meiſt für einen italieniſchen Dialekt hält) geſprochen wird. Nur die wenigſten wiſſen, daß aus den nationalen Verhältniſſen des heutigen Tirol die Geſchichte Italiens von der Zeit der Völkerwanderung bis zur jüngſten Gegenwart zu leſen iſt. Wer einen Begriff erhalten will, was für Kerle die alten Germanen, die den römiſchen Weltſtaat über den Haufen warfen, geweſen ſein mögen, der wandere von Bozen, der köſtlichen Patrizierſtadt am Zuſammenfluß des Eiſacks und der Etſch, der Talfer entlang in das Sarnthein, ins Tal der Goten. Hier und auf den Tallehnen um Meran, an den Ufern der Paſſer und Naif leben noch heute die Nachfahren des edelſten aller deutſchen Stämme. Dietrichs Heldenvolk, von der Übermacht der Byzantiner aus Italien verdrängt, hat ſich im Schutze der Tiroler Berge bis heute raſſerein erhalten.

⌘ Eggental. ⌘

Anno 1809 haben die Männer aus dem Sarntal, Paſſeier und den Gebirgsgemeinden rings um Meran am wackerſten von allen Landſtürmern zugeſchlagen und ſich noch ungebrochenen Mutes am Küchel- und Jeneſienberg gleich den letzten Getreuen Tejas am Veſuv gewehrt, als das ganze übrige Tirol bereits von fünffacher Übermacht bezwungen daniederlag.

Auf der linken Seite des Eiſacks, auf der Hochebene am Fuße des Latemars, und im Eggentale, das zum Karerſee führt, hauſt ein anderer deutſcher Stamm, deſſen Zugehörigkeit heute noch von tiefem Dunkel umgeben iſt. Außer Zweifel iſt nur, daß die „Reggelberger" (wie ſie ſich nennen), weder dem bajuvariſchen, noch dem langobardiſchen Stamme angehören.

Die Reggelberger ſelbſt ſind nicht einig über ihr Geſchlecht und Art. Während die einen ſich als eingewanderte Heſſen bezeichnen, nennen ſich die anderen Schwaben. Es ſpricht auch eine Wahrſcheinlichkeit dafür, daß die Reggelberger alemanniſcher Herkunft ſind. Ein fleißiges, ruhiges Völklein, das treu an Väterbrauch und Sprache feſthält und dem vom Fleimstal herauf verſuchten Vordringen der Italiener wirkſamen Widerſtand entgegenſetzt.

In dem Haupttale wohnt zu beiden Seiten der Etſch zwiſchen Bozen — das noch rein deutſch iſt — und Salurn eine deutſch-italieniſche Miſchraſſe, die dem Geſetze der Wellenbewegung in der Raſſebewegung folgend, ein Menſchenalter mehr dem deutſchen und dann wieder ein Menſchenalter lang mehr dem italieniſchen Elemente ſich anſchmiegt.

Dort, wo heute die deutſchen Bauern in Südtirol Grenzwacht halten, auf der einen Seite die Sproſſen gotiſchen und auf der einen Seite die Nachfahren alemanniſchen Blutes, dort iſt freilich nicht die Grenze des deutſchen Blutes zu ſuchen. Auch der welſchtiroler Bauer, der heute, von den deutſchen Sprachinſeln Ferſen, Luſern, Sebaſtian abgeſehen, nur noch Italieniſch ſpricht, führt deutſches oder rätiſches Blut in ſeinen Adern. Der Vorwurf, der aus der Erklärung der Vielgereuter: „parliamo italiano, ma siamo tedeschi," heraustönt, richtet ſich allerdings nicht nur gegen die Deutſchtiroler, ſondern gegen das ganze deutſche Volk, das durch ein halbes Jahrhundert teilnahmslos zuſah, wie den von der ganzen Welt, der Regierung und den eigenen Stammesbrüdern verlaſſenen deutſchen Gemeinden in Südtirol Dorf um Dorf vom Italienertum entriſſen wurde. Erſt in den letzten Jahrzehnten wurde man deutſcherſeits auf die drohende Gefahr aufmerkſam. Zu einer Zeit, da es zu ſpät war, da ungezählte Tauſende deutſcher Bergbauern nach jahrhundertelangem Widerſtand ihr Volkstum aufzugeben gezwungen worden waren. Nun ging man, langſam und bedächtig genug, daran, zu retten, was noch zu retten war. Und da zeigte ſich, daß ſelbſt Dörfer, in denen ſeit langen Jahren Schule, Amt und Kirche italieniſch waren, mit Stolz ſich ihrer Blutszugehörigkeit erinnerten und in welſcher Sprache (denn keiner kannte mehr deutſch) deutſche Schulen, deutſche Lehrer, deutſche Prieſter verlangten.

⌘ Meran. ⌘

Manches iſt ſeither geſchehen, zu vielem, was noch zu tun wäre, fehlen die Mittel. Zahlreiche Schutzvereine, allen voran die Südmark und der Deutſche Schulverein, arbeiten unermüdlich daran, das noch Vorhandene zu ſchützen und verlorenes Land dem Deutſchtum wieder zu gewinnen. Seit einigen Jahren hat auch die öſterreichiſche Regierung, durch die immer ungeſcheuter auftretende Irredenta gezwungen, ihre abwehrende Haltung aufgegeben und läßt den Bemühungen der deutſchen Schutzvereine wenigſtens paſſive Unterſtützung angedeihen. Wünſchenswert ſchiene es nur, daß auch

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

die vielen Hunderttauſende deutſcher Alpenwanderer, die Sommer für Sommer durch Südtirol ziehen, nicht nur den Wundern der Hochgebirgswelt, ſondern auch dem Schickſale der Bewohner Intereſſe entgegenbrächten. Würde das ſüdtiroler Deutſchtum in ſeinem kulturellen Kampfe gegen das Romanentum von den deutſchen Sommergäſten zielbewußt, wenn auch ohne jede zweckloſe Gehäſſigkeit gegen die ſicherlich liebenswürdigen und mit vielen trefflichen Eigenſchaften begabten Italiener, unterſtützt, dann könnte man mit Recht hoffen, daß in abſehbarer Zeit der durch den Leichtſinn vergangener Geſchlechter verloren gegangene Boden dem Deutſchtum wieder zurückerobert würde.

Beethoven in Teplitz. Von Dr. Wolfgang A. Thomas.

Beethoven liebte das Land über alles. Wenn die Sommerſonnenglut das Pflaſter der Stadt Wien erhitzte und der Staub auf Trottoir und Straße ſich ſammelte, dann entwich er aus der dumpfen Stadtwohnung aufs Land. Dort wurde die „ſüße Stille des Waldes“ aufgeſucht. Faſt den ganzen Tag hindurch ſtreifte er durch Flur und Au und weilte unter ſchattenden Bäumen. Die Natur regte den Tonſchöpfer zu den ſchönſten Weiſen an. Eine Verherrlichung des Landaufenthaltes bildet die ſechſte Sinfonie, die ſogenannte Paſtorale, in der der Wald rauſcht, die Vöglein zwitſchern — der Schlag der Goldammer iſt beſonders verwendet —, die Bächlein plaudern, und worin auch das majeſtätiſche Gewitter einherbrauſt und die Bauern nach dem beruhigten Toben der Elemente ihre frohen Lieder anſtimmen.

So wurde dem jungen Beethoven die Natur zur Muſik. Aber es kamen andere Tage, wo den Meiſter rheumatiſche Erſcheinungen, namentlich andauernde, plagende Kopfſchmerzen zwangen, den Landaufenthalt zur Kur, das heißt zu Bädern zu benutzen. Da pantſchte er ſtundenlang im Waſſer, wie er launig ſelbſt erzählt hat. Seit Anfang des XIX. Jahrhunderts nahm ja des Meiſters Gehör bedenklich ab, ein Übel, wogegen er über ein Jahrzehnt auf alle Weiſe gekämpft hat. Als alle Mittel verſagten — ein wundertätiger Pater erzielte auch keine dauernde Beſſerung —, ſollte zu Beginn des zweiten Jahrzehnts im XIX. Jahrhundert auf Anraten des Arztes noch einmal eine letzte, energiſche Kur in dem heilkräftigen Bade Teplitz verſucht werden.

Am 2. Auguſt 1811 war Beethoven Kurgaſt in Teplitz, wo, infolge der vorgeſchrittenen Saiſon, ein bewegtes Badeleben herrſchte. Der Meiſter hielt ſich aber einſtweilen von dem Menſchentrubel ganz zurück. Er beſchränkte ſeinen Verkehr auf den Zimmergeſellſchafter Oliva, mit dem er aber nur morgens und abends zuſammenſein mußte. Im übrigen machte er einſame Spaziergänge namentlich in dem berühmten Schloßgarten und in der weiteren Umgebung des Badeortes. Zunächſt ließ ihn die Welt auch in Ruhe; man wußte zwar aus der Kurliſte, daß der berühmte Beethoven da ſei, aber man ſah ihn wenig. Denn auch zu den Mahlzeiten war Beethoven meiſtens nicht zu erblicken. Er kam mit Willen recht ſpät in das Wirtshaus „Zum blauen Stern“, wo er zu ſpeiſen pflegte, um die anderen Gäſte nicht mehr anzutreffen.

Für den übrigen Tag waren dann Bäder zu nehmen und ſonſtige Verpflichtungen der Kur zu erfüllen. Nach kurzer Zeit fühlte ſich Beethoven ziemlich geſtärkt von der Kur und dem Nichtstun, dem er ſich ergeben hatte, ſo daß ihn nunmehr die Luſt anwandelte, wieder etwas zu arbeiten. Damals entſtanden das Vorſpiel „König Stephan“ und das Nachſpiel „Die Ruinen von Athen“.

Mittlerweile verhielt ſich die Geſellſchaft, die in Teplitz herumſpazierte und ſich auch allmählich langweilte, nicht mehr ſo zurückhaltend, ſondern machte ſich an den Meiſter heran. Im allgemeinen pflegte Beethoven die Aufforderung, am Klavier zu phantaſieren, barſch rundweg abzuſchlagen. Diesmal hatte eine Dame, die ſpätere Gattin des Schriftſtellers Varnhagen von Enſe, Rahel Levin, Glück bei dem Meiſter. Das etwas exzentriſche, aber intereſſante Mädchen verſtand es, den ſchwierigen, ſchlecht hörenden und oft verdrießlichen Meiſter willfährig zu ſtimmen. Und ſo genoſſen denn Varnhagen, Oliva und Rahel das Glück, Beethoven phantaſieren zu hören.

In Varnhagens Kreis bewegten ſich auch Baroneſſe Eliſe von der Recke, eine Freundin Goethes, und der Dichter und Kanonikus Tiedge. Auch mit ihnen wurde Beethoven bekannt gemacht. Tiedge war ihm ſchon von früher her als Dichter nicht mehr fremd, hatte Beethoven doch ſeinem lyriſch didaktiſchen Gedicht „Urania“ einen Geſangstext entnommen. Schon im Jahre 1804 bis 05 hatte er folgende Verſe daraus in Muſik geſetzt:

Die du ſo gern in heiligen Nächten feierſt,
Und ſanft und weich den Gram verſchleierſt,
Der eine zarte Seele quält,
O Hoffnung! Laß, durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel ſeine Tränen zählt.

Tiedge und die Baroneſſe von der Recke waren dem Meiſter der Töne um ſo intereſſanter und anziehender, als ſich in ihrer Geſellſchaft eine liebreizende junge Berlinerin befand. Dieſe hieß Amalie Sebald und war von ſo harmoniſchem Weſen, daß Beethoven ſich ſehr ſchnell in ſie verliebte und gleich mit einem zärtlichen Billettchen folgenden Inhalts bei ihr Antritts-Viſite machte: „Ludwig van Beethoven, den Sie, wenn Sie auch wollten, doch nicht vergeſſen ſollten.“

Mit Amalie Sebald wurde nun auch muſiziert, denn ſie beſaß eine ſehr ſchöne Stimme, deren Wert man auch daheim in Berlin bei Aufführungen in der Singakademie zu ſchätzen wußte. Dem Trennungsſchmerz, als die Baroneſſe von der Recke mit Tiedge und der geliebten Amalie gegen Ende Auguſt abreiſen mußte, hat der Meiſter in dem fein empfundenen Lied auf den Text von Stoll, innigen Ausdruck verliehen:

„An die Geliebte.“

O daß ich Dir vom ſtillen Auge
In ſeinem liebevollen Schein
Die Tränen von der Wange ſauge,
Eh’ ſie die Erde trinket ein.

Wohl hält ſie zögernd auf der Wange
Und will ſich heiß der Treue weihn;
Nun ich ſie ſo im Kuß empfange,
Nun ſind auch Deine Schmerzen mein!

Es mußte geſchieden ſein. Beethoven ſchrieb aber ſchon am 6. September an den neu gewonnenen Freund Tiedge und läßt in dem Briefe „der Gräfin (Recke) einen recht zärtlichen und doch ehrfurchtsvollen Händedruck“ übermitteln und „Amalie einen recht feurigen Kuß, wenn uns niemand ſieht“. (Siehe auch Hausmuſik in Nr. 35 des 44. Jahrgangs. D.-R.)

Die Hoffnung beſtand bei Beethoven, die Freunde noch im Herbſte 1811 wiederzuſehen, denn er hatte das Reiſen gekoſtet, hatte Gefallen daran gefunden, fühlte ſich außerdem durch den Kuraufenthalt recht gekräftigt, ſo daß er daran dachte, Leipzig und Dresden einen Beſuch abzuſtatten. Die Baroneſſe von der Recke lud ihn auch zu den berühmten Naumannſchen Kirchenmuſiken ein. Die Einladung erreichte den Meiſter indeſſen erſt in Wien. Er war nämlich gegen Ende September kurz entſchloſſen heimgereiſt, weil er der Meinung war, die Eröffnung des Peſter Theaters finde wirklich Anfang Oktober ſtatt, wozu er dann vielleicht hingefahren wäre. Obwohl ſich dies Ereignis nun noch einige Monate hinzog, wurde doch nichts mehr aus dem „Sprung nach der Sachſenhauptſtadt“. Beethoven las daheim in Wien die Gedichte der Recke und lebte in der Erinnerung die ſchönen Tage des erſten Teplitzer Aufenthaltes nochmals durch.

Die Beſſerung in Beethovens Geſundheit hielt bis zum nächſten Frühjahr vor. In den erſten Monaten des Jahres 1812 aber hatte Beethoven wieder ſehr heftig mit ſeinem Rheumatismus zu kämpfen. So entſchloß ſich der Meiſter denn Anfang Juli zu einer erneuten Reiſe nach dem böhmiſchen Bade. Unterwegs machte er eine kurze Station in Prag, wo er Varnhagen beſuchte und einiges Geſchäftliche abwickelte. Die Weiterreiſe von hier nach Teplitz war etwas erſchwert und gefahrvoll. Es mangelte an Pferden. Außerdem wählte die Poſt eine außergewöhnliche Reiſeroute. Der Weg war ſchrecklich; der Wagen brach auf dem grundloſen, bloßen Landwege. Man hatte Beethoven vor der Fahrt gewarnt, aber das reizte ihn nur. Schließlich verdankte er es nur der Ausdauer der Poſtillone, daß er trotz des Achſenbruchs und des geringen Vorſpanns von vier, ſtatt der üblichen acht Pferde nicht liegen blieb, ſondern noch verhältnismäßig raſch und wohlbehalten am 5. Juli früh vier Uhr in Teplitz anlangte.

Mit der erſten Wohnung, die er gemietet, war er nicht zufrieden und ſuchte nach einer paſſenderen. Er ließ ſich dann in der „Eiche“, Zimmer Nr. 62, häuslich nieder.

Teplitz war noch nicht ſo belebt wie im Auguſt des Vorjahres, als Beethoven ankam. Daher beklagte er ſich, er ſei „allein — allein — allein!“ Die Recke und Tiedge waren, wie er wohl aus der Kurliſte entnahm, diesmal ſchon viel früher dageweſen und bereits wieder abgereiſt; und zwar nach Karlsbad. Auch Amalie Sebald vermutete er dort und ſchrieb ihr einen innigen Liebesbrief, den er freilich nicht abſandte. Aus Karlsbad teilte man ihm mit, Amalie weile noch in Berlin und wohne Bauhof I. Daraufhin ließ der Meiſter ihr von ſeinen Verlegern einige Noten, beſonders Lieder, überſenden.

Bald wurde es aber auch in Teplitz intereſſanter. Goethe kam am 14. Juli an und ſtieg in dem damals neu eröffneten

Gaſthauſe „Zum goldenen Schiff“ ab. Der große Dichter war von befreundeter Seite ſchon auf eine Zuſammenkunft mit Beethoven in den böhmiſchen Bädern aufmerkſam gemacht worden. Und der Wunſch, einander kennen zu lernen, war auf beiden Seiten ſehr lebhaft. Am Sonntag, den 19. Juli, trafen ſich die beiden Geiſtesheroen zum erſten Male. Sie machten für den folgenden Tag gleich eine gemeinſame Spazierfahrt aus. Und ſchon am dritten Tage, am 21. Juli, war Goethe abends bei Beethoven, der dem Dichter vorſpielte. Goethe ſchrieb daheim in ſein Tagebuch: „Beethoven ſpielte köſtlich.“ Auch am 23. Juli war Goethe bei Beethoven. Die Unterhaltung war lebhaft. Beethoven ſagte Goethe „die Meinung“: nämlich „daß man von ſeinesgleichen mit dem Verſtande gehört ſein wolle; Rührung paſſe nur für Frauenzimmer, dem Manne müſſe die Muſik Feuer aus dem Geiſt ſchlagen“. So ganz harmoniſch geſtaltete ſich der Verkehr überhaupt nicht. Goethe ſchrieb zwar einem Freunde: „Zuſammengefaßter, energiſcher, inniger habe ich noch keinen Künſtler geſehen. Ich begreife recht gut, wie er gegen die Welt wunderlich ſtehen muß“; aber es konnte dem formvollendeten Hofmanne kaum ſympathiſch ſein, wegen ſeines vollendeten Betragens gegen die in Teplitz weilenden Fürſtlichkeiten von Beethoven geneckt zu werden. Ein Auftritt, der ſich ereignete, muß Goethe ſogar ſehr verſtimmt haben: als er mit Beethoven einmal ſpazieren ging, nahte der kaiſerliche Hof. Goethe eilte an den Rand der Straße und verbeugte ſich mit abgezogenem Hute. Beethoven, der dem Dichter eine Lehre erteilen wollte, nahm ſeinerſeits den Hut nicht ab, ſondern ließ ſich von den hohen Herrſchaften zuerſt grüßen, durch die er obendrein mitten hindurch ſchritt. In den Briefen aus dieſer Zeit äußern ſich beide Großen ziemlich herb übereinander. Beethoven ſchrieb: „Goethe behagt die Hofluft ſehr; mehr als einem Dichter ziemt. Es iſt nicht vielmehr über die Lächerlichkeiten der Virtuoſen hier zu reden, wenn Dichter, die als die erſten Lehrer der Nation angeſehen ſein ſollten, über dieſem Schimmer alles andere vergeſſen können.“ Goethe hinwiederum faßte nunmehr ſein Urteil über Beethoven ſo zuſammen: „Beethovens Talent hat mich in Erſtaunen geſetzt; allein er iſt leider eine ganz ungebändigte Perſönlichkeit, die zwar gar nicht unrecht hat, wenn ſie die Welt deteſtabel findet, aber ſie freilich dadurch weder für ſich noch für andere genußreicher macht. Sehr zu entſchuldigen iſt er hingegen und ſehr zu bedauern, da ihn ſein Gehör verläßt, das vielleicht dem muſikaliſchen Teil ſeines Weſens weniger als dem geſelligen ſchadet. Er, der ohnehin lakoniſcher Natur iſt, wird es nun doppelt durch dieſen Mangel.“

Das gegenſeitige Bedauern wegen der Ende Juli erfolgten Trennung wird nicht allzu lebhaft geweſen ſein. Beethoven ging nämlich nun auf Anraten ſeines Arztes, der nun ſelbſt nach Böhmen gekommen war, nach Karlsbad. Dort gab es der Zufall, daß er ſich muſikaliſch betätigen ſollte, anſtatt „im Waſſer zu plätſchern“. Am 26. Juli verheerte nämlich ein Brand faſt die ganze Stadt Baden bei Wien, den Ort, in dem Beethoven ſo oft und gern den Sommer verbrachte. Sofort nach Empfang dieſer traurigen Zeitung entſchloß ſich der Meiſter mit dem ebenfalls in Karlsbad weilenden Violinvirtuoſen Polleder ein Konzert zugunſten Badens zu geben. Dasſelbe wurde raſch inſzeniert und trug ungefähr 1000 Gulden ein. Beethoven nannte es aber „ein armes Konzert für die Armen“, weil er gerne weit mehr den Heimgeſuchten geſpendet hätte.

Bald gab es einen anderen Anziehungspunkt für Beethoven: Amalie Sebald traf mit ihrer Mutter in Teplitz ein. Beethoven nahm den Verkehr mit Vergnügen wieder auf. Er muſizierte mit der geliebten Sängerin, ſpielte ihr aus ſeiner neuen Sinfonie, der achten, vor, komponierte zum zweiten Male das Lied: „An die Geliebte“, das er ja im vorhergehenden Sommer hier in Teplitz zum erſten Male in Muſik geſetzt hatte. Im übrigen erhoben und erheiterten ſich die beiden auf gemeinſamen Spaziergängen in der Natur.

Allein das ſchöne Beiſammenſein wurde durch eine Unvorſichtigkeit Beethovens geſtört. Er machte in aller Frühe einen Spaziergang in die Wälder trotz der Nebel, die den hereinbrechenden Herbſt verkündeten. Die Folge davon war, daß ſich eine Zeitlang ſein Befinden weſentlich verſchlechterte und ſogar einige Tage Bettlägerigkeit eintrat. Der Meiſter ſetzte ſich zwar mit Humor über die üblen Folgen ſeines Tuns hinweg und ſcherzte, er habe die Etikette der Natur verletzt und müſſe dafür büßen. Allein der Verkehr mit Amalia wurde etwas unterbrochen. Die Zeit wird benutzt, um ein paar herzliche Billettchen zu tauſchen. Beethoven berichtet genau über ſein Befinden und fühlt ſich immer ſchon eher beſſer, als er es iſt, weil er den Wunſch hat, wieder auf und mobil zu ſein. Ganz zart fragt er auch an: „Wenn Sie es anſtändig heißen, allein zu mir zu kommen, ſo könnten Sie mir eine große Freude machen; iſt aber, daß Sie dieſes unanſtändig finden, ſo wiſſen Sie, wie ich die Freiheit aller Menſchen ehre, und wie Sie auch immer hierin und in anderen Fällen handeln mögen, nach Ihren Grundſätzen oder nach Willkür, mich finden Sie immer gut und als Ihren Freund Beethoven.“ Amalie ſorgte in herzlicher und teilnehmendſter Weiſe für den unbehilflichen Patienten. Sie ſendet dem Kranken Huhn und Suppe. Beethoven verlangt die Rechnung. Darauf wird ſie eingereicht:

„Mein Tyrann befiehlt eine Rechnung — da iſt ſie:
Ein Huhn . 1 Gulden W(iener) W(ährung).
Die Suppe 9 Kr(euzer).
Von Herzen wünſche ich, daß ſie Ihnen bekommen möge.
Amalie Sebald.“

Beethoven ſchreibt auf das Blatt: „Tyrannen bezahlen nicht, die Rechnung muß aber noch quittiert werden, und das können Sie am beſten, wenn Sie ſelbſt kommen wollen. NB. mit der Rechnung zu Ihrem gedemütigten Tyrannen.“

Beethoven hat dies Mädchen über alles geliebt. Er ſchreibt ihr in einem anderen Billett: „Was träumen Sie, daß Sie mir nichts ſein können? Mündlich wollen wir darüber, liebe Amalia, reden; immer wünſchte ich nur, daß Ihnen meine Gegenwart Ruhe und Frieden einflößte, und daß Sie zutraulich gegen mich wären.“ Wie es um ihn ſtand, läßt uns erſt eine Äußerung, die der taube Meiſter einige Jahre ſpäter fallen ließ, ganz erkennen: Er liebe unglücklich! Vor fünf Jahren (1811 in Teplitz) habe er eine Perſon kennen gelernt, mit der ſich näher zu verbinden er für das höchſte Glück ſeines Lebens gehalten hätte. Es ſei nicht daran zu denken, faſt eine Schimäre, dennoch ſei es jetzt noch wie am erſten Tag. Dieſe Möglichkeit, ſetzte er hinzu, habe er noch nie gefunden! Doch es ſei zu keiner Erklärung gekommen, er habe es noch nicht aus dem Gemüt bringen können.

So tief hatte die harmoniſche Amalie Sebald in Beethovens Herz gegriffen. Kein Wunder, wenn die Töne da drinnen wirbelten und die heiterſte Sinfonie entſtand, jene achte, die man die italieniſche nennen möchte, wegen der Süße und der Eindringlichkeit ihrer Melodien.

Lange währte der erquickende Verkehr nun nicht mehr. Ende September mußte Beethoven, der dank der treuen Beſorgnis ſeiner Amalie bald wieder geſundete, die Heimreiſe antreten. Unerquickliche Familienverhältniſſe bei dem in Linz als Apotheker tätigen Bruder Johann erforderten des großen Bruders Dazwiſchenkunft. Trübe lag die Zukunft vor ihm. Amalien hatte er ſich nicht erklären können. Die Geſundheit war zwar zur Not hergeſtellt, aber erheblich gebeſſert wie im Vorjahre war ſie nicht, und die Hoffnung auf Heilung des Ohrenübels wohl endgültig zuſchanden geworden. Die Herbſtnebel ſenkten ſich auf die böhmiſchen Lande und auf des Meiſters Herz; er ſchreibt in ſein Tagebuch: „Du darfſt nicht Menſch ſein, für Dich nicht, nur für andere, für Dich gibt's kein Glück mehr als in Dir ſelbſt, in der Kunſt. — O Gott! Gib mir Kraft, mich zu beſiegen, mich darf ja nichts an das Leben feſſeln.“

In ſeiner Kunſt tönt die Sehnſucht um Amalie Sebald, die er ebenſowenig wiedergeſehen als Teplitz, wo er ſo glücklich war; der „Liederkreis an die ferne Geliebte“ gab der Sehnſucht Schwingen:

Nimm ſie hin denn, dieſe Lieder,
Die ich Dir, Geliebte, ſang,
Singe ſie dann abends wieder
Zu der Laute ſüßem Klang!
— — — — — — — —
Dann von dieſen Liedern weichet,
Was geſchieden uns ſo weit,
Und ein liebend Herz erreichet,
Was ein liebend Herz geweiht.

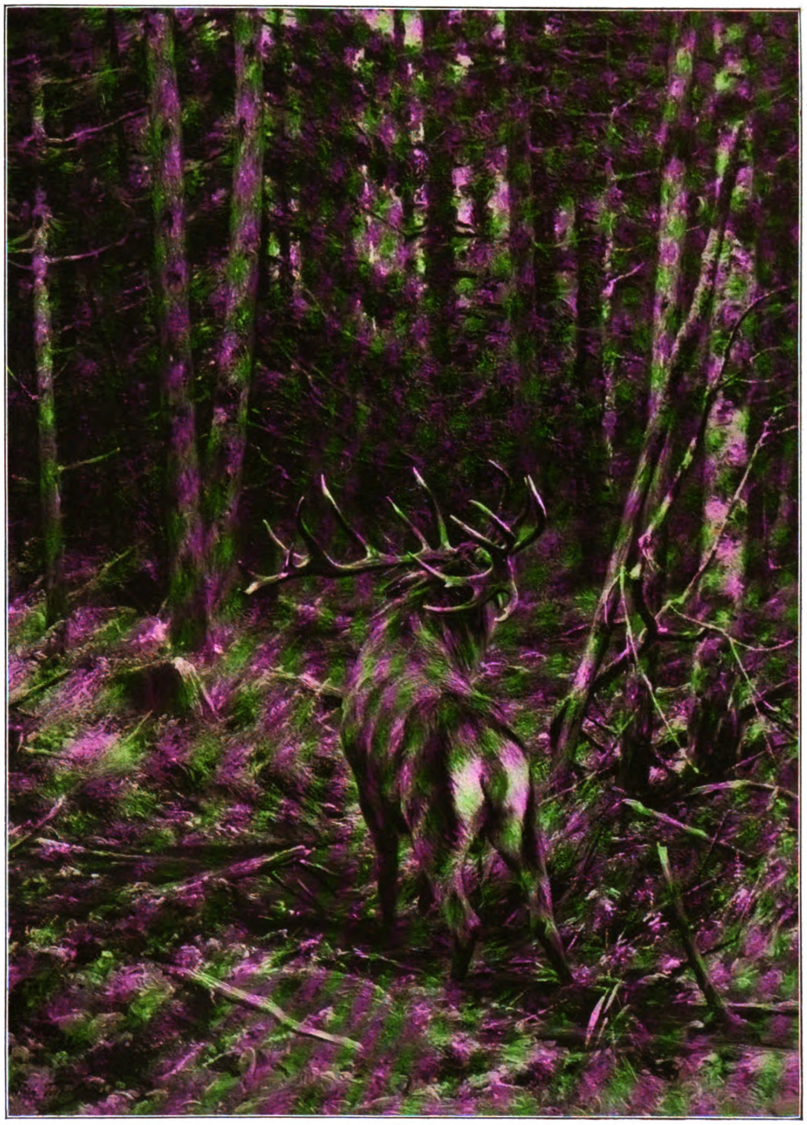
Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers. (10. Fortſetzung.)

14. Kapitel.

Bürgermeiſter Gaul, ein mürriſcher, unterſetzter alter Herr mit dickem grauen Schnurrbart und zottligen Augenbrauen, ſaß mitten auf dem Sofa im Salon, hatte auf dem Tiſch vor ſich die Akten liegen und las mit ſeiner rauhen, poltrigen, ſchwer verſtändlichen Stimme den letzten Erdenwillen Hermann Lüdegaſts vor.

„Wenn Euch dies zu Ohren kommt, liebe Frau und liebe Kinder, dann hat man mich ſchon hinausgetragen. Meine Hinterlaſſenſchaft beſteht aus der Fabrik, den dazu gehörigen Baulichkeiten und dem Hauſe. Außerdem iſt ein Barvermögen von vierzigtauſend Mark vorhanden, das in Konſols angelegt iſt. Ich beſtimme unter der Mitwiſſenſchaft des Herrn Bürgermeiſters, Rechtsanwalt Dr. Gaul folgendes: Die Fabrik fällt als Erbteil meinem älteſten Sohne Konrad zu, die beiden jüngeren Geſchwiſter erhalten die geſetzlichen Pflichtteile daraus. Da indeſſen mein Sohn Konrad mit meiner Einwilligung einen anderen Beruf ergriffen hat, ſo ſoll es ihm geſtattet ſein, meinen zweiten Sohn Gerhard als ſeinen Vertreter in alle Rechte und Pflichten dieſer Stellung einzuſetzen, jedoch nur unter der Bedingung, daß dieſe Einrichtung dauernd dem Intereſſe der Familie entſpricht. Sollten unter dieſer ſtellvertretenden Leitung Verhältniſſe eintreten, unter denen der Betrieb nicht mehr in der gewohnten Weiſe fortſchreitet, ſo iſt die Fabrik zu verkaufen. Über meine Anordnungen betreffs des Verkaufs befinden ſich in Händen des Herrn Bürgermeiſters Gaul ſowie abſchriftlich in denen meines erſten Buchhalters Hahn die näheren Beſtimmungen.

Die Entſcheidung, ob ein Verkauf nötig iſt oder nicht, ſoll bis zur Volljährigkeit meines älteſten Sohnes Konrad von dem Herrn Bürgermeiſter Gaul, nach eingetretener Mündigkeit jedoch ausſchließlich nur von dieſem meinem Sohne Konrad abhängen. Ich ſpreche ihm hiermit noch über das Grab hinaus das Vertrauen aus, daß er als der Älteſte und mein berufener Nachfolger in der Familie die Intereſſen derſelben am beſten und ſicherſten vertreten wird."



Ein raufluſtiger Kämpe. Gemälde von Richard Frieſe.

Conny war totenbleich geworden.

Was er auch erwartet hatte, dies kam ihm als jähe Überraſchung. Es war eine geheime Sprache in dieſem letzten Willen des Vaters, die ihn anpackte, daß es ihm eiskalt bis in die Fingerſpitzen ging. Er ſah, daß der Vater in den letzten Jahren ſeines Lebens ſich in keiner Täuſchung über ſeinen zweiten Sohn befunden hatte.

Gerd, ohne daß es ausgeſprochen war, war in dieſem Teſtament beargwöhnt, entrechtet, unter Aufſicht geſtellt — nicht nur für ſeine Unmündigkeitsjahre, ſondern für immer, was die Fabrik betraf — und unter ſeine Aufſicht.

Conny hätte es ſich nicht beſſer wünſchen können, und es durchſchrillte ihn doch. Es gab ihm ſtatt Zorn, Verachtung, Sorge, Kummer um dies Sorgenkind der Familie etwas anderes in die Hände: die Macht. Und die Entſcheidung war ja ſchon da. Mit den verſpielten zweiundzwanzigtauſend Mark hatte Gerd ſich ſein eigenes Schickſal geſchmiedet.

Vielleicht hatte niemand von der Familie ſonſt in ſeiner Wucht und Bedeutung das Teſtament verſtanden. Nur Conny wechſelte mit Gaul einen Blick. Darin ſtand es beſchloſſen: das Ende von Gerds Herrentum.

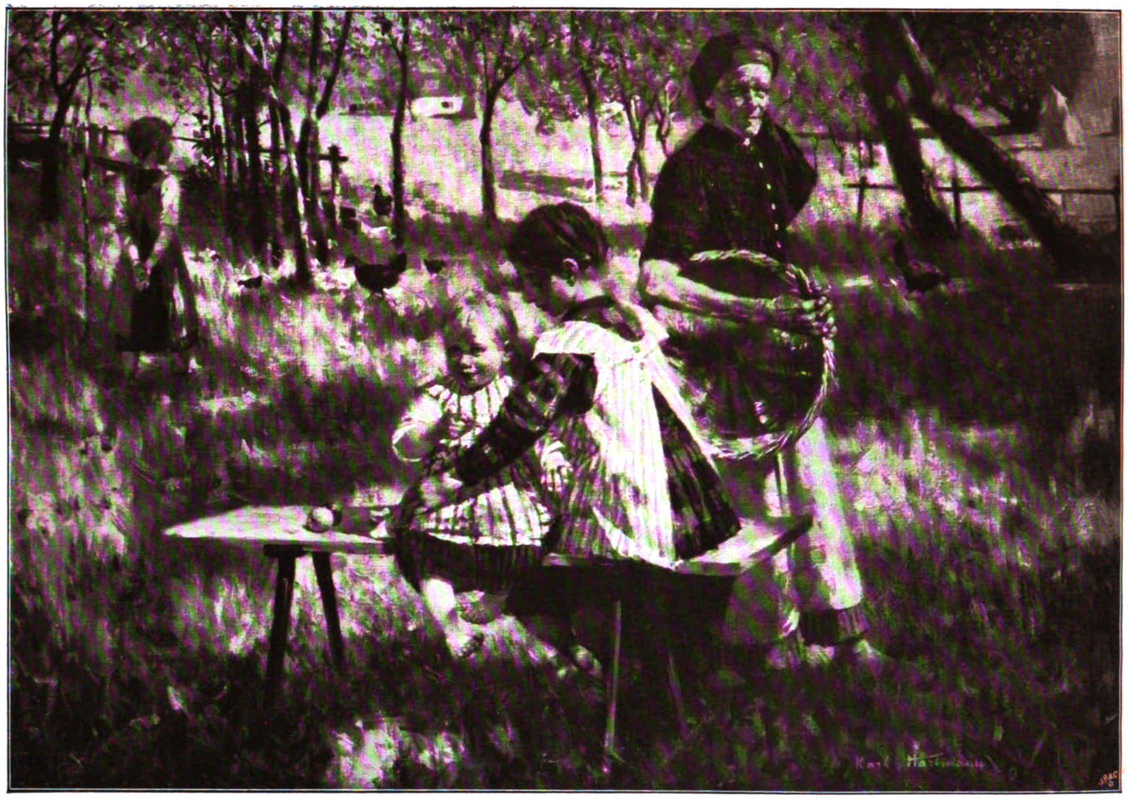
⁂

Der einſilbige Alte war fort. Noch ſaß die Familie untätig im Salon umher. Es lag eine unklare Stimmung im Raum. Draußen wehten ſeit geſtern abend lauere Lüfte, und dafür war hier innen heute noch zu ſtark geheizt. Gerd ging ans Fenſter und riß es auf, ſteckte den Kopf hinaus. Er hatte ein unruhiges, revolutionäres Empfinden in ſich. Die Beſitzverſchiebung verſtand er zwar noch nicht einmal in ihrem vollen Umfang, dazu hatte er noch ein zu kindliches Vertrauen zu Conny, doch nur die Art des Teſtaments verſtimmte ihn. Daß darin ſo etwas Mißtrauiſches, Ablehnendes gegen ihn durchſchimmerte, daß Conny ſo ausdrücklich vor ihm belobt wurde, und daß der alte Eſel, der Gaul, das alles ſo monoton und unerſchütterlich herlas, das ärgerte ihn ſchwer.

Als er vom Fenſter zurückkam und ſich dann wieder in den Seſſel warf, fing Conny an, mit ihm zu reden, im Angeſicht der Mutter und Schweſter, im offiziellen Familienrat. Und eiſig offiziell waren die Worte.

Sie gingen nicht an einen törichten, leidenſchaftlichen,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Im Obſtgarten. Gemälde von K. Hartmann.

direktionsloſen Jungen — ſie gingen an den verantwortlichen Menſchen, der einen Flecken in ſeiner Vergangenheit hat und ihn im Joche abbüßen ſoll.

Gerds brünettes Geſicht wurde fahl unter ſeines Bruders Worten. Er hörte ſich verurteilen zu einer Fronarbeit von täglich ſieben Stunden in dem ſtaubigen Kontor, ein gewöhnlicher Lehrling unter ſtrenger Zucht. Er hörte ſeine Zukunft abhängig machen von dieſer Schinderei. Alles Blut ſchoß ihm zu Kopf, er ſprang empor, blickte ſich wild um, tat dann ein paar Schritte und ſtürzte zur Mutter, die wie entgeiſtert auf ihre Söhne blickte. „Mama, Mama! Sag' Du doch was! Laß ihn doch nicht reden. Hilf mir doch, Mama!“

Andrea, bleich und am ganzen Leibe zitternd, beugte ſich über ihn. Das verzweifelte Aufweinen ihres wilden Kindes hallte hundertfach verſtärkt in ihr wider. Sie begriff nur wie ſtoßweiſe, was plötzlich geſchehen war. Ihr Mann hatte die Fabrik nicht Gerd, er hatte ſie Conny hinterlaſſen. „Gerd, Gerd! Conny! Das geht doch nicht!“ Es war ein hilfloſes, verängſtigtes Stammeln.

„Das geht nicht — ?!“ Conny ſtand plötzlich auf. „Mama, warum geht das nicht? Weil Du Gerd verwöhnt haſt, bis auch kein Punkt in ſeinem Weſen mehr feſtſteht? Papa hat es geſehen, er ruft uns das Leid, das er getragen hat, noch von jenſeits ſeines Grabes her: ‚Zeige mir, was feſtſteht in Gerd, dem — Spieler, dem Wortemacher, dem Schandebringer für ſeine Familie!‘“

Andrea ſank im Stuhl zurück. Sie dachte: ‚O ſterben, jetzt gleich ſterben. O, warum kann ich nicht mit dem Toten tauſchen — —‘

Dax ſtand daneben, ſie war gekommen, ehe Conny kam, nur achtete keiner auf ſie. Jetzt war ſie ebenſo bleich wie ihre Mutter, beugte ſich über Gerd, faßte in ſein feuchtes, wirres Haar und fragte ihn mit zitternden Lippen: „Gerd, was haſt Du eigentlich getan? Sag's doch.“

Gerd machte eine wilde Bewegung, ſich von ihrer Hand zu befreien. „Mama, Du biſt doch unſere Mutter! Du mußt das doch alles ordnen. Was maßt er ſich an! Verbiet's ihm doch. Befiehl ihm, mich zu laſſen. Oder haſt Du Furcht vor ihm?“

Andrea ſtreckte ihre kalten Hände aus, hielt ihm den Mund zu, legte die andere über ſeine Augen. „Ach Kinder, Kinder — jetzt nicht! Jetzt doch nicht!“ bat ſie mit erſterbender Stimme. „Eben iſt erſt Papa — laßt doch noch, Kinder — ich kann nicht — ich weiß nicht —“

Ihr Anblick war ſo jammervoll, daß Connys Ritterlichkeit erwachte. „Verzeih, Mama,“ bat er ernſt und höflich. „Es iſt mit meine Schuld, daß dies ſo heftig wurde. Willſt Du mir erlauben, Dich in Dein Zimmer zu bringen? Ich werde mich mit Gerd dann ſchon verſtändigen.“

„Ich will mich gar nicht mit Dir verſtändigen!“ rief Gerd, empört aufſpringend. „Mama wird mir ſchon beiſtehen gegen Dich. Nicht wahr, Mammeli, ich bringe Dich in Deine Stube? Und dann ſagſt Du mir, daß ich Dein Junge bin und daß Du mir nichts antun läſſeſt!“ Er nahm ſie in ſeinen Arm, herriſch und wild, er trug ſie beinah.

* * *

An Andreas Schlafzimmertür pochte es leiſe.

Andrea war noch vollſtändig angezogen, ſaß auf ihrem Bettrand und ſtarrte ins Licht. Sie war wie ausgehöhlt durch Gerds beſtändige Gegenwart heute. Er hatte ſie keine Minute mehr allein gelaſſen, jetzt war ſie matt und leer, krank wie nach überſtandener ſchwerer Anſtrengung.

Es war Dax, die gepocht hatte. „Mama —“ ſagte ſie leiſe, ſetzte ſich zu ihr auf den Bettrand, nahm die willenloſe Hand der Mutter und faßte ſie warm und ſtark, „ſei doch nicht ſo traurig, Mama. Conny und ich haben jetzt lange über alles geſprochen, und ſieh mal, es iſt ja gar nichts Schlimmes, was mit Gerd geſchehen ſoll. Du denkſt Dir das ganz anders. Und Gerd, der Junge, der iſt ſo unvernünftig, Mama, und quält Dich ganz unnütz. Sieh doch mal, was ſoll er denn! Doch nichts anderes, als was andere Menſchen auch müſſen. Conny arbeitet ſo ſchrecklich viel, Mama, ſoviel braucht Gerd nicht einmal. Wenn Feierabend iſt, iſt er frei. Und ſpäter braucht er es ja auch gar nicht mehr ſo. Nur daß er den Ernſt lernt und ſeinen Leichtſinn bekämpft, Mama. Denn der iſt wirklich ſchlimm, ſagt Conny. Er hat keinen Widerſtand in ſich, ſagt er. Er denkt, er kann alles nur ſo verſchleudern. Du mußt nicht auf Gerd hören, Mama, in dieſer Beziehung. Sonſt werden wir ja alle unglücklich, Mama!“

Andrea hatte ſich noch immer mehr geneigt, ihr Körper fiel nahezu zuſammen. Sie fühlte plötzlich an ihrer Kehle den wilden Hohn dieſer Stunde.

Ihre Tochter, ihre ſiebzehnjährige Tochter ſprach zu ihr wie zu einem Kinde, ſetzte ihr des Lebens einfachſte Forderungen auseinander, bat ſie in vorſichtiger und rückſichtsvoller Weiſe, das zu tun, was im Grunde ihre allererſte, allerklarſte Pflicht geweſen wäre. Ja, was war denn bisher geweſen? Spielerei alles, alles! Jetzt kam's. Jetzt ſank die Laſt der Familienſorgen in brutaler Wirklichkeit auf ſie herab. Ein Brennen ſtieg in ihre Wangen, immer heißer, ſie zog die Hand aus der ihrer Tochter und bedeckte ihr Geſicht.

„Wir quälen Dich alle, Mama,“ ſagte Dax bang.

„Ach laß nur, Dax, das iſt ſchon gut, das iſt ſchon gut. Ich werde ſchon zu mir kommen. Laß nur jetzt. Ich rede morgen mit Gerd. Über alles. Conny hat ja natürlich recht, natürlich hat er recht. Und ich danke Dir, mein liebes Kind. Und ſorgt Euch doch nicht um mich. Ich komme ſchon zu mir. Nun laß nur. Nun gute Nacht, liebe Dax.“

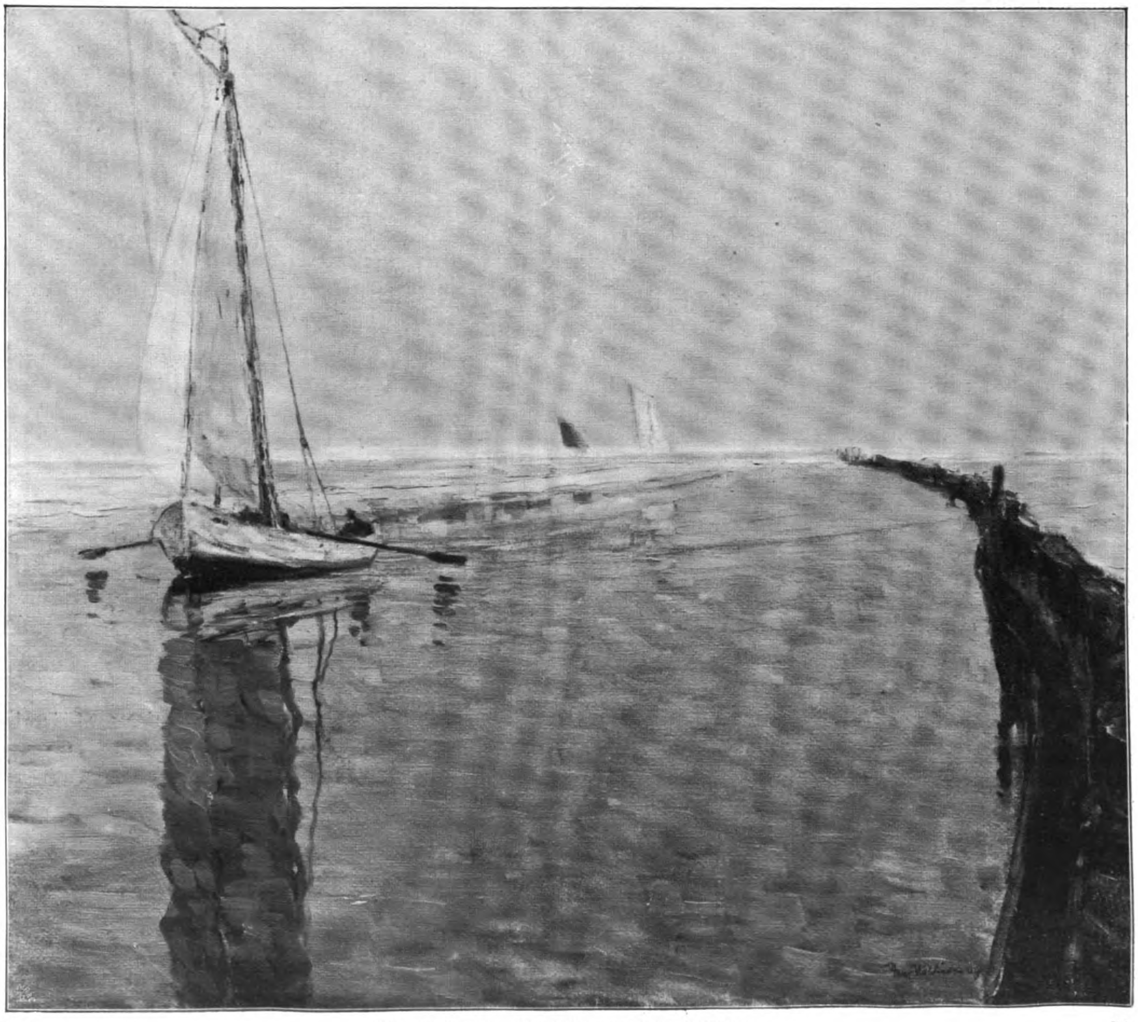
„Gute Nacht, Mama.“

— — — Das war eine ſeltſame Nacht. Halb wirrer Schlaf, halb fieberhaftes Wachen. ‚Ich komme ſchon zu mir —‘ Ein dunkler, ferner Ruf wie von Erlöſung war doch darinnen. ‚Jetzt nicht ſterben, o noch ja nicht ſterben. Hermann konnte es, in Ehren! Ich noch nicht. Ich bin ja noch alles ſchuldig. Ich ſpielte ja nur!‘

15. Kapitel.

Es war ein unendlich quälendes, ein unendlich kleinliches Kämpfen mit Gerd. Erſt war er aufs höchſte beleidigt, daß ſeine Mutter ſich auf ſeiten von Connys Anſprüchen ſtellte. Er war ſo grenzenlos empört, daß er ihr glattweg ſeine Liebe aufſagte. Conny behandelte ihn behutſam, ihm war die Unterwerfung vorläufig das wichtigſte. Deshalb gab er ihm zu verſtehen, daß er ihn, falls die Fabrik ſeiner Untüchtigkeit wegen verkauft werden müſſe, unter Kuratel ſtellen laſſen werde.

Es wußte damals keiner recht, was in Gerd vorging. Sein gut entwickelter Verſtand, ſeine brillante Auffaſſungsgabe täuſchten auch im Kontor über ſeine Willfährigkeit. Der alte Hahn war an ſolche Fortſchritte, die nicht durch eiſernen Fleiß herbeigeführt waren, nicht gewöhnt. Er hatte



⌘ Morgenſonne. Gemälde von Hans Völcker. ⌘

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

noch nie ein junges Genie in ſeinem Kontor gehabt. Nun ſchrieb er dem abweſenden Conny die günſtigſten Berichte.

Im Hauſe war es ein ſeltſam zwieſpältiges Leben. Gerd ſaß bei Tiſch wie eine Gewitterwolke. In den kleinſten Dingen war er reizbar über alle Maßen. Seine Stimmung hatte auch ſolche Gewalt über ihn, daß ſie ihn vollſtändig unterjochte. Es war nicht irgendwie eine launiſche Spielerei darin, ſondern ein tiefes und ſchlaffes Verzagen, das keine Kraft mehr hatte, über die nächſte Gegenwart hinwegzuſehen.

Zuweilen tobte er ſich dann aus, rauchte und zechte unmäßig.

Dax hatte jetzt ihre Zeit, in der junge Mädchen oft etwas reizend Mütterliches bekommen. Sie war vollſtändig darauf geſtellt, ihn zu erziehen. Anfangs wollte ſie dies mit Verwöhnen erreichen, ſie bediente ihn, umſorgte und verzärtelte ihn. Als das nichts half, fing ſie an, ihn immer energiſcher zu tadeln. Als ſie mit Gerd auch durch ihr Tadeln kein Glück hatte, machte ſie Pläne. Sie erſuchte ihre Mutter, daß man mit Gerd leſe, möglichſt Bücher, von denen er ſich getroffen fühlen müſſe.

Andrea hätte in dieſer Zeit die größten Freuden ihres Daſeins erleben können an ihrer Tochter. Denn was gibt es Entzückenderes als dieſe unbeholfen ins Leben hineintappende Jugend, mit ihrer unverbrüchlichen Ernſthaftigkeit, ihrer Unduldſamkeit, ihrer blendenden Tugendhaftigkeit und all ihrer lieblichen, lächerlichen Torheit?

Aber davon merkte Andrea nichts.

Ach, es war ſchon ein Gewinn, wenn ſie über die Brücke der Tage ging, immer mit dem innerlichen leiſen Sichſelbſtzureden: Es iſt doch ſchon um etwas beſſer geworden. Irgend etwas iſt freier in mir. Es iſt nicht mehr alles ſo leer. Ja ja, es iſt ſchon beſſer!

Da kam ihr eine ſchrecklich ſtarke Nachhilfe.

⊠ ⊠ ⊠

Gerd erhielt eines Tages im Juni einen Brief von dem jungen Grafen Henning, tollen Andenkens von der Riviera. Der Graf ſchrieb ihm, daß er ſich mit ihm ein Rendez-vous in Berlin geben möchte, da er auf einige Tage jetzt dorthin komme.

Auf Gerd wirkte dieſer Brief wie ein Wetterſchlag. Die Wolken ſeines Lebens entluden ſich in einem einzigen wilden Guß. Mit dem Brief in der Hand raſte er im Kontor umher, verfluchend dieſen Ort und ſeine Qual. Dann ſtürzte er hinüber ins Haus.

All ſein kindiſcher, wütender, bohrender Zorn war einem rand- und bandloſem Jubel gewichen. Er ſah plötzlich das Leben wieder vor ſich, wie er es liebte. Er traf ſeine Mutter im Garten. Sie ſtand in ihrem ſchwarzen, loſen Morgenkleid und pflückte Erdbeeren für den Mittagstiſch. Es war ein köſtlicher, nicht zu heißer Tag. Wie er durch den Steig kam, ſtieß er einen kurzen Ruf nach ihr aus. Sie blickte empor und ſtaunte ſo ſehr, daß ſie faſt das Körbchen fallen ließ. Wie ſah er denn aus!

O wie golden, wie leuchtend ſah ihr geliebter Junge aus! „Gerd!“ Sie konnte nur ſeinen Namen rufen. Es war wie eine Beſtätigung: ‚Ja, Du biſt Gerd. Du biſt der wirkliche Gerd wieder!‘

„Mama, ich habe eine kleine Reiſe vor. Ach, wirklich nur eine kleine. Nach Berlin, Mama. Ein bißchen Großſtadt, ein bißchen Luſt und Leben. Ich muß mich erfriſchen, Mama. Nachher geht's wieder. Darf ich?“

Er ſtand, nicht ſtürmiſch, nur mit einem ſo beweglich inſtändigen Blick, jenſeits der Rabatten — ach ein wunderlieber Junge! „Mit wem denn, Gerd?“ fragte ſie zagend.

„Mit — aber mit niemand, Mama. Ich will mal ganz allein ein bißchen luſtig ſein. Siehſt Du, ich finde mich ja in alles, aber dies — dies brauche ich. Das iſt wie ein Schluck Wein — ach mehr, wie Leben, wie Leben!“

Andreas Herz erzitterte. ‚O, Du Junge, Du mein Junge, könnte ich Dir doch alles geben, alles, alles auf der Welt‘ — „Wirſt Du viel Geld dazu brauchen?“ fragte ſie und erblaßte förmlich vor Widerwillen darüber, daß ſie dieſe Frage tat.

„Ach Mama, wieviel denn! Fünfhundert, ſechshundert Mark. Vielleicht auch tauſend, aber wenn's nicht geht, dann weniger. Wirklich, Du alte Angſtmutter, dann weniger.“ Er lachte ſein altes ſorgloſes Lachen. Ach, wer ihn nach langen ſchrecklichen Monaten endlich einmal wieder ſo lachen hörte — —!

„Nun —“ ſagte Andrea und ſah auf ihr Körbchen nieder, „ich kann Dir das vielleicht verſchaffen. Ob wir nicht auch erſt Conny fragen müßten?“

„Conny? Das dauert ſo lange. Und gerade jetzt, gerade jetzt raſe ich vor Sehnſucht. Es ſind doch ein paar Tage Ferien, Mama. Nicht wahr, die hat doch der ärmſte Lehrjunge. Heute iſt Donnerstag, ich fahre heute abend. Bin Dienstag wieder da. Wahrhaftig, ich ſchwöre es Dir. Ach Mammeli, nur das bißchen Erfriſchung hat mir gefehlt. Nachher, da ſollſt Du ſehen, da bin ich wie ein Held!“

⊠ ⊠ ⊠

Am Dienstag abend war Gerd noch nicht zurückgekehrt. Man hatte ihn anfänglich mit dem Siebenuhrzuge erwartet, dies war ein Schnellzug, der eine direkte Verbindung bis Berlin hatte. Schon um ſechs hatten Andrea und Dax angefangen, den Abendbrottiſch beſonders feſtlich zu decken. Dem Jungen ſollte ſeine Heimat ein freundliches, lockendes Geſicht machen. Dann ſtanden ſie am Fenſter und ſpähten auf die Straße. Wilhelm war zur Bahn gegangen. Aber er kam ohne Koffer und allein. Die beiden ſahen ſich enttäuſcht an: „Nun, dann alſo um elf.“

Die drei Stunden waren ſchwer unterzubringen, die erſte frohe Warteſtimmung war fort. Eine Unruhe ſchlich ſich ein. Sie dachten es beide, und keine mochte es zuerſt ſagen; aber gerade als Wilhelm zum zweitenmal aus dem Hauſe ging und man die ſchwere Haustür hinter ihm zufallen hörte, ſprang es unwillkürlich aus Dax heraus: „Vielleicht — kommt er heute überhaupt nicht mehr —“

„O doch, er kommt!“ rief Andrea ſo heftig einfallend, als habe ſie auf dieſes Wort gewartet, um es ſo ſchnell wie möglich zu widerlegen. „Du ſollſt ſehen, daß er in zwanzig Minuten hier iſt. Hier am Tiſch ſitzt. Warum ſollte er denn nicht kommen?“

Dax erwiderte nichts, ſie fühlten beide die dunkle, ſonderbare Angſt, die ſich um ihre Körper ringelte. Sie ſaßen am Tiſch, die Lampe ſchien hell. Keines mochte ans Fenſter gehn, es war ſo etwas wie ein Grauen vor der ſtummen Straße da unten, ſchweigend in der grauhellen Juninacht. Von fern das dumpfe Rattern der Omnibuſſe. Dax ſtarrte die Mutter an, ihr blieb der Mund halb offen. „Horch — da, Mama! Er hält!“

Nein, er hielt nicht. Auch der zweite fuhr vorbei.

„Dann iſt er nicht mitgekommen,“ ſagte Andrea plötzlich mit rauher, beinah kalter Stimme und ſtand auf. „Wenn er nur telegraphiert hätte — Wenn ihm nur nicht —“

Als unten die Hausglocke anſchlug, bebte Dax zuſammen, und ein Löffel entfiel ihr und ſchlug klirrend auf den Tellerrand.

Andrea mit jugendlicher Leichtigkeit flog zur Tür, riß ſie auf, horchte hinunter.

„— Iſt das nicht — nein, nur Wilhelm — —“

Es kam die Treppe herauf.

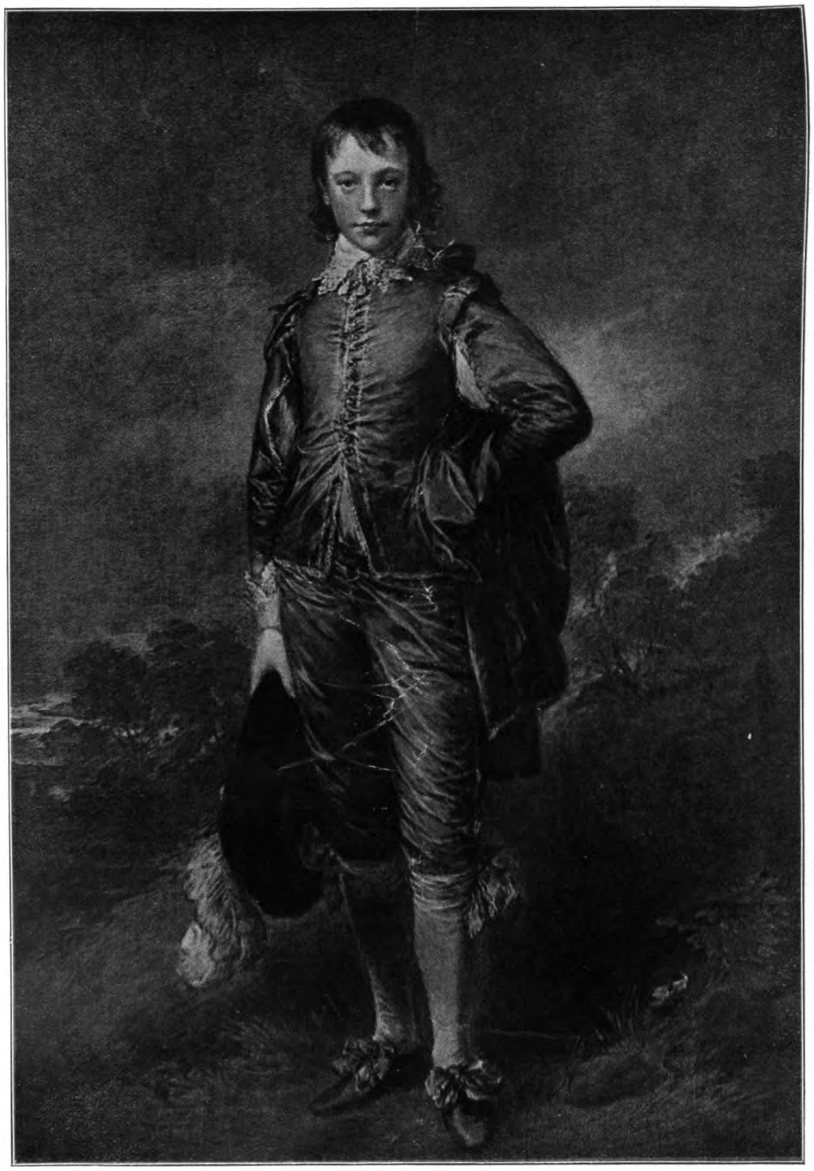
„Wieder niſcht, Frau Lüdegaſt. Nu iſt's für heute vorbei.“

„Ja, ja, wir dachten es uns ſchon, Wilhelm.“

„Na — morgen iſt ja auch noch 'n Tag, Frau Lüdegaſt.“

Andrea ſchloß die Tür und kam ins Zimmer zurück. Sie war kalkweiß, aber verſuchte zu lächeln. „Räumſt Du ab, Dax? Ich werde Dir helfen. Was iſt's denn auch? Morgen um dieſe Zeit iſt er ja ſchon längſt hier.“

(Schluß folgt.)



Der Knabe in Blau. Von Thomas Gainsborough.
Beſitzer: Herzog von Weſtminſter.

Frauenerwerb.

Frauenarbeit in Rußland.

(Schluß.)

II. Die Schneiderin.

Auch über den Beruf der Schneiderin ſei etwas geſagt.

Die ruſſiſche Frau trägt ſich im eigenen Hauſe einfach, mit Vorliebe einen „Kapott“, d. h. eine Art Matinee. Abends entfaltet die Ruſſin allen ihren Glanz; ich habe oft über die übergroße Eleganz geſtaunt.

Dabei iſt Mangel an guten Schneiderinnen. Die wenigen leiſtungsfähigen Kräfte ſind überlaufen mit Arbeit. Monatelanges Warten iſt erſte Bedingung. Zu Anfang des Sommers muß man ſchon an ſeine Wintergarderobe denken. Die Anfertigungspreiſe ſind überaus hochgeſchraubt und ſtehen in keinem Verhältnis zu den niedrigen Löhnen in Rußland.

Ganz beſonders möchte ich aber noch auf das Einrichten eines Lehrinſtituts hinweiſen, in dem man wie in Deutſchland gründlichen Unterricht im Zuſchneiden und Nähen erteilt.

Die Deutſche würde damit einem doppelten Übel abhelfen, nicht nur Anleitung zur Herſtellung der Garderobe geben, ſondern auch die Ruſſin von der drückenden Langenweile befreien. Es gibt wohl kein Land, wo die Frau ſoviel Zeit hat, wie in Rußland, und wo ihr ſo wenig Anregung geboten wird. Da ſogar die Kindererziehung nicht in ihren Händen liegt, iſt ſie eigentlich den ganzen Tag ohne Beſchäftigung. Dabei iſt die ruſſiſche Frau intelligent und ſie würde gern arbeiten, wenn ſie nur Anleitung hätte. Als Beiſpiel möchte ich nur erwähnen, wie überlaufen die Kurſe waren, die eine Dame für Fußbekleidung einrichtete. Mit einer wahren Begeiſterung ſah ich jeden Morgen die „feinſten“ Damen zu den Stunden gehen.

Wieviel mehr kann man ſich alſo von einem Schneiderunterricht verſprechen, von einer Arbeit, die der Frau viel leichter wird. Und das erforderliche Kapital würde auch nur gering ſein (Reiſekoſten, das Mieten von Wohnräumen, das Inſerieren in den Zeitungen, das Aufſtellen einiger Modelle).

III. Die Induſtrielehrerin.

Eng verbunden mit dem Schneiderkurſus wäre das Einrichten einer kleinen Induſtrieſchule für moderne, weibliche Handarbeiten und Zeichnen.

Ich kann nicht ſagen, wie ſehr meine einfachen Handarbeiten als Wunderwerke angeſtaunt wurden. Ein hübſches Tiſchchen mit Brandmalerei, ein paar Stühle bunt ausgemalt, ein Hocker in Kerbſchnitt, verſchiedene Aquarellbilder an den Wänden, ein paar gepunzte Sachen, mehrere Decken in Hardanger- und A jour-Stickerei waren das ſtändige Entzücken meiner Beſucher. Und jedesmal hörte ich den ſchmerzlichen Seufzer: Wenn wir das doch auch könnten! Aber wie groß war die Freude, als ich in meinen Ferien einen kleinen Kreis bekannter Damen aufforderte, jeden Morgen ein paar Stunden bei mir zu lernen. Und mit welchem Eifer haben ſie gearbeitet, und wie ſtolz waren ſie, wenn ſpäterhin eine eigene Arbeit in ihren Salons prangte.

Wie viele hundert deutſcher Mädchen quälen ſich in der Heimat für ein wahres Hungergeld, feine Handarbeiten für Geſchäfte zu liefern. Mit offenen Armen würden ſie in Rußland empfangen.

Dabei verlangt man dort keine Papiere über beſtandene Examen; jede Deutſche mit Geſchick für Handarbeiten und ein wenig Talent zum Unterweiſen und Anleiten wäre zur Induſtrielehrerin geſchaffen. Rechnen wir die Einnahme von monatlich zwanzig zahlenden Schülerinnen. Jede Schülerin zahlt 5 Rubel bei täglich dreiſtündiger Lehrzeit, das wären 100 Rubel oder 215 ℳ. Für Wohnung und Nahrung ſind 75 ℳ zu rechnen, folglich bleibt noch ein Überſchuß von 140 ℳ.

Man wird mir einwenden: Ich kann nicht ruſſiſch. Das iſt freilich ein Hinderungsgrund, aber ich verſichere Ihnen, wenn man ruſſiſch reden „muß“, dann kann man es auch bald.

Als ich über die ruſſiſche Grenze kam, kannte ich nur ein einziges Wort, eigentlich das Originalwort der Ruſſen: tschai, d. h. Tee, und ein paar Wochen ſpäter konnte ich meinem liebenswürdigen Hauswirt ſchon ganz gehörig auf ruſſiſch meine Meinung ſagen.

Und, wie ſchon geſagt, jedes Paſtorat hilft den Ankommenden, auch der Verein der Freundinnen junger Mädchen, deſſen Agenturen für Rußland man hier überall erfahren kann.

Freilich, ich geſtehe es offen: es koſtet manchen Kampf, ſich in Rußland einzuleben, es iſt vieles da, was uns abſtößt, aber ſchließlich, wo wären nur Sonnenſeiten im Berufsleben? Alſo, meine lieben deutſchen Landsmänninnen, machen Sie ſich auf nach dem Oſten. Nehmen Sie Ihren Mut, Ihre Arbeitsfreudigkeit und pflanzen Sie die als Panier auf [illegible] Lande! Und ſeien Sie gewiß, der Segen wird nicht ausbleiben.

Ein chriſtlich-ſoziales Frauenſeminar.

Die Notwendigkeit, gebildeten Frauen und Mädchen fachliche und gründliche Vorbereitung für ſoziale Hilfstätigkeit zu ermöglichen, veranlaßte vor fünf Jahren den Deutſch-Evangeliſchen Frauenbund zur Gründung der chriſtlich-ſozialen Frauenſchule in Hannover. Seitdem iſt das öffentliche Intereſſe an ſozialen Beſtrebungen und damit an ſozialen Berufen gewachſen; das beweiſt uns die lebhafte Nachfrage nach beruflich vorgebildeten Kräften auf der einen, und der Wunſch nach noch umfaſſenderer Ausbildung auf der anderen Seite.

So entſchloß ſich der Deutſch-Evangeliſche Frauenbund, die unſeren Leſerinnen wohlbekannte chriſtlich-ſoziale Frauenſchule in ein chriſtlich-ſoziales Frauenſeminar umzuwandeln, deſſen erſter Kurſus am 1. Januar 1911 beginnt. An Stelle der bisher einjährigen Lehrzeit tritt nun eine Vorbereitungszeit von ſiebzehn Monaten, in der Theorie und Praxis ſich wechſelſeitig ergänzen. Den Anfang bildet ein fünfmonatiger theoretiſcher Unterricht. Volkswirtſchaftslehre und Bürgerkunde, Erziehungs- und Geſundheitslehre, hauswirtſchaftliche Buchführung, Einführung in den ſozialen Geiſt der Bibel, in die Geſchichte der chriſtlichen Liebestätigkeit und in die der Frauenbewegung bilden die Grundlage für die ſpätere praktiſche Arbeit. Sie öffnen das Verſtändnis und den Blick für das weite Feld ſozialer Arbeit, das den verſchiedenſten Anlagen und Neigungen Raum zur Betätigung bietet. — In den folgenden vier Monaten arbeiten die Schülerinnen je nach Wunſch in Anſtalten der Diakonie und der Wohlfahrtspflege: in Krankenhäuſern, Wöchnerinnen-, Kinder- und Säuglingsheimen, in Krüppelpflege, in Erziehungs- und Rettungsarbeit, in einem Arbeiterinnenheim uſw. Dieſem Anfang der Berufsbildung folgt ein zweimonatiger Kurſus einer Verbindung von Theorie und Praxis. Während am Nachmittag Einzelvorträge über Spezialgebiete ſozialer Hilfsarbeit, ſowie über die Erfahrungen der Schülerinnen während ihrer Anſtaltsarbeit ſtattfinden, dienen die Vormittage der Mitarbeit in Polikliniken, Gemeindepflege, Krippen, in der Jugendgerichtshilfe, an Fürſorgeſtellen und in Vereinsbureaus. — Den verſchiedenſten Wünſchen iſt Rechnung getragen. — Nach einem Monat Ferien (im Dezember) ſchließt die Ausbildung mit fünfmonatiger praktiſcher Anſtaltsarbeit und dann einem Zeugnis über den geſamten Kurſus.

Reiche Gelegenheit, ſoziale Berufsfelder der verſchiedenſten Art kennen zu lernen, wird in dieſen Monaten geboten. Zugleich vermittelt die Schulleitung, verbunden mit der Zentrale für Stellenvermittlung für gebildete Frauen, den Schülerinnen auf Wunſch und nach Möglichkeit geeignete Anſtellung nach beendetem Kurſus. Ich brauche wohl nicht zu ſagen, wie befriedigend und beglückend alle ſoziale Arbeit für eine Frau iſt, ſo ſchwer ſie im einzelnen oft ſein mag. — Aber berufloſen, ſuchenden und zaghaften jungen Mädchen möchte ich zurufen: Kommt und erfahrt es einmal, daß Herz und Sinn weit werden angeſichts der großen Aufgaben, die auf Frauenhilfe warten. Ich möchte ihnen ſagen, daß eine ſolche weibliche Dienſtzeit wohl ernſte Arbeit, aber auch fröhliches Wirken und Schaffen und einen dauernden Gewinn für unſer Leben bedeutet!

Nähere Auskunft erteilt die Schriftführerin, Frl. G. von Reden, Hannover-Kirchrode, Kaiſer-Wilhelm-Str. 1 pt.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Charlotte Z. Wenn Sie keine photographiſche Lehranſtalt beſuchen wollen, raten wir Ihnen zu dreijähriger Lehrzeit bei einem Lehrherrn, deſſen Perſönlichkeit Garantie für eine gute Ausbildung gibt.

Fr. R. B. Fried. Wenn eine Frau, die verdienen muß, ihr Haus nur für kurze Stunden verlaſſen kann, ſo iſt es ſehr ſchwer, etwas Paſſendes zu finden, zumal wenn Handarbeit ausgeſchloſſen iſt. Vielleicht könnte Ihr perfektes Stenographieren und Ihre Fertigkeit an der Schreibmaſchine Ihnen Aufträge verſchaffen.

Fr. W., Grimma. Die Ausbildung zur Volksſchullehrerin dauert drei Jahre, wenn nicht noch ein oder mehrere Jahre in einer Präparandenanſtalt dazu kommen. Ein guter Abſchluß in einer Volksſchule berechtigt zum Eintritt in die unterſte, d. i. dritte Klaſſe der Präparandenklaſſe. Beſonders koſtſpielig iſt die Ausbildung nicht.

Fr. F. K. in W. Mit einer Ausbildung als Turnlehrerin kann Ihre Tochter nicht viel anfangen — es müßte zum mindeſten noch die Ausbildung zur Handarbeitslehrerin dazu kommen.

Fr. E. C.-M. in Sp. Sie werden ſehr ſchwer eine Stelle finden, wenn Sie ſich nicht von Ihrem Töchterchen trennen können. Perſönliche Bekanntſchaft könnte dieſe Schwierigkeit überwinden, aber brieflich wird es kaum möglich ſein.

Frl. L. T. in Schl. Eine Haushaltungslehrerin mit einem noch ſo guten deutſchen Zeugnis hat keine Ausſicht, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine ihren Fähigkeiten entſprechende Anſtellung zu finden. Wir raten Ihnen dringend, ehe Sie nach Amerika gehen, das Buch: Die Einwanderung gebildeter, weiblicher Erwerbsbedürftiger nach den Vereinigten Staaten (Velhagen & Klaſing, Bielefeld) zu leſen.

Frauen-Daheim.

Wer ſtummes, trauriges Bitten verſteht, ſcheuer Blicke flehendes Bittgebet,
Das heiſst fragen von Not und Leid, — der kennt alle Sprachen ſeit Ewigkeit.

Aus der kunſtgewerblichen Werkſtatt.

Aus dem vergnüglichen Kunſtgewerbe der feinen Dilettantin hat ſich in dem vom rauhen Leben gebotenen Ernſtfall die ſchöne reife Einrichtungskunſt entwickelt, von der wir unſeren Leſerinnen heute Proben bieten. Der Name Gertrud Lorenz ſteht unter den erſten Namen unſeres Kunſtgewerbes. Die jetzt vielbeſchäftigte und anerkannte Frau hat in München bei Herrn von Detſchitz und Herrn von Berlepſch mit gründlichem Eifer und Fleiß ſtudiert und das Erlernte mit heißer Energie auf ein eigenes großzügiges Schaffen übertragen. Alle großen kunſtgewerblichen Ausſtellungen des letzten Jahrzehnts — voran Dresden 1906 — lenkten die Aufmerkſamkeit auf die eigenartigen, praktiſchen und graziöſen Arbeiten der begabten Frau, — Möbel, Vorhänge, Decken, Kiſſen, Ton- und Porzellangeſchirre, alles aus einem fein weiblichen und doch künſtleriſch bewußten Geiſte geprägt.

Heute ſteht Frau Gertrud Lorenz als kunſtgewerbliche Lehrerin, ſowie als Schöpferin und Beraterin in kunſtgewerblichen Fragen voll anerkannt da. Ganze Einrichtungen von Wohnungen und Häuſern wurden ihr übertragen; ihre mit unerſchöpflicher Phantaſie geſchaffenen Handarbeiten werden in Originalen und Aufzeichnungen viel geſucht.

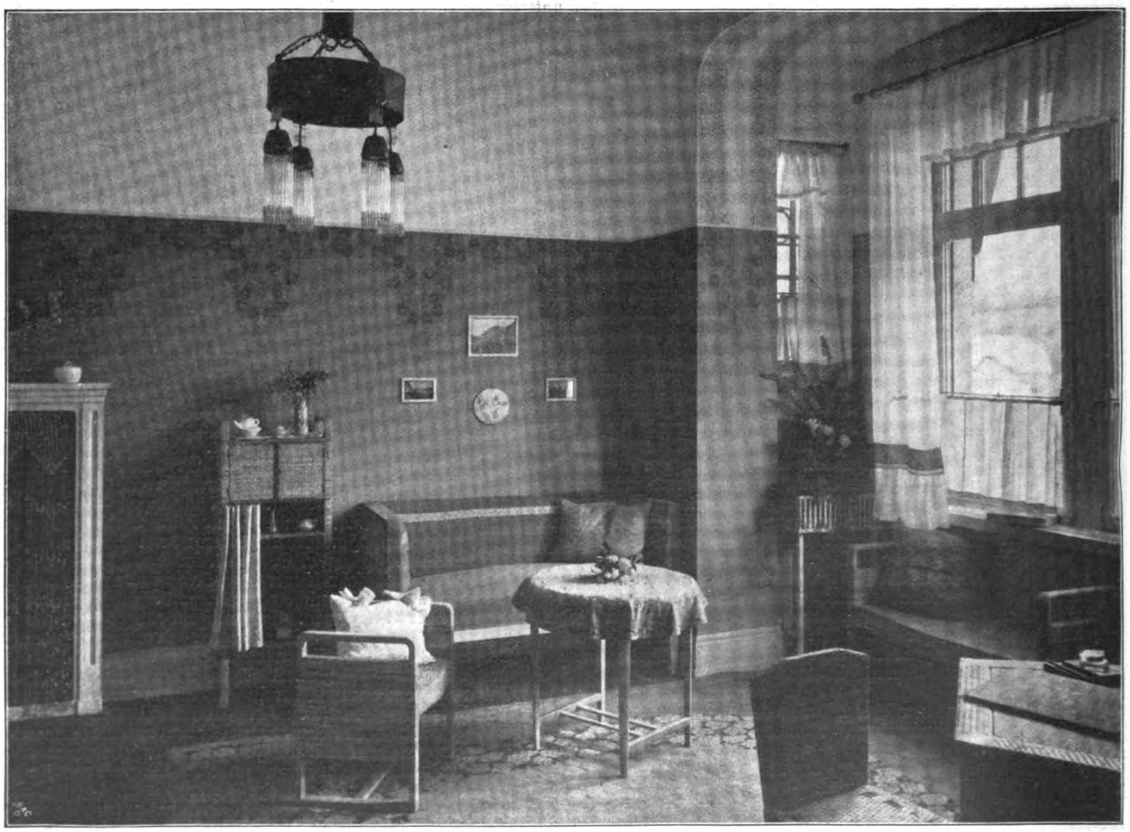
Wir bringen einige Kollektionen dieſer Arbeiten, ſowie das von Frau Lorenz entworfene und bis auf die Möbel ſelbſt ausgeführte Damenzimmer einer Fremdenpenſion im Taunus.

Dieſe Zimmer denke man ſich folgendermaßen: Die Wand lila getüncht und kräftig lila-grün ſchabloniert. Die behaglichen Korbmöbel ſind aus kräftigem Peddigrohrgeflecht. Das Sofa, aus grünem Plüſch, iſt mit grün-lila Kurbelſtickerei künſtleriſch verziert. Die Gardinen aus weißer Seide haben lila Applikationen. Kiſſen in Leinen und Seide, lila gehalten. Die runde Tiſchdecke aus lila Leinen iſt mit Roſenſtickerei, rötlichgrün, verſehen. Der Teppich, auch nach einem Entwurf von Frau Lorenz, iſt mattgrün mit lila; überall herrſcht das gleiche Roſenmotiv. — Die beiden Kollektionen von Kiſſen und Decken haben alle gemeinſam die kräftige, ausdrucksvolle dunkle oder kräftig bunte Kontur auf naturfarbenem Leinengrund. Lila, grün; ſchwarz und grau; grün, orange ſind viel angewandte Farbenzuſammenſtellungen für dieſe ſchönen Hand- oder Maſchinenſtickereien. Ein blaues Kiſſen mit grün, ſchwarz, weiß, orange iſt beſonders ſchön; auch eines in gelb auf Goldgrund.

Fr. Sx.

Dankſagungen.

Der Artikel „Die Trauerkleidung“ (Nr. 46) lenkte meine Gedanken auf ein verwandtes Thema, das mir ſchon öfters zu denken gab. Ich meine die Sitte der gedruckten Dankſagungen bei Trauerfällen. Könnte es nicht zur allgemeinen ſtillen Verabredung unter gebildeten, feinfühlenden Menſchen erhoben werden, dieſe Sitte fallen zu laſſen? Ich wüßte nicht, was mich ähnlich verletzend berühren könnte, als ſolch ein ſchablonenhafter Maſſendank in das warme mitfühlende Denken an einen fernen trauernden Menſchen hinein, vielleicht gar als Antwort auf einen herzlichen und warmen Beileidsbrief. Solch ein Brief will doch gar keine Antwort, wenigſtens in keinem Fall eine umgehende prompte Quittung. Eine ſolche pflichtmäßige Antwort iſt ſogar ſtrenggenommen unlogiſch. Meine Kondolenzworte waren doch keine freiwillige willkürliche Äußerung der Teilnahme, ſondern — abgeſehen von der inneren Gefühlsnötigung — die durch das einfachſte Anſtandsgefühl gebotene Rückäußerung auf die Anzeige des Todesfalls, die ich erhielt, ſie iſt ſo ſelbſtverſtändlich, daß der Trauernde ſich mit einer Beantwortung meiner Beileidsäußerung eigentlich gar nicht befaſſen dürfte. Sein Herz iſt erfüllt von anderem, näherem. Er kann ja auch die einzelnen Hunderte oder Tauſende Zuſchriften und Blumenſpenden nicht beantworten und läßt eben darum die Formeln drucken. Ich meine aber, das ſtille Hinnehmen wäre doch das viel Würdigere und Beſſere. Meiſt erſchrickt der von der erſten Todesanzeige her noch erregte Empfänger über das ein paar Tage ſpäter eintreffende zweite ſchwarzgeränderte Kuvert, vermutet einen zweiten Todesfall und nimmt dann, in jedem Falle ſcharf unangenehm berührt, die gedruckte Dankkarte wahr. Hat er for-



Penſion Zacharias, Königſtein im Taunus. Die ganze Einrichtung entworfen von Frau Gertrud Lorenz. Die Möbel gefertigt von Julius Mosler, München. Die Handarbeiten von Frau Lorenz, Dresden.

mell kondoliert, ſo iſt dieſer Dank meiſt für ſein Empfinden zu hochgeſchraubt, hat er ſich zu warmen, innigen Mitgefühls- und Troſtworten hinreißen laſſen, ſo wirkt die gedruckte Dankſagung wie ein eiskalter Waſſerſtrahl. Man geſtundet dem Tieftraurigen die Antwort auf den wärmſten Kondolenzbrief doch gern bis zu ganz gelegentlichem Sehen oder ſchriftlichem Sichwiederfinden. So ſollte es wenigſtens ſein.

Dank iſt ja nicht immer ein promptes mechaniſches Dankausſprechen.

Das möchte ich ſogar auf das Gegenteil der Beileidsbezeugung, auf die Gratulationen beziehen.

Es gibt Leute, die es übel nehmen, wenn man ihnen auf einen Geburtstagsglückwunſch nicht antwortet.

Man ſollte als vereinfachende Umgangsregel aufſtellen, daß Geburtstagsglückwünſche fröhlich und dankbar hingenommen werden, aber daß ſie keine Antwort erfordern. Es ſoll dem Geburtstagskind Freude machen, wenn es Glückwünſche erhält, eine rechte Flut, je mehr, je beſſer! Jeder einzelne braucht ja nur einen Brief, ein Kärtchen zu ſchreiben. Aber der Empfänger ſteht am Ende, ſtatt fröhlich, völlig verängſtigt vor dem Berg! Das ſoll ich alles beantworten? Das ſoll nun meine Geburtstagsfreude ſein! Heroiſch rackert er ſich vielleicht am nächſten Tag aus Pflichtgefühl oder Angſt vor Übelnehmen mit der Maſſenbeantwortung ab. Oder er ſchiebt die Schuld hinaus und wird wochenlang ſeines Lebens nicht froh vor leiſem Schuldgefühl.

Dieſe ganze Schuld ſollte man in einem allgemeinen geſellſchaftlichen Einverſtändnis allen Geburtstagskindern ſchenken.

Eine Glückwunſchkarte hat ja viel mehr Wert unter Vorausverzicht auf Dankesantwort.

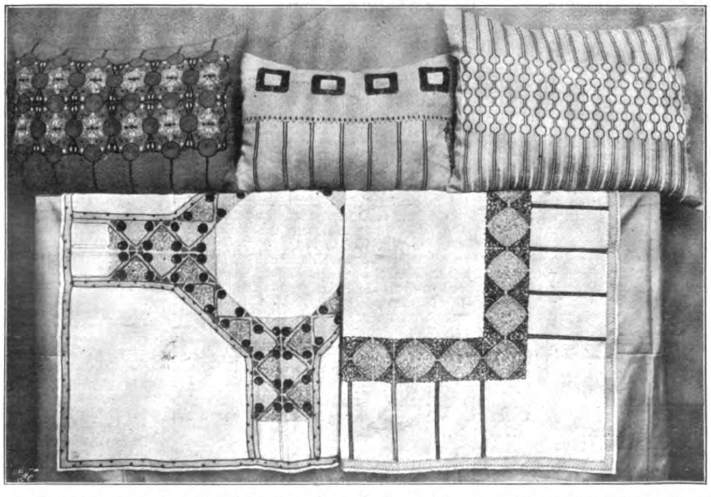
Auf liebe und liebſte Briefe wird man ſchon ohnehin die Antwort nicht ſchuldig bleiben.

Manchen erfreulichen und liebwillkommenen anderen Gruß beantwortet man gelegentlich auch durch einen Glückwunſch, durch ein freundliches Wort beim Sehen, durch irgendeine Freundlichkeit. Und wenn ſchließlich aus Mangel an Aufmunterung ein paar Gewohnheitsgratulanten abfallen, ſo iſt dies für beſchäftigte Menſchen auch nicht ſchlimm.

Für ſolche, nicht für Leute, die ſich ihre Zeit mit Tändeleien anfüllen müſſen, damit überhaupt etwas drin iſt, ſind dieſe Zeilen natürlich nur geſchrieben.

Fr. Raimund.

Eine Garnitur Decken und Kiſſen. Von Frau Gertrud Lorenz, Dresden.



Verſchiedene Decken und Kiſſen von Frau Gertrud Lorenz, Dresden, Struveſtraße 24.

Praktiſches fürs Haus.

Geknickte Schmuckfedern wieder herzuſtellen. Man wirft geknickte Schmuckfedern zuerſt in ſtark kochendes Waſſer und dann ſogleich in eiskaltes. Nachdem ſie getrocknet ſind, werden ſie wie gewöhnlich gekräuſelt. Am beſten geſchieht dies mit einem ſchmalen, nur für Hutfedern beſtimmten Meſſerchen. Man faſſe die Straußfeder ganz leicht am Federkiel und kräuſele der Reihe nach, von der Spitze der Feder beginnend, jedes Federchen von der unteren Seite. Man ſtreicht von der Mitte nach der Spitze zu. So kräuſeln ſich die Federn ſehr ſchön, ſehen duftig aus und oft iſt einem vom Regen ſtark mitgenommenen Hute in wenigen Minuten zu alter Schönheit verholfen. Doch faſſe man die Federchen ſehr zart mit ganz leichter Hand an, um ſie nicht abzubrechen.

Für die Küche.

Nochmals Antwort auf die Frage in Nr. 42. **Kaiſerſchmarrn.** Ein Original-Rezept. 120 Gramm Butter zu Schaum rühren, 8 Löffel Mehl, 8 Eidotter, 8 Löffel Zucker, 1 Meſſerſpitze Salz, 1/3 Liter Milch nach und nach dazu rühren, bis der Teig Blaſen wirft. Eine Taſſe Roſinen und Korinthen und den feſten Schnee der Eier einmiſchen. Eine halbe Stunde vorm Gebrauch 120 Gramm Butter oder Schmalz (letzteres iſt meiner Anſicht nach beſſer, da es nicht ſo leicht brennt) in einer Pfanne zergehen laſſen, den Teig hineinſchütten, in die mittelheiße Bratröhre ſetzen, etwa aller fünf Minuten mit Löffel oder Spaten umſtechen, auf Schüſſel in Bergform anrichten, mit Vanillezucker beſtreuen. (Ich nehme nur die Hälfte der angegebenen Butter und des Zuckers in den Teig und die Hälfte des angegebenen Schmalzes. Der Schmarrn wird ſonſt zu fett und zu ſüß.)

Waffeln. 1/2 Pfund Butter wird zu Sahne gerieben, zu 1/4 Pfund Butter, 4 Eigelb, 1/8 Liter ſüße Sahne und 1 Pfund Mehl gegeben. Zitronenſchale oder Vanille nach Belieben. Zuletzt miſcht man den Eiweißſchnee mit 1/2 Päckchen Dr. Ötkers Backpulver darunter und backt auf gutem Feuer die Waffeln zu goldbrauner Farbe.

Weſtpreußiſcher Schmandſchinken. Den Reſt eines Schinkens ſchneidet man in nicht zu dünne Scheiben und Stücke, welche man tüchtig klopft. Alsdann bringt man Fett — auf 1 Pfund Schinken etwa 100 Gramm Butter und 50 Gramm Rindernierentalg — aufs Feuer, läßt es bräunlich werden und brät den Schinken darin an. Nun fügt man nach und nach, teelöffelweiſe, 1/4 Liter gute ſaure Sahne dazu und nach Bedarf etwas kochendes Waſſer und Salz, läßt es etwa 1 1/2 Stunde zu ſchöner brauner Farbe ſchmoren und bindet die Sauce zuletzt mit etwas Mondamin. Schmeckt vorzüglich.

Fragen.

Wo kann ich gezupfte Seide zu Decken weben laſſen? Gibt es hierfür eine Adreſſe in Deutſchland? Zwei Wiener Adreſſen habe ich. Kann man irgendwo Seidenreſte zum Zerzupfen billig kaufen? M. G. in C.

Würden freundliche Mitleſerinnen mir einen Rat erteilen, welche Einrichtungen am zweckmäßigſten zur Aufbewahrung von überzähligen Betten ſind?

Schleſierin.

Auskunft.

Frau J. Sch. in B. **Antwort** auf Anfrage im Frauendaheim Nr. 42. Wenn das **Quittengelee** nicht geliert, iſt die Urſache, daß man zu reife Früchte, die vielleicht ſchon gelagert haben, dazu verwandte. Hauptbedingung aber iſt, daß man Schalen und Kerne mitkocht.

Die ſauber abgebürſteten Quitten, die am beſten noch etwas grünlich am Stiel ſind, werden mit ſo viel Waſſer gekocht, daß das Waſſer über den Früchten ſteht. (Die Früchte vierteilen, nicht entkernen, nicht ſchälen, da gerade die Kerne die Haupteigenſchaft des Gelierens haben und die Schalen dem Gelee die ſchöne rote Farbe geben.) Wenn man die Früchte mit dem Löffel zerdrücken kann, etwa nach dreiſtündigem langſamen Kochen, läßt man ſie auf einem Seihtuch völlig ablaufen. Auf 3 Pfund Saft 1 Pfund Zucker. Während des Kochens des Saftes mit Zucker ſtets rühren, dann verdampft die Feuchtigkeit ſchneller und das Gelee bleibt heller und ſchöner in der Farbe. Deshalb iſt beim zweiten Male des Kochens offenes Feuer zu empfehlen. Wenn ein Tropfen des Saftes abgekühlt auf dem Teller „ſteht“, iſt es gut.

Als Antwort auf die Frage der Oberſchweſter N. Schaeffler im Frauendaheim Nr. 44 vom 30. Juli möchte ich folgendes Verfahren, das bei einem großen weißen Tierfell mit gutem Erfolg angewandt wurde, nennen. Man vermiſcht Magneſia mit Benzin zu einem dicklichen Brei, ſchmiert damit das Fell ein und läßt es ſo, bis es trocken iſt, liegen. Dann wird es gründlich ausgeklopft, und wenn ſich dann noch trübe Stellen zeigen ſollten, müßten dieſe wohl nochmals etwas mit neuer Miſchung bedeckt werden. Statt Magneſia könnte man auch vielleicht Kartoffelmehl mit Benzin vermiſchen, der Billigkeit halber. M. K.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Hausgarten.

Ich ſah des Sommers letzte Roſe ſtehn,
Sie war, als ob ſie bluten könnte, rot.
Da ſprach ich ſchauernd im Vorübergehn:
„So weit im Leben iſt zu nah am Tod!“
Es regte ſich kein Blatt am heißen Tag.
Nur leiſe ſtrich ein weißer Schmetterling.
Doch ob auch kaum die Luft ſein Flügelſchlag
Bewegte, ſie empfand es und verging.

Hebbel.

Die Harzer Nelke.

Die Nelke iſt die moderne Blume der Jetztzeit, ſie wird in den mannigfaltigſten Farben gezüchtet. Eine der ſchönſten iſt die Harzer Nelke. Welche Größe und welchen Duft entwickelt ſie! Unſere Abbildung zeigt einen Senker, der im Oktober v. J. geſteckt wurde, eine Blume mit Knoſpe. Die Blüte hat die Größe von 14:9 cm und prangt in prächtigem Lachsroſa; die Blume erinnert an eine La France-Roſe. Vor der vollen Entfaltung iſt die Knoſpe zartcreme, wie Sahne gefärbt, und geht von Tag zu Tag mehr in roſa über. Starker zimmetartiger Geruch entſtrömt ihr. Dieſe Nelke züchtet man in den Gebirgsgegenden des Harzes, wo ſie faſt in jedem Bauernhaus gepflegt wird. Die Blume will viel Licht und Luft haben; im Sommer ſteht ſie im Freien; im Winter in einem froſtfreien Zimmer, wo ſie wenig Feuchtigkeit braucht. Zu ihrem Gedeihen verlangt ſie eine Miſchung guter Gartenerde mit einem Teil Sand. Jeder, der ſich die Harzer Nelke anſchafft, wird Freude an ihrer Züchtung und Fortpflanzung haben; ihre Schönheit und Größe wird von keiner anderen Sorte übertroffen.

Dresden. Lena von Zanthier.

Die Harzer Nelke.

Wie ſät und pflegt man Gartenraſen?

Das anzuſäende Gartenſtück wird tief gegraben und dabei von Unkräutern, Steinen, derben Wurzeln gereinigt. Nachdem die Bodenoberfläche etwas abgetrocknet iſt, zerkleinert man die Schollen und ebnet mit der Harke den Boden ein. Unter den Füßen Brettchen befeſtigt, ſetzt man Fuß dicht neben Fuß und tritt dadurch das gelockerte Erdreich wieder etwas feſt. Dann ſät man den Samen aus. Bei großen Flächen rechnet man 15 bis 18 g auf den Quadratmeter, bei kleinen bis zu 25 g. Die Ränder des Raſenſtückes werden dichter beſät als die Mitte. Ein guter Raſen wird gebildet von zahlreichen Gräſern. Je nach den Bodenverhältniſſen, dem Zweck, den das Raſenſtück erfüllen ſoll, der Lage im Schatten oder in der Sonne verwendet man verſchiedene Grasſamen-Gemiſche. Wenn man den Grasſamen kauft, gebe man dem Lieferanten an, ob der Boden ſchwer oder leicht, kalt oder warm, naß oder trocken, ob die Lage ſonnig, halbſchattig oder ſchattig iſt; auch teile man ihm mit, ob der Raſenplatz nur als Zierraſen gedacht iſt, ob er Kinderſpielplatz, Wäſchebleiche ſein ſoll, oder ob man vielleicht auf die Grasnutzung Wert legt.

Nach der Ausſaat wird der Samen leicht eingehackt, indem man eine Harke wie eine Hacke braucht. Dann recht man die ganze Fläche mehrmals ab und tritt die Saat wie oben beſchrieben feſt. Wenn es längere Zeit trockenes Wetter iſt, begießt man kleinere Flächen mit der Brauſekanne. Dabei darf das Raſenſtück nur begangen werden, wenn man die Tretbretter an den Füßen hat. Man muß ſeine Schritte auch ſo lenken, daß man nicht etwa ſchon bewäſſerte Stellen betritt. Denn dann würde das Erdreich an den Brettern kleben bleiben, der Samen würde verſchleppt, die Raſenſaat ungleich aufgehen. Sobald das Gras 10 cm lang iſt, wird es zum erſtenmal geſchnitten. Man benutzt dazu immer die Senſe oder Sichel oder Raſenſchere, ſelbſt wenn ſpäter mit einer der praktiſchen Raſenmähmaſchinen gearbeitet werden ſoll. Dieſe zupfen nämlich die noch nicht feſt eingewurzelten Pflänzchen los. Jeder Schnitt des Raſens ſoll bei bedecktem Himmel ſtattfinden, oder man läßt die abgeſchnittenen Halme bis zum Abend liegen und recht oder fegt ſie erſt dann ab. Mit der Maſchine ſchneidet man alle 8 bis 12 Tage, dagegen braucht man nur drei- bis viermal im Sommer zu mähen. Der letzte Schnitt findet Anfang Oktober ſtatt, weil zu langer Raſen unter der Schneedecke fault. Das gleiche geſchieht mit der Grasnarbe, wenn ſie unter Anſammlungen des feuchten Baumlaubes liegt. Man harkt deshalb Mitte November den Raſen gut ab. Man düngt mit einer Löſung von $^1/_2$ Pfund Chiliſalpeter auf 1 Hektoliter (= 10 Eimer Waſſer), welche Löſung man mit der Brauſe-Gießkanne bei bedecktem Himmel ausbringt. Während des Froſtes im Winter bringt man gefrorene Klumpen gehaltvoller Erde auf die Narbe. Sobald dieſe Klumpen zerfallen ſind, alſo im zeitigen Frühjahr, wird die Erde ausgebreitet und vor Beginn des Graswuchſes, wenn der Regen die Nährſtoffe ausgelaugt hat, abgeharkt. Moosbildung verhindert man durch Düngung mit dem überall erhältlichen Kainit.
Is.

Hierzu bemerken wir noch folgendes:

Um dichten Gartenraſen zu erzielen, iſt zuvörderſt nötig, den Boden durch tiefes Graben oder auch durch Zufuhr anderer Bodenarten in der Weiſe zu verbeſſern, daß er die zur Ernährung der Graspflanzen nötigen Eigenſchaften erhält. Ein zu leichter, aber auch ein zu hungriger Boden wäre demnach genügend mit Lehm oder beſſer mit einem ſchon in Kultur geweſenen lehmigen Ackerboden durchzuarbeiten. Ein zu ſchwerer, lehmiger, mergelhaltiger Boden wird mit Sand, Torfabfällen oder auch Aſche in der Weiſe verſetzt, daß er ſich bequem mit Spaten und Hacke bearbeiten läßt. Bei ſehr magerem Boden gibt man recht verrotteten, kurzen Dünger (Pferde- oder Kuhdünger), auch Straßenkehricht. Dieſe Bodenverbeſſerungsmittel werden im Herbſt auf die Fläche aufgetragen; die Fläche ſelbſt wird gleichmäßig tief umgegraben oder „geſtürzt“. So bleibt das Land ungeharkt den Winter hindurch liegen, um durch den Froſt recht mürbe zu werden. Ein Rigolen der anzulegenden Raſenplätze würde nur da nötig werden, wo infolge von Bauten und dergleichen Schutt und Unkraut die Oberfläche des Bodens beherrſcht oder ein beſſerer Boden an die Oberfläche befördert werden könnte. Je nach Witterung kann man im Frühjahr die nun nötig werdenden Arbeiten weiter vornehmen. Bevor man an die Arbeit des Beſäens der Plätze geht (nicht vor Ende April oder Anfang Mai), wird der Boden oder die dazu beſtimmte Fläche nochmals in der Weiſe bearbeitet, daß man mit Grabgabeln anſtatt des Spatens den Boden Stich für Stich umgräbt. Etwaige Reſte von Grasſoden, Quecken, Wurzeln perennierender Unkräuter, auch Steine werden ſorgfältig entfernt, möglichſt gleich in Gefäße geworfen und von der Fläche weggebracht. Nachdem eine Ebnung mit Spaten und feinzinkigem Rechen ſtattgefunden, wird der Platz angetreten, dann nochmals ſauber mit dem Rechen bearbeitet und darauf wird mit Säen begonnen. Darüber ein anderes Mal.

Vom Regenwurm im Gemüſegarten

war unlängſt die Rede in der „Gartenpoſt“ (Nr. 42, S. 34). In dieſem ſo außerordentlich regneriſchen Sommer iſt der Regenwurm in der Tat für die meiſten Gemüſezüchter eine Landplage im wahren Sinn des Worts geweſen. In trockenen Sommern verzieht er ſich auf der Flucht vor Wärme und Trockenheit bis zu einem halben Meter Tiefe in die Erde hinab. Iſt's aber ſo feucht wie heuer, ſo macht er ſich an der Oberfläche ſo üppig und läſtig als nur möglich. Da er mit vortrefflichem Geruchsſinn ausgeſtattet iſt, ſo weiß er, was ihm ſchmeckt, ſchon von weitem zu finden: Gelbe Rüben, Sellerie, Kohl, Zwiebeln. Thymian, Salbei rührt er nicht an; ſo etwas entſpricht ſeinem gebildeten Geſchmacke nicht. Aber wenn im Frühling die erſten Karottenſpitzen aus der Erde kommen, ſo iſt ſchon der Wurm da zu feiner Schnabelweide. Nicht minder triffſt du ihn auf dem Zwiebelbeet, wenn du dich eben noch der hervorſtechenden Zwiebelröhrchen gefreut haſt. Überhaupt: was nur an allerlei zarten Jungtrieben den Erdboden durchbrechen will, das iſt dem Wurm gerade recht. So werden und wurden in dieſem Jahr ganze Gemüſebeete zugrunde gerichtet, ehe ſie überhaupt noch recht da waren. Und die zweite Saat ſchont der Böſewicht ebenſowenig. Sind ihm dann die Blätter zu hart, ſo zieht er ſie einfach an ſeinem ſpitzigeren Ende zum Teil in ſeine Röhre hinein, befeuchtet ſie mit Speichel, der zerſetzend wirkt, ſo daß ſie in einigen Tagen in Fäulnis übergehen, und reißt alsdann Stück um Stück ab und verſchlingt die weiche Geſchichte. Zwiebelchen von der Größe eines Taubeneis zieht er an den Blätterſpitzen in ſein Loch hinein, ſo daß die Wurzeln nach oben ſtehen. Nicht ſelten verſchwinden friſch geſetzte Salat- oder Kohlſetzlinge vollſtändig: Wurm heißt des Rätſels Löſung. Sind die Pflanzen etwas erſtarkt oder ſchon angewachſen, ſo kann er ihnen freilich nicht mehr viel anhaben. Bei ſeinen nächtlichen Raubzügen entwickelt der Regenwurm eine erſtaunliche Stärke und Ausdauer. Vorſichtig kommt er aus ſeinem Loch heraus, minutenlang iſt kaum ſein Kopf ſichtbar. Endlich ſchlüpft er halb heraus und ſucht taſtend nach Nahrung. Bei Gefahr zieht er ſich erſtaunlich ſchnell zurück. In feuchten, ſpeckigen Gartenböden iſt er vor allem zu finden und erreicht da nicht ſelten Länge und Dicke eines Schreibſtiftes. Auf freiem Feld und in lockerem, torfartigem Boden iſt er ſelten, in trockenem, ſandigen Boden überhaupt nicht zu treffen. Deshalb wird durch fleißiges Behacken des Bodens und durch Düngen mit torfartigen Dungmitteln ſeiner Vermehrung Einhalt getan. Reichliches Düngen mit Gülle dagegen erzeugt fetten, ſpeckigen Boden und iſt dem Wurm ſamt Familie außerordentlich förderlich. Tritt er auch bei ſorgfältiger Behandlung des Bodens noch zu häufig auf, ſo muß er weggefangen werden. Weil er ſich aber bei Tag nur bei anhaltendem Regenwetter zeigt und in mondhellen Nächten ſelten erſcheint, ſo bleibt nichts übrig, als ihn nachts bei Lampenſchein wegzufangen und in einem Topfe zu ſammeln. Kein verlockendes Geſchäft, und langſame Jäger ſehen höchſtens, wie er raſch um die Ecke verſchwindet. Der zarteſte Lufthauch, die leiſeſte Erſchütterung der Erde läßt ihn ſich in ſeine Röhre ziehen, ein Beweis, wie der Gefühlsſinn bei ihm ausgebildet iſt. Getötet werden ſie, indem man eine Handvoll Salz zu ihnen in den Topf wirft.

Da ein Körnlein Salz die Regenwürmer tötet, ſo kann man ſie von einem Gartenbeete abhalten, indem man es vor Bepflanzung mit Viehſalz beſtreut. Doch mit Maß, weil zu viel Salz den Pflanzen ſchädlich wird. Ein Freund und Freſſer der Regenwürmer iſt der Maulwurf. Sein Schaden in den Gärten durch Aufwerfen oder Unterwühlen kommt noch lange nicht in Betracht gegenüber dem Schaden der Regenwürmer. — Gewiß iſt das große Lob, das ein Darwin oder Henſen dem Regenwurm ſpendet, ein verdientes Lob. Es ſoll durchaus nicht geleugnet werden, daß der verachtete Regenwurm für die Bildung des Ackerbodens und damit der Pflanzenwelt und dem Menſchen unentbehrlich iſt. Beim Graben ſeiner meiſt ſenkrechten Röhren verſchluckt er die Erde und ſcheidet ſie wieder als Auswurf aus. Dadurch trägt er zur Bildung des Humusbodens bei. Im Laufe weniger Jahre geht ſo die geſamte Maſſe des Humus durch ſeinen Darm hindurch und iſt vorher ſchon hundert- und tauſendmal hindurchgegangen. Da die Auswurfſtoffe alle an der Oberfläche der Erde abgegeben werden, ſo wird der Boden beſtändig durchpflügt und gelockert. Die unteren Schichten werden nach oben befördert, die oberen ſinken allmählich tiefer. Luft und Waſſer können mithin leicht auch in die unteren Schichten der Erde eindringen, für das Gedeihen der Pflanzen von großem Werte! Tieferwurzelnde Pflanzen folgen mit ihren Wurzelfaſern mit

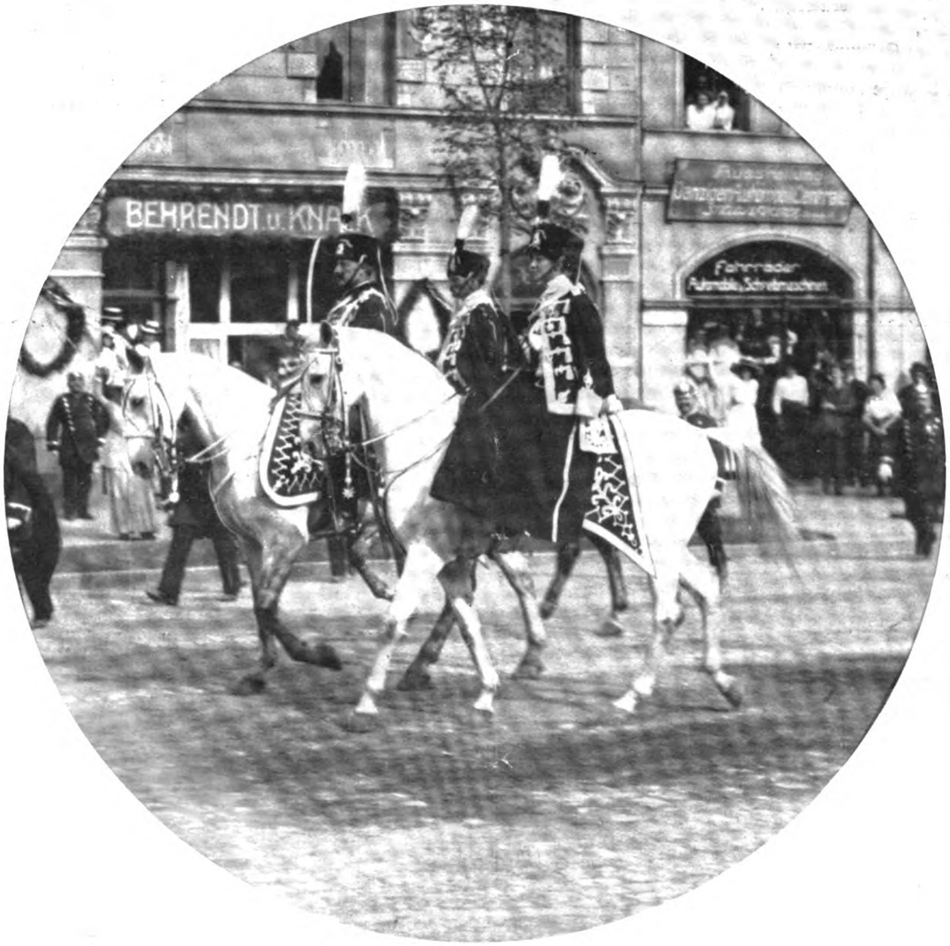
46. Jahrg. Nr. 50
Daheim
Ein deutſches Familienblatt
10. September 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Die Manöver. Eine ſchweizeriſche Soldatengeſchichte von Heinr. Federer. 5
Ruhe. Gemälde von G. Larrne . . . 9
In der Schwemme. Gemälde von Friedrich Eckenfelder 11
Unſere Luftflotte im Kriege. Von Oberſtleutnant W. v. Bremen 11
Schweineherde. Gemälde von C. A. Brendel 12
Ferienerlebniſſe als Bauernknecht. Von stud. jur. Clément 13
Sterngucker. Roman von Hermine Villinger (Fortſetzung) 14
Die kleinſte Stadt der Mark. Von Fedor von Zobeltitz. Mit ſechs Abbildungen 17
Abendläuten. Gedicht von Anna Claſen 20
Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers (Schluß) 20
Abſchleppen der Fiſcherboote. Gemälde H. Raſch 21
Roſen. Gemälde von Walter Georgi 23
Neue Bücher. Beſprochen von J. Höffner 23
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Sammler-Daheim — Briefkaſten . 25—37
Kunſtbeilage: Der heilige Hieronymus. Von Ribera.

Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Kaiſer Wilhelm II. und Prinzeſſin Viktoria Luiſe in Danzig. Photographie von Gottheil & Sohn, Danzig.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

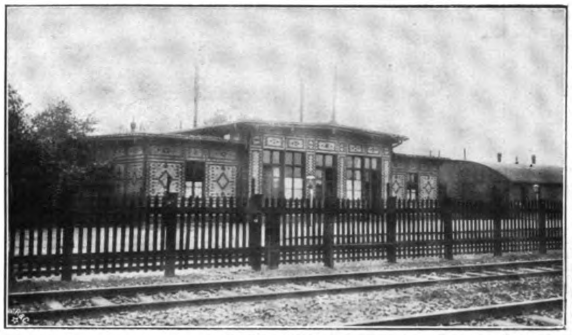
Poſen — Königsberg — Marienburg — waren die drei bedeutungsvollen Stationen auf der **Oſtmarkenfahrt des deutſchen Kaiſers.** In Poſen die Einweihung der kaiſerlichen Pfalz, in Königsberg und Marienburg zwei kraftvolle Reden nach langer Zeit, die wie ein heller Poſaunenton durch das weite Reich gingen, wie ein ſtarker, erfriſchender Wind durch all den dumpfen Parteihader und alle Verdroſſenheit. In Königsberg, der alten Krönungsſtadt, wurde der Stolz laut auf das, was hier deutſche Hand und deutſcher Geiſt an Kulturarbeit geleiſtet haben, die Erinnerung auch an die ſchwere Zeit von 1806 und die Wiedergeburt Preußens aus dem Geiſt der Königin Luiſe, dieſem Geiſt der Opferfreudigkeit und Selbſtverleugnung und glühenden Vaterlandsliebe. Und es waren goldene Worte, die der Kaiſer in unſere Zeit hineinrief, als er nächſt den Männern auch den Frauen die Königin als hohes Vorbild hinſtellte: „Und was ſollen unſere Frauen von der Königin lernen? Sie ſollen lernen, daß die Hauptaufgabe der deutſchen Frau nicht auf dem Gebiete des Verſammlungs- und Vereinsweſens liegt, nicht in dem Erreichen von vermeintlichen Rechten, in denen ſie den Männern gleichtun können, ſondern in der ſtillen Arbeit im Hauſe und in der Familie. Sie ſollen die junge Generation erziehen, vor allen Dingen zum Gehorſam und zum Reſpekt vor dem Alter! Sie ſollen Kindern und Kindeskindern klarmachen, daß es heut nicht darauf ankommt, ſich auszuleben auf Koſten anderer, ſeine Ziele zu erreichen auf Koſten des Vaterlandes, ſondern einzig und allein das Vaterland im Auge zu haben, einzig und allein alle Kräfte und Sinne für das Wohl des Vater-

Die Marienburg von Weſten.

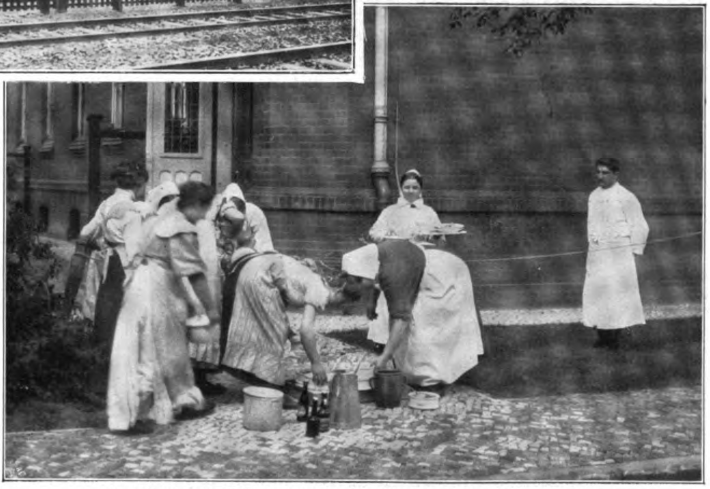
Photographie vom Verlag der Neuen Photographiſchen Geſellſchaft, Akt.-Geſ., Berlin-Steglitz.

1. Die Kaiſerin, 2. Prinzeſſin Eitel Friedrich, 3. die Kronprinzeſſin in den Uniformen der ihnen verliehenen Regimenter. Photographie von Gottheil & Sohn, Danzig. — Das runde Bild: Kronprinzeſſin Cecilie und Prinzeſſin Eitel Friedrich. Photographie von Alfred Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Der Kaiſerbeſuch in Oſt- und Weſtpreußen.



Der Auswanderer-Bahnhof Ruhleben bei Spandau.

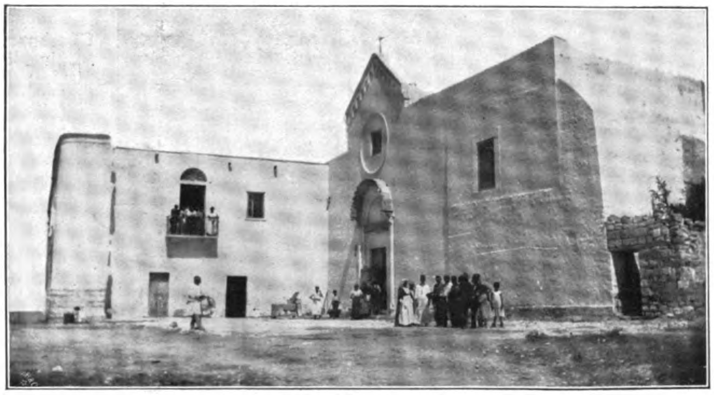


Verteilung des Mittageſſens an die Cholerakranken in Spandau.

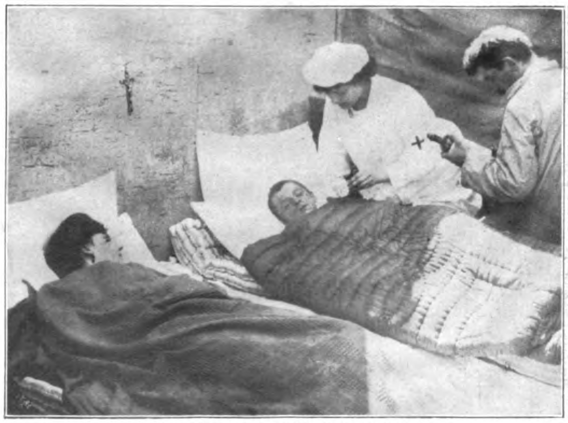
landes einzuſetzen. Das iſt die Lehre, die die hohe Geſtalt uns überliefert hat, die unſer Vaterland und die Bürgerſchaft dieſer Stadt auf ihrem ſchlichten Denkmal ſo ſchön ‚den guten Genius Preußens‘ genannt hat.“ Bei dem Feſtmahl, das für die Provinz Weſtpreußen in der Marienburg ſtattfand, nahm der Kaiſer Gelegenheit, an alle Konfeſſionen und Stämme Deutſchlands **Worte zum inneren Frieden und zu gemeinſamer Arbeit zu richten. „Es ſollen die Stämme und die Berufsgenoſſenſchaften die Hände ineinander ſchlagen zu gemeinſamer Arbeit, zur Erfüllung der ſtaatlichen Notwendigkeiten. Der Landwirt ſchlage in die Hand des Kaufmanns ein, dieſer in die Hand des Induſtriellen. Der Zugehörige einer Partei ergreife die Hand des Andersgeſinnten, wenn es darauf ankommt, Großes für unſer Vaterland zu leiſten; und eine Konfeſſion trage die andere mit Liebe. Dann werden wir dem Vorbild der großen deutſchen Männer, die hier einſt geſtanden und mitgearbeitet haben, nachkommen. Dann werden wir die Schwierigkeiten, die ſich uns entgegentürmen — und wo werden ſich die nicht finden — überwinden. Leben heißt arbeiten, arbeiten heißt kämpfen, kämpfen heißt Schwierigkeiten überwinden, und die werden mit gegenſeitiger Achtung und mit gegenſeitiger Hilfe überwunden, wenn man ſie als von oben uns in den Weg gelegte Prüfſteine anſieht.“** — Es iſt längſt ſchlechte und beklagenswerte Sitte gewiſſer Richtungen geworden, an allem, was der Kaiſer ſpricht und tut, in böswilliger Weiſe Kritik zu üben, zu verdrehen, zu verdächtigen und zu verhetzen. So haben auch die beiden letzten Reden, in denen der Kaiſer ausgeſprochen hat, was ihm ſchon in Poſen auf dem Herzen lag, eine heftige Erregung in der linksſtehenden Preſſe hervorgerufen. Es iſt wirklich genug der Zeit verfloſſen, daß wir nun endlich wiſſen könnten, was wir an unſerem Kaiſer haben und wie er es meint. Wir ſollten Gott danken, daß er an der Spitze des Reiches ſteht, und doch wirklich endlich zugeben, daß ſein weitausſchauender Blick bisher immer ihm recht gab.

* * *

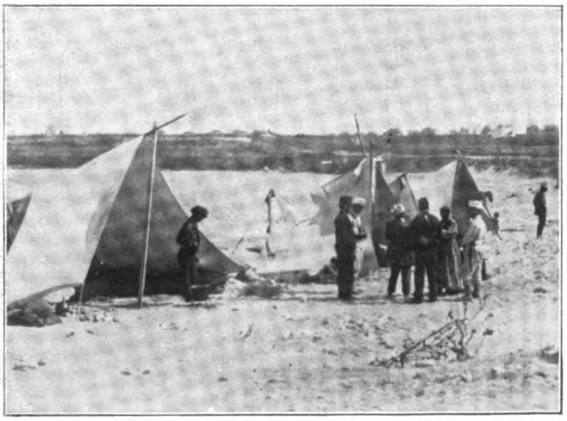
Ein unheimlicher Gaſt, die **Cholera**, macht in unſerem Erdteil immer größere Fortſchritte. In die ſüditalieniſche Provinz Apulien hat ſie bereits ihren Einzug gehalten. Auch in Wien kamen einige Fälle vor; es ſcheint aber hier die Seuche im Keim erſtickt zu ſein. In große Aufregung wurde Berlin durch einige Cholerafälle in Spandau verſetzt, umſomehr, als der Herd der Anſteckung bisher nicht nachzuweiſen war; man vermutet auf der einen Seite, daß die Keime aus dem



Cholera-Lazarett in Trani (Apulien).



Verpflegung der Cholerakranken.



Zeltlager geflüchteter Einwohner von Trani.

Von der Cholera.
Photographien von Gebr. Haeckel, Berlin, Boedecker, Berlin, und der Argus Photo-Reportage, Mailand.

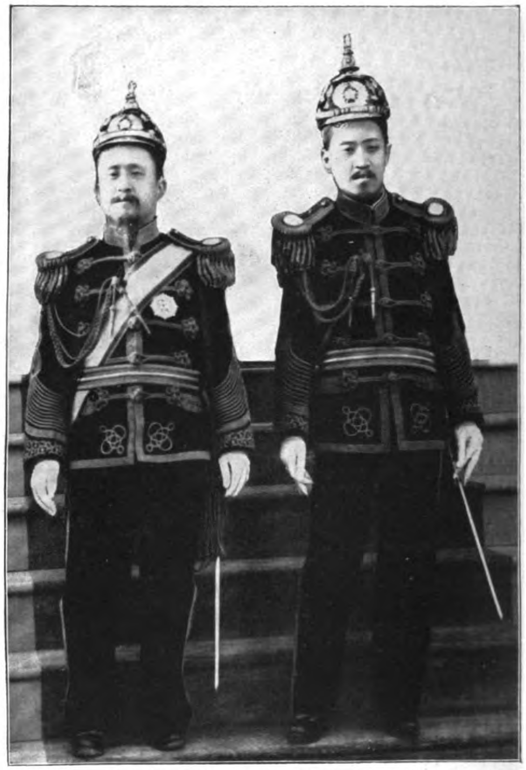
Havelwaſſer gekommen ſeien, und zwar durch ſogenannte Bazillenträger, d. h. Geſunde, die in ſich ohne Schaden für ihr Befinden die Krankheitserreger mitſchleppen; man giebt aber auch dem Auswandererbahnhof Ruhleben ſchuld und verlangt energiſch deſſen Entfernung aus der Nähe von Spandau. Andere ſuchen den Herd der Krankheit an dem Arbeitsort des von der Seuche befallenen Arbeiters ſelbſt, in der Munitionsfabrik zu Spandau, und glauben ihn in einer Anzahl alter, von Schmutz und Schimmel überzogener Kiſten, die Rußland paſſierten, gefunden zu haben.

⁂

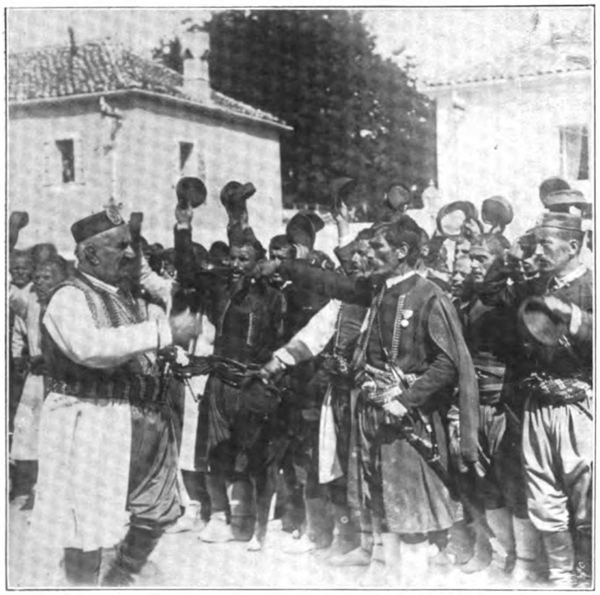
Es war nur eine Frage der Zeit, wann Japan die letzte Frucht des Sieges über Rußland einbringen würde. Das iſt jetzt geſchehen. Mit der Abdankung des ehemaligen Kaiſers von **Korea** wird das Land ein Teil des Reiches des Mikado, japaniſche Provinz. Es mag für Rußland ein großer Schmerz ſein, es mag die Hoffnung auf eine Vergeltung beſtehen bleiben, aber wahrſcheinlich wird den Japanern nicht wieder entriſſen werden, was ſie durch ſoviel Blut und Tapferkeit erſtritten haben.

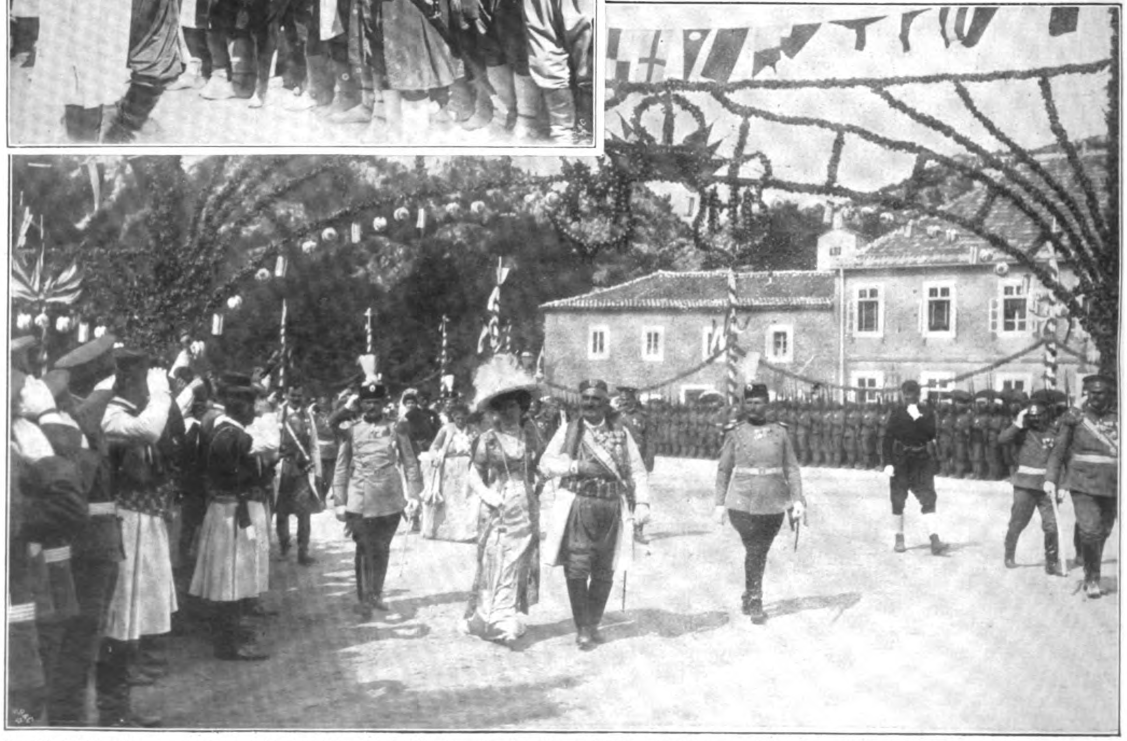
⁂

Aus dem Anlaß ſeiner fünfzigjährigen Regierung hat ſich Fürſt Nikolaus von Montenegro im Einverſtändnis mit Rußland und den Balkanſtaaten die Königskrone aufgeſetzt. Am 28. Auguſt fand die Einweihung des neuen Regierungsgebäudes unter dem Jubel der Bevölkerung und der Teilnahme vieler fremdländiſcher Abordnungen ſtatt. Der Kaiſer von Rußland ernannte König Nikolaus zum Generalfeldmarſchall der ruſſiſchen Armee; Erbprinz Danilo wurde zum ruſſiſchen Generalmajor und Prinz Mirko zum Oberſtleutnant befördert. —



Der bisherige Kaiſer und der Kronprinz von Korea.





Zur Erhebung Montenegros zum Königreich: König Nikolaus begibt ſich mit ſeiner Tochter, der Königin von Italien, nach dem Gottesdienſt in das Schloß. — Links darüber: König Nikolaus inmitten ſeines Volkes in Cetinje. Photographien von Heinrich Sanden, Wien.

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Die Manöver. Eine ſchweizeriſche Soldatengeſchichte von Heinr. Federer.

Leonz Faller ſchnallte den Säbel ab und legte das Käppi des Artilleriehauptmanns auf die Sofalehne.

Dann ſchaute er ſich in der großen, niedrigen Stube um und ſchnupperte wie eine Katze, die etwas Verdächtiges merkt, ihre ſtille, nach dem gewichſten Boden riechende Luft ein.

War das ſeine oder eine fremde Stube?

Er ſchüttelte den Kopf und warf ſich mißmutig in die Sofaecke.

Ihm war, es müſſe eine andere Stube ſein als diejenige, in der er unter dem Lächeln der Mutter Anna und dem Tabaksräuchlein ſeines Vaters Meinrad geſpielt, wo er ſeine Schulaufgaben mit unzähligen Seufzern und Fehlern erfüllt, wo er dann an ruhigen Sonntagen ſich in die Kriegsbücher vertieft und ſo früh es nur eben anging, ſich für die Artillerie angemeldet hatte. Dort im Kaſten lagen die Urkunden, die ihn vom Gemeinen in raſcher Auszeichnung zum Leutnant und dann zum Batteriehauptmann befördert. Sie lagen in der Hauptlade. Aber in einer verſteckten Nebenlade, zu der nur er den Schlüſſel führte, befanden ſich noch andere Papiere, die ihn erröten machten, ſo oft er ſich ihrer erinnerte. Es waren die Briefe Roſinens, ſeiner Geliebten, die er zwar alle auswendig wußte, allein immer wieder las, ſo oft er ſie in die Hand nahm, als könnte er darin immer noch etwas Neues entdecken. In dieſen mit überaus kleinen und reinen Buchſtaben beſchriebenen, nach Lavendel duftenden Blättern war von allen großen Dingen geſprochen, die Liebende zu Hilfe nehmen, wenn ſie ihre Gefühle auszuſprechen verſuchen. Da ſchwamm der Mond gleichzeitig mit der Sonne und einem Schweif von muntern Sternen herum; es blühten ganze Wieſen von Vergißmeinnicht und die ſaftigſten Viehweiden von Veilchen und Männertreu; Reime von ‚welken und Nelken‘, von ‚Liebe und Triebe‘ wechſelten mit ‚roſenroten Herzen und Schmerzen‘, und zwiſchendrin lag ein vertrocknetes und verküßtes Gänſeblümchen oder ein fünfblätteriges Kleeblatt, das er ihr oder ſie ihm an einem ſchwärmenden Abend gepflückt hatte.

Am Ende dieſer Briefe ſtand immer ein Notabene: „Habe Geduld mit meinem Vater! — Unſere Liebe iſt ſtärker als alles.“

Dieſes Notabene vergällte dem jungen Manne jedesmal den ganzen Troſt der Briefe. Das hieß mit anderen Worten, der alte Herr Bleuler folgt dem Fluſſe, den man von den Fenſtern weg zwar nicht ſieht, aber unten am Weingelände doch langſam und faſt feierlich durch die Rebmulde fließen hört, der alte ausgediente Oberſt Bleuler will ſeine Roſine nur einem Schweizer geben. Leonzens Eltern aber ſind eingewanderte Rheinländer. Sie haben wohl das ſchweizeriſche Bürgerrecht in den langen Jahren erworben. Aber was iſt das? — Ein gekauftes, weißrotes Nationalmäntelchen und darunter ſteckt noch der alte reichsdeutſche Menſch! Bleuler jedoch entſtammt einem uralten Züricher Geſchlecht. Seine Vorfahren haben im Schwabenkrieg gegen den deutſchen Maximilian und zu Pavia gegen den fünften Karl blutigen Leibes gefochten. Und als die Preußen wegen des kleinen Neuenburg die Pickelhaube in das Schweizerländchen ſchleudern wollten, da iſt Bleulers Vater an der Spitze eines Fähnleins ſtramm an den Rhein gezogen. Der Sohn marſchierte wieder an den Strom Anno 1870, um die Grenze zu hüten, damit kein bewehrter deutſcher Fuß auf Schweizererde trete. Man denke, nicht einmal auf Schweizererde, geſchweige denn in ſeine Stube, oder gar in die Kammer ſeiner einzigen Tochter, an deren Leben die Mutter den Tod nahm, und die ihm nun teuer war wie Gattin und Kind zuſammen. Gar in dieſe Kammer ſollte nie eine ausländiſche Sohle treten. Klipp und klar war das Roſinen verkündet worden. Dazu hatte der alte Herr ſeine weiche, weiße Hand geballt.

Daß zwiſchen Leonz und Roſinen der breite Rhein floß, das hätte die Verliebten wenig geſtört; aber dieſe ſo ſanfte, weiße Fauſt zwiſchen den zweien, die war ein gewaltiges Hindernis.

Herrn Bleuler lagen die Faller auch ſonſt noch ſchwer auf dem Magen. Zwar ihr Häuschen hatten ſie über dem Waſſer, aber ihre Reben grünten und reiften neben den ſeinigen auf der Mittagsſeite des Fluſſes und, was das Verdrießliche war, ſie grünten früher und ſie reiften bälder, und das Blut, das man ihnen erpreßte, war ein ganz anderes, viel edleres. Und doch hatten ſie ebenſoviel oder ſo wenig Sonne als ſeine Trauben. Aber dieſe verwünſchten Rheinländer, ſie haben einen eigenen Zauber in Händen. Sie hexen an der Rebe herum, bis es ſüß und dunkel wie Blut aus der Beere quillt. Der Bleulerſche Wein dagegen hat immer etwas Herbes, das die Zunge zuſammenzieht und die Naſe zum Nieſen reizt. An der alljährlichen Ausſtellung landwirtſchaftlicher Produkte im Bezirkshauptort holt ſich der Fallerſche Tropfen immer die allererſte Marke. Doch bei dem ſeinigen bemerkt der Preisrichter, der doch Stammgaſt im Bleulerhauſe iſt, jeweilen: „Herr Bleuler, entſchuldigen Sie, aber Ihre Reben — Sie wiſſen, ich achte Ihre landwirtſchaftlichen Verdienſte ſehr hoch — aber Ihre Reben, — nun, es kann beſſer kommen mit der Zeit, — viel beſſer — wenn Sie vielleicht mehr Humus, hm . . .“

Dieſes Jahr fand im Weinmonat in Zürich eine Ausſtellung der Weine ſtatt, die auf der mageren Schweizerſcholle in der geizigen Schweizerſonne unter den rührigen Schweizerhänden wachſen. Ohne Zweifel wird der Fallerſche Saft wieder eine erſte Prämie ziehen.

Geſtern war der alte Bleuler endlich nach langem Herumſinnen mit dem Fährſchiffchen hinübergerudert und hatte den Fallerſchen Eheleuten geradeswegs den Kauf ihres Rebberges angetragen. Ihr Weinberg liege ja auf ſeiner Seite, — die Faller wären bereits in hohen Jahren, — ihr Sohn betreibe, wie er höre, das Kriegshandwerk, — die beiden Rebhügel gehören ſozuſagen zuſammen, — er halte viel fleißige Arbeiter und zahle bar einen guten Kaufpreis, — ſie möchten nur ſagen, was ſie für den Goldacker fordern —.

Entrüſtet erklärten die Faller hierauf, zwei Dinge würden ſie auf Erden nie in fremde Hände veräußern: ihren Buben und ihren Weinſtock. Darauf wurden ſie beide rot. Sie dachten an Roſine und wußten nicht recht, ob das Mägdlein des alten Oberſten eine Fremde oder Bekannte für ſie ſei.

Bleuler fing jetzt an zu feilſchen. Er wollte den Weinberg ja gerne nur pachten. Für zehn Jahre etwa.

Der alte Faller verneinte unbedenklich: „Zehn Jahre? — ſo lange leb’ ich nicht mehr. Wenn ich tot bin, kommt wieder und bettelt meinen Jungen an!“

Frau Anna aber nickte nicht dazu. Sie ſchien mit ſich zu Rate zu gehen.

„Sagen wir acht!“ bat der Bleuler mit großer Selbſtüberwindung und ſtrich mit ſeinem Daumen den linken Schnurrbartzipfel aus der Lippe.

„Ihr marktet ja um Jahr und Tag, als hättet Ihr dem Herrgott das ganze Jahrhundert abgekauft,“ gab erboſt der kleine Faller zurück.

Aber die Fallerin ſchaute hier mißbilligend auf ihren kleinen erhitzten Mann.

„Fünf Jahre!“ fragte der Bleuler und wandte ſich nunmehr nur noch an die Bäuerin.

‚Das Verpachten,‘ dachte ſie mit ihrem witzigen alten Kopfe, um den ſie ein rotes Tuch gebunden hatte, ‚das Verpachten iſt eine leichtere und beſſere Sache. Der Goldacker gehört uns dabei doch immer. Doch Scherereien hätten wir zwei Alte nicht mehr mit den Winzern, — und der Oberſt zahlt gut!‘

Laut aber ſagte ſie mit ruhiger Stimme: „Meinrad, wir könnten ja mit Leonz darüber reden. Morgen kommt er auf ein Stündchen in Urlaub aus den Manövern.“

Der Bleuler nickte zuſtimmend, und nun ſorgte das kluge Weib ſogleich weiter im ſtillen: ‚Wer weiß, wenn wir dem Oberſt mit dem Weinberg entgegenkommen, kommt er uns mit ſeiner Roſine entgegen, die nun einmal mein Leonz und kein anderer bekommen ſoll.‘

„Es iſt ja wahr,“ fügte ſie bei, „wir zwei Alte ſind über den Acker nicht mehr Meiſter. Und der Leonz, Gott weiß, was dem im Sinn ſteckt.“

Der alte Faller ſah wie erſtarrt auf ſein Weib. Er mußte falſch verſtanden haben. Die magere Hand legte er ans kleine vorgeſtülpte Ohr. Daß Anna nur eine Minute zweifeln könne, ob man das väterliche Erbteil in fremde Hände gehen laſſe, ſchien ihm gänzlich undenkbar.

„Tut uns den Gefallen,“ fuhr die Frau indeſſen fort, „und redet mit Leonz!“

„Leonz hin, Leonz her!“ brauſte jetzt der Bauer auf. „Weib, ſchweig!“

Gekränkt wandte ſich Frau Anna ab. Dieſen Ton des Gemahls kannte ſie nicht. So etwas ließ ſich im Alter nicht mehr angewöhnen.

Doch der Bauer würgte noch mehr heraus. „Ihr,“ richtete er ſich gegen den Bleuler, gegen den er wie ein Zwerg ausſah, „Ihr möchtet wohl heuer in Zürich ein Kränzlein ums Faß verdienen? Da wäre nun eben die Fallerſche Sorte gut genug. Mein Wein paßt Euch, aber mein Bub’ nicht, he? —“

Der Bleuler ſtand auf, bleich vor Aufregung.

„Daß Ihr’s nur einmal wißt,“ endigte Meinrad und trat hart an den Rieſen heran, „meinem Bub’ red’ ich nicht in ſolche Sachen ein. Aber heiraten ſeh’ ich ihn mit Eurer Roſine gerade ſo gern, als meinen guten Wein in Euren ſauren gießen.“

Darauf polterte der Oberſt etwas Grobes los, das niemand recht in der Erregung verſtand und rollte wie ein Fels die Halde hinunter. Nicht raſch genug konnte ihn die Fähre hinüber auf ſein Flußbord ſchaffen. Zornig ſpuckte er ins Waſſer und ſchloß, ſowie er in ſeinem Hauſe ankam, ſämtliche Läden, die die Ausſicht gegen den Hof der Faller öffneten.

Dieſen ſtacheligen Vorfall hatte Mutter Anna nach ihrer heimlichen Weiſe dem Sohne ins Lager gemeldet, wo ſich die Truppen auf die eigentlichen Operationen im Felde rüſteten, und ihn dringend gebeten, wenn immer möglich ſchon am Sonntag früh in Urlaub heimzukommen. Denn die Artillerie lagerte kaum zwei Stunden vom Rheine entfernt.

Das war am Donnerstag. Den ganzen Freitag und Samstag wurde im Fallerſchen Hauſe kein lautes Wort geſprochen. Der erſte Schatten ſchlich in dieſes bisher ſo ſonnige dreißigjährige Eheleben. Und je näher ſich die beiden Eheleutchen die Sache beſahen, die ſie entzweite, um ſo dunkler ſtellte ſich der Schatten zwiſchen ſie.

‚Wie,‘ fragte ſich die bereits gebeugte Fallerin, ‚wir ſind alt — es iſt mühſam, täglich hinüber zu fahren, zu hacken, aufzubinden und zu beſchneiden. — Und ſtehe ich nicht ſelber bei der Kelter, ſo wird mir von den Knechten der Wein faßweiſe weggetrunken. — Dann hat der Küfer, dieſes leichtſinnige Tuch, die Fäſſer noch ſchlecht ausgebrannt — man muß hernach die Ware zu Markte fahren und hat dabei nichts als Schreibereien und Mühſale. Bis in den Winter reicht die Not, und zuletzt iſt man niedergetreten und ausgepreßt, ohne Saft und Kraft, wie eine Traube, wenn man endlich einmal ein Gläschen vom abgeklärten Weine trinken darf. Und dann muß er erſt noch gut geraten ſein! — Aber die Mißernten, der Maifroſt, die Würmer und die Raupen, vorab die heilloſe Nonne! — Und der große Zoll! Ach was — mein Mann iſt nicht bei Troſt, wenn er die Pacht ausſchlägt.‘

‚Nein,‘ fuhr ſie ſchärfer fort, ‚nein, er iſt unvernünftig. Wie ein Gaul zieh’ ich am Wägelchen mit ihm. Ich hinke, er hinkt noch mehr. Das meiſte ziehe ich noch. Es geht nicht mehr. Meinctwegen! — Ich mache nicht weiter mit.‘

Sie ſah den Mann beim Frühſtück über den Tiſch an wie einen Tyrannen, der Haus und Leute eigennützig verderben will.

Immer mehr ſchwoll der Zorn in ihr an. Sie beſchaute ihre großen, langen Arme, die ſie bis zum Ellbogen ärmellos trug, dieſe magern Arme — ſie waren von der Arbeit wie von einem gierigen Wolfe benagt, nur noch Haut und Knochen. Sie dachte an ihr Herz, das ſeit einiger Zeit ſo heftig und ſo ungleich ſchlug — und daß ihr der Atem zu kurz wurde, wenn ſie hügelan ging. Dann mußte ſie innehalten, einen Rebſtecken ergreifen und lange warten. ‚Tyrann,‘ wiederholte ſie leiſe, ‚haben wir nicht genug Geld auf der Bank, daß wir feiern können?‘ Und nochmals blickte ſie und diesmal noch erzürnter über den Tiſch.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Aber der Faller begegnete ihrem Zorn mit gleicher Münze. Wie eine Treuloſigkeit am Heiligſten kam es ihm vor, daß ſein Weib das liebſte, ehrwürdigſte Stück Heim gegen Geld weggeben konnte. Ihm würde es das Herz in den tiefſten Wurzeln umdrehen, ſähe er fremde Hände ſeine tiefblauen Trauben pflücken. Es wäre ihm nicht anders, als riſſe man ihm die Kleider, ja die Glieder vom lebenden Leibe. Niemals würde er es ertragen, daß andere ſeine Beeren auspreſſen, in einen fremden Becher ſchütten und die violettdunkeln Gläſer auf das Wohl des wackern Weinherrn Bleuler anſtoßen würden. Niemals!

Wie die tiefſte der Reben war er in den Weinberg eingewachſen und keine Gewalthand als die allmächtige des Todes ſollte ihn aus dieſem Grunde reißen.

Er hatte ſich mit der Frau vertragen, als es ſich um die erſte ungleiche Meinung zwiſchen den Eheleuten handelte, ob man ihrem einzigen Weißbrot oder Schwarzbrot reichen ſollte. Die Mutter trug mit dem Weißbrot den Sieg über das väterliche Schwarzbrot davon.

Und als entſchieden werden mußte, ob Leonz in die Realſchule oder ins Gymnaſium gehen ſolle, da opferte Frau Anna ihrerſeits den langgeträumten ſüßen Wunſch, einen Lateinſchüler mit blauem Käppi ihr eigen zu nennen, den landwirtſchaftlichen Neigungen des Gemahls. Kein Widerwort fiel von ihrer Lippe.

Als endlich Leonz unbekümmert um Real- und Lateinkurs ſich für das Militär entſchied, da hatte der Vater wiederum auf die Gründe der Mutter mehr noch als auf jene des Sohnes gehört und Leonz in die Artillerie gelaſſen, obwohl er von Kindesbeinen an das Militär und vorab das Kanonierweſen ſchwer haßte.

Jetzt aber, da es ſich um den Weinberg handelte, den ſein Vater mit dem Schweiße ſeines Antlitzes angebaut und mit Schößlingen vom mittelrheiniſchen Mutterland beſteckt hatte, den Weinberg, den er wie ein junges Leben vom Sterbenden übernommen, der den Stolz und Verdienſt ſeines Mannestums bildete und deſſen Tropfen die Milch ſeiner Greiſenjahre geben ſollten, jetzt konnte Faller nicht mehr nachgeben. Sein ganzes Innere empörte ſich gegen die Unbarmherzigkeit ſeines Weibes. Daß der Gedanke an die Verpachtung auch nur für einen Augenblick wie ein haſtiger Schatten ſich auf ihre Seele hatte legen können, war ſchlimm genug. Was ſollten ſie Alte denn in Zukunft treiben? — Etwa am Fenſtergeſims ſitzen und in den Fluß hinunterſchauen? — Oder das Pachtgeld ein dutzendmal im Tage von Beutel zu Beutel hinüberzählen?

Faller hoffte, die Frau komme ſchnell zur Einſicht ihrer Herzloſigkeit. Als ſie ihn jedoch bei Tiſche wie eine unſchuldig Verfolgte anſah, da wuchs der Ingrimm in ihm. Er warf den Suppenlöffel weg und kehrte ihr ſchweigend den Rücken, bis ſie gegeſſen und das Mahl hinausgetragen hatte.

Vielleicht wird ſie am Abend beichten, in der gemeinſamen Schlafkammer, wenn es ſo ſtill und ſo ſpät iſt, daß vom Tage nichts mehr übrig bleibt und man deutlich die leiſen Glocken hört, die das Gewiſſen im Herzen läutet.

Aber Frau Anna ging ins Bett, wandte ſich nach der Wand und ſagte kurz: „Gute Nacht!“

„Nacht!“ machte Meinrad und dachte für ſich: ‚Wenn Du ſo ſchlafen kannſt, ich bin ein Mann, ich kann es auch.‘ — Dann pfiff er ein ſehr falſches Lied, ging in die Kammer ſeines Sohnes hinüber und legte ſich dort zur Ruhe — oder beſſer zur Unruhe nieder. Dieſe Nacht hatte ſich im Fallerhof kein Auge geſchloſſen.

So ging es noch einen Tag und noch eine Nacht, bis Sonntags Leonz mit dem Briefe der Feldpoſt auf ſeinem „Togo“ dahertrabte. Mehr aus dem, was die holperige Bäuerinnenſchrift verſchwieg, als was ſie ſagte, erriet er das Unheil.

Zwar konnte er nicht glauben, daß es ſich um etwas Ernſtes handle. So weit er zurückdachte, nirgends lag eine Erfahrung von ſtreitenden Eltern vor. In ſeinem Gedächtnis ſah er ſie immer ſo, wie die Photographie die zwei gleich in der erſten Stunde nach der Hochzeit zeigte, die Hände ineinander geſchlungen und das eine bräutliche Augenpaar in das andere getaucht.

Aber wie er nun in die Stube trat und nirgends ein eiliger Fußtritt der Mutter über die Stiege, noch ein Willkommen des Vaters von der Tiſchecke her ihn begrüßte, ſondern da er die Stühle ſo verlaſſen und die Gemälde an der Wand ſo nichtsſagend ihn betrachten ſah, als wäre die Seele des Hauſes ausgefahren, und da er aus der dumpfen Luft etwas Fremdes und Bösartiges herausfühlte: da begann er das Unglaubliche zu glauben und zu merken, daß er dieſer neuen Situation gegenüber rat- und hilflos daſtehe. Mit einem zornigen Seufzer warf er ſich aufs Sofa. Er wagte niemanden zu ſuchen. Das Unglück ſchien ihm immer noch früh genug da. Warten wollte er, bis jemand von der Dachſtube hinunter oder vom Garten herauf käme. Scharf, als ob ihn jetzt nur das angehe, ſah er den vielen Fliegen auf dem Tiſche zu, wie ſie mit den Brotkrümchen, die vom Mittageſſen noch dalagen, eine bald mutwillige, bald ernſthafte Arbeit machten. Indeſſen ihm ſchien, ſie ſtritten alle. ‚Es ſteht ſchlimm,‘ dachte er, ‚wenn die Mutter den Tiſch nicht mehr ſcheuert.‘ — Doch ganz gefährlich dünkte ihn, daß der Teller des Vaters oben, der mütterliche unten am Tiſche ſtand. Nebeneinander hatten die ſonſt immer gegeſſen, Teller friedlich neben Teller, und Leonz hatte gar oft gegenüber auf ſeinem erhöhten Stuhle geſehen, wie Vater und Mutter die Klöße und das Fleiſch teilten und wie wohl auch der eine Teil dem anderen lachend ins Schüſſelchen langte, weil er ſonſt zu kurz käme. Nun ſtarrten die Teller einander an wie zwei Haſſende, die ſich meiden, ſo weit es nur möglich iſt.

Unter dem ſchlecht verſchloſſenen Fenſterchen hörte Leonz jetzt zwei grobe Schuhe über das Pflaſter ſchlürfen. Dieſen langen müden Schritt kannte er nicht recht. ‚Das iſt nicht die Mutter, gewiß nicht!‘ ſagte er ſich und ſperrte die Türe gegen den dunklen Flur auf. Aber es war doch die Mutter. Den finſtern Gang kam ſie herauf mit einem Waſſerkeſſel links und rechts in der Hand. Schon hatte ſie das am Gartenzaun angebundene Pferd geſehen und den Beſuch geahnt. Nun, da Leonz im Rücken des vollen Stubenlichts ſtand, konnte ſie ihn nur am runden, weichen Kopf und an den kleinen, ſtarr aus dem geſchorenen Haupte vorſtehenden Ohren, aber auch am ſchlanken Hals und den breiten Schultern erkennen. Sie ſtellte die Keſſel mitten in den Flur ab und ſprang wie ein hurtiges Mädchen auf ihn zu. Erſt wollte ſie ihn an der Achſel faſſen, ſtutzte aber, da ſie die glänzenden Achſelſchnüre und den hellen Armſtreifen ihres Uniformierten bemerkte. Eilig ſuchte ſie ihre waſſerfeuchten Hände an der Schürze abzutrocknen. Aber Leonz gab ihr keine Friſt. „Mutter, Mutter!“ machte er mit verhaltener Stimme, während er die beiden Hände zuſammenflocht und an ſeine Bruſt preßte. „Komm herein! — Wo iſt der Vater? — Was iſt mit Euch?“

Er riß ſie in die Stube und ſuchte ihr beleuchtetes Geſicht zu leſen. Das Weib bewegte die Lippen wie im Krampfe. Leute, die etwas Ungenießbares verſchluckt haben, keuchen ſo und mühen ſich ab, den Unrat wieder herauszuſtoßen. Annas Wangen brannten dabei vor Not und Scham.

„Es iſt nur eine Kleinigkeit, Leonz,“ ſprach ſie endlich undeutlich. Aber ſie erſtickte faſt an dieſer Kleinigkeit. „Nur wegen dem Goldacker haben wir Streit.“

Leonz vermochte ſeine Mutter nicht anzuſehen. Er blickte gegen das Fenſter, in deſſen Scheibe die Weinberge vom jenſeitigen Uferhang und beſonders der Goldacker in die Stube guckten. Verblaßt und verfallen ſah die Rebe dort drüben aus, ſo daß die Rebſtecken und die blauen Trauben bis herüber ſichtbar wurden. Der Hügel herwärts ſchnitt die reifen Hänge drüben ſchon in der Mitte halben Leibes ab. Aus der unſichtbaren Tiefe ſtieg bis in die Stube herauf das ſchwere, vielgemiſchte Rauſchen des Rheines.

Neben dem eigenen Weinberg ſah Leonz in gleichen Streifen den Bleulerſchen hinunterfallen. Oben ſtand das umfangreiche Wohnhaus mit einem Balkon gegen den Fluß und hatte nichts als den blauen Himmel hinter ſich. Aber mit den verſchloſſenen Läden ſtand es düſter und gewalttätig da wie ſein Herr.

Nur mit halbem Ohr hörte Leonz zu, wie die Mutter endlich Worte gewann und erzählte. Um ſeine Aufmerkſamkeit zu bezeigen, runzelte er hie und da ſeine helle, etwas niedrige Stirne, die um ſo niedriger erſchien, als ihm das dichte dunkle Haar tief ins Antlitz hineinwuchs. Als einziges und früher ziemlich verwöhntes Kind hatte er ſich die Gewohnheit angeeignet, bei ungefälligen Reden der Eltern eine krauſe Stirne zu ziehen. Dies tat er auch jetzt, obwohl er weder aufmerkſam noch beleidigt war. Vom Goldacker, der ſo flott in der Sonne lag, ſah er zum Nachbarn hinüber und mit einem ganz kleinen Gedankenſprung war er auch ſchon beim Nachbarstöchterchen angelangt. Am Rebhügel lag ihm wenig. Er war zuerſt Kanonier, dann erſt Winzer. Aber Roſine ging ihm nahe. Ihretwillen hätte er auf alle Rebſtöcke der weinſeligen Welt verzichtet. Nur die Uniform hielt noch neben der Geliebten ſtand, die würde er ſelbſt ihr nicht opfern. Aber Roſine verlangte kein Opfer von ihm. Wie es in ſo mancher Liebe einen herrſchenden und einen dienenden Teil gibt, ſo war ſie vor der geſunden, glänzenden Erſcheinung des Hauptmanns die dienende Seele. Sein Lieben war ein genußvolles Regieren, das ihrige ein ebenſo genußvolles Gehorchen. Doch keines von beiden merkte von dieſem Unterſchied etwas. Jeder Teil war in ſeinem Element und glaubte niemanden glücklicher als ſich.

Als nun die Fallerin die Kleinigkeit des Streites immer größer ſchilderte, je mehr ſie Atem zum Reden gewann, und von den invaliden Füßen und dem Herzklopfen, wodurch die bückenden Verrichtungen in den Reben ſchwierig würden, geradeswegs auf Roſine überging und haarſcharf bewies, daß Leonz nie und nimmer das Mädchen kriege, wenn dem Bleuler mit dem Goldacker nicht zu willen geſchähe, da fand ſich endlich der junge Faller ſeiner Mutter gegenüber zurecht und lächelte überlegen.

„Mutter, nur keinen Kummer, die Roſine hab' ich in Händen.“

Dazu öffnete er ſeine Hand, die groß und behaart war wie die bäuerliche der Mutter; nur bot ſie keine Schwielen oder Narben. Sie war eher fein und nur wenig von der Sonne des Marsfeldes verbrannt.

Gleich ſchloß er die Finger wieder zuſammen, als könnte ihm ſonſt der gefangene Vogel entſchlüpfen.

„Was vermögt Ihr ohne den Alten?“ widerſtand das Weib. „Nichts wird daraus!“

„Bis zum Jüngſten Tag könnt Ihr warten,“ machte die Frau ſpöttiſch. Doch verlor ihr Auge nichts von der Zärtlichkeit, mit der ſie dem Jungen die ganze Zeit gleichſam im Geſichte lag.

„Ja, dann warten wir bis zum Jüngſten Tag,“ verſetzte Leonz feſt und ging in den knarrenden Reiterſtiefeln die Diele auf und ab.

„Mutter,“ begann er wieder und ſtand vor ihr ſtill, „ſei nicht böſe! — Sieh, um meine Roſine habe ich kein Stümpchen Angſt. Du, Du machſt mir bang, Du und der Vater! — Wo iſt er denn?“

Sie wurde dunkel im Geſicht bei dieſem Worte. Wie zur Genugtuung nahm Leonz ihr Kinn in ſeine weiche Hand.

„Draußen, drüben!“ erklärte die Frau halb verweiſend, halb über ſeine Liebkoſung ergriffen.

„Ich gehe hinüber,“ entſchied der Hauptmann und nahm die Mütze von der Lehne. „Komm mit, Mutter — das iſt doch eine Dummheit, das iſt Euch nicht ernſt! — Ihr fangt zu ſpät an zu zanken, das hättet Ihr früher lernen ſollen. Kommt,“ fuhr er eindringlicher fort, „wir wollen den Vater küſſen — Du nimmſt die rechte und ich die linke Wange! Komm!“

„Geh Du nur allein,“ verſetzte die Frau mit offenſichtlichem Widerſtreben, „rede mit dem Murrkopf, wenn Du's kannſt. Ich habe es ſatt!“

„Aber Mütterchen — —“ betroffen hielt der Hauptmann inne. In den kleinen grauen Augen dieſes Weibes lag eine ſo tiefe und rüſtige Streitbarkeit, daß Leonz ſogleich verſtand, hier ſei mit jener alten, kindlichen Zutraulichkeit, mit der er früher alles erzwingen konnte, nichts zu erreichen.

„An Dich denkt er gar nicht, unſer Alter!“ rief die Frau, „immer nur an ſich. Nimm eine Magd mit ſchmutzigen Händen! Wenn ſie nur den Tag durch wie ein Gaul für den Hof arbeitet, dann iſt ſie ihm ſchon recht. Was verſteht er die Reſi? — So ein fein Ding! — Er will ſie nicht herüber haben und darum ſchickt er den Oberſt ſo ſackgrob heim. Da hat alles Ziel und Ende!“ —

Wieder runzelte Leonz ſeine ſaubere Stirne, aber diesmal war nichts Verwöhntes, ſondern eine tiefe Schmerzhaftigkeit ſchuld daran.

„Mutter,“ ſagte er, und ſeine Mundwinkel zitterten, „ſo hab' ich Dich noch nie gehört über den Vater ſchimpfen!“

Raſch wandte er ſich darauf nach der Türe, ſchamrot darüber, daß er ſeine Mutter geſcholten hatte. „Ade!“ rief er noch von der Stiege herauf.

„Wohin gehſt Du?“ ſtieß das Weib heraus, ohne ſich von der Mitte der Diele, wo es immer geſtanden hatte, zu entfernen.

„Zum Vater!“ ſcholl es herauf. Dann vernahm man ein leiſes „Hüp!“

„Zum Vater!“ wiederholte Frau Anna leiſe, aber mit einem anderen Ton, den ſie fälſchlich aus Leonz' Ruf herausgehört hatte. Es klang aus dieſen zwei Wörtchen wie Abfall des Kindes, wie Übergang zum Feinde. Lange noch vernahm ſie den Hufſchlag des „Togo“ über den Holperweg zum Fluſſe hinunter. Als es endlich ganz ſtill wurde, ging ſie mit ihren langen, müden Schritten zum Sofa hinüber. Doch da fiel ihr mitten in aller Seelenpein ein, daß ſie die beiden Waſſerkeſſel noch auf dem Flur hatte ſtehen laſſen. Seufzend erhob ſie ſich und trug das Geſchirr mit der Gewohnheit einer Sklavin auf das Bänklein in der Küche.

Als Leonz den Vater endlich zwiſchen dem dürren Weinlaub, ſelber ein dürres Männchen, ſitzen ſah — er hatte nur noch ein Stündchen Friſt bis zum Einrücken — empfand er ein Gefühl, das nichts mit dem gemein hatte, was er bei der Mutter verſpürt hatte. Dieſer zuſammengeſunkene, kleine, von unzähligen Kerben des Alters, der Arbeit und des Schickſals im tiefbraunen Geſicht und in den mageren Händen gezeichnete Mann ſtellte dem Sohne etwas ganz anderes vor, als die immer zärtliche und nachgiebige Mutter. Auch jetzt in ſeiner Schmächtigkeit und eingefallenen Figur mußte man ihn unwillkürlich reſpektieren. ‚Unſer Meiſter!‘ dachte Leonz, ‚unſer Oberhaupt!“

Während die Fallerin bei allem, was ſie ſchelten oder loben wollte, unmäßig Worte verſchwendete und damit beides gleich entwertete, redete der Vater knapp. War er im Geldausgeben mehr als ſparſam, im Münzen der Worte war er geradezu geizig. „Man ſollte meinen, jedes neue Wort koſte ein Fränklein!“ ſpotteten die Vielſchwätzer. Aber dieſe fränkigen Wörtlein hatten dafür Sinn und Kraft. Wie ein gutes, gar nicht abgenutztes Werkzeug richtet es heute noch ſo viel wie vor vierzig Jahren aus, wenn Meinrad ſagt: ‚Das gefällt mir nicht!‘ — oder ‚Das darf nicht wieder vorkommen!“ Nein, es kam wirklich nicht mehr vor.

Jetzt ſaß er auf einem Bänklein, das er mitten in ſeinen Weinberg gezimmert hatte. In halber Höhe ſtand es. Man ſah hier die grünen Reihen der Rebſtöcke ſich in ihrer ſommerlichen Herrlichkeit oder in ihrem herbſtlichen Reichtum nach unten und nach oben wie ein niedriges Wäldchen verlieren. Man glaubte, daß es kein Ende habe. Vom Wohnhaus drüben bemerkte man hier nur den Kamin und das vor zwei Jahren mit zündroten Ziegeln in das tiefbraune

Ferienerlebniſſe als Bauernknecht. Von stud. jur. Clément.

Schon in meinen letzten Pennälerjahren hatte ich den Wunſch gehabt, einmal die Sitte der norwegiſchen, däniſchen und amerikaniſchen Studenten nachzuahmen und mich in den Ferien als Volontär bei einem Bauern zu betätigen. Es hatte mich ſchon damals geärgert, daß die verſchiedenen Klaſſen des Volkes ſo wenig miteinander in Berührung kommen und ſich infolgedeſſen nicht gehörig kennen und verſtehen. Wenn man ſich literariſch durch die Werke Anzengrubers, Reuters, Roſeggers und ſo vieler anderer für die Bauern intereſſieren ließ, warum nicht einmal ſelbſt unter ſie gehen, Arbeit und Lebensbedingungen mit ihnen teilen, ſich in ihren Vorſtellungskreis einzuleben ſuchen? Außerdem ſah ich in ſolcher Ferientätigkeit ein willkommenes Gegengewicht gegen geiſtige Arbeit, das vor dem Sport den Vorteil hatte, daß man nicht nur ſeine eigenen Kräfte ausbildete, ſondern zugleich etwas allgemein Nützliches leiſtete.

Damals war der Plan trotz eifriger ſoziologiſcher und hygieniſcher Begründung an dem Widerſtande meiner beſorgten Eltern geſcheitert, und ich hatte mich auf die goldig in der Zukunft liegenden Jahre der akademiſchen Freiheit vertröſtet.

Nun neigte ſich mein erſtes Semeſter in Lauſanne ſeinem Ende zu. Einen Gefährten für mein ökonomiſches Praktikum hatte ich nicht gefunden, war ſelbſt aber dieſem Ideale meiner Jugend treu geblieben, deſſen Verwirklichung mir jetzt außerdem Gelegenheit bot, noch einige Zeit in der herrlichen Gegend am blauen Genfer See und im Gebiete der franzöſiſchen Sprache zu bleiben. Ich war auch durch die Erkundigungen zu einem Verſuche ermutigt, die ich auf Ausflügen hie und da über die Stimmung der Landleute für ein derartiges Unternehmen angeſtellt hatte.

Ich packte alſo nach Aufhören der Vorleſungen meinen Ruckſack, warf mich in Nagelſtiefel und den älteſten meiner Anzüge und fuhr nach dem mir weniger bekannten und als in der Kultur zurückgeblieben verſchrieenen ſavoyiſchen Ufer hinüber. Beim Anſteigen zu der vom See ſich nach Süden ziehenden Hochebene führte meine Nachfrage bei einem zufälligen Weggenoſſen ſofort zum Ziele. Er brachte mich zu ſeinem Nachbarn, dem ich meinen Vorſchlag auseinanderſetzte. Um ihm mich ſeltſamen Knecht annehmbarer zu machen, forderte ich ihn auf, nach ein paar Tagen, wenn er den Wert meiner Hilfe abſchätzen könne, vielleicht einen Penſionspreis zu fordern. Ohne viele Worte zu machen, war er einverſtanden und hieß mich, zur Suppe am Tiſche Platz zu nehmen. Das einzige Bedenken, das er ſowie die Frau hatten, waren die ſchlichte Nahrung und das grobe Strohbett, mit denen ich ſicher nicht zufrieden ſein würde; ich beruhigte ſie aber durch Erzählungen von meinen Bergtouren, wo ich von Schwarzbrot, Schnee und Schokolade gelebt und auf Fichtenzweigen geſchlafen hatte. Während der Mahlzeit bewunderte ich den fabelhaften Appetit meiner neuen Tiſchgeſellſchaft und betrachtete die einzelnen Eſſer. Der Bauer, ein hagerer, ſehniger Rieſe mit wettergebräuntem Geſicht und lang herabhängendem Schnurrbart, ſaß am Ende der Tafel, mir gegenüber ſah ich das etwas bleiche Madonnengeſicht der Frau, dann drei gierig eſſende kleine braune Strolche; an meiner Seite ſaßen der Bruder des Bauern, der ſich mit jenem gegenſeitig bei der Ernte hilft, was die verſchiedene Zeit des Reifens auf der Hochebene und ſeinem Gute unten am See geſtattet, und mein kleiner Mitknecht Joſeph, der es im Tabakrauchen und Tabakkauen den Großen gehörig nachtat, aber, das will ich zu ſeinem Ruhme hervorheben, auch im Arbeiten.

Die Landarbeit, dies Hauptelement meines neuen Lebens, lernte ich am folgenden Tage gleich gründlich kennen. Um mich gut einzuführen, ſtand ich vor vier Uhr auf und gab mir beim Ausſtreuen, Wenden, Häufen und Aufladen des Heues die größte Mühe.

Bei der Arbeit ſprach man wenig, meiſt Sachliches über Wetter und Heu.

Meinen Bauern perſönlich nahe zu kommen, ihre Kultur kennen zu lernen, von meinem Leben zu erzählen, dazu boten die Mahlzeiten und die auf ſie folgenden Ruhe- und Rauchpauſen die beſte Gelegenheit. Dann ſpielte ſich die Unterhaltung unter dem Einfluſſe meiner vielen Fragen und Reden aus ihrem Platt ins Hochfranzöſiſche hinüber, wodurch ſie mir erſt verſtändlich wurde. Dies patois war geradezu eine andere Sprache wie mein Schul- und Univerſitätsfranzöſiſch, Wortſchatz und Ausſprache neigten nach dem Italieniſchen hin und zeigten manche Eigenheiten, z. B. iſt das engliſche th ein häufiger Laut. In die Prinzipien zur Entwicklung dieſer Mundart aus der Schriftſprache drang ich erſt gegen Ende meines Aufenthaltes ein und lernte beiſpielsweiſe in einem Lautgebilde wie ‚thevoh‘ das franzöſiſche ‚cheval‘ wiedererkennen. Mein von den Vorleſungen beſonders an Abſtrakten bereicherter Wortſchatz bildete ſich hier durch Aufnahme der Bezeichnungen für Geräte, Arbeiten, Tiere mehr in konkreter Richtung weiter, zwar nicht vielſeitig, aber gründlich, denn bei den täglich wiederkehrenden einfachen Verhältniſſen werden oft dieſelben Redewendungen angewandt aus einem an ſich kleinen Wortvorrate, der ihrem engen Vorſtellungsplan entſpricht. Zum Leſen hatte man nur ein wöchentlich heraufkommendes Lokalblättchen, Bücher gab es nicht außer dem Gebetbuche. Daß ich unter Katholiken war, merkte man, abgeſehen von ein paar Heiligenbildern, nur, wenn man Sonntags zur Meſſe ging; gebetet wurde ebenſo wie bei den proteſtantiſchen Waadtländern meiner zweiten Stelle nie, was mich nach meinen Erfahrungen unter deutſchen Bauern recht wunderte. Auf mein Befragen erklärte man, das käme mehr und mehr ab. Überhaupt ſchien mir manches anzudeuten, daß Kirche und Religion ſeit der Trennung von Staat und Kirche an Einfluß verlieren; man erzählte mir von der Auswanderung der Mönche aus dem alten Kloſter des Dorfes, dem Aufhören der klerikalen Erziehung, der Abſchaffung des Religionsunterrichtes in der Schule. In der Kirche hatte ich ſelbſt Gelegenheit zu beobachten, daß einige Bauern bei der Predigt hinausgingen aus Ärger, daß der Prieſter das Arbeiten am Sonntag tadelte. In aſtronomiſchen und geographiſchen Dingen ſtieß ich auf völlige Unwiſſenheit; man wollte ſich durchaus nicht von mir beſchwatzen laſſen, daß nicht die Sonne, ſondern die Erde ſich drehe, zweifelte, ob wir Deutſche auch Kühe und Schweine hätten, und vermutete ernſtlich, daß es in meiner Heimat Affen gäbe. Die Namen fernerer Berge wußten ſie nicht und waren noch nie auf dem See, den wir doch immer unten ſahen, gefahren.

Es läßt ſich denken, daß die ſavoyiſchen Sitten dieſem rohen, geiſtigen Zuſtande entſprachen. In die Stube zu ſpucken bereitete keine Skrupel und war bei der Vorliebe für den Kautabak nicht ſelten. Zimperlich war man nicht. Aßen die Buben ihre Suppe nicht auf, ſo kam der Reſt wieder in den allgemeinen Topf. Als beſonders ziviliſiert fiel mir an ihnen auf, daß ſich Herrſchaft und Knecht mit ‚vous‘ anredeten; damit meine Achtung vor franzöſiſcher Höflichkeit aber nicht zu groß wurde, hörte ich den Knecht die Frau immer mit ihrem Vornamen ‚Marije‘ rufen.

Indem ich ſo meine Beobachtungen machte und mir von allem berichten ließ, erzählte ich auch von mir ſelbſt, vom Studium, von Lauſanne und von Deutſchland. Neuen Stoff hatte ich ihnen genug zu bieten als Kind der Großſtadt und der norddeutſchen Tiefebene, als Student, als Proteſtant. Mit der Auskunft über die lutheriſche Religion war man zufrieden, man ſchien ſie ſich viel verſchiedener von der katholiſchen gedacht zu haben. Auch in nationaler Beziehung zeigten ſich dieſe Franzoſen tolerant, äußerten nie ein gehäſſiges Wort gegen Deutſchland, meinten aber, der Krieg 1870/71 wäre doch wohl anders ausgelaufen, wenn ſie beſſere Führer gehabt hätten und nicht von Bazaine verraten worden wären. Von deutſchen Verhältniſſen intereſſierte ſie in erſter Linie die Landwirtſchaft, ſodann beſonders das Heerweſen. Zuletzt hatten ſie das ſcherzhafte Spiel entdeckt, nach deutſchen Worten zu fragen und ſich dann mit deren Ausſprache abzumühen, und konnten nicht genug darüber lachen, wie ſonderbare Bezeichnungen — wie ‚Heu‘, ‚Haus‘, ‚Kind‘ — wir Deutſche für ſo einfache Dinge wie ‚foin‘, ‚maison‘, ‚enfant‘ gebrauchten.

Jedenfalls hat unſer Verkehr für beide Teile viel Neues und Anregendes gebracht. Meine Wirte ſchienen ebenſo zufrieden mit mir wie ich mit ihnen. Wichtig für ihre Gunſt war wohl, daß ich in allem wie ſie lebte und ordentlich arbeitete; nur zum Schreiben eines Briefes nahm ich mir einmal bei ſchlechtem Wetter Zeit, nachdem ich den ganzen Holzvorrat geſägt und geſpalten hatte. So verzichteten ſie denn beim Abſchied auf Penſionsgeld und luden mich freundlichſt ein, ſie ſpäter zu beſuchen, wenn ich noch einmal die dent d'Oche beſteigen würde.

Kehrt man nach einer ſolchen Unternehmung in die Stadt zurück, ſo fühlt man ſich in einer anderen Welt und weiß die Kultur neu zu ſchätzen. Ich gab mich aber, nach Lauſanne zurückgekehrt, ſolchen Empfindungen nur wenige Stunden hin und brach dann in den öſtlichen Teil des Kantons Waadt auf, um auf der Nordſeite des Sees meinen Verſuch zu wiederholen.

Bald war ich wieder auf der Suche. Nach mancher vergeblichen Erkundigung trat ich in ein nettes Einzelgehöft ein, wo ich nur die Tochter vorfand. Dieſer ſetzte ich mit diplomatiſcher Gewandtheit mein Vorhaben auseinander: Ich hätte bereits drüben bei den Savoyarden gearbeitet und Heu machen gelernt, hätte aber die Waadtländer als angenehmer und gebildeter rühmen hören und wollte es jetzt gerne bei ihnen verſuchen. Mademoiſelle Berthe, die in Ouchy und Genf in vornehmen Häuſern Stellung gehabt hatte, mochte ſich von einem Lauſanner Studenten etwas Abwechſlung in dem Einerlei des Landlebens verſprechen, war ſofort für den Vorſchlag gewonnen und mußte ihn unter dem Vorwande, daß mir die Sprache noch ſchwer fiele, den vom Felde heimkehrenden Alten auseinanderſetzen helfen. Unſere vereinte Überredungskunſt führte denn auch die Verhandlung mit dem etwas zurückhaltenden Bauern zu dem gewünſchten Ziele.

Ich merkte bald, daß hier eine höhere Kultur herrſchte als bei den Savoyarden, die von dieſen Waadtländern als ‚arriéré‘ verachtet werden. Der Bauer verlangte meine Papiere und zeigte großes Intereſſe für meinen Paß. Als ich dann vorläufig angenommen war, wurde ich ſofort in den Weinkeller geführt, der für die gemütlichen Vaudois eine große Rolle ſpielt; ſie rühmen ſich als die größten Trinker, aber auch als die tüchtigſten Arbeiter der Welt.

Schon die Sprache zeigte ihre vorgeſchrittene Bildung. Das alte Waadtländer Platt wird nur noch von Greiſen geſprochen und hat im übrigen dem ſtädtiſchen Franzöſiſch Platz gemacht, dem ich kaum einen kleinen mundartlichen Akzent anhören konnte. Man hält eine Tageszeitung, die mir immer bereitwillig angeboten ward, und hat einige Bücher. Den Tiſch des Salons ſchmückt ſogar ein Photographie- und ein Anſichtskartenalbum, dem ich ſofort nach der Rückkehr in meine Heimatſtadt Tribut gezollt habe.

Sie freuten ſich ordentlich, mir durch ihre Bildung zu imponieren. Der alte Bauer entwarf einmal nach ſeinen Schulerinnerungen die Landkarte Europas, ein kleiner Sohn legte mir ſeine Zeichnungen vor, und mein Mitknecht begegnete mir mit den gewählteſten Höflichkeitsphraſen; als er eine Nacht ſpät von einem Ausgang heimkam und mich weckte, konnte er ſich gar nicht genug entſchuldigen. Der älteſte Sohn war zwei Jahre in der deutſchen Schweiz geweſen, und auch der Vater war im Lande etwas herumgekommen. Das Leben war weiter und heiterer, es ſtand nicht mehr ſo unter der Herrſchaft der ſchweren Arbeit wie in Savoyen; es wurden Witze gemacht und Lieder geſungen.

Bei dem größeren Wiſſen zeigten ſie mehr Intereſſe für deutſche Zuſtände und fragten mehr als die Savoyarden. Der Bauer erkundigte ſich nicht nur nach landwirtſchaftlichen Maſchinen, der Stellung der Bauern und ihren Häuſern in Deutſchland, ſondern auch nach der Verfaſſung des Reiches und der Einzelſtaaten, der Art unſerer Rechtspflege und ſolchen höheren Angelegenheiten.

Bei alledem war ihr Geſichtskreis der echter Bauern. Als ich erzählte, mein Vater ſei Kaufmann, meinte man ſofort: alſo Viehhändler! Die Gegend hatte ich ebenſo ſchön gewählt wie das erſtemal. Die Arbeit, die mir zuerſt tüchtige Schwielen beſchert hatte, ging jetzt ſchon beſſer und wurde, da man ſelbſt gemütlicher und mehr mit Maſchinen arbeitete, höher gewürdigt. War das Heu zu naß, ſo ſuchte ich Heidelbeeren, wobei das Geplauder mit der niedlichen, kleinen filia die Zeit verkürzte. Die Koſt war ebenſo reichlich wie in Savoyen und mannigfaltiger. Feinſchmeckern würde ich gründlich von ſaftigem Schweizerkäſe, geräuchertem Speck und dem ſüffigen weißen Waadtländer vorſchwärmen können. Oft frühſtückte und veſperte man im Felde unter einer alten Linde, was mit der Kette der Freiburger und Waadtländer Alpen im Hintergrunde ein reizvoll maleriſches Bild abgab.

Nach einiger Zeit entſchuldigte man ſich ob des anfänglichen Mißtrauens; ſo einer ſei noch nie gekommen, der mit ihnen hätte arbeiten wollen, und man wiſſe doch nie, was ſo ein Fremder im Schilde führe. Beim Scheiden erklärte man wieder das Eſſen durch mein Arbeiten ausgeglichen und lud mich zu längerem Bleiben ſowie für ſpätere Zeiten ein.

Ich kann auch verſichern, hätte ich mich nicht mit einem Freunde zu gemeinſamen Wanderungen auf der Rückreiſe verabredet, ſo hantierte ich jetzt noch an irgendeinem ſchönen Fleck in den Alpen mit der Heugabel herum.

Als ich zu Hauſe meinen Eltern erzählte, daß ich ſeit Wochen nicht mehr hinter Inſtitutionen und Pandekten geſeſſen, ſondern Bauernknecht geſpielt hätte, ſöhnten ſie ſich allmählich mit meinem alten Plane aus und laſſen ſich jetzt gerne von dieſem Abſchnitte meines Lebens erzählen.

Wenn ich ſelbſt die letzten Wochen noch einmal überdenke, ſo ſage ich mir, daß mein Unternehmen gerade ſo ſchön ausgefallen iſt, wie ich es vorher geträumt hatte, daß ferner dieſe Art der Betätigung, bei der getrennte Volksſchichten — in meinem Falle außerdem verſchiedene Nationen und Konfeſſionen — einander kennen und achten lernen, nicht nur viel Schönes und Neues für einen jungen Menſchen bringt, ſondern auch allgemeinen Wert hat. Ich werde ſie bald einmal in Deutſchland wiederholen und wünſche ihr viele eifrige Nachahmer!

Sterngucker. Roman von Hermine Villinger. (6. Fortſetzung.)

Vinzenz nahm ſein Rad und fuhr ins Weindörfle zurück. Unterwegs fiel ihm ein Wort ein, das die Großmutter über den Pfarrer geſagt: ‚Er kann's nicht leiden, wenn man ohne ihn fertig wird —‘ Mit der Miene eines Bittenden trat er bei dem geiſtlichen Herrn ein.

Der erhob ſich vom Schreibtiſch, den Eintretenden mit einem ſtrafenden Blick meſſend. „Die Judith hat mein Haus verlaſſen, Herr Fromherz, Sie wiſſen vielleicht —“

„Eben darum komme ich,“ fiel ihm Vinzenz ins Wort, „ich war auf dem Weg, ſie zu holen, da kam ſie mir entgegen — wie das ſo geht, wenn man's nicht mehr ohneeinander aushält. Sie iſt jetzt bei ihrer Mutter. In vier Wochen wollen wir Hochzeit machen.“

„Was — das iſt nicht möglich,“ rief der Pfarrer aus, „Hochzeit — darauf war ich nicht vorbereitet —“

„Ich weiß wohl, ich hätt' es gleich ſagen ſollen. Meine Unentſchloſſenheit hat uns allen ſchwere Stunden bereitet. Aber die Großmutter, Herr Pfarrer! Sie weiß noch von nichts. Ich möchte nicht hart mit der Großmutter zuſammengeraten. Sie allein, Herr Pfarrer, könnten die Sache zu einem guten Ende führen. Wenn Sie ſich unſrer annehmen wollten —“

„Hm, hm.“ Der Geiſtliche ließ den Blick nicht von Vinzenz, als traue er ihm nicht. „Haben Sie's auch wohl bedacht? Sie ſteht nicht gerade in gutem Anſehen. Es hätte ſie kein Burſche im Dorf genommen. Schon nicht wegen ihrer großen Armut.“

„Die ſtört mich nicht,“ ſagte Vinzenz, „mir iſt die Judith recht ſo. Daß die Burſche im Dorf ein Mädchen wie ſie verſchmäht haben, kommt mir jetzt recht gut.“

„Es iſt alſo Ihr Ernſt. Ich hätte gedacht, wenn einer aus Amerika kommt, mache er ganz andre Anſprüche.“

„Vielleicht wiſſen wir drüben ein wenig beſſer, was ſchön und begehrenswert iſt.“

„Schönheit iſt eine ſehr vergängliche Mitgift. Judith iſt eine ſelbſtherrliche Natur, die ich jahrelang der Demut zuzuführen ſuchte.“

„Vielleicht lernt ſie im Eh'ſtand ſich fügen.“

„Nicht, wenn Sie ihr das Haferſäckle nicht hoch genug hängen.“

Vinzenz ſtreckte dem Geiſtlichen die Hand hin. „Darf ich mich auf Ihre Hilfe verlaſſen, Herr Pfarrer?“

„Wenn eine Sache ſo weit gediehen iſt, ſo iſt nichts andres zu machen, als ihr zu einem guten End' zu verhelfen. Übrigens bin ich ſie gern los, Ihre Judith. Schauen Sie zu, wie Sie mit ihr fertig werden.“

Die Männer tauſchten einen freundlichen Blick. Es lag etwas wie Abbitte darin wegen der ſchlechten Meinung, die ſie früher voneinander gehabt.

Tags darauf ſtand Vinzenz an ſeinem Fenſter und wartete auf den Schluß der Kirche. Er wollte nichts verſäumen, wenn drunten die Audienz begann. Und richtig, nachdem ſich die Dörfler empfohlen, näherten ſich wie gewöhnlich die Machthaber des Dorfes. Der Bürgermeiſter hinkte. Der Pfarrer trug den Kopf ein wenig ſchief. Die Unterredung ſchien ganz ruhig zu verlaufen. Die Großmutter regte ſich nicht, die Männer geſtikulierten kaum und machten ſich ſehr bald davon.

Vinzenz ſuchte die Großmutter auf.

„Sind die zwei verruckt worde?“ empfing ſie den Enkel ſchon von weitem.

„Warum?“ fragte er und konnte kaum ſprechen vor Lachen.

„He, der Bürgermeiſchter und der Pfarrer — hat der eine aufg'hört, hat der andre ang'fange — Brauche fremde Leut ſich zwiſche mich und mei Fleiſch und Blut dränge? Ich weiß von ſelber, was Du wert biſch. Was iſch denn dene in d' Kron g'fahre?“

„Ja, Großmutter,“ ſagte Vinzenz, „ſeht, das iſt ſo zugegangen. Den Bürgermeiſter hat's verdroſſen, als er hörte, die Herren in Zürich nehmen meine Anpflanzungen ernſt und laſſen ſich mit mir in Geſchäfte ein. Da hat ſich der Traubenwirt vor Wut einen Rauſch angetrunken und kommt in der Nacht herauf und will mir meine Felder abbrennen. Er iſt aber ſelber dabei in Brand geraten, und ich hab' nur zu tun gehabt, daß es ihm nicht ans Leben ging.“

„Der Sackerlot!“ murmelte die alte Frau.

„Ich hab' ihn dann heimgeführt und ihm verſprochen, die Sach nicht zu verraten. Dafür hat er ſich nun erkenntlich zeigen wollen, und das iſt ſchön von ihm,“ ſchloß Vinzenz ſeinen Bericht.

„Aber der Pfarrer,“ fuhr die Großmutter auf, „der Pfarrer —“

„Ja, den hat es recht gefreut, als ich ihn bat, mein Fürſprecher bei Euch zu ſein. Er war nur ſo bös auf mich, weil er mich in ſchlechtem Verdacht hatte.“

Es war ſtill. Der Atem der alten Frau ging nur ein wenig raſcher. Mit eins rannen ihr ein paar Tränen über die runzligen Wangen. Sie bog raſch den Kopf zur Seite.

Vinzenz fing plötzlich an, vor ſich hin zu ſummen, um den Glauben in der Großmutter zu erwecken, daß er nichts von ihren Tränen bemerkte — dieſen erſten Tränen, die er ſie jemals hatte vergießen ſehen.

Aber ſchon im nächſten Augenblick fuhr ſie heftig mit dem Kopf nach ihm herum: „Biſch doch ein dummer Bub, ein dummer — hab' alleweil g'wartet, das Du kommſch und 's Maul auftuſch. Aber biſch grad ſo ein Datſch wie der Xaver. Tummelt Euch mit der Hochzeit, daß ich's noch erlebe tu. Für mich iſch's höchſte Zeit, daß mich unſer Herrgott heimholt. Die alt Fromherze paßt nit mehr in die vertrackte Welt von heutzutag.“

* * *

Wenn Vinzenz jetzt im Lamm unter den Bauern ſaß und ſich bemühte, ihnen von der Welt zu erzählen, die ſie nicht kannten — oder aus den Zeitungen vorlas, die er ſich hielt — ſo fuhr ihm manchmal durch den Sinn: ‚Was Patrick für mich war, das bin ich jetzt für dieſe.‘

Aber der Samen, den er in die Seelen ſeiner Dörfler zu ſtreuen bemüht war, ging nicht ſo raſch auf wie der Samen, den er in das bisher ſo ſchlecht gepflegte Erdreich geſtreut. Er konnte ſich was darauf einbilden, wenn ihm ein paar Männer ſtandhielten und ſeinen Reden lauſchten. Gar die Jugend, die ſich ſo leicht beim Radeln angeſtellt, zum Stillſitzen und Zuhören konnte ſie ſich lange nicht bequemen.

Aber der rationelle Betrieb von Obſt- und Roſenkulturen wurde fürs Dorf mehr und mehr zu einer Quelle guter Einnahmen, teils durch die nahe Schweiz, teils durch die größeren Schwarzwaldſtädte. Es gab keine Burſchen, keine Mädel mehr, die nicht ihr Fahrroß beſaßen, um von Zeit zu Zeit ihrem weltabgelegenen Dörflein zu entfliehen und hüben und drüben am Rhein ſich Land und Leute in Augenſchein zu nehmen. In hellen Haufen kamen ſie angefahren. Die Mädchen, die an den Werktagen in ihren gedruckten Röcken, das weiße Tuch um den Kopf, wie echte Bäuerinnen ihrer Feldarbeit oblagen, trugen des Sonntags ſtädtiſche Kleider und unterſchieden ſich wenig von den Stadtfräulein des nahen Zürich oder Schaffhauſen. Überall ſah man dieſe friſche Jugend erſcheinen, wo es etwas zu lernen oder zu ſehen gab, in den landwirtſchaftlichen Ausſtellungen hüben und drüben vom Rhein. Und bald auch nahmen die Roſen und Früchte ihres Dorfes einen anſehnlichen Platz in dieſen Ausſtellungen ein.

Die Burſche kannte man überall an der Art und Weiſe, wie ſie die Arme übereinanderſchlugen, ſtundenlang vor ihrem „Achtele“ Wein hockend, das ſie ſich geben ließen und das ihnen im Weindörfle drüben den Spitznamen: ‚die Achteles-Bube‘ eingetragen.

Im Weindörfle aber wurde luſtig weiter gezecht vom Segen, den der liebe Gott ihren Bergen beſcherte, und es blieb nach wie vor ſtets bei derſelben Anzahl nächtlicher Raufereien, ſowie bei dem Leichtſinn der Jugend.

Dem Herrn Pfarrer aber wurde der Weg ins Nachbardorf mit der Zeit ein wenig ſauer. Denn hier bauten die Dörfler mit Fleiß und Mäßigkeit ihr Leben immer höher auf, obwohl der Mann, der ſie leitete und führte, nach wie vor ein Zuwarter war.

* * *

Die alte Fromherze ſaß nicht mehr auf der Treppe ihres Hauſes, um die Leute an ihre Pflichten gegen die Obrigkeit zu mahnen.

Die alte Fromherze war geſtorben wie ſie gelebt: ſtreng, tapfer.

Man hatte den Arzt geholt, als ſie auf der Treppe plötzlich in ſich zuſammengeſunken war und ſich nicht mehr rührte. Sie kam wieder zu ſich, als ſie die fremde Hand fühlte, die nach ihrem Herzen ſuchte.

„Wer iſch das?“ fuhr ſie auf, „d' Händ weg — Hab nie einen braucht, der mir aufhilft — brauch auch jetzt kein —“

„Es reicht gerad noch, daß man ſie zu Bett bringt,“ flüſterte der Arzt Vinzenz zu.

Und ſo war's.

Und mit ihr war die Zeit dahin, in der allein ſchon Amt und Titel wirkten.

Der Bürgermeiſter war zur Stunde der einzige noch im Dorf, der der Gewohnheit treu verblieb, im Wein ſein Heil zu ſuchen.

Vinzenz hatte keine Gegner mehr.

Er hatte nicht geſagt: Macht es ſo oder ſo — er hatte einfach ſeine Arbeit getan, wie einſtmals drüben im weſtlichen Garten, als die Leute heimlich über ihn ſpotteten.

Und hier wie dort tat ſein ſtilles Wirken Wunder.

In ſeinem Haus waltete ein fröhliches, erdkräftiges Weib. Aber ſie war nicht von ſeiner Art. Daß er den Bauern, denen er zur Anpflanzung ihrer Felder faſt ſeine ganze Habe vorgeſtreckt, nicht heftiger zu Leibe ging, ließ ihr keine Ruhe.

„Es iſch unſer Recht,“ ſagte ſie.

Er ſagte: „Warten wir zu —“

Da ſie aber nicht locker ließ und er den ganzen Tag nichts andres hörte als: „Du mußſch's ihm ſage —“ und „der iſch kein Mann, der den Mund nit auftut, wenn er im Recht iſch —“ ſo tat er ihn wirklich einmal auf.

Aber der Bauer zahlt nicht gern, ſelbſt wenn er's könnte. Es kam zu harten Worten. Und da war Vinzenz verloren. Unfriede machte ihn krank. Er ſchlief die ganze Nacht nicht, fühlte ſich anderen Tages unfrei und unluſtig — und — ans Zahlen dachte doch keiner.

Da hatte Vinzenz wieder etwas gelernt: Unſer Tun und Handeln muß aus uns allein kommen.

Er hörte ſeine Frau bald mit dieſem, bald mit jenem Weib ſtreiten und ſich bis zu den höchſten Tönen ereifern. Trotzdem ſchlief ſie vortrefflich, und am anderen Morgen ſtanden die Feindinnen einträchtig beiſammen, als habe nie ein unfreundliches Wort ihr Einvernehmen geſtört.

So wurde er immer bedachtſamer und rettete ſich, wenn die entſchlußſichere Judith es ihm zu bunt machte, hinunter zum alten Xaver.

Dem führte jetzt die älteſte Enkelin ſeiner ehemaligen Flamme, Jörgs Tochter, das Haus. Sie vertrat Judith beim Sortieren und Ordnen der Verſteinerungen und zog Sonntags mit der Jugend ins nahe Juragebiet, um die Gegend nach wichtigen Funden abzuſuchen. Ganz wie es früher war.

Vinzenz tat das Sitzen bei dem alten, ſtets geſchäftigen Mann wohl. Er lauſchte dem leiſen Klirren der Steine und dem Selbſtgeſpräch des Alten. Er fühlte ſich hier in ſeiner Welt. Immer hatten in dieſen niederen, rauchgeſchwärzten

Räumen Menſchen geatmet, deren Reich über dem Alltäglichen lag. Und hatten ſich geſehnt und um ihre Exiſtenzberechtigung gekämpft. Die ihrer aber am meiſten geſpottet, die alte Frau, die da draußen auf der Treppe unabläſſig mit ſich und der Welt ins klare zu kommen ſuchte, war ſie nicht der Urquell all der Sehnſucht ihrer Nachkommen, die auch nicht ruhten, bis ſie mit ihrer Sache ins klare gekommen?

Tönte in dieſe weltentfremdete Ecke plötzlich Judiths helle Stimme, und trat ſie herein, die Lebenſtrotzende, um mit ihren warmen, kräftigen Armen den Liebſten zu umſtricken und heimzuholen — war er da nicht viel beſſer dran als der alte, einſame, ewig ſeine Steine zählende Mann?

Seinetwegen fuhr Vinzenz in die Reſidenz. Er nahm die Sammlungen im Altertumsgebäude in Augenſchein und kam zu der Überzeugung, daß Xavers Sammlung jenen in nichts nachſtand.

Er ſuchte den Vorſtand des Naturalienkabinetts auf und trug dem ihm freundlich entgegenkommenden Profeſſor ſein Anliegen vor.

Dieſer verſprach, bei ſeiner nächſten Reiſe ins Juragebiet das ihm von Vinzenz bezeichnete Dorf aufzuſuchen.

Groß war die Aufregung, als ſchon nach kurzer Zeit der Profeſſor Wort hielt und Lammwirts Wägele zur nächſten Bahnſtation beſtellt wurde.

Es war Sonntag. Alles ſtand auf der Gaſſe. Nie war noch ein gelehrter Herr in dem ſo abſeits gelegenen Dörflein eingekehrt. Die Spannung war groß.

Auch die des Profeſſors.

Vinzenz hatte ihn gebeten, er möchte ſeine Dörfler mit einem kleinen Vortrag über geologiſche Funde beglücken. Er könne ſich darauf verlaſſen, einen wohlvorbereiteten Boden für ſeine Wiſſenſchaft zu finden.

Als der Profeſſor die armſeligen Häuslein ſah und die paar Leute, die herumſtanden und ſcheu nach ihm blickten, kam er mit ſich überein: ‚Da hat mir der Herr Fromherz offenbar ein wenig des Guten zu viel geſagt —‘

Aber ſchon im Lamm, wo ihm ein Imbiß vorgeſetzt wurde, fühlte er ſich durch die ſchlichte, würdige Art der Lammwirtsleute angenehm berührt.

Die Rede kam auf die Bodenbeſchaffenheit, und Vinzenz und der Lammwirt führten den Herrn durch ihre Obſt- und Roſengärten.

Frau Judith hatte ein weißes Tiſchtuch aufgelegt und brachte dem Gaſt einen Kaffee nach dem Rezept ihres Mannes.

Auch das Haus auf dem Hügel wies keinen ſtädtiſchen Luxus auf. Aber die Stuben waren groß und luftig, und nirgends war am Raum geſpart.

Xaver hatte ſeinen Sonntagskittel an, als der Herr Profeſſor bei ihm eintrat. Der alte Bauer gebärdete ſich nicht weniger verlegen als ein junges Mädchen, bei dem der Brautwerber anklopft.

Auf drei Tiſchen, wohlgeordnet in großen und kleinen Schachteln, lag das Werk ſeines Lebens.

Der Profeſſor ging prüfend an die Arbeit.

Dem alten Xaver klopfte das Herz. Er zerwühlte ſich den grauen Haarſchopf. Auf ſeiner Stirne ſammelten ſich kleine Schweißperlen.

Die Stube war geſteckt voll Menſchen. Wer drinnen nicht Platz hatte, ſtand draußen im Gang, auf der Treppe. Die ganze Jugend, auch das ſchon ergraute Alter, ſie alle hatten ja mitgeholfen an dem Werk des alten Xaver. Auf aller Antlitz war die Spannung zu leſen, die Angſt vor dem Urteil des gelehrten Herrn.

Der richtete ſich auf und begann: „Ich habe hier gleich das beſte Material, um ein paar Worte über unſere Juraformationen an Sie zu richten. Aus dieſen Funden geht mir genugſam hervor, daß ich zu ſolchen rede, die ſich eine ſeltene Bildung in den hier vorkommenden Verſteinerungen angeeignet haben. Dieſe ſind für uns die Brücke zu längſtvergangenen Zeiten —“

Er ſprach über den Wert ſolcher Sammlungen und wandte ſich zum Schluß ſeiner Rede dem beſcheiden im Hintergrund ſtehenden Xaver zu.

„Herr Fromherz, Sie haben mit Ihrer Sammlung die Welt mit einem ausgezeichneten Werk bereichert. Mit einem Werk, in dem ſo viel Arbeit, ſo große Kenntniſſe, Geduld und Liebe ſteckt, daß es niemals kann zugrunde gehen. Wir wären froh, in Karlsruhe eine ſo vortreffliche Arbeit unſern Sammlungen einverleiben zu können. Herr Fromherz, mein Kompliment.“

Xaver ſtand da, ein verlegenes Lächeln auf den Lippen. Als der Profeſſor ihm die Hand ſchüttelte, verneigte er ſich linkiſch. In die Leute war Leben gekommen. Freudig erregt verließen ſie die Stube, ſtürzten ins Freie und hatten es wichtig.

„Du,“ flüſterte Judith ihrem Mann ins Ohr, „ſchau, der Xaver dort hinte am Fenſchter — ich glaub gar, er heult —“

Sie wollte auf den Alten zueilen, Vinzenz hielt ſie zurück und zog ſie mit ſich fort.

„Jetzt verſteh ich Dich wieder gar nit,“ meinte ſie vorwurfsvoll, fügte ſich aber dem Blick, den er ihr zuwarf.

Sie merkte es immer gleich, wenn ſeine Augen in Gegenden ſtreiften, wo ſie nicht daheim war.

„Jetzt ſinniert er wieder,“ ſagte ſie dann.

Manchmal ſchon hatte er ihr von ſeinen Plänen geſprochen, von Neuerungen, die er vorhatte, ſeine Obſt- und Roſenkulturen betreffend. Was er ſich davon verſprach. Denn mit ſeinem Vermögen war's zu Ende. Sie lebten von ihrem Verdienſt, und er mußte darauf ſinnen, dieſen zu vergrößern.

Aber Judith wollte ſeine Pläne immer gleich ins Werk geſetzt haben. Und ihre Ungeduld, ihr beſtändiges Mahnen ſtörte ihn. Denn er brauchte Zeit für alles. Er mußte klar ſehen. Erſt litt er unter ihrem Drängen. Dann wurde er zornig.

Alsbald fiel ſie ihm um den Hals: „Nit bös ſein — ich bin halt aus gröberem Holz als Du — mußſch mir's nit nachtrage —“

Eines Tages lag ein Büblein in der altersgeſchwärzten Wiege der Fromherze. Da war's mit den Meinungsverſchiedenheiten einſtweilen zu Ende.

„Er ſoll Chriſtian heißen, nach Großmutters Älteſten,“ erklärte Vinzenz. „Den zweiten nennen wir Vinzenz, nach meinem Vater. Nummer drei gibt einen Xaver.“

„Weiſch das ſo gewiß?“ lachte Judith auf.

Er nickte: „Sobald ſie gedient haben, müſſen alle drei hinüber, wenn's auch nur für ein Jahr iſt. Studieren müſſen mindeſtens zwei. Der dritte kann Landwirt werden.“

„So,“ meinte Judith, das Lachen verbeißend.

Im Innern dachte ſie: ‚Da macht auch einer die Rechnung ohne den Wirt.‘

Um dieſe Zeit war's, als Vinzenz einen Brief aus New York erhielt. Er war von Käts Hand. Kurz und ſachlich teilte ſie ihm mit, daß ſie jetzt in der Lage ſeien, ihre Schulden auszugleichen. Es folgte ein genaues Verzeichnis der Summe, die Kurt ſeinem Vetter ſchulde. Sowie des Zinſenbetrags.

Vinzenz wurde um die Adreſſe ſeines Bankhauſes gebeten. „Es geht uns gut,“ ſchloß der Brief, „hoffentlich Ihnen auch?
Yours
Kat Langen.“

Vinzenz ſtarrte lange in dieſe Zeilen, in deren Nüchternheit er ſich ſchwer mehr zu finden vermochte.

Die Vergangenheit grüßte herüber.

Was er damals gelitten. Was er eingebüßt nach jahrelanger ſchwerer Arbeit — Jetzt kam's ihm zurück mit Zins und Zinſeszins.

Patricks Worte fielen ihm ein.

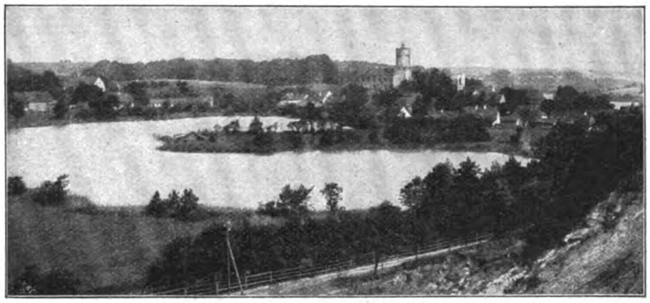
‚Solchen wie Euch gibt's Gott im Schlaf.‘

(Schluß folgt.)

Die kleinſte Stadt der Mark. Von Fedor von Zobeltitz.

Mit ſechs Abbildungen nach Aufnahmen von Photograph Schaper in Schwiebus.

Das iſt Lagow. Die wenigſten der geehrten Leſer werden ſchon einmal von Lagow gehört haben. Oder doch? — Es iſt richtig: ſeit etwa zehn Jahren iſt Lagow als „Sommerfriſche“ entdeckt worden. Aber man kommt nicht „von weit her“, um in Lagow ſeinen ſommerlichen Frieden zu ſuchen; die Sommergäſte gehören meiſt den nächſtgelegenen Städten an, wie Schwiebus und Zielenzig, deren Hauptruhm die Tatſache bildet, daß ſie ſehr alt ſind; manchmal finden ſich auch ein paar Familien aus Frankfurt a. O. ein. Im allgemeinen iſt Lagow noch unentdecktes Land; es lag zu weit ab von den großen Heerſtraßen der Kultur. Lag, ſage ich; denn nun wird es anders. Lagow wird Bahnſtation. Man baut eine Eiſenbahn, die führt, man ſollte es nicht glauben, von Topper nach Meſeritz. Ja aber, wo liegt Topper?! Das kenne ich nun wiederum ganz genau, denn da ſaßen die Zobeltitze ein paar Jahrhunderte lang und gaben es erſt nach 1870 an den Feldmarſchall von Manteuffel ab. Topper iſt ein hübſches Dörfchen zwiſchen Schwiebus und Reppen und in fünfviertel Stunden von Frankfurt a. O. aus mittels der Märkiſch-Poſener Bahn zu erreichen. In Topper muß man alſo fürderhin umſteigen, wenn man nach Lagow will, und dann iſt man auch bald da.



Blick auf Lagow.

Und dann ſagt man gewiß tief aufatmend „Ah!“ Die ganze Landſchaft ringsum iſt ſozuſagen eine Oaſe in der vielgeſchmähten Sandbüchſe des Heiligen Römiſchen Reichs. In der Tat, das alte Land Sternberg im Herzen der Neumark kann ſich ſchon ſehen laſſen. Wie es ausſieht, das habe ich in meiner Monographie „Berlin und die Mark Brandenburg“ des näheren erzählt. Anmutige Täler wechſeln mit kieferumbuſchten Höhen, blaue Seen inmitten herrlicher Laubwälder mit kahlen Plateaus, humusreiche Ackerkrume mit ſteilem Boden. Auf flacher Heide wächſt in Maſſen die Erika, im Schilf niſtet die Wildente, und an der Regelmäßigkeit gewiſſer Anhöhen ſpürt der hiſtoriſch Geſchulte, daß hier einſt die Wenden ihre Pfahlbauten errichtet haben. Viel Wald ringsum: die märkiſche Kiefer wechſelt mit Buchen und Eichen. Im Oſten liegen die Waldowſchen Forſten, dann kommt der große königliche Buchenwald, dann der des Fürſten von Hohenzollern; dazwiſchen die kleinen Waldungen der Gutsbezirke.

Das Schloß in Lagow. (Nordſeite.)

Von der Oſt-Sternberger Kreisſtadt Zielenzig ab zieht ſich weſtlich eine Hügelreihe, die in dem ſogenannten „Hohen Spiegelberg“ ihren höchſten Punkt findet. Er liegt zwar nur 190 Meter über der Oſtſee und man braucht demzufolge weder Eiſpickel noch Nägelſchuhe, wenn man ihn beſteigen will; aber der „Hohe“ wird er doch genannt. Es klingt nach etwas. Am Fuße liegt das Dörfchen Spiegelberg mit dem gleichnamigen kleinen Gute, das mir die Ahnen übrig gelaſſen haben, während ſie alles, was nach mehr ausſah, nach und nach verläpperten. Auf der anderen Seite beginnt, beim idylliſchen Forſthauſe Lindengrund, der Lagower See, den bei Lagow ein ſchmaler Kanal mit dem Tſchetſch-See verbindet. Zwiſchen beiden liegt das Städtchen.

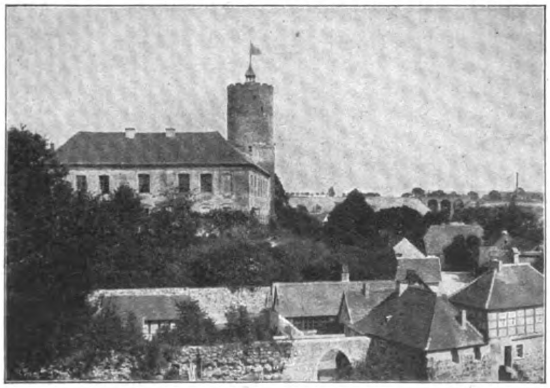
Klein war es immer. 1727 hatte es 200 Einwohner und 43 Häuſer, von denen, wie der Chroniſt verſichert, aber nur fünf mit Ziegeln gedeckt waren. Hundert Jahre ſpäter ſtanden bereits 72 Häuſer im Tale, die von 423 Leuten bewohnt wurden. Die Zählung von 1884 ergab 700 Einwohner. Inzwiſchen ſind vielleicht noch ein paar dazugekommen. Ehemals ſtand hier wohl nur das Schloß, und dann ſiedelte ſich allgemach einer nach dem andern am Fuße des Schloßbergs an, und das Städtchen wuchs. So wurde auch Königswalde Stadt, wo heute noch die Waldows ſitzen wie vor fünfhundert Jahren. —

Weithin beherrſcht das Lagower Schloß, deſſen Grundmauern aus dem XIII. Jahrhundert ſtammen, das grüne Tal. Man baute damals feſt, und in dem ungeheuren Turm haben ſich die alten Ordensritter ein Denkmal geſetzt, das ihren Verfall überdauerte. Schon um das Jahr 1256 ſoll in Lagow eine Komturei errichtet worden ſein. Das iſt möglich. Markgraf Albrecht der Bär hatte von ſeiner Reiſe nach Paläſtina Templer und Johanniter für die Kultivierung der ſchlecht bebauten Lande mitgebracht, und beide Orden breiteten ſich raſch in der Neumark aus. Eine Urkunde vom 19. November 1251 über einen Grenzvertrag zwiſchen dem Herzog Przimislaw von Polen und dem Hochmeiſter des deutſchen Ordens, in dem Lagow angeführt wird, hat ſich als Fälſchung erwieſen. Echt dagegen als erſtes Lagowſches Dokument iſt ein Schuldſchein. Die Markgrafen Otto mit dem Pfeil, Konrad und Heinrich waren in beſtändiger Geldklemme und ſaßen beſonders bei einem ihrer Räte, Herrn Albert von Klepzig, arg in der Kreide. Dem verſchrieben ſie nun am 15. April 1299 das Schloß Lagow „mit den Weinbergen, Hainen, Sümpfen und allem übrigen, was dazu gehört und dabei liegt“. Weinberge gab es damals viel in der Mark. Bei Kroſſen, Bomſt und Tſchicherzig reift heute noch die Traube. Bomſt gehörte einem alten Onkel von mir, Herrn von Unruhe. Bei dem lag einmal Kaiſer Wilhelm I. im Manöverquartier, und natürlich wurde ihm auch ein Glas Bomſter Ausleſe vorgeſetzt. Er koſtete, verzog keine Miene und äußerte endlich: „Gut, aber ich glaube, wenn man viel davon trinkt, bekommt man — Unruhe . . .“

Die Klepzigs ſollen Lagow an den Johanniterorden verſchachert haben. Im Schachern war man damals groß. Es ſcheint auch, als hätte ein Ritter von Weſenberg, der im nahen Liebenau hauſte, ein Anrecht auf das Schloß gehabt, denn er erſtürmte es eines Tages und ſetzte ſich daſelbſt feſt. Bei Weſenberg hat wieder Markgraf Ludwig in der Tinte geſteckt, denn ein Vertrag vom 3. Dezember 1347 beſagt, daß der Markgraf „unſer Haus Lagow“ für vierhundert Mark Silber dem Orden des Spitals St. Johannis von Jeruſalem verpfändet, und zwar ſollten für dieſes Geld die Schuldbriefe bei „denen von Weſenberg“ eingelöſt werden. Ludwig war aber mehr Kavalier als Kaufmann und dachte nicht daran, die Einlöſungsfriſt einzuhalten; ſo ſah er ſich denn genötigt, gemeinſam mit ſeinem Bruder, dem Römer, Lagow am Weihnachtstage 1350 für immer dem Orden zu übereignen.

Altes Tor in Lagow.

Der erſte, vom Herrenmeiſter Hermann von Wereberge (zugleich dem erſten Herrenmeiſter der Ballei Brandenburg des Ordens) beſtätigte Komtur von Lagow war wohl Heinrich von Wedel, den wir jedenfalls um 1370 in Lagow finden. 1460 wird der Name Lagow wieder in einer Urkunde genannt, und zwar in dem Beſtätigungsdokument, das Kurfürſt Friedrich II. dem damaligen Herrenmeiſter über die Beſitzungen des Ordens zuſtellte. Derzeit war Nickel von Kolditz Komtur von Lagow, der ehedem die Kommende Tempelhof bei Berlin innegehabt hatte. Nun kommt wieder eine hundertjährige Pauſe, in der wir nur Liborius von Schlieben und Liborius von Schapelov als Lagower Komturen kennen lernen. 1526 reſidierte in Lagow Herr Veit von Thümen, der in dieſem Jahre zufolge eines in Zielenzig abgehaltenen Kapitels zum „Koadjutor“ des altersſchwachen Herrenmeiſters Georg von Schlabrendorf und ein Jahr ſpäter zu deſſen Nachfolger ernannt wurde. Als Komtur Lagows trat Andreas von Schlieben ein, der uns ſchon lebhafter beſchäftigt. Er war kaiſerlicher und kurfürſtlicher Feldmarſchall und gilt als der erſte Johanniter, der zum evangeliſchen Glauben übertrat und ſich, entgegen den Satzungen des Ordens, verheiratete. Der neue, eben ernannte Herrenmeiſter Joachim von Arnim hatte allerdings Sorge, wie der Konvent in Malta, trotz aller Selbſtändigkeit der Ballei, die Angelegenheit auffaſſen würde, und wollte Schlieben — ebenſo wie den Schievelbeiner Kommendator Melchior von Barfus, der dem guten Vorbild Lagows gefolgt war — ſeines Amtes entſetzen. Um die Sache ins reine zu bringen, wurden der Myrower Kommendator von der Marwitz mit dem Ordensſekretär zum Generalkapitel nach Speier entſandt, wo der Großprior des Ordens für Deutſchland Hof hielt, und das Ergebnis ihrer Vorſtellungen war, daß die verheirateten Ritter in ihren Kommenden bleiben ſollten. Zweifellos war bei dieſem Entſchluſſe auch der Einfluß des märkiſchen Protektors Kurfürſten Joachim II. maßgebend geweſen, der laut Urkunde vom 19. Mai 1546 dem Ordensprieſter Rotidicke auf der alten Kommende Werben, der ſich gleichfalls verheiratete, auf ſeine Eingaben hin verſichert hatte, daß Prieſterkinder „gleich anderen ihre Eltern beerben dürften“.



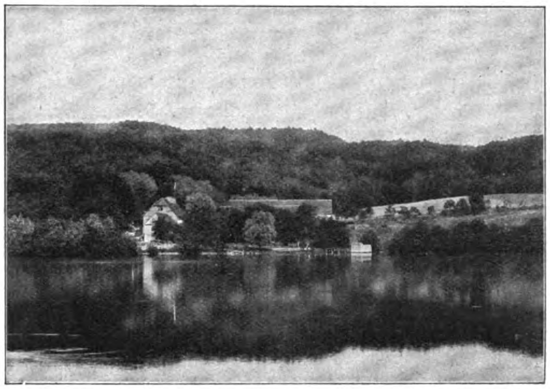
Das Schloß von Lagow. (Südſeite.)

Andreas von Schlieben liegt in Lagow beerdigt; er ſtarb, wie der Leichenſtein in der Kirche beſagt, am Tage der heiligen drei Könige (6. Januar) 1571 im Alter von 74 Jahren. Noch ein zweiter „edler und ehrenfeſter“ Herr desſelben Namens wurde hier, 22 Jahre alt, am 9. Juni 1568 beigeſetzt: wahrſcheinlich ein Sohn des Kommendators aus ſeiner Ehe mit Frau Klara, der Tochter des Magnus von Schlieben auf Belitz bei Reppen. Schlieben iſt auch der erſte Kommendator, deſſen Ritterſchlag in Sonnenburg (durch den Herrenmeiſter Thomas von Kunze) 1550 urkundlich erwähnt wird. Sonnenburg war ſchon 1373 Kommende und fiel 1427 gänzlich an den Orden; von dieſer Zeit ab war es Sitz des Herrenmeiſtertums und iſt noch heute der Ort der Ritterſchläge.

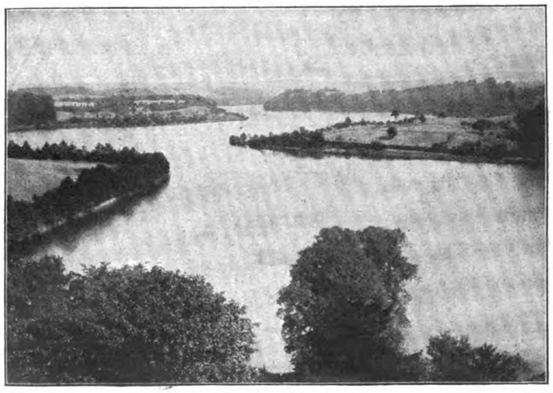
Auf Schlieben folgte Abraham von Grüneberg als Kommendator von Lagow. Der Name Grünebergs wird in einem merkwürdigen Schriftſtück ſpäterer Zeit erwähnt. In den erſten Jahren des XIX. Jahrhunderts beſuchte der Präſident von Harlem zu Poſen ſeinen Freund, den Oberſten von Münchow, der ſeit 1797 als Komtur von Burſchen häufig in Lagow wohnte. Über dieſen Beſuch richtete Harlem an den General von Maſſenbach, den bekannten Verfaſſer der „Hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten des preußiſchen Staats“, einen Brief, in dem er folgende Geſpenſtergeſchichte erzählt: „Münchow wies mir ein Zimmer in dem Flügel des Schloſſes an, wo es eine treffliche Ausſicht hatte. In einem großen Nebenzimmer ſchlief mein Bedienter. Ermüdet von der Reiſe ſchlief ich bald ein, ward durch ein Gepolter geweckt und glaubte, daß ich vielleicht im Schlafe den vor meinem Bette ſtehenden Stuhl weggeſtoßen hätte. Das Zimmer war durch ein ſanftes rotes Licht erhellt, das mich befremdete. Mein Bett ſtand einige Schritte von einem großen Ofen, und da mein Blick dahinfiel, ſah ich vor dem Ofen, mir gegenüber, die Figur eines alten bärtigen Mannes, in kurzer Ritterkleidung, mit einem kurzen Mantel und einem mit Federn beſetzten Barett. Hierdurch aufmerkſam gemacht, richtete ich mich im Bette auf, ſah die Figur ſtarr an und rief ‚Wer da!‘ ohne eine Antwort zu erhalten. Ich rief meinen Bedienten, der mit zitternder Stimme antwortete, er könne unmöglich aufſtehen, er ſei mehr tot als lebendig und liege wie im Waſſer und frug, ob ich den erſchrecklichen Lärm im Zimmer nicht gehört habe. Während dieſes Geſprächs wurde das Licht immer ſchwächer, die Figur immer unkenntlicher und verſchwand mit der Helle ganz, da ſich die natürliche Dunkelheit wieder einſtellte ... Am andern Morgen beſah ich die Ordenskirche und die darin befindlichen Monumente, unter denen auch eins dem ehemaligen Komtur von Grüneberg errichtet und mit ſeinem, in Stein gehauenen Bilde geziert iſt. Es iſt dieſelbe Figur, die ich in der Nacht geſehen ... Hätt’ ich das Monument vorher geſehen, könnt’ ich glauben, daß ſich meine Einbildungskraft das Bild eingeprägt hätte; allein ich ſah dieſen Pater erſt am folgenden Tage ...“ Dieſen Brief ſchickte der General von Maſſenbach an den damaligen Pfarrer zu Lagow mit der Hinzufügung: „In die Glaubwürdigkeit des von Harlem iſt kein Zweifel zu ſetzen. Er iſt ein beſonnener Mann und verliert nie, auch in der größten Gefahr nicht, die Beſonnenheit. Er liebt die Wahrheit, und nie, in einer Bekanntſchaft von beinah zwanzig Jahren, hab’ ich ihn auf einem Abwege gefunden. Er iſt kein phantaſtiſcher, er iſt ein ganz beſonnener Mann.“ Herr von Harlem datiert ſeinen Geiſterbericht vom 17. März 1820. Vermutlich hat er über die närriſche Geſchichte viel geſprochen, ſo daß ſie auch Maſſenbach zu Ohren gekommen iſt, der ihn nun aufforderte, doch einmal zu erzählen, was an ihr Tatſächliches wäre. Der Beſuch in Lagow muß vor 1806 erfolgt ſein, denn in dieſem Jahre ſtarb Münchow. Im übrigen irrt ſich Herr von Harlem, wenn er das betreffende Monument, das damals noch in der Halle der Kirche ſtand und erſt nach dem Umbau 1875 unter das Chor geſchafft wurde, für einen Denkſtein Grünebergs hält; es iſt, wie erwähnt, der des Komturs Andreas Schlieben. Aber freilich: ob Schlieben oder Grüneberg geſpukt hat, iſt ſchließlich gleichgültig.

Eine andere tolle Spukgeſchichte erzählt der Kreischroniſt Wedekind vom Jahre 1796. Da ſoll ein Major von Barfus bei dem Komtur von Pannwitz im Lagower Schloſſe zu Beſuch geweſen ſein. Barfus ſchlief im ſogenannten „Roten Zimmer“ und hörte Punkt zwölf Uhr das Schloß in allen Fugen erbeben. Sämtliche Türen ſprangen auf, ein gellender Laut zog durch das Gebäude, und im Kamin entwickelte ſich eine blaue Flamme, die ſich endlich zu einer kompletten Rittergeſtalt ausbildete. Dreimal rief der Major das Spukgebilde an, das laut aufſeufzte, um dann in nichts zu verfließen. Am nächſten Morgen aber ſah der Major in einem Steinbilde der Schloßkirche den Ritter wieder, der ihm in der Nacht erſchienen war. Ob das abermals der ruheloſe Andreas Schlieben geweſen iſt, erfahren wir nicht. Aber wir wiſſen, daß 1796 der Komtur von Pannwitz und ſein Nachfolger Freiherr von Seckendorff längſt tot waren; zur Zeit der Geiſtererſcheinung war Graf Friedrich Schulenburg Kommendator von Lagow.

Um ſolche alten Schlöſſer ſpinnt die Sage unermüdlich ihre Fäden. Bei einem polniſchen Einfall ſollen ſich dermaleinſt Ritter und Knappſchaft von Lagow und den umliegenden Orten im Ritterſaale verſammelt haben, geharniſcht von oben bis unten, aber ſteif und ſtill auf ihren Plätzen um den großen Tiſch ſitzend, ſo daß die Polen glauben konnten, ſie hätten Bildſäulen vor ſich. Doch als ein fürwitziger Pole den Arm eines Ritters berührte, erhob ſich dieſer und gab ihm mit der gepanzerten Fauſt eine ſo gewaltige Maulſchelle, daß er ſtracks zuſammenbrach. Schon aus der römiſchen Geſchichte wird uns eine ähnliche Hiſtoriette erzählt, und dann hat die Schnurre ihre Runde durch die Geſchichte weiter genommen und überall haltgemacht, wo ſie ſich an lokale Geſchehniſſe bequem anknüpfen ließ.


Die Buchmühle bei Lagow.

Unter Abraham von Grüneberg brannte Lagow 1569 gänzlich ab. Ihm folgten Konrad von Burgsdorff, kurbrandenburgiſcher Oberkämmerer und Geheimer Rat, der ſpätere Oberkommandeur der brandenburgiſchen Feſtungen, der am 1. Februar 1652 ſtarb. Dann der Graf Georg Friedrich von Waldeck und nach ihm der Freiherr Johann Friedrich von Löben, ein vielgewandter Mann und vertrauter Ratgeber des Kurfürſten Georg Wilhelm; er vermittelte 1643 den Frieden von Kopenhagen und war brandenburgiſcher Bevollmächtigter bei den Friedenstraktaten von Osnabrück und Münſter. Nach ſeinem 1667 erfolgten Tode kam Freiherr Otto von Schwerin als Komtur nach Lagow, der Stifter der märkiſchen und mecklenburgiſchen Linie des weitverzweigten Geſchlechts; nach ihm ein Hohenzoller, Markgraf Chriſtian Ludwig, Halbbruder des erſten preußiſchen Königs, der 1725 die Lagowſche Kirche neu erbaute und dem bei ſeiner Einführung der Paſtor Elias Völker aus dem nahen Oſtrow ein prachtvolles Huldigungskarmen überreichte, das er ſpäter ſogar in Croſſen drucken ließ. Als nächſten Komtur nennt Winterfeld in ſeiner Ordensgeſchichte den Staatsminiſter von Viereck; es iſt aber wohl der 1798 verſtorbene Obermundſchenk geweſen, an deſſen Stelle in der Komturei der Baron Friedrich von Morien trat, deſſen Namen uns aus der Jugendzeit Friedrichs des Großen wohlbekannt iſt. Er war Oberhofmeiſter der Königin Sophie Dorothee geweſen (ein „ſehr einfältiger Mann“, ſagte Vehſe, dem man freilich nicht immer glauben darf) und der Gatte jener reizenden Frau '— einer geborenen von der Marwitz — die Friedrich II. in Rheinsberg „le tourbillon“ getauft hatte und die er noch in ſeinen Briefen aus dem zweiten ſchleſiſchen Feldzug durch Jordan wiederholt grüßen ließ; ſie zog ſich erſt 1774, lange nach dem Tode ihres Gatten, vom Hofe zurück. Heute ſind die Moriens ausgeſtorben.


Blick auf den Tſchetſchſee.

Der folgende Komtur von Lagow war der zweite Sohn des berühmten Generalfeldmarſchalls und Gouverneurs von Berlin, Grafen Wartensleben, der Graf Hermann, der das Schloß nach einem, infolge eines Blitzſtrahls entſtandenen Brande teilweiſe neu aufführen ließ. Sein Stellvertreter war der ſchon genannte Oberſtleutnant von Pannwitz, der letzte, der die Kommenden Lagow und Burſchen noch ungeteilt beſaß. Nach ihm folgten allein auf Lagow der Graf Friedrich Chriſtoph Seckendorff, Graf Friedrich Auguſt Schulenburg und um die Wende des Jahrhunderts der Landgraf Wilhelm zu Heſſen-Philippsthal, deſſen Bild noch im Schloſſe hängt. Der letzte Komtur war wieder ein Burgsdorff. 1810 wurde der Orden aufgehoben, und Lagow teilte das Schickſal der übrigen Ordensgüter; es wurde fiskaliſche Domäne. Zehn Jahre ſpäter wurden eine Anzahl kleinere Beſitzungen in der Nähe einem alten General von Zaſtrow als Entſchädigung für zwei im polniſchen Aufſtande verlorene Güter verliehen, und deſſen Witwe kaufte auch Lagow mitſamt dem vor ſeinen Toren gelegenen ſchönen Park, dem ſogenannten „Tiergarten“, dazu. Schon 1834 veräußerten ihre Erben Schloß und Gut aber weiter: an den General von Barfus, von dem es an Hermann von Oppen und dann an deſſen Schwiegerſohn von Arnim überging. 1856 endlich kaufte es der Graf Hugo Wrſchowetz Sekerka von Sedczicz, aus jener uralten böhmiſchen Familie ſtammend, die häufig nach der Krone Böhmens geſtrebt hat, bis dahin Kommandeur der Leibhuſaren und vermählt mit einer Freiin von Brenn. Ich habe den prächtigen alten Herrn noch gut gekannt. Als ihn in ſpäten Lebensjahren religiöſe Zweifel überkamen, glaubte er einſt in einer Stunde des Sinnens den Namen „Tholuk“ hinter ſich ſprechen zu hören. Er kannte dieſen Namen gar nicht, erkundigte ſich nun und erfuhr, daß der theologiſche Profeſſor in Halle Auguſt Tholuk daſelbſt einen großen Einfluß auf die ſtudierende Jugend ausübte. Da entſchloß Graf Wrſchowetz ſich kurz, reiſte nach Halle und hörte noch zwei Semeſter hindurch die Vorleſungen des berühmten Pietiſten an.

Da die Ehe des Grafen kinderlos war, ſo kam Lagow an eine Verwandte der Gräfin, ein Fräulein von Wurmb, Tochter des verſtorbenen Rittmeiſters Hans Wurmb von Zink, der als Gardedukorps-Offizier Anfang der ſiebziger Jahre eine der ſchönſten Erſcheinungen in der Geſellſchaft Berlins war, und ſeiner Gattin Margarete, geborenen Gräfin von Wylich und Lottum, einer Tochter des letzten Fürſten von Putbus. Unter Frau von Wurmb, einer ebenſo reizenden wie geiſtig regſamen Dame, iſt Schloß Lagow in ſeinem Inneren erheblich verſchönt und mit feinſtem Geſchmack reſtauriert worden. Ein prachtvoller Raum iſt der alte Ritterſaal, über deſſen rieſenhaftem Kamin man noch die Wappen des letzten Komturs Friedrich Ehrenreich von Burgsdorff und ſeiner Gattin, einer Gräfin Finckenſtein, ſieht, und von deſſen Fenſtern man einen zauberhaften Ausblick über den blauen See und ſeine grün umbuſchten Ufer hat. Eine geheimnisvolle Inſchrift befindet ſich in einem Stein an der großen Schloßtreppe. Nach der Abſchrift, die Wilhelm Freier, der Chroniſt des Sternberger Kreiſes, genommen hat, lautet ſie:

„Siehe Leſer!
Was bin ich geweſen?
Frembd gezeuget,
Frembd geboren,
Frembd erzogen,
Fremd geſtorben.
Chriſtoff, ein Sohn
Hr. Chriſtian Strüff, Penſion

Zu Taſtorff und Fr.
Engela Burgenhagin.
Gezeiget in Pommern,
Geboren in Preußen 1678,
Erzogen in der Mark,
Geſtorben hier 1689,
Jetzt daheim im Vaterland!“

Manches ſcheint zufolge der ſtarken Beſchädigung des Steins falſch geleſen zu ſein. Statt „Burgenhagin“ muß es zweifellos „Buggenhagen“ heißen; der Vorname „Engel“ kommt gerade bei dieſem Geſchlecht mannigfach vor. Wer aber der elfjährige Knabe geweſen iſt, dem hier ein Denkſtein geſetzt wurde, dürfte wohl nie enträtſelt werden.

Zwei enge und niedrige altertümliche Tore, das „märkiſche“ und das „polniſche“, führen zum Schloß. Zwiſchen beiden liegt ein Teil des Städtchens, das indeſſen längſt über die Grenzen des alten Mauerwerks hinausgewachſen iſt. Natürlich begrüßt man in Lagow die neue Bahnlinie allgemein mit großer Begeiſterung. Aber wenn ich ehrlich ſein ſoll: mir tut es leid, daß über die Stille dieſes reizenden Fleckchens Erde nun mit aller Gewalt die moderne Zeit kommt. Es iſt ſo hübſch, einmal abſeits vom Allerneueſten wandeln zu können. — —

Abendläuten. Von Anna Claſen.

Durch den Abend geht ein Singen.
Horch, die Feierglocken klingen.

Leis ertönt's wie Grabgeläute.
Leicht begraben ſie das Heute.

Weicher Dämmrung dunkle Schatten
Hüllen trauernd Berg und Matten.

Die Tragödie Mama. Roman von Marie Diers. (Schluß.)

„Mama! Möchteſt Du mal aufſtehn! Es iſt etwas —“

Es war heller, ſonnenſtrahlender Morgen. Aus unruhvollem Schlaf, in Schweiß gebadet, fuhr Andrea empor. „Wer iſt draußen? Dax, iſt Gerd angekommen?“

„Ja. Schon heut um ſechs, ſagt Wilhelm. Mama —“ Die Stimme klang ſo fliegend und ſonderbar, Andrea war mit einem Sprung aus dem Bett und ſchob den Riegel zurück. Der ganze Flur war voller Sonne. Dax ſtand, vollkommen angezogen, mit weißem Geſicht da. „Mama, es iſt natürlich nichts. Ängſtige Dich nur nicht. Er iſt ja da. Mit dem Nachtzug, denk Dir nur. Muß die ganze Nacht gefahren ſein, auf den Stationen herumgelegen. Vielleicht iſt er etwas krank. Er macht nämlich nicht auf, Mama. Ich habe ſchon ſoviel geklopft und gerufen. Ob er ſo feſt ſchläft? Es iſt — — alles ſo ſtill —“ Die brave junge Stimme, die ſorglos klingen wollte, zitterte. Irgendeine ſchreiende Angſt blickte aus des Mädchens weit aufgeriſſenen Augen.

Andrea ſtieß hervor: „Was ſoll denn ſein? Er ſchläft natürlich. Nach ſolcher Fahrt. Warum willſt Du ihn denn durchaus aufwecken? Gott ſei Dank, daß er da iſt! Warte, ich ziehe mir etwas über. Ich komme gleich. Was Du nur für Ängſte haſt —.“ Sie ging zurück, warf ſich ihr Morgenkleid über und fand ſogar noch Zeit, ſich Geſicht und Hände zu benetzen und das Haar flüchtig aufzuſtecken. Sie ſah nach der Uhr. Es war zehn Minuten nach ſieben. So früh noch! Sie empfand mit Wohlgefühl die einſtrömende friſchſonnige Morgenluft.

Als ſie vor die Tür kam, ſtand Dax nicht mehr da. Vom oberen Stock herab tönte Klopfen, gedämpftes Rufen, es ſchien beinah, als ſeien auch Männerſtimmen dort oben.

Plötzlich fing ihr Herz an, im Wirbel zu klopfen. Einen Moment blieb ihr die Luft fort, dann ſtürzte ſie auf die Treppe zu. Niemals ſpäter konnte ſie ſich erinnern, wie ſie dieſe hinan gekommen war.

Oben waren außer Dax die Mädchen, Wilhelm und ein Mann aus der Fabrik mit Inſtrumenten. Alle vor Gerds Tür. Der Arbeitsmann bohrte am Schlüſſelloch herum. Als ſie heraufkam, trat eine jähe Stille ein, alle wichen auseinander.

Dax flog auf ihre Mutter zu und legte ihr den Arm um die Schulter. „Mama, ängſtige Dich doch nur nicht vorher.“

„Aber was wollt Ihr denn —?“ ſtammelte Andrea.

In dem Moment ſtieß eins der Mädchen einen Schrei aus: „O, ich kann's nicht ſehen, ich lauf' weg —“ Da drehte ſich Wilhelm mit krebsrotem Geſicht und hervorquellenden Augen um und herrſchte ſie an: „Geht 'runter, was habt Ihr hier zu ſuchen!“ Und dann zum Schloſſer leiſer: „Kriegſt's nicht auf? Mach' man los, hier hat's Eile —“

„Mama!“ ſagte Dax entſchloſſen, „wir müſſen darauf vorbereitet ſein, daß mit Gerd — daß er — Wilhelm hat ihn nämlich heute früh geſehen, da iſt er ſo bleich hier heraufgelaufen, ſo — anders. Und dann, als Wilhelm die Treppe fegte — da hat er — da kam ſolch ein ſonderbarer Laut — aber es iſt vielleicht alles —“

Mit einem lauten Krach in ihre Worte hinein ſprang die Tür auf. Wilhelm ſtürzte zuerſt hinein und um die Ecke, die in die Tiefe des Zimmers führte. Dann der Schloſſer. Dann Dax.

Andrea, wankend, blieb auf der Schwelle ſtehn. Die Sonne, die vom offenen Fenſter her den ganzen Raum durchflutete, warf ſich ihr in einer grellen Welle in die Augen, in das Gehirn, daß ſie einen Moment nichts fühlte, nichts ſah, mit vergehenden Sinnen am Türpfoſten lehnte. Wie im Traum ſah ſie die drei das Bett umſtehn. Es kam nur irgendein dunkler Laut von dort, nichts Verſtändliches — —

Plötzlich riß der Nebel, und in überklarer Deutlichkeit ſah ſie Dax auf ſich zukommen mit erhobenen Händen.

„Sieh nicht hin, Mama, ſieh nicht hin! Komm heraus, laß ſchnell den Doktor holen!“

„Was iſt? Was iſt denn, Dax?“

Und plötzlich ſtürzten dem Mädchen die Tränen hervor, überſtrömten das in Entſetzen erſtarrte Geſicht, ſie ſchlug die Hände davor und ſtieß, die Faſſung verlierend, heraus: „Wir haben ihn nicht mehr! O, Mama, Mama, wir haben ihn nicht mehr!“

Da ſah Andrea an ihr vorbei auf dem Bett die ſchlanke Geſtalt ihres Jungen liegen, der Kopf hing ſeitwärts herunter, er hatte den Rock abgelegt, das Hemd über der gebräunten Bruſt ſtand offen.

„Nein, nein, nein!!“ ſchrie Andrea gellend auf. Mit einem Male war ſie dort, bei ihm, hingeworfen neben dem Bett, faßte ſeine ſchlaffe Hand, legte ihre Wange an ſeine Bruſt, packte ihn plötzlich, richtete ſeinen Kopf auf, ihn aufs Kiſſen zu legen, er fiel willenlos zur Seite. An der Schläfe war eine Wunde und an den Rändern war die Haut wie verbrannt. „Nein, nein, Gerd! Du biſt doch nicht — Gerd, höre doch —“

Es kam jemand die Treppe herauf geraſt, gepoltert. Dax rührte an der Mutter Schulter.

„Mama, der Doktor. Vielleicht — —“

Ihr brach das Wort vom Munde ab. Unmöglich war es ihr plötzlich, einen Ton der Hoffnung zu ſprechen, hier an der Stätte der Hoffnungsloſigkeit.

Hopfinger kam herein. Die Knöpfe ſeiner Weſte waren noch nicht geſchloſſen, ſein langes Haar in Unordnung. So war er ſeit Jahrzehnten nicht aus dem Bett gekommen wie heute.

Er riß ſeine Inſtrumente heraus, behorchte, befühlte, betaſtete den Knaben. Dann wandte er ſich um und ſagte mit ſchwankender Stimme: „Bitte, Frau Andrea, laſſen Sie mich mit dem Kranken allein. Ich werde alle Wiederbelebungsverſuche machen, die möglich ſind.“

⁂

Es war Nacht. Conny und Dax ſaßen ohne Licht am offenen Fenſter der Eßſtube. Nebenan, nur ein paar Türen entfernt, lag Gerds Leiche auf der Mutter Bett. Und ſie, ſeine Mama, ſaß allein neben ihm. Sie wollte es ſo, es war wie eine Angſt, die ſich nur rettete, fern von jedem Blick und Wort, am allerletzten Punkt, ganz allein mit dem kalten, bleichen, verſteinten Abbild ihres lebendigen Jungen.

Ein leiſer Nachtwind ging durch die Büſche, rechts hinüber zwiſchen den Bäumen lag ein bleicher Streif am Himmel: der kommende Tag.

„Hier ſtand der Tiſch gedeckt geſtern abend,“ ſagte

In der Schwemme. Gemälde von Friedrich Eckenfelder.

Unſere Luftflotte im Kriege. Von Oberſtleutnant W. v. Bremen.

Die überraſchend ſchnelle Entwicklung, die die lenkbare Luftſchiffahrt bei uns in den letzten Jahren genommen hat, rief nicht nur bei unſern weſtlichen Nachbarn, ſondern auch bei unſern Vettern jenſeits des Kanals eine zeitweiſe nervös geſteigerte Aufregung hervor. In Frankreich wies man darauf hin, wie unſer „Zeppelin“ ſelbſtverſtändlich unmittelbar nach einer Kriegserklärung von Metz oder Köln aus die franzöſiſche Grenze überfliegen und über Paris erſcheinen werde. Natürlich regneten dabei Sprengmaſſen auf Feſtungswerke und Eiſenbahnen, Truppenverſammlungen und Brücken herab, überall Tod und Verderben verbreitend. In England aber, wo die deutſche Invaſion ſchon an der Tagesordnung war, ſah man bereits eine ganze deutſche Luftflotte heranſchwimmen, die ein Luftlandungskorps auf den Boden des meergeſchützten Eilandes überführte.

Daß in England vor allem politiſche Gründe bei dieſer Überreizung mit tätig waren, dürfte den meiſten wohl bekannt ſein, und leider hat man ja auch von unſerer Seite hier und da noch dazu beigetragen, dieſe Übertreibungen der Leiſtungsfähigkeit unſerer Luftflotte zu nähren.

Unſere Heeresverwaltung verfügt zurzeit über neun Lenkballons, drei ſtarre, drei halbſtarre und drei unſtarre. Das ſtarre Syſtem vertritt bekanntlich unſer „Zeppelin“, nach dem die Ballons denn auch „Z 1, Z 2 und Z 3“ genannt werden. Es hat ſeine Bezeichnung nach dem ſtarren Gerüſt, über das ſich die Ballonhülle ſpannt, während die vom Major v. Parſeval erbauten Lenkſchiffe ohne ſolch Gerüſt ſind und daher als unſtarr bezeichnet werden, es ſind die „P 1, P 2 und P 3“. In der Mitte ſtehen die nach dem Syſtem „Groß und Baſenach“ erbauten ſogenannten halbſtarren Militärluftſchiffe „M 1, M 2 und M 3“. Sie führen daher ihren Namen, weil der an ſich weiche Ballon auf dem Rücken eines langen ſtarren Gerüſtes befeſtigt iſt. Vorausſichtlich wird ſchon in dieſem Jahre ein Zuwachs um je ein Schiff eines jeden Syſtems ſtattfinden.

Der Vorteil der Zeppelins beſteht vor allem in ihrer Größe, und dieſe ermöglicht es ihnen, die längſten Fahrten zurückzulegen. Dafür haben ſie den Nachteil, daß ſie für dauernde Benutzung an große Hallen, die nicht transportabel ſind, und dadurch an beſtimmte Plätze, meiſt Feſtungen, gebunden ſind. Da ſie aber ſehr lange Fahrten zurücklegen können — war doch der Zeppelin im vergangenen Jahre auf ſeiner Rückfahrt von Berlin 37 $^1/_2$ Stunden ununterbrochen in der Luft —, ſo werden ſie auch ihre Halle in den meiſten Fällen zu erreichen vermögen. Die Schiffe des halbſtarren und unſtarren Syſtems vermögen ſo ausgedehnte Fahrten nicht zu machen. Dafür ſind ſie aber verhältnismäßig leicht auseinander zu nehmen und können auf wenigen Fahrzeugen mitgeführt werden. So vermögen ſie den Truppen ſelbſt zu folgen, was bei den Zeppelins ausgeſchloſſen iſt. Dieſen Vorteil, den Truppen folgen zu können, haben ja auch unſere bisherigen Feſſelballons, und auf ihre Tätigkeit wird daher auch in einem Kriege keineswegs verzichtet werden können.

Wozu und wie werden wir nun unſere Luftſchiffe im Kriege verwenden? Hier möchten wir gleich die ja nicht nur in England aufgetauchte Idee abtun, daß ſie zu einem Einfall größeren Stils in Feindesland dienen könnten. Nehmen wir ſelbſt an, ein jeder Zeppelin könnte bei weiterem Ausbau bis zu 40 Mann transportieren, ſo müßten wir alſo 100 Zeppelins bauen, um nur 4000 Mann befördern zu können. Dieſe 100 Zeppelins brauchten aber annähernd ebenſoviel Hallen zu ihrer Unterkunft, und was ſollten 4000 Mann in England anfangen, ſelbſt wenn es gelänge, ſie dort glücklich zu landen? Ohne Munition, ohne Geſchütze, auch ohne Proviant, würden ſie dort rettungslos verloren ſein. Auch kann wohl ein Zeppelin den feindlichen Geſchoſſen entgehen, da er überraſchend erſcheinen kann, aber eine Flotte von 100 Zeppelins würde nicht überraſchend erſcheinen können und bald den Geſchoſſen der Artillerie und Infanterie zum Opfer fallen.

Wir nehmen daher von dieſer Utopie, deren Ausmalen in Jules Vernes Manier wir andern überlaſſen dürfen, Abſchied und wenden uns den greifbaren Möglichkeiten zu. Die Nachrichtenübermittlung aus und nach belagerten Feſtungen wird in Zukunft ein dankbares Feld der lenkbaren Luftſchiffe ſein. Haben hier ſchon die Freiballons bei der Belagerung von Paris 1870 den Eingeſchloſſenen wichtige Dienſte geleiſtet, ſo wird dies in Zukunft um ſo eher der Fall ſein. Die lenkbaren Luftſchiffe werden einzeln auch in die Feſtung hinein ihren Weg finden, unter Umſtänden unter Benutzung der Nacht, und aus der Feſtung herauskommend ſind ſie ja nicht mehr wie 1870 den Luftſtrömungen preisgegeben, die ſie damals zum Teil bis nach Norwegen führten oder aufs hohe Meer, wo ſie größtenteils dem Untergange verfielen.

Ein weiteres, allerdings zurzeit noch ſtark umſtrittenes Gebiet wird für die Luftſchiffe das Werfen von Sprengſtoffen ſein. Ein Fachmann hat hierüber vor nicht allzu langer Zeit noch geäußert: „Legen Sie ein Goldſtück auf die Straße und verſuchen Sie vom Balkon im dritten Stock darauf zu ſpucken. Ebenſoviel Ausſicht zum Treffen hat das Werfen von Sprengſtoffen von Luftſchiffen aus auf beſtimmte Ziele.“ Demgegenüber iſt zunächſt auf die Tatſache zu verweiſen, daß bei der letzten Haager Konferenz die früher getroffene Vereinbarung keine Sprengſtoffe aus Luftſchiffen werfen zu dürfen, auf die Weigerung der Franzoſen hin, nicht wieder erneuert iſt. Es iſt ja auch unbeſtreitbar vom Standpunkt der Humanität aus völlig gleichgültig, ob jemand durch ein aus einem Geſchütz geſchleudertes Sprenggeſchoß oder durch ein aus einem Luftſchiff geworfenes getroffen wird. Ein bei Nacht abgeſchoſſener Torpedo, der ein ganzes Kriegsſchiff in Grund zu bohren vermag, iſt ſicherlich auch nicht humaner, und diejenigen Waffen, die Kriege am ſchnellſten zu beenden vermögen, ſind ſicherlich die humanſten, denn ſie bereiten der Zerſtörung von Menſchenleben am ſchnellſten ein Ende.

Dazu kommt aber, daß das Werfen von Sprengmitteln aus Luftſchiffen auch nur ausnahmsweiſe gegen Menſchen gerichtet ſein wird, denn es wird nur bei Anſammlung großer Mengen Ausſicht auf Erfolg haben, und es werden hier eher Geſchütze oder Gewehre zur Abwehr in Tätigkeit treten können. Gelingt es zum Beiſpiel in verſammelte Kavalleriediviſionen oder in Biwaks von Kavallerie Sprengkörper zu werfen, ſo würde hier natürlich ein Erfolg wohl möglich ſein, ſei es auch nur durch Hervorrufen großer Unordnung. Das eigentliche Gebiet für das Werfen von Sprengkörpern werden aber vielmehr ganz beſtimmte Objekte bilden. Dazu ſind in erſter Linie beſonders wichtige Feſtungswerke zu rechnen, ferner Munitionsdepots, Speicher und ſonſtige Magazine in der Feſtung, während der Belagerte ſuchen wird, die Belagerungsparks und ähnliche Materialanſammlungen des Belagerers zu treffen und zu zerſtören. Ein ſehr wichtiges Ziel aber werden große Eiſenbahnbrücken bilden. Man darf in dieſer Beziehung nur an die Sprengung der Eiſenbahnbrücke von Fontenoy an der Moſel am 21. Januar 1871 durch franzöſiſche Franktireurbanden erinnern. Über dieſe Brücke hatte zunächſt die einzige Eiſenbahnverbindung nach Paris geführt, und ihre Sprengung hatte nur deshalb keine ſchlimmen Folgen, weil kurz vorher eine zweite Verbindung mit Paris über Mégières erſchloſſen war.

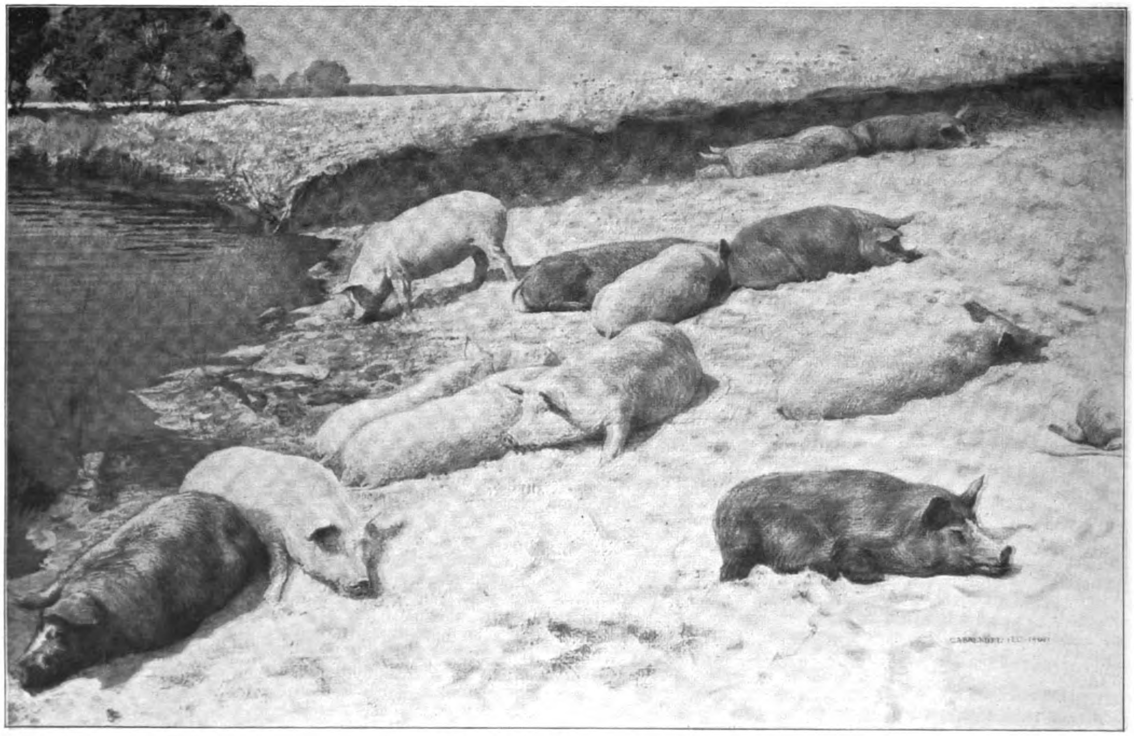
Haben wir ſo ſchon einige der den Luftſchiffen im Kriege zufallenden Aufgaben erörtert, ſo bleibt nun noch die wichtigſte zu beſprechen, und das iſt die Aufklärung. Hier wird vorausſichtlich ein nächſter Krieg den Luftſchiffen große und dankbare Aufgaben ſtellen. Da iſt es zunächſt die ſogenannte ſtrategiſche Aufklärung, die ſie neben der Kavallerie zu bewirken haben, d. h. die Aufklärung über die Heeresbewegungen des Gegners. Hier iſt nun vor allem das Feld für unſere Zeppelins gegeben. Durch die Möglichkeit, weite Fahrten zu machen, die hierfür von beſonderem Werte ſind, haben ſie einen großen Vorteil vor den übrigen Lenkſchiffen. Und in dieſem Punkte haben wir eine bedeutende Überlegenheit über die Franzoſen, da ſie keine ſtarren Luftſchiffe beſitzen und, wie es ſcheint, auch nicht erbauen werden. Das Luftſchiff wird allerdings auch hier die Aufklärung durch Kavalleriediviſionen niemals erſetzen können, wie man wohl in übertriebener Weiſe ſchon gemeint hat, denn es wird ſtets vom Wetter abhängig bleiben. Sturm, Gewitter, Nebel, Schnee und Regen können hier plötzlich einen argen Strich durch die Rechnung machen. Aber ein neues wertvolles Mittel zur Aufklärung neben den vorhandenen haben wir im Luftſchiff gewonnen.

Ähnlich wird dies mit der taktiſchen oder Nahaufklärung der Fall ſein, d. h. bei der Beſchaffung von Nachrichten vom Gegner, mit dem man ſchon in Berührung ſteht. Hier iſt nun das Feld für unſere halbſtarren und unſtarren Ballons, aber auch für unſere Feſſelballons, da ſie alle die Truppenbewegungen begleiten können. Daß wir auch hier aber erſt im Anfang ſtehen, dürfen wir nie vergeſſen, denn die Ausbildung von Offizieren, die mit Verſtändnis dieſe Beobachtungen anſtellen und gute ſichere Meldungen zu bringen verſtehen, iſt ſehr ſchwer und langwierig.

Das Gebiet der Aufklärung iſt die eigentliche Zukunft der Luftſchiffe. Hier kann ſie Großes leiſten, wenn Kavallerie nicht vorhanden oder durch vorangegangene Schlachten vielleicht nicht mehr imſtande zu größeren Ritten iſt. Man denke nur an die blutige Schlacht von Vionville — Mars la Tour vom 16. Auguſt 1870, wo unſere Kavallerie durch ihre glänzenden Attacken größtenteils völlig erſchöpft war. Zwei Heere hatten miteinander gerungen, und am nächſten Tage wußte das ſiegreiche deutſche nicht, wo der Gegner geblieben war. War er auf Metz zurückgewichen, war er im Abmarſch auf Verdun begriffen? Da mußte Moltke die Befehle für die am 18. in Ausſicht ſtehende große Schlacht ſo einrichten, daß ſie ſowohl für einen Angriff gegen eine bei Metz ſtehende franzöſiſche Armee wie gegen eine im Abmarſch nach Verdun begriffene eingerichtet waren. Die erſchöpfte Kavallerie hatte die Lage nicht zu klären vermocht. Hier denke man ſich nun einige Lenkballons in Tätigkeit, und man würde bei dem klaren Wetter ſchon am 17. genaue Kunde über den Verbleib des Gegners erhalten haben.

Wie ſich nun die weitere Entwicklung geſtalten wird, wenn beide Gegner über leiſtungsfähige Luftflotten verfügen, darüber laſſen ſich nur Vermutungen aufſtellen. Man wird auch, wie ſchon angedeutet, auf wirkungsvollere Beſchießung der Luftſchiffe ſinnen müſſen, als es bisher möglich iſt, man wird ſich auch auf einen Kampf in den Lüften mit geeigneten Waffen, kleinen Geſchützen, Lufttorpedos oder dergleichen rüſten müſſen, und hier iſt auch der Phantaſie noch wieder ein weiter Spielraum gelaſſen.

Bei dem augenblicklichen Stande der Dinge dürfen wir beruhigt auf unſere Luftflotte blicken. Sie ſteht an der Spitze aller, und wird es hoffentlich auch immer bleiben.



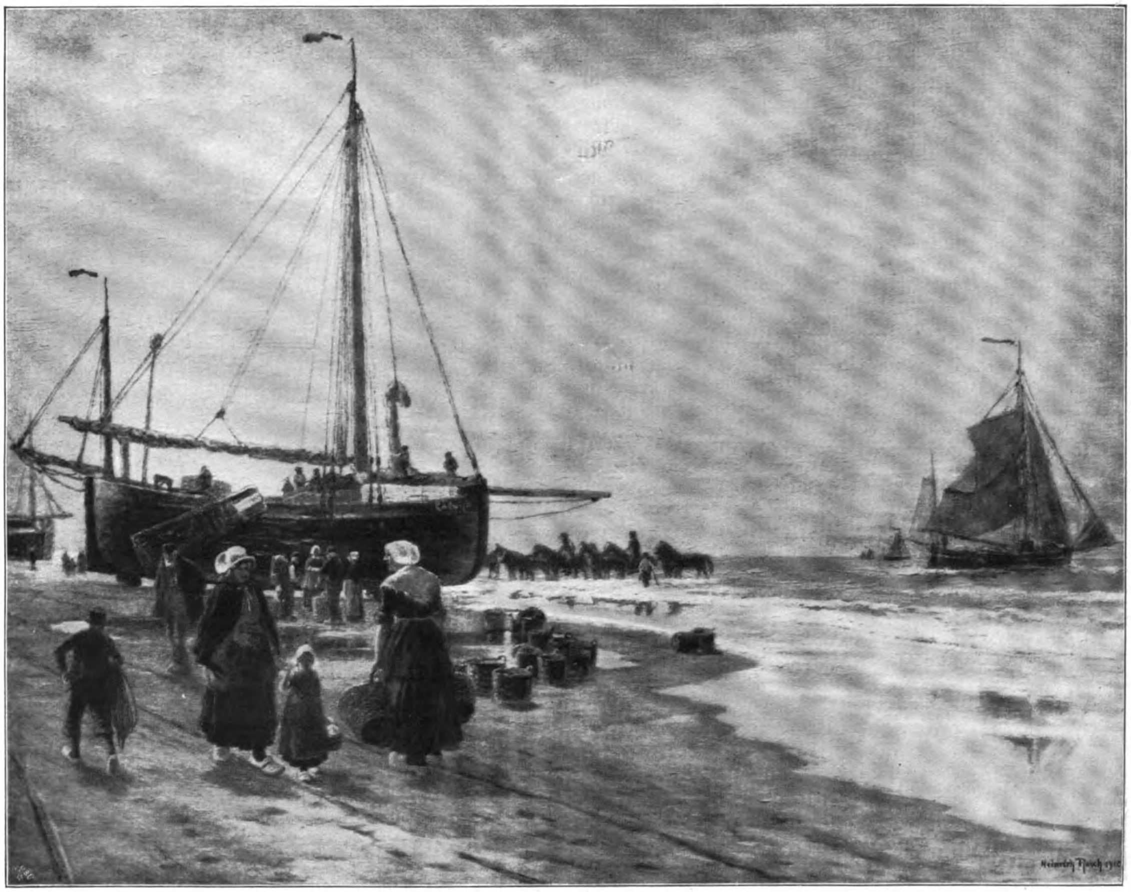
Schweineherde. Gemälde von C. A. Brendel.

Dax. Ein krampfhafter Schauer durchrieſelte ſie. Sie ſtand auf und hockte ſich zu Conny auf denſelben Stuhl. Er umſchlang ſie und zog ſie feſt an ſich. Das tat ihr wohl. Eine Weile, ineinander geſchmiegt, ſaßen die beiden Kinder des verwüſteten Hauſes ſtumm und blickten in den ſchlummernden Garten. Dann ſprachen ſie miteinander, immerfort, das eine Thema nach allen Seiten gedacht. — Er wird geſpielt haben — das war die natürlichſte Löſung.

Ein andrer Gedanke aber lag noch für Conny hinter dieſem. Den ſprach er vor ſeiner Schweſter nicht aus. Er hatte ihn jählings empfunden wie einen ſtarken Schlag, als er an Gerds Leiche trat.

„Dieſes — Kind!“

Es war ihm plötzlich, als hätten ſie ihn alle als viel zu erwachſen, als einen fertigen Menſchen behandelt. Was da vor ihm lag, das war ein unbändig trotziges, ein unmündiges, unverſtändiges, aus der Schule weggelaufenes Kind, das ſeinen Erziehern ein Schnippchen ſchlug.



Abſchleppen der Fiſcherboote. Gemälde von H. Raſch.

In dieſer erſten Viertelſtunde nach ſeiner Ankunft machte Conny in ſtarken Stößen ganze Jahre innerer Entwicklung durch. Unter ſchneidenden Schmerzen verließ er hier das Feld jugendeifriger Einſeitigkeit. In ſeinem Herzen wühlte der Ruf: ‚Gerd, ſteh noch einmal wieder auf, Du kleines Kind, daß wir Dich in behutſamere Hände nehmen!‘

* * *

Das Ergebnis ihres ganzen mütterlichen Lebens hat man Andrea aus dem Hauſe getragen und in die Erde verſenkt. Was bleibt nun noch anderes übrig, als ſich im Zimmer einzuſchließen, die Augen mit den Händen zuzudecken, um nichts mehr zu ſehn von all den Gegenſtänden, die ſie an Gerd erinnern könnten! Doch die Gedanken umſchwirren dieſelbe Stube, die Treppe, ſie ſaugen ſich an dem Dröhnen der Maſchinen feſt, und wenn ſie zaubern können, ſo zaubern ſie doch immer nur eins, ein Bild, einen Klang: die ſpringende Geſtalt eines Jungen, ein Lachen, eine — o erſchreckend deutlich helle Stimme — und jetzt, weht nicht der Duft einer Zigarette durch den Raum?

‚Dies war ja Dein Junge, Du Mutter. Du haſt ihn Dir ja erobert. War dies alles, was Du aus ihm machen konnteſt —? Wo warſt Du für ihn in ſeiner letzten Stunde?‘

Conny fürchtete für ſeine Mutter. Mit harten, nüchternen Händen zerrte er ſie ins Leben zurück. Und Andrea, von dieſer feſten Hand gehalten, blieb ſtehen unter dem Bann eines dunklen, unentrinnbaren Pflichtgefühls, hielt alle Verhandlungen aus, mühte ſich zu überlegen und zu beſorgen, packte die Koffer, half den Packern zutragen, ging durch alle Bodenkammern und legte ſelber Gerds Anzüge in glatte Falten, damit Conny ſie mitnähme und einem armen Kollegen zum Geſchenk mache.

Sechzehntes Kapitel.

In einer mitteldeutſchen Univerſitätsſtadt wohnten jetzt auf Connys Beſtimmung ſeine Mutter, ſeine Schweſter mit ihm zuſammen. Es war hier in der Stadtwohnung ein engeres Zuſammenleben als in dem großen Hauſe. Man traf ſich immer wieder, und ſelbſt wenn man nicht beieinander war, hörte man ſich gehen, ſprechen, einen Stuhl rücken, die Taſſe hinſetzen.

Dax beſuchte hier Univerſitätskurſe, lernte viele Menſchen kennen und kam in Berührung mit ſtrebenden, intelligenten jungen Männern und Mädchen. Sie war voller Eifer und wunderſchöner Begeiſterung. Wofür ſie ſich jetzt beſonders intereſſierte, das war die Hiſtorie und die Kunſtgeſchichte. Die ahnungsvolle Vorzeit taſtender Mütterlichkeit in ihr war vorüber. Sie hatte in dem jugendlich Rückſichtsloſen, das ſie nur an ſich und ihre Wünſche denken ließ, etwas Jünglingshaftes, die Signale kommender Lebenserfüllung waren wieder eingezogen. Man ſah noch nicht das Weib an ihr, ſondern es war der junge, wachſende, werdende Menſch in der köſtlich herben Zurückhaltung, in jenem Prozeß des langſamen und ſtarken Reifens, wie er die beſten Verheißungen hat.

Mit Conny verband ſie eine feſte und ſelbſtverſtändliche Zuſammengehörigkeit. Auch ihre geiſtigen Erlebniſſe und Erfahrungen teilten ſie ohne Zögern und Beſinnen miteinander.

Sie erſetzten ſich gegenſeitig dadurch viel. Sie erſparten es ſich, von fremdem Eindringen in ihre Lebenskreiſe abhängig zu ſein, nach Anſchluß, Verſtändnis und Geſellſchaft für den Geiſt ſuchen zu müſſen.

Sie behüteten gleichſam einander. Sie ſchufen um ſich her eine wundervolle Atmoſphäre von Klarheit, in die kein unlauteres, von verdunkeltem Empfinden willkommen geheißenes Element ſich einſchleichen konnte — wie es ſonſt unvermeidlich iſt, wenn in dieſer jungen Zeit des Werdens und Gärens, des Auswirkens aller ſproſſenden Kräfte geiſtige, körperliche und ſeeliſche Sehnſucht ſich vermiſchen und in dieſem getrübten Strom alle hereinfallenden Bilder ſchwanken und ſich verzerren.

Hell ſpiegelten ſich die Reflexe der erwachenden Freundſchaft mit wildfremden Menſchen, der geiſtigen Bekanntſchaft, der ſeltſam rätſelvollen, nicht in Gründe aufzulöſenden und doch ſo unweigerlichen ſeeliſchen Verwandtſchaft in den kühl-klaren Augen der Geſchwiſter wider.

Das machte das Bewußtſein, mit ihnen befreundet zu ſein, ſo wertvoll. Ja, mehr: Das ging vor dieſen Geſchwiſtern, die die Macht ihrer Geſchwiſterlichkeit nicht einmal kannten, her wie der Engel mit dem Schwert, der die Reihen ſichtet und teilt, der den Weg frei hält für den reinen Willen und die große Liebe.

Während ſie aber ſo ins Leben ſchritten, ſo ſtark und jung, blieb die eine zurück, die ihnen die Nächſte war, die an einer Wand mit ihnen ſchlief, an einem Tiſch mit ihnen aß, die ihnen das Leben gegeben hatte.

Was ſie ihr noch zu ſchenken, gleichſam: auf ihres Lebens jungem Siegerweg zu hinterlaſſen hatten, das ließ ſich in ein paar karge und deutliche Worte faſſen: Rückſicht, Mitleid, Beſorgnis, gewohnheitsgemäße Treue.

Sie vergaßen nie, daß ſie ihre Kinder waren, und daß ſie ihrer Mama Ehrerbietung und den erſten Platz im Hauſe ſchuldig waren. Sie gingen auch ſorgſam mit ihr um wegen ihres großen Leides und hatten oft in ſich ein banges, ſchweres Bedauern um die Leere ihres armen Daſeins. Mehr nicht. Es gehört eine lange und arbeitsſchwere Saat dazu, in Wind und Wetter, damit am Abend, wenn die Winde ſich legen, das Feld im goldenen Glanze der echten Kindesverehrung ſteht, der Ergebenheit, die auch über tauſend Wunden lächelnd liegt.

Sie aber hat zwiſchen Himmel und Erde kein Wort, keinen Namen, kein Geſetz und Band, das ihr hülfe, die zu binden, die von ihr gehen und denen ſie ſelber das Leben gab.

Sie waren einmal bei ihr. Es haben ſich kleine Arme an ſie gehangen, kleine klopfende Herzen nach ihr verlangt.

Ach damals, damals!

Man weiß nicht, was man hat, was im Spiel der Tage, im Überfluß, im Überdruß verloren gehen kann.

Man hatte ja ſoviel: Vorträge, Romane, die Berliner Zeit — was waren da die Kinder! Sie mußte ſich ja bilden, die junge glänzende Frau, für ihre Kinder bilden. Nun war ſie ja gebildet, das Bild ihres Seins war fertig — und wen beglückte ſie jetzt damit?

Die einſamen Tage kamen jetzt zu ihr, erſt gefürchtet, mit Entſetzen betrachtet, dann ſtumm ertragen, dann allmählich als Bekannte begrüßt. Dieſe innerlich einſamen Tage. Sie waren auch da, wenn die Kinder ihre jungen Freunde ihr ins Haus ſchleppten, wenn Gelächter, Geplauder, ernſtes Geſpräch durch die Räume gingen. Sie waren auch da, wenn zur Gutenacht Dax ſie umſchlang und ihren Mund küßte, wenn Conny ſich zum Handkuß niederbeugte. Sie waren da, wenn in der Dämmerſtunde die Kinder einmal zu ihr kamen, ihr treu und liebevoll Geſellſchaft zu leiſten.

Sie waren immer jetzt da, ſie ſchloſſen den Ring der einſamen Jahre. Und ſie waren der alternden Frau letzte und treuſte Begleiter.

Ach, wild hatte ſie ſich ihrer erwehrt, und nun waren ſie ihre Freunde geworden. Wunderſam plauderhafte und tiefgründige Freunde. Sie gingen mit ihr die ganze Vergangenheit durch, zeigten ihr im lichten Bilde die erſchütternde Ordnung irdiſchen Daſeins, jene heilige Ordnung, die der Menſch, zuſammenbrechend unter ihrer Tragik, ſterbend noch anbeten muß.

Nicht Reue holt das Geweſene zurück. Nicht in kleinlicher Qual um dieſe und jene verſäumte Stunde, dieſen und jenen verlorenen Beſitz flickt man des Lebens leck gewordenes Schiff. Ach, man flickt es überhaupt nicht mehr. Denn ſiehe: die Stunde Deines perſönlichen Untergangs, die Stunde, da Dein Selbſtglück für immer hier zu Grabe geht, iſt nun gekommen.

Es war eine wunderbare Zeit.

Die Seele, ſo müde und zerſchlagen vom Haſten, Jagen, Mühen, vom nervöſen Hin- und Hergreifen, vom nutzloſen Anklammern an ſchwankende Gerüſte, kam langſam zur Ruhe. Das Fragen und Wünſchen, das aufgeregte Haſten, das unſinnig bohrende Leiden hörte auf.

Und wie im Kranz, mit lächelndem Ernſt, ſtanden ihre einſamen Tage um ſie her.

Was wollte ſie denn noch anderes, als einſam ſein? Hatte ſie ſich die blühende Gemeinſamkeit mit den Kindern im Leben geſät, daß ſie ſie nun ernten wollte? Wo war ſie geweſen, da das, was jetzt aus ihnen ſprach, leuchtete und dunkel verborgen hervorſchimmerte, entſtand? War ſie auch nur eines Gedankens, eines Entſchluſſes, einer Empfindung Patin geweſen?

Ach, und eine Mutter, eine lebendige, anſpruchsvolle, eine gegenwartsfrohe Mutter, die muß immerfort, immerfort, immerfort Pate ſtehen, die muß aus dem luſtigen und ärgerlichen Ringelkranz gar nicht herauskommen, und kommt ſie doch einmal heraus (denn allwiſſend, allmächtig, allgütig, allgeduldig iſt ſie auch nicht), ſo muß ſie doch ſchon ſoviel Patenkinder in Reſerve haben, daß ſie ſich mit ihnen tröſten kann.

Wer das verſäumt hat — ja, der finde dann nur in Ehren den Weg zum Tore eignen Glücks hinaus.

— — Wie ſie ſo heilig ſind, die einſamen Tage! Es geht ein Schauern durch ſie wie von einer höheren Welt.

Die höhere Welt — ſie iſt gar nicht ſo fern, wie wir im Alltagslärm es denken!

Seltſam weht die Zeit vorüber. O, wie ruht es ſich ſo ſüß, wenn erſt das herriſche Eigenglück nicht mehr neben jedem Stuhl, neben Bett und Tiſche ſteht. Zur Unbefangenheit erlöſt wird jetzt der Blick, der ſoviel herumgeirrt iſt und nun die Kinder zur Heimkehr grüßt.

Die Tragödie Mama, ſie iſt erfüllt, ſie iſt ausgeſpielt. Und jetzt, am Lebensabend, hebt es an wie ein neues leiſes Singen und Tönen aus unbekannter Welt.

Die einſamen Tage bleiben, ſie bleiben immer. Einſt am Sarge dieſer Frau werden ſie als die treuſten Begleiter ſtehen, überdauernd Glück und Menſchenſehnen, überdauernd Kindestreue. Aber aus ihrer bitteren Not und Angſt iſt ein wunderſames, ſtarkes Leben erblüht — der Garten der Einſamkeit.

Getäfel geflickte ſteile Dach. Hier fühlte ſich der Alte ſeit zwei Tagen daheim. Das Haus war ihm gründlich verleidet.

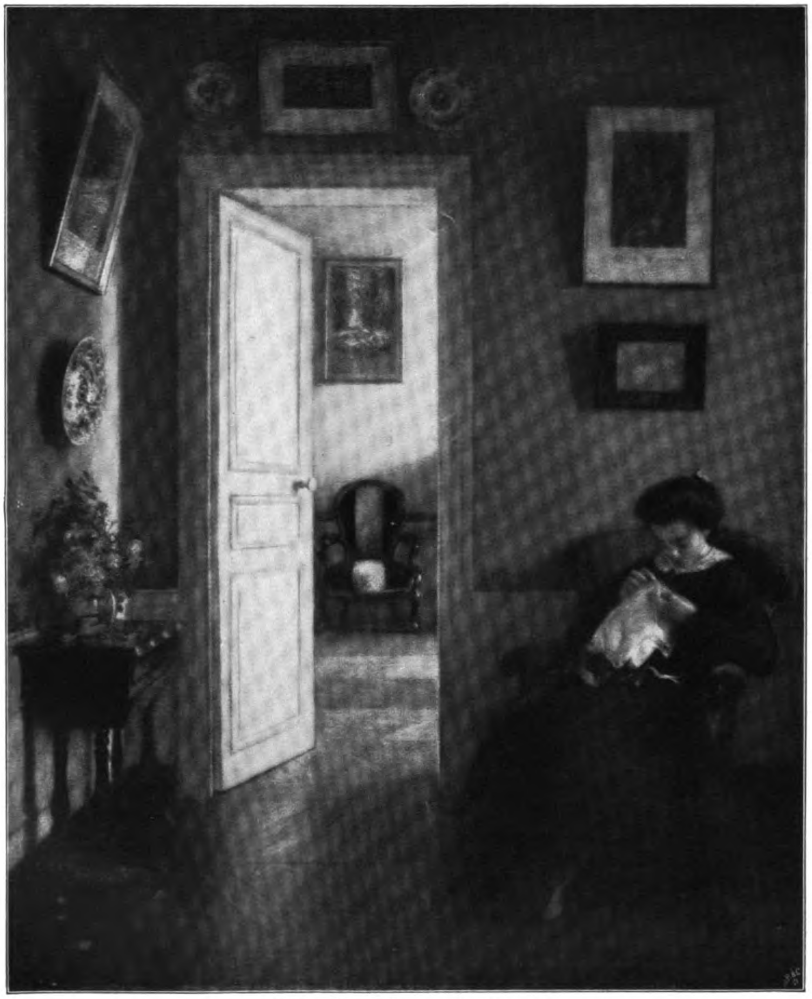
Im Überfahren und Emporſteigen hatte Leonz genau überdacht, wie er mit dem Vater reden wolle. Zuerſt die alte Mutter recht mitleidig ſchildern, dann ſeine Freude und ſeinen Willen für das Militär in allen Farben malen, endlich den ſcharfen Vorſatz ausſprechen, die Tochter des Nachbarn und keine andere zu erobern. So ſtehe die Sache. Den Weinberg gehe das nichts an. Ob der Vater ihn verkaufe oder verpachte oder behalte, das ſei ihm gründlich einerlei. Nur ſolle er nicht auf ihn rechnen! Nicht aus Gleichgültigkeit für den Vater und das Hauserbe ſage er das. Aber es ſei nun einmal ſo. Einer wolle das Althorn blaſen, ein anderer vergnüge ſich, Klee und Hafer zu ſäen, ein dritter aber begehre nach den Waffen. ‚Ich habe,‘ wollte er ſagen, ‚mich ja nicht ſelbſt gemacht. Ihr habt mich ſo in dieſem Kanonenfieber auf die Welt gebracht. Was kann ich dafür —‘ Dieſen Trumpf wollte er zuletzt ausſpielen.

Aber nun verfiel dieſes ganze Gerede vor dem grauen Männchen da, das ihn ohne ein Zeichen der Beachtung ganz nahe treten ließ. Nein, wie hatte er nur ſo Waghalſiges erfinden können? Keine Silbe davon ließ ſich hier brauchen. „Vater,“ begann er, ohne es zu wiſſen, was er eigentlich ſage. Er griff an den Waffenrock, als wolle er ſich damit ermannen.

Mit einer unnennbaren Überlegenheit betrachtete der Bauer jetzt ſeinen Sohn. Seine großen, braunen Augen, die noch ſo ſtark aus dem ledernen Antlitz ſahen, hatten einen unbewegten Glanz. Ein leiſer Spott umſpielte ſeine übel raſierte Wange. In den Mienen dieſes Bauern lag etwas vom Adel des älteſten Standes der Welt.

„Wenn Du vom Weibe herüberkommſt, ſo ſchwatz’ Dich anderswo aus!“ murrte er.

„Vater, morgen beginnt das Manöver. Jetzt muß ich zu meiner Batterie. Sie liegt dahinten in Haſelrieden. Da wollte ich Dich noch im Vorbeigehen grüßen.“



Ruhe. Gemälde von G. Larrne.
(Verlag von Auguſtin Biſchzitz in London.)

„Wann beginnt Ihr?“ fragte der Alte nachläſſig und ſtopfte aus dem vergilbten Lederbeutelchen Tabak in ſeine kurze Pfeife.

„In aller Frühe! Aber die Artillerie hat ſchon Marſchweiſungen für die Nacht.“

„So!“ Der Alte ſchaute gleichgültig über die Reben hinaus.

Leonz wußte ſchon nichts mehr zu ſagen.

Plötzlich funkelten die Augen des Bauern auf. „Hierher wird doch das Getümmel nicht kommen?“

„Das müßte ſeltſam gehen! — Der Gewalthaufen operiert drüben auf unſerer Seite. So weit hinunter wird aber das Gefecht nicht reichen. Dazu, Vater, die Weinberge ſind aus dem Plane geſchieden.“

„Hoffentlich!“

Meinrad zündete das Pfeifchen an.

„Ich habe das Roß unten bei der Fähre angebunden. Alſo, gute Weile, Vater!“

„Ade,“ erwiderte der Bauer und blies feſt in die Pfeife.

Salutierend trat der Hauptmann zurück. Was ſollte er noch ſagen? — ‚Vater, vertragt Euch mit der Mutter!‘ — etwa das? Oder: ‚Vater, ich weiß alles, alles, Ihr —‘ nun wie denn weiter? — Dummheit, das alles geht nicht. Da muß man wieder von vorne anfangen. Aber eben der Anfang, der ſchwierige Anfang!

Plötzlich wendet er ſich nach einigen Schritten wieder zurück. Er dringt auf den Vater ein, preßt ihm die kleine Hand und ſagt: „Vater, auf gutes Wiederſehen!“ — Er legt einen eigenen Ton auf das Wörtchen ‚gutes‘. Das übrige, was er nicht ſagen darf, ſprechen ſeine Augen aus, eindringlich, ſchmerzlich, mit leiſem Vorwurf.

Der Faller iſt auf dieſen Überfall nicht gerüſtet. Seine großen und ſo klugen Augen ſenken ſich vor dem Sohne.

„Auf gut Glück!“ ſpricht er, ohne aufzuſehen, und müht ſich, eine Traube, die faſt auf dem Boden liegt, in ein Äſtchen emporzureckeln.

„Auf gut Glück!“ antwortete Leonz und ſpringt in großer Bewegtheit den Hügel hinunter zum Pferde. Auch der Greis in den braunen und gelben Rebenblättern hat ſchwer gegen die unvermutete Erſchütterung zu kämpfen.

Blaue und gelbe Trauben glänzen allenthalben aus den Ranken hervor. Hie und da ſchwärmt eine Weſpe oder eine braunhaarige Hummel daran herum. Es riecht nach trockener Erde, dürrem Laub und fettigen Beeren. Ziemlich hoch über den Reben ſtreicht in zerriſſenen Kringeln der blaue Rauch vom Bleulerhauſe herüber und nimmt die Richtung über den Rhein. Jetzt ſteigt ein Lüftchen vom Fluſſe auf. Wie es die an eine hohe Stange gehängten Hoſen den diebiſchen Vögeln zum Schrecken leiſe bewegt, möchte man wahrhaft glauben, es ſtecke ein Lebendiges in den Beinkleidern und ertappe irgendeine ſpatzenhafte Dieberei. Aber das Lüftchen ſteigt höher und vermiſcht ſich nun mit dem ganzen wunderſamen Gemengſel der Herbſtgerüche, und nun iſt es, als atme man den Duft ein, der von den Salben, Blumen und Lichtern eines Leichenbettes ſo müde, ſo nerventötend ſtrömt.

Der Faller ſcheint das auch zu ſpüren, dieſes Sterbensmüde. Das Feuer iſt ihm ausgegangen. Umſonſt ſtreicht er ſeine drei letzten Zündhölzchen an den dicken Hoſen an. Er kommt damit immer zu ſpät an den Tabak.

„Iſt es ſchon ſo weit?“ machte er mürriſch, als er weder im Kittel noch in der Weſte ein einziges Zündholz fand. Er ſagte es nicht laut, ſondern dachte es nur. Es war nicht ſeine Gewohnheit mit ſich ſelbſt zu reden. Mißmutig ſteckte er ſein vollgeſtopftes Pfeifchen in die Taſche. So etwas war ihm noch nie begegnet.

Die hellen weißen Trauben ſchienen ihn naiv anzuſtaunen und zu fragen: ‚Was iſt mit Dir, Freund? Biſt Du krank?‘

Die dunkelblauen machten ein Geſicht voll tiefer Erfahrung und liſpelten geheimnisvoll: „Nein, er iſt nicht krank. Da fehlt es ganz wo anders, Schweſtern! Aber das verſteht ihr nicht.“ Und die Gelben verſtanden wirklich nichts. Unſchuldig und unverſtändig wie die Kinder ſchauten ſie einen Augenblick den armen Mann und die klügeren blauen Schweſtern an.

Langſam führte Leonz ſeinen „Togo“ am Flußbord entlang. Zum erſtenmal ging er an den Reben der Bleuler vorüber, ohne an Roſine zu denken. Sonſt hatte er beim Anblick der Trauben ſich ſtets des geliebten Mädchens erinnert. Die grünen Beeren gemahnten ihn an ihre einfältige Jugend; die gelben an ihr ſonniges Haar und die blauen an ihre ſtrahlenden dunkeln Augen. Bei dem zierlich geformten Rebenblatt aber, das ſich da zitternd im Winde bewegte, empfing er die Vorſtellung von der grünen, ſeidenen Schleife, die ſie im Haare trug und die ihr bald in den Nacken, bald über die Stirne und das kleine, ganz leicht gebogene Näschen fiel.

Dieſes ſeidene Band war eigentlich an allem ſchuld, was mit Leonz und Roſine geſchehen war. Wie es jetzt auf die rechte, jetzt auf die linke Schläfe fiel und jedesmal mit ihren weißen, feinen Händen über den Scheitel zurückgeſtrichen wurde, ſo hatte der Jüngling ſie zum erſtenmal geſehen bei der Auerſtädter Kilbi. Und zwar hatte er zuerſt nur das Band geſehen, danach erſt die helle Stirne, die Augen, die faſt vor tiefer Bläue ſchwarz ſchienen, und die ganze große Jungfrauengeſtalt, in der alles doch noch etwas Kindliches und vom Leben Ungetäuſchtes ausſprach. Sie plauderten eine Weile mitſammen und ſtritten, ob der Rhein bei großem Waſſer oder bei geringem poetiſcher ſei. Leonz trug in jenem verhängnisvollen Augenblick eine grüne Krawatte. War es nun dieſe Eintracht der Farben oder daß ſie ſich beide auf den niedern Waſſerſtand als das Poetiſchere geeinigt hatten, oder war es ſonſt etwas Gemeinſames, was ſie heimlich band, ſie gingen heim und entſchliefen, eins die grüne Krawatte, das andere die grüne Haarſchleife im Sinne. Ihr Tag und ihre Nacht, alles, was ſie dachten und ſchafften, erſchien ihnen nun grün. Sie lebten in einer ſtillen, unausgeſprochenen, feſtlichen Hoffnung; ohne ſich zu beichten, kannten ſie ihre Seelen.

Als die Väter beide ungern genug dieſe übermäßig grüne Welt ihrer Kinder bemerkten und ſie mit einer anderen Farbe anzuſtreichen ſuchten, da geſchah, was in der echten Liebe immer geſchieht, ſie wurde jetzt erſt recht ihrer bewußt. In den vielen Hinderniſſen, die ſich bald einſtellten, begannen Leonz und Roſine ſich nun über die Wahrheit und Feſtigkeit ihrer Gefühle klar zu werden. Und wie in einem heimlichen Trotze verbanden ſie ſich und beſchworen die Treue für alle Zeiten.

Das war vor einem Jahre geſchehen.

Während Roſine immer Angſt um ihren Leonz hatte, wie das Schwächere ſich um das Stärkere ſtets mehr kümmert, war ihm wirklich nie der Gedanke gekommen, daß Roſine die Braut eines anderen werden könnte. Dieſe Sicherheit löſchte zwar die Sehnſucht, die er ſtets nach ihr empfand, nicht aus. Aber es war eine glückliche Sehnſucht, und er litt nicht darunter wie ſein Mädchen, das ſich um ihn heiß abquälte. Wie in einem Fieber beobachtete ſie ihren Geliebten von ihren Fenſtern aus, wenn er die Roſſe vorſpannte oder in die rückwärts gelegenen Gärten wanderte, bald im Laubgebüſch untergehend, bald in einem bläulichen Ausſchnitt des Himmels wieder herrlicher auftauchend. Sie hatte ihn auch heute erſpäht, wie er drüben ans Haus ritt, dann ſah ſie ihn zum Fluſſe niederſteigen. Sie zitterte vor Aufregung. Die Uniform erhöhte ihre Begier, ihn nahe zu ſehen und zu wiſſen, daß er ſie gerade ſo liebe wie am erſten Tage. Leonz ging gemächlich unten am Waſſer hin. Er dachte nicht an Roſine. Weiß Gott, wie das kam. Aber immer noch ſah er ſeine ſcheltende Mutter und ſeinen gekränkten Vater und dazwiſchen eine ſchwere, breite Wolke wie ein Gewitter liegen.

‚Ich muß ſie zueinander bringen, fertig!‘ ſagte er ſich; ‚ſobald das Manöver zu Ende iſt. So hält ja keines das Leben länger aus, keines von uns dreien.‘

An das Vierte dachte er immer noch nicht, und doch führte jetzt der einzige Feldweg auf dieſer Seite am Rebhügel des Oberſten hinauf und ließ bereits über den oberſten Rebſtöcken den ausgeſchweiften Giebel des Bleulerhauſes ſehen.

Huſch! Huſch! — Schoß eine Wachtel aus dem Laube? Auch ſchon vorgekommen!

Etwas ſo Schüchternes war es gewiß, das da vor Leonz ſtand; und wie ein ſolches wildes Huhn im ſcheuen Eifer das Gefieder ſträubt, ſo ſah Roſine aus. ‚Dürfte ich? — Dürfte ich?‘ ſchienen ihre Augen und ihre am hellblauen Rocke zupfenden Finger zu fragen.

„Roſine!“ machte er und lächelte.

Ermutigt tat ſie den letzten Schritt zu ihm und ergriff ſeine Hand.

„Geh nicht da oben vorüber! Mein Vater ſitzt am Weg. Er iſt furchtbar böſe — weißt Du, daß —“

„Ich weiß, ich weiß!“ ſagte Leonz und ſchlug den Arm über ihre Schulter.

„Alles iſt verſpielt!“ ſeufzte ſie mutlos.

„Gar nichts!“ erwiderte Leonz. Im Anblick dieſes zaghaften Mädchens gewann das Bewußtſein ſeiner Männerkraft wieder die Oberhand.

„Gar nichts!“ wiederholte er, „und ich gehe bei Deinem Vater hart vorbei.“

„Das tuſt Du nicht, Leonz, um alles, bitte, bitte, nein!“ Wie zum Beten erhob ſie ihre Hände gegen ihn. Aber er ſtieß ſie ſanft weg.

„Ich will aber!“ verſetzte er entſchloſſen und drückte ſein Kinn eigenſinnig in den hohen Mantelkragen feſt.

„Aber wenn er Dir Grobheiten macht!“

„Laß uns nur, wir kommen ſchon aus!“ dabei regte er ſeine geſchmeidige Geſtalt.

„O Gott,“ wimmerte das große Mädchen in ſeine vorgehaltenen weißen Hände hinein.

(Fortſetzung folgt.)

Was in irdiſchem Drang, in Qual und Schuld erloſchen iſt: das Muttertum, das ungenützte, verſäumte, verdorbene, zugrunde gegangene Muttertum ſteht hier zu neuem Leben auf.

Nichts an den Kindern iſt mehr ihr — und da kommt das Wunder, das alleinige Wunder, das nur ein einziger Menſch auf Erden ſchaffen kann, die Mutter. Das Wunder, das aus dem Nichts — den Himmel und die Erde, das ganze leuchtende, wogende, jubelnde Weltall ſchafft.

Nichts an den Kindern iſt mehr ihr — und alles. Da wo das Muttertum am tiefſten iſt, wo es am allerärmſten geworden iſt, an der Stelle, vor der die Mama, in ihrer irdiſchen Angſt, die an keine Wunder glaubt, ſich in entſetzensvollem Sträuben aufbäumt — an dem Punkt der endgültigen Entſagung, da bricht es plötzlich hervor zu ſeiner höchſten Schönheit, zu ſeinem unverletzlichen, auf ewig unberührten Glanz.

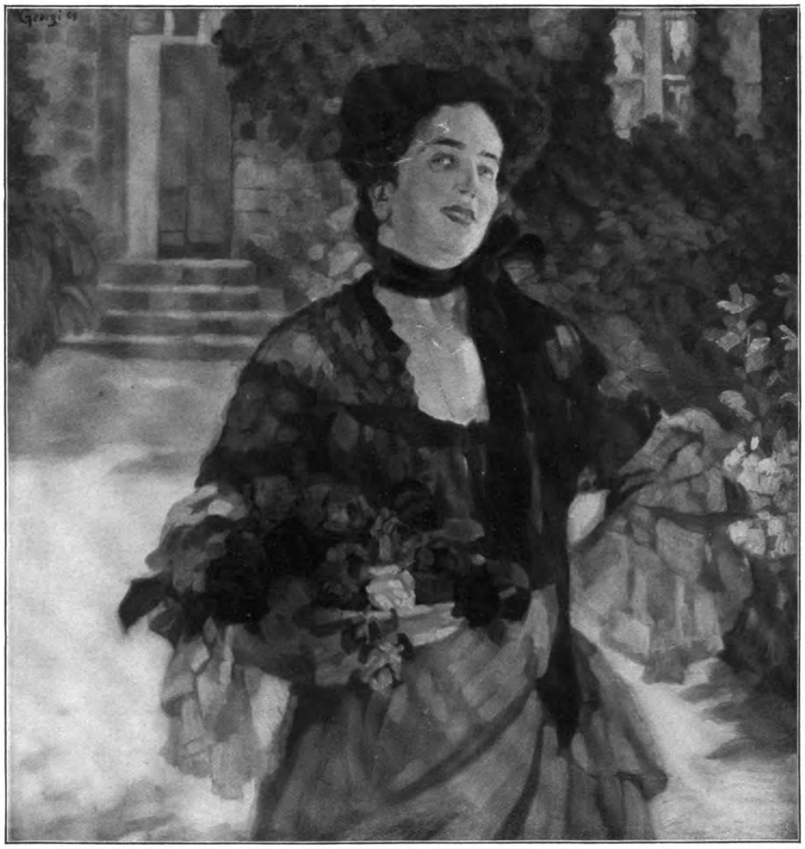
Nichts mehr haben wollen von den Kindern — ihnen in bewußter Ausprägung nichts mehr ſein können, die tiefſte und endgültigſte Trennung von ihnen bis auf den Bodenſatz austrinken — und doch, und doch ihnen das Eine und Einzige ſein, was jeder Menſch nur einmal auf der Welt hat: die Mutter, die ſchweigende Mitträgerin jeder Stunde ihres Lebens — das iſt die letzte Erfüllung.

Das iſt der Triumphruf des Lebens, als das irdiſche Sein zerbrochen war. — In der fröhlichen Univerſitätsſtadt unter rotblühenden Kaſtanien am grün verſchlammten Graben, mitten unter dem hellen, klingenden Gelärm jungen Lebens, kam Andrea zu ihren Kindern. Ihre Vergangenheit ſtand hinter ihr wie ein großes, ſtark gemaltes Bild, das man nicht alle Tage mehr anſchaut, aber das doch das Zimmer füllt und nicht mehr fortzudenken iſt.

Sie lebte für ſich nicht mehr. Als alles zu Ende ſchien, erſtand ihr die Wirklichkeit des Lebens. In ihrer Kinder Leben löſte ſich ihr eigenes auf. Ihr Daſein, in dem ſie ſelbſt immerdar ihr eigener Mittelpunkt geweſen war: in Luſt, in Ehrgeiz, in Qual, in tauſendfältigen Anſprüchen — zerrann. Sie dachte nicht mehr an ſich, empfand nicht einmal mehr, daß ſie einſam war. Denn alles, was die Kinder erlebten und erfuhren, durchlebte ſie auch. Ein verſpätetes Verſtändnis ſich heranzuquälen, heranzuſehnen, war nicht mehr möglich, doch in der Fähigkeit zur Entſagung, jener Feuerprobe der Mutterſchaft, wurde Andreas Muttertum erſt geboren.

Dies neue Leben, das Leben der Kinder, ſah ſie kommen und gehen, und von den ſtarken Lebendigen dachte heute noch keiner, daß auch ſie einen Teil daran hätte.

Aber dieſer Teil war für ſpätere Zeiten, vielleicht auch für die letzte große Entſagung der Kommenden aufbewahrt in ihrem Garten der Einſamkeit.



Roſen. Gemälde von Walter Georgi.

Neue Bücher. Beſprochen von J. Höffner.

Marthe Renate Fiſcher: „Die aus dem Drachenhaus." A. Bonz & Co., Stuttgart. — **Liſa Wenger**: „Die Wunderdoktorin." Eugen Salzer, Heilbronn. — **Adam Müller-Guttenbrunn**: „Der kleine Schwab." Staackmann, Leipzig. — „Leben und Taten des weiland wohledeln Ritters Sebaſtian Schertlin von Burtenbach", aufs neue in Druck gegeben von **Engelbert Hegaur**. Albert Langen, München. — „Das Leben und die Abenteuer des Armen Mannes im Tockenburg." Meyer & Jeſſen, Berlin. — **Raoul Richter**: „Kant-Ausſprüche." Inſelverlag, Leipzig. — A. und P. G. **Grotjahn**: „Die Bibel ausgewählt." Ebenda. — Dr. M. **Schulte**: „Das Goethe-Nationalmuſeum zu Weimar." Ebenda.

Ein ſehr intereſſantes Buch, beſonders in etymologiſcher Hinſicht, kommt uns von der Thüringer Schriftſtellerin Marthe Renate Fiſcher zu. Seit Jahren bebaut die Verfaſſerin ihr beſtimmtes Arbeitsfeld: Thüringer Dorfleben, für das ſie neben herzlicher Liebe auch den nötigen pſychologiſchen Scharfblick und ein tiefes Eindringen in Denkart, Eigentümlichkeit und Sprache dieſer ſeßhaften und in mancherlei uralt vererbten Aberglauben verſtrickten Waldbewohner mitbringt. Zu den verhängnisvollſten Überreſten aus dunklen Zeiten gehört der noch heut unzerſtörbar fortwuchernde Drachenglaube, an den ſich manche lautloſe, aber nicht weniger furchtbare Tragödie ſchließen mag. Die Haupteigentümlichkeit dieſes unheilvollen Glaubens iſt auch das Charakteriſtikum der Hexenprozeſſe: das Überzeugtſein der Opfer ſelbſt von ihrer Schuld, weil unleugbar eine Gedankenſünde mitwirkt. Die Seele, in frevlem Unterfangen an die Grenzen des Dämoniſchen mit ihren Gedanken taſtend, wird ſchuldig vor ſich ſelbſt und trägt in dieſem Bewußtſein geduldig die Achtung der andern, vielleicht Schlechteren und Untüchtigeren — deren phariſäiſche Tugendgefühle dadurch ins Ungemeſſene ſteigen —, Opfer ihrer durch kein Übergewicht des Verſtandes im Gleichmaß gehaltenen Phantaſie, die ſie in immer tiefere Dunkelheiten treibt.

Es beſteht nämlich in der ländlichen Bevölkerung Thüringens neben zahlloſen andern abergläubiſchen Anſchauungen und Gebräuchen der Glaube vom Korndrachen, der furchtbarſte von allen, weil er die perſönliche Verbindung des Opfers mit einer dunklen dämoniſchen Macht, unter der der Bauer wohl zumeiſt den Teufel verſteht, vorausſetzt. Wahrſcheinlich iſt der Sinn ein rein ſymboliſcher, ſehr berechtigter: Der Geiz und die Habſucht bringen den Menſchen in die Klauen des Böſen; dazu kommen Überbleibſel jahrtauſendealter Göttergeheimniſſe, deren Prieſterin damals wie heute das alternde Weib iſt — wie das in den Hexenprozeſſen zu ſo gräßlichem Ausdruck gekommen iſt.

Der Korndrache bringt Wohlſtand ins Haus, als feurige Kugel (Meteor, Sternſchnuppe?) ſauſt er durch die Luft und fällt in das Haus ein, dem er Reichtümer zuſchleppt. Man opfert ihm Milch, die er in Geſtalt eines ſchwarzen Kätzchens — das ſchwarze Tier ſpielt ja überhaupt eine große Rolle im Hexen- und Satansglauben — verzehrt. Die Leute, die dieſe Opfer bringen, die Drachenleute, ſchließen dadurch ſtillſchweigend einen Pakt mit dem Böſen, verpfänden ihm ihre Seele. Sie müſſen ſich hüten, den Namen des Heilands auszuſprechen, meiden Kirche und Abendmahl und trachten, um ihren Wohlſtand zu erhöhen, möglichſt viele Antworten, die mit „Ja“ beginnen, von ihrer Umgebung zu erhalten, wodurch ſie ſich ſo deutlich wie mit klaren Worten als „Drachenleute“ erweiſen. Man muß ſich hüten, ihnen die Hand zu reichen, ſonſt geht der hölliſche Zauber auf den Betreffenden mit über. Oft findet man ihre Geſichter zerkratzt, wie vom Kampf mit Dämonen, zuweilen ſind ſie beſinnungslos, ſchreien und ſtöhnen laut, wenn der Böſe ſie quält. Furchtbar iſt ihr Sterben; monatelang hängen ſie zwiſchen Tod und Leben, bis ein Barmherziger durch Handreichung den Fluch von ihnen auf ſich nimmt und ſo die furchtbare Erbſchaft weiter ſchleppt. Die Hand des Geiſtlichen iſt gefeit und kann keine Erlöſung bringen.

Die Erklärung iſt ſehr einfach. Der ganze Menſchenſchlag des Thüringer Waldes iſt ja ſehr phantaſiebegabt und der ganzen Tragik inneren Erlebens ausgeſetzt. So wurzelt in ſolchen Leuten, beſonders denen, die von dem lebhaften Drang vorwärts zu kommen, etwas vor ſich zu bringen, beſeelt ſind, die Überzeugung von einer dämoniſchen Verbindung, die dazu helfen kann, feſt. Dieſe dämoniſche Kraft, nicht ihr eigener Fleiß, bringt nach ihren Anſichten das Anweſen vorwärts, ſie, nicht irgendein unſchuldiges Tier nimmt das Milchopfer entgegen, ſteigert ſich zu hyſteriſchen und epileptiſchen Anfällen, läßt die gequälte Seele den ſterbenden Körper peinigen bis zum Grauſen, bis eine mitleidige Hand den Bann von ihnen nimmt. Verhängnisvoll wird es, wenn es eine gleichfalls in Aberglauben verſtrickte Seele iſt, die der andern dieſen Liebesdienſt erweiſt, dann erbt ſich die Tragödie wie eine ewige Krankheit weiter.

„Die aus dem Drachenhaus“ iſt ein junges Mädchen, deſſen Mutter zu den Gezeichneten gehört. Das Entſetzen vor dieſer Verwandtſchaft treibt den Mann, den ſie liebt, von ihr und ſie ſelbſt fort von Haus, in die Stadt, wo ſie etwas geklärtere Anſichten bekommt. Als die Mutter erkrankt, iſt trotzdem ihr Grauen größer als ihre Kindesliebe; erſt zu der Sterbenden kehrt ſie zurück. Der Todeskampf der Frau bietet das typiſche Bild derer, die der Wahn, die irrſinnige Furcht nicht ſterben läßt, und das Mädchen weigert jeden Dienſt, aus Angſt, die Mutter könnte ihre Hand ergreifen. Als es der Unglücklichen doch einmal gelingt, die Hand ihres Kindes zu umklammern, ſtirbt ſie. Der Aberglaube heftet ſich nun an die Tochter. Das Mädchen läßt gefliſſentlich alle üblichen Gebräuche außer acht und heiratet ſchließlich einen Witwer in einem entlegenen Dorf. Der frühere Geliebte heiratet auch, und zwar die Erbin eines Anweſens neben dem ihren. Die junge Frau ſtirbt aber ſchon bei der erſten Entbindung.

Das Mädchen aus dem Drachenhaus wird vom Unglück verfolgt. Die Stiefkinder ſterben, die Wirtſchaft geht rückwärts, der Mann entpuppt ſich als träger, unüberlegter, hinterliſtiger und jähzorniger Patron. Als ihm der Aberglaube zu Ohren kommt, ſchiebt er alles auf die gezeichnete Frau und trachtet ihr nach dem Leben. Sie ſucht im Nachbarhauſe Schutz, die frühere Liebe lodert wieder auf, und da der Mann wegen Totſchlags an einem Viehhändler verhaftet wird, ſo ſcheint einer Verbindung nichts im Wege. Der alte Schwiegervater fordert aber, um Gerede zu vermeiden, daß die Frau bis zur Scheidung in ihr Vaterhaus, zu ihrem Bruder zurückkehrt. Dort gewinnt durch allerlei Geziſchel und Geraune der Aberglaube wieder Macht über ſie, ſie fürchtet auch dem neuen Gatten Unglück zu bringen, denn nach dem Aberglauben der Dörfler rächt ſich der Drache, wenn der, auf den er ein Anrecht hat, die Gebräuche nicht erfüllt. Naturgemäß müßte nun dieſe Angſt entweder die Ärmſte ſo verwirren, daß ſie zum Selbſtmord getrieben wird, oder aber, der verſtändige Zuſpruch des von ſeinem Schwiegervater über die Verwerflichkeit dieſes Wahns aufgeklärten Verlobten müßte ſie erlöſen. Leider findet die Verfaſſerin — vielleicht im Anſchluß an ein örtliches Ereignis — den Verlegenheitsausweg, ſie auf dem Weg zu einer Zuſammenkunft mit dem Verlobten im Gebirge verirren und bei einem Erdrutſch einen Zufallstod finden zu laſſen. So dichtet vielleicht das Leben, aber das Kunſtwerk ſoll höhere Wirklichkeit ſein. Sonſt aber bin ich überzeugt, daß das außerordentlich charakteriſtiſche Buch mit lebhaftem Intereſſe geleſen werden und hoffentlich mit zur Ausrottung eines fluchbeladenen Wahns beitragen wird.

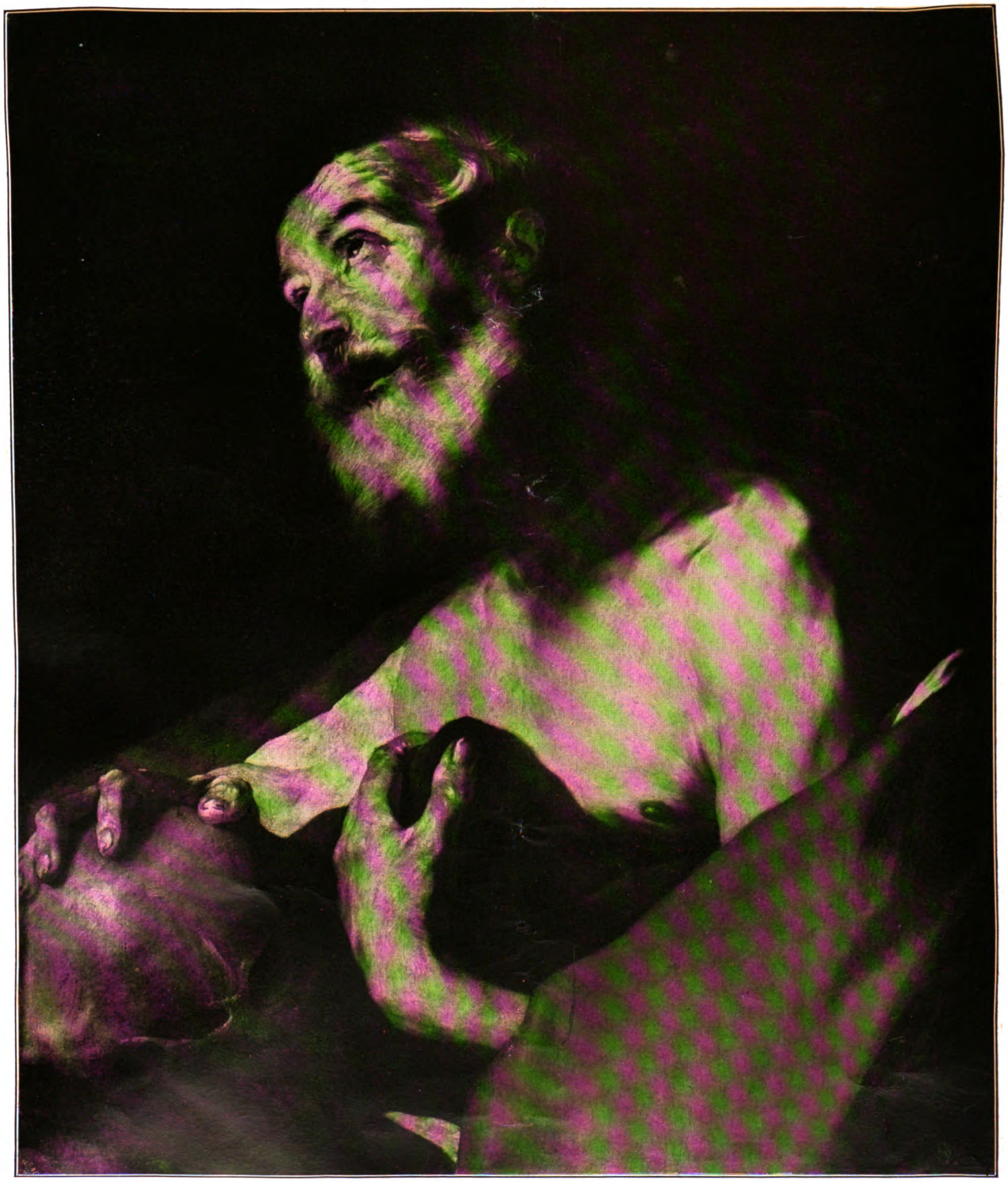
Gleichfalls mit dem Gebiet des Aberglaubens beſchäftigt ſich das Buch der Schweizer Schriftſtellerin Liſa Wenger. Infolge ihrer außerordentlich klaren, vernünftigen, aber auch ungewöhnlich nüchternen Art geht das Buch denn auch wie ein Rechenexempel auf: ungelöſte Probleme gibt es nicht. Die Wunderdoktorin iſt eine einfache Frau, die infolge ihrer geſunden Vernunft und ungewöhnlichen Willenskraft auf alle Nervenleidenden, Willensſchwachen, unter Zwangsvorſtellungen Leidenden eine außerordentliche Einwirkung hat, ſo daß das Vertrauen zu einem höchſt harmloſen Univerſalmittel, das ſie, um die Leute in Reſpekt zu ſetzen, zu hohem Preis verkauft, ungewöhnliche Erfolge zeitigt. Natürlich verfolgen die wiſſenſchaftlichen Autoritäten, in Arzt und Apotheker verkörpert, die Kurpfuſcherin mit ausgiebigem Haß, und die Dinge ſteigern ſich zum tragiſchen Konflikt, als der eigene Sohn der Doktorin als zünftiger Arzt das Hoſpital übernimmt. Nebenher geht die Geſchichte der Apothekersfrau, die durch die Doktorin von Nervenleiden, die ihr ganzes Leben verbittert haben, befreit wird und deren herzkranker Mann vor Wut über dieſe hinter ſeinem Rücken unternommene Kur am Schlag ſtirbt. Endlich räumt die Frau, um das Leben des Sohnes nicht zu vernichten, das Feld, und mit dem ſtudierten, von den vernünftigen Anſichten der Mutter teilweiſe beeinflußten Arzt wird eine neue Zeit heraufziehen. Was das Buch wertvoll macht, iſt die tüchtige, verſtändige, charaktervolle, vielleicht gelegentlich etwas harte und nüchterne Art der Verfaſſerin, die nichts Weichliches, Dumpfes, Unklares duldet und durch dieſe ſtrenge aber heilſame Auffaſſung in hohem Grade erzieheriſch wirken kann, obwohl in dieſer Art auch ſtarke zerſtöreriſche Tendenzen verborgen liegen können, weil ſie den Keim der Unduldſamkeit gegenüber dem Unverſtandenen in ſich trägt. Und doch quellen aus dem Unverſtandenen, Unfaßbaren die tiefſten Wunder. Sonſt ſei das tüchtige, geſunde Buch warm empfohlen.

Von Adam Müller-Guttenbrunn, deſſen ſchöne Erzählung „Der kleine Schwab“ im Daheim zuerſt veröffentlicht wurde, liegt ein zweites treffliches Buch: „Götzendämmerung“, bereits in fünfter Auflage vor, das die Kämpfe, denen das Königreich Ungarn mit ſeinem bunten Völkergemiſch und ſeinen parteizerriſſenen Intereſſen ausgeſetzt iſt, in packenden Bildern behandelt. Man kann dem Adel und der ſittlichen Kraft dieſes jungen Poeten, den unſere Leſer ſchon aus ſeiner ergreifenden Erzählung, deren Art und Ton recht an das berühmte alte Buch „Heinrich Stillings Jugend“ erinnert, lieb gewonnen haben werden, die ſchönſten Erfüllungen auch für die Zukunft zutrauen. „Der kleine Schwab“ iſt jetzt übrigens in einer hübſchen Ausgabe erſchienen und ſei auch für die etwas reifere Jugend empfohlen.

Ein Seitenſtück zu der Lebensbeſchreibung des Götz von Berlichingen, die einſt Goethe begeiſterte, erſcheint bei Albert Langen: „Leben und Taten des weiland wohledlen Ritters Sebaſtian Schertlin von Burtenbach.“ Jeder, der die Macht der Vergangenheit fühlt, wird ſeine Freude an den Aufzeichnungen des ehrenwerten Ritters haben, im markigen Stil ſeines Lutherdeutſch, und aus den ſchlichten Berichten ſeines Kriegshandwerks und der wunderlichen Zeitläufte allmählich die Geſtalt des wackern deutſchen Mannes ſich herausheben zu ſehen, bis zu dem Punkt, wo 1576 die andere Hand beginnt: „Bis dahin hat mein freundlich allerliebſter Herr Vater ſelig, dem der allmächtige Gott gnädig und barmherzig ſei uſw.“ und der betrübte Sohn das chriſtliche und ritterliche Abſcheiden dieſes alten Evangeliſchen Augsburgiſcher Konfeſſion beſchreibt.

Ein anderes menſchliches Dokument haben wir in dem Neudruck: „Das Leben und die Abenteuer des armen Mannes im Tockenburg.“ Die Aufzeichnungen eines armen Salpeterbrennerſohnes, der von Werbern überliſtet wird und ſpäter, in ſein Heimatdorf zurückgekehrt, ein Leben unaufhörlicher Sorge führt. Ich kann das treuherzige, aufrichtige und unſchuldige Buch dieſer kindlichen Seele am beſten empfehlen, indem ich es wiederum mit „Stillings Jugend“ vergleiche, an die es ſich auch zeitlich ungefähr anſchließt.

Zum Schluß ſeien als Neuerſcheinungen aus dem Inſelverlag zu allgemeinem Gebrauch und Geſchenkzwecken die vorzügliche Auswahl „Kant-Ausſprüche“, beſorgt von Raoul Richter, empfohlen, eine Sammlung von Sentenzen in dem Sinne, wie Kant gelegentlich dieſen Ausdruck erklärt hat: „Sätze, die ſich empfehlen und ihr Anſehen oft Jahrhunderte hindurch erhalten als Produktionen reifer Urteilskraft durch den Hochdruck der Gedanken, die darin liegen.“ — „Die Bibel ausgewählt“ von Alfred und Georg Grotjahn, ein Werk, das an ſeinem Teil dazu beitragen möchte, in einer Ausleſe die Bibel wieder, um mit Luther zu reden, zum täglichen „Leſe- und Lebebuch“ zu machen. Schließlich hat der Verlag uns mit Dr. M. Schultes „Das Goethe-Nationalmuſeum zu Weimar“ den klaſſiſchen Führer durch dieſes literariſche Heiligtum Deutſchlands gegeben.



Der heilige Hieronymus. Von Ribera. Dresden, Gemäldegalerie.

Kunſtbeilage zum Daheim.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Frauenerwerb.

Der franzöſiſche Kindergarten und franzöſiſche Spielkurſe.

Es gibt viele Familien, die ihren Kindern gern eine franzöſiſche Erzieherin halten würden, wenn es nicht zu koſtſpielig wäre. In der Schule werden ja wohl die Sprachen erlernt, auch auf gute Konverſationsſtunde Wert gelegt, aber ich glaube nicht, daß auch die allerbegabteſten Schüler oder Schülerinnen es durch den Schulunterricht erreichen, die im täglichen Leben gebrauchte Umgangsſprache wirklich zu beherrſchen. Da kann nun der franzöſiſche Kindergarten und ſpäter ein Spiel- und Unterhaltungskurſus die Schule ſehr wirkſam unterſtützen und den Eltern einen nicht zu teuren Erſatz bieten für die franzöſiſche Erzieherin oder Bonne. Einer Dame, die das Franzöſiſche beherrſcht und, wenn irgend möglich, längere Zeit in Frankreich geweſen iſt, bietet dieſer Unterrichtszweig eine gute Erwerbsquelle, die ihr, wenn ſie Kinder lieb hat, auch große Freude bereiten kann. Die nötigen Anſchaffungen ſind gering. Natürlich muß ſie ein gutes, geräumiges Wohnzimmer haben, in dem die Kleinen nicht nur an einem großen Tiſch ordentlich Platz finden, ſondern auch Kreis- und andere Bewegungsſpiele ſpielen können. Es ſollte auch ein Klavier im Zimmer ſtehen, denn wie gern unſere kleinen Deutſchen franzöſiſche Kinderlieder zum Klavier ſingen, weiß ich aus Erfahrung. Dann muß man einige Fröbel- oder andere Unterhaltungsſpiele haben, bei welchen möglichſt viel geſprochen wird. Für den Anfang ſind beſonders die hübſchen Bilderlottos gut zu brauchen. Es gibt zwei Sorten: eine, wo man einfach die Bilder ausruft und die gleichen auf den Karten bedeckt; die zweite, wo man in der Mitte jeder Karte in einem größeren Bilde alle kleinen Kärtchen als Ganzes wiederfindet, zum Beiſpiel könnte das große Bild eine Kinderſtube darſtellen, dann würden die Kärtchen alle möglichen Gegenſtände einer ſolchen, wie Puppe, Pferd, Bilderbuch uſw. zeigen. Sind nun die großen Karten alle bedeckt, ſo erzählt das Kind alles, was es auf ſeinem Bilde ſieht — eine vortreffliche Übung. Für die Allerkleinſten, welche noch keine Zahlen kennen, gibt es hübſche Karten, die aus neun Feldern mit Nummern beſtehen. Die Karten mit den neun dazu gehörigen kleinen Karten ſind verſchieden gefärbt, ſo daß der Ausrufende nicht nur die Nummer, ſondern zugleich die Farbe nennt; ſo lernen die Kleinen auch die Farben kennen, die ihnen häufig genug noch fremd ſind. Sind nun alle Kärtchen aufgelegt, ſo iſt ein ſchönes Bild entſtanden, das wieder herrlichen Stoff zur Beſprechung gibt. Dies Spiel iſt ebenſo wie das Schnappſpiel beſonders geeignet für unſere Zwecke. Alle Bilder-Quartettſpiele ſind für größere Kinder ſehr zu empfehlen. Iſt eine Zeitlang am Tiſch geſpielt, ſo ſpielt man mit den Kleinen ein franzöſiſches Kreisſpiel oder etwas Ähnliches. Die verſchiedenſten Geſellſchaftsſpiele kann man franzöſiſch ſpielen, die Kinder ſind bei allem mit dem größten Eifer dabei. Leider gibt es ja wenige hübſche franzöſiſche Kinderlieder; das Liederbuch, welches meiſtens in franzöſiſchen Volksſchulen gebraucht wird, weiſt eigentlich nur unſere bekannten deutſchen Volkslieder in mehr oder minder guter Überſetzung auf. Paſſende Lieder findet man übrigens in verſchiedenen modernen Grammatiken für Mädchenſchulen, zum Beiſpiel bei Bierbaum, Roßmann & Schmidt uſw.

An den Vormittagen hatte ich die noch nicht ſchulpflichtigen Kinder von drei bis ſechs Jahren bei mir; nachmittags zweimal wöchentlich die größeren. Wenn dieſe den franzöſiſchen Kindergarten noch nicht beſucht haben, fängt man mit denſelben Spielen an wie bei den Kleinen, nur kann man gleich die Gegenſtände auf den Kärtchen etwas näher bezeichnen; zum Beiſpiel fragt man nicht nur: Qui a un chat? ſondern: Qui a un chat noir et blanc avec un ruban rose? uſw. Für größere Kinder hat man eine unendlich viel größere Auswahl in Spielen, da man ja Sprichwörter-, Perſonen-, Gegenſtand-Raten und ähnliche Spiele ſpielen kann. Ich habe ſogar gefunden, daß nichts geeigneter iſt für Konverſationsſtunden für junge Damen als dieſe Art Spiele, weil ſie ſich beim Spiel viel natürlicher geben und weniger ſchüchtern ſind als beim gewöhnlichen Unterhalten.

Wenn die Leiterin ſolcher Spielkurſe ihre Sache verſteht und von Anfang an möglichſt wenig Deutſch ſpricht, können die Kinder auf dieſe Weiſe wirklich gewandt ſprechen lernen, und die Eltern haben die große Ausgabe für eine franzöſiſche Erzieherin geſpart. Vor allen Dingen müſſen die Kinder immer im vollen Satz antworten. Überhaupt muß die Leiterin recht geſchickt verfahren, um den kleinen Anfängern neben den Hauptwörtern, die ſie ſehr ſchnell lernen, zuerſt nur wenige, ſich oft wiederholende Verben beizubringen, damit ſie nicht verwirrt werden. So ganz leicht iſt das im Anfang nicht, die Übung in der Praxis iſt aber auch hier der beſte Lehrmeiſter.

Maria Weber.

Die Hausbäckerin.

Einen beſcheidenen Frauenerwerb der alten guten Art, der aber in unſeren modernen Ver[illegible]ſſen recht wohl noch einmal zur Geltung kommen könnte, hatte vor Jahrzehnten eine durch Vermögensverluſte jäh verarmte Verwandte von mir in einer Kleinſtadt ohne ſonſtige Erwerbsmöglichkeit eröffnet. Die Dame war eine vorzügliche Köchin, namentlich ihre Gebäcke, ihre Pfannkuchen, Sandtorten, Räderkuchen, Napfkuchen, Weihnachtsſtollen und Pfefferkuchen waren weit und breit berühmt. Darauf gründete ſie nun ſchnell entſchloſſen ein ſchwunghaftes kleines Bäckereigeſchäft. Es gibt ja ſo viele Kuchenliebhaber und guter Kuchen, ſehr guter, nach alten gediegenen Hausrezepten ohne Schonung des Butter- und Eiervorrats iſt eine begehrte Ware. Freilich iſt ſolcher Kuchen teuer, aber meiner Baſe iſt es gelungen, durch einige Inſerate in Frauenzeitungen, durch Empfehlungen im Freundeskreis, und dann weiter von Haus zu Haus, einen ſehr guten und zahlreichen Kundenkreis zu erwerben. Leckerer Inhalt, lockendes Ausſehen, ſaubere Verpackung der Backkunſtwerke, das muß bei dieſer Tätigkeit natürlich Hand in Hand gehn. Meine Baſe war eben eine ſehr tüchtige und fleißige Frau. Jede Schnitte ihrer köſtlich nach Butter, Mandeln und Zimmet und last not least Hefe duftenden Napfkuchen war eine Delikateſſe. Wer die Sandtorten der bewußten Backmeiſterin einmal als Krone der Geburtstage in ſeiner Familie eingeführt hatte, blieb jahrelang bei der alten Obſervanz.

Jetzt hat der Tod das ſtille rührige Geſchäft der fleißigen Frau geſchloſſen. Sie hat ſehr geholfen, ihre Familie wieder auf einen grünen Zweig zu bringen.

Wäre nicht ihre Tätigkeit mancher auf dem Lande oder in kleiner Stadt wohnenden fleißigen Frau, die ſich nach einer Nebeneinnahme ſehnt, zur Nachahmung zu empfehlen? Können muß man's freilich, nicht nur leidlich, nicht nur gut, ſondern ſehr gut, — ausgezeichnet!

Rat Franz.

Kleine Mitteilungen.

Die Königliche Gärtnerlehranſtalt Dahlem bei Berlin veranſtaltet ſeit Jahren Unterrichtskurſe für Obſt- und Gemüſeverwertung, die eifrig beſucht werden. Bis jetzt konnten Herren und Damen gemeinſam teilnehmen. In dieſem Jahre aber iſt die ſehr praktiſche Neuerung eingeführt, geſonderte Kurſe zu veranſtalten, weil die Intereſſen ſich doch ſehr verſchieden geſtalten. Vom 25. bis 30. Juli wurde die Verwertung der Ernten gelehrt, Sortieren, Packen uſw. Der zweite Kurſus beſchäftigte ſich mit der Verwertung von Obſt und Gemüſe im Haushalt. Er dauerte vom 8. bis zum 13. Auguſt. Anmeldungen ſind an den Direktor der Anſtalt zu richten. Der Kurſus koſtet für Deutſche 9 ℳ, für Ausländer 12 ℳ.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

Fr. L. L. in Berlin O. Frauenerwerb. Die Adreſſe der Leiterin des Frauenerwerb iſt: Daheim-Redaktion, Berlin W., Tauenzienſtraße 7b.

P. G. in A. Das Lettehaus Berlin, Viktoria-Luiſe-Platz 6, bildet in ſeiner Haushaltungsſchule nicht nur für Berufszwecke, ſondern auch für den eigenen Haushalt aus. Die Ausbildung dauert dann neun Monate — für Interne ausnahmsweiſe auch ſechs Monate.

Fr. v. Z. in B. Die Geſchäftsſtelle für weibliche Vormundſchaft in Berlin iſt: Franzöſiſcher Dom, Gendarmenmarkt.

Frl. E. Pr. in Z. Sie meinen die Generalverſammlung des Deutſch-Evangeliſchen Frauenbundes in Koblenz. Die Entſchließung lautet: Die heutige Verſammlung vertritt die Anſicht, daß man den Mädchen die bedingte Zulaſſung zu den höheren Knabenſchulen überall da gewähren möge, wo gleichartige Mädchen-Bildungsanſtalten nicht vorhanden ſind. Die Verſammlung glaubt, daß in dieſem Falle die Vorteile der bedingten Zulaſſung die etwaigen Nachteile überwiegen und ſtrebt daher die Zulaſſung der Mädchen zu den höheren Knabenſchulen für ganz Deutſchland an.

Fr. B. in L. Wir begreifen nicht, welches Blatt die Notiz gebracht haben kann, daß von jetzt an die wiſſenſchaftlichen Lehrerinnen die techniſchen Fächer mit übernehmen ſollen. Genau das Gegenteil iſt richtig. Eine wiſſenſchaftliche Lehrerin wird ſehr ſelten in der Lage ſein, techniſche Fächer mit zu übernehmen, da ihr die notwendige Ausbildung fehlt, die unbedingt verlangt wird.

Schweſter N. in D. Wir haben ſchon einmal darauf hingewieſen, daß es einer Dame nicht erlaubt iſt, die Rote Kreuz-Kleidung zu tragen, wenn ſie dem Verbande nicht mehr angehört. Man ſollte doch zu ſtolz ſein, vor den Leuten etwas ſcheinen zu wollen, was man nicht iſt.

Fr. Pf. G. in St. Eine Fabrik, die handgeklöppelte Spitzen an Frauen abgibt, die ſie als Nebenerwerb dann weiter verkaufen, iſt uns nicht bekannt.

Krankenpflege. Hamburg. Wir können uns nicht denken, daß Sie unſer Blatt regelmäßig leſen. Sie fordern Auskunft über ein Examen als Krankenpflegerin und teilen uns Namen und Adreſſe nicht mit. Wir beantworten anonyme Anfragen nicht.

Frauen-Daheim.

Der Neid hat eine falſche Perſpektive — eine völlig ſchiefe —
Er ſieht des Nachbars Acker, den ganz kleinen, gröſser und ſchärfer als den groſsen, ſeinen.

Das Damen-Hockeyſpiel.

Mit der zunehmenden Freude der Frauen am Sport hat auch ein Spiel Eingang gefunden, das ſeither nur bei dem „ſtarken“ Geſchlecht ausgeübt wurde. Dieſes Spiel, Hockey genannt, iſt eine Abart des Fußball. Doch erſchrecken Sie nicht, meine Damen, es wird nicht getreten und gekickt. Es wird nur geſchlagen. Auch nicht Gegner, nur ein Ball. Vom Schlagen des Balles mit einem Stock hat das Spiel ſeinen Namen, denn im Mittelalter gebrauchte man den Schäferſtock, nach dem franzöſiſchen „hocquet“ genannt, zum Spiel.

Das Hockeyſpiel kann auf einer Wieſe oder auf einem Raſenplatz geſpielt werden, der bei einer Länge von 90 Meter ungefähr 46 Meter breit ſein muß. Die Abgrenzung wird durch entſprechende mit Kalk gezogene Linien und an den Ecken aufgeſtellte Fahnen bezeichnet. Auf jeder Breitſeite befindet ſich in der Mitte das Tor, das aus zwei Pfoſten beſteht, die durch einen Querpfoſten verbunden ſind. Der Stock, der ein Gewicht von ungefähr 1000 Gramm hat, iſt an einem Ende breiter und gebogen. Der Ball beſteht aus Leder und wiegt vorſchriftsmäßig bei einem Umfang von ungefähr 23 Zentimeter 163 Gr.

Der Verlauf des Spieles iſt folgender: Es werden zwei Parteien gebildet, deren jede aus elf Spielerinnen beſteht. Eine Dame muß als Torwächterin im Tor ſtehen, zwei Spielerinnen haben die Angriffe auf das Tor abzuwehren, während drei weitere Spielerinnen als Unterſtützung der Stürmer in Betracht kommen, die aus fünf Perſonen beſtehen. Dieſe fünf Stürmer jeder Partei ſtehen bei Beginn des Spieles auf der Mittellinie, d. h. der Linie, die ſich in der Mitte des Spielfeldes befindet. Jede Partei ſucht nun den Ball durch Schlagen mit dem Stock in das gegneriſche Tor zu bringen. Jedes von einer Partei durchworfene Tor zählt einen Punkt. Sieger bleibt, wer nach einem Wettſpiel von 90 Minuten, das durch eine 10 Minuten-Pauſe unterbrochen wird, die meiſten Punkte erzielt hat. Gegenüber dem Lawn Tennis hat das Damen-Hockeyſpiel den Vorteil größerer Vielſeitigkeit. Seine fröhlichen, anregenden, geſundheitfördernden Eigenſchaften haben dieſem Spiele in den letzten Jahren eine große Verbreitung verſchafft. In Berlin, Dresden, Hannover, Hamburg, Köln, Bonn, Frankfurt a. M., München ſind Damen-Hockeyvereine entſtanden.

Damen-Hockeyſpiel. Vor dem Angriff.

Der kleine Finger meiner Kinder.

Kinder, wenn ihr die winzigen Händchen und Fingerchen meiner Eva geſehen hättet, als ſie noch ganz klein war, — damals, als ich ſie mir fing! …

Gefangen haſt du ſie dir?

Ach richtig, davon wißt ihr ja auch noch nicht! Hört zu! Alſo, ich war einmal, an einem wunderſchönen Tage, ſpazieren gegangen, bis ich müde wurde, und deshalb ſtreckte ich mich zuletzt ins Gras, auf einer grünen Wieſe, unter einem hohen ſchattigen Baum. Ich war ganz allein, und da ich mich alſo mit niemand unterhalten konnte, ſchlief ich ein. Da hatte ich einen merkwürdigen Traum.

Mit einem Male kam eine große dicke weiße Wolke am Himmel über die Wieſe geſchwommen, auf der ſaßen lauter kleine muntere pausbackige Engel. Die hatten alle gar nichts an, nur Flügel. Buben und Mädchen waren darunter, und die Buben hatten Trompeten und Trommeln und muſizierten ſo vergnügt, wie ich es noch nie gehört habe. Die kleinen Mädchen aber hatten jedes einen kleinen Blumenſtrauß in den Händen und ſangen.

Nun wollten ſie aber auf die Wieſe herunter und ſpielen. Gleich war von lichten, dünnen Sonnenſtrahlen eine feine goldene Leiter da. Auf der ſtiegen alle miteinander ſchnell herunter. Eigentlich dürfen ja Kinder nicht auf einer Leiter klettern, und ein paar von den Engelchen, die gar zu ſchnell ſein wollten und ſich nicht feſt genug anhielten, wären auch beinahe gefallen. Aber zum Glücke hatten ſie ja Flügel und konnten damit fliegen. Es war wie ein Taubenſchwarm.

Wie ſie nun alle unten auf der Wieſe angekommen waren, begannen ſie miteinander zu tanzen und zu ſpringen. Die kleinen Buben hatten ihre Muſikinſtrumente wohl oben auf der Wolke gelaſſen, aber die Mädchen hatten ihre Blumen mit herunter gebracht. Nun waren ſie ihnen im Wege, denn ſie mußten ſich doch zum Reigen anfaſſen. Deshalb legten ſie die Blumen hübſch im Graſe beiſeite, und nun ging das Vergnügen los.

Aber, wer weiß, was da war, vielleicht hatten ſie mich plötzlich entdeckt und waren darüber erſchreckt. Kurz und gut, nachdem ſie ſich eine Weile ganz in meiner Nähe getummelt hatten, kletterten und flogen ſie wieder hinauf in die Höhe, und gleich darauf war auch die Himmelsleiter wieder verſchwunden. Das alles ging ſo raſch, daß ich davon erwachte.

Aber was war das? Zwei kleine Engelchen, ein Bube und ſein Schweſterchen, waren unten geblieben. Die hatten den richtigen Augenblick verpaßt, hatten wohl für ſich allein bei den Blumen geſpielt, und denkt nur, — all die Blumen, die alle die kleinen Mädchen vom Himmel mit herunter gebracht hatten, waren inzwiſchen auf der Erde feſtgewachſen! …

Als ich erwachte, wollte ich mir gleich einen Strauß davon pflücken, und dabei ſah ich nun auch noch die beiden Engelchen zwiſchen ihnen herum hopſen.

Nun ſprang ich raſch hinzu und fing ſie mir. Schade, da ſie ſich nur ſehr ſchwer haſchen ließen, brachen ihnen dabei die Flügelchen ab, die ich dann leider mitzunehmen vergaß. Zum Glück tat es ihnen anſcheinend gar nicht weh. Ich nahm ſie mit nach Hauſe zu meiner Frau, die ſich ſehr darüber freute, denn ſie hatte ſich ſchon immer ein Paar ſolche liebe, kleine Engelskinder gewünſcht. Natürlich mußte ich ſie ſehr vorſichtig tragen. Deshalb band ich ſie in mein Schnupftuch, denn ſie waren ja noch ganz klein und ſplitterfaſernackt.

Und was war es dann mit den kleinen Händchen der kleinen Eva?

Ja, die hättet ihr ſehen mögen! Erſtens winzig waren die; nicht größer als ein Taubenei, und dann wie Roſenblättchen. Die Fingerchen — von den Nägelchen gar nicht zu reden — blank wie Perlmutter, und die Äderchen an den feinen Gelenken ganz blau.

Was ſie nun mit ihren Händchen machte? Ei, zuerſt gar nichts. Aber bald zappelten ſie gar luſtig und fuchtelten über ihrem munteren Geſichtchen herum, vor den hellen Gucken und dem runden Stumpfnäschen. Oder ſie machte ſie in einem fort auf und zu, als wollte ſie die Finger zählen. Manchmal freilich ſchlug ſie damit auch ſchon recht wild um ſich, wenn die Mutter nicht gleich mit der Milch zur Stelle war. Der Hauptfinger war dabei das Däumchen; das ſteckte ſich Klein-Eva dann immer in ihren winzigen Mund, und dann ſchlief ſie, behaglich gluckſend — oder grollend? — „goll-goll, goll-goll“ wieder ein.

Ja, Kinder, von den Fingerchen wäre mehr zu erzählen! Was das Goll-Däumchen für einen Zweck hat, wißt ihr nun. Als ſpäter Friedel und Evchen größer wurden und ſchon auf meinen Knien ſaßen, habe ich ihnen auch in manchem Dämmerſtündchen vom Däumling und dem Rieſen erzählt; vom Däumling und ſeinen vier Brüdern. Vom Zeigefinger, der immer irgendwohin zeigt, was ſich aber nicht ſchickt! Dann vom großen Finger, der aber weiter nichts, als eben „der Große“ iſt; das iſt oft ſo im Leben! Weiter vom Goldfinger, an dem die Eltern ihre Trauringe tragen. Aber der Wichtigſte iſt doch der — kleine Finger!

Der hat eine ſeltſame Gabe, und ich habe ſie entdeckt! Der iſt eine Plaudertaſche, die immer dem Vater, wenn einmal das Plappermäulchen etwas verſchweigen will, alles erzählt.

Da iſt einmal auf unſerm Tiſche, auf der kleinen Tiſchdecke, die ſich immer ſo leicht verſchiebt, eine Vaſe mit Blumen „umgefallen“, daß es eine richtige Überſchwemmung gab, und das alles beinahe ganz — von ſelbſt …

Allerdings, Friedel und Eva hatten vorher an dem Tiſch — geſtanden, aber weiter nichts. Sie hatten darüber ein ernſtliches Zerwürfnis, und die Sache wurde dadurch nicht beſſer, daß in ihr lebhaftes Wortgefecht darüber auch noch lautes Schelten der Mama hineinklang. Kurz, es war ein Gewitter mit Donner und Regen.

Schließlich nahm ich zuerſt Friedel zu mir in mein Kämmerlein. „Biſt du es geweſen?“ Doch dicke helle Tränen waren das einzige, was aus ihm herauskam; er iſt ein Gefühlsmenſch und mochte ſich ebenſowenig zu Selbſtbeſchuldigungen, wie zu ſolchen ſeines Schweſterchens verſtehen. Darum nahm ich mir nun meine Eva vor. Die iſt eine von der „kühlen blonden“ Art und ſah mich ſicher und feſt an. Vielleicht, daß ſich das Gewiſſen in ihr regte, doch kam aus ihr nichts heraus.

„Nun, wenn du es mir nicht ſagen willſt, will ich einmal deinen kleinen Finger fragen. Der ſagt es mir gewiß, der weiß es“ — und ſchon zog ich ihn an mein Ohr. Hei, wie ſich da das Händchen in meiner Hand zuſammenkrampfte und das Ärmchen zuſammenbog. Dennoch hat mir der kleine Finger, als er an meinem Ohre vorbei kam, — huſch! — verraten, wo die Schuld lag, und Eva dann auch alles glatt gebeichtet.

So habe ich es ſeitdem noch oft gemacht. Sobald ich nur nach einem dieſer kleinen Händchen meiner Kinder griff, merkte ich gleich, woran ich war. Je nachdem, ob ſich der kleine Finger willig an mein Ohr halten ließ oder zurückzog. So half mir dieſer kleine Finger meine Kinder erziehn. Dr. Johannes Kleinpaul.

Was beſtimmt das Geſetz über die Ausſtellung von Dienſt- und Arbeitszeugniſſen?

Den Schutz der Dienſtherrſchaft vor unredlichen Angeſtellten und anderſeits den Schutz des Fortkommens der Arbeitnehmer und bedienſteten Perſonen, dies beides hat das moderne Recht berückſichtigt in den von ihm aufgeſtellten Beſtimmungen über die Ausſtellung von Dienſt- und Arbeitszeugniſſen. Leider aber beſteht vielfach eine ſehr tiefgehende Unkenntnis dieſer wichtigen Beſtimmungen und es geraten mitunter die Hausfrau oder der Arbeitgeber bei Abgang der Küchenfee oder des Arbeitsgehilfen ſehr in Verlegenheit über die Ausſtellung des Zeugniſſes. Es können deshalb die hier einſchlägigen Fragen, in denen oft trotz ihrer Einfachheit der koſtſpielige Weg zum Rechtsanwalt betreten wird, nicht oft genug beantwortet werden und an Beiſpielen ihre Erörterung finden.

Frau Rechtsanwalt Müller hatte ſich in der Ehrlichkeit ihres neuen Küchenmädchens arg getäuſcht. Dieſes hatte in der Abweſenheit der Herrſchaft nicht nur den Inhalt der Speiſekammer verbotenerweiſe gemindert, ſondern auch Kleider- und Wäſcheſchrank zum Schauplatz ihrer Taten gemacht. Jetzt ſollte nun, wie im Kaffeekränzchen Frau Baumeiſter behauptet hatte, noch ein Zeugnis der Treue und Ehrlichkeit ausgeſtellt werden!? Das wäre doch ungerechtfertigt. Anderſeits hatte Frau Rechtsanwalt auch ein gutes Herz. Es hatte auf ſie der Tränenſtrom der Übeltäterin, wie es leider ſo oft geſchieht, beſänftigend gewirkt, zumal Anna ein über das andere Mal verſicherte, „ſich dabei gar nichts gedacht“ zu haben. Und die gutmütige Hausfrau hätte wirklich beinahe in Annas Dienſtzeugnis deren Ehrlichkeit verſichert, wenn ihr Gatte ſie nicht davon abgehalten hätte. Der Herr Rechtsanwalt dehnte den Nachmittagskaffee noch etwas aus, um ſeine kleine Frau in dieſer Tagesfrage ihres Wirtſchaftslebens zu belehren.

Das Tor des Gegners in Gefahr.

„Du lebſt eben,“ begann er und blies die Rauchwolken ſeiner Bremer in die Luft, „wie viele Hausfrauen in dem irrigen Glauben, im Dienſtzeugnis dürfe nie ein abfälliges Urteil über die Ehrlichkeit der Dienſtboten enthalten ſein. Dieſe falſche Meinung gründet ſich gewöhnlich auf eine Verwechſlung zwiſchen Dienſtzeugnis und Arbeitszeugnis. Das Dienſtzeugnis wird bei Auflöſung des ſogenannten Geſindevertrags erteilt, d. h. des Dienſtvertrags, durch den der eine Teil zur Leiſtung von häuslichen und wirtſchaftlichen Dienſten auf einen beſtimmten Zeitraum verpflichtet und für den anderen Teil die Verbindlichkeit zu einer beſtimmten Vergütung begründet wird. Nach der Geſindeordnung hat das Dienſtzeugnis zu enthalten: 1. Angabe der Beſchäftigungsart während des Dienſtes. 2. Angabe der Dienſtzeit. 3. Ein Führungszeugnis, das ſich beſonders über Fleiß und Ehrlichkeit ausſpricht.

Gerade bezüglich des letzten Punktes herrſcht alſo vielfach Unkenntnis des Geſetzes im Publikum. Es kann von der Dienſtherrſchaft ſehr wohl im Dienſtzeugnis ein abfälliges Urteil über das Verhalten des Dienſtboten abgegeben werden, wenn es nur der Wahrheit entſpricht. Das Geſetz beſtimmt: ‚Wer ein Dienſtzeugnis über das Verhalten von ihm abziehenden Geſindes wiſſentlich wider die Wahrheit ausſtellt, haftet für den Schaden, der der nachfolgenden Dienſtherrſchaft aus der wahrheitswidrigen Angabe erwächſt‘. Es kann ein ſolcher Fall ſogar eine Beſtrafung mit Geldſtrafe bis zu 150 ℳ nach ſich ziehen. Nach dem bayriſchen Recht wird eine Dienſtherrſchaft für den Schaden verantwortlich gemacht werden können, der aus einem von dieſer bewußt unwahr und mit Verſchweigung einer ‚ſchweren Veruntreuung‘ des Dienſtboten ausgeſtellten Zeugnis einer andern Dienſtherrſchaft erwächſt. Der Schadenserſatzanſpruch erliſcht erſt drei Jahre nach Ausſtellung des Zeugniſſes, wenn er nicht inzwiſchen klageweiſe geltend gemacht worden iſt. Alſo, liebe Hedwig, du ſiehſt, es iſt die größte Vorſicht nötig, wenn du dich nicht Unannehmlichkeiten ausſetzen willſt.“

„Ja, aber, Karl, ich bringe es nicht übers Herz, in das Dienſtzeugnis den Vermerk der Unehrlichkeit aufzunehmen. Ich möchte dem Mädchen nicht das Fortkommen abſchneiden, wenn mir auch eure Geſetze das Recht dazu geben.“

„Die Sache iſt ſehr einfach, Kind, du läßt den Punkt 3 unausgefüllt. Dazu biſt du berechtigt. Du kannſt, aber du brauchſt dich nicht über das Verhalten des Dienſtboten ausſprechen. Natürlich wird die Minna mit ſolch unvollſtändigem Zeugnis nicht weit kommen, denn jedermann wird ſich das beſte denken können. Da gibt es aber für den Dienſtboten einen Ausweg. Er kann beantragen, daß die Polizei den ganzen Sachverhalt erörtert und das Ergebnis in dem Dienſtbuch des Dienſtboten vermerkt. Dieſe vom Geſetz gegebene Möglichkeit iſt auf zwei Fälle gemünzt. Zunächſt kann ja eine Dienſtherrſchaft durch das Schweigen über Punkt 3 einem vielleicht gar nicht gegründeten Verdacht Ausdruck geben wollen. In dieſem Fall wird dem Dienſtboten vom Geſetz die Gewähr voller Aufklärung der unausgeſprochenen Beſchuldigung geboten. Das Geſetz hat ferner aber auch den Fall treffen wollen, daß der Dienſtbote ſich nur kleinerer Vergehen ſchuldig gemacht hat und dieſe gerichtlich geahndet ſind. Dann iſt die genannte Bemerkung durch die Polizei ſo zu faſſen: ‚daß dem weiteren Fortkommen des Dienſtboten ein Hindernis nicht im Wege ſteht‘.“

„Mir iſt nur noch nicht klar, daß in einem derartigen Fall der Dienſtbote zwecks Erörterung auf die Polizei gehen könnte. Das wäre ja Selbſtanzeige?“

„O durchaus nicht, Hedwig; denn in dem hier in Betracht kommenden Fall kleinerer Vergehen, minderwertiger Diebſtähle oder Unterſchlagungen iſt nach dem Strafgeſetzbuch zur Strafverfolgung Antrag der geſchädigten Perſon vorausgeſetzt. Es heißt nämlich ungefähr: Antrag iſt erforderlich, wenn der Schuldige eine Unterſchlagung oder einen Diebſtahl gegen Erzieher, Vormünder oder Angehörige begeht, oder wenn er jemandem, zu dem er im Lehrlingsverhältnis ſteht oder in deſſen häuslicher Gemeinſchaft er als Geſinde ſich befindet, Sachen von unbedeutendem Wert unterſchlägt oder ſtiehlt.“

„Noch eins, Karl. Du haſt mir einmal von einem Fall erzählt, in dem ein dir bekannter Herr einem Arbeiter ein anderes Zeugnis ausſtellen mußte, weil in dieſem ein abfälliges wahres Urteil über die Führung des Arbeiters während der Arbeitszeit enthalten war. Nach dem Geſagten verſtehe ich das nicht.“

„Das iſt ganz einfach, Schatz. In dieſem Fall handelte es ſich auch um ein Arbeitszeugnis und nicht um ein Dienſtzeugnis. Es kam deshalb auch nicht die Geſindeordnung, ſondern die Gewerbeordnung in Anwendung. Dieſe bezieht ſich auf die Arbeitsverhältniſſe gewerblicher Hilfsarbeiter und beſtimmt, daß beim Abgang der Arbeitnehmer ein Zeugnis über Art und Dauer der Beſchäftigung zu erhalten hat. Es iſt alſo in das Arbeitszeugnis ein Urteil über das Verhalten des Arbeiters nur auf deſſen Verlangen aufzunehmen. Dieſe Beſtimmung dient dem Schutz des Fortkommens der gewerblichen Arbeiter. Auch das Reichsgericht hat das betont. Iſt aber von dem Arbeitgeber wahrheitswidrig ein günſtiges Führungszeugnis ausgeſtellt worden, ſo haftet er dem nachfolgenden Arbeitgeber für den Schaden, welcher dieſem aus der infolge des unwahren Zeugniſſes vorgenommenen Anſtellung erfolgt.“ Werner.

Der Angriff wird abgeſchlagen.

Sammler-Daheim.

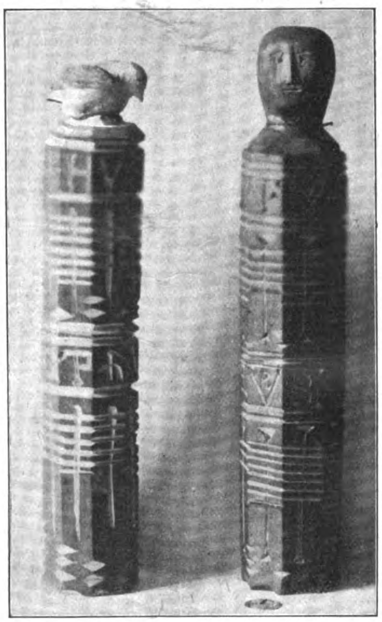
Zu unſeren Bildern.

G. Larrne, ein jüngerer franzöſiſcher Künſtler, eröffnet mit einem ſtimmungsvollen Gemälde: „Ruhe“, den Bildſchmuck der heutigen Nummer. Es iſt ihm trefflich gelungen, die Stille, die über den traulichen, ſonnendurchfluteten Räumen liegt, zum Ausdruck zu bringen. Es liegt eine, man könnte ſagen, Watteauſche Weichheit über dem Bild. — Friedrich Eckenfelder, der uns mit ſeinem anſchaulichen und bewegten Werk: „In der Schwemme“ erfreut, verrät ſich auf den erſten Blick, was Technik und Wahl des Motivs anlangt, als ein Schüler Zügels. Er malt mit Vorliebe ſchwere, kaltblütige Arbeitspferde, die Art der „Percherons“, der Tiere aus den Zeiten des Rittertums, die noch heute ſo ſtolz und wuchtig einherſchreiten, als ſäße ein Roland oder ein Bayard auf ihnen. Der Künſtler iſt 1861 zu Balingen geboren. — Als tüchtiger Tiermaler iſt auch C. A. Brendel bekannt, der in der heutigen Nummer mit einer „Schweineherde“ vertreten iſt. — Heinrich Raſch, deſſen Bild „Abſchleppen der Fiſcherboote“ ſehr glücklich komponiert und lebendig gemalt iſt, wurde 1840 in Norburg auf Alſen geboren und wandte ſein maleriſches Intereſſe von jeher in der Hauptſache dem Waſſer zu. Er iſt auf der Kunſtſchule zu Karlsruhe und der Münchener Akademie von Mellye, Gude und Ramberg vorgebildet und lernte auf ausgedehnten Reiſen Italien und die Länder an der Oſt- und Nordſee gründlich kennen. Er lebt in München. Walter Georgi, der Maler des Genreporträts „Roſen“, iſt als Illuſtrator der „Jugend“ und Schöpfer verſchiedener ſchöner Steindrucke aus dem Teubnerſchen und Voigtländerſchen Verlage bekannt. Er war zunächſt Schüler der Akademie ſeiner Geburtsſtadt Leipzig, dann ein Schüler Pohles in Dresden und Höckers in München. Er iſt Mitglied der „Scholle“, der Künſtlervereinigung, die, ähnlich den Worpswedern, in Dachau eine Malerkolonie gegründet hat.

Als Kunſtbeilage bringen wir Riberas „Heiligen Hieronymus“. Juſepe de Ribera, genannt Spagnoletto, ein italieniſch-ſpaniſcher Maler und Kupferſtecher, war 1588 in Jativa (Valencia) geboren und ſtarb 1652 zu Neapel. Seine Ausbildung empfing er ſowohl in Spanien als in Italien, wo er zunächſt an Correggio, dann, der Mode der Zeit folgend, an Caravaggio ſich anlehnte und, von dem Vizekönig von Neapel, D. Pedro Giron, zum Hofmaler ernannt, das Haupt der Schule von Neapel wurde, die eine kurze Nachblüte der nichtakademiſchen Malerei entſtehen ließ. Seine Stoffe entnahm er mit Vorliebe dem asketiſchen Gebiet und der Märtyrerlegende. Als Spanier iſt er ſtets ernſt. In der Auffaſſung iſt er Naturaliſt im beſten Sinne und feſſelt durch die Kraft der Modellierung und das anatomiſche Wiſſen. Er war zugleich ein glänzender Radierer. Hieronymus, der ein äußerſt beliebter Gegenſtand für jene Zeit war und von vielen Malern auf die Leinwand gebannt ward, iſt einer der bekannteſten Kirchenväter des IV. Jahrhunderts. Er lebte ſeit 385 — er war 340 geboren — bis zu ſeinem Tode, 420, in der Nähe von Bethlehem in einer Mönchszelle, um dem Ort der Geburt Chriſti möglichſt nahe zu ſein. Ein rührendes Wort aus ſeinem Munde hat uns die Legende übermittelt. Als er ein hohes Kirchenamt überkommen ſollte, lehnte er es mit der Begründung ab: „Nehmt mich nicht fort von dem Kripplein Chriſti; mir iſt nirgends beſſer. An dem Ort, da Gott ſeinen Sohn vom Himmel gegeben, will ich auch meine Seele gen Himmel ſchicken.“

Abrechnungshölzer.

Im „Rollerhof“, einem intereſſanten alten Haus mit Söller und Hof, Treppenhaus und Fenſtergittern am Münſterplatz in Baſel, war in dieſen Sommermonaten auf Anregung des Profeſſor Hoffmann-Kraper eine „Schweizeriſche Volkskunſtausſtellung“ hergerichtet, die allerhand Intereſſantes bot, von den ſchön bedruckten Malterſäcken der Vierwaldſtätter Bauern bis zu den Wachsgebilden, die gläubiger Sinn nach Einſiedeln opfert, von der Hauskunſt der Strohflechterei bis zur Käſebereitung in der Alphütte. Uns iſt beſonders die primitive, ureinfache und uralte Buchführung der Bauern aufgefallen, die „Teſſeln“, die Holzſtäbe mit den eingekerbten Zeichen für Kauf, Ertrag, Verpflichtung, und darunter die Milchabrechnungshölzer der „Stialas de latg“ aus dem Travetſchtal in Graubünden, runde, vier- und mehreckige Hölzer von Mannesfingerlänge und -dicke, von denen wir zwei eigenartige Stücke hier abbilden. Dieſe Milchabrechnungshölzer zeigen die Hausmarke des Viehbeſitzers, und auf ihnen iſt mit uns unverſtändlichen Runen der Milchertrag der Kühe vermerkt.



Schweizeriſche Abrechnungshölzer.

Bei genoſſenſchaftlicher Milchviehhaltung, wo die Milch gemeinſam verarbeitet wird, ſind in Graubünden 60 cm lange, 4 cm breite Milchmeßteſſeln im Gebrauch. Auf ihnen wird in dieſer ureinfachen Kerbſchrift bei dem Hauszeichen jedes einzelnen Genoſſenſchaftsmitgliedes vermerkt, wieviel die Milch der Kühe eines jeden gewogen hat, damit am Ende der Alpzeit feſtgeſtellt werden kann, wie groß der Anteil eines jeden Genoſſen an Butter, Käſe und Zieger iſt. Auf den Milchmeßteſſeln der Fiveriter Alp z. B. bedeutet = eine Chrime, ein Maß, das etwas mehr als ein Pfund iſt, ∨ 5 Chrimen, + 25 Chrimen uſf.

Die erwähnte Ausſtellung umfaßte die verſchiedenartigſten „Teſſeln“, ſowie uralte, kerbſchnittverzierte Schiebkäſten zu ihrer Aufbewahrung. Es gab „Gewalthaber-Teſſeln“, das ſind Stöcke, auf denen die Gemeindebeamten, die gewiſſe öffentliche Arbeiten übernehmen mußten, vermerkt ſind, dicke, ſtarke, vierkantige „Nachtwachtteſſeln“, auf denen eingeſchnittene Hausmarken die Reihenfolge des Nachtwächterdienſtes angaben, „Kaltkreuzgang-Teſſeln“, die anzeigten, wer an der Reihe war, zu wallfahrten, „Mattteſſeln“ für die Folge der Flurhut und vieles andere mehr. Intereſſant ſind die in der Form von Schafen roh geſchnitzten „Schafteſſeln“, die, mit dem Hauszeichen verſehen, im Gemeindehaus aufbewahrt werden. Das gleiche Zeichen wird dem Vieh aufs Horn gebrannt oder auf einem Lederſtück am Ohr befeſtigt. „Kapitalteſſeln“ ſind Schuldbücher von Gemeinde oder Kirche an Private, „Geißteſſeln“, die alle Jahre neu gemiſcht und auf eine Schnur gezogen wurden, beſtimmten die Reihenfolge der Hut uſw.

Es wäre intereſſant, zu erfahren, ob dieſe Urbuchführung auch in anderer Gegend unter Schreibensunkundigen gepflegt wurde oder wird. Welche Vereinfachung des Geſchäftsverkehrs liegt in dieſen Holzſtäbchen und ihren primitiven Einſchnitten, und wie mutet uns ſtolz an dieſes Hauszeichen für Namen und Beſitz. H. v. S.

Altgermaniſche Funde.

Im März vorigen Jahres wurde in Veltheim a. d. Weſer auf dem Gehöft des Kolonen Simonsmeier Nr. 14 bei Gelegenheit landwirtſchaftlicher Arbeiten ein großes germaniſches Hügelgrab aufgedeckt, dem eine ganze Anzahl Bronzeeimer, ſowie Tonurnen, alle mit Leichenbrand angefüllt, entnommen werden konnten. Dieſe Funde kamen mit den übrigen Grabbeigaben — darunter eine ſchön ornamentierte römiſche Schale aus Terra ſigillata — durch Kauf an das ſtädtiſche Muſeum in Dortmund, wo dieſe Sachen in einem beſonderen Schranke ausgeſtellt ſind. Dieſer Tage hat die Dortmunder Muſeumsverwaltung auch auf den angrenzenden Grundſtücken weitere Nachgrabungen vornehmen laſſen. Dieſe Arbeiten hatten wieder einen ſchönen Erfolg, denn man fand acht Bronzeeimer, ſowie eine ſchön verzierte Bronzeſchale, mehrere Tonurnen, ein langes, eiſernes germaniſches Schwert und ein dolchartiges Meſſer; einen eiſernen Schildbuckel, eine ebenſolche Speerſpitze und Schmuckgegenſtände, wie Perlen, wahrſcheinlich Beigaben eines Frauengrabes. Durch die reiche Ausbeute beider Grabungen iſt der Beweis erbracht, daß man es hier mit einem germaniſchen Urnenfriedhofe zu tun hat. Das Gräberfeld gehört nach der Art der Funde, namentlich der Bronzen, in die Zeit der römiſchen Okkupation, das I. bis III. Jahrhundert nach Chriſti Geburt. Es ſollen nun noch weitere Nachgrabungen ſtattfinden. Das Dorf Veltheim liegt am rechten Weſerufer, und zwar mittwegs zwiſchen den Weſerſtädtchen Blotho und Rinteln. In dieſer Gegend ſoll im Jahre 16 n. Chr. die Schlacht von Idiſiaviſo zwiſchen den Römern und Germanen ſtattgefunden haben. Ob das richtig iſt, bleibe dahingeſtellt; immerhin beweiſen aber dieſe zahlreichen Grabfunde, daß die Gegenden an der mittleren Weſer, namentlich die Höhen, in vorgeſchichtlicher Zeit von den Germanen verhältnismäßig ſtark bewohnt waren.

L. Wehrmann.

Notizen.

Vom Londoner Kunſtmarkt. Das Ereignis der neuen Saiſon war die Verſteigerung der Sammlung Alexander Young bei Chriſtie. Seit dem Verkaufe der berühmten Sammlung Gillot im Jahre 1873 hat keine Kollektion in London ein ſo lebhaftes Intereſſe gefunden und ſo viel eingebracht. Der Verkauf brachte eine neue Beſtätigung der immer höher anwachſenden Bewertung der Schule von Barbizon. Für einen kleinen Corot, „Bauersfrau im Geſpräch mit einem Kinde“, wurden 83000 *M* bezahlt. Das Hauptſtück des letzten Verſteigerungstages aber war ein Werk von Israels, „Die ſchiffbrüchigen Fiſcher“. Es erzielte 96600 *M*, den höchſten Preis, der je für ein Werk des holländiſchen Meiſters angelegt wurde. Die 300 Stücke der Sammlung erzielten einen Erlös von 3079837 *M*.

Eine gewaltige ſizilianiſche Totenſtadt hat Profeſſor Orſi, der Direktor des Muſeums in Syrakus, in der Nähe von Gerare Maria entdeckt. Die bisher gemachten Funde wurden in einem Raume des Palazzetto Municipale aufgeſtellt. MK.

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7 b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 51

Daheim

Ein deutſches Familienblatt

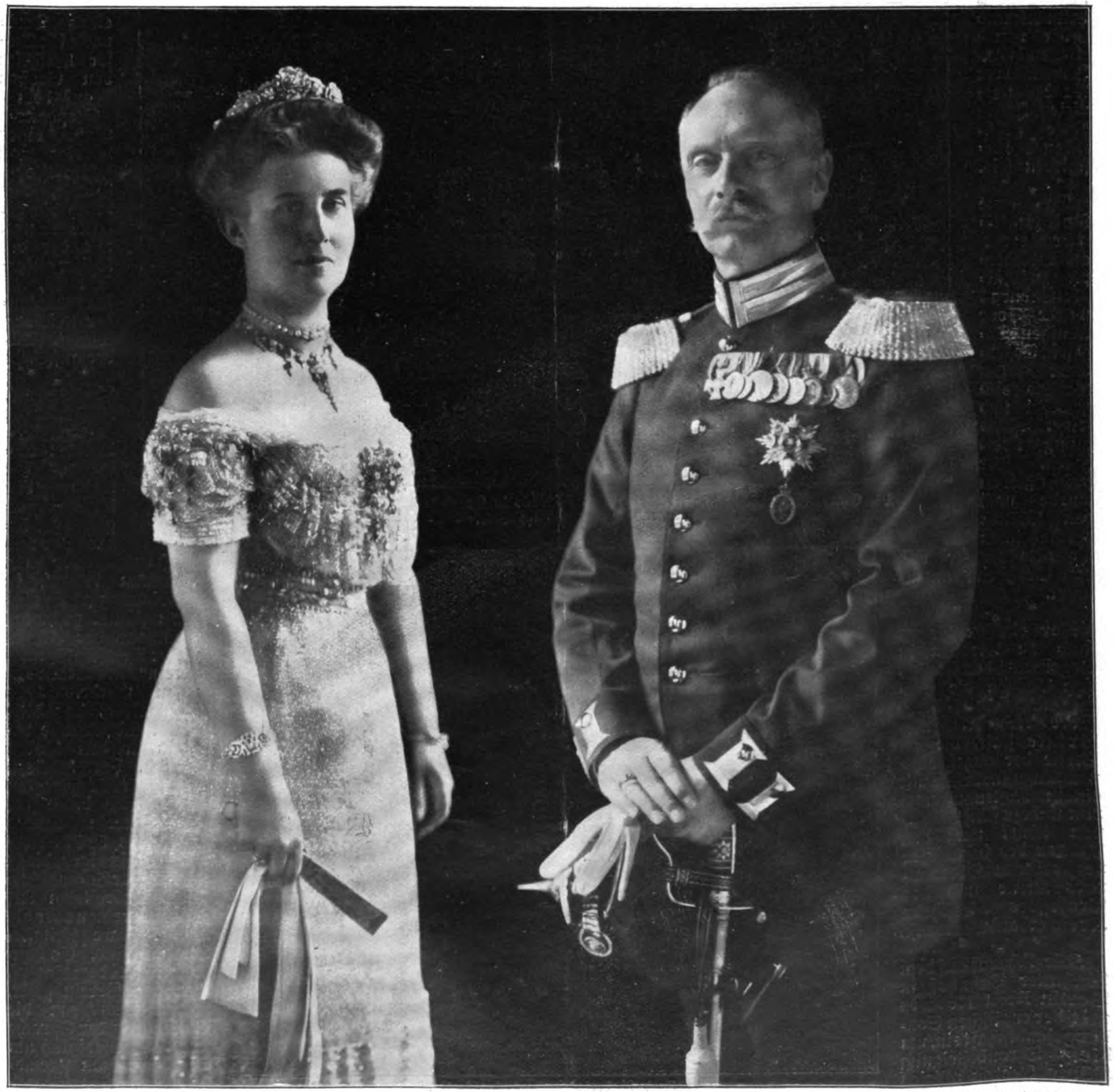
17. September 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Die Manöver. Eine ſchweizeriſche Soldatengeſchichte von Heinr. Federer (Fortſetzung) 5
Interieur. Gemälde von Ernſt Liebermann 9
Arthur Schopenhauer. Von Dr. Theodor Simon 10
Der Roſengarten, von Weißlehnbrod aus geſehen. Aufnahme von Toni Gurke in Teplitz 11
Sterngucker. Roman von Hermine Villinger. (Schluß.) 12
Der Polizeihund. Von Dr. Th. Zell. Mit 7 Abbildungen 14
Die Schachtel der alten Mine. Von Auguſte Supper 17
Kohlenſchuten. Gemälde von Ludwig Kath 21
Kamelmarkt in Tiflis. Gemälde von F. Roubeaud 23
Füſilier Kutſchke. Eine Erinnerung. Von Guſtav Uhl 24
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Kinder-Daheim — Sammler-Daheim Briefkaſten ..... 25—39
Kunſtbeilage: Ein Kirmestag. Von Dav. Teniers d. Jüng.

Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Zur ſilbernen Hochzeit des Großherzogs Friedrich II. von Baden und der Großherzogin Hilda. Photographie von Gebr. Hirſch in Karlsruhe

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

Unter der freudigen Anteilnahme des geſamten deutſchen Vaterlandes begeht das Großherzogspaar von Baden am 20. September das Feſt der ſilbernen Hochzeit. Der Großherzog Friedrich II., der am 9. Juli den 53. Geburtstag feiern konnte, iſt ſeit 1885 mit der Prinzeſſin Hilda von Naſſau verheiratet, einer Tochter des letzten Herzogs von Naſſau und nachmaligen erſten Großherzogs von Luxemburg und einer Schweſter des regierenden Herzogs Wilhelm Alexander von Luxemburg. Mögen dem Paar noch viele Jahre einer glücklichen Ehe beſchieden ſein.

* * *

Das neue **Reichsmilitärgericht** am Witzlebenplatz zu Charlottenburg wurde vor wenigen Tagen in Gegenwart des Kaiſers eingeweiht und ſeiner Beſtimmung übergeben. Der prächtige Bau wurde nach den Plänen der Geheimen Bauräte Kayſer und von Großheim ausgeführt.

Das neue Reichsmilitärgericht in Charlottenburg.
Photographiſche Aufnahme von Gebrüder Haeckel, Berlin.

* * *

Vor einigen Tagen fand zu Dresden in Gegenwart des Königs von Sachſen die Einweihung der **König Friedrich August-Brücke** ſtatt, die an Stelle der abgebrochenen Auguſtusbrücke mit einem Koſtenaufwand von nahezu fünf Millionen Mark nach den Plänen des inzwiſchen verſtorbenen Oberbaurats Klette und des Profeſſors Wilhelm Kreis erbaut worden iſt.

Die Einweihung der König Friedrich August-Brücke in Dresden durch den König von Sachſen.
Photographie von Martin Herzfeld-Dresden.

* * *

Kürzlich traf auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin **Lord Roberts** mit der engliſchen Sondergeſandtſchaft ein, um die Thronbeſteigung König Georgs offiziell anzuzeigen. Von Berlin begab ſich Lord Roberts am folgenden Tage nach Dresden. Der Kaiſer ſchenkte ihm eine große Vaſe aus der Königlichen Porzellanmanufaktur, die das Bildnis des Monarchen und eine Darſtellung des Berliner Schloſſes zeigt.

Lord Roberts' Ankunft in Berlin.
Photographiſche Aufnahme von Gebrüder Haeckel, Berlin.

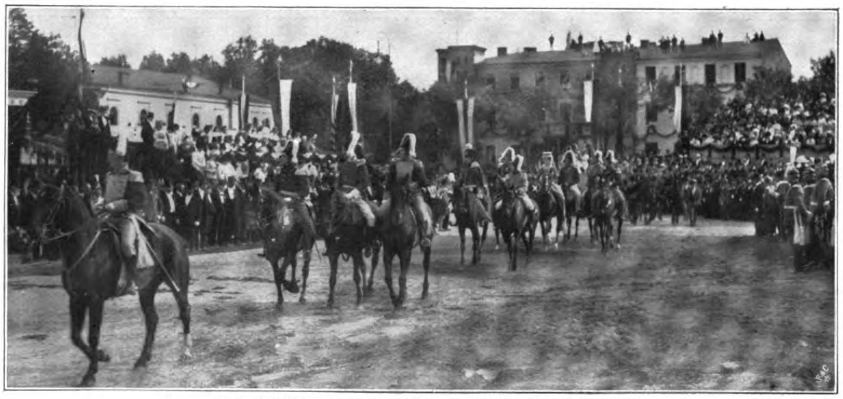
* * *

Zur Jubelfeier der Stadt **Stolp**, die in dieſen Tagen das Feſt des 600jährigen Beſtehens als Stadt begehen konnte, traf bei Beginn der vorigen Woche das kaiſerliche Paar dort ein. Im Mittelpunkt der Feſtlichkeiten ſtand die Einweihung eines Denkmals für Kaiſer Wilhelm den Großen auf dem Stephansplatz, eines Werkes von Profeſſor Broeſe, das durch die gehaltene Ruhe, mit der der Kaiſer aufgefaßt iſt, zu hervorragender Wirkung kommt. (Bilder auf S. 3.)

* * *

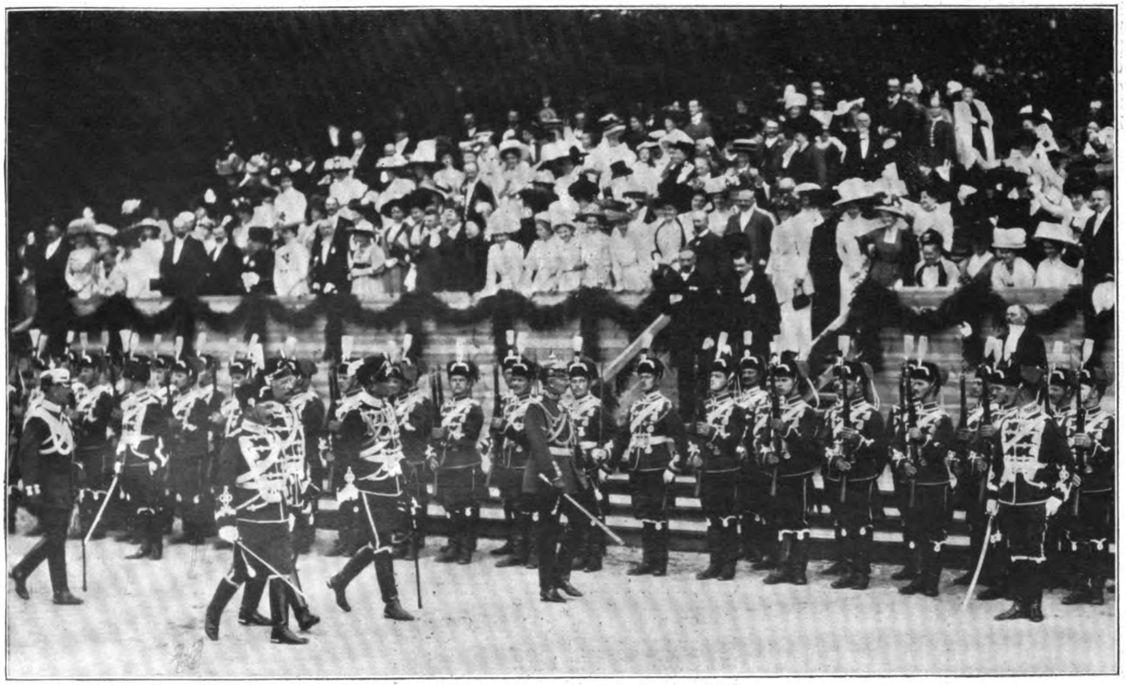
Am 10. Sept. 1910 war ein Vierteljahrhundert verfloſſen, ſeit durch den Braunſchweiger Hochſchulprofeſſor und Muſeumsdirektor Dr. Hermann Riegel, in Verbindung mit anderen national geſinnten Männern, der „Allgemeine Deutſche Sprachverein“ ins Leben gerufen wurde. Das Samenkorn, das dieſe Vaterlandsfreunde damals in den Boden ſenkten, hat hundertfältige Frucht getragen: nennt doch heute der Sprachverein bereits mehr als 30 000 Mitglieder ſein eigen, die in ſeinen über In- und Ausland verbreiteten 324 Zweigvereinen oder als unmittelbare Mitglieder tätig ſind. Es handelt ſich bei dem Kampf, den der Verein führt, vornehmlich um die Reinigung der Sprache und dabei lediglich um die unnötigen Fremdwörter, um die geſchmackloſe Sprachmengerei in

Deutſchland, um jene leidigen fremden Eindringlinge, deren unſere Mutterſprache gar nicht bedarf, nicht um jene, die im Laufe der Zeit der deutſchen Sprache angepaßt, in ihr ſozuſagen Bürgerrecht erworben haben. Aber noch auf anderes iſt das Trachten des Vereins gerichtet: er will auch den echten Geiſt und das eigentümliche Weſen der deutſchen Sprache pflegen, den Sinn für ihre Richtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit beleben und auf dieſe Weiſe, indem er Liebe und Verſtändnis für die Mutterſprache weckt, zugleich das deutſche Gewiſſen kräftigen. Um ſeine Zwecke zu erreichen, gibt der Sprachverein neben der jetzt monatlich erſcheinenden „Zeitſchrift des Allgemeinen deutſchen Sprachvereins“ mit ihren „Wiſſenſchaftlichen Beiheften“ ſeit 1888 „Verdeutſchungsbücher“ heraus. Dazu kommen zahlreiche Einzelſchriften und Flugblätter, öffentliche Vorträge durch Wanderredner, gelegentliche Preisausſchreiben; ſie alle beleuchten die Ziele des Vereins mit Nachdruck und Deutlichkeit. Schon jetzt, nach fünfundzwanzigjähriger emſiger Wirkſamkeit, hat der Sprachverein ſchöne Ergebniſſe aufzuweiſen. Nicht nur, um hier nur einiges aufzuführen, daß das neue „Bürgerliche Geſetzbuch für das Deutſche Reich“ in rein deutſcher Sprache abgefaßt iſt, ſondern auch in einer Reihe von Verwaltungen, wie der Deutſchen Heeresverwaltung, hat der Ruf nach Reinigung der deutſchen Sprache von entbehrlichen Fremdwörtern Widerhall gefunden. — Wir bringen heut die Bilder des Stifters und des zeitlichen erſten Vorſitzenden des „Allgemeinen Deutſchen Sprach-



Der hiſtoriſche Feſtzug vor dem Kaiſer und der Kaiſerin.

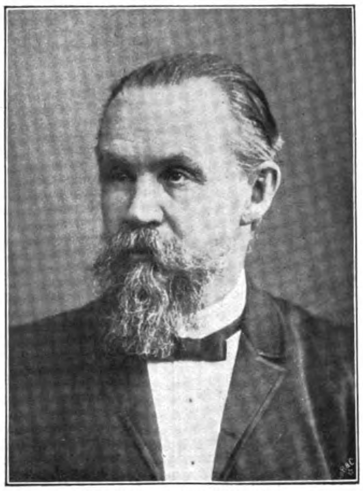
Die Enthüllung des Kaiſer Wilhelm-Denkmals auf dem Stephansplatz zu Stolp i. P.



Der Kaiſer ſchreitet die Front der Blücherhuſaren ab.

Der Beſuch des Kaiſers in Stolp i. P. zum 600jährigen Stadtjubiläum. Photographien von Hofphotograph George Hark in Stolp i. P.

Geh. Oberbaurat Dr. Otto Sarrazin,
der jetzige Vorſitzende des Allgemeinen
deutſchen Sprachvereins.



Prof. Dr. Herm. Riegel,
der Begründer des Allgemeinen deutſchen
Sprachvereins.

Marie von Ebner-Eſchenbach.
Zum achtzigſten Geburtstag.

Geh. Legationsrat Dr. Gleim,
der neue Gouverneur von Kamerun.

General Tera-uſhi,
der Generalgouverneur von Korea. Photographie der Deutſchen Illuſtrationsgeſellſchaft.

vereins", Prof. Dr. Hermann **Riegel**, und des Geheimen Oberbaurats Dr. Otto **Sarrazin**, der ſeit 1900 die Vereinsgeſchäfte leitet. Dr. Riegel wurde 1834 in Potsdam geboren, war ſeit 1871 Direktor des Herzoglichen Muſeums in Braunſchweig und ordentlicher Profeſſor an der Techniſchen Hochſchule dortſelbſt und ſtarb 1900. — Geheimrat Dr. Sarrazin, am 22. Dezember 1842 in Bocholt geboren, iſt Vortragender Rat im Königlich Preußiſchen Miniſterium der öffentlichen Arbeiten.

* * *

Von vielen Tauſenden geliebt und verehrt konnte die Dichterin **Marie von Ebner-Eſchenbach** am 13. September ihren achtzigſten Geburtstag begehen. Sie ward am 13. September 1830 zu Zdislawitz in Mähren als Tochter des Grafen Dubsky geboren. Ihre Kindheit war nicht ungetrübt. Sie verlor die Mutter früh; die erſte Stiefmutter ſtarb gleichfalls bald, und die dritte erſt vollendete die Erziehung des jungen Mädchens, in dem ſich ſehr bald der dichteriſche Genius regte. Anfangs der dramatiſchen Kunſt zugetan, gab ſie erſt nach drei Jahrzehnten literariſcher Tätigkeit das erſte Bändchen „Erzählungen" heraus, mit dem ſie allerdings ſofort einen großen Erfolg hatte. Seitdem hat ſie uns Gabe um Gabe geſchenkt, immer mehr die Herzen gewonnen, und auch den Kopf, denn alles, was ſie ſchreibt, wendet ſich in irgend einer Weiſe auch zugleich an den Intellekt. Sie iſt im letzten Grunde eine der vornehmſten Erzählerinnen, die man in der Geſchichte der Literatur kennt, eine „Frau, an der Goethe ſeine Freude gehabt haben würde". 1848 verheiratete ſie ſich mit dem Genieoffizier von Ebner, den ſie nach fünfzigjähriger Ehe 1898 verlor.

* * *

An die Spitze der annektierten Provinz Korea ſtellte Japan als Generalgouverneur den General **Tera-uſhi**. Ueber die Verhältniſſe des Landes ſelbſt finden unſere Leſer einen Aufſatz im Hauptblatt der nächſten Nummer.

* * *

Nachdem vor einiger Zeit der Gouverneur von Deutſch-Südweſtafrika von Schuckmann in den Ruheſtand getreten iſt, erfolgte vor kurzem die Neubeſetzung dieſes Poſtens durch den bisherigen Gouverneur von Kamerun Dr. **Seitz**, an deſſen Stelle der Referent für die Verwaltungsangelegenheiten von Kamerun und Togo Dr. **Gleim** getreten iſt. Dr. Seitz, ein Badenſer, ſteht im 48. Lebensjahr. Er trat im Jahre 1894 ſchon in die Kolonialverwaltung ein, unternahm ein Jahr ſpäter ſeine erſte Reiſe nach Kamerun und ſtieg bis zu ſeiner Berufung als Gouverneur von Kamerun im Jahre 1907 zum vortragenden Rat und Geheimen Legationsrat auf. Das Vertrauen, das man ſ. Zt. auf ihn ſetzte, hat er nicht getäuſcht, denn in raſtloſer Arbeit hat er die wirtſchaftlichen Verhältniſſe der Kolonie, die er unter ſchwierigen Umſtänden in die Hand nahm, zu heben gewußt. Sein Nachfolger Dr. Gleim iſt gleichfalls ein im Kolonialdienſt erfahrener Mann. Er iſt 45 Jahre alt und ſteht ſeit 1895 im Dienſt des Auswärtigen Amtes. Fünf Jahre lang, 1896—1901, weilte er abwechſelnd in unſeren Kolonien an der Weſtküſte Afrikas, in Kamerun und Togo, ſowie als Konſul in Sao-Paulo de Loanda und verſah zeitweiſe als Vertreter 1904/05 und 1906/07 den Gouverneurpoſten von Kamerun. —

Geheimrat Dr. Seitz,
der neue Gouverneur von Deutſch-Südweſtafrika.

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Die Manöver. Eine ſchweizeriſche Soldatengeſchichte von Heinr. Federer.

(1. Fortſetzung.)

Sie gingen ſchweigend ein Stück weiter. Schon tauchten die hellen Fenſter des Hauſes und der Stamm der Linde davor auf.

„Er ſieht uns ſonſt,“ ſagte Roſine und entwand ſich dem Artilleriſten, der ſich vergeblich abmühte, ſie nochmals zu erhaſchen, da er das Pferd auf dem jähen Weg nicht freigeben konnte.

„Warte, ich will Dir —! Geht man ſo auseinander?“ drohte Leonz.

Aber ſie war bereits entſchlüpft. Immer ferner im Geſträuch raſchelte es wie bei der Flucht einer Wachtel.

Nun kamen oben unter dem niedrigſten Laub des Baumes eine Ledermütze mit ſchwarzem Schild und ein breites, vornehmes Geſicht mit wenigen, aber tiefen Furchen in der Stirne und an beiden Wangen herunter, dann die ſtarken Schultern, eine weiße Weſte zwiſchen den ſchwarzen Rockflügeln und endlich eine gewaltige Zeitung. Tief unter ſich hielt der fernſichtige Alte ſein Leibblatt mit ausgeſpannten Armen und las. Der braune Hund, der zu ſeinen Füßen lag, hob jetzt knurrend ſeinen ſchönen Wolfskopf auf. Bleuler blickte über die Zeitung hinaus und erkannte ſogleich den Nachbarsſohn. Zu einer unſchönen Grimaſſe verzog ſich ſein ſonſt ſo würdiges Geſicht. Er zögerte noch, den aufſpringenden Hund zurückzuhalten.

Aber Hektor hatte nun erſt Leonz erkannt, und zum Ärger des Alten lief er, mit dem Schwanz aufgeregt wedelnd, dem Hauptmann ans Knie und ſuchte ſeine Hand mit ſeinem Kopfe zu ſtreicheln.

„Hektor!“

Ungern, aber unverzüglich gehorchte der wohldreſſierte Hund dem Kommando und kehrte zu ſeinem Herrn zurück.

„Guten Abend, Herr Oberſt!“ Leonz grüßte und hob militäriſch zwei geſtreckte Finger an ſeinen Mützenſchild.

„Guten Abend auch!“ verſetzte der Bleuler ungehalten und tat, als ob er weiterleſen wolle.

Aber das Soldatiſche des ſtrammen Artilleriſten ſteckte auch ſein altes Kriegerblut an. Dieſe ſtraffe, graue Hoſe, das Säbelgehänge, das hübſch aufgezäumte Roß und die vollendete Haltung des Hauptmanns, von deſſen Mütze drei Goldſtreifen über den Mann fielen, das ließ ſich nicht ſo leicht abtun. Dafür war er zu lange ſelber Oberſt geweſen. Er hatte den jungen Faller bisher meiſt im Bauernkittel oder auch im Sonntagsſtaat geſehen. Da war er ihm gleichgültig und ſeit der Geſchichte mit Roſine verhaßt geweſen. Doch jetzt im eidgenöſſiſchen Wehrkleid, umgeben von jenem unſagbaren Zauber des Kriegshandwerks, den verliebte Mädchen und ausgediente Oberſten am deutlichſten empfinden, jetzt ſchien ihm Leonz ein anderer Menſch, ein Schweizer, ein Ebenbild ſeiner eigenen jungen Offiziersjahre zu ſein. Daß dieſer junge Mann ſchon Batterieführer war, vollendete den guten Eindruck, und Bleuler verſuchte, den Hauptmann Faller vom Winzer Faller zu trennen. Seine Miene klärte ſich bei dieſen Bemühungen ſchnell auf.

„Da leſe ich von Ihren Manövern, Herr Hauptmann!“ begann er um vieles wohlwollender als vorhin und ſuchte mit dieſem Worte den Nachbar zum Stehen zu bringen.

Leonz ſtand in tadelloſer Haltung vor dem Oberſten.

„Der Plan iſt natürlich noch geheim; wie ich ſehe, bis morgen früh!“ fuhr Bleuler fort.

„Die Artillerie hat ihre Weiſungen ſchon dieſen Abend,“ verſetzte Leonz ziemlich wichtig.

„Ah, die Artillerie,“ machte der Oberſt mit jenem fröhlich überlegenen Gefühl, das alle Kavalleriſten haben, wenn ſie mit einem Artilleriſten ſprechen.

Eine kleine Pauſe trat ein. Leonz wollte weiter gehen. Aber er fühlte ſehr wohl, daß hier noch ein gutes Wörtchen geſprochen, ſozuſagen ein neuer Faden in das zerriſſene Gewebe der nachbarlichen Beziehungen geſponnen werden könnte. Das immer freundlichere Auge des Oberſten tat ihm wohl. Er regte ſich in ſeinem Scheine zuerſt behaglich, dann immer ſtrammer und dreiſter wie ein ſehr ſchöner und glänzender Kater im Wohltun der Sonne. Und die wirkliche Sonne, ſchon im Untergehen begriffen, funkelte jetzt über ſeine Metallknöpfe, über die Achſelbänder und über den Handgriff des Gewaffens, ſowie auch über das glänzende Leder am Mützenſchild. Leonz wußte, daß er jetzt ſehr ſchön ſei, obſchon er eine etwas niedrige Stirne und die Brauenbüſchel etwas zu tief in die Augen hangen habe.

„Wir haben Oberſt Huber auf unſerer Seite,“ ſagte er ſtolz. „He, he, Togo!“ — er wandte ſich raſch an ſein Pferd, das mit geſtrecktem Hals einen tiefen Lindenzweig erſtrebte, „da wird nicht genaſcht!“ — Und er fuhr dem lieben Tier ſchmeichleriſch mit ſeiner weichen, großen Hand zwiſchen

46. Jahrg. Nr. 51. k.

Hals und Rücken herunter, ſo daß der vergnügte Togo den Zweig aufgab und ſich fröhlich unter dem Streicheln ſchüttelte. Den Namen hatte er vom japaniſchen Seehelden, der zur Zeit im Kriege mit den Ruſſen ſich gewaltig hervortat. Faſt alle Pferde ſeiner Kameraden waren nach japaniſchen Generälen getauft. Da gab es einen Oku und einen Kuroki und wie die ſchlitzäugigen Herren alle hießen.

‚Er verſteht die Pferde,‘ dachte der Oberſt, ‚ſonſt hat die Artillerie das Roßmaterial immer nur zuſchanden gebracht.‘

„Ja,“ meinte er laut und ſtrich einer übeln Gewohnheit zuliebe den eisgrauen Schnurrbartzipfel in die Mundwinkel, „ja, den Oberſt Huber habe ich noch als Büble übers Knie geritten. Hat ſchon früh Pulver gerochen. War Freiwilliger bei Metz. — Kennen ‚Leitfaden der ſchweizeriſchen Gebirgstaktik?‘“

„Zu Befehl!“

„Hat er geſchrieben!“

„Ausgezeichnet!“

„Nur wohl gar zu defenſiv. Vermiſſe kühne Attacke, was?“

Herr Martin Bleuler war in den alten Schneid der Oberſtenſprache geraten, jener wunderbaren Sprache, die die notwendigen Wörter grundſätzlich ausläßt, aber die kleinen, unnützen ſchwer markiert und doch zum Ohr geht und im Nu verſtanden ſein will.

„Aber der Herr Oberſt haben die Manöver noch immer gewonnen!“ entgegnete Leonz.

„Defenſiv! — Doch Angriffsſieg doppelter Sieg!“ widerſprach der Alte eifrig.

„Aber die alten Schweizer —“

„Richtig, — Murten, Grandſon, Morgarten, — immer Attacke! — Selbſt Sempach, ein Angriff — erſte Attacke zurückgeworfen! Neuer Angriff wieder geworfen, wieder attackiert und ſo fort unter qualifiziert böſen Umſtänden. Endlich den Feind aufgeriſſen, die Reihe zerſprengt, die Viktoria erzwungen!“

„Es iſt wahr,“ geſtand Leonz beſcheiden und ſelber vom Hauch der alten eidgenöſſiſchen Kriegsblätter, die der greiſe Bleuler da aufwirbelte, etwas ergriffen.

„Ja, mein Lieber, Defenſivſieg, na, für den Feind nicht halb ſo ſchlimm! — Bezieht gute Stellung und hat Friſt für zweite Schlacht. — Attackeſieg putzt ihn weg! — Sucht den Kerl! — Selbſt Hühner picken nichts mehr auf.“

In dieſem Augenblick ſchlug es irgendwo von einem der ſechs Kirchtürme, die man hier in den Obſthügeln nicht ſah, während man doch je nach den herrſchenden Lüftchen deutlich aus ihren weiß Gott wie friedlichen Wieſenmulden herauf die Stunde läuten hörte, ſechs Uhr.

Der Hauptmann ſchrak zuſammen. „Zu Befehl, Herr Oberſt!“ machte er und ſalutierte ſchneidig. „Um ſieben Uhr muß unſere Batterie beiſammen ſein. Werde Ihnen den Verlauf melden, ſobald Offizielles vorliegt.“

„Sehr dankbar, Herr Hauptmann! — Apropos, Sie ſtehen zu den Japanern?“ fügte er bei und deutete auf das japaniſch benannte Pferd, auf deſſen Sattel Leonz ſich kühn emporſchwang.

„Durchaus!“

„Ich auch!“

Leonz lächelte und ſalutierte nochmals. Dann wandte er den Togo und ritt im ſchönſten Trabe landein.

Der Oberſt außer Dienſt hatte ſich nach wohlwollender Nachſchau wieder auf ſein Bänklein geſetzt. Vor ſeinen Augen ging die alte Zeit vorbei wie eine Prozeſſion. Graue Knäuel von Pulverdampf zuerſt, dann Achſelklappen, wiehernde Roſſe, mächtiges Feuer im feuchten Gras, ſein Zelt, der treue Schritt ſeiner Adjutanten. Dann wieder ein froſtiger Morgen, Roß und Reiter durch den herbſtnebligen Rhein ſchwimmend, weißgekreuzte Fahnen, überraſchte Feindesbataillone, die Reiter wie eine Hagelwolke darüber, Trompeten jetzt von rechts, nun auch von links, da von allen Seiten wie am Jüngſten Tag: Sieg! Sieg!

„Sieg! Sieg!“ liſpelte der Greis und ſchlummerte, den Kopf an den Stamm der Linde, in eine wohlbekannte und bequeme Rindennarbe legend, in einen traumloſen Schlaf ein.

Schlau und neugierig trat jetzt Roſine hinter der Gartenhecke hervor, die den Weinberg vom eigentlichen Hausgarten trennte. Nichts von allem war ihr entgangen. Dennoch begriff ſie nichts. Aber als ſie nun herzutrat, ſich neben den alten Vater ſetzte und die Schulter gegen ſein geneigtes Haupt hielt, damit er da ein liebes Kiſſen finde, und als ſie nun gar ſah, wie ſich hinter ſein derb geſchnitztes Geſicht ein ſeltſames, faſt verſchmitzt friedliches Lächeln geſchlichen hatte, da begann ihr ſo ſchnell verzagtes und ſchnell wieder aufjubelndes Herz ſich mit einer unbeſtimmten Freude zu füllen, einer Freude, die noch nicht weiß, wie und was ſich ereignet, aber die weiß, daß etwas ſehr Glückliches geſchehen und ſich geradeswegs auf ihr Haupt entladen muß.

Hie und da fiel ein gelbes Blatt vom Baume auf die Knie des Vaters oder eine Fruchthülſe auf die Achſel der Tochter. Sie bemerkten es nicht. Wie das weiße Haupt ſich an den blonden Scheitel der Jungfrau ſchmiegte, wie ſie mit ihren kleinen, zarten Händchen die breiten väterlichen Tatzen zu decken und warm zu halten ſuchte, und wie beide unbeweglich ſaßen und ſchwiegen, glaubte man, ſie wären zu einem Leben miteinander verwachſen, in einer Ruhe, einer Seele, einem Herzſchlag.

* * *

In die Stille des frühen, reinen, faſt noch ſonntäglichen Montags griff die unheilige Militärfauſt ein, ſchwang Bajonette und lud Gewehre oder jagte die glänzend geputzten Roſſe durch die faltige Landſchaft. Eine Stunde früher, um vier etwa, war es ringsherum ſtill geweſen wie in einer Witwenſtube. Sowie aber vom Heroldinger Turm die fünfte Glocke ſchlug, wimmelte es plötzlich ſtundenweit von Leben. Als hätte er ſich ins feuchte Gras geduckt und wie ein lauernder Hund nur auf das Zeichen geharrt, ſo erhob und bewegte ſich nun der Krieg in den prachtvollen Linien und Figuren ſeiner verſchiedenen Waffengattungen übers Feld. Da rollte ein Fähnlein auf, dort blitzten im marſchierenden Trupp die gelben Trompeten über die Achſeln, hier wurde Schar auf Schar der ſchlanken, beweglichſten Infanterie in den tiefbraunen Wald geſchickt, der ſich gen Oſten wie ans Ende der Welt breitete. Hinter ſeinen dunklen Säumen ging ein Korps nach dem anderen verloren wie Gedanken im ſchlafenden Kopfe. Zu Tauſenden zogen ſie ein, eine viertelſtundenlange Reihe von Wagen folgte, alles verſchwand, und wieder träumte er dann im Zwielicht des Morgens wie in der größten Menſcheneinſamkeit weiter, der Jegisdorfer Wald.

Wer indeſſen die Bewegung der Truppen ſtudieren wollte, konnte durchaus nicht erraten, um was für ein Gefecht es ſich handle, wo der Feind ſtehe, ob man angreife oder abwehre, weiche oder vordringe. Man ſah nur Truppen, Reiter, Artillerie und hie und da zwiſchen ſchönen Uniformen manche beſonders ſchöne zu Roſſe unter einem Kirſchbaum oder auf der Höhe eines Hügelvorſprunges ſtehend. Und zwiſchen ſolchen vornehmen Häufchen flogen zuweilen Adjutanten her und hin, den Schweiß des Gehorſams auf der Stirne, Pomade im feingeſchnittenen Haar und im Herzen das Gefühl, dieſer Militärwelt ſo wichtig zu ſein wie Luft und Licht.

Nein, man konnte wahrhaft nicht erraten, ob oder wo gekämpft wurde. Gar die Soldaten ſchienen es nicht zu wiſſen; die nicht, die in gehetztem Schritte durch den Wald vordrangen, und die ebenſowenig, die zwiſchen Grashaufen und Hecken ſich verſtecken mußten. Am wenigſten aber die Artillerie Leonzens, die in der Nacht ihre Stellung in den Abſamer Höhen bezogen hatte, um fünf Uhr infolge eines unverſehenen Befehls hinunter in den weichen Lehmboden der Feilerſchen Güter gefahren war und jetzt ſchon vier Stunden in dieſen trübſeligen Stoppelfeldern des geizigen Großbauern feſthockte, wo ein fauler Ziehbrunnen den friſchen Tag verſtänkerte. Tatlos mußten die Männer neben ihren Geſchützen harren, ohne eine Zigarre zu rauchen oder eine Feldküche zu rüſten. Die wußten am wenigſten vom Gange des Manövers.

Indeſſen, das ſollen eben die richtigen Schlachten ſein, war den Rekruten oft erläutert worden: Entfaltung der Heeresteile in die weiteſten Auszüge, in eine unendliche Verzettelung der Kräfte, als blieſe der Wind ſie nach allen Anfängen der Welt; dann wieder ein Durcheinander von ſo verzwickten und ſo ungeahnten Bewegungen, daß man zu träumen glaubte; plötzlich ein Sauſen über die Köpfe weg, ein paar Salven aus den Verhauen, dann wieder Totenſtille! — Und endlich, nachdem der Soldat bis zum Abend von einem Ort zum anderen gerannt iſt, ohne einen Feind geſehen zu haben, verlieſt der General, nachdem alles zuſammengetrommelt ward, von einem dicken Papierzettel: dieſes nämlichen Soldaten Diviſion habe geſiegt, und gerade ſeine Kompagnie ſei ausſchlaggebend geweſen. Am Ende wird der Burſche noch ehrend ins Militärbüchlein gebucht.

In der Tat, es war eine ſehr ernſte Schlacht. Ein Stück Weltgeſchichte wandelte ſich hier auf dieſen dürftigen Moorböden ab, nur merkte es niemand.

Freilich, den Geſichtern der Befehlshaber hätte man es ableſen können. Sie gaben ſich gerade ſo feierlich wie die alten, ſteinernen Männer auf den Brunnen unſerer gemütlichen Landſtädtchen. Ihre Schnurrbartzipfel gingen himmelan, ihre Stirne lag in urweltlichen Falten; ſpärlich und langſam kamen die Worte von ihren gepreßten Lippen, und das Bewußtſein einer unerhörten Verantwortung umgab ſie mit einem unverletzlichen Panzer.

Das Volk, das in ungezählten Scharen von ferne zuſah, fühlte die Bedeutung des Augenblickes wohl. Man hungerte und dürſtete zu Tauſenden, wenn man nur dieſe Schlacht zwar nicht mitanſehen, aber doch miterleben durfte.

„Da, am Zaune bin ich dabeigeſtanden,“ wird nach Jahren noch der Bauer Jeremias ſagen. „Es ging ziemlich nahe!“

„Und ich,“ meint der Bauer Iſidor, „ich ſtand beim Rotacher Brücklein, das war viel näher.“

„Nein, hier entſchied es ſich.“

„Nicht doch, hier!“ —

Bei der Artillerie hatte nach und nach der Humor überhand genommen, und um Mittag machte man es ſich bequem, fing an zu ſpaßen, kochte und hielt ſich für abſeits gelaſſen, vergeſſen und verloren. Auf der ganzen Welt hat niemand ein ſo derbes, aber ſo gutes Spaßmaul wie der Kanonier. Seine Witze fliegen ſo rund und glatt wie ſeine Kugeln und machen ebenſo tiefe Löcher.

Der Batteriehauptmann ſtand mitten in dieſem ſcherzhaften Geſchwätz und half auf ſeine Weiſe mit. Witze machte er ſelber nicht. Aber er lachte. Und ſein Lachen war ſoviel wert, wie ein guter Witz. Er trug die ganze Geſundheit des Menſchen in ſich. Es ſteckte förmlich an und übernahm die Zuhörer wie ſtarker, echter Wein.

Der Kanonier von Nr. 3 war ein beſonderer Spaßvogel. Er hatte es in der Gewalt, ſämtliche Obern in Stimme und Gebärde vorzutäuſchen. Er rülpſte das „r“ wie Oberſt Leo, atmete zwiſchen halben Wörtern wie Major Max, ſagte das „bezugnehmend und fußend auf geſtrigen Erläuterungen“ genau mit der unermeßlichen Wichtigkeit und mit der Nachahmung des Napoleonblickes wie Oberſt Örtle. Aber am köſtlichſten war er doch als Oberſtbrigadier Dubois, der aus dem welſchen Greyerz ſtammte.

„Wie aißen das Flügelmann?“

„Joſeph Zeuglin, Herr Oberſt!“

„Schoſeph Säugling, treteſt vor!“

Der Flügelmann tritt mit dem unrechten Bein vor.

„Wo iſt der rechte Bein?“

„Hier, Herr Oberſt.“

„Sſör gut. Und wo iſt der linke Bein?“

„Hier, Herr Oberſt.“

„Pourquoi! — Woſſu iſt Sie denn promeniert mit die rechte Fuß?“

„Herr Oberſt, ich bin mit dem linken —“

„Mit die rechte — ich ſehe alles, alles. Das bin ich mit Schmerze geſehen. Die rechte Bein! Voilà, mit die rechte Bein wir ſind battu — nur mit die linke Bein hat die victoire.“

Ein unermeßliches Gelächter wollte über dieſe Leiſtung ausbrechen. Aber Leonz hatte kaum mit ſeinem Baß den Grundton gegeben, als ein Trompetenſignal ertönte.

Augenblicklich ſtellte man ſich in Zugordnung.

Eine fliegende Botſchaft ritt heran. Die Batterie habe ſofort über den Wängerwald nach Peidenmühl am Rhein vorzurücken. Auf dem Wege ſeien Batterie 27 und 45 mitzunehmen. Denn alle Reſerven müßten aufgeboten werden, um die Operation der blauen Armee am Rheine zu unterſtützen.

Hei, wie eilig das durch den Wald ging! Dann über weite Felder! Die Züge der Höhen, dieſe bewaldeten, blauen Linien vor dem Himmel, ſanken nieder, eine um die andere, vor dem Anmarſch des Zuges. Aber der Boden verdroß die Wackeren. Bald hatte man ſich durch dichtes und dorniges Geſtrüppe zu reißen, bald die ſchweren Wagen aus den von ſeichten, aber beharrlichen Wäſſerchen durchweichten Wieſen zu ſchaffen. Oft bis hoch an die Wagenachſe ſanken die Fuhrwerke ein. Die Roſſe dampften, die Reiter tropften von Schweiß, die Fuhrknechte fluchten noch holperiger als der wurzelknotige Weg ausſah. So gingen drei Stunden hin. Von ferne hörte man bereits das eigentümliche Rollen und Grollen der feindlichen Geſchütze. Manchmal ſprengte ein beſchmutzter grüner Guide daher und machte unter heftigem Kopfnicken klar, daß man ſich noch mehr beeilen müſſe. Dann erhielt der Zug jedesmal einen heftigen Ruck vorwärts, und das Geſtrampel nach dem Rhein wurde noch weit ärger. Soviel man hörte, hatte die Hauptſchlacht ſich über den Rhein zuungunſten der Blauen entwickelt, und nun war es gar dem roten General gelungen, den Kampf nicht bloß von den flachen Ufern des unteren Rheines hinaufzuſpielen, wo das Bett ſich zwiſchen jähe Halden hinabſenkte, ſondern um drei Uhr nachmittags war ihm auch mit beträchtlichen Heeresmaſſen der Übergang geglückt. Im Rücken gedachte er nun die Blauen zu überrumpeln. Konnte er nicht mindeſtens wieder von der Reſerve zurückgeworfen werden, ſo war der Tag für die Blauen verloren.

Als die Mannſchaften mit ihrem Park ein letztes Buchenwäldchen durchbrachen, hatten ſie vom Ranfte aus ein unvergeßliches Bild vor ſich. Von den Hängen des Rheines kletterte und krabbelte es ameiſendicht von Feinden in die Talſtufe empor. Ein geordnetes, ſtarkes Viereck hatte bereits die blaue Infanterie an den nächſten Hügel gedrückt, und die blaue Reiterei war auf dem ſteinbrockigen Terrain in die mißlichſte Untätigkeit verſetzt.

Als Leonz, dem dieſe Landſchaft ſo vertraut wie ſein Suppenteller war, das Kriegsbild nach allen Seiten gewürdigt hatte, ſtellte er mit den übrigen Zugführern, die ihm gerne das Oberkommando überließen, die Geſchütze ein, ſchätzte die Diſtanzen, ſichtete und befahl unter heftigem Viſieren: „Feuer!“ Zugleich wurden Signale zu den bedrängten Infanteriekörpern entſandt. Der von keiner Artillerie behütete Feind ſtutzte, ſei es über die unerwartete Kanonade, ſei es über die entſchloſſene Attacke, die die bereits flüchtige Infanterie der Blauen in ſchneller Umkehr nochmals verſuchte.

„Feuer!“ gebot Leonz wieder, die Hand ſchräg über die Augen haltend, um die Wirkung des Geſchützes beſſer zu erſpähen.

Verheerend praſſelte das Geſchoß in den engen Feind. Breite Straßen des Todes riß es jede Minute in dieſe vom verfrühten Sieg erhitzten Maſſen ein. Unruhe entſtand, die blauen Bataillone griffen den beſtürzten Feind mit der ganzen Gewalt an, die man in eine letzte Hoffnung ſetzt.

Von Baumreihe zu Baumreihe, von Hecke zu Hecke wich der Gegner zurück, immer mehr vom Tale räumend, in einer Richtung mit dem hier unſichtbaren Strome. Schon nahte er den Rebbergen. In dieſem Augenblick ſchnellte die Reiterei der Blauen zwiſchen den Tannen hervor. Jetzt hatte ſie Hufweite und Anlauf. Im Schutze der befreundeten Artillerie rückte ſie dem Feinde von der Flanke her heftig an den Leib. Und jetzt war es nur die Überlegenheit des feindlichen Führers, wodurch die völlige Niederlage der eben noch ſo Siegreichen verhindert werden ſollte. Er ſtellte drei Schützenregimenter vor, formierte dahinter längs den ſteilen Rheinhöhen kleine, feſte Vierecke und zog unter unabläſſigem, falkenhellem Spähen nach einem guten Übergang, noch ehe die Rebhügel kämen, mit dieſen Scharen unter zäher Verteidigung ſtromabwärts.

In dem ſo entſtehenden Nahgefecht konnte die Artillerie nicht mehr zu Worte kommen. Würde ſonſt ja unterſchiedslos Freunde wie Feinde ſchädigen. Leonz, auf die Lafette einer Feldkanone geſtützt, fühlte ſich jetzt wohl wie nach einem Bade. Jeder Nerv ſeines Weſens ſpielte freudig im Leben des ganzen Heeres mit. Er fühlte ſich Kriegsmann bis in die Knochen. Da blieb kein Reſt von Winzer oder Ackersmann. Der Krieg, ſo wie er ſich da unten heldenhaft in Abwehr und Angriff abſpielte, ſchien ihm das größeſte und würdigſte Kräfteſpiel der Völker. Alles Große mußte von ihm kommen, alles Kleine mußte er erſticken.

Er vergaß jetzt ſeine Eltern und ſeine Roſine. Oder vielmehr, er vergaß ſie nicht, ſondern verſchmolz ihr Andenken mit ſeinen kriegeriſchen Freuden. Vater und Mutter waren ihm zwei feindliche Armeekorps, und die Braut glich der Siegesgöttin, die über alles Gezänke und Leiden zuletzt ihr verſöhnendes und ſegnendes Lächeln ausgoß.

In dieſem Moment bemerkte Leonz, wie der rüſtige Feind nun wirklich durch die Einſattlung zweier bewaldeter Hügelkuppen einen Durchſchlupf gegen den Rhein hinunter gewann. In geordneten Reihen zog er durch dieſes natürliche Tor ins geſicherte, weil jäh abgeſchloſſene Bett des Rheines hinunter. Die waldigen zwei Höhen, die wie Bollwerke oder Walltürme einer Befeſtigung daſtanden, ermöglichten den Roten die leichteſte und längſte Verteidigung ihres Rückzuges.

Wie ein Jäger, dem ein ſicher verfallenes Wild nun doch noch zu entkommen droht, ſo wild und heiß ſpürte Leonz bei dieſem Anblick das Blut zu Kopfe ſteigen. Mit der Ruchloſigkeit, die dem Kriegsgewiſſen eigen iſt, erwog er hitzig, wie man dieſe ärgerliche Flucht zuſchanden machen könnte. Ein ſieghafter Einfall durchzuckte ihn plötzlich wie ein Blitz. Er hatte nämlich den erſten Weinberg unten in der Talung bemerkt, den Goldacker ſeines Vaters. Aus ſeiner mittleren Höhe, er wußte es genau, konnte man, weil ſie einen Vorſprung im Stromlauf bedeutete, bis ans Waſſereck ſehen, wo vermutlich der Feind überſetzte. Von dem Goldacker aus hatte man den Feind völlig im Rohr.

Nur einen Augenblick ſchien er noch zu ſchwanken, ſei es, weil dies denn doch das Gut ſeines Vaters war, teils, weil er da ohne höheren Befehl eigenmächtig aus dem Programm der Manöver hinausfiel. Dann aber ſtützte er das Kinn feſt in den Kragen und gab raſche Weiſung, die Batterie in den Wald zurückzuſchieben.

Dies geſchah. Leiſe teilte Leonz ſein Vorhaben den Zugleuten mit, unbemerkt das Tal unten zu durchqueren und vom Goldacker aus die feindliche Rettung zuſammenzudonnern.

„Aber die Weinberge ſind ja aus der Operation geſchieden!“ betonte man ängſtlich.

„Es iſt mein Weinberg!“ entſchied Leonz trotzig.

„Aber die Trauben, die ſchönen, blauen, der heurige gute Wein — —“

„Es iſt mein Weinberg!“

Aber der Staat werde keine Entſchädigung geben. Man werde ſagen: Ihr habt gegen das Statut gehandelt und verbotene Wege betreten. Da wird alſo kein Rappen bezahlt.

„Es iſt mein Weinberg!“

Und jetzt hackte Leonz ſein Kinn in den Kragen, wie ein Adler ſeinen Schnabel einhackt, bevor er ihn zum kühnſten Fange wieder öffnet. Er gebot in aller Stille den Marſch.

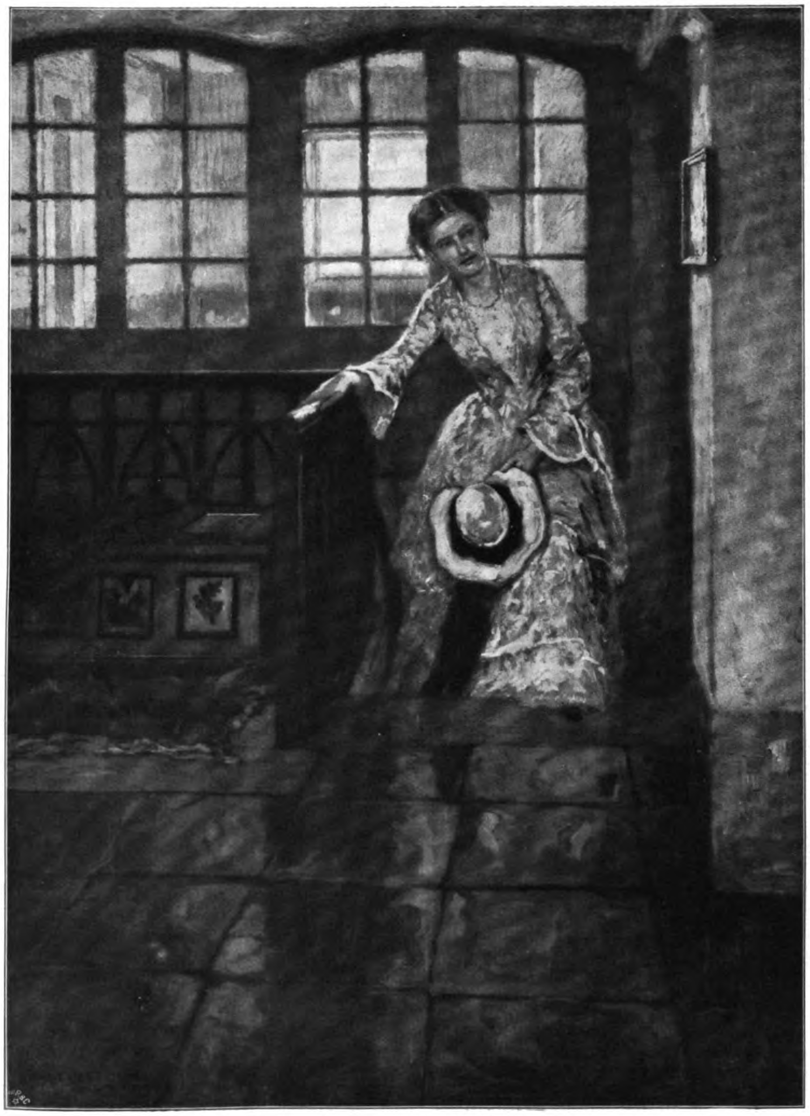
In dieſen Wäldern war ihm jeder Fleck Boden bekannt. Hier hatte er Haſen gejagt, dort einem Fuchſe nachgegraben, der Baumſchlag drüben gehörte ſeinem Vater, da war ein Stück Lichtung, wo er zweimal für ſeine fiebernde Mutter Lattich geſucht hatte, und jetzt, da führte ein Nebenweglein zur Talſohle und im Gebüſch eines Bächleins hinüber zum Goldacker. Mehrmals ſtieß man mit den Geſchützen an die ſchlanken Baumſtämme, mehrmals ſcheuten die Pferde vor der Steilheit des groben Prügelweges, aber es ging.

Allen voran zog Leonz mit ein Paar Augen, die vor Freude und Helligkeit durchſichtig erſchienen. Er dünkte ſich ein Held, der das Vaterland in einer ſchwarzen Stunde aus der Not hebt. Die Erinnerung an die alten Schlachtfelder erfüllte ihn. Er dachte an Tells Geſchoß, an Winkelrieds lanzendurchſtochene Bruſt, an Waldmanns, des Zürchers, Schwert und an das blutige Banner, das der Zuger Kollin ſich um den ſinkenden Leib wand. Er ſah dieſe Helden ihm vorausleuchten, und ganz voran da ſchwebte wie ein Sonnenbild die edle Helvetia, die mächtig ausſchreitenden Füße gepanzert, die Bruſt im feſten Koller, das Haar wie eine Seidenfahne flatternd und auf der Stirne jene jungfräuliche Unberührtheit, wie ſie ſonſt nur noch die höchſten, weißeſten Gletſcher und die Morgenſonne darüber zeigen. Sie ſchien mit ihrer großen offenen Hand zu winken: ‚Sohn, folge mir! Das Vaterland braucht Männer, die nicht bloß Birnbäume okulieren und Flachs ſchneiden, ſondern auch ein neues Gewehr handhaben können, wenn im Wirrſal der Zeiten ein ſtrammer Fechtergang an die Grenze nottut.‘ Und immer herrlicher glüht ihre Wange, immer heißer blüht ihr Auge, immer ſonniger wallt ihr Haar, immer majeſtätiſcher wird ihr Schwung, ganz und gar iſt ſie Roſinens Bild. Nur größer, feſter, ſtolzer! Und Leonz iſt wie berauſcht. Gut und Blut, ſeinen ganzen Mann ſchenkt er ihr, ihr, der reichen, ſchönen, lieben Helvetia-Roſine.

Binnen einer kurzen halben Stunde war man auf der Höhe des Goldackers angekommen. Sogleich rückte man in die Mitte des Hügels hinunter, die einer vorſpringenden Naſe gleich alle Ausſicht auf den Übergang des Feindes öffnete.

Durch die zarten, mädchenhaften Reben fuhren nun die ungeſchlachten Eiſenungeheuer, nachdem die Pferde die erſte Scheu vor dieſer wunderbaren Straße überwunden hatten. Es krachten die dürren Holzſtecken wie die morſchen Knochen eines Sterbenden, und mit ihnen ſanken wie mit gerungenen Armen die Reben, und das rote Blut ſprang ihnen aus allen Gliedern. Der purpurne Saft der zertretenen und zerſprengten Früchte ziſchte an den kotigen Stiefeln der Kanoniere und den wüſten Rädern der Protzenwagen empor, und eine dunkle Beere ſpritzte dem Hauptmann ihren Wein mitten ins Geſicht. Wie ein barbariſch verwüſtetes Leben waren dieſe mit Splitterwerk und dürrem Laub in den Boden geſtampften Trauben anzuſehen. Weitum roch es von dem ſo elend verpraßten köſtlichen Weine! Trotz der vielen Menſchen ſummten alſogleich zahlreiche Weſpen und Mücken in der Luft herum, wie betäubt von dem wilden Weindufte, der jetzt über der Erde lag. Nie ſah, ſicher nie, ein trinkſeliger Mann ein trüberes Bild der Zerſtörung, und die leeren Fäſſer, die noch des neuen Moſtes harrten, ſpürten in jenem Augenblick der Vergeudung einen heimlichen Schmerz durch ihre dürſtende Seele gehen.

Sechs Kanonen waren durch das ſchmale Rebſtück hinunter gefahren, damit vierzig Roſſe und ein halbes Hun-



Interieur. Gemälde von Ernſt Liebermann.

dert Menſchen. Kein Weinſtock der obern und beſſern Hälfte blieb ganz. Im Nu ſah alles einem ausgerauften und zerſtoßenen Erdſtück gleich. Aber weder Leonz, noch ſeine Begleiter empfanden bei dieſer jähen Vernichtung eines ſchwer gereiſten, durch Jahre erwachſenen und erarbeiteten Gutes Mitleid oder Reue. Sie waren in einer Art Rauſch. Nur wie ſie die Geſchütze poſtieren und am beſten die Flucht des Feindes mitten in den dichteſten Lebenskern treffen könnten, beſchäftigte ſie. Der Feind hatte zwei Notbrücken geſchickt hergeſtellt und eilte darüber in unbeſorgter Eile ans andere Ufer, wo man ſich bereits einen Weg hinan gebahnt hatte. Wie von Fliegen wimmelten die ſteilen Halden mit ihren Geſteinlagen von den Emporkletternden. Ein Schock mochte wohl ſchon oben ſein. Unten aber, auf der herwärtigen Seite, drängten ſich viele Hunderte am Waſſer zur Überfahrt. Eine wunderbare Geſchäftigkeit herrſchte. Gleich aber erdröhnten die Wände der Rheinſchlucht von einem ſtürmiſchen Schießen. Wie ein Gewitter brach es in die unbeſchirmten Reihen der Feinde. Die drei oberen Kanonen feuerten in die emporkletternden Scharen, die das jenſeitige Ufer erſtrebten. Mit den übrigen Geſchützen war man noch tiefer in den Rebberg hinunter gefahren und ſchoß jetzt mitten in das ſchwankende Brückenwerk, in die zuſammengekoppelten Überfahrer und in das diesſeits ins Waſſer hinunterſteigende Volk. Die Überraſchung war ſo heftig und ſo mörderiſch, ein Ausweg ſo unmöglich, daß der Feind, ob er wollte oder nicht, den Weg zurücknehmen mußte, auf dem er daher geflohen war. Aber unterdeſſen hatte die Infanterie die Schüſſe Leonzens gehört und den wundervollen Vorteil ihrer Lage wahrgenommen. Unwiderſtehlich drängte ſie den ſchwindenden Feind in die Schlucht hinunter, in der ein Echo dem andern die völlige Vernichtung dieſes Armeeteils verkündete. Oberſt Zimmermann ſtreckte die weiße Fahne von der zitternden Brücke über die Fluten empor, und in dieſem Augenblick ertönte das Trompetenſignal, das den Schlaß dieſer erdichteten — denn es war nur Manöver — Metzelei ankündete.

Von den beiden Gehöften, die rechts und links auf dem Rheinhang lagen, hatte der Hauptmann Beobachter gehabt, die mit fieberhaftem Eifer ſeiner patriotiſchen Hantierung zuſahen. Auf dieſer Seite war der alte Oberſt mit ſeinem Feldſtecher von der Terraſſe aus dem feindlichen Übergang gefolgt. Alle kriegeriſchen Erfahrungen der eigenen Waffenfahrten erwachten dabei in ſeiner Seele. Er bewegte die linke Hand, die von der Gicht mehr als die rechte verſchont blieb, in jenen gebietenden Zeichen, mit denen man einem Ereignis beiwohnt und ſeine Entwicklung zu beſtimmen glaubt. Ausgezeichnet gefiel ihm, wie Oberſt Zimmermann den ſchwierigen Rückzug ordnete und wie die Pontonniers ſich tüchtig ins Zeug legten. „Das hat Adel!“ brummte er, „iſt faſt wie ein Sieg zu achten.“ — Roſine hatte ihm den Kaffee auf die Terraſſe geſtellt und ſtocherte die zwei Zuckerbröcklein mit dem ſilbernen Löffelchen hin und her. Kein Tröpflein des plattvollen Täßchens vergoß ſie dabei. Denn weder der Oberſt Zimmermann noch die raſchen Brückenbauer, die ſo hurtig Pfähle einrammten und Kähne in die Fährſeile knüpften, noch die Hauptleute, die das herunterſtrömende Wehrvolk im Nu in kleine, ſaubere Trüppchen formten, um bequemer überzuſetzen, nichts von all dieſer großen Soldateska intereſſierte das Mädchen. Sie hatte nur für einen Artilleriſten Sinn, der aber war hier nirgends zu erblicken.

(Fortſetzung folgt.)

Arthur Schopenhauer. Von Dr. Theodor Simon.

Zur fünfzigſten Wiederkehr ſeines Todestages.

Am 21. September 1860 ſtarb zu Frankfurt a. M. Arthur Schopenhauer, der Philoſoph des Weltſchmerzes, der einer vergangenen Generation dasſelbe und mehr war, als Nietzſche, der Bejaher des Willens zum Leben, dem heutigen jungen Geſchlecht ſchien. Weſſen perſönliche Erinnerungen nicht mehr zurückreichen in jene Zeiten, in denen Richard Wagner die Schopenhauerſche Philoſophie in Tönen interpretierte, dem klingt es wie ein Märchen, daß dieſe Gedankenwelt einſt die Gemüter der Jugend Deutſchlands mitriß, daß Schopenhauers Philoſophie die Spalten der Zeitungsfeuilletons beherrſchte, daß er damals „der“ Philoſoph ſchlechthin war. Lange Zeit hatte es gedauert, bis er die erſehnte Anerkennung fand, die ſelbſt der Gegner auch heute noch der Lebensarbeit dieſes Mannes zollen muß. Im Dunkel hatte er ſeine bedeutendſten Werke geſchaffen. Erſt ſein Greiſenalter war vom Abendſchein des Ruhmes beglänzt. Und jetzt, nach einem Menſchenalter ſchon, ſcheinen wieder andere Sterne, und nur die Gebildeten unſeres kurzlebigen Geſchlechts wiſſen noch ſeine Größe zu würdigen. Mit der Stimmung, die uns auf dem Kirchhof umfängt, treten wir an das Grab Schopenhauers. Und der Wind rauſcht uns leiſe das Wort des Predigers Salomo ins Ohr, das auch das Motto unſeres Philoſophen war: Es iſt alles ganz eitel!

Er wurde als Sohn eines reichen Großkaufmanns zu Danzig am 22. Februar 1788 geboren. Von der Fülle umgeben, wuchs er heran; die eigentliche Not des Lebens hat er nicht kennen gelernt. Rätſelvoll will es uns daher erſcheinen, daß gerade er, dem das irdiſche Los beſſer gefallen war, als den meiſten großen Philoſophen der Deutſchen, der Vater des Peſſimismus in der deutſchen Philoſophie werden mußte. Er hatte eine herbe, zur Verdüſterung neigende Gemütsart ſchon als Erbſtück überkommen. Sein Vater war eine achtunggebietende Erſcheinung. Aber von ſeinem Starrſinn zeugt es, daß er im Jahre 1793, als Danzig von den Preußen eingenommen wurde, ſein Kontor ſchloß und unter großen Verluſten nach Hamburg überſiedelte. Auch konnte der Mann, deſſen Haupttugend eine ruhige Gerechtigkeit war, zuweilen ohne rechte Urſache ſo heftig werden, daß „alle Hausgenoſſen bis auf Katze und Hund ihm angſtvoll aus dem Wege liefen“. In ſeinen letzten Jahren ſteigerte ſich ſeine Gereiztheit ins Krankhafte. Wenn ſeine Anfälle kamen, kannte er ſeine Freunde nicht mehr. Zuletzt ſtürzte er ſich, um eingebildeter oder wirklicher Vermögensverluſte willen, aus einem hohen Speicher hinab in den Kanal und ertrank. Seine Großmutter väterlicherſeits wurde für wahnſinnig erklärt. Sein älteſter Onkel war von Jugend auf geiſtesſchwach, ein anderer Onkel war „ein durch Ausſchweifung halb wahnſinnig gewordener Menſch“, hatte ſich von der Familie losgeriſſen und lebte „in einem Winkel mit ſchlechtem Volk“. Das traurige Ende des Vaters warf tiefe Schatten auf das Gemüt des Jünglings, der alle Zeit ſeines Lebens ihm ein dankbares Empfinden gewidmet hat. Noch als Greis hat der Sohn die tiefempfundenen Worte geſchrieben, die das Vorwort zu einer Neuausgabe ſeines Hauptwerkes bilden ſollten: „Edler, wohltätiger Geiſt, dem ich alles verdanke, was ich bin. Deine waltende Fürſorge hat mich geſchirmt und getragen, nicht bloß durch die hilfloſe Kindheit und unbedachtſame Jugend, ſondern auch ins Mannesalter und bis auf den heutigen Tag … Darum weihe ich Dir mein Werk und rufe Dir im Grabe den Dank nach, den ich Dir und keinem andern ſchuldig bin.“ In dieſen letzten Worten klingt wohl der Gedanke durch an das, was ſeine Mutter ihm hätte ſein ſollen und nicht geweſen iſt. Ohne eigentliche Liebe hatte ſie den um zwanzig Jahre älteren Vater geheiratet und ſchätzte die ihr nach deſſen Tode geſchenkte Ungebundenheit wohl allzuſehr. Obgleich aus ihren Briefen eine gewiſſe mütterliche Fürſorge ſpricht, ſo ſuchte ſie ihn doch in Weimar, wohin beide nach dem Tode des Vaters übergeſiedelt waren, nach Möglichkeit ihrer Häuslichkeit fernzuhalten. Der Sohn, der die begonnene Laufbahn als Kaufmann verlaſſen hatte und ſich privatim auf die Univerſität vorbereitete, durfte in Weimar nicht im Hauſe der Mutter wohnen, ſondern ſollte nur zum Mittageſſen und zu den Geſellſchaftsabenden erſcheinen. So konnte er wohl im Hauſe der Mutter mancher bedeutenden Perſönlichkeit des Weimarer Geſellſchaftskreiſes, unter anderem vor allem Goethe, näher treten, denn die geſelligen Abende der angehenden, ſpäter berühmten Schriftſtellerin Johanna Schopenhauer erfreuten ſich großer Beliebtheit. Aber eine Heimat fand er hier nicht. Um ſo fremder wurde der Sohn der Mutter, als er allmählich manches ſah, was ihm der Ehre der Familie zuwider ſchien. Geht ſonſt von dem Elternhauſe ein Lichtſchein auf das ganze Leben des Kindes aus, ſo warfen das ſchreckliche Ende eines geliebten Vaters und das Verhältnis zu einer liebloſen, leichtfertigen Mutter einen unbeſieglichen, düſteren Schatten auf das von vornherein zur Schwermut neigende Gemüt des Sohnes.

Noch manche andre Wurzel des Weltſchmerzes läßt ſich in dem Leben des Philoſophen erkennen. Als Knabe lernte er die ſtillen Freuden der Häuslichkeit wenig kennen. Sein Vater glaubte dem Nachfolger in ſeinem Weltgeſchäft von vornherein eine weltmänniſche Erziehung geben zu müſſen und gedachte es gut zu machen, wenn er durch frühzeitige Reiſen dem Knaben bereits einen weiten Blick gäbe. Der Vater nahm ihn ſchon als neunjähriges Kind mit nach Frankreich und ließ ihn dort bei einem Geſchäftsfreund in Havre zurück, wo der Knabe zwei Jahre blieb und gänzlich die deutſche Sprache verlernte. Nach der Rückkehr begleitete er die Eltern auf längerer Reiſe durch Deutſchland. Vom fünfzehnten bis zum ſiebzehnten Jahre führte er mit Vater und Mutter ein Nomadenleben und reiſte mit ihnen in halb Europa umher. Der Zauber der Kindheit, für die das geringſte Spielzeug ein Quell der Freude iſt, mußte ihm fremd bleiben und eine frühreife Blaſiertheit an deſſen Stelle treten. Danach wird es verſtändlich, wenn er ſpäter ſagt, die Freude ſei gar nichts Poſitives, für ſich Beſtehendes, ſondern bloß ein Aufhören des Schmerzes. Aus tauſend kleinen Bächen rinnt die Lebensfreude zuſammen. Aber ihm waren dieſe Quellen der Freude am Kleinen frühzeitig vertrocknet.

Mit Leichtigkeit hatte er die Lücken der Vorbildung ausgefüllt und mit ungewöhnlichem Eifer hatte er den Univerſitätsſtudien obgelegen. Sein väterliches Erbteil erlaubte es ihm, von einem beſtimmten Lebensberufe abzuſehen und frei ſeinen wiſſenſchaftlichen Intereſſen zu leben. Erſt als ſein Erbe durch den Zuſammenbruch eines Bankhauſes in Gefahr geriet und er eine Zeitlang daran denken mußte, ſich einem Berufe zu widmen, habilitierte er ſich an der Univerſität Berlin. Aber er hatte keinen Erfolg. Eigenſinnig legte er ſeine Vorleſung in die Stunde, in der der damals allbeherrſchende Hegel ſein Hauptkolleg las, und hielt elf Jahre lang feſt an dem einzigen Kolleg mit dem für junge Studenten wenig anziehenden Titel: „Grundlegung der Philoſophie oder Theorie der geſamten Erkenntnis“. Es ſchien ihm willkommen, daß er keine Hörer fand. Denn ſeine Vermögensverhältniſſe hatten ſich wieder gefeſtigt, und er führte ein ungebundenes Leben, pflegte ſeine privaten Studien oder befand ſich auf Reiſen. Er ſchätzte dieſe Freiheit über alles und ſagt einmal: „Wäre ich arm geweſen und hätte von der Philoſophie leben und meine Lehren nach der Vorſchrift der Regierung einrichten ſollen, ſo hätte ich mir eine Kugel durch den Kopf gejagt.“ Er freute ſich, jeden Morgen, wenn er aufſtünde, zu ſich ſagen zu dürfen: Der heutige Tag iſt ganz Dein Eigentum. Wir aber glauben im Gegenteil, wäre ſein Leben an eine Berufspflicht gebunden geweſen, er hätte vom Lebensglück mehr gekoſtet. Es liegt ein Segen im Muß, wenn es uns auch zuweilen eine Tätigkeit aufzwingt, die wir freiwillig nicht wählen würden. Niemand iſt glücklicher am Feierabend, als der Arbeiter, der von harter Arbeit heimkehrt. Darin offenbart ſich etwas von der ausgleichenden Gerechtigkeit, die auch hier auf Erden ſchon in den Loſen der Menſchen waltet.

Doch am ſchwerſten hat auf ſeinem Leben der Mangel an Anerkennung gelaſtet. Im Jahre 1819 erſchien ſein Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorſtellung“. Heute iſt Freund und Feind darin einig, daß es eins der bedeutendſten Bücher iſt unter allen, die je in der Welt geſchrieben wurden, und daß es ſeinen Namen für alle Zeiten zu einem der glänzendſten in der Geſchichte der Philoſophie gemacht hat. Aber die damalige gelehrte Welt überſah das Werk des unbekannten Neulings, ein Schickſal, das kühnen Bahnbrechern ſo oft zuteil wird. Erſt nach vierzig Jahren wurde der Druck einer neuen Auflage nötig. Bis dahin war der Jüngling, der einſt ſein Werk in heller Begeiſterung geſchaffen hatte, zum verbitterten Greiſe geworden, und in ſeiner Seele glühte nur noch der Haß gegen eine Welt, die die Plattheit verehrt und das Verdienſt unterdrückt. Um ſo herber mußte ihn dies Geſchick treffen, als er von Jugend auf zur hochfahrenden Selbſtüberhebung neigte.

Hätten wenigſtens zarte Bande ihn an das Leben gefeſſelt, ſo würde er in der ſtillen Freude der Häuslichkeit Erſatz gefunden haben für vieles, das ihm die Welt verſagte. Aber er verachtete das Weib, und an ſchlimmen Worten über die ſchönere Hälfte der Menſchheit wird er höchſtens von Nietzſche übertroffen. So ſtand er da wie ein einſamer knorriger Baum, den alle Stürme zauſen.

Immer unfreundlicher und ungeſelliger wurde er, die meiſten Annäherungen an andere Menſchen brach er ſelbſt barſch und rückſichtslos ab, und die verdiente Vergeltung beſtärkte ihn immer nur noch mehr in ſeiner Menſchenverachtung. Voll von Mißtrauen ſah er überall Gefahren. Nie ließ er das

Schermeſſer eines Barbiers über ſich kommen. Die Spitzen und Köpfe ſeiner Tabakspfeifen verſchloß er ängſtlich nach jedesmaligem Gebrauch. Nie ſchlief er ohne Waffen neben ſeinem Bett. In den ſonderbarſten Behältniſſen verſteckte er Geld und Wertſachen. In ſeinem, wohl auch der Sicherheit wegen, lateiniſch geſchriebenen Teſtament heißt es: „Zunächſt ſind ſämtliche Gefache, Schubladen, Winkel und Ecken meines Schreibpultes ſorgfältig zu durchſuchen, auch iſt das Schreibzeug auszuleeren. Sodann ſind alle Briefe und ſonſtigen Papiere einzeln zu entfalten, weil ſie öfters Schuldurkunden enthalten. Ebenſo ſind die Muſiknoten in der oberſten Abteilung des Pultes blattweiſe aufzuſchlagen, endlich aber iſt das Pult ſelbſt Stück für Stück zu zerlegen und abzubrechen, dergeſtalt, daß auch nicht zwei Bretter mehr zuſammenhängen. Denn ſo erſt wird man die Hauptſache finden.“

Die letzten dreißig Jahre lebte er in Frankfurt a. M., bis wenige Jahre vor ſeinem Tode nur bekannt wegen ſeiner Abſonderlichkeit und gelegentlichen Grobheit, vielfach das Stichblatt geiſtloſer Witzeleien ſeiner Genoſſen an der Gaſtwirtstafel. Wenige ahnten, daß „der Narr in ihrer Mitte“ eines Tages als „der Weiſe von Frankfurt“ ſich enthüllen würde. Er ſtarb an einem Lungenſchlag, nachdem er ſich bis in die letzten Tage ſeines Greiſenalters einer rüſtigen Geſundheit erfreut hatte. Im Sarge umwand ſein Haupt der Lorbeerkranz, den ihm das Leben hartnäckig verweigert hatte.

Von ſeinen Werken ſeien außer der Hauptſchrift „Die Welt als Wille und Vorſtellung“ noch genannt: „Über den Willen in der Natur“, die aus ſeinem Verkehr mit Goethe herausgewachſene Abhandlung „Über das Sehen und die Farben“ ſowie die Sammlung philoſophiſcher Gelegenheitsſchriften „Parerga und Paralipomena“.

Nach Schopenhauers Lehre iſt dieſe ganze Welt, die vor unſeren Augen liegt, und in der wir uns bewegen, nur „Vorſtellung“ des betrachtenden Subjekts. Hinter dieſer Vorſtellung aber liegt erſt ihr Weſen und Kern: der „Wille“, nicht etwa ein Wille, dem unſeren gleich, durch erkannte Zwecke und Ziele in Bewegung geſetzt, ſondern ein dumpfer, blinder, verſtand- und zielloſer Trieb. Natürlich muß dann auch das Werk eines ſolchen Urhebers ſo verſtandlos und ſchlecht wie möglich ſein, nicht die beſte der möglichen Welten, wie der Optimiſt Leibniz gelehrt hatte, ſondern ſo ſchlecht als möglich. Wäre ſie noch ein klein wenig ſchlechter, ſo könnte ſie gar nicht beſtehen. Darum iſt ſie des Jammers und Elends ſo voll. „Es kann kein Gott ſein, der dieſer Welt das Daſein gegeben hat, oder dieſer Gott müßte in dem Augenblick, wo er die Welt ſchuf, des Teufels geweſen ſein.“ Im Hirn des Menſchen zündet ſich dieſer blöde Wille eine Laterne an, den Intellekt oder Verſtand, um ſich ſeinen ferneren Weg zu erleuchten. Der Intellekt erkennt endlich das Weltelend und ſeinen Grund, das törichte Wollen und ſucht das Übel der Welt zu bekämpfen. Ein Mittel dazu iſt die Tugend des Mitleids, die in dem Mitmenſchen dasſelbe Weſen erkennen lehrt, das ich bin und ſo den ſelbſtſüchtigen Eigenwillen bricht. Die königliche Straße der Erlöſung vom Leiden iſt jedoch allein die Verneinung des Willens, die Selbſtverleugnung. Sie beſteht darin, daß man alles Intereſſe an der Welt aufgibt, nichts mehr wünſcht, nichts verabſcheut, nicht liebt, nicht haßt, daß man auf alle Freuden des Daſeins verzichtet und ehelos bleibt. Damit tritt Schopenhauer auf den Weg des Buddhismus. Dieſer aſiatiſchen Religion ohne Gott hat er unter uns Bahn gebrochen und ausdrücklich für ſie gekämpft. In ſeinem Studierzimmer hatte er eine Buddhaſtatue aufgeſtellt, damit jeder gleich erkenne, wer in dieſen heiligen Hallen herrſche.

Er ſelbſt hat nicht nach ſeiner Lehre gelebt. Zwar iſt er ehelos geblieben, aber anſtatt dem Hymen hat er der Venus geopfert. Bis in ſeine letzten Tage wußte der Verfechter ſtrengſten Asketismus die Freuden einer wohlbeſetzten Tafel über alles zu ſchätzen. Der Lobpreiſer der Armut wußte mit einer bei einem Gelehrten beſonders ungewöhnlichen Geſchicklichkeit und Energie ſein väterliches Erbgut vor Schaden zu behüten.

Doch ändert dies an der Bedeutung ſeines Syſtems für die Entwicklung des philoſophiſchen Gedankens nichts. Seine ihm von der Vorſehung geſteckte Aufgabe war es, einem Geſchlecht, das in Materialismus, Genußſucht und Selbſtvergötterung verſunken war, einen Spiegel vorzuhalten, in dem es mit Schrecken das Bild von Welt und Menſch ohne Gott erkenne.

Unſerer Zeit, die wiederum an Erhebung leidet und Nietzſche zum Propheten hat, iſt vielleicht der neu emporkommende und allmählich vorſchreitende Buddhismus zu gleichem Zwecke geſetzt, und mit ſeinem Geſinnungs- und Bundesgenoſſen Buddha wird dann am Ende auch Schopenhauer eine Auferſtehung feiern. — —

Der Roſengarten, von Weißlehnbrod aus geſehen. Aufnahme von Toni Gurke in Teplitz.

Sterngucker. Roman von Hermine Villinger. (Schluß.)

Da, wo das niedrige Häuslein der alten Fromherze geſtanden, erhob ſich jetzt ein ſchlichter, aus Sandſtein aufgeführter Neubau. Er enthielt einen Bibliotheksſaal mit hohen Fenſtern, die dem Raum Licht im Überfluß ſpendeten, ein Geſchenk des neuen Bürgermeiſters Vinzenz Fromherz. Allſonntäglich und oft auch des Abends in der Woche verſammelten ſich die Männer und Frauen des Dorfes in dem in hellem Tannenholz getäfelten Raum zur gemeinſamen Leſeſtunde, oder um einen Vortrag anzuhören. Die Treppe, die dieſer Stätte zuführte, befand ſich an derſelben Stelle, wo einſt die ausgetretenen Stufen des Fromherzſchen Häusleins geſtanden hatten, auf denen die Armen und Kranken des Ortes zur alten Fromherze gepilgert waren.

Jetzt war der Enkel an der Reihe. Aber wenn er auch mit weiſen Augen in die Welt ſchaute, ſein Fühlen hatte er doch von der Großmutter, und er kam ebenſowenig über ſeine Gramſtunden weg, als Patrick über ſeine Heimwehſtunden weggekommen war. Es blieb immer eine Sehnſucht in Vinzenz' Seele. Er hatte geglaubt, an Judith einen Kameraden zu finden, wie es ihm Patrick geweſen. Aber wenn er eine Sache mit ihr beſprach und in ſeiner bedächtigen Art begann: „Ich will mir's überlegen —“ ſchon war ſie an der Türe: „Da ſeif' ich noch ſchnell meine Wäſch' ein —“ Sie blieb immer heiter, auch wenn ſie in einer Sache nicht einig werden konnten.

Zuweilen konnte es ihr wohl einmal heiß aus den Augen brechen, daß er es ſich doch ſo gar nicht genügen laſſe an ihr und ihren drei Buben, ſondern immer nur auf Neues ſinne zum Wohle anderer.

Nein, das konnte er nicht laſſen. Kein Leid im Dorf, das er nicht mittrug, keine Freude, die er nicht mitgenoß. Ging ein Burſche auf die Wanderſchaft, Vinzenz ebnete ihm alle Wege.

Strenge gegen die eigenen Kinder lag ihm von der Großmutter her im Blut. Ein ſchlechtes Schulzeugnis, ein leichtſinniger Streich konnte ihn an den Rand der Verzweiflung bringen. Nahm er die Miſſetäter mit Strenge vor, faßte ihn ſein Weib um den Hals und flüſterte ihm ins Ohr: „Biſch die ganz Großmutter —“

Und die Dinge nahmen eine freundlichere Wendung.

Sie waren keine Sterngucker, ſeine Kinder, alle drei nicht. Sie wuchſen in der Helle auf, in der Fröhlichkeit.

Als ſie noch klein waren und Vinzenz ſich ihres Anblicks erfreute, da kam es wohl manchmal vor, daß zwiſchen ſeinen pausbackigen Knaben vor ſeinen inneren Augen plötzlich ein länglich geformtes Geſichtchen auftauchte, mit dem eigenen tiefliegenden Blick der Fromherze. Und er konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß ſein ſo früh dem Leben entriſſenes kleines Mädchen mehr ſein eigen geweſen als dieſe lärmenden, ganz nur in der Gegenwart aufgehenden Knaben. Da konnte es ihn oft plötzlich ankommen, daß er ſie vornahm mit dem Wunſche, ihnen ſein eigenes Dichten und Denken einzutrichtern. Studierte Herren ſollten ſie werden. Schon jetzt ſich vorbereiten auf ihre eigentliche Beſtimmung. Genau wurden ihnen die paſſenden Bücher zugeteilt. Denn es ſtand fertig in ihm — Naturforſcher ſollte der Älteſte werden, der zweite Geograph, der dritte Forſtmann. Die über ihre Arbeit gebückte Judith hatte die größte Mühe, nicht hell aufzulachen. Dieſer Ernſt des Vaters, der ſo gar keine Ahnung von der wahren Natur ſeiner Söhne hatte! Draußen nahm ſie den bedrückten Büblein die Bücher aus den Armen.

„Hinaus mit Euch in den Garten — die Schürze um, 's gibt eine Menge zu tun —“

„Wenn wir aber doch gelehrt werde ſolle,“ wagte einmal einer einzuwerfen.

„A was,“ fertigte ſie ihn ab, „zur Sternguckarbeit tauge keine Dickköpf. Das weiß ich beſſer. Auf'm Erdbode müßt Ihr daheim ſein, wie Eure Mutter. Zum Weiterſchaun braucht's 's Vaters Auge, und die hat keiner. Nur nit zwiſche zwei Stühl' ſitze, da iſch Matthäi am letzte. Euer Vater iſch für alle Welt da. Ich für Euch. Vorwärts marſch.“

Vinzenz hatte vergeſſen, ihr nach dem Rezept des Pfarrers das Haferſäckle hoch zu hängen. Alſo ſchaltete und waltete ſie ganz nach ihrem Gutdünken und kümmerte ſich nicht im geringſten darum, ob ihr Tun ſich mit den Ideen ihres Mannes vertrug oder nicht.

Nur wenn es ſich um Fehler und Gewohnheiten der Knaben handelte, die der Vater rügte, da war ſie ganz auf deſſen Seite. Und der Bürgermeiſter ahnte nicht, daß es vielmehr das Verdienſt ſeines Weibes war als ſein eigenes, wenn ſeine Buben als geſittete Menſchen heranwuchſen.

Es hatte Zeit gebraucht, bis er es vermocht, mit einem Lächeln darüber weg zu gehen, daß ſein Weib die einzige war, die während des Vorleſens im Bibliotheksſaal des öftern einſchlief. Gerade ſein Weib! Da faſt ſämtliche Frauen und Mädchen den regſten Anteil nahmen an allem, was er an Wiſſen ſeinen Dörflern zutrug.

Hielt Vinzenz ſeinem Weibe vor, daß ſie ſo viel weniger Intereſſe für ſeine Beſtrebungen zeige als dieſe alle, meinte ſie lachend: „Was ſoll ich mir immer wieder über Obſt- und Roſenkulture vorrede laſſe? Mach ich nit alles, wie's recht iſch? Was Du im Kopf haſch, hab' ich in dene Händ —“

Sie blieb ihrem Ich genau ſo getreu, wie er dem ſeinen. Im Innern wurmte es ihn freilich ein wenig, daß es ihr ſo gar nicht einfiel, ſich erſt bei ihm zu erkundigen, ob ihm dies oder jenes auch recht war.

‚Ein Patrick iſt ſie nicht,‘ kam er mit ſich überein.

Da geſchah's, daß er eines Tages eine Unterredung zwiſchen ſeiner Frau und deren Schweſter mit anhörte.

Er ſtand am offenen Fenſter ſeiner Arbeitsſtube. Die Frauen unten im Garten bemerkten ihn nicht.

„Du, Judith,“ hörte er Jörgs Frau in ihrer grämlichen, ſchleppenden Weiſe ſagen, „was hat jetzt auch der Bürgermeiſter geſtern abend im Vortrag g'ſagt — wieviel Stück Weltteil' habe wir eigentlich auf'm Erdbode?“

„Das iſch doch einerlei,“ meinte die Judith.

„Freilich iſch's einerlei, aber wenn ich's heut beim Mittageſſe nit weiß, ſo tut der Jörg noch ärger als damals, wie er noch trunke hat. 's iſch fürchtig, wie g'lehrt der Mann worde iſch. Alles weiß er uswendig doher. Die ganz Bibliothek. Jedes Buch hat er ſechsmal g'leſe. Dann hockt er zum Eſſe und redet in ein Loch. Und wann ich's nit glei verſteh — nit zum ſage iſch's, wie er mich veracht. Ich bin ſchon ganz dumm vor Ängſte, eh er nur anfangt.“

„Machtſt's halt verkehrt,“ fiel die Judith der Schweſter ins Wort, „Du mußſch Dich nit fürchte, laß ihn ſchwätze und nick' mit dem Kopf, ob Du's verſtehſch oder nit. Laß ihm 's Vergnüge. Meinſch, ich horch immer zu, wenn der Vinzenz mit ſeine Plän kommt?“

„Mir war halt meiner lieber,“ meinte die andre, „wie er noch trunke hat. Das bißle Schläg hat mir nit halb ſo weh getan, wie d' Verachtung jetzt. Der Jörg und der Vinzenz ſind halt —“

„Du mußſch die zwei nit in ei'm Atem nenne,“ fiel Judith der Schweſter mit Heftigkeit ins Wort, „die ſind ja wie Tag und Nacht. Schau, wie der Jörg daher kommt! Und ſchau den Vinzenz an. Kein Stäuble an ſei'm Rock. Wie ein'n König halt ich ihn. Er iſch mein Stolz. Und ſo ſorg ich, damit er mir nit auf den Xaver rauskommt und nit auf d' Großmutter. Denn da wär er glei dabei. 's tät kei gut, wenn ich auch eine Sinnierere wär, denn da merkt und ſieht man nix von dem, was auf'm Erdbode vor ſich geht. Er kennt ja nit einmal ſeine eigene Bube.“

„Jo, jo," meinte die Schweſter, „die kenne ſich beſſer auf dem Erdbode aus, als Dein Mann, der immer was andres im Sinn hat."

„So einer paßt mir grad," erklärte die Judith, „freilich," ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu, „daß ſeine Bube nit ſo ſind, wie er meint, das gibt noch ein ſchön's Stück Arbeit, bis er das kapiert —"

„Hm, alſo," ſagte die Schweſter nach einer Pauſe, „ſo will ich's denn in Gottsnamen mit dem Nicke verſuche. Fiduz hab' ich freilich keine —"

„Mit dem Nicke iſch's auch nit allein getan. Biſch ja ſo eine Schlamp. Das iſch nix. Der Mann muß Freud habe könne an ſei'm Weib. Allemol, wann ich einen Blick in Deine Kuchi getan, hol ich ſchnell ein paar Roſe, wenn's grad gibt, und leg ſie der Fromherze aufs Grab. Ich hab' ſie oft verwunſche früher. Jetzt tu ich ſie ſegne."

Jörgs Frau ſchlürfte davon.

Als Judith ſich umwandte, entdeckte ſie ihren Mann oben am Fenſter. Sie tat aber ſchnell, als hätte ſie ihn nicht bemerkt. Dunkelrot war ſie geworden — Sie verlor ſich eiligſt im Garten. ‚So jetzt weiß er's,' freute ſie ſich insgeheim. Was ihr ſo lange auf der Seele gelegen hatte wegen der Buben, jetzt war's heraus.

Der Bürgermeiſter ging langſam in ſeinem Zimmer auf und ab. Auch ihm war ein leiſes Rot in die Wangen geſtiegen. „Da glaubt man zu führen," murmelte er in ſich hinein, „und wird ſelbſt geführt — wie ein Kind — Und wie ein König gehalten —"

Er ſah an ſeinem Rock herunter. Wirklich, kein Stäubchen; alles, was er trug, tadellos. Er ſeufzte. Er hatte ſich's ſo ſchön geträumt, einſtmals zwiſchen ſeinen gelehrten Söhnen zu ſitzen. Damit war's alſo nichts. ‚Er kennt ja nit einmal ſeine eigene Bube,' hatte die Judith geſagt. Freilich gut, daß ſie nicht auch eine Sinnierere war —

Es fiel ihm heiß auf die Seele, wie unverdroſſen, wie heiter ſie allezeit ihr Tagewerk getan. Und hatte doch auch gehungert an ſeiner Seite, hatte ſich das Zuſammenleben mit ihm auch anders gedacht — ‚Der Mann muß Freud' haben können an ſeinem Weib —' Und er, der bisher alles wie etwas Selbſtverſtändliches hingenommen — ihre Sorge um ihn, wie ihr Beſtreben, ihm Freude zu gewähren —

‚Da hat wieder einer vor lauter Bäumen den Wald nicht geſehen,' kam er mit ſich überein.

Und nun betrachtete er ſein Weib mit ganz andern Augen. Er fand Worte der Anerkennung, des Dankes, in dem auch etwas wie eine Abbitte lag, daß Judith oft verwirrt den Blick ſenkte, weil ſie fühlte, daß es feucht drin aufſtieg. ‚Du biſch ihn gar nit wert,' ſagte ſie ſich in ſolchen Augenblicken.

Mit ſeinen ‚Plänen' aber, wie ſie's nannte, quälte er ſie nicht mehr. Damit ging er zu jenen, die ungeduldig ſeiner warteten. Allabendlich ſah man die etwas vornübergebeugte hagere Geſtalt des Bauerngelehrten von ſeinem Hügel herabſteigen und langſam der Bibliothek zuwandern. Immer verſonnen, innerlich beſchäftigt, trat er in den Kreis, der ſeiner harrte.

Von der Feldarbeit kamen ſie, aus ihren Ställen und Scheunen — im Arbeitskittel, nicht ſchöner als ſie ihn früher trugen. Auch den alten Knaſter rauchten ſie aus ihren eingedunkelten ‚Pfifli'. Aber die Augen dieſer Männer und Frauen ſtarrten nicht mehr wie in früheren Zeiten in gedankenloſer Untätigkeit ins Leere oder in ſchweren Begriffsnöten dem Mann, der zu ihnen ſprach, ins Geſicht. Jetzt war ihnen nichts mehr fremd.

Die Rede kam auf geologiſche Schriften und Funde.

Da gab's oft ein luſtiges Hin- und Herreden zwiſchen den Burſchen und Mädchen, ein Hänſeln und Prahlen. Unter den Sammlungen der Mädchen befand ſich eine prachtvoll ausgebildete Seelilie. Eine ſolche Seltenheit hatten die Burſchen nicht aufzuweiſen. Der Neid war groß.

War von einem neuen Buch, einer neuen Anſchaffung die Rede, gleich kam der Jörg mit ſeinem „Kenn ich ſchon — kann ich ſchon auswendig —"

Aber mitreden konnte er nicht. Er konnte nur aufſagen.

Einmal auch berichtete er: „Bin ein großer Ärger los, meine Alte hat endlich die Sach kapiert — Kann jetzt ein vernünftig's Wörtle daheim rede. Ich halt's halt nimmer aus ohne d' Bildung." Vinzenz gedachte der Unterredung der Schweſtern und hatte ſeinen inneren Spaß.

Rührend war ihm das Stammeln der Alten, die nicht mehr recht mitkamen, wenn ſie ſo mit den großen Namen um ſich warfen und ſie ihren kleinen Verhältniſſen anzupaſſen ſuchten — „Hab zu meine Enkele g'ſagt," meinte ein Alter, „keins rührt mir mehr einen Erdwurm an — Man weiß doch jetzt vom Darwin, wie ſie im Erdbode nütze. Ein recht g'ſcheiter Mann g'ſi, der Darwin."

Das junge Volk lachte über ſolche Äußerungen. Das ſauſte auf ſeinen Rädern in der Welt herum, ſah und hörte viel und dünkte ſich klüger als die Alten.

Eine ſonderbare Wandlung, ſeit Vinzenz die Heimat betreten. Damals waren's die Kinder, die zu leiden hatten. Der trunkſüchtige Bauer führte ein rohes Regiment über die Seinen, die ſich fürchteten vor ſeiner Gewalt und ſich duckten. Jetzt war's umgekehrt. Die Jugend machte ſich breit. Die Jugend wollte genießen. Die Alten ſollten zahlen.

Aber wie Vinzenz damals für die Kinder eintrat, ſo trat er jetzt für die bedrängten Eltern ein.

„Ihr habt nichts zu fordern," ſagte er zu den jungen Leuten, „nichts, als daß man Euch groß zieht und ein Handwerk lernen läßt. Die Vögel locken ihre heranwachſenden Jungen aus dem Neſt, ſobald ſie fliegen können und füttern ſie nicht länger als nötig."

Die Alten nickten ihm zu. Aber auch in den Augen der Jungen, die ſich auf Vinzenz richteten, lag kein Widerſpruch.

War der Bürgermeiſter nicht der Freund aller? Konnte ſich einer beklagen, ihn jemals anders als gütig und gerecht gefunden zu haben?

Und obgleich niemand ein Wort ſprach, in ſolchen Augenblicken fühlte ſich Vinzenz verſtanden.

* * *

Vinzenz Fromherz ſaß am offenen Fenſter ſeiner Arbeitsſtube. Im Hochſommer an einem Sonntag.

Drunten im vollerblühten Roſengarten wandelte ſein Weib. Er hörte ihr Lachen. Er hörte die lauten, kräftigen Stimmen ſeiner Söhne, von denen der Älteſte im Herbſt ſeine Zeit abzudienen hatte.

Vinzenz war ein Heft der neuen Rundſchau zugeſchickt worden. Während er den Umſchlag löſte, ſchauten ſeine Augen ſinnend auf das kleine Dorf zu ſeinen Füßen.

In allen Gärten ringsum ſtanden die Roſen in voller Pracht. Wo ſonſt mageres Getreide ſich unluſtig dem harten Boden entwunden hatte, Obſtbäume wo das Auge hinſchaute, üppige Baumkronen mit junger verheißender Frucht.

Darüber hin am lichtblauen Himmel zogen ſich die Höhenzüge der nahen Schweiz.

Es lag ein Zeichen in dem Heft, das Vinzenz in der Hand hielt. ‚Das ideale Dorf', lautete die Überſchrift des Aufſatzes. Vinzenz las: ‚Die Wanderung eines Spätſommertages zwiſchen Senſenblitzen auf fernen Äckern endigte in einem kleinen, ſtundenweit von der Eiſenbahn liegenden deutſchen Dorf. Ich nenne nicht den Namen dieſes Wunders von Dorf. Aber immerhin ſoll man einen Begriff ſeiner geographiſchen Lage haben und wiſſen, daß ſüdlich über den Berg und die Grenze hinüber die Leute von Seldwyla hauſten und hauſen, und daß man deutlich ihre Rebhügel und die gewundene Schlucht des Rheintals aus den Dachfenſtern des Dorfes ſieht.'

Es folgte die Beſchreibung dieſes Dorfes, der Werdegang des Mannes, der es ſeiner ärmlichen Exiſtenz entriß und ihm zum Führer ward, daß Wohlſtand einkehrte und Tüchtigkeit wuchs. Daß die Seelen dieſer Menſchen aus der Mühſal des Arbeits-Alltages heraus ihre Zuflucht fanden in ernſten, guten Büchern, aus denen ſie lernten, wie Erden und Menſchen geworden waren, wie ſie zuſammenhingen, wie ſie wuchſen — ‚Was vor einem halben Jahrhundert noch eine Stätte der Armut und Verkommenheit war,‘ hieß es weiter, ‚iſt heute ein Dorf, wie es kaum die ganze Welt ein zweitesmal aufzuweiſen hat, iſt eine freigeſinnte und kluge Menſchengeſellſchaft — iſt Kultur —‘

Dem Samen, den der Bauerngelehrte geſät, entſproß das ſcheinbar Unerwartete — Menſchen, die das Leben ihres Geiſtes und Herzens pflegten und doch zugleich, ja vermittelſt dieſer Pflege, in ihrem wirtſchaftlichen Leben Schritt hielten. —

Vinzenz ließ das Heft auf den Tiſch ſinken. Sein Dorf! Und er der Führer. Es ſtieg ihm heiß aus der Seele. Aus ſeinen Augen ſchoſſen die Tränen. Aber wie alle Fromherze ſchämte auch er ſich ihrer und wandte ſich raſch vom Fenſter weg. Er wußte, die Seinen konnten dieſe Tränen nicht verſtehen. Er wußte, er war in dieſem Augenblick ſo einſam wie die Großmutter. Wie der alte Xaver.

Und ſo, während ſeine ſtarken jungen Söhne zwiſchen herrlich duftenden Roſenfeldern wandelten, ahnungslos ſich ihres durch die Mühen des Vaters ſo reichgeſtalteten Lebens freuend, ſaß der letzte der Sterngucker in ſtillem Sinnieren in ſeiner Ofenecke. Erinnerungen liefen mit unter, freundlicher und ſchmerzlicher Art, aus denen ſich am klarſten das ſchmale, feine Geſichtchen ſeines ſo heißgeliebten kleinen Mädchens abhob und das ſtreng geſchnittene, ſcharfe Antlitz der alten blinden Fromherze.

Der Polizeihund.

Von Dr. Th. Zell.

Das Verdienſt, die Einführung der Polizeihunde bei uns angeregt zu haben, gebührt wohl dem ausgezeichneten Kriminaliſten Profeſſor Hans Groß, der viele Jahre in Öſterreich Unterſuchungsrichter war. Er hat gelegentlich geſchildert, wie er durch ſeine Hunde, die vortrefflich im Aufſpüren von Fährten waren, auf den Gedanken kam, ſie zum Ausfindigmachen von Verbrechern zu benutzen.

Für den Jäger war das eigentlich ein ganz ſelbſtverſtändlicher Gedanke. Hat man doch auch bereits ſeit Jahren Kriegshunde in Gebrauch, denen namentlich die Aufgabe zufällt, Verwundete aufzuſuchen.

Die Fähigkeit zu wittern, d. h. Duftatome mit dem Geruchsſinn wahrzunehmen, die von der menſchlichen Naſe gar nicht empfunden werden, beſitzen nun nicht bloß Hunde, ſondern die meiſten Tiere. Zwar iſt die Annahme falſch, daß alle Tiere wittern können. Seit vielen Jahren habe ich in meinen Büchern ausführlich dargetan, daß ein Verhältnis zwiſchen Auge und Naſe beſteht, genau wie zwiſchen Gebiß und Hörnern. Der eine Sinn entwickelt ſich auf Koſten des andern, wie die Hörner ebenfalls auf Koſten des Gebiſſes ausgebildet werden. Ein Raubtiergebiß mit einem Hörnerpaar kommt bei keinem Geſchöpfe vor, genau wie es kein Weſen gibt, das zugleich ein Falkenauge und die feine Naſe eines Schweißhundes beſitzt.

Ich darf meine Anſicht wohl jetzt als unbedingt richtig hinſtellen, ſeitdem ich mich überzeugt habe, daß bereits vor vielen Jahren ein Gelehrter die gleichen Unterſchiede gemacht hat. William Turner hat nämlich, indem er die Brocaſche Klaſſifikation berichtigte, die Säugetiere nach dem Geruchsvermögen eingeteilt in makrosmatiſche, mikrosmatiſche und anosmatiſche. Die riechunfähigen Wale ſind anosmatiſch. Der Menſch gehört zu den mikrosmatiſchen Geſchöpfen, d. h. zu den Stumpfriechern, die ich als Augentiere bezeichne. Der Hund iſt makrosmatiſch, d. h. ein Weitriecher oder, wie ich ſage, ein Naſentier.

Aufbruch zur Verfolgung eines Verbrechers.

Auf der Fährte.

Das Ergebnis, wozu ich auf Grund jahrelanger Beobachtungen gelangt bin, iſt alſo das gleiche, wozu die Medizin ſchon früher auf Grund der vergleichenden Anatomie und Phyſiologie gelangt war. Dieſe Übereinſtimmung bürgt wohl für die Richtigkeit der Theorie.

Man könnte alſo theoretiſch auch andere Tiere zum Aufſuchen von Fährten benutzen, nur wäre dieſes Unternehmen zwecklos, da ſich dieſe Tiere, alſo Pferde, Rinder, Schweine, in keiner Weiſe für Menſchenſpuren intereſſieren.

Aus dem gleichen Grunde ſind Jagdhunde trotz ihrer vorzüglichen Naſe als Polizeihunde ſowohl wie als Kriegshunde unverwendbar. Ihre Jagdleidenſchaft iſt ſo groß, daß ſie die menſchliche Fährte ſofort aufgeben, ſobald Wild darüber oder in der Nähe gelaufen iſt. Ausnahmen kommen ſelbſtverſtändlich vor, aber ſie können nur die Regel beſtätigen. So hat ein lieber Jagdfreund von mir im vorigen Jahre mit Hilfe ſeines Hundes einen Wilderer feſtgemacht und ſeine Beſtrafung herbeigeführt.

Selbſt den anderen Raſſen muß erſt das Verfolgen der menſchlichen Spur künſtlich beigebracht werden. Gewöhnlich geſchieht es in der Weiſe, daß jemand den Hund, der feſtgehalten wird, reizt und dann forteilt. Um ſeinen Gegner zu faſſen, ſucht der Hund deſſen Fährte und lernt ſo, ſein Hauptaugenmerk darauf zu legen. Dem Polizeihunde geht es ähnlich wie dem Trüffelhunde, dem auch das Aufſuchen von Pilzen erſt durch Erziehung gelehrt wird. Auf die Bedeutung feinnaſiger Tiere zur Aufhellung von Verbrechen habe ich ſchon zu einer Zeit aufmerkſam gemacht, als niemand an die Einführung von Polizeihunden dachte. So veröffentlichte ich vor mehr als fünfzehn Jahren in der Kölniſchen Zeitung einen Artikel: „Zur Ehrenrettung des Fuchſes“. Ich wies darin nach, daß allein in der Provinz Weſtpreußen im Sommer 1869 vier Mörder ungeſtraft geblieben wären, da die Täter ihre Opfer im Walde verſcharrt hatten, wenn nicht die feine Naſe des Fuchſes die verſcharrten Leichen aufgeſpürt hätte. Deshalb nannte ich Reineke einen der tüchtigſten Hilfsarbeiter der Staatsanwaltſchaft, obwohl er unbeſoldet ſei.

Der Nachzügler.

Daß feinnaſige Tiere einen Leichnam an einer Stelle wittern, an der der Menſch ahnungslos vorübergeht, iſt ſo oft beobachtet worden, daß jeder Zweifel ausgeſchloſſen iſt. Wie nun aber dieſes Wittern bei den Tieren zuſtande kommt, darüber beſteht merkwürdigerweiſe in der Wiſſenſchaft die größte Unklarheit. Erſt ſeit einigen Jahren beſchäftigt man ſich eingehender mit dieſer Frage. Wir haben über Sehen und Hören die ausführlichſten Unterſuchungen, aber das Riechen wird gewöhnlich in den mediziniſchen Werken mit einigen nichtsſagenden Worten abgetan. Dabei ſpielt doch ſelbſt beim Menſchen das Riechorgan eine nicht unbedeutende Rolle. Ich erinnere hier nur an den Fall, der ſich vor einiger Zeit in Frankreich ereignete. Ein Korporal wollte die ganze Mannſchaft durch vergiftete Suppe beſeitigen und hätte vielleicht ſeinen ſcheußlichen Plan mit Erfolg ausgeführt, wenn nicht der Blauſäuregeruch die Leute gewarnt hätte. Achtzig Mann verdankten alſo ihre Rettung ihrer Naſe.

In Sicht.

Bei den feinnaſigen Tieren nimmt der Geruchsſinn faſt genau dieſelbe Stelle ein, wie bei uns Menſchen oder bei den Vögeln das Auge. Ein Hund, dem man die Riechnerven durchſchnitten hat, iſt ebenſo übel daran, wie ein blinder Menſch. Umgekehrt ſind blinde Pferde wie blinde Hunde noch zu vielen Dingen vollkommen brauchbar.

Wir Augengeſchöpfe leben alſo in der Welt der Lichtſtrahlen, die Naſentiere dagegen in der Welt der Duftatome. Deshalb verſtehen wir uns auch in vielen Punkten ſo wenig. Wir lachen über den Hund, der alles beſchnuppern muß, während dieſem wiederum es ſicherlich höchſt komiſch vorkommt, daß wir alles ſo genau beſehen.

Es iſt das Verdienſt des holländiſchen Stabsarztes Dr. Zwaardemaker in ſeinem ausführlichen Werke: „Die Phyſiologie des Geruchs“, uns das Weſen des Witterns einigermaßen begreiflich gemacht zu haben. Bereits die menſchliche Naſe nimmt Dinge wahr, von deren Geringfügigkeit man ſich keine Vorſtellung machen kann. Von Jodoform werden beiſpielsweiſe einhundert Billionſtel (nicht Millionſtel) Gramm noch wahrgenommen, und von Moſchus ſoll noch tauſendmal weniger genügen. Nur wenn wir uns vergegenwärtigen, daß ſo unglaublich kleine Teilchen hinreichen, ſich unſerer Naſe bemerkbar zu machen, wenn wir ferner berückſichtigen, daß die Naſe des Hundes noch unendlich feiner iſt, dann erhalten wir eine Vorſtellung vom Weſen des Witterns. Jeder Körper, ſelbſt ein ſolcher, der nach unſerer Anſicht geruchlos iſt, ſtrömt unausgeſetzt Duftmoleküle aus, die ſich in der Umgebung verbreiten oder vom Winde fortgetragen werden. Nicht nur Lichtſtrahlen exiſtieren in der Welt, ſondern auch ungezählte Duftmoleküle. Als Augentier hat ſich der Menſch eigentlich nur um die erſtgenannten bekümmert, ja, er möchte am liebſten behaupten, es gäbe nur dieſe. Die Tätigkeit der Hundenaſe beweiſt jedoch, daß dieſe Anſicht nicht richtig iſt.

Es iſt ſehr ſchade, daß Zwaardemaker kein Jäger iſt, denn eine Menge von den Dingen, die er wiſſenſchaftlich feſtgeſtellt hat, ſind dem Jäger aus der Praxis längſt bekannt.

Die Duftatome ſind nämlich am regſamſten bei Feuchtigkeit und Wärme, dagegen am langſamſten bei Trockenheit und Kälte. Damit ſteht im Einklange, daß der Hund in der glühenden Mittagshitze bei der Hühnerjagd keine Hühner findet, daß er überhaupt mit trockener Naſe nichts leiſten kann und daß er am wenigſten findet, wenn trockener Froſt herrſcht.

Hiernach wäre es grundverkehrt, den Polizeihund an einem heißen Sommertage in den Mittagsſtunden arbeiten zu laſſen. Hier verſagt er vielleicht, während er in den Abendſtunden die Fährte mit Leichtigkeit findet, zumal wenn Tau gefallen iſt.

Manche Stoffe binden Gerüche, manche nicht. Wie es gute und ſchlechte Wärmeleiter gibt, ſo auch gute und ſchlechte Duftbinder. Haare, Wolle, Tuchſtoffe uſw. gehören zu den guten, Glas, Metalle uſw. zu den ſchlechten Duftbindern. Und tauſendmal beobachten wir am Jagdhunde, daß er im hohen Graſe die Fährte eines Wildes unendlich leichter findet, als auf dem feſtgetretenen Wege.

Großen Einfluß üben die Fette auf die Duftatome aus. Das wiſſen die Parfümeriefabrikanten längſt und ziehen deshalb mit Hilfe von Fetten Gerüche aus.

Der Polizeihund wird alſo am meiſten leiſten, je weniger die Duftatome des Verbrechers, die von ſeiner Perſon und namentlich ſeinen Stiefeln ausgehen, beeinflußt ſind. Das iſt alſo der Fall, wenn er möglichſt früh an den Schauplatz der Tat geführt wird, ohne daß inzwiſchen die Elemente — namentlich Sturm und Regen — die Duftmoleküle fortgeführt oder vernichtet haben. Ferner iſt er natürlich auf dem einſamen Lande viel beſſer zu gebrauchen als auf vielbetretenem Boden. In der Großſtadt mit ihrem ſteinernen Pflaſter und den Fußſpuren von zahlloſen Perſonen kann der Polizeihund nur ausnahmsweiſe etwas leiſten.

Dringend erforderlich wäre es, wenn geſetzlich das Betreten des Tatortes bis zum Eintreffen der Polizeihunde verboten wäre. So ſollen bei dem Doppelmord auf Saßnitz die Hunde nichts haben leiſten können, weil Neugierige alles zertreten hatten. Das gleiche war der Fall, als die Arme einer ermordeten Frauensperſon auf dem Tempelhofer Felde gefunden wurden.

Neuerdings hat ſich ein hoher öſterreichiſcher Polizeibeamter ſehr abſprechend über die Benutzung von Polizeihunden

Verbellen des geſtellten Verbrechers.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

geäußert. Er hält es unſerer Kultur nicht würdig, Tiere zur Aufſpürung von Verbrechern zu benutzen, und weiſt ferner auf einige Fälle hin, wo die Hunde ohne jedes Ergebnis gearbeitet hätten.

Hierauf iſt folgendes zu erwidern. Wenn es Naturmenſchen gäbe, die wittern könnten — was allgemein behauptet wird, aber nicht wahr iſt, wie ich in meinen Büchern eingehend dargetan habe — ſo würde man ſelbſtverſtändlich lieber einen Menſchen als ein Tier benutzen, weil ſchon die Verſtändigung mit dem Tiere ſchwieriger iſt.

Der Arm der Gerechtigkeit.

Es iſt überhaupt wunderbar, daß der Polizeihund ſo bald merkt, worauf es ankommt. An der Mordſtelle wird er „genoſſen“ gemacht, d. h. er erhält einen Gegenſtand, den der Verbrecher angefaßt oder zurückgelaſſen hat, um ihn gründlich zu beſchnüffeln. Der erfahrene Polizeihund weiß nun, daß er dieſer Witterung — nicht etwa der der ermordeten Perſon — folgen ſoll.

Solange wir keinen Erſatz dieſer tieriſchen Tätigkeit durch Maſchinen oder Menſchen haben, müſſen wir uns mit ihr behelfen. Ich für meine Perſon geſtehe wenigſtens, daß ich hundertmal lieber einen verruchten Verbrecher durch Polizeihunde aufgeſpürt wiſſen will, als daß dieſer unentdeckt bleibt und ſich obendrein über die Bemühungen der Juſtiz- und Polizeibehörden luſtig macht.

Was ferner die ergebnisloſen Arbeiten der Polizeihunde betrifft, ſo geht aus dieſem Vorwurf des Herrn Kritikers hervor, daß er keine Ahnung davon hat, daß auch die beſten Jagdhunde unter uns ganz unerklärlichen Verhältniſſen verſagen, z. B. bei Meltau. Man war trotzdem nicht ſo töricht, die Hunde zu ſchelten, da es ſich hier doch um Dinge handelt, von denen wir ebenſowenig wiſſen, wie der Blinde von der Farbe.

Der Erfolg.

Außerdem kommen ja auch Indispoſitionen beim Sehen vor, z. B. bei Nebel, ferner denke man an die Schneeblindheit. Dunkelheit macht unſer Sehen unmöglich, während es das Wittern in keiner Weiſe erſchwert. Umgekehrt iſt der Wind für das Sehen einflußlos, hingegen wirkt er auf die Duftatome in der ſtärkſten Weiſe ein. Deshalb achtet der Jäger in erſter Linie auf die Windrichtung. Wenn der Hund auf wenig betretenem Gebiet ein Wild nicht wittert oder eine Fährte nicht findet, ſo kann das an ſeiner ſchlechten Naſe liegen, es kann aber auch ein von uns gar nicht bemerkter Windkeſſel, der die Duftatome weggetragen hat, der wahre Schuldige ſein.

Bei manchen Verhältniſſen ſtehen wir überhaupt direkt vor Unerklärlichkeiten. Der feinnaſigſte Jagdhund läuft beiſpielsweiſe bei günſtigem Winde an brütenden Rebhennen und anderen Erdbrütern vorüber. Da manche dieſe Tatſache bezweifeln, ſo habe ich im vorigen Frühſommer vor dem Mähen der Wieſen mich nochmals von der Richtigkeit dieſer alten Beobachtung überzeugt und in Begleitung zweier Förſter und mehrerer ausgezeichneter Jagdhunde die Wieſen abgeſucht. Alte mit Jungen wurden mehrfach gefunden, dagegen keine brütende Henne, obwohl ſich beim Mähen herausſtellte, daß ſie in großer Anzahl vorhanden waren. Ein befreundeter Arzt erklärte die Sache damit, daß die Hennen ihren „scent“ nach unten ſenden, konnte mir aber keinen Aufſchluß darüber geben, weshalb nicht andere Tiere, zum Beiſpiel Haſen, dieſes probate Mittel nachahmen. Ich habe an anderer Stelle die Sache folgendermaßen erklärt. Im Intereſſe der Nachkommenſchaft verleiht die Natur der brütenden Henne gegen Augentiere die Schutzfarbe — eine brütende Henne überſieht der Ungeübte ſtets —, gegen Naſentiere den Schutzduft. Durch die Brutwärme verändert ſich der gewöhnliche Duft der Henne, ſo daß der Hund vorbeiläuft.

Hieraus erſieht man, daß es beinahe eine Anmaßung iſt, wenn wir dem Hunde einen Vorwurf daraus machen, daß er in einem gegebenen Falle nichts leiſtet. Denn wir ſelbſt tappen ja über die Vorausſetzungen ſeiner Leiſtungsfähigkeit noch vollkommen im Dunkeln herum. Auf der Jagd erlebt man übrigens, daß der gehorſamſte Jagdhund häufig im Intereſſe ſeines Herrn ungehorſam iſt, weil er doch ſchließlich von der Sache mehr verſteht als wir Menſchen. So läuft er manchmal trotz allen Pfeifens nach einer angeblich falſchen Richtung fort und kommt mit der Beute im Maul zurück.

Um ein gerechtes Urteil über den Polizeihund fällen zu können, braucht man nur die Leiſtungen zu betrachten, die er bisher in der kurzen Spanne Zeit ſeit ſeiner Einführung vollbracht hat. Man könnte faſt einen ganzen Band damit füllen. Was nutzen uns die ſchönſten Strafrechtsparagraphen, wenn wir den Verbrecher nicht haben! Daß die Nürnberger keinen hängen, den ſie nicht haben, iſt ein Satz, der noch ungeſchwächt heute gilt.

Der beſte Beweis, wie ſehr der Polizeihund von den Verbrechern gefürchtet wird, liegt wohl in der Tatſache, daß in zahlreichen Fällen die Diebe die geſtohlenen Sachen heimlich wieder zurückgebracht haben, und zwar lediglich aus Angſt, daß man Polizeihunde auf ihre Spur bringen würde.

Sehr erwünſcht wäre es, wenn eine Scheidung zwiſchen Begleithunden und Spürhunden getroffen würde. Zum Begleithund des Poliziſten eignet ſich unzweifelhaft der deutſche Schäferhund am beſten, während ſeine Naſe unter der Ausbildung ſeiner Augen gelitten hat. Ich habe das an anderer Stelle ausführlich begründet. Aus patriotiſchen Gründen und als warmer Verehrer unſerer Schäferhunde möchte ich ihn am beſten nur loben, aber daß ſeine Naſe wahrſcheinlich ſchwächer iſt als die des Airedale-Terrier, gibt auch Regierungsrat Lindenau vom Berliner Polizei-Präſidium in ſeinem großen Werke: Niceforo-Lindenau, „Die Kriminal-Polizei und ihre Hilfswiſſenſchaften“ (auf Seite 405) zu. Sonſt benutzt man noch als Polizeihunde Dobermannpinſcher und in jüngſter Zeit den Rottweiler.

Die Einführung des Polizeihundes bedeutet alſo einen erfreulichen Fortſchritt auf dem Gebiete der Strafrechtspflege. Auch bei den Zollbehörden wäre ſeine Verwendung dringend zu empfehlen.

Wer ſich eingehender über dies Thema informieren will, den verweiſe ich auf mein vor kurzem erſchienenes Buch: „Der Polizeihund als Gehilfe der Strafrechtsorgane. Ein Hilfsbuch für Staatsanwälte, Unterſuchungsrichter, Verteidiger, Polizeibehörden uſw., Berlin 1909.“ — —

Die Schachtel der alten Mine. Von Auguſte Supper.

Die Mine war jene Weißhaarige, hinter der ich, der Pfarrwilhelmle, und mein Freund, des Bäckenfritzen Ludwig, der Luile, herzuſchreien pflegten: „Bleibende Statt, bleibende Statt.“

Die Alte ſchaute ſich dann langſam um und zeigte ein runzeliges Geſicht mit roten Bäckchen, das in ſeiner welken Roſigkeit ausſah wie ein ſchöngefärbter Winterapfel im Mai, wenn er über die Zeit gelegen iſt.

Hellblaue Augen blickten voll Freundlichkeit aus dem Altweibergeſicht, und ein ſtilles Lächeln lief darüber hin, von dem ich erſt viel ſpäter merkte, zu welcher Sorte es gehörte. Als Bub habe ich, wie meine Kameraden, dieſes Lächeln immer in ein ganz verkehrtes Fach geſchoben.

Ich mußte jeden Abend knapp vor dem Betglockläuten mit einer blechernen Kanne hinten um den Kirchhof herum und mußte Milch holen bei der alten Mine, die etwas abſeits von unſerem Dorf einſchichtig wohnte und eine ebenſo einſchichtige Kuh im kleinen Stall hatte. Meine Mutter pflegte zu ſagen: „Der Mine ihre Milch iſt die beſte im Dorf, weil ſie aus dem friedlichſten Stall kommt.“

Der Vater zog ſtärker an ſeiner Pfeife und warf mit Stirnrunzeln hin: „Drücke Dich richtiger aus, Luiſe! Sage: Der Mine ihre Kuhmilch, oder: Die Milch von der Mine ihrer Kuh —“

Meine Mutter lachte dann (ſie hatte eine etwas leichtfertige Art zu lachen) und ſagte: „Gott, ja! Kuhmilch, Geißmilch — ich meine halt der Mine ihre Milch —“

Darauf verwies es ihr der Vater, den Namen Gottes ins Geſpräch zu ziehen, worauf ſie alsbald einen roten Kopf bekam. Aber nicht aus Beſchämung, denn ſie hatte in dieſer Hinſicht eine ganz reſpektable Hornhaut, ſondern einfach aus Zorn, der in ihr ungemein leicht auflohte.

Sie ſagte dann oft ganz kräftige Sachen, die mir meiſt äußerſt treffend vorkamen, von denen aber mein Vater meinte: „Luiſe, Luiſe — vor dem Buben —“

Dann nahm ſie mich an der Hand, ſchob mich vor die Tür und ſagte: „Hinaus, Wilhelmle! Horch lieber von außen.“

Und ich habe ſehr oft von außen gehorcht und habe meine Freude gehabt an den Anſichten meiner Mutter.

Aber ſie iſt jetzt auch tot. Acht Tage nach meinem Vater iſt ſie geſtorben. Man weiß nicht an was. Unſer alter Doktor ſagte an Herzkrämpfen. Aber von unſerem alten Doktor behauptete meine Mutter bei Lebzeiten, er ſei ein alter Eſel, der den Typhus mit dem Wochentölpel verwechſle. Schließlich iſt's ja auch ganz einerlei, an was einem die Mutter geſtorben iſt. Sie iſt eben nicht mehr da, und die Welt — na alſo —.

Zu mir hat ſie geſagt, ehe ſie ging: „Wilhelmle,“ ſagte ſie, „wenn ich mich verteilen könnte, dann täte nur die eine Hälfte zum Vater hinüber gehen, und die andere Hälfte täte bei Dir bleiben. Aber ich kann's nicht, in Gottes Namen. Da gehe ich halt ganz zum Vater. Der braucht mich noch nötiger als Du. Du weißt ja, was für ein Menſch er geweſen iſt. Haſt ihn ja gekannt — Gott verzeih mir's —“

Und ſie ſchloß ihre Augen und tat ſie nicht mehr auf zu dieſem irdiſchen Licht, und ich konnte ihr nicht ſagen, was früher der Vater ſo oft geſagt hatte: ſie ſolle den Namen Gottes nicht ins Geſpräch ziehen.

Da hat denn auch nicht ſie, ſondern ich den roten Kopf bekommen an jenem Tag. Einen roten Kopf, als wolle mir alles Blut zu den Augen hinaus, hinter den paar armen Tränen her, die auf meiner Mutter ſtilles Geſicht fielen. —

Aber ich hab' ja vom Milchholen reden wollen.

Alſo ich kam dann mit meiner blechernen Kanne in das einſchichtige Häuschen zu der einſchichtigen Mine mit ihrer einſchichtigen Kuh.

Meiſtens war das Weib ſchon im Stall, ſaß auf dem Melkſchemel und ſprach mit dem Vieh, das den Kopf mit den großen Augen nach ihr umgewendet hatte. Ich blieb dann unter der Türe ſtehen, lehnte mich an den Pfoſten, an dem das alte Hufeiſen feſtgenagelt war, und grinſte ſo dumm, wie Buben grinſen, die ausſehen wollen, als ob ſie ſich über etwas luſtig machen, während ihnen inwendig ein ſcheues Staunen, faſt ein Grauen an die junge Seele klopft.

Die Mine ſprach in einer Mundart, die ſich nicht ſchreiben läßt, weil ſie fort und fort über die Stränge ſchlägt und wild abirrt von den Pfaden, die die Feder gehen kann. Alte Geſchichten erzählte ſie der Kuh, in denen viel von Hexen vorkam, die am Mittwoch nacht die Kühe reiten, ſofern dieſe nicht geſchützt ſind durch mächtige Bannſprüche. „Gott der Vater oben, Gott der Sohn unten, Gott der Heilige Geiſt in der Mitte. Wer ſtärker iſt als dieſe drei, der komme und greife an!“ Langſam und in reinem Deutſch ſprach die Mine die beſchwörenden Worte.

Die Kuh ſtieß ein kurzes Brüllen aus, und das Weiße ihrer großen Augen wurde für einen Augenblick ſichtbar.

Ich wollte einen Einwurf machen. Einen von der Art, wie ſie der Vater zu machen pflegte: Die Mine ſolle nicht den Namen Gottes ins Geſpräch ziehen oder ähnliches. Aber ich verpaßte die Zeit, weil ich erſt die innerliche Gänſehaut wieder glatt werden laſſen mußte.

So brachte ich es auch nicht weiter als die Kuh, nämlich zu einem kurzen Brüllen und einem Augenrollen.

Die Mine ließ ſich dadurch nicht ſtören. Solange ihre Hände an den Strichen des Euters waren und der weiße Strahl in den Melkeimer ziſchte, ſprach ſie eintönig fort, von allem, was ſie für gut und recht hielt.

Wer es ſo weit brächte, daß er ſeelenruhig jeden Buben und jede Kuh brüllen und die Augen verdrehen ließe, ſolange er nur ſelbſt am rechten Ende zieht!

Waren die Striche leer, dann ſtellte die Mine den Eimer weg, ſchob den Schemel im kniſternden Stroh zurück und murmelte ächzend im Aufſtehen: „Wir haben hier keine bleibende Statt.“

So oft das Wort mir vor die Seele tritt, denke ich ſeitdem dabei an einen dumpfigen und halbdunkeln Kuhſtall, aus dem es hinausgeht unter den Abendhimmel, an dem der erſte Stern aus ſeliger Ferne leuchtet als ein Herold ſeiner goldenen Brüderſchar.

Die drückende Unheimlichkeit, die für mich um die Melkprozedur und ihre Zauberſprüchlein lag, verflog. Ich vermochte, dumm und bubenmäßig aufzulachen und meine Blechkanne im Henkel zu ſchwingen, daß ſie knarrte. Dann wandte mir die Mine das freundliche Apfelgeſichtlein zu und forderte mich auf: „Wilhelmle, ſing' ebbes!“

Das Singen war mein Erbteil von der Mutter her. Schön konnten wir's nicht; aber kräftig. Und uns hat es jederzeit gefallen. Wenn ich zurückdenke, wie ich mit meiner Mutter im Pfarrgarten ganz hinten bei dem großen Nußbaum zu ſingen pflegte: „Zu Straßburg auf der langen Brück',“ dann rieſelt mir etwas über den Rücken, und ich möchte meine Hände ausſtrecken wie ein Blinder, der ertaſten muß, was er nicht mehr ſehen kann.

Oder wenn wir Sonntags nebeneinander im Pfarrſtuhl in der Kirche ſangen! —

„Wilhelmle,“ ſagte die Mutter vorher, „heut aber feſt.“

Und dann ſangen wir, daß uns die Geſichter blau wurden.

Die Gemeinde hing wie ein Bleiklotz hinten an unſerem Singen, und wir zogen gleich dem Petrus, da ihm der liebe Herr das Netz gefüllt hatte, dazumal.

Nach dem zweiten Vers pflegte die Mutter zu ſagen: „Wilhelmle, noch feſter.“ Aber nach dem dritten Vers konnte ſie gewöhnlich nicht mehr, weil ihr der Hals brannte. Dann tat ich allein meine Pflicht und Schuldigkeit. Und oft, wenn ich ſo recht im Zug war, iſt mir’s gegangen wie einem Wagen, an dem die Bremſe zu ſpät gezogen wird: ich fuhr zu weit vor und ſtand dann einſam weit vor der Front mit meinem hellen Sang.

Dann ſchaute die Gemeinde zu uns her, und die Wohlgeſinnten ſagten: „Ja, ja, des Pfarrers Wilhelmle.“

Die Übelgeſinnten aber raunten: „Ja, ja, des Pfarrers Wilhelmle.“

Und ſo iſt es gekommen, daß ich ſehr früh merkte, daß die, die gleich reden, deshalb noch nicht gleich geſinnt zu ſein brauchen.

Mein Vater hat von meinem Singen und von dem der Mutter nicht abſonderlich viel gehalten.

Er pflegte zu ſagen, die Quantität ſchlage zu ſtark vor. Er war ſehr muſikaliſch und hatte ein Cello in ſeiner Studierſtube ſtehen, einen großen, braunen Kaſten, der einſt eine Maſſe Gulden gekoſtet haben ſollte und über den jetzt die Mutter manchmal die feuchten Nudelkuchen hängte, wenn ſie ſie in der Küche ausgewellt hatte und auf Vaters Lederſofa nicht Platz für alle war.

Die Mine ſchätzte meinen Geſang aufs höchſte. Zwar durfte ich vor ihren Ohren nicht alles ſingen, was ich mit der Mutter ſang; aber dafür konnte ſie von gewiſſen Liedern nicht genug kriegen. „Ich bete an die Macht der Liebe,“ gehörte zu dieſer Sorte, und unter den weltlichen: „Auf dem Meer bin ich geboren, auf dem Meere ward ich groß.“

Das Weib legte ein weißes Seihtuch über einen weißen Kübel und filtrierte ſo die ſchäumende Milch. Ich aber ſang dazu vom Meer, als von meiner ewigen Braut, bis mir die Stimme überſchnappte, und die Kuh brüllend das Weiße ihrer Augen zeigte. Dann füllte mir die Mine meine Kanne, nahm mein Geld, band es in den Zipfel ihres roten Sacktuchs und fuhr ſich mit dem Ärmel übers Geſicht.

„Vergelt’s Gott, Wilhelmle,“ ſagte ſie, „ka’ ſei’, Du kommſt no’ aufs Meer. Dir ſieht’s gleich. Du hoſt ſo ebbes in de Auge und ums Maul ’rum. Denk an mi’. Des wär’ net ’s erſt’ Mol, daß i profezeit han und ’s iſt eintroffe. I ſag’ bloß: Wir haben hier keine bleibende Statt.“

In der Dämmerung ging ich mit meiner Kanne heim, hinten her um den Kirchhof, wo die Klettenbüſche im Lehmboden wachſen, deren klebrige Blüten man den Kühen in die Schwänze und den Mädchen in die Zöpfe warf. Auch der kleine Tümpel mit dem gelben Waſſerreſt iſt dort, in dem, ob er gleich nur eine Spanne hoch iſt, einmal einer erſoffen ſein ſoll; aus keinem andern Grund, als weil ihm der Teufel ſelbſt immer wieder den Kopf niederdrückte, wenn er ſich aufrichten wollte. Die Mine hat das mir und der Mutter erzählt, und die Mutter ſagte darüber, ſo ſei’s keine Kunſt. Wenig Menſchen begegneten mir dort hinten. Und wenn je einer des Wegs kam, ſo fragte er im Vorübergehen: „Hoſt Milch g’holt, Wilhelmle?“ Ich aber, dem das gewaltige Singen im Kuhſtall und das Prophezeien der Mine das Hirn durcheinander gebracht hatte, ich ſagte dann wohl harmlos: „Nein, ich komm’ g’rad’ vom Meer. Mein Schiff liegt dort hinten.“ Und ich zeigte irgendwohin an den Horizont, an dem des Tages letzte Helle ſchwand.

Da hieß es, des Pfarrers Wilhelmle ſei ein Lügenbeutel, wie keiner mehr herumlaufe. Und doch hat von den Bauern keiner wiſſen können, was ich ſelbſt heut noch nicht ſicher weiß: ob nicht mein Schiff dort hinten liegt, irgendwo in einer fernen, ſtillen Bucht, und ob es nicht juſt jetzt Dampf macht und Segel ſetzt und mich zu holen kommt zur entſcheidenden Fahrt.

Die Mutter ließ mich an jenen dämmerigen Abenden das Blaue vom Himmel herunter lügen ohne zu zucken. Nur wenn ich Kittel und Hoſen von oben bis unten mit Milch überſchüttet hatte, dann kriegte ſie mich für einen Augenblick an den Ohren.

Danach kam jenes verkehrte Jahr, da der April war wie ein ſtrahlender Sommertag und der folgende Sommer wie ein einziger April.

Was Wunder, daß da auch der Menſchen Tun und Denken ein verkehrtes war, und daß in meines Vaters Kopf der Plan wuchs, mich in eine der Anſtalten zu ſtecken, wo der Menſch drei, vier Sprachen lernt und darüber die Zeit nicht mehr findet, zu unterſuchen, wie der liebe Herrgott ſpricht und ſeinen großen Haushalt führt, und ob man die Kuh mit dem Kopf oder mit dem Schwanz an die Krippe ſtellt.

Meine Mutter ſah blaß aus, als ich ging. „Wilhelmle,“ ſagte ſie, „verſimpel’ mir nicht, wenn Du jetzt ſo geſcheit werden mußt.“

Sie wollte noch weiter reden; aber der Vater mahnte: „Luiſe, Luiſe!“

Da ſchluckte ſie ein paarmal und ſchaute ihn faſt feindſelig an mit großen, blanken Augen. Dann drehte ſie ſich um und nahm ein Büchlein von ihrem Nähtiſch und ſteckte mir’s in den Ruckſack.

Ich fragte nicht, was es ſei. Um Bücher lief ich mir damals noch lange nicht die Sohlen durch.

Auch als ich in der Stadt den Ruckſack auspackte, ſchaute ich nicht mehr als den Titel an. Der lautete: „Aus dem Leben eines Taugenichts.“ Erſt ziemlich ſpäter hab’ ich in dem Ding geleſen. Ziemlich ſpäter.

Auch von der Mine nahm ich Abſchied, ehe ich in jenem verrückten Jahr aus dem Dorf ging.

Ich traf ſie in ihrem Gärtchen, wo ſie auf der ſchwarzen Erde kniete und ſpaniſche Wicken ſteckte. Jeden Kern ſah ſie an, ehe ſie ihn verſenkte, und mit jedem ſprach ſie ein paar Worte.

Sie richtete ſich nicht auf, als ich zu ihr trat, nur ihr welkes Apfelgeſichtlein ſchaute freundlich empor. „Guck, Wilhelmle,“ ſagte ſie: „Jetzt ſteck i do e braun’s Kernle in den ſchwarze Bode. Und nix dahinter und nix davor. Bloß e weng Sonn und e weng Rege. Und uf eimol kommet do grüne Blättle raus und no lange Ranke, die hebet ſich an mein’m Gartezau’ und krebslet uffe, älls uffe (klettern empor, immer empor). Und an me ſchöne Tag ſend Blümle do, nix denn Schöners. Jetzt, wenn des net e Hexerei iſt, Wilhelmle, no weiß i net —“

Ich nickte nur. Sie ſprach mir vollſtändig aus dem Herzen. Auch mir grinſte damals aus jedem Grashalm am Weg eine lachende Hexerei entgegen. Und heute noch, da ich die Sache nach allen Seiten hin durchſtudiert habe, ſteht jede Blüte, die ſich zur Sonne reckt, vor mir wie ein Wunder, das die Seele erzittern läßt in dunkler Ahnung.

„Mine,“ ſagte ich, als ſie ſich wieder zu ihrer Arbeit wendete, „Mine, ich geh’ jetzt fort und will Dir Adieu ſagen.“

Da legte ſie ihre Samentüte erſchrocken weg. „Du, Wilhelmle? Jetzt ſcho’? I han g’meint, Du lügſt äls ebbes daher.“

Ich wunderte mich ihrer Rede nicht. Kein Menſch nahm mich ernſthaft damals, als mir alles, was ich ſagte, ſang, träumte und erzählte, aus der innerſten Seele kam.

„Ja, Wilhelmle, wer ſoll denn mir jetzt ſinge?“ fragte ſie, indem ſie ſchwerfällig von der Erde aufſtand.

Ich wußte ihr keinen Rat. In mir ſtand die Überzeugung feſt, daß mit meinem Weggang aus dem Dorf für dieſes der große Zuſammenbruch käme.

Stumm und trübſelig ſtanden wir am Gartenzaun beiſammen. Dann ſagte die Mine leiſe: „Komm, Wilhelmle, komm in mei’ Stub! I will Dir ebbes ſchenke zum Andenke.“

Ich trabte hinter ihr her die dunkle Stiege empor in die Stube, in der es nach Anis roch, trotz der offenen Fenſter, vor denen ein wilder Kirſchbaum blühte. Das Weib ſchob mir einen Stuhl zu. „Sitz na’!“ Dann ging ſie nebenan in die Kammer.

Ich ſaß auf der Stuhlecke, hatte meine Kappe in den Händen und war begierig, was ich bekommen würde.

Als die Mine zurückkam, hielt ſie etwas unter der Schürze und ſchaute mir ſcharf ins Geſicht.

„Büeble, Du g'hörſt 's Pfarrers. Aber deswege biſt no net über älle Berg. Horch, was i Dir ſag': bleibe fromm und halte Dich recht, denn ſolchen wird es zuletzt wohlgehen!“

Ich ſchwenkte meine Kappe, dachte, daß das eine alte Geſchichte ſei, und ſchaute nach der Schürze, die das Geheimnis barg. Da zog ſie eine kleine Schachtel aus Pappe hervor, die mit ſchwarzem Glanzpapier beklebt war. Sie ſtellte ſie auf den Tiſch und ſchlug ſie auf, dicht vor meiner Naſe, die ſich nahe herzudrängte.

Weißgeweſene, beſchmutzte und altersgebräunte Papierröllchen ſtanden darin in Reih und Glied, eins am andern.

Ich ſchaute ſtumm darauf nieder. Was ich vermutet hatte in der Schachtel weiß ich nicht, aber ich weiß, daß ich bös enttäuſcht war. „Wilhelmle,“ ſagte die Mine, „die Schachtel ſtellſt nebe' Dei' Bett, und äll Morge', wenn Du betet hoſt, eh Du aufſtehſt, ziehſt ei's vo' dene Zettele raus und merkſt Dir ſelle Tag was drufſtoht. — I ſag' Dir bloß: no kommt nix U'rechts an Di'. —“ Ein Schimmer von Intereſſe wachte in mir auf. Nicht die Verheißung, die daran geknüpft war, nur die gerollten Zettel ſelbſt lockten mich.

Probeweis zog ich einen heraus und las ihn. Dicht über mich gebeugt, las von hinten her die Mine halblaut mit: „Machet Euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!“

Ich legte das Blättchen weg und wollte nach einem andern greifen. „Halt,“ ſagte die Mine, „nie zwei an ei'm Tag, ſonſt battet's net — und des do iſt e' guets —“

Sie nahm das Mammonsröllchen und las das ſeltſame Wort noch einmal laut und langſam. „Büeble,“ ſagte ſie, „verſtohſt, was des bedeutet?“

„Ja,“ entgegnete ſicher meines Vaters Sohn, „das bedeutet, man ſoll wohltun mit ſeinem Geld —“

Die Alte ſetzte ſich auf den Stuhl neben mich und legte die Hände über den Tiſch. Ein ſeltſamer, faſt ſpöttiſcher Zug war in ihrem Geſicht, und die lichtblauen Augen glitzerten.

„Jo,“ ſagte ſie, „jo. Aber jetzt horch: Mei' Mann ſelig hot kein Fehler g'hät, als daß er z' b'häb (genau, geizig) g'we iſt. Jeden Kreuzer hot er mir abverlangt, und wenn i e halbe Mark für Milch ei'gnomme han, no' hot er e ganze von mir wölle. Kein Rock und kein Kittel han i mir kaufe dürfe, und kaum gnug z'eſſet hot er mir vergönnt. Johr und Tag han i's ſo triebe mit Händel und Zorn und Herzweh. 's Schaffe hot me nemme g'freut und der Feiertag zweimol net. Ei'mol, wie er wieder tobt hot, weil i für en Gulde Garn kauft han zu Winterſtrümpf, do ben i in mei Kammer nei und bin na'kniet und han g'ſchrie zu mei'm Herrgott, er ſoll dere Sach e End mache'. Und no han i mei Schächtele ufg'macht und han e Zettele zoge. Und was ſtoht druf: ‚Machet Euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!‘ Guck, Wilhelmle, do hot mer's grad en Stich ge'. Mine, han i denkt, Mine, jetzt gibſt ihm aber g'wiß ohne Händel und Streit jeden Kreuzer wo Du einnimmſt. Und wenn Du kein Strumpf meh' am Fuß und kein Kittel meh' am Leib hoſt, no diſputierſt net um en neue. D'r Herrgott wird Dir ſcho' für Strümpf und Kittel ſorge, wenn no Du für de Friede ſorgſt. So han i's g'macht, Wilhelmle. Jeden Kreuzer Milchgeld han i a'guckt und han denkt: Du biſt ein ungerechter Mammon, mit Dir kann i nix Beſſers a'fange, als mein Mann zum Freund mache. E paar Jährle druf iſt mei' Mann g'ſtorbe. Denn wir haben hier keine bleibende Statt. Und er hot nix mit untern Bode g'nomme als ſei' Sterbkleid. 's iſt e ganz billig's g'we'. 's Nagelſchmieds Chriſtiane hot's b'ſorge müaße, ſolang er no' g'lebt hot. — Guck, Wilhelmle, — des bedeutet der Spruch.“ —

Sie zog die Hände an ſich, blickte vor ſich nieder und nickte mit dem Kopf. Mir war nicht recht klar, wie ich den Spruch auf meine Verhältniſſe hätte anwenden können. Zwei Hoſentaſchen voll ſchöner Birnhutzeln wären mir überhaupt lieber geweſen, als dieſe ganze Weisheit. Aber ich nahm doch die Schachtel an mich, weil ich dachte, es ſei beſſer als gar nichts.

Die Mine ſtand auf, legte ihr Kopftuch ab, ſpuckte in die Hände und ſtrich ſich die grauen Haare glatt.

Ich hatte ſie noch nie ohne das Tuch geſehen, und ſie kam mir fremd und ſehr alt vor.

„Wilhelmle,“ ſagte ſie feierlich: „Der Herr ſegne Dich und behüte Dich! Der Herr ſegne Deinen Ausgang und Eingang in Ewigkeit, Amen!“

Ich ſchaute auf meine Kappe und auf die ſchwarze Schachtel und wußte nicht, ſollte ich das Maul verziehen oder nicht. Wenn der Vater ähnliche Dinge ſagte, kam mir's in der Ordnung vor, weil es zu ſeinem Beruf gehörte. Aber bei der Mine hatte die Sache einen Beigeſchmack, der faſt quälend auf mich wirkte, wie Salz auf den Blutegel, dem es das Innerſte heraustreibt.

Auf der Gaſſe begegnete mir des Bäckenfritzen Ludwig, der Luile. „Wo kommſt her?“ fragte er.

Ich ſchnitt eine Fratze gegen das kleine Haus. „Von der bleibende Statt“ —

„Spinnt ſe wieder?“ grinſte der Luile.

„Feſt,“ entgegnete ich und mußte hell hinauslachen.

* * *

Um es gleich zu ſagen: Im Gymnaſium machte ich ſchlechte Geſchäfte. Mein Vater ſagte, das hätte er ſich gedacht, und meine Mutter ſagte, das hätte ſie vorausgeſehen. Ich ſelbſt hatte es auch ziemlich deutlich geahnt, und ich begriff nur nicht, warum ich doch hatte hinein müſſen.

Zu einem richtigen Schulelend iſt's aber nicht gekommen. Dafür war mein Vater zu klug und gottvertrauend, meine Mutter zu frohherzig und ich zu ſorglos, was ſchließlich alles aufs gleiche herauskommt.

Ich ſchlug mich ſo durch mit Ach und Krach, war meiſtens der hintere Primus und konnte mich dabei nie genug wundern, wie viel ich mehr wußte, als z. B. des Bäckenfritzen Luile, den ich pflichtſchuldigſt examinierte, wenn ich in den Ferien heimkam. Auf dieſe Weiſe war ich immer höchlich zufrieden mit dem Stand meiner Kenntniſſe, und außer meinem Vater war niemand im Dorf, der nicht ebenſo zufrieden damit geweſen wäre.

Aber zum Pfarrer habe ich's nicht gebracht, leider Gottes. Schade drum. Des Bäckenfritzen Luile ſagte immer, nichts anderes müſſe ich werden, als ein Pfarrer, weil ich ſo ſtark ſei im Kopf. Die Bäcker, die müſſen mehr ſtark ſein in den Armen, wegen dem Teigſchaffen. Er ſtreifte dann den Kittelärmel zurück und ließ mich ſeine Arme ſehen, denen ich nichts Ähnliches an die Seite zu ſtellen hatte. Meine Mutter war im ganzen nicht übel zufrieden mit mir, wenn ſie auch nicht mit der gleichen Bewunderung wie der Luile an mir emporſah. „Männle,“ ſagte ſie, „Dein Kopf wär' grade nicht Dein ſchwächſter Teil; aber Dein Sitzfleiſch! Du gibſt nichts Gelehrtes, Alterle. Die Gelehrſamkeit ſteckt im Sitzfleiſch.“ Als ich ans Griechiſche kam, entbrannte in mir eine heftige Sehnſucht nach Griechenland, dieweil ich dort nicht hätte in der Schule ſitzen und die Sprache Homers und aller Schulmeiſter ſtudieren müſſen.

Mein Vater ſchrieb mir, ich ſei ein verächtlicher Menſch. Denn das Griechiſchlernen ſei nicht etwa eine Sache, die hohe Begabung erfordere und deshalb nicht ſchlechtweg verlangt werden könne, ſondern es ſei eine Sache der Gewiſſenhaftigkeit und der Pünktlichkeit und des ehrlichen Fleißes. Griechiſchlernen ſei keine Verſtandes-, ſondern eine Charakterprobe. Ich weiß noch, daß ich den Brief in meine Hoſentaſche ſteckte mit dem Gedanken, wenn mein Charakter durchaus erprobt werden ſolle, dann könnte es auch mittels anderer Dinge, als mit dem verwünſchten Griechiſchen geſchehen. Hatte mir nicht meine Mutter einmal einen ganzen Gugelhopf geſchickt und hatte dazu geſchrieben: „Alterle, wenn Du ein anſtändiger Charakter biſt, dann mampfſt Du nicht alles auf einmal und gibſt Deinem Zimmerkameraden auch davon.“

Und wurde mir's damals nicht ſchon nach der Hälfte übel? Und hätte ich nicht meinem Zimmergenoſſen etwas gegeben, wenn er nicht an dem Tag verreiſt geweſen wäre, weil ſein jüngſter Bruder getauft wurde, von wannen er dann maſſig Kuchen und Gugelhopf mitbrachte? —

Aus meiner Verbitterung heraus ſchrieb ich damals an die Mutter, ob denn der Vater glaube, daß ich ſo einer ſei? Langſam ſchritt ich in der Wiſſenſchaft dahin, wie ein Bauer über den lehmigen Acker, wenn es wochenlang geregnet hat.

Und an einem ſchönen Tag ließ ich die Stiefel ſtecken in der zähen Lettenſchicht.

Ich rede jetzt nicht gerne darüber. Ich bin älter geworden ſeitdem, und meinem kühleren Blut fällt es ſchwer, ſich noch einmal die Hitze von einſt zu vergegenwärtigen.

Mutter, wieviel Tüchlein haſt du naß geweint dazumal? Und Du warſt ja keine von denen, bei denen gleich alle Bächlein fließen. Kein voller Schwamm, aus dem es tropft, wenn man ihn anrührt. Aus der Tiefe heraus iſt bei Dir das ſalzige Waſſer gekommen, und ich, Dein einzig Kind, habe es angebohrt und habe mich nicht beſonnen.

Mutter, laß Dich's nicht reuen! Sieh, mich reut's im Grund genommen auch nicht mehr. Hätteſt Du nicht um mich weinen und mir ſo viel vergeben müſſen, vielleicht hätte ich auch nie das Vergeben gelernt und das Gelaſſenſein und das Zuwarten, wie des lieben Herrgotts Pflanzen wachſen. Und was iſt ein Menſch wert, der das nicht kann? Nicht einmal ſo viel, als einer, der kein Griechiſch gelernt hat.

Kurz und gut: ich bin Kellnerlehrling geworden in London. Später Kellner in Paris. Danach Manager im Grand Hotel in Luxor. Dann Direktor im „Imperial“ in Tokio.

Ganz ſo ſchnell, wie ich es da ſchreibe, iſt's nicht gegangen. Auch nicht ganz ſo glatt. Etliches Stolpern und Anſtoßen, einige Fußtritte und Püffe, ein bißchen Hin und Her und Auf und Ab lief mit unter. Griechiſch und Hebräiſch brauchte ich nicht zu meiner Laufbahn. Nicht einmal in Athen und Jeruſalem, wo ich auch Gaſtrollen gab. Auch mein ſchlecht ausgebildetes Sitzfleiſch ſtörte mich nicht weſentlich. Aber das, glaube ich, iſt mir zugute gekommen, daß meine Mutter auf ihre Weiſe meinen Charakter geſtählt und geprüft hat, und daß mein Kopf dem des Bäckerluile einigermaßen über war.

Den Luile habe ich übrigens in Luxor als Hausknecht in meinem Hotel untergebracht. Er iſt jetzt längſt ein ſehr wohlhabender Mann, der mit ſeinen gut ausgebildeten Armen die ſtärkſte Couponſchere handhabt, als wäre ſie ein Kinderſpielzeug. Er lebt im Winter in Kairo, im Sommer in Deutſchland, wo er Engliſch ſpricht und für einen Lord gehalten wird. Meine Eltern haben es noch lange überlebt, daß ich zurückkam und mir den großen Garten kaufte hinter unſerem Dorf, in dem der Zwiebelapfelbaum ſtand, den meine Mutter den Baum der Erkenntnis nannte, dieweil ſie, als ſie von ſeinen Früchten aß, zum erſtenmal merkte, was ein guter Apfel ſei.

Ich habe mir in jenen Garten ein Haus gebaut mit einem kleinen Turm, von dem aus man über unſere ganze Markung hinſieht. Im Anfang wollte mir das ein bißchen wenig ſcheinen. Ich ſtand oft oben und meinte das Meer und der Fujiyama und die Pyramiden und die Kuppel von St. Peter und ſonſt noch einige Kleinigkeiten müßten und müßten auftauchen am Horizont. Aber nach und nach ſchrumpfte die Sehnſucht zuſammen. Sie leckte nicht mehr mit züngelnden Flammen nach allen vier Winden.

In der ſtillen und unbewegten Luft des Älterwerdens brennt ſie jetzt ruhig fort in einer Richtung und einer Flamme.

Aber von dem allem ſollte gar nicht die Rede ſein, ſondern nur von der Mine, hinter der der Luile und ich herſchrien: „Bleibende Statt.“

Zwanzig Jahre vielleicht mochte es her ſein, daß ich durchgebrannt war. Ich hatte längſt meine Stelle drüben im Land der Blumen und der aufgehenden Sonne.

An einem Sonntagmorgen war's. Ich war zu kurzem Urlaub, den ich nötig hatte, draußen in Yoſhiwara. Am Ufer des blauen Flüßleins, wo die breiten, flachen Boote angepflöckt waren, ſaß ich im Sand und hängte meine Füße ins Waſſer.

Über die dunſtige Ebene und die Dächer der niederen Häuſer her grüßte der heilige Berg, deſſen weißer Gipfel in die wundervolle Klarheit des Morgenhimmels ſtieg. Ich weiß nicht, an was ich dachte.

Verſunken ſaß ich und ſchaute zu dem fernen Berg hinüber, auf deſſen ſchimmerndem Haupt der Fuß der Gottheit ſteht. Vielleicht ſchaute und dachte ich weiter hinauf, immer weiter. Vom Fuß bis zu der mächtigen Bruſt, an der wir alle liegen, und dann noch empor in das lichte Angeſicht, das unſer aller Nächte hell machen muß. Wie geſagt, ich weiß das nicht.

Ich weiß nur, daß hinter mir plötzlich eine Stimme ſagte: „Wilhelmle, hoſt denn 's no?“

Ich ſchaute mich um, ganz ſcheu und ganz langſam. Nicht wie ein freudig Überraſchter, ſondern wie ein von Bangen Erfüllter.

Aber hinter mir war nichts als ein niederer Hang, an dem das Gras in kümmerlichen Büſcheln ſtand; und über den, wie vom Wind hergeweht, dürres Reisſtroh hingebreitet lag, in dem es kniſterte, als trippelten Mäuſe darüber. Da kam ein Gefühl unendlicher Einſamkeit über mich. Ich ſchloß die Augen wie ein übermüdeter Mann. Grenzenlos lag leeres Dunkel um mich her, in dem ich ohne Richtung hintrieb, wie eine tote Qualle im Ozean.

Und aus dieſer furchtbaren, dunklen Öde heraus ſchaute plötzlich das Apfelgeſichtlein der Mine. Ich ſah die welken und doch ſo roſigen Wangen, die lichtblauen, freundlichen Augen, den Streifen weißen Haares unter dem Kopftuch. Und wieder tat ſie den Mund auf, und in ihrer faſt unſchreibbaren Sprache fragte ſie klingend in die ſchwarze Stille hinein: „Wilhelmle, hoſt denn 's no?“

Weiß der Geier, warum mir die Tränen aus den geſchloſſenen Lidern drangen. — Ich war ein halbkranker Mann damals. Ich legte mich zurück, langen Weges in den Sand, und die freundliche Sonne Japans leckte mir die Tropfen vom Geſicht.

Der heilige Fujiyama mit ſeinem leuchtenden Scheitel, die weite Ebene und das blaue Flüßchen rückten zur Seite wie Kuliſſen, die an Schnüren laufen. Ein Kirchturm war da und grüne Ackerbreiten und Apfelbäume mit tauſend roſigen Blüten. Am Abend jenes Tages ſchrieb mir Miſter Murata, mein japaniſcher Hotelſekretär, hundert Gäſte des Mikado ſeien angemeldet für Donnerstag, ſechs Köche ſeien durchgebrannt, und der Dampfer von Singapore habe eine dicke deutſche Poſt gebracht.

Da brach ich meinen Urlaub ab vor der Zeit. Ich weiß nicht mehr, wie ich die hundert Gäſte des Mikado unterbrachte und die ſechs durchgebrannten Köche erſetzte; aber ich weiß noch, daß unter der dicken deutſchen Poſt ein Brief von meiner Mutter war. Er liegt da vor mir. „Bei der Mine bin ich geſtern geweſen,“ heißt es darin; „ſie wird anheben recht alt. Jedesmal fragt ſie nach Dir, und ob Du noch das Schächtele habeſt mit den Sprüchen darin. Sie ſagt, Du ſollſt's nicht von Dir laſſen, weil ein Segen darin ſei. Ich glaub', es reut ſie halben, daß ſie Dir's geſchenkt hat. Oder doch, ſo will ich ſagen: es fehlt ihr ſehr, das Schächtele, weil ſie's doch als Konfirmandin gekriegt hat von ihrem Schulmeiſter und alle Tag darin geleſen. Wilhelmle, ich hab' ſchon denkt, Du ſollſt's ihr wieder ſchicken. Dir tät's vielleicht nicht ſo fehlen. Es hat ja doch jeder Menſch von ſelber ein Schächtele, wo ſein lieber Herrgott drin iſt und wo er aufmachen kann, alle Tag.

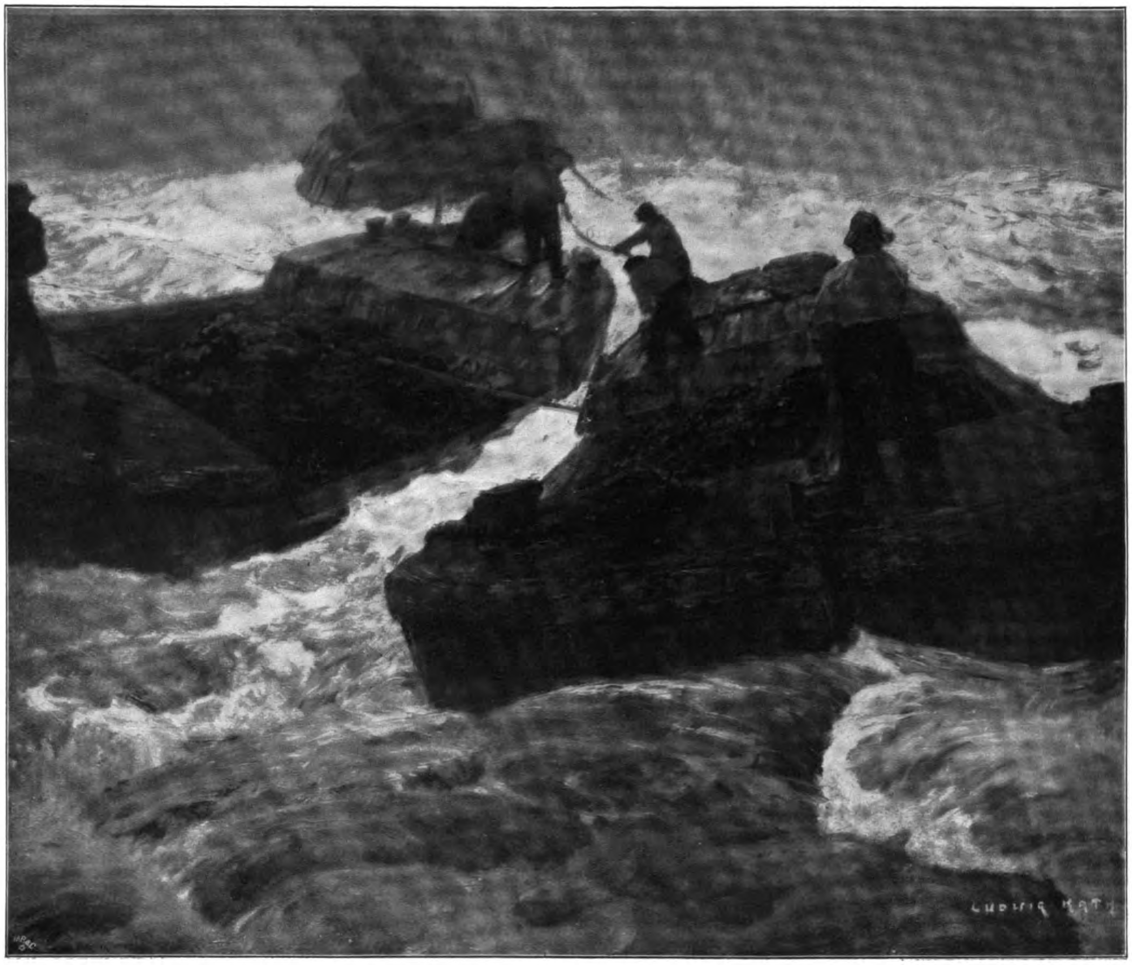
Liebes Wilhelmle, wenn Du's aber nicht hergeben magſt, ſo b'halt's nur. Du wirſt's jetzt auch gewohnt ſein, ein Zettele leſen für den Tag. Oder ſchreib's ab. Weiße Papierzettele und ein Schächtele wird man dort auch haben können. Oder kannſt's ja in ein leeres Zigarrenſchächtele tun. Oder in das Schächtele, wo ich Dir damals nach Paris geſchickt hab' mit den Honiglebküchle.

Abgeſchrieben iſt's bald, und Du wirſt's der Mine wohl zulieb tun. Sie fragt immer nach Dir.

Sie hat auch eine Kuh metzgern laſſen müſſen und auf der Freibank aushauen. Da iſt immer Geld hin, man mag's machen, wie man will.

Uns geht's recht gut. Wir ſprechen immer von Dir, und daß Du auf der heurigen Photographie faſt ausſiehſt wie dem Vater ſein jüngſter Bruder, wo nach Amerika iſt. Könnteſt Du den nicht einmal beſuchen? Der Vater ſagt zwar, das ſei weit. Aber wenn ich einmal nach Eningen will zum Tante Nanele, dann ſagt er auch, das ſei weit.

Alſo mach's wie Du willſt. Bleib nur brav und vergiß Deinen Herrgott nicht. Ein Ochſe kennet ſeinen Herrn und ein Eſel die Krippe ſeines Herrn. Schlechter als ein Tier braucht der Menſch nicht ſein, mein' ich. Schreib auch, wenn Du kommſt. Aber ſchreib auch bald. Ach, Wilhelmle, ſchreib doch bald. Deine Mutter.



Kohlenſchuten. Gemälde von Ludwig Kath.

Ich hab' Dich ſehen im Traum Schlittenfahren die Steig herunter. Jetzt mein' ich immer, das bedeutet, daß Du bald kommſt. Es iſt flott gelaufen.

Deine Mutter."

Murata, mein Sekretär, kann mir bezeugen, wie ich mich an jenem Tag umgetan habe nach weißen Papierzettelchen und einem Schächtelchen.

Das aber kann er mir nicht bezeugen, wie ich unter meinen Habſeligkeiten nach dem Geſchenk der Mine ſuchte. Er kann's nicht bezeugen, weil ich ganz allein war bei dieſer Arbeit, ein beſchämter, ſtiller, heimwehkranker Mann. Ganz unten in einem alten Kabinenkoffer bei vergilbten Briefen und verjährten Rechnungen ſteckte es.

Auf den niederen Tiſch, neben meine Mandoline hin, ſtellte ich die kleine ſchwarze Schachtel.

Ach, mir kam's vor, als ſchlügen lauter Flämmchen aus dem Glanzpapier, als könnte ich nie mehr den Deckel heben, ohne mich zu verbrennen.

Und dann hob ich ihn doch und ſah die ſchmutzigen Röllchen ſtehen wie vor vielen Jahren. Und wie vor vielen Jahren überkam mich die Neugier, was in dem vorderſten der Dinger ſtehe.

Ich nahm es, rollte es auf und las.

Es ſtand aber da: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, und zu ihm ſagen: Vater, ich habe geſündiget in dem Himmel und vor Dir."

Ich warf das Röllchen weg und wollte ein zweites ziehen, da hörte ich eine Stimme ſagen: „Net zweimol an ein'm Tag, ſonſt battet's net, und des do iſt e guets —"

Auf einem Binſenſtühlchen ſaß ich in meiner kleinen japaniſchen Stube, im blauſeidenen Kimono, die Hausſandalen mit den gekreuzten roten Bändern an den Füßen.

Aber auf einmal roch es ſtark nach Anis, trotz der offenen Fenſter, und eine Kammer nebenan tat ſich auf, und ich drehte meine alte Bubenkappe in den Händen und wartete auf etwas.

‚Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!‘ Herrgott, der Mikado will hundert Gäſte bei uns unterbringen, und ſechs Köche ſind durchgebrannt. Pfarrwilhelmle, es eilt, Du mußt Deinen Kopf zuſammennehmen.

Ja doch, ja. Ich werde das alles einrichten und möglich machen. Hab' mich ſchon in ſchlimmeren Lagen zurechtgefunden.

Aber dann: ‚Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.‘

Unverſehens nach langen, tollen, heimwehloſen Jahren war die Sehnſucht in mir aufgewacht.

Ein heiliger Berg mit leuchtendem Scheitel ragte die Heimat empor, drüben über allem Dunſt meines ruheloſen Lebens, und ich konnte den Blick nicht mehr abwenden.

Aber ſo ſchnell ging das Loskommen nicht. Da waren tauſend Ranken, die mir um die Füße lagen.

Inzwiſchen wollte ich die Zettelchen in der Schachtel abſchreiben und das Original der Mine ſchicken.

In Japan gibt's großartiges Papier und großartige Schachteln. Aber — der Kuckuck weiß — es kam mir immer etwas dazwiſchen.

Da packte ich die Geſchichte zuſammen, legte ſie wieder in den alten Kabinenkoffer und dachte: ‚Bald, bald. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.‘

Und dann kam ein Tag, da ich meine Habſeligkeiten zuſammenpackte. Ein Jahr Urlaub ſollte ich haben und dann wiederkommen. Ich ſagte das zu. Das ſonnige, freudige Land mit ſeinen Blumen, ſeinen frohen Menſchen, ſeinen glücklichen Kindern war mir lieb, wie nur je eine Fremde einem lieb werden kann. Zu einer langen Reiſe wollte ich mich rüſten, nicht zum völligen Abſchiednehmen.

Vollgeſtreut mit meinen Reichtümern lag die ſonnige Stube, und ich pfiff mir ein Lied beim Einpacken.

Und auf einmal hatte ich die Schachtel aus ſchwarzem Glanzpapier in der Hand.

Ich weiß nicht, warum mich ein unangenehmes Gefühl beſchlich.

‚Verbrenne doch endlich das kindiſche Zeug,‘ dachte ich.

Aber währenddem ſchlug ich den Deckel auf, und der alte Zauber fing an zu wirken, ſo daß ich eines der Röllchen nehmen und leſen mußte.

Da hörte ich auf zu pfeifen und legte ganz ſtill Stück um Stück in die offenſtehenden Koffer.

Danach machte ich Gänge, die zu machen ich erſt nicht im Sinn gehabt hatte. Ich ordnete Dinge an, die mich vorher nicht weit hinaus bekümmert hatten. Kurzum, ich machte die Ranken los, die das ſonnige Land um mich geſchlungen hatte.

Als ich hinausdampfte aus dem Hafen von Yokohama, ſchneite es. Es ſchneite auf jene merkwürdige, japaniſche Weiſe, die iſt, als ob verfrühte Kirſchblüten fröhlich durch die Luft wirbelten. Ich ſtand auf Deck und biß die Zähne übereinander.

* * *

Vielleicht hätte ich meiner Mutter doch ſchreiben ſollen, daß und wann ich heimkomme.

Sie iſt arg blaß geworden, als ich an jenem Apriltag unter ihre Küchentüre trat.

„Jeſus!" hat ſie gerufen. Nicht mehr. Dann hat ſie ſich auf einen Schemel geſetzt und hat die Knie gehalten, wie wenn ſie ihr auseinanderfallen wollten.

Ich aber habe nur ihre Haare geſehen, die ſchneeweiß geworden waren. Sonſt ſah ich nichts.

Linſen und Würſte haben wir gegeſſen an jenem Tag. Linſen und Würſte; ich vergeſſ' es in meinem Leben nicht.

Es hat auch noch Spätzle geben ſollen; aber die Mutter konnte ja nicht mehr ſtehen, nachdem ich da war. Rein nicht mehr ſtehen, weil ihr die Knie auseinanderfallen wollten. Und die Magd konnte keine Spätzle machen. Die machte Dinger, fauſtgroß. Jawohl, fauſtgroß. Viel größer als der Mutter ihr Daumen. Solches Zeug kann doch kein Menſch eſſen! Höchſtens der Großvater. Ja, der Mutter ihr Vater ſelig, der aß am liebſten Spatzen, ſo groß wie eine Kinderfauſt. Iſt's wahr oder nicht, Mutter? Haſt Du das erzählt bei jenem erſten Mittagsmahl, oder nicht? Habe ich aufgemerkt wie einer, dem aus Deinem lieben Mund das Evangelium gepredigt wird, oder nicht?

Und war nicht jeder Blick aus Deinen glitzernden, alten Augen wie ein Schrei: Freuet Euch mit mir, denn dieſer mein Sohn war tot und iſt wieder lebendig worden!

Und war nicht alles, was Du von Linſen und Würſten und Spatzen redeteſt wie eine Jubelhymne: Herr, Gott, ich danke Dir, daß mein Bub wieder da iſt, mein Wilhelmle!

„Luiſe," ſagte der Vater, „laß jetzt den Wilhelm erzählen." Aber mir war der Kopf ſo leer bei jenem Mittagsmahl, als ſei alles ins Herz gezogen, und ich wußte auch nichts zu reden, als von Linſen und Würſten und Spätzle, die die Mutter gekocht.

Tagelang bin ich danach wie ein kleiner Bub nicht von der Mutter Schürzenzipfel gegangen.

Miteinander haben wir den erſten Beſuch gemacht in dem einſchichtigen Haus der Mine.

Bald neunzig Jahre war die Alte jetzt und doch nicht viel anders, als da ich einſt aus dem Dorf ging.

Etwas welker und verſchrumpfter das Geſicht, die Augen etwas trüber, aber immer von der alten Freundlichkeit.

Sie ſaß in ihrer Stube in der Sonne, hatte einen flachen Kübel voll warmen Waſſers vor ſich ſtehen und badete ſich die Füße. Ohne großes Verwundern und ohne Befangenheit ſchaute ſie uns entgegen.

Ihre runzelige Hand ſtreckte ſie mir zu. „Grüß Di Gott, Wilhelmle, i' weiß ſcho', daß Du wieder do biſt. —"

Es roch nach Anis in der Stube, und ich ſtellte die Schachtel aus ſchwarzem Glanzpapier vor die Alte auf den Tiſch.

Da fingen der Mine die Hände an zu zittern. Ein hilfloſer Blick ging von mir zur Mutter, und der zahnloſe Mund ſchnappte ſeltſam.

„Lieber Heiland," ſagte ſie dann in die ſonnige Stille hinein, und noch einmal: „Lieber Heiland."

Da ſtand ich und riß die Augen auf und merkte endlich, daß ich durch alle die Jahre her eines Menſchen liebſten und größten Beſitz in einem alten Kabinenkoffer umeinander geſchleppt hatte. Ich wollte hinzutreten, wollte die Banknote, die ich obenhin auf die Röllchen gelegt hatte, wegnehmen, weil ich die ſchnöde Ungehörigkeit empfand. Aber die Mine hatte ſchon die Hand auf die Schachtel gelegt und tat den Deckel auf. Ich ſah den braunen Geldſchein und ſchämte mich und wollte etwas ſagen; aber das Weiblein warf den Lappen zur Seite, ohne ihn nur anzuſehen.

Ihr verſchrumpftes Geſicht glänzte. „Wilhelmle," ſagte ſie und blickte mich ſtrahlend an, „ſend ſe no älle do?"

Ich mußte mir auf die Lippen beißen. „Ja," antwortete ich zögernd, „alle, bis auf eins —"

„Was iſch mit dem paſſiert, Wilhelmle?"

Ich ſah weg. Ich hätte etwas lügen mögen. Aber ich war ſo dumm in jenen Tagen, mein Kopf ſo leer.

„Zerriſſen hab' ich's und in den Wind geſtreut, drüben, als ich abreiſte."

Sie machte ein ungläubiges Geſicht, die Alte, als ob man ihr von unerhörten Greueltaten erzählt hätte.

„Mine," ſagte meine Mutter über den Tiſch her, „das iſt 's Ärgſte nicht. Ob ſo ein Zettele hin iſt — das, was drauf ſteht, bleibt dennoch in Ewigkeit —"

Ich ſah ſie an, die Mutter in dem ſchneeweiß gewordenen Haar, und ich fühlte, daß ſie mir ſoeben zum erſten Male in ihrem Leben gepredigt hatte, und das noch, ohne es zu wiſſen.

„Freile,“ ſagte die Mine, „Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen. Was iſt denn drauf g'ſtande', Wilhelmle, auf dem Zettele?“

Ich blickte zwiſchen den zwei alten Geſichtern hindurch auf den wilden Kirſchbaum, der vor dem Fenſter in prangender Blüte ſtand und ſagte: „Beſtelle Dein Haus, denn Du mußt ſterben.“

Es war ſtill in der Stube, ganz ſtill. Und dann plätſcherte die Alte mit den Füßen leiſe im Waſſer.

„Schad',“ ſagte ſie, „ſchad', Wilhelmle, daß de grad' des verriſſe' hoſt. Des iſt e guter Spruch. Wir haben hier keine bleibende Statt. Jedesmol, wenn i' des Zettele 'zoge' han — grad' des, wo Du verriſſe' haſt —, no han i' meine Fuß g'wäſche' und han denkt: ‚Herr wie Du willſt!‘ Heut morge' han i's au' wieder 'zoge' —“

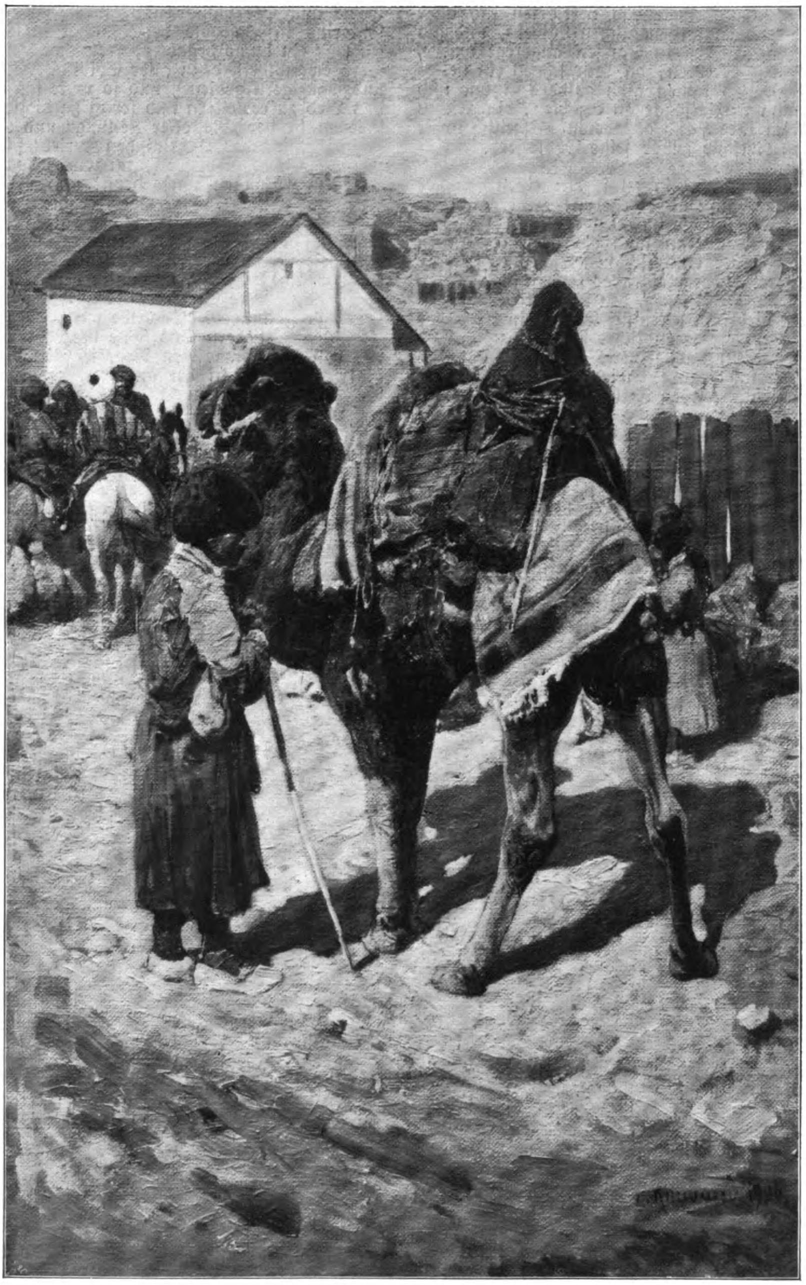
„Mine,“ warf meine Mutter ein, „Ihr habt ja die Schachtel gar nicht gehabt, bis jetzt.“

Sie lachte pfiffig, wie wenn ihr ein Streich gelungen wäre. „O, Frau Pfarrer, i' han des Dings älles im Kopf. Eins wie's ander! Äll Tag zieh' i' im Kopf e Zettele, do fehlt's net. I' brauch kei' Schächtele. Aber freue tu i' mi doch, daß i's wieder han — freue tu' i mi doch!“

Und ſie deckte die alte, welke Hand feſt auf die ſchmutzigen Röllchen.

Meine Mutter nahm ein Tuch hinter dem Ofen hervor.

„Raus, Mine, aus dem Waſſer, jetzt iſt's lang genug.“



Kamelmarkt in Tiflis. Gemälde von F. Roubeaud.

Die Alte lachte. „Sie hänt recht, Frau Pfarrer. Wenn i' heut ſtirb, no ſend doch meine Füß' ſauber g'wäſche' und d' Leiche'karlene hot kein G'ſchäft weiters mit mir.“

Dann ſchlüpfte ſie in ihre weiten Schuhe und nahm die Schachtel vom Tiſch. „Wilhelmle,“ ſagte ſie, „gelt, Du läßt mir ſe, bis i' voll ſtirb? Guck, i' glaub' jo, daß ſe Dir au' fehle' wird. Aber 's geht jetzt nemme lang mit mir. Wir haben hier keine bleibende Statt. Und wenn i' halt g'ſtorbe' bin — kei andrer Menſch als Du ſoll mei' Schächtele kriege, weil Du's ſo guet aufg'hebt hoſt die Johr do 'rei'. — Des Zettele, wo Du verriſſe hoſt, des mußt jetzt halt auswendig b'halte'.“

Sie ſchlurfte in ihre Kammer, und meine Mutter nahm die Banknote vom Tiſch.

„Wilhelmle,“ ſagte ſie, „da, ſteck' das wieder ein! Mit dem tut ſie nichts. Was zerriſſen iſt, machſt Du mit dem nicht mehr ganz. Kauf dem Vater ein Paar ſchwarze tuchene Hoſen dafür. Er hat ſeine dem Steinhauers Paule geſchenkt.“

Und ſo geſchah es.

Noch etliche Male hat ſich die Mine die Füße umſonſt gewaſchen. Den Zettel, der in ihrem Schächtelchen fehlte, zog ſie immer im Kopf, aber juſt nicht am richtigen Tag. Denn damals, als die Mutter ſie tot im Bett fand, da hatte ſie nach einem anderen Spruch gegriffen. In ihrer erſtarrten Hand hielt ſie den Zettel, auf dem da ſtand:

Selig ſind, die reines Herzens ſind;
Denn ſie werden Gott ſchauen.

Füſilier Kutſchke. Eine Erinnerung. Von Guſtav Uhl.

Wer iſt denn das, der Füſilier Kutſchke? — So wird heute ſicherlich ſchon mancher fragen, der dieſe Zeilen lieſt, und vor vierzig Jahren war der Füſilier Kutſchke eine der populärſten Perſönlichkeiten des ganzen großen Krieges, populärer als Napoleon und Mac Mahon, ja als Bismarck und Moltke! Wenn ſein Name genannt wurde, ſo verklärten ſich aller Mienen zu einem heiteren und behaglichen Lächeln, und als in dem Städtchen Frankenberg in Sachſen angeregt wurde, ihm eine Liebesgabe zu verehren, da kam ſchnell ein nettes Sümmchen zuſammen. Es kamen auch goldene Uhren und Ringe, und die Fama wußte ſogar zu erzählen, ein reiches Erbfräulein habe ihm ihre Hand angeboten — freilich unter dem Vorbehalt, daß Kutſchke zuvor ſeine Photographie einſenden ſolle.

Um es gleich von vornherein zu ſagen: einen Füſilier Kutſchke — hat es überhaupt nicht gegeben! Jedermann erzählte, daß der Füſilier Kutſchke im 40. Regiment ſtehe, und an dies Regiment wurden denn auch die oben erwähnten Liebesgaben geſandt. Aber eines ſchönen Tages erhielt der Bürgermeiſter von Frankenberg folgendes Schriftſtück:

Fleury, den 21. Oktober 1870.

Die allgemeine Beliebtheit, deren ſich Kutſchke in der Preſſe erfreut, beſonders aber Ihr freundliches Anerbieten wurden Veranlaſſung zu Recherchen nach ſeiner Perſon, die das Reſultat ergaben, daß er im Regiment nicht exiſtierte. Die vielen Verluſte, die einen großen Teil der Mannſchaften in alle möglichen Lazarette Deutſchlands führten, machten dieſe Recherche, die ſich auf die Frage, ob Kutſchke ein Spitzname irgendeines Mannes geweſen, erſtrecken mußten, zu einer ſehr weitläufigen uſw.

v. Reinicke, Oberſtleutnant.

Alſo, es wurde behördlich feſtgeſtellt, daß ein Füſilier Kutſchke nicht exiſtierte. Und doch war er berühmt, als der Verfaſſer des nach ihm benannten „Kutſchkeliedes“, das weit und breit mit Begeiſterung geſungen wurde:

Was kriecht denn da im Buſch herum,
Ich glaub’ es iſt Napolium.

Als Verfaſſer — mit Verlaub, auch das ſtimmt nicht, denn die hier angeführten Verſe, mit denen das vielgeſungene Scherzlied begann, waren ſchon lange Jahre vorher bekannt und gehören zu dem Sange von der Krähwinkler Landwehr, der ſeinen Urſprung in Süddeutſchland hat und durch allmähliche Zudichtungen im Laufe der Generationen auf einige vierzig Verſe angeſchwollen war. Wenn dies Lied im geſelligen Kreiſe angeſtimmt wurde, ſo ſang der Chorus:

Immer langſam voran, immer langſam voran,
Daß die Krähwinkler Landwehr nachfolgen kann,

und den nun folgenden zweiten Teil mußte einer der Geſellſchaft als Solo vortragen. Waren nun die bekannten Verſe zu Ende, ſo wurde improviſiert, und ſolch ein zugedichtetes Einſchiebſel waren auch die Spottverſe auf Napoleon, der in den ſechziger Jahren ja in der Politik bei allen großen Angelegenheiten ſeine Hände im Spiel hatte. Dieſe Spottverſe waren, wie ſchon geſagt, in Süddeutſchland wohlbekannt, aber in den Begeiſterung durchglühten Zeiten des Nationalkrieges gegen Frankreich wurden ſie allgemein bekannt doch erſt — durch das Daheim. — Und das kam ſo.

Es war in jenen ſchwülen Julitagen des glorreichen Jahres, als alles in peinlichem Bangen dem Ausbruche des Krieges entgegenharrte. Schon wechſelten an der Grenze bei Saarbrücken die Vorpoſten die erſten Schüſſe, ſchon war Blut gefloſſen. Auf die kleine Schar vom 40. Regiment „Hohenzollern“, die den ſchweren Grenzdienſt mit ſo viel Tapferkeit und Geſchick beſorgte, ſchaute damals das ganze Vaterland. Jeder glaubte, dort würde der erſte große Zuſammenſtoß erfolgen, dorthin ſandten die deutſchen Zeitungen ihre Korreſpondenten. Auch der Berichterſtatter des Daheim zog damals über Trier in das liebliche Saartal. Er ſchlenderte mit den Patrouillen der Vierziger umher und ſchilderte ſeine Eindrücke. Das Manuſkript dieſes Aufſatzes war am 2. oder 3. Auguſt in der Redaktion (die Leſer werden gleich ſehen, warum dies Datum ſo genau bezeichnet werden muß!). Da das Daheim mit ſeiner ſehr hohen Auflage aber lange Zeit zum Drucken braucht, ſo konnte er erſt in der Nummer 46 erſcheinen, die das Datum des 13. Auguſt 1870 trägt. Dort nun iſt wörtlich folgendes zu leſen:

„Unſern braven Vierzigern ging der Kalauer nicht aus. Links vom Wege, der an der Saar ſich hinzieht, lag ein kleines Holz. Es wurde abgeſucht. Die Spürkraft der Augen iſt verdoppelt, der ganze Menſch ſcheint Ohr und rückt vorſichtig vorwärts. Da raſchelt etwas — freudige Erregung blitzt durch die Geſichter, haben wir den Feind? Aber es iſt nichts, und nur Füſilier Kutſchke macht die ſchlechte Bemerkung:

Was kriecht denn da im Buſch herum,
Ich glaub’ es iſt Napolium.“

Die zahlreichen Aufſätze dieſes Berichterſtatters ſind von den Leſern des Daheim damals ausnahmslos verſchlungen worden. Ganz beſonders aber packte dieſes ſo anſchaulich hingeworfene Bild, und die „Kreuzzeitung“ fühlte ſich veranlaßt, die Zeilen in ihrer Nummer vom 14. Auguſt nachzudrucken. Durch eine dieſer beiden Veröffentlichungen lernte die Scherzworte auch der Paſtor und Präpoſitus Hermann Alexander Piſtorius in Baſedow bei Malchin in Mecklenburg kennen. Er war ein humorbegabter, fröhlicher Herr von erſtaunlicher Versgewandtheit, dazu alter Soldat (er hatte bei den Sechsundzwanzigern gedient), und ſo regte ihn die Bemerkung an, das Lied zu erweitern und fertig zu dichten. Seine Verſe erſchienen in der „Roſtocker Zeitung“ und wurden viel belacht. Die Redaktion des „Rheiniſchen Kurier“ fügte noch eine Strophe hinzu, und in dieſer Form wurde das Lied nun von unzähligen Zeitungen nachgedruckt und nahm geradezu einen Weltlauf. Am 7. September erſchien dann im „Berliner Fremdenblatt“ ein zweites Kutſchkegedicht, das dieſe Zeitung angeblich durch Feldpoſtkarte empfangen hatte. Bei dieſer Gelegenheit wurde dem Füſilier Kutſchke auch zum erſten Male ein Vorname beigelegt, und unter dem Namen Auguſt Kutſchke nahm dies zweite Scherzgedicht wieder ſeinen Weg durch alle deutſchen Zeitungen. Dasſelbe war der Fall mit ſieben weiteren Kutſchkeliedern (das letzte vom 5. März 1871), die ſämtlich von dem damaligen Redakteur des „Berliner Fremdenblattes“ G. Schenck herſtammten, dem ſpäteren Beſitzer der Buchhandlung R. von Deckers Verlag in Berlin.

Außer den bis jetzt genannten Kutſchkeliedern gab es übrigens noch andere, die mehr im verborgenen blühten, aber auch ihre begeiſterten Liebhaber hatten. Ich meine beſonders das eines Soldaten Hoffmann aus See bei Niesky. Er war übrigens nicht Füſilier, ſondern Grenadier und gehörte nicht zum 40. Regiment, ſondern diente im 1. weſtpreußiſchen Regiment Nr. 6.

Hoffmann hat die damals ſchon in weiten Kreiſen bekannten Verſe:

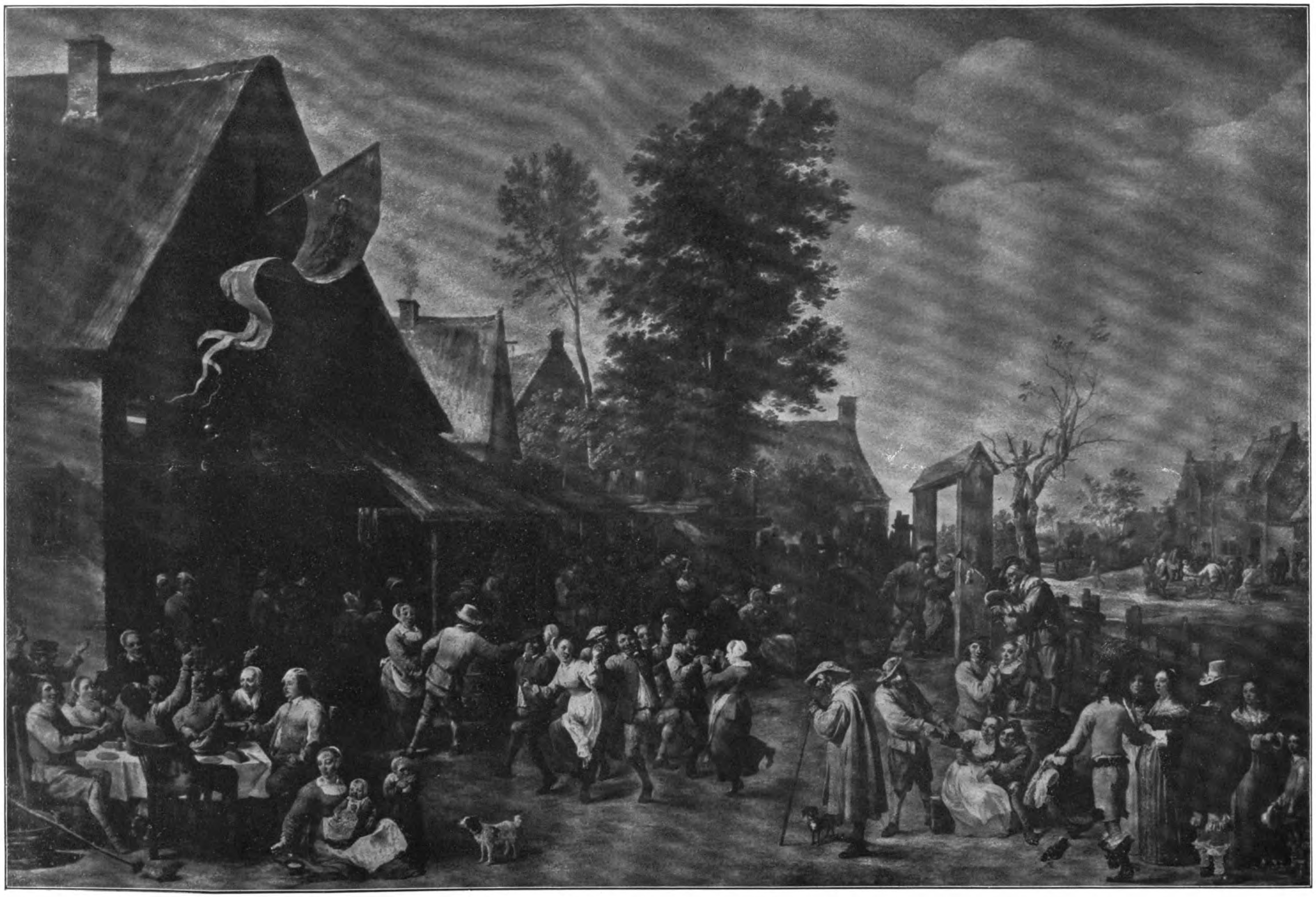
Was kriecht denn da im Buſch herum,
Ich glaub’ es iſt Napolium

nach ſeiner Verſicherung nicht gekannt, ſondern hat ſie am 3. Auguſt abends zwiſchen elf und ein Uhr vor Weißenburg ſelbſt gedichtet. Das iſt, ſo ſeltſam es klingt, wohl zu glauben und ſehr leicht möglich, denn ähnliche „Doubletten“ kommen gar nicht ſo ſelten vor. Dieſe Verſe ſind ja auch wirklich nicht geiſtreich, ſondern nur ſcherzhafte Erzeugniſſe eines fröhlichen Humors. — Dieſer ehemalige Grenadier Hoffmann hat nun Jahrzehnte ſpäter den Namen Hoffmann-Kutſchke angenommen. Wie er dazu gekommen iſt, iſt nicht recht erfindlich. Die berühmt gewordenen Zeilen auf Napolium mag er neu gedichtet haben, obgleich ſie ſchon exiſtierten. Aber auf den Namen Kutſchke hat er nicht den geringſten Anſpruch, denn den Namen Kutſchke hat der Berichterſtatter des Daheim frei erfunden, das ſteht urkundlich feſt!

Warum dieſer Berichterſtatter des Daheim trotz aller Aufforderungen, die Maske vom Geſicht zu nehmen, bis heute ungenannt geblieben iſt, verdient ein Wort der Erklärung. Er lebt heute noch und iſt ein berühmter Gelehrter geworden; aber er legt auf die Lorbeeren des Journaliſten, die er im Kriege 1870 mit ſeinen Schlachtberichten und der Erfindung des Kutſchke errungen hat, nach Gelehrtenart keinen Wert. Originell iſt übrigens, wie dieſer Herr dazu gekommen iſt, gerade den Namen Kutſchke zu wählen. Wenige Monate vor der Mobilmachung ging er über die Leipziger Meſſe und ſchritt auch die ſchier endloſen Budengaſſen ab, in denen die Schuhmacher ihre Waren feilboten. Da fielen ihm an einer Ecke drei Firmenſchilder auf, die ſämtlich in ſchön verſchnörkelter altmodiſcher Schrift den Namen Kutſchke aufwieſen. Dieſer Name erregte im Augenblick ſeine Lachluſt. Warum? Er hätte es gewiß nicht ſagen können, denn auf der großen Leipziger Meſſe waren ſicher komiſchere Namen vertreten. Genug alſo, der Name Kutſchke reizte ihn zum Lachen; er ging an die Buden heran, kaufte ein Paar Stiefeln, biederte ſich mit den freundlichen Meiſtern an — und vergaß die ganze Sache. Als er dann am erſten Tage des Auguſt jenen Bericht über den Zug des 40. Regiments durch das Saartal ſchilderte, flocht er die Reminiſzenz von dem im Buſch herumkriechenden Napoleon ein und legte dem die Worte ausſprechenden Füſilier den Namen Kutſchke bei. Das iſt der Zuſammenhang.

Das Kutſchkelied hat damals übrigens auch die Gelehrten beſchäftigt, und zwei auch heute noch ganz intereſſante Bücher aus jener Zeit legen Zeugnis davon ab. Das eine führt den Titel: „Das Kutſchkelied auf der Seelenwanderung. Herausgegeben zum Beſten der deutſchen Invalidenſtiftung von Wilhelm Ehrenthal (Leipzig 1871, F. A. Brockhaus)“, das zweite aber heißt: „Das Kutſchkelied vor dem Unterſuchungsrichter. Von Hermann Grieben (Berlin 1872, Franz Lipperheide)“. Auf ſie einzugehen, würde hier zu weit führen.

Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.



Ein Kirmestag. Von Dav. Teniers d. Jüng. Kaiſerliche Gemäldegalerie, Wien.

Frauenerwerb.

Deutſche Frauenorganiſationen im Dienſte der Nächſtenliebe.

Wenn ein Staat in der Wohlfahrtspflege durchgreifende Erfolge erzielen will, ſo iſt er hier in der Hauptſache auf die ihm ſtets unermüdlich zur Verfügung ſtehende freiwillige Mitwirkung der Frauen angewieſen, die auf dieſem Gebiete von jeher eine reiche und erfolgreiche Tätigkeit entwickelt haben. Welche große Ausdehnung die Liebestätigkeit der Frauen im Deutſchen Reich genommen hat, wird erſichtlich durch die erſte Statiſtik über Frauenorganiſationen, welche vom Kaiſerlichen Statiſtiſchen Amt in einem Sonderheft zum Reichsarbeitsblatt veröffentlicht worden iſt. Wir entnehmen demſelben, daß die Frauenorganiſationen im Dienſte der Nächſtenliebe mit ihren zehn Reichsverbänden, 62 Landes-Bezirksverbänden und 4058 Ortsvereinen weitaus an der Spitze aller Frauenorganiſationen ſtehen.

Fragen wir zunächſt nach der Entſtehung der Vereine für Wohlfahrtspflege, ſo iſt hier zuerſt der Vaterländiſche Frauen-Verein und die Frauenhilfe zu nennen.

Vorläufer der erſtbezeichneten Organiſation waren Vereine, die nur für beſtimmte Zwecke ins Leben gerufen wurden und ſich nach Erfüllung dieſer Aufgaben meiſt wieder auflöſten.

Die endgültige Gründung des Vaterländiſchen Frauen-Vereins fand am 12. Februar 1867 ſtatt. Seine vornehmſten Aufgaben bildeten die Krankenpflege, die Errichtung von Krankenhäuſern und die Ausbildung von Pflegerinnen. Da man aber auch in Friedenszeiten die Not lindern wollte, ſo begann man mit der Armen- und Geſundheitspflege, mit der Errichtung von Krippen und Kleinkinderſchulen, mit der Erziehung der Jugend in Waiſenhäuſern, in Rettungsanſtalten für verwahrloſte Kinder, mit der Errichtung von Siechenhäuſern und Armenheimen.

Unterdeſſen war man nach den Kriegsjahren von 1870/71, in denen der Vaterländiſche Frauen-Verein eine lebhafte Tätigkeit entwickelte, zu einer feſteren Organiſation geſchritten, aus der der Verband der Deutſchen Frauenhilfs- und Pflegevereine vom Roten Kreuz hervorging. Im Jahre 1893 ſchloſſen ſich dann die Schweſtern vom Roten Kreuz zu dem Verbande Deutſcher Krankenpflege-Anſtalten vom Roten Kreuz zuſammen.

Einen großen Umfang in der Wirkſamkeit des Vaterländiſchen Frauenvereins nimmt die Fürſorge für die Kinder ein, ebenſo wie er ſich mit Eifer der Bekämpfung der Tuberkuloſe widmet.

Die äußere Entwicklung des Vaterländiſchen Frauen-Vereins läßt ſich aus den folgenden Angaben erſehen.

Bei ſeiner Gründung beſtand er aus 44 Zweigvereinen. Im Jahre 1868 gehörten bereits 250 Zweigvereine dem Hauptverein an. 1870 wurden 290 Zweigvereine mit 23 616 Mitgliedern gezählt, 1876: 383 Vereine mit 32 219 Mitgliedern, 1879: 493 Vereine mit rund 50 000 Mitgliedern. Im Jahre 1908 zählte der Vaterländiſche Frauen-Verein 1380 Zweigvereine mit 395 054 Mitgliedern. Die Einnahmen betrugen im Jahre 1907: 7 746 729 ℳ, die Ausgaben 6 403 501 ℳ, das Vermögen belief ſich auf 20 966 193 ℳ.

Der Verein beſitzt 61 eigene Krankenhäuſer, von denen 16 zugleich Mutterhäuſer vom Roten Kreuz ſind; 1038 Schweſtern haben hier ihr Heim.

Im Dienſt des Vaterländiſchen Frauen-Vereins ſind gegenwärtig tätig: 1038 Schweſtern vom Roten Kreuz, 963 Diakoniſſinnen und 76 katholiſche Ordensſchweſtern, zuſammen 2341 Schweſtern, von denen 2059 Krankenpflegerinnen ſind, während die übrigen als Pflegerinnen in Kleinkinderſchulen, Krippen und ähnlichen Anſtalten tätig ſind.

Dieſe Zahlen ſind vom Jahre 1908 bis 1909, ſo daß manches ſchon wieder etwas höher gerechnet werden kann.

Neben dem Vaterländiſchen Frauen-Verein arbeitet auf dem Gebiet der chriſtlichen Liebestätigkeit die im Jahre 1899 von dem engeren Ausſchuſſe des evangeliſch-kirchlichen Hilfsvereins organiſierte Frauenhilfe. Dieſe Organiſation bezweckt, die Liebestätigkeit der evangeliſchen Frauen und Jungfrauen an den Gliedern der Gemeinde zu fördern und ihre Organiſation zu leiten. Ihr Hauptaugenmerk richten die Provinzialverbände darauf, die Mitglieder der Vereine für den perſönlichen Liebesdienſt zu gewinnen und ſie mit den nötigen Kenntniſſen und Fähigkeiten dazu auszurüſten. Dieſem Zwecke dienen einerſeits Inſtruktionskurſe, anderſeits Kurſe zur Ausbildung von Helferinnen in der ländlichen Krankenpflege.

Die Arbeit der Provinzialverbände wird durch die Kreisverbände weitergeführt, deren Arbeitsgebiete im weſentlichen folgende ſind: die Armenpflege, die Krankenpflege, die Kinderpflege, die Jugendpflege, die Gefangenenfürſorge, die Heimarbeit und die Erholungsheime für körperlich ſchwache Frauen und Mädchen.

Zur Frauenhilfe gehören 11 Landesverbände und 1407 Ortsvereine mit zuſammen 128 325 Mitgliedern. Die meiſten Zweigvereine finden ſich in den Provinzen Brandenburg, Rheinland, Weſtfalen, Provinz Sachſen und Schleſien. Vereinnahmt ſind 1 750 772 ℳ, die ſich zu einem bedeutenden Teile aus Schenkungen zuſammenſetzen. Die Summe der Ausgaben beträgt 1 577 766 ℳ; davon entfällt über eine halbe Million auf die unterhaltenen Einrichtungen und Anſtalten. Das Vermögen iſt auf 3 722 005 ℳ angewachſen.

Als weitere bedeutende Frauenorganiſationen ſeien zum Schluß noch der Bayeriſche Frauen-Verein vom Roten Kreuz, der Badiſche Frauen-Verein, der Deutſche Frauen-Verein für Krankenpflege in den Kolonien, der Katholiſche Fürſorge-Verein für Mädchen, Frauen und Kinder und der St. Vinzenz-Verein genannt.

Wenn wir bedenken, daß hier nur die hervorragendſten und bedeutendſten Verbände herausgegriffen ſind, daß außerdem noch zahlreiche andere Frauenvereine auf dieſem Gebiete ſich betätigen, ſo haben wir den vollen Eindruck, daß dieſe Frauen in aller Stille viel Gutes ſtiften für das Gemeinwohl und für das Wohl des geſamten Staates.

Marg. von Gottberg.

Die Sprachlehrerin.

Aus dem Kreiſe unſerer Leſerinnen erhalten wir ſehr oft Briefe, die beginnen: Ich möchte mein Sprachlehrerinnen-Examen machen. Im nächſten Briefe folgt Staunen, daß wir abraten. Es ſcheint doch noch nicht bekannt genug zu ſein, daß man mit dem Sprachlehrerinnen-Examen allein immer ſchon ſehr wenig anfangen konnte, daß aber die Ausſichten nach den letzten Beſtimmungen über das höhere Mädchenſchulweſen noch viel geringer geworden ſind.

Wir raten jungen Mädchen das Sprachlehrerinnen-Examen zu machen nur, wenn ſie, ohne gerade verdienen zu wollen, mit Luſt und Liebe Sprachſtudien treiben und nun gewiſſermaßen ein Siegel, eine Beglaubigung für ihre Arbeit und Mühe haben wollen.

Wir raten auch allenfalls zu dem Sprachlehrerinnen-Examen, wenn eine Dame, nach längerem Aufenthalt im Ausland, in England und Frankreich, nach Deutſchland zurückkehrt, hier einen großen Bekanntenkreis hat und weiß, daß ſie Gelegenheit hat Privatſtunden zu geben, beſonders wenn ſie etwa Ausſicht hat, ſchulpflichtigen Kindern Nachhilfe-Unterricht zu erteilen. Ob das Sprachexamen in ſolchen Fällen beſſer vor oder nach dem Aufenthalt im Ausland zu machen iſt, bleibt eine offne Frage, die von Alter, Begabung uſw. abhängt, alſo nur von Fall zu Fall entſchieden werden kann.

Wir raten ab, das Sprachlehrerinnen-Examen zu machen, ſobald die Betreffende uns ſagt, daß ihr der Beruf den vollen Lebensunterhalt gewähren ſoll. Wir raten ab, wenn die Frage lautet: An welchen Schulen kann ich angeſtellt werden? Denn die Antwort müßte lauten: An keiner! Nicht eine öffentliche Anſtalt, keine voll ausgebaute Schule in Preußen ſtellt eine Lehrerin an, die nur das Sprachexamen gemacht hat. Sie iſt eben, wie geſagt, auf Penſionatsunterricht und Privatſtunden beſchränkt. Dazu kommt, daß eine junge Dame, die das Sprachexamen hinter ſich hat, das Gefühl hat, redlich gearbeitet zu haben. Es iſt nämlich gar nicht leicht, fordert viel Mühe, Zeit und Geld. Es iſt doch wirklich entmutigend, vielleicht zu ſpät hören zu müſſen, daß man das Examen hier in Deutſchland ſo wenig verwerten kann.

Eine tüchtige Lehrerin, die entweder das wiſſenſchaftliche Examen oder das Volksſchullehrerinnen-Examen gemacht hat, findet immer ihren Weg. Eine ganz einſeitige Sprachbegabung iſt glücklicherweiſe ſelten, meiſtens gelingt es treuem Fleiß und ernſtem Streben auch in den Fächern das Ziel zu erreichen, die den jungen Mädchen zuerſt Schwierigkeiten machen, wie z. B. Rechnen uſw.

Das Sprachexamen iſt und bleibt alſo unter den jetzigen Verhältniſſen etwas Halbes.

Briefkaſten des Frauenerwerb.

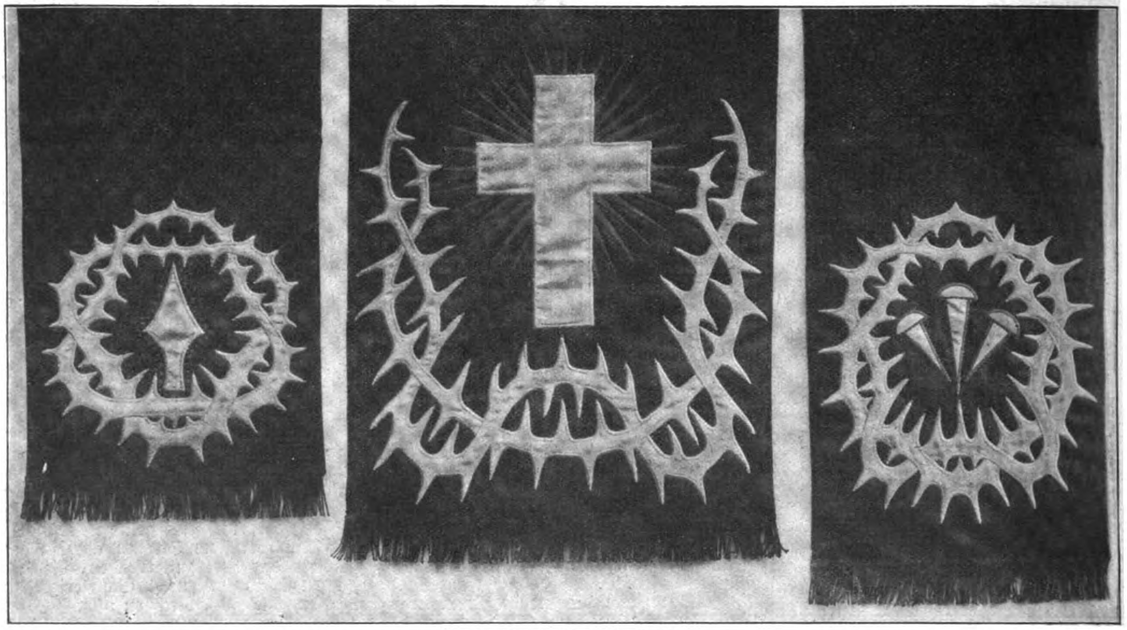
Indien. Wir bitten alle Damen, die wegen einer Stelle in Indien an uns ſchrieben, ſich zu gedulden. Es iſt vollſtändig unmöglich, die Fülle der Briefe einzeln zu beantworten. Auch iſt es nicht denkbar, daß unſere indiſche Korreſpondentin die Schreiben auch nur zum Teil ſelbſt erledigen könnte. Wir haben die Dame nun gebeten, uns einige Notizen zu geben, was die Deutſche in Indien tun muß, um eine gute Stelle zu bekommen. Dieſe Notizen werden wir dann abdrucken. Zum Schluß können wir uns die Bemerkung nicht verſagen, daß es doch ſehr auffallend iſt, daß gerade dieſe Notiz ſolch einen großen Widerhall findet. Sollte vielleicht die Bemerkung von dem reichen, eleganten Leben mehr beachtet ſein, als die Warnung vor dem Klima und den Gefahren für die Geſundheit? Auch an die koſtſpielige Reiſe nach Indien ſcheint niemand gedacht zu haben.

Sprechſtunde der Leiterin des Frauenerwerb: werktäglich von 12 bis 2 Uhr.

Die Blätter der Birken an Wieſen und Hängen
Werden ſo golden, als ob ſie klängen.

Altar- und Kanzelſchmuck.

„Zu ſchauen die ſchönen Gottesdienſte des Herrn und ſeinen Tempel zu beſuchen,“ ſagt das Pſalmwort. Die Gottesverehrung iſt ſo alt wie die Menſchheit ſelbſt, und ſobald ſie eine Stätte gefunden hatte, wo gemeinſam angebetet wurde, ſuchte fromme Verehrung den Altar zu ſchmücken und hervorzuheben. Kunſt und Religion ſind untrennbar verbunden in den Kindheitstagen der Völker. — Die Stiftshütte Iſraels, die das Volk auf ſeinen mühſeligen Wanderungen geleitete, war ein Zelt von koſtbaren gewebten Teppichen, und gern denken wir uns damals ſchon Frauen tätig, Jehovas Zelt buntfarbig zu ſchmücken, und, wie ſie bei dem Gießen des goldenen Kalbes ihre Ohrringe und Spangen dem ägyptiſchen Gott opferten, nun auch willig von ihrem Schmucke geben für den Gott ihrer Väter, der ſie aus der Knechtſchaft zur Freiheit brachte.



Paramente für die Paſſionszeit.

Als aus Iſraels Stamm der Erlöſer geboren wurde, als ſeine Worte und Taten durch das Land gingen, ſind die Frauen ſeine treueſten Anhänger geweſen, und als er am Kreuz ſein Leben ließ, war das einzig wertvolle Stück ſeiner Gewandung der Rock ohne Naht, das Geſchenk einer frommen Frau, der Maria Salome.

Jahrhunderte vergingen! Längſt waren die Chriſten mit ihren Gottesdienſten aus Felshöhlen und Katakomben an das freie Sonnenlicht gekommen. Die chriſtliche Lehre wurde Staatsreligion; ſtolz ragten ihre Kirchen zum Himmel. Mit der ganzen Glut der Begeiſterung, mit kindlichem Glauben und hoher reifer Kunſt arbeiteten die Baumeiſter des Mittelalters, und wo es angebracht war, umkleidete die Frau das Geſtein mit den ſchönſten Werken ihrer Nadel und Spindel; ſie ſchmückte die Gewänder der Geiſtlichkeit mit koſtbaren Borten und ſpäter mit Spitzen und legte die reichſten Gaben ihres Fleißes auf dem Altar nieder, der in der Meſſe geheimnisvoll den Leib des Erlöſers trug. —

Wie eine Sturmflut durchbrauſte die Reformation die Kirchen. — Sie nahm das Zuviel des Schmuckes, ſie wies auf das Weſentliche hin, das vor dem vielen Beiwerk zuletzt kaum noch beachtet geweſen war, und zeitweiſe konnte es ſcheinen, als ob ſie außer dem Überflüſſigen auch das Schöne aus den Kirchen entfernen wolle, wie ja z. B. die ſchweizeriſch-reformierte Kirche den Altar durch den Tiſch, das Geſangbuch durch den Pſalter, die Orgel durch den a capella-Geſang und die hochgewölbte Kirche durch den ſchlichten Betſaal erſetzte.

Die deutſch-proteſtantiſchen Kirchen halten wohl die richtige Mitte zwiſchen dem zu reichen, das Auge verwirrenden, den Sinn ablenkenden Prunk und der ganz kahlen, nüchternen Schmuckloſigkeit, die zerſtreut, weil ſie allzuſehr ſammeln will. Sie meiden jede Überladung, breiten aber liebevollen Schmuck über Kanzel, Altar und Leſepult. Die reformierte Kirche Deutſchlands hat meiſtens nur einfach ſchwarze Tuch- oder Samtbekleidung mit Gold- oder Silberborten, auch wohl mit einfacher Stickerei. Die unierte und die lutheriſche Kirche wechſelt je nach den Ereigniſſen des Kirchenjahres mit dem Behang und hat drei, in einzelnen Kirchen auch fünf Bekleidungen des Altars und der Kanzel.

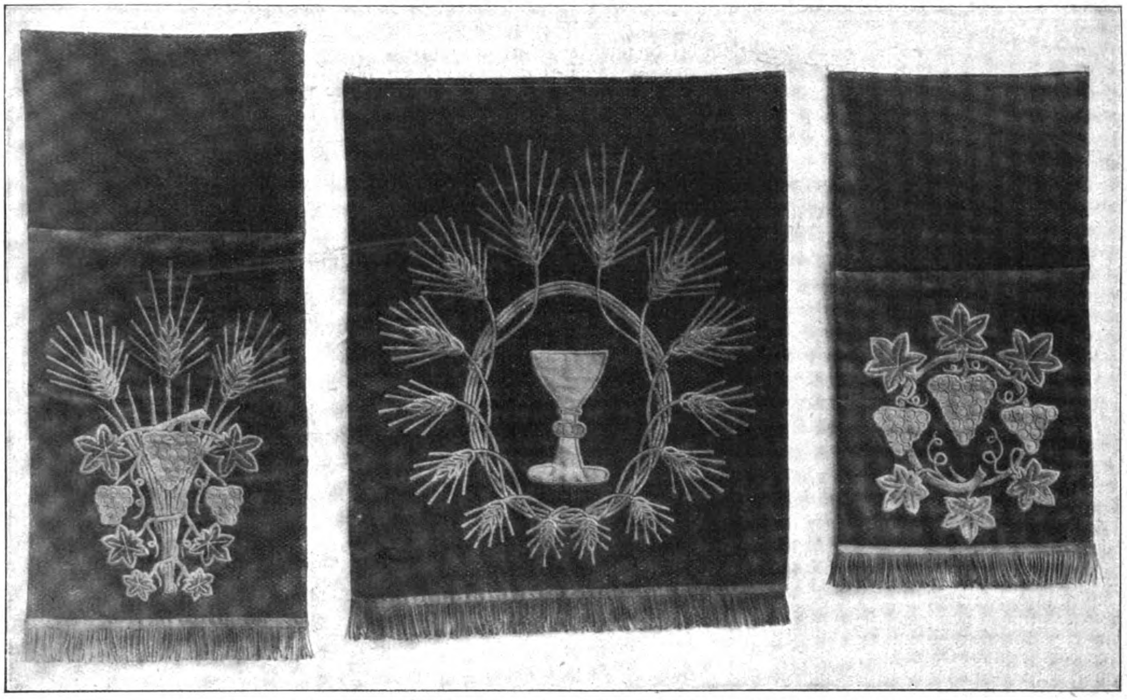
Gewöhnung und Symbolik haben ganz beſtimmte Muſter geſchaffen für die Ausſchmückung dieſer Bekleidungen. Es gibt ſtreng kirchliche Spitzen für das Altartuch beim Abendmahl, wie es beſtimmte Normen für die Stickerei der Behänge gibt, und auch neue Muſter können nur innerhalb dieſer Grenzen entworfen werden. Außer den Paramenten-Vereinen, die hier und dort entſtanden ſind und die auf die Stickereien der Altarbekleidungen ihr Hauptaugenmerk richten, haben auch tüchtige Kunſtgewerblerinnen neue ſchöne Muſter im alten Geiſte entworfen und laſſen die Arbeiten im eignen Atelier ausführen. Wir bringen hier Arbeiten von Altarparamenten einer Künſtlerin, Fräulein Margarete Pfaff.

Die ſchwarzen Paramente für die Paſſionszeit wirken nicht nur durch den Entwurf, ſondern auch durch die Zuſammenſtellung der Farbe und der Stoffe ernſt, wie die Zeit ſelbſt iſt. Das Dornengerank aus grauem Velveteen mit breiter Kontur in gleicher Farbe aufgeſtickt, hebt ſich von dem ſchwarzen Tuch ſcharf ab. Der Schwerpunkt des Entwurfes iſt nach unten gelegt, um den Eindruck der Trauer zu erhöhen, bei den beiden anderen Garnituren iſt der Schwerpunkt nach oben gelegt.

Die Dornen ſind nicht leblos ineinander geflochten, ſondern ſtehen in Beziehung zum Mittelpunkte und zeigen auf Lanze, Kreuz und Nägel hin. Aus der Trauer ſoll uns das Kreuz verheißend entgegenleuchten; ein goldiger Strahlenkranz will dieſen Eindruck hervorrufen.

Die grünen Paramente, für den außerfeſtlichen Gottesdienſt beſtimmt, ſymboliſieren die Elemente des heiligen Abendmahls: Brot und Wein. Auf grünſamtenem Grunde heben ſich die goldiggelben Samtähren und Blätter ab; Kelch und Trauben beſtehen aus ſchwerem Seidenſtoff. Die Ähren des Altarbehanges hängen zum Teil müde nach unten, nach und nach erheben ſie ſich, richten ſich empor, um ſich ſehnend nach oben zu ſtrecken. Hier ſchließt eine grüne Franſe ab.

Die rote Bekleidung, für die höchſten Feſttage, wird mit einem weißen Lilienmotiv geſchmückt, die grünen Blätter und die goldgelben Monogramme ſtehen auf mattgrüner Seide. Alle drei Garnituren ſind auf möglichſte Fernwirkung berechnet, alles Kleinliche iſt vermieden. Dieſe Paramente ſowohl, wie Zeichnungen und Material zur Selbſtanfertigung ſind von Margarete Pfaff in Chemnitz, Kunſtgewerbliches Atelier, Äußere Kloſterſtraße 19, zu beziehen.



Paramente für den außerfeſtlichen Gottesdienſt. Grüner Samt mit goldiggelbem Schmuck.

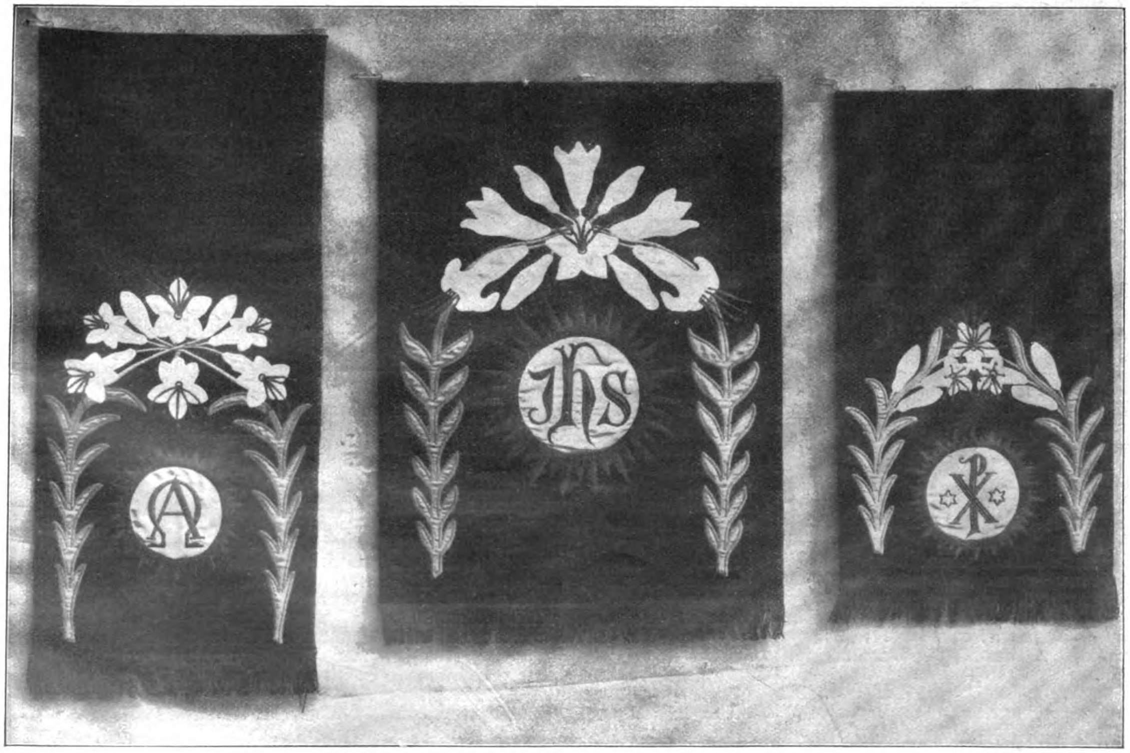
Nachtrag zum Artikel: „Was ich in der Backſtube lernte.“

Zur Ergänzung meines Artikels in Nr. 48 möchte ich, von allerlei Anfragen angeregt, noch hinzufügen, daß der Bäcker natürlich kein Handwerkszeug kennt, ſondern alles mit den Händen macht. Ja, ſelbſt die Hefe wird nicht gewogen, ſondern nach Augenmaß abgeſchnitten. Das Einzige, was gewogen wird, iſt der Teig, der in einem Rieſenklumpen auf dem Holztiſch liegt. Davon wird dann abgenommen, wie etwa der Fleiſcher von der Bratwurſt abzwickt, und auf die Wage geworfen. Letztere wird an einer ſtarken Holzſtange, die ſich über den Arbeitstiſchen befindet, mittels eines großen Hakens aufgehangen, oder — beſſer geſagt — hinaufgeworfen; denn es geht alles in ſo raſendem Tempo, daß dem unbefangenen Zuſchauer ſchwindlig werden kann.

Bezüglich des Napfkuchens möchte ich noch ſagen, daß ſich derſelbe natürlich am einfachſten aufheben und friſch erhalten läßt, wenn man die dazu benutzte Tonform (praktiſch, wenn mit Henkel) darüber ſtülpt. Im Sommer ſelbſt hält er ſich ſo, in den Keller geſtellt, merkwürdig lange friſch. Im Winter kann man, wenn es ſich um eine größere Familie handelt, ſehr gut einen Zweipfund-Napfkuchen, als Vorrat backen.

Auskunft.

Die Adreſſe der „Sonnenſcheiner“ in Breslau lautet: pr. Adr. Frau Simpſon, 16a, Schweidnitzer Stadtgraben.



Rote Paramente mit Lilienſchmuck für die höchſten Feſttage.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Die Härte eines Minerals.

Ihr habt ſchon manchmal von Edelſteinen gehört, aber vielleicht wißt ihr noch nicht, was das Wort „Edelſtein“ ſagen will; — natürlich etwas Gutes, ſehr Gutes und das Beſte. Das iſt bei den Mineralien in gewiſſem Sinne die Härte. Man hat zehn Härtegrade aufgeſtellt: vom Weichſten bis zum Härteſten. Den Anfang macht Talk, ein Geſtein, das ſich zwiſchen den Fingern zerreiben läßt, grünlichweiß ausſieht und ſehr viel in Fabriken uſw. verarbeitet wird; durch Behandlung vor dem Lötrohr erlangt Talk eine Härte, die ihm vordem fremd war. Das Ende der „Härteſkala“ — (la scala = die Leiter) — erreicht der Diamant. Der iſt der König unter den Fürſten des Mineralreichs; der Alleroberſte, der Glänzendſte, der gar nicht zu Überwindende. Im Mineralreich herrſcht nämlich — was die Härte anbelangt — noch immer die uralte Welteinrichtung, die ſchon Adam nnd Eva kennen lernten.

Wenn man zwei verſchiedene Mineralien gegeneinander kämpfen läßt, wie unnütze Kinder oder geärgerte Katzen miteinander kämpfen, nämlich: Eins greift und kratzt nach dem andern — ſo iſt das für die Mineralien die Härteprobe. Kann keins von beiden dem andern eine Kratzwunde (auch nicht die geringſte) beibringen, ſo haben ſie denſelben Härtegrad. Wenn aber eines mit Riſſen oder Schrammen bedeckt wird, dann gehört es auf eine niedrigere Stufe als das andere.

Jetzt wollen wir die Leiterſtufen oder Härtegrade näher betrachten. In jedem Buche über Geſteinslehre hat der gelehrte Schreiber kleine Bemerkungen angebracht, die man gewöhnlich überſieht. Denn, aufrichtig geſtanden, was geht es uns im allgemeinen an, ob beim ſchönen, ſchwarzgrünen Serpentin zu leſen iſt: Härte $= 3-3,_5$? — oder der Alaun hätte Härte = 2? —. Aber ſo nebenbei kann man ſich doch ein bißchen dafür intereſſieren.

Der Härtegrad	wird beſtimmt durch
10	Diamant,
9	Korund,
8	Topas,
7	Quarz (Bergkriſtall),
6	Orthoklas (Feldſpat),
5	Apatit,
4	Flußſpat,
3	Kalkſpat,
2	Gipsſpat,
1	Talk.

So, nun werdet ihr verſtehen, was es bedeutet, wenn der Serpentin eine 3 und der Alaun eine 2 bekommt; ſie ſind ſo hart wie Kalkſpat (3) und Gipsſpat (2). — Will man ein paar Verſuche anſtellen, ſo iſt der Feuerſtein ſehr geeignet dazu; er muß aber durchſcheinend ſein und recht ſcharfe Spitzen haben. Der Quarz (7) iſt für das Härte=Examen der Mineralien (d. h. in bezug auf „edel“ oder „nichtedel“) der Entſcheidungspunkt. Kann der Feuerſtein dem geprüften Mineral nichts antun und wird ſelber nicht von ihm gekratzt, ſo iſt jenes „quarzhart“ und gehört in die 7. Stufe. Wird aber der Feuerſtein bei der Probe zerkratzt, ſo iſt das geprüfte Mineral „edelhart“ und gehört in die 8. oder 9. oder 10. Stufe.

In ganz reinem Zuſtand, wie das z. B. bei dem waſſerhellen, ganz durchſichtigen Bergkriſtall der Fall iſt, beſteht der Quarz faſt nur aus Kieſelſäure. Durch Beimiſchungen von Tonerde, Eiſenoxyd uſw. verliert er ſeine Reinheit und Farbe (oder vielmehr Farbloſigkeit). Zu ſolchen Quarzſorten gehören unter anderem: 1. Rauchtopas, Amethyſt, Roſenquarz und 2. Chalzedon, Heliotrop, Achat, Karneol, gemeiner Jaſpis, Feuerſtein.

Carl Philipp.

Der getretene Spielgefährte.

Nach einer photographiſchen Aufnahme.

Wie das Elschen betteln kann:
Sei nicht böſe, armes Schätzchen!
Rannt' ich eben an dich an?
Trat ich auf dein armes Tätzchen?
Armer Wauwau! Heile Kätzchen,
Hab's gewiß nicht gern getan! S.

Wie man's treibt, ſo geht's.

Wer ſich im Sommer damit vergnügt, mit ſeinem Stahlroß weithin die Landſtraßen unſicher zu machen, der ſollte zum Dank dafür im Winter ſein Fahrrad gut behandeln. Wie viele ſtellen es, wie es iſt, auf den Boden, laſſen es den Winter über verſtauben und ärgern ſich, wenn ſie im Frühjahr das Rad nicht mehr in dem gewünſchten Zuſtande finden! Zuerſt und vor allem ſorge man für die Seele des Rades, die Pneumatiks. Sie müſſen immer ſtraff aufgepumpt ſein und möglichſt alle vier Wochen mit ſtark verdünntem Glyzerin eingerieben werden. Demnächſt müſſen die Kugellager auseinandergenommen, mit Petroleum tüchtig gereinigt und mit friſcher Vaſeline (oder Kugellagerfett) gefüllt werden. Sehr zu raten iſt es auch, die Kette gründlich zu reinigen und mit reinem Öl geſchmeidig zu halten. Nicht unbedingt nötig, doch ſehr zu empfehlen, iſt ferner, den Rahmen, die Speichen und die Lenkſtange, nachdem man ſie mit Petroleum gereinigt hat, mit einer dünnen Fettſchicht zu überziehen. Sorgt man im Winter ſo für ſein Rad, ſo wird man ſich dadurch viel Arbeit oder gar Ärger im Frühjahr erſparen!

Guſtav F. A. Uhl.

Reinigung der Münzen für die Sammlung.

Will man ſich eine Sammlung von Münzen oder Medaillen anlegen, ſo muß man die Stücke, die darin aufgenommen werden ſollen, einer ſachgemäßen Reinigung unterwerfen. Gold= und Silberſtücke legt man zu dieſem Zwecke einige Minuten in Salmiakgeiſt und wäſcht ſie dann in warmem Seifenwaſſer. Weicht der Schmutz dann nicht von ſelbſt, ſo behandelt man das Stück mit einer Nagelbürſte und fein geſchlämmtem Seeſand. Bei Kupfermünzen muß man Benzin anwenden; Salmiakgeiſt oder gar Säuren würden die Stücke zerfreſſen und wertlos machen. Will man Roſtflecke von Silbermünzen entfernen, ſo betupft man ſie mit ſtark verdünnter Schwefel= oder Salzſäure und ſchabt den Roſt mit einem Holzſtäbchen ab; metalliſche Gegenſtände dürfen hierzu nie gebraucht werden.

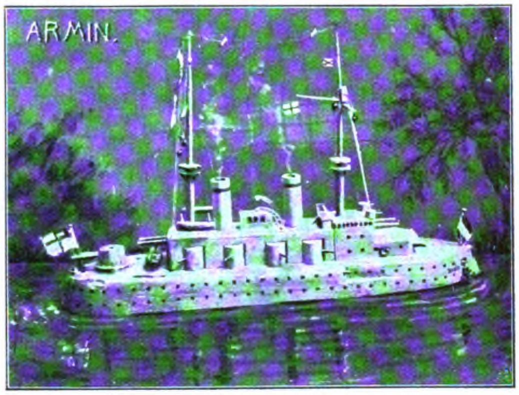
Guſtav F. A. Uhl.

Unſer Armin.

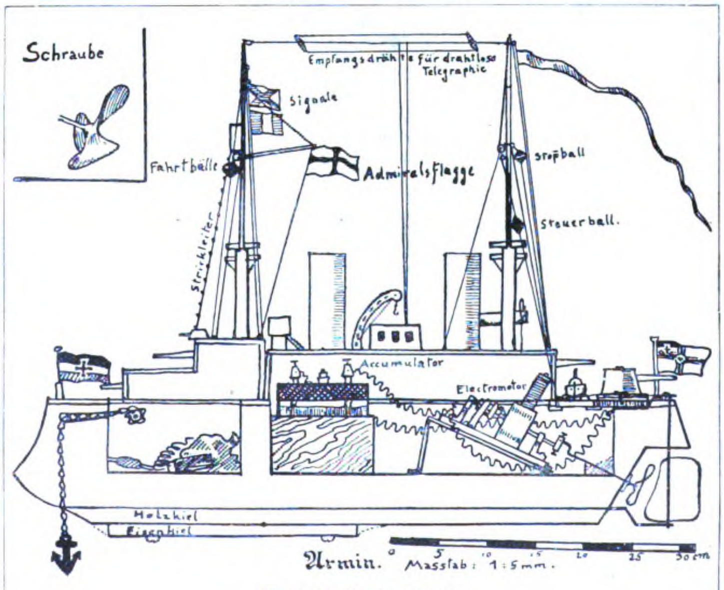
Seht euch einmal das Kriegsſchiff hier an! Das haben wir uns ſelbſt aus einem großen Holzklotz geſchnitzt. Wir haben in unſerem Garten einen Springbrunnen, der natürlich für uns von klein auf die ſchönſte Gelegenheit bot, im Waſſer zu planſchen oder Schiffchen ſchwimmen zu laſſen. Wir ſetzten kleine Boote und Flöße aus Zigarrenkiſtenholz darauf, und wenn wir gar nichts weiter hatten, falteten wir uns auch nur aus Papier kleine Schiffe.

Als wir nun aber größer wurden, machte uns das keinen Spaß mehr, wir wollten einmal ein Schiff haben, das wirklich mit Maſchine und Schraube fuhr. Gedacht, getan! Wir beſchloſſen, als Kinder der Neuzeit, Elektrizität als treibende Kraft zu verwenden. Wir gingen alſo zum Zimmermann und beſtellten uns einen Block aus Tannenholz (70 cm lang, 14 cm breit, 11 cm hoch). Dann machten wir uns daran, die Form des Schiffes auszuhauen. Mit dem Stemmeiſen wurde der elegant geſchwungene Bug aus dem Klotz herausgearbeitet. Das Heck wurde zur Waſſerlinie ſchräg abfallend, unter Waſſer aber ſtark zurückſpringend geformt, weil dort für Schraube und Steuer genügend Platz bleiben mußte. Auch die Seitenwände wurden zur Waſſerfläche abgeſchrägt und unter Waſſer ſchön gewölbt. Beſonders ſchwierig war dann das Ausſtemmen der Kabinen. Wir teilten den inneren Raum in zwei Teile, einen vorderen kleinen, in dem die Ankerwinde und einiges Hilfsmaterial für etwaige Reparaturen Platz haben, und einen großen, in dem ein leichterer 2 Volt=Akkumulator und der Elektromotor untergebracht wurden. Die Schraubenwelle iſt mit dem Motor durch eine Klemmſchraube verbunden, damit man den Motor jederzeit herausnehmen kann. Wo die Welle austritt, iſt eine Gummiplatte vorgenagelt mit einem genügend weiten Loch, ſo daß die Welle gerade noch leicht ſpielen kann. Außerdem wird das Wellenloch beiderſeits mit weißer Vaſeline gedichtet. Die Steuerfläche ſitzt zu beiden Seiten der Pinne, wodurch die Wirkung des Steuers bedeutend erhöht wird. Schraube und Steuer haben wir aus Konſervenbüchſen geſchnitten und dann angelötet. Jetzt nagelten wir noch einen Holzkiel unter das Schiff, an dem wir den anderthalb Pfund ſchweren Eiſenkiel anſchraubten, der jedoch, um den ſchweren Motor auszugleichen, ſo weit wie möglich nach vorn gerückt werden mußte.

Als wir dann alle Ritzen und Unebenheiten gut verkittet und den ganzen Rumpf noch einmal mit Glaspapier geglättet hatten, wurde das Deck aufgenagelt. Es iſt, entſprechend den Luken, in zwei Teilen abhebbar. Außerdem iſt der hinterſte Teil mit dem Zwillingsdrehgeſchütz für ſich abzuheben, um etwa noch durch das Wellenloch eindringendes Waſſer, das ſich in einem Käſtchen ſammelt, aufzuſaugen. Dann haben wir noch eine andere Luke vorgeſehen, weil man den Motor beim Anlaufen immer erſt anſtoßen muß (bei einem dreiankrigen Motor wäre dieſe Schwierigkeit natürlich vermieden). Der Aufbau iſt aus Zigarrenkiſtenholz geſägt, die Schornſteine ausgehöhlte Stücke von einem Beſenſtiel, die Kanonen teils aus Teilen eines Beſenſtiels, teils aus Korken gefertigt. Mit dem Zwillingsdrehgeſchütz ſind ſowohl zwei Fäden, die zur Steuerpinne gehen als auch zwei, die zu den beiden Bällen im Takelwerk des Hintermaſtes gehen, abhakbar verbunden, ſo daß ſich beim Drehen des Geſchützes ſowohl das Steuer als auch die Bälle entſprechend ſtellen. Von den Bällen wird der auf der Backbordſeite (links vom Steuer aus geſehen) rot, der andere grün geſtrichen. Der Motor wird durch einen Steckkontakt, bei dem man einen Nagel — zugleich Fahnenſtange — zwiſchen zwei Blechplatten ſteckt, angeſtellt. Die Ankerketten gehen durch die Wand in die vordere Kabine, wo ſie auf die Ankerwinde aufgewickelt werden. Dieſe endigt in einen vierkantigen Fortſatz, der gerade bei einer Luke durch die Wand geht, und auf den ſich ein alter Eiſenbahnſchlüſſel aufſetzen läßt. Die Anker ſelbſt haben wir uns aus Blei gegoſſen. Die Maſten ſind aus Holz geſchnitzt und mit Ringen aus Zigarrenkiſtenholz verſehen. Am hinteren Maſt iſt außer den Steuerbällen noch der Stoppball angebracht, ein roter Ball mit weißem Strich, der bei Fahrt unten, aber wenn das Schiff ſtoppt, oben ſtehen muß. Geht das Schiff rückwärts — unſer Schiff kann das aber nicht — ſo ſteht er auf halber Höhe. Am vorderen Maſt ſind die Signale, die durch Flaggen dargeſtellt werden, aufzuziehen und außerdem die ſchwarzen Fahrtbälle, die je nach der Geſchwindigkeit des Schiffes verſchieden hoch ſtehen, bei Stopp aber ganz unten ſind. Außerdem haben wir noch zwei Kräne aus Blech gefertigt und zwei Rettungsboote und eine Pinaſſe geſchnitzt, und meine Mutter hat uns noch eine feine Strickleiter gehäkelt. Zuletzt wurde das ganze Schiff bis zur Waſſerlinie grau geſtrichen, die Luken ſchwarz aufgeſetzt, alle Teile unter der Waſſerlinie mit Mennig geſtrichen, die Kanonenrohre bronziert und zum Schluß alles lackiert. — — Wenn nun das Schiff fahren ſoll, wird zuerſt glimmender Feuerſchwamm in die Schornſteine geſteckt, um den nötigen Qualm zu erzeugen, der Kontakt mittels der Fahne hergeſtellt, der Motor angeſtoßen und der Armin dampft ab. Er hat uns ja viel Mühe gemacht und manchen Schweißtropfen gekoſtet, aber jetzt macht er uns viel Spaß und trägt außerdem nicht wenig zum Schmuck unſerer „Bude“ bei.



Unſer Armin.



Wie unſer Armin entſtand.

Roland.

Roland „hilft“ am Zimmerplatz —
Lieber würd' er Säcke laden
Von der Mühle, doch der Vater
Hat es gar zu ſtreng verboten,
Denn der Anzug kam zu ſchaden.
Und heut' ſchleifen ſie die Balken,
Rieſenſtämme, auf dem Schnee,
Läßt ſich wundervoll drauf reiten,
Seht die Schlittenfahrt, juchhe!
Nimmt die Axt ein junger Burſche,
Roland tritt ganz nah' heran,
Ach, wie blank, wie ſcharf die Klinge!
Leuchtend hängt ſein Auge dran.
Wer doch auch ſolch Beil nur hätte
Und es dürfte: Stämme hauen,
Holz zermalmen kräftigen Armes,
Beſſer das, als zuzuſchauen!
Und der Burſche ſteht daneben —
Gleitet aus — die Axt hernieder
Fällt dem Knaben in den Fuß —
Angſtvoll ruft er: „Weh', das traf mich!“
Sinkt zuſammen, ſteht dann wieder,
Hinkt davon . . . Drauf hält er ſtöhnend.
Ströme Blutes durch den Stiefel
Rieſeln in den weißen Schnee.
„Hol' den Schlitten, lieber Bruder!
Aber nein! Zwar tut es weh,
Doch die Mutter darf's nicht wiſſen.“
Dann beginnt er auf den Hacken
Fortzuſchleichen, mühſam geht es.
Und er bückt ſich und verſucht
Schnee am Stiefel feſtzubacken,
Um das rote Blut zu ſtillen.
Und nun tritt er in die Stube.
Auf die Mutter großen Auges
Blickt der hochgewachſene Bube,
Spricht: „Bekomme keinen Schreck,
Mutter, muß dir etwas ſagen —“
„Was denn?“ — „Hab' nur keine Angſt,
Mutter! Mußt nicht bange ſein —“
Und die Mutter will ihn fragen,
Sieht nur noch ſein ſchmerzlich Lächeln,
Fängt ihn auf in ihren Armen. —
Als der Arzt die Nadeln brauchte,
Hatt' er freilich kein Erbarmen,
Roland ſchrie aus Leibeskräften.
„Schrei, mein Junge, das iſt gut!“ —
„Iſt's die letzte?“ — „Ja.“ — „O, danke!“
Stille liegt er nun im Bett.
Läuft nicht mehr das warme Blut.
Und die Mutter ſteht am Lager,
Streichelt ihm die feuchte Stirn,
Kann nicht meiſtern ihre Tränen,
Denkt ſie ſeiner Schmerzensqualen.
Doch im Weinen kommt ein Lächeln,
So ein ſtolzes, denkt ſie dran,
Daß er wie ein großer Mann
Noch mit ſeiner letzten Kraft
Dachte nur an ſie allein . . .
„Mutter, habe keine Angſt,
Mutter, mußt nicht bange ſein!“

1. Zahlenaufgabe.

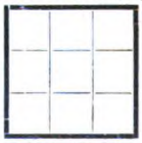
Aus den Ziffern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 iſt eine Zahl zu bilden, die aus vier gleichen Ziffern beſteht.

2. Rechenaufgabe.

Man ſoll die Zahlen 1 und 2 durch eine Rechnungsart verbinden (z. B. $1 + 2 = 3$, $1 \times 2 = 2$, $2 - 1 = 1$, $2 : 1 = 2$), das erhaltene Reſultat mit 3, das erhaltene Reſultat mit 4 u. ſ. f. der Reihe nach mit 5, 6, 7, 8, 9, 10, ſo daß man ſchließlich als Reſultat 350 erhält. Welche Rechnungsarten muß man der Reihe nach anwenden?

3. Magiſches Quadrat.

Die Zahlen 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640 ſind ſo in die Felder des Quadrats zu



verteilen, daß nach allen Seiten (wagerecht, ſenkrecht und diagonal) die Summe von je drei in einer Reihe befindlichen Zahlen „1908“ ergibt.

Auflöſung der Scharade in Nr. 48.

Sohn, Hohn, Lohn.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

Ernſt Liebermann, der Meiſter des Lichts und der Perſpektive, erfreut uns mit einem ſeiner wundervollen Interieurs, das der Phantaſie genug zu raten aufgibt und uns wohl eine lange Weile feſſeln mag. Schon allein der Blick, der forſchend um die Ecke des Pfeilers gleitet, gibt uns zu raten und zu denken genug. Und wenn man will, kann man ſich einen ganzen Roman zuſammenträumen, heiter oder tragiſch, wie man will. Ludwig Kath bietet uns ein intereſſantes Motiv aus der Marine: „Kohlenſchuten bei hohem Seegang“, während F. Roubeaud uns in den glühenden Sonnenbrand Afrikas auf einen „Kamelmarkt in Tiflis“ führt. Franz Roubeaud iſt Franzoſe, 1856 in Odeſſa geboren und ein Schüler J. Brandts und der Münchener Akademie. In der bayriſchen Hauptſtadt hat er ſich auch dauernd niedergelaſſen, ohne auf die Motive ſeines Vaterlandes und des Landes, in dem er geboren ward, zu verzichten. Einen ſchönen Beweis, welcher künſtleriſchen Wirkungen die Photographie, wenn ſie von verſtändnisvollen Liebhabern ausgeübt wird, gewiß iſt, liefert die Aufnahme Toni Gurkes: „Der Roſengarten“. Als Kunſtbeilage enthält die Nummer eins der lebhaft bewegten, figurenreichen Bilder von David Teniers dem Jüngeren: „Ein Kirmestag“, deſſen Original ſich in der Kaiſerlichen Galerie zu Wien befindet. Teniers der Jüngere iſt 1610 in Antwerpen geboren und ſtarb 1690 in Brüſſel. Urſprünglich ein Schüler ſeines Vaters David, wurde er ſpäter ſtark von Rubens und Brouwer beeinflußt und war in Antwerpen und Brüſſel als Hofmaler des Herzogs Leopold Wilhelm tätig.

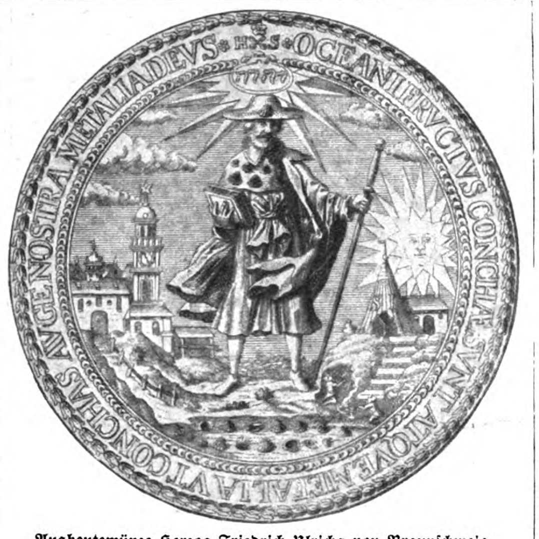
Die deutſchen Ausbeutemünzen.

Wie alles auf dieſer Erde wechſelt, ſo waren auch die Wertverhältniſſe von Gold und Silber und die verfügbaren Vorräte an Edelmetall im Laufe der Zeiten großen Schwankungen unterworfen. Die älteſte, ſtabilſte und immer wiederkehrende „Relation“ von Silber zu Gold war ungefähr 1 : 15, aber auch 1 : 10 kam vor, und auch ſolch kurioſe Zeiten wie heute ſind ſchon früher dageweſen, wo das Gold vierzigmal ſoviel wert war, wie das Silber. Zum Beiſpiel fand zur Zeit des Julius Cäſar ein großer Zufluß von Gold nach Rom ſtatt, während das Silber knapp war, und einer ähnlichen Erſcheinung begegnen wir in Deutſchland in der Periode der Goldgulden, alſo im XIV. und XV. Jahrhundert. Später wurde der Silberbergbau in Böhmen, Sachſen und am Harz ergiebiger, und man begann mit der Ausprägung großer Silbermünzen, der Güldiner, im Gewicht von 2 Lot (etwa 30 g), die zunächſt an Wert dem Goldgulden (etwa 10 *M*) gleichgeſchätzt wurden. Eifrig grub und ſchürfte man in der Erde, und an vielerlei Orten fand man das weiße Metall, wenn auch nicht ſo reichlich wie im Erzgebirge oder am Harze. Aber der Betrieb lohnte, und wurde eine neue Grube erſchloſſen oder eine beſonders reiche Ader angeſchlagen, dann ließ der glückliche Landesherr aus dem gewonnenen Metall wohl auch einige beſonders ſchöne Taler prägen, auf denen das Ereignis mitgeteilt wurde. Solche Münzen oder münzenähnliche Medaillen, die meiſt im Talerfuße geprägt ſind, heißen Ausbeutemünzen oder auch Bergwerks-Münzen.

Die Ausbeutemünzen bilden ein ſchönes, abgerundetes Sammelgebiet, das ſolchen Sammlern, die an einer intereſſanten Spezialität Freude haben und gern in alten Hiſtorien herumſtöbern, ſehr zu empfehlen iſt. Zunächſt wird man ſich wundern über die Menge von Silbergruben, die früher in Deutſchland in Betrieb waren, dann wird man den oft unklaren Beſitztiteln und den dynaſtiſchen Beziehungen nachſpüren und wird endlich viel Freude haben an den ſchönen alten Geprägen. Die Zahl der Ausbeutemünzen iſt nicht ſehr groß. Aus der Zeit von rund 1500 bis 1800 werden etwa 80 verſchiedene vorhanden ſein. Dazu kommen dann die modernen Bergbautaler von Mansfeld (Preußen), Sachſen, Anhalt, Hannover, und will man das Gebiet erweitern, ſo nimmt man die aus deutſchem Fluß- und Berggold geprägten Dukaten hinzu. — Für die „deutſchen Ausbeutemünzen“ könnte man auch ſchlechthin „Ausbeutemünzen“ ſagen, denn außerdeutſche ſind ja ſo gut wie gar nicht bekannt. Die wenigen Kongsberger Stücke wurden von däniſchen Königen aus deutſchem Hauſe nach deutſchen Vorbildern geprägt. — Es ſollen nun hier nicht etwa alle Ausbeutemünzen der Reihe nach aufgezählt werden, dazu fehlt der Raum, und das würde auch vielen Leſern zu langweilig ſein, es ſollen nur aus einer ſchönen, vorhandenen Sammlung von Originalen einige typiſche Stücke herausgegriffen, beſchrieben und kommentiert werden. Wer ſich eine gute Überſicht für die Anlage der Sammlung verſchaffen will, der ſehe zunächſt in „Köhlers Münzbeluſtigungen, Bd. 22, 18. Stück“ nach, und verſchaffe ſich die drei Traktate: „Von Bergwercks Münzen. Freyberg (Sa.) 1753 ff.“ des Rektors der Freiberger Lateinſchule, Joh. Gottl. Bidermann. — Der gelehrte Herr hatte die Idee, einigen Einladungsſchriften zu Disputationen ſeiner Schüler Aufzählungen von Bergwerksmünzen vordrucken zu laſſen.

Nach Bidermann iſt das älteſte Stück eine Gedächtnismünze auf die annabergiſchen Bergwerke vom Jahre 1490 mit den drei Heiligen: Kaſpar, Melchior und Balthaſar. Ich habe dieſe Münze nie zu Geſicht bekommen. Dann folgt der ſächſiſche Taler von 1505 aus dem Ausbeuteſilber des St. Katharinen-Neufangs bei Schneeberg und der Annaberger Taler des Kurfürſten Moritz von 1547. — Aus dem Silber der Gruben zu Gladebach in Heſſen ließ Landgraf Ludwig von Marburg im Jahre 1587 Taler prägen, und im Jahre 1615 erſchienen Taler von Kurtrier, geprägt in Koblenz, mit der Inſchrift: Donum Dei ex Fodinis Vilmariensibus (Eine Gabe Gottes aus den Gruben von Willmar. Willmar iſt eine ehedem Trierſche Ortſchaft an der Lahn.) — Auch Heſſen-Darmſtadt beſaß Silbergruben. Zeugen ſind die Taler von 1696 aus Silber von „die Rother Gottes Gab“, und von 1714 aus Itter-Silber „Gott hat ſeinen reichen Segen, Itter, in Dich wollen legen.“ Wolffgang Ernſt von Yſenburg und Büdingen ließ 1618 Taler aus Silber der Grube „Heiler“ prägen; kurpfälziſche Taler von 1751 tragen die Legende: „Ex visceribus fodinae Wildbergensis“; anhaltiſche und ſtolbergiſche Bergwerkstaler gibt es in größerer Zahl. Die Grafen von Stolberg beſaßen bei dem Dorfe Straßberg die reichen Silbergruben: „Der getreue Bergmann“, „Das neue Haus Stolberg“ und „Der ſchwarze Hirſch“. Die Stolbergiſchen Ausbeutetaler tragen die Inſchrift: „Gott ſegne die ſtolbergiſchen Bergwerke. Denn an Gottes Segen iſt alles gelegen“ — und „Silber, Blei und Gold iſt dem Bergmann holdt.“ — Auf des Berges Spitze ſteht der Stolbergſche Hirſch, beſtrahlt von den Zeichen der Planeten, die ja auch Metalle bedeuten. „Sol, Mars, Luna, Venus, Saturnus, Jupiter, Hermes“, d. i. Gold, Eiſen, Silber, Kupfer, Blei, Zinn, Queckſilber.

Unter den Ausbeutemünzen der thüringiſchen Dynaſten ſind die intereſſanteſten wohl die ſieben henneberg-ilmenauiſchen Gemeinſchaftsmünzen der ſämtlichen Fürſten des erneſtiniſchen Hauſes aus den Jahren 1693 bis 1698. Die Ilmenauer Bergwerke waren im Dreißigjährigen Kriege verfallen und wurden erſt um 1680 wieder abbaufähig gemacht. Da ſteht man auf dem erſten Taler eine Henne auf einem Hügel, darüber: „Foecunditas“ (Fruchtbarkeit) und in drei Zeilen: „Deo auxiliante venis metallicis . . .“ zu deutſch: „Nachdem mit der Hilfe Gottes das Bergwerk zu Ilmenau wieder aufgenommen, die Schächte gewonnen und neue Gänge geſchürfet . . . hat der Herzog zu Sachſen dieſe Gedächtnismünze ſchlagen laſſen.“ Auf dem zweiten Taler lieſt man unter der Henne: „Ich werde vom Himmel mit vielfältiger Frucht geſegnet“, der dritte hat die Deviſe: „Pinguescit dum eruit“ (Sie wird fett, indem ſie ſcharrt). Und immer behäbiger und vergnügter wird die Henne, bis ſie auf dem ſiebenten Taler brütend auf dem Berge ſitzt. „Tuetur et auget“ — ſie beſchützt und vermehrt.


OCEANI FRVCTVS CONCHAE SVNT ATQVE METALLA VT CONCHAS AVGE NOSTRA METALLA DEVS

Ausbeutemünze Herzog Friedrich Ulrichs von Braunſchweig-Wolfenbüttel (1624).

Die ſchönſten und mannigfaltigſten Ausbeutemünzen aber wurden von den braunſchweig-lüneburgiſchen Herzögen geprägt. Uralt iſt der Bergbau auf Silber, Gold und andere Metalle im Harz. „In terra Saxonia venas argenti aperuit,“ ſagt der Mönch Wittekind in Corvey vom Kaiſer Otto I., doch ſchon früher berichtet Otfried im Evangelienbuch: „Zi nuzze grebit man ouch that | es inti kuphar. | Jo bi thia meina | iſine ſteina | Onh thara zua fuagi | ſil abar zi nuagi. | Joh leſent thar in Lante | Gold in iro ſante.“ — Zu Clausthal, St. Andreasberg, Altenau, Zellerfeld, Wildemann, Grunde und Lautenthal waren die Silbergruben des Oberharzes, während im Unterharz der Rammelsberg reich an edlem Metall iſt. — Die erſten Harzer Ausbeutemünzen ließ Herzog Friedrich Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel anno 1624 aus Silber der St. Jakobs-Zeche zum Lauenthal prägen. Es ſind prächtige Stücke von einem bis 16 Taler Gewicht mit der Umſchrift:

„Oceani fructus conchae sunt atque metalla
Ut conchas auge nostra metalla Deus“, d. h.
„Metall und Muſcheln bringt als Frücht' das große Meer,
Wie Muſcheln alſo auch Gott unſer Erz vermehr'.“

Und nun freuten ſich die Herzöge und die Kurfürſten Jahrhunderte hindurch des reichen Bergſegens und ſprachen auf mancherlei Münzen ihren Dank dafür aus. „Im Harz der Taler klingt. Das Land die Früchte bringt.“ — „Dies reiche Feld bringt Korn und Geld“ uſw.

Es war eine beſondere Freude, die die Fürſten an ihren unterirdiſchen Schätzen hatten, das ſieht man an der Inſchrift, die König Chriſtian V. von Dänemark aus dem Hauſe Oldenburg auf einen Kongsberger Taler ſetzen ließ: „Dannes Kongis Nordske fielde Slige frugter har i vaelde.“ („Solche Früchte vermögen des däniſchen Königs nordiſche Felder hervorzubringen.“)

Prof. Dr. **M. Kirmis.**

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7 b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

46. Jahrg. Nr. 52
Daheim
Ein deutſches Familienblatt
24. September 1910

Inhalt:

Seite
Aus der Zeit — für die Zeit 1
Die Manöver. Eine ſchweizeriſche Soldatengeſchichte von Heinr. Federer. (Schluß) 5
Ein Duett. Gemälde von W. Räuber. 9
Das Tübinger Stift. Von Karl Gußmann. Mit ſieben Abbildungen . . 10
Nacht voll Sehnſucht. Gedicht von Frida Schanz 13
Wie ſollen wir uns in Epidemie-Zeiten verhalten? Von Dr. Friedrich Leppmann in Berlin 13
Das Ende des Kaiſerreichs Korea. Von Ernſt von Heſſe-Wartegg. Mit ſieben Abbildungen 15
Ausflug nach Straßburg. (27. bis 29. September 1870.) Von K. Hackenſchmidt 17
Der Holzdieb. Gedicht von Max Bittrich 20
Cäſar Müßigbrot. Ein ſchleſiſcher Schwank. Von Ew. Gerh. Seeliger 21
Hanſa Hoeft, Hamburger Hafen. Gemälde von Hans Bohrdt. 21
Am Waſſer. Gemölde von Joh. Dan. Holz 23
Frauen-Erwerb — Frauen-Daheim — Hausmuſik — Zum Nachdenken — Sammler-Daheim — Briefkaſten . 25—37
Kunſtbeilage: Bildnis einer jungen Frau. Von Palma Vecchio.

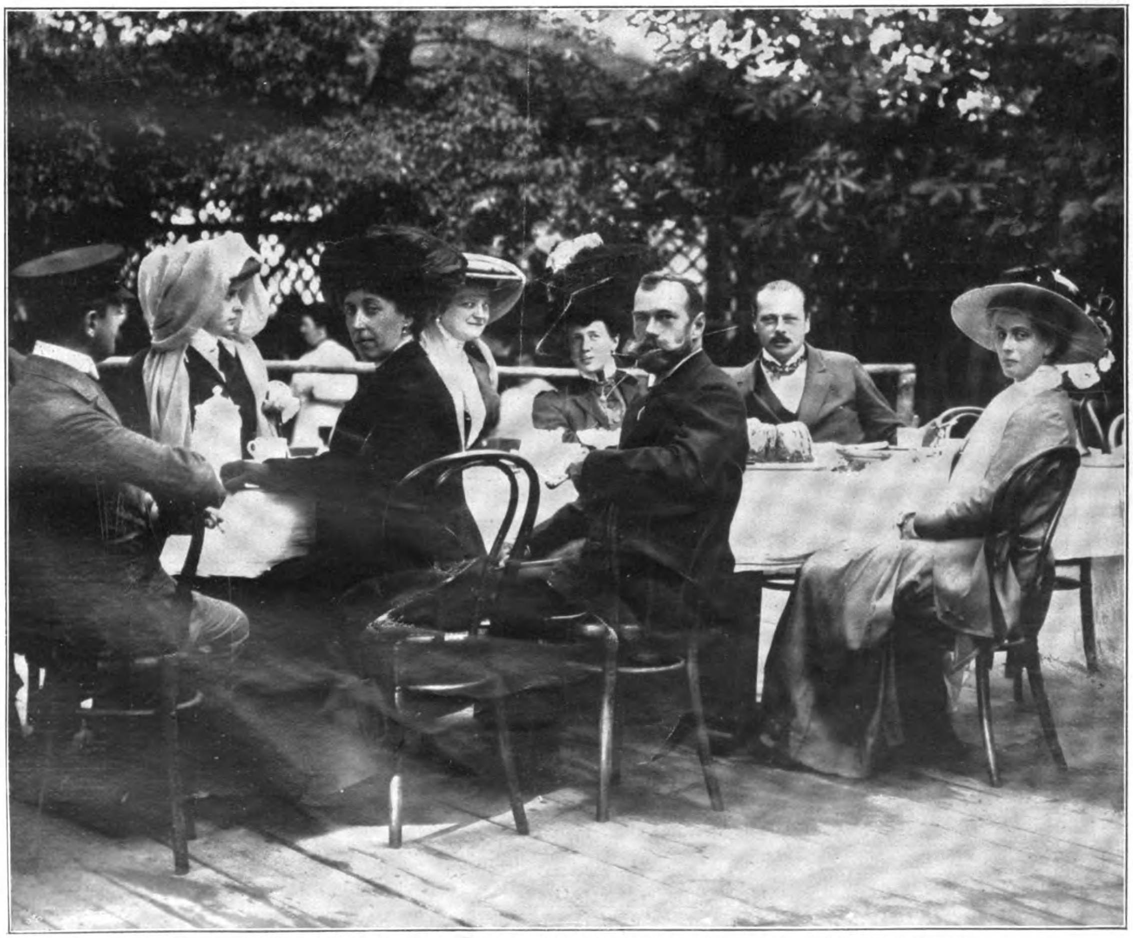
Dieſe Nummer iſt nur vollſtändig, wenn ſie auch den Daheim-Anzeiger nebſt Briefkaſten der Redaktion enthält.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Seit Jahren pflegt die Zarenfamilie in der Sommerzeit zu Gaſt am großherzoglich heſſiſchen Hof zu weilen. Den diesjährigen Aufenthalt hat das kaiſerliche Paar in Friedberg bei Bad Nauheim genommen, hauptſächlich um der Zarin willen, die ſich immer noch nicht von den Aufregungen der letzten Zeiten erholen kann. Hoffentlich bringt die Kur den gewünſchten Erfolg. Unſer Bild zeigt den **Zaren** auf einem Familienausfluge in Münzenberg. Die dargeſtellten Perſonen ſind, von links nach rechts, in der oberen Reihe: Prinzeſſin Andreas von Griechenland, Großherzogin von Heſſen, Fürſtin zu Solms-Lich, Großherzog von Heſſen; in der unteren Reihe: Generaladjutant Graf Hahn, Prinzeſſin Victoria von Schleswig-Holſtein, der Zar, Prinzeſſin Luiſe von Battenberg.

* * *

Der Bau der neuen Untergrundbahnen in Berlin ſchreitet rüſtig vorwärts; bald wird die Strecke Ebersſtraße (Schöneberg)-Nollendorfplatz dem Verkehr übergeben werden können, und die Linie Spittelmarkt-Alexanderplatz wird folgen. Unſere Aufnahme

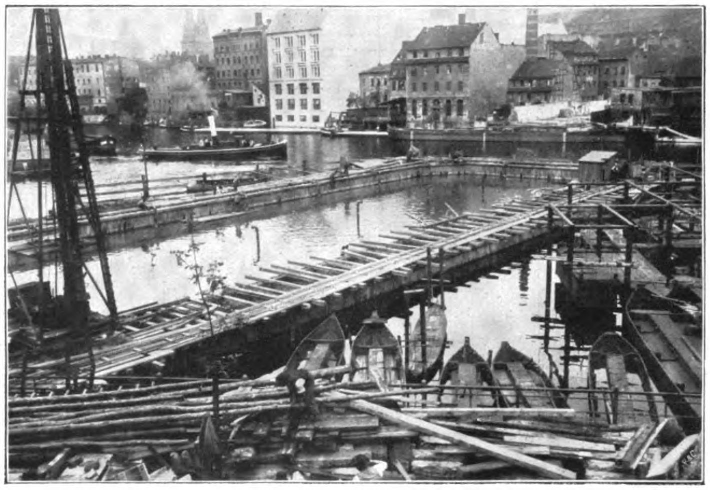


Der Zar bei einem Familienkaffee im Park von Münzenberg. Aufnahme von Auguſt Konrad in Hungen.
Vom Zarenbeſuch in Deutſchland.

Copyright 1910 by Daheim-Expedition.

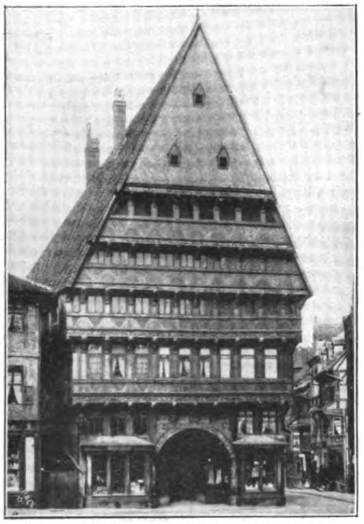
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

zeigt die Durchführung einer ſchwierigen Aufgabe: die **Untertunnelung der Spree.** Nach Fertigſtellung der Fangdämme ward das große abgeſpundete Baſſin durch Mammutpumpen trocken gelegt und der Tunnel begonnen.

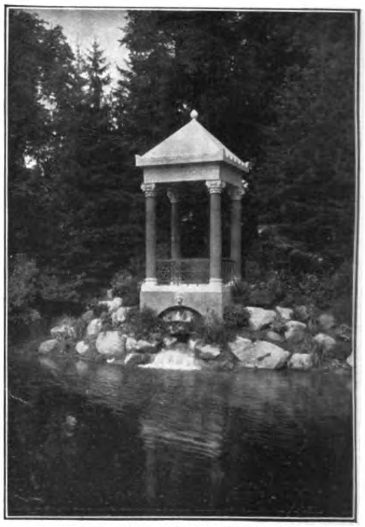

Vom Bau der Untergrundbahn zwiſchen Spittelmarkt und Alexanderplatz in Berlin: Die Abdämmung der Spree in der Nähe der Waiſenbrücke. Aufnahme von Gebr. Haeckel, Berlin.

* * *

Das Hildesheimer Knochenhaueramtshaus, die Perle der Hildesheimer Holzbauten, das ein franzöſiſcher Kunſtkenner das ſchönſte Haus der Welt nannte, ſoll zum Kunſtgewerbehaus eingerichtet werden. Dieſe Nachricht wird gewiß bei allen, die das Knochenhaueramtshaus und ſeine Geſchichte kennen, ungeteilten Beifall finden. Eine ſchönere Beſtimmung könnte man ſich für dieſes prächtige Gebäude, das aus dem Jahre 1529 ſtammt und glänzende Zeiten des Hildesheimer Handwerks und Kunſtgewerbes geſehen hat, wohl kaum denken. —

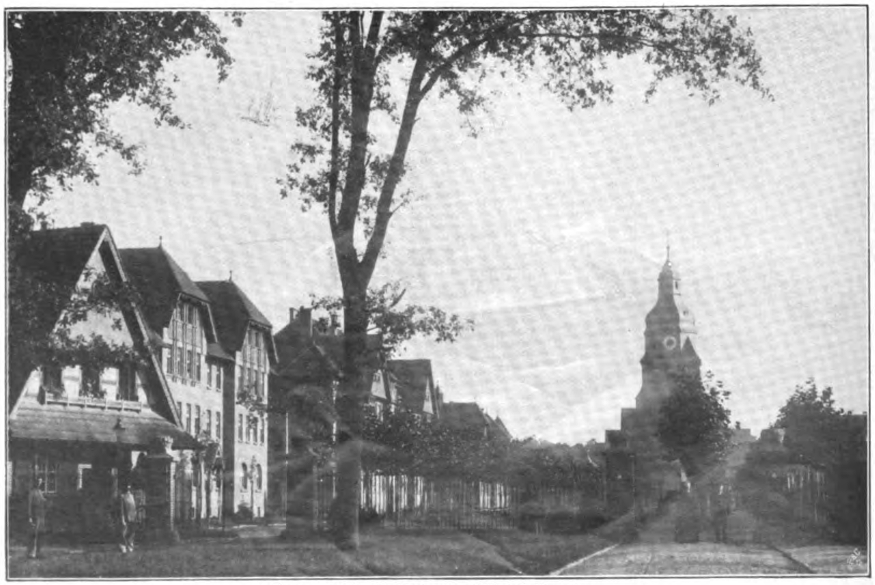

Das Knochenhaueramtshaus in Hildesheim. Aufnahme von Boedeker, Berlin.

Zur Erinnerung an ſeine wiederholten Beſuche beim Fürſten von Fürſtenberg in Donaueſchingen hat der Kaiſer dort, wo die Waſſer der **Donau**quelle mit denen der Brigach ſich vereinigen, ein **Denkmal** geſtiftet, einen vom Geh. Baurat Schwechten nach den eigenen Plänen des Kaiſers ausgeführten Tempel im griechiſchen Stil. Der Architrav trägt die Inſchrift: Danubii caput exornavit — Imperator Germanorum — Guilhelmus II. — Friderici filius — Guilhelmi Magni nepos.


Der vom Kaiſer geſtiftete Tempel an der Vereinigung der Donauquelle mit der Brigach. Aufnahme von A. Böcker, Donaueſchingen.

* * *

Am 18. September ward eine der bedeutendſten Anſtalten der Inneren Miſſion, das evangeliſche Johannesſtift bei Spandau eingeweiht. Fern vom ſtädtiſchen Treiben hat es ſich hineingebaut in den alten, einſamen Wald. Dort in der Stille ſollen junge Männer, das iſt in erſter Linie der Zweck der Anſtalt, für die verſchiedenſten Arten der Liebesarbeit an unſerem Volke ausgebildet werden; dort in der Stille ſollen alle die Kräfte in ihnen fortentwickelt und geſammelt werden, die ſie befähigen, durch Bekämpfung des Elends und Förderung alles Sittlich-Religiöſen in unſerem Volke zu deſſen Aufwärtsentwicklung an ihrem Teil beizutragen. Was die Geſchichte der Anſtalt betrifft, ſo führt ſie ihre Anfänge in die Tage Wicherns zurück. Johann Hinrich Wichern, der Begründer des berühmten „Rauhen Hauſes“ bei Hamburg, entwickelte im Jahre 1848, in dem mehr als je zuvor das ſoziale Problem eine Löſung forderte, auf einem großen Kirchentage zum erſten Male die Gedankenreihen, die wir unter dem Begriff der Inneren Miſſion zuſammenzufaſſen gewohnt ſind. Der Gedanke Wicherns von der Erneuerung des Volkslebens durch die Arbeit chriſtlicher Barmherzigkeit fand vielfache, teils ſehr begeiſterte Zuſtim-


Das neuerbaute Johannesſtift bei Spandau.
Aufnahme vom Technophotographiſchen Archiv, Berlin-Friedenau.

Der Kaiſer inmitten ſeines Stabes auf dem Manövergelände. Aufnahme von O. Tellgmann, Eſchwege.

mung, vor allem aber bei König Friedrich Wilhelm IV. Es war des Königs Wunſch, daß in ſeiner Hauptſtadt Berlin der Weg zur ſozialen Geſundung im Geiſte Wicherns beſchritten werde. So gründete Wichern aus Liebesgaben mit ſtaatlicher und kirchlicher Unterſtützung im Jahre 1858 im Eckhauſe Alt = Moabit, Werftſtraße, das „Johannesſtift“. Zwölf Männer, die von Wichern bereits im „Rauhen Hauſe“ bei Hamburg ausgebildet waren, wurden in das Berliner Stift entſandt. Bald aber ſahen die „Brüder“ bei ihrer Arbeit, daß dem Elend des Volkes nur dann zu ſteuern war, wenn ſie die Kinder, die unter traurigen häuslichen Verhältniſſen litten, auf einen reinen Boden verpflanzten. So wurde dem Brüderhaus „Johannesſtift“ ein Kinder-Erziehungshaus angegliedert. Nachdem das „Johannesſtift“ mehrere Male ſeinen Wohnſitz hatte ändern müſſen, erwarb

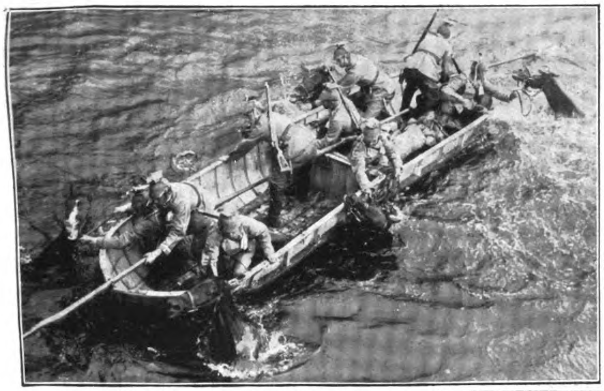
Exzellenz von der Goltz, der ſtellvertretende Chef des Generalſtabes. Aufnahme von O. Tellgmann, Eſchwege;
die ovalen Bilder: links Exzellenz Mackenſen, Kommandeur des XVII. Armeekorps. Aufnahme von O. Tellgmann; rechts: Kriegsminiſter von Heeringen. Aufnahme der Berliner Illuſtrations-Geſellſchaft.

Bilder vom Kaiſermanöver.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

es ſich 1864 käuflich 120 Morgen Landes in Plötzenſee. Faſt ein halbes Jahrhundert entfaltete das Johannesſtift in Plötzenſee, in den letzten Jahrzehnten unter der Leitung des Paſtors D. Philipps, eine ſegensreiche Tätigkeit, bis Berlin das Gelände ankaufte, um dort einen Hafen anzulegen. Eine neue Stätte gründete ſich nunmehr das Johannesſtift in Spandau: es kaufte von der Stadt ein Waldgelände von 300 Morgen. In kurzer Zeit entſtanden hier inmitten alter Kiefern blühende Gärten und Anlagen und in ihnen die freundlich-ſchönen Häuſer des Stiftes, ungefähr 40 an Zahl. Den Mittelpunkt des Ganzen bildet die in ihrer Schlichtheit eindrucksvolle Kirche. Um ſie herum gruppieren ſich in der näheren Umgebung die wichtigſten Gebäude des Stiftes: das Brüderhaus mit der Brüderſchule, die Gebäude der Erziehungsanſtalt, das Säuglingsheim, das Kinderheim, die Volksſchulen für Knaben und Mädchen, das Progymnaſium, die landwirtſchaftliche, gärtneriſche und Handwerkerabteilung, das Mädchenheim; in der ferneren Umgebung die Ökonomie, Gärtnerei und Werkſtätten. An der Havel befinden ſich noch Schwimmbadeanſtalten und ein Erholungsheim. Möge der Anſtalt im neuen Heim eine erfolgreiche Zeit friedevoller Arbeit beſchieden ſein, mögen auch in den kommenden Jahren Männer aus ihr hervorgehen, die unſerem Volke durch ihr Leben das wiedergeben, was es braucht: den Glauben an Liebe!

Der Kaiſer. Aufnahme von der Berliner Illuſtrationsgeſellſchaft.


Pferdetransport durch den Elbingfluß. Aufnahme von A. Menzendorf-Berlin.

Vom Uebergang der blauen Kavalleriediviſion über den Elbingfluß. Aufnahme von A. Menzendorf, Berlin.

Eine Maſchinengewehrabteilung. Aufnahme von O. Tellgmann, Eſchwege.

Roß und Reiter. Aufnahme von O. Tellgmann, Eſchwege.

Auf Poſten. Aufnahme von A. Menzendorf, Berlin.

Bilder vom Kaiſermanöver.

* * *

Bei den diesjährigen **Kaiſermanövern,** die ſich in Weſtpreußen abſpielten, handelte es ſich um den Kampf gegen eine befeſtigte Stellung: dem (blauen) XVII. Armeekorps, unter der Führung des Generals von Makkenſen fiel die Aufgabe zu, das (rote) I. Korps aus ſeinen ſtark befeſtigten Stellungen zu werfen, eine Aufgabe, die bei der außerordentlichen Schwierigkeit an ſich ſowie bei der Ungunſt des Geländes und den dem Gegner nur wenig überlegenen Streitkräften nicht gelang. Eine beſondere Bedeutung erhielt das Manöver dadurch, daß zum erſten Mal die grauen Felduniformen in größtem Umfang zur Verwendung gelangten und ſich in jeder Hinſicht gut bewährten, ſowie ferner durch die Teilnahme der Luftſchiffe P. II und M. III.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Die Manöver. Eine ſchweizeriſche Soldatengeſchichte von Heinr. Federer.

(Schluß.)

Aber horch, was iſt denn das? — Roßgetrappel! Wagenknirſchen! Ha, da kommt Artillerie in den Goldacker gefahren! — Wahrhaftig, ſie bricht in die Nachbarsreben ein. Iſt's möglich — ſollte das Leonz ſein? Der ſchlanke Mann, der zwiſchen den Rebſtöcken vom Pferde herabſpringt und mit begeiſterter Eile nach allen Seiten Befehle erteilt! — Roſine vermag nur zu rufen: „Papa! Was macht er nur? Papa, der ſchöne Weinberg!“ Dann ſtaunt ſie wieder hinaus, ohne eine Antwort zu erwarten.

Aber mit dem beſten Willen könnte ſie der alte Oberſt auch nicht geben. Was er ſieht, iſt zu ſtark, um im Moment begriffen zu ſein. Das iſt alſo die Ernte ſeines grimmigen Feindes da drüben! Da hat er nun ſeine Kelterbuben! — Da fließt jetzt ſein guter Tropfen in kleinen Bächlein zwiſchen die Erdſchollen, der Tropfen, der eben noch auf die erſte Prämie wartete! — Ein Gefühl von Schadenfreude will den Alten übernehmen, aber ſogleich ſpinnt ſich der Gedanke weiter, ob dieſe rohe Mannſchaft nicht ebenſo in ſein Land einfallen und die reiche Jahresſorge mit den Huftritten einer einzigen wilden Stunde zermalmen werde.

„Papa, ſieh, Leonz!“ entſchlüpft es dem Mädchen wieder, das ratlos vom Geländer zurückkehrt. Sie merkt gar nicht, wie unbehutſam dieſes zu vertraute ‚Leonz‘ klingt. Aber auch der Oberſt merkt es nicht. Er hat mit ſich zu viel auszurechnen. Wahrhaftig, da ſehe mal einer, wie er den ganzen Weinberg des Vaters bis hart an den ſeinen durchbricht. Jetzt ſtellt er die erſten Geſchütze auf. Die Höhe iſt gut gewählt. Aber um die Brücke zu treffen, muß er wohl weiter hinunter! — Na ja, das tut er auch! Zum Kuckuck mit dem ganzen Weinberg! Schade um ihn! Aber welch ein Kriegsſtreich! Was werden die Alten dazu ſagen?

Er kommt nicht dazu, ſich den Grimm des alten Meinrad, wie er ihn ſich mit den bewegten Haarbüſcheln, den harten großen Blicken und den ſchweren Worten dachte, ſo richtig vorzuſtellen. Denn die Kanonade hat begonnen, und das ſchlägt ein wie ein Rieſengewitter.

Der Oberſt, wie alle Kriegsleute, hat ſogleich ſeine Seele auf die Seite der Siegenden geworfen. Mit einer Teilnahme, die ihn das Fernrohr nicht mehr vom Auge nehmen läßt, verfolgt er den gewaltigen Wandel da unten. „Das nenn' ich ein Zielen! Bei der gnädigen Barbara, mitten in die Brücke! Jetzt eine Ladung in die Brombeeren hinauf. Das tut gut.“ — So entfährt es ihm zwiſchen den weißen Borſten ſeines Schnurrbartes.

„Es iſt Leonz,“ flüſtert das große Mädchen wie mit einer leiſen Empfehlung ihres Geliebten.

„Die Artillerie iſt Meiſter! Eine ganze Diviſion gedroſchen, ha, das nenn' ich ein Manöver.“

„Leonz! — Vater!“

„Dacht' ich's doch, dacht' ich's doch! Die weiße Fahne! Kapitulation auf Gnade und Ungnade. Das iſt ein bitteres Fähnleinſchwingen, Herr Oberſt!“

Der Kanonenlärm verhallte. Von allen Seiten ertönten jetzt Trompetenſtöße, die die Truppen an ihre Lagerſtätten zurückriefen. Die Sonne ſtand ſchon am Rande eines fern gegen Weſten zeigenden Ufers. Ein rotes, langes Feuer ward ſchräg von Weſten in die Waſſer geworfen, und wie gewundene, brennende Kerzen ſah das nun im beweglich fließenden Spiegel aus. Dazwiſchen ſchwammen tiefblaue, breite Fluten daher, in deren Tiefen die Nacht zu ſchlummern und allmählich aufzuwachen ſchien. Denn immer ſchattiger fiel es über das Waſſer, ſo daß die Felſen und die Reben und die kleinen, jungen Kiefern in eins verſchwammen, das Tobel ſich mit Finſternis füllte, und nur noch hier und da ein kleines, weißes Wellenblitzen ſich zeigte, ähnlich dem Zwinkern der immer tiefer und tiefer fallenden Lider eines Schläfers.

Jenſeits auf der Höhe brannten die Fenſter des Meinrad Faller noch im letzten, tiefſten Rot des Horizonts.

„Es war Leonz, Vater!“ liſpelte das Mädchen und zeigte auf jene roten Fenſter im Hauſe drüben.

Jetzt erſt ſchien der Oberſt ſeine Tochter zu verſtehen. Seine vollen grauen Augen richtete er ins Geſicht des Mädchens, das im Abendſchatten vor ihm ſtand. Lange mußte ſie dieſen Blick aushalten. Weder verheißend, noch verſagend, ſondern wie ein gütiges: ‚Geduld, Kind!‘ ſah dieſes Auge aus. Dann richtete er ſich an ihrem ſtarken Arme auf, ächzte unter dem Zwicken ſeiner gichtiſchen Rechten und ging durch die offene Altantüre in die beleuchtete Stube hinein.

„Gib mir den Dufour herunter, Roſine! Ich möchte wieder einmal die Grenzbeſetzung von Anno 1857 nachleſen.“

„Hier, Vater,“ ſagte Roſine und wiſchte den Staub von dem alten, wunderlich riechenden Buche.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Und während ſich nun der Vater, die Füße in breiten Tuchſchuhen und die Knie, an denen er auch in der Sonne immer fror, von einem dicken Fuchsfell gewärmt, in die alte Zeit dieſer vergilbten Blätter vertiefte, vertiefte ſich Roſine ihrerſeits, die Hände bei ihrer fleißigen Strickarbeit rührend, in einen anderen, heimlichen Krieg. In dieſem Kriege zog ſie wie eine fliegende Artillerie aus und richtete ihr ſchwerſtes Geſchütz gegen die Herzen der verfeindeten Väter. Wie Schwerter raſſelten ihre Nadeln. Und ſie ließ nicht ab, bis die Alten das weiße Fähnlein erheben und ſich auf Gnade und Ungnade ergeben wollten. Jetzt wirkten die Nadeln gelaſſener und legten ſich langſam wie feiernde Waffen in den Schoß der Sinnenden. Sie war zum gnädigſten Pardon geneigt.

* * *

Ein anderer Geiſt ging in der Stube der Faller um.

Den ganzen Tag hatten die beiden kein Wort getauſcht. Als aber Frau Anna vom Fenſter aus, an dem ſie Kartoffeln ſchälte, zufällig hinüberſah und da ein plötzliches, ſchwarzes Gewimmel von Wagen und Mannsleuten erblickte, als ſie dann die Brille hervorzog, aber noch ehe ſie recht durch das Glas ſah, vom Donner drüben, der alle ihre kleinen Scheiben in den Rahmen erzittern und klirren machte, aufgeſchreckt in die Höhe ſprang, da lief ſie mit der Gewohnheit des früheren ehelichen Lebens hinaus, um in der beſonnenen und mutigen Auskunft ihres Eheherrn ihr Heil zu ſuchen. Erſt auf der Treppe fiel ihr ein, daß dies unter den jetzigen Umſtänden nicht ſo leicht zu machen wäre wie ſonſt. Und während ſie ſo, Schuß auf Schuß im Rücken, an der Stiege noch zögerte, ob ſie den Mann aus der Küche rufen dürfe, wo er Flaſchen für den Abzug des neuen köſtlichen Weines putzte — ſieh, da hatte der alte Meinrad bereits den Waſſerhahn geſchloſſen und keuchte den Gang herauf, indem er an der Frau vorüber etwas ſchneller eilte und den Kopf zur anderen Seite neigte. Anna folgte ihm raſch ans Fenſter. Beide riſſen gleichzeitig einen Flügel auf und ſchauten mit entſetzten Augen in den großen Schaden da drüben. Kam ein Feind ins Land? War das ein wirklicher Krieg? — Die runzeligen Hände des Alten, die ſich am morſchen Geſimſe halten, zittern, und die blauen Adern ſchwellen darin wie die Bäche an. Die Augen kugeln gleichſam unter den Lidern hervor.

„Frau, ſiehſt Du's auch?“ ſchreit er. ‚Wenn ſie es nicht ſieht, ſo iſt es auch nichts,‘ denkt er.

Frau Anna ſpringt von ihrem Fenſter an das ſeine herüber, faßt Meinrad heftig unter dem Arm und ſchluchzt.

„Der Goldacker?“ fragt er ängſtlich.

„Ja!“

Gerade rumpelt die zweite Artillerie den Weinberg hinunter, um die Uferlinie zu beſchießen. Dem alten Faller iſt, als ob dieſe eiſernen Räder und Hufe ihm ins Eingeweide fahren. Oben beim Winzerhäuschen tritt jetzt der Befehlshaber auf, mit gebietendem Finger in die Schlacht weiſend. So oft er die Hand ſchwenkt, donnert es von den Höhen, und alle Scheiben der Bauernſtube klirren mit.

„Der Leonz, Meinrad, der Leonz!“ ruft das Weib aus. Es hat ſchärfere Augen, auch wenn es nicht mit Mutteraugen ſähe.

Jetzt wird es beiden klar: Das ſind die Manöver. Hier geht ein Treffen der Artillerie vor ſich, und ſeinen Goldacker, gerade ſeinen Goldacker hat der Bub ausgeleſen.

„Aber die Reben ſind doch nach der Manöverordnung ausgeſchieden!“ ſtöhnt der Alte. „Gott verdamm' meinen Buben.“

„Fluch' nicht, Vater,“ bittet das Weib; und ihr erſchrecktes Geſicht entfärbt ſich noch mehr.

„Sieh da, ſieh da, alles zertreten, — o, —“ gurgelt er wie aus einer gewürgten Kehle hervor.

„Meinrad, die Trauben werden bezahlt!“ beſchwichtigt die ſelber troſtloſe Frau. „Aber recht iſt es doch nicht!“

„Wer zahlt?“ nimmt der Greis das Wort auf und ringt die mageren Finger. „Niemand zahlt mir die Freude am Heurigen. — O Bub, Bub!“ röchelt er und taſtet mit der zitternden Hand wie ein Verlorener am Fenſtergetäfel.

Ihm wird übel. Er ſteift ſich, rutſcht über die Bank hinunter dem Boden zu.

„Aber Meinrad!“ jammert die Frau und richtet mit ihren roten, knochigen Händen ſeinen Oberleib gegen das Geſtühl auf. Dann ſpringt ſie zum Wandſchrank, öffnet das oberſte Türchen und nimmt zwiſchen einer Schicht alter Kalender ein unter dem Staub waſſerhell leuchtendes Fläſchchen hervor. Damit kniet ſie bei Meinrad nieder und beſpritzt die offenen, blauen Lippen und die trockene Zunge des Ohnmächtigen. Dann reibt ſie ſeine kalten Schläfen ein und unterbricht die Arbeit nur, um ſeine eingeſchrumpften, ſtacheligen Wangen zu küſſen. Sonſt iſt das Küſſen nicht Brauch unter dieſen derben Leuten. Aber jetzt tritt das zarteſte Weib aus dieſer rauhen Bäuerin, und ſie küßt ihren Mann und küßt ihn mit der Inbrunſt einer Braut am Verlobungstage. Alles vergißt ſie dabei, den argen Zwiſt, den geſchändeten Weinberg, den grauſamen Jungen, ihr ſteht nur eines im Sinne: den lieben alten Ehegemahl nicht zu verlieren.

„Meinrad, was machſt Du? Tu ein Aug' auf! — Ich bitt' Dich, ſo hör' doch!“

In ihren dringenden Bemühungen merkt ſie gar nicht, daß ſie nicht mehr allein iſt.

Die paar hundert Infanteriſten, die noch zeitig vor dem Angriff Leonzens die Halde gewannen, ſind indeſſen in rat- und führerloſem Marſche über die nächſten Wieſen hinunter ins Gehöfte der Faller geraten. Ein bärtiger Oberleutnant, ein Wachtmeiſter und ein Felddoktor aus ganz verſchiedenen Truppenteilen treten zuſammen ins Haus. Sie wollen ſich nach dem nächſten Weg ins Hauptquartier bei Siſſingen erkundigen, aber ſchon hier etwas Löbliches für den Hunger tun, wenn's menſchenmöglich iſt. Den dreien drängen ſich andere über die Stiege hinauf nach. Aber Frau Anna hört weder das Schuhgetrappel, noch das feſte Pochen an der Türe. Erſt wie ſich die niedrige Stube mit verwunderten Kriegern füllt, blickt ſie auf und ſtößt einen leiſen Schrei aus. Dann hält ſie wie ſchützend die langen Arme über ihren ſtarren Mann.

„Wir tun Euch nichts!“ ſagte der Offizier ſchnell. „Aber da iſt ja ein Unglück paſſiert. Sanität vor!“

Sachte nahmen zwei Soldaten den kleinen Greis vom Boden auf und trugen ihn flach auf die Fenſterbank. Der Arzt unterſuchte den Herzſchlag, öffnete dann ſeine Taſchen-Apotheke und hielt dem Patienten die ſcharfe Eſſenz eines zierlichen Fläſchchens unter die Naſe. Gleichzeitig rieb er ihm die Bruſt mit einem befeuchteten Tuche ein. Frau Anna hatte zuerſt wohl feindſelige Augen nach den Uniformen geworfen. Aber unter der ehrlichen Arbeit des Doktors und der liebevollen Teilnahme der Offiziere milderte ſich ihr Blick und gewann immer mehr einen vertrauensvollen und dankbaren Strahl. Es gefiel ihr auch, daß die übrigen Soldaten ſich an den Wänden aufſtellten und weder durch lautes Schwatzen, noch durch Lärm mit den Stiefeln die ängſtliche Stunde ſtörten.

Erſt als der Alte das Auge auftat und mit unſäglichem Staunen die blauen Röcke und die blanken, gelben Knöpfe um ſich ſah, erſt da fingen ſie an, hörbarer zu reden, und einer, der aus dieſer Gegend ſtammen mochte und die Faller ſehr wohl kannte, meinte plötzlich: „Das iſt die Mutter des Hauptmanns Leonz!“

Eine ſeltſame Erregung ging durch die Soldaten.

„Der uns über den Fluß bombardierte?“

„Der vom Weinberg herunterſchoß?“

„Der die ganze Diviſion zuſammenſchlug?“

„Der das Manöver entſchieden hat, der, der Hauptmann von drüben?“

So fragte man ſich untereinander mit allen Zeichen eines großen, wenn auch feindlichen Reſpekts.

„Genau derſelbe! Seht, da zieht er ab!“ Durch das geöffnete Fenſter wies der Sprecher zum Rebhügel hinüber, wo in der Dämmerung des Abends die abziehende Artillerie ſich deutlich vom immer noch hellen Horizont abhob, ſo oft wieder ein Zug die ſchon ſchattige Lehne empor auf das oberſte Ufer gelangte und dann im Wegſchreiten über dieſe blaue Linie von unten nach oben langſam verſchwand.

Zu oberſt ſaß hoch zu Roß ein ſtrammer Reiter. Gegen den Himmel geſtellt, war er ganz dunkel zu ſchauen. Aber die Umriſſe ſeiner feſten, ſchlanken Haltung, beſonders die ſchmalen und ſteilen Achſeln, waren gut erkennbar.

„Der Hauptmann Faller!“ ſchrien die Soldaten und ſchoben ſich ans Geſimſe.

„Und der Weinberg gehört ihm, er ließ ihn kaput ſtampfen!“

„Das macht ihn zum Major!“ rief ein junger Unteroffizier mit gebürſtetem, rotem Bärtchen.

„Mögen die Roten ſich nur nicht brüſten,“ warf ein anderer hinein, „er hat alles allein getan!“

Anna hatte ſich, nachdem ſich ihr Mann, ohne ein Wort zu ſprechen, auf der Bank aufgerichtet hatte, mit ſchneller Eitelkeit an dem Soldatengeſpräch ſatt gehorcht. Alſo ihr Leonz war der Held des Tages! Um des Sieges willen hatte er den Weinberg geopfert. Da ſprachen ſie alle mit einhelligem Lobe von ihm und waren doch ſeine Gegner! Lächelnd und glückſelig ſog ſie Satz auf Satz ein, gleichſam tropfenweiſe die Worte verkoſtend — und dem Sohne war der zerſtörte Herbſt da drüben, wo nicht gar auch der in Ohnmacht geworfene Vater ſchon verziehen.

„Es iſt mein Sohn,“ ſagte ſie und reckte ihren dünnen Hals mit dem halb gelöſten Tüchlein darum.

„Wir gratulieren, Frau Faller, wir gratulieren!“ erſcholl es durch die Stube.

An den Vater aber wagte ſich kein Gratulant. Immer noch ſaß er wortlos auf der Fenſterbank, aber er hatte ſich umgewandt und hielt das düſtere Geſicht halb zur offenen Scheibe heraus. Aus ſeinen Augen ſprach eine große Verwirrung. Er hatte ſich noch immer nicht zurecht gefunden. War es die Schwäche nach dem Anfall oder der Widerſtreit von Zorn und Liebe, die er abwechſelnd beim Gerede der Soldaten empfand? — Den Sohn haßte er faſt gar, den Soldaten bewunderte er. Aber der Sohn lag ihm näher, und darum taute ſeine graue Miene nicht recht auf. So wie er nun wieder den Greuel in den Goldackertrauben ſah, ſtießen der Unwille und die habſüchtige Natur des Männchens friſch auf.

„Er hat mir den Weinberg verdorben!“ fing er mit ſchwächlicher Stimme an. „Und der Bund wird den Schaden nicht zahlen. Und wenn er zahlt, den Heurigen zahlt er unter der Qualität!“

Dieſes zänkiſche Wort, mit dem der Alte in die idealen Gefühle der Verſammelten ſeinen bäuerlichen Geſchäftsgeiſt als das Wichtigſte von allem hineinwarf, entnüchterte die volle Stube. Ein Schatten flog über das feine Geſicht des Oberleutnants, und er zog die Lippen ein, um ein bitteres Wort zu unterdrücken.

„Herr Faller, nehmen Sie da ein Tröpfchen! Das wird Ihnen wohl tun,“ befahl der Arzt liebenswürdig, aber beſtimmt und hielt ihm ſein Taſchenbecherchen mit rotem, ſtarkem Veltliner ſo gebietend hin, daß der Greis gehorſam, wenn auch widerſtrebend, ein Schlücklein und dann, als Kenner eines tüchtigen Saftes, noch eines und weiter eifrig und eifriger alles bis auf die blanke Schale austrank.

„Und nun hören Sie, Euer Sohn hat recht und unrecht, wie man will.“

Er räuſperte ſich und holte, die Brauen gleichſam lüftend, zu einem ſeiner ſchweren, mächtigen Sätze aus.

„Wenn Euer Leonz unter dem vaterländiſchen Rocke noch das enge Krämerröcklein trug, und wenn ihm ein Fäßlein guten Weines über gerettetes, ſieghaftes Schweizerblut ging: dann, ja wohl, dann hat er ganz unrecht getan, uns da unten im Tobel zuſammenzuſchießen. Dann hätte er die Reben ſtehen und den Feind ſachte und vollzählig über den Rhein ziehen laſſen. Dann aber, lieber Mann, pfeife ich auf ein Vaterland, das im erſten beſten Augenblick wegen ein paar Trauben, die nächſtes Jahr wieder nachwachſen, doppelt nachwachſen können, ſich Sieg und Freiheit muß entfahren laſſen.“

Bei dieſen Worten redete der Oberleutnant nicht mehr bloß zum alten Meinrad, der ſichtlich ob dieſem gewaltigen Sprechen zuſammenfuhr wie ein verſchüchtertes Kind, ſondern zu der ganzen Mannſchaft und vorab zur Frau, deren langes Geſicht wie von einer inneren Glorie erglühte und die ihn als aufmerkſamſte Zuhörerin auch am meiſten begeiſterte, patriotiſch weiter zu reden.

„Wenn er aber unter ſeinem eidgenöſſiſchen Fähnlein allen Eigennutz vergißt und nur noch das Frommen der Heimat im Sinne hat, dann, lieber Mann, hat Euer Sohn nicht bloß recht, ſondern einzig recht gehandelt. Denn es iſt nicht eine bloße Gaukelei, was hier im Felde getrieben wurde, es iſt kein Spiel, wie viele meinen, es iſt der bare Ernſt. Und gerade ſo, wie einer hier leichtlings ſeinen warmen Leib ſchirmen geht und Mutter Helvetia derweilen im Stiche läßt oder wie einer ſich mannhaft hinwirft und jubelt: ‚Zuerſt gehöre ich Dir, Vaterland, und dann erſt mir, zuerſt Du, dann meine Hütte, meine Eltern, meine Reben‘ — gerade ſo wird er’s im wahrhaftigen Kriege machen.“

Hier räuſperte er ſich wieder ein wenig und entſann ſich, daß eine eigentliche Rede denn doch weder dieſer Gelegenheit, noch ſeiner Eigenſchaft als Flüchtling anſtehe. Aber er trieb zu tief im Wellengang der allmächtigen, vaterländiſchen Rede und konnte daher nicht mehr ohne einen erſchütternden Schlußſatz auskommen.

„Hier,“ rief er und erhob die Stimme um eine begeiſterte Terz, „hier an der Markung des Vaterlandes, wo die eiſernen Würfel des Krieges zuerſt fallen müſſen, hier möge ſich jeder im Angeſicht unſeres lieben heimatlichen Stromes, der als das Gewiſſen des Vaterlandes unſere Geſchichte von den alten Ahnen bis auf uns durch alle Erlebniſſe begleitet hat, und — und — er — wir — hier —“

Man huſtete. Der Redner hatte die Zuhörer ergriffen, und es peinigte ſie, wenn er den ſchönen, wenn auch ſchwierigen Satz nicht zu Ende brächte.

„Hier möge —“ flüſterte der Arzt hilfreich.

„Hier alſo wolle ein jeder ſeine kleine Seele erforſchen, ob er ſo uneigennützig wie der edle Sohn dieſes Hauſes zu handeln vermöchte.“

Frau Anna mußte ſich doch die Augen wiſchen. Das war zu rührend. Aber auch der greiſe Gemahl war gegen ſo große Worte nicht ſtark genug gewappnet. Er verſtand ſie nicht recht, aber um ſo mehr Ehrfurcht hatte er dafür. Soviel er davon verſtand — war er beinahe ein Sünder in den Augen dieſer Wehrleute. Sein Sohn aber war ein Held der Schweizergeſchichte. Zu dieſem Glauben konnte ſich der nüchterne Alte freilich nicht aufſchwingen. Aber mit dem unterwürfigen Sinne des Bauern, der ſich ein klein wenig ſchuldig weiß, nickte er zuweilen und ſenkte das Geſicht vornüber gegen die Bruſt.

Erfreut über ſein berauſchendes Bild vom Gewiſſen des Vaterlandes und ganz berückt von der Wirkung, die er auf den Geſichtern las, erhob in Ermangelung eines Bechers der Redner die leere Schale des Doktors und rief: „Kameraden, der Sohn dieſes Hauſes und Sieger dieſes Tages, Hauptmann Leonz Faller, lebe hoch!“

„Hoch! Hoch! Extra hoch!“

Die ganze bewaffnete Stube ſtimmte unter toſendem Beifall mit in den Ruf ein, und unter dieſem gewaltigen Hoch zitterten die Kaſtentürchen und Scheiben wie unter der Kanonade des Hauptmanns. Immer mehr taute das froſtige Geſicht des Vaters auf. Aber das lange, gelbe Geſicht der Bäuerin ſchimmerte aus dem Abendſchatten, der tief in die Stube fiel, wie eine Verklärung. —

Am folgenden Tag ward das Urteil des Höchſtkommandierenden verleſen.

Die rote Armee erntete ein ſattes Lob. Der Rückzug der Zimmermannſchen Diviſion ſei meiſterlich erdacht, und die Haltung der Führer der kritiſchen Lage durchaus gewachſen geweſen. Dagegen wurden ihre Entblößung von allem Artilleriepark und der Umſtand, daß ſie die jenſeitigen Höhen zu blockieren unterließen, ſtrenge gerügt. Hierauf wandte ſich der Gewaltige mit ſchmetternder Stimme an die Leitung der blauen Armee. Nichts als Tadel regnete es auf ſie herab. Sie hätte ſich am Morgen ſchon unſinnig verzettelt. Dem Terrain, das ihr ſo günſtig lag, ſei ſie in keiner Weiſe gerecht geworden. Daß ſie aber dem Feinde ermöglichte, ſogar über den Rhein zu ihren Reſerven zu dringen, ſei ein ſo troſtloſer Fehler, daß darüber der gelungene Rückſtoß gegen den Rhein gar nicht in Betracht fallen könne. Überdies habe man dies erſt mit Hilfe der äußerſten Reſerven vollbracht.

Nun komme er auf einen merkwürdigen Punkt zu ſprechen, und der dichte Ring der Zuhörer der verſchiedenen Waffen wandte ſich jetzt mit doppelter Aufmerkſamkeit dem Sprecher zu. — Der Artillerie-Hauptmann Leonz Faller habe mit zwei Batterien eine ſelbſtändige Operation von den Rebböſchungen aus gegen den feindlichen Rückzug über den Fluß vorgenommen. Dieſe Handlung ſei vom Geſichtspunkt der militäriſchen Ordnung ein Vergehen. Sie ſei ohne Befehle, ja, man dürfe wohl ſagen, gegen den Sinn des Oberkommandos, das die Weinberge ausnahm, erfolgt und in dieſer Hinſicht ſei der Genannte entſchieden zu tadeln.

Leonz wechſelte die Farbe, das heißt, eine helle Bläſſe überzog ſein friſches, rotes Antlitz.

Allein es gebe Fälle, wo eine entſcheidende Wendung oft nur durch den Einfall eines untergeordneten Führers und durch das individuelle Vorgehen eines raſchen, vereinzelten Armeekörpers erreicht werde. Der Sieg liege dann im Augenblick und bedinge ein eigenmächtiges Heraustreten aus der Oberleitung. Es frage ſich hier nur, ob die Wichtigkeit der Lage ein ſolches Vorgehen entſchuldige. In unſerem Falle, wo Hauptmann Faller die ganze fünfte Diviſion bis auf wenige Mann unſchädlich und damit die rote Armee durch dieſen entſcheidenden Verluſt für eine ausſichtsreiche Operation untauglich gemacht habe, in unſerem Falle ſcheine das tapfere Vorgehen des Artilleriſten nicht unbegründet, und der Mann verdiene nicht bloß unbeſtritten das erſte Lob im heurigen Manöverberichte, ſondern es zieme ſich, daß die Kriegsobern ein beſonderes Auge auf das große Operationstalent dieſes Soldaten richteten. Daß der Belobte den Weinberg ſeines Vaters zum Ausgangspunkt der Aktion genommen habe, verſtoße ebenſoſehr gegen das Reglement, als es ſeiner Uneigennützigkeit Ehre mache. Kurz, man finde ſich hier in der ſeltſamen Lage, gegen ſeinen Willen tadeln zu müſſen, wo das Herz nur loben möchte.

Dieſe Rede, unter freiem, vaterländiſchem Himmel, inmitten der blauen und roten Armeekorps geſprochen und aus der Tiefe ſeines Bettes von dem fernen, feierlichen Rauſchen des Rheines wie mit Orgelakkorden begleitet, wurde in alle Zeitungen des Landes geſetzt. Zum Mittageſſen brachte der Briefbote ſie auch in die Stube der greiſen Eltern, und der Artikel wurde abwechſelnd vom einen und anderen geleſen, einige Sätze ſogar doppelt, je nachdem die Brille des Vaters oder der Mutter zuerſt feucht und wieder zuerſt abgetrocknet war. Zwar vermied es der Alte, den Blick zum zerſchlagenen Rebſtück an dem Rhein zu werfen. Aber das Feuer ſeines vorgeſtrigen Zornes war erloſchen, und was da noch in Brummen und Nörgeln ſich Luft machte, war nur noch unſchädlicher Rauch.

‚Sie werden die Reben vergüten,‘ ſagte er ſich mit heimlicher, glücklicher Schlauigkeit. ‚Nachdem ſie den Hauptmann in den Himmel gerühmt, werden ſie ſeinem armen Vater auch ein Gutes tun. Es wäre unehrlich vom großen Vaterland, dieſe Kleinigkeit — und es iſt eine Kleinigkeit für ſeine große Hand — nicht in goldenen Batzen hier auf den Eichentiſch zu zählen.‘ Und er behielt dieſen Gedanken und ſtärkte ihn den ganzen Tag mit einer ſtillen, ſichern Genugtuung.

Frau Anna aber erwartete mit Sehnſucht ihren lieben Hauptmann. Warum kam er immer noch nicht? Waren die Truppen denn nicht entlaſſen worden? Fürchtete er etwa das geſtrenge Antlitz der Eltern? Aber Furcht war Leonz doch fremd, und mit ſeinem zähen Eigenwillen hatte er noch immer, wo es ihn behelligte, Vater und Mutter widerſtanden. Warum alſo kam er nicht?

Da wird die Haustüre aus dem Holzriegel geſchoben. Jetzt kommt er. Fröhlich erhebt ſie ſich vom Stuhle, um die Stube zu öffnen, während der Alte in einer gewiſſen Beklommenheit ſich noch nicht recht in die Sachlage findet und darüber nachſinnt, wie er den Sohn begrüßen ſoll.

Aber das ſind nicht ſeine Schritte, er würde auch nicht anklopfen. — „Herein!“

In grenzenloſer Verblüffung ſehen die Gatten den hochgewachſenen Herrn Oberſt mit gebeugtem Haupte über die Schwelle treten. Hinter ihm huſcht wie ein roſiger Schatten Roſine in die Stube.

„Mein Vater möchte mit Euch reden,“ ſagt die große Tochter mit ihrer kleinen, heiteren Stimme. Ohne die Erwiderung des Mannes abzuwarten, ergreift ſie die Hand der Frau Anna und führt ſie, als ob ſie hier zu Hauſe wäre, in die Nebenkammer. An der Türe legt ſie den Finger ſchelmiſch ans runde Kinn und ruft den ſchweigſamen Männern zu: „Wenn Ihr fertig ſeid, bitte, ſo ruft uns nur!“

„Ihr kommt doch nicht wieder wegen dem Goldacker?“ fragt der Alte ſpitzig.

„Doch, Herr Nachbar, gerade darum bin ich da!“

Der Bauer ſchwieg. Hier ging ihm der Witz aus. Doch der Oberſt fuhr mit feiner Miene fort: „Der Fallerſche Wein iſt für dieſes Jahr zerronnen, und man kann nur vermuten, daß er Euch auch heuer alle Ehre gemacht hätte. Dafür kennt man jetzt das Fallerſche Blut um ſo beſſer.“

„Wie meint Ihr?“ machte der Bauer mürriſch.

„Alle Wetter, Nachbar, ich ſag’s bündig, wie es meine ungehobelte Art iſt. Euer Junge hat es mir angetan. Was er geſtern leiſtete, iſt vom reinſten Schweizeradel.“

Meinrad wollte widerſprechen, aber es geriet ihm nur eine Handbewegung.

„Ihr wißt, er liebt meine Tochter. Sie ihn. Nun dachte ich mir, einem beſſeren Schirmherrn kann ich mein Teuerſtes nicht anvertrauen. Sind die zwei ja überdem ſo geartet, daß ſie ſich fänden, auch wenn wir beide den Rhein zwiſchen unſeren Häuſern noch einmal ſo tief und breit graben könnten. Wir haben es ja jüngſt verſucht und miteinander getobt wie Knaben. Aber darum haben ſich unſere Früchtchen doch gefunden und, wie ich meine, nur noch feſter verſchworen. Darum, Herr Nachbar, wollen wir lieber mitmachen und den Jungen unſeren fröhlichen Segen geben. Seid Ihr einverſtanden?“

‚Das klingt anders als früher,‘ wollte der nun plötzlich ſchier übermütig gewordene Winzer erwidern. Aber das ſchien ihm doch zu grob. — ‚Große Ehre!‘ ſollte er vielleicht ſo ſprechen? Das paßt wieder nicht. Mit der Bosheit war es einmal fertig. Hier bekam ſie zu kurzen Atem. Er konnte nur das beſcheidene Wörtlein ſprechen, und er erbebte ſelbſt da noch: „Herr Oberſt, wie — was — iſt Ernſt dabei?“

„Blutiger Ernſt! Und mein Vorteil dazu! Denn —“ mit großer, liebenswürdiger Verſchmitztheit ſagte Herr Bleuler dies — „denn wenn Ihr nun auch Euere Reben erſt recht nicht verkaufen werdet, ſo wird doch dem Schwiegervater, denke ich, ein Gläschen Goldacker nie verweigert.“

Eine ungewohnte Rührung packte Meinrad.

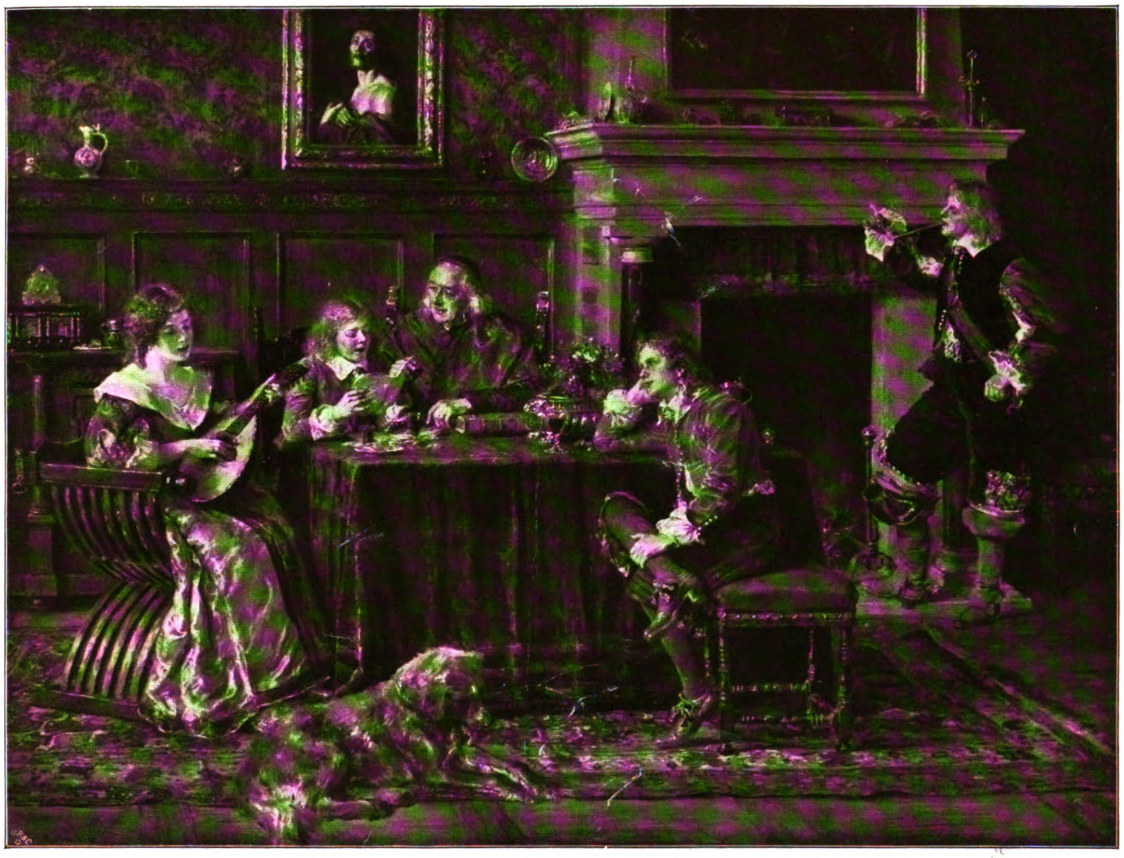
„Und zudem, was unſern Kindern gehört, gehört auch ein bißchen den Vätern, — iſt es nicht ſo?“

Mit herzlicher Artigkeit hielt der Oberſt nach dieſer Rede dem Bauer ſeine zweifach beringte Hand entgegen.

Zögernd gab der Bauer die ſeinige her. Es war nicht mehr Eigenſinn oder Unfreundlichkeit, ſondern Scham über ſeine früheren böſen Meinungen, die ihn ſo zaghaft zugreifen ließen.

„Ich glaube auch,“ ſagte er langſam und verwirrt, „daß wir unſere Kinder ſo am glücklichſten machen.“

„Und nun Pardon, daß ich Sie ſo wütend überraſcht habe! Aber, lieber Nachbar, glauben Sie mir, Roſine hat mich nicht weniger ſtark überrumpelt. Und ſchließlich bin ich dann gerne gekommen, ſo ſchwierig ich immer mit meinem elenden Fußwerk die Halde hinaufrutſche. Denn auch ich bin ein ganzer Soldat geweſen und ſähe es zu gerne, wenn ſich einige Tropfen Soldatenblut in unſerer Nachkommenſchaft vererben würden. Ein guter Wein in den Reben, ein tapferes Blut in den Söhnen! Hab' ich recht, Nachbar, hab' ich recht?“



Ein Duett. Gemälde von W. Räuber.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.)

Wie bei der Rede des Oberleutnants begeiſterte ſich jetzt wieder das alte Bauernherz, obwohl er die Worte des Oberſten nicht in ihrer ganzen Herzwärme begriff. Dabei entging es ſeinem raſch arbeitenden, haushälteriſchen Verſtande nicht, daß ſein Leonz nun auch den anderen Rebfleck in das Fallerſche Haus hineinheirate und am Ende ſich ein Goldacker Nr. 2 erarbeiten laſſe. So nickte er denn unter den Reden des Bleuler immer wieder und behielt die große, weiße Hand in ſeiner kleinen, braunen.

„Können wir kommen?“ hörte man indeſſen neugierig aus der Türſpalte rufen.

„Kommt nur!“ rief der Bauer. „Es iſt alles im reinen!“

Luſtig und doch das Geſicht von blutroter Scham erfüllt, hüpfte die Tochter aus der Kammer heraus, die Mutter mitzerrend, und reichte zuerſt dem künftigen Schwiegervater und darauf dem eigenen Vater die heiße Hand.

Nun kam vom alten Goldacker eine Flaſche aus dem Keller herauf, und die beſtäubten, alten Kriſtallgläſer auf der oberſten Lage des Büfetts wurden unter Klingeln und Klirren heruntergeholt und mit dem ſehr hellen, roſenroten Saft gefüllt. Schon wollte der Oberſt anſtoßen, als das Fräulein ihre Finger geſpreizt über ſeinen Kelch ſtreckte und mit verſtohlenem Zwinkern ſagte: „Laßt uns auf den Hauptmann warten, — er muß bald kommen!“

Alle ſetzten ihre Becher wieder nieder.

„Woher weißt Du denn, Roſine,“ fragte Anna gemäß einer Verabredung, die vorhin in der Kammer zwiſchen beiden Frauen getroffen worden war, „daß Leonz dieſen Abend noch kommt?“

„Verzeiht mir,“ antwortete das Mädchen, und diesmal glaubte man einen Vogel ſchäkern zu hören, ſo hoch und neckiſch nahm ſie die Stimme, „aber geſtern abend haben Leonz und ich auf dem Goldacker Kriegsrat gehalten. Ich richtete meine Artillerie zuerſt gegen den Herrn Oberſten, meinen ſehr gnädigen Vater“ — ſie ſalutierte hier famos — „und dann ging es mitſamt den erbeuteten väterlichen Geſchützen auf den Vater Meinrad los. Am Ende des Feldzuges wird Leonz erſcheinen, ſo iſt es ausbedungen, nicht früher!“ —

Von den feuchten Wieſen her ſchritt um dieſe Zeit der Erſehnte ſchon dem Hauſe zu. Als er zwiſchen den unendlich verlängerten Baumſchatten des Abends den letzten Steig

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

emporklomm, mit unbeeilten Schritten, das Käppi vom dichten Haar gehoben, eine glänzende Sicherheit auf den ſtarken Brauen, der niederen Stirne und den verſchloſſenen Lippen, und wie er den Hügel hinaufblickte, und ſein Haus und drüben das des Oberſten und beide getrennten Ufer in einen feſten Blick zuſammenfaßte: da fühlte man, daß dieſer Leonz ſeine Zukunft mit ſicherer Hand zum voraus abgewogen und gleichſam in ſeine Rocktaſche genommen hatte.

* * *

In die Fäden, die ſich immer inniger vom einen Ufer zum anderen ſpannen, miſchte ſich für Vater Meinrad zwar die Enttäuſchung, daß weder eine Zeitung, nicht einmal das beliebte Lokalblättchen ſeines Bezirkes, noch ſonſt eine offizielle Stimme von irgendwelcher Entſchädigung des zerſtampften Rebberges ſprach. Um ſo ermutigender war es, daß der Bauer aus der Verwüſtung ſeiner Trauben doch noch ſoviel rettete, um ein ehrliches, bürgerliches Fäßchen mit dem edelſten Moſte, den der Goldacker je erzeugt hatte, füllen zu dürfen. Ein Fläſchchen dieſes Weines trug der glückliche Winzer am ſiebzehnten Wintermonat von der Weinausſtellung aus der Hauptſtadt nach Hauſe. Er fuhr aber diesmal zweite Klaſſe, nicht ſeinet- — ſondern der Flaſche wegen, der um den ſchlanken Meernixenhals eine ſchwere goldene Medaille baumelte. Er ließ ſie jedermann ſehen und erzählte jedem, der es nur hören mochte, die Geſchichte ſeines Goldackers von den erſten mittelrheiniſchen Schößlingen ſeines Vaters an bis zur heurigen Reife. Hier meldete er mit etwas dunkler, verdrießlicher Stimme, daß die Manöver mitten in ſeine Ernte gefahren und von hier aus die Geſchicke des kriegeriſchen Tages entſchieden worden ſeien. Indeſſen, fügte er triumphierend bei, hätten weder die Kanonen, noch Roß und Reiter das unverwüſtliche Leben ſolcher Reben zu vernichten vermocht, und er ſei in der Lage, wenigſtens eine reiche und weitläufige Hochzeitstafel rein nur mit dieſem Goldacker zu bedienen. — Dies letztere ſagte er mit der ganzen Bosheit eines Geheimtuers.

Darauf meinte ein gegenüberſitzender Herr, die Manöver ſeien wirklich eine Landesgefahr. Sie zehrten die Kraft der Schweizer auf und zertrümmerten dazu noch ihr kleines Haus.

„Ich bitte den Herrn,“ meinte der Bauer, „die Manöver ſind eine reſpektable Einrichtung, und ich laſſe ihnen nichts geſchehen. Meiſtens“ — ſchmerzlich verzog ſich nun ſein hundertfach gefälteter Mund beim folgenden — „einige Ausnahmen abgerechnet, vergütet der Bund den Schaden mit ſeiner guten und vollen Hand.“

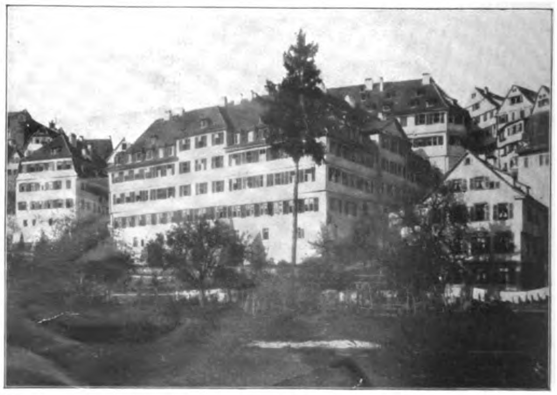
Das Tübinger Stift. Von Karl Gußmann.

„Die damaligen Univerſitäten hatten noch ein durchaus fremdes Anſehen, als lägen ſie außer der Welt, alles wie ein luſtiges Kriegslager oder ein permanenter Mummenſchanz. Und alles das kam erſt zu rechter Blüte und Bedeutſamkeit, wo die Natur, die ewig jung auch am getreueſten zu der Jugend hält, ſelber mitdichtend ſtudieren half.“ Das ſind Eichendorffſche Worte. Wenn ſie ſich zunächſt nur auf Heidelberg, wo der Dichter 1804 ſtudierte, bezogen, ſo trafen ſie doch auf alle ſüddeutſchen Hochſchulen zu, vor allem und ganz gewiß auf die Neckarſtadt Tübingen. Und im damaligen Tübingen wiederum auf den unbeſtrittenen Mittel- und Schwerpunkt dieſer über vierhundert Jahre alten Schwabenſchule, das ſo ſtattlich am Flußufer ſich aufbauende, jedem Tübingenfahrer wohlbekannte „Stift“.

Profeſſor D. Dr. von Buder.

Das iſt ja die uralte Schwabenburg. Über den „Repetentengang“ trägt ſie in Stein gehauen den ſelbſtbewußten Wahlſpruch: „Scholae et vitae“. Drinnen in den vielen Stiftsſtuben huldigt man ſeit bald vier Jahrhunderten der jeweils univerſellſten Gelehrſamkeit und läßt dazu den Opferrauch ungezählter Tabakspfeifen zur Decke ſteigen. Ein Blick aber aus den Fenſtern gewährt die reizendſte Ausſicht zum Neckar auf das grüne Gewoge ſeiner Alleen und hinüber zu den in der Ferne blauenden Albbergen — die ewig junge Natur half da von jeher „mitdichtend ſtudieren“.

Wer nennt ſie alle, die Haupt- und Erzſchwaben, die aus dieſer verräucherten Geiſtesfeſte am Neckar im Lauf der Jahrhunderte hervorgegangen ſind und zum nicht geringen Teil an erſter Stelle am Rad der Zeit mitgeſchoben haben: Kepler, Friſchlin, Bengel, Ötinger, Andreä, Flatt, Hegel, Schelling, Mörike, Wilhelm Hauff, Hölderlin, Graf Reinhard (der vom Stiftler zum Pair von Frankreich avancierte), von Spittler, Herwegh, Strauß, Viſcher, Guſtav Schwab, Pfitzer, Gerok, Hermann Kurz, der erſt 1908 ſtarb, Ed. Zeller, Sigwart, Baur, Weizſäcker, Rümelin, der unlängſt verſtorbene Oskar Jäger — eine bunte Zufallsauswahl unter den Theologen und Philoſophen, den Dichtern und Denkern und Forſchern und Staatsmännern und Politikern, die alle hier einmal an der Quelle geſeſſen haben! Es werden noch ſo ziemlich die gleichen Stockwerke und Gänge ſein, „Speeren“ genannt (von σφαῖρα), in denen bis 1548 die ehrwürdigen Geſtalten der Auguſtinermönche wandelten; dieſelben merkwürdigen Stubennamen, 23 an der Zahl, die ſeit alters den ganzen Kosmopolitismus dieſer im Grund doch ſo ſtarrſchwäbiſchen Anſtalt widerſpiegeln: Bethlehem und Jeruſalem und Zion, Hellas und Elyſium und Mekka, Vendée und Wartburg und Worms, Katzbach und Leipzig, Belgrad und Neapel, Ulm und Rotenburg und Bayerland, Hohenheim und Schwärzloch und Luginsland, Rathaus und Jägerſtube, Quadrat und Mulattenſtube. Eine unſerer Abbildungen zeigt das Innere der „Mulattia“ als Beiſpiel einer Stiftsſtube, die nicht nur eine hervorragend ſchöne Lage als Eckzimmer in der erſten „Speer“, ſondern auch eine urkundlich belegte ehrwürdige Vergangenheit in Geſtalt der von 1794 an datierten „Mulattenannalen“ beſitzt, welcher Umſtand ihr von jeher einen gewiſſen Vorrang vor den übrigen 22 Stiftsſtuben einräumte — wenigſtens ſtets in den Augen ihrer jeweiligen Bewohner! Da reiht ſich heute noch wie von jeher ein „Kav“ (cava) ans andere, jedes der ſechs oder ſieben durch ſpaniſche Wand und Vorhänge undurchdringlich von der übrigen Welt abgeſchloſſen; da gibt es heut noch den „Magister morum“ am beſonders begehrten Fenſter und gar den Stubenſenior (alle dieſe Ämter gehen aus freier demokratiſcher Wahl hervor) in der beneidenswerten Ecke, wo man ins Neckartal hinausſchaut und früher mit den auf dem Fluß vorüberfahrenden „Jokele“ (Flößer) muntere Zwieſprach pflegen konnte; dort geht's hinüber zur Behauſung des „Magister domus“, wie man ihn zu Anfang hieß, während man den Allgewaltigen heute „Ephorus“ nennt — ſeit vierzig Jahren der jetzt in den Ruheſtand tretende allverehrte Profeſſor der Theologie Dr. von Buder. An den allgemeinen Wänden der Stube alter Bilderſchmuck, Silhouetten von Studenten, die längſt zu ihren Vätern verſammelt ſind; Bildniſſe junger Damen, die nun mindeſtens Urgroßmütter ſein müßten; vergilbte Stiche, einer die jetzt auch verſchwundenen „Päuper“


Das Tübinger Stift vom Neckar aus.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Das Stift vom Hof aus.

(Kurrendeſänger) darſtellend, andere mit Szenerien aus Alt-Tübingen uſw. Die Dekoration der beſonderen Wände in den einzelnen „Kävern“ nach Wahl und Geſchmack des Bewohners: Pfeifen oft von ungeheurer Länge, Kulörabzeichen, Reitzeug, Ballorden u. dgl. Außer der Stubentüre iſt noch eine Türe vorhanden, die zur „Repetentenſtube“ führt, wie eine ſolche ſich ziemlich regelmäßig zwiſchen zwei Stuben einſchiebt.

Die „Repetenten“ waren urſprünglich die „Magistri repetentes“, die mit den Studenten die Lektionen zu repetieren hatten. Heute ſind’s die Berater der ihnen anvertrauten, nur wenige Jahre jüngeren „Stipendiaten“ oder „Seminariſten“ (wie es offiziell heißt und kein Menſch ſagt) oder „Stiftler“ (wie jedermann ſagt). In der Staatsprüfung mit allermindeſtens II a gekrönt und ſozuſagen von Kindesbeinen an im unentreißbaren Beſitz höchſter Intelligenz und der geradezu prädeſtinierten Anwartſchaft auf ſämtliche höhere und höchſte geiſtliche und pädagogiſche Ämter des Schwabenlandes, hat ein ſolcher Repetent die Pflicht, für verhältnismäßige Ruhe auf den Stuben rechts und links zu ſorgen; ſomit auch das Recht, im Bedarfsfall durch Klopfen an der Tür dieſe zur Arbeit nötige Ruhe wiederherzuſtellen. Ferner ſoll er die Studenten bei der Auswahl der Vorleſungen beraten, ihre Semeſteraufſätze korrigieren, „Geſpezelte“ (unter ſpezielle Aufſicht Geſtellte) in der „ſchwanzloſen“ Führung ihrer Vorleſungsmanuſkripte überwachen u. dgl. Geöffnet wird jene Tür bloß dann, wenn ein neuer Repetent ſich den Stubenbewohnern vorſtellen oder beſonders wichtige Mitteilungen machen will.

Der Repetentengang.

Um „Stiftler“ zu werden und das nicht unbeträchtliche Benefizium der freien Wohnung und Verköſtigung ſamt „Weingeld“ zu genießen, wird man in mehreren ſcharfen Prüfungen, die den ominöſen Namen „Landexamen“ und „Konkurs“ führen, vom vierzehnten Lebensjahre ab ſäuberlich und ſorgfältig durchgeſiebt. Der jeweilige Beſtand des Stifts beziffert ſich auf rund 150 „Stiftler“ (von Neidhämmeln auch „Stiftsköpfe“ genannt), die ſich aus vier bzw. fünf „Promotionen“, Jahrgängen, zuſammenſetzen und zu einem Drittel etwa in der Stadt wohnen und in dieſem Falle im Stift nur noch ſpeiſen. Über dieſem profanum vulgus oder der „Stiftsplebs“ thronen die zehn Repetenten, über ihnen aber als höchſte Spitze der Pyramide der Ephorus mit den aus der theologiſchen und philoſophiſchen Fakultät genommenen beiden „Superattendenten“. Als Diener, mit äußerſt ſeltſamen Berufsbezeichnungen, amtieren vierzehn Mann. Die ſtaatliche Oberaufſicht über das Stift und die landſchaftlich, architektoniſch und geſchichtlich bemerkenswerten vier Kloſterſchulen („niedere evangeliſch-theologiſche Seminare“, wie wiederum kein Menſch ſagt): Blaubeuren, Urach, Maulbronn, Schöntal, aus denen ſich das Stift in der Hauptſache rekrutiert, liegt längſt nicht mehr, wie früher, in der Hand der Oberkirchenbehörde, ſondern ſeit 1806 in der des philologiſchen, 1851 durch ein Konſiſtorialmitglied ergänzten Königl. Oberſtudienrats in Stuttgart. Merkwürdig, durch die Zulaſſung einer beſtimmten Zahl von Philoſophen und Realiſten ins Stift durchaus nicht genügend erklärt, aber echt ſchwäbiſch und — bewährt! Merkwürdig, aber ebenfalls vielleicht echt ſchwäbiſch iſt ferner die Tatſache, daß es bis heutigentags eine Geſchichte des Stifts nicht gibt. Und dabei liegt eine Überfülle urkundlichen Stoffes da, von Staatsakten bis herab zu „Stubenannalen“; und eine Stiftsgeſchichte könnte wahrhaftig nichts anderes ſein als eine verdichtete Landesgeſchichte!

Für uns kann es ſich nur darum handeln, ein flüchtiges Bild vom Werden und Weſen dieſer ehrwürdigen Anſtalt zu geben für alle die, die bei einem Gang durch die mächtige Platanenallee über den Neckar hinüber verwundert nach dem nicht minder mächtigen Gebäude drüben ſchauen oder von dieſer geheimnisvollen Einrichtung ſchon allerlei Glaubliches und Unglaubliches gehört haben.

Ein Marburger Vorbild ſchwebte dem Lichtenſteinherzog Ulrich († 1550), dem aus dem Stift ſein Dichter — Wilhelm Hauff — erſtehen ſollte, vor, als er zuerſt in der alten Burs, dann im leergewordenen Auguſtinerkloſter, dem heutigen Stift, eine Stipendiatenanſtalt für Theologen und Beamte gründete, deren Koſten von den „Armenkaſten“ verſchiedener Städte und Ämter des Landes aufzubringen waren. Arme, gottesfürchtige Bürgerskinder ſollten hier nach beſtandenen Examen bei züchtigem und fleißigem Verhalten koſtenlos ſtudieren dürfen, bei guter Verköſtigung: der Vorſtand ſollte es „nit dahin richten, daß einem ein Scherwaſſer fürgeſetzt werde, da die Gerſten Körner einander jachen“. Kräftige Ernährung war nötig bei der ſtrengen Hausordnung von 1547, wonach die Zöglinge ſommers um vier, winters um fünf aufſtehen mußten. Wer außer der erlaubten Zeit ausging, erhielt zur Strafe das prandium caninum, d. h. Eſſen ohne Wein. Lateiniſch war die ſtrengſtens befohlene Umgangsſprache. Manchem gefiel’s nicht. So haben ſchon 1542 etliche Inſaſſen „hinter der Tür Abſchied genommen“ und ſind in den Krieg gezogen. Von einem Flüchtling im Jahre 1546 heißt es: „Dieſer Leckher iſt umb Weihnacht ohn Erlaubnus zu den Hiſpaniern entloffen.“ 1547 wurde einer „vom Stipendio abgeſtrickt, weil er einem andern ein Kendtlin voller Weins ins Angeſicht geworfen“.

Nächſt Ulrich iſt als eigentlicher Stifter, der die bis in die Gegenwart mündenden Richtlinien gab, ſein Sohn, Herzog Chriſtoph (1550 bis 1568), zu bezeichnen. „Mit Hilfe der großartigſten Neuerungen,“ ſagt Bernhard Kugler, „wurde von ihm ein mächtiger Bau aufgeführt, deſſen breite Fundamente in den deutſchen Schulen der Dörfer ruhten und der durch die große Zahl der niederen und höheren Schulen bis zu den Hörſälen der Univerſität und des Stifts hinaufreichte.“ Die überſchüſſigen Kloſtereinkünfte fanden nun hier ihre zeitgemäße Verwendung.

Nicht bloß das Herzogtum Württemberg, ſondern auch das damals dazu gehörige Mömpelgard, ſowie Öſterreich und Ungarn, wurden von Tübingen aus mit proteſtantiſchen Pfarrern verſorgt. Das ganze geiſtige Leben Schwabens entſtrömte fortan durch Jahrhunderte dieſer nie verſagenden Quelle, in der ſich alle Wandlungen der Zeit getreulich widerſpiegelten.

Tübingen vom Neckar aus.

Böſe Zeit war für das Stift der Dreißigjährige Krieg. Die Zahl der Zöglinge nahm ab, mehr aber noch die Zufuhr der Gefälle. So ereignete ſich das Unerhörte, daß, als 1642 wenig Wein gewachſen war, die Regierung ſtatt des Weines den Stipendiaten Bier verabreichen wollte. Freilich meinten ſelbſt die Viſitationsräte, das Bier ſei der Geſundheit ſchädlich und man ſollte lieber verminderte Weinportionen geben. Aber von Stuttgart kam's, daß ja auch in Niederſachſen viele gelehrte Leute mit Bier auferzogen werden, deren Magen und Ingenio unbeſchadet. Und ſo wurde ſpäter von Regierungs wegen ſogar eine eigene Brauerei für das Stipendium eingerichtet. Mit dem Frieden hoben ſich raſch wieder Stift und Land; 1659 waren es ſchon 170 Stipendiaten, und die vollen Weinfäſſer rollten wieder durchs Stiftstor in die Abgründe des Kloſterkellers.

Zugleich jedoch zeichnen die Viſitationsakten ein ſchlimmes Geſchlecht, wie es in den wilden Kriegszeiten herangewachſen war. Aber die Bildung behielt den Sieg, und bei der zweiten Jubelfeier der Hochſchule, 1677, bekamen im Stiftsſpeiſeſaal die fürſtlichen Gäſte „in allerlei Sprachen und Zungen ſiebzehn verſtändliche und unverſtändliche Reden zu hören“.

Inneres der Mulattenſtube.

Unter den württembergiſchen Regenten zeigte ſich in ſeiner letzten „guten Zeit“ der katholiſche Herzog Karl (1737—1793) als beſonderen Freund der Stiftler; er lud ſie ſogar einmal zur Jagd im Schönbuch ein, wo ſie ſamt ihren Repetenten zu Roß und zu Fuß anmarſchierten, worauf anderen Tags der Herzog im Stift erſchien, um einer Disputation über die Trinität beizuwohnen. Ein andermal kam er mit ſeinem „Franzele“ (Franziska von Hohenheim) ins Stift angefahren und verteilte an die vier beſtprädizierten Stipendiaten Prämien von 50, 30, 20 und 10 Gulden. Das war der „Schillerherzog“ Karl, der Gründer der Karlsſchule, und doch, getreu der Überlieferung ſeiner Väter, ein warmer Freund des Stifts!

Beunruhigend ſchlugen die Wogen der franzöſiſchen Revolution an die Mauern des Stifts. Aber ſie hielten auch das aus. Stiftler korreſpondierten mit dem General Cuſtine. Von Stuttgart kam ein Reſkript, ob es wahr ſei, daß im Stift demokratiſcher Geiſt und Verherrlichung der franzöſiſchen Anarchie und des Königsmordes herrſche. Im „Unſinnskollegium“ ſollte durch den Stipendiaten Grieſinger (ſpäter ſächſiſch-weimariſcher Geſchäftsträger in Wien) ſogar die Religion in Geſtalt einer Komödie verſpottet worden ſein. Als auf dem Markt ein Freiheitsbaum errichtet ward, ſcharten ſich um ihn auch die Stiftler, unter ihnen Hegel und Hölderlin. Dazu kamen Fehden zwiſchen Stiftlern und Stadtſtudenten. Einmal ſchoß ein Baron Schilling von Cannſtatt mit der Piſtole in die Stiftsfenſter; wohingegen im Jahre 1792 der vorhin genannte Stipendiat Hegel, der ſpätere große Philoſoph, drohend erklärte, es ſolle ſich abends ja kein Stadtſtudent auf dem Markt blicken laſſen, widrigenfalls er totgeſchlagen werde! —

Der Donner der Freiheitskriege fand auch im Neckartal ſein Echo. Durchmarſchierende Koſaken ſangen auf den Stiftskneiptagen ihre Volkslieder. Als das Gerücht von der Vernichtung des franzöſiſchen Heeres nach Tübingen drang, erhob ſich im Stift maßloſer Jubel, vaterländiſche Kriegslieder ſchallten aus den Kloſterfenſtern über den Neckar hinüber, und auf den Gängen ſchrie man: „Vivat Alexander! Pereat Napoleon!“ und — „Pereat Fridericus Rex!“ Der Landesfürſt König Friedrich war der Bundesgenoſſe Napoleons! Man vertuſchte die Sache. Als ſich bei der Unterſuchung dreißig Stiftler frank und frei als Urheber dieſer Rufe angaben, kamen ſie in aller Stille mit vierundzwanzig Stunden Karzer davon. Infolge eines Aufrufs 1814 meldete ſich eine ganze Anzahl Stiftler (darunter der nachherige Miniſter von Römer) zum Eintritt ins Heer, wiewohl ihnen ausdrücklich geſagt wurde, zur Theologie dürften ſie nie mehr zurückkehren.

Überhaupt wehte ein kriegeriſcher Geiſt im Stift. Es wird geklagt, daß Fechtübungen auf Hieb und Stoß ſtark betrieben würden. Auch das Verbindungsweſen tauchte jetzt auf, und da ein Teil der Stiftler zu den Korps ging, der andere, weit größere, zur Burſchenſchaft hielt, deren Gründer meiſt Stiftler waren, ſo gab es Händel über Händel in den der Wiſſenſchaft geweihten Hallen, bis ſich nach und nach geſündere und bleibende Verhältniſſe herausbildeten und im Lauf der Jahre beſondere Stiftsverbindungen entſtanden. Keine, wenn auch noch ſo phantaſtiſche Zeitſtrömung ging am Stift vorüber. Da war das Philhellenentum. Den Stiftler Cloß, genannt „Urklos“, litt es nicht länger hinter Kloſtermauern. Er entläuft dem Stift und wird Soldat in Griechenland — ſpäter griechiſcher Sprachlehrer in Stuttgart. Ein anderer, vulgo Dachs, deſertiert nicht bloß aus dem Stift, ſondern nach ſechs Jahren auch aus dem griechiſchen Heer und wird daheim ehrſamer Juriſt. Das Merkwürdigſte leiſtete aber der Stipendiat Fiſchhaber, der anfangs der dreißiger Jahre dem Stift entfloh und 1833 Obermann bei den griechiſchen Ulanen in Nauplia wurde. Derſelbe fand nämlich nach Ausſage der Mulattenannalen in Nauplia ſchließlich eine Lebensſtellung als Scharfrichter! Vom ſchwäbiſchen Stiftler zum griechiſchen Henker — das iſt doch noch ein Lebenslauf! Bekanntlich hat das Philhellenentum der zwanziger und dreißiger Jahre auch in Hauffs, eines Stiftlers, „Memoiren des Satans“ literariſche Spuren hinterlaſſen. Später flutete die Polenbegeiſterung in die Räume des Stifts. Von dem damaligen Stipendiaten Heinrich Lang, dem bekannten Züricher Pfarrer, iſt in jenen Denkwürdigkeiten berichtet, daß er im bloßen Hemd und mit loſe übergeworfenem Schlafrock in der Stube auf- und abzuwandeln pflegte und ſich dann ein polniſcher Flüchtling zu ſein dünkte.

Das Jahr 1848 kam. Der Sturm rüttelte auch an den Stiftstoren. Die Stiftler verwandelten ſich in Bewaffnete. Und mehr als einen riß es gar ins Schlachtgetümmel. Als der galliſche Hahn in der Februarrevolution gekräht hatte, brach Adolf Bacmeiſter, der nachherige Redakteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung, gewaltſam mit ſeiner Vergangenheit und floh in ſtürmiſcher Nacht, am 18. März mit acht Gulden, die ſeine Freunde noch zuſammengebracht, nach Straßburg. Gefangen nach der Schlacht bei Doſſenbach, wo er in den erſten Reihen gekämpft hatte, eingeſetzt in Bruchſal mit den übrigen Genoſſen des Herwegh-Heckeriſchen Feldzuges wurde er auf den Aſperg abgeführt und ſpäter mit anderen amneſtiert. Der vor einigen Jahren als Prälat und Oberhofprediger verſtorbene Rudolf Schmid zieht am 19. Juni 1849 als Stiftskandidat mit einigen Freunden gegen die Preußen, kehrt aber, von ſeinem Vater geholt, ſchon am 27. Juni von Baden wieder nach Tübingen zurück; „kommt drei Tage ins Karzer und wird ſodann, weil er ſeinen Schritt nicht bereut“, aus dem Stift entlaſſen.

Ein maleriſcher Winkel.

Auch dieſe aufgeregten, verwirrten Wellen glätteten ſich. Im Stift ging man mit der Theologie und Philoſophie der Zeit; oder vielmehr: man gab nicht ſelten vom Stift aus die Richtung des Wegs an für die ganze proteſtantiſche Welt.

Und auch der Preußenhaß ſchwand aus Stift und Land mit dem Jahre 70, als aufs neue das Stift ſich entvölkerte und ſeine jugendlichen Bewohner ins Feld ſchickte, dem Feind entgegen und der neuen Zeit. — —

So manche Zöpfe — nicht bloß „Stiftszöpfe“ — ſind ſeither noch gefallen. Längſt dahin iſt die frühere, an Mönchszeiten erinnernde, viel beſpöttelte und beſtgehaßte Stiftstracht. Die Stiftler ſind ſo flotte Burſchen wie irgendwelche, und ihre far-

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

bigen und ſchwarzen Verbindungen beſitzen auf den Bergen Tübingens ſchöne Häuſer. Als der verſtorbene preußiſche Kultusminiſter Boſſe vor Jahren Tübingen beſuchte und ſich unter anderem das Reithaus anſah, fielen ihm dort beſonders ſtramme rotbemützte Reiter auf. „Lauter Stiftler!“ ſagte der Stallmeiſter. „Na, ſolche Theologen ließe ich mir daheim auch gefallen!“ meinte darauf die preußiſche Exzellenz. Und ſucht man eine Pflanzſtätte ſchwäbiſchen Humors echteſter Sorte — im Stift iſt ſie da, von jeher und heute noch.

Jene Veränderungen ſind indes mehr nur äußere Wandlungen. Im Grund iſt und bleibt das Stift, was es in vier Jahrhunderten geworden iſt: die feſte Burg des ſchwäbiſchen Proteſtantismus und Humanismus, von der immer noch weithin befruchtende Wirkungen aufs deutſche Geiſtesleben ausgehen. Wo gäbe es in Deutſchland auch nur eine Univerſität, an der nicht in irgendeiner Fakultät ein alter Stiftler lehrt oder gelehrt hat! Und wo in aller Welt wird in dieſem techniſchen Zeitalter mehr Philoſophie ſtudiert, Weltweisheit in umfaſſendſtem Sinn!

So iſt auch im XX. Jahrhundert noch das Stift ein offener oder „hehlinger“ Schwabenſtolz. —

Im Jahre 1564 lobt Straßburgs großer Schulmann Johann Sturm in einem Schreiben an Herzog Albrecht von Preußen das Tübinger Stift als „ein dauerndes Denkmal eines großen Fürſten“.

In einem „Befehl“ von 1704 nannte der Landesherr das Stift „das edelſte Kleinod im Lande“. Daß dieſe Zuneigung des württembergiſchen Fürſtengeſchlechts zum Stift nicht ausgeſtorben iſt, beweiſt allein ſchon der feiſte Hirſch, den der König Jahr für Jahr vom nahen Bebenhauſen ſeinen Stiftlern in die Küche zu ſchicken pflegt. —

Als 1668 bis 1669 der gegen den Neckar gelegene ſchöne Speiſeſaal des Stifts überbaut und durch ein Quergebäude mit dem Hauptbau verbunden wurde, brachte man am inneren Tor die Inſchrift an: „Claustrum hoc cum patria statque caditque sua.“ (Dieſes Kloſter ſteht und fällt mit ſeinem Vaterland.) Bei Bauarbeiten, die im Jahre 1793 ausgeführt wurden, mußte dieſe Inſchrift abgenommen werden, wobei die Tafel gänzlich „zerbröckelte“.

So mag und muß künftig noch manches Alte und Veraltete auch an dieſem Hauſe wegfallen. Die Zeit fordert gebieteriſch ihre Rechte. Aber noch lange wird das feſte Haus ſtolzer Erinnerungen voll hinabblicken zum nimmer raſtenden Neckar und zu den rauſchenden Platanen hinüber:

Mit mir fiel und ſtand
Das Schwabenland.

Nacht voll Sehnſucht. Von Frida Schanz.

O Nacht voll Sehnſucht! Meine Seele lauſcht; —
Die Wehmut wimmert wie Zigeunergeigen.
Der Regen toſt, ein wilder Sturmwind rauſcht.
Lang, lang Vergeſſ’nes bauſcht ſich groß und eigen,
Wie ſich das Nachtgewölk am Himmel bauſcht. — —
O Nacht voll Sehnſucht nach dem ewigen Schweigen!

Wie ſollen wir uns in Epidemie-Zeiten verhalten? Von Dr. Friedrich Leppmann in Berlin.

Cholera in Rußland, in Italien, Cholerafälle in Wien, in Spandau, verdächtige Erkrankungen in Berlin und Charlottenburg! — So melden die Zeitungen, und nicht bloß überängſtliche Leute, ſondern auch ruhige und verſtändige Menſchen fragen ſich beſorgt, was zu tun ſei, um ſich und ſeine Angehörigen vor der nahenden Gefahr zu ſchützen. Der moderne Menſch will aber noch mehr haben als bloße Anweiſungen und Befehle, er will aus eignem Verſtändnis erkennen, warum gerade diejenigen Maßregeln, die man ihm vorſchlägt, notwendig ſind, wie weit er ſich auf ſie verlaſſen kann, und wie groß das Maß der Gefahr iſt, das auch dem Vorſichtigen droht, im Vergleiche zu dem, welches für den Sorgloſen und Unwiſſenden beſteht.

Es iſt noch nicht allzulange her, daß die Wiſſenſchaft bezüglich der Seuchen die Fragen der Wißbegierigen klar und ſicher beantworten kann. Gerade die Cholera war noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Gegenſtand ſo wilder wiſſenſchaftlicher Spekulation, daß der berühmte Gelehrte und Satiriker Fechner ein ganzes Büchlein mit der Zuſammenſtellung verſchiedener ärztlicher Meinungen über das Weſen dieſer Krankheit füllen konnte. Erſt das Zeitalter der Bakterienforſchung hat uns Aufklärung über dieſe Seuche, wie über die meiſten anderen, gebracht, und wir verdanken dem großen Toten des Jahres 1910, dem unvergeßlichen Robert Koch, die Entdeckung des ſogenannten Kommabazillus (richtiger „Choleravibrio“), eines winzigen, gekrümmten Spaltpilzes, der durch ſein Eindringen in den Darmkanal des Menſchen und ſeine Vermehrung darin die Cholera-Erkrankung erzeugt. Andere kleine Lebeweſen, teils aus dem Reich der Pilze, teils aus dem der einzelligen Tierchen, ſind die Erreger aller derjenigen Seuchen, die wir als Geißeln der Menſchheit kennen: der Peſt, der Ruhr, der Pocken, der Schlafkrankheit, des Wechſelfiebers, des Typhus, des Ausſatzes, der Tuberkuloſe und vieler anderer Krankheiten, die teils im Inlande „endemiſch“ verbreitet ſind, teils auf dem Wege des Perſonen- und Warenverkehrs vom Auslande her eindringen und „epidemiſch“ um ſich greifen.

Mit der Erkenntnis der Krankheitsurſache war auch die Möglichkeit gegeben, die mannigfachen Ausbreitungswege der übertragbaren Krankheiten zu verſtehen, von denen einzelne ſcheinbar an beſtimmten Gegenden haften, wieder andere von Menſch zu Menſch weitergegeben werden und eine dritte Gruppe etwa mittels eines Warenballens aus einem Weltteil in den andern überpflanzt werden kann. Für die meiſten Seuchen aber hat ſich an das Verſtändnis ihrer Entſtehung und Verbreitung die Kunſt ihrer Bekämpfung unmittelbar angeſchloſſen. Denn es leuchtet ein, daß man, um Seuchen zu verhüten, zunächſt einmal verſuchen wird, ein Eindringen der Krankheitserreger in den menſchlichen Körper zu verhüten. Dieſer Verſuch aber wird erſt dann Ausſicht auf Erfolg haben, wenn man die Verbreitungsweiſe der Krankheitserreger und das Zuſtandekommen der Infektionen kennt.

Am ſchwierigſten iſt es, Schutz gegen diejenigen Krankheitskeime zu gewinnen, die das Austrocknen vertragen und in dieſem Zuſtande an den Luftſtäubchen haften oder mit feinſten Tröpfchen verſprüht in der Luft ſchweben und durch die Atemwege in den Körper eingehen. Sie ſind nicht ſo mannigfaltig, wie man früher glaubte, aber immerhin gehört zu ihnen der Tuberkelbazillus als einer der wichtigſten Schädlinge für den Menſchen. Auch der Erreger der epidemiſchen Genickſtarre verbreitet ſich durch Naſen-, Mund- und Racheninhalt, der beim Sprechen, Huſten, Nieſen uſw. verſprüht wird. Gegenüber ſolcher Infektion kann der einzelne ſich nur inſofern ſchützen, als er ſich von Krankheitsträgern möglichſt fern und in recht reiner, friſcher Luft aufhält; die Kranken ſelbſt müſſen ſo verſorgt werden, daß ſie aufhören, eine Gefahr für ihre Umgebung zu bilden. Recht große Schwierigkeiten ſetzt einer Verhütung der Infektion auch die zweite Gruppe entgegen, bei welcher ſtechende Inſekten, insbeſondere Mücken, Stechfliegen und Flöhe, die Übertragung der krankmachenden Kleinlebeweſen von einem zum andern Körper, und zwar direkt von Blut zu Blut vermitteln: das Wechſelfieber, die Schlafkrankheit, das Rückfalls- und Fleckfieber. Hier iſt der einzelne oft ganz machtlos, wenn er nicht die gefährdete Gegend verlaſſen kann; und nur umfaſſende ſtaatliche Gegenmaßregeln, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, verſprechen Erfolg. Bei denjenigen übertragbaren Krankheiten, bei denen die Anſteckung nur durch Hautwunden, allerdings auch durch ſolche von ganz geringfügigem Umfang, erfolgt, genügt großenteils eine ſorgfältige Pflege und Reinhaltung der Haut und die Vermeidung direkter Berührung mit dem Kranken, oder mit ſeinen Wäſche- und Kleidungsſtücken uſw., um die Anſteckung zu verhüten.

Verhältnismäßig am ſicherſten aber kann der einzelne ſich gegen diejenigen epidemiſchen Krankheiten ſchützen, bei denen die Krankheitserreger nur durch den Mund eindringen und vom Magendarmkanal aus wirken. Das iſt die Gruppe des Typhus, der Ruhr und der Cholera. An dieſer Gruppe gerade läßt ſich am deutlichſten zeigen, wie durch die Kenntnis der Krankheitsentſtehung unmittelbar der Weg zu ihrer Verhütung gegeben iſt. Hier wollen wir etwas länger verweilen.

Der Kommabazillus, um bei dieſem Beiſpiel zu bleiben, wird mit irgendwelchem Nahrungsmittel verſchluckt; er bewirkt durch ſeine Entwicklung im Darmkanal die Bildung von Giften, die ähnlich wirken wie das Arſenik: vor allem Erbrechen und mehr oder minder heftigen, in ſchlimmen Fällen unſtillbaren wäſſerigen Durchfall. Dabei kommt es zu einer Verſchmutzung der Körperoberfläche, der Wäſche, unter Umſtänden auch der weiteren Umgebung des Kranken. Die Krankheitserreger können an den von ihm gebrauchten Gerätſchaften, beſonders an Eß- und Trinkgerätſchaften haften, unachtſam weggeſchüttete Entleerungen können die Bakterien auf den Boden von Äckern und Gärten, in das Waſſer von Brunnen und Flüſſen hineinbringen, und an all dieſen Stellen bleiben ſie lange Zeit, namentlich ſolange ſie ſich im Feuchten befinden, lebensfähig, zum Teil ſogar vermehrungsfähig. Sie können nun wieder mit Nahrungsmitteln, die der Kranke angefaßt hat, mit Eßgeräten des Kranken, mit Gemüſen aus ſeinem Garten, mit Waſſer aus ſeinem Brunnen in den Mund eines andern Menſchen gelangen, und ſo kann die Krankheitsübertragung erfolgen. Auch gibt es ganz Leicht-Erkrankte und ſogar Perſonen, die gar nicht erkranken, gleichwohl aber irgendwo aufgeleſene Choleravibrionen mit ſich herumſchleppen und entleeren. Was muß man nun tun, um ſolcher Anſteckungsgefahr zu entgehen? Das iſt zunächſt einmal, ſolange man noch einwandsfreies Waſch- und Trinkwaſſer zur Verfügung hat, ganz einfach: man darf nichts eſſen, ehe man ſich nicht vorher die Hände gewaſchen hat; denn an die Hände kann durch irgendeine Berührung, auch durch etwas feuchten Händedruck, infektiöſes Material gekommen ſein, aber ſorgfältiges Waſchen mit Waſſer, Bürſte und Seife genügt zu ſeiner Entfernung. Auf eine immer wiederholte Reinigung der Hände und des Geſichts iſt beſonders bei den jüngeren Kindern zu halten, die noch nicht den Verſtand beſitzen, ſich vor gröberer Verſchmutzung von vornherein zu hüten. Man darf ferner in ſeuchengefährlicher Zeit keine rohe Milch trinken, denn alle Milch iſt durch verſchiedene unkontrollierbare Hände gegangen, aber das Abkochen genügt zur Tötung der hier in Frage kommenden Keime mit Sicherheit. Man darf ferner in Epidemiezeiten keinen Salat und kein ungeſchältes Obſt eſſen, denn weder die Blätter noch die Obſtſchalen laſſen ſich keimfrei machen, und gerade an ſolche ländliche Produkte können leicht einmal Cholerabakterien gelangen. (Es iſt nicht unmöglich, daß Einzelerkrankungen, wie ſie gelegentlich mitten im Lande ohne nachweisliche Beziehung zu andern Epidemieherden vorkommen, durch Genuß von Obſt, das aus verſeuchten Gegenden des Auslands eingeführt wurde, entſtehen können. Freilich liegen beſtimmte Erfahrungen in dieſer Richtung kaum vor.)

Der Möglichkeit, daß Krankheitskeime in das Waſſer gelangt ſein können, wird man in Epidemiezeiten gewiß Rechnung tragen müſſen, auch wenn erſt die erſten Vorboten einer Seuche ſich zeigen. Aber die Vorſicht braucht ſich nur auf ſolches Waſſer zu beziehen, das hygieniſch an und für ſich nicht einwandsfrei iſt: auf das der offenen Gewäſſer und der Keſſelbrunnen. Man vermeide in ſolcher Zeit alſo das Baden in Flüſſen und Seen, und wenn man zu Trink-, Waſch- und ſonſtigen Gebrauchszwecken nur Waſſer aus ſolchen Gewäſſern ohne kunſtgerechte Filtration oder aus Keſſelbrunnen, die von oben und von den Seiten her Schmutzſtoffe aufnehmen können, zur Verfügung hat, dann koche man es vor jeglichem Gebrauch ab. Dagegen iſt Grundwaſſer aus „abeſſyniſchen“ Brunnen, deren Rohre geſchloſſen bis unter die oberflächlichen Erdſchichten gehen, und regelrecht filtriertes Fluß- oder Teichwaſſer, wie es ein gutes Waſſerwerk liefert, ſowie unmittelbar aus der Erde ſtrömendes Quellwaſſer unbedenklich. Eine Gegend müßte ſchon ſtark verſeucht ſein, oder es müßten beſtimmte Gründe gegen die Zuverläſſigkeit der Brunnen und Waſſerwerke ſprechen, ehe man Veranlaſſung hätte, ſich auch bei ſolchem Waſſer zum Abkochen zu entſchließen. Wenn es aber dazu kommt, dann muß man auch gleich ganze Arbeit machen: nicht nur das Trinkwaſſer und das zur Bereitung der Speiſen zu benutzende ſowie das Mundſpülwaſſer, ſondern auch das Waſchwaſſer, das Abwaſchwaſſer und das Badewaſſer muß dann vor dem Gebrauch gekocht werden. Dieſe Unbequemlichkeit braucht man ſich aber, wie geſagt, nur aufzuerlegen, wenn wirklich beſonders dringender Verdacht ſelbſt gegen das Grund- und Leitungswaſſer beſteht. Wenn dagegen beiſpielsweiſe gegenwärtig in Spandau ein Cholerafall vorgekommen iſt, ſo brauchen die Berliner ihr aus dem Tegeler See, oberhalb Spandaus ſtammendes, wohlfiltriertes Leitungswaſſer deswegen noch nicht abzukochen.

Der Verkehr der Menſchen untereinander bedarf bei beſtehenden oder drohenden Epidemien einer großen Einſchränkung. Nicht daß man ſich ängſtlich in ſein Kämmerlein einſchließen ſollte! Aber man wird ſelbſtverſtändlich weder ohne unbedingte Notwendigkeit in das gefährliche Gebiet reiſen, noch Gäſte von dort aufnehmen. Selbſt der ſcheinbar geſunde Ankömmling kann ſchon angeſteckt ſein und kurz nach dem Eintreffen erkranken, ſelbſt der geſund Bleibende kann als „Bazillenträger“ die Krankheit verſchleppen. Man wird es vermeiden, größere Menſchenanſammlungen im gefährdeten Gebiet zuſammenzubringen bzw. an ſolchen teilzunehmen. Man wird alle engen körperlichen Berührungen mit anderen Menſchen — Küſſe! — auf ein Mindeſtmaß beſchränken und möglichſt nicht im Wirtshaus, ſondern nur da, wo man eine perſönliche Kontrolle über Zubereitung und Reinigung hat, eſſen und trinken.

Daß man ſich von Perſonen, die an der Seuche ſelbſt oder an einem verdächtigen Leiden erkrankt ſind, ſtreng fern zu halten hat, bedarf kaum noch der beſonderen Erwähnung. Das gilt auch, wenn die Kranken unſere nahen Angehörigen ſind. Wer glaubt, einer höheren Pflicht gehorchend, bei dem Kranken ausharren zu ſollen, der muß dann auch alle Konſequenzen ziehen: er muß ſtreng nach ärztlicher und ſanitätspolizeilicher Vorſchrift leben und ſeinerſeits abgeſondert von allem übrigen Verkehr bleiben, faſt ſo als wäre er ſelbſt mit erkrankt. Wer an ſich oder an den ſeiner Fürſorge unterſtellten Perſonen auch nur die geringſten krankheitsverdächtigen Erſcheinungen wahrnimmt, iſt verpflichtet, ſofort einen Arzt zu Rate zu ziehen.

Wer aber Furcht hat, bei der Befolgung all dieſer Ratſchläge gleichwohl vermöge der Unvollkommenheit alles menſchlichen Handelns Lücken zu überſehen, durch die die gefürchteten Bazillen oder Vibrionen hindurchſchlüpfen möchten, dem ſei noch eins zum Troſte geſagt: So notwendig es iſt, ſorgfältige Maßregeln gegen die Einverleibung der Krankheitserreger zu ergreifen, ſo iſt dieſe Abwehr doch nicht das einzige Hilfsmittel, das wir gegen die Infektion haben. Wir dürfen nicht vergeſſen, daß der geſunde Körper den eindringenden Krankheitserregern gegenüber, auch wenn ſie die Barre der Lippen einmal paſſiert haben, nicht ſo ganz widerſtandslos iſt. Der Magen nämlich ſondert, wenn er geſund iſt, Salzſäure ab, und die Salzſäure tötet unter anderem auch den Cholerabazillus. Ein bekannter Kurpfuſcher hat einmal eine Reinkultur von Komma- oder Typhusbazillen gegeſſen, iſt danach geſund geblieben und glaubte damit die Unſchädlichkeit dieſer Pilze bewieſen zu haben. In Wirklichkeit hatte er nur ſeine eigene Unwiſſenheit und ſeinen geſunden Magen bewieſen. Wenn aber der Magen krank iſt, und wäre es auch nur durch einen leichten Katarrh, oder wenn man ſich durch Überladen mit Speiſen die Magenſäure abſtumpft, dann freilich verſagt dieſer Schutzapparat, und die Keime dringen lebend in den Darm ein, wo zu ihrer Vermehrung günſtige Gelegenheit gegeben iſt. Was man alſo in Epidemiezeiten vermeiden muß, das iſt jegliche Gelegenheit, ſich den Magen zu verderben oder zu überladen, und wenn man in dieſem Punkte nicht ganz taktfeſt iſt, dann tut man gut, beizeiten ärztlichen Rat einzuholen. Ganz verfehlt iſt die Anſchauung, daß man durch Alkoholgenuß die etwa in den Körper eingedrungenen Keime unſchädlich machen könnte. All die Choleraſchnäpſe und wie ſie ſonſt heißen mögen, ſetzen vielmehr eher die Säureabſonderung des Magens herab und erhöhen ſo die Gefahr.

Wir erkennen alſo, daß es im Grunde genommen ſehr einfache Mittel ſind, die zur Verhütung des Miterkrankens in Seuchenzeiten dienen: Die ſchlicht bürgerlichen Tugenden der Reinlichkeit und Mäßigkeit in etwas pedantiſcher Durchführung. Weil es aber ſo iſt, braucht es uns nicht ſchwer zu werden, auch noch eine dritte Tugend unſerm Verhalten in Epidemiezeiten hinzuzufügen: die Tugend des ruhigen Überlegens. Wenn ein Brand entſteht, dann wütet oft ſchlimmer als das Feuer die Torheit der Menſchen, der „paniſche Schrecken“. Und wenn eine Seuche ſich zeigt, iſt es oft ebenſo. Kaum iſt der erſte verdächtige Fall in Berlin gemeldet, ſo bricht, Zeitungsnachrichten zufolge, eine Frau, die den Kranken wegtragen ſieht, ohnmächtig zuſammen und bekommt vor Angſt ſolchen Durchfall, daß ſie ſelbſt für choleraverdächtig gehalten wird. Ein gutes Beiſpiel, wie die ſinnloſe Angſt unmittelbar krankmachend auf den Körper wirken kann. Wenn ſolch ein verängſtigter Menſch das Unglück hat, wirklich Choleravibrionen aufzunehmen, kann die Furcht, die ſeine Magenſaftabſonderung lähmt, ſein Verderben werden. Als die Cholera in Hamburg war, flohen die Leute aus der Stadt, anderswo aber verſchloß man ihnen die Türen, und nicht genug, daß ſie ſelbſt die Krankheitsgefahr durch ihre Reiſen weiter ausbreiteten, waren ſie auch perſönlich durch ihre Obdachloſigkeit ſchlimmer daran, als wenn ſie zu Hauſe geblieben wären und mit aller Vorſicht gelebt hätten. Andere wieder vernachläſſigen aus Leichtſinn oder Fatalismus ſelbſt die einfachſten Vorſichtsmaßregeln. Das eine wie das andere, die Überängſtlichkeit wie die Leichtfertigkeit, iſt des Standes unſerer Kultur und Erkenntnis nicht würdig. Torheit iſt es auch, auf ſolche Gegenmaßregeln Geld und Mühe zu verwenden, die nichts nützen, aber gelegentlich Schaden tun. Dahin gehört z. B. unzweckmäßiges Desinfizieren. Wo desinfiziert werden muß, geſchieht es von Amts wegen in ſorgfältiger und zweckmäßiger Weiſe, und wo nicht desinfiziert werden muß, kann man ſich durch das beliebte Verſprühen und Verpanſchen übelriechender Desinfektionsmittel eher krank machen, als vor Krankheit ſchützen.

Das Verhalten der Menſchen in Epidemiezeiten läßt ſich, wie ich ſchon eingangs andeutete, nicht für alle Krankheiten nach einem Schema beſtimmen. Aber das Leitmotiv bleibt in der Tat immer dasſelbe: der Dreiklang Reinlichkeit, vernünftige Lebensweiſe und ruhige Überlegung. Wenn wir uns deſſen bewußt bleiben und im übrigen auch bedenken, wie energiſch ſeitens der Behörden diejenigen Mittel zur Seuchenbekämpfung ins Werk geſetzt werden, die dem einzelnen nicht zur Verfügung ſtehen, dann werden uns die einſt ſo furchtbaren Epidemien nicht um den Frieden unſrer Seele bringen. Denn wir werden uns ſagen: Unter den unzähligen Gefahren, die unſere Geſundheit täglich umlauern, ſind dieſe längſt nicht die unentrinnbarſten.

Chemulpo, der Hafen von Söul.

Das Ende des Kaiſerreichs Korea. Von Ernſt von Heſſe-Wartegg.

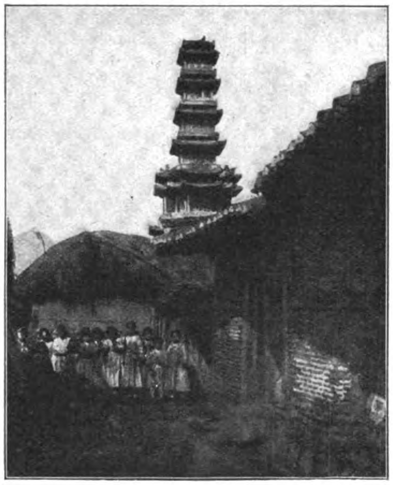
Ohne einen Schwertſtreich, ohne daß auch nur eine Macht des Erdballs Einſpruch erhoben hätte, iſt in den jüngſten Tagen Japan um die Hälfte ſeines Flächeninhalts größer geworden, und ſeine Bevölkerung hat einen Zuwachs von ſechs bis ſieben Millionen Seelen erhalten. Durch einen zwiſchen dem Kaiſer von Japan und dem Kaiſer von Korea abgeſchloſſenen Vertrag iſt das „Land der erhabenen Morgenruhe“ in den Beſitz Japans übergegangen, und das letztere iſt dadurch zu einer Kontinentalmacht Aſiens geworden.

Überraſchend iſt dieſes Aufgehen eines ganzen Kaiſerreichs in das japaniſche Staatsweſen keineswegs. Wohl hat Japan ſeinen ſiegreichen Krieg gegen China mit der vorgeſchobenen Abſicht unternommen, Korea aus der chineſiſchen Oberherrſchaft zu befreien. Korea ſeine Unabhängigkeit zu geben, war auch einer der in aller Welt verkündeten Gründe des blutigen Krieges, den Japan gegen Rußland geführt hat. Dieſe Unabhängigkeit zu achten, bildet einen der Grundartikel des Vertrags von 1902 zwiſchen Japan und England ſowie des Vertrags von 1904 zwiſchen Japan und Korea. Aber die Methoden der Japaner ſind zu bekannt, als daß man ihren verbrieften Verträgen viel Glauben beigemeſſen hätte. Anderſeits ſind auch die Intereſſen Europas in jenem äußerſten Winkel Oſtaſiens zu unbedeutend, ſeine Machtentfaltung iſt zu gering, als daß es dem rückſichtsloſen Vorgehen der Japaner hätte gegenübertreten ſollen. So nimmt es denn die vollzogene Tatſache der Annexion des koreaniſchen Kaiſerreichs einfach zur Kenntnis. Korea als ſolches hat aufgehört zu beſtehen.

Tai-Won-Kun, der letzte unabhängige Herrſcher von Korea.

Unter der japaniſchen Herrſchaft wird das Land erſt zur richtigen Aufſchließung und Entfaltung gelangen. Es bildet nunmehr den fruchtbarſten und zukunftsreichſten Teil des Mikadoreiches. Sein Klima iſt köſtlich, in ſeinen Bergen liegen geradezu unerſchöpfliche mineraliſche Schätze, und ebenſo unerſchöpflich iſt ſein Boden. Das Volk iſt von geſundem, kräftigem Schlag, und wenn Korea nicht ſchon vor Jahrhunderten die ihm zukommende Stellung unter den Ländern Aſiens errungen hat, ſo lag die Schuld an den aller Beſchreibung ſpottenden ſozialen Verhältniſſen und der verlotterten Regierung. Ein Fünftel der Koreaner lebt von dem, was von den übrigen vier Fünfteln mit Gewalt erpreßt werden kann. Eingeengt durch althergebrachte Vorurteile, verbringen die herrſchenden Adelsklaſſen ihr Leben in Nichtstun und betrachten jedwede Arbeit, ob in Gewerben, beim Landbau oder in den Ämtern, als entehrend. Die unteren Volksklaſſen — zum weitaus größeren Teil Landwirte — arbeiten nur ſo viel, als ſie für ihren Unterhalt benötigen, denn ſie wiſſen ſehr wohl, daß jeder Überſchuß von den Beamten ohne weiteres geraubt werden würde. Dieſe Furcht hält auch Handel und Gewerbe nieder. Wenn die meiſt aus armſeligen Lehmhütten beſtehende Hauptſtadt Söul ſeit einigen Jahren eine elektriſche Straßenbahn und elektriſche Beleuchtung hat, wenn eine Eiſenbahn ſie mit dem Haupthafen Chemulpo und eine zweite mit Fuſan verbindet, ſo ſind dies ausländiſche, hauptſächlich amerikaniſche Unternehmungen. — Bei den Koreanern ſelbſt herrſchen nur Armut, Trägheit, Verkommenheit, denn auf dem ganzen Lande laſtet der Druck von oben mit ſeinen Klaſſenvorurteilen, laſten Raubſyſtem, vollſtändige Rechtloſigkeit, Unſicherheit des Erwerbs, Willkür und haarſträubende Grauſamkeit der ſogenannten Juſtizpflege. Die Regierung huldigt den ſchlimmſten Laſtern orientaliſcher Monarchien, mit einem durch Abſperrung und Haremswirtſchaft geſchwächten unfähigen Monarchen an der Spitze, und Beamten, die ſich durch Intrigen, Beſtechung und Weiberwirtſchaft auf ihren Poſten erhalten, Poſten, die ſie nur zur Ausraubung der Regierten benutzen. Dazu kommen ein alle Volksklaſſen durchdringender Aberglaube, Geſpenſterfurcht und der verderbliche Einfluß von Wahrſagern und Sterndeutern.

Nur den Adelsklaſſen waren bis jetzt Regierungsposten zugänglich, und wenn ſie ſich um dieſe drängten, ſo hat dies ſeinen Grund zum Teil auch darin, daß nach koreaniſcher Sitte ein Mann nicht nur ſeine eigene Familie mit allen Anverwandten, ſondern auch jene ſeiner Frau und die Freunde ſeiner Verwandten zu unterhalten hat. Bei ſo vielſeitigen Verpflichtungen iſt es eben das einfachſte, die ganze Sippſchaft auf Koſten der Regierung, das heißt alſo aus dem vom Volke Erpreßten, füttern zu laſſen. Sitzt ein Mann auf einem Mandarinpoſten, dann findet er durch Intrigen und Beſtechung auch Wege, neue Beamtenſtellen für ſeine Sippe ſchaffen zu laſſen, und kein Land des Erdballs dürfte eine ſo große Zahl von Beamten aufzuweiſen haben, wie Korea. Als ich im Jahre 1894 zum erſten Male in das Land der erhabenen Morgenruhe kam, lagen die meiſten Mandarinpoſten in den Händen der weitverzweigten Adelsfamilie der „Min“, der auch die kluge, 1895 von den Japanern in grauſamſter Weiſe ermordete Königin angehörte. Bis auf die jüngſte Zeit waren viele Tauſende geſunder, kräftiger Männer von durchſchnittlicher Bildung mit ihren ganzen Familien nur von ihren Freunden bei der Regierung abhängig, aßen von ihrem Tiſch, rauchten von ihrem Tabak, kleideten ſich in ihre weißen, hemdartigen Kaftane — die Nationalkleidung der Koreaner — und brachten ihr Leben mit Schlafen, Rauchen, Spielen und Intrigieren zu. Konnten ihre Beſchützer ſie endlich nicht mehr aus eigenen Mitteln erhalten, ſo ſchufen ſie für ihren Anhang kleine Beamtenſtellen. Die Mehrzahl der Unruhen in den letzten Jahrzehnten hatten nicht etwa politiſche Prinzipien, ſondern hauptſächlich den Kampf um Beamtenpoſten zur Urſache. Jeder, bis zu den Miniſtern hinauf, arbeitete gegen den andern, jeder ſuchte beim Kaiſer mehr Einfluß zu bekommen, mehr Mandarinpoſten für ſeine Freunde zu ergattern. Ging es nicht anders, dann wurden die allmächtigen Haremsweiber, ja die eigenen Töchter, daneben Eunuchen und Wahrſager ins Treffen geſchickt, bis der Kaiſer nachgab.


Alte chineſiſche Pagode.

Die Rechnung für dieſe Drohnen hatte natürlich die Landbevölkerung zu zahlen. Der Ertrag des Bodens könnte mit Leichtigkeit das Doppelte und Dreifache erreichen, aber er wäre ja nicht den Bauern, ſondern den Beamten zugute gekommen, und ſo blieben große Flächen Ackerbodens brachliegen.

Koreanerin.

Wäre der letzte König von Korea, Li Hſi, ein ganzer Mann geweſen, er hätte das Land ſeiner, ſeit einem halben Jahrtauſend regierenden Dynaſtie erhalten können, und er hätte auch ſeine Unabhängigkeit gegenüber den Japanern bewahrt. Aber er war ein von Haremsweibern umgebener Schwächling, der von ſeinem großen Lande keine anderen Begriffe hatte, als jene, die ihm ſeine Günſtlinge einflüſterten. Auf uns Fremde machte der kleine Herr in weiten weißen Unterhoſen und weißen Socken, deſſen Unſcheinbarkeit nur durch ſeine koſtbaren Brokatgewänder verdeckt wurde, einen nicht ungünſtigen Eindruck. Er war ein Freund der Europäer und fragte jeden, den er in Audienz empfing, um Rat, wie er ſein Land regieren ſollte. Hätte ſeine Umgebung, vor allem die Königin, vor der er zitterte, es ihm erlaubt, er hätte heute das, morgen jenes, übermorgen das gerade Entgegengeſetzte davon in ſeinem Lande eingeführt. Nur ſeine vielen ſchönen Haremsweiber wären eine bleibende Einrichtung geblieben. In keinem Lande der Welt war das Schürzenregiment ärger, als in Korea.

Von ſeiner Würde und Unnahbarkeit den Koreanern gegenüber beſaß er einen hohen Begriff, und es ſchmeichelte ihm ungemein, als die hiſtoriſchen Erbfeinde ſeines Volkes, die Japaner, in ſo „uneigennütziger“ Weiſe gegen China Krieg führten, angeblich nur, um ſeinem Lande die Unabhängigkeit und damit ihm ſelbſt die Kaiſerwürde zu geben. Die offizielle Erhebung erfolgte am 12. Oktober 1897. Zehn Jahre erfreute er ſich dieſer vermeintlichen Souveränität, mußte aber von Tag zu Tag immer mehr erkennen, daß er aus dem chineſiſchen Regen in die japaniſche Traufe gekommen war. Am 19. Juli 1907 war es mit ſeiner Herrlichkeit zu Ende. Von den Japanern in rückſichtsloſer Weiſe gezwungen, ſetzte er ſchluchzend ſeine Unterſchrift und das Kaiſerliche Siegel unter die Abdankungsurkunde. Sein Sohn, Kaiſer I-Tſchok, beſtieg den Herrſcherthron, aber nicht um zu herrſchen, ſondern um mit Schrecken zu ſehen, daß ihm die Japaner nichts von ſeinem Lande übrig gelaſſen hatten, als ſeinen Palaſt. Allmählich war Japan zu vorherrſchendem Einfluß im Lande gelangt, und ſchon um die Jahrhundertwende hatten ſich die Zuſtände erheblich gebeſſert. Die unüberſteiglichen Schranken zwiſchen Beamten, Adelsklaſſen und Volk waren durchbrochen, die Sklaverei war abgeſchafft, das Beamtentum allen Klaſſen zugänglich gemacht worden. Die grauenerregenden Abſchlachtungen, Foltern und Körperſtrafen fanden ihr Ende, an Stelle der elenden Münzen, von denen tauſend auf eine Reichsmark gingen, trat Geld nach japaniſchem Muſter, die alten chineſiſchen Mandarinprüfungen wurden abgeſchafft, das Gerichtsweſen in ſeinen ſchreiendſten Mißſtänden reorganiſiert, Armee und Polizei nach japaniſcher Art umgemodelt. Korea bekam ein eigenes Poſtweſen, die Steuerzahlung wurde beaufſichtigt, die Bedrückung des Volkes durch die Mandarine nach Tunlichkeit verhindert.

Gleichzeitig mit dieſen unzweifelhaft zum Beſten der Koreaner und ihres reichen Landes dienenden Reformen kam auch die japaniſche Eroberung der Halbinſel in wirtſchaftlicher Hinſicht. Der Bahnbau vom ſüdlichen Hafen Fuſan quer durch Korea nach der Hauptſtadt Söul, ſowie von dort nach Chemulpo hatte viele Tauſende von japaniſchen Arbeitern und Kulis mit ihren Familien nach Korea gebracht, und die japaniſche Regierung ſorgte dafür, daß ſich dieſe dauernd anſiedeln konnten. Dieſe kleinen Anſiedlungen waren häufigen Angriffen durch die koreaniſchen Nachbarn ausgeſetzt, und das gab den Japanern die willkommene Veranlaſſung, Truppen zum Schutz ins Land zu werfen. Dazu kamen japaniſche Kaufleute und Gewerbetreibende in Menge nach den geöffneten Städten und Häfen, und während bisher Rußland und England den größten Einfluß in Korea ausgeübt hatten, war nunmehr Japan die weitaus vorherrſchende Großmacht geworden.

⌘ Weſttor von Söul, rechts Stadthäuſer der Koreaner. ⌘

Das Vorgehen des Inſelvolkes in Korea war indeſſen ſo rückſichtslos, daß es die Koreaner in hellen Aufruhr brachte, und wenn die Japaner von ihnen gehaßt und verachtet wurden, wenn's zu blutigen Aufſtänden kam, ſo haben die Japaner das ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Die Koreaner ſind beiſpielsweiſe leidenſchaftliche Raucher. Selten ſah ich einen von ihnen, ob hoch oder niedrig, ohne die armlange Pfeife mit dem haſelnußgroßen Pfeifenkopf im Munde. Das paßte den Japanern nicht. So gaben ſie denn ihren Soldaten den Befehl, jedem Koreaner die Pfeife zu entreißen und in Stücke zu brechen. Die Koreaner tragen, wenn ſie verheiratet ſind, ihre Haare zu einem kurzen Zöpfchen gedreht, das daumenlang vom Scheitel aufragt. Darüber tragen ſie einen durchſichtigen Roßhaarhut, der beim erſten Windſtoß davonfliegen würde, wäre er nicht durch Bänder unter dem Kinn feſtgehalten. Junggeſellen dürfen weder Scheitelzöpfchen noch Hut tragen, ſondern müſſen das Kopfhaar ungeſchnitten über die Schultern fallen laſſen und barhäuptig durchs Leben wandeln, bis ſie eine beſſere Hälfte ihr eigen nennen. Auch das paßte den Japanern nicht, und ſo mußten ihre Soldaten jedem Koreaner, hoch oder niedrig, Haarzopf und Hutbänder abſchneiden. Selbſt der Kaiſer wurde in roher Weiſe dieſer Prozedur unterworfen. Die Kleidung der Koreaner war bis zur japaniſchen Invaſion durchweg weiß. Die Japaner verboten die weißen Schlafröcke und ordneten blaue Jacken und Beinkleider an! —

⌘ Koreaner mit Familie. ⌘

Alle dieſe kleinlichen, das Volk heftig erregenden Maßnahmen wollten die Japaner als vom koreaniſchen Kaiſer ſelbſt ausgehend darſtellen. Aber Li Hſi, der nach ſeiner Erhebung zum Kaiſer den Namen Yi Höng angenommen hatte, blieb ſtandhaft. „Lieber will ich Gift nehmen!" rief er leidenſchaftlich aus und wandte ſich an die Vertreter der fremden Mächte um Schutz. Da ließ der General-Reſident, der ſeither ermordete Fürſt Ito, die Truppen anrücken. Sie beſetzten den Palaſt, vertrieben die koreaniſchen Horden und verhinderten jedweden Verkehr des Kaiſers mit der Außenwelt. Unter körperlicher Bedrohung wurde er veranlaßt, ſein Siegel unter die Abberufungsurkunde der koreaniſchen Geſandten und Konſuln zu ſetzen. Er mußte den Poſten des Miniſters des Äußeren abſchaffen, die Finanzverwaltung, ja ſelbſt die Verwaltung ſeines eigenen Hofſtaates in die Hände der Japaner legen. Seither war er, ebenſo wie ſein Nachfolger Tai-Won-Kun, nur noch ein Gefangener in ſeinem Palaſt. Selbſt Sklavinnen und Waſchfrauen durften nicht mehr durch die Palaſttore, ohne ſich vorher einer gründlichen Durchſuchung unterworfen zu haben.

Mit dem koreaniſchen Kaiſer in ihrer Hand, konnten die Japaner nunmehr nach Willkür im ganzen Lande ſchalten und walten. Die Armee wurde aufgelöſt, die einflußreichen Beamtenpoſten durch Japaner erſetzt, und tatſächlich befand ſich Korea bereits ſeit der Jahrhundertwende vollſtändig unter japaniſcher Verwaltung. Daß die Regierung des Mikado aber auch mit dem Fürſtenhof ſo rückſichtslos aufräumen würde, um das ganze Kaiſerreich zur japaniſchen Provinz zu machen, iſt indeſſen kaum erwartet worden. Nun iſt die Dynaſtie Yi, die ſeit dem Jahre 1392 die Geſchicke von Korea gelenkt und im Laufe der Jahrhunderte das Land gegen die wiederholten Einfälle der Japaner tapfer verteidigt hat, wohl für immer beſeitigt. Hätten ihre letzten Herrſcher das Land nicht vollſtändig dem Auslande verſchloſſen, hätten ſie nach Art der Japaner ihrem von Natur aus reich veranlagten Volke die Segnungen der abendländiſchen Kultur gegeben und eine andere Kriegsmacht geſchaffen, Korea mit ſeinen reichen Hilfsquellen würde ſich heute der Unabhängigkeit, des Wohlſtands, der Blüte erfreuen, ähnlich wie ſein Nachbar. Wohlſtand und Blüte wird Korea jetzt durch die Japaner erhalten, aber ſeine Unabhängigkeit wird es kaum wieder erlangen.

⌘ Jäi-Won. ⌘

Ausflug nach Straßburg. (27. bis 29. September 1870.) Von K. Hackenſchmidt.

1. Wie ich nach einem Vetter auszog und einen Freund traf.

Der Wirbelſturm, der am 6. Auguſt 1870 verheerend über Wörth und Fröſchweiler niedergegangen war, hatte auch meine ſonſt ſo weltverſchloſſene Waldgemeinde geſtreift. Auf der Anhöhe hinter dem Schloß hatten ſich die Franzoſen verſchanzt und warteten während der Schlacht auf einen Angriff von Norden, der glücklicherweiſe nicht erfolgte; durch unſer Tal flüchtete ein Teil des geſchlagenen Heeres; in unſeren Schulſälen verpflegten wir verwundete Franzoſen; bis zwanzig Minuten von meinem Pfarrhaus hatten ſich Leichen gefunden, wackere Bayern, die am Morgen, bei dem Austritt aus dem Walde, von den in Neckweiler poſtierten Zuaven niedergemäht worden waren. Doch nun ſind ein paar Wochen darüber verfloſſen, wir haben uns einigermaßen vom Schreck erholt, wir atmen wieder auf. Die Truppendurchmärſche und Requiſitionen haben aufgehört, die Pflugſchar hat bereits einen Teil des feſtgeſtampften oder kanonendurchfurchten Gefildes urbar gemacht; man kann wieder unbehelligt von Ortſchaft zu Ortſchaft gehen, und von unſeren Verwundeten ſind die einen in richtige Lazarette untergebracht worden; andere, die inzwiſchen Geneſenen, haben ſich nächtlicherweile auf und davon gemacht, dem benachbarten Bitſch zu; die übrigen, die Halbgeneſenen, waren in die Gefangenſchaft abgeholt worden, und es war

Zeit, daß wir ſie los wurden, denn die leichtlebigen Kameraden zeigten ein eifriges Streben, ſich in der deutſchen Sprache durch die Dorfſchönen fördern zu laſſen, — einer hatte ſich die Worte: Darf ich Sie küſſen? auf ein Zettelchen ſchreiben laſſen und ſuchte ſie durch fleißige Übung in ſein Gedächtnis zu prägen. Wenn nur der Kanonendonner von Straßburg und Bitſch nicht geweſen wäre, der unabläſſig Tag und Nacht in unſern Schluchten widerhallte! Wenn nur die Lügendepeſchen nicht geweſen wären über ſchreckliche Niederlagen der deutſchen Heere, die wohl oder übel glauben mußte, wer nicht als ſchlechter Patriot krumm angeſehen werden wollte! Wenn wir nur Briefe und Zeitungen bekommen hätten und Kunde empfangen von unſern lieben Angehörigen und Freunden im belagerten Straßburg und an andern Orten! Nachts ſtiegen wir auf eine Höhe, von der man die Stadt ſehen konnte, und wenn wir dann da und dort die feurige Lohe aufſteigen ſahen, krampften ſich die Herzen zuſammen.

Einmal — gegen Ende September — bekam ich eine Nachricht, aber es war keine erfreuliche. Ein junger Vetter von mir, den ich liebte und ſchätzte, hatte ſich mit vielen andern Studenten unter Profeſſor Böckels Leitung als freiwilliger Krankenpfleger nach Hagenau begeben. Seine Geſundheit war jedoch den Strapazen nicht gewachſen; ich vernahm, daß er erkrankt ſei. Krank, fern von der Mutter, mitten im Kriegsgewühle! Da hielt es mich nicht länger, im Morgengrauen machte ich mich auf, durch die herbſtliche Landſchaft, talabwärts nach Hagenau. Lange mußte ich ſuchen und fragen, endlich vernahm ich, er habe den Ort verlaſſen und ſich nach Reitweiler, einem großen Dorf weſtlich von Straßburg, begeben, wo er bei Verwandten beſſere Pflege zu finden hoffte. Bekümmert ſollte ich wieder die Heimreiſe antreten, zu Fuß natürlich, wie ich gekommen war. In der Bahnhofreſtauration gedachte ich mich dazu zu ſtärken. Da fiel mein Blick auf einen Militärzug, der eben nach Vendenheim abgehen ſollte; Vendenheim, das iſt nicht weit von Reitweiler! „Dürfte ich mitfahren?“ fragte ich höflich den Kommandierenden. — „Gewiß! Wenn Sie keine Bombe in der Taſche haben und Platz finden!“ — Platz fand ich in einem Bremſerhäuschen, dann ging's los! Freilich langſam genug! An jeder Station war Aufenthalt, manchmal ſtundenlang! Die Sonne neigte ſich ſchon dem Gebirge zu, als ich endlich in Vendenheim anlangte. Gleich am Stationsgebäude war das Geſchützlager, da lagen und ſtanden ſie in Reih und Glied, die ſchwarzen Ungetüme, mit denen Deutſchland etwas derb um die alte Reichsſtadt warb. Und dort im Abenddunſte ſehe ich ſie liegen, meine liebe Vaterſtadt, ſehe die Trümmer der neuen Kirche in die Luft ragen, und ſehe, wie ab und zu eine kleine glänzende Wolke emporſchießt, blitzſchnell einen Bogen durch die Luft zieht, dann ein Knall, eine ſchwarze Rauchwolke, nichts mehr!

Aber ſo gern ich auch möchte, ich darf nicht verweilen. Zuerſt muß ich nach Hundolsheim, um auf dem Generalkommando einen Paſſierſchein zu holen. Jetzt nach dem erſehnten Reitweiler! Alle Ortſchaften wimmeln von Mannſchaften. Jedes Haus hat eine Beſatzung, oft vierzig, fünfzig Mann, und man ſollte nicht meinen, wie gut ſich Quartiergeber und Einquartierte verſtanden! Endlich liegt der ſtattliche Hof vor mir, wo ich meinen kranken Vetter zu finden hoffte. Ich werde freundlich begrüßt und vernehme: „Wir hatten keinen Platz für ihn, keinen Winkel mehr, er hat ſich ſo gut er konnte weitergeſchleppt nach dem Weinhof! Wie leid tat es uns!“

Nun ſtehe ich da, zum zweitenmal unverrichteter Sache, und es iſt inzwiſchen Nacht geworden, ſtockdunkle Nacht, und war für meinen kranken Vetter kein Unterkommen, ſo noch viel viel weniger für mich. Doch es fällt mir ein anderes Dorf ein, allerdings iſt noch eine Stunde bis hin, das Dörflein mit dem häßlichen Namen Pfuhlgriesheim und dem liebenswürdigen Pfarrhauſe, wo wir zehn Jahre früher als fröhliche Studenten ſo oft eingekehrt ſind, und das Herz geht mir auf mitten in allem Elend und aller Bekümmernis. Ich requiriere einen Mann, der mir mit einer Laterne den Weg zeigt, meine abgehetzten Beine kommen kaum mehr vom Fleck. Endlich leuchten die wohlbekannten Fenſter durch das Dunkel. Ich laſſe die Klingel ertönen. „Wer iſt da?“ — „Ein obdachloſer Wandersmann!“ Es dauert eine Weile, dann wird die Türe aufgeriegelt, die Pfarrtochter hält mir die Kerze vor das Geſicht und heißt mich willkommen. Freilich etwas kleinlaut, man war zu dieſer ſpäten Stunde nicht mehr auf einen Gaſt gefaßt. Der würdige Pfarrer begrüßte mich ſchon freudiger, und wer tritt da über die Schwelle der Wohnſtube? Wer ſchließt mich mit einem Jauchzer in die Arme? Wer läßt mit einemmal alle Verlegenheit ſchwinden? Es iſt Emil Frommel, der als Feldprediger das auch ihm wohlbekannte Pfarrhaus zu ſeinem Quartier erwählt hat! Emil Frommel, mein verehrter, lieber, treuer Freund von Straßburg und Fröſchweiler her!

Und wie waren nun mit einem Schlag die Strapazen des Tages, der Kummer um den erkrankten jungen Verwandten, die Not der Zeit gebannt und vergeſſen, als wir im Familienzimmer beim Abendimbiß gemütlich zuſammenſaßen und einander erzählten, was wir alles erlebt hatten in den letzten Wochen! Aber nicht zu lang ſaßen wir beiſammen, dann nahm mich Frommel mit hinauf in das Gaſtzimmer, in dem auch für mich das Bett bereitet war. Und als wir dann nebeneinander, jeder auf ſeinem Lager, die müden Glieder reckten, er nach ſeiner Gewohnheit die brennende Zigarre im Munde, wie taten ſich da die Herzen auf, das meine von Sorgen für die Zukunft meines Landes, das ſeine von froher Glaubenszuverſicht! „Jetzt werdet Ihr deutſch, kannſch' ſicher ſein! Es fängt für unſer Elſaß, unſer liebes, eine neue ſchöne Zeit an!“ Auf einmal kam der Schalk über ihn: „Weiſch was mei Angſcht iſch? I fürcht' die neu' Regierung, die Ihr bekommt, wird anſtatt dem Hund mit einemmal de Schwanz abzuhaue, es aus lauter Milde und Schonung ſtückelweiſ' tun!“

Endlich übermannte mich der Schlaf. Die friedlich brennende Zigarre meines Nachtgefährten leuchtete mich in die erſten Träume hinein, und draußen, vom nahen Hausbergen her, tönte ununterbrochen der Donner der Geſchütze.

2. Wie Emil Frommel der Humor ausging und ein Bauersmann ihn wieder aufrichtete.

Als ich folgenden Tags reiſefertig in das Wohnzimmer trat, um mich für die freundliche Beherbergung herzlich zu bedanken, ſtand der werte Pfarrer bereits mit Hut und Überzieher zur Stelle und ſagte: „Sie haben im Sinne, nach dem Neuhof zu gehen? Das iſt weit! Ich laſſe Sie bis Illkirch fahren und fahre mit, ich muß doch ſehen, wie es dort meinen lieben Verwandten geht!“ Frommel war natürlich ſofort gewillt und bereit, ſich anzuſchließen, und wer war glücklicher als ich über die unerwartete Fahrgelegenheit und die ſo köſtliche Reiſegeſellſchaft? In fünf Minuten hatten wir uns auf dem Bauernwägelchen eingerichtet, der Bauer hatte ein Pferd angeſchirrt, das kräftig ausgriff; in ſcharfem Trabe ging es über die Hausbergen, Wolfisheim, Lingolsheim, reiche Ortſchaften, damals von Soldaten vollgepfropft bis unter die Dachſparren, und was waren das für ſtramme Leute, denen Mut und Klugheit aus den Augen ſchaute! Und wie wurde Manneszucht gehalten! Der Pfarrer verſicherte uns, es ſei ihm nie die geringſte Beſchwerde über das Benehmen der Mannſchaften zu Ohren gekommen! — Einige Jahre vorher hatte Kaiſer Napoleon ſich den langen Hügelzug, an dem wir hinfuhren, angeſehen und den Willen geäußert, daß er befeſtigt werde. Aber was waren damals kaiſerliche Befehle? Wären ſie ausgeführt worden, ſo hätte Straßburg ein anderes Schickſal gehabt! Jetzt reiht ſich dort Fort an Fort. Südweſtlich um Straßburg herum fuhren wir, kaum eine Stunde von der Stadt entfernt. Wir konnten ſie an erhöhten Stellen der Straße überſehen; wehmütig ließen wir die Augen über die zerſchoſſenen Dächer gleiten. Auch die krummgeſchoſſene Münſterſpitze, das abgebrannte Münſterdach wurde nun bemerkbar. Und es war des Schadens noch nicht genug, immer noch ſauſten die Kugeln. O dieſer Gegenſatz, die Rebhügel zu unſerer Rechten, das weite, fruchtbare Blachfeld zwiſchen uns und der Stadt, und darüber eine düſtere Rauchſchicht!

Gegen Mittag rollte unſer Gefährt über die Illbrücke, und wir waren in Illkirch. Das war einſt, als die Franzoſen vor Straßburg lagen wie jetzt die Deutſchen, Louvois' Hauptquartier geweſen. Wir fuhren an dem Haus vorbei, wo, beinahe auf den Tag, vor 190 Jahren die Abgeordneten der Stadt mit zitternden Händen eine Kapitulationsurkunde unterzeichneten, die eben jetzt deutſche Kugeln zerfetzten. Abſeits von der Straße liegt das altertümliche Pfarrhaus, das Ziel der Fahrt. Das ehrwürdige Pfarrpaar empfing uns mit offenen Armen. Neugierig ſtanden einige junge Mädchen dabei, hübſche, blonde Nichten der Pfarrleute, die ſich aus der belagerten Stadt geflüchtet hatten. Wie ſie den preußiſchen Feldprediger erblickten, war es wie eine ſtumme Verſchwörung. Die Damen grüßen nicht, treten abſeits, machen Geſichter, kurz ſie ſpielen die in ihrem Patriotismus tief gekränkten Franzöſinnen! Frommel war ihnen wohlbekannt, er war im Elſaß ein geſchätzter Feſtprediger bevor noch ſein Name in Norddeutſchland genannt wurde, und wer hätte ihn gekannt, den Mann mit den klaren, fröhlichen Augen und dem warmen Herzen und hätte ihn nicht auch geliebt? Er geht auf ſie zu, ſie weichen ſcheu aus! Er redet ſie an, aber Ernſt und Scherz prallen an ſteinernen Geſichtszügen ab. Einen ſolchen Empfang war der liebe Mann nicht gewohnt. Und die Mißſtimmung der jungen Damen ſteckt auch die anderen Pfarrhausgäſte an, es will kein Geſpräch aufkommen. Als die große Geſellſchaft um den Tiſch Platz genommen hatte, machte Frommel einen neuen Verſuch, mit den Straßburgerinnen anzuknüpfen und holte ſich nur einen neuen Korb. Sie ſitzen da, pikiert, verſchloſſen, als ſagten ſie Pfläumchen. Und wir ſitzen alle da und haben das Herz ſo voll, und keiner redet ein Wort, ſo daß zuletzt auch Frommel ſich ſtumm über den Teller beugt.

Da geſchah etwas, o etwas ganz Ordinäres, ja Triviales, ſo daß ich um Entſchuldigung bitten muß, wenn ich es berichte, aber es iſt ein charakteriſtiſcher Beweis dafür, wie

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

wenig oft genügt, um einen Umſchlag der Stimmung hervorzubringen. Der Pfuhlgriesheimer Bauer, unſer wackerer Fuhrmann, gehörte ſelbſtverſtändlich auch zu den Tiſchgenoſſen. War ihm nun ein Broſamen in die Luftröhre gekommen, oder hatte die Verlegenheit ihm die Kehle zugeſchnürt, oder war ſonſt etwas die Urſache — kurz der gute Mann fing an ſich zu räuſpern, zuerſt piano, dann crescendo, zuletzt fortissimo, er räuſperte ſich ſo umſtändlich, ſo andauernd, ſo gründlich und am Ende — ſo ergiebig, daß alles Gabel und Meſſer hinlegte und ihn anſtarrte. Und dann ſchaute eins das andere an und biß die Lippen zuſammen. Und dann half das nichts, es war nicht zurückzuhalten, es brach ein Gelächter los, das nicht aufhören wollte, und als es ſich endlich legte, fing es von neuem an und riß alle mit, und dann — war das Eis gebrochen! Die ſteife Zurückhaltung war dahin, die erſtarrten Gemüter tauten auf, bald waren rings um die Tafel Geſpräche im Gang. Frommels gute Worte fielen nicht mehr auf den Boden, und als man zuletzt bei einer Taſſe Kaffee im Garten ſaß, war alles gut freund und in behaglicher Verfaſſung, ſo weit es vor den Toren der belagerten Stadt möglich war.

„Auf Wiederſehen in Straßburg!“ rief mir Frommel zu, als er um vier Uhr wieder mit dem lieben Pfarrer auf dem Wagen ſaß.

„Hoffentlich bald, recht bald!“ erwiderte ich und nahm den Weg nach dem Neuhof unter die Füße.

3. Die weiße Fahne auf dem Münſter.

Mein Weg führte mich zuerſt der belagerten Stadt näher, der Hohwart zu. Hier fand ich noch rechts und links die Spuren eines verzweifelten Ausfalls, den die Garniſon gemacht hatte in der törichten Hoffnung, den eiſernen Ring zu durchbrechen, der um die Stadt geſchmiedet war. Kugelſpuren an den Häuſern, zerriſſene Umzäunungen, zerſtampfte Gärten und insbeſondere Gräber, friſche Gräber, die noch kein Kreuz bezeichnete. Dann umſchloß mich der dichte, parkähnliche Wald und ſeine wohltuende Stille. Doch bald bot ſich ein neues Schauſpiel. Ein anſehnlicher Trupp badiſcher Frauen und Mädchen kam mir entgegen, alle hochgeſchürzt und hochbepackt, wacker ausſchreitend. Es waren offenbar Frauen und Schweſtern von Soldaten, die ſich zu Altenheim über den Rhein hatten fahren laſſen, in der Abſicht, ihre Leute im Belagerungsgebiet zu beſuchen und mit neuem Proviant zu verſehen. Ein Einheimiſcher, der mit mir des Weges ging, blieb bei ihrem Anblick erſtaunt ſtehen, ließ den Zug vorüber und ſchlug dann die Hände über dem Kopf zuſammen, indem er ausrief: „Jetzt kumme ſogar noch d’ Wibslitt!“ (Jetzt kommen ſogar noch die Frauensleute!)

Als der Wald ſich öffnete, lag langgeſtreckt der Neuhof vor mir, der öſtliche Vorort von Straßburg, und nach wenigen Minuten das Endziel meiner heutigen Wanderung, die liebe Anſtalt, und welch ein jubelnder Empfang wurde mir hier zuteil! Die Neuhof-Anſtalt iſt im Hauptberuf eine Rettungsanſtalt für arme Kinder, eine der älteſten und populärſten dieſer Art, — jetzt aber war ſie, nebenamtlich, eine Zufluchtsſtätte für eine ganze Menge Straßburger Familien, die den berechtigten Inſaſſen das Leben freilich ſehr einengten. In der erſten Woche der Belagerung wurde nämlich täglich zwiſchen zwölf und ein Uhr das Spitaltor geöffnet, wer irgendeinen Grund angeben konnte, Krankheit, Obdachloſigkeit, dringende Geſchäfte, wurde herausgelaſſen und nach einem ſtillſchweigenden Übereinkommen von den feindlichen Vorpoſten durchgelaſſen. Da fing dann freilich erſt die Not an. Die nächſte Umgegend der Stadt auf dieſer Seite war unter Waſſer, um weiter zu kommen, mußte man ſich ein Fuhrwerk beſchaffen, und der dortige Fuhrunternehmer ſtellte horrende Forderungen. Wem es dann die Mittel erlaubten, der ließ ſich über den Rhein ſchaffen, die anderen blieben auf dem Neuhof hängen, und die Anſtalt bot ihnen ihre Räume. Auch meine lieben Eltern hatten ſich in dieſer Weiſe gerettet. Im übrigen war es eine bunt zuſammengewürfelte Geſellſchaft, die ſich hier traf. Und jeder hatte etwas erlebt, jeder wußte Erſtaunliches zu erzählen über die Art, wie ihm die Flucht gelungen war, und die meiſten befanden ſich in furchtbarer Aufregung, voller Angſt wegen der in der belagerten Stadt Zurückgelaſſenen oder voll Sorge wegen ihrer Zukunft. Da war z. B. ein reicher Herr, der immer wieder jammerte, er habe bei ſeiner raſchen Flucht nur fünfhundert Franken einſtecken können, und „was ſind fünfhundert Fränkle?“ Er iſt bald darauf überſchnappt. Ein Ehepaar hatte törichterweiſe in einem Sack das Silbergeſchirr mitgenommen; einen Wagen bekamen ſie nicht, Unbekannte boten ſich an, die ſchwere Taſche in ihrem Wagen bis auf den Neuhof mitzunehmen; als das Ehepaar endlich nach tauſend Strapazen den Neuhof erreichte, waren weder die gefälligen Leute noch der ihnen anvertraute Schatz zu finden. Nach Monaten fand er ſich unverſehrt hinter der Türe einer Metzgerei, wo er in der Eile hingeworfen worden war!

Inmitten all der geängſteten Seelen ſtand mein ſeliger Vater mit ſeinem ruhigen Weſen wie ein Troſtengel. Morgens und abends verſammelte er die Anſtaltskinder wie die Geflüchteten zu einer gemeinſamen Andacht; da hat mancher wieder nach oben ſchauen gelernt. Vor Kugeln war die Anſtalt ſicher, von dieſer Seite wurde nicht geſchoſſen. Nur die Gefahr eines Ausfalls war zu befürchten; zweimal ſtanden die Pfleglinge der Anſtalt mit dem Bündel in der Hand, fluchtbereit. Sonſt genoß die Anſtalt die beſondere Gunſt der feindlichen Kommandierenden, die ſie vor jeder Zudringlichkeit ſchützten.

Und mein Vetter, der Anlaß aller dieſer Erlebniſſe? Den traf ich freilich auch hier nicht, aber ich wurde über ſein Schickſal beruhigt. Es war ihm gelungen, ſich einer Familie anzuſchließen, die in die Schweiz zog, und er wird wohl aus der Schweiz unbehelligt zu ſeinem Bruder in Südfrankreich gelangt ſein, wo es am beſten für ihn iſt. Ich darf wohl erwähnen, daß er ſpäter Großes geleiſtet hat als Miſſionar und als Lehrer an der Pariſer Miſſionsſchule, leider aber früh abgerufen wurde. Ich habe mein Buch über den chriſtlichen Glauben ſeinem Andenken gewidmet. —

Über allen dieſen Mitteilungen war es Nacht geworden, und jetzt erſt, als man ſich anſchickte zur Ruhe zu gehen, fiel uns auf, wie ſtill es draußen geworden war. Und ſtill blieb es die ganze Nacht. Kein Knall ſchreckte uns aus dem Schlaf. Am Morgen erwachte ich von einem Jubelſchrei. Ich ſprang ans Fenſter, unten ſtanden Alte und Junge und ſtarrten nach dem Münſterturm, und von Mund zu Mund ging’s: „Der wiß Fahne uf’m Minſchter!“ Die weiße Fahne wehte ſchon ſeit geſtern abend, wir hatten in der Dämmerung nichts davon bemerkt! Ich eile auf die Straße und ſpreche einen Offizier darüber an. Er beſtätigte es: „Die Stadt hat dieſe Nacht kapituliert!“ — Fiel da ein Stein von den Herzen!

4. Auf Umwegen und durch Hinderniſſe hinein in die Stadt.

„Wenn die Stadt kapituliert hat, ſo darf man wohl hinein?“ fragte ich meinen Hauptmann.

„Heute jedenfalls noch nicht! Wir haben ſtrengen Befehl, niemand durchzulaſſen!“

Das war ein entmutigender Beſcheid. Aber für was iſt man mit Frommel befreundet? Den drängt es gewiß auch in die Stadt, der kommt durch, und der nimmt mich mit! —

Alſo wieder nach dem Dörflein, wo ich vorgeſtern abend Frommel traf. Und zwar ohne Zögern. So marſchierte ich durch den taufriſchen Morgen den geſtrigen Weg zurück, aber er kam mir bedeutend länger vor als geſtern, man fährt doch ſchneller als man geht. Und Frommel wird ſchwerlich zu Haus auf Dich warten.

Als ich wieder eine der vielen Straßen durchkreuzen wollte, die in die Stadt führen, kam ein Landwehrbataillon des Wegs. Ein Leutnant ſah mit ſeiner Brille vertrauenerweckend aus.

„Das Bataillon geht in die Stadt? Darf ich mich anſchließen?“

„Meinetwegen ſchon. Fragen Sie den Herrn Oberſt!“

„Herr Oberſt, ich bin ein harmloſer Pfarrer, ich möchte ſehen, ob meine Freunde in der Stadt noch leben, darf ich mit?“

Der Oberſt ſenkte zuſtimmend ſeinen Degen, und ſo renkte ich meinen Schritt in den der wackeren Landwehrmänner, und voran ging’s in ſcharfem Tempo. Jenſeits der Breuſch kamen die erſten Häuſer, keins ohne Breſche, mehrere nur noch Trümmerhaufen. Dann bog der Weg nach dem Weißturmtor, ſchon lag das Tor vor uns. Da ertönt das Kommando: Bataillon, halt! Der Oberſt reitet auf mich zu: „Herr Pfarrer, wir haben Befehl, hier Poſto zu faſſen bis die Franzoſen aus der Stadt ſind, das kann ein paar Stunden dauern! Schauen Sie zu, wie Sie hineinkommen!“

Ein Mann ging vor mir dem Tore zu. Ich ſah, wie der Poſten, der am Tore ſtand, ihm den Weg mit dem Gewehr verſperrte. Der Mann verlegt ſich aufs Parlamentieren, der Poſten hält ſtand. Da auf einmal kommt’s mir in die Beine, ich laufe um die Gruppe herum und laufe ohne mich umzukehren zum Tor hinein. Der Gedanke, daß der Poſten berechtigt geweſen wäre, mir eine Kugel zwiſchen die Schulterblätter nachzuſchicken, kam mir zum Glück erſt, als ich außer ſeinem Bereich war. Ihm wahrſcheinlich auch. Drinnen am Tor waren einige Soldaten beſchäftigt die Sandſäcke wegzuräumen, die beſtimmt geweſen waren, das Tor zu ſchützen; das Tor war alſo eben jetzt erſt geöffnet worden, und ich wohl der erſte der durchging, es war kurz vor zehn Uhr. Vor mir lag ein großes Schuttfeld, es waren die Pfarrhäuſer von St. Aurelien und was darum lag. Dann fiel mein Auge auf die Leute, die in großer Zahl das Tor umſtanden, in Erwartung deſſen, was kommen ſollte. „Lewe-n-er noch, iehr armi Straßburjer?“ rief ich ihnen zu — mein Herz zerſprang ſchier vor Leid und Freude! Unten an der Weißturmſtraße, wer begegnet mir? Max Reichard, deſſen Frau und ein Profeſſor der theologiſchen Fakultät! Wie ſpitzte Reichard die Ohren, als ich erzählte, ich hätte tags vorher mit Frommel zu Mittag gegeſſen! Der Profeſſor, der den deutſcheſten aller Familiennamen trug, wurde ſpäter einer der verbiſſenſten Gegner des Deutſchtums im Elſaß. Er war freilich durch die Zerſtörung der Bibliothek als Hiſtoriker ſchwer betroffen. Damals aber ſprach er von dem Vorgefallenen ruhig, beinahe heiter. Er war mit Reichard auf dem Weg zum Tor, um dem Einzug der deutſchen Truppen beizuwohnen. Aber jetzt nur kein Aufenthalt mehr! Ich eile durch die Lange Straße nach dem elterlichen Hauſe vor dem Münſter. Gott ſei Dank! Es ſteht noch, nur die oberſte Treppe iſt zerſchlagen, das Stück Schrapnell, das das Unheil angerichtet, liegt daneben auf dem Boden. Dann geht es zur Neuen Kirche, zur Bibliothek! Zehn Jahre vorher waren Kirche und Bibliothek durch den Brand des alten Predigerkloſters in großer Gefahr. Ich hatte damals, als Student, geholfen, mit naſſen Matratzen den Flammen den Zugang durch die Fenſter zu wehren. Diesmal war nichts mehr zu retten geweſen! Aus der Aſche nehme ich ein verkohltes Bändchen als trauriges Andenken mit. Dann ſtürme ich weiter zu den Verwandten. Gott ſei Dank! Sie ſind alle wohlauf, und ihre Häuſer nicht zu ſehr beſchädigt. Aber ſie machen alle Geſichter wie Leute, die aus einem böſen Schlaf erwacht ſind und noch nicht recht wiſſen, ob, was um ſie vorgeht, Traum iſt oder Wirklichkeit. Dann ein Blick in die Steinſtraße. Da haben die Bomben reine Arbeit gemacht! Nur einzelne Häuſer, fünf oder ſechs, ſcheinen noch einigermaßen ganz. Wo ſind denn die Bewohner? Wer nicht im Innern der Stadt in einem Keller oder ſonſtwo bei Freunden einen Unterſchlupf fand, der baute ſich unter einer Brücke oder auf dem Leinpfad längs dem Waſſer eine Bretterbude und hauſte darin wie einſt unſere Vorfahren, die Pfahlbauern. Während ſonſt alle, die ich darum anredete, ihre helle Freude ausſprechen, daß die Schreckenszeit vorüber iſt, treffe ich unterwegs einen kleinen Herrn, der, ohne mich zu kennen, oder, noch wahrſcheinlicher, ſich in der Perſon irrend, weidlich über den General Uhrig und die ſtädtiſchen Behörden zu ſchimpfen anfing! Sie hätten die Stadt bis aufs äußerſte halten ſollen! Aber da haben wieder die Freimaurer und die Proteſtanten die Hand im Spiel! Auf dem Kleberplatz ſteht die Garniſon, marſchbereit zum Auszug. War das ein jammervoller Anblick! Viele waren betrunken und tobten über ihre Vorgeſetzten, die machtlos daſtanden. Keine Zucht mehr! Trotz ſtrenger Zurufe zerſchlagen ſie die Flinten an den Laternenpfählen und werfen ſie auf die Straße. Und draußen am Tor erwarten ſie die deutſchen Truppen, um ihnen militäriſche Ehren zu erweiſen!

Jetzt zu Max Reichard! Er hat mich zum Mittageſſen gebeten! Aber habe ich recht gehabt anzunehmen? „Habt Ihr denn noch etwas?“ „O ja! Hunger haben wir nie gelitten!“ Dann erzählen ſie vom Leben in den Kellern des Gymnaſiums, wie es da viel Trauriges gab, aber auch viel Heiteres, wie das enge Zuſammenwirtſchaften ſo vieler Menſchen die Herzen zuſammenbrachte, und wie oft trotz den Schreckniſſen ringsum und der ſtündlichen Todesgefahr des Lachens kein Ende werden wollte.

Aber nun iſt es vier Uhr, das Gerücht geht in der Stadt, daß abends die Tore wieder geſchloſſen werden ſollen. Will ich noch hinaus, ſo muß ich aufbrechen, und hinaus muß ich, heim muß ich, ich habe mein Jägertal auf ein paar Stunden verlaſſen, und nun bin ich ſchon am dritten Tage fort! Alſo kurzer Abſchied und raſch den Heimweg angetreten. Unbehelligt komme ich durch das Tor, aber die Landſtraße iſt durch die Nachzügler und die Gepäckwagen der abziehenden Garniſon verſperrt. Ich ſchlage Feldwege ein und gelange glücklich nach Vendenheim, an den Bahnhof, wo ſie eben anfangen, die nicht zur Verwendung gelangten Munitionen aufzuladen. Die anderen haben ihren Zweck erfüllt und mehr als erfüllt.

„Gibt es Fahrgelegenheit?“ fragte ich den Stationsbeamten.

„Jawohl, in einer Stunde geht ein Zug nach Hagenau ab, den Sie benützen können, aber er hält draußen an der Bifurkation der Weißenburger und der Zaberner Linie!“

Das iſt weit, und es iſt Nacht.

Ein Herr ſteht neben mir am Schalter: „Ich fahre auf der Lokomotive an die Stelle. Wenn Sie Luſt haben, ſo ſchließen Sie ſich an!“

„Gewiß, gern!“ Wir beſteigen gemeinſam die Lokomotive und ſtellen uns einander vor. Er iſt ein höherer Telegraphenbeamter. „Ich habe das Telegraphenamt in der Stadt in Ordnung gebracht,“ ſagte er nebenbei. — „Heute!“ — „Ja heute! Es iſt bereits alles im ſtand!“

Da habe ich mitten im Krieg ein Stück tüchtiger Friedensarbeit!

Wir trennen uns mit herzlichem Handdruck, und bald fahre ich allein weiter und gebe den Gedanken Audienz! So weit ſind wir, wie wird's weiter gehen? Wie lange wird's dauern, bis die Wunden geheilt ſind, die Wunden der Herzen insbeſondere? Werde ich es erleben, daß man es im Elſaß als etwas Selbſtverſtändliches freudig ausſpricht: Wir ſind deutſch? Daß man die Kataſtrophe ſegnet, die zunächſt ſo viel Unheil gebracht hat? Dann kam mir Frommels draſtiſche Gleichnisrede in den Sinn, vom Schweif des Hundes … Wie oft habe ich mir in dieſen vierzig Jahren Gedanken darüber gemacht, werde mich aber wohl hüten, etwas von dieſen Gedanken und Erwägungen auch nur andeutungsweiſe kundzugeben.

Der Holzdieb. Von Max Bittrich.

Und abermals ließ der Juſtitiar
Vor ſein Geſetzbuch einen Sünder holen
Und fragte in ein blaues Augenpaar
Nach ſeiner Schuld. — Er habe nie geſtohlen,
Nur Holz genommen und zu Markt gebracht
Am hellen Tag, gab ihm der Frevler kund;
Jedoch, er wiſſe auch aus Vaters Mund:
Was ſelber wachſe, dürfe man in Not
Ergreifen, um ſein liebes Stückchen Brot
Zu haben. Er ein Dieb? Am ſel'gen Ende
Noch würden ſich der Welt die harten Hände
So unbefleckt wie heute zeigen können:
„Und wollte mir das Schickſal jüngſt mißgönnen
Mein täglich Brot, ſo ſtand allein nach Wild
Und Holz und was dem Erdenſchoß entquillt,
Mein Trachten in den grauen Elendstagen.
Da griff ich nach dem Holz!“ — „Auch Holz zu ſchlagen
Iſt ſtrafbar!“ — „Vater ſprach: das wächſt allein —!
Ich und ein Dieb! Das iſt wie Tag und Nacht!“ —
„Und dennoch darf mein Spruch nicht anders ſein
Trotz aller Milde, als: acht Tage Haft!
Verwendet ſei hinfort die junge Kraft
Auf rechte Arbeit, fern der ſchiefen Bahn!“

Da muß bereits ein neuer Sünder nah'n.

Heim zog der Frevler; wie der Friede lag
Im goldnen Abendſchein das Heideland;
Der Krüppel-Birnbaum wollte aller Hütten
Windſchiefe Laſt mit Blüten überſchütten;
Gleich Freudenbächen ſchön'rer Welten rannen
Lenzliche Jubelchöre aus den Tannen —
„Und in den Kerker hat man mich verbannt!“

* * *

Ein Holzdieb ging im Dorf vor Tau und Tag,
Dem Nachbar kurzen Abſchiedsgruß zu ſagen:
„Der Kerker harrt, und ſchwere Laſt zu tragen,
Bin ich verdammt; kein Sträuchlein wird mir nicken
Vor engen Mauern — enge zum Erſticken!
Nimm meinen Schlüſſel; gib dem armen Finken
In der Verlaſſenheit oft friſch zu trinken —
Und lebe wohl!“
Der ſtillen Haft entgegen
Zwang ſich ein Holzdieb. Doch auf kürzern Wegen
Sprang er zurück: „Den Schlüſſel, Nachbar, ſchnell!“
Und nahm den Finken mit zum Birkenhain
Und tat das Türchen auf: „Du ſollt'ſt allein
Gefangen ſitzen ohne Not? Nein, ſchwinge
Dich flugs in Deine Freiheit auf und ſinge
Mit Deinesgleichen! So, verlaß den Bauer!“

Und pfeilſchnell ſtieg zu ſangdurchwirkter, blauer,
Fröhlicher Heimat auf das bunte Ding.

Ein Holzdieb aber huſchte vogelflink
(Und finkenwohl ſchlug ſein befreites Herz)
Zu banger Haft, als flög' er ſonnenwärts,
Und pochte dröhnend: „Achtung! Rechte Zeit!
Die Tore auf! Punkt neun! Ich bin bereit!“

Cäſar Müßigbrot. Ein ſchleſiſcher Schwank. Von Ew. Gerh. Seeliger.

Als der Siebenjährige Krieg ausbrach, hatte Cäſar Müßigbrot, ein Grüneberger Böttchergeſelle, das bißchen Mut, das ihm als Schleſier überhaupt zukam, durch den heimatlichen Wein längſt eingebüßt. Und ſo mühten ſich des Königs Werber, die ihn gern gehabt hätten, da er von breiter Bruſt, geraden Beinen und derben Fäuſten war, vergeblich um ihn.

Als aber der Krieg ins ſechſte Jahr ging, mußte der König, um ſeine zerſchoſſenen Regimenter wieder ſchlachttüchtig zu machen, zur Zwangsaushebung ſchreiten. Und ſo kam nach Grüneberg, als man ſich dort ſchon in den ſchönſten Friedenshoffnungen wiegte, der Korporal Stüberling, ein grober, ſchnauzbärtiger Uckermärker, und fiſchte einundzwanzig junge Burſchen für den König heraus. Und der einundzwanzigſte war kein anderer als Cäſar Müßigbrot, auf deſſen Geſicht deutlich zu leſen war, daß er den Namen des römiſchen Helden nicht mit allzugroßem Recht führte.

Korporal Stüberling, der bei aller Schnauzigkeit ein wackerer Soldat und ein braver Kerl war, marſchierte mit ſeinen Rekruten nach Glogau. Hier ließ er ſie einkleiden, las ihnen jeden Morgen die Kriegsartikel vor, worin es von Spießrutenlaufen und Todesſtrafen nur ſo wimmelte, daß den guten Grünebergern, inſonderheit aber Cäſar Müßigbrot, die Haare ſteil zu Berge traten, und drillte ſie in drei Wochen zu königlich preußiſchen Grenadieren, daß ihnen gelb, grün und blau vor Augen wurde. Darauf wurden ſie in alle Windrichtungen zu den verſchiedenſten Regimentern verſtreut, um unter die alten Mannſchaften eingereiht zu werden.

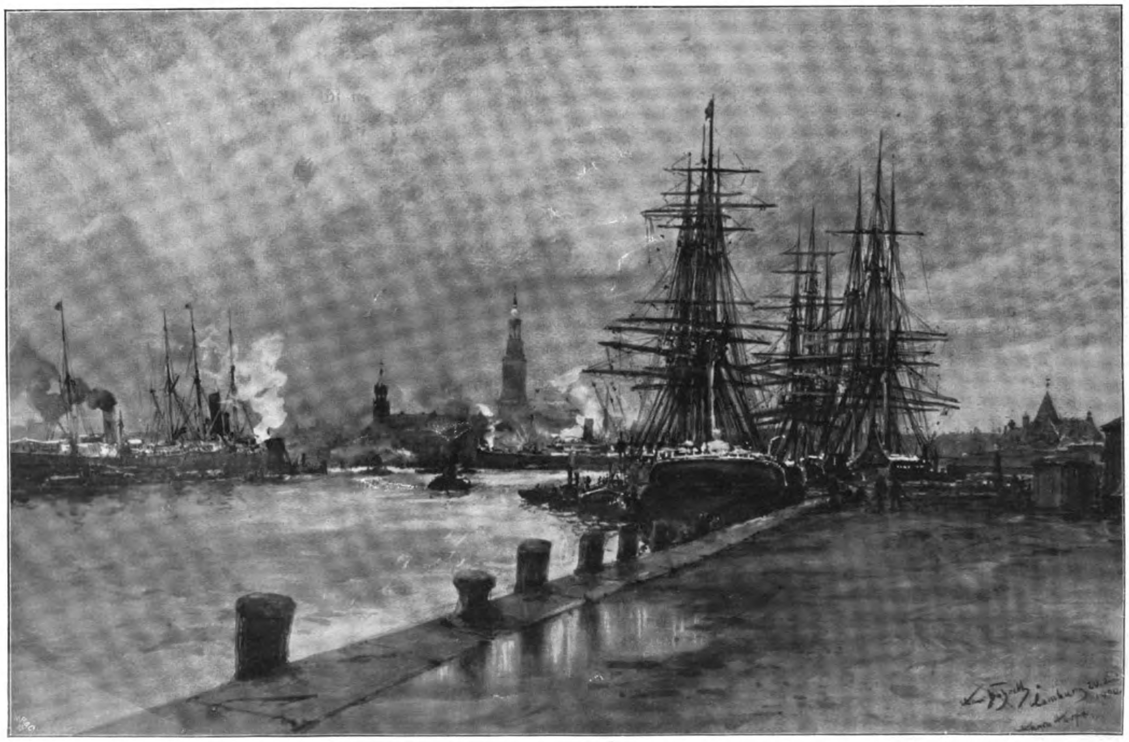
Cäſar Müßigbrot aber, deſſen Schwerfälligkeit in allen kriegeriſchen Dingen ſich mit einer gewiſſen friedlichen Durchtriebenheit paarte, blieb unter der Obhut des Korporals und marſchierte mit ihm nach Koſel, das eben eine harte Belagerung hinter ſich hatte. Die Beſatzung dieſer kleinen Feſtung verteilte ihre Kräfte redlich zwiſchen Poſtenſtehen und Schanzarbeiten und brauchte vorerſt weder Pulver noch Blei zu riechen. Korporal Stüberling, der am liebſten zu jeder Mahlzeit einen lebendigen Öſterreicher verſpeiſt hätte, fluchte über das Müßigliegen wie ein Tartar, während Cäſar Müßigbrot, auf deſſen Haupt dieſe Flüche zumeiſt niederpraſſelten, ſich von Herzen über ſolche durchaus friedliche Kriegführung freute. Wohl wäre auch er, wenn es der König befohlen hätte, ohne ſich lange zu beſinnen auf den Feind losmarſchiert, aber mit geſchloſſenen Augen, denn er konnte kein Blut fließen ſehen. Ja, er hätte ſelbſt dreingeſchlagen, doch nur um ſich zu verteidigen. Ein Feigling alſo war er ganz und gar nicht. Er beſaß ſogar alle Eigenſchaften, die das Heldentum erfordert, nur das bißchen Mut fehlte ihm. Darum war auch der Verdacht des Korporals, der Cäſar Müßigbrot ſchlankweg für einen unſicheren Kantoniſten hielt, völlig ungerechtfertigt. Denn bei der Schärfe der preußiſchen Kriegsartikel gehörte zum Deſertieren mindeſtens dreimal ſoviel Mut wie zum Schlagen.

„Komm nur erſt an den Feind!“ drohte der Korporal und hielt ihm die geballte Fauſt unter die Naſe. „Wenn Dir die blauen Bohnen um die Ohren pfeifen, dann wird Dir ſchon ein Licht aufgehen.“

‚Daß Dich der Daus!‘ dachte Cäſar Müßigbrot aufs höchſte erſchrocken, erwiderte aber ſofort in ſeinem unerſchrockenſten Tone: „Wär's nur erſt ſo weit, Herr Korporal, ich brenn' ſchon darauf!“

Dann betrachtete ihn Korporal Stüberling ſtets von der Seite und wiegte zweifelnd den Kopf.

Und es war endlich ſo weit! Noch mehr nämlich als Cäſar Müßigbrot ſehnte ſich der große König nach dem



Hanſa Hoeft, Hamburger Hafen. Gemälde von Hans Bohrdt.

Frieden, doch durfte er ſich das noch weniger merken laſſen. Daher gab er, um die Diplomaten endlich auf die Beine zu bringen, den in Oberſchleſien ſtehenden Truppen den Befehl, einen Einfall nach Öſterreich-Schleſien und Mähren zu machen.

Am dritten Morgen darauf überſchritt Cäſar Müßigbrot an der Seite ſeines Korporals zum erſten Male die Grenze. Auf Jägerndorf war es abgeſehen. Die vorausreitenden Huſaren hatten den Feind längſt aus dem kleinen Städtchen hinausgeworfen, ſo daß das Bataillon von Thüna, dem anzugehören Cäſar Müßigbrot die Ehre hatte, mit klingendem Spiel durch das offene Tor einrücken konnte.

„Wenn's ſo weiter geht," ſeufzte er erleichtert auf, „dann laſſ' ich's mir ſchon gefallen."

Als das Bataillon auf dem Marktplatz angekommen war, löſte es ſich in Korporalſchaften auf.

„Antreten zum Appell!" ſchnauzte Korporal Stüberling. „Jeder ſucht ſich ein Quartier, und der Kuckuck ſoll Euch holen, wenn Ihr Euch die guten Quartiere wegſchnappen laßt. In einer halben Stunde ſeid Ihr wieder hier zur Meldung."

Und Cäſar Müßigbrot trabte los. Gleich an der Ecke der Troppauer Gaſſe hing an einem freundlichen Häuschen ein Schild, darauf geſchrieben ſtand: ‚Habakuk Völkel, Böttchermeiſter'. Sofort fiel Cäſar Müßigbrot mit der Tür ins Haus und in die Werkſtatt und ſah ſich einem alten ehrwürdigen Meiſter gegenüber, der eben einen Reifen um die Tonne trieb. Über dieſem anheimelnden Bild vergaß Cäſar Müßigbrot, daß er den Rock des Königs anhatte, und begann ſeinen Handwerksſpruch.

„Seid Ihr der ehrbare Meiſter?"

„Iſt löblich!" erfolgte darauf die erſtaunte Antwort.

„Ich möchte den ehrbaren Meiſter anſprechen, ſolange es mir oder ihm gefällt!"

Jetzt legte der Meiſter Trieb und Schlägel beiſeite und hieß den Zunftgenoſſen durch einen biederen Handſchlag willkommen. Dann rief er ſeine jüngſte Tochter Veronika herbei, die ihm das Hausweſen verſah. Die war erſt recht voll Staunen über den neuen Geſellen in dem kriegeriſchen Kleid. Noch mehr aber verwunderte ſie ſich darüber, daß der Vater mit einem Landesfeind freundlich tat. Doch das hatte ſeinen guten Grund. Denn Meiſter Habakuk Völkel war in erſter Linie ein guter Schleſier und hoffte noch immer, daß der ſiegreiche König, den er heimlich bewunderte, wenigſtens diesmal den letzten ſchleſiſchen Fetzen, der bisher bei Öſterreich geblieben war, mitnehmen würde. Und weil Cäſar Müßigbrot ſittſam und beſcheiden auftrat und ſo gar nichts von einem blut- und beutegierigen Kriegsmann an ſich hatte, ſo konnte ihm auch Veronika nicht lange gram ſein, zumal ihm die blaue Montur gar prächtiglich ſtand. Als er dann gar ohne Geheiß zum Handwerkszeug griff und den Reifen kunſtgerecht antrieb, ſchloß ihn der alte Meiſter ganz in ſein Herz und trieb Veronika an, die beſte Kammer herzurichten und ein gutes Mahl zu bereiten.

Unterdeſſen umkreiſten der Meiſter und ſein neuer Geſelle in ſchönſter Eintracht die große Tonne und ſchwangen die Schlägel nach der ſchönen Melodie:

„Böttcher, Böttcher, bumm bumm bumm,
Dreimal um das Faß herum!"

Dazwiſchen ſprachen ſie über die Wechſelfälle des Krieges und die guten Friedensausſichten. So war im Handumdrehen eine halbe Stunde und noch mehr verfloſſen. Da flog plötzlich die Tür auf, und der Korporal drang wutentbrannt in die Werkſtatt.

„Melde gehorſamſt," rief Cäſar Müßigbrot betroffen, da ihm plötzlich einfiel, daß er den Appell verſäumt hatte. „Habe das beſte Quartier in der Stadt und helfe dem Meiſter jetzt ein biſſel böttchern."

„Ich will Dir das Böttchern verſalzen," brüllte der Korporal zornig. „Der Krieg iſt jetzt Dein Handwerk, Du Kujon!"

Und ſchon hob er den gefürchteten Korporalſtock. Allein er ſchlug nicht zu, denn in demſelben Augenblicke trat Veronika herein und beſtellte, daß das Mahl fertig ſei.

„Still geſtanden!" befahl der Korporal. „Und wehe, Du rührſt Dich vom Fleck!"

Dann ging er mit dem Meiſter in den Nebenraum, wo wohlgefüllte Schüſſeln auf dem Tiſche dampften.

Qualvolle Minuten durchlebte Cäſar Müßigbrot. Der Duft von Speck und Erbſen drang ihm in die Naſe, und dabei ſollte er ſtramm ſtehen. Das Klappern der Löffel und Meſſer drang an ſein Ohr, und er durfte ſich nicht vom Flecke rühren. Der Meiſter wagte ein paar Worte, um den zornigen Korporal zu beſänftigen. Doch der fuhr ſofort grobes Geſchütz auf.

„Spießruten muß er laufen, der Kerl," rief er erboſt. „Das iſt Inſubordination, darauf ſteht Feſtungshaft und Degradation. Ich will dieſem Hundsfott die Seele aus dem Leibe kuranzen."

Aber je eifriger ihm Veronika den Teller füllte, um ſo mehr erblaßte ſein Zorn. Endlich ging er ſogar auf acht Tage ſtrengen Arreſtes bei Waſſer und Brot herunter. Und als ihm ein Krug Wein vorgeſetzt wurde, fand er ſich bereit, es mit einer Strafwache genug ſein zu laſſen. Darauf ging er in die Werkſtatt zurück, nahm mit Genugtuung wahr, daß Cäſar Müßigbrot ſich nicht vom Flecke gerührt hatte und kommandierte: „Rechtsumkehrt! Gewehr über! Vorwärts marſch!"

Mit Rechtsſchwenkt! Linksſchwenkt! und Geradeaus! ließ ſich Cäſar Müßigbrot mit knurrendem Magen und trockener Kehle aus der Stadt hinausbugſieren, bis ihn an einem verſteckten Hohlweg ein donnerndes „Halt!" zwang, die matten Glieder in die vollkommene Ruhelage zu verſetzen.

„Hier wirſt Du Wache ſtehen, Du Hundsfott!"

„Zu Befehl, Herr Korporal!"

„Und haſt nicht wegzugehen, bis die Ablöſung kommt! Sonſt fährt Dir ein heiliges Kreuzhimmeldonnerwetter in den Ranzen."

„Zu Befehl, Herr Korporal!"

„Und wenn der König kommt und Dich wegſchicken will?"

„Dann ſage ich: ‚Majeſtät, der Herr Korporal Stüberling hat mich hierher geſtellt, und hier muß ich ſtehen bleiben, bis ich abgelöſt werde.'"

„Und wenn der Feind kommt?"

„Dann ſchlag' ich Alarm!"

„Und wenn einer deſertieren will?"

„Dann arretiere ich ihn."

„Und wenn er fortläuft?"

„Dann ſchieß' ich auf ihn."

„Und wehe, Du Kujon, Du triffſt nicht!"

Darauf ging der Korporal wohlbefriedigt zu Meiſter Habakuk Völkels Weinkrug zurück.

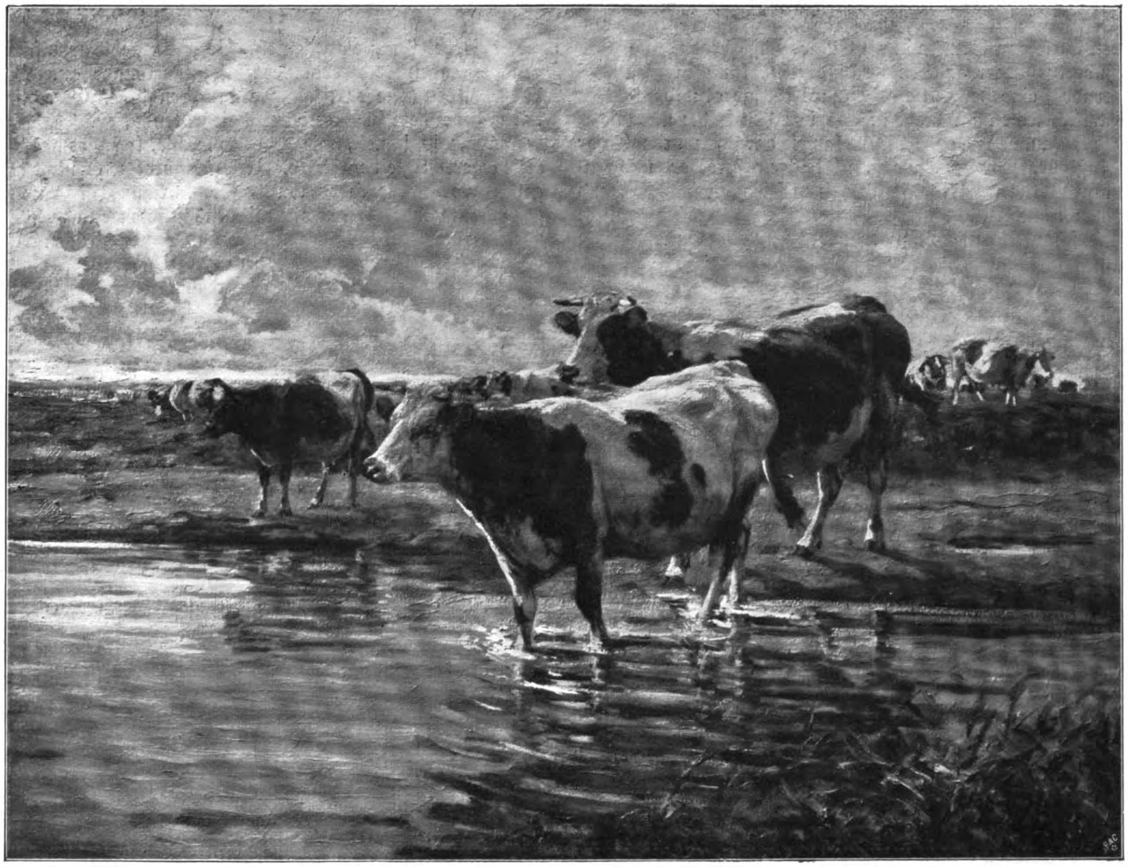
Der aber war in großer Sorge um ſeinen neuen Geſellen und hatte Veronika den beiden nachgeſchickt. Sie kam noch vor dem Korporal zurück, packte auf des Vaters Geheiß eilig allerhand gute Dinge gegen Hunger und Durſt in einen Korb und ſchlich ſich durch Nebengaſſen zu dem kleinen Pförtchen hinaus, das in den Hohlweg mündete, wo Cäſar Müßigbrot auf Wache ſtand.

Der trauerte in der Einſamkeit des ſinkenden Abends ſehr heftiglich der guten Mahlzeit nach, die ihm der harte Korporal vor der Naſe weggeſpeiſt hatte, ſehnte ſich nach dem guten Bette, in dem er heute nacht nicht ſchlafen würde, obſchon es für ihn hergerichtet worden war, und verwünſchte ſich, dieweil er nicht nur ein preußiſcher Grenadier, ſondern auch ein ſchleſiſcher Pechvogel war.

Da näherte ſich ihm in der Dunkelheit eine Geſtalt.

„Halt, wer da?" rief er und ſchlug an.

Darüber verlor die gute Veronika den Kopf, ſtieß einen lauten Schrei aus, woran er ſie erkannte, ließ den



⌘ Am Waſſer. Gemälde von Joh. Dan. Holz. ⌘

Korb fallen und rannte davon. Cäſar Müßigbrot erbeutete den Korb und fand zu ſeiner Genugtuung allerhand gute Dinge darin, die er nicht verderben laſſen durfte. Da überdies zwei Flaſchen Wein dabei waren, ſtellte er das Gewehr an einen Baum und ſetzte ſich an den Grabenrand, um ſich zu ſtärken. Denn was konnte dem König ein Wachtpoſten nützen, der vor Hunger, Durſt und Müdigkeit umzufallen drohte! Zudem wurde das Pförtchen jetzt geſchloſſen, und im Hohlweg war es ſo ſtill wie in einer Kirche.

Und Cäſar Müßigbrot ſchlief ſo tief und feſt, wie noch niemals ein preußiſcher Wachtpoſten im Feindeslande geſchlafen hatte!

Um Mitternacht wurde in der Stadt Alarm geſchlagen. Hals über Kopf ſtürzten die Grenadiere aus ihren Quartieren und ſtellten ſich auf dem Marktplatz in Reih' und Glied. Dem Major war angezeigt worden, daß zwei öſterreichiſche Regimenter unterwegs ſeien, die Stadt zu überrumpeln. Darum wurde zum Rückzuge geblaſen. Korporal Stüberling bemerkte erſt am Morgen, als das Bataillon ſchon die Grenze im Rücken hatte, das Fehlen Cäſar Müßigbrots.

„Grenadier Müßigbrot iſt deſertiert," meldete er ſofort dem Major.

„Wenn wir den Kerl kriegen, muß er Spießruten laufen," erwiderte der Major wütend und ließ das Bataillon nach Leobſchütz abſchwenken.

Doch Cäſar Müßigbrot war gar nicht deſertiert, er hatte ſich nur ein wenig ausgeruht, um ſeinen Wachtdienſt danach weit beſſer verſehen zu können. Als ihn die Morgenkühle weckte, raffte er eilends ſein Gewehr auf, ſtellte ſich auf ſeinen Platz, lugte ſcharf nach rechts und links und ließ keinen deſertieren. Außerdem wartete er auf Ablöſung, allein ſie kam nicht. Auch der Feind erſchien nicht. Blinder Lärm hatte das Bataillon zum Rückzug veranlaßt.

Dafür aber kamen die Jägerndorfer Bürger in ganzen Scharen aus der Stadt geſtrömt und ſtaunten den zurückgebliebenen Wachtpoſten an. Von ihnen hörte Cäſar Müßigbrot auch, daß das Bataillon längſt abmarſchiert ſei. Aber er blieb trotzdem ſtehen, wohin er von dem Korporal Stüberling geſtellt worden war. Denn ſein Reſpekt vor den preußiſchen Kriegsartikeln war größer als ſeine Furcht vor dem Feind. Darüber ſchüttelten die braven Jägerndorfer verwundert die Köpfe und ſtörten ihn nicht weiter. Schließlich ſtand er ja keinem im Wege.

Auch Meiſter Habakuk Völkel kam zu ihm, um ihm Vernunft einzuflößen, und riet ihm auch, das Kriegshandwerk ganz an den Nagel zu hängen, da die Diplomaten in Hubertusburg ſchon über den Frieden verhandelten und nichts mehr zu befürchten ſei. Auch ließ er den treuen Poſten durch Veronika verpflegen. Darüber begannen die preußiſchen Kriegsartikel allmählich zu verblaſſen. Trotzdem ſtand er auch noch am vierten Morgen auf ſeinem Poſten und ſchlug Alarm, als er am andern Ende des Hohlwegs die erſte feindliche Uniform ſah. Dieſer öſterreichiſche Huſar, der von Troppau aus rekognoſzieren kam, riß ſein Pferd herum, ſtob davon und meldete, daß Jägerndorf noch immer von den Preußen beſetzt ſei. Das gab der öſterreichiſchen Diplomatie den letzten böſen Stoß, und ſie zeigte ſich plötzlich geneigt, die Forderungen des Königs anzuerkennen.

Am fünften Tage endlich ſchien es Cäſar Müßigbrot doch ratſamer, dem Drängen Meiſter Habakuks und Veronikas nachzugeben. Er verließ ſeinen Poſten, legte ſeine Montur ab und verwahrte ſie gut, weil ſie des Königs Eigentum war, verwandelte ſich aus einem Grenadier wieder in einen Böttchergeſellen und blieb bei dem Meiſter in Brot und Arbeit. Veronika verpflegte ihn nach wie vor zu ihrer und ſeiner Zufriedenheit. Und als bald darauf die Glocken den im letzten Grunde durch Cäſar Müßigbrot veranlaßten Hubertusburger Frieden verkündigten, läuteten ſie in Jägerndorf eine Hochzeit ein. Cäſar Müßigbrot und Veronika nämlich traten an dieſem Tage vor den Altar und ließen ſich zuſammengeben. Nicht lange darauf wurde Cäſar Müßigbrot vor der Lade zum Meiſter geſprochen, und Habakuk Völkel war froh, daß er einen friedſamen Eidam und einen tüchtigen Nachfolger hatte. Er ſetzte ſich zur Ruhe und ſchaukelte nacheinander ſieben geſunde Enkelſöhnchen auf ſeinen Knien.

So vergingen ſechzehn Jahre in eitel Frieden und Freude, und kein Jägerndorfer hätte es für möglich gehalten, daß Cäſar Müßigbrot noch einmal in die Hände des harten Korporals Stüberling fallen könnte. Aber das blieb denn doch nicht aus.

Mit der Kaiſerin zwar war der große König durch die drei Kriege endgültig ins reine gekommen, aber ſie hatte einen Sohn, der ſie für den Verluſt Schleſiens in dem bayriſchen Erbfolgeſtreit von Herzen gern entſchädigt hätte.

„Es ſieht ſehr nach Krieg aus!“ ſchrieb Friedrich der Große im Februar des Jahres 1778, und dieſes ſchwere Wort wurde ſchneller zur Wahrheit, als er es ſelbſt glaubte. Schon im Sommer ſtand er mit ſeiner Armee in Böhmen.

Korporal Stüberling, der in den ſechzehn Friedensjahren nicht nur älter, ſondern auch blutdürſtiger geworden war, hatte es inzwiſchen zum Feldwebel gebracht und ſtand noch immer in Koſel. Mit nach Böhmen durfte er nicht, weil der Feldmarſchall-Leutnant von Botta mit einem Einfall nach Oberſchleſien drohte. Aber da der König kurzerhand befahl, den Feind nach Mähren zurückzutreiben, rückten wiederum die in Koſel ſtehenden Truppen auf Jägerndorf und Troppau los.

Und das Unglück wollte es, daß Feldwebel Stüberling mit ſeiner Kompagnie bei den Bataillonen war, die Jägerndorf zu beſetzen hatten.

Cäſar Müßigbrot hatte das Gewitter, das ſich über der nahen Grenze zuſammenballte, nicht weiter beachtet. Glaubte doch kein Jägerndorfer ernſtlich daran, daß es überhaupt blitzen und einſchlagen würde, da die Diplomaten ihre Arbeit noch gar nicht unterbrochen hatten. Als aber an dem Vorrücken der preußiſchen Truppen, die den Öſterreichern an Schnelligkeit noch immer weit überlegen waren, kein Zweifel mehr möglich war, ſann Cäſar Müßigbrot auf Flucht, um der drohenden Gefahr zu entgehen. Aber ſchon war es zu ſpät, denn im Süden der Stadt ſchweiften bereits von Troppau her die preußiſchen Huſaren. Wollte er nicht als Spion aufgeknüpft werden, mußte er ſich hübſch zu Hauſe halten.

Da kam ihm ſeine angeborene Verſchlagenheit mit einer Kriegsliſt zu Hilfe, durch die er ſich zu retten gedachte. Schnell fuhr er in die alte Montur, ſchulterte das Gewehr und marſchierte durch die kleine Stadtpforte zum Hohlweg hinaus, wo er ſeinen alten Poſten wieder einnahm.

Und richtig! Dem Feldwebel Stüberling ſchien dieſer Hohlweg auch heute noch ſo wichtig wie damals, daß er in eigener Perſon herbeikam, um die Wache hinzuſtellen. Als er aber den Poſten ſchon beſetzt fand, blieb ihm vor Staunen der Mund offen ſtehen, und als er in dem Wachthabenden ſeinen alten Grüneberger Grenadier und unſicheren Kantoniſten Cäſar Müßigbrot erkannte, ſchnappte er nach Luft wie ein Fiſch auf dem Trocknen.

„Kommt Ihr endlich?“ rief ihm Cäſar Müßigbrot entgegen. „Ich ſtehe mir hier die Beine in den Leib. Es wird endlich Zeit, daß ich abgelöſt werde.“

„Cäſar Müßigbrot, der Deſerteur!“ ſchrie der Feldwebel, zog ſeinen Degen blank und arretierte ihn auf der Stelle. „Spießrutenlaufen mußt Du, Du Kujon!“

Nun wurde Cäſar Müßigbrot doch etwas mehr als ſchwül zumute, und er verwünſchte die Kriegsliſt, die ihn ſeinem alten Widerſacher in die Hände geliefert hatte. Er wurde ſeiner Waffen beraubt und ins Loch geſteckt, wo er ſeiner Verurteilung entgegenſah. Veronika flehte inzwiſchen den geſtrengen Feldwebel vergeblich um Gnade an. Der blieb bei den Kriegsartikeln, bei der preußiſchen Gerechtigkeit und bei dem fürchterlichen Spießrutenlaufen.

Doch ſo ſchnell, wie er es wünſchte, lief diesmal die Kriegsgerechtigkeit nicht. Cäſar Müßigbrot war nicht abgelöſt worden, und es konnte ihm durchaus nicht nachgewieſen werden, daß er den mitternächtlichen Alarm hätte hören müſſen. Auch hatte man ihn an dem gehörigen Orte vorgefunden. Endlich fand ſich in ganz Jägerndorf keiner, der bezeugen wollte, daß Cäſar Müßigbrot ſeinen Poſten in der Zwiſchenzeit verlaſſen hätte. Denn er war bei ſeinen Mitbürgern ſo beliebt, daß ſie alleſamt auf ſeiner Seite ſtanden. Wiederum war kein Zweifel daran möglich, daß er ſich in dieſer Zeit eine Frau genommen und ſieben Knaben gezeugt hatte. Dies ſprach ſehr gewichtig gegen ihn.

Darum wurde die Entſcheidung dieſes außerordentlich verwickelten Falles bis zur Ankunft des kommandierenden Generals von Werner aufgeſchoben. Als man ihm den Tatbeſtand unterbreitete, ſchaute er eine Weile recht verwundert drein und ließ endlich die Frau des Delinquenten vor ſich kommen.

„Kann Sie bezeugen,“ fragte er ſie freundlich, „daß Ihr Ehemann ſechzehn Jahre hindurch treu auf ſeinem Poſten ausgeharrt hat?“

„Freilich hat er die ganze Zeit hindurch treu auf ſeinem Poſten geſtanden,“ bezeugte die brave Veronika unter Tränen.

„Alſo habt Ihr Eure Hochzeit da draußen auf dem Hohlweg gehalten?“ fragte der General weiter.

„Mit nichten!“ rief Frau Veronika, in ihrer Ehre aufs tiefſte gekränkt. „Ehrbarlich ſind wir in der Kirche zuſammengegeben worden.“

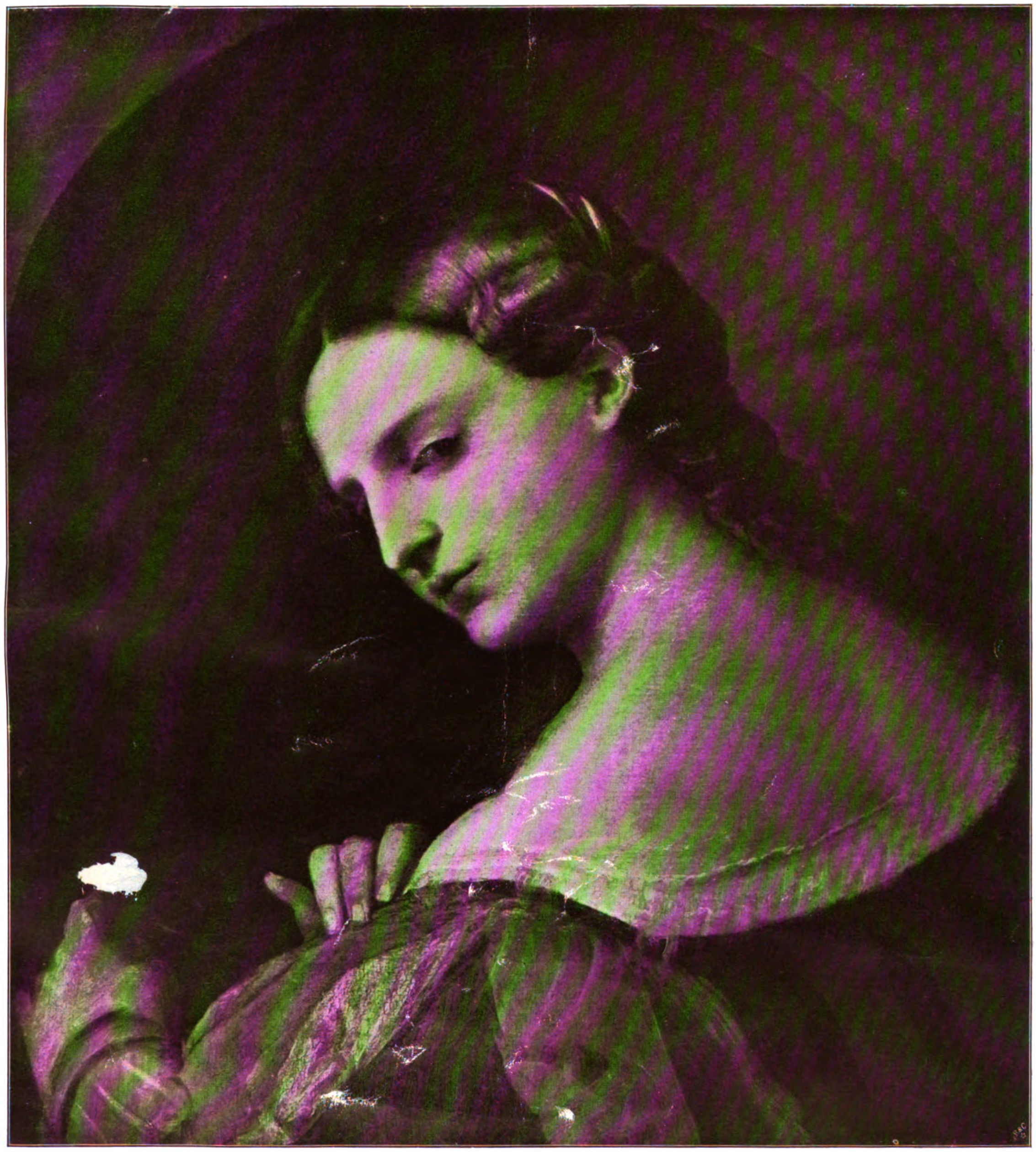
Dieſes Geſtändnis machte es dem General leider unmöglich, Cäſar Müßigbrot die Freiheit zu ſchenken. Da ſich aber der General nicht getraute, in dieſer ſchwierigen Sache zu entſcheiden, wurden die Akten an das Hauptquartier geſandt. Allein der König nahm ſich Zeit. Die kriegeriſchen Aktionen waren inzwiſchen zum Stillſtand gekommen, und die Diplomaten waren ſchon wieder dabei, nach der Flöte des Königs zu tanzen, denn er war der Größte unter ihnen. Darum hatte er vorerſt Wichtigeres zu tun, als den Deſerteur Cäſar Müßigbrot zu verurteilen. Im Oktober aber kam er ſelbſt nach Jägerndorf, prüfte den Tatbeſtand an Ort und Stelle, ließ ſich von Veronika und Cäſar Müßigbrots ſieben Jungen um Barmherzigkeit anflehen und befahl den Bürgermeiſter vor ſich. Der konnte Cäſar Müßigbrot nur das beſte Zeugnis ausſtellen und [illegible]nnte ihn einen braven Mann, einen treuen Bürger und [illegible] überaus geſchickten Böttcher. Dies ſchien der König gern zu hören, ließ darauf den Delinquenten holen und ſprach zu ihm: „Er iſt verurteilt zu lebenslänglicher Haft in meinem Königreich Preußen. Pack' Er auf der Stelle ſeine Familie und ſeine Siebenſachen, und ſcher' Er ſich nach Grüneberg zurück, woher Er gekommen iſt. Die Grüneberger können gute Böttcher beſſer gebrauchen als die Jägerndorfer. Und wenn Er wieder deſertiert, ſo muß Er all den ſchlechten Wein austrinken, den ſie dort machen.“

Da fiel Cäſar Müßigbrot vor dem König auf die Knie und wollte ihm die Hand küſſen.

„Pack' Er ſich!“ wies ihn der König zurück. „Es ſoll Ihm verziehen ſein, denn es können nicht alle Helden ſein, die unter dem Himmel wohnen. Sorg' Er aber dafür, daß ſeine ſieben Jungen einmal mutiger ſind als Er, wenn ſie dereinſt mit dem König von Preußen marſchieren müſſen.“

Cäſar Müßigbrot gehorchte auf der Stelle und ſiedelte nach ſeiner Vaterſtadt über, wo ſeine Nachkommen noch heute in Ehren und Würden ſitzen. Und wie alle Schleſier haben auch ſie unter der ſtrammen preußiſchen Zucht gelernt, daß es manchmal beſſer iſt, den Krieg weniger zu fürchten als den Frieden über alles zu lieben.

Nach einer Originalphotographie von J. Löwy in Wien.



✠ Bildnis einer jungen Frau. Von Palma Vecchio. Kaiſerliche Gemäldegalerie, Wien. ✠

Kunſtbeilage zum Daheim.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILL

Frauenerwerb.

Blumenpflegerin für das Eßzimmer.

In vielen Gegenden des Auslandes legt man einen bedeutend höheren Wert auf die tägliche Ausſchmückung des Eßzimmers als bei uns in Deutſchland. Blumen und Blattpflanzen gehören dort ebenſo ſelbſtverſtändlich auf den Tiſch wie die Speiſen.

Wer über keinen eigenen Garten verfügt, „mietet“ Blumen und Blattpflanzen, und die betreffende Firma ſtellt ſpezielle Pfleger an, die überall die vermieteten Blumen in Ordnung halten müſſen, reſp. zu rechter Zeit durch neue erſetzen, wenn ſie welk oder verblüht ausſehen. Unter einer Gaskrone halten ſich blühende Blumen bekanntlich nur einige Tage gut, deshalb verwendet man in Eßzimmern mit Gaslicht lieber Blattpflanzen, ſpeziell Farne, wovon es ja ſo viele reizende Arten gibt, deren duftiges Grün ſich wie ein zarter Schleier nach allen Seiten ausbreitet.

Die Blumenpfleger nun haben täglich nach ihren Pflegebefohlenen zu ſehen und finden überall gern und freundlich Einlaß. Ebenſowohl aber, wie es neuerdings Gärtnerinnen gibt, finden wir auch Blumenpflegerinnen, und es ſteht zu wünſchen, daß ſich auch bei uns in Deutſchland dieſer Frauenberuf einführen ließe. Allerdings wäre es hier in Berlin zu raten, daß die betreffenden Pflegerinnen auch zugleich Beſitzerinnen der vermieteten Topfpflanzen ſind, wodurch ihre Einnahme ſich ja auch bedeutend höher ſtellen würde.

Gerade jetzt wäre die geeignete Zeit, um eine darauf bezügliche Umfrage bei den wohlhabenderen, gebildeten Familien zu halten, und ſich eventuell die paſſenden Gewächſe zu beſorgen, ehe ſie nachher zum Winter bedeutend teurer werden.

Sicher iſt manche ſchönheitsliebende Hausfrau bereit, den kleinen Monatstribut zu zahlen, wenn ſie dafür ſtets einen friſchen, freundlichen Blumenſchmuck in ihrem „Daheim“ haben kann.

Augenſcheinlich fehlen hier in Berlin vor allen Dingen noch die Unternehmerinnen. Würden ſich nicht einige der Leſerinnen unſeres Blattes dazu berufen fühlen — eventuell auch gemeinſam — eine Blumenvermietungs- und Blumenpflegeſtelle einzurichten? Ein zu hohes Anlagekapital dürfte dafür nicht erforderlich ſein; der einfachſte Raum genügt, wenn er Sonne hat und heizbar iſt.

El. W.

Ein Beruf für die verwitwete Frau.

Zugleich ein Vorſchlag für unſere Unterrichtsbehörden.

Von Dr. **Hänßel**, Direktor der Mädchenfortbildungsſchule zu Saalfeld a. S.

In einem früheren Artikel hat Verfaſſer kurz die jüngſte Schöpfung auf dem Gebiete des Mädchenſchulweſens, die allgemeine Mädchenfortbildungs- oder Kochhaushaltungsſchule, die die jungen Mädchen auf ihren einſtigen natürlichen Beruf, den als Hausfrau und Mutter, vorbereiten ſollen, charakteriſiert.

Soll die Mädchenfortbildungsſchule ihr hohes Ziel, erſtens eine Pflanzſtätte praktiſcher, tüchtiger Haushälterintugenden und -fähigkeiten, zweitens eine Hilfsſtätte ſozialer Regenerationsarbeit und drittens eine Segensſtätte innerer Miſſionsarbeit an der Mädchenjugend zu ſein, erreichen können, ſo müſſen ihr ganz beſonders geeignete und vorgebildete Lehrkräfte zur Verfügung ſtehen.

In dankenswerter Weiſe hat das preußiſche Miniſterium die Ausbildung der Mädchenfortbildungsſchullehrerinnen geregelt. An den Vorſchriften des Miniſters für Handel und Gewerbe über die Ausbildung von Gewerbeſchullehrerinnen vom 23. Januar 1907 möchte Verfaſſer den Abſchnitt unter IV, 4 zu ändern vorſchlagen. Er lautet: „Zur Aufnahme in die Lehrerinnenbildungsanſtalten iſt erforderlich ein Alter von mindeſtens 19 und höchſtens 27 Jahren (Geburtsurkunde); Ausnahmen ſind mit Genehmigung des Miniſters für Handel und Gewerbe geſtattet.“ (Die Fortbildungsſchulen, alſo auch die Mädchenfortbildungsſchulen Preußens, unterſtehen nicht dem Miniſter der geiſtlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, ſondern dem Miniſter für Handel und Gewerbe.)

Geſuche, daß ausnahmsweiſe eine Schülerin unter 19 Jahren Aufnahme in eine Gewerbeſchullehrerinnenbildungsanſtalt finden möge, werden hoffentlich immer abſchlägig beſchieden. Die Schülerinnen von Mädchenfortbildungsſchulen ſind junge Mädchen im Alter von 14 und mehr Jahren. Schon der Diſziplin wegen iſt es gut, wenn ſolchen älteren Schülerinnen eine Lehrerin gegenüberſteht, die ſie um eine größere Reihe von Jahren im Alter überragt.

Aber noch aus einem viel wichtigeren Grunde muß die Lehrerin der Mädchenfortbildungsſchule bedeutend älter ſein als ihre Schülerinnen. In eine Mädchenfortbildungsſchule gehört eine Lehrerin, die außer der wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Bildung, die ein gutes Mädchenfortbildungsſchullehrerinnenſeminar gewährt, noch die beſitzt, die das Leben vermittelt. Mit anderen Worten: Sie muß über eine reiche Lebenserfahrung verfügen. Über dieſe wird eine Lehrerin von noch nicht 20 Jahren aber wohl nie verfügen.

Das führt [illegible] dem Vorſchlag, das Mindeſtaufnahmealter in die Gewerbeſchullehrerinnenſeminare, ſoweit Mädchenfortbildungsſchullehrerinnen in Betracht kommen, hinaufzuſetzen. Es ſollte ein Alter von mindeſtens 25 Jahren verlangt werden.

Aber auch das Höchſtaufnahmealter ſollte hinaufgeſetzt werden. Eben weil die Mädchenfortbildungsſchule lebenserfahrene, alſo ältere Lehrerinnen braucht. Es könnte ruhig bis auf das 40. Lebensjahr hinaufgeſetzt werden. Hier ſollten Stadt und Staat von dem Grundſatz abgehen, zu alte Beamte nicht anzuſtellen, da ſie nur noch kurze Zeit dienen und mit wenig Dienſtjahren der Penſionskaſſe anheimfallen.

Und noch einen Vorſchlag möchte ich mir hier erlauben. In dem Beſtreben, die meiner Leitung unterſtellte Mädchenfortbildungsſchule möglichſt praktiſch auszugeſtalten, gedenke ich einer Frau, die nach erhaltener Vorbildung auf einem Lehrerinnen-Seminar für Mädchenfortbildung bei den Schickſalen, die ihr Lebenserfahrung beigebracht haben, die Mädchenfortbildungsſchullehrerin par excellence abgeben würde: nämlich die verwitwete Frau aus dem Volke. Die geſetzlichen Vorſchriften denken nur an unverheiratet gebliebene Aſpirantinnen für den Beruf einer Mädchenfortbildungsſchullehrerin, ſtillſchweigends wenigſtens. Die Aſpirantinnen ſind meiſt unverheiratet gebliebene Damen, wie die Cötenliſten der Seminarien beweiſen. Man ſchlage die beſten Mädchenfortbildungsſchulvorbereitungs- und -lehrbücher nach, und man wird aus ihnen allen nicht im entfernteſten ſo viel lernen können wie von einer tüchtigen Hausfrau, die oft mit unglaublich beſcheidenen Mitteln eine ganze Anzahl Kinder großgezogen und einen Haushalt geführt hat. Iſt ſolch eine Frau Witwe geworden, ſo daß ſie ſich nach einem Berufe umſehen muß, ſind ihre Kinder bereits größer und aus der Schule, und verfügt ſie über Geſundheit, gute geiſtige Begabung und eine ausreichende Schulbildung, ſo ſollte ſie, trotz ihrer vielleicht vierzig Jahre, in den Mädchenfortbildungsſchullehrerinnen-Seminarien Aufnahme und, was die Hauptſache iſt, nach glücklich beſtandenem Examen auch Anſtellung finden. Ja, ſie „ſollte“ nicht bloß. Die oben angezogenen Vorſchriften für Ausbildung von Gewerbeſchullehrerinnen ſollten ſogar den Hinweis enthalten, daß verwitwete Frauen aus dem Volke, die die oben angegebenen Bedingungen erfüllen, als Gewerbeſchullehrerinnen-Aſpirantinnen willkommen wären. Und Stadt wie Staat ſollten irgendwie Mittel bereit ſtellen, daß ſolche Witfrauen ihre Ausbildungskoſten, falls ſie arm ſind, beſtreiten können. Von ſolchen, nicht nur durch das Seminar, dieſen vor allem auch durch das Leben mit vorgebildeten Lehrerinnen für das Mädchenfortbildungsſchulweſen darf die größte Förderung erwartet werden. Sie wären durch ihr Alter und ihre ganze Lebenserfahrung für das überaus ſchwierige Amt einer Mädchenfortbildungsſchullehrerin beſtens geeignet.

Eine „Dame“ wird niemals ein junges Mädchen zu einer tüchtig zupackenden, vor keiner Enthaltſamkeit und Schmutzarbeit zurückſchreckenden Hausfrau erziehen; eine „Prüde“ niemals vor den heute es nur zu oft umringenden ſittlichen Gefahren ſichern. Eine ältere, gereifte Frau, die in dieſen ſelben ſittlichen Gefahren in ihrer Mädchenjugend, die als Mutter und Hausfrau in allen dieſen obliegenden, oft ſo bitterſchweren Pflichten ſich bewährt, wird es vermögen. Sie wird, da ſie jahrelang mit beſcheidenſten Mitteln auskommen mußte, die Mädchenfortbildungsſchule zu einer Hochſchule der Sparſamkeit und Wirtſchaftlichkeit ausgeſtalten. Sie wird ihre Schülerinnen ohne Prüderie vor allen ſittlichen Gefahren mütterlich ſichern. Sie wird der Mädchenfortbildungsſchule das eingangs genannte Ziel, nämlich eine Pflanzſtätte praktiſcher, tüchtiger Haushälterintugenden und -fähigkeiten, eine Hilfsſtätte ſozialer Regenerationsarbeit und drittens eine Segensſtätte innerer Miſſionsarbeit an der Mädchenjugend zu ſein, erreichen helfen.

„Mißbrauchte Frauenkraft“ iſt ein Schlag- und Modewort unſerer Zeit. Von „brachliegender Frauenkraft“ hört man ſelten ſprechen. Möchten dieſe Zeilen dazu beitragen, daß die für unſere Mädchenfortbildungsſchulen — die jüngſte, gewiß ſegensverheißendſte Schöpfung auf dem jetzt ſo mannigfaltig angebauten Gebiete unſeres Mädchenſchulweſens, die noch vieler treueſter und aufopferndſter Pflege im Geiſte wärmſter Mütterlichkeit bedarf — „brachliegende Kraft der verwitweten Frau“ mobil gemacht werde! Wir brauchen Führerinnen für die Frauen aus dem Volke. Nehmen wir ſie aus den Frauen aus dem Volke ſelbſt! Nur dann wird jener ſchöne Spruch Wahrheit ſein und Beachtung gefunden haben, den Verfaſſer neulich über den Eingangstoren einer Mädchenfortbildungsſchule las und welcher lautete: „Der Mädchenfortbildungsſchule — der Zukunft Geſchick, — der Mütter Bildung — des Volkes Glück.“

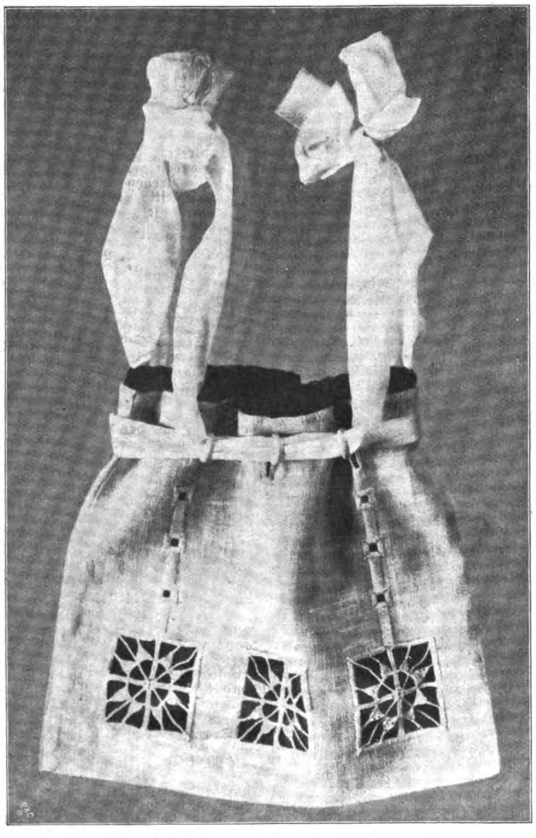
Sprechſtunden der Leiterin des Frauenerwerb: werktäglich von 12 bis 2 Uhr.

Der guten Sonne der frohen Frau
Wurden die Goldlocken ſilbergrau. — Aber ſie hat ſie lachend verſponnen.

Drei Pompadours mit eingeknöpftem farbigen Futter.

Zwei dieſer hübſchen und äußerſt praktiſchen Mull-Arbeitsbeutel ſind mit Lochſtickerei und inkruſtierten gehäkelten Sternen verziert. An dem dritten Beutel beſteht die Verzierung aus genähtem Reticella-Spitzenſternen aus Leinengarn. Das farbige Leinenfutter läßt ſich bei der Wäſche herausnehmen; Ringe, die an demſelben angenäht ſind, werden durch knopflochartige Einſchnitte geſchoben und durch dieſe das farbige oder weiße Band geleitet. Die Originale ſtammen aus dem Frauenſtudio von Frau Marta J. Langer-Schlaffke, Breslau, Tauenzienſtraße 1.

E. K. Schramm.



Arbeitsbeutel von Mull mit genähten Reticella-Spitzenſternen.

Nochmals die Trauerkleidung.

Vom rein praktiſchen Standpunkt aus mag der Artikel über Trauerkleidung in der letzten Nummer des Frauendaheims wohl recht haben. Aber gewöhnlich ſteht man doch in den Tagen tiefſter Trauer auf einem etwas höheren oder, je nach Auffaſſung, tieferen Standpunkt als gewöhnlich. — Mir iſt viel Liebes geſtorben, und ſchon öfter habe ich ein Jahr lang getrauert, und zwar durchaus nicht ohne die in dem betreffenden Artikel angeführten Opfer und Unannehmlichkeiten. Doch muß ich ſagen, auch an Orten, wo niemand eine Ahnung von meinem Verluſt hätte haben können, wäre es mir nicht möglich geweſen auch nur eine Stunde die Trauer abzulegen. Eine wirklich ehrlich empfundene Trauer wird ſich (abgeſehn davon, daß man in der äußeren Trauerkleidung, bei einer letzten Ehrung unſerer Toten, eine alte, geweihte Sitte ſehen muß), immer in Kleidung und Haltung ausdrücken. Was ſoll es uns denn ſchaden wenn bei den kleinen Unbequemlichkeiten der Gedanke aufſteigt: Du armer Fortgegangener, was will das bedeuten gegen deinen letzten, ſauren Gang! oder wenn das ernſte Schwarz uns zuruft: Bedenke dein Ende, nimm dir ein wenig Zeit dazu, leide ein wenig um deine Heimgegangenen, denn es kommt die Zeit, da du aus all deinem Leben, Haſten und Schaffen heraus mußt, denn zum Sterben muß ſich jeder Zeit nehmen. Übrigens macht es auch das ärmſte Weib möglich ſich, wenn Mann oder Kind ihr entriſſen wurden, in ſchwarze Lumpen zu hüllen, weil ſie, die doch gewiß nicht viel danach fragen kann, was man zu ihrem Anzug ſagen wird, — einfach nicht anders — kann. Es iſt im Leben nichts ſo ſicher als der Tod, drum geht ſeinen Zeichen nicht ſo ängſtlich aus dem Weg, denn das iſt bei ſehr vielen der Grund zum „Abtrauern“. Wie manch eine Familie ſetzt einem Verſtorbenen ein Denkmal wie für Ewigkeiten und findet dabei nicht Zeit noch Geld, wenigſtens ein Jahr lang ſchwarze Kleider zu tragen. — Ich meine, es wird nach wie vor vielen, auch unbemittelten deutſchen Frauen gegen das Gefühl gehen, in allen Fällen, wo der Tod ihnen wirklich eine Lücke reißt, auf die Trauerkleidung, aus rein praktiſchen Gründen, zu verzichten.

A. Wieber.

Und nochmals die Trauerkleidung.

Der Artikel „Die Trauerkleidung“ von E. S. in Nr. 47 des Frauen-Daheims behandelt eine Frage, deren Löſung durchaus nicht leicht iſt. Wir haben es hier mit einer feſteingewurzelten Sitte zu tun, die faſt zum Geſetz geworden iſt. Aber darin, daß es ſich nur um eine Sitte handelt, liegt ja allerdings ſchon die Möglichkeit einer Änderung. Was iſt nicht alles ſchon Sitte geweſen im Laufe der Jahrhunderte? Über wie viele Sitten iſt die Zeit hinweggeſchritten, und wir Nachlebenden haben nur noch ein mitleidiges Lächeln dafür!

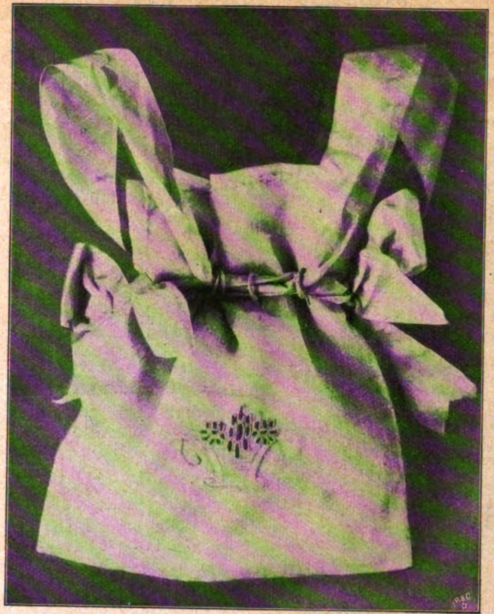
Gewiß handelt es ſich bei dem angeſchnittenen Thema um eine ernſte Sache, die ernſter Erwägung wert iſt. Schon vor langer Zeit hat der im Jahre 1892 in Göttingen verſtorbene berühmte Rechtslehrer Rudolf von Ihering einen ſehr intereſſanten Aufſatz über die Trauerkleidung veröffentlicht, der viel Beherzigenswertes enthielt und nachwies, daß dieſe Sitte eigentlich ein Unding ſei.

Jede einzelne von uns — wie E. S. richtig bemerkt, handelt es ſich bei der ganzen Frage nur um das weibliche Geſchlecht — hat wohl ſchon Gelegenheit gehabt, die äußere „vorgeſchriebene“ Trauer als läſtigen Zwang zu empfinden. Aber den Mut, ſich davon loszuſagen, finden nur wenige, und dieſe wenigen müſſen oft ein recht hartes Urteil über ſich ergehen laſſen.

Es ſoll nicht verkannt werden, daß die Kleidung der Männer nicht ſo farbenfreudig, wie die der Frauen und deshalb geeigneter iſt, nach einem Trauerfall getragen zu werden. Ein roſenrotes oder hellgrünes Kleid an einer Frau oder an einem Mädchen zu ſehen, die den Verluſt des Gatten, des Vaters beklagen, würde gewiß verletzen, wenn auch vielleicht ein Kreppſtreif am Ärmel die Trauer markierte. Aber es verletzt auch, wenn man eine in Krepp gehüllte Dame zwiſchen fröhlichen Menſchen in einem Kurkonzert ſitzen ſieht, was durchaus kein ſeltener Anblick iſt. Es würde ſicherlich, auch wenn die Sitte der jetzigen weiblichen Trauerkleidung in Wegfall käme, keinem feinempfindenden Weſen einfallen, in der erſten Zeit nach dem Tod nächſter Familienglieder in buntfarbigen Gewändern einherzugehen. Ein ſchwarzes Kleid pflegt jede Frau zu beſitzen, und in beſcheidenen Verhältniſſen ſollte das genügen. Auch ſollte es dem Ermeſſen der Betreffenden überlaſſen bleiben, eine andere unauffällige Farbe zu tragen, deren es ja unzählige gibt.

Man denke an die Berufsfrauen und -mädchen, die Tag für Tag bei jedem Wetter oft weite Wege in Staub und Näſſe machen müſſen. Für ſie iſt eine lange ſtrenge Trauerzeit eine ſtarke Belaſtung, was den Koſtenpunkt anlangt, ganz abgeſehen von der Schwierigkeit, das ſchwarze Zeug immer in guten Zuſtand zu verſetzen. Aber wie ſoll man dieſer Anſicht Eingang verſchaffen? Zwar, wenn man ſich umſieht, bemerkt man, daß von den höchſten Stellen, von den Höfen aus, eigentlich ſchon ein beherzigenswertes Beiſpiel gegeben wird. Hoftrauer pflegt in der Regel nur von kurzer Zeitdauer zu ſein, wenigſtens die erſten Grades. Und wieder bei den unteren Ständen, bei der Landbevölkerung z. B., macht man die Trauer am Werktag mit einem ſchwarzen Halstuch, mit einer dunklen Schürze ab. Wie könnte auch eine Bauernfrau, von Kopf bis zu Fuß in Schwarz gekleidet, ihrer Arbeit nachgehen? Wie eine Waſch- oder Reinmachefrau? Es iſt aber nicht anzunehmen, daß dieſe Frauen deshalb ihre Toten weniger tief betrauern, als es ihre in Krepp gekleideten, gebildeten Mitſchweſtern tun. Immerhin iſt es die Frage, ob in unſerer zur Verflachung neigenden Zeit nicht mit der äußeren Trauer wieder ein Faktor verſchwinden würde, der gewiſſermaßen dazu zwingt, ſich vom Welttreiben etwas zurückzuhalten, eine Zeitlang ſtill und innerlich zu leben. Ob nicht ein gewiſſer Wert in der Trauerkleidung ſteckt, deſſen Verluſt zu beklagen wäre. Aber die Frauen, die an ſich ohne tieferes Gefühl ſind, werden ſchließlich auch durch die ſchwärzeſte Trauerkleidung nicht zur Sammlung und zur Einkehr in ſich ſelbſt kommen.

Wer nun hat die Macht, wer iſt berufen, die Trauerkleidung in ihrer jetzigen



Arbeitsbeutel aus roſagefüttertem Mull mit kleiner Stickereiverzierung.

Form abzuſchaffen, einer vernünftigeren, zeitgemäßeren Art dieſer Kleidung das Wort zu reden? Vielleicht wäre es eine Aufgabe für die Vorſtände der vaterländiſchen Frauenvereine, die ſchon ſo unendlich viel Segen geſtiftet haben, hier aufklärend und ratend einzutreten. Dabei müßte darauf aufmerkſam gemacht werden, daß in der erſten Trauerzeit grelle Farben tunlichſt vermieden werden ſollen, wenigſtens bei erwachſenen Perſonen. Im übrigen ſoll ein Kreppſtreifen am Ärmel die Trauer anzeigen, gerade wie beim Mann. Es ja iſt ſchon ſeit Jahren üblich, zur Trauer einmal vorhandene farbige Mäntel mit einem ſolchen Abzeichen zu tragen, was früher für ganz unmöglich gehalten worden wäre. Alſo iſt eigentlich der erſte Schritt bereits getan. Wenn zahlreiche Mitglieder der Frauenvereine für die Abſchaffung des durch die Sitte ſeither vorgeſchriebenen Trauerzwangs in der Kleidung mit Wort und Tat einträten, wäre ſchon viel gewonnen. Natürlich müßte es der einzelnen überlaſſen bleiben, auch ferner die alte Sitte beizubehalten, falls es ihr Bedürfnis iſt. Wenn aber eine Frau den Mut hat, ſich davon zu emanzipieren, dann laſſe man ſie gewähren und werfe keinen Stein auf ſie.

Daß die Trauer nicht an Äußerlichkeiten hängt, braucht gar nicht erſt geſagt zu werden. Trauer iſt etwas Innerliches und Kleidung ein Äußerliches. Zwei Großmütter meiner Bekanntſchaft beſtimmten vor ihrem Tod, daß ihre jugendlichen Enkelinnen keine Trauer um ſie tragen ſollten. Und es geſchah nach ihrem Willen. Wenn derartige Beſtimmungen häufiger würden, ſo wäre das auch ein Mittel zur Abſchaffung der jetzt noch üblichen weiblichen Trauerkleidung.

„Kranzſpenden nach dem Wunſch des Verſtorbenen dankend verbeten,“ ſo lieſt man heute oft unter Todesanzeigen. Dieſer Wunſch wird natürlich reſpektiert. Ebenſogut würde die Beſtimmung eines Familiengliedes, daß die Angehörigen keine äußerliche Trauer tragen ſollen, beachtet werden. Auch bei dieſer ganzen Frage kann man wohl ſagen: Wo ein Wille, da iſt ein Weg.

B. R.

Aus anderen Zuſchriften möchten wir noch folgende ſehr beachtenswerte Worte zu der angeregten Frage hervorheben. Die vielen Briefe in vollem Umfange abdrucken zu laſſen, iſt leider unmöglich.

Der Trauernde fühlt das Bedürfnis, zwiſchen ſich und dem Leben, der geräuſchvollen Außenwelt, eine Grenze zu ziehen; das geſchieht durch die ſchwarze Kleidung, Krepp und Flor. Aber auch die Geſichtszüge ſollen vor den Blicken der teilnahmsvollen oder neugierigen Menſchen verborgen werden (das Innenleben); man ſcheut ſich, ſein Empfinden, Gram, Kummer und Tränen offen zur Schau zu tragen, darum der verhüllende Schleier. Der lang herabfallende Witwenſchleier hat wohl, wie der Brautſchleier, ſymboliſche Bedeutung. Denn gar manche Frau legt mit dem Gatten ihr Lebensglück ins Grab.

Wird der Schmerz milder, tritt das Alltagsleben in ſeine Rechte, ſo werden nach und nach die äußeren Abzeichen, Krepp und Schleier, entfernt, der Übergang zu den alten Verhältniſſen wird allmählich geſchaffen.

(Aus einer Zuſchrift von Eliſe Weiſe, Lauban.)

Niemand ſollte den Grad der Trauer nach den äußeren Zeichen derſelben bemeſſen. Zu lange in Schwarz zu gehen, iſt für die Stimmung oft direkt gefährlich und die wohlwollenden der Mitſchweſtern ſollten zureden, die Trauerzeichen frühzeitig abzulegen. Die Trauernden ſelbſt aber müſſen von ſich aus, aus Verſtandes- und Klugheitsgründen, handeln; ſich auch in dieſer Beziehung nach den Verhältniſſen richten; die lieben Nächſten aber ſollten ſich bemühen, ſich in die Verhältniſſe und äußeren Umſtände des anderen zu denken. Wie viele tun das? Ein Grund, warum wohl auch noch ſehr auf die äußeren Kennzeichen der Trauer gehalten wird, iſt wohl der, daß man Trauernden unwillkürlich mit mehr Rückſicht und Teilnahme entgegenkommt, als anderen Menſchen. Und wann ſehnt man ſich mehr darnach, als nach einem großen Verluſte?

Alles in allem genommen: um aus der Unſitte wieder eine gute Sitte zu machen, müßte meiner Anſicht nach jeder einzelne handeln, wie er's für gut findet, vor allem eben ſich nach dem Geldbeutel und nicht ſoviel nach den Leuten und der Mode fragen. Wir Frauen alle aber ſollten immer mehr daran denken, das „kleine Glied“, das ſo manches unbedachte Wort ſpricht, namentlich auch in Kleiderfragen, mehr im Zaum zu halten. Und nicht nur in Trauerfällen!

(Aus einer Zuſchrift von S. C., Stuttgart.)

So laſſen wir uns denn in unſrem „Trauern“ nicht durch Mode und Zwang, am wenigſten aber durch Eitelkeit beſtimmen, ſondern ſo erſcheinen, wie es Gefühl und Verhältniſſe, aber auch Wahrhaftigkeit mit ſich bringen, unſere kleinen Mädchen aber niemals in tiefe Trauer kleiden.

(Aus einer Zuſchrift von M. in Jakobswalde, Schl.)

Sehr gern bin ich bereit, irgendwelchen Veranſtaltungen zur Klärung und Änderung dieſes allerdings tief eingewurzelten Gebrauchs beizutreten.

(Martha Schilling, wiſſenſchaftl. Lehrerin, Berlin, Heimathaus, Neuenburgerſtraße 1 a.)

Handarbeit.

Das Anſtricken gewebter Strümpfe hat ſeine Schwierigkeiten, nicht nur wegen der oft ſehr feinen, mit ungedrehtem Faden geſtrickten Maſchen. Ihre Vielheit fällt am meiſten beſchwerlich; an Abnehmen iſt bei der erſten Tour wegen des dünnen Fadens nicht zu denken und man muß auch ſonſt mit viel feinerer Wolle anſtricken, als Zeit und Zweck es im Grunde forderten. Die Quälerei der erſten Reihe hat oft genug auch noch Zerreißen der Maſchen zur Folge; oder es bildet ſich ein Bauſch, weil ſich die Abnahmenotwendigkeit nicht recht überſehen läßt.

Alle dieſe Mängel fallen bei folgender Methode fort, welche die Arbeit kinderleicht und jede Wollſtärke verwendbar macht:

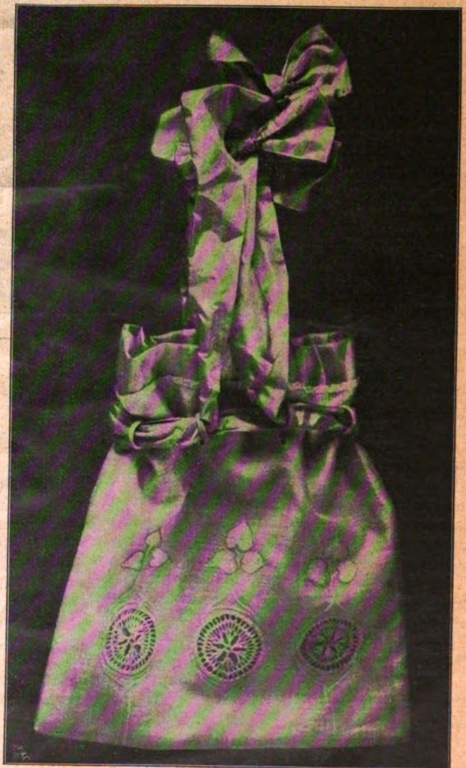
Die aufzunehmende Tour wird mit Stecknadeln in vier Teile geteilt. Der Knäuelfaden wird etwa $^3/_4$ m lang in eine nicht zu ſtarke Stopf- oder Tapiſſerienadel gefädelt, ohne abzureißen. Dann legt man eine Stricknadel an das erſte Viertel und hebt mit der Stopfnadel überwendlich die Maſchen auf, jede einzelne, aber ſo, daß der Faden ſo oft übergeſchlagen wird, wie die Strickarbeit mit dieſer Wolle an dieſer Strumpfſtelle Maſchen für eine Nadel braucht. Man faßt alſo jedesmal 2, auch 3 Maſchen auf die Stopfnadel, wenn man unter der Ferſe je 18 neue Maſchen braucht und pro Nadel 60 zur Verfügung hat. Nach der 4. ſtrickt man mit dem Knäuelfaden weiter, und zwar die erſte Reihe jede Maſche verſchränkt, unter Miteinſtricken des Reſts vom Aufnahmefaden. Dann wird rechts oder links und rechts weiter geſtrickt; der Strumpf behält an der Aufnahmeſtelle ſein geſchicktes Anſehen, die Augen werden geſchont. Allzufeine Längen, mit denen man ſich nicht allzuſehr beim Aufnehmen plagen will, kann man etwa 1 cm loſe umheften und von der nun ſtumpfen Oberkante wie vorher, ohne einzelne Maſchen aufzunehmen, überwendlich Maſchen auf die Stricknadel nähen und ebenfalls verkehrt abſtricken.

D. K.

Fragen.

Wer färbt und druckt ein ſonſt noch tadelloſes nur verſchoſſenes Wollmuſſeline-Kleid, das blau mit weiß und grünem Muſter war, vielleicht dunkelblau mit weiß bedruckt, und wer weiß Rat wie ein graublaues arg verſchoſſenes ſtarkes Leinenkleid aufgefärbt werden kann? Auch hat eine Leſerin vielleicht ein Muſter zu den modernen Gardinen, das man ſelbſt in Filetſtoff arbeiten kann (kleine gemuſterte fortlaufende Längsſtreifen).

Eine eifrige Leſerin im Erzgebirge.



Arbeitsbeutel aus Mull mit inkruſtierten Häkelſternen

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Hausmuſik.

José Eibenſchütz.

Die Muſik hört immer mehr auf Luxuskunſt, ein Vergnügen für die „oberen Zehntauſend“ zu ſein: ſie ſtrebt zum Volke hin, ſie wendet ſich an die weiten Kreiſe, die ihr ein völlig unbefangenes Intereſſe entgegenbringen und ſie mit untrüglichen Gefühlsorganen verſtehen. Dieſe Eigentümlichkeit der Muſik, ihr Bedürfnis nach der denkbar breiteſten Reſonanz hatte ſchon Hans von Bülow begriffen, als er ſich ſcherzweiſe den Hofkapellmeiſter Seiner Majeſtät des deutſchen Volkes nannte; und für das gleiche Ziel einer unmittelbaren Verbindung der Muſik mit dem Gemütsleben des Volkes — das in allen Kunſtdingen der entſcheidende Richter bleibt, — haben ſeitdem die vorzüglichſten Dirigenten ihre Kraft eingeſetzt: ſie ſind alle ſamt und ſonders Volkskapellmeiſter geworden; ſie ſprechen zur großen Allgemeinheit, nicht mehr zu einem kleinen Kreis Eingeweihter, zu einer eſoteriſchen Gemeinde; unſere Muſikfeſte ſind Volksfeſte; faſt alle unſere Konzertinſtitute, unſere Operntheater ruhen auf der Teilnahme der breiten Maſſen; und ſie kehren um ſo deutlicher die Neigung zum Volkstümlichen hin hervor, je mehr ſie die Muſik als eine Kulturmacht, als eine ſittliche Kunſt zu verſtehen gelernt haben, die mit unbegrenzter Macht veredelnd wirkt, den Geiſt des Materialismus überwinden hilft, den Menſchen das einzige unkörperliche und darum dauernde Glück bringt, die verſöhnt und heiligt. Die „populären Symphoniekonzerte“ d. h. jene Konzertaufführungen, die bei ſo niedrig bemeſſenen Preiſen ſtattfinden, daß ſich auch die wenig Begüterten an den großen Tonſchöpfungen unſerer Meiſter erfreuen und erbauen können, ſind die Frucht dieſer zugleich kunſt- und volksfreundlichen Anſchauungen, denen in zahlreichen deutſchen Städten von Behörden und Vereinen her lebhafte Sympathie und werktätige Förderung entgegengebracht wird. An ihnen wurde in Hamburg und Lübeck z. B. ſogar der Staat ſeiner Mäzenatenpflicht ſich wieder bewußt und widmet der Unterſtützung der populären Konzertinſtitute namhafte Summen. Aber alle Orcheſterkunſt und alle künſtleriſche Wirkung von Orcheſterkonzerten iſt an vorzügliche Orcheſter und vorzügliche Orcheſterleiter gebunden. Ja man kann ſagen, daß der Symphoniedirigent als eigentlicher spiritus rector, als treibende und einigende Kraft im Konzertleben eines Gemeinweſens zu gelten hat; Aufblühen und Niedergang von Symphoniekonzerten ſind an die fruchtbaren Kräfte ſeiner Perſönlichkeit gebunden, und er iſt es, der im Mittelpunkt eines ganzen Kulturkreiſes ſteht. Unter dieſem Geſichtswinkel gewinnt der Dirigent populärer Symphoniekonzerte eine außerordentliche Bedeutung. In Hamburg, wo man ſeit Jahren der künſtleriſchen Volkserziehung durch gute Konzerte erfreuliche Aufmerkſamkeit entgegenbringt, gewann ſich der „Verein Hamburgiſcher Muſikfreunde“, dem das muſikaliſche Leben Hamburgs ein treffliches Symphonieorcheſter zu danken hat, einen „Volkskapellmeiſter“ — im Sinne Hans von Bülows, — in dem hochbegabten José Eibenſchütz, einem Künſtler von echtem Muſikantenblut, feurigem Temperament und jenem Perſönlichkeitsreiz, der Aufmerkſamkeit erregt, feſſelt und Glück bringt. José Eibenſchütz ſteht ſeit ein paar Jahren als Dirigent an der Spitze des großen Symphonieorcheſters des Vereins Hamburgiſcher Muſikfreunde, und er hat ſich in der Zeit ſeines Wirkens reiche Gunſt erworben: den populären Symphoniekonzerten mit ihren anziehenden Programmen, ihren wertvollen Gaben, ihrer Berückſichtigung zeitgenöſſiſchen Schaffens, ihrem Fundament klaſſiſcher Werke ſicherte Eibenſchütz jene Werbekraft, jenen ſtofflichen Reiz und jene künſtleriſche Vollendung, die, von ihrer Bedeutung untrennbar, ihnen ſehr bald die gebührende Stellung im reichgegliederten Muſikleben Hamburgs gewinnen mußte. Und in Eibenſchütz ſelbſt lernten die Hamburger einen überaus ſympathiſchen Dirigenten ſchätzen: mit ſeiner leitenden Hand und ſeiner elaſtiſchen Dirigiertechnik fanden ſie ebenſoviel elegante Anmut und prickelnde Laune, wie leidenſchaftliche Energie und Willen zur Größe verknüpft; dazu eine feurige, nervige Muſikernatur, im Pathos angewurzelt und in feiner Grazie ſchwingend, im Sturm eines Allegroſatzes von fortreißendem Temperament. In Eibenſchütz miſcht ſich ungariſches und italieniſches Blut, gebändigt durch deutſche Erziehung: er wurde am 8. Januar 1872 in Frankfurt a. M. geboren; ſein Vater war Ungar, ſeine Mutter — mit ihrem Mädchennamen hieß ſie Adele Marochetti, — Italienerin. Vater und Mutter gehörten der Opernbühne als ſehr geſchätzte Sänger an. Seine muſikaliſche Ausbildung — im Violinſpiel und in der Kompoſition — empfing der junge Eibenſchütz am Hochſchen Konſervatorium. Wir finden ihn in ſeinen Wanderjahren in Koblenz und in Åbo in Finnland, wo er zunächſt als Konzertmeiſter, dann aber auch als Dirigent der muſikaliſchen Geſellſchaft mit glänzendem Erfolg ſich betätigt. In den Sommermonaten kehrt er als Gaſtdirigent bald in Pawlowsk, bald in Libau und auch in dem kaukaſiſchen Kislavotsk ein. Im Oktober 1905 verließ er unter dem Druck der politiſchen Wirren ſeinen Wirkungskreis in Åbo und wurde, nach rühmlichſtem Sieg über zahlreiche Mitbewerber, zum ſtädtiſchen Kapellmeiſter in Görlitz ernannt. Die ſchleſiſche überaus muſikfreundliche Stadt ſollte ſich jedoch nicht allzulange des hochbegabten und liebenswürdigen Künſtlers erfreuen; denn ſchon 1908 folgte Eibenſchütz einem Ruf nach Hamburg, wo man ihn dauernd feſtzuhalten gedenkt. José Eibenſchütz hat ſich nicht nur als glänzender Dirigent Lorbeeren erworben: auch als Komponiſt trat er mit Orcheſterkompoſitionen und einer in Åbo vielfach aufgeführten Oper „Anne-Marie“ hervor; mit Werken, die ſeine ungewöhnliche muſikaliſche Begabung von einer neuen Seite zeigen. Ferdinand Pfohl.

José Eibenſchütz.

Moderne Klavierſchulen.

Die Tage nahen, in denen man ſich nach der ſommerlichen Erholung wieder mehr der geiſtigen Arbeit zuwendet. In dieſe Zeit fallen gewöhnlich auch in Muſikſchulen und bei Privatlehrern die meiſten Neuanmeldungen der kleinen Klavierkunſtjünger, die nun die erſten ſchwierigen Schritte auf der langen Laufbahn zum Künſtler verſuchen ſollen. Da heißt es vor allem die geeigneten Werke für den erſten Unterricht zu wählen. Unzählige Schulen ſtehen dem Lehrer zur Verfügung, von denen gewiß viele bald dieſe, bald jene Vorzüge haben. Doch läßt es ſich auch nicht leugnen, daß die meiſten älteren Schulen viel Ballaſt mit ſich führen, den ein Lehrer der modernen Technik nur über Bord werfen kann, während er nebenher noch zu anderem Übungsmaterial greifen muß, um damit das Fehlende der Schule zu ergänzen. Einige Werke, die den Anſprüchen der modernen Technik vollauf genügen und die zugleich das Zweckmäßige mit dem Schönen und Anſprechenden verbinden, ſeien hier warm empfohlen. Kurz erwähne ich vorweg noch die in dieſem Blatte ſchon früher beſprochene Schule von Karl Zuſchneid (Vieweg, Gr.-Lichterfelde W.), die einen ſehr ſyſtematiſchen Lehrgang verfolgt und neben geſchickt bearbeiteten bekannten Melodien auch kleine, eigene, gefällige Kompoſitionen enthält.

Ein Werk, das wunderbarerweiſe noch wenig bekannt iſt und doch gerade geeignet wäre, die weiteſte Verbreitung zu finden, iſt die Elementar-Klavierſchule von Karl Klindworth (Schott Söhne, Mainz). Urſprünglich ſollte dieſe Schule nur eine Neuausgabe der alten Bertiniſchen ſein. Da letztere jedoch den heutigen Anforderungen in keiner Weiſe mehr genügte, ſo hat Klindworth ein vollſtändig neues Werk geſchaffen und nur gelegentlich Bertiniſche Motive verwandt. Der erſte Teil des erſten Bandes behandelt in einfach klarer, überſichtlicher Weiſe die Elementartheorie und die Akkordlehre bis zu den Septimenakkorden und ihren Auflöſungen. Dann folgt der praktiſche Teil, beginnend mit dem Legato und dem gleichzeitigen Erlernen des Violin- und des Baßſchlüſſels. Schon auf Seite 4 finden ſich einfache Übungen, bei denen beide Hände verſchieden ſpielen. Seite 5 begegnen wir den erſten Phraſierungsbogen, und ſo geht es in ſteter Steigerung der Schwierigkeiten fort durch zweckdienliche Übungen und reizende, fein empfundene Vortragsſtückchen. Der zweite Band behandelt das Non-legato und Staccato und die muſikaliſchen Verzierungen. Nicht nur der Schüler, ſondern auch der Lehrer wird hier viel Wiſſenswertes finden. Er achte nur auf die überaus logiſchen, feinſinnigen Erklärungen, auf die intereſſanten Bemerkungen, die der Verfaſſer, aus ſeiner reichen Erfahrung ſchöpfend, eingefügt hat.

Ein ebenfalls bedeutendes Werk iſt die „Neudeutſche Klavierſchule von H. Söchting“ (Heinrichshofen, Magdeburg). Dieſe weicht von allen anderen Schulen gänzlich ab. Beherzigenswert ſind die „goldenen Regeln“. Söchting beginnt mit: „Spielübungen mit Pauſen“, mit dem Non-legato und den freien, leichten Bewegungen der Arme bis hinauf zur Schulter, dem ſogenannten „freien Fall“. Erſt ſpäter folgt das Legatoſpiel. Dieſe Methode bietet unendliche Vorteile und kommt der modernen Technik am nächſten. Doch ſetzt ſie voraus, daß der Lehrer ſich zunächſt ſelbſt mit ihr vollſtändig vertraut macht, ehe er in dieſer Weiſe lehrt.

Alle drei genannten Werke ſind es wert, mehr in Aufnahme zu kommen. Einen Ausſpruch Liſzts, des Vaters unſerer heutigen Technik, könnte man auch auf ſie anwenden. Er lautet: „Derartige Arbeiten gehören zu den erfreulichen Zeichen der muſikaliſchen Gegenwart, indem ſie den alten Schlendrian der Klavierſpielerei vertreiben.“ W. L. Pr.

Die Muſik der Chineſen.

(Schluß.)

Trotz des Fehlens von Quart und Septime iſt dieſe Skala doch ſehr melodiſch; man braucht nur mit den ſchwarzen Taſten des Klaviers einen Verſuch zu machen; ſo lange man ſich an die ſchwarzen Taſten hält, wird man immer, man mag bei gegebenem Tempo und Rhythmus ziellos ſein, wie man will, Melodien erzeugen, die das Ohr nicht beleidigen. Die Bezeichnung der Töne iſt etwas myſtiſch. So heißt der Grundton F der Skala „der Kaiſer“, der zweite Ton G „der Miniſter“, A „der gehorſame Untertan“, C „das Staatsweſen“, D „das Symbol des All“. Der Wert jedes Tones wird alſo auch durch ſeine Benennung gekennzeichnet und außerdem durch Planeten und alle möglichen Dinge noch ſymboliſiert. So ſymboliſiert „der Kaiſer“ den Planeten Saturn, den Magen, die Erde, die gelbe Farbe, das Süße. Der Grundton jeder Skala wird als Mann angeſehen, die Quinte als Weib, und beide zuſammen erzeugen alle anderen Töne. Sechs von den zwölf Halbtönen ſind wieder männlich oder vollkommen, ſechs ſind weiblich oder unvollkommen. Weil die Töne auf acht verſchieden tönenden Subſtanzen (gegerbter Haut, Stein, Metall, gebranntem Ton, Holz, Bambus, gedrehter Seide und der Kalebaſſe) hervorgebracht werden, ſind ſie achterlei Art. Da die Töne mit Geſchlecht und phantaſtiſchen Attributen belegt und dadurch mit allen Dingen in ſymboliſcher Beziehung ſtehen, ſo iſt es wunderbar, daß die Chineſen trotzdem an der pentatoniſchen Skala feſtgehalten haben. Aber fünf iſt dem Chineſen eine heilige Zahl; es gibt fünf Elemente, fünf Planeten, fünf Himmelsrichtungen, fünf Geſchmäcke, fünf Hausgötter, fünf Kardinaltugenden uſw. Bei ſo vielen Hemmniſſen, die jedem Ton anhaften, darf man eine Harmonie der Töne in unſerem Sinne in China allerdings nicht erwarten; die Oktave, die Quinte und ihre Umkehrung, die Quarte, ſind die einzigen als harmoniſch anerkannten Intervalle.

Redaktionspoſt.

J. F. in D. Aus der ſtattlichen Zahl berühmter Männer, die ihre Laufbahn als Alumnen der Kreuzſchule begannen und die dem Kreuzchore während ihrer ganzen Gymnaſialzeit als Sänger angehörten, ſeien genannt: Johann Kuhnau (Vorgänger Bachs im Leipziger Thomaskantorat), C. G. Graun (Komponiſt des „Tod Jeſu“) der Kapellmeiſter und Freund Friedrichs des Großen. Auf dem Berliner Denkmal des großen Friedrich von Rauch hat Graun deshalb auch, mit dem Taktſtocke in der Hand, ſeinen Platz gefunden. Intereſſant iſt, daß Graun ſchon als Primaner der Crucianer ſeine erſte theoretiſche Abhandlung „Epistola gratulatoria de Musica Davidica & Salomonica“ drucken und publizieren ließ. Joh. Gottlieb Naumann (Kurſächſ. Hofkapellmeiſter und Kammerkomponiſt), Chr. Gottl. Schröter (bekannt aus der Geſchichte des Hammerklaviers und als Mitarbeiter Lottis), Joh. Adam Hiller (Thomaskantor, Gründer der Leipzig[illegible] Gewandhauskonzerte und Leiter der erſt[illegible] deutſchen Muſikzeitung), Chr. Aug. Pohlen[illegible] (Vorgänger Mendelsſohns als Direktor der [illegible]eipziger Gewandhauskonzerte), Julius Otto [illegible]r nachmalige[illegible] Kreuzkantor), Hermann Kretzſch[illegible]ar (der geiſtvolle Ordinarius für Muſikwiſ[illegible]ſchaften an der Univerſität Berlin und Direk[illegible] der Kgl. Hochſchule für Muſik).

F. A. in D., R. L. in K[illegible] A. G. in Gr.-Pr.: Wir danken verbindlichſt für [illegible]e uns angebotenen Kompoſitionen, für die [illegible] leider keine Verwendung haben.

Rob. W. in M. Max [illegible]eger lebt in Leipzig; von Ämtern bekleidet [illegible] unſeres Wiſſens nur noch jenes eines Kom[illegible]tionslehrers am Kgl. Konſervatorium der Mu[illegible]ik.

J. L. in N.-L. [illegible] Wunſch wird ſchon in einer der nächſten [illegible]usmuſiknummern erfüllt werden.

A. L. in M. D[illegible] muſikaliſchen Katechismen Hugo Riemanns [illegible] in Leipzig, in Max Heſſes Verlag, erſchienen[illegible]d ſehr zu empfehlen.

M. P. in St. Das Schulgeld an Konſervatorien beträgt [illegible]0 bis 400 ℳ und mehr. Es kommt auf die [illegible]cher an, die belegt werden. Fordern Sie P[illegible]pekte verſchiedener Anſtalten.

Zum Nachdenken.

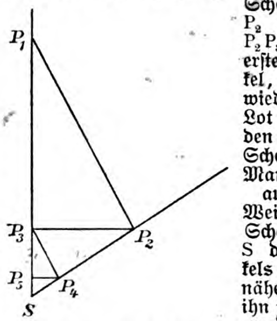
1. Buchſtabenrätſel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10

Ich hatte, nach 635 der Kinder, 8910 93745 und die Schönheit 893 499, und das was ſie 328252 in ihrem 4595910 Rollen und Rauſchen nicht 12345678910, noch die 12342 geleſen, die in Büchern 45678910 und die ſie die Herrliche 78775910, als ich zum 2345210 Mal an ihrem Ufer 45678; aber ich liebte ſie, weil ſie 45954 lebendig war, nicht wie die 2382 im Winter 234563352 und im Frühling 23456108 im blumigen 364210, und weil ſie es 123456108 mein kleines, ſelbſtgebautes Schiffchen 67 8910 123467845910 Ufern ungefährdet vorbeizutragen. Ich las die 4224523102 und 6789310 bunten 5678 vom 10644910 461089 auf, den ſie für mich, wie ich glaubte, auf dem 36108 des Ufers geſtreut und freute mich 863610. 861010 ſpäter, wie Jahr auf Jahr 12361010, als ich ein 6789393 geworden, als ich im fernen Lande, wenn ſchon in einem 98910 3645 gefunden, der Bürger eines 67893910 4566594 war, 12345678 ich beſſer die Sprache der 422 zu 2336510, wenn ich auch an ihrem 36789 nicht mehr 4224523 im 10644910 461089, 45655 893910 mit meinen Augen die Stelle ſuchte, wo meine 1659345685 lag, von der ich mich ſo ſchwer 5391010910 gekonnt, wenn ſie mir Grüße brachte von 8910910, die daheim meiner dachten und ich ihr Botſchaft mitgab, die einer 467859, 8910 ſein 45910 auf fremde 9389 geführt.

2. Geometriſch-arithmetiſche Aufgabe.

Von einem beliebigen Punkte P_1 eines Schenkels eines Winkels von 60° fällt man ein Lot $P_1 P_2$ auf den anderen Schenkel, von P_2 ein Lot $P_2 P_3$ auf den erſten Schenkel, von P_3 wiederum ein Lot $P_3 P_4$ auf den anderen Schenkel uſf. Man kommt auf dieſe Weiſe dem Scheitelpunkt S des Winkels immer näher, ohne ihn jemals zu erreichen, da man das Fällen ſolcher Lote bis in alle Ewigkeit fortſetzen kann. Es fragt ſich nun, wie groß iſt die Summe aller dieſer Lote, verglichen mit dem erſten Lot?



3. Homonym.

Wer konnte denken, daß ein Heer,
So tapfer, kühn, ſo kriegserfahren,
Erleb' ein Wort, ſo blutig ſchwer,
Dem tauſend Leben Opfer waren?

Daß ich nicht länger traurig ſei,
Will nach den Warenhallen gehen,
Wo in der Worte langer Reih'
Gar ſeltne Schätze oft zu ſehen,
Aus ferne Zonen hergeſandt,
Dem Ka[illegible]errn zum Vertrieb entboten.
Hoch ſchä[illegible] ich den Handelsſtand,
Und den[illegible] trauernd an die Toten.

4. Logogryph.

Einſt im Mai, zur Zeit der Blüte,
Sch[illegible]rmten wir nach Dichterart,
Jetzt freu' ich mich an der Güte
Des, was aus den Blüten ward.

Jetzt will ich das Wort nur loben,
Da ich nun proſaiſch bin.
Doch ein Zeichen eingeſchoben
Gibt das Wort ganz andern Sinn.

Dann nennt's eine ſchlimme Sache,
Ein verborgen ſchleichend Gift,
Tief geheimer Feinde Rache.
Hüte dich, du den's betrifft!

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 49.

1. Die luſtigen Brüder.

Man hatte bei Nr. 10 angefangen, in der Richtung 10—9—8 uſw. herum gezählt, und jedesmal die ſiebente Perſon ausgeſchieden.

2. Anagramm.

Lapis(lazuli), Apis.

3. Logogryph.

Balkon, Balken, Balkan.

4. Anagramm.

Anſtrich, Anſtich.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Sammler-Daheim.

Zu unſeren Bildern.

Karl Wilhelm Räuber, der Schöpfer unſeres Bildes „Ein Duett", gehört zu den bekannteſten und beliebteſten Meiſtern der Gegenwart. Er iſt, wie ſchon unſere Vorlage zeigt, ein Schüler von Wilhelm Diez in München, und das Hauptgebiet ſeines Schaffens iſt die Hiſtorie. Sein Gemälde „Der Große Kurfürſt vor Warſchau" hängt in der Nationalgalerie zu Berlin, ſeine „Bekehrung des Hubertus" in der Münchener Pinakothek. Er iſt 1849 in Marienwerder geboren und lebt in München. Von dem bei unſeren Leſern in ſo hoher Gunſt ſtehenden Marinemaler Hans Bohrdt bringen wir einen Ausſchnitt aus dem Hamburger Hafen: „Hanſa Hoeft", und von Joh. Dan. Holz ein Motiv aus dem Tierleben: „Am Waſſer". —

Unſere Kunſtbeilage gibt in vortrefflicher Reproduktion ein Porträt von der Hand Giacomo Palma Vecchios wieder. Dieſer venezianiſche Maler wurde 1480 in Serino bei Bergamo geboren und ſtarb 1528 in Venedig, wo er ſich unter dem Einfluß Giovanno Bellinis, Carpaccios und Cimas ausgebildet hatte.

Engliſches „Alt-China"-Porzellan.

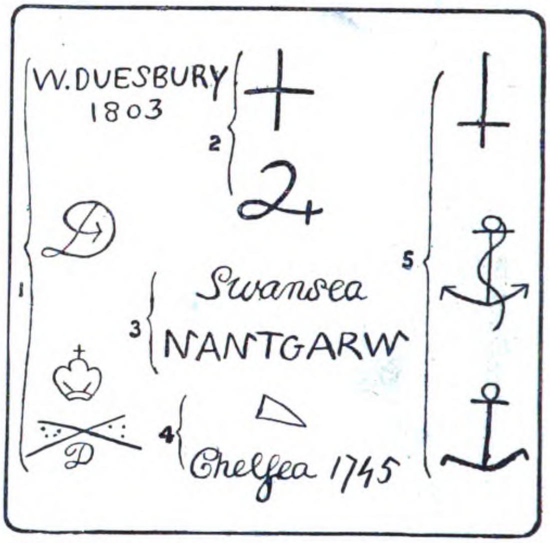
Die Anfänge der Porzellanfabrikation in Deutſchland, Frankreich und England knüpften in der Maſſe und in der Dekoration an chineſiſche Vorbilder an; man bemühte ſich eben, die teuren oſtaſiatiſchen Porzellane möglichſt genau zu kopieren. In Meißen fabrizierte man bis gegen 1793 Taſſen, Teller, Krüge und Humpen, die mit „indianiſchen Blumen" und mit allerhand Chinoiſerien bemalt waren, in St. Cloud ſtellte man zunächſt Weichporzellan her, das in chineſiſcher Manier, meiſt blau, dekoriert war; ganz beſonders getreu aber und eine lange Zeit hindurch arbeitete die engliſche Porzellaninduſtrie nach chineſiſchen Vorbildern. Die in chineſiſcher Manier dekorierten Erzeugniſſe dieſer Periode faßt man in England unter der Bezeichnung „Old China" zuſammen.

Die Porzellanfabrikation in England begann ziemlich ſpät, etwa zwiſchen 1740 und 1750, ungefähr gleichzeitig in mehreren Fabriken. Das erſte engliſche Porzellan war kein echtes Hartporzellan, ſondern weiches Frittenporzellan (fritten = langſames Verſchmelzen der Maſſe), das in ſeinen Eigenſchaften zwiſchen Milchglas und Hartporzellan ſteht. Es beſitzt große Transparenz, iſt leicht ſchmelzbar, in der Maſſe weiß, aber ſehr zerbrechlich. Die Materialien für die Herſtellung ſind im allgemeinen Kaolin, Pygmatit, blauer Ton, Feuerſtein und Biskuitſcherben, wozu in ſpäterer Zeit ein beträchtlicher Zuſatz von weißgebrannten Knochen tritt. Es erhielt eine leicht ſchmelzbare Bleiborglaſur, die von beſonderem Vorteil für das farbige Dekor iſt.

Zuerſt ſcheint in Stratford-le-Bow, einem Dorfe bei London, Weichporzellan hergeſtellt worden zu ſein. Man kennt Bow-Porzellan ſeit dem Jahre 1742. Der Erfinder der Bow-Ware war Thomas Frye, der im Jahre 1749 ein Patent nahm und eine Manufaktur einrichtete, die aber wenig vom Glück begünſtigt war und 1762 einging. Bow markierte mit einem Anker verſchiedener Form; ſonſtige Marken, wie Bogen, Pfeil, Dolch werden vermutet, ſind aber nicht ſicher nachgewieſen. — Viele Stücke, die man der Anker-Marke halber zu Chelſea zählt, dürften zu Bow gehören. Altes Bow-China iſt ſehr ſelten.

Die Produktion von Chelſea-China begann wahrſcheinlich im Jahre 1745, denn es gibt Frittenporzellane, gezeichnet mit einem vertieften Dreieck, unter dem „Chelſea 1745" ſteht. Die erſten Verſuche wurden mit chineſiſchem Ton angeſtellt, der von Teeſchiffen als Ballaſt nach England mitgebracht worden war. Zunächſt dekorierte man ausſchließlich in chineſiſcher Art. Die Fabrikate von 1746 bis 1750 tragen als Marke einen Anker innerhalb eines Ovals in ſchwachem Relief. Von 1750 bis 1770 markierte Chelſea mit einem kleinen Anker von verſchiedener Form in Rot, Blau, Braun oder Gold. Chelſea wurde von König Georg II. ſtark protegiert und lieferte beſonders in der Zeit von 1750 bis 1765 unter Spremonts Direktion hervorragende Plaſtiken, Vaſen und Service. Chelſea-China reicht von 1745 bis 1770. Im Jahre 1770 wurden die Chelſeawerke von W. Duesbury angekauft und mit ſeiner Manufaktur in Derby vereinigt. Damit hört das Chelſea-China auf, um als Chelſea-Derby eine Fortſetzung zu erfahren. — Das Chelſea-China zeichnet ſich durch großes Gewicht aus, die Maſſe iſt weich, die Glaſur rahmgelb.

In Derby wurde im Jahre 1750 von A. Planché eine Fabrik von Weichporzellan errichtet, der ſie 1761 an W. Duesbury verkaufte. Duesbury, der auch die Materialien von Bow und Chelſea erſteigerte, ließ nur untadelige Stücke in den Handel gelangen. Derby-China geht bis ins XIX. Jahrhundert hinein, hochgeſchätzt ſind die Blumenmalereien des Quäkers William Pegg auf „Old Derby-China".



Altengliſche Porzellanmarken. 1. Derby. 2. Plymouth. 5. Stradford-le-Bow.

In Worceſter begann um 1750 ein Dr. John Wall nach Verſuchen mannigfacher Art ein Weichporzellan zu fabrizieren, welches der beſten chineſiſchen Ware ebenbürtig war. Wall hatte 1736 zu Oxford das Bakkalaureat der Medizin erworben und praktizierte ſeitdem in ſeiner Vaterſtadt Worceſter. Er beſchäftigte ſich viel mit chemiſchen Verſuchen und trat 1750 mit ſeinem Worceſter-China vor die Öffentlichkeit. Es erſcheint wahrſcheinlich, daß er Kenntnis von dem Verfahren des Thomas Frye zu Bow erlangt hatte und dieſes als Grundlage für ſeine eigenen Verſuche benutzte. Wall hatte Erfolg, ſchon 1751 wurde unter ſeiner Direktion eine Geſellſchaft für Porzellanerzeugung gegründet, die ſofort im großen zu arbeiten anfing. Man kopiert zunächſt faſt ausſchließlich orientaliſche und europäiſche Porzellane und war nicht engherzig im Gebrauch fremder Marken. Worceſter Fabrikate zeigen nicht nur chineſiſche und japaniſche Zeichen, ſondern auch das Jagdhorn von Chantilly, den Anker von Chelſea in Rot und Blau und mit Vorliebe die Meißner Kurſchwerter. — Die Blüte des „Old Worceſter-China" beginnt 1756, nachdem Robert Hancock mit ſeiner eingehenden Kenntnis der chineſiſchen Malerei nach Worceſter berufen worden war. Ihm und ſeinen Schülern Valentin Green und John Roß verdankt das Worceſter-China ſeinen wohlverdienten Ruf. Damals begann man auch billigere Fabrikate durch Überdruck zu dekorieren. Die Heranziehung gut geſchulter Arbeiter aus Chelſea im Jahre 1762 hatte auf das „China-Werk" von Worceſter wenig Einfluß. Die Markierung der alten Worceſter-Ware iſt unſicher, am zuverläſſigſten ſcheint noch der Halbmond zu ſein.

Engliſcher „Alt-China"-Becher.

Geringere Bedeutung beſaßen die Fabriken von Briſtol und Plymouth, von Swanſea und Nantgarw. In Plymouth wurde nur kurze Zeit, etwa von 1768 bis 1770 fabriziert, dann ſiedelte der Leiter des Plymouth-Werkes William Cookworthy nach Briſtol über, wo um 1765 Richard Champion eine Fabrik eröffnet hatte. Seit 1767 wurde in Briſtol Chinaware hergeſtellt. Die Fabrik ging um 1780 ein, ſehr begehrt ſind heute die von ihr erzeugten Relief-Porträts.

Prof. Dr. M. Kirmis.

Notizen.

Ein archäologiſcher Fund aus homeriſcher Zeit. Dörpfeld, der zurzeit auf Leukas Ausgrabungen veranſtaltet, hat am 17. Juni einen Fund gemacht, der die Vermutung, daß Leukas das homeriſche Ithaka ſei, zu beſtätigen ſcheint. Man fand einen Bezirk von ſieben umfangreichen, gemauerten Rundgräbern. Bei der Ausräumung des größten dieſer Kreiſe (von 9 m Durchmeſſer) ſtieß man auf eine Beſtattung aus homeriſcher Zeit und fand 49 Goldperlen, ein ſilbernes Armband, Bronzen, eine Menge Obſidianmeſſer und acht Tongefäße aller möglichen Formen. MK

Schluss des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die für eingeſchriebene Briefe erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Herausgeber: Hanns von Zobeltitz, Paul Oskar Höcker und J. Höffner. — Für die Redaktion verantwortlich: Paul Oskar Höcker in Berlin; für Öſterreich-Ungarn: Oskar Lechner in Wien, I. — Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 50, Tauenzienſtraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig, Hoſpitalſtraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 108243772